Hi. 956

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

900000145179

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Januar 1825.

Du haſt eine Grenze geſetzet, darüber kommen die Waſſer nicht, und müſſen nicht wiederum das Erdreich bedecken.

Pſalm.

An das Waſſer.

Wir ſtehen an des Jahres Schwelle,
Ein Thor der Zeit iſt aufgethan;
Doch hinter uns wogt deine Welle,
Du tobend Element, uns an.
Wir blicken rückwärts noch mit Schrecken:
Folgſt du uns durch die Pforte nach?
Willſt wieder unſre Fluren decken,
Und wallen über unſer Dach?

Was in der Zukunft ſey verborgen,
Wir brüteten darob ein Jahr,
Wir ſtritten uns um unſre Sorgen; —
Da brauſt uns nahe die Gefahr;
Die Völker hören auf zu hadern,
Sie ſchweigen ſtaunend, graun-erfüllt,
Indeß dein Strom aus allen Adern
Der alten Erde zornig quillt.

Willſt du den Boden wieder freſſen,
Der einſt entſtiegen deinem Schooß?
Zürnſt du dem Menſchen, der vermeſſen
Dich furchet auf dem ſtolzen Floß?
Der ſpielend, mit beſeelten Dämpfen,
Duech deine wilden Wogen ſchlüpft,
Und trotz der Winde grimmen Kämpfen
Das leichte Boot an's Ufer knüpft?

Du wieſt ihn doch nicht unterwerfen:
Aus deiner Tiefe ſtrömſt du nur,
Ihm deſſen Willen einzuſchäfen,
Der Herr iſt über die Natur;
Erkennet er des Schöpfers Stärke,
Und übt in Demuth ſeinen Geiſt,
So ſchützt ihn der beym guten Werke,
Der deine Flut ſich legen heißt.

Er brauchet dich zu ſeiner Ehre,
Sein Wort bezeichnet hie die Bahn;
Hier ſchwellest du den Fluß zum Meere,
Und klopfeſt an Paläſten an;
Dort ſchützeſt du die kleinen Nachen
Des Volks, das ſeine Dränger zwingt,
Und wiegſt die Freyheit im Erwachen
Auf deinem Pfühl, das zarte Kind.

Digitized by Google

Und wo mit undarmherz'gen Fluten
Dein Strom des Armen Flur erreicht,
Da öffnet Gott die Hand der Guten,
Da wird des Nachbarn Herz erweicht;
Da sprießt in tausend goldnen Aehren
Die reiche Saat des Mitleids auf,
Und, wo er meinte zu verheeren,
Entkeimet Segen deinem Lauf.

So diene denn dem Herrn der Erde
Im neuen Jahr, du dunkle Kraft!
Wir glauben, daß er schirmen werde,
Was Leid und Seele Heil verschafft.
Und ob den Himmel Nacht umzogen,
Und ob ein Sturm die Welt durchweht:
Wir sehen seinen Friedensbogen,
Der über allen Wassern steht.

Gustav Schwab.

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

Eine gallische Novelle von N. A. v. Salvandy.

An der Küste der Nieder-Normandie befindet sich eine lange schmale Halbinsel, die sich gegen die frühe Trennung der brittischen Inseln und des alten Celtenlandes anzuziehnen scheint; sie gehörte ehemals zu einer der römischen Provinzen, und ward damals das venellische Gallien genannt. Dort blühte seit langer Zeit die Religion der Druiden neben der römischen Kultur, noch jezt findet man ihre Spuren: mancher Hügel, manches Thal trägt celtische Namen, mancher Tempel zeigt durch seine Verhältnisse und Formen, daß er in frühern Zeiten andern Göttern gewidmet war. Dort wohnte vier Jahrhunderte lang ein friedliches Volk unter der römischen Herrschaft, seine Abgeschiedenheit an den Grenzen des westlichen Festlandes entfernte selbst die Kunde der häufigen Veränderung, die das Reich der Römer betrafen, von ihren Gegenden, selbst die Einfälle der Barbaren in andere gallische Provinzen schienen sie nicht zu bedrohen; bis endlich eine versprengte Horde der Sicambern, von Ort zu Ort ziehend, bis an das Gestade des Oceans vordrang. Brand und Mord bedeckten das Land, die Einwohner sahen ihre Tempel, ihre Hütten den Flammen preis gegeben, ihren Wohlstand, ihre Kinder vor ihren Augen vertilgen; sie flüchteten in die Wälder, in die Höhlen, wohin ihre Voreltern ihre Götter versezt, in deren geheimnißvollem Dunkel sie ehemals die Stimme des Schicksals aus dem Munde ihrer Barden vernommen hatten — allein kein Gott schritt aus diesem Dunkel, sie zu vertheidigen, oft machte die Brandfackel des Fremden ihnen diesen Zufluchtsort streitig.

Beym Anblick des unermeßlichen Meeres stunzen die Franken. Sie befanden sich auf der Höhe von Roulle, oberhalb des heutigen Cherbourg, welches damals Coriallum genannt ward. Die Gegend war ihnen fremd; sie sahen angebaute Felder, prächtige Gärten, in deren Mitte ein herrliches Gebäude lag, die Wohnung des Ober-Druiden — allein er war entflohen, kein menschliches Wesen war in diesem schönen Aufenthalt geblieben, und die Holzart der Barbaren wandelte ihn bald in eine Wüste, die bis jezt keinen Anbau wieder erlangt hat. Von rauchenden Trümmern umgeben, blieb ihnen in dieser stummen Einöde nichts mehr übrig, als ihre Götter zu beschwören. Dem geheiligten Gebrauch des Nordens gemäß, pflanzten ihre Priester auf der höchsten Spitze der Roulle ein Schwert in den Boden, so wie die Christen in ähnlichem Fall das Kreuz zu erhöhen gewohnt waren, fällten die Bäume eines benachbarten Waldes, und bildeten, ohne sie ihrer Zweige zu berauben, aus ihnen einen großen dreyeckigen Holzstoß, der ihnen als Feuerzeichen, als Altar und Heerd dienen sollte. Beym Einbruch der Nacht opferten die Priester den wogenden Gewässern weiße Rosse, und während die Menge, andächtig um den Holzstoß stehend, die Opfer beobachtete, oder die Meinungen des Häuptlings erörterte, kletterten Einige der Barbaren auf den benachbarten Hügeln umher, und entdeckten eine niedrige Höhle, in der sie Weiber, Schätze, oder vielleicht einen Häuptling der Besiegten zu finden vermeinten — doch sie gelangten nur zu einem Grabe! Ihre Hand versuchte den Marmorstein zu heben, als eine menschliche Gestalt ihnen zu Gesicht kam. Sie ergreifen sie, ziehen sie an das Licht, und erkennen einen achtzigjährigen Greis, von Elend und Schrecken erblaßt. Sein langer verworrener Bart fiel bis zum Gürtel herab; er trug die Kleidung der Römer, allein sein kahler Scheitel war mit einem Kranz von Eichenlaub und Epheu bedeckt; seine Hand hielt eine alterthümliche Leyer, als solle sie ihm zur Wehr dienen, und sein glänzender Blick drückte sein angstvolles Herz, zugleich aber auch das Leuchten einer Phantasie aus, der ein edleres Schicksal bestimmt gewesen war. Wohl erkannte man an ihm, daß er in einem der schreckenvollen, selten unvermeidlichen Zeitpunkte gelebt hatte, wo die erschöpfte Civilisation im Schooß aller Reichthümer, aller Laster, die sie herbeygeführt hatte, zu Grunde geht. Die Barbaren blickten mit Scheu und Verachtung auf ihn; seine Züge trugen den Stempel der Verklärung, allein der Ausdruck des Gemüths war aus ihnen entflohen.

Digitized by Google

Man schleppt ihn in das Lager; hier ist das germanische Heer in kleinen Haufen versammelt. Sie streiten sich um die Beute des Tages, schlichten die in der heutigen Trunkenheit begonnenen Fehden, oder liegen, von Völlerey und Müdigkeit überwältigt, in tiefem Schlafe. Beym Anblick des hoch über dem Holzstoß aufgerichteten Schwertes schaudert der Greis, eine Thräne schleicht über seine gefurchte Wange, allein er faßt sich in Ergebung, wie ein Mann, der ein billiges Urtheil vor seinen Augen vollziehen sieht.

Neben dem Holzstoß, in einem hohen Gezelt, saß Clotoald, der Häuptling der Horde, dessen Name stets unter Mord und Wehklage genannt ward. Das Blut der Merovingee floß in seinen Adern, sein lang herabhängendes blondes Haar war das einzige Zeichen seiner königlichen Würde. Sein Blick folgt dem Spiel der Flamme, und er scheint auf das feine Gemurmel der Wellen zu horchen. Eine innere Unruhe verzehrt seine Seele; Reue ist es nicht — die kennt kein Barbar; aber auch das Vergnügen ist ihm fremd — Unterdrücker und Unterdrückte, Alles in dieser jammervollen Zeit leidet und klagt über das Schicksal; allein das Schicksal ist gerecht; die Verbrechen des Eroberers strafen die Feigheit des Besiegten, doch das Elend des Siegers rächt und tröstet die Welt.

Clotoald empfängt den Greis mit Hohn: „Das sind also die Nachkommen der vorgeblichen Herren der Welt?"

„Der Römer? Nein, ich bin deren keiner! Unsere Tyrannen zwangen uns diesen Namen auf; der einzige, der uns zukommt, ist auf der ganzen Erde groß und geehrt: wir sind Gallier!" Der Greis hatte bey diesen Worten sein Haupt erhoben, seine Stimme war fest und männlich geworden. Clotoald's Lippe sprach Verachtung aus, ein höhnendes Lächeln ging von Mund zu Mund. — Es kommt der Augenblick, wo jede Bemühung eines Volks, sich seiner Würde wieder zu bemächtigen, im Lächerlichen untergeht. —

„Sohn der Gallier, sagte der Sieger, indem er mit seiner Lanze auf die Leyer schlug, sind das die Waffen, mit denen deine Väter, wie man sagt, Rom, Griechenland und Asien sich unterwarfen?"

„O König, dieses schwache Gebild ist mächtiger wie dein Schwert! Vor diesem zittern Menschen — vor der Leyer sanken Mauern nieder, sie entwaffnete Barbaren, sie erwirbt dem Siege einen neuen Ruhm: sie lehrt ihn Erbarmen!"

Clotoald erkannte in diesen Worten die Bestätigung der Sage, welche die Barden des bösen Zauders beschuldigte; zürnend streckte er seine Hand nach dem Saitenspiel aus; der Gallier, der seine Grenzen nicht vertheidigt hatte, versuchte seine Leyer zu behaupten, er kreuzte seine Arme über seine Brust und flehte: „O König, entreiße mir nicht das letzte Erbe meiner Väter!"

Der wilde Haufe ward erbittert durch das demüthige Flehen um einen Gegenstand, den er verlachte. Er forderte lärmend den Tod dieses kriechenden Greises, und der unglückliche Gefangene sah mit Entsetzen seinen Tod in dem Scheiterhaufen vor Augen, als Pharamonde sich nahte. Sie ist das schönste, wie das edelste der germanischen Mädchen; das Priesterthum hebt den Glanz ihres Ranges und ihrer Schönheit. Eine ihrer Hände träufelt noch vom Blute der Opfer. Bey ihrem Anblick senken die Barbaren die Waffen; sie aber ruft: „Gnade, Gnade der Leyer! Ich will sie hören, so lange der Mond uns heute leuchtet, dann mag dieser Elende hingeschickt werden, bey dem Mahl unserer Väter in der Unterwelt zu singen."

Bey diesen Worten umfaßt Pharamondes biegsamer Arm den Fürsten der Sicambrer, und sein ganzer Haufen schien entwaffnet, wie er.

„Ich sehe, nahm jetzt der Greis das Wort, unsre Sagen trogen uns nicht. In der Franken Adern fließt gallisches Blut, sie erkennen des Weibes nähere Abkunft von den Göttern und daß ihr Willen von den Unsterblichen angeregt wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im November 1824.

Die Vermählung des Erzherzogs Franz Karl mit der Königlichen Prinzessin Sophia von Baiern wurde am vierten dieses Monats in der Augustiner Hofkirche vollzogen. Was dieses Fest besonders auszeichnete, war die allgemeine Theilnahme, Liebe und Verehrung, die sich bey dieser Gelegenheit für den Monarchen, das erhabne Paar und die gesammte kaiserliche Familie nicht nur in der Hauptstadt des Reiches, sondern im ganzen Umfang der Monarchie lauter und enthusiastischer als jemals offenbarten. Einheimische und Fremde, in allen Ständen und Verhältnissen, legten ihre herzlichen Gefühle freudig an den Tag, erschienen wie von einem Geist des Friedens neu belebt und durch den Mitgenuß des Glückes, das den Herrscher und die Seinigen umstrahlte, brüderlich vereint. — Am 1sten dieses Monats langte der König von Baiern in der Hofburg an, begleitet von den beyden kaiserlichen Majestäten, die dem hohen Gast bis Purkersdorf entgegenfuhren. Dorthin begaben sich am folgenden Tage beyde Monarchen, begleitet von der Kaiserin und dem Erzherzog Franz Karl, zum Empfang der Königin und der Prinzessinnen Sophia, Leopoldine und Louise, die sich nach dem Lustschloß Schönbrunn begaben. Der König besuchte am Tage seiner Ankunft Abends die italienische Oper. Am dritten erfolgte der feyerliche Einzug. Nachmittags um vier Uhr, weil das Ceremoniel des Vormittags, wo bey ziemlich warmer Luft der Regen mit kurzen Unterbrechungen fort-

Digitized by Google

dauerte, verschoben wurde. Gegen Mittag heiterte sich der Himmel, und die hellste Sonne leuchtete der hohen Braut entgegen. Um drey Uhr war die Königin mit den Prinzessinnen incognito von Schönbrunn in die k. k. Theresianische Ritter-Akademie gefahren, wo sie von dem als kaiserlichen Kommissär bestimmten Oberhofmarschall und den k. k. Kämmerern empfangen und in das zubereitete Appartement begleitet wurden. In der Nähe hatten sich die Garden, das Militär und die den Zug begleitenden sechsspännigen Wagen aufgestellt. Den Anfang machte eine Abtheilung bürgerliche Kavallerie, dieser folgten zwey Schwadronen k. k. Kavallerie, zwey Hof-Einspanner zu Pferde, drey sechsspännige Hofwagen mit den k. k. Kämmerern, ein sechsspänniger Hofwagen mit den Obersthofmeisters-Stellvertretern der königlichen Prinzessinnen, ein sechsspänniger Hofwagen mit dem k. k. Oberstkofmeister der Prinzessin Sophia, dem königlich Baierischen Oberststallmeister, und dem General-Adjutanten Sr. Maj. des Königs, ein sechsspänniger Hofwagen mit dem k. k. Hof-Kommissär; sechs Hoftrompeter zu Pferde, die Hof-Livree zu Fuß, ein Hof-Fourier zu Fuß; sechs Edelknaben; die Hefeurgwache mit ihrer Fahne und klingendem Spiele. Hierauf folgte ein prachtvoller sechsspänniger Leibwagen, worin die Königin, die Prinzessin Sophia und die andern beyden königlichen Prinzessinnen sich befanden. Zur Seite ging der Hof-Equipagen-Inspektor, ferner an den Wagenschlägen eine Begleitung von Leibtrabanten, außerhalb ein Gefolge von Trabanten-Garden, dann eine Abtheilung der Arcieren-Leibgarde, eine Abtheilung der königlich ungarischen Leibgarde folgte, dann kamen zwey sechsspännige Hofwagen mit den k. baierischen Hofdamen. Eine Kompagnie Grenadiere und eine Schwadron Kavallerie schloß den diesen feyerlichen Zug, der unter Kanonendonner durch das Kärnthnerthor, durch die Kärnthnerstraße, über den Stock am Eisenplatz, Graben, Kohlmarkt, in die kaiserl. Hofburg zog. Das Militär war längs des Weges zu beyden Seiten aufgestellt. Eine zahlreiche Volksmenge hatte sich versammelt, und begleitete mit Jubel die erhabenen Ankömmlinge. In der Burg hatte sich die k. k. Familie, die Oberstchargen, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse zum feyerlichen Empfang versammelt. Am folgenden Tag fiel das Namensfest Ihrer Majestät der Kaiserin, Abends wurde die Vermählung vollzogen. Zur Feyer des erstern sangen die Mitglieder der italienischen Gesellschaft im Hoftheater am Kärnthnerthor, vor Anfang des Ballets Alcine, eine von Calisto Bassi nach der Melodie des vaterländischen Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" — gedichtete Hymne. Das ganze Personal stand, wie bey diesen feyerlichen Gelegenheiten immer, auf beyden Seiten der Bühne, dem im Hintergrund sich zeigenden Gemälde Ihrer Majestät gegenüber. David stimmte zuerst die mit dem Chor verbundene Strophe an:

Serba, o Ciel, l'Augusta Donna,
Sposa al nostro Imperator!
S'Ella ai voti ognor sorride
Del suo popolo verace,
E sa in Lei virtù s'assida
Colla palma della pace:
Maria ben, che cotant' alma
Tutto vasti il tuo favor.

Die zweyte Strophe wurde von der Sängerin Ecklerlin, die dritte von der Fodor-Mainville mit dem herzergreifendsten Ausdruck vorgetragen. Der letzte Vers, der mit den Worten:

Serba, o Ciel, l'Augusta Donna
Ed il nostro Imperator! —

schließt, stimmten Alle zugleich an. Einen erhabenen Eindruck machte der, während des Gesanges von ferner tönende Donner der Kanonen, der das am Schluß der Trauungs-Ceremonie in der Kirche angestimmte Te Deum begleitete. — Um sechs Uhr begann der Zug, der wegen eingefallenen Regenwetters nicht öffentlich in Wagen, sondern zu Fuß aus der kaiserlichen Burg durch den Augustinergang in die Kirche erfolgte. Festlich war diese geschmückt. Mehrere Tage vorher war das Publikum in einzelnen Abtheilungen eingelassen worden, und bewunderte vorzüglich die prachtvollen, nur bey so feyerlichen Gelegenheiten ausgehängten Tapeten. Der Hofstaat hatte sich schon früher in der Burg versammelt. Sodann erhoben sich die allerhöchsten Herrschaften, begleitet von dem glänzenden Gefolge; der Kaiser und der König von Baiern mit dem Bräutigam, der die Uniform seines Regiments trug, die Kaiserin und die Königin von Baiern mit der in einem Schimmer von Diamanten, noch schöner aber in dem Glanz der Unschuld und Jugend strahlenden Braut. Am Eingang der Augustiner Hofkirche empfing der Kardinal und Erzherzog Rudolph das erlauchte Paar, gab ihnen die Einweihung und vollzog nachher die Trauung. Während das Te Deum gesungen wurde, verkündigten Kanonen und Infanterie-Salven die erfreuliche Verbindung. Als der Zug wieder auf demselben Wege in der Hofburg angelangt war, begaben sich die allerhöchsten Herrschaften in die innern Appartements. Im Ceremoniensaal erfolgte nachher die Vorstellung und Ablegung der Glückwünsche des Adels an die Neuvermählten. Im k. k. Geheimerathzimmer hatte sich das diplomatische Korps versammelt, das zur Audienz gerufen wurde. Die Gemahlin des englischen Botschafters wurde allein in den innern Appartements empfangen, dann die Gemahlinnen der übrigen Gesandten im Spiegelzimmer. Unterdessen war Alles zum großen Bankett im Redoutensaal vorbereitet. Das diplomatische Korps und der Hofstaat verrichteten die Aufwartung, Truchsesse den Tafeldienst, Edelknaben wechselten Teller und Bestecke. Die Hofkapelle führte Tafelmusik und Gesang auf, zu welchem letztern auch einige Mitglieder der italienischen Gesellschaft mitwirkten. Eine zahlreiche Menge von Zuschauern, die mittelst Freykärten zugelassen wurden, füllten in anständigem Kostüm die Tribüne rings umher. Der Fürst Erzbischof von Wien weihte die Tafel ein, auf welcher achtzehn Converts sich befanden. Das kaiserliche und das königliche Paar saßen unter Baldachins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 309 d. J.:

Leidwesen.

Charade.

Kraft zeigt mein Erstes euch an, sie ist von dem Himmel gesendet.
Gründet der Sterblichen Glück, wird sie nur weise gebraucht.
Mein Zweytes beschützet im Kampf den rüstigen muthigen Streiter.
Hebet mein Erstes empor, bezeichnet dasselbe als stark.
Beyde zum Ganzen vereint, seht ihr auf erhabenem Throne
Gründen der Bürger ihr Wohl, auch war Entscheidung sein Schwert.
Als er der Finsterniß Reich, des übermüthigen Corsen
Mit seinen Kriegern zerstört. Deutschland die Freyheit errang.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Jannar 1825.

Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme,
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan.

Goethe.

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Fortsetzung von Nr. 311. v. J.)

IV.

Einen der folgenden Tage war die Rede von Venedig, seinen Künstlern und Kunstwerken. Der Kaiser, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß er in Italien sehr gute Landkarten gefunden habe, fragte mich nach den Namen der besten Architekten. Ich nannte sie ihm der Reihe nach, indem ich bey Jedem etwas über sein Verdienst hinzusetzte. Sofort erwähnte ich des Architekten Soli, welcher die neuen Bauten zu Venedig leitete, und das Niederreißen so vieler schönen Gebäude verhindert hatte, das im Plan gewesen war. Nun kam die Rede auf Palladio und die schönen Kupferstiche, mit welchen er Cäsar's Kommentar ausgeschmückt, auf die herrlichen Gebäude, die sein Genie erbaut hat, und die überall im Venetianischen umher zerstreut liegen. Ich sprach mit der größten Wärme und Rührung von Venedig *), und schloß mit Thränen in den Augen: Gewiß, Ew. Majestät, die Venetianer sind rechtschaffene Leute! — „In der That, ich halte sie auch für „solche!" sagte der Kaiser. — Aber, erwiederte ich sogleich, sie sind nicht glücklich, Sire, diese Venetianer; ihr Handel liegt darnieder; die Auflagen sind allzu drückend; einigen Gegenden fehlt es selbst an dem Nöthigsten zum Leben, wie zum Beyspiel dem Distrikt von Passereano, zu dessen Gunsten jezt eben eine gut abgefaßte Schrift in Umlauf gesetzt wurde, die aber vielleicht den Weg zu Ew. Majestät noch nicht hat finden können. — „Nein!" sagte er trocken. — Ich faßte Muth und fuhr fort: Ich habe eine Abschrift davon in Händen, und kann sie Ew. Majestät vorlegen, wenn Sie es befehlen. Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete ich auch sogleich meine Brieftasche und überreichte sie dem Kaiser. Napoleon warf einen flüchtigen Blick auf die Schrift und sagte: „Sie ist „kurz." Hierauf las er sie mit Unterbrechung seines Frühstücks durch, und sagte: „Ich werde mit Aldini darüber „sprechen." Als er später wegging, nahm er sie mit sich.

Die Unterhaltung über Venedig dauerte fort, und ich fand Gelegenheit, mich über die Form und den Geist seiner Regierung auszudrücken, wobey ich die Bemerkung Machiavel's anführte, der irgendwo in seinen Werken sagt: daß es nicht wahrscheinlich sey, daß Venedig je untergehen könne. Als dieser große Politiker, in seiner Eigenschaft als florentinischer Gesandter beym kaiserlichen Hofe, nach Deutschland reiste, schrieb er an seinen Freund Vettor Vettori: „Mein Freund, mir scheint, daß die Venetianer nunmehr einen guten Weg einschlagen, weil sie den heiligen Markus jezt mit dem Schwert in der Hand darstellen lassen *), denn in der That, das Buch allein

*) Canova war aus dem Venetianischen gebürtig.

*) Der geflügelte Löwe mit dem aufgeschlagenen Evangelium.

war nicht hinreichend.“ Ich fügte hinzu, daß die Venetianer, aus Furcht, es möchte einmal in ihrer Mitte ein Cäsar aufstehen, niemals einen ihrer Landsleute zum Kommandiren auf der terra ferma*) ernannt hätten, unerachtet sie von solchen, wären sie auch immer nur auf kurze Zeit zu dieser Stelle ernannt worden, gewiß besser angeführt gewesen wären. — „Ganz wahr,“ erwiederte der Kaiser, „die Verlängerung der Amtszeit bey der Befehlshaberstelle ist eine sehr gefährliche Sache; ich selbst sagte einst dem Direktorium, daß, wenn es immer Krieg führen wollte, gewiß einmal Einer aufstehen würde, ihm Gesetze vorzuschreiben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

das Wappenbild Venedigs, ist nach der Offenbarung zugleich auch eines der vier Thiere, welche die Evangelisten darstellen. Aus dem angeführten Schreiben erhellt, daß die Venetianer damals das Buch mit dem Schwert vertauscht hatten.

*) Zur Zeit der Republik nannte man in Venedig terra-ferma alle derselben unterworfene Städte und Gebiete des Festlandes, wie Padua, Verona, Brescia u. s. w., mit einziger Ausnahme der vom Meer umgebenen Stadt und der von ihr abhängigen Inselkönigreiche.

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

„Wohlan, Gallier, wenn du wirklich so heißt, sprach Clotoald jezt zu dem Greise, erzähle uns von der Geschichte deines Vaterlandes; man sagt, es sey auch das unsere. Allein wenn dein Gesang mir lästig wird, so sende ich dich, meinem Vater zu sagen, daß er einen Sohn hinterließ, der seiner würdig ist; und wenn er mich weichmüthig macht, so ziert dein Schädel das Mahl des großen Thulskon.“

Bey diesen Worten streckte sich der Häuptling auf ein Lager, von Waffen und Raub zusammengetragen, Pharamonde lehnte sich an seine Brust, die Barbaren standen im Kreise umher, und der Greis, den Blick zum Himmel gerichtet, durchlief nach altem Brauch die Saiten seiner Leyer und begann seinen Gesang:

„O König, meine Leyer soll dich nicht verweichlichen, ihre Töne sollen männlich seyn wie die Vorzeit, und traurig wie die Zeiten, die wir erleben. Meine Erzählungen sollen dein stolzes Ohr nicht belästigen, sie sollen dich belehren, wie das Orakel den Enkeln des Brennus voraussagte, daß eure Waffen sie besiegen, und ihr Untergang von eurer Hand in den Himmeln geschrieben sey.

„Dort von jenem Vorgebirge erblickst du eine Insel im Ocean, die ehemals blühend, jezt verödet ist; sie heißt Rudina, und war dem Dienste Hertha's, der Göttin der Erde, geweiht. Selten ließ man das Bildniß der Göttin, und dann nur in dichte Schleyer verhüllt, erblicken, neun Druidinnen bedienten das Heiligthum, sie herrschten über die Insel, deren Zutritt den Männern versagt war; doch zum ehelosen Leben waren sie nicht verbunden, nächtlich schifften sie an das Gestade des Festlandes, und ihre glücklichen Gatten empfingen sie wie süße Träume, die mit dem Erwachen des Tages entfliehen. Oft auch trieb sie liebende Ungeduld an den Strand, und dann zeigten die zärtlichen Klänge ihrer Leyer dem schwankenden Kahn der Geliebten den sichern Punkt seiner Landung.

„Einst deckte dicke Finsterniß Himmel und Erde; der Mond warf nur von Zeit zu Zeit einen blassen Schimmer auf die fliehenden Wolken, das Meer erborgte von den zerstäubenden Wogen einen flüchtigen Schimmer, und der blinkende Schaum, der an die Felsenriffe anprallte, bezeichnete die Grenze der Gewässer. Das dumpfe Gebrüll ihrer Wogen mischte sich unter das scharfe Geheul des wüthenden Nordwindes, und in der Ferne hörte man die Eichen der Küstenwälder unter der Gewalt des Sturmwindes krachen. Einzelne Wasservögel, die ächzend über die Wellen streiften, vermehrten das Schauderhafte dieses Auftritts.

„Da erhob sich, nicht weit von der heiligen Insel, in der Mitte des Wogengedrauses, eine Stimme. Ihre Töne waren männlich, wenn gleich klagend, die Trauer der Natur schien mit dem Gegenstand ihres Gesanges nur zu sehr im Einklang zu stehen. Sie sang:

„„Sie siegen, und wir haben nicht gekämpft! Sie siegen, und ihre schwachen Häuptlinge haben nur Gold zu gebrauchen gewußt, für das Eisen war ihr Arm zu entnervt! Sie siegen, wenn man Verrath und Lügen den Namen des Sieges vergönnt!

„„O Leyer meines Vaters, Saitenspiel meiner Ahnherrn, lindre meinen Schmerz, bis der Augenblick erscheint, wo auf den Fluten der Nachen meiner holden Freundin erglänzt! Ehemals ertöntest du von der Größe meines Vaterlandes, und der Name der Gallier war auf der ganzen Erde berühmt; ich hatte dich gelehrt, zu Ehren des wahrhaftigen Gottes zu erklingen, der uns nach seinem Bilde erschuf; des Gottes, der zum Gladiator, zum Unterdrückten, zum Leibeigenen sagt: Du bist ein Mensch! . . . Jezt spreche die Sprache meines Schmerzes! Trage seine Töne zum Herzen meiner Geliebten! Die Feinde des ewigen Lichts obsiegen ohne Kampf! Sie siegen, und ihre schwachen Häuptlinge haben nur Gold zu gebrauchen gewußt, für das Eisen war ihr Arm zu entnervt. Sie siegen, wenn man Verrath und Lügen den Namen des Sieges vergönnt.

„„Dreyßig Jahre lang, trotz Rom und seines Adels, beherrscht das Gesetz der Wahrheit die Welt. Unter dem

Banner des Kreuzes trieben die Legionen die Barbaren vor sich her; Gallien sah die Germanen, die Mosel und Belgien besiegen, es sagte zu seinen Söhnen: Geht, pflanzt den Adler an beyden Ufern des Rheins auf! — und seine Söhne gehorchten. Alle Widersacher der Wahrheit wurden vernichtet und nun siegen sie ohne Kampf, wenn Lüge und Verrath den Namen des Sieges erlangen soll.

„„Ehedem erbaute die Tyranney für uns doch den Holzstoß; es war uns als Streitern für die ewige Wahrheit zu sterben erlaubt; aus dem Blut der Märtyrer entsproßten neue Bekenner: — allein jezt ist ein Grieche gekommen, der uns entehrt, beraubt, ohne uns zu tödten. Er gebraucht die Gewalt wie eine Gaukelkunst, um den Völkern unbemerkt Götzen von Holz und Eisen auf die Altäre zu spielen. Er, der Despot, spricht von einer Republik; der Verderber preist die Tugend; der Philosoph maßt sich an, die Fackel der ewigen Wahrheit zu löschen; er, der unbarmherzige Verfolger, wiegt seine Schlachtopfer mit dem süßen Namen der Freyheit ein, durch ihn siegen alle heidnischen Sekten, alle Götzenpriester, ohne die Müde des Kampfes — sie siegen, wenn ihr dem Verrath und der Lüge den Namen des Sieges verleiht!““

„Dieser traurige, edle Gesang tönte bis an Rudina's Gestade. Einige Sklaven, deren Schweiß den Boden der heiligen Insel befruchtete, hörten ihn zuerst. Noch nie hatten solche Töne ihre verschrumpfte Seele getroffen, die Unglücklichen träumten ein neues Daseyn, ihr gegen das Leiden und gegen die Hoffnung abgestumpftes Herz fühlte wieder einen Funken von Leben, sie eilten zu den Druidinnen, in denen ihr Bericht bald gleiches Erstaunen erregte. Der ernste Gesang, der aus den Tiefen zu kommen schien, übte einen unwiderstehlichen Zauber, ihre Phantasie war von ihm geblendet, wie ihr Auge von den die Himmel furchenden Strahlen des Blitzes. Ohne die Worte des Unbekannten gänzlich deuten zu können, erbitterten sie die strafbaren Sieger, und diese Besiegten, deren Busen für jedes edle Gefühl schlug. — Wer waren sie? Wenn diese Stimme, die so männliche Töne sang, aus eines Menschen Lippen ertönte, welches war die glückliche Priesterin, welche sie zu rufen schien? Sie nahmen wahr, daß ihre Zahl nicht vollständig war; der Sturm hatte sie im Heiligthum eingeschlossen gehalten, und die Jüngste ihrer Schwestern war nicht am Gestade zu finden. Ihr Name: Aurinia! Aurinia! erschallt von allen Seiten durch die Luft, das Echo allein tönt ihn, auf den Wogen ersterbend, zurück. Die geheimnißvolle Stimme verklingt auch, und bald hört man an dem öden Gestade nichts mehr als das Murmeln der Fluten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im November 1824.

(Fortsetzung.)

Am fünften war im Schauspielhaus beym Kärnthnerthor Théâtre paré. Das Haus konnte die herbeyströmende Menge bey weitem nicht fassen, obgleich an diesem Abend ein Sperrsitz auf dem Parterre einen Dukaten kostete, und so nach Verhältniß die übrigen Plätze. Länger als eine Stunde vor dem Anfange konnte niemand mehr hinein, der nicht seinen bestimmten Platz oder eine Loge hatte. Manche Familie würde gern für eine Loge im ersten Rang hundert Gulden C. M. bezahlt haben. Der äußere Schauplatz war auf das festlichste erleuchtet. In den Logen, vorzüglich des ersten Ranges, herrschte Pracht und Herrlichkeit. Die Blüthe des hier anwesenden inländischen und ausländischen Adels versammelte sich in Galla, die Damen mit kostbarem Schmuck bedeckt, die Herren mit Ordensinsignien, unter welchen man viele in Diamanten erblickte. Für die allerhöchste Herrschaften war im Hintergrund des Schauplatzes, der Scene gegenüber, ein Balkon von fünf Logen eingerichtet. Zuerst erschien der Erzherzog Franz mit seiner Gemahlin, Beyde im Glanz der Jugend und der Schönheit, mit rauschenden Glückwünschungszeichen begrüßt. Freudig empfangen wurden sodann der König und die Königin von Baiern, hierauf die Kaiserin; von stürmischem Jubel und Evviva wiederhallte das Haus, als der Monarch hereintrat und mit dem heitersten Gesicht vor der Versammlung sich verbeugte. Man bemerkte kaum in dieser Fülle von Bewunderung und Freude, daß die Ouvertüre anfing und der Vorhang aufgezogen wurde. Alle Mitglieder des italienischen Opernpersonals und die vorzüglichen Tänzer waren beschäftigt. Das Festspiel, in Form einer Cantate abgefaßt, hatte Caliste Bassi gedichtet, von dem ich eine, bey Gelegenheit der im vorigen Frühjahr aufgeführten Messe von Beethoven gedichtete Ode angeführt habe. Diese Cantate (Azione lirica) war betitelt: Le nozze di Telemaco ed Antiope. Die Musik hatte Mercadante aus den Werken verschiedener Meister eingerichtet und der Gesangtext war den Kompositionen angepaßt. So begann der Einzug in den Tempel des Hymen mit dem Marsch des ersten Finals aus der Vestalin. Das herrliche Terzett mit der Fuge, das den ersten Theil von Haydns Schöpfung schließt, machte am Schluß des Festspiels einen begeisternden Effekt. Der Inhalt des Stoff, gut gewählt und würdevoll, bot sowol ungezwungene Beziehungen auf den Gegenstand der allgemeinen Feyer dar, als Gelegenheit zu glänzenden Scenerien und kunstvollen Produktionen in Gesang und Tanz. Die Fodor und der Tenor Rubini, erstere als Antiope, Tochter des Königs Idomeneus, die mit dem Sohn des Königs und der Königin von Ithaka vermählt wird, und letzterer als Apollo, sangen so vortrefflich, daß, obgleich das Publikum an diesem Abende den Künstlern keinen Applaus ertheilte, doch Beyden ein halbartikulirtes Bravo im ganzen Umkreis der Versammlung ertönte. In der letzten Scene, wo der Olymp mit allen Göttern sichtbar wurde, zeigten sich am Tempel der Unsterblichkeit die Worte: D'Antiope e di Telemaco cari i Nomi saranno, e la virtù dei Padri loro avranno. Als am Schluß der Vorstellung noch eine zweyte Inschrift, von Genien und Amoretten umgeben, folgenden Inhalts erschien: Saggio Telemaco. Amabila Antiope! Illustri Sposi! Aggradite i votù, che formano i Popoli per la vostra felicità! — kehrte die Versammlung mit lautem Jubel und Glückwünschen sich gegen die Tribüne, wo die Neuvermählten und ihre erhabene Familie saßen. Unter diesen Ergießungen herzlicher Theilnahme und Zufriedenheit fiel der Vorhang.

Durch Gedichte ist dieses Fest in der Monarchie gefeyert worden, und zwar durch eine sehr bedeutende Anzahl, die

vorher eingerichtet worden sind. Italienische Sonnets und Oden habe ich in Manuscript gesehen. Hr. Deinhardstein hatte die Ehre, seinen in Stanzen gedichteten Glückwunsch, dem Erzherzog Franz gewidmet, durch den Oberstthofmeister an Seine Kaiserliche Hoheit zu überreichen.

Am siebenten war Frey-Redoute, wozu 4000 Billets ausgetheilt wurden. Alles erschien in anständiger Kleidung, mit einem Maskenzeichen auf gewöhnliche Art. Ungeachtet der zahlreichen Versammlung war man nicht gedrängt. Um zehn Uhr erschien der Hof unter Vortretung von Fouriers und Grenadier-Hauptleuten. Der junge Herzog von Reichstadt, Sohn der Erzherzogin Marie Louise, begleitete die höchsten Herrschaften, die einige Gänge durch die Säle und über die Gallerie machten. Alsdann mischte sich der Kaiser nebst den Erzherzogen unter die Versammlung. Am nämlichen Tag hatte man das neuvermählte Paar in der Mittagsstunde einfach und ohne Gefolge unter der bey heiterer Witterung zum Spaziergang auf der Bastey sich versammelnden Menge gesehen. Den nächstfolgenden Montag war freyes Schauspiel in beyden Hoftheatern. Der Hof zeigte sich in beyden. Im Opernhaus wurde das neue Ballet, Aleine, nebst einem vorhergehenden Singspiel, auf dem Theater an der Burg ein Lustspiel von Kotzebue gegeben. Der Zudrang war groß, und während der ganzen Vorstellung konnte man den Weg, der am Eingang des ersten Hoftheaters nach dem Burghof und der Bastey führt, nicht recht bequem passiren. An den folgenden Tagen fanden Hof- und Kammerbälle Statt. Allerhöchstem Befehl gemäß wurde an einem Abend auf dem Theater an der Burg Claurens Lustspiel, der Bräutigam aus Mexiko, an einem andern Rossini's Barbiere di Seviglia auf dem Theater am Kärnthnerthor gegeben. Ein Schauspiel des Vergnügens folgte in dieser Zeit dem andern, eine öffentliche Unterhaltung der andern. Der Ordnung nach fiel bald darauf die Redoute zur Unterstützung der für die Wittwen der medizinischen Fakultät bestimmten Pensions-Anstalt, auf welcher sich eine gewählte Versammlung einzufinden pflegt. Am Leopoldstag waren sämmtliche Theater verschlossen. Das Fest dieses Schutzheiligen des Landes zieht immer eine große Menge aus der Stadt und den umliegenden Gegenden nach Neuburg, wo das ihm zu Ehren errichtete Kloster sich befindet, ein in seiner Anlage überaus schönes Gebäude, das aber noch nicht ganz vollendet ist. Am Abend desselben Tages wurde im Schauspielhaus am Kärnthnerthor zur Unterstützung der Wohlthätigkeits-Anstalten große musikalische Akademie gegeben, die mit theils neuen, theils beliebten ältern Gesangstücken und Instrumental-Kompositionen reichlich ausgestattet war. Drey fremde Virtuosen ließen sich hören, worunter ein Professor der Tonkunst aus Prag, Hr. Janosch, in Variationen für die Flöte den Sieg gewann. Seine Doppelzüge sind schön, sein Ton zart und angenehm, die Kunstfertigkeit bedeutend. Für die Persönlichkeit mancher Virtuosen ist es bey solchen Gelegenheiten vortheilhafter, wenn sie ihre Tonstücke aus dem Blatt hinter einem Pult, als frey auf der Bühne stehend, vortragen. Sein Vorgänger, Hr. Benedikt aus Dresden, ein Schüler Hummels, spielte ein brillantes Rondo von seiner eigenen Komposition auf dem Pianoforte, und gab Beweise seiner Geschicklichkeit, was er hier aber leistete, war nicht bedeutend genug, um in Wien große Aufmerksamkeit zu erregen. Die Komposition konnte, ihrer gründlichen Behandlung ungeachtet, den Mangel nicht ersetzen und wirkte schon durch die zu gedehnte Einleitung nachtheilig. Der Beyfall schien den höheren Erwartungen des Konzertgebers nicht zu entsprechen. In der zweyten Abtheilung dieser Akademie ließ ein Violoncellspieler, Hr. Fränzel, sich in einer Polonaise von Romberg hören. Der Ton ist sanft und ausdrucksvoll im Adagio; im Allegro leistet der junge Künstler, der hier nicht zum Erstenmal erschien, weniger. Das Tonstück wirkte nicht empfehlend. Tonkünstler, die an einem Orte auftreten, wo Kunstproduktionen so gewöhnlich sind, sollten besondere Sorgfalt auf die Wahl der Tonstücke verwenden. Die glänzendste Wirkung in diesem musikalischen Pasticcio machte ein mit dramatischer Lebendigkeit in mezzo-komischem Charakter von der Fodor und Lablache vorgetragenes Duett aus der Oper: La Musicomania, von Fioravanti.

Den sechszehnten fand ein militärisches Fest, der imposantesten und ergreifendsten seiner Art, Statt: die Fahnen-Weihe des ein-und-dreyßigsten Linien-Infanterie-Regiments (sonst Benjowsky genannt), dessen Inhaber der König von Baiern ist, dessen Namen es jezt trägt. Die alten Fahnen dieses Regiments Maximilian Joseph waren abgenutzt und unscheinbar geworden, sie mußten daher durch neue ersezt werden. Diese wurden am Tage der Weihe aus den Gemächern des königlichen Inhabers durch eine Grenadier-Kompagnie nach der Augustiner Hofkirche gebracht. Auf dem Josephsplatze, in ihrer Nähe, hatte sich das Regiment aufgestellt. Die allerhöchsten Herrschaften, die östreichische und baierische Generalität, wie auch der hohe Adel und Militärpersonen von allen Waffengattungen hatten sich in der Kirche versammelt. Das Offizier-Korps des Regiments stand dem Altare gegenüber in zwey Reihen. Während des Gloria's und der Evangelien wurden Salven gegeben. Nach dem zweyten Evangelium nahmen die Offiziers, nach dem Beyspiel ihres Obersten, die Kopfbedeckung ab und zogen ihre Säbel als Zeichen des Entschlusses, ihren Fahnen treu bis in den Tod zu bleiben. Eine dieser Fahnen, die Leibfahne, war von dem König, die andere von der Kaiserin dem Regimente gewidmet, und mit reichgestickten prachtvollen Bändern von beyden Majestäten eigenhändig geschmückt worden. Die Träger senkten nun die Fahnen und knieten nieder. Von dem Hofburg-Pfarrer, der die Einweihung vollzog, wurden drey Nägel im Namen der Dreyeinigkeit eingeschlagen, sodann die Fahnen auf einen Tisch gelegt, der unter dem Oratorium stand. Seine Majestät der Kaiser schlug im Namen des Königs von Baiern einen Nagel ein, dann folgte der König, die Kaiserin und die übrigen höchsten Anwesenden. Im Freyen wurden die alten Fahnen zu den neuen gestellt, und nun begann der Oberst in magyarischer Sprache eine rührende und feyerliche Rede. Das Regiment besteht seit mehr als achtzig Jahren und hat in allen blutigen Schlachten seinen Ruhm behauptet. Als die Fahnen an ihren Ort gebracht wurden, schwuren die Truppen den Eid der Treue in ungarischer Sprache. Hierauf wurde in der Kirche das Te Deum angestimmt und im Freyen eine Salve gegeben. Als nachher der Klerus mit dem Hochwürdigen in der Mitte des Regiments anlangten, knieten Alle nieder, um den Segen zu empfangen. Dann wurden die lezten Salven gegeben. Dieser ergreifende feyerliche Akt geschah in Gegenwart des Hofes, der an den Fenstern des Naturalienkabinets Platz genommen hatte. Am folgenden Tage waren die Offiziere des Regiments bey dem königlich baierischen Gesandten zur Tafel eingeladen. (Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In dem Lied: An das Wasser (Nro. 1.) ist der Schluß der fünften Strophe so zu lesen:

Dort schützest du der Helden Nachen,
Die ihrer Dränger Schrecken sind,
Und wiegst die Freyheit im Erwachen
Auf deinem Pfühl, das zarte Kind.

Beylage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Januar 1825.

Aus den Wolken herab
Im Strahlengewand
Schwebt ein herrlicher Knab',
Ein Kreuz in der Hand;
Es will der Drache die Flügel regen.
Der Knabe hält ihm das Kreuz entgegen.
A. S.

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Der Greis fuhr in seinem Gesange fort:

„Aurinia war die schönste der Töchter der Druiden, sie hatte bey den Festen der Göttin den Sohn eines Barden, ihren Kindheits-Gespielen, zum Gegenstand ihrer Zärtlichkeit gewählt. Heilige Bande vereinten sie, obschon zwischen ihrer Beyder Geschick feindliche Götter und eine ganze zukünftige Welt sich eindrängte. Islaor war Christ. Er rechnete auf die Zeit und die Wahrheit, um die angeerbten Irrthümer der jungen Götzendienerinnen zu zerstören, er war liebetrunken und empfing ihre Schwüre. Islaor trat in das Alter, wo der Gallier zum Erstenmal ein Schwert umgürtet, diese andere Braut, die er auch unter dem Todtendenkmal nie mehr verlassen soll. Die Zeit war angebrochen, wo der Norden seine Horden bis in das Herz unserer Provinzen, ja bis auf Cataloniens Gefilde ergoß. Aurinia trat von dem Ehealtar zurück, um ihren Geliebten, dem Befehl seines Vaters folgend, ihren Armen entrissen zu sehen. Seit jenen Tagen lebte er in den Lagern, der Krieg gab ihn keinen Augenblick dem Glück der Ehe zurück. Jezt fragten sich die Priesterinnen von Rudina, ob das nicht vielleicht der Mann sey, den edle Pflichten bisher von seiner Geliebten getrennt hatten, und den nun das Unglück zu ihr zurückführte? Allein dieser gehört einer strafbaren Sekte, welche die alten Götter verbannt, welche sich gegen die Reichen und Großen der Erde anflehnt, die seit dreyßig Jahren alle Denkmale alter Frömmigkeit der Völker mit Feuer und Schwert vertilgt — wie könnte er den edeln Schmerz kennen, von dem die fremde Stimme erklang?

„Noch sprachen die Druidinnen, als es ihnen dünkte, als ob auf dem Schaum der Wogen ein schwarzer Nachen sich schaukele. An dem Steuer des schwachen, von den Meereswellen bewegten, Fahrzeugs steht ein Krieger, dessen Antlitz von dem Glanz seiner Waffen bestrahlt wird. Eichen- oder Lorbeerland umschlingt sein Haupt, sein Arm hält den Mast, der mit seinem flatternden Segel wie ein ungeheures Banner erscheint; seine Schönheit, seine hohe Gestalt, sein sichtbarer Schmerz erregt das Erstaunen der Priesterinnen — so dachten sie sich Hoesus, den Gott des Krieges — allein er ruft: Aurinia! er scheint bereit, kühn das Ufer zu betreten. Die Priesterinnen fliehen, blicken oftmals zurück und fliehen — Islaor war der geheimnißvolle Schiffer!

„Islaor war der Sohn eines der Barden, die vor der römischen Herrschaft, im Gefolge der gallischen Heere, den Sieg besangen. Islaor strebte von seiner Kindheit an, mehr zu thun, als ihn zu besingen. Der Adel seiner Gestalt, seine Kühnheit athmenden Züge, welche eine sanfte Trauer so oft mit ihrem düstern Schleyer bedeckte, schienen ihm schon früh ein großes Schicksal zu prophezeihen. Sein Schwert, das in Schlachten erprobt ward, rechtfertigte diese Erwartung. Die Schwärme nördlicher Barbaren, welche sich an beyden Ufern des Rheins hinzudräng-

Digitized by Google

ten, wie geladene Gäste zu einem Mahl, wie Jäger zur Beute, wie Wilde lechzen, den Leichnam ihres Feindes zu zerreißen, erfuhren die Kraft seines Arms. Bald wurden seine jugendlichen Anstrengungen durch die Würde eines Tribuns des celtischen Heerhaufens belohnt; alle Pfade des Ruhms standen damals ihm offen, eine große Umwälzung beherrschte die Welt. Die niedern Volksklassen sahen sie mit Entzücken, das Priesterthum und die Edeln stießen sie beharrlich zurück; diese Umwälzung, welche die Gleichheit als Mittel oder als Zweck betrachtete — sie hieß, o ihr Franken! das Christenthum. Welche Unbill auch von Unwürdigen in seinem Namen verübt worden sind, sie wird von seinen Wohlthaten übertroffen. Das Evangelium herrschte, und alles Recht, was Gott, unser Schöpfer, auf Erden verordnete, nahm den Platz ein, den bisher heidnischer Wahn besessen hatte. Sklaverey und Unwissenheit verschwanden vor dem Licht des christlichen Lehrstuhls; durch das Kreuz sahen sich die Besiegten, die Unterdrückten der lezten Herrschaft, dem Reiche zugesellt; die Kaiser sprachen nicht mehr den Rang der Gottheit an, ihre gekrönten Häupter beugten sich vor dem Gott des Himmels, und erkannten in allen Menschen ihre Brüder. Einem Kirchendienst, der bisher nur in ärmlichem Pomp, in leerem Gepränge bestanden, der auf Furcht gegründet war und der Tugend keinen Lohn bot, folgte eine Lehre, welche die Moral mit der Religion verband, welche die Seele mit ihren Pflichten und ihren Rechten bekannt machte, sie war fortan nicht mehr durch Begriffe erniedrigt, die sie entwürdigen. Das Christenthum schenkte den Menschen eine Lehre, die ganz auf die göttliche Hoffnung sich stüzt. Islaor's entzückte Einbildungskraft entdeckte in ihr eine unversiegbare Quelle des Glücks. Seine Kindheit war von diesen Täuschungen genährt worden, seine Jugend ward von ihnen berauscht, und das war der Zeitpunkt, wo Julian den Thron Konstantin's bestieg."

* * *

Um dem Leser einen deutlichen Begriff von dem Charakter und Werth dieses Gedichts zu geben, haben wir diesen Abschnitt wenig verkürzt; in der Folge, wo das Geschichtliche vor dem Poetischen oft die Oberhand hat, werden wir suchen, mehr im Ton der Erzählung zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Fortsetzung.)

V.

Ein andermal sprachen wir von Florenz und den Florentinern, und zwar aus Gelegenheit der Frage, die Napoleon an mich gemacht: „wo sich Alfieri's Denkmal befinde?" und worauf ich ihm geantwortet hatte: In der Kirche von Sta. Croce, wo auch die von Michel Angelo und Machiavel sind. — „Wer hat es bezahlt?" — Die Gräfin Albani. — „Und wer zahlte das von Machiavel?" — Ich glaube, eine Gesellschaft von Unterschriften. — „Und das „von Galilei?" — Wenn ich mich nicht trüge, seine Eltern. Diese Kirche von Sta. Croce, sagte ich, befindet sich in einem sehr übeln Zustande; das Dach ist zu alt, um sie gegen den Regen zu schützen, und überall sind Ausbesserungen unumgänglich nöthig. Für Ew. Majestät wäre es ein ruhmwürdiges Unternehmen, diese herrlichen Denkmale vor dem Untergang zu bewahren. Ziehen die Regierungen die Einkünfte der Kirchen an sich, so sollten sie doch denjenigen Theil ihrer Stiftungsgüter, der zu ihrer Erhaltung bestimmt ist, unberührt lassen. In demselben Zustand, wie diese, ist auch die Hauptkirche von Florenz, die, bey dem Mangel an den zu ihrer Unterhaltung nöthigen Summen, gleichfalls ihrem Ruin entgegen geht. Was aber die in den Kirchen befindlichen Kunstwerke betrifft, so bin ich beauftragt, Ew. Majestät eine Bittschrift des Inhalts zu übergeben, daß Sie nicht gestatten möchten, daß dieselben an die Juden verkauft werden. — „Wie, ver„kauft?" rief er mit Unwillen aus. „Nichts darf ver„kauft, und alles Gute muß hierher gebracht werden!" — O möchten Ew. Majestät diese Denkmale doch zu Florenz lassen wollen, wo sie mit den dazu gehörigen Fresco-Malereyen, die doch nicht transportirt werden können, ein Ganzes bilden; und möchten Sie dem Präsidenten der Akademie daselbst die Erlaubniß ertheilen lassen, alle Maßregeln ergreifen zu dürfen, welche zur Erhaltung dieser Meisterwerke erforderlich seyn möchten. — „Nun, das „will ich!" erwiederte er. — Wie ruhmvoll wird diese Maßregel für Ew. Majestät seyn, zumal da, so viel ich weiß, Ihre Familie aus dem Florentinischen ist. — „Wie, Sie sind nicht aus Korsika?" fragte die Kaiserin, sich dabey gegen den Kaiser wendend. — „Doch ja," erwiederte er; „allein wir stammen aus dem Florentinischen *)." — Ich fügte hinzu, daß der Präsident der Akademie von Florenz, ein um die Erhaltung der dortigen Kunstschätze hochverdienter Mann, der Graf Alessandri wäre; es sey derselbe von einer der ersten Familien Florenz's, und schloß ich, da selbst Einer von Ew. Majestät Vorfahren eine Alessandri zur Frau gehabt hat, so sind auch Sie ein Italiener, was unser höchster Ruhm ist. — „Ganz gewiß „bin ich es!" antwortete der Kaiser, und somit hoffte ich ihm das Interesse der Akademie zu Florenz gehörig an das Herz gelegt zu haben.

VI.

Ein andersmal sprach ich lange mit dem Kaiser zu Gunsten der Akademie von St. Luc zu Rom, die keine

*) Wie bekannt, war die Familie Bonaparte früher im Florentinischen ansässig und bis in die neuesten Zeiten gab es eine Branche derselben zu St. Miniato, zwischen Pisa und Florenz.

Digitized by Google

Schule, keine Einnahme, und überhaupt keine Hülfsmittel mehr hatte; und dat dieſelbe auf den Fuß der Akademie von Mailand neu zu organiſiren. Ja, ich unterfing mich ſpäter wieder auf denſelben Gegenſtand mit folgenden Worten zurückzukommen: Wollten Ew. Majeſtät nur einen Muſiker oder eine Sängerin weniger annehmen, wie herrlich könnten ſie damit die Akademie von St. Luc dotiren. Dieß ſagte ich, weil ich wußte, daß Crescentini *) 36000 Fr. Jahrgehalt erhalten hatte. — Da ich den Kaiſer ſehr gut geſtimmt fand, ſo ſchrieb ich ſogleich an ſeinen Privatſekretär Menneval, um ihn von dem Willen des Kaiſers, die Künſte zu Rom zu unterſtützen, in Kenntniß zu ſetzen und ihm zu ſagen, daß mir ein Dekret verheißen worden ſey, welches ich mir einzuhändigen bäte, um es ſelbſt dorthin überbringen zu können. In der That erhielt ich auch durch Vermittlung Mennevals, ein vom Miniſter Marescalchi unterzeichnetes Dekret, welches die günſtige Stimmung Sr. Maj. für die römiſche Akademie beſtätigte.

Die Akademie und die römiſchen Künſtler betreffend, ſagte der Kaiſer einesmals: „Die italieniſchen Maler „ſind nicht von Bedeutung, wir haben hier in Frankreich „viel vorzüglichere.“ Ich antwortete, daß ich ſeit mehreren Jahren die Arbeiten der franzöſiſchen Maler nicht geſehen und alſo auch keinen Vergleich anſtellen könnte, übrigens hätten wir in dieſem Fache doch ſehr ausgezeichnete Männer, wie Camuccini und Landi zu Rom, Benvenuto zu Florenz, Appiani und Baſſi zu Mailand. Napoleon fuhr fort und ſagte: „daß es den Franzoſen am „Kolorit fehle, daß ſie die Italiener aber in der Zeichnung „weit übertrafen.“ — Ich bemerkte dingegen, daß unſere Künſtler denn doch auch zu zeichnen verſtünden, und daß, ohne in dieſer Beziehung von Camuccini zu reden, deſſen Verdienſt anerkannt ſey, Baſſi ganz Vortreffliches geleiſtet habe. Appiani habe die Säle des kaiſerlichen Pallaſtes zu Mailand ſo ſchön al fresco gemalt, daß es, nach meiner Anſicht, unmöglich geweſen wäre, etwas Beſſeres zu leiſten. — „Nun, in der Fresco-Malerey,“ erwiederte er, „da mögen Sie recht haben, aber nicht in der Oel„malerey.“ — Ich fuhr fort, meine Landsleute zu vertheidigen, und ſagte, man müſſe auch bedenken, daß die franzöſiſchen Maler viel mehr aufgemuntert würden, und daß viel mehr Künſtler in Italien, als im ganzen übrigen Europa zuſammen, gezählt werden können.

Jezt fragte mich Napoleon über die neuſten Bauten und andere architektoniſche Werke, welche er eben zu Paris ausführen ließ, worauf ich die Verdienſte der franzöſiſchen Künſtler nun auch gehörig lobte. — „Haben Sie die „Bronze-Säule geſehen?“ — Sie ſcheint mir ſehr ſchön. — „Die Adler an den Ecken gefallen mir nicht.“ — Doch findet ſich dieſelbe Verzierung an der trajaniſchen Säule, von welcher dieſe eine Nachahmung iſt. — „Glauben Sie, „daß der Triumphbogen in der Nähe des Bois de Boulogne, „welchen man jezt erbaut, ſich gut ausnehmen wird?“ — Gewiß, er wird ſehr ſchön werden. Ueberhaupt ſind ſo viele Werke, die Ew. Majeſtät ausführen laſſen, der klaſſiſchen Zeit des alten Rom's würdig, beſonders aber die prächtigen Straßen . . . — „Künftiges Jahr,“ ſagte er, „wird „die Cornice-Straße vollendet werden, auf welcher man „von Paris nach Genua reiſen kann, ohne durch die Schnee„region zu paſſiren. Eine andere will ich von Parma an „den Hafen de la Spezia erbauen laſſen, welcher in einen „Hafen erſter Größe verwandelt werden ſoll.“ — Dieſe großen, herrlichen Plane ſind ganz dem hohen Geiſt Ew. Majeſtät angemeſſen; aber doch ſollten Sie daneben auch an die Erhaltung der ſchönen Werke der Alten denken.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Crescentini war von dem Kaiſer 1809 nach Paris berufen und zum erſten Hofſänger ernannt worden; ja einige Tage ſpäter hatte er ſelbſt den Orden der eiſernen Krone erhalten. Dieſe Dekoration, welche bisher nur Staatsdiener oder Soldaten, die auf dem Schlachtfeld verwundet worden waren, erhalten hatten, war auf dieſe Art mit Abweichung von den bisherigen Grundſätzen verliehen worden. Dieſe Verleihung war darum auch ſehr aufgefallen; wer ſie trug, ärgerte ſich darüber und wer ſie nicht trug, benützte die Gelegenheit, über dieſelbe zu ſpotten. Dennoch ſchien Crescentini trotz all ſeines Glanzes und Glückes immer noch nicht zufrieden geſtellt zu ſeyn. Man erzählt von ihm, er habe die Wohlthäter, die von ſeiner erſten Jugend an die Sorge für ſeine Erziehung und die Ausbildung ſeines Talents getragen, mit Undank gelohnt. Daher das bekannte Wort des Kardinals Caprara: „Der Undankbare vernachläſſigt mich, mich, der ihn doch zu dem gemacht hat, was er jezt iſt.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im November 1824.

(Fortſetzung.)

In dieſen Tagen brachten die Niederöſtreichiſchen Stände, angeführt von dem Landmarſchall, dem Kaiſer und der Kaiſerin, den hohen Neuvermählten, wie auch dem König und der Königin ihre Glückwünſche dar. Der Chef hielt feyerliche Anreden, die von Ihren Kaiſerlichen Majeſtäten, dem Erzherzog und ſeiner Gemahlin beantwortet wurden. Am 21ſten fiel die, nach dem Tag benannte, Katharinen-Redoute, deren Ertrag zur Unterſtützung des Penſions-Inſtituts für die Wittwen bildender Künſtler beſtimmt iſt. Die Verſammlung war zahlreich. Am 22ſten wohnten die Allerhöchſten und Höchſten einem Ball im Palais des Fürſten Hof- und Staatskanzlers bey, wozu gegen vierhundert Perſonen geladen waren. Auf den Ball folgte ein Souper, welches der Erzherzog Kronprinz mit ſeiner Gegenwart beehrte. An dem Ball nahmen auch der Prinz Johann von Sachſen und der Herzog von Beſa (Don Miguel) Theil. Dieſer Prinz wohnte auch einer in der Nachbarſchaft von Schönbrunn gehaltenen Wildſchweinsjagd bey. Im Theater am Kärnthnerthor erſcheint er öfter, und man glaubt, daß er dieſen Winter in Wien zubringen und zu dieſem Ende einen eignen Pallaſt beziehen wird. Der Erzherzog Karl gab unter andern Feſtlichkeiten auch ein großes Diner in ſeinem bey Baden neu erbauten prachtvollen Schloſſe. In den lezten Tagen dieſes Monats war in dem kaiſerlichen Glashaus (Gewächs-

Digitized by Google

haus), deſſen anſtoßende Appartements ſehr ſchön eingerichtet ſind. Déjeûner dansant. Längere Zeit ſah das Publikum mit froher Erwartung einem Théâtre paré im Schauſpielhaus an der Wien entgegen, das wahrſcheinlich einer vorübergehenden Unpäßlichkeit der Königin von Baiern wegen verſchoben und ſpäterhin durch eine Reihe von Hofluſtbarkeiten bis jezt verhindert wurde. Endlich brachte der Theaterzettel die angenehme Nachricht: „Auf allerhöchſten Befehl: Erfüllte Hoffnung. Ländliche Scene mit Muſik von Hrn. Konradin Kreuzer, verbunden mit einem militäriſchen Feſtſpiel.“ Das Publikum ſtrömte ſchaarenweis hinaus, und obgleich die Preiſe erhöht waren (eine Loge im erſten Rang 20 Gulden C. M. und ſo verhältnißmäßig), zeigte das Schauſpielhaus an der Wien doch ſeit langer Zeit keine ſolche Fülle. Das Stück war ſchon früher vorbereitet, um die hohen Gäſte aus München bey ihrem Erſcheinen mit einem baieriſchen Nationalgemälde zu überraſchen. Das königliche Paar, die erlauchten Neuvermählten und die ganze hier anweſende kaiſerliche Familie waren zugegen und wurden mit Jubel empfangen. Der Inhalt bezog ſich auf das zur Ermunterung der Agrikultur und Induſtrie geſtiftete Volksfeſt, das alljährlich auf der Thereſienwieſe gehalten wird. Ein von dem Theatermaler Reeſa, der vor einiger Zeit in München war, und ſeine Kunſt für das dortige neue Theater verwendet hat, nach der Natur ausgeführtes Dekorationsgemälde vergegenwärtigte jenen beliebten Volksverſammlungsplatz ungemein täuſchend. Zwey andere Dekorationen ſtellten Anſichten von dem Schloſſe Tegernſee und ſeiner romantiſchen Umgebung dar. Die Landleute erſchienen in baieriſcher Tracht. Zulezt zeigten ſich auf einem Berggipfel in der Ferne die Buchſtaben S. F. in ſtrahlendem Glanz — nach der in Baiern üblichen Sitte, wo die Landleute bey feſtlichen Gelegenheiten durch Anzündung künſtlich geordneter Holzſchichten dergleichen Freudenfeuer kenchten laſſen. Das Publikum faßte ſchnell und freudig die Bedeutung auf, und erneuerte dem erhabenen Paar, Franz und Sophia, ſeine herzlichen Glückwünſche. Die Muſik war in einem anziehenden idylliſchen Charakter gehalten. Unter den beſonders gelungenen Enſemble's zeichneten ſich vornehmlich ein Canon und ein von der Sonntag, die einen Part in dieſem Singſpiel übernommen hatte, mit Begleitung eines weiblichen Chors vorgetragenes Brautlied aus, das zwar etwas an jenes beliebte Kranzjungfernlied erinnerte, aber doch in leichter, eigenthümlicher Anmuth ſich bewegte. — Das militäriſche Feſtſpiel wurde nach einem Zwiſchenakt mit dem Marſche des Regiments Maximilian Joſeph eröffnet, der die ſämmtlichen, ſehr impoſanten und ſinnreich angeordneten Evolutionen begleitete, einen Aufzug mit Standarten ausgenommen, wozu der Marſch der ſchwediſchen Hochländer aus dem erſten Final der „Donna del Lago“ angeſtimmt wurde. Auf den Standarten zeigten ſich die Worte: „Alte Treue. Beharrlichkeit. Vaterlandsliebe. Biederſinn. Deutſche Treue.“ Die Evolutionen waren mit Tänzen und Geſängen, Gruppirungen und Tableaux's verwebt. Das durch eine außerordentliche Maſſe von Figuren gebildete Schlußtableau entfaltete ſich in dem weiten, großartigen Umfang dieſer Bühne, im Glanz romaniſcher Beleuchtung, mit majeſtätiſcher Pracht. — Am folgenden Abend beſuchte der Hof das Volkstheater, wo „die beyden Spaßſankerln“ gegeben wurden, eine Poſſe, die wenn gleich nicht ſo ungeheuer ausposaunt, wie manche andre, doch eben ſo gut und luſtig iſt, wie viele dieſer Gattung. — So viel von den bisherigen Feſtlichkeiten!

Auf dem Hoftheater an der Burg iſt neu gegeben worden: Houwalds Drama: die Feinde. Nicht gering war die Erwartung, wie ſie das auch nie zu ſeyn pflegt, wenn ein Stück von dieſem Dichter angekündigt wird. Die erſten beyden Akte wurden mit ſteigendem Beyfall aufgenommen. Nur als die Handlung durch Erzählungen und Berichte gehemmt wird, und immer offenbarer wurde, daß der Schauplaz der Begebenheiten größtentheils außerhalb der Scene liegt, verminderte ſich nach und nach die Theilnahme, die lezte Scene fanden Viele etwas lang, und der Beyfall war getheilt, im Allgemeinen tau, als endlich der Vorhang fiel. Der Ausgang des Stücks iſt nicht blutig, ſo wie es nach des Dichters eigener Abänderung hier gegeben wird. Edgar bleibt am Leben, und dem Reich entſagend, zieht er ſich zurück in die hochländiſchen Gebirge, bis die Angelegenheit des Vaterlandes ihn zu neuer Thatkraft ruft. Dieſe Wendung iſt des jungen Helden wohl am würdigſten. An Bildern und Gedanken, die Gemüth und Phantaſie anſprechen, auch an gut geführten Scenen hat dieſes Drama, wie die übrigen deſſelben Dichters keinen Mangel. Die Verwicklung iſt glücklich, die Figuren des Gemäldes treten hervor, die Diktion iſt einfach und edel — die Manier läßt ſich nicht verkennen. — Ferner haben wir ein neues Drama in einem Akt geſehen, die Blutrache genannt; nach einer Erzählung von C. v. Pichler, die einer andern Erzählung nachgedichtet iſt. Der Inhalt bezieht ſich auf die bey verſchiedenen Völkern herrſchende Sitte, den Mörder eines Blutsverwandten mit fortgepflanzter Rache vom einen Glied auf's andere zu verfolgen, bis er als Sühnungsopfer fällt! Es war eigentlich nur Ein Moment in dieſer Begebenheit für die Bühne zu benuzen, und dieſer iſt in eine Reihe von gedehnten Scenerien ausgeſponnen. Da aber das tragiſche Ende, worauf es in dieſem National-Charakter-Gemälde vorzüglich ankam, in ein verſöhnendes umgeſtaltet iſt, ſo erſcheint die Idee in ihren Hauptzügen verfehlt, und es bleibt nichts übrig als ein gewöhnliches Theaterſpiel, das einige wirkſame Partbieen und Züge hat, beſonders gut dargeſtellt wurde und mit Aufwand ausgeſtattet war. Dieſes Stück ſoll der Erſtlingsverſuch eines jungen Dichters ſeyn, der ſich bis jezt nicht genannt hat. Eben deßwegen möchte man kaum an ſeine Jugend glauben. Zwar iſt es jezt ſo ziemlich hergebracht, daß ſich die Meiſter dramatiſcher Gemälde ſo lange hinter Vith und Staffeley verborgen halten, bis ſie das Urtheil der Vorübergehenden vernommen; die jungen Dichter ſind hierin aber meiſtens anderer Meinung, und können weder ſchnell genug, noch oft genug zum Vorſchein kommen. Mancher würde ſich dreyfach glücklich ſchäzen, wenn ſein Name dreymal auf demſelben Zettel prangte. In der Jugend iſt es ſüß, genannt zu werden, oft und immerfort, weil man den Namen mit dem Ruhm verwechſelt. Im Alter freut man ſich zuweilen, ſo ſelten wie nur möglich iſt, genannt zu werden, wenn es auch zum Ruhm gereicht, weil Manchem doch die Ruhe lieber iſt. Der ungenannte Verfaſſer wird hoffentlich etwas Gelungeneres liefern, wenn er nicht irre gemacht, auf halbem Wege ſtehen bleibt. Der Himmel bewahre ihn vor guten Freunden mehr als vor Feinden! Unter jenen verſtehe ich ſolche, die ihn zu oberſchnell in die Kategorie der hoffnungsvollen Vollendeten rangiren und in auswärtigen Blättern lobhudeln und lobhäuſeln. Die Strengen oder ſogenannten Feinde, werden ihm geringeren Schaden zufügen.

Auf dieſem Theater wird noch das alte Luſtſpiel: die falſchen Vertraulichkeiten, von Marivaux, nicht nur mit Beyfall und beſonderer Theilnahme, ſondern ſogar vor einem vollen Hauſe gegeben. Das Stück iſt aber vorzüglich gut beſezt, und die Löwe erſcheint als junge Wittwe in einer ihrer beliebteſten Darſtellungen. Dießmal trat auch eine neuengagirte Schauſpielerin (Kneiſel, geb. Demmer) in der Rolle des Kammermädchens auf. Sie war früher für dieſes Fach bey dem Theater der großen Oper angeſtellt, beſizt Gewandtheit und Darſtellungsgabe, wie auch eine ihren Rollen angemeſſene Stimme und muſikaliſche Bildung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Januar 1825.

O schöne Zeit! Du kehrst mir nicht mehr wieder,
Und nicht mehr das, was ich mit ihr verlor;
Und fleh' ich auch: steig' mir noch einmal nieder —
Das Geisterreich leiht mir kein gnädig Ohr!
Und mir ist nichts von deiner Spur geblieben,
Als nur ihr Bild, mein Leiden und mein Lieben.

E. K.

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Die unwürdigen Leidenschaften, welche die Einführung des Christenthums entweihten, konnten wol in Julian's Seele einen heftigen Abscheu gegen diese neue Lehre erregt haben. Sein stolzer Sinn, sein unruhiger, leidenschaftlicher Geist, sein leeres Herz, in welchem das Bedürfniß einer abergläubigen Einbildungskraft die Stelle der Liebe einnahm, und die des Hasses von gar nichts angefüllt ward; eine Art heidnischen Mysticismus, vielleicht auch ein aufrichtiger Enthusiasmus für das Andenken und den Glauben alter Zeiten, verstärkten in ihm die Eindrücke seiner Kinderjahre. Die Sophisten umlagerten ihn — diese Menschen, die ich hinlänglich gebrandmarkt zu haben glaube, wenn ich sage: sie wollten das Bestehende umwerfen, um es neu zu erbauen. Unter dem Vorwand, die Tugenden der Väter wieder einzuführen, beabsichtigten sie verderbliche Neuerungen — so wagten sie das Christenthum zu nennen — zu verdrängen. Jung, gelehrt, im Ruf der Seelengröße, vom Volk geehrt, obschon die Christen den Verdacht eines Brudermords gegen ihn angeregt hatten, griff Julian die Geschäfte mit der Gewandtheit eines Griechen der neuen Zeit an, und kein Fürst konnte sich mehr Einfluß wie er auf sein Zeitalter versprechen. Die Klugheit gebot ihm, seinen Weg behutsam zu gehen; er durfte den Lehren der Wahrheit nicht unverhohlen die alten Künste der Zauberey, die Opfer, die Geistessklaverey entgegenstellen; seine Verschlagenheit führte ihn besser. Er machte die neue Lehre und ihre Priester zu dem Gegenstand seines Spottes, er überhäufte die Götzendiener mit den Würden des Staates, und die Gesetze begünstigten nur die Anhänger der römischen Götter; zuweilen waren Strafen, immer Spott, Arglist, Gold, die schändlichen Mittel, die seine gottlose Absicht beförderten. Der Kaiser wußte, daß es hinreiche, die Gewissen zu verführen oder zu schrecken, die Seelen zu entmuthigen, den Charakter herabzuwürdigen, damit die Welt, die sich heute zum Christenthum bekennte, morgen den Götzen opfre, wie er.

Der Hofstaat des Konstantin's, der ganz aus Christen bestand, ward geächtet, eigends ernannte Richter schickten Statthalter und berühmte Minister zum Tode, ehrwürdige Bürger wurden verwiesen oder in Ketten gelegt. Im Süden bot eine ansehnliche Stadt seinem Haß ihren Beystand: sie mordete die Nachfolger des Heilandes — leere Verweise blieben ihre ganze Strafe; wie aber das Feuer des Himmels einen dem Apollo geweihten Hain verzehrte, wurden die Christen mit Martern und Kerker für diesen Unfall bestraft. Bald machte er kein Geheimniß mehr aus seiner Rückkehr zu den Göttern seiner Ahnherren. Er ernannte sich selbst zu ihrem obersten Priester, er öffnete ihre lang verschlossenen Tempel — doch er versprach Gewissensfreyheit und Herrschaft der Gesetze. Islaor begriff nichts von einer Freyheit, die der Einzelne den Vielen

schenkt; allein Julian's Beyspiel schien ihm so wenig furchtbar, wie seine Macht. Die alten Götter lagen im Staub — konnten sie aus diesem wieder aufgerafft werden, da das Licht der Wahrheit Alles erhellte? Die Pracht, das Gepränge bey dem römischen Götzendienst, Julian's Verschwendungen, ihn zu verherrlichen, konnte die heidnischen Schriftsteller selbst nicht hindern, ihn lächerlich zu finden, der alte Zauber wirkte nicht mehr.

Islaor zweifelte noch immer nicht, daß die wahre Lehre den Sieg davon tragen würde; er glaubte an die Tugendsaat, welche sie hier ausgestreut, und an die Ruhmesernte, welche ihr unser Zeitalter verhieß. Eines Tages hielt Julian eine Heerschau, die Götterbilder, vor welchen kein Christ sich neigen darf, standen glänzend um ihn her; die Krieger beugten vor ihnen ihre Stirn, so überrascht, daß es ihnen im ersten Augenblick leichter dünkte, ihrem Gott, als ihrem Kaiser zu mißfallen. Nun glaubt der hinterlistige Monarch jede Niederträchtigkeit fordern zu können; er steht auf, um die Gabe, welche die Kaiser unter den Vertheidigern des Vaterlandes zu vertheilen pflegten, ihnen selbst zu reichen; er drückt einem Jeden mit dem Goldstück einige Körner Weihrauch in die Hand, den sie zu Ehren der Götzen verbrennen müssen, oder fortan allem Lohn ihres Muthes, ihres vergossenen Blutes entsagen. Das Heer steht erstaunt . . . und verleugnet die Wahrheit mit seinem Herrn. Nur Wenige aus seiner Mitte erbittert es, den ekelhaften Ehrgeiz, den erkauften Gottesdienst selbst dem Lager aufgedrungen zu sehen. Sie weiheten dem Staat ihr Leben, und sollten ihren Gott nicht behalten können? Nach Islaor's Beyspiel zerbrachen sie ihre Schwerter; man wirft sie mit ihm in Kerker — nicht weil sie Julian's Göttern zu opfern verweigerten, Julian hatte ja den Gewissen Freyheit verheißen, sondern weil sie die Strenge der Mannszucht verletzt. Wenn die Macht so keck oder so niederträchtig geworden ist, die Lüge in die Anwendung der Gesetze zu mischen, so bleibt dem Redlichen nichts übrig, als sein Haupt zu verhüllen, und zu warten, bis Gottes Gerechtigkeit auf Erden wieder aufsteht.

Islaor ertrug sein Loos, Julian wollte es aber zu keinem Todesloos machen, denn der Gallier war von dem Heere geliebt; er verbannte ihn, wie seinen Nachfolger auf dem römischen Thron, den Jovian, aus dem Lager. Islaor durchwanderte nun einen Theil des römischen Reichs, und fand, wenig entlegene Gegenden ausgenommen, die christlichen Altäre gestürzt. Jezt sank seine Hoffnung dahin; was konnte er noch von einem Jahrhundert erwarten, in dem es des Willens eines einzigen Mannes bedurft hatte, um dem alten Gesetz plötzlich wieder auf Erden die Herrschaft zu verleihen? Aurinens Andenken allein schüzte ihn jezt vor Verzweiflung; an sie banden ihn die natürlichsten Gefühle, die kein Kriegslärm, kein Sieg, kein Glückswechsel geschwächt hatten, bey ihr wollte er das einfache Glück des stillen Bürgers, bey ihr die Stärkung suchen, welche reine Liebe edeln Herzen gewährt.

Nie war Aurinia inniger geliebt worden, als da Islaor nach langer Wanderung das Land seiner Väter erreichte. Trotz den drohenden Wolken, welche den Himmel umzogen, eilte er, sobald das nächtliche Dunkel herabsank, sich auf leichtem Fahrzeug der heiligen Insel zu nahen. Er sang die Worte, welche die neuen Verfolgungen der Christen erzählten, doch vergebens ertönte seine Stimme, kein befreundetes Zeichen verrieth ihm die Gegenwart seiner Geliebten; auf jeder schimmernden Woge glaubte er ihren Nachen zu sehen — allein mit dem Schaum der Welle zerstiebte die Täuschung, das Brüllen des Sturms betäubte sein Ohr, und Verzweiflung ergriff seine Seele, denn in Aurinens Armen allein konnte er die Freystätte hoffen, die sein Unglück bedurfte. Endlich brach der Tag an. Ein Sklave, der den Pflug führte, wagte es, ihm auf seine Bitte zu berichten, daß die Jüngste der Druidinnen beym Beginnen des Sturmes die Insel verlassen habe. Täglich begab sich diese zärtliche Gattin, diese eifrige Priesterin, an das Festland, um an dem Ort Opfer zu bringen, wo sie zuerst die Schwüre des Kriegers, den sie liebte, empfangen; sie war nicht zurückgekehrt zur Stunde der heiligen Feyer, man hatte sie auf der Insel vergeblich gesucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Beschluß.)

VII.

Den 4. November Abends kam ich zu der Kaiserin, und brachte ihre Büste in Gyps mit mir. Damit die Damen, welche sich bey ihr befanden, sich von der Aehnlichkeit derselben überzeugen könnten, nahm sie die Stellung ein, in welcher sie gesessen hatte. Alle fanden die Aehnlichkeit vollkommen. Napoleon selbst war nicht gegenwärtig, und die Kaiserin sagte, daß er die Büste den folgenden Morgen beym Frühstück sehen werde. Sie fügte hinzu: „Es ist also wirklich so, Herr Canova, Sie wollen nicht in Paris bleiben?" — Ich will, so schnell wie möglich, nach Rom reisen, antwortete ich, damit Ihro Majestät bey Ihrer Ankunft daselbst, die, wie ich hoffe, bald stattfinden wird, das Modell Ihrer Statue in Lebensgröße schon vollendet finden. Die Kaiserin machte mir viele Fragen über die Art und Weise, wie die Büsten zuerst entworfen und dann

Digitized by Google

auf den Marmor übertragen werden. Man sprach von meiner Statue der Fürstin Leopoldine Lichtenstein, wobey die Kaiserin bemerkte, „daß dieß wirklich eine wahrhaft idealische Schönheit wäre.“

VIII.

Einige Tage nachher besah der Kaiser die Büste seiner Gemahlin; er bat sie, sich in die angenommene Stellung zu setzen, ersuchte sie sodann zu lächeln, worauf er seine Zufriedenheit mit meiner Arbeit aussprach. Ich machte den Vorschlag, diese heitern Gesichtszüge, die so vollkommen den Charakter der Eintracht aussprechen, als Concordia*) auszuführen, weil man der Kaiserin den Frieden zu verdanken hätte.

Die Kaiserin hatte den Schnupfen, und ich erlaubte mir, ihr zu sagen, daß sie nicht genug für ihre Gesundheit Sorge trage, indem sie in offenem Gefährt mit auf die Jagd fahre, was doch für sie, die sich in andern Umständen befand, gefährlich sey. — „Ja, so ist sie,“ sagte Napoleon; „Jedermann staunt darüber. Allein (indem er mit dem Zeigefinger auf die Stirn deutet) die Frauen „wollen eben einmal, daß Alles nach ihrem Kopfe gehe. „Sehen Sie, da will sie mit nach Eberburg gehen, was „doch so sehr weit entfernt ist. Ich bitte sie dagegen immer, doch ihre Gesundheit zu schonen. Sind Sie auch „verheyrathet?“ — Nein, Ew. Majestät, antwortete ich, zwar befand ich mich oft auf dem Punkt, zu heyrathen, allein zu verschiedenen Malen hat mir der Zufall noch meine Freyheit erhalten. Neben andern Rücksichten hielt mich auch die Furcht, keine Frau zu finden, die mich lieben könnte, wie ich sie, vom Heyrathen ab, zumal da ich als Unverheyratheter meiner Kunst mehr leben zu können hoffte. — „O Weiber, Weiber!“ sagte der Kaiser mit Lachen, während er sein Frühstück mit Appetit verzehrte.

Zu verschiedenen Malen hatte ich schon meinen Wunsch geäußert, wieder nach Rom zurückzukehren, wenn ich die Büste der Kaiserin modellirt haben würde. Daß ich nie etwas für mich verlangt hatte, schien mir dem Kaiser mißfallen zu haben, und so sagte er mir denn, als jezt wieder von meiner Abreise die Rede war und ich mich beurlaubte: „Nun, so gehen Sie denn, weil Sie nicht anders wollen!“

*) Dieses geschah auch in der That (Concordia zu Calorne). Marie Louise ist auf einen Thron sitzend dargestellt, in der einen Hand das Scepter, in der andern eine Patera haltend. Diese Statue ist eine der vorzüglichsten Werke Canova's.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im November 1824.

(Beschluß.)

Auf dem Theater am Kärnthnerthore wurde eine neue Oper von Mercadante gegeben; Il Podestà di Burgos Melodramma giocoso in due atti. Das Stück ist von Felice Vassi, empfiehlt sich aber keineswegs. Der Inhalt hat wenigstens — Aehnlichkeit mit einem französischen Lustspiel, das ich hier in der Bearbeitung vor mehreren Jahren auf einem andern Theater gesehen zu haben mich erinnere. Das Stück ist nicht viel werth, und der Operntext noch viel weniger. Ganz gewöhnlicher Opernunsinn, ohne wahre Komik, mit großer Profusion und Confusion aufgetischt. Die Musik ist besser und nicht ohne Vorzüge, im beliebten National-Genrestyl. Was aber aller Wirkung schadet, die wahrscheinlich erst recht dadurch erreicht werden sollte, ist der ewig wiederholte Canto parlante, womit fast jedes mehrstimmige Gesangstück überladen ist. Man hört ein ewiges Geschnatter und Geplapper, im geschwindesten Zeitmaaß, an welchem selbst die gewandten Zungen der italienischen Virtuosen sich widerstrebend abmühen, und wodurch die Ohren der Zuschauer ganz betäubt werden. Die Komposition zeichnet sich nicht eben sehr durch Geist und Phantasie aus, desto mehr durch Nachahmung und Reminiszenzen, enthält aber auch manches Gelungene, als Beweis der Einsicht und des Fleißes. Nur die Sänger erhielten Beyfall, das Ganze wurde aber kalt aufgenommen, und schon bey der zweyten Vorstellung hatte sich ein kleines Publikum versammelt. Rubini sang schmelzend und mit glänzender Bravour; die Fodor — incomparabilissimamente! Eine im zweyten Akt von ihr vorgetragene Arie wurde als der einzige Talisman, der dieser Oper öftern Zuspruch gewinnen könnte, anerkannt. Lablache gab den intriguant-komischen Sekretär mit vielem Aufwand, und beynahe mit zu vielem; die langen Pausen, die mimischen Erörterungen und Verzierungen hielten die ohnehin uninteressante Handlung auf, und hoben das Bizarre nur noch mehr hervor. Uebrigens war er wieder als Sänger und Schauspieler auf seinem Platz. Die Oper wurde das erste Mal zu seinem Vortheil gegeben, und David sang aus Gefälligkeit für ihn zwischen den Akten Rossini's Addio ai Vionnesi, das in Komposition und Vortrag eher einer verunglückten Bravourarie, als einem gefühlvollen Lebewohl glich und wenig Eindruck machte, aber doch mit rauschendem Applaus erwidert wurde. David ist nun nach Venedig abgereist, der primo Ballerino Rozier und die seconda Ballarina Heberle sind nach Turin gegangen. Der Sänger Forti macht eine Kunstreise — im Winter, da die deutschen Opernisten wenig zu thun haben. Die Sonntag wird mit Ende der Pachtzeit auch eine Kunstreise unternehmen, und nicht, wie es heißt, nach Darmstadt als engagirtes Mitglied des Hoftheaters gehen. Mit Ende März, oder vielmehr Anfangs der Charwoche hört die hiesige Oper auf, und wahrscheinlich wird alsdann das Schauspielhaus am Kärnthnerthor verschlossen werden.

Auf dem Theater an der Wien sahen wir ein neues Feenspiel in drey Aufzügen von G. Seidel, betitelt: der kurze Mantel. Der Mantel ist eigentlich nur eine kurzweilige Episode in diesem Zauberspiel; das Uebrige sieht aus, als ob es nicht dazu gehörte. Trotz dem großen Aufwand, der sich in der Ausstattung dieser Feerey in schönen Dekorationen, Maschinerien, Tänzen und Tableaux's zeigte, in der zierlichen und glänzenden Garderobe — von den Hauptpersonen bis zum letzten Mitglied der zahlreichen Statistenschaar beyderley Geschlechts schimmerte und flimmerte alles — konnten die Zuschauer diesem neumodischen Mantelschnitt doch keinen Geschmack abgewinnen, und die Unternehmung des Theaters fand gegen Wind und Wetter auch

eben keinen Schutz darin. Der Stoff ist aus einem bekannten Wolkmährchen genommen. Was die Erzählung durch den Vortrag gewonnen hat, mußte der dramatischen Haltung auf andere Weise mitgetheilt werden; hier fehlt es aber, nicht am Aeußern zwar, wie ich schon bemerkt habe, desto mehr jedoch am Innern, besonders an Phantasie und Anordnung. Die Verse, worin der Dialog geschrieben ist, und die sich nach Bequemlichkeit reimen, oder nicht reimen, leisten keinen Ersatz und machen den Schauspielern nur das Leben sauer. In einem Singspiel ohne Rezitativ ist ehrlich-schlichte Prosa besser. Die Musik ist von drey verschiedenen Tonsetzern; Mannichfaltiges genug und Angenehmes auch; Einheit läßt sich in einem solchen Fall nicht fordern. Das Stück hat zwar eine Reihe von Vorstellungen erlebt, das ist in der Regel; aber bey der dritten war das Haus schon ziemlich leer und niemals recht gefüllt; aus allen Winkeln erschallte gleich von vorne herein energischer Applaus. Die Theilnahme vermocht' es nicht zu wecken, und der zwecklose Aufwand machte den Mangel nur noch fühlbarer. Das Publikum ist durch Schimmer und Flimmer zur Ausstaffirung gehaltloser Theaterwerke schon so sehr gewöhnt, daß es größtentheils in solchen Fällen eine gänzliche Apathie beweist. — Auf einmal wurden wir überrascht durch die Ankündigung: „Großes Schauspiel. Der kurze Mantel u. s. w. mit deutschen und italienischen Gesängen." Jedermann wunderte sich, wie der kurze Mantel in eine musikalische Pastete (Pasticcio) gekommen sey; Deutsch und Italienisch durcheinander! das hing aber so zusammen. Nach einer frühern Uebereinkunft als vor Kurzem noch die Unternehmung dieses Theaters mit dem Pächter des Kärnthnerthor-Theaters in Verbindung stand, mußte einer Schauspielerin noch eine Benefice-Vorstellung zu gut kommen; da man sich nun in der Geschwindigkeit nicht anders helfen konnte, so trugen einige Mitglieder der großen Oper Gesangstücke zwischen den Akten vor, und einige Balletkünstler des zweyten Hoftheaters führten im Singspiel vorkommende Tänze aus. Der kurze Mantel erhielt also einen neuen doppelten Besatz, und wurde um ein gutes Stück verlängert.

Auf diesem Theater gab der Schauspieler Rott zu seinem Vortheil die Räuber. Wie vor Zeiten die akademische Jugend schaarenweise diesem Stücke nachzog, z. B. von Jena nach Weimar, wo es Sonnabends gewöhnlich über die Bretter fuhrt, so strömte hier noch jezt das Sonntagspublikum hinzu. Es ging stürmisch bey der Kasse her. Als die obern Plätze voll waren, drängte sich der Schwarm nach unten hin, und das Schauspielhaus war in gesegneten Umständen. In sechs Akte abgetheilt, dauerte die Vorstellung bis gegen zwölf Uhr. Etliche dreyßig Mann zu Pferd und eine Schaar zu Fuß, mit kunstmäßig fierenden Säbeln, führten einen Kampf auf Leben und Tod aus, der durch die Walddekoration mit der Aussicht in die ganze, perspektivisch sich eröffnende Bühnentiefe ein imposantes Schauspiel gab. Das Lied wurde von Sängern harmonisch angestimmt; die Räuber horchten voll Verwunderung, wie die Felsen ehemals dem thracischen Virtuosen. Rott gab den Karl mit Liebe und Bedacht, an gehörigem Ort mit gewichtiger Ruhe. An Leidenschaft und physischer Energie fehlt es ohnehin nicht. Die schwärmerische Exaltation sollte mehr durchschimmern. Palmer war als Franz zu sehr Kopie. Das peinliche Bestreben drückte sich in allen Stellungen und Bewegungen aus und gab selbst den bessern Zügen ein verzerrtes Ansehen, wie sehr er sich auch angelegen' seyn ließ, die Uebertreibung zu vermeiden. Des Dehnens und des Schleppens war kein Ende. Ist sonst ein fleißiger Schauspieler. Als eine wahre Karrikatur des Tragischen erschien die Amalie: und die Herren Räuber ließen sich, ohne Zweifel von der hochtrabenden Diktion und den genialen Kraftausdrücken zu einem Deklamationspathos verleiten, daß selbst der Roller'sche Galgenbericht wie eine altfränkische Heldenarabe in Alexandrinern rezitirt wurde.

Ein neues Stück von Theodor v. Haupt: „Katharina von Kurland," romantisches Drama in drey Akten machte wenig Glück. Eine Art von Spektakelstück mit Scenerie und Knalleffekten, das aber wenig Effekt macht, die Bühnenhelden ziemlich echauffirt, die Zuschauer dagegen kalt läßt, und dem großen Publikum nicht einmal den Ohrenschmaus romantischen Reimgeklingels gewährt. Das ist eigentlich ein Vorzug: es will nicht besser scheinen als es ist. Der Böswicht und der gutmüthige Kastellan haben recht melodramatische Familienzüge. Ein zweyter Vorzug ist die Kürze.

Auf dem Volkstheater nichts Neues von Bedeutung. Eine Pantomime, „Harlekin und Columbine im Zauberwald," ist recht unterhaltend. Auf dem Josephstädter Theater hat auch lange Zeit schon keine Neuigkeit Furore gemacht. Unter die neuen Erscheinungen kann hier indessen mancherley gerechnet werden, was anderwärts veraltet ist. Das Winterpublikum hat sich wieder eingefunden. Die allerhöchsten Herrschaften haben auch dieses Schauspielhaus besucht, und der zweyten Vorstellung eines neuen Feenspiels beygewohnt, das Zauberhorn betitelt, das ich aber noch nicht kenne.

Die vaterländische Literatur hat unlängst einen Verlust erlitten durch den frühen Tod des Hrn. Matthäus Edlen von Collin. Erst 45 Jahre alt folgte er seinem ebenfalls in frischer Lebenskraft verstorbenen Bruder, dem vielgeschätzten dramatischen Dichter. Als Mensch und als Gelehrter hinterläßt er einen ehrenvollen Namen und hat sich in verschiedenen Wirkungskreisen um das Vaterland verdient gemacht. Zuerst Professor der Aesthetik in Krakau, dann auf dem Lehrstuhl der Geschichte der Philosophie an der hiesigen Universität, k. k. Beamter und Ordensritter, zuletzt Erzieher des Herzogs von Reichstadt. Früher Herausgeber der Jahrbücher, versorgte er sie in den lezten Jahren noch mit schätzenswerthen Beyträgen. In diesem Monat starb auch der vormals in der deutschen Bühnenwelt berühmte Schauspieler Klingemann, 62 Jahr alt. Seine glänzende Laufbahn begann er unter Schröders Leitung. Als Hamlet, Albrecht, der Wittelsbacher, in Agnes Bernauerin und Don Karlos wurde er gefeyert. Als Prinz von Dänemark und Infant von Spanien in Kupfer gestochen, begegnete man damals häufig seinem Antlitz. Seit längerer Zeit indessen konnte er das alte französische Lied: Mes jours de Fête sont passés, im Stillen wiederholen. Er hatte an Gehör und Gedächtniß verloren, behielt aber bis an's Ende eine Fülle von zarter, wohlwollender Gemüthlichkeit.

Das neueingerichtete Kaffeehaus verschönert sich immer mehr. Der Eigenthümer hat sich durch Einräumung eines Zimmers für Nichtraucher und weibliche Gäste den Dank der Freunde geselliger Unterhaltung erworben. Wenigstens können sie dieses in Form eines türkischen Zeltes, von oben bis unten geschmackvoll drapirte Kabinet, ohne Gefahr, durch den Qualm ungeschliffener Tabaksschmaucher erstickt zu werden, beziehen, und es verlassen, ohne gleich nachher die Kleider wechseln zu müssen, wenn sie etwa elegante Cirkel noch besuchen wollen. Auf einer Seite befindet sich eine Art von Boudoir mit weichen und bequemen Polstern versehen, gegenüber sieht man durch eine große Spiegelthür in die nächsten Zimmer, wo die Raucher in dicken Wolkenwirbeln sich bewegen, ohne daß man vielen Laut vernehmen kann. Alle Freunde, die diesen Ort gesehen haben, stimmen darin überein, daß man in keiner Hauptstadt Europa's ein für gleichen Zweck bestimmtes ähnliches Lokale findet.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Januar 1825.

Ahnest du den Schöpfer, Welt?

Schiller.

Das Gebet.

Von Alphonse de la Martine.

(Aus dem Französischen übersezt von Gustav Schwab.)

Des Tages Fürst legt sich zur stolzen Ruh',
Er steiget langsam von dem Siegeswagen,
Die helle Wolke, die ihn deckt, bewahrt
In glühnden Furchen seine Spur am Himmel,
Und überschwemmt mit Purpurglanz den Raum.
Wie eine goldne Lamp', im Blauen hängend,
Wiegt sich der Mond am Saum des Horizonts;
Sein abgeschwächter Strahl schläft auf dem Gras,
Und von den Bergen rollt der Nächte Schleyer:
Die Stund' ist's, wo, indem die Nacht sich senkt,
Der Tag entfliehet, Natur in kurzer Sammlung
Sich hebt zu Dem, der Tag und Nacht erschuf,
Und ihm in ihrer Bildersprache scheint
Der Schöpfung prächt'ge Huldigung zu bringen.
Allseit'ges Opfer, unermeßliches!
Der Tempel ist die Welt, Altar die Erde,
Der Himmel Dom, und jener Sterne Schaar,
Des Schattens bleicher Schmuck, verhüllte Flammen,
An blauer Wölbung regelrecht verstreut,
Sind heil'ge Fackeln, für den Tempel glühend.
Und jene Wolken, die ein sterbend Licht,
Die reinen, saugt, und die der linde Hauch
Vom Abend gegen Morgen leicht zurück
Im Feld der Lüfte drängt, und an dem Saum
Des Firmaments aufrollt in Purpurflocken: —
Das sind des Weihrauchs Wogen, der verdampft
Am Thron des Gottes, dem die Schöpfung opfert.

Doch ist der Tempel stumm! Wo bleibt der Chor?
Wo wird zum Herrn der Welt die Hymne steigen?
Wie tiefe Stille rings! Mein Herz nur spricht.
Ja, mein Verstand, er ist des Weltalls Stimme!
Auf Abends Strahl, auf Windes Flügel hebt
Er sich zu Gott, wie ein lebend'ger Duft,
Gibt eine Sprache jedes Kreatur,
Und leitet der Welt, zum Beten, meine Seele.
Hier, einsam, auf' ich seinem Vaterblick,
Die Wüste füll' ich mit des Ew'gen Namen.
Und, der im Schooße seiner Herrlichkeit
Dem Klang der Sphären, die er leitet, hoecht,
Er hört auch meines schwachen Geistes Laut,
Der, ihn betrachtend, seinen Namen murmelt.

Beginn und Ziel dein selber und der Welt,
O du, deß Wink Unendlichkeit befruchtet,
Weltseele, Schöpfer, Vater, Gott! — gegrüßt!
In allen diesen Namen glaub' ich dich.
Ich brauche deine Stimme nicht, es steht
Mein sel'ger Glauben an der Stirn des Himmels.
Es predigt deine Größe wie der Raum,
Die Erde deine Güte, deinen Glanz
Die Sterne: selber hast du dich geschaffen
In deines Werkes Herrlichkeit; es strahlt
Die ganze Welt dein eigen Bild zurück,
Und meine Seele wiederum die Welt.
Ich denke deine tausend Eigenschaften,
Rings um dich her entdeck' ich, preis' ich dich;
Betrachte mich — und finde wieder dich!
Die Sonne funkelt an dem Himmel so,
Strahlt aus der Flut zurück, und glänzt im Auge.

Du höchste Güt' und Schönheit! Nicht genügt,
An dich zu glauben: allenthalben such'
Ich dich, dich lieb' ich, sehne mich nach dir!
Ein Strahl von Licht und Lieb' ist meine Seele,

Digitized by Google

Auf einen Tag vom Brennpunkt abgelöst,
Von heißer Sehnsucht fern von dir verzehrt,
Nach seinem Feuerquell zurückbegehrend.
Ich athme, fühle, denke, lieb' in dir!
Durchsichtig ist die Welt mir, die dich birgt,
Du bist's, den ich im Grund der Schöpfung finde,
Du, den ich segn' in jeglichem Geschöpf.
Mich dir zu nähern floh ich der zur Wüste;
Wenn hier die Dämm'rung ihre Flügel schwingt,
Den Horizont erschließend, drauf der Tag
Erwacht, und Perlen ihres Morgenroths
Auf alle Berge streut: — das ist für mich
Dein Blick, der von des Himmels Haus herab
Sich aufthut ob der Welt, und Licht ihr sendet.
Wenn am Mittag den Lauf die Sonne hemmt,
Mich überschwemmt mit Wärme, Licht und Leben,
Gestärkt von ihren kräft'gen Strahlen fühl'
Ich deine Tugend, Herr, und deinen Hauch.
Und wenn die Nacht, ihr Sterngefolge leitend,
Die eingeschlafne Welt in Schleyer hüllt,
Allein, im Schooß des Dunkels und der Oede,
Nachsinnend ob der Nächte milder Pracht,
In Ruhe, Schatten, Stille ganz gehüllt,
Ist näher deiner Gegenwart mein Geist;
Von inn'rem Tage fühl' ich mich erleuchtet,
Hör' eine Stimme, die mich hoffen heißt.

Ja, Herr, ich hoff' auf deine Herrlichkeit!
Du hast das Leben überall verschwendet,
Nicht enden wirst du meiner Tage Zahl
Mit diesem trüben, kurzen Erdenlauf.
Allwärts erhalten, zeugen seh' ich dich:
Zerstören mag nicht, der da schaffen kann.
Der Allmacht Zeuge, sicher deiner Güte,
Hoff' ich den Tag, der keinen Abend hat.
Umsonst umringen mich des Todes Schatten,
Durch seine Nächte sieht mein Geist das Licht:
Die letzte Staffel ist's, die dir mich nähert,
Der Schleyer, der von deinem Antlitz fällt.
Beschleun'ge den ersehnten Augenblick;
Und — hält zurück ihn dein Geheimniß noch —
Vom Himmel höre meiner Nothdurft Schrey.
Atom und Welt sind gleich vor deiner Sorge,
Dein Reichthum helfe meiner Armuth auf:
Dem Leibe gib sein Brod, der Seele Hoffnung.
Aus deinem Allmachtsang' erhell' ein Strahl
Die Nacht des Geistes, den die Sinn' umschatten;
Auf ewig, wie den Thau die Sonne saugt,
Verzehr' in deinem Schooß mein Denken du!

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Auf die Nachricht des Sklaven schien das Maß von Islavr's Unglück gefüllt: Aurinia war für ihn verloren. Schon blickte er auf den Abgrund des Meeres, um dort Vergessenheit seiner Leiden zu suchen, sein Auge fiel auf sein Schwert, das auf dem Boden des Fahrzeuges lag, und von ihm glänzte ihm das Zeichen entgegen, das alle Christen verehren. Er sank auf seine Knie und brachte Gott sein blutendes Herz dar. Jezt hatte Rudina keinen Werth mehr für ihn, er wendete sein Fahrzeug von ihr ab, und landete auf dem Boden, der ihn geboren. Der Gedanke: Vaterland! wirkte magisch auf seinen Schmerz. Des Menschen Herz ist an zwey Punkten des Aberglaubens empfänglich: im Augenblick des höchsten Kummers und des höchsten Glücks.

Islaor eilte zu dem Hause seines Vaters. Auf dem Wege lag ein Tempel, der früher, wie die Druiden andere heilige Stätten verlangten, als das Dunkel der Haine, den celtischen Gottheiten geweiht gewesen war; später ward er dem olympischen Jupiter gewidmet, seit das Christenthum herrschte, blieb er viele Jahre verschlossen, und das Gras keimte an den Stufen seiner Vorhalle. Islaor sah seine Pforten geöffnet, der Weg zu ihnen war geändert, doch die Menschen, welche ihn betraten, schienen bedrückt, wie er selbst. Von dieser Gleichheit der Stimmung hoffte er Gleichheit der Gesinnung, auch schien sein Anblick Freude zu erregen; man drängt sich zu ihm, man erinnert ihn an die glorreichen Zeiten, wo er unter dem Zeichen des Kreuzes die kaiserlichen Heere zum Siege führte. Islaor antwortet: „Das Kreuz strahlt nicht mehr auf Julian's Fahnen, allein es ist meinem Herzen fest eingeprägt, und mein Arm ist ihm und der heiligen Sache der Wahrheit geweiht!" Kaum hat er diese Worte gesprochen, so entfliehen Alle, die sie hörten, von seiner kühnen Tugend geschreckt; er bleibt allein, und mit einem neuen Schmerz im Herzen naht er sich dem väterlichen Haus. Seiner Stimme wird keine Antwort gegeben; ein Greis, der in der Nähe wohnt, berichtet ihm, daß sein Vater sich in eine der Versammlungen begeben hat, die auch noch unter der römischen Herrschaft den Galliern das Recht erhielten, die wichtigsten Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu erörtern. Sie findet in Alaunium (dem jezigen Valognes) statt, und Islavr eilt, ihn dort zu finden.

Islaor's Vater war stolz auf das Blut der Barden, aus dem er entsprang, auf die Kunst des Gesangs, die er auch auf seinen Sohn vererbt hatte; wie die christliche Lehre in sein Land gekommen, hatte er sie mit rücksichtslosem Eifer begünstigt — das ist die Schuld leidenschaftlicher Sektenanhänger, daß sie die heiligste Sache in den Augen der Menschen herabsetzen, und ihr den Tadel zuziehen, den ihr Unverstand verdient. Der junge Gallier hatte oft über die Nachrichten geseufzt, die ihm in der Ferne von seines Vaters übertriebenem Religionseifer zukamen. Jezt war er in Versuchung, die Ansichten seiner Glaubensbrüder zu theilen: diese warfen sich jezt allgemein die Milde vor, die sie während den Jahren, wo ihre Lehre vom Kaiserthron unterstüzt wurde, gegen die Götzendiener geübt hatten; sie meinten: wenn sie deren Heiligthümer alle zerstört, alle ihre Tempel in Staub gelegt, ihre hals-

Digitized by Google

ſtarrigſten Anhänger vertilgt hätten, würde die Abgötterey, der Stätten ermangelnd, nun nicht ſo ſchnell wieder ihre Herrſchaft gewonnen haben. Doch Islaor war zu edel, um ſeine Glaubensbrüder zu tadeln, daß ſie ſich ſo viele Gewaltthaten erſpart hatten; er dachte nur an das Glück, bey ſeinem Vater eben den Abſcheu an Julian's Verrath, an der Abtrünnigkeit der Welt, wie er in ſeinem Buſen glühte, zu finden. Wer unter dem Druck blinder Willkür geſeufzt hat, kennt allein die Wolluſt, in einer geliebten Bruſt ſeinen ganzen Unwillen mit gleicher Bitterkeit wiedertönen zu hören. Klagen genügen ihm nicht, er will Zorn, den tugendhaften Zorn, der allein ſein Herz zu tröſten vermag.

Wie er an den Thoren von Alaunium anlangte, fand er die Stadt in der größten Bewegung; das Volksgedränge verſperrte ihm den Weg, und wie er ſtrebte, ſich einen Durchgang zu erzwingen, ward er mit ihm fortgeriſſen zu dem öffentlichen Platz. Ein großer Feſtzug bewegte ſich heran; Alles, was das römiſche Heidenthum Sinnbeſtürmendes aufbieten konnte, um den Götzendienſt zu verherrlichen, war verſchwendet, um dieſen Pomp zu erhöhen. Töne und Blumen und Düfte, die rührende Anmuth des kindlichen Alters, der Zauber jungfräulicher Schönheit im Zuge der Tempeldienerinnen, waren vereint und wechſelten ab, um das Volk zu beſtricken. Es ſah neugierig, gekurzweilt, mit Beyfall zu. Es ſah ſeinen Magiſtrat die heiligen Binden halten, an welchen die Opferthierr geführet wurden, die geweihten Gefäße ſah es ihn tragen. Der Soldat warf ſich girrig auf das Opferfleiſch, worüber Julian, ihr Verderber, ſelbſt ſeinen Spott trieb. Islaor, von der Menge fortgeriſſen, und mitten unter ihr in der graunvollſten Vereinzelung, vermochte nichts, als ſein Antlitz zu verhüllen, damit ſein Blick nicht von dem Greuel des Götzendienſts befleckt würde. Doch hören mußte er, wie die Schauluſtigen von einer Jungfrau ſprachen, die ſie aus der Reihe ſchöner Mädchen, welche in dem Zuge gingen, als das ſchönſte lobprieſen; ſie verglichen ſie frech, und dem vor ihren Augen aufgeführten Schauſpiel angemeſſen, mit den Göttinnen des Olymps; Einige, das Heiligſte nicht ſchonend, fanden in der himmliſchen Demuth ihrer Haltung, in der Reinheit ihrer Züge, das Bild der heiligen Jungfrau verwirklicht. Bald nachher hörte er von einer andern Seite: dieſe Jungfrau ſey eine Druidin von Rudina; der Sturm habe ſie verhindert, in ihre Inſel zurückzukehren, und ein Vater habe ſeine Gewalt gebraucht, um ſie zur Begleitung des Feſtzuges zu zwingen. Dieſe Worte dringen wie ein Pfeil in Islaor's Herz, ſein Auge ſucht Aurinia; allein das Zeichen zu den öffentlichen Spielen iſt gegeben, ganz Alaunium drängt ſich zum Circus, die Prieſter, der Magiſtrat beſteigen dort Ehrenplätze neben dem Stellvertreter des Kaiſers, und blicken mit Wohlgefallen auf die Wiedereinführung der alten Gebräuche, denn dieſe einfältigen Menſchen glaubten ihr Geſchlecht zu ehren, indem ſie den Göttern, die ihre Voreltern angebetet hatten, getreu blieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, November 1824.

Wem gehört der Preis? das iſt die allgemeine Frage des Publikums, die ein jeder Einzelne davon nach ſeinen Einſichten, Wünſchen oder Vorurtheilen beantwortet. Es handelt ſich nämlich um zwey Gemälde, die zur Bewerbung eines Preiſes von hundert Karolin, welchen ein Freund der ſchönen Künſte, Hr. de Sellon, vor einem Jahre ausgeſetzt hatte, letzthin öffentlich ausgeſtellt worden ſind. Der von der Klaſſe der ſchönen Künſte zum Konkurs bezeichnete Gegenſtand iſt „die Befreyung Bonnivards aus den Gefängniſſen des Schloſſes Chillon.“ Franz Bonnivard, obgleich aus Savoyen gebürtig, war dennoch einer der größten und edelſten Bürger von Genf, deren Andenken die Geſchichte dieſer Republik aufbewahrt. Als Probſt des Sprengels von St. Viktor, der zur Stadt gehört, hatte er ſich immer als ein warmer Anhänger ihrer alten Freyheiten gezeigt. Er wurde nun auch ein eifriger Beförderer der jungen Kirchen-Reformation, die von Calvins Munde ausging. Sein reiner Enthuſiasmus, ſein glühender Eifer für das Gute und Wahre ließ ihn alle andere Rückſichten vergeſſen. Er trotzte den Drohungen der Herzoge von Savoyen, die mit Liſt und Gewalt Meiſter der Stadt zu werden hofften, er ſtellte ihren Planen den Rath der Klugheit entgegen und vereitelte ſie alle. Das war der Mann, den die ſavoyiſchen Kriegsknechte auf einer einſamen Wanderung überfielen, banden, mißhandelten, und in die unter den Fluten des Genferſees, in einem von den hohen Alpen herabgeſtürzten, ungeheuren, eine Inſel bildenden Felsblocke ausgehauenen Gefängniſſe ſtürzten. Dort faſt nackt, um Arme, Leib und Füße mit ſchweren Ketten an einen Pfeiler angeſchmiedet, brachte er ſechs Jahre eines wahren Märtyrerdaſeyns zu, bis endlich die Berner, die ſich des Waatlandes bemeiſtert, und mit Hülfe der Genfer Flotten Chillon erobert hatten, ihn befreyten. Noch iſt auf dem Boden des Gefängniſſes, im harten Fels die Spur ſeiner Schritte zu ſehen.

Zwey Genfer Maler, deren Talente würdig ſind, mit einander zu wetteifern, haben ihre gleich verdienſtvollen Kunſterzeugniſſe zur Preisbewerbung ausgeſtellt. Der Erſte, dem man faſt allgemein den Vorzug gibt, nicht nur, weil er ein ſehr bekanntes Stadtkind (wie man ſagt) iſt, ſondern auch, weil ſich viel Leben, Wärme und Kraft in ſeiner Kompoſition befindet, iſt ein junger Mann, Namens Lugardon, der ſich eben, auf einer Kunſtreiſe in Italien begriffen, zu Florenz befindet, und deſſen Name bey dieſer Gelegenheit zuerſt genannt wird. Der zweyte iſt ein Schüler des berühmten David, ein Zögling der ſchönen Formen, der ſtudirten Bewegungen und des lebhaften Kolorits. Er iſt kein Stadtkind, ſondern zu Madrid geboren, und nur durch Verbindung Bürger der Stadt und Republik geworden. Sein Name iſt Chaix. Er hat den Vortheil auf ſeiner Seite, beſtändiger Sekretär der Klaſſe der ſchönen Künſte zu ſeyn. Von den Gemälden zeichnet ſich das von dem Letztern, welches zugleich das größere iſt, durch eine große, tiefgefühlte Kompoſition aus. Die Ausführung des Ganzen ſteht jedoch hinter der erſten Idee des Malers zurück.

Digitized by Google

Die Hauptperson, der Bonnivard, ist zu idealisch, und seine Bewegungen sind nicht natürlich genug. Außerdem ist zu viel Licht über die ganze unterirdische Scene verbreitet, das Kolorit ist zu lebendig, eine deßwegen doch besonders warm und ergreifend zu seyn. Das Kleinere von Lugardon ist weniger edel, weniger tief, aber es stellt die Scene dar, wie man sie sich denken kann, und wie man sie sich denkt. Bonnivard, durch den Kummer und die lange Gefangenschaft frühzeitig gealtert, hat, nach Entledigung seiner Ketten, nichts Eiligeres zu thun, als schnell das finstere Gewölbe zu verlassen, welches nur durch Fackeln erleuchtet wird, um das so lange entbehrte Sonnenlicht wieder zu erschauen. Er wird bey diesem Bestreben von zwey Kriegern unterstützt, von denen der Eine, zur größern Verständigung gegen den Ausgang deutet. Alles ist hier Bewegung und Leben. Man versteht den Gegenstand, ohne erst tief darüber nachforschen, oder seinen Nachbar darum befragen zu müssen; er erklärt sich von selbst. — Das Publikum, dessen Urtheil man bey dieser Preisbewerbung auch für etwas gelten lassen wollte — denn in einer Republik wie Genf, wagt man nichts willkürlich zu thun — hat sich in zwey Hälften gespalten, von denen die eine für Chair und die andere für Lugardon ist. Man hat sich nicht allein mit Wort- und Zungenkämpfen begnügt, man hat auch zum Federkampf und zu den Druckerballen seine Zuflucht genommen. Zwey Flugschriften sind erschienen, in denen man sich, mit christlicher Milde, gegenseitig zerreißt. La première lettre à un ami (der erste Brief an einen Freund, über die beyden zur Preisbewerbung ausgestellten Gemälde) entscheidet mit vieler Feinheit für Chair, indem das Verdienst des Gegners nicht unbeachtet gelassen wird. Le cri du peuple (der Volksschrey, über die große Frage an der Tagesordnung, die beyden ausgestellten Gemälde betreffend) ist für Lugardon. Man hört es ihm an, daß er ein Volksschrey ist, denn er ist sehr unzart und gemein. Wem der Preis zuerkannt werden wird, ist bis jezt noch nicht bekannt. Die Klasse der schönen Künste soll darüber entscheiden.

Nachschrift. Ich erfahre so eben, daß der Ausschuß der Klasse der schönen Künste dem Gemälde Lugardons den Preis zuerkannt, indem er jedoch nach Verdienst das Gemälde Chair's gewürdigt hat.

Mehrere ausgezeichnete Künstler haben in den lezten Monaten Genf durch ihre Gegenwart erfreut. Der vortreffliche Tragiker und Verfasser des Trauerspiels „die Skandinavier," Viktor, von zwey französischen Theatern (Odeon) zu Paris, hat sechs bis acht Vorstellungen gegeben, in welchen er leider von der Clairaudischen Truppe, die höchstens nur dem Vaudeville und den kleinern Lustspielen gewachsen ist, nicht genügend unterstützt werden konnte. Dennoch hat er großen und ungetheilten Beyfall eingeerntet. Sein Spiel ist reich, majestätisch und mannigfaltig. Er hat sich hier in den Rollen Hamlets, Othellos, Tankreds, Neros, Pygmalions und andern gezeigt. — Nach ihm haben wir den berühmten Improvisator Sgricci gehört. In einer Abendgesellschaft beym Professor Pictet hat er ohne allen Anstand und mit der größten Leichtigkeit über den ihm gegebenen Gegenstand: Elisabeth, Königin von England, einen Akt improvisirt. Seine Geschäfte vergönnten ihm nicht, sich länger hier aufzuhalten, wodurch ein größeres Publikum des Vergnügens beraubt worden ist, sein seltenes Talent zu bewundern. — Sodann hat Frau Szimanowska, erste Pianistin der Kaiserinnen von Rußland, eine musikalische Abendgesellschaft im Museum gegeben, zu welcher sich der Schmuck unserer Damen eingefunden hatte. Das Spiel dieser Künstlerin ist eben so zart als einfach und üppig. Ich würde mich umsonst nach einem genug bezeichnenden Namen dafür umsehen, es gibt keinen, der dieß ganz auszudrücken vermag, was ihr Spiel ist, und wodurch es entzückt und deraucht. Leider war auch sie nur vorübergehend hier, und dieses eine war auch das einzigemal, daß wir uns ihrer Gegenwart und ihres herrlichen Talents erfreuen konnten. — Endlich ist auch Perlet, der Wurm, Devrient und Schuster Frankreichs, und mehr als sie Alle, zu uns gekommen, dem ein so hoher Ruf vorausgegangen, daß man leicht berechnen konnte, es werde einige Beulen und Ohnmachten im Theater geben. Dieß ist denn auch richtig so eingetroffen, und die Fama, welche dießmal nicht gelogen, hat ihr Opfer erhalten. Perlet (der zugleich die Ehre hat, Bürger von Genf zu seyn) ist ein vollkommener Komiker, der zwischen Potier und Monrose mitten inne steht, und Beyde durch größere Mannigfaltigkeit und Wahrheit des Spiels übertrifft. Sein Hauptverdienst besteht in einer seltenen Gewandtheit, alle Charaktere genau aufzufassen, und die Personen genau so zu geben, wie der Zuschauer sie sich denkt, und wie er sie vielleicht auf der größten Schaubühne der Welt schon gesehen hat. Er ahmt außerdem nicht nur auf's Vollkommenste die Sprache, den Gang, die Bewegungen Anderer, sondern selbst ihre Physiognomie auf's Täuschendste nach. Diese Vollkommenheit ist vorzüglich in zwey kleinen Lustspielen: l'Artiste und le Comédien d'Estampes sehr auffallend. Seine eigentliche Rolle im ersten Stück ist die eines jungen reichen Mannes, der die Tochter eines Musikus-Malers (denn er ist beydes) liebt, welcher in seinem Hause im vierten Stockwerke wohnt. Aber der Vater verweigert seine Bewilligung zur Verbindung der jungen Leute, weil er seine Tochter nur einem Künstler geben will. Der Jüngling fällt auf den Gedanken, mit dem Alten Komödie zu spielen, und so erscheint er vor ihm als italienischer Bilderhändler, als alter Supernumerar-Figurant der Oper und als Professor der Deklamation, in welcher leztern Rolle er indeß von dem wirklichen Professor überrascht wird. Er läßt sich dadurch keinesweges stören, sondern führt seine Aufgabe jezt nur mit so größerer Kunst bis zu Ende durch. Ein Deklamationsstreit entsteht zwischen dem Vater und dem wahren Professor, der Italiener, der Opern-Figurant und die Häscher, zur Auspfändung des armen Künstlers erschienen, und der falsche Professor, der sich eilig entfernt hatte, erscheint unter seiner ersten und wahren Gestalt und legt den Streit vollkommen bey. Der Vater, der die Ueberzeugung gewonnen, daß der junge Richard eben so gut ein Künstler seyn könne, als ein Anderer, bewilligt ihm endlich die Hand seiner Tochter. — Im zweyten Stücke zeigt er sich zuerst als dummjunger Mensch, sodann, und ohne die Bühne zu verlassen, in der Gestalt des sechszigjährigen kranken Hausherrn, darauf als schwerfälliger Gärtner desselben, mit der ganzen bäurischen Bonhommie, und endlich als reisende englische Dame mit der ganzen Empfindsamkeit der jungen Frauen Albions. Nichts ist überraschender als der plötzliche Wechsel vom tölpischen Bauern zur zarten, zierlichen Büraerin von London, vom grämlichen Bierbaß zum flötenden Sopran, von der Rohheit der Formen zum ätherischen Nymphenwuchs. Alle diese verschiedenen Rollen werden in der Absicht gespielt, an einen jungen Fant, der ihn als Schauspieler gröblich beleidigt hatte, auf die einem Schauspieler zuständige Weise, durch die Kunst des Spiels sich zu rächen, ihm die Hand eines reichen Mädchens zu entziehen, um welches er sich bewirbt, und sie einem andern, von jener geliebten jungen Manne zuzuwenden. Mit Nächstem noch Einiges über diesen ausgezeichneten Künstler.

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Januar 1825.

Und geht's zur Schlacht,
In Gottes Macht
Empfehl' ich meine Seele.

Pannasch.

Das Schloß Ritorno.

Aus meinem französisch-spanischen Feldzuge.

Ich war achtzehn Jahr alt, und meine Familienverhältnisse machten es nothwendig, daß ich mich den kriegerischen Reihen des Kaisers anschloß. Sein Verhängniß rief auch mich mit nach Spanien, woselbst ich bald die ersten Beweise meiner Brauchbarkeit im Felde abzuliegen hatte. Sie wurden günstig aufgenommen, für so unbedeutend ich selbst sie halten mußte. Schon einige Tage nach den ersten Gefechten, denen ich beygewohnt hatte, erhielt ich eine Kompagnie Jäger, mit dem Bedeuten, daß man mich für am geeignetsten zu dieser Waffengattung empfohlen habe. Bey meiner Jugend mußte mir dieß außerordentlich schmeichelhaft seyn, da keine andere Truppengattung dem Führer, auch einer kleinen Abtheilung, so häufig Gelegenheiten darbietet, Muth und Geschicklichkeit an den Tag zu legen und nach eigenen Einsichten zu handeln; obgleich dagegen auch bey keiner andern der Führer so sehr für das Leben jedes Einzelnen verantwortlich ist, oder wenigstens sich selbst machen muß.

Nach wenigen Tagen kannte ich schon jeden meiner Leute im einzelnen, hatte sie lieb, und auch ihre Blicke zeigten es mir, daß sie meiner Führung gern folgen würden.

Jede Art von Anhänglichkeit wird am schnellsten, wenn auch nicht gerade am sichersten, mehr in Gefahren, als im Unglück erprobt, besonders bey den Soldaten. Die meinigen zeigten mir ihre Gesinnungen für mich gleich in dem scharfen Gefecht, in das ich sie bald gegen eine weit stärkere Mannschaft führen mußte, deren Vertreibung aus einem gewissen Posten für nothwendig erachtet war. Der Zweck ward erreicht, gegen Dreyßig meiner bravsten Jäger waren aber gestürzt, mehrere verwundet, und mich selbst hatte auch eine Kugel am rechten Arme gestreift. Fast weinen hätte ich mögen, wie die Eile, mit der ich zum weitern Handeln gezwungen war, mir nicht einmal Zeit gestattete, die gefallenen Getreuen unter die Erde zu bringen. Sie mußten allen etwaigen Mißhandlungen der erbitterten Feinde, die selbst die Leichname nicht schonten, ausgesezt bleiben.

Den folgenden Tag kam die größere Heeresabtheilung, zu der mein geschmolzenes Häufchen gehörte, nachgerückt. Eben glaubte ich die Hauptsorge für Behauptung des errungenen Postens mir abgenommen, und meinem erschöpften Körper einige Stunden Ruhe gestatten zu können, als ich schon wieder Befehl erhielt, vor dem Marschall zu erscheinen. Ich gehorchte, mit dem verwundeten Arm in der Binde, der mich überdieß noch heftig schmerzte.

In Gegenwart der ganzen Generalität empfing dieser mich auf eine Art, die einem alten General hätte wohl thun müssen. Die Lobsprüche, die er mir hier öffentlich und laut ertheilte, machten keinen Eindruck auf mich. Ich nahm sie für das, was sie waren: ein Mittel der Aufmunterung. Als er mich aber vertraulich bey meiner Linken ergriff, aus dem großen Cirkel bey Seite führte, und mir hier, blos in Gegenwart seiner vertrautesten Umgebung,

Digitized by Google

schon wieder einen Plan mittheilte, zu dessen vorbereitender Ausführung er blos mich Verwundeten, Ermatteten, ja beynahe Erschöpften, ausersehen habe; da schien neues Leben in mich treten zu wollen. Ich empfing die nähern Dispositionen, versprach nach Kräften zu handeln, nahm die mir zugestandene Ruhe von sechs Stunden an, lehnte aber offen und frey die mir angebotene Ergänzung meiner Jäger, die ich ganz nach meinem Willen sollte wählen können, ab, weil mir bey Ausführung des gegenwärtigen Vorhabens die genaue Kenntniß jedes Einzelnen der mir Untergebenen erste Bedingung seyn zu müssen schien.

Die Wichtigkeit des Auftrages gab mir einen gewissen Stolz, und wirkte auch vortheilhaft auf meinen Körper. Nach vier Stunden Ruhe fühlte ich neue Kraft in mir, eine Stunde verwandte ich zu den nöthigen Rüstungen und der Musterung meiner Getreuen, die in 83 Mann bestanden, von denen aber eines Jeden Herz und Leben mir angehörte; in der noch übrigen Stunde ordnete ich meinen letzten Willen, weil nach eigener Einsicht, und auch nach der Versicherung des Marschalls, der mir anvertraute Posten, je nach meinem Handeln, ganz besondern Gefahren ausgesetzt war.

Es galt einen Marsch von zehn Stunden mitten durch feindliche Heereshaufen, und die Besetzung eines, militärisch gar nicht festen, Schlosses, um von hier aus bey den weitern Operationen des ganzen Heeres im Rücken wirken zu können, „nach fernern Befehlen, die ich erhalten würde," wie mir der Marschall versicherte. Das Gelingen des Vorhabens hing von der höchst möglichsten Raschheit und Stille ab. Wegen der letztern mußte mir an jedem Schusse liegen, den der Einzelne meiner Jäger etwa zu thun hätte. Ich bekam deßhalb für einen Theil derselben Windbüchsen. Unter mir befand sich bey dem Zuge nur noch ein Offizier, zu dem mich, außer der Theilnahme, welche das gemeinschaftliche Bestehen von Gefahren gegenseitig erregt, auch noch sonst freundschaftliche Gesinnungen zogen.

Jugendglück und Raschheit helfen meistens, und besonders im Kriege, besser fort, als oft die weisesten Plane. Das ist ein alter erprobter Satz, der auch wahrscheinlich dem Marschall bey der Auswahl meiner Person vor Augen stand. Der größte Theil des Weges mußte in der Nacht und auf Abwegen zurückgelegt werden. Ich hatte eine sehr genaue Aufnahme der ganzen Gegend meines Wirkens eingehändigt bekommen, die mir unendlichen Vorschub leistete, und auch meine einzige Hoffnung seyn mußte, weil Führer hier herum äußerst schwer zu erhalten waren, und doch gemeiniglich mit gänzlicher Todesverachtung treulos führten, besonders seit der Kaiser selbst Valladolid verlassen hatte. Statt des Gepäckes mußten meine Jäger sich mit dem nöthigsten Mundvorrath und Schießbedarf auf mehrere Tage versehen.

Noch hatte die Sonne einige Stunden bis zur Beendigung ihrer Tagesbahn, als wir in aller Stille auszogen. Der Marschall hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir, als Verwundeten, vier Stunden weit ein Reitpferd nebst einem Bedienten mitzugeben; denn so lange nur konnte ich von dieser Gefälligkeit Gebrauch machen, weil wir dann sicher auf die ersten feindlichen Posten stoßen mußten, und diesen uns auch nicht durch das geringste Geräusch verrathen durften.

Auf Umwegen wichen wir auch wirklich gleich in den ersten Stunden der Nacht einigen Abtheilungen der Feinde aus; nur wurden wir Alle vom empfindlichsten Durste geplagt, der meine Jäger besonders besorgt um mich machte, weil sie das Ausbrechen eines Wundfiebers bey mir fürchteten. Der Saft von einigen Limonien half jedoch dem brennendsten Gefühl ab, so sehr auch der Wundarzt davon abmahnte. — Glücklich rückten wir vorwärts, und schneller, als wir selbst erwartet hatten; denn oft kamen die einzeln Vorausgeschickten wieder zum Haufen zurück, mit der Mahnung, von dem eben verfolgten Wege abzustehen, weil er uns zu Feinden führe; oft hatten wir sehr schlechte Pfade durch ödes Gestrüpp, und bisweilen gar keinen. Der Himmel schien uns mit seinem schwachen Mondschein zu begünstigen, so daß wir doch wenigstens das Gebirge zu unserer Seite als Richtschnur ununterbrochen erkennen konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Islaor, oder der theistische Barde.

(Fortsetzung.)

Die Volksklasse, welche sich zu den Spielen drängte, drückte in ihren Zügen eine Art von Scham aus, ja sogar Schmerz, der jedoch bald durch Vergnügungssucht oder Feigheit zerstreut ward. Mehr beachtete es wol nicht, um die feilen Höflinge des Glücks zu dem Ausspruch zu berechtigen, als sey dieses Volk gleichgültig für das Schicksal einer rohen Religion, deren Stifter in einem Stalle geboren, die von Fischern auf Erden verbreitet, von Sklaven, von den Niedern des Volks bekennt, und in der neuern Zeit leider auch durch Verbrechen befleckt ward. Ja es gab einige Sophisten, die kühn genug waren, um zu behaupten, das Volk stoße allgemein die Freylassung, die Gleichheit, welche ihren Unterdrückern Schranken setze, und die Unterdrückten vor neuem Wehe schütze, zurück.

Während des Fortgangs der Spiele ließ der kaiserliche Stellvertreter den Opferwein umherreichen. Der Kelch ging von Mund zu Mund, Niemand gedachte ihn zurückzustoßen: das Christenthum war hier, wie in der übrigen Welt, vertilgt. Islaor konnte seinen Grimm nicht länger in sich verschließen; er begann mit seinem Nachbar, einem Greise, ein Gespräch, das seiner Sicherheit gefährlich geworden wäre, als ein Sänger, mit Eichenlaub gekrönt, die Leyer in der Hand, auf dem Schauplatz erschien.

Digitized by Google

Schon wollte er Julian's Lob auf eben den Saiten anstimmen, die er geiebrt hatte, von heiligen Liedern zu ertönen, als er an des kaiserlichen Statthalters Seite die Edeln seines Landes sitzen sah, deren Familien er für ihre Treue an den alten Satzungen verfolgt hatte. Seine Zuversicht verläßt ihn, statt die Götter des römischen Olymps zu preisen, besingt er Theutates, Hoesus, den Ruhm der Barden, die heilige Mistel und Alles, was die Celten, ehe der Römer von ihrem Heerde Besitz nahm, verehrt haben. Endlich fällt dem Sänger ein, daß er auch einen Sohn hat, der des Kaisers Huld auf seiner Laufbahn bedarf; seine Stimme gewinnt Festigkeit, sein Gesang ertönt von den Göttern Julian's, halb murmelnd spricht er auch gegen die Neuerer, welche ihre eigene Weisheit gegen das Ansehen vertheidigen wollen, einen Fluch. Wie vernichtet hört Islaor ihm zu. „Auch du, mein Vater? seufzt er im Grund seines Herzens; auch du?" reißt einem Opferdiener den heiligen Kelch aus der Hand, und tritt ihn unter seine Füße. Die heiligen Hymnen werden unterbrochen, Unruhe ergreift die Versammlung. Die Liktoren kommen herbey, den Schimpf, welchen die Staatsreligion erlitten hatte, zu rächen. Islaor ruft: „O Gott, mein Gott, empfange mein Leben zur Sühne so zahlreicher Greuel!" Er ruft es, und ehe die Henker ihn ergreifen können, springt er über die Schranken und steht in dem Circus, Ehrfurcht gebietend wie ein Krieger, der ein ganzes Heer zum Kampfe herausfordert, ruhig und einfach wie ein Märtyrer, der die Palme erwartet. Sein Vater hat ihn erkannt; das Volk schaudert. Unter den Priesterinnen vernimmt man einen Schrey des Entsetzens, und eine derselben stürzt sich in den Circus, wo die sterbenden Kämpfer sich von allen Seiten unter dem Zahn des Tigers und des Panthers wehren, sie eilt zu Islaor, schließt ihn in ihre Arme und ruft: „O mein Gatte, so vereine uns denn der Tod!" Bewunderung und Schrecken beherrscht die Versammlung; es schien, als fürchte Jeder durch den ersten Athemzug das Paar, das sich fest umschlungen hielt, dem Tod zu übergeben; selbst die Ungeheuer, die Lybiens Wüsten geboren, schienen von diesem Schauspiel entwaffnet: mochten sie gesättigt seyn, oder ihre Kampflust erstorben, weil der Beyfall der Menge sie nicht mehr antrieb, oder hatte der Gott Islaor's wirklich seine Hand über die Schaubühne ausgestreckt? — die gräßlichen Thiere spielten ruhig mit den blutigen Gliedern ihrer Schlachtopfer, ohne auf die neue Beute zu achten, die sich ihnen darbot. Die Menge athmete freyer, ihre Herrscher hatten sie noch nicht so unmenschlich gemacht, wie sie sich selbst.

Der Präfekt von Gallien, Sallust, dessen Tugenden den Absichten des Betrügers, der damals die Welt beherrschte, noch mehr Kraft verliehen, hatte einen Theil seines Ansehens einem Manne übertragen, dessen Name nur durch seine Unthaten der Vergessenheit entrissen ist. Griechenland war sein Geburtsland, Griechenland, das von seinem alten Glanze nur die Sophisterey und die Neigung zur Lüge behalten hatte. Islaor war in frühern Zeiten von diesem Elenden um die Ehre eines Sieges betrogen worden, den er erfochten, und noch pochte Haß in dessen Herzen gegen den, welchen er mit Argist verrathen hatte. Er hatte von seiner Gunst bey Julian Vortheil zu ziehen gewußt, und sich den höchsten Titel, welchen die Herrscher von Byzanz zu verleihen vermochten, zu verschaffen gewußt. Keine Erniedrigung scheuend und kein Verbrechen, wußte er die Christen zu täuschen, so daß sie ihn für ihren Beschützer ansahen, und obschon den Götzendienern seine Milde ein Anstoß war, konnten sie doch nicht läugnen, daß sie ihm die glänzendsten Triumphe zu verdanken hatten. Erst den Abend vor dem Feste in Alaunium angelangt, nahm er den Vorsitz bey dessen Feyer. Islaor's Anblick verhieß ihm den Genuß, einen alten Haß befriedigen zu können, er war im Begriff, dem Antrag einiger unbarmherzigen Priester nachzugeben, welche verlangten, daß neue Thiere, die noch nicht vom Blute gesättigt seyen, auf die beyden widerspenstigen Christen gehetzt werden sollten; allein er hörte das Murren des Volks, das Geschrey der Priesterinnen, die ihre Gefährtin zurückforderten, er fürchtete die Menge zu reizen und befahl, die Thiere in ihre Käfiche zurückführen zu lassen. Zu gleicher Zeit schickte der Treulose aber Krieger ab, Aurinia aus den Armen ihres Gatten zu reißen und in das Heiligthum zurückzuführen, das sie, so sagte er, nie verlassen hätte sollen. Laut beklagte er dann den Schwindel der Islaor, in die Mitte des Circus getrieben, und verließ unter Beyfallruf den Schauplatz der Spiele. Islaor hörte, wie die Menge die Milde seines kecken Beleidigers bis zum Himmel erhob, er sah, wie sein Vater die Leyer stimmte, um den zu besingen, der seinen Sohn seiner Zärtlichkeit erhalten hatte; nichts unterbrach diesen Taumel des geblendeten Volks als einige Vorwürfe, die man Islaor seines blinden Eifers wegen machte — und diesem Tadel, den die allgemeine Freyheit aussprach, wird vielleicht in der fernen Zukunft sein Nachhall nicht fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im November 1824.

Am 28sten September dieses Jahrs hielt die hiesige Akademie der Künste eine öffentliche Sitzung, die von zwölf bis drey Uhr währte. Alle ihre Ehren-Mitglieder, viele distinguirte Staatsbeamte und Liebhaber der schönen Künste wohnten derselben bey. Der stellvertretende Konferenz-Sekretär, Kollegienrath Jermolajew, eröffnete sie durch Verlegung eines gedrängten Berichts über die von der Akademie im Laufe einiger Jahre geleisteten Arbeiten, wobey er auch ihrer Ankäufe im Gebiete der schönen Künste, der Erzeugnisse einiger ihrer Akademiker, die zur diesjährigen öffentlichen Ausstellung nicht gekommen waren, erwähnte. In derselben wurden der Direktor des königlich französischen Museums zu Paris, Graf Forbin.

Digitized by Google

und der berühmte Bildhauer Thorwaldson, zu ordentlichen Mitgliedern aufgenommen. Nächst diesen auf den besondern Vorschlag des Präsidenten, des Staats-Sekretärs Geheimraths Olenin, noch einige talentvolle russische Künstler. Von den entlassenen Zöglingen wurden fünfzehn durchs Ballotement für würdig befunden, die kleine goldene Medaille zu erhalten. Niemand aber wurde die große goldne zu Theil. Die Ceremonie der Medaillen-Vertheilung vollzog der Hr. von Schischkow, selbst bekanntlich seit dem 27sten Mai dieses Jahrs Minister des öffentlichen Unterrichts und General-Direktor aller fremden in Rußland tolerirten Religionen. Die Uebergabe jeder Medaille war mit Trompetenschall begleitet. Nach Vollziehung dieser Ceremonie trat der Pensionär des Königreichs Polen, Hr. Dietschinskji, (schon früher im Besitz der großen goldenen Medaille für ein vortrefflich gelungenes Porträt des russischen Künstlers, Hrn. Kotorin, Erbauers der Akademie der Künste) auf, um mit Erlaubniß seiner Obern, in einer Rede die Gefühle der Dankbarkeit für seine erhaltene Bildung dem Staate und der Akademie zu bezeigen. Mit der Glut eines von Erkenntlichkeit überströmenden Herzens schilderte er sie und rührte alle Anwesende auf's innigste, vorzüglich in den Stellen, die er an seinen Lehrer, den Graveur Utkin wandte. Der jüngst erst aus Italien heimgekehrte Pensionär der Akademie, Krülow (Bildhauer), verlas eine von ihm verfaßte Abhandlung über die Theorie der schönen Künste. Am Schlusse der Sitzung wurden alle Anwesenden mit einem Frühstücke bewirthet, bey dem Toast's auf's Wohl des Kaisers und der ganzen kaiserlichen Familie ausgebracht wurden.

Hier finden wir es auch am schicklichsten, der öffentlichen Ausstellung dieser Akademie, die zwey Wochen hindurch, vom 12ten bis zum 27sten September währte, zu erwähnen. In der ersten Woche war der Zutritt allen Volksklassen ohne Unterschied gestattet und das Gedränge in allen Sälen, begünstigt durch die überaus milde Herbstwitterung, sehr groß; in der zweyten Woche hatten nur die gebildeten Stände vermittelst einer Einlaßkarte Zutritt. Man sah bey der dießjährigen Ausstellung nur die Erzeugnisse inländischer Künstler, mit ihnen concurrirten zufällig die ältern Arbeiten zweyer Ausländer. — Die meisten Darstellungen lieferte dießmal der talentvolle Inländer, Kiprensky, wie sieben nach der Natur gezeichnete Porträte, fast alle ihren Originalen auf's sprechendste entlehnt. Unter diesen erregte das Bildniß des jungen Grafen Dmitrw Scharemetjew in Lebensgröße (der reichste Particulier unsers Kaiserstaates) den größten Beyfall; ferner der Kopf eines Kindes, ein von seinen Arbeiten ausruhender Gärtner und ein großes historisches Gemälde, so wie der Tanz am Grabe Anakreons, fesselten alle im vorzüglichsten Grade die Aufmerksamkeit des Publikums. Ein zweyter Inländer, Warnik, hatte sechs nach der Natur gezeichnete Porträte ausgestellt; der erst vor fünfzehn Monaten aus Palästina und Jerusalem hieher zurückgekehrte Maler Worobjew mehrere innere und äußere Ansichten des Tempels von Jerusalem, auch eine Ansicht Petersburgs von der Troitzkischen Brücke. Venezianow hatte Familien russischer Landleute bey ihren ländlichen Gewerben dargestellt. Bogagewoschi und Tropinin mehrere Porträte, eigene Erzeugnisse ihres Pinsels geliefert. Eine Madam Homion produzirte das Porträt der talentvollen russischen Schauspielerin Semenow der jüngern, in ihrer Meisterrolle als Jungfrau von Orleans. Mehrere Zöglinge und Pensionäre der Akademie hatten ihre Arbeiten ausgestellt, viele von ihnen waren gut gelungen; doch sah man ihnen allen an, daß sie der Form einer Schule entgangen waren. Selbst im angebrachten Kolorit der mehrfachen Exemplare bemerkte man nicht die mindeste Verschiedenheit. Dieser Vorwurf trifft vorzüglich mehrere Zöglinge der vierten Klasse, denen als Programme zwey Hauptsujets aufgegeben waren: a) eine Darstellung russischer National-Sitten; b) Priamus bittet den Achill um die Ausgabe des Leichnams des von ihm getödteten Hektors. Hier sah man aber unter der Rubrik a) zwey vortrefflich exekutirte Gemälde der Zöglinge Solnzew und Grätnow, von denen ersteres eine russische Bauern-Familie, letzteres einen Koch, der mit dem Hausknecht Schach spielt, darstellte. Vom Pensionär Babin sah man ein historisches Gemälde: Phaon lehrt den jungen Olympias das Spiel. — Von fremden Kunstausstellungen sahe man dießmal nur die der beyden ausländischen Landschaftsmaler, Kügelchen und Miville, eines Schweizers. Von ersterem, was allgemein auzog, die vier Tageszeiten, in vier besondern Tableaus dargestellt. Von Miville existirten treffliche Ansichten romantischer Landschaften Finnlands und des Kaukasus. Beyder Arbeiten waren von ihren Freunden zum Verkauf ausgestellt. Eine gleiche Bewandtniß hatte es auch mit zwey, zum Erstenmal in der russischen Akademie der Künste prangenden, meisterhaft schönen Porträts des bekannten Pädagogen Pestalozzi, vom Pinsel des talentvollen Malers Scherer in Bremen erzeugt. Von ausgestellten Kupferstichen waren die Arbeiten des berühmten Graveurs Utkin, seines Schülers Heitmann, des Pensionärs Dietschinsky die vorzüglichsten. — Es ist zu bedauern, und darf hier nicht ungerügt bleiben, daß die Akademie bis jetzt noch immer nicht vollständig alle Abdrücke der vom Lord Elgin aus Griechenland, namentlich aus dem Parthenon und Acropolis in Athen, nach England herübergebrachten Sammlung von Statuen besitzt, welche sie doch bey den großmüthigen Unterstützungen des Kaisers für Alles, was Beförderung der Künste und Wissenschaften in Rußland betrifft, und den patriotischen Beyträgen unserer Großen, wie des Grafen Nikolay Rumanzow u. m. a. sehr leicht vermöchte. Die aus genannten Sammlungen hier vorhandenen Abdrücke sind auch gar nicht in der streng historischen Ordnung aufgestellt, die ihnen die auf uns gekommenen ältesten geschichtlichen Data, und wie sie wirklich zu Athen sich befanden, anweisen. — Früher erfreuten wir uns jedes Jahr, und zwar immer im September, einer öffentlichen Kunstausstellung der Akademie, dabey sah man denn nun freylich wenig Neues, und größtentheils schon früher ausgestellte Sachen. Jetzt findet, dem Beschluß des Präsidenten, Hrn. von Olenin, zufolge, eine solche immer nach Verlauf von drey Jahren statt.

Während ganz Paris über den Tod seines guten Königs Ludwig in tiefe Trauer gehüllt ist, mangeln uns Residenzbewohnern von diesem Hauptsitz der Weltmoden die neuesten Nachrichten über Kleidertrachten. Noch in diesem Herbst sah man einen großen Theil unsrer Damenwelt auf öffentlichen Promenaden und Besuchen einer schon seit zwey Jahren hier bekannten Mode frönen; sie erschienen allenthalben in ihren Glocks, einer Art weiter Damen-Mäntel ohne Aermel, von Farbe grau, Poncean oder kameelfarbig. Seit dem Eintritt der rauhern Jahrszeit und dem ersten gefallenen Schnee aber erscheinen sie im Freyen in schwarzsammtnen Kapotts mit sehr langen Taillen, deren Besatz graues Pelzwerk ist; auch oft in weißatlassenen Kapotts mit Besatz von Zobel, in Hüten von Gros de Tour oder Atlas mit Federn. Einige Damen tragen Pelerinen, andere statt ihrer Kragen von gleichem Zeuge, mit Pelzwerk gefüttert. Breite volle Locken, die Stirn und Schläfe bedecken, sind allgemeine Mode. Falsche Locken von Haaren oder Seide gemacht, künstlich unter den Hüten versteckt, sieht man gleichfalls häufig.

Unsre jungen Elegants tragen nur in gesellschaftlichen Cirkeln weiße, sonst immer buntfarbige Halstücher. Die Fracks sind von sehr engem Schnitt mit breiten Aermeln ohne Seitentaschen.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Januar 1825.

Suchst du den Frieden?
Die Erde hat ihn nicht;
Blumen hat sie, die vergehen,
Düfte hat sie, die verwehen,
Nächte hat sie ohne Licht.
Suchst du Frieden?
Die Erde hat ihn nicht.

Aloys. S.

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Die Christen von Alaunium konnten nicht begreifen, warum Islaor noch trauerte, da ihm doch das Leben geschenkt war. Aber dieß Leben schien ihm, nun alle seine Hoffnungen für den Sieg des Guten zerstört waren, eine unerträgliche Last. Er enteilte der Menge, die jetzt seinen Weg nicht mehr versperrte; durch den Schmerz seines klaren Willens beraubt, treibt ihn eine dunkle Macht an das, Rudina benachbarte, Ufer. Furchtbare Felsenmauern, mit ungeheuern Klippen vermischt, hemmten seinen Lauf, und zeigten ihm das unermeßliche Meer, das mit unermüdlicher Wuth tief unter seinen Füßen, durch den Widerstand des Riffs empört, den Strand peitschte. Hoch flog der Schaum an den geglätteten Wänden empor, oder breitete sich zischend über die schwarzen Trümmer des schmalen Uferstreifes, der hier und da die Felswände umgab. Hier irrt Islaor umher, um ein Fahrzeug, das ihn über das Meer trüge, zu suchen. Bald stellt sich ihm eine emporsteigende Felsspitze in den Weg, und nöthigt ihn, in eine Höhle einzubiegen, auf deren weich bemoostem Boden farbige Muscheln zerstreut sind, und die glänzenden krystallähnlichen Säulen sie zu dem Aufenthalt der fabelhaften Gottheiten, mit denen der römische Aberglaube die Grotten belebte, zu eignen schienen. Von hier aus erblickt der Jüngling ein junges Weib, das auf der Spitze des wogenumbrausten Felsens knieend, nach der Sitte des celtischen Gottesdienstes das Angesicht nach Norden gewendet, auf das Innigste betete. Es ist Aurinia. Des Statthalters Gewaltsboten waren zu menschlich gewesen, um seine Befehle wörtlich zu vollziehen; sie hatten sie an diesem furchtbaren Ufer ausgesetzt, anstatt, wie ihnen geboten war, sie den Wellen zu übergeben. Islaor erkennt sie mit Entzücken. Die Hoffnungen, die ihm das Schicksal zerstörte, sind vergessen, alle Wunden, welche es seinem Herzen schlug, sind geheilt, er hält das Weib seiner Liebe in seinen Armen, er entreißt sie der wankenden Klippe und trägt sie in die nahe Grotte, die zu ihrem Empfange geschmückt schien. Hier kehrt neues Leben in Islaor's Brust zurück, aller Zauber der Liebe umstrahlt den seligen Moment. Doch kaum war der erste Sturm des Entzückens vorüber, als die Töne der Trompete sein Ohr trafen. Dumpf hallen sie durch die Felshöhlen vom hoch über ihnen liegenden Ufer herab. Es war ein Haufen der, durch Julian's schändlichen Mißbrauch der Gewalt und der List, zum Abfall verleiteten Krieger, die eine Zahl fliehender Christen bis an das Gestade getrieben, und sie nun erbarmungslos in den Abgrund des Meeres stürzten. Mit Entsetzen sah Aurinia ihre zerschmetterten Leichen von den brüllenden Wogen empfangen, und auf dem blutgefärbten Schaum bald zurückgespült, bald hinausgetragen in's Meer. Sie verbarg sich schaudernd an dem Busen ihres Geliebten, der, in dem Loos seiner Glaubensgenossen seine eigene Zukunft ahnend, von dem Gedanken ergriffen ward, daß Aurinia, deren Ve-

Digitized by Google

ſtz ihm für dieſes Leben verſagt ſey, durch ihren heidniſchen Unglouben ihm auch für die Ewigkeit entriſſen ſeyn würde. Liebe und Schmerz macht ihn zu ihrem Bekehrer; ſie horcht erſtaunt, tief ergriffen auf die Lehre der ewigen Wahrheit; ſchon glaubt Isloor die Geliebte von ſeinen Worten überzeugt, als einige der grauſamen Krieger, welche der Statthalter odgeſendet hatte, ſich ſeiner zu bemächtigen, am Eingang der Höhle erſchienen. Bey ihrem Anblick ſtößt Aurinia einen Schrey aus; die römiſchen Soldaten ſehen die lebend, gegen welche ſie das Todesurtheil vollſtreckt glaubten, und drängen ſich herbey, die beyden Schlachtopfer ihres Kriegsoberſten zu ergreifen. In dieſem Moment zittert die junge Prieſterin nur für ihren Gatten. Dieſer ſteht mit dem Schwert in der Hand, feſt entſchloſſen, ſeine Geliebte bis zu ſeinem lezten Hauch zu vertheidigen. Doch dieſe ſtürzt erbloßt den Barbaren entgegen: „Laßt euch Ein Leben genügen, ruft ſie, ich bekenne Chriſtum, wie er!“ Dieſes ſelige Bekenntniß verbreitet überirdiſchen Glanz über ihre ſchöne Geſtalt; die zitternde Gattin, die neue Chriſtin gleicht einer gottbegeiſterten Jungfrau. Die Krieger ſtehen beſtürzt — vielleicht gehörten ſie zu den Kohorten, die Isloor ſo oft zum Kriege geführt hatte — ſie neigen ihr Haupt und eilen ſchnellen Schrittes von dannen.

Ueberzeugt, daß keine Zukunft ſie mehr zu trennen vermöge, daß derſelbe Glaube, daſſelbe Daſeyn ſie vereine, vergoß das liebende Paar noch einmal alle ſie umringende Gefahr. Dieſe Höhle, hätte ſie ihre Wohnung bleiben dürfen, wäre für ſie zum Aufenthalt der Seligkeit geworden; aber die Nothwendigkeit trieb ſie hinweg. Aurinia faßte den kühnen Gedanken, ihren Gatten, dem ſonſt keine Feyſtätte offen ſtand, in Rudina ſelbſt zu verbergen; ſie ſteigen zum Ufer herab, um ein Fahrzeug zu ſuchen, ſie finden einen Nachen, und freundliche Lüfte führen ſie bald an das Geſtade des heiligen Eilands.

Die Prieſterinnen, welche ſo eben mit der Feyer ihrer alterthümlichen Myſterien beſchäftigt ſind, eilten der Geſpielin, die ſie in den Fluten begraben glaubten, freudig entgegen; doch der Anblick eines Mannes an ihrer Seite hält ſie zurück. Sie erkennen an ſeiner Haltung, ſeiner männlichen Schönheit den geheimnißvollen Sänger jener Nacht. Aurinio macht ſie mit den neuen Unfällen des Chriſtenthums bekannt, mit den Verbrechen des Kaiſers, ſeinen liſtigen Verfolgungen, dem bittern Geſpött, das ſein dürres Herz, ſein bitterer Witz über die Bekenner der Wahrheit ausſchüttet, und wie ſeine Präfekte ihm die Hand bieten, zu betrügen wie er, und zur Luſt, vielleicht aus Berechnung, zu morden. Liebe und Entſetzen beflügeln ihre Worte, ſie gewinnt die Herzen ihrer Gefährtinnen, und das bisher nie übertretene Geſetz wird, zu Isloor's Gunſten, verlezt. Doch dieſer Gewinn genügte Isloor nicht, er wollte mehr wie einen Zufluchtsort erwerben: er kreuzt ſeine narbenbedeckten Arme auf ſeiner Bruſt, und erhebt ſeine Seele zu Dem, „der geſandt iſt, ein Licht der Welt zu ſeyn und von der Wahrheit zu zeugen;“ dann ſpricht er zu den verſammelten Prieſterinnen, und gewinnt ſie dem wahren Glouben, ſo daß ſie dem Dienſt der Götter, welche Julian zu Mitſchuldigen ſeiner Treuloſigkeit bot, entſagen. Das Kreuz, welches jezt überall der Verfolgung ausgeſezt war, wird auf Rudina's friedlichem Ufer erhöht, und ſie wird ſeitdem von den benachbarten Chriſten die Inſel der Aurinia genannt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Schloß Ritorno.

(Fortſetzung.)

In Oſten begann es endlich zu dämmern, als ich mit meinen Getreuen die lange Olivenpflanzung erreichte, die ſich nach meiner Karte dicht bis an das zu beſetzende Schloß zog. Ich hielt meinen Zweck für ſo gut als erreicht, gönnte einige Augenblicke Erholung, und traf dann die nähern Verfügungen in Rückſicht der Abtheilungen meiner Soldaten, welche vor der Hand noch zurückbleiben mußten, um mit dem ganzen Haufen kein Aufſehen zu erregen, und derjenigen, die ſogleich das Schloß beſetzen ſollten. An die Spitze der Leztern machte ich mich ſelbſt, weil außerordentlich viel darauf ankam, keinen Bewohner der Gebäude entwiſchen zu laſſen, der etwa Kunde in ein nahes Dorf oder Kloſter bringen könnte. Die Burg hatte nur einen Zugang, und war an den übrigen Seiten ſehr ſteil; dieß erleichterte meine Bemühungen. Dabey galt es aber immer große Behutſamkeit zu beobachten, weil ich durchaus nicht wußte, ob nicht etwa Bewaffnete im Schloß verborgen und Widerſtand zu leiſten Willens wären.

Eben brachen die erſten Strahlen der jungen Sonne hinter dem ſchönen Gebirgsrücken hervor, als ich mit den Wenigen meiner Jäger aus dem Olivenwalde trat, und die Schloßmauern faſt dicht vor mir hatte. Noch ruhte Alles tief. Das Thor am Eingang war nicht einmal verſchloſſen. Wir drangen ſchußfertig und behutſam durch daſſelbe, und ließen die erſten Wachen bey ihm, mit der ernſten Weiſung, ſich, wo möglich, nicht zu zeigen, einzelne Leute der Gegend wol ein- aber Niemand herausgehen zu laſſen. Ein ziemlich ſteiler und ſteiniger Weg führte zwiſchen einigen terraſſenförmigen Gärtchen und niedrigen Stallungen höher zu den Wohngebäuden, zu deren Eingang erſt ein zweytes Thor führte, das zum Glück ebenfalls offen war. Die Fenſterladen in den Zimmern, die wir für bewohnt hielten, waren auch offen; aber ſtatt der Gewehrmündungen, welche ich auf uns herab gerichtet glaubte, erblickte ich an dem einen Fenſter, oder nur wie einen Blitz erſcheinend und verſchwindend, eine

Digitized by Google

weiße weibliche Geſtalt, deren Ausruf: „Gerechter Gott!“ bis zu uns tönte. Wir drangen nun auch in den innern Schloßraum, ohne weitre Jemand zu gewahren, und fanden ringsum die tiefſte Stille, die uns Allen aber verdächtig vorkam. Jenes erblickte Frauenzimmer und ihr Geſchrey ſchien mir jedoch darauf zu deuten, daß man auf Beſuch von uns gar nicht gefaßt ſey. Das gab mir mein kaltes Blut mit aller Ruhe wieder, deßhalb nahm ich blos einige Mann mit mir, um in das Gebäude ſelbſt zu dringen. Die ſchmale ſteinerne Treppe zu dem ihnen nähnlichen Theile des Schloſſes, der der gewöhnliche Eingang ſchien, hatte ich mit meinen Leuten ſchon erſtiegen, und war eben noch unſchlüſſig, in welchen der beyden langen Gänge, die ſich vor uns zeigten, ich zuerſt einſchreiten ſollte, als ich in dem einen rechts Stimmen vernahm. In demſelben Augenblick öffnete ſich auch mit Heftigkeit eine Thüre, und ein junger ſchöner Mann ſtürzte mit einem blanken Dolch auf uns los. Faſt wüthend brüllte er uns zu: „Was wir wollten?“ Ich deutete auf meinen gezogenen Degen, und bat ihn, ſo gut ich es in ſeiner mir noch nicht geläufigen Sprache vermochte, ſich zu ergeben. Statt deſſen verſuchte er, ſich eiligſt davon zu machen. Meine Jäger hatten den Befehl, blos im höchſten Nothfall zu ſchießen; darum hatten ſie ihn bald in der Mitte und mit den Bajonetten feſtgebannt. Da ich nach dem bisherigen Verlaufe meiner Unternehmung keinen Widerſtand weiter vermuthete, ſo wollte ich auch dieſen Mann ſchonen, der mich ſeiner Schönheit und Jugend halber ohnehin ſehr intereſſirte. Eben näherte ich mich ihm wieder mit der freundlichen Bitte, ſich zu ergeben, als er ſtatt aller Antwort den Dolch mit einer ſolchen Kraft nach mir ſchleuderte, daß derſelbe tief in der hölzernen Thüre, die er dicht neben meinem rechten Auge traf, ſtecken blieb. Dieß ſchien einigen meiner Jäger als Zeichen gelten zu müſſen, zuzuſtoßen, und lautlos ſank der junge Mann, von einigen Stichen getroffen, zu Boden, ehe ich noch „Halt!“ hatte rufen können. Es ſchmerzte mich das ſchöne Blut, das ich hier fließen ſehen mußte, um ſo mehr, da es zugleich das erſte vergoſſene auf dieſer Expedition war, und durch größere Beſonnenheit meiner Leute hätte ganz erſpart werden können. Der herbeygerufene Wundarzt übernahm den Verwundeten, und erklärte ihn noch für lebend, ſo wenig man äußerlich eine Spur davon wahrnehmen konnte. Ich trat nun in das Zimmer, aus dem der ſchöne Wüthende geſtürzt war, und traf Niemand, ſo wenig als in dem nebenanſtoßenden Gemach, aus dem mich wieder eine Thür in ein anderes und ſo weiter führte, ohne ein lebendes Weſen darin zu treffen, und gleichwol ſchienen ſie alle Spuren an ſich zu haben, erſt kürzlich bewohnt worden zu ſeyn. Selbſt die weiße weibliche Geſtalt gewahrte ich in keinem, und dieſer Flügel der Gebäude war es doch, in dem ich ſie geſehen hatte. Erſt bey Durchſuchung des zweyten Ganges fand ich einige Perſonen beyderley Geſchlechts, die mir zur Dienerſchaft zu gehören ſchienen. Sie wurden unter Wache geſtellt. Alles ward durchſucht, aber nirgends fand ſich mehr eine Spur des weiblichen Weſens. In einem ſehr verſteckten Seitenzimmer endlich, das durch eine verborgene Thür mit dem erſten Gang zuſammenhing, befand ſich wieder eine alte Weibsperſon, die ich für eine Art von Gouvernante oder Amme hielt, und welche ängſtlich nach dem Garten zu ſah, in welchen das offene Fenſter ihres Gemaches führte, als wir in daſſelbe traten. Meinem Auge, das dem ihrigen folgte, wollte ſich aber nichts zeigen. Das ganze Schloß ward durchſucht, mit Wachen gehörig beſetzt, und nachdem mein Freund mit der übrigen Mannſchaft nachgekommen war, und dir Aufſicht über das Ganze einſtweilen übernommen hatte, legte ich mich, nach Verfügung aller möglichen Sicherheitsmaßregeln, auf Eines der ſchönen Ruhebetten, die in den Zimmern umher ſtanden, um hier meinem erſchöpften Körper wieder einige Ruhe zu gewähren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wittwentrauer auf den Caribba-Inſeln.

Wenn ein verheyratheter Mann auf dieſen Inſeln ſtirbt, ſo begräbt ihn ſeine Frau ſelbſt, und gibt ihm ſeine Waffen, Schlingen und Ohrgehänge mit in's Grab. Dieſes beſucht ſie dann ein ganzes Jahr lang alltäglich, um Speiſe und Trank bey demſelben aufzuſtellen. Dieſer Gebrauch, ſo wie der Glaube, daß der Verſtorbene die dargebrachten Speiſen genieße, iſt allgemein, und darum werden dieſen auch ſtets die ausgeſuchteſten gewählt. Iſt dieſes erſte Trauerjahr vorüber, ſo begibt ſich dir Wittwe, mit den gehörigen Werkzeugen verſehen, an das Grab ihres verſtorbenen Mannes, und gräbt alle ſeine Gebeine wieder heraus und bringt ſie nach Haus. Hier werden ſie nunmehr von ihr geſchabt, gewaſchen und dann in der Sonne getrocknet. Iſt dieß geſchehen, ſo bindet ſie dieſelben in ein Bündel. Jetzt beginnt das zweyte Trauerjahr, während deſſen ſie das Bündel mit den Gebeinen ihres Mannes den Tag über auf dem Rücken tragen, und Nachts unter ihr Haupt legen muß. Mit dem Beginn des dritten Jahres, von dem Tode ihres Mannes an gerechnet, legt die Wittwe ihre Bürde ab, und hängt ſie an der Thür ihrer Wohnung auf. Nur erſt von dieſem Zeitpunkt an, alſo im dritten Jahr, darf ſie neuen Bewerbungen Gehör geben; allein auch dieſes Jahr wird noch zur Trauerzeit gerechnet, und wenn ſie während deſſelben einen Mann gefunden hat, mit welchem ſie in Verbindung treten will, ſo darf dieß öffentlich nur erſt nach Verlauf dieſes dritten Jahres, d. h. im vierten Jahr nach dem Tode ihres früheren Mannes geſchehen.

Digitized by Google

So roh und wenig gesittet diese Inselbewohner sich sonst auch zu benehmen pflegen, so wacht die öffentliche Meinung unter ihnen doch streng auf Beobachtung dieser Sitte, von welcher keine Wittwe sich leicht ungestraft entfernen würde. G. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember 1824.

Zu den Sehenswürdigkeiten Londons gehörte auch sonst das Staatsbett im Mansion-House (Stadthaus), welches sechs Fuß breit und neun Fuß lang war, und um einen Begriff von dessen Pracht und Reichthum zu geben, ist es genug, zu wissen, daß es 3000 Pfd. St. gekostet. Mehrere der ehemaligen Lord-Mayors sollen es für den größten Luxus gehalten haben, nach den großen Festen im Stadthause mit ihren Gemahlinnen in diesem Bette zu schlafen, und diese reichen HH. Stadträthe nebst ihren theuren Ehehälften sollen es selten zu breit gefunden haben. In den lezten Jahren aber fanden es die Lord-Mayors zu altfränkisch und lagerten sich lieber in andere, weniger prächtige, aber auch bequemere Betten, durch welche Vernachlässigung endlich das schöne Bett in einen solchen Verfall gerathen, daß man neulich für nothwendig gefunden, in dem Ausschuß, welchem die Aufsicht über die Stadtbauten obliegt, zu berathschlagen, was mit dem Bette geschehen sollte. Man schlug vor, die zerfezten Vorhänge des Bettes mit den Fenstervorhängen auszuflicken, und neue Vorhänge an deren Stellen zu hängen; während Andere vorschlugen, man sollte den ganzen Quark verkaufen, und dafür ein neues Bett anschaffen. Dagegen wurde gesagt, einige Herren, die man nannte, hätten während ihrer Mayorschaft die Ruhe in diesem Bette für ihren größten Genuß gehalten, und es würde also unbillig seyn, die künftigen Lord-Mayors dieses Genusses zu berauben; und obgleich die Gegner versicherten, daß das Bett in seinem jetzigen Zustande nicht über hundert Pfund werth, und sogar voller Ungeziefer wäre, so ward doch der erste Vorsatz durchgesezt. Indessen war der Stadtrath so weise, diesen einfältigen Beschluß umzustoßen und die neue Möblirung des Zimmers anzubefehlen.

Die Fluth hat nicht nur auf dem Festlande große Verheerungen angerichtet, sondern auch hier hat sie in mehreren Gegenden Häuser und Scheunen, Thiere und Menschen hinweggeschwemmt. Den größten Schaden soll sie indessen auf der Insel Portland angerichtet haben, und zwar fast ausschließlich in den Wohnungen der Armen, deren Gesammtverlust auf 10,000 Pf. angeschlagen wird. Man hat eine Subscription für diese unglücklichen Leute veranstaltet, aber es geht sehr langsam damit. Auch für die verunglückten Rheinländer sind zwey Subscriptionen eröffnet worden; die eine von Hrn. von Rothschild und die andere von einem Ausschuß von Kaufleuten, welche zusammen bereits einen Empfang von nahe an 4000 Pf. angekündigt haben, wovon der größte Theil bey Rothschild unterschrieben worden. Was mag wohl die Ursache seyn, daß die Engländer bey dieser Gelegenheit freygebiger gegen die Ausländer als gegen die Landsleute sind?

Vor ungefähr einem Jahre wurde hier eine Anstalt unter dem Namen Athénée Royal versucht, worin die gebildete Welt (denn die gebildete Welt mußte es seyn, weil den Preisen nach, nur die Reichen daran Theil nehmen können, und diese hier zu Lande auch, mit wenigen Ausnahmen, die gebildeten sind) in allen Wissenswerthen spielend, singend und tanzend unterrichtet werden soll. Das Ding aber ging sehr schläfrig von statten; der französische Titel wollte gar nicht behagen, und man sah sich gezwungen, die Anstalt Athenäum zu nennen, und den griechischen Namen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, damit die gebildeten Zöglinge es auch lesen könnten, aber selbst dieser neue Titel hat noch keinen einzigen bekannten Namen gewinnen können, welcher auf dem Prospectus hätte eine Rolle spielen können; und obgleich, der Vorschrift nach, acht Vicepräsidenten dabey seyn sollten, so hat man bis jezt deren doch nur drey. Das beste bey der Sache, wenn es ja zu Stande käme, ist eine Bibliothek und Lesekabinet, worin die besten Zeitschriften in allen Sprachen aufgenommen werden sollen, und dieses für das billige Abonnement von zwey Guineen. Da es hier keine solche Anstalt gibt, außer bey einigen Klubs, bey welchen aber der Zutritt sehr schwer zu erlangen ist, so wäre einer solchen Gedeihen zu wünschen. Aber man will auch dabey lehren; es sollen Vorlesungen über alle Fächer der Wissenschaft und der Kunst, und zwar nicht nur in Englisch, sondern auch in den vornehmsten Sprachen Europa's gehalten, und diese, um die wissenschaftlichen Zuhörer am Gähnen zu verhindern, durch Musik, Gesang und Feerien auf Hieb und Stich unterbrochen werden. Auch gibt das Athenaion dann und wann Bälle, welches aber Alles ziemlich theuer zu stehen und zu hören seyn soll. Auch will es, wie die französische Akademie, sich das Recht anmaßen, über Schriften und Schriftsteller zu urtheilen, Mitglieder und Ehrenmitglieder zu haben — vor Allem aber wollen die Unternehmer — Geld damit verdienen. Die Engländer laufen sonst immer gern dem Neuen nach; aber dieses war auch für den Reiz der Neuheit zu abgeschmackt. —

Vor Kurzem fand zu Warwik ein Preisboxen statt, worin einer der Kämpfer das Leben verlor. Es waren bey dieser Gelegenheit mehrere sehr vornehme Personen im Spiele, welche den Kampf veranstaltet und auf die Kämpfer gewettet hatten, und einige der dortigen Friedensrichter nahmen ein solches Interesse an der Sache, daß sie ihre Polizeydiener hinschickten, nicht um die gesetzwidrige Versammlung zu zerstreuen, sondern um Ordnung dabey zu erhalten. Da seit Kurzem diesem schändlichen, unchristlichen Gebrauch mehrere Opfer gefallen, und die Ermunterung, welche die Vornehmen den Faustkämpfen geben, jeden Tag mehr ihren schädlichen Einfluß zeigen, indem die ernsthaften Kämpfe, worin seit Kurzem auch mehrere das Leben verloren, immer häufiger werden, so hat die Regierung endlich Notiz davon genommen, und einer der Richter erklärte bey Gelegenheit eines Todschlages bey einem Faustkampfe, daß die Richter alle zu dem Entschlusse gekommen, in Zukunft alle diejenigen, welche an einem Kampfe Theil nehmen würden, wobey Jemand das Leben verlieren sollte, nach der größten Strenge des Gesetzes zu bestrafen, welches lebenslängliche Verbannung ist. Auch sagte er, daß Beamte, welche dergleichen Kämpfe zuließen, die Ahndung der Regierung zu erwarten hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 1:
Wilhelm.

Charade.

Ohne mein Erstes, geholt aus tiefem Grunde der Erde,
Oder verdunstet vom Quell eilet dich manches Gericht;
Und das Zweyte ist dir in deinem Keller willkommen.
Labung holst du daraus, Stärkung in mancherley Noth.
Gastlich erblickst du stets auf deinem Tische das Ganze,
Edler Gastwirthlichkeit Freund, und der Geselligkeit hold.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Januar 1825.

Dieß ist des Lebens schwerster Kampf,
Der unsre Herzen bricht.

Das Schloß Ritorno.

(Fortsetzung.)

Blos die starke Ermattung meines Körpers hatte mich mehrere Stunden im Schlafe gelassen, aber als ich erwachte, war mein erster Gedanke, was wol der Verwundete mache. Ich eilte dem Zimmer zu, in das ich ihn hatte bringen lassen. Der Wundarzt kam mir vor demselben entgegen, und gab in seinem Achselzucken wenig Hoffnung; doch äußerte er, daß der Kranke bis jezt noch bey völligem Bewußtseyn sey.

Rubiger schlug sich das große schwarze Auge auf mich, als ich eintrat. Sein Feuer schien freylich so wie die Röthe seiner Wangen durch den Blutverlust verloren zu haben; aber die hohe Männlichkeit, die in allen Zügen thronte, war noch dieselbe, und ich vermochte sie gar nicht mit der fast kindischen Wuth zu vereinen, in welcher dieser Mann, ohne die geringste Umsicht, der offenbaren Uebermacht Trotz zu bieten denken konnte. Leise näherte ich mich seinem Lager, da ich bemerkte, daß mein Anblick keine unangenehme Veränderung in seinen Gesichtszügen hervorbrachte. Statt dessen schien sich eine freundliche Trauer in ihnen zu zeigen. Die Hand versuchte er emporzuheben, vermochte es aber vor Schwachheit nicht. Ich kam ihm zu Hülfe; er drückte meine Rechte, und sprach mehreremale hintereinander den Namen: „Rosa! Rosa!" aus.

Ich hatte bisher, aus vielleicht zu weit getriebener Vorsicht, keine Person der Dienerschaft zu ihm gelassen, weil der Wundarzt der Landessprache vollkommen mächtig war, und überdieß den Befehl hatte, alle Sorgfalt für die Wiederherstellung dieses Mannes anzuwenden. Der ausgesprochene Name hieß mich aber von meiner Anordnung abgehen. Ich schickte nach der alten Gouvernante, welche Anfangs fast nicht zu bereden war, ihr Zimmer zu verlassen. Sie fiel vor dem Bett des jungen Kranken nieder und weinte heftig. Mit einem leisen Zeichen der Hand bedeutete er sie, ruhig zu seyn, und nannte dann schwach den Namen „Rosa" wieder. Sie verstand seinen Wunsch, entgegnete aber unter heftigen Thränen: daß Jene sich geflüchtet habe, und sie ihr nicht hätte folgen können.

Aufmerksam hörte ich zu, und schien nun erst den Zusammenhang zu errathen. Sogleich erbot ich mich gegen die Alte, wenn diese entflohene Person zur Beruhigung des Verwundeten etwas beytragen könne, und man dieselbe zu finden hoffen dürfe, so wolle ich ihr erlauben, in Begleitung eines Soldaten darnach zu suchen. Denn von dieser leztern Vorsicht durfte ich nicht abgehen, da ich ja nicht wußte, wie viele Personen sich gerettet hätten, die, durch diese Alte genauer unterrichtet, mich, sammt meiner ganzen Mannschaft, in die größte Verlegenheit hätten bringen können. Darauf schien sie sich aber nicht einlassen zu wollen. Dieß machte mir diese Person um so verdächtiger, und so wehmüthig bittend sich auch das Auge des Kranken auf mich heftete, und mich fast im Innersten

Digitized by Google

durchbohrte, ich war dieſe Vorſicht meiner ſtrengen Pflicht ſchuldig. Der ganze Anblick that mir zu weh, als daß ich ihn hätte länger ertragen können; dennoch ſchärfte ich bey meiner Entfernung der Wache die ſtrengſte Aufſicht ein, und erſuchte auch den Wundarzt, auf die Alte ein ſorgſames Auge zu haben, und von jeder nachtheiligeren Wendung im Zuſtande des Verwundeten mir ſchleunige Nachricht zu geben.

Ich begab mich hinab in's Freye, und traf meinen Freund, den Lieutenant, eben mit Erneuerung und Unterſuchung der Wachen beſchäftigt. Dem nämlichen Geſchäft unterzog ich mich für den untern Theil des Schloſſes, woſelbſt mir die Wache am äußerſten Thore meldete, ſchon zweymal im nahen Walde eine weiße Geſtalt erblickt zu haben, welche ſich dem Thore habe nähern wollen, aber jedesmal wieder zurückgewichen ſey. Ich ließ auf der Stelle ſorgfältigſt nachſuchen, ſo gut es die ſchon hereinbrechende Dunkelheit zuließ, aber umſonſt.

Bey meiner Zurückkunft in den obern Schloßraum wandelte ich noch einigemale unter den blühenden Granaten im Hofe mit meinem Freunde auf und ab. Doch bald, nachdem ich mit dieſem noch alle nöthigen Sicherheitsmaßregeln für die Nacht verabredet hatte, verließ mich dieſer, um der Ruhe zu pflegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus Islaor, oder der chriſtliche Barde.

(Fortſetzung.)

Dem Statthalter des Präfekten blieb die Rettung ſeiner Schlachtopfer verborgen; die Bekehrung der Prieſterinnen ward nicht bekannt, ihre nächtlichen Beſuche bey ihren Gatten brachte ihr Geheimniß nicht in Gefahr, und Alles, was ſie von ihnen über den Zuſtand ihrer neuen Glaubensbrüder hörten, befeſtigte ſie in ihrer Lehre. Der Abfall von dem Worte der Wahrheit ward allgemein, Furcht, Ehrgeiz und Sinnenluſt führten die Bekenner des Heilandes zu den Altären der olympiſchen Götter zurück. Islaor lebte zum Erſtenmal zu den Füßen ſeiner holden Gefährtin, allein er blieb der Freude fremd, er fühlte peinigend die Laſt der Unthätigkeit ſeine Kräfte verzehren, er, der Kampfesfreude und Anſtrengung gewohnt war, glühte vor Scham im thatenloſen Müſſiggang, und knirſchte, ſeinen Arm gelähmt zu ſühlen, da Uebermuth und Gewalt zu ſteuern ſein Beruf war. Sich in eine künftige Tyranney zu fügen, iſt noch leicht; uns bleibt das Gefühl unwiderſtehlicher Nothwendigkeit und der Hoffnung. Die Stärke entehrt auch nicht den, der ſie übt, noch den, der ſie bändigt; allein die Verderbniß durch die Verderbniß beherrſcht zu ſehen, das Haupt vor der mit dem heiligen Namen des Geſetzes geſchmückten Argliſt, vor grauſamer Verſpottung zu beugen, den Unterdrücker und die Unterdrückten gleichmäßig zu verachten, in der Obermacht nur eine feindſelige Verſchwörung gegen die Vernunft zu ſehen, welche Geiſt und Herz zuſammen entwürdigt: — das ſind Schmerzen, die nur edle Seelen begreifen, denen aber ihr Muth erliegt. Islaor's Tage ſchlichen farblos dahin, zwiſchen dem Dienſt ſeines Gottes und ſeiner Liebe getheilt, aber ſeine tiefe Trauer, ſeine Hoffnungsloſigkeit nahm auch dieſer den innigen Ausdruck; Aurinia glaubte ſeine Zärtlichkeit erkaltet, ſie litt alle Qualen getäuſchter Erwartung, denn ſie hatte ihre Liebe allerſetzend gehalten für jedes Glück. Allein Aurinia war ſo weiſe, als zärtlich, ſo entſchloſſen, wie klug, ſie ſuchte ihres Geliebten Schwermuth zu zerſtreuen, und führte ihn zu dieſem Entzweck oft hinüber auf das Feſtland, wo der Anblick ſeiner heimathlichen Gegend, in welcher er ſeine Kindheit verlebt, in welcher er zum muthigen Jüngling erſtarkt war, ſeine Phantaſie angenehm erregte. Eines Tages begleitete er Aurinia nach Abrincates (Avranches), wo ein großes Feſt die Einwohner auf dem öffentlichen Platz verſammelt hatte. Ehedem hatte das Kreuz auf den benachbarten Tempeln geglänzt, jetzt erblickte man allenthalben das Zeichen der Abgötterey; alle Hymnen zu Ehren des wahren Gottes waren verſtummt, ſtatt ihrer hörte man Julian's Namen vergöttern. Das Volk tanzte unter den Augen der heidniſchen Prieſter und der Krieger, die es mit dem Gewicht ihrer eigenen Ketten erdrückten. Islaor nahm auf dem Boden die Spuren vergoſſenen Blutes wahr; er erblickt einen ſeiner alten Waffenbrüder, ſeinen Genoſſen in den Gefahren mehr wie einer Schlacht, entdeckt ſich ihm, und fragt nach dieſem Blut. „Man hat, antwortet der Gallier, geſtern einen Fremden hier gerichtet, dem es thörichter Weiſe eingefallen war, den Dienſt des wahren Gottes in ſeinem Vaterland wieder einzuführen. Da ſuchte er hier eine Zuflucht.“ Die Töne der Laute überſtimmten hier ſeine Worte, und der Tanz riß ihn in ſeinem Wirbel hinweg.

Von dieſem Tage an kehrte Islaor nicht mehr auf das Feſtland zurück. Sein Schmerz hatte die höchſte Stufe erreicht, ſelbſt die Geliebte konnte keine Linderung ihm bieten, er blickte voll Sehnſucht gen Himmel: dort mit ihr vereinigt zu ſeyn war ſein einziger Wunſch. Vergebens verſuchte Aurinia ihn zur Hoffnung einer beſſern Zukunft zu bewegen, er beantwortete ihr zärtliches Zureden mit der grauenvollſten Beſchreibung von der Verſunkenheit des gegenwärtigen Geſchlechts, und ſchloß mit den Worten: „Wir ſind verloren, mein Weib, auf lange Zeit verloren — ein herabgewürdigtes iſt auch ein in ſich ſelbſt aufgelöſtes Volk — der Keim ſeines Lebens iſt erſtickt!“

Den Verfolgungen durch Liſt und Erniedrigung, welche bisher die Chriſten erlitten, folgten nun auch bald die der

Digitized by Google

offenbaren Gewalt, welche die Siegestrunkenheit herbeyführt. Die Schmeichler jener Zeit hatten ein besonderes Mittel zu gefallen gefunden: sie vergrößerten nicht die Zahl der Unterworfenen, sondern deren, so unter dem Joch sich sträubten, ward als zahllos geschildert und ohne Rücksicht genannt. Bey diesen Gemüthsarten waren die Abtrünnigen die Unversöhnlichsten, denn sie hatten sich für ihre Reue zu rächen. Nach und nach erfuhren die Gläubigen, daß Rudina eine Zuflucht für sie sey. Zahlreiche Flüchtlinge eilten dahin, die Henker folgten ihrer Spur, und bald entwarf Islaor's Vater, als Statthalter des Präfekten, den Plan, sie Julian's Göttern zu unterwerfen. Ihm war es kein Geheimniß mehr, daß Aneinia in dieser Freystätte weile, noch daß sein Sohn hier verborgen sey; beyde in den allgemeinen Untergang zu verwickeln, war nicht seine Absicht, er wollte seine Rache befriedigen, und diese traf nicht seinen Sohn. Von allen Edikten Julian's empörte keines die Völker so sehr, als der Befehl an die überwältigten Christen: auf ihre Kosten alle die Tempel neu zu erbauen, welche während der vieljährigen Herrschaft ihres Glaubens verfallen oder in Trümmer gelegt waren. Dieses furchtbare Gesetz eröffnete der Habsucht, dem Betrug, dem Meineid ein unbegrenztes Feld. Die Umstände hatten damals, wie die Handlung geschah, alle Berechtigung unnöthig gemacht, jetzt waren die Thäter längst aus dem Reiche der Lebendigen verschwunden, und kein Beweis war zu führen. Die Rechenschaft, die man forderte, die Erstattungen, die man erzwang, waren also eine Strafgeißel in des Unterdrückers schonungsloser Hand. Der Statthalter beschuldigte Aneinien, zu einer Zeit, wo sie noch nicht geboren war, einen der Odhut der Druidinnen befohlnen Tempel, dessen Daseyn Niemand kannte, verbrannt zu haben. Sie, wie so viele der Angeklagten, besaß nicht genug Vermögen, um die geforderte Wiedererbauung zu bestreiten, sie wurde also, sie, die Tochter, die Gattin eines römischen Bürgers, wurde, als Sklavin verkauft zu werden, verurtheilt. Der Statthalter fürchtete Islaor's Wuth; um ihm Stillschweigen aufzulegen, befahl er ihm, den Göttern zu opfern, indem er ihm die Wahl ließ zwischen dem Blutgerüst und dem Gold, was die Einkünfte von zwey Provinzen zusammenhäuften. Die unglücklichen Gatten, von allen Seiten von Schmach und Tod bedroht, fanden Mittel, aus Rudina zu entfliehen, alle ihre Bewohner folgten ihrem Beyspiel, und diese Insel bietet dem Blick des Reisenden seit diesem Zeitpunkt nichts mehr als ein dürres, verödetes Gestade.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember 1824.

(Fortsetzung.)

Bey Hrn. Ackermann ist ein sehr interessantes Werk, Buchanan's Memoirs of Paintings, mit einer chronologischen Geschichte der Einführung der Gemälde großer Meister in England seit der französischen Revolution. Seine Nachricht über den Einkauf der Orleau'schen Gallerie gebe ich Ihnen als Auszug. Hr. B. hatte im Jahr 1792 vom verstorbenen Lord Kinnaird und den Hrn. Morland und Hammersley den Auftrag erhalten, die Orlean'sche Gallerie auf Spekulation zu kaufen. „Am 8ten Juni reiste ich nach Paris ab, mit einem Kredit-Brief auf Peregaux und C. für 30,000 Pf. St. versehen. Ich kam gerade an dem Tage an, wo der König entflohen war. Die Stadt war unter Kriegsgesetzen und in der größten Verwirrung; indessen erhielten doch die Aufseher der Gallerie Befehl, mich zu jeder Stunde einzulassen, und mir jedes Gemälde, das ich näher zu sehen wünschte, herunter zu langen. Lord Kinnaird hatte bereits durch einen Hrn. Ford, welcher im Orlean'schen Hause vertraut war, Unterhandlungen angeknüpft. Nach einem zwey- oder dreytägigen Aufenthalt wurde ich vom Herzoge ersucht, alle die Gemälde zu schätzen, und ein Gebot zu thun. Umsonst stellte ich vor, daß dieses gegen allen Gebrauch wäre, und daß es S. K. H. zukäme, seine Forderung zu machen; man bestand darauf als die einzige Bedingung, worauf man sich einlassen könnte. Ich mußte mich also dazu entschließen; aber als ich dem Herzoge mein Gebot vorlegte, gerieth er in Wuth, und schwur, er wäre verrathen und ich mit seinem Gallerie-Direktor, Hrn. Le Brun, einverstanden, indem nicht mehr als 20,000 Fr. Unterschied zwischen seiner Schätzung und der meinigen wäre. Ich versicherte den Herzog, daß ich nie mit Hrn. Le Brun gesprochen, und ihn blos dem Rufe nach kennte. Dieser Zufall zerschlug indessen die Unterhandlung. Die Orlean'sche Parthey war um diese Zeit sehr stark, und der Herzog in Paris sehr beliebt geworden. Er entschloß sich also plötzlich aus andern Gründen die Sammlung, auf die er bereits große Summen geborgt hatte, zu behalten, und ich mußte unverrichteter Sache nach England zurückkehren. Bald darauf erfuhr ich von Lord Kinnaird, daß der italienische Theil der Orlean'schen Sammlung verkauft worden, indem der Herzog eine große Summe an La Borde dem ältern im Billard verloren, und die Banquiers so sehr in ihn gedrungen, daß er ihnen diesen Theil der Gemälde für die Schuld überlassen mußte, und daß nicht ein Augenblick zu verlieren wäre, wenn man sich der flämischen und holländischen Gemälde für England versichern wollte. Ich reiste also sogleich wieder nach Paris, und als ich dort ankam, verlangte man einen neuen Ueberschlag von mir, und sonderbarer Weise fiel sie wieder innerhalb 10,000 Fr. mit Hrn. Le Brun's Schätzung aus. Dießmal ward mein Erbieten angenommen, und der Vertrag aufgesetzt und unterschrieben, so daß ich glaubte, es wäre jetzt Alles zu Stande gebracht; aber da der Herzog vernommen, daß er eine größere Summe vom Kaiser vom Rußland bekommen könnte, weigerte er sich, den Vertrag zu erfüllen, wenn wir ihm nicht den Unterschied des Kurses zu statten kommen ließen, welcher damals für England äußerst günstig war: auch in dieses willigte ich ein, und glaubte, Alles wäre jetzt beendigt; aber nein! die zahlreichen Gläubiger, welchen der Herzog verschiedene Theile seines Pallastes verpfändet hatte, standen jetzt auf und wollten die Gemälde nicht fortlassen, indem sie behaupteten, sie machten einen Theil der Mö-

Digitized by Google

bei aus. Ich wandte mich an einen geschickten Advokaten, welcher mir rieth, meine Sache, da ich das Französische geläufig sprach, selbst zu vertheidigen. Ich begab mich daher zu der ersten Versammlung der Gläubiger in dem großen Saale des Palais Royal; es waren deren dreyßig bis vierzig zugegen. Ich brachte Alles vor, was meine Forderung unterstützen konnte, und als man solche nicht anerkennen wollte, erklärte ich, daß ich das Recht hätte, einen Protest gegen den Verkauf der Gemälde an irgend eine andere Person einzureichen, wodurch der Herzog verhindert werden würde, sie auf irgend eine Weise zu befriedigen. Dieß that seine Wirkung, und am folgenden Tage benachrichtigte man mich, daß ich sie auf meine Gefahr hinwegnehmen könnte. Dieß ließ ich mir nicht zweymal wiederholen, und ließ sie sogleich in ein großes Lagerhaus neben dem Palais Royal bringen. Hier stellten sich mir neue Schwierigkeiten dar, welche für die damalige Zeit hätten zu gefährlichen Folgen führen können; denn als ich nämlich mit dem Einpacken der Gemälde beschäftigt war, wurde ich auf einmal von einem Haufen Leute umringt, die, ihrer Sprache nach, Maler waren, welche behaupteten, es wäre eine Schande, daß eine so vortreffliche Sammlung aus dem Lande gehen sollte, und ihrer Miene nach entschlossen schienen, solches zu verhindern. Einige derselben erkundigten sich heimlich, welchen Weg sie gehen sollten? Ich hatte den mit dem Einpacken beschäftigten Leuten gesagt, daß sie über Calais gehen würden, sobald aber das Einpacken vollendet war, ließ ich sie während der Nacht in ein bereitliegendes Schiff bringen, und der Seine hinunter nach Havre de Grace führen, von wo aus sie sogleich nach England verladen, und glücklich zu Chatham an's Land gebracht wurden. Die Gemälde wurden nachmals zu London zum Verkauf ausgestellt; und man kann sich einen Begriff von dem allgemeinen Interesse machen, welche diese außerordentliche Ausstellung erregte, wenn ich dem Leser sage, daß wir während der letzten Woche derselben jeden Tag über hundert Pfund in Schillingen lösten."

Zu Leicester wurde vor Kurzem ein Knecht verhaftet, welcher von einer Magd in demselben Hause beschuldigt war, daß er ihr hätte den Hals abschneiden wollen. Diese war mit dieser Beschuldigung in der Nacht in das Zimmer ihres Herrn gelaufen gekommen, und hatte zur Bestätigung eine blutende Wunde am Halse. Man fand den Knecht zwar schlafend in seinem Bette, und ein anderer Knecht, welcher in derselben Stube schlief, bethenerte, er hätte ihn nicht aufstehen gehört; aber die Magd beschwor ihre Aussage, und der Mann wurde in's Gefängniß geschickt. Von dem Augenblicke an aber bemerkte man an der Magd die größte Unruhe, und nach ein Paar Tagen begab sie sich zum Friedensrichter und schwur auf's Neue, daß ihre ganze Aussage eine Erdichtung gewesen, die sie erfunden, um sich an dem Menschen zu rächen, von dem sie ein Kind hätte, sie aber jezt nicht heirathen wollte.

Vor ein Paar Tagen hielt ein junger Mensch in Bettlerlumpen bey einem hiesigen Polizeyamte um Unterstützung an; er sagte, er wäre der Sohn der Prinzessin von Cumberland (bekanntlich eine gewisse Mistriß Seres, die sich diesen Titel anmaßt, und bereits seit mehreren Jahren in Schuldenhaft ist), die ihn aber seinem Schicksale überlassen hätte, und er wäre bis vor Kurzem Hausknecht in einem Bierhause gewesen, wäre aber jezt brodlos. Der Polizeybeamte versprach die Sache zu untersuchen.

Der arme Gourlay, welcher dem Hrn. Brougham vor mehreren Monaten einen Peitschenhieb gegeben, befindet sich noch immer unter Beschuldigung des Wahnsinns im Gefängnisse. Sie können sich überhaupt keinen Begriff machen, wie viele Unglückliche in diesem Lande in öffentlichen und Privat-Tollhäusern schmachten, blos weil sie irgend einem Gatten oder einer Gattin, einem Sohn oder einer Tochter zur Befriedigung ihres Geizes oder ihrer Lust im Wege gewesen; denn es bedarf hier weiter nichts als des Zeugnisses zweyer ärztlichen Personen, um einen Menschen in einem solchen lebendigen Grabe zu vermauern. Es steht zwar eine Appellation an den Großkanzler offen, aber dazu bedarf es Freunde, die sich der Sache annehmen, vor Allem aber einer Menge Geldes, und meistentheils werden die armen Leute so genau beobachtet, daß ihnen die Verbindung mit der ganzen Welt abgeschnitten ist. Erst dieser Tage ward die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine schmerzhafte Art auf diesen Gegenstand hingelenkt. Ein Frauenzimmer von guter Familie, welche aus einem Privat-Tollhause zu Windsor entflohen war, wurde vor einen hiesigen Friedensrichter gebracht, mit dem Gesuch, daß er dem Wirthe, in dessen Hause sie Schutz gesucht, befehlen möchte, sie auszuliefern. Der Wirth sagte, das Frauenzimmer betrage sich so vernünftig, daß er nicht glauben könne, sie wäre wahnsinnig, und daß er sie daher nicht anders als auf höhern Befehl ausliefern würde. Das vorgebrachte Zeugniß von ihrem Wahnsinne war blos von einem einzigen schottischen Arzte unterschrieben, und der Friedensrichter weigerte sich hierauf einen Befehl auszufertigen. Zwey Tage später erschien der Mayor von Windsor, als Eigenthümer des Tollhauses nebst dem Bruder des Frauenzimmers vor dem Polizeygerichte, und wenn man ihrer Aussage trauen darf, so bewiesen sie freylich, daß das Frauenzimmer über gewisse Punkte irrige Vorstellungen hat, welche sich aber nie in Handlungen äußern, und darum auch niemand gefährlich seyn können; auch ward bewiesen, daß das Gesetz nur die Unterschrift eines einzigen Arztes erfordert, um einen Menschen in ein Tollhaus sperren zu dürfen; und der Polizeybeamte erklärte bey dieser Gelegenheit, er glaube zwar nicht, daß in England Menschen mittelst dieses Verwandes ihrer Freyheit beraubt würden, wünschte aber dennoch, daß statt der Unterschrift von Einem die Unterschrift von sechs Aerzten erfordert werden sollte. Das Frauenzimmer, welches nach der Behauptung des Wirthes, von Allen, die es in seinem Hause gesehen (und es sollen sie mehrere vornehme Personen besucht haben), für vollkommen vernünftig gehalten wurde, wurde hierauf seinen Verfolgern überliefert.

Unsere Publishing-season hat eigentlich noch nicht angefangen, und wir haben deßwegen noch nicht viel Neues, und unter diesem ist das Interessanteste: Erinnerungen an Lord Byron von Dallas, und Eine Stimme von Indien, von Kapitän Seeley, Verfasser der Wunder von Ellora. Von dem letztern hoffe ich Ihnen nächstens Auszüge geben zu können. Ein anderes interessantes Werk ist Tales of Irish Life (Erzählungen von der Irländischen Lebensweise), mit Holzschnitten nach Cruikshank.

Zu Manchester hat sich wiederum ein Unglück in einer Fabrikanstalt ereignet. Der Kessel einer Dampfmaschine mit hoher Pressien zersprang nämlich mit einer solchen Gewalt, daß beynahe das ganze Gebäude davon einstürzte, und mehrere benachbarte Häuser mehr oder minder beschädigt wurden. Drey Menschen blieben auf der Stelle todt, und von zehn oder zwölf Verwundeten starben zwey bald nachher.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. Januar 1825.

Der Gott der Christen allein wird fest stehen auf der erschütterten Erde, denn er allein ist unantastbar, unveränderlich und ewig!

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Auf dem Felsenkamm, von dem wir jezt nur eure Waffen blitzen, nur die Flamme der von euch angezündeten Städte leuchten sehen, wohnte ein alter Druide, der Freund der Götter und der Musen. Er stand an der Spitze des kleinen Haufens, der, trotz allem Wechsel des Glücks, den Göttern seiner Voreltern treu geblieben war. Alle Sagen seines Volkes waren ihm bekannt, er sang sie mit so viel Wahrheit und Wärme, daß er sogar die Aufmerksamkeit christlicher Zuhörer gewann. Seine anziehenden Weisen vereinten die Anmuth, welche die Huldgöttinnen Hellas verleihen, mit dem Ernst, den die Lehre des Evangeliums auflegt; man konnte ihn nicht anhören, ohne seinen Genius zu bewundern, und ihn zu bewundern und an seine hohe Tugend zu glauben, war Eins. Bey ihm will Aurinia eine Zuflucht suchen, er war der Lehrer ihrer Kinderjahre gewesen, sie wae, von seinen Tugenden überzeugt, bey ihm der gütigsten Aufnahme gewiß; er mußte, wenn gleich seinen alten celtischen Göttern treu, die blutigen Verfolgungen der rachesüchtigen Römlinge verabscheuen, und schmeichelte sogar Islaor mit dem Gedanken, daß er sich könne der reinen Wahrheit zugewendet haben.

Islaor bestritt ihr diese lezte Hoffnung nicht; er blickte betend zu Dem empor, welcher Betrug, Verfolgung und Lügen verabscheut, und bestieg mit seiner Gattin den Nachen. Vom sanften Abendhauche getrieben, landeten sie bald in dem Hafen von Corlallum. Die Menge drängte sich zum Gestade, um die Fahrzeuge zu betrachten, welche die Krieger nach Brittanien überschiffen sollten. Es hatten sich drohende Gerüchte verbreitet, Unruhe, aber eine trotzige Unruhe war auf allen Gesichtern zu lesen. Islaor dachte nicht mehr daran, sich zu verbergen, noch zu entfliehen; neues Leben strömt plötzlich durch seine Adern, er wirft seinen Mantel ab, er zeigt seine lorbeerbekrönte Stirn, schildert den bangen Theilen in feuriger Rede das Schicksal ihrer Brüder, das auch ihnen sich bereitet, wenn sie ihre Mauern, die einzigen, wo die wahre Lehre noch herrscht, dem Götzendienst öffnen. Seine Worte treffen wie glühende Pfeile die Herzen, man bewaffnet sich, man eilt auf die Wälle, der flüchtige Tribun, der hoffnungverarmte Islaor ist der Thätigkeit, den Mühen, den Gefahren wiedergegeben, zu denen die Natur ihn bildete. Aurinia sieht das noch vor Kurzem so tief gebeugte Haupt sich stolz unter dem Helm erheben, ihr Geliebter hatte mit seiner Kraft Jugend, Schönheit, Geist und Liebe wieder gewonnen, sein Weib war ihm theurer, wie je; er fühlte sich ihrer würdig, und sie konnte auf ihn stolz seyn. Wo wohnte denn auf Erden das Glück, wäre es nicht in dem Herzen eines Weibes, das den Mann, dem sie ihre ganze Zärtlichkeit weihte, bewundern darf; als in dem Herzen des Mannes, dem das Glück wird, seinen Ruhm auf der Stirn seiner Geliebten zu lesen?

Endlich erschienen die Adler von des Statthalters Heerhaufen auf den benachbarten Höhen. Nun zittert

Aurinia über den Muth, über die Hoheit, die sie bisher in ihrem Gatten entzückte. Islaor will nur der Religion, nur dem Ruhm Gehör geben; aber um das Leben seiner Geliebten vor Gefahren zu schützen, bringt er sie auf eine Insel (heut zu Tage l'isle poléo, auf deutsch: die abgeschälte, kahle, nackte Insel), vielmehr einen Felsen, am Eingang des Hafens, der von allen Seiten von Wind und Stürmen umbraust ist. Dort verbirgt Aurinia ihr Entsetzen, dort betet sie für ihn! In der Ferne sieht sie ihn groß und furchtbar, wie Achill, das Lager durchstreifen, und man sagt, sie habe auf die Rinde einer Birke die Worte Homer's, welche des Peleus Sohn schildern, gegraben; der Strahl des Blitzes traf den Baum, die Zeit zernagte seine Rinde, das Wort Peleus (im Französischen Peléo) blieb allein übrig, und gab diesem Eiland seinen Namen. Doch Islaor's Heldenmuth theilte sich seinen Kampfgenossen nicht mit; Julian's Heerführer war viel zu listig, um es auf die Stärke des Arms ankommen zu lassen; er fordert einen Waffenstillstand, um Blut zu ersparen; Geld und Ueberredung, aufgedrungener Wahn und verzeihlicher Irrthum verführten die Bürger von Coriallum, dem Heerführer Julian's ihre Thore zu öffnen. Der listige Tyrann besteigt seinen Ehrensitz, und der Druide, von dem Aurinia so viel hoffte, steht nachdenkend ihm zur Seite. Islaor, unter dem Volkshaufen verborgen, erblickte auch seinen Vater unter des treulosen Römlings Umgebung, und zum Zweytenmale aller seiner Hoffnungen, für die gute Sache kämpfen oder sterben zu können, beraubt, war er im Begriff, das Festland zu verlassen, als ein neuer Vorgang seine Aufmerksamkeit anzog.

Der Heerführer, nachdem er den göttlichen Kaiser erhoben, schritt zu der Bekanntmachung eines Edikts, welches die Verhältnisse der unterdrückten Christen zu dem Staate bestimmte. Sie wurden von allen Kriegsdiensten, allen Staatsämtern, allen Verwaltungszweigen, bis auf den geringsten herab, ausgeschlossen, der Waffen beraubt, und mit der bloßen Erlaubniß, ihrem Gott nach ihrer Weise dienen zu dürfen, abgefunden. Mit Schauder hörte die Bevölkerung der ganz christlichen Stadt den Abgrund, in welchen Schwäche und Leichtgläubigkeit sie gestürzt hatte; allein noch härtere Strafe wartete ihrer: das Edikt beraubte sie ferner aller ihrer blühenden Schulen, die schon lange Gallien zur Heimath und Pflegerin der Wissenschaft gemacht hatten; es versagte den Kindern der Christen allen Unterricht, und verurtheilte sie und ihre Nachkommen durch diesen Ausspruch, als eine widerstandslose Heerde dem Stab des Treibers zu folgen. Der unmenschliche Knecht der Tyranney, der dieses Verdammungsurtheil vortrug, fand das Mittel, die Wunden, die er seinen unglücklichen Schlachtopfern versetzte, noch schmerzlicher zu machen, indem er den lauten Ausruf des Entsetzens kalt höhnend mit den verschiedenen Stellen des Evangeliums beantwortete, in welchen Blutvergießen verboten, der Herrschaft dieser Welt entsagt, Geduld empfohlen, und die Armen am Geist glücklich gepriesen werden. Die Menge hatte die Verordnungen, welche sie jedes Rechtes und Vorzugs beraubte, mit Entsetzen gehört, aber stets an sich selbst und seinen Kräften verzweifelnd, seine Wuth wieder bemeistert; die Aussicht, die Schulen des ganzen Galliens, den Stolz der Nation, zerstört zu sehen, schien auf einen Augenblick den bessern Geist in ihr auf's Neue angefacht zu haben, Haufen traten zusammen, man hörte ein dumpfes Gemurmel, was, Sturm verkündend, den listigen Statthalter bewog, durch eine neue List die schwache Heerde zur Ruhe zu bewegen.

Der Aelteste des Kirchenbezirks, mit seinem weißen Stabe in der Hand, nahte sich dem Redner. Der Anblick des geistlichen Oberhaupts der Gemeinde konnte den heiligen Eifer des Märtyrerthums in den Herzen erwecken. Der Bischof tritt hinzu, und wirft seinen Stab auf den Altar der falschen Götter. — Die Sage erzählt, der nahe Tempel der Christen hätte bey dieser That in seinen Grundfesten gezittert. — Der Heerführer, welcher dieses unwürdige Schauspiel bereitet hatte, ruft triumphirend: „Seht hier, euer Seelenhirt selbst huldigt den Göttern der Römer!"

Das Volk schwieg, in tiefe Niedergeschlagenheit versenkt, dumpfe Stille herrschte auf eine Weile, als Islaor mit wuthentbranntem Herzen sich herzudrängte und ausrief: „Der Römer? Römer wollt ihr seyn? Hört auf diesen großen Namen zu entweihen! Das kriegerische Volk, das ihn trug, das unsere Voreltern besiegte und die Welt mit seinen Trophäen bedeckte, eroberte durch die Gewalt der Waffen den Sieg, es stahl ihn nicht, es verdankte ihn nicht der Lüge und der Arglist. Eure Verbrechen und unser Unglück werden furchtbare Strafen herbeyziehen, die Kinder des Nordens werden sich unserer als einer leichten Beute bemächtigen, das Reich wird verfallen, und das Priesterthum, das seine veraltete Herrschaft verjüngen will, wird unter seinen Trümmern versinken. Der Gott der Christen allein wird fest stehen auf der erschütterten Erde, denn er allein ist unantastbar, unveränderlich und ewig!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Ritorno.

(Fortsetzung.)

Als mich mein Freund verlassen hatte, wollte mir, vielleicht zum Erstenmal in meinem Leben, mein Alleinseyn unbehaglich vorkommen. Es war nicht etwa Furcht, — denn diese, das kann ich frey gestehen, kannte ich nicht, und dann waren ja auch in geringer Entfernung von mir

Digitized by Google

zwey Wachen — sondern Wiederklänge der so rasch und mannichfaltig auf einander gefolgten Begebenheiten der lezten wenigen Tage, vielleicht auch Folge meines, durch die Wunde und die Strapazen gereizten, Körperzustandes. Mit meinen Gedanken bald im fernen Vaterlande und in der Vergangenheit, bald in der kurzen, aber lebensreichen, Zeit meines Kriegerstandes, wandelte ich noch einigemal still auf und ab, und blieb nach einer Weile im Schatten eines hohen Granatenbaumes stehen, der noch weit über die Brustwehrmauer hinausragte. Von dieser konnte man hinab in ein längliches und angenehmes Thal sehen. Der schönste Frühlingsabend hatte über dasselbe seine Reize gegossen. Die tiefste Stille um mich und in der ganzen Gegend war wol auch eher für eine Folge unsers Standes anzusehen, als für die gewöhnliche Erscheinung einer kastilischen Nacht zu nehmen. Der Mond in seinem ersten Viertel kämpfte noch mit dem halben Dämmerlicht, und gab der dunkeln Olivenwaldung unter mir, so wie den abwechselnden Gegenständen in der freyen Ebene, sonderbare Umrisse; sein Licht versilberte einen Theil des kleinen Flußspiegels, der sich das Thal heradwand; heller schien mir das Blau des Gewölbes über mir, goldner die Sterne; Alles bestimmte mich zu Vergleichungen mit dem Vaterlande, und selbst das an der einen Seite des Thales sich hinziehende Gebirge erinnerte mich durch seinen so ziemlich gleichmäßig hohen Rücken an den der Heimath hoch schon näheren Jura. Eine milde Luft führte mir von den blühenden Orangerieen die köstlichsten Wohlgerüche zu. Die Gegenwart vermochte aber mit all ihrem Zauber nicht ganz mich in sich zu ziehen. Die Betrachtungen über meinen gegenwärtigen Beruf, dem ich wol, bey meinen Jahren, mit Leib und Seele anhing, bey ruhiger Ueberlegung aber nie für Lebenszweck halten konnte, mochten wol starken Theil daran haben, so wie denn überhaupt der Stand eines Kriegers den Mann wol am schnellsten dem Leben raubt, ihn aber dagegen auch wieder am schnellsten für dasselbe bildet.

Unbeweglich still mochte ich, mit der linken Schulter an den Stamm gelehnt, wol schon eine ganze Stunde, theils in diesen Betrachtungen, theils mit dem Anblick der sich so mannichfaltig nach dem Stande des Mondes ändernden Beleuchtung im Thale beschäftigt, verbracht haben, als ich unter den Hallen, die sich an einem Theile der Schloßgebäude in meinem Rücken hinzogen, und an welche unten die Olivenwaldung sich anschloß, ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte. Da ich auch den Wachen anbefohlen hatte, sich so wenig als möglich zu bewegen, am wenigsten im Mondschimmer, so konnte es nur von einer äußern Ursache herrühren. Ich blieb auf meinem Fleck, wie vor, unbeweglich. Das Geräusch wiederholte sich, deutlicher glaubte ich das Knarren einer schweren Thüre zu vernehmen, deren ich doch dort keine bemerkt, und deßwegen erst in einiger Entfernung einer Wache die Beaufsichtigung dieses Theiles übergeben hatte. Aber wie erstaunte ich, als eine schlanke, weiße, weibliche Gestalt dicht neben mir vorbeyschwebte, so viel als möglich den Mondschein vermied, und dem Schatten der Granaten zueilte! Entwischen konnte sie nicht wieder; also hielt ich mich noch ruhig und wartete auf das Anrufen der Wache, der sie entgegen kommen mußte. Aber nichts erfolgte. Nach einer Minute eilte ich nach unter die Granaten, und gewahrte nichts Weißes mehr. Die Schildwache hatte sie aber wol gewahrt, und ohne Anrufen zu einer nahen Seitenthüre gehen und dieselbe öffnen lassen, beym Hineintreten aber angehalten. Ich hörte einen lauten Schrey und eilte hin; die Gestalt lag ohnmächtig am Boden. Wir richteten sie empor. Ich hielt sie in meinen Armen. Mit Hülfe noch eines herbeygerufenen Jägers trug ich sie in das Gebäude. Die Last war sanft. Ein Ruhbett nahm sie auf, und das herbeygebrachte Licht zeigte ein Wesen, wenn gleich durch den todtenähnlichen Zustand etwas verstört, doch in der schönsten Weiblichkeit. Trotz des jugendlichen Aussehens mußte sie, ihrem Körperzustande nach, Gattin seyn. Der Wundarzt ward gerufen, und die alte Gouvernante. Leztere wäre beynahe selbst vor Schrecken zusammengesunken, als sie diese Person wie todt ausgestreckt da liegen sah. Man machte Luft durch Oeffnung der Kleider, und nach einigen andern angewandten leichten Mitteln öffnete sie die Augen. Die Gegenwart des alten Weibes schien sie zu beruhigen. Sie fragte nach ihrem Joseph; die Alte suchte auszuweichen. Dieß brachte sie zur vollen Besinnung. Heftiger fragte sie nach demselben und versuchte dabey, sich in die Höhe zu richten. Der Wundarzt versicherte ihr, daß er lebe, sie möchte sich nur beruhigen, um sich nicht zu schaden, und ihrem Gatten, der ebenfalls nicht wohl sey. Sie sezte Zweifel in seine Rede, und wandte sich im fließendsten Französisch bittend an mich. Ich bestätigte die Erklärung des Leztern. Ihr sey wohl, äußerte sie, und versuchte noch einmal aufzustehen. Es ging aber nicht. Die Alte eilte in ein Nebenzimmer nach einem Wandschranke, und gab aus einem Fläschchen der jungen Dame einige Tropfen, welche diese zu stärken schienen.

Der Wundarzt zog mich bey Seite und äußerte mir seine Bedenklichkeit für den Zustand beyder Gatten, wenn sie jezt einander zu sehen bekämen, und gleichwol konnte die Verweigerung, sie zu ihrem Gemahle zu lassen, für die Dame ebenfalls von den gefährlichsten Folgen seyn. Unser geheimes Reden miteinander machte schon ihre Aufmerksamkeit in einem hohen Grade rege. Sie richtete sich in die Höhe; die Sorge um den geliebten Gatten gab ihrem zarten und angegriffenen Körper Kräfte. Ich sah im Voraus, daß alle Vorstellungen und Verzögerungen ihres Wunsches ihre Unruhe und ihren fieber-

Digitized by Google

haften Zustand, in dem sie wahrscheinlich den ganzen Tag schon gelebt hatte, vermehren würde. Dringend bat sie mich, sie ihren Gatten sehen zu lassen, und wollte schon auf die Knie vor mir sinken; da erzählte ich ihr denn mit aller möglichen Schonung zwar, aber offen und frey, die Lage ihres Gatten, wenn ich auch die Aeußerungen des Wundarztes wegen der nahen Gefahr verschwieg. Starr war ihr Blick, so lange ich sprach, auf mich geheftet. Jezt schien sich Leichenblässe wieder über ihre Züge zu ziehen; aber das Verlangen, den Gatten zu sehen, auf dem sie immer noch bestand, brachte das Blut wieder in's Gleichgewicht. Ich bat sie nur um einigen Aufschub, während dem man ihren Gemahl auf ihre Erscheinung vorbereiten wolle, und entfernte mich mit dem Wundarzte. Dieser blieb auf seinen traurigen Muthmaßungen über den Ausgang der Sache und ging zu dem Verwundeten. Für mich aber schien es dringender, den Eingang zu untersuchen, durch welchen diese Dame in den Schloßhof gekommen war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember 1824.

(Beschluß.)

In der theatralischen Welt haben wir seit meinem Lezten einige Neuigkeiten gehabt; unter andern Schillers Kabale und Liebe, in englischen Blank verse, unter dem Titel Ravenna, or Italian Love. Die Verfasser (denn es haben zwey Personen daran gearbeitet) geben zwar vor, blos den Umriß von Schiller geborgt zu haben; so weit ich aber bey einer schnellen Uebersicht habe bemerken können, haben sie selbst im Dialog wenig verändert, und nirgends verbessert. Das Stück hat bekanntlich große Fehler, und ist durchaus nicht für's englische Publikum geeignet; auch fiel es schon nach zwey Vorstellungen zu Boden. Ein besseres Glück hatte ein Lustspiel, betitelt: My Uncle Gabriel. Die Sache ist ganz einfach diese: Ein reicher Bürger, der sich auf's Land zurückgezogen, hat eine hübsche Tochter, und diese einen jungen Lieutenant zum Liebhaber. Der Vater ist ganz natürlich gegen die Verbindung, und will, daß seine Tochter einen reichen Tölpel heirathe. Die jungen Leute sind in Verzweiflung; aber ein Freund verspricht ihnen zu helfen und hält Wort. Zuerst erscheint er auf dem Dorfe, wo der Alte wohnt, als Porträtmaler, und läßt diesen bey Gelegenheit merken, der Lieutenant habe einen steinreichen Onkel, Namens Gabriel in Indien, welcher nächstens in England erwartet würde. Dieß macht den Alten aufmerksam, und nun erscheint unser Eulenspiegel als Onkel Gabriels Bedienter, welcher die Ankunft seines Herrn meldet, und bald darauf als der reiche Gabriel selbst. Der alte Omnium findet nun keinen Anstand, den Ehekontrakt zwischen den jungen Leuten zu unterschreiben, und als er zulezt den Betrug entdeckt, macht er bonne mine à mauvais jeu, und erklärt, er hätte gleich anfangs den Betrug gemerkt, hätte aber den jungen Leuten nicht den Spaß verderben wollen. Das Stück ist übrigens voller Humor und witzigen Wortspielen und verspricht ein Liebling auf unserer Bühne zu werden; auch sind einige recht hübsche Lieder darin angebracht, welche von Parry dazu komponirt sind.

Man hat zu Liverpool kürzlich einen andern großen Fälscher verhaftet in dem Augenblick, wo er nach Amerika absegeln wollte. Dieser ist der Sohn eines Bankiers, aber seine Fälschungen haben mit der Bank seines Vaters keine Gemeinschaft. Es hat sich durch die Untersuchungen der Bankerottsache des Hauses, wozu Fanntleroy gehörte, ergeben, daß dieser wirklich die größten Ausschweifungen begangen und die gewissenlosesten Verschwendungen gemacht, deren man ihn anfangs beschuldigte, und die Kommissarien retteten sogar den Gläubigern 60,000 Pf. aus den Händen einer seiner Maitressen, oder vielmehr ihres Mannes, der ihm seine Frau verkauft zu haben scheint. Nach eingegebener Rechnung der Firma scheint es doch jezt, daß den Gläubigern an sechzig Prozenten bereits gesichert; wenn nur die Bank nicht als Forderin auftritt.

Vor einiger Zeit sollten zwey Prozesse gegen einen Mann entschieden werden, welcher ein Spielhaus für Vornehme gehalten. Die Jury war geladen und geschworen, aber beym ersten Prozesse, welcher im Namen des Königs instruirt war, erschien kein Ankläger, und beym zweyten, wo der Angeber um die vom Gesez verheißenen Strafgelder ansuchte, erschienen die Zeugen nicht, die er geladen. Diese waren ein Lord und zwey reiche Privatpersonen, welche sich durch ihr Nichterscheinen einer unbedeutenden Geldbuße aussezten, aber auch dem Angeklagten die Gelegenheit gaben, aller Strafe zu entgehen.

Ein Schreiben von Theben in Egypten meldet, daß am 14ten März ein Aufruhr unter den Arabern der dortigen Gegend ausgebrochen, und zwar auf das Anstiften eines Mannes, Namens Derwisch Ahmed el Wezier (der Wezier), der sich für einen Propheten ausgibt, und erklärt, er habe von Gott und dem Sultan den Befehl, den Pascha Mehmed Ali aus Egypten zu verjagen, und innerhalb ein Paar Tagen soll er bereits an der Spize von 8 bis 10,000 Mann gestanden haben, welche die türkischen Dörfer angriffen und plünderten. Ahmed Pascha mit einigen Truppen, besonders nach europäischer Art geübten Arabern, unter dem Befehl von piemontesischen Offizieren, stand den Rebellen gegenüber, scheint aber am 22sten April noch keine offensive Bewegung gemacht gehabt zu haben. Der Engländer, welcher diesen Brief schreibt, befand sich nebst einem Freunde unter seinem Schuze, und Beyde mußten mitten in den Gefahren des Krieges ausharren, weil die zu Kenneh und Siout ausgebrochene Pest ihnen die Rückkehr abschnitt. Beym Ausbruche der Rebellion befanden sie sich mitten unter den Insurgenten, und würden von diesen umgebracht worden seyn, wenn sie ihr Führer nicht unter seinen Schuz genommen hätte; ja er schrieb ihnen sogar am 18ten März ein Billet folgenden Inhalts: „Möge der Friede Gottes und des Propheten und unser Friede auf allen Engländern ruhen! und mögen sie nichts auf der Welt fürchten; und wer ihnen schadet, schadet unserer eigenen Seele.“

Zu Boston in Amerika, auf dem sogenannten Bunkerhügel wird eben ein Denkmal errichtet, welches an die Revolution erinnern und aus einer 250 Fuß hohen Säule bestehen soll.

Nachschrift. Die Beharrlichkeit des braven Wirthes, welcher das unglückliche, dem Tollhaus entsprungene Frauenzimmer, dessen ich in diesem Schreiben erwähnte, unter seinen Schuz genommen, hat es so weit gebracht, daß sie nicht, wie es anfangs geheißen, in's Tollhaus zurückkehrte, sondern daß sie ihr Bruder vor der Hand zu sich in's Haus nahm.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Januar 1825.

Kräftig, seines Willens Meister,
Mächtig im Gebiet der Zeit,
Mächtig im Gebiet der Geister,
Gegen Welt und Schicksal dreister,
Steht der Mann, in Herrlichkeit.

Th. Hell.

Frithiof und Ingeborg.

Erste Romanze

der bereits durch Bruchstücke im Jahrgang 1822 bekannt gewordenen Heldensage von J. Tegnéer; aus dem Schwedischen übersetzt von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff.

Es wuchsen einst auf Hilding's Gut
Zwey Pflanzen unter treuer Huth,
Schön, wie sie nie dem Nord erschienen,
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Gleich einer Eiche schoß empor
Die Eine, schlanker als ein Rohr;
Wie sich die Kron' im Wind entfaltet,
Gleicht sie dem Helme, kühn gestaltet.

Der Rose hold die Andre glich,
Wenn kurz der Winter nur entwich,
Und Feübling, dem die Ros' entkeimet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch wenn durch's Land die Stürme wehn,
Wird man die Eiche kämpfen sehn;
Und bey der Lenzluft wärmern Glühen
Erschlossen, wird die Rose blühen.

So wuchsen sie im Kindheits Traum;
Und Feirdiof war der junge Baum:
Es blühte die Blume süß und linde
In Ingeborg, dem Königskinde.

Sahst du die Zwey im Tagesschein,
In Freya's Hain glaubst du zu seyn,
Wo Liebesgeister sich umschlingen,
Mit gelbem Haar und Rosenschwingen.

Doch lauschtest du bey Mondesglanz
Um schatt'ge Tannen ihrem Tanz,
Erschien dir unter Haynes Zweigen
Ein Elfenpaar im luft'gen Reigen.

So freundlich war es, war so süß,
Als man die erste Run' ihm wies.
Ihm war kein König gleich an Ehren:
Denn ihr konnt' er die Runne lehren.

Wie lustig schwamm er nicht und kühn
Im Nachen längs des Ufers Grün.
Wie herzlich bey des Segels Wenden
Klatscht sie mit kleinen weißen Händen!

Da war so hoch kein Vogelnest,
Ihr's zu erobern war sein Fest.
Vom Adlerhorst im Wolkenraume
Bracht er die Jungen, hoch im Flaume.

Zu reißend tief kein Bach ihm war,
Er trug sie durch die Wellen klar.
Süß war es bey des Falles Schäumen
Von ihrem Arm umstrickt zu säumen.

Die Erstlingsblum' so Lenz ihm bot,
Die frühste Erdbeer, purpurroth;
Der Goldähr' erst gereiften Segen,
Bracht er ihr treu und froh entgegen.

Doch Beyden allzu schnell entflohn
Der Kindheit holde Tage schon:
Und bald ein Jüngling vor ihr stehet,
Deß Blick tief glühend hofft und flehet.

Und mit Gefühlen, ſüß und neu,
Steht ſie vor ihm, die Jungfrau ſcheu:
Und ſenkt die Wimper, feucht bethränet,
Zum Buſen, der ſich knoſpend dehnt.

Da zog oft Frithiof aus zur Jagd.
Wie er war Keiner unverzagt —
Stolz, daß er ohne Spieß und Klinge
Allein den wilden Bär bezwinge.

Und mit ihm rang er Bruſt an Bruſt:
Kam blutend, doch voll Siegesluſt
Nach Haus mit ſeiner zott'gen Beute.
Wie ſich die Jungfrau deß erfreute! —

Denn Männermuth das Weib verehrt.
Des Schönen iſt das Starke werth,
Das Ein' im Andern ſich ergänzet,
Gleichwie die Stirn der Helm umglänzet.

Doch wenn die Winternacht er ſaß,
Beym Heerdesſchein Geſänge las,
Von Walhall's hehren Stradlenhallen,
Den Göttern und Göttinnen allen;

Da dacht' er: „Freya's Haar iſt Gold,
Ein Kornfeld reif, das wogend rollt.
So ſeh' ich auch um Ingeborg's Wangen
Geknüpft ein leuchtend Goldnetz prangen.

„Und blendend unter grünem Flor
Schwillt voll Iduna's Bruſt empor:
So hüpfen hier, Licht-Alfen Beede,
Aufknoſpend unter weicher Seide.

„Und wie der Himmel tief und klar,
Strahlt Frigga's blaues Augenpaar
Zwey blauen Augen Lieb' und Treue,
Beſchämen ſelbſt der Lenzluft Bläue.

„Und pranget Gerda's Wang' allein,
Gleich friſchem Schnee im Nordlichtsſchein? —
Sah ich doch Wangen, zart gerötet,
Drauf doppelt Frühroth ſich entzündet.

„Ein Herz auch kenn' ich warm und weich;
Der treuen Nanna Herzen gleich.
Mit Recht im Lied beglückt geprieſen
Ward er, dem ſolcher Lieb' erwieſen.

„Und froh wie Baldur ſtürb' auch ich,
Beweinte, die ich liebe, mich —
Bereit, wie dort, mein Loos zu theilen,
Bey Hel, dann wollt' ich gerne weilen!" —

Still ſaß indeß die Maid und ſann,
Und wob dazu den Tag entlang
Geſchickt des Heldenliedes Wunder,
Und grüne Hayn und Wogen drunter.

Dort in dir Wolle, weiß und fein,
Wob ſie der Schilde goldnen Reih'n:
Und rotb des Streites Lanzen fliegen,
Und Panzer blinken, glanzgediegen.

Doch wie ſie webet ämſialich,
Der Held dem jungen Frithiof glich —
Daß, als ſie's ſelber nun entdecket,
Erröthend froh ſie drob erſchrecket.

Und Frithiof ſchneidet, halb im Traum,
Ein F ein I in jeden Baum.
Es ſchlingen, wie der Herzen Flammen,
Die Runen wachſend ſich zuſammen.

Wenn goldgelockt der Tag erſteht,
Ein König durch den Aether geht;
Sich Alles regt, die Menſchen wandern,
Da denkt das Eine nur des Andern.

Und wenn in dunkler Majeſtät
Die Nacht am ſtillen Himmel ſteht;
Und Alles ſchweigt, nur Sterne wandern,
Da träumet Eines nur vom Andern.

„Du Erde, dir ſich jedes Jahr
Mit Blumen ſchmückt das grüne Haar! —
Gib alle Blüthen deines Lenzen,
Damit des Jünglings Stirn zu kränzen."

„Du Meer, das ſeinen tiefen Saal
Geſchmückt mit Perlen ohne Zahl! —
Laß mich die ſchönſten, reinſten finden,
Sie um des Mägdleins Hals zu winden."

„Du, hoch an Odin's Thron geſtellt,
O Sonne, leuchtend Aug' der Welt! —
Könnt' ich herunter doch dich langen,
An Frithiof's Arm als Schild zu prangen."

„Du Leuchte in Allvaters Saal,
O Mond mit deinem ſanften Strahl! —
Wärſt mein du mit dem Glanz, dem bleichen,
Zum Spiegel wollt' ich dich ihr reichen." —

Doch Hilding zu dem Zögling ſpricht:
„Sohn, dieſe Liebe nähre nicht! —
Unähnlich fielen eure Looſe:
Nur Dornen trägt dir dieſe Roſe.

„Denn wiſſ': hinauf in Odins Saal
Steigt König Bele's Ahnenzahl.
Dir, Thorſtens Sohne, ziemt's zu weichen,
Denn Gleiches nur gedeiht mit Gleichen."

Doch Frithiof lacht: „der Ahnen Zahl
Such' ich mir in der Todten Thal! —
Als ich den Waldfürſt ſchlug zur Stelle,
Erbt' ich die Ahnen mit dem Fell.

„Nicht räumt der freye Mann das Feld.
Gehört den Freyen doch die Welt! —
Daß ſie den Muth des Kühnen lohne
Trägt Hoffnung eine Siegeskrone.

„Dem Hochgeborn ſtammt alle Kraft
Von Thor her, der in Thrudwang ſchafft.
Ihm iſt Geburt nicht, Muth nur werth —.
Ein mächt'ger Freyer iſt das Schwert.

„Und Thor's gewalt'gem Schutz vertraut
Kämpf' ich um meine junge Braut.
Blüh' weiße Lilie unverzagt —;
Weh dem, der uns zu trennen wagt! —"

Das Schloß Ritorno.

(Beſchluß.)

Zur Unterſuchung des verborgenen Eingangs leuchteten mir einige Jäger. Hätte ich nicht ungefähr die Stelle deſſelben aus dem knarrenden Geräuſche vermuthen können, ſo würde ich ſie wol ſchwerlich bey Nacht gefunden haben. Eine künſtlich verborgene ſchmale Thür führte mittelſt einer kurzen Treppe in ein unterirdiſches Gemach, das ebenfalls in die Waldung hinaus eine eben ſo künſtlich verborgene Oeffnung hatte. Nach behutſamer Beleuchtung fanden wir in einer Niſche des Behältniſſes einen ältlichen Mann mit einer vielleicht eben ſo alten Dame, die, zitternd, nicht zu ſprechen vermochten, ſondern blos bittend die Hände emporſtreckten, und ſehr in Bewegung zu ſeyn ſchienen. Ich beruhigte ſie durch freundliches Zureden, und mußte dann zu meinem größten Erſtaunen hören, daß ſie die Eltern der jungen Dame wären, der Beſitzerin dieſes Schloſſes, welche bey unſerer Ankunft aus Liebe für ſie ihren Gatten verlaſſen, und ſich mit ihnen durch das Fenſter geflüchtet habe, während der Letztere, um Zeit dazu gewinnen zu laſſen, ſich den Soldaten entgegengeſtellt habe. Auf meine Entgegnung, ob ſie mich denn mit meinen Truppen für Barbaren gehalten hätten, der nur käme, um Menſchen zu peinigen, entſchuldigten ſie ſich durch die ſchon mehreremale gemachte Erfahrung, und baten mich nochmals um Schonung. Der Alte gab mir ſein Ehrenwort, daß weiter Niemand ſich aus dem Schloſſe geflüchtet habe. Ich ordnete zu aller Vorſicht aber ſogleich eine genaue Bewachung dieſes heimlichen Einganges an, nahm die beyden zitternden Alten in das Schloß, und führte ſie in die Zimmer, die ſie bey meiner Ankunft bewohnt hatten, und woſelbſt auch ihre Tochter noch war.

Der Wundarzt brachte mir ſeine Antwort abermals mit einem ſtarken Achſelzucken. Kaum wagte ich es, in das Zimmer der Dame zu treten. Doch es mußte ſeyn. Haſtig eilte ſie auf mich zu. Ich bat ſie nochmals um Geduld, weil der Zuſtand ihres Gatten jezt gerade bedenklich ſey. Zoeſchend ſah ſie mir mit ihrem ſcharfen Auge in's Geſicht, und ſchien mehr zu fürchten, als ich ſagte. Sie ſank vor mir auf die Knie, ehe ich es hindern konnte, und bat mich mit aufgehobenen Händen und in den rührendſten Ausdrücken, ſie ihren Gatten ſehen zu laſſen. Ich kam hart in's Gedränge, denn das Leben des jungen Mannes hing, dem bloßen Anſehen nach, nur an einem ſchwachen Faden noch, der beym freudigen Anblick der Gattin ſicher reißen würde. Schon wollte ich der Bittenden den Krankenbeſuch, wenigſtens vor der Hand, militäriſch-feſt abſchlagen, da bedachte ich aber ihren Zuſtand wieder. Ich gab der Alten einen Wink, ließ die Eltern zu ihr, und eilte wieder aus dem Zimmer in das des Verwundeten, der in einem leiſen Schlummer lag. Das war doch ein triftiger Grund zu meiner Verweigerung. In der unruhigſten Bewegung aller anweſenden Gemüther verging wieder eine Stunde, in welcher ich mich wol zwanzigmal lieber in das hitzigſte Gefecht wünſchte, als in dieſer Lage zu ſeyn. Denn alle Friſten, in denen die junge Dame von den dringendſten Bitten, ihren Gemahl zu ſehen, abſtand, waren von ſo kurzer Dauer. Ihr Körper litt ſichtlich, und der fieberhafte Zuſtand deſſelben vermehrte ſich, ſo ſehr ſie es auch verbergen wollte.

Endlich kam der Wundarzt wieder, und ſagte mir leiſe, daß der Kranke dem Anſcheine nach etwas geſtärkter erwacht ſey und abermals nach ſeiner Roſa verlangt habe. Jezt glaubte ich auch dieſer den Anblick deſſelben nicht mehr verweigern zu können, und ergriff ſie bey der Hand, um ſie hinüberzuführen. Mit Heftigkeit preßte ſie ſich an mich. Vergebens empfahl ich ihr Mäßigung, wenn ſie anders Liebe zu ihrem Gatten habe und deſſen Erhaltung wünſche. Ungeſtüm eilte ſie auf ſein Lager zu und fiel vor demſelben auf die Knie, drückte die Eine Hand des Theuern mit Innigkeit an ihren Buſen, und bedeckte ſie mit Thränen, die erſt jezt ihrem bisher trockenen Auge zu entrinnen begannen. Ein mattes Lächeln zog ſich über das blaſſer und blaſſer werdende Geſicht des Verwundeten. Sein Auge ruhte nur auf der theuern Gattin, die mit dem Kopfe auf ſeine Hand geſenkt, ſich im Beſitze dieſer glücklich fühlte. Kein Wort ward geſprochen; es war, als wenn die Zungen Beyder wie vom Krampf gefeſſelt wären. Ich ſtand in einiger Entfernung von dieſer Scene, ebenfalls ſtumm und unbeweglich. Sie machte mir unendlichen Schmerz, und herzlich gern hätte ich den Zuſtand des geliebten Verwundeten auf mich genommen, wenn er dadurch der innig geliebten Frau zu erhalten geweſen wäre. Denn mit meinem Leben war Keins auf dieſer Erde ſo innig verwebt, daß ſein Aufhören auch das des Andern nach ſich gezogen hätte; und die Verwandten? — Die Verwandten eines Kriegers können ja keinen Augenblick, am wenigſten im Kriege, mit Sicherheit auf das Leben deſſelben rechnen.

„Roſa!“ liſpelte nach mehreren ſo verbrachten Minuten der junge Mann. Sie hob ihr Geſicht, auf dem die Spuren des tiefſten Schmerzes lagen, von der Hand empor, und ſah in das des Geliebten. Das nur ſchien er gewünſcht zu haben. Seine Züge nahmen ein erhöhteres Leben an. Die treue Gattin ſchien aber den nahen Verluſt zu ahnen und verbarg mit Heftigkeit ihr Geſicht wieder. Der Wundarzt trat behutſam hinzu und eröffnete ihnen, daß es dem Zuſtand eines Jeden von ihnen angemeſſener ſey, ſich jezt einige Ruhe zu gönnen und zu trennen. Mit Heftigkeit ſah ſie wieder empor, und ſtarr auf den Wundarzt. In dem nämlichen Augenblicke fielen am untern Schloßthore raſch aufeinander drey Schüſſe. Ich eilte hinaus. Der Mond war geſunken. Finſtre Nacht rund herum. Die Mannſchaft ordnete ſich unters Gewehr, nichts

Digitized by Google

als dumpfes Geräusch. Lichter bewegten sich den Schloßberg herauf. Die Wachen beachten zwey Gefangene von den herumstreifenden bewaffneten Einwohnern. Die Letzteen waeen mit Laternen in's Schloß gedrungen, und hatten, als sie die Wachen erblickt, auf dieselben gefeueet. Alles kam wieder zue Ruhe und in die vorige Ordnung. Ich ging wieder in das Zimmee des veewundeten Schloßbesitzees. Dieser hatte ausgelitten. Sein schwacher Lebensfaden wae in dem entstandenen Tumulte vollends abgerissen, und todtenädulich lag seine geliebte Gattin auf der todten Hülle. Ihe körperlicher Zustand erforderte aber andere Maßeegeln. Man suchte sie von der Leiche zu teennen. Keampfhaft fest hielt sie dieselbe umaemt. Sie ward in ein andeees Zimmer gebracht, in welchem sie bald wieder Bewußtseyn erlangte, aber nur, um duech lautes Stöhnen die fürchterlichsten Schmeezen anzudeuten, die sie auf dem Bette hin und her warfen. Dieß dauerte Stunden. Der Wundarzt veesuchte alle möglichen Mittel zue Linderung dieses Zustandes. Umsonst. Der junge Tag drach an, als sie einen todten Knaben gebahe, und den lezten Blick auf ihre Aeltern vor dem Bette waef. Gewiß beach auch für sie ein junger Tag an. Still eangen die Alten die Hände, und blickten aufwärts. Alles war bewegt.

Ich konnte den Anblick nicht längee eetragen und ging in den Schloßhof. Die Brust war mie so voll, daß ich ihr nur in dem hitzigsten Gefechte Luft machen zu können wähnte. Dee Gedanke verfolgte mich wie ein Gespenst, hiee der Zerstörer eines iedischen Glückes, und dee Mörder des Lebens dreyee innigst veedundenee Wesen gewoeden zu seyn, wenn schon in der Eefüllung meiner Pflicht.

Mit easchen Schritten eilte ich die Reihen der Geanatenbäume auf und ab, um die Unruhe zu beschwichtigen. Mehe beeubigte mich aber das heezliche Zuredeu meines zu mie getreetnen Freundes.

Noch an demselben Tage eehielt ich Befehl, zu einee größeren Truppenabtheilung zu stoßen, um den Feind zu allaemiren. In einem düsteen Zustande verließ ich das Traueeschloß Ritoeno, auf das ich beym Abmaesch wehmüthig zurückblickte.

Selbst in den hitzigsten Gefechten verließen mich anfangs die Gestalten des Don Joeeph Paeez und seiner geliebten Rosa nicht. Meine Bestimmung rief mich bald darauf aus der Halbinsel wiedee auf den vateeländischen Boden, um an dem eben ausgebrochenen Krieg gegen Oestreech Theil zu nehmen; aber in dem geschäftigsten Treiben erinnerten mich oft unbedeutende, und damit in keinee Verbindung stehende Umstände, an jenen Traueetag in Spanien, und noch heute denke ich dessen mit tiefer Wehmuth.

Emil Essigkeügler.

Koeespondenz-Nacheichten.

Paris, 6. Dezember 1824.

Im Oktober waren fünfzehn neue Stücke auf den Pariser Theatern aufgeführt worden; für eine Trauerzeit war dieß gewiß mehr als genug; im November sind ungefähr eben so viel theatralische Neuigkeiten an's Tageslicht gekommen. Obschon an dem lezten Namenstage des vorigen Königs, im August lauter neue Gelegenheitsstücke auf den Bühnen gespielt worden waren, so mußten doch am 4ten November, beym Namensfeste des jetzigen Königs, wiederum neue Stücke mit Komplimenten und Artigkeiten produzirt werden, welches die in diesem Fache arbeitenden Dichter keineswegs in Verlegenheit gesezt hat; aller Eile ungeachtet hatten sie doch die Gewandtheit gehabt, Alles, was der König in einem Monate Auffallendes gesagt hatte (zu Thaten war die Zeit zu kurz gewesen), in ihre Stücke hineinzubringen; natürlich haben sie sich diese Mühe nicht umsonst gegeben. An dem Théâtre français gab es neulich furchtbare Streitigkeiten; da nämlich die jetzige Regierung die Aufführung mehrerer Stücke erlaubt, welche unter dem vorigen Könige aus übertriebener Aengstlichkeit bey Seite gelassen worden waren, so wollten die Verfasser derselben zuerst gespielt werden, wogegen sich diejenigen Dichter sträubten, welche neuerdings ihre Stücke dem Theater eingereicht hatten, und die sich also dadurch zurückgedrängt sahen. Die Schauspieler, besonders vorzügliche, welche lieber in dem einen als in dem andern Stücke spielen wollten, mischten ihre Leidenschaften in den Conflikt der Eigenliebe und der Eitelkeit der Verfasser; somit ging es hinter den Kouliſſen sehr bunt her, und in den Journalen wurden von berühmten Männern Briefe gewechselt, worin die Höflichkeit der bonne Compagnie die Empfindlichkeit der beleidigten Eitelkeit schlecht verbarg. Uebrigens muß man es den Pariser Schriftstellern nachrühmen, daß sie sehr einträchtig mit einander leben, wenigstens im Publikum, und sich sogar, wenn sie sonst achtbar sind, gegenseitige Beweise des Wohlwollens und der Achtung geben. So nehmen jetzt alle unabhängigen Schriftsteller und Gelehrten innigen Antheil an dem Schicksal des hier allgemein beliebten Viktor Cousin; die Journale loben seinen Freymuth und liefern Auszüge aus seinen Schriften, und als neulich Professer Villemain in seinem Cursus der Beredtsamkeit vor einem zahlreichen Auditorium den jetzigen König lobte, daß er auch im Auslande den französischen Gelehrten seinen Schutz angedeihen lasse, erinnerten sich alle Zuhörer des Ereignisses mit Cousin, unterbrachen den Redner und gaben durch ihren lebhaften Beyfall zu erkennen, wie sehr sie wünschten, dieser Schutz möge kräftig genug seyn, um Cousin ehestens wieder nach Paris zurückzuführen. Natürlich ist die Angelegenheit Cousin's diejenige aller reisenden Gelehrten, und zu dem Antheile, den die Pariser gelehrte Welt an seinem Schicksale nimmt, gesellt sich ihr Privatinteresse. Diese gegenseitige Achtung erstreckt sich jedoch nicht auf die Theaterzeitungen, Courrier des Théâtres und Corsaire, die sich einander so heftig anfeinden, daß sie sich neulich einander wegen Injurien vor Gericht verklagt hatten. Allein das Gericht begnügte sich damit, sie zur gleichmäßigen Bezahlung der Prozeßkosten anzuweisen und ihnen zu sagen ungefähr wie in Wagners Prometheus gesagt wird:

Müsst nit glich alle' Dreck 'rus sagä,
Wenn ihe nit wöllt d'Schellenkapp tragä.

Der Corsaire behauptete von seinem Gegner, dem Courrier, dieser habe den Schauspielern gedroht, er werde sie in seinem Blatte übel behandeln, wenn sie sich nicht auf dasselbe abonnirten, und wirklich wurden mehrere von ihnen angeführt, die er als sehr gute Schauspieler gepriesen habe, so lange sie seine Abonnenten gewesen wären, und nach ihrem Austreten als sehr mittelmäßige Künstler geschildert worden wären. Dieß bestätigten einige Schauspieler selbst, und gestanden, sie hätten aus Furcht, übel behandelt zu werden, sich auf den Courrier abonnirt. So geht's hier zu in der untern Journalistik oder unter dem Janhaget der gelehrten Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Januar 1825.

Um als ein Glücklicher unter den Menschen zu leben, muß man stets als ein Unbekannter unter ihnen leben.

Knigge.

London.

Häusliche Einrichtung.

Am zweyten Tage meiner Ankunft in London begann ich in aller Frühe (d. h. um eilf Uhr) meine Exkursionen in der Stadt, vorerst um zu sehen, welche Straße mir am besten gefiele, und dann, wo sich eine Wohnung darin für mich fände. Wer hat nicht von der Bondstreet, der schönen Bondstreet gehört oder gelesen, diesem Stapelplatz des Luxus und der Schönheit, diesem Inbegriff aller Herrlichkeiten Londons? Durch diese Straße gehen und mich entscheiden, darin zu wohnen, war eines und dasselbe. Welche Augenweide, von einem solchen Fenster die schöne Welt an sich vorüberwallen zu sehen, das Treiben der verschiedenen Stände, der mannichfaltigsten Charaktere zu überschauen, auf der gefalteten Stirn des Kaufherrn, auf der tiefsinnigen des Staatsmanns und Gelehrten, auf der sonnenklaren des lebensfrohen Abenteurers, in dem stolzen Auge der Lady und in dem lockenden Flammenblick der Courtisane, auf dem jugendfrischen, blühenden Gesicht des Landmädchens und dem melancholisch-empfindsamen des Kammerzöfchens Geheimnisse zu lesen, wie man sie nicht in Memoiren niederlegt und nicht in Romanen darstellt! Welche Wonne, von dort herab die Pracht der Kaufläden, die Industrie der Verkäufer, den Luxus der Kaufenden vor Augen zu haben! Welcher Gewinn an Menschenkenntniß, die großen und kleinen Intriguen zu beobachten, welche auf diesem Lebens- und Menschenmarkte angeknüpft, fortgesponnen und beendigt werden! Kurz, ich wollte in der Bondstreet wohnen.

Da sah ich denn an einem Kupferstichladen eine Tafel, „Boarding house" überschrieben, ausgehängt, klopfte fünfmal mit gebührender Derbheit an der Hausthür, und trat ein. Aus dem Laden wurde ich in eine Art Sprachzimmer geführt und gebeten, mich zu setzen. Während der halben Stunde, die ich warten mußte, hatte ich Zeit, meine Umgebungen zu betrachten. Ein Spiegel, einige Stühle und ein Addreß-Kalender von London war das ganze Ameublement. In dem letztern fand ich so viele bekannte und interessante Namen, und machte Bekanntschaft mit so vielen unbekannten, daß ich reiche Unterhaltung hatte. Endlich kam eine Art von Handlungsdiener, der mir das einzige freye Zimmer im Hause zu zeigen versprach. Wir traten die Reise an. In London hat sich kein Lord zu schämen, wenn er drey oder vier Treppen hoch wohnt. Ich ließ mich daher sehr geduldig sechs Treppen hinaufführen; als wir die siebente betraten, machte ich einige Schwierigkeiten, folgte aber, und sah mich — in die Subterraneen von Chillon versetzt, nur daß ich nicht die frische Luft und die Musik der Wellen des Leman und die romantischen Felsen von Meillerie durch in die Felsen gehauene Löcher, sondern einen Hof mit altem Gemäuer, an welchem vorspringende Wohnungen wie Vogelkäfige hingen, das Geschrey von kleinen Kindern und das Gahren eines Blasebalgs, vier Zoll Himmelblau in der Länge und zwey Zoll in der Breite und in der Höhe, und gegen

über aus einem kleinen Fenſter blickend ein Vollmondsgeſicht, mit Ale und Roſtbeaf ausgepolſtert, von dem ich jetzt noch nicht begreife, wie es durch die enge Oeffnung des Fenſters an das Freye gelangte, im Angeſicht hatte, ſtatt des Zaubers, den ich von der Ausſicht auf die Bondſtreet erwartete! Ich machte mich, ſo ſchnell ich konnte, aus dem Hauſe, ein anderes Logis ſuchend.

Nahe dem Eingang in die ſchöne Conduitſtreet, wo Henry Colburn und der geiſtreiche, gemüthliche Campbell monatlich der eleganten Welt Londons, und, nebenher, den deutſchen Zeitſchriften mit ihrem neuen Magazine ſo reichen Stoff zur Unterhaltung darbieten, las ich hinter einem beſchriebenen Fenſterchen abermals: „Boarding-house.“ Ein junges Mädchen, ſittſam und ſchüchtern, wie eine junge Quäkerin, und ſchön, wie ein Engel, eröffnete die Thüre und führte mich zur Hausfrau. Mit einer Artigkeit und Zuvorkommenheit, von der ich in Frankreich kein Beyſpiel gefunden, führte mich die beleibte aber beweglich-lebendige Dame drey Treppen in die Höhe, und zeigte mir zwey Zimmer, wie ſie ein Graf Leiceſter ſeiner Amy in dem alten Cumnorplace nicht ſchöner eingerichtet hätte, wenn wir Walter Scott glauben dürfen. Die Wände Ein Spiegel, die Tiſche von Mahagony, und das Fußwerk vergoldet, die Stühle, die Sopha's mit himmelblauem Halbſammt überzogen, das Kamin vom ſchönſten weißen Marmor, reiche Teppiche auf dem Boden u. ſ. w. Kleinlaut fragte ich nach dem Preiſe dieſer zwey Zimmer. Meine Dame führte mich erſt noch an das Fenſter. Welche Ausſicht! Unter meinen Fenſtern der Blütenkranz der luſtwandelnden Londonerinnen, die Reihen der glänzenden Wagen mit Junonen und Heben beſetzt, zierlicher Reiterinnen, in deren Auge der tiefblaue Mittagshimmel wiederſtrahlte; gegenüber an den Fenſtern eine Gallerie junger Schönheiten, deren Nachbarſchaft — — Aber der Preis, um welchen ſolch ein Paradies für einige Monate zu miethen ſtand!? — Da mir ſchwerlich Jemand, der nicht in London war, glauben würde, wenn ich die Summe nennte, die man als wöchentliches Miethgeld forderte, ſo verſchweig' ich ſie, und bemerke nur, daß ich der höflichen Dame etwas von „Beſinnen“ und „Ueberlegen mit meinen Freunden“ ſagte, das hübſche Mädchen, das mir die Thür öffnete, kaum anzuſchauen wagte, und — der Bondſtreet, oder vielmehr einer Wohnung darin, auf immer Lebewohl ſagte. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich wollte eine Wohnung in der entlegenſten, unbeſuchteſten Gegend der Stadt beziehen, um mich ſelbſt zu ſtrafen, daß ich auf Bondſtreet wohnen zu wollen die Kühnheit gehabt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Naturgeſchichte der Gemſe.

Es gibt wol (erzählt der Oberſt v. Welden in ſeiner Monographie des Monte-Roſa-Gebirges) nicht bald ein friedlicheres, aber auch kein furchtſameres Thier; die Natur hat es ganz ſeiner Beſtimmung gemäß gebildet; äußerſt feine Sinne, vorzüglich das Geſicht, zeichnen es aus; es hat ſeine größte Stärke in den Hinterbeinen, durch die es ſeinem ganzen Körper ſeine Schnellkraft gibt, mit der wir es oft ungeheure Abgründe überſetzen ſehen. Ich habe einen ſolchen einmal gemeſſen, und die Kluft 21 Pariſer Fuß weit gefunden.

Die Gemſe ſpringt, wie der Haſe, leichter Berg auf, als Berg ab; ſie hat eine außerordentliche Behutſamkeit, im Auftegen der Vorderfüße, damit ſie kein Geſtein losmache, und ſie beſitzt eine große Gelenkſamkeit in denſelben. Den Hals kann ſie ſo ſtrecken, daß ſie ſieben Fuß hoch reicht; wenn ſie ſo an mir angelehnt aufgerichtet ſtand, empfand ich keinen Druck ihrer Vorderfüße, ihre ganze Laſt ruhte auf den zwey Hinterfüßen. Ihre Nahrung beſteht aus Alpenkräutern, vorzüglich liebt ſie die jungen Triebe von allen ſtrauchartigen Alpengewächſen, als Rhododendron, Wachholder, Erlen, Weiden und Fichten, die ſie ſich gewöhnlich aber für den Winter aufſpart; im Sommer geht ſie nach den Küh- und Schafweiden und ſelbſt in die Waldungen herab; ſie trinkt lieber Schnee- als Quellwaſſer. Sie kann ſehr lange Hunger, aber keinen Durſt leiden. In ſtrengen Wintern lebt ſie mit wenig Moos, und man hat ſogar öfters Steinchen in ihrem Magen gefunden.

Obſchon ſie ſich am meiſten der Zeige nähert, hat ſie weder den Geruch, noch deren Stimme: dieſe iſt mehr die des Rehes, äußerſt ſanft und ſtill. Das Pfeifen, mit welchem ſie ihre Kameraden vor Gefahr warnt, wird mittelſt eines Stoßes der Luft durch die Naſe und die obern Zähne hervorgebracht. Sie iſt ein ſehr geſelliges Thier, und trauert, wenn ſie allein iſt; daher lebt ſie gewöhnlich in Kameradſchaften von fünf bis acht Stück beyſammen. Die alten Böcke machen hievon eine Ausnahme; dieſe leben für ſich bis die Zeit der Brunſt herannaht, wo ſie ſich zu den Weibchen geſellen. Dieſe Brunſt fällt in den Anfang December, die Setzzeit Ende Mai. Ihre Entwicklung geht äußerſt langſam von ſtatten, und erſt im dritten Jahr, wo auch ihre Geweihe ganz ausgebildet ſind, iſt das Thier zur Fortpflanzung geeignet. Dagegen können ſie ein hohes Alter erreichen, welches man an den Ringen bemerkt, deren ſie jedes Jahr einen an den Hörnern anſetzen, hiemit aber erſt nach dem dritten Jahr anfangen.

Nur wenn ſie gejagt werden, vereinigen ſie ſich in größerer Zahl; was man von Ausſtellung ihrer Wachpoſten, von dem Anhängen mit ihren Hörnern an die Felſen bey einem jähen Sturze u. dgl. erzählt, habe ich nie

gefunden; die Hörner ſind ihnen zur Vertheidigung gegeben, und oft habe ich die Böcke kämpfen ſehen; auch die alten Böcke gehen recht beherzt auf die Hunde los, wenn ſie lange gejagt ſind und nicht weiter können.

Ich habe verſchiedene Verſuche gemacht, dieſe furchtſamen Thiere zu zähmen; nur der lezte iſt mir gelungen. Die erſte Gemſe, die ich aus den Alpen erhielt, war ſchon 11 Jahr alt, wol bereits etwas gezähmt, aber äußerſt furchtſam; in dem Garten, wo ich ſie in einer Einzäunung hatte, wollte ſie lieber mit einem benachbarten Damhirſch, als allein ſeyn, und doch verfolgte ſie der Hirſch in einem fort. Bey ſolchem Anlaſſe ſprang ſie einmal an einer vierzehn Fuß hohen Mauer hinauf und auf der andern Seite hinab, einer Magd, die eben hier graſete, auf den Rücken, aber ohne ſie zu verletzen.

Ich hatte ſie den ganzen heißen Juni 1822 durch erhalten, als ſie ſchnell erkrankte. Um das lezte Mittel ihrer Rettung zu verſuchen, hatte ich ſie in eine weit von ihrem Gehäge entfernte Ecke des Gartens zum Baden tragen laſſen; ſie war ſehr ſchwach und konnte kaum mehr ſtehen; trotz dem ſchleppte ſie ſich durch Sträucher und Dornen ihrer Hütte zu, wo ſie auch verſchied. Bey der Oeffnung fand ſich ihr Eingeweide ganz verbrannt von Aconitum (Eiſenhüttchen), das ſie im Garten verzehrt haben mußte.

Drey junge Gemſen, die ich vom Mont-Cenis mitnahm, und von denen die Mutter geſchoſſen war, ſtarben kurz hintereinander, weil ſie ſich nicht allein ernähren konnten. Endlich gelang es mir, aus dem Saaſer-Thale einen jungen Gemsbock zu bekommen, der ſeit den erſten Wochen ſeiner Geburt an einer Ziege geſogen hatte. Jezt iſt er zwey Jahr alt, und ſo zahm, wie jedes Hausthier; er folgt mir wie ein Hund, kennt ſeinen Namen, alle Leute die ihn beſorgen, und macht, ſeiner Artigkeit wegen, Jedermann Freude. Er liebt leidenſchaftlich Commiß-Brod, ſpringt wie ein Hund an Jedem hinauf, der es ihm vorhält, öffnet alle Thüren, wenn ſie nicht in's Schloß gefallen ſind, gibt mit ſeiner ſanften Stimme Zeichen von ſeinem Wohlbehagen, und verträgt ſich ſehr gut auf einem Lager mit meinem Hunde, ſo lange dieſer nicht knurrt. Im Winter habe ich ihn in einem ungeheizten Zimmer, im Sommer im Keller, recht gut erhalten; ich warne, dieſe Thiere in Stallungen aufzuziehen, welches zuweilen ſchon verſucht worden. Das beſte Futter für ſie iſt trocknes Heu, ganz friſches Gras, Gemüſe und immer friſches Waſſer; ſie bedürfen einen Raum, um Bewegung zu machen, welches regelmäßig, vorzüglich Nachts, geſchieht, wo ſie an allen vier Wänden herumſpringen, genau die zuerſt genommenen Entfernungen einhaltend.

Ich habe einen großen Ortsſinn an dieſen Thieren bemerkt; es iſt hinlänglich, daß ſie einmal einen Weg betreten haben, um ihn gleich wieder zu finden. Auch ſind ſie ſehr neugierig, beriechen Alles, was ihnen fremd iſt, und ſtarren oft ſehr lange in die Ferne, um etwas zu erſpähen. Ihre Haare wechſeln ſie im Herbſte und Frühling, der Winterpelz gleicht mehr einer dichten Wolle und iſt ſchwärzlich dunkelbraun; im Sommer ſind die Haare lang und dünn beſezt, und die ganze Farbe anfangs braungelblich (Iſabellen-Farbe), dann gegen den Herbſt immer dunkler. Ihr Gang auf der Ebene iſt ſchleppend und ungeſchickt, da ihr ganzer Bau blos für Berge eingerichtet iſt; auch können ſie nicht laufen, nur ſpringen. Ich habe ſie oft in Heerden von zwölf bis zwanzig Stück beyſammen geſehen, beſonders an der ſogenannten Salzfurke und am Ollen, wo gute Wechſel ſind. Sie werden größtentheils auf dem Schlich, zuweilen vor dem Hunde geſchoſſen. Indeß ſollte man dieſes vermeiden, ſo viel man kann, weil die Gemſen die Gegend oft ganz verlaſſen, wo ſie gejagt werden. Eben ſo nachtheilig für ſie iſt es, die ſogenannte Fuhrziege (Vorgeiß) zu ſchießen, weil oft der ganze Rudel zu Grunde geht, wenn er die Führerin vermißt. Die älteſte der Bande, die gewöhnlich von ihren Töchtern und Enkeln gebildet iſt, führt nämlich immer die Obhut, und mechaniſch folgen ihr die andern, wohin ſie zieht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Dezember 1824.
(Beſchluß.)

An der großen Oper gibt es andere Widerwärtigkeiten. Bekanntlich iſt, ſeitdem Marſchall Lauriſton über die Tänzerinnen nicht mehr kommandirt, das Miniſterium des Haushofhalts dem Grafen von Doudeauville zugefallen. Dieſer ernſthafte Mann hat ſich aber mit dem Opernweſen nicht abgeben wollen, und daher das Kunſtfach, in ſo weit es dieſes Miniſterium angeht, ſeinem Sohne, dem Vicomte Soſthène de la Rochefoucauld, abgetreten. Dieſer hat dann auch ſogleich eine Probe ſeines Direktionstalents an den Tag gelegt, und die ganze Verwaltung der Oper umgeändert, oder vielmehr über den Haufen geworfen. Einen Hoſpital-Verwalter hat er an die Spitze des Opernperſonals geſezt. Kreutzer abgedankt und Habeneck nach dem Muſikkonſervatorium gewieſen, um das ſelbſt die Leitung mit Cherubini zu theilen. Cherubini aber leitete bisher das Konſervatorium recht gut allein, und hatte keinen Gehülfen nöthig, beſonders keinen, der nie eine ſolche Anſtalt geleitet hat. Cherubini wollte alſo ſeinen Abſchied nehmen; eben ſo die ausgezeichneteſten Profeſſoren des Konſervatoriums, als Boyeldieu, Fétis u. a. Nun wollte auch Habeneck nicht allein ſtehen bleiben, und that wie die übrigen. Ich weiß nicht, wie die Sache wieder in's Gleis gebracht werden ſoll. Außer dieſem bewirkte der Hr. Vicomte beym Könige die Aufſtellung von Preiſen für den beſten Text und die beſte Muſik neuer Opern. Allein hiemit ging es ihm noch übler als mit ſeiner Opern-Organiſation; denn alle unabhängigen Zeitungen machten ſich über ſein Programm luſtig, das wirklich recht ungeſchickt abgefaßt war; das Journal des Débats fand ſogar etwas Widergeſetzliches darin. Wozu ſollen auch Preiſe zur Aufmunterung der großen Oper dienen, die keiner andern Aufmunterung be-

Digitized by Google

darf als derjenigen des Publikums, und dieß wird ja allen Stücken zu Theil, welche Beyfall erhalten. Bey den kleinern Theatern, die ohne Zuthun der Regierung auf Privatfesten dirigirt werden, hört man von dergleichen nie das geringste; daher dieselben auch immer in Thätigkeit sind, und einen guten Kassenbestand haben. Am Vaudeville-Theater wurden neulich an einem einzigen Abend vier neue Stücke nach einander gegeben, ohne daß es dazu eines Preises bedurft hätte. Zwar pfiff das Publikum eins oder zwey derselben aus; allein die übrigen gingen doch durch. Eben so unermüdlich ist Brunets Bühne und das Theater der Herzogin von Berry. Letzterem läßt freylich Scribe die neuen Stücke nicht ermangeln, und fast vergehen keine vierzehn Tage, ohne ein neues Produkt von ihm und seinem Helfer Melesville oder einem andern Mitarbeiter. Man beschuldigt ihn in einem Blatte, er ergreife zuweilen einen glücklichen Einfall Anderer, oft gar einen bloßen Titel eines neuen Stückes, um darnach ein Vaudeville zu dichten. Mit der ihm eignen Fertigkeit mag ihm dieß auch wohl sehr leicht werden. Kaum hatte er seine Coraly (die seltene Geschicklichkeit einer uneigennützigen und ihrem Geliebten treu bleibenden Opernkünzerin) auf die Bühne gebracht, so war er auch schon mit einem andern Stücke da, und gab seinen Tardif, gerade als am Théâtre français ein Lustspiel in drey Aufzügen unter diesem Titel aufgeführt werden sollte. Dieser Tardif ist ein Mann, welcher versäumt hat, sich zu verheirathen, und sich tummeln muß, um nicht ein Vermächtniß zu verlieren, das ihm nur unter der Bedingung einer Heirath zu einer bestimmten Frist ausgestellt worden ist. Scribe und Melesville haben in einer Theaterzeitung behauptet, sie hätten die Idee ihres Vaudevilles aus einem Roman des ehemaligen Polizeykommissärs Bellemare, le chevalier Tardif de Courtac, genommen, und dieß darf man ihnen aufs Wort glauben. Sonderbar aber ist es, daß sich eine solche Geschichte wirklich zugetragen hat, und zwar in Deutschland. Hiemit verhält es sich so: Ein Freyherr von **, den ich hier nicht weiter anzuziehen brauche, hatte in seiner Familie ein Fideikommiß, das auf einen andern übergehen sollte, wenn er im 25sten Jahre nicht verheiratet seyn würde. Der junge Hr. von ** lebte in W. sehr lustig, und kümmerte sich wenig um Fideikommisse. Die Belustigungen folgten schnell aufeinander, nur des Geldes wurde immer weniger; ein Wucherer half ihm aber von Zeit zu Zeit aus der Noth. Eines Tages kömmt dieser ganz bestürzt herbeygelaufen. „Ihro Gnaden! ich hielt sie für reich; allein so eben erfahre ich, daß sie ruinirt sind, wenn sie nicht durch eine schleunige Heirath ihr Fideikommiß retten." — „Ja, das verdammte Fideikommiß! daran hatte ich wirklich nicht mehr gedacht. Nun laßt sehen, wie viel Zeit haben wir noch?" — „Ach Ihro Gnaden werden übermorgen 25 Jahre alt!" — „Uebermorgen schon! wie die Zeit in dem lieben P. vergeht. Ja nun übermorgen kann ich unmöglich verheirathet seyn, also mag das Fideikommiß zum Henker gehen!" — „Ach Ihro Gnaden, bedenken Sie doch, was soll aus Ihrer Schuldverschreibung werden? Ihro Gnaden kennen ja so viele Mädchen! Sollte nicht Eine —" — „Das verstehst du nicht, Isaac. Von diesen Mädchen sind einige nicht heirathsfähig, und der andern ihre Mütter wollen erst Bedenkzeit haben. Also mit dem Fideikommiß adieu!" — „Ach Ihro Gnaden habe ich bisweilen zwey Mädchen dem Gasthofe gegenüber logiren sehen. Vielleicht ließe sich da etwas machen." — Der Freyherr (lachend). „Nun wahrlich, Isaac, du weißt zu Allem Rath; das ließe sich hören. Ich springe hinüber, und halte bey der Mutter um eine ihrer Töchter an." — Gesagt, gethan. der Kammerherr fliegt über die Straße in das Haus bis zum zweyten Stockwerke hinauf, klingelt hastig. Die Wittwe öffnet. „Madam! beginnt der Freyherr, Sie kennen mich vielleicht." — „Wir wissen, daß Sie im Gasthofe gegenüber wohnen." — „Sie haben zwey Töchter?" — „Ja." — „Die älteste ist zu verheirathen?" — „Sie ist versprochen." — „Ach Gott, ich zittre! und die jüngste?" — „Ist noch nicht versprochen." — „O Gott sey Dank! Madam! Sie müssen sie mir Morgen zur Ehe geben, und die Mutterin meines Fideikommiß's werden." — Die Wittwe glaubte, der junge Mensch sey verrückt. Indessen erklärte dieser in der Eile, was seine Lage Sonderbares habe. Der Antrag schmeichelte im Grunde der Wittwe: sie bat sich nur den Tag aus, um sich zu erkundigen und zu bedenken, und am folgenden Morgen führte der Freyherr ihre Tochter zum Traualtar, und rief dem besorgten Isaac von weitem zu: „Gottlob, das Fideikommiß ist in Sicherheit!" Der Scribe'sche Tardif läuft erst einigen Mädchen nach, findet sich aber überall gepreßt, und kömmt zuletzt zu einem schlichten guten Kinde zurück, das in seinem Hause wohnt, und woran er bey seinen Freyereyen gar nicht gedacht hatte. Der Chevalier Tardif, welcher am Théâtre français gegeben werden soll, und den ich in einer Privatgesellschaft habe vorlesen hören, ist von einem andern, aber noch komischerem Schlage. Es ist nämlich ein Mann, der überall eine halbe Stunde zu früh kommt. Als er Offizier war, hatte er eine vortreffliche Gelegenheit, sich in einer Schlacht auszuzeichnen; allein er zaudert und kömmt eben an, als die Schlacht gewonnen ist. Er wird auf dem Lustschlosse eines Jugendfreundes erwartet, und dieser wünscht nichts sehnlicher, als ihm seine Tochter zur Ehe zu geben; allein der Chevalier zaudert unterweges und ein junger liebenswürdiger Mensch, der eine halbe Stunde vor ihm ankömmt, gewinnt das Herz des Mädchens. Der Herr des Hauses wünscht eine Unterredung mit seinem Jugendfreunde zu haben, und mit ihm, der Heirath wegen, überein zu kommen. Der Chevalier aber, der unterdessen in die Bibliothek gerathen ist, läßt eine halbe Stunde auf sich warten; während derselben thut der junge Mensch seinen Antrag, und wird von der Tochter unterstützt, und so geht es das ganze Stück hindurch. Es bleibt mir noch kaum so viel Platz übrig, um zu melden, daß Lebruns Fiesco nach Schiller auf der Odeonbühne vielen Beyfall erhält, den aber Schiller selbst, wenn er noch lebte, nur in sehr mäßigem Antheile geben würde. Eine prosaische Nachahmung war schon vor mehreren Jahren aufgeführt worden, aber bey weitem nicht mit so vielem Erfolge, als diese freyspoetische. Dg.

Rom, 30. Dezember 1824.

Sie werden aus den Zeitungen erfahren haben, daß der heilige Vater am Christabende das Jubiläum eröffnet hat, und können in unzähligen Büchern die Beschreibung der Feyerlichkeit finden. Der Kardinal Decan Somaglia machte dieselbe Funktion im Lateran, Kardinal Pacca in St. M. in Trastevere — statt St. Paul — und Kardinal Naro in St. Maria maggiore. Die Funktion bestand in einer Prozession über den Peterösplatz, und dem Einfallen der provisorischen Thüre nach dem siebenten Schlage mit einem silbernen Hammer. Wenige haben es, noch Wenigere wurden befriedigt. Nun ziehen die Fremden nach Neapel. Pilger sind bis jezt nur wenige gekommen.

Daß die Römer ohne Theater und Fasching und ohne das Geld der Reisenden nicht sehr bey guter Laune seyen, können Sie sich denken.

Ein Konzert der berühmten Clavierspielerin aus St. Petersburg, Mad. Szymanowska, Enslins Cosmorama und einiges wilde Gethier sind noch die einzige übrig gebliebene Unterhaltung.

Die Königin Wittwe von Sardinien und der Infant von Lucca werden den Winter hier zubringen. M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Januar 1825.

Doch Eines weiß ich, Frithiof, das nimmer stirbt:
Das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechte —
Drum wolle nur was edel, thu' nur das Rechte."

König Bele und Thorsten Wikingssohn.

Zweyte Romanze.

Fürst Bele stand im Saale, gestützt auf's Schwert,
Bey ihm war Thorsten Wikingssohn, der Freund, so werth;
Sein alter Waffenbruder, bald hundertjährig,
Voll Narben wie ein Runstein und silberhärig.

Sie standen, wie den Göttern vordem geweiht,
Zwey Opferräum' im Thale, verwittert heut.
Doch viel der Weisheits Runen liest man darinnen,
Und hoher Vorzeit Schauer umrauscht die Zinnen.

„Der Abend ist, spricht Bele, schon vorgerückt,
Nicht will der Met mehr schmecken, der Stahlhelm drückt.
Mir dunkeln vor dem Auge der Welt Geschicke,
Und Walhall strahlet abendend nach meinem Blicke.

„Die Söhne ließ ich rufen, dieweil die Drey
Zusammen ja gehören, gleichwie wir Zwey.
Den jungen Adlern will ich noch Warnung reichen,
Eh' auf des Todten Zunge die Worte schweigen."

Und ein zur Halle traten die Söhne gleich;
Zuerst der düstre Helge, von Antlitz bleich.
Er weilte gern im Kreise der Zaubersteine,
Und kam mit blut'gen Händen vom Opferhayne.

Drauf Halfdan, hell von Locken, fast Knabe doch;
Mit edler Schönheit Zügen, nur weichlich noch.
Zum Spiel schien er am Gürtel ein Schwert zu tragen,
Mit Heldentracht verhüllend jungfräulich Zagen.

Zuletzt, im blauen Mantel, trat Frithiof ein,
Um einen Kopf der Höchste von jenen Zwey'n.
Dem reifen Tag vergleichbar, war er zu schauen,
So zwischen rosigem Morgen und nächt'gem Grauen.

„Mein Tag ist aus, ihr Söhne! der Greis begann:
Beherrscht das Reich in Eintracht als Brüder dann.
Denn Eintracht hält gewaltig, sie gleicht dem Ringe
Der Lenzzucht, ohn' ihn wäre die Kraft geringe.

„Thürhüter steh' die Stärke, als Wache gut,
Und Frieden blüh' im Schirme der sichern Huth.
Macht gebt dem Schwert, zu schützen, zu schaden keine,
Und legt, als Schloß, den Schild vor des Bauern Scheune.

„Sein eigen Land bedrücket kein weiser Mann;
Denn was das Volk vermag nur, der König kann.
Schnell welkt des Baumes Krone am Stamm, verzehret,
Wenn nackt die Klippe diesem die Nahrung wehret.

„Vier Pfeilerstützen tragen des Himmels Rund.
Es trägt Gesetz die eine, des Thrones Grund.
Weh, wenn statt sein die Willkür beym Tingstein wäre!
Denn Recht ist Heil dem Lande, des Königs Ehre.

„Wohl wohnen Götter, Helge, im Disar-Saal;
Nicht doch wie Schnecken hausen in enger Schal'!
Wohin der Tag nur strahlt, der Schall erklinget —
Die Götter sind, wohin sich Andacht schwinget.

„Wohl täuscht das Blut des Falken, vom Stein verspritzt;
Und manche Run' ist eitel, ob tief geschnizt.
Doch redlich Herz und frisches, mit heiterm G'nügen,
Schrieb Odin voll von Runen, die nimmer trügen.

„Sey niemals hart, o Helge, nur fest allein,
So wird die schärfste Klinge auch biegsam seyn.
Gut' ist bey Kraft die Blume im Schildesfelde,
Und Lenztag bringt mehr Keime als Winterkälte.

„Wie stark ein Mann, wenn Schutz ihm der Freunde fehlt,
Stirbt er, ein Baum der Haide, vom Sturm geschält.
Freundreicher Mann gedeihet, ihm zu vergleichen,
Der rings umschirmet grünet von Nachbarzweigen.

Digitized by Google

„Nicht ob der Väter Ehre ziemt's ſtolz zu ſeyn,
Spanneſt ja du den Bogen ſelbſt nicht dein.
Was willſt du mit der Todten verſunkner Ehre? —
Mit eignen Wogen geht nur der Strom zum Meere.

„Ein heitrer Sinn iſt, Helfdan, des Weiſen Zier:
Doch eitel Scherz ziemt Keinem, viel minder dir.
Wie, wee da Meth beaut, Honig, doch auch nicht wenig
Des Hopfens nimmt, füg' Ernſt auch zum Spiele, König!

„Zu viel weiß Keinee, weeb' er auch klug genannt;
Doch wenig g'nug weiß Manchee, das iſt bekannt.
Weeſchmäht ſitzt auf der Hochbank der Thor; beym Feſte
Hat, wo er ſitzt, der Kluge das Ohr der Gäſte.

„Zum Waffenbruder, Helfdan, zum Jugendfreund
Iſt's immer nah, wie weit auch die Ferne ſcheint.
Doch abſeits lieget immer von unſerm Wege
Des Feindes Haus, obwol es zunächſt auch läge.

„Sprich nicht dem erſten Beſten vertraut dich aus!
Auf ſteht was leer, man ſchließet ein eeiches Haus.
Wähl' Einen, mehr zu ſuchen kannſt du dir ſpaeen,
Denn bald eefährt die Welt das was Zwey erfahren."

Hierauf erhob ſich Thorſten, der alſo ſpricht:
„Zu Odin einſam gehen, ziemet, Herr, dir nicht! —
Des Erdens Wechſel konnten ja nie uns treunen,
Es wird der Tod, ſo hoff' ich, es auch nicht können.

„Sohn Frithiof, manche Warnung, vom Alter mir
In's Ohr geflüſtert, geene gäb' ich ſie dir.
Wie Odin's Vögel weilen um Grabesorte,
So auf des Greiſen Lippen der Weisheit Worte.

„Zuerſt veerehe' die Götter; Müh' und Gedeihn,
Vom Himmel kommt's, gleich Stürmen und Sonnenſchein.
Sie ſchaun in Herzens Tiefen, und büßend duldet
Das Leben, was die Stunde, die flücht'ge, ſchuldet.

„Gehorch' dem König! — Einem gehöet die Macht,
Der Tag hat Ein Licht, tauſend die düſtre Nacht.
Läßt doch der Beſte willig den Beſten walten;
Denn an dem Schwert auch braucht man den Griff zum Halten.

„Kraft iſt der Götter Gabe, doch nicht Gewinn
Beinat ſie dem Eigner, mangelt ihm kluger Sinn.
Zwölf Männer Kraft dee Bär hat, den Einer fället,
Und vor Gewalt ein Schild iſt, Geſetz, geſtellet.

„Dem Stolzen ſchmeicheln Wenig', ihn haſſen All',
Und Uebeemuth, o Frithiof, erzeugt den Fall.
Hoch ſah' ich Manchen fliegen, jezt an der Krücke;
Denn was den Saaten Wetter, iſt Wind dem Glücke.

„Den Tag ſollſt du nicht preiſen, bevor es Nacht.
Nicht Rath eher befolget, That eh' vollbracht. —
Auf Mancherley vertrauet leichtgläub'ge Jugend,
Doch prüft der Streit das Schwert nur, und Noth die Tugend.

„Nicht trau' einnächt'gem Eide, dem Lenzſchnee nicht,
Noch dem was kniegewieget das Liebchen ſpricht.
Denn ihres Sinnes Schweifen kann Treu nicht zügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter den Lilienhügeln.

„Du ſelber ſtirbſt, es ſchwindet, was Muth erwiebt.
Doch Eines weiß ich, Frithiof, das nimmer ſtirbt:
Das iſt des Todten Nacheuhm durch die Geſchlechte —
Drum wolle nur was edel, thu' nur das Rechte!"

So warnten dort die Alten im Königsſaal,
Wie ſpät der Skalde warnet in Havamal.
Kernvolle Worte gingen von Mund zu Munde,
Und wehn um Noedens Hügel noch dieſe Stunde.

Drauf ſprachen noch die Beyde manch herzlich Wort
Von ihrem Freundesbunde, berühmt im Noed.
Wie treu-feſt bis zum Ende in Luſt und Leide,
Gleich zwey verſchlungnen Händen, verblieben Beyde.

„Wir ſtanden Rück' an Rücken, wo noch ſo wild
Die Norne nahte, traf ſie ſtets auf ein Schild.
So wollen denn wie Greiſe gen Walldall eilen,
Doch eurer Väter Geiſt ſoll auf euch noch weilen."

Und Manches ſprach Fürſt Bele von Frithiof's Muth
Und Heldenkraft, die mehr ſey als Königsblut;
Und von dem Glanz ſprach Thorſten, wie hehr er kröne
Des Nordens hohe Herrſcher, die Aſen-Söhne.

„Und haltet ihr zuſammen, ihr Söhne drey,
Weiß ich, daß mächt'ger Keiner im Norden ſey.
Es gleicht die Kraft, der Hoheit treu angeſchloſſen,
Dem Stahlrand, der am Goldſchild ringsum gegoſſen.

„Und grüßt, ſpeach noch der König, die Tochter mein.
Im Stillen wuchs empor ſie, ſo mußt' es ſeyn.
Beſchützt die zarte Blume nach Brüderweiſe,
Daß nicht der Feinem als Beute hinweg ſie reiße.

„Auf dich, o Helge, leg' ich des Vaterns Soeg':
Ein Vater ſey voll Liebe für Ingeborg.
Den edeln Sinn reizt Härte, doch Sanftmuth leitet
Zur Bahn ihn, wo mit Tugend die Sitte ſchreitet.

„Und in zwey Hügel legt uns, ihr Söhne gut,
An beiden Ufern eins, bey blauer Flut.
Denn Wogenklang hallt lieblich mit leiſem Schlage
Dem Geiſte nach vom Steande, wie Todtenklage.

„Gießt zum Gebirg' der Mond dann den bleichen Schein,
Wenn Mitternachtthau deneßet den Bantaſtein;
Dann ſpeechen wir, Freund Thorſten, vom Hügelrunde
Hinüber zu einander in ſtiller Stunde.

„Und nun lebt wohl, ihr Söhne, laßt uns allein;
Wir wollen bey Allvatee noch deute ſeyn,
Wie müde Flüſſ' im Lauf ſich zum Meer begegnen;
Frey aber mag und Odin und Thor euch ſegnen."

London.

(Fortſeyung.)

Der Wunſch, einer mir befreundeten Familie nahe zu ſeyn, beſtimmte mich endlich, mich an dem Montague-Squaee einzumiethen. Ich fand leicht, was ich ſuchte. Für deey Guineen die Woche erhielt ich Frühſtück, Mittageſſen und zwey kleine Zimmer zu ebener Erde. Der Herr, mit dem ich unterhandelte, gefiel mir ziemlich; die Hausfrau ſah ich Abends beym Mittageſſen, zu welcher Zeit mein Gepäcke bereits aus dem weißen Bären angelangt war. Die Unterhaltung bey Tiſche war nicht ſehr lebendig; die Hausfeau, ein junges Weib von ein- bis

zwey-und-zwanzig Jahren, war das personifizirte Phlegma, dem man jedes Wort abkaufen mußte; der Hausherr hatte sechs bis zehn Zeitungen neben sich liegen, die er mit inbrünstigen Augen ansah, und des neuen Miethmannes wegen während des Essens zu lesen sich scheute. Zwey junge Irländer, die zu ihrem Vergnügen in London zu leben behaupteten, obgleich ich sie nie vergnügt sah, sprachen ihren Dialekt mit einander, und bekümmerten sich um die Gesellschaft nicht; ein junger Arzt endlich, der noch in unserm Hause wohnte, setzte sich von der ersten Stunde an in den Kopf, deutsch von mir zu lernen, fragte bey jeder Schüssel, ob man diese auch in Deutschland habe, wie man sie dort nenne u. s. w. Der Mensch war ein personifizirtes Fragezeichen. Am nächsten Tage las der Hausherr während des Essens zwey der unendlich langen Zeitungen von Anfang bis zu Ende, am dritten vier, am vierten sprach er kein Wort mehr, und ich hörte, wie ich sogleich geahnet hatte, daß er gewöhnlich bey Tische lese, und sich mit dem Unterhalten seiner Miethsleute nicht befasse. Neben dieser Dumpfheit und Stumpfheit der Tischgenossen hatte die Wohnung noch andere Unannehmlichkeiten. Zu ebener Erde hier wohnen, ist höchst unbequem: Geklatsch, Gespräche, Getöse auf der Flur, Klopfen, Klingeln an der Thüre, Nachfragen, wenn man das Fenster öffnet, Lärmen auf der Straße, Kindergeschrey und Ammengekeifer auf dem Treppensitze und in dem nur sechs Schritte entfernten Garten: Tag und Nacht keine ruhige Minute. Morgens weckte mich täglich ein Kleiderjude, der sein dumpfes „cloth!" brüllte; Abends postirte sich der Nachtwächter mit seiner Hütte unmittelbar vor mein Fenster, und sprach die ganze Nacht mit sich selbst, oder keuchte, oder ließ, bey der geringsten Veranlassung, seine Schnarre rasseln, oder schrie, wie vom bösen Geiste besessen. Wollte ich ferner in die City, so hatte ich anderthalb Stunden zu gehen; das Museum, die Theater lagen fast eine Stunde östlich; ein Gang nach Vauxhall war eine Reise; der Nachhauseweg nach Mitternacht, durch die hundert öden, unheimlichen Gassen und Gäßchen war etwas höchst Abschreckendes. Ich trat daher schon am vierten Tage meines Aufenthaltes auf Montagne-Square eine neue Wanderung gegen das Centrum der Stadt an, in der Absicht, mich dort, sobald möglich, anzusiedeln.

In Adelphistreet, Adamsstreet, Norfolkstreet u. s. w. (nahe dem linken Ufer der Themse, den großen Theatern, der City) drängten sich die Aushängeschilder der Miethleute-Aufnehmenden. Es war mir zu dunkel, zu öde, zu einförmig in diesen Gassen. Ich wollte eine Wohnung, die das Mittel hielt zwischen der auf Bondstreet und der auf meinem Square. Die schöne, breite, belebte Straße, Strand genannt, schien allen meinen Wünschen zu entsprechen. Der Zufall führte mich diesesmal schnell und glücklich. Ganz nahe unserm Landsmanne Ackermann sah ich an einem eleganten Hause die bekannten Worte ausgehängt, trat ein, erkundigte mich, ob ein Zimmer auf die Straße zu haben sey, ließ mir dasselbe zeigen, fand es über Erwartung zierlich, die Aussicht auf den Strand ausgedehnt, den Preis für Wohnung und Kost ziemlich billig (42 Sh. wöchentlich) und war mit der Unterhaltung der Hausfrau, zu der man mich führte, so zufrieden, daß ich sogleich den folgenden Tag einzuziehen beschloß, was auch geschah, da sich meine Square-Hausleute um ein Billiges abfinden ließen.

Auf dem Strande nun eingewohnt, war mir, als lebte ich jetzt erst recht eigentlich in London: das Gewimmel der auf den Trottoirs auf- und abströmenden Menschenmenge; die hundert dunbesetzten Schnellwagen, welche vom Morgen bis zum Abend vorüberrollten; die Nähe großer Kunstläden und Buchhandlungen; die geringe Entfernung des italienischen Operndauses, die zwey großen Theater, der belebtesten Brücken, Somerset-House's, des drittischen Museums und der City ließen mich bald der getroffenen Veränderung recht froh werden; noch glücklicher mußte ich mich in Bezug auf meine häuslichen Verhältnisse preisen. Meine Hausfrau war ein überaus liebenswürdiges Weibchen von 27 bis 28 Jahren; ihr Gatte war, seiner Gesundheit wegen, genöthigt, auf dem Lande zu leben; ihre drey Kinder hatte sie bey Verwandten in Pension und weihte sich ganz dem Hauswesen und ihren Pflichten als Haus- und Kostherrin. Mit Anmuth und Anstand nahm sie die erste Stelle bey Tisch ein, hatte für jeden ihrer Hausgenossen ein freundliches Wort und sah jeden Wunsch ihrer Gäste, ehe er laut ward; ihre Kenntnisse waren beschränkt, aber sie hatte einen klaren Verstand, ein treffendes Urtheil, richtigen Takt, hohes Zartgefühl und wahrhaft weibliche Würde. Nie hörte ich ein, im entferntesten anstößiges Wort in ihrer Gegenwart aussprechen. Bey der größten Sparsamkeit, deren sie sich befleißigte, wurde jeder billige Wunsch erfüllt. Ich sah sie zuweilen in der peinlichsten Angst, wenn sie wähnte, einem ihrer Hausgenossen etwas nicht nach Gefallen gemacht oder ihn durch eine unrecht verstandene Aeußerung gekränkt zu haben. Wer zu einem Gastmahl ausgebeten war, konnte sicher seyn, sie, wenn er um drey oder vier Uhr Morgens nach Hause kam, noch wachend und wartend zu finden. Mit mütterlicher Sorgfalt wartete und pflegte sie den, der sich unwohl fühlte: da war des Nachfragens und der Sorgfalt kein Ende. — Um neun Uhr Morgens wurde zum Frühstück gerufen: Thee, Kaffee, so wie Fleischspeisen wählte Jeder nach Belieben: das Theater der letzten Nacht, das Merkwürdige, was sich in London während der Nacht zugetragen, wurde erzählt und be-

Digitized by Google

sprochen, Plane für den Tag gemacht und kritisirt u. s. w. Nach dem Frühstück wurden Zeitungen gelesen, und dann, wenn das Wetter günstig, oder keine dringende Arbeit abzuthun war, in die weite Londoner Welt gegangen — häufiger, als gut war, auf's Gerathewohl, wie die günstigen Leser aus künftigen Mittheilungen sehen werden; im entgegengesezten Fall blieb ich zu Haus, während der warmen Monate an meinem Strandfenster arbeitend, während der kältern aber meine Arbeit in unser Gesellschaftszimmer, an den geräumigen Tisch in der Nähe des behaglichen Kamins tragend, wo gewöhnlich ein junger Architekt seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, und unsere liebenswürdige Hausfrau sich mit weiblicher Arbeit beschäftigte; wenn wir müde waren, oder Lust zu plaudern hatten, unterhielt sie uns mit anmuthigen Histörchen. An einem solchen Morgen erzählte sie mir, der ich mich ermüdet auf das Sopha lehnte, ihre Jugendgeschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Januar.

Ich glaube die Reihe meiner dießjährigen Berichte nicht interessanter beginnen zu können, als indem ich von der Eröffnung unsers neuen großen Hoftheaters am 2ten d. M. spreche, und Ihnen eine gedrängte Schilderung der ersten Darstellung mit einigen Bemerkungen liefere, die wol Niemand mißdeuten wird. Bereits am 30sten Dezember schwanden die lezten Hüllen, und er stand frey da der Bau, in grandioser Herrlichkeit, den Meister lobend, und die Regierung des besten Königs verherrlichend. Wer uns Münchener kennt, wie uns, gleich den alten Römern, nach dem Brode die Circenses das Wichtigste sind, und wie wir uns jezt zwey Jahre mit dem alten kleinen Overnhause behelfen mußten, der wird es begreiflich finden, daß die Eröffnung des neuen Musentempels eine Nationalangelegenheit war. Schon um drey Uhr Nachmittags war der weite Max-Joseph-Platz mit Menschen bedeckt, die das Schauspiel des ersten Andranges ansehen wollten. Die Intendanz hatte schon Tags vorher alle Billete ausgeben lassen, eine weise Maßregel, der man es verdankt, daß keine Störung und kein Unglück vorfiel. Die Einnahme war auf Befehl des humanen Königs für die Armen der Hauptstadt bestimmt. — Um fünf Uhr waren alle Räume des Parterres mit Menschen gefüllt; Jedermann war entzückt, sich wieder in den freundlichen, schwer vermißten Hallen zu befinden, die sich im Ganzen so unverändert darstellten, als habe man vor einigen Tagen erst einer Darstellung beygewohnt. Man bewunderte als neu den großen herrlichen Krontleuchter, in München verfertigt, der hundert Lichter enthält, die durch einen Druck augenblicklich gedämpft werden können. Einige wollten den rothen Vorhang durchaus mißlungen finden, und konnten nicht begreifen, warum der treffliche Künstler (Professor Seidl), der die Draperie des Proscenium so ausgezeichnet gemalt, nicht beauftragt war, auch den Vorhang zu fertigen; Andere meinten wieder, diese Draperie stände zu weit in das Proscenium hinein, und der König, wenn er in seine vordere Loge käme, würde durchaus nichts sehen können. Manchen Andern wollte es nicht gefallen, daß die Bänke in der Mitte keine Abtheilung haben, was freylich, wenn das Haus voll ist, zumal für die Damen, etwas Beschwerlichkeit hat, weil sie über die Bänke steigen müssen, um die Nummer ihres Platzes zu finden, welchem Uebelstande übrigens leicht abgeholfen werden könnte, wenn die Inhaber von Sperrsitzen einen eigenen Eingang bekämen. Unter diesen und ähnlichen Bemerkungen verstrich die Zeit, die Logenbrüstungen wurden nachgerade von unzähligen Lichtern beleuchtet, und strahlten immer glänzender ihr Gold zurück, im Orchester regten sich die Musiker in ihren Uniformen, und endlich, einige Minuten vor sieben Uhr — erschien in lebensreicher Kraft, der die Freude des menschlichen Geschlechtes ist, unser König mit seiner erhabenen Gemahlin. Der Jubel des Publikums beym Anblick des Vielgeliebten läßt sich nicht beschreiben, er war unermeßlich und wollte gar nicht enden. Möchten doch bey einer solchen Ergießung begeisterter Liebe der Unterthanen zu ihrem Regenten alle Gespensterseher und Demagogenriecher zugegen seyn, sie sollten sich überzeugen, daß das Band, welches ein deutsches Stammvolk an seinen rechtmäßigen Herrscher bindet, fest und unzerreißbar ist, und daß es nirgendwo spukt als — in ihrem Gehirn. — Nachdem sich die Wogen des Jubels gelegt, begann eine Ouvertüre von Hrn. Stunz, die sehr brillant und effektvoll war, und die Belesenheit des Tonsezers in Spontinischen Werken beurkundete. Nach dieser Ouvertüre rollte der rothe Vorhang auf und in einem mit vaterländischen Perspektiven gezierten Saale trat unser Eßlair vor und sprach mit Würde und Anstand einen Prolog, der von dem als Erzähler bekannten Hrn. Karl von Miltiz in Dresden verfaßt, mit vieler Herzlichkeit geschrieben ist, und das Verdienst besizt, daß er keine Schmeicheley enthält. Bey den Stellen, die unser geliebtes Herrscherpaar berührten, hielt die Versammlung ihr überströmendes Gefühl nicht zurück, und brach in ein enthusiastisches „Lebehoch" aus. Es möchte hier gefragt werden, warum denn von unserm edeln Kronprinzen, von dem (anwesenden) allverehrten Prinzen Karl, und von dem ewig denkwürdigen Architekten Fischer in diesem Prologe mit keiner Silbe Erwähnung geschah? Eine andere Frage: warum der Prolog nicht von einem vaterländischen Dichter verfaßt worden sey, ward vielseitig besprochen. Die Einen behaupten, da es eben keinen solchen gäbe, sey kein anderer Ausweg geblieben. Andere meinen, im Fall man auch wirklich einen Dichter besäße, ziemte in einer freyen Kunst doch kein Monopol, und besser wäre immer besser. Wieder Andere, die gerne überall patriotisch deuten, bequemten sich nicht zu dieser Resignation, und wollten entweder vaterländische Poeten kennen, oder glauben, man hätte bey einer solchen Gelegenheit wenigstens die Probe wagen und Vertrauen schenken sollen, weil, was nicht sey, doch noch werden könne. Ich, meines Theils, hüte mich, einen Streit schlichten zu wollen, wo ich's immer mit zwey Gegnern aufnehmen müßte, und denke blos für mich: Der Quell der Begeisterung dürfte aus einem baierischen Herzen, wo nicht klarer, doch gewiß wärmer geflossen seyn. freue mich aber auch im Stillen, daß Einige sich gefunden haben, welche in dem Besiz eines Dichters eine Ehrensache des Vaterlandes erblicken, und vertröste mich auf das Scculum, wo sich nicht blos einige, sondern die Meisten zu dieser Meinung bekennen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Januar 1825.

Ein freyes Herz voll Kraft und Muth,
Das ist des Schützen höchstes Gut;
Hat er sich das errungen,
Hat er den Tod bezwungen.

A. Pannasch.

Die Jagden in Südamerika.

Von einem englischen Offizier in columbischen Diensten.

Die Dachsenjagd.

Das Jagen dieser Thiere gewährt den Indianern von Bocca Montana Allareegas, und den meisten Stämmen, welche die böheeen Coebilleeas, von Coeo bis nach Cumana bewohnen, sowol Vergnügen, als Unterhalt. Dieses Thier ist zwar im August, September und Oktobee am fettesten, aber die Indianer jagen es das ganze Jahr hindurch, außer zur Zeit der Paarung, wo das Fleisch stark und mager, und das Schmalz (manteca) stinkend wird. Sieben, acht oder auch mehr vereinigen sich gewöhnlich in eine Jagdparthie. Ist der Stamm zahlreich, so durchstreicht solchee oft eine Strecke von anderthalb bis zwey Meilen auf einmal, und ihre Geschicklichkeit in dieser Art von Jagd ist so groß, daß sie bey einem solchen Streifzuge, trotz den vielen Hindernissen, welche ihnen Felsen und Gestrüppe in den Weg legen, die Gegend für fünf bis sechs Jahre von Dachsen reinigen. Sie werden auf diesen Zügen von einer Menge Weiber und Knaben begleitet, welchen es obliegt, die Nachthütten zu bauen, zu kochen und Obst zu suchen, und endlich die Schinken der erlegten Dachse zuzubereiten, welches Alles zusammen ihnen mehr Arbeit gibt, als den Jägern zu Theil wird.

Wenn sie den Aufenthalt der Dachse erreichen, welcher gewöhnlich in hohen Gegenden und nahe bey Felsen ist, zwischen die sie sich im Fall der Noth einscharren können, so finden sie deren Spur sogleich in den Löchern, woraus sie die Pistachio- und andere Nüsse aufscharren. Sie suchen dann zwischen den Felsen und unter den Wurzeln großee Bäume, bis sie eines der Lager aufspüren. Finden sich solche untee den Bäumen, so schicken sie geradezu ihre Hunde hinein, die sie todt beißen und dann heranschleppen, oder sie graben sie aus. Ist das Lager aber unter Felsen, so graben sie entweder Fallgruben, oder stellen Fallen auf, worin sie große Geschicklichkeit zeigen. Die Fallgruben sind vier Fuß tief und vier breit, und die Steine, woraus sie bestehen, sind so genau an einander gefügt, daß das Thier seine Krallen nicht dazwischen bringen kann, denn seine Stärke ist so groß, daß es einen Stein von zwey- bis dreyhundert Pfund heben würde. Da die Dachsenfamilie gewöhnlich aus sieben bis acht Individuen besteht, so machen die Jäger eben so viele Fallen, um sie auf dem Wege nach dem Lager alle einzufangen, und wenn die Oeffnung der Höhle groß genug ist, so machen sie eine in derselben; alle werden mit Zweigen, worüber sie Blätter und Erde streuen, bedeckt. Alle diese Arbeit verrichten sie mit nichts weiter, als einem Beile und einem steinernen Hammer. Eine Platte bildet den Deckel zur Falle, und hinter diesen legen sie einen Haufen Steine, um dem Zuschlagen desselben mehr Nachdruck zu geben. Sie setzen dann ein so künstliches Gebüsch umher, daß das Thier zwischen demselben nothwendig auf die Falle zugehen muß. Zwey oder drey von ihnen klettern dann auf

die höchſten Bäume und Felſen umher, um von der Annäherung des Dachſes Nachricht zu geben, wäheend ein Anderer ſich in der Nähe der Fallen veeborgen hält, und durch Steinwürfe die Thiere in dieſelben zu treiben ſucht, ſich aber nicht ehee zeigt, als bis ſie an ihm vorüber ſind. Auf dieſe Weiſe beingen die Uedeigen von den Jägern in's Gebüſch, wo ſie ihre Hunde loslaſſen, die, ſobald ſie die Dachſe riechen, ein winſelndes Geklaff erheben, welches die Indianee mit iheen Schnarren begleiten, um die Dachſe auf- und in ihre Baue zu treiben. Manchmal treiben ſie deren ſieben bis acht auf einmal auf, wovon ſie die meiſten fangen; ſollte ihnen aber ja einer oder der andere entgehen, ſo fangen ſie die Jagd von voene an.

Iſt die Geſellſchaft nicht zahleeich genug, ſo vereinigen ſich bey dee zweyten Jagd die Weiber mit ihnen, weil der Läem dee eeſten die Tigee oder audeee wilde Thiere, die etwa da geweſen, verſcheucht haben mußte, und folglich keine Gefahr mehr für ſie da iſt. Entkommt einer der Dachſe in den Bau, ſo bleibt die Falle Tag und Nacht ſtehen, und ein Indianer hält ſo lange bey derſelben Wache, bis der Hunger das Thier herausgetrieben. Iſt der Bau geoß genug, daß die Hunde hinein und den Dachs umzingeln können, ſo beißen ſie ihn gewöhnlich todt, ſonſt aber treibt er ſie faſt immer wieder heraus, obzleich ſie ſtärker ſind und feſter halten, als unſere Dachshunde. Die Wache vor der Dachshöhle wird durch's Loos entſchieden, und die Indianer verſehen den Zurückgelaſſenen gewöhnlich mit Lebensmitteln für zwey Tage. Zuweilen abee hält der Dachs das Faſten länger aus, beſonders weun das Thier alt iſt; doch thut er es ihm darin ſelten zuvor, denn ein Indianer faſtet manchmal vier Tage lang ohne üble Folgen.

Im Herbſt hat der Indianer gar nichts zu befürchten, er hängt dann eine menſchliche Geſtalt von roher Arbeit, die ſie gewöhnlich mitzuführen pflegen, vor dem Bau an einem Baumaſt auf, wodurch ſolche in beſtändigee Bewegung bleibt, durch welche Liſt der Dachs, während er ſich einige Früchte zur Nahrung ſucht, feſtgehalten wird. Ohne das Thier zurückzukehren, bringt dem Wächter die größte Schande, und er kann kein Guapo (Kriegee) werden, bis er den Flecken durch irgend eine kühne That getilgt hat.

Die Schlingen, welche die Indianer zum Dachsfange gebrauchen, ſind wie unſere Haſenſchlingen, mit dem Unterſchiede, daß ſich eine Springſtange daran befeſtigt befindet, welche das Thier in die Höhe ſchnellt und erdroſſelt.

Der ſüdamerikaniſche Dachs iſt größer, als der europäiſche, und beauner von Farde, aber leichter umzubringen. Es iſt eines der veeträglichſten Thiere in der Welt; es ſtreitet ſich mit keinem andern Thiere, und teilt dem Fuchs, Iltis, Maeder, Opoſſum, der Land-Keadde und Schlange ſeine Wohnung ohne Widerſtand ab, obgleich er ſtäeker als irgend eines dieſer Thiere iſt; eben ſo verträglich iſt er gegen ſeine eigene Gattung. Er nährt ſich vorzüglich von Nüſſen, Wurzeln und Kräutern, und iſt äußeeſt reinlich. Die Indianer kennen zwey Gattungen davon, nämlich den Marano oder Schweindachs, und den Peeo oder Hundsdachs. Sie werfen drey bis vier Junge zugleich, und pflegen ſie ſehr ſorgfältig. Die Dachsſchinken ſind äußerſt ſchmackhaft, und ehemals durften ſie an Niemand als an den Vicekönig verkauft werden, welcher deren jährlich eine Anzahl nach Madrid an den königlichen Hof lieferte. Jezt gelten ſie ungefähr ein Viertel ihres ehemaligen Peeiſes, indem dee Vicekönig ſonſt acht bis zehn Thalee für ein Paar Vorderſchinken zu geben pflegte. Die Art, ſie aufzubewahren, iſt ſehr einfach; man reibt ſie nämlich jeden Tag mit rohem Zucker und chiliſchem Pfeffer ein, und hält ſie dabey eng gepreßt, bis ſie ganz trocken ſind. Dieſee Handel würde für die Indianer ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn, hätten ſie die Vicekönige nicht getäuſcht und zinsbar gemacht. Sie mußten demſelben nämlich vor Allem ein Dutzend Schinken zum Geſchenke machen, und ſie die übrigen Glasperlen und andere Zierrathen aus dem Lageehauſe zu deeen eigenen Preiſen annehmen. Auch das Schmalz (Manteca de Marano) war ſehr von den Großen geſucht, indem ſie alle ihre Speiſen darin backen ließen.

Acht bis zehn Indianer pflegten ſonſt auf einem einzigen Zuge zwey- bis dreyhundert Dachſe zu erlegen, nebſt einer Menge Rehe und Guanas, die ſie auf dem Rückwege ſchoſſen. Dieſe Jagdzüge haben einen ſolchen Reiz für die Weiber, daß die Hoffnung, ihre Männer auf denſelben begleiten zu dürfen, ihnen zum Sporn dient, ſich das ganze Jahr über gut aufzuführen. Sie leben auf dieſen Zügen ſehr gut, und ſcheinen ſich glücklicher zu fühlen, als während der Regenzeit. Auf dem Rückwege reiſen ſie Tag und Nacht ſehr ſchnell, und ſchleppen die Thiere zwiſchen ſich auf Stangen fort, während die Felle und das Schmalz von den Knaben getragen werden. Die Weiber haben immer die ſchwerſte Laſt, und müſſen dabey mit den Männern doch gleichen Schritt halten. Auch die Hunde werden während dieſer Zeit beſſer genährt, und ſcheinen deßwegen ungern zurückzukehren. Gewöhnlich fliegt ein Schwarm von Geyeen über der Jagdgeſellſchaft her, und verkündigt ihre Ankunft einen oder zwey Tage vorher bey ihrem Stamme, welcher dann ſogleich alle Anſtalten trifft, um dieſelbe gebührend zu empfangen, und ſie als Sieger zu begrüßen. Während der dunkeln Nächte der Regenzeit werden dann die Jagdabenteuer erzählt.

(Die Fortſetzung folgt.)

London.

(Fortsetzung.)

Der Vater meiner Wirthin war Besitzer eines kleinen Gutes bey Windsor; er hatte sich Einiges erspart, und setzte seinen Stolz in die sieben Kinder, die ihm seine früh verstorbene Gattin hinterlassen hatte; die drey Knaben wurden, wie mit den Knaben aus demittelten englischen Familien gewöhnlich geschieht, in Institute gethan; die Mädchen wuchsen im väterlichen Hause bis zu ihrem zwölften Jahre heran, und wurden dann in eine belobte „School for young Ladies" gegeben, wo sie eine vortreffliche moralische Erziehung erhielten, auch Geographie, Geschichte und Französisch gelernt zu haben die Meinung hatten, während sie dies in weiblichen Arbeiten einiges Geschick erlangten, in andern Kenntnissen aber blos, oder kaum, die Anfangsgründe inne bekamen. So meint z. B. meine Hausfrau noch heute, sie spreche recht schön Französisch, und — wer Englisch versteht, erräth ganz leicht, was sie etwa französisch zu sagen glaubt. Mit dem fünfzehnten Jahre wurde meine Hausfrau in das väterliche Haus zurück versetzt, ein Jahr später ihre jüngere Schwester. Am Tage der Hochzeit ihrer ältern Schwester lernte sie Herrn W. kennen; er gefiel ihr ziemlich, sie ihm ausnehmend: die Bekanntschaft machte sich schnell zum Verdruß ihres Vaters, der dem jungen Bewerber kein Gefallen abgewinnen konnte. Die Liebe, die Alles kann, machte aus dem leichtsinnigen W. einen gesetzten Mann, die Verbindung wurde geschlossen, und die neuen Eheleute reisten nach London, wo sie ein Haus miethoten, und glücklich genug waren, ein halbes Dutzend junger Leute zu finden, welche sich bey ihnen einmietheten und ein solides Kost- und Logisgeld bezahlten. Sie waren nun geborgen, und Mistreß W. hätte ihr Schicksal ein beneidenswerthes nennen können, wenn nicht häufige Unfälle ihre Familie bedroht hätten. Ihre zwey ältern Brüder, die sich dem Seedienst geweiht hatten, verschlang das Meer bey ihrer Reise nach Calcutta; die ältere Schwester starb bald darauf und hinterließ zwey unerzogene Kinder. Ihre jüngere Schwester machte ihr die meisten Sorgen. Lebendigen Geistes, leicht erregbaren Gefühls, nicht ohne Schönheit des Gesichts, dessen Auge besonders durch seine veilchenblaue Farbe, durch Schnitt, Größe, Ausdruck und Feuer ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, fand sie die Einsamkeit in der Lodge ihres Vaters, in der Nähe des Windsor-Parkes, bald unerträglich und quälte ihren Vater und was in ihre Nähe kam, durch eine stets düsterer und bitterer werdende Laune. Einige kleine Intriguen, zärtlicher Art, versüßten einigermaßen die Qual ihres „Waldlebens," wie sie es nannte; ihr Verhältniß zu dem ebenfalls überaus grämlichen Vater wurde aber endlich so unangenehm für beyde Theile, daß sie sich zu trennen entschlossen. So hat der Vater, der das jüngste Töchterlein stets für sein Lieblingskind ausgab, und als solches behandelte, den Schmerz erfahren, sich auf immer von ihr zu trennen; er will sie nie wieder sehen und wird Wort halten. Es fügte sich glücklicherweise, daß der jüngste Bruder, der Offizier in einem Reiter-Regimente war und bey Waterloo eine Fußwunde erhalten hatte, die ihn zum Dienste untauglich machte, nach London zog, um daselbst seinen Gehalt zu verzehren und seine Schwester zu sich nahm. Das Stadtleben, einige nützliche Lebenserfahrungen und das ein wenig gekühlte Blut der jungen schönen Eigensinnigen brachten eine glückliche Veränderung in ihr hervor. Mistreß W. hatte indessen den Kummer, ihren Gatten, mit dem sie sechs Jahre sehr glücklich gelebt hatte, erkranken zu sehen; der Ausspruch der Aerzte zwang ihn die Stadt zu verlassen, und seine Gesundheitsumstände sind der Art, daß er seine Lodge in der Nähe von Bath nie zu verlassen im Stande ist. Die drey Kinder sind zu Windsor in einer guten Erziehungs-Schule, wo ihre Mutter sie zuweilen besucht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Januar.

(Beschluß.)

Die Scene verwandelt sich nach geendetem Prolog in einen antiken Saal, aus dessen Tiefe das gesammte Theaterpersonal in dichten, geschlossenen Reihen nach dem Proscenium sich vorbewegte. Ein Volkslied von Professor Sendtner gedichtet, und vom Intendanten, Freyherrn von Poißl, mit ansprechender und faßlicher Melodie in Musik gesetzt, wurde von den ersten Sängern angestimmt, und durch Chöre und Orchester, von vielen Stimmen im Publikum begleitet, großartig ausgeführt. Es mag einem hohen Staatsmanne ganz wunderlich zu Muthe geworden seyn, als er dieses Heer von Schauspielern erblickte, und dabey an den Status des Theaters dachte. — Nach Beendigung dieses Volksliedes rollte der neue Prachtvorhang herab, mit dem der unbefangene Schauer um so weniger unfrieden seyn kann, da der frühere, der mit dem Theater verbrannt ist, denselben Gegenstand darstellend, von dem Professor Simon Klotz so ausgezeichnet trefflich gemalt und die Bewunderung aller Kenner und Nichtkenner war. Dieser Vorhang stellt nun wieder das bekannte Gemälde von Guido Reni vor: „Pheibos Apollon mit den Horen," das Raphaël Morghen in Kupfer gestochen hat. Wenn der Maler dieses Vorhanges, ein Hr. Lochbichler, die reizenden Formen jener Terpsichore, die er in letzter Kunstausstellung zum Besten gab,

Digitized by Google

und welcher er wahrscheinlich verdankt, daß ihm der ehrenvolle Auftrag geworden ist, dieses große Bild zu fertigen, wenn er, sage ich, die holden Gesichtszüge und die reizenden, üppigen schwellenden Formen jener Terpsichore auf seine Horen übergetragen hätte, würde er wenigstens die Menge geblendet haben, aber er scheint die Originale zu seinen weiblichen Figuren in unserm baierischen Hochland aufgesucht und gefunden zu haben. Man braucht kein Mater zu seyn, und überhaupt wenig von der Malerey zu verstehen, um auf den ersten Blick die Fehler der Zeichnung und des Kolorits einzusehen, und ich hörte auch nur Tadel darüber aussprechen. Es will mich übrigens bedünken, die Erfindung einer passenden Allegorie zum Behufe einer neuen Theatergardine wäre für die Akademie der bildenden Künste keine unwürdige Aufgabe gewesen, und selbst ein Cornelius dürfte sich nicht geweigert haben, ihre Lösung zu bestehen. Wir hätten dann eine originale Conception gesehen, und keine Nachbildung, die, um mich recht schonend auszudrücken, mittelmäßig ausgefallen ist.

Ehe ich nun zu dem neuen Ballet „Aschenbrödel" übergehe, muß ich eines Gegenstandes erwähnen, der seit einigen Wochen in unsern Salons sowol als in den Kaffeehäusern fast ausschließend besprochen und im eigentlichen Sinne diskutirt wird, ich meine die Dekorationen des bekannten Hrn. Neefe, den unsre Intendanz vor mehreren Monaten aus Wien kommen ließ, weil sie eines schnellen Malers bedurfte, um nach der Eröffnung des Theaters in ihren Darstellungen nicht aufgehalten zu seyn. Hr. Neefe hat ungefähr dasselbe Loos in München, das Rossini in Europa hat. Die Einen halten ihn für den ersten Theatermaler unsrer Zeit, oder vielmehr: sie hielten ihn dafür, bevor sie seine Arbeiten gesehen; die Andern, worunter freylich Mancher, der sich durch die Anwesenheit des Fremden zurückgesezt und beeinträchtigt glaubt, sprechen ihm geradezu alles Talent ab. Beyde Partheyen, von Leidenschaft getrieben, gehen natürlich zu weit. Wir unsererseits behalten uns vor, die Meinung der Verständigen über das Kunsttalent des Hrn. Neefe dann auszusprechen, wenn wir Mehreres von ihm werden gesehen haben. Daß er ein vorzüglicher Künstler ist, hat er uns in einer effektvollen Landschaft bewiesen, die übrigens sehr an die Manier des bekannten Schönberger erinnert; wir sahen hier, daß Hr. Neefe die Kunst versteht, trefflich zu beleuchten, und durch Anbringung starker Lichtmassen seine Bilder ungemein wirksam zu machen. Wir glauben überhaupt, daß seine Stärke in der Landschaftmalerey bestehe, und wünschen, daß er für diese möge verwendet werden. Wir wünschen ferner, daß sich Hr. Neefe zu seinen Arbeiten etwas mehr Zeit nehme, denn mit dem Schnellmalen allein ist es nicht gethan. Am Theater an der Wien mag das eher hingehen, dort wird ein Vorhang vielleicht ein Dutzendmal benützt, dann hat er ausgedient, und wird übermalt; ganz anders ist es bey uns, wo er Jahre lang gebraucht werden soll, was freylich zu viel verlangt ist. Ein Theatermaler hat in München überhaupt, mehr als anderswo, einen schwierigen Stand. Nur sehr wenige Zuschauer lassen sich durch bunte, lebhafte Farben blenden; die Meisten fordern, vielleicht mehr als billig, intensiven Werth, sie beurtheilen eine Dekoration objektiv, als ein wirkliches Gemälde, und zergliedern es in allen seinen Theilen. Dieß ist vorzüglich bey Architekturarbeiten der Fall. München ist in diesem Fache an das Trefflichste gewöhnt, es besaß von jeher die ausgezeichnetsten Künstler, und besizt sie zum Theil noch. Ich nenne nur unsre Quaglio, in denen sich durch drey Generationen das eminenteste Talent für Architekturmalerey fortgeerbt hat. Wir besitzen noch mehrere Arbeiten des, leider zu früh geschiedenen Angelo Quaglio, die denen des Sanquirico und des Fuentes an Schönheit und Gewalt unbedingt zur Seite stehen. — So gab uns auch in diesem Ballet Hr. Simon Quaglio einen gothischen und römischen Saal und einen Turnierplatz, die sehr korrekt und in einem eigenthümlichen Style durchgeführt sind. Desgleichen sahen wir von Hrn. Kloz einen sehr gelungenen Garten, der allgemeinen Beyfall erhielt. Der Springbrunnen hätte übrigens wegbleiben können, denn die Darstellung des Immer-Bewegten ist kein Gegenstand der Bühnenmalerey, deren Hauptzweck Täuschung ist. Möge sich doch der Künstler nie mit Gegenständen befassen, die der Kunst widerstreben.

In dem Ballete Aschenbrödel, das dem Volksliede folgte, beurkundete Hr. Balletmeister Horschelt sein glänzendes, ich möchte sagen einziges Talent in Anordnung von Gruppen. Die Trauerscene ward von den Kleinen bewundernswürdig ausgeführt. Hr. Schneider als Prinz, so wie Dlle. Angioletta Mayr als Aschenbrödel waren lobenswerth. In der zweyten Abtheilung tanzte Dlle. Taglioni mit ihrem Vater ein pas de deux. Welch eine technische Meisterschaft bey so viel Anmuth, Grazie und Decenz! Möchten doch unsere Tänzerinnen alle sie zum Vorbild nehmen. Daß Isouard's Musik beybehalten wurde, fand vielen Tadel; wenn man keine neue komponiren wollte, warum nahm man nicht die von Rossini, deren sodne Melodien unserm Ohr immer Genuß gewähren. — Die Darstellung des Ganzen war durchaus gelungen zu nennen, und macht Hrn. Horschelt, so wie dem wackern Maschinist, Hrn. Schüz, alle Ehre. Ersterer hat durch diese Leistung das Publikum mit sich wieder ausgesöhnt, denn eine Aussöhnung that noth, wo seit einem vollen Jahr in diesem Kunstzweig — Nichts geschehen ist. — Noch müssen wir schließlich der seltenen Einsicht und Thätigkeit des verehrten Intendanten, Freyherrn von Poißl, rühmlich erwähnen, der, wie in seiner bisherigen Geschäftsführung, so auch in diesen Tagen, wo alle Kräfte in Anspruch genommen wurden, bewiesen hat, daß er der Mann ist, der an die Spitze der Theaterverwaltung gehört. Es ist dieses kein Kompliment; wir stehen mit der Theater-Intendanz in durchaus keiner Berührung, und würden uns in unserer freyen Lage gar nicht scheuen, das Gegentheil zu sagen, wenn wir es gefunden hätten, wie wir auch in unsern bisherigen Berichten so manches freymüthige Wort, und so manchen Tadel zu äußern, keinen Anstand genommen haben.

Auflösung der Charade in Nr. 7:

Salzfaß.

Charade.

Fremd sey das Erste dir stets, dem schuldlosen Herzen ein Greuel.
Was du denkest und thust, habe mit ihm nichts gemein.
Auch das Zweyte bleib' fern von deinem Wesen verbannet.
Weil es Zutrauen dir raubt, Liebe auf immer verscheucht.
Wen das Ganze beseelt, wird billig von Jedem verabscheut,
Der Aufrichtigkeit liebt, Tugend und Redlichkeit ehrt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Januar 1825.

Und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages,
Solche Wirthe zu finden.

Goethe.

London.

(Beschluß.)

Um fünf Uhr Nachmittags wird gespeist. Zwey Brüder, wovon der eine Architekt, der andere Sekretär an dem Archiv im Tower war; ein sehr geschickter junger Mann, den die Regierung später im Verwaltungsfache zu Dublin anstellte; zwey junge Leute, die als Lehrlinge bey einem Advokaten arbeiteten, und ein Schweizer, der in sechs Wochen das Englische an der Quelle zu lernen gekommen war, machten unsere Tischgesellschaft aus; später fand sich noch ein liebenswerther Landsmann von mir als Hausgenosse. Bey den mannichfaltigen Interessen, welche uns sämmtlich in London fesselten und herumtrieben; bey der großen Bekanntschaft eines Theils unserer Tischgesellschaft mit Allem, was Anziehendes in London lebte und vorging, und bey der Theilnahme, welche diese den Ausländern weihten, fehlte es nie an Stoff der Unterhaltung und Belehrung; Scherz und Ernst kreisten wechselseitig an dem wohlbesetzten Tische, und die liebliche Hausfrau wußte nicht nur die junge, zuweilen übermüthige Schaar in den Grenzen der guten Sitte zu erhalten, sondern eine Art geschwisterlicher Harmonie unter den entschieden abstoßenden Charakteren der Gesellschaft in das Leben treten zu lassen. Des Frömmlers wurde schon deßwegen geschont, weil er überaus gutmüthig war; er durfte seine Sprüche aus der Bibel anbringen, und, wenn wir nicht Lust zu sprechen hatten, Worte der Salbung vernehmen lassen, die unsere Bekehrung und das Heil unserer Seelen beabsichtigten. Die Whigs und Tories führten nur leichte Vorpostengefechte gegen einander; denn die Erstern waren zwar an Anzahl überwiegend, den Andern aber stand die Hausfrau zur Seite, die, zu Windsor erzogen, als Kind manches freundliche Wort von den Lippen der liebenswürdigen Prinzessin Mathilde (nun verwittwete Königin von Würtemberg) und ihren Schwestern gehört hatte, und, wie Alle, welche mit Gliedern des regierenden Hauses auch nur in entfernte Berührung gekommen waren, demselben mit begeisterter Anhänglichkeit ergeben blieb.

Ueberall macht hier das Theater einen stereotypischen Theil der Conversation aus. Wie in den alten Kampfspielen jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame hatte, deren unermeßliche Schönheit und Tugend er, und dessen überschwengliche Tapferkeit und ritterliche Anmuth sie dem Herkommen oder der Ueberzeugung gemäß in den Himmel erhob; so hat hier Jeder und Jede einen Liebling auf den großen Bühnen. Der Streit kann recht lebhaft werden, ob Kemble oder Kean oder Young die Palme verdiene. Meine Hausfrau stritt für den Letztern auf Leben und Tod, und besuchte regelmäßig das Theater, wenn er den Hamlet gab. Sie vergab es mir nie, daß ich Kemble weit über ihn stellte, und schmollte einen ganzen Abend mit mir, weil ich erzählte, wie ich, nach der Vorstellung von Hamlet auf der Bühne hinter den Coulissen stehend, Young, der sich eben erstochen, aufspringen und Miß Love, die als Prinzessin Runac in the Vision of the

Sun, welche nach Hamlet gegeben wurde, auf das Reizendste gekleidet auf die Bühne trat, nachjagen, und, noch von Blut rauchend, ihren Korallenlippen und der unverhüllten Brust ein Dutzend Küsse aufdrücken gesehen hatte. Unter den Theaterprinzessinnen kann Jeder, da die Auswahl so groß ist, sich nach seinem Geschmack eine Göttin erkiesen, die er, je nachdem er reich, geschickt und glücklich ist, von dem Parterre aus, oder näher anbeten mag. Die Mitglieder der italienischen Oper sind hier nicht zu rechnen; Schönheiten sind dort selten (das Ballet ausgenommen), und die Sängerinnen wechseln fast jährlich. Drury-Lane bietet fast wenig Anmuthiges; aber Coventgarden! da ist Miß Chester, die Tochter eines armen Schuhmachers zu Windsor, die meine Freunde noch in dem lieblichen Städtchen mit dem Korb voll Schuh' am Arm umhergehen sahen, ehe ihre blendende Schönheit, ihr griechischer Wuchs und ihr anmuthiges Wesen einen edeln reichen Mann bewog, sie für die Kunst bilden zu lassen. Sie brachte zwey Jahre in Paris hin, trat dann in London mit Beyfall auf, machte die gewöhnliche Reise nach York u. s. w., und ist nun im drey-und-zwanzigsten Jahr eine der ersten Zierden der englischen Bühne und eine der schönsten Frauen. Neben ihr würde ich Miß Foote nennen, wenn sie die Bühne jezt nicht verlassen und ein häusliches Glück gefunden hätte, das sie ihres sanften, liebenswürdigen Charakters und ihrer hohen Sittlichkeit wegen in vollem Maße verdient. Man kann sich kaum eine reizendere Erscheinung auf der Bühne denken, als Miß Foote, wenn sie als Therese (in the Beacon of liberty), als Phöbe (in the Miller's maid), oder als Annac (in the Vision of the Sun, in welcher Rolle sie mit Miß Love alternirte) auftrat. Miß Love (Love heißt Liebe, ein lieblicher Name!) hat nicht die blendenden Reize einer Chester und Foote, aber sie ist ein liebliches Bild, voller Leben, Anmuth und Fröhlichkeit, und hat, sprechend oder singend, eine Stimme voll Innigkeit und Metall. In der Rolle der Vespina, Clari's Kammermädchen in „The Maid of Milan," spielte sie das vorwitzige, drollige Zöfchen mit einer Natur und einem so lecken Muthwillen, daß sie allein das sonst langweilige Stück gehalten hat. Eine herrlich aufblühende Schönheit ist Miß Scott; kaum sechszehn Jahr alt, zeigt ihre Bildung ein so reines vollendetes Ebenmaß der Glieder, ihr Kopf so viel Idealisches, daß sie leicht den Sieg über alle Andern davon tragen könnte, besonders wenn sich ihr Talent gleichmäßig entwickelt, worüber jezt noch kein Urtheil zu fällen ist. Noch muß Mrs. Vining genannt werden, doch darf man sie nicht anders denn als Koran in dem genannten Melodram „The Vision of the Sun" sehen; in dieser Rolle ist sie unbeschreiblich lieblich. Ich füge diesen episodischen Bemerkungen noch die bey, daß, da diese Schönheiten das Auge täglich fesseln, und ihre Reize durch den Zauber der Kunst und durch künstlichen Zauber erhöht werden, die reichen Müßiggänger sich häufig veranlaßt finden, nach der Zuneigung schöner Schauspielerinnen goldene Netze auszuwerfen. Von ächten Künstlerinnen wollen wir indeß, der Kunst zu Ehren, glauben, daß Neid und Eifersucht die Gerüchte schlimmer Art verbreiteten, womit sich die Weltstadt London eben so gut trägt, wie irgend ein Krähwinkel in Deutschland. —

Nach dem Mittagessen wurde, wenn man kein Theater besuchte, ein Schläfchen oder ein Spaziergang gemacht, um acht Uhr Thee oder Kaffee getrunken, und dann geplaudert oder eine Parthie Whist gespielt, welches Letztere unsere Hausfrau um so lieber that, als sie, bey der Sorglosigkeit, mit welcher sie spielte, so viel sie wollte plaudern konnte. Zwischen zehn und eilf wurden, wie zur Lunch-Zeit, kalte Fleischspeisen vorgesezt, und nach diesem Mahle ging es entweder an die Arbeit, oder man machte noch einen Ausflug in ein Theater u. dergl.

Bey der großen Gastfreundschaft der Engländer — einem der schönsten Züge in ihrem Charakter — ist es gewöhnlich, Gäste bey Tisch zu finden. Wer von unsern Bekannten um die Essenszeit im Hause war, mußte bleiben, er mochte wollen oder nicht: es wurden zwar dann nicht mehr Gerichte gegeben, als gewöhnlich; aber es schien, als sey die ganze Gesellschaft übereingekommen, nur für den Gast zu leben, und die sich nie verleugnende Freundlichkeit unserer Wirthin verklärte sich dann, so daß sie oft einer wahren Venus Hospita zu vergleichen war.

D. A.

Die Jagden in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Die Jaguarjagd.

Die Jagd dieses wilden Thieres ist eine von den Kriegsthaten, welche die südamerikanischen Indianer, besonders die Laneros oder Flächenbewohner, auszeichnen. Dieses Thier vermindet allzeit die Gegenden, wo sich Menschen aufhalten, und thut selbst unter dem Eigenthum derselben, den Schafen und Ziegen, wenig Schaden, indem es fast immer in den Wäldern Nahrung genug findet, welche besonders in Bergziegen und Rothwild bestehet, die es sehr geschickt aufzuspüren weiß. Es greift auch niemals den Menschen an, als bis es Menschenblut gerochen; dieser Lockung scheint es nicht widerstehen zu können, und man hat Beyspiele, daß es bey Nacht, im Versuche, einen Verwundeten zu erreichen, über die Köpfe von sechs bis sieben Reihen Menschen hinweggesprungen ist; und hiervon sind die Laneros so sehr überzeugt, daß sie allzeit ihre Verwundeten umringt halten. Der Hauptbeweggrund, welcher den Laneros zur Verfolgung dieses Thieres treibt,

Digitized by Google

ist die Ehre des Unternehmens; denn man sollte denken, daß der Werth der Haut, und der kleine Schaden, den es seiner Heerde drohet, ihn selten bewegen könnte, den Zweykampf mit einem so wilden Thiere zu wagen. Aber er weiß, daß die Erlegung von sieben Jaguars oder sechs Tigern ihm den Ehrentitel eines Guapo (Krieger) und die Freyheit verschafft, sich die fetteste Jungfrau aus dem Stamme (denn hier gilt die fetteste für die schönste) zur Gefährtin zu wählen; dieß allein schon ist ein hinreichender Sporn, der sie bewegt, schon im siebenzehnten Jahre zur Lösung der Aufgabe zu schreiten.

Gegen die Zeit, wenn die Weibchen ihre Jungen werfen, beobachten die Laneros genau die Kämpfe, welche dann zwischen diesen und den Männchen stattfinden, und zwar in der Absicht, um diesen die Stelle zu verheimlichen, wo sie ihre Jungen werfen wollen, weil sie, wie einige Naturforscher behaupten, dieselben auffressen, wenn sie ihrer habhaft werden können, während Andere versichern, daß sie sie zu Tode liebkosen. Wie dem aber sey, so ist es doch gewiß, daß das Weibchen dem Männchen nicht gestattet, sich dem Dickicht zu nähern, bis die Jungen der Mutter nachlaufen können. Während dieser Zeit sieht man das Männchen in der Ferne um ihr Lager herschleichen, und seinem Weibchen mit zärtlicher Sorgfalt einen Theil seiner Beute zutragen. Wenn der Laneros dieses bemerkt, hüllt er sich in eine Jaguarhaut und nähert sich dem Thiere, doch so, daß er den Wind gegen sich hat, weil der scharfe Geruch des Thieres demselben bald den Betrug verrathen würde. Selbst aber diesem Instinkt suchen sie durch das Verbrennen von Platanenblättern entgegenzuarbeiten, indem sie behaupten, daß diese den menschlichen Geruch mehrere Stunden lang hinwegnehmen. Sobald der Laneros den Jaguar zu Gesicht bekommt, läuft er auf allen Vieren davon, und ahmt zu gleicher Zeit das Geschrey des Thieres nach, welches nach Einigen dem Katzengeschrey, nach Andern dem Grunzen der im Stalle liegenden Schweine gleich seyn soll, dem Verfasser aber dem letzteren am ähnlichsten schien, als er sie sich des Nachts sammeln sah, ehe sie auf die Jagd gingen. Wenn das Thier den verkappten Indianer erblickt, so setzt es ihm sogleich nach, worauf dieser ihm geschickt eine Schlinge über den Kopf zu werfen weiß und es schnell erdrosselt. Zuweilen stößt er auch mit der Lanze nach ihm, welches dann zu einem blutigen Kampfe Anlaß gibt. Da der Laneros den linken Arm stark mit Pferdeleder umwunden hat, welches des Thieres Zahn nicht zu durchdringen vermag, so hält er ihm die linke Hand vor, und sobald es diese erfaßt, stößt er ihm mit der Rechten das Messer in's Herz, welches er selten verfehlt, indem die Hauptgeschicklichkeit darin besteht, das Thier mit so wenig Stichen wie möglich zu tödten. Ist das Männchen einmal erlegt, so wird das Weibchen eine leichte Beute. Zuweilen wenn der Indianer mehrere beysammen sind, locken sie den Jaguar in einen Hohlweg, wo der Verkappte, um seine Geschicklichkeit und Mannheit zu beweisen, sich plötzlich enthüllt und demselben sich als Mensch zeigt. Der Jaguar sucht dann zu fliehen, wird aber von den andern Indianern daran verhindert, indem sie ihn mit Feuerbränden zurückscheuchen. Auf diese Weise hetzen sie ihn zuweilen mit Hunden, oder halten ihn umschlossen, bis die Weiber herbeygekommen, um ihre Grausamkeit mit anzusehen. Ist das Thier einmal wüthend geworden, so beißt es nach Allem, was ihm nahe kömmt, und so oft es das Maul öffnet, rennen sie ihm eine brennende Fackel in den Hals, bis es Schmerz und Wuth so erschöpft haben, daß es das Maul nicht mehr zu öffnen vermag. Dann steigen die Weiber und Knaben von den Höhen herab, backen ihm die Klauen ab, schlagen ihm die Zähne aus, und schinden es manchmal lebendig, wobey die Knaben mit dem Blute des Schlachtopfers beschmiert werden, damit sie gute Krieger werden mögen. Die Mütter freuen sich der Wuth, die sie gegen das Thier zeigen, selbst wenn es ihnen nicht mehr zu schaden vermag. Um mit dem Weibchen anzubinden, dürfen sie sich nur dessen Lager nähern, da es sie oft anfällt, wenn sie noch 200 Schritte davon sind; und sie finden in demselben oft einen gefährlicheren Feind, als in dem Männchen, obgleich es bey weitem nicht so groß und stark als dieses, aber dabey listiger und verschlagener ist. Ihr Biß ist schwer zu heilen, und die Laneros halten eine Wunde von dem Jaguar für eine große Schande, so sehr, daß ein auf den Guapo-Titel Anspruch machender Jüngling, welcher das Unglück gehabt, in einem solchen Kampfe verwundet zu werden, sich so sehr schämte, diese Wunde zu zeigen, daß er es zum Brande kommen ließ, obgleich er wol wußte, daß die Weiber eine Salbe besaßen, die ihn hätte heilen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 9. Dezember 1824.

Mit heute haben die Darstellungen des hiesigen Hoftheaters geendet; leider tritt nun eine Pause von mehr als drey Wochen bis zu derer Wiederbeginn ein. Für einen Fremden ein unangenehmer Zwischenraum, der wol auch so in keiner Stadt vorkommt, wo ein stehendes Theater sich befindet. Ich habe mich jezt mehr als im Beginn meines hiesigen Aufenthaltes an die Bühne gewöhnt, und werde daher das Entbehren derselben, da ich überdieß mich noch sehr wenig in Familienkreise habe einführen lassen, geschlossene Gesellschaften nicht meine Passion sind, und öffentliche Kaffeehäuser, wo man eine interessante Unterhaltung finden könnte, hier mit Ausnahme der durch Tabacksqualm mir unzugänglichen Restauration am Markte sich gar nicht finden, recht lebhaft empfinden. Zwar kann ich eben nicht sagen, daß das deutsche Theater seit den zwey Monaten, wo ich es fast unausgesezt besuche, des Neuen Vieles und Gutes geliefert habe, aber einige ältere Stücke wurden doch recht wacker gegeben, und immer bleibt für Winterabende die Bühne die angenehmste Unterhaltung. Houwalds Feinde sind seit ihrem ersten Erscheinen nicht wieder dargestellt worden, eine Zurücksetzung, welche ich unbegreiflich finde, da das Stück jedenfalls Achtung verdient, und vielleicht bey einer Wiederholung unbefangener beurtheilt worden wäre. Daß man ein recht gewöhnliches französisches Melodramenmachwerk mit dem Titel Mitternacht, oder die Enthüllung uns zweymal vorgeführt, 'a doch schon an der ersten Vorstellung des Langweiligen zu viel war. Der Prinz und Kammer-

pächter hieß ein anderes Lustspiel in zwey Akten, das auf einer sehr verbrauchten Verwechslung beruhte, und mit einem höchst unwitzigen Dialoge ausgestattet war. Schlimmer als mit beyden ging es aber mit einem sogenannten Schwanke, die lachenden Erben, von dem man in der That nicht recht wußte, was es eigentlich bedeuten, und ob man weinen oder lachen sollte. Fast schien es auch, als ob diesem völlig mißgerathenen Kinde eine sehr laute Censur zu Theil geworden seyn würde, wenn nicht die Gegenwart des Hofes Stöcke und Beine gefesselt gehalten hätte. Erholungen von solchen Unfällen waren dagegen der Kaufmann von Venedig, Prinz von Homburg, Scherz und Ernst und einige andere brave Stücke.

Mit Spohrs Oper Jessonda ging es den Dresdnern auch, wie mit etwas, das von auswärts her sich unter großem Pompe ankündigt, und nun, bey der Nähe besehen, etwas nicht eben ganz Außerordentliches ist. Der Dichter E. Gehe soll hier leben und ich hätte ihm wol wünschen mögen, daß sein Mitbewohner Weber diesen Stoff zur Komposition erhalten hätte. Der würde gewiß einige sehr effektreiche Situationen und Stellen mit dem Feuer und der Kraft herausgegriffen haben, die ihm so ganz eigen sind. Nach Spohrs Bearbeitung ist es etwas sehr Achtbares, Solides, Regelgerechtes, aber nur nichts Geniales geworden, und so sprach es dann auch nicht lebendig an, sondern fließ, mit wenigen Ausnahmen, kalt. Die in der Eurvanthe so treffliche Devrient ist aber auch für diese Jessonda nicht geeignet, und wenn sie im lezten Akte zwar in gesteigerter Leidenschaft auftritt, so verdirbt doch der Polonaisen-Takt, in welchem Spohr diese Arie gesetzt hat, Alles zur Hälfte wieder. Unbegreiflich ist's überhaupt, wie dieser verständige Komponiteur drey Polonaisen in dieser indischen Oper anbringen konnte, deren ganzes Gewebe diesem Rhythmus so geradezu widerspricht. Auch die Weltheim war als Amazili nicht an ihrer Stelle. Sie sang brav, die Rolle forderet aber weniger eine Bravourssängerin als eine ungewöhnliche Lieblichkeit in der Erscheinung, um Nadoris Entbrennen im ersten Akte erklärlich und wirksam zu machen. Diesen Part sang Beegmann vortrefflich, und es ward ihm auch lauter Beyfall zu Theil. In dem Aufbauenden der indischen Bekleidung sah er sehr gut aus, und es scheint mir, als ob sich, so oft ich ihn wiedersehe, sein Spiel immer mehr bessere. Er hat zwar eine nicht ganz starke, aber dafür eine so wohllautende, gleichtönende, einnehmende Stimme, wie ich sie selten gehört habe. Viel war auf Kostüm und Dekoration gewendet, doch waren die leztern nicht phantastisch genug, und der vielbeklatschte Waffentanz ist doch eigentlich etwas mit Haaren herbeigezogen. Die Bayaderentänze hätten lebendiger seyn sollen, sonst aber waren die Arrangements der Tempelscenen recht gelungen. Weber dirigirte mit Fleiß und Eifer. Man spricht hier viel von seiner Reise im Frühjahre nach London, so wie, daß er eine Oper für Covent-Garden komponire. Ich habe aber nichts Näheres darüber erfahren können. Jedenfalls wär' es eine Freude, wenn wie auf diese Art bald wieder ein Meisterwerk von ihm zu hören bekämen.

Mit großer Vorliebe besucht aber jezt das Dresdner Publikum die italienische Oper, so oft Rossini's neue Oper Zelmira gegeben wird, um eine darin auftretende, vor Kurzem erst aus Italien angekommene Sängerin Palazzesi zu hören. Sie können sich auch kaum etwas Feisseres, Anmuthigeres, Wohlthuenderes denken, als die Stimme dieser jungen Sängerinn, die hier zum Erstenmal die Bühne betritt. Sie vereint Kraft mit Wohllaut, Innigkeit mit Präzision, Umfang mit Zierlichkeit. Geht ihr auch noch eine eminente Fertigkeit ab, so wird sie doch gewiß diese bey ihrer Jugend und ihrem sichtbaren Fleiße bald erringen. Denn merkwürdig ist es, wie sie schon in den Viermalen, wo sie bis jezt aufgetreten ist, immer mehr leistete, und besonders war die lezte Darstellung dieser an sich zu Rossini's bessern Arbeiten gehörenden Oper eine ganz vorzügliche. Die italienische Oper kann sich zu dieser Acquisition vieles Glück wünschen, und die jugendlichen Talente die es jezt an dieser Sängerin, der Tibaldi, Funk und Jezi besizt, machen ein schönes Vierblatt aus.

Auf dem durch das Abtragen der Festungswerke entstandenen freyen Platze, unweit des Zwingers, der aber nur hinsichtlich der bey nassem Wetter fast unzugänglichen Wege besser in Aufsicht genommen werden sollte, gibt es jezt eine Kunstreitergesellschaft unter Leitung der HH. Batiste und Bassin, welche recht gute Uebungen und mithin auch gute Geschäfte machen. Dicht daneben zeigt der schwarze Elephant Baba seine Künste, die ebenfalls sehr sehenswerth sind, viel weniger ist es aber die damit verbundene Menagerie. Außerdem gibt es auch ein Marionetten-Theater, welches sehr erbauliche Lust-, Schau- und Trauerspiele gibt, das ich aber noch nicht gesehen habe, so großer Freund ich auch sonst von solchen hölzernen Personen bin, wenn sie mit gehörigem Witze gehandhabt werden, da man doch hier weiß, daß man nichts anderes als Holz zu erwarten habe. Quartett-Konzerte und einige Akademien, welche Mitglieder der königlichen Kammermusik hielten, hat es auch gegeben und gibt es noch nach Schluß der Schaubühne. Da sehen Sie, wie wir uns bis jezt hier die Zeit vertrieben haben; bald sollen Sie mehr von mir hören.

Guido.

Genf, December 1824.

Im Kanton Genf befindet sich, hart an der Grenze von Savoyen (Provinz Carouge), südwestlich von der Hauptstadt, in der Gemeinde und Meierey Evordes, dicht am Wege von der Stadt Carouge nach dem Schlosse von Crevin, am nördlichen Fuße des großen Salève, ein kleiner Hügel von beyläufig 400 bis 450 Fuß im Umfange und 16 bis 20 Fuß Höhe, auf dessen höchsten Punkte sich zwey große Granitsteine befinden, von denen auf dem einen vier menschliche Figuren vom Kopfe bis zum Gürtel und von 15 Zoll Höhe ausgehauen sind. Dieser Stein wird im Lande nun allgemein la pierre aux dames (der Frauenstein) genannt, weil die Bauern meinen, daß jene Figuren tragende Weiber vorstellen sollen. Er liegt hinter einer Hecke, die den über den Hügel führenden Weg von dem Baumgarten des Landhauses Mittendorf trennt, zu welchem er also auch gehört. Die allgemeine Vermuthung der Genfer gelehrten Welt ist, daß dieser Stein ehemals als Altar gedient habe, was indeß durchaus nicht denkbar ist, da seine oben abschüssige Gestalt schon allein diese Voraussetzung verwirft. Es ist daher vielmehr anzunehmen, daß er den alten Bewohnern dieses Landes, den Allobrogen, zum Grabstein gedient habe, und daß sich das Grabmal unter ihm befinde, was durch die Form des Hügels, der augenscheinlich von Menschenhand gebildet worden ist, nur noch wahrscheinlicher wird. Es würde sehr zu wünschen seyn, daß man deßhalb nähere Nachforschungen anstellen möchte, da, im Fall meine Vermuthungen begründet sind, dieß das einzige Denkmal aus so hohem Alterthum seyn würde, welches sich in der Schweiz befindet. Sonderbar genug mag es immerhin scheinen, daß in dem reichen, gelehrten Genf sich bis jezt noch Niemand gefunden, ein Unternehmen auszuführen, welches einem Fremden fast unmöglich ist. Man hat ein Klagegeschrey über die Zerstörung der Gruft bey Crevi auf dem Hügel von Boisy in Savoyen erhoben, und jezt, da man etwas Aehnliches und vielleicht viel Vollkommeneres haben kann, bekümmert sich Niemand mehr darum.

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Januar 1825.

Wie Leichensteine glänzen die Buchstaben der Geschichte im magischen Schimmer der Mondnacht; aber was die Grabhügel decken, was diese Todten wirklich waren, fühlten und litten, wornach sie rangen mit unruhigem Streben, und das innere Geheimniß der Seele; das sagt der kalte, trockene Buchstabe nicht. Und dennoch glühten einst diese Herzen in unendlicher Liebe, in unendlichem Hasse.

Weisflog.

Don Pedro der Gestrenge von Portugal und Ignes de Castro.

Historische Skizze von Dr. Ernst Münch.

Die Leidenschaft der Mächtigen greift, im Zorn wie in der Liebe, verhängnißvoll in das Leben der Geschlechter ein. Wenn sie Thränen weinen, so bilden sich diese Thränen zu Blutströmen, die das Wohl und den Frieden der Niedern zerstören: niemals sind ungestraft die Schranken durchbrochen worden, welche das Vorurtheil und die Gewohnheit zwischen die verschiedenen Stände der Gesellschaft aufgestellt haben. Es bedarf keiner Romane und keiner Erdichtungen, den Beweis hiefür zu liefern; die Geschichte und Sagenwelt beynahe jedes Volkes findet einige jener glänzenden Opfer an, die im Leben untergingen, um unsterblich im Gesange fortzuleben.

Im Mittelalter zumal, jener schwärmerische Minne so begünstigenden Zeit, wo die höchste Zartheit des Gefühls mit der rohsten Barbaeey so wunderbar abwechselte, und das Schwert schrecklich rächte, was der Leichtsinn des Augenblicks verbrochen, stoßen wir auf eine Menge von ähnlichen Begebenheiten tragischen Inhalts in den Jahrbüchern der Liebe, die nur durch die Nationalität und wenige Einzelnheiten von einander verschieden sind, an und für sich aber in einem wunderbaren innern Zusammenhange stehen, daß man glauben sollte, ein Volk habe sie von dem andern abgeschrieben. Der düstere Refrain:

Es ist an manegem Wibe gar diche worden schir,
Wir Liebe mit Leidr ze jungest lohnen kann — *)

begegnet uns allenthalben mit lieblich bittern Tönen, und weist uns auf das allgemeine Klagelied der Menschheit hin.

Die frappanteste Aehnlichkeit aber von allen Beyspielen dieser Art finden wir in den Schicksalen der Agnes Bernauer und Herzog Albrechts von Baiern, und der Ignes de Castro und Don Pedro's, des Gestrengen, von Portugal. Wie der Zorn eines tiefgekränkten Vaters, von unberufenem Eifer heuchlerischer Höflinge verführt, jene Blume Baierlands schonungslos zertreten, hat lange als Volkssage im Munde der spätern Jahrhunderte gelebt, bis Bado's Kunst und Lipowski's historischer Griffel meisterhaft den anziehenden Gegenstand verewigt. Schwerer dürfte es werden, ein treues historisches Bild aus den noch vorhandenen Zügen und Notizen zu entwerfen, die von der portugiesischen Märtyrin der Liebe auf uns gekommen sind. Die Chronikanten und Geschichtschreiber Portugals eilen mit bedauernswerther Kürze über den interessantesten Theil jenes tragischen Ereignisses weg, um die Schreckbarkeit der Blutrache des gestrengen Don Pedro desto vollständiger und greller zu schildern, und seiner Regierung über Gebühr das Gepräge der höchsten Grausamkeit aufzudrücken.

*) Lied der Nibelungen, Erster Gesang.

Digitized by Google

Beſſer hat inzwiſchen der erſte portugieſiſche Dichter, Camoens, in einer Epiſode ſeiner Luſiade*), dieſe Pflicht erfüllt; er, der gleichfalls ein beklagenswürdiges Opfer jener allverzehrenden Sehnſucht, nach gramvoll durchkämpftem Leben, in der Blüthe männlicher Kraft gefallen iſt, um ſeine Nation, die an ihm ſo ſchnöden Undank verübte, noch nach Jahrhunderten anzuklagen. In dieſer Epiſode wand er, mit einer mehr als dem Dichter gewöhnlichen hiſtoriſchen Treue, dem Andenken der holden Ignes einen Kranz, der köſtlicher duftet und unſterblicher ſich fort erhält, als das Prachtdenkmal, das ihr der trauernde Gemahl, im Beſitz der höchſten Würde, zu errichten eilte.

Was Camoens in ſüßen Klagetönen, die, einer Aeolsharfe gleich, lieblich-ſchaurig über Ignes Grab herwehen, und noch jezt mit Wehmuth edlere Herzen erfüllen, einſt geſungen hat, und was aus Chroniken jener Zeit und den Ueberlieferungen ſpäterer Jahrhunderte von der Liebe des Don Pedro und ſeiner heißen Rache uns gemeldet worden iſt, folge hier in einem kleinen hiſtoriſchen Gemälde vereint.

Die Begebenheit aber, welche wir ſchildern wollen, verlangt, daß zuerſt ein geſchichtlicher Ueberblick der Verhältniſſe Portugals, und des in jener Epoche damals regierenden Königshauſes vorangeſchickt werde.

Alfonſo IV., zubenannt der Kühne, der auf den gerechten, bürgerfreundlichen Dionyſius, ſeinen Bruder, gefolgt war, hatte durch ſeinen Muth wider die Mauren und die Zweckmäßigkeit ſeiner Regierungsweiſe bey ſeinem Volke wie bey den Nachbarn und ſelbſt bey ſeinen Feinden hohe Achtung ſich erworben. Unter den verſchiedenen, häufig gegen einander feindſeligen, ſpaniſchen Königen und den Beherrſchern der mauriſchen Staaten behauptete er eine ehrfurchtgebietende Stellung, und ſeine Freundſchaft wurde geſucht. Mit dem heiligen Vater ſtand er oft nicht in dem freundſchaftlichſten Vernehmen, denn er hielt feſt an ſeinen Königsrechten da, wo die Prieſter anmaßende Forderungen erhoben.

Bey vorgerücktem Alter trachtete Alfons noch mehr daraus, den Frieden ſeines Landes durch wechſelſeitige Blutsverbindungen mit den Nachbar-Königen zu ſichern, und ſchickte deßhalb im Jahr 1328 eine glänzende Geſandtſchaft nach Kaſtilien ab, Alfons XI., der über daſſelbe herrſchte, ſeine Tochter, Donna Maria, zur Gemahlin anzutragen. Der Kaſtilianer, überraſcht durch die Botſchaft, begehrte Bedenkzeit, da, hinſichtlich der etwas nahen Verwandtſchaft zwiſchen ihm und der jungen Fürſtin, religiöſe Zweifel ſich ihm aufdrängten. Als aber Alfons von Portugal den Antrag erneuerte, und zugleich für ſeinen Sohn, Don Pedro, um Donna Blanka, des Infanten Don Pedro von Kaſtilien und der Maria von Arragon Tochter, ward; als endlich dieſem allem ſehr vortheilhafte Bedingungen beygefügt wurden: da ſiegte der Eigennutz über religiöſes Vorurtheil. Pedro von Portugal und Blanka wurden von den beyden Höfen daher förmlich verlobt; ihre eigene Herzensmeinung hatte auf keine Art ſich bisher ausgeſprochen. Aber, was die Politik zuſammengefügt, ſchied Politik gar bald wieder. Hinderniſſe mannichfacher Gattung verzögerten die Vollziehung, wenigſtens der leztern Heyrath. Die des Königs von Kaſtilien ſelbſt mit der Tochter Alfonſo's IV. ging zu Alfavatas mit ungewöhnlicher Pracht vor ſich. Vergebens war der ſtolze Vaſall, Don Juan Emmanuel, ein Mann, der während ſeines Lebens mehr als einem Könige ſchwere Sorgen bereitete, dieſem Vorhaben entgegengetreten, und hatte Arragon (ſeinen Verwandten) und Granada zur Feindſchaft wider den Oberlehnsherrn gereizt, deſſen Anſehen er fortwährend verſchmähte; die Fürſten ſöhnten ſich, durch eigenen Vortheil bewogen, bald wieder aus, und Arragon ehelichte Alfons XI. Verwandte, Donna Eleonora. Portugal, Arragon und Kaſtilien ſchloſſen nunmehr einen Dreybund, wider die Mauren ſowol, als gegen jeden künftigen Widerſtand aufrühreriſcher Großen. Der Papſt, aus Freude über die vereinte Kraft der ſpaniſchen Chriſten, die jezt gegen die Ungläubigen mit ſicherer Siegeshoffnung verwendet werden konnte, beſtätigte gegen leichte Pönitenz den nach dem kirchlichen Recht verbotenen Ehevertrag, und im Jahr 1330 führte Kaſtilien dem Sohne ſeines Schwiegervaters nunmehr auch die Nichte Blanka zu, als Lezterer zu Fuente-Grimaldo Hof hielt. Beträchtlich an Burgen und Kriegsvolk war die Ausſteuer. Aber der ränkevolle Emmanuel ruhte nicht, und ſein Plan, die Könige zu entzweyen, gelang ihm doch, ehe Don Pedro's Beylager mit Blanka vollzogen wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Dritter Geſang, V. 118 — 138.

Die Jagden in Südamerika.

(Fortſetzung.)

Die Otterjagd.

Die Jagd der Otter oder Perro de Agua (Waſſerhund) bildet in Südamerika während zwey oder drey Monaten im Jahr die Unterhaltung der Vornehmen. Im Anfang des Mai verſammeln ſich die Reichen und Vornehmen eines Bezirks mit ihren Gäſten, Freunden, Untergebenen, Sklaven, Mauleſeltreibern u. ſ. w., und nachdem ſie bey den Waſſerfällen hinaufgezogen, lagern ſie ſich in der Nähe jener hellen und durchſichtigen Ströme, worin die Ottern in zahlloſer Menge hauſen. Nachdem ſie

den Bluthunden und einer andern Art von Hunden, von bläulicher Farbe und ohne Haare, ein gewisses zum Kampfe reizendes Futter gegeben, theilen sie ihre Haufen ab, und ernennen einen Land- und einen Wasser-Kapitän. Des Letzteren Pflicht ist, vorn im Canoe zu stehen, und die Hunde an die Beute zu hetzen. Der Jäger ist meistentheils ein Indianer, weil die Hunde keiner andern Sprache gehorchen wollen. Seit Kurzem aber haben sich die jungen Spanier und Creolen bemüht, diese Unbequemlichkeit zu überwinden, und es ist ihnen auch im Allgemeinen gelungen, einen Bluthund eben so gut in der indischen Sprache zu lenken, als ein Indianer selbst. Beyde Abtheilungen sind mit Otternspeeren bewaffnet, welche aus einem Eisen wie eine Harpune und einem über zehn Fuß langen Stiel von leichtem Holze bestehen. Sobald die Hunde die Beute riechen, vereinigen sie ihr Gebell mit dem Geschrey der Jäger, bis sie bey der Calle Pero oder Otterstadt ankommen, wo sich die Landtruppe in drey Haufen zertheilt, wovon der eine sich auf die Lauer stellt, der andere den Fluß hinaufgeht, und der dritte im Ufer herumstöret, um das Thier auszutreiben. Sobald es hervorkommt, erschallt das Gebell auf's Neue, und die Hunde werden losgelassen, um ihm nachzutauchen; eine Arbeit, worin sie sich einander ablösen müssen. Sobald einer heraufkommt, fährt ein anderer hinunter, während die Bluthunde im Wasser fortbellen und das Thier mit langsamen Schritten verfolgen, bis sie es zuletzt zu der Quelle des Stromes hinauf in seichtes Wasser getrieben haben, wo die haarlosen Hunde es entweder erfassen, oder es durch die Speere der Jäger erlegt wird; worauf man den Hunden erlaubt, es zu zerbeißen, bis sie sich befriedigt haben, und dann wieder zurückkehrt, um den Otterstaat vollends auszurotten. Nachdem alle die Alten entflohen, flüchten sich die Jungen in die tiefsten Winkel ihrer Baue, und vertheidigen sich mit der größten Hartnäckigkeit, wenn man sie aus ihren schmutzigen Wohnungen ausgräbt. Ein kleiner Schlag auf die Stirn macht ihnen indessen schnell ein Ende. In ihren Höhlen findet man die Rudera von mancherley Fischen; denn diese gefräßigen Thiere fressen selten mehr als ein Maulvoll von einem, den Kopf aber nie, selbst wenn sie vom Hunger getrieben werden, und die Zerstörung, die sie unter dem Fischgeschlecht anrichten, ist daher auch ungemein groß. Es ist der Gestank, welcher aus den Bauen hervorkommt, der die Hunde zu denselben führt, wenn sie sonst unbemerkt vorübereilen würden.

In dem Dome zu Carranas befindet sich eine kleine Abhandlung über dieses Thier vom Abt Ricardo, welcher solche vor ungefähr hundert Jahren geschrieben. Dieser Geistliche ließ in seinem Garten einen Käfigteich anlegen, um die Eigenheiten dieses Thiers zu studiren, von dem er unter andern erzählt, daß die alten Otter während ihrer Ledzeit die Paarung der Jungen nicht zulassen, sondern solche zwey bis drey Jahre lang unter ihrer Aufsicht behalten, und wirklich findet man in einer Kolonie oft drey bis vier Geschlechter unter der Leitung eines Patriarchen. Sonst enthält des Paters Büchlein noch mancherley unterhaltende Erzählungen von den indianischen Jägern, zu deren Gesellschaft er gehört hatte.

Der Wiederhall des Jagdgeschreies, welcher sich durch die Bergschlüchte in einer Entfernung von zwey bis drey Stunden hören läßt, soll etwas ungemein Angenehmes für's Ohr haben. Die südamerikanische Otter ist nicht so braun als die europäische, aber das Männchen ist dunkler als das Weibchen, welches während des Säugens braun wird. Vater Ricardo versichert, daß sie sich haaren. Die Felle sind jezt theurer wie sonst, weil sie jezt bey der Reiterey zu Pistolenhalfter und Mützen gebraucht werden. Auch werden Cigarro-Büchsen davon gemacht; und die Indianer essen das Fleisch des Thieres. Zu Buenos-Ayres gibt es eine, welche so zahm ist, daß sie Alles nach Hause bringt, was sie im Flusse fängt. Der zahme Zustand macht es träge, und zu gewissen Zeiten wird es beißig, so daß man es an die Kette legen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November 1824.

Am 28sten October starb hieselbst an einer Leberentzündung der Akademiker Alexander von Scherer, einer der in Europa rühmlichst bekannten Chemiker. Er war russischer Staatsrath und Ritter des St. Annen-Ordens zweyter, des St. Wladimir-Ordens vierter Klasse. Er wurde 1771 am 30sten December zu Straßburg geboren. Seine Jugendbildung erhielt er bey einem Verwandten in Riga, studirte auf der Universität Jena, und widmete sich dort dem akademischen Lehrfache. Auf Kosten des Herzogs von Weimar machte er später eine Reise nach England, und privatisirte, von dort zurückkehrend, eine Zeitlang in Weimar. Im Jahr 1803 wurde er Professor der Chemie zu Dorpat, und im Jahr 1804 erhielt er denselben Ruf an der hiesigen medico-chirurgischen Akademie. Später ernannte ihn die hiesige Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; mit dieser Würde verband er noch eine Menge anderer gelehrter Aemter und Geschäfte. Er war korrespondirendes Mitglied von 24 gelehrten Gesellschaften, unter andern auch von der Kurländischen für Literatur und Kunst. In den letzten Jahren seines literarischen Wirkens hielt er in den Winter-Semestern öffentliche Vorlesungen in der Physik und Chemie, zu denen sich immer ein großer Theil unsers gebildeten Publikums subscribirte, und sie mit dem ungetheiltesten Beyfall besuchte. Bey seinem etwas streitsüchtigen und unbiegsamen Charakter, hatte dieser sonst so wackere Gelehrte mehrere Widersacher und Feinde, wovon er vorzüglich in seinen zwey letzten Lebensjahren die nachtheiligsten Folgen in seinem literärischen Wirkungskreise spürte. Die Regierung hatte ihn, unter sehr vortheilhaften Bedingungen und mit Beybehal-

tung aller seiner gelehrten Chargen, zu einer Reise an den Kaukasus bestimmt, um die dortigen Heilquellen chemisch zu analysiren und sodann derselben seinen Entwurf über eine von ihr beabsichtigte bessere Reform dieser Bäder zu überreichen. Doch eine nachher erfolgte Spannung mit einem vielvermögenden Großen, der auf Scherers Schicksal den bedeutendsten Einfluß hatte, bewirkte, daß diese Reise dem Adjunkt-Professor Reljubin *), einem früheren Schüler Scherers, übertragen, und Scherer unter dem scheinbaren Vorwande einer continuellen Kränklichkeit gezwungen, seine Professur an der medico-chirurgischen Akademie quittiren mußte. Bey seinen sehr undemittelten Verhältnissen war ihm der Verlust dieser Stelle höchst empfindlich. Als Schriftsteller im Fache der Naturwissenschaften ist Scherer der gelehrten Welt nur zu columnisch bekannt, als daß Referent hier ein Wort über seinen hohen Werth verlieren dürfte. Interessante Notizen aus seiner früheren Bildungsgeschichte findet man in Dr. Mertels Reisegeschichte, ein Halb-Roman, der 1799 zu Berlin erschien. Der Verstorbene hinterläßt in seiner Wittwe und drey Kindern eine sehr würdige Familie, der gewiß von unserer, in dieser Rücksicht immer sehr human und gerecht verfahrenden Regierung, in Erwägung Scherers großer Verdienste um Rußland als Gelehrten, sein bezogener Gehalt zur Leibrente wird verliehen werden.

Einen empfindlichen Verlust erlitten gleichfalls hierselbst in diesen Tagen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten durch den Tod Janffrets, vieljährigen Direktors des unter der unmittelbaren Oberdirektion der Kaiserin Mutter stehenden Taubstummen-Instituts. Er erreichte ein Alter von fast achtzig Jahren und doch wäre ihm, zum Wohl der jungen Unglücklichen, deren weiser und verständiger Führer er so lange war, ein noch viel höheres Alter zu wünschen gewesen. Sein Tod hat diesem, unter der mütterlich liebenden Leitung der Kaiserin schnell aufblühenden Etablissement eine Lücke gegeben, die gewiß nicht so leicht auszufüllen seyn wird.

Auch die Bewohner Sibiriens haben ihre Lavinenstürze, die oft nicht mindere Verheerungen unter Menschen und Thieren anrichten, als die auf den Alpen und Apenninen. Neuerlichst gingen mitten im Winter fünf Bewohner eines sibirischen Dorfes im Altai-Gebirge auf die Jagd. Das Wetter war trüb und es fiel etwas Schnee. Um Mittagszeit, zehn Werste von ihrem Dorfe entfernt, hatten sie einen hohen Berg erstiegen. Zwey von ihnen, einer hinter dem andern, rutschten ihn, ihrer Gewohnheit nach, auf Schlittschuhen hinunter. Die übrigen wollten ihnen folgen, bemerkten auf dem mit Schnee bedeckten Berggipfel eine Spalte, schlossen daraus, eine Lavine werde hinabfließen, und blieben stehen. Der Schneefluß erfolgte auch unverzüglich, und die Obenstehenden waren Zeugen, wie ihre beyden Gefährten am Fuße des Berges begraben wurden. Sie kehrten nun eiligst in's Dorf zurück, um zu ihrer Rettung mehrere Hülfe herbeyzuholen. Ihnen folgten fünf Mann mit Schaufeln an den Ort, um den Schnee fortzuschaffen; unter diesen war auch der hochbejahrte Vater eines der Verschütteten, mit seinem zweyten fünfzehnjährigen Sohn. Unterwegs hatten sich zu dieser Truppe noch zehn Andere gesellt, vereint begannen sie nun die Arbeit. Eine zweyte Lavine verschüttete aber noch zehn Menschen. Von diesen waren drey ohne Rettung verloren; die übrigen befreyten sich entweder selbst, oder wurden von ihren Gefährten ohne schlimme Folgen herausgezogen. Einer derselben, Artemy Szeliwanow, dessen Sohn durch die erste Lavine war verschüttet worden, verdankte seine Rettung seinem Hunde. Dieser suchte ihn aufgrund ihm den Kopf unter dem Schnee ziemlich tief frey, kaum konnte er noch, durch den Druck der Luft fürchterlich gepreßt, athmen. Seine tief im Schnee versenkten Hände gestatteten ihm keine freye Bewegung. Lange blieb er in dieser gänzlich gefesselten Lage unter den Liebkosungen seines Retters, der ihm fast beständig das Gesicht leckte. Der warme Hauch des treuen Thiers war ihm nützlich, obgleich das fortdauernde Lecken eben nicht angenehm. Ein neben ihm liegender Stein, der seine linke Seite vor dem Schlage schützte, machte seine Lage einigermaßen erträglich; die rechte Seite, die Hände und Füße waren ihm aber sehr beschädigt und der Schmerz in diesen Theilen empfindlich. Seine Gefährten gruben ihn endlich ganz aus; nun erwartete ihn aber ein neues Unglück, auch sein jüngerer Sohn war unterdessen ein Opfer der Lavine geworden, und er, der gerettete, hochbetagte Vater nun völlig kinderlos. Vier Menschen wurden das Opfer dieser beyden Lavinen.

Der Marquis Paulucci ließ als Civil-Oberbefehlshaber der seiner Administration anvertrauten, vier Ostsee-Provinzen, Kurland, Livland, Ehstland und Pleskau, in diesen Tagen eine Verfügung folgenden Inhalts ergehen: „Nicht blos die berumziehenden Theater-Gesellschaften haben außer der für die Invaliden zu gebenden Vorstellung, jedes Jahr auch eine solche zum Besten der wohlthätigen Landes-Institute zu geben, sondern dieser Verordnung unterliegen auch alle Klubbs, wöchentlichen Tanzgesellschaften, musikalischen Vereine, bey welchen für eine bestimmte Entreezahlung öffentliche Konzerte gegeben werden, auch Kunstvorstellungen, reisende oder seltene Thiere zur Schau darstellende Gesellschaften, endlich alle Künstler, die einzelne Darstellungen geben. Von allen diesen sollen zum Besten der in diesen Gouvernements vorhandenen wohlthätigen Institute Beyträge nach Verhältniß der Einnahme, oder freywillige als angemessen zu erachtende Anerbietungen erhoben werden."

Zu Moskau wurde im September unter der Direktion der Kaiserin Elisabeth eine neue Industrie-Schule zur Aufnahme freygeborener Waisen, die im größten Elende sind, gestiftet. Die Basis der ihnen zu gebenden Erziehung beruht auf der strengsten Moralität, Beförderung der Arbeitsliebe, Erweckung des Sinnes für Ordnung, Häuslichkeit und Sparsamkeit. Sie werden vorzugsweise in solchen Handarbeiten unterrichtet, die ihnen bey einer beharrlichen Beschäftigung in ihren künftigen Bestimmungen nützlich werden. Die durch den Verkauf solcher Arbeiten gelösten Geldsummen werden im Kaiserlich-Moskau'schen Lombard deponirt, um daraus den Fond einer Aussteuer für sie zu bilden. Sie erhalten einen ausführlichen Unterricht in allen Theilen der Haushaltungskunst und müssen selbst die Direction des Hauswesens von Tag zu Tag abwechselnd übernehmen. Nächstdem beziehe sich noch der Unterricht auf die Religion, heilige Geschichte, russische Sprache, Arithmetik, Calligraphie und Zeichnen. Für den ersten Anfang ist die Zahl der in dieses Institut aufzunehmenden Zöglinge auf vierundzwanzig bestimmt, wird aber bey vergrößertem Fond desselben in der Folge vermehrt werden. Das Alter der Annahme ist das zehnte, das der Entlassung das zwanzigste Jahr. Jeder austretende Zögling erhält die ihm zukommende Quote von der für die verkauften Arbeiten gelösten Geldsumme mit deren Zinsen-Betrag.

B***g.

*) Dieser erhielt auch bald nach seiner Rückkehr vom Kaukasus Scherers quittirten Posten und für den von ihm vollzogenen Auftrag den St. Annen-Orden zweyter Klasse.

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Januar 1825.

Wo man in Liebe und Treue fest zusammenhält, erleichtert man sich wohl manche Noth! Und Liebe und Treue machen erfinderisch und machen die schwache Kraft stark.

Die Jagden in Südamerika.

(Beschluß.)

Die Reh-Jagd.

Obgleich der Aufenthalt des Rehes fern von den Wohnungen der Menschen ist, so müßte doch das Heer der sie verfolgenden Raubthiere und Vögel und Ungeziefer die Race längst aufgerieben haben, hätte sie nicht die Natur mit einem so außerordentlichen Scharfsinn begabt. Die unersteiglichen Cordilleras werden von zahllosen Heerden dieser Thiere bewohnt; zuweilen findet man eine gewisse Hirschart in ihrer Mitte, welches aber, da man einen auffallenden Widerwillen gegen eine Vermischung bey diesen Thieren bemerkt, als die Folge irgend einer unbekannten Nothwendigkeit betrachtet werden muß. In jenen Gebirgen findet man auch die Cabia montes oder Bergziege (Gemse?), welche eben so wegen der Zierlichkeit ihrer Gestalt, als des Wohlgeschmacks ihres Fleisches berühmt ist.

Die steil gewundenen Pfade, welche zu den Lagern der Rehe führen, winden sich meistentheils durch Abgründe hin, auf welchen ihnen kein Raubthier zu folgen vermag, und selbst der schnellste Hund Mühe hat, ihnen von Fels zu Fels bis zu dem Orte, wo sie ihre Vorposten aufstellen, nachzuspringen. Aber wagt es ja eines, so findet es bald Ursache, seine Kühnheit zu bereuen. Es ist nicht selten, den Jaguar, Tiger u. s. w. von den Stößen der Vorposten, den gehörnten Patriarchen der Heerde, Felsenwände von fünf- bis sechshundert Fuß Höhe hinabgestürzt zu finden; so daß dieselben, wenn sie nicht der äußerste Hunger dazu antreibt, dieselben auch nie angreifen, als wenn sie sich in ihren offenen Weideplätzen befinden. Indessen da diese blutdürstigen Thiere am Tage schlafen, so sind die Rehe während dieser Zeit ziemlich sicher; aber wehe dem Thiere, das sich des Nachts von der Heerde verlaufen sollte, es wird dann zuverlässig die Beute der scharfwitternden Jaguare, die immer in Rudeln jagen.

Ein Zug von den amerikanischen Rehen ist bemerkenswerth. Bey den europäischen wird ein gejagtes Reh von der Heerde ausgestoßen und seinem Schicksal Preis gegeben: bey den hiesigen finden sogar Fremde ihrer Gattung Schutz. Die Jungen sind indessen mehr Gefahren ausgesetzt, als die Alten, indem sie öfter ein Raub der Geyer und Adler werden, welche am Tage über den Felsen schweben, und sie aus dem Gestrüpp hervorholen, worin sie die Mütter zu verbergen suchen. Auch die große braune Schlange bringt viele derselben um, aber ihre schlimmsten Feinde sind doch immer der Jaguar und die wilde Katze.

Die Farbe der Rehe ist mannichfaltig, meistentheils aber sind sie auf gelbem, weißem oder bräunlichem Grunde schön gefleckt. Der Hirsch ist gewöhnlich dunkelbraun.

Die Jagd dieser Thiere ist für die Indianer in den höhern Gegenden eben so unterhaltend, als einträglich, und sie haben in derselben eine große Vollkommenheit erlangt. Nachdem sie während ungefähr einer Woche die von

den Thieren beſuchten Orte ausgeſpürt, verſammelt ſich der ganze Stamm vor Tagesanbruch: einige klettern alsdann auf hohe Bäume, um die Richtung der Thiere zu beobachten, andere legen ſich, unter Blättern verborgen, an den Boden, um ſie aufzufangen, wenn ſie ihren Veſten zu fliehen, während die übrigen, nebſt Weibern und Knaben, ſich über eine große Landſtrecke hinverbreiten, und, von ihren Hunden und Hörnern unterſtützt, einen ſo gräßlichen Lärm erheben, daß ſie die Thiere, während der Thau noch am Boden liegt, von ihren Weideplätzen wegſcheuchen. Dieſe fliehen aber keineswegs in Unordnung davon, ſondern die ganze Heerde verſammelt ſich, und tritt ihren Rückzug in vollkommener Marſchordnung an, mit den älteſten Böcken an der Spitze, und den Böcken der zweyten Ordnung, zum Schutz der Kühe und Kälber, im Nachtrabe. Auf dieſe Weiſe nähern ſie ſich ihren Zufluchtsörtern, wohin ſie aber alle Zugänge beſetzt finden, und während ſie ſich in Schlachtordnung ſtellen, nehmen die Indianer die Werkzeuge der Zerſtörung zur Hand, welche aus Lanzen, Pechfackeln und Schlingen beſtehen, und die Weiber ſtopfen ſchnell die mitgebrachten Jagnar- und Tigerfelle aus, womit ſie die Thiere ſchrecken wollen. Schon vor der Ankunft der Thiere ſind die Pfade durch tiefe Gruben abgeſchnitten worden. Jezt dringen die Indianer hervor, und zu gleicher Zeit zeigen ſie die ausgeſtopften Thiere, auf welche die Böcke, ſobald ſie dieſelben erblicken, mit Wuth losſtürzen, denn ihre Feindſchaft gegen dieſe iſt ſo groß, daß ſie oft über einen Menſchen hinwegſpringen, um ihren Erbfeind in den Abgrund zu ſtoßen. Aber jezt ſchlagen die Indianer auf ſie los, und ſtürzen ſie ſelbſt in die Abgründe hinab, wo die Weiber gleich bereit ſind, ihnen die Fußſehnen zu zerſchneiden, ehe ſie ſich vom Falle erholen können. Wenn die Jäger ſie nicht mehr an die ausgeſtopften Thiere hetzen können, ſo geben ſie den höher Stehenden ein Zeichen, brennende Fackeln unter ſie zu werfen. Dieſes macht ſie vollends wild, und in ihren verzweifelten Verſuchen, zu entfliehen, werfen die Indianer noch ſo viele hinab, als ſie für nöthig halten, und laſſen dann die Kühe und Kälber nebſt einigen Böcken entfliehen. Ja ſie ſcheinen die Kühe ſehr ungern umzubringen, und geben den jungen Weibchen allzeit die Freyheit wieder. Bey dergleichen Expeditionen erlegen ſie deren gewöhnlich vier- bis fünfhundert. Von dem Cervo grande (großen Hirſch) bekommen ſie ſelten über dreyßig bis vierzig; von den Bergziegen fangen ſie eine ungeheure Menge, indem ſie des Nachts in die Bergſchluchten dringen, und ſie beym Fackelſchein verfolgen. Manchmal bringen ſie deren viele lebendig weg, obgleich das Thier nie ganz zahm wird, und das Fleiſch im häuslichen Zuſtande viel von ſeiner Güte verliert.

Die Creolen gehen zuweilen auch auf die Rehjagd, aber ſie ſind nicht ſo geſchickt darin, als die Indianer.

Don Pedro, der Geſtrenge, von Portugal und Ignes de Caſtro.

(Fortſezung.)

Der Hof von Portugal wurde durch Don Emanuel's Unterhändler unermüdlich bearbeitet, um dort die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die Königin Maria von Alfons XI. über der Buhlerin Eleonora de Guzman vernachläſſigt und unwürdig behandelt werde. Von Pedro's Abneigung gegen die ihm verlobte Braut hatte der Liſtige nur zu ſichere Kunde; darum gab er die Hoffnung nicht auf, ſeine eigene Tochter, Conſtanzia, dem Thronerben von Portugal anzuvermählen, welche mit ſeltenen Reizen begabt, und durch königliche Verwandtſchaften, wie durch den Reichthum ihres Vaters, Fürſtinnen erſten Ranges ebenbürtig war. Anfangs ſcheiterte das Unternehmen durch den plözlichen Tod des Unterhändlers, der den Staatsſtreich auszuführen hatte, und Emanuel, gewandt genug, um in Zeit und Umſtände ſich zu fügen, verſöhnte ſich ſogar mit ſeinem Lehnsherrn, der ſeines Armes gebrauchte, aber wenigſtens die Feindſchaft des gefährlichen Mannes fürchtete, und ihm daher mit Anträgen entgegen kam. Aber das ausgeſprizte Gift wirkte dennoch fort, die Beſchuldigung: Donna Blanka ſey, körperlicher Beſchaffenheit wegen, unfähig zur Ehe, wurde am Hofe zu Liſſabon für gegründet erkannt; Emanuel's Werbung für Conſtanze fand gleichfalls Eingang. Auf den Cortes zu Santarem, die im Jahr 1535 ſich verſammelt, kamen die Vermählungsangelegenheiten neuerdings zur Sprache. Der König und der National-Kongreß vereinigten ſich dahin, Abgeordnete nach Zaragoza und Madrid zu ſchicken, um den verwandten Höfen die Unmöglichkeit der Vollziehung des Ehevertrags, jener weſentlichen Hinderniſſe wegen, darzuthun, und die Verlobung Don Pedro's mit Conſtanzia wurde ohne Bedenken genehmigt. Beyde Könige ſchienen von den Gründen überzeugt, aus welchen die projektirte Heirath zurückgehen ſollte, und gegen die neue Verbindung, die vielleicht den Umtrieben Juan Emanuel's ein Ende ſetzen dürfte, keine Einwendungen zu haben.

Aber dieſer Vorfall zerſtörte gleichwol das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Kaſtilien und Portugal. Die allzu eilfertige Verlobung Don Pedro's mit ſeiner neuen Braut zu Evora reizte die Empfindlichkeit des kaſtiliſchen Monarchen, der die Ehre ſeines Hauſes gekränkt fühlte, und die neuen Unruhen, die der ehrgeizige Vaſall, durch das Gelingen ſeines Plans noch mehr in ſeinem Hochmuth geſtärkt, im Lande anzettelte, entzündeten einen heftigen Kampf, den umſonſt Donna Beatrix, die Tante Alfon's XI., und der heilige Vater ſelbſt, durch Legaten, zu vermitteln ſuchten; denn Kaſtilien ſezte ſo ungeheure Bedingungen als Preis des Friedens, daß der Stolz der Portugieſen auf's Aeußerſte gereizt wurde. Die

Verwüſtungen begannen ſomit von beyden Seiten, ohne irgend ein erhebliches Ergebniß; die Schlacht bey Salado oder Tarifa allein war von einiger Bedeutung. Endlich gelang dem Erzbiſchof von Braga die Vermittlung eines Waffenſtillſtandes. Die Angriffe der Mauren und politiſche Zwecke von dringenderer Natur beſänftigten nach und nach die Gemüther wieder. Der Friede kam ſofort zu Stande, und das Unglück der kaſtiliſchen Chriſten im Kampfe mit Marokko beſtimmte Alfons von Portugal, ſeine bereits gerüſtete Flotte dem Nachbar zu überlaſſen, der ihn noch kaum zuvor aus allen Kräften bekämpft hatte.

Donna Conſtanzia hatte, nachdem ſie an der Grenze des Landes von den vornehmſten Edeln war empfangen worden, in Lisboa einen feyerlichen Einzug gehalten, und die Vermählung mit Don Pedro ging am Tage des h. Bartholomäus (1340) mit ſeltenem Pompe vor ſich. Um eben dieſe Zeit beweinte die verſchmähte Blanka in der Einſamkeit einer Kloſterzelle zu Huelgas de Burgos die Ohnmacht ihrer Reize und den trügeriſchen Beſtand irdiſchen Glückes. Es ſchien, als wollte das Schickſal in der Folge ihr gebrochenes Herz durch eine grauſe Wiedervergeltung an dem, wiewol unfreywilligen, Urheber ihres Grames rächen.

Groß waren die Dienſte, welche mittlerweile Alfons IV ſeinem Eidam im Mohrenſtreite geleiſtet, ſowol durch den Beyſtand zur See, als durch die kräftige Unternehmung wider Granada. Die gebotenen Geſchenke in ſtolzem Edelmuth verſchmähend, und von dem Monarchen Kaſtiliens bis zu den Grenzmarken, die Luſitanien von dieſem Reiche ſcheiden, mit dankbarer Hochachtung begleitet, kehrte der ritterliche König an ſeinen Hof zurück. Der hocherfreute Papſt gewährte ihm auf dringende Bitten den Kreuzzug und den Zehnten auf zwey Jahre. Alfons wirkte auch ſpäter noch tapfer für die Verfechtung der Sache der Chriſtenheit mit, beſonders bey Algeziras, das aus aller Macht von den Kaſtilianern und ihren Bundsgenoſſen belagert wurde. Die Dankbarkeit Alfonſo's XI. aber ließ allmählig dennoch wieder nach, und in dem mit Marokko geſchloſſenen Frieden ward Portugals ſchnöderweiſe gar nicht gedacht. Der König ſuchte dafür durch päpſtliche Indulgenzen den Muth ſeines Volks wider die Ungläubigen anzufeuern, und traf Maßregeln, in achtunggebietender Stellung gegen dieſelben ſich fort zu erhalten. Aber ſein Haus und ſein ganzes Land wurden bald von Beſorgniſſen ganz anderer Art erfüllt, und eine ſchwere Blutſchuld, durch Gewaltthat der unerhörteſten Art verübt, bereitete vielen Portugieſen Jammer und Verderben.

Donna Ignes de Caſtro aus altadlichem Geſchlecht, von Seiten ihrer Mutter ſelbſt königlichen Geblütes und dem königlichen Hauſe verwandt, an Schönheit und Anmuth die erſte der Frauen des Landes, von dem Könige ſelbſt mit großer Auszeichnung behandelt, war von ihm den Ehrendamen ſeiner Gemahlin beygeſellt worden. Don Pedro der Infant, obgleich im Beſitz eines liebenswürdigen Weibes, ſchien, wie ſo viele andere Unglückliche ſeines Standes, gleichſam vom Schickſal hingeriſſen, dieſen ſeltenen Reizen zu huldigen, welche die Zierde des Hofes bildeten. Ungeachtet ihm ſeine Gemahlin Conſtanze einen Sohn geboren, wuchs doch die Liebe zu Ignes in ſeinem Buſen mit dem ganzen Feuer der Jugend, die nehen einer konventionellen Ehe, mit ſtolzer Verſchmähung aller Rückſichten, die Politik und Pflicht auferlegen, noch ein anderes ſelbſterwordenes Glück ſucht, das noch Keinem Glück gebracht. Mit allem Zauber ihres Geſchlechts hatte ihn jene Sonne Portugals gefeſſelt, als Conſtanze, ſeine Gemahlin, im Wochenbette ſtarb.

Der König, dem Don Pedro's Verhältniß zu Ignes verrathen worden war, das er anfangs nicht nur nicht ſtören, ſondern ihm ſogar ein rechtfertigendes Aeußere geben wollte, wählte Ignes zur Pathin bey der Geburt des Enkels, an welchem Conſtanze geſtorben zu ſeyn ſchien. Ignes, obgleich Graf Fernandez de Caſtro's natürliche Tochter, und ihrer Seits dem Infanten mit der innigſten Liebe ergeben, verachtete doch ein unrechtmäßiges Verhältniß mit dem Abſcheu der Unſchuld, und da Don Pedro's Liebe zu ihr mit der Zeit nur immer mehr geſtärkt war, ſo machte ſie heilige Rechte geltend und mit Freuden willigte der Infant zum Weibe ihr zu erküren, welche er über alle Hoheiten der Erde in ſeinem Herzen trug.

Ein zuverläſſiger Prieſter traute ſie in größter Stille; ein freundlicher Landſitz, von der Hauptſtadt ziemlich weit entfernt, entrückte die Glückliche den Blicken der Neugier und den Gefahren des Hofes. Daß Ignes die Gemahlin des Infanten ſey, war nun allmählig wol bekannt geworden; nur die geſetzliche Form des Verhältniſſes blieb dem Vater wie Jedermann verborgen. Vier holde Kleinen beſiegelten den Bund; von Zeit zu Zeit verweilte der Königsſohn im Schooße ſeiner Familie und genoß die höchſte irdiſche Seligkeit. Der Dichter malt ihr Glück und ihre Sehnſucht in folgenden rührenden Worten:

„Mild umfangen von Ruhe, drach, holde Ignes! deine Hand die ſchöne Blüthe der Jahre, und frohe heitere Täuſchungen, die ſobald, ach! dem Geſchicke nun weichen ſollten, umſchlangen dein Herz! Nur den Bergen vertrauſt du dein Verlangen nach ihm, deſſen Name fort und fort dir im Innern glüht; dort, in den blumenreichen Fluren des Mondego, wo die Augen noch nicht von Thränen thauen,

„Dort ſuchen dich die ſteten Phantaſien, die mild um die Seele deines Fürſten ſchweben, daß die Schatten deiner Züge zu ihm eilen, wenn er ferne von deinen lieblichen Blicken zu weilen gezwungen iſt; wenn ſanft des Nachts Träume ihm vorüberziehn, und am Tage heitere

Gedanken ihn fesseln. Denn was er sinnt und was seine Blicke auch schauen, wird zu Vertrauen ihm und zu Erinnerung,

„Er flieht die glänzende Pracht der Fürstentöchter, und schlägt die vieldegehrte Hand der schönsten Frauen standhaft aus; denn was soll treue Liebe ferner noch verlangen, wenn sie der Einen himmlisches Antlitz gefunden? Aber zürnend solch kühnem Unternehmen bietet bereits der Vater ihm Widerstand; er, der alt und klug das Murren des Volkes achtet, weil der Sohn noch um kein neues Gemahl geworben,

„Darum will er auch Ignes der Erde nun rauben, und ihr den Sohn, mit dem durch Liebe sie verbunden. Fest steht der Wahn ihm, daß in ihrem Blute auch die Flamme der Liebe verlöschen werde. O welche Wuth kann Männer dahin bewegen, das scharfe Schwert, das bisher Mauren nur geschlagen, gegen das Leben eines zarten Weibes und gegen ihre Thränen aufzuheben?" —

Nur zu bald und nur zu gräßlich wurde erfüllet, was der zart mitfühlende Sänger uns hier befürchten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, 12. Januar.

Von dem Straßburger Theater ist selten in öffentlichen Blättern die Rede, obgleich mehrere Erscheinungen auf demselben die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde verdienen. Ist die Ursache des Schweigens vielleicht, weil diese Erscheinungen gewöhnlich nichts anderes sind, als Gastrollen, von den ausgezeichneten Pariser Künstlern gegeben, und man von diesen lieber die unmittelbaren Berichte aus der Hauptstadt liest? Aber Straßburg liegt den Deutschen näher als Paris; daher eine nicht kostbare Reise von wenigen Meilen unsern deutschen Nachbaren Gelegenheit geben könnte, an manchem schönen Genuß des französischen Theaters Theil zu nehmen. Im Sommer ist dieß auch oft der Fall, wo das herrliche Baden viele Fremden vereinigt, die denn selten versäumen, das hiesige Schauspiel zu besuchen, wenn gerade berühmte Künstler unsre Bühne beehren. — Es ist aber zu wünschen, daß nicht blos reiche Freunde des Theaters solche Gelegenheiten benützen; deutschen Schauspielern vorzüglich wäre anzurathen, die Nähe von Straßburg nicht zu vergessen, wenn irgend ein großes Talent die hiesige Bühne verherrlichte. So erfreuen wir uns seit einigen Wochen der Anwesenheit der kleinen Leontine Fay, die eine große Künstlerin ist. Von diesem vierzehnjährigen schönen Kinde könnte manche viel ältere Prima Donna Allerley lernen. Leontine Fay entzückt bekanntlich die Pariser seit mehreren Jahren auf dem Théâtre du Gymnase, und hat durch ihre außerordentlichen, frühzeitigen Gaben mehrere Dichter begeistert, welche eigens für sie sehr artige Stücke geschrieben haben, z. B. la petite soeur, le vieux garçon, la petite lampe merveilleuse, le mariage enfantin etc. Leontine verdient solche Auszeichnung: dieses dramatische Wunderkind besitzt neben den natürlichen Eigenschaften ihres Alters eine höchst anziehende Naivität und neben der lieblichsten Espiéglerie, einen Reichthum an theatralischen Mitteln, eine Gewandtheit und Sicherheit des Spiels, die weit über ihr Alter erhaben sind, und die geborne Künstlerin verrathen. Sie ist eine vollendete Schauspielerin in der feinen Komödie, wo ihre Mienen und Geberden alle Schattirungen eines lebhaften Charakters darstellen. Als Sängerin ist ihre Stimme noch schwach, aber sie weiß sich die Effekte aufzusparen, und bisweilen setzt sie durch Ueberwindung der Schwierigkeiten in Staunen. Als Tänzerin ist sie eine kleine aber ächte Grazie, die um so reineren Kunstgenuß gewährt, als sie noch ein Kind ist. Ein solcher Verein schöner Talente ist ein Werk der Natur, die allein solche Wunder schafft; aber die kunsterfahrnen Eltern dieses Wunderkindes haben nichts versäumt, dessen natürliche Gaben durch den sorgfältigsten Unterricht auszubilden. Und dieß letztere ist es, worauf ich aufmerksam machen möchte; denn ich bekenne meine Unfähigkeit, durch Worte dem Leser begreiflich zu machen, wie ein Künstler spielt, den er nie gesehen hat. Die Noten sollten noch erfunden werden, wodurch der flüchtige Zauber einer theatralischen Darstellung den Anwesenden vergegenwärtigt werden könnte. Die theatralische Erziehung aber ist ein Gegenstand, über den sich mit Jedermann sprechen läßt, und an welche zu erinnern um so nothwendiger seyn dürfte, als sie gewöhnlich versäumt wird. Denn wer möchte läugnen, daß es zum Theil berühmte Schauspieler gibt, denen man den Mangel an Erziehung in ihrem Fache ansieht? Findet man doch Leute, die, weil sie zu sonst nichts taugen, sich für das Theater berufen glauben. Bisweilen können sie kaum stehen oder gehen, und doch sollen sie durch Bewegungen der Glieder malen die innere Bewegung der Seele ausdrücken. Darum sollte jeder Schauspieler seine gute Tanzschule gemacht haben. — Andere haben sich nie bemüht, die angeborne Rohheit ihres Sprachorgans abzuschleifen. Hätten sie singen gelernt, so würden sie verstehen, daß auch die Rede ihre Skala, ihre Harmonie und Melodie habe. — In jeder andern Kunst übt sich der Schüler frühzeitig und anhaltend in den Elementen derselben, und hofft nicht ohne Fleiß und Studium es zur Virtuosität bringen zu können; nur die Schauspieler glauben, sie gingen, wie die Diplomaten, fertig aus dem Haupte Jupiters hervor. Es ist aber nothwendig, daß sie viel lernen, und vorzüglich die guten Muster sorgfältig beobachten, wenn sie je ausgezeichnete Künstler werden wollen. — Es ließe sich ein großes Buch darüber schreiben, und ein solches Buch ist ein Bedürfniß; hier aber muß ich mich auf kurze Andeutungen beschränken, die übrigens dem denkenden Schauspieler nicht unverständlich seyn werden.

Ich kann diese Gelegenheit, wo ich von Leontine Fay gesprochen, nicht vorübergehen lassen, ohne ihrer Mutter zu erwähnen. Mad. Fay ist hier vor einigen Tagen in der Oper Dido des Piccini aufgetreten, und hat durch ihren vollendeten Gesang, so wie durch ihr großartiges Spiel in dieser schwierigen Rolle allgemeinen, höchst verdienten Beyfall eingeerntet. Eine solche Kraft der Darstellungen, welche den Apfel menschlicher Leidenschaft innerhalb der ästhetischen Grenzen festzuhalten weiß, zeigt ein erhabenes Talent, welches kennen zu lernen kein Freund der Kunst versäumen sollte. — Auch Hr. Fay ist ein geübter Schauspieler und guter Tenorist. —

Diese ausgezeichnete Künstlerfamilie bedarf meines Lobes nicht; indem ich von derselben spreche, befriedige ich nur ein eigenes Bedürfniß: ich möchte mich gern dankbar für das Vergnügen zeigen, das wir ihr in diesen Tagen zu verdanken hatten.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Januar 1825.

Sein Grab ist hier, sein Name überall!

Napoleon's lezte Augenblicke*).

25sten September.

Halb eilf Uhr Vormittags. — Der Kaiser bessert sich. Die Nacht war erträglich; ich lasse das Bad wiederholen.

Drey Uhr Nachmittags. — Napoleon fühlte sich wohl. Ich kam, und wurde eingeführt. — „Nun, Doktor, was „glauben Sie von mir? Muß ich sterben? Soll ich noch „leben? Ganz aufrichtig, was denken Sie?" — Daß Ew. Majestät noch nicht am Ziele Ihrer Laufbahn sind; es wartet Ihrer noch anderes Geschick. — „Ah, ah, Dok„tor, Sie sind so wahr, wie ein Arzt. Aber ich werde „Sie schon dazu zwingen. Sie sind so geschickt wie Cor„visart, ich will, daß Sie sich auch seiner rauhen Offen„heit bedienen. Sie halten ein Tagebuch von meiner „Krankheit?" — Ja, Sire. — „Wohlan, Sie werden „es mir diktiren, oder es sich von mir diktiren lassen. „Dann werden Sie mir keine Rosenzukunft mehr schil„dern; ich werde wissen, woran ich bin; ich werde täglich „meine Empfindungen und Gefühle mit dem, was ich be„reits gefühlt und ausgestanden habe, vergleichen können; „Sie können mich dann nicht mehr irre leiten. So sind „Sie gefangen, Doktor." — Sire, aber .... — „Aber! „Dieß versteht sich nun einmal; ich werde mein Bulletin „schreiben oder diktiren. Haben Sie mir keine Bücher „mitgebracht?" — Wir haben einige. — „Was für?" — Ich weiß es nicht, ich habe den Ankauf nicht besorgt. — „Ich sage es Ihnen zum Voraus, ich will Alles sehen." — Aber, Sire, die Schmähschriften! wenn solche darunter sind? — „Bah! Die Sonne hat keine Flecken mehr. „Der Schwarm der Schmähschriftsteller hat seinen Stoff „erschöpft; geben Sie nur Alles." Ich sah einen Transport auf Longwood zukommen, blickte ihm durch die Scheiben nach, und untersuchte, ob Kisten darunter seyen. Sie waren es, und ich sagte es dem Kaiser. „Sie sind will„kommen, antwortete er mir, ich werde die Last einiger „Stunden los werden. Lassen Sie sie in meinen Salon „abladen, ich will sie öffnen sehen." Man brachte sie sogleich herbey, öffnete sie und packte aus; es wurden einige Bücher herausgezogen, die Aly dem Kaiser darbieten wollte. „Nicht so, sagte Napoleon zu ihm, suchen, graben, be„eilen Sie sich. Ein aus Europa abgeschickter Pack muß „ganz andere Dinge enthalten. Bey einem Vater fängt „man nicht mit Büchern an." In der That fand man bald ein Porträt, das ihm der Prinz Eugen schickte. Er empfing es mit Entzücken, küßte es, und betrachtete es lange mit Augen voll Thränen. „Ein liebes Kind! Wenn „es nicht das Opfer von irgend einer politischen Be„rechnung wird, so wird es einst dessen nicht unwürdig „seyn, dem es seine Herkunft verdankt. Was ist aber „dieß? Was haben Sie? Sie packen nicht aus?" In der That waren wir Alle in einer andächtigen Stellung,

*) Bruchstücke aus der nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Schrift: „Memoiren des Dr. F. Antommarchi, oder die lezten Augenblicke Napoleons."

fühlten seine Rührung mit, theilten seine Besorgnisse und athmeten kaum. Das Geschäft fing nun von Neuem an. Die Kammerdiener zogen die Bücher hervor, er sah sie an und überschaute sie. Er schmeichelte sich, endlich de l'Allemagne und den Polyb zu finden. Unglücklicherweise fand sich aber weder das eine, noch das andere. Unsere Kisten waren auf Gerathewohl gefüllt worden; sie enthielten fast lauter Werke, die bereits auf St. Helena waren. Man sah, daß Napoleon sehr unangenehm davon ergeiffen war. „Warum haben Sie, sagte er mehrmals zu mir, dieser „Sache nicht gegen 20,000 Franken gewidmet, meine Mut„ter würde sie bezahlt haben? Sie würden mir Bücher, „und damit Trost gebracht haben. Wenn ich nur wenig„stens den Polyb erhalten hätte! Vielleicht kommt er „aber auf einem andern Wege." Er erhielt ihn in der That durch die Güte der Lady Holland einige Monate vor seinem Tode. Das Werk der Frau von Staël kam ihm aber nicht mehr zu, er starb, ohne es gelesen zu haben. Man zog Pakete von Journalen hervor. „Dadurch werde „ich mit den Staatsangelegenheiten auf das Laufende kom„men; es ist sehr lustig, die weisen Maßregeln zu sehen, „welche meine Tyranney in Vergessenheit bringen sollten. „Armes Europa, welche Zuckungen hat man dir verberei„tet!" — Sire, Ihr Briefwechsel! — „Die Herausgabe „dieser Correspondance inédite entstand wenigstens nicht „im Kopfe eines Schmähschriftstellers. Man hat sie nicht „verfälscht, entstellt, verstümmelt. Egypten. Da„mals waren wir noch Alle jung, wir spielten mit dem „Tode, wir dachten nur an Siege, die Zeit des Abfalls „war noch nicht gekommen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Don Pedro der Gestrenge von Portugal und Ignes de Castro.

(Fortsetzung.)

Die unerklärliche Beharrlichkeit, womit der Infant, dessen ganz aus Glut zusammengesetztes Temperament solchem Wesen widersprach, alle seinem Heirathsplane ablehnte, erregte endlich den Argwohn des zürnenden Vaters. Zugleich traten bösgesinnte Menschen, deren Ehrgeiz und Interesse durch den künftigen Einfluß des Bruders der Ignes, Don Alvaro Perez de Castro, und der übrigen Sippen derselben auf den dereinstigen Beherrscher, sich gefährdet sah, mit bittern Stachelreden vor den König, entdeckten ihm die Gefahr, so für Fernando, Pedro's Sohn, von Constanzia geboren, durch die Kinder der Ignes erwachsen dürfte, und erregten staatsklug sowol den Königszorn, als die Besorgnisse des Vaterherzens mit heuchlerischer Dienstergebenheit.

Alfonso redete hart mit dem Infanten über die Art seines Verhältnisses; bereits war von Spähern das Geheimniß verrathen. Standhaft leugnete jener das geschlossene Ehebündniß, da drang Alfons heftig darauf, daß Don Pedro sich von dem Gegenstand seiner Liebe trennen, oder zu einer neuen Vermählung sich entschließen sollte. Auch hierin widerstand derselbe sowol den Bitten des Vaters, als den Drohungen eines tiefgereizten Monarchen. Unwillig hielt nunmehr Letzterer neuerdings Rath mit seinen Günstlingen, und — von denselben wurde Ignes Tod beschlossen.

In der Absicht, selbst Vollstrecker des blutigen Urtheils zu seyn, begab sich der König nach Montemayor. Hier erfuhr er, daß sein Sohn für mehrere Tage auf die Jagd gezogen, und Donna Ignes allein im St. Klarenstift mit ihren Kindern sey. Diesen glücklichen Moment gedachte er zu Ausführung der schnöden That zu benutzen; weder sein Herz, noch seine Ehre, beyde einst so hochgesinnt und unbefleckt, erinnerten ihn daran, daß ein Fürst nicht Meuchelmörder seyn dürfe.

Die Unglückselige, Verlassene erkannte ihr Geschick, sobald sie nur die Kunde von des Königs Nähe erfahren. Nur der Anblick ihrer Kinder, sie, die Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute waren, gab ihr Stärke und Hoffnung noch. Unter einem Strom von Thränen, und mit allen Waffen rührender, unbefleckter Weiblichkeit stürzte sie vor Alfonso nieder, umfaßte sie seine Knie und beschwor sein Mitleid. Doch diese Scene muß man von unserm Camoens lesen, der eben so innig und aus Herzenstiefen als treu nach der Geschichte sie gemalt hat:

„Und als nun die rauhen Knechte sie bringen, und der König beeilts die sanfte Regung des Mitleids empfindet, da tobet laut und immer lauter der Ungestüm des wilden Volkes, und mit vielfachen Gründen sucht es ihn zum Blutspruch zu bewegen. Ihr Busen will vor Weh fast zerspringen, doch nur um ihres Fürsten, ihrer Söhne willen legt sie alle diese Schmerzen in ihrer Brust. Der eigene Tod füllet sie nicht mit Grauen. Dem reinen Himmel ist sie zugewendet, und mit Thränen in den wehmuthsvollen Blicken — die wilden Knechte haben rauh mit Fesseln ihre Hand beschwert — und noch einmal zu ihren Kleinen sich kehrend, die Lieblichen zum Letztenmale anzublicken, die, ach! so bald als arme Waisen Gegenstand der Klage werden sollten, — erwidert sie solches noch dem hasten Ihn:

„„Wenn wilde Thiere selbst, von der Natur zum rohen Trieb der Grausamkeit nur geboren; wenn die Vögel hoher Lüfte, die geimmig sonst nur in den matten Raub ihrer Beute sich verlieren, mitleidig den Spuren zarter Liebe folgen, und Säuglinge sogar zur Pflege sich auserküren, wie die Sage von Ninus Mutter und den Brüdern kündet, welche Rom gebaut; so nimm Du, dem ein menschlich Herz zu Theil geworden, wenn das mensch-

Digitized by Google

lich heißt, ein schwaches Weib zu verderben, weil ihm in Liebe sich ein Herz ergeben, das liebend Herrschaft zu erringen wußte; nimm du in Schutz die zarten, jungen Reben, da ich zum Tode mitleidlos bestimmt bin; erbarme dich um ihrer willen meiner! Oder kann auch die Unschuld deinen Zorn nicht stillen? Und wenn dein Wort, die Mohren zu bezwingen, bittern Tod mit Schwert und Flamme verbreitet, so laß es der auch gnädig das Leben wahren, die nie durch Schande und Frevel es befleckt! Doch, wenn der Unschuld auch nicht Alles gelingen soll, so werde mir wenigstens die Qual der Verbannung bereitet. Ob Seythiens Eis, ob Lybien mich umfange, bang und trüb in Thränen nur zu leben — verbanne mich weit in die öden Gründe der Leuen und Tigrr, und ich will sehen, ob ich bey ihnen Mitleid finden werde, das Menschen nimmermehr mir zugestehen wollten; daß ich dort die Glut meiner Liebe verlünde, für die ich zu herbem Tode gehen soll, und, mir zum Trost auf meinem rauhen Pfade, als Mutter liebend seine Sprossen pflege!""

Alfons war nicht unmenschgenug, um nach solchem Anblick das Beschlossene zu vollführen. Erschüttert durch die Wahrheit ihrer Worte, durch die Kraft der Unschuld und den Jammer, der sie erheben machte, begab er sich von hinnen. Aber die bösen Geister der Rache und der Blutgier umlagerten ihn auf's Neue und umstrickten sein besseres Gefühl, das gegen die Gewaltthat an Ignes sich sträubte, mit listig ausgesonnenen Gründen der Staatsklugheit und einem künstlichen Aufstand des Volks, das, wie man ihn beredete, dieß Opfer der Wohlfahrt des Reiches forderte. Die rührende Gestalt der Unglückseligen verlor sich allmählig aus seiner Phantasie wieder, und er sah nur die schlaue Buhlerin und Verführerin des Sohnes, Fernando's Feindin und Portugals Furcht. Da siegten die verrätherischen Widersacher der Ignes, Pedro Coello, Alvaro Gonsalez und Diego Lopez Pacheco, und, beauftragt von dem verblendeten Fürsten, eilten sie, in freudiger Hast das Blutwerk selber zu verrichten. Umsonst hatte der Infant von der eigenen Mutter, Königin Beatrix, schon das Erstemal heimliche Warnung empfangen: allein er hielt das Ganze für ein, ihn zu schrecken, ersonnenes Mährchen. Auch den Rath des Erzbischofs von Braga schlug er in den Wind. Er konnte nicht an die Wahrheit eines so schwarzen Anschlags glauben. Darum versäumte er Gegenmaßregeln, und er selbst, der seine Liebe wachsam hätte schützen sollen, war fern von ihr in den Stunden höchster Bedrängniß.

Die Mörder erreichten ohne Widerstand ihr Opfer; das Heiligthum schirmte nicht vor Mord, den der Herr des Landes befohlen. „Schon blitzen die Schwerter, wild sie zu bedräuen, als wären sie in guter That befangen; die Henkerseelen tragen keine Scheu, ein Weib zu martern, und Ritterarme gegen Frauen zu stählen. Wie gegen Polorena's schöne Jugendblüthe, die noch einzig der verlassenen Mutter Trost gewährte, die Wuth des Porrhus mit scharfem Schwert entloderte, weil Achilleus Geist im Reich der Schatten nach ihr verlangte, und sie mit sanfter Güte aufsah zum Himmel, ein duldend Lamm der zahmen, schwachen Heerde, und noch einmal in's Mutterantlitz blickte, und sich zum Opfertode dann bereitete: so gegen Ignes auch die Rotte der Mörder, die frech und grimmig ihre Dolche schwangen, und ohne Furcht vor der Ahndung solchen Gräuels, mit kaltem Stahl den Lilienhals durchschnitten. Da welkt die weiße Blüthe, an welcher noch die Thränen ihrer Augen perlen, zum Sande hin; dieselbe Blüthe, die den Königssohn bezwang, und noch im Tode sich das Diadem erwarb.

„Wol mochtest du, o Sonne! mit dem Strahle deiner Augen dich von solchem Anblicke abwenden, wie damals, als Thyasten von Bruderhand das blutbefleckte Mahl seiner Söhne dargereicht ward. Noch höret ihr, o schattenreiche Thäler, die kalten Lippen ihr letztes Wort verspenden: der Name ihres Pedro ertönt, daß noch lange ihn die Felsen wiederhallen. Wie eine zarte Blume im frohen Mai, welche rein und köstlich die holdesten Farben schmücken, von den Händen des Mädchens gepflückt wird, damit ihr Haar mit solchem Schmelze sich bekränze, und der prangende Glanz der Farben dann ab sich streift: so ist die bleiche Todte zu schauen; die Lilien der zarten Wangen und ihre Rosen sind verschwunden mit dem Hauch ihres Odems. Noch lange werden in trüber Sehnsucht die Töchter Mondego's den Tod der holden Ignes betrauern; ein Quell, zum Zeugniß ihrer Thränen, muß den Namen von Ignes Liebe tragen, auf daß er ewig Kunde gebe von ihrem Glücke und ihrem frohen Wahn; und frische Blumen werden rings um die Ufer schwellen. Der Name dieses Quells heißt Liebe, und Thränen sind die Fluten, die er wälzt *)."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Scene aus Camoens verglichen mit der herrlichen Beschreibung von Sifrieds Tod im Nibelung-Lied dürfte eine höchst anziehende Parallele bieten.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 15. December 1824.

Einen Tag des Jammers, des allgemeinsten Entsetzens, wie ihn unsere ältesten Mitbürger im Raume von fast fünfzig Jahren nicht gesehen zu haben sich erinnern können, erlebten wir jüngst auch hier. Ein unerwartetes und unabwendbares Unglück suchte unsere Residenz am $\frac{7}{19}$ des verwichenen Novembers heim. Ein seit dem Vormittage des 18ten heftig brausender Südwestwind wandelte sich am Abende jenes Tages in einen wüthenden Sturm um, tobte die ganze folgende Nacht, hielt die Fortströmung der Newa auf, und um neun Uhr des Morgens jenes für uns so verhängnißvollen Tages war dieser Strom schon zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegen. Um jene Stunde trat das Wasser zuerst in den niedrigsten Stadttheilen, namentlich im Galeeren-Hafen, und den vom finnischen Golf entfallten Bezirken aus. Durch ein starkes Pressen der Atmosphäre und unaufhörliche heftige Windstöße von der entgegengesetzten Seite eingeengt, wurde die Newa in ihrem Laufe ge-

waltsam aufzuhalten, veränderte nun plötzlich ihre Richtung. Mit einer allen Widerstand zerstörenden Gewalt und einer nur begreiflichen Schnelle traten um zehn Uhr auch hier, wie aus allen Hauptkanälen, namentlich dem Moika und Katharinen-Kanale, der Fontanka, die schäumenden Wellen über die granitnen Quais, folgten den auf der Straße Flüchtigen auf der Ferse und wuchsen unaufhörlich an immer zunehmender Masse bis zwey Uhr. Unterdessen drang das Wasser auch aus allen unterirdischen Röhren gewaltsam empor. Um zwey Uhr hatte die Ueberschwemmung ihren höchsten Standpunkt erreicht und alle Stadttheile völlig unter Wasser gesetzt. Wer in diesem Moment das sichere Asyl eines hohen Hauses, ein Erker oder Dachzimmer desselben erreicht und den Anblick des Newskischen Perspektives hatte, der gewahrte das grauenvollste Gemälde; das Bild einer Weltzerstörung, auf den Raum berechnet, kann nicht furchtbarer seyn. Diese Perspektive, einer vierzehn Werste in schnurgrader Richtung fortlaufenden Straße, die Zierde unsrer großen prachtvollen Kaiserstadt, gibt sonst immer um zwey Uhr Nachmittags das Bild der gewühlvollsten Thätigkeit. In jenem furchtbaren Moment aber hatte man nur das der gräulichsten Verwüstung vor Augen. Auf den Straßen gewahrte man kein lebendes Wesen mehr, weder Mensch — noch Thier, die ganze Natur schien wie ausgestorben. Auf diesem großen unabsehbaren Schauplatze sonstigen Lebens in seiner üppigsten Fülle herrschte nun die fürchterlichste Zerstörung, der Tod in seiner entsetzlichsten Gestalt. Ein gräßliches, oft noch schaudervolleres Bild boten fast alle übrigen Stadttheile dar. Ref. könnte diesen Bericht zu einem voluminösen Band anwachsen lassen, wollte er hier die Beschreibung jener Natur-Gräuel aufs umständlichste ausmalen. Er begnügt sich nur, die Hauptereignisse jenes verhängnißvollen 19ten Novembers hier kurz anzudeuten. Nur wenige, am höchsten belegne Bezirke der großen Stadt blieben völlig unversehrt, namentlich der Stallhof, der Mostauische, der Narwische und der Fuhrmanns-Stadttheil. Erst um ein Viertel auf drey begann das Wasser allmälig zurückzutreten, zwischen sieben und acht Uhr Abends bemerkte man bey tiefster Dunkelheit (denn nirgends brannten Laternen) einiges Leben auf den Straßen; das Rasseln einzelner Fuhrwerke, die wiederhallenden Tritte beklommener Fußgänger verkündeten den erschrockenen, in den höchsten Stockwerken der Häuser eingeschlossenen Bewohnern, daß noch nicht alles Leben aus der großen Kaiserstadt gewichen sey. Lange erst nach Mitternacht trat die Newa in ihr gewöhnliches Bet zurück. Die größten Zerstörungen an diesem Tage erlitten in der Stadt selbst der obgedachte Galeeren-Hafen, der Wiburgische und St. Petersburgische Stadttheil, Wassilji-Ostrow. Hier waren alle hölzernen Häuser und Brücken von den Fluten zertrümmert, und ganze Häuser sogar auf eine bedeutende Entfernung von ihnen fortgeschwemmt worden. Noch bis jetzt ist in den gedachten Stadttheilen alle Kommunikation völlig gehemmt, indem man die Straßen von den eingestürzten Häusern, Holzhaufen und Zäunen nicht ganz hat befreyen können. Selbst die Todten auf dem großen Smolenskischen Kirchhofe, wurden an diesem Tage fürchterlich heimgesucht, die Gräber von der Gewalt des Wassers in die Höhe gespült und eine Menge Todten-Kreuze mit den Urnen bis in das Marsfeld und den großen Sommergarten (die Entfernung einer starken Meile) fortgetrieben. Von den Umgebungen Petersburgs litten am meisten die hart am finnischen Golf gelegnen Landsitze Katharinenhof und Emiljanowka. Im erstern hatte bekanntlich die Regierung seit dem Frühling von 1823 mit Aufopferung großer Geldsummen die einladendsten Promenaden, Boskets, Parts und in denselben alle möglichen Volksergötzungen zum Lustwandeln des hiesigen Publikums während der Sommermonate angebracht, welche, beynahe völlig vollendet, im Verlauf des letzten Sommers täglich und besonders an Festtagen, von einer zahllosen Menschenmenge besucht wurden, ja man begann sogar, es dem alten beliebten Sommersitze Christowsky vorzuziehen. Doch nun sind mit einem großen Theile des dazu gehörigen Kronsdorfes, alle diese schönen so kostspieligen Anlagen zu Grunde gerichtet, und viel neue Opfer wird es kosten, um dieselben wieder in den frühern Stand zu stellen. Von dem aus einigen sechszig sehr wohlgebauten Bauerhäusern bestehenden Kronsdorfe Emiljanowka, woselbst zur Sommerszeit viele Unbemittelte sich ein zumiethen pflegten, stehen jetzt nur noch sechs, alle übrigen wurden zertrümmert oder von den Wasserfluten in weitentlegene Stadtbezirke fortgetragen. Auf der großen Heerstraße nach Riga wurde ein großer Theil der hölzernen Landhäuser, ihrer Nebengebäude, Gärten und Umzäunungen zerstört und der große Fahrweg mit ihren Trümmern so sehr belegt, daß während mehreren Tagen die Reisenden und Posten einen andern Weg nehmen mußten. Den allen öffentlichen Etablissements der Regierung erlitt die schöne große Kronss-Gußeisen-Fabrik auf dem Wege nach Peterhoff, die 2000 Arbeiter beschäftigt, die größten Verwüstungen. Gleich im Beginnen der Ueberschwemmung stellte man alle Arbeiten auf der Fabrik ein, die von den Wohnkasernen der Arbeiter sehr entfernt liegt; letztere eilten zur Rettung ihrer Familien nach Hause, wurden aber daran durch die schnell andringende Wasserflut verhindert, retteten sich mit Mühe vor der sie bedrohenden Gefahr in den obern Logen und aufs Dach der Fabrik, und mußten aus dieser Ferne den Untergang ihrer Weiber und Kinder ansehen. Es heißt, gegen 200 Personen hätten in diesem Etablissemente ihren Tod gefunden. — Ueberall in den untern Stockwerken und Erdgeschossen der Häuser wurden die Oefen, Bäcker- und Küchenheerde zerstört, Hausgeräth und Lebensmittel unendlich viel verdorben. Vom Brennholze gingen der Regierung sowol als den Particuliers zahllose Quantitäten verloren und während vielen Tagen waren die Straßen und Kanäle mit demselben gefüllt, die Massen nicht gerechnet, die in den Gesf hinabschwammen. Von Pferden, Vieh und andern Hausthieren ging eine unglaublich große Menge verloren *). In mehreren Tagen konnte man bey allen Bäckern, die des Stallhofs ausgenommen, kein frisches Brod erhalten. Mit einem Worte, alle Hantierungen und Gewerbe stockten während der ganzen folgenden Woche, und aller Bemühungen der Regierung und Privaten ungeachtet konnte bey dieser allgemeinen Zerstörung nur erst langsam die Ordnung wieder in's Leben treten. — Welche fürchterliche nichts widerstehende Gewalt, die im Aufruhr begriffenen Elemente, Luft und Wasser ausüben können, mögen folgende authentische Data beweisen: Balken und Pfosten schleuderten in Wassili-Ostrow im Sturm wie nichts umher, große Barken kamen pfeilschnell angeschwommen; nicht nur beladene Fahrzeuge aller Art, sondern auch Brücken-Trümmer und Menschen darauf flogen wie mit Segeln stromaufwärts. Ein Gebäude von zwey Stockwerken, mit Menschen darin, wurde an dem kaiserlichen Winterpalais vorbeygetrieben. Vor der zertrümmerten Newabrücke am Sommergarten lagen zwey große Kähne quer über den Quai hin, auf dem festen Lande. Stücke der zerstörten Isaats-Schiffbrücke waren sogar auf das Dach eines kleinen Hauses in der Admiralität geschleudert worden u. s. w.

B***g.

*) Um diese, vorzüglich Pferde, zu retten, wurden sie in die obern Stockwerke, häufig auch in die parkettirten Wohnzimmer gebracht.

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Januar 1825.

Drunten iſt Friede und Ruhe, der Friede des Grabes! — Aber es reiften die Saaten, die ſie geſäet, der Baum, den ſie gepflanzet, trug ſeine Früchte, trug Segen, trug Fluch der Menſchheit.

W.

Don Pedro, der Geſtrenge, von Portugal und Ignes de Caſtro.

(Fortſetzung.)

Die Hülle der ſo ſchändlich Ermordeten wurde in eben dem Kloſter beygeſetzt, das der Schauplatz des Verbrechens geweſen war. Aber nun nahte die Wiedervergeltung, fürchterlich wie die verübte That ſelbſt. Der Infant, als er die Nachricht vernommen, welche ſein innerſtes Leben für die ganze Dauer ſeines noch künftigen Daſeyns erſchlug, überließ ſich der heftigſten Wuth und grauſamſten Verzweiflung. Nichts auf Erden war ihn zu tröſten fähig; in dem Einen unauslöſchlichen Gefühl der Rache an den Mördern löste ſich all ſein Sehnen, Denken und Wollen auf. Der heilige Name des Vaters, des Monarchen, hatte für ihn keine Bedeutung mehr; von ihm war ja die Beglaubigung der himmelempörenden That ausgegangen. Darum entfaltete er trotzig und ohne Scheu das Banner des Aufruhrs. Die Brüder und Sippen der Ignes waren die Erſten, welche ſeinem Rufe folgten; darauf ſchlugen ſich eine Menge von verwegenen Jünglingen, ja ſelbſt von Räubern auf den Heerwegen, wie Nuñez uns meldet, zu ihm. Im Namen des Volks war der Mord geſchehen: die Stimme des Volks hatte ihn veranlaßt, wenn man den Behauptungen jener unheilbringenden Räthe glauben wollte; darum ſollte auch die verworfene Maſſe nicht geſchont werden, die den Meuchelmord nicht nur duldete, ſondern befahl. Zwiſchen dem Duèro und Minho begannen die Verwüſtungen. In immer zahlreichern Schaaren wüthete das Heer der Rächer bis zu Oporto's Mauern heran, in der ſichern Hoffnung, dieſe zweyte Hauptſtadt des Königreichs mit leichter Mühe beſetzen zu können. Aber der Erzbiſchof von Braga, Don Gonzalo, hatte bereits mit einer bedeutenden Beſatzung ſich hineingeworfen, und war entſchloſſen, dem König um jedes Opfer die Stadt zu erhalten. Der Infant, aus perſönlicher Hochachtung vor den Tugenden des Prälaten, der ſtets ſonſt die Gerechtigkeit geliebt, und auch den Vater vor Uebereilungen gewarnt hatte, ließ ab von Oporto, und beſchloß die Richtung anderwärts zu nehmen.

Mittlerweile verſuchte es ſowol Don Pedro's Mutter, als der ſo eben genannte Erzbiſchof, voll Mitleid und Beſorgniſſen über den bereits angerichteten und noch bevorſtehenden größern Jammer des Landes, das Herz des Prinzen zur Verſöhnung, wenigſtens mit dem Vater, zu bewegen. Sie erſchienen perſönlich bey ihm, und ließen nicht ab mit den rührendſten Bitten und Vorſtellungen, bis jener ſich überwunden gab. Zu Cagnabeces geſchah die Ausſöhnung zwiſchen Don Alfons und ſeinem Sohne. Vergeſſenheit alles Geſchehenen wurde angelobt; ſelbſt die Mörder ſchloß man in die Amneſtie ein. Aber der Bruch eines unfreywilligen Eides ſchien dem Schwergekränkten minder ſchrecklich, als der unverſöhnte Schatten eines treulos gewürgten Weibes, und der ſtumme Racheruf der vier

hinterlaſſenen Waiſen*). Die Ahndung ward ſomit auf kommende Tage nur verſpart.

Zwey Jahre verfloſſen über dieſen Begebenheiten; da fühlte Alfonſo IV. das Ende ſeines Lebens herannahen. Noch vor demſelben rieth er den drey Liedlingen, die die Gattin ſeines Sohnes getödtet, nach Kaſtilien zu fliehen, da er den innern Zuſtand im Herzen des Infanten nur zu gut erkannte, und was, trotz des geſchwornen Eides, kommen würde, vorausſah. Am 12. des Maimonds 1357 ſtarb er, und Don Pedro beſtieg, als der Achte dieſes Namens, den Thron von Portugal.

Der heilige Vater, Innocentius VI., dem er gleich zuerſt den Tod ſeines Vaters und ſeine Thronbeſteigung meldete, und mit dem er über ſein Verhältniß mit der gemordeten Ignes gleich Anfangs ſich in's Klare ſetzen wollte, tröſtete und begrüßte ihn mit nachſtehendem, uns erhaltenem, Schreiben:

„Innocenz VI. ſeinem vielgeliebten Sohn in Chriſto, dem erlauchten Don Pedro, König zu Portugal, ſeinen Gruß. — Der Hinſcheid Deines Vaters, Don Alfonſo, Königes zu Portugal, glorreichen Andenkens, aus dieſem Irdiſchen, den uns der Ruf, ſchneller noch als Dein Sendſchreiben, angezeigt hatte, erfüllte unſer Herz mit dem bitterſten Schmerz und unbeſchreiblichſten Grame. Denn da wir alle die Tugenden, durch die er ſeine königliche Würde verherrlichte, mit gebührender Aufmerkſamkeit erwogen, und ihn deßhalb vor allen übrigen Fürſten der katholiſchen Welt hoch und theuer hielten, ſo wünſchten wir nichts Sehnlicheres, als daß der Herr eine recht lange Dauer von Jahren ihm verleihen, und die Grenzen ſeines Reichs vermehren und durch Frieden ihn veſtigen möchte, damit er ſo reich an Tagen, und nach einem angenehmen Alter (wenn der Herr ihn dereinſt beriefe) zu ſeinen Vätern entſchlummerte, und der Sohn dann für den Vater das Steuer der Herrſchaft übernähme und glücklich ihm vorſtünde. Allein, weil der allmächtige Richter und Herr über Leben und Tod denjenigen, dem er nach Gefallen das Leben als Geſchenk gab, an dem, ihm beſtimmten Ziel des Lebens (wie wir voll frommen Glaubens annehmen), wieder zu ſich gerufen hat, ſo haben wir unſerm Schmerz eine Grenze geſetzt, und ſuchen unſern Troſt in dem, welcher genommen und gegeben hat. Zugleich hoffen wir ſtandhaft, daß der, welcher während ſeines Daſeyns auf Erden ſtets getrachtet hat, durch Ausübung guter Werke dem Schöpfer aller Dinge zu gefallen, von ihm, der keine gute That unvergolten läßt, bereits den Lohn ſeiner Verdienſte im Himmel empfangen haben werde.

„Deßhalb erinnern und vermahnen wir im Herrn auch Deine Durchlaucht, und vereinigen damit unſere dringendſten Bitten, daß auch Du, vielgeliebter Sohn, Troſt im Herrn empfangen mögeſt, und in Erwartung, daß Du demjenigen nachfolgeſt, welcher ſich in ſeinem Leben und in ſeinen Sitten ganz als Chriſten gezeigt hat, rufen wir Dir zu: Verharre ſtets in der Furcht Gottes; ehre ſeine heilige Braut, die römiſche und allgemeine Kirche; begünſtige die geiſtlichen Perſonen; wache über ihren Rechten und Freyheiten; ſey ein Beſchützer und Verfechter der Wittwen und Waiſen; erleichtere die Beſchwerden Deiner Unterthanen, verabſcheue jede Gewaltthat, und erzeige Dich ohne Anſehen der Perſon als einen ſolchen Verehrer der Gerechtigkeit, daß Du den hohen Beruf, der im Königsnamen liegt, ganz erfüllt zu haben, erfunden werden wirſt. Dann nur, wenn Du auf ſolche Weiſe handelſt, wirſt Du der irdiſchen Glückſeligkeit und des gewünſchten Friedens genießen, und die Gottheit ſelbſt Dir immer gnädiger, endlich auch die vorgedachte Kirche, die gleichſam durch beſondere Schuld dann verpflichtet ſich fühlen wird, bereitwilliger machen, Deine Ehre und Dein Intereſſe zu befördern.

„Gegeben zu Avignon den 20. Heumonds (1357)" u. ſ. w. (Der Beſchluß folgt.)

*) Bitter wird dieſer Bruch der Amneſtie in Duardi Nonii Genealog. reg. Portugal. Don Pedro vorgeworfen.

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Fortſetzung.)

4ten October.

Neun Uhr Vormittags. — Derſelbe Zuſtand. Ich rathe den Gebrauch warmer Schwefelbäder. — Bad. — Bewegung im Garten; wohin ich dem Kaiſer folge. Er war düſter und leidend, und ſezte ſich unter einige Tänne, wo man eine weite Ausſicht hatte. „Ach, Doktor, wo iſt „doch der ſchöne Himmel von Korſika?" Er machte eine Pauſe, und fuhr dann fort: „Das Schickſal wollte nicht, „daß ich dieſe Orte, wo mich alle Jugenderinnerungen hin„verſetzen, wiederſehen ſollte; ich wollte und konnte mir „die Souveränetät dieſer Inſel vorbehalten; eine Intrigue, „eine augenblickliche Laune änderte meine Wahl; und ich „gab der Inſel Elba den Vorzug. Wäre ich meiner erſten Eingebung gefolgt, und hätte ich mich nach Ajaccio „zurückgezogen, ſo würde ich vielleicht nicht wieder daran „gedacht haben, die Zügel von Neuem zu ergreifen; ich „wäre durchaus unverwundbar geweſen; man würde nicht „mit ſeinem gegebenen Worte geſpielt haben, und ich würde „nicht hier ſeyn. Ich dachte auch daran, mich im Jahr „1815 dahin zu flüchten. Ich war von dem Verein aller „Meinungen, aller Wünſche, aller Anſtrengungen für „mich überzeugt. Auch war ich im Stande, daſelbſt der „Mißgunſt aller Verbündeten die Spitze zu bieten. Sie „kennen unſere Bergbewohner, ihre Energie, ihre Standhaftigkeit, ihren Muth, mit welch edler und ſtolzer Hin-

„gebung sie dem Feinde die Stirne bieten. Auch haben „die Inseln bey der Vertheidigung Vieles zum Voraus. „Die Winde, die Entfernung, die Schwierigkeiten des „Landens schwächen den Angriff; drey Viertheile der Pla„gen, welche die Festländer heimsuchen, lasten nicht auf „ihnen. Die Bevölkerung von Korsika würde mich mit „offenen Armen empfangen haben, sie würde meine Fa„milie geworden seyn, ich hätte über alle Herzen verfügen „können. Glauben Sie, daß 30-, 40- bis 50,000 Ver„bündete im Stande gewesen wären, uns zu unterwerfen, „daß sie es nur gewagt haben würden? Welcher Souverän „würde sich wol in einen Kampf eingelassen haben, wo „Alles zu verlieren, Nichts zu gewinnen war? Denn, „ich wiederhole es, das Volk war für mich; von meiner „zartesten Jugend an hatte ich einen Ruf und Einfluß in „Korsika. Die steilsten Berge, die tiefsten Thäler, Berg„ströme und Abgründe hatten für mich nichts Abschrecken„des. Ich durchzog sie von einem Ende zum andern, ohne „daß mich irgend ein Unfall oder eine Beleidigung belehrt „hätte, mein Vertrauen sey nicht wohlbegründet. Selbst „zu Vocognano, wo sich Haß und Rache bis in das siebente „Glied forterben, wo man bey dem Heirathsgut einer „Tochter die Zahl ihrer Vettern berechnet, würde ich mit „Festen bewillkommt worden seyn, man würde sich für „mich aufgeopfert haben. Nicht die Gesinnungen des „Volks flößten mir Unruhe ein; ich wußte, daß alle Arme „für mich bereit waren; aber man würde gesagt haben, „ich zöge mich in Sicherheit zurück, suchte den Hafen bey „dem allgemeinen Untergang zu gewinnen. Mitten bey „dem Schiffbruch so vieler Tapfern wollte ich keinen Zu„fluchtsort suchen; ich faßte den Entschluß, mich nach „Amerika zurückzuziehen; so schiffte ich mich nach England „ein, weit entfernt, vorauszusehen, daß es die Gast„freundschaft auf eine so schreckliche Art ausübt. Auch „hielt mich noch eine andere Betrachtung davon ab. Ein„mal in Korsika angelangt, hatte ich den Ausgang des „Kampfs nicht zu fürchten; aber ich würde mitten im „mittelländischen Meere gewesen seyn; Frankreich und Ita„lien würden mir ihre Blicke zugeworfen haben; der Sturm „hätte sich nicht besänftigt. Zur Sicherung der Ruhe in „diesen beyden Ländern wären die Souveräne genöthigt „gewesen, gegen mich auszuziehen. Die Insel wäre durch „den Krieg decimirt worden, und sie sollte mir ihr Un„glück nicht vorzuwerfen haben. Ueberdieß hatte ich zu „Gunsten meines Sohnes abgedankt; diese Akte durfte auf „keiner Täuschung beruhen; ich wollte sie sicherer und für „die Nation vortheilhafter machen, und fürchtete, die „Wirkung derselben zu lähmen.

„Ach, Doktor, welche Erinnerungen hat mir Korsika „zurückgelassen! Ich schwelge noch in Gedanken in seinen „herrlichen Gegenden, in seinen Bergen; ich durchwan„dere die Insel, und erkenne sie an dem Geruch, den sie „von sich gibt. Ich wollte Korsika aufhelfen, es glücklich „machen, kurz Alles für diese Insel thun; das übrige „Frankreich würde diese meine Vorliebe nicht mißbilligt „haben. Aber das Unglück brach herein, ich konnte meine „Entwürfe nicht ausführen.

„Obschon es bergig ist, so fehlen ihm doch Wasser und „große Flüsse. Dieß war ein Hinderniß, aber die Treff„lichkeit des Bodens und die örtlichen Verhältnisse konn„ten hier aushelfen.

„Die Salinen bey Ajaccio eignen sich zur Kultur „des Kaffees und des Zuckerrohrs. Dieß ist eine bestimmte „Erfahrung, die ich zu benützen entschlossen war. Ich „wollte die Industrie, den Handel, den Ackerbau, die Wis„senschaften und die Künste aufmuntern; ich hatte im Sinn, „den Einwohnern Vergünstigungen auszusetzen; fremde Fa„milien dahin kommen zu lassen, der Bevölkerung aufzu„helfen, mit Einem Worte, die Insel in den Stand zu „setzen, sich selbst zu genügen und sie von den Märkten des „Kontinents unabhängig zu machen. Ich hatte schon einen „Plan zu Festungswerken festgesezt, der lange überlegt „war; dadurch wäre die Insel uneinnehmbar geworden. „Saint-Florent ist eine der glücklichsten Lagen, die ich „kenne, besonders für den Handel. Es steht in naher Be„rührung mit Frankreich, ist an den Grenzen von Italien; „seine Landungsplätze sind sicher, bequem, können beträcht„liche Flotten aufnehmen: ich würde eine große, schöne „Stadt daraus gemacht haben, welche zur Hauptstadt hätte „werden sollen. Dabey würde sie eine Festung geworden „seyn, und es würden dort immer Kriegsschiffe ihre Sta„tion gehabt haben. Hier haben Sie meine Gedanken, meine „Plane; meine Feinde aber besaßen die Kunst, mich mein „ganzes Leben auf den Schlachtfeldern umherzutreiben, und „gaben fälschlich den Mann für einen Dämon des Kriegs „aus, der nur an Denkmäler des Friedens dachte. Die „Völker ließen sich von dieser Kriegslist zum besten halten; „Alles stürzte über mich her, ich wurde überwältigt. Wenn „ich übrigens meine Entwürfe für Korsika nicht ausführte, „so bleibt mir wenigstens die Beruhigung, etwas für Ajac„cio gethan zu haben. Der Hafen ist dort zwar klein, aber „günstig gelegen und gut."

Ich war auf das tiefste ergriffen. Das, was ich hier vernahm, setzte meine ganze Seele in Aufregung; ich verglich das Glück, welches Korsika vorbehalten gewesen war, mit seiner gegenwärtigen traurigen Lage. Unwillkürlich drangen Thränen aus meinen Augen hervor. „Was ist „Ihnen?" sagte der Kaiser. — „Ach Sire, verzeihen Sie meine Verwirrung, ich konnte diesen innern Sturm nicht beschwichtigen; der Kontrast ist zu peinlich. — „Doktor, „das Vaterland! das Vaterland! Wäre St. Helena Frank„reich, so würde mir dieser schauderhafte Felsen gefallen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Januar.

Gott Lob! wieder ein neues Jahr! — Möge es weniger naß, weniger stürmisch und — mehr unterhaltend werden als das eben vergangene. Das war ein langes trübseliges Jahr, und hätte Thurtell nicht gemordet, und Fauntleroy nicht gefälscht, und wäre Lord Byron nicht gestorben, und hätte Medwin nicht seine Unterredungen geschrieben, und hätte Mathews uns nicht durch seine Mimik vergnügt, und Weber durch seinen Freyschützen entzückt, und zuletzt Miß Fort der Stadt einen Prozeß zum Besten gegeben, worin ihre Eltern als Kuppler, der Obrist Berkley als ein herzloser Verführer, Hr. Hayne als ein reicher Dummkopf, und sie selbst als ein gescheites Mädchen erscheint, welches seine Reize zu gebrauchen weiß — wir hätten in unserm Nebel und Kohlendampf und dem Koth unsrer macadamisirten Straßen vor langer Weile zu Grunde gehen müssen.

Vielleicht haben Sie und vielleicht auch manche Ihrer Leser schon etwas von dem Prozesse der Miß Fort gegen den Hrn. Hayne wegen der Nichthaltung eines Eheversprechens gehört, vielleicht sind Sie sogar so glücklich gewesen, den Bericht davon, d. h. die langen Reden der beyderseitigen Advokaten, das vierstündige Verhör der Mutter, nebst allen Liebesbriefen der Miß Fort, des Obristen B. und des Hrn. H., welches Alles zusammen zehn bis fünfzehn Spalten in unsern Zeitungen füllten, zu lesen. Dennoch aber danken Sie mir es wol, wenn ich Ihnen in ein Paar Worten den Inhalt der Begebenheit mittheile, welche über vierzehn Tage lang unser Publikum beschäftigt, und zu mancherley Wetten Anlaß gegeben hat. Miß F., eines der schönsten Mädchen und angenehmsten Schauspielerinnen in England, welche schon vor sechs Jahren an einen berüchtigten Wollüstling, dem Obristen F., unter einem Heirathsversprechen von ihren Eltern verschachert, und im Umgange mit ihm die Mutter eines Kindes geworden war, machte während ihrer Schwangerschaft mit einem zweyten, die Bekanntschaft eines gewissen hirnlosen jungen Menschen, welcher vor Kurzem im Besitz eines großen Vermögens gekommen war, und da dieser, trotz seiner Bekanntschaft mit ihrer Lage, sie zu ehelichen begehrte, und der Obrist, ungeachtet seiner oft wiederholten Heirathsversprechen, nie zu einer bestimmten Erklärung zu bringen war, so nahm sie den Antrag an. Kaum aber erfuhr ihr Verführer, daß er seine schöne Freundin verlieren sollte, als er dazwischen trat und mit beyspielloser Niederträchtigkeit es dahin brachte, daß H. dem Bündniß entsagte. Aber nicht für lange: Miß F. bat um eine Zusammenkunft, damit er sich erklären möchte; und er erklärte sich aufs Neue für ihren Bräutigam. Der Obrist sagte dann, er wolle seine Einsprüche mehr machen, wenn Miß F. seinen beyden Kindern (denn das zweyte war indessen geboren) für immer entsagen und solche ihm übergeben wollte. Dieß geschah auf H.'s Vermittlung, welcher zu gleicher Zeit seinen Hochzeitstag mit Miß F. festsetzte. Ehe dieser aber heran kam, wußte es der Obrist einzurichten, daß er sich aufs Neue von seinem Versprechen los machte. Aber mit diesem doppelten Wortbruch noch nicht zufrieden, kam er zum Drittenmal als reuiger Sünder zurück, setzte noch einmal den Hochzeitstag fest, und ward wieder untreu. Für diesen dreymaligen Treubruch, für dieses grausame Spielen mit ihrem guten Namen und ihren Gefühlen forderte das Mädchen jetzt Entschädigung. Sie forderte 10,000 Pfund, und die Wetten gingen von einem Schillinge bis auf die ganze Summe hinauf, und je nachdem man sie für mehr oder minder unschuldig, und mehr oder minder mißhandelt hielt, wunderte oder ärgerte man sich, als ihr die Geschwornen eine Entschädigung von 3000 Pf. St. zuerkannten. Was aber einen Jeden wundert, und was vermuthen läßt, daß noch Sachen im Hintergrunde schlafen, welche das Licht nicht vertragen, ist, daß sie nicht um Entschädigung von ihrem Verführer angesucht. Man sagt indessen, H. werde appelliren.

Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit gemeldet, daß die beliebte Sängerin an den Lord W. Lenox verheirathet wäre; so ging damals das allgemein geglaubte Gerücht. Lenox aber, welcher ein Offizier in der Garde und ein würdiger Gesellschafter des Obristen Berkley ist, erklärte seitdem in Gegenwart aller seiner Kameraden, Miß P. wäre nicht an ihn verheirathet. Es hieß hierauf, Miß. P. hätte auch einen Prozeß gegen ihn angefangen; da er aber seitdem öffentlich mit ihr im Theater erschienen ist, so müssen entweder die meisten von jenen Gerüchten falsch seyn, oder Haine's Schicksal hat ihm bange gemacht, und er hat sie wirklich geheirathet. Indessen fährt sie noch immer zu spielen fort.

Da ich indessen einmal von Schauspielern angefangen, so kann ich Ihnen zugleich melden, daß wir seit meinem letzten nichts Neues auf die Bühne bekommen haben als ein Paar alte neue Pantomimen und in einem der kleineren Theater, ein schreckliches Stück, genannt die Schreckensregierung, oder die französische Revolution. Sapio, der bekannte italienische Tenorsänger, spielt jetzt regelmäßig im Drury-Lane-Theater, und gewinnt sich eben so vielen Beyfall durch sein Spiel als durch sein Singen. Kean ist für zwanzig Abende, jeden für fünfzig Pfund, in diesem Theater angenommen. Braham ruht sich aus, und der geniale Mathews und der drollige Liston machen eine gute Ernte zu Dublin. Beyläufig gesagt: Braham soll 150,000 Pf. reich seyn, eine Summe, welche er in 35 Jahren, seitdem er auf der Bühne ist, erspart hat.

Der Streit zwischen den Eigenthümern und Pächtern des italienischen Opernhauses soll endlich beygelegt, und die Oper kürzlich eröffnet worden seyn.

Eine Sängerin, Namens Cramer, hat vor ungefähr vierzehn Tagen große Unruhen zu Liverpool verursacht. In einem Streit, den sie mit der Direktion hatte, wandte sie sich durch Anschlagzettel an das Publikum, und da man der Stimme dieses „vielköpfigen Ungeheuers," welche das Erscheinen dieser Person forderte, nicht Gehör geben wollte, so ging es während zwey Nächte an ein Lärmen und Zerbrechen von Bänken, Leuchtern u. s. w. und an ein Werfen der Trümmer auf die Musiker und Schauspieler, bis die Direktion sich mit der beleidigten Dame aussöhnen mußte, und diese den Pöbel mit der Direktion aussöhnte. Der Verlust der letztern wird inzwischen auf 400 Pf. berechnet.

Von den Provinzialtheatern kommen zuweilen lustige Dinge an Tag. So ließ z. B. vor Kurzem der Direktor des Schauspielhauses zu Sheffield als Entschuldigung für seine Annahme des Hrn. Usher, dessen Talent als Hanswurst (Clown) allgemein gerühmt wird, in einer dortigen Zeitung zwey Verzeichnisse von den Einnahmen abdrucken, welche vier Trauerspiele (worunter zwey von Shakespeare) und worin Hr. Macready die vornehmsten Rollen spielte, ihm abwarfen, so wie von denen, welche drey Pantomimen und das Hertford'sche Trauerspiel (die Geschichte von Thurtel und Kompagnie), in welchen Hr. Usher spielte, seiner Kasse verschafften, und aus welchen erhellt, daß die erstere nur 89 Pf., 18 Schillinge und 9 Pfennige beträgt, während die letztere sich auf 226 Pfund beläuft. Hr. Macready erklärt indessen die Angabe, welche ihn selbst betrifft, für falsch — wem soll man aber glauben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Januar 1825.

Wie lieb' ich dich, mein Vaterland,
Wo ich den ersten Odem zog,
Und frische Lüfte athmete;
Wie lieb' ich dich! Wie lieb' ich dich!

Schubart.

Napoleon's lezte Augenblicke*).

(Fortsezung.)

13ten November.

Neun Uhr Vormittags. — Die Nacht war gut. Das einseitige Kopfweh ging vorüber. Bad; Spaziergang.

Ich begleitete den Kaiser in den Garten. Er war schwach, sezte sich, blickte rechts und links umher, und sagte mir mit schmerzhaftem Ausdruck: „Ach, Doktor, „wo ist Frankreich? Wo ist sein freundliches Klima? „Wenn ich es nur noch einmal betrachten könnte! Wenn „ich nur noch die Luft athmen könnte, welche dieses schöne „Land berührt hat! Welch' eigenthümliche Kraft hat doch „der Boden, auf dem wir aufgewachsen sind! Antäus „erhielt seine Kraft wieder, als er den Boden berührte, „dieses Wunder würde sich auch an mir bewähren; ich „fühle es, ich würde bey dem Anblick unserer Küsten neu „aufleben. Unsere Küsten! Ich vergaß, daß sich die Nie„derträchtigkeit den Sieg zu erschleichen wußte; man kann „von ihren Verfügungen nicht höher appelliren. Wissen „Sie, Doktor, daß Sie eine traurige Person sind? Sie „stören mich in allen meinen frühern Ansichten; Sie wer„fen meine Vorstellungen um, ich erkenne mich nicht mehr „in Ihrem Werke. Die Oberhaut ist eine organische „Masse, die Venen sind nur eine Fortsetzung der Arterien, „es ist ein Gewebe, ein Netz, das auf sich selbst zurück„kehrt, wo die Punkte des Austritts sich mit den Punk„ten der Zurückkunft vermischen und zusammenlaufen. „Sie werfen Alles nieder, was man sonst darüber in den „Büchern findet. Ihr Prodromus ist eine Revolution." — Ich glaube es, Sire; er berichtigt Vieles von schlecht studirten Resultaten. — „Und enthält keine zu gewagte „Behauptungen?" — Ich glaube nicht. — „Was werden „aber die Anatomen sagen, wenn sie längst anerkannte „Theorien untergehen sehen?" — Was man eben sagt, wenn man sich auf irrigem Wege sieht. — „Ihre Lehren „sind aber ganz von den Lehren unserer Schulen verschie„den. Ist man in Paris nicht geschickt?" — Allerdings, Sire, und zwar sehr geschickt. — „Nun, und warum sind „Sie nicht mit den dortigen Gelehrten einig?" — Sie pflegen selbst die Wissenschaften, und werden besser darauf zu antworten wissen, als ich. — „Ah! Sie wollen mir „die Antwort zuschieben. Sie fürchten, die Fakultät „möchte uns hören?" — Nein, Sire, aber die Gesichtspunkte sind bey verschiedenen Menschen verschieden. Der Eine verfolgt diese, der Andere eine andere Sache; öfters entwickelt derjenige, der zu keinem Resultat gelangt, mehr Scharfsinn, als der, welcher zu Etwas gelangt. — „Sie „fürchten, ich möchte Sie für anmaßend halten; durchaus „nicht; Sie sind aber von Cap, sollten Sie nicht das Ge„präge Ihres Landes haben?" — Welches? — „O! Ich „kenne euch, meine Capocorsini, ihr seyd Tadler, ihr „findet nichts gut, als was ihr gemacht habt." — Wir, Sire? — „Allerdings! Ich bin in den Armen der alten „Mammuccia Caterina auf die Welt gekommen. „Daraus werden Sie ersehen, daß ich meiner Sache ge-

„wiß bin. Sie war ſtarrköpfig, krittelich, und in beſtän-
„digem Krieg mit allen ihren Umgebungen. Vorzüglich
„ſtritt ſie ſich mit meiner Großmutter, die ſie aber doch
„ſehr liebte, was von ihrer Seite erwiedert wurde. Sie
„zankten und ſtritten unaufhörlich; und dieſe unendlichen
„Kämpfe machten uns viel Spaß. Sie werden ernſthaft,
„Doktor; die Vergleichung beleidigt Sie; tröſten Sie ſich;
„wenn Ihre Landsmännin eine Schreyerin war, ſo war
„ſie dabey auch gut und gefühlvoll; ſie ging mit uns ſpa-
„zieren, pflegte uns, gab uns Stoff zum Lachen: ſie war
„von einer theilnehmenden Sorge, die mir nie aus dem
„Andenken kam. Ich erinnere mich noch ihrer Thränen,
„als ich Korſika verließ. Es ſind jetzo vierzig Jahre. Sie
„waren damals noch nicht auf der Welt; ich war jung,
„und ſah eben ſo wenig den Ruhm vor mir, der meiner
„wartete, als daß wir uns einſt hier finden ſollten; aber
„das Geſchick iſt unvermeidlich: man muß ſeinem Geſtirn
„folgen. Das meinige beſtand darin, die äußerſten Stu-
„fen des Lebens zu durchlaufen. Ich reiſte ab, um der
„mir angegebenen Beſtimmung zu folgen. Mein Vater
„begab ſich nach Verſailles, als Deputirter des korſikani-
„ſchen Adels; ich begleitete ihn. Wir reiſten durch das
„Toskaniſche; ich ſah Florenz, den Großherzog; wir ka-
„men zu Paris an. Man hatte uns der Königin empfoh-
„len. Mein Vater wurde freundlich empfangen und aus-
„gezeichnet. Ich wurde in Brienne aufgenommen, und
„war glücklich. Es fing an in meinem Kopfe zu gähren;
„lernen, etwas wiſſen, ſuchen war mein Bedürfniß; ich
„verſchlang die Bücher. Bald ſprach man nur von mir
„in der Schule. Ich wurde bewundert, beneidet; ich kannte
„meine Kraft, und freute mich über meine Ueberlegenheit.
„Es fehlte mir indeſſen nicht an mitleidigen Seelen, die
„mich in meiner Freude zu ſtören ſuchten. Ich war bey
„meiner Ankunft in einem Saale empfangen worden, wo
„das Gemälde des Herzogs von Choiſeul aufgeſtellt war.
„Der Anblick dieſes gehäſſigen Mannes, der mit meinem
„Vaterland gemarktet hatte, entriß mir einen beſchimpfen-
„den Ausdruck; dieß war eine Art von Gottesläſterung,
„ein Verbrechen, das auf alle meine Fortſchritte einen
„Schatten werfen ſollte. Ich ließ die Mißgunſt gewähren;
„wurde aber nur um ſo fleißiger und eifriger. Hier lernte
„ich die Menſchen kennen, und merkte mir dieſe Erfahrung."

(Die Fortſetzung folgt.)

Don Pedro der Geſtrenge von Portugal und Ignes de Caſtro.

(Beſchluß.)

Pedro erneuerte alsbald mit Kaſtilien den Bund, der zwiſchen beyden Reichen beſtand. Seine erſte Sorge war, nachdem er den äußern Zuſtand ſeines Landes und die Verhältniſſe zu den Nachbarn geordnet, den Manen ſeiner Ignes eine Genugthuung zu verſchaffen, wie ſie noch ſelten ein König geliebten Gegenſtänden gebracht hat. Dieſe Genugthuung forderte zuerſt Rache an den Mördern; ſodann Verherrlichung des Andenkens der ihm entriſſenen Gemahlin. Erſtere ward ihm erleichtert durch die Bereitwilligkeit, mit der Don Pedro von Kaſtilien, in deſſen Reich die Schuldigen ſich geflüchtet, die innerſten Gedanken von Don Pedro's Herzen errathend, ihm entgegen kam, und gegen die Verhaftung dreyer Kaſtilier hohen Ranges, welche vor ſeinem harten Regiment nach Portugal ſich geeettet hatten, die Auslieferung der drey bitterſten Widerſacher ſeines Lebens ihm verhieß. In dieſem Augenblick gedachte er weder ſeines zu Cavnabezes geſchwornen Eides, noch der Pflichten fürſtlicher Ehre und königlichen Edelmuthes mehr, ſondern er ſandte die betreffenden Edeln ſeinem Nachbar von Kaſtilien zu, der dafür Pedro Coello und Alvaro Gonzalez ihm zuſchickte; Lopez Pacheco, gewarnt, war bey Zeiten noch ſeinem Schickſal entgangen, und fand in Arragon Aufnahme und Schutz. Ueber die Gefangenen aber erging ein ſchauervolles Gericht. Mehrere Tage hindurch wurden ſie gefol-tert in Gegenwart des Königs, dem bey ihrem Anblick all die furchtbaren Erinnerungen in voller Stärke wieder erwacht waren, und der in nimmer ſtillbarer Wolluſt ſich an den Leiden jener Verbrecher weidete *), die ihm die verworfenſten auf der Erde deuchten. Sie ſollten zugleich die noch Mitſchuldigen an der That entdecken. Endlich wurde ihnen das Herz aus dem Leibe geriſſen, ihre Körper verbrannt und die Aſche in die Luft verſtäubt (1360).

Nach zwey Jahren darauf beſchloß er die feyerliche Krönung ſeiner Ignes. Die Kortes des Königreichs wurden nämlich nach Catanedo berufen, und in ihrer Verſammlung trat der Monarch in feyerliche Bewegung auf, und erklärte, mittelſt eines auf das Evangelium abgelegten Eides, daß er, Kraft erhaltener Vergünſtigung von Seite des Oberhaupts der Kirche, nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Conſtanzia, zu Braganza mit Donna Ignes de Caſteo zur zweyten Ehe geſchritten, und mit ihr nach aller Form getraut worden ſey, in Gegenwart des Biſchofs Egidio von Guarda, damaligen Dechanten zu Braganza, und ſeines Oberkammerherrn, Stephano Lobato. Hierauf ſetzte ſich Don Pedro gen Coimbra in Bewegung. Die beyden aufgerufenen Zeugen beſtätigten allda die Wahrheit der Ausſage des Königs. Drauf wurde die päpſtliche, hinſichtlich dieſer Vermählung ertheilte, Bulle **) öffentlich abgeleſen, um alle Zweifel

*) Einige Berichterſtatter laſſen ſie ſogar bey langſamem Feuer braten.

**) Die Bulle betraf die Diſpens wegen der nahen Verwandtſchaft, in der Don Pedro zu Agnes von Caſtro ſtand.

über die Rechtmäßigkeit des, wie der Monarch erklärte, aus Furcht vor den Gesinnungen seines Vaters blos so heimlich gehaltenen, Ehebündnisses Jedermann zu benehmen. Nachdem auch dieß geschehen, ließ er die schon seit Jahren im Grabe ruhende Ignes herausnehmen, und mit königlichen Gewändern von höchster Pracht und einem Diadem geschmückt neben sich auf den Thron setzen, und alle Großen des Reichs mußten ihr feyerlich, als ihrer rechtmäßigen Königin, huldigen, durch ehrerbietiges Küssen des Saumes ihres Kleides. Darauf setzte sich der Zug nach Alcobaza in Bewegung. Die Leiche ward auf einem ebenfalls prunkvollen Trauerwagen geführt; der König, die hohe Geistlichkeit, die Granden, Ritter und sämmtliche Edeln begleiteten ihn zu Fuße, und der ganze siebenzehn Meilen lange Weg war mit einer unzähldaren Menschenmenge, welche brennende Fackeln in den Händen hielt, auf beyden Seiten besetzt. An dem zur Ruhestätte bestimmten Orte selbst aber war ein prachtvolles Grabmal, aus dem schönsten weißen Marmor bereitet, aufgerichtet, auf dem das Bild der im Tode erst gekrönten Königin, als solcher, mit dem Diadem auf dem Haupte, zu sehen war.

Sofort herrschte Don Pedro, allen Lebensfreuden abgestorben, und nur von den ewig neuen Erinnerungen an Ignes Verlust und von seinem Gram bewegt, nach den Vorschriften der strengsten Gerechtigkeit über das Land Portugal. Weder Ansehen der Person noch Einfluß des Standes schützte den Verbrecher: die Edeln und die Priester, wenn sie die Gesetze des Landes, oder die Heiligkeit des Familienrechts gekränkt, bestiegen, gleich dem Gemeinsten, das Schaffot *); und als einst einige Cleriker gegen die Kompetenz seines Richteramtes Einsprache erhoben, ließ er sie mit der Aeußerung zum Block und zum Strange führen: er schicke sie ihrem kompetenten Richter zurück. Noch viele Beyspiele der mannichfachsten Art haben die Geschichtschreiber von ihm aufbewahrt, die von dieser Unpartheylichkeit in Verwaltung der Rechtspflege zeugen, und eben so sehr von dem gesunden Sinn und menschlichen Gefühl des Königs *). Mit Unrecht haben einseitige Chronikschreiber späterer Zeit seinem Andenken daher den Vorwurf „der Grausamkeit" angehängt **); die billigern Historiker nennen ihn mit mehr Fug den Gestrengen (riguroso) und den Gerechtigkeitsliebenden, statt den Grausamen. Wenn Duarb Nonius daher behauptet, daß er strengere Strafen als das Gesetz bestimmt, und oft in sehr summarischer Form verhängt, und keinen Unterschied zwischen Vornehm und Nieder, und Geistlich und Weltlich gemacht habe, so widerlegt er sich selbst in seiner grellen Schilderung von Don Pedro's Grausamkeit ***) am besten dadurch, daß er selbst gesteht, jene Grausamkeit des lusitanischen Monarchen sey auch nicht von dem kleinsten Schein der Habsucht begleitet gewesen, sondern alles Vermögen der Hingerichteten habe er Andern geschenkt, selbst dasjenige, so dem Fiskus heimgefallen; ferner: gegen Niemand, als gegen Verbrecher, oder die er für Verbrecher hielt, habe Don Pedro gewüthet; gegen Jedermann sonst sey er gütig und voll Großmuth gewesen. Er führt endlich mehrere Züge an, die auf seinen Privat-Charakter wie auf seine fürstlichen Grundsätze ein nur vortheilhaftes Licht werfen; zuvörderst daß es sein beständiger Wahlspruch gewesen: „der scheine ihm unwürdig des Königsnamens an demselben Tage, wo er nicht irgend Jemand eine Wohlthat erzeigt;" dann, daß er in Zeiten der Theurung lieber erhöhte Besoldung in baarem Gelde den Höflingen ausbezahlte, die früher sonst in Lebensmitteln sie erhalten, damit das Volk wegen des gestiegenen Preises derselben ja nicht gedrückt würde; endlich, daß er den Gürtel oft sich leichter binden ließ, weil mit gepreßtem Körper es ihm schwerer ward, die Rechte auszustrecken; dadurch wollte er die Nothwendigkeit ausdrücken, daß ein König freygebig sey.

Der Grad dieser Verwandtschaft aber war, nach der Weise, wie die Kanonisten zählen, der dritte. Zur Erläuterung diene nachstehender Stammbaum:

Don Sancho IV. König von Kastilien.

Beatrix.	Violanta,
Alfons IV. von Portugal Gemahlin;	natürliche Tochter; Fernando Ruiz de Castro's Gemahlin,
Don Pedro VIII.	Don Pedro Fernandez de Castro.
	Agnes de Castro, natürliche Tochter.

*) Daher mochten wol die Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle kommen, die D. Pedro in großer Menge gehabt haben soll, und deren mehrere Geschichtschreiber erwähnen. Vielleicht kam auch durch dieselbe Veranlassung das Gerücht auf, der Papst habe zwar die Legitimation der Ehe, nicht aber der mit Agnes gezeugten Kinder zugegeben. S. Duardi Nonii Leonis Iurisconsulti Lusitani, de vera regum Portugaliae Genealogia Liber.

*) Vergleiche darüber Gebauers portugiesische Geschichte.

**) Besonders sucht sich hierin der Rechtsgelehrte Nonius in dem so eben angeführten Werke ein Verdienst dadurch zu erwerben, daß er ein schreckbares Gemälde von der unmenschlichen Gerechtigkeitspflege des Königs liefert. Vielleicht erklären sich die Uebertreibungen durch den Umstand, daß der Chronikant so etwas nöthig hatte, um seine witzige Phrase: es habe in Spanien zu gleicher Zeit drey „Pedro's," genannt die „Grausamen," der eine in Portugal, der zweyte in Kastilien, der dritte in Arragon, gegeben, überdieß auch noch einen andern (Tyrannen) Karl II. in Navarra, welche sämmtlich nicht so fast durch Zufall als durch Verabredung sich verschworen zu haben scheinen, ihren Unterthanen Kränkungen zuzufügen, — mit irgend einem glücklichen Rechtstitel anzuthun.

***) Das Mährchen, daß D. Pedro beständig eine Geißel mit sich herumgetragen, ist zu albern, als daß man daran glauben könnte. S. Duard. Nonius, am a. O. S. 1262.

Mit dieſem leztern, unfreywilligen Lobe unſers Genealogiſten ſtimmen auch viele andere Berichterſtatter überein; die einen mit der Bemerkung, von dem preiswerthen Könige ſey es zum Sprüchwort geworden, er hätte entweder nie geboren werden oder nie ſterben ſollen; andere mit den Worten: er habe eine unglaubliche Sehnſucht des Volkes nach ihm mit in's Grab genommen. Der Schwan von Portugal ſelbſt entwirft in einer Stanze ſeiner Luſiade das Bild von Don Pedro's Regierung folgendermaßen:

„Er war ein ſtrenger Richter böſer Thaten, wenn Ehebruch, Mord und Raub verübt wurden, und Qualen auf ein ſchuldiges Haupt zu laden, gewährte ihm Wolluſt und inniges Verlangen; die Städte blühten auf, von ſeiner Sorgfalt vorzugsweiſe bedacht und berathen, indem ſie von keines Stärkern Uebermuth Unrecht zu dulden genöthigt waren, und mehr Verbrecher hat ſein Arm gerichtet, als Theſeus und Herakles einſt vertilgt."

Im Jahre 1367 ſtarb Don Pedro, nach blos zehnjähriger Regierung, 67 Jahre alt, zu Eſtremos, und, einem lezten Willen zufolge, ward ſein entſeelter Körper zu Alcobaza, an die Seite ſeiner geliebten Ignes gelegt. Auf ihn folgte Don Fernando, ſein Erſtgeborner; aber auch die Kinder der Ignes blühten in hohen Ehren und königlichen Geſchlechtern fort *).

*) Vergleiche Hispan. Illustrata, Tom I. Ferreras. Gebauer (portug. Geſchichte). Allgem. Weltbiſtorie von Guthrie und Gray (Portug. u. Spanien) Camoens Luſiade u. ſ. w. Auch die Annales Baronii (fortgeſezt von Raynald) ad ann. 1357 u. f. f.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 1. Januar.

(Fortſezung.)

Hr. Kalkbrenner iſt, eben von einer vortheilhaften Reiſe durch Irland und Schottland zurückgekommen. Er ſoll zwar blos in der Abſicht gereiſt ſeyn, die ſchönen Gegenden jener Länder zu beſehen. Da man ihn aber zu Dublin, Limerick, Cork, Belfaſt, Glasgow und Edinburg dringend bat, ſich hören zu laſſen, ſo ließ er es ſich gefallen, die Zuhörer zu entzücken und ſeine Taſchen zu füllen. In mehreren Landſtädten haben ergiebige Konzerte ſtattgefunden, beſonders in Liverpool, wovon Hr. Haws der Unternehmer iſt. Man ſang dort mehrere Stücke aus dem Freyſchüz. Auch gedenkt Hr. H. dieſe berühmte Oper den kommenden Winter in den Argyle-Sälen von den beſten Sängern und Muſikern als Konzert aufführen zu laſſen. Bey einem der genannten Konzerte wurde ſtatt dem God save the King die folgenden italieniſchen Verſe geſungen:

Viva Giorgio, viva il forte
Da' nemici domator!
Favorito e della sorte
Delle belle, e dall' amor;
Viva Giorgio!

Al Rò buano!
Al caro Giorgia!
Al più giusto della terra!
Al gran diavol della guaera!
Viva Giorgio!

Noi l'amiamo, l'adoriama,
Senza fine, e di buon cor.
Viva Giorgio!

Dite tutti via con ma,
Viva Giorgio il nostro Rè!
Viva Giorgio!

Das nenne ich doch noch zierliche Schmeicheley, zweifle aber doch, ob dem John Bull der gran diavol della guaera gar beſonders behagen dürfte.

In dieſen Zeiten der Spekulationen darf man ſich nicht wundern, daß irgend ein Vorſchlag, welcher Vortheil verſpricht, ſchnelle Aufnahme findet, beſonders wenn das Unternehmen inländiſch iſt. Deßwegen finden auch die neulich vorgeſchlagenen eiſernen Straßen, womit man das Land in allen Richtungen (für's erſte von London nach Birmingham und Liverpool) zu durchziehen gedenkt, einen ſo allgemeinen Beyfall, daß die Aktien bereits zwey bis drey Pfund geſtiegen ſind, obgleich noch keine Parlamentsakte zur Billigung des Unternehmens erhalten worden iſt. Es iſt unſtreitig, daß ſelbſt mit Pferden eine ſolche Straße weit größere Schnelligkeit für die Fortbringung von Menſchen oder Waaren verheißt, als auf Kanälen geſchehen kann; aber mit Dampfmaſchinen, welche dabey gebraucht werden ſollen, verſpricht man ſich eine ſolche Schnelligkeit, daß man darauf in zwölf bis fünfzehn Stunden von London nach Edinburg fahren zu können hofft. Dabey iſt die Anlage weit wolfeiler als die Anlage von Kanälen, und der Unterhalt der Dampfmaſchinen ſo viel geringer als der Unterhalt von Pferden, daß eine Reiſe, welche jezt fünf Guineen koſtet, auf dieſen neuen Straßen nicht mehr als zwey Guineen koſten ſoll. Wenn ſich die Hinderniſſe, welche Vorurtheile und die bedrohten Vortheile der Kanal- und Kutſchenunternehmer dem Unternehmen entgegenſtellen, beſeitigen laſſen, ſo ſteht zu erwarten, daß dieſe Veränderungen einen bis zur Zeit noch unberechenbaren Einfluß auf den Handel und die Lebensweiſe in England haben müſſen. Zu gleicher Zeit habe ich zu bemerken, daß vor Kurzem eine neue Art von eiſernen Straßen erfunden worden iſt, welcher der Schnee im Winter nichts anhaben kann; die Erfindung iſt aber noch nicht öffentlich vor's Publikum gebracht.

Eine der intereſſanteſten Erfindungen, für welche neulich ein Patent gegeben worden, iſt ein Mittel, Stoffe von Hanf, Flachs, Baumwolle, ſo wie auch Leder, Papier u. ſ. w. gegen Waſſer und Luft undurchdringlich zu machen. Man macht nämlich einen Leim von elaſtiſchem Harz, welches dünn geſchnitten und in künſtlichem Naphtha aufgelöst wird. Iſt dieſes geſchehen, ſo dehnt man zwey gleichgeſchnittene Stücke von dem zu bereitenden Stoff in Rahmen, und beſtreicht eine Seite derſelben mit einer dünnen Lage des Leims; wenn dieſer ſich geſezt, legt man beyde gegeneinander, nimmt die Rahmen ab, preßt ſie unter einem mäßigen Drucke zuſammen, und läßt ſie ſo an einem warmen Orte trocken werden *).

(Die Fortſezung folgt.)

*) Die nähere Anleitung findet derjenige, den dieſe Sache intereſſirt, in Dinglers Polytechniſchem Journal. Decemberheft 1824. Red.

Auflöſung der Charade in Nr. 13:

Argliſt.

Logogryph.

Sechſe ſind es, zuſammen doch keines.
Läßt du das Erſte weg, bleibt noch eines.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Januar 1825.

Wie erscholl der Gang des lauten Heers
Von dem Gebirg in das Thal herab,
Da zu dem Angriff bey dem Waldstrom das Kriegslied
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

Klopstock.

Auszüge aus Islaor, oder der cheistliche Barde.

(Fortsetzung von Nr. 9.)

Ein dumpfes Gemurmel des versammelten Volkes beantwortete Islaor's Prophezeihung. Der Statthalter verlor zum Erstenmal seine Fassung; im Schooße seiner Allmacht selbst fühlte er sich von diesem Nebenbuhler, den er hassen mußte und zu achten sich gezwungen sah, besiegt. Er versucht die Weissagungen zu belächeln, welche dieser Christ ausgesprochen hatte, wie ein Richter das Urtheil, wie ein Gott seinen Donner schleudert — — er lächelte, ihr Franken, und euch, euch kann ich dieses erzählen!" —

Schaudernd verstummte der Gallier, denn Coriallum loderte in diesem Augenblick vor ihm in Flammen auf. Nachdem die Sicambern alle Beute, die für sie von einigem Werth war, fortgeschleppt hatten, verwandelten sie diese blühende Stadt, so wie alle, auf die ihr Zug traf, in Asche. In einiger Entfernung tönte aus einem Walde das Jammergeschrey der geflüchteten Einwohner; die Barbaren hatten sie in ihren Zufluchtsort verfolgt, und ihre Streiche trafen diese Unglücklichen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Clotvald schien den Anblick dieser Greuel mit Vergnügen zu sehen, die Töne der Verzweiflung und der Wuth, die zu seinem Ohr drangen, ergötzten ihn wie den Krieger der Schlachtenruf, wie den Jäger das Gebell der Jagdhunde, die um den gefällten Hirsch sich versammeln. Die zur Bewachung des Lagers bestellten Sicambern blickten mit wildem Verlangen auf den Schauplatz des Mordes, und beneideten ihren Gefährten ihre Arbeit. Nur Pharamonde schien von den Jammertönen belästigt, und ungeduldig, den Gesang des alten Baedin unterbrochen zu sehen. Endlich kehrte die Stille zurück. Wie nach heftigem Ungewitter die Gebiegsströme Anfangs brausend an den Abhängen herabstürzen, dann immer leiser und leiser dahinfließen, so verhallten endlich die Töne der Wuth und des Wehes.

Pharamonde forderte nun die Fortsetzung der Erzählung; der Greis, von Schrecken und Abscheu erstarrt, war dessen kaum fähig; doch Clotvald befahl es, und er mußte gehorchen.

„Die Bewegung, welche Islaor's Prophezeihung in dem Volk hervorgebracht hatte, dauerte noch, aber der Stimme der Druiden und der Priester gehorchend, bereiteten sich die Liktoren, ihr Beil an sein Haupt zu legen, als plötzlich ein Schrey vom Ocean herüber schallte. Auf den Wogen erscheint ein weißgekleidetes Weib von himmlischer Schönheit, und streckt den Arm nach dem Ufer; die Götzenpriester sehen in ihr einen Boten der Götter, die Christen glauben einen Engel zu erblicken — denn in den Zeiten des Aberglaubens ergeben sich die Vertheidiger der Wahrheit selbst jedem Wahne — allein Islaor erkannte Aurinia in dieser Erscheinung, er wirft sich in einen Nachen, den das nahe Ufer ihm anbietet, ein Stoß seines Fußes schleudert ihn in die Wellen, und er strebt, diejenige zu erreichen, die seinem Leben als rettender Schutzgeist zugegeben ist. Die Römer verachteten, ihn zu ver-

folgen, oder fürchteten sich der Gottheit zu widerstreben, die ihn in ihren Schutz genommen zu haben schien. Der Statthalter zweifelte nicht, daß die Zeit seiner Rache günstig seyn würde, und so entschwand das liebende Paar dem Blick der Menge, die bey dem Anblick dieser geheimnißreichen Flucht seine Dienstbarkeit und sein Unglück vergaß.

Der Hauch des Windes schwellte das Segel der Geächteten und leitete sie auf den Gewässern; die ganze Welt bot ihnen keine Zuflucht dar. Islaor, in stummer Verzweiflung das Angesicht mit seinen Händen bedeckend, schien sogar für die Gegenwart, für die Gefahr seiner Gattin unempfindlich zu seyn; das kräftige Leben, das ihn einen Augenblick auf den Wällen von Coriallum durchglüht hatte, war erkaltet, es war nur das lezte Auflodern der sterbenden Lampe gewesen — in ihm lebte nichts mehr wie hoffnungsloser Gram. Aurinia neigte sich auf seine Schulter und erwähnte des Landes, das die Gallier schon längst jenseits des Untergangs ahneten, als dem Hafen ihrer Rettung. „Ja, erwiederte Islaor, dem Niedergang zu wollen wir steuern, dort finden wir eine Zuflucht!" Der Gedanke des Todes war ihm süß; er hatte von dem Leben nichts mehr zu fordern, und nur der Tod konnte Aurinia der Schmach entziehen. So schifften sie auf einem zerbrechlichen Fahrzeug auf dem unermeßlichen Ocean fort; obgleich kein Sturm ihn bewegte, prangte er doch in all seiner furchtbaren Größe, jede Woge spielte mit dem kleinen Nachen, hob ihn auf ihre glänzende Spitze, und schien ihn in den Abgrund zu versenken; die Liebenden schwiegen, die Bangigkeit ihrer Herzen verrieth sich nur durch eine schwere Thräne, die ihre Wimper benezte. Furcht beherrschte Aurinia's Busen, Islaor allein nährte noch eine einzige Hoffnung — sie reichte über die Erde hinaus. Lange noch blieben ihre Augen auf Armoriea's Küste gerichtet, es war das Land ihrer Geburt, das Land, wo sie so viel gelitten, wo sie so innig geliebt, dem sie nun mit Abscheu entflohen, denn es war zum Aufenthalt des Verbrechens geworden. Nach und nach schwand das Gestade in unsichere Umrisse dahin, und endlich sahen sie sich allein, ein Punkt, von dem unermeßlichen Ocean umgeben, sie die einzigen lebenden Wesen in diesen grenzenlosen Fluten, nur hier und da von einem Raubvogel verfolgt, der mit schaudererregendem Flügelschlag über ihre Häupter dahinschoß. Die Sonne sank in die Wogen, und sie entschwanden, von der Dunkelheit und den Fluten umhüllt." —

„Wie, rief Pharamonde, Ihr wißt nicht, was der Gott des Meeres über sie verfügte?"

— „Der Tag kehrte zurück, begann der Barde von Neuem, der Anblick der goldenen Sonne, die mit jugendlicher Schönheit aus dem Ocean auftauchte, die Einsamkeit, in der die beyden Gatten einer dem andern so innigst gehörten, und auf ihrem leichten Fahrzeug als Herrscher zu stehen schienen, ergriff Islaor's Seele. Er drückte seine Geliebte fest an sein Herz, und es dünkte ihr entzückend, auf diese Weise zu leben oder zu sterben. Aurinia sah noch einmal das Feuer, welches auf dem Schlachtfeld sein Antlitz umstrahlt hatte, in seinen Augen entbrennen, noch einmal beschlich die Hoffnung ihr Herz, und sie flehte den Gott der Christen, vielleicht auch den ihrer Väter, sie an die unbekannte Küste zu führen. Indeß eine weniger finstere Zukunft vor ihrer Seele dämmerte, begann Islaor undeutliches Bedauern über sein und Aurinia nahendes Ziel zu empfinden: er hätte nun eine andere Zuflucht gewünscht, als der Abgrund des Oceans sie erwarten ließ. Mit gramvollen, reuigen Worten drückte er ihr seine wiederkehrende Lebenslust und den Schmerz aus: mit einem Herzen voll glühender Liebe, in ihrem Besitz, an ihrer Seite, dem Tod zum Raube zu werden. Der Gedanke, mit Aurinia haben leben zu können, und nun, vor ihr dahin scheidend, sie im graunoll-einsamen Tode sich nacheilen zu sehen, erfüllte ihn mit unnennbaren Schrecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Fortsetzung.)

14ten November.

Acht ein halb Uhr Vormittags. — Napoleon befindet sich etwas besser. — Bad. — Bewegung.

Ich begleite den Kaiser in den Garten. „Reisten „Sie oft nach Korsika, während Sie Italien bewohnten?" — Selten, Sire! — „Sie kennen aber doch seine Ge„schichte; Sie wissen, daß ich sie beschrieben habe?" — Ja, Sire, ich habe davon gehört. — „Ich war damals „noch voll Feuer, achtzehn Jahr alt, der Kampf hatte „erst begonnen; ich brannte von Patriotismus und Frey„heit; der Republikanismus drang mir aus allen Poren „hervor. Ich übergab Raynal meine Arbeit, der sie gut „fand; er ertheilte mir Lob, das ich anhörte, und den „Rath, sie drucken zu lassen, den ich nicht befolgte. „Auch hatte ich recht, denn in meinem damaligen Alter „mußte ich mich nach dem Fahrgleise fortschleppen, dre„hen und wenden, Absichten voraussetzen, mich in fal„schen Ansichten verlieren. Ich war ein Neuling, ver„stand noch nichts vom Kriege, von der Administration, „wußte nichts von dem Gang der Staatsangelegenheiten; „ich beurtheilte alle damit beschäftigten Leute mit derse„ben Unverschämtheit, mit der man mich jezo beurtheilt. „Haben Sie ..... gelesen? Doch, Sie lesen ja nur „physiologische Schriften; Sie wissen nichts von den täg„lich ausgedrüteten Flugschriften."

Der Kaiser ging einige Werke durch, und kam dann wieder auf Korsika, auf seine Jugendfreunde zurück. —

Digitized by Google

„Kennen Sie Barberi?“ — Den Sohn des Präsidenten des Gesundheit-Amts, der die Freunde des Moltedo und Citadella auf die Fregatte Muiron brachte? — „Allerdings! Ich spielte ihm einen Streich, über den sich „seine Eßlust sehr beschweren wird. Es war im Jahr „1793. Ich hatte Urlaub erhalten, und war nach Ajaccio gereist. Damals war ich Kapitän, sah voraus, „daß der Krieg lange dauern, lebhaft seyn würde, und „bereitete mich darauf vor. Ich hatte mir mein Studirzimmer an dem ruhigsten Ort im Hause ausgesucht, „bewohnte die Mansarden, nahm keine Besuche an, ging „selten aus und arbeitete. An einem Sonntagmorgen, „wo ich über den Platz am Leuchtthurm ging, begegnete „mich Barberi, der mir Vorwürfe machte, daß ich mich „nirgends sehen lasse, und mir einen Spaziergang vorschlug. Ich nahm ihn unter der Bedingung an, daß „es eine Wasserfahrt seyn sollte. Er rief die Matrosen „von einem Fahrzeuge herbey, an dem er Antheil hatte; „sie kamen, und wir fuhren ab. Ich hatte mir vorgenommen, die Ausdehnung des Golfs zu messen, und „ließ die Richtung gegen den Raconto nehmen. Ich „sezte mich auf den Hintertheil des Schiffes, machte „mein Paket Bindfaden los, und fand das Resultat, „das ich haben wollte. Nach der Ankunft an der Costa „erkletterten wir dieselbe; die Stellung war prachtvoll; „hier legten die Engländer später eine Redoute an, welche Ajaccio beherrschte, und ich hatte mir vorgenommen, „diese Stellung ganz genau durchzusehen. Barberi, der „sich um solche Untersuchungen wenig kümmerte, bat „mich immer, aufzuhören. Ich wollte ihn zerstreuen, „Zeit gewinnen, aber die Eßlust machte ihn gegen Alles „taub. Sprach ich von der Ausdehnung des Golfs, so „antwortete er mit seiner Nüchternheit; von dem Kirchenthurm, von diesem oder jenem Hause, das ich mit „meinen Bomben traf, so sagte er: ganz gut, aber ich „bin hungrig, und mich erwartet ein gutes Frühstück, „wir wollen fort, wir wollen geben! Wir gingen, aber „man hatte nicht mehr so lange auf uns gewartet, er „fand weder eine Tafel noch eine Gesellschaft. Darauf „versicherte er, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, und genau auf die Stunde zu achten, wenn er wieder recognoscirt sollte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Januar.

(Fortsetzung.)

Eine der wichtigsten Erscheinungen in diesem Augenblicke in unserer Weltgegend ist der unbändige Eifer der Katholiken gegen die Verbreitung der Bibel, „ohne Erklärung und Kommentar,“ so wie sie die Bibelgesellschaft drucken läßt. Es ist zwar nur in Irland, wo sich dieser Widerstand gezeigt, aber da keiner der englischen oder schottischen Katholiken dem Verfahren ihrer dortigen Glaubensbrüder widersprochen, so muß man annehmen, daß diese Mißbilligung gegen Verbreitung der Bibel bey uns allgemein ist. Die Mittel, welche die Katholiken zur Erreichung ihres Zweckes anwenden, sind verschiedenartig. Findet irgendwo eine Versammlung zu Gunsten der Bibelvertheilung statt, so erheben sich katholische Geistliche und Layen und reden dagegen. Die erstaunten Protestanten, welche vorher nie eine Stimme gegen diesen Plan in ihrer Mitte vernommen, wollten anfangs die Gegner nicht reden lassen; aber sie sahen bald ein, daß dieses unbillig und ihrer Sache nachtheilig seyn würde, und kamen sogar bey einer Gelegenheit überein, über diesen wichtigen Gegenstand eine Conferenz zu halten, bey welcher drey Geistliche auf jedweder Seite sprachen, welche alle zwar sehr viele vernünftige Gründe für und wider die Sache vorbrachten; aber, wie sich's erwarten ließ, auch alle auf ihrer ersten Meinung blieben. Auf einen Protestanten aber, welcher im Stuhle war, sollen die Disputationen die Wirkung gehabt haben, daß er sich am Schlusse derselben gegen die Bibelvertheilung erklärte. Dergleichen Streitigkeiten müssen nun freylich für den Augenblick nachtheilig auf die Gemüther wirken, aber es ist schon genug, daß die Menschen auch dadurch zum Nachdenken geleitet werden. Ein anderes Mittel der Katholiken aber ist weniger lobenswerth: Ihre Redner haben nämlich bey mehreren Versammlungen statt Gründe vorzubringen, durch kühne Behauptungen und grobe Persönlichkeiten, durch Drohungen und die Versicherung, daß sie nicht nur in Irland, sondern auch in England und Schottland eine Menge Proselyten machten, und daß in Kurzem zwey Jesuiten in dieser Absicht nach England gehen würden, bey ihren protestantischen Mitbürgern Bitterkeit und Besorgnisse erregt, welche der Verbesserung des politischen Zustandes nothwendig hinderlich seyn muß. Denn das Haupthinderniß gegen die Emancipation der Katholiken, in England wenigstens, ist die Furcht vor dem kirchlichen Herrschgeist, welcher keine politische Freyheit gestattet, die den Glauben gefährden kann; die Besorgniß vor der Erneuerung der Inquisition u. s. w. Das lezte Mittel der Katholiken aber ist das tadelnswürdigste, nämlich, daß sie mehrere Versammlungen durch ihren wilden Pöbel haben auseinander treiben lassen. Wäre die Sache nicht zu ernsthaft, man müßte über die Inconsequenz dieser Leute lächeln. In dem Augenblicke, wo sie sich über Gewissenszwang beklagen, und die Legislatur um die Abschaffung aller beengenden Gesetze gegen die Katholiken bestürmen, verletzen sie die bestehenden Gesetze und suchen der entgegengesetzten Parthey durch rohe Gewalt Gewissenszwang aufzulegen, und in dem Augenblick, wo sie die Protestanten des Proselytengeistes beschuldigen, bekennen sie selbst, daß sie allenthalben bemüht sind, Proselyten zu machen. Auch haben einige katholische Geistliche vor Kurzem angefangen, der Geistlichkeit der anglicanischen Kirche den apostolischen Character abzusprechen, welches Alles auf einen Kampf auf Leben und Tod abgesehen zu seyn scheint, wozu sich die Katholiken durch den zu Dublin bestehenden sogenannten katholischen Verein, welcher 700 Mitglieder von der höchsten Geistlichkeit und den vornehmsten Layen der Religion besitzen soll, Beyträge erhebt und einen Schatz sammelt, und an seine Glaubensbrüder Aufrufe erläßt, vorbereitet zu haben scheinen. In wie weit hierdurch die Protestanten in Irland Gefahr laufen, wollen wir nicht untersuchen; aber die dortige protestantische Kirche empfindet jezt nur zu sehr einen andern Nachtheil als die Folge des abscheulichen Systems, die Kirche zum Mittel zu machen, die Söhne der Reichen zu versorgen, ohne auf die Fähigkeit des Kandidaten zu sehen; denn sie hat fast keinen einzigen Geistlichen dort, welcher es mit dem Talente vieler der katholischen in öffentlichen Versammlungen aufnehmen könnte; wenigstens hat sich noch keiner gezeigt.

Digitized by Google

Die Kirche bey uns steht überhaupt zu sehr aufs Zeitliche, und als hätte man es darauf abgesehen, sie beym Volke verhaßt zu machen, so mußten während der Reformation viele ihrer reichen Gefälle in die Hände von Layenfamilien fallen, die solche dann auch größtentheils in ihrem Namen mit der größten Strenge eintreiben. So ist z. B. den jetzt in der Altstadt London große Beschwerde durch den Geiz eines Geistlichen entstanden, welcher ein altes Recht gelten machte, nach welchem ihm 13½ Prozent von dem Zins eines jeden Hauses im Kirchspiel entrichtet werden sollte. Dem bösen Beyspiele folgten andere, sowol Geistliche als Lay-Eigenthümer, und die Stadt hat sich entschlossen, das Parlament zu bitten, diesen Erpressungen ein Ende zu machen.

Vor Kurzem hielt ein ehemaliger Geistlicher der englischen Kirche bey dem Lord-Mayor um seine Genehmigung zur Stiftung einer Anstalt an, in welcher die Beweise für und gegen die christliche Lehre öffentlich besprochen werden sollten; und obgleich er eine abschlägige Antwort erhielt, so fuhr er doch in seinem Plane fort, und es haben wirklich in einem Gasthofe über diesen wichtigen Gegenstand zwey oder drey Versammlungen statt gefunden, welche viel Aergerniß erregt haben, denn die Redner waren fast ausschließlich auf einer Seite. Dieser sonderbare Verein nennt sich the Christian Evidence Society (die Christenthumszeugniß-Gesellschaft).

Die Stimme von Indien, dessen ich in meinem letzten erwähnte, ist, wie ich bey näherer Ansicht finde, blos ein politisches Werk, und in der Absicht geschrieben, um diejenigen, welche in Ostindien eine freye Presse und freye Kolonisation eingeführt zu sehen wünschen, zum Schweigen zu bringen. Der Verfasser ist lang genug in Indien gewesen, um über diese wichtige Frage Aufmerksamkeit zu verdienen. Die dortige brittische Herrschaft ruht nach ihm auf der schwächsten und gefahrdrohendsten aller Stützen, der Unwissenheit des Volkes. Nach ihm darf man das Volk weder im Einzelnen noch im Ganzen aufzuklären suchen, der Kastengeist darf nicht angetastet werden, und das größte aller Uebel für die Engländer würde die Bekehrung eines großen Theils der Nation zum Christenthume seyn. Da wäre freylich die Preßfreyheit und die Einführung europäischer Anstalten nicht rathsam. Nach diesen Ansichten verfahren auch die Beamten der Ostindischen Gesellschaft, und unsere Regierung und das Parlament billigen es. Was soll man aber denken, wenn Millionen für die Bekehrung der Heiden gespendet werden, und zu gleicher Zeit um weltlicher Vortheile willen das Licht des Evangeliums von einer Menschenmasse von mehr als zehn Millionen gewaltsam entfernt gehalten wird — o heuchlerisches Zeitalter!

Der bekannte Orientalist, Dr. Gilchrist, gibt jetzt Vorlesungen über die hindostanische und persische Sprache auf eine Weise, welche nicht nur die einfachste und praktischste Darstellungen von diesen beyden Sprachen selbst, sondern auch eine Menge allgemeine Sprachbemerkungen mittheilt, welche die größte Aufmerksamkeit verdienen. Ein kürzlich von diesem Philologen herausgegebenes Werkchen ist eine Theorie von dem lateinischen Zeitworte, die beste Abhandlung der Art, die mir noch vorgekommen ist. Dr G. hat seit vielen Jahren seine ausgebreitete Sprachenkenntniß dazu benutzt, das Grundwerk zu einer allgemeinen Sprache aufzustellen, und hat sich öfters bemüht, die Mitwirkung des gelehrten Publikums zu erhalten, um eine solche Sprache in's Leben zu rufen. Ich muß gestehen, daß mir die Ausführung eines solchen Planes eine Chimäre scheint; aber Dr. G. hat durch die Verfolgung desselben eine allgemeine Uebersicht der Sprachen erlangt, welche alle seine Werke schätzbar macht.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, 12. Januar.

Nach dem eben erschienenen hiesigen Hof-Theater-Taschenbuche ist der gegenwärtige Bestand der Karlsruher Bühne folgender: Für Schauspiel und Oper — zwanzig männliche und dreyzehn weibliche Mitglieder. Unter jenen sind jedoch drey bis vier, und unter diesen eben so viele, welche nur selten auftreten. Das ganze mit und bey dem Theater beschäftigte Personal beträgt (ohne das Orchester) 150 Personen. Engagirt wurden — Hr. Obermayer, Hr. Köcher und Hr. Vogel; abgegangen sind Hr. und Mad. Weirelbaum und Dlle. Bauer; gestorben Hr. Mittel und Dlle. Hasloscher. Unter den aufgeführten Stücken waren 99 Lustspiele, 32 Schauspiele, 12 Trauerspiele und 65 Opern. Kotzebue figurirt hier 2e Mal, Shakespeare — 1 Mal. Die Zahl der mittelmäßigen Dichter ist bey weitem die größte. Daß die Karlsruher Bühne seit einigen Jahren sich sehr verändert habe, ist das allgemeine Urtheil. Der Oper fehlen zwey Bässe, der erste Tenor und eine Sopranstimme. Das Trauerspiel ist im Ganzen mittelmäßig, das Schauspiel abwechselnd; nur das Lustspiel hält sich auf seiner Höhe. Karlsruhe ist allerdings nicht groß genug, um zugleich eine gute Oper und ein gutes Schauspiel zu haben; inzwischen sind die Einnahmen nicht gering, und man würde schon bedeutend weiter kommen, wenn man den Grundsatz fest hielte, statt zwey oder drey mittelmäßigen Subjekten jedesmal lieber nur Eines, aber ein vorzügliches zu wählen. Eben so möchte es gerathen seyn, sich seine Schauspieler und Schauspielerinnen selbst zu bilden. An Talenten und Lust zur Bühne fehlt es schwerlich. Man könnte dann mit mehr Sicherheit auf seine Subjekte zählen, und erhielte sie wohlfeiler. Das Ensemble, welches man so oft vermißt, ließ sich durch tüchtiges Zusammenüben gewinnen.

Hr. und Mad. Weirelbaum und Dlle. Bauer sind bis jetzt nicht wieder ersetzt. Ueber die letzte hat ein Ungenannter (wie es scheint, ein Bürger oder Schirmgenosse des Königsstädter Theaters in Berlin) in der Zeitung für die elegante Welt (vom 29. Nov. 1824) Einiges mitgetheilt, was der Berichtigung bedarf. Personalitäten hätte er überhaupt nicht berühren sollen, aber auch das Faktische ist zum Theil unwahr. Lina Bauer genoß, bevor sie zum Erstenmal (in den Hagestolzen, nicht in Minna von Barnhelm) die Bühne betrat, des Unterrichts der Dlle. Demmer (nicht der Dlle. Maaß); nachher leitete Hr. Hofrath Schreiber ihre Studien, die sich keineswegs auf Deklamation und Anstand beschränkten. Der letzte konnte einem Mädchen, welches eine sorgfältige Erziehung gehabt hatte, ohnehin nicht fehlen. Nach ihren ersten Versuchen wurde sie mit 600 Gulden jährlich engagirt, und als sich Hr. B. aus Berlin hier befand, schloß er, nachdem er ihr Spiel gesehen, mit ihr einen Vertrag auf fünf Monate, der die höchste Genehmigung erhielt.

Ohne Zweifel hätte Dlle. Bauer erst später nach Berlin gehen, oder doch wenigstens nach Ablauf ihres Urlaubs zurückkehren sollen; doch das ist ihre Sache und gehört nicht vor das Publikum. Ob übrigens das Prognostikon des Berliner Korrespondenten im Eleganten: „daß dieser Stern dritter Größe bald erblassen werde," seiner Erfüllung nahe sey, muß die Zeit lehren. Dem Bauer — bey so herrlichen Anlagen, verbunden mit einem sehr achtungswerthen persönlichen Charakter, und auf dem richtigen Wege, den sie eingeschlagen, konnte ein schönes Ziel in der Kunst erstreben. Wurde sie in Berlin wirklich falsch geleitet, wie der gedachte Korrespondent sagt, so wird wol ihr besseres Gefühl sie bald von einem augenblicklichen Irrthume zurückbringen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. Januar 1825.

Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ihr geſchrieben.
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erſcheinungen reihſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt ahnend die groſe Natur.
Schiller.

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Fortſezung.)

16ten November.

Neun Uhr Vormittags. — Der Kaiſer war nachdenklich, unruhig; er fragte mich über ſeine Empfindungen, ſein Uebelſeyn; ich ſah, daß ihm etwas auf dem Herzen liege, und glaubte es zu ahnen. Ich fing an mit ihm über ärztliche Krankheiten zu ſprechen. „Sie glauben nicht „daran?" — Nein, Sire! — „Die ſchlechte Organiſa„tion des Vaters hat keinen Einfluß auf die Konſtitution „der Kinder?" — Wenn dem ſo wäre, ſo würde der Buckliche nur Buckliche, der mit der engliſchen Krankheit Behaftete nur wieder rachitiſche Kinder erzeugen, und doch ſieht man täglich aus dieſen von der Natur ſo mißhandelten Eben die ſchönſten Kinder entſpringen. — „Dieſe „Lehre iſt indeſſen doch in den Schulen aufgenommen." — Nein, Sire, es gibt keine einzige, die ihr gegenwärtig nicht widerſpricht. — „Die engliſchen ebenfalls?" — Ebenfalls; Hunter, einer ihrer größten Aerzte, bekämpft dieſe Theorie. Alle haben ſich ſeiner Anſicht angeſchloſſen. — „Die hieſigen Aerzte ſind indeſſen doch alle der ent„gegengeſezten Meinung zugethan. Sollten ſie wol ihre „mediciniſche Eingebung an Hudſon's Kopfkiſſen einholen?" — Ich weiß es nicht, Sire, aber ſie können unmöglich an die Uebertragung der Krankheiten glauben; ſie können höchſtens eine gewiſſe Geneigtheit dazu annehmen. — „Ah! „aber weder ich noch England haben etwas mit ihrer Mit„ſchuld zu thun." Und hierauf fing er an, die nähern Umſtände der Krankheit zu erzählen, an welcher ſein Vater geſtorben war.

„Er war krank abgereiſt, die Ortsveränderung hatte „ihm keine Erleichterung verſchafft. Er litt, wurde mage„rer, verdaute nicht, und fand ſo wenige Beſſerung bey „der Abweſenheit, daß er die Seinigen wiederſehen wollte. „Er reiſte ab, erreichte Montpellier; auf einmal aber „wird ſein Uebel ſchlimmer, das Erbrechen kommt beſtän„dig, nichts wird verdaut, nichts bleibt im Magen. Er „zieht die Aerzte zu Rathe, ſtopft ſich voll Arzneyen und „wird nicht beſſer. Man ſchreibt ihm eine beſondere Diät „vor, räth ihm den Gebrauch der Buttirebirnen: er kehrt „nach Paris zurück, wo ſie häufiger und beſſer ſind. Er „ißt davon, ſättigt ſich damit, macht Bewegung, geht, „kommt und wird wieder geſund. Er war friſch, heiter, „hatte die geſundeſte Farbe, ſo, daß man ihm das höchſte „Alter vorausgeſagt hätte. Unglücklicherweiſe war das „Uebel nicht gründlich gehoben, es war nur ein Halt, ein „Aufſchub. Es kam bald mit neuer Stärke wieder. Mein „Vater hatte kaum einige Monate in Korſika zugebracht, „als ſein Zuſtand noch ſchlimmer wurde, als er früher „geweſen war. Die Fakultät hatte ihm das Erſtemal das „Leben gerettet, er glaubte, ſie könnte es auch zum Zwey„tenmale; er nahm Joſeph mit ſich, und reiſte nach „Montpellier ab; ſeine Stunde hatte aber geſchlagen, die „Mittel waren fruchtlos; er unterlag. Dieß hieß ſehr

„jung sterben, denn er war erst acht-und-dreyßig Jahr alt. „Seine Krankheit hatte sonderbare Erscheinungen gezeigt, „man öffnete ihn. Er hatte einen Krebs am Pylorus. „Glauben Sie nicht, daß sich diese Krankheit allmählig „forterbt?" — Nein, Sire, die Krankheiten gehen so wenig von dem Vater auf den Sohn über, als der Geschmack, die Neigungen, die Talente, deren Verschiedenheit doch Jedermann anerkennt. — „Allerdings gleichen „wir uns in sehr vielen Beziehungen nur wenig. Er liebte „dir geistigen Getränke, ich kann sie nicht ausstehen; einen „guten Tisch, mein Magen aber leidet nicht die geringste „Ueberschreitung. Etwas Brod, ein Tropfen Wasser über „die gewöhnliche Quantität wird sogleich ausgeworfen; „und sehen Sie den Scharfsinn der Natur, sie hält sogleich „an, so wie sie den Ueberfluß ausgeworfen hat. Uebrigens „war mein Vater voll Muth und Scharfblick. Er legte „sich auf Poesie, besaß Beredtsamkeit, und würde Aufsehen „gemacht haben, wenn er länger gelebt hätte.

„Ich wußte nichts von seiner Lage und seinen Leiden, „und beschäftigte mich ruhig mit meinen Studien, wäh„rend er sich in den Aengsten eines leidensvollen Todes„kampfs befand. Er verlangte nach mir, er nannte mei„nen Namen, und bat mich in seinem Irrereden um den „Beystand meines großen Degens: aber die Entfernung „war zu groß. Er starb, ohne daß ich den Trost hatte, „ihm die Augen zu schließen. Dieser traurige Dienst war „Joseph vorbehalten, der sich desselben mit aller kindlichen „Liebe, deren nur immer ein Sohn fähig ist, entledigte. „Ein Umstand bey diesem traurigen Vorfall machte einen „besondern Eindruck auf mich. Mein Vater, der nichts „weniger als fromm war, und sogar einige irreligiöse „Gedichte gemacht hatte, sah kaum den nahenden Tod, „als er sich leidenschaftlich in die Arme der Priester warf. „Er beschickte sie, und es gab kaum genug für ihn in Mont„pellier. Eine so plötzliche Sinnesänderung, die indessen „alle Personen erfahren, welche von einer schweren Krank„heit befallen sind, läßt sich nur aus einer völlig krank„haften Unordnung in der menschlichen Organisation er„klären. Die Organe nützen sich ab, sie reagiren nicht „mehr, die Fassung wird erschüttert, der Kopf geht ver„loren; daher das Bedürfniß zur Beichte, zu den Oremus „und allen den schönen Dingen, ohne die man nicht ster„ben zu können scheint. Sehen Sie aber den Mann in „seiner ganzen Kraft, sehen Sie jene Kolonnen, die bereit „sind, sich auf das Schlachtfeld zu stürzen: die Trommel „ertönt, sie rücken vor und fallen unter den Kartätschen. „Hier frägt man weder nach Priestern, noch nach Beichte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Fortsetzung.)

Drey Tage waren in diesem Zustande vergangen; der vierte brach an. Nie hatte sich der Himmel glänzender über der Erde gewölbt! Das Meer ruhte glatt wie ein Spiegel, von dem leichten Lufthauch, der mit dem nutzlosen Segel spielte, gar nicht bewegt. Islaor's kraftloser Arm war dem Steuer entsunken, er sank nieder und entschlummerte, auf Aurinia's Schulter gelehnt. Sie fühlte sich glücklich, ihn zu unterstützen, regungslos unter der geliebten Last, ließ sie ihren Blick den ganzen unermeßlichen Himmelsraum durchirren, das Land der Rettung zu erspähen. Da glaubte sie fern über den Fluten einen blämlichen Streif zu erblicken; aber schon so oft hatten wandelnde Wolken sie betrogen, schon so oft ein feindseliger Lufthauch sie der keimenden Hoffnung entführt, daß sie ihr jezt den Eingang in ihr Herz kaum zu gestatten getraute. Doch das Bild wird deutlicher, ein Gestade dreitet sich vor ihren Blicken aus, Wälder und Felder und geregelte Mauern treten nach und nach hervor, ein hoher, einem ungeheuern Damm ähnlicher Fels erstreckt sich in's Meer, ein Klippenriff umgibt ihn; allein das schwache Fahrzeug treibt vor ihm vorüber, und schifft in eine von den reizendsten Landschaften umgebene Bucht tiefer in das Rettungsland hinein. Aurinia wollte in der ersten Glut ihres Entzückens ihren Gatten aus seinem Schlummer wecken, aber sie versagte sich diese Freude, um der größeren willen, ihn an einem befreundeten Ufer, aller Gefahr entronnen, erwachen zu sehen. Sie zweifelte nicht mehr, daß ein Gott sie zu der glückseligen Insel des Niedergangs geführt hätte, wo, nach den Sagen der Druiden, die Helden im Schooße ewiger Seligkeit lebten; wohin sie aber auch die Fluten geführt haben mochten, das schöne Land, das vor ihr lag, konnte nur der Tugend und Freyheit Aufenthalt seyn.

Bey dem Anblick des herannahenden Fahrzeugs hatten sich festlich geschmückte Menschen dem Ufer genaht: bekränzte Mädchen, schöne Jünglinge mit edeln, milden Zügen, über die eine stille Schwermuth gehaucht war, erwarteten seine Landung. Aurinia überzeugte sich, daß ihre Wünsche endlich erfüllt, und Islaor unter diesen glücklichen Menschen, in dieser reizenden Natur, ein neues Leben beginnen würde. Aus der Mitte der versammelten Menge nahten sich jezt zwey bewaffnete Männer und fragten Aurinia: Wer sie seo? Woher sie stamme und was für Götter sie verehre? Sie trugen die Kleidung der celtischen Heerhaufen; an ihren Helmen strahlt der Adler Roms; sie gehören zu Julian's Leibwache, und standen ehemals unter Islaor's Befehl. — Die beyden Flüchtlinge waren zu der brittischen Insel getrieben, da wo die unerschrockene Boadicea ehedem ihre Herrschaft behauptete,

Digitized by Google

und der Freyheit so vieles Blut floß. Jezt ist dieses Land eine Provinz des Reichs der Cäsaren. Derselbe Feldherr, welcher das Christenthum in Armorica stürzte, hat seine Macht bis nach Britannien erstreckt, und naht jezt selbst dem Ort, wo Aurinia weilt. In eben dem Augenblick erkennt ein Centurione, der des unglücklichen Weibes Schrecken bemerkte, den jungen Teibun, dessen Muth er in Coriallum bewundert hatte; er ruft: „Diese Flüchtlinge sind Feinde des Kaisers, Feinde des Himmels und der Erde!" und ergreift einen brennenden Altar, der im Kreise der Volkstänze stand, trägt ihn an den Rand der Wellen und fährt fort: „Ihr betretet das Gestade nicht, bevor ihr den Göttern geopfert!"

Aurinia bemüht sich, ihren Gatten zu erwecken; er antwortet nicht, sein Antlitz ist bleich, sein Haupt schwer, er vernimmt die Stimme nicht, die ehemals den Schlag seines Herzens verdoppelte. Der Stellvertreter Julian's betrachtete sein Werk, das Werk der Götter; Aueinia's Verzweiflung durchglühte sein Herz mit der einzigen Freude, der die Gottlosen empfänglich sind — es ist, als ob die Thränen ihrer Schlachtopfer die Schärfe des heimlichen Giftes, das sie aufzehrt, verminderten.

Endlich öffnet Islaor sein Auge. Aurinia empfängt mit einem freudigen Schrey den Schmerzensblick, der auf sie fiel — es ist der lezte, den sie empfangen soll, der edle Gallier erblickt den Statthalter auf dem Gestade, und weiß, daß Aurinia's und sein Verderben gewiß ist. Mehrere Krieger eilen herbey, ihren ehemaligen Anführer zu unterstützen, sein Fuß betritt die drittische Insel. Da hält der Centurione ihn bey dem Götzenaltar auf. Islaor stößt ihn zurück; er erklärt, daß er seine Gattin in den Schutz der Ehre der Krieger gibt, in den Schutz des allgemeinen Gehorsames — „und nun, sagt er, zum Statthalter gewendet, gebiete über mein Leben!"

Der fühllose Häuptling hatte Aurinia schon fortführen lassen, Islaor, den kaum noch ein Lebensfunke anfrecht erhält, wird in einen Kerker geschleppt, vor ein Kriegsgericht gestellt, und als Ruhestörer und Ungehorsamer verurtheilt. Das Volk war bey dem Anblick des sterbenden Unglücklichen, seiner verzweiflungsvollen Gattin, bey dem Anblick des grausamsten Mißbrauchs der Gewalt, der sie Einer dem Andern entriß, voll Entsetzen geflohen; jezt drängt es sich mit blödsinniger Neugier an die Stätte, wo ihm die Tocanney das Schauspiel ihres Todes bereitet.

Der sterbende Islaor naht sich auf zwey alte Krieger gestützt, deren Auge wider ihren Willen Thränen vergießt. Die Mattigkeit des Todes, welche ihn niederdrückt, hat seine Züge nicht ihres Adels, ihrer Milde, ja nicht der Freundigkeit des Bekenners der Wahrheit beraubt. Ein allgemeines Gemurmel, der Ausdruck des Mitleids, empfängt ihn, es ergreift selbst die Herzen der Großen, der Priester — sie vergaßen, daß ein Feind ihrer Unthaten, ein Feind der römischen Götter und des Teutates vor ihnen erscheint. Doch das Waffengeklirre verkündigt die Ankunft des Feldherrn, und vor dem Anblick der Macht verschwindet die einfache Hoheit der leidenden Tugend. Der Statthalter beginnt mit einem feyerlichen Opfer, dann legt er in einer künstlichen, von hinreißendem Vortrag unterstützten Rede die angeblichen Verbrechen des Verurtheilten dar. Islaor hört ihn nicht; im Bewußtseyn der Unschuld und Tugend heftet er seine Gedanken auf Aurinia und seinen Gott. Des Statthalters arglistige Rede hatte die Götzendiener entzückt, die Abtrünnigen durch Furcht zu neuem Eifer entflammt, die Christen von Schmerz überwältigt, und das Gericht ward beschlossen. Nun ward der Verurtheilte durch die zahllosen Volkshaufen zu seiner Todesstätte geführet — betrachtete man seine Heiterkeit, seine freudige Haltung, hatte man die leinene Binde, welche seine Stirne umgab, für das Diadem der Könige gehalten — aber sie bezeichnete den Märtyrer des Glaubens.

Islaor fragte jezt, ob es ihm nicht vergönnt sey, noch einmal seine Gattin zu sehen? man verheißt ihm Gewährung, und wie er an dem Richtplatz anlangt, erblickt er zwey Holzstöße, die nur die Flamme erwarteten, denn die Schlachtopfer waren da. Aurinia erscheint auf dem einen, ihren Schwanenhals, ihren schlanken Leib an einen eisernen Pfahl gefesselt, ihr Haupt auf ihre Schulter gesunken, und die Blässe des Todes bedeckte ihr Antlitz. Gott schien voll Erbarmen ihr Leiden schon beendigt zu haben. Bey ihrem Anblick stößt Islaor einen Schrey aus, der ihre Seele noch einmal auf dem Fluge zum Himmel zurückruft, sie erhebt ihr Haupt, ihr schwarzes Auge sieht, wie ihr Gatte sich mit ohnmächtiger Wuth bemüht, den Händen seiner Wächter sich zu entreißen, um sich ihr zu nahen; aber das Gefühl seiner Würde als Christ und Bekenner besänftigte bald diese lezte Regung irdischer Liebe, er besteigt den Holzstoß und betet um Muth für Aurinia's Qual.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Januar.

(Beschluß.)

Das lezte Stück des Londner Magazins enthält einen Brief von einem angeblichen Armen, welcher auf eine auffallende Weise den Zustand der Armen unter den drückenden Gesetzen gegen Landstreicherey darstellt, und nicht im Geringsten übertrieben ist, indem nach den neulichen Berichten der Gefängnißaufseher in allen Gegenden des Landes Männer und Weiber für noch geringere Vergehungen, als hier angeführt, in's Zuchthaus zur harten Arbeit geschickt worden sind. Ich gebe Ihnen einen Theil dieses Briefes zum Troste der Armen in Deutschland. „Als die Armuth mich zum Erstenmale heimgesucht hatte, saß ich in einem Wirthshause, über einem Glas

Bier, und dachte an meine magere Frau und meinen feiten Steuereinnehmer. Da verlangte die Wirthin ihr Geld für das Bier. Ich ſuchte in meinen Taſchen und fand alle — leer; und ich mußte dem Weibe für ein andermal Zahlung verſprechen. Für dieſes Verſprechen führte man mich vor den Alderman N., welcher mich als einen Landſtreicher in's Zuchthaus ſchickte, weil ich kein Geld hätte, um meine Rechnung zu bezahlen. Die Tretmühle erwuntert zwar zur Arbeit, füllt aber die Taſchen nicht, und da ich, als ich wieder heraus kam, nicht einen Groſchen übrig hatte, um ein Nachtquartier zu bezahlen, ſo mußte ich mich bequemen, in einer leeren Scheune Nachtlager zu nehmen. Neues Verbrechen! Ein Polizeydiener ergriff mich, brachte mich vor den Friedensrichter B., und dieſer ſchickte mich auf's neue auf die Tretmühle, weil — ich in einer Scheune geſchlafen. Dießmal war ich ſo glücklich, einige Schillinge von den Beſuchenden zu erhalten; und als ich wieder frey wurde, nahm ich mein Quartier in einer Schenke. Aber auch dieſes, fand ich, war ein Verbrechen, welches mich wieder in's Gefängniß zurückſandte. Als ich es dießmal verließ, begegnete mir ein Polizeydiener, welcher mich fragte, wo ich herkäme. Ich konnte nicht umhin, ihm zu geſtehen, daß mein Weg mich vom Gefängniſſe herführte. Dieß war genug, und ich wurde ſogleich wieder dahin zurückgebracht, weil ich keine befriedigende Nachricht von mir zu geben wüßte. Umſonſt kam ich am Ende meiner Zeit wieder frey — ich ſchlief in einem Karren, welches, wie Sie wiſſen, gegen das Geſetz iſt, und man ſchickte mich wieder dahin, wo ich hergekommen war. Ich verſuchte es, in einem Graben zu ſchlafen, aber die Tretmühle war mein Lohn. Irgendwo ſchlafen, wenn man nirgend anderswo ſchlafen kann, iſt ein Verbrechen — und das iſt Geſetz. Nach dieſen wiederholten Einkerkerungen eilte ich auf's Land, und wurde eingeſperrt, weil ich meine Frau und Kinder verlaſſen hatte. Mit durchgepeitſchter Haut kehrte ich zu ihnen zurück, und ſuchte in ihrer Geſellſchaft ein Paar Pfennige als Bänkelſänger zu verdienen. Eitle Hoffnung — wir wurden Alle in's Gefängniß geſchickt. Als ich wieder heraus kam, ſagte ich, ich wollte weggehen und ſehen, ob ich irgendswo anders fortkommen könnte, und für dieſe Drohung ſandte man mich ins Zuchthaus zurück. Ich ging ohne Arbeit umher, und die Beamten ſahen das als ein Verbrechen an. Ich fand etwas zu thun, und da ich mich über den geringen Lohn beſchwerte, wurde ich als Widerſpenſtiger behandelt. Blieb ich in einem Volkshaufen ſtehen, ſo wurde ich als ein Geſellſchafter muthmaßlicher Diebe angehalten; wollte ich ein Paar armſelige Bündel Schwefelhölzer verkaufen, ſo ſchleppte man mich fort, weil ich Waaren ohne Patent verkaufte. . . . So lange ich arm bin, muß ich ein Landſtreicher bleiben, denn alle Schritte, welche die Armuth begleiten, ſind nach dieſem Geſetze Landſtreichereyen. Ich finde nie einen reichen oder auch nur anſehnlichen Mann auf dem Rade, und dennoch kann ich Sie verſichern, daß ich, als ich noch beydes war, ſehr oft ein Landſtreicher geweſen. Warum denn wird der „faule und unfriedliche“ Edelmann nicht eben ſo wie der Arme auf die Mühle geſchickt? Gibt es unter den Wohlhabenden keine, die ihre Weiber und Kinder verlaſſen? — keine, die ihr Geld ungezählt ausgeben? — keine, welche ſich zu arbeiten weigern? — keine, welche ſich betrinken und keine gute Auskunft von ſich zu geben wiſſen? — keine, welche „liſtige Künſte gebrauchen?“ — in der freyen Luft ſchlafen — welche betteln — die „außerhalb unſerer wandeln?“ . . . Ich ſchreibe dieſes aus dem — Gefängniſſe, weil ich das St. Jakobs-Armenhaus verlaſſen, mit ein Paar Hoſen angethan, das mir das Kirchſpiel gegeben, (und ich würde dieſelbe Strafe haben erleiden müſſen, wenn ich ohne die Hoſen fortgegangen wäre). Auch meine Frau, welche auf dem Wege war, um zu Fuß in ihre Heimath zurückzukehren, wurde zu Huntingdon in's Gefängniß geſchickt, weil ſie ſchwanger war und nicht weiter zu gehen vermochte. Gerne möchten wir, wenn die Zeit unſrer Verurtheilung vorüber iſt, unſer Vaterland verlaſſen, aber ich höre, es iſt ein Vergehen, „außerhalb umherzuwandern.“ . . . Unſer einziger Sohn befindet ſich im Zuchthauſe zu Kent, weil er dem Aufſeher des Armenhauſes geantwortet.“

Vor Kurzem hat ein gewiſſer Hr. Broine, bekannt als der Verfaſſer einer einjährigen Zeitſchrift, the Council of Jen, welche vor zwey Jahren erſchienen, Vorleſungen angefangen, welche er Pneumathia nennt, und welche bedeutende Aufmerkſamkeit erregt hat. Sein Hauptgrundſatz iſt die Einheit der Kenntniß: daß die verſchiedenen Wiſſenſchaften wie Strahlen aus dieſer Einheit hervorgehen und einen Kreis bilden, und er erklärt Kenntniß als den auf die Materie wirkenden Verſtand. Sein Plan iſt, ein Werk hervorzubringen, in welchem alle Wiſſenſchaften, ſo weit ſie bekannt ſind, in dieſem Geſichtspunkte klar und deutlich dargeſtellt würden, ſo daß ſie leicht aufzufaſſen wären, und man jede neue Entdeckung ohne Schwierigkeit ihrem Fache aneignen könnte. Auch verſpricht Hr. B. ein neues philoſophiſches Wörterbuch herauszugeben, in welchem jeder Begriff ſein eigenes Wort, und jedes Wort ſeinen eigenen Begriff haben ſoll. Wir wünſchen ihm Glück zu dem Unternehmen, welches wir nicht allein auf die Philoſophie, ſondern auf jeden Gegenſtand im Leben angewendet ſehen möchten. Denn daß viele Wörter zehn bis zwölf Bedeutungen haben, und ein jeder ihnen die ihm beliebigſte Bedeutung gibt, iſt es ja, was ſo viele Irrungen und ſo viel Unheil in der Welt anrichtet.

In der Heilkunde iſt eine nützliche Erfindung gemacht worden, nämlich ein ſehr vollkommenes Werkzeug zum Ausziehen von Kugeln, von dem Wundarzte Blackett.

Das hieſige Handwerker-Inſtitut verſpricht das beſte Gedeihen. Nach dem letzten vierteljährigen Bericht hatten ungefähr 750 Mitglieder ihre Subſcription entrichtet; und am 9ten December wurde der erſte Stein zu dem künftigen Hörſaale dieſer Anſtalt von ihrem Präſidenten, Dr. Birkbeck, gelegt, welcher bey dieſer Gelegenheit eine vortreffliche Rede hielt.

In Liverpool wurde am 9ten dieſes eine egyptiſche Mumie geöffnet. Dr. Pritchard verſprach, nächſtens der dortigen philoſophiſchen und literariſchen Geſellſchaft eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand vorzuleſen.

Briefe von der Port-Factoren melden, daß die Landerpedition in gutem Zuſtande dort angekommen war; ſie hatte zwey Eskimaux als Führer bey ſich, und Kapitän Franklin beabſichtigte, ſeinen Weg nach dem Sklavenſee zu zu nehmen.

In der, neulich in der Nähe von Banwell entdeckten Höhle hat man bereits eine Menge Knochen von Ochſen und andern Thieren von demſelben Geſchlechte, mit Einſchluß des Elenthieres, nebſt einigen Ueberreſten von einem Wolf und einem ungeheuern Bären entdeckt. Die Tiefe des Sandes, Kalkſteines und Lehms, in welchem dieſe Knochen zerſtreut lagen, iſt an manchen Stellen vierzig Fuß.

Man hat die Berechnung gemacht, daß in England und Wales die Ratten und Mäuſe in den Häuſern und Scheunen allein jährlich über 100,000 Pf. Mehl aufzehren.

Vor Kurzem fanden in einer Straße in einer der hieſigen Vorſtädte in mehreren Häuſern Exploſionen vom Gas ſtatt. Daſſelbe war nämlich aus der Hauptröhre in die dicht daneben liegende Waſſerröhre gedrungen, und hatte auf dieſe Weiſe ſeinen Weg in die Keller und untern Stockwerke der Häuſer gefunden, glücklicher Weiſe aber ohne Nachtheil.

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Januar 1825.

Die Engel Jesu siegen.
Die Götzen sind nicht mehr!
Was seh' ich? dort auch Märtyrer!
Sie tragen Heldenwunden
Wie Jesus! — Zittert nicht! —
Sie haben Tod gefunden.
Die Welt hat Licht!

Herder.

Auszügt aus Islaor, oder der christliche Barde.

(Beschluß.)

Jezt stehen die beyden Gatten in Erwartung des Todes; die Menge bebt, die Richter selbst wenden in bangem Bewußtseyn ihr Antlitz ab — da erscheint der Statthalter des Kaisers. Seine Höflinge umgeben ihn, sie bezeigen ihren Beyfall, daß die zu lange fortgesezte Milde des Kaisers endlich der Gerechtigkeit freyen Lauf läßt, und indeß diese Schmeichelreden flüsterten, zündeten zwey Opferpriester die Holzstöße an. Eine Rauchsäule entzog die Märtyrer dem Auge der Menge, und ehe die Lüfte sie lichteten, zog eine Staubwolke, die in der Ebene erschien, die Aufmerksamkeit von der Richtstätte ab. Ein Eilbote langt mit Nachrichten vom Oeient an den Statthalter an. Er liest und erbleicht, die erstaunten Großen blicken Einer auf den Andeen, die Priester, die Deuiden erzitteen, die Abtrünnigen sinnen auf eine neue Verleugnung .... Julian war nicht mehr, das Heidenthum war vernichtet! Freudengeschrey eefüllte die Luft, die Großen, die Priester, die Diener dee heiduischen Altäre verschwanden wie Sturmwolken, die, sich einen Augenblick erglesend, vom Horizonte entfliehen. Islaor und Aurinia waeen schon von dem Holzstoß derabgehoben — aber es war zu spät, Aurinia's Leben war erloschen. Islaor versuchte noch einmal die Hand zu drücken, die sich einst mit so frohen Ewartungen in die seinige gelegt, sein erloschenes Auge sah noch unter allgemeinem Jubelgeschrey das Kreuz auf dem naben Tempel erhöht, Julian's Bildsäulen umgestürzt, und die Koborten, wie sie gegen ihn voll Ehrerbietung den römischen Adler neigten, und hörte den Zuruf des Volks, das sein Leben zu erdalten wünschte, um idn mit Jovian den Tdron theilen zu seben. „Ich habe, sagt der Sterbende, nicht für mein Vateeland leben können, so oertrete ich es künftig bey Gott!" Die Menge kniete weinend um sein Lager, und nochmals öffnete der Bekenner der Waheheit seine erstarrenden Lippen, er spricht mit einer Stimme, in der Himmelskraft tönte; „Es ist um euch geschehen, stolze, treulose Unterdrücker, knechtische Unterjochte! Gott übergibt euch den Barbaren!" Er sagt es, und sein Haupt sinkt auf Aurinia's Busen, wo zum Erstenmal Ruhe idm gegönut ward. —

Hier schwieg der Greis, Theänen flossen über sein welkes Antlitz, die Franken selbst schienen von seiner Erzählung gerührt, und Pharamonde schmiegte sich an Clotoald, seine blutige Hand mit Theänen benezend. Der Baede begann von Neuem: „Der Vater Islaor's irrte eines Tages auf dem Gestade umder, und gedachte seines Sohnes, dessen Schicksal ihm unbekannt war; er bedauerte, daß sein stolzer Sinn ihn fern hielt von dem väteelichen Heerd und den Ehren, die er könnte erlangen. Da sah er von Britanniens Küsten her ein Fahezeug sich nahen, das mit Gepräng die heiligen Leichen der beyden Märtyrer an's Land brachte. Der traueige Baede vergoß Thrä-

Digitized by Google

nen der Reue und der Verzweiflung über dieses Erwachen des Götzendienstes, das seiner Zärtlichkeit so theuer zu stehen kam. Von dem Saeg seines Sohnes gingen Wunder aus und milderten seinen Gram, indem sie den unsterblichen Ruhm des cheistlichen Helden bezeugten. Ihr habt, o ihr Franken! euer Feuerzeichen auf dem Felsen angezündet, unter dem dessen Gebeine ruhen, der eure Siege verkündet hat. Hat Islaoe's Schicksal euch gerühet, so habt Erbarmen mit einem Lande, das er so innig geliebt."

Pharamondens Blicke schienen, wie des greisen Barden Woete, Gnade für die Besiegten zu erflehen. Gott straft nicht, ohne Spuren seiner Güte zu verbreiten. Unter allen Greueln, welche die Fluten von nordischen Barbaren heerbeyspüheten, waeen die Weibee bestimmt, der Religion der besiegten Völker ein Heiligthum in ihrem Heerzen zu stiften; sie retteten die Trümmee dee Sittigung, die später so viel gröper und schöner empoestieg. Clotoald's Gefährtin war schon dem Gott dee Christen eegeben; die Rührung, welche jezt ihee Züge belebte, gab ihrer Schönheit einen höheen Reiz durch Mitleid und Güte, der blutdüestige König der Sicambern bemeekte idee Bewegung; er drückte ihre Hand und saate zu dem Gallier: „Greis, du hast uns nichts von dem endlichen Schicksal des Statthalters, des Oberdruiden, nichts von Islaoe's Vater gesagt."

— „Der Statthalter des Peäfekten lebte vereinzelt im Schooß der Größe und des Reichthums; dee allgemeine Abscheu erfezte bey ihm die Reue. Die Heiden übeerschütteten ihn mit Verachtung, die Christen allein bezeigten ihm einiges Mitleid, und an iheen Altäeen suchte er Zuflucht und Trost. Den Deuiden aber, wie er eines Tages, einsam auf einem Nachen schiffend, sich seinen Betrachtungen üdeeließ, führten die Wogen auf das hohe Meer hinaus, und man sah ihn nicht wieder." —

„Und Islaoe's Vater, dieser Verräther an Feeunden und Feinden?" fragte Clotoald wieder mit donnernder Stimme.

Der Greis eeblaßt, sinkt auf seine Knie und beugt sein Haupt in den Staub: „Eebaemen, Erbarmen! ruft er, der cheistliche Baede war mein Sohn!"

Er ruft es, und Clotoald, die stehende Pharamonde zurückstoßend, ergreift sein Schweet, ruft: „Das Geseß der Franken verbeißt dem Feigen den Tod!" und ehe er noch diese Worte vollendet, fliegt des Baeden Kopf in die Mitte des beennenden Holzstoßes. Die Franken schlossen den Reihen zur Feyer des blutigen Opfers um die lodeenden Flammen, und mit dem audeechenden Tage zogen sie weiter, den Ausspruch der Gottheit zu vollziehen.

* * *

Nacherinnerung.

Ich enthielt mich einer Vorerinnerung bey der voranstehenden Dichtung: da sie einzig das Gefühl anzusprechen geschickt seyn kann, glaubte ich das Uetheil dis an deren Schluß zum Stillschweigen verweisen zu müssen. Nun habe aber auch dieses seine freye Stimme bey dem Lesee, wie bey dem Ueberlieferer — denn Uebersetzung darf eine Arbeit nicht heißen, welche in den wenigen vorangegangenen Blätteen 234 Seiten Oelginal wiedergibt. Doch glaube ich keinen zur Geschichte gehöeigen Umstand, keinen zue Chaeakterisirung der Dichtung und des Dichtees nöthigen Zug ausgelassen zu haben; ich schnitt nue lange empfatische Baedengesänge, zelotisch-frömmelndes Woetgepränge und kleinliche Ausmalungen von Gebräuchen ab, welche, statt uns in das gemeinte Zeitalter zu versetzen, nue der historischen Dichtung das Ansehen eines Maskenaufzugs geben, der nach einem geleheten Studium aufgepuzt ist. Hier und da ließ ich auch einige Redensaeten weg, die in diesem gedeängten Auszuge den Dichter in Gefahr sezten, durch seinen frommen Eifer lächerlich zu werden, da sie, im Original, auf dem Woetschwall des Ganzen fortgetraegen werden. Der eigentliche Sinn des Gedichtes ist mir nicht klar geworden. Eine bloße Märtyrer-Legende soll es doch wol nicht seyn; durch eine solche hätte sich der Verfasser doch zu theuee für seinen Ruhm der frommen Leute Beyfall gekauft, und als seines gloeeeichen Feeundes Nachahmer gezeigt. Als bloße Eefindung, bey dee des Veefassers Einbildungskraft freyen Spielraum hatte, gibt diese Geschichte zu viele Blößen. Es ist mehr wie abenteuerlich, sich einen solchen ungeschlachten Barbar, wie den Sicamber-Fürsten zu denken, der damit anfängt und aufhöet, von lauter Kopfabhauen zu sprechen, und dann mit blutteiefenden Händen neben seiner bluttriefenden Geliebten niedersizt, um sich auf 200 Seiten die unverbindlichsten Dinge von Götzendienern und verderblichen Barbaren vordeklamiren zu lassen. Ist dieses alles Allegorie? Ist Einiges davon Geschichte? Ist Alles cheistliche Dichtung? Ich kann es durchaus nicht errathen. Wäee die erste im Spiel, so müßte ja das Heidenthum die alte französische Monarchie, die cheistliche Bekehrung die Revolution deuten, und der endliche Sieg des Cheistenthums eine Zeit, die Chateaubeland's Jünger nicht zu eeleben wünschen wied, die er zu besingen nicht befugt ist. — Die alte Heidenzeit hingegen kann doch nicht die Revolution andeuten sollen? — und dennoch scheint der Veefasser unter dem Bilde Julian's den Mann schildern zu wollen, den seine Zeitgenossen nie des Keanzes, dessen die Geschichte ihn wiedig halten wird, zu beeauben vermögen. Ist dieser so geschmacklos-modeen angeschwärzte Julian — denn Heer Salvandy geräth in eben solche Uebertrei-

Digitized by Google

bungen, um den Julian zu einem Tiber zu machen, wie Graf d'Arlincourt, wenn er den tollen Karl von Burgund als einen reu- und liebeverzehrten, tieffühlenden, edeln Ritter des Mittelalters darstellt — wenn Julian eine allegorische Figur ist, so wird die Prophezeihung des Barden von dem nordischen Barbarenvolke, das Gallien verheeren soll, sehr verfänglich, und die unverbindliche Hoffnungslosigkeit, mit welcher der sterbende Märtyrer Islaor seine Landsleute versichert hat, das Aergste zu verdienen, ist mehr wie gewagt. Lag es aber Herrn Salvandy nicht daran, seine Ansichten in das Gewand der Allegorie zu kleiden, so hätte der Verfasser Alonso's doch wol etwas erfinden können, in dem er Wahrheit und Täuschung von einem höhern Standpunkt aus hätte benutzen können. Islaor, den wir nie fechten sehen, sondern nur mit frommen Drohungen pochen hören, der, so oft ihm diese schlecht bekommen, zu seiner Frau geht und weint, ist ein jämmerlicher Held, zum Märtyrer aber ziemlich geeignet. Aurinia ist viel wahrer: ein durch die Liebe ermuthigtes Weib. Die andern Figuren, der Statthalter Sallust's (warum einen so ehrenfesten Namen mit den phantastischen Poetenschöpfungen in Berührung bringen?), der Ober-Druide, Islaor's Vater, sind mit so unsichern Umrissen gezeichnet, daß ich noch jetzt die von dem Bilde des Letzten nicht recht unterscheiden kann. Den Statthalter kündigt der Verfasser, um alle mögliche Schlechtigkeit auf ihn häufen zu können, als einen Griechen an. Ich unterdrückte diese Bezeichnung, weil sie die Aufmerksamkeit von der Geschichte auf einen Nebenbegriff lenkt, und eine Menge Leser, um diesen abscheulichen Charakter zu schildern, vielleicht an andere Landsmannschaften, billigermaßen aber an gar keine denken würden. Ist dieser Statthalter auch eine allegorische Person? — Und wenn, und wenn nicht, so sollte der Verfasser doch bedenken, daß ein Maler, der seine Pinsel, außer der Farbe, alle auch in schwarze Galle taucht, nur ein verworrenes Gemälde zu liefern vermag.

In keiner Hinsicht als ein gelungenes Kunstwerk, nur als eine Kuriosität des Parthygeistes, machten wir den „christlichen Barden" unsern Lesern bekannt, empfehlen ihnen aber, um Herrn Salvandy, wie er es verdient, schätzen zu lernen, seinen „Alonso," um jenen schnell über diesen zu vergessen.

Napoleon's letzte Augenblicke.

(Fortsetzung.)

17ten November.

Acht ein halb Uhr Vormittags. — Derselbe Zustand, dieselbe Vorschrift.

Der Kaiser war befangen, nachdenklich, ich suchte den Gegenstand seiner Bekümmernisse zu erforschen, als ich den Prodromus vor ihm geöffnet sah. Dieser Umstand gab die Auflösung. Ich hatte recht gerathen. Napoleon fürchtete, von der Krankheit ergriffen zu seyn, welche seinen Vater in's Grab gebracht hatte. Er wollte seine Besorgnisse nicht gestehen, und suchte in den Büchern die Belehrungen, die er von den Menschen nicht haben wollte. Ich würde Alles in der Welt dafür gegeben haben, so eitle Sorgen zerstreut zu sehen; aber ich hatte gelernt, keine Aufforderung zu vertrauten Aeußerungen zu machen. Ich hütete mich wol, eine Erörterung anzuknüpfen, die ihn beleidigt hätte. Er war still; ich hatte einen botanischen Ausflug vor, und zog mich zurück: „Nein, sagte er zu mir, ich denke wieder an Ihre Behauptungen, bleiben Sie, ich habe Ihnen einige Fragen vorzulegen. Sie sprechen mir immer von der Luft, der Leber: welche Einwirkung üben denn diese beyden Körper auf einander aus? Warum ist diese, auf diesem Felsen tödtliche Einwirkung anderwärts heilsam?" — „Dieß weiß man nicht, Sire." — „Man weiß das nicht, was in einer luftförmigen Flüssigkeit diesem oder jenem Organ nachtheilig ist?" — „Ebensowenig, als man das weiß, was die Pest ausmacht, was den Unterschied einer reinen und einer kontagiosen Luft hervorbringt." — „Man hat also nicht gesucht, dieses so gefährliche Prinzip isolirt darzustellen?" — „Man hat es vergebens versucht, es ist zu fein, es entweicht allen Mitteln, über welche die Wissenschaft verfügt." — „Die Atmosphäre eines Pestkranken kann doch aber nicht dieselbe Zusammensetzung darstellen, wie die eines gesunden Menschen?" — „Ich glaube es nicht, aber ich glaube ebensowenig, daß es viele Chemiker geben wird, welche diese Analyse gern machen möchten." — „Warum nicht? das Laboratorium hat seine Helden, wie das Schlachtfeld, und dann, welcher Unterschied in den Resultaten? Glauben Sie wol, daß der Ruhm, einer schrecklichen Plage ein Ende zu machen, selbst der Ruhm, dieß nur versucht zu haben, nicht die Gefahren der Unternehmung aufwiegt? Doch kehren wir zu unserm Gespräche zurück. Welche Verrichtungen hat die Leber?" — Ich erklärte sie ihm. — „Ihr Spiel, ihr Bau?" — Ich erklärte ihm wieder. — „Gut, sagte er zu mir, als ich zu Ende war; Ihre Art scheint mir neu, richtig. Sie vereinfachen die menschliche Maschine, die in der That hinreichend verwickelt ist, um die Superfötationen der Physiologen entbehren zu können. Woher kommt es aber, daß Ihre Lehren dem so wenig gleichen, was man in den Büchern findet? Ist etwa Frankreich zurückgeblieben? Paris nicht so weit, wie Florenz? — „Mascagni hat der Wissenschaft einen neuen Impuls aufgedrückt! Er hat diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigten, weit hinter sich zurückgelas-

Digitized by Google

sen. Es gibt nur einige Männer in Frankreich, in Deutschland... — „In Deutschland? Welche, wenn es „Ihnen gefällig ist? Der Doktor Frank?“ — Ich theilte die allgemeine Ansicht über das Verdienst dieses berühmten Praktikers, und beeilte mich mit der Antwort, daß er ein sehr geschickter Mann sey. — „Geschickt, allerdings! „ich habe die Erfahrung davon gemacht, als ich das Lezzemal in Wien war; ich hatte hinten am Hals einen „kleinen Ausschlag bekommen; die Sache war unbedeutend, aber mein Gefolge ward darüber unruhig, und „drang in mich, einen Arzt kommen zu lassen, von dem „man Wunder erzählte. Ich gestattete es, man brachte „Frank. Er fand, ich hätte Flechten, eine sehr bedenkliche Krankheit; ich bedürfte einer vorbereitenden Behandlung, Arzneien, Tränke; es wollte nicht aufhören. „Ich ließ Corvisart kommen. Man fing bey diesem Umstande schon an, erloschenen Hoffnungen wieder Raum „zu geben. Ich war krank, bettlägerig: ich hatte den „Kopf verloren. Jeder machte seinen Plan, seine Deutung. Alles war im höchsten Umtriebe. Der Arzt, „durch diese Bewegungen doppelt beunruhigt, eilte um so „schneller herbey, und hielt erst in Schönbrunn an. Er „glaubte, mich todt anzutreffen. Ich hielt Heerschau; „er war höchst erstaunt. Ich kam zurück, und man kündigte mir seine Ankunft an. Ich lachte über sein Erstaunen. Nun Corvisart? Was gibt es Neues? Was „sagt man in Paris? Wissen Sie wol, daß man hier „behauptet, ich sey bedenklich krank? Ich habe einen kleinen Ausschlag, etwas Kopfweh; der Doktor Frank behauptet, ich hätte die Flechtenkrankheit, die eine lange, „strenge Behandlung erfordere; was halten Sie davon? „Ich hatte mein Halstuch abgenommen, und er untersuchte. Ah, Sire, von so weit her! wegen eines Blasenpflasters, das der lezte Arzt so gut wie ich aufgelegt „hätte. Frank faselt. Dieser kleine Zufall hängt mit „einem alten, schlecht behandelten Ausschlag zusammen, „und wird nach viertägigem Gebrauch von Blasenpflaster „vorüber seyn. Er war auch in der That vorüber und „kam nicht wieder. Sie sehen es, sagte Corvisart zu „mir, indem er den lezten Verband abnahm, wie es sich „mit den schrecklichen Krankheiten verhält, mit denen „Sie dieser Deutsche ausstattete. Er machte ihm einen „Besuch, dankte ihm nicht sehr höflich für die schnelle „Reise, die er ihn hatte machen lassen, und kehrte nach „Paris zurück. Seine Rückkehr besänftigte die Köpfe; „man sah, daß ich noch nicht am Ziele war; alles Ding „braucht seine Zeit.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Dezember 1824.

Bey herannahendem Ende des Jahres 1824 werde es mir vergönnt, hier einiger Männer aus den nördlichen Gegenden zu gedenken, welche im Laufe dieses Jahres ihr Leben in Paris beschlossen haben. Zuerst des Arztes Friedländer, eines in jeder Hinsicht achtungswerthen Mannes, welcher lange Jahre in Paris gelebt hatte, und daselbst angesiedelt war. Für Deutsche war er einer der Hauptärzte in Paris; auch stand er mit vielen ausgezeichneten Franzosen, besonders mit Aerzten und andern Gelehrten, in Verbindung. Friedländer war von kurzer, etwas dicker Statur, und einem sich beständig gleich bleibenden Charakter. Er arbeitete fleißig, besuchte Kranke, wiewol das Arbeiten am Pulte ihm angenehmer war, wohnte gern öffentlichen gelehrten Sitzungen bey, und brachte den Abend in einer oder mehreren großen Gesellschaften zu. Hier war er aber meist nur ein ruhiger Beobachter, und schien an Allem nicht mehr Antheil zu nehmen, als ein von der Richtigkeit der weltlichen Dinge überzeugter Weise daran zu nehmen pflegt. Alles zog ihn an, aber nichts bewegte ihn, oder schien ihn wenigstens zu bewegen, denn dieser Anschein von Gleichgültigkeit wird zuweilen durch innere Stürme widerlegt. Dieß war aber bey Dr. Friedländer wol nicht der Fall; von Leidenschaft ließ er wenigstens keine Spur bemerken. Bey Aerzten läßt sich eine solche Gleichgültigkeit und die daraus entstehende Ruhe leicht erklären; sie sehen das menschliche Elend unter so häßlichen Gestalten, oft auch da, wo äußerer Glanz flimmert, daß ihnen ihre praktische Erfahrung manche Täuschung benehmen mag. Vielleicht war es auch am Krankenbette, daß Dr. Friedländer die ihm anklebende Gewohnheit angenommen hatte, an die Freunde und Bekannten, mit denen er zusammentraf, eine Reihe von Fragen zu richten, als ob er ihnen den Puls fühlte, und, wenn diese Fragen beantwortet waren, zuweilen plötzlich das Gespräch abbrach und verschwand, ohne daß man recht einsah, wozu er aller der Antworten bedurft hatte, und was er damit machen wollte. Zuweilen liefen unter seinen Bemerkungen auch etwas paradoxe Meinungen und Naivetäten unter; übrigens urtheilte er meistens sehr richtig über Gegenstände, die ihm sehr nahe lagen, und in deren Beurtheilung wir eben ihrer Nähe wegen selten unbefangen sind. Diese Urtheile wußte er manchmal recht treffend und scharf auszudrücken. Daß ein so kalter und gleichgültiger Beschauer des Weltlebens unverheirathet blieb, ist nicht zu verwundern. Er lag nur zwey Tage krank, und seine Freunde vernahmen seinen Tod, ehe sie etwas von seiner Krankheit erfahren hatten. Seine französische Schrift über die physische Erziehung des Menschen, die auch in's Deutsche übersezt worden ist, hat ihm in der gelehrten Welt einigen Ruf verschafft. Sonst hat er noch zu seines Freundes Guizot's Annales d'éducation, zu der Biographie universelle, zu dem Dictionnaire des sciences médicales (besonders den Artikel Sterblichkeit), zu der Revue encyclopédique Beyträge geliefert. Auf des humanen Bankier Delessarts Ansuchen hatte er in der lezten Zeit eine Schrift über die deutschen Armenverpflegungsanstalten nebst einer Literatur derselben aufgesezt; sie ist zwar bey weitem nicht vollständig; dieß konnte auch von einem in Paris lebenden Gelehrten nicht gefordert werden, indessen hat Friedländer die Franzosen doch im Allgemeinen mit demjenigen bekannt gemacht, was in Deutschland zur Verpflegung der Armen geschrieben ist und noch geschieht. Mehrere andere Arbeiten muß er im Manuskripte hinterlassen haben, und vermuthlich noch mehr Geld als Handschriften. Dieß ist leider nicht der Fall bey Brun-Neergard, einem dänischen Kammerherrn, gewesen, der nach einem vieljährigen Aufenthalte in Paris im Anfange dieses Jahres hier gestorben ist. (Die Fortsetzung folgt.)

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Januar 1825.

Faunen tanzen umher, mit der Bachantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Bymbeintrommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.

Goethe.

Der römische Carnaval.

Bruchstück eines in Rom geschriebenen Tagebuchs.

. . . . . Diese Rude, dieses zur Kultur des Geistes einladende, gleichförmige Leben wird plötzlich in dem Augenblick unterbrochen, wo ein vom Quirinal ausgegangenes, an allen öffentlichen Orten angeschlagenes, Edikt die Belustigungen und den Frohsinn zu erlauben geruht. Die Thorheit unterbricht ihren jährlichen Schlummer, aufgeweckt durch das Geläut der Schellenkappen. Die katholische Religion erbebt beym Anblick ihrer verlassenen Tempel und dem feyerlichen Einzug des Heidenthums, welches gleichsam im Triumph von seinem väterlichen Erbe auf einige Tage Besitz nimmt. — Das Volk wogt hin und her wie die Fluren des stürmischen Meeres, Jeder trifft in der Eil seine Vorkehrungen zum Fasching; die ernsthaftesten Magistratspersonen denken nur an's Vergnügen; Kanzeln und Gerichte sind verlassen; die wichtigsten Prozesse bleiben unentschieden. Man drängt sich in den Kaufladen, sich mit einem neuen Gesicht und einem fremden Rock zu versehen. Von diesem trügerischen Schilde begünstigt, findet es manche Schöne bequem, ihre Reize, die für Zeitgenossen der römischen Alterthümer gelten könnten, auf einige Zeit zu verhüllen. Seht nur, wie sie lieber unter der Maske erstickt, als den dringenden Bitten des Neugierigen nachzugeben, der sein Auge an ihren himmlischen Zügen weiden möchte; während im Winkel eine junge und hübsche Lukretia, stolz auf ihre jugendliche Blüthe, sich einem jungen Abbate entschleyert, der ihr Seelenheil zu befördern sucht. Ein weißer Confetti-Regen unterbricht ihre lebhafte Unterhaltung, und sie verlieren sich in die Menge. — Alle Ehr- und Hochwürden vertauschen ihre Alltagsmaske mit der des Carnavals, um den Altären der Thorheit zu dienen; sie wechseln das Schwarze und den Scharlach mit dem bunten Arlequinsrock; doch meistens bestreben sie sich vergebens, sich so gut zu vermummen, wie es ihr Stand und ihr Charakter erforderten.

Benedikt XIV., der kurz vor seiner Wahl den Kardinalen sagte: „Scegliete me, avrete un buon coglione," verkleidete sich an einem gewissen Carnavalstage als Quacksalber; der Doktorhut ersezte den Kardinalshut; er spielte seine Rolle sehr gut.

Was auch im Carnaval geschehen mag, Niemand nimmt daran Anstoß, die Faschingssünden gehören zu den privilegirten, denen man einen Paß nicht versagen darf.

Gegen Mitte des Tages vergrößert sich die Volksmasse immer mehr und mehr, und drängt von allen Vierteln der Stadt nach dem Corso. Wenn es einem seit zweytausend Jahren verstorbenen Römer erlaubt wäre, für eine Stunde die Maske des Lebens anzunehmen, und sich in diese bunte Menge zu mischen, die, der Vergangenheit uneingedenk, unbekümmert der Zukunft, ganz dem Rausch des Augenblicks hingegeben, schwelgt, was würde er von diesem Gewirre denken? Er würde sich in die Lupercalien oder Bacchanalien versezt glauben, und, durch den Schein

Digitized by Google

über den Ruhm seiner alten Vaterstadt getäuscht, den Cäsaren und Pompejen melden, daß ihre Götter noch immer geehrt werden, ihr Rom noch immer dasselbe sey.

Je mehr der Tag sich neigt, desto stärker wird der Zulauf; zwey paeallel laufende Wagenlinien bedecken die ganze Länge des Corso; der Mittelweg ist für die Gesandten, die Gouverneues und römische Senatoren feey gelassen. Confetti aller Art regnen auf Wagen und Fußgänger herab, und mancher Kämpfer verläßt mit süßen Wunden das Gedränge. Alle Fenster, alle Altane sind mit roth-seidenen Teppichen behangen.

Doch schon naht sich die Sonne ihrem Untergange; ihee lezten Steahlen röthen blos noch die Zinnen des Kapitols und die zackigen Spitzen des Colisenms. Die Kanonen weeden gelöst; die Wagen veelassen den Corso; Soldaten drängen und richten die Menge an beyden Seiten der Steaße; Kavallerie-Abtheilungen sprengen im Galopp zwischen die Reihen der Zuschauer, welche, in gespannter Neugieebe, duech die Bajonette hervorgucken; tausendmal wird die Bitte wiederholt, nicht aus der Richtung zu treten, doch sender Drohung noch Koldenstöße. Einst sah ich, als die Eewartung von hunderttausend Zuschauern auf's Höchste gesteigert war, einen Gesandten den Anfang des Schauspiels verhindern, um sich mit seinen Lakayen und Wagen mitten auf dem Corso beeit zu machen; ee schien sich selbst die Ehee eines Triumphs oder wenigstens einer Ovation geben zu wollen, als wäre es für eine Stadt, die einen Brutus gedoeen, höchst inteeessant, den Diener eines Königs, von untergeordneten Sklaven begleitet, auf dee flaminischen Straße einhertraben zu seben. Endlich gibt eine zweyte Salve das Zeichen zum Loslassen der Pferde, welche von der Piazza del Popolo aus in viertehalb Minuten den zwey Deittel Meilen langen Corso durchfliegen.

Eine in der liteearischen Welt berühmte Feau, die aber auf ihren Reisen die phyfische und moealische Welt nue duech das Peisma iheer Eindildungskraft beobachtete, wundeet sich über den edeln Wetteifer dieser ohne Führer sich selbst überlassenen Pferde. Es ist wirklich ängstlich anzuseben, sagt sie; es scheint, als wären diese Thiere von einem höheen Gedanken beiedt. — Hätte die Verfasserin Coeinna's sich ein Bischen diesen gedankenvollen Thieren genäheet, würde sie bald entdeckt haben, daß die Herren Cavalli zwar von edler Ruhmsucht entbeannt sind, diese aber ihren Sih nicht in der Seele, sondern im Schweif hat, wo eine im Augenblick des Rennens angezündete Lunte befestigt ist; außeedem sind sie noch mit klappernden Blechstücken behangen, die Peitsch- und Sporen-Stelle verteeten.

Ehemals waren es nicht vieefüßige, sondern zweyfüßige Geschöpfe, die dem Volke diese Lust gewäheten. Im Namen des Compelle intrare zwang man die Jseaeliten in Säcke zu kriechen, und die Zuschauee durch ihre Puezelbäume zu belustigen. Die Juden, dieser gymnastischen Uebung müde, baten um Eriassung, und schlugen Pferde als ihee Substituten vor, welches auch unter der Bedingung gewährt und angenommen wurde, daß sie die Unkosten dieses Pferderennens, nebst allen damit verbundenen Nebenkosten, tragen mußten. Dieses findet heut zu Tage untee der Regierung Leo XII. noch statt. Die Juden sind so gescheidt, sich nicht über diese Abgabe zu beschweren, sonst, wenn sie sich dieses unteeständen, müede man sie bald an ihre Anfühenung zur Zeit des Pilatus erinnern.

Die Lust nach den Faschings Lustbaeikeiten ist so groß, daß man scben Prieser in ihrem Ornate, auf dem Wege, einem Sterbenden die lezte Oelung zu beingen, still stehen sah, um das Wettrennen der Pfeede anzustaunen.

Der lezte Tag dieses Festes endet auf eine komische Weise: bey einfallender Nacht versieht sich Jeder mit einem Bund kleinee Wachslichter, Moceoletti genannt. Sind die vorüberfahrenden Wagen nicht damit veesehen, werden sie ohne Rücksicht des Ranges angehalten und gezwungen, die Moccoletti anzuzünden. Alles verfolgt sich einander mit der gebßten Lebhaftigkeit zum Ausblasen und Anstecken derselben. Beym plötzlichen Anblick dieser unzähligen kleinen Gestirne, mit ihrem unstäten Flimmern die Finsterniß erhellend, von einem fröhlichen Gemuemel begleitet, glaubt man die Atmosphäre mit zahllosen Schaaeen sumsender Leucht-Insekten erfüllt zu sehen.

Adee, leidee! alle diese zankelnden Jrelichtchen sind die lezten Funken der Freude; dieses fröhliche Geeäusch ist der lezte Ton des Frohsinns. Auf ein von dee Polizey gegebenes Zeichen erlöschen mit einemmal alle diese Meteore der Thorheit, gleich den Dünsten, die mit ideen flammenden Stralen die Luft durchschießen, und mitten in ihrem Laufe verschwinden. Dee Fasching ist zu Ende. . .

Das Spiel der Moccoletti bietet ein distorisches Jnteeesse. Es ist eine Erbschaft des alten Roms, welches dieses Fest zum Andenken der, ihee Tochter Proserpina auf dem Aetna suchenden, Ceees einsezte; philosophische Allegorie der Fortpflanzung des Lebens. Die alten Römee, in der Meinung, daß eine unschuldige Feeude den Göttern angenehm sey, schufen ihre Andachtsübungen in Vergnügungen um; alle ihee eeligiösen Feste waren allgemeine Lustbarkeiten.

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Fortsezung.)

18ten Nooembee.

Zehn Uhe Vormittags. — Derselbe Zustand, dieselbe Veroednung.

Der Kaisee wae nun wieder hergestellt. Ee war heiter, aufgeeäumt, und wünschte sich Glück, den Aeznepen

entgangen zu seyn. Die Geduld reichte so weit als die Pillen; ich mußte von ihrer Wirksamkeit überzeugt seyn. Ich wollte ihm antworten, aber er hatte noch nicht geendet, als er schon im andern Zimmer war. Ich folgte ihm, wir gingen in den Garten, und nun war nur noch von Korsika, von seinen ersten Jahren, von seinen Verwandten die Rede. Seine Geburt war eben so rasch und unvermuthet erfolgt, wie seine Erhöhung und das Unglück seines Lebens. Seine Mutter war nahe an ihrer Entbindung, aber sie hatte die Beschwerden des Freyheitskriegs getheilt; man feyerte Mariä-Himmelfahrt, und sie hielt sich noch für stark genug, das Fest mitzumachen. Sie irrte sich aber, und war noch nicht in der Kirche angelangt, als sie Wehen verspürte. „Sie eilte zurück, kam noch in „ihren Salon, und gebar mich auf einem alten Teppich „mit großen Figuren. Man nannte mich Napoleon; seit „Jahrhunderten hatten immer die zweyten Söhne der Fa„milie diesen Namen geführt, als Erinnerung an einen „Napoleon Ursini, der sich in der Geschichte von Ita„lien Ruhm erworben hatte." Er kam nun wieder auf die letzten Monate vor seiner Geburt zurück, und bewunderte den Muth und die Seelenstärke, die seine Mutter damals an den Tag gelegt hatte. „Verlust, Entbehrun„gen, Beschwerden, sie duldete Alles, wagte Alles; es „war ein Mannskopf auf einem weiblichen Körper. Bey „dem Archidiakonus war dieß nicht der Fall, ihm ging „der Verlust der Ziegen, der Genueser und alles dessen, „was er nicht mehr besaß, zu Herzen. Uebrigens war „er der beste Mann von der Welt. Gut, großmüthig, „aufgeklärt, vertrat er später des Vaters Stelle bey ihr, „und stellte die häuslichen Angelegenheiten wieder her. „Er war im Kopf gesund, mußte aber das Bett hüten, „und ließ doch keinen Mißbrauch aufkommen. Er kannte „die Stärke, die Zahl des Rindviehs, ließ ein Stück „schlachten, verkaufen, das andere noch füttern; jeder „Hirt hatte sein zugemessenes Geschäft, seine Verhaltungs„befehle. Die Mühle, der Keller, die Weinberge waren „derselben Aufsicht unterworfen. Ueberall herrschte Ord„nung und Ueberfluß: unsere Lage war nie glücklicher „gewesen. Der gute Mann war reich, aber er wollte sich „nicht von seinem Reichthum trennen. Vorzüglich wollte „er uns überreden, daß er nichts erspare. Wenn ich ihn „um Geld bat, so sagte er mir, er habe keines, die Feld„züge meines Vaters hätten ihm nichts übriggelassen. Dann „gab er mir Vollmacht, ein Stück Vieh, ein Faß Wein zu „verkaufen; es sey Alles, worüber er verfügen könne; „aber wir hatten einen Sack bemerkt, und waren bar„über aufgebracht, ihn Trübsal blasen zu hören, da er „doch Goldstücke bey sich hatte. Wir entschlossen uns da„her, ihn in Verlegenheit zu bringen. Pauline war noch „ganz jung; wir bereiteten ihm eine Lection; sie zog den „Sack hervor, die Goldstücke rollten umher, und Alles „wurde damit überdeckt. Wir konnten uns vor Lachen „kaum fassen; der gute Mann erstickte vor Zorn und Ver„legenheit. Mama kam herbey, zankte, sammelte die „Goldstücke auf, und der Archidiakonus versicherte, es sey „Geld, das ihm nicht gehörte. Wir wußten aber schon, „was wir davon zu glauben hatten, hüteten uns aber wol, „ihm zu widersprechen. Er wurde bald darauf krank, und „seine Stunde näherte sich. Wir waren um sein Bett ver„sammelt, und weinten über den uns bevorstehenden Ver„lust, als Fesch in einen heiligen Eifer verfiel, und die ge„wöhnlichen Litaneien anstimmen wollte. Der Sterbende „unterbrach ihn, Fesch wollte nicht nachgeben, der Alte „wurde aber ungeduldig und sagte: „„Ach, höre doch auf! „Ich habe nur noch wenige Augenblicke vor mir, diese will „ich meiner Familie widmen."" Er ließ uns herbeykom„men, theilte uns seine Beschlüsse und seinen Rath mit. „Du bist der Aelteste von der Familie, sagte er zu Jo„seph, aber Napoleon ist das Haupt derselben, vergiß dieß „niemals; und so starb er mitten unter dem Jammer und „den Thränen, welche dieser traurige Anblick uns entlockte.

„Meine Mutter war nun ohne Führer, ohne Stütze, „und mußte die Leitung der häuslichen Angelegenheiten „übernehmen. Die Aufgabe überstieg indessen ihre Kräfte „nicht; sie leitete und administrirte Alles mit einer Klug„heit und einem Scharfsinn, den man weder von ihrem „Geschlecht, noch von ihrem Alter erwartete. Ach! Doc„tor, welche Frau! Wo findet man ihres Gleichen?"

Ich hörte, bezeigte meine Freude, und erwartete, er würde nun wieder auf sich selbst zurückkommen, und von seiner Gesundheit sprechen. Dieß geschah bald; er hatte so lange keine Bewegung mehr gemacht, und fühlte sich bald sehr ermüdet. Die Ursache davon war seine Lebensweise. „Was soll ich thun?" — Bewegung machen. — „Wo?" — Im Garten, im Freyen, an der frischen Luft, — „Mitten unter den Rothröcken?" — Niemals. — „Wie „denn?" — Hacken, die Erde umarbeiten, der Schmach und der Unthätigkeit entgehen. — Die Erbe umschaufeln! „Ja, Doktor, Sie haben recht, dieß will ich thun." Wir gingen nun zurück. Er richtete das Nöthige ein, und machte sich schon am folgenden Tage an's Werk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24. Januar.

Eine sehr angenehme und liebliche Erscheinung auf unsrer Bühne war in diesem Monat Mad. Neumann aus Karlsruhe. Diese ausgezeichnete Schauspielerin trat nacheinander in Preciosa, in dem Käthchen von Heilbronn, in dem letzten Mittel als Baronin Waldhäll, in dem Verräther als Klärchen und in den Hagestolzen als Margarethe auf. Sie zeigte sich uns also im Lustspiele, im Trauerspiele und im Drama, welches das

Mittel zwischen dem Komischen und Tragischen hält. Mad. Neumann, als wahre, natürliche, gefühlvolle und feine Schauspielerin findet das Geheimniß, uns im Trauerspiele, wie im Lustspiele und im Drama zu rühren; doch glauben wir, daß sie in diesen beyden letztern Arten noch mehr als in den erstern interessiren wird. Der verschiedenen tragischen Leidenschaften, sie mögen seyn, welche sie wollen, sind nur wenige; alle großen Affekte des Trauerspiels lassen sich auf die drey großen Charaktere, die Liebe, die Rache und den Eyrgeiz zurückführen, und diese hängen noch dazu sehr von einander ab. Im Komischen hingegen findet der Schauspieler eine ganze Menge von Leidenschaften zu seinem Gebrauche; man ist sich, bey allen Vorstellungen des Geistes, aller Metamorphosen des Herzens gewärtig; man will, daß die Revolutionen daselbst schneller vor sich gehen und besser ausgedrückt seyn sollen; und selbst die drey großen Charaktere des Trauerspiels sind in dem Lustspiele und Drama, wenn gleich sehr verschieden ausgeprägt, sehr häufig und oft neuer und sonderbarer und gehen zusammen durch unendliche Unterabtheilungen. Mad. Neumann scheint die zarten Fäden, womit die zahllosen Leidenschaften des Lustspiels und des Drama in rasche Bewegung gesetzt werden, alle in ihren Händen zu halten; und darum glauben wir, daß sie im Lustspiele und Drama noch mehr als im Trauerspiele interessiren und gefallen wird. Jugend, Schönheit, Anmuth, Reiz der Stimme, Munterkeit des Geistes, ein für alle, und besonders für die zärtlichen Leidenschaften empfindliches Herz, Wahrheit der Darstellung und der Handlung, große Leichtigkeit, sich den verschiedenen Leidenschaften zu überlassen und rasch von einer auf die andere überzugehen, natürliches, würdiges und feines Spiel sind die Eigenschaften, die Mad. Neumann als Schauspielerin auszeichnen. Aus den zuletzt genannten darf immer wieder auf eine sehr richtige Beurtheilungskraft und auf einen Verstand geschlossen werden, der die Leidenschaften zu regieren weiß; und die zuerst genannten sind ohnehin schon, wie wir Alle wissen, der große Empfehlungsbrief aller ersten Rollen, der von jedem Publikum in der Welt sogleich und mit Freude honorirt wird. Dieses verliebt sich in schöne Figuren nicht weniger als der einzelne Liebhaber in seine Schöne; ja es fordert von der Person einer ersten Schauspielerin Alles, was ein delikater Liebhaber an Reizen und Anmuth von seiner Geliebten nur immer verlangen kann. Unter die Annehmlichkeiten einer schönen Figur muß man aber als die nothwendigsten rechnen: ein lebhaftes und durchdringendes Auge, den wahren Spiegel der Seele und des Herzens, ausdrucksvolle Züge, und eine Physiognomie, die allezeit bereit ist, das Feuer der Leidenschaften zu reflektiren, die sich im Innern bald sanft, bald heftig bewegen; und diese drey Annehmlichkeiten wird, wie wir glauben, wol Niemand der Mad. Neumann streitig machen.

Aber es ist noch etwas Anderes, etwas Geheimeres, was das Spiel der Mad. Neumann so anziehend und interessant macht. So fest sie auch immer an dem Wohlstande und an der Würde ihres Geschlechts hält, so blickt doch aus ihrem ganzen Spiele, in zärtlichen Situationen, ein von Natur für Liebe empfindliches Herz überall hervor. Die Zeichen der Liebe haben ihre Quelle nur im Grunde des Herzens. Die Feinheit der Seele, so viele zarte Empfindungen, so viele eine in die andere gemischte Nuancen entwischen allen Pinseln der Einbildungskraft. Die Liebe allein geht weiter als alle Leidenschaften zusammen; Manieren, Stimme, Bewegung, Blicke, Stillschweigen, Alles gibt den gemeinsten Dingen eine stets neue Existenz. Man kann sie mit den Gedanken durchdringen; aber nur ihr selbst kommt es zu, sich unsern Augen mit aller Wahrheit kenntlich zu machen. Die Wahrheit hat ihre sicheren und untrüglichen Zeichen, die auch diejenigen sogleich verstehen, die sonst am Wenigsten helle sehen. Es ist gewiß ein wahres Wort, daß der Schauspieler, welcher seufzt, von Natur verliebt seyn muß, wenn er rühren soll. Daher wird auch eine verliebte Scene zwischen Mann und Frau selten gelingen; abgerechnet, daß unser Vorurtheil, daß es wenige Gatten gibt, die sich zärtlich lieben, die Illusion stört. Aber ein Schauspieler und eine Schauspielerin, die von Natur verliebt sind, und eine vollkommene Liebe, die sie gegeneinander haben, auf die Bühne bringen, lassen uns Alles empfinden, was das Schauspiel der Kunst und der Natur Rührendes, Reizendes und Liebenswürdiges nur immer darstellen kann. Eine schöne verständige und mit aller Beurtheilungskraft reichlich begabte, aber von Natur kalte und von dem Feuer wahrer Liebe nicht erwärmte Schauspielerin wird uns durch die Kunst, von der allein sie alle ihre zärtlichen Empfindungen heuchelnd borgt, interessiren, aber nicht rühren. Dieses letztere Geheimniß ist nur der schönen Schauspielerin vorbehalten, bey der Natur und Kunst stets Hand in Hand miteinander gehen, deren Herz von den Zärtlichkeiten, die sie ausdrückt, wahrhaft durchdrungen, und deren Physiognomie nur der Widerschein dessen ist, was in dem Innern desselben wirklich vorgeht. Es gibt viele Schauspielerinnen, die sehr verständig und sogar von dem, was sie sagen, gerührt sind, die aber durch eine unglückliche Anlage zur Kälte ihren zärtlichen Empfindungen nie Leben und Seele geben können. Sie haben Verstand genug, um sich zu kennen, und bestreben sich mit allen Kräften, die fehlende Natur durch Kunst zu ersetzen, aber vergeblich. Statt einer natürlichen Wärme lassen sie vor unsern Augen nur ein Kunstfeuer schimmern, und alle Zuschauer fühlen sogleich und unwillkürlich, daß es — nur ein Kunstfeuer ist. Wie sollte auch die von Natur kalte Schauspielerin jemals die Affekte der Furcht und des Vergnügens der Liebe borgen können, die rasch aufeinander folgen und sich auf einmal in einem Herzen streiten, das die Liebe zu gleicher Zeit verwundet und glücklich macht? Alle Reize der Wahrscheinlichkeit, Alles, was in der Darstellung sich der Wirklichkeit am meisten nähert, Alles, was uns auf dem Theater und in allen Künsten bezaubert und selbst in Erstaunen setzt, bleibt ohne Wirkung, sobald die Liebe selbst da nicht redet, wo sie allein reden muß. Die stärkste und aufs Höchste gesteigerte Illusion ist bey dieser Leidenschaft unnütz und vergeblich; die Wahrheit ist ihr nothwendig. Die Liebe, über alle Kunst und Geschicklichkeit der Menschen erhaben, existirt nur in sich selbst und bey sich selbst allein. Und dies ist der Schlüssel, der uns das Geheimniß des so interessanten und anziehenden Spiels der Mad. Neumann öffnet, mit dem sie für alle Zuschauer ohne Ausnahme ergötzt, mit dem sie alle Herzen gewinnt und mit dem sie jedem Publikum liebenswürdig werden muß. Manche Schauspielerin kann ihr an Talent und Kunst gleichkommen, sie vielleicht sogar noch übertreffen; aber wenn die Natur nicht gleichen Schrittes mit der Kunst bey ihr geht; wenn sie ihre zärtlichen Empfindungen nur von der Kunst und dem kalten Verstande entlehnt; wenn sie uns nur Liebe heuchelt, die ihr Herz nicht kennt, und wenn dieses selbst nicht von dem himmlischen Feuer des Prometheus entzündet ist, so wird man zwar ihren Talenten und ihrer Kunst alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, man wird diese achten und vielleicht selbst bewundern; aber nie, nie wird sie rühren, nie die Zuschauer entzücken und hinreißen, und nie der große Liebling des Publikums, wie Mad. Neumann, werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. Januar 1825.

Wenn der Winter, schneegebettet,
Quell und Bach hält angekettet,
Schickt der Frühling einen Gruß,
Daß es anders werden muß.

Fr. Rückert.

Die Schlittenfahrt nach Walkringen.

Wer die Schweiz blos im Sommer, oder in den an denselben angränzenden Jahreszeiten gesehen hat, darf immer noch nicht sagen, dieselbe vollkommen zu kennen; denn eigene Schönheiten bietet dieses an Reizen unerschöpfliche Zauberland im tiefen Winter dar, wie vielleicht nicht leicht ein anderes. Ganz eigenthümlichen Genuß gewährt sie in diesen Monaten, in welchen die Witterung gewöhnlich beständiger ist, und die zu häufigen Störungen durch andere Reisende wegfallen, auch die Gasthöfe manche Bequemlichkeit darbieten, die man nicht erwartet.

Wenn es nun schon nicht Jedermanns Sache wäre, im Monat Jänner oder Februar den St. Gotthard, oder die Grimsel, oder einen andern solchen Gebirgspaß zu übersteigen, so schlügen gewiß Wenige eine Schlittenfahrt das schöne Emmenthal hinauf aus. Nur will dem Deutschen immer hier der Mangel der in seinem Lande üblichen Rennschlitten mit langen, den Kord hinten, weit hinaus überragenden Kufen auffallen, auf welchen, wenn das ganze Zeug einspännig geht, gewöhnlich der Fahrende steht, und sich dabey der angebrachten sogenannten Pritsche zum Sitzen bedient. Dagegen er hier, auch in den ersten Städten, gemeiniglich mit einer minder bequemen, oder, wie der Schweizer meint, mit einer recht bequemen Bauart des ganzen Fuhrwerks vorlieb nehmen muß, und nicht etwa jedes frischen Schnee mit seinen hölzernen Sohlen an den Kufen benutzen kann, sondern mit dem hier allgemein üblichen eisernen Beschläge erst eine feste Unterlage als Bahn abzuwarten hat. In den höhern Thälern fehlt es nun freylich gewöhnlich nicht lange daran, und Alt und Jung, und jedes Geschlecht hat seine Freude darüber, und man begegnet häufig erwachsenen Personen, welche aus den höhern Gegenden in tiefer liegende gehen, auf Besuch oder in Geschäften, und einen, für die Person oft unverhältnißmäßig kleinen, Kinderschlitten hinter sich herlaufen lassen, der mit einem Strick um den Leib fest gemacht ist. Bey jedem Hügel oder Abhange setzen sie sich dann auf denselben, und rutschen so fort. Wer die Kunst aber recht versteht, legt sich gemeiniglich mit dem Bauche darauf, und stößt sich so mit den Füßen auch in ebenen Gegenden weit geschwinder vorwärts, als er zu gehen im Stande wäre. Wenigstens versicherte mir ein Emmenthaler Bauer, daß er auf diese Art einen gewissen Weg von sechs Stunden in zwey Stunden zurücklege. Wer dann im Winter reiset, trifft häufig an Hügeln, besonders des Sonntags, ganze Schaaren der ledigen Jugend der Umgegend bey dergleichen Belustigungen an.

Es war ein heiterer Sonntag-Nachmittag, als ich mich zu einer Schlittenfahrt entschloß. Da ich ganz allein war, so wußte ich freylich im Fahren durch die Stadt noch nicht recht, in welche Ecke des Schlittens ich mich setzen sollte, doch zog ich bald, der Bequemlichkeit halber, die Quere vor, ließ mich von der, schon ziemlich warmen, Februars-Sonne so viel möglich bescheinen, während mein Pferdchen

unter ſeiner Schellendecke munter die Straße hinaustrabte. Die Hügel des Emmenthales, zwiſchen welchen ich dahinfuhe, näherten ſich einander immer mehr, je weiter ich vorwärts rutſchte, und ihre ſanften Abrundungen kamen mir unter der ſchneeigen Decke lieblicher vor, als im Sommer, weil auch die in dieſer Jaheszeit ſich nackt zeigenden Felſenwände weiß bekleidet waren.

Nach einer etwas mehr als einſtündigen Fahrt hatte ich eben einen hohen Berg zurückgelegt, der mich die Fläche des auslaufenden Emmenthals bis an die ebenfalls mit Schnee kandirte Schlußmauer deſſelben, den Jura überſehen ließ, als ſich meine Peitſche, mit der ich im Schnee ſpielte, in einem Theile des Pferdegeſchirrs verwickelte, ſo daß ich zum Ausſteigen genöthigt wurde. Die Höhe war frey, im vollen Winterſchmuck, und die ganz heitere Luft, verbunden mit dem warmen Sonnenſchein, machten einige Augenblicke Verweilen auf ihr ſogar angenehm. Die tiefe Stille rund umher erhob nur den Anblick der fernen Hochgebirge, die ſich aber in einen feinen, jedoch durchſichtigen, Schleyer gehüllt hatten, vielleicht aus beleidigtem Stolzgefühl, weil alle kleinen Hügel um ſie jezt ebenfalls mit ihrer Farbe bekleidet waren.

Meine Augen fielen im Umblicken, als ich eben wieder in den Schlitten ſteigen wollte, auf einen glänzenden, dunkeln Gegenſtand, der, nur fünf Schritte von der Bahn entfernt, unter einem Baume lag. So wenig das Stillſtehen auch meinem Pferde zu behagen ſchien, ſo mußte ich die Sache doch unterſuchen, und meine Mühe für das Steigen in den weichen Schnee ward reichlich durch den Fund belohnt, der ſich mir darbot. Es war ein niedliches Strumpfband von Perlen. In dem dunkelblauen Grunde zeigten ſich die mit reinen Goldkügelchen geſtickten Buchſtaben: „S. d'A.," aber das auf dieſe Züge folgende „.ol" ſchien mir darzuthun, daß ich von einem Paare die erſte Nummer in der Hand hätte. Die Nettigkeit des ganzen Dingeichens verſezte mich in ein wahres Entzücken, in welchem ich es mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtete. Der himmelblaue Atlas, womit die Rückſeite gefüttert, war zum Theil etwas naß, ganz waren es aber die beyden ebenfalls blauen Bändchen. In der Eile, zu welcher mich mein Pferd, das immer mit ſeinen Schellen ſchüttelte, anteied, ſuchte ich die Lokalität mir ſo feſt als möglich einzuprägen, und Alles zu vergleichen, um meinen Muthmaßungen über die Eigenthümerin und die Zeit des Verlierens deſſelben doch einigen Halt zu geben. Wäre es Sommer geweſen, oder die Stelle unter dem Baume, wo es lag, von Schnee frey, ſo hätte ich das Plätzchen vielleicht für ein Sapphiſches halten müſſen, dem nur ein Ovid zur Verherrlichung einer Heroide fehlte. So aber lag es auf dem Schnee, und nur eine Wurzel des Baumes, die wahrſcheinlich durch ihre Ausdünſtung die kalte Decke weggeſchmolzen hatte, zeigte ihre ſchwarze Rinde. Was mir aber das Sonderbarſte ſchien, war, daß keine Tritte unter dieſen Baum führten. Hätte ſich nach langem Umherſpähen meinem Auge nicht die leicht eingedrückte Spitze eines weiblichen Schuhes in der jezt weichen Flockenmaſſe gezeigt, die aber wahrſcheinlich in einem feſteren Zuſtande betreten worden war, ſo hätte ich ohne Weiteres einen Raben oder eine Aelſter als Räuber dieſes zierlichen Bandes annehmen müſſen, oder vielleicht gar einen Adler, der in der Schweiz nicht zu den Seltenheiten gehört.

(Die Fortſetzung folgt.)

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Fortſeyung.)

Noveraz war in ländlichen Arbeiten erfahren; Napoleon ernannte ihn zum Obergärtner, und übte ſich unter ſeiner Leitung. Die erſten Verſuche waren glücklich; er wollte mich als Zeugen ſeiner Geſchicklichkeit haben, und ließ mich rufen. Ich kam. „Nun, Doktor, ſind Sie „mit dem Patienten zufrieden? Heißt dieß nicht folgſam „ſeyn?" Er hielt ſeine Schaufel in die Höhe, lachte, ſah mich an, ſchüttelte den Kopf, und überſah, was er gemacht hatte. „Dieß iſt beſſer, als Ihre Pillen, Dotto„raccio, Sie ſollen mir keine Arzney mehr geben." Er fing nun wieder an, fuhr fort, und hörte gleich nachher auf: „Das Geſchäft iſt zu anſtrengend; ich kann nicht mehr. Es „geht mit meinen Kräften, wie mit meinen Händen, ſie „ſchmerzen mich. Ein andermal!" Und nun warf er die Schaufel weg. „Sie lachen, ſagte er zu mir; ich weiß, was „Sie beluſtigt, meine der Arbeit nicht gewohnten Hände, „nicht wahr? Seyn Sie ruhig, ich habe immer aus meinem „Körper das gemacht, was ich wollte, ich werde ihn ſchon „an dieſe Bewegung gewöhnen." In der That gewöhnte er ſich daran, und fand Vergnügen dabey. Er hackte um, ließ die Erde hin- und hertragen, nahm ganz Longwood dabey in Anſpruch. Nur die Damen waren von dieſem Frohndienſt ausgenommen, und es koſtete ihn ſogar Ueberwindung, ſie nicht auch mitarbeiten zu laſſen. Er zog ſie auf, ermahnte, bat ſie; er gebrauchte alle möglichen Verführungen, vorzüglich bey Madame Bertrand. Er verſicherte ſie, daß dieſe Bewegung der Geſundheit weit mehr nüzte, als meine Arzneyen, und daß ich überdieß dieſe Verordnung gemacht, es befohlen hätte.

Er trieb uns, munterte uns auf; Alles hatte bald ein anderes Anſehen. Hier war eine Aushöhlung, dort ein Waſſerbehälter, dort eine Straße. Wir machten Alleen, Grotten, Kaskaden; der Boden bekam Leben, Bewegung. Man ſah nichts als Weiden, Eichen, Pfirſichbäume; wir ſorgten für Schatten um die Wohnung. Mit dem Angenehmen waren wir zu Ende gekommen; nun be-

Digitized by Google

gann die Besorgung des Nützlichen. Wir theilten den Boden ein; wir düngten ihn, säeten ihn ein, bedeckten ihn mit Bohnen, Erbsen, allen Küchenkräutern der Insel. Der Convernenr hörte von unsern Pflanzungen. Sie kamen ihm verdächtig vor. Diese große Bewegung mußte ein Komplott, eine Verschwörung im Hinterhalt haben; er kam also. Ich machte meinen gewohnten Spaziergang. Er bemerkte mich, eilte auf mich zu und holte mich ein. „Sie haben dem General Bonaparte diese heftige Bewegung angerathen?" Ich bejahte es. Er zuckte die Achseln und versicherte mich, daß er dieß nicht verstehen könnte. „Sich abmatten, Bäume in ein Land ohne Feuchtigkeit, unter einen glühenden Himmel verpflanzen; dieß ist verlorne Mühe, sie werden absterben: Sie werden keinen einzigen durchbringen." Ich dankte Sr. Excellenz für die rührende Besorgniß, und versicherte ihn, daß er zu schlecht von dem Boden urtheile, auf dem er regiere; unsere Setzlinge kämen vortrefflich, mehrere hätten schon Knospen. Er schüttelte den Kopf und entfernte sich. Ich erzählte dem Kaiser mein Begegnen. „Dieser Elende beneidet „mich um die Augenblicke, die er mir nicht vergiftet. Er „will meinen Tod, er ruft ihn herbey; er kommt ihm „bey seiner Ungeduld zu langsam. Er soll nur ruhig „seyn; dieser schreckliche Himmel hat den Frevel auf sich „genommen. Er wird ihn schneller, als er denkt, voll„bringen."

Wir waren so im Zug, daß wir bald die ganze Insel ausgebeutet hätten, und doch besaßen wir nur einen ganz kleinen Theil davon. Napoleon bemerkte es, und stellte die Arbeiten ein. Wir blieben allein, um die Aussaat zu endigen. Ich öffnete die Furchen, er verbreitete den Samen, deckte ihn zu, sprach dabey, erzählte eine Anekdote, und hielt nur zuweilen an, um einen Scherz mit mir zu treiben. Eines Tages machte er einen Busch mit Bohnen lockerer, bemerkte Würzelchen, und sprach über die Erscheinungen der Vegetation. Er analysirte und erörterte sie mit seinem gewohnten Scharfsinn, und schloß daraus auf das Daseyn eines höhern Wesens, das die Wunder der Natur regierte. „Sie glauben nicht daran, „Doktor; ihr Aerzte seyd über diese Schwächen hinaus. „Sagen Sie mir, Sie, der Sie den menschlichen Körper „so gut kennen, und alle seine geheimsten Wege durch„sucht haben, sind Sie jemals der Seele mit Ihrem „Messer begegnet? Wo hat sie ihren Sitz? In welchem „Organ?" — Ich zögerte mit der Antwort. — „Nun, „sprechen Sie offen: es glaubt wol kein Doktor an einen „Gott, nicht wahr?" — Nein, Sire, das Beyspiel verführt sie, sie bedienen sich des mathematischen Ausdrucks. —„Nun aber! die Mathematiker sind gewöhnlich religiös..... „Ihre Gegenbeschuldigung erinnert mich indessen an eine „sonderbare Aeußerung. Ich unterhielt mich mit L....., „wünschte ihm zu seinem neuesten Werke Glück, und „fragte ihn, wie es komme, daß der Name Gottes, der „bey Lagrange überall vorkäme, in seinem Werke nicht „ein einzigesmal zu finden sey. Er antwortete mir: „Darum, weil ich dieser Hypothese nicht bedurfte." Ich faßte diese Anekdote auf, führte ihm Lalande und einige andere an, er blieb aber nichtsdestoweniger auf seiner Meinung. Wir wären größtentheils nur Atheisten. Uebrigens eben so feig als ungläubig, man finde uns nicht mehr, so wie die Kanonen ertönten; die Geschicktesten verlören die Fassung bey dem Anblick des Schlachtfeldes, nur durch längere Zeit und Angewöhnung erhielten sie die gehörige Fassung bey den Kriegsoperationen. Er habe oft über diese so nachtheilige Verwirrung nachgedacht und gewünscht, man dürfe keine Praxis anfangen, ohne zuvor einen oder zwey Feldzüge mitgemacht zu haben. Diesem Anfang würde ich selbst nicht entgangen seyn, wenn er mich gekannt hätte. Dieser Ausfall führte ihn auf einige seiner Feldzüge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24. Januar.

(Beschluß.)

Wenn der Verstand des Schauspielers seine natürliche Empfindlichkeit überwältigt, und wenn er bey ihm stärker als diese ist, so wird er sich den zärtlichen Leidenschaften nie mit Leichtigkeit überlassen. Der kalte Verstand und die Philosophie ziehen mehr dahin, diese gefährliche Anlage entweder zu überwinden, oder wenigstens zu verbergen; und das Theater ist nicht die Schule der Philosophie, sondern der Leidenschaften. Daher kommt es, daß man überhaupt im Durchschnitte weit mehr gute Schauspielerinnen als Schauspieler findet. Der Frühling gibt den Frauen Begierden, der Sommer Empfindungen, der Herbst Vergnügen, der Winter Leidenschaften. Ihr Genuß endigt niemals. Die Schauspieler studiren, werfen sich auf die Kunst, suchen ihr ganzes Heil nur in dieser, glauben durch Stärke des Verstandes Alles erreichen zu können; sie unterdrücken durch thätige Kunst vollends noch den letzten Rest ihrer natürlichen Empfindlichkeit, und siehe da, sie sind kleine steife Theaterherrchen, pedantische Liebhaber und eiskalte Paroxisten geworden! Gerathen sie, als Theatertyrannen, in Zorn, so wird man sie zwar voll eines wirklichen, aber eines unvernünftigen Gefühls auf und ab steigen sehen; aber ihre Wuth ist nur die Wuth eines Metzgers; sie erregen Lachen, wo man Thränen hätte vergießen sollen, und der zum Unwillen gereizte Kenner vernichtet sie durch den tödtenden Ton seiner Pfeife. Die Komedie, die unsern Sitten näher liegt als die heroische Gattung, bekommt von dem gefühlvollen Schauspieler eine Feinheit der Empfindung, eine Wahrheit der Manier und einen leichten Ausdruck, den alle Würde des Cothurns nicht zuläßt. Die Tragödie geht wirklich, vermittelst ihrer eigenen Stärke, durch Unglück und Verbrechen; die Komedie kurzweilt, scherzt und haucht nur Annehmlichkeiten von sich. Mad. Neumann weiß der Erdichtung alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu geben; ihr Spiel ist, in den naiven Rollen, ein Zusammenfluß aller Wahrscheinlichkeiten, die sich der höchsten Stufe der Wirklichkeit nähern; sie handelt genau so, wie die Person, welche sie vorstellt, in der Lage und in den Umständen, in denen sie sich be-

Digitized by Google

findet, nothwendig hätte handeln müssen; und der Zuschauer staunt, daß er einer wahren Begebenheit beywohne. Auch kommt im Komischen die Schwierigkeit, das Wahre der Handlung zu treffen, weit häufiger vor, und ist vielleicht selbst größer, als im Tragischen; weil die darstellende Person da oft zwey und drey Rollen zu gleicher Zeit zu spielen hat.

Die Wahrheit der Handlung hängt wesentlich von dem Tone der Stimme, von der Veränderung des Gesichts, von der Stellung des Körpers und von den Geberden ab; Alles kommt darauf an, sie mit Verstand zu regieren; und wenn die Veränderungen der Mienen große Wirkung thun sollen, so müssen besonders die Augen Leidenschaft, Stärke und Wahrheit ausdrücken; fehlt es ihnen an Lebhaftigkeit und Feuer, so ist alles Uebrige vergeblich. Bey Mad. Neumann findet sich Alles dieses in reichem Maaß. Ihre Mienen und ihre Augen sind eben so verständlich, wie ihre Worte; alle Leidenschaften weiß sie mit ihnen auszudrücken; die Wahrheit leitet sie stets und überall, und immer bringt sie diejenige Freyheit des Geistes auf die Bühne, die den Leidenschaften den glücklichsten Schwung gibt.

Aber noch weiter zeichnet sich ihr Spiel durch eine große Feinheit und eine liebenswürdige Naivität aus. Die Feinheit des Spiels besteht überhaupt darin, das Eigenthümliche der Charaktere wol zu unterscheiden und den Grad der Leidenschaft, der einer jeden Person in jeder Lage zukommt, stets genau und zu rechter Zeit, ohne alle Uebertreibung, anzubringen. Mad. Neumann weiß sehr gut, daß die Feinheit des Spiels aus dem Sujet selbst entspringen muß, und daß, wenn die Rolle keine zuläßt, die große Kunst darin besteht, sie einfach zu spielen und Nichts zu wagen, wenn man nicht sehr sicher ist, die Zuschauer zu befriedigen. Denn ein Mittel, das ohne Wirkung angewendet wird, mißfällt nach dem Maße des Effekts, den es hervorbringen sollte. Unter die Feinheiten ihres Spiels gehört auch das sogenannte stumme Spiel, das weit schwerer ist, als man denkt, für mittelmäßige Schauspieler höchst gefährlich, für vorzügliche aber eine reiche Quelle von Schönheiten und von besonderer Wirkung ist. Die Naivität, diese scheinbare Leichtigkeit, die man kaum in der Natur sieht, und die nur die Kunst natürlich machen kann, ist eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Mad. Neumann. Sie hat hier einen so feinen und vollendeten Takt, daß sie mit der Natur selbst, wie mit den Schauspielern, nur zu spielen scheint; und hier ist es auch besonders, wo sie dem ganzen Publikum liebenswürdig wird und werden muß.

Dieses sind die Empfindungen, die die verschiedenen Darstellungen der Mad. Neumann auf dem Stuttgaetter Theater in uns erregt haben. Wir hatten sie früher noch nie auf der Bühne gesehen; um so aufmerksamer haben wir ihr Spiel auf der Bühne in Stuttgart beobachtet. Mit einer Analyse desselben in jedem einzelnen Stücke, worin sie auftrat, wollen wir uns nicht befassen. Schauspielerinnen, wie Mad. Neumann, müssen, wie wir glauben, nur im Großen und nicht im Detail beurtheilt werden. Die detaillirten Beurtheilungen ihres Spiels in jedem einzelnen Stücke können auch ohnehin nur höchstens für diejenigen ein Interesse haben, die sie darin gesehen haben; diese aber haben in ihrem Spiele selbst schon weit mehr gesehen, als jede Feder ihnen nacherzählen kann.

So möge denn Mad. Neumann noch lange die Zierde der Bühnen und die Freude der Zuschauer seyn. Ehren wir in ihr alle vorzügliche Schauspielerinnen, denn die Natur ist geizig mit ihnen. Das Wesen der Mad. Neumann ist von der Art, um allgemein zu gefallen. Unsere Natur ist so, daß uns mehr das gefällt, was angenehm und liebenswürdig, als was ernsthafe und erschütterndes ist. Es ist, wie Burke sagt, das angenehme Grün der Seele, auf welchem das Auge mit Entzücken ruht.

Paris, 25. Dezember 1824.

(Fortsetzung.)

Meergard war mit einem jährlichen Einkommen von ungefähr 10.000 Fr. und mit einer heißen Liebe zur Wissenschaft und Kunst nach Frankreich gekommen. Er hatte mit Dolomieu die Gebirge bereist, und mit dem Maler Naudet, der fast eine zig für ihn arbeitete, Italien und Frankreich besucht. Er besaß lange Zeit eine Sammlung von Zeichnungen und Mineralien, die er des Freylags mit ganz besonderem Vergnügen allen denjenigen zeigte und erläuterte, die ihn besuchen wollten. Dieses Zeigens und Erläuterns wurde er nimmer müde, und er hatte sich so oft die Mühe gegeben, ihren Werth schätzen zu machen, daß er sie zuletzt weit überschätzte; manche Stücke seiner Sammlung mochte er wol sogleich beym Ankaufe überschätzt haben, denn er hatte sie sehr theuer gekauft; dennoch verdiente seine Sammlung von Fremden besehen zu werden, und wurde auch fleißig besucht. Leider ging es ihm mit dem Heirathen beynahe, wie mit dem Anschaffen der Mineralien und Zeichnungen, und was ihn vollends herunterseyte, war der unglückliche Einfall, die Zeichnungen, die ihm Naudet in Italien verfertigt hatte, in einem großen Werke unter dem Titel Voyage pittoresque du nord de l'Italie herausgeben zu wollen, und zwar auf eigene Kosten. Naudet, welcher von Meergard besoldet gewesen war, hatte Alles gezeichnet, was ihm vorgekommen war, Dörfer, Glockenthürme, Landschaften, Gebäude, und ich glaube sogar Tanzenschläge. Dieß Alles wurde in die Voyage pittoresque hineingezogen und mit einem Texte Meergards, der eben kein glänzender Schriftsteller war, begleitet. Die Zeichnungen, meistens von der Art der italienischen Fabrike, wurden von Devaucourt hübsch aber theuer gestochen; die leidigen Kriegsjahre, die keiner Voyage pittoresque günstig waren, kamen dazu, und so ereignete es sich, daß dieses Prachtwerk anstatt seine Mühe und Aufgaben zu lohnen, sein Vermögen vollends zerrütten. Der dänische Kammerherr suchte Subscribenten zu sammeln, gerade wie der Dichter im Vicar of Wakefield, und wurde auch eben so schnöde behandelt. Er trug immer eine Tasche voll gedruckter Anzeigen seines Werkes herum, und es war fast bey ihm zu einer unwillkürlichen Bewegung geworden, daß er mit der Hand in die Tasche fuhr und einen Prospektus hervorholte, sobald er mit jemand zum Erstenmal von seinem Werke sprach. Dazu hatte er die sonderbarste Physiognomie, die man sich denken kann. Ich glaube, man hat ihn einmal auf einem Zerrbilde dargestellt, wie er in den Busen greift und einen Prospektus hervorlangt. Er unternahm vor einigen Jahren eine Reise in sein Vaterland, und erhielt einige Unterstützung vom dänischen Hofe; allein diese war nicht vermögend, ihm wieder aufzuhelfen; seine Sammlungen gingen ein, sein Werk gerieth in Stocken und er starb in Kummer und baldem Elend. Es ist wirklich ein Jammer, daß seine Kunstliebe nicht mit mehr Vorsicht und Menschenkenntniß gepaart war; denn so hätte sie sein Trost und seine Stütze werden können, anstatt daß sie seinen Untergang bereitet hat. Er hat mehrere Flugschriften drucken lassen über Künstler und Kunst, französische sowol als dänische und italienische. Die Pariser Ackerbaugesellschaft hatte ihm eine Medaille wegen einer Uebersetzung der Martfeld'schen Schrift über das Räuchern und Einpöckeln des Fleisches zuerkannt, und diese Uebersetzung ist auf Kosten des Ministeriums des Seewesens gedruckt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Januar 1825.

Wunderbarer Gang der Dinge,
Den des Menschen Hand nicht lenket,
Du Geheimniß dieses Lebens,
Das wir hohes Schicksal nennen,
Welch ein Mensch begreifet dich?
Du erhebst vor unsern Augen
Hier den Uebelthäter, stürzest
Dort die Unschuld; und der Nachwelt
Wächst ein unverdienter Segen,
Aus der Zwietracht, aus dem Jammer
Und dem Blut der Vorwelt auf!

Napoleon's letzte Augenblicke.

(Fortsetzung.)

26sten December.

Neun ein halb Uhr Vormittags. — Der Kaiser hatte eine bessere Nacht, wollte aber zwey Stunden im Bade bleiben, und fühlte sich dadurch ein wenig beschwert. Er liest mit der größten Begierde die aus Europa angekommenen Zeitungen, und erfährt daraus den Tod seiner Schwester, der Prinzessin Elisa; diese Nachricht versetzt ihn in die tiefste Bestürzung. Er saß mit geneigtem Haupte in seinem Lehnsessel, unbeweglich, im düstersten Kummer. Er stieß in Zwischenräumen tiefe Seufzer aus, hob den Blick gegen den Himmel, senkte ihn wieder, sah mich von Zeit zu Zeit an, und betrachtetr mich fest, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich bot er mir seinen Arm hin. Der Puls war schwach, unregelmäßig; ich verordnete ihm etwas Pomeranzblüthenwasser. Er schien mich nicht verstanden zu haben. Ich bat ihn, auszugehen, frische Luft im Garten zu athmen. „Glauben Sie," sagte er mit gebeugtem und gerührtem Tone zu mir, „es werde mir „aus meiner Spannung helfen?" — Ich glaube es, Sire. Aber ich bitte Sie zugleich inständig, das von mir vorgeschlagene Getränk zu nehmen. — Er willigt ein, und sogleich entleert sich ein Strom von Luft aus seinem Munde; seine Seufzer sind nicht mehr so häufig und so tief. Er bekommt etwas Schluchzen: ich biete ihm noch ein Glas an, er trinkt zum Zweytenmale und fühlt sich erleichtert. „Sie wollen also, ich soll in den Garten gehen? „Nun, gut." Er richtete sich mit Anstrengung auf, und stützte sich auf meinen Arm. „Ich bin sehr schwach, meine „wankenden Beine können mich kaum mehr tragen."

Das Wetter war prachtvoll, wir erreichten die Laube, er versuchte einige Schritte zu gehen; aber die Kräfte fehlten ihm, er mußte sich auf eine nahe Bank setzen. „Ach, „Doktor, sagte er zu mir, wie matt bin ich! . . . Doch „muß ich sagen, daß meine Spannung viel geringer ist. „Das mir von Ihnen gegebene Pomeranzblüthenwasser hat „die Menge Luft entfernt, die mich so sehr drückte. Ich „finde, daß die frische Luft mir wohl thut. Ich fühlte „bis heute keine Schmerzen, weder im Magen noch in „den Gedärmen, und wußte nicht, daß sich so viele Luft „darin aufhalten kann. Da ich indessen nie krank war, „und nie Arzneyen nahm, so konnte ich solche Dinge nicht „wissen; mein heutiger Zustand scheint mir selbst so au„ßerordentlich, daß ich ihn kaum begreifen kann." Er schwieg einen Augenblick, und fuhr dann wieder fort: „Die Zeitungen sagen, die Prinzessin Elisa sey an einem „Nervenfieber gestorben, und hätte Jerome zum Vormund „ihrer Kinder ernannt. Was verstehen die Aerzte unter „einem Nervenfieber?" — Ich erklärte es ihm. — „Kann„ten Sie die Prinzessin Elisa, zur Zeit, wo sie Groß„herzogin von Toskana war?" — Ja, Sire. — „Sie „war ausnehmend zart gebaut. Sie versicherte mich, wenn „sie ihrem Gefühl nachgeben wollte, so müßte sie immer „das Bett hüten, und nur ihre große Thätigkeit erhalte

„sie am Leben. Ich für meinen Theil bin ihrer Meinung, „und glaube immer, daß ein thätiges Leben der Gesund„heit dienlich ist, und zwar bey den Menschen wie bey den „Thieren. Ich habe die Erfahrung an mir selbst gemacht, „und Sie können jetzo die Folgen des entgegengesetzten „Verfahrens beobachten. Elisa war von ihrer Kindheit „an stolz, unabhängig; sie bot uns Allen die Spitze. „Sie hatte Geist, eine bewundernswürdige Thätigkeit und „Kenntniß von den Geschäften ihres Kabinets und von den „Staatsangelegenheiten, so gut wie der geschickteste Di„plomat. Sie beschäftigte sich mit den auswärtigen An„gelegenheiten, und obschon sie sich ungern in die Noth„wendigkeit versetzt sah, sich an einen Minister zu wenden, „so korrespondirte sie doch unmittelbar mit ihnen, wider„setzte sich ihnen öfters, und zwang mich zuweilen, mich „in ihre Streitigkeiten zu mischen. Uebrigens war sie „lebhaft, gefühlvoll, und leicht sehr tief erschüttert. Die „geringste Widerwärtigkeit konnte sie in Zorn versetzen, „dieser Zorn verschwand aber sogleich wieder; denn Elisa „hatte ein treffliches, großmüthiges, erhabenen Gefühlen „geweihtes Herz. Sie liebte den Luxus, sie pflegte die „Wissenschaften und die Künste, und hatte den Ehrgeiz, „eine Art von Suprematie über ihre Schwestern auszuüben. „Sie wollte denselben dem Ansehen nach vorangehen, so „wie es dem Alter nach der Fall war. Ich weiß nicht, in „wie weit der Nachricht von ihrem Tode in den Zeitungen „zu trauen ist; was mir aber ungegründet zu seyn scheint, „ist der Umstand, daß sie Jerome die Vormundschaft über „ihre Kinder anvertraut hat. Um dieß zu glauben, müßte „man annehmen, Baciocchi lebe nicht mehr, oder er sey „abwesend, denn im gegentheiligen Fall ist er von Rechts „wegen ihr natürlicher und gesetzlicher Vormund. Kann„ten Sie den Fürsten Baciocchi?" — Ich sah ihn einige„mal; aber ich habe ihn nie gesprochen. — „Was dachte „man von ihm in Florenz?" — Man hielt ihn für einen guten Mann, der sich nicht viel mit Staatssachen beschäftigte, und nur die Vortheile seiner Lage zu genießen suchte. — „Man irrte sich nicht. Er war immer ein gro„ßer Freund vom Privatleben, und beschäftigte sich immer „gern nur mit sich selbst. Sein friedsamer Charakter „stand in großem Kontrast mit dem geschäftigen Geiste „der Prinzessin Elisa. Wissen Sie, wie viel sie Kinder „hinterlassen hat?" — Sie hatte eine hübsche kleine Toch„ter in Toskana, und einen Knaben in den venetianischen Staaten. Ich weiß nicht, ob sie indessen noch ein Kind hatte.

Der Kaiser stand auf, stützte sich auf meinen Arm und betrachtete mich fest: „Nun, Doktor, Sie sehen, „Elisa hat uns den Weg gezeigt; der Tod, der meine Fa„milie vergessen zu haben scheint, fängt an, sie heimzusu„chen; es muß nun bald an mich kommen: was glauben „Sie davon?" — Ew. Majestät sind noch nicht am Ziel, Sie sind noch zu einer ruhmvollen Unternehmung bestimmt. — „O, Doktor, Sie sind jung, in frischer Gesundheit; „aber ich! Ich habe weder Kraft, noch Thätigkeit, noch „Energie mehr, ich bin nicht mehr Napoleon. Sie be„mühen sich vergebens, mir Hoffnung zu machen, das „Leben zurückzurufen, das nahe am Erlöschen ist. Ihre „Pflege vermag nichts gegen das Geschick; dieses ist un„abänderlich, man kann von seinen Bescheiden nicht ap„pelliren. Die erste Person unserer Familie, welche der „Elisa in's Grab folgen wird, ist jener große Napoleon, „der vegetirt, der unter der Last seiner Leiden zusammen„sinkt, und doch Europa in gespannter Unruhe erhält. „So, mein lieber Doktor, sehe ich meine gegenwärtige „Lage an. Sie sind jung, Sie haben noch eine lange „Laufbahn zu durchwandeln. Was aber mich betrifft, so „ist Alles vorbey; ich wiederhole es Ihnen, meine Tage „werden sich bald auf diesem unglückseligen Felsen endigen!"

Wir kehrten zurück; Napoleon legte sich in's Bett. „Lassen Sie meine Fenster schließen, Doktor; ich möchte „gern allein seyn, ich werde Sie später wieder rufen las„sen." Er ließ mich in der That kommen; aber er war sehr niedergeschlagen und matt, sprach von seinem Sohne, von Marie Louise; die Unterredung war höchst peinlich; ich suchte sie abzubrechen, ihn auf Erinnerungen zu leiten, die seine Zärtlichkeit nicht so sehr in Anspruch nahmen. „Ich verstehe Sie, Doktor. Wohlan, es sey! Wir wol„len vergessen, wenn überhaupt das Herz eines Vaters „vergessen kann."

(Der Beschluß folgt.)

Die Schlittenfahrt nach Walkringen.

(Fortsetzung.)

Lebhaft stellte sich mir die Geschichte der schönen Rhodope in Egypten vor, welcher, während sie im Bade war, einer ihrer niedlichen Schuhe von einem Adler entwendet, und so getragen wurde, daß er dem König Psammetich, der gerade zu Memphis Gericht hielt, nach einem Schuß auf das Raubthier, in den Schooß fiel, welcher ihn dann, im Entzücken über die schöne Form, an seine Lippen drückte, und durch das ganze Land Boten umhersandte, um den zweyten dazu und die Besitzerin davon zu finden, die er dann auch wirklich heirathete.

Ein Kuß auf meinen Fund, der an Zierlichkeit dem Schuh der Rhodope gewiß nichts nachgab, stand mir zwar auch frey, und unwillkürlich beugten sich auch meine Lippen darauf; aber den Gedanken, Boten durch das ganze Land zu senden, mußte ich unterdrücken, da ich nicht König bin; in das Heirathen hingegen hätte ich eingewilligt, wenn diejenige, welche dieses Strumpfband verloren, nicht schon

Digitized by Google

durch dergleichen oder ähnliche Bande etwa hieran gehindert würde, was mich das, obgleich goldene, doch fatale „er" in der Stickerey bald und bald vermuthen ließ.

Im Schlitten wieder angelangt, behielt ich es doch fortwährend in meiner Hand, die Leitseile gar nicht beachtend. Mein Pferd ließ seine vorher geäußerte Ungeduld jezt durch Laufen aus, wenn ich es nicht hinderte. Archimedes konnte bey der Eroberung von Syrakus nicht mehr in seine Kreise vertieft seyn, als ich gegenwärtig in mein Strumpfband; und hätte mich mein Pferd an einen Abgrund gezogen, der mir mit dem Tode gedroht hätte, so wäre meine Antwort vielleicht auch eine ähnliche gewesen, wie die jenes großen Denkers: „Noli turbare" etc.

Daß dieses Strumpfband unter einem weiblichen Knie seine Dienste geleistet haben müsse, schien mir, auch ohne die Fußspitze im Schnee zu berücksichtigen, so gut als gewiß. Denn waren schon die beyden Bänder an ihm ziemlich naß, so konnte ich doch deutlich die schöne Rundung erkennen, in welcher es beym Gebrauche jedesmal um die Kniekehle und dann wieder hervorgeschlungen und vorn befestigt seyn mußte, während die Kniekehle beym männlichen Geschlecht, wegen der stärker hervortretenden Flechsen, immer in jedem Bändchen einen Bruch hätte bewirken müssen, und dann war es auch, was ich deutlich sah, mit zwey Schleifen stets gebunden worden, was mir ebensowol für weibliche Finger sprach, weil die männlichen selten zu einer genug Geschick besitzen.

Ein zärtliches Bein mußte es umwunden haben, dafür wollte mir die weiche Wattirung zwischen den Perlen und dem atlasnen Unterfutter sprechen; einer höchst sorgfältigen Person mußte es aber unfehlbar zugehört haben, das glaubte ich aus der Schonung, womit das Band behandelt worden seyn mußte, erkennen zu dürfen. Der längere Gebrauch war ebenfalls unverkennbar an den Perlen und den Goldkügelchen, woraus die Buchstaben gebildet waren, zu ersehen, was mich auf ein nicht in der Kindheit begriffenes Alter seiner Eigenthümerin schließen lassen wollte.

Schon war ich im Begriff, aus der Peripherie der doppelten Rundung des Bandes Schlüsse auf die Größe und Gesundheit seiner bisherigen Trägerin zu machen, und wollte mir hierbey manche Theile der anatomischen Vorlesungen des sel. Dr. Rosenmüller zurückrufen, war aber erst bis zu dem Schluß gekommen, daß es ein schönes, rundes Bein umschlungen haben müsse, weil sonst in der weichen Wattirung vorn sicher das Schienbein abgedrückt worden wäre; als ich durch ein Schellengeläute, das hinter mir her den Berg herab kam, aus diesen Untersuchungen gerissen wurde.

Ich steckte mein gefundenes Kleinod in der Geschwindigkeit an den heiligsten Ort, den ich ihm bey mir hätte anweisen können, nämlich in die Seitentasche meines Oberrockes, wohin so leicht kein anderes Strumpfband verborgen wird, und suchte mein Pferd auf die Seite zu lenken, um den — unterdessen genahten Schlitten vorzulassen, und dann meinen Betrachtungen ferner ungestört nachzuhängen. Aber sey es nun, daß mein Pferd durch den ihm bis jezt einige Zeit gelassenen freyen Willen eigensinnig gemacht, oder daß ihm das Hinaustreten aus der Bahn zu beschwerlich vorkam; genug, es war nur mit Zwang zu einigen Schritten auf die Seite zu bewegen, und blieb dann gleich gar stehen, so daß der hintere Schlitten nur langsam an dem meinigen vorbeyfahren konnte. Dieser Umstand machte aber gerade ein längeres Verweilen der Augen auf den Vorbeyfahrenden nöthig, so wie die Begrüßungen gegenseitig gedehnter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Dezember 1824.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiger Mann war Graf von Schlabrendorf, der leider auch in diesem Jahre seinen zahlreichen Freunden und Bekannten entrissen worden ist. Es wäre zu wünschen, daß der deutsche Adel viele solche aufgeklärte, vorurtheilsfreye und von allem Kastengeiste entfernte Männer zählte, wie es Graf von Schlabrendorf war. Wenige Deutsche, besonders von seinem Range, haben so tief über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes nachgedacht, und so wohl eingesehen, was der Zeitgeist fordert, und was den Bedürfnissen der heutigen Welt von alten Gebräuchen und angeblichen Rechten aufgeopfert werden muß. In seiner Stube der Rue Richelieu beurtheilte er die Lage der Dinge richtiger, als es von diesem oder jenem Staatsmanne geschah. Er war ein ächter Politiker, kein durch Partheygeist oder Kastenvorurtheil, oder durch Privatvortheile bestochener, sondern ein ganz unabhängiger und leidenschaftloser. Hätte er seinen Gedankenreichthum in eine periodische Schrift niedergelegt, so würden wahrscheinlich alle besoldeten Schriftsteller wider ihn geschrieben haben; aber gewiß würde er auf das Wohl seines Vaterlandes sehr gewirkt haben; denn das Geschrey der Söldlinge der bloßen Macht wird wahrscheinlich in Deutschland eben so sehr verachtet als in Frankreich, wiewol sich diese Verachtung dort nicht so unverhohlen äußern darf. Als ich ihn zum Erstenmal sah, es war im Jahr 1816 oder 1817, lebte er schon mehrere Jahre lang auf seinem Zimmer, ohne jemals den Fuß vor die Thüre zu setzen. Dieses Zimmer lag voll von Büchern und Flugschriften; die Wände waren damit bekleidet, und außerdem lagen überall noch ganze Schichten davon aufgethürmt. Er selbst kam mir in einem alten Schlafrocke mit verworrenen Haaren und langem, buschichten schwarzem Barte entgegen. Obschon ich auf den Anblick vorbereitet war, da seine Sonderbarkeiten allgemein bekannt waren, so konnte ich doch nicht umhin, über die Erscheinung zu stutzen; dazu kam nun noch sein lebhaftes Auge und eine Physiognomie voller Geist und Ausdruck; wenige Gesichter haben je solch einen Eindruck auf mich gemacht. Es bedurfte wenig, um den gedankenreichen Mann anzuregen, und bald ergoß sich sein Gespräch über die damaligen Weltverhältnisse mit einer Fülle und Lebhaftigkeit, die mich von mei-

ner Bewunderung nicht zurückkommen ließen. So war seine Unterhaltung immer und mit Jedem, der ihn besuchte. Deutsche, welche mit Vorurtheilen reisten, und welche die Neugierde zu ihm trieb, hingen sich nur an seine Sonderbarkeiten und suchten ihn lächerlich zu machen. Allein die Sonderbarkeiten waren eine Kleinigkeit; die Hauptsache war der weitumfassende, aufgeklärte klar und erhabene Geist des Grafen, der nicht so häufig angetroffen wird, als daß er nicht Staunen erregen sollte, wenn man so glücklich ist, ihn anzutreffen. Indessen muß ich doch auch gestehen, daß mir zuweilen in seinen Aeußerungen etwas auffiel, das einseitig, und eine Folge seines zurückgezogenen Alleinlebens schien. Nur durch die gesellschaftliche Reibung der Gedanken lernt man sich von gewissen Meinungen loszumachen, die einem desto lieber sind, je länger man sie in der Einsamkeit im Kopfe herumgetragen hat, die aber deßhalb um nichts haltbarer sind. Solcher Gedanken hatte von Schlabberndorf einige, mit denen er sich herumtrieb, und die zu seinen Lieblingsideen gehörten. So z. B. hatte er den Plan einer Sprachmaschine erdacht, welche getreu die verschiedenen Laute einer Sprache angeben sollte. Hätte man, meinte er, im Alterthum eine solche Maschine gehabt, so hätte man der Nachwelt getreu die Aussprache des Lateinischen oder Griechischen überliefern können, und die Gelehrten würden nicht darum streiten, ob die Erasmische Aussprache des Griechischen die richtige sey oder nicht. Freylich wol; aber die Maschine würde noch eher untergegangen seyn als die Aussprache. Ich kenne jedoch den Plan der von Schlabberndorf'schen Maschine nur durch Andere, nicht durch ihn selbst. Uebrigens ist bekannt, wie lebhaft er an allen guten und nützlichen Entdeckungen Antheil nahm, daß er den Stereotypendruck in seinem Entstehen beförderte, und zu andern gemeinnützigen Unternehmen die Kosten hergab. Eine besondere Liebhaberey bey ihm war das Sammeln der Flugschriften aus der französischen Revolutionszeit; in dieser Hinsicht besaß er eine der vollständigsten Sammlungen in Paris. Er hat einigemal sein Vorhaben geäußert, dieselbe einer deutschen Bibliothek, besonders der Göttinger, zu vermachen; bisher hat man aber kein Testament von ihm auffinden können. Er hatte jedoch seinen Tod vorgefühlt, denn schon vor einem Jahre zog er einen meiner Bekannten wegen einer Grabschrift zu Rathe, die er auf sich gedichtet hatte, und zwar lateinisch, deutsch und französisch. Auch diese scheint sich bisher nicht vorgefunden zu haben. Im verwichenen Herbste war sein Zustand so bedenklich, daß Spurzheim, sein Arzt, ihm zu verstehen gab, er könne unmöglich sich länger in sein Zimmer einschließen, wie er zehn bis zwölf Jahre gethan hätte. Er wurde also auf's Land in der Umgegend von Paris geführt; allein auch hier nahm seine Krankheit so schnell überhand, daß er nach wenigen Wochen starb. Wie ein Mann von tiefem Gefühl sich aus freyen Stücken hat von der ganzen lebendigen Natur trennen und zwölf Jahr in sein Zimmer einsperren können, ist mir unbegreiflich. Nun wohnte er zwar in der belebtesten Straße von Paris, und konnte aus seinem Fenster beständig dem Menschengewühle zusehen; aber wie konnte er so lange Zeit hindurch nie das Bedürfniß fühlen, sich in dieses Gewühl zu begeben, in der freyen grünen Natur frische Luft zu schöpfen, und sich an dem Anblicke der Gewächse zu ergötzen? Die gezwungene Beraubung dieses Vergnügens ist ja ein so großes Unglück, daß man nicht einsieht, wie Jemand sich denselben unterziehen kann. Graf von Schlabberndorf hatte einmal ein Haus in der Lotterie gewonnen; allein da er nie aus seinem Zimmer trat, so ließ er es stehen, wie es war, ohne das Gerüste zur Unterhaltung und Ausbesserung des Gebäudes zu nehmen. Endlich drohte dasselbe den Einsturz, und die Polizey ließ ihm ankündigen, er müsse Anstalten zur Unterhaltung des Gebäudes treffen; er mußte sich also entschließen, einmal sein Zimmer zu verlassen; er ließ sich in einer Miethkutsche hinfahren, und ging geradeswegs in das Haus hinein; allein der Pförtner, welcher den Herrn nie gesehen hatte, hielt ihn auf und wollte ihn nicht weiter gehen lassen, bis Hr. v. Schlabberndorf sich als den Eigenthümer des Hauses zu erkennen gab, worauf der Pförtner ihn um Verzeihung bat, daß er ihn so barsch angefahren habe. Dieß war im Anfange der freywilligen Einsperrung des Grafen auf sein Zimmer; seitdem glaube ich nicht, daß er es wieder verlassen hat, bis zu seiner letzten Abreise auf's Land, wo er sein Leben geendigt hat. Man hat mich versichert, seit zwanzig Jahren sey sein Reisekoffer gepackt gewesen, um im Fall des Ausbruchs einer neuen Revolution, die er als gewiß vorhersah, sogleich von Paris abreisen zu können. Ich habe diese, vielleicht ungegründete, Anekdote während der kaiserlichen Regierung erzählen hören; damals schien es freylich sonderbar, daß Jemand noch eine Staatsumwälzung in Frankreich befürchten konnte; allein seitdem sind deren zwey statt einer vorgefallen, und ein Mann, der wie Schlabberndorf, schon einmal ohne Grund in's Gefängniß geworfen worden war, mochte wol wenig Lust haben, sich zum Zweytenmal derselben Gefahr auszusetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 19:

Keines. Eines.

Charade.

In jenen fernen längstvergangnen Tagen,
Wo Ritter noch in heldenkühnem Streit
Den Drachen und den Lindwurm keck erschlagen,
Und sich die Braut aus Zaubermacht befreyt,
Da schützten oft (die beyden Ersten sagen
Dir deutlich, wer?) mit Macht und Herrlichkeit
Aus dem Geschlechte, das ich eben meine,
Das treue Pärchen Viele oder Eine.

Und um dann ganz das güt'ge Werk zu krönen,
Wenn vor dem Sieger zarte Wangen glüh'n,
Erschallt die Luft von zauberischen Tönen
Bald nah, bald fern in heitern Harmon!'n.
Die Ritter reichen bittend nach den Schönen
Mit frohen Blicken ihre Hände hin,
Und hast die letzte Silbe du errathen,
So weißt du, Freund! um was sie lächelnd baten.

Indessen eilt mit luftigem Gefieder
Das Ganze durch die stille Mondennacht
Auf Visitben, zu dem Klange süßer Lieder
Schwebt es emsig in wunderbarer Pracht,
Und es verschwindet, kehrt der Morgen wieder.
Doch sah ich's nie, obgleich ich oft gewacht.
Es schwand mit jener Zeit, und die Geschichten,
Die Mädchen können nur davon berichten.

Adelheid von Stolterfoth.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. Januar 1825.

Und Wünsche der Liebe,
Des Sehnens, des Lebens
Erwachen in mir.

Die Schlittenfahrt nach Walkringen.

(Fortsetzung.)

Eine Dame und zwey Herren saßen auf das Beste gegen die Kälte geschüzt im Schlitten.

Nur der Zuruf der zarten Stimme der Dame: „So einzig?" gab mir Schweizer zu erkennen, und eine leichte Entdüllung ließ zwey freundliche bekannte Gesichter sehen.

Vielleicht aber hatte die vorherige Vertiefung in das Strumpfband, und die unerwartete Störung aus derselben, meinem Gesicht ein ernsteres Gepräge aufgedrückt, als zu einer freundlichen Erwiederung gehört — genug, der andere Schlitten fuhr vorbey, an dem ebenfalls, wie an dem meinigen, eine bloße Spazierfahrt nicht zu erkennen war, ohne daß es zu einer gegenseitigen Erörterung des „Wohin?" gekommen wäre, welche wol bey der Fahrt in der Nähe einer lebhaftern Gegend für Zudringlichkeit, hier in diesen weniger belebten Gegenden aber für Unartigkeit gelten konnte, wo man bisweilen im Winter um Gesellschaft verlegen ist.

Mein Pferd schien den Fehler seines Herrn wieder gut machen zu wollen, indem es schaef, und doch Anfangs in einer gewissen bescheidenen Entfernung, dem Schlitten nachtrottete, und ebenfalls in das reizende Bigitdal hineindog, ungeachtet eigentlich mein Plan nur auf das Emmenthal festgesezt war. Die Bahn war gut, und der Anblick der nahen höhern Berge auf beyden Seiten, dann der entfernter gelegenen ewigen Eisfirnen, über welche der Thunersee seinen Dunstschleyer goß, versezten mich in den seligen Zustand, in welchem man sich, besonders im Fahren, so gern dem Augenblick hingibt und alle Vergangenheit vergißt.

Ich zog das Strumpfband wieder hervor, das unterdessen fast trocken geworden war, betrachtete es wieder wie vorher, und konnte mich an dem niedlichen Dinge nicht satt sehen. Seine schöne Form, sein einfaches Farbenspiel, verbunden mit so manchen Ideen, die sich immer beym Anblick eines schönen Strumpfbandes uns unwillkürlich aufdrängen, versezten mich in eine gewisse innere Ruhe, die durch ein leises Sehnen, seine Besitzerin zu kennen, noch erhoben wurde. Das Lezlere wagte ich jezt aber gar nicht zu einem lebhaften Wunsche in mir aufkommen zu lassen, weil die Wirklichkeit vielleicht den ganzen schönen Traum, in den mich das Band wiegte, nur zu schnell gelöst hätte. Der Ort und die Art des Findens schienen aber dem Räthsel keine störende Auflösung geben zu wollen.

Die Begierde, mit welcher mein Pferd dem vor ihm hineilenden Gelänte nachsezte, und es mit seinem Kosakenlaufe bald wieder erreicht hatte, dieß mich die Fundgrube so mancher schönen Phantasieen, ich meine dieses Strumpfband, das ich mir so gern als Siegstrophäe oder als pretium affectionis gewünscht hätte, wieder in die Seitentasche meines Rocks, wo es gerade über dem schlagenden Herzwinkel ruhte, zu stecken; denn ein leichtes Umdrehen

Digitized by Google

und ein einziger Blick der dicht vor mir Fahrenden hätte mich, so wie mein Kleinod, ja allem ihrem Muthwillen und scherzendem Spotte Preis gegeben, und doch war dessen verschwiegene Bewahrung in mir zur ritterlichen Gewissenssache geworden.

Da es eben einen kleinen Hügel hinanging, an welchem eine Menge junger Personen beyderley Geschlechts auf kleinen Schlitten herabgleiteten, so konnte ich den Zuruf der freundlichen Dame im vordern Schlitten, mir Gesellschaft aus dem ihrigen schicken zu wollen, nur für eine Rüge meiner Unachtsamkeit erkennen, da es mir ja längst hätte anfallen sollen, wie sehr ihr Pferd dampfe. Ihr junger Mann kam zu mir; weibliche Gesellschaft hätte mich nur in Verwirrung gebracht, weil deren forschenden Augen nicht leicht ein Geheimniß entgeht, wie das war, in dem ich jezt so ganz lebte.

In Kuezem erreichten wir das hübsche Dorf Walkringen, wo wir einige Stunden verweilen wollten.

Man muß die Schweiz selbst bereist haben, um sich einen Begriff von der Bequemlichkeit und Eleganz eines solchen Dorfgasthofes, in welchen wir jezt traten, machen zu können. Besonders zeichnet sich hier der Kanton Bern, und in diesem das Emmenthal auch in seinen entlegnern Theilen aus.

Wir wurden in ein freundliches Zimmer geführt, dessen freundliche Wände mit Gemälden und Stickereyen behangen, und von denen die leztern eigne Arbeit der schlanken Wirthin waren, wie sie uns in vertraulicher Bescheidenheit erzählte. Winterblumen mancher Art standen zum Theil blühend in den Ecken, und gaben dem Ganzen ein Leben, welches mit dem Glanze des weißen Bergrückens, der vor dem Dorfe sich empohob, zu kontrastiren schien.

Eben lud die geschäftige Wirthin an den Tisch, den sie schon mit dampfendem Thee und dem feinen Eyergebäck, das vielleicht nirgends so gut als in der Schweiz schmeckt, und gebratenen Kastanien und gutem Côte-Wein besezt hatte; als meine Augen zufällig auf einer Seite der Wand zwischen zwey Doppelfenstern von einigen Buchstaben gefesselt wurden, die in Beziehung mit denen auf dem gefundenen Strumpfbande zu stehen schienen, denn mit Bleystift war dort angeschrieben: „S. d'A. et W. A.“ Schon wollte sich mein Mund öffnen, um die Wirthin nach diesen Namen zu fragen; doch die Bedenklichkeit, wie dieß unter so vielen Namen, womit die Fenster und Thüren in den Schweizer-Gasthöfen besonders bekeizelt weeden, möglich wäre, hielt mich davon ab, gab aber meinem ganzen Seyn in der Nähe dieser heitern Peesonen einen Anstrich von Zerstreutheit, der keinem Auge entgehen konnte, und in dem ich beynahe die warmen Kastanien in den heißen Thee gebracht hätte.

Für die allgemeine Heiterkeit unter uns glaubte ich in meiner Verlegenheit keinen bessern Vorschlag thun zu können, als den, zu tanzen, weil ich zur Unterhaltung durch Gespräch gar nicht taugte. War von mir dieser Voeschlag nur wie hingeworfen gesagt, so billigte ihn doch sogleich die Wirthin, jedoch unter dee Voraussetzung, daß wir uns nur mit der Musik eines Forteyiano begnügten, weil ihr andere Musik heute zu halten nicht erlaubt sey. Das Instrumentchen war bald in's Zimmer geschafft, aber die Ausführung des Voeschlags wollte nicht gelingen, denn außer der Dame, welche doch immer tanzen mußte, spielte blos ich das Klavier, und der Eine der beyden Herren saß mit seinem Rathsherrn- und Chorgerichts-Assessor-Gesichte unbeweglich da, und wollte keinen Antheil am Tanze nehmen, weil es wider die Feyer dieses Sonntags sey, dee nicht unter die sechs von der Regierung des Jahrs bewilligten Tanz-Sonntage gehöre, und weil er über die Aufrechthaltung dieser Gebote mit zu wachen habe.

Daß wir nur unsern Spaß hierüber hatten, schien die Lebendigkeit unsers Beysammenseyns zu erhöhen. Die Wirthin schlug uns endlich vor, wenn wir noch eine weibliche Person in unsern Kreis für jezt ziehen wollten, so könnte sie eine einführen, welche sehr gut Forteyiano spiele und auch schön singe, und öfters bey ihr ganze Nachmittage verbringe. Noch ehe wir uns näher erkundigen konnten, war die Wirthin schon hinausgeeilt, um sie rufen zu lassen.

Nach wenigen Minuten trat eine weibliche Gestalt ins Zimmer, die uns in einem gebrochenen Deutsch begrüßte. Ihr schlanker Wuchs nahm sich in der langen Beener Landtracht sehr schön aus, das ganze Betragen der Person, das aber mit der Kleidung nicht übereinstimmte, schien uns Alle fast in Verlegenheit zu bringen. Sie mochte, nach meinee Schätzung, ungefähr dreyßig Jahre zählen. Es lag etwas Junonisches in ihrem Anstande.

Ungezwungen erkläete sie, daß, wenn sie zu unserer Heiterkeit durch ihr Spiel auf dem Klavier etwas beytragen könne, sie mit Vergnügen bereit wäre, und eben so ungezwungen sezte sie sich vor das Instrumentchen, und spielte mit großer Lebhaftigkeit und mit mehr Ausdruck, als sonst in Tanzmusik gelegt wird, einige Walzer, bis wir uns dann in das Ganze fügten und um den Tisch walzten. Selbst der Herr Rathsbeer mit seiner ernsten Miene half diesen auf die Seite schieben, um die Spielerin nicht zu stören, da das Zimmer eben nicht geeade geräumig war. Aber zum Tanzen selbst war dieser strenge Mann nicht zu bewegen, trotz der Aufforderungen, welche selbst die schöne Dame und die Wirthin an ihn machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon's lezte Augenblicke.

(Beſchluß.)

Alle Feanzoſen auf der Inſel Goee hatten mich, ſagt Antommarchi, bey dem Bericht ſeiner Reiſe nach St. Helena, mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit bebehandelt. Ich hätte ihnen geen meine Dankbarkeit für idee Güte bezeigt, bat ſie zu Tiſche, und ſtellte ihnen meine Reiſegeſellſchaft vor, die ich vom Bord abgeholt hatte; ich hatte auch unſern gehäſſigen Kapitän gebeten, der aber doch ſo diseret war, nicht zu kommen. Es war nicht die bloße Scham, die ihn zurückhielt; er hatte noch einen andern Beweggrund; mie lag wenig daean, und ich ließ ihn gewähren. Wir tranken auf unſere Freundſchaft, auf das Glück Frankeeichs, und verſaden uns mit neuen Mundvorräthen. Ich wohnte bey einem Marſeiller; das Banket war in ſeinem Hauſe geweſen, und ich bat ihn um die Rechnung. Er wollte aber durchaus nicht einwilligen. Seine Mutter war eine Korſin, ich ein Korſe, man hatte mich als Arzt für Napoleon gewählt, er war zu glücklich, mich anſuehmen zu können. Ich wollte ihm einige Schinken, die Reſte meinee Vorräthe von London, anbieten; wir fuhren zu unſerm Schiffe zurück. Aber unſer Schurke war uns zuvorgekommen. Ee hatte ſie verkauft, und an ihre Stelle eine Ladung von Enten, Ekern und Mutterſchweinen eingetan, die hin- und derrannten, Alles niederwaefen, und für die Augen und die Naſe ein empörendes Schauſpiel gewährten. Dieß war die höchſte Niebeeteächtigkeit! Was wollte ich aber gegen ſolche Schlechtigkeit beginnen? Klagen? Wir ſteuerten in die offene See, hier wär' es gefährlich geweſen. Vorſtellungen? Dieſe kümmerten ihn nicht. Wir bielten nns daher nochmals an die Reſignation. Der Wind war gut, wir entfernten uns ſchnell, und fanden uns bald dem Kap Palme gegenüber. Unſer Schiff ſteuerte gegen die Küſte, und wir erblickten gleich Kähne, welche beladen wurden und abfuhren. Dieß war ein glücklicher Umſtand, da wir nur wenige Vorräthe hatten einnehmen können; unſer Kapitän hatte ſich mit Claret und Geflügel verſehen; aber ee beſtimmte ſie für den Markt von St. Helena; füe uns hatte er nichts. Wir waren nun wieder in unſerm erſten Elend und von Hunger gequält. Um ſo unruhiger folgten unſere Augen dem Lauf der Boote. Sie waren leicht, ſchnell, ſchmal und niedrig, und wurden von ſitzenden Männern gerudert, die damit übee die Meeeesfläche mit außererdentlicher Schnelligkeit hingleiteten. Die leichteſte Bewegung, ein Hauch hätte ſie umſtürzen können; aber flink wie Fiſche brehten ſie ſich und verfolgten ihren Lauf. Wir hatten unſer Schiff beygedeedt, ſo daß ſie ſchnell bey uns waren. Sie waren ſtaek, kräftig und wohlgeſtaltet. Sie brachten uns Lebensmittel, die wir mit aller Freudigkeit kauften. — „Wo faheen Sie hin?" feagte Einer untee ihnen. — „Nach St. Helena." — Dieſer Name ergeiff ihn, er blickte uns erſtaunt an. „Nach St. Helena! fuhr er mit durchdringendem Tone foet; iſt es wahr, daß Er dort iſt?" — „Wer?" erwiederte ber Kapitän. — Der Afrikaner waef ihm einen verächtlichen Blick zu, kam zu uns und wieberholte die Frage; wir ſagten ihm, daß ee dort ſey. Er blickte uns feſt an, ſchüttelte den Kopf, und endlich entſchlüpfte ihm das Wort: „Unmöglich!" Wir blickten einander an, und wußten nicht, wer dieſer Wilde ſey, der Engliſch und Franzöſiſch ſpeach, und eine ſo hohe Vorſtellung von Nappleon hatte. — „Kennen Sie ihn?" — „Seit lange." — „Haben Sie ihn geſehen?" — „In ſeinem höchſten Glanze." — „Oft?" — „In dee wohlbeſchützten Stadt *), in der Wüſte auf dem Schlachtfelde." — „Sie glauben ſein Unglück nicht?" — „Sein Arm iſt ſtark, ſeine Zunge honigſüß, idm kann nichts widerſteben." — „Er hat lange mit ganz Europa gerungen." — „Europa und die ganze Welt können einen ſolchen Mann nicht überwältigen. Die Mameiuken, die Paſchas ſanken vor ihm in das Dunkel zurück; er iſt der Schlachtengott." — „Wo haben Sie ihn denn geſehen?" — „Ich ſagte es Ihnen, in Egypten." — „Haben Sie gedient?" — „In der 21ſten; ich wae zu Bir-am-bae, zu Samanhout, zu Coſſeir, zu Cophtos, überall, wo dieſe tapfere Halbbrigade geweſen iſt. Was iſt aus dem Geneeal Belliaed geworben?" — „Er lebt, ee vat ſeinen Namen duech zwanzig Großthaten beeühmt gemacht." — „Kennen Sie ihn auch?" — „Er kommandirte die 21ſte; er eilte duech die Wüſte wie ein Araber, kein Hinderniß konnte ihn aufhalten." — Erinnern Sie ſich des Generals Deſair?" — „Keiner von denen, welche die Expedition nach Obeegypten gemacht haben, wird ihn jemals vergeſſen. Er wae tapfer, feurig, geoßmüthig, er ſuchte die Ruinen, wie die Schlachten; ich habe lange unter ihm gedient." — „Als Seldat?" — „Anfangs nicht; ich war Sklave, ich gehörte einem Sohne des Königs von Daefour. Man brachte mich nach Egypten, wo man mich mißhandelte, verkaufte. Ich fiel in die Hände eines Adjutanten des Gerechten **). Man gab mir europäiſche Kleidung, ließ mich einige häusliche Dienſte vereichten, die ich gut beſoegte. Der Sultan war mit meinem Eifer zufrieden und nahm mich zu ſich. Als Soldat, als Grenadier würde ich mein Blut für ihn geopfert haben; aber Napoleon kann nicht zu St. Helena ſeon!" — „Sein Unglück iſt nur zu gewiß. Die Schlaffheit, die Gleichgültigkeit, die Komplotte . . . . ." — „Verſchwanden beo ſeinem Anblick. Ein Wort lohnte uns für alle unſere Beſchwerden. Unſere Wünſche waren erfüllt; wir hatten keine Furcht mehr, ſo wie wir ihn ſaben." — „Haben Sie unter

*) Cairo.

*) So nannten die Egyptier den General Deſair.

Digitized by Google

ihm gekämpft?" — „Ich wurde bey Cophtos verwundet und nach Niederegypten gebracht; ich war zu Cairo, als Mustapha erschien. Die Armee brach auf, ich folgte der Bewegung, und so kam ich nach Aboukir. Welche Genauigkeit, welcher Scharfblick, welche Kavallerieangriffe! Unmöglich kann Napoleon überwunden seyn, und sich in St. Helena befinden."

Wir bestanden nicht weiter darauf. Unser Ungläubiger war hartnäckig, seine Täuschung war ihm theuer geworden, wir wollten sie ihm nicht rauben. Wir gaben ihm Taback, Pulver, einige Kleidungsstücke, kurz alle Kleinigkeiten, welche bey seinem Stamme von Werth sind. Er kehrte zufrieden zurück, nachdem er noch lange von der 21sten, von seinen Offizieren, seinen Generalen und von der Unmöglichkeit gesprochen hatte, daß ein so großer Mann, wie Napoleon, zu St. Helena sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Dezember 1824.

(Beschluß.)

Im lezten Monat des Jahres starb auch noch eine gefeierte und geistreiche Frau, die Gräfin Orloff, die, ihrer langwierigen Leiden ungeachtet, doch immer einen lebhaften Antheil an der Literatur nahm, viel las und gern sich mit Gelehrten unterhielt. Das Orloff'sche Haus wird in Paris fast gerade so gehalten, als ob es in Petersburg sey. Wer einmal dort eingeführt ist, ist immer willkommen; eingeladen wird er nicht mehr, aber zur Mittags- und Abendzeit empfängt man ihn stets mit Vergnügen. Zweymal in der Woche pflegen sich besonders Gelehrte einzufinden, und an diesen Tagen fehlt es nicht an geistreicher Unterhaltung. Obschon die Gräfin seit mehreren Jahren fast ganz gelähmt war, und beynahe kein Glied bewegen konnte, so siegte ihr Geist doch beständig über ihre körperlichen Leiden, und sprach sich über Literatur auf eine sehr anziehende Weise aus; nur hatte dieser Geist einen gewissen Ernst angenommen, der wahrscheinlich eine Folge der Krankheit war. Die italienische Dichtkunst hatte sie während ihres Aufenthaltes in Italien liebgewonnen, und sie sprach gern davon, wie sie dann auch die ausgezeichnetesten Dichter Italiens persönlich kannte; mit Einigen unterhielt sie, vermittelst des Grafen, ihres Gemahls, einen Briefwechsel, und ein prächtiger Dante, aus der Bodonischen Druckerey, lag fast immer in ihrem Saale. Die französischen Dichter besuchten fast alle das Orloff'sche Haus; die Gräfin kümmerte sich wenig um den Streit zwischen Klassiker und Romantiker, ihr gefiel Alles, was dichterisch schön war. Graf Orloff hat den Einfall gehabt, beynahe alle vorzüglichen Dichter Frankreichs zur Nachahmung, ich weiß nicht, welcher, russischen Fabeldichters zu vermögen; die Fabeln sind seit zwey Jahren ausgetheilt worden, und mehr als zwanzig Dichter und Dichterinnen haben sich daran versucht; manche haben es sich freylich bequem gemacht, und dem Russen nur den Plan, nicht aber die Einkleidung abgeborgt; manche Fabeln werden gewiß besser im Französischen ausfallen als im Russischen, zumal da der russische Fabeldichter eben kein Latein zu seyn scheint; einige Fabeln mögen aber auch wol im Französischen wenig Werth haben, da sie von den Dichtern herrühren, die sich in der Fabel bisher nicht versucht hatten, und wahrscheinlich auch nie schöne Fabeldichter werden. Auf jeden Fall wird diese Sammlung von so vielfältiger Hand sich sonderbar ausnehmen. Sie wird nun auf Graf Orloff'sche Kosten prächtig in zwey Quartbänden gedruckt. Im vorigen Sommer bewohnte die Orloff'sche Familie ein schönes Landhaus zu Passy neben Paris; es war gerade dasselbe Haus, welches Franklin bewohnt hatte. Es hatte etwas ganz Auffallendes, aus dem Gemache, in welchem einst die Anerkennung der Amerikanischen Freyheit und Unabhängigkeit unterzeichnet worden war, die russische Gräfin, die beständig auf einem Rollsessel saß, hervorfahren und sich in einen Saal, von welchem aus man ganz Paris überschauen konnte, unter eine Gesellschaft ausgezeichneter Pariser Schriftsteller begeben zu sehen; von ihren Kammerfräulein war die eine eine Kalmückin und eine andere eine Deutsche; die zahlreiche Dienerschaft bestand aus Russen, Engländern, und Negern. Dachte man nun ferner an die wichtigen Begebenheiten aus der neuern russischen Geschichte, mit denen der Name Orloff verknüpft ist, welches sonderbare Gemisch von Gedanken und Empfindungen mußte einen ruhigen Beobachter da nicht anwandeln! D g.

Stuttgart, im Januar.

Das unlängst erschienene Tagebuch unserer Bühne gibt über das Repertoire derselben im verflossenen Theaterjahre (vom 17ten August 1823 bis zum 14ten Juni 1824) das nachfolgende Resultat. Opern wurden gegeben 84, darunter 4 zum Erstenmale, und zwar von der Komposition Mozarts, Boieldieu's, der HH. Orlandi und Stunz. Uebrigens standen die Namen: Rossini und Mozart, ersterer fünfzehnmal und lezterer achtmal auf unsern Komödienzetteln. Die Zauberflöte, Don Juan, der Barbier von Sevilla, Tankred und der Freyschütz (in diesem Theaterjahre fünfmal gegeben) können wir als die gelungensten Vorstellungen nennen, in welchen sich die trefflichen Sänger und Sängerinnen, Haitzinger und Häser, und die Damen Fischer und v. Pistrich, stets höchst vortheilhaft auszeichnen. — Trauerspiele wurden nur 7 gegeben, und zwar 5 von Schiller, 1 von Lessing und 1 von Grillparzer. In Kabale und Liebe besitzen wir eine treffliche Milford in unserer Brede, so wie einen vorzüglichen Ferdinand in Maurer. Eine durchaus treffliche Darstellung des ausgezeichneten Künstlers ist auch dessen Jaromir in der Ahnfrau. — Lustspiele, größere und kleinere, wurden 103 gegeben, und zwar lasen wir den Namen Kotzebue, den immer noch vorherrschenden auf unseren Bühnen, 27 Mal auf den Affichen. Zum Erstenmale gegeben wurden 19 Lustspiele, darunter 7 aus dem Französischen, und 12 Originalarbeiten, wenn anders der Komödienzettel Treu' und Glauben verdient. Diese eignen Hervorbringungen waren von den Damen von Weißenthurn und von Chezy, den HH. Adalbert vom Thale, Ziegler, Töpfer, Heinrich, Freyherrn von Thumb, von Varnekow, Lebrün, Clauren und Costenoble. Es ist wol jede zu rühmen, daß mehr eigne neue Arbeiten, als Uebersetzungen, auf unser Repertoire kamen; die meisten deutschen Bühnen dürften in dieser Beziehung das umgekehrte Resultat feiern. — Unter unser Schauspieler-Personal, was wir bey dieser Gelegenheit anzuführen nicht unterlassen wollen, besitzen wir überhaupt manche recht vorzügliche Kräfte für's Lustspiel, und wir nennen in dieser Beziehung die HH. Gnauth, Maurer, Meyius, Rohde und Wiedke, so wie die Damen Brede, Fossetta und Meyius; auch die treffliche Sängerin, Mlle. Fischer, machte im verflossenen Theaterjahre einen Versuch im Lustspiele, den wir höchst gelungen nennen dürfen. Den Abgang der Mad. Maurer für's Lustspiel müssen wir indeß höchlichst beklagen, besonders da ihre Stelle bis jezt immer noch nicht ersezt ist. — Schauspiele wurden 20 gegeben; darunter Eines zum Erstenmal von Hrn. Kruse. Die Zwittergattung (Drama und Schauspiel) scheint überhaupt von unsern neuesten Dichtern immer weniger kultivirt zu werden, dagegen sucht aber das französische Melodrama auf unsern Bühnen in lezterer Zeit offenbar mehr Raum zu gewinnen, was allerdings nicht eben erfreulich ist.

Beylage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Februar 1825.

Ich war dem Tode nahe, und mein Leben war schier zur Hölle gesunken.
Ich war umringet, und Niemand half mir.
Ich suchte Hülfe bey den Menschen, und fand keine.
Da gedachte ich, Herr, an deine Barmherzigkeit, und wie du allezeit geholfen hast.

Jesus Sirach. Cap. 51.

An mitfühlende Seelen.

Bey meiner lezten Anwesenheit in Magdeburg fand ich eine meiner Freundinnen, eine sehr würdige Frau, von dem Schicksal eines zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilten Unglücklichen auf's Innigste gerührt. Sie erzählte mir seine Geschichte, und ich fühle mich gedrungen, sie Andern mitzutheilen, als könne die Masse des Mitleids sein Elend erleichtern, oder irgend ein rettender Engel ihm durch diese Mittheilung erweckt werden.

Franz Fröhlig ist der Sohn einer armen Wittwe, zu deren Unterhalt, da sie früh alt und kränkelnd war, er von früher Jugend an mitwirken mußte. Die stille, eingezogene Lebensart, welche diese Lage ihm aufdrang, erweckte eine Denkart in ihm, und gewöhnte ihn an Sitten, die ihn den Soldatenstand mit Furcht und Abscheu ansehen lehrten. Das Loos des Kriegsdienstes traf ihn jedoch, und er ertrug es mit so wenig Fassung, ermüdete die Geduld seines Sergeanten so ofe — oder hatte das Unglück, einem rauhen Mann untergeben zu seyn — daß ihn einst bey scharfer Strafe dir Verzweiflung hinriß, sich an diesem seinem Vorgesezten zu vergreifen. Das Kriegsrecht verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Kettenstrafe, durch die er den gröbsten Verbrechern und rohesten Bösewichtern zugesellt ward.

Der junge Mann war neun-und-zwanzig Jahr alt, ohne klare, feste religiöse Begriffe — welche der gemeine Katechismus-Unterricht der Armen nicht gibt — durch sein ganzes Jugendleben an Rechtlichkeit, stille Beschäftigung und Frömmigkeitsformen gewöhnt; die Aussicht, für sein ganzes langes zukünftiges Leben unter Schmach und Knechtschaft zu der Gemeinschaft verdorbener, mit ihren Lasterthaten prahlender, Gefährten verdammt zu seyn, benahm ihm daher alle Kraft, machte ihm Ausdauer unmöglich — und trieb ihn, sein Elend durch den Strick zu beenden. Einer seiner Mitgefangenen kam früh genug in seine Nähe, er schnitt die Halsschlinge durch und brachte ihn wieder in's Leben; allein der Unglückliche benuzte sein rückkehrendes Bewußtseyn nur, um seinen Erretter und Alle, die sich ihm nahten, mit wüthenden Schlägen von sich zu treiben, wobey er sich vermaß, daß es ihm, wenn er auch hundertmal am Selbstmord verhindert würde, endlich doch gelingen sollte, sein elendes Daseyn zu zerstören. Der mit dem Gottesdienst der Gefangenen beauftragte Geistliche besuchte nun diesen Menschen, und bemühte sich, ihm seine — glücklicherweise in der Ausführung mißlungene — That, so wie sein ganzes Schicksal, von der religiösen Seite darzustellen, wodurch er allein einen Stab auf dem furchtbaren Pfad seines Lebens sich erwerben könnte. Doch wie konnte eine Ansicht, welche den Glauben eines Märtyrers fordert — denn ist ein Leben in Ketten, an der Seite von Schandbuben, nicht ein furchtbareres Märtyrerthum, wie der besteigende Holzstoß? Ist es nicht ein Zustand „der Leib und Seele verdirbt in die Hölle?" — wie konnte dieser den, zu keiner religiösen Erhebung ge-

wöhnten Baugefangenen überzeugen? Er beharrte auf der Versicherung: er könnr nicht fortleben, wenn auch kein klriner Hoffnungsstrahl für dieses Leben ihm leuchtete. Endlich ging der Geistliche von den Gründen, welche die Kirchenlehrr ihm an die Hand gab, zu den persönlichen Verhältnissen seines Beichtkindes über, er stellte ihm mit rührender Eindringlichkeit den Jammer seiner alten Mutter vor, die, durch sein Dienstvergehen jeder Aussicht seines Beystandes auf Erden beraubt, nach der schrecklichen That, die er vorhabe, ja schon bey der unchristlichen Denkart, die ihn dazu treibe, auch seines Wiedersehens vor dem Thron des Allmächtigen sich nicht mehr vertrösten könnte; die, hoffnungslos für dieses und jenes Leben, ihr Daseyn versenkrn und den Tod fürchten müsse, der sie nie mehr mit ihrem ewig verlornen Kinde vereinen würde. — Diese Vorstellung sprengte die Eisrinde der Verzweiflung von des Gefangenen Herz. Er brach in lautes Weinen aus, reichte dem Geistlichen beide Händr, und gelobte, sein Leben nicht zu enden, sondern es zu ertragrn, bis Gott rs ihm abnehme, und mit seiner mächtigen Hülfe fortan ruhig und ergeben zu seyn.

Es ist nun fast ein Jahr, daß Franz Frödlig sein Gelübde gehalten hat. Er ist sanft und gehorsam, sucht seinrn Trost in Lehre und Gebet, und ist für seine Gefährten ein Beyspiel.

Die Dichtkunst hat ja in so mancher Gestalt, um den Fürsten in seiner glänzendsten Herrlichkeit zu schildern, ihn das erhabenr Recht der Begnadigung ausüben lassen — möchte doch dieses Elenden Schicksal zur Kundr eines Mächtigen kommen, der sie dahin gelangen ließ, wo ihm Rettung werden könntr, für diese Welt und — o fordern wir schwache Menschen doch kein Heldenthum von unsern Genossen in der Schwachheit! — und in jener; denn sein Leidensmuth könnte doch endlich erliegen.

Die Schlittenfahrt nach Walkringen.

(Fortsetzung.)

Mir lag jrzt selt dem Spiel der weiblichen Erscheinung nichts mehr am Tanzen, so wie es überhaupt rin flüchtiger Gedanke nur gewesen war, desto mehr aber ergötzte ich mich an den ausdrucksvollen Tönen, die einen gebildeteren Geschmack beurkundeten, als ich hier in diesem Bigithal gesucht hätte. Lange sah ich, an die Seite ihres Stuhles gelehnt, dem Dahingleiten ihrer schönrn Finger auf den Tasten zu, und weidete meine Augen bald an diesen, bald an dem schönen schwarzen Haar, das in zwey langen Zöpfen mit schwarzen Bändern über das netze Merino-Korset den Rücken hinabding. Schon wollte sie sich wieder erheben, weil sie das Tanzen unterbrochen sah, als sie unsern gemeinschaftlichen Bitten nachgab, und ihr Spiel fortsrzte. Ich setzte mich an ihrr Srite, und konnte nun näher ihre schöne Stirn, und die schwarzen Augen unter dieser, betrachten, welche mit einer heitern Ruhe, dir nicht ohne Leben war, vor sich hinsahen. Eine mäßige Röthe lag auf den Wangen, welche, verbunden mit der griechischen Nase, dem Gesicht eine fast männliche Festigkeit und Würdr gab. Sie sang auch bald, und es lag besonders hierin eine Kunst, die in ihr mehr als eine bloße Dirttantin erkennrn ließ.

Es war nach dem Gesang eines bekannten Liedes in französischer Sprache nicht schwer zu errathen, daß diese Sprache die ihr angrborne sey, in der sie sich übrigens auch mit einer Gewandtheit und einem Accent ausdrückte, daß die National-Französin nicht zu verkennen war, obschon ihr Betragen von dem gewöhnlichen ihrer Landsmänninen unendlich verschieden sich zeigte. Sie sprach in den kleinen Ruhepausen, die hier und da rinfielen, wenig, aber dieß zeigte eine Ueberlegung und eine Bildung, die sonst unter Personen dieser Kleidung nicht gefunden wird.

Der gute Wein hob unserr frohe Laune noch mehr, und in dieser wagte ich es, sie zu rinem Walzer aufzufordern, während die Dame sich zum Spielen anerbot. Sie nahm es an; ich waizte mit ihr einigemale herum, allein rin sonderbares Gefühl durchdrang mich, als ich so nah an ihrer Seite war. Es kam mir vor, als wenn der Tanz sie entheiligte. Und wirklich schien sie selbst nur aus Höflichkrit meiner Aufforderung nachgegeben zu haben.

Wir zur Erholung standen wir Beyde eben an dem Fenster, das mit seinen Buchstaben an einrr Seite mich kurz nach meinem Eintritt in dieses Zimmer so verwirrt gemacht hatte. Weil mir von der Bewegung fast warm geworden war, so öffnetr ich rinigr Knöpfe meines Oberrocks, denen der lezte freywillig folgte, und — auf den Boden fiel das mir theure Strumpfband. Seine Schwere machte den Fall zu bemerklich; ich bückte mich, um es rasch aufzuheben, sie aber beugte sich ebenfalls, und trotz der Bestürzung, in welche mich dieses Ereigniß sezte, drmerkte ich doch, daß auch auf sie der Anblick dieses Bandes einen sonderbaren Eindruck hervorgebracht habe, denn wie betroffen zog sie ihre Hand zurück, als sie im Niederbücken darnach greifen wollte. Eine auffallende Röthe übergoß ihr Gesicht, und dasselbe mag mit dem meinigen der Fall gewesen seyn. Ich suchte mich mit Gewalt zu ermannrn, und ihre Lippen hatten den Ausdruck, wie wenn sie etwas sagen wollten. Sie waren halb geöffnet, so daß von ihrem Athem das Fenster, an welchem sie, wie ich, dicht stand, anlief. Mit dem kleinen Finger zeichnetr sie dir Buchstaben „S d'A." in diesen Hauch, löschte sie aber noch im Bilden, wie wenn sie sich eines andern besonnen hätte, wieder weg. Meine Augen fielen unwillkürlich auf dir nämlichen Buchstaben an der Seitenwand, welche dieselben

Digitized by Google

Züge verriethen, als ich an den eben wieder verwischten erkannt zu haben glaubte. Ein Blick von ihr auf mich gab ihr wahrscheinlich diesen Ort meines Augenverweilens zu erkennen; sie sah ebenfalls hin, und neue Röthe überzog sie.

Fast gewiß durfte ich annehmen, daß sie genauere Kenntniß von dem Strumpfband habe, wo nicht gar die Eigenthümerin desselben sey. Meine Annahme wurde durch ihr gänzliches Stillschweigen über diesen Gegenstand bestärkt, und ich mochte ihre Zartheit hier unter mehrern Personen ebenfalls nicht verletzen.

Das verstummende Klavierspiel zog uns Beyde aus einer Verlegenheit, in der Jedes von uns nach einem Gegenstande suchte, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Die zu uns getretene Wirthin fand als die Unbefangenere bald einen. Aber schlug dein Herz nicht noch höher, schöne Unbekannte, als diese schonungslos sich nach deiner Schlittenfahrt erkundigte, die du vor einigen Tagen gerade über den nämlichen Hügel gemacht hattest, auf dem ich das Strumpfband fand? Mußte ich nun nicht so gut, als bestimmt, dich für die Eigenthümerin desselben ansehen? Und doch ehrte ich noch dein Zartgefühl, aus welchem du schwiegst, obschon du mich als den Finder kanntest, obschon ich nicht die Gründe deines Stillschweigens kannte, außer der holden Schamhaftigkeit, die sonst Personen deines Alters so wenig mehr eigen ist!

Ich wartete auf eine passendere Gelegenheit zur Zurückgabe meines Fundes, so theuer mir auch gewissermaßen derselbe geworden, und so unangenehm mir die Trennung von ihm vorgekommen wäre.

Kaum hatten wir uns in einen kleinen Kreis gesetzt, als schon die Sonne draußen den Schnee am hohen Berge röthete, aber das gesellige, heitere Wesen, welches sonst besonders so zufälligen und kurzen Begegnungen eigen ist, wollte nicht unter den übrigen Personen in der Nähe der schönen Unbekannten einheimisch werden.

Wenn schon die wenigsten Menschen jene allgemeine Geselligkeitsart haben, in welcher man auch mit ganz fremden Personen weitere Stunden, ja Tage verleben kann, so erscheint beym schönen Geschlecht dieser Mangel am auffallendsten. Es will sich dann nicht jene liebenswürdige Plauderey einfinden, welche man mit Vergnügen gewahrt, wenn Personen dieses Geschlechts, wenigstens der Hauptsache nach, ihre gegenseitigen Lebensverhältnisse, Stand, Vermögen ꝛc. kennen. Und selbst bey großer Weltgewandtheit und nach langen Reisen will sich dieß nicht verlieren, wo es beym männlichen Geschlecht mehr der Fall ist.

Hier bey dieser Unbekannten gab freylich der auffallende Kontrast ihrer ländlichen Kleidung mit dem ganzen Betragen, das die höchste Bildung der feinen Welt zeigte, der gegenseitigen Zurückhaltung eine Entschuldigung, so wie denn etwas Geheimnißvolles darin zu liegen schien, welches blos durch das würdevolle Betragen, das man in keiner ihrer geringsten Bewegungen verkennen konnte, so wie durch ihre natürliche Ungezwungenheit, gemildert wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember 1824.

Um eine Uebersicht dessen zu geben, was unsere Bühne in der letzten Zeit geleistet hat, will ich zuerst die Stücke nennen, welche neu oder erneuert auf derselben dargestellt worden sind. Da die Sterne von Hottei seit einmaliger Vorstellung wieder von der Bühne verschwunden sind, und mir ihr Anblick nicht zu Theil geworden ist, so muß ich davon schweigen. Einige neuere Lustspiele haben theils durch die Intrigue, theils durch fleißiges Spiel gefallen. Dahin gehört: der Hofmeister in tausend Aengsten. Hier ist das Interesse auf den im Titel genannten Hauptcharakter zusammengedrängt, welcher dem Regisseur der Bühne, Hrn. von Zieten, zu einer seiner besten Charakterdarstellungen Stoff gibt. Die gutmüthige Beschränktheit des alten Lakeimers und sein ängstliches Staunen bey jeder neuen Erfahrung, die sich nicht auf eine Antiquität beziehen lassen will, wurde mit einer feinen Mäßigung geschildert, welche Hr. v. Zieten nicht immer eigen ist. Unter den Konversations-Lustspielen, welche kürzlich von der französischen Bühne auf die deutsche übertragen worden sind, ist eines der gefälligsten der Kammerdiener. Der französische Kammerdiener, welcher gern den Herrn, und das Landmädchen, welche gern die deklarirte Frau des französischen Kammerdieners spielen will, während der Herr, wie er freylich in einem französischen Lustspiele nicht fehlen darf, seiner ehelichen Pflichten uneingedenk, in seinen Neigungen zu dem niedern Stande herabsteigt, sind gut gezeichnete Figuren des französischen Intriguenstücks, und die Intrigue selbst ist leicht gewoben und aufgelöst. Dlle. Böhler würde mich unter den Darstellenden am meisten befriedigt haben, wenn sie die naive Prätension eines französischen Landmädchens, die in dem oben angedeuteten Verhältnisse liegt, mehr vor das Auge geführt hätte, wie ich kürzlich in Frankfurt diese Rolle unübertrefflich durch Dlle. Lindner darstellen sah. Indeß das so mollende deutsche Bauernmädchen der erstern bleibt, wenn es auch nicht im Sinne des Stückes ist, doch immer hübsch und dem Publikum wohlgefällig. Ferner kam auf die Bühne der beible hewitische Kindermord, von Geyer; in diesem kleinen Lustspiele sind Züge aus dem Leben gegriffen, aber das Lachen, welches dasselbe erweckt, ist fast das Lachen eines Menschen, der in einen sauern Apfel gebissen hat, und es sich vor der Gesellschaft nicht will merken lassen. Die Noth des bürgerlichen Lebens tritt dem Zuschauer gar zu nahe auf den Hals. Hr. Stein gibt den Maler zwar mit Humor, aber für die vollkommne Ausarbeitung dieses Rölichens würde es gut seyn, die künstlerische Begeisterung und Vertiefung vorher bestimmter zur Anschauung zu bringen, um dann, wo der Uebergang derselben in die Bewunderung lebender Reize zu zeigen ist, desto komischer zu wirken.

Von ältern großen Dramen hat unsre Bühne Schillers Braut von Messina, Jungfrau von Orleans (seine verdienstvolle Darstellung der Mad. Miedke) und Don Carlos, ferner Körners Zrino und Iffands Jäger, erneuert, und das Personal hat in mehreren dieser Stücke gezeigt, daß es die Forde-

rungen der Gebildeten zu würdigen weiß. In der Partbie des Cyperführers in der erstgenannten Tragödie trat zum Erstenmale Hr. Finf auf, und befriedigte das Publikum durch sein deklamatorisches Talent. Diese Wahl zum Debüt zeugt von einiger Selbstkenntniß. Der gewöhnliche Gang, welchen diejenigen nehmen, die sich in neuester Zeit der tragischen Bühne gewidmet haben, ist dieser. Zuerst äußerte die pomphafte poetische Sprache unsrer neuern Bühnendichter, und vornehmlich die pomphöse Diktion Schillers ihre Wirkung auf sie; sie studirten sich pathetische Scenen und Rollen ein, und gaben sie in pomphafter Deklamation wieder; diese hielten sie für die Grundlage und den Mittelpunkt der Schauspielkunst, die individuelle Auffassung des Lebens aber für das Niedere, über welche sie im Besitz jenes tragischen Pathos fast verachtend herabsehen. Wie kömmt es denn nun aber, daß kein Gebildeter mit der sogenannten Deklamation im Kostüm befriedigt ist, wenn es der Schauspielkunst gilt? Weil diese wesentlich in der eigenthümlichen Auffassung der mannigfaltigen Erscheinungen des Menschenlebens, — in einer wahren Proteusnatur besteht, von welcher die Deklamation nur ein — gewöhnlich starr gewordenes — Element ist. Durch einige spätere Leistungen haben wir gesehen, daß Hr. F. noch etwas zu viel Werth auf hohle Deklamation legt (z. B. in der Rolle des Talbert, wo unter andern den Worten: „Schau hin. Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen ꝛc.“ ziemlich dasselbe Gewicht gegeben wurde, wie dem wiederholten Zuruf: „Geh' nicht hinein, kehr' um, hör' meine Warnung“). Doch scheint es, als sey Hr. F. selbst durch seine äußern Mittel noch zu etwas Höherm befugt. Ueber Don Carlos spreche ich nächstens. In den Jägern, welche in der That ein frisches Lebenselement, das dem Veralten widersteht, in sich tragen, hat uns das fleißige Streben des Hrn. Genast, welcher zum Erstenmale die Rolle des Oberförsters spielte, viel Vergnügen gemacht. Mag auch immer seinen Charakterdarstellungen dieser Art die innere Würde noch nicht ganz eigen seyn, die sich in der stattlichen Haltung und männlich festen Bewegung solcher Charakter zu Tage legt, so dürfen wir nicht vergessen, daß wie auch den fortgehenden und sich bildenden Schauspieler zu berücksichtigen haben, und daß jede Rollenart ihre eigenthümliche Routine erfordert, von welcher man sich nicht mit einem Male in Besitz setzen kann. Hr. Genast hat bey seinem Uebergange in das Fach der ältern Rollen so unverkennbare Beweise eines glücklichen Studiums gegeben, daß es nur der Aufmunterung bedarf, um ihn in diesem Kreise weiter zu fördern.

Am Schlusse des Jahres gab Dlle. Wagner vom königl. Hoftheater in Dresden Käthchen von Heilbronn, Elise von Valberg, Peetiosa, Liesli im Aspenröslein und Marianne in Goethe's Geschwistern als Gastrollen mit vielem Beyfall. Sollen die Mittel, welche diese junge Schauspielerin besitzt, wahrhaft künstlerisch wirken, so muß dieselbe ernstlich nach Wahrheit und Natur streben, und nicht eher die Scene betreten, als bis ihr ein ganzes und lebendiges Bild der darzustellenden Person vor der Seele steht. Ziererey und nachgeahmte Manier werden bey einer angenehmen, jugendlichen Erscheinung so lange ertragen — als diese selbst dauert. Dagegen haben uns Züge — aber nur einzelne Züge in dem Charaktere der Elisa und der Mariamne überrascht, welche die Hoffnung erregen, die junge Schauspielerin könne, wenn sie alle ihre Gedanken auf das darzustellende Bild richten, und die fremde Manier vergessen wollte, etwas noch Erfreulicheres leisten. —

Die Wiedereinführung der Hussiten vor Naumburg auf unserer Bühne endlich erwähne ich blos darum, um die Sorgfalt der Direktion für Scenerie, Kostüm und Decorationswesen auch für meinen Theil nicht unbemerkt zu lassen. Die Ansicht des Marktplatzes (nach dem Markt von Ulm, wie wir hören, genommen) macht durch ihre Wahrheit und Einheit der Anordnung Hrn. Gropius viel Ehre. Das Stück findet noch immer ein Publikum; doch gibt es heut zu Tage einen nicht geringen Theil der Zuschauer, für welchen es in und mit der Darstellung zur Travestie wird.

Die Oper brachte als Neuigkeit den Schnee und die Wiener in Berlin. Die Auber'sche Musik zu der ersten Oper ist eine pikante Mischung von französischer Romanzenmusik und Rossinischer Konzertmusik; sie thut zuweilen das mit gar schön, läßt zu prosaischen Höflichkeiten die lieblichsten Rouladen absingen, und kümmert sich auch nicht sehr darum, ob der Gang der Singstimme sich mit der Begleitung recht vertrügt; in anständigen Appoggiaturen übertrifft sie Rossini noch. Daß dessen ungeachtet der Komponist Talent zur dramatischen Musik hat, beweisen mehrere recht gelungene Ensembles, z. B. das komische Terzett des vierten Akts zwischen dem Herzog, dem Grafen und dem verlegenen Gärtner, der immer unterbrochen wird, und das darauf folgende Terzett zwischen dem Herzog, der Prinzessin und dem Grafen, und das Duett zwischen dem Prinzen und Bertha, welches einige reizende Melodien hat, und das Rondo mit Chor im zweyten Akte. Die Intrigue würde gefallen, wenn nicht der Uebelstand einträte, daß hier eine französische Intrigue (an Eginhard und Emma ist sehr entfernt zu denken) von deutschen Personen gespielt wird. Ein anderer Uebelstand ist der, daß eine Nebenrolle im Stücke (bey uns Fräulein Bertha genannt) im Gesang die weibliche Hauptpartbie und ihre Hauptarie eine kalte Apostrophe an die Freundschaft ist. Dlle. Böhler spielt diese Rolle sehr nett und befriedigend. Der Text, welcher bey uns gesungen wird, ist auf eine sündhafte Weise untergelegt, die dem Geschmack jedes Gebildeten widerstehen muß (z. B. wird skandirt

— ⏑ — — ⏑⏑ —

Nehmen Sie, mein Lebewohl; und auf ja eine Roulade gelegt). Die Darstellung der Oper hat mehr Schwierigkeiten, als man auf den ersten Anblick glaubt; hier reicht bey allem Bestreben das Spiel, dort der Gesang nicht zu, und die ganze Art ist dem deutschen Geschmack etwas fremd. In dem Gesagten mag wol der Grund liegen, warum diese Oper bey uns kein sonderliches Glück gemacht hat. — Die bekannte Posse, die Wiener in Berlin, hat ihren Zusammenhang in der fröhlichen Stimmung, welche die nationellen Volksmelodien, aus welchen sie besteht, gemeinschaftlich haben; mit dieser Stimmung aufgefaßt, macht sie einen fröhlichen Augenblick und will nichts weiter. Diese Stimmung ging auch von unsern Sängern, vornehmlich von der als Wiener Dienstmädchen äußerst anmuthigen Dlle. Böhlee, Devrient (Franz) und (Mad. Köhler) der Berliner Dörfer auf die Zuschauer über; darum wird auch die Posse gewiß öfters wiederholt werden. Erneuert wurde auch die Posse, der Schneider und der Sänger, von deren jene durch Hrn. Koch (weniger humoristisch, als wo er ohne Verdruß darstellt), dieser durch den im komischen Gesange glücklich fortschreitenden Tenoristen, Hrn. Wetter, gegeben wird. In mehreren Opern, z. B. der Wasserträger, Aschenbrödel, Tankred, Freyschütz, Jessonda hörte man Mad. Finf zum Erstenmale, als die im Spiel und Gesang gelungensten dieser Partien kann die der Gräfin Armand in der ersten Oper und die der Agathe angesehen werden. Hr. Wetter sang in Spohrs Jessonda den Nadori, so wie Hr. Köhler die Partbie des Oberpriesters, so, daß kaum etwas Billiges zu wünschen übrig blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Februar 1825.

Womit soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich stellen, daß sie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!

Schiller.

Ein Brieflein von Herzog Friedrich I. an den Hofkaplan Dr. Andreas Osiander, worin er sich über die unhöflichen und hochtrabenden Hofprediger beschwert. 13. Juli 1595*).

(Aus dem eigenhändigen Schreiben des Herzogs besonders abgedruckt.)

Ich hab nuhn Mher, über die 26 Jahr Alhier, Hoffprediger gehörrt (vnd schier jetzige Hoffpredigers Alter) Aber nie so unhöffliche, und hochdrabender, Als jetzo Ein jahr Reiner. | Da doch die Hoffprediger Etwas höfflicher und bescheidtener sein sollten, Als die Gemeine Dorffpfaffen, dann da man sie under denselben suchen solte, welch vil pfundt wachs und unschlicht drauf gehen würden. |

Friderich.

* * *

Antwort des Dr. Osiander's. 14. Juli 1595.

(Aus dem Original abgedruckt.)**)

E. F. G. bitt ich per misericordiam dei die wöllen mir nicht In Ungnaden vermerkhen, daß ich Dieselben noht trungenlich mitt disem meinem Schreiben (deßen Ich vil lieber überhoben sein wollte) molestire.

Es haben E. F. G. verschienen Sontags gar spaat mir ein Brieflein laßen zukhommen, In dem sie vermelden, daß sie nuhn über 26 Jahr hoffprediger zu Stuttgarten gehört, Aber nie so unhöfliche und hochtrabende Predigen gehört, als Jezo ein Jahr bereiner, da doch die hoffprediger ettwas höflicher und deschaydner sein sollten, wie die Gemeine Dorffpfaffen ꝛc.

Wiewol nuhn E. F. G. meinen freundlichen und getreuwen lieben Collegam und mich zusamen faßen, so macht doch inscriptio Epistae, daß Ich disen Verweiß fürnemlich auff mich verstehn muß.

Nuhn bekhenne Ich gern, daß Ich mich umb höflichs Predigen nicht viel verstehe, hab mich auch großer Kunst und Eloquentz nie berhümt, und bin zu der hofPredicatur vor sechs Jahre, ohn all mein oder der meinigen Prospieiren auch wider meinen Willen von E. F. G. Herrn Vetter Hentzel (?) Hochseligen uff zuvor abgelegte prob erfordert worden. Deßwegen Ich, was mir in meinem Beruff begegnet, desto leichter kann auff mich neh-

*) Aus dem zweyten Heft des Jahrgangs 1824 der würtembergischen Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

**) Mit dem äußern Anstand scheint man es damals noch so genau nicht genommen zu haben; der Brief Osianders ist auf einen einfachen halben Bogen in Folio geschrieben, unbeschnitten und überall corrigirt. So ist es auch bey andern an den Herzog gerichteten Schreiben, die man findet. — Die hier mitgetheilten Briefe sind zwar schon in Moser's patriotischem Archiv, 11r Bd. 1785, jedoch nicht vollständig und nicht ganz genau abgedruckt. Die Originale finden sich in der Tübinger Universitäts-Bibliothek.

men, In tröſtlicher Bedenkhung, daß ich mich nicht ſelbs eingetrungen. Ich waiß aber auch das wol, daß ſichs in reprehensione Vitiorum auch zu hof nicht vil prangen laßt, und dieweyl die hofleut ſo woi ſündigen als die Baursleut, muß man Inen auch (adhibita tamen debita modestia, deren Ich mich biß daher ſovil mir möglich geweßen, befliſſen, auch jederzeit in genere gebliben und in specie auf niemanden geſtochen) das gſetz ſo wol ſcherpffen, als den Bauren: ſyntemahl in regno dei khein respectus personarum gillt. Und khan Ich nicht gedenkhen, daß E. F. G. alß ein chriſtlichee und hochverſtendiger Fürſt ob der justa Vitiorum reprehensione einiches mißfallen tragen.

Daß aber E. F. G. unbeſchaydner und hochtragender Predigen meldung thun, muß Ich bekhennen, daß Ich nicht verſtehe, Was E. F. G. hierunder meynen. Gelangt demnach an Dieſelben mein underthenig demüettig und umb Gottes willen bitten, E. F. G. wöllen mir ſo gnedig ſein, und mir, (damitt ich nicht hinfüro mein Ampt mitt ſeuffzen thun, Hed. 13. und mitt erſchrockhnem herzen auff die Kanzel gehen müſſe) in specie anzeigen oder ettwas weiterer zu verſteden geben, Was ſie an meinen Predigen diſideirn: will ich gern vermittelſt göttlicher gnaden ſo vil (als einem menſchen under der Sonnen müglich iſt) mich dahin bevleyßen, und den stylum alſo attemperiren, daß zwar in meinem officio nichts verſaumpt, aber doch E. F. G. nicht unnöttig offendirt oder denſelben zu ungnedigen nachgedenkhen urſach geben werde. Ebenmäßig wirdt mein lieber Collega M. Biedenbach auch thun.

Welches bey E. F. G. (meinem Ministerio zu gutten) Ich unangebracht nicht laßen khönnen: Dieſelben nochmahlen umb Gottes willen bittend, daß ſie mir diſe nottwendigr eröffnung meines anligens nicht In ungnaden vermerkhen. Hochermeltte E. F. G. ſamt Dero hochgeliebte Gmahlin Junger Herrſchaft und Frewlen dem Allmechtigen In ſeinen gnedigen ſchutz und mich Dero zu gnaden In underthenikheit befehlende. Aſperg den 14. Julii 1595.

E. F. G.
underthenigr, gehorſamer
HofCaplan
A. Oſiandee D.

Die Schlittenfahrt nach Walkringen.

(Beſchluß.)

Es ſchien mir nicht nur eine unumgängliche Höflichkeitspflicht, der Unbekannten beym Scheiden aus unſerm Kreiſe meinen Arm zur Begleitung nach Hauſe anzubieten, ſondern der Wunſch, das Strumpfband ihr wieder zuzuſtellen, teied mich gleichſam dazu.

Die untergegangene Sonne gab eben den unendlich ſchönen Anblick der gerötheten fernen Eisberge, als wir über den bedeckten Gang des Gaſthofes dahingingen. Die Erinnerung an den tiefern Süden Europa's, welche mich immer auf dieſen ſogenannten Lauben der Berner Gebäude ergreift, ſo wie das nie ſättigende Schauſpiel der bezaubernden Augenblicke, in deren kurzem Verlauf über die Jungfrau das Roth in ſo mancherley Nüancen gehaucht wird, hieß uns Beyde verweilen. Auch ihr Auge ruhte dort, von woher Ruhe ſich über jedes fühlende Herz verbreitet. Nur mich zog mehr das Bedürfniß einer nähern Erklärung zu meiner Begleiterin von dort ab, und in dieſer wagte ich es, aber nicht ohne Herzklopfen, ihr den Fund des Bandes, welches ſie bey mir geſehen habe, zu erzählen. Wie weilten am Fenſter des Ganges; ſtill ließ ſie mich reden, während dem ich vor ihr ſtand und ſie kaum anzuſehen wagte, als ich den Wunſch äußerte, ſtets im Beſitz des niedlichen Fundes bleiben zu können. — Leicht, aber doch nicht ohne Erröthen, geſtand ſie, die Eigenthümerin des Bandes zu ſeyn, und es erſt vor einigen Tagen verloren zu haben; aber der Zuſatz, es ſey ein Andenken von ihrem ſeligen Gemahl, ergriff mich mit einer unendlichen Gewalt, ſo daß ich ſchweigend es hervorlangte und in ihre ſchöne Hand legte. Eine Art Feyer verbreitete ſich über dieſen Auftritt, welche durch ihre dankende und ſtille Verbeugung noch erhöht wurde. Mit einer heiligen Achtung küßte ich ihre Hand, die ſie duldend in der meinigen ließ. „Kommen Sie bald wieder hierher in unſer Thal, entgegnete ſie nach einer Pauſe, ſo wird ſich mein Beſtreben, Ihnen zu danken, an den Tag legen, wenn Sie mich in meiner Wohnung beſuchen wollen.“

Die Jungfrau hüllte ſich eben in jenes fahle Grau, welches die Eisberge ſtets nach verſchwundenem Abendrorh überzieht, als ich von der ſchönen Unbekannten ſchied, im Herzen mit dem feſten Vorſatz, ihree traulichen Einladung bald zu folgen, und meinem eigenen Wunſche zu genügen. Das Gemiſch von Schweizer-Einfachheit mit dem Anſtand und der Hoheit im Betragen hatte in mir eine anziehende Ehrfurcht für dieſes weibliche Weſen gebildet, das, fern von Liebe, mir den Wunſch ihrer länger dauernden Nähe ordentlich zur Sehnſucht erhob.

Was die Wirthin von ihr für Auskunft geben konnte, beſtand blos darin, daß ſie, aus einem vornehmen Hauſe Frankreichs entſproſſen, während der Anweſenheit der Geſandten der friedenſchließenden Mächte zu Amiens, noch in einem ſehr zarten Alter, aus Liebe zu einem jungen Lord, der im Gefolge des engliſchen Geſandten geweſen, wider den Willen ihrer Eltern ſich mit dieſem vermählt, aber ſchon nach zwey Jahren denſelben durch den Tod verloren habe, und nun ſchon ſeit einigen Jahren in ſtrenger Zurückgezogenheit in dieſem Thale wohne, welchem ſie ſich ſelbſt durch die Kleidung und die Erlernung der ſchweizer-

deutschen Sprache ziemlich angeschlossen habe. Das schöne Landhaus, welches sie bewohne, sey von ihr gekauft worden, und in diesem verbringe sie ihr musterhaft sittliches Leben, blos mit der Erziehung zweyer Mädchen aus der Gegend, welche sie zu sich genommen habe, und mit Musik und Malerey beschäftigt. Auf den Spazierfahrten, wozu allein sie sich zwey schöne Pferde halte, fahre sie sich meistens selbst, und beweise auch sonst bey vielen Gelegenheiten eine männliche Unerschrockenheit. Sie allein stehe mit ihr in solcher Verbindung, daß sie zu ihr in's Haus dürfe, von welchem sonst alle unbekannte Personen ausgeschlossen wären. Ueber ihr früheres Leben beobachte sie aber strenges Schweigen, scheine jedoch seit dem Tode ihres Gemahls, den sie sehr geliebt haben müsse, allen nähern Verbindungen mit Männern entsagt zu haben. Ihre Bedienung bestehe blos in einem alten Lakay ihres seligen Gemahls und in einer Kammerfrau, durch die man dieß Wenige aus ihrem früheren Leben erfahren habe. In der Gegend kenne man sie nur unter dem Namen: Lady Anley; besonders beteten viele arme Personen sie fast an.

Noch lange hätte uns die freundliche Gesprächigkeit der Wirthin von dieser schönen Unbekannten unterhalten, wenn nicht die Weite unseres Weges uns zur Rückkehr gemahnt hätte. Der Mond versprach uns sein Licht, und im Hinabfahren durch die bald höhern, bald tiefern Hügelreihen hatten wir noch den seltsamen Genuß, die Mondsichel sechsmal aufgehen und wieder verschwinden zu sehen, bis wir an die sanftere Abdachung der Berge kamen, wo sein Stand schon zu bedeutend vorgerückt war.

Wie ein Traum würden mir die Stunden dieses schönen Nachmittags vorkommen, wenn nicht lange in meiner Hand das Gefühl geblieben wäre, als wiege ich noch das schöne Strumpfband in ihr.

Emil Essigkrügler.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 14. Januar.

Zu den interessantesten Werken, welche neulich erschienen, darf man, trotz der so entschieden ausgesprochenen Verdammung der Literary Gazette, ein Büchlein nennen, das den sonderbaren Titel: the Modern Athen, das neuere Athen, führt. Es ist offenbar von einem Manne geschrieben, welcher eine genaue Kenntniß des Ortes und der Personen mit einer richtigen Beurtheilungskraft vereinigt, die nur hier und da durch den leidigen Partheygeist geblendet zu werden scheint. Auch ist das beständige Haschen nach Witz ein Fehler, den man gern verbannt sehen möchte. Dennoch glaube ich behaupten zu dürfen, daß dieses Büchlein im Ganzen eine sehr treffende Ansicht von Athen, wie die Edinburger ihre Stadt zu nennen belieben, liefert. Freylich führt uns das Lesen desselben zu dem Resultat, daß die Einwohner Edinburgs weder so reich, noch so tugendhaft, noch so geschickt, noch so gelehrt sind, als sie es uns gern glauben machen möchten; daß nichts als die Gerichtshöfe Edinburg erhält, und nur die Chicanen des Gesetzes und die Gewissenlosigkeit der Advokaten der Stadt den Reichthum zuführt, den sie zu besitzen scheint, und die Verschuldung bewirkt, welche innerhalb der letzteren Jahre dort entstanden sind; daß die Universität bey weitem nicht so blühend ist, als man gewöhnlich vorgibt, und selbst die einst so blühende Arzneyschule im Sinken begriffen ist; daß das Land keine eigentliche Volksvertretung hat, sondern die Parlamentsmitglieder von den Stadtbeamten gewählt werden, welche allenthalben geschlossene Körperschaften bilden, sich dem Meistbietenden verkaufen, und daher auch von der Masse der Bürger gehaßt und verachtet werden, woraus denn auch ein weit bitterer Partheyhaß entsteht, als man in England bemerkt; daß es so wenig Gelehrte dort gibt, und die Gelehrsamkeit so wenig befördert wird, daß nicht eine einzige der dortigen Zeitschriften würde bestehen können, ohne den Hauptbeystand von englischen Schriftstellern und den Hauptabsatz in England. Alles dieses klingt zwar hart, scheint aber, wenn man es mit andern Angaben vergleicht, zum wenigsten der Wahrheit sehr nahe zu kommen. Daß es Ausnahmen von diesen Regeln gibt, gesteht der Verfasser selbst zu, und er führt deren manche namentlich an; nur behauptet er, daß die meisten Männer, welche Schottland in den letzten Zeiten geziert haben, ihre Ausbildung in England erhielten. Von dem außerordentlichen Einflusse der Gerichtshöfe auf das gesellschaftliche Leben erzählt er merkwürdige Beyspiele. Der Advokatenstand scheint wirklich der einzige, worin sich ein Mann Ansehen und Reichthum erwerben kann, und da es in der Stadt nichts gibt, welches allgemeines Interesse erregen könnte, als wie die Gerichtsprozeduren, so sieht man auch jeden Tag den Gerichtssaal voller müßigen Menschen, welche die Beredtsamkeit der Advokaten dort bewundern und Anekdoten sammeln, womit sie des Abends die Gesellschaften unterhalten. Die Beschreibung einer Scene in diesem Saale ist sehr lebendig und anziehend, und vielleicht nehmen mir es Ihre Leser nicht übel, wenn ich sie bey der Gelegenheit zu unser aller Freund, Sir Walter Scott, einführe: „Ehe die Richter ihre Sitze in den innern Gerichtshöfen genommen (sagt der Vers.), so kann man nicht umhin, die hohe Gestalt, das munitere graue Auge, die Stumpfnase und alle die übrigen Anzeichen zu bemerken, welche den Geist des Zauberers und die Seele des Mannes in Sir Walter Scott bilden. Ein Dutzend auserlesener Freunde, Whigs sowol als Tories, hängen um ihn herum; und indem er, trotz der Ungleichheit seiner Beine, mit erstaunlicher Kraft den Saal entlang hinkt, vernimmt man ein schallendes Gelächter bey jedem Worte, das er spricht. . . ." Jeffrey, den berühmten Redakteur der Edinburger Review, beschreibt er folgendermaßen: „An einer andern Stelle, aber vielmehr an allen Stellen, fährt der Redakteur der Edinburger Review wie eine Feuerflamme umher, und wenn ihn nicht dann und wann ein Sachwalter mit dem schweren Anker eines Prozeßauftrages festhält, so ist er nicht festzuhalten. Wie ein Blitz fährt er auf die Seite, läuft über das Papier mit einer Schnelligkeit, als sollte man glauben, er zähle blos die Seiten eines Artikels für die Review, und nachdem er es seinem Schreiber übergeben, welcher eben so schwerfällig scheint als er leicht ist, schießt er wieder in's Gedränge, wie ein Otter in's Wasser, und ist nicht wieder zu sehen, als bis er einen andern Fisch aufgegriffen. Wo man auf diesen talentvollen Mann treffen mag, so ist unmöglich, ihn für einen anderen zu verkennen. Seine Schriften, seine Reden und sein Gesicht haben die größte Familienähnlichkeit, die mir je vorgekommen. Alle drey scheinen in kleine Winkel geschnitten, welche in jeder möglichen Farbe und jede Nuance glänzen und spielen. So wie in seinen Schriften und Reden, ungeachtet des Spiels des Genies auf der Oberfläche,

Digitized by Google

in keinem Verhältniß mit der Verstandesmasse steht. die sie deckt, so trägt auch die Feinheit, Schärfe und Reinheit des Unterweibes seines Gesichtes kein Verhältniß zu der ausgebreiteten Stirne, welche sich darüber erhebt. Jeffrey hat das erstaunlichste Auge, das je ein menschliches Gesicht beleuchtet. Selbst wenn er, wie eine Lufterscheinung, durch den Haufen im Parlamentshause dahinschießt, strahlt es so, daß man ihm nicht begegnen kann, sieht er aber einen an, so kann man ihnen unmöglich widerstehen u. s. w." Ein großer Theil des Buches handelt von dem Empfange des Königs und dessen Aufenthalt zu Edinburg, und dieser ist vielleicht der anziehendste.

Von den komischen Auftritten, welche oft bey uns die Akte der Themis in die Wohnung des Momus umwandeln, hebe ich einen für ihre Leser aus, weil er von Deutschen und zwar von deutschen Juden aufgeführt wurde. Ein gewisser Dr. Leo von Berlin hielt nämlich bey dem Lord-Mayor um einen Befehl gegen einen gewissen Meyer an, daß er nicht nur ihn, den besagten Dr. Leo, nicht erschieße, sondern ihm auch nicht bey einer gewissen reizenden Wittwe von etlichen siebzig Jahren im Besitz von 3000 Pf. Sterl. in's Gehege gehe, welche der Doktor geschworen hatte, zu heyrathen, oder sein Leben im Versuche zu lassen. Nun war zwar der Doktor kein Jüngling mehr, sondern nahe an oder selbst über die Siebzig; aber es war die Aussicht auf die 3000 Pfund, welche ihn mit solchem jugendlichen Eifer beseelte. Meyer war freylich viel jünger, aber auch ihn hatte der Reiz der 3000 Pf. begeistert, und er hatte nicht nur geschworen, daß ihm die schöne Wittwe zu Theil werden, sondern daß der Doktor sich mit ihm schießen müßte, oder er ihn erschießen würde. Ja er hatte sich sogar im Hause der Dulcinea einquartirt, und mit Hülfe eines gewissen Schauspielers unter furchtbaren Feyerlichkeiten und unter gräßlichen Verwünschungen — sieben Kugeln gegossen!! Dem Lord-Mayor schien indessen die Sache nicht so gefährlich, und er begnügte sich mit einem Versprechen des Hrn. Meyer, daß er den Doktor nicht erschießen wollte, und da dieser ihm einige Karten mit seiner Adresse anbot, und sich ihm als Arzt empfahl, meinte er, der Doktor thäte wohl, sich zu empfehlen, da er bald hoffen dürfte, seine Familie durch Pfänder der Liebe vermehrt zu sehen. Die Wittwe selbst soll im Stadthause gewesen seyn, um sich öffentlich für den Doktor zu erklären, man versichert aber, daß, als sie vernommen, mit welcher Kraft dieser seine Liebe zu ihr an den Tag legte, sie den Saal mit Thränen der Rührung im Auge verlassen habe!

Auch ein deutscher Nachtwächter machte sich vor ein Paar Tagen merkwürdig, indem er einen Vater und Sohn vor ihrem eigenen Hause verhaftete und auf die Wachtstube schleppte, weil sie nicht seinem Rathe gemäß ein Gerüst wegnehmen wollten, welches vor dem Hause stand, das eben ausgebessert wurde, und wodurch, seiner Meinung nach, Diebe hätten einsteigen können. Der arme Teufel soll, um seines allzugroßen Eifers wegen, gerichtlich verfolgt werden.

Bey der Wahl eines Lord-Rectors für die Universität von Glasgow waren die Stimmen zwischen Brougham und Sir Walter Scott getheilt. Da nun nach den Statuten in einem solchen Falle der aufsehende Rector zu entscheiden hat, so fiel dieses dem Sir James Mackintosh anheim, welcher daher nicht zögern konnte, seine Stimme seinem alten Freund und Kameraden im Parlamente zu geben, wodurch dann Hr. B. wirklich die Stelle erhalten hat. Um ihre Achtung gegen diese beyden Führer der Opposition zu bezeigen, gedenken die Whigs von Edinburg dem Sir James, und die von Glasgow dem Hrn. B. zu Ehren an einem Tage ein Gastmahl zu geben.

Der griechische Senat hat zwey Briefe an die Tochter des Lord Byron hieher gesandt, in welcher er ihr den Tod ihres erlauchten Vaters mittheilt, und sie für eine Tochter des Vaterlandes erklärt.

Das Erscheinen der Byron'schen Briefe zu Paris, nachdem der Kanzler die Herausgabe derselben in England verboten hatte, hat vier Schrecken unter Schriftstellern und Verlegern erregt, besonders da man zu gleicher Zeit erfährt, daß die Fouché'schen Memoirs, dessen Herausgabe man in Paris nicht zulassen wollte, in London herausgegeben werden sollte. Diese Leichtigkeit, das Gesetz zu umgehen, ist ein harter Schlag für das Eigenthumbrecht in Geisteswerken und scheint die Nothwendigkeit, dasselbe völkerrechtlich zu machen, desto dringender darzustellen, und ich zweifle nicht, daß beym Fortschreiten der Kultur und der engern Verbindung unter den Völkern Europa's es endlich dahin kommen müsse.

Unter mehreren Alterthümern, die man neulich bey Karthago aufgegraben, und welche der Dey zum Geschenk an die brittische Regierung geschickt, befindet sich ein römischer Weinkrug, auf welchem man die Namen der beyden Konsuln für's Jahr 105 vor Christi Geburt, Longinus und Marius, liest. Er befindet sich im brittischen Museum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Dezember 1824.

(Beschluß.)

Im Abonnements-Konzert wurde manches Treffliche, besonders von klassischer Instrumentalmusik, gehört. Im Gesange zeichnete sich die Erscheinung der Sara. Costanza Tibaldi (von der königlich Italienischen Oper in Dresden) aus. Ihr schöner, voller und reicher Alt, gehört zu den seltensten Frauenstimmen, die man hören kann; was sich besonders im zweyten Konzert, in welchem sie ohne Heiserkeit auftrat, an den Tag legte. Ihr Portament ist vortrefflich und ihre Verzierung geschmackvoll ohne Ueberladung. In der Scene und Arie von Guil. Nicolini, in der des Malcolm aus la donna del lago von Rossini, in dem Duett aus der gazza ladra, welches sie mit der sich ernstlich bildenden Anfängerin, Dlle. Queck, vortrug, haben wir ihren Gesang zu würdigen vollkommen Gelegenheit gehabt. Schade, daß die interessante Sängerin uns ihren trefflichen Tancred auf der deutschen Bühne nicht geben konnte, den wir in Dresden mit so vielem Vergnügen gehört und gesehen.

Am 13ten Dezember wurde zum Besten des Musikerfonds Fr. Schneiders Sündflut in dessen Anwesenheit aufgeführet; wieder ein Werk voll großer Musikstücke und kunstreichen Fugen, und in Hinsicht der letztern wol seinem Weltgericht gleichzustellen, aber, was zum Theil Schuld des Textes ist, zu einem individuellen Ganzen sich weniger gestaltend. Viele dieser Musikstücke haben in mir und Andern den Wunsch erregt, sie einzeln mit Ruhe und ohne von dem Eindruck des Vorhergehenden voll zu seyn, hören zu können. Die Verschmelzung der Stimme, der Glanz der sie tragenden Instrumentation läßt überall den Meister wahrnehmen, wie es im Style des Oratoriums kaum einen noch in Deutschland geben mag. — Derselbe Meister hat kürzlich sein drittes Oratorium: das verlorne Paradies, vollendet, welches auch Chöre von sanfter Schönheit enthält.

Wendt.

Beylage: Monatsregister Januar.

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Februar 1825.

Welche vier in solchem Thurnir und ritterspiel das best thetten, das die fur die andern gelobt und gepreist wurden, denen gaben Frawen und Junckfrawen den Dank, das was ein Kreutzlein beyweilen mit einem angehenkten Kleinot oder hefftlein.

Eingang des Thurnirbuches.

Das Turnier in Darmstadt *).

Erzählung von Buchner.

Im Gesellenhofe zu Wertheim, nicht weit von dem Main an einer sanften Anhöhe gelegen, war am Samstage vor Lichtmeß, im Jahr 1403, ein lautes, lustiges Treiben. Fränkische und hessische Ritter, von ihren Knappen geleitet, mochten hier gern den Frühtrunk halten, Frauen und Mägdlein, die mit Gatten und Vätern dem Turnier zuzogen, nach dem langen Morgenritt der Ruhe pflegen, und wo diese verweilten, da rastete auch ihr Gefolge und die Menge nichtsthuender Menschen, von ärmlichem oder zweydeutigem Ansehen, die dem Zuge des Zugs wegen folgten, und mit Augen und Händen so viel davon zu erhaschen suchten, als die Gelegenheit oder das mildthätige Herz der Reisenden mittheilen mochte.

Der rheinländische Adel hatte das Turnier nach Darmstadt ausgeschrieben.

Darmstadt, die kleine, befestigte Residenz der Grafen von Katzenelenbogen, damals Johanns des Dritten, eines würdigen, weisen Regenten, war bedeutend genug von dem heutigen Darmstadt verschieden. Ein sandiges Blachfeld, mit einzelnen Tannen und mühselig angebauten Aeckerchen bedeckt, zog an der Stelle palastartiger Häuser, breiter Straßen und schön gezierter Brunnen hin, und auch die älteren Bauten und Stadtanlagen sollten größten Theils dann erst werden, nachdem Philipps des Großmüthigen Testament die Hessen-Darmstädt'sche Linie geschaffen und der dreyßigjährige Krieg seine Gewitterwolke über Deutschland ausgeschüttelt hatte.

Darmstadt war dazumal wenig mehr als ein Flecken. Mit Mauern und Graben umgeben, von Ludwig dem Baiern mit Jahr- und Wochenmarkt ausgestattet, konnte es sich einzig noch seines Schlosses, als etwas Besonderem, rühmen, welches ungefähr vierzig Jahre vorm Beginn dieser Geschichte der steigende Wohlstand der Katzenelenbogener Grafen vor dem Städtlein aufgeführt hatte.

Das Turnier in Darmstadt war das drey-und-zwanzigste, wenn man der gewöhnlichen Zählung folgt. Unter den zehn Vorreisern und Werbern, welche solches in den vier Landen (Franken, Rhein, Baiern und Schwaben) ausgeschrieben hatten, befand sich auch Ritter Georg von Hirschhorn.

Einer von denen, welche zur bemerkten Zeit vorm Gesellenhofe in Wertheim sich eingefunden hatten, schmückte sein Wappen, ein rothes Hirschgeweih in goldnem Felde, den blätterlosen alten Eichbaum, der über Ritter Georgs Sitz sich ausbreitete.

Schon am vorigen Tage hatte er sich aufgemacht, um mit Franz und Jutta, seinen beyden einzigen Kindern, einen benachbarten Edeln abzuholen, und dann über Wertheim nach Darmstadt zu ziehen. Letzterer war mit Ritter Georg in einem gar ernsthaften Gespräche begriffen. Sie

*) Vom Verfasser dieser Erzählung erscheint zur nächsten Ostermesse in der Meyer'schen Buchhandlung in Stuttgart: Heinrich VI., deutscher Kaiser, ein Trauerspiel.

Digitized by Google

erzählten vom Schafhäuſer Turniere, das von der ſchwäbiſchen Ritterſchaft ausgeſchrieben, und im Jahr 1392 abgehalten worden. Beyde Herren waren dazumal mit Weib und Kind Schafhauſen zugezogen, und hatten ſich, im vorgerückten Mannesalter, noch tüchtig um den Turnierpreis bemüht. Frau Katharina von Hirſchhorn, die dazumal mit Johann, Herzog von Baiern, den Reihen eröffnet, die Hausehre des andern Ritters, die Landgraf Ludwig von Heſſen den Dank gereicht hatte, und mit der Leztern ihr einziges Kindlein, waren mittlerweile verſtorben. Die betrübten Wittwer hatten ſie in nahen Kloſter-Kirchen beyſetzen laſſen, und von wenig geübter Hand waren Name und Todestag und der Wunſch, daß Gott der armen Seele gnädig ſeyn möge, ihren Leichenſteinen eingehauen worden.

Ritter Georg ſtahl ſich eine Thräne zum grauen Bart herunter, als er der heimgegangenen Ehefrau gedachte. Sein Reiſe- und Trinkgenoſſe (denn der Leſer wird gewiß ein Paar Humpen und Weinkrüge ſich von ſelbſt ſchon zu den beyden alten Herren gedacht haben) war von ſtärkerer Art. Er ſchlürfte nach wie vor den guten Rheinwein hinunter, und nur, als er des Kindleins gedachte, des lezten Sproſſen ſeines Geſchlechts, da ſeufzte er, und ſeine wilden, ſtarren Züge, aus denen häufig genoſſener Wein in dunkeln Farben ſprach, wurden einen Augenblick milder und menſchlicher.

Der Himmel war hell und blau. Die Sonne ſchien warm. Aber trotz dieſer äußern Lieblichkeit, trotz dem, daß der Schnee verſchwunden war, und nur hier und dort von den Bergſpitzen niederleuchtete, hatten die vornehmeren Reiſenden nicht für räthlich gehalten, auf die Erde ſich niederzulaſſen. Die beyden alten Herren ſaßen auf zwey hölzernen Stühlen, ihr Tiſch war eine Bank, und weil man für die Andern in dem überfüllten Geſellenhofe ähnliches Geräthe nicht aufzutreiben vermochte, hatte Jutta ihr Pferd nicht verlaſſen, Franz dagegen ſich an den Eichbaum geſtellt, und die Schranken eines Turniers und die Sitze der Zuſchauer und die Plätze der Turnierenden und der Kampfrichter mit ſeiner Lanze auf den feuchten Boden gezeichnet. Wer ihn ſah und dann wieder auf Ritter Georg hinblickte, der, dunkelbraunen Antlitzes, und feſter, männlicher Geſtalt, dem Becher ſo wacker zuſprach, der mußte Beyde ſchnell für Vater und Sohn halten. Die Aehnlichkeit der Züge, der Rüſtigkeit zum Thun, und der Emſigkeit zum Vollbringen war in ihnen nicht zu verkennen. Aber freylich, dort handelte es ſich um einen Becher Weins und ein beynahe zurückgelegtes Leben, hier um Kampf und Ehre und um die breite Sieges- und Freudenbahn der Zukunft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Neujahrsblätter der Zürcher-Geſellſchaft für 1825 *).

Die Geſellſchaft der Stadt-Bibliothek gibt eine Darſtellung der Schickſale der unter dem Namen Waldenſer bekannten proteſtantiſchen Gemeinden in den Thälern von Piemont **). Es waren von jeher, ſagt der kundige Erzähler, Standhaftigkeit und unerſchütterliche Ausdauer in widrigen Schickſalen ein Merkmal kräftiger Charakter. Nicht jedes eigenſinnige Beharren auf demjenigen, was man einmal ſich vorgeſezt hat, ohne Prüfung des Gegenſtandes und ohne Berechnung der Möglichkeit, darf hierher gezählt werden. Starrſinn und Tollkühnheit werden daher immer Fehler bleiben, welche nie Bewunderung, höchſtens, unter gewiſſen Umſtänden, Bedauern verdienen. Wenn es dingegen um die höchſten Güter der Menſchheit, um Vaterland, Freyheit des Leibes und des Geiſtes, um die Rettung der koſtbarſten Ueberzeugungen, der Pflicht und des Gewiſſens zu thun iſt, dann folgen die Bewunderung und die Hochachtung der Zeitgenoſſen, und noch mehr diejenigen der folgenden Geſchlechter denen nach, welche, auch ohne den Erfolg zu berechnen, Alles wagen, um dieſe koſtbarſten Güter zu behaupten, oder doch ſo viel davon zu retten, als ihnen möglich iſt. Unterliegen ſie in ihrem Kampfe, ſo fallen ſie mit dem frohen Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht. Sie leben in der Zukunft. Die ſchönſten Denkmäler in der Achtung aller beſſern Menſchen ſpäterer Zeiten werden für ſie immer neu. Sie ſind nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden das Beyſpiel und die Vorbilder derjenigen, welche ſich zu ähnlichen Wagniſſen und Hinderniſſen begeiſtern. — Wenn es auch auf der Wage des Verhängniſſes entſchieden iſt, daß der Kampf unglücklich ſeyn, daß das Gut, für welches die ſeiner würdigen Vertheidiger gekämpft haben, verloren geben ſoll, ſo ſind doch Pflicht und Ehre, jene Zierden des beſſern Menſchen, gerettet. Auf Leichenhügeln und Brandſtätten weilt Verehrung und Achtung, während daß Schmach und Schande die Wohnſtätten der kapitulirenden Feigheit umgeben; und wenn etwas das Wiederaufleben des Untergegangenen befördern kann, ſo iſt es die Weihe, welche ihm in der Geſchichte durch den Muth ſeiner Vertheidiger zu Theil wird. Nie ſterben die Thaten derjenigen, welche bey Thermopylä ſich opferten, nie die, welche bey Marathon, Platäa und Salamis kämpften, niemals die Decier und ſo viele andere große Römer; auch nicht die Großthaten jener Eidgenoſſen, deren Hingebung ihre Enkel nach dem Abfluſſe von Jahrhunderten das Glück

*) Die von der Künſtlergeſellſchaft in ihrem Neujahrsblatt mitgetheilte Lebensgeſchichte des Kupferſtechers Johann Heinrich Troll iſt im Kunſtblatt Nro. 10. zu finden.

**) Dieſelben, für welche wir uns in unſrer Nro. 239 u. f. des vergangenen Jahres die Mildthätigkeit wohlwollender Menſchenfreunde angeſprochen worden iſt. D. Red.

ihres gegenwärtigen Zustandes verdanken. So hat jedes kräftige Volk, so haben dir Genossen jeder edlern Ueberzeugung ihre glorreichen Geschichten. Tausende derselben wirkten wieder auf Andere, und längst Vergessene sind es werth, wieder an's Licht gebracht zu werden, wenn sie die angeführten Eigenschaften besitzen.

Jene mit glücklichem Erfolg begleitete Rückkehr der flüchtigen Waldenser nach ihren heimathlichen Thalgründen im Jahr 1689, die sie dann auch seither standhaft behauptet haben, wird also erzählt:

Nachdem der Krieg zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich wieder ausbrach, und die Franzosen 1688 über den Rhein gingen, veranlaßten ihre Gewaltthätigkeiten und der Schrecken ihres Namens beynahe siebenzehnhundert Waldenser, die Zufluchtstätten, welche sie in deutschen Landen gefunden hatten, zu verlassen, und sich wieder in die Schweiz zu begeben. Man verpflegte sie während des Winters, und die Furcht vor einer neuen Versendung nach entfernten Gegenden, verbunden mit manchen Unannehmlichkeiten, welche die Anhäufung so vieler im Elend schmachtender Menschen für die Verpfleger und für die Verpflegten nothwendig hervorbringen mußte, bewog sie endlich das Aeußerste zu wagen, und es zu versuchen, in dem verlassenen Vaterlande selbst, sey es wieder einen bleibenden Wohnsitz, oder die Ruhe des Todes zu finden. Ein Versuch, durch Wallis vorzudringen, mißlang. Ungefähr hundert-und-zwanzig, welche durch Graubünden und Schwyz unbemerkt gezogen waren, wurden im Kanton Uri ergriffen und gefangen nach Piemont abgeliefert. Einen ausgezeichneten Erfolg hatte dagegen die Unternehmung einer andern Abtheilung, deren Stärke abweichend von neunhundert bis fünfzehnhundert Mann und darüber angegeben wird. In der Stille versammelten sich diese im Walde bey Nyon, setzten am 15. August 1689 unter der Anführung eines ihrer Prediger, Arnaud, über den Genferser, landeten zu Ivoire, zogen durch Chablais, Faucigny, Tarentaise und Maurienne, indem sie dir Lieferungen richtig bezahlten, und nur von einer Gegend zur andern Geißel mit sich nahmen. An einigen Pässen mußten sie sich durchschlagen. Am Mont Cenis fiel das Gepäck des Kardinals Rannzi, der eben von der Nunziatur zu Paris nach Rom zurückkehrte, in ihre Hände. Nachdem sie mit verschiedenem Glück einige kleine Gefechte geliefert hatten, trafen sie endlich bey der Brücke zu Salabertrand auf einen stärkern Widerstand, tödteten den feindlichen Anführer mit mehreren hundert Mann, und sollen selbst nur zwey und zwanzig eingebüßt haben. Keine bedeutende Schwierigkeit stand nun ihrem weitern Vordringen entgegen. In den Thälern von Pragela und St. Martin betraten sie am 27. August den ersehnten heimathlichen Boden, und bemächtigten schnell sich der Anhöhen. So gelang durch geschickte Anführung, Kriegszucht, Tapferkeit und festes Zusammenhalten eine Unternehmung, die Jeder zuerst als tollkühn betrachtet hatte. Aber wenige Wochen nachher mißlang ein ähnlicher Versuch, den eine Schaar von ungefähr tausend piemontesischen und französischen Flüchtlingen, unterstützt von zweyhundert schweizerischen Freywilligen, und unter zwey schweizerischen Anführern, von Vevay her über St. Gingoulph unternahm. Durch Unentschlossenheit der Befehlshaber und durch Uneinigkeit verunglückte dir Unternehmung. Sie mußten sich gegen Genf und in den Kanton Bern zurückziehen, und die Berner'sche Regierung ließ die zurückkehrenden Ausländer auf der Aare über die Grenzen führen. Arnaud und sein abgeschnittenes Häufchen wurden nun von allen Seiten der durch die große Uebermacht der Franzosen und Savoyarden angegriffen. Gegen Ende des Oktobers zogen sie sich in dir Felsen von Balsille zurück. Unter der größten Erbitterung dauerte schonungslos der Kampf fort. Im Frühling wurden die Angriffe durch eine noch weit stärkere Macht erneuert. Von Allem entblößt, mußten die Eingeschlossenen endlich die behauptete feste Stellung verlassen; aber ihre Gewandtheit dahnte ihnen während der Nacht den Ausweg durch Abgründe, welche die Feinde für unzugänglich gehalten hatten. Ungeachtet dieses Mißgeschickes nahmen die Angelegenheiten der Thalleute eine günstige Wendung. Abhärtung, genaue Bekanntschaft mit der Gegend, unerschütterlicher Muth, das Vertrauen auf Gott und ihre gute Sache gaben den Abgeschnittenen die Kraft, sich von einer Felsengegend zur andern zu behaupten. Einige Erzeugnisse des letzten Jahres, welche wegen der kriegerischen Auftritte nicht hatten eingesammelt werden können, und unter dem Schnee waren erhalten worden, gewährten ihnen die unentbehrlichste Aushülfe. Ihre Standhaftigkeit wurde reichlich belohnt. Der Herzog von Savoyen vereinigte sich mit den Alliirten gegen Frankreich und nahm alle seine Maßregeln gegen die Waldenser zurück. Von allen Seiten eilten Vertriebene wieder in ihre heimathlichen Thäler, und ein beträchtlicher Theil derjenigen, welche im entfernten Auslande ruhige Freystätten gefunden hatten, verließen dieselben, um mit ihren Brüdern einen neuen blutigen und ungewissen Kampf gegen die weit überlegene Macht Frankreichs zu theilen, welche bereits den Herzog besiegt, seine Lande besetzt hatte, und unter ausgezeichneten Anführern stritt.

„Schon lange wäre dieses evangelische Häufchen (so endigt die bündige Darstellung) weit umher von seinen Glaubensbrüdern und jeder unmittelbaren Unterstützung abgeschnitten, nicht mehr, wenn Weichlichkeit, Gleichgültigkeit, ängstliche und eigennützige Berechnungen je in seiner Mitte die Oberhand gewonnen hätten. Ihre Wohnungen lagen in der Asche. Eingedrungene hatten sich ihres Eigenthums bemächtigt. Ihre Entschlossensten waren

umgekommen. Die Uebrigen ſchmachteten in harten Gefängniſſen, oder ſie irrten im Elende umher; aber ihnen blieben Glaube, Hoffnung und Muth. — Aller Hülfe beraubt, ohne Vorräthe, nur mit denjenigen Kriegsbedürfniſſen verſehen, welche ſie ihren Verfolgern entriſſen, behaupteten ſie ſich gegen geübte, erbitterte und wohlangeführte Soldaten, deren Anzahl ihre ganze Bevölkerung vielfach überſtieg. Einigkeit, treffliche Anführer, welche bey jeder Gefahr die Erſten waren, nichts für ſich allein, ſondern nur dasjenige zu erhalten ſuchten, was das gemeine Gut Aller war, bewirkten neben der Leitung der Vorſehung dieſe wunderähnliche Erſcheinung. Keiner dieſer Männer ſuchte aus den Trümmern des Vaterlandes eine Brücke für ſich zu bauen. Belehrend zeigt dagegen der mißlungene Verſuch jener andern Schaar, welche von Nevay ausging, wie durch Unentſchloſſenheit, Selbſtſucht und ſchlechte Anführung Alles zu Grunde geht. — So, junge Vaterlandsfreunde, würde es in Zeiten der Gefahr von uns abhängen, mit Schande vor den Augen der Welt zu Grunde zu gehen, oder auch über den Trümmern von einem Theile des Vaterlandes Europa zur Achtung und Bewunderung, und den Feind zur Gerechtigkeit zu zwingen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 14. Januar.

(Fortſetzung.)

Man hat neulich an den Ufern des Loch-Tye in Schottland eine Maſſe von dem ſogenannten mineraliſchen Talg gefunden, welcher im Jahr 1736 zuerſt in Finnland entdeckt worden iſt. Die Subſtanz hat die Farbe des Talgs und fühlt ſich wie ſolcher, und iſt dabey geſchmacklos. Sie ſchmilzt bey 118 Grade und kocht bey 290. Geſchmolzen iſt ſie durchſichtig und farblos; beym Kühlen aber wird ſie ſchwammig und weiß, jedoch nicht ſo ſehr wie zuvor. Sie iſt unauflösbar im Waſſer, läßt ſich aber in heißem Alcohol, Terpentinöl, Baumöl oder Naphtha auflöſen, fällt aber wieder, ſobald dieſe Flüſſigkeiten kalt werden. Im natürlichen Zuſtande iſt das Gewicht dieſes Talges 0, 6078, jedoch voller Luftblaſen; wenn er aber geſchmolzen und die Luft verflogen iſt, wiegt er 0, 983, welches ſchwerer als Talg iſt. Er verbindet ſich nicht mit Alkalien und läßt ſich nicht in Seife umwandeln. Auf dieſe Weiſe iſt ſolcher von allen bekannten öligen Subſtanzen verſchieden — von den feſten Oelen, indem er keine Seife bildet, und von den flüchtigen, ſo wie von den Erdharzen, indem er geſchmacklos und geruchlos iſt. In Flüchtigkeit und Verbrennbarkeit iſt er den flüchtigen Oelen und der Naphtha gleich.

Wir haben ſeit Kurzem nichts Neues auf der Bühne gehabt. Da die Pantomimen jetzt an der Tagesordnung ſind, ſo erwartet man in den Theatern faſt keine andern Zuſchauer als Kinder und ihre Eltern und Ammen, und ſolche, welche nie aufhören, Kinder zu ſeyn, und ſolche, die dann und wann wieder Kinder werden möchten. Die Decorationen in den beyden großen Häuſern ſind neu und äußerſt prachtvoll; dagegen aber ſcheint ſich der Geiſt der Wundererfinder für den Harlekin und Konſorten erſchöpft zu haben, denn in dieſem Fache haben wir faſt nichts Neues. Eine Karrikatur von der Kugelgießerſcene im Freyſchütz, die man in Drury-Lane angebracht hat, iſt indeſſen ſehr humoriſtiſch und erregt allgemeinen Beyfall. Auch erſcheint der Freyſchütz ſelbſt noch immer ein- oder zweymal die Woche. Die durch ihren Prozeß ſo berühmt gewordene Miß Fort ſoll nächſten Dienſtag ſeit einer zweyjährigen Abweſenheit zum Erſtenmal wieder in Covent-Garden auf den Brettern erſcheinen. Man erwartet, daß das Haus gedrängt voll ſeyn werde, und dabey einen derben Wettſtreit zwiſchen ihren Verehrern und den Verehrern der Tugend und des öffentlichen Anſtandes; ob bey ihrem Erſcheinen der Beyfall vorherrſchen ſolle oder nicht. Ich fürchte beynahe, daß die erſtern ſiegen werden; nicht gerade, als ob man ihren Lebenswandel gut hieße, ſondern weil man glaubt, Berkley, ihr Verführer, habe ſchlecht gegen ſie gehandelt. Aber wäre es dann nicht beſſer, man zöchte dieſen, wenn er irgendwo öffentlich erſcheint, und ließe ſeine Maitreſſe geräuſchlos, ohne Lob oder Tadel auf die Bühne kommen? Aber wir wollen ſehen, wie ſich John Bull herausreden wird.

So eben hat General Mina ein Schriftchen herausgegeben, das er einen Auszug aus ſeinem Leben nennt, und unſtreitig dazu dient, uns auf den ausführlichen Lebenslauf dieſes Helden begierig zu machen. Da er indeſſen den Ertrag davon für die Unterſtützung ſeiner geflüchteten Landsleute beſtimmt hat, für die man hier eine Subſcription eröffnete, welche bereits an 8000 Pfund eingebracht, ſo hoffe ich, daß der gute Verkauf deſſelben ihn bewegen werde, bald das Ganze zu einem ähnlichen edeln Zwecke nachzutragen. Mit eben der einfachen Größe, womit er hier die Ehre ausſchlug, bey großen Gaſtmälern, die man ihm geben wollte, zur öffentlichen Schau geſtellt zu werden, erzählt er, daß ſein Vater ein armer Pächter geweſen, er ſelbſt bis in ſeinem ſechs-und-zwanzigſten Jahre (im 1808) den Acker beſtellt, dann als gemeiner Soldat in ein regelmäßiges Regiment trat, und in demſelben Range unter ſeinem Oheim Xavier Mina in den Guerillas diente; und endlich ſeine Erhebung zur Befehlshaberwürde nach der Gefangennehmung dieſes Oheims, und eine Reihe von Großthaten, ſo wie die Geſchichte der letzten Kriege nicht viele aufzuweiſen hat. Nur an der Spitze von ſechs Mann trat er ſein Kommando an; und ſein erſter Schritt war, ſein Vaterland von den Räubern zu befreyen, die, indem ſie es zu vertheidigen vorgaben, daſſelbe mehr bedrückten als der Feind. Er ließ die Oberhäupter erſchießen oder aufknüpfen, und ward bald an der Spitze ihrer Untergebenen das Schrecken der Franzoſen. Er focht in 143 Gelegenheiten und ließ ſich niemals überraſchen. Bey einer Gelegenheit verrieth ihn einer ſeiner Offiziere; 1000 Franzoſen umringten ihn in dem Dorfe, worin er ſchlief, und fünf feindliche Reiter griffen ihn an der Thüre ſeines Quartiers an. Mit der Stange, womit man dieſelbe zu befeſtigen pflegte, vertheidigte er ſich nun, bis einer ſeiner Untergebenen ihm ſein Pferd und ſeine Waffen brachte, worauf er die Huſaren mit dem Säbel in der Fauſt aus dem Dorfe trieb, viele ſeiner gefangenen Soldaten wieder befreyte, und nachdem er an dem Verräther und ſeinen Mitverſchwornen, dem Alkalden und Prieſter des Orts, die gebührende Strafe vollzogen, zog er ſich in Ordnung zurück. Ich mag nicht weiter in dieſem Ueberdrucke gehen, da doch bald eine vollſtändige Ueberſetzung erſcheinen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Februar 1825.

Da blickte durch der Felsschlucht obre Rundung
Des Himmels Herrlichkeit zu uns herein;
Und eilig stieg ich vor aus ihrer Mündung,
Und grüßte neu der Sterne goldnen Schein.

Dante's Fegefeuer.

Neunter Gesang.

Uebersezt von Karl Streckfuß.

Schon hob sich Tithons Buhlerin, entgleitend
Dem Arm des süßen Freund's und einen Kranz
Von weißem Licht im Orient verbreitend,
Geschmückt die Stirn mit der Demanten Glanz,
Die jenes kalten Thiers Gestaltung zeigen,
Das tödtlich sticht mit seinem gift'gen Schwanz.
Zwey Schritte hatte schon im Aufwärtssteigen
Die Nacht gethan, um sich beym dritten jezt
Mit ihren Fittigen herabzuneigen,
Als meine Sinne, da ich hergesezt
Mit Adams Erbschaft war, dem Schlaf' erlegen
Und ich in's Gras sank, wo wir uns gesezt.
Zur Stunde war es, wo mit bangen Klagen,
Wenn sich der Morgen naht, die Schwalbe girrt,
Vielleicht gedenkend ihrer ersten Plagen,
Und wo der Geist, vom Leide nicht verwirrt,
Frey und entledigt von den Sorgen allen,
Im Traumgesicht beynahe göttlich wird.
Da sah ich, träumend, an des Himmels Hallen
Mit goldenem Gefieder einen Aar
Gespreizt die Flügel, um herabzufallen.
Mir schien's der Ort, wo Ganimedes war,
Als er, indem die Seinen ihn umfingen,
Entrückt ward zu der ew'gen Götter Schaar.
„Er pflegt vielleicht sich hier herabzuschwingen,
So dacht' ich, und verschmäht, von anderm Ort
Zu seinen Klauen uns emporzubringen."
Ein wenig kreist' er erst im Bogen dort,
Dann schoß er, schrecklich, wie ein Blitz, hernieder,
Und riß mich bis zum Feuer aufwärts fort.
Mir schien, ich brenn', auch brenne sein Gefieder,
Und ganz versengt von dem erträumten Brand,
Erwacht' ich jäh aus meinem Schlummer wieder.
So fuhr Achill empor im fremden Land,
Und drehte dann die wachen Blick' im Kreise,
Weil er nicht wußte, wo er sich befand,
Als Thetis ihn im Schlaf dem Chiron leise
Entführt und ihn nach Skyros hingebracht,
Von wo Ulyß ihn rief zur großen Reise;
Wie ich emporfuhr, da ich aufgewacht,
Doch fühlt' ich Frost sich über mich verbreiten,
Gleich Einem, den der Schreck erstarren macht.
Mein Tröster war allein zu meiner Seiten;
Zwey Stunden aufwärts stieg die Sonne schon,
Und vor mir lagen frey des Meeres Weiten.
Da sprach mein Herr: „Nicht fürchte dich, mein Sohn.
Muth, denn uns ist das Schwerste nun gelungen,
Drum halte fest die Kraft, die fast entflohn.
Zum Fegefeuer bist du nun gedrungen.
Den Felsen sieh, der's einschließt — sieh das Thor,
Dort, wo, wie's scheint, der Stein entzweygesprungen.
Noch glänzt' Aurora nicht dem Tage vor,
Du aber lagst, den Geist von Schlaf befangen,
Im Thale dort auf jenem Blumenflor,
Da kam ein Himmelsweib daher gegangen.
„„Lucien sehr — den Schläfer nehm' ich fort,
Und leichter soll er so zum Ziel gelangen.""
Sordell blieb mit den andern Seelen dort;
Sie faßte dich, und mit dem Strahl der Sonnen
Stieg sie empor mit dir an diesen Ort.

61 Ich folgt' ihr, und als mir ihr Blick voll Wonnen
Das Thor gewiesen, legte sie dich hin,
Und ging davon, bevor dein Schlaf entronnen."
64 Gleichwie wir, wenn uns offenen Gewinn
Die Wahrheit zeigte, Sorg' und Furcht verjagen,
Von Muth und Lust erfüllt den freyen Sinn;
67 So ich — und da mich frey von Angst und Zagen
Mein Meister sah, so schritt er zu den Höh'n,
Und ich auch stand nicht an, den Gang zu wagen.
70 Sieh, Leser, hier sich meinen Stoff erhöh'n,
Und staune nicht, wenn größre Kunst die Worte,
Dem Stoff gemäß, sich aussucht, doch und schön.
73 Wir gingen fort, und nahten einem Orte,
Der erst als Felsenspalt erschien; doch nah
Erkannt' ich in der Oeffnung eine Pforte.
76 Drey Stufen, von verschiednen Farben, sah
Ich unter ihr, um zu ihr aufzusteigen;
Dann auch erkannt' ich einen Pförtner da,
79 Der auf der höchsten saß in tiefem Schweigen;
Doch wie ich auf sein Antlitz hingewandt
Mein Auge hatte, mußt' ich's wieder neigen.
82 Er hatt' ein nacktes Schwert in seiner Hand,
Und wollt' ich auf dieß Schwert die Blicke kehren,
So blitzt' es der der Sonne Glanz und Brand.
85 „Von dorten sprecht, was mögt ihr hier begehren?
Sprach er; wer bracht' euch bis zu mir empor?
Habt Acht, sonst wird das Kommen euch beschweren."
88 Virgil darauf: „Mich hieß noch kurz zuvor
Ein Weib vom Himmel diesen herbegleiten
Und sprach: Geht dorten hin, dort ist das Thor!" —
91 „Zum Heile mag sie eure Schritte leiten,
Sprach nun der Pförtner, edel, mild und wahr,
Kommt näher denn, die Stufen zu beschreiten."
94 Wir traten vor. Die erste Stufe war
Von Marmor, weiß, von größter Glätt' und Reine,
Und stellt', ein Spiegel, mir mein Bildniß dar.
97 Die zweyte schien mir von verbranntem Steine,
Rauh, lang und quer geborsten und zerschlitzt,
Und ihre Farbe schwärzlich-dunkle Bräune.
100 Die dritte höchste Stuf' erschien mir itzt
Wie Porphyr, flammend, gleich des Blutes Quelle,
Die frisch und warm aus einer Ader spritzt.
103 Dem Pförtner diente sie zur Ruhestelle
Für seine Füße, und höher saß er dort
Auf der durchsicht'gen diamantnen Schwelle.
106 Gern folgt' ich auf die Stufen meinem Hort,
Der sprach: „Jetzt geh', ihn flehend zu begrüßen,
Und öffnen wird er dir den hell'gen Ort."
109 Demüthig sank ich zu des Engels Füßen,
Schlug dreymal erst auf meinen Busen mich,
Und bat ihn, aus Erbarmen aufzuschließen.
112 Mit seines Schwertes scharfer Spitze strich
Er sieben P auf meine Stirn und machte
Sie wund und sprach: „Doet drinnen wasche dich."
115 Noch, wenn ich Asch' und Erdenstaub betrachte,
Seh' ich des Kleides Farb', aus welchem er
Mit seiner Hand hervor zwey Schlüssel brachte.
118 Von Gold war dieser, und von Silber der.
Den weißen sah ich ihn, den gelben drehen,
Und sieh, verschlossen war das Thor nicht mehr.
121 Er sprach darauf: „Trifft einer von den zween
Im Schloß beym Umdrehn irgend Widerstand,
So bleibt die Thüre fest verschlossen stehen.
124 Mehr Werth hat der von Gold, doch mehr Verstand
Und Kunst verlangt der zweyte beym Erschließen,
Denn dieser löst das vielverschlungne Band.
127 Seo nicht zu streng aus Irrthum beym Verschließen,
Sprach Petrus, der sie gab. Laß lieber ein,
Wirst nur, wer Einlaß heischt, sich dir zu Füßen."
130 Nach innen drückt' er nun die Thür hinein,
Und sprach: „Geht ein! Doch daß euch's nie entfalle:
Wer rückwärts blickt, wird ausgestoßen seyn."
133 Beym Oeffnen drehten mit so lautem Schalle
Die Angeln um die beyden Haspen sich,
Gemacht von starkem, klingendem Metalle,
136 Daß es dem Knarren jenes Thores glich
Vom Schloß Tarpeja, dessen Riegel sprangen,
Als der Gewalt Metell, sein Wächter, wich.
139 Ich horcht' aufmerksam hin, denn Stimmen sangen,
Und ein Te Deum schien mir, was man sang,
Zu welchem volle süße Töne erklangen.
142 Denn das, was jetzt zu meinen Ohren drang,
War, wie wenn zu Gesängen Orgeln gehen,
Und wir vor ihrem vollen Silberklang
145 Die Worte bald verstehn, bald nicht verstehen.

Das Turnier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Neben Jutta, die meist in die Gegend schaute, und wol deßhalb nur bisweilen umherblickte, um ihr Auge auf einem fünften Gliede der Gesellschaft ausruhen zu lassen, neben Jutta stand Wilhelm, der junge Freyherr von Bickenbach. Sein Vater und Ritter Georg waren Jugendfreunde. Am Hofe Ludwigs, des kampffertigen Grafen von Leuchtenberg, hatten sie ihre ersten Waffenthaten gethan, und dort die goldnen Sporen empfangen. Alt und kränklich, konnte Friedrich von Bickenbach nur selten seine Burg verlassen und in's Neckarthal nach Hirschhorn hinüberreiten. Dafür sprach aber der Ritter Georg fleißig auf Bickenbach ein, und durchstrich die Jagdreviere des Malchen, oder pflegte der Trinklust im gewölbten Rittersaale.

Bey einem dieser Besuche hatte Ritter Georg seinen Freund gebeten, Junker Wilhelm für einige Zeit nach Hirschhorn gehen zu lassen. Wilhelm könne sich immer noch besser mit ihm im Schwertkampf versuchen, ob er gleich auch nicht mehr der alte sey, als mit Vater Friedrich. „Dann, setzte er hinzu, und die braunen Augen blitzten vor Freude, dann kommt mein Franz in wenigen Wochen aus Tyrol zurück, dann mag ihn der in die Schule nehmen oder sich von ihm in die Schule nehmen lassen. Gott weiß, meine Stimme und mein Schwert hatten vordem guten Klang!"

Als Ritter Georg von Hirschhorn so gesprochen, dabey, im Gefühl noch gegenwärtiger Rüstigkeit, an sein Schwert gegriffen, auch wol auf den Boden damit gestoßen

Digitized by Google

hatte, versicherte ihn der alte Freyherr, daß er die Sache in Ueberlegung ziehen wollte. Auf wiederholtes Andringen seines Freundes wiederholte er diese Versicherung, bis endlich Jener ungeduldig und heftig wurde.

„Ich weiß schon, was dich abhält, sagte er. Der Abt in Lorsch will aus dem Jungen einen Pfaffen schmieden. Aber nicht so, wie das Eisen geschmiedet wird, mit Hämmern und auf dem Amdos. Nein, auf gut pfäffisch, mit Gebetbuch und Rosenkranz. Da meint er nun, auf Burg Hirschhorn lämen andere Psalter vor, und dem Jungen könne gar der Einfall vergehen, sich das Kreuz oder ein Paar Rauchpfannen vortragen zu lassen."

Solche Reden pflegten den alten Freyherrn von Bickenbach nicht zum Besten zu stimmen. Er konnte nicht leugnen, daß der Lorscher Abt viel über ihn vermochte; eben so wenig konnte er in Abrede stellen, daß dieser nicht gerade die weltlichsten Ziele seinem Sohn aufgesteckt, und daß er ihm mehrmals abgerathen habe, Wilhelm nach Hirschhorn zu thun. Endlich, da Friedrich einsah, daß er Georg nicht mehr unbeleidigend ausweichen könne, auch daß es besser sey, wenn Schloß Bickenbach mit Zugehörungen von seinem Stamme, als von irgend einem klösterlichen Vogte beherrscht würde, gab er dem Dringen seines Freundes nach.

Wilhelm ging nach Hirschhorn, und war bereits ein halbes Jahr dort gewesen, als sich Ritter Georg versucht fühlte, mit den neun andern Gliedern rheinländischer Ritterschaft Herolde auszurüsten, und Briefe in den vier Landen, wie oben gesagt, feyerlichst umherzusenden.

Franzens Ankunft hatte sich von Woche zu Woche verzögert. Endlich hieß es, er würde ganz gewiß auf Weihnachten des vergangenen Jahres kommen; dann, erst auf Ostern des jetzigen; und so war er, unerwartet, wenige Tage vorher in Hirschhorn eingetroffen, als der Vater mit Wilhelm und Jutta sich zum Turnier begeben wollte.

Ohne dieß Eintreffen wäre Letzteres auch geschehen. Aber Ritter Georg hatte doch eine besondere Lust, zwey zu Rittern zu schlagen, und mit doppelt frohem Muthe befahl er seinen zurückgelassenen Leuten die Bewachung der Burg an, als er, von Sohn und Pflegesohn begleitet, und im Geist überlegend, wer es dem Andern zuvortun möchte, die Zugbrücke hinüber ritt.

Auf den stillen, sanften Wilhelm, den Schloß Bickenbach mit der Zeit nur allzu sanft und stille gebildet hätte, war der veränderte Aufenthalt höchst vortheilhaft gewesen. Er übte sich tüchtig auf Hirschhorn in den Waffen, streifte bis an den Forstbann der Landschaden von Steinach, schiffte den Neckar hinauf bis Eberbach, zog nach Hornberg oder Zwingenberg, kehrte auf Jarthausen ein: Alles dieß in Begleitung des alten Ritters Georg, des Fischfangs, der Jagd, des geselligen Vergnügens wegen.

Wenn auch Wilhelm das Letztere durch Ritter Georgs Heftigkeit und Liebe zum Wein nicht selten verkümmert wurde, so war dennoch der Trost nicht fern. Gewiß stand Jutta, ritten sie mit einbrechender Nacht, an einem Sommer- oder Herbstabende, zur Burg zurück, auf der hohen Warte. Im Winter aber oder in tiefeer Nacht war in einem der Thurmfenster, gerade in der Lücke drinnen, ein helles Licht zu erspähen. Beym Lichte saß Jutta. Wilhelm, der schon lange sehnsüchtig nach dem Lichtlein hingeschaut hatte, als zeigt' es die Stelle an, wo ein Schatz verborgen sey, meinte Jutta's sanften Gesang zu vernehmen und sein Herz hüpfte und zitterte empor, wie die Saiten an ihrer Harfe.

Wilhelm hatte lesen gelernt; auch schreiben konnte er. Ob ihm vom Hellespont, von Hero und Leander etwas bekannt war, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Aber das ist gewiß, daß er die doppelte Neckar-Breite mit seinen Armen gerne durchrudert hätte, um den Gruß von Jutta bey der Ankunft im Burghofe, oder ihren freundlichen Dienst bey der Abendmahlzeit zu empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezember 1824.

Ein merkwürdiger Krankheitsfall beschäftigt seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der hiesigen Aerzte und die Neubegierigen, oder vielmehr das an den Leiden der Menschheit Theil nehmende Publikum. In dem Militärspital befindet sich ein aus Comorn in Ungarn erst vor einigen Wochen dorthin gebrachter Kranker, der bereits sechszehn Monate und noch darüber fortdauernd schläft, ohne irgend eine äußere Bewegung zu verrathen, oder ein willkürliches Zeichen des Lebens von sich zu geben. Diese seltene (aber nicht ganz ungewöhnliche) pathologische Erscheinung wird mit der Benennung Halbstarre, Starrsucht, Katalepsie belegt. Sie fängt mit plötzlichem und vollkommenem Aufhören des Bewußtseyns, des Empfindungsvermögens und aller willkürlichen Muskularbewegung an. Die Augen des Kranken sind fest verschlossen, eben so die Lippen; wenn ein Glied des Körpers in eine andere Lage gebracht wird, so bleibt es unveränderlich darin, bis man ihm wieder eine andere gibt. Der Mensch liegt da, wie ein erstarrter Leichnam, oder besser zu sagen, wie ein Wachsbild. Die Ursache dieses Zustandes ist ein heftiger Schreck gewesen, der auf den nervösen, durch mancherley dem Nervensysteme eignen Krankheiten vorbereiteten Körper, diese grauenvolle Wirkung machte. Anfangs zeigten sich epileptische und andere convulsivische Zufälle mit abwechselnden kleinen Zwischenräumen und intermittirenden Paroxismen, bis endlich diese immerwährende Starrsucht einstral, die nun schon, wie gesagt, weit über Jahresfrist gedauert hat. Alle äußern Sinne zeigen eine totale Reizlosigkeit, und die erregendsten, heftigsten Mittel blieben seither ohne Wirkung, man mochte sie innerlich oder auf die Oberfläche der Haut anwenden. Die stärksten Zugpflaster und kaustischen Bäder ließen nur die gewöhnlichen äußern Spuren zurück. Die innere Lebenskraft ist dagegen fortdauernd thätig. Der Prozeß des Athemholens und die Cirkulation des Blutes gehen regelmäßig vor sich, doch in einem schwächern Grade. Der Brustkasten zeigt keine merkliche Bewegung, der Puls geht schwach, aber regelmäßig, die Halsadern klopfen stark, die Wärme ist gering, die Transpiration jedoch nicht unterbrochen. Man kann ihm nur Suppen und andere flüssige Nahrungsmittel beybringen.

Digitized by Google

die durch eine absichtlich gemachte Zahnlücke eingestoßt werden. Wenn diese in den Schlund gelangen, aber bis dorthin, wo die Schlingorgane unwillkürlich ihren Dienst verrichten, so verschluckt der Kranke das Gereichte; feste kunstlose Speisen bringen aber einen Reiz hervor, und werden mittelst eines Hustens wieder ausgeworfen. Nach vielfältigen Versuchen, die alle fruchtlos blieben, hat man endlich den Scheitel mit einem glühenden Eisen berührt, und da erst zeigte sich eine Spur willkürlicher Bewegung, indem das eine Auge verschiedene Mal sich öffnete und wieder schloß. Wenn aber dieser Unglückliche dann seines Zustandes sich bewußt wäre? — Entsetzlich! durch einen Zeitraum von mehr als sechszehn Monaten. Einen schwachen Trost möchte es ihm gewähren, sich in solchen Händen, unter unablässiger Aufmerksamkeit und Pflege zu wissen. Es hieß Anfangs, man habe während einer Berathschlagung der Aerzte in der Nähe des Erstarrten bemerkt, daß Thränen über seine Wangen rollten. In der Folge ist dieser Umstand nicht wieder erwähnt worden. Ich habe diesen Scheintodten nun selbst gesehen, weil Jeder eingelassen wird, der gehörigen Orts anfragt, und erfuhr zu meinem Erstaunen, was ich sonst blos schriftlichen Berichten geglaubt haben würde, nämlich, daß auch die gewöhnlichen Ausleerungen stattfinden, indem man Gefäße unterstellt, wie sie in Krankenhäusern zur Bequemlichkeit der Patienten üblich sind. Auch sagte man, er habe nach einem Bad den Arm etwas empor gehoben, aber gleich wieder nachgelassen. Ich erfuhr jetzt auch die Veranlassung eines so mächtig wirkenden Schreckens, und die ist in der That bedeutend genug, um, mit einer gewissen Disposition verbunden, dergleichen Wirkungen hervorzubringen. Andere geben frisch und gesund zum Richtplatz, die einen solchen Zustand vielleicht wünschen würden. Er soll nämlich unter einem nachgiebigen, durch Alter geschwächten Vorsteher beträchtliche Veruntreuungen begangen haben, bis endlich jener quiescirt und durch einen jüngern energischen Mann ersetzt wurde. Jetzt ereignete sich's auch, nachdem dieser in den Geschäftsverhältnissen sich zu orientiren angefangen hatte, daß einstmals ein Offizier von höherm Grad hereintrat, begleitet von einem Untergeordneten, der zufällig oder dienstgemäß an der Thür Posto nahm, worüber der Schuldbewußte, in der Meinung, Alles sey entdeckt, plötzlich außer sich gerieth, und die zuerst erwähnten epileptischen Anfälle bekam, die endlich in seinen jetzigen kataleptischen Zustand übergingen. Dieses Bild des rächenden Gewissens, so furchtbar es sich ausspricht, möchte dennoch schwerlich eine dramatische Gestaltung annehmen. Jean Paul hat eine solche Erscheinung, unter andern Umständen und in anderer Beziehung als charakteristisches Motiv gebraucht, wenn ich nicht irre, in seinem Titan; vermuthlich das einzige Gemälde seiner Art; mir ist wenigstens ein Zweytes nicht bekannt. Die Schaar der Nachahmer und Nachäffer des genialen Schriftstellers sollten unsern Starrkranken zum Model nehmen, wenn sie den gespenstischen Galimathias, den sie uns produziren, wenigstens mit Fleisch und Blut bekleiden wollten; ihm einen lebendigen Athem einzuflößen, würde man ihnen vor der Hand erlassen. Es gibt zwar Leute, die in solchen Fratzenbildern Witz und Geist verspüren; die würden sich zu Krankenwärtern bey dem wundersamen Patienten schicken, von dem ich hiermit Abschied nehme, wenn er nicht, während ich diese Notizen schreibe, wieder zu sich kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 14. Januar.

(Beschluß.)

Ich habe eben ein sehr interessantes Werk über die vereinigten Staaten von Nordamerika, (denen ich einen kürzeren und bestimmteren Namen für ihr Land wünschen möchte), vor mir, welches den umfassenden Titel A Summary View (allgemeine Uebersicht von America ꝛc.) führt. Der Verfasser, welcher sich nennt, ist selbst an Ort und Stelle gewesen; und da ihn sein Werk als einen unparthevischen Beurtheiler vertheidigt, so verdient er um so mehr Aufmerksamkeit, da die Meisten, welche Amerika besuchen, oder über dieses außerordentliche Land schreiben, immer von irgend einem Vorurtheile ausgehen. Nordamerika bildet eine Schule für Erfahrungen über die wichtigste Angelegenheit der Menschen, Regierung, Staatswirthschaft und Religion; alle Partheyen verweisen uns dorthin, alle wollen dort Belege für ihre Systeme finden, es ist daher höchst wichtig, daß wir über Alles, was dieses Land betrifft, die umfassendsten und unpartheyischsten Nachrichten haben. Nach den Ansichten, die uns der Verfasser aus seinen angeführten, selbsterfahrnen Thatsachen gibt, kommen wir freylich zu dem Schlusse, daß die Menschen dort im Durchschnitte besser und glücklicher sind, als in der alten Welt, und daß, ob sie gleich in den meisten Künsten und Wissenschaften und in der Literatur weit hinter den gebildeteren Europäischen Nationen, und in den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens besonders hinter den Engländern stehen, man gestehen muß, daß sie in den ersteren gar manche ältere Völker übertreffen, und in den letztern den Deutschen und Franzosen zum wenigsten gleich kommen, man doch deßwegen nicht annehmen müsse, daß alles Gute, was sie haben, nicht blos aus ihren Regierungsformen fließt, und daß, wenn sie auch denselben sehr vieles zu verdanken haben, dergleichen Formen leicht älteren und bewohnteren Staaten angepaßt werden könnten. Auch kann man nicht umhin, zu bemerken, daß gar Manches aus ihren eigenthümlichen Verfassungen und Einrichtungen hervorgeht, welches auf Sitten und Gewohnheiten einen nachtheiligen Einfluß äußert. Ich hoffe Ihnen indessen einige Auszüge aus diesem Werke mittheilen zu können; hier gebe ich Ihnen des Verfassers Nachrichten über die Gast- und Speisehäuser, weil mir dieses eben nur der Raum gestattet. „Man hat beynahe allenthalben Wirthstische. Beym Frühstücke hat gewöhnlich des Wirthes Frau oder Tochter die Oberstelle, aber nicht so oft beym Mittagsmahl. Bey Beyden sind die Speisen im Allgemeinen im Ueberflusse vorhanden, in den größeren Städten mit Luxus gepaart. Flaschen mit Franzund gemeinem Branntwein stehen auf dem Tische, und es ist gewöhnlich, solchen schwach mit Wasser gemischt zu trinken. Dieß ist das gewöhnlichste Getränke. Bier ist seit einigen Jahren ein Lieblingsgetränk geworden, aber in einigen Gegenden von Virginia nicht zu haben. Man hat sehr guten Aepfelwein im Ueberfluß. In einigen Gegenden gebraucht man Pfirsich- und Aepfelbranntwein, welcher, mit Wasser getrunken, sehr gut und gesund ist. Bey dem öffentlichen Tisch ist Alles angenehm, außer der Mangel an Unterhaltung, welche den Amerikanern beym Essen nicht nothwendig zu seyn scheint. Die Glocke läutet. Alles läuft. Der Tisch ist von Gästen umgeben, welche mehr zu verschlingen als zu essen scheinen, als hätten sie nicht einen Augenblick zu verlieren. Ein Jeder steht auf, sobald er fertig ist, und verläßt, ohne auf die übrige Gesellschaft zu warten, den Tisch mit einer Hast, als fürchte er eine Ansteckung. An manchen Orten gibt es auch Privatkosthäuser, worin ein Reisender, der mit der Familie essen, und sich in alle ihre Gewohnheiten fügen will, es bequem haben kann."

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Februar 1825.

Welcher vom Adel geborn und herkommen were, der seinen stand anders dann in adellichem Stannd hielt, sich nit von seinen Adellichen steenden Rennten und Gülten, die ime sein Mann oder Erblehenn, Dienstlehenn, Raithgelt, Herrnfolt oder Eygenthumb jerlich ertragen mag, sunder mit Kauffmannschaft, wechseln, furkaufen und dergleichen sachen neren oder sein einkommen meren wolte, dardurch sein Adel geschwecht und veracht würde, wo er auch seinen binderseßen und anstoßern ir Brot vor dem mund abschneiden wolt, derselb sol im Thurnir nit zugelassen werden.

Thurn: Ges: XIter Art.

Das Tuenier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Die ehefuechtsvolle Haltung Junker Wilhelm's an Jutta's Seite, das scheue Hin- und Wiederblicken, das selten gewechselte Woet — alles dieses mußte den nur etwas geübten Beobachtee überzeugen, daß eine Neigung zu erwachen beginne, keineswegs aber eine erkläete vorhanden seye.

Auf diese Weise mochten unsere fünf Reisenden eine halbe Stunde veebeacht haben, als Junker Wilhelm plötzlich auf den Einfall geriet, daß es schicklich sey, der schönen Reiterin zu trinken anzubieten. Leztree, vielleicht in sich selbst überrascht, daß ihe bis jezt noch kein Gedanke daran getommen, auch gar nicht ungütig vermerkend, daß es jezt eest bey Wilhelm geschehen, dankte freundlich. Abee in demselben Augenblick wuede Sämmtlichee Aufmerksamkeit zu einer ziemlich großen Tafel hingelenkt, woran fünfzehn bis zwanzig Rittee sich niedergelassen, und dem morgenden Turnierglück zu Ehren bereits etliche „Hoch!" gebracht hatten. Einige schlugen heftig auf den Tisch, Andeee liefen nach den umstehenden Bäumen, die daran gehängten Waffen heeadzuholen, noch Andeee zogen ihee Schwertee oder ergriffen die schweren Humpen, und nur Wenige suchten mit guter Maniee sich davon zu schleichen.

Es wae augenscheinlich, daß sich zweo Paetheyen bildeten, und eben so augenscheinlich war es, daß die schwächere, von der stäekeen angegeiffen, diesen Angriff unmöglich aushalten konnte. Die stäekeee Partheo bestand aus fränkischen, die schwächere aus hessischen Rittern.

Einer dee anwesenden Franken hatte nämlich mit einem, gleichfalls anwesenden, Hessen noch voe kuezee Zeit in Fehde gelegen, er wae vom Leztern gefangen und so lange fest gehalten worden, bis er sich zum Schwören der Ueyhede bequemte. Hierüber aufgebracht, waef er dem Hessen vor: seine Landsleute und er näheten sich aus dem Stegereife. Es mochte dieses vielleicht von Einigen gelten, auch keineswegs iheer ritteelichen Ehee schaden, aber, als Vorwurf ausgespeochen, blieb es Voewuef; um so mehe, da die umwohnenden Fuesten und die Bewohner der freoen Reichsstädte den adlichen Feeydeutern jener Zeit keineswegs zugethan waeen.

Die Hessen riefen den Franken zu: sie veermehrten ihren Adel duech die Kaufmannschaft. Wenn das Betreiben des Kleindandels noch in diesen Tagen dem Besitz adlicher Eheenvoezüge entgegen ist, so war die damalige Kaufmannschaft, als bürgeeliches Gewerbe, den Lezteen noch weit entseembeter, und jenee Vorwurf mußte auf's Bitterste teeffen. Vielleicht gerade darum, weil er nicht ungegründet war, indem die reichen fränkischen Handelsstädte unmöglich ohne Wirkung und Rückwirkung auf die Ritteeschaft doetiger Lande bleiben konnten.

Franz von Hirschhorn, der in Franken sich auf seiner Rückeeise nach der väterlichen Stammburg mehreee Tage verweilt, der Beziehungen doet geschlossen, der auch doet eine beteächtliche Erbschaft zu gewaeten hatte, sprang mit aufgehobener Lanze schnell der fränkischen Seite zu.

Wilhelm, den Rücksichten der leztern Aet zu den Hes-

sen verwiesen hätten, dachte weniger daran, als daß sie die schwächeren seyen. Er neigte sich daher vor Fräulein Jutta, und eilte dann, mit gezogenem Schwert, nach der hessischen Seite.

Die beyden Junker waren die lezt Angekommenen ihrer Partheyen. Sie nahmen daher die vordern Plätze ein, und kamen sich auf diese Weise gerade gegenüber zu stehen. Die Haufen rückten vor. Ehe sie aber handgemein wurden, stürzten einige der ältern Ritter dazwischen, mit lauter und befehlender Stimme zum Frieden auffordernd. Der Ritter Georg war am thätigsten. Er faßte seinen Sohn am Harnischkragen, daß dieser wie angewurzelt dastand, und nur seine glühenden Blicke, wie Vorfechter, aus den Augen stürzten, und der nachkommenden Lanze Bahn zu brechen bemüht waren. Aber unversehens war ihm diese vom Vater aus der Hand gewunden, und ein donnerndes: „Ruhig!" ließ auch jene Blicke in minderer Schnelle sich folgen.

Alsbald schlug der alte Ritter mit seines Sohnes Lanze dem Junker Wilhelm das Schwert aus der Hand, und so, durch vereinigte Hülfe noch Anderer, durch Befehl und Bitte und kräftiges Einschreiten, waren die Kämpfer getrennt und beschwichtigt, und nur das drohende Wort: „Beym Turnier soll es losgehen!" war noch deutlich, aber leise zu hören, wie der Donner, wenn sich die unentladene Gewitterwolke, von der Gewalt des Windes verscheucht, am fernen Horizont hinunterkräuselt.

*

Wer die heitern Höhen von Sanssouci bestieg, der wird sich der Gestalten in halb erhabener Arbeit erinnern, welche das Säulengebälk des erhabenen Daches tragen. Die Fülle von Früchten und Blumen, welche über sie herabhängt, scheint ihnen wenig Freude zu gewähren. Sie wollen fort, aus dem Steine heraus. Sie wollen nicht Dach- und Blumenträger seyn.

Auf eine ähnliche Weise verhielt sich der Ritter, welcher mit dem alten Georg unterm Eichbaume gesessen hatte. Weil die Urkunden seinen Namen nicht nennen, so ist es auch hier nicht geschehen, und mag er darum fernerhin der namenlose Ritter heißen.

Dieser wollte dem Beyspiel seiner ältern Genossen folgen, und die jüngern vom Streit abhalten. Er hatte zu dem Ende seinen halbleeren Becher noch einmal an die Lippen gedrückt, als er Fräulein Jutta bemerkte, die im Begriff war, vor Schrecken und Angst vom Pferde herabzusinken. Stolpernd sprang er auf sie zu, ohnmächtig lehnte sie sich auf die Schultern unsers Namenlosen, und dieser befand sich während der folgenden Minuten ganz in der Körper- und Seelenlage, welche in den Karyatiden von Sanssouci ihre deutlichste Abbildung findet. Ganz erhizt trat der Ritter Georg zu seiner Tochter. Ihm folgte Wilhelm. Auch Franz wäre wol näher getreten, wenn nicht Jutta in diesem Augenblick sich erholt, und von den Schultern des Namenlosen und aus den Armen ihres Vaters sich emporgerichtet hätte. So trat er an einen entferntern Baum, woran sein Pferd gebunden war, und befahl, dieses aufzuzäumen.

Jutta's erster Blick fiel auf Wilhelm. Ihr Unfall hatte seine Wangen statt dem früheren Roth mit leichendaftem Weiß bedeckt, wie der Pinsel Titians mit einem Zuge ein lächelndes Kind zum weinenden schuf.

Ritter Georg suchte schnell die Tochter zu beruhigen. Der Streit sey gar nicht zu Stande gekommen, sagte er, und wenn es auch geschehen, so hätte ein Ritterfräulein, das dem Turnier zuzöge, aus Angst darüber nicht vom Pferd fallen sollen.

„Frisch, Kinder, sagte er; dort kommt schon der Franz angeritten, und macht ein so löwen- und bärenmäßiges Gesicht, daß ich darauf wette, er möchte mit mir anbinden, wenn ich nicht sein Vater wäre. Aber, geschwind, geschwind! Die Pferde sind bereit, und der Weinkrug ist so trocken geworden, als die armen Kehlen, die er früherhin nezte."

Ritter Georg, Wilhelm und der Namenlose waren bald im Sattel. Die beyden Alten schienen ein Gespräch über Tugenden und Fehler der Pferde beginnen zu wollen, und welches Geschlecht derselben, welche Farbe und welches Alter dem Reiter am zusagendsten, annehmlichsten und passendsten sey. Die tiefen Forschungen, worin sie sich verloren, hätten Wilhelm und Jutta ungestört sprechen lassen, wenn es den beyden stumm neben einander Herreitenden überhaupt um's Sprechen gewesen wäre.

Franz konnte es immer noch nicht verschmerzen, daß ihm die Lanze aus der Hand gewunden worden. Er hatte sich am Hofe von Inspruck den Ruf des gewandtesten jungen Ritters erworben, er dachte wundervolle Thaten diesen Ruf beglaubigen zu lassen, und nun — entwaffnet. Nachdem trübes Nachdenken oder Zorn seine Zügel schlaff werden oder die beyden Sporen in des Pferdes Seiten drücken ließ, war er bald ferner, bald näher den eine gute Strecke vor ihm Hinreitenden.

So eben hatte Wilhelm sich ein Herz gefaßt, um Jutta zu fragen, warum sie denn so gar zu sehr erschrocken sey, und Jutta überlegte in demselben Augenblick, ob sie wol Wilhelm einen freundlichen Vorwurf darüber machen dürfe, daß er sich dem zornglühenden Bruder gegenüber gestellt, und diesen mit seiner Waffe bedroht habe, als Franz plötzlich heransprengte und Wilhelm zu sich rief. „Wilhelm, sagte er, wir konnten vorhin nicht aneinander." — „Wir hatten es ja nicht auf uns abgesehen," versezte Wilhelm. — „Nein, nicht auf uns, und so meint' ich's auch nicht, erwiederte Franz. Aber du standest auf der hessischen, ich auf der fränkischen Seite." — „Wär' es zum Kampf gekommen, hätte sich Jeder einen andern Mann gesucht."

Digitized by Google

— „Nein, Wilhelm, der Vater soll nicht umsonst die Paar Tage mit dir geprahlt haben. Weil du sein Zögling bist, meint er vielleicht, daß du mir die Lanze auch aus der Hand schlagen könntest. Aber, bey Gott, es wäre nicht geschehen, wenn ich nur etwas des Ueberfalls mich gewärtigt hätte.“ Das Lezte sprach Franz so laut, daß Jutta, welche langsam vorwärts ritt, den Kopf umwandte, und besorgt nach Wilhelm und Franz hinsah. „Bis Donnerstag, fuhr Lezterer leiser fort, wird es beym Turnier was setzen. Ich halte mich zu den Franken, du mußt dich zu den Hessen halten.“ — „Meine Mutter ist eine Hessin gewesen, sagte Wilhelm. Der Löwe ist ein gar wackeres Thier. An ihn will ich mich schließen.“ — „Gut, wir wollen unserer Parthey Ehre machen.“

Mit diesen Worten hielt der Junker von Hirschhorn sein Roß an. Wilhelm ritt vorwärts zu Jutta, welche das Gespräch der Beyden in sichtbare Unruhe versezt hatte. Vergebens war Wilhelm bemüht, durch mancherley Erzählungen sie aufzuheitern. Sie gab zwar Acht darauf, antwortete aber nur Weniges, und bisweilen blinkte eine Thräne unter den seidenen Augenwimpern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neujahrsblätter der Zürcher-Gesellschaft für 1825.

(Fortsetzung.)

Das von der Hülfsgesellschaft ausgegebene Heft enthält einen sehr umständlichen Bericht über die landwirthschaftliche Armenschule auf dem Pachtgut des Bläsihofs bey Winterthur im Kanton Zürich. Die Tagesordnung dieser Anstalt ist so eingerichtet, daß im Sommer, mit Ausnahme der dem Morgen- und Abendgebet gewidmeten Stunde, nur an strengen Regentagen, und dann nur, wenn keine dringenden Geschäfte in Scheune, Heuboden u. s. w. die Zöglinge abhalten, Schulunterricht ertheilt wird. Im Winter hingegen ist der Unterricht regelmäßig, doch auch da noch scheint die Arbeit vorzuwalten, indem die Zöglinge bey gutem Wetter nur drey Stunden Unterricht für jede der Klassen, in welche sie getheilt sind, erhalten, und die übrige Zeit mit Reinigen von Hecken, Ausstecken von Gesträuch, Zurüsten und Herbeyschaffen von Holz, Flechten von Körben, Ausbessern des Arbeitsgeräths, Abführung von Erdborden, Oeffnung von Gräben u. s. w. beschäftigt werden. Der Unterricht beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang. Weit wesentlicher als dieser ist die anhaltende Aufsicht des Lehrers (eines Zöglings der Armenschule in Hofwyl), seine Theilnahme an allen Arbeiten der Zöglinge, die Benuzung jeder sich darbietenden Gelegenheit, dieselben auf die Allgegenwart, Allgüte und Vaterliebe unsers gemeinschaftlichen Schöpfers aufmerksam zu machen; dadurch ihr Gemüth mit Liebe und Vertrauen zu Gott zu erfüllen, ihnen richtige Begriffe von Recht und Unrecht, von den Pflichten gegen ihre Nebenmenschen einzupflanzen; durch Angewöhnung an ausdauernde Arbeit in ungünstiger Witterung, bey Hize und Kälte, die Körperkräfte der Zöglinge zu vermehren, und bey allen Arbeiten ihnen nicht nur die Vortheile und Kunstgriffe zu zeigen, sondern auch den Zweck und Nuzen derselben zu erklären; auf Erweiterung ihrer Begriffe, mit steter Beziehung auf ihren künftigen Beruf und ihre Verhältnisse als Bauerknechte, und hinwieder auf Bekämpfung der, in diesem Stande noch so häufig vorkommenden, lächerlichen und oft schädlichen Vorurtheile hinzuarbeiten.

Das Verzeichniß der Zöglinge zeigt, daß seit Entstehung der Anstalt neun-und vierzig Knaben von 12 bis 16 Jahren aufgenommen worden waren, von denen sechs die Anstalt nach kurzer Zeit zum Theil wegen Krankheit verlassen hatten, vierzehn nach vollendetem Lehrkurs, von der Aufsichtsbehörde als Güterknechte bey Landwirthen oder als Lehrlinge bey Handwerkern versorgt wurden, neun-und-zwanzig dann aber, von denen der älteste 23 Jahr zählt, gegenwärtig noch in der Anstalt sich aufhalten. Die Verhältnisse aller dieser Knaben vor ihrem Eintritt in die Schule gehörten unter die bedauernswürdigsten. Die meisten hatten früher gar keine, oder eine höchst vernachläßigte und oft ganz verderbliche Erziehung erhalten; sie fielen zum Theil ihren heimathlichen Gemeinden zur Last, und konnten von diesen öfters, selbst mit bedeutenden Opfern, um ihrer schlimmen Neigungen willen nirgends bleibend untergebracht werden. Welch ein wohlthuendes Gefühl muß sich dann nicht jedes Menschenfreundes bemächtigen, wenn er nun diese Schaar dem Elende entrissener, einfach und reinlich gekleideter rüstiger Knaben um sich erblickt, die durch anständiges Betragen, Frohsinn, Thätigkeit, Anhänglichkeit an ihren Lehrer und Liebe zu ihren Pflegeltern so vortheilhaft das Herz des Beobachters für sich einnehmen. Ein beygefügtes Kupfer stellt die Gegend vom Bläsihof und die Gebäude der Anstalt vor. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezember 1824.

(Fortsetzung.)

Ich habe Gelegenheit gehabt, die merkwürdige Sammlung von Büsten zu sehen, die der berühmte Lehrer der Buchdruckerkunst, Messerschmidt, verfertigt hat, und die als Ausdruck der Leidenschaften und Empfindungen, oft in verschiedenen Abstufungen, nach Verschiedenheit des Eindrucks, oder Ursprungs durch die Kraft und Wahrheit der Darstellung die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Kunstfreundes, insbesondere aber des Anatomen und Physiologen, in Anspruch nehmen. Sie bilden einen Beytrag zur Physiognomik, der einzig in seiner Art ist, und befinden sich jezt, nach mancherley Wanderungen aus dem Besiz der Erben, in den Händen eines Privatmannes, der um einen sehr geringen Preis dazu gekommen ist. Diese Kunstwerke sind oft erwähnt worden, es kann aber nicht schaden, wenn man sie einmal wieder in Erinnerung bringt, um sie der Vergessenheit zu entreissen. Bey Lebzeiten des Künstlers soll eine hohe, reichbegüterte Person 40.000 Gulden C. M. dafür geboten haben. Ich weiß nicht, warum sie ihr nicht überlassen wurden. Messerschmidt war bey seinem großen Talent ein Original von grillenhaftem Eigensinn und aufbrausendem Gemüth, leicht im Stande, eine Reihe von kaum erst vollendeten Meisterwerken, die Frucht tiefen Studiums und unsäglicher Mühe, wie der größten Aufopferung, augenblicklich zu zertrümmern, wenn er durch eine mißfällige Aeußerung, die oft nur den Unkundigen verrieth, oder durch ein unstatthaftes Gebot überrascht wurde. Der Fürst E.... soll die Gypsabgüsse dieser Charakterbilder für 10.000 fl. an sich gebracht haben. Ich muß jedoch gestehen, daß ich sie in der Sammlung kostbarer Werke der Skulptur, die in einem besondern Saale neben der durch ihren Reichthum an Musterwerken, wie durch musterhafte Ordnung und Einrichtung, preiswürdigen Gemäldegallerie dieses Fürsten enthalten ist, nicht gesehen habe. Nach des Meisters Absicht sollte die Zahl der Originalbüsten bis auf hundert sich belaufen. Er arbeitete die

Digitized by Google

letzten Jahre seines Lebens mit unermüdlichem Fleiß daran, zog sich in eine einsame Gegend zurück, wo er, abgeschieden von der Welt, geduldig Mangel und Unbequemlichkeit ertrug, um der Ausführung seiner Idee zu leben, und jeden Augenblick für verloren hielt, den ihm die Befriedigung selbst der nothwendigsten Bedürfnisse entzog. Er brachte aber nur die Hälfte der bestimmten Zahl zu Stande; ehe er noch Hand an die fünfzigste Büste legen konnte, überraschte ihn der Tod. Der größte Theil ist in Bronze, der Rest in Alabaster ausgeführt. Die meisten Leidenschaften soll er auf seinem eigenen Gesicht dargestellt, und das Bild aus einer Quelle, oder aus dem Spiegel, wie es ihm zur Hand war, aufgefaßt, sodann die Zeichnung darnach entworfen und das Modell darnach verfertigt haben. In früher Jugend studirte er anatomische Werke, beschäftigte sich Tag und Nacht damit, und versäumte oft Essen und Trinken sammt dem Schlafe darüber. Auch erforderte die Ausführung solcher Darstellungen gründliche Kenntnisse in diesem Fach, verbunden mit einer lebendigen Einbildungskraft und seltenem Kunsttalent. Wenn man diese Köpfe nur so obenhin betrachtet, so machen viele darunter nur einen sehr geringen Eindruck, man betrachtet sie wie Porträts oder Karrikaturen, und findet zwischen mehreren wenig oder gar keine Verschiedenheit. Wenn man aber die Zeichnung der Muskulatur in's Auge faßt, das lebendig zusammengreifende Spiel verfolgt, und das harmonische Gewebe dann wieder aus einem einzigen Gesichtspunkt überblickt, so tritt das Ganze wie belebt hervor; und hat man einmal nur ein solches Bild gesehen, so vergißt man's nie. So erinnere ich mich, vor Jahren eine Gruppe von Figuren in einem Wachskabinet gesehen zu haben, die aus einer Gesellschaft von Spielern bestand, und Originalen von Messerschmidt nachgebildet waren, wiewol bis jezt mir Niemand sagen konnte, wo jene sich befinden. Der Ausdruck des Gewinns und des Verlustes auf den Gesichtern dieser ganz in ihrer Spielsucht versunkenen Bursche, die Verdutztheit und die tückische Schadenfreude, die Verschmiztheit und Verzweiflung ergriff schnell und mit unwiderstehlicher Gewalt jeden Beschauer, und dieses Bild tritt mir oftmals so lebendig vor die Seele, daß alles Andere dadurch verdrängt wird. Unter den Büsten erblickt man des Künstlers eigene zweymal dargestellt, mit lachender und ernster Miene. Von jener kann sich der Beobachter kaum wieder trennen. Es scheint, als ob er irgend einen vor Augen hätte, der es wagen wollte, sein unterbrochenes Werk fortzusetzen, und den er recht herzlich darüber auslachte. In jenem wollüstig abgezehrten, trübselig stumpfen Gesicht spricht dieses Studium sich aus. Den Gähner können Viele nicht ansehen, ohne mitzugähnen. Die exemplarische Bosheit und Rachgier auf dem Gesicht dieses Zigeuners erregt Entsetzen. Die Kopie davon sah ich schon im Wachsfigurenkabinet. Den Zuverläßigen kann man nicht betrachten, ohne daß man sich von immer wachsendem Vertrauen angezogen fühlt. Man möchte ihn für etwas simpel halten; es kam hier aber auf den charakteristischen Hauptzug an, und das Eigenthümliche des Meisters besteht darin, wie es scheint, daß er Alles in diesem einzigen konzentrirt hat, wenn nicht der Gegenstand eine komplicirte Darstellung unvermeidlich machte. Der unfähige Fagottist ist vermuthlich Porträt. Auf den ersten Blick sieht man, daß dieser Mensch zum Blasen kein Geschick und keinen Ansatz hat. Der aus dem Wasser Gerettete und der Gehängte sind ohne Zweifel ebenfalls nach der Natur. Man bemerkt, daß der Künstler sie überall vor Augen hatte. Wem die Erscheinungen in der Wirklichkeit zuwider wären, der kann hier im Bilde sehen, wie sich der Eine und der Andere ausnimmt. Ein höchst bizarres, aber nichtsdestoweniger ungemein merkwürdiges Gebilde zeigt der Kopf des mit Verstopfung behafteten Landmannes, der zugleich nach der Natur dargestellt ist. Ein Arbeiter, der sich während der Weinlese mit Quitten und Kibsen überladen hatte, und bey Ermanglung schleuniger Hülfe im heftigsten Drang von Konvulsionen befallen wurde, während der Künstler auf dem Lande war, gab Veranlassung zu dieser Darstellung, die mit so ergreifender Wahrheit ausgeführt ist, daß mehrere Landleute aus demselben Dorfe, die das Bild sahen, sogleich lachend ausriefen: Das ist der Quitten- und Knödelfresser! Stoff zu interessanten Vergleichungen bietet die dreyfache Versinnlichung des Geruchs dar: der starke, der zum Niesen reizende, und der widerwärtige. Lezterer kündigt sich durch Zusammenziehen der Nasenhöhlen und merkliches Zurückhalten des Athems an. Beym Anblick des zweyten Kopfes möchte man immer Prosit! rufen. Auf dem Gesicht des Feldherrn sind alle erforderlichen Eigenschaften eines vollendeten Heerführers ausgesprochen. Zwey Schalksnarren sind possirliche, höchst belustigende Gebilde. Im leztern drückt sich besonders die absichtliche Narrheit, kindisches Wesen und versteckte Tücke aus. In den Zügen des starken Arbeiters sind Fleiß, Sorgfalt und unermüdliche Thätigkeit unverkennbar. Zum verschlossenen Gram bildet das zurückgehaltene Lachen einen interessanten Gegensatz, wie der Trotzkopf mit dem Zuverlässigen, und der fröhliche Lächler mit Jenem, der das Lachen gewaltsam unterdrückt. Zwey auffallende Büsten befinden sich in dieser Gallerie, deren Sinn Niemand recht erklären kann. Der Urheber selbst wollte nie mit der Sprache heraus. Sie gleichen phantastischen Masken der alten italienischen Komödie. Wahrscheinlich ist ihre Bedeutung satyrisch, da Messerschmidt eine kräftige Satyrlaune nicht verläugnen konnte, und selbst in Rom, wo er studirte, und seine Kunst mit glänzendem Erfolg übte, nachdrückliche Beweise davon gab. Einzelne Figuren und Gruppen sind sonst noch hier und da vorhanden. Sein vorzüglichstes Werk ist unstreitig folgendes: ein Bassin, worin eine Frau ihre Kinder abwäscht; das eine stürzt in's Wasser, das andere wird von der Mutter beym Kleid ergriffen und gerettet. Das schönste Lob sprach der feinsinnige Kenner und Belohner der Kunst Kaiser Joseph aus, als er sagte: „Man sieht wol, lieber M., daß Sie diese Gruppe ohne Rücksicht auf Belohnung, nur für Ihre Freunde gearbeitet haben!" — Daß die meisten Köpfe, der Eigenthümlichkeit der aufgefaßten Gegenstände gemäß, an Karrikatur grenzen, oder doch dem Schönheitssinn widerstreben, mag der Grund seyn, weßwegen sie späterhin nicht häufiger gesucht und schon längst einer bedeutenden Kunstsammlung einverleibt wurden. Dieser ausgezeichnete Künstler war gebürtig aus Wiesensteig in Schwaben. Die Betrachtung der in jener merkwürdigen Reihe von Köpfen ausgedrückten Leidenschaften und Empfindungen gewährt dem forschenden Beobachter den köstlichsten Genuß, indem er die mannigfaltigen, scheinbar unbedeutenden, fast unmerklichen Züge, Linien und Eindrücke verfolgt, ihren feinen Einfluß auf die Hauptzüge unterscheidet, und plözlich von der überraschenden Wirkung des Ganzen ergriffen wird. (Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 25:
Feentanz.

Räthsel.

Ich weiß ein Kaufgeld — Jeder zahlt's im Leben,
Und doch hat's keiner noch mit Freuden je gegeben,
Obgleich die Waare Jedem frommt.
Wie oft du's zahlst, du darfst darum nicht schneller,
Der Einkauf macht die Bahn dir hell und heller,
Doch seufzt oft, wer den Schatz bekommt;
Ja, was das Schlimmste ist, er läßt zu hundert Malen
Am Weg' ihn achtlos stehn, und muß das Geld doch zahlen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Februar 1825.

So mag es mich entwöhnen von dem läst'gen Traum des eignen
Grams und Glücks! — so mag es streun Vergessenheit um mich!

Zwey nachgelassene Lieder von Lord Byron.

(In wörtlich treuer Uebertragung.)

1.

Der Becher.

Füllt den Becher wieder, denn nie vorher fühlt' ich die Glut, die mein innerstes Herz nun erfreut. Laßt uns trinken! — Wer tränke nicht? — Weil, wenn Alles im Leben wechselt, im Becher allein keine Täuschung sich findet.

*

Ich habe abwechselnd Alles versucht, was das Leben geben kann; ich habe mich in den Strahlen eines dunkeln, rollenden Auges gesonnt; ich habe geliebt — wer liebte nicht? — Aber welche Zunge behauptet, es gebe Vergnügen, so lange die Leidenschaft waltet?

*

In den Tagen unsrer Jugend, wo das Herz seinen Frühling feyert, und wähnt, der Bund der Seelen löse sich nie; da hatt' ich Freunde — wer hat keine? — Aber welche Zunge gibt zu, Freunde seyen so treu, wie du, rosiger Wein?

*

Ein Knabe mag der Herrin Brust uns entfremden, Freundschaft mag wechseln mit dem Sonnenstrahl, — du kannst nie wechseln, du wirst alt — wer wird nicht alt? — Aber was erscheint auf Erden, dessen Tugenden, wie die deinigen, mit den Jahren wachsen?

*

Und sind wir beglückt, so sehr Liebe nur beglücken kann, und es beugt sich ein Nebenbuhler vor unserm Ideale, so sind wir eifersüchtig — wer wär' es nicht? — Du hast keinen solchen Zusatz, denn je Mehrere sich deiner erfreuen, desto größer ist ihre Freude.

*

Wenn die Zeit der Jugend und ihr Tand vorüber ist, nehmen wir zuletzt unsere Zuflucht zum Becher; dann finden wir — wer fand es nicht? — im Strom des Gefühls, daß die Flasche, wie ehemals, Treue in sich schließt.

*

Als der Pandora Büchse geöffnet wurde, und die Freude, besiegt, zu fliehen begann, war die Hoffnung geblieben — blieb sie nicht? — Aber, des Segens gewiß, küssen wir den Becher und bekümmern uns nicht um die Hoffnung.

*

Langes Leben der Traube! Und wenn der Sommer dahin ist, soll das Alter unseres Nektars mein eigenes erheitern. Wir müssen sterben — wer muß es nicht? — Mögen unsere Sünden Gnade finden, und Hebe soll im Himmel nie müßig seyn.

* * *

2.

An die Gräfin Giucioli.

Bach, der du die alten Mauern beſpülſt, wo meine Geliebte wohnt, — wenn ſie an deinem Rande wandelt, und da vielleicht mir ein ſchwaches und flüchtiges Angedenken weiht!

*

Wie, wenn dein tiefer, breiter Strom ein Spiegel meines Herzens wäre, wo ſie die tauſend Gedanken leſen könnte, die ich dir nun vertraue, wild wie deine Wellen, und ſtürmiſch wie deine Haſt?

*

Wie ſag' ich, ein Spiegel meines Herzens? Sind nicht deine Waſſer flüchtig, düſter und heftig? So wie meine Gefühle waren und ſind, biſt du, und ſo wie du biſt, waren meine Leidenſchaften lange.

*

Die Zeit mag ſie einigermaßen gezähmt haben — nicht für immer; du überſtrömſt deine Ufer, und nicht für immer; dein Buſen, verwandter Bach, brauſt über, deine Fluten fallen, und die meinigen verfloſſen;

*

Aber ſie ließen Zerſtörung hinter uns, und, wieder in unſere alte unveränderte Bahn zurückgebracht, bewegen wir uns; du ſtrebſt wild vorwärts zum Meere, und ich — der Liebe Einer entgegen, die ich nicht lieben ſollte.

*

Die Wellen, die ich ſchaue, werden die Mauern ſtreifen, in denen ſie geboren, und zu ihren Füßen murmeln; ihre Augen werden auf dich ſchauen, wenn ſie, unbeläſtigt von der Sommerhitze, die Dämmerluft athmet.

*

Sie wird auf dich ſchauen; — ich ſchaute auf dich, voll dieſes Gedankens, und ſeit dieſem Augenblick konnte ich nimmer deine Waſſer nennen, weder nennen noch ſehn, ohne das unzertrennliche Bild von ihr:

*

Ihre glänzenden Augen denk' ich mir auf deinem Spiegel; ja, ſie werden der Welle begegnen, auf die ich nun ſchaue; die meinigen können, ſelbſt nicht im Traume, dieſe glückliche Welle wieder an mir vorbeykommen ſehen!

*

Die Welle, die meine Thränen trägt, kehrt nicht mehr zurück; wird ſie zurückkehren, an der dieſe Welle vorübergleitet? Beyde wandeln wir an deinem Rande, Beyde betreten wir deine Ufer, — ich nahe der Quelle, ſie an der dunkelblauen Tiefe.

*

Doch, was uns getrennt hielt, iſt nicht die Entfernung, noch die Tiefe der Wogen, noch der Erdenraum, ſondern das verſchiedene Loos, das uns gefallen, ſo verſchieden, wie die Himmelsſtriche, unter denen wir geboren wurden.

*

Ein Weib des Landes wird von einem Fremdling geliebt, der weit jenſeits der Berge daher kam; aber ſein Blut iſt ganz ſüdlich, als hätt' ihn der froſtige Wind, der die Nordſee ſtarren macht, nie angeweht.

*

Mein Blut iſt ganz ſüdlich; wäre das nicht, ſo hätt' ich meine Heimath nie verlaſſen; — ich werde nicht wieder, trotz der Qual, die mich nie verläßt, ein Sklave der Liebe, am wenigſten der deinigen ſeyn.

*

Der Kampf iſt vergeblich — laßt mich jung ſterben — leben, wie ich gelebt, und lieben, wie ich geliebt habe. Wenn ich zu Stand werde, ſo entſprang ich vom Stand, und dann wird wenigſtens mein Herz nicht mehr bewegt.

Adrian.

Das Turnier in Darmſtadt.

(Fortſetzung.)

Es war am Sonntag Morgen, als die fünf Reiſenden, zu denen ſich aber ſchon am geſtrigen noch viele Bekannte und Gefreundete gefunden hatten, zu Darmſtadt's Thoren hinein ritten. Die Straße wimmelte von Menſchen. Es war ein Auf- und Abſtrömen, ein Rufen, Jubeln, Schreyen, ein Pferdetrampeln und Waffenraſſeln, welches den Fremden höchlich auffiel, aber noch wunderbarer den Einheimiſchen vorkommen mußte, welche zum Erſtenmale ein ſolches Schauſpiel und in ihrem ſtillen Reſidenz-Städtlein ſich entfalten ſahen.

Je näher die Reiſenden dem Markte kamen, deſto vollſtimmiger wurde die Harmonie des ungemeſſenſten Frohſinns, des geſellſchaftlich-ungebundenſten Treibens. Die ausgeſchmückten, mit Waaren aller Art gefüllten Buden, die an Stangen aufgehangenen Kränze, die Wirthe und Kaufleute, mit ihren reinlichen Schürzen und das Mützchen unterm Arm, die offen ſtehenden Fenſter und Thüren, die Muſik, die von Erkern und dem gräflichen Schloſſe herüber tönte, das Stadtwappen mit ſeinem halben Löwen, und umgeben von Pfeifern, Luſtigmachern, kleinen Buben und Mädchen, die hell polirten Rüſtungen endlich, mit Sattelzeug und Roſſebehänge, Alles, Alles lud zur Fröhlichkeit, zum Kaufe, zu ritterlicher Uebung ein, Alles rief den Fremden einen herzlichen Willkomm zu.

Ritter Georg hätte wol in dem einen oder andern adelichen Hauſe zuſprechen können. Aber rings aus den Fenſtern blickten ſo viele geſchmückte Herren und Frauen, und grüßten ſich von Straßenſeite zu Straßenſeite, und fragten nach Dem und Jenem, und erzählten, wie ſie kaum noch Platz gefunden hätten, ſo daß Ritter Georg es vorzog, ſogleich nach einer Herberge zu reiten. Er wandte ſich rechts, und gelangte ſo in die Hauptſtraße des damaligen Darmſtadt's, die Ochſengaſſe, und zum Ochſen, einer geräumigen und dem alten Zecher wohlbekannten Herberge.

Digitized by Google

Nur ein einziges Zimmer war noch unbesezt, das der redselige Wirth seinem geehrten Patron recht gern überlassen wollte. Da schien guter Rath theuer zu werden. Es hatte sich zwar unser namenloser Ritter bereits der Sonne zugewandt, um von dort aus schneller beym Turnier und schneller zurück zu seyn, und auf diese Art weniger zu versäumen; wo aber die übrige Reisegesellschaft unterbringen? Als die Berathschlagungen über diese wichtige Frage im besten Gange waren, als sie Franz langweilig finden und der Wirth sich davon machen wollte, trat Emma's Dienerin ein.

Vor allen Dingen werde hier schnell bemerkt, daß der alte Freyherr von Bickenbach zwey Kinder hatte, von denen eins der Junker Wilhelm, das andere, jüngere, aber Fräulein Emma war.

Ritter Georg, der gerade einen langen Satz mit debrutendem Pathos zu schließen im Begriff stand, wurde mäuschenstill, und Wilhelm, als er seiner Schwester Zofe erblickte, sprang rilig vom Stuhle auf, den er so eben — vielleicht um besser auf die Straße zu sehen — an Jutta's Sessel gerückt hatte.

Bemeldte Dienerin aber sprach: Seiner Gestrengen, der Herr von Bickenbach und Fräulein Tochter seyen bereits vor einer Stunde hier angelangt und wohnten, auf besondere Einladung Seiner Erlaucht, des Herrn Grafen, in dero Schloß. Lezterer würde es gerne sehen, wenn Herr Ritter Georg und Junker Franz auch bey ihm einsprächen, erwartete aber noch so viele Gäste, daß er nur Fräulein Jutta um diese Güte ersuche, sie auch schon dem besondern Schutz seiner Frau Gemahlin, und dem ganz besondern des Herrn von Bickenbach empfohlen hätte.

Ritter Georg fiel bey dieser Einladung ein Stein vom Herzen, denn erst jezt hatte er die Unbesonnenheit eingesehen, welche ihn für einen anständigen Aufenthalt seiner Tochter beynahe allzuspät Sorge tragen ließ. Da er selbst mit Franz noch zum Schwertfeger gehen wollte, so erhielt Wilhelm den Auftrag, Fräulein Emma zu den Seinigen zu geleiten. Dieser schritt wiederum über den Marktplatz und zum Thore hinaus, wo ihn das Wort der Zofe und sein eigenes gesundes Auge belehrten, hier sey das herrschaftliche Schloß, und etwas weiter — der Turnierplatz.

Lezterer ist heute noch seiner halb kriegerischen Bestimmung gewissermaßen treu geblieben. Er ist zum Theil Paradeplatz geworden, zum Theil ist das große Exercierhaus, ein in architektonischer Hinsicht bedeutendes Werk, darüber gebaut.

Der Platz war schon rings von Schranken umgeben, und die Zimmerleute, selbst am Sonntage, beschäftigt, das hohe Gerüst aufzuschlagen, worauf die Vornehmen ihre Plätze erhalten sollten.

Das Schloß bestand aus einer Vorderseite und zwey Flügeln. Es hatte drey Stockwerke, und da es von neuem Ansehen und mit ausgehängten Teppichen geziert war, so schien es kein Wunder, daß Wilhelm und seine schöne Begleiterin ihr Erstaunen laut darüber äußerten.

Emma empfing Jutta auf's Zärtlichste. Sie hatten ihren Jugendunterricht im Frauenkloster zu Ingendeim erhalten, und sich die milde, schwesterliche Zuneigung bewahrt, welche — man sage, was man will — auf eine edle Weise bey Männern nur selten getroffen wird. Auch die beyden Geschwister freuten sich innigst des Wiedersehens, und Jutta wurde gluthroth, als Emma ihrem Bruder versicherte, daß er weit hübscher, und, setzte sie neckisch hinzu, in der Freundin Gesellschaft auch weit höflicher geworden sey.

Wie man oft im Leben aufgetragene Grüße vergißt, so wurde hier zu sagen vergessen, daß überhaupt einer aufgetragen worden. Er lautete aber von Ritter Georg an den alten Freyherrn, und er wolle nebst Franz den Abend noch bey ihm zusprechen.

Friedrich v. Bickenbach, ein greiser hoher Mann, den aber der Sturm der Jahre tiefer gebeugt hatte, als seinen Freund und Jugendgenossen, empfing den Gruß und seine Ueberbringer mit freundlicher Güte. Als die Mädchen, welche dazumal wie jezt ein Paar Dutzend wichtige und zugleich geheime Sachen sich anzuvertrauen hatten, ins Nebenzimmerchen gegangen waren, ließ er sich bey seinem Einzigen nieder. Dieser mußte nun von Hirschhorn erzählen und was er dort getrieben, und ob er fleißig zur Messe gegangen sey und gebeichtet habe. Wilhelm bestand diese Fragen mit großer Wahrhaftigkeit und zur Zufriedenheit seines Vaters, der es aber dennoch für zweckmäßig hielt, ihn recht dringend an seine Seelenpflichten zu erinnern und deren noch thätigere Uebung anzuempfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 16. Januar.

Das neue Jahr ist hier noch mit ziemlichen Förmlichkeiten verknüpft. Außer der großen Cour bey Hofe, wohin Alles in reichen mit breiten goldnen Tressen besezten Hofuniformen fährt und sich tragen läßt, drängt und treibt sich auf den Straßen ein Schwarm von Gratulanten aller Art umher, welche nach der Stufenleiter des Standes höheren oder geringern Vorgesezten sich zum neuen Jahre empfehlen; Musikchöre blasen ihre Chefs, Kreuzschüler singen die Häuser an, und wandernde Fraudaden mit Neujahrswünschen aller Art finden sich an den Gassenecken aufgeschlagen, an denen besonders die Concurrenz der Köchinnen und Stubenmädchen zu bemerken ist, die es niemals unterlassen, ihre getreuen Anbeter mit einer solchen gedrungten Begistewünschung in ihrer Liebe zu bestärken. Noch hat das Beyspiel der Berliner, welche die Pflicht der Gratulationen durch reiche Spenden an die Armuth abkaufen, hier keine Proselyten gemacht; wenigstens erwähnen unsre öffentlichen Blätter nichts davon, und somit muß sich selbst der Fremde gewissermaßen vom Strudel dieses Neujahrstreibens mit fortgezogen fühlen, und ich habe recht nach einheimischer Sitte Besuche gemacht, wo ich nur wußte und konnte. Abends wär ich gern in's Theater gegangen, aber der Neujahrstag gehört hier noch zu den Tagen, an welchen Thalia sich nicht sehen lassen darf; und wie reich könnte diese doch an Glückwünschungen seyn, wodurch eine Menge anderer überflüssig gemacht würden!

Das abgewichene Jahr raubte auch Dresden einen seiner ausgezeichnetsten Künstler, nämlich den Landschaftsmaler Klengel, Professor an der hiesigen Kunstakademie. Er war der

Veteran der Lehrer an derselben und im Jahre 1756 zu Kesselsdorf, dem durch die Schlacht unweit desselben im siebenjährigen Kriege so bekannt gewordenen Dörfchen, als Sohn eines armen Landmannes geboren. Die Natur führte ihn selbst zur Kunst; der Hirtenknabe ward in seinen rohen Arbeiten von Freunden der Kunst erkannt, freundlich aufgemuntert und belehrt, mußte sich aber, von aller andern Unterstützung entblößt, höchst mühsam zu der Trefflichkeit emporarbeiten, welche ihm in reifern Jahren Brod und Ruhm verschaffte. Besonders waren es die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo der in voller Kraft stehende Künstler den allgemeinsten Beyfall erhielt, und in seinen treu der Natur nachgeahmten Arbeiten vom Inn- und Auslande gesucht und geschätzt ward; da unternahm er auch eine Reise nach Italien und kehrte mit vielen guten Studien wieder zurück, nie aber konnte er bey seinen Landschaften, welche er nun im Style italienischer Gegenden zu malen versuchte, ganz den recht eigenthümlichen Luftton jener hesperischen Gefilde treffen, und seine Gemälde ächtdeutscher Natur erhielten immer den Vorzug. In spätern Jahren legte er sich auf eine Art von Genremalerey, und seine Bauernstuben beym Kuchenbacken, Schulstuben auf dem Lande u. s. w. haben eine eigenthümliche Wahrheit mit allerliebsten idyllischen Zügen vereint, die für seine feine Beobachtungsgabe zeugen. Ausgezeichnet war er auch in Viehstücken, und liebte diese besonders. Sein einziger Sohn ist der als Klavierspieler und Tonsetzer für dieses Instrument rühmlich bekannte Kienzel, welcher als Hoforganist an der römisch-katholischen Kirche hier angestellt ist. Kienzel soll eine reiche Sammlung von Gemälden hinterlassen haben; auch werden seine zahlreichen radirten Blätter, namentlich als Studien für Kunstzöglinge, sehr geschätzt.

Auch in diesem Jahre hat bereits der Tod einen der geachtetsten Staatsmänner Sachsens diesem Lande entrissen. Am 15ten Januar starb nämlich der Conferenz-Minister Graf von Hohenthal in seinem 70sten Jahre, und sein Ableben verbreitete eben so allgemeine Trauer, wie es die Stimme Aller, die ihn gekannt hatten, zu seinem Lobe laut ertönen ließ. Strenge Rechtlichkeit, treue Anhänglichkeit, unpartheyische Schätzung, ausgezeichnete Gelehrsamkeit, innige Gottesfurcht, das sind die Eigenschaften, welche ich besonders an ihm loben hörte, und die er selbst an heiliger Stätte der hiesige Hofprediger, Dr. von Ammon, dessen Predigt ich gestern beywohnte, von dem Hingeschiedenen rühmte. Wie herrlich müssen solche Tugenden und Eigenschaften in einem so ausgebreiteten Wirkungskreise Früchte tragen, wie der ist, dessen sich ein so hochgestellter Staatsmann zu erfreuen hatte, und wie viel Schönes und Gutes mag in einer so segensvollen langen Reihe von Jahren durch ihn und von ihm gewirkt worden seyn! Möchte doch eine erfahrne und geschickte Hand in einer besondern Schrift ein Gemälde davon entwerfen, das zur Erhebung wie zur Nacheiferung dienen könnte! —

In diesen Tagen hat sich hier eine sonderbare Mordthat zugetragen, wo — so möchte man mehr als shakespearisch sagen — der Schlaf den Schlaf gemordet hat. Zwey Taglöhner leben mit einander in derselben Stube und schlafen in einem Bette. Der Eine kommt oft betrunken und spät nach Hause, worüber er von dem Andern häufige Vorwürfe erhält. Das trifft sich in voriger Woche wieder. Der Nüchterne ist schon längst eingeschlafen, und es ist spät in der Nacht, als der andere in dem oftbemerkten Zustande herumtaumelt und sogleich in's Bett stürzt. Der andre findet die Zeit zur Lehre und Warnung nicht passend und schweigt. Kaum ist aber der Betrunkene im Bette neben ihm, als er ihn stammelnd neckt, einen am Lager stehenden Stock ergreift und ihn damit stößt, kurz so störend sich benimmt, daß dieser, als gute Worte nichts helfen wollen, endlich ein auf dem an seiner Seite stehenden Tische liegendes Messer faßt, und ihn ermahnt, Ruhe zu halten, sonst werde er sich damit wehren. Da nun der Trunkne nicht abläßt, so stößt der andere mit dem Messer hinter sich, jedoch nur in der Absicht, jenen abzuhalten, und dieser ist auch nun, ohne weitern Laut noch Klage still, so daß der Schlaf sich über Beyde herabzusenken scheint. Am Morgen jedoch noch im Dunkeln steht der Nüchterne auf, bemerkt, daß der andere noch neben ihm liegt, und glaubt, dieser schlafe den Rausch aus, daher er noch das aus dem Bett hangende Bein desselben unter die Decke legt, damit dieser sich nicht erkälte. Getrost geht er seiner Arbeit nach und kommt erst Abends nach sechs Uhr wieder nach Hause. Da ist das erste, was er in seiner mit Menschen angefüllten Stube erblickt, der Leichnam seines Schlafgesellen, den man eben ausgezogen hat, um ihn gerichtlich zu untersuchen. Dieser war nämlich todt gefunden worden, noch im Bette liegend, aber ohne auch nur einen Blutstropfen am Lager oder dem Hemde. Man hatte also geglaubt, ihn habe ein Schlagfluß getroffen. Jetzt aber beym Entkleiden bemerkt man eine Wunde unter der linken Brust. In diesem Augenblicke trat der andere herein, sah es, und erklärte sogleich selbst, daß er willenlos der Thäter sey, erzählte den Vorgang und übergab sich den Gerichten. Der nicht starke Stoß mit dem Messer war durch Zufall doch so tief eingedrungen, daß er sogleich die Lungen tödtlich verletzt hatte. Bey der sehr starken und fetten Körperkonstitution des Getödteten war aber die Wunde sogleich von Außen ohnlos zugefallen und der Tod der Erstickung auf der Stelle erfolgt, indem man innerlich drey Kannen extravasirtes Blut fand. Die Strafe der willenlosen That wird mild seyn, doch kaum unter mehrjähriger Zuchthausarbeit. Bald von erfreulichern Gegenständen.

Guido.

Karlsruhe, 20. Januar.

Die Gastspiele auf unserer Bühne werden sehr häufig. In den letzten sechs Wochen sind Hr. Haitzinger aus Wien, Hr. Kammersänger Fischer, Hr. Vogel d. J. (jetzt hier engagirt), eine Mad. Steinere aus Cassel und Dlle. Pichler aus Mannheim bey uns aufgetreten. Hr. Haitzinger hat eine herrliche Stimme, viel Kunstfertigkeit, aber durchaus kein Spiel, und wir würden ihn überhaupt lieber im Konzert hören als in der Oper. Hr. Fischer zeigte sich nur einmal auf dem Theater, sang aber außerdem in einem Konzerte. Er ist noch immer ein trefflicher Sänger und ein achtungswerther Schauspieler. Mad. Steinert fand keinen Beyfall; desgleichen Dlle. Pichler, die als Lottchen in der Versöhnung, als Vitterin in Mörder und Waise, als Gurli, als Irni in der Mohrin und dann noch in zwey kleinern Stücken auftrat, mit einem Erfolg, wie er wirklichen Künstlerinnen bey uns oft nicht zu Theil geworden; man kann ihr ein ausgezeichnetes Talent nicht absprechen, aber ihr fehlt eine gründliche Ansicht der Kunst; ihr Spiel ist zu bewegt, zu unruhig, ohne richtige Zeichnung und feste Haltung. Nur einzelne Momente, die in dem Bereich ihrer Persönlichkeit liegen, gelingen ihr. Licht und Schatten weiß sie in der Deklamation selten gehörig anzuwenden, und zeigt überall ein Bestreben, Wirkung zu erzwingen. Ernstes Studium der Natur und trefflicher Bildwerke würden sie bald auf die rechte Bahn und zu der Ueberzeugung führen; daß Wahrheit und Schönheit unzertrennlich sind, und Anmuth und Würde nicht ohne Ruhe und Mäßigung gewonnen werden. Bis jetzt kann Dlle. Pichler blos als hoffnungsvolle Anfängerin gelten. Nur wer seine Darstellung nach einem richtigen Begriffe, mit strenger Konsequenz durchzuführen weiß, darf auf den Künstlernamen Anspruch machen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Februar 1825.

Ueberall im Menschenleben, wie in der Natur, ist nur Mittelstraße die Straße des Heils.

Die Neujahrsblätter der Zürcher-Gesellschaft für 1825.

(Fortsetzung.)

Das von der Gesellschaft auf der Chorherrenstube ausgegebene Neujahrsstück liefert, als Beytrag zur Reformationsgeschichte, das Bildniß und die Lebensgeschichte eines der achtbarsten Gehülfen von Huldreich Zwingli, und der auch mit ihm in der Schlacht von Kappel den Heldentod gestorben ist. Der Johanniter-Komthur zu Küßnacht am Züricksee, Conrad Schmid, war nicht allein ein helldenkender und freysinnige, sondern auch ein umsichtiger und kluger, in allen Dingen gemäßigter Mann, wie aus folgendem Charakterzug mag abgenommen werden.

In der berühmten Disputation zu Zürich über Bilder und Messe (Oktober 1523) ließ Conrad Schmid sich tief in die Sache ein. Nachdem er dargethan, wie verwerflich die Verehrung der Heiligen und Bilder sey, fand er es auf der andern Seite sehr bedenklich, die Bilder plötzlich zu entfernen, „sie seyen ein Stab für die Schwachen, denen man sie so lange lassen solle, bis sie durch Gottes Wort besser unterrichtet seyen; man thue dem Ausspruch von Paulus über die Schonung der Schwachen Gewalt an, wenn man dieselbe auf einen gewissen Zeitraum einschränken wolle; er könne auch nicht finden, daß die Verbote des alten Testaments gegen die Bilder für den Christen so bindend seyn sollen.“ Hierauf erklärte Zwingli: „Allerdings müsse die Welt vorerst der Bilder halbrn unterwiesen werden, und er hoffe dieß in aller Treue gethan zu haben; was aber von Gott verboten worden, könne keine Stütze für Schwache seyn; was das Aergerniß über das Wegschaffen der Bilder betreffe, so habe es allerdings mit der Schonung der Schwachen seine Zeit, aber auf diejenigen sey keine Rücksicht zu nehmen, welche sich aus bösem Willen ärgern.“ Der Komthur gab sich damit zufrieden. Noch ist ein merkwürdiger Brief von Buzerus an Zwingli (19. April 1524) vorhanden, woraus man ersieht, Letzterer müsse sich gegen Jenen in einer Zuschrift über Conrad Schmid deßhalb beklagt haben, „daß er über Verwerfung der Bilder nicht strenge genug denke, und daß er noch immer sein Ordenskreuz trage.“ Buzerus erwiederte hierauf: auch er wünsche die Entfernung der Bilder aus den Kirchen, weil Viele sich allzu ängstlich-andächtig dabey aufhalten, darüber zuweilen die Nächstenliebe versäumen, ja einige gar im Bilde die gegenwärtige Gottheit verehren. Er stimme dem Komthur bey, daß die gegen die Bilder angeführten Schriftstellen nicht überall die Bilder, sondern nur den Bilderdienst verwerfen. Das hingegen gefalle ihm nicht, daß Schmid Bedenken trage, „der Schonung gegen die Schwachen eine Grenze zu setzen.“ — „Daß aber unser Conrad (fährt er fort) das Ordenskreuz trägt, wie Luther seine Kappe, mag ich wohl leiden; beydes sind äußerliche Dinge, in denen uns Freyheit erworben ist durch Christum. Da handle

Jeder nach seinem Gewissen, gebe aber kein Aergerniß. Du sprichst: Sekten gehören nicht zu den gleichgültigen Dingen, also auch nicht die Zeichen derselben. Du hättest Recht, wenn diese Zeichen allemal Sektirer bezeichneten. Der ist aber nicht allemal ein Papist, der den langen Rock und die weiße Stole trägt, zumal wenn er unzweydeutig an den Tag legt, er denke und handle nicht als Papist. Dieses beweist Luther zur Genüge, Conrad kennst du näher als ich."

(Der Beschluß folgt.)

Das Turnier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Der Abend dämmerte immer mehr herein, das Gelärm der Handwerker am Turnierplatz verstummte, und nur die Jagdhunde des Grafen, welche ihr Futter erhielten, trieben sich bellender in den Ställen umher. Es waren von herrschaftlichen Dienern Lichter in's Zimmer gebracht worden, die Flamme im Kamin loderte heller auf als am Tage, die herabgelassenen Vorhänge schieden den innern Raum von der Außenwelt, und Alles deutete auf Geselligkeit, Behaglichkeit und Ruhe. Ob dieses Gesindi oder sonst eines aus der Reihe jener Legionen die Mädchen aus ihrem Closet wieder hervorlockte? Genug, sie kamen, und gleich darauf trat auch Ritter Georg in's Zimmer. Nach den ersten Begrüßungen bedauerte er, daß sein Franz nicht mit käme. „Aber, sagte er, es ist unter den jungen Leuten etwas vor, wahrscheinlich irgend was Thörichtes, und da hat ihn ein Junger von Adel abgeholt." Als der Freyherr bemerkte, daß in diesem Falle sein Vater ihn nicht hätte gehen lassen sollen, daß zwar bey der sorgfältig-gottesfürchtigen Erziehung, welche Franz geworden, etwas der Art nicht von ihm zu befürchten stehe, versetzte Ritter Georg unwillig: „Zum Henker auch, Friedrich! Des Menschen Schaden ist sein bester Lehrmeister, er ist auch meiner gewesen, und Franz wird nichts Schlechtes thun."

Hiermit war dieser Punkt erledigt, und die beyden Alten gingen zu andern Gesprächen über. Des Grafen von Katzenelnbogen Gastfreyheit, seiner Gemahlin Tugendsamkeit, seiner Falken besonders zweckmäßige Abrichtung, diese Gegenstände bildeten den ununterbrochenen Strom der Unterhaltung, welcher sich endlich in das Meer bevorstehender Turnierfestlichkeiten ergoß.

Wilhelm, der wol Antheil am Gespräch genommen hätte, wenn nicht Emma's freundliche Aufforderung, ihr die Genovefen-Sage zu erzählen, dazwischen gekommen wäre, setzte sich zu den beyden Mädchen. Sagen, aus der Tiefe unsers deutschen Volkslebens geschöpft, kreisten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, Jedes kredenzend, und Jedes die köstlichen Tropfen schlürfend.

Die drey Menschen waren so glücklich zusammen. So glücklich! Dieses So, welches eine Vergleichung mit als erwarten läßt, aber plötzlich in sich selbst verstummt, weil es nichts zu vergleichen findet, ist die kürzeste, die innigste Anerkennung des Glücks. Noch ein Paar gefaltete Hände oder ein nasses Auge dazu gethan, und die arme Erde mit ihren Gebrechlichkeiten und Sorgen sinkt hinunter, und der ewige Morgen scheint anzubrechen.

•

Es war Sonntag Abends spät, als Ritter Georg und Wilhelm in der Herberge zum Ochsen wieder eintrafen. Franz schien kurz vorher sich zur Ruhe gelegt zu haben, aber er wachte noch und warf sich im Bette hin und her.

Montags sollte, der geschehenen Bekanntmachung zu Folge, aufgetragen, Dienstags beschaut und bereitet, Donnerstags turniert werden. Da hatten denn die Alten und Jungen, die Herren und Frauen vollauf zu thun.

Ein Saal im Schloß war zum Auftragen und Beschauen eingerichtet. In einem Nebenkämmerlein saßen zwey Turniervögte. Da ließen sich die Ritter und Herren einschreiben, und dann ihr Schild und ihren Helm, mit Wappenbild und Kleinod, im Saale aufhängen. In der Mitte desselben aber, an einer grün behangenen Tafel, und an deren obern Ende ein Platz für den Grafen von Katzenelnbogen offen gelassen war, saßen die Kampfrichter, die übrigen Turniervögte, die Herolde und die Damen.

Dieses war die Behörde, welche über die Zulässigkeit der einzelnen Helm- und Schildträger zum Turnier entschied. Hatte eine der anwesenden Frauen dieß oder jenes Wappen mit weißem Stäblein oder Sacktüchlein berührt, so wurde es entweder sogleich jenem hohen Tribunal überbracht, oder vom Persevanten umgekehrt, und dann erst, wenn die übrigen, bereits früher aufgeworfenen, Bedenken und Zweifel gelöst waren, zur Entscheidung ihm vorgelegt. Der Beschuldigte erhielt Freysprechung oder Bestrafung.

Auch Helm und Schild von Franz von Hirschhorn und Junker Wilhelm waren in jener glänzenden Reihe zu sehen. Der ehrenvolle Klang ihres Namens und ihre bekannte Mannhaftigkeit und Sittigkeit ließen ein Beanstanden derselben nicht fürchten. Wol aber soll Einer der Persevanten, der im Begriff war, ein Wappenbuch vom Wandschränklein herunterzunehmen, Fräulein Jutta von Hirschhorn bemerkt haben, als sie eine rosenrothe

Digitized by Google

Schleife, mit goldnen Sternen gestickt, um Wilhelm's Helmschmuck wand. Emma von Vickenbach hatte sich mit der Freundin eingefunden. Schon etliche Wappen hatte ihr Wedel berührt, und sie schien es mit rechter Freude noch auf mehrere gemünzt zu haben, als plötzlich das von Franz ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie hatte diesen heute zum Erstenmal als Jüngling gesehen, und dieses Zusammentreffen war so wenig friedfertig ausgefallen, daß vielmehr Beyde im vollsten Zank geschieden waren. Emma hatte schon im Sinn, Gebrauch vom Wedel zu machen. Statt dessen aber zog sie ein Kettlein hervor, ein Streifchen Pergament und eine Feder waren eben so schnell dem nächsten Schreibzeug entwendet, und, wenn auch nicht zum Deutlichsten, woran Eile, innere Bewegung und einige Unkunde Schuld waren, wurde: „Unverdient!" auf's Pergament geschrieben, dieses dem Kettlein eingefügt, und das Kettlein endlich um Franzens Helmschmuck gehängt. Wahrscheinlich geschah alles dieß in demselben Augenblick, als Jutta mit Aehnlichem beschäftigt war. Wenigstens soll ein anderer Persevant, der das Leztere bemerkte, dem ersten das Wappenbuch abgenommen und Ritter Georg vorgelegt haben, der mit dem namenlosen Ritter und Freyherrn Friedrich sich herumstritt, ob die Andechs einen gelben Löwen und gelben Adler im blauen Felde hätten, oder ob der Adler roth sey, welche Frage sich zu Gunsten des Ritters Georg und für den gelben Adler entschied.

*

Am Mittwoch Morgen war die Wappenschau beendigt. Nach und nach wurde der Saal geräumt, und diejenigen Ritter, welche hofften oder dachten, es könne von den schönen Beschauerinnen vielleicht ein Liebeszeichen an ihre ritterliche Ausstellung geheftet worden seyn, begaben sich in eigner Person an den Ort. Ob Wilhelm aus diesem oder einem andern Grunde sich selbst eingefunden, wurde nicht bekannt. Genug, die rosenrothe Schleife mit goldnen Sternen hatte im nachfolgenden Turnier vielleicht mit Antheil an seiner Rettung, vielleicht — doch es soll hier der Zukunft und dem gesezten Gang dieser Erzählung nicht vorgegriffen werden.

Franz schickte seinen Knappen. Als dieser ihm unter anderm auch das goldne Kettlein und das Pergamentstreifchen überreichte, knitterte er das lezte zusammen, das Kettlein aber legte er zu andern metallenen Kleinigkeiten, welche er zwar von Hirschhorn mitgebracht, aber durch Neues und Kostbareres an den vorhergehenden Tagen ersezt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezember 1824.

(Fortsezung.)

Nun wieder zu den Theatralien, die ich immer gern umgehe, oder wenigstens so weit verschiebe, als nur immer möglich, da man eigentlich das Unangenehme zuerst abfertigen sollte. Mag man noch so vorsichtig zu Werke gehen, es findet sich doch hier oder da ein Stein des Anstoßes. Was ist zu thun? — Diese Gattung von Notizen gehören in die Reihe der notwendigen Uebel, an die man sich zulezt doch halten muß, um in einem beschränkten Kreis von Gegenständen, die sich zur Oeffentlichkeit eignen, oder allgemeines Interesse haben, nicht in noch unangenehmere Berührungen zu kommen. Auf dem Theater an der Wien — das in der heilsamsten Jahrszeit (für kränkliche Theaterunternehmungen ist es der Winter, für andere Kranke der Frühling) hart darniederliegt, und in der nächsten Jahreszeit, wenn jene sich erholen, leicht ganz und gar darauf gehen könnte — gab man ein neues Stück von Holdein: Meister Martin der Küfner und seine Gesellen, romantisches Gemälde in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel: Die Kerzenmeisters-Tracht. Das Stück ist nach Hofmanns Erzählung gearbeitet, das theatralische Geschick des Verfassers und seine Kenntniß des Bühneneffekts zeigen sich auch in dieser Arbeit, die Direktion hatte das Ihrige reichlich beygesteuert, da waren Chöre und Tänze (Musik von Seyfried), Volksspiele und Festlichkeiten, Einzüge und Märsche, das Stück war mit allem Pomp in die Scene gesezt, und es fehlt nicht an Nahrung für die Lachlustigen; dessen ungeachtet wollte es nicht recht durchgreifen, und kam, nachdem es durch zwey Wochen mit geringer Unterbrechung, aber schwachem Ertrag war wiederholt worden, vom Repertoire. Obgleich der Stoff mit Fleiß behandelt und die Handlung fleißig auf Effekte angelegt ist, so fehlt doch dem Ganzen Runtung und Interesse. Die Abtheilung in sechs Akte lähmt und hemmt die fortschreitende Kraft, obgleich manche Abtheilung nur aus wenigen Scenen besteht. Die Besetzung war größtentheils nicht vortheilhaft, und der Hauptperson, der schönen Küfnerstochter, in den Händen einer sonst gewandten, vielbegabten Darstellerin, fehlte dießmal besonders die Gabe der Grazien, was auch in Anschlag kommen muß.

Auf diesem Theater ferner: „An den Ueberbringer," — in einem Akt, nach dem Französischen, von dem Verfasser der (beliebten) Modelhorseuten. Ah! Monsieur l'auteur, je vous y prends! C'est le baiser au porteur — n'est-ce pas? — Sie haben es errathen, werthester Herr Referent! Habe dasselbige Stück des unerschöpflichen Protektors aller Uebersezer und Bearbeiter für diese Bühne gleichfalls übertragen. — Und wir haben dieses Stück bereits unter dem Titel: Der Kuß durch Anweisung, auf dem Hoftheater gesehen. — Nun, und was sagen Sie zu dieser Bearbeitung? — Daß sie auch so übel nicht ist. Das Stückchen hat so viel lebendige, komische Kraft, daß es, möchte man sagen, nicht unzubringen ist. Und so lange die deutsche Bühne an großen und kleinen Originalstücken von derselben Güte Mangel hat, trez jenen andern Produkten, die man mit einem Komiker in der italienischen Oper lezthin Tragè di buffe nennen könnte, mögen die Herren Patrioten immerhin erlauben, nach Herzenslust zu übertragen, wenn die industriösen — Spekulatoren, will ich sagen, um hier ja keinen Verstoß zu machen, nur mit allem Fleiß verfahren, und nicht gar zu sehr sich übereilen, als ob es einzig auf das Sprichwort abgesehen wäre: der zuerst kommt, mahlt zuerst, indem Einer

Digitized by Google

dem Andern vorzukommen strebt, während ein Dritter, Vierter schon das eben angefangene Werk den tödtlichen Direktions-offerirt, um den Andern den Paß zu versperren. Dieses kleine Stück erinnert mich an die, bey Gelegenheit eines andern Stücks von einem Akt (des früher von mir erwähnten Drama: der Bluträcher) in einer hiesigen Zeitschrift enthaltenen Bemerkungen, wiewol sie auf das oben angeführte Lustspiel, oder die Bearbeitung desselben ganz und gar keine Beziehung haben. Diese Erstlingsarbeit, heißt es dort, verkündet in vieler Hinsicht ein achtbares, sittliches Talent u. s. w. Um so nöthiger aber scheint es uns eben in diesem Fall, ihn ohne alle Verhätschelung auf die Gebrechen seiner Werke aufmerksam zu machen. — Wir besitzen ein ganzes Rudel von Jünglingen, zum Theil mit erfreulichen Gaben ausgestattet, welche zur Schmach unserer vaterländischen Literatur durch die Lobhudeleyen, die ihren Versuchen durch Umtriebe der gemeinsten Art in vielen Blättern gespendet wurden, zum unausstehlichsten Dünkel gestachelt, schon das Höchste erreicht zu haben vermeinen, und zum Bemitleiden aller wissenschaftlichen, denkenden Männer sich einen Ton annahen, wie er selbst dem gereiften, bewährten Talente kaum gestattet werden möchte. Daß dieses nicht von Dauer seyn kann, ist natürlich. Solche Erscheinungen werden, trotz aller Bemühungen ihrer Commilitonen, sie durch die abgeschmacktesten Lobpreisungen über dem Wasser zu halten, unrettbar untergehen im Strome der Zeit.

Auf demselben Theater sahen wir ferner ein Lustspiel in drey Aufzügen: „Bey meinem Husaren." Nach einem Vaudeville. Der Titel eines Stücks ist im Grund eine ziemlich gleichgültige Sache, dennoch darf er nicht kindisch, oder abgeschmackt ausfallen. Dieser bezieht sich auf die Redensart eines alten biedern Majors, der bey Anrufung seines alten Dieners häufig seine Worte zu bekräftigen pflegt. Die Handlung geht in und bey Paris vor, es wird der Phantasie aber schwer, sich dorthin zu versetzen. Eben so schwer fällt es auch, das Stück für ein ursprünglicheres Vaudeville zu halten; daran liegt indessen wenig, wenn es nur nicht das Ansehen einer verunglückten deutschen Komödie hätte, deren eines Auge lächelt, während das andere von Thränen überfließt. Man sieht bey diesem Allen, daß der Verfasser den Theatermechanismus inne hat, wie man das vom Setzen und Spielen wol erwirbt, aber auch oft mit zu vieler Mühe anzuwenden sucht. Einige Rollen machen sich breit und bequem genug, und der Schauspieler kann sich nach Gefallen für seine Mühe belohnt machen. Eben deßwegen wollen wir das Stück, Bey meinem Husaren! nicht verwerfen, sondern den mittlern und kleinen Bühnen vielmehr empfehlen.

Auf dem Hoftheater erschien in diesem Monat nichts Neues von Bedeutung. Jüngers nach dem Französischen bearbeitetes und neu in die Scene gesetztes Lustspiel: „Die beyden Figaro," mußte für's erste die Stelle einer Neuigkeit vertreten, womit man auch zufrieden seyn konnte. Aber immer nur Französisches und nichts als Französisches! — Gebt uns nur, wie ich schon gesagt habe, gute deutsche Lustspiele, ihr lieben Eiferer, und wir wollen euch nicht nur die französischen, sondern auch die derben Volkspossen auf das freundlichste preisgeben. Man braucht gerade nicht immer auf Kosten des gesunden Menschensinns zu lachen, oder so zu lachen, daß man sich den Bauch halten muß. Man lacht vielmehr länger und öfter hinterdrein, wenn man sich nicht gleich übernimmt. Korn gibt den verstellten Figaro sehr raffinirt, anständig und gewandt. Auch Koberwein, als wirklicher Figaro, hat glückliche Momente und gibt der Rolle eine humoristische Farbe; an seine Manier muß man sich nun einmal gewöhnt haben. Bey Entwicklung des Intriguenspiels zwischen Beyden, welches die beste Seite des Stücks bildet, kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Darsteller mit ihrer Feinheit nicht zu vielen Prunk treiben, das Theaterspiel nicht zu merklich machen, sonst verliert es wieder seine Feinheit, und man begreift nicht, wie sich Einer vom Andern so hinter's Licht kann führen lassen. Freylich, wenn man ein solches Stück früher auf einer französischen Bühne sah, so bleibt dem Zuschauer, wenn er es in der Folge von deutschen Darstellern aufführen sieht, leicht Manches zu wünschen übrig, das mag seyn — oder auch nicht so seyn! — Eine Neuigkeit in einem Akt erschien unter dem Titel: Das verändert die Sache. Ebenfalls nach dem Französischen. Eine recht fleißige und gelungene Bearbeitung vom Hrn. von Kurländer. Das Stückchen ist einfach und kurz, hat eine natürliche Komik, viele Beweglichkeit, und eilt so rasch vorwärts, daß man am Schlusse ist, ohne zu wissen, wie. Der Oheim eines jungen Menschen, der nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkommt, will ihn mit seiner Kousine verheirathen. Der junge Mensch hat Ja gesagt; er findet aber eine schöne Gräfin, die er vor ihrer Verbindung schwärmerisch geliebt hat, als Wittwe wieder, und wird von ihrer Neigung überzeugt. Um den Alten zu beruhigen, will er einen Freund bereden, die Kousine zu heirathen. Beyden ist damit geholfen, denn sie lieben einander. Das verändert die Sache, und der Oheim ergibt sich drein. Dem jungen Menschen fällt aber ein Brief von der Wittwe in die Hände, worin sie vor einiger Zeit etwas nachtheilige Aeußerungen über seinen Charakter laut werden ließ. Um sich zu rächen, will er der Kousine nun die Hand geben. Das verändert die Sache! Die Liebenden sind trostlos. Der Freund fordert ihn zum Zweykampf. Die Gräfin schlägt sich in's Mittel. Es kommt zu einer Erklärung, und der Gekränkte findet im Nachsatz des Schreibens, den er im ersten Unwillen überlas, die freundlichsten Gesinnungen ausgesprochen. Er fällt voll Reue ihr zu Füßen, der Oheim kommt dazu — das verändert die Sache! — und beyde Paare werden glücklich. Korn stellt die Hauptperson frisch, rund und kannig, selbst im größten Aerger, dar. Die Löwe wird durch die natürliche Delikatesse ihres Spiels in der bedenklichsten Situation glücklich unterstützt. Wo das Stückchen nicht schlechter als hier gespielt wird, das will sagen: eben so gut, da wird es auch eben so gut aufgenommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Ende Jannar.

Ich benutze die mir sich darbietende Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, daß Miß Fort noch nicht auf der Bühne erschienen ist, und daß vielleicht sie selbst sowol als die Direktion weise genug seyn werden, für jezt wenigstens, das Publikum mit ihrer Gegenwart zu verschonen, besonders da der Prozeß gegen Hrn. Keane wegen der Verführung der Gattin des Alderman Cox, eines Mannes, der ihm als Freund sein Herz und Haus geöffnet hatte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Unsittlichkeit der Schauspieler überhaupt gelenkt hat. Dieser Prozeß wurde endlich entschieden, und K. zur Bezahlung von 800 Pfund Entschädigung an den Gatten verurtheilt. Es scheint, daß der Betrug gegen den Gatten zum wenigsten seit sieben Jahren fortgesetzt worden war, und die Briefe des Verführers beweisen eine fast beyspiellose Tücke und Schändlichkeit in ihm. Dennoch ist K's. Wiedererscheinen auf der Bühne von Drury-Lane auf künftigen Montag angekündigt!

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Februar 1825.

In Ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

Heeder.

Der Schmerz und die Freude*).

Der Schmerz und die Freude, dieses fast immer unzertrennliche Geschwisterpaar, gingen einmal zur Frühlingszeit, als es eben zu tagen begann, mit einander in einen Blumengarten. Beyde wollten sich Blumen pflücken. Das Mädchen wählte Rosen, Myrthen und andere Blumen fröhlicher Bedeutung; der Knabe brach Zypressen, Rosmarin und Immergrün. Ehe die Sonne noch aufgegangen war, kehrten sie, mit reichem Schmuck versehen, zurück. Die Morgenröthe färbte die frischen Wangen der Freude noch rosiger; selbst dem Knaben Schmerz legte sie ein leichtes Roth auf das blasse Gesicht.

„Wem beingst du deine Blumen nun?" frug die Freude.

„Sie gehören, sagte der Schmerz, einem jungen Dichter, dem der Tod die treu-liebende Mutter vor Kurzem entriß. Er wird ihr Grab voll kindlicher Liebe damit schmücken. — Und dein fröhlicher Kranz, wem denkest du ihn denn zu reichen?"

Die Freude antwortete lächelnd: „Die holde Braut des Dichters soll ihn haben. Wie festlich wird er prangen in ihrem seidenen Haar! Wie lieb und reizend wird sie, von meiner Hand geschmückt, unter ihm hervorlächeln!"

„Wär' es aber nicht schöner, nahm der Schmerz das Wort, wenn du deine Blumen dem Dichter gleichfalls brächtest? In die Locken der Braut flicht Liebe ja allein den schönsten, wohlgefälligsten Kranz. Und der Dichter, dessen Thun ein stetes Blumenpflücken und Kränzewinden ist, wie geschickt und zart würde er sich da erst zeigen!"

Die Freude willigte gern ein, denn sie fand den Vorschlag gut.

So kamen sie bey dem Dichter an. Von Morgenroth umleuchtet, saß er da, vor ihm aufgeschlagen das Buch der Bücher. Sein Auge füllten Thränen, daß er nicht sogleich wahrzunehmen vermochte, ob die Freude, ob der Schmerz sich ihm nähere.

„Da bring' ich Blumen, sagte der Schmerz; pflanze sie auf an dem Grabe der guten Mutter, die der Tod dir nahm."

Und der Dichter seufzete und sprach: „Ach, die Stätte ist fern, wo ihr Gebein zu Staub wird! Ich vernahm das letzte, segnende Wort nicht, das sie über mich aussprach, und konnte sie nicht begleiten auf dem letzten Gange, und ihr nicht im Kreise der Meinen den Thränenzoll des Dankes und kindlicher Liebe beingen: wie soll ich den Hügel ihrer Ruhe mit deinen Blumen bepflanzen?"

Die Morgenröthe war indeß erloschen; eben fiel der erste Strahl der Sonne flammend herein, und das blasse

*) Probe aus dem ersten Bande der zur Ostermesse in der Stettin'schen Buchhandlung in Ulm erscheinenden „Erdenbilder, oder prosaische Schriften von August Gebauer."

Gesicht des Knaben färdte sich hochroth. Der Dichter blickte ihn scharf an, und sagte nach einer Weile: „Habe Dank, o Knabe, für dein Geschenk! Ich nehme die Blumen gern aus deiner Hand, und hänge sie hier, als Zeichen deiner Ruhe, auf. Du bist mir nicht furchtbar gewesen, sondern eine milde Erscheinung: denn der Strahl des himmlischen Lichts brach sich rosig auf deiner Wange. Die Blumen jenseits umweht ewiger Mai, und die Engel Gottes flechten den Ueberwindern unvergängliche Kronen daraus!" Da zerfloß der Schmerz, wie Thaugeduft vor der steigenden Sonne.

Nun trat die Freude herbey: auf ihrem Antlitz süßes Lächeln, in der Hand den bunten, fröhlichen Kranz. „Nimm ihn, sprach sie, und schmücke deine Liebe damit! Hold schlingt die Rose sich durch dunkles Lockenhaar; das frische Grün der Myrthe erhöht den Reiz, und der Lorbeer — ist er nicht der schönste Zweig um die Stirn der sinnigen Dichterbraut?"

Und der Dichter seufzete und sprach: „O wie brächt' ich der Lieblichen so gern Lorbeer, Rosen und Myrthen, und was die Blumenwelt sonst Herrliches bietet, dar; aber . . ." Da verstummte sein Mund, und die Thränen, die ihm in's Auge traten, sprachen deutlicher, als Worte es vermocht hätten, und die Freude wagte nicht, ihn anzublicken, noch das Schweigen zu brechen.

Und der Dichter lächelte darauf und sprach: „Mache dich auf, und bringe ihr, die meine Seele geliebt hat und liebt, wie Niemand auf Erden sie liebt, den köstlichen Schmuck, und schlinge ihn ihr durch das beständige Haar und um die schöne Stirn. Und trübten Thränen ihr klares Auge, so wehe sie flugs heraus, und statt derselben den heitern, labenden Morgenthau von deinen Blumen hinein, auf daß sie hell schaue in die neue Frühlingswelt voll singender Zweige und Blumenduft."

Leicht schwebte die Freude dahin, und der Dichter lächelte ihr nach. Bald war sie ihm aus dem Gesicht, und er seufzete unwillkürlich von Neuem, und sagte leise vor sich hin: „Bleibe du nur um sie, o Freude! Ich will dich ja gern missen und — doch lächeln."

Da kehrte der Schmerz zurück, und er ward fortan der Gespiele des Dichters; aber die Freude erschien auch von Zeit zu Zeit, und brachte Botschaft von der Verlorenen Glück.

Das Turnier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Mittwoch Abends fand sich Ritter Georg bey seinem alten Freunde ein. Auf ihre Wechselfrage nach den Söhnen konnte Keiner bestimmte Antwort geben. Der Freyherr von Bickenbach schien sehr besorgt, und sogar Ritter Georg hatte etwas von seiner gewöhnlichen Freudigkeit und Sicherheit verloren.

„Es sollen zwanzig Fürsten und Grafen, siebenzehn Herren, zwey-und-fünfzig Ritter und zweyhundert-und-acht-und-siebenzig Edle hereingeritten seyn," sagte Jener, um die Unterhaltung des Tages anzuknüpfen. — „So?" versetzte der Ritter von Hirschhorn. — „Ja, der Graf hat mir's gesagt, und diesem Turniervögte und Thurmwart. Der blies sich die Kehle wund. — Statt: „So wird ihm der Wein desto besser schmecken," oder etwas Aehnliches darauf zu erwiedern, holte Ritter Georg tiefer Athem, und sagte dann: „Wir Vorreiser haben heut Nachmittags eine besondere Sitzung gehalten. Es scheint auf dem Turnier Händel geben zu wollen. Die Franken und Hessen haben den Wertheimer Gesellenhof und den lezten Sonnabend Morgen nicht vergessen, und — wenn nur kein Blut fließt!"

Diese leztern Worte sagte Ritter Georg leiser, weil die beyden Mädchen achtsam ihrem Gespräche zuzuhören schienen.

„Aber um's Himmelswillen, Georg, du mußt doch irgend bestimmte Gründe haben, so etwas anzunehmen?" — „Bestimmte Gründe? Hundert-und-vier-und-viezig Hessen und hundert-und-zwanzig Franken sind eingeritten. Viele aus denselben Geschlechtern, und Alle im Turnierschmuck. Auch sind in diesen Tagen fränkische und hessische Boten durch's Land gestreift, in Wertheim hatten sie sich's gelobt, und jeden Abend versammelten sich die Hessen und Franken in hiesigen Herbergen, und — setzte er leiser hinzu — mein Franz war am Sonntag und Montag und ist heute bey den Franken, und dein Sohn heute bey den Hessen."

Diese Nachricht rührte den alten Freyherrn wie der Donner. Er wollte Wilhelm rufen lassen, den Grafen, seinen Wirth, davon in Kenntniß setzen, und was Alles noch die Besorgniß ihm eingab. Ritter Georg versicherte ihn, daß der Graf bereits darum wisse, daß aber das angesetzte Turnier eben so wenig aufgegeben werden könne, als die Freyheit der Einzelnen beschränkt, welche in den Herbergen der Stadt sich umhertrieben, und daß Aufhebensmachen die Sache offenbar verderben müsse. Alles Uebel zu vermeiden habe man zu den Weckleuten geschickt, und ihnen dringend empfohlen, die Schranken wohl zu verwahren; statt der vier Vögte seyen zwölf (je drey aus den vier Landen) gewählt, und auf gleiche Weise die Zahl der Griesswärtel erhöht worden, die in den Schranken selbst Ordnung zu halten hätten.

Jutta und Emma sahen indessen so lange durch's Fenster, bis nichts die Straße mehr erhellte, als der linde

Digitized by Google

Schnee, welcher gefallen war, und dießmal den Uebergang zu bedeutenderem Frost zu bilden schien, wie sonst zu milderer Witterung. Aber es trat kein Wilhelm, kein Franz zum Thore heraus, so viele Ritter und Söldner und Knappen auch sonst durch dasselbe schritten.

Endlich schieden die beyden Alten, der Freyherr von Bickenbach fast wehmüthig. Und als Jutta sie die Hände sich freundlich schütteln sah, da rang ihr mit einemmale ein ungeheurer Schmerz an der Seele. „Die beyden Väter so freundlich, die beyden Söhne in Werthheim mit Todeswaffen sich gegenüber, vielleicht morgen auf's Neu und treffender!" Jutta hielt sich am Fenstergeräms, sie wäre sonst hingesunken.

Emma, die vom Genauern des Werthheimer Auftritts nichts wußte, schien heitern Sinnes. „Jezt hat er's gewiß unverdient erhalten, mein liebes Kettlein. Warum kommt er nicht und bedankt sich nicht? Er weiß ja wohl, daß ich die Geberin, er weiß ja, daß ich ihm böse bin, daß ich ihn ärgern will! — Aber vielleicht will er durch sein Wegbleiben nun auch mich ärgern? Ey, das wäre nicht fein, einen so zu ärgern!"

Emma hätte sich wol noch länger diesem Selbstgespräche überlassen, wäre nicht Jutta mit der Lampe auf sie zugetreten, sie zum Schlafengehen abholend.

Ritter Georg ging indessen nach dem Gasthof zum Ochsen. Ueberall Stille, außer im Schlosse, woselbst die Grafen von Henneberg, von Solms, von Manderscheid, von Waldeck und von Wittgenstein, nebst vielen Freyherrn bankettirten, und so eben ein lautes: „Hoch dem Grafen von Katzenelenbogen! Hoch seiner edeln Hauswirthin!" von Aller Lippen sich löste, während Zinken und Pauken lustig drein wirbelten. Nur hier und da in der Stadt schlich eine verhüllte Gestalt an den Häusern oder der innern Festungsmauer hin, und der helle Klang verrieth — die goldnen Sporen.

Ritter Georg schüttelte den Kopf, und noch mehr, als er in der Herberge anlangte, und die beyden Junker nicht zu Hause traf. Er ließ sich eine Kanne Wein geben, und ging dann im Zimmer auf und ab, bisweilen sein Schwert und seine Rüstung untersuchend, dann wieder nach dem bleichen Schatten starrend, welchen seine Gestalt auf den Boden warf.

„Ihr Jungen, sagte er endlich, ihr mein Herzblut, macht mir den Jammer nicht!" Sein Auge wurde heiß. Er schien sich auf einen alten Lehnstuhl niederlassen zu wollen. Da kam etwas die Treppe herauf. Es war Wilhelm. Gleich darauf wieder. Franz trat ein.

„Jungen!" sagte der Alte, feyerlich auf sie lostretend. „Jungen, versprecht mir, daß ihr euer Wappenschild ehrlich halten, daß ihr morgen nicht damit auf einander losreiten wollt. Versprecht mir's, sagte er lauter, als sich Franz düster weggewandt hatte. Ich habe mit dem meines Wilhelm's Vater geschützt, als ein Oestreich'scher ihm den Schädel spalten wollte; er warf den Seinen und sich selbst über mich, als die Städt'schen auf ihren Karrngäulen mich überreiten wollten. Das rothe Hirschhorn in goldnem Felde, und der mit Roth und Silber schräg geweckte Schild soll in euern Händen sich nicht gegenüber funkeln. Versprecht mir's!"

Beyde Junker legten ihre Hände in die seinige, und dießmal unterlassend, sich während des Auskleidens noch Manches mitzutheilen, eilte Jeder schweigend zur Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezember 1824.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater am Kärthnerthor wurde Rossini's Elisabetta neu in die Scene gesezt. Die Fodor singt den Part der Regina d'Inghilterra wirklich königlich, und der natürliche Anstand, der den lebendigen Ausdruck der Gefühle beherrscht, macht die Darstellung zugleich mit dem Gesang interessant. Rubini sang dießmal statt des David den Part des Norfolk mit Anmuth und auch mit ungewöhnlicher Kraftäußerung, so daß selbst die vorzüglichen Verehrer des leztern völligen Ersaz fanden. Poi sono andato in Iscena le Cantatrici villane. Opera buffa in due Atti. Musica del Signor Fioravanti. Auf demselben Theater wurde diese artige Oper vor einigen Jahren von der deutschen Gesellschaft aufgeführt. Auch bey dieser neuesten Aufführung wirkten Deutsche mit. Die Sonntag sang und spielte den Part der Agatta allerliebst. Ich nehme eine frühere Aeußerung hinsichtlich dieser talentvollen jungen Sängerin mit Vergnügen zurück. Sie scheint in dieser Rolle nicht nur Alles nachgeholt, sondern auch bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Das leichte, freye Spiel, worin sich zwar noch Aufmerksamkeit und Bestreben zuweilen vorherrschend zeigen, ihrem Fleiß aber desto mehr zur Ehre gereichen, die glückliche Verbindung des durch Anmuth und schöne Kunstfertigkeit ausgezeichneten Gesanges mit komischem Ausdruck und schalkhaftem Geberdenspiel überraschten, und ich muß gestehen, bezauberten zuweilen. Man sieht offenbar, wie diese und eine andere junge Sängerin, die viel musikalisches Talent hat, und fast immer beschäftigt ist, sich nach den italienischen Bühnen nun von ihnen immerfort zu gewinnen, auch im Spiel, nicht nur im Vortrag des Gesanges. Aber, wird man sagen, läßt sich für die Darstellung von den Italienern etwas profitiren? — In der Oper wenigstens! Man wird doch einzugestehen müssen, daß sie angeborenes mimisches Talent besitzen? — Ihnen zunächst stehen die Franzosen. Die Deutschen müssen im Allgemeinen das Vermögen erst erwerben — und die Deutschen können und vermögen viel. Lablache ist als Singmeister Bucephalo unvergleichlich. Die kräftigste Bouffonnerie ohne Zwang und Grimmasse. Bey aller Anstrengung, die der Part mit seinem Intermezzo's nöthig macht, doch sonorer, durchgreifender Gesang. Die Lazzi's folgen Schlag auf Schlag, sind aber nicht

bey den Haaren herbeygezogen; Alles fügt sich natürlich eher gewinnt den Anschein des Natürlichen, weil die Entwicklung mit Feuer und Lebendigkeit gefärbt. Die Sängerinnen müssen sich allerdings etwas gefallen lassen; sie zeigen aber auch den besten Willen. Auf deutschen Bühnen, besonders auf den kleinern, pflegt man in solchen Fällen sehr empfindlich zu seyn. Je unbedeutender oft die allerbeste Prima Donna ist, desto mehr muß sich der Komiker in Acht nehmen, während ihrer Parforce-Arie ja nicht über die Saiten zu hauen. Mißlingt ihm sein Bemühen, so kommt er allenfalls mit sauren Gesichtern noch davon; tragen ihm seine Späße hingegen Applaus ein, dann darf er sich auf ihre bitterste Kritik hinter den Kulissen auch gefaßt machen. Der Einfluß des Klima's auf die artistischen Kehlen und Konstitutionen hat sich des bisherigen milden Winters ungeachtet in einem merklichen Grad geäußert, indem die Affichen täglich eine Reihe von Krankheitsanzeigen enthalten, Sänger und Tänzer betreffend.

Im landständischen Saal gab der Kammermusikus Gottfried Schunke aus Stuttgart mit seinen beyden Söhnen ein Konzert. Der Vater zeigte sich als ein tüchtiger Waldhornist, mit kräftigem Ton, vorzüglich schöner Höhe und bedeutender Brustmasse. Der dreyzehnjährige Knabe Ludwig trug den ersten Satz des beliebten A moll-Konzerts von Hummel mit ungemeiner Geschicklichkeit und einem Talent vor, das, ungeachtet die Produktionen so junger Virtuosen hier an der Tagesordnung sind, doch die Versammlung überraschte. Wer ihn nicht sah und blos spielen hörte, glaubte einen erwachsenen Künstler vor sich zu haben. So ging mir es, da ich ihn erst gewahr wurde, als er seine Reverenz für den erhaltenen Beyfall machte, und eben so sehr durch die Gewandtheit des Benehmens überrascht wurde, in Vergleichung mit so vielen ältern jungen Leuten, die sich ganz kindisch und ohne alle Manier zeigen. Der zwölfjährige Bruder blies mit dem Vater Variationen auf God save the King für zwey Waldhörner von seiner eigenen Komposition, mit großer Präcision und Reinheit, zugleich auch mit einer in diesem Alter bewundernswürdigen Kraft, ohne alle Zeichen der Anstrengung. Der Beyfall, den die Familie erhielt, war beträchtlich, die Einnahme gering.

Den 23sten und den folgenden, an welchen Tagen, so wie am heiligen Abend und am ersten Feyertage, auf den Theatern keine dramatischen Vorstellungen gegeben werden, hörten wir im Schauspielhaus an der Burg zwey Abende nacheinander, zum Vortheil des Pensions-Instituts für Witwen und Waisen der Tonkünstler, Händels letztes Meisterwerk: Jephta. Der Text dieses Oratoriums ist vom Hofrath von Mosel übersetzt und die Instrumentirung vermehrt. Das Orchesters und Chorpersonal war durch Mitwirkung einer zahlreichen Gesellschaft von Kunstfreunden ansehnlich verstärkt; die Chöre gingen vortrefflich, die Versammlung war ansehnlich, und dieses erhabne Meisterwerk wurde mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen. Bey jedem Gesangstück wiederholte sich der Enthusiasmus oft und vielfach. Mehreres sollte zum Zweytenmal vorgetragen werden, und der majestätische, wundersam ergreifende Schluß vor der zweyten Abtheilung: „Verhüll, o Herr, ist dein Gesalbter!" — endigend mit den Worten: „Was immer ist, ist recht." — mußte wirklich repetirt werden und wurde jedesmal mit stürmischem Frohlocken aufgenommen. Am ersten Festtag gab man im großen Redoutensaal eine musikalische Akademie zum Vortheil der Versorgungs-Anstalt für arme Bürger zu St. Marx. Der ungeheure Raum war gedrängt voll, sowol auf der Gallerie zu ebner Erden, als zu ebner Erde, draußen aber, bey offenen Thüren, waren die Zugänge, der Vorsaal und die Treppen eben so gefüllt. Mehrere Hundert, die vor Hitze und Drücken nicht ausdauern konnten, und eben so Viele ersetzten die Scheidenden während der ganzen Produktion. Ihre Majestäten und die Erzherzoge waren zugegen. Der Ertrag dieser jährlich stattfindenden Akademie soll sich gewöhnlich mit den Extraspenden, woran besonders der Handelsstand Theil nimmt, auf 12.000 Gulden belaufen. Die erste gewöhnliche Ardonie am zweyten Festtag, die früheren zu wohlthätigen Zwecken bestimmten nicht mitgerechnet, wurde dießmal auf den Sonntag nach Dreykönigstag verlegt, weil von jetzt an die dem Vergnügen gewidmeten öffentlichen Tanzbelustigungen erst an diesem Tage beginnen sollen. Die tanzende Welt hat Zeit genug, bis Aschermittwoch zu hüpfen und zu springen nach Herzenslust.

Ein neues Ballet ist bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Ein neu in die Scene gesetztes: Die Pagen des Herzogs von Vendome, mußte als Aequivalent dienen. Der Tänzer Rozier und die Balladrina Heberle nahmen hierin Abschied von dem Theaterpublikum. Diesem gemäß bildeten verschlungene Guirlanden in einem mit der Brugnoli ausgeführten Pas de trois ein zierliches „Adieu." Die Zuschauer riefen dem Tänzer zu: Restez! — „Impossible!" — Und der Tänzerin ein Bleiben's gesund! — in Gedanken nach.

Auf dem Volkstheater macht ein neues Zauberspiel Furor. „Der Diamant des Geisterkönigs." Der beliebte Komiker Raimund, der sich schon in einem früheren Produkt mit Glück versuchte, hat es zu seinem Benefice gefertigt — ipse fecit; die Musik ist aber von Professor J. Drechsler. Bey der neunten Vorstellung war Tags vorher schon keine Loge und kein Sperrsitz zu bekommen. Es ist voll belustigender Erscheinungen. Da kommt ein Geisterkönig Longimanus unter andern vor; Cephises, ein Magier, als Geist, nebst seinem Sohn. „Ich bin dein Vater Cephises, sonst sag' ich dir nichts als dieses!" — Florian Waschdian, des Sohnes Diener (Raimund). Ferner: Pamphilius, erster Kammerdiener des Geisterkönigs. Fee Apricosa, noch eine Fee, Zauberer Artaxerxes, noch ein Zauberer; Frühling, Sommer, Herbst und Winter; Vorsteherinnen der Ordenszunft; Feuergeister; ein Grieche und eine Griechin, die Stimme des singenden Baumes, Feen, Zauberer, Luftgeister, und eine Menge Pudel. Dieser komische Diener nämlich begleitet seinen Herrn zum verzauberten Baum; Beyde sollen sich nicht umsehen, plötzlich thut die Stimme Mariannens, der Liebsten, dem Florian Waschdian in's Ohr; der schaut sich behende um, und wird in einen Pudel verwandelt. Diesem waschdianen Pudel will der Zauberer erschießen. Da zaubert der schlaue Genius mehrere andere Pudel hervor, daß Jener den strafbaren nicht herausfinden kann. Endlich kommt die vierbeinige Gesellschaft in Wassernoth; der Hauptpudel schwimmt mit dem Zauberzweig im Maul an's Ufer — der Zauber wird gelöst, die Liebe triumphirt. Dieß ist aber nur ein Splitter von diesem Diamant, so viel dav' ich mir ungefähr erzählen lassen, da ich bis jetzt das Stück nicht sehen konnte, was ich blos darum anführe, weil sich einige Unrichtigkeiten in der Anzeige finden könnten, die dem Zauber wol nicht schaden werden. Der wackere Komiker hat sich selbst freyes Feld gebahnt, was um so erfreulicher ist, da sein Talent für das Komische vorzüglich, und sein Fleiß, man darf wol sagen, unübertrefflich ist. Er kennt sein Publikum genau.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Februar 1825.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten seyn.

Schiller.

Die Neujahrsblätter der Zürcher-Gesellschaft für 1825.

(Beschluß.)

Im Heft der allgemeinen Musikgesellschaft wird das Jahresfest beschrieben, welches der schweizerische Musikverein im verwichenen Sommer zu Luzern gefeyert hat. Man will demselben hier die Erzählung der Nachfeyer des Festes oder des von den Züricher Musikfreunden auf dem Rigiculm gegebenen Konzertes entheben. Sie lautet also:

Schon in der Hinreise nach Luzern hatten wir die Verabredung getroffen, daß, wenn die Witterung es erlaube, die musikalischen Feyertage durch einen Schwung auf den Rigi beschlossen werden sollten. Nun prangte der Morgen des 23sten Julius in voller Pracht, die Losung war bald bekannt, „wer auf den Rigi will, komme zum Imbiß in's Casino," und Schlag zwölf Uhr waren alle Züricher, mit ihnen einige Freunde von Neuenburg, und mehrere andere musikalische Genossen aus verschiedenen Kantonen, versammelt; Jeder schleppte seinen Instrumentenkasten nach, und selbst Contrabaß und große Trommel, von Zürich aus herspedirt, mußten mitwandern.

Die Einschiffung ging etwas langsam von statten; denn es wollte an tüchtigen Fahrzeugen fehlen, da eine Menge Fremder und Einheimischer, welchen unser Vorhaben bekannt geworden, vorangeeilt waren, um eher Herberge auf dem Rigi zu finden. Mit nassen Augen schieden die Meisten aus uns von den trauten Luzerner Freunden, und nun trieb die Barke gen Weggis los.

Sogleich wurden die Instrumente hervorgenommen, die Noten vorgelegt, und es ertönte Kreutzer's freundliche Schiffahrts-Musik den ganzen Weg entlang; öfters wurde auch gesungen, und in den Pausen manches musikalische Hokus-Pokus-Stückchen produzirt.

In Weggis nahmen wir eine Menge Träger für unsere Instrumente, und nun ging die Karavane lustig den Berg hinan. Mancher, durch Schmaus und Ball erschöpft, ächzte zwar tief im Anfang, aber die milde Bergluft erleichterte bald die schweren Häupter; das fürchterlichschöne Felsenthor ward in Kurzem erreicht, und endlich auch das kalte Bad, wo eine tüchtige Erfrischung nicht verschmäht wurde. Die sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch, und wenige Minuten vor ihrem Verschwinden wurde der Kulm erstiegen. Hier wimmelte es von Menschen aller Art; Ordensbänder und Sennenhemder, Reisende in bequemer Fuhrmannstracht und schnippische Frauenzimmerchen, Hirtenknaben mit Alphörnern und alte Amazonen mit Rohr und Brille bewaffnet, Alles wogte durcheinander; es kam mir vor, wie eine auf diese Bergspitze ausgeschriebene Landsgemeinde; und an allem diesem Spektakel und dem wirklich tollen Treiben waren wir, wie eidgenössische Leverleute, Schuld. Der brave Kulmwirth, obwol nur durch das Gerücht von unserm Erscheinen benachrichtigt, hatte doch noch ziemlich für unser Unterkommen

geforgt, und seine Freude war so groß, daß er, während wir zu Nacht speisten, Gesträuche aller Art, selbst ganze Tannen herschleppen, und zwey kolossale Holzstöße errichten ließ, welche zu unserer Ehre angezündet werden, und in alle Gegenden den festlichen Abend verkünden sollten.

Bald waren auch Tische und Bänke, Pultbrette, Laternen, Lichtstöcke u. s. w. hergerichtet, und dem schneidender werdenden Winde ein schickliches Plätzchen abgewonnen, wo das Orchester aufgeschlagen werden konnte, denn wir hatten uns fest vorgenommen, es koste was es wolle, auf dem Rigi-Kulm Konzert zu halten. In burlesker Kleidung versammelte sich das Orchester-Personale gegen zehn Uhr; Alles war verkappt, und so gut als möglich gegen die kühle Nachtluft geschützt; Mäntel aus allen Zeitaltern, wollene Bett-Tücher, selbst dellgeblumte kattunene Sommerdecken hatten die schlotternden Virtuosen umhängen, und ohne dem anwohnenden seinen Gehör zu schaden, hatten sie Kappen und Mützen aller Art, selbst zusammengeknüpfte Servietten über die Ohren geschoben.

Die kolossalen Feuer flackerten lustig auf, und die Musik begann. Aber mehr als die schnell verwehenden Flammen, erwärmten die von C. Kreutzer uns geschenkten lieblichen Harmonieen; unsere Blasinstrumentisten fanden Anlaß, in mehreren Solostellen sich hervorzuthun, und selbst eine hübsche Tenor-Arie erklang auf der hohen Alp. Merkwürdig war der dichte Kreis von Zuhörern, unter welchen die Rigi-Sennen nicht die hintersten waren; die Neugierde trieb Letztere fast allzu nah heran, besonders wenn eine Solostelle eintrat, und sie denjenigen, der sie vortrug, auch ansehen wollten. Einige von ihnen schätzten sich glücklich, ein Pultbrett, ein Licht, oder gar ein Musikheft zu halten, und eine gewisse Verklärung in ihren Gesichtszügen zeigte, wie stolz sie darauf waren, nun auch Antheil an dieser Musik genommen zu haben; wieder Andere waren sehr weich gestimmt und beynahe gerührt; so nahm Meister Martin, der Kulmwirth, als der letzte Ton verklungen, und noch Alles leise-still war, ganz andächtig das Käppchen vom Kopf, und rief dankbar, nicht ohne Gefühl: „Gott erhalte die Herren von Zürich noch lange, lange!"

Ein Stündchen mochte wol dieses allerhöchste Konzert (denn auf höherer Stätte ist wol in Europa noch keines gegeben worden) gedauert haben; nachher kroch Alles in seine Zellen, und die engen Kammern mußten oft fünf bis sechs Bewohner fassen.

Ein jodelndes Alphorn rief uns schon frühe am Morgen (24. Julius) vom Lager auf; das majestätische Schauspiel der aufgehenden Sonne trieb Alles heraus, und die gestrigen burlesken Gestalten, in Talaren und Decken, waren bald alle wieder beym Kreuz versammelt. Viele Fremde, die auf dem Staffel übernachtet hatten, besonders auch viele Luzerner und andere Damen, die uns zum Theil noch vom vorgestrigen Ball her bekannt waren, erschienen nun ebenfalls, und es bildete sich eine so zahlreiche Gesellschaft, daß es, des rauhen Morgenwindes ungeachtet, an munterer Unterhaltung nicht fehlte.

Röther säumten sich die Wolken am Horizont, und ließen nach und nach helle Zwischenräume blicken, einzelne Lichtstrahlen schossen durch, und endlich — stieg sie empor die Königin des Tages in allherrlicher Pracht.

Nach den Aeußerungen mehrerer Führer und Sennen soll dieser Morgen einer der schönsten des Jahres gewesen seyn; die prächtige Cirkel-Aussicht war nicht von dem geringsten Nebel oder Wölkchen getrübt, und es war besonders gegen die Etsgebirge so hell, daß man auch in der Ferne die geringsten Gegenstände deutlich unterschied. Ein Original-Engländer meinte sogar, man sähe jezt jede Spinne über die Schneefelder kriechen; o ja, erwiederte ein Spaßvogel, und die Seidenwürmer auch.

Die Damen erkundigten sich um den Ausgang unsers gestrigen Konzerts, und da nun über den herrlichen Sonnenaufgang Alles so vergnügt war, so baten sie inniglich um gefällige Wiederholung desselben. Wer durfte so ungalant seyn, diese zu verweigern? Das Orchester wurde nun dießmal beym Garten hinter dem Kulmhause aufgeschlagen; bald begann die gestrige Musikaufführung; ein hübsches Klarinet-Solo über das holde „Di tanti palpiti" entzückte die nun nicht mehr palpitirenden, sondern ruhig an den offenen Fenstern des Speisezimmers zuhörenden Schönen; und da sich auch mehrere Sänger eingefunden hatten, so wurden zum Schluß noch einige passende Lieder und Chöre mit unsern Instrumenten begleitet.

Nach dem Frühstück ging's bald zum Abschied. Die meisten Mitglieder der Musik-Gesellschaft, dem hohen Contrabaß als ihrer Fahne folgend, stiegen den Pfad gen Küßnacht herab. In der hohlen Gasse, im Andenken an Tell's Großthat, trennte man sich brüderlich. Wir Züricher fuhren über den See nach Zug, und die herrlichen Tage unaufhörlich lobend, und das gütige Geschick preisend, das uns solches Glück verlieh, langten wir über den Albis-Berg Abends munter und froh in der lieben Vaterstadt an.

Von den Liedergaben des Festes soll eine hier zum Schluß stehen. Sie rührt von einer geistreichen, gefühlvollen jungen Zürcherin her, und führt die Aufschrift:

Sehnsucht nach dem Rigi.

Wann schlägt mir wol die frohe Stunde wieder,
In der zu dir ich nochmals eilen kann?
Wann hör' ich wieder jene Hirtenlieder,
Den Wiederhall, den ich so lieb gewann?
Vielleicht nie mehr! Bald führt die Hand
Des Herrn mich in ein ander Land!

Digitized by Google

Wann werd' ich wieder, Sonne, dich erblicken,
Wie du am fernen Berge dich entneigst?
Fühl' ich noch einst das himmlische Entzücken,
Das mich ergriff, wenn du zur Andacht beugst?
Vielleicht nie mehr! Dein Schwinden zeigt,
Daß Alles sich auf Erden neigt!

Wann werd' ich euch zum Kranze wieder winden,
Ihr Alpenrosen, wie so oft ich's that?
Wie auch zum Freundschaftssträußchen wieder finden,
Euch, zarte Blümlein, auf der Felsen Grat?
Vielleicht nie mehr! Auch ihr ernent
Bey mir das Bild der Sterblichkeit!

Wann wird mich wieder jene Luft umweben,
Die mir im Herzen oft so wohl gemacht?
Wann werd' ich jene Aussicht wiedersehen,
In ihrer hehren Majestät und Pracht?
Vielleicht nie mehr! Auch sie gebeut
Erinn'rung an die Ewigkeit!

Wann wird mir euer Rauschen wiederklingen,
Ihr Bächlein, die vom Fels ich stürzen sah?
Wann werd' ich eure Klänge wieder hören,
Ihr lieben Alpenglöcklein, fern und nah?
Vielleicht nie mehr! In dem Geläut
Hallt mir das Wörtlein: Sterblichkeit!

Wann werd' ich euch, ihr Lieben, wiedersehen,
Ihr Mitgenossen dieser Herrlichkeit?
Ersteig' ich noch mit euch die grünen Höhen,
Die Eitelkeit und Mißgunst nie entweiht?
Vielleicht nie mehr! Denn, ach! auch du,
O Freund, verblühst und gehst zur Ruh!

Das Turnier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Der Tag des Turniers brach herauf: kalt, klar und heiter. Eine dünne Schneewolke schien die Nacht über sich ausgeleert zu haben, um das Feyerkleid noch festlicher und ansehnlicher zu machen, welches am gestrigen Abende schon die Stadt und ihr Weichbild umzog. Von den Thürmen, von den scharf abgestochenen Flächen der Festungsgräben und vom Dache der Pfarrkirche, welche dazumal noch die entseelten Hüllen der Bewohner Darmstadts dicht um sich versammelte, überall her blinkte es weiß.

Der Graf von Katzenelnbogen, welcher es für seine Pflicht hielt, an so hohem Tage die nöthigen Befehle unvermittelt zu ertheilen, trat in reichbesetztem Pelzkleide und mit dem grauenden Morgen auf den Schloß-Altan. Einige seiner gräflichen Gäste, welche ebenwol dem Herrn der Stadt an solchem Tage besonders huldigend sich erweisen zu müssen glaubten, begleiteten ihn.

Er zeigte mit freundlichem Wohlbehagen nach dem Melibok: „Der Berg dort, ihr lieben Herrn, ist zum größern Theile mein und die Angrenzer sind gute Nachbarn.“ Dabey drückte er dem Grafen von Erbach die Hand.

Jodann der Dritte winkte den Trompetern, welche unterm Schlosse aufgeritten waren, und laut schmetterten ihre Instrumente. Knappen und Knechte hatten um Mitternacht die Pferde zu füttern und dann zu schirren begonnen; auch die meisten Ritter und Edelfrauen waren schon längere Zeit beschäftigt gewesen, Kleidung und Putz und Waffenstücke sich anzulegen, und warmes Bier oder tüchtige Fleischschnitten als Imbiß zu sich zu nehmen. Wen aber ein kleiner Rausch oder das Nachtschwärmen noch schlummern ließ, der sprang ängstlich auf, und Leben und Bewegung trieb sich das Innere der Häuser auf und ab.

Während zu den Leztern unser namenloser Ritter gehörte, welcher schnell zwey Humpen Wein nebst einem Dutzend Gewürznägelin beym Sonnenwirthe bestellte, dabey auch keineswegs des Schinkens vergaß, welchen er gestern Abend so trefflich zu bearbeiten begonnen hatte, zählten sich unsere übrigen Bekannten zu den Ersteren, Munterern.

Ritter Georg in seinem Feiedenskleide, Franz und Wilhelm in stählerner Rüstung und mit ihren Wappenschildern in der Hand waren im Begriffe zur Thüre hinauszuschreiten. Georg, um den Namenlosen zu wecken (er hatte ihm dieses versprechen müssen), Franz, um einen Herrn von Hutten, Wilhelm, um Ortlieb von Frankenstein aufzusuchen, und dann die Messe zu hören und — wie pocht ihnen das Herz! — hochschimmernden Thaten entgegen zu gehen.

Der Freyherr von Bickenbach saß indessen sehr nachdenklich vor einem Tischchen, und der Frühtrunk schien ihm wenig zu schmecken. Wenn er nicht völlig in sich versunken gewesen, so hätte ihm von allen Gesellschaften noch die von Jutta am meisten zugesagt, welche ein Schälchen Fleischbrühe nebst Schnitten gerösteten Weißbrodes zu verzehren im Begriffe stand und dabey aus tiefer Brust öfters seufzte. Die sorglose Emma scherzte im Zimmer umher.

Franz trat in Huttens Zimmer, der gleichfalls gerüstet war und ihm einen Halbgerüsteten entgegenführte. „Da ist der Thau, sagte er, dieselbe Größe hat er, wie du, dieselbe Gestalt. Nun schnell eure Brustharnische gewechselt, eure Helme und Schilder! Schnell, schnell! Das Glöcklein will uns zur Kirche haben, will uns den lezten Segen in's Treffen nachrufen.“

Franz maß den Thau mit den Augen, und auch dieser sah ihn prüfend an.

„Werdet ihr meinem Schilde Ehre machen? Darf ich Euch seine Ehre vertrauen?“ sagte Franz.

„Ich geb' Euch die Frage zurück. Da ihr aber die Eure zuerst gethan, so seyd Ihr der Beleidiger,“ versetzte der Thau. — „Um's Himmelswillen! rief Hutten dazwischen. Am Ende schlagt ihr euch noch und wollt doch die Andern treffen. Ich kenne euch Beyde. Ich stehe den Jedem für den Andern ein. Jeder wird den Andern tüchtig vertreten: Darauf mein Ritterwort, und umgewechselt, schnell gewechselt!“

Digitized by Google

Als die Verden Huttens Ermahnungen nachgekommen waren, und der mit Roth und Silber schräg gewechte Schild an Thans nervigtem Arm blinkte, da reichte ihm Franz noch ein goldnes Kettlein dar: Nehmt auch dieß! Heftet's um den Hals! Das Ding ist nicht schwer! Thut mir's zu Gefallen.

Than, ohne sich zu bedenken, nahm das Kettlein, lachte dabey und sagte: „Ein Paar Faden Netz, ein Fußangel, um den gestrengen Herrn zu fahen. Bey mir kommt's an den Rechten. Habe schon mehr dergleichen zerrissen."

Hutten trieb auf's Neue zur Eile. Than und Franz ließen ihre Visiere herunter. Vor dem Hause standen mit Huttens Pferd auch die gesattelten Pferde der beyden Andern. Thans Knappe half Franzen auf das seines Herrn, und Franzens alter Diener sogar war durch den Schein geblendet, drängte sich vor Than, und alsbald saß derselbe auf Franzens Brannem.

Die Messe hatte schon begonnen. Aber immer noch drängten sich Massen von Rittern herein. Unter ihnen Franz, Hutten und Than, deren Pferde, wie die der Uebrigen, auf der Straße oder dem Kirchhofe von ihren Knappen gehalten wurden, und, obwol tüchtig gefüttert, dennoch die einzelnen Grashalme nicht verschmähten, welche an den, von Schnee entblößten Grabhügeln ziemlich dürftig empor sproßten.

Die Messe war gehalten, die Ritter hatten gebeichtet und das Abendmahl empfangen. Eine Ermahnung des Geistlichen zum Frieden und zum Halten der Turniergesetze — nicht ohne Absicht und auf Veranstaltung des Grafen von Katzenelenbogen gegeben — schloß die Feyerlichkeit, und es ordnete sich der Zug zum Turnierplatz.

Wenn die Ritter aus den übrigen deutschen Gauen sich also reihten, wie es der Zufall oder einzelne Freunde wollten, so mußte es auffallend scheinen, daß die Hessen und Franken sich in Geschwader sonderten, und diese Sonderung mit einer Hastigkeit und einem Eifer betrieben, welche das Auffallende derselben um's Doppelte erhöhten.

Franz mit seinen Freunden begegnete Wilhelm, der einige hessische Ritter zu Geleitsmännern hatte. „Zu den Franken! rief es aus Franz's geschlossenem Helm hervor; sie halten am Schwanen!" — „Zu den Hessen! tönte dagegen durch Wilhelm's Visier; am Markt reiten sie auf!" Und vorbey stürmten sich Beyde, und ihre Genossen mit ihnen, ohne Gruß und Dank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezember 1824.

(Beschluß.)

Auf dem Theater in der Josephsstadt wird häufig gegeben: Liebe aus Haß, oder Arsenius und Arsena. Erst kam eine Arsena. Parodie des Ballets: Arsene, dann ein Aesenius zum Vorschein; jetzt tritt das edle Paar vereinigt auf; vielleicht folgen noch viele, viele kleine Arsenien und Arsena's nach, die gleich den bekannten „vielen, vielen Papagena's, Papagena's der Eltern Freude werden seyn." Dann werden auch die kurzen Mäntel aufgeführt. Natürliches Zauberspiel. Der Inhalt dieses Spiels, das sich als Seitenstück des auf dem Theater an der Wien gegebenen kurzen Mantels ankündigt, soll nach einer von Zumsteg komponirten Oper: das Pfauenfest betitelt, aufgeführt seyn. Eine Merkwürdigkeit darin ist die Parodie des Sängers David, womit ein Schauspieler das kunstliebende Publikum dieser Bühne regalirt. Einige Hypertritiker meinten, man müsse doch wenigstens etwas mehr Stimme haben, als der Parodirende besitzt, um einen Sänger, wie David, zu imitiren, der, wiewol seine Mittellöne und seine Manier zuweilen an das Tragikomische ein wenig streifen, doch in den höhern Corden auch schmelzende Töne hören läßt und eine fast unübertreffliche Virtuosität besitzt. Diese Kritiker erklären jedoch denjenigen nicht für einen Aristarchen oder Myop, der anderer Meinung ist, wie es Manche in der Art haben, um sich gegen alle möglichen Einwendungen im Voraus zu verwahren. Ob dieß manierlich ist, will ich nicht untersuchen, vielleicht soll es genial seyn; bequem ist es ohne Zweifel. Ein Mitglied des erwähnten Theaters reist seit einiger Zeit rüstig im deutschen Land umher, um Frauenzimmerrollen zu geben. Er zeigte sich unlängst wieder hier als falsche Prima Donna, und an einem andern Abend in mehreren weiblichen Charakteren zugleich. Ein Seitenstück zum Chevalier d'Eon, berühmten Angedenkens. Ein Anderer bricht sich auf seinen Kunstreisen Lorbeern in verschiedenen Thierrollen, seit er auf einem hiesigen Theater als Lupa Furor machte, und spielt Hunde, Wölfe, Bäre, Leoparden — ob auch andere Thier-Charaktere, ist mir nicht bekannt; ich weiß aber, daß ihm die Referenten in ihrer kritischen Inhumanität arg mitspielen. Bald wird man freylich nicht mehr uneingeschränket Menschendarstellungen verstehen, wenn von Bühnendarstellung überhaupt die Rede ist, und es kann sich ereignen, daß die Prinzipale in den Provinzen den reisenden Schauspieler nicht nur fragen: Was spielt der Herr für Fächer? — sondern auch: Was spielen wir für Rollen im Thierreich? —

Man verfertigt für den Winter Ueberschuhe mit dicken Sohlen, ähnlich den Sandalen, wie sie die Kapuziner tragen, nur daß sie über dem Gelenk des Fußes durch einen elastischen Riemen, zum Zuschnallen eingerichtet, festgehalten werden. Die Spitze und der Absatz werden durch einen Ueberzug von Leder gedeckt. In der Mitte ist die Sohle dreyfach gegliedert, und oben, wo der Fuß auftritt, durch schmale Querbänder von Messing verbunden, so daß sie sich im Gehen nach dem Fuß bequemen. Diese Einrichtung dient überhaupt gegen Koth und Nässe. Die Arbeit ist sehr elegant. Es sind mehrere Verbesserungen dieser Art von Fußbekleidung eingeführt. Die Schuhmacher tragen wacker Sorge für die Füße. Für die Behaglichkeit des Magens sorgt die neue „Köchin wie sie seyn soll." Die Verlosungen von Häusern und Gütern nehmen kein Ende. Die Straßenecken sind voll von Anschlagzetteln. Während eine Lotterie gezogen wird, kommen zwey bis drey neue Spielpläne an die Stelle. Jeder sucht den Andern durch sinnreich anlockende Einrichtungen zu überbieten, so wie die Anzeigen in Größe des Formats, Verschiedenheit der Farben und Verzierungen wetteifern, hauptsächlich aber in spannenlangen Lettern und Chiffern, womit die Hauptsummen bezeichnet werden, die zur Ablösung der gewonnenen Realitäten bestimmt sind. „Eine Million Gulden, sage eine Million!" — „50.000 Dukaten in Gold!" — Ah che gusto! — Manchee steht davor und blickt so lüstern an dem Baume der Verheißung, zu der goldnen Frucht hinan, wie ein zweyter Tantalus.

Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Februar 1825.

Die Einbildungskraft verhält sich zum schlichten Menschensinne, wie Lampenlicht zur Tageshelle. Da in unserm Weltheil das ganze Leben nur unter Decorationen hinstreicht, so ergibt sich von selbst, daß zu helle Erleuchtung unserer Glückseligkeit am wenigsten zusagen muß.

Grimm.

Nordamerikanische Charakter-Skizzen.

Die Männer.

Eine der ersten Merkwürdigkeiten, welche einem Fremden in Amerika auffällt, ist die Kälte und scheinbare Herzlosigkeit, womit man seine Freunde begrüßt. Das Benehmen der Leute ist zurückstoßend-kalt. Aber man bemerkt doch bald, daß es nicht so sehr von Gleichgültigkeit, als von Gewohnheit herrührt. Indessen ist zu bemerken, daß die Virginier in diesem Falle eine Ausnahme machen, indem sie ihren Gefühlen keinen Einhalt thun. Dennoch aber zeigen die Männer nie das lärmende Wesen, das man so oft bey den Irländern bemerkt. Im Sitzen lehnen sie auf ihren Stühlen auf eine Weise umher, welche in andern Ländern als unanständig betrachtet werden würde. Selbst in Gesellschaft sieht man sie oft sich auf den Hinterbeinen ihrer Stühle schaukeln, und, sitzen sie beym Feuer, ihre Füße gegen das Kaminsimse setzen. Man denke sich einen Mann in dieser Stellung, mit einem Zigaro im Munde, und man hat ein vollkommnes Bild von amerikanischer Unabhängigkeit. Die Gewohnheit des trägen Lolleus ist so allgemein, daß ich im Gerichtshof zu Boston Advokaten in der beschriebenen Stellung lehnen, und zu Harrisburg in Pensylvanien Gesetzgeber, mit den Beinen auf dem Schreibtisch liegend, sitzen sah; wie nicht weniger in den Gerichtshöfen der andern Staaten, und sogar im Kongreß-Hause zu Washington. Ausnahmen gibt es hierin freylich, aber sie sind selten.

Tabakschnupfen ist wenig im Gebrauch, desto allgemeiner aber das Tabakrauchen und Kauen. Die Sitze in vielen Kirchen sind mit Tabakssaft besprizt, welches vom Ausspucken herrührt, obgleich die Vornehmeren das Kauen während des Gottesdienstes unterlassen.

In den vornehmsten Städten halten die Leute auf Reinlichkeit und Ordnung im Anzuge; aber auf dem Lande ist man hierin sehr nachlässig. Ich war genöthigt, ein Stück Seife bey mir zu führen, weil man so was kaum je in den Wirthshäusern auf dem Wege findet; ja selbst in ordentlichen Privathäusern fand ich oft keine. Kleinigkeiten der Art erklären die Sitten eines Volks besser, als lange Abhandlungen. Deßwegen erwähne ich auch, daß ich in ganz Fredericsburg in Virginien keine Nachtmütze zu kaufen bekommen konnte, indem sie Niemand dort trägt. In Richmond fand ich eine.

Die Männer sind allenthalben weniger aufmerksam gegen die Frauenzimmer. Selbst in Gesellschaft suchen sie mehr durch einen leichten und muntern Anstand, als durch Aufmerksamkeit zu gefallen. Sie bilden sich ein, daß Frauenzimmer kein Vergnügen an vernünftiger Unterhaltung finden. Man hat mich oft versichert, daß die dortigen Frauenzimmer die Europäer ihren Landsleuten vorziehen; sollte das wol nicht von der größeren Achtung herrühren, welche sie von diesen ihrem Geiste bezeigt finden? Welchem vernünftigen Mädchen kann es behagen, blos wie eine gepuzte Puppe behandelt zu werden!

In ihrem Umgang mit einander sind die Männer un-

gezwungen und höflich. Die Kälte, womit sie sich begrüßen, hält nicht lange an; und fehlt es ihnen auch an Komplimenten und höfischem Wesen, so besitzen sie dir edle Neigung, die Gefühle des Wohlwollens durch Zuvorkommenheit zu befördern. Wenn ihr Betragen im Anreden keine Erwartungen erregt, so erzeugt ihr nachherigs Benehmen gewisses Wohlgefallen.

Von den arbeitenden Klassen muß ich sagen, daß, ob ich gleich mitunter einen ungezogenen Flegel unter ihnen getroffen, ich sie im Durchschnitt höflich und aufmerksam, obgleich nicht kriechend gefunden habe. Zu Washington fragte ich einen Maurer um den Weg zur katholischen Kirche, und dieser legte sogleich seine Kelle nirder, und begleitete mich eine ziemliche Strecke weit, bis wir sie zu Gesicht bekamen, aus Furcht, daß ich sie durch die bloße Beschreibung nicht finden möchte. Einmal ging ich zehn Meilen weit zu Fuß mit einem Schneidergesellen, und fand ihn, für einen Menschen, dessen Erziehung augenscheinlich sehr beschränkt gewesen war, äußerst anständig in seinem Betragen. Die irländ'schen Taglöhner fand ich roher als die Eingebornen. Es ist so leicht, Arbeit zu bekommen, daß sie sich nicht darum bekümmern, wenn man sie verabschiedet. Daß dir Armen überhaupt nicht gleichgültig gegen äußeres Benehmen sind, läßt sich schon an den Kindern abnehmen. Oft wundertr ich mich, wenn ich durch einen der Urwälder ging, und einem Bauerknaben oder Mädchen begegnete, von demselben immer höflich begrüßt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Turnier in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Es ist schon bemerkt worden, daß der Turnierplatz außerhalb der Stadt im Felde bereitet worden, „weil im Flecken kein Platz war," sagen die alten Turnierbücher, und gewiß mit Grund.

Auf der mittlern Tribune saß der Graf von Katzenelnbogen nebst seinen gräflichen und freyherrlichen Gästen. Zwischen diesen ihre Töchter und Hauswirthinnen, Kränzlein oder reich verzierte Hauben auf den Köpfen, wie es ihr lediger oder verehelichter Stand mit sich brachte. Der Ritter Georg konnte diesmal neben seinem Freunde Bickenbach nicht Platz nehmen, er mußte ihn an Emma und Jutta überlassen, welche sich dicht an ihn gedrängt hatten, um den Auseinandersetzungen des namenlosen Ritters zu entgehen, der, den beyden geleerten Pokalen und den Gewürznägelein zu Ehren, recht feurig und unaufhaltsam werden zu wollen schienen. Ritter Georg saß nebst den neun andeen Vorreisern auf des Grafen von Katzenelnbogen Linken, in einer Reihe. Um so mehr schien dieses Zusammensetzen nöthig, als der Drang der Umständr einen schnellen, gemeinsamen Entschluß verlangen konnte, und nur auf diese Weise ein solcher zu erwirken war.

Der Zug der Turnierenden nahte sich. Ein lautes Freudengejauchze von den Gerüsten und aus dem Volke, das sich unten an die Schranken in dichten Haufen hingestellt hatte, begrüßte die Kommenden. Pauken und Drommeten erklangen. Die lezten Schwingungen der Glocke begonnen dagegen zu verstummen, gleich als hätte sie das geistlich Gestärkte der Welt übergeben, als wolle sie nun mit ihrem sanften Rufe wieder zurücktreten, sich sammeln und auf nahes Trauergeläutr denken, wenn vielleicht der eine oder andere Ritter im scharfen Rennen gefallen wäre.

Es geschah nun das Uebliche. Die Helmtheilung wurde von den Kampfrichtern vorgenommen, d. h. die Kampflustigen erhielten ihre Plätze. Man las die Turniergesetze ab, machte die Ordnung des Rennens und die Strafen für die bekannt, so gegen Herkommen und Turnierfreyheit handeln würden.

Auch diejenigen, welche noch vor wenigen Augenblicken Böses ahnten, vergaßen ihre Ahnungen und alles Andere über die glanzvollen Reihen, welche in die Schranken eingeritten waren und hinter den Seilen hielten. Nur das Ernst-Heitre des Spiels, nicht das Trübe ernstlicher Fehde durfte diese farbigen, hohen Gestalten, diese trefflich eingerittenen Pferde untereinander mischen. Die Augen Jutta's und Emma's, wie die der übrigen anwesenden Edelfräulein oder Edelfrauen, suchten das Wappen und die Devise ihrer Brüder, Söhne, Geliebten oder stattlichen Ehederrn. Sie flüsterten sich, indem keine auf die Andere hörtr, auch wenig sich darum kümmerte, ob die Andere auf sie höre, ihre Bemerkungen einander zu, und nur dann, wenn sie ein heimliches Liebeszeichen, das Schimmern einer verehrten Kette auf dem Panzer, oder das Flattern einer Schleife unterm Helmbusch bemerkten, dann schwiegen sie und freuten sich, und thaten sich im Geheim wunderviel auf ihre Entdeckung zu Gutr. Die alten Herren, und die Jüngern, welche nicht mit turnierten, lehnten sich weit über's Geländer, und prüfender Ernst schwebte auf jeder Miene.

Aber plötzlich änderte sich die Scenr, und mit ihr das Antlitz der Umsitzenden oder Stehenden. Kaum waren die Seile abgehauen, so vergaß man der Gesetze, welche geboten, daß immer nur Einer aus einer Familie hervortreten solle. Es ritten oft Zwölfe zu gleicher Zeit auf. „Die Hessen und Franken rottirten sich und schickten sich so hart wieder einander zur Wehr, wie ein altes Turnier-

buch sagt, und ward das Schlagen so streng und hart," daß weder die Vögte, noch die Grieswärtel, noch die in den Schranken befindlichen Prügelknechte, obwol sie sich zwischen die Kämpfenden warfen, die erbitterten Gemüther besänftigen konnten. Die Grieswärtel wurden von den Kämpfenden vertrieben, und die andern Grafen, Herren und die vom Adel hielten ruhig an den vier Orten. Sie gedachten, es würde sich auf des Grafen von Katzenelnbogen Zuruf legen, oder auf die strengen Befehle, welche die zehn Vorreiser durch Ritter Georg herunterfandten, — aber Alles vergebens.

Die Grieswärtel, welche sahen, daß die Sache nicht mehr zu stillen war, ließen nun die Schranken aufgeben, damit diejenigen, so an dem Kampfe nicht Theil nahmen, aus dem furchtbaren Getümmel sich retten könnten.

Endlich, nachdem Viele schwer verwundet, verstümmelt, siebenzehn Franken und neun Hessen entweder erschlagen, oder unter den Hufen der Rosse erdrückt waren, ritten auch die Urheber von dannen. Der Wahlplatz, mit Todten, mit zerstreuten Waffenstücken bedeckt, bot einen traurigen Anblick dar, und nur jene Ruhigen hielten noch in der aufgestampften Erde, im blutig gerötheten Schnee.

Es bedarf wol keiner Versicherung, daß Franz's und Wilhelm's Helmbusch und ihre Schilde — wie vorher der Gegenstand freudiger — mittlerweile schmerzlicher und besorgter Aufmerksamkeit Emma's und Jutta's und des Friedrich von Bickenbach waren. Ritter Georg dachte als Vorreiser zu sehr an's Allgemeine, als seinen Sohn oder den seines Freundes im Auge zu behalten. Erst als Turnervögte und Grieswärtel herbeoliefen, um die Visiere der Herabgesunkenen zu lüften, die Helme und Panzerstücke den Ohnmächtigen und Verwundeten abzunehmen, und dann wieder forteilten, um Sänften zu holen, und in einem Saale des nahe gelegenen Schlosses Lager zu bereiten, — erst da besann sich Ritter Georg, wann er den Einen oder den Andern zum Leztenmal im Getümmel bemerkt habe. Denn im Getümmel waren sie! Emma sah um Franz's Brustschiene die goldne Kette blinken. Und suchte auch Jutta vergebens, unterm Helmbusch Wilhelm's die rothe Schleife zu entdecken, so war doch sein Wappenschild so kenntlich, und sein Rothschimmel drang eben so unheilvoll tapfer in die gegenüber kämpfenden Franken, als der Braune von Junker Franz in die feindliche hessische Seite.

Als das Dreinschlagen so allgemein ward, das kein fortwährendes Beachten des Einzelnen möglich schien, sondern nur da und dort die bekannte Gestalt wie ein Blitz unter Wolken hervorzuckte und dann wieder im Gewirre verschwand, da sah Emma — und ein heftiger Schrey entfuhr den angstvoll geöffneten schönen Lippen — daß Franz ein furchtbarer Hieb von einem der hessischen Ritter traf, und daß er, sich selbst überkugelnd, mit dem Rosse zu Boden stürzte.

Jutta, der Freundin Wangen und eben so schnell die Ursache davon entdeckend, konnte in dem Augenblicke so tiefen Leids dennoch einen freudigen Seufzer nicht unterdrücken. Der Ritter, welcher Franzen so furchtbar getroffen hatte, war sicher nicht Wilhelm. Er trug andere Farben, auf seinem Schilde blinkte das Zeichen der Herrn von Rothenburg, eine rothe Burg in weißem Felde, und wenn auch vielleicht in gleicher Größe, so deuteten doch seine breitgewölbte Brust, seine stämmigen Knochen und Muskeln und die Fettlage, welche offenbar diese Knochen und Muskeln umschloß, auf einen älteren, keineswegs schlanken Mann.

Jutta war von einer furchtbaren Angst genesen. Sie dachte, Wilhelm und Franz würden sich anfallen, sich wechselseitig, oder, was vielleicht eben so schlimm, Einer den Andern tödten. Jutta's Wangen schimmerten wieder von einem sanften Roth.

Aber in eben dem Maaße, in noch weit stärkerem, wurde Emma bleicher und bleicher. Da entstand plötzlich eine Lücke im Gefecht. Wilhelm kämpfte mit einem Franken. Beyde drängten sich. Wilhelm machte den Franken bügellos. Aber dieser schnell sich fassend, sprang vom Pferde, Wilhelm auch, Beyder Schwerter flirrten, und — Jutta sank in Ohnmacht. Wilhelmen hatte der Franke erlegt.

Als Jener zusammengesunken, wollte Than oder vielmehr Franz, der bekanntlich Thans Aeußerliches auf sich übertragen hatte, dem Gesunkenen zu Hülfe eilen; aber von einem Hessen, nach dem Wappen einem Herrn von Frankenstein, nach der Art und Weise des Schild-Schwingens (wie Ritter Georg bemerkte) von dem kaum gesunkenen Wilhelm von Bickenbach angegriffen, galt es hier so sehr der Achtsamkeit und der angestrengtesten Kraft, daß jener frühere, scheinbare oder wirkliche Wilhelm ihm bald aus den Augen kam.

Bald verloren sich auch Franz und der Frankensteiner Wappenträger, und dieß war der Moment, als die Seile entzwey gehauen wurden und die meisten Kämpfer, mehr oder minder verwundet, sich entfernten. Daß Einige hin und wieder im Sattel wankten, Andere heftig bluteten, noch Andere zu Zweyt' auf den Pferden saßen, von denen die Lezteren die Ersteren hielten oder mit Schärpen um den Leib sich befestigt hatten — dieses gab den vollständigen Beleg zu obiger Behauptung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Insel Donnerssohn.

Im Jahr 1784 hatte, in der Entfernung von ungefähr achtzig Meilen von Onnalaschka, das Meer während eines heftigen mehrtägigen Sturmes Flammen und Steine ausgeworfen; auf solche Weise entstand eine kegelförmige Insel, deren Feuer bald erlosch, die aber fortdauernd rauchte. Die Aleouten und die im Dienst der nordwestlichen amerikanischen Gesellschaft stehenden Russen haben dieselbe zu verschiedenen Zeiten gesehen und annähernd gemuthmaßt, sie düefte nicht über fünfzig Klafter Höhe, bey einem Umfange von andeethalb Seemeilen haben.

Im Jahr 1815 waed die Insel von ihnen wiederholt besucht und sie sahen ihr Gestade mit einer bedeutenden Menge Seelöwen besezt; die Insel war auch mit Asche bedeckt. Die Russen gaben ihr den Namen Gromoff-Syn, welches Donnerssohn bedeutet. Eine genaue Angabe der geographischen Lage dieses Eilandes wird noch immer vermißt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Dezember 1824.

Ich weiß nicht, ob die Leser des Morgenblattes von einer gewissen Befruchtungsgesellschaft, société de fructification, in Paris gehört haben; ich selbst kenne auch nicht viel mehr davon als den Namen: wo sie ihren Sitz hat, und wer dazu gehört, habe ich nicht erfahren können, aber vorhanden muß sie doch seyn, da eine Monatschrift mit blaßgrünem Umschlage den Titel annales Européennes et de la société de fructification führt; diese annales Européennes, die aber noch keinen europäischen Ruf haben, gibt ein vormaliger Ingenieur, Namens Rauch, heraus; vielleicht ist derselbe vor der Hand das einzige, oder doch das Hauptglied der Gesellschaft, und in dem Falle könnte man mit oder ohne Wortspiel sagen, daß das Projekt in Rauch aufgeht. Der Bestand der Gesellschaft thut jedoch nicht viel zur Sache; ihr Zweck ist auch das Einzige, was deutlich ausgesprochen wird. Es heißt nämlich in jenen Annalen, in Frankreich habe man lange nichts weiter gethan, als Menschen und Geld erpressen; mit der Verwaltungsart habe es schlecht ausgesehen, und aus dem Boden ziehe man bey weitem noch nicht den Vortheil, welchen derselbe gewähren könne; es müssen so manche Artikel aus dem Auslande bezogen werden, daß Frankreich dabey jährlich fünfzig Millionen verliere. Diesem Uebel will die Befruchtungsgesellschaft abhelfen: sie will zwanzig Millionen Morgen Landes bebauen, vier Millionen Morgen bepflanzen, 60,000 Meilen Flüsse, Seen und Teiche mit Fischen besetzen, und an allen Nebenwegen Fruchtbaumpflanzungen anlegen. Vermittelst dieser großen Anlagen, meint die Befruchtungsgesellschaft, werde es ihr gelingen, in Zeit von fünfzehn Jahren Frankreich in ein „irdisches Paradies" umzuschaffen. Ob dieses Paradies jemals zu Stande kommen werde, möchte ich zwar nicht verbürgen; indessen ist mir der Plan des Rauch'schen Paradieses doch immer lieber als derjenige, wodurch die sogenannte jesuitische Parthey Frankreich auch in ein Paradies umschaffen will; dieser Plan lautet aber auch ganz anders als derjenige der hochlöblichen Befruchtungsgesellschaft. Diese Parthey will nämlich, man solle sich alles Denkens und Raisonnirens entschlagen, sich, wie im hochgepriesenen Mittelalter, unter das Joch des Krummstabes und des schönen Faustrechts biegen, alle die leidigen Erfindungen des Zeitgeistes, als Denk- und Preßfreyheit, weit über den Ocean hinaus verbannen, sich um weiter nichts bekümmern, als was die Staatszeitung uns zu lehren geruht, Steuern und Zehnten zahlen, so oft und so viele gefordert werden, und im Uebrigen die Mächtigern schalten und walten lassen, wie's ihnen gut dünkt, vor Allem aber nichts lesen, als was die Herrn Patres zu lesen erlauben, weil der Unterricht die Vernunft anregt, und die Vernunft die Menschen verführt. Wenn alles dieses geschehen wird, so soll auch für Frankreich, so wie für alle Länder, welche sich dieser heilsamen Kur unterwerfen werden, ein Paradies aufgehen, wo nicht für's Volk, doch wenigstens für den Klerus und die privilegirten Kasten. Für ersteres wäre eigentlich das Paradies der Befruchtungsgesellschaft, da sie verspricht, daß, wenn ihre Projekte ausgeführt seyn werden, dadurch ein solcher Zuwachs von Lebensmitteln in Frankreich entstehen wird, als ob 220,000 Ochsen, jeder zu 500 Pfund, 1,833,000 Kälber zu 60 Pfund, 1,100,000 Schweine zu 100 Pfund und 2,750,000 Schaafe zu 40 Pfund mehr im Lande wären. Eine Gesellschaft, welche dem Lande 500pfündige Ochsen, 220,000 an der Zahl, mehr verschaffen will, ist doch immer löblicher als eine andere, welche das Volk in der Sklaverey und die Jugend in der Dummheit anerziehen will. Der Himmel gebe der Befruchtungsgesellschaft sein Gedeihen, und versetze die andere Gesellschaft nach der Türkey oder sonst wohin. In Frankreich kömmt sie doch zu spät, so viele Mühe sie sich auch gibt, um feste Wurzeln zu fassen. In Paris und in vielen Städten Frankreichs hat sie sogenannte Kongregationen eingerichtet. In solche Kongregationen sucht sie das Volk allmählig hineinzuziehen. Ein armer Mann, der nicht weiß, wo hinaus, läßt sich in eine Kongregation einschreiben, singt zweymal in der Woche in einer Kapelle mit, hört eine Predigt über die Vortheile des blinden Gehorsams oder des Aberglaubens obendrein an, dafür bekömmt er zu leben, und hat er Kinder, so sorgt man auch noch für diese. Natürlich zieht mancher der Arbeit dieß bequeme Leben vor, und singt so lange mit als man will, wenn man ihn und seine Familie nur gut füttert. Indessen herrscht doch in der Nation ein Ehrgefühl, das eine solche Hülfe verschmäht, und sich lieber auf die Handarbeit verläßt. Zudem kann seit der Revolution Jeder zu Allem gelangen, ohne daß ihm Vorrechte Anderer Schranken in den Weg setzen. Er genießt ruhig der Früchte seiner Arbeit, und kann sie seinen Kindern zu gleichen Theilen hinterlassen, ohne daß ein Bruder von dem andern bevortheilt wird und genöthigt ist, sich bey andern Leuten in Sold zu begeben, oder sich um eine Stelle zu bemühen, die für Nichtsthun lohnt. Dieß ist der unermeßliche Vortheil der französischen Nation seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts; und so lange dieser bestehen wird, werden Jesuiten und Kongregationen ähnlicher Art wenig ausrichten.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Februar 1825.

Und welcher furran dieſer zweiff artieul einen oder mer verachtet und breche, daß dann derſelb in offnem Thurnir vor allermannigklich geſchmacht geſchlagen und mit ime ums das Pferde gethurnirt, er auch ſelbſt uff die Schranken geſetzt werden ſoll, bey pene und verluſt ſeines adelichen namens Schilt und Helms, das ſoll alles vor verkundt und ausgeruffen werden.

Thurnirbuch I. Art.

Das Turnier in Darmſtadt.

(Fortſetzung.)

Emma und Jutta waren von dem alten Freyherrn von Bickenbach auf ihr Zimmer gebracht worden, und die Wohlthat der Thränen ſchien ihren Kummer mindeſtens zu erleichtern. Ihrem Begleiter hingegen, dem alten, unglücklichen Manne, war dieſe Wohlthat verſagt. Die Augen vor dem Kopf liegend, an allen Gliedern zitternd, bleich und athemlos, wankte er die Stufen des gräflichen Schloſſes herunter. Er wollte ſeinen Sohn ſehen, ſeinen Wilhelm, ſeinen Einzigen; er wollte ſehen, wo die Wunde ihm geſchlagen, ob noch Hoffnung und Rettung wäre. Als er in die Schranken eintrat, da fiel ſein erſter Blick auf Franz. Das Geſicht mit Blut überſchwemmt, die Arme ſchlaff herabhängend, — ſo lag der ritterliche junge Mann auf der Bahre. Neben ihm der Helm mit geknicktem Helmbuſch, neben ihm der geſpaltene Schild. Dabey ſtand Ritter Georg. Er hatte eine gebrochene Lanze vom Boden genommen, und ſtützte ſich auf deren Schaft. Sein Auge ſtierte auf den Boden.

„Unglücklicher Vater!“ ſagte der Freyherr von Bickenbach, ſeines eignen Leids bey dem Anblick vergeſſend, und trat zu dem Freunde. „Unglücklicher Vater!“ ſagte er noch einmal, als Georg ihn nicht zu bemerken ſchien. — „Ja wol, unglücklicher Vater!“ erwiederte Georg, und ſeine Zähne biſſen krampfhaft zuſammen. — „Alſo todt? So früh geſtorben!“ fuhr der Freyherr fort, und eine Thräne trat ihm in's Auge. — „Wär' er todt! knirſchte der Ritter von Hirſchhorn. Wär' er todt, ſo wollt' ich ihn heimbringen laſſen, wollte ihn einſenken laſſen neben ſeiner Mutter. Aber lebendig, und die Turniergeſetze brechen, und dem Freunde entgegen treten, blutgierig, verkappt, meuchliſch — o, das iſt ärger als todt!“ — „So iſt er nicht todt? Jenes dort nicht ſeine Leiche?“ verſetzte der Freyherr, indem er nach Than's Leichnam deutete, der ſo eben emporgehoben und fortgetragen wurde. — „Der Konrad von der Than iſt's! ſagte Georg. Beyde hatten offenbar die Waffen gewechſelt. Franz iſt davon geritten.“ — „Und mein Wilhelm? Wo iſt mein Wilhelm? ſeufzte der Freyherr, und ſah ſich um. Will er auch nimmer aufſtehen, wie der rüſtige Than? Soll ich die Reihe ſchließen im Saal? Soll mein altes Geſchlecht mit mir ſterben?“ — „Wilhelm ſcheint geflohen zu ſeyn. Ich habe ſeine Fährte aufſuchen laſſen. Er iſt nach der Bergſtraße. Wahrſcheinlich auf dein Schloß.“ — „Dem Himmel ſey Dank, ſo lebt er noch! . . . Aber, Georg, weißt du gewiß, daß er nicht unter den Todten, den Verwundeten iſt?“ — „Du kannſt dich darauf verlaſſen, verſetzte der Ritter. Hier iſt das Verzeichniß von beyden.“ Er zog ein pergamentnes Blatt aus dem Koller und reichte es dem Freunde. Dieſer durchlief es zitternd. Unterſchrieben war's von den Turniervögten, und in gelbem Wachſe prangten ihre Wappen daneben. Gegen das Ueberzeugende dieſer Urkunde war kein Zweifel aufzubringen. Während Ritter Georg von Neuem ſich auf den Lanzenſchaft geſtemmt, und die frühere furchtbar zornige Miene

wieder angenommen hatte, faltete der Freyheer seine Hände und betete still zum Himmel auf.

Doch, wenn Wilhelm auf Bickenbach wäre, wenn er verwundet, krank, steedend das Schloß seiner Ahnen wiedergesehen, wenn er im Anblick desselben gestoeben, wenn vielleicht noch jezt, in diesem Augenblick, sein erloschnee Blick hinaufstaeete, wenn ein moosiger Stein sein Bett wäee, wenn Vorüberziehende ihn bergudt, wenn hungrige Raben ihren Flug schon tiefer gesenkt hätten — diese Gedankenfolge fuhr einem Blitze gleich duech des Alten Gehien. Sein Aeußeres nahm wieder jene traurigen Zeichen des tiefsten Kummers, des unsäglichsten Seelenleidens an. Er rief seinem Knappen, und befahl ihm zu satteln. Wäheend er aber die erfoederliche Anweisung eetheilte, gedachte er Emma's, und wie diese unmöglich ohne ihn hier zurückbleiben könnte, und wie der bedenkliche Zustand, worin er sie verlassen, jenes Zurückdleiben als Bedingung ihrer Ruhe duechaus eefoedeelich machte. Dee Gedauke an Jutta's Lage, deeen Vater füe den Augenblick auch nicht im mindesten aufgelegt schien, für Andere Sorge tragen zu wollen; oon dem, wenn Franz wiederkam, ein fuechtbarer Ausbruch des Zorns zu eewaeten stand, endlich die Ueberlegung, daß er so schnell und ohne Abschied oon dem Grafen unmöglich wegeeiten konnte: dieses bestimmte vollends den Freyherrn, dem treuen Knappen die erfoederlichen Aufträge zu ertheilen, welchee auch schnell zu Pfeede saß und die Steaße nach Bickenbach hinsprengte.

*

Endlich beachte Feiedrich seinen Freund nach dem Schlosse. Wie der Tuenieeplatz selbst eine Verwandlung erlitten, welche oorstehend beschrieben wuede, so das Gerüst und die Scheanken. Feeylich war hier kein Blutvergießen geschehen, von zerstreuten Waffenstücken (den Weg ausgenommen, worauf die Flüchtigen sich entfernt hatten) konnte hier keine Rede seyn. Abee der Geaf von Katzenelendogen, nachdem er alles Mögliche angewandt, um dem Unheil zu steueen, hatte sich nebst seinen vornehmen Gästen schon längere Zeit in's Schloß zurückgezogen. Eben so die Vorreiser, welche, Georg ausgenommen, zu neuer Berathung zusammengeteeten waren. Die übrigen Ritter und Frauen, theils um todte oder verwundete Angehöeige trauernd, theils dieselben untee den Geflüchteten wissend oder vermuthend, kehrten still und langsam nach ihren Wohnungen zueück, und besorgten, was die Verhältnisse zu gebieten schienen. Das Volk endlich hatte sich theils verlaufen, theils wollte es die Geflüchteten wiederkehren sehen, theils umringte es noch die lezten Leichen und Verwundeten, welche so eben weggeführt wurden.

Auf diese Weise hatte auch hier jene unheimliche Stille, jenes kahle, trübe Aussehen Platz gewonnen, und Alles, was schön, jung, kräftig, unbefeegt und erwartungsvoll war, so schnell und steeng verscheucht.

Jutta und Emma wurden durch die erhaltenen Nachrichten einigermaßen getröstet. Sie waeen besorgt, ihren Vätern beyzusteheu, oder doch ihre Dienste ihnen anzubieten. Aber Rittee Georg warf sich finstee in einen Lehnstuhl, und ein kurzes, bitteres „Nein!" wae die Antwort auf freundlich dargebotene Erfrischungen, und für meheere Stunden das einzige Wort, welches er überhaupt höeen ließ.

Auch dee alte Freyherr wae zu erwartungsvoll auf die Rückkehr des fortgesandten Knappen, als daß er irgend etwas hätte genießen können. Beständig sah ee durch's Fenster, und wie seine innere Bewegung bald sich legte, bald wieder mächtiger wurde, je nachdem sie helleee oder trübere Farben annahm, ließ er sich bald auf den in dee Nische fest gemauerten Sitz niedee, bald erhob er sich, und abwechselnd sprachen seine Züge stille Feeude oder tödtliche Besorgniß aus.

Endlich — nach Verlauf mehreeer Stunden, welche die Mädchen arbeitend und bisweilen unter oorquellenden Thränen zugebracht hatten — rief Freyheer Feiedeich: „Er kommt!" und wirklich kam auch sein Knappe die Steaße langsam hergeritten. Bald trat er in's Zimmer, und ein Kopfschütteln war die Antwort auf die vielen, gedrängten Fragen. Er hatte seinen jungen Herrn nirgends aufzefunden, nicht in Bickenbach und nicht auf dem Weae, und eben so war es ihm unmöglich gewesen, auch die mindeste Spur von demselben zu entdecken. Der alte Freoherr waef sich verzweiflungsvoll auf sein Lager. Geoeg schien ihm Trost zusprechen und sich deßhalb von seinem Stuhle eedeben zu wollen, aber die darauf deutende Bewegung war schnell vorübee, und alsbald saß er wieder so stumm und bitter lächelnd, wie zuvor.

(Die Foetsetzung folgt.)

Nordamerikanische Chaeakter-Skizzen.

(Fortsezung.)

Die Frauen.

Die Feauen in Amerika haben weniger Einfluß, als sie haben sollten. Die Ursache diervon ist, daß sie mit zu vieler Schüchteenheit erzogen weeden. Bescheidenheit und Zueückgezogenheit sind indessen so liebenswüedige Züge im weiblichen Charaktee, daß ich ungern meine Mißbilligung auszusprechen wage.

In den Vereinigten Staaten haben sehr wenige Menschen viel Muße. Es wäre daher zu wünschen, daß ein junger Mann die wenigen freyen Stunden, die er hat, durch den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern benutzen sollte, um den Wunsch, sich auszubilden, desto lebhafter in ihm zu wecken. Durch den Zwang aber, den man in Amerika jungen Frauenzimmern auflegt, ist ein junger

Digitized by Google

Mensch selten so glücklich, die Gesellschaft derselben zu genießen, ohne daß man ihn in Verdacht hätte, er suche mehr als bloße Freundschaft. Ich machte diese Erfahrung in meiner eigenen Person.

Zu Neu-York pflegte ich oft einen Kaufmann zu besuchen, dessen Gesellschaft mir sehr behagte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber nach einiger Zeit auf der Börse, daß man allgemein glaube, ich werde eine von dessen Töchtern heirathen. — Ein ähnliches Gerücht verbreitete man von einem Engländer zu Washington, obgleich, wie ich bestimmt glaube, weder er noch das Frauenzimmer den geringsten Gedanken an's Heirathen hatten.

Ueberall, außer in auserlesenen Gesellschaften, sind die amerikanischen Frauenzimmer zurückhaltend in ihrem Benehmen, so wie in ihrem Gespräche. Der Gedanke, frey und ungehindert mit einem Jeden zu reden, wie die Französinnen, erschreckt ihre Sittsamkeit. In ihrem eigenen Kreise sind sie aber so frey und offen, als sich nur wünschen läßt. Obgleich es ihnen an der Begeisterung der Irländerinnen und der Anmuth der Französinnen fehlt, so haben sie dagegen jene weibliche Milde, welche besonders bezaubernd ist, wenn sie sich mit Verstand gepaart findet. Ein anderer liebenswürdiger Zug in ihnen ist das Vertrauen, welches sie zu ihren Bekannten zeigen. Sie geben sich keine Mühe, um ihre Herzenswärme unter Ziererey zu verbergen. Wird von irgend einem Gegenstand gesprochen, mit dem sie nicht vertraut sind, so bitten sie auf die ungekünstelteste Weise um Belehrung. Ein französisches Mädchen glaubt sich fähig, über irgend einen Gegenstand zu sprechen: ein englisches spricht nicht gern über Gegenstände, welche es nicht versteht, und schämt sich, um Belehrung zu fragen, damit man sie nicht für unwissend halten möchte: eine Amerikanerin bekennt ihre Unwissenheit, und wünscht, daß man sie duech Mittheilung von Kenntnissen in Stand setzen möchte, darüber zu reden. Es ist leicht einzusehen, welche von den Dreyen am vernünftigsten und liebenswürdigsten ist. Es ist gewiß, daß Europäer aus allen Gegenden einstimmig die amerikanischen Frauenzimmer für einnehmender erklären, als alle andern. Wenige Frauen bilden bessere Gattinnen, indem sie Alle, so weit ich habe bemerken können, in dem Hauswesen unterrichtet werden. Nur in den Staaten, wo die Sklaverey noch herrscht, wird dieser lobenswerthe Gebrauch nicht befolgt. Die reichen Pflanzer halten Hausbälterinnen, welche diejenige Aufsicht übernehmen, welche der Gattin oder den Töchtern zukommt. Gewohnt, von Jugend auf von Sklaven bedient zu werden, werden sie sowol körperlich, als geistig träge, worin sie die Hitze des Himmelsstriches erhält. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie wenig sie auch nur einer geringen Anstrengung fähig sind; nicht einmal einen halbstündigen Spaziergang vermögen sie zu machen. Dessen ungeachtet sind sie liebenswürdig in ihrem Wesen, und ihre Sprache ist eben so geläufig, als die ihrer nördlichen Nachbarinnen.

Es ist weder im Tanzsaale, noch im Schauspielhause, noch beym Spieltisch, wo die amerikanischen Frauenzimmer glänzen; es ist in ihrem eigenen häuslichen Kreise, wo wir sie sehen müssen, um ihren wahren Charakter würdigen zu können. In der Jugend sind sie lebhaft; aber diese Lebhaftigkeit nimmt allmählig ab, so daß sie, wenn sie das mittlere Alter erreichen, ganz ernsthaft geworden sind. Eben so verändert sich ihre Gesichtsfarbe: die Röthe der Jugend wird Bläße zur Zeit der Mannbarkeit, und artet zuletzt in's Gelbe aus. Schönere Gestalten sieht man aber wol nirgends, als in Amerika. Wenn irgend etwas fehlt, um solche vollkommen zu machen, so ist es der Busen, welcher im Allgemeinen zu flach ist. Sie kleiden sich zierlich, so daß ihre Gestalt sich auf's Vortheilhafteste darstellt. Sie folgen indessen mehr den französischen als den englischen Moden, und scheinen den Geschmack von beyden zu vereinigen.

Wenn ein junges Frauenzimmer mit einem Herrn auf der Straße geht, so wird es nicht für schicklich gehalten, daß sie seinen Arm annehme. Indessen sind sie nach Sonnenuntergang nicht so streng in diesem Punkt. Ueberhaupt herrscht diese übertriebene Zartheit auch nur in den mittlern und südlichen Staaten, und in Neu-England versteht man die Sache besser. In Virginien indessen, wo die Frauenzimmer kaum mit einem Herrn auf der Straße sprechen wollen, sind sie äußerst frey im Hause, und junge Frauenzimmer finden keinen Anstand, beym Eintreten einem Herrn die Hand zu reichen. Da ich indessen vom Gehen gesprochen, so muß ich noch bemerken, daß ihr Gang fehlerhaft ist. Sie schwingen fast immer den Arm, und treten fest auf der Ferse auf.

Ihre Erziehung ist unvollkommen. Lesen, Schreiben, Rechnen, Erdbeschreibung, mit ein wenig Französisch und einigen Lektionen in Musik und Tanzen ist Alles, was selbst die Töchter der Reichsten lernen. In Neu-England hingegen studiren sie sogar das Lateinische.

Im Allgemeinen werden die Frauenspersonen in den niedrigern Ständen besser erzogen, als es mit denselben Klassen in Europa der Fall zu seyn pflegt. In keinem der vielen Wirthshäuser, die ich besuchte, führte mich eine Aufwärterin in mein Schlafzimmer. Auch werden die Mädchen nicht so häufig im Laden gebraucht, als anderwärts. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Dezember 1824.

Es ist bekannt, daß die kleine Stadt Nyon (im Kanton Waat, vier Stunden von Genf und sieben Stunden von Lausanne entfernt) sehr alt ist, und daß schon die Römer da-

selbst eine Kolonie, unter dem Namen Colonia equestris, angelegt hatten. Man hat im Innern und in den Umgebungen dieser Stadt immer sehr viele Ueberbleibsel von Denkmälern des Alterthums gefunden, und man vermuthet, nicht ohne Ursache, daß viel mehrere noch in der Erde verborgen sind, die man nur durch Ungefähr, oder durch zweckmäßige Nachgrabungen aufzufinden vermag. Unglücklicherweise ist der größte Theil dieser Alterthümer von unwissenden Menschen entweder zerstört, oder zu Baumaterialien und andern Zwecken verbraucht worden. Einige Inschriften sind allein dadurch erhalten worden, daß gelehrte Genfer sie gekauft und nach ihrer Vaterstadt abgeführt haben. — Seitdem nun die Errichtung eines Museums in unserm Kanton die Aufmerksamkeit des Publikums über den Nutzen jener alten Denkmäler zum Unterrichte erregt hat, werden auch die neuen Entdeckungen dieser Art mit größerer Sorgfalt bewacht. Vor einiger Zeit ließ die Municipalität der Stadt Nyon den Boden bey der öffentlichen Promenade, nahe am St. Martinsthore, niedriger legen. Ein starker Regenguß hatte das durchwühlte Erdreich abgespült, und einige Kinder, die auf dem Platze spielten, bemerkten etwas Glänzendes, das sie sogleich ausgruben. Sie zogen eine antike Lampe hervor, die sie sogleich verkaufen wollten. Glücklicherweise wendeten sie sich an einen unterrichteten Mann, den Kaufmann Roch, der auf der Stelle die Wichtigkeit der Sache erkannte, und ihnen dafür gab, was sie begehrten. Er benachrichtigte sodann den Professor Reynier davon, dessen Eifer und Sorgfalt das Museum am meisten seine Bildung verdankt. — Diese Lampe ist ungefähr einen Fuß lang und von proportionirlicher Höhe. Sie ist von Bronze und mit ihrer alten Patina bedeckt. Ihr Bauch ist rund, aber ihr Schnabel gibt ihr die Gestalt einer flachen Birne. Die obere Oeffnung ist von einem zierlich gearbeiteten Kranz, aus zwey Reihen von Blättern bestehend, die sich zusammen verschlingen, umgeben. Außerdem ist das ganze Gefäß glatt und hat nur zwey hervorstehende Ränder mit darauf befindlichen Rinnen, die das Ganze umringen. Der Henkel, an dem es getragen oder aufgehängt wurde, ist zurückgebogen und besteht aus einem besondern Stücke, welches jedoch mit vieler Kunst mit dem Gefäße verbunden ist. Der obere Theil dieses Henkels, der noch aus einem besondern Stücke bestand, ist verloren gegangen. Die Eleganz und Einfachheit dieses Geräths beweist, daß es aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser herrühren mag. Das Ganze ist von Hrn. Roch dem Museum zu Lausanne zum Geschenk gemacht worden. Es verdient bemerkt zu werden, daß an derselben Stelle, wo man die Lampe gefunden hat, vor einiger Zeit auch ein Bruchstück einer bronzenen Vase entdeckt worden ist, welches aber seitdem zerstört oder verloren worden ist. Man kann daraus schließen, daß noch mancherley Alterthümer auf derselben Stelle sich befinden, die man durch wohlverstandene Nachgrabungen leicht an's Tageslicht befördern könnte.

Ueberhaupt enthält der Kanton Waat einen Schatz von Alterthümern, die oft nur sehr leicht von Erde bedeckt sind, und fast alltäglich entdeckt werden, ohne daß die Finder die Wichtigkeit der Gegenstände kennen. So enthält und bietet Moudon (auf deutsch Milden) das Minidunum der Römer, Avenche (auf deutsch Wifflisburg) das alte Aventicum, wo letzthin ein besonderes Museum gebildet worden ist, Yverdun (zu deutsch Iferten) das alte Ebrodunum, Audonne das alte Alpona, Bitterwyr das alte Pennilucus, Aigle das alte Aica und Orbe, das alte Urba, noch Vieles dar, das die Geschichte des alten Helvetiens unter den Römern in ein helles Licht zu setzen im Stande seyn dürfte. Avenche allein, die große und edele Hauptstadt Helvetiens, jetzt nur ein kleines von kaum 1500 Einwohnern belebtes Städtchen, würde im Stande seyn, ein ganzes Museum zu versorgen. Ich denke Ihnen darüber mit Nächstem etwas ausführlicher zu schreiben. Als Beweisgrund meiner Andeutungen diene, daß vor Kurzem der Schulmeister (régent) von Montagny, nahe bey Yverdun, Hr. Alexander Jeannin, nur bey leichter Umwühlung eines kleinen Hügels, ein Grabmal entdeckt hat, in welchem sich ein Skelett befand, welches um Hals und Arme einen Schmuck von Bronze und neben sich einige Körner Bernstein hatte. Ein junger Anatom, der sich von ungefähr im Dorfe befand, und davon unterrichtet wurde, untersuchte das Skelett, und fand an der Natur und Bildung der Knochen, daß es das einer jungen Frau sey. Alle diese Gegenstände sind gleichfalls im Museum zu Lausanne aufbewahrt worden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 31:
Kaufgeld der Erfahrung.

Combinatorisches Räthsel.

Die Frauen und die Männer im magischen Quadrate.

Die	stü	sen	ehrt	sen	zier	Die	Im
der	sind	die	Leid	schni	bens	gar	be
No	und	Haupt	sie	ten	dar	aus	Le
No	en	Frau	yen	yen	de	hr	lich
eng	auch	sich	gr	part	der	in	dir
las	Der	Mán	te	Bull	ten	stö	Wo
ner	schlägt	Doch	tegt	de	mit	Jahn	Kno
sen	an	lisch	Stá	sich	giebt	der	Scheu

Für diejenigen Leser, welche das Literatur-Blatt Nro 93 vom Jahre 1824 nicht mehr im Gedächtnisse haben, wird bemerkt, daß die Aufgabe darin besteht: aus den anscheinlich regellos zerstreuten Sylben ein kleines Gedicht auf die Frauen und die Männer zusammenzusetzen. Der Schlüssel ist ein magisches Quadrat, das heißt ein solches, dessen Felder so numerirt sind, daß in allen Horizontal- und Vertikalreihen die Summen der Zahlen einander gleich sind. Hat man das rechte gefunden, so giebt die Ordnung der Zahlen die Ordnung an, in welcher die obigen Sylben zu lesen sind. Uebrigens läßt sich die Aufgabe auch ohne Planetensiegel (so heißen die magischen Quadrate in der veralteten Philosophia occulta) lösen, wenn man erst die Sylben zu Wörtern verbindet, dann aus den Wörtern Sätze bildet, und daraus Verse zu bauen versucht, welches durch die Reim-Wörter sehr erleichtert wird.

Mätzner.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Februar 1825.

Wir sind dahin gelangt, daß wir weder von unsern Gebrechen noch deren Heilmitteln reden hören mögen.

Tit. Livius.

Nordamerikanische Charakter-Skizzen.

(Beschluß.)

Vaterlandsliebe.

Die Vaterlandsliebe der Amerikaner, gepaart mit ihrer Unwissenheit über andere Länder, verleitet sie zu großen Irrthümern. Nicht zufrieden, daß man mit Achtung von ihrem Lande rede, wollen sie, daß man es bis in die Wolken erhebe, und wenn es ein Fremder wagt, für irgend eine Sache eine Veränderung vorzuschlagen, so wird er gleich als nicht liberal und abergläubig verschrieen. Ich hatte einmal eine Unterredung mit einem Seeoffizier, welcher mich am Ende fragte, was ich von dem Lande dächte. Ich sprach mit großem Lobe davon, und versicherte ihn, daß ich es nach meinem eigenen am höchsten schätze; bemerkte aber zu gleicher Zeit, was ich hier und da verbessert sehen möchte. Wir hatten durchaus keinen Streit, und trennten uns ganz friedlich. Dennoch hörte ich zu meinem Erstaunen ein Paar Tage nachher, daß dieser Offizier von mir verbreitet hätte, ich wäre ein Spion, und würde bey meiner Rückkehr, wie alle andere Engländer, das Land herabsetzen.

Einmal befand ich mich in einer Landkutsche, wo die Rede auf den Erie-Kanal kam. Einer der Passagiere nannte es ein Wunder der Welt, den Ruhm des Zeitalters. Mich dünkte, daß diese Lobsprüche kaum auf den Gegenstand paßten. Einige Stunden darauf fragte mich ein Anderer, wo ich her wäre. Ich sagte, ich sey ein Engländer. „Ich dachte das gleich, sagte der Andere, denn Sie sprachen nicht von dem Kanale, wie es einem Amerikaner gebührt.“ Ich versichere indessen den Leser, daß, weit entfernt, von dem Werke mit Geringschätzung gesprochen zu haben, ich wirklich mit der höchsten Verwunderung davon redete, die es verdiente. Dennoch konnte ich kein Amerikaner seyn! Aber dieß ist überall der Fall. Das Kapitol zu Washington übertrifft alle andere Gebäude; Philadelphia ist die prächtigste Stadt; Neu-York ist die größte Handelsstadt; die Amerikaner sind das einzige freye Volk. Wer aber gegen irgend eine dieser Behauptungen den leisesten Zweifel auszusprechen wagt, wird mit Verwunderung angestaunt. Und dieses ist der Fall fast eben so häufig unter den Vornehmern, als bey dem gemeinen Volk, und die Nationaleitelkeit dehnt sich auf alle Gegenstände aus und geht in's Lächerliche.

Indessen fand ich doch auch Manche, die ein ganz entgegengesetztes Gefühl äußern. Ein Herr, den ich zu York in Pensylvanien traf, drückte sich so unzufrieden über sein Vaterland aus, daß ich nicht umhin konnte, ihm seinen Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Auch zu Boston fand ich Zwey, die sich fast eben so lieblos gegen ihr Vaterland ausdrückten, als der vorige. Einen Andern der Art fand ich in Albany. Den größten Feind von Amerika aber fand ich in einem Engländer, welcher zu Philadelphia eingebürgert war, und über dreyßig Jahre im Lande gelebt hatte, und dennoch Alles um sich her schmähte. Indessen

war es mir lieb, zu finden, daß diejenigen, welche Amerika am bitterſten zu haſſen ſchienen, England mit einem gleichen Haſſe verlaſſen hatten.

Das Turnier in Darmſtadt.

(Fortſetzung.)

Es dunkelte immer tiefer. Zweymal ſchon waren geäſtliche Diener mit der Frage ringetreten: ob Lichter gefällig ſeyen? da ſie aber niemals Antwort erhalten, als leiſes Schluchzen oder einen verhaltenen Seufzer, und der Ritter Georg ſo furchtbar anzuſehen war, ſo unterließen ſie, zum Drittenmale nachzufragen.

Endlich trat der Freyherr zu Ritter Georg. „Wenn auch Wilhelm nicht aufzufinden und vielleicht todt iſt, ſpeach er mit ſichtbarer Anſtrengung, ſo könnte doch Franz Hülfe zu bringen ſeyn. Willſt du nicht nach Hirſchhorn ſenden? Der Mond iſt auf, und der Bote kann reiten die ganze Nacht.“ — Georg verneinte. Aber vor der Thür ließ ſich Franz's Fußtritt höeen. Die Thüee ging auf, und Franz — von dem Mondlicht umſtrahlt, welches duech den hohen Fenſterbogen in's Zimmrr fiel — trat hrrein. Ritter Georg ſprang von ſeinem Sitz auf.

„Vater, ſagte Franz, ich bin geflohen, gleich den Andern. Aber ich mochte, gleich ihnen, nicht zurückbleiben. Ich bin mir bewußt, nichts Unredliches begangen zu haben, und ich dachte, es wüede Euch lieb ſeyn, wenn Ihr mich ſühet.“ — „Nichts Unredliches? knirſchte Ritter Georg. Nichts Unredliches? . . . Wer hat gelobt, ſein väterliches Schild nicht gegen den Sohn ſeines Freundes zu tragen? Wer hat ſein Verſprechen gehalten?“ — „Ich hab' es gehalten, ſagtr Franz. Ich habe des Thun Panzer und Schild angezogen, ich habe mit Wilhelm nicht zuſammenſtoßen wollen.“ — „Armſeliger, niedeeträchtiger Kunſtgriff, wüthete Georg. Wie kounteſt du Wildelm vermeiden, wenn einmal das Geſecht entdeannt war? Wie kounteſt du ſo genau dieß berechnen?“ — „Die Heſſen ſchimpften auf die Franken in Wertheim. Wir ſchwuren ihnen Rache, und früher, als Ihr jenes Wort von mir verlangtet. Auch zwiſchen Wildelm und mir war damals ſchon das Nöthige beredet worden.“ — „Das Nöthige beredet! Das Nöthige beredet! Euch die Köpfe zu ſpalten und euern Vätern das Herz? . . . Wer hat die Beredung begonnen? Du oder Wilhelm?“ — „Ich!“ ſagte Franz. — „Und wo iſt das Schild deines Stammes? Wo dir Farben, die ſo manchem Treffen den Ausſchlag gaben, wenn ihr Wehen dem Feindr ſichtbar wurde?“ — „Ich ſagt' es ja, ich hatte mit Thun getauſcht.“ — „Mit deinen Waffen zogſt du auch das Kleid deiner Ehre aus; unritterlichen Kampf in den Schranken beginnend, haſt du gegen die Turnlergeſetze gehandelt; gegen Wilhelm kämpfend, haſt du dein Wort gebrochen.“

Franz war gluthroth bey dieſen Vorwürfen geworden. Die Waffenſtücke, die loſe um ihn hingen, die Schärte, welche noch naß vom ausgewaſchnen Blutr war, das Zucken, was ſich in einem leiſen Dröhnen der Panzerringe und Speren bisweilen kund gab, das ängſtliche, theilnehmende Schweigen der beyden Mädchen und des Feeyheern, welche es nicht wagten, zwiſchen Vater und Sohn Mittler abgeben zu wollen, endlich noch das kalte, klare Licht des Monds, welcher jezt das ganze Zimmer erhellte, bildetrn ein eigenthümliches, ergreifendes Ganze. Ritter Georg aber rief, gleichſam als kürzere Wiederholung des oben Angeführten, ſeinem Sohne die Woete: „Ehrloſer, wortbrüchiger Ritter, gehe!“ mit donnernder Stimme zu, und die Schritte, welche er vorwärts that, ſchienen dieſem „Gehe!“ eine thätige Beyhülfe geben zu wollen.

Da ſchrie Franz: „Vater, um Gotteswillen leat keine Hand an mich! Ritter bin ich, wie Ihe ſelbſt ſagt, und daef nimmermehr Schläge oder Aehnliches dulden, als im offnen Geſecht. Vater, ich will gehen, ich will Euch nimmer wiederſehen. Abee zwey Augenblicke ſeyen mir noch vergönnt. . . . Lebe wohl, Schweſter! Lebt wohl, alter Heer, der ſo beſoegt auf mich her ſieht! Lebt wohl, Emma! Es iſt mir nicht enegangen, wie Ihr ſo leichenblaß wurdet, als Ritter Thun vom Pferde ſank. Ihr dachtee, ich wär' es. Ihr hattee um ſo mehr Uefache, es zu denken, weil ich Thun — verzeibt, edles Fräulein! — das Kettlein hatte umhängen laſſen, das Ihr, — geſteht es — Ihr mir gegeben. Als Thun gefallen war, da neſtelte ich ihm das Kettlein ab, und veebaeg's hier an meinem Herzen, und hier iſt es. Verzönnt, daß ich es Euch wieder zuſtelle. Es iſt kein Blut daran gekommen. Auch nicht duech meine Hand. Nehmet's, und gebt Ihr mir's vielleicht zurück, dann ſind beſſere Zeiten als jezt. Lebet wohl!“

Emma hatte das Kettlein ergriffen und Franz die Hand gelaſſen, die er mit tiefer Innigkeit an die Lippen drückte. Sie ſelbſt weinte heftig und lehnte ſich an Junta, die eben ein Herz faſſen und den lezten Augenblick dazu benutzen wollte, idees Vaters Sinn in etwas zu mildern. Der alte Bickenbach ſchien ähnliche Abſicht zu hegen. Er trat wenigſtens zwey Schritte vor, dann einen zurück, und ein leiſes Räuſpern ſollte die Woeſylbe des erſten Wortes ſeyn.

Da ſpeach eben der Ritter von Hirſchhoen: „Franz, laß die feinen Redensarten. Sie ſtehen ſchlecht genug deinem heutigen Thun. Höre mich an, Franz. Der Wilhelm iſt nirgends aufzufinden. Er hae auch Schuld. Aber er iſt ein guter, wackeer Junge, er iſt der Sohn meines Freundes, der Bruder meiner freundlichen Emma, und — was das Hauptſächlichſte iſt — du warſt Uefache daran, daß er mit den Heſſen ſich einließ, daß er mir ſein Wort nicht hielt. Franz, ſuche den Wildelm auf. Nimm einen meiner Knappen, zwey meiner Pferde, und hier

Digitized by Google

dieſen Beutel voll Gold. Aber das ſag' ich dir, Franz, das gelob' ich dir bey meinem Ritterworte, wenn der Weinſtock blüht und die Sauerkirſche zeitigt, und du haſt mir ihn bis dort nicht heimgebracht — dann ſollſt du nie mehr Hirſchhorn betreten dürfen, dann komme das Herzeleid dieſer Menſchen über dich, und daſte mit glühenden Klammern in deiner Seele." — „Vater, ich will!" ſagte Franz. Und zur Thür ſchritt er hinaus und wandte ſich nicht mehr um und ſprach in ſich hinein: „Ich will!"

Als Ritter Georg ſich bald darauf entfernte, und mit freundlichem Ernſt den Andern gute Nacht bot, da ſchmiegte ſich Jutta an des Vaters Bruſt, und der Freyherr ſagte: „Es wird gewiß Alles noch gut werden. Aber du hätteſt doch nicht ſo hart gegen Franz ſeyn ſollen." Emma ſtreichelte Ritter Georg die Wange, und ſagte dabey lächelnd: „Er könne nicht ſo Manches über Kettlein vordringen, wie Franz, wiſſe auch gar nicht recht, was ſein Sohn mit dem Kettlein gewollt; aber die iezte Frau von Hieſchhorn hab' er lieb gehabt, wie Einer."

Durch die Schloßpforte und der wohlbekannten Herberge zuſchreitend, ſah Georg den andern Flügel der gräflichen Wohnung hell erleuchtet. Auch ſcholl feſtliche Muſik, wie am vorigen Abend. Ein altes Frankfurter Turnierbuch meldet hierüber:

„Da nun der Tdurnier ſein Ende erreichet, waren ihr viel, die ſolche Auffruhe angefangen hetten, und ritten darvon, doch was den ehren geleben wollt, die blieben bey dem Abendtanz, wiewohl nicht viel getanzet ward, ſo hielt man es doch mit alter Gewohnheit mit Tanzen, Dänk ausgeben und was zu ſolchen ehren gehöret. Und als der Tanz ſollt anfahen, rüfft man ein ſtill, und verkündt die neuen Thurniervögt, darnach tanzen Fürſten, Graffen und Herren, und gaben die Dänk auß, auch tanzten ander Ritter und Edelknecht, und vertrieben den Abendtanz alſo."

*

Es wird vielleicht dem Einen oder Andern etwas auffallend gedünkt haben, daß Franz's und Emma's Verhältniß, welches offenbar vorher ein feindliches geweſen, ſich ſo plözlich zu einem freundlichen, ja ſogar zärtlichen Verhältniß geſtaltet habe. Aber — von den Freundſchaften abgeſehen, welche in ganz früher Jugend geſchloſſen wurden, ſind gewiß die übrigen Freundſchaften nicht ohne einen gewiſſen Wettſtreit hervorgegangen. Das Verhältniß zwiſchen Liebenden iſt ein ähnliches. Und wenn auch hier Manches zu erinnern und einzuſchränken wäre, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß in ſolchem Falle die Raupe der Gleichgültigkeit zur ſtachlichen Puppe wechſelſeitigen Intereſſes gediehen, daß vielleicht nur ein milder Frühlingstag nöthig ſey, um den purpur-beſtaubten Schmetterling an's Licht zu rufen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die griechiſche Kolonie auf Florida.

Der Amerikaner, Amos Stoddart, meldet in ſeinem Werk über Louiſiana*): „Ums Jahr 1767, als die Engländer Florida beſaßen, ſey eine griechiſche Kolonie daſelbſt angelegt worden. Sir William Duncaret und der Doktor Turnbull waren die Hauptführer der Unternehmung. Die Griechen ließen ſich durch reizende Schilderungen von der Fruchtbarkeit des Landes verführen; vierhundert ihrer Landsleute, meiſt Inſulaner des Archipels, nebſt einigen Italienern, wurden eingeſchifft und nach Florida übergeführt. Sie langten glücklich auf der Oſtküſte an und landeten in einer Gegend, der ſie den Namen Neu-Smyrna gaben, ſiebzig Millen ſüdwärts von St. Auguſtin. Mit tiefem Leidweſen erkannten ſie nun aber alsbald in der ihnen als reizend und wohl angebaut geſchilderten Landſchaft, allenthalben nur eine ausgedehnte Wüſte, die kaum den nöthigſten Unterhalt liefern mochte. Um ihren Jammer zu vollenden, wurden die einzigen kulturfähigen Grundſtücke der Kolonie ihnen von den Eigenthümern nur auf zehn Jahre verpachtet, nach deren Abfluß dieſelben wieder an jene zurückfallen ſollten. Manche erhielten ſelbſt auf dieſe Bedingniß kein Land. Sie waren genöthigt, ſich als Arbeiter oder Sklaven bey Pflanzern zu verdingen. Hier wurden ihnen ſtrenge Aufſeher gegeben, die, wenn die aufgegebene Arbeit nicht erfüllt war, ſie mit Geißelhieben lohnten. Den Haushaltungen ward nicht vergönnt, abgeſondert zu leben; auch der Fiſchfang an der nahen Küſte blieb ihnen verſagt, und unter ſtrengen Strafen war verboten, ihnen Lebensmittel zu reichen. Dieſe barbariſche Behandlung brachte viele in's Grab. Endlich, im Jahr 1769, empörten ſie ſich, von Verzweiflung angetrieben, gegen ihre Peiniger, bemächtigten ſich mehrerer kleiner Fahrzeuge, und ſtanden im Begriff, ſich darauf einzuſchiffen, als eine anſehnliche Kriegsmacht gegen ſie ausrückte und der Aufſtand im Blute dieſer Unglücklichen erſtickt ward.

Es iſt unwahrſcheinlich, daß die Eigenthümer, denen das Gelingen ihres Unternehmens wichtig ſeyn mußte, die unglücklichen Griechen ſo barbariſch, wie Stoddard erzählt, wirklich behandelt haben ſollten. Immerhin aber mangelt jede zuverläſſige Nachricht über das Schickſal dieſer Kolonie, von der keine Spur übrig iſt. Es wäre der Mühe werth, darüber Nachforſchungen zu veranſtalten.

*) Sketches historical and descriptive of Louisiana; by Major Amos Stoddard. 8. Philadelphia. 1812. C. 9. S. 121.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Januar.

Am Neujahrstage war dießmal wie in den vorigen Jahren das Gewühl der Glückwünſchenden und Geſchenkebringenden überaus groß, und der Ankauf der tauſend und einen glänzenden Bagatellen in den Buden ſehr beträchtlich; leider wurde

dieser lebhafte Verkehr durch den Brand des Bazars sehr getrübt, bey welchem die Kaufleute, die ihre Waaren in demselben hatten, Alles verloren; ein Unglück, das man längst hätte vorhersehen sollen, da das ganze Gebäude aus Holz leicht errichtet worden war, und nur eine einzige Thür hatte. Es ist noch ein Glück, daß der Brand frühmorgens stattgehabt hatte, denn bey Tage wäre die in dem Bazar beständig herumwandelnde Menge in Gefahr gerathen, mit zu verbrennen; nicht einmal ein Fenster wäre da zur Rettung bereit gewesen, weil das Licht von oben herab fiel; die Polizey, die sich oft um unnütze Kleinigkeiten bekümmert, hätte an diese Gefahr denken und hier etwas zur allgemeinen Sicherheit verordnen sollen; dieß war ihr aber nicht im mindesten eingefallen. Dergleichen Unglücksfälle werden jedoch in einer großen und reichen Stadt wie Paris bald vergütet und vergessen, und der gewöhnliche Lauf der Dinge gar nicht dadurch aufgehalten. Der Dezembermonat hatte beynahe zwanzig neue Theaterstücke zu Tage gefördert, und wahrscheinlich wird der erste Monat des neuen Jahres nicht minder fruchtbar seyn. Schon Scribe allein würde hinreichen, um die Theater mit Neuigkeiten zu versehen. Man schlägt den jährlichen Gewinn dieses fruchtbaren und beliebten Theaterdichters auf 40 bis 50,000 Franken an, welches auch nicht übertrieben scheint, wenn man bedenkt, daß seine Stücke nicht allein in Paris, sondern in ganz Frankreich beliebt sind, und auf allen Bühnen der Departementsstädte gegeben werden, woraus er, nach den bestehenden Gesetzen, immer seinen Gewinnst zu ziehen das Recht hat. Die Scribe'sche Familie muß von der Natur mit einem recht unternehmenden und glückbringenden Geiste versehen seyn; denn indeß der eine Scribe ein Theaterstück nach dem andern hervorbringt, und fast jede Woche einen neuen Triumph erhält, bereichert sich ein anderer Scribe, Bruder des Theaterdichters, durch Käsemachen; seine Käse gehen eben so geschwind ab als die Vaudevilles seines Bruders. Ich habe eben einen Bericht der Ackerbaugesellschaft zu Caen vor mir, woraus hervorgeht, daß Hr. Scribe, der Käsemacher, sich auf dem Meyerhof Hercouet im Direstthale neben Varaville vor einigen Jahren niedergelassen, und mit dem größten Erfolge die Nachahmung holländischen Käses betreibt, und zwar mit eben der Beharrlichkeit, mit eben dem Glücke, womit sein Bruder das Vaudevillemachen. „Hr. Scribe, heißt es in dem Berichte, verfertigt bereits 200 Kilogrammen dieser Käse in einem Tage. Er gebraucht 150 Kühe und kauft die Milch von hundert andern, die seinen Nachbaen angehören. Alles ist dazu eingerichtet, daß er im folgenden Jahre die Milch von 1200 Kühen benutzen und seiner Käsefabrik eine für den Wohlstand des Kantons sehr heilsame Ausdehnung wird geben können." Was für thätige Brüder! indeß der an 1200 Kühe melken läßt, werden des andern Stücke auf allen Bühnen Frankreichs gespielt. Im Jahr 1824 sollen des letztern Stücke über 1100 Mal gegeben worden seyn. Es ereignet sich nicht selten, daß blos in Paris fünf bis sechs Stücke von ihm an einem Abende aufgeführt werden. So gab am 28sten Dezember die komische Oper Le Valet de Chambre, Operette in einem Aufzuge von Scribe und Melesville, Musik von Carafa; und Laocadie, lyrisches Drama in drey Aufzügen von Scribe und Melesville, Musik von Auber; in eben der Stunde gab das Theater der Herzogin von Berry: Les mémoires d'un Colonel, Vaudeville von Scribe und Melesville; le Bal champêtre, dito von Scribe und Dupin; und le Demoiselle et la Dame, dito von Scribe und Dupin; es hätte sich leicht fügen können, daß auch an demselben Abende das Théâtre français und die Vaudevillebühne Stücke von Scribe und seinen Gehülfen aufgeführt hätten. An dem Theater der Herzogin von Berry spielt er den Herrn und Meister, weßhalb die andern Theaterdichter nicht mit ihm zufrieden sind; allein ist es der Theaterdirektion zu verdenken, daß sie einen Dichter, dessen Stücke so allgemein beliebt sind, den andern vorzieht, und sie lieber spielen läßt, als so viele andere Stücke, die wenig zur Füllung der Kasse beytragen? Die andern mögen ihm die Kunst ablernen, wie man aus einer Kleinigkeit ein angenehmes Theaterstück entspinnen, dasselbe mit Witz reichlich ausstatten, und den Theatereffekt auf's Klügste berechnen muß, so werden auch sie mit Beyfall und reichlicher Ernte belohnt werden; und wer sich dazu nicht berufen fühlt, der versuche es, falls ihn dieß mehr anlockt, wie Scribe's Bruder, den Holländern das Käsemachen abzumerken, und täglich Hunderte von Kühen zu melken; vielleicht gelingt es ihm auf diesem Wege besser, zu Geldesklang und Geldeswerth zu gelangen. Uebrigens ist das Feld der Dramatik so geräumig in Paris, daß auch der fruchtbare Scribe den andern Dichtern nur geringen Abbruch thun kann, denn Theater, die beständig spielen, bedürfen einen überaus großen Vorrath von Stücken. Das Théâtre français freylich weniger als die andern; so lange es Talma und Dlle. Mars besitzt, kann es sich mit dem Alten ziemlich wohl behelfen, und braucht nur von Zeit zu Zeit etwas Neues zu geben, um das Publikum anzufachen. Die letzte Neuigkeit ist Arnault's Germanicus, der bekanntlich im Jahr 1817 nur einmal gegeben werden konnte, weil sich der Parteygeist ins Parterre geschlagen, und die Darstellung auf eine furchtbare Weise gestört hatte. Auffallend ist es, welche Veränderung Jahre hervorgebracht haben, denn diesmal ging Alles ruhig von statten, als ob sich niemand mehr des stürmischen Auftrittes vom Jahr 1817 erinnert hätte. Da das Stück längst gedruckt und beurtheilt worden ist, so konnte es auch als keine Neuigkeit mehr betrachtet werden. Der Saal war sehr voll bey den ersten Vorstellungen, weil das Stück sehr gut gespielt wird und gute poetische Nachahmungen aus dem Tacitus enthält. Was Arnault hinzugedichtet hat, wird schwach und undramatisch gefunden. Ancelot hat seinen Fiesko nach Schillee zu sehr französirt, als daß Deutsche mit ihm sehr zufrieden seyn sollten; indessen ist er an manchen Stellen dem Originale nachgekommen, wenigstens so gut es sich in einer von der deutschen so verschiedenen Sprache thun läßt. Da Schiller unter allen deutschen Dichtern derjenige ist, welcher am freymüthigsten und edelsten ausgesprochen hat, was der Menschheit Noth thut, so gefallen die von ihm eingestreuten Bemerkungen über die menschlichen Angelegenheiten in Frankreich eben so sehr als in Deutschland. Der Globe, eine Zeitschrift, welche die deutsche Romantik zu vertheidigen wagt, seitdem die Muse française durch Somets Abfall und akademische Erhöhung eingegangen ist, wirft es Ancelot mit Recht vor, daß er den Mohren wie Fiesko sprechen läßt, und meint, es sey einmal Zeit, Shakespeare nachzuahmen, der den Pöbel wie den Pöbel, und die Großen wie die Großen sprechen lasse, die Wahrheit, die bereits in der Politik und in der Religion hervorgedrungen, müsse auch endlich auf der Bühne ihr Recht behaupten und den konventionellen Abgeschmacktheiten ein Ende machen. Das Odeon, setzt der Globe hinzu, gebe uns ächte Nachahmungen Shakespeares und Schillers, es spiele Nationalstücke wie (Mercier's) Pinto, so werden bald alle Louis IX. (von Ancelot), Comte Julien (von Guirard) verschwinden. Dieß könnte nun wol nicht fern seyn, da bereits Sheridans Shool for scandal ziemlich getreu in's Französische übertragen, auf dem Porte St. Martin-Theater vielen Beyfall hat. Nun ist freylich ein weiter Abstand zwischen Sheridans und Shakespear's Kühnheiten; letztere werden auch nie das französische Publikum völlig ansprechen. Allein ein verständiger Dichter muß bey Seite lassen, was dem Geiste seines Volkes allzusehr zuwider ist. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Februar 1825.

Bleibe klein,
Halte dich rein,
Mach' dich nicht gemein.

Georg Grünmann.

(Ein Bruchstück nach dem Französischen des Jouy und Jay.)

Ich bin in der Pariser Vorstadt Saint-Germain in dem Pförtnerzimmerchen des Schweizers im Palast des Grafen von L . . . geboren, wo mein Vater Hausmeister war. Kaum neun oder zehn Jahr alt, besorgte ich schon die Aufträge der verschiedenen Bewohner dieses Herrenhauses, und statt eines Läufers, war ich der Merkur für die Morgenpost zwischen dem Neffen des Grafen und einer berühmten Operntänzerin, die damals unter dem Namen Mademoiselle Allard sehr bekannt war. Diese Priesterin Terpsichorens und der Göttin von Paphos gewann mich lieb, und bezahlte meine Kost in dem Kollegium zu Sainte-Barbe, wo sie mir eine Stelle verschafft hatte. Ich war nicht ungelehrig und besaß einige Fähigkeiten. Vermuthlich wäre der Schüler mit der Zeit Professor geworden; aber eines Tages entspann sich ein Streit zwischen einem reichen Zögling, seinem Nachhelfer und einem Stiftungsgenossen; ich ergriff die Parthie des Leztern. Mit tüchtigen Faustschlägen erklärte man sich gegenseitig, wobey die adeliche Nase des jungen Herrn sehr in die Klemme kam. Er klagte, und der Rektor entschied in seiner Weisheit, daß derjenige, der die Nase des Edelmanns, welcher eigentlich den Streit angefangen, blutrünstig geschlagen hatte, ohn' Erbarmen wie ein gemeiner Mensch weggejagt werden sollte.

Er war nicht ganz sicher, ob der kräftige Puff von meiner Faust, oder von der Faust meines Freundes Bertrand herrührte, der bey dieser Entscheidung seine Versorgung verlieren konnte. Aus Mitleid für diesen guten, aber armen Jüngling nahm ich die Schuld auf mich, welche Großmuth mit meiner Wegweisung belohnt ward. Ich kam also wieder zur Pforte, ein Posten, der mir von Ewigkeit her bestimmt schien. Mein Vater war unlängst gestorben. Meine Mutter hing mir das väterliche Bandelier um meine Schulter, was ich nur mit Widerwillen geschehen ließ.

Einige Jahre meiner Jugend flogen harmlos dahin. Für und für hatte ich die Vortheile entdeckt, die man aus meinem Fache ziehen konnte. Dem Beyspiel der Schweizer der großen Häuser folgend, verkaufte ich Wein in Flaschen, schrieb ich zum Zeitvertreib meine Tagebücher.

Der erste Theil dieses anziehenden Werkes, welcher erst nach meinem Tode das Licht erblicken soll, enthält meistens nur örtliche Bemerkungen und Beobachtungen; jedoch wird man sich dadurch vielleicht überzeugen können, daß es Umstände und Begebenheiten gibt, die man damals nur in der Zelle eines Schweizers der Vorstadt Saint-Germain erfahren konnte.

In diesen ausführlichen Denkwürdigkeiten werden unsere Nachkommen den Beweis finden, welchen gewichtigen Einfluß die Launen der Hofdamen in einer Monarchie haben. Mehrere Ränke und Umtriebe für und gegen Meaupou sind darin deutlich erklärt. Man wird ferner finden, daß die wichtigsten Geschäfte oft mitten unter den

Vergnügungen abgemacht wurden; daß die Schminkpflästerchen der hübschen Frauen ganz genau das Vorrücken oder Zurückgehen und die Stellungen der Armeen bezeichneten; daß die meisten Finanzedikte bey den Maitressen der Machthaber erlassen wurden, und endlich, daß diese niedlichen Geschöpfe mit der liebenswürdigsten Gleichgültigkeit die geheimen Verhaftsbriefe kritzelten.

Jedoch rückte die Staatsumwälzung mit Riesenschritten heran. Ich hatte für meinen Gebrauch mir eine eigene Philosophie geschmiedet. Damals war ich dreyßig Jahr alt, und ich empfand vielleicht eben so lebhaft, als viele Andere, den Werth der Freyheit, die sie uns hoffen ließ. Unter den Männern der Vorstadt hatte ich einigen Ruf, und ich sah den Zeitpunkt meines Sieges voraus, an dem ich würde Theil nehmen können; aber ein edler Stolz war Ursache, daß ich auf dem Posten blieb, den ich gegen meine Neigung angenommen hatte.

So lange unter meines Gleichen das Portier's Bandelier eine Art von Auszeichnung war, hatt' ich es als ein Symbol der Sklaverey betrachtet. Ich sah den Augenblick herannahen, wo es als Vorwand der Verfolgung dienen würde, und nun erst trug ich es mit Ehren. Die Herren, denen ich diente, erlitten alle Unglücksfälle der damaligen Zeit. Alle ihre Diener hatten sich hinweggegeben. Mit banger Unruhe sahen sie der Wahrscheinlichkeit entgegen, wo sie ihr letzter Diener verlassen und ihren Feinden Preis geben würde. Ich blieb.

Meine Vorliebe zur Unabhängigkeit, und meine Freyheitsgrundsätze, die ich nie verhehlt, waren ziemlich allgemein bekannt; deßwegen rettete mich dieser Ruf vor vielen Gefahren auf einem Posten, auf dem ich um so hartnäckiger blieb, so wie die Gefahr wuchs.

In einem Volksaufstande war das Daseyn und das Vermögen dieses edeln Hauses sehr in Gefahr. Ich verschaffte dem Grafen von L... eine Zufluchtsstätte am Ufer des Luzerner See's, an welchem mein Vater geboren war, und durch ein Fidei-Commis kamen, mit Ausnahme des Palastes, alle seine Güter an mich. Dieß waren die Rettungsmittel, zu welchen ich meine Zuflucht nehmen mußte, und die für mich schwierig und gefahrvoll waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Turnier in Darmstadt.

(Beschluß.)

Die Fremden, welche von den Turnierfestlichkeiten nach Darmstadt gelockt worden waren, hatten Alle, bis auf die schwer Verwundeten und ihre Pfleger, den Weg zur Heimath wieder eingeschlagen. Die alten Reime:

Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebzehn Franken,

welche die Zeit über an den meisten Orten, wo vom Darmstädter Turnier geschrieben wurde, eine Stelle fanden, summten den Reisenden mehr oder minder als Trauer- und Todtengeläute in's Ohr, und verscheuchten die Heiterkeit, welche sonst ihr gewöhnlicher Begleiter ist.

Unterdessen war der Frühling, es war die Zeit wiedergekommen, da der Weinstock zu blühen, da die Sauerkirsche zu rothen begann. Ritter Georg hielt sich nicht immer zu Wickenbach auf, aber heute kam er herübergeritten, um Freund und Tochter zu besuchen. Diese mit Fräulein Emma saßen auf der Warte, und es dünkte ihnen Allen, als müsse Wilhelm von Franz aufgefunden worden seyn, als könne das strenge Wort des Ritters Georg nicht in Erfüllung gehen. Sie sprachen davon, ob wol Wilhelm die Zeit über gesund gewesen, und freuten sich des Wiedersehens im Voraus.

„Hole doch dein Liederbüchlein, sagte Ritter Georg zu Jutta; es stehen zwey kleine Dinger darin, etwas gar zart und weich, aber sie gefielen mir immer, und ich dächte, gerade jezt müßten sie gut singen seyn. Du und Emma theilt euch in Frage und Antwort, in Bräutigam und Braut."

Die Beyden wollten eine kleine Einwendung vorbringen. Aber Ritter Georg sagte freundlich: „Es ist damit ja keineswegs gegeben, daß ihr die beyden Jungen heirathen sollt; und wenn ihr euch noch länger ziert, dann muß ich fast glauben, ihr hättet's vor."

Die Mädchen wurden hochroth, und Beyde eilten fort, um Liederbüchlein und Laute zu holen. Sie kamen bald darauf wieder und sangen das Folgende:

Wiedersehen.

Bist du gesund gewesen?
Hat dir das Glück gelacht?
O vielgeliebtes Wesen,
Und hast du mein gedacht?

*

Bin nicht gesund gewesen,
Mir hat kein Glück gelacht;
O vielgeliebtes Wesen,
Doch hab' ich dein gedacht.

Ein Ähnliches.

Mein Herz schlägt an dem deinen, —
Wie schlägt dein Herz so laut!
„Und du beginnst zu weinen,
O vielgeliebte Braut!"

O laß es leiser schlagen,
Weil sonst dein Herze beicht.
„Dein Augenstern soll tagen,
Geliebte, weine nicht!"

*

O laß mich immer weinen,
Nur so der Sturm sich legt.
„Mein Herz schlägt an dem deinen,
Wenn's auch zum Letzten schlägt."

Digitized by Google

Als die Töne verhallten, und Jutta sich hinunterbeugte, um eine Mauerviole abzupflücken, vielleicht auch, eine Thräne zu verbergen, da scholl plötzlich aus dem Gebirge herüber Rosstritt und der fröhliche Klang eines Hifthorns. Ritter Georg fuhr auf, wie der Jagdhund, wenn das Wild zusammensank. Freyherr Bickenbach sah ihn fragend an.

„Das ist mein Knappe, rief Georg, das Stückchen hab' ich ihn gelehrt. Halloh, halloh, Burgwart, sing' ihnen ein lustiges dagegen!"

Der Burgwart, welcher mittlerweile auf dem Söller erschienen war, legte eine ungeheure Trompete durch die Thurmlücke, und blies aus Leibeskräften.

„Dort ist Wilhelm! Dort Franz! Sie winken! Sie grüßen! Sie spornen die Pferde! Herunter! Herunter!" so riefen Ritter Georg und der alte Freyherr durcheinander, während Jutta und Emma sich zitternd in die Arme gesunken waren.

Im Hofe angelangt, dauerte es wenige Augenblicke, und die beyden jungen Herren trabten über die Zugbrücke und durch die offene Pforte.

Welche Feder möchte das Entzücken des Wiedersehens beschreiben! Wo die Lippe selbst die Sprache verliert, wo sie nur noch stammelt, da verstummt auch am würdigsten die Rede, welche von stammelnder Lippe, von nassen Augen, von stillen, heiligen Gebeten erzählen soll.

Ritter Georg, der sich vorgenommen hatte, Wildelm sein Beteagen in Darmstadt beym Turnier vorzurücken, und erst den Bußfertigen und Reuemüthigen mit rechtem Pathos zu umarmen, Ritter Georg vergaß diese Vorsätze ganz und gar.

Weil der alte Freyherr nicht wußte, was er sagen oder beginnen sollte, schritt Ritter Georg die Haustreppe hinan, und bestellte Wein auf den Söller und Wilddrät. Die Uebrigen folgten ihm, und so befand sich in Kurzem der schöne kleine Kreis wieder beysammen, der so unheilvoll auseinander gesprengt war.

„Erzähle, Wildelm, erzähle, rief sein Pflegevater von Hirschhorn, wo du die Zeit über gesteckt, und warum du dich nicht durchgedanen hast, ohne den Franz. Hättest deinem Lehrmeister größere Ehre machen sollen."

„Auf dem Turnier, begann Wildelm, hatte ich mit Ortlied von Frankenstein die Rüstung gewechselt, weil ich Franz mein Wort gegeben, daß ich ihn treffen wollte, und euch mein Wort —"

„Schon gut, sagte Ritter Georg. Wir wissen, was kommen soll, und hätte ich hier die trefflichste Gelegenheit, einem jungen Mann und Ritter seine Pflichten auszulegen. Aber nur fort und drüber weg!"

„Ein Adelher aus Franken, hob Wilhelm wieder an, dessen Namen aber ich nicht nennen darf, hatte vor langen Jahren eine Fehde mit dem Ritter von Frankenstein. Nicht zum Günstigsten schien sie für jenen beendigt, und wenn ihm auch die Mittel fehlten, auf's Neue dieselbe zu beginnen, so fehlte ihm doch keineswegs der Wille, bey nächster Gelegenheit dem Frankensteiner es einzutränken. Die Gelegenheit wollte sich Jahre hindurch nicht zeigen. Endlich, auf dem Turnier, stand ein Ortlied von Frankenstein, der Sohn seines Feindes, auf der Liste der Turnierenden. Der unglückselige Kampf brach aus. Ich trug des Frankensteins Wappen und Farben. Von einem tüchtigen Schwertstreiche getroffen, sank ich nieder und schnell waren Hände bereit, mich empor und auf mein Pferd zu heben, aber auch eben so schnell schwang sich ein Ritter hinter mich in den Sattel, wand die Schärpe um meinen und seinen Leib und im Fluge sprengten wir von dannen. Kurze Zwischenräume ausgenommen, wurde Tag und Nacht unsere Reise fortgesezt. Mein Begleiter, zu dem sich bald noch zwey andere gesellt hatten, ließ alle Fragen unbeantwortet. Nur selten öffnete er das Visier, um Trank oder Speise zu sich zu nehmen, und wenn er es öffnete, starrten mich so krasse Augen, ein so furchtbar zerrüttetes Antlitz an, daß Vertrauen und Frage so schnell entschwanden, als die Noth des Augenblicks sie erzeugt hatte. Nach etlichen Tagen kamen wir auf die Burg des Ritters, meines Begleiters. Er war es nämlich selbst gewesen, der den schlechten Streich ausgeübt hatte. Dort erfuhr ich erst die Ursache meiner Gefangenschaft. Vergebens waren meine Betheuerungen, daß nicht ich der Frankenstein sey, daß Alles auf Täuschung beruhe. Mir ward eine enge Zelle als Gefängniß angewiesen; jede Verbindung mit der Welt ward mir abgeschnitten, und, bis sich auf eine andere Weise gezeigt hätte, daß Bickenbach und nicht Frankenstein mir als Name gebühre, bis dahin wäre gewiß noch eine lange Zeit verlaufen, wenn nicht Franz — aber Franz, erzähle du weitee."

Der Junker von Hirschhorn, welcher weit mehr beschäftigt gewesen, Emma'n anzuschauen als dem Faden der Erzählung zu folgen, blickte fragend um sich, als sein Name, der eben genannt worden, ihn aus dem Nachtwandeln freudiger Hoffnung erweckte.

„Wie du den Wilhelm befreyt hast, wollen wir wissen, sagte Ritter Georg, mit dem Schwerte oder der Lanze?"

„Mit keinem von beyden, versetzte Franz. Ich war lange umhergezogen, ohne auch nur die mindeste Spur von Wildelm aufzufinden, als ich bey jenem Adeligen einsprach, den ich bey meiner Verwandtin in Franken kennen gelernt hatte. Er erzählte mir von einem Frankenstein, der sich für einen Bickenbach ausgebe und den er wegen arger Unbill, die er von dessen Vater erlitten, in Haft halte. Ich wünsche den Gefangenen zu sehen und sehe ihn, ich gebe mein Ritterwort, daß es wirklich Bickenbach sey, wir versprechen Beyde, des Ritters Namen zu verschweigen, und

Digitized by Google

— das iſt die ganze Geſchichte. Schwert und Lanze ſind mir die Zeit über nicht naß geworden, außer vom Regen.“

Vielleicht hatte Wilhelm nur deßwegen Franzen aufgefordert, die Geſchichte ſeiner Befreyung weiter zu erzählen, um Jutta während dieſer Zeit einige freundliche Worte zuzuflüſtern, um ihr jene Schleife zeigen zu können, die ſie vor dem Turniere ihm verehrt, die er während des Turniers und ſeiner Gefangenſchaft auf dem Herzen verwahrt hatte. Ritter Georg gab ihm hierzu noch eine weitere kurze Gelegenheit, indem er ſagte: „Ein rechter Bubenſtreich von dem Franken, und that derſelbe wohl dran, nach wie vor den Geheimnißvollen zu ſpielen. Auch vom Frankenſtein iſt's ſchlecht. Sitzt der Junge dort auf ſeiner Burg und heilt ſich die Wunden aus und läßt Einen nichts von ſeiner Verkleidung merken, damit Alles fein ſtill bleibe und die Turnierſchranken ihm das Nachſtemal nicht verſchloſſen werden.“ Das Letztere ſprach Ritter Georg mehr für ſich, und ein ungeheurer Schluck aus dem Becher ſchloß recht ſalbungsreich ſeine Rede.

Auf Michaelis war — Hochzeit, und — eine Doppel-Hochzeit. Franz und Emma, Wilhelm und Jutta traten an dieſem Tage vor den Altar der Kirche in Bickenbach. Eine große Menge Hochzeitgäſte, worunter auch der namenloſe Ritter, hatte ſich eingefunden, und Ritter Georg und der alte Freyherr zählten dieſen Tag zu den glücklichſten ihres Lebens.

Noch ſpiegelt ſich die Hirſchhorner Burg — wenn auch als Ruine — in den Fluten des Neckars. Noch hebt Schloß Bickenbach aus dem waldigen Grunde ſein altersgleichtes Haupt empor. Und Beyde ſcheinen dem Wanderer erzählen zu wollen von dem Glücke ihrer einſtigen Bewohner, von dem Glücke Franzens und Emma's, Wilhelms und Jutta's.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Januar.

(Fortſetzung.)

Das Odeon-Theater hat ſich unter Bernards Leitung ſehr empor gehoben und wird ziemlich ſtetig beſucht; auch arbeitet die Truppe recht fleißig. Kaum war Winters unterbrochenes Opferfeſt im Gange, als der Freyſchütz unter dem aus Walter Scotts Romane bekannten Namen Robinwood, oder Robin de bois debutirte. Der Inhalt iſt nun halb engliſch, halb deutſch; mit dem Texte iſt man überhaupt ziemlich frey verfahren, und mit der Muſik nicht weniger; ſogar ein Stück aus der Euryanthe iſt eingeſchaltet; auf die hier anweſenden Deutſchen hat der franzöſirte Freyſchütz zwey verſchiedene Eindrücke gemacht. Diejenigen, die in Paris ihre lieben deutſchen Sitten und Geſinnungen wiederfinden wollen, haben gewaltiges Aergerniß an dem Robin de bois genommen und meinen, es ſey nur eine Parodie des Freyſchützen. Diejenigen hingegen, die ſchon mit der franzöſiſchen Denkungsart und Nationalität vertrauter, und daher auch nachſichtiger und toleranter geworden ſind, halten dafür, daß der Robin de bois ungefähr Alles leiſtet, was man in Paris von einem aus dem Deutſchen übertragenen Freyſchützen hätte erwarten können, und da es immer eine ſchwere Aufgabe iſt, den Teufel auf eine Pariſer Bühne zu bringen, ſo muß man es dem Caſtelblaze und ſeinem Gehülfen ſchon nachſehen, daß ſie den Freyſchützen beym Umkleiden ein wenig traveſtirt haben. Weil der Hr. Caſtelblaze ſich beſtändig mit dem Uebertragen und Arrangiren fremder Stücke auf Pariſer Bühnen abgibt, ſo hat ein loſer Journaliſt das Zeitwort caſtelblaziren dafür erfunden, und geſagt, man habe den Freyſchützen caſtelblazirt. Uebrigens hat man auf den Inhalt in Paris wenig geſehen, es war nur um die Muſik zu thun; dieſe hat man nun zwar nicht mit dem feurigen Enthuſiasmus wie in Deutſchland aufgenommen, ſie aber doch als eine ſehr merkwürdige und ausgezeichnete Kompoſition bewundert, und bereits iſt das Stück zehn- bis zwölfmal gegeben worden. Eben ſo vielen Beyfall findet auf derſelben Bühne das Luſtſpiel das Findelkind. Vielleicht erinnern ſich noch einige Leſer aus dem Morgenblatte von 1824 eines Berichts über eine Flugſchrift des berüchtigten Heirathsſtifters Villiaume in Paris. Dieſer Villiaume, um zu zeigen, wie weit ſeine Matrimonialmacht gehe, hatte nämlich eine Geſchichte erzählt von einem unehelichen Kinde, das er durch Verheirathung der Mutter mit einem in Geldesnoth ſteckenden Marquis zu einem hochadelichen umgeſchaffen hatte. Am Ende des Berichts äußerte ich die Vermuthung, das Ganze ſey ein von Villiaume erſonnenes Märchen, um ſeinem Heirathsbureau mehr Zuſprache zu verſchaffen. Allein ich habe ſeitdem vernommen, daß die Geſchichte wirklich vorgefallen iſt. Ein reicher Fabrikant in Paris hatte nämlich zweyen unehelichen Kindern von ihm und ihrer Mutter ein großes Vermögen hinterlaſſen, aber ohne ſie als ſeine Kinder anzuerkennen. Um dieſen reich gewordenen Kindern nun einen Vater zu verſchaffen, wandte man ſich an Villiaume, und dieſer kündigte durch's Intelligenzblatt an, wer eine hübſche Frau mit zwey wunderſchönen Kindern heirathen wolle, dem ſolle ein hübſches Einkommen nebſt einem niedlichen kleinen Landhauſe zugeſichert werden. Es fand ſich ein Liebhaber zu der — Leibrente und dem Landhauſe ein, nämlich ein alter Marquis, der nicht wußte wohin. Er heirathete die Frau, erkannte vor Gericht die Kinder als die ſeinigen an, obſchon er an ihrem Daſeyn völlig unſchuldig war, und ſeitdem wohnt er in ſeinem kleinen Landhauſe von dem ihm zugeſicherten Gelde. Die Villiaumiſche Anekdote haben zwey Dichter in ein ſehr comiſches Luſtſpiel umgeſchaffen, das zwar nicht moraliſcher iſt, als Villiaumes Handlung, und als Figaro und andere dergleichen Stücke, aber ſehr kurzweilig anzuſehen und anzuhören iſt. Der Held des Stückes, das Findelkind, iſt ein junger liebenswürdiger Mann, welcher leider nicht weiß, weß Kind er iſt, der Tochter eines reichen Bürgers gefällt, und dieſelbe zur Heirath bekommen würde, wenn er nur eine gute Geburt ausweiſen könnte. Um ſich dieſe nun zu verſchaffen, wird von guten Freunden ein Arzt und eine alte Jungfer in Bewegung geſetzt; dieſe müſſen ihm für ihr Kind anerkennen, und darauf hat die Heirath ſtatt. Das Komiſche liegt hier nicht in der Hauptſache, die vielmehr eine gar nicht komiſche Verlegenheit iſt, ſondern in den Nebenumſtänden, die zu der Prellerey beytragen oder dieſelbe hindern. Es heißt, die Verfaſſer hätten anfänglich ſtatt des Bürgers einen auf ſeinen Adel ſtolzen Mann in ihrem Stücke gehabt, dieß aber ändern müſſen, woraus denn folgen würde, daß man wol die lächerlichen Seiten der Bürgerſchaft, nicht aber diejenige des Adelichen darſtellen darf; in einem Lande, wie Frankreich, wo kein Vorrecht der Geburt mehr von dem Geſetze anerkannt wird, ſondern alle Stände gleiche Rechte beſitzen, wäre dieß eine ſonderbare Anmaßung derjenigen, die über die Theaterpolizey verfügen, und eine offenbare Beleidigung des Bürgerſtandes, der jedoch viel zu zahlreich, wohlhabend und angeſehen iſt, als daß ihm eine ſolche Verfügung Abbruch thun könnte. Wenn Fürſt und Staat Geld nöthig haben, ſo wiſſen ſie wohl, daß ſie es bey der Bürgerſchaft finden, und faſt nur bey dieſer. Die Bürgerſchaft weiß dieß auch recht wohl, und daher kennt ſie ihren Werth.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Februar 1825.

Doch, nicht von jenen Gaben will ich sprechen,
Die nur zu schnell der Zeiten Stürme brechen,
Nicht von des Körpers wellenrundem Bau,
Nicht, wie dein Aug' aus schwarzen Wimpern blicket,
Nein! nur von dem, was Geister selbst entzücket
Hoch über dem gewölbten Blau;
Was nimmer weichet mit dem Lenz der Jahre,
Und in sich schließt das Gute und das Wahre.

F. F.

Hochzeitsgebräuche zu Rösnitz in Oberschlesien*).

Sonnabend und Sonntag Abends besucht der junge heirathfähige Bursche das Kammerfenster seiner Geliebten, Wind und Wetter nicht achtend. Zucht und Ehre muß er bewahren, will er nicht des Abschiedes gewärtig seyn. — Die Prüfungzeit ist voriber: er thut mit keiner Andern schön. Die Einwilligung der Eltern ist gewiß, sonst wäre kein Kammerfensterbesuch gestattet worden. Der Ehestandslustige stattet dem Vater seiner Erwählten einen Besuch ab, und wird freundlich aufgenommen. Die Geliebte hat sich entfernt. Der Versprechnißtag wird anberaumt. Gegen die Dunkelstunde versammeln sich die nächsten Vettern, wie auch die Paten des Bräutigams in dessen Behausung; die der Braut in der Wohnung ihrer Eltern. Jeder Theil hat seinen Vorredner, Freymann. In feyerlicher Stille ziehet die Gesandtschaft zu der Braut Wohnung. Voran der Bräuteig, geführet von seinen nächsten Verwandten, hinter ihm der Freymann, dann die übrigen Vettern und die Pathen. Sie Alle sind in lange Röcke gekleidet; Jeder führet einen Stab in seiner Rechten. So gelanget der Zug an das Haus der Braut. Die darin versammelten Vettern u. s. w. sitzen an einem Tisch und harren der Kommenden. Die Braut ist abwesend, das Haus verschlossen. Der Freymann des Bräuteigs klopft an, einmal, zweymal: man will nicht hören, man antwortet nicht. Stärker wird das Klopfen. „Wer klopft denn da draußen?" rufen die Vettern. „Ich muß schon schauen, wer da klopft," murmelt die Mutter der Braut, tritt in das Vorhaus und fragt: „Wer klopft denn da?" — „Arme Leute, die sich verirret haben, und eine christliche Nachtherberge suchen," ist die Antwort. „Ja, wer weiß, was ihr für Gäste seyd," erwidert die Hausfrau. „Wir sind ehrliche Leute," wird geantwortet. „Nun, wenn dem so ist, so laßt sie schon herein," erklären die Vettern. Die Gesandtschaft tritt ein, und nimmt ihren Stand demüthig an der Stubenthür. Stille herrscht. Des Bräuteigs Vorredner beginnt, nachdem er den ihm dargereichten Bierkrug weiter gegeben, folgende Anrede:

„Verzeihet mir so viel, Vetter N. N., ihr ehrliebende Herren Schwäger und Freunde! Wir haben etliche Worte

*) Diese Nachrichten verdanke ich der Güte des Hrn. Pastor Jakob zu Rösnitz, und es möge dieser Aufsatz zugleich als Probe eines Werkes dienen, an welchem ich bereits seit einer Reihe von Jahren sammle: Volksfeste, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Aberglauben in Deutschland, worüber ich nächstens eine ausführliche Uebersicht bekannt machen werde. Meine Sammlung besteht schon aus mehr als 700 Artikeln, aber ich bin gewiß, daß eine überaus große, vielleicht eine gleiche Anzahl von Nachrichten mir noch fehlt. Dringend ergeht meine Bitte an alle Freunde der deutschen Vorzeit, meine Sammlungen zu vermehren, und besonders auf einzelne städtische oder landschaftliche Gebräuche und Feste, sie mögen noch vorhanden oder verschwunden seyn, ihre Aufmerksamkeit zu richten.

Büsching.

gegen denſelben zu gedenken: Wir wollen bitten, Sie möchten uns vergönnen, dieſelben vorzubringen. Wir thun uns zum allerſchönſten bedanken, erſtlich für die Ehre und Liebe, die uns iſt erwieſen worden, daß uns Thür und Thor eröffnet und ein ſcheeer Eintritt iſt vergönnet worden. Zum Andern für den Liebes- und Ehrentrunk, der uns iſt gereichet; zum Dritten haben wir ein Werk vor uns, das wollen wir im Namen der allerheiligſten Dreyeinigkeit anfahen. Der liebe Gott helfe, daß es möge glücklich angefangen und vollfüheet werden. Hilf uns, Herr, in allen Dingen, daß wie unſer Amt und Werk wohl anfangen und vollbringen. Gib uns Weisheit, Kraft und Stärk'! Ohne deine Hülf' und Gunſt iſt all unſer Werk umſunſt. Hilf uns, Heer, in allen Dingen, und laß Alles wohl gelingen! Wir erinnern uns bey unſerm heutigen chriſtlichen Vorhaben nicht unbillig derjenigen Worte, welcher der Apoſtel Paulus in der Epiſtel an die Koloſſer am 3ten gedenket, wenn er ſpricht: Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles in dem Namen des Herrn Jeſu! — Wünſchen derohalben, daß auch unſer heutiges Vorhaben ſolchee Geſtalt in dem Namen Jeſu möchte wohl angefahen, gemittelt und volldracht werden, auf daß ein ſolches zuförderſt zu Gottes Ehren, der neu angehenden Freundſchaft zu einer Freude und Wohlgefallen, und dem neu angehenden Eheparre zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil gereichen möge! Hierinnen gibt der eifrige und im ganzen Hauſe Gottes treu erfundene Moſes ſich zu einem Vorgängee und Lehrmeiſter an, und leget dieſen nachdrücklichen Seufzer uns in den Mund: Der Here, unſer Gott, ſey uns freundlich, und fördere das Werk unſerer Hände, ja, das Werk unſerer Hände wolle er fördern, hier zeitlich und dort ewiglich. — Wenn ich die Bibel aufſchlage, ſo finde ich bald im erſten und zwoten Kapitel des erſten Buches Moſes dieſe Worte: daß, nachdem Gott Himmel und Erde, Meer und Alles, was darinnen iſt, geſchaffen, er zulezt den Menſchen aus Erden, und zu ſeiner Gehülfin ihm ein Weib geſchaffen. Aus allen dieſen Ordnungen Gottes leuchtet Gottes Allmacht, Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit, alſo auch aus dem heiligen Eheſtande, als aus der erſten und älteſten Ordnung Gottes. Denn iſt es nicht ein groß Wunderwerk und Allmacht Gottes, daß Gott der Allmächtige dem Adam ſeine Gehülfin aus ſeinem Leibe erbauet? Iſt's nicht eine adſonderliche Liebe Gottes, daß ein eigener, ſonderbarer Rathſchlag über den erſten Eheſtand von Gott ſelbſt gehalten, da Gott geſprochen: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ich will idm eine Gehülfin machen, die um ihn ſey? Alſo auch, daß Gott die natürliche Liebesflamme in die Herzen der Eltern und Kinder geyflanzet. Iſt's nicht eine große Weisheit, daß Gott, wunderliche Weiſe, durch ſeine Vorſehung frommen Eheleuten zuſammenhilft, da man wol nicht auf gedacht, wie es die Exempel der heiligen Schrift, alten und neuen Teſtaments, bezeugen? Alſo geſchieht's noch wunderlicher Weiſe. Sehen wir in dem Haus- und Sittenlehrer Sirach von dem Lobe der tugendſamen Weiber, da es am 26ſten heißt: Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, deß lebet er noch eins ſo lange. Ein tugendſam Weib iſt eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen iſt, in dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde iſt, alſo iſt ein tugendſam Weib eine Zierde in ihrem Hauſe. — Doch will ich mich noch mit wenigen Worten erinnern von dem Patriarchen und Stammvater Abradam. Da er nun alt und wohl betaget war, und der Herr hatte ihn reichlich geſegnet, ſorderte er ſeinen älteſten Knecht vor ſich, nämlich den Eliäſar, und ſprach zu ihm: Lege deine Hand unter meine Hüfte und ſchwöee mir bey dem Gott des Himmels und der Erden, daß du meinem Sohne Iſaak kein Weib nehmeſt aus den Töchtern des Landes, darein ich wohne, ſondern daß du hinzeuchſt in ein fremd Land, nämlich in Meſopotamia und zu meiner Freundſchaft, und nehmeſt dir allda meinem Sohne Iſaak ein Weib. Dee Knecht ſprach: Wenn mir aber das Weid nicht folgen wollt, ſoll ich dir deinen Sohn wieder bringen in das Land, daraus ich gezogen bin? Er ſprach aber: Der Gott des Himmels und der Erden, vor dem ich wandle, der wird Glück geben zu deiner Reiſe. Geben ſie dieſelbe nicht, ſo biſt du deines Eides quitt. — Deßgleichen von dem jungen Tobias. Der reiſete gar bis nach Meden. Ja, Sara hatte ſieben Freyer nach einander, ſie ſturden aber alle, denn es war ihr keiner von Gott beſcheeret. Da aber Tobias kam, da ging Alles ſo glücklich an und wohl von ſtatten, als wenn es vier Räder hätte. — Weil denn nun gleichfalls der ehrbare Junggeſelle, mit ſeinem chriſtlichen Taufnamen N. genannt, des wohlehrbaren Herrn Vater N. N. eheleiblicher Sohn, auch Sinnes und Willens, ſeinen freyledigen Stand zu oerändern, und nach göttlicher Ordnung in den heiligen Eheſtand ſich zu begeben, und er ihm unter andern Jungfern die viel ehr- und tugendſame Jungfer, mit idrem chriſtlichen Taufnamen genannt N., des wohlehrbaren Herrn Vater N. N. eheleibliche Tochter erſehen. Ee läßt ſich nun verlauten, ee habe ihr eine geraume Zeit gefreyet, ſie geliebet und ihr gedienet, ſie geehet und ihr aufgewartet, wie es einem ehrliebenden Junggeſellen zuſtändig iſt; nach dieſem hat er auch ſchon bey dem Herrn Vater und der Frau Mutter eine Anfrage getdan, ſie erſuchet und gebeten, wenn ihm die vorgedachte viel ehr- und tugendſame Jungfer zur Ehe gegeben werden. Er gedächte ſich ehrlich und aufrichtig mit ihr zu näheen, woeauf denn zu ihm geſprochen: er könne dieſe Sache in Gottes Namen weitee ſuchen durch eine chriſtliche Ehebereduß werkſtellig zu machen, welches iſt aufgeſchoben worden bis auf den heutigen Abend. So ſtellt er ſich nun ein mit ſeinen lieben Vettern, Schwägern

und guten Freunden, und läßt nochmalen durch mich, als einen bestellten Munddoten, bitten, wenn er die Freude und Ehre möchte haben, daß ihm dir viel ehr- und tugendsame Jungfer möchte vor Augen erscheinen, ihm einen Handschlag thun, und ein gewisses Jawort von sich zu geben, zum Zeichen einer bündigen Ehe. Er gedenket sich durch Gottes Gnade ehrlich und aufrichtig zu nähren, er will sie lieben, ehren, schützen und Hand über sie halten in allen billigen Sachen, daß nicht allein Gott, sondern auch die ehrliebenden Freunde ein herzliches Wohlgefallen haben werden." —

Der Redner schweigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Georg Grünmann.

(Fortsetzung.)

Als der Graf von L... ausgewandert war, hatte er meiner Mutter seine dreyzehnjährige einzige Tochter anvertraut, weil er sie nicht den Ungemächlichkeiten und Gefahren einer Reise aussetzen wollte, deren Ende er nicht vorhersehen konnte.

Mademoiselle Amelie, die seither ....., aber damals war sie eben so liebenswürdig als sanft und bescheiden, wurde von meiner Mutter mit einer solchen Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen, wie sie es kaum von ihrer eigenen Familie, als sie im größten Wohlstand und Reichthum war, hätte hoffen können.

Bevor ich weiter fortfahre, muß ich einige Zeilen meinem Freunde Bertrand weihen, von dem ich schon früher gesprochen. Bey der großen Staatsumwälzung hatte der Stiftungspflegling von Saintr-Barbe seinen Weg gemacht, ohne dabey durch die übertriebenen Freyheitsgrundsätze die Güte seines Herzens einzubüßen. Damals, im Jahr 1793, war er eben Präsident einer Sektion und Municipalbeamter. Die Ehrenstellen hatten seine Sitten und Gesinnungen nicht verdorben. Er war nicht nur mein Freund geblieben, wir hatten sogar ein wahres ritterliches Schutz- und Trutzbündniß zur Rettung der Schönen geschlossen, über deren Haupt das Revolutionsbeil schwankte. Bey diesem abenteuerlichen Unternehmen war ich die Seele, er der Leib.

Später befand sich das Fräulein Amelie, als sie sechszehn Jahre zählte, in einer sehr schwierigen Lage. Meine Mutter hatte sie so verborgen gehalten, als möglich, aber ein Mann vom Berge, Sohn eines Wirthes von Tours, und Mitglied der Konvention, welcher im Hotel wohnte, hatte sie bemerkt, und bewies ihr Aufmerksamkeiten, die dem Edelfräulein, wie es mir schien, nicht gleichgültig waren. Ich setzte sogleich ihren Vater davon in Kenntniß, mit welchem ich durch Bertrand's Vermittlung stets in Briefwechsel stand.

Zum ersten Male ließ sich der Graf herab, mir und meiner Mutter mit eigener Hand zu schreiben, aber um uns mit den größten Vorwürfen zu überhäufen. „Wir hatt ihr erlauben können, stand in seinem Briefe, daß ein so nichtswerther, gemeiner Mensch, ein Schensal ohne Geburt und Vermögen seine Augen auf meine Tochter werfen durfte?" — hernach befahl er mir, Maßregeln zu treffen, um sie ihm auf der Stelle zuzuführen, zu welchem Ende er mich bevollmächtigte, seinen Meyerhof zu Mont-rouge zu verkaufen, um mit dem Ertrag davon die Reisekosten bestreiten zu können.

Ich muß gestehen, daß ich die Geduld verlor, als ich diesen Brief las, und daß ich mit einem Gefühl von Verachtung einen so hochmüthigen und undankbaren Ton erwiederte. Ich sagte am Schlusse des Briefes dem Herrn Grafen von L..., daß ich mich bisher, so wie meine Mutter, vielen Gefahren ausgesetzt habe, um seiner Familie nützlich seyn zu können; es sey nun gut; wir seyen bereit, das Fräulein Amelie der Person zu überantworten, der er hierzu Auftrag geben würde; allein er solle eilen, wenn er sie den Bewerbungen eines unbedeutenden Menschen entziehen wolle, der allvermögend sey; jedenfalls aber solle er für die Reisekosten sorgen, weil seine Güter, des Fideicommis ungeachtet, noch mit dem Sequester belegt seyen, und ich von denselben sogar den Pachtzins nicht hätte beziehen können, vom Verkaufen sey also noch gar keine Möglichkeit vorhanden.

Der Herr Graf von L... antwortete sogleich in einem andern Tone, und drückte mir die wärmste Erkenntlichkeit aus, so daß ich darüber meinen Unwillen vergaß, und nur bedacht war, wie ich mein Werk vollenden konnte. Freylich mochte er seinen Undank gegen mich eingesehen und bereuet haben, und auch wegen seiner Tochter aus väterlicher Liebe in banger Furcht stehen, weil ich ihm die Lage, in der sie sich befand, schonungslos, aber wahr und treu geschildert hatte.

Der verliebte Terrorist hatte von meinem Vorhaben zwar keine Ahnung, aber doch schien ein dunkeles Gefühl über dessen möglichen Erfolg ihn zu leiten, als er sich um einen Verhaftsbefehl für das Fräulein Amelie, unter dem Vorwand, sie sey eines Emigranten Tochter, bewarb. Während einigen Monaten konnte ich, mit Bertrands Hülfe, diesen höllischen Entwurf, nebst allen vorherigen Ränken hintertreiben, von welchen ich das Fräulein in Kenntniß setzte, was ihre anfängliche Neigung für einen solchen Liebhaber in den größten Abscheu verwandelte. Einige Zeit hernach erfuhr ich aber von Bertrand, daß der Bergmann nichts destoweniger zu seinem Zwecke gelangen würde. Da nahm

Digitized by Google

ich zum Erstenmale zu einem verwegenen Mittel meine Zuflucht. Bertrand, der öffentliche Beamte, stellte einen Heirathsvertrag zwischen Georg Grünmann, herkömmlich ein Schweizer, und der Bürgerin Amelie L . . . . aus, so wie zugleich auch einen Reisepaß, mit welchem sie noch am gleichen Tage in der Gesellschaft meiner Mutter nach Koblenz reiste.

Sonderbar, und auch nicht sonderbar, der Graf von L . . . . äußerte weniger Freude seine Tochter gerettet zu sehen, als Unwillen über die Schande, daß sie während drey Tagen meinen Namen getragen hatte, und während dem vier-und-zwanzigstündigen Aufenthalte meiner Mutter in des Grafen ärmlicher Wohnung durfte sie nicht ein einziges Mal mit ihm an einem Tische essen.

Ich übergehe die bittern Bemerkungen, welche mir das beleidigende wegwerfende Betragen des Grafen einflößte, und dies meinem guten Genius habe ich es zu verdanken, daß ich mich nicht an ihm auf eine sehr empfindliche Weise rächte, wozu ich die besten Mittel in Händen hatte.

Ein Jahr hernach traf man Anstalten, um den Hof des Herrn von L . . ., von welchem ich Hausmeister war, zu verkaufen. Ich legte bey dem betreffenden Departemente eine Bittschrift ein, und bewirkte, daß er für eine öffentliche Verwaltung gekauft wurde. Als sie davon Besitz genommen hatte, bezeigte ich dem Vorsteher derselben, Herrn Durement, meinen Wunsch, so wie meine Beweggründe, mein Glück anderwärts zu suchen.

Herr Durement war ein Mann von Verstand und Geist; ihm war meine Aufführung bekannt; er wußte meinen Charakter zu schätzen, und bezeugte mir so unbegrenztes Zutrauen, daß ich Mühe hatte, ihm zu widerstehen; als aber vollends seine liebenswürdige Frau, ein schöner, holder Engel, mich bat, zu bleiben, so blieb ich wie gebannt durch ihre Güte und Liebenswürdigkeit.

Die Staatsumwälzung war von Greuel zu Greuel vorwärts gerückt, und hatte die höchste Stufe der Schreckenszeit erreicht. Die unbescholtene Redlichkeit und die eifrige Vaterlandsliebe des Bürgers Durement vermochten nicht, ihn lange gegen den Verdacht des Sicherheits-Ausschusses zu schützen. In der gleichen Nacht, wo ich Alles für seine Flucht bereitet hatte, wurde er verhaftet. Ich hatte die Geistesgegenwart, ihn schlau genug in eines der Nebengefängnisse von Paris führen zu lassen, dessen Kerkermeister mir bekannt war. Acht Tage hernach befand er sich mit seinem Wächter in der Schweiz. Nichts ist romanhafter und anziehender, als die Geschichte seiner Flucht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Januar.

(Fortsetzung.)

In einem neuen Theaterstücke: Victor ou le soldat Dépositaire, hatte der Verfasser, Theaulon, der bekannte Poète de circonstance, die Handlung während des Rückzuges der Franzosen aus Rußland spielen lassen, und der großen französischen Armee rühmlichst gedacht. Auch dieß hat müssen abgeändert und aus dem russischen Krieg ein siebenjähriger Krieg gemacht werden, übrigens ist das Stück geblieben, wie es war; statt Roßbach braucht man sich dies Moskau oder die Berezina zu denken, und die Substitution erfolgt auch, wie es scheint, in den Gedanken der Zuschauer; denn sie beklatschen alle Züge, die auf den Ruhm der französischen Armee Bezug haben, so lebhaft, als ob sie dieselben wegen der jetzigen Ungnade der weiland kaiserlichen Armee entschädigen wollten. Folgende Strophe eines Liedes in diesem Stücke wird auch wegen der Verse gelobt:

Errant, mais très nombreux encore,
Ici, délaissés par le jour,
Nos soldats attendaient l'aurore.
Quand l'aurore fut de retour,
Sur ces rivages solitaires
Promenant un œil interdit
A grands cris j'appelais mes frères;
Le canon seul me repondit.

Dem Dichter zufolge hat in der Schlacht ein tödtlich verwundeter feindlicher General einem französischen Soldaten einen Schatz übergeben, mit der Bitte, ihn seiner Familie wieder einzuliefern. Der ebenfalls verwundete Soldat vergräbt den Schatz nebst seiner Ehrenmedaille; nach dem Kriege faßt er beydes wieder auf und übergibt treulich der Familie den ihm von einem Feinde anvertrauten Schatz. Einige Zeitungen haben den Inhalt als eine wahre Anekdote erzählt, die sich während des Krieges in Rußland zugetragen haben soll. Der General soll ein Russe gewesen seyn. Der Zug ist aber schwer zu glauben, und ist er eine bloße Erfindung des Dichters, so wäre es eine lächerliche Prahlerey. Auch meint das Journal, der Corsaire, die Fremden müßten beym Anhören französischer Stücke eben keine hohe Meinung von der Bescheidenheit der Franzosen bekommen. „Das Lob der Franzosen, fährt dieses Blatt fort, ist beständig im Munde unsrer Schauspieler, und die am stärksten beklatschten Lieder sind gerade diejenigen, die unsere Tapferkeit, unsere Ehre, unsern Geist und unsre Urbanität prunkend rühmen. Wann werden wir das Ende dieser empfindlichen Lobeserhebungen, dieser läppischen Schmeicheleyen sehen? wann werden wir uns damit begnügen, die Tugenden auszuüben, ohne eitel darüber zu werden, und wann werden wir Andern die Sorge überlassen, unser Verdienst herauszustreichen?" Vor wenigen Jahren würde vielleicht kein Pariser Blatt ähnliche Gedanken geäußert haben. Allein nebst andern wichtigen Vortheilen hat die Preßfreyheit auch dieses Gute hervorgebracht, daß alle Meinungen haben gehört werden können, und dadurch mehr Billigkeit in der Erörterung der zur Tagesordnung gehörenden Gegenstände unwillkürlich angenommen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Februar 1825.

Klage nicht, Freund! wenn du einst im Herbste deines Lebens wirst scheiden müssen und die hohen Ideale deiner Jugend unerreicht blieben. Klage nicht! Bist du denn weniger werth als die Blumen der Flur? Sie blühen und verwelken, aber — sie brechen auch wieder hervor in erneuter Pracht.

J. F. Radda.

Die Blumen.

(Nach einem unbekannten englischen Dichter.)

Bringt Blumen, bunte Blumen zum festlichen Mahl,
Den Becher zu kränzen und rings den Saal!
Bringt Blumen, sie blühen in Wald und Flur,
Auf des Windes Wellen schwimmt weit ihr Duft,
Die Rose ist erwacht mit der Sonne Schein,
Die Halle zu schmücken, wo strömt der Wein.
Bringt Blumen, bunte Blumen!

Bringt Blumen, zu streun in des Feldherrn Bahn,
Er zieht mit dem Raube der Völker heran,
Und Throne erschüttert sein wilder Zorn,
Und die Flur ist roth wo er den Sieg erfocht,
Die Rebe zerknickt und zerstampft die Saat.
Bringt Blumen, zu sterben in des Feldherrn Pfad.
Bringt Blumen, zarte Blumen!

Bringt Blumen in des Gefangnen einsame Gruft,
Sie erzählen vom Wald, von der blauen Luft,
Von der Abendröthe, den freyen Quellen,
Von der frohen Welt, seinem schmachtenden Aug'
Im Traum sie ihm zeigen der Sonne Strahl,
Seine frohe Jugend, und Berg' und Thal.
Bringt Blumen, wilde Blumen!

Bringt Blumen, frische Blumen der Jungfrau dar,
Daß erröthend sie kränzen ihr schönes Haar.
Sie verläßt ihre Heimath, ihrer Kindheit Spiel,
An des Mannes Seite ist jezt ihr Platz.
Sie nimmt Abschied von Vater und Mutter traut —
Bringt Blumen zum Kranz für die zarte Braut.
Bringt Blumen, frische Blumen!

Bringt Blumen, blasse Blumen, auf den Sarg zu streun,
Sie des früh Vollendeten Tod zu weihn.
Für ihn sich entfaltet die Rose so weiß,
Für ihn hat im Walde das Veilchen geblüht —
Sie lächeln umsonst an dem dunkeln Grabe,
Sie sind der Liebe allerlezte Gabe.
Bringt Blumen, blasse Blumen!

Bringt Blumen, zu schmücken den heiligen Ort,
Wo in Gebet wir knieen, ihr Platz ist dort —
Sie sprechen von Hoffnung der zagenden Brust,
Eine Stimme der Verheißung sie welken und blühn —
Sie schlafen im Staub in des Winters Nacht,
Sie brechen hervor in erneuter Pracht.
Bringt Blumen, helle Blumen!

Georg Grünmann.

(Beschluß.)

Madame Duremont verdankte mir die Rettung ihres Ehemanns, den sie leidenschaftlich liebte, auch bezeigte sie mir die wärmste Erkenntlichkeit. Der Flüchtling wurde nichts desto weniger zum Tode verurtheilt, und über seine Güter verhängte man den Beschlag.

Die Armuth, in welche dieser Urtheilsspruch die junge Frau und ihren Säugling versezt hatte, war für sie weniger drückend, als die Unmöglichkeit, sich mit ihrem Gemahl vereinigen zu können. Dieser peinigende

Digitized by Google

Gedanke hatte sich ihrer dermaßen bemeistert, daß ihre Gesundheit darunter litt, und mir kein anderes Mittel mehr übrig blieb, um ihr Leben zu retten, als sie ihrem Manne wieder zu geben.

Eines Morgens ging ich zu ihr. „Madame, so redete ich sie an, ich kann, vor einem Monat, sie in die Arme Ihres Gatten führen, und Ihnen den größern Theil Ihrer Güter zurückerstatten lassen." — Vor Freude schrie und weinte sie, mich unterbrechend. — „Aber, fuhr ich fort, bevor ich beginnen kann, ist es nothwendig, daß Sie mir an Eidesstatt geloben, alle meine Schritte und Maßregeln, so sonderbar Sie Ihnen auch vorkommen werden, zu billigen und gut zu heißen." — „Mein Freund, antwortete sie, ich habe zu Niemand kein Zutrauen mehr, als zu Gott und zu Ihnen. Mein Schicksal, mein Leben, das Leben meiner Tochter und meines Mannes sind in Ihren Händen; ohne Furcht und ohne Zagen vertrau' ich es Ihnen an."

Den andern Tag brachte ich ihr ein Scheidungsbegehren zur Unterschrift. Sie schauderte, und maß mich mit unruhigen, zögernden Blicken. „Madame, sagte ich zu ihr, indem ich versuchte, zu lächeln, dieß ist nicht der geringste Beweis, den ich von Ihrem Zutrauen fordere." Sie drückte mir die Hand, nahm eine Feder und unterschrieb.

Vierzehn Tage nachher brachte ich ihr die Scheidungsurkunde, in bester Form und Ordnung. „Nun sind Sie, sagte ich zu ihr, als völlig geschiedene Frau eines verurtheilten Abwesenden, wieder im Besitzthum Ihrer Mitgift und Ihres Witthums." — „Und mein Mann, unterbrach sie mich schnell, wann werde ich ihn wiedersehen?" — „Wenn Sie wieder verheirathet seyn werden." — „Wieder verheirathet! . . . ." — Ich ließ ihr nicht Zeit, sich von ihrer Verwunderung zu erholen. „Um Mittag, fuhr ich fort, werden Sie die Frau des Schweizers Georg Grünmann seyn, um ein Uhr erhalten wir unsere Reisepässe, und um zwey Uhr werden wir uns auf der Straße nach Genf befinden, wo Ihr Gatte uns mit Ungeduld erwartet." — Die Frau Duremont nahm ihre Tochter in ihre Arme, warf sich vor dem Bildniß ihres Ehemanns auf die Knie, und erhob sich hernach wie gestärkt, indem sie mir sagte: „Herr Grünmann, Gott allein kann die That, welche Sie begehen wollen, belohnen oder bestrafen! . . . ."

Wir begaben uns auf die Munizipalität. Mein Freund Bertrand, der öffentliche Beamte, erwartete uns; er fertigte uns dießmal, wie schon früher, eine Heirathsurkunde aus, die er nicht in das Protokoll des Personalstandes eintragen ließ. Wie wir dieß Geschäft beendigt hatten, bewarben wir uns um unsere Pässe, die uns ohne die geringste Schwierigkeit ausgefertigt wurden, und sodann stiegen wir in den Wagen, den wir nicht verließen, bis ich in Genf die Frau Duremont in die Arme ihres glücklichen Gatten führen konnte.

Ich kam nach Paris zurück. Mit meiner Heirathsurkunde bewirkte ich die Freystellung der Güter, welche der Frau Duremont, jetzt Grünmann, vermöge ihrer Ehescheidung, gehörten. Ich ließ sie verkaufen, und übersandte ihnen den Erlös davon nach der Schweiz.

Einige Zeit hernach vernahm ich, daß sich beyde Ehegatten nach den Freystaaten von Amerika begeben hatten, wo sie ruhig und glücklich lebten.

Auf ähnliche Weise verheirathete ich mich noch fünfzehnmal mit schönen und liebenswürdigen Frauen, welche in diesem unglücklichen Zeitpunkt von den herrschenden politischen Meinungen, oder von der Rache oder Geldgier verfolgt wurden. Ich war mit meiner siebenzehnten Frau im Luxembourg eingesperrt, als die Stunde der Befreyung am 9. Thermidor schlug. Nun konnte ich ohne Gefahr mich des Guten freuen, das ich gethan hatte, und mich über den Undank trösten, der mir meistens zu Theil ward, indem ich mit dem weisen König Salomo sagte: „Undank ist der Welt Lohn!"

F. Kurtin.

Hochzeitsgebräuche zu Rösnitz in Oberschlesien.

(Fortsetzung.)

„Was war das? Was will der haben? Das ist ja eine sonderbare Red'! Ich dächte gar!" u. s. w. schwatzen die am Tisch sitzenden Vettern der Braut. Der Braut Vater bleibt ernst, die Mutter stehet hinter dem Ofen. Nach mancherley Hin- und Herreden tritt der Braut Freymann und Vorredner auf und spricht:

„Verzeihet mir so viel, ihr ehrliebende Herren Schwäger und Freunde! Ihre Worte haben wir gar wohl vernommen und verstanden, daß wir ein Werk vor uns haben, das wir im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit anzufahen haben: so bleiben wir auch dabey. Dieweilen wir schon zur Genüge sind berichtet, allwo der heilige Ehestand herkommen, und wer der Stifter des heiligen Ehestandes sey, nämlich der allmächtige Gott, und daß er ihn gestiftet hat, da noch Adam und Eva in der Unschuld waren. Ach, die ersten Menschen waren ja von Gott geschaffen nach seinem Bilde, daß sie gleich seyn sollten, wie er ist. Sie waren erschaffen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Da war nichts Schöneres, als der Mensch, nichts weiser und verständi-

ger, als der Mensch, nichts glücklicher, als der Mensch. Alles, was der große Gott und Schöpfer vordin erschaffen, war ihm unterthan; Alles sollte ihm dienen, Alles sollte er beherrschen. Wohin er nur sahe, da sah er nichts denn Lust und Freude. Was er begehrete, das Alles erlangte er und stund es zu seinen Geboten. Er sahe Gott, er hörte dessen freundliche Worte und Reden; derer heiligen Engel englische Lobgesänge erfreueten ihn; der schöne Paradiesgarten, darein er von seinem Gott gesetzet war, belustigte ihn ohn Aufhören. Darinnen hätte er nun so lange bleiben sollen, bis er von seinem Gott in die ewige Himmelsfreude wäre an- und aufgenommen worden: aber, daß es Gott erbarm! ein einiger Sündengang hat Alles verderbt, wie die christliche Kirche zu singen pflegt: Durch Adams Fall ist ganz verderbt u. s. w. — Wenn ich die Bibel aufschlage, so finde ich diese Worte im Sirach am 25sten: Wohl dem, der ein vernünftiges Weib hat! Aber am 26sten stehen diese Worte: Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, deß lebet er noch eins so lange! Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet; er sey reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost, und macht ihn allezeit fröhlich. Es ist nichts lieders auf Erden, denn ein frommes, züchtiges Weib. Wie die Sonne am Himmel eine Zierde ist, so ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. — Ihr ehrliebende Herren Schwäher und Freunde! Was ist es wol, wenn die liebe Sonne nicht scheinet? Es ist Alles traurig und betrübt, wenn es gleich zu der Zeit ist, da die Vöglein singen und die Zweiglein blühen, so ist doch Alles traurig und betrübt, wenn die liebe Sonne nicht scheinet. So gehet's auch in einem Hause, wo nicht eine tugendsame Ehefrau ist. Sprichwörter am 19ten heißt es: Haus und Hof, Geld und Gut erben die Eltern, aber ein vernünftig, fromm Weib kommt vom Herrn; und Sprichwörter am 18ten: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes, und bekommt Wohlgefallen vom Herrn; und Jakobi am 1sten: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommet von oben herab, von dem Vater des Lichts; und der Apostel Paulus saget: Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen; denn was nicht ordentlich ist, das ist auch nicht ehrlich. Derowegen stehen diese Worte an die Ebräer am 13ten: Die Ehe soll ehrlich gehalten werden, und das Ehebette unbefleckt: die Hurer aber und Ehebrecher wird Gott richten. Desselbigen gleichen lesen wir auch beym Johannes am 2ten, daß unser Herr Jesus selber, sammt seiner lieben Mutter und seinen lieben Jüngern, auf eine Hochzeit zu Kana in Galiläa gekommen.

Weil denn nun der ehrbare Junggesell, mit seinem christlichen Taufnamen N. genannt, des wohlehrbaren Herrn Vater N. N. eheleiblicher Sohn auch Sinnes und Willens, seinen freyledigen Stand zu verändern, und sich nach göttlicher Ordnung in den heiligen Ehestand zu begeben, und er ihm unter andern Jungfern die viel ehr- und tugendsame Jungfer, mit ihrem christlichen Taufnamen N. genannt, des wohlehrbaren Herrn Vater N. N. eheleibliche Tochter ersehen, und saget, er habe ihr eine geraume Zeit gefreyet, sie geliebet und ihr gedienet, sie geehret und ihr aufgewartet, wie es einem ehrbaren Junggesellen zuständig ist; nach diesem auch schon bey dem Herrn Vater und der Frau Mutter eine Anfrage gethan, sie ersuchet und gebeten, wenn ihm die ehr- und tugendsame Jungfer Tochter möchte zur Ehe gegeben werden; und gedenket sich ehrlich und aufrichtig mit ihr zu nähren: als worauf sie denn zu ihm gesprochen, er könne diese Sache weiter suchen durch eine christliche Eheberedniß werkstellig zu machen, welches ist aufgeschoben worden, bis auf den heutigen Abend, als wo er sich eingestellet mit seinen lieben Vettern, Schwähern und lieben Freunden, und lässet bitten, wenn ihm die viel ehr- und tugendsame Jungfer möchte vor Augen erscheinen, ihm einen Handschlag thun und ein gewisses Jawort von ihr geben zum Zeichen einer bündigen Ehe, und verspricht, er wolle sie lieben, ehren und schützen und Hand über sie halten in allen billigen Sachen, daß nicht allein Gott, sondern auch die ehrbare Freundschaft ein herzliches Wohlgefallen haben werde: also lassen der ehrbare Herr Vater und die ehrbare Frau Mutter der wohl ehr- und tugendsamen Jungfer, durch mich, als einen bestellten Munddoten, euch ihren Gruß entbieten und euch sagen, daß sie nicht wüßten, wo ihre Tochter sey, ihr sollet sie suchen, und so ihr sie findet, des Weitern Euch versehen." —

Die Braut wird von dem Freymann und den Vettern des Bräutig's gesucht, und endlich gefunden. Der Vater frägt sie: „Bist du Willens, des N. N. christliche Ehefrau zu werden?" Eine Thräne im Auge antwortet die Tochter: „Was Vater und Mutter wollen, das will ich auch." Da reichet ihr der Bräutigam seine rechte Hand, in die sie die ihrige legt. Der Vater spricht einige Worte; man setzt sich zu Tische, das Brautpaar nimmt in einer Ecke der Stube Platz, die Vettern berathschlagen, die Ehepakten werden geschlossen und — ist man einig worden — wird die ganze Handlung durch eine Rede des Freymannes von Seiten des Bräutigams geschlossen: „Verzeihet mir so viel, ihr ehrliebende Herren Schwäher, Vettern und Freunde: Es lässet sich nun gegenwärtiger, ehrbarer Herr Bräutigam zum allerschönsten bedanken für die allzugroße Gnade und Liebe, welche ihm an dem heutigen Tage nach seines Herzens Wunsch von ihnen widerfahren ist, nämlich: daß ihm sein liebes

Kind als seine ihm von Gott anvertraute Braut ist an die Seite gestellet und überdracht worden, er spricht, er wird sich nicht nur gegen ihr, auch gegen die ganze Freundschaft so aufführen, daß allesammt ein Wohlgefallen an ihm erleben sollen." — Nun ist der Kranz geholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Januar.

(Beschluß.)

Die komische Oper lebt ziemlich blühend von einigen Neuigkeiten, wozu Scribe das Seinige beygetragen hat. Seine Leocadie besonders, ein verwickeltes Intriguenstück, das er jedoch sehr geschickt auseinander zu setzen gewußt hat, wird vom Publikum fleißig besucht. Außerdem hat diese Bühne eine kleine lustige Operette: die beyden Mousquetaire, der man den französischen Ursprung an der Stirne ansieht, und wozu Berton die Musik komponirt hat. Die beyden Helden des Stückes sind zwey junge Offiziere, die in einem Wirthshause ohne Geld sitzen, und sogar nur einen Monturrock haben, weil der Schneider den andern aus Vorsicht zurückhält. Sehr hübsch angelegt ist der Auftritt, worin sie mit den Rappiren um den einstweiligen Besitz ihrer einzigen Montur streiten, und dem Wirthe, der seine Zahlung holen will, weiß machen, sie föchten, um zu entscheiden, wer ihn bezahlen solle, weil jeder von ihnen für den andern die Schuld abtragen wolle. Der Onkel des einen Offiziers erscheint dann in demselben Gasthause mit seiner Nichte, die er mit seinem Neffen verheirathen will, wird aber über den Anzug desselben unwillig; unterdessen ist der andere Offizier mit der einzigen Montur davon gelaufen, hat im Spiele gewonnen, löst die zweyte Montur ein, die Heirath geht vor sich, und die beyden jungen Offiziere kommen aus der Verlegenheit. Eine erbauliche Moral läßt sich aus allem diesem nicht herausfinden; allein der leichte Scherz, den der alte Berton mit einer gefälligen Musik unterstützt hat, läßt sich angenehmer anhören; man lacht, man findet sich eine Stunde lang belustigt, und das ist beynahe Alles, was man von einer Operette verlangen kann. Den Vicomte Sosthène de la Rochefoucauld, der in seiner Eigenschaft als Direktor der von dem Ministerium des königlichen Haushoftalts abhangenden Anstalten, die Moral und Legitimität und sogar das monarchische Prinzip in die Opern und Ballette bringen wollte, haben die Journalisten dergestalt ausgelacht, daß er vor lauter Schaam über seinen dummen Streich sein berüchtigtes Programm, worin er den moralischen und monarchischen Opern- und Balletdichtern Preise versprach, wieder eingezogen haben soll. Eine Zeitlang nannten die Journalisten die große Oper, die sonst académie royale de musique heißt, die académie morale de musique; Einer behauptete, man werbe die Musen, die auf dem Ostabel der Oper stehen, abnehmen, und dafür die Theologal-Tugenden hinsetzen. Ein Anderer versicherte, der Hr. Vicomte habe verordnet, man solle künftighin mit dem Klingelbeutel in der Oper umhergehen, wie in der Kirche. Ein Dritter hatte gehört, es solle ein Beichtvater für die Opernsängerinnen ernannt werden. Ein Blatt trieb den Scherz noch weiter, und erzählte, Jemand, der bey dem Hrn. Vicomte ein Anliegen gehabt, habe ihm dasselbe vorgetragen, aber ihn beständig mit Stène (anstatt Sosthène) de la Rochefoucauld angeredet. Zuletzt habe der Vicomte ihn mit der Bemerkung unterbrochen, er heiße ja nicht Stène sondern Sosthène. O, was das so (gleichlautend mit sot Dummkopf) anbetrifft, habe der Bittende geantwortet, so können sich ihre Freunde diese Benennung wol erlauben; mir aber verbietet der Respekt, sie zu gebrauchen. Uebrigens versichert man in Gesellschaften, der Hr. Vicomte sey doch so dumm nicht als es sein Programm anzeigt, und diejenigen, die ihn kennen, sagen, sie können nicht begreifen, wo er den Kopf gehabt habe, als er seine Intendanz auf eine so abgeschmackte Art begonnen habe. Leider sind die von ihm vorgenommenen Umstaltungen und Veränderungen an der Oper mit beträchtlichen Kosten verbunden gewesen, ohne daß etwas Gutes daraus entsprungen ist. So muß der Staat oder die Nation das Lehrgeld des Hrn. Vicomte bezahlen; dergleichen erlebt man an mehr als einem Hofe. Rossini scheint mit einem Gehalte von 50 oder 60,000 Franken als Direktor oder Intendant der italienischen Oper angestellt worden zu seyn, unter der Bedingung, er solle jährlich zwey Opern setzen. Bisher hört man aber nicht, daß er sich in Stand setze, diese Bedingung zu erfüllen. Eine französische Oper scheint man von ihm nicht länger zu erwarten. Diejenigen, welche dem Privat-Konzerte der Dlle. Merlin beywohnen, haben zuweilen das Vergnügen, ihn dort seine Arien mit dem Pianoforte begleiten zu hören. Diese Konzerte werden von der großen Welt ziemlich fleißig besucht. Auch andere Konzerte ziehen viele Musikliebhaber an. So hat uns Paris mit Dlle. Cornega und dem Violinspieler Baillot zwey sehr angenehme Abende verschafft; seine Variationen und sein Trio bewiesen nicht allein den fertigen Klavierspieler, sondern auch den ausgezeichneten Komponisten. Im vorigen Winter hatte man zuweilen das Vergnügen, in Privat-Konzerten den spanischen Arzt Orfile singen zu hören, der gewiß einer der besten Konzertsänger ist, die es in Paris gibt. Allein er will sich nun nicht mehr hören lassen, weil er glaubt, es stehe einem Arzte nicht an, sich als ein Sänger von Profession bezahlen zu lassen. In der That wäre es etwas sonderbar, wenn ein Sterbender, der auf seine Hülfe harret, warten müßte, bis daß der Arzt eine Bravourarie ausgesungen habe. In ihrem häuslichen Kreise wird jedoch die Orfile'sche Familie, die ganz musikalisch ist, auf die Tonkunst nicht ganz Verzicht leisten; war doch Apollo der Gott der Heilkunde und der Leyer! Das Porte St. Martin-Theater hat seinem Publikum einen andern Genuß verleitet. Es hat zwey baumstarke Kerls angenommen, die sonst nur Beweise ihrer ungeheuren Kraft ablegten; für diese hat der Ballettmeister Blache eine Pantomime, Milo von Crotona, gedichtet, worin die Stärke dieser Kerls ganz poetisch und historisch in Ausübung gesetzt wird. Ein Journal meint, es müsse nicht wenig Kunst erfordert haben, die beyden Löwen den Gesetzen Terpsychore's zu unterwerfen, und ihnen „den Zaum des Takts maaßes anzulegen." Dergleichen Wunder der Kraft gefallen vorzüglich dem sanften Geschlecht, vermuthlich des Kontrastes halber mit seiner eigenen Zartheit; weßhalb die beyden Herkule auch viele Neugierige herbeyziehen, und wie die ehemaligen Klopffechter bewundert werden.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Februar 1825.

Dich Vater, der die Welt regieret,
Hält nichts in deinem Thun zurück:
Dein Wille wirkt, dein Wink gebieret,
Das Werden folgt auf deinen Blick.
Die Himmel aus den Angeln rücken,
Und den geringsten Wurm zerdrücken,
Das macht dir beydes gleiche Müh.
Kein Widerstand kann dich bekümmern;
Du sprichst: so fällt die Welt in Trümmern;
Du willst: so steht sie wieder hin.

Gesangbuch.

Schiraz.

(Vielleicht macht Mancher unserer Leser die Bekanntschaft dieser Stadt erst, nachdem sie vom Angesicht der Erde so gut wie verschwunden ist. Eben deßhalb schien uns ihre Beschreibung, nur dreyzehn Monate vor dem fruchtbaren Erdbeben, das sie zerstörte, niedergeschrieben, und auf einem Punkt der Umgegend geschrieben, welchen sie als vorzüglich schön erwähnt, ein zeitgemäßes Interesse zu haben. Wir lassen dieser Beschreibung die Nachricht des sie betreffenden Unfalls, aus dem Brief eines Augenzeugen enthoben, vorausgehen.)

* * *

Jehan Numah bey Schiraz, 23. Juni 1824.

Diesen Morgen nach halb fünf Uhr ward ich durch die Stöße eines heftigen Erdbebens aus dem Schlaf geweckt. Es war meine erste Bewegung, das Haus zu verlassen, allein wegen der vielen Ziegel und Holzstücke, welche allenthalben von den Dächern herabfielen, war das sehr schwer, auch im Innern des Hauses fielen von der schon vorher verfallnen Decke Steine und Kalk herab. Wie ich endlich das Freye erreicht hatte, eilte ich, zu erfahren, in wie fern Schiraz gelitten habe. Die erste traurige Wirkung erblickte ich in der gänzlichen Zerstörung der schönen Moschee von Schaw-Meez-Ally-Ebna-Hoonza, ungefähr vierhundert Fuß von diesem Garten, und ungefähr eben so weit von Schiraz. Die schöne Kuppel war eingefallen, und die Mauern des ganzen Gebäudes überall gesprungen. Schiraz selbst war in eine Staubwolke verhüllt, die mich mehrere Minuten verhinderte, irgend etwas zu sehen; allein dieser traurige Anblick belehrte mich, daß es hart mitgenommen sey. Wie der Staub nach und nach niedersank, war es trostlos, die vielen schönen Moscheen und Minarets, die noch gestern die Stadt geschmückt hatten, in Trümmern liegen zu sehen. Je nachdem diese Staubwolke sich nach und nach zerstreute, traten neue Verwüstungen hervor. Die Ostseite der Stadtmauer, die einzige, die man von hier erkennen kann, ist niedergestürzt, die meisten Thürme sind dem Boden gleich, andere sehr beschädigt. Allein so trostlos und fruchtbar diese Verwüstungen sind, was bedeuten sie gegen das Elend der unglücklichen Bewohner der Stadt! Das Geschrey und der Jammer von Tausenden, die ihre Verwandten, ihre Freunde, Alles, was ihnen theuer war, verloren, erfüllten die Luft und zerrissen selbst das fühlloseste Herz. Es werden viele Tage hingehen, ehe man von diesen Unglücklichen eine genaue Beschreibung der Begebenheit wird erhalten können. Von dem ersten großen Stoß (um halb fünf Uhr früh) bis um zehn Uhr fanden noch drey andere statt, die, obgleich heftig, doch mit dem ersten nicht zu vergleichen waren. Die Einwohner haben die Stadt verlassen, und wohnen in der nächsten Gegend unter Hütten und Zelten. Mirza Ally Edoes unsers Agenten Haus, ist gänzlich zerstört, das des Zolec Khan (des Ministers) liegt in Trümmern; die Prunkzimmer des Prinzen sind

Digitized by Google

eingestürzt, und der ganze Palast höchst beschädigt — kurz, ich glaube nicht, daß ein einziges Haus unbeschädigt blieb, und die meisten sind gänzlich zertrümmert. Der schöne Bazaar steht noch aufrecht, aber sehr erschüttert und verfallen. Die genaue Zahl der bey dem Erdbeben Umgekommenen ist mir nicht bekannt; unser Agent schätzt sie über zweytausend, allein das ist eine unsichere Angabe und diese Sage; die Hälfte würde mir wahrscheinlicher seyn.

* * *

Schiraz liegt in einer Wüste. Man erblickte nur ein einsames Dorf in der Entfernung von vier Meilen am Fuß des Gebirges, und auch in dessen Nähe war weder ein Baum noch eine Umzäunung zu sehen, die Häuser erschienen nur wie ein Punkt in der unermeßlichen Oede, die es umgibt. In einem Thale, von Bergen umschlossen, sind Blumen- und Baumgärten, die den wohlhabenden Einwohnern von Schiraz gehören; sie sind durch Bäche, die von dem Gebirge, dessen Gipfel von Schnee bedeckt sind, herabkommen, bewässert, und von hohen Lehmwänden, die mit Stroh gedeckt sind, und so ihre Besitzer vor den Blicken der Vorübergehenden schützen, umgeben; die Thürpfosten sind von Backsteinen gebaut und mit Zierrathen bedeckt. Der erste Eindruck, den der Anblick dieser Scene auf mich machte, war sehr verschieden von dem, was mir meine Einbildungskraft vorgemalt hatte. Man ist gewohnt, den Reichthum einer Stadt sich nach außen verbreiten zu sehen, es bilden sich Vorstädte, Gärten und Landhäuser, aber hier scheint die Bevölkerung der ganzen Gegend, durch das Bedürfniß der persönlichen Sicherheit, auf Einen Punkt zusammengedrängt, nur eine Stadt zu bilden bemüht gewesen zu seyn. Dieß war das erste Gefühl, was sich meiner bemächtigte; man wird bald sehen, ob es die Folge bestätigt hat.

Am Morgen des 28sten Aprils machten wir einen Ausflug zu Pferde von der Nordseite der Stadt aus, und betrachteten die ausgedehnten Gebäude, welche den Bazaar von Vakil bilden; es ist eine sechszehn Fuß breite Straße, von jeder Seite mit Kaufläden besetzt, wovon jeder an der Vorderseite ungefähr die Breite von vier Fuß hat, um die Waaren auszulegen, hinter jedem Laden befindet sich eine Stube und andere Gemächer, das Ganze ist mit einem gewölbten Dache bedeckt, durch welches das Licht fällt; überall, wo die Straßen sich kreuzen, sind Brunnen angebracht. Am Ende dieser Straße befinden sich zwey schöne Karavanseeais und andere öffentliche Gebäude. Jeder Kaufmann hat über seiner Boutique, die mit Gittern und Fensterladen versehen ist, die Inschrift seines Namens mit persischen Buchstaben. Diese Gebäude sind alle von Backsteinen, und bilden einen der schönsten Bazaars, die ich in Asien gesehen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsgebräuche zu Rhönitz in Oberschlesien.

(Fortsetzung.)

Die iezte Woche ist erschienen. Da kommen die nächsten Basen der Braut zur Bettschütt. Diese währet mehrere Tage. Die Muhmen der Brautleute schütten Geschenke zu. Pfefferkuchen und Saffran, große und kleine Rosinen, Mandeln und Zucker, geräuchertes und grünes Fleisch, Milch, Butter und Käse, alles nach Vermögen. — Der Dienstag ist zum Hochzeittage bestimmt. — Montags früh reiten stattliche Junggesellen aus der Brautleute Freundschaft zu jegliches Haus (Hochzeitbitter, Jubitter, Braudiener). Sie sind in blaue, lange, an den Enden aufgeschlagene Röcke gekleidet, ihren Kopf deckt ein hoher, den weiland Burschenstürmern ähnlicher Hut, dessen Schnauzen mit Kränzen verziert sind. Von beyden Achseln über den Rücken herab hängen breite, lange, blau und roth gefärbte seidene Bänder; die Brust ist mit einer Rose von dergleichen Bändern und mit einem hervorragenden Strauß (Schmeckerle) von Zitronenblatt und Rosmarin geputzt. Das Roß ist geziert mit einem, nur zu diesem Behufe bestimmten Zaumzeuge, mit einer gestickten Schabracke bedeckt, am Kamm und Schweif mit rothen rheinischen Bändern ausstaffirt. — Ein gellendes Jauchzen ruft die Hausbewohner an die Fenster. Der eine Jubitter, den Hut in der Hand, beginnt vom Pferd herab seine Anrede: „Viel ehrbarer Herr Vetter! Wir haben ein Ehrenwort gegen euch vorzubringen, wir wollen aber zuerst bitten, ob uns dieselben Worte möchten vergönnt seyn. Wir sind zwey ausgesandte Boten, erstens von Gott, dem allmächtigen Schöpfer, der ein Stifter ist des heiligen Ehestandes; zweytens von dem viel ehrbaren Herrn Bräutigam nebst der viel ehr- und tugendsamen Jungfer Braut und ihren Eltern und Freyleuten: lassen Euch einen guten Tag wünschen und vermelden, und lassen Euch bitten, Ihr wollet ihnen den morgenden Tag zu Willen seyn, auf ihre liebe Hochzeit erscheinen, und ihnen den christlichen Kirchgang helfen schmücken, und bey der priesterlichen Einsegnung mit einem andächtigen Vaterunser beywohnen, und nach der priesterlichen Einsegnung in ihrer Behausung erscheinen, essen und trinken und fröhlich seyn. Zuletzt lassen sie Euch bitten um einen kurzen Bericht und eine unabschägliche Antwort." — Spricht's und jaget von dannen zum Hause des Nachbars. — Rastlos stampfen und reiben die Basen und Muhmen: der Hochzeitkuchen wird von den Müttern gebacken. Der Abend ist da. Die Hochzeitbitter, die Vettern und der Freymann erscheinen vor dem Hause der Braut, mit ihnen der Bräutigam. Musik ist nicht fern: ein Tänzlein beginnt. Die zehnte Stunde siehet Alle daheim. In der Frühe des festlichen Tages ertönen Hörner und Trompeten, Klarinetten und Geigen vor der Braut Fenster.

Digitized by Google

Die Basen in ihrem Schmuck treten in das Haus. Zwey Wagen fahren vor. Geschmückt sind Pferde und Fuhrmann, die Peitsche sogar ziert ein rothes Band. Sorgfältig setzen sich zwey Basen auf jeden Wagen, sorgsam werden ihren Händen die hochaufgetriebenen Betten übergeben. Weiß sind diese, mit grünen Bändern gebunden. Vor die Wagen tritt der Musikanten Chor, und fort bewegt sich der Zug, langsam und „staat," auf daß das ganze Dorf Zeit gewinne, der Braut prachtvolles Gebett zu sehen. Vor des Bräutrigs Hause hält man still. Sorgsam, wie man sie aufgab, nehmen Basen und Muhmen die Betten ab. Oft ist ein Spaßmacher zugegen.

Noch spricht man im Dorf von dem, was man so eben gesehen, und schon wieder treten die Brautdiener ein. Heute sind sie zu Fuß. Einer nimmt das Wort der Einladung wie gestern. — Um ein Uhr überbringt die Kranzbinderin dem Pfarrer ein Schmeckerle, bestehend aus einer Zitrone, die mit Rosmarin und Zitronenblatt umwunden, und mit einer grün seidenen Bandrose an ein zierlich geschnittenes Stäbchen befestiget ist. — In der Behausung der Brautleute hat sich die beyderseitige Freundschaft versammelt. Die in des Bräutigams Wohnung wird von dem Freymann also angeredet:

„Verzeihet mir so viel, ihr edrliebenden Herren Schwäher und Vettern, Freunde, Gevatter und Gevatterin, Frauen und Jungfrauen und Nachbarn und Alle zusammen! Dieweilen es nun durch die allweise Vorsehung und Schickung Gottes dahin gekommen, daß nun gegenwärtiger ehrbarer Junggesell, Namens N. N., des ehrbaren Herrn Vaters N. N. eheleiblicher Sohn, Sinnes und Willens ist, seinen freyledigen Stand zu verändern, und sich nach Ordnung Gottes, wie auch mit Rath, Wissen und Willen seiner lieben Eltern und guten Freunde in den heiligen Ehestand gedenket einzulassen, und er ihm unter andern Jungfern zu einer Ehegefährtin ersehen hat die viel ehr- und tugendsame Jungfer, mit ihrem christlichen Taufnamen genannt N. N., des viel ehrbaren Herrn Vaters N. N. eheleibliche Tochter allhie: so läßt er nun nochmalen durch mich, als einen bestellten Mundboten, die ehrbaren Herren Schwäher und Vettern, Freunde, Gevattern und Gevatterinnen, Frauen und Jungfrauen und Nachbarn gar zum allerschönsten ersuchen und bitten, dieselben möchten ihm einen Gang zu Willen seyn und mit ihm in des vorgedachten N. N. Behausung erscheinen, und ihm seine liebe Braut helfen abholen. Er spricht, er wolle solches gegen einen Jeden wissen und suchen zu verschulden."

Sofort verkünden die Musik, das Drängen und Treiben der Zuschauer, die zur Brautschau gekommen sind, den sich nahenden Zug. Der Bräutigam, von seinen Dienern, Vettern, dem Vorredner u. s. w. begleitet, gehet nach der Braut. Hinter dem Familientische sitzet die Braut in ihrem Schmucke, ihr zur Rechten die Gesellin (Braut- auch Kranz-Jungfer) die Basen und Muhmen ihres Hauses treten in die Stube, jegliche ein Geschenk unter der Schürze haltend. Die älteste Base wirft ihre Gabe zuerst auf den Tisch, sprechend: „Laß dir deinen Bräutrig lieber seyn, als mein klein Geschenk" — ihr folgen die andern Basen und Muhmen. Aufgethürmt liegen Mützen und Hauben, Schürzen, Bänder und dergleichen. Mit rascher Hand räumt die Gesellin den Tisch ab, die Gaben hinter sich verbergend; denn schon ist der Bräutrig vor der Thür. Einige willkürliche Feverlichkeiten (wie es vor alten Zeiten nicht gewesen seyn soll) und er wird eingelassen. Es werden einige Worte gewechselt (die in der Vorzeit feststehend waren) und der Brautdiener einer ladet die Braut, der andere die Gesellin zum Kirchgang ein. Die Braut wird verschleyert, Vater und Mutter umarmen sie, unter Thränen verläßt sie das Haus: Voran gehen die Musiker. Ihnen zunächst folgt die Braut, geführt von ihrem Diener. Ihr Anzug ist wahrscheinlich eine Eigenthümlichkeit der Gemeinden Rösnitz und Stenderwitz. Eine Beschreibung ist schwer, man muß diesen seltsamen Putz selbst sehen. Ein Kranz, der die Gestalt eines pernanischen oder merikanischen Kopfputzes hat, deckt den Kopf der Braut. Er ist aus Gold- und Silberblättern kunstreich zusammengesetzt, und ruhet auf einer Unterlage von schwarzem Sammet und auf einem breiten, mit Perlen dicht besetztem Bande (dieses Band wird von der Putzmacherin gegen Bezahlung geliehen.) Ein Schleyer verdeckt ihr Gesicht. Ein enges Mieder umschließt ihren Leib, um den ein blauer Mantel (Scheidel) mit kurzem Kragen, ohne Aermel hängt. Die Gesellin ist eben so gekleidet und unterscheidet sich von der Braut nur dadurch, daß sie keinen Schleyer trägt. Sie wird von dem zweyten Diener hinter der Braut geführt. Ihr folgen die Basen und Muhmen, Mädchen und Frauen in ihrem Festtag-Schmucke. Hierauf der Bräutigam, geführt von den Freyleuten, seinen Vettern u. s. w. Er ist in einen langen, blauen Rock mit hochstehendem Kragen gekleidet, auf der Brust trägt er eine Rose von grünen und blauen Bändern, worin Zitronenblätter und Rosmarin gebunden sind. An dem einen Ende des Hutes, der den Hüten der Hochzeitbitter gleicht, ist der Kranz befestigt. Er besteht ebenfalls aus Gold- und Silberblättern. — Alle männlichen Hochzeitgäste tragen lange Röcke, die jungen Bursche sind mit Bändern und Schmeckern geziert. Die Hochzeitbitter haben dünne Rohre, die übrigen Mannspersonen Stöcke. — In der Kirche angelangt, wird die Braut von der Gesellin entschleyert, worauf sie und ihre Begleitung den Sitz zur rechten Hand einnimmt. Ein Lied wird gesungen. Beym letzten Vers wird dem Bräutigam vom Hochzeitbitter der Kranz aufgesetzt. Ein Bitter holet die Braut, der andere die Gesellin ab, und geleitet sie vor den Altar. Der Bräutigam tritt zur Linken der Braut, die Inbitter nehmen die Gesellin in die Mitte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

In Folge einer ganz neuerlich von Hrn. Champollion dem jüngern vorgenommenen Untersuchung der zahlreichen, einen Theil der Drovettischen Sammlung ausmachenden, jetzt aber dem königlichen Museum zu Turin einverleibten Aegyptischen Papyrus-Rollen ergibt sich, daß mehrere derselben sich durch Schönheit, Weiße und völlige Unversehrtheit in hohem Grade auszeichnen. Beynahe alle sind mit Hieroglyphen überschrieben, mit Malereyen verziert und liefern nichts weiter, als kürzere oder längere Auszüge aus dem großen Leichen-Rituale. Sie sind insgesammt von den Mumiendieben genommen; daher jene Einförmigkeit des Inhaltes. Indeß ist ein Stück dieser Sammlung durch seine Länge ganz besonders bemerkenswerth. Bis jetzt hatte man den schönen, in der Description d'Egypte sehr getreu nachgestochenen Papyrus im Cabinette des Königs unter allen bekannten für den bedeutendsten gehalten. Seine Länge beträgt 22 Fuß und man konnte ihn als das vollständige Ritual betrachten, von welchem die übrigen hieroglyphischen und hieratischen Leichen-Manuscripte, je nach der Wichtigkeit der Personen, für die sie verfertigt wurden, wieder größere oder kleinere Abschnitte zu Tage legten. Inzwischen — schreibe Hr. Champollion — hatte ich bemerkt, daß die, dem Leichen-Ritual vollkommen analoge Scenen und Texte darbietenden Malereyen auf den Mumienkasten, hin und wieder Partien darboten, welche in jenem großen, königlichen Manuscripte nirgends zu finden waren. Hieraus ließ sich vermuthen, es gebe noch einen ausführlichern Typus, und diese Vermuthung wird jetzt durch einen Turiner-Papyrus bestätigt, der nahe an 60 Fuß lang, ebenfalls ein Leichen-Ritual ist, und als vollständig betrachtet werden kann. Auf diesem habe ich sehr sonderbare Scenen dargestellt, und zugleich das Mittel gefunden, die Auszüge aus diesem Ritual, welche die übrigen Leichen-Papyrus darbieten, in der genauesten Ordnung zu classificiren. Die Schrift ist überaus ordentlich, und jede große Abtheilung hat einen besondern Titel. Uebrigens hat die Mannigfaltigkeit der Copien oder Auszüge des nämlichen Textes das Interessante, daß die Vergleichung dieser Abschriften auf mehrere neue Synonimen der Zeichen führt. — Was die Papyrus-Streifen mit demotischer Schrift betrifft, so sind dergleichen nur Wenige vorhanden; doch erkannte ich einige für Contracte aus der Zeit der Ptolomäer, und ein andrer, ähnlichen Inhaltes, schien aus der Regierungszeit des Darius zu seyn. Noch ein andrer sehr langer Papyrus endlich enthält eine Reihenfolge, vom Jahre 30 bis 38 der Regierung des Psammitichus I. datirter Zahlungsscheine für eine jährliche Abgabe oder Pension. So gelangt man denn vermittelst des Papyrus bis zu den Pharaonen und eine lange Bekanntschaft sieht sich auf das Erwünschteste belohnt. — Hr. Champollion hatte sich anfänglich an die schönsten und vorzüglich gut erhaltenen Manuscripte gehalten und hingegen etwa zwanzig Papyrus-Packete als Ausschuß bey Seite gelegt. Diese Packete enthielten schwarz gewordene, vom Zahne der Zeit zerfressene Stücke von verschiedenen Größen, ohne Malereyen, waren übrigens in Quadratform zusammengelegt und jedes mit einem Stücke Leinwand umwickelt. Inzwischen konnte er, durch die immerwährende Wiederholung der Texte des Leichen-Rituals, welche ihm die schönen zusammengerollten Handschriften darboten, ermüdet, nicht umhin, seine Blicke wieder auf eines jener Ausschuß-Packete zu werfen. Was ihm zuerst vor Augen kam, war ein Stück in hieratischer Schrift, dessen erste Zeile den Namen und Vornamen des großen Sésostris zu lesen gab, und in dem sich die gedachten Namen acht bis zehn Mal wiederholt fanden. Durch das, was er bemerkt hatte, angespornt, brachte er vier Stunden damit zu, einen Zusammenhang unter den funfzig, den Bestand jenes Manuscriptes ausmachenden Stücken herauszubringen, und überzeugte sich, daß dasselbe entweder einen Abschnitt aus der Geschichte oder eine öffentliche Akte aus der Regierungszeit des Sésostris enthalte. Alle übrigen Ausschuß-Packete, die er während vier Tagen, zwar nur obenhin und blos in der Absicht, sich über die Namen der Könige, von denen sie sprechen, ins Klare zu setzen, durchmustert hatte, gaben ungefähr dieselben Resultate. Alle diese Manuscripte sind in hieratischer Schrift verfaßt, auf beyden Seiten beschrieben, zusammengelegt, wie die Blätter eines Buches, und nicht gerollt. Einige derselben haben eine Länge von fünf bis sechs Fuß, sämmtlich enthalten sie eine Menge Namen von Königen, deren jedem eine Zeitangabe aus der betreffenden Regierungszeit vorangesetzt ist. Die Pharaonen, deren Namen und Regierungsepochen sich in jener Papyrus-Sammlung erwähnt finden, sind Amánophis II., dessen sechster Nachfolger, Armaïs, dessen zweyter Nachfolger Ramsès-Méiamonn. Von Letzterm finden sich fünf Stücke und alle diese Könige gehören zur XVIII. Dynastie des Mènathon. Fünf oder sechs andre Stücke sind aus der Regierung Ramsès des Großen, oder Sésostris, des Hauptes der XIX. Dynastie; zwey gehören der Zeit seines Sohnes und Nachfolgers Ramsès an. Ein besonders wohl erhaltenes Manuscript thut fast aller Prinzen der gedachten XIX. Dynastie Erwähnung, des Sésostris, seines Sohnes Ramsès, des Ammánéphtès, Ammánémès, und höchst wahrscheinlich auch des Thouoris, und jedesmal findet sich die Zeitangabe beygefügt. Eines dieser Diplome liefert alle Titel, Namen, Vornamen und Eigenschaften des königlichen Protokolls des Sésostris. Die meisten Stücke sind sehr zierlich geschrieben. Alle zusammen müssen eine reichhaltige Ausbeute für die Geschichte und zwar aus einer Epoche liefern, aus welcher sehr wenig zuverlässige Documente übrig sind. Vermittelst eines beharrlichen Fleißes und einiger Aufmunterungen für diejenigen, welche noch Lust und Eifer bezeigen, die Ruinen Aegyptens auszukundschaften, dürfte sich vielleicht einmal eine Sammlung von Urkunden und diplomatischen Aktenstücken zu der Aegyptischen Geschichte veranstalten lassen. Man wird demnach auch nicht länger behaupten wollen, die Aegyptischen Manuscripte enthalten blos Gebete und es gewähre für Wissenschaft und Geschichte kein Interesse, daß man sie in den Cabinetten aufschichte. Einige dieser königlichen Papyrus aus den Zeiten des Sésostris bieten auch noch verschiedene andere Sonderbarkeiten dar. So ist z. B. mitten auf einem großen Blatte ein ansehnliches Fahrzeug mit großen Segeln, Takelwerk und an den Masten kletternden Schiffsjungen abgemalt, welches, einige neue Ideen, betreffend die Schiffkunst der alten Aegyptier, an die Hand gibt. Ein andrer, in gewisser Hinsicht noch bemerkenswerthrer Papyrus ist mit einer großen Anzahl nach verschiedenen Richtungen gehender Linien bezeichnet, und bildet, wenn man alle seine Stücke an einander reiht, ein großes Blatt von mehr als zwey Fuß, in welchem sich mit Zuverlässigkeit der abgeschlossene Plan einer königlichen Katakombe erkennen läßt und dessen Rückseite so zu sagen ganz überschrieben ist. Die Zeichnung jenes Plans ist sehr niedlich gearbeitet; man bemerkt an demselben einige Spuren einer sehr blassen bleystiftähnlichen Farbe. Die Katakombe, die er darstellen soll, ist die des obenerwähnten Königes Ramsès-Méiamoun, des nämlichen, welcher den prächtigen Pallast von Médinet-Abou erbaut hat....

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Februar 1825.

Man trinkt wie man existirt.
Als ob sich's von selbsten verstünde
Was Trinken heißt;
Des Trinken's Geist.
Hat keiner noch deducirt.

Baggesen.

Der Musikus.

Tafellied von Wilhelm Müller.

Es war einmal ein Musikus,
Im Trinken wohl erfahren,
Der hielt sich einen Famulus
In seinen besten Jahren,
Zum Dienste nicht bey Spiel und Sang,
Zum Dienste nur beym Becher.
Er schenkt' ihm keinen schlechten Trank
Dem ehrenwerthen Zecher.

Zwey Becher standen Tag und Nacht
Vor ihm gefüllt mit Weine.
Die Zeit ist schnell: hat er gedacht,
Darum vergeud' ich keine.
Und schenkt' ich einen Becher voll,
So lang' könnt' ich nicht trinken.
Hab' Acht, mein Kind, der zweyte soll
Gefüllt daneben blinken.

Und wenn der Herr entschlafen war,
Der Zecher sonder Gleichen,
Der Knabe durft' ihm um kein Haar
Von seinem Dienste weichen.
Mit vollen Bechern stand er da
Vor seines Schläfers Bette,
Hielt sie dem Mund, der Nase nah,
Frug, ob er Durst nicht hätte.

Ey, ey, du guter Musikus,
Im Schlafe selbst zu dürsten!
Laß schlafen deinen Famulus —
Du schläfst ja wie zehn Fürsten. —

O nimmermehr, o nimmermehr!
Der Schlaf hat seine Plagen.
Ich träume stets, mein Glas sey leer,
Mein Faß entzweygeschlagen.

Und wacht' ich auf aus meinem Traum,
Und röche meine Nase
Nicht gleich des Weines süßen Schaum
Aus einem vollen Glase,
Was würd' aus mir in solcher Noth,
In solchen Finsternissen?
Todt fände mich das Morgenroth
Auf meines Lagers Kissen.

Das war einmal ein Musikus,
Im Trinken wohl erfahren!
O daß er nicht mehr leben muß
In unsern lieben Jahren!
Wir haben Lieder, haben Wein,
Und manche schöne Weise;
Er sollte Becherkönig seyn
In unserm Tafelkreise.

Hochzeitsgebräuche zu Rösnitz in Oberschlesien.

(Beschluß.)

Nach vollendeter Trauung gehet der Zug in der vorigen Ordnung aus der Kirche. An der Thür wird die Braut von der Gesellin wieder verschleyert. Im Kretscham angekommen, setzet sich der Bräutigam, der am er-

Digitized by Google

sten Hochzeittage durchaus nicht tanzen darf, hinter einen Tisch; die Braut legt Mantel und Schleyer ab, und der Tanz beginnt. Der gute Ton verlangt, daß kein Tänzer seinen Rock ablege, oder ist er Soldat, am ersten Hochzeittage in seiner Uniform erscheine. — Ein Beautdiener tanzet der Braut vor, bald vor- bald rückwärts allerley Schwenkungen machend. Je künstlicher diese ausfallen, desto mehr Ehre für ihn. Wäheend die jungen Leute im Kretscham ländern und walzen, „schirren" die Basen und Vettern im Hause dee Braut „das Essen zu." Ist Alles bereitet, so nehmen zwey Vettern die Stöcke zur Hand und gehen in den Kretscham. Sie laden die Gäste zum Essen ein. Man dört nicht auf sie, und unverrichteter Sache müssen sie wieder abgehen. Nach einee halben Stunde erscheinen sie abermals im Kretscham, idee Einladung wiederholend. Endlich dört man sie. Die Gesellin hängt der Braut den Mantel um, wirft ihr den Schleyer über, und die Tanzgesellschaft verläßt den Kretscham in der vorhin angegebenen Ordnung. Vor dem Hause dee Braut hält der Zug. Der Vater der Braut tritt, einen Krug tragend, mit einem „Seyd willkommen, laßt euch einmal schenken!" zu den Gästen und reicht ihnen den „Ehrentrank." Dann wird Besitz von dee Stube genommen. Haben sich Alle gesezt, und hat ein jeder Gast ein Stückchen Brod in das auf der Mitte eines jeden Tisches in einem hölzernen Teller befindliche Salz getaucht und gegessen, so ermahnet der Freymann der Braut zue Ruhe. Ein Tischgebet wird gebetet. Die Musikee blasen einen Tusch, und die aufwartenden Vettern bringen die Suppe. Ist diese verzehrt, erfolgt ein neuer Tusch, und die Vettern reichen eine Schüssel voll Rindfleisch dar, sprechend: „Wir wollen einen christlichen Tausch machen!" Ist des Rindfleisches und des von den Basen gebrachten Meerrettigs genug gegessen, so blasen die Musiker abermals, und die Vettern machen einen neuen christlichen Tausch, indem sie Schweinebraten auftragen. Diesem folgt das Hauptgericht, dee — Saukopf. — Endlich erscheinet der Hirsebrey, gespickt mit großen Rosinen und Stücken Zucker. „Das hat ja wohl draußen gehagelt!" ruft die Gesellschaft, und die Vettern antworten: „Nun ja, es sind Schloßen gefallen!" Zum Schluß der Mahlzeit tritt einee der aufwartenden Vettern an jeglichen Tisch, in dee einen Hand eine Schüssel voll Wasser, in der andern an einem Stocke ein Handtuch haltend. Die Schüssel wird auf den Tisch gestellt, jedee der Gäste, die Braut zueerst, wäscht sich die Hände, trocknet sie am Handtuch ab, und legt ein Stück Geld in das Wasser: ein Accidenz für den Vetter. Ihm folgt eine dienstthuende Base. Die rechte Hand mit Handtüchern verbunden, zum Zeichen, daß sie bey dem Kochfeuer viel erlitten habe, reicht sie einen Kochlöffel den einzelnen Gästen hin; mit Geld belegt zieht sie ihn wieder zurück. Durch das Gelächter hindurch ertönt plötzlich ein Zischen. Man ist stille. Der Vorredner der Braut nimmt das Wort: „Vielgeehrteste Herren Vettern, Schwäher und Nachbarn und Freunde, Frauen und Jungfrauen, und Alle zusammen! Da ist nun der wohledrdare Hochzeitvater da, der läßt sich zum allerschönsten bedanken, daß ihr ihm seyd zu Willen gewest, auf seiner lieben Tochter Hochzeit zu erscheinen, Gott zu Ehren und ihm zu einem Wohlgefallen. Ferner läßt er bitten, wenn etwas möchte seyn vergessen worden an Essen und Trinken, an Koch oder Keller, oder an der lieben Gabe Gottes, wäre nicht einem Jedweden nach seinem Geschmack oder Appetit vorgetragen worden, wie billig und gereichlich, man wolle ja solches mit dem Mantel der Liebe zudecken, und der gute Wille für's beste Gericht angenommen werden. Er spricht, wenn er noch eine Ausstattung machen werde, so wird er sehen es zu vergessern." — Die Gesellin stehet auf und erwiedert diese Anrede also: „Verzeihet mir so viel, ihr ehrbaren Herren Vettern und Frau Muhmen und Alle zusammen! Es lässet sich der ehrbare Hochzeitvater bedanken für die Liebe und Freundschaft, daß wir ihm sind zu Willen gewesen, auf seiner lieben Tochter Hochzeit zu erscheinen, Gott zu Ehren und ihm zum Wohlgefallen. Ferner lässet er bitten, wenn etwas möchte seyn versehen worden an Essen und Trinken, an Koch oder Keller, oder an der lieben Gabe Gottes, man wolle solches mit dem Mantel dee Liebe zudecken. Aber, Gott sey Dank! an Essen und Trinken hat es nicht gemangelt; Gott gebe, daß Braut und Bräutigam nichts mehr mangeln werde, als es am heutigen Tage gemangelt hat, so werden sie zu jeder Zeit ein reichliches Auskommen haben." — Dee Braut Vorredner stimmt das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" die Gesellschaft singt mit, stehet dann auf; die Braut wird demantelt und verschleyert, und in dee Ordnung, wie man gekommen, gehet man wieder in den Kretscham. Die dienstthuenden Basen, Muhmen und Vetteen setzen sich an die Tische und essen und trinken. Die neunte Stunde findet die Tänzer noch beym Tanze. Das Brauteffen in dem Hause des Bräutigams ist fertig. Still, ohne Musik, wohl eher ein geistliches Lied halblaut singend, gehet der Zug der Basen, der Muhmen und der Jungfrauen, ohne eine männliche Begleitung, bey dem Schein einee Laterne, die Braut und Gesellin vorne an, dem Hause des Bräutigams zu. Dieser ist in aller Stille daheim angekommen. Ohne Förmlichkeiten setzen sich die Frauen an einen, die Jungfrauen an einen andern Tisch. — Alsbald tritt die Mutter des Bräutigams heran, und wirft ihr Geschenk der Braut mit den Worten zu: „Laß dir meinen Sohn lieber seyn, als mein kleines Geschenk!" Gleiches thun die nächsten Basen und Muhmen. Ist der Bräutigam ein Handwerker, z. B. ein Maurer, so fliegen Hammer und Kelle auf den Tisch.

Digitized by Google

Alle Geschenke werden von der Gesellin in die Schürze gesammelt. Der Bräutigam bewillkommt seine Braut, versprechend, er wolle Hand über sie halten. Hierauf beginnt das Essen. Dieselben Förmlichkeiten, dieselben Gerichte wie bey dem Essen in der Braut Hause. Derselbe Dank, mit den nöthigen Abänderungen. — Die Gesellschaft verliert sich nach und nach, die Braut wird ihres schweren Schmuckes entledigt, und der erste Hochzeittag ist vergangen.

Des andern Tages, Nachmittags zwey Uhr, versammeln sich die Hochzeitgäste in des jungen Ehepaares Wohnung, und ziehen gegen drey Uhr wieder hin zum Tanze. Die junge Frau ist nicht mehr verschleyert, wol aber trägt sie den Kranz, dem indeß ein sinnvolles Rosmarin-Kränzlein beygefügt ist. — Weitere Feyerlichkeiten finden nun nicht mehr statt.

Der Druck der Zeiten hat sich indeß auch hierin nicht unbezeugt gelassen. Ein Vorrecht der Jungfrauen ist, daß sie im Kranz getrauet werden, und unter zehn Trauungen im Jahr 1824 ist nur eine im Kranz geschehen. Nicht als wenn die übrigen neun Bräute solcher Ehre unwerth gewesen wären, nein! die Ausgabe von zehn bis fünfzehn Floren Nominal-Münze fällt schwer, darum wird auch die Bauertochter jezt seltner im Kranz getraut.

Schiraz.

(Fortsetzung.)

Die Stadtmauern von Schiraz bestehen zum Theil aus Lehm, zum Theil aus Backsteinen, sie sind von aussen mit Lehm bekleidet, und durch runde Thürme, die in geringer Entfernung einer vom andern stehen, geschüzt, aber nicht mit Gräben umgeben, so daß diese Festungswerke für ein europäisches Auge nicht sehr drohend erscheinen. In ihrem Innern ist eine Art kleiner Citadelle, deren Mauern fester sind, ein Graben, aber ohne Wasser und ohne Glacis schließt sie ein. Eine Brücke, nur von Balken gebaut und mit Brettern überdeckt, führt darüber hin; hier befindet sich auch der Palast und das Arsenal, in dem das Gefängniß für die schweren Verbrecher ist. Die Pferdeställe des Prinzen verdienen gesehen zu werden; sie sind in der Nähe der übrigen zum Palast gehörigen Gebäude gelegen; diese haben ein großartiges Ansehen, sie sind durch viereckige Plätze getrennt, auf denen Steine mit Oeffnungen angebracht sind, woraus man aus denen unter der Erde sich befindenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen kann.

Die Strassen sind im Durchschnitt sehr schmal, und da die Häuser keine Fenster nach dieser Seite zu haben, sehen sie traurig aus und sind sehr schmuzig; der Koth häuft sich darin so sehr an, daß man beständig beschäftigt ist, Abzugsgräben zu machen, um sie nur zugänglich zu erhalten. Die Kanäle, in welchen das Wasser zum Gebrauch der Einwohner fließt, sind unbedeckt, und machen daher die Straßen sehr gefährlich. Man bedient sich hier weder der Wagen noch der Karren mit Rädern, Männer, Weiber und Kinder reiten auf Eseln, Maulesein oder Pferden; diese Sitte ist allgemein, wenn ein Mann zu Pferde reist, muß er für seinen Bedienten einen Maulesel haben, der zugleich auch die Nachtdecke für das Pferd trägt; denn es bieten die Herbergen selten ein Obdach für die Thiere dar.

Unter den Gewerben, die in Schiraz getrieben werden, fand ich die Töpferey am meisten zu bewundern, sie wird hier zu einer großen Vollkommenheit gebracht; die Geschirre sind dem gelben Wedgewood ähnlich, sie haben sehr geschmackvolle Formen, und sind immer dem Gebrauch angemessen; in der Konditorey hat Schiraz auch einen sehr wohlverdienten Ruhm erhalten. Die Kunst, in Gold zu emailliren, wird mit vielem Erfolg hier getrieben, und besonders ist die Malerey der Blumen auf Gold zu einer hohen Vollkommenheit gebracht; ihre Farben sind herrlich, ihre Zeichnungen für Pfeifen und andere Gegenstände sind äußerst geschmackvoll. Es sind hier auch Künstler, die sich im Schönschreiben, im Graviren von Siegeln, Leichensteinen u. s. w. auszeichnen. Alles trägt jedoch auch in Schiraz, wie in ganz Persien, die Anzeichen des allgemeinen Verfalls. Eine Auflösung der Monarchie wird die unausbleibliche Folge davon seyn, wenn nicht bald eine glückliche Veränderung in der Verwaltung eintritt. Schon spricht jeder kleine Chef in den Gebirgen von seiner Unabhängigkeit und der Schwäche der Regierung, die die größten Staats-Interessen für Gold und Edelsteine verkauft. Schätze, die auf solche Art erworben werden, machen die Besitzer argwöhnisch und furchtsam, und treiben sie zu Gewaltsmaßregeln, die endlich jede Ausschweifung der Anarchie erzeugen, und zu einer allgemeinen Umwälzung führen.

Die Perser setzen großes Vertrauen in ihre leichte Reiterey, wenn ihre innern Kräfte ein gleiches Maaß hielten, könnten sie es mit den Ueberfällen des ganzen Norden aufnehmen, aber die Uneinigkeiten der Chefs der verschiedenen Distrikte wird sie verhindern, die Vertheidigung zur gemeinen Sache zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Beschluß.)

In einem Briefe vom 24sten November jüngstihin meldet Hr. Champollion auch noch, er habe nicht lange nachdem er seine summarische Untersuchung der gedachten historischen

Papyrus zu Ende gebracht, zufälliger Weise vernehmen, daß noch mehrere solcher Papyrus-Fragmente vorhanden seyen, deren man, weil sie äußerst schlecht konditionirt wären, in den Mansarden ihren Platz angewiesen habe. Ich drang darauf — heißt es in seinem Briefe — sie auch noch besichtigen zu dürfen, und erstaunte nicht wenig, beym Eintritte in ein Gemach, welches ich am liebsten das Columbarium der Geschichte nennen möchte, eine zehn Fuß lange und in die Höhe eines halben Fußes über und über mit Papyrus-Trümmern bedeckte Tafel zu erblicken. Entgegen meiner Voraussetzung, daß die vor mir liegende Masse aus den Ueberresten von vier bis fünfhundert Leichenritualen zusammengesetzt seyn möchte, bot mir gleich das erste Stück, worauf ich meine Augen richtete, ein Fragment eines Aktenstückes vom Jahre XXIV. des Pharaons Amenophis-Memnon dar. Von diesem Augenblicke an beschloß ich, Alles, was auf jener Tafel der Verödung lastete, Stück für Stück einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Ich bediente mich zu dieser Operation hauptsächlich meines Zeichnungsstiftes und suchte so den Werth dieser Million von Blättern und unförmlichen Ueberbleibseln vor mehr als dreytausend Jahren geschriebener Bücher einzeln zu bestimmen. Ganz eigene und schwer zu beschreibende Gefühle erfüllten mein Gemüth, als ich anfing, diese Fragmente eines großen geschichtlichen Cadavers zu zergliedern. Da gab es einen überschwänglichen Stoff zum Philosophiren. Ich fand mich in Zeiten zurück versetzt, von denen durch die Geschichte kaum noch eine schwache Erinnerung übrig ist, zu Göttern, welche seit fünfzehn Jahrhunderten keine Altäre mehr haben, und war im Falle, hier und da ein Stückchen Papyrus zu retten, das allein noch das Gedächtnis eines Königes zu erhalten vermag, dem vielleicht bey seinen Lebzeiten der ungeheure Pallast von Carnac zu Theben ein allzuenger Aufenthalt gewesen seyn mochte. Aus dem erwähnten Papyrus-Haufen habe ich Fragmente von einer sehr großen Anzahl von Urkunden und andern Aktenstücken aus den Zeiten der Pharaone Aménofthy, Ramsès-Pharon, Ramsès des Großen oder Sésostris, der XIX. Dynastie, Ramsès-Méiamonn, Apencherrès-Onsiref, Avencherrès-Manbonef und Aménophis II. der XVIII. Dynastie herausgesucht. Zeitangaben finden sich an diesen Fragmenten in Menge. Eines der Aktenstücke fängt mit folgenden Worten an: „Im fünften Jahre und am fünften Tage des Monats ..... der Krönung des Königs des gehorsamen Volkes, der Sonne, durch welche die Welt besteht, des Gottes, Sohnes der Sonne, Thoutmès. Dieser Thoutmès ist Thnemosis II. von der XVIII. Dynastie, der in der Geschichte so berühmte Moeris und dieses Aktenstück höchst wahrscheinlich das älteste in der Welt. Ich habe auch Aktenstücke aus den Jahren 4 und 24 des Amenophis II., aus den Jahren 6, 10 und 24 des Ramsès-Méiamoun, aus dem Jahr 4 der Sésostris u. s. w. vorgefunden. Alle diese Handschriften, ohne Ausnahme, sind in hieratischer Schrift abgefaßt, und größtentheils eigentliche Muster von Kalligraphie und Eleganz der Schriftzeichen. Von den darin vorkommenden Namen von Königen ist keiner später, als aus der XIX. Dynastie. Aus der ganzen Masse dieser Papyrus-Sammlung, so wie sich dieselbe hier beysammen findet, ergibt sich, daß derjenige, welcher sie in Egypten entdeckt hat, die ganzen Archive eines Tempels oder eines andern öffentlichen Verwahrungsortes aufgebrochen haben muß. Ein Stück ist mir in der Sammlung vorgekommen, dem an Wichtigkeit kein anderes gleich kommt, und dessen partiellen Verlust man nicht genug bedauern kann. Es ist dieß ein eigentlicher Schatz für die Geschichte, ein chronologisches Gemälde, ein königlicher Kanon, dessen aneinandergereihte Fragmente eine Liste von mehr als hundert Königen geben. Dieser Papyrus, dessen Form an denjenigen des Manéthons erinnert, liefert ein nicht genug zu schätzendes Supplement zu der berühmten genealogischen Tafel von Abydos und müßte für sich allein schon Beweggrund genug seyn, den Eifer für die Untersuchung der egyptischen Papyrus zu verdoppeln. Mitten in dieser eben so interessanten als schmerzliche Empfindungen erweckenden Forschung stieß ich zuweilen auch auf erheiternde Gegenstände, nämlich auf solche Papyrus-Stücke, die blos Zeichnungen und zwar groteske Karrikaturen enthalten: eine Katze z. B. mit einem Schäferstabe in den Pfoten, hütet Enten; ein hundsköpfiger Affe spielt die Doppelflöte; neben dem Namen und Vornamen des kriegerischen Moeris schießt eine Ratte in Kriegsrüstung Pfeile gegen einen andern Kämpfer von seiner Gattung ab; eine Katze steigt auf einen Schlachtwagen u. s. f. Andere Malereyen sind mir durch ihre Obscenität im höchsten Grade aufgefallen und haben meinen Glauben an die hohe Weisheit der Egypter wanken gemacht; es wäre denn, daß man annehmen wollte, jene Malereyen seyen seiner Zeit in gerichtlichen Beschlag genommen worden *).

*) Wie Hr. Champollion in einem seiner Briefe meldet, so hat auch ein Reisender in mehreren Catacomben Zeichnungen aufgefunden, welche verschiedene sehr sonderbare Scenen des bürgerlichen und industriellen Lebens darstellen. Man sieht in denselben Töpfer, Musikanten, Tänzer, einen Koch in seiner mit allerley Geräthschaften ausstaffirten Küche, ferner einen Markt, Jäger, Schiffszimmerleute, Kornhändler und eine Art von Laboratorium, welches Gefäße enthält, die auf Dreyfüßen oder Rösten stehen und mit andern, wie unsere Kolbenflaschen geformten Gefäßen bedeckt sind.

Charade.

Ich steh' mit weißem Haare
Im reinen Schneegewand,
Schon ew'ge tausend Jahre
Im freyen Schweizerland.

Man sollt' mir eher sagen:
Wie man die Letzte grüßt,
Die ob der vielen Jahren
Die Erste nicht mehr ist.

Allein, da seit Jahrtausend
Ich stets bin, was ich war,
Die Stürme mich unsanfend
Mir krümmten noch kein Haar.

Auch Niemand mich begrüßte,
Noch einen Gruß gewann,
Aurora nur mich küßte
Und rosig mich umspann.

So gibt das schöne Ganze,
Das holde Brautgeschlecht
Mit unbeflecktem Kranze,
Den Namen mir mit Recht.

Gustav Hänich.

Druckfehler.

In der letzten Zeile des Motto's des Morgenblattes Nr. 42. lies statt „hin" hie.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Februar 1825.

Und wer dem ſüßen Zauberlant
Sich Einmal hat ergeben,
Wer ſie begeiſtert angeſchaut
Bleibt immer ihr ergeben.

Die Hexe von der Scollough-Schlucht.

In dem feuchtbaren Thale der Grafſchaft Werford, welches von dem Leinſter-Gebirge gebildet wird, lebte ein Mann, Namens Dickſon, welcher ſich vor mehreren Jahren in der dortigen Gegend einen furchtbaren Ruf erworben hat. Alexander Dickſon hielt einen großen Meyerhof von einem Edelmann in Pacht, welcher ſich im Beſitz des Schloſſes und der Güter befand, die einſt ſeinen Vorältern entriſſen worden. Niemand ſieht gern das Eigenthum, welches dem Recht nach ſein gehören ſollte, in den Händen eines Andern. Dickſon war ein Katholik, und, obgleich er alle Dokumente beſaß, welche ſowol ſein Eigenthumsrecht, als die Geſchichte der gewaltſamen Beraubung bewieſen, ſo ſprach doch das Geſetz gegen ihn — ihm blieb nichts, als ein durch eine Reihe von Zwangsverordnungen verbittertes und entehrtes elendes Daſeyn. Wie war es möglich, daß ein Mann in Dickſon's Lage eine Regierung lieben und achten konnte, die ein ſolches ſchreyendes Unrecht deckte oder doch duldete. Jeden Morgen, wenn er aufſtand, erblickte er die Thürme von der ehrwürdigen Heimath ſeiner Ahnen, und jeden Abend erinnerte ihn das Geläute der Schloßglocke, daß ein andrer Tag im Unrecht gegen ihn dahingegangen; jeder Berg, der ſein Haupt in der Nähe erhob, erſchien ihm als Grenzmahl ſeiner Rechte, und jede neue Sonne führte ihn auf den Gedanken, daß ſie hätte auf ſein Eigenthum ſcheinen ſollen.

Mit ſolchen Gedanken vertraut, war es ganz natürlich, daß er jede Gelegenheit zum Aufruhr ergriff. Er war alſo auch einer der Erſten, welcher in die Plane der vereinigten Irländer einging, und in ſeiner Gegend den Hochverrath mit einem faſt beyſpielloſen Eifer verbreitete. Er war Vater von ſechs daumſtarken tapfern Söhnen, voller Begeiſterung für die Sache ihres Vaterlandes, und zu den ſchwerſten und verzweifeltſten Unternehmungen bereit und fähig. Dieſe halfen ihm treulich das Gift des Aufruhes verbreiten; was aber ſeine Plane am ſchnellſten förderte, waren ſeine Töchter, welche, obgleich von ſehr verſchiedener Gemüthsart, in der Hoffnung, zu Anſehen und Reichthum zu gelangen, eben ſo warm in die Aufruhrplane eingingen, als ihre Brüder. Die älteſte, Margarethe, war von hoher Geſtalt und der anmuthigſten Bildung, während ihr Geiſt weder von der romantiſchen Wildheit der dichteriſchen Begeiſterung und männlicher Kraft, als von weiblicher Milde wiederſtrahlte. Ihr Geſicht war keines von den ſchönſten, aber es lag ein ſo bezauberndes Reiz über demſelben verbreitet, daß ſich faſt Jeder dadurch angezogen fühlte. — Amalie, die jüngſte, beſaß eines von jenen Geſichtern, welche weder ſchön noch häßlich genannt werden können; aber ihr ganzes Weſen war Güte, Liebe und Wohlwollen. Zart, wie die ſchlanke Rebe, bedurfte ſie des ſtützenden Arms, ohne welchen ſie kraftlos und ſterbend zu Boden ſank.

Dieſe jungen Frauenzimmer waren Beyde in Frankreich erzogen worden; denn der Vater hatte nie aufgehört,

Digitized by Google

ſich als einen Mann von Stande anzuſehen, und zu hoffen, daß ſeine Familie wieder in den Beſitz ihrer Güter gelangen müßte. Er verwandte den Ertrag ſeiner Pacht auf dieſe koſtbare Erziehung, und machte ſie dadurch unfähig, ſich in dem Stande, worin ſie ſich wirklich befanden, je glücklich zu fühlen. Margarethe nahm daher jede Gelegenheit wahr, um diejenigen, über die ſie einen Einfluß hatte, durch ihre Beredſamkeit zu der Rebellion anzufeuern, durch die ſie ſich zu erheben hoffte; während Amalie, von gleichen Hoffnungen angefeuert, ſich die Gewalt anthat, die Beſorgniſſe, die ſich deßwegen in ihrem Innern erhoben, im ſtillen Buſen verſchloſſen zu halten.

Unter Margarethen's Proſelyten befand ſich ein junger Mann, Namens Fitzpatrick, welcher, aus einer angeſehenen Familie ſtammend, einen ausgebreiteten Einfluß beſaß; deſſen Beytritt aber dadurch noch wichtiger ward, daß er Offizier in öſtreich'ſchen Dienſten geweſen, und folglich das Kriegshandwerk verſtand. Sein Anſtand war edel und militäriſch, und offen und aufrichtig im Charakter, mußte ihm Margarethens Weſen gefallen, und er bot ihr ſeine Hand an. Dieſe ſchlug ſie zwar nicht aus, aber ſie erklärte, daß ſie nur die Gattin desjenigen ſeyn wollte, der ſich am meiſten in der Sache des Vaterlandes auszeichnen würde. Fitzpatrick ſchwor, er wolle nicht der Lezte ſeyn, und fing ſogleich an Kämpfer zu werden und für den Streit zu üben.

Das Beyſpiel der Hohen wirkte ſchnell auf die Bauern, und in kurzer Zeit gab es in jener Gegend wenige Katholiken mehr, welche nicht geſchworne Republikaner waren. Dickſon's Haus war der Sammelplaz der Anführer der Verſchwornen; aber da ein Jeder ſeine eigene Meinung und Anſicht hatte, und Margarethe für gefährlich hielt, es zu vielen Berathſchlagungen kommen zu laſſen, ſo nahm ſie den Ton einer Befehlshaberin an, welcher immer Gehorſam findet, wenn die Gemüther unſchlüſſig ſind, und welcher auch hier ſeinen Zweck nicht verfehlte. Selbſt Fitzpatrick erkannte die Größe ihres Geiſtes an, und obgleich er bey den Verſchwornen die erſte Stelle erlangt hatte, ſo ließ er es ſich doch gefallen, einen untergeordneten Theil zu ſpielen, und ſich von dieſem außerordentlichen Frauenzimmer leiten zu laſſen.

Margarethe, um ihren Anhang immer mehr zu vergrößern, wandte unter Andern auch ihr Auge auf einen jungen Proteſtanten, Namens Williams. Dieſer war der jüngſte Sohn eines reichen Gutsbeſitzers; er ward von ſeinem Vater ſo ſehr vernachläſſigt und ſelbſt mißhandelt, daß er ſich glücklich fühlte, wenn er ſeine Gegenwart vermeiden, und ſeine Tage mit Leſen und der Jagd im Gebirge zubringen konnte. Hier lernte er den Druck, worunter der arme Bauer ſeufzte, in ſeiner ſchreckhafteſten Geſtalt kennen: er wußte aus Erfahrung, was Bedrückung iſt, und fühlte ihren Jammer im Innerſten der Seele. Er gab den Armen das von ihm geſchoſſene Wild, den Dürftigen ſchenkte er ſein geringes Taſchengeld, und wo er nichts geben konnte, ſo gab er doch Troſt und redlichen Rath. Die armen Leute liebten ihn daher auch als ihren Freund und Wohlthäter, und wo er ſich ſehen ließ, ſegneten ſie ihn als ihren Schutzengel — jedoch war es ihm noch nie eingefallen, an einen allgemeinen Plan zur Abhülfe ihres Elendes zu denken. — Eines Tages, als er wie gewöhnlich das Gebirge durchſtreifte, begegnete er Margarethen nebſt Mehreren ihrer Familie zu Pferde. Ein inneres Gefühl ſagte ihr ſogleich, daß nichts den Jüngling ihr ſchneller nahe bringen könnte, als wenn ſie ihm eine Gelegenheit gäbe, ſie zu retten. Gedacht, gethan. Sie gab ihrem Pferde die Sporen, und ließ es im geſtreckten Galopp auf einen Abgrund zurennen, neben welchem Williams herabkam. Williams ſprang dem muthigen Thier entgegen und fiel ihm in den Zügel. Die Reiterin ließ ſich nun von ihm aus dem Sattel heben, und er bezeigte ihr ſo viel Aufmerkſamkeit, daß ihn die Familie zum Mittageſſen einlud. Die Einladung ſchien ſo dringend und offenherzig, daß er ſie gern annahm, und da bey der Ankunft der Geſellſchaft im Pachthauſe das Eſſen noch nicht fertig war, ſo machte er am Arme ſeiner Heldin einen Spaziergang in den benachbaeten Wieſen. In der Unterredung, welche erfolgte, lernte er bald die Schärfe ihres Verſtandes, ſo wie ihre ausgebreiteten Kenntniſſe kennen; er fühlte, daß er das Weib, welches auf ſeinem Arme ruhte, hätte lieben können; zu gleicher Zeit empfand er aber auch eine Ehrfurcht gegen ſie, die ihm jede Annäherung verbot. Margarethe, welche bereits ſeine Empfindungen errathen hatte, ſpielte ihre Rolle fort: ſie that ſanft und zärtlich, und als die Wanderer zu Tiſche kamen, war Williams bereits ihr Gefangener.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiraz.

(Fortſetzung.)

Auf unſerm Ausfluge ſahen wir auch ein ſehr altes Monument mit einer ſchönen und blau emaillirten Ziegel-gedeckten Kuppel, auch die Wände und Kreuzſtöcke ſind mit dergleichen Ziegel bekleidet. Es iſt von einem gelblichen Stein erbaut, gleichwie die Mauer, die es einſchließt, und die Häuſer, die noch dazu gehören, und zu Ehren eines Nachfolgers Mahomed's errichtet ſind, der Schach-Mir-Humzor hieß, und wie ein Heiliger verehrt wird. Es ſteht zur Rechten der Straße, die nach Iſpahan führt, und nahe dabey kommt man auf einer ſteinernen Brücke über einen Fluß, der jezt trocken iſt, und den Namen des Heiligen trägt. Wie beſuchten dann Hafiz Grab, das wir allen Einflüſſen der Witterung ausgeſezt fanden.

Digitized by Google

Nahe dabey ſteht noch der Stamm einer alten Cypreſſe, die vor drey Jahren abgebrannt worden iſt, und die Hafiz vor vierhundert und fünfzig Jahren, kurz vor ſeinem Tode, noch ſelbſt gepflanzt haben ſoll. Ein Waſſerbecken, das für die religiöſen Reinigungen beſtimmt war, gehört auch dazu, es iſt von einem auf vier Säulen ruhenden in Fresko gemaltem Dache geſchützt, jezt aber ganz in Verfall. In einem daran ſtoßenden Garten wohnen die Aufſeher, und bewahren auch noch ein Exemplar von Hafiz Werken, das Jedem, der es wünſcht, gezeigt wird. Die Gläubigen legen es auf das Grab dieſes Heiligen, öffnen es, und die Stelle, die ihnen der Zufall unter die Augen bringt, wird als Weiſſagung betrachtet. Da der Inhalt ſich immer günſtig auslegen läßt, deutet ihn Jedermann nach ſeinem Wunſche, was, da Hafiz ein Soſi war, und in der, dieſer Sekte eigenen, myſtiſchen Art ſchrieb, ſehr leicht iſt. Der Stein, der das Grab deckt, iſt von der Art, die man Marmor von Tauris nennt, halb durchſichtig, mit rothen und grünen Adern; er hat ungefähr ſechs Fuß Länge auf drittehalb Fuß Breite, und iſt ganz bedeckt mit Stellen aus dem Koran und aus Hafiz Werken. Nahe bey dieſem Denkmal haben ſich viele angeſehene Perſonen begraben laſſen, weil ſie wahrſcheinlich dadurch ſich den Uebergang in die Ewigkeit zu ſichern glaubten. Unter ihnen bemerkte ich einen Geſandten der hohen Pforte. Wir ſahen dann die Gärten, die Kerim-Kan angelegt hat, und die man Jehan-Nouma nennet, nach dem runden Gebäude, das in der Mitte derſelben liegt. Die Wände, die Decke und das ganze Innere ſind mit ziemlich gut ausgeführten Gemälden bedeckt, Blumen und Vögel darſtellend, und mit Sprüchen begleitet; der untere Theil der Wände, bis zur Höhe von drey Fuß, iſt mit kleinen Tafeln von tauriſchem Marmor bekleidet, die mit goldenen Blumengewinden umgeben ſind. Das Ganze iſt reich, aber ſchwerfällig und düſter, und hat nichts Angenehmes für's Auge. In allen Gärten, ſo auch in dieſem, iſt am Eingang ein Kanal von vier bis zehn Fuß Breite, zum Abfluß des Waſſers; längs der kleinen Mauer, die ihn einfaßt, iſt eine Reihe Cypreſſen oder Pappeln gepflanzt. Eine unbedeckte Treppe führt nach einem Geſellſchafts-Saale, der über der Eingangs-Pforte erbaut iſt, und deſſen Wände auch mit tauriſchem Marmor belegt ſind. Die Gemälde darin ſind mit mehr Geſchmack und Zartheit ausgeführt; aber dieſes Gebäude, ſo wie alle Bauten Kerim-Kans, außer ſeinem Bazar, iſt jezt ganz in Verfall. Die Bäume in dieſem Garten waren in höchſter Blüthe; Aepfel-, Birnen- und Pfirſich-Bäume hatten ſogar ſchon Früchte angeſezt, die Kirſchbäume, die hier ſeltner ſind, fingen hingegen erſt an zu blühen. Im Ganzen iſt hier die Jahreszeit um vierzehn Tage ſpäter, als in Kazroun (am perſiſchen Meerbuſen). Unter den Gemälden, die wir in dem Saale ſahen, waren die Porträts von Hafiz und Saadi, die ſehr ſchlecht, aber auch ſehr alt ſind. Hafiz iſt als junger Mann dargeſtellt, Saadi aber mit langem weißen Barte. Auf demſelben Wege ſieht man auch noch die Huft-Tun oder ſieben Gräber; dieß iſt ein Garten, in dem die Ueberreſte von ſieben Perſonen liegen, die im Geruch der Heiligkeit ſtarben. Es ſind auch Wohnungen für die Derwiſche daſelbſt gebaut, — wir ſahen noch einen ſolchen Ort, der die vierzig Gräber heißt, wo wir vierzig Grabmäler und Wohnungen für Derwiſche und andere Reiſende fanden; aber alle dieſe Gebäude ſind ſchon bald verfallen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber den Regen.

Herr Arago hatte im Annuaire für 1824 eine Reihe von Beobachtungen angeführt, die damals im Morgenblatt mitgetheilt wurden, nach denen ſich das Klima von Paris, wenigſtens in Beziehung auf die Menge des daſelbſt jährlich niederfallenden Regens, ſeit 130 Jahren nicht auffallend geändert hat. Herr Flaugergues findet im Gegentheil, daß die Menge des Regens zu Viviers zugenommen, obſchon ſeit dem Anfang ſeiner Beobachtungen im Jahe 1778 die meiſten Wälder in dem Departement der Ardeche gefällt worden waren. In Marſeille hingegen, das von Viviers nicht ſehr entfernt liegt, hat die Regenmenge abgenommen. In den zehn Jahren von 1772 bis 82 betrug die Regenmenge im Durchſchnitt 21,8 Zoll, und 57 Regentage, nahm von dieſer Zeit ab, ſo daß ſie von 1815 bis 1820 nur noch 13,7 Zoll und 54 Regentage betrug. Dieſe Abwechslungen ſcheinen nur zufällig zu ſeyn, und werden ſich vielleicht bey einer größern Zahl von Jahren in's Gleichgewicht ſtellen. Das Departement der Rhonemündungen bietet ein merkwürdiges Beyſpiel von dem Einfluß der Lokalitäten auf meteorologiſche Erſcheinungen, ſelbſt bey einem ſehr beſchränkten Erdſtriche dar. So beträgt die mittlere Regenzeit zu Marſeille 55 Tage im Jahr, zu Arles nur 45, zu Aix 40, und in der Gegend der Durance 38.

In Mailand betrug von 1764 bis 1790 die mittlere Regenmenge 33,5 Zoll, von 1791 bis 1817 nahm ſie bis auf 37,2 Zoll zu. Der Beobachter, Herr Ceſaris, ſieht darin einen unwiderleglichen Beweis von der Veränderung des Klimas in Mailand, und ſchreibt ſie den zahlreichen Wäſſerungskanälen zu, die man von Jahr zu Jahr in den Ebnen der Lombardei gezogen hat, wodurch ſich die jährliche Verdünſtung vermehrt haben mußte.

Noch ſcheinen indeſſen die vorliegenden Data nicht hinreichend, einen Schluß auf eine gewiſſe Beſtändigkeit zu ziehen, ſo wie man die einzelnen Zahlen genauer betrachtet. So war von 1764 bis 1790 der jährliche Regen zu Mailand von 26 bis zu 47,5 Zoll wechſelnd; und in der neuen Periode von 27 Jahren, von dem Jahe 1791 bis 1817 wa-

ren die jährlichen Extreme 24,7 und 28,9 Zoll. Die Mailänder Beobachtungen beweisen demnach selbst bis jezt nicht, daß die Arbeiten der Menschen auffallende Modifikationen in dem klimatischen Verhältnisse hervorbringen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. Januar.

Man klagt von allen Seiten, daß bey so manchen Mitteln in allen Regionen der Kunst das Hinstreben nach einem Ziele vermißt werde. So gibt es zwey Bühnen bey uns, oft dreyfache Vorstellungen, abgesehen von den Affenkomödien, den Seiltänzern und Kunstreitern, und trotz der Dreyzahl keine einzige gute Vorstellung. Beyde Menschen-Bühnen, sagt man, hätten den Willen, dereinst ihre Kräfte auf das Bessere zu verwenden. Das lassen wir auf sich beruhen, da es unräthlich ist, in dergleichen Dingen solche kühne Gerüchte allzuschnell nachzusprechen. Man weiß ja, „wie alles Menschliche abwechselnd sinkt und steigt," allein keineswegs können wir den Lästerzungen beystimmen, die da behaupten, trotz beyder Bühnen Wettstreit (im Schlechten oder Guten lassen wir dahin gestellt) sey es noch zu keinem einzigen Resultate gekommen.

Ref. besucht das Theater sehr selten — d. h. unser jetziges; in den Tagen seiner Jugend war dieß anders — liest auch die gewöhnlichen Korrespondenzberichte über die Theaterneuigkeiten ohne Neulust, nie anders, als wenn er bey einer ganz nüchternen Lektüre sich von Anstrengungen des Körpers oder Geistes erholen will; doch zog es ihn seit Eröffnung der Königsstädter Bühne häufig sowol in diese als in das königliche Theater. Der Wortpomp in den Zeitungen, und im Mund von Tausenden, welche die neue Volksbühne protegiren oder durch ihre Autorität vernichten wollten, von nationeller Komik, von Nord-Deutschen-Berliner-National- und Lokal-Possen und Lustspielen, ein viel bedeutendes Thema, das Worte nicht erschöpfen konnten, zog ihn häufig in die überfüllten Häuser, wenn dergleichen Lokal-Stücke auf den Komödienzettel verkündet wurden. Er zweifelte leise, ob ein Dialekt, wie der gemeine Berliner, der keine nationelle Abstammung für sich hat, sondern aus der Corruption in der Sprache der höhern Kreise entstanden ist, für die Bühne sich je eignen könne, ob nicht vielmehr diese zu häufig vernommenen Töne alles wahrhaft Poetische, jede dramatische Illusion verscheuchen müßten. Indessen blieb diese Nebensache und es kam auf das an, was aus dem Volkscharakter herausgegriffen wurde. Ref. zweifelt hier ebenfalls, daß humoristische Elemente sich in dem nationalen Leben fänden, so wie es in Berlin zum Vorschein kommt, jedoch ließ sich hier im Voraus nichts absprechen, da ein beißender Witz dem Berliner eigen ist, und täglich Sarkasmen geboren werden und circuliren, gemeinhin unter dem Titel: „Ein Jude hat die Bemerkung gemacht."

Jezt ist Ref. aber, Dank vielen und namentlich dreyen auf beyden Bühnen gesehenen Lokalstücken, mit sich darüber einig geworden, daß aus dem Berliner Volksleben niemals ein nationales Lustspiel hervorgehen wird. Es mögen noch hundert Possen und Komödien geschrieben werden, wo Berliner auftreten, nur Berlinisch sprechen und Berliner aus vollem Halse lachen und applaudiren. Diese Produktionen gehen aber der Vergessenheit entgegen und haben mit Kunst und Poesie nichts zu thun, ja nicht einmal mit derjenigen Kunst, welche auch die minder glücklichen Erzeugnisse der Wiener Lokaldichter nicht verläßt. — Der Berliner Dialekt ist in seiner Gemeinheit für das gebildete Ohr allzubeleidigend. Abgesehen von der grammatikalischen Unrichtigkeit, wodurch der Dialog gewürzt werden soll (wenn nicht die Dichter gar das Wesen des Berolinismus in der Verwechslung des mir und mich aufsuchen), bringt die reiche Aussprache der Gaumenbuchstaben einen so weichlichen Charakter in die Sprache, daß alle Kraft aufgelöst und das Edlere herabgezogen erscheint. Dann laborirt der Berlinische Vortrag an der Monotonie. Wenn diese aus dem Leben auch zur Kunst auf die Bühne übergeht, wo soll uns noch das Leben in seiner Mannigfaltigkeit entgegen treten? — Der Berliner Charakter, als solcher, ist schwieriger aufzusuchen als die Sprache. Ein Conflurus mannigfacher Bildungen und Bestrebungen in einer Hauptstadt wie Berlin läßt nicht leicht eine bestimmten Typus sich bilden. In den Berlinern in Wien von Hrn. von Holtei wird der Unterschied zwischen beyden Stadt-Bürgern dahin angegeben: „Die Wiener sind lustig, Berliner sind listig." Lustigkeit ist kein Charakterzug der Berliner, soweit ist negatio die Behauptung völlig begründet. Listig mögen viele Individuen seyn, viele auch nicht. Versteht man aber unter listig, daß der Verstand vor dem Gemüth vorwalte, so hat auch der positive Nachsatz seine völlige Richtigkeit. Der Verstand zeigt sich aber in einer Schärfe des Urtheils, d. h. nicht sowol in dem scharfen Eindringen in das Wesen einer Sache, als in der scharfbestimmten Art des Ausspruches der gefaßten Meinung. Hiermit steht ein aristokratisches Bestreben, vornehm und gelehrt zu erscheinen, in Verbindung. In zweifelhaften Fällen tadelt man lieber als daß man lobt, um nicht in den Verdacht zu kommen, man mache nach dem Standpunkte der eigenen Bildung zu geringe Ansprüche. Um aber dem Widerspruch vorzubeugen und den Schein der Festigkeit im Urtheil anzunehmen, wird die tadelnde Kritik mit aller Schärfe der Gewißheit ausgesprochen: „Das sieht ein Kind ein." „Fürchterlich!" „Unter der Kritik" und andern Superlativen beym Lobe braucht man selten den Positiv, sondern liebet das Contrarium mit hinzugefügter Negation: „Nicht unerfreulich" und andere Vorsichtsflosteln. Es würde zu weit führen, alle charakteristischen Züge aufzusuchen, welche den Berliner bezeichnen. — Eben so wenig eignet sich das Berliner Treiben als solches zur künstlerischen Darstellung. Wenig Allgemeines; was sich im Einzelnen als national auszeichnet, trägt häufig das Gepräge des Erzwungenen an sich. Die Sucht nach dem Schein überwiegt bey weitem die Vergnügungssucht. Selbst die große Menge wählt und hier hat nicht immer die Lust die entscheidende Stimme. Das sich sehen lassen, sich zeigen, gilt mehr als die Neugier zu sehen. Eine solche Sucht mag als einzelne Erscheinung für die Komödie passen, wie bietet sie aber die reichen Elemente, welche in der allgemeinen Wiener Vergnügungssucht liegen? In Wien geht das Volk in seine Theater mit der Absicht und der Voraussicht, unterhalten zu werden; in Berlin, um zu prüfen, ob das Dargebotene wirklich den Zweck erreiche. Diese Stimmung wirkt natürlich auch auf die Dichter zurück. Ein Volksdichter, der sich einer solchen Prüfung ausgesezt weiß, prüft selbst zuvörderst, und da seine Richter nicht auf dem ästhetischen Throne sitzen, braucht er nicht immer das Beste zu wählen; in der Prüfung dessen, was gefallen könnte, verschwindet aber die Unbefangenheit und mit ihr die Laune.

Es wäre ein Leichtes, aus den vielen mißrathenen Versuchen den Beweis zu führen; zu unserm Resultate ist es aber gerathener, solche Stücke zu betrachten, die in mehrerer Rücksicht zu den bessern gehören, und deren Verfasser sich bemüht haben, nicht allein den Berliner Idiom, sondern auch das Berliner Lokalstück als solches zu charakterisiren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Februar 1825.

Erst dann wird Ruhe mir, wenn du die Nacht,
Die mich umgiebt, gelichtet. Säume nicht:
O säume nicht! Es foltert mich die Zeit.
Aus „die Grafen Montalto."

Die Hexe von der Scollough-Schlucht.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft in Dickson's Hause behagte Williams ungemein: er saß neben Margarethe, und Amalie gegenüber. Das sanfte blaue Auge dieses Mädchens, welches dann und wann mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen schien, fiel ihm auf: er dachte, sie müßte einst eine gute Gattin werden; aber es fehlte ihr der Zauber, welcher ihre Schwester wie ein Heiligenschein umgab. Mit solchen Gedanken und Gefühlen verließ er das Pachthaus, welches er in drey Tagen wieder besuchen sollte.

Am zweyten Tage, als er, mit Gedanken an Margarethe vertieft, wie gewöhnlich das Gebirge durchstreifte, verlor er sich in die wilde Schlucht, welche in die Grafschaft Carlow führt, und in der dortigen Gegend unter dem Namen Scollough's Gap bekannt ist. Hier fiel sein Auge auf die Trümmer eines alten Schlosses, deren man in jenen Gegenden so viele sieht, und welches die Volkssage als den Aufenthalt einer bösen Hexe bezeichnete, die Menschen und Vieh durch Krankheiten heimsuchte, um sich nachher für die Heilung derselben bezahlen zu lassen. Da fiel es dem jungen Menschen ein, er wolle diese seynsollende Hexe kennen lernen, und fing sogleich an, die Felsen, auf deren Spitze die verfallenen Thürme standen, muthig hinanzuklettern. Auf einmal vernahm er einen Angstausruf einer weiblichen Stimme, und da er gleich an die Möglichkeit dachte, daß die Alte vielleicht im Begriff stünde, irgend ein unschuldiges Mädchen zu ermorden, so beflügelte er seine Schritte, und fand — nicht eine junge Schönheit, sondern die Hexe selbst unter dem aufgehobenen Messer eines wild aussehenden Menschen, der sie ermorden zu wollen schien. Williams befreyte sie schnell aus ihrer gefahrdrohenden Lage, und der Kerl erklärte, es wäre nicht seine Absicht gewesen, sie zu ermorden, sondern ihr das Geständniß abzuzwingen, wo geheime Schätze verborgen lägen, weil man ihn versichert hätte, daß sich dieß durch Drohungen von ihr erringen ließe. Williams verwies dem Menschen seine Thorheit, und nachdem derselbe sich vom Schloß entfernt, setzte er sich neben Briedhe (der irländische Name für Brigitte) nieder, und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein.

Die Hexe von der Scollough-Schlucht suchte ihre Wunderkraft nicht zu verbergen, sondern erklärte öffentlich, sie vermöchte Gutes und Böses zu thun; und so groß war ihr Einfluß beym gemeinen Volke der Umgegend, daß, trotz der Ermahnungen der Geistlichkeit, die Bauern allezeit zu ihr wallfahrteten, um durch Geschenke (denn Geld nahm sie nicht) sich entweder Heilung oder Sicherheit gegen Krankheiten für sich und ihr Vieh zu erkaufen. In der Kleidung unterschied sie sich nicht von den übrigen Bauersweibern: sie trug gewöhnlich ein langes stoffenes Kleid, welches, hinten in einen Bündel zusammengeschürzt, die blauen Strümpfe und den rothen gesteppten Unterrock vortheilhaft sehen ließ; ein farbiges Tuch bedeckte den Kopf, ging um den Hals herum, und war hinten zu-

Digitized by Google

sammengebunden. Ging sie aus, um einen ihrer seltenen Besuche abzustatten, oder Kräuter beym Mondlicht zu sammeln, so trug sie noch einen kurzen rothen Mantel, welchen ein silberner Ring und Haken auf der Brust zusammenhielt.

Sie unterbrach schnell des Jünglings leichtfertige Fragen, indem sie sich mit prophetischer Haltung, ihr rothes flammendes Auge auf ihn gerichtet, und ihren verschrumpften Arm gegen ihn ausgestreckt, vor ihn hinstellte: „Joseph Williams! hob sie mit feyerlicher Stimme an; ein räudiges Schaaf steckt die ganze Heerde an: wie soll denn ein gesundes der Ansteckung entgehen, das sich in eine Heerde begibt, wo alle räudig sind? Die Zeit kommt heran, wo der ausgeartete Durst der Menschen sich nur durch Blut stillen wird; und willst du nicht den bittern Trank mittrinken, so fliehe deine neulich gemachte Bekanntschaft. Eine ist darunter mit all der Schönheit und all der Falschheit der Schlange — hüte dich vor Margarethe Dickson! — Aber ich warne vergebens; Gefahren bereiten sich für dich — und doch sind dir Freuden aufbewahrt!"

Die Rede dieses sonderbaren Weibes beunruhigte den Jüngling; er bat um nähere Erklärung; aber was sie sagte, verwirrte ihn nur noch mehr, und er mußte sich zuletzt mit dem Trost entfernen, daß es ihm doch endlich glücklich gehen sollte. Auch schlug er sich die ganze Begebenheit bald aus dem Sinn, und war am folgenden Morgen auf dem Wege, seinen versprochenen Besuch abzustatten.

Seine Aufnahme war von der freundschaftlichsten Art. Margarethe bezeigte ihm die größte Aufmerksamkeit, und Amalie suchte sich ihm gefällig zu machen, indem sie ihm im Gespräch aushalf, wenn seine Unerfahrenheit ihn dann und wann in die Klemme brachte. Es kam wieder zu einem Spaziergang vor Tische, auf welchem Margarethe ihren Triumph über den armen Jüngling vollendete, und Liebe und der Punsch, welcher einem irländischen Mahle immer zu folgen pflegt, wirkten nach Tische schon so stark auf ihn, daß er mit Begeisterung in die politischen Ansichten einging, welche der alte Dickson mit seiner eigenthümlichen Beredsamkeit jezt vor ihm eröffnete, und welche mit seinem jugendlichen Enthusiasmus nur zu sehr übereinstimmten, so daß, als man endlich die Frage an ihn that, ob er einer von den vereinigten Irländern (dieß war die Benennung, welche die irländischen Rebellen im Anfang der französischen Revolution angenommen hatten) werden wollte, er mit lautem Jubel einschlug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiraz.

(Beschluß.)

Den folgenden Tag gingen wir auf dem Wege nach Tungeh-Akbar, um das Grabmal von Saadi zu sehen. Es ist ein Gebäude dabey, das Kerim-Kan erbaut hat, und das noch ziemlich gut erhalten ist. Der Stein, der das Grab deckt, ist von einem einzigen Block, so wie der von Hafiz, aber von weißer Farbe und unten ausgehöhlt, mit einem Rande an beyden Enden. Man sagt, dieß Grabmal soll schon vierhundert Jahr alt seyn; das Gebäude ist aber neuer. Man sieht hier auch einen Ziehbrunnen, der so eingerichtet ist, daß man sich auch darin baden kann, denn an beyden Seiten befinden sich kleine Kämmerchen für die Badenden. An gewissen Tagen sich hier zu baden, wird für sehr heilbringend gehalten. Auf einer Anhöhe in dieser Gegend sind die Ruinen eines Forts, Cha-Bundar genannt; in einem seiner Thürme soll ein außerordentlich tiefer Brunnen befindlich seyn.

Den Tag nachher brachte ich in den Gärten unsers Wirthes Jaffer-Ali-Kan zu, und am Abend um sechs Uhr gingen wir, den Palast der jezt regierenden königlichen Familie zu sehen, der auch so gut wie alles Uebrige zerfällt. Auf einem Felsen am Fuß des Gebirges gelegen, hat er eine herrliche Aussicht auf die Stadt. Es ist ein schöner Audienz-Saal darin, in den Zimmern, die dahin führen, ist eine große Menge Vögel und Landschaften gemalt, die Geschichte des Derwisch und der Tochter Thersas vorstellend. Auf einer Seite erblickt man diesen Heiligen, Sofi, wie er die schöne armenische Christentochter Thersas sieht, und sich in sie verliebt; auf einer andern sieht man, wie sie seinen Heirathsantrag ausschlägt, wenn er nicht zur christlichen Religion übergehen will, und mehrere Greise, die ihm zureden, seinem Glauben treu zu bleiben; dann ist eines, wo er sich ihr zu Liebe bequemt, ein Jahr lang die Schweine zu hüten; weiter ist er wieder dargestellt, wie er diesem ehrenvollen Gewerbe obliegt, während seine Schöne im Bade sitzt. Auf den Gemälden ist die Geschichte nicht zu Ende geführt, aber man sagt, dieses sey nicht sehr zum Vortheil des Derwisches geschehen. Es sind hier auch zwey schlechte Porträts von dem König und der Königin von Portugal, zu deren Kostüm der persische Maler nur die Sitten seines Landes zu Rathe gezogen hat. Außerdem sind noch alle Säle voll von Jagdstücken, Löwen- und Tigergefechten, Vögeln und Blumen, aber Alles ist auf eine Art gemalt, die den Gemächern ein düsteres Ansehen gibt. Die Säle in Persien sind alle nach demselben Plan eingerichtet. An einer der vier Wände sind die Fenster, die aus sehr kleinen bunten Glasscherben so zusammengesezt sind, daß sie verschiedene Gegenstände darstellen, das Hauptbild ist mit Filigranarbeit umgeben, in der wieder bunte Gläserchen glänzen; der Fußboden, ge-

Digitized by Google

wöhnlich nur von geſtampfter Erde, iſt erſt mit einer geflochtenen Decke, und darüber mit Teppichen bedeckt. Zu beyden Seiten des Saales liegen Polſter am Boden, und an der Wand, der Thür gegenüber, iſt ein einziges großes Polſter, Numud genannt, auf dem der Hausherr ſitzt, um die Gäſte zu empfangen. Manchmal ſezt er ſich auch auf ein erhöhtes Polſter auf der Seite; der übrige Saal iſt dann ganz mit Polſteen umgeben, außer an der Thüre, wo die Untergebenen ſich aufhalten, während die Angeſehenern mit dem Hausherrn ſich unterhalten. Zur Rechten und Linken ſind kleine Kabinette mit Tiſchen, die Alles enthalten, was man etwa nöthig haben könnte. Dieſe Säle ſind zuweilen von Gärten umgeben, in denen Waſſerbecken oder Kanäle angebracht ſind, und dann läßt man die Fenſter nach dieſer Seite zu offen. Die Farben, die man am meiſten zu dieſen Fenſtern gebraucht, ſind geld, caemoiſin, blau und grün.

Da ich über die Kleidung der perſiſchen Damen etwas zu wiſſen wünſchte, führte man mich in eine der älteſten Familie des Landes, die des Jauni-Kan, der von Gingis-Kan abſtammen ſoll; ſeine Züge verrathen noch die Spuren ſeines Urſprungs; er iſt Chef des Stammes der Illyaeten (einer herumziehenden Völkerſchaft, die man in ganz Perſien antrifft) und hält ſich gewöhnlich in Joz da-Kaft auf. In Schiraz bewohnte er einen Palaſt, der ehemals dem Kerim-Kan gehört hatte. In einem der Säle ſah ich eine große Anzahl Porträte von Damen ſeiner Zeit, unter Andern die ſchöne Schah-Noubat, ſeine Favorite; ſie hatte ſchöne Augen, aber das Gemälde war ſchlecht. Jauni-Kan und ſeine drey Kinder, bey denen wir einige Zeit verweilten, empfingen uns ſehr höflich, und befragten uns viel über unſere Beſchäftigung, die Bezahlung die wir erhielten u. ſ. w. Er iſt reich und mächtig, und kann in Zeit eines Monats zehntauſend Mann in's Feld ſtellen. Wenn er den jetzigen Monarchen überlebt, kann er vielen Einfluß auf die Wahl ſeines Nachfolgers haben. Er beſizt das volle Vertrauen des Prinzen von Schiraz, und genießt mit ſeiner Familie der allgemeinen Achtung. Sie zeichnet ſich auch durch ihre Gaſtfreundſchaft gegen alle Fremde aus.

Während unſers Aufenthalts in Schiraz verloren wir viele Zeit mit den Beſuchen, die wir von Ueberläſtigen annehmen mußten, weil wir uns ihrer nicht höflicher Weiſe entledigen konnten. Dieß iſt eine der größten Unannehmlichkeiten, der ein Reiſender in dieſem Lande ausgeſezt iſt.

Da die Steinſchneider in Schiraz ſehr geſchickt ſind, kaufte ich zwey Topaſen, um ſie graviren zu laſſen, und war ſehr mit der Arbeit zufrieden. Einige Proben von Blumen, auf Gold emaillirt, die man mir zeigte, ſchienen mir ſchöner, als Alles, was ich noch von der Art geſehen hatte. Der Goldgrund war ſehr ausgearbeitet, und die emaillirten Blumen waren in getriebener Arbeit (emboſſé) auf der goldnen Fläche.

Von allen Seiten ſieht man Merkmale des Verfalls dieſer Stadt; wenn man ein Gebäude wahrnimmt, das ſich einigermaßen auszeichnet, ſo heißt es, Kerim-Kan hätte es aufgeführt oder wieder hergeſtellt; aber man läßt gefliſſentlich alle ſeine Werke zerfallen, und ſein ſchöner Bazar hätte eben das Schickſal gehabt, wenn man nicht ſo große Vortheile aus der Miethe der Kaufläden und Karavanſerais zöge.

Der Charakter des Prinzen, Gouverneurs von Schiraz, eines Mannes von fünf-und-zwanzig Jahren, iſt zwar ſchon ausgebildet, aber nicht von der Art, Vertrauen einzuflößen, und der Stadt viel Glück zu verheißen; ſeine Kreaturen, deren Habgier ſie gefühllos und barbariſch macht, zerſtören auch noch die lezten Hoffnungen, dieſe Stadt wieder emporkommen zu ſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſezung.)

Julius von Voß hat nach vielen, zum Theil unglücklichen Verſuchen, in denen die höchſt gemeine Auffaſſung des Volkslebens zurückſchreckte, in ſeinem Schwaben in Berlin eine Probe geliefert, daß ſein Witz nicht immer bitterer Natur iſt, und er die Charaktere hervorzuſuchen wiſſe, welche bey uns eine wirklich typiſche Bildung gewonnen haben. Der Bau der Fabel iſt nicht ungeſchickt, die Intrigue unterhaltend. Was dem Humor an ſich fördernd wäre, iſt die Aufſtellung eines ganzen quasi Standes in ſeinen verſchiedenen Gradationen. Die ſaubere Geſindewirthſchaft eines Hebels. Man könnte hier meinen, in einem Wirthshauſe, das meiſt nur zur Aufnahme der Fremden beſtimmt iſt, könne ſich das Nationale am wenigſten hervorthun, es iſt dieß aber nicht der Fall. Unſere Marqueure, die Köchinnen und Stubenmädchen, bis auf die barſchen Kutſcher der Gaſthöfe tragen eine ſo beſtimmte Type an ſich, daß ſie recht gut als Repräſentanten der dienenden Unverſchämtheit, des Vornehmthuns, ſantaſtiſchen Witzes und endlich plumper Grobheit auftreten können. Der Verf. verrieth eine genaue Kenntniß derſelben, und ſein abgeſchliffener, gegen Unbemittelte ungeſchliffen witziger Marqueur iſt eine meiſterhafte Charakterſchilderung. Auch zu der Haushälterin, die ſich eine Herrſchaft über ihren Herrn angemaßt hat, und ſich in ihrer Regierung nicht ſtören läßt, gibt es Originale. Die Offerte eines heirathsluſtigen Dienſtmädchens kann man täglich in ihrer unverſchämten Klarheit hören, und die groben Kutſcher, die ſich auf ihrem Bock für die Herren halten, braucht man weder in den Straßen noch Ställen aufzuſuchen. Wir bewundern die muſterhafte Treue in Aufſtellung dieſer Perſonen; aber mit der Wahrheit ihrer Erſcheinung iſt noch nicht ihre poetiſche Qualifikation ausgeſprochen. Wir lachen, aber das Gefühl empört ſich. Dennoch ſpricht das Stück zuſammengenommen an. Der Verfaſſer hat es gefühlt, daß Perſonen, wie dieſer Marqueur, dieſer Kutſcher, dieſer Haushälterin an und für ſich kein dauerndes Intereſſe abgewinnen können, er hat eine gutmüthige Schwäbin, einen muntern, treuherzigen Schwaben, und einen franzöſiſchen alten wohlwollenden und ſchwachen Gaſtwirth eingeführt, welche mit einem

Digitized by Google

Aufwande von Herzlichkeit jener zur Schau getragenen Herzlosigkeit die Stange halten sollen. Es ist auch dem Autor gelungen; wir interessiren uns für diese gutmüthigen Personen, so wie für das nette Dienstmädchen, welches nur zur Hälfte Berlinerin ist, und unter der Aegide dieser Vierzahl läßt man sich die derbe Erscheinung des einheimischen Gesindes gefallen, das nebenher gewissermaßen zur Folie jener freundlichern Erscheinungen dient. Heißt dieß aber ein National-Lustspiel, wo die Nationalcharaktere nur in gehässigem Lichte auftreten und die wohlgefällige Schattirung aus der Fremde herbeygeholt werden muß? Ein National-Lustspiel soll, wenn wir auch nicht die strengere Forderung aufstellen, dem Nationalcharakter zur Ehre zu gereichen, ihm wenigstens nicht Schande bringen. In der Wiener Lokalposse wird freylich oft der Wiener Bürger auch an den Pranger gestellt, es ist dieß aber nur ein Pranger von Leinewand und Pappe für das Theater und man belacht Lächerlichkeiten, niemals wirkliche Flecke; das Leben ist dort gedankenloser Scherz, und so erscheint es auch auf den Brettern wieder; hier zeigt der Spiegel uns bittern Ernst. Der Autor, der nach vielen Versuchen dieß gute Lustspiel zu Tage gefördert hat, bekennt, so dünkt es uns, hier selbst, daß die Regionen des sogenannten Berliner Volkslebens ohne fremde Beymischung für die reine Luft einer komischen Volksbühne verschlossen sind. Das Stück wird übrigens mit großem Beyfall auf der Königsstädter Bühne gegeben.

Hr. Angely hat für dasselbe Theater ein französisches Vaudeville zu einer Lokalposse unter dem Namen der Schneidermamsells mit Geschick und Einsicht umgearbeitet. Vorweg könnte man rügen, daß die Intrigue zu locker sey, auch die poetische Anscheinung fehle, welche dem Autor des Schwaben in Berlin nicht abzusprechen ist. Indessen sind dieß keine Fehler, sondern nur Mängel, die außer dieser Beurtheilung der Auffassung des Nationalen liegen. Besonders ist der Verfasser zu loben für den Personenkreis, den er für seine Lokalposse aufgefunden hat. Es ist nicht jener Auswurf, der sich auf den ersten Blick als solchen zu erkennen gibt, sondern eine niedere Klasse, die aber, da sie vermöge ihres Standpunktes im Leben nicht immer gehörig kontrollirt werden, auch ganz ihrer Neigung nachgehen kann, vornehmer zu scheinen als sie ist. Schneidermamsells, denen Scheere, Nadel und Waarenreste die leichtesten Mittel an die Hand geben, sich vornehm zu machen, da — Kleider Leute machen; Schreiber bey Justiz-Kommissarien (Advokaten), die mit Sonntagsröcken und hohen Cravatten den Petit-Maitres spielen, sobald sie aus der Schreibstube entlassen, einen Ort finden, wo sie Niemand kennt. Dieß sind wirkliche Charaktere, wie sie zu Tausenden in den Straßen umherlaufen. Die Lesebibliotheken, die schlechtern Journale bieten ihnen Stoff zum Sprechen, und so sind denn in der That diese Wesen mit ein Viertel Bildung und drey Viertel Anmaßung wirklich lächerliche Gegenstände. Aber Berlin hat weder südliches Klima, noch fließt hier der Quell des munter machenden Weines. Das moralische Phlegma läßt keine Volkslust aufkommen. Keine Faschingsspäße, kein öffentliches Karneval. Alle muntern Erscheinungen bleiben vereinzelt stehen, und kecke Geister, die in sich den Trieb fühlen, einen Spaß durchzuführen, sehen sich genöthigt, in die Tabagien zurückzutreten, wo jede Lust allzubald den Anstrich des Gemeinen gewinnt. Worauf beschränkt sich daher die vornehm sprechende und geputzte Stuckerin, der galante Expedient? Nachdem sie sich auf den Promenaden möglichst gebrüstet und gezeigt haben, wandern sie, da die wenigen Cirkel der Gebildeteren ihnen verschlossen bleiben — zurück in die Tabagien. Trauriges Loos, unglückliches Ziel so vieler Zeit- und kostspieligen Bemühungen! Was nützt den Armen unter den Bier- und Branntweingläsern, unter dem Tabaksqualm ihr Puy, ihr hohes Air, ihre affektirte Sprache? Hier glaubt Niemand an die prätendirte Hoheit, die Vornehmen sinken nach kurzem Traum des Glanzes in ihre vorige Niedrigkeit zurück, und ein Liebesabenteuer ist der ganze Ertrag vielfacher Anstrengungen, ein Liebesabenteuer, das hübschen Gesichtern aber auch ohne die vornehme Kleidung und das mühsame Studium in den Lesebibliotheken nicht entgangen wäre.

So steht es um die Elemente zu unsern National-Komödien. Hr. Angely läßt eine Schneidermamsell sich zur Gräfin, einen Schreiber zum Lord umwandeln; daß eine solche Intrigue schon hundertfältig dagewesen, ist in Dramen dieser Art nicht zu rügen, daß Beyde gegenseitig aber daran glauben, und auf die Liebesversicherungen des Gegenparts Luftschlösser bauen, ist noch unwahrscheinlicher, als daß beyde gewitzigte Personen dergleichen Täuschungen in Berlin zu unternehmen wagen. Daß ist aber weniger ein Tadel für den Autor, dessen leichte Behandlung dieser Intrigue dem Stücke nur Reiz verleiht, als ein neuer Beleg, wie auch in dieser, für die Posse so glücklich gewählten Region die Anlagen zum Lustspiel schon in den Elementen verdorben sind. Mit noch mehr Geschick hat Hr. Angely auch die höhern Stände in dies Schneider- und Schreiberleben hineinblicken lassen. Sie kommen als Protectoren der Kunst — der Schneiderkunst — besuchen wohlwollend die Werkstätte der jungen Schneidermamsells und verargen es ihren Kommis, wenn der gleiche Geschmack sie auf dieselben Wege gerathen läßt. Kopirt nach vielen Mustern erscheint der protegirende Banquier; aber auch aus diesen wahren Erscheinungen dürfte wenig Ersprießliches für die Kunst hervorgehen. Dieß vornehme Leben ist von A bis Z nach einem Musterschuh geschnitten. Allen Affekten ist ein und dasselbe Schild vorgehangen, das Schild der Gleichgültigkeit. Der Vornehmreiche dieser Gattung darf selbst nicht Kunstliebe affektiren; das affektirte Ebenmaß langweiliger Gleichgültigkeit gegen Alles und Jedes soll ausdrücken, daß der Inhaber Alles und Jedes schon zum Ueberdruß gekostet und genossen hat, und nun, gewissermaßen aus Gnade, nur noch mit den Neigungen spielt. Der Verfasser der Schneidermamsells hat einen solchen Vornehmen hingestellt, die Erscheinung ist gelungen und wird belacht, damit ist es aber abgeschlossen. Eine Wiederholung würde nur ermüden.

Den Beyfall der Menge hat das Stück den vom Autor fleißig gesammelten Berliner Redensarten seltsamer Art, einigen wiederholten Lokalwitzen und den recht lustig eingestreuten Zeitungsannoncen, welche die und da von dem Aberwitz eines Individuums zeugen, vorzüglich zu verdanken. Dem aufmerksamen Zuhörer entgeht aber nicht die traurige Bemerkung, wie oft das wirklich Lustige und an Humor gränzende unbeachtet vorübergeht, wogegen die allerwitzlosesten Redensarten von lautem Jubel aufgenommen werden, nur weil es dieselben sind, welche man täglich von den Höckerweibern kann wiederholen hören. Von der Armuth Berlins an komischem Stoff zeugt noch eine Arie, welche gewissermaßen die Quintessenz des Lokalwitzes bilden soll. Es werden alle Vergnügungsorte in und um Berlin aufgezählt; die wohlbekannten und unpoetischen Namen erregen jedesmal Gelächter; da aber keines der Orte eine eigenthümlich lustige Beziehung, wenigstens durchaus keine allbekannte hat, so mußte der Verfasser mit Mühe und Noth bey jedem Platze aus den allgemeinen Eigenschaften aller zusammen eine einzelne durch Divisionsrechnung herausfinden, wobey denn das ganze Resultat auf wenig anderes hinausläuft, als daß hier Weißbier getrunken, dort Bratwurst gegessen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Februar 1825.

Wie die Wolkenschatten der Launen die Gesichtszüge des Menschen bald verfinstern, bald wieder heiter lassen, eben so unberechenbar und verändernd wirken Wärme und Kälte auf die Oberfläche der Erde.

G. C.

Ueber die Temperaturverhältnisse des Erdkörpers.

Es ist die Frage, ob die ziemlich allgemein angenommene Meinung begründet ist, daß sich das Klima unter jedee Beeite der Oberfläche der Erde verändert habe. Die Erfindung der Theemometer geht kaum auf das Jahr 1590 zurück; und man kann fast sagrn, daß diese Instenmente vor 1700 weder genau, noch vergleichbar waeen. Man kann dahee für iegend einen Ort der Erde unmöglich mit Genauigkeit bestimmen, wie seine Temperatur in sehr entferntrn Zeiten gewesen ist. Will man sich aber hiee beschränken, und z. B. nur so viel ausfindig machen, ob die Winter jetzo mehe oder weniger eanh, als in seühеen Zeiten waren, so findet man eine Aushülfe für unmittelbaee Beobachtungen an den Stellen meheerer Schriftsteller über verschiedene Natneeeerscheinungrn, z. B. das Gefrieeen der Ströme, Flüsse, Meere u. s. w. Die wenigen Citationen dieser Art, die wir hier zusammenstrllrn wollen, düeften wenigstens, selbst wenn man die den alten Schriftstellern so natürliche Uebertreibung mit in Anschlag beingt, so virl beweisen, daß die Winter in Eueopa überhaupt, und in Frankreich insbesondeee, vor einigen Jahehunderten wenigstens eben so raud, als gegenwäetig waren.

* * *

Erstes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

An der Mündung des meotischen Sumpfs war der Frost so stark, daß ein Feldherr des Mithridates dort im Winter die Reiterey der Barbaeen genau an der Stelle schlug, wo sie im Sommer eine Seeschlacht verloren hatten. (Strab. Liv. II.)

400 Jahr nach Christi Geburt.

Das schwaeze Meer war ganz gefroren. Die Rhone schloß sich in three ganzen Breite. (Dieß brutet auf eine Temperatur von wenigstens 18° hundertgeadigen Thermometers untrr o.) *)

462. Theodomers Aemee sezte über die gefrorne Donau. Der Var gefror. (Dieß geschieht nne bey einer Temperatur von 10 oder 12° unter o.)

763. Das schwarze Meer und die Meeeenge der Dardanellen waren zugefoeen.

822. Schwerbeladene Wagen fuhren auf dem Eis über die

*) Dir Rhone war im Februar 1776 unter Lyon nicht ganz zugefroren, obschon die Temperatur vom 16ten bis znm 27sten Januar immer unter — 8° gewesen, und am 29sten, 30sten, 31sten Januar und Februar bis auf — 11°,23 — 12°,5; — 18°,7, und — 22° (des hundertgr. Thermometers) gesunken war. Man darf daher wol wenigstens — 18° als nothwendig annehmen, damit die Rhone zu Arles oder an jrdem andern Punktr der Provence mit Eis bedeckt wird.

Digitized by Google

Donau, die Elbe und die Seine einen Monat lang. Die Rhone, der Po, das adriatische Meer, und mehrere Häfen des mittelländischen Meers waren zugefroren*). (—20° wenigstens zu Venedig.)

829. In dem Jahre, wo der Patriarch von Antiochia, Dionysius von Telmahre, mit dem Kalifen Mamoun nach Egypten zog, trafen sie den Nil gefroren. (Abd-Allatif, von Herrn Silvestre de Sacy übersezt.)

860. Das adriatische Meer gefriert. (—20°.)

1133. Der Po war von Cremona bis an's Meer zugefroren; man ging über die Rhone; der Wein gefror in den Kellern. (—18° wenigstens.)

1216. Der Po und die Rhone gefrieren sehr tief. (Wenigstens —18°.)

1234. Der Po und die Rhone gefrieren wieder; beladene Wagen fahren bey Venedig über das adriatische Meer. (Wenigstens —20°.)

1236. Die Donau bleibt lange tief gefroren.

1292. Beladene Wagen fahren bey Breysach über den Rhein. Das Kattegat war gleichfalls ganz gefroren.

1302. Die Rhone gefriert. (—18°.)

1305. Die Rhone und alle französischen Flüsse gefrieren.

1323. Die Rhone gefriert. Reisende zu Fuß und zu Pferd kommen über das Eis von Dänemark nach Lübeck und Danzig.

1334. Alle Flüsse Italiens und der Provence gefrieren. (—18°.)

1358. Zehn Klaftern tiefer Schnee zu Bologna. (Villani.)

1364. Die Rhone gefriert zu Arles sehr tief. Beladene Wagen setzen darüber. (—18°.) (Villani.)

1408. Die Donau gefriert in ihrem ganzen Lauf. Das Eis ist von Norwegen nach Dänemark ununterbrochen. Wagen fahren über die Seine. (Felibien.)

1434. Der Frost begann zu Paris mit dem lezten December 1433, und dauerte drey Monate weniger neun Tage; am Ende März fing er wieder an, und dauerte bis zum 17. April. In demselben Jahre fiel der Schnee in Holland vierzig Tage hindurch ununterbrochen.

1460. Die Donau bleibt zwey Monate geschlossen. Die Rhone gefriert ebenfalls. (—18°.)

1468. In Flandern wird die Weinration den Soldaten mit dem Beil zugemessen.

1493. Der Hafen von Genua war am 25. und 26. December gefroren.

1507. Der Hafen von Marseille gefror in seiner ganzen Ausdehnung. (Dieß deutet auf eine Kälte von wenigstens —18°.) Am Erscheinungsfest fiel drey Fuß tiefer Schnee in der Stadt.

1544. In Frankreich haut man den Wein mit Beilen aus den Fässern.

1565. Die Rhone ist in ihrer ganzen Breite bey Arles zugefroren. (—18°).

1568. Am 11. December fahren Wagen über die gefrorne Rhone. Das Aufthauen erfolgt erst am 21sten.

1570—1571. Vom Ende Novembers 1550 bis zum Ende Februars 1571 ist der Winter so kalt, daß alle Flüsse, selbst die in den Provinzen Languedoc und Provence, so gefroren waren, daß Wagen darüber fahren konnten. (Mézerac.)

1594. Das Meer gefriert bey Marseille und zu Venedig.

1603. Wagen fahren über die gefrorne Rhone.

1621—1622. Die venetianische Flotte gefriert in den venetianischen Lagunen ein.

1638. Das Wasser des Hafens von Marseille gefriert um die Galeeren. (—20°.)

1655—1656. Die Seine gefror vom 8. bis 18. December. Dann fror es wieder ohne Unterbrechung vom 29. December bis zum 28. Januar 1656. Wenige Tage darauf wieder bis in den März.

1657—1658. Ununterbrochener Frost in Paris vom 24. December 1657 bis zum 8. Februar 1658. Zwischen dem 24. December und dem 20. Januar war der Frost mäßig, wurde aber dann ausnehmend stark. Die Seine war ganz gefroren. Das am 8. Februar eintretende Thauwetter dauerte nicht; die Kälte stellte sich am 11ten wieder ein und dauerte bis zum 18ten.

Im Jahr 1658 zog Karl X., König von Schweden, auf dem Eis über den kleinen Belt mit seiner ganzen Armee, Artillerie, Pulverwagen, Gepäck u. s. w.

1662—1663. Der Frost dauerte zu Paris vom 5. December 1662 bis zum 8. März 1663.

1676—1677. Beständige sehr heftige Kälte vom 2. December 1676 bis zum 13. Januar 1677. Die Seine war fünf-und-dreyßig Tage beständig gefroren.

1684. Die Themse gefriert zu London eilf Zoll dick; beladene Wagen fahren darüber.

1709. Das adriatische und mittelländische Meer zu Genua, Marseille, Cette u. s. w. sind gefroren. (—18°.).

1716. Die Themse gefriert zu London. Eine Menge Buden sind auf ihr angebracht.

1726. Man fährt im Schlitten von Kopenhagen nach Schweden.

1740. Die Themse ist neuerdings zu London ganz zugefroren.

---

*) Als der Golf von Venedig 1709 gefror, war der Thermometer in der Stadt bis auf — 20° gefallen.

Digitized by Google

Die Hexe von der Scollough-Schlucht.

(Fortsetzung.)

Erst am folgenden Morgen erinnerte sich der vorschnelle Jüngling an Briedhe's Prophezeyhung. Er sah seinen Irrthum ein: ihm konnte die Revolution von keinem Nutzen seyn — aber er liebte, und beschloß, seiner Zusage getreu zu bleiben. Jeden Abend fand er sich in Dickson's Hause ein, wo er dem Insurrektions-Ausschuß beywohnte, welcher sich dort versammelte. Er erhielt vom Obersten Fitzpatrick ein Patent als Hauptmann unter den Leinster'schen Jägern. Diese Stelle legte ihm neue Pflichten auf.

Auf der Spitze des Leinsterberges befindet sich eine bedeutende Ebene, auf welcher sich in der Stille der Nacht die Männer von Carlow und Wexford zu kriegerischen Uebungen unter der Leitung ihres Obersten Fitzpatrick zu versammeln pflegten. Williams fand sich jezt regelmäßig bey denselben ein, und zeigte sich so eifrig in der Sache des Aufruhrs, und so begierig auf den Ausbruch, als irgend einer von den Verschwornen. Als er indessen in einer Nacht mit den jungen Dicksons und Fitzpatrick von dem Waffenplatz zurückkehrte, trat ihnen die Hexe von der Scollough-Schlucht in drohender Stellung entgegen. „Jung und thöricht, rief sie, seyd ihr jezt heiter und lustig; bald aber werdet ihr genug zu trauern haben. Der Benschie (Hausgeist) von Bantry hat euer Kienaan (Grabgesang) gesungen, und der Rabe hat euer Birn (Begräbniß) verkündigt: aber wie der Schnitter läßt Aehren zurück, so werden euch die Sassanagds (Sachsen, Engländer, Protestanten) nicht Alle aufreiben können. Joseph Williams, du . . . ." — „Halt's Maul, Hexe! rief Fitzpatrick, indem er ein Pistol aus dem Gürtel zog, oder ich schieße deine Seele zum Teufel. Glaubst du, verdammte Lügnerin, daß Männer, welche bereit sind, für die Rechte der Menschheit zu kämpfen, sich werden durch deine Träume schrecken lassen?" — „Fitzpatrick von Eldergrove, erwiederte Briedhe feyerlich, es war nicht für dich, daß ich um Mitternacht über den Berg kam, sondern um der Söhne Dickson's von Prospect, der Erben des Hauses Castle-Dickson willen: du hast das böse Blut deines Vaters in dir, und Schande wird dich begleiten!" Mit diesen Worten glitt sie den Berg hinab und verschwand. Fitzpatrick lachte laut auf, die übrigen jungen Leute kamen verstimmt zurück; aber Margarethe gelang es, auch ihre Furcht wegzuscherzen.

Zwey Monate gingen unter Zubereitungen vorüber, während welcher Zeit Williams oft in Margarethe drang, seinem Glück die Entscheidung zu geben; aber sie wußte ihn immer durch Vorspiegelungen über die Notwendigkeit, das Schicksal des Vaterlandes entschieden zu sehen, hinzuhalten. Fitzpatrick sah zwar seine Zudringlichkeit, aber er hatte eine zu gute Meinung von sich selbst, um ihn als Nebenbuhler zu fürchten.

Margarethe war inzwischen immer eine von den thätigsten. In einer Nacht im Anfange Mais erschien sie, auf einem muthigen Schimmel reitend, auf dem Leinsterberge, wo sie den Insurgenten eine Fahne überreichte und sie zur Tapferkeit und Ausdauer ermahnte. Alle fühlten sich zur Bewunderung der schönen Amazone hingerissen, und die Anführer, dreyßig an der Zahl, rechneten es sich zur Ehre, sie zum Nachtessen nach Hause begleiten zu dürfen. Sie saßen alle um den wohlbesezten Tisch her, als auf einmal die Hexe von der Scollough-Schlucht hereinstürzte, und bewegungslos wie eine Bildsäule mitten unter ihnen stand. „Unheilvolles Weib! schrie Margarethe, was bringt dich zu einer so ungelegenen Zeit hieher?" — „Es ist nie zu spät, die Tapfern gegen Gefahr zu warnen, erwiederte Briedhe, und —" — „Und, rief Margarethe, die Tapfern wissen nicht, was Gefahr ist. Geh Elende, und täusche das unwissende Volk, wir bedürfen weder deiner Dienste, noch deines Rathes. Hier (rief sie einem Knechte zu) wirf dieses zudringliche Weib hinaus." Dieß geschah, und die ganze Gesellschaft billigte Margarethens würdevolles Benehmen. Die Verschworenen erneuerten ihren Eid beym vollen Becher und trennten sich dann für die Nacht.

Das Land stand damals unter dem Kriegsgesetze, weßwegen Williams, um den Soldaten nicht in die Hände zu fallen, welche die Gegend durchstreiften, einen Feldweg einschlug, auf welchem er, in Gedanken verloren, fortwandelte, als plötzlich wieder die Hexe vor ihm stand. „Joseph Williams! rief sie, geh' heut nicht nach Hause." Williams, über die Zudringlichkeit dieses sonderbaren Weibes aufgebracht, befahl ihr, ihn in Ruhe zu lassen, und ging, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, auf das väterliche Haus zu. Aber zu spät bereute er seine Raschheit: ein Kommando Soldaten erwartete ihn dort, und nahm ihn unter der Beschuldigung des Hochverraths gefangen. Er wurde sogleich nach Enniscorthy in das Schloß geführt, welches man zum Gefängnisse eingerichtet hatte, und hier wurde er nach wenigen Tagen schon von dem strengen Militärgericht zum Tode verurtheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

In den vielbesprochenen und vielbeliebten Wienern in Berlin hatte Hr. von Holtei auf sehr geschickte Art, unter den mit Vorliebe hingestellten Wienern die Berliner durch eine vornehme, gebildete Dame (die sich in alle Verhältnisse, also auch in die Wienerischen hineinzustudiren weiß), durch einen brusquen Elegant und ein echt Berlinisches Dienstmädchen zu repräsentiren gewußt. Mit Einsicht, daß der Berolinismus nur bedingt in die Poesie gehört, hatte er in gehörigen Abstufungen die Dame zumeist, den Elegant weniger hervortreten und die Köchin fast nur in die Scene hineinblicken lassen; das Stück machte so die trefflichste Wirkung und erfreute nicht nur die, denen es allein um das Lachen zu thun ist, sondern auch die Freunde der Poesie und Kunst. Jezt hat er es umgekehrt und ein Liederspiel, die Berliner in Wien, auf die Bühne gebracht. In der dramatischen Anlage, in der feinern Charakteristik der Personen, in den treffenden Witzen und den auserlesenen Melodien hat es gewiß den Vorzug vor den Wienern, dennoch, obgleich es wol ein Kassenstück bleiben und auswärts wol noch mehr es werden wird, entgeht ihm der rauschende Beyfall jenes Schwesterstücks, und es bleibt, aller geschickten Abhülfe ungeachtet, ein Etwas darin, was die ungetrübte Lust nicht aufkommen läßt. Es sind die Berliner die Hauptpersonen und nicht die Wiener. Sehr wahrheitsgetreue Charaktere, wie sie uns stündlich aufstoßen, aber solche, die wir nur belachen können, die uns nicht ansprechen, aus deren Gesellschaft man sich gern zurückzieht, sollte man auch nach seinem eigenen Stande der Bildung zu ihnen gehören.

Hr. von Holtei hat, da der unterrichtete Dichter das Mißliche einer Berliner Nationalposse wol einsah, einen neuen Weg eingeschlagen, um Leben in das lokale Lustspiel zu bringen, aber einen sehr gewagten. Nicht allein der Schluß mit seiner trefflichen Ironie zeugt von der versöhnenden Absicht des Dichters, sondern diese läßt sich von Anfang an erkennen. Er ist nicht als objektiver Künstler aufgetreten, der jedem Theil sein Recht läßt, sondern ist offenbar polemisch zu Werke gegangen. Die Wiener werden durch den Friseur und quasi Philosophen Pittschaft sehr gemüthlich repräsentirt; dicke, heirathssüchtige Wittwen gibt es überall, und nur das Finale der hohen Polizey erinnert an Parodie. Dagegen spricht sich diese, bewußt oder unbewußt, in allen einzelnen Personen von der Berliner Partey ziemlich handgreiflich aus, und der Schluß, wo der Berliner Vater, nachdem er sich lange bitten lassen, in die Verheirathung seines Sohnes mit der Tochter des befeindeten Bruders einwilligt, damit sein Bruder einen Gimpel zum Schwiegersohne erhalte, während seine eigene Tochter einen klugen Mann bekommt, sezt diesem Spiele die Krone auf. Man muß sich die witzigen Hiebe gefallen lassen, da sie auf Wahrheit beruhen; allein trotz des Gelingens ist dieser neue Weg durch das einmalige Betreten schon wieder verschlossen. Wiederholungen einer Persiflage ermüden, und wer wollte sie noch überbieten!

Zum Schluß ein Wort über ein vielbelachtes, aber nie gerühmtes Stück, über das man, seiner Obscönität wegen, sich gern sonst des Sprechens enthält. In dem Liederspiel: das Stündchen vorm Potsdammerthor, dessen Verfasser sich bisher scheut, der Produktion seinen Namen vorzusetzen, ist das Berliner ganz niedrige Leben in den gemeinsten Tabagien mit einer entsetzlichen Wahrheit abconterfeit. Zwar, des Fuchtlkorporals und des Rekruten wegen — zweyer vortrefflichen Gestalten — ist das Stück um einige Jahrzehnde zurückgeschoben; es zeigt aber, bis auf die Kleider, nur unsere heutigen Dienstmädchen, Handwerksburschen, Soldaten. Es ist Leben in diesem Stücke, aber eine nackte Verworfenheit, wie bisher keine Bühnendirektion gewagt hat, sie einem Publikum vor die Augen zu bringen. Indessen es ist an der Zeit, auf den Abwegen des Geschmackes nicht einen Versuch zu wagen, das Publikum zurückzuhalten, sondern mit ihm einen Wettlauf anzustellen, wer am schnellsten hinunterkommt. Zu diesem Wettlauf eignen sich freylich die Berliner Lokalstücke; aus den Kloaken der Residenz lassen sich noch verworfnere Süjets als in jenen Ständchen hervorsuchen, und sind sie einmal in ihren Lumpen ans Tageslicht gebracht, dann Glück zu, und die Berliner Lustspiele werden eine neue Epoche in der theatralischen Literatur bilden.

Lausanne, Januar.

Die Vervollkommnung des Kunstfleißes ist nur so lobenswerther, wenn sie nicht auf Verstümmlung, sondern vielmehr auf Erhaltung und Unterstützung der leidenden Menschheit hinzielt. Sie ist leider so selten, daß man wol zehn Erfindungen ersterer Art auf eine der leztern rechnen kann; aber eben deßhalb soll auch diese Eine nicht mit Schweigen übergangen werden. Lassen wir den Perkins und Konsorten ihre großen Vernichtungsentwürfe, und begnügen wir uns mit dem, was in einem kleineren Maßstabe immer noch die Aufmerksamkeit des Publikums verdient. Ein Weinbauer unsers Kantons (Wadt), Namens Samuel Testuz von Villette (fünf Viertelstunden östlich von Lausanne), hatte sich vor ungefähr drey Jahren durch ein Feuergewehr, das ihm unter den Händen losging, dergestalt verstümmelt, daß man genöthigt war, ihm einen Theil des linken Vorarms abzunehmen. Die Industrie eines geschickten Genfer Mechanikers hat vor Kurzem diesem jungen Familienvater theilweise den Gebrauch seines Arms durch eine neue Erfindung wiedergegeben. Dieser Mechaniker, Namens Taillefer, hat nämlich an dem verstümmelten Arm einen eisernen Cylinder von fünf Zoll Länge angebracht, der sich in eine starke Schraube endet, an der mehrere andere Instrumente befestigt werden können, mit deren Hülfe Testuz in den Stand gesezt wird, nicht nur seinen Garten zu bearbeiten, sondern auch den Weinstock zu beschneiden, Feuer zu schlagen, sich bey Tische des Löffels, Messers und der Gabel zu bedienen und überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, alles das zu thun, was er in seinem früheren natürlichen Zustande zu verrichten im Stande war. Die Einfachheit der ganzen Erfindung erhöht nur um so mehr ihr Verdienst. Der Erfinder hat durchaus eine neue Sache in Ausführung gebracht, und seine Instrumente können daher mit keinen ähnlichen in Vergleich gestellt werden. Er hat früherhin schon ein mechanisches Bein verfertigt, mit welcher der Verstümmelte wie ein Anderer, der seiner gesunden Gliedmaßen sich erfreut, laufen, schnell aufwärts steigen und abwärts springen kann, ohne sich eines Stocks bedienen zu müssen. Er ist eben jezt mit der Bearbeitung einer mechanischen Hand beschäftigt, deren Bewegungen fast alle diejenigen einer natürlichen nachahmen und ersetzen werden. Dieses Meisterstück ist für eine vaterländische Bäuerin bestimmt, die das Unglück gehabt hat, ihre Hand zu verlieren.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Februar 1825.

Niemals zweifelte ich an Gott: denn wenn mein Verstand nicht hinreichte, ihn zu begreifen, so nahm ihn nichts destoweniger mein Inneres an. Mein ganzes Wesen war mit diesen Empfindungen im Einklang.

Napoleon. (Tagebuch von St. Helena.)

Buonaparte*).

Es steht ein öder Fels, die Woge schlägt ihn klagend,
Der Schiffer sieht von fern auf seinem Strande ragend,
Vom Meere dingeschwemmt, ein einsam schimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den schmalen Stein gebräunet,
Und unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzännet,
Blinkt .... ein zerbrochner Herrscherstab!

Hier liegt ... den Namen nicht! Die Erde sollt ihr fragen!
Sein Nam' — in blut'ger Schrift rings steht er aufgetragen
Von Cedars Felsenstirn bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der Braven,
Und in dem Herzen selbst der feigen Schaar von Sklaven,
Die sich ihm unter'm Wagen wand.

Kein Menschenname noch, den Aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween, die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug sich je so weit hinaus;
Nie hat ein ird'scher Fuß, den sonst ein Hauch entrücket,
Der Erde stärkre Spur im Wandeln eingedrücket:
Und — hier ging seine Wandrung aus!

Hier ist er! ... und ein Kind, es mißt ihn mit drey Schritten;
Geduldig liegt sein Sarg hier unter Feindes Tritten,
Ein leises Meeren selbst entrauscht dem Schatten nicht.
Ob dieser Donnerstirn darf jetzt die Mücke schwirren,
Nur Einer Woge Schall kann sich zu ihm verirren,
Die sich an Einer Klippe bricht.

Doch, Schatten, rege noch! Nicht sollst du von mir denken,
Die stumme Majestät erschein' ich dir zu kränken,
Nein! keine Leyer tönt, die Gräber zu entweihn.
Sein Dach bot stets der Tod, daß Ruhm sich drunter rette,
Verfolgen einen Ruf soll nichts zu dieser Stätte,
Nichts — als der Wahrheit Wort allein.

Dir hat sich Wieg' und Grab mit einer Welt umzogen,
Aus einem Wetter kamst du, wie ein Blitz, geflogen,
Und donnertest die Welt, noch ohne Namen, an:
So, eh noch Memphis tränkt der Nil mit Segenswellen,
Läßt er, noch namenlos, schon seine Strudel schwellen
Durch kahler Wüsteneyen Bahn.

Die Thronen waren leer, gestürzt der Götter Chöre;
Auf raschen Fittich nahm der Sieg dich, — und die Ehre
Zum König krönte sie des Beutnsvolkes dich.
Und — das im Schaume fort riß Kön'ge, Götter, Sitten —
Selbst dieß Jahrhundert zog vor dir mit scheuen Schritten
Zurück nach seiner Quelle sich.

Den Irrthum griffst du an, vor keiner Zahl erblassend,
Dem stolzen Jakob gleich canast du, den Schatten fassend,
Der Fuß des Sterblichen zerdrückte das Phantom;
Die großen Namen all sah man dich Riesen schänden,
Sie waren dir ein Spiel, wie in des Frevels Händen
Das heilige Geschirr im Dom.

So, wenn ein greis Geschlecht, von eitler Wuth befallen,
Mit eignen Händen sich zerfleischt und lässet schallen
In seiner Fesseln Klang der Freyheit tollen Schrey:
Mit einemmal ein Held sich aus dem Staube hebet,
Er trifft es mit dem Stab, daß es erwacht und bebet;
Die Wahrheit bricht den Wahn entzwey.

*) Aus Gustav Schwab's metrischen Uebersetzungen Lamartine'scher Gedichte, die zur Ostermesse 1825 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen werden.

Wenn diesen Stab zurück den rechten Händen gebend,
Ach, wenn auf deinem Schild gekrönte Opfer bebend,
Du hättest abgewischt der heil'gen Binde Schmach:
Der Kön'ge Rächer, Held, und üdee sie erhaben!
Wie würde Clio dich mit reinem Kranz begaben,
Wie streute sie dir Weihrauch nach!

Doch — Ehre, Feerheit, Ruhm! dee Menschen Liedlingstöne,
Sie klangen nur für dich, wie des Metalls Gedröhne
Von ferne wiederholt in Echo's stumpfem Hall;
Vergebens deinem Ohr scholl diese Sprach' entgegen,
Das auf der Erde nur verstand den Schrey der Degen,
Und der Trompete kühnen Schall.

Was sonst die Erde liebt, das hast du stolz verachtet,
Nach Herrschaft in der Welt, und sonst nach nichts getrachtet,
Dein Thun war vorwärts gehn, dein Feind das Hindeerniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbst durch des Freundes Herz, gewiß.

Von deiner Königsstirn den Trübsinn wegzustradlen,
Goß nie die Trunkenheit sich aus des Festes Schalen,
Dein Blick berauschte sich in anderm Purpur gern.
Und, so wie Krieger steeng, im Panzer, aufrecht, wachen, —
Die Schönheit mochte dir nun weinen odee lachen, —
Blieb Seufzen dir und Lächeln fern.

Du liebtest nur den Schrey des Lärms, des Eisens Schallen,
Im Waffenspiegel nur der Morgenröthe Wallen,
Nichts koste deine Hand, als nur dein Roß, das schnod,
Wenn durch den blut'gen Staub der fahlen Mähne Wogen,
Dem Windesathem gleich, im Fluge Furchen zogen,
Und unter'm Fuß der Stahl zerstod.

Du wuchsest ohne Lust, du fielest ohne Klagen,
Nichts Menschlich's fühltest du im dichten Panzer schlagen,
Du warst zu denken da, von Lieb' und Haß nicht warm.
Und herrschend, wie der Aar, in öden Wolkenhöhen,
Hatt'st du nur einen Blick, die Welt zu übersehen,
Und, sie zu fassen einen Arm.

. . . . . .
. . . . . .

Mit einem einz'gen Schwung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seines Ruhmes Glanz der Welt in's Auge blitzen,
Volksführer, Könige zertreten auf einmal;
In Lieb' und Haß getaucht das Joch der Erde schmieden,
Ein knirschend Volk, das frech sich vom Gesetz geschieden,
Fest bannen in des Zaumes Qual.

Von hundert Jahren seyn das Leben und das Denken,
Den Neid entmuthigen, den Dolch zur Seite lenken,
Erschüttern, festigen die Welt, die schwankend bebt;
In seiner Blitze Glanz, im grausen Donnerwetter
Zehnmal als Weltschicksal bekämpfen alle Götter: —
Welch Traumbild!!! — und du hast's gelebt!

Und endlich fielst du doch von deiner hohen Spitze,
Geschleudert von dem Sturm nach diesem öden Sitze,
Sahst du der Feinde Schwarm sich theilen in dein Kleid:
Das Schicksal, das dein Muth als einz'gen Gott verehret,
Es hielt nur diesen Raum, zu letzter Gunst descheeret,
Die zwischen Grab und Thron bereit.

O hätt' ich dürfen dort in deine Seele schauen,
Wenn fern vom Lärm der Welt vergangner Größe Grauen,
Wie ein Gewissensbiß, in deinem Geist erwacht',
Und, auf die breite Brust gekreuzt der Arme Schranken,
Du durch die kahle Stirn — sie beugten die Gedanken —
Den Schauer sandtest, gleich der Nacht.

So wie herab ein Hirt vom steilen Ufer siehet,
Wenn auf der Welle sich weithin sein Schatten ziehet,
Und in des wilden Stroms bewegten Lauf sich strent:
Sahst du von deiner Größ' entblößtem Gipfel nieder,
Riefst alte Zeit zurück, und suchtest selbst dich wieder
Im Schatten der Vergangenheit.

Da schwammen vor dir hin die Tage, gleich den Wogen
Der Wellen, die das Aug' im Meer sieht schimmernd wogen,
Es hoechte gern dein Ohr auf ihren süßen Klang.
Ein Wiederschein von Ruhm auf deinem Antlitz strahlte,
Als dir in Well' um Well' ein glänzend Bild sich malte,
Dem deine Blicke folgten lang.

Dort teoztest du im Fluß dem Blitz auf schwankem Brette,
Dort weehrest du den Staub geweihter, öder Stätte,
Es schauderte dein Roß in Jordans heil'gee Flut.
Dort ebnete dein Schritt die steilen Höhn zu Wegen,
Dort schufst zum Zepter du den unbesiegten Degen,
Hiee . . . . doch was stockt div gäh das Blut?

Was beebst du weg, bestürzt, den Augenstern voll Schrecken?
Was deißt die Stirn sich die mit solcher Bläße decken?
Was hast du denn erblickt in des Vergangnen Graus?
Sind's Trümmer einer Stadt, und Flammen drob sich bäumend?
Ist's einer Ebne Schmuck von Menschenblute schäumend?
Doch nein! Der Ruhm löscht Alles aus.

Der Ruhm löscht Alles aus . . . . Nur das Verbrechen bleibet.
Was wies sein Finger mir? Ein Opfer wae's, entleibet;
Ein Jüngling, ach! ein Held von reinem Blut bethaut.
Die Wogen trugen den, sie kamen und sie kamen,
Und immer warf ihm neu entgegen Condé's Namen
Der rächerischen Woge laut.

Als wollt' er wischen weg ein Mal, ein häßlich Zeichen,
Sah man ihn durch die Stirn mit rascher Hand sich streichen:
Stets unterm Finger wuchs die blut'ge Spur jedoch;
Und, als ob über ihn des Höchsten Siegel käme,
Krönt' ihn mit feinee That, wie einem Diademe,
Der alte Tropfen Blutes noch.

Und dieser Frevel ist's, der deinen Ruhm befleckt,
Der gegen deinen Geist, Tyrann! den Zweifel weckt,
Deß blut'ge Spur den Thron dir immer zeichnen muß.
Ob deinem Namen wird ein ewig's Wettee zanken,
Wie sie dich heißen soll, wird stets die Nachwelt schwanken;
Ob Cäsar odee Marius.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Am Ende bist du doch gemeinen Tod gestorben,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh er den Lohn erworben,
Den er zu holen kam, schläft auf dee Sichel schon.
Du dandest sterbend die dein Schwert an deine Seite,
Und gingest, von dem Gott, der dich zum Diener weihte,
Zu fordern Recht dir oder Lohn.

Digitized by Google

Auf langem Sterbebett, hab', in den letzten Tagen,
Gen Himmel er den Blick, erzählt man, aufgeschlagen,
Als nun dem Riesengeist die Ewigkeit sich wies.
Man sah die finstre Stirn sich mit dem Kreuze segnen,
Ja, seine Lippen sich zu einem Wort begegnen,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.

Sprich's aus! .... Es ist der Gott, der herrscht und Herrscher weibet,
Es ist der Gott, der straft, der Gott ist's, der verzeihet;
Nicht Helden mißt und uns mit gleichem Maß er ab.
Red' ohne Scheu mit ihm, nur Er begriff dein Leben,
Und eine Rechenschaft hat Herr und Knecht zu geben,
Der von den Fesseln, der vom Stab.

. . . . . .

Gerichtet hat ihn Gott; sein Sarg ist zu; geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen;
Was ist der Mensch, daß dran mit schwacher Hand er reißt?
Herr, aller Gnade Hort, wer liest in deinem Buche?
Und, Gottes Geißel, du! vielleicht nach seinem Spruche
Für eine Tugend galt dein Geist!

Die Hexe von der Scotsburgh-Schlucht.

(Beschluß.)

Während Williams in dem Schlosse Enniscorthy gefangen saß, war der Aufstand allgemein geworden, und die Insurgenten trieben in der ersten Hitze die gegen sie ausgeschickten Soldaten allenthalben vor sich her. Enniscorthy wurde mit Sturm erobert, und zwar eine Stunde vorher, ehe Williams und seine Gefährten hatten erschossen werden sollen. Das erste, was er nach seiner Befreyung erblickte, war Margarethe, welche ihre Freunde durch alle Gefahren begleitet hatte, auf ihrem Schimmel wie eine Amazone des Alterthums herangesprengt kommen. Eine furchtbare Metzeley folgte dem Siege der Insurgenten, aber Margarethe fühlte keine weibliche Rührung; die Nachricht von dem Tode zweyer ihrer Brüder, welche im Gefechte gefallen waren, hatte ihr Herz gegen das Mitleid versteinert. Williams trat jetzt seine militärische Laufbahn an; er kämpfte bey den drey Felsen mit und half siegen. Aber schon jetzt fingen die Anführer unter sich zu zanken an; die Untergebenen wollten nicht mehr gehorchen, und Fitzpatrick nebst mehreren Andern zogen sich in ihre Heimath zurück. Die Dicksons nahmen von dem ungastlichen Schlosse Besitz, und brachten drey Wochen in ausgelassener Freude hin, als die Kriegstrompete von Neuem ertönte. Es erfolgte das fürchterliche Treffen von Castlecomer, in welchem Dicksons vier übrige Söhne das Leben verloren, und das Insurgentenheer gänzlich zersprengt ward. Williams rettete sich mit großer Mühe in's heimathliche Gebirge, aber durch die Späher, welche das rachedürstende Gesetz nach allen Seiten aussandte, auch von dort vertrieben, rettete er sich in das Schloß der verachteten Briedde, wo ihn ein verborgenes Gewölbe gegen jedwede weitere Nachforschung sicherte. Hier reichte ihm die Alte täglich Leckerbissen allerley Art, welche ihr nothwendig irgend Jemand bringen mußte, da sie selbst nie das Schloß verließ; auch hörte er mehrere Male eine weibliche Stimme, welche mit Briedde flüsterte und seinen Namen nannte. Er erkundigte sich endlich bey der Alten, und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß Amalie, die ihn längst in der Stille geliebt, täglich heraufkomme, und ihm das Beste, was sie finden konnte, zur Nahrung brachte. Er fühlte sich durch dieses Zeichen der Güte tief gerührt; er hat Amalien längst geachtet, und in demselben Maße als ihm Margarethe in ihrem Benehmen während des Aufstandes mißfallen hatte, fühlte er sich jetzt zu ihrer guten Schwester hingezogen und schwur, daß, wenn es ihm je gelingen sollte, seinen Verfolgern zu entgehen, sie die Seinige werden sollte. Das arme Mädchen bedurfte nur zu sehr eines Beschützers; ihre Brüder waren alle erschlagen, ihr Vater und Schwester nebst Fitzpatrick nach Frankreich entflohen, und sie allein in dem sturmbewegten Lande; aber das Schicksal wollte, daß sie den Beschützer finden sollte.

Die Regierung, des Blutvergießens müde, erließ eine allgemeine Verzeihung (mit Ausnahme der ersten Urheber des Aufruhrs), worunter auch Williams begriffen war; und noch mehr, sein Vater, welcher seine drey ältesten Söhne im Kriege verloren hatte, schenkte ihm seine Gnade wieder, und da er bald darauf starb, hinterließ er ihm auch den Besitz aller seiner Güter. Williams, der durch die Erfahrung klug geworden war, heirathete die sanfte Amalie, und ward ein glücklicher Gatte, bald auch ein glücklicher Vater, und blieb immer nachher ein treuer Unterthan.

Margarethe heirathete Fitzpatrick, welcher Oberst in französischen Diensten ward, die Wohlthaten Bonaparte's aber durch Verrath belohnte, wofür er im Jahr 1798 seine Begnadigung von der drittischen Regierung erhielt. Er lebt jetzt in seinem Vaterlande, verachtet bey allen Rechtlichen.

Auch der alte Dickson durfte wieder nach Irland zurückkehren, und lebte bis an sein Ende bey seinem Eidam.

Die gutmüthige Hexe genoß nicht lange der Wohlthaten des durch sie geretteten Williams; denn kurz nach seiner Heirath begrub sie ein fürchterlicher Sturm unter den Trümmern ihres alten Schlosses, auf welchem, wie die Sage geht, ihr Geist sich noch nächtlich sehen läßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Februar.

Es ist so still in der politischen Welt, in der Literatur wird so wenig gethan, die Bühne ist so arm, daß unser Publikum in den letzten Monaten hätte vor langer Weile vergehen

müssen, wenn nicht glücklicherweise die Gerichtsdiener der Unterhaltung ein Ende gemacht hätten. Zuerst hatten wir den unglücklichen Saunders, welcher ein lustiges Leben mit einem schimpflichen Tode bezahlte; dann Miß Fort, welche, während sie von einem Liebhaber schwanger war, von einem andern Heirathsanträge angenommen, und nun, da dieser nüchterner geworden, und solche nicht erfüllen wollte, nun 10,000 Pfund Entschädigung für ihre gekränkten Gefühle forderte und wirklich 3000 dafür erhielt; dann den Wundarzt Abernethy, welcher nicht zugeben wollte, daß eine chirurgische Zeitschrift, the Lancet genannt, seine Vorlesungen, die er für baares Geld gab, durch den Druck bekannt machen sollte, und deßwegen beym Großkanzler um ein Verbot anhielt, und mit langer Nase abziehen mußte, weil er keine Handschrift von diesen Vorlesungen vorzubringen vermochte, und Se. Herrlichkeit dafür hielt, daß bloßes Reden kein Eigenthumsrecht bilde; dann den Prozeß eines Advokaten gegen die Eigenthümer einer Zeitung, welche in ihrem Blatte eine wahrhafte Beschreibung von einer gewissen öffentlichen Untersuchung vor einem Polizeybeamten gegeben, welche diesen edeln Advokaten in einem sehr unvortheilhaften Lichte darstellte, und welcher Prozeß dem Publikum wichtig wurde, weil er die Frage entscheiden sollte, ob es rechtlich wäre, öffentliche gerichtliche Vorfälle durch den Druck mitzutheilen, und jetzt um so wichtiger ist, da die Jury, trotz der entgegengesetzten Weisung des Richters, die Angeklagten frey sprach; und endlich kam der Prozeß des Aldermann Cox gegen den Schauspieler Kean, welcher ein Bild von Betrug, Heucheley, grober Wollust und schändlicher Rachsucht darstellt, welches, wenn es sich häufiger fände, ein Volk, das sich das sittlichste in der Welt nennt, als das unsittlichste brandmarken müßte. Wenn von Ihren Lesern ein oder das andere von den zierlichen Liebesbriefchen des großen Schauspielers zu Gesichte gekommen, der kann sich einen Begriff davon machen, wie viel dieser Prozeß zu reden gegeben. Und nun that Kean dem müßigen Publikum noch sogar den Gefallen, gleich nach Entscheidung desselben auf der Bühne zu erscheinen; sogleich theilten sich die Meinungen; eine Parthey schrie: es ist eine unverzeihliche Frechheit, eben so unanständig als wenn er nackend durch die Straßen der Hauptstadt gehen wollte, eine solche Beschimpfung des öffentlichen Anstandes darf nicht geduldet werden! Darauf antwortete die andere: uns geht es nichts an, was der persönliche Charakter eines Schauspielers ist, wir bewundern sein Spiel, nicht ihn — und wir wollen uns um der elenden Mistriß Cox und ihres gefälligen Gatten willen nicht des Vergnügens berauben, den besten Schauspieler, den wir noch haben, ferner zu sehen; während seine persönlichen Anhänger, und dieser hat keiner in größerer Anzahl und von größerem Eifer, schrien: Es ist Alles ein Komplott, um unsern Kean von der Bühne zu treiben, weg mit den Heuchlern! Es lebe Kean! So waren die Meinungen noch ehe der Held wirklich erschien, wie beym Prozesse der Königin, sah man Familien und Gesellschaften dadurch in wüthenden Streit. Endlich kam der große Tag — doch ich mag nicht wiederholen, was Ihnen die Zeitung wahrscheinlich bereits verkündigt; genug, Kean hat bereits vier Abende gespielt, und der Widerstand, den er erfahren, hat bey jeder Vorstellung abgenommen; so viel kann ich aber doch als Augenzeuge hinzusetzen, daß die Zuschauer bisher aus folgenden Personen bestanden: Erstens aus den wüthenden Anhängern des Helden (einer Klasse von halbrohen jungen Männern, die im Allgemeinen unter dem Namen gentlemen of the fancy, d. h. die Beschützer der Faustkämpfe, Hahnen- und Rattengefechte u. s. w. bekannt sind) unterstützt von einem Haufen gedungener Schreyer und Kämpfer, die in allen Gegenden des Hauses vertheilt, beauftragt sind, jeden Widerstand niederzuschreyen oder niederzuschlagen; Zweytens den Freunden des Lärms, ohne Freunde Kean's zu seyn; Drittens gleichgültigen Zuschauern des Schauspiels auf der Bühne und vor der Bühne; und endlich Viertens Dieben und Lustdirnen, welche im Trüben zu fischen kommen. Ich sagte in meinem letzten etwas zu hastig, Kean's Aufnahme müsse uns zeigen, was an der Sittlichkeit dieser Nation ist; sie hat's entschieden: alle Freunde der guten Ordnung und Sittlichkeit blieben weg! — Diesen Abend erscheint Miß Fort zum Erstenmale; sie hielt sich lange genug entfernt, um die Skrupel des Publikums zu befriedigen; das Haus wird daher zum Ersticken voll — denn wie eine unsrer Zeitungen sagte, das Volk drängt sich immer, um zu sehen, wie Einer aussieht, der gehenkt wird, oder gehenkt zu werden verdient — wozu ohne Zweifel noch der Umstand beytragen wird, daß Covent-Garden unter dem Publikum, besonders aber unter den Zeitschriften, weit mehr Freunde hat, als Drury-Lane. In dem kleinen Theater, das Adelphi genannt, ereignete sich vor ein Paar Abenden ein drolliger Auftritt. Mistriß Searle, die Columbine in der Pantomime, hatte sich den Fuß verrenkt, und erschien nun mit einem schwarzen Bande um denselben gewickelt, auf der Bühne. Sogleich zeigten sich auch Harlequin und Konsorten mit schwarzen Bändern um die Arme. Diesen bittern Spott konnte Columbine nicht ertragen, und sie hörte auf zu tanzen. Am Ende des Spiels erschien der Direktor und suchte sie wegen des verrenkten Beines zu entschuldigen; in demselben Augenblicke aber erschien sie selbst, und klagte dem Publikum mit Thränen die bittere Beleidigung, die sie erlitten. Sogleich wurden die Beschuldigten herbeygerufen: es entstand ein öffentliches Verhör, dem eine Adresse an die Dame erfolgte, welche die Posse schloß. Hr. Bischop hat uns in Drury-Lane eine neue Oper gegeben, die Belagerung von Algier genannt, welche im Drama der Belagerung von Belgrad ziemlich nahe kömmt. Von der Musik läßt sich nicht viel sagen; es heißt, Hr. B. habe keine Zeit gehabt, eine Ouverture zu schreiben, und hat deßwegen eine geborgt; indessen hat er, wie immer, einige hübsche Lieder, welche von Miß Stevens und Hrn. Sapio hübsch gesungen werden; die Begleitungen sind, wie immer, bey Hrn. B. arm, und das Wenige, das er gibt, erinnert uns beständig an bekannte Meister und an ihn selbst. Es war etwas kühn von ihm, nach Webern aufzutreten, vielleicht verliert er auch durch die Vergleichung, doch muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er der beste Komponist für die Bühne ist, welchen England jetzt hat. — Die italienische Oper wird nächstens eröffnet werden; Rossini's Stück, welches er im vorigen Jahre für diese Bühne hätte schreiben sollten, soll bereits hier seyn.

Die Regierung hat beschlossen, eine neue Expedition zur Entdeckung des Laufes des Nigers, unter der Leitung des Kapitän Laing, abzusenden.

Hr. Arrowsmith, der Sohn, treibt das Geschäft des berühmten Geographen, seines unlängst verstorbenen Vaters, fort, in welchem Fache er, obgleich noch sehr jung, vielversprechende Kenntniß zeigt. Eines seiner ersten Werke, welches in Kurzem erscheinen wird, ist ein allgemeiner Atlas in 45 Karten unter dem Titel Outlines of the World, von einem Porträt seines Vaters begleitet. Er ist etwas größer als derjenige, welcher in Edinburg unter dem Titel Arrowsmith's Atlas vor sieben oder acht Jahren erschien, und welcher, da er nicht unter des Zeichners Aufsicht gestochen worden, von Fehlern wimmelt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Februar 1825.

Doch weislich hüllt in Dunkel der Mitternacht
Für uns den Ausgang künftiger Zeit ein Gott,
Und lacht, wenn mehr als Noth ist, blinde
Sterbliche zittern.

Horatius Flaccus.

Rache eines Sklaven.

Abulem war ein frommer Muselmann, und zu gleicher Zeit der glücklichste Mann von Aleppo. Seine Einnahmen waren mehr als hinreichend zu seinem Unterhalt. Er hatte eine schöne Frau, die er so innig liebte, daß er ihr, gegen die Sitten seines Landes, geschworen hatte, außer ihr kein anderes Weib zu nehmen. Er selbst war von Person schön zu nennen, und seine Gesundheit war die beste. Mit einem Wort, ihm fehlte durchaus nichts, aber — bald ward ihm sein Glück zur Last. Er bildete sich nämlich ein, daß er in der Zukunft sein jetziges Glück zu büßen haben werde, und schon betrachtete er als die traurigen Vorboten herannahenden Unglücks die Langeweile, die das Menschenherz beschleicht, wenn ihm nichts mehr zu wünschen übrig geblieben.

In dieser trüben Stimmung warf sich Abulem eines Abends, als er sich ganz allein glaubte, in der Dunkelheit auf die Knie nieder, und bat den Engel Gabriel in lautem inbrünstigem Gebet um die Wohlthat, ihm sein künftiges Schicksal zu entdecken: „Meine Zukunft zu kennen, sagte er, ist mein sehnlichster Wunsch."

Da antwortete eine Stimme, die ihm von der Decke seiner Wohnung herabzukommen schien: „Wohlan Abulem, unbesonnener Abulem, dein Gebet sey erhört! „Höre und zittere! Du wirst Vater zweyer Söhne werden, von denen der eine dir nach dem Leben trachten „wird. Deine Frau, die du so innig liebst, wird dir „untreu werden. Dein Haus wird zum großen Theil von „einer Feuersbrunst verzehrt werden. Du wirst in einen „Brunnen fallen. Deinen Beutel voll Zechinen wirst du „verlieren. Dein Lieblingskameel wird einen Fehltritt „thun, wird stürzen, und du wirst den Fuß brechen. „Doch das Bitterste, was ich dir sagen muß, ist, daß du „in deinem fünfzigsten Jahre sterben wirst."

„Wie! rief Abulem mit dem tiefsten Schmerz, auch kein einziges glückliches Ereigniß soll mich erfreuen während dieser Kette von Unglücksfällen?" —

„Doch! du wirst für kurze Jahre die Güter genießen, „welche du besitzest. Ein Pascha von zwey Roßschweifen „wird deine Schwester heirathen; einer deiner Söhne wird „schön und tapfer seyn und Janitscharen-Aga werden. Die „Pest wird eine große Zahl deiner Mitbürger dahinraffen, „du aber wirst verschont bleiben. Genug jezt, ohnedieß „kannst du ja nicht glücklicher werden, als du schon bist, „weil dir nichts fehlt, was der Weise wünschen kann. „Wer aber vollkommen glücklich ist, muß sich auf Unglück „gefaßt machen!" —

Gern hätte Abulem einige Erläuterung über mehrere Stellen dieser Vorhersagung sich von dem Geiste erbeten; allein die Geister haben in der Unterredung mit den Menschen keine Zeit zu verlieren.

Zur Stunde war Abulem's Ruhe verloren. Obwol er als frommer Muselmann an die Unabwendbarkeit des

Digitized by Google

Schickſals glaubte, ſo trug doch der allen Menſchen angeborne Inſtinkt, das Leben zu erhalten, den Sieg über ſeine Frömmigkeit davon, und auf alle Art ſuchte er dem Unglück vorzubeugen, das ihm vorhergeſagt worden. Er genoß nichts mehr von all dem, was ihm beſcheert war, und eben ſo wenig gedachte er der verheißenen Glücksfälle. Unabwendbar feſt ſtand nur das Unglück, welches über ihn kommen ſollte, vor ſeiner bang beklommenen Seele. Seine Frau betrachtete er mit dem Auge der Eiferſucht, er belauſchte jede ihrer Bewegungen, und wies ihre Liebkoſungen zurück. Nachts ſah er im Traume den gefürchteten Nebenbuhler, ſein Schlummer war geſtört. Die Geburt ſeines erſten Sohnes erfüllte ſein Herz nicht mit Freude, denn er gedachte der Vorherſagung, und daß dieſer vielleicht ſein Mörder werden würde. So zeigte er denn ſeinen beyden Kindern nur finſteres Mißtrauen; keines von ihnen vermochte er zu lieben, weil er jedes fürchten zu müſſen glaubte, da beydes Söhne waren. Die Speiſen ſeines Tiſches wähnte er vergiftet, und ſtets glaubte er ſein Geld verloren zu haben. Jedesmal, wenn er ſein Kameel beſtieg, geſchah es mit Zittern, weil er den angekündigten Sturz fürchtete. Jeden Tag fürchtete er ſein Haus in den Flammen aufgehen zu ſehen. Während der häufigen Reiſen, die er zu machen hatte, wagte er es nie, aus einem Brunnen Waſſer zu ſchöpfen. Aber einesmales, als er vor Durſt verſchmachten wollte, ſich aber ganz allein befand, mußte er doch endlich das kühne Unternehmen wagen, jedoch geſchah es nicht, ohne daß er vorher alle erdenkliche Sicherheitsmaßregeln ergriffen hätte. Dennoch befiel den Schreckhaften dabey ans Anaſt der Schwindel, er verlor den Kopf und ſtürzte in den Brunnen, der zum Glück nicht tief war, ſo daß er ſich leicht ſelbſt wieder herausbelfen konnte. Als er am Abend in die Herberge kam, fand ſich, daß er bey dem Fall in den Brunnen ſeinen Beutel mit Zechinen verloren hatte. Aus Furchtſamkeit war er ein ſchlechter Reiter und fiel häufig vom Kameel, und ſo geſchah es denn, daß er auch einmal dabey das Bein brach.

Als Abulem ſich den Vierzigen näherte, vermochte nichts mehr ſeinem Leben Intereſſe zu geben, deſſen baldiges Ziel ihm bekannt war, und das ihm kein unerwartetes Ereigniß mehr bringen konnte. Er magerte zuſehends ab, weil er genau wußte, wie viele Jahre er noch zu leben hätte. Mit dem Antritt ſeines fünfzigſten Jahres glich er einem Schatten. Kaum hatte er noch Kraft zum Athemholen, als in der Mitte der Nacht die Stimme, die ihm einſt ſeine Zukunft vorausgeſagt hatte, wieder zu ihm ſprach:

„Abulem, rief ſie, iſt Gott nicht voll Erbarmen, wenn „er dem Menſchen den Blick in ſeine Zukunft nicht erlaubt?"

„Gewiß, rief er, ich ſchwör' es beym Propheten, denn ich habe tauſendmal den Tod vor dieſem Tag gelitten, der mein letzter ſeyn ſoll."

„So wiſſe denn, Abulem, daß der Menſch ſich oft „durch die Schrecken des Aberglaubens ſein Leben verdirbt. „Auf den bloßen Zufall hin habe ich dir vor einer Reihe „von Jahren deine Schickſale vorhergeſagt, ohne mehr zu „wiſſen, als du ſelbſt. Dein blinder Glaube hat ſie in Erfüllung geben laſſen. Du ſtirbſt, weil ich dir deinen „Tod für dieſes Lebensjahr vorausgeſagt habe; und doch „iſt es nur Pako, dein Sklave, der jezt und damals mit „dir geſprochen, und durch die Uebereilegenheit ſeines Geiſtes deiner Lebenszeit ein Ziel geſezt hat."

Dieſer Sklave war ein kluger und unterrichteter Spanier, der von einem Korſaren gefangen genommen, an Abulem verkauft, und von dieſem als Chiaur nicht beſſer wie ein Hund behandelt worden war.

So mußte Abulem mit ſeinem Leben die unmenſchliche Behandlung büßen, die er ſeinem Sklaven hatte zu Theil werden laſſen.

Welcher von Beyden war mehr Sklave?

Herſchel's lezte Abhandlung.

Mit ſeiner lezten Abhandlung*), deren Inhalt und Reſultate ich den Leſern des Morgenblatts hier vorzulegen gedenke, ſchließt der nun verewigte Herſchel den Kreis ſeiner Unterſuchungen über den Bau des Himmels. Dieſen kennen zu lernen, war nach ſeiner eigenen Erklärung — in der berühmten Abhandlung von 1811 über Sternbildung — das lezte Ziel ſeiner Beſtrebungen; den größern Theil ſeines raſtloſen Lebens hat er dieſem Gegenſtande gewidmet; immer kam er von ſeinen Unterſuchungen anderer Art (z. B. über das Weſen der Sonne und der Fixſterne, über die Doppelſterne, über Saturn, über Gegenſtände der Phyſik) wieder auf denſelben zurück.

Es iſt dieſe Abhandlung gleichſam der lezte Blick, den er in die Tiefe der leuchtenden und glanzumgebenen Sternenwelt wirft, die Er ſich und dem menſchlichen Auge eröffnet; durch deren Aufſchließung er eben ſowol ein unübertroffenes Beyſpiel eines unaufhaltſamen Unternehmungsgeiſtes und ſelbſtſtändiger Erfindungskraft gegeben, als auch den menſchlichen Geiſt aufgeregt hat durch die wunderſamen Bildungen, die er aus der Tiefe des Himmels ihm vorgeführt.

---

*) Die Abhandlung führt den Titel: Astronomical Observations and Experiments Selected for the purpose of ascertaining the relative distances of Auster of stars. D. i. Auswahl aſtronomiſcher Beobachtungen und Verſuche, um die relativen Entfernungen der Sternhaufen zu beſtimmen. Sie findet ſich in den Philos. Transactions. 1813.

Digitized by Google

Sie ist das Vermächtniß Herschel's an sein Zeitalter, von dem er bald darauf schied. So weit hatte er die Himmelsräume ergründet; während eines halben Jahrhunderts blieb er der Einzige. Die Nachwelt muß auf der Bahn, die er betreten hat, fortwandeln; sie wird in Gegenden, die Herschel nicht übersehen konnte, nach dem Gang unendlicher Reisen forschen, die das Himmels-All umgeben; einer, die Milchstraße genannt, der im Bilden um einen gedrängten Kern herum begriffen ist; der andere ein System schwebender freyer Sternhaufen von mannichfacher und beweglicher Gestalt; sie wird den glänzenden Vorhang heben, der uns im Orions-Gestirn die Schöpfungen verbirgt, welche die Natur dort bereitet. Aber um diese Tiefen zu messen, bedarf es anderer Führer und Leiter, als die bisherigen Methoden; die Schlüssel des Himmelreichs finden wir nicht auf der Erde; mit dem Dreyeck mißt man den Himmel nicht; *des Lichtes Weg muß uns seyn Maßstab* für die Zeit, und seine Klarheit der Maßstab für solche unergründliche Tiefe. Das ist, was Herschel zum Theil in dieser Abhandlung ausführte.

Es ist vielleicht erlaubt, zu sagen, daß die Bewunderung, die Herschel erhielt, keinen Nachahmer aufkommen ließ. Es ist wahr, daß einige edle und gelehrte Freunde der höhern Sternkunst, mit seinen Werkzeugen versehen, sich auch über die uns umgebende und umschränkende Planetenwelt erhoben, und schöne Beyträge zur Naturgeschichte des Himmels uns übergaben; auch hat einer der berühmtesten selbst über Nachahmung sich erhoben, und kräftig wirkende Instrumente sich verschafft. Aber es fehlte überhaupt, was in vollem Maße bey Herschel sich fand, die immer erneuernde und schaffende Hand, diese unermüdete Ruhe und ruhig umfassende Kraft, und bald zogen sich die Untersuchungen wieder in unsere gewöhnliche Heimath, das Planeten-System, zurück.

*

Ich wende mich zu der Abhandlung selbst. Herschel gebot über eine Himmelssphäre, deren Radius wol 35,000-mal die Weite des nächsten Fixsterns erster Größe übertraf; (ich werde diese Weite schlechthin in der Folge Sternweite nennen, noch hat man weder Maßstab noch Messung für sie gefunden.) So weit hatte ihn die Ausrüstung der Werkzeuge geführt, deren Klarheit eben so als Größe alles Aehnliche übertrafen. Ueber jene Sphäre reicht die Milchstraße noch hinaus, und wiewol dem Auge nur als Lichtschimmer sichtbar, so ist doch die wirkliche Sternbildung dort bereits entwickelt. In dieser Sphäre, die Herschel's Auge durchdringen konnte, sind Sternsysteme ganz eigener Art ausgetheilt, von mannichfacher Gestalt, Bildung, Größe; die reine Klarheit der Sterne, aus denen sie bestehen, ist vielleicht eben so merkwürdig, als die Zusammendrängung derselben und die manchmal auffallende Kleinheit der Lichtpünktchen, bey der Mischung mit größern. Sie finden sich in jeder Entfernung von uns; in der Distanz von 150 Sternweiten bis zu 1000. Mit der Sonne lassen sie sich, der Größe nach, nicht vergleichen; denn auch das kleinste dieser Sternsysteme ist noch mehrere Millionenmal größer als die Sonnenkugel. Aber eine Fixsternweite übertrifft manche derselben nach dem Durchmesser wol um das Zehnfache; also daß in jenen Gegenden derselbe Raum, den bey uns eine Sonne mit ihrem Planeten-System und Kometendunst erfüllt, ein Gewimmel seiner Sterne einnimmt und belebt. Ja selbst in der Milchstraße finden sich solche Sternhaufen, deren ganzer Durchmesser nur eine Sternweite beträgt.

Wie sind diese Distanzen der Sternhaufen gefunden? Was für Andeutungen ergeben sich aus der Verschwendung der Sternbildungen in jenen Himmelstiefen und der Leerheit in unserer Himmelsgegend? Was folgt für die Ansicht der Milchstraße? Wie entgehen wir jenem Reichthum oder unserer Armuth? Steht es uns frey, jene Sternhaufen näher oder entfernter zu rücken? Darüber werden wir entscheiden, wenn wir Herschels Methode *das Licht als Maßstab* für solche ungeheure Tiefen zu gebrauchen, in Folgendem dargelegt haben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Februar.

(Beschluß.)

Seit Kurzem hat uns ein Regimentstambour von Napoleons ehemaliger Garde durch das Rühren von sechszehn Trommeln und das Werfen und Auffangen von Trommelschlägeln zu unterhalten gesucht; er scheint aber niemand zu unterhalten als sich selbst, und die wenigen hier anwesenden französischen Emigranten, in welchen der Anblick süß-sauere Reminiscenzen zu erwecken scheint — die englischen Zuhörer dieses Kalbfelligeraßels geben immer unbefriedigt weg, und sagen, man habe sie um ihr Geld geprellt. Prellen ist aber an der Tagesordnung, und ich hoffe, daß nicht viele unserer Landsleute, die ja leider so nicht zu viel zu verlieren haben, sich nicht durch die glänzenden Versprechungen der vielen Bergwerks- und andern Vereine-Stifter haben verleiten lassen, ihr gutes Geld an glänzende Lustschlösser zu verschwenden. Die Menge der vorgeschlagenen Vereine ist wirklich zahllos; sobald man aber nur einmal einen Namen für Verein hat, so werden gleich, ohne daß man erst auf gesetzliche Bestätigung wartet, Aktien davon in Umlauf gesetzt. Die erste Bezahlung ist gering, gewöhnlich von 1 bis 5 Pfund, und da solche immer von den Versprechungen begleitet werden, daß man wenig mehr nachzuzahlen haben würde, so ist ein Jeder bey der einmal erraten Spekulationswuth begierig, sich so wohlfeile Hundert-Pfund-Aktien zuzueignen, woher dann das schnelle Steigen. Die Stifter dieser Luftblasen, worunter man leider sehr angesehene Häuser sieht, bringen ihr Papier zu Markte, und überlassen es nachher den Käufern, die Sache zu betreiben, wie sie können. Man wählt Leute zu Direkteren, die entweder gar nicht, oder in sehr üblem Lichte bekannt sind, und es ist genug, um Ihnen einen Begriff von der Seichtigkeit der Unternehmungen zu geben, daß mehrere Personen Direktoren von

mehreren Gesellschaften sind, und oft von solchen, deren Vortheile einander entgegenstehen. Das Uebel ist bereits so weit gegangen, daß der Großkanzler ein Gesetz vorgeschlagen hat, um solches zu hemmen; inzwischen aber haben sich viele (mitunter auch Leute, die dabey keinen Betrug dachten) bereichert, und viele Tausende erwartet bittere Armuth. Schon fangen die Aktien an zu sinken, und kömmt es einmal zu einem panischen Schrecken, so kann man sie für Löschpapier verkaufen. Inzwischen will ich nicht behaupten, daß nicht einige von den amerikanischen Bergwerks-Vereinen vortheilhaft ausfallen könnten, aber wer kann sagen welche?

Es befindet sich eine Rolle alter hebräischer Handschriften hier, welche in einem von den Griechen erbeuteten Schiffe gefunden worden, und wofür die ungeheure Summe von 1250 Pfund gefordert wird, welche ein hiesiger Israelite zu geben bereit seyn soll.

Die Aufnahme der westlichen Küste von Afrika, vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zu St. Felipe de Benguela, ist auf Befehl unserer Regierung im vorigen Winter vollendet worden. Die Gegend des Oranienflusses fand man durchgängig flach, sandig und dem Anscheine nach unbewohnt; von Angra-Pequina bis zur Elisabethsbucht fand man die Küste felsig, und ohne die geringste Spur von Vegetation oder Wasser. Man sah nur Wölfe, aber im Sande fand man die Spuren von andern Thieren, besonders von Löwen und Büffeln; auf allen Seiten fand man Wallfischknochen in großer Menge. Die Speus erbucht ist geräumig und von allen Seiten gegen den Wind geschützt, außer im Norden, wo sie etwas offen ist. Die Küste zeigt eine flache Sandebene, ohne Spur des Pflanzenlebens; das Innere zeigt Sandberge, dabey nichts von Einwohnern; dagegen aber Löwen, Wölfe und Rothwild in Menge, begleiteten eine Menge Wallfische und Haye von ungeheurer Größe. Ungefähr dreyzehn englische Meilen nördlich von der Wallfischbucht entdeckte man einen Fluß, den man Somerset-Fluß, und in 17° 10' der südlichen Breite, einen andern, den man Nourse-Fluß nannte. Die Küste so wie das Innere zeigt allenthalben Sand, und eine hohe Brandung am Ufer. Die Fischbucht fand man geräumig und die Küste sehr hoch. Im Alexanderhafen fanden sie acht Eingeborne, welche sich im Zustande des höchsten Elendes befanden, und von den übrigen Stämmen ausgestoßen zu seyn schienen. Dieser Hafen wird als sehr sicher beschrieben. Die kleine Fischbucht in 1503° südlicher Breite fand man groß und tief. Auf der südlichen Seite derselben befindet sich ein tiefes Thal, voll hoher Bäume und anderen Pflanzen, so wie die Mündung eines Flusses. Die Bewohner zeigten sich sehr freundschaftlich und vertauschten Vieh und Gemüse gegen Kleider. Man sah Zebras und Rothwild, so wie die Spuren von anderen größeren Thieren. Die St. Martinsbucht in 23° 27' südlicher Breite hat eine gute Einfahrt; und bey der Elephantenbucht in 13° 13' sah man eine große Heerde dieser Thiere. In 14° 15' südlicher Breite und 13° 2' östlicher Länge befindet sich die Mündung des Viktoriaflusses. Hier fanden sie die Bewohner sehr betrügerisch, und mit keiner andern Sprache vertraut als ihrer eigenen, obgleich sie sich so nahe bey Benguela befinden u. s. w.

Man hat den Vorschlag gemacht, zur Grundlage des Steinpflasters zwey Zoll dicke Borten zu nehmen, und dann die Steine, wie gewöhnlich, in feinen Kies einzulegen, nachher aber solche, vermittelst hölzerner Keulen so fest aneinander zu fügen, daß sie eine unbewegliche Fläche bilden müßten.

Es ist jetzt so viele Nachfrage nach Eisen in England, und man erwartet so viel mehr, daß dieses Metall um hundert Prozente theuer ist, als es am Ende von 1823 war. Ueberhaupt ist hier Alles im Steigen, welches ohne Zweifel der Vermehrung des umkreisenden Kapitals, mittelst der Anleihen der Bank auf Hypotheken und der Bildung so vieler Gesellschaftsaktien beyzuschreiben ist; sollten am Ende die Hoffnungen wegen der Ergiebigkeit der amerikanischen Gold- und Silberbergwerke verwirklicht werden, so müßte nothwendigerweise eine Umwälzung in den Vermögensumständen entstehen, welche die Inhaber von Staats- oder andern Hypotheken zu Grunde richten müßten, während die Staaten sich mit leichter Mühe ihrer Schulden entledigen könnten.

Eine Calcutta'sche Zeitung gibt die folgende Beschreibung von der großen Kanone zu Agra. „Es ist ein metallner 1500 pfünder, und wurde im Jahre 1081 der Hedschira gegossen. Sie wiegt 1049 ½ englische Ctnr., der innere Umfang der Mündung ist 1 Fuß 11½ Zoll, und der äußere Umfang derselben 4 Fuß 5½ Zoll, und die Länge des Stücks 14 Fuß 2½ Zoll. Die Inschrift darauf ist in persischer Sprache des Inhalts: Unter der Regierung des Achter Schach, verfertigt von Sietul Perschand, wiegt 1469 Maunds. Der Werth dieser Kanone als altes Metall ist 53.400 Rupien (ungefähr 75.000 fl.), das Gewicht einer eisernen Kugel dafür 1497 Pfund, einer marmornen 567 Pfund. Dieses Stück ist eben so schön als es groß ist, und wird von allen Sachkennern als ein Meisterstück beschrieben."

Ein Kapitän Pardey hat in Indien eine Rakete erfunden, welche in Gegenwart des General-Gouverneurs versucht worden, und mit weit mehr Gewißheit traf als die Congreve'schen, aber nicht die Schnelligkeit und Kraft derselben hatte.

Ein Chinesischer Kaufmann gab neulich zu Singapore an ungefähr fünfzig englische Herren ein großes Fest, Chalang Kan genannt, ganz im Geschmack seines Vaterlandes. „Die Vogelnest-Suppe, sagt die Penanger Zeitung, war vortrefflich; eben so wie die sechs übrigen Suppen von Hammelfleisch, Fröschen und Entenlebern. Wir konnten nicht umhin, etwas von jeder Schüssel zu versuchen, besonders von einem Fricassé von Elephantenschwänzen mit einer Brühe von Eidechseneiern. Ein Franzose ließ sich ein in grünem Schildkrötenfett geschmortes Stachelschwein besonders gut schmecken. Die Biche de mer war unvergleichlich, und die Fischmagen mit Seegras gefüllt, köstlich. Auch war eine Schüssel voll Schnepfenaugen und Pfauenkämme da, welche 200 Thaler gekostet haben soll. Das Dessert stimmte mit dem Uebrigen überein, besonders waren die Gelées von Rhinoceros ausnehmend gut." u. s. w.

Das nach Indien bestimmte Dampfschiff ist hier eben vom Stapel gelassen worden.

Nachschrift. Miß Fort ist wirklich erschienen, und von einer zahlreichen, und wie die Zeitungen behaupten (denn ich selbst konnte nicht hingehen) mit dem rauschenden, aus dem Herzen strömenden Beyfall aufgenommen, welcher nur der Tugend und dem außerordentlichen Talent zu gebühren scheint, und alle Zeitungen stimmen mit in den Jubel ein. Das Mädchen wurde von ihren Eltern an einen Mann (Obrist Berkley) verhandelt, der sich als ein Schurke gegen sie bewies, und Hayne, der ihr die Ehe versprach, zeigte sich recht dumm; für's erste verdient sie Mitleiden, für's zweyte erhielt sie dreytausend Pfund — durch was aber hat sie diesen rauschenden Beyfall verdient?

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Februar 1825.

Dem König ja, ob's bis zum Tode sey,
Bleib' ich ergeben und getreu.

F. M.

Der edle Verräther.

Während der Bürgerkriege, als der kühne Cromwell schon beynahe ganz England unterworfen hatte, und im Begriff stand, die wenigen tapferen Männer in Wales zu züchtigen, die noch immer die Sache des Königs vertheidigten, fand er einen unerwarteten Widerstand bey dem Befehlshaber des Schlosses Cardiff, welcher den Herold, der ihn im Namen des Parlaments zur Uebergabe aufforderte, mit einer trotzigen Antwort zurücksandte. „Ich habe mein Schloß vom Könige, schrie der stolze Beauford, und ihm allein werde ich es aufgeben!" Der erzürnte Cromwell ließ sogleich die Belagerung des Schlosses anfangen.

Schon war die Sonne aufgegangen, als der Befehl zu diesem schweren Werke gegeben ward, und es war noch nicht Mittag, als schon die Gewölbe von Cardiff von dem Donner des feindlichen Geschützes wiederhallten. Aber die festen Mauern des Schlosses trotzten der Wuth des Geschützes, und der erste Tag ging vorüber, ohne daß sie einen bedeutenden Schaden gelitten. Am folgenden Morgen sandte Cromwell auf's Neue einen Parlamentär in die Festung, erhielt aber dieselbe trotzige Antwort, wie zuvor. Noch einmal öffneten seine Batterien ihr furchtbares Feuer; aber der Abend kam, und zeigte, daß es noch immer keinen Erfolg gehabt. Wenigstens schien es den Belagerern so, welche seit Kurzem gewohnt waren, Alles vor ihrer Macht beugen zu sehen, und welche jezt verzweifelten, ein Schloß erobern zu können, welches schon zwey Tage lang den Wirkungen ihres sonst unwiderstehlichen Geschützes getrotzt hatte. Selbst Cromwell war um der Folgen willen besorgt.

Der Widerstand des Schlosses hatte den Muth der Königsfreunde so sehr erhöhet, daß sie in der Nacht sogar Cromwell's Lager anzugreifen gewagt hatten. Er sah ein, daß die Aufhebung der Belagerung um so schimpflicher seyn würde, je länger sie gedauert, und beschloß daher, wenn alle Anstrengungen an diesem (dem dritten) Tage fehlschlügen, in der Nacht abzuziehen. Nichts als der entschlossenste Muth der Vertheidiger hätte dem Feuer dieses Tages widerstehen können; aber diesen besaßen sie Alle, und beantworteten das feindliche Feuer so gut, daß sie am Abend fast alle seine Batterien unbrauchbar gemacht hatten. Aber unglücklicher Weise geschah dieses nicht eher, als bis ihre eigenen Mauern sich in einem solchen Zustande befanden, daß noch ein Tag, wie dieser, die Besatzung zur Uebergabe zwingen mußte, sie mochte wollen oder nicht.

Unter diesen Umständen ließ sich der Ritter Beauford, obgleich mit Widerwillen, von den Offizieren seiner Garnison bereden, einen Kriegsrath zu berufen. Verzweiflung malte sich in den Zügen aller Gegenwärtigen, zugleich aber bezeugten auch die mannichfaltigen Verbände, die sie an sich trugen, daß selbst in der Verzweiflung sie ihr Muth nicht verlassen hatte. Obgleich aber Alle zugegen waren, welche an dem Rathe Antheil nehmen durften, so wagte es

doch Keiner, das bedeutungsvolle Stillschweigen zu brechen, welches rings umher herrschte, bis Beauford selbst also zu reden begann: „Kameraden! Dieses Schloß ist mir vom König zur Verwahrung übergeben worden, und es ist mein Entschluß, diesem Vertrauen zu entsprechen. Wir haben uns hier versammelt, um uns über die weitern Mittel für dessen Erhaltung zu berathen: darauf also beschränkt eure Bemerkungen und euern Rath; denn, merkt euch, den Ersten unter euch, welcher räth, oder auch nur zu verstehen gibt, daß wir uns ergeben sollen, den lasse ich erschießen, und wäre es auch der lezte Schuß, welcher in der Festung geschieht! Wir haben uns hier versammelt, die uns anvertraute Feste zu vertheidigen, und nicht zu verrathen; und so lange zwey Steine an einander halten, rede mir Keiner vom Uebergeben!" — Erschreckt durch diese Rede und die Entschlossenheit des Befehlshabers wagte es Keiner, zu reden; denn ein Jeder war hergekommen, um irgend einen Plan für die Erhaltung ihres Lebens auszumitteln, und, im Fall sich kein anderer finden sollte, über die Bedingnisse einer Kapitulation übereinzukommen, im Fall die Feste auf's Neue angegriffen würde, da jeder Versuch, sie länger zu vertheidigen, als um eine günstige Kapitulation zu erhalten, Wahnsinn seyn mußte. Der leidenschaftliche Beauford brach endlich auf's Neue aus, und zwar mit einer Wuth, die ihm das Ansehen eines Teufels gab. „Hat man mich hierher berufen, um mich zum Narren zu halten? rief er; oder meint ihr, ihr Memmen, ich hegte, wie ihr, Gedanken in meinem Herzen, die ich nicht auszusprechen wagte? Gehet auf eure Posten, sag' ich, und überlaßt mir die Sorge, für die Sicherheit des Schlosses zu wachen, da ihr sowol die Achtung, die ihr euerm Befehlshaber schuldig seyd, als eure Pflicht gegen euern König, vergessen zu haben scheint! Gehet, sag' ich, gehet!" — Da sprang ein junger Mann von kühnem Ansehen auf und rief: „Haltet ein mit Euern Vorwürfen, Sir John! Daß sie ungerecht sind, können unsere Wunden und Narben bezeugen, die unsere Ehre gegen die falsche Beschuldigung der Feigheit retten mögen. Wir haben weder unsere Pflicht gegen unsern König, noch gegen unsern Befehlshaber vergessen; wenn dieser aber sich so weit vergißt, daß er diejenigen falsch beschuldigt, welche auf seinen Befehl freudig ihr Blut verspritzt haben, und in der Stunde der Gefahr sich weigert, für ihre Erhaltung zu sorgen, so ist es Zeit, daß sie für sich selbst sorgen. Hört mich denn, denn ich fürchte die Folgen Eurer Drohung nicht! Ich habe mich bisher geschlagen, wie es einem getreuen Unterthan des Königs Karl geziemt; ich fechte aber nicht mehr, wenn nicht vorher die Bedingnisse zu einer Kapitulation aufgezeichnet sind, im Fall die Rebellen morgen den Angriff erneuern. Dieß sind meine Gedanken, und ich fürchte mich nicht, sie auszusprechen; jezt thut, was Euch gut dünkt!" Beauford hatte mit Mühe an sich gehalten, bis der junge Kavalier geendigt; aber jezt zog er sein Schwert, stürzte auf ihn los, und Walter Sele würde seine Kühnheit haben mit dem Leben bezahlen müssen, hätten nicht die übrigen Offiziere dem Gouverneur den Mordstahl aus der Hand gerissen. Dieser, durch ihre Widersetzlichkeit ganz rasend gemacht, stürzte aus dem Zimmer, und schwor, sie Alle als Rebellen erschießen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herschel's lezte Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Es sind vornehmlich drey Principien, auf welche die Ausmessung der Tiefe des Himmelsraums sich gründet. Das erste, um was es sich handelt, ist, zu entscheiden, wie vielmal reicht das mit einem gewissen Teleskop bewaffnete Auge weiter, als das unbewaffnete? Da über das Sehen die Helligkeit oder Lichtmenge entscheidet, so ist blos eine Vergleichung der Lichtmenge, die das unbewaffnete Auge, und die das bewaffnete erhält, anzustellen; denn es ist klar, was Herschel sagt, wer einen Gegenstand in weiterer Entfernung noch sieht, der würde ihn näher nur heller sehen. Das Fernrohr ist demnach nichts anderes, als eine erweiterte Pupille des Auges, die mehr Licht, mehr Helligkeit hereinsendet oder sammelt; einen Herschelschen Spiegel von zwey Fuß als Sehmittel zu gebrauchen, ist gerade so viel, als seinen Augenstern hundertmal erweitern; ein Mensch, der durch den vierzigfüßigen Herschelschen Spiegel-Teleskop sieht, ist wie ein Insekt, das ein Paar Hundert Augen mehr hat, als ein Mensch; und die Helligkeit eines siebenfüßigen möchte etwa der Kraft eines Cyklopenauges gleich kommen. Dabey ist aber zu bemerken, daß die Lichtmenge, die ein leuchtender Punkt aussendet, mit seiner Entfernung im gedoppelten Verhältniß abnimmt; wer also zwey-, drey- oder viermal weiter sehen will, der muß vier-, neun- oder sechszehnmal mehr Licht von demselben Gegenstand in sein Auge aufnehmen. Dieß Verhältniß der Helligkeit oder Lichtmenge und der Entfernung nennt Herschel die Raum durchdringende Kraft des Instruments. Der Durchmesser, den die Pupille des Auges hat, und der Durchmesser, den der Spiegel des Fernrohrs hat, entscheiden über das Verhältniß der Lichtmengen, die in's natürliche Auge und in's bewaffnete Auge dringen. Daß der Spiegel und die Gläser des Fernrohrs einiges Licht modificiren, vermindern, ist natürlich, und wird von Herschel durch Versuche bestimmt, so wie die Oeffnung der Pupille auf $\frac{1}{10}$ Zoll. Dieß erste Princip hat Herschel schon zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelt.

Digitized by Google

Einige Bestimmungen möchten hiebey doch noch zu beachten seyn. Das Sehen hängt nicht einzig von der absoluten Lichtmenge, sondern auch von dem Raum, über den sie sich verbreitet, ab. Die Vergrößerung des Fernrohrs entscheidet also auch hier. Bey Sternen hat dieß keinen Einfluß, denn man weiß, daß ihr Durchmesser nie vergrößert wird; der Schein eines Durchmessers, den sie in den Ferneöhren haben, ist blos Schein, Folge der Vergrößerung, des Baus unserer Fernröhre. — Sodann ist noch die Frage, ob das Licht blos nach dem Quadrate der Entfernung abnehme; der Lichtäther, Stürme und Bewegungen in demselben und der im Weltall wandelnden dunkeln und hellen Wolken könnten Abnahme oder Zunahme der Lichtfortleitung bestimmen. — Endlich ist noch zu berücksichtigen, ob das lichtaussendende Vermögen der Spiegel und Gläser nicht selbst von der Stärke des Lichts abhänge, und daß bey Erweiterung der Pupille — das heißt durch Herbeyführung eines Spiegels, der nun mehr Licht in das Auge sendet — die dunkeln Luftschichten unserer Atmosphäre, durch die das Licht sich Bahn brechen muß, mit als eben so viele dunkelnde Hindernisse vergrößert werden. Auf diese Einschränkungen stößt das so einfache Prinzip; sie alle berücksichtigte Herschel, indem er ihre Modifikationen andeutete.

*

Die zweyte Frage ist: wie weit trägt den Menschen das natürliche Auge in die Tiefe des Sternhimmels? In welcher Entfernung würde er den hellglänzenden Sirius, das Gestirn der egyptischen Isis noch erblicken? Oder in gewöhnlicher Sprache: welches ist die raumdurchdringende Kraft des unbewaffneten Menschenauges nach Sternweiten? Daß hierbey von keiner mathematischen Schärfe, von keiner Bestimmung absolutee Lichtmenge, die das Auge noch rührt, von keiner optisch-mathematischen Diskussion die Rede seyn könne, weeden die geneigten Leser einsehen ohne weitere Erinnerung. Die Optiker beweisen, daß in jeder Entfernung ein Gegenstand, oder eigentlich sein Bild, gleich hell erscheine; denn obgleich wegen der Entfernung die Lichtstärke abnimmt, so nimmt dagegen die Kleinheit des Bildes zu, und der Lichtgrad bleibt im Auge derselbe. Jeder adee weiß, daß die Empfindung und das mathematische Gesetz hier nicht sich veegleichen lassen. Herschel entschied also hier durch Versuche, und diese Entscheidung ist nicht der geringste seiner außerordentlichen Gedanken; nicht vom Allgemeinen war hier die Rede, sondern von der Erregbarkeit des Auges durch Sternlicht in verschiedenen Entfernungen. Mit welchem Aufwand von Apparat und Zeit dieser Versuch angestellt woeden, ergibt sich aus der Beschreibung. Von zehn sehr vollendeten Spiegeln, zu siebenfüßigem Fernrohr gehörig, wählte er zwey aus, die vollkommen gleiches Vermögen und Licht hatten; beyde faßte ee nach Art eines Ferneohrs. Das eine dieser Ferneöhre ließ er immer mit seiner ganzen Lichtstärke wirken, das andere wurde aber mit Biendungen von verschiedener Geöße und Verhältnissen versehen, also seine Lichtstärke, oder die absolute Lichtmenge, die es dem Auge zusendete, in verschiedenen Verhältnissen vermindert. Betrachtet also das Auge durch das geblendete Feenrohe (das etwa viermal weniger Licht sendet) den Sirius, das Löwenheez, die Aehre der Jungfrau, u. s. w., und sucht mit dem andern, das seine vollkommne Lichtstärke hat, einen beliebigen Stern auf (aus dee großen Menge am Firmament), der gerade so hell eescheint als der im geschwächten Fernrohr, so ist gewiß und unumstößlich, daß Sirius, Löwenheez ɔc. in der doppelten Entfernung (in der doppelten Sternweite) gerade so hell aussehen würden, wie der beliebige Stern. Gleiches wird bezweckt, wenn man Sterne von gleichem innern Wesen annimmt, daß der leztere noch einmal so weit entfernt als Sirius dem Auge noch sichtbar wäre. Mehrere Reiden solcher Versuche mit sogenannten Sternen erster, zweyter Größe (Glanz oder Entfeenung ist dasselbe) hat Herschel zu dem Resultat benuzt, daß das menschliche unbewaffnete Auge Sterne (erster Größe), wie Sirius, Aehre der Jungfrau, Löwenherz ɔc. noch erblicken würde, wenn sie zwölfmal weitee von uns entfernt wäeen als sie sind. Kurz, das menschliche Auge dringt unbewaffnet zwölf Sternweiten in den Himmelsraum, um einen einzelnen Steen auf dem dunklen Himmelsgrunde zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 6. Februar.

Ludwig Tiet soll, wie man hier sagt, Dramaturg des deutschen Hoftheaters geworden seyn. Ich kenne das Nähere nicht; in den Leipziger Zeitungen, der offiziellen Quelle, steht blos, daß er wegen eines bey dem königlich sächsischen Hoftheater erhaltenen Auftrags zum Hofrath ernannt worden sey. Ist das Erstere wirklich sein Geschäftskreis, und ihm, als Dramaturgen mithin die Wahl der Stücke, die Entwerfung der Repertoirs, die Besetzung der Rollen, kurz Alles anheim gegeben, was auf das eigentlich artistische Leben auf der Bühne Bezug hat, so müssen wir nach dem, was er früher in seinen Schriften und seit einigen Jahren in den in der Abendzeitung mitgetheilten Beurtheilungen von dramatischen Werken und Bühnenleistungen ausgesprochen hat, einer gänzlichen Umgestaltung der Bühne in Dresden entgegensehen. Den Uebertragungen aus dem Französischen, besonders den Melodramen, den Arbeiten Kotzebue's, Iffland's, der Weissenthurn, Claurens, Töpfers u. a. wird zuerst der Stab gebrochen werden, und selbst mit Schiller wird es hier und da Noth haben. Das wäre nun wol, was besonders die erste Halbscheid betrifft, so übel nicht, aber wird es dann möglich werden, uns etwas anderes dafür zu geben? Werden wir denn alle Shakespeare'schen Werke hier aufführen können und immer und immer sehen wollen, nach dem alten Sprichworte toujours perdrix? Wieviel von Goethe wird vorhanden seyn, das wir darstellen kön-

nen, und wird ſich das Publikum an Holtein, ſelbſt in der Oelenſchläger'ſchen Bearbeitung gewöhnen wollen? Es wird dann nichts übrig bleiben, als daß uns Tieck ſelbſt Originalſtücke liefert, und das könnte er gewiß, und wir hoffen, daß ſeine gegenwärtige Stellung ihn dazu auffordern wird. Auch ſind wir ſehr neugierig, ob er ſeine Kritiken in der Abendzeitung, wo er ſchon ſehr lange geſchwiegen hat, fortſetzen wird, und ob ſie nun, da er ſelbſt mit an der Bühne angeſtellt iſt, über welche er früher ſehr freymüthige Urtheile, was ſowol die Wahl der Stücke als die Darſtellung derſelben betraf, fällte, nicht eine andere Farbe annehmen dürften. Nun, wir wollen warten, was wir bis Oſtern an Stücken zu ſehen bekommen, und in wie fern bey der Aufführung derſelben ſein wohlthätiger Einfluß bereits zu ſpüren ſeyn wird. Im Januar wenigſtens hatten die Schauſpielbeſucher nicht eben Urſache ſich dieſerhalb zu bedanken. Von Neuigkeiten haben wir gar nichts, als eine Kleinigkeit aus dem Franzöſiſchen von Theodor Hell, der Kuß nach Sicht, die eben ſo gut hätte unüberſetzt bleiben können, und bey der es ſich auch die Hauptdarſteller etwas bequem zu machen ſchienen, weil ſie ihnen wahrſcheinlich eben ſo wenig als dem größeren Theile des Publikums behagen mochte; ferner bey Gelegenheit der Gaſtdarſtellungen Hrn. Kochs aus Leipzig, den höchſt unwahrſcheinlichen wahrhaften Lügner vom Hrn. von Thums, dem das gute Spiel gedachten Gaſtſpieles viel geholfen hat. In dieſem Stücke und in dem Lügner und ſeinem Sohne gefiel auch dieſer Künſtler am meiſten, ſo, daß man in der That ſagen könnte, er habe ſich durchgelogen, wenn er nicht dazu konvenirt geweſen wäre, den Rummelpuff in der falſchen Catalani zweymal zu ſpielen, wobey er gewiß ausgerufen haben mag: Ach, es war nicht meine Wahl.

Mehr gefiel Hr. Forti aus Wien in der deutſchen und italieniſchen Oper. In der letztern gab er zweymal den Othello und beſonders im letzten Akte ſehr charakteriſtiſch, da er in dem erſten ein zu manierirtes Spiel hatte. Im Deutſchen ſah man von ihm den Lyſiard in der Eurganthe und zweymal den Herzog von Neuburg im Schnee. Die letztere Rolle war es, welche ſeiner Individualität vorzüglich zuſagte, und worin er den entſchiedenſten Beyfall erhielt. Forti iſt ein ſehr braver Künſtler, gewandter Sänger, gemüthvoller Darſteller, und überall, wo er auftritt, wird ihm die gerechteſte Auszeichnung zu Theil werden. Heute ſoll er als Don Juan zum Leztenmale auftreten.

Von deutſchen Opern war Faniska neu, und ſprach durch das treffliche Spiel der Mad. Deorient an. Die Muſik iſt anerkannt klaſſiſch, aber am Ende ermüden dieſe ewigen Fäßrlichkeiten und wunderbaren Rettungen dennoch. Im Italieniſchen ward geſtern Mercadante's Elisa und Claudio zum Erſtenmal gegeben. Daß die Oper von Mercadante ſey, wußte ich, weil ich ſie in Wien geſehen hatte, denn der hieſige Anſchlagzettel beſagte gar keinen Autor der Muſik. Dort gefiel ſie Allen ſo wenig als hier, obgleich in Wien außerordentliche Talente mit dabey wirkten. Auf dieſer Linie ſtanden nun wol die hieſigen Künſtler noch nicht, doch verdienten die Anſtrengungen der Singenden Lob, und wer hört nicht gern die friſchen Stimmen von Zezi und der Palazzeſi und ſieht nicht gern die geſunde Komik eines Benincaſa. Sgra. Sandrini dürfte für ſolche Hauptrollen, wie Elisa iſt, wol kaum mehr anzuwenden ſeyn, ſo Verdienſtliches ſie auch noch in der zweyten Reihe haben würde. Der Text iſt der verrückteſte, der wol je noch aus eines italieniſchen Poeten Gehirn gekommen iſt, und wir bedauern den armen Ueberſetzer, der ſo etwas in's Deutſche hat übertragen müſſen, wo es denn freylich auch, dem Sinne nach, oft ganz undeutſch werden mußte. Gern verweilte man dagegen wieder vor der Oper Zelmira und Cenerentola, denn iſt die Palazzeſi offenbar in der erſtern weit vorzüglicher, da die zweyte ihrer Stimme nicht ganz angemeſſen zu ſeyn ſcheint.

Zweymal hat im vorigen Monate das hieſige Publikum das ſehr langweilige Vergnügen eines Schnellläufers gehabt. Ein gewiſſer Dittmar aus Gotha hatte ſich zu dieſer Leibesübung eingeſtellt. - Das Erſtemal war der Beſuch ſehr zahlreich, das Zweytemal hatte er ſchon abgenommen. Das Spaßhafteſte dabey waren einige mitlaufende Seſſelträger, welche ihm die Palme ſtreitig zu machen ſuchten, ohne doch vom Publikum dafür bezahlt zu ſeyn, doch ſoll es dem Auslauf dem Einen davon durch einen Blutſturz faſt das Leben gekoſtet haben. Mehr Schnellkraft in den Beinen als Lebenskraft im Körper ſchien auch Hr. Dittmar zu beſitzen, denn er ſah dünn wie ein Rohr aus, und Todtenbläſſe ſchien ſich hinter der Schminke zu verbergen. Das Erſtemal legte er eine Entfernung von mehr als drey Stunden in 64, das Zweytemal eine von mehr als zwey Stunden in 55 Minuten zurück.

Am alten Markte hat der Buchhändler Arnoldi mit dem 1ſten Februar ein Muſeum eröffnet, deſſen Ankündigung viel verſpricht. Noch habe ich es jedoch nicht beſucht, erfüllt es aber das, was er verheißen hat, ſo iſt einem ſehr weſentlichen Mangel, namentlich für Fremde dadurch abgeholfen. Ich war zwar bisher bey einem Bücherverleiher in ein ſogenanntes Journaliſtikum getreten, hatte aber Alles ſehr ſpät erhalten. Nächſtens mehr darüber.

Um meine dießmalige Mittheilung recht gründlich zu ſchließen, will ich Ihnen noch etwas aus den Liſten zum Beſten geben, welche am Neujahrstage die hieſigen Glöckner auszutheilen pflegen. Es ergibt ſich aber aus denſelben, daß im Jahre 1824 in Dresden 1949 Kinder getauft worden (von der Fruchtbarkeit der Juden erfährt man alſo nichts), und 1850 Perſonen begraben wurden. Daraus ergibt ſich eine Ueberzahl der Gebornen von 99 und (da die Juden doch auch begraben werden) noch mehrere. Unter den Getauften gab es 350 Uneheliche, alſo das fünfte Kind ein uneheliches! Eben ſo kamen auch 111 Kinder todt zur Welt. Beydes kein erfreuliches Verhältniß. Doch hatte zum Troſt für das Erſtere die Zahl der Ehen um 62 zugenommen, die Zahl der Wittwer, 86, war aber freylich ſehr unverhältnißmäßig gegen die der Wittwen, 224. Die Bevölkerung Dresdens iſt überhaupt allem Anſcheine nach offenbar im Steigen, und ich denke ſie auch nicht ſobald durch meine eigene Perſon zu vermindern.

Gubbo.

Auflöſung der Charade in Nr. 43:

Jungfrau.

Homonyme.

Wer nannt ein Ungeheuer
Aus grauer, alter Zeit?
Tief hüllt's in dunkle Schleier
Der Sagen Seltſamkeit;
Und nimmt man ihm das Haupt, ſo bleibt
Noch immer furchtbar, was da bleibt.

Wer kennt ein Kunſtwerk, ſchwebend
In Lüften, gleich dem Aar,
Sich hoch und höher hebend,
Und doch der Flügel baar?
Stolz wallt ſein Schweif, und fehlt das Haupt,
So bleibt, was manches Leben raubt.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Februar 1825.

Willst du's immer noch besser haben,
Unersättlicher Trinker du!
Immer besser und besser dich laben
Ohne Rast und ohne Ruh.

Des Trinkers Wunsch.

Tafellied von Wilhelm Müller.

O hätt' ich von dem Storche
Den langen, engen Schlund,
Daß nicht mein Magen läge
So nah an meinem Mund!

Kaum fühl' ich ihn am Gaumen,
Den süßen Traubensohn,
So ist er mir hinunter
Im todten Bauche schon.

Drum, Storch, wenn ich mit Weine
Den Mund mir mache naß,
Beneid' ich deinem Halse
Den langen, engen Paß.

Schad' um die lange Kehle,
Für dich, du Wasserschwelg!
Und für die kurze Kehle
Wie schad' um diesen Kelch!

Herschel's lezte Abhandlung.

(Fortsezung.)

Wäre der Glanz der Sterne, ihr inneres Wesen, ihre Größe überall dieselbe; der Grund, von welchem sie uns entgegenscheinen, gleich dell, und der Aether, der von ihnen berührt und durchdrungen wird, allseitig gleichartig, nichts stünde der Ausmessung des Himmels entgegen und der Bestimmung der relativen Entfernung der vereinzelten Sterne; wenn sich ihr Licht nämlich nicht veränderlich zeigt. Wenn um einen Stern eben noch zu erblicken eine Kraft des Fernrohrs nothwendig ist oder hinreicht, die zwölfmal größer ist als die Kraft des Auges, so ist erwiesen, daß der Stern, da er gerade sich verhält wie ein Stern ähnlich dem Sirius, dem Löwenherz u. s. w., wenn dieser in 144facher Sternweite gerückt worden wäre, daß er wirklich auch in jener 144fachen Siriusweite sich befindet. Dieß ist auch das dritte Prinzip. Dieß wird auf Steenhaufen angewandt, die aus nicht isolirten Sternen, sondern aus einem zusammengedrängten Haufen unzähliger. Die Kraft des Fernrohrs, die eben noch hinreicht um das neblige, milchige, düstere Licht jener Sternhaufen in reiner Sternklarheit zu zeigen, bestimmt — wie beym isolirten Stern — die relative Entfernung.

Nur die unglaubliche Vertrautheit mit diesen Gebilden des Himmels, die so unermüdete Erforschung derselben mit vielen Instrumenten von verschiedener Kraft und Lichtstärke, die Kenntniß des so mannichfachen Baues dieser Gebilde, konnte den Gedanken entstehen lassen, den Herschel festhielt, diese erste Aufdämmerung zu Sternlicht, diese Geburt des Steenlichts gleichsam als Maßstab für diese Schöpfungen zu gebrauchen. Die Astronomie ist so mit einer Messungsmethode bereichert worden, die durch keine andere je ersezt werden wird. Hätte Herschel nur dieses einzige gethan, er wäre der Verdienteste. Nicht die Mechanik und ihre Vervollkommnung in Werkzeugen des Messens, die Erhebung der optischen Kraft führt uns weiter; er ahnete es nicht blos, er führte aus; und schon

Digitized by Google

richten sich die Anstrengungen unserer Zeitgenossen wieder auf's Neue nach diesem Punkte hin.

Es scheint auf den ersten Anblick etwas Unbestimmtes, selbst Schreckhaftes in dem Uebergang von neblichem Licht zu klarem Sternlicht zu liegen, besonders bey einem zusammengedrängten Haufen von Sternen. Um darüber des geneigten Lesers Urtheil an einige feste Punkte zu knüpfen, gebe ich hier einige Beyspiele aus der Abhandlung selbst, wie dieser Uebergang von neblig unentschiedenem Licht zur Sternklarheit in Fernröhren von verschiedener Lichtkraft sich zeige.

„Ein von dem Franzosen Messier zwischen dem Kopf „des Pegasus und dem Füllen entdeckter Lichtnebel ist dem „bloßen Auge sichtbar. Mit dem siebenfüßigen „Fernrohr — bey 278maliger Vergrößerung — sieht „man Sterne in ihm. Im zehnfüßigen Fernrohr „ist bey einer Blendung des Spiegels von 4 Zoll Oeffnung „keine Spur von Sternen sichtbar; mit 4,56 Zoll (welches „einer Kraft entspricht, die vierzehnmal größer ist, als „die des natürlichen Auges) zeigt er sich als ein nebliger „Fleck auf dem dunkeln Himmelsgrund, stufenweise heller „gegen die Mitte; mit 16facher Kraft ist der Lichtdust am „Rande schon von größerer Ausdehnung; mit 18facher ist „das Ganze größer und heller; mit 20facher ist entschieden, „daß er sich in Sterne auflösen lassen werde; diese Sterne, „diesen sternigen Glanz zeigt auch wirklich die Kraft 22. — „Im zwanzigfüßigen Fernrohr erscheint er unmittelbar wie „ein Haufen in Kugelform zusammengedrängter Sterne, „im Durchmesser 6 Minuten. — Im großen zehnfüßigen „ist sein Durchmesser voll 4½ Minuten, und nimmt man „die Sterne dazu, die wahrscheinlich in seinem Bereich „liegen, so steigt sein Durchmesser auf 6! Minuten." —

Der Uebergang von Nebel zu Sternklarheit nach der Lichtkraft der verschiedenen Werkzeuge ist hier auffallend. Zuerst Nebel ohne Unterscheidung, dann größere Helligkeit in der Mitte, jezt wird der duftige Rand größer, die Sterne dämmern, endlich treten sie klar hervor. Dabey ist noch merkwürdig, daß zwey verschiedene Instrumente, das zehnfüßige und das siebenfüßige, in ihren Resultaten ganz übereinstimmen.

Ein Fortschritt anderer Art zeigt sich bey einem Sternhaufen in der Nähe des südlichen der Fische und des Dreiangels. „Unsichtbar dem bloßen Auge, erscheint er in dem „Sucher (oder Finder) des zehnfüßigen Fernrohrs als „ein zarter Nebel. — Im siebenfüßigen Fernrohr äußern „sich die verschiedenen Vergrößerungen verschieden. Bey 75„facher erscheint er noch neblig; 278fache so wie 460fache Ver„größerung erträgt er nicht. (Sein Licht ist also zu schwach.) „Bey 120facher scheint er aus Sternen zu bestehen. — Im „zehnfüßigen Fernrohr ist der hellste Theil des Ganzen in „Sterne auflösbar, so daß einige derselben sich wirklich er„kennen lassen. — Das große zehnfüßige Teleskop zeigt, „daß sich die Sterne nur sehr allmählig gegen die Mitte „hin verdichten, und bey 71-, 108-, 171- und 220facher „Vergrößerung bleibt immer noch etwas Nebliges zurück. „Die Sterne dieses Systems sind die erdenklich kleinsten „Punkte."

Noch merkwürdiger.

„Mit 100- und 120facher Vergrößerung des sieben„füßigen zeigt er sich als eine Sammlung sehr kleiner „Sterne; man sieht mehrere davon. Auch im zehnfüßi„gen sind mehrere Sterne sichtbar, es ist ein sehr zarter „Gegenstand; eben so im zwanzigfüßigen, aber auch dieß „kann die zarten Ränder nicht in Sternglanz auflösen. „Das große zehnfüßige zeigt ihn von unregelmäßiger Ge„stalt als 12 Minuten im Durchmesser aus Sternen be„stehend. Das vierzigfüßige zeigt ihn sehr hell in der „Mitte, aber die Helligkeit ist auf einen sehr kleinen „Raum beschränkt.

Nur kurz will ich einige andere Erscheinungen bey dem Uebergang von dem Nebligen in Sternklarheit anführen. Meist erscheint er zuerst in der Mitte an dem gedrängtern Theil des Sternhaufens; bald sieht man auch die Sterne an den Rändern, oder das übrige Licht ist gefleckt; oder auch neblig dazwischen. Vergrößerung ist bisweilen förderlich, bisweilen hinderlich.

Vielleicht geht aus den angeführten Erscheinungen doch dieß hervor, daß das Prinzip in seiner Anwendung auf Sternhaufen nicht mehr die Schärfe zulasse, wie bey einzelnen Sternen. Aber diese Unsicherheit muß in Erwägung, daß sie von der Gedrängtheit der Sterne und der Vergrößerung des Fernrohrs abhängt, in gewisse Grenzen eingeschlossen werden. Es ist gewiß, zwey neben einander gedrängte Sterne erscheinen heller, als die einzelnen; so erscheint Castor als ein Stern erster Größe (ersten Glanzes); er ist aber ein Doppelstern, aus zwey dicht neben einander stehenden bestehend, die fast gleich aber nicht erster Größe sind; aber doch ist gewiß, mehrere vereinigte, gedrängte Sterne werden immer noch als Nebel erscheinen, wenn die einzelnen noch weit von der — uns durch Teleskop durch stärkere Lichtkraft zu verschaffenden — Sternklarheit entfernt sind; eben so gewiß ist, daß wenn die einzelnen Sterne schon nahe an der Sternklarheit sind, sie vereinigt wirklich Sternklarheit dem Auge zeigen können. Ueber den Einfluß der Vergrößerung, die auf der einen Seite das Licht schwächt, auf der andern die Sterne mehr aus einander rückt. Erblickt ja selbst noch — aber nur als neblige Wolke — das unbewaffnete Auge einen Sternhaufen, der, nach Herschel, 240 Sternweiten von uns entfernt ist, zum Beyspiel der im Gürtel des Herkules.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der edle Verräther.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit befanden sich auch mehrere Frauenzimmer in der Feste, welche von ihren Verwandten bey der Annäherung der Feinde waren hierher gesandt worden. Unter diesen befand sich Deva Milton, die verwaiste Tochter eines alten Kavaliers, und die Geliebte Walter Sele's. In ihr kleines Gemach war es, wo er sich nach den vollbrachten Pflichten des Tages zu begeben pflegte, und in ihrer Gesellschaft, wo er die ihn umgebenden Gefahren vergaß. Hierher begab er sich auch, nachdem er den Rathssaal verlassen, und hier wollte er warten, bis er erführe, daß sich der Zorn des Befehlshabers gekühlt, und derselbe sein Unrecht einsehen gelernt hätte. Aber leider sollte Walter dieses nicht erleben.

Es scheint, daß er nicht der einzige Mann im Schlosse war, welchen Deva's Reize gefesselt hielten. Auch der Befehlshaber, welcher mit seiner unerschütterlichen Unterthanentreue (fast die einzige Tugend, die er besaß) alle Ausschweifung vereinigte, welche in einem mehr oder mindern Grade die Regierung eines jeden Monarchen des Hauses Stuart bezeichnete, war gleichfalls von der Schönheit des jungen Frauenzimmers hingerissen, und er liebte sie so, wie ein Wollüstling immer liebt, um sie zu verderben. Jezt, da er die Offiziere alle beschäftigt wußte, gedachte er den Augenblick zu benutzen, um sein böses Gelüste zu erfüllen, und zugleich sich an dem jungen Manne auf's empfindlichste zu rächen, der ungestraft seinem Willen zu trotzen gewagt. Nachdem er in ihr Zimmer Einlaß gefunden, fing er an Eins um's Andere zu schmeicheln und zu drohen, aber vergebens; das edle Mädchen antwortete ihm mit Stolz und Verachtung. Wüthend über diesen neuen Widerstand griff der Unmensch sie zulezt mit rauher Hand an, und suchte dasjenige mit Gewalt zu erlangen, was er nicht durch Güte zu erhalten vermochte. Die arme Deva schrie; aber nur der dumpfe Wiederhall antwortete auf ihre schwache Stimme. Sie sträubte sich mit aller Macht, aber trotz all ihres Widerstandes würde eine Minute mehr ihr Schicksal entschieden haben. In diesem bedenklichen Augenblicke aber brach Sele durch die Thüre, riß eine Pistole aus dem Gürtel und hielt sie dem Bösewicht an den Kopf, aber fürchtend, die Geliebte zu gleicher Zeit zu verwunden, drückte er nicht ab, und gab dem Elenden Zeit sich aufzuraffen und sein Schwert zu ziehen. In einem Augenblicke war auch das seinige bloß, und jezt entstand ein wüthender Kampf, wobey Stärke und Geschicklichkeit ihr bestes thaten. Es dauerte aber nur wenige Minuten, da strauchelte Beaufort gegen einen eisernen Ring im Boden, und indem er sich auf sein Schwert stüzte, um sich vom Fallen zu verhindern, brach dasselbe, und das, was er hatte verhindern wollen, geschah. Aber in dem Augenblicke, wo Sele auf ihn zuspringen wollte, um ihn zu entwaffnen, erhielt er einen Pistolenschuß in die linke Schulter und stürzte neben seinem Feinde nieder. Der Schuß kam von der eintretenden Wache, welche durch das Waffengeklirr aufmerksam gemacht, herbeygeeilt war. Beaufort sprang jezt auf und befahl ihnen, seinen verwundeten Gegner aufzuheben und ihm zu folgen. Die Soldaten gehorchten, und nachdem sie ihn, so gut der Augenblick es gestattete, gebunden hatten, schleppten sie ihn dem Befehlshaber nach, welcher sie zum Fuß der Treppe führte. Hier öffnete er eine niedrige und enge Thüre, und nachdem man einige Stufen hinabgestiegen, zeigte sich eine ähnliche Thüre, welche man nur mit Mühe zu öffnen vermochte, und nun zeigte sich die Oeffnung in's Schloßgewölbe, welches dunkler schien als selbst das Grab. Hier gerade vor dem Eingang befahl Beaufort den Trägern, ihren Gefangenen niederzulegen. Es geschah, und Alle entfernten sich, die schwere Thüre schloß sich wieder, und der unglückliche Sele fühlte sich in einem dunkeln, nassen Gefängnisse, fern von aller menschlichen Hülfe, zurückgelassen.

Da seine Wunde nicht schwer war, so brachte die Kälte des Gefängnisses den Jüngling bald wieder zu sich; und nachdem er dieselbe, so gut es sich thun ließ, mit seinem Taschentuch verbunden, fühlte er eine große Linderung. Von der Lage seines Gefängnisses wußte er, daß sein lautestes Rufen Niemand von der Garnison zu seinem Beystand bringen würde, und so beschloß er, sich gelassen in sein Schicksal zu ergeben, in der Hoffnung, daß die baldige Uebergabe der Festung auch ihn befreyen würde. Aber als er bedachte, daß seine Geliebte sich in den Händen eines Mannes befand, den er jezt als seinen bittersten Feind betrachten mußte, da verlor er allen Muth und wollte verzweifeln. Nach einiger Zeit aber erlangte die Vernunft wieder ihre Herrschaft, und da er wol fühlte, daß seine Klagen ihr nicht nützen könnten, so beschloß er für's Erste, seinem Gefängnisse zu entfliehen zu suchen. Er wußte, daß dergleichen Schlösser oft mit geheimen Gängen und Ausfallen versehen waren; ja die Sage ging, daß ehemals ein Gefangener durch einen solchen aus diesem Schloß entkommen war. Er fing also unverzüglich seine Forschung an. Ohne die Wand seines Kerkers zu verlassen, tappte er vorwärts, so gut er konnte; nach und nach ward derselbe weiter und höher, bis er sich auf einmal einen starken Luftstrom entgegenwehen fühlte. Er zweifelte nun nicht mehr, daß er irgend einer Oeffnung nahe seyn müßte, worin er sich noch bestärkt fühlte, da er die Schloßglocke über sich zehn Uhr schlagen hörte. Nicht lange darauf fühlte er sich durch große Haufen herabgefallenen Gemäuers in seiner Wanderung gehemmt, und schloß sehr richtig, daß hier die feindlichen Kugeln eine Bresche bewirkt haben müßten. Vorsichtig bahnte er sich einen Weg durch die Trümmer, und war bald so glücklich, sich auf der

Digitized by Google

Nordseite des Schlosses im Graben zu finden. Wieder einmal in Freyheit, merkte er sich genau diejenigen Theile der Festung, bey welchem er sich befand, und entflammt vom Rachgefühl gegen den Mann, der ihn so tief gekränkt, und angetrieben von dem Wunsch, die Geliebte aus den Klauen des Wollüstlings zu retten, beschloß er voll Ingrimm und Angst, das Schloß in Feindes Hand zu überliefern, ein Entschluß, den er wegen der schrecklichen Lage seiner Geliebten auch eiligst ausführen zu müssen glaubte. Schnell war der Graben durchwatet, und nun eilte er auf Cromwell's Lager zu. Bald erreichte er die Vorposten, und da er sich denselben vorsätzlich in den Weg warf, so wurde er sogleich ergriffen, und auf sein Verlangen, mit verbundenen Augen, vor den Rebellen-General geführt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im Januar.

Ich beginne meinen heutigen Bericht, zufolge meines früheren Versprechens, mit einer getreuen und kurzen Darstellung der außerordentlichen Hülfsleistungen, die der großherzige Monarch in diesen Tagen des Unglücks (wo er sich als wahrhaft sorgsamer Vater seines geneigten Volks bewies), alle übrigen erlauchten Glieder unsers Kaiserhauses, unter ihnen aber ganz vorzüglich die nur Gaben der Milde und Barmherzigkeit spendende Kaiserin Mutter, dann so viele Edle der Residenz, Moskaus und so vieler Orte unsers großen Kaiserthums, den in der uns lange unvergeßlich bleibenden Ueberschwemmung vom 19ten November vorigen Jahres ihrer Habe und Obdaches beraubten Armen erzeigten. Noch immer dauern diese außerordentlichen Opfer der Milde fort, und fast aus allen Enden des Reichs strömen sie in die dazu auf Allerhöchsten Befehl hier, unter dem Präsidenten des wirklichen Geheimenraths, Fürsten Alexis Kurakin, niedergesetzte Central-Comität zusammen. Vier Tage nach jener schrecklichen Katastrophe, am 23sten November, wies der Kaiser mit Errichtung jener Comität ihr auch zum ersten Verwaltungsfond eine Million Rubel an, die der Oberbefehlshaber der Militär-Kolonien, Graf Araktschejew, bey deren Administration dem Staate erspart hatte. Das in dieser Rücksicht am genannten Tage an den Fürsten Kurakin erlassene Allerhöchste Reskript spricht die vortrefflichen Gesinnungen des Kaisers, wie den Bedrängten und Verletzten geholfen werden sollte, aufs Genügendste aus. Da mehrere politische Blätter des Auslandes es schon früher ganz mittheilten, übergehe ich's hier. — Wie ein elektrisirter Funke wirkte das Beyspiel der Kaiserlichen Großmuth auf alle Gemüther in der Residenz, in Moskau, Riga, im Reiche. Ueberall formirten sich sogleich von jener Central-Comität abhängige Unter-Comitäten, die in ihren Arrondissements und Kreisen Subscriptionen entwarfen und die zahlreich eingesammelten Beyträge jener zustellten. Oeffentliche Gesellschaften, Institute und Klubs förderten gleichfalls dieß schöne Werk allgemeiner Barmherzigkeit um ein Großes. Bis jetzt sind bereits von Privaten einige Millionen eingekommen. Die zahlreichsten Beyträge kamen in Moskau zusammen, wo sich unter allen Ständen, vorzüglich unter dem dortigen reichen russischen Adel, ein seltener Wetteifer im Geben zeigte. Kaum erscholl daselbst die erste Trauerkunde von dieser Katastrophe, so bildete sich sogleich mit Allerhöchster Genehmigung eine eigene Comität zur Einsammlung dieser Spenden. Nach vierzehn Tagen erfolgte von dort die erste Sendung mit hunderttausend und in der vergangenen Woche die zweyte mit 150,000 Rubeln. Die Subscriptionen dauern daselbst mit Eifer noch fort und man verheißt uns in fortzusetzenden Sendungen noch Summen, die die erstern um das Doppelte übertreffen sollen. Am 19ten Dezember versamten sich daselbst die berühmtesten Artisten und Dilettanten des Gesanges und der Musik, alles Personen aus den berühmtesten Familien des Reichs, und gaben im schönen Lokal des Adelklubs zum Besten der hiesigen Verunglückten ein Konzert, das ihnen nach allen abgezogenen Unkosten den reinen Ertrag von 23,000 Rubeln gewährte. Hier sah und hörte man den Grafen und die Gräfin Ricci (letztere wurde einst selbst in Italien, dem Vaterlande des Gesanges, ihrer unvergleichlich schönen Stimme wegen bewundert), den Fürsten Golotzin, die Fürstinnen Trubetzkoy und Wolkonsky, die edeln Damen Gedeonow und Uwarrow, den polnischen Grafen Wolgowsky und endlich Fräulein Oserow, die als würdige Schülerin unsers trefflichen, jetzt ganz in Moskau etablirten Field ein Konzert von Moscheles vortrug. Den Beschluß machte die beliebte und so rührende Hymne: Gott erhalte den Kaiser, die alle Damen mitsangen, und wobey alle Herzen der anwesenden Patrioten tief erschüttert wurden.

Ihre königlichen Hoheiten, der Kronprinz von Oranien und der Herzog von Oldenburg, gaben jeder 20,000 Rubel. Die Kommission der geistlichen Schulen, die durch mehrjährige sparsame Verwaltung ihrer baaren Fonds die so anfs bedeutendste vermehrt hatte, eine halbe Million, das Großfürstenthum Finnland sandte durch seinen Senat 300,000 Rubel hier ein, das Adelkorps der Gouvernements, Livland, Ehstland und Kurland, kontribuirte jedes zwischen 12 bis 15,000 Rubel, der Riga'sche Handelsstand gab 35,000 Rubel, zwey hiesige Klubbs jeder 10,000 Rubel. — Von Partikuliers gaben am ansehnlichsten die bedeutendsten Beyträge: eine Gräfin Orlow 100,000, der junge Graf Dmitry Scheremetzew 50,000, ein Graf Potozky 20,000, der General-Gouverneur der neurussischen Provinzen, Graf Worenzow, 10,000 Rubel, und so nach Verhältniß des individuellen Wohlstandes eine große Menge anderer zwischen 10 bis 12,000 Rubel. Mehrere andere unserer unvermögendsten Partikuliers beeifern sich, einer gewissen Anzahl Armen in ihren Häusern Wohnung, Unterhalt, Kleidung und alle übrigen nothwendigen Lebensbedürfnisse zu reichen; von diesen zeichnen sich aus: die achtbaren Frauen Derschawen und Uwarow, die wirkliche Staatsräthin Ducten, der Staatsrath Golovkin, die Erben des verstorbenen wirklichen Staatsraths Iwanow und die hiesige menschenliebende Gesellschaft. — Die hiesige Kaufmannschaft hat im schönen eleganten Lokal ihrer neuen Börse den durch die letzte Ueberschwemmung obdachlos gewordenen Armen mehrere geräumige Seitensäle zu Wohnungen eingeräumt. Für die aus den höhern Ständen sind 28 solcher kleinen Gemächer abgetheilt worden, in denen mehrere Familien mit der größten Bequemlichkeit logirt sind, für Individuen des Volks sind durch Schirme noch kleinere Räume abgetheilt worden. Alle werden mit Speise und den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versehen und in dieser menschenliebenden Einrichtung herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. März 1825.

Die Ruhestätte treuer Liebe ist der Grabeshügel der Verstorbenen.

Der edle Verräther.

(Beschluß.)

Als Walter Sele in dem feindlichen Zelte stand, und man ihm wieder das Tuch von den Augen genommen, erblickte er Cromwell, welcher an einem Tischchen saß und ernsthaft einige Papiere durchsah. Nachdem er den Fremdling mit einem durchdringenden Blick angesehen, fragte er in seiner gewöhnlichen barschen Weise: „Nun, was gibt's, bebänderter Royalist?" — „Ich komme zum Handeln, nicht zum Schwatzen, erwiederte der unerschrockene Sele; um einem Feinde dasjenige anzubieten, was er am meisten wünscht: den Besitz unsers Schlosses. Nimmt er das Anerbieten an, so bereite er sich sogleich, einem Manne zu folgen, der heute Nacht ihm dienen will, und sey es auch auf Kosten der Ehre." — „Es sey, war die Antwort; ich bin immer bereit! Aber höre, stolzer Kavalier, wo du mich täuschest, so bist du des Todes!" — „Wüßte ich, was Furcht ist, ich stände jezt nicht in Cromwell's Zelt. Höre also auf, zu drohen; denke auch nicht, daß ich die königliche Sache niederträchtiger Weise verrathen werde: höre die Bedingungen! . . . . . Nein, falte die Stirne nicht; es soll mich nicht schrecken! Und wenn du meine Bedingungen nicht eingehest, so sollen alle deine Drohungen mich selbst jezt nicht zum Verräther machen. . . . Ich verlange nichts, als das Leben und die Freyheit des Gouverneurs und der Besatzung, von jeder lebendigen Seele, von Beauford an, obgleich er jezt mein Todfeind ist, bis auf den gemeinsten Soldaten hinab, und daß die wenigen Frauenzimmer, welche sich darin befinden, und wovon mir eines theurer ist, als das Leben, gegen die Rohheit deines rebellischen Gesindels sicher seyn sollen. Unter diesen Bedingungen allein werde ich dein Führer!" — „Cromwell, war die Antwort, gibt dir sein Wort, daß Alle, die sich jezt im Schloß befinden, Leben und Freyheit geschenkt haben sollen; und was die Weiber betrifft, so wisse, daß die Soldaten des Parlaments nicht die ausschweifenden Kavaliere Karl's sind, weßwegen diese auch nicht um die Sicherheit ihrer Beyschläferinnen besorgt seyn dürfen. Wir fechten gegen Männer, und nicht gegen Frauen! Bist du jezt zufrieden?" Sele bejahte es und sagte, er wolle sich einmal auf die Ehre eines Dickkopfs (oder Rundkopfs, der Spottname, welchen die Kavaliere den Rebellen gaben) verlassen, wenn es ja so etwas gäbe." Cromwell knirschte, da er sah, daß sein Führer seine Absicht zu bezweifeln schien; aber die Klugheit rieth ihm, seinen Zorn zu verbergen, und er sagte blos, indem er seine Pistolen ergriff: er könne es thun.

Der Königsmörder stellte sich jezt an die Spitze eines auserlesenen Haufens, hielt aber während des ganzen Zuges Walter Sele dicht an seiner Seite, damit derselbe ihn nicht ungehindert in eine etwaige Falle locken möchte. Aber es bedurfte dieser Vorsicht nicht: Liebe und Rachbegier hielten den Jüngling so sehr gefesselt, daß es ihm nie einfiel, den Feind seines Monarchen zu verrathen, er beachtete ihn im Gegentheil redlich an die Oeffnung, durch welche er entflohen

Digitized by Google

war. Die Soldaten, welche mit dem nothwendigen Geräthe verſehen waeen, ſtiegen in die Breſche, und fingen an den Schutt auf der ihnen angewieſenen Stelle hinwegzuräumen, während Cromwell und Sele von außen Wache hielten. Die Arbeit ging glücklich von ſtatten, ohne daß einer in dee Garniſon etwas davon merkte. Einmal nur rief ein Offizier, welcher die Wache auf dem Wall abzulöſen kam, die Perſonen, welche er im Graben bemerkte, mit dem gewöhnlichen „Wer da!" an. Sele's Geiſtesgegenwart aber rettete ſie. „Freunde!" wae ſeine ſchnelle Antwort. — „Weſſen?" — „Des Königs und Beaufort's!" Der Offizier zweifelte nicht, daß es Leute ſeyn müßten, die von dem Befehlshaber dahin geſchickt worden wären, ging weiter, und ließ ſie ihee Arbeit ungeſtöet vollenden. Der ganze Haufen wae jezt innerhalb der Kaſematten, wo man Zeit fand, Athem zu ſchöpfen, und ſich für den Angriff vorzubereiten. Eine Schwierigkeit wae jezt nne noch zu überwinden: nämlich das Auffprengen einer Thüre, die ſich am Ende des Ganges befand, der ſie in die Mitte der Feſte führen ſollte. Da dieſes nicht ohne Geräuſch geſchehen konnte, ſo ſtießen ſie dieſelde durch veeeinte Anſtrengung mit einem Schlage auf, und duech ide ſchnelles Hervorbrechen und eilige Bewegung befanden ſie ſich im Beſitz des Schloſſes, ehe noch Viele im Innern ihre Gegenwart erkannt hatten.

Beym Anbruch des Morgens war die königliche Standarte des unglücklichen Karls von den Zinnen der Feſte verſchwunden, und diejenigen, welche ſie ſo tapfer veetheidigt hatten, waren entweder mit dem Degen in der Fauſt gefallen, oder befanden ſich auf dem Wege, um in irgend einer andern Feſtung Schuz zu ſuchen, auf welchee das ſchnell hinſchwindende Zeichen des Königthums noch wehte. Einer nue von der ehemaligen Beſazung war noch da, und zweymal ſchon hatte er jedes Gemach und jeden Schlupfwinkel nach der Einziggeliebten durchſpähet, aber immer vergebens. Mit zerriſſenem Herzen wollte der verzweifelnde Jüngling ſeine hoffnungsloſe Wanderung zum Drittenmale antreten, als er vor den hartherzigen Cromwell gefordert, und, da er ſich zu kommen weigerte, zu ihm geſchleppt wuede. Jezt aber veegaß er ſeinen perſönlichen Kummer, und ſtand vor dem Tyranneu mit einem ſo edeln und majeſtätiſchen Anſtande, daß Alle, die ihn ſahen, ſich von Ehrfurcht duechdrungen fühlten, und ſelbſt Ceomwell einen Augendlick lang unentſchloſſen ſchien. Aber er blieb es nicht lange. „Nun, ſtolzee Kavalier, rief er finſter, habe ich mein Verſprechen gehalten? Iſt irgend eine Jungfrau obee Mehe, um welcher willen du es gewagt, Ceomwell's Soldaten zu beſchimpfen, mißhandelt woeden? Auch das Leben und die Freyheit der Gaeniſon verdieß ich, und Alle leben und ſind frey. Aber erinnere dich, daß, als ich die mein Woet dafür gab, du nicht dazu gehörteſt, und ich dir deßwegen auch nichts ſchuldig bin; denn es war ja nicht um meinetwillen, ſondern um deine eigene Rache auszuführen, daß du die Deinigen verriethſt. Hätten andere Beweggeünde dich bey dem uns geleiſteten Dienſt geleitet, ich würde dir dafür gedankt haben; ſo aber freue ich mich des Verraths, muß aber den Veeräther haſſen. Empfange alſo auch eines Verräthers Lohn!" In demſelben Augendlick flog auch des Tyrannen Piſtol aus dem Gürtel, drannte, und Walter Seele, der edle Verräther, wälzte ſich blutend am Boden. . . . . Als einige Soldaten den Leichnam an einer abgelegenen Stelle unweit der Feſte begeaben wollten, erſchien plözlich des armen Jünglings unglückliche Geliebte, Deva Milton. Laut ſchreyend warf ſie ſich auf die geliebte Hülle, auf welcher ſie unbeweglich liegen blieb, bis man ſie mit Gewalt von deeſelben teennte, und dann mußten zwey Männer ſie halten, während die Uebrigen mit kalter Liebloſigkeit die Leiche verſcharrten. Kaum hatten ſie ſich entfeent, ſo ſtürzte ſie ſich auf den friſchen Grabhügel nieder, und rief jauchzend, ſie habe ihren Walter wiedergefunden.

Viele Jahre lebte die Arme im Wahnſinn — ihr einziges Geſchäft wae die Verzieeung des Grabes des Heißgeliebten. Deohte der Winterſeoſt den Blumen und Sträuchern, die ſie darauf pflanzte, mit Zerſtörung, ſo bedeckte ſie dieſelben mit Strod, welches der nächſte Stuem hinwegwedte; ſie begoß ſie gewiß mit ihren Thränenfluthen, verſagten die Wolken auch ihren Zoll. Sommer und Wintee, Tag und Nacht, im Sonnenſchein und Regen ſaß das trauernde Mädchen, fühllos gegen Zeit und Witterung, auf dem Stein, den ſie ſelbſt dem Geliebten geſezt, und ſang ein Liedchen von ihrem tapfeen Walter Sele.

Herſchel's lezte Abhandlung.

(Fortſezung.)

Ich wende mich nun zu einigen Reſultaten.

Geſtüzt auf jene drey Prinzipien, und unter Vorausſetzung allgemeiner Sternbildung innerhalb beſtimmtee Grenzen von Verſchiedenheit, hat Herſchel die Tiefe von 48 Sternhaufen — in der Abhandlung, von der wir reden — beſtimmt. Sie ſind, wie es ſcheint, ohne beſondere Abſicht ausgewählt, und befinden ſich an veeſchiedenen Gegenden des Himmels. Es laſſen ſich nun die wahren Durchmeſſer dieſer Sternhaufen, wenn man ihee ſcheinbaren (das heißt den Winkel, unter dem ſie dem Auge erſcheinen) kennt, nach demſelben Maßſtab, berechnen, mit welchem ihre Entfernung ausgemeſſen, welches nach dem obigen eine Fixſternweite iſt. Man kann dann auch, wenn man eine Fixſternweite (z. B. Sirius-Entfernung) als bekannt vorausſezt, dieſen Durchmeſſer mit dem Sonnendurchmeſſer als Maßſtab vergleichen. Dieſe Beeechnungen laſſen ſich ganz einfach überſehen; je größer der

Radius eines Kreises, desto größer ist die Chorde oder Sehne, die zu einem gewissen Winkel gehört. Wir stehen im Mittelpunkt; Herschel's Messung gibt uns den Radius, in Sternweiten gemessen; der Winkel findet sich durch die gewöhnlichen Messungen. Dieser scheindare Winkel liegt bey der ganzen Sammlung zwischen zwanzig Minuten und einer Minute; mit bloßem Auge sichtbar werden nur vier aufgeführt.

Die Distanzen dieser Sternhaufen reichen von 144facher Sternweite bis auf die 980ste.

Nur fünf dieser Sternsysteme haben einen Durchmesser, welcher einer Fixsternweite gleich kommt, oder sie etwas übertrifft.

Nur zwey haben, als Kugeln betrachtet, einen Radius, welchen dieser Maßstab einer Fixsternweite einmal erreicht; alle übrigen haben einen Radius, der kleiner, ja wol zehn- bis zwanzigmal kleiner ist. Der Raum, den sie ausfüllen, ist demnach in diesem Fall auch achttausendmal kleiner, als der Raum, den in der Gegend des Himmels, in welcher wir uns befinden, die Leerheit bis zum nächsten Fixstern einnimmt. Welch unermeßliche Gedrängtheit dort, wo vielleicht fünfzigtausend Sterne oder Lichtpunkte ausgetheilt sind.

Diese wundersamen Gebilde sind ohne Unterschied in den verschiedenen Entfernungen ausgetheilt. Die größten und kleinsten finden sich z. B. in 900facher Sternweite, eben so mannichfache Bildungen in der 344fachen Sternweite.

Die Klarheit der Sternchen, in diesen Systemen vereinigt, deutet auf eine vollkommene Bildung; Alles hat sich in gediegene Lichtkerne verwandelt; das Weltall schaut sich durch unendlich viele klare Augen selbst an. Die Aufhellung ist in vollkommner Farblosigkeit, auch wenn größere und kleinere Sterne sich zusammen finden. Herschel sah einen Sternhaufen, der aus Sternen zweyerley Art besteht, rein, saelos.

Man kann sich nicht erwehren, die Frage aufzuwerfen: ob diese Bildungen — deren die Abhandlung von 144ster Sternweite an bis zur 1000sten aufführt — nicht auch in Distanzen, die näher an uns sind, sich finden und ausgetheilt sind. Was für einen schönen Anblick müßte ein Sternhaufen, ähnlich dem im Gürtel des Herkules gewähren! Dieser ist noch jezt in einer Entfernung von 243 Sternweiten, unter neun Minuten Durchmesser, dem bloßen Auge sichtbar; er ist in der Mitte zusammengedrängter, in einen kernhaftern Raum von einem Drittel des Ganzen; um das Ganze herum sind noch einzelne Sterne zerstreut. Wäre er uns sechszehnmal näher, wie viel größer müßte sein Glanz seyn, sein Durchmesser wäre scheinbar viermal größer als der der Sonne; er wäre nur in 15facher Sternweite, das Auge würde die einzelnen Sterne vielleicht noch gewahren. Oder sind wirklich solche Bildungen in unserer Nähe? Man hat sie nicht aufgesucht; oder sie erscheinen uns nur unregelmäßiger wegen unserer Stellung, z. B. die Locken der Berenike, die Plejaden.

Aber in der Milchstraße, diesem unbegreiflichen Sternsysteme, finden sich mehrere der in unserer Abhandlung betrachteten Sternhaufen, von 144stee Sternweite bis zur 900fachen. Sind sie entstanden, indem das große ungeheure System sich zertheilte, wie Nebel sich in Wolken sammeln und Wolken sich wiederum auflösen. Die Zeit an der großen unendlichen Weltenuhr will Heeschel duech die Erscheinung dieser Sternhaufen in der Milchstraße messen; sie weeden immer häufiger werden, das Ganze wird sich vielleicht so teennen. Vielleicht sind es Fremdlinge in unserm System, die ein großer Zug und bewegende Kraft höherer Art herbeygeführet hat. Auf jeden Fall entscheiden diese, in unserer Milchsteaße aufgefangene Sternsosteme über die Macht der Sternbildung in verschiedenen Distanzen. Aber unsre Milchstraße, als Einziges System betrachtet, ist das Unregelmäßigste, eben weil sich so regelmäßige Bildungen darin finden als unsere Sternhaufen sind. Es ist unregelmäßig, weil es kein Centrum, weil es keine einfache Gestalt hat, weil beo Zusammendrängung und Vertheilung dee Sterne nach Größe, Glanz oder Distanz kein sichtbares Gesetz gewaltet hat. Wäee es Ein Ganzes, welcher unendliche Widerspruch mit den Gebilden, die wir hier beteachten. In ihm sind noch in tausendfacher Distanz einzelne freye Sterne sichtbar (wie Herschel aus der Sehkraft seiner Instrumente geschlossen) und unsere größeren Sternhaufen haben zu ihrem Durchmesser kaum ein Paar Sternweiten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im Februar.

(Beschluß.)

Für die, den größten Verwüstungen ausgesezt gewesenen drey Stadttheile, Alt-Petersburg, die Wilhelmsinsel und Wiburg ernannte der Kaiser gleich drey besondere, von den Befehlen des General-Kriegs-Gouverneurs der Residenz in ihren Anordnungen abhängige General-Gouverneure, und zwar für Alt-Petersburg den General-Adjutanten, Grafen Kamarowsky, für die Wilhelmsinsel den General-Lieutenant Beutendorf, für Wiburg den General-Adjutanten Devreradowitsch. Hier war für die Menge der Bedrängten bey der Zertrümmerung aller Brücken und der Aufhebung aller Kommunikation mit der übrigen Stadt die schleunigste Hülfe nöthig und in ihr lag der menschenfreundliche Zweck des Kaisers bey Ernennung der drey General-Gouverneure. Se. Majestät erließen besondere Instruktionen an sie, die die menschenfreundlichsten Winke zur Aufsuchung der Unglücklichen, wahrer, wesentlicher und schleuniger Abhülfe ihres Elendes enthielten. Der Kaiser wünschte inniglst, die Armen in den Zustand zurückversezt zu sehen, dessen sie sich vor jener Naturbegebenheit zu erfreuen hatten. Diese Instruk-

tion enthielt achtzehn Punkte, von der Hand des Kaisers selbst aufgesetzt, wovon die wesentlichsten waren: a) Die Ausmittelung der Todten, der Geretteten, der weggeschwemmten und zerstörten Häuser. b) Die Ausmittelung des wahren Verlustes jedes durch die Ueberschwemmung beschädigten Armen. c) Von ihnen sind die völlig Obdachlosen in besondere Logis der Stadt nach Form der Militär-Quartiere eingerichtet, unterzubringen; die Kranken aber in geräumigen Sälen der Militär-Hospitäler. d) Arme, mit Certifikaten ihrer Dürftigkeit von der Polizey versehen, versorgt die Regierung unentgeldlich mit Brod und Salz, wovon Ersteres Militärbäcker in den Regiments-Kasernen bereiten. Aehnliche Verhaltungsregeln erhielten alle von der Central-Comität in den verschiedenen Stadtbezirken gebildete Unter-Comitäten. Jeder der drey temporär ernannten Militär-Gouverneure erhielt zur Vertheilung in seinem Distrikte 100.000 Rubel aus der Central-Comität.

Auch die, fürchterlichen Zerstörungen ausgesetzt gewesenen umliegenden Landsitze der Residenz, wie Katharinenhof, Emiljanowka ꝛc. ꝛc. vergaß der so väterlich gesinnte Monarch nicht. Unter dem Vorsitze des hiesigen Civil-Gouverneurs, Geheimenraths Tscherbinin, wurde für deren Bewohner eine besondere Hülfs-Comität organisirt und für ihre Operationen 50.000 Rubel angewiesen. Den Städten Kronstadt und Oranienbaum, die am 19ten November gleichfalls schrecklich gelitten hatten, ließ der Kaiser zu Hülfsleistungen ersterer 25.000 Rubel, letzterer 10,150 Rubel auszahlen. Die Ruinirtesten des Handwerks- und Gewerbstandes erhielten aus einer sich hier etablirten menschenfreundlichen Societät ansehnliche Darlehen, die sie vermöglichten, den ihren Geräthen erlittenen Schadenstand schnell wieder zu ergänzen.

Die Kaiserin-Mutter traf durch die Begründung zweyer neuer Wohlthätigkeits-Institute, wovon das eine für die Aufnahme früherer Eleven ihrer Anstalten, das andere für elternlos gewordene Waisen bestimmt war, die wohlthätigsten Verfügungen zum Besten so vieler unglücklichen Opfer jener Naturbegebenheit. Ihre in dieser Rücksicht der Bestätigung des Kaisers unterlegte Vorstellung lautete also:

„Das allgemeine Unglück, das nach den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung diese Residenz betroffen, hat meine Aufmerksamkeit unter andern auch auf die armen gewesenen Zöglinge der unter meinem Befehle stehenden Anstalten gelenkt, welche durch die Ueberschwemmung Alles, Zufluchtsort, Obdach und Nahrung verloren haben. Indem ich wünsche, nach dem Maße meiner Mittel und der Möglichkeit ihr Schicksal zu erleichtern, schlage ich vor, für solche gewesene Eleven mit ihren Kindern einen einstweiligen Zufluchtsort im gewesenen Lokal des Jungfernklosters, dem jetzigen Wittwenhause nachfolgende Bestimmungen zu eröffnen:

1) In diesem Zufluchtsorte finden nur diejenigen Aufnahme, die durch die Ueberschwemmung Obdach und Unterhalt verloren und frühere Erziehung im adelichen Jungfernkloster, dem Militär-Waisenhause, dem Katharinen- und Marien-Institute und den pflegerischen Abtheilungen dieser Anstalten genossen haben. Sie werden mit ihren Kindern in denselben aufgenommen, sobald sie Certifikate vom Kriegs-General-Gouverneur oder einem der temporären Kriegs-Gouverneure produziren, welche darthun, daß sie in der Ueberschwemmung mit ihren Kindern wirklich Obdach und Habe verloren und keine Zufluchtsstätte besitzen. 2) In diesem Zufluchtsorte erhalten sie in dem ihnen angewiesenen Lokale Wohnung, Speise, Heizung, Erleuchtung, die nöthigste Kleidung und Möbeln. 3) Sie verbleiben in dieser Anstalt mit ihren Kindern, bis sie sich ein anderes Unterkommen gesucht haben, oder ihnen solches von den gewöhnten Autoritäten rayonweise verschafft werden.

Ein zweytes Asyl wünsche Ich im Lokal des unter meinen Befehlen stehenden Erziehungshauses für alle minderjährigen Kinder von Leuten verschiedenen Standes zu stiften, die nicht zu den oben erwähnten Personen gehören, deren Eltern ein Opfer jener Ueberschwemmung wurden und die durch sie jeder Unterstützung, jedes Obdaches verlustig, nun heimathlos umherirren. Der gegenwärtige blühende Zustand des Erziehungshauses macht es ihm möglich, diese mir heilige Pflicht zu erfüllen. Nach gepflogener Consultation mit dem dieses Erziehungshaus administrirenden Pupillenrath halte Ich es den wohlthätigen Zwecken dieses Instituts entsprechend, bey dem gegenwärtigen allgemeinen Elende einen Theil seiner Einkünfte zur Unterstützung jener Unglücklichen zu verwenden und schlage vor, eine unter seinen Befehlen stehende Zufluchtsstätte für minderjährige Kinder nach folgenden Anordnungen zu eröffnen:

1) Diese temporäre Verpflegungsanstalt für minderjährige Kinder steht unter der besondern Verwaltung eines der Ehren-Kuratoren und wird auf Kosten der Erziehungshäuser von St. Petersburg und Moskau unterhalten. 2) In dieselbe werden minderjährige Kinder, denen durch die Ueberschwemmung jeder Zufluchtsort geraubt ward, wenn sie von dem Kriegs-General-Gouverneur der Residenz, oder einem der temporären Militär-Gouverneure eingesandt worden, und von ihnen mit Zeugniß oder Scheinen versehen sind, in denen der Vor- und Zuname der Kinder, so auch ihre Eltern und der Stand dieser letztern, so weit es bekannt, verzeichnet ist, aufgenommen werden. Denjenigen, welche solche Kinder bringen, wird vom Verpflegungshause eine Kontremarke über den Empfang derselben ertheilt. 3) Die Kinder werden in diesem Hause außer der Wohnung, nebst Heizung und Erleuchtung, mit Speise, der erforderlichen Kleidung und Wäsche versehen. Es wird gehörige Aufsicht über sie geführt, und die kranken, wenn es solche unter ihnen geben sollte, werden ärztlich behandelt. 4) Findet sich bey solchen Kindern eine unglückliche, ihres Zufluchtsorts beraubte Mutter, die einwilligt, die Aufsicht auch über andere Kinder außer ihren eignen zu führen, und dadurch dem Verpflegungshause nützlich zu werden, so kann sie mit ihren Kindern zugleich in dasselbe aufgenommen werden. 5) Die in diesem Zufluchtsorte verpflegten Mütter und Kinder verbleiben darin so lange, bis die für die in der Ueberschwemmung Getrennten Sorge tragenden Autoritäten gegen Rückgabe der Kontremarke und des Zeugnisses sie zurückfordern. 6) Finden sich unter den in dieses Verpflegungshaus aufgenommenen Kindern solche, die auf das Zeugniß der Militär-Gouverneure vater- und mutterlos sind, und keine Verwandte besitzen, die sie zu sich nehmen könnten, so werden solche in das Erziehungshaus übergeführt, den Zöglingen desselben beygezählt, und genießen alle Vortheile dieser letztern. 7) Obgleich dieses temporäre Verpflegungshaus, wie oben erwähnt, auf Kosten meiner Erziehungshäuser unterhalten werden soll, so wird dennoch jeder freywillige Beytrag mit Dank angenommen und dem Wunsche des Gebers gemäß verwandt werden.

Der Kaiser bestätigte diese Unterlegung seiner so viele Gaben der Huld spendenden Mutter durch folgende Zeilen:

„Die Absichten Eurer Kaiserlichen Majestät sind Ihres mitleidsvollen Herzens würdig und werden zu den von der Regierung genommenen Maßregeln zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmung Gelittenen nützlich mitwirken."

St. Petersburg den 31 Nov. 1824.

Alexander.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. März 1825.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret,
Meine Größe ist dir, größer zu machen dich selbst.

Schiller.

Herschel's lezte Abhandlung.

(Beschluß.)

Am Schluß seiner Abhandlung bestimmt Herschel noch die Weite, in der er mit seinen Instrumenten einen von den nun abgemessenen Sternhaufen noch hätte erreichen können. Ich führe hievon einige Beyspiele an. — Das bloße Auge gewahrt noch unter einem Durchmesser von 3 Minuten den in Kugelform zusammengedrängten Sternhaufen zwischen dem Kopf des Pegasus und dem Füllen; er ist 243 Sternweiten entfernt; das zwanzigfüßige Fernrohr würde ihn, nach dem Verhältniß seiner Kraft zum Auge, noch in der Entfernung von 18,000 und mehr Sternweiten erreichen, etwa als ein Sternchen von größerm Durchmesser. — Einen andern Sternhaufen zwischen Schütze und Steinbock sieht das bloße Auge nicht, aber ihn erreicht noch ein Instrument, das die 4fache Kraft des Auges hat. Da er nun in der Entfernung von 734 Sternweiten sich befindet, so würde ihn das bloße Auge noch erblicken in 183facher Sternweite; das vierzigfüßige Fernrohr Herschels übertrifft aber die Kraft des Auges fast 192mal, es würde ihn demnach heraufdämmern sehen aus der unendlichen Nacht, in unentschiedener Gestalt, als Nebel, oder Komet, oder nebligen Stern, in der Entfernung von mehr als 35,000 Sternweiten. So weit drang Herschel's Auge.

Noch eine Bemerkung über das Auge. Wenn Sirius oder Löwenherz die Distanz wenigstens haben, die man gewöhnlich annimmt, daß von ihnen aus gesehen die ganze Erdbahn nur unter einem Winkel von 1 Sekunde erscheint, so erscheint dem Sirius-Bewohner die Sonne unter einem Winkel von $\frac{1}{2}$ Sekunden. Wäre Sirius und Löwenherz unserer Sonne gleich, so erschienen sie uns unter demselben Winkel, und ein Stern zwölfter Distanz hat einen scheinbaren Durchmesser der — blos mathematisch betrachtet — nur der 2585ste Theil einer Sekunde ist. Welche Empfindlichkeit des Auges! Die Feder, die ich jezt halte, würde mir unter demselben Winkel erscheinen in der Entfernung von 2000 Meilen (diese verschwindet natürlich aus dem Gesicht). Das Auge gewahrt noch einen Sternhaufen in der 144sten, ja den im Gürtel des Herkules in 243facher Sternweite, also Licht, das über vierhundertmal schwächer ist, als Sternlicht zwölfter Größe, wenn es über einen größern Raum verbreitet ist; denn jene Sternhaufen haben Durchmesser von 10 Minuten. Das Mondlicht sezt man 300,000mal schwächer als Sonnenlicht, und man würde noch wol 500millionenmal schwächeres gewahr werden, nicht als Punkt, sondern als ein Bild mit mehr oder weniger Durchmesser. Dagegen ist das Licht jener dem bloßen Auge sichtbaren Sterne noch viel stärker. Sie müssen also nicht sehr gedrängt seyn, oder ihr innerer Glanz geringer. Warum gewahrt aber

Digitized by Google

das bloße Auge nicht alle Sternhaufen, die sich in gleicher Distanz befinden, sondern nur einige? Warum gewahrt es keinen in einer größern Entfernung? welches nothwendig stattfinden müßte, wenn die Gedrängtheit jener Sternhaufen etwa zwey-, vier-, sechsmal größer wären, als der in geringerer Entfernung. Sollten wir daraus das Naturgesetz ableiten, die Zusammendrängung der Sterne in den Sternhaufen seye innerhalb enger Grenzen eingeschlossen?

•

Und diese Zusammengedrängtheit ist eben das Räthselhafte; in Räumen, die nicht einmal eine halbe Sternweite im Durchmesser haben, finden sich vielleicht mehr Sterne zusammengedrängt, als wir in einer heitern Nacht mit bloßem Auge am ganzen Firmament erblicken. Wie entgehen wir diesem wunderbaren Resultat? Es bleiben uns nur zwey Mittel — (alle drey Herschelschen Prinzipien über den Haufen werfend) — um dieß zu erreichen, entweder die Distanzen nach Willkür zu bestimmen, oder die Sterngrößen, das heißt den ihnen inwohnenden Glanz. Also — soll der Sternhaufen im Gürtel des Herkules ein System werden ähnlich dem unserigen, so wollen wir ihn hundertmal weiter hinausrücken, als aus Herschels Messung sich ergibt. Dann kommt er in die Entfernung von 24,000 Sternweiten. Sein wahrer Durchmesser würde dann 56 Sternweiten betragen. Uebersäen wir diesen Kreis mit nicht zu vielen Sternen, damit sie nach Sternweiten von einander entfernt bleiben. Was für einen Glanz müssen wir diesen so wenig zusammengedrängten Sternen nun zutheilen, daß sie unser Auge noch in so weiter Entfernung rühren? Das heißt, wir haben ein Sternsystem erschaffen, unter seinen Sternen findet unsers Sostems Sternweite statt; aber der Glanz seiner Sterne ist vereint noch in 24,000 Sternweiten sichtbar; während die einzelnen Sterne unsers Systems, als da Sirius, Löwenherz — erwiesener Maßen — einzeln jenseits 12facher Sternweite erlöschen würden. Rücken wir einen von den kuglichen Sternhaufen in der Milchstraße hundertmal weiter hinaus, so beträgt sein wahrer Durchmesser erst 90 Sternweiten, dann ist er 73,400 Sternweiten entfernt.

Wir wollen nun einige Sternhaufen näher an uns her rücken. Den schönen Sternhaufen im Fuße des Castors wollen wir zehn oder hundertmal näher rücken, sein wahrer Durchmesser beträgt dann weniger als $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{100}$ einer Sternweite; seine Entfernung aber geht auf 14 oder 14 Sternweiten herab. Er ist reich an Sternen von verschiedener Größe kugelig zusammengedrängt. Was folgt daraus? Wir haben ein Sternsystem erschaffen, das in der Nähe eines dem bloßen Auge noch sichtbarern Sterns, oder gar in zweifacher Sternweite kaum dem Auge sichtbar blinkt, das seine Sterne nicht unterscheidet, da doch ihr vereinigter Glanz in solcher Nähe die Sonne überglänzen sollte.

Endlich wollen wir unsern Maßstab von Sternweiten, der von Sirius, Löwenherz und ihrem in immer weiterer Entfernung erblendenden Glanze hergenommen ist, verlassen, und wollen die, ebenfalls unbekannte, Sternweite des letzten Sterns aus unserm System, den das bloße Auge noch sieht, als Maß annehmen. Mit diesem Maßstab rücken alle Sternhaufen zwölfmal näher, und wir kommen auf den vorigen Fall zurück. Und der gänzliche Kontrast dieser Sternhaufen in Beziehung auf unsere uns umgebende Sternwelt tritt noch mehr hervor. Kurz alle Versuche sind vergebens, ein System dem unsern ähnlich zu finden. Der Punkt des Himmelsraums, auf dem wir uns befinden, hat eine eigenthümliche Bildung. Er ist im Gegensatz gegen die unzähligen Sternsysteme, die wir am Himmel finden — denn es wird erlaubt seyn, die Schlüsse Herschels von denen, die er in unserer Abhandlung untersucht und ergründet hat, auf viele hundert andere ganz ähnliche auszudehnen. — Dort ist Zusammendrängung gegen den Mittelpunkt, keine bedeutende Abwechslung nach Glanz und Größe in den einzelnen Haufen; bey uns Flucht vom Mittelpunkt, Leerheit, große Varietät der Bildungen. Dort im Ganzen der Bildungen im Einzelnen kleine Maßstabe; bey uns große Ausdehnungen und Räume. Es scheint, wir seyen ähnlich den Sostemen mit einer dunklern Mitte, die Herschel am Himmel nur selten sah; indem um unsere Sonne herum ein Raum, der, wenn sie sich mit dem nächsten Fixstern gleich theilt, wol noch für zwölf Uranusse Platz gibt, deren jeder noch einmal so weit von der Sonne entfernt ist, als der andere weiter hinaus liegende.

Vielleicht liegt uns aber die Wahrheit näher, als wir sie suchen, und eine tiefere Einsicht in unser Sonnensystem gibt uns vielleicht einen Aufschluß, den der kühne Sternseher nicht erwartet, von dem man mit Recht nach Schiller sagt:

Rastlos, durch entlegne Sterne,
Jagt er seines Traumes Bild.

Geschichte eines zwey Tage alten Kindes, von ihm selbst erzählt.

Ihr glaubt vielleicht, liebe todte Freunde, in deren Gesellschaft ich mich jezt, nach einem unglücklichen Daseyn von zweymal vier-und-zwanzig Stunden, befinde,

ihr glaubt vielleicht, ein Kind von zwey Tagen sey des Verstandes und des Nachdenkens noch nicht fähig. Ihr irrt euch aber. Um euch meine traurige und kurze Geschichte erzählen zu können, will ich genau alle Spuren aufsuchen, welche meine Lebensbegebenheiten meinem jungen Gehirn eingedrückt haben. Wollte ich mir die Mühe nehmen, alle diese Dinge im erhabenen Pathos der Seldst-Biographieen zu schreiben, so würde man sie in dem Zeitalter der Memoiren und Anekdoten, womit der Erdkörper, welchen ich so eben verließ, jezt überschwemmt ist, ohne Zweifel der Bewunderung werth finden.

Zum Glück für mich ward ich von einer reichen, schwachnervigen, empfindsamen und romantischen Dame geboren. Diesem Umstande verdanke ich wahrscheinlich die Kürze meiner Lebensdauer, und das Vergnügen, todt zu seyn. So hört also die Erzählung meiner Empfindungen, Ueberlegungen und Gemüthsbewegungen mit Aufmerksamkeit an. —

Als ich zum Daseyn erwachte, und aus der so lange dauernden Ohnmacht hervorging, war ich hoch erstaunt, über meinem Köpfchen das heftigste Geschrey zu hören, welches mich zugleich betäubte und erschreckte; ich wollte entfliehen; aber als ich zu dem Ende die Augen aufschlug, sah ich mich unter den Händen einer alten Zauberin, welche mit tiefliegenden Augen, bleichen Wangen und vielrunzlicher Stirn mich neugierig betrachtete. Ich fürchtete mich und schrie aus Leibeskräften.

Ihr müßt gestehen, daß dieß ein trauriger Lebensanfang war. Ein dicker alter Herr, der sich die Füße am Kamin wärmte, nahm mich, sezte seine Brille auf, und umarmte mich, so daß ich fast erstickt wäre; das war ohne Zweifel mein Herr Vater. Hierauf traten mehrere Personen in's Zimmer und schrieen: „Ein junger Sohn! ein junger Sohn!" Nun kam die Reihe an eine junge Frau, die im Bette lag; sie küßte mich, überhäufte mich mit Liebkosungen und benahm mir mehrmals den Athem.

Um meine Leiden zu vermehren, nahm mich die Alte wieder in ihre langen, magern Arme, wickelte mich in Windeln und band mich fest ein. Was hatte ich ihr denn zu Leide gethan?

Ach, Freunde, liebe Freunde! Was mußte ich nicht leiden! Man vertraute mich einer Amme an, die mich in ihren Armen wiegte, und so mir tödtliche Angst einflößte; je mehr ich weinte, desto heftiger wurden ihre Bewegungen; das brachte mich zur Verzweiflung. Um das Maaß meines Elendes voll zu machen, zwang man mich, ich weiß nicht was für einen Teufelstrank, hinunterzuschlucken, eine ganz abscheuliche Mixtur, die man mir mit so fürchterlicher Miene aufdrang, daß ich in der Todesangst den Trank verschluckte.

Doch eben dieser himmlische Trank rettete mich. Ich entging, Dank sey ihm dafür, der Tortur, der Fessel, der Arzney und allen andern Martern, welche die beyden ersten Tage meines zarten Lebens ausfüllten. O du göttlicher Trank! Dir habe ich es ohne Zweifel zu danken, daß ich nicht der Märtyrer der Ammen und Bedienten bis zum fünften, der Märtyrer der Pedanten bis zum zwanzigsten, der Märtyrer der Weiber bis zum dreyßigsten, der Märtyrer meiner Frau bis zum sechszigsten Jahre geworden bin, ungerechnet den Ehrgeiz, die Spielsucht, die Armuth, die Verleumdungssucht, den Spleen und alle andern nothwendigen Anhängsel des menschlichen Lebens, welchen ich so glücklich entgangen bin, und worüber ich jezt im Himmel der kleinen Kinder, wo ich diese Geschichte erzähle, so herzlich lachen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

Mein lezter Bericht vom verflossenen Jahre enthielt einige Notizen über einen Gegenstand aus dem Gebiet der bildenden Kunst; ich will den ersten des neuen Jahrgangs mit einigen Notizen aus dem Reiche der Natur beginnen. Das hiesige brasilische Museum bietet einen höchst reichhaltigen und interessanten Stoff dar, man muß aber mehr Zeit zur Betrachtung der dort aufgestellten Merkwürdigkeiten verwenden können, als mit einem gewöhnlichen Besuch zur Befriedigung der Neubegier verbunden ist, und mehr Raum zur Mittheilung als der Zweck dieser Beyträge wol gestatten will. Das Lokal, aus einer Reihe von sieben größern und kleinern Zimmern bestehend, ist elegant und geschmackvoll. Die Gemächer sind sämmtlich mit mannigfaltigen, systematisch geordneten Gegenständen so sehr angefüllt, als es Ordnung und Bequemlichkeit erlauben. Doch enthält diese ganze Abtheilung nur Gegenstände aus dem Thierreich. In dem ersten Zimmer verweilt man gewöhnlich erst, wenn man die Runde gemacht hat, und in dieses zurück kommt. In dem zweyten nimmt das zahlreiche, mit tausend verführerischen Farben spielende Heer der trefflich erhaltenen Schmetterlinge die Aufmerksamkeit in Anspruch. Einige Gattungen, wenn man sich ihren Glasbehältern nähert, werfen einen spiegelartigen, blendenden Schimmer von sich und stellen sich mit täuschender Lebendigkeit dar. An diese reiht sich das bezaubernde Geschlecht der Kolibris, von den kleinsten bis zu den größten, mit ihren ecken, lüsternen Gesichtern und langen, oft haardünnen, zum Schweigen in der Fülle der süßesten Säfte geschaffenen Schnäbeln. Die üppigste Phantasie kann sich den unendlichen Reichthum von schillernden buntgemischten Farben nicht vorstellen, der auf Brust, Schopf und Flügel glänzt, besonders auf dem erstgenannten Theil dieser zarten, luftigen Gestalten. Es macht einen wundersamen Eindruck, an Wintertagen, während die beschneiten Dächer an die Strenge des nordischen Klima's erinnern, in diesem Kreis von Geschöpfen aus

der südlichen Zone umherzuwandeln, wovon selbst die widerwärtigsten und wildesten sich friedfertig um den Beschauenden versammeln. So die Unze und der brasilianische Wolf, der ein gewandteres, keckeres Ansehen hat als der europäische. Wie ferner der seltsam gestaltete Ameisenbär, von dem ein großes und ein kleines Exemplar vorhanden ist. Ueberhaupt findet man häufig beyde Geschlechter aufgestellt, oder nebst dem alten noch ein Junges. Das kleine Krokodil nimmt sich unter den Amphibien recht drollig aus. Von einem lebendig hierher gebrachten sieht man das Skelett. Neben diesem eine große, ebenfalls hier noch lebend angekommene Schildkröte. Von mehreren ausgestopften Thieren sind die Skelette, oder Schädel und Knochen zu sehen, zum Behufe des Studiums der vergleichenden Osteologie. Eins der schönsten Exemplare ist der Tapir, gleich im zweyten Zimmer, wo auf dem obersten Gesims eine Reihe von größern Vierfüßigen sich an dem bunten Spiel der muthwilligen Papillonen von weitem zu ergötzen scheinen. In einem andern Zimmer fallen die beyden zwar nicht großen, aber durch den gelben, feurig glänzenden Balg sich ankündigenden Löwenaffen (Hapalis rosalia) in die Augen. Zwey Ameisenfresser nicht weit davon, mit großen Flecken, weiß und schwarz, sind der Farbe nach den Elstern zu vergleichen. Ein ganzer Schwarm von Mäusen läßt sich sehen, die meisten größer als die unsrigen, einige groß wie Ratten. Die gestreckte, schlanke Honigkatze (Felis melivora), ist nicht weit davon. Doch sie schielen freundlich nach ihr hin; in diesem Reich herrscht Ruh' und Friede, wenn nicht im Busen des Beschauers etwa Feindseligkeit und Zwiespalt hausen. Brasilische und portugiesische oder spanische Hasen stehen nachbarlich beysammen. An diese schließt sich eine Reihe von Thieren aus Gibraltar. (Daß meine Aufzählung mit der systematischen Ordnung nicht gleichen Schritt hält, versteht sich von selbst.) Ein Schwarm von seltsamen Vespertilien scheint so lebendig, daß man ihr Schwirren am hellen Tag zu hören glaubt, und die fliegenden Fische breiten so rüstig und beherzt die Flossschwingen aus, als ob sie feucht vom Meereswasser eben erst den Flug des Ikarus versuchen wollten. Unter den Eidechsen nehmen sich die eßbaren, buntscheckigen, die von den Portugiesen genossen werden, recht anmuthig und apetitlich aus. Die in einem Glas zusammengerollten, seltsam gestalteten Taranteln machen dem Beschauer aber keine Lust, ihren Tanneltanz zu versuchen, wenn auch die von einer Gruppe zierlicher Tänzerinnen produzirte Tarantella ihn noch so sehr anregen würde, Theil daran zu nehmen. Kommt ein Fremder ohne Gesellschaft hierher, so kann er ungestört, wie auf einer Insektenjagd, die hier gleichfalls reiche Beute eingeliefert hat, umherstreifen. Auch bedarf es eines Führers kaum, weil alle Gegenstände deutlich und genau bezeichnet sind, freylich mit den systematischen Namen, und da kömmt doch der bloße Dilettant zuweilen in Verlegenheit, besonders wenn ein Individuum hoch oben steht, wie z. B. das Hydrochoe, oder Capibara — ein Thier, das in die weitläuftige Verwandtschaftsreihe der Schweine gehört, mit Füßen, wie diese und einem den Mäusezähnen ähnlichen Gebiß versehen ist, und in's Wasser geht. Die Fischotter und den großen Seebarsch übergeh' ich, wie so vieles Andre, und wende mich zur Riesenschlange, von der jedoch nur die abgezogene Haut in zwey Theilen da ist, das Kopfstück und der Rumpf. In der Nähe derselben stehen unter den in mehrere Zimmer vertheilten Kleidungsstücken, Waffen und Geräthschaften ein Paar zierlich gearbeitete Stiefeln, denen man es nicht ansehen sollte, daß sie aus der Haut einer solchen Schlange verfertigt sind. Die Portugiesen in Lagia bedienen sich derselben; sie widerstehen dem Wasser, trotz den russischen Juchten, sind ungemein leicht und geben keinen Geruch von sich. Nicht weit davon hängt ein anderes Kleidungsstück der Portugiesen in Brasilien, ein Regenmantel aus Schilf, der kaum bis über die Hüften eines leidlich großen Mannes reichen möchte, dabey ist er äußerst einfach und nichts weniger als elegant; er mahnt an die langhaarigen Mäntel der ungarischen Bauern, wiewol diese länger und gewöhnlich von schwarzer Farbe sind. Gegen Nässe schützt er trefflich, denn das Wasser gleitet ab, wie vom Wachstaffet. Begreiflicherweise müssen solche Schutzdecken wohlfeiler, als die mit breitem Sammt verzierten Carbonari's, und die faltenreichen Radmäntel seyn. Eine Kopfbedeckung, wie sie bey den Cayapos-Indiern üblich ist, paßt dazu. Ein Hut aus der Buritispalme gleicht den Eremitenhüten, wie die Schauspieler sie auf dem Theater tragen. Ein anderer, aus Binsen geflochten, mit sehr hohem Kopf, hat eine ganz moderne Form, und wird von den Cayapos getragen. Eine Dito aus der Schlingpflanze Timbu peva verfertigt, stammt aus Carytida. Von jenen Cayapos-Indiern sieht man unter andern ein furchtbares Werkzeug, einen sogenannten Capasso oder Kopfbrecher, womit sie ihre Feinde zu begrüßen pflegen. Fein gearbeitet und geschmackvoll ausgelegt sind die Zahnputzer der Portugiesen in Minas geraes, lang wie Stricknadeln und dick, wie kleine Thonpfeifenstiele. Die Gallastöcke der Apinayes sind gewaltig lang, unsere Herren Stutzer würden nicht damit umherscharwenzeln wollen. Eine Menge kleiner Kübe erinnern an unsre weiland Botokuden, wovon das männliche Subjekt in's Vaterland zurückgekehrt ist, die Señora aber dem Klima erlegen ist, gleich dem vorhin erwähnten Krokodil und der großen Schildkröte. Jene Kübe dienen den Botokuden zur Zierrath in den Ohren und in der Unterlippe. Es finden sich aber unter den hier vorhandenen einige von so großem Umfange und zugleich so dick, daß sie die vorher gesehenen wol dreymal übertreffen, und es kaum begreiflich ist, wie Ohrläppchen und Lippen einer solchen Ausdehnung fähig sind. Von den musikalischen Instrumenten dieses Volks bemerkt man eine Flöte von beträchtlicher Länge, unsern Querpfeifen ähnlich, dann eine Trompete. Auch eine Kriegs- und Tanz-Trompete, nebst Bambusröhren der Apinayes. Sehr eleganter Handkörbe von verschiedener Form, dürften sich unsere Damen gar nicht schämen. Ein Bündel Pfeile von außerordentlicher Länge würden einem Amor nicht zum Spielwerk dienen. Wassergefäße von recht antiker Form möchte Mancher, der nicht mit den Augen eines Böttchers betrachtet, für bretnlanische Kuriositäten halten. Allerliebste kleine Kürbisflaschen, nebst den zierlichen Röhrchen, um den zum Getränk darin aufbewahrten Saft herauszuziehen, behaupten unter diesen Seltenheiten ihren Platz. Doch genug für einen Ueberblick! Als eine besondere Merkwürdigkeit werde nur noch der Sammlung von Eingeweidethieren aller hier befindlichen größern Thierarten, bey welchen man dergleichen angetroffen, noch erwähnt. Sie werden in Spiritus aufbewahrt, und die in Reihen aufgestellten Gläser füllen eine ganze Wand. Es gehört ein Mikroskop dazu, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Eine besondere Abtheilung werden die Mineralien und Herbarien bilden, wenn sie ganz geordnet sind, so daß dieses Museum, unter den vielen Schätzen der Natur und Kunst, die in Wien vereinigt sind, einen eignen unschätzbaren Reichthum in sich faßt. Die ersten Naturforscher, die von hier aus nach Brasilien gingen, verweilten zwey und ein halbes Jahr im Lande. Noch jetzt ist Einer dort, der mit dem Institut in fortdauernder Korrespondenz steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Monatsregister Februar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. März 1825.

Und wie er ſiht und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Goethe.

Der Jüngling Diviko ſieht zum Erſtenmal die Seejungfrau*).

Von Joſeph Anton Henne aus Sargans.

Ein Knabe teitt heran im Sonneſchein,
Er tritt an den Provestrand**);
Ee ſchaut in die liebliche Flut hinein,
Und von ſich wirft das Gewand.
Er läßt die weißen runden Gliedee
Im Fluſſe ſchwimmen das Ufee nieder,
Dee muemelt in dem Lockenhaar,
Und zu ihm eedet wundeedae.

Dee Maienmond im geün und rothen Kleide
Hat überblüthet Buſch und all die Heide;
Die Blümlein lachen aus dem friſchen Klee,
Der wallt im Winde wie ein geüner See
Mit Steenenblumen geld und blau,
Die freuen ſich duech all die Au;
Und unter den Bäumen duech die Matten
Wie daſchen ſich ſpielende Schatten!
Wie ſchauen ihn bey ſeinem Nahn
Die Blüthen der Büſche lächelnd an,
Und wehn ihm mit weißem Regen
Entgegen,
Und füllen um ihn ſüß die Luft
Mit Duft!
Wie höet er durch die Wipfel beingen
Der munteen Vöglein liedes Singen,
Das hie durch Beeg und Thal ergeht,
Daß ſanfter Schauer ihn umweht.
O wie das des Jünglings Muth
So ſanfte thut!

Die Brünnlein muemeln leiſ' und loſe
Im blühenden Uferſchooße;
Es ſchauen mit blauem Aug' heraus
Die Nixen aus ihrem kryſtallnen Haus;
Es eilt, wie berauſcht von ſüßem Weh,
Der Strom zum See.
Die Freude ruft von allen Blumenborden
Des ſüßen Sommers Minneluſt,
Als wäee das Heez in der Menſchenbruſt
Zur Blume worden.

Hoech, hoech! Er höet's, und ſchaut umher.
Scholl nicht ein Lachen? Wer war das? Wer?
Iſt's eine Nixgeltaube
Im Uferlaube?
Und ſtille wird's und leiſe wieder,
Ee läßt ſich wiegen am Strahe nieder,
Und wieder liſpelt's um ſein Haar,
Um Wang' und Lippe wunderbar.
Um ſeinen Nacken warm die Wellen bringen,
Als wollten Arme ihn umſchlingen,
Als käm' ihm nahe eine weiche Beuſt,
Als wollt' es eeben, und ſtüeb' vor Luſt.
Idm iſt ſo traulich, ſo liebewohl.
Was wae's, das aber hell erſcholl?
Und er erſchrocken an's Ufer ſpringt,
Und ſein Gewand um den Nacken ſchwingt.

Diviko.

Wer biſt du, Lachegeiſt? ſag' an!
Biſt du ein wackrer Geiſt, ſo darfſt du nahn. —

*) Aus dem Epos: Diviko und das Wunderhorn, das bey Huber in St. Gallen erſcheint.

**) In der Wahl.

Und horch, wie schwadert's *), wie rauscht die Flut!
Ihm steigt in's Antlitz all sein Blut,
Und zart und weiß, im blauen Kleid,
Heraufschwimmt eine Wassermeid,
Ein wunderliebliches Nixenbild,
Im braunen Auge züchtigmild,
Das Haar in Wellen um die frischen Wangen,
Von der Hüft' er sieht ein Hörnlein hangen.

Nixe.

Tor grüße dich, Diviko, Degen gut! —

Diviko.

Wie kennst du mich, Nixe aus der Flut?
Wer bist du hie auf der Wasserheid,
Du wonnereiche Zaubermeid? —

Nixe.

Bin eine Feye Hildegard,
Und sah dich gestern am Asenhard **),
Im Röderichsbaden ***) am gleichen Tag,
Eh' dir der Isold noch erlag.
An der Epona Borne bey den Linden ****),
Wirst du die Nixe wiederfinden. —

Auf's Wasser bückt sich leis' der Knab', —
Sie ist verschwunden, sie ist hinab.

Calais und Montreuil.

Es wird nicht leicht Jemand die Namen dieser zwey Orte lesen, ohne dabey an den ehrlichen Yorik (Sterne) zu denken, der sie gleichsam verewigt hat. Die Engländer haben seltsame Liebhabereyen für Gegenstände mannichfacher Art; es fehlt ihnen auch nicht an gebührendem und lobenswerthem Stolze auf den Ruhm gewisser Namen, die Jeder im Munde führt; aber sie greifen zu weit in die Ferne da, wo das Interessante, das ihre Aufmerksamkeit fesseln sollte, so nahe liegt, und sind „too busy," um an dem festzuhalten, was ihre Nationalehre fördert. Wie wenige Londoner wissen, um einige Beyspiele zu geben, wo Shakespeare's Globe gestanden; wo Chaucer gelebt hat; in welcher Schenke sich die edeln Geister, die unter der Königin Elisabeth blühten, zusammengefunden haben; wo das niedliche Häuschen steht, in welchem Addisson seinen Zuschauer schrieb; wo Dryden starb u. s. w. Gedenkt man des liebenswürdigen Sterne, und liest man seine entzückende Sentimental Journey, so begreift man nicht, wie Jahr ein, Jahr aus so viele tausend Engländer nach Paris reisen, und ihre Reisen auf das schönste und feinste Papier drucken lassen, ohne nur eine Seite ihrem witzigen und philosophischen Vorgänger, dem herrlichen Sterne, zu weihen. Während die Verfasserin der „Canterbury Tales," sobald sie sich nur den Kent'schen Küsten nähert, nicht im Stande ist, sich von dem Gedanken an Calais loszureißen, und es sich zu verwehren, den Schatten Yorik's und des armen Franziskaner Mönchs heraufzubeschwören; während eine Fremde (wir meynen Johanna Schopendauer) sich in Calais fast einzig und allein mit Yorik's Absteigequartier beschäftigt, stehen Hundert von Yorik's Landsleuten auf demselben Fleck, wo Yorik stand, und folgen den Fußstapfen des genialen Reisenden, ohne in ihrem Drang und der stürmischen Hast, die Hauptstadt zu erreichen, nur daran zu denken, daß sie auf klassischem Boden wandeln! Mir gab Sterne die erste Vorstellung von Franzosen und von Frankreich; er erweckte in mir zuerst das Verlangen, mit den Scenen und Charakteren bekannt zu werden, über die seine Schilderungen, an deren Treu und Wahrheit nur der Blödsüchtige zweifeln kann, den Reiz der Dichtung so meisterhaft zu verbreiten wußten. Ich war endlich so glücklich, Calais zu sehen. Mehrere Tage vergingen, eh' ich im Stande war, mich aus dem Seltsamen und Fremdartigen herauszufinden, in welches mich eine natürliche Ideenverbindung versetzte. Stand ich wirklich vor Monsieur Dessin's Hausthüre? Monsieur Dessin hat also gelebt und war keine bloße Erfindung Yorik's? Sah Yorik hier seinen Mönch im Gespräch mit der Dame? War dieß der Schauplatz seines Abenteuers mit ihr? Tanzte der kleine débonnaire Kapitän dieselbe Straße herab? — Aber so ging es auf der ganzen Reise. Zu Montreuil verfolgte mich Lafleur; zu Rampont erwartete ich fast als etwas Unausbleibliches, einen todten Esel an der Straße liegen zu sehen; zu Amiens fühlte ich einige Unbehaglichkeit, weil mich Frau von L*** nicht in ihres Bruders Postchaise eingeholt hatte; zu Paris — — Doch hier waren meine Phantasien und Träumereyen bald eine Beute der geschäftigen Welt, und Sterne und sein Mönch und Lafleur und Frau von L*** wurden in dem Getümmel und der Aufregung, in welche mich Paris versetzte, gänzlich vergessen.

Als ich einige Zeit in Paris hingebracht hatte, erhielt ich eines Abends eine Einladung in die Straße St. Pierre. — Die Straße St. Pierre? — Nun, wahrlich, dieß war dieselbe Straße, in welcher Sterne's Madame R*** wohnte. Die Hand des Genius kann den schlechtesten Winkel der Erde in ein Feenland verwandeln. Wir betrachten mit Gefühlen tieferer Ehrfurcht die Lehmhütte, die ein Steinkopf auf die Leinwand zaubert, oder die Feder eines Walter Scott beschreibt, als das Marmorgebäude eines unausgezeichneten Crösus. Sterne gehörte immer zu meinen Lieblingsschriftstellern, nicht seines Gefühls wegen,

*) Im Wasser plätschern.

**) Gotthart.

***) In Oberhasli.

****) In Aventicum, jetzt Avenche.

Digitized by Google

denn dieſes iſt bey ihm etwas zweifelhaften Charakters; ſondern wegen ſeines Witzes, ſeines Pathos, ſeiner Philoſophie, ſeiner ſcharfen und genauen Auffaſſungsgabe und ſeiner meiſterhaften Charakterzeichnung. Kein Wunder daher, daß die Straße St. Pierre, die die kleinſte, ſchmutzigſte, ſchlechteſte Gaſſe in Paris iſt, für mich der anziehendſte Winkel in dieſer anziehenden Stadt ward: man hat, ſcheint es, ſeit einem Jahrhundert nichts an ihr geändert oder verbeſſert, und obſchon ſie außer Mode iſt — ein Schickſal, dem Straßen ſo gut wie Bänder und Kleider unterworfen ſind — ſo ſind doch noch zwey oder drey ſchöne Häuſer da, die anſehnlich bewohnt ſind. Eines derſelben war kurz vor der Revolution von der berühmteſten Schönheit Frankreichs, Mademoiſelle D—, bewohnt geweſen, und mochte ehemals das Haus von Sterne's Madame R*** geweſen ſeyn. — Warum nicht? Nach der herrlichen Beſchreibung jedes noch ſo kleinen Umſtandes bleibt mir kein Zweifel, daß Madame R*** (obgleich jezt nicht mehr zu hoffen iſt, daß man erfahre, wer ſie war) eine wirkliche Perſon war, ſo wie ich überzeugt bin, daß jeder Anfangsbuchſtabe in ſeiner Sentimental Journey ſich auf einen wirklichen Charakter bezieht, dem er begegnete, und daß jeder Umſtand, den er berichtet, in der Wirklichkeit begründet war. Der Dame R*** portecochère ſtand ſo fühlbar vor mir, daß ich, wenn das Kammermädchen, les Egaremens du Cœur et de l'Esprit in der Taſche, von dem Quay de Conti eben zurückgekehrt und an dem Thor geklopft hätte, nicht beruhigter hätte ſeyn können über die Richtigkeit meiner Vermuthung.

Doch war dieß nach Allem eine bloße Vermuthung. Aber ſeine Wohnung? Der Schauplatz ſeines herrlichen „Dimanche?“ u. ſ. w. Darüber kann kein Zweifel ſeyn. Er beſchreibt ſeine Wohnung als das Hotel von Modena, ohne aber einen nähern Leitfaden zu geben. Ueberdieß ſind in Paris ſo viele Hotels, welche denſelben Namen führen, wie es in London „King's Arms Taverns“ und „Blue Posts“ gibt. Sodann, wie viel hat ſich ſeit ſechszig Jahren in Paris geändert, das jedes Nachſuchen vergeblich machen kann? Ich hatte mich ſchon in der Opéra comique geirrt, wo ich zu meiner größten Zufriedenheit die Aehnlichkeit des „langen dunkeln Ganges,“ die Scene des „Riddle“ gefunden, bis ich entdeckte, daß meine Opéra comique nicht die ſeinige geweſen, die ſeit vielen Jahren zerſtört iſt. Dieſer Unfall machte mich vorſichtig; ich begann ſelbſt über Monſieur Deſſin Zweifel zu erheben. Doch — wir ſind nun wieder in Calais, und wenn es den Leſern beliebt, ſo begleiten ſie mich auf meiner kurzen Wanderung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gefahren der Empfindſamkeit.

Ein engliſcher Wundarzt ward vor Kurzem das Opfer ſeiner Empfindſamkeit auf folgende ſonderbare Weiſe. Eine junge, wahrſcheinlich ſehr intereſſante, Dame trat in das Hoſpital zu Mead, und ließ ſich zu dem dienſtthuenden Wundarzt führen, welchem ſie erkläre, daß ſie ſich ſehr übel befinde. Der Doktor fühlte den Puls der Kranken, zog ſeine goldne Uhr heraus, um die Pulsſchläge zu zählen, und erklärte alsbald, man müſſe ihr ſogleich zur Ader laſſen. Die Dame iſt damit zufrieden, und der Wundarzt ſchickt ſich dazu an, als auf einmal die Kranke in Ohnmacht fällt. Der gute Doktor beeilt ſich, ihr zu helfen, und geht aus dem Zimmer, um ſelbſt friſches Waſſer zu holen. Bey ſeiner Rückkunft aber findet er weder die ohnmächtig gewordene Dame, noch ſeine goldne Uhr, welche er ſo unklug geweſen war auf dem Tiſche liegen zu laſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

(Fortſetzung.)

In demſelben Gebäude iſt jezt auch das Muſeum der egyptiſchen Alterthümer, das ſonſt mit dem großen Münz- und Antikenkabinet vereinigt war, aber wegen Mangel an Raum hierher verlegt wurde, wiewol der größte Theil der hier aufgeſtellten Merkwürdigkeiten erſt ſeit einigen Jahren durch die ſchätzenswerthen Lieferungen des Dr. Burkhardt aus dem Oriente hinzugekommen ſind. Dieſes Kabinet nimmt fünf Zimmer ein. In dem einen befinden ſich die Mumien, acht an der Zahl. Zwey ausgenommen, die, von ihren Hüllen entblößt, ſich als völlige Skelette zeigen, ſind die übrigen nur in ihrer Einbalſamirung und den dazu gehörigen Särgen zu ſehen. Jene ſind trefflich erhalten, beſonders das Kind, an deſſen Hinterkopf noch ein ziemlich ſtarkes Büſchel langer Haare hängt. Der ausgeſtreckten Lage der Arme nach zu urtheilen, ſind beyde weiblichen Geſchlechts. Im entgegengeſezten Fall liegen die Hände gewöhnlich unten kreuzweis übereinander. Eine Mumie iſt mit einer Larve bedeckt. Sieben Särge ſind vom Holz des Sykomors, der achte unſern jezigen, oder vielmehr einer etwas plump gearbeiteten Truhe ähnlich, iſt aus ungemein ſchwerem, ich glaube Cedernholz, verfertigt. In dieſer liegt eine faſt rieſenhafte Geſtalt, mit vergoldetem Geſicht und andern Verzierungen derſelben Art. Man glaubt, der Inhalt ſey die Leiche einer Königin oder Prieſterin. In dieſer Geſellſchaft befindet ſich auch ein Ibis und eine Katze; beyde als ſtattlich konſervirte Mumien-Exemplare. Die Katze, ſorgſam eingewickelt, wie die andern Leichen, ſieht recht keck und liſtig aus. Von dem heiligen Vogel ſind auch Knochen und Federn vorhanden, jene ſehen wie verbrannt aus, dieſe kann man kaum für Federn noch erkennen. Wenn man dieſe und andere, dem Anſchein nach unbedeutende Kleinigkeiten, Fragmente, deren Weſen und Beſtimmung oft nicht zu errathen iſt, betrachtet, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie bedeutend ſolche Dinge durch die Dauer von Jahrtauſenden erſt werden. Ein ſüßer Troſt für die Reimer und Scribenten unſerer Zeit, deren nichtige Produktionen trotz der unſinnigen Lobpreiſungen ſchaler, unberufener Protektoren niemand achten will, und die vielleicht nach vielen tauſend Jahren, wenn die blühenden Hauptſtädte des jetzigen Europa's den Ruinen von Memphis und Theben gleichen, in einem andern Welttheil, aus dem Winkel eines Antikenkabinets, wie vermoderte Papyrusrollen ohne Namen! — dem Beſchauer und Bewunderer entgegenſtarren werden. Betrachtend bleibt man ſtehen vor dem Eingang zu den Gräbern der Könige von Memphis, der aus drey Stücken zuſammengeſtellt, eine kleine Oeffnung bildet, durch

Digitized by Google

die man, wie sich's zeigt, in die Behausung der entseelten Herrscher mühsam kriechen mußte. Auf andern Grabsteinen sind allegorische Darstellungen der dürstenden Seele gezeichnet, die vor dem, die Geißel schwingenden, Todtenrichter stehend steht. So plump und nachlässig die Figuren auch hingeworfen sind, so zeigt sich doch Ausdruck in der recht choreographischen Positur der Reuigen. Aehnliche Darstellungen gibt es mehrere, alle wie von derselben Hand gebildet. Eine Ausnahme macht die ausgestreckt auf dem Rücken des Apis liegende transportirte Seele, die nach den Begriffen der Egyptier wahrscheinlich auf dem besten Weg zu ihrem Heil ist. Eine unzählige Menge von Bildern und Figuren, Menschen und Thiere, oder Beydes zusammen vorstellend, in großen und ganz unbedeutend kleinen Formen findet sich hier beysammen. Ein Kopf von schwarzem Basalt ist ein Meisterwerk der Kunst, jedes Jahrhunderts würdig. Unter den zusammengerollten Papyrusstäben brachen einige bey der leichtesten Berührung zu zerfallen. Mehrere sind aufgespannt und zum Theil recht leserlich. Ich und die Leser dieser Notizen werden sie indessen unentziffert lassen. Wir wollen dem gelehrten Hrn. Champollion diese Mühe gönnen, durch dessen scharfsinnige Forschungen über Sprache, Schrift und Alterthümer der Egyptier auch ehestens neues Licht über den Gebrauch und die Bedeutung der Skarabeen, jener merkwürdigen Denkmäler dieses räthselhaften Volks, sich verbreiten wird. Um hierzu möglichst beyzutragen, wurde eine Anzahl solcher Skarabeen, deren eine ansehnliche Menge im kaiserlichen Museum enthalten ist, von einem geschickten Künstler in Kupfer gestochen, jedoch nur diejenigen, die mit Hieroglyphen bezeichnet, oder hinlänglich erhalten sind, um eine Aufklärung zu verschaffen. Mehrere mit einer langen Aufschrift, die mittelst einer schwarzen Farbe aufgetragen ist, sind zu sehr beschädigt, als daß man mit Sicherheit etwas erkennen könnte. Diesen auf Velin gedruckten Abbildungen ist ein Vorwort in französischer Sprache auf drey Seiten in gr. 4. beygegeben. Der Verfasser desselben hat über die Skarabeen selbst nur das Nöthigste, dieses oder jenes Exemplar betreffende gesagt, um dem gelehrten Franzmann nicht vorzugreifen. Unter andern sieht man auch auf der Brust einer der im Kabinet befindlichen Mumien einen Skarabé. Bey Gelegenheit jener Bemerkungen ist eine Vermuthung geäußert worden, die dazu dienen möchte, solche Denkmäler der Skulptur, die rein egyptischen Ursprungs sind, nach ihren verschiedenen Epochen, durch die Abweichungen des Styls zu bestimmen. Um die Epoche der griechischen Bildhauerwerke zu bestimmen, heißt es, geben uns die Stellung, Gewänder, Haarschmuck, und die Art und Weise in den verschiedenen Jahrhunderten die Augen zu behandeln, Fingerzeige; anders verhält sich's mit den egyptischen Bildsäulen, an welchen jene Merkmale immer unverändert bleiben — die Bildung der Augen ausgenommen, die uns allein schwache Spuren zeigen, durch welche wir den Weg verfolgen können, den die Kunst in ihrem Vorwärtsschreiten nahm. Zu Livorno, in einer Sammlung großer Denkmäler von Stein, überraschte den Verfasser die Mannigfaltigkeit der Bildung, sowol der Augen als der Augenlieder und der Brauen, die an den Statuen sich zeigten. An einigen waren die Augen und die Linie, welche die Brauen bezeichnet, ausgehöhlt, offenbar, um sie mit einer andern Materie auszufüllen. (Im kaiserlichen Museum bemerkt man eine Statue, deren Augenhöhlen vergoldet sind.) An andern lagen die Augen von den erhabenen Wimpern gleichsam eingerahmt. An den meisten und zugleich schönsten waren nur die obern Augenlieder in Form erhabner Krummen gestaltet, eben so die Brauen, und aus dem äußern Winkel jedes Auges zog sich eine kleine gleichfalls erhabne Horizontal-Linie hin. Die Statuen dieser leztern Art waren alle höchst vollendet; in den Umrissen verrieth sich Einsicht und Geschmack. Das Gesicht hatte immer jenen lächelnden, doch nicht widrigen Ausdruck, der das Zeichen der höchsten Stufe der Schönheit zu seyn scheint, welche diese Nation erreichte. Noch andere Bildsäulen endlich, unzweifelhaft aus der Zeit der griechischen Herrschaft, hatten ganz naturgemäße Augen. Dem Verfasser scheinen demnach jene Monumente, an welchen die Augen zwischen zwey Linien eingesenkt sind, auf ein höheres Alterthum hinzudeuten als diejenigen, an denen blos die oberen Augenwimper erhabne Krummen bilden u. s. w. Diese mögen indessen älter als die Herrschaft der Ptolemäer seyn, und gleichsam die Gränzlinie bezeichnen zwischen solchen, die rein egyptischen Ursprunges sind, und denjenigen, die zur Zeit der Lagiden entstanden. — In diesem Museum befindet sich einstweilen auch ein in Salzburg aufgegrabener Fußboden in Mosaik, der zwar hin und wieder etwas beschädigt ist, doch die Figuren noch sehr gut erkennen läßt. Der Director beyder Antikensammlungen, Hr. v. Steinbüchel, ist ein äußerst gefälliger Mann, und bereit, Jedem, der einigermaßen darauf Anspruch machen kann, zur beliebigen Tageszeit den Eintritt zu verschaffen. Eine Sammlung von römischen Alterthümern wird seit Kurzem in den sogenannten Katakomben (den Souterrains des Theseustempels) aufbewahrt; wohin also nicht, wie irgendwo gesagt worden, die egyptischen Antiken gebracht worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Februar.

Zu den angenehmsten Vereinigungen unserer Stadt darf mit Recht die Musik-Gesellschaft gezählt werden, die sich seit einigen Jahren gebildet hat und schon über 300 Mitglieder zählt. Man ist gesonnen, für ihre Winterversammlungen ein besonderes Lokal in der ehemaligen Mauth auf dem Molardplatze einzurichten. Bis jezt begnügt man sich jedoch mit dem Keller oder dem Souterrain des Museums (der ehemaligen Präfektur). In demselben Gebäude befindet sich auch die sogenannte „Lesegesellschaft," die gleichfalls aus beynahe 400 Personen besteht, und eine zahlreiche, ausgewählte Bibliothek besizt. Ein jeder Fremde, welches Standes er auch sey, kann durch ein Mitglied der Gesellschaft eingeführt werden, und erhält eine freye Eintrittskarte für drey Monate. Verlängere er seinen Aufenthalt, so wird ihm noch eine freye Karte für ein Jahr ertheilt. Selten nur benutzen die Fremden diese große Liberalität, denn wenn sie längere Zeit hier verweilen wollen, so lassen sie sich als Mitglieder für sechs Monate oder für ein Jahr einschreiben, wofür sie im ersten Fall eine Karolin, und im lezten zwey bezahlen. Das Lokal der Gesellschaft ist groß und schön, und sowol der französische als der deutsche Unterhaltungssaal und das erste Lesezimmer bieten eine wundervolle Aussicht über den See und seine reizende Uferumgebungen dar. Man sieht sehr genau das Schloß von Audonne im Kanton Waadt, das sieben Stunden von Genf entfernt ist, und die Tour de Gourre, ein altes Schloß, zwischen Lausanne und Vevay, dreyzehn Stunden von Genf entfernt. Die Gesellschaft hält fast alle französischen Zeitungen, Zeitschriften, Brochüren und neuen Werke, die meisten die Schweiz betreffenden Blätter und Hefte, mehrere süd- und norddeutsche Zeitungen und Werke, den größten Theil der englischen und italienischen Zeitschriften, wobey jedoch zu viel arzneywissenschaftliche Journale mit unterlaufen. Sie erhält von Zeit zu Zeit von den Korrespondenten mehrerer Mitglieder die nordamerikanischen und mexikanischen Zeitungen, mit einem Worte, sie hat beynahe Alles, was den Freund der Wissenschaften und der fortschreitenden Civilisation interessiren kann. Der diesjährige Präsident der Gesellschaft ist Hr. Heß von Zürich.

Beylage; Kunstblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. März 1825.

Besprechen sich beysammen
Von dem, was sie an edler Beute nahmen,
Und bringen heim unsterblichen Gewinn.

Abriß der Geschichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Genf.

Die Gesellschaft der Naturlehre und Naturgeschichte zu Genf ward im Jahr 1790 von einigen Freunden zum Zweck der Unterhaltung über ihre Lieblingsstudien und gegenseitiger Hülfleistung bey ihren Forschungen gestiftet. Um diese Absicht vollständiger zu erreichen, und dem Vereine größeres Ansehen und Gewicht zu verschaffen, suchten sie demselben einige ausgezeichnete Männer zu gewinnen, die damals ihrer Stadt Ehre machten, und deren Ruhm seither ungeschwächt geblieben ist. Es waren diese ächten Freunde der Wissenschaft bereits schon Mitglieder der ersten europäischen Akademien, sie ließen sich dadurch jedoch nicht abhalten, ihren jüngeren Mitbürgern sich anzuschließen, um die Neigung für die Wissenschaft, welcher sie ihr Leben gewidmet hatten, im gemeinsamen Vaterlande zu verbreiten. Karl Bonnet, schon hochbetagt, wollte die ihm angebotene Stelle eines beständigen Vorstehers nicht annehmen, und erklärte, daß er sich diejenige des einfachen Mitgliedes zur Ehre rechne. Der berühmte de Sauſſure zeigte gleiche Vaterlandsliebe und Hingebung; er machte sich zur Pflicht, allen Sitzungen des Vereins beyzuwohnen, an seinen Arbeiten lebhaften Theil zu nehmen, und ihm die Ergebnisse seiner Beobachtungen geflissen mitzutheilen. Dem Beyspiel folgte Senebier, sein Freund und zuweilen sein Mitwerber. Eben so auch Jurine, Tingry und andere geehrte und bescheidene Männer mehr, welche jezt im Grabe ruhen.

Anfangs wurden die Sitzungen monatlich und in den Wohnungen der Mitglieder wechselnd gehalten. Es waren ganz eigentlich freundschaftliche Versammlungen, worin nach vorausgegangenen vertraulichen Gesprächen über mancherley Gegenstände, die Sitzung durch eine Vorlesung desjenigen Mitgliedes, welches die Gesellschaft bey sich empfangen hatte, und das jedesmal auch ihr Monats-Präsident war, eröffnet ward. Ueber die angehörte Abhandlung wurden hierauf angemessen erachtete Bemerkungen gemacht, und man ging davon über zu Mittheilung der Beobachtungen einzelner Gesellschafter. Jedesmal trennte man sich mit dem Wunsche des Wiedersehens, und im Gefühl, seine Kenntnisse über wissenswerthe Gegenstände erweitert zu haben.

So oft als durch wissenschaftliches Verdienst ausgezeichnete Männer in Genf eintrafen, machte die Gesellschaft sich zur Pflicht, dieselben zu sich einzuladen, theils um ihre Einsichten zu benutzen, theils um ihnen Beweise dankbarer Achtung zu geben. Die örtliche Lage der Stadt und die Verhältnisse, um deren willen sie von Ausländern viel besucht wird, gewährten der Gesellschaft jenes Vergnügen öfters. In ihrem Kreise hat Volta, von seinem Freunde Bruguatelli begleitet, bevor er in Paris eintraf, alle Entdeckungen jener bewunderungswerthen Säule dargestellt, welche seither und noch fortgehend ununterbrochen so viele Wunder zu Tage gefördert hat. Eben so

Digitized by Google

ward ihr das Vergnügen zu Theil, mehr oder minder oft in ihren Versammlungen die Dolomieu, Prony, Poisson, Davy, Chladni, Berthollet, Berzelius, Arago, Biot, Ampère und die meisten der berühmten Männer zu sehen und zu hören, welche die verschiedentlichen neuen Bahnen der Wissenschaft geöffnet, oder die jezt noch, mit Ruhm und Auszeichnung, den durch ihre Vorgänger urbar gemachten Boden bearbeitet haben.

In den Protokollen und in dem Archiv der Gesellschaft wurden hinwieder auch die Mittheilungen derjenigen Glieder gesammelt, welche entweder auswärtigen Briefwechsel unterhielten, oder wissenschaftliche Reisen zu machen im Fall waren. Der Gesellschaft war es ein Fest, so oft eines ihrer Mitglieder, von dem sie längere Zeit getrennt blieb, wieder in ihrer Mitte erschien, um die ehrenwerthen Schätze, welche es sich auswärts gesammelt hatte, vorzulegen, und über neue Fortschritte der Wissenschaft Bericht zu erstatten. Wer sollte sich nicht mit Rührung der so lichtvollen und logischen Berichte von de Saussure erinnern, desjenigen von Odier über die Vaccine, um deren Verbreitung er so großes Verdienst hat, und derer von Jurine über seine Wanderungen durch noch minder bekannte Alpengegenden.

So oft irgend ein neuer Versuch durch Zeitschriften oder Briefwechsel bekannt ward, machten diejenigen Mitglieder, deren Fächern er angehörte, sich zur Pflicht, ihn in Gegenwart ihrer Kollegen zu wiederholen. Damit ward der Verein auf der Linie der europäischen Kenntnisse erhalten, und er hat an den jedesmaligen Forschungen der Chemiker, Naturbeschreiber und Physiker Theil genommen. In den freundlichen Versammlungen äußerten sich weder Nebenbuhlerey noch Eigenliebe; jedes Mitglied vergaß beym Eintritt seine persönlichen Ansprüche, um sich mit den Kollegen und Mitbürgern vertraulich zu unterhalten. Angehende Talente wurden ermuntert, die Vorträge berühmter Männer wurden mit einer Art von Ehrfurcht angehört, und es darf bezeugt werden, daß in den dreyßig Jahren des Bestandes der Gesellschaft nicht eine einzige stürmische Erörterung stattgefunden hat, und daß eben so wenig beleidigende Aeußerungen und Bitterkeiten, wie solche in ähnlichen Vereinen öfters unangenehm vorfallen, je sind gehört worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Calais und Montreuil.

(Fortsetzung.)

Calais hat sich im Allgemeinen bedeutend verändert seit der Zeit, wo Sterne diese Stadt zuerst besuchte (1762): die Bewohner so wie die Reisenden können damit nicht anders als zufrieden seyn: aber der Neuerungsgeist ist ein Engel des Unheils für den Antiquar und literarischen Pilgrim. Was kann mir daran gelegen seyn, daß der Hafen von Calais bequemer gemacht wurde, als er früher war, wenn ich fand, daß diese für mich so unbedeutende Veränderung die Zerstörung von Hogarth's Thoren zur Folge hatte? Es sind noch zwey Thore da; aber das eine ist so ärgerlich ausgebessert, und das andere so unfreundlich verschönert, daß es unmöglich ist, eine Spur von ihrem ursprünglichen Aussehen zu entdecken. Das im Vorbeygehn.

Ich hatte zu Mittag gegessen und schickte nach dem Wirthe. „Monsieur Dessin, sagte ich, ich habe den ganzen Weg von Paris hierher in der einzigen Absicht gemacht, einige Nachforschungen in Bezug auf Sterne anzustellen. Vielleicht haben Sie von ihm gehört?" — „Von ihm gehört?" deauste er auf und rauste an seiner Pelzmütze, fügte dann aber mit einer leichten Verbeugung und einem Blick äußerster Gefälligkeit hinzu: „Mein Herr, ich habe die Ehre, der Enkel des großen Mannes zu seyn, den der berühmte Monsieur Sterne d'York so „celèbre" gemacht hat durch seine bewunderungswürdige Voyage sentimental." — „Dann, Monsieur Dessin, werden Sie mir die gewünschten Nachweisungen gewiß nicht versagen." — „Mein Herr, da hätten Sie auf keinen Bessern verfallen können." — Ich fragte, ob das Gasthaus immer in Besitz seiner Familie gewesen seit der Zeit des „Monsieur Sterne d'York?"" — „Leider muß ich „Nein!" sagen. Der große Dessin vermachte es seinem Sohn, der es nach einiger Zeit an einen Mr. Quillacq abgab. Mais ça n'était plus la même chose — ça n'était plus un Dessin! Ich sah ein, daß die Ehre der Familie auf das Engste an das Haus geknüpft war, entschloß mich, es wieder mit dem Namen Dessin zu verbinden, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigte, und — me voilà!"

Das Hotel Dessin hat nur noch wenige Spuren seines Alterthums aufzuweisen: der leidige Neuerungsgeist hat auch hier Hand angelegt: es ist nun eines der behaglichsten Gasthäuser in Frankreich oder vielmehr in ganz Europa. Aber wo ist das berühmte Remisenthor? Es ist lange verschwunden; wo sonst die Remise (Sterne's Remise, nicht was man jezt Remise nennt, leztere ist ein neuangekauftes Eigenthum des Wirthes) stand, sind nun Bäder. Dessin besaß, nach seines Enkels Erzählung von ihm, viel natürlichen Verstand; auf seine Erziehung war jedoch nicht viel verwendet worden. Er war „habile" in seinem Geschäfte, unternehmend und ausdauernd: kein Wunder daher, daß sein Gasthaus, das im Anfange klein und unbequem war, durch seine thätige Sorgfalt bald viermal so groß ward. Ich bebte, als ich diesen Bericht von dem wachsenden Glück hörte, denn bey jeder Stufe, welche es erstieg, war ein Ueberbleibsel meines Lieblings mit der Zerstörung bedroht. Monsieur Dessin merkte das. —

Digitized by Google

„Ne croignez rien, Monsieur! sagte er schnell: hauptsächliche Veränderungen fanden nicht statt seit Monsieur Sterne's Besuch. Ich werde Ihnen das Zimmer zeigen, das er bewohnte." — „Dasselbe Zimmer?" — Dieß war in der That der Mühe einer solchen Reise werth, und ein Ersatz für alles andere Fehlschlagen. Dasselbe Zimmer, in welchem er saß, nachdenkend über die angeborne Milde und Wohlthätigkeitsliebe der menschlichen Natur — wo der arme Mönch ihn fand und um eine Kleinigkeit für sein Kloster bat — welche Kleinigkeit er ihm abschlug — dasselbe Zimmer? Da es jedoch in dem Augenblick von einem französischen Offizier in Anspruch genommen, und dieser an seiner Toilette war, brachte ich die Zeit bis zu seinem Weggehen damit hin, mich nach dem Orte umzusehen, wo der Franziskaner seine Unterredung mit der Dame hielt; es muß dieß aber in einer Ecke nächst dem Garten links stattgefunden haben. Das Kapuziner-Kloster betreffend, so hat es das Schicksal der andern religiösen Häuser getheilt, und ist während der Revolution zerstört worden: es ist nichts mehr davon übrig geblieben, als die Kapelle, die Dessin zu einem Obdach für Wagen benuzt. Ich trat allein hinein: es war etwas eigenthümlich Ergreifendes in dem Anblick des Unpassenden dieses Orts zu dem Zweck, dem er dienen mußte: die Stelle, wo der Altar stand, ist noch zu erkennen.

Doch nun zu dem Zimmer! — Monsieur Dessin zeigte mir höflich den Weg in den Garten. „Das Zimmer, mein Herr, sagte er, ist Nr. 31; da Monsieur Sterne d'Yorik den Wissenschaften oblag, so hat ihm mein Großvater dieses Gemach besonders ausgewählt, weil man dort ungestört und ganz beruhigt seyn kann; man hört dort nichts, als die Vögel." — Auf der Außenseite der Thür steht mit großen Buchstaben angemalt: „Sterne's Zimmer!" Da der Offizier das Zimmer und seine Toilette eben verlassen hatte, so war der Anblick nicht sehr geeignet, dem romantischen Schwunge bis zu einem gewissen Grade nachzuhelfen: aber ein Porträt von Sterne — ein schöner Abdruck des großen Kupferstiches nach Joshua Reynold's — in gutem Lichte hängend, beschwor Bilder herauf, die den unpoetischen Eindruck der Umgebungen schnell verlöschten. Ich sah Yorik am Mittagstisch bey einem frieassirten Hudn und einer Flasche Burgunder; ich sah ihn seinen Mantelsack mit dem Fuße wegstoßen; ich sah Vater Lorenzo zu derselben Thüre hereintreten; ich sah — der Himmel weiß, wie viel mehr ich noch gesehen haben würde, wäre nicht ein unglücklicher Skrupel über mich gekommen. Ich muß zweifeln, zaudern, grübeln! „Ich bitte, Monsieur Dessin, ist dieses Zimmer in demselben Zustand, wie damals, als Sterne es bewohnte?" — „Ganz und gar unverändert, mein Herr!" — „Und, Monsieur Dessin, nichts für ungut! Welche Beweise haben Sie dafür, daß dieses Zimmer Yorik's Zimmer war?" — „Die Ueberlieferung: der Kellner, der Monsieur Sterne d'Yorik bediente, starb erst vor zwey oder drey Jahren." — „Dieser muß bedeutend alt geworden seyn!" bemerkte ich zweifelnd. — C'est égal, Monsieur!" — Da aber Monsieur Dessin bemerkte, daß es nur nicht ganz „égal" war, sagte er, er könne einen Beweis für seine Angabe geben, der alle meine Zweifel niederschlagen werde. — Das Jahr, in welchem das Gebäude errichtet worden, sey unmittelbar unter dem Fenster eingegraben. Da das ganze Gebäude von einem mächtigen Rebenstocke überwachsen war, so mußte ein Mann mit einer Leiter kommen, und die Stelle öffnen, wo die wichtige Jahreszahl stand. „Ah, ah, nous voilà!" rief Monsieur Dessin triumphirend aus. Ich sah hin und — ach! — da stand in großen Ziffern — 1770.

Dieß war eine unglückliche Entdeckung. Mein Wirth, der nichts weniger erwartete als unbedingte Hingabe aller Zweifel und demüthige Anerkennung seiner Wahrheitsliebe, merkte bald, daß seine Sache nicht ganz richtig stehe. — „Eh bien, Monsieur?" — „Eh bien, Monsieur Dessin, dieser Theil Ihres Hotels schreibt seine Backstein- und Mörtel-Existenz vom Jahre 1770 her; und Monsieur Sterne d'Yorik, wie Sie ihn zu nennen belieben, lag 1768 schon ruhig in seinem Grabe." — „Sacristi! c'est bien mal-à-propos! Aber, mein Herr, glauben Sie nicht, daß ich Sie betrügen wollte — ich bin einer solchen Handlung unfähig — ich sage nichts, als was ich von Andern hörte — der schurkische Kellner, auf dessen Wahrheitsliebe ich baute!" — Ich versicherte Herrn Dessin, daß ich ihm keine Schuld beymesse... — „Monsieur, ne me croyez pas chevalsin! je ne le suis pas, je vous le jure. Sie haben entschieden, daß Sterne dieß Gemach nicht bewohnt haben kann; Sie zu überzeugen, daß ich kein Interesse dabey habe, den langwährenden Irrthum ferner bestehen zu lassen, mögen Sie mein Haus untersuchen, und welches Zimmer Sie wählen, soll in Zukunft Sterne's Zimmer seyn. Ich lehnte das bis zu einer günstigeren Gelegenheit ab, und die Wahl ist bis jezt noch nicht getroffen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Non più andrai etc. singt Figaro! Die Tage des Taumels und der gedankenlosen Freude sind vorüber. — Es steckt in jedem Menschen, auch im Kopfhängee, ein gewisser Possengeist, der periodisch befriedigt werden will, und es ist ein sehr guter alter Brauch in der menschlichen Gesellschaft, diesen Hang an eine gewisse Zeit zu binden, wo er unter der Aufsicht der bürgerlichen Gesetze sich ungehindert äußern mag; ist die Spuckzeit um, und das Lustgas verpufft, dann wandelt der Mensch wieder hübsch ehrbar und vernünftig seinen Geschäftsgang. Die Fasten hat unsere Altäre nunmehr blau überzogen, aber weder die Asche, auf unser Haupt gestreut, noch der Gedanke, daß wir einst zu Asche werden, kann uns die Erinnerung an so manche schöne Stunde verwischen, und die Erinnerung ist ja nicht selten süßer als der Genuß selbst. Wenn wir jezt — unter wir verstehe ich junge Fashionables, nicht etwa mich selbst — wenn wir jezt im einsamen Gemache die Geister jener Stunden citiren, da wallen die Gestalten noch einmal an uns vorüber, da fällt uns jedes Wort wieder ein, das in einem unterhaltenden Gespräche einem schönen Munde entschwebte: da bildet sich jede graziöse Wendung wieder vor uns aus, womit uns eine reizende Tänzerin bezaubert; da glüht jeder leise Händedruck wieder durch unsere Nerven, womit ein heimliches Verständniß sich an unser Herz knüpfte; da fühlen wir jeden

schönen Arm uns nochmal berühren, der im Gedränge an uns vorbeystreifte; ach — die eigentliche Freude fühlen wir erst dann recht, wenn wir sie entbehren.

Unser dießjähriger Carneval kann ein Normal-Carneval genannt werden, da er weder durch einen Trauerfall, noch durch sonst ein störendes Ereigniß unterbrochen ward. — Personen von Stand und Rang belustigten sich auf den Bällen bey Hof und in den Salons des englischen und russischen Gesandten. Die Soirées des ersteren zeichneten sich durch Glanz und Eleganz aus, und leisteten Alles, was man von einem „comfortable evening" erwartet. Die Bälle des russischen Gesandten, der mit reichen Glücksgütern einen lauten Beruf zum Genusse der Welt verbindet, machten der Prachtliebe und dem feinen Geschmacke desselben alle Ehre. Um die Müdigkeit aus den Knochen zu treiben, wird hier homöopathisch verfahren, nämlich am Morgen nach einem leckern Frühstück aufs neue zu tanzen begonnen. Ob diese Methode sich als gut bewährt, und ob Hygiäa es nicht mancher Dame zürnend nachtragen wird, muß die Folge zeigen; freylich ist das zarte Geschlecht in manchen Fällen auch das stärkere. — Unmittelbar an diese Abende reihen sich in Hinsicht auf gute Gesellschaft und guten Ton die Unterhaltungen im Museum. Der Eintritt in diesen Saal ist für den Fremden überraschend, er findet hier Alles, was München Reizendes und Anmuthiges besitzt. Der Preis der Schönheit wurde von den Stimmgebern dieses Jahr fast immer ein und derselben Grazie zuerkannt. — Nun noch die Bälle der Harmonie, die wieder neu zu erblühen scheint, der Ressource und des „Frohsinns," welch letzterer Verein seinen Mitgliedern am meisten Vergnügen verschafft, und wo man es vorzugsweise versteht, sich zwanglos zu unterhalten. Auch die jungen Künstler und die Zöglinge des Kadettenhauses geben alljährlich Bälle, die sich der Theilnahme der angesehensten Personen erfreuen. Nicht zu vergessen sind die Tanzunterhaltungen bey Hrn. Birnbeck, wo sich die schönen Bürgerstöchter mit ihren Riegelhäubchen einfinden, und wohin sich darum mancher Herr, dessen Forum eigentlich das Museum ist, eine Karte zu verschaffen sucht. — Diese Privatvereine thun aber dem öffentlichen Vergnügen keinen sichtlichen Abbruch. Die Maskenbälle im Opernhause waren nichtsdestoweniger überaus glänzend und gefüllt. Die brillante Beleuchtung des Saales und die reizenden Frauenzimmergruppen in den Logen gewähren einen schönen Anblick, und nun mischen die Trachten verschiedener Nationen und verschiedener Zeiten, ideale und wirkliche. Alles regt und bewegt sich, Alles flüstert und schnattert durcheinander; Mädchen, schön wie Grazien und leicht wie Zephyretten, und alte runzlichte Frau Baasen, Kartenaufschlägerinnen und Nonnen, Ritter, Pilger, Savojarden, alte Junggesellen, Advokaten und Juden. — Es ist nicht unangenehm, sich ein Paar Stunden in diesem Treiben und Drängen fortzubewegen. Das Leben, von dieser Seite gesehen, hat viel Anziehendes. Die Menschen alle kommen einem in diesem Augenblicke als so herzensgute Narren vor, daß man ordentlich der Gescheidtheit gram wird, die, auch streng genommen, die Wurzel alles Uebels, die Quelle der Revolutionen und aller Unzufriedenheit mit uns selbst ist. — Wenn nun der Possengeist den Carneval hindurch nur nächtlicher Weile spukt, so treibt er am Schlusse desselben auch am Tage sein Wesen. So hatte auch dieses Jahr wieder am Fastnachtsmontage bey einem Zulauf von mehreren tausend Menschen der gewöhnliche „Metzgersprung" statt. Es springen nämlich einige nervigte Burschen auf dem Marktplatze in eiskaltes Wasser, und werden durch diese alte Gewohnheit im Brunnen zu Metzgern graduirt. Wie auch mancher Superkluge über diesen Brauch und ähnliche der Art vornehm lächelt, ich behaupte, es zeugt von dem sichern Takt unserer Regierung, daß sie dem Volk seine Freude nicht beschränkt. Der Volksfeste haben wir ohnehin in Deutschland nur zu wenige. — Die letzten drey Tage häufen sich die Unterhaltungen in dem Maaße, daß auch der Jüngste und Rüstigste erliegt. Doch mit dem Großvater sind die Anstrengungen noch nicht zu Ende, dem Gutschmecker steht am Aschermittwoch erst noch die schwerste Prüfung bevor, nämlich die Diners bey Michl. Junemann und Döllerer, wo wahrhaft intuitiv geschmaust wird. Der Andrang zu diesen Gastmalen war dieß Jahr überaus stark, und sehr viele Personen mußten wegen Mangel an Raum zurückgewiesen werden. Der kluge Mann aber hatte sich schon drey Wochen früher einschreiben lassen. — Am Donnerstag feyerten wir noch ein herzliches Fest, nämlich das der Wiederkehr des Regierungsantritts unsers besten Königs. Der Magistrat gab an diesem Tage auf dem Rathhaussaale ein glänzendes Bankett, dem die Prinzen des Hauses, die Minister, der Staatsrath, das diplomatische Korps ꝛc. beywohnten, und wo die Toasts auf das Wohl des allgeliebten Monarchen unter dem Donner der Kanonen ausgebracht wurden. Möge diese Feyer noch oft, recht oft wiederkehren, es gibt keinen Baier, der dieß nicht aus vollem Herzen wünscht.

Auf unserm neuen großen Hoftheater haben wir seit dessen Eröffnung, von der ich Ihnen im vorigen Monat Nachricht gegeben, vieles Gute und Gelungene gesehen, ich muß mich jedoch nur auf eine kritische Anzeige des Neuen beschränken. Halbnen war uns Egmont, der fünfzehn Jahre nicht mehr über die Scene ging. Das Stück wurde diesmal mit der auch anderswo beliebten Weglassung der Statthalterin und des Machiavell gegeben, während jedoch die Traumscene, gegen die sich Schiller so entschieden erklärt, beybehalten wurde. Wenn Schiller, wie man behauptet, jene Abänderung getroffen hat, so geschah es sicher aus irgend einer äußern Veranlassung, etwa, weil man gerade keine Margarethe hatte; wo man eine hat, sollte man sie ja nicht weglassen. Einmal beruht in jener herrlichen Scene ein großer Theil der Exposition des Stückes, und dann ist die Erscheinung der Statthalterin sittlich nothwendig. Sie ist der gute Engel, der als monarchisches Prinzip versöhnend dasteht zwischen den beyden aufgeregten Parthey'en, dem untreibenden revolutionären Element im Volke, und dem despotischen im Alba. Der Dichter wußte wol, was er mit jener Scene wollte, und wenn sie fehlt, dürfte das Stück manchem politischen Censor anstößig vorkommen, jedoch nicht etwa uns, denn nach meiner Meinung gibt es für ein baierisches Stück nichts politisch Anstößiges, aber mich will bedünken, man hätte das Stück entweder ganz oder gar nicht aufführen sollen. Die Darstellung war im Ganzen sehr gelungen, am gelungensten der ἔρως, die Hauptpartie, die der Dichter mit ungemeiner Vorliebe behandelt und mit einer gefährlichen Wahrheit gezeichnet hat. Der verschlagenste und bösartigste Repräsentant, der Schreiber Vansen, ward von Hrn. Vespermann ausgezeichnet dargestellt, und ich halte diese Rolle für eine der besten dieses Künstlers. Auch Hr. Heigl als Schneider verdient rühmliche Erwähnung. Egmont ward von dem fleißigen Hrn. Hölken mit vieler Einsicht recht wacker durchgeführt, aber diese Rolle ist bey aller psychischer Wahrheit nicht theatralisch wirksam. Alba, der ehrne Thurm ohne Pforte, war Eßlair, sein Sohn Ferdinand, Urban, sehr lobenswerth, aber Klärchen war — kein Klärchen. — Das Stück ist für immer zurückgelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 53. Spalte 2, Zeile 13 von unten herauf statt „Strade" lies „Strande."

Beylage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. März 1825.

Fühlt ihr's, wie ich, wenn unsre hohen Firne
Erröthen wie von Freia's Allgewalt?
Die Nacht voll Freudezähren, voll Gestirne,
An Wodan's dunkler Wange feiernd strahlt?

Henne.

Der Morgen in den Alpen.

(Aus dem Epos „Divico" von Anton Henne.)

Dort wo der Danub aus der Sweben Lande
Der Sonn' entgegenbraust, ein Aar,
Hoch auf dem Himmelhort*), am Asenstrande,
Steht eine Halle wunderbar.
Die Säulen, wie aus Glut gewunden,
Sie heben kühn das goldne Dach empor;
Da wallen in den stillen Stunden
Die Flammengeister aus dem hohen Thor.

Es ruht im Lager, aus Glut gegossen,
Die Königin Sunna lieblich da;
Dort schlummert bey der Sunna Rossen
Des Dago Tochter, die holde Gna**);
Er selber, der Sohn Ollodin's, helle,
Ruht von der Fahrt auf der Lagerstelle.

Da ruft der Hahn, erwacht die schnelle Meide,
Die Gna erschließt das rothe Thor;
Da liegt das Asierland im duft'gen Kleide,
Und vor ihr rötdelt es sanft empor.
Sie schwebt zur Höh' auf leichtem Flügel,
Da gießt sich eine Rosenflut
Von ihrer Wange über Thal und Hügel,
Die sich bekränzen in milder Glut.

Der Dago führt die Rosse aus den Hallen,
Aus deren Antlitz rothes Feuer sprüht;
Sie schnauben Glut, die Mähnen blendend wallen,
Der Himmel weit hinaus erschrocken glüht.

Ihm ruft der Morgenstern: „Siehst du es tagen?"
Es sieht's die Nacht, es freut sie nicht;
Es rieselt der Glanz, dem Regen gleich,
In ihr erschrockenes Angesicht.
Da wird sie bleich,
Und sinkt mit lautem Klagen
Mit allen Sternen in das dunkle Reich,
Wie Flocken des Winters, ein hell Gewimmel;
Es wendet sich der ganze Himmel,
Und hinter den Stürzenden, rasch im Lauf,
Der Tag brennt jenseits auf.

Die Sonne steht empor,
Sie ist im Hallethor;
Da zieht das Leben über Berg und Thal,
Die Firnen glänzen im Feuerstrahl;
Da wiehern die Rosse am Wagen,
Da wird er emporgetragen,
Erflammend hell,
Wie Geschosse schnell;
Und ihr voran
Gehn Dago und Gna auf rother Bahn.

Und sieh, der Strahl von Osten bricht
Dort in der Asen Angesicht*);
Und ihre Gestalten, Nebeln gleich,
Sie rollen um den Berg von dannen,
Die hocherhabenen Asamannen,
Und suchen ihr geheimes Reich.
Der Odin einzig bleibt am Joch
Im Morgennebel hergeschoch;
Er bleibt am Firn, er ladt sich ganz
Im brennenden Meer voll Flammenglanz.

*) Himalaya, Gipfel der Erde in der Tauruskette Asiens.

**) Götterbotin, Früh- und Spätroth, Tochter des Tages.

*) Die auf den rhätischen Alpen zu Rathe sitzen.

Digitized by Google

Da rennen durch Nebel erschrockene Hünen
Vor Sunna's Prachr,
Vorm Schnauben der Rosse, der feuerkühnen,
Wälzt sich das blasse Geschlecht der Nacht;
Und wie von ihren Flammen trunken,
Ist's in's Gebirg versunken.
Der Wagen steigt in schnellem Lauf,
Wie wiehert's an den Alpen auf!
Die Göttin sieht in den Nebeln hin
Die Asen ziehn,
Und sieht wie von der Glut umhaucht,
Helvetien aus den Wolken taucht;
Sie fährt am Rhätergebirg' empor.
Die Seesaplana und der Falknis, ha!
Sie stehen, ein rothes Feuer, da,
Und ob dem Grauborn*) sitzt Ollobin-Tor.
Sie grüßt ihn laut,
Wie sie am Falknis ruht,
Und gießt sich, eine Flammenbraut,
Auf's Hochgebirg' in voller Glut.

*) Rhätische Berge.

Calais und Montreuil.

(Beschluß.)

Calais ist oft als eine unfreundliche, unansehnliche Stadt beschrieben worden: sie ist auch nichts Besseres, wenn man blos die Masse von Häusern ansieht; den dämischen Reisenden, die vor Sehnsucht nach Paris Krämpfe bekommen, und den von widrigen Winden hier gefesselten Tröpfen, die sich an den Freuden des Pariser Lebens gesättigt haben, und nun ungeduldig auf die Kreideküste schauen, wo ihre göttlichen Rostbeefs duften — diesen wird Calais nie anders scheinen. Die Stadt ruft jedoch Namen und Begebenheiten in das Gedächtniß, welche sie für jeden nicht ganz Unwissenden höchst interessant machen; besonders sollte der Engländer sie nicht ohne die höchste Theilnahme betreten. Doch — dieß liegt außerhalb meines dießmaligen Zwecks; auch ist die Diligence nach Montreuil bepackt, die Stunde schlägt, und wir reisen dahin ab. Es soll heute blos von Sterne die Rede seyn, und so mag auch die Bemerkung hier stehen, daß der sorgloseste Beobachter, den der Zufall in französische Gesellschaft führt, erstaunen muß über die wunderbare Treue von Sterne's französischen Charakter-Skizzen. Man findet hier überall lebende Gegenstände zu seinen Porträts. Wie wahr dieß sey, fühlte ich im Augenblick meiner Abreise. Mir gegenüber im Wagen saß ein großer, wohlbeleibter Franzose, Oberst in einem Leibregimente des Königs, wie ich nachher erfuhr. Es ging dem Pariser Thore entgegen, und wir hatten kaum das Ende der Straße erreicht, durch die Sterne's fragelustiger kleiner Kapitän herabtanzte, als bereits folgende Fragen, die ich sämmtlich mit „Nein!" beantwortete, an mich ergangen waren: „Monsieur kommt ohne Zweifel eben von England? — Sie sind kein Franzose? — Also gewiß ein Niederländer? — Werden wir das Vergnügen haben, bis Paris zusammen zu reisen? — Was konnte Sie nur bewegen, in einer Stadt, wie Calais, zu bleiben? Ah, ich sehe wol, der Herr ist von der Gesandtschaft? — Militär vielleicht? — Kaufmann? — — C'est singulier!"

Wir halten vor dem Hotel de l'Europe zu Montreuil. Voll von dem Zweck meiner Reise, begann ich sogleich meine Nachforschungen. Ich brauche den Lesern nicht erst zu bemerken, daß Sterne hier Lafleur in seine Dienste nahm. Ich hörte alsbald, daß ich mich nicht nur in demselben Hause, sondern in demselben Zimmer befände, das einst Sterne bewohnte. Ich hatte „dasselbe Zimmer zu Calais gesehen; ich mißtraute der Phrase. Das Porträt hing da, das Andere war ein Mährchen. — „Dieß ist offenbar ein neues Zimmer!" sagte ich. — Demande pardon, Monsieur!" sagte der Führer (des Franzosen gewöhnliche Einleitung zu einem Widerspruch). „Demande pardon! Es kann kein Zweifel über die Aechtheit dieses Zimmers seyn, denn das Haus ist fast schon dreyßig Jahre gebaut, und besteht seit mehr denn fünfzehn Jahren als Gasthaus." — Ich sagte dem Manne schönen guten Abend, nahm meinen Mantelsack unter den Arm und ging.

Ich will die Leser nicht in all den kleinen Wirthshäusern von Montreuil herumführen, sondern sogleich mit ihnen in das Hotel de la Cour de France eintreten, welches ich für dasjenige erkläre, wo Yorik und Lafleur bekannt wurden. Alles spricht zu seinen Gunsten; sein Aussehen ist sein Empfehlungsbrief. Es steht am Ende der Stadt, nahe der Wiese, wo man sich seit undenklichen Zeiten an Feyertagen versammelt, wo der fröhliche Lafleur vielleicht mit den Schönen des Ortes tanzte, als Yorik ankam. Ein altes Bild der heiligen Jungfrau erscheint in einer Nische über einem der Fenster. Das Aeußere des Hauses ist für verwöhnte Reisende nicht einladend; mir schien es indessen achtungswerther, als das prächtigste Hotel in ganz Frankreich, und der Erfolg meiner Nachforschungen bewies, daß mich der erste Eindruck nicht getäuscht hatte.

Auch hier zeigt man mir „dasselbe Zimmer," und das ewige Porträt fehlt nicht; der Kellner hat seine Phrasen, wie die Andern, in Bereitschaft; aber — ich zweifle so lang' es angeht. Das Wirthshaus ist das älteste in der Stadt; es war das einzige zu Yorik's Zeit; es blieb bis jetzt bey der Familie Varennes. Vielleicht hält ein Leser es der Mühe werth, bey der Durchreise den unbezweifelten Schauplatz des „Tant pis pour Mademoiselle Janneton" (die Tochter des Wirths, des alten Varennes) und des ersten Auftretens von Lafleur zu besuchen; damit er nicht fehl gehe, hat er hier die Karte von

Digitized by Google

Varennes,
Hôtel de la cour de France,
à côté de la poste aux chevaux,
Montreuil.

Sterne's favourite House.

An dieſer Thüre war die Scene mit den Bettlern. Dieſe intereſſante Klaſſe von Menſchen iſt noch ſo zahlreich und ganz ſo zudringlich, wie 1762; aber die alte „politesse" iſt dahin. Ein Reiſender daher, der in dieſen Tagen der Verfeinerung und allgemeinen Civiliſation eine empfindſame Reiſe durch Frankreich vornimmt, kann gewiß ſeyn, daß ihm dergleichen Leute in derſelben Anzahl über den Hals kommen; aber die Verſchmelzung von Betteley und Artigkeit, die Yorik ſo ſehr ſtaunen machte, iſt verſchwunden — die franzöſiſchen Bettler ſind jezt eben ſo unverſchämt, wie irgend welche in einem andern Land.

Die Reiſe von Nampont nach Amiens ſcheint erſt geſtern geſchrieben zu ſeyn, ſo friſch, ſo treu, ſo richtig iſt ſie in allen Beziehungen. Laſleur's Courierſtiefel — das ſchlechte Geſchirr, an dem ſtets etwas zu beſſern war — die Verkehrtheit des Poſtillons — das Johlen und Schreyen — das Schüttern des Pflaſters — das „Raſſeln wie tauſend Teufel" — Alles das iſt jezt noch anwendbar. Die franzöſiſchen Wagen ſind gut, aber Pferde, Geſchirr und Kutſcher — das iſt noch wie vor der Revolution.

Der Platz, wo der todte Eſel gefunden wurde, iſt, obgleich in der Nähe von Nampont, nicht genau angegeben: der Poſtillon wußte Beſcheid: der Abhang, ungefähr eine halbe Meile von Nampont, iſt nach ihm genau die Stelle, und der Mann mag nicht ganz unrecht haben.

Zu Amiens beſuchte Laſleur das Gaſthaus der Madame de L**; auch wurde hier der berühmte Brief geſchrieben. Ein Mehreres iſt hier aber auch nicht zu ſagen. Wie geſagt, jedes Abenteuer in der „Journey" iſt, bey allen Verſchönerungen, auf Thatſachen gegründet, und alle Anfangsbuchſtaben beziehen ſich auf wirkliche Perſonen; überall habe ich Sterne's Beſchreibungen treffend bis auf das Kleinſte gefunden. Aber hier? Amiens war immer eine bedeutende Stadt; an großen Gaſthäuſern fehlte es nicht; da wir nun nicht wiſſen, in welchem unſer Reiſende wohnte, noch entdecken können, wer Madame de L** wirklich war, ſo wäre es vergeblich, länger hier zu verweilen. Wir ſagen daher Amiens und den Leſern Lebewohl.

Abriß der Geſchichte der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft in Genf.

(Fortſetzung.)

Durch ein ſeltſames Geſchick beſaß die Stadt, in der mehrere ausgezeichnete Naturforſcher lebten, und die längſt auch manche koſtbare Privatkabinete enthielt, noch durchaus keine öffentliche Sammlung von Naturkörpern oder phyſikaliſchen Werkzeugen. Die Geſellſchaft hielt demnach für angemeſſen, dieſe Lücke unſerer wiſſenſchaftlichen Anſtalten auszufüllen und eine Niederlage für die Gaben ihrer Mitglieder wie für auswärtige Geſchenke zu eröffnen. Bald erhielt ſie dann auch einige Pflanzenſammlungen und verſchiedene Werke zu Gründung einer Bücherſammlung; dieſe Geſchenke waren indeß noch ſelten und nicht bedeutſam, weil einerſeits der ſchickliche Raum mangelte und andererſeits kein tüchtiger Naturforſcher unter den Mitgliedern vorhanden war, der die Anordnung und Aufſicht der dargereichten Gegenſtände übernommen hätte. Die Zeitumſtände waren beynebens höchſt ungünſtig: die franzöſiſche Revolution beſchäftigte alle Gemüther, und die Beſorgniſſe um Genf waren ſo lebhaft, daß die Pläne, welche den Tagesideen ganz fremd waren, ſich kein Gelingen verſprechen durften.

Glücklicher war der Verein in ſeinem an die Regierung geſtellten Begehren eines Pflanzengartens. Sobald die Geſellſchaft davon Beſitz genommen hatte, ſah ſie ſich auch im Stande, ein Gewächshaus zu erbauen und eine bedeutende Pflanzenzahl darin aufzuſtellen. Das Vermächtniß ihres ehrwürdigen Kollegen, Karl Bonnet's, diente zum Unterhalt eines Gärtners, ſo wie für die weiteren unentbehrlichſten Auslagen. Ein Mitglied der Geſellſchaft (Herr Vaucher) ertheilte in dem Garten einige Lehrkurſe, wodurch die Neigung zur Pflanzenkunde unter den jüngern Mitbürgern allmählig geweckt wurde.

Die politiſchen Zeitumſtände waren jedoch andauernd von ſolcher Art, daß ſie nachtheilig auf die Geſellſchaft einwirkten und öftere Unterbrechungen ihrer Sitzungen veranlaßten. Vergeblich wollte ſie auch mehrmals die Herausgabe ihrer Abhandlungen veranſtalten; es mußte dieß glücklicheren Zeiten, die nun eingetreten ſind, aufbewahrt bleiben. Die arbeitenden Glieder benuzten auswärtige beliebte Zeitſchriften und Sammlungen für die Herausgabe ihrer Schriften, und es wurden dieſelben im Journal de Physique, in den Annales de Chimie, im Bulletin de la Société philomatique, in den Denkſchriften des franzöſiſchen Inſtituts, in denen der königlichen Geſellſchaft zu London, oder endlich in den Sammlungen der Akademien von Berlin, Turin u. ſ. w. abgedruckt. In dieſen wiſſenſchaftlichen Archiven ſind die Ergebniſſe wichtiger Forſchungen aufbewahrt von Horaz Benedikt und von Theodor de Sauſſure, von Marc Auguſt Pictet, von Wilhelm Anton Delue, von Senebier, Jurine, Odier, Tingry u. ſ. w. Andere dieſer Arbeiten ſind auch als eigene Werke erſchienen, wie diejenigen des Herrn Jurine über die Kieſenfüßer (monocles), über die Zweyflügler und über die Fiſche des Genferſees; jene des Herrn Vaucher über die Süßwaſſer-Conferven; die des jüngern

Herrn Huber über die Ameisen u. s. w. Noch andere endlich fanden ihre Stelle in der Zeitschrift, deren Herausgeber meist Mitglieder der Gesellschaft waren und die anfänglich unter dem Titel der Bibliothèque britannique, nachher der Bibliothèque universelle um die Verbreitung nützlicher Entdeckungen und Erfindungen manches Verdienst hat.

Glücklichere Umstände setzten endlich die Gesellschaft in den Stand, sich weiter auszudehnen und den Zweck ihrer Stiftung vollständiger zu erfüllen. Es hat dieselbe seit einigen Jahren einen sehr ansehnlichen Zuwachs neuer Mitglieder erhalten, die durch gute Studien, durch Reisen und auf Hochschulen des Auslandes zu Naturforschern und Naturbeschreibern gebildet, von rühmlichem Eifer für die Erweiterung ihrer Wissenschaft belebt sind, und mit angestrengtem Fleiße alles dasjenige bearbeiten, was die Fortschritte der Naturkenntniß im Vaterlande zu befördern geeignet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Eine sehr interessante Neuigkeit war uns die Zauberoper: Die Prinzessin von Provence, Poesie und Musik von dem längst als vorzüglichen Komponisten rühmlich bekannten, nunmehrigen Hofmusik- und Theater-Intendanten, Freyherrn von Poißl. Die sinnige Dichtung und die werthvolle, ächt-dramatische Musik haben diesem Werke einen schimmernden Erfolg verschafft. Die Darstellung war in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Sänger, Orchester, Chöre, Dekorationen, Kostüms und Maschinerie zeigten sich im glänzendsten Lichte. Es ist nicht wohl möglich, ein pomphafteres Schauspiel zu sehen, und ich bin überzeugt, die Oper wird, so dargestellt, überall Aufsehen erregen. Der Verfasser wurde zweymal gerufen. Ich behalte mir vor, über dieses Werk ausführlich zu sprechen, wenn ich es noch einmal werde gesehen haben. Einstweilen will ich nur den Wunsch äußern, daß sich der verehrte Komponist durch seine jetzige Stellung nicht möge abhalten lassen, uns mehrere seiner Tonwerke vorzuführen, vor Allen aber seinen Oktaviane, der damals Furor machte, und uns noch in frischem Andenken ist. Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl des Publikums meinen Wunsch theilt. — Neu war ferner eine Bagatelle, betitelt: Komm her! Eine Schauspielerin sucht bey einem Direktor Engagement, und dieser, um ihr Talent zu prüfen, gibt mehrere Situationen an, in welchen sie die Worte: komm her! zu sprechen hat. Einem Privattheater mag das kleine Stück, das kaum ein Viertelstündchen spielt, wol zu empfehlen seyn. Auf einer großen Bühne geben Kleinigkeiten der Art sporrvos vorüber.

Röschens Aussteuer, oder das Duell. Lustspiel in drey Aufzügen nach dem Französischen von Friderike Elmenreich. Das Stück ist schon anderwärts gegeben worden, und ich kann mir darum ersparen, seinen Inhalt zu erzählen. Es hat viele Aehnlichkeit mit Kotzebue's „Rehbock," nur ist es weniger schlüpfrig und minder witzig durchgeführt. Ich wundre mich, daß es eine Dame übersetzen mochte. Was die Lustspiele der Franzosen auszeichnet, sinnige Intrigue und rascher Gang der Handlung, findet sich auch hier. Gut dargestellt fand es Beyfall und kann noch ein Paarmal gegeben werden.

An demselben Abend sahen wir ein neues Divertissement, in welchem wir wieder die Meisterschaft der Dlle. Taglioni bewunderten. Dlle. Taglioni gehört unstreitig zu den vorzüglichen jetzt lebenden Tanzkünstlerinnen. Talente dieser Größe sollten sich bemühen, die auf bäßliche Abwege gerathene Kunst wieder auf die Bahn des Schönen zurückzuführen. Es ist eine arge Unsitte eingerissen; unsere Tänzer und Tänzerinnen suchen in Kunstfertigkeit zu glänzen, die jedem Gebildeten zuwider seyn müssen. Diese ewigen Pirouetten, dieses eben so unanständige als ungraziöse Ausspreitzen des Beins sollte man billig den Seiltänzern und Equilibristen überlassen. Wenn man die Herren und Damen jetzt auf der Bühne herumspringen sieht, glaubt man Mänaden und Bacchanten vor sich zu sehen. Die erste Pflicht des Tänzers aber ist: der Charis zu opfern.

Am Faschingsdienstag wurde das gute alte Singspiel: das Sonntagskind, aufgeführt und zwar mit ungemeinem Beyfall. Die Ehre, von solchen Künstlern als die Damen Vespermann und Sigl und die Hrn. Löhle, Mittermayr ꝛc. dargestellt zu werden, ist dieser alten Gesangposse wol nie wiederfahren. Die Vespermann legte Schnatterhupferln ein, die sie mit der nur ihr allein eigenen Virtuosität jodelte: sie mußte sie auf stürmisches Verlangen wiederholen. Ueber das Wort „Schnatterhupferl" muß ich Ihnen Erklärung geben. Die jungen Bursche und Dirnen in unserm Hochlande fassen nicht selten eine Begebenheit, die ihnen interessant ist, auf, und bringen sie aus dem Stegreif in Verse. Dreyßig, vierzig Strophen über einen Gegenstand ist eine gewöhnliche Erscheinung. Diese werden nun nach alten oder auch nach neuen Melodien, die sie selbst erfinden, abgesungen, und verbreiten sich unbegreiflich schnell durch die Thäler und Alpen. Eine Sammlung dieser Couplets, die man Schnatterhupferle nennt, an Ort und Stelle aufgenommen, würde in sprachlicher und auch in poetischer Hinsicht eine Bereicherung unserer Literatur seyn, denn im Grunde ist dieß doch die einzige wahre Volkspoesie. — Es ist unglaublich, welch ein richtiger Ideengang, welch ein gesunder Witz und treffender Spott nicht selten in diesen Xenien zu finden ist.

Ueber die Leistungen unserer italienischen Hofoper und über die abonnirten Konzerte, deren zweyte Abtheilung bereits begonnen hat, in meinem nächsten Bericht. Fischer, der uns früher angehört, ist auf Besuch hier; wir hoffen ihn in einigen Gastrollen, oder wenigstens im Konzerte zu hören.

Vor unsern Augen bereitet sich zum Drittenmale das ernste Schauspiel einer Ständeversammlung. Die Abgeordneten strömen aus allen Gegenden zur Stadt. Es sind fast alle recht blühend gesunde, stattliche Herren; möge der moralische Körper, den sie vorstellen, ihrem physischen gleichen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 49:
Drache. Rache.

Anagramm.

Mächtig öffne ich dir, was Räthsel, was Kunst dir verschlossen.
Nimmst du mir aber das L, sucht mich dein hungernder Mund.
Gustav Hänich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. März 1825.

Die fürchterlichsten Lauwinen sind wegen ihrer Breite diejenigen, welche aufwärts von der Volks-Ebene gegen die Höhen rollen.

Jean Paul.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern; oder Philipp Artevelde, Peter Dubois und Franz Aterman*).

Gent, die reichste und mächtigste unter den Städten des reichen, fruchtbaren Flandern, ergriff im Jahr 1379 die Waffen gegen den Grafen Ludwig von Flandern, theils um die Privilegien, welche die Genter zu verschiedenen Zeiten von ihren Herren erhalten oder erzwungen, zu vertheidigen, theils durch den Ehrgeiz eines angesehenen Bürgers, Hans Hyons, verleitet. Dieser führte eine Art von Verbrüderung, unter dem Namen der Weißkappen, wieder ein, und an ihrer Spitze ward er bald unumschränkter Herr in Gent, und es wagte Keiner von Frieden zu sprechen, obgleich die reichen Bürger sehr bald des Krieges überdrüßig wurden; das gemeine Volk dagegen hing dem Hans Hyons an, denn, sagt ein Chronist jener Zeit, es gab nichts Unruhigeres und Streitsüchtigeres, als das gemeine Volk zu Gent; sie verdienten ohne schwere Arbeit viel Geld, und verthaten es in den Wirthshäusern, die den ganzen Tag voll waren; dabey sah man nichts als Streit und Lärm, und in dem Jahre vor dem Kriege zählte man in Gent allein vierzehnhundert Mordthaten. — Hans Hyons starb wenige Zeit nach dem Ausbruch der Unruhen, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, ihm folgten andere Hauptleute in der Gunst des Volks und der Macht, als Hans Prünjour, Peter Dubois, Rasse von Harsalen und Andere. Ein Vertrag, der durch die Vermittlung des Herzogs von Burgund, des Grafen Schwiegersohn, zu Stande kam, ward gleich darauf von beyden Seiten gebrochen, und der Krieg gegen den Grafen und alle Adelichen und Ritter des Landes begann von Neuem mit großer Erbitterung und wechselndem Glück. Die übrigen flandrischen Städte hielten sich größtentheils ruhig, Brügge hielt es mit dem Grafen, weil hier die reichen Bürger mächtiger waren, als das gemeine Volk, besonders nachdem der Graf viele der Unruhigsten hatte hinrichten lassen. 1380 belagerte der Graf Ypern, und die Reichen überlieferten ihm die Stadt; er ließ gegen den Vertrag dreyhundert Bürger hinrichten, und dreyhundert Geißeln nach Brügge führen. Endlich legte er sich vor Gent selbst, konnte aber nichts gegen die Stadt ausrichten, und nicht einmal die Genter verhindern, das Feld zu halten. Sie nahmen Alost, Termonde und Grammont, und schlugen die von Brügge, die ihnen entgegenzogen, auf's Haupt. Im Jahr 1381 kam es bey Nivelle zu einer blutigen Schlacht zwischen den Gentern und dem Grafen, der viermal stärker war; nach einem tapfern Widerstand wurden die Genter geschlagen, Rasse von Harsalen und Hans Lannoy, zwey ihrer besten Führer, fielen. Peter Dubois aber führte die Ueberreste des Heers nach Gent zurück.

*) Aus Baronte histoire des ducs de Bourgogne. Paris, 1824.

Digitized by Google

Der Krieg ward nun mit wechselndem Glück geführt. Die Bürger von Gent sahen, daß die Unruhen kein Ende nahmen, und fanden die Herrschaft der Weißkappen und anderer Gesellen, die nichts zu verlieren hatten, täglich drückender, und hatten große Lust, sich mit ihrem Lehnsherrn zu versöhnen. Als Peter Dubois merkte, daß die Reichen anfingen zu murren, und daß die Bürger den Muth verloren, ohne daß er selbst im Stande war, dem Uebel abzuhelfen, gedachte er eines Mannes, den ganz Gent vergessen hatte, obgleich sein Name bekannt genug war. Es war der Sohn des berühmten Brauers Artevelde, von dem Dubois durch seinen Meister, Hans Hyons, viel gehört hatte, und der sieben Jahre lang Flandern mit Glück und Ehre regiert hatte, und dessen Ruhm so groß war, daß die Genter alle Tage sagten: „Wenn nur Jakob Artevelde noch lebte!" Sein Sohn nun war ziemlich wohlhabend, und lebte in aller Ruhe, als eines Abends Peter Dubois zu ihm trat und sprach: „Wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, so sollt Ihr der mächtigste Mann in Flandern werden." — „Wie meint Ihr das?" erwiedert Philipp. — „Uns thut große Noth, einen tüchtigen und namhaften Feldhauptmann zu haben. Ihr sollt das Regiment der Stadt Gent übernehmen, und sollt thun, wie Euer Vater, Jakob Artevelde, gethan, den ganz Flandern geliebt und gefürchtet hat zu seiner Zeit. Mir ist es leicht, Euch an seinen Platz zu stellen; aber dann müßt Ihr auch nach meinem Rath thun, bis Ihr selbst mehr Erfahrung habt." — „Peter, antwortete Philipp, Ihr tragt mir da große Dinge an; ich glaube Euch aber, und so Ihr vollbringt, was Ihr versprecht, will ich in Allem Eurem Rathe folgen." — „Wohlan denn, sprach darauf Dubois, könnt Ihr wol hochfahrend und grausam seyn? Denn ein Mann aus dem gemeinen Volk, wie Ihr und ich, und besonders bey unserm Vorhaben, würde nichts taugen, wenn er nicht um seiner Grausamkeit willen gefürchtet würde. So wollen die Flämänder geführt werden, und darf Euch unter ihnen eines Menschen Leben nicht mehr gelten, als das einer Wachtel im Herbste." — „Ich werde thun, was nöthig ist!" sprach Artevelde, und hiermit trennten sie sich. Am folgenden Tag that Peter Dubois vor allem Volk den Antrag, indem er den Ruhm und die Dienste Jakob Artevelde's pries, und das Volk rief mit Einer Stimme: „Wir wollen keinen Andern, man rufe ihn herbey!" — „Nein, sprach Dubois, laßt uns ihn aufsuchen und mit ihm reden." Darauf ging das Volk, die Schöppen und Gildenmeister an der Spitze, zu Artevelde, und sagte ihm, wie die gute Stadt Gent einen Feldhauptmann brauche, dem Alles folge, sowol in der Stadt, als auch draußen, und wie alle Bürger von Gent ihn erwählt hätten, von wegen des Gedächtnisses seines Vaters, und von wegen seines Namens, den sie lieber aussprächen, als irgend einen andern. — „Ihr sagt, antwortete Philipp, daß die Liebe eurer Väter zu dem meinigen euch zu mir führe, und doch haben sie ihn zuletzt erschlagen, trotz aller Dienste, die er ihnen geleistet. Eine solche Belohnung kann mich nicht reizen, euch zu folgen." — Peter Dubois nahm das Wort und sprach: „Ihr sollt immer so gut berathen seyn, daß Jedermann mit Euch zufrieden seyn wird." — Da nahm er den Antrag der Genter an und folgte ihnen auf den Marktplatz, wo er ihnen den Eid ablegte und den der Schöppen und Burgermeister annahm. Anfangs erwarb er sich große Gunst, denn er sprach mit Weisheit und Milde mit Allen denen, die ihm nahten. Jedoch vergaß er nicht den Rath, welchen ihm Peter Dubois gegeben hatte, und konnte auch grausam und hart seyn. In Kurzem ließ er zwölf Bürgern den Kopf abschlagen unter verschiedenen Vorwänden, aber eigentlich blos, weil sie früher Theil an dem Mord seines Vaters genommen hatten. Darnach ließ er auch den Vorsteher der Webergilde hinrichten, welcher des Verraths verdächtig war und bey dem man Vorräthe von Salpeter und Pulver gefunden hatte. Die Strenge machte ihn nur noch beliebter bey den Kriegsleuten und bey denen, welche den Frieden fürchteten, und die Genter fuhren fort, sehr einig zu bleiben, trotz einiger Unzufriedenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abriß der Geschichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Genf.

(Fortsetzung.)

Seit einigen Jahren hat die Stadt Genf sich unter den günstigsten Verhältnissen mit einem neuen Pflanzengarten bereichert, welcher bereits nun über fünftausend Gewächsarten besitzt; mit einem akademischen Museum, dessen Sammlungen sich über die drey Naturreiche erstrecken; mit einer Lesegesellschaft, welche die bedeutendsten wissenschaftlichen und Literatur-Zeitschriften aller Länder darbietet. Es werden diese nutzbaren Anstalten von der Regierung unterstützt und begünstigt, und jüngere Männer widmen rühmlich ihre Zeit und ihre Kenntnisse den Arbeiten, welche die Besorgung und Aufsicht derselben erheischt.

Die gründliche Kenntniß der Naturerzeugnisse des eigenen Gebietes war von jeder ein Hauptzweck der Gesellschaft gewesen. In dieser Absicht hatte man anfänglich den Kanton in zwölf Abtheilungen, die eine Ausdehnung von zwölf bis fünfzehn Meilen befaßten, eingetheilt, und eine jede derselben einem Mitglied übertragen. Der Plan erschien einladend und gefällig, seine Ausführung aber zeigte mancherley Schwierigkeiten, die eine Aenderung desselben nothwendig machten. In seinem Geiste ist inzwischen vieles bereits geschehen. Die benachbarten Alpen

Digitized by Google

sind, in geologischer Hinsicht, zuerst von de Saussure, nachher von den Herren Deluc, Jurine und Pictet erforscht worden. Die Geologie und Lithologie der Umgegend von Genf hatte gleichfalls noch de Saussure sorgfältig bearbeitet; Herr Jurine hat die Insekten der Hügel und Berge des Kantons vollständig gesammelt, und kurz vor seinem Tode die Arten sowol als die Lebensart der Fische seines See's beschrieben. Vereint mit Herrn Louis Necker hat eben diese gelehrte Naturforscher die einheimischen Vögel gesammelt. Die zahlreichen Petrefacten der nahegelegenen Berge sind von den Herren Deluc, Vater und Sohn, wie die Pflanzenschätze der Landschaft von geschickten Botanikern, untersucht worden. Sammlungen dieser verschiedenen Fächer, welche beynahe vollständig heißen können, und die im Besitz von mehreren Privaten waren, schmücken bereits schon die Säle des Museums, oder werden ihm bald zur Zierde gereichen.

Die dem Klima von Genf mehr und minder eigenthümlichen meteorologischen und physikalischen Erscheinungen sind gleichfalls Gegenstände sorgfältiger Forschungen gewesen. Nicht blos findet man in den Werken Benedikt de Saussure's, besonders in der Erzählung seiner Ersteigung des Montblanc und des Aufenthalts auf dem Col de Géant, eine Menge merkwürdiger Thatsachen und gelungener Erörterungen derselben; sondern es haben auch Herr Deluc, und nach ihm die Herren de Saussure und Pictet, die Theorie sowol als die praktische Anwendung oder den Gebrauch des Barometers und der beyn andern alltäglichen Werkzeuge der Meteorologie, man darf wol sagen, beynahe zur Vollkommenheit gehoben. Die merkwürdige Erscheinung des auf dem Genfersee wahrgenommenen Hin- und Herschwankens des Wassers (des sèches) hat gleichfalls noch den Herrn Jurine in seinen lezten Lebenszaheen beschäftigt *), und die auf eben diesem See so häufig vorkommenden parallelen Lichtbrechungen und Wasserspieglungen (mirage) haben nicht minder ihre Beobachter gefunden, wie dinwieder auch die Temperatur seiner Gewässer und die seltsame Gestaltung seines Beckens. Sonach dann darf mit Grund behauptet werden, es gebe wohl kaum eine Stadt, deren Umgebungen in beträchtlicher Ausdehnung besser gekannt seyen, als die von Genf, hinsichtlich auf Geologie, Entomologie, Ornithologie, Lithologie, Mineralogie und überhaupt auf alle Zweige der Naturgeschichte.

Darum bleibt jedoch nichts desto minder noch sehr Vieles weiterhin zu thun übrig; die Natur ist unerschöpflich, wie im Einzelnen, so im Zusammenhang ihrer Verhältnisse. Es sind, zum Beyspiel, die verschiedenen Schichtenlager unsers Bodens, wie ich glaube, noch nicht sattsam bekannt; die Pflanzenerde selbst ist, aus dem doppelten Gesichtspunkt ihrer Bestandtheile und ihres Einflusses auf die Vegetation, noch nicht hinlänglich erforscht; die atmosphärischen Erscheinungen der Nebel, so wie der allgemeinen und der örtlichen Winde, sind noch nicht gehörig geordnet. Noch bleibt die Geschichte der Erd- und Fluß-Schalthiere, und hinwieder diejenige einiger dem See oder den Flüssen des vaterländischen Bodens eigenthümlichen Weichthiere und Crustaceen zu vervollständigen übrig; endlich dann mangelt noch eine, entweder vereinbart oder in etliche Abtheilungen gesondert, zu bearbeitende methodische Uebersicht der Erzeugnisse unsers Bodens. Heer de Candolle hat den botanischen Theil dieser Arbeit für das Bassin des See's von Genf übernommen, und wenn derselbe ausgeführt ist, wird man sich einer sehr vollständigen Kenntniß seiner Gewächse zu erfreuen haben.

Die Lage von Genf ist für das Studium der Natur ungemein aufmunternd; das gemäßigte Klima gestattet ohne große Beschwerde die Beobachtung des Gebietes, im kalten Winter wie im warmen Sommer; statt sich in weite und einförmige Ebenen auszudehnen, bietet der Boden viele Mannigfaltigkeit dar; im Vorgrunde liegen Hügel und Thäler; alsdann folgen die zwey gegenüberstehenden Ketten des Saléve und des Juragebirges; nachher die höheren Berge, welche so zu sagen wider den Vorgrund der Fernsicht bilden, die sich über jene prachtvollen Alpen ausdehnt, welche der gewaltige Montblanc, von dessen Anblick das Auge nie satt wird, beherrscht. Die Ausflüge nach allen diesen Gegenden gewähren ein immer wechselndes und stets neues Vergnügen; überall ist es eine frische und wohlduftende Luft, die man einathmet und in der man sich stets zu neuer Munterkeit und Regsamkeit gestärkt fühlt. Die umgebende Natur selbst erscheint allenthalben neu und glänzend; tausend entzückende Bilder, zahllose Erzeugnisse und Erscheinungen, die in der Ebene nicht vorkommen, stellen sich der Bewunderung des Beobachters auf den Bergshöhen dar. Alles hebt und veredelt daselbst die Gefühle und das Nachdenken, so daß man zur Erforschung der Wunder der Natur sich gleichsam angespornt fühlen muß. Diese schöne Landschaft wird darum auch beständig und vielfältig durch Fremde aller Nationen besucht, die sich daran nie ersättigen und nie ohne köstliche Erinnerungen davon zurückkommen. In der That mag man auch nie von solchem Ausfluge heimkehren, ohne neue Ideen erfaßt und den mit der Betrachtung und dem Studium der Natur verbundenen Reiz besser und inniger gefühlt zu haben. Es sind dieß die Stätten, wo die Haller, die Deluc, die de Saussure und viele Andere mehr sich zu den schönen Entdeckungen vorbereitet haben, durch die sie unsterblich geworden sind, und auf ihren Höhen nähren und stärken auch fortgehend unsere Mitbürger und unsere Jünglinge jene Vaterlandsliebe und jene Gefühle für die Schönheiten der Natur, welche im gegenwärtigen

*) Die Erscheinung beruht wahrscheinlich auf wechselnd ungleichem Druck der Atmosphäre auf die große Seefläche.

Zustand der Gesellschaft einen so wesentlichen Theil unserer wahresten Genüsse ausmachen.

Dieß ist die treue Darstellung der Verhältnisse der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Genf, wie hinsichtlich ihrer vergangenen Arbeiten, so bezüglich auf ihre künftigen Pläne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Port au Prince.

Durch den General-Sekretär Inginac wurde ich zu einem Balle eingeladen, den der Präsident Boyer auf seinem Landsitze gab. An dem bestimmten Tage, um vier Uhr Nachmittags, schickte mir der Präsident einen Wagen, in welchem mich ein junger, beym Departement des Innern angestellter Haitier nach dem Landsitze begleitete. Ohne diese mir angebotene Bequemlichkeit hätte ich reiten müssen, weil in Port au Prince keine Miethwagen zu haben sind, und nur wenige Personen Equipagen halten, wenn solche diesen Namen verdienen; es sind nämlich schwerfällige, altmodische französischer Kabriolets, mit zwey oder drey Pferden bespannt, und in Hinsicht des äußerlichen Ansehens sehr verwahrlost. Der gut unterhaltene breite Weg zieht sich durch eine malerische, angebaute Gegend an der Bay hin, an welcher auch das Landhaus, ungefähr eine Stunde von der Stadt, auf einer Anhöhe liegt, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die ganze Bay, so weit das Auge reicht, auf die unbewohnte Insel Gonave und das jenseitige Ufer der Bay genießt. Bey meiner Ankunft wurde ich von einem Adjutanten in einen Saal geführt, in welchem sich außer der Familie des Präsidenten erst einige Gäste befanden. Der Saal, so wie das ganze Haus war anständig, aber nicht prächtig möblirt. Beym Anbruch der Nacht, um halb sieben, wurde ein kleines Feuerwerk abgebrannt, dessen Eclat ich nicht bewundern konnte, und um halb acht Uhr setzten wir uns in dem großen Saal zu Tische, um ein treffliches kaltes Essen, ein sogenanntes Ambigú, einzunehmen. Bey der Vertheilung der Plätze war auf keine Rangordnung Rücksicht genommen; der meinige wurde mir nicht weit vom Präsidenten zwischen seiner Stieftochter (Tochter des verstorbenen Präsidenten Petion) und der bejahrten Wittwe des vorigen Großrichters angewiesen. Letztere war gesprächig, meiner jungen, recht artigen Nachbarin aber konnte ich trotz aller meiner Bemühungen keine lebhafte Unterhaltung abgewinnen. Diese Zurückhaltung oder Blödigkeit schreibe ich sowol ihrem beschränkten Umgange mit Fremden, als auch dem Umstande zu, daß sie das Französische nicht so gerne und nicht so geläufig sprach als das Kreolische, welches bey den Haitiern, wenn sie unter sich sind, immer noch, selbst in den ersten Familien, die Umgangssprache ist.

Da die Tafel für alle Anwesenden zu klein war, so mußten fast alle Offiziere später essen. Die Bedienung war gut, doch vermißte ich die Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit, welche man in Europäischen Hauptstädten gewohnt ist, die man aber in ganz Westindien und Südamerika nicht findet. Während des Essens, so wie die ganze Nacht hindurch, hielt sich ein Offizier aus dem Gefolge des Präsidenten, auf dessen Befehl, in meiner Nähe auf, um durch die Bedienten das Verlangte für mich schnell zu besorgen. Das bey der Tafel spielende Orchester war mit den Musikern eines Regiments zahlreich genug besetzt, leistete aber bey weitem nicht so viel als die Militär-Musik eines Regiments Schwarzer, die ich drey Jahre früher in Rio de Janeiro hörte. Nachdem die Tafel abgeräumt war, begann der Ball. Die Gesellschaft bestand aus hundert bis hundert und zwanzig Personen, unter welchen sich außer mir nur noch Ein Weißer befand. Ich bemerkte nur einige wenige Schwarzen, die Uebrigen waren alle Gelbe von verschiedenen Nüancen. Als ich den mich begleitenden Offizier nach seiner Familie befragte, zeigte er mir seine beyden schwarzbraunen Töchter, welche er Brünetten nannte. — Die Gesellschaft war, nach republikanischer Sitte, nicht nur aus den hohen Militär- und Civilbeamten, sondern auch aus dem Bürgerstande gewählt; ich sah darunter einen Lehrer, einen Baumeister, einen Notar und einen Buchdrucker.

Die Offiziere nahmen sich in ihren, nach französischer Art gemachten Uniformen gut aus, die bürgerlichen Herren waren anständig gekleidet, die Damen trugen elegante Ballkleider nach französischer Mode, und hatten das von Natur sich kräuselnde Haar durch Auflegung vieler Pomade geglättet. In dem ganzen Benehmen herrschte weder die steife Hofetiquette, noch der angenehme und leichte, jedoch äußerst feine Ton, durch welchen sich die Cirkel der höhern Stände in Europa auszeichnen; dessen ungeachtet wurde durchaus nicht gegen den Anstand gefehlt, man konnte vielmehr sogleich sehen, daß man sich in einer Versammlung von wohlgebildeten Personen befand, und wären alle Personen maskirt gewesen, so hätte ein Europäer gewiß geglaubt, sich unter seinen Landsleuten zu befinden. — Von Zeit zu Zeit wurden Erfrischungen umher gereicht, oder sie konnten gefordert werden. — Es wurden nur französische Quadrillen getanzt, in welchen sowol die Herren als die Damen Geschicklichkeit und Anstand zeigten; nach Beendigung einer Quadrille tanzten die nämlichen vier Paare gewöhnlich noch einen Nationaltanz, Karabiner genannt, welcher aus einigen einfachen Touren mit langsamen Schritten besteht, und der Quadrille wahrscheinlich beygefügt wird, um eine zu schnelle Abkühlung zu vermeiden. — Der Präsident und seine Gemahlin nahmen keinen Theil am Tanze, blieben aber bis zum Auseinandergehen der Gesellschaft gegenwärtig und unterhielten sich abwechselnd fast mit Allen.

Ich tanzte nur einigemal, fand aber bald, daß ein Europäer diese starke Bewegung in einem heißen Klima nicht aushalten kann; ich war vom Schweiße durchnäßt, und da ich fürchten mußte, daß das Tragen der feuchten Kleider und die dadurch beynahe unterdrochene Transpiration mir eine gefährliche Krankheit, ja den Tod zuziehen könnte, so wollte ich um Mitternacht schon nach Hause fahren. Theils aus Unkunde, theils weil ich eigentlich nicht tanzen wollte, hatte ich die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel der Haitier vernachlässigt; die Herren nämlich, welche lange tanzen wollen, nehmen reines Zeug mit, so daß sie ihre Kleidung wenigstens einmal, und die Wäsche zweymal wechseln können. Als ich dem Präsidenten auf sein Befragen den Grund angab, warum ich mich so früh entfernen wollte, ließ er mich sogleich mit frischer Wäsche versorgen, worauf ich mich wieder so behaglich fühlte, daß ich dem Balle bis zu Ende beywohnte.

Mit Sonnenaufgang kehrte die ganze Gesellschaft zur Stadt zurück, und ich kam um sieben Uhr in meiner Wohnung an. Da in Haiti nichts gefährlicher ist, als wenn die unterbrochene Transpiration nicht schnell wieder hergestellt werden kann, so stärkte ich die Nachwehen der vergangenen Nacht. Ich trank daher schnell noch einige Gläser Wein, ließ mir starken Kaffee machen, rauchte eine Cigarre, und ging, in meinen Mantel gehüllt, auf der Gallerie vor meinem Zimmer mit starken Schritten auf und ab, bis ich anfing, in Schweiß zu gerathen; dann legte ich mich zu Bette, und um Mittag stand ich wohl und gestärkt auf. S.

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. März 1825.

Mit krampfhaften Geburtswehen wird jede Zeit geboren, aber nur zur neuen Geburt, und diese wechselnden Wehen sind eben die Geschichte.

H. Steffens.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der Graf von Flandern hatte die Belagerung von Gent von Neuem angefangen. Der tapferste und zierlichste Ritter seines Heers war damals der junge Herr von Enghien — er war der Stolz der flamändischen Ritterschaft, und der Graf liebte ihn wie seinen Sohn. Er stand an der Spitze aller kühnen Unternehmungen, und die jungen Ritter fochten am liebsten unter seinem Banner. Eines Tages, unter andern, zog er vor die Stadt Grammont, die es mit den Gentern hielt, und nahm sie mit Sturm, und verbrannte sie, also daß über fünfhundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder, umkamen. Die Genter aber beschlossen, sich zu rächen, und legten ihm einen Hinterhalt. „Jetzt zum Tode!" riefen sie ihm zu. — „Es ist zu spät zum Rückzug, sprach der Ritter von Enghien, es bleibt uns nichts übrig, als unser Leben theuer zu verkaufen." Und alsbald bezeichneten sich die Ritter mit dem Kreuze, empfahlen sich Gott und St. Georg, und fochten tapfer bis sie Alle fielen. Die Flamänder führten die Leichname im Triumph nach Gent. — Das war ein tödtlicher Streich für den Grafen. „O Walter, Walter, mein Sohn, rief er, wie bald ist deine Jugend zu Schaden gekommen! . . . Aber ich will, daß männiglich wisse, daß die Genter nimmer Frieden von mir erlangen sollen, bis sie mir das gebüßt haben." Den Leichnam des jungen Ritters verkauften ihm die Gentee für hunderttausend Franken, und hierauf hob der Graf, traurig und muthlos, die Belagerung auf. Er versuchte nun, die Genter durch Hunger zu zwingen, indem er seine Vettern, die Herzoge von Bradant und von Hennegau, bewog, ihren Unterthanen allen Verkehr mit Gent zu verbieten, also daß sie keine Zufuhr mehr von dorther erhalten konnten. Auch die Lütticher wollte er zu einer solchen Sperre bewegen, sie aber waren stolze und freye Leute, und machten sich nichts aus dem Grafen. Die Genter geriethen dennoch in große Bedrängniß, und fingen an, zu unterhandeln. Gesandte wurden nach Harlebeck zum Grafen geschickt, und der Herzog von Bradant, der Graf von Hennegau und der Bischof von Lüttich erboten sich zu Vermittlern; kurz Alles war auf gutem Wege, zur großen Zufriedenheit der ehrbaren Bürger von Gent. Peter Dubois aber wußte wohl, daß der Friede nur auf seine und seines Gleichen Unkosten geschlossen werden konnte. „Ich mag noch nicht sterben, sprach er, und mein Meister, Hans Hyons, ist auch noch nicht genug gerächt." Er ging zu Arteveldе, und zeigte ihm ihre gemeinschaftliche Gefahr. Am folgenden Tage traten sie mit hundert Bewaffneten in die Versammlung der Bürger, wo eben zwey angesehene Bürger für den Frieden sprachen: sie seyen eben von Harlebeck zurückgekehrt, und hätten mit großer Mühe vom Grafen den Frieden erhalten, unter der Bedingung, daß die Stadt zweyhundert Geißeln ausliefere, die der Graf auswählen dürfe, und über sie nach Gefallen verfügen; doch dürfe

Digitized by Google

man hoffen, er werde sie begnadigen. — „Wie habt ihr gewagt, sprach darauf Peter Dubois, solche schimpfliche Bedingungen abzuschließen! Besser wär' es für die Stadt, sie würde ganz zerstört, als also beschimpft. Man sieht wohl, daß weder ihr noch eure Freunde unter den zweyhundert Gefangenen seyn werden. Ihr habt das Eurige gethan, wir werden das Unserige thun." So sprechend, zog er seinen Dolch, und stieß den Einen der Abgesandten nieder, und Artevelde that dem Andern ein Gleiches. Hierauf riefen sie Beyde: „Verrath!" Ihre Parthie war die stärkste, die meisten reichen Leute mochten sich mit ihnen nicht entzweyen und fürchteten sie, also ward ihre That gebilligt. Der Graf aber war ergrimmter als jemals, und der Krieg begann mit neuer Wuth; der Graf begnügte sich aber, die Stadt auszuhungern. Die Einwohner der Grafschaft Alost fuhren, gegen sein Verbot, fort, ihre Käse nach Gent zu bringen. Zur Strafe fiel der Graf in ihr Land, und verheerte es also mit Sengen und Brennen, daß die Leute mit ihrem Vieh in's Hennegau'sche flüchten mußten.

Die Lebensmittel fingen an, in Gent zu fehlen; die Speicher waren leer. Eine Schaar von zwölftausend Mann zog aus, um zu versuchen, ob sie nicht einigen Vorrath eindringen könnten. Blaß und mager vor Hunger kamen sie vor die Thore von Brüssel. Die Einwohner waren ihnen wol günstig, aber sie durften ihnen nicht helfen von wegen des Herzogs von Brabant; doch gaben sie ihnen Speise und Trank für sie selbst. Von da zogen sie nach Löwen, wo es ihnen eben so erging. Hierauf ging der Hauptmann Franz Aterman nach Lüttich; die Lütticher erlaubten ihm, fünf- bis sechshundert Wagen voll Lebensmittel nach Gent zu führen. Diese Zufuhr langte aber nur auf kurze Zeit aus. Der Graf glaubte nun die Genter in seiner Hand zu haben, und weder er noch die vertriebenen Genter, welche bey ihm waren, wollten etwas von einem Vergleich hören. Artevelde selbst und die Seinigen wünschten jezt den Frieden, und waren bereit, sich selbst für das Wohl der Stadt aufzuopfern. Die einzige Bedingung, die er verlangte, war, daß der Graf Niemand hinrichten lasse, sondern sich damit begnüge, zu verbannen wen er wolle. Der Graf aber verlangte: alle Einwohner von Gent, vom fünfzehnten bis zum sechszigsten Jahr, sollten barfuß und im Hemde, den Strick um den Hals, bis halbwegs von Gent nach Brügge, wo er damals war, ihm entgegenziehn, und sich ihm auf Gnade oder Ungnade übergeben. Die Genter verstummten vor diesem Verlangen, und der Vogt von Hennegau sprach zu ihnen: „Ihr guten Leute, ihr seyd in großer Gefahr; ich rathe euch, zu thun, was der Graf verlangt; er wird doch wol nicht Alle hinrichten lassen, sondern nur diejenigen, gegen welche er am meisten aufgebracht ist." — Artevelde aber antwortete: „Wir danken Euch für Eure Mühe und Sorge, aber wir haben keine Macht, solche Bedingungen zu gewähren: wir werden sie den Leuten von Gent vortragen; und wenn sie damit zufrieden sind, werden wir uns nicht widersetzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Abriß der Geschichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Genf.

(Beschluß.)

Von den wirklichen Mitgliedern der Gesellschaft und den auf sie begründeten schönen Hoffnungen durfte hier die Rede nicht seyn. Die Arbeiten derselben sind es, die ihren Ruhm begründen mögen, und der Zeit allein steht zu, dieselben zu würdigen. Hingegen soll billig am Schluß dieser Uebersicht annoch der Mitglieder gedacht werden, welche der Gesellschaft durch den Tod sind entrissen worden, und der Hauptverdienste, die denselben Ansprüche auf die Achtung der europäischen Gelehrten erworben haben.

An ihrer Spitze steht Karl Bonnet, zugenannt der christliche Weltweise, und gleichmäßig ausgezeichnet als Naturforscher und als Vernunftlehrer. Seine zahlreichen Schriften sind in zehn Quartbänden gesammelt, und es bedarf nur, dieselben zu durchgehen, um sich einen Begriff von der Geisteskraft und Phantasiestärke zu machen, die ihrem Verfasser eigen waren. Bonnet's Briefwechsel mit seinem gelehrten Freunde, dem großen Haller, ist auf der Bibliothek von Genf verwahrt, und mag vielleicht einst noch bekannt gemacht werden.

Der Zweyte ist sein Schüler und Anverwandter, Horaz Benedikt de Sauſſure, dessen Werke von Allen, die seinen Studienfächern sich widmen, jederzeit müssen berathen und bewundert werden. Etwas das seinen Ruhm steigern könnte, weiß ich nicht zu sagen, und darum begnüge ich mich, in Erinnerung zu bringen, daß er als Bürger gleich groß wie als Naturforscher gewesen ist; daß er, mit allen Kräften, die ihm dafür zu Gebote stunden, jede nützliche Stiftung im Vaterlande unterstüzt, und die Fortschritte von Kunst und Wissenschaft wesentlich befördert hat. In Bonnet's Schule hatte er sich jene streng logische Beweisart und die gewissenhafte Wahrheitsliebe angeeignet, welche in seinen Schriften überall vorherrschend angetroffen werden.

Johann Senebier ist bekannt geworden durch seinen Antheil an den ersten Entdeckungen der Lehre von den Gasarten, gemeinsam mit Prieſtley und Ingenhouſe, so wie hinwieder durch die Entdeckung der Zersetzung der Kohlensäure in den Pflanzen mittelst des Sonnenlichtes. Er hat einen Theil seiner Lebenszeit auf Arbeiten verwandt, welche die Vervollkommnung des in seiner Vater-

Digitized by Google

stadt geübten Verfahrens in den mechanischen Künsten beabsichtigten. Beynebens war er ein trefflicher Bibliothekar und ein gelehrter Alterthumsforscher. Manche seiner Arbeiten haben das Journal de physique bereichert, er hat eine Pflanzenphysiologie in vier Bänden, eine Literargeschichte von Genf und mehr Anderes bekannt gemacht. Seine Gefälligkeit, seine Bescheidenheit und sein Pflichteifer waren unbegrenzt.

Wilhelm Anton Delue, der Bruder und anfänglicher Mitarbeiter des berühmten Delue, war in der Geologie, nach dem Standpunkt seiner Zeit, wohl bewandert, und er hatte sich eine schöne Petrefacten-Sammlung gebildet. In seinen lezten Lebensjahren ließ er mehrere gehaltreiche Abhandlungen, theils durch das Journal de physique, theils durch die Bibliothèque britannique bekannt machen.

Tollot, war ein äußerst bescheidener, dem Publikum wenig bekannt gewordener Liebhaber der Wissenschaften, welcher ohne Lehrmeister in verschiedenen Theilen der Naturkunde, in der Geologie und Lithologie vornehmlich, sich gründliche Kenntnisse erworben hatte.

Heinrich Albrecht Gosse, ein guter Botaniker und in andern Fächern der Naturgeschichte nicht unbewandert, war Hauptstifter der Genferischen sowol als der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturwissenschaften; es sind ihm mehrere akademische Preise zu Theil geworden, und er hatte sich viel mit der Filzarbeit und den Vergolderosen beschäftigt.

Ludwig Odier, war ein vortrefflicher Arzt und ein edler Freund alles Gemeinnützigen, für das Wohl des Vaterlandes Ersprießlichen. Die Kundmachung der Schutzpocken auf dem Festland und ihre Einführung in Genf, nachdem Herr Pictet die Jennersche Entdeckung aus England gebracht hatte, ist sein Verdienst gewesen, und er war es auch, welcher zuerst ihr den Namen Vaccine (Kuhpocken) gegeben hat. Manche seiner Aufsätze und kritischen Anzeigen stehen in der Bibliothèque britannique und in dem vormaligen Journal de Genève; er hat gleichfalls ein geschätztes Handbuch der praktischen Heilkunde geliefert.

Ludwig Jurine, als Wundarzt vom ersten Range durch ganz Europa berühmt, war in den meisten Fächern der Naturgeschichte, die durch seine Beobachtungen vielfältig bereichert wurden, wohl erfahren. Dabey besaß er ein prächtiges Kabinet für Mineralogie, Geologie und Entomologie. Man verdankt ihm ein neues System und die Nomenclatur der Zweyflügler, eine vollständige Geschichte der Kiefenfüßer, eine Geschichte der Fische vom Genfersee, und zahlreiche einzelne Abhandlungen über Gegenstände der Naturgeschichte, der Chirurgie, der Heilkunst und der vergleichenden Zergliederung. Viele akademische Ehrenmünzen des Auslandes sind ihm zu Theil geworden, und die französischen Kampfrichter der Preisschriften über den Croup, haben die seinige gekrönt. Sein Tod im Jahr 1819 ward als ein Verlust des Gemeinwesens beklagt.

Tingry, ein Zögling von Rouelle, und nach dem Maße seiner Zeit ein guter Scheidekünstler, hat die Liebhaberey für diese schöne Wissenschaft in die Stadt Genf, die sein zweytes Vaterland ward, gebracht und seine Arbeiten in diesem Zweige der Naturkunde haben nur mit seinem Tode aufgehört. Er ist Verfasser eines Werkes über die mancherley Firnißarten und eines andern über die Theorie der Emaillarbeiten. Die Akademie in Dijon hat seine Preisschrift über das flüchtige Princip der Kreuzpflanzen (crucifères) gekrönt, sein schönes Landhaus hat er einer öffentlichen Lehrstelle für die auf Künste angewandten Chymie, oder dem Professor vermacht, den die Akademie dazu bestellen würde, und hiermit gab er ein schönes Vorbild der edelmüthigen Stiftungen, welche das Gedeihen der Wissenschaft befördern helfen, und deren Nutzbarkeit Niemand bezweifeln mag.

Dieß sind die berühmten oder verdienstlichen Männer, welche der Tod dem Verein entrissen hat. Ihr Verlust war für die Gesellschaft schmerzlich; ihre Arbeiten aber leben fort, und ihr Andenken wird im Segen behalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

(Fortsetzung.)

Am Vorabend und am Festtag des Neujahres schien die Sonne freundlich, wenn gleich einige Tage später ein Sturm durch 24 Stunden wehte, der sich mit jedem andern dieser Zeit wol messen konnte. Es gab keine Straße, in welcher nicht die Ziegel von allen Dächern herunterrasselten. Wer schwach auf den Füßen war, der wurde umgeworfen. An den beyden erstgenannten Tagen, wie gesagt, rührte sich kein Lüftchen, ausgenommen das vom Hauche guter Wünsche angeregt, die Segel der Klienten trieb. Bonbons und Zuckerwerk wird bey dieser Gelegenheit hier in vollen Taschen nicht herumgetragen, auch kein Kalender trogokonomique (für Liebhaber von Süßigkeiten) erscheint; aber elegante, sinnreiche Jouloux, Karten und Billets werden aller Orten feilgeboten, an- und dargeboten; den halben ersten Jänner, und bis in die Nacht vorher ist dieser Handel sehr ersprießlich. Jeder sucht sich der Gewogenheit der Seinigen und des Schutzes seiner Protektoren zu versichern. Wer darf es wagen, dieser Sitte Trotz zu bieten? Und gibt es welche, nun so mögen sie es haben, wenn die elegante Welt sie zu den Vandalen und Huronen zählt! — Auch die Fastnachtslustbarkeiten sind im höchsten Schwung. Der Himmel hängt recht eigentlich voll Geigen. Auf dem Theater an der Wien war man rasch mit einer Fastnachtsposse bey der Hand: der Schluß fehlt, betitelt. Ob es Original oder Uebersetzung und Bearbeitung ist, kann ich nicht sagen. Der Schluß fehlt gerade nicht dem Stück, sondern einem Briefe, der das Stück schließt, und einem Direktor im tausend Aengsten zur er-

Digitized by Google

wünschten Stunde kommt. Es ist eins von den beliebten Stücken, worin die Schauspieler das Vergnügen haben, sich selbst, ihr leidiges Treiben und Reiben, und die Koulissen-Skandale zur Schau zu stellen. Man sollte unter gewissen Umständen so etwas besonders zu vermeiden suchen.

Ein Ritterschauspiel, vor fünf Jahren schon gegeben, wurde neu in die Scene gesetzt: Die Spinnerin am Kreuze. Der Stoff hat großes Volksinteresse, und bezieht sich auf ein altes Denkmal gothischer Baukunst zwischen Wien und Baden, von dessen Ursprung mancherley dunkle, unbefriedigende Sagen im Munde des Volkes sind. Eine Harrende soll lange Zeit an diesem Orte gesponnen haben, ein Gelübde zu erfüllen. Nach Andern heißt es, sie sammelte Almosen am Wege ein, zur Erbauung eines steinernen Kreuzes. So wird ihrer Erwähnung gethan in der neuen, achtungswerthen Dichtung des ehrwürdigen Prälaten, J. Ladislav vom Pyrker: Rudolph von Habsburg (Gesang II.). Nach neuerer Erklärung ist die Benennung aus dem späterhin verfälschten Namen des Erbauers dieser Säule entstanden, die auch das Crispinians-Kreuz genannt wird. Zu Balladen und Erzählungen hatte das Mährchen Stoff genug genug gegeben, ein Schauspiel mit einem Vorspiel war vor dem Erwähnten nicht erschienen. Der Verfasser durfte seiner Phantasie freyen Zügel lassen, wenn nur die Hauptsache nicht fehlte. Ohne poetisches Verdienst ist das Stück (von F. A. Kanne) nicht; das dramatische kommt weniger in Betracht, weil es zu flüchtig in Anlage und Ausführung erscheint. Das Erstemal machte es einige gute Einnahmen, und kam dann bald wieder vom Repertoire, weil es nicht genug eintrug. Die Zeiten haben sich geändert. Was damals verschmäht wurde, genügte jezt, und die Spinnerin zeigte sich wieder einige Mal auf den Brettern.

Auf diesem Theater hat sich auch ein Gastspieler aus Pesth, ein Hr. Meister, in einem Cyklus (wie es auf dem Zettel hieß) von Rollen gezeigt. Mit dem Schneider, in den Schwestern von Prag begann er seinen Cyklus. Dazu paßt diese pomphafte Benennung freylich nicht zum Besten. Die andern Rollen waren bisher von gleicher Art: Poldi in der Frau von Krems (ein Schikanederisches Produkt), der Nachtwächter, im Kirchtag zu Petersdorf (von Meist). Adam im Dorfbarbier, der Mehlspeißmacher im Freund in der Noth u. s. w. Er ist nicht ohne Gaben für das Komische in dieser Gattung von Charakteren, komische Originalität bewies er nicht. Sein Spiel ist übrigens natürlich, sein Benehmen zeugt von Ruhe und Theatersicherheit. Manches wurde mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt, und von Uebertreibung weiß er sich, so wie von Gemeinheit ziemlich frey zu halten. Um so auffallender waren gleich in der ersten Paraderolle die eitelhaften Bubtereyen um die Gunst des Publikums, die in dem variirten Text der Schneiderarien applicirt wurden, sammt dem faden, trivialen Schneiderwitz und der kriechenden Komödiantenschmeicheley, die nur in Winkelbuden hingehören. Es ist unbegreiflich, wie ein Publikum der Hauptstadt dergleichen Zudringlichkeiten beklatschen, und ein Schauspieler, der ihrer eigentlich nicht bedarf, ihm damit beschwerlich fallen kann. Hr. Meister muß vermuthlich glauben, diese Hänseley gehöre mit zum Handwerk und zum Meisterstück. Das Haus war übrigens in den Vorstellungen, die ich mit ansah, leerer als gewöhnlich, und das will viel sagen. Da es dieser Bühne an einem Komiker fehlt, so wird er vermuthlich an des Schauspieler Neubrücks Stelle kommen.

Auf dem kaiserlichen Burgtheater wurde neulich der Vorhang zur Sicherung gegen allzuschnelles Verbreiten des Feuers von der Bühne aus, die neue eiserne Courtine, die ich vor längerer Zeit bereits erwähnte, einige Mal nach Endigung des Schauspiels, in Gegenwart des versammelten Publikums herabgelassen, um demselben Vertrauen zu dieser und den übrigen damit verbundenen Maßregeln einzuflößen. Die Bestimmung dieser Courtine, wie auf den Zetteln angekündigt wurde, ist, im Fall eines auf der Bühne entstehenden Feuers, diese von dem Auditorium sogleich gänzlich abzuschließen, damit die Zuschauer sich ruhig und in Ordnung aus dem Schauspielhaus entfernen können. Sie besteht aus einem Viereck von 22½ Schuh Höhe, zu 29½ Breite Wiener Maaß, das auf einem Gerippe von eisernen Stangen befestigt, aus dicken, aufgeschraubten Platten von Eisenblech zusammengesetzt und luftdicht verbunden ist. Das Proscenium ist früher ganz in Stein gebaut worden, die wenigen Kommunikationsthüren sind sämmtlich von Eisen, auf dem Fußboden läuft ein eiserner Streif, auf welchem sich beym Herunterkommen die Maschine feststellt. Unter diesem, so wie in der Höhe durch den Dachstuhl, gehen Brandmauern, die Souffite am Portal ist auf Eisenblech gemalt, und die in der Nähe befindlichen Löschanstalten können leicht in Bewegung gesezt werden. Es bedarf nur eines einzelnen Mannes, um die Hemmung wegzuziehen, wenn die Courtine fallen soll, der sich dann sogleich entfernen kann, während sie von selbst ihre Bewegung fortsezt. Wenn ein Punkt unzugänglich ist, bietet sich der zweyte, entfernte, noch zur Herablassung dar. Das Sinken dauert eine Minute. Auch bey Zerstörung des Hängewerks kann sie, ohne Wegnahme jener Hemmung, nicht herabfallen. Das Gewicht beträgt fünfzig Centner, mit der ganz eisernen Maschinerie gegen achtzig. Die Deckung einer so eingerichteten Bühne mit einem eisernen Dachstuhl, und ein eisernes Gebälke für das Haus überhaupt, wenn auch bereits Vorschläge gemacht worden sind, bleibt jezt allem noch zu wünschen übrig.

Ein auf diesem Theater neu gegebenes Stück führt den Titel: Die Zufälle. Original-Lustspiel in fünf Akten von Fr. von Holbein. — Die Zufälle! Welch ein erwünschtes Feld für die Witzjäger, die ihre dürftigen Urtheile gern mit weitschweifigen Einleitungen anfangen! Es ist wirklich schwerer hier, dem Reiz zu widerstehen, als den Forderungen zu genügen. Kurz zu sagen, das Stück ist ein wahrer Pasticcio, oder deutsch zu reden, Rührerey. Geschichten gibt es genug darin, alle vereinigen sich endlich in einen Knoten, der so los und leer ist, daß man ihn kaum berühren darf, damit nicht Alles wieder auseinander falle. Lustige Einfälle wechseln mit alltäglichen und platten, glückliche Charakterzüge mit verzwickten Charakterzeichnungen, und der Witz schmeckt zuweilen nach der lokalen Posse. Das Stück ist übrigens sehr lustig und spannt eine Zeitlang die Neugierde. Gelacht wurde viel, aber das Publikum dieses Theaters pflegt sich gern nachher zu fragen, warum es eigentlich gelacht habe? Findet es nun, daß der Gegenstand besser für das Repertoire einer andern hiesigen Bühne sich eignet, so verweist es ihn dorthin. Daran denkt man freylich nicht, daß in dieser Zeit der magern dramatischen Küche auch ein Hoftheater seine Lückenbüßer auf der Austheilung haben muß, und daß, wenn ein Stück belustigt, versteht sich, auf möglichst manierliche Weise, ein Zweck wenigstens erreicht ist. Man scheidet ja doch die Stücke nicht blos für die Unsterblichkeit, sondern zunächst für die Unterhaltung. — Grillparzers Ottokar wird nun einstudirt und nächstens in die Scene gehen, zum Vortheil der HH. Regisseure. Es herrscht nur eine Stimme über die Trefflichkeit dieses Werks unter Allen, die bisher damit bekannt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. März 1825.

Die Zeit zu bilden, sey der Frauen Recht.

Erziehung.

So erhaben und schön auch ein großer Theil der Männer von der Natur und dem Werth des schönen Geschlechts denkt — so poetisch sich auch häufig diese Herren über seine Bestimmung ausdrücken, wenn sie z. B. singen:

Das gute Weib ist eine Blüthe
Aus einer höhern Geisterwelt;
Es ist ein Glied der großen Kette,
Die mit dem Himmel uns vermählt;

so schlecht ist doch in der Wirklichkeit für dieses schöne und gute Geschlecht gesorgt, so wenig Rechte und Mittel der Selbstständigkeit sind ihm überlassen. Alles hat der rauhe Mann mit seiner Stärke sich zugeeignet; hart und lieblos mit ihm abgetheilt. Er dört nicht auf, ihm Weihrauch zu streuen, aber mit Weihrauch läßt sich der Hunger nicht abweisen. Nicht nur wird dadurch die Existenz dieser Wesen gefährdet, und die Veranlassung zu tausend unglücklichen Ehen gegeben, die nicht die Liebe, sondern das Brod schließt, sondern, was weit bedeutungsvoller ist, der Menschheit der ganze Segen geraubt, der gerade aus dem Eingriffe der weiblichen Ansichten und Thätigkeit in den Lauf der Dinge und der Kultur quellen würde. Diese schroffe Festhaltung der Sache, diese Lücke in unsern socialen Verhältnissen wird täglich fühlbarer. Immer schwieriger wird es Familienvätern, für das Wohl ihrer Töchter zu sorgen. Immer hinfälliger und schwankender wird das Loos eines großen Theiles dieses Geschlechts. Es ist daher Zeit, darauf zu denken, wie theils dieses Loos von Nutzen gesichert, theils der Menschheit der größere Antheil werde, den der Einfluß des Weibes der Civilisation bringen würde, wenn es unsre Sitten so wollten. Hierzu bieten sich aber die trefflichsten Mittel dar. Warten Sie indessen, meine schönen Damen, nicht auf die Artigkeit der Männer, daß sie ihnen diese Mittel anbieten sollen; der Instinkt der Herrschaft wird diesem Geschlecht dieß für immer unmöglich machen; denn mit der hohen Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts ist auch die Herrschaft der Männer über sie gebrochen. Aber nehmen Sie sich selbst die Rechte, die man Ihnen nicht entgegendringt, und beginnen Sie damit eine neue Zeitrechnung in der Geschichte ihres Geschlechts.

Man hat schon oft gesagt, wie zwecklos es sey, die Erziehung, den Unterricht des Kindes dem Manne mit all seiner Hitze und Leidenschaft, und nicht dem sanften Geschlecht zu überlassen, das mit seiner eigenthümlichen Milde die bessern und sanftern Grundsätze der Tugend in die Seele des unbändigen Knabens streuen, und ein weit glücklicheres Gebilde zu Stande bringen würden, als diese darschen und größtentheils unglücklichen Einimpfungen sind. Für die Entwicklung der physischen Kraft können schon gymnastische Uebungen sorgen. Man hat es eben so oft gesagt, wie unzweckmäßig es sey, so viele Beschäftigungen von Männern verrichtet zu sehen, die weibliche Hände verrichten könnten. Da sizt ein Bengel von Schneidergeselle, dort langweilt sich ein vierschrötiger Bäckerdursche, dort

steht ein müssiger Ladendiener, lauter Kräfte, die zu etwas ganz Anderem verwendet werden könnten. Aber rechnen Sie nicht darauf, daß man Ihnen die Erziehung der Jugend, das Fertigen der Kleider, die Besorgung des Backwerks, das Ausschneiden der Waaren eingeräumt werde, so gerecht es auch wäre; nimmer werden die Männer diesen bequemen Besitz aufgeben.

Aber nehmen Sie sich, was Ihnen von Rechts- und Anstands wegen gebühret, was Ihnen Niemand vorenthalten kann, sobald Sie nur unter sich einig sind — nehmen Sie sich der Erziehung und Bildung Ihres eigenen Geschlechts, nehmen Sie sich derselben zum Wohl der Menschheit an. Es ist ein großer Mißgriff und ein arges Versehen, daß nicht längstens ein Staatsgesetz den Männern die Bildung und den Unterricht der Mädchen untersagt; es ist gegen alle Pflicht und Tugend, unschuldige Geschöpfe der Diskretion oft brutaler Bösewichter zu überlassen, die ihnen häufig das Heiligste, Theuerste entwenden, wodurch ein Weib die Achtung des Mannes erwirbt, und durch dessen Verlust sie für immer in Verachtung geräth. Man kann dabey erröthen, aber man muß hier die Sache beym rechten Namen nennen, und Schweigen wäre hier Verbrechen. Wie manches Mädchen ist ein Opfer der Leidenschaft und der Wollust ihres Sprach-, Musik-, Tanz-, Scheidlehrers geworden. Dieser fatale Zusammenhang, der Menschen um ihre ganze Lebensruhe bringt und ihr Schicksal bestimmt, darf nicht länger bleiben. Schon deßhalb, meine gefühlvollen Freundinnen, nehmen Sie sich Ihres Geschlechts an. Aber welche Gelegenheit, Gutes auszustreuen, bleibt unbenutzt, wenn der vielbeschäftigte, zerstreute, gedankenvolle Mann still die Stunde neben dem sprachseligen Geschöpf hinbringt, und wie ganz anders, wenn das aufmerksame Weib Ansicht und Gefühle in das geöffnete Herz des Kindes gießt. Wie mancher Vater, Gatte, Geliebte würde seinem geliebten Kinde, Weibe ꝛc. noch Ausbildung in Musik, Zeichnen, Sprache ꝛc. geben lassen, wenn er nicht billig Bedenken tragen müßte, ein unschuldiges Wesen der Prüfung der Verführung erfahrner schlauer Wollüstlinge Preis zu geben, und es auf das gefährlichste Spiel zu setzen. Fern sey es, zu glauben, daß alle, oder der größte Theil dieser Personen solcher Unthaten fähig seyen; daß aber eine Menge solcher Sünder in der Welt umhergeht, darüber kann nur der Neuling in der Welt den Beweis fordern.

Wird diese Idee, wie es das Wohl der Menschheit verdient, vom weiblichen Geschlecht aufgefaßt, dann ist zugleich einem großen Theil der Unselbstständigkeit desselben abgeholfen, und eine neue schöne Basis ihrer Lebensbestimmung gewonnen. Wird dieser Gedanke benutzt, dann ist der Verlegenheit einer Menge von Vätern abgeholfen. Sie haben nichts zu thun, als diejenigen ihrer Töchter, die mehr durch Talente als durch äußere Vorzüge, die doch immer die erste Hand zur häuslichen Unterkunft bieten, sich auszeichnen, in irgend einer Kunst oder Wissenschaft so weit ausbilden zu lassen, daß sie fähig ist, diese Kunst oder diese Begriffe auch Andern wieder mitzutheilen. Demnach würden wir in Zukunft allenthalben weibliche Sprach-, Tanz-, Musik-, Zeichen- ꝛc. Lehrerinnen erhalten, und welcher Vater wird, wenn sie sich ankündigen, nicht lieber ihnen, als jungen, oft unverheiratheten, Männern seine Tochter anvertrauen, die, wenn sie auch der Verführung nicht fähig sind, doch nicht einmal der Möglichkeit einer Beleidigung ausgesetzt werden. Es ist hier ein wahres, dringendes Bedürfniß, dem abgeholfen wird, eine bedeutende Lücke, die ausgefüllt werden muß. Vergebens wird man dagegen erinnern, daß dadurch um so mehr Gelegenheit, Männern Verdienst zu verschaffen, entgehe. Mag seyn; dann ist vielleicht ein Mädchen im Stande, einem solchen liebenswürdigen Bengel, der sich nicht ernähren kann, die Hand zu bieten und ihn zu ernähren. Welch ein Himmel für ein Mädchen, sagen zu können: Ich wähle frey und ernähre dich! Ein neuer Morgen des ganzen weiblichen Lebens geht in dieser Idee auf, und nur gerecht müssen wir seyn, hier vor Allem, damit nicht auf einer Seite Alles, auf der andern gar nichts liege. Das Gleichgewicht nur erhält die Welt, das Uebergewicht reißt die Schale nieder und stürzt Alles um. Gerecht seyen wir also auch in der Anordnung der Verhältnisse und Rechte des Weibes, das nur zu lange schon ein Opfer leerer Schmeicheleyen und platter Worte von unserer Seite war, das nur zu oft seinen Kummer und sein Schicksal in den stillen und verlassenen Stunden des Lebens verweint, und sein Schicksal oft mit höherem Muthe, mit bewundrungswürdigerer Geduld und Standhaftigkeit erträgt, als der Mann in gleicher Lage vermöchte, wenn gleich es oft vor der Zeit vom Sturm des Schicksals geknickt, genußlos und freudenleer in's Grab sinkt, das stets nur nach voller und allseitiger Ansicht des Lebens sich muß öffnen sollte.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Artevelde kehrte nach Gent zurück, und alles Volk lief ihm entgegen, um zu wissen, was der Graf verlange. Sobald sie Artevelde kommen sahen, riefen sie ihm zu: „Wohlan, geht uns gute Nacheicht!" — Er aber senkte traurig den Kopf, und sprach: „Gute Leute, geht jetzt wieder nach Haus, und morgen früh kommt auf den Marktplatz, da sollt ihr sie hören, die gute Nachricht." Peter Dubois trat zu ihm, und sobald er erfahren, was der Graf verlange: „Meiner Treu, sprach er,

Digitized by Google

er hat wohl recht. Da hab' ich also mein Ende gefunden und das meines Meisters Haus Hyons. Es gibt kein Mittel, Frieden und Ruhe in Gent wiederherzustellen, als indem wir Alles dran setzen, und zeigen, daß es in der Stadt noch tüchtige Männer gibt. In wenig Tagen muß Gent die rühmlichste Stadt der Christenwelt seyn, oder die unglücklichste. Sollen wir in dieser Sache sterben, so werden wir wenigstens nicht allein fallen. An euch ist es, dieß Alles morgen dem Volk vorzutragen; denn es liebt euch so sehr um euer selbst und um eures Vaters willen, daß es euch in Leben und Tod folgen wird." — „Wohlan, antwortete Artevelde, es ist in der Zeit, daß wir, die wir diese Stadt regieren, mit Ehren leben oder sterben müssen, und ich werde schon zu ihnen zu speechen wissen." Am folgenden Morgen um neun Uhr versammelte sich alles Volk auf dem Markt. Artevelde stieg auf einen Balkon, und berichtete dem Volk, was er mit dem Grafen verhandelt, und was dieser verlange. „Jezt ihr guten Leute, schloß er, ist es an euch, zu sagen, ob ihr thun wollt wie er begehrt." Alsbald war es ein großer Jammer, zu sehen, wie Männer, Weiber und Kinder anfingen, zu weinen und die Hände zu ringen. Artevelde aber gebot Ruhe und sprach: „Hier ist nichts zu thun, als sich schnell zu entschließen. Ihr wißt, daß nichts mehr zu essen da ist, und daß wir seit zwey Wochen kaum ein Stück Brod gekauet haben. Es stehen uns aber drey Wege offen; der erste ist: uns in die Stadt einzuschließen, unsere Sünden zu beichten und knieend in den Klöstern und Kirchen zu erwarten wie Märtyrer. Gott wenigstens wird barmherzig gegen uns seyn, und die Welt wird sehen, daß wir als wackere Leute gefallen sind. Der zweyte ist: mit Weib und Kind barfuß und im Hemde, den Strick um den Hals auf der Straße von Brügge zu knieen und die Gnade unsers Herrn Grafen anzurufen. Er ist nicht so hartherzig noch so verstockt, daß er sich nicht eines Volks erbarmen sollte, wenn er es in diesem Zustande sieht. Ich vor allen andern werde ihm mein Haupt darbieten, um ihn zu besänftigen. Der lezte Weg endlich ist: fünf bis sechstausend unserer tapfersten Kriegsleute auszusuchen, und zur Stunde den Grafen in Brügge anzugreifen. Fallen wir dann, so fallen wir wenigstens mit Ehren; Gott wird auch dann barmherzig gegen uns seyn, und die Welt wird sagen, daß wir unsere Sache ehrlich ausgekämpft haben. Siegen wir aber und thut uns Gott die Gnade, die er den Maccabäern gegen die zahllosen Heere der Syrier erzeigt hat, dann werden wir das ruhmvollste Volk seyn, was es seit der Römer Zeit gegeben. Seht nun zu, welchen von diesen drey Wegen ihr wählen wollt." — „Ach, lieber Herr, riefen die Genter, wir haben alles Vertrauen zu euch, rathet uns, was wir thun sollen." — „Wohlan, meiner Treu, sprach Artevelde, mein Rath ist, daß wir mit gewaffneter Hand unsern Herrn den Grafen aufsuchen sollen." — „Das wollen wir!" riefen Alle. — „Geht also denn nach Haus, bereitet eure Waffen, sprach Artevelde, und ich werde die Hauptleute eines jeden Viertels zu euch schicken, um die Tüchtigsten auszusuchen." Die Thore wurden hierauf geschlossen. Fünftausend Mann rüsteten sich, auf zweyhundert Wagen führten sie ihr Geschütz und Wurfzeug; man brachte ihnen Alles, was noch von Lebensmitteln vorhanden war, fünf Wagen mit Brod und zwey Fässer Wein; hierauf kamen alle Einwohner, um Abschied von ihnen zu nehmen: „Ihr seht, wackre Männer, wie es mit uns steht und in welchem Zustand ihr uns zurücklaßt; hofft also nicht anders als siegreich zurückzukehren, denn sobald wir erfahren werden, daß ihr geschlagen seyd, so werden wir die Stadt anzünden, und uns selber umbringen." — „Wohlan, sprachen die Kriegsleute, das ist gut gesprochen, bittet Gott für uns, hoffentlich wird er uns beystehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Ballsitte.

Auf den Pariser Bällen nennt man disponible Fräulein (Demoiselles en disponibilité) diejenigen, welche fast nie zum Tanze aufgezogen werden. Die aktiven Fräulein dagegen (Demoiselles en activité) tragen nicht nur einen Fächer im Gürtel, sondern auch ein sehr zierliches Taschenbüchlein oder Schreibtäfeln (souvenir), worin sie sich die versprochenen Contretänze notiren. Böse Mäuler sagen freylich, sie schrieben auch noch andere Noten hinein, aber das ist eine ganz entsetzliche Lüge. Denn das gefühlvolle Herz hat ein zu gutes Gedächtniß, als daß es der Hülfe einer Schreibtafel bedürfte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

(Fortsetzung.)

Auf dem Hoftheater de l'opéra italien wurde ein neues Ballet von Hrn. Henry gegeben: Amenie, balletto istorico in quinto atti. Der historische Theil dieses Ballets ist ziemlich unbedeutend und gewöhnlich, der Stoff oder gut geordnet und glücklich mit dem Tanze verbunden. Hr. Henry hatte nach langer Zeit wieder Gelegenheit, seine mimische Kraft in der Darstellung des Wahnsinns zu üben, worin er viel affektuirt. Durch interessante Tänze, äußerst geschmackvolle Kostüme, ritterliche Kampfspiele und eigends dazu komponirte Musik (von Gyrowetz) zeichnete sich dieses choreographische Drama aus. Das Anziehendste war jedoch ein Pas de deux, getanzt von Mlle.

Digitized by Google

Brugnoli mit Herrn Samengo, worin die Tänzerin in Wahrheit ihre kunstreichsten Leistungen überbot. Ohne die jetzige Kunstblüthe des Pariser Ballets gesehen zu haben, darf man doch behaupten, daß diese Künstlerin dort einen bedeutenden Rang einnehmen würde. Hier hat sie, kann man sagen, eine neue Schule eingeführt. Alles tanzt jetzt auf den Zehen, oder versucht es doch, und begnügt sich einstweilen, auf den Ballen zu gehen, das sieht auch ungefähr so aus. Neu in die Scene gesetzt wurde La gazza ladra. Mad. Fodor war zum ersten Mal als Minetta angekündigt. Solche Anzeigen füllen gern das Haus. Der Vortrag der ersten Cavatine füllte aber auch bereits die Herzen mit Entzücken. Die Sängerin weiß auch jedem Gesangstück seinen eignen und dem Ganzen angemessenen Charakter zu geben. Sie ist immer neu und unerschöpflich. Hier findet sich Stoff genug zu Betrachtungen und Lobpreisungen. Wie oft muß ein Unbefangener, ich will nicht sagen Kunstverständiger, sich martern, um der Galanterie ein Opfer darzubringen! Vielen wird es leicht, über nichts unendlich viel zu phantasiren. Lablache darf sich nur zeigen, nur einen Ton hören lassen (einen Schrey, wie man wol zu sagen pflegt — aber keinen falschen, wie man das Distoniren nennt), so bricht ein Sturm des Jubels aus. Es ist aber auch so viel Feuer und Leben in Allem, was er thut, und spricht und singt, daß es elektrisirt. Die deutsche Oper feyert nur die kleinen Singspiele von einem Akt, alte verbrauchte Zugaben oder Vorläufer der Ballets kommen der Reihe nach zum Vorschein. Von mehraktigen erschien seit langer Zeit nur der Freyschütz und der Schnee. Ueber die Abänderungen und Metamorphosen, die mit dem neuen Eginhard vorgenommen wurden, ist da und dort viel phantasirt worden; es ist seltsam, daß niemand auf den wahren Grund gekommen ist: — Jene Verwandlungen sind durch die Nothwendigkeit hervorgeführt. Daß die deutsche Oper feyert, ist zu bedauern, weil auch so viele Meisterwerke dabey feyern müssen. Ich wage aber zu behaupten, daß neben einem Personal, wie das jetzt hier bestehende italienische, ein deutsches im Allgemeinen nicht gedeihen kann, und was noch mehr ist, nicht nur in Ansehung des Gesanges. Schadet nun die italienische Oper der deutschen, so darf man wol auch sagen, daß die vielen Uebersetzungen dem Aufkommen des deutschen Schauspiels hinderlich sey; wird deßwegen weniger übersetzt? — Opernübersetzungen brauchen wir jetzt freylich nicht. Wer jenes Zurückstehen läugnen will, dem werde ich es nicht verargen, eben so wenig wie Andern die Behauptung etwa, daß die Darstellung französischer Lust- und Singspiele in Frankreich von der Darstellung derselben auf deutschen Bühnen übertroffen werde. Eine sehr verzeihliche patriotische Befangenheit kann beyden Meinungen zur Entschuldigung dienen.

Ein Virtuos aus Kassel, Hr. Lange, ließ sich auf einem nach seiner eigenen Rektifikation vervollkommneten Instrument, Klavi-Aeoline genannt, hören. Sie wird mit Händen und Füßen gespielt. Im Ganzen gleicht sie einer Orgel. Der Ton ist angenehm und kräftig, zum Theil dem Ton der tiefern Blasinstrumente, zuweilen auch dem Cello und Kontrabaß ähnlich. Ein gewisses Schnurren, das sich mitunter hören läßt, macht keinen widerwärtigen Eindruck. In der Höhe gibt das Instrument einen besonders schönen Klarinetton. Der Umfang ist bedeutend. Es verträge jede Behandlungsweise, und kann Staccato wie Ligato, Forte und Piano gespielt werden. Auch erlaubt es ein wirksam Anschwellen und Abnehmen des Tons, und nimmt jede Mutation an. Der Konzertgeber spielte ein Divertissement, in welchem die Melodie des Alpenliedes sehr effektvoll klang. Ein schwellendes Sausen, wie Windschauer, durch das Pfeifenwerk hervorgebracht, erhöhte den Effekt. Dann trug er Variationen mit dem Streichquartett begleitet vor. Die Besiegung der mechanischen Schwierigkeiten mögen vielen Zeitaufwand erfordern. Durch diese und so manche andere Erfindung wird die Zahl der nöthigen Orchester-Instrumente nicht vermehrt.

Auf dem Vorstadt-Theater in der Jägerzeile wird die neue Zauberoper des Komikers Raimund noch immer mit großem Zulauf aus allen Ständen aufgeführt. Sie heißt: der Diamant des Geisterkönigs, ist einem Mährchen der Tausend und einen Nacht, der rosenfarbne Diamant betitelt, nachgebildet, und zeichnet sich durch Zusammenhang der einzelnen Theile und eine fortschreitende Handlung aus. Es hat eine Fülle von ächtkomischen Scenen, mannigfaltige Abwechslung, sinnreiche Beziehungen, und ein witziger Satyr schüttelt seine Schellenkappe und schwingt die Pritsche darin. Der Komiker hat in seinem Talent für diese Gattung von Volkstheaterstücken einen Edelstein gefunden, den er selbst bisher nicht kannte, und ich halte dafür, daß dieses sängste Kindlein seiner Laune wol eben so gut einer ausführlichern Erwähnung werth ist, wie manche gewöhnliche Sudeley, die nicht einmal auf eigenem Heerd gekocht, sondern aus einer kleinstädtischen Garküche auf Borg genommen wurde, deren plumpe Flatterspäße für unübertreffliches Witz, deren alltägliche Gemeinheiten für tief aus dem Leben gegriffene Wahrheit ausgeschrieen werden. Die Musik ist fleißig und solid gearbeitet, und das Stück wird recht glänzend in die Scene gesetzt. Die Direktion des Theaters hat sich's viel kosten lassen; aber sie weiß wol, daß sie ihre Kapitalien auf die Neugierde des Publikums anlegt, und daß sie ihr leicht in diesem Falle zehn Prozent, auch wol mehr abwerfen müssen.

Die Haarkräusler sind in neue Bekümmerniß versetzt worden, weil ein spekulativer Kopf, der nicht zu ihrer Zunft gehört, die Erfindung, Männertouren und eine eigene Gattung von Pelzwerk aus roh gefärbter Seide, auf Zeugmacher- oder Weberstühlen zu bereiten, ankündigte, und haben ihre Beschwerden dagegen erhoben. Der Mann bewies jedoch sein Privilegium, und die Einsprüche beruhen zuletzt auf einem Mißverständniß. Ueberhaupt dürfen die Haarkünstler, so sehr auch ihre Ernte seit der Verbannung des Puders, selbst von den Perückenstöcken, jetzt beschränkt ist, in großen Städten wie hier, nicht über Mangel an Geschäften klagen, da die zierlich gelockten Köpfe unsrer Schönen ein Artikel des Luxus ist, der besonders zur Zeit des Carnevals recht seine Unentbehrlichkeit beurkundet. Und dann die gemächliche Zierde künstlich gemachter Seidenlocken, die man nur um die Stirne obenhin zu schlingen braucht, um einen Scheitel, der früh Morgens noch mit Silberblicken prangte, des Mittags schon in rabenschwarzem Schmuck zu sehen, die glanz- und farbenlosen Borsten schnell in Seidenflachs verwandeln, und der derben Küchengrazie die Larve einer idealischen Mignon verleihen! In den Musterkarten paradiren sie unter den anlockenden Adressen: Mailänder — Pariser — Kaiserlocken. Das ehrwürdigste Matronengesicht, wenn es aus einem solchen Lockenbusch, unter dem tiefgewölbten Hut hervorlächelt, gleicht einer Psyche, ..die erst sechszehn Sommer alt, unschuldig und nichts weiter ist.

Unsere Wiener allgemeine musikalische Zeitung hat mit dem verflossenen Jahre aufgehört, nicht weil es dem Blatt an einem Führer fehlte, der dem Werk gewachsen war und sein Geschäft verstand, sondern weil es an Abnehmern gebrach. Die andern Blätter laufen rüstig fort, im neuen wie im alten Jahr.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. März 1825.

Eine Weile währt die Nacht der Trauer,
Harr' ein wenig! und der Tag wird wach;
Heute rinnt der Trennung Regenschauer,
Morgen strahlt der Wiedersehungstag.

S. Albrecht.

Die Scheidenden.

Als Matthisson's von der St. Peters-Insel abfuhren, am 1. October 1822.

Sie fahren hin, er gleitet fort der Kahn,
Und einsam von erhöhtem Ufersteine
Dem Schiffstein nach, auf glimmernd reger Bahn,
Entsend' ich ernst den Blick, und schweig', und weine,
Bewegt vom letzten, innigen Umfah'n. —
So steht ein Kranich flügellahm, und trauert,
Wenn herbstlich kalt ihn Nebelhauch durchschauert,
Und — ach! — er Seinesgleichen sieht entfliehn,
Da sie hinweg nach lauern Küsten ziehn.

Ich stand und sah, und dunkel ward's dem Blick;
O wie verlassen fühlt' ich meine Seele!
Wol blieb auf schönem Eiland ich zurück;
Nicht Rousseau fand, was er sich Lieb'res wähle
Zu seines Erdenlebens vollem Glück. —
Doch sie nun fuhren hin auf raschen Wellen,
Vereinten Geist's ein Jenseits zu erhellen.
Mir blüht kein Eden — auch in Edens Au'n
Soll freundlos dort ich meine Hütte bau'n.

Ach! das ist ganz, ja ganz das Grabesleid
Zurückgebliebner hier an Sterbebetten;
Wir sehn sie fliehn, die Lieben, sonder Neid,
Ihr Beßres hoch im Himmlischen zu retten,
Derweil gebannt wir stehn im Standeskleid.
Wol bleiben uns auch schönen Eilands Fluren,
Uns bleibt ein Erdenrund voll Gottesspuren,
In Weltalls unermeßner See, geschmückt
Mit jedem Reiz, der ird'schen Sinn entzückt.

Nicht aber frommt dieß ganze Paradies,
Wenn fortgeflohn, die wir zu selig liebten.
Es starrt die Brust, und was uns jubeln hieß,
Nun scheint es Hohn zu sprechen den Betrübten,
Weil mit dem Einen Alles uns verließ.
Kein Himmel blüht an festem Ort den Frommen,
Sie schaffen allwärts selbst ihn, wo sie kommen.
Und Hölle flammt mit jeder Qual empor,
Wenn Tugend wich und edler Seelen Chor.

So fahrt beglückt denn hin, ihr Theuern dort!
Der lichte See schon wird euch Himmel.
Ach, duftig-fern, wie Schatten, schwebt ihr fort,
Und scheint erlöst aus Erdensturm Getümmel,
Hinweggerückt zum ewig-stillen Port! —
Doch nicht zu weh sey fürder meinem Herzen!
Schon reift ja süß durch alle Trennungsschmerzen
Mir der Erinn'rung Hesperidenfrucht,
Daß unverdiente Huld mich heimgesucht.

J. N. Wyß.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage schlugen die Genter eine Stunde von Brügge ihr Lager auf; an demselben Tage ward in Brügge das Fronleichnamsfest mit prachtvollen Prozessionen gefeyert, was eine Menge Fremde herbeygezogen hatte. Die Genter verschanzten sich hinter ihre Wagen, und Arte-

Digitized by Google

veide befahl vor allen Dingen, daß Jedermann zu Gott beten ſolle, und daß eine Meſſe geleſen werde. Die Minoritenbrüder, welche mitgezogen waren, offizirten an ſieben verſchiedenen Orten im Lager, und predigten zu den Kriegsleuten, um ihren Muth zu entzünden. Sie ſprachen von dem Volke Gottes und von ſeiner Befreyung aus der Knechtſchaft Pharaonis und der Egypter: „Eben ſo, ihr guten Leute, ſeyd ihr von euerm Herrn, dem Grafen von Flandern, in Knechtſchaft gehalten worden. Eure Feinde ſind in großer Zahl und verachten euch; ihr aber ſollt darob nicht erſchrecken; Gott, der Alles vermag, wird ſich euer erbarmen. Denkt auch nicht an das, was ihr hinter euch gelaſſen habt: denn wenn ihr weicht, ſo bleibt euch keine Rettung mehr. Verkauft euer Leben tapfer, und wenn ihr ſterben müßt, ſo ſterbt wenigſtens mit Ehren. Verwundert euch nicht, wenn aus Brügge zahlreiche Haufen gegen euch heranziehen; bedenkt, daß der Sieg nicht dem Stärkern gehört, ſondern dem, welchem Gott beyſteht, wie man es geſehen hat an den Maccabäern und den Römern, welche durch ſeine Gnade und im Vertrauen zu ihm viele Völker beſiegt haben. Bedenkt auch, daß ihr die gute Sache und das Recht auf eurer Seite habt, das möge euch ein Herz geben." Ueber drey Viertheile des Heers nahmen das Abendmahl mit großer Andacht, hierauf verſammelte Artevelde ſie nochmals und ſprach zu ihnen; und dieſer Mann, der ſein Lebenlang nichts gethan hatte, als friedlich in der Schelde zu angeln, war plötzlich geſchickt in ſeinen Reden, kühn in ſeinen Anſchlägen und tapfer in der Schlacht. „Jetzo, ſchloß er, indem er auf die Wagen zeigte, dort ſind alle eure Lebensmittel, wollt ihr darnach noch eſſen, ſo müßt ihr's mit euerm Schwert erfechten. Laßt uns brüderlich theilen!" Sie ſtellten ſich in Reid und Glied, und Jeder bekam etwas Brod und einen Schluck Wein. Hierauf bereiteten ſie ſich voll Muth und Eifer zur Schlacht, und ſtellten das Geſchütz vor ihre Reihen auf. Als aber der Graf erfuhr, daß dieſe kleine Schaar von Gent heranziehe, ſprach er: „Ha! wie thöricht und unverſchämt ſind dieſe Leute. Ihre Bosheit führt ſie in's Verderben. Dießmal iſt der Krieg zu Ende. Auf, und laßt uns mit dieſem ſchlimmen Volke kämpfen! Doch iſt es wacker von ihnen, daß ſie lieber durch's Schwert, als durch den Hunger umkommen wollen." Die Freyherren, Ritter und Lanzenknechte verſammelten ſich: die Bürger von Brügge, noch hitziger gegen die Genter, ergriffen ſogleich die Waffen, und zogen, vierzigtauſend Mann ſtark, ihnen entgegen. Einige Ritter ſprachen zum Grafen: „Herr, es iſt ſpät, die Sonne geht ſchon unter, laßt uns bis morgen warten, dieſe Leute haben keine Lebensmittel. Morgen werden ſie ohne Gegenwehr unſer ſeyn." Der Graf gedachte dieſem Rathe zu folgen, die von Brügge aber waren ſo eifrig, daß ſie ſogleich ohne Ordnung angriffen. Da thaten die Genter dreyhundert Schüſſe aus ihrem Geſchütz, zugleich wechſelten ſie ihre Ordnung, ſo daß die von Brügge die Sonne in's Geſicht bekamen, und draugen in dicht geſchloſſenen Reihen auf ſie ein, rufend: „Hier Gent!" Die von Brügge erſchracken, geriethen in Unordnung, und ergriffen die Flucht, eben ſo feig, als ſie vorher übermüthig warrn. Die Ritter konnten ſich ihnen nicht entgegenſtellen, noch ſie vereinigen, ſondern wurden mit fortgeriſſen. Der Graf von Flandern ſelbſt ward vom Pferd geſtoßen, und nur mit großer Mühe dem Gedräng entriſſen. Ein plötzlicher Schrecken ergriff Alles, und Jedermann floh ſo eilig er konnte; der Vater wartete nicht auf den Sohn, und der Sohn nicht auf den Vater. Der Graf wollte wenigſtens verſuchen, die Stadtthorr zu ſchließen und zu vertheidigen, aber Alles umſonſt. Die Prozeſſionen vermehrten noch die Unordnung, und die Genter, immer dir Flüchtlinge verfolgend und niederſchlagend, drangen zugleich mit ihnen in dir Stadt. Sie ſtellten ſich ſogleich auf dem Marktplatz in Schlachtordnung, ſo daß, als der Graf, da es ſchon Nacht war, mit ſeinem Gefolge und Fackeln herankam, um wo möglich dieſen Platz zu beſetzen, es ſchon zu ſpät war. Er befahl ſogleich, die Fackeln zu löſchen, und entfloh in ein kleines Gäßchen, wo er ſich von ſeinem Diener entwaffnen ließ, deſſen Kleid er anzog und dann von Straße zu Straße herumirrte, während die Genter ihn überall ſuchten und ſeine Anhänger niedermachten. Endlich nach Mitternacht kam er in einem entlegenen engen Gäßlein vor die Hütte einer armen Wittwe. Er trat zitternd in's Haus und ſprach zu der armen Frau: „Weib, rette mich, ich bin dein Herr, der Graf von Flandern! Die Feinde ſuchen mich, verſtecke mich, ich werde dich dafür belohnen." — „O, ich kenne Euch wohl, ſprach das Weib; oft hab' ich Almoſen an Eurer Thür empfangen. Steigt die Leiter hinauf in den Verſchlag, wo meine Kinder ſchlafen und legt Euch zu ihnen." Kaum hatte ſich der Graf verſteckt, als ein Paar Genter Kriegsleute hereintraten, um ihn zu ſuchen, ſie fanden ihn aber nicht. Später gelang es dem Grafen, aus der Stadt zu entkommen. Aufs Gerathewohl irrte er mit großer Noth in der Gegend umher, als ein Herr, der niemals zu Fuß gereist war. Endlich traf ihn einer ſeiner Ritter und geleitete ihn nach Lille, wo ſich die Ueberreſte ſeines Heers ſammelten. Indeſſen benuzten die Genter ihren Sieg. Sie trugen große Sorge, daß die Güter fremder Kaufleute verſchont blieben, und ließen dagegen all ihren Zorn an den Gilden der Glaſer, Metzger, Gürtler und Fiſchhändler aus. Dieſe armen Leute wurden überall aufgeſucht und niedergeſtoßen, wo man ſie fand — ſie hatten es immer mit dem Grafen gehalten; ſo wurden ihrer über zwölfhundert erſchlagen, und ihre Häuſer und Güter geplündert. Auch das ſchöne Schloß Male, eine halbe Stunde von Brügge, ward geplündert, und die Wiege des Grafen,

Digitized by Google

von getriebener Arbeit, welche man daselbst fand, geraubt und eingeschmolzen, worüber der Graf sehr zornig ward. Artevelde aber stellte die Ordnung wieder her sobald er konnte, und verbot bey Todesstrafe alle Gewaltthätigkeit oder Raub, und selten wurde zu jener Zeit eine erstürmte Stadt so milde behandelt, wie damals Brügge. Die Genter gaben sich keine große Mühe, den Grafen zu fangen, sie waren über ihren Sieg so erfreut, daß sie sich aus keinem Grafen, Ritter oder Freyherrn in ganz Flandern das geringste machten. Sie versäumten auch, den ersten Augenblick zu benutzen, um Oudenarde zu überfallen, was ihnen ein Leichtes gewesen wäre. Alle andern flander'schen Städte aber beeilten sich, sich mit den Gentern zu verbinden, und Artevelde war zu der Zeit fast Herr von ganz Flandern; er ließ sich Regent nennen, und hielt fürstlichen Hof, ließ beym Mahl die Trompeten blasen, und bediente sich des gräflichen Tischgeschirrs. So durchzog er das Flander'sche, und ward überall mit großer Ehre und Treue aufgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergleichung der Kommunikationsmittel zwischen Paris und den Provinzen im Jahr 1824 mit denen, welche vor sechszig Jahren stattgefunden.

Im Jahr 1766 fuhren **sieben-und-zwanzig** Kutschen täglich von Paris in die verschiedenen Provinzen ab; sie enthielten ungefähr 270 Reisende.

Gegenwärtig nehmen beynahe **dreyhundert** Wagen täglich ihre Richtung von der Hauptstadt in die Provinzen. Diese Wagen können mehr als 3000 Reisende befördern.

Der Betrag des lezten Pachts der Messagerien, vor 1792, betrug 600,000 Franken.

Der jährliche Ertrag der Taxe auf die öffentlichen Wagen beträgt gegenwärtig vier Millionen Franken.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bezahlte ein Reisender 50 Franken für die Reise mit der Kutsche von Paris nach Lyon. An lezterm Orte kam er den **zehnten** Tag an.

Gegenwärtig kommt er, um den Mittelpreis von 72 Franken, **in weniger als drey Tagen** daselbst an.

Der Wagen nach Rouen brauchte sonst **drey Tage** dahin; man zahlte 15 Franken für den Platz.

Man bezahlt noch jezo 15 Franken; ist aber nur **zwölf bis dreyzehn Stunden** unter Wegs.

Im Jahr 1766 fand man in Paris nur **vierzehn** Anstalten zu Reisewagen; jezo gibt es **vier-und-sechszig**.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 14. Februar.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Uebersezung von einem Prospektus mittheile, welcher wegen der Einheit des Gegenstandes sowol als der Eigenheit des Styls **einzig** genannt werden kann, nämlich von Gliddon's Cigar Divan, 42 Kings-Street, Covent-Garden. — An die Cigarenkenner und die Liebhaber von zierlichem und luxurieusem Rauchen. — „Ein Versammlungsort für den ausschließlichen Genuß der wohlriechenden Cigar hat schon lange den Liebhabern jenes Luxus gefehlt, wo der Genuß derselben gänzlich von den verschiedenen Unbequemlichkeiten frey seyn möchte, die sich sonst an den Orten, welche gewöhnlich in dieser Absicht besucht werden, finden, und wovon die meisten ihrem Wesen nach die Wirkung gehabt haben, Herren von verfeinertem Geschmack zu nöthigen, diese gesellige, ja **königliche** Erholung lieber zu entbehren, als sie da zu verfolgen, wo der zarte Geruch der Cigar durch den Dunst des Pfeifenrauches, des Gases, schlechten Oeles u. s. w. zerstört wird, nebst der Plage von ungesonderter Gesellschaft und dem Trinken von gemeinen und benebelnden Getränken. Tief durchdrungen von diesem, und gehorsam den warmen und wiederholten Vorschlägen vieler Edelleute und Herren von der größten Auszeichnung in der schönen Welt, bittet **Gliddon** u. s. w. um die Erlaubniß, zu verkünden, daß er seinen **Cigar-Divan** vollendet hat, von dem er sich schmeichelt, daß man in ihm alle die für den vollkommenen Genuß von vernunftgemäßem und herrnartigem (Gentlemanly) Rauchen erforderlichen Bequemlichkeiten und Zierlichkeiten vereinigt finden werde; und wo durch einen mit Verstand gewählten Vorrath von den bestriechenden Cigaren und den feinsten Tabakarten (denn man läßt keine anderen zu) er hofft, die Fortdauer des Schutzes, den er das Vergnügen hat, dankbar von seinen zahlreichen und ehrenvoll **ausgezeichneten Gönnern** anzuerkennen, zu sichern. Um diesen der Gesundheit zuträglichen und angenehmen Gebrauch gegen die Einwürfe der eingebildet Eteiligten und unwissend geschmacklosen zu rechtfertigen, braucht man, wenn solcher auf eine Weise befolgt wird, die ihn von den niedrigen gemeinen Begriffen befreyt, die zu oft damit verbunden werden, nur wenig zu sagen; man wird sich erinnern, daß derjenige, welcher den Gebrauch des Tabaks in diesem Lande einführte, einer der gebildetsten Männer jenes und irgend eines Zeitalters war, und man darf in Wahrheit sagen, daß heut zu Tage geschmackvolles Rauchen in keiner Hinsicht den zierlichsten Beschäftigungen des vornehmen Mannes (eigentlich Mann der Mode, Man of fashion) widerspricht. Die meisten Herren, welche gereist, oder in dem Heere, oder der Marine gedient, haben einen Geschmack für die Cigaren erlangt, und hegen noch immer den Wunsch, solche zu genießen, könnten sie sich von der Anwesenheit der Umstände versichern, welche bisher in diesem Lande dazu gedient haben, die Tugenden derselben zu vermindern. Viele, welche die lullende Wirkung derselben auf einen ermüdeten Geist empfunden haben, wenn sie von einer stärkenden Schaale Kaffee, oder einem erfrischenden Trunk Orgeade, Limonade, oder einem andern einfachen und kühlenden Getränke (den einzigen Begleiter des Rauchens unter den Nationen, die sich demselben am meisten ergeben) begleitet ist, haben sich genöthigt gefunden, dem Genusse in Verwerfung zu entsagen, weil sie keinen Ort finden konnten, wo sie diese Gegenstände erhalten konnten. Solchen Herren und den Ausländern wird Gliddon's Cigar-Divan eine Gelegenheit geben, ihrem Geschmack in der ganzen Fülle des Genusses zu fröhnen." Dieses ganze Gerüsche soll also nicht mehr sagen, als daß dieser Gliddon, welcher ein Tabakshändler ist, das Rauchen in

Digitized by Google

seinem Hause zuläßt, und dabey Kaffee ꝛc. verkauft, und einige Zeitungen hält u. s. w. Offen zwischen vier Uhr Nachmittags und zehn Uhr des Abends.

Man hat bemerkt, daß die Wellen in der Nordsee während der Stürme im vergangenen October sich 90 Fuß hoch über dem Felsen des Bell-Rock-Leuchtthurms an der Mündung der Forth brachen, während der Cordouan'sche Leuchtthurm in der Bucht von Biscayen, welcher gleichfalls auf einem Felsen im Wasser gebaut ist, und dessen Zinnen sich nur 30 Fuß hoch über dem Felsen erheben, selten von den gebrochenen Wellen dieser berüchtigten Bucht überschlagen wird.

In Mexiko geht man ernstlich damit um, das atlantische Meer mittelst der Flüsse mit dem stillen Meer zu verbinden.

Die Kämpfer für und wider Kean sind beyde müde geworden, und haben das Feld denjenigen überlassen, die das Theater besuchen, um sich zu unterhalten, ohne sich um den Charakter der Schauspieler zu bekümmern. Miß Fort hat mehrere Abende gespielt, aber der Beyfall, mit dem sie aufgenommen wird, ist nicht mehr ganz so heftig, als am ersten Abende, entweder weil das Publikum des Klatschens müde geworden, oder ein wenig zur Vernunft gekommen ist. Man erzählt, Hayne habe sich wieder mit ihr ausgesöhnt, und sich auf's neue erboten, sie zu heirathen. —

Gestern Abend brachte man in Drury-Lane ein ziemlich unbedeutendes Stück, genannt die Shepherd of Derwant Vale, auf, woran das Beste die Dekorationen sind. Man gibt es zwar für neu aus, aber es hat in Allem das Ansehen von französischer Manufaktur, obgleich die Scene in Schottland ist. Webers Preciosa ist für's Ende dieser Woche angekündigt.

Man rechnet, daß die Kapitalien der in Großbritannien bestehenden und neulich gebildeten Vereine über 200 Millionen Pfund Sterling betragen. Jedoch ist zu bemerken, daß von diesen über 50 Millionen blos auf dem Papier, und von den Eigenthümern nicht bezahlt worden sind. Die seit 1815 in England von fremden Mächten gemachten Anleihen berechnet man auf 208,790,000 Pfund; dieses aber ist doch nur der nominale Werth der Scheine, und man darf wol nicht über 140 Millionen annehmen, die wirklich geliehen worden; und in dieser Summe ist noch sehr viel ausländisches Kapital begriffen.

Sir G. Naylors herrliche Beschreibung der Krönungsfestlichkeiten ist erschienen; 's wurden aber, glaube ich, nicht über 12 Exemplare mehr gedruckt als subscribirt waren, und von diesen sind noch ein Paar bey der Treutter'schen Buchhandlung zu haben. Vergangenen Sonnabend wurde der Eigenthümer eines Hazardspielhauses zu einer Strafe von 5000 Pf. St. und zwölfmonatlicher Einsperrung verurtheilt. Es erscheint hier seit Kurzem die Geschichte einer Lustdirne, Namens Harriett Wilson, deren eine Schwester an einen Edelmann verheirathet ist, und deren zwey andere dasselbe unselige Gewerbe treiben, in wöchentlichen Nummern. Es ist für ein Werk der Art mit Züchtigkeit geschrieben, aber es erscheinen die Namen mehrerer unsrer berühmtesten Helden und Staatsmänner darin, unter andern die von Wellington und Wellesley. Eine unserer Zeitungen, die sich nicht geschämt, die abscheulichen Briefe eines Kean abzudrucken, schreit Jammer über den Verfall der Sittlichkeit, die nicht nur eine solche Erscheinung duldet, sondern auch begierig aufsucht (es sollen nämlich 50,000 Exemplare davon verkauft worden seyn). Aber wer die abscheuliche Geschichte des irländischen Bischofs und anderer der Art, so wie die ekelhaften Lieder von Kean und Mistriß Coy hat auf unsern Straßen zum Verkaufe ausrufen und singen hören, ohne daß die Polizey sich drein mingte, den darf ein solches Werk nicht wundern. — Der unselige Prozeß der Königin wirkt noch immer fort.

Es soll in Kurzem ein Schiff von hier nach der Behringsstraße absegeln, um mit dem Kapitän Franklin, welcher auf dem Punkte steht, seine arktische Landerpedition anzutreten, von dort aus eine Verbindung zu eröffnen. Kapitän Beachy soll diese Expedition befehligen, und seine Fahrt um das Kap Horn herum nehmen.

Folgende Ursachen werden in den chinesischen Gesetzen als hinlänglich betrachtet, damit ein Mann eine Ehescheidung von seiner Frau erhalten könne. 1) Unfruchtbarkeit. 2) Ehebruch. 3) Weigerung der Frau, ihrem Schwiegervater oder ihrer Schwiegermutter aufzuwarten. 4) Vieles Reden. 5) Diebstahl. 6) Eifersucht. 7) Krankheit (d. h. eine Art von unheilbarem Aussatz). Man sieht wol, daß es in China wie anderwärts die Männer waren, welche die Gesetze gemacht.

Wien, im Januar.

(Beschluß.)

Der kataleptische Kranke, dessen ich in meinem vorigen Bericht erwähnte, ist wieder zu sich selbst gekommen. Nach Aussage des Arztes, dessen Pflege er anvertraut ist, war seine erste Aeußerung bey dem Erwachen die Frage: Wo bin ich? — Also fehlte ihm glücklicherweise das Bewußtseyn während seiner Lethargie. Einige heftige konvulsivische Anfälle gingen dem Erwachen voraus. Die willkürlichen Bewegungen kehren nach und nach alle zurück, nur die Sprache ist noch gehemmt, und blos einzelne Worte bringt er mit Mühe erst hervor. Sonst drückt er sich durch Schrift und Zeichen aus. Sein Appetit ist außerordentlich. Man darf erwarten, ihn gänzlich wieder hergestellt zu sehen, nachdem seine Starrsucht anderthalb Jahre lang gedauert hat. Uebrigens sind dergleichen Erscheinungen, wenn gleich selten, doch nicht ungewöhnlich. Jezt, da dieser Gegenstand wieder lebhaft besprochen wird, kommen mehrere Beyspiele davon zum Vorschein. Unter Andern ist der gelehrte Arzt Bertin bekannt, der einige Jahre in einer Lethargie zubrachte, aus der er von Zeit zu Zeit erwachte, um bald wieder einzuschlafen. Während des Schlafes beschäftigte er sich unablässig mit seinen tiefsinnigen Betrachtungen und gelehrten Forschungen; als er endlich völlig genaß, waren seine Geisteskräfte ungeschwächt. In den Berichten der schwedischen Akademie wird eines Landmanns Erwähnung gethan, der in einem durch Schreck verursachten Starrkrampf, oder vielmehr somnambülen Zustand zwölf Jahre lang verharrte. Längere Zeit hindurch verrichtete er nämlich während dessen seine Geschäfte, jedoch ganz besinnungslos. Als er endlich völlig wieder zu sich kam, erinnerte er sich deutlich alles dessen, was ihm vor der Krankheit begegnet war, wußte aber durchaus nichts mehr von dem, was sich während derselben mit ihm zugetragen hatte. Das Hufelandische Journal führt einen Mann in Westphalen an, der unlängst länger schlief, als der hiesige Patient, und den man von Zeit zu Zeit aufweckte, um ihm Nahrungsmittel beyzubringen, und die nöthigen Ausleerungen zu befördern. Nur ein einziges Mal soll er von selbst erwacht und bald wieder eingeschlafen seyn. —

Druckfehler.

In Nro. 58. Spalte 2, Zeile 2 von oben herab, anstatt: wie theils dieses Loos von Nutzen gesichert, theils der Menschheit der größere Antheil werde — lies: wie theils dieses Loos, theils der Menschheit der größere Antheil von Nutzen, gesichert werde.

Beylage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. März 1825.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Schiller.

Der Gelehrte und der Schiffmann.

Ein Gelehrter wohnte am Ufer eines Flusses; dieß war keiner der liebenswürdigen Weisen, welche die Früchte ihrer Studien in der Einsamkeit genießen, sondern ein wahrer Pedant, strotzend von Griechisch und Latein, der Jedermann unaufhörlich Citationen, Metaphern und andere Figuren der Rhetorik an den Kopf warf. Wenn er sich aber nur zum wenigsten an solche gewendet hätte, die ihn verstanden haben würden; doch so war er von armen Bauern umringt, welche nichts als ihre Felder und ihren Pflug kannten, und gleichwol verfolgte er auch diese bis in ihre Hütten mit Horaz, Homer und Sophokles, ohne ihnen selbst seine Citationen zu übersetzen. „Ey, du lieber Gott! sagten manchmal die Bauern zu ihm, Herr Gelehrter, laßt uns doch unser Feld bauen und unsern Kohl pflanzen! Wollten wir die Zeit damit hinbringen, uns den Kopf mit all den schönen Sachen vollzustopfen, die wir nicht verstehen, so fände Eure Köchin kein Gemüse auf dem Markte, und Ihr fändet kein so schönes Obst auf Euerm Tische.“ Statt aber die Wahrheit dieser Bemerkungen zu begreifen, schrie ihnen selbstzufrieden der Gelehrte in die Ohren: „Labor improbus omnia vincit!“

Nicht weit von dem Pedanten wohnte ein Schiffmann, ein loser Schelm; immer lustig, immer fröhlich, sang er beständig, und galt für sehr geschickt in seinem Berufe. Eines Tages hatte der Gelehrte Geschäfte jenseits des Flusses, und trat daher in des Schiffmanns Nachen, der, seine Ruder in der Hand, sogleich seine Pflicht zu thun begann. Unterweges entspann sich folgendes Gespräch zwischen Beyden.

„Freund! sprach der Gelehrte zu dem rudernden und singenden Schiffmann, du scheinst sehr froh und glücklich; du bist also wol recht zufrieden mit dir selbst?“

„Und warum sollte ich nicht zufrieden seyn, erwiederte der Schiffmann; ich wende, dünkt mich, meine Zeit nicht übel an, und habe keinen Grund zur Traurigkeit.“

„Ach, so! Du wendest deine Zeit wohl an. Der Tausend! Ich bin ganz neugierig, zu erfahren, ob du in der That dein Glück verdienst. Kannst du lesen, Schiffmann?“

„Nein, Herr, keinen Buchstaben!“

„Elender, du kannst nicht lesen und singst! Wehe dir, du hast ein Viertheil deiner Lebenszeit verloren!“

Darauf antwortete der Schiffmann nicht, er fuhr aber fort zu singen. Bald darauf fing der Gelehrte wieder also an:

„Kannst du schreiben, Schiffmann?“

„Je nein, Potz Blitz! Ich sagte ja, daß ich nicht lesen kann, wie sollte ich schreiben gelernt haben?“

„Elender! bekam er zur Antwort, du kannst nicht schreiben, und bist so fröhlich; du hast noch ein Viertheil deines Lebens verloren!“

Der Schiffmann begnügte sich, die Achseln zu zucken, und schien nicht trauriger, als vorher. Kurz darauf fuhr der Gelehrte fort zu fragen:

Digitized by Google

„Schiffmann, kennst du die Mineralogie, die Ornithologie, die Zoologie, die Astrologie, die Physiologie, die Conchyliologie und die Psychologie?"

„Geht zum Henker mit Euern tollen, langen Namen! Hab' ich das Alles nöthig, um meinen Nachen zu lenken?"

„Elender! Du kannst alle diese schönen Sachen nicht und glaubst dich glücklich? Wehe dir, du hast abermals ein Viertheil deines Lebens verloren!

Während des Gesprächs hatte sich plötzlich ein Sturmwind erhoben, die Wellen schaukelten das leichte Fahrzeug gewaltig, und stießen es endlich gegen ei[illegible]spitze, wo es unfehlbar scheitern mußte.

„Herr Gelehrter, sagte in diesem kritischen Augenblick der Schiffmann zu seinem Unglücksgefährten, könnt Ihr schwimmen?"

„Nein, wahrlich! das kann ich nicht; ich hatte immer mit wichtigern Dingen zu thun."

„Nun, dann glaub' ich, habt Ihr Euer ganzes Leben nunütz verloren."

Mit diesen Worten sprang er in den rauschenden Strom und schwamm an's Ufer. Den Gelehrten aber ließ er eine Weile im Wasser zappeln, und stellte sich, als höre er sein Geschrey um Hülfe nicht. Endlich hatte er doch Mitleiden mit ihm. Er half ihm aus dem Wasser und führte ihn bald todt vor Schrecken, mit den Zähnen klappernd vor Frost, und naß wie eine Maus, nach Hause. Seitdem soll der Pedant viel von seinem gelehrten Stolz verloren haben. — —

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Nachdem die erste Trunkenheit des Sieges vorbey war, legte sich Artevelde vor Oudenarde, was von dreyhundert tapfern Rittern vertheidigt wurde, also daß alle Anstrengungen der Genter vergebens waren. Nun durchzogen diese das ganze Land und verwüsteten die Schlösser und Besitzungen des Adels; sie drangen bis nach Lille vor, und verbrannten unter andern auch das Städtchen Halchen, welches zu Frankreich gehörte — was in ihrer Lage eine große Unvorsichtigkeit war. Dem Grafen von Flandern, als er alle Städte gegen sich im Bunde sah, blieb nichts übrig, als die Hülfe der Fürsten, seiner Nachbarn, anzurufen. Von allen stand ihm, als Verwandter und künftiger Nachfolger, der Herzog von Burgund am nächsten, zugleich konnte er sich von ihm die mächtigste Hülfe versprechen, weil der Herzog als Oheim und Vormund des jungen Königs Karl VI. auch Frankreich beherrschte. Es war also eine große Thorheit von den Gentern, daß sie durch diese Verletzung des französischen Gebiets einen Anlaß zum Kriege gaben. Außerdem fing auch der Adel und die Ritterschaft aller benachbarten Länder an, großen Antheil an den flander'schen Unruhen zu nehmen. Der Sieg der Genter und ihre große Macht gab den Bürgern und dem gemeinen Volk der übrigen Länder großen Muth. Löwen, Brüssel und ganz Brabant bezeigte laut seine Freude über die Siege der Genter, und der Herzog von Brabant wagte nicht, mit Gewalt diese Stimmung zu unterdrücken, eben so ging es im Hennegau'schen, und in Lüttich noch schlimmer. Rouen und Paris beriefen sich geradezu auf die Genter, um ihre alten Freyheiten zurückzufordern und neue dazu. Um dieselbe Zeit hatte in England in einem ähnlichen und noch gefährlichern Aufstand das Volk sich der Stadt London bemächtigt. Der Graf von Flandern zog nach Bazeume zum Herzog von Burgund, und bat ihn um Hülfe gegen die Genter. Der Herzog versprach sie ihm, und auch der Herzog von Berry, und noch mehr, der junge König selbst zeigte den größten Eifer für diesen Krieg. „Meiner Treu, sprach der König, ich habe große Lust dazu! In Gottes Namen, laßt uns ausziehen; ich wünsche nichts mehr, als mich einmal zu waffnen, denn ich habe noch nie Waffen getragen, und das muß bald geschehen, wenn ich mit Macht und Ehre regieren soll." Die Genter aber schickten Gesandte nach England, um ein Bündniß gegen Frankreich zu schließen; da sie aber zugleich hunderttausend Gulden forderten, welche sie einst dem König Edward III. geliehen hatten, so wurden sie nicht gut aufgenommen; auch hatten die englischen Ritter keine Lust, für die hochmüthigen Bürger von Gent gegen die französische Ritterschaft zu fechten. Sobald der König von Frankreich merkte, daß die Genter in England keine Hülfe gefunden, betrieb er die Kriegsrüstungen, welche er wieder eingestellt hatte, um mit den Gentern zu verhandeln, mit neuem Eifer. Am Ende Oktobers des Jahrs 1382 versammelten sich die Lehnsleute, Ritter und Lanzenknechte von allen Provinzen Frankreichs zu Artois, wohin der König und der Herzog von Burgund auch kamen, nachdem sie in St. Denis die Oriflamme geholt hatten, welche dem Ritter Peter von Villier übergeben ward. Artevelde aber fuhr fort, eine große Verachtung vor der Macht des Königs zu zeigen. „Ey, ey, sprach er, was fällt dem Zaunkönig ein; er ist noch zu jung, um uns mit seinen Versammlungen von Rittern und Kriegsleuten zu schrecken. Wie gedenkt er denn in Flandern einzudringen?" Dieß war es auch besonders, worauf er seine Zuversicht baute. Flandern wird größtentheils von dem Fluß Lys eingeschlossen, welcher breit und tief ist, die übrigen Seiten werden vom Meer und von der Schelde begrenzt, und der Theil zwischen der Lys und dem Meer ward von den Eng-

Digitized by Google

ländern vertheidigt, da er an das Gebiet von Calais stieß. Eine Schaar französischer Ritter wagte sich über die Lys, Aetevelde aber ließ alle Brücken hinter ihnen abbrechen und alle Furthen wohl besetzen, und von jenem Haufen kam kein Mann davon.

Das französische Heer stand nun an den Ufern der Lys, es regnete alle Tage, der Boden war sumpfig, und die Führer wußten nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Zugleich entstanden in Paris, in Orleans, in Blois, in Rouen Unruhen, und die Bürger wollten die königlichen Schlösser stürmen. In Rheims ward der Marschall von Burgund, Guy von Pontailler, von den Bürgern gefangen, da er auf dem Wege zum Heere nach Flandern war. Der Herzog von Burgund, der seiner bedurfte, mußte ihn mit einem starken Lösegeld loskaufen. Endlich lagerte der Konnetabel von Cliffon, welcher die Vorhut des französischen Heers führte, der Stadt Comines gegenüber, um dort den Uebergang zu versuchen und die Brücke wiederherzustellen. Allein auch hier fand er das jenseitige Ufer zu stark besezt, und verzweifelte schon an dem glücklichen Ausgang, als er erfuhr, daß einige Ritter oberhalb der Stadt in einem Walde eine Stelle gefunden hätten, die nicht bewacht sey, und daß sie von Lille aus drey kleine Boote dahin gebracht hätten, um den Uebergang zu versuchen. „Sehd doch zu, was sie treiben, sprach der Konnetabel zum Marschall von Sancerre, und wenn die Sache möglich ist, so muß man ihnen helfen.“ Der Marschall fand den Ritter von Saimpy, wie er eben in eines der Boote steigen wollte, was sie zu einer Fähre eingerichtet hatten, um hinüber und herüber zu fahren. „Herr, sprach der von Saimpy, ist es Euch recht, daß wir da hinüberfahren?“ — „Wahrlich, sprach der Marschall, mir ist's schon recht, aber ihr werdet euch in große Gefahr begeben. Ihr seyd nur Wenige, und wenn die von Comines euch sehen, seyd ihr verloren.“ — „Wer nichts wagt, gewinnt nichts!“ rief der Ritter von Saimpy, und alsbald pflanzte er sein Banner in dem Nachen auf, und sezte mit acht Andern über den Fluß, am andern Ufer legten sie sich im Gebüsch nieder, um ihre Gesellen zu erwarten. Diese drängten sich nun zu Haufen in die Boote, deren jedes nicht mehr als neune faßte, und hätte der Marschall nicht einige Ordnung gehalten, so wären die Boote bald gesunken; so sezten nach und nach vierhundert Mann über, meistens bretagnesche Ritter, die Herren von Rohan, von Laval, von Malestroit, Herr Olivier Dugneselin und viele andere mehr, und aus dem Lande Poitiers die Herren von Tdouars, von Pouzanges, der Vikomte von Meaux und der Herr von Maulx. Der Konnetabel schickte seinen Neffen, den Ritter von Rieux, ab, um zu sehen, wie die Sachen stünden, statt ihm aber Antwort zu bringen, sprang er selbst in ein Boot, um mit hinüberzusetzen; endlich führt der Ritter von Saimpy diese kleine Schaar gerade auf Comines los, wo Peter Dubois indessen auch die Flamänder in Schlachtordnung gestellt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Februar.

Die Betrachtung eines Originals aus der europäischen Menschengallerie wird heut zu Tage um so interessanter, je gemeiner, wie man sagt, die Kopien unter den Europäern werden. Und nun vollends ein Original unter den Franzosen, wo die Furcht, sich lächerlich zu machen, alle Originalität, und alle Originale, zu Deutsch Sonderlinge, zum Voraus in den Bann thut, ist sicher eine der interessantesten Erscheinungen, und ich eile, Ihnen davon das mitzutheilen, was ich weiß.

Zwischen dem 23sten und 26sten vorigen Monats ist Doktor Bouly in seiner Vaterstadt Valenciennes mit Tode abgegangen, ohne daß man weder den Tag seines Todes, noch die Ursache, noch die Art desselben genau anzugeben weiß. Nachdem er sich auf der Akademie zu Douay und in den medizinischen Schulen zu Montpellier vortheilhaft ausgezeichnet hatte, kehrte er nach Valenciennes zurück, und zeichnete sich bald durch seinen Hang zum Sonderbaren vor allen seinen Mitbürgern aus. Dessen ungeachtet erwarb er sich als Arzt einen bedeutenden Ruf und hätte daher als solcher sein Glück machen können. Er entzog sich aber im Gegentheil sehr oft der Welt, um Sprachen und Philosophie zu studiren und seinen Hang zur Einsamkeit zu befriedigen, und wenn er sich einmal auf seinem Zimmer eingeschlossen hatte, so hätten alle Kranke der Welt vergebens seine Hülfe gesucht. — Gleichwol that die große Kokette, Dame Fortuna, alles Mögliche, um seine Eroberung zu machen, so wenig auch der Doktor sich um ihre Gunst bemühte. Sein Hang zur Unabhängigkeit hatte ihn während der Revolution auch revolutionäre Grundsätze eingeflößt; so ward er zum Kommissär der ausübenden Gewalt im Nord-Departement gerade zu der Zeit ernannt, wo diese Gewalt beym Verkauf der Nationalgüter die Vorhand hatte. Doktor Bouly gewann dabey etwa 10.000 Livres Renten, wovon ihn aber seine Sorglosigkeit und seine Narrheiten nie rechten Gebrauch machen ließen. Er lebte immer ganz allein und selbst ohne irgend einen Dienstboten. Immer behielt er sein mehr als nachlässiges Aeußere bey. Seine gewöhnliche Nahrung, welche er nicht selten auf offener Straße zu sich nahm, war Milch und Brod, sein einziges Getränk blos Wasser. In seinem Zimmer machte er niemals Feuer an und nie brannte er ein Licht. Er trug die nämlichen Kleider zu allen Jahreszeiten. Warum er aber dieß Alles that, weiß kein Mensch. — Folgende Anzeige seines Todes las man in den Affiches de Valenciennes: „Dr Bouly, der Diogenes von Valenciennes, starb, wie er gelebt hatte. Daß er aufgehört hatte zu seyn, schloß man blos daraus, daß man ihn seit dem lezten Sonntage nicht mehr sah. Mittwoch Morgens ließ der Friedensrichter seinen Leichnam in der Dachstube, welche er bewohnte, aufheben. Dort fand man ihn auf dem Bauche liegend und in eine wollene Decke eingehüllt, welche mitten um den Leib mit einem Strick umgürtet war. Kein Hausgeräthe noch Geschirr war in dieser elenden Wohnung sichtbar, einen Gartenrechen ausgenommen, der ihm zum Lesepult diente. Auch fand man einige Bücher vor, und ganz nahe bey ihm lagen Lafontaine's Fabeln aufgeschlagen, und zwar eingezeichnet bey der Fabel vom Tode und dem Sterbenden. — Unser Welt-

weise, welcher sich ohne Zweifel vom Tode nicht überraschen lassen wollte und gewiß immer zur lezten Weile bereit war, soll zu Gunsten einer Verwandtin ein ganz fernes Testament in aller Form hinterlassen haben." — Dieß ist Alles, was man bis jezt von ihm weiß, und es wäre wahrhaftig Schade, wenn die französische Leichtfertigkeit nichts Näheres über diesen merkwürdigen Mann kund werden ließe, dessen Biographie für den Anthropologen und Psychologen vielleicht sehr interessant seyn dürfte. —

Eine neue Erfindung ist das tragbare Schiffein eines Mechanikers, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, welches die Eigenschaft haben soll, daß es nie im Wasser untergehen kann. Bis jezt haben fünf Personen auf dem Ourcq-Kanal einen Versuch damit gemacht. Dieser Versuch soll, wenn das bisher fast immer abscheuliche Wetter günstig wird, auf der Seine wiederholt werden.

Wir leben doch wahrhaftig in einem sonderbaren Lande. Paris rühmt sich, die Haupt- und Residenzstadt Frankreichs zu seyn, und gleichwol hat man niegends sonst einen größern Abscheu vor dem Gebrauche französischer Worte. Man läßt uns zehn schöne Jahre einer für das Studium der Wissenschaften so kurzen Jugend verlieren, um Latein zu lernen, während man diese Sprache recht gut in drey lernen könnte, wenn man die Grammatik erst im Alter der Vernunft zur Hand nähme. Man latinisirt Alles bey uns, Grabmäler, Kirchen, Brunnen und sogar das Fußgestell der Bildsäule jenes wahren Volkskönigs (des guten Heinrich IV.), welches auf der neuen Brücke prangt. Man nennt das Lapidarstyl; es versteht ihn Niemand, selbst manchmal die nicht, die ihn schreiben, das gilt aber gleich, der alte Schlendrian gedeiht, und nichts ist so ehrwürdig als der Schlendrian!

Doch hat das Griechische auch seinen Theil an unserer Bewunderung. Wir ermangeln nicht, wo wir nur können, einige Silben aus dem griechischen Wörterbuche bey der Bildung eines neuen Wortes einzuflicken, und wir setzen zum Nutzen und Frommen der Krämer und Spießbürger der großen Stadt ein kleines, sehr artiges und besonders sehr bequemes athenienſisches Wörterbuch zusammen. Kraft dieser herrlichen Methode haben wir nach und nach Prytaneen, Gymnasien, Kitolitren, Panoramen, Kosmoramen, Georamen, Dioramen und endlich auch ein Europorama erhalten. — So sind wir Franzosen! (Als Kosmopolit rechne ich mich, obgleich ein ehrlicher Deutscher, jezt auch zu ihnen, weil ich jezt in Frankreich lebe. Bin ich einst im Kaffernlande, so werde ich auch, ein Kaffer, mit den Kaffern zu seyn wissen!) Ein wenig vom Griechischen, etwas Latein, einige Worte Hebräisch und jezt gar auch ein Rest von der egyptischen Hieroglyphensprache! — Mit Allem dem sind wir selig, d. h. wir sind mit dem Alterthume vertraut; unsere Hochgelehrten kennen Thucydides, Tacitus und Cicero eben so persönlich genau als Moses und Jeremias. Freylich wol verstehen die meisten unter ihnen weder die Engländer, die doch von allen Erdendingen so viel inne haben, noch die Italiener, die in der Opera-Buffa so schöne Sachen vorbringen, noch die Spanier, noch die Russen, noch die Deutschen, kurz fast keines von den Völkern, welche sicher freundlichere, zahlreichere, und vortheilhaftere Verbindungen mit uns eingehen würden, wenn wir uns die Mühe gäben, mit ihren Sprachen vertraut zu werden. Aber wahrhaftig, ich muß über die Länge dieser Abhandlung lachen, und das blos bey Gelegenheit eines griechischen Wortes, welches das französische Bürgerrecht zu Gunsten des Talents der HH. Subr verlangt, die mehrere Gemälde von verschiedenen Ansichten einiger europäischen Hauptstädte entworfen, und unter dem Titel Europorama hier vereinigt haben. Mag dieß Wort nun gut oder schlecht seyn, mag es das Schauspiel, welches es ankündigt, gut oder schlecht bezeichnen, was liegt daran? Gewiß ist es wenigstens, daß dieß Spektakel sehr interessant ist und vielen Beyfall findet. — Die HH. Subr scheinen das Bedürfniß der Pariser geahnet zu haben. Der Pariser Bürger ist thätig, aber ein Stubenhocker zugleich, er reist wenig, ist aber gleichwol neugierig und findet Wohlgefallen an der Darstellung fremder Gegenden; er erfährt gern alle Kleinigkeiten von den Städten, Sitten und Gebräuchen anderer Völker, um dadurch in den Stand gesezt zu werden, aus der Unterhaltung mit den Reisenden Vortheil zu ziehen. So haben also die HH. Subr den Parisern einen wahren Dienst erwiesen. Sie versezen sie aus Neu-Moskau nach St. Petersburg, von Wien nach Heidelberg, sie führen sie am Sund und im Hafen von Kronstadt spazieren, wo sie ihnen Schiffe zeigen, die der Pariser so gern sieht. Die Gemälde der HH. Subr sind sehr treu entworfen und reich an interessanten Einzelnheiten. Sie sind alle Tage im Durchgange der Oper Nro. 31 in der Gallerie des Barometers von Morgens 10 Uhr bis Abends 10 Uhr zu sehen.

Carlsruhe, 28. Februar.

Leute, die sich zu Hause langweilen, pflegen oft Gäste einzuladen. Man scheint dieses Mittel auch bey unserm Theater ergriffen zu haben, denn seit dem rothen Januar sind (ausser Dlle. Pichler, deren lezte Gastrolle noch in diese Zeit fällt) die HH. Schimon, Wurm, Mad. Steinert und die Dlles. Klingmann, Mayerhofer und Lades auf der hiesigen Bühne aufgetreten. Hr. Schimon, von der Münchner Bühne, hat sich durch Spiel und Gesang Beyfall erworben. Wurm ist zwar weniger originell, als es einst Beil und Ochsenheimer waren, und er besizt auch nicht Iffland's Meisterschaft in der mimischen Charakterzeichnung, aber ein großer Reichthum komischer Laune und eine weise Mäßigung geben ihm doch immer bedeutende Ansprüche. Mad. Steinert fand kein günstiges Publikum, obgleich unsere Ohren seit einiger Zeit nichts weniger als verwöhnt sind; eben so wenig Dlle. Klingmann, der man es jedoch nachrühmen muß, daß ihre Darstellungen meist richtigen Umriß haben, und ihre Bewegungen Anmuth. Etwas mehr Leben möchte man ihrem Spiel oft wünschen, in jeder Hinsicht steht sie aber weit über die bey uns so hoch gefeyerte Dlle. Pichler. Dlle. Mayerhofer, die Tochter unseres vielfach verdienten Schauspielers, hat sich in München für die Oper gebildet und soll nun die Stelle der verstorbenen Haßlocher ersezen. Es wäre Schade, wenn sie bey ihrem schönen Talent und ihrer trefflichen Stimme auf einen so untergeordneten Rollenkreis beschränkt würde. Sie berechtigt jezt schon zu nicht gemeinen Erwartungen. Dlle. Lades, deren Vater ebenfalls bey unserer Bühne steht, und als Komiker sein Verdienst hat, machte ihren ersten theatralischen Versuch als Rosalie in dem neuen (verunglückten) Stücke von Holbein: Meister Martin und seine Gesellen. Sie zeigte nichts von der Befangenheit, welche an jungen Mädchen beym ersten Auftreten auf den Brettern so gewöhnlich und so verzeihlich ist. Sogar hatte ihr Spiel etwas Abgemessenes, aber dabey freylich auch nichts Eigenthümliches. Das Wenigste schien aus ihr selbst hervorzugehen.

Dem Vernehmen nach sind die beyden Sänger, Haizinger und Siebert, für unser Theater engagirt, und so würde sich unsere Oper denn aus ihrer Lethargie wieder erheben, quod felix faustumque sit!

Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. März 1825.

Mag der Freund durch Kälte mich betrüben,
Eigner Wärme soll mein Herz sich freu'n!
Mehr beseligt's, ungeliebt zu lieben,
Als geliebt kein Liebender zu seyn!

An einen Jugendfreund*).

Von Lord Byron**).

Nur wenig Jahre sind entschwunden,
Seit du und ich uns „Freund" genannt,
Und in der Kindheit heitern Stunden
Erhielt Aufrichtigkeit das Band.

Doch jetzt hast du, wie ich, erfahren,
Daß sich dergleichen nicht erhält;
Die, denen wir am liebsten waren,
Vergessen unsrer in der Welt.

So wie des Weltmeers Wogenmassen,
Bewegt den Busen Ebb' und Flut,
Und kein Gefühl kann Grund erfassen,
Wo stürmt der Leidenschaften Glut.

Die Jugendfreundschaft zu erhalten
Vermag man nicht, da Alles flieht;
Ein Mond, ein Tag kann umgestalten
Des Freundes liebendes Gemüth.

Ist's so, muß ich es auch ertragen,
Daß deine Freundschaft mir entwich;
Nur die Natur ist anzuklagen,
Sie schuf dich so veränderlich.

Daß wir, zusammen auferzogen,
Uns innig liebten, gilt nichts mehr.
Mein Frühling ist gar schnell entflogen,
Und auch dein Knabenherz ward leer.

O, wenn wir von der Jugend scheiden
Und werden Sklaven dieser Welt;
So müssen wir die Wahrheit meiden,
Wie Hochsinn auch den Busen schwellt.

Glückselge Zeit! wo nichts als Lügen
Das Einz'ge ist, was man nicht darf,
Wo der Gedanke aus den Zügen
Und Blicken leuchtet, frey und scharf.

So läßt es später sich nicht halten,
Ein Werkzeug wird gar bald der Mann,
Und Eigennutz und Ton gestalten
Furcht, Hoffnung, Lieb' und Haß alsdann.

Mit Thoren in dem Modeleben
Das gleiche Laster uns vereint,
Und nur allein noch diesen geben
Wir den entweihten Namen: Freund!

Dieß Loos ist einmal uns gefallen,
Und Keiner bleibt von Thorheit frey;
Nicht besser geht es uns wie Allen,
Wir ändern wahrlich nichts dabey.

Was mich betrifft, so wand mir immer
Das Schicksal einen Blumenkranz;
Ich hasse Welt und Menschen immer,
Und frage nichts nach ihrem Glanz.

*) Wahrscheinlich sein nachheriger Gegner, der gekrönte Southey.

**) Lord Byrons kleinere Gedichte, die einen interessanten Beytrag zu seiner Biographie liefern könnten, erscheinen nächstens deutsch im Verlag von August Schumann in Zwickau.

Allein du wirst ein Veilchen glänzen
Mit deinem flatternden Gemüth,
Dem Leuchtwurm gleich, in luft'gen Tänzen
Bey Nacht, und bist am Tag verglüht.

Wo Fürsten sich mit Schwelgern einen,
Bist du dabey im hohen Saal.
Verwandtes Laster darf erscheinen,
Wo Thorheit füllt den Lustpokal.

Schon jede Nacht sieht man dich mehren,
Als ein Insekt, den Schranzenschwarm.
Den Eiteln und den Stolzen ehren
Erfreut dein Herz so klein und arm.

Du flatterst um der Schönheit Kinder,
Wie Fliegen um ein Blumenbeet,
Und auch wie sie wirst du nicht minder
Besiecken, wo dein Flügel weht.

Allein umsonst die Flamme glühet,
Die, wie morastentstiegner Dunst,
Von Einer zu der Andern ziehet,
Als Irrlicht schnöder Liebesbrunst.

Möcht' auch ein Freund dich noch beachten,
So wird der feste, kühne Mann
Doch solche Freundschaft bald verachten,
Die jeder Thor gewinnen kann.

Halt ein! und zeig' in dem Gedränge
Dich nicht so niederträchtig klein,
Verschleudre nicht des Lebens Länge,
Sey, was du willst, nur nicht — gemein!

E. v. H.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Als der Konnetabel die französischen Banner auf der andern Seite des Flusses erblickte, erschrack er sehr und rief: „Ha! bey St. Yves und Unser Frauen, ich wollte, ich wäre todt! Was seh' ich? Die Blüthe unserer Ritterschaft, die sich in so große Gefahr begeben hat, gegen zehn- oder zwölftausend trotzige und erfahrne Kriegsleute! Und ich stehe hier und kann ihnen nicht beystehen! Ha! Rohan, Laval, Longueville, Beaumanoir, Rieux, was soll aus euch werden! Was wird man vom Konnetabel von Frankreich sagen? Man wird mir die Schuld geben und sagen, ich hätte euch in's Verderben geschickt. Wohlan denn! Da es einmal so ist, so müssen auch wir hinüber ihnen zu helfen, es koste, was es wolle." Alsbald begonnen Ritter und Knechte an der Brücke zu arbeiten, indem sie ihre Schilde über die Balken legten, statt der Bretter. Indessen kam die Nacht heran, und die Ritter, welche auf dem andern Ufer waren, hielten sich in dicht gedrängter Ordnung; um zahlreicher zu scheinen, riefen sie das Feldgeschrey aller Ritter des französischen Heers; auch ermunthigten sie sich unter einander, sprechend: „Wir haben viel bessere Waffen, als jene Bürger; unsere Schwerter sind lang, und von gutem Stahl aus Bordeaux, so sind auch unsere Lanzen. Bey jedem Hieb werden wir ihre Harnische durchhauen." Am folgenden Morgen meinte Peter Dubois, daß diese Ritter, welche eine lange kalte Nacht ohne Speise und Trank in den Waffen zugebracht hatten, leicht zu besiegen seyn würden. Er ließ die Seinigen ohne Geräusch vorrücken; allein der Herr von Salmyy, der die ganze Nacht damit zugebracht hatte, den Feind zu beobachten, rief sogleich seinen Gefährten zu: jezt sey die Stunde gekommen, da sie sich als tapfere Kriegsleute zeigen müßten. Alsbald drangen sie in dichtgedrängten Reihen in den Feind, mit ihren guten Schwertern Alles vor sich niederschlagend, und, wie sie es vorher gedacht, die Harnische und Schilde der Flamänder vermochten ihre Streiche nicht auszuhalten. Peter Dubois wurde gleich Anfangs verwundet und mußte fortgetragen werden. Was die Flamänder aber noch mehr entmuthigte, war, daß eine Wahrsagerin, die ihnen den Sieg versprochen, und der sie ihr Banner anvertraut hatten, auch beym ersten Angriff erschlagen ward. Bald geriethen sie in Unordnung, die Flucht ward allgemein und ein großes Gemetzel. Indessen beeilte sich der Konnetabel, die Brücke zu vollenden, um den Seinigen zu helfen; allein er konnte erst über den Fluß gehen, als der Sieg schon entschieden war. Der König und die Prinzen hörten diese Nachricht mit großer Freude, und rückten sogleich nach Comines vor. Sie fanden die Stadt verheert und voll Leichname; über viertausend Menschen waren in den Straßen erschlagen worden. Die Bretagner, welche zuerst eindrangen, hatten reiche Beute gefunden, daß sie die reichsten Stoffe und Straußfedern gar nicht einmal achteten, sondern nur das Gold und Silber und die Edelsteine nahmen. Die aber, welche nach ihnen kamen, nahmen Alles weg, was sie fanden, so daß bald nichts mehr da war. Man hielt einen großen Markt, und verkaufte die Beute den Leuten von Lille, Douay und Tournay, welche die schönsten Tücher von Verviers um einen Spottpreis erhielten. Andere, und besonders die Bretagner, packten ihren Antheil auf Wagen, und ließen sie durch ihre Knechte in ihre Heimath geleiten.

Von Comines zog das Heer auf Ypern. Die Bürger erschlugen den Hauptmann, den ihnen Arteevelde gesezt, und unterwarfen sich dem König, der für eine Kriegssteuer von vierzigtausend Franken die Stadt verschonte. Bald darauf ergaben sich auch Cassel, Bergen, Burbury, Gravelingen, Pozeringen, Turhut und andere Städte, und lieferten dem König ihre Hauptleute aus; sie mußten sechszigtausend Franken zahlen und das Heer mit Lebensmitteln versehen. Der Graf von Flandern durfte sich in alles dieß nicht mischen, er wurde nie zu Rathe gezogen,

Digitized by Google

sein Heer hatte Befehl bekommen, nicht über den Lys zu gehen, und den Leuten von seinem Gefolge war sogar bey Todesstrafe verboten, flamändisch zu sprechen; die Franzosen fürchteten Verrath von ihm, und konnten es auch nicht leiden, wenn Jemand eine andere Sprache redete, als die ihrige. Das war ein großer Kummer für den Grafen, aber er mußte ihn verschlucken. Auch die von Brügge hätten sich gern dem König ergeben, aber sie hatten den Gentern Geißeln geben müssen, und Peter Dubois lag selbst in der Stadt und vertheidigte sie. Während dessen rüstete sich Artevelde, um gegen die Franzosen zu streiten, obgleich das schlechte Wetter und die Noth in kurzer Zeit ohne Schwertstreich die Ritter würde gezwungen haben, nach Frankreich zurückzukehren; sie sahen also die Genter mit großer Freude ausziehen, denn dieses Heer von sechzigtausend Mann war ihnen weniger furchtbar, als der Regen und der Winter. Bey Roßbeck, zwischen Yzerun und Brügge, lagerten sich die beyden Heere einander gegenüber und bereiteten sich zur Schlacht. Arteoelde lud am Abend noch alle seine Hauptleute ein, bey ihm zu speisen. „Meine Freunde, sprach er zu ihnen, ich hoffe, morgen werden wir einen heißen Tag haben; der König von Frankreich liegt dort drüben zu Roßbeck, und hat große Lust, mit uns zu streiten. Haltet euch Alle tapfer; fürchtet euch nicht; wir vertheidigen unser gutes Recht und die Freyheiten von Flandern. Die Engländer wollen uns nicht helfen, wir werden desto mehr Ehre davon haben; wären sie mit dabey, so würden sie allen Ruhm für sich nehmen. Dem König folgt die Blüthe seiner Ritterschaft, er hat nichts hinter sich gelassen. Sagt euern Leuten, sie sollen Alles niederstoßen und kein Erbarmen haben. Nur allein den König von Frankreich wollen wir verschonen; er ist noch ein Kind, darum wollen wir ihm verzeihen und ihn nach Gent führen, um ihn Flamändisch sprechen zu lehren. All die Herzoge, Grafen, Barone und andere Ritter sollt ihr Alle erschlagen; die Gemeinden in Frankreich werden's uns danken, wenn kein Einziger davon zurückkommt." Die Hauptleute versicherten Arteoelde ihres guten Willens, und er zog sich in sein Zelt zurück mit einer Jungfrau aus Gent, die er sehr liebte. In der Nacht aber, da sie nicht schlafen konnte, trat sie heraus vor sein Zelt und sah in der Ferne die Wachtfeuer der Franzosen, zugleich schien es ihr, als hörte sie auf dem Hügel, welcher beyde Heere trennte, ein großes Waffengetöse und den Kriegsruf der Franzosen: „Montjoie, St. Denis!" Voll Schrecken trat sie zu Artevelde und weckte ihn; er warf sogleich seinen Mantel um, ergriff seine Streitart, und da er dasselbe Getöse hörte, ließ er die Trompete blasen. Die Flamänder erwachten, und die Hauptleute kamen eilig nach seinem Zelt, um zu hören, was es gebe; mehrere hatten dasselbe Kriegsgetöse gehört, und Wachen ausgeschickt, um den Hügel zu besetzen, diese hatten aber nichts gefunden, und im französischen Lager war Alles ruhig. Alle entsetzten sich und meinten, es müßten etwa die bösen Geister gewesen seyn, welche ihr Spiel getrieben, und sich auf den morgenden Tag gefreut hätten. Dieser Vorfall nahm den Flamändern ihr Vertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Jannar.

(Verspätet.)

Der so plötzliche unerwartete Tod des Königs hat wol die ganze Welt überrascht, wie viel mehr die Bewohner dieser Hauptstadt, welche ihn am Vorabend rüstig und gesund im Theater sahen. Die allgemeine Stimmung an diesem und den folgenden Tagen zu schildern, würde wol ein so schweres als gewagtes Unternehmen seyn. An den drey Tagen der öffentlichen Ausstellung war der Zudraug im Pallaste unbeschreiblich und so weit natürlich, da seit 300 Jahren kein regierender König in der Residenz verschieden ist. Er lag in einem hocherhabnen Sarge, ganz mit einem Flor bedeckt, und man konnte wenig vom Antlitz sehen, welches auch selbst, nach der Behauptung Vieler, eine Wachsmaske gewesen seyn soll. Unzählige Wachskerzen, und an den Wänden, welche schwarz behangen mit lateinischen Inschriften versehen waren, erleuchteten den ungeheuern Saal, aus welchem man sich, des Andrangs der vielen Lichter und der nicht angenehmen Luft wegen, bald wieder hinaus machte, wenn auch die pinupen Weisungen der Soldaten mit ihrem ewigen lauten Zuruf, avanziamo, avanziamo — den Aufenthalt der Zuschauer nicht beschränkt hätten. Würde und Rührendes hatte das Ganze nichts, und, sey es die Stimmung oder das wenige Gefühl der Einwohner — man ging ein und aus, als ob man an einer Schaubelustigung Theil nehmen wollte. Die Hofdargen und Geistlichen, am Fuße des Thrones sitzend, unterhielten sich laut, als ob sie in einem Gesellschaftssaal wären, und blos die Leibwachen versahen ihre Pflicht mit Ernst und Anstand, indem sie die Leiche und den Thron mit einer Unbeweglichkeit umgaben, die wirklich merkwürdig war.

Der Begräbnißtag war auf den 13ten Jannar angesetzt. Der Zug verließ den Pallast um zwey Uhr, und dauerte, um dem er durch ganz Toledo bis zur Kirche der heil. Clowa zog, über zwey volle Stunden. Alles neapolitanische Militär, mehr, wie man hätte vermuthen sollen, marschirte voraus. Dann folgten die königlichen und die Wagen mit den Hofdargen. Der Trauerwagen, von acht schwarz behangenen mit schwarzen Federn geschmückten Pferden gezogen, war ganz vergoldet und blos mit schwarzen Sammtdecken mit goldenen Lilien und einem eben solchen Himmel, worauf Kronen lagen, bedeckt. Neben dem Sarge saßen zwey höhere Geistliche, zu allgemeiner Verwunderung die einzigen beym ganzen Zuge, und hinterher folgten die neapolitanischen Generale, nach denen die östreichischen kamen. Den Beschluß machten mehrere Bataillons der schönen östreichischen Grenadiere, und der ganze lange Weg vom Schlosse zur Kirche war mit dem östreichischen und dem übrigen wenigen nicht mitmarschirenden neapolitanischen Militär als Spalier besetzt. Alle Fenster, Balkone, Dächer u. s. w. waren so unbeschreiblich gedrängt mit Menschen angefüllt, daß man deren Einsturz Nähe befürchten konnen, und wirklich von der Polizey gebeten war, einige Balkone von Holz leer zu lassen.

Bis Abends spät blieb die Kirche für Jedermann offen; fast die nämliche Verzierung wie bey der Ausstellung im Pal-

last. Die ganze sehr große Kirche war schwarz mit goldenen Verbrämungen, abwechselnd mit Kreuzen und Lilien behangen. Zum Sarge, unter einem sehr hohen Thron, welcher gegen den Hauptaltar gekehrt war, führten viele Stufen, an und auf welchen zahlreiche Wachskerzen brannten. Hinten befand sich die Statue des Königs, und zu beyden Seiten des Sarges diejenigen der Religion und der Gerechtigkeit. An der linken Seite des Sarges stand ein goldener Stab mit der Hand der Gerechtigkeit.

Am folgenden Morgen, den 14ten, ward ein feyerliches Todtenamt mit Musik von Winter, welches der König selbst auf seiner lezten Reise von Wien mitgebracht hatte, und dann die Leichenrede gehalten. Während dieser Funktionen feuerten alle Festungen und die neapolitanischen Kriegsschiffe die königlichen Salven, nachdem sie, vom Tage der Ausstellung an, alle halbe Stunden die gewöhnlichen Trauerschüsse gegeben.

Die ganze königliche Familie hatte sich aufs Land begeben, und kam erst am folgenden Tage bey eindrechender Nacht ohne die mindeste Feyerlichkeit in größter Stille zur Stadt, und alle die erfundenen Erzählungen vom Geschehenen oder geschehen sollenden zu wiederholen, würde eine undankbare Arbeit seyn, denn von allem Gesagten bestätigt sich bis dahin nichts, als daß der neue König von seinen Unterthanen geliebt und verehrt wird, und man sich mit Grund schöne Tage unter seiner Regierung verspricht. —

Natürlich sind alle öffentliche Unterhaltungen während der Trauer eingestellt, und die zahlreichen Fremden, besonders Engländer, die Rom verlassen haben, weil dort im heiligen Jahr kein Karnival seyn darf, und es hier zu genießen hofften, sind trostlos. Für den 12ten Januar, den Geburtstag des verstorbenen Königs, sollte die Oper il Crociato, von Meyerbeer aus Berlin, nebst einem neuen Ballet gegeben werden, allein bis zum 18ten bleiben alle Theater geschlossen, die kleinern ausgenommen, welchen man einige Tage früher erlaubte, mit ihren gewöhnlichen Vorstellungen wieder zu öffnen. Am 22sten ward endlich in S. Carlo mit der alten Oper Alessandro nell' India das neue Ballet: Acht Monat in zwey Stunden, oder il trionfo dell'amor filiale zu allgemeiner Befriedigung gegeben. Der Gegenstand ist aus Mad. Cottin's Schriften genommen, und stellt die Befreyung eines nach Siberien verbannten Grafen Potocky vor, dessen Tochter sich heimlich entfernt, die Begnadigung ihres Vaters zu erbitten, und sie auch erlangt. Die ganze Darstellung ist für den Schaulustigen sehr befriedigend, denn die Dekorationen sind schön und für dieses Klima so neu als interessant, da man keinen Begriff von ganz in Schnee begrabenen Ländern hat noch haben kann. Das Kostüm ist auch gut, und man hat gesucht, selbst im Kleinsten, jene entfernte kalte Regionen dem Südländer so viel möglich zu vergegenwärtigen, und läßt auch unter andern eine russische Art von Kibitka erscheinen. Allein auffallend ist, daß man in den ersten Akten zwischen Schnee und Eisbergen begraben ist, und in einem darauf folgenden in der Hauptstadt der Czare gründelaubte Bäume zu sehen sind. Dergleichen Unachtsamkeiten sind indessen hier nicht selten und haben wenig auf sich. Sonst ist ein Fluß, der durch ein großes Unwetter stürmig und angeschwellt wird, gut dargestellt, indem das Austreten desselben, und die Umschwemmung einer Erdscholle, worauf die Heldin des Stücks steht, ganz hübsch läßt; nur ist das, sich darauf zu erhalten und so vom Strom fortgerissen zu werden, so hölzern als unverständlich. In der Erzählung mag sich dieses recht gut lesen, aber auf diese Weise verfehlt es gewiß den Zweck, und der größte Theil der Zuschauer hat es ohne Zweifel am ersten Abend nicht verstanden.

Die Tänzerin Talamo, welche die Tochter Elisabeth machte, gab ihre Rolle mit feinem Gefühl; ihre Bitte um den Segen ihrer Eltern, denen ihr Vorhaben ein Geheimniß war, der Abschied von ihnen so wie die Trennung von ihrer bisherigen Wohnung, wo sie sich vor dem Schlafzimmer der Eltern auf den Boden wirft, ihn zu küssen, war so rührend und tief ergreifend, daß das ganze, sonst für dergleichen gefühlvolle Scenen eben nicht sehr empfängliche, Publikum sehr davon bewegt wurde, und lauter allgemeiner Beyfall erscholl. Eine schöne Polonaise und zulezt ein Prunksaal, in welchem der Czar nebst dem ganzen Hofstaat erscheint, und die Tochter, der Begnadigung unwissend, mit ihren Eltern unerwartet zusammentrift, macht den Beschluß dieser schönen Darstellung. Getanzt wird freylich wenig darin; doch dies ist vielleicht nicht der größte Verlust, weil es in diesem Augenblick an wirklich ausgezeichneten Tänzern fehlt.

In Fondo gab vor einiger Zeit eine Polin, Szymanowska, ein Konzert, sich auf dem Pianoforte hören zu lassen. Der vorhergegangene Ruf entsprach indessen wol nicht ganz demjenigen, was sie leistete, und wenn sie auch als eine sehr gute Spielerin erwähnt werden darf, so ist doch gewiß, daß, ohne ihr zu nahe zu treten, behauptet werden kann, daß in Berlin, Wien und Paris Spieler ihrer Stärke häufig angetroffen werden. Die Schauspieler dieses Theaters sind ziemlich unbedeutend, und die einzige zu bemerkende, die Sicard von Wien, bey der indessen das italienische Sprichwort canta bella sehr gut angebracht ist, denn sie ist eine sehr liebliche hübsche Person, die, da sie jung ist, wol mit der Zeit noch eine große Sängerin werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Anagramms in Nro. 55:

Schlüssel. Schüssel.

Charade.

Die Ersten kommen — und das große Schweigen
Der finstern Freundin löst sich allgemach;
Wenn sie, in Purpur eingehüllt, sich zeigen,
Zieh'n jener ihre finstern Geister nach;
Nur Lichtgestalten freundlich aufwärts steigen;
Und tausend Stimmen werden singend wach.
Der Blumenkelch sich öffnend spendet Düfte,
Und Lerche bebt sich wirbelnd in die Lüfte.

Und wo bleibt ihr, der lezten goldne Brüder?
Der finstern Freundin leuchtendes Geleit?
O, höbe mich ein mächtiges Gefieder
Hoch über Berge, über Erden weit,
Dort hinterm Azurmantel fänd ich wieder
Euch, lehrend mich des Schöpfers Herrlichkeit;
In das Geheimniß Gottes würd' ich dringen,
Nicht menschlich mehr, mit Engeln würd' ich singen.

Zu dir erhöh' ich mich, du lichtes Ganze,
Du ziehst der finstern Freundin spät erst nach.
Du weilest lauschend noch mit deinem Glanze,
Wie Eos steigt aus ihrem Brautgemach;
Sie steigt empor, umschlungt mit einem Rosenkranze
Den Bräutigam, den goldgelockten Tag.
Da ziehst auch du zu deiner Brüder Heerden —
O möchtest du mein Paradies einst werden!

Gustav Hänich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. März 1825.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sey.

Goethe.

Sitten der Neu-Griechen*).

Thätigkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit sind die Hauptzüge des griechischen National-Charakters. Ihr Betragen als Väter, Gatten, Brüder ist wahrhaft patriarchalisch, nur die Völker des Alterthums mochten sie in dieser Hinsicht noch übertreffen. Oft bewunderte ich die Bereitwilligkeit, womit sie sich einander Dienste leisten, selbst ohne sich kaum zu kennen.

Gleichwol ist es unleugbar, daß die Sitten der Griechen durch ihre beständigen Verbindungen mit den Türken in etwas gelitten haben. Als ich zu Tripolitza war, machte ich meine Bemerkungen darüber gegen mehrere Personen, sie gaben mir zur Antwort: „Wir bedauern das, doch werden wir ein andermal daran denken, unser Volk die europäischen Gebräuche annehmen zu lassen; das ist nicht das Nöthigste.“ — Pater Theodosius, ein Papas von großen Kenntnissen, kämpft standhaft in diesem Sinne; denn nie tritt er in eine Gesellschaft, wo er seine Landsleute auf türkische Weise niederkauern und mit kreuzweis untergeschlagenen Füßen ihren Kaffee schlürfen sieht, ohne bitter über diese barbarische Sitte zu schelten. Uebrigens hat unter allen Volksklassen der griechische Adel den meisten Hang für die türkischen Sitten.

Die geistigen Vorzüge der Griechen sind nicht weniger auffallend. Ihre Geschicklichkeit für den Ackerbau, den Handel und die Schifffahrt wird sich ungeheuer schnell entwickeln, wenn ihnen die Theorie zu Hülfe kommt. Ihre Bauern sind in ihrem Feldbau viel weiter gekommen, als irgend eine andere Nation in Europa, wenn man ihre wenigen Hülfsmittel berücksichtigt. Was man von den Griechen in den bildenden Künsten erwarten dürfe, weiß man schon.

Man kann annehmen, daß kein Volk in der Welt mehr von alten Sitten und Gebräuchen beybehalten hat, als die Griechen. Jeden Augenblick begegnet man unter ihnen den Charakterzügen, mit welchen sie der gelehrte Barthelemy gezeichnet hat. Auch ihre Physiognomie scheint noch die nämliche; noch jezt glaubt man in jedem Dorfe der griechischen Konföderation Apollo- und Meleager-Gestalten zu sehen.

Die Feldarbeiten sind, wie in der alten Zeit, ohne Unterschied unter Männer und Frauen vertheilt, nur daß das schwächere Geschlecht die leichtere Arbeit besorgt. Unsere englischen (und wol auch unsere deutschen) Hausfrauen würden über die mannichfaltigen Gegenstände aller Art erstaunen, welche sich in einem griechischen Hause vorfinden, und das von den ärmsten Hütten, bis zur Wohnung der Reichsten, zumal wenn man bedenkt, daß dieß Volk keine Manufakturen hat. Nicht Eine Hütte gibt es, die nicht mit einem Webstuhle, einem Backofen und einer

*) Aus Blaquière's Werk über Griechenland, was so eben in London erscheint.

Digitized by Google

Handmühle versehen wäre, und jedes Familiengiied hat gelernt, sich dieses Hausgeräths auf jede Art zu bedienen.

Nirgends finden sich rührendere Spuren der Gastfreundschaft der Urvölker.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Am Abend vor der Schlacht speisten bey dem König von Frankreich die Prinzen, seine Oheime, der Graf von Flandern, der Konnetabel, die Marschälle, der Herr von Coucy und andere Ritter und Herren aus Frankreich, Flandern, Hennegau, Burgund, Brabant, Lotdringen, Deutschland und Savoyen, denn aus allen Gegenden waren sie zu ihm gestoßen, um mit den Gentern zu streiten. Da ward die Schlachtordnung für den nächsten Tag besprochen. Zur Sicherheit des jungen Königs hatte man ihn acht der tapfersten Ritter übergeben, die ihn während der Schlacht nie verlassen sollten; jezt beschloß man, ihn dem Konnetabel von Clisson anzuvertrauen, und statt seiner sollte der Herr von Coucy den Oberbefehl übernehmen. Der Konnetabel verwunderte sich höchlich über diesen Vorschlag. „Lieber Herr, sprach er, ich weiß wohl, daß es keine größere Ehre gibt, als Eure Person zu bewachen; aber, fürwahr! es wäre ein großer Kummer für meine Kriegsgefährten, und insbesondere für meine Vorhut, wenn sie mich nicht bey sich hätten. Ich will nicht sagen, daß man mich nicht entbehren, oder ohne mich nicht fertig werden könnte; aber, nun sind's schon vierzehn Tage, daß ich Alles vorbereitet habe, zu Euerm und der Eurigen größten Vortheil. Ich habe Alles geordnet und Alle aufgestellt, und sie würden sich nicht wenig verwundern, wenn ich nun dahinten bliebe. Sie würden wahrlich glauben, ich hätte das so angestiftet, damit ich nicht mit ihnen die ersten Stöße aushalten müsse." Der König wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte, endlich aber sprach er: „In Gottes und St. Denis Namen, thut, was Ihr wollt! Ihr verstehet's besser, als wir. Nur kommt morgen mit mir zur Messe." Am folgenden Morgen bedeckte ein dicker Nebel beyde Lager, kaum sah man ein Paar Schritt vor sich. Einige Ritter, welche ausgesandt waren, trafen bald auf das flamänd'sche Heer, welches heranrückte, um den Hügel zu besetzen. Artevelde stand an der Spitze der Genter, auf die er sich am meisten verließ; jede Stadt hatte ihr eigenes Banner und ihre eigenen Farben; so hatte auch jede Gilde ihre eigene Fahne; Alle waren wohlbewaffnet mit Stahlhauben, Harnisch und Schienen, und trugen Lanzen, große Messer und Kolben. Artevelde befahl ihnen, dicht gedrängt auf den Feind loszugehen, wie sie es in der Schlacht von Beugge gethan; sie schlangen die Arme in einander, um die Glieder noch fester zu verbinden. Ein Diener führte hinter ihm ein prächtiges Streitroß, darauf er die Franzosen zu verfolgen gedachte, wenn ihre Reihen gebrochen seyen. Aber auch die Franzosen waren guten Muthes. „Freut Euch, Herr, sprach der Konnetabel zum König, indem er ihn begrüßte, die Leute dort sind unser; unsere Knechte wären hinreichend, um sie zu schlagen." Nun wurden viele Ritter geschlagen, welche zum Erstenmal ihr Banner führten. Gleich darauf ward die Oriflamme erhoben, und alsbald begann die Sonne durch den Nebel zu brechen. Dieß erhöhte den Muth der Franzosen, sie schrieben es der wunderbaren Kraft der heiligen Fahne zu: auch sahen Viele eine weiße Taube über dem König schweben. Ehe die Schlacht begann, sandte der Herzog von Burgund, um das Blutvergießen zu vermeiden, nochmals einen Herold an die Flamänder, und bot ihnen den Frieden an, wenn sie sich ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen, und dem französischen Heere einen halben Jahrssold auszahlen wollten. Sie aber schrien laut: sie hätten das Recht auf ihrer Seite, sie wollten ihre Privilegien und ihre alten Freyheiten, und unterwürfen sich nur dem Urtheil Gottes. Da nun die Flamänder in einem dichten Keil heranzogen, so stellte der Konnetabel sein Heer so auf, daß es den Feind einschließen konnte. Der erste Andrang der Flamänder war sehr stark, sie stürzten den Hügel herab wie ein Eber, so daß der Heerhaufen, bey welchem der König war, in Unordnung gerieth. Aber bald wurden sie von allen Seiten angegriffen und ihre Reihen gebrochen. Artevelde ward unter den Vordersten erschlagen, und die Franzosen drangen von allen Seiten ein; die Ritter warfen Alles vor sich nieder, und die Knechte, die ihnen folgten, gaben den Gefallenen mit ihren Waffen den Rest und plünderten sie. Bald war die Niederlage allgemein, und der Sieg kostete den Franzosen nur wenig Leute. Also geschah die große Schlacht von Roßbeck am 29. November 1382, welche den Adel vor dem grausamen Schicksal rettete, das seiner wartete, wenn die flander'schen Städte gesiegt hätten, und worin die französischen Städte zugleich mit besiegt wurden. Man suchte den Leichnam Artevelde's, ein armer Flamänder zeigte denselben mitten unter einem Haufen von Gentern, welche an seiner Seite gefallen waren. Der König und sein Gefolge betrachteten eine Zeit lang diesen berühmten Feldhauptmann der Flamänder, und hierauf ließ er ihn an einen Baum hängen. Der König wollte dem Flamänder, welcher ihm den Leichnam gezeigt, das Leben schenken und seine Wunden verbinden lassen; dieser aber wollte seinen Anführer nicht überleben. Die Franzosen verfolgten die Flüchtlinge bis nach Courtray, wo sie zugleich mit ihnen eindrangen. Bey dieser Stadt war achtzig Jahre vorher ein großes französisches Heer von den Flamändern geschla-

Digitized by Google

gen worden; diese hatten damals die goldenen Sporen der gefallenen Ritter gesammelt und in der Frauenkirche als Siegeszeichen aufgehängt; um diese Schmach zu rächen, ließ der König die Stadt plündern und niederbrennen, ohne auf die Fürbitte des Grafen von Flandern zu achten. Ein künstliches Uhrwerk, was die Stunden schlug, ließ der Herzog von Burgund nach Dijon bringen; es gab dergleichen Werke damals nur in Paris und Sens. Männer, Weiber und Kinder wurden gefangen weggeführt, um durch ihr Lösegeld die Beute zu vermehren. Die Lust nach Beute war so groß, besonders bey den Bretagnern, daß sie die reiche Stadt Brügge eben so zu plündern gedachten, wie Courtray. Aber durch die Vermittlung der Herzoge von Berry und Burgund, und die Bitten des Grafen von Flandern, der neben den Abgeordneten der Stadt vor dem König kniete, kam sie mit einer Kriegssteuer von hundertund-zwanzigtausend Franken davon. Aber die Bretagner begnügten sich keineswegs damit; sie sagten: dieser flandersche Krieg bringe ihnen nichts ein, und es sey nicht der Mühe werth gewesen, mitzuziehen. Um sich schadlos zu halten, verabredeten sie sich mit einigen burgund'schen und savoy'schen Rittern, um das hennegau'sche Gebiet zu plündern, unter dem Vorwand, daß der Graf von Hennegau dem König keine Heersolge geleistet habe. Nur mit der größten Mühe gelang es den Oheimen des Königs und den Führern des Heeres, diese Rasenden zu bernhigen. Wäre man gleich nach der Schlacht von Roßbeck vor Gent gezogen, so wäre der Krieg beendigt worden; aber die Zeit, welche die Franzosen mit diesen Räubereyen und Streitigkeiten verloren, retteten die Stadt, und gab den Gentern Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Peter Dubois gab ihnen bald ihren alten Stolz und ihre Entschlossenheit wieder. Doch schickten sie Abgeordnete an den König, und erboten sich, sich ihm zu unterwerfen, aber unter der Bedingung, daß sie künftig nur von dem Parlament zu Paris abhängen, und der Graf von Flandern alle Gerichtsbarkeit und Herrschaft über sie auf immer verlieren sollte. Es war unmöglich, irgend etwas Anderes von ihnen zu erhalten. Diese Bedingungen wurden im Rath des Königs verworfen, weil der Herzog von Burgund keine Lust hatte, die beste Stadt seines künftigen Erbes zu verlieren. So kehrten die Abgeordneten nach Gent zurück, und die Genter gewannen immer mehr Muth; das französische Heer war nun nicht mehr im Stande, die Belagerung zu unternehmen; die Jahrszeit war kalt und regnigt, die Flüsse ausgetreten, die Straßen unbrauchbar, die Kriegsleute unzufrieden wegen des rückständigen Soldes; man mußte die aus den entfernten Provinzen, aus Savoyen, Languedoc, Auvergne und Burgund verabschieden; nur die Normänner und Bretagner behielt der König bey sich, weil er sie gegen die Pariser zu gebrauchen gedachte; also führte er sie nach Frankreich zurück, nachdem er in einigen flander'schen Städten starke Besatzungen gelassen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 22. Februar.

Wir halten die vorige Woche sehr interessante Debatten im Unterhause über die bevorstehende Unterdrückung des katholischen Vereines, welche einige der besten Redner veranlaßten, die wir seit dem Tode Pitts und Forens, Burks und Sheridans gehört; es ist indessen meine Absicht nicht, Ihnen etwas Näheres über diese Debatten und den wichtigen Gegenstand, den sie betraf, mitzutheilen, indem Politik Ihrem Blatte fremd ist. Ich erwähnte derselben nur, um Ihnen zu erzählen, daß Dr. Lushington bey der Gelegenheit erklärte, daß in dem Universitätsklub, welcher größtentheils aus Geistlichen besteht, die Memoirs der Herriett Wilson, die schändliche Geschichte einer Lustdirne, deren ich in meinem lezten erwähnte, zur Anschaffung vorgeschlagen und auch angenommen wurden; während der Vorschlag, eine Bibel zu kaufen, in denselben vor einiger Zeit verworfen wurde. Von dieser Angabe wurde zwar am folgenden Abend der erste Theil von einem anderen Mitgliede verneint, welches jedoch zugab, daß sehr häufige Nachfragen nach dem Buche gewesen. — Hr. Brougham verglich die Geldsammlungen der Methodisten mit denen, welche die Katholiken neulich veranstaltet haben, und machte sich überhaupt über die Sekte lustig. Hr. Butterworth, der erklärte Vertreter derselben, stand auf, um sie zu vertheidigen; das Husten, Scharren und Gähnen der Mitglieder zeigte aber gleich, daß sie auf keine Predigt um zwey Uhr des Morgens gefaßt waren. Da Hr. B. sich aber nicht stören ließ, und sogar Auszüge aus einem Pamphlet zu lesen anfing, da rief ein Mitglied am Schlusse von einem derselben ein gedehntes Amen! und ein allgemeines Gelächter machte der Vorlesung ein Ende. Dieser Hr. B. gibt in seinen Gesinnungen einen der auffallendsten Belege von dem Widerspruche, in welchen der Mensch zuweilen verfallen kann; denn indem er für seine Sekte die ausgedehnte Freyheit verlangt, wünscht er die Katholiken zu Heloten verachtungswürdigt zu sehen. — Da ich vom Unterhause rede, kann ich nicht umhin, den unziemlichen Gebrauch der dabey angestellten Beamten zu rügen, die von jedem Fremden, der die Debatten zu hören wünscht, eine halbe Krone Eintrittsgeld erpressen. Dieß wird so weit getrieben, daß man den Eintrittskarten, welche ein jedes Mitglied zu geben das Recht hat, die Achtung versagt, um desto mehr halbe Kronen zu bekommen. Die Ausrede ist dann, die Gallerie wäre voll. — Es ist eine große Deputation von den irländischen Katholiken hier angekommen, welche gegen die Unterdrückung ihres Vereines sprechen soll; und da man sich im Unterhause geweigert, ihren Einspruch und ihre Beweisgründe als von einer Körperschaft anzunehmen, so hat sie Nachricht gegeben, daß sie an bestimmten Orten und zu bestimmten Stunden bereit sey, einem jeden Parlamentsmitgliede, das sie mit einem Besuche beehren wollte, jede Nachricht zu geben, die man über die Absichten und Handlungen des Vereins verlangen könnte. Alles dieses geht aber ganz in der Stille zu, und das englische Volk scheint nicht den geringsten Antheil an dem Kampfe zwischen dem Parlamente und den Katholiken zu nehmen.

Ich glaube, ich schrieb Ihnen vor einiger Zeit, daß in der Nähe von Hammersmith ein Kerl seit einiger Zeit den Geist gespielt; dieser Geist ist endlich gefangen worden. Es ist ein Pächter aus der Nachbarschaft, und die Grand-Jury hat bereits die Klage gegen ihn als Ruhestörer stattfinden lassen.

Am vorigen Freytag brachte ein Oberst Egerton eine Klage gegen einen Mann, Namens Furzemann vor, um 100 Pfund von ihm zu erhalten, welche er in einem Hundekampf von ihm gewonnen haben wollte. Hr. Brougham führte des edeln Obersten Sache; aber der Richter war ganz aufgebracht darüber, daß man eine solche Sache, welche sich auf gesetzwidriges Wetten gründete, vor den Hof zu bringen wagte, und verabschiedete die Jury plötzlich, ohne sie zur Sprache kommen zu lassen.

Miß Fort hat durch ihre erlangte Berüchtigtheit viel gewonnen, wo nicht an Ehre, doch an Geld. In Covent-Garden, wo sie sonst nur 9 Pfund wöchentlich erhielt, erhält sie jezt 20, und für drey Nächte, die sie die vorige Woche zu Brighton spielte, empfing sie 150 Pfund. Die Einnahme am ersten Abend ihres Erscheinens in Covent-Garden betrug über 900 Pfund; eine größere Summe, sagt man, als je dort eingenommen wurde, und an 200 Pfund mehr, als bey Keans erstem Erscheinen. — In Covent-Garden hat das erste Oratorium am vergangenen Freytag stattgefunden, aber ohne besonderes Aufsehen. — Drury-Lane fängt nächsten Freytag damit an; unter der aufzuführenden Musik ist auch Webers Kampf und Sieg. Hr. Soane hat eines seiner theatralischen Machwerke auf dieser Bühne unter dem Titel, Massaniello, der Fischer von Neapel, herausgebracht, und hätte trotz der Lieder, Chöre, Aufzüge (Kean, als der Held des Stückes, erscheint sogar zu Pferde), Bombast und prächtigen Decorationen, die Zuschauer in einen sanften Schlummer gelullt, wenn Kean nicht auf seine gewöhnliche Art gestürmt hätte. Es mag sich ein Paar Abende lang hinschleppen, aber es erlebt gewiß das Ende des Frühlings nicht, wenn es ja den Monat ausleben sollte. Mit einem Worte, es ist Schillers Fiesco verdorben und in's Gemeine herabgezogen.

Der von dem Morde des Weare der berüchtigte Probert ist aufs Neue in Haft, und eines Pferdediebstahls angeklagt.

Man versichert, die Offiziere des zwölften Lanzenregiments, welches in Liverpool liegt, bedienten sich weiß-seidener Schnupftücher. Wäre es nicht Zeit, daß man die Herren gegen die Birmanen in den Krieg schickte?

Die Cholera Morbus hatte sich im Laufe des Sommers vorigen Jahres in mehreren Gegenden Indiens blicken lassen. Im Juni aber zeigte sich ein epidemisches Fieber zu Calcutta, an welchem zu einer Zeit an Dreyviertel der Einwohner darniederlagen. Es soll von dem Wechsel zwischen großer Feuchtigkeit und Hitze herrühren, welche seit einiger Zeit dort geherrscht. Die Krankheit verkündigte sich mit heftigen Kopf- und Gliederschmerzen und rothen Flecken auf dem ganzen Körper; sie hielt aber selten über zwey, drey Tage an, und war von keinem einzigen Todesfalle begleitet. Sie ließ indessen immer sehr große Schwäche zurück. In vielen Familien blieb beynahe keine einzige Person, von der Herrschaft sowol als der Dienerschaft, auf den Beinen, und die Kanzleyen und Komptoire waren fast allenthalben leer. Am 22sten konnte das Obergericht keine Sitzung halten, indem zwey der Richter, der Dolmetscher und der Ausrufer zu gleicher Zeit krank waren. Eine ähnliche Krankheit soll beym brittischen Heere zu Rangoon herrschen, so daß es genöthigt worden seyn soll, diese theuer erkaufte Eroberung wieder zu verlassen. — Zu Madras war in der Mitte des Jahres der Mangel noch so groß, daß die Regierung täglich an 20,000 Menschen auf ihre Kosten speisen mußte.

Neapel, Januar.

(Beschluß.)

Ein hier verstorbener, in Deutschland wol noch wenig bekannter, Gelehrter veranlaßt mich, die mitgetheilte Notiz über denselben hier beyzufügen.

Nicolaus Fergola war eines der seltenen Talente, deren Bescheidenheit ihnen die Stelle des Ruhms ersetzt, und sich dadurch sowol den Wissenschaften als der Welt nüzlich machen. Er ward in Neapel den 29sten October 1753 geboren und starb den 21sten Juny 1824. Er war ein Schüler des Abate Genovesi di Giuseppe Cirillo, allein in der Mathematik, worin er sich einen so großen Namen erwarb, war sein Lehrer Marcellus Cecere, von welchem er die ersten Anfangsgründe erhielt. In dieser Wissenschaft übertraf er sehr bald seinen Lehrer. Den ersten Beweis seiner scharfen Forschungen gab er in dem Werkchen Nicolai Pergola Solutiones novorum quorundam problematum Geometricorum. In demselben, durch Hülfe der Integral-Berechnungen, fand er die Gesetze jener Curven, in welchen derjenige Theil eines jeden Tangenten, welcher sich zwischen zwey graden gegebenen Punkten endigt, dem Radius des osculatorischen Kreises einer solchen Curve im Punkte der Berührung oder Zusammentreffens, gleich sey, und im andern sucht er, nach Weise der Alten, in einer gegebenen Parabel einen gegebenen Raum durch eine gerade Linie zu bestimmen, welche durch einen gegebenen Punkt geht. Wie während der Zeit die königliche Akademie in Neapel errichtet wurde, stellte man Fergola bey derselben an, und er bereicherte den ersten Theil der Verhandlungen derselben mit drey Memoiren. Die erste über die Auflösung einiger schweren Aufgaben der Optik. Die zweyte über die wahre Messung der schneckenförmigen Windungen. Die dritte über die Art, die Probleme der Lagen zu lösen.

Er schlug ebenfalls vor, die corographischen Karten unsrer Regionen zu bilden und trug darauf an, in den Ebnen Apuliens den Grad des Erd-Meridians zu bestimmen, wie auch den Grad der Anziehung des Pendels, welche von der Kette der Apenninen entstehen, zu beobachten, so wie die hauptsächlichsten See'n und Flüsse des Königreichs zu nivelliren.

Darauf wurde er zum Professor der höhern Mathematik am königlichen Lyceum von S. Salvadore ernannt und publicirte alsdann die Anfangsgründe zu den Grundsätzen der Mathematik des Newton. Weiterhin, dem dringenden Verlangen seiner Schüler nachgebend, übergab er dem Abate Felice Giannatacio seine Kegelschnitte, daß er sie erläuterte und bekannt mache, welches auch später geschah. Alsdann publicirte er in einer Sammlung kleiner mathematischen Beobachtungen, im Jahre 1810 in Neapel gedruckt, die Probleme de Inclinationibus. In den Akten der königlichen Societät zu Neapel finden sich von ihm noch die Auflösung der sogenannten Probleme Tactionum, eine neue Auseinandersetzung der winkeligen Sektionen des Vieta und des Wallis und die Abhandlung über das interessante Theorem von Cotes, welches früher von Pemberton, Beenouill, Hermann, Simson, Frisi, Walmesley und Klingestierna beleuchtet worden war. Es bleiben noch ungedruckt von ihm: Ein Cursus sehr interessanter Auseinandersetzungen; eine Abhandlung über die analytische Dioptrik und eine über die Anfangsgründe der Astronomie, neben einer unzähligen Menge Memoiren. Er starb in den Armen der katholischen Religion, derer über alles andere ergeben war, und ward bis zu seinem lezten Augenblick vom P. Telesio, einem seiner vorzüglich geachteten Schüler, gepflegt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. März 1825.

Ein Kerker ist die Erde
Für den, der nie sich freut.
Zum Paradiese werde
Sie uns durch Fröhlichkeit.
Langbein.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

Von G. L. P. Sievers.

„Der Scherbenberg!" rufen die Leser voll Verwunderung aus, denen wol die sieben Hügel Roms, aber darunter keiner dieses Namens, bekannt ist. Freylich kann sich der Monte Testaccio (Mons testaceus), im eigentlichen Verstande ein Emporkömmling der späteren Zeit, mit jenen sieben grunddesitzenden Ahnherren der Quiritenstadt an Alter nicht messen; aber durch seine Größe ragt er, wie gewöhnlich die Parvenüs höher als die alten Geschlechter steigen, über allr hervor. Von ihrer antiken Hoheit nur noch unbedeutende Ueberreste darbietend, haben die sieben Berge ihre Häupter in den Staub geneigt; dagegen streckt der Testaccio das seinige um desto sichtbarer empor.

Welcher Herkunft ist aber der Scherbenberg? Sonderbarerweise läßt sich von ihm nicht, wie von tausend andern seiner Brüder, sagen, daß er Staub sey; denn er besteht aus Topfscherben, welche, behauptet man, schon zweytausend und mehrere Jahre alt sind. Freylich eine zerbrechlichr Konstitution, welche aber, gleichwie schwächliche Leibesbeschaffenheiten den Krankheiten größern Widerstand leisten, als robuste Körper, sich wohlauf erhalten hat, während seine älteren Brüder, wie gesagt, mehr oder weniger verschwunden sind.

Der Scherbenberg, im äußersten südwestlichen Winkel der Stadt gelegen, ist nicht allein ein historisches, sondern gewissermaßen auch ein physikalisches Phänomen. Niemand weiß, wann, noch auf welche Weise, er entstanden ist. Victor soll seiner irgendwo unter dem Namen Doliolus gedenken. Er hat also schon unter Theodosius dem Großen existirt. Dagegen will man, in den neuern Zeiten, beym Aushöhlen des Berges, um Grotten darin anzulegen, antike Gräber unter demselben gefunden haben. Wären diese genauer untersucht worden, so hätte sich vielleicht bestimmen lassen, um welche Zeit der Scherbenberg noch nicht vorhanden gewesen sey. Da, so viel man weiß, kein früherer Schriftsteller desselben gedenkt, so kann sich die Entstehung des Berges wenigstens nicht gleich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, sondern wahrscheinlich erst in den folgenden hundert bis hundertund-fünfzig Jahren ergeben haben. Die neueren Antiquare meinen, es seyen hier (zwischen dem Aventinus und der Tiber) die Topfbrennereyen des alten Roms vorhanden und diese angewiesen gewesen, ihre zerbrochenen Gefäße nicht in den Fluß, sondern auf einen einzigen großen Haufen zu werfen, woraus am Ende der Scherbenberg entstanden wäre. Dagegen frage ich: Wohin wurden denn vorher die Scherben geworfen, und wie kommt es, daß die Anhäufung derselben nicht außer der Stadt (das heißt, ganz in der Nähe), sondern innerhalb derselben, und zwar an einem Orte geschehen mußte, wo sich das Arsenal, der Hafen (für alle Schiffe, welche von Ostia die Tiber heraufkamen), die Fruchtböden, der große Marktplatz (emporium), der Fleischmarkt, der Bäckermarkt, das

Marmormagazin, der Circus Intimus, der Hain der Göttin Laverna, viele Tempel u. ſ. w. befanden, wo alſo die Volksbewegung ungemein groß und der Raum ſehr beengt ſeyn mußte? Wäre es nicht zweckmäßiger geweſen, den Scherbenplatz, wie ſchon geſagt, ein Paar Scheitte weiter außerhalb der Stadt anzulegen?

Mit dieſen Einwürfen, zu welchen ſich noch eine Menge anderer hinzufügen ließen, will ich nun beweiſen, daß die Erklärung von der Entſtehung dieſes Berges ſchwieriger ſeyn möchte, als man gewöhnlich glaubt. Freylich iſt er vorhanden, und ſomit muß er einmal entſtanden ſeyn; aber, wie? Das iſt, dünkt mich, durch alle obigen Vermuthungen noch nicht zur Genüge dargethan worden.

So viel von der hiſtoriſchen Merkwürdigkeit des Scherbenbergs. Seine phyſikaliſche beſteht darin, daß ſich, während des Sommers, in den Grotten deſſelben alle darin aufbewahrten Arten von Flüſſigkeiten faſt bis zum Gefrierpunkt verdichten. Aus dieſem Grunde ſind eine Menge von Kellern darin angelegt, in welchen ſich nicht allein der Wein und andere ſpirituöſe Getränke, ſondern auch Eßwaaren während der größten Hitze vollkommen friſch erhalten. Ueber dieſe Eigenthümlichkeit des Berges haben viele Phyſiker, beſonders der bekannte Pater Kirchee, Forſchungen angeſtellt. Mich dünkt, ſie läßt ſich auf die leichteſte Art von der Welt erklären: die Scherbenmaſſe, aus welcher, faſt ohne alle erdige Zwiſchenlagen, der Berg beſteht, wehrt die Luft ab und widerſetzt ſich ihrem Eindrange ſogar wirkſamer, als ein wirklicher Felſen thun würde, der doch immer aus mehr oder weniger poröſen Steinarten beſteht.

Der Berg dürfte etwa hundert-und-ſechszig Fuß hoch ſeyn, und eine halbe römiſche Meile (fünf auf eine deutſche) im Umkreiſe haben. An Höhe werden alſo die ſieben Hügel, im Zuſtande, worin ſie ſich heutiges Tages befinden, bey weitem von demſelben übertroffen. Wie hoch letztere ehemals geweſen ſeyn mögen, iſt uns zwar nur von einem einzigen derſelben, vom Quirinalis (Monte Cavallo) bekannt. Dieſer beſaß die Höhe von etwa hundert-und-neunzig Palmen (alſo noch keine hundert-und-dreyßig Fuß), wie die, am Fuß deſſelben, auf dem Foeum Trajanum errichtete, Säule beweiſt, deren Nebenwerk darin beſtand, die Tiefe anzuzeigen, bis zu welcher der Berg, Behufs des zwiſchen dieſem und dem Capitolium anzulegenden Forums, durchſtochen werden mußte. Freylich möchte der Janiculus, beſonders der Monte Mario (ehemals Clivus Cinna) höher ſeyn, als der Scherbenberg; aber ſie gehören nicht zu den ſieben Hügeln (mit welchen ich ihn oben ſcherzend verglichen habe); letzterer liegt ſogar außerhalb der Stadt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aufſtand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Während der König Paris und die andern franzöſiſchen Städte mit großer Härte für ihre Widerſpenſtigkeit züchtigte, ihnen alle ihre Rechte und Freyheiten nahm, ſie wie eroberte Städte brandſchatzte, und viele der angeſehenſten Bürger hinrichten ließ, ſchloſſen die Genter ein Bündniß mit den Engländern, und zugleich rief der Papſt Clemens VII. die Engländer zu einem Kreuzzuge gegen den Papſt Urban IV. von Avignon und ſeinen Beſchützer, den König von Frankreich, auf. Heinrich Spencer, Biſchof von Norwich, ſezte mit zweytauſend Lanzen und viertauſend Bogenſchützen nach Calais über, und rückte in Flandern ein, obgleich ihm ſeine Ritter und der Graf von Flandern vorſtellten, daß die Flamänder es auch mit dem Papſt Urban hielten. Der Baſtard des Grafen ſammelte in großer Eile ein Heer von zwölftauſend Mann, ſowol Ritter als Landleute; er wurde aber bey Dünkirchen geſchlagen, und die Stadt von den Engländern erobert. Hierauf beſezte der Biſchof von Norwich mehrere andere Städte und belagerte endlich Ypern. Der Graf von Flandern rief in dieſer Noth wiederum ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog von Burgund, um Hülfe an, und dieſer ließ nicht nur mehrere feſte Plätze in Flandern und an der Grenze durch ſeine Ritter beſetzen, ſondern es wurde auch wieder die ganze franzöſiſche Ritterſchaft auf den 15. Auguſt 1383. unfehlbar nach Arras entboten. Dahin kamen auch zahlreiche Banner aus Savoyen, Baiern und ganz Deutſchland, um gegen die Engländer zu ſtreiten, alſo daß man ſechs-und-zwanzigtauſend Lanzen zählte; und damit es nicht an Lebensmitteln fehle, wurde mit Boulard, einem Pariſer Bürger, ein Vertrag geſchloſſen, darnach er während vier Monaten für hunderttauſend Mann Brod ſchaffen mußte. Nie hatte man ein ſo zahlreiches und wohlgerüſtetes Heer in Frankreich beyſammen geſehen; der Heerbann und der Landſturm (ban et arriereban) waren aufgeboten worden. Der Biſchof von Norwich hatte den ganzen Krieg mit ſo viel Uebermuth und Unerfahrenheit geführt, daß er ſogar die Verſtärkungen ausſchlug, welche man ihm aus England nachſchicken wollte. Nach einem unnützen Sturm auf Ypern mußte er ſich vor dem herannahenden franzöſiſchen Heere zurückziehen, und ward bald darauf, nachdem die Franzoſen Bergen zerſtört hatten, in Burburg eingeſchloſſen. Die Genter verloren indeſſen nicht den Muth. Denſelben Tag, da die Franzoſen Bergen einnahmen, überfiel Arterman mit vierhundert Mann Oudenarde, was die Genter ſchon ſo oft belagert hatten. Es fand große Vorräthe in der Stadt, trug aber Sorge, daß alle fremden Kaufmannsgüter verſchont blieben. Als dieſe Nach-

Digitized by Google

richt in's französische Lager kam, beeilte man sich, die mit den Engländern angefangenen Unterhandlungen abzuschließen, und es ward denselben, zum großen Verdruß der französischen Ritter, gestattet, mit Waffen und Heergeräth nach England abzuziehen. Burburg aber ward von den Bretagnern geplündert, die sogar die Kirchen nicht verschonten. Einer von ihnen stieg auf den Altar der Kirche zu St. Johann, um der Bildsäule der Jungfrau einen kostbaren Edelstein zu entreißen, den sie in ihrer Krone trug; das Bild aber machte eine Bewegung, und der Kirchenschänder stürzte todt zu Boden; ein Anderer hatte dasselbe Schicksal, und zugleich fingen die Glocken an zu läuten. Als der König das Wunder vernahm, ging er selbst in diese Kirche und weihte der heiligen Mutter Gottes reiche Geschenke, also thaten auch die angesehensten Herren im Heer, und alles Volk strömte mit Andacht nach der Kapelle.

Der König entließ nun das Heer, und bezeigte den fremden Rittern seine Dankbarkeit für ihre Dienste, und er selbst kehrte nach Frankreich zurück. Der Herzog von Burgund blieb noch eine Zeitlang in Flandern, um die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und die Friedensunterhandlungen, welche angefangen hatten, zu beendigen. Die Ohrime des Königs von England, der Ritter von Percy und der Bischof von Suffolk, die Herzoge von Burgund und Berry, der Kanzler von Frankreich und der Bischof von Laon kamen zwischen Calais und Boulogne zusammen, dahin kam auch der Herzog von Bretagne und der Graf von Flandern, auch erwartete man Gesandte aus Spanien. Die Franzosen verlangten alle Städte wieder zu haben, welche die Engländer besetzt hatten, und diese weigerten sich, Bordeaux, Brest, Cherbourg und Calais zu räumen; da man sich darüber nicht verständigen konnte, so ward, statt des Friedens, ein bloßer Waffenstillstand geschlossen. Auch die Genter wurden darin mit begriffen, obgleich der Graf von Flandern verlangte, daß sie ausgeschlossen würden; allein der Herzog von Berry brachte ihn zum Schweigen, indem er zu ihm sagte: „Mein Vetter, ich wollte, Ihr wärt etwas milder. Die Genter werden mit im Waffenstillstand seyn. Durch Eure Thorheit habt Ihr Euch und die Euern in große Noth und Schaden gebracht. Laßt Euern Zorn fahren und seyd künftig verständiger.“ Darauf zog sich der Graf nach Saint-Omer zurück, und der Waffenstillstand ward ohne ihn geschlossen auf ein Jahr, unter den Bedingungen, daß Alles so bleiben solle, wie es stünde, also daß die Genter Oudenarde und Gravelingen behielten. Dieß war der letzte Kummer, den der Graf von Flandern hatte, er starb den 20. Oktober 1383. Sein Tod ward aber auch noch auf andere Art erzählt. Er hatte vom Herzog von Berry die Huldigung wegen der Grafschaft Boulogne verlangt, und als dieser sie verweigerte, war ein heftiger Streit zwischen Beyden entstanden, also, daß endlich der Herzog seinen Dolch zog und den Grafen niederstieß. Der Herzog von Burgund aber hielt diesen Vorfall so geheim, wie möglich. Er ließ seinen Schwiegervater feyerlich und mit aller Pracht in der St. Peterskirche zu Lille neben seiner Frau begraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. Februar.

Théâtre des Variétés. Endlich einmal hatte diese Bühne gutes Glück. Ein Mährchen aus tausend und einer Nacht in eine preußische Anekdote umgeschaffen, gab den Verfassern des Olivenfäßchens (le baril d'olives), HH. Melesville und Brazier den Stoff zu diesem Stücke. Der Schauplatz ist ein Dorf an der Oder in der Nähe eines Schlachtfeldes, wo die Russen und Preußen miteinander kämpfen. Das preußische Korps ist in die Flucht geschlagen und Friedrich II., der die Wirkung seiner Befehle zur Wiederholung des Angriffs erwartet, ist nicht ohne Mühe und als bloßer Offizier verkleidet in diese Gegend gekommen, wo die Bauern über einen Urtheilsspruch erbost sind, welchen Gob-Zoom, der dümmste Richter im Umkreise, den Tag vorher gefällt hatte, und durch welchen ein gewisser Freemann ruinirt ist. Dieser hatte vor mehreren Jahren Jemand ein Olivenfäßchen anvertraut, worin er 100 Goldstücke, die Frucht seiner Ersparnisse, verborgen hatte. Als man ihm das Fäßchen wieder zustellte, waren die Goldstücke verschwunden. Freemann allein erkennt den König; er hört das, was dieser einem Pagen sagt, und überbringt mit Lebensgefahr einen wichtigen Armeebefehl, von welchem die Rettung des Heeres abhängt. Friedrich belustigt sich indessen auf Gob-Zooms Kosten; er läßt den Prozeß von vorne anfangen und befiehlt dem jungen Peters, Freemanns Neffen, im Namen des Königs das Urtheil zu sprechen. Peters bemerkt, daß, da der Verwahrer des Fäßchens statt der ihm anvertrauten alten Oliven frische zurückgegeben habe, er nothwendig das Fäßchen geleert und so das Gold an sich gebracht haben müsse. Der Schuldige wird tüchtig gestraft. Freemann, dem sein Unternehmen gelungen ist und der selbst den Führer der königlichen Garde gemacht hat, erhält eine Pension und ein Amt; der König stattet außerdem die Tochter und den Neffen des braven Mannes aus, und was den Richter Gob-Zoom anbelangt, so weiß man nicht, ob er seinen Scharfsinn und seine Unparteylichkeit in einer andern Gegend des Königreichs bethätigen soll. Die hohe geschichtliche Rolle Friedrich II. ward bisher immer auf der Bühne wie in der Geschichte im Siegergewande aufgeführt; um so glücklicher war die Idee, ihn hier unter andern Verhältnissen darzustellen, wo Friedrichs Charakter nur gewinnen konnte. — Wenn keinem anderen, so lassen doch diesem großen Deutschen die Franzosen Gerechtigkeit widerfahren, ob dabey dennoch eine versteckte Nationaleitelkeit im Spiele sey, da bekanntlich der große Friedrich die Franzosen sehr liebte, wagt Ref. nicht zu entscheiden. Die Handlung des Stücks hat einen raschen Gang, der Dialog ist witzig und mit niedlichen Gesangstrophen durchflochten. Das Spiel der Schauspieler trug auch nicht wenig zum

Beyfall bey. Lepeintre spielte Friedrichs Rolle gut. Bosauiers Gavaudan als alter Soldat war gepeitscht und feurig. Brunet, der Dorfrichter Gos-Zoom erregte allgemeines lautes Lachen und sehr gut stellte Mad. Jenny-Vertpré den jungen Peters dar.

Théâtre royal de l'odéon. Ein Seiten- oder vielmehr Gegenstück zum Vorigen! Erste Vorstellung eines Trauerspiels in fünf Aufzügen: Die Waise von Bethlehem. — (Ein Pariser Witzbold hat den Titel so geändert: Die Niederlage der Klatscher. (Massacre des claqueurs.) — Mit vielen andern ehrlichen Leuten ist Ref. der Meinung, daß Stoffe aus der heiligen Schrift mit großer Vorsicht oder gar nicht auf das Theater gebracht werden sollten, und wenn er, um gar nicht orthodox zu scheinen, sich noch solche Gegenstände gefallen läßt, die aus dem alten Testamente oder der jüdischen Geschichte entlehnt sind, so möchte er dagegen alle die Stoffe, welche mit dem neuen Testamente, und also mit der Geschichte Jesu und seiner Religion in näherer oder fernerer Beziehung stehen, ohne Ausnahme und mit unerbittlicher Strenge von der Bühne verbannt sehen. Denn in ihrer Einfachheit wird die heilige Geschichte des Christenthums nie auf die Bühne kommen können, und alle Theaterverbrämung ist ihrer unwürdig. — Doch lassen wir selbst gegen unsere Ueberzeugung Ausnahmen gelten, so bleibt es immer undegreiflich, wie der Bethlehemitische Kindermord einem Trauerspieldichter Stoff für ein ganzes langes Trauerspiel abgeben konnte. — Natürlich mußte er Alles erfinden, da ihm nichts gegeben war, Handlung, Charaktere und Leidenschaften, denn der Kindermord konnte nur als Katastrophe dienen. War es nun aber wol vernünftigerweise vorauszusetzen, daß ein Theaterpublikum und obendrein ein Pariser Publikum fünf lange Akte hindurch den Anblick eines getrunkenen Ungeheuers ertragen werde, das mit kaltem Blute einige Tausende von Kindern morden läßt, um ein einziges zu tödten, dessen er sich wahrscheinlich doch leicht auf andere Art hätte bemächtigen können! — Doch man urtheile selbst über folgenden Stoff: Der Messias ist zu Bethlehem geboren. Wunder haben die Geburt des künftigen Königs der Juden, wie ihn die heiligen Weissagungen nennen, bezeichnet. Herodes ist davon durch die drey Magier benachrichtigt worden. Diese haben in dem Hause Rabels, einer Abkömmlingin Davids, logirt. Rabel hat ein Kind von zwey Jahren. Herodes, wie es scheint, von seiner geheimen Polizey schlecht bedient, weiß es nicht, daß die Magier nicht diesem, sondern einem ganz andern im Stalle geborenen Kinde huldigten. Demnach hält er Rabels Sohn für den Messias und wüthet gegen diesen. Doch zu größerer Sicherheit befiehlt er ein allgemeines Gemetzel, und überträgt die Vollziehung einem seiner Feldherrn Isaschar, der übrigens ein sehr schlechter Mensch ist, der schon den väterlichen Fluch auf sich geladen und Rabels Gatten, Jonathas, ermordet hat, weil er sein Nebenbuhler war, welchem Rabels Vater einen gegründeten Vorzug gegeben hatte. Aber Isaschar ist noch immer in Rabel verliebt. Mit Lorbeern bedeckt, von einem Feldzuge aus weiter Ferne heimgekehrt, zeigt er sich der Frau, die er zur Wittwe gemacht hatte, und bietet ihr von Neuem seine Hand an. Diese Frechheit wird von Rabel mit verdienter Verachtung erwiedert. Isaschar ist wüthend, seine Liebe weicht dem Durst nach Rache. Da kommt Herodes nach Bethlehem und gibt seinem Generale ein bequemes und leichtes Mittel an die Hand, seine Rachsucht zu befriedigen. Er trägt ihm auf, noch am nämlichen Tage alle Kinder in Bethlehem und ganz besonders Rabels Sohn zu morden. Nun schmeichelt sich Isaschar, die Mutterliebe werde ihm den Widerstand, welche ihm Rabels Tugend und Ehrgefühl leisten, überwinden. Er macht ihr die erhaltenen Befehle bekannt und zugleich den Vorsatz, sie auf der Stelle auszuführen, wenn sie länger noch seine Hand verschmäht. Rabel aber bleibt unerbittlich. Isaschar voll Wuth stürzt fort, der Kindermord beginnt. — Der junge Eliakim aber ist in den Gräbern seiner Vorfahren verborgen. Alcyme, Isaschars Vater, ein ehrwürdiger Greis, nimmt ihn in Schutz, und da sein Sohn, der den Aufenthalt des Kindes entdeckt hat, es tödten will, erscheint Alcyme, spricht mit Isaschar und läßt ihn die Stimme der Religion, der Natur und Menschlichkeit hören. Es gelingt ihm, Isaschars Herz zu rühren, er fällt seinem Vater in die Arme, dieser verzeiht ihm und nun wird der Kindesmörder dessen muthigster Vertheidiger. — Herodes erfährt die Bekehrung seines Mördergenerals und läßt ihn erstechen. Was aus Rabels Sohn wird, weiß man nicht; man hinterbringt aber dem Könige die Nachricht, daß seine Wuth getäuscht ward; in einem benachbarten Hafen habe man einen Mann und eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme angetroffen, die sich nach Egypten eingeschifft hätten. Herodes will verzweifeln, wahrscheinlich nun ihn zu beruhigen, erzählt man ihm dreymal nacheinander von Bethlehems Gräuelscenen und Alcyme weissagt ihm sein nahes, schreckliches Ende. — Dieß ist der Stoff dieses Trauerspiels, das den Stempel jugendlicher Unerfahrenheit und selbst gänzlicher Unwissenheit in den Regeln der dramatischen Kunst überall an sich trägt. Ein Knoten ist eigentlich gar nicht da, weil Herodes Allgewalt ihn mit dem Schwerte waffnet, das ihn unvermeidlich zerhauen muß. In der ersten Hälfte des Stücks spielt Isaschar eine niedrige und hassenswürdige Rolle, der Anblick des Tyrannen erregt Entsetzen. Da, wo Isaschar sich gegen Herodes empören will, macht ihn seine Ohnmacht und Treulosigkeit lächerlich. Rabels Verhältnisse bleiben vor und nach Isaschars Bekehrung immer dieselben. Da sie mit Recht entschlossen ist, den Mörder ihres Gatten nie zu heirathen, so muß ihr Sohn entweder als Opfer einer barbarischen Eifersucht oder eines schwachen und unklugen Schutzes fallen, welchen ein neues Verbrechen ihm gewährt. Die erträglichste Figur in dieser traurigen Bildergallerie spielt noch Isaschar, dagegen raubt die Eintönigkeit der mütterlichen Klagen der Rolle Rabels alles Interesse.

Ich schließe diese ernsthaften Theaternachrichten mit einer Anekdote.

Wol nur wenige meiner deutschen Landsleute möchten den sonderbaren Ursprung des heut zu Tage in den Kaffeehausgesellschaften von gutem Tone so beliebten französirten Wortes kanken wissen, obgleich der in den aristotelischen Streitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts berühmte Philosoph Ramus die französische Sprache damit bereichert hat, ohne es zu wollen. Vor seiner Zeit hatte man sich nämlich in Frankreich angewöhnt, die lateinischen Worte quiaquia und quamquam auf gut Französisch durch kiskis und kankan zu rabebrechen. Ramus aber focht mit Händen und Füßen für eine männlichere Aussprache. Darüber kam es zwischen ihm und seinen Antagonisten zu einem so heftigen Wortstreite, daß das Parlament von der Sache Kenntniß nehmen zu müssen glaubte, und einen ganz ernsthaften Bescheid mit dem ergehen ließ, daß man hinfort sub poena — quiaquia und quamquam so aussprechen müsse, wie es geschrieben steht. Das Alles machte im sechszehnten Jahrhundert so viel Lärmen und Spektakel, daß das Wort kanken noch heut zu Tage in der Volkssprache der Pariser üblich ist und eben auch Lärmen und Spektakel bedeutet.

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. März 1825.

Eine Revolution ist eine Erderschütterung, welche mit dem Thurme selber die Glocken bewegt; besser ist es, wenn Kirchner läuten, es sey nun Taufglocken, oder die Türkenglocke, oder das Sterbeglöckchen.

Jean Paul.

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Durch den Tod des Grafen von Flandern fielen dem Herzog von Burgund die Grafschaften von Flandern, Artois, Rothel und Nevers als Erbschaft zu, nebst mehrern andern Herrschaften, also daß er der mächtigste Fürst der Christenheit wurde. Im Mai 1383 nahm er seine neuen Herrschaften in Besitz, und suchte sogleich durch Gnadenbezeugungen und Geschenke sich die Adlichen geneigt zu machen. Dieß gelang ihm aber nicht durch solche Mittel bey den flandrischen Städten; selbst Brügge und Ypern, die bis dahin treu geblieben waren, verbanden sich nun mit den Gentern zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame und Freyheit. Der Herzog sah sich genöthigt, sich von Neuem zum Krieg zu rüsten, um ihn gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes mit Nachdruck zu beginnen. Schon vor dieser Zeit aber gelang es dem Herrn von Escouenay, durch einen Ueberfall Oudenaerde wieder zu nehmen, und als der Herzog, da die Genter über diesen Treubruch klagten, ihm denselben verwies, und befahl, die Stadt wieder zu räumen, antwortete er, die Besatzung habe zuerst angefangen, seine Besitzungen zu plündern, auch habe er keinen Waffenstillstand mit Gent geschlossen, und werde Oudenarde nicht eher zurückgeben, als bis die Genter sich ihrem rechtmäßigen Herrn unterworfen hätten. Die Genter baten nun den König von England um Hülfe, und verlangten einen Felddauptmann von ihm, und obgleich das französische Heer sich schon an der Schelde versammelte, und die Burgunder das Land durchzogen, so hielt Ateerman dennoch immer das Feld, und that den Feinden grossen Schaden. Die langen Kriege und das grosse Elend hatten das Landvolk in jenen Gegenden zur Verzweiflung getrieben, es rottete sich zusammen, und hielt sich in den Wäldern oder in einigen Burgen auf, von wo aus es, als Bundesgenosse der Genter, Streifzüge machte und das Land verheerte; man nannte diese Leute Ferken (courcelles). Der Ritter Hans Inmont, den der Herzog von Burgund zum Landvogt von Flandern ernannt hatte, that den Gentern und den Ferken grossen Schaden; alle Gefangenen ließ er aufhängen oder ließ ihnen Nasen und Ohren abschneiden und die Augen ausreißen, und schickte sie so zurück. Atermann aber zog aus, um Rache an ihm zu nehmen, und hätte beynahe in der Nacht Ardenburg eingenommen, wo der Landvogt saß. Dagegen überfiel und besetzte er Dam. Als der Herzog von Burgund das erfuhr, verdroß es ihn sehr, und er beschloß, nun sogleich mit dem ganzen Heer gegen die Flamänder zu ziehen. Also lagerte sich der König von Frankreich mit dem französischen und burgundischen Heerbann vor Dam, was Atermann tapfer vertheidigte. Der Boden war sumpfig, die Pferde starben zu Tausenden, und es entstanden schwere Krankheiten. Die Ritter waren grösstentheils unzufrieden mit diesem Krieg, und verließen das Heer, um in den benachbarten Städten den Krankheiten zu entgehen.

Der König selbst ging nach Male. Dessen ungeachtet konnte sich Aterman gegen ein so zahlreiches Heer nicht länger halten, er machte einen Ausfall und schlug sich mit den Seinen nach Gent durch. Die Stadt aber ward, trotz den Befehlen des Herzogs von Burgund, geplündert und verbrannt. Kaum konnten die edeln Frauen, Weiber und Töchter flamänd'scher Ritter Schonung erhalten, welche Aterman in der Stadt gefunden und mit großer Achtung behandelt hatte. Nach der Einnahme von Dam verwüsteten die Franzosen die ganze Gegend, die fruchtbarste von Flandern, so daß kein Stein auf dem andern blieb, auch die Klöster wurden nicht verschont, Weiber und Kinder und Alles, was nicht in die Wälder flüchten konnte, wurde erschlagen. So groß war die gegenseitige Erbitterung, daß, als eines Tages einige Gefangene vor den König gebracht wurden, und er ihnen das Leben schenken wollte, wenn sie sich unterwürfen, sie es Alle ausschlugen, indem sie sagten: der König könne sich wol dir Körper tapferer Männer unterwerfen, aber niemals ihren Geist und Willen, und wenn auch alle Flamänder fielen, so würden noch ihre Gebeine wider die Franzosen aufstehen. Unter diesen wackern Leuten war ein Elender, welcher sich erbot, den Andern die Köpfe abzuschlagen, wenn man ihm selber das Leben schenken wolle. Man nahm sein Anerbieten an, und brach das Versprechen, was man ihm gethan, indem man ihm selbst auch den Kopf herunterschlug.

Statt Gent selbst zu belagern, entließ der König das Heer, weil er meinte, für dießmal genug gethan zu haben. Die Jahreszeit wurde immer schlechter, das Heer war ermüdet und unzufrieden, und es fehlte an Geld. Der König begab sich nach seinem Schloß Vincennes. Die Genter aber wurden auch täglich des Kriegs überdrüssiger; ihr Handel war ganz zerstört; schon fingen die Türken und Sarazenen an, sich zu verwundern, weil keine reichbeladenen flander'schen Schiffe mehr ankamen. Alle Küsten des mittelländischen Meers, des atlantischen Meers und der Nordsee litten durch die Störung des flandr'schen Handels, denn die Flamänder handelten mit sirdzehn Königreichen. Dennoch wagte lange Keiner vom Frieden oder Unterwerfung zu sprechen, aus Furcht, vor den wilden Kriegsleuten, insbesondere Peter Dubois und dem Ritter von Borsale, dem englischen Hauptmann, welche nichts davon hören wollten, und Jedem den Tod drohten, der von Unterwerfung spräche. Es lebten aber in Gent zwey ehrbare, geachtete Männer, Roger Everwin, ein Schiffsherr, und Jakob Everdurg, der Vorsteher der Mezgergilde, diese beschlossen, ihre Vaterstadt zu retten. „Ihr seyd der Erste und Angesehenste Eurer Zunft, sprach Everwin eines Tages zu seinem Freunde, als sie über das Unglück des Vaterlandes und die Herrschaft Peter Dubois sich besprachen, Ihr solltet mit Euern Freunden reden, ihnen Muth einsprechen, und wenn sie auf Euch hören, Euch nach und nach weiter auslassen. Ich meinerseits will mit den Handelsleuten reden, sie lieben mich Alle, und ich kenne ihre Gesinnungen. Wenn wir diese beyden Gilden gewonnen haben, wollen wir uns mit allen braven Leuten verbinden, welche den Frieden wünschen. Dann will ich heimlich nach Paris gehen, und mit unserm gnädigen Herrn, dem Herzog von Burgund, reden, er ist verständig und vorsichtig, und wird unsere Vorschläge annehmen." Wie sie dieß verabredet hatten, so geschah es; Everwin stellte sich krank und sagte zu Peter Dubois, den er genau kannte, er möchte nach St. Quentin wallfahrten, um ein Gelübde zu erfüllen, das er vor dem Kriege gethan, und bis jezt vernachlässigt habe, woher sich wol seine Krankheit schreiben möge. — „Ihr seyd ein ruhiger Mann, sprach Peter Dubois, und habt Euch nie um die Zeitläufe bekümmert; Ihr seyd also unverdächtig, und könnt getrost Eure Pilgerfahrt antreten." Alsbald machte sich Everwin auf den Weg, ging nach Paris, und ward vom Herzog gut aufgenommen. „Mein Freund, sprach er zu ihm, Eure Rathschläge sind weise und nützlich, und ich bin Euch dankbar dafür. Wenn ich die Genter anders, als durch die Waffen bezwingen könnte, so sollt Ihr und Euer Freund reichlich belohnt werden. Fahrt fort, Euch Anhang zu verschaffen, und laßt mich wissen, wie es steht." Hierauf ließ der Herzog Wein kommen, sie tranken zusammen, und Everwin ward mit reichen Geschenken entlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Von der höchsten Spitze des Scherbenberges genießt man einer Aussicht, welche, sagt man, einer gewissen Gegend in Egypten ähnlich seyn soll. Mag dieser Umstand die Neugierde in Anspruch nehmen, einen wahrhaft pittoresken Genuß gewährt die Aussicht nicht. Nach Mittag in eine fast leere Plaine auszehend, und nur in der weitesten Entfernung die Höhen von Frascati und Albano darstellend, wird sie nach Abend und in einem Theil nach Mitternacht durch den vorliegenden Aventinus, und nach Nord-West durch den Janiculus versperrt, welcher lezterer, sich zugleich nach Osten ziehend, mit seinen vielen Villen und Sonnenschirmpappel-Alleen, die einzige Zierde derselben ausmacht. Aus diesem Grunde hat es mich immer gewundert, wie Poussin's Vorliebe für diese Aussicht so weit gegangen ist, daß er sie, sagt man, vielfältig gemalt hat. Der Janiculus, ja selbst der Quirinalis, besonders aber der, höher als die Peterskuppel liegende, Monte Mario, nahe vor der Stadt im Nordwesten, bieten eine Menge Aussichten dar, mit welchen die des Scherbenberges (die, weiter entfernten, welche Tivoli, Frascati, Albano u. s. w.

Digitized by Google

gewähren, nicht einmal gerechnet) in keiner Hinsicht sich messen kann. Aber dieser an sich schon sonderbare Berg steht einmal in dem sonderbaren Rufe seiner egyptischen Aussicht, und somit kletteen ihn die Kunstjünger, mit der Mappe unter dem Arm und dem Klappstuhle in der Hand, voll Begierde hinauf, als wäre es die einzige in und um ganz Rom.

Um das Maß der Sonderbarkeiten, welche diesem Berge eigen sind, voll zu machen, hat ihn die Mode zu einer Art von Longchamps gestempelt, wohin die Römer, mitunter sogar Leute aus den höhern Ständen, während des Oktobers täglich, besonders aber Sonntags und Donnerstags, Spazierfahrten anstellen. Der Vergleich mit dem Pariser Longchamps hinkt zwar, wie alle Vergleiche schon an sich selbst, aber auch noch im eigentlichen Verstande, denn der Weg nach dem Scherbenberge, durch die öde Sandwüste des südwestlichen Theils der Stadt, an der Tiber hinunter, zwischen den Tempeln der patrizischen Keuschheit (oder der Fortuna, oder der Matuta), jetzt Kirche di S. Maria in Cosmedin (Bocca della Verità), und der Vesta hindurch, unter dem Aventinus weg, nach dem Paulsthore führend, ist neben der Chaussee so halsbrechend, daß die Fußgänger daselbst nicht anders als hinkend ankommen. Außerdem ist das Dorf Longchamps nur das eingebildete Ziel der Pariser Spazierfahrt, denn letztere geht nicht weiter, als bis zur Barrière de l'Etoile; aber der Scherbenberg zeigt sich mit seinen Velletri- und Marinosässern, mit seinen Heerden von gebratenen Lämmern (hier nicht agnello, sondern durchaus mit dem römischen Provinzialismus bacchio, benannt) und von Lerchen, mit seinen Fudern von Broccoli und seinen übrigen Magazinen von Eß- und Trink-Consumptibilien, als eine sehr reelle Wirklichkeit, gegen welche die trockne Fahrt nach Longchamps mit ihren nicht selten eintretenden Schlackengestöbern sehr wäßrig absticht.

Ehe ich weiter von der Spazierfahrt nach dem Scherbenberge rede, muß ich die Leser mit der Veranlassung zu derselben bekannt machen. Dieß ist der Oktobermonat.

Einen Maimonat im eigentlichen Sinne, wie ihn die Nordländer Europa's besitzen, kennt man im Süden desselben nicht. Die Vegetation beginnt so früh und nimmt so allmählig zu, daß man den Anfang des Frühlings gar nicht bemerkt; ohnedem tritt gleich eine Hitze ein, welche den mittäglichen oder nachmittäglichen Spaziergang im Freyen beschwerlich macht. Die Frühlingsjahrszeit ist daher, besonders in Rom, gar nicht vorhanden. Aus demselben Grunde wird diese, besonders der eigentliche Sommer, von keinem Römer auf dem Lande zugebracht; man schließt sich vielmehr, sobald die Hitze beginnt (in Folge welcher, wie man wähnt, auch die Aria cattiva eintritt), hermetisch in seine vier Pfähle ein, versperrt die Oeffnungen der Fenster, von außen mit der Persiane, und von innen mit den Laden (Scuri), damit jedem Luftzuge und jedem Sonnenstrahle der Zugang versperret werde, und verschläft die drey Sommermonate, wie gewisse Thiere die drey Wintermonate verschlafen. Hat endlich der Scirocco (Süd-Ost) der Bora (Nord-West) Platz gemacht, so kriecht Jedermann, aus dem lethargischen Schlummer erwachend, in's Freye, und wünscht der Natur, welche ebenfalls ihren Sommerschlaf beendigt hat, guten Morgen. Dieß geschieht am ersten Oktober.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der elektrische Stich (l'électropuncture).

Dieß ist eine ganz neue Erfindung des Doktors Sarlandière, welcher damit die Gicht, die Rheumatismen und Nervenzufälle heilt oder doch heilen will. Der Erfinder hat darüber eine Schrift geschrieben; er zieht diese Operation dem einfachen Nähnadelstiche (l'acupuncture simple) vor, dessen er sich seit neun Jahren bedient hat, und daher behauptet, daß auch jene Erfindung ihm und nicht den Aerzten von St. Louis gehöre, die sich der Nähnadelstiche erst seit einigen Monaten bedienen. Der elektrische Stich besteht darin, daß man goldne Nadeln in die leidenden Theile steckt; diese Nadeln stehen in Verbindung mit einer Elektrisirmaschine vermittelst eines Goldfadens, welcher zum Leiter dient. Die elektrische Erschütterung, welche von der Nadelspitze ausgeht, theilt sogleich dem ganzen leidenden Theil eine Schwingung (vibration) mit, welche so zu sagen, den Schmerz rüttelt und schüttelt (secoue), ob aber ganz vertreibt? das gibt der gelehrte Doktor nicht an, der in seiner Schrift außerdem von der javanischen Mora und dem chinesischen Nadelstiche handelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. März.

Die Herausgabe der Memoirs der famösen Wilson wird wider alle Erwartung fortgesetzt, und der eben erschienene Theil gibt ein anderes Häufchen tapferer Generale, ernsthafter Senatoren und frommer Geistlichen dem Gelächter und Unwillen des Publikums Preis. Beym Lesen dieser Blätter fällt einem die Menschheit im Preise, und es kränkt den Mann von Gefühl, Männer, an die er vielleicht bisher mit Ehrfurcht emporzublicken gewohnt war, als elende Weichlinge, niederträchtige Verführer oder gehirnlose Pinsel verachten zu müssen. Voltaire, wo ich nicht irre, hat gesagt: Il n'y a pas de grand homme pour son valet de chambre; nach Lesung dieses Memoirs darf man hinzusetzen: Il y en a encore moins pour leur maitresses! Dieses elende Frauenzimmer, das in seiner Wuth zu schreiben selbst die eigenen Schwestern an den Pranger stellt, wovon eine an den Grafen von Berwick und die andere an den Harfenspieler Boosa verheirathet ist, soll sich jetzt in Paris befinden, und vor Kurzem einen englischen Oberst geheirathet haben. Man erzählt, daß sie, ehe sie ihr Werk anfing, an mehrere Edelleute geschrieben, und ihnen Summen Geldes abforderte, wenn sie ihre Namen nicht bekannt gemacht haben wollten. Einer derselben soll ihr hierauf statt 50 Pf., die sie von ihm gefordert, 200 geschickt haben, mit folgendem artigen Billet: „Meine liebe Harriette! Ich schicke dir hierbey 200 Pfund. Mache bekannt, was du willst, und verdamm dich Gott!“

Es ist so eben auch ein interessantes Werk über Griechenland (A Visit to Greece in 1823 and 1824. London 1825. 1. Bd. 8.) von der Feder des Hrn. Waddington, des Verfassers einer Reise in Ethiopien, erschienen. Es enthält eine Uebersicht des ganzen hellenischen Krieges, dessen Ursachen und Folgen, der Ansichten Rußlands u. s. w., nebst Bemerkungen über Begebenheiten und Personen, gröstentheils auf persönliche Beobachtungen gegründet. Hr. W. ist ein Mann von klarem Verstande, und ein unparteyischer Freund der Griechen, weßwegen sein Werk auch sehr zu empfehlen ist. — Von Odysseus, welchen er als Statthalter von Athen fand, erzählt er folgendes; „Andrutzes, Odysseus Vater, war ein Thessalier und bey den Thermopylen geboren; nach der Rebellion von Lambro, in welcher er verwickelt gewesen, hielt er sich gröstentheils zu Janina auf und starb zu Konstantinopel. Der Sohn wurde auf Ithaka geboren, wober ihm sein heroischer Name gekommen. . . Man brachte ihn frühzeitig nach Janina, wo er im Dienste des Pascha heranwuchs, einer Schule, wo es leicht war, jedes erdenkliche Laster zu lernen. Durch seine zierliche Person und seine Geschicklichkeit in männlichen Leibesübungen ließ ihn seine Behendigkeit zuerst von seinem Herrn bemerkt werden. Er erbot sich nämlich mit dem besten Pferde des Ali Pascha um die Wette zu rennen, und zwar bergauf, und so lange, bis das Thier todt niederstürzen würde. Sollte er zurückbleiben, so erbot er sich, seinen Kopf zu verlieren. Ali nahm beydes an, die Thiere traten in seiner Gegenwart den Wettlauf an: das zweybeinigte siegte, und ward von dem Augenblicke an der Günstling seines Gebieters. Er wußte sich auch durch seine Geschmeidigkeit in der Gunst des Pascha zu erhalten, dem er mehrere Dienste leistete, welche dieser mit einer Gemahlin aus seinem Harem belohnte. Die Braut war sehr schön, und um den Werth der Gabe noch zu erhöhen, gab er ihm ein Rundschreiben an alle vermögende Leute in seinem Paschalik, mit dem Befehl, daß ihm ein Jeder eine Zechine geben sollte. Vor der Rebellion Ali's hielt er sich gewöhnlich in den Päßen und an der Derveni bey Livadia auf. Er hielt bey seinem Herrn aus, bis die Griechen von demselben abfielen, worauf er sich auf seine Geburtsinsel begab. Er war einer der ersten, welche dem Rufe seines Vaterlandes folgten, und bezog sogleich wieder seine Lieblingsplätze unter den Höhlen des Parnassus und Helikon, wovon er eine, welche mehrere Hundert Mann zu halten vermag, neulich befestigt hat, und sie mit seiner Familie dem Aufenthalte im Akropolis vorzieht. In dieser Richtung wußte er das Vordringen der Türken in Morea zu verhindern, und ward endlich aus seiner Höhle hervor zum Oberbefehl über das östliche Griechenland berufen. — Er zeichnet sich von seinen Soldaten nur durch seine wohlgebildete Gestalt, und den Ausdruck seines Gesichtes aus, welches jedoch, obgleich schön, nicht einnehmend ist; denn eine beständige Bewegung in demselben und ein scharfes unruhiges Auge verrathen Grausamkeit, Verdacht und Unbeständigkeit." Indessen glaubt Hr. W. doch, daß er der Sache Griechenlands treu bleiben werde; nicht aus Liebe zu seiner Religion oder seinem Vaterlande, denn diese traut er ihm nicht zu, sondern weil er die Schrecken der türkischen Feindschaft sowol als das Werthlose ihrer Freundschaft zu genau kenne. Er scheint zu fürchten, daß er sich zum unumschränkten Herrn seines Gouvernements zu machen strebe, und behauptet, daß die einzige Hoffnung der Central-Regierung, dort einigen Einfluß zu erlangen, darin läge, zwischen ihm und seinem Unterbefehlshaber Gouras, einem rohen, wilden, kenntnißlosen Krieger, Zwietracht zu erregen.

Man hat gefunden, daß die Gallerie und sogar das Dach im italienischen Opernhause in so schlechtem Zustande ist, daß es gestützt werden muß, ehe man es wagen darf, darin zu spielen. Inzwischen aber soll die Oper in dem kleinen Haymarket-Theater gegeben werden. — Wir haben eine Truppe französischer Artisten hier, welche öffentliche Vorstellungen von kleinen Lustspielen und Vaudevilles geben, obgleich ohne höhere Erlaubniß. Sie dürfen daher kein Geld an der Thüre nehmen, und man abonnirt sich entweder im Voraus, oder gibt beym Hineingehen seine Adresse, und läßt das Geld bey sich abholen. Sie spielen nur zweymal die Woche, und immer bey einem vollen (freylich ziemlich kleinen) Hause, und vor Zuschauern aus der vornehmsten Klasse. Sie haben einen sehr geschickten Mann in Laporte, welcher die Seele der Gesellschaft ist, und eine sehr schöne Schauspielerin, welche an einen schottischen Edelmann einen Verehrer hat. — Gestern Abend wurde in Covent-Garden ein neues melodramatisches Stück gegeben: Vater und Sohn, oder der Felsen von La Charbonnière genannt, ein Machwerk, welches sich auf einen vor einiger Zeit in Frankreich verübten Kindesmord bezieht. Dem Publikum gefiel aber die Mordgeschichte nicht — und das Stück hatte das Schicksal Massaniello's — beyde haben zu leben aufgehört.

Das Spekulationsfieber unseres hiesigen Geldpublikums hat sich von der Stockbörse auf den Kolonialmarkt gewandt, wo seit einer Woche Alles, was nur Namen hat, mit der größten Begierde aufgekauft wird, und die Preise zu einer beyspiellosen Höhe getrieben werden. In was für Absicht alle diese Käufe gemacht wurden, ist unbegreiflich, es wäre denn, es herrsche ein Einverständniß unter den Käufern, sich durch die Zusammenraffung aller vorhandenen Güter des Marktes zu versichern, und dann vom Publikum zu fordern, was sie Lust haben.

Der Grundsatz eines freyen Handels scheint nun bey der brittischen Regierung unwandelbar fest zu stehen, und jede Parlamentssitzung gibt neue Beweise, daß sie sich bemüht, den Grundsatz zur Ausübung zu bringen. Gestern Abend hat z. B. der Schatzkanzler wieder eine Verminderung der Abgaben von mehreren ausländischen Erzeugnissen, als Weine, Eisen, Hanf, Zucker und Rum, vorgeschlagen, im Durchschnitt an fünfzig Prozente, und es ist die Absicht, ein Gesetz zu machen, welches der Regierung gestatten soll, die Erzeugnisse derjenigen Länder in Großbritannien zuzulassen, welche brittische Fabrikate zulassen wollen. Dieß ist wol ein Wink mit für Deutschland, und wir wollen zum Besten unsers zollbedrängten Vaterlandes hoffen, daß er nicht verloren gehen werde.

In der Grafschaft Northumberland ereignete sich vor Kurzem ein Vorfall, welcher zeigt, wie fest man in England an alten Rechten und Sitten hängt. Der Graf Thanet, welcher vor Kurzem starb, war Erb-Sheriff jener Grafschaft, ließ aber, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Geschäfte seines Amtes durch einen Stellvertreter verrichten. Dieser ernannte auch für die gegenwärtige Gerichtssitzung die Grand-Jury und andere Jury's, welche sich zur gehörigen Zeit auch versammelten. Wie erstaunten die Herren aber, als der Richter ihnen erklärte, daß er sie nicht als Jury erkennen könne, indem das Amt als Stellvertreter des Sheriffs durch den Tod desselben aufgehört hätte; und um nun dem neuen Grafen Zeit zu geben, seinen Stellvertreter zu ernennen, wurde die Sitzung auf zehn Tage verschoben, während welcher Zeit die Gefangenen in Ungewißheit schmachten, und Kläger, Zeugen und Advokaten ihre Zeit verlieren müssen. Der Vorfall scheint selbst in England neu zu seyn, und man glaubt, der Graf werde sich dazu verstehen müssen, alle diese Personen zu entschädigen. Der Richter hielt so strenge auf die Sache, daß er selbst im Civilprozesse keine von beyden Partheyen anerkannte Jury zulassen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. März 1825.

Nur einmal liebt die Brust; die spätern Freuden,
So schön sie sind, ich mag sie nicht beneiden.

F. H. S — t.

Unter das Gemälde seiner ersten Geliebten.

Von Lord Byron.

Du Gegenstand bekämpfter Schmerzen,
Dich und die Liebe nahm man mir;
Doch, die Verzweiflung rief im Herzen
Zu mildern, blieb dein Bildniß hier.

In meiner Seele find' ich nimmer,
Daß Trauer endigt in der Zeit;
Als meine Hoffnung floh auf immer,
Ward die Erinn'rung Ewigkeit.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Je erstarrter die lebendige, wie die leblose Natur bis zum Oktober gewesen ist, eine desto größere Thätigkeit bemeistert sich jezt Beyder. Die Wiesen ziehen neue Kleider an, die lebenslustigen Römer ihre alten aus, um sie, mit Ausnahme eines einzigen, auf's Leihhaus zu tragen. Wer dieser Procedur überhoben seyn kann, führt seine Frau und Töchter zu einem Goldschmied, wo diese ihre ellenlangen goldnen Ohrringe und tellergroßen silbernen Schuhschallen gegen noch längere und noch größere vertauschen, von dort zum Schneider, um den neubestellten Sammet-, Atlas- oder seidenen Spencer in Empfang zu nehmen, und endlich zu einem Lohnkutscher, um für den folgenden Nachmittag einen Wagen zu bestellen. Der Preis desselben beträgt von anderthalb- bis drittehalb Scudi (ein Scudo beynahe 1 Thlr. 11 Gr. sächs.). Damit geht freylich der Wochenlohn (denn die Klasse Menschen, von denen ich hier rede, sind lauter Arbeitsleute, Winzer und Handwerker der niederen Gattung) mit einemmale fort; aber, was thut das? Es ist nun einmal Sitte, daß ein Römer wenigstens viermal im Oktober eines jeden Jahres das Herbstfest fahrend auf dem Scherbenberge begehen muß. Vor Kummer sterben, weil er sich dieses Vergnügen hätte versagen müssen, oder, nach dem Genuß desselben, vor Hungee, liefe auf eins hinaus: vielmehr ergäbe sich, leztern Falles, ein profit tout clair für ihn. Aber dieser Fall ist in einem Lande, wo die süßen Kastanien wild auf den Bäumen wachsen, so, daß man damit, wie mit Eicheln, die Schweine mästet, schwerer, als in jedem andern, zu befürchten.

Am ersten Oktober Nachmittags um drey Uhr steht die ganze Sippschaft fix und fertig auf dem Platze des Monte Citorio, dem einzigen Standpunkt der Henerwagen, welcher im großen weiten Rom vorhanden ist. Entweder steigt man hiee in den bereits bedungenen Wagen, oder man heurt ihn von dem Mindestfordernden; denn das vortreffliche Pariser Polizeygesetz des bestimmten Fuhrlohns hat bisher in Rom, so wie in vielen andern großen Städten, noch keine Nachahmung gefunden.

Weit und breit dürfte keine reizendere Augenweide zu finden seyn, als in den Nachmittagsstunden des

Oktobermonats auf dem Montecitorio-Platz. Hier kann sich Jeder mit seinen eigenen Augen von der Wahrheit überzeugen, daß es nirgends auf dem Erdboden schönere, edlere und majestätischere (ich sage nicht, reizendere) weibliche Formen, und daß es dergleichen besonders in keiner Stadt eine größere Menge unter den untern Volksklassen gibt. Da der besagte Platz nicht ganz in der Nähe (das heißt nicht im Mittelpunkt der schönen römischen Welt) liegt, so können wir, ohne alle Furcht überrascht zu werden, uns dem Genuß des Schauspiels an Ort und Stelle hingeben.

Wir gehen über den Säulenplatz (Piazza Colonna, von der daselbst stehenden Antoninischen Säule also genannt) an der Post weg, und treten auf den Montecitorio-Platz, wo wir neben letzterer unsern Standpunkt nehmen. Um keinen Zerstreuungen ausgesetzt zu seyn, und blos die Wunder der Natur (das heißt, die schönen Römerinnen), und nicht die Wunder der Kunst, in Augenschein zu nehmen, lassen wir die Pracht der genannten Plätze unbeachtet, ja es fällt uns nicht einmal ein, das keineswegs vortreffliche Postgebäude, welches letztere von einander trennt, hinwegzuwünschen, um beyde zu einem einzigen Platz umgeschaffen zu sehen, welcher der prächtigste in ganz Europa werden würde, wir wundern uns sogar für jezt nicht einmal, daß den Franzosen, welche schon Hand angelegt hatten, um, durch Abreißung der beyden Kirchen (Al Nome di Maria und di S. Maria di Loreto) und des großen Buoncompagnischen Palastes, den Platz der trajanischen Säule mit dem Apostelplatz zu vereinigen, ein ähnlicher Plan, dessen Ausführung ohne Vergleich weniger Kosten verursacht hätte, entgangen ist. Am allerwenigsten aber bekümmern wir uns um den vortrefflichen Sonnenobelisk auf dem Monte Citorio, unter dem Kaiser August von Heliopolis nach Rom gebracht und auf dem Märzfelde aufgestellt, hernach hier versunken, von Pius VI. aber ausgegraben und auf dem Monte Citorio aufgestellt.

Wir werfen vielmehr einen Blick auf den Platz selbst. Er ist übersäet mit Fuhrwerken aller Art; denn, wer irgend eines Pferdes habhaft werden kann (gleichviel, auf wie viel Beinen es geht, die hinkenden laufen ebenfalls mitunter), spannt es im Oktober vor und fährt damit heuern. Ihr meint, die Artigkeit der Lohnkutscher gewahrnehmend, diese Menschenklasse mache in Rom eine Ausnahme von der Regel? Allerdings, denn sie sind gerade um ein Zwölftel weniger brutal, als ihre übrigen europäischen Standesgenossen, das heißt, während des Oktobers, wo diese Schalksknechte, vom größeren Verdienste und der Aussicht, sich auf Kosten der respektiven Kunden Bauch und Gurgel zu füllen, bewogen, ihre rauhe Seite nach innen zu wenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufstand der Genter gegen den Grafen Ludwig von Flandern u. s. w.

(Beschluß.)

Bey seiner Rückkehr von Paris nach Gent, fand Everwin, daß die Metzger- und Kaufmannsgilde schon ganz einig war, und bald gelang es ihm, den größten Theil der Bürgerschaft zu gewinnen. Nun sandten sie einen flamänd'schen Ritter, Johann von Heylle, einen friedlichen Mann, der sich in nichts mischte, und weder über Krieg noch Frieden seine Meinung sagte, nach Paris zum Herzog, um ihn fragen zu lassen, ob es dabey bleibe, was er versprochen: daß er Alles verzeihen, und die alten Freyheiten und Gerechtsame der Stadt erhalten und achten wolle? Der Herzog war es wohl zufrieden, und versprach Alles von Neuem. „Aber ist Arterman von den Eurigen?" sagte er endlich. — „Nein, Herr, erwiederte der Ritter, und ich weiß nicht, ob die, die mich gesandt haben, sich ihm anvertrauen wollen." — „Sag' ihnen, sprach nun der Herzog, sie sollen sich ihm ohne Scheu vertrauen; er ist mir nicht entgegen, und ich weiß, daß er den Frieden wünscht." Als Arterman die Sache erfuhr, versprach er auch, dafür zu handeln, unter der Bedingung eines gänzlichen Verzeihens und der Erhaltung der Freyheiten für die flamänd'schen Städte. Nun blieb nichts zu thun übrig, als auch Peter Dubois und den englischen Hauptmann zu zwingen, diesen Frieden anzunehmen. Es ward also ausgemacht, daß der Ritter von Heylle mit den Briefen und Versicherungen des Herzogs vor die Versammlung des Volks treten und dieselben vorlesen solle; hierauf wollten Everwin und die Seinigen das Banner von Flandern erheben und rufen: „Flandern für den Löwen (dieß war der Kriegsruf der Grafen von Flandern)! Unser gnädiger Herr gibt seiner guten Stadt Gent den Frieden und allen Schuldigen Verzeihung!" Peter Dubois aber und der englische Ritter wurden bald von diesem Vorhaben unterrichtet; sie beschlossen, das Banner von England zu erheben und den Ruf: „Hier Flandern! Der König von England ist Herr der Stadt Gent!" Dann wollten sie die Gegenpartey rasch angreifen und mit Gewalt unterdrücken. Es begab sich aber, daß Everwin und Everburg ihren Anhang an dem bestimmten Tage eine Stunde früher versammelten, als Peter Dubois, so daß sie ihm zuvorkamen, und sich bald alles Volk zu ihrem Banner hielt. Sie besezten den Marktplatz, und Peter Dubois mußte sich verbergen. Der englische Ritter von Borsale und seine Schaar war nicht stark genug, um mit den Bürgern zu streiten. Everwin fragte ihn: „Was habt Ihr im Sinne? Seyd Ihr Freund oder Feind?" — „Ich will, sprach der Ritter, meinem Herrn, dem König von England, treu bleiben; er hat mich hierher gesandt auf eure Bitten, wenn ihr's nicht vergessen habt." — „Das ist wahr, antwortete

Everwin, und wenn die gute Stadt Gent Euch nicht selbst hätte herbeygerufen, so müßtet Ihr jezt sterben. Aber um die Ehre des Königs von England willen werden wir Euch kein Leid thun, sondern Euch und die Eurigen ungekränkt nach Calais abziehen lassen; denn wir wollen mit unserm Herrn, dem Herzog von Burgund, in Frieden leben." Bald darauf kam der von Heylle und verlas die Briefe des Herzogs, womit Jedermann zufrieden war. Aterman ward nun nach Tournay geschickt, um mit dem Herzog den Vertrag abzuschließen. Der Herzog war daselbst mit großer Pracht und Herrlichkeit, aber auch die Gesandten von Gent erschienen mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge und schönen Pferden. Des Herzogs Ritter meinten, sie hätten sich sollen in großer Demuth vor den Herzog stellen; es war aber ihre Sprache und ihre Geberde stolz und fest, und wollten sie auf keine Weise die Gnade ihres Herrn ansprechen, noch sich als Schuldige erkennen. Die Verhandlungen wären darüber beynahe wieder abgebrochen worden; da knieten aber die Herzogin von Brabant, die von Burgund und die Gräfin von Newers vor dem Herzog, und baten ihn, seiner guten Stadt Gent zu verzeihen, und versprachen, daß sie künftig nicht wieder ungehorsam seyn werde. Während dieser Rede blieben die Genter Gesandten gerade stehen, zum großen Aergerniß aller anwesenden Ritter und Herren. Endlich aber unterzeichnete der Herzog die Friedensbedingungen, um des Willen, was die Damen im Namen der Flamänder gesprochen, und geschah dieß den 18. December 1385. In achtzehn Artikeln wurde den Gentern und den übrigen flander'schen Städten gänzliches Vergeben und Vergessen alles Vergangenen ohne irgend eine Ausnahme und Bestätigung aller ihrer Privilegien, wie sie vor den Unruhen bestanden, zugesagt. Hierauf beurlaubte sich Aterman und die Bürger von Gent ehrerbietig von dem Herzog und dankten der Herzogin für ihre gütige Verwendung; sie empfing sie sehr gnädig und bat sie, künftig Frieden zu halten, und zu bedenken, wie viel Mühe es gekostet, um es so weit zu bringen. In Gent ward der Frieden feyerlich verkündet und mit großem Jubel empfangen; als aber Peter Dubois merkte, daß Niemand mehr Lust habe, sich zu empören, war er zweifelhaft, ob er in Gent bleiben oder nach England hinübergehen solle; Alles wol erwogen glaubte er nicht, daß er diesem Frieden trauen könne. „Aber Peter, sprach Aterman zu ihm, Alles ist ja vergeben und vergessen, Ihr habt ja die Friedensartikel und des Herzogs Unterschrift selbst gesehen, und kein Mensch kann Euch um deßwillen, was Ihr gethan, anfechten." — „Franz, antwortete Dubois, die wahre Verzeihung liegt nicht in den Schriften. Man verzeiht wol mit dem Munde, und gibt's auch schriftlich, aber der Groll bleibt immer im Herzen. Ich bin ein gemeiner Mann von armer Herkunft, ich hab' mich ehrlich aufgeopfert, um die Freyheiten des Volks zu vertheidigen; glaubt ihr, daß es in drey Jahren noch daran denken werde? Es gibt große Geschlechter in Gent, die Feinde meines Meisters Hans Hyons werden wieder kommen und werden mich nicht gern sehen, eben so wenig die Verwandten derer, die ich erschlagen habe, weil sie verhandeln wollten. Ich kann hier nicht ruhig, noch in Frieden leben. Und Ihr, Franz, wollt Ihr nicht mit nach England gehn, so lang es noch Zeit ist?" — Aterman aber wollte nicht mitgehen, was ihm Dubois auch von der Unbeständigkeit des Volks, von dem Neid der Großen und dem Beyspiel Jakob Arteveldes sagen mochte. „Der Herzog hat Alles verziehen, sagte Aterman, er hat mir sogar angeboten bey ihm zu bleiben und in seinem Dienst, er hat mir große Freundschaft erwiesen, er und seine Ritter, insbesondere Herr Guy de la Tremonille." — „Um Gotteswillen, fuhr Dubois fort, ich rede nicht vom Herzog von Burgund und seinen Rittern, die mögen wol Friede halten, ich spreche von den Gentern. Es sind hier Viele, die Euch wenig zu danken haben; gedenkt Ihr derer, die Ihr habt hinrichten lassen? Der Haß wird auf ihre Erben übergehn. Bleibt nicht hier, Franz, geht lieber zu unserm gnädigen Herrn, dem Herzog." — „Ich will überlegen, sprach Aterman, aber nach England will ich nicht gehn."

Peter Dubois aber ging nach England hinüber, reich und geehrt, und ward vom König und seinen Oheimen mit großer Achtung und Gnade aufgenommen. Aterman aber bereute es bald, daß er seinen weisen Rath nicht befolgt; denn da der Herzog verboten hatte, in den flander'schen Städten bewaffnet einherzugehen, so gebot der herzogliche Vogt zu Gent dem Aterman, sein großes Gefolge zu verabschieden; denn er ging immer von dreyßig bis vierzig bewaffneten Dienern begleitet, geehrt und gefürchtet von Jedermann. Vergebens sagte er: er sey, bey aller Ehrfurcht vor dem Willen des Herzogs, doch in Gent in einer solchen Lage, daß es ihm wol geziemend und vergönnt seyn möchte, sich von einigen Dienern seine Waffen nachtragen zu lassen. Der Vogt sagte ihm: er müsse gehorchen, denn diese Auszeichnung erregt Unzufriedenheit. Aterman that des Herzogs Wille, und entwaffnete alle seine Diener. Nun sah man ihn oft ganz traurig durch die Stadt gehen, von einem einzigen Diener oder einem Knaben begleitet. Es begab sich aber, daß ein Bastard des Herrn von Harsalen, der in der Schlacht von Nivelle gefallen war, weil, wie es hieß, Aterman ihn im Stich gelassen, seinen Vater zu rächen beschloß. Als er einst Aterman ohne Waffen und allein auf der Straße begegnete, rief er ihm zu: „Stirb, Franz, du hast meinen Vater sterben lassen!" und stieß ihn nieder, also daß er sogleich todt war; hierauf zog er sich ruhig zurück, ohne daß ihm irgend Jemand etwas darum sagte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. März.

(Beschluß.)

Die vorige Woche wurde ein stummes Frauenzimmer in dem geistlichen Gerichtshofe als Zeuge zugelassen. Ihr Bruder erklärte ihr zuerst die Verbindlichkeit des Eides, und nachdem sie geschworen, schwur auch er, ihre Geberden redlich und getreu zu übersetzen, welches er auch zur großen Unterhaltung aller Gegenwärtigen that.

Kapitän Franklin ist mit den übrigen zu seiner Expedition gehörigen Personen nach Amerika abgereist. Der Plan ist, den Mackenziefluß hinabzufahren, und sich dann zu trennen, um die Küste gegen Osten bis zum Kupferfluß, und gegen Westen bis an die Beringstraße, von wo aus Kapitän Ritchie dem Kapitän F. die Hand bieten soll, zu untersuchen. Alle Beobachtungen scheinen so gut getroffen zu seyn, daß man kaum an dem Gelingen der Expedition zweifeln kann. Die Gattin des Kapitän F. ist indessen schon ein Opfer derselben geworden, indem sie sich die Abreise ihres Gatten so sehr zu Herzen nahm, daß sie vor ein Paar Tagen starb.

Der brittische Regierungs-Missionär Moorcroft befand sich am 3ten Mai zu Peschawur in Cabul, in der Nähe der Quellen des Indus, von wo aus er in's mittlere Asien eindringen zu können hoffte. Bekanntlich mußte dieser unternehmende Reisende dem Vorsatz, seinen Weg durch's chinesische Gebiet zu nehmen, entsagen, indem die Eifersucht der Chinesen, welche, obgleich dem Fortgang der Wissenschaften nachtheilig, ausschließlich gegen die Engländer in Indien gerichtet, sehr zu verzeihen ist, keinem Europäer von Indien aus den Zutritt in ihr Gebiet gestatten wollen. So schreibt ein Reisender von Subathu im Himalaya: „Ich habe mich umsonst bemüht, dem Sutlej bis zu seiner Quelle in Mansarawur zu verfolgen; aber die Eifersucht der Chinesen wird immer ein unübersteigbarer Damm gegen ein solches Unternehmen seyn. Ich verfolgte den Fluß indessen bis nach Schipke, dem Grenzdorf der Chinesen, und 120 (englische) Meilen innerhalb des Schneegebirges, wo das Bett des Flusses 9700 Fuß über die Oberfläche des Meeres erhaben ist, und sich in seinem Granitbette mit einem Falle von 150 Fuß in einer Meile (englisch) hinabrollt. Mehr nach Osten hin, zu Bikhyr, fand ich die Höhe der Lage des Flusses 10.700 Fuß, die höchste von einem Europäer bestiegene Stelle. Kapitän Weld sah den Fluß zehn Tagereisen weiter nach Osten hinauf, und schloß, daß seine Höhe innerhalb zehn andern Tagereisen von seiner Quelle 14.900 Fuß seyn müßte.

Die englische Mission, welche im vorigen Jahre einen Versuch gemacht, über Nepaul in's Chinesische einzudringen, und unverrichteter Sache zurückkehren mußte, soll doch Vieles gesehen und mit zurückgebracht haben, welches das Reich des Wissens zu erweitern vermag. Unter den letzteren erwähnt man unter anderu einen schönen chinesischen Maulesel, zwey Yaks (?) einen wilden und einen zahmen Hund von B'bote, eine Shawls-Ziege, ein vierhörniges Schaaf von B'bote und eins von der gemeinen Art, nebst mehreren Handschriften, welche bedeutendes Licht auf die Religion jener Gebirgsgegend werfen sollen. Sodann ein spiralförmiges Horn, welches von einem sogenannten Einhorn herrühren soll, nebst Zeichnungen von diesem Thiere von der Hand eines B'botea'schen Bauern. Diese lezteren stellen ein lebendiges Thier von der Hirschart vor, das ein Horn von der erwähnten Art mitten auf der Stirne sitzen hat. Das Thier, sagt man, solle von der kräuterfressenden Art, sein Fleisch gut zu essen seyn und in Heerden zusammen leben. Man nennt es Chiro (lies Tschiro); seine Farbe soll dellbraun, und sein Aufenthalt die Ebenen von B'bote, jenseits des Himalaya-Gebirges seyn, besonders in der waldigen Gegend, welche ein Paar Tagreisen nordwestlich von Diaurche (Deiaurtsch) liegt, und von den Eingebornen Tschandung genannt wird. Die B'boteaner, welche der Handel oder die Wallfahrten jährlich nach Nepaul herabführt, sollen alle dieselbe Beschreibung von dem Thiere geben. Sie sagen aber, daß das Thier zu wild wäre, um sich lebendig fangen zu lassen, und sie es mit ihren schwachen Waffen auch nicht leicht tödten könnten; die Hörner aber fänden sie entweder einzeln abgeworfen, oder bey den Gerippen der Thiere, die sie zuweilen antreffen. Das Horn, wovon hier die Rede ist, war nach Katmandu gebracht worden, um dort in dem Tempel des Sumb'hud Nath aufgehangen zu werden, indem dieß die gewöhnliche Bestimmung dieser Art von Hörnern seyn soll.

Dr. C. Abel hat zu Calcutta den Bau eines 18 Fuß langen Individuums von dem Cummier oder Krokodil des Ganges untersucht. Er fand es im Aeußern dem von Cuvier und Lacepede beschriebenen crocodilus biparcatus vollkommen ähnlich, außer daß der mittlere Zehe der Vorderfüße, und die zwey mittleren Zehen der Hinterfüße ganz frey von Schwimmhaut waren, während bey dem obigen die Zehen alle verbunden sind. Sollte sich dieses als allgemein bey diesem Thiere bewähren, so müßte man es als eine neue, noch unbeschriebene Gattung betrachten. Das Ungeheuer war schon so weit in Fäulniß übergegangen, daß man das Innere nicht mehr genau untersuchen konnte. Indessen fand man doch in seinem Magen die Ueberreste einer Weibsperson, einem Hunde und einem Schaafe nebst einer ganzen Katze, mehreren Ringen, und den Theilen der Fußbekleidung, welche die Indianerinnen gewöhnlich zu tragen pflegen.

Zu Bombay wurde ein englischer Lieutenant, welcher einen Räuberhauptmann gefangen, und solchen ohne Prozeß aus eigener Gewalt, und wie es scheint, beynahe zum Scherze, hatte aufknüpfen lassen, wegen dieses Mordes gerichtet. Die Geschwornen fanden ihn zwar für schuldig, empfahlen ihn aber der Gnade der Richter. Dieß schien indessen nicht nothwendig gewesen zu seyn, denn die Richter fanden, daß in der Anklage-Akte ein technischer Irrthum obgewaltet, und der Mörder wurde demnach freygesprochen!

Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, auf den Fortgang der Erziehung in Indien hinzuweisen, und ob dieser zwar nicht sehr schnell ist, so bringt doch fast jedes von Indien kommende Schiff Nachrichten von neuen gemachten Fortschritten. So erhielten z. B. zu Calcutta allein in den von der dortigen Gesellschaft unterhaltenen Lehranstalten, nach dem lezten Bericht über 2300 Knaben Unterricht; und unter diesen fanden sich beym öffentlichen Verhör über 60, welche eine vollkommene Geläufigkeit im Englischen erworben hatten, welche Sprache, wie es scheint, die Gesellschaft nur diejenigen lernen läßt, die sich durch ihren Fleiß und ihre Fähigkeiten auszeichnen, und aus dieser Anzahl werden wieder diejenigen gewählt, welche die Gesellschaft in dem Hindu'schen Kollegium erziehen läßt. In den Schulen der amerikanischen Missionarien auf Ceylon sollen sich hundert Schüler und zwey Lehrer freywillig für Annahme des Christenthums erklärt, und die Taufe verlangt haben. Am 14ten Juni wurde zu Calcutta ein Hindu, welcher im Jahre 1777 unter dem Namen Christian David getauft worden war, von dem Bischof der Stadt zum Priester eingeweiht, worauf er eine sehr rührende Predigt in englischer Sprache gehalten haben soll.

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 66.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. März 1825.

Schwindet, trübe Bilder,
Heit'rer lacht und milder
Mich das Leben an:
Hehre, göttliche Gestalten
Seh' ich freundlich um mich wallen,
Seh' ich mir zum Troste nah'n.
W. Claepius.

Dee Scheebenberg, odee das Oktoberfeſt zu Rom.

(Fortſetzung.)

Es gehört zu den Sonderbarkeiten der Römer, daß ſie die Spazierfahrt erſt ſpät am Nachmittag antreten, und alſo das Vergnügen höchſtens während zweyer Stunden genießen, eine ſo kurze Dauer, daß die vielen und koſtſpieligen Zubereitungen damit in keinem Verhältniß zu ſtehen ſcheinen. Die Gründe dieſer Eigenheit ſcheinen mir mancherley zu ſeyn: Furcht vor der Aria cattiva, welche dem Römer den Kopf verrückt, ſo lange noch die Sonne dem Scheitelpunkt näher, als dem Horizont ſteht; die ſehr vernünftige Betrachtung, daß man in zwey Stunden weniger verzehrt, als in vier odee ſechs, und endlich ſeine Genügſamkeit, welche ihn, hinſichtlich jeder Art von Völlerey, zum Noedländer in das Verhältniß von Eins zu Tauſend ſtellt.

Jezt ſchlägt es Deey, und oben vom Citorioberge, ſo wie vom Ende des Säulenplatzes her zieden dunte Schaaren, welche in der Ferne wandelnden Blumenbeeten gleichen. Der Anblick hat etwas Zaubeeiſches; unſere Augen haften mit Entzücken daranf. Das Gewimmel wird immer größer und kommt nädee. Es ſind Männer nnd Weiber, ſämmtlich in die Nationaltracht der niedern Volksklaſſen gekleidet. Der kräftige, regelrecht gebaute Menſchenſchlag, deſſen Schöndeit durch den durchaus reinlichen, ja meiſtens prunkenden, Anzug noch mehr gehoben wird, zwingt uns Staunen und Verwunderung ab: was ſind die mühſam erzwängten, gleichſam künſtlich gepfropften, Formen des Nordens, welche, wenn auch hin nnd wieder ein oder ein Paar Theile ſchön ſind, doch ſelten oder nie ein harmoniſches Ganze bilden, gegen dieſe Hunderte, ja Tauſende von Individuen, von welchen jedes zu einem Apoll und Herkules, zu einer Venus nnd Juno, ſitzen könnte! Ueberlaſſen wir die Schilderung des Wohlgefallens, welches die Schöndeit der Männer einflößt, den Frauen, welche hier, gleich mir, gaffend dernmſteden, unter welchen, da es meiſtens Lady's ſind, vielleichdeit eine Morgan vorhanden iſt, welche ſich dieſes Geſchäfts, gleich mir, ex officio unterzieben dürfte; die Beſchreidung des weiblichen Theils will ich abee deſto bereitwilliger, ich hätte faſt geſagt con amora, übernehmen.

Beginne ich mit der Toliette deſſelben. Dieſe iſt die ſinnigſte und wiederum die reizendſte, weil ſie die bunteſte von der Welt iſt. Die Leſer, beſonders die Leſerinnen, welche Geſchmack haben, ſtaunen übee dieſe Behauptung: wie, rufen ſie, während man uns die Einfachdeit als das erſte Erforderniß eines gefälligen Anzuges einprägt, werden die Römerinnen eben ihrer Buntſcheckigkeit wegen gerühmt? Allerdings! Jedes an ſeiner Stelle! Wo die Natur ſechs Monate im Jahe in Schnee oder in Finſterniß gehüllt iſt, da mag eine ganz weiße odee ganz ſchwarze Bekleidung natürlich erſcheinen; abee der ſtets heitere Himmel Roms, unter welchem der ſchwarze Lorbeer, die rothe Apfelſine, die gelbe Citrone, die grüne Olive, die blaue Weintraube faſt zu gleicher Zeit reifen, das ganze Jahr hindurch in die ſieben Farben des Regenbogens gekleidet iſt, geſtattet jene

Digitized by Google

farbenlose Einfachheit nicht, weil sie zu sehr gegen die Natur abstechen, und folglich das Auge beleidigen würde. Und tragen nicht, selbst im Norden von Europa, die Landbewohner, welche, vermöge ihrer Beschäftigung, mehr in der freyen Natur, als im eingeschlossenen Zimmer leben, vorzugsweise helle und bunte Farben? Die Römerinnen aber wissen, sey es durch wohlberechnetes Studium, oder aus bewußtlosem Instinkt, das Bunte ihrer Toilette so regelrecht zu ordnen, als hätte ihnen das Farbenspectrum zum Wegweiser gedient. So wählen sie die dunkeln Farben stets zur Grundlage, denen die helleren zur Einfassung dienen. Doch, analysiren wir, um die Behauptung mit lebendigen Beyspielen zu belegen, die Toilette einer derselben, welche uns am nächsten steht.

Sie trägt einen Spencer. Dieß Kleidungsstück ist allen Frauen, verheiratheten wie unverheiratheten, der untern arbeitenden Klassen eigen. Derselbe Abscheu vor der Einfachheit der Farben, dessen ich eben erwähnt habe, wird Ursache, daß die sogenannten langen Kleider, welche der ganzen Gestalt eine und eben dieselbe Farbe geben würden, durchaus von ihrem Körper verbannt sind. Der Spencer ist von ponceaurothem Sammet, auf den Nähten mit gelben Schnüren und auf den Ermeln mit weißen Spitzenbauschen besezt; ihr himmelblauer seidner Rock ist mit ausgezacktem schwarzem, und ihre mußmousselinene Schürze mit blaßrothem Bande besezt. Handschuhe trägt sie nicht, obgleich ihre Hände, freylich weder klein, noch zart, aber dennoch weiß und sehr wohl gebaut sind. Denn die Kleinmeisterey ist ihr eben so fremd geblieben, als die Eitelkeit, sich auf natürliche Vorzüge etwas einzubilden. Weit größeren Werth sezt sie auf die silbernen Schnallen, welche dergestalt ihren Fuß bedecken, daß ihre grasgrünen Zeugschuhe nur mit der äußersten Spitze darunter wegsehen, so wie besonders auf den Kamm und die Haarnadel von massivem Silber, mit welchem ihr künstlich geflochtenes wunderschönes Haar befestigt ist. Daß sie ihre ganze Person bald hoch, bald niedrig hält, und bald vorwärts, bald rückwärts, bald nach den Seiten zu wirft, geschieht, um sie in der Sonne abzuschatten. Diese Art, sich zu bespiegeln, welche allen Römerinnen eigen ist, kann, an und für sich selbst, nicht Wunder nehmen, da, wie bekannt, in ganz Rom nicht so viel Spiegel vorhanden sind, als in Paris in einem einzigen Palaste. Daß sie es nicht schon zu Hause in einem Eimer Wasser getan hat, zeigt von ihrem Schönheitssinn, der lieber die grandiosen Umrisse der ganzen Figur, als das kleinliche Miniatur-Detail eines einzelnen Theiles, etwa des Gesichts, beschauen will. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Mann in duplo.

(Anekdote aus dem sechszehnten Jahrhundert.)

Zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte ein Mann, Namens Franz Monnier, zwey- und -zwanzig Jahr zu Paris in einer doppelten Wohnung. Die eine hatte er am Platz Maubert, die andere im Kloster des kleinen St. Antonius (petit St. Antoine), wo er Klostergeistlicher war. Wahrscheinlich war dieß sein erster und eigentlicher Beruf, dem er aus freyem Willen später den eines Ehemanns beyfügte. Er hatte sich nämlich in ein Pariser Frauenzimmer, Margarethe Simon genannt, sterblich verliebt, und wollte nun, wenigstens einen Theil des Jahres hindurch, in Paris selbst ruhig und ungehindert mit ihr leben. Zu dem Ende verschaffte er sich von seinem Obern, dem Komtur (commandeur) des kleinen St. Antoniusstiftes, die Erlaubniß, eine Reise in eine ziemlich entfernte Provinz anzutreten. Statt aber wirklich abzureisen, ging er zu einem Thore von Paris hinaus, kehrte durch ein anderes verkleidet wieder in die Stadt zurück, und ließ sich mit seinem Liebchen, welches er für seine Frau ausgab, im Viertel des Platzes Maubert häuslich nieder. Dort nahm er den Namen Jakob Croquet (zu deutsch: Pfefferkuchen) an. Einige Monate nachher gab er vor, eine Anstellung in Blois erhalten zu haben, welche ihn nöthige, seinen Aufenthalt zwischen dieser Stadt und Paris zu theilen; er stellte sich, als wolle er dahin abgehen, und ließ seine Pseudofrau in der gedachten Behausung mit dem Versprechen zurück, im nächsten Jahre sie wieder zu besuchen. Er hielt wirklich Wort. Denn nach seiner Rückkehr in's St. Antons-Kloster brachte er den größten Theil des Jahres dort zu, verschaffte sich dann abermals eine Reise-Erlaubniß, und benuzte sie, wie die erste, um einige Monate hindurch mit seiner vorgeblichen Hausfrau zu leben. So lebte er zwanzig Jahre unerkannt als Croquet auf dem Platz Maubert, und als Monnier im Kloster zu St Anton dem Kleinen. Margarethe Simon gebar ihm mehrere Kinder, welche auf den Namen Croquet getauft wurden. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts kam der Komtur zu St. Anton, ein Abkömmling der Familie Anisson zu Lyon, wegen Altersschwäche auf den Einfall, seine Komturey oder sein Priorat unserm Franz Monnier zu übertragen, welcher schon einer der ältern Geistlichen des Stifts war, und bey seinem Obern in besonderer Gunst stand. Dieser fand den Einfall gar nicht übel, sah aber zugleich ein, daß es ihm in der neuen Würde schwer fallen werde, das Geheimniß seiner doppelten Haushaltung zu bewahren. Er sprach darüber mit seiner Frau, und sie wurden einig, der Komödie durch die Ankündigung des Todes des Pseudo-Croquet ein Ende zu machen. Demnach ließ Frau Croquet in ihrer ganzen Nachbarschaft einen Brief mit der Nachricht cirkuliren, daß ihr lieber Mann in Blois tödtlich krank geworden sey; sie reiste daher angeblich ab, um ihn zu besuchen, und kam nach einiger Zeit mit einem falschen Todtenschein wieder. Sie nahm den Wittwenschleyer und

Digitized by Google

den Titel einer troſtloſen Wittwe an, und alle Bewohner ihres Stadtviertels, bey denen ſie ſehr beliebt war, beeiferten ſich, ſie zu tröſten.

Erſt nach dieſer lezten Scene kam die ganze Geſchichte an den Tag. Ein Hausgenoſſe der Frau Croquet, der ihren Mann während ſeiner Reiſen nach dem Platz Maubert ſehr gut gekannt hatte, bekam Geſchäfte im Viertel von St. Anton, und trat in die Kloſterkirche gleichen Namens, um die Meſſe zu hören. Wahrſcheinlich war ſeine Seele noch voll von dem Gedanken an den armen Herrn Croquet, deſſen Verluſt er ganz beſonders bedauert hatte. Um ſo größer war daher ſein Erſtaunen, als er deſſen Züge in dem Geſicht des gerade Meſſe leſenden Geiſtlichen wieder fand. Beym Ausgang aus der Kirche fragte er nach ſeinem Namen, und hörte, dieß ſey der fromme Pater Monnier, der würdige Supperior des Kloſters. Er konnte ſich davon nicht überreden, und kam am folgenden Tage wieder, um die Meſſe zu hören, und nachdem er ſich immer mehr und mehr überzeugt hatte, daß das Alles, was ihm aufgefallen war, keine Täuſchung ſey, war er ſo keck, in die Sakriſtey zu treten, wo Monnier ſich entkleidete, und ihn in Gegenwart mehrerer Kloſtergeiſtlichen anzureden. „Wie, rief er, Herr Croquet, auf dem Platz Maubert beweint man Sie heute als todt, und hier leſen Sie Meſſe?" Den Supperior ſezte dieſe Anrede um ſo mehr in Verlegenheit, weil einige ſeiner Kloſtergeiſtlichen zugegen waren. Gleichwol faßte er ſich bald und erwiederte ſeinem alten Nachbar: er kenne ihn nicht, und wiſſe gar nicht, was er mit dem Namen Croquet ſagen wolle; er heiße Monnier, und ſey ſchon über zwanzig Jahre in dieſem Kloſter, wie alle Anweſende bezeugen könnten. Natürlich legten dieſe das verlangte Zeugniß ab, und ſchickten den unbeſcheidenen Bewohner des Platzes Maubert fort, welcher nun dieſelbe ſkandaleuſe Scene bey der vorgeblichen Wittwe wiederholte, die ihn aber nicht beſſer, als ihr Pſeudo-Mann empfing. Da aber der Platz Maubert von jeder der Klatſchereyen wegen berüchtigt war, und da es anderer Seits unter den Geiſtlichen des St. Antonius-Stiftes einige Neidharte gab, welche ihrem Kollegen Monnier ſeine Standeserhöhung mißgönnten, ſo gab es bald gewaltigen Lärm. Man ſchrieb an den Ordensgeneral von St. Anton, und dieſer ernannte nun eine Kommiſſion zur Unterſuchung des Betragens ſeines Untergebenen. Auch die Polizey-Behörde ihrer Seits zog einige Erkundigungen über ihn ein. Als dieß der Mann und die Frau erfuhren, ſo machten ſich Beyde plözlich unſichtbar. Natürlich machte ſie ihre Flucht nur noch verdächtiger, die eingezogenen Erkundigungen aber widerlegten den Verdacht nicht nur keineswegs, ſondern erhoben ihn vielmehr zur Gewißheit; ſo wurden beyde Perſonen in contumaciam verdammt, der Mann zum Galgen in effigie, und die Frau zu lebenslänglichem Gefängniß. Ihr Vermögen ward ihren Kindern zugeſprochen, weil dieſe natürlich nicht die Schuld der Eltern tragen konnten.

Fünf Jahre nachher wagte Monnier es, nach Paris zurückzukehren, er ward aber arretirt und in's Gefängniß geſezt. Sein Prozeß ward revidirt und ſein Verdammungsurtheil gemildert. Er mußte vor der Kirchthür des St. Antoniusſtiftes demüthig Buße thun, und ward dann auf ewige Zeiten aus dem Königreiche verwieſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

Große Schauſpieler und Schauſpielerinnen haben alle Wer- und Nachtheile der Berühmtheit; wie die Großen auf der politiſchen Volksbühne werden ſie von dem Späherauge des Publikums bis in's Innere ihres häuslichen Lebens verfolgt, und müſſen zum öftern Vorwurfe der geſellſchaftlichen Unterhaltung dienen. Zugleich genießen ſie aber mit den Großen den Vortheil, daß man gegen die Schwachheiten ihres Privatlebens ziemlich nachſichtig iſt, wenn ſie nur vor dem Publikum gefallen. Vermuthlich verlaſſen ſie ſich auf dieſe bekannte Nachſicht, wenn ſie es hinter der Bühne etwas toll treiben. Paris und London haben in dieſen Tagen von ſolchen Schauſpielerangelegenheiten wieder merkwürdige Beyſpiele geliefert, und das Publikum hat ſich dabey benommen, wie immer, das heißt, wie ein Kind, das ſich um Alles bekümmert, ſogar um das, was es gar nicht angeht, und überall Skandal aufführt. Zu London waren die handelnden Perſonen in dieſem Schauſpiele hinter der Bühne Kean und Miß Foot, zu Paris die Dlle. Mars, Erſterer als Verführer der Frau des Alderman Cox zu 800 Pf. Sterling Entſchädigung (welche Entſchädigung?) gegen den beleidigten Ehemann von den Gerichten verurtheilt; Miß Foote, welche durch ihre berüchtigten Verbindungen zum allgemeinen Stadtgeſpräche geworden war, und nun hier an der Seine der bevnahe öffentliche Bruch der „zarten Verhältniſſe" der Dlle. Mars; was das für ein Stoff geſchwäziger Unterhaltungen der Müßigen iſt! Gewiß hat ſich eine gute Hälfte der Stadt Paris recht theilnehmend der Dlle. Mars angenommen, und ich weiß nicht, ob man, wenn ihr ein wahres Unglück begegnet wäre, ſie herzlicher hätte bedauern können. Nun meint freylich manches zärtliche Herz, es gäbe nichts unglücklicheres, als der Bruch eines „innigen Verhältniſſes;" dagegen glauben aber Andere, welche die Jahre der großen Zärtlichkeit ſchon durchlebt haben, daß man doch ein größeres Unglück erleben könne, als das Aufhören eines Zuſtandes, den man nicht öffentlich zu bekennen wage. Jedoch laſſen wir die Zärtlichen und die Nichtzärtlichen mit ihren verſchiedenen Betrachtungen, und geben wir lieber zur Sache über. Ein Hr. von Br**t ſchaltete ſchon ſeit zehn oder zwölf Jahren in dem Hauſe der Dlle. Mars, wie in ſeinem eigenen, und war der Anordner aller Feſt- und Luſtbarkeiten. Ihm wird die Einrichtung des prachtvollen Saals zugeſchrieben, den Dlle. Mars in ihrem Hauſe oder Hotel mit großen Koſten hat erbauen laſſen, und worin ſie Fürſten und Könige empfangen könnte. Nun freylich, wenn eine Schauſpielerin 40,000 Franken Einkünfte beſizt, ſo kann ſie ſchon hübſche Säle einrichten laſſen. Den Hrn. v. Br**t hielt man für feſt eingeniſtet in dieſem Hauſe, wo es flott hergeht. Neulich gab dieſer Herr ſeinen Freunden bey einem Traiteur ein glänzendes Gaſtmal, und wie es zu dem Geſundheittrinken kam, brachte er einen Toaſt „was wir lieben" aus. Da niemand über den Vorwurf der Br**'ſchen Liebe in Zweifel war, ſo wurden die Gläſer ſogleich emporgehoben, und einige Vertraute ließen den Namen Mars vernehmen. Das war es eben, was der Schelm erwartet hatte. Nein, rief er, damit iſt es aus! man zieht mir einen jungen Offizier vor, in den hinlangeſezt. Wie ein Donnerſchlag durchdrang die Neuigkeit die Gemüther der Gäſte. Das Beſte kam aber am folgenden Tage, denn der Hr. v. Br**t ſezte ſich in eine Poſtchaiſe und reiſte, ich weiß nicht wohin. Wenn die Gäſte beſtürzt geweſen waren, ſo war es Dlle. Mars noch weit mehr. Die große Schauſpielerin fiel in Ohnmacht und Verzweiflung, wollte nicht länger mehr leben, verwünſchte den Treuloſen, der bey einem faſt öffentlichen Schmauſe die öffentlichen Angelegenheiten ausgeplaudert hatte. Talma mußte kommen und für die Geſundheit der bekümmerten Demoiſelle Sorge tragen; neue Spielen und Aufſtreiten auf der Bühne war keine Rede mehr. Am Jahrtage der Geburt Molière's ſollte ein kleines Stück zu Ehren des großen Theaterdichters gegeben werden. Dlle. Mars hatte eine Hauptrolle darin; allein wie kann man ſpielen, wenn das Herz verwun-

Digitized by Google

del iſt? Das Stück unterblieb, und die Comediens du Roi bekamen Verweiſe in den Zeitungen, daß ſie Schauſpieler des eigentlichen Nationaltheaters, denen Molière ſo viel einbringe, nichts zur Feyer ſeines Angedenkens gethan hätten, welches doch gewiß nicht an ihnen, ſondern an dem Hrn. v. Br**t lag. Die Journale, je nachdem ſie für oder wider Dlle. Mars geſtimmt ſind, ſpielten auf ihre Zurückgezogenheit theilnehmend oder ſticheind an: erſtere kündigten an, ein „gerechter Schmerz" hatte ſie in dieſem Augenblicke von der Bühne entfernt; die andern wollten wiſſen, ſie ſtudire eben die Rolle Ariadnes auf Naxos ein. Ueber einen ganzen Monat lang dauerte ihre Abweſenheit von der Bühne zu nicht geringem Schaden der Theaterkaſſe, deſſen Kaſſirer wahrſcheinlich den Hrn. v. Br**t über alle Berge, oder noch in dem von ihm ſo prächtig eingerichteten Saale wünſcht. Die Zeit aber, die allen Kummer lindert, und folglich auch denjenigen über Untreue und Undankbarkeit, goß endlich ihren ſanften Balſam in die Wunde der großen Schauſpielerin, und ſie trat in dieſen Tagen wieder auf. Bey ihrem Wiedererſcheinen ward ſie von Alt und Jung mit einem rauſchenden Beyfallsklatſchen empfangen, das ſo viel ſagen ſollte, als: Weine nicht, liebe und gute, ſondern vergiß ihn! Manche Bewunderer waren ſo warm, daß ich es dem Hrn. v. Br**t nicht würde gerathen haben, in dieſem Augenblicke ſich zu zeigen; wer weiß, ob ſie ihn nicht geſteinigt hätten? Seitdem gehen die Vorſtellungen wieder ihren alten Gang; und wenn Molières Jahrstag jetzt erſt käme, ſo würde Dlle. Mars ihn gewiß feyern helfen. Uebrigens haben die Pariſer wol ſo Unrecht nicht, daß ſie ſogar an den häuslichen Unfällen der Dlle. Mars ſo herzlichen Antheil nehmen; denn wenn ihnen ein Br**t, oder ein anderer ſolcher Aeneas ihre Dido entzöge, wo in aller Welt würden ſie eine ähnliche Schauſpielerin wiederfinden? Noch nie hat das Théâtre français eine Actrice beſeſſen, welche die Konvenienzen der höhern Stände mit einer ſolchen Vollkommenheit darſtellte als Dlle. Mars; es iſt nicht immer Natur, aber immer ſchöne Kunſt, wie es das Leben in der höhern Sphäre ſelbſt oft iſt. Das New Monthly Magazine enthielt neulich eine vortreffliche Parallele zwiſchen Dlle. Maes vom Théâtre français und Sgra. Paſta von der italieniſchen Oper; der letztern Verdienſt wird darin auf's geſchickteſte auseinander geſetzt, aber etwas auf Unkoſten der Dlle. Mars, deſſen Verdienſt ein Engländer, der die Hauptſtadt nur flüchtig beſieht, vielleicht nicht hinreichend zu würdigen im Stande iſt. Dazu gehört, daß man das Leben ſelbſt kennt, wovon das Spiel der unübertrefflichen Schauſpielerin eine Vorſtellung iſt, und aus dieſem Grunde iſt ſie den Pariſern ſo werth. Ich will einen Theil der engliſchen Parallele hier überſetzen, da dieß zugleich Gelegenheit gibt, die Mad. Paſta beſſer kennen zu lernen, die im Auslande bey weitem noch nicht den Ruf hat, den ſie verdient; hören wie alſo den engliſchen Kunſtrichter an: „Mir gefiel Dlle. Mars ſehr, bevor ich Mad. Paſta ſah, die mir weit mehr gefiel; die Urſache iſt, die Eine hat die Vollendung des Franzöſiſchen, die Andere des natürlichen Spieles. Mad. Paſta iſt eine Italienerin, und ſie könnte eine Engländerin ſeyn; Dlle. Mars gehört völlig ihrem Vaterlande an; die Schaubühne ihrer Triumphe iſt Paris. Auch ſie ſpielt natürlich, aber es iſt franzöſiſche Natur. Ich will mich erklären. Allerdings hat ſie keinen der Fehler franzöſiſcher Schauſpieler an ſich, weder übertreibt noch affektirt ſie; allein ihr Verdienſt in dieſer Hinſicht iſt doch nur negativ, und ſie ſcheint ſich ſelbſt künſtliche Feſſeln anzulegen. Noch herrſcht in ihrem Spiele etwas Kleinliches, eine Aufmerkſamkeit auf geringfügige Dinge, etwas Etikettenmäßiges, etwas Manier; ſie überläßt ſich nie ganz ihren Gefühlen und gibt nie dem aus ihrer Lage entſtehenden natürlichen Antriebe nach. Sie hat vielleicht mehr Eleganz und Beſtimmtheit als Mad. Paſta, aber nicht die Hälfte der Kühnheit und der Anmuth dieſer; kurz Alles, was ſie thut, iſt das Werk ihres Willens und nicht ihres Hanges; man ſollte glauben, ſie ſpielte ihre Rolle noch am Rande bemerkter Vorſchriften. Wenn ſie nicht ſpricht, ſo ſteht ſie meiſtens ganz ſtill, ſpricht ſie, ſo ſtreckt ſie erſt eine und dann die andere Hand aus, und zwar ſo, daß man glauben kann, ſie thut dieß immer. Beym Auftreten geht ſie in gerader Linie von einer Ecke der Bühne bis zur Mitte mit dem leichten unveränderlichen Schritte ihrer Landsmänninnen; dann bleibt ſie plötzlich ſtehen, als ob ſie einem Führer gehorchte. Ihre Rede iſt völlig verſtändlich und wohlgeordnet, aber es iſt die Leichtigkeit eines Sängers, der eine ſchwere Paſſage ſingt, eine Leichtigkeit aus Gewohnheit, nicht aus Natur. Ihr ganzes Spiel iſt unübertreffliches Studium, die vollendete Verfaſſung einer zu ſpielenden Rolle. Kaum ſcheint ſie ſchon die eigentliche Rolle zu ſpielen; es fehlt noch Etwas daran; und dieß Etwas findet man bey Mad. Paſta. Wenn dieſe ſpricht, ſo iſt es Muſik, bewegt ſie ſich, ſo geſchieht es, ohne daran zu denken, ob ſie Grazie hat oder nicht. Die Franzoſen ſelbſt bewundern Mad. Paſta, geben aber mit dem Gedanken davon, wie ſehr eine der einfachen Bewegungen dieſer Schauſpielerin durch die dem Franzoſen eigne übertriebenen Geberden verſchönert und ihr natürlicher edler Ausdruck durch ſtudirte Grimaſſen erhoben werden würde. In Mad. Paſta's Rolle der Nina liegt etwas Nachläſſiges, das ſich keine franzöſiſche Schauſpielerin würde zu Schulden kommen laſſen. Eine franzöſiſche Schauſpielerin ſpielt immer wie in Gegenwart des Hofes und vergißt nie die Zuhörer, deren Beyfall ſie ſucht. Die arme Mad. Paſta denkt ſo wenig an die Zuhörer als Nina ſelbſt thun würde. Sie gibt ſich ganz dem Einfluſſe ihrer Rolle hin, verliert die Gewalt über ſich ſelbſt und wird von ihren Gefühlen fortgetrieben; ſie ſpielt keine Rolle, ſie iſt die darzuſtellende Perſon ſelbſt. Dieß allein iſt wahre Natur und wahre Kunſt, das übrige iſt nur Verſtellung. Wenn Mad. Paſta über die Bühne ſchreitet, und mit eben der Bewußtloſigkeit um ſich her ſchaut, als das junge Reh im Walde, wenn ſie ihre Glieder eben ſo ungehindert bewegt, wie der Baum ſeine Zweige, wenn ihr himmliſches Antlitz die tiefen Gefühle ihrer Seele offenbart, wie der ruhige tiefe See das Himmelsblau wieder abſpiegelt, ſo werden wir von Bewunderung hingeriſſen und theilen ihre Gefühle. Wenn andererſeits Dlle. Mars auf die Bühne tritt, beynahe wie eine künſtliche Figur, die über eine hölzerne Bahn hinübergleitet, bis zu dem Punkte, wo ihr pflichtmäßiges Spiel beginnen ſoll, wenn ihre Geſichtszüge in hundert kleinliche Ausdrücke zerfallen, ähnlich den Falten auf der Oberfläche eines Rahmtopfes, den man zur Kühlung an's Fenſter ſtellt, wenn ihre Augen ironiſche Munterkeit zu erkennen geben und ihre Lippen ſich kalt zuſammendrücken, ſo wird man auch bewundern und ſich ergötzen, aber nimmer mit der Schauſpielerin ſympathiſiren. Man wird nicht elektriſirt, ſondern nur magnetiſirt." Gewiß liegt manches Wahre in dieſer etwas bizarren Vergleichung, aber ſie iſt doch offenbar ungerecht gegen Dlle. Mars. Mit Mad. Paſta ſollte man ſie eigentlich gar nicht vergleichen, denn ſie ſpielt blos im franzöſiſchen Luſtſpiel, und Mad. Paſta ſingt blos in der italieniſchen Oper; letztere iſt jung, ſchön und blühend, folglich ſtehen ihr die natürlichen Bewegungen weit beſſer an, als einer ſchon in den vierziger Jahren ſingenden Schauſpielerin, die außerdem ganz etwas anderes darzuſtellen hat, als einen Romeo oder ſonſt eine leidenſchaftliche Opernrolle. Dlle. Mars iſt eben ſo vortrefflich in ihrer Art als Mad. Paſta in der ihrigen. Als ein einem Engländer fällt es außerordentlich ſchwer, gegen franzöſiſches Verdienſt gerecht zu ſeyn; eher überlobt er dasjenige einer Nation, mit welcher die ſeinige nicht in beſtändigem Wetteifer lebt. (Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. März 1825.

Wanderer, lies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich."
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen;
Alles trennet der Tod; Liebende siehet er nach.
Herder.

Der Charon der Neu-Griechen *).

Die Neu-Griechen haben, ohne es selbst zu wissen, eine große Menge von einzelnen Meinungen und Glaubensvorstellungen ihrer großen heidnischen Väter bewahrt, und dieselben in ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten übergetragen. Sie würden vor sich selbst erschrecken, wenn sie ahnen könnten, wie viel des alten Heidenthums noch in ihrem Leben und Glauben steckt. Aber das ist ein Punkt, über den sie sich, Dank ihrer Unwissenheit, keine Gewissensskrupel machen. Alles, was das gemeine Volk von seinen berühmten Vätern weiß, beschränkt sich darauf, daß sie Hellenen hießen und Heiden waren. In einigen Theilen Griechenlands, und namentlich in Thessalien, hat diese schwankende Vorstellung von den alten Hellenen eine wunderbare Gestalt angenommen. Dort denkt man sich dieselben als Riesen, die in ihrem Wuchse den höchsten Pappeln gleich gekommen, und gestorben wären, weil sie sich nicht wieder aufzuhelfen vermocht hätten, wenn sie einmal zu Boden gefallen. Daher galt es bey ihnen für den größten Eid, zu sagen: „Ich will niederfallen, wenn ich lüge!"

Manche Namen und Gestalten der alten Mythologie haben in dem neuen Aberglauben ihre Bedeutungen und Begriffe gewechselt, andere sind auch durch Vermischungen und neue Zusätze fast unkenntlich geworden. So erinnert unter andern folgende Personifikation der Pest an die alten Paezen: Die Pest tritt in der Gestalt dreyer schrecklichen Frauen auf, welche in Gemeinschaft durch die Länder und Städte laufen, um sie zu veröden. Die erste derselben trägt eine große Papierrolle in der Hand, die zweyte eine scharfe Scheere, die dritte einen Besen. So dringen sie zusammen in die Häuser ein, aus denen sie ihre Schlachtopfer holen wollen; die eine schreibt den Namen dessen, den sie sich ausgelesen, in ihre Rolle ein, die andere verwundet ihn mit ihrer Scheere, und die letzte fegt ihn aus.

Von dem alten Fährmann der Unterwelt ist den Neu-Griechen der Name Charon und Charos geblieben, aber seine Bedeutung und seine Attribute haben sich umgewandelt. Er ist nicht mehr der Fährmann der Todten, sondern ihr Führer auf einer längern Reise, ein finsterer, mürrischer und unerbittlicher Greis, dessen Beruf es ist, die Gestorbenen aus dieser Welt in jene abzuholen, also ein Hermes Psychopompos. Aber er ist auch der Gott des Todes selbst, oder, wenn man will, ein Todesengel, ein Diener des Höchsten, welchem dieser die Macht gegeben hat, dem Leben der Sterblichen ein Ende zu machen. Als solcher lauert er vornehmlich dem Trotzigen und Stolzen

*) Das unlängst von Goethe in den Heften über Kunst und Alterthum mitgetheilte neu-griechische Volkslied: Charon's abschlägige Antwort, wie es im zweyten Bande der Fauriel'schen Sammlung heißt, hat die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums und durch eine daran geknüpfte materische Aufgabe vorzüglich auch die Augen der Künstler auf die moderne Gestaltung des antiken Fährmanns der Unterwelt gerichtet; daher hoffen wir in einer vollständigen Darstellung des neugriechischen Charon nach den Sagen und Liedern des Volkes nichts Unzeitiges zu liefern.

Digitized by Google

auf, welcher sich dem allgemeinen Schicksale alles Irdischen durch irdische Macht und Kraft zu entheben meint. Den in blühender Gesundheit strotzenden Schäferjüngling faßt er in's Auge, wenn dieser von den Bergen nach seiner Hütte herabsteigt, und ringt mit ihm auf Tod und Leben, und die eitle Schöne, welche auf die Zahl ihrer tapfern Brüder und den Reichthum ihres Verlobten pocht, trifft sein Pfeil am Hochzeittage. Oft verwandelt er sich dann in eine Schwalbe oder in ein anderes Thier, unter dessen Gestalt es ihm leichter wird, die Unvorsichtigen zu beschleichen, die nicht genug an ihn denken. Die folgenden drey Volkslieder zeigen uns den Charon in dieser doppelten Gestalt, die beyden ersten als den eigentlichen Tod, das dritte, welches schon in einer weniger treuen Uebersetzung in den Goethe'schen Heften über Kunst und Alterthum mitgetheilt worden ist, als Todtenführer.

Der Schäfer und Charon.

Ein kecker Bursche kam herab hoch von den Felsengipfeln,
Die Mütze saß ihm in die Quer', das Haar hatt' er geflochten.
Und Charon, der ihm aufgepaßt von einem hohen Berge,
Ging in das enge Thal hinab und thät ihn da erwarten.
„O Bursche, sag', wo kommst du her? O Bursche, wohin gehst du?" —
„Von meinen Heerden komm' ich her und geh' nach meinem Hause,
Ich geh' und hole mir ein Brod, und kehre dann zurücke." —
„Und mich hat Gott herabgesandt, zu holen deine Seele." —
„Laß mich, o Charon, laß mich frey, ich bitte, laß mich leben!
Ich hab' daheim ein junges Weib, sie schickt sich nicht zur Wittwe;
Wenn schnell sie ginge, hieß' es wol, daß einen Mann sie suchte,
Und ging' sie langsam, hieß' es wol, daß sie die Stolze spielte!
Ich hab' auch kleine Kinder noch, die würden Waisen werden." —
Und Charon hörte nicht auf ihn, und wollt' ihn mit sich nehmen. —
„O Charon, bleibst du fest dabey, und willst mich mit die nehmen,
Wohlan, so laß uns ringen erst auf dieser Marmorplatte,
Und siegst du, Charon, über mich, so nimm dann meine Seele,
Doch sollt' ich siegen über dich, geh' fort nach Wohlgefallen!" —
Da kamen und da rangen sie vom Morgen bis zum Mittag,
Und um die Vesperstunde war's, da warf ihn Charon nieder.

Die Jungfrau und Charon.

Ein junges Mädchen rühmte sich, den Charon nicht zu fürchten,
Darum, weil sie neun Brüder hab', und Kostas*) zum Verlobten,
Der viele große Häuser hat, dazu auch vier Paläste.
Und Charon ward ein Vöglein, gleich einer schwarzen Schwalbe,
Er flog daher und schoß den Pfeil in's Herz des jungen Mädchens.
Und ihre Mutter weinte da, es weinet ihre Mutter:
„O Charon, wie du weh' mir thatst mit meiner einen Tochter,
Mit meiner einen einzigen, mit meiner schönen Tochter!" —
Und sieh, auch Kostas kam hervor aus einem hohen Thale,
Vierhundert Männer um ihn her und zwey-und-sechzig Spirler.
„Stellt jetzt den Hochzeitjubel ein! O stellet ein das Spielen!
Ein Kreuz ist mir erschienen dort am Thore meiner Schwieger.
Gestorben ist die Schwieger mir, wenn nicht der Schwiegervater,
Es mag auch wol verwundet seyn von meinen Schwägern Einer." —
Er spornet seinen Rappen an, er reitet nach der Kirche,
Er trifft den Obermeister an, der eine Gruft erbauet.
„Sag' mir, o Meister, sey gegrüßt! für wen die Gruft du baust?" —
Es ist der blonden Jungfrau Gruft, der mit den schwarzen Augen,
Der Jungfrau, die neun Brüder hat, und Kostas zum Verlobten,
Der viele große Häuser hat, dazu auch vier Paläste." —
„O Meister, o ich bitte dich, die Gruft hier gleich zu machen
Ein wenig größer, breiter noch, geräumig für zwey Leiber!" —
Er zog sein goldnes Schwert heraus und stieß es in sein Herze;
Begraben wurden Beyde sie in einer Gruft zusammen.

Charon's abschlägige Antwort.

Was sind die Berge doch so schwarz und stehn in Trauerkleidern?
Ist's, weil ein Sturmwind sie bekämpft? Weil sie zerschlägt ein Regen?
Nein, es bekämpft kein Sturmwind sie, zerschlägt sie auch kein Regen:
Der Charon zieht darüber hin mit einer Schaar von Todten.
Er treibt die Jungen vor sich her und hintendrein die Greise,
Und an dem Sattel aufgereiht hat er die zarten Kinder.
Es bitten ihn die Greise wol, es flehen ihn die Jungen:
„O lieber Charon, halt' am Dorf, halt' an der kühlen Quelle,
Auf daß die Greise trinken gehn, die Jungen Steine werfen*),
Und daß die kleinen Kindelein sich schöne Blumen pflücken." —
„Und ich halt' an dem Dorfe nicht, nicht an der kühlen Quelle."
Die Mütter, die nach Wasser gehn, erkennten ihre Kinder,
Und Mann und Weib erkennten sich und wollten sich nicht trennen.

Wilhelm Müller.

*) Eine gewöhnliche Abkürzung des Namens Konstantines.

*) Eine Art Diskusspiel, welches in Griechenland sehr gebräuchlich.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Sucht man sich von dem Eindruck, den unsere Römerin, so gepuzt, auf den Zuschauer macht, Rechenschaft zu geben, so läßt sich nicht leugnen, daß es der wohlgefälligste

von der Welt seyn würde, zöge nicht (da nun einmal kein Ding vollkommen in der Welt seyn darf) ein einziger Gegenstand die ganze Erscheinung aus dem Sublimen in's Lächerliche. Dieß sind die besagten Schuhschlagen: es ist kaum mit Worten zu beschreiben, welch widerlichen Kontrast diese läppische Mode mit dem Adel der übrigen Gestalt macht. Wer die Sitten eines Volks nicht etwa wie ein Aggregat von Ergebnissen betrachtet, welche, gleichwie die Würfel, auf's Gerathewohl aus dem Becher geworfen, irgend eine Zahl bilden, sich zufällig so und nicht anders gestaltet haben, muß in dieser Vorliebe der Römerinnen für die großen Schuhschnallen, welche mit ihrem Schönheitssinn ganz unvereinbar ist, irgend eine Absichtlichkeit ahnen. Diese geht, wie mir allgemein versichert worden ist, dahin, sich, bey dem gänzlichen Mangel an ökonomischem Sinne, welcher sich unter den untern Klassen der Römer zeigt, in den Schnallen, so wie in den Ohrringen und Haarnadeln, für welche sie das Geld gleichsam aus dem Feuer reißen, einen Nothpfennig für böse Zeiten zu sparen.

Endlich steigt unsere Römerin mit der ganzen Sippschaft, zu welcher sie gehört, in den Wagen. Diese ist zahlreich genug, denn außer dem Manne, dem Dutzend Kindern (einer mäßigen Zahl bey der Fruchtbarkeit der hiesigen Weiber) und deren Vater, sind noch der Großvater und die Großmutter, oder der Schwiegervater und die Schwiegermutter vorhanden. Wie werden die Alle Platz in dem Wagen finden? Auf die leichteste Weise. Die erwachsenen Personen nehmen Platz im Innern desselben, auf und nieder einander, wie es gehen, oder sitzen, will; die Kinder hängen sich an und um den Wagen herum, oder flüchten sich zu dem Kutscher auf den Bock. Dabey thut es einem im Herzen weh um die reizenden, ja kostbaren Anzüge der Weiber, welche unbarmherzig zerknöckelt werden. Aber die hiesigen Frauen (das heißt die aus den untern Klassen, von denen hier allein die Rede ist) sind so großartig gesinnt, daß ihnen die kleinliche Besorgtheit, welche die übrigen europäischen Weiber, selbst sehr großer Städte, zum Beyspiel von Paris, für ihre Toilette tragen, gänzlich fremd ist. Freylich liegt hier der oben erwähnte Mangel an Sparsamkeit zu Grunde: die Sorgen für den künftigen Morgen, die Liebe zur Aufbewahrung, zur Erhaltung sind den hiesigen Einwohnern fremd. Ihr geistvollen Sittenbeurtheiler, welche ihr Alles, was athmet, wäre es unter dem Schnee Lapplands oder in den Lorbeerhainen Italiens seyn, über einen einzigen moralischen Christen schlagen wollt, bedenkt ihr nicht, daß es Unsinn ist, von den Römern Häuslichkeit zu verlangen, da sie weder im bürgerlichen, noch in einem andern Sinne, ein Haus besitzen? Ihr predigt ihnen Erhaltung, Sparsamkeit, während sie, von ihrer frühesten Jugend auf, die größten Wunderwerke der Welt in den schmählichsten Ruinen liegen gesehen und an ihnen die Vergänglichkeit aller Dinge recht gelernt haben? Wie, unsere Römerin (um auf diese zurückzukommen) soll ihren Spencer, ihren Rock, ihre Schürze schonen, während sie sieht, daß die Zeit selbst das Colosseum, das goldene Haus Nero's, die Bäder des Titus und Caracalla u. s. w. nicht verschont, während man ihr täglich sagt, daß sogar schon die Kuppel der Peterskirche eine Borste bekommen hat?

Sitzt, hängt und liegt Alles im und am Wagen, wie es sich gehört, so vertauscht die Gesellschaft ihre Rollen miteinander, das heißt, die Männer, von Natur humoristisch, ja fast närrisch, nehmen ein majestätisches Wesen an, denn sie sitzen ja im Wagen, und im Wagen saßen einst auch die Triumphatoren, ihre Vorfahren! Die ernste Haltung der Weiber dagegen (und sollten sie, bestimmt, gleich dem ganzen weiblichen Geschlechte des Südens, den Männern als Sklavinnen zu dienen nicht ernst seyn) verwandelt sich in jene natürliche, hingedende Heiterkeit, wie sie sich bey denjenigen zeigt, die sie nicht wie das tägliche Brod, sondern nur wie eine Festtagsspeise zu genießen pflegen. Kaum hat der Kutscher die Peitsche geschwungen, als sie zu den Tamburini greifen und diese zu schlagen und mit ihrem Gesange zu begleiten anfangen. Indem ich hier ihren Gesang zur Begleitung herabwürdige, verwerfe ich denselben immer noch eine zu große Ehre. Denn, sollte man es glauben? während in Rom sogar die Katzen harmonischer mianen als anderswo (wenigstens scheint es mir so), brüllt (dieß ist der wahre Ausdruck) der Pöbel seine Volkslieder auf eine so gräßliche Weise ab, daß ich darauf wetten will, die Hottentotten selber bringen angenehmere Töne hervor. Die Melodie, durch ganz Rom, ja in der ganzen Gegend umher stets dieselbe, ist ein, in einzelnen Absätzen mit Endtondepunkten abgesungenes, Gepläre in Moll, welchem Dalayrac ohnfehlen Zweifel sein Ascouta Jeannette (in den beyden kleinen Savoyarden) nachgebildet hat. Die Worte, noch jämmerlicher als die Melodie, keine eigentlich mehr oder weniger sinnvolle Volkslieder, sondern meistens nach einem gegebenen Schema extemporisirte Knittelverse, drücken, wenn sie nicht völliger Unsinn sind, den eingewurzelten Haß der verschiedenen Stadtviertel gegeneinander und in Folge dessen gegenseitige Herausforderungen aus. Die geschickteste der Mädchen im Heulen und im Tamburinenschlagen stellt sich hoch empor im Wagen und singt jedesmal eine Strofe solo ab, deren letzte Strophe im Chore wiederholt wird. Dabey greifen sie sich dergestalt an und verzerren das Gesicht, ja den ganzen Körper, daß diese Weiber, obgleich meistens die bildschönsten Geschöpfe, der Gegenstand eines wahren Abscheues werden. Eine Sonderbarkeit ist, daß nur die Weiber heulen, die Männer aber keinen Ton von sich geben. Wahrscheinlich legt letztern die Rolle der Majestät, welche sie spielen, Stillschweigen auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

(Beschluß.)

Die öffentlichen unentgeldlichen Lehrkurse des Conservatoire des arts et métiers (Conservatoriums der Künste und Gewerke), dieses eben so schönen als wahrhaft gemeinnützigen

Instituts, sind auch dieses Jahr der immer wachsenden Theilnahme eröffnet worden. Die vortragenden Professoren sind Charles Dupin für die angewandte Mechanik, Clement-Desormes für die Chemie und angewandte Physik, Jean Baptiste Say für die Economia industrielle, welche ich nicht anders, als die Wissenschaft des Staatshaushaltes in Beziehung auf Künste und Gewerbe, benennen kann. — Hiebey muß ich bemerken, daß man auf alle Art bedacht gewesen ist, diese Vorlesungen so gemeinnützlich und faßlich einzurichten als nur möglich, und zwar geschieht dieß eines Theils durch die Wahl einer passenderen Tageszeit als die frühere gewesen. Die vortragenden Professoren haben nämlich ihre Bequemlichkeit der ihres Auditoriums so weit aufgeopfert, daß sie ihre Vorlesungen nunmehr auf halb neun Uhr Abends verlegt haben, eine Stunde, wo die Arbeit aller Gewerke ruht, und also die in denselben arbeitenden Personen in die Möglichkeit versetzt sind, in ihren Mußestunden diese für sie so nützlichen Vorträge anzuhören. — Andern Theils suchten diese würdigen Lehrer ihren Vorlesungen noch wirksamern Erfolg dadurch zu verschaffen, daß sie dieses Jahr die Einrichtung getroffen haben, immer den Tag vorher eine Zusammenstellung der Gegenstände zu vertheilen, welche in der darauf folgenden Stunde von ihnen vorgetragen und abgehandelt werden. Hiedurch ist nun jeder Zuhörer in Stand gesetzt, nicht allein sich auf die vorkommenden Materien vorzubereiten, sondern auch bey nachheriger Ueberarbeitung des Gehörten sich an dieses Schema zu halten. Nach Art mehrerer englischen Professoren, welche im Voraus eine kurze Analyse der von ihnen abzuhandelnden Materien entwerfen, ist Hr. C. Dupin damit beschäftigt, eine Abhandlung über Geometrie und Mechanik der Gewerke in bogenweisen Lektionen herauszugeben, welche den Kenntnissen und der Fassungsgabe der Handwerksleute angemessen verfaßt ist. Diese unbezahlbare Vorbereitung, welche auf diese Art dem Unterrichte selbst immer vorausgeht, ist denjenigen, welche sich gedrungen fühlen, davon Nutzen zu ziehen, nicht ganz unentgeldlich gereicht, allein es kostet für eine Lektion nur zwey Sous. Diese Ausgabe hat aber eine Einnahme von hoher moralischer Wichtigkeit zur Folge; der Arbeiter nämlich, der einmal Geld für diese Papiere ausgegeben hat, bewahrt sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf, und bemüht sich noch mehr, ihren Inhalt zu lernen, warum — weil sie ihm Geld gekostet haben. Diese Lehrmethode, welche Unterricht, Vorbereitung und Repetition zugleich einschließt, verdanken wir gleichfalls unsern Nachbarn jenseits des Kanals. — Hr. Clément-Desormes, der in den Ferien zwischen den Lehrkursen dieser Anstalt beynahe ganz Frankreich bereist hat, zeigt an, daß er nach und nach Rechenschaft über Alles ablegen werde, was ihm an dem industriellen Zustande Frankreichs in dessen verschiedenen Landestheilen, sowol im Guten als Uebeln als besonders bemerkenswerth aufgefallen ist. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein sicheres Auge werden diesen Beobachtungen großen Werth geben: in Beziehung auf Industrie und Gewerbe werden durch dieselben die verschiedenen Gegenden Frankreichs nebeneinandergestellt und verglichen werden, und so jede von der anderen lernen können, was diese vor ihr voraus hat. — Hr. J. B. Say trägt mit jener bewunderungswürdigen allgemein bekannten Klarheit, welche seine Vorlesungen auszeichnet, die Grundzüge des Staatshaushaltes vor, von welchen allein der glückliche Erfolg aller Unternehmungen abhängt. — Fürwahr, die Anstalt, von der ich gesprochen, gereicht Frankreich zum höchsten Ruhme. —

Rom, 27. Januar.

Sie fragen mich, wie man in Rom lebe im heiligen Jahre? Hierauf kann ich Ihnen mit gutem Gewissen antworten: Erträglich schlecht, mit Ausnahme der Verwalter der Pilgerhospitale, welche beynahe so vielen Abtrag als Auftrag haben. Die hohe Geistlichkeit besucht die Kirchen zu Fuße, die Pfarrer können in den Talaren, welche sie jetzt tragen müssen, nicht gehörig gehen, die Mönche und Klosterfrauen sind zu strenger Befolgung der Ordensregeln angewiesen, was nur sie unbillig finden, der Adel entbehrt Theater und Bälle, die Bürger, die Fremden, die Künstler, die Museen, welche ihm Sonntags verschlossen sind, Bestellungen, ja Modelle zu seinen Studien, Alle entbehren das rege Leben von sonst, die Inquisition bringt Mißtrauen und Heucheley in Umlauf, Betterey, Unsicherheit und Schmutz entleiden sogar die Straßen. In den Speisehäusern darf die ganze Fastenzeit über keine Fleischspeise aufgetragen werden. Jeder muß sich behelfen, wie er kann, und wird dieses auch für die Zukunft thun müssen, da für alle Fasttage dieselbe Regel festgesetzt wurde. Alles scheint darauf berechnet, das äußere Aussehen Roms recht geistlich, nach Art eines Jesuiten-Noviziats, zu machen. Da es scheint, daß im nahen Neapel bald ein minder eingeengtes Leben sich regen werde, so wird Rom sich mit dem Durchfinge und der flüchtigen Beschauung der Reisenden begnügen müssen, welche zu Consalvis Zeit Jahre lang hier festgehalten wurden.

Die Verarmung der Provinzen wird selbst in der Hauptstadt sichtbar, so sehr diese durch die Organisation von 1824 bevorrechtet wurde. Der Adel besonders leidet durch die Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, und die Advokatur dadurch, daß Niemand Geld zum Prozessiren hat, welches bekanntlich eine Lieblingsbeschäftigung der italienischen Kleinstädter ist.

Fea hat mit großer Freymüthigkeit den Plan, die Kirche St. Paolo verklemert wieder aufzubauen, getadelt, und scheint hiezu von oben aufgemuntert worden zu seyn. Wenigstens befahl S. H. unmittelbar auf Durchlesung der Rede Fea's, welche er in der Akademie der Alterthümer in Gegenwart des Kardinal-Vikars Zurla hielt, daß der Bau eingestellt, und die ganze Christenheit zu Beyträgen zum Baue aufgefordert werden solle. Also ist wenigstens Zeit gewonnen, ob auch Rath, ist eine andere Frage. Man zieht jetzt vor, Halsschmuck und Ringe von den Trümmern St. Pauls zu tragen, als die Beysteuer zu würdiger Vollführung eines solchen Baues zu liefern.

Es erscheint nun hier ein geistliches Journal. Die ersten zwey Hefte sind bereits ausgegeben, und enthalten Artikel, welche für die Beurtheilung der heutigen Politik Roms, seiner Zeitansichten und Ansprüche nicht ohne Bedeutung sind.

Die Academia Tiberina war als Werk der Franzosen gefährdet und hat erst ganz neuerlich die Erlaubniß erhalten, ihre Sitzungen wieder zu eröffnen.

Die Reisenden von Range, welche wir gegenwärtig hier besitzen, leben sehr eingezogen. Der Verlust des Graf Apponyschen Hauses wird desto schmerzhafter gefühlt. M.

Auflösung der Charade in Nr. 61:
Morgenröthe.

Räthsel.

Die Wolke ist mein Mütterlein;
Der Wind, der soll mein Vater seyn;
Mein Söhnlein ist der kühle Bach,
Die Frucht folgt mir als Tochter nach;
Der Regenbogen ist mein Bett,
Die Erde meine Ruhestätt.
Der Mensch, der ist mein Plagegeist,
Der mich bald gehn, bald kommen heißt.

Gustav Hänich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. März 1825.

Ach, wenn es in besseren Welten dem Geist verstorbener Eltern vergönnt ist, das Loos zurückgelassener Kinder zu wissen — mit welcher Wehmuth und Liebe werden sie auf das Verlassene hinblicken! Sie sind es, die dich segnend vor Gott dem Vergelter nennen, wenn du ihnen ihre Stelle ersetzest; sie sind es, welche dich vor Gott dem Vergelter anklagen, wenn du sie mit kalter Gleichgültigkeit einsam und verwaist lässest.

Stunden der Andacht.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis *).

Erstes Bruchstück.

(Aus den Jahren 1760 und 1761, wo die Verfasserin vierzehn und fünfzehn Jahr alt war.)

Sobald mein Vater nach St. Domingue abgereist war, ging meine Mutter, mit dem Vorsatz, es sehr ernstlich zu betreiben, an das allertraurigste Geschäft: einen Prozeß gegen ihre Mutter — die aber wirklich eine sehr unnatürliche Mutter war! — Die Marquisin de la Haye war in erster Ehe mit Herrn von Mezières verheirathet, der ein Gut in Burgund, nahe bey Avallon, besaß; Herr von Mezières hatte viel Verstand, und war ein großer Geometer; in seiner Provinz ist es allgemein bekannt, daß er der berühmten Frau von Chatelet, die seine Nachbarin war, alle Materialien zu den seitdem von ihr öffentlich erschienenen Schriften zusammentrug. Es ist drollig genug, daß mein Großvater es war, der auf diese Weise behülflich war, den Ruhm von Voltaire's größter Bewundererin zu gründen. Meine Großmutter ward Wittwe, wie sie noch sehr jung und sehr schön war; es blieben ihr zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen (meine Mutter), von acht und sechs Jahren. Die Tochter that sie in die Abtey Malnoue, bey Paris, in Kost, den Sohn in ein College, sie selbst verheirathete sich, ehe das Trauerjahr vorüber war, in zweyter Ehe mit dem Marquis de la Haye, den man nur den schönen Lahaye nannte; er war Page gewesen, nachher Liebhaber von des Regenten Tochter, der Herzogin von Berry, und war sehr reich. Frau von Lahaye faßte gegen die Kinder ihrer ersten Ehe einen wahren Abscheu; erklärte der Aebtissin von Malnoue, daß sie ihre Tochter zum Klosterleben bestimme, und es also ihr Wille sey, sie in dieser Ansicht zu erziehen. Sobald ihr Sohn dreyzehn Jahr alt war, schickte sie ihn als „einen Taugenichts" nach Amerika — dieses Kind ward aber doch durch seinen Verstand, sein Genie, seinen Muth und seine Tugenden der ausgezeichnetste, ja der erstaunlichste Mann. Bey seiner Ankunft in Nordamerika entwischte er zu den canadischen Wilden — er war damals noch nicht vierzehn Jahr alt! — er machte ihnen verständlich, daß ihn seine Eltern verlassen haben, und er unter ihnen leben wolle; sie willigten unter der Bedingung ein, daß er sich tatuiren, nämlich seinen Körper, vermöge einer sehr schmerzlichen Operation, nach ihrer Weise, mit allerley willkürlichen Figuren bemalen lassen wollte. Er überstand diese Probe mit einem Muth, der die Wilden zur Bewunderung zwang. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß, die festeste Gesundheit, erlernte bald die Sprache seiner neuen Gefährten, und übertraf sie in ihren Leibesübungen. Um seine schon erworbenen Kenntnisse nicht zu vergessen — denn er war ein ganz vorzüglicher Schüler gewesen, und hatte in allen

*) Von diesen Denkwürdigkeiten ist in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Uebersetzung erschienen. Das Original fand in Paris eine solche günstige Aufnahme, daß in 4 Tagen 3000 Exemplare abgesetzt wurden.

Digitized by Google

Klaſſen den Preis gewonnen — grub er täglich franzöſiſche und lateiniſche Verſe und geometriſche Figuren auf große Stücken Baumrinde; aus dieſen machte er eine ungeheure Sammlung, die er ſorgfältig aufbewahrte. Die Wilden ſchenkten ihm bald ihre höchſte Achtung, und er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als ſie ihn einſtimmig zum Häuptling erwählten. Bald nachher geriethen ſie mit den Spaniern in Krieg; mein Oheim lehrte ſie, ihn geſchickter zu führen, ſie gewannen unter ſeiner Anführung anſehnliche Vortheile, und die Spanier fanden, daß dieſer junge Häuptling der Wilden außerordentliche Gaben beſitze. Sie ſprachen von Frieden, mein Oheim ward, ihn zu unterhandeln, abgeſchickt, und das Erſtaunen der Spanier ſtieg aufs Höchſte, wie er nur Lateiniſch mit ihnen ſpeach. Sie befragten ihn, wurden von ſeinem Schickſal gerührt, von ſeinem Verſtand, ſelbſt von ſeinem Genie entzückt, und boten ihm ſpaniſche Dienſte an. Mein Oheim ging den Vorſchlag unter der Bedingung ein, daß die Wilden den Frieden erhielten. Sobald dieſer geſchloſſen war, floh er zu den Spaniern, und betrug ſich dort ſo vortrefflich, daß er eine reiche Heirath ſchloß, und nach zehn bis zwölf Jahren zum Gouverneur von Louiſiana ernannt ward. Er kaufte ſchöne Ländereyen, ſammelte eine herrliche Bibliothek, und war vollkommen glücklich. Späterhin, wie ſeine grauſame Mutter ſchon todt war, machte er eine Reiſe nach Frankreich. Ich wohnte damals im Palais royal, wo er täglich bey mir ſpeiſte. Er war ernſthaft, ſchwermüthig, und ſein Geſpräch anziehend im höchſten Grade — denn außer den außerordentlichen Dingen, die er geſehen, hatte er ungeheuer viel geleſen, und ſein Gedächtniß war ſehr ſtark. Durch ſeine ſeidenen Strümpfe ſchimmerten die Schlangen, welche ihm die Wilden auf ſeine Beine gemalt, und auf ſeiner Bruſt, die er mir zeigte, befanden ſich große Blumen in lebhaften Farben gezeichnet. Dieſer ſonderbare, achtungswürdige Mann flößte mir die größte Bewunderung und Zärtlichkeit ein. Meine vielen Fragen beantwortete er kurz, aber mit unendlicher Güte — nie hörte ich Jemand mehr Dinge mit wenigern Worten ſagen — von den Wilden, und ſelbſt von ihrer Lebensart, hatte er eine ſehr liebe Erinnerung behalten. Er ſagte mir etwas, das mich ſehr in Verwunderung ſezte: daß die Reiſenden, welche genauere Umſtände von den Wilden angeben, ein dischen Pathos abgerechnet, ſie ziemlich richtig beurtheilt hätten; daß ſie, ohne ihre Sprache zu verſtehen, ſie dieſelben doch, wie ſie wirklich ungefähr ſprechen, haben reden laſſen. „Die Urſache, ſagte mein Oheim, iſt ſehr begreiflich: beurtheilte man Europäer nach ihrer Betonung und ihrem Aeußern, ſo würde man ſehr in Irrthum gerathen, allein nicht ſo bey den Wilden; ihre Geberden, ihre Züge, ihre Handlungen malen das, was ſie denken.“ Ungeachtet dieſer Bemerkung meines Oheims, müſſen doch eine Menge Reden, welche die Reiſenden den Wilden in den Mund legen, da ſie metaphyſiſche Begriffe ausdrücken, nicht weniger lächerlich ſeyn. Mein Oheim verfaßte, mir zu Gefallen, einen kleinen Aufſatz über die Wilden, welchen er mir ſchenkte; nach einigen Jahren nahm ich denſelben in die Annales de la vertu auf, und feyerte dadurch ſein Andenken. Dieſe kleine Schrift ward bey ihrer Erſcheinung ſehr bewundert; ihr Styl war ganz unverändert geblieben, und ſezte bey einem Mann, der fünfzig Jahre unter den Wilden gelebt hatte, in Erſtaunen. Meine Mutter war bey ſeinen Beſuchen faſt immer gegenwärtig; ſie führte das Geſpräch, ich mußte faſt immer nur zuhören, und zog alſo von dieſer ſeltenen Gelegenheit, Kenntniſſe zu erwerben, nur wenigen Vortheil. Jedoch, da ich in einigen Monaten eine Sammlung Novellen herauszugeben denke, will ich in einer derſelben, unter dem Namen: „der europäiſche Wilde,“ alle einzelnen Nachrichten, die ich von ihm empfing, zuſammenſtellen, und die Lücken mit meiner Einbildungskraft ausfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfeſt zu Rom.

(Fortſetzung.)

So fährt die Geſellſchaft unter dem Geheul der Mädchen und dem Tamburinoklange die Corſogaſſe hinunter, unter dem Capitolium weg, den bereits oben bezeichneten Weg nach dem Teſtaccio. Hier iſt der Ort, wo wir die verſchiedenen bürgerlichen Klaſſen der Römer mit einemmale überſchauen und kennen lernen können. Und zwar braucht man auf nichts weiter, als auf die Köpfe der Weiber, das heißt, auf den ſchönſten Theil ihres Leibes, Acht zu geben. Denn die Kleider der Männer, ſo individualiſirend ſie ſeyn mögen, fangen ſchon an aus einer Beſchäftigung in die andere, aus einem Handwerk in das andere, überzuſchillern, obgleich die äußere Standes-Demarkationslinie in Rom bis auf den heutigen Tag noch immer erſtarrter geweſen iſt, als in jedem andern Lande. Einige Beyſpiele ſollen dieſe Behauptung zu unterſtützen ſuchen. Das gewöhnliche Koſtum des Fuhrmannsknechts (im deutſchen Sinne dieſes Worts gibt es in Rom dergleichen keine andere, als ſolche, welche in kleinen Tönnchen den Wein aus den nächſten Umgebungen nach Rom führen), nämlich der ſpitzzulaufende runde Filzhut, die apfelgrüne ſammetne Jacke mit dem, nachläſſig um den Hals geſchlagenen, hinten in ein ſpitziges Ende herabhängenden bunten Halstuche, das himmelblaue manchesterne Beinkleid, ſtatt der Hoſenträger durch eine weißleinene mit Troddeln verſehene Schärpe emporgehalten, an dem Knie aber offen, ſo daß das Unterbeinkleid hervorſieht, die weißgaranaſprengelten Strümpfe, und endlich die fahlgelben ledernen Stiefeletten, mit Riemen und Schnallen befeſtigt, wird eigentlich nur noch von den Pferdejungen

derſelben getragen, während die Knechte ſelbſt ſchon einen Eingriff in die Toilette der Weindergsarbeiter gethan, und den ſpitzigen weißen Hut gegen einen runden ſchwarzen, die Schärpe gegen Hoſenträger, die Stiefeletten gegen weiße Strümpfe, und endlich die Bänder auf den Schuhen gegen die beſagten ſilbernen Schnallen vertauſcht haben. Dem Weludergsarbeiter dagegen hat es Noth gethan, um ſich vom Fuhrmannsknecht zu unterſcheiden, das himmelblaue mancheſterne Beinkleid gegen einen weißen leinenen Pantalon, und die groben Rahmſchuhe nebſt den Schnallen gegen die franzöſiſchen Escarpins mit Bändern zu vertauſchen, ein Koſtum, welches ſonſt den Rademachee- und Zimmermannsgeſellen qualifeirte. Was iſt Leztern übrig geblieben, als die Jacke mit dem Frack zu vertauſchen, und ſich ſomit der Klaſſe der Schneider- und Uhrmachergeſellen einzuverleiben, welche Leztere ihrer Seits das bunte Halstuch mit dem weiſſen vertauſcht und ſich Handſchuhe zugelegt haben, ein Anzug, welcher ſonſt nur den Ladendiener und Comptoirſchreiber bezeichnete, welche jezt mit beſpornten Halbſtiefeln, unter welchen der weiße Pantalon mit ledernen Riemen befeſtigt iſt, einhergehen.

Die Leſer ſehen von ſelbſt, wie die Stände, wenigſtens äußerlich in den Kleidungen, zu Rom in einander ſchmelzen. Dagegen zeigen die Weiber ſchon mehr Anhänglichkeit an ihre Tracht, und ſey es auch nur mit dem Kopfe. Die, welche einen runden, ſchwarzen, modiſch zugeſtuzten Mannshut tragen (man glaube nicht, daß dieſer die Stelle des Beinkleides vertritt, denn der Römer bleibt ſtets Herr über ſeine Frau, bietet er ſie gleich nicht auf gut Engliſch mit dem Strick um den Hals auf öffentlichem Markte zum Verkauf aus) ſind Winzerinnen. Sollte Jemand behaupten wollen, daß dieſe robuſten, blühenden, junoniſchen Geſtalten in ihrem runden gelben Strohhute, welcher ſie in den Wochentagen bey ihrer Arbeit gegen die Strahlen der Sonne ſchüzt, unendlich reizender ausſehen, dem gebe ich in Voraus recht. Die Weiber mit bloßen Köpfen, mit dem obenbeſagten ſilbernen Kamm geziert, gehören den untern arbeitenden Klaſſen an, vom Vetturino bis zum Grobſchmiedsknecht herauf. Von dieſen unterſcheiden ſich diejenigen, deren Haupt mit einem farbigen, ſeidenen Neze geſchmückt iſt, unſtreitig die reizendſte Kopftracht, welche unter irgend einer weiblichen Klaſſe Europa's gefunden werden dürfte. Freylich iſt dieß Neze von keinem Kamm-Artiſten, nicht einmal vor dem Spiegel aufgeſezt, ſondern nur in der Eile übergeſtülpt, und hernach (wie wir oben geſehen) in der Sonne zurechtgeſchoben worden; aber was bedarf's der Kunſt, wo die Natur ihr vollendetſtes Meiſterſtück, nämlich den Kopf der Römerinnen, geſchaffen hat? Mit ihnen iſt die Klaſſe der Frauen aus den untern Ständen abgeſchloſſen. Sie haben ſämmtlich ihre Köpfe, ſey es, daß ſie ſie frey oder im Neze oder Hute tragen, mit natürlichen Blumenſträußen geſchmückt, wodurch ſie, bey ihrem übrigen bunten Anzuge, in der Ferne das Anſehn von wandelnden Blumenbeeten erhalten.

Jezt kommt die Klaſſe der ſtandloſen Weiber. Was das für welche ſind, kann uns der eben vorüberfahrende Wagen zeigen. Es ſizt ein ſchnurrbärtiger Here, mit ſchwarzem Halstuche, darin, neben drey Frauen, leztere ganz in ein franzöſiſches, jedoch ſehr einfaches, meiſtens kattunenes Gewand gekleidet. Der Here iſt eine Spia, auf deutſch Spion, das heißt, einer von jenen Tagedieben, welche den leztern römiſchen Regierungen von ihren Vorgängern als Inventarien überliefert worden ſind, deren Titel und Beſoldung fortdauert, obgleich ihre Beſchäftigung längſt aufgehöret hat, eine Menſchenrace, welche freylich etwas Beſſeres thun könnte, weil ſie blos nichts Uebels thut. Was die Weiber ſind, würde ich in Paris ohne Anſtand ſagen; aber in Rom iſt es nicht an ſeinem Platze, die Dinge bey ihrem wahren Namen zu nennen. Die Standloſen (mögen ſie einmal ſo uneigentlich heißen) zeichnen ſich vor allen andern Weibern durch die Bautta aus. Dieß iſt ein ganz ſchwarzer, nach franzöſiſcher Sitte geſchmackvoll geformter, ſeidner Hut, mit einem vorn herabhängenden ſchwarzen Schleyer, die allgemeinſte Kopfbedeckung aller der römiſchen Frauen, welche zwiſchen Betteley und Hungersnoth mitten darin ſtehen, und doch die Dame ſpielen wollen. Möge uns dieſer Hut, welcher im übrigen Europa ein bey weitem vornehmeres Kleidungsſtück andeuten würde, als in Rom, über den politiſchen Stand dieſer ſtandloſen Frauen nicht täuſchen: er iſt hier ungefähr daſſelbe, was das Spizenbändchen auf dem Kopfe der ſogenannten Griſettes zu Paris. Aber wohl zu bemerken: ſelbſt unter den Standloſen ſchillert eine Nüance von mehr oder minderer Armſeligkeit hervor, je nachdem dieſe Frauen entweder unverſchämter in der Betteley, oder ſtandhafter in Ertragung des Hungers ſind: bey lezten iſt die Bautta von innen und von außen ſchwarz, wie ihr Kleid; erſtere haben ſie farbig gefüttert und deuten damit *verſteckt* an, daß ihnen dann und wann ein Strahl der Hoffnung leuchte. Der farbig gefütterten Hüte gibt es bey weitem eine größere Anzahl, denn wo viel Wohlthätigkeit herrſcht, herrſcht auch viel Betteley. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Februars.

Wenn wir am Ende eines Jahres die Rechnungsabſchlüſſe verſchiedener Inſtitute durchlaufen, ſo freut es uns immer, durch dieſelbe über den Beſtand des Inſtituts, ſeine Nahrungskräfte und die Verwendung ſeiner Mittel ein ſicheres Facit zu gewinnen. Dieſe Ordnungsmäßigkeit iſt es beſonders, welche bey den trefflichen hieſigen Wohlthätigkeitsanſtalten einen ſehr erfreulichen Eindruck macht, z. B. an der ſo höchſt muſterhaft organiſirten und thätig unterſtützten Armenanſtalt unſrer Stadt, die den Vorwurf, daß mehr als jemals Bettler Straßen und Häuſer durchziehen, gewiß nicht verdiene, inſofern ſie die Macht nicht hat, dieß zu *verhindern*. Bey religiöſen, wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Inſtituten aber gibt eine ſolche Berechnung über den innern Beſtand derſelben keinen Aufſchluß, und die Einſicht in denſelben verbirgt ſich da faſt größtentheils in das Gewiſſen derer, welche thätig und mit Bewußtſeyn an dieſen Inſtituten Theil nehmen, und tritt erſt in allgemeinen Reſultaten heraus, wenn die *Geſchichte* den Abſchluß macht. In der Gegenwart befangen, können wir durch

Sonderung der einzelnen Erscheinungen auf jenen Bestand nur hindeuten. Dieses ist auch der Gesichtspunkt, nach welchem ich diese Mittheilungen gegenwärtig fortsetze. — Im Allgemeinen kann es keinem aufmerksamen Beobachter Leipzigs entgehen, daß in demselben ein recht hoher Sinn, der sich in gemeinnütziger Thätigkeit gefällt, ein Sinn für Beförderung alles Guten und Schönen offenbart.

Von religiösen Instituten wird ihrer Natur nach überall am wenigsten gesprochen; sie äußern einen unsichtbaren Einfluß auf das menschliche Herz, auch kommt es hier zunächst auf Männer an, welche die äußere, nicht immer mit dem Bedürfnisse der Menschen in Uebereinstimmung bleibende Form durch Geist zu beleben wissen, und deren besitzen wir Einige von ausgezeichneter Kraft. Bey friedlichem Wirken, und wenn in Zukunft auch die äußere Form des Gottesdienstes durch eine einsichtsvolle Revision mit den veränderten Bedürfnissen in Uebereinstimmung gesetzt werden, kann unserer protestantischen Kirche die Kollision mit ihren Gegnern nur zur fortschreitenden Entwickelung und Bestimmung ihres Glaubens gereichen. Kirchliche Streitschriften sehen wir von hier selbst wenig ausgehen, obgleich man die erworbene Freyheit des Glaubens zu behaupten weiß. Daß dieß von vortheilhafter Wirkung sey, ist unbezweifelt, denn nichts erbittert so sehr als Schreiben, das ohnehin von so Vielen nur als Handwerk getrieben wird.

Unsere Schulen — Bürgerschulen wir Gelehrtenschulen — sind zahlreich besucht, oft überzählig. Den Nachtheil, den Letzteres hat, wenden einige gute Privatinstitute ab. Durch letztere, so wie durch zweckmäßigere Einrichtung der Schulen ist es gekommen, daß seit einiger Zeit nur äußerst wenige Hauslehrer in Leipzig gesucht werden, womit freylich auch vielen ärmern Studirenden ein sonst sehr gewöhnliches Mittel ihrer Subsistenz entzogen ist. Man darf wol behaupten, daß es kein armes Kind in Leipzig gibt, welches nicht hier den ihm erforderlichen Unterricht unentgeldlich erlangen könnte, und dieß ist viel gesagt. — Die Universität zählt immerfort bis gegen 1200 Studirende, obgleich der Todesfälle in dem Lehrerpersonal, welche wir im vorigen Jahr zu beklagen hatten, noch immer große Lücken zurückgelassen haben, von deren baldiger Ausfüllung man jezt spricht. Eine auffallende Wahrnehmung ist es, daß seit einiger Zeit außer den Vorlesungen, welche bey künftigen Prüfungen beschleunigt werden müssen (d. h. die Vorlesungen über die sogenannten Brodwissenschaften und die unerläßlichen philosophischen Vorbereitungswissenschaften), nur wenige andere Vorlesungen, die nicht unentgeldlich sind, gehört werden, weßhalb Mathematik, Staatswissenschaften, selbst Aesthetik und Archäologie an sich nur wenig getrieben werden. Unter den Kunstschulen zeichnet sich hier der Unterricht in der Instrumentalmusik und in der Harmonielehre aus. Es gibt eine Menge wackerer Dilettanten auf dem Pianoforte, ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen weniger. Der Grund zur Zeichenkunst wird jezt auch in den Bürgerschulen zweckmäßig gelegt. Von der hiesigen Kunstakademie habe ich an einem andern Orte gesprochen. Von Fortschritten in der Höhenkunst Baukunst sieht man, wie man unsere Straßen durchbaut, bis jezt noch wenige Spuren. Dagegen spricht sich das Bedürfniß der Verschönerung hier ziemlich lebhaft aus, und es sind im verflossenen Jahre mehrere Einrichtungen von Seiten des Magistrats getroffen worden, durch welche auf Befriedigung dieses Bedürfnisses hingearbeitet wird. Mit der Aufhebung der durch lange Jahre hindurch Einwohner und Fremde belästigenden Thorsperre ist nun die Möglichkeit einer freyeren Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt hergestellt. Manche, die heitere Ansicht der Stadt und den allseitigen Verkehr hindernde Reste der ehemaligen Befestigungswerke können nun sinken. Schon ist durch eine neue Schuttbrücke über den Stadtgraben, zwischen dem Grimma'schen und Peterthor, eine neue Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt entstanden, und nächstens wird der seit dem Einmarsch der Franzosen in Leipzig (1806) unterbrochene Ausbau des stattlichen Wägergebäudes ausgeführt werden, welcher der Stadt zur großen Zierde gereichen wird.

Ich wende mich nun zur Betrachtung dessen, was in dem lezten Monat an öffentlichen Leistungen in Musik und Schauspiel auszuzeichnen war. Die Zöglinge der Thomasschule leisten im ordentlichen Chor, besonders im geistlichen, noch immer Vorzügliches. Man muß sie Sonnabends in der Vesper Motetten von Bach, Schicht ꝛc. vortragen hören. Der verdienstvolle Cantor Weintig hat in der letztern Zeit mehrere gute kirchliche Musiken, z. B. von Naumann, Mozart, Hummel und von seiner eigenen Komposition aufgeführt. Leider ist die Instrumentalbesetzung für den Raum der großen Kirchen zu schwach und die Geigeninstrumente werden immer von dem Chor überschrieen; auch bleibt die Zeit der Musikaufführungen in den Kirchen höchst unbequem. In dem großen Abonnementskonzert sind in diesem Winter äußerst wenig neue Konzertstücke gehört worden — weil es an solchen überhaupt fehlt; — dagegen sind die klassischen Instrumentalwerke der Deutschen sämmtlich und zum Theil in trefflicher Aufführung wieder gehört worden. In den leztern Konzerten wurden außer der heroischen Symphonie und der auf Verlangen zweymal gegebenen Prachtsymphonie aus C Moll von Beethoven, und Symphonien von Mozart, Haydn, Spohr und Eberle, auch zuerst eine von Seyfried arrangirte Phantasie von Mozart (P Moll) aufgeführt. So geschickt dieses Arrangement gemacht ist, so macht doch das Ganze keinen solchen Orchestereffekt, wie die auch kürzlich gegebene Phantasie für das Orchester von Reukomm (Nro. r.) Ferner trug Mad. Gründamm aus Wien mehrere Konzertstücke, besonders die sogenannte Guirlandenarie aus Bianca e Faliero von Rossini, und die Schlußscene aus Zelmira von demselben, ferner die Arie Parto aus Mozarts Titus mit ihrer anerkannten Meisterhaftigkeit vor. Ueber diese Sängerin ist hier nichts weiter hinzuzufügen, als daß sie, was ihr in der leztern Zeit an Frische der Stimme verloren gegangen seyn mag, durch erhöhte geschmackvolle Kunstfertigkeit aufwiegt. Daß sie im großen Style zu singen im Stande ist, hat sie uns wiederum als Amazilli in Spontinis Cortez, als Donna Anna besonders in dem großen Recitativ und Duett bewiesen, aber die Beschaffenheit ihrer Stimme, die sie mit der allerabgötten Leichtigkeit in den umfassendsten Passagen anwendet, macht doch die Parthie der Dorfsängerin, der Amenaide und andere ähnliche Parthien zu ihren Hauptleistungen, auch wenn wir auf das Spiel nicht Rücksicht nehmen. Dieß sprach auch die beyfällige Stimme des Publikums aus. Doch ich kehre zum Konzert zurück. Mit Mad. Gründamm zugleich hörten wir einen trefflichen jungen Künstler auf dem Violoncell; Hen. Knoop, Kammermusikus von Meiningen. Er spielte Rombergs schwerstes Konzert (Pis-moll) mit einer genialen Fertigkeit und Zartheit, die ihm neben dem großen Meister einen rühmlichen Platz anweist. Sein Portamento ist höchst lobenswerth; der Ton rein und wohlklingend, obwohl nicht sehr stark. Ein neues Concertino für die Flöte, von Lindpaintner, welches Hr. Grenser vortrug, befriedigte weniger, da es nicht aus dem Ganzen ist; mehr gefiel ein Rondo für die Klarinette von demselben Komponisten, welches Hr. Treiber mit kühnem Gelingen ausführte, und ein sehr angenehmes und glänzendes Rondo für das Pianoforte von Kalkbrenner, mit dem Namen Les charmes de Berlin, welches ein hiesiger Musiklehrer, Hr. Fuhrmann, mit großer Gewandtheit und leichter Fertigkeit vortrug.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. März 1825.

Und mögen die Asen mich verdammen —
Von dieser Brust, aus dieses Armes Schlingen,
Soll mich der Weltensturz nicht bringen!
Henne.

Der todte Helgo, der Hundingentödter, erscheint seinem Weibe.

(Aus dem Epos: die deutsche Götterwanderung, von J. A. Henne aus Sargans.)

Die Magd Sigrunens wallte
Am Abend zu Helgo's*) Grab,
Da hörte sie Sporen klirren,
Und hörte Rosses Trab.
Sie sagt' es der Wittwe eilig,
Die eilte im Dunkel heraus,
Und sah geharnischte Männer
Zu Pferde am Grabeshaus.

„Was reiten schon die Todten?
Ist heute die Götternacht?
Wie blinken euere Panzer!
Zieht ihr zur Gothenschlacht?" —
Da sprach der Hundingstödter:
„Noch nicht ist die Götternacht;
Längst blinken unsere Panzer,
Noch nicht ist die Gothenschlacht.

Uns ließ Ollodin, der Graue,
Noch einmal zurück nach Haus.
Komm, küsse mir meine Wunden!
Ich rief dich selbst heraus.
Doch ehe der Hahn gekrähet,
Muß ich ob Berg und Hain,
Schon an der Asenbrücke
Im Westen Walhalla's seyn." —

Sie schlang wol um ihn die Arme:
„Dein Kommen vertreibt mein Leid.
Wol wußt' ich, du denkest immer
Der armen, verlaßnen Maid.
Die Gordin, deine Mutter,
Ist Schuld an deinem Blut;
Die bezte den wilden Dago*)
Zu eidvergeßner Wuth.

Ich hab' ihn zu Hel gesendet! —
Wie ist dein Haar so rothd!
Wie kalt sind deine Lippen!
Wie frühe wardst du todt!" —
„Bin weit, du Traut, geritten,
Gar weit durch Schnee und Eis;
Mir fielen Sigrunens Zähren
Auf's Herz in Feuersweis." —

Sie legten sich zu dem Grabmal,
Sie lagen wol Arm in Arm;
Da wurde dem todten Helgo
An ihrem Busen warm.
Da rief der Wächter Einer:
„Ab Helgo, nun ist es Zeit!" —
Da wollte der Helgo scheiden:
„Lieb Herz, ich muß noch weit.

Muß fort mit dem Wolkenpferde,
Weit über die Sterne dort,
Noch ehe der Hahn gekrähet,
Auf glühenden Wegen fort." —

*) Sohn des Ripuarfranken Sigmar, oder Sigmund von Köln. Sein Leben in Münchs teut. Mus. 1825.

*) Ihr Bruder, der ihn ermordete.

Digitized by Google

Sie drückt ihn an den Busen:
„War lange, bis ich dich sah;
Bist ja in meinem Bette,
Bleib noch ein wenig da!“ —

„Nun muß man Alles glauben,
Nun traute ich deinem Leib,
Und bade dich in den Armen,
Ich Todter, ein lebend Weib.“ —
Da ruft der zweyte Wächter:
„Der Hahn die Flügel schwingt!“ —
Da will der Helgo scheiden,
Sigrune ihn warm umschlingt.

„Laß, Buhle, mich mit dir fahren
In Odin's Waffensaal!
Oft kämpfte ich mit Helden *),
Und schwang den Männerstahl.“ —
Da ruft der dritte Wächter:
„As Helgo, der Hahn will krähn!“ —
Da nahet dem Gebirge
Ein lautes Morgenwehn.

Sie saßen auf, die Reiter,
Er nahm sie zu sich auf's Roß;
Sie ritten über die Heide
Vom Merowinger Schloß.
Es hörten's Sigrund's Wächter,
Und faßten den Speer zur Hand,
Der Zug der bleichen Reiter
Am südlichen Himmel verschwand.

*) Sie war als Jungfrau eine Walküre gewesen wie Brunhild u. a.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Wagen der standlosen Frauen fährt ein anderer, in welchem sich die Weiber durch einen gewähltern Anzug, besonders durch den farbigen Hut, auszeichnen. Hier brüsten sich die Gattinnen derer, welche sich in „Macher“ endigen, als da sind, Perückenmacher (in allen Ländern ein hochfahrendes Völkchen, weil sie es mit dem besten Theile der Menschen, mit ihren Köpfen, zu thun haben), Uhrmacher, Wagenmacher u. s. w. Ihre Kleidung ist Linon, mitunter sogar Battist. Auch können es Steinschneider-, Mosaieisten- und Malerfrauen seyn, wenn sie Seide tragen.

Dieß die lezte der drey Menschenklassen, welche auf dem Monte Citorio in den Wagen steigen, um nach dem Testaccio zu fahren. So verschieden sich auch die Weiber derselben durch ihre Kleidung, besonders durch ihren Kopfputz, nüanciren, eins finden wir, mehr oder weniger, an Allen, ihre majestätische Haltung nämlich: man sollte sagen, es wären lauter Königinnen, aber keine französische, sondern Octavien, Agrippinen, Julien u. s. w.

Nachdem sich der erste Andrang auf dem Citorioberg vermindert hat, nehmen auch wir einen Wagen, um uns dem Zuge von hinten zu anzuschließen. Aus allen Nebengäßchen der Corsostraße, so wie des ganzen Weges bis zum Testaccio, flüchten Fuhrwerke der verschiedensten Gattungen, zwey- und vierrädrige (um nicht ein- und dreyrädrige zu sagen), hervor. Aus den meisten derselben tönt das Geschelle der Tamburini und das Geheul der Winzer- und Gärtnermädchen hervor: man riskirt taub zu werden.

Wir gelangen noch früh genug auf dem Testaccio an, um daselbst zwey andere Menschenklassen vor uns vorbeypassiren zu lassen, welche unter den obenerwähnten nicht begriffen sind, nämlich die eigentlichen Equipagen und die Eselreiter. Da auch hier wieder die Toilette der Weiber den Unterschied des Standes ausmacht, so wollen wir den Anzug der Männer, obgleich dieser hier sehr auffallend ist, unbeachtet lassen. Die Frauen in den Equipagen tragen kurze Ermel und lange Handschuhe, die auf den Eseln desgleichen, nur mit dem Unterschiede, daß die der Lezteren aus weißen Leinen, die der Ersten aus weißem Leder bestehen. Die Frauen mit weißen Lederhandschuhen kennt Jeder: sie gleichen ihren übrigen Schwestern Europa's auf ein Haar, im Innern und im Aeußern, Köpfe und Schultern ausgenommen; die mißgestaltesten von diesen würden außerhalb Rom zu Modellen von Venus- und Junostatuen gewählt werden. Betrachten wir deßhalb die Frauen auf den Eseln; was diese sind, weiß Niemand, als der sie mit seinen eigenen Augen gesehen hat.

Ihrem Stande nach (denn sie haben wirklich einen Stand, und zwar einen schweren) sind sie, nebst ihren Männern, die Heloten der spartanisch-, das heißt, faulgesinnten Römer, ihre Sklaven, welche im Schweiß des Angesichts ihre Felder und Weinberge bauen müssen, während die Nachkommen der Quiriten, in die Sonne gestreckt, vom Nichtsthun ausruhen, oder noch etwas Schlimmeres thun. Es sind die Bergbewohner der umliegenden Gegenden (Montanari), ohne alles andere Eigenthum, als die rauhen Felsmassen, welche sie bewohnen, welche, außer etwas Holz, welches hier aber keinen Werth hat, nichts tragen, weder Korn, noch Wein. Diese Unglücklichen, in ihrer verkrüppelten, gespensterartigen Gestalt die wahren Gegenstücke des römischen schönen Menschengeschlechts, schleichen, wie Schatten, an jedem Frühmorgen des Montags von ihren Bergen herab nach Rom oder auf die vor den Thoren belegenen Villen und Weinberge, wo sie täglich drey bis vier Bajocchi verdienen, Sommers unter freyem Himmel, Winters in den in der Nähe der Stadtmauern unbewohnt stehenden Häusern schlafen, und am Sonnabend mit Einbruch der Nacht auf ihre Berge zurückkehren, wo sie sich am Sonntage, vor der Mutter Gottes oder ihrem Schutzheiligen auf den Knien liegend,

Digitized by Google

den Hunger verbeten und verbitten. Wie die spartanischen Heloten ein eigens schimpfliches Kostum (ein Katzenfell und eine lederne Mütze) trugen, scheinen auch diese Bergbewohner, freylich nicht durch gesetzlichen Zwang, sondern durch den Zwang des Herkommens, sich in eine, sie von allen übrigen Römern auszeichnende, Farbe und Kleidung zu hüllen. Letztere ist bey Männern und Weibern die, in Norddeutschland übliche, Bauerntracht, also dem Nordländer nicht weiter auffallend; die Farben derselben aber machen den Anblick dieser Menschen höchst interessant, ja sogar verehrungswürdig: es sind dieselben, welche die ältern Maler der heiligen Familie, den anbetenden Hirten, überhaupt den Personen aus den untern Ständen, gegeben haben, roth, grün, blau und gelb. Aus dieser besteht, jedoch ohne weitere Unterscheidung, bey den Männern, Hut, Kamisol, Beinkleid und Mantel, bey den Weibern, Kopftuch, Wamms, Rock und Strümpfe. Doch ist, in der Regel, der Mantel jener, und das Kopftuch dieser, roth, der Stoff ihrer Kleidung meistens Wolle, entweder eigentliches Tuch, oder Sarge u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter, zu deren Geschichte ich zurückkehre, ward in ihrem sechsten Jahr in's Kloster gebracht, und mit der Aussicht, Nonne zu werden, erzogen. Ihre Aebtissin, Frau von Rossignol, war eine Frau von vielem Verstand; sie liebte meine Mutter, und bemühte sich um ihre Erziehung. Es ward nur eine sehr mäßige Pension für sie bezahlt und gar keine Lehrer; allein die Aebtissin ließ sie in der Musik unterrichten, sie lernte auch Motetten singen und die Orgel spielen; sie spielte an ihrem Tisch, und war den ganzen Tag über bey ihr. Der Dichter Fuzelier kam oft an das Sprachgitter und sagte seine Verse her, wodurch meine Mutter Lust bekam, auch dergleichen zu machen, und so versuchte sie sich zum Erstenmal mit einem geistlichen Gesang an die heilige Cecilia. Die Aebtissin war davon entzückt, zeigte ihn Fuzelier, und dieser gab ihr einige Reimregeln, die sie jedoch, leider! nie recht kannte — denn sie hatte Anlage zur Dichtkunst. An ihrem vierzehnten Geburtstag legte man ihr den Schleyer an. Ihre Mutter besuchte sie nur alle sechs Monate, und dann wagte Fräulein von Mezières, die niemals eine Liebkosung von ihr empfangen hatte, nicht die Augen aufzuschlagen, noch ein Wort zu sprechen, sondern horchte schweigend auf die Gemeinsprüche, welche Frau von Lahaye über die Gefahren der Welt und die Annehmlichkeit des Klosterlebens auskramte. Kaum hatte meine Mutter das sechszehnte Jahr erreicht, als ihr Frau von Lahaye erklärte, daß sie nun das unwiderrufliche Gelübde aussprechen müsse. Meine Mutter weinte, man bekümmerte sich nicht darum, ein Tag des nächsten Monats ward zu der Ceremonie bestimmt. Wie dieser Tag kam, erklärte meine Mutter, daß man sie wol mit Gewalt in die Kirche führen könnte, allein statt dort das unwiderrufliche „Ja!" auszusprechen, würde sie „Nein!" rufen. Die Aebtissin versicherte meiner Mutter, daß sie dieses unfehlbar thun werde, sie habe solches von Kindheit an erklärt, habe einen sehr bestimmten Charakter, und Gewaltthätigkeit würde in diesem Fall zu nichts als einem öffentlichen Aergerniß führen. Frau von Lahaye war erbost, aber sie mußte nachgeben; meine Mutter suchte ihre weltlichen Kleider, die während ihres langen Novizlats bey Seite gelegt worden, und weil sie indessen gewachsen, ihr viel zu kurz geworden waren, mit Freuden wieder hervor. — Allein man ließ sie im Kloster, ohne sie je daraus zu entfernen; ihr Geist, ihre Talente, ihre Gestalt machten sie zu einer sehr angenehmen Person; Jedermann liebte sie; ihre Mutter ausgenommen, welche unverhohlen den entschiedensten und ungerechtesten Abscheu gegen sie an den Tag legte. Bis in ihr sechs und zwanzigstes Jahr blieb sie in dieser Lage; damals ging sie mit einer verwittweten Gräfin von Fontenille, welche auch daselbst lebte, eine vertraute Freundschaft ein; diese Dame war mit meinem Vater, welcher sie oft am Sprachgitter besuchte, verwandt, hier sah er Fräulein von Mezières, verliebte sich in sie, und bot ihr seine Hand an. Aus einer unbegreiflichen Gehässigkeit versagte ihm Frau von Lahaye wäheend drey Monaten ihre Einwilligung, obschon meine Mutter gar keine bessere Versorgung hoffen konnte; sie hatte nur vierzig oder fünf und vierzigtausend Livers väterliches Erbe, und fand einen Mann von gutem Adel mit zwölftausend Livers Einkünften, schön wie ein Engel, liebenswürdig, voll Verstand, und nur sieben und dreyßig Jahr alt. Frau von Lahaye gab das väterliche Erbtheil nicht heraus, noch Ausstattung noch Geschenke. Die gute Aebtissin bestritt das Hochzeitfest, die Trauung war in der Klosterkirche; Frau von Lahaye wohnte doch wenigstens mit ihren zwey Kindern zweyter Ehe, einem Knaben von eilf und einem Mädchen von neun Jahren, welche späterhin Frau von Montesson ward, der Trauungsmesse bei. Gleich nach der Hochzeit reiste meine Mutter nach Champcery ab, wo ich nach fünfzehn Monaten zur Welt kam.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 16. Febr. 1823.

Nun ist bereits der als Robin Hood oder Robin des bois verkleidete Freyschütz ungefähr dreyßigmal gegeben, und wird noch wöchentlich zwey- bis dreymal im Odeon aufgeführet; auch haben die kleinern Theater dieser Oper schon mehrere Singstücke abgewogt, so daß die Weber'sche Musik also auch den Parisern ziemlich geläufig wird. Nur der Text will ihnen nicht behagen, und man hört dieses Stück einzig der Musik wegen an. Freylich haben die Uebersetzer es dadurch verdorben, daß sie die Handlung nach Schottland versetzt haben, welches sich mit der zum Theil ächt deutschen Musik schlecht verträgt, und daß sie statt der Lieder des Originals andere eingesetzt haben, die meistens nur Gemeinplätze enthalten. Dieß kann einigermaßen den deutschen Dichter trösten; aber gewiß ist, daß der ganze Inhalt den Franzosen täppisch vorkommt. Uns Deutschen ist das Mährchen des Seelenverschreibens an den „Schwarzen" von Kindheit an geläufig; in Frankreich weiß man von diesem Aberglauben, oder wenn man lieber will, von dieser Allegorie so gut als nichts. Teufeleyen aus der neuern Zeit und mit den jetzigen Sitten verbunden, kommen den Franzosen als etwas Abgeschmacktes vor, das nur mit Hülfe der originellen Musik auf der Bühne erträglich wird. Der Globe, welcher einen etwas höhern Standpunkt angenommen hat als andere Pariser Blätter, um Literatur und Kunstprodukte zu beurtheilen, sieht dafür den Parisern nächtig den Text; er wundert sich, wie „die alten Pedanten, welche den Tag zuvor auf die geduldigste Weise von der Welt die Zauberschläge in der wunderbaren Lampe und im Aschenbrödel ertragen hatten, die Verschreibung an den Teufel im Freyschützen abgeschmackt finden, und wie sie wohl die mit Schuppen bedeckten Teufel in den Danaiden, nicht aber die Fledermäuse im Walde, wo Robin Hood hauste, dulden wollen." Der Globe hat gewiß völlig Recht, wenn er sagt, man müsse zuweilen aus dem engen Kreise, worin man sich seit so langer Zeit herumdrehe, heraustreten, und sich mit den Ansichten und Gesinnungen fremdee Völker und Literaturen vertraut machen. Allein in den fremden Mährchen, die man einem Volke auftischen soll, muß doch etwas seyn, das ihm behagen kann. Aschenbrödel ist ein französ. Kindermährchen, und als solches ein beliebtes Sujet für die Bühne; es ist also gar nicht zu verwundern, daß sogar der Pantoffel, der in diesem Mährchen vorkommt, recht gern gesehen wird. Nun nehme man aber plötzlich ein Mährchen wie der Freyschütz, von dem den Franzosen nichts bekannt ist, und sage ihnen: dieß gefällt den Deutschen. Folglich muß es euch ebenfalls behagen; würden die Franzosen nicht recht haben, wenn sie antworteten: hätte man uns in der Wiege mit diesem Mährchen eingeschläfert, so würden wir es vielleicht nicht schlechter finden, als so manche andre, die man bey uns auf alle mögliche Art dargestellt hat; allein ihr müßt uns vergeben, wenn wir in dem Freyschützen keinen sens commun finden können. Dieß wird man um so begreiflicher finden, wenn man bedenken will, daß die Lebensverhältnisse eines deutschen Försters in Frankreich beynahe ganz unbekannt sind. In Deutschland, wo der mittelbare und unmittelbare Adel und die vielen Fürsten so ungeheure Forsten besitzen, hat frühzeitig ein eigner Stand in der Gesellschaft sich bilden müssen, um sich mit der Bewachung und Erhaltung dieser Forste abzugeben. Dieser Stand war nicht ohne Wichtigkeit; folglich erforderte er auch einen ziemlichen Grad von Bildung; es mußte ein respektabler Stand werden, und es ist gar nicht zu verwundern, daß er in deutschen Romanen und Theaterstücken einen romantischen Anstrich hat, und daß für ihn eigene Zeitschriften, Taschenbücher und Liedersammlungen geschrieben werden. Von allem dem weiß man in Frankreich wenig oder nichts. Ausser den königl. Forsten gibt es wenige; das Land ist überall urbar gemacht und bebauet worden; zum bloßen Vergnügen werden nur kleine Wälder unterhalten; die alten Mißbräuche der Feudalzeit sind schon lange abgeschafft, und an der Stelle mancher alten Forste, wo nur Wildprett hauste, stehen reiche Saaten. Dörfer mit wohlhabenden oder doch nicht übel lebenden Bauern; und was man an Holz verloren, hat man an Lebensmitteln und Einwohnern gewonnen. Man hat im Französ. nicht einmal einen gleichbedeutenden Ausdruck für Förster; denn die gardes forestiers sind bloße Wächter und Jäger; inspecteurs forestiers sind königl. Beamte, etwa Oberförster, und nur für die Staatswälder angestellt. Erst vor zwey Monaten ist in Frankreich die erste Forstanstalt angelegt worden, weil man doch die Nothwendigkeit eingesehen hat, Leute zu diesem Stande zu bilden. Aus allem diesem folgt nun, daß die eigentlichen Verhältnisse der Personen in der Oper des Freyschützen den Parisern nicht recht klar werden können, und da nun der Teufelsspuk und die Fledermäuse oben drein kommen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie aus diesem deutschen Produkte nicht klug werden, und es gradezu für einen Mischmasch halten. Indessen hat es auch der Musik nicht an einigen Kritiken gefehlt, nach welchen zuweilen mehr Bizarrerie als wahre Originalität in derselben vorherrschen, und Weber überhaupt zu sehr bemüht seyn soll, großen Effekt zu machen. So lauten die Beschuldigungen; die Tonkünstler mögen hierüber entscheiden. (Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Ende Februars.

(Beschluß.)

Einer neuen Ouverture von Lindner fehlt es an klarer Melodie, welche durch die hier stattfindenden Schwierigkeiten nicht erreicht oder ersetzt wird. Die Porgwiera aus Rossini's Moses wurde wegen der Einfachheit der Melodie gern aufgenommen und wiederholt. In dem Duett Amar possente nume von Rossini zeichnete sich unser braver Tenorist Hering durch guten Ausdruck aus. Die Sopranpartie hatten wir von Mad. Grünbaum im Theater in großer Vollendung gehört. — Endlich entzückte in der Mitte des Januars Hr. Fürstenau ein nicht sehr zahlreiches Publikum durch ein Extrakonzert, in welchem er einige seiner gesungensten Compositionen (besonders Variationen auf das Tanzchor aus Preziosa) vortrug, und einen sehr talentvollen Schüler, Namens Wehle, dem Publikum vorführte.

Der Lebenslauf unserer Bühne seit Anfang dieses Jahres läßt sich in der Kürze so verzeichnen. Neue Stücke: die Audienz, eine dramatische Allegorie von Harrys (welche recht witzige Einfälle hat, und wohl, um ganz passend zu seyn, nach Localitäten variirt werden muß; hierdurch wird auch die Ausführung per partes minder lästig und wahrnehmbar), der Kuß nach Sicht, Lustspielchen nach dem Französischen (nur etwas zu sehr gedehnt). Neu einstudirte Schauspiele: Hussiten, Bayard, Johanna von Montfaucon, die Widerspenstige, die Vertrauten, Wallensteins Lager (beyde lebendige Darstellungen), Gastrollen der schon erwähnten Mad. Grünbaum während des Monats Januar; eine Gastrolle der Mad. Waldmüller aus Wien (im Tankred. Ihr Vortrag überwand sichtbar alle Hindernisse, welche in einer sinkenden Stimme liegen. Die Aufführung gehört unter die vollendetsten der letztern Zeit; in den Hauptpartien, von Mad. Grünbaum, Hrn. Detter und Kibert vorgetragen, blieb nichts zu wünschen übrig.) Unter den braven Wiederholungen: das Leben ein Traum und Don Carlos (Hrn. Devrient, der sich kürzlich mit Dem. Böhler verheyrathet hat, gelingen vornehmlich die ruhigern Stellen des Carlos. Hrn. Stein, der den Posa spielt, die bewegtern dieses Charakters).

Beylage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. März 1825.

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt.
Götz.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Beschluß.)

Meine Mutter hatte zu verschiedenen Malen sehr dringend um die Herausgabe ihres Erbtheils — das heißt dessen, was ihr von ihres Vaters Vermögen zukam, gebeten; nur mit Mühe hatte sie einen kleinen Theil daran erhalten; bey ihrer Verarmung ward sie dringender; endlich, bey meines Vaters Abreise nach St. Domingue, entschloß sie sich, wie ich oben sagte, zu einer gerichtlichen Klage. Sie setzte ihre Denkschrift selbst auf; bevor sie dieselbe aber bekannt machte, beauftragte sie ihren Advokaten, sie der Frau von Labaye mitzutheilen. Diese Denkschrift, wenn gleich im Ausdruck sehr ehrerbietig, war vernichtend durch die Thatsachen; meine Großmutter fühlte es, sie schickte ihren Sohn, den Marquis von Labaye, der sich zum Mittelsmann zwischen seiner Mutter und Schwester erbot, an sie ab. Der Marquis, ohne weder häßlich noch einfältig, weder schön noch ausgezeichnet geistreich zu seyn, war doch gefühlvoll und gut. Er hatte mich nie gesehen, blickte aber oft und mit Rührung auf mich, und bezeigte mir die herzlichste Theilnahme. Unvermuthet that er den Vorschlag, uns sogleich zu seiner Mutter zu führen, wobey er hinzusetzte: bey unserm Anblick würde sich Alles beylegen lassen. Er drang so lebhaft in meine Mutter, daß sie endlich einwilligte. Wir stiegen in seinen Wagen; er führte uns zuerst zu Frau von Montesson, die uns bey unserer Ankunft in Paris besuchte, aber nie wieder kam. Sie befand sich zu Haus, mein Oheim führte uns zu ihr, sie war noch unangekleidet, erwartete uns nicht, und schien *mehr verlegen, als gerührt über unsern Besuch*, doch sagte sie, daß sie seiner Absicht Beyfall gäbe, und sich ankleiden wollte, um uns zu begleiten. Ich fand in ihr weder die Herzlichkeit, noch die Güte meines Oheims. Ihre Toilette schien mir sehr lang, mich dünkte, sie hätte sie bey dieser Gelegenheit beschleunigen können. Mein Oheim wollte durchaus ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken; alle Augenblicke sagte er zu ihr: „Wie interessant sie ist! Wie anmuthig!" Frau von Montesson antwortete nicht, sie begnügte sich mit einem Seufzer, wobey sie ein gerührtes Gesicht machte und den Kopf hängen ließ. Wie sie endlich fertig war, gab sie meiner Mutter den Arm, und ging voraus; mein Oheim nahm herzlich meine Hand, und wie er fühlte, daß ich zittere, sagte er mir die gütigsten, zärtlichsten Dinge. Wir begaben uns nun in die Straße Caffette, wo meine Großmutter wohnte. Der Anblick meiner Mutter, die sehr ergriffen war, erschütterte mich ungemein! Es schien mir unerhört, daß sie, die mir so viel Ehrfurcht einflößte, Jemand flehten könnte! Außerdem hatte ich von meiner Großmutter so schreckliche Dinge gehört, daß *das Blut* gar nicht für sie redete. Bey unserer Ankunft in ihrem Haus begaben sich mein Oheim und meine Tante allein zu ihr, sie vorzubereiten; nach einigen Minuten kehrten sie mit meiner Großtante, Fräulein von Dessalleur, zurück. Beyde Tan-

Digitized by Google

ten führten meine Mutter, der Oheim mich, und sie versicherten uns Alle eines guten Empfangs. Das Blut erstarrte mir, wie ich zu meiner Großmutter eintrat — ihr Anblick verelste mich völlig! Man hatte mir gesagt, sie sey noch schön, mir schien sie fürchterlich! Sie war groß, hielt sich sehr gerade, ihre ganze Gestalt hatte etwas Hochmüthiges, Herrschsüchtiges, wie ich es noch nie sah! Sie hatte noch Spuren von Schönheit, war aber mit weißer und rother Schminke bedeckt, und ihre Physiognomie war unbeweglich, kalt und hart. Ich fürchtete mich vor ihr! — Meine Mutter eilte, sich ihr zu Füßen zu werfen; ein Anblick, bey dem ich in Thränen zerschmolz. Frau von Lahaye hob sie kaltblütig auf, ohne sie zu umarmen, worüber ich mich erboste. Mein Oheim, der noch immer meine Hand hielt, stellte mich ihr mit den Worten vor: „Mama, sehen Sie dieses allerliebste Mädchen!" .... und leiser sezte er hinzu: „Mama, umarmen Sie das Kind!" Sie warf einen starren, finstern Blick auf mich, vor dem ich meine Augen senkte; mein Oheim sagte mir, ich möchte ihr die Hand küssen; ich that es zitternd. Nun küßte sie mich auf die Stirn, worauf ich schnell zurücktrat, und mich weinend in meiner Mutter Arme warf. Frau von Lahaye klingelte, und forderte emphatisch ein Glas Wasser. Meine beyden Tanten sahen aus, als fürchteten sie, daß sie ohnmächtig werde, obschon auf diesem unwandelbaren Gesicht nichts vorgehen konnte, welches dieses bewiesen hätte. Frau von Montesson, mit ihrem hängenden Kopf und halbgeschlossenen Augen, die ihr bey rührenden Gelegenheiten eigen waren, und ihr ein recht scheinheiliges Aussehen gaben, beschäftigte sich mit meiner Mutter. Nachdem Frau von Lahaye getrunken und zwey oder drey Seufzer ausgestoßen hatte, sprach mein Oheim mit der größten Güte mit ihr zum Besten meiner Mutter. Anfangs antwortete sie mit Vorwürfen, nach und nach besänftigte sie sich, sagte einige mütterliche Redensarten, und fügte hinzu: meine Mutter solle ihr vertrauen, ihre Klage zurücknehmen, und dann gewiß nichts durch diesen Beweis ihrer Ehrerbietung verlieren. Meine Mutter ward gerührt und versprach Alles. Nun ward sie umarmt, ja beynahe geliebkost. Man schien völlig versöhnt; ich sah meine Mutter glücklich, entzückt — meine Freude hatte keine Grenzen! Voll Redlichkeit und Großmuth ließ meine Mutter sogleich nach ihrer Nachhausekunft ihren Geschäftsmann kommen, und unterzeichnete ihre Verzichtleistung, die noch an eben dem Tage Frau von Lahaye zugestellt wurde. Mein Oheim besuchte uns wiederholt, er war gütig, aufrichtig, und liebte mich recht herzlich; allein er reiste gerade in dieser Zeit zur Armee ab, und blieb bey der Schlacht von Minden. Das war ein großer Verlust für mich! Ich bin gewiß, ich hätte in ihm immer einen guten Verwandten, einen aufrichtigen Freund gefunden, und seine Mutter würde sich ganz anders betragen haben. Nach seiner Abreise besuchten wir diese noch verschiedene Male, ohne angenommen zu werden; dann kam die Nachricht von meines Oheims Tod, wo ihr gerechter Schmerz alle Geschäfte verschob; wie die erste Trauer aber vorüber war, und meine Mutter ihre Forderungen erneute, erhielt sie nur trockene, schwankende Antworten; sie ward dringend; die Antwort blieb ganz aus; sie beharrte, schrieb ohne Unterlaß, und erhielt endlich den Bescheid: daß sie nichts zu erwarten habe, wie sie es durch ihre Verzichtleistung selber bekenne. Der Schlag war hart! Alle Geschäftsleute wurden durch diese niedrige, empörende Ungerechtigkeit erzürnt; Frau von Lahaye's Advokaten selbst schienen bestürzt. Erstaunen und Abscheu über diesen Vorfall machten mich krank; ich fand gar keine Ausdrücke, meine Gefühle zu schildern; hätte ich Frau von Lahaye in dieser Zeit begegnet, ich wäre ohnmächtig geworden — der bloße Gedanke an sie erregte mir Schauder, und ich glaube nicht in meinem ganzen übrigen Leben wieder eine so peinliche Empfindung erlitten zu haben. Meine Mutter sagte mir bey dieser Gelegenheit folgende schöne Worte: „Was mich tröstet, ist, daß ich dir bey diesem Vorgang das gute Beyspiel großmüthigen Vertrauens und vollkommenen kindlichen Gehorsams gegeben habe." Ich konnte ihr nur durch Thränen antworten — meine Großmutter und meine Tante haben wir seitdem nie wieder gesehen.

In dieser Zeit erzählte man sich in Paris eine Anekdote, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Bey dem Tod des Marquis de Lahaye, der, wie ich eben sagte, bey Minden blieb, bezeigte der Herzog von Burgund, der damals im zwölften Jahr an einem unbekannten Uebel starb, das größte Beyleid. Der Verstorbene war sein, allen Andern vorgezogener, gentilhomme de la manche; wie der Herzog von seinem Tode sprach, sezte er hinzu: „Er ist an meiner Krankheit schuld; allein ich hatte ihm versprochen, das nie zu erwähnen." Wie man ihn darauf weiter befragte, erzählte er, daß ihn Herr von Lahaye, wie er eines Tages allein mit ihm war, auf ein großes Pferd von Pappdeckel habe setzen wollen, aber sehr hart habe fallen lassen. Da mein Oheim bey einem Fall ohne Beinbruch noch Verwundung gar keine Gefahr sah, bat er den Prinzen, ihn geheim zu halten. Seit diesem Moment litt dieser und zehrte ab; es hatte sich ein Geschwür in seinem Innern gebildet, das ihn dahinraffte. Wäre dieser Prinz leben geblieben, der einen großen Charakter, viel Geist und Gefühl ankündigte, so hätte der unglückliche Ludwig XVI. nicht regiert, wodurch allein die Begebenheiten eine andere Wendung genommen haben würden. — Also ein Kinderspiel, ein pappenes Pferd, veränderten das Schicksal Frankreichs und Europa's!

Digitized by Google

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfeſt zu Rom.

(Fortſetzung.)

Betrübend für den Menſchenfreund iſt die Bemerkung, daß ſich das Beſſerthum (ſo muß ich, nothgedrungen, das bekannte griechiſche Wort überſetzen, um keinen Anſtoß zu geben) ſogar unter dieſe ärmlichen Menſchen geſchlichen hat: wer einen Riß weniger in ſeinem Mantel oder in ſeinem Rocke hat, ſondert ſich ab und bildet eine beſondere Klaſſe. So ſieht man ſie an hohen Feſttagen, wann ſie in Rom geblieben ſind, auf den öffentlichen Plätzen in einzelnen Häuflein ſitzen, deren eins von dem andern nicht die geringſte Notiz nimmt.

Dieſe Beſſerthümlichen ſind es, welche ſich als ganz zuletzt an die Teſtaccio-Caravane anſchließen. Daß dieß nicht zu Fuß geſchehen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Aber einen Wagen zu heuren, dazu würde das Jahrlohn einer ganzen Familie nicht hinreichen. Folglich miethen ſie einen Eſel, der Oekonomie wegen, den magerſten und abgeledteſten, den ſie finden können. Die Weiber, als die minder ſchwerſten Individuen, ſetzen ſich auf den Hals und den Rücken, der Mann auf den Hintertheil, und hinter dieſen einige Kinder; leztere halten ſich an den hoch emporſtehenden Rippen des Thiers, wie am Sattelknopfe, feſt. Die Uebrigen treiben nach. Da der Teſtaccio ziemlich entlegen iſt und der Zug nur langſam fortſchreitet, ſo wechſeln die Reitenden mit den Gehenden dann und wann ab, damit alle ihren Theil an dem Ritte bekommen. Dieſe Cavalcade würde die komiſchſte Scene von der Welt ſeyn, wenn einen nicht der Eſel dauerte, der im eigentlichen Verſtande keinen Fuß vor den andern ſetzen kann, ohne dazu von oben getreten und von hinten geſchlagen zu werden.

Nachdem endlich die bisher genannten verſchiedenen Volksklaſſen auf dem Teſtaccio angelangt ſind, ſondert ſich jeder ab, je nachdem es ihm ſeine geiſtigen und leiblichen Bedürfniſſe nöthig machen. Da uns die Frauen bisher zu Unterſcheidungszeichen gedient haben, ſo wollen wir ſie auch jezt vorzugsweiſe und mit Ausſchluß der Männer beobachten, vorher einen Blick auf die Oertlichkeit des Teſtaccio.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Südländers (welche nur denjenigen geiſtvollen Menſchenbeobachter Wunder nehmen kann, der da verlangt, allen Bäumen ſolle Eine Rinde gewachſen ſeyn), daß er, nicht auf einander geſchachtelt mit ſeinen Nachbaren lebend, wie der Nordländer, die geſellſchaftlichen Pflichten des leztern, welche bey'm großen Haufen doch eigentlich nur ein Leihen und kein Geben ſind, ſehr wenig kennt und noch weniger ausübt: hier räumt einer dem andern, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, keinen Stein aus dem Wege. Davon gibt der Teſtaccio recht anſtößige Beweiſe: der Weg um den Berg herum liegt fußhoch voll Scherben, ohne daß die Heerde von Schmuddelköchen, welche in den Grotten ihre Eßbuden aufgeſchlagen haben, einen einzigen fortſchaffen. Und wie ſollten ſie auch? Vermögen ſie ſelbſt ohne alle Liebe für Bequemlichkeit, zu begreifen, daß es dem Publikum beſchwerlich fallen könne, über die Scherben wegzuklettern und ſich die Füße daran zu verwunden, da ſie ſelbſt jeden Augenblick des Tages hindurch ſchreiten, ohne weiter Arges daraus zu haben? Noch mehr: die Heerden von Fuhrwerken, welche ankommen, werden nicht in Reihe und Glied aufgeſtellt, um ſich unter einander und den Fußgängern Platz zu machen, ſondern bleiben kunterbunt und in die Kreuz und in die Quere ſtehen, wie es der Zufall fügt. Somit gleicht das Publikum den Schmuddelköchen, und keins hat dem andern etwas vorzuwerfen. Zu beyden geſellen ſich noch, um das Kleeblatt voll zu machen, die Carabinieri (Genbarmen), welche, mit ihren nachſchleppenden Pallaſchen den Weibern in die Kleider und den Männern in die Beine hackend, mehr als ein Paar zu Falle bringen, eine Procedur, welche ihrer eigentlichen Beſtimmung (Aufrechthaltung der guten Sitte im Singulari und im Plurali) ſchnurſtracks zuwiderläuft.

Vor den Grotten der Schmuddelköche liegen (denn ſtehen kann ich nicht ſagen) Tiſche und Bänke. Erſtere laſſen ſich ohne Schwierigkeit auf vier Füße ſtellen, wenn man ſeinen eigenen zu Hülfe nimmt, und auf leztern ſizt ſich's nicht unbequem, ſondern nur etwas abſchüſſig, da ſie immer an einer Seite einen Fuß haben. Das Beſte an den Schmuddelköchen iſt ihre Reinlichkeit: ſie binden jedes Jahr am erſten Oktober eine reine Schürze vor. Auch bekommen die Gäſte Hand- und Tiſchſervietten, welche gleichfalls nicht länger gebraucht werden, als den Oktober-Monat. Von der Küche will ich nicht reden, erſtens aus guten Gründen, und zweytens, weil ich kein Topfgucker bin. Doch kann ich ſo viel auf mein Wort verſichern, daß Schmalz und Oel zum Braten der Broccoli und der Fiſche jedes Jahr friſch genommen werden. Der Wein allein ſteht mit dem Uebrigen außer Verhältniß, er gehörte nicht auf den Teſtaccio, ſondern in die Säle von Véry in's Palais Royal zu Paris, wo die halbe Bouteille mit eben ſo viel Franken, als hier mit Bajocchi, nämlich mit zehn bezahlt werden würde. Wer den Haut-Goût des Wildprets auch auf Speck, Schmalz und Oel übertragen, und übrigens das Knoblauch mit Löffeln eſſen kann (denn ohne das thun es die Römer nicht), der kann für vierzig Bajocchi (beynahe vierzehn Groſchen ſächſiſch) ſich ſatt eſſen, wenn er ſonſt nicht hungrig auf den Teſtaccio gegangen iſt. Alles dieß iſt ſehr natürlich: da die Schmuddelköche eilf Monate im Jahre von Einem Monate leben, ſo müſſen ſie in dieſem einen Monate ſo viel gewinnen, als ſie in den eilf verzehren. Sie wenden Privat- und öffentliche Mittel an, welche ſich, wenn auch nicht durch die Neuheit der Erfindung, doch durch die Sicherheit und den Aplomb ihrer Ausführung bemerkbar, mit-

unter sogar fühlbar machen. Der Kürze wegen will ich nur eins davon erwähnen. Sie stellen ihren Ministro (diesen lächerlichen Namen geben die titelsüchtigen Römer den Altgesellen, ersten Köchen, Aufwärtern, überhaupt allen dienenden Personen, welche bey augenblicklicher oder immerwährender Abwesenheit des Herrn, die Stelle desselben in der Bautike versehen), sie stellen, sage ich, ihren Ministro mit einigen ihrer Camerieri (so heißen in Rom, wie in ganz Italien die Aufwärter in den Speise-, aber nicht in den Kaffeehäusern, wo man sie mit dem Worte: Bottega, herbeyruft) in den Fahrweg. Erscheint ein Wagen, so wirft sich der Ministro in den Schlag, die Camerieri zwischen die Pferde. Der Ministro spricht, ohne Ansehn der Person (und es ist wirklich eine löbliche Seite an den Römern, daß sie gegen Vornehme und Geringe gleich höflich sind): „Pavariscono, signori!“ Zugleich reicht er der vornehmsten Person des Wagens den Arm zum Aussteigen, welchen diese, fast nothgedrungen, annehmen muß, denn die Ministri sind in der Regel handfeste Bursche; dann fährt er fort: „Ecco la famosa cucina del“ (hier folgt der Name des Schildes, welches der Schmuddelkoch führt), worauf er mit der mündlichen Ablieferung des Speisezettels (in ganz Italien Lista) schließt. Eins der Gerichte (meistens der Lammbraten, der um diese Jahreszeit sehr häufig in Rom gegessen wird) erhält das Beywort stupendo, denn die Begriffe von stupendo und famoso sind dem Römer (und ganz natürlicherweise) so geläufig geworden, daß er sie sogar den allergewöhnlichsten Dingen ertheilt. Fügt sich's, daß die Gesellschaft, trotz der eindringlichen Einladung des Ministro und der Camerieri, einer anderen Schmuddelküche den Vorzug gibt; so senden die Bursche dem Herrn des Wagens, nicht eben leise, ein: „Casaccio“ nach. Casaccio ist der gewöhnliche Ausdruck der Römer, dessen sie sich bedienen, wenn sie schimpfen wollen, ohne zu injuriren. Da er eigentlich einen sonderbaren, unangenehmen Zufall bedeutet, so ergibt sich, daß das Wort an sich selbst sehr unverfänglich ist und nur durch den stillschweigenden, willkürlich hineingelegten Sinn die beschimpfende Bedeutung erhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 26. Febr. 1825.

(Fortsetzung.)

Auf der Odeonbühne ist auch noch ein neues Lustspiel: Roman zu verkaufen, in drey Aufzügen gegeben worden, mit einem Prolog, der auf eine neuliche Begebenheit auf diesem Theater anspielt. Es war nämlich zum ersten Mal ein Trauerspiel, der Kindermord zu Bethlehem aufgeführt worden, das dem Publikum sehr mittelmäßig vorgekommen war. Indessen hatte es seine Mißbilligung doch nur durch sein Stillschweigen zu erkennen gegeben. Allein die bestellten Klatscher hatten mit einer solchen Unverschämtheit ganz mittelmäßige Stellen beklatscht, daß zuletzt den Zuhörern die Geduld ausgerissen, und das Parterre, das im Odeon meistentheils aus jungen Medizinern, Juristen u. s. w. besteht, unbarmherzig über die besoldeten Klatscher hergefallen war, dieselben durchgeprügelt und aus dem Hause gejagt hatte. Die Kerls müssen sich außerordentlich frech betragen haben, um das Publikum zu einer so exemplarischen Bestrafung zu reizen, wozu es nur im Nothfalle schreitet. Dann ist die Bestrafung aber auch kurz und kräftig, und die Dazwischenkunft einiger Gensdarmen, woran es in Paris nirgends fehlt, ist eben nicht unnütz, um die Leute einem jähen Tode zu entreißen. Der besoldete Klatscher ist in den Pariser Theatern fast unentbehrlich geworden, und übt sein Amt eben so ernsthaft aus, wie ein Beamter das seinige. Gewöhnlich sitzen sie in einer Gruppe unter dem Kronleuchter beysammen: der Anführer klatscht bey den ihm bezeichneten Stellen oder beym Auftritte des Schauspielers und der Schauspielerin; der gemeine Haufe klatscht maschinenmäßig mit, und oft läßt sich das Publikum dadurch bewegen, auch zu klatschen, wodurch das ganze Haus rege gemacht wird. Sie haben also das Gute, daß sie von Zeit zu Zeit, besonders bey mittelmäßigen Stücken, die Aufmerksamkeit anfregen, und die einschläfernden Zuhörer wieder aufrütteln; vermuthlich werden sie aus dieser Absicht von den Theaterdirektionen besoldet. Ihrerseits besolden auch Dichter, Schauspieler und Schauspielerinnen dergleichen dreistündige Kerls, um durch ihre Hülfe wenigstens den Anschein eines Triumphes zu erlangen. Oft aber machen diese Stümper, wie alle zum Leben und Herausstreichen bezahlte Menschen, es zu arg, und dann läßt ihnen das Pariser Publikum seinen ganzen Unwillen und seine Verachtung merken, prügelt sie durch, und wirft sie aus dem Saale heraus. Der Direktor des Odeontheaters, der ein rechtlicher Mann zu seyn scheint, nahm den argen Vorfall im Parterre seines Theaters so zu Herzen, daß er sogleich durch die Zeitungen das Publikum von seinem Entschlusse benachrichtigte, künftighin keine andern Freybillette auszutheilen, als diejenigen, die den Verfassern und Schauspielern zustimmen; und wirklich war an den folgenden Tagen der Platz unter dem Kronleuchter im Parterre ganz leer; es wollte sich niemand dort hinsetzen, entweder weil man den Ort als entwürdigt betrachtete, oder weil man fürchtete, wegen unvorsichtigen Klatschens für einen besoldeten Klatscher angesehen zu werden und sogleich den Lohn auf den Rücken ausbezahlt zu bekommen. Auch war an das neue Lustspiel: Roman zu verkaufen, ein Prolog angehängt worden, worin der Verfasser des Stückes vor der ersten Vorstellung desselben sich mit einem Theaterliebhaber unterredet, der ihm zu beweisen sucht, daß wenn er nicht sechzig Freybillette an die Klatscher austheile, sein Stück durchfallen werde. Der Dichter verwirft diesen Vorschlag, so sehr ihn auch der Ausgang beunruhigt, und erklärt, er wolle lieber Gerechtigkeit von dem unpartheyischen Publikum, als Gunst von einem besoldeten Haufen erwarten. Dieß gefällt natürlich den Zuhörern, und der Prolog wird daher sehr gut aufgenommen. Es wird dieß aber schwerlich dem bedungenen Klatschen abhelfen; denn wenn das Theater sie auch nicht mehr besoldet, so können doch immerhin mittelmäßige Dichter und Schauspieler dergleichen Leute in ihrem Solde haben; und dann ist das Publikum bereits an dieselben so gewöhnt, daß deren Gegenwart mitten im Parterre nicht mehr auffällt, als diejenige der Musikanten im Orchester.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. März 1825.

Deine Burgen, o Deutschland, mögen in Trümmer fallen, aber den Rittersinn, der sie in Stein gehauen und der auch in Hütten wohnen kann, den lasse nimmer entweichen von deinen Söhnen, denn in ihm wohnt Kraft, Liebe, Freyheit, Demuth und Heldengeist.

G. E.

Die Zerstörung des Schlosses Hohenkrähen.

Hohenkrähen war lange die Besitzung der Herren von Reischach und der Herren von Friedingen. Im Mittelalter hausten die berühmten Züricher Böcke einige Jahre in diesem Felsennester, und verbreiteten Schrecken in der Nachbarschaft und bis nach Zürich hin. Jetzt ist es eine Ruine, welche hier und da kaum ein neugieriger Reisender mühsam besucht, um von dem Gipfel des Berges einer herrlichen, unendlichen Aussicht zu geniessen, oder für Mineralogie und Pflanzenkunde eine Ausbeute daselbst zu finden, an der es bey genauer Forschung so manche schon gegeben hat und noch geben wird.

Den Grund der Zerstörung gaben folgende Umstände. Stephan Hausner, ein schwäbischer Edelmann, warb um die Hand einer eben so schönen, als ehrbaren Bürgerstochter von Kaufbeuren, und war in seiner Bewerbung so weit gekommen, daß er ein Eheversprechen von ihr erhielt. Als aber in der Folge die Jungfrau (ob freywillig, oder gezwungen, ist unbekannt) ihren Sinn änderte, und ihre Hand verweigerte, so forderte Hausner dieselbe vor das geistliche Gericht zu Augsburg, wo sie jedoch ihres Versprechens entledigt, und der Edelmann abgewiesen wurde. Darauf machte er verschiedene Anschläge, das Mädchen zu entführen, deren aber keiner gelang, so daß er, an seinem Glück verzweifelnd, einige arme Edelleute an sich zog, von dem Friedinger im Hegau freyen Ab- und Zutritt in seiner Burg Hohenkrähen erwarb, und in Gesellschaft Thomas Bauhofs, der mit dem Rath von Kaufbeuren zerfallen war, der Stadt im Monat Mai 1512 einen Absagebrief schickte. Gleich darauf begann er die Fehde, indem er fünf Bürger von Kaufbeuren, die nach Konstanz auf die Messe reisen wollten, auf offener Straße gefangen nahm, nach Hohenkrähen führte, und nur gegen ein Lösegeld von 700 Gulden wieder erledigte. Mit dem Hausner und Friedinger vereinten sich bald darauf auch die Klingenberger und Reebeitzer, und brachten einen Haufen von 150 Knechten zusammen, mit welchen sie Straßen und Wege so unsicher machten, daß Niemand mehr frey zu handeln und wandeln sich getraute. Dieses Unwesen währte bis in den Monat September, wo die Sache eine andere Gestalt gewann. Es hatte nämlich Hans Jörg Keessling, einer der fünf Bürger, welche gefangen nach Krähen gebracht worden waren, einen Bruder an Kaiser Maximilians Hof, Namens Lorenz von der Rosen, der des Kaisers Vertrauter war. Dieser trug dem Kaiser das Ungemach der fünf Bürger von Kaufbeuren und das Unwesen vor, das durch den Hausner und seinen Haufen im heiligen Reiche an Handel und Wandel und den schuldlosen Bürgern und Unterthanen verübt werde. Darauf erhielt der schwäbische Bund den Auftrag, sich vor Krähen zu legen, und dieß Raubnest zu zerbrechen. Man hielt zu damaliger Zeit dieses Felsenschloß seiner Lage wegen für unbezwinglich. Allein der Bundeshauptmann, Georg von Frundsberg, ließ sich nicht irren, sammelte ein Heer von

8000 Mann aus den schwäbischen Bundesgenossen, und zog damit im Monat November vor das Schloß. Zur Beschießung hatte Frousberg zehn große Stücke von Insbruck, und von der Stadt Augsburg zwey große Feldschlangen nebst Pulvervorrath erhalten.

Auf dem Schlosse lagen bey 36 Personen, darunter ein Priester und einige Handwerksleute. Proviant hatten sie auf einige Monate gesammelt, und gedachten hinter ihren Felsenwänden dem Sturm widerstehen zu können. Als aber der von Frousberg sein Geschütz gehörig postirt hatte, und das Feuer begann, so gerieth zuerst die Pfisterey in Brand und wurde zusammengeschossen. Dagegen konnten die Kanonenkugeln dem harten Felsen nichts abgewinnen, und prallten ohne Erfolg ab. Als aber dem von Friedingen beym Laden eines Doppelhakens aus Versehen der Ladstock durch den Arm geschossen wurde, und kein Wundarzt vorhanden war, welcher denselben hätte besorgen können, auch durch den Ruin der Pfisterey und des Backofens das Schloß auf der Seite eine Oeffnung erhalten hatte, so geriethen die Adelichen in Furcht, und beschlossen, heimlich zu entfliehen. Sie ließen sich demnach bey Nacht an Seilen über die Mauer hinab, stiegen, mit Steigeisen versehen, auf einem schmalen Geispfade, der sich von außen um den Felsen wand, hinunter, und entkamen glücklich den Händen der Belagerer. Das gemeine Volk blieb in der Burg zurück, den Müller ausgenommen, welcher den Edelleuten es nachthun wollte, und ebenfalls über die Mauer hinabstieg, weil er aber des Weges nicht kundig und schwer war, den Hals brach.

Die noch übrigen achtzehn Mann baten um Gnade, konnten aber das Schloß nicht öffnen, weil die Edelleute das einzige Thor mit großen Felsenstücken ganz verrammelt hatten, welche nun mit unsäglicher Mühe weggeschafft werden mußten. Das Schloß wurde von den Bundesvölkern besetzt, sodann aber verbrannt und geschleift. Dem Friedinger ging es mit seiner Burg zu Friedingen nicht besser. Sie wurde verbrannt und zum Theil niedergerissen. Die Ruinen sind noch vorhanden und ein bewohnbarer Theil des Hauses, aus dessen Fenstern man einer entzückenden Aussicht über das ganze Hegau und die beyden Seen genießt. Der Hausner ward kurz darnach auf seiner Flucht in einem Städtchen entdeckt, aus der Kirche, wohin er sich flüchtete, vom Altar, worauf er saß, weggenommen, und seines Landfriedensbruchs wegen enthauptet. Darauf aber ging das schwäbische Bundesheer auseinander.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Wenn der römische Karneval ein allgemeines, ein Nationalfest ist, dessen Geistigkeit, nebst der Maske (selbst wenn diese nicht getragen wird) jeden Standesunterschied aufhebt; so nimmt dagegen das Oktoberfest den Charakter einer recht reellen Wirklichkeit an, wo Jeder für sein Geld essen und trinken will, was ihm gut dünkt. Wollte sich die Eccellenza mit dem Facchino (Lastträger) an einen und ebendenselben Tisch setzen; so würde sich daraus eine Gemeinschaft, nicht des Standes (denn dem römischen Großen ist nichts fremder, als der Bauernstolz), sondern des Beutels ergeben, bey welcher die Eccellenza am Ende wenn auch nicht den Kürzeren, doch den Schlafferen ziehen würde. Letzteres ist aber weder in Rom, noch im übrigen Italien Sitte. Aus diesem Grunde sondern sich, wie gesagt, die Gäste von einander ab. Beschäftigen wir uns mit diesen, das heißt, aus oben angegebenen Gründen, abermals mit den Frauen derselben.

Die Kurzermeitgen halten offene Tafel auf dem freyen Platze vor der Schmuddelküche, nicht aus Eitelkeit, denn diese ist keiner Frau auf der Welt weniger eigen, als der Römerin, sondern ihrer Natürlichkeit wegen, und weil dieser Platz eben der nächste ist. Da die Häßlichste unter ihnen immer noch schön genug ist, um die Blicke der Männer auf sich zu ziehen; so bildet sich um diese Tische gewöhnlich ein Haufen Gaffer, besonders von Ausländern, welche ihnen die Bissen in den Mund zählen, wär's auch nur, um die schönen Zähne zu bewundern. Die Leserinnen meinen vielleicht, nun werfen sich die Kurzermeligen in die Brust, zupfen am Busentuche, strecken die Füße vor oder lassen das Taschentuch oder sonst etwas fallen, um es recht langsam wieder aufzuheben? Fehl geschossen: Sie wissen freylich recht gut, daß man sie mit Wohlgefallen betrachtet; aber außerdem, daß ihnen, in Folge nebst der Eitelkeit, auch die Koketterie abgeht, besitzen sie einen so gesunden Appetit, daß sie keinem andern Dinge Raum geben können, als dem, was auf ihrem Teller liegt. Die Kurzermeligen sind eine mens sana in corpore sano, also in einem Leibes- und Seelenzustande, der keineswegs die Sinnlichkeit des Genusses, sondern nur die Sentimentalität des Hysterismus von sich ausschließt.

Die Standlosen haben sich mit den Schnurrbärtigen in die obern Grotten des Berges begeben, der Oekonomie wegen, weil hier Keiner dem Andern in den Mund sieht, und auch aus andern Gründen. Die Armseligkeit dieser Werber, welche in allen großen und größern Städten mehr oder weniger unter derselben Gestalt erscheinen, verdient nicht, daß wir bey ihnen verweilen.

Wenden wir unsere Blicke auf die, jenseits des Fahrwegs, unter dem Berge liegende, prächtige Wiese, frisch mit dem Maigrün des Oktobers geschmückt. Dort schwärmen bereits die Bekämmten und Benezten herum, welche, nachdem ihre Eßlust in der Geschwindigkeit gestillt worden ist, sich zum Saltarello anschicken, jenem ächten römischen oder vielmehr italienischen Nationaltanze, dem

Digitized by Google

einzigen, welchen ich bisher in Italien angetroffen habe. Was dieser Tanz ist, davon werden sich diejenigen ungefähr einen Begriff machen können, welche in Paris, oder sonst wo, zwey Savopardenbuben, unter Gesang und Tamburinobegleitung, an öffentlichen Orten haben mit einander herumhüpfen sehen. Daß sich von dem wilden, regellosen Herumtummeln dieser Jungen kein Schluß auf die regelmäßige, oft sogar sehr kunstgerechte, Ausführung machen läßt, welche die Römer, Männer und Weiber, bey dem Saltarello zeigen, versteht sich von selbst. Was dieser Tanz bedeutet, möchte schwer zu bestimmen seyn; aber, daß er etwas bedeutet, davon kann sich Jeder auf den ersten Blick überzeugen. In so fern ist er unendlich interessanter, als alle Gesellschaftstänze, welche im übrigen Europa gebräuchlich sind: die französische Quadrille, der englische Countrytanz, die sogenannte Angloise, besonders aber der deutsche Walzer scheinen in ihrem seichten, mechanischen Einerley wirklich leblose Marionettensprünge gegen die frische Lebendigkeit der Bewegungen und gegen die dramatische Pantomime des Saltarello zu seyn. Anfangs beginnt das Paar von vorn, von hinten und von den Seiten auf einander einzuhüpfen, bald auf einem Beine, bald auf zweyen, mit immer ändernden Arm- und Ellenbogenverschlingungen, und sich aus allen Richtungen, sogar über die Schulter weg, sehnsuchtsvolle Blicke zuzuwerfen, wobey sowol die Geberden, als der Klang der Kastagnetten, gegenseitige Zufriedenheit ausdrücken. Bald aber wechselt die Scene, Eins schlägt dem Andern Schnippchen unter die Nase, bohrt ihm die Ellenbogen in die Seite, und klappt sich gegenseitig die Hände in einander. Vielleicht soll dieß die Ohrfeigen bedeuten, welche sie sich einander geben; wenigstens drücken ihre Blicke und übrigen Geberden die höchste Erbitterung aus. Aber auf Regen folgt Sonnenschein: das Klappen läßt nach und hört am Ende auf, die Fußtritte vermindern sich und hören dann ebenfalls auf, das Schulter- und Rückenreiben beginnt von Neuem; endlich kommen auch die verliebten Blicke wieder zum Vorschein, der Bursche raubt dem Mädchen einen Kuß, und Beyde sinken auf den Rasen nieder — vor Erschöpfung, denn der Saltarello, con amore getanzt, ist kein bloßer Zeitvertreib, sondern eine Arbeit, bey welcher Leib und Seele aufwenden, was sie winden und werden können. Nicht minder martert sich die dritte Person (meistens ein Frauenzimmer) ab, welche das Tamburino schlägt und dazu jenen heillosen Gesang anstimmt, dessen ich oben erwähnt habe. Das Spiel des Tamburino erfordert eine große Uebung, weil es sich nach dem immer wechselnden Ausdruck des Saltarello verschieden nüanciren muß: die Liebesscenen accompagnirt das Mädchen mit eben so viel Delikatesse, als es, beym Eintreten der Ohrfeigen und der Fußtritte, wüthend mit Faust und Ellenbogen darein schlägt. Der Gesang steht mit dem Spiel im Verhältniß: urtheile man daher, welch ein Gebeul das Mädchen bey letzterer Scene von sich gibt. Der Tanz in der Cosa rara, so wie der Gesang dazu, sind eine, obgleich kaum erkenntliche, Nachahmung des römischen Saltarello.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Februar.

(Beschluß.)

Das neue Stück, dem jener Prolog zum Vorspiel diente, ist wieder ein Beleg zu der Tagsgeschichte und dem jetzigen Verkehr in Paris. Der Buchhändlerstand wird hier von der komischen Seite dargestellt, wie er heute zu Tage in dieser großen Hauptstadt sein Wesen treibt. Nirgends in der Welt werden nunmehr so bedeutende Buchhändlergeschäfte gemacht, als in London und Paris; allerdings gibt es auch in Deutschland und in andern Ländern einige wenige Buchhändler, die sich mit den besten Londner und Pariser Buchhändlern messen können; aber im Allgemeinen ist der Buchhandel, außer in England und Frankreich doch kein bedeutender Handelszweig. Nur in diesen beyden Ländern herrscht wahre Preßfreyheit; nur in diesen beyden Ländern kann die Geschichte der jetzigen Zeit echte Materialien sammeln; nur in diesen beyden Ländern können sich die Zeitungen und Zeitschriften unverhohlen und ungehindert aussprechen, und können als Organe der allgemeinen Gesinnungen angesehen werden; nur in diesen beyden Ländern hat der Buchhandel, Dank sey es eben dieser Freyheit, einen solchen Schwung bekommen, daß er dadurch zu einem sehr beträchtlichen Verkehr innerhalb des Reiches und zu einer wichtigen Ausfuhr nach dem Auslande Anlaß gegeben hat, und daß sich nicht allein Tausende von Menschen aus verschiedenen Ständen, sondern auch den Staat selbst dadurch bereichern. Das sind die heilsamen Folgen der Preßfreyheit (und der Sicherstellung des Verlegers gegen den Nachdruck)! Den Wohlstand des Pariser Buchhandels (denn eigentlich in Paris ist der gesammte französische Buchhandel konzentrirt) kann man aus dem beträchtlichen Honorar abnehmen, das jetzt beliebte Schriftsteller für ihre Geistesprodukte empfangen und das zuweilen so hoch steigt, daß man es nur durch den außerordentlichen Absatz ihrer Schriften begreiflich finden kann. Allerdings wird die Angabe dieses Honorars in den Zeitungen übertrieben, und ich habe mehrmals auf die Charlatanerie des Ladvokat und einiger andern aufmerksam gemacht, welche ihren Verlagsartikeln dadurch mehr Ansehen zu verschaffen suchen, daß sie das angeblich dafür bezahlte Honorar in den Zeitungen ausposaunen lassen. Indessen durch eben dieses Ausposaunen ist es doch auch geschehen, daß die beym Publikum beliebten Schriftsteller den Werth ihrer Arbeiten kennen gelernt haben, und sich nun bezahlen lassen, was zuvor nur ein erdichtetes Angeben war. Die Charlatane sind also in ihre eigenen Schlingen gefallen. Die Handschrift von Ségurs Geschichte des russischen Feldzugs ist für 15, einige behaupten sogar 20,000 Fr. verkauft worden; schon nach vierzehn Tagen war die 4000 Exemplare starke erste Auflage vergriffen, fast eben so schnell ging es mit der zweyten. Von Dulaures Geschichte von Paris, die, obwol sie zehn Bände stark ist, doch nun schon zum Drittenmale aufgelegt wird, ist das Verlagsrecht dieser dritten Auflage mit 20,000 Fr. bezahlt worden. Daß Frau von Genlis das Verlagsrecht einer vollständigen Ausgabe ihrer Schriften für 40,000 Fr. verkauft habe, ist in allen Zeitungen angekündigt worden, und scheint auch nach dem jetzigen Cours der Handschriften nicht übertrieben. Berenger, den Frankreich mit Recht als seinen Nationalsänger ansieht, wiewol, oder eben, weil er bei einige Wochen im St. Pelagiegefängnisse zubringen müssen, hat für seine neue Liedersammlung (die ältere ist konfiscirt, aber in den Niederlanden wieder abgedruckt worden) 22,000 Fr. bekommen: diese Sammlung wird in 10,000 Exemplaren abgedruckt. Der Buchhändler hat sich ferner anheischig gemacht, ihm eine Leibrente von 3000 Fr. zuzusichern, dafür braucht Berenger jährlich nur sechs neue Lieder zu dichten. Somit ist also der Dichter für seinen Unterhalt in Ruhe und kann künftighin seinen unabhängigen

Gesinnungen nachgeben, ohne je der Gunst der Mächtigen zu schmeicheln. Berenger ist für die Ultras und Obskuranten ein gefährlicher Feind, denn sein beißender Spott macht sie lächerlich, und dieß ist, in Frankreich wenigstens, weit schlimmer für sie, als wenn er ein gebässiges Liche auf sie würfe. Jedoch es ist Zeit, auf den „Roman" im Odeon zurückzukommen. Die Verhältnisse der Buchhändler und Gelehrten machen den Hauptinhalt dieses Lustspiels aus. Bayard, so heißt der Verfasser desselben, hat die Absicht gehabt, das Treiben der Hauptbuchhändler darzustellen, und nebenbey auch wieder den ewigen Streit über Klassik und Romantik dramatisch einzuführen. Als Lustspiel und Intriguenstück ist Bayard's Dichtung sehr ärmlich, aber als Anspielung auf heutigen Verkehr und jetzige Verhältnisse ist sie doch interessant. Deßhalb verdient sie auch einer weitern Erwähnung, als sie in den meisten Pariser Tagesblättern erhalten hat, welche sie mit dem Bescheide abfertigen, Bayard hätte eine satyrische Epistel und nicht ein Lustspiel in drey Aufzügen schreiben sollen. Erstlich hat der Dichter zwey Buchhändler aufgestellt, einen vom alten Schrote, Namens Bertrand, der nichts als alte klassische Bücher hält und verkauft und nur eine bloße Boutique besitzt. Der andere ist ein Buchhändler nach der Mode; dieser fährt in einem Whisky herum, verlegt die Schriften und Broschüren aller Modeschriftsteller, macht aus 6 oder 300 von ihren Versen einen Band, den er mit einem sehönen Umschlage und eleganten Vignetten ausstaffirt; er spricht nur von tausend und abermal tausend Franken oder Thaler Honorar; sein Magazin ist eins der glänzendsten im Palais royal, er selbst ist nach der neuesten Mode gekleidet, und man trifft ihn in allen großen Vereinen an. Gewiß hat der berüchtigte Ladvokat auch diesem Porträte wieder zum Muster gedient, weßhalb auch der Constitutional, dessen Theaterrezensent mit Ladvokat auf vertrautem Fuße lebt, das Bayard'sche Lustspiel als eine arge Satyre verdammt. Fast sollte es scheinen, als habe auch dieser Theaterrezensent dem Dichter zum Abkonterfeyen gesessen, denn in dem Stücke kömmt auch ein Journalist vor, der bey dem Buchhändler nach der Mode excellente Gastmäler einnimmt; weßhalb sich der Buchhändler auch rühmt, er mästete bey jedem Journale einen Rezensenten dans chaque journal j'engraisse un redacteur. Ferner erscheint ein gewisser literarischer Mäckler, der auch wol nach dem Leben mag aufgegriffen worden seyn; denn in dieser großen Hauptstadt hat wirklich die Literatur so gut ihre Mäckler als die verschiedenen Handelszweige. Dieser Mäckler nun beschäftigt einen jungen Gelehrten aus der Provinz, der einen Roman geschrieben hat und in Paris einen Verleger sucht. Der Mäckler, welcher in der Hauptstadt Bescheid weiß, meint, ein Roman von einem unbekannten aus der Provinz anlangenden Menschen werde nimmermehr an den Mann gebracht werden, und man müsse sich daher einer List bedienen und dem herrschenden Geschmacke fröhnen. Der Roman soll also, als eben aus Schottland eingesandt, den Buchhändlern angekündigt werden, weil nur schottische Romane jezt reißend abgingen. Mit diesem falschen Ausklängeschild wird also die Handschrift dem Buchhändler nach der Mode und der Frau des Buchhändlers von altem Schrote angeboten, die Beyde bey dem literärischen Mäckler erscheinen. Eine solche Handschrift taugt freylich für den Buchhändler vom alten Kern gar nicht; allein seiner Ehehälfte ist der Ehrgeiz in den Kopf gestiegen, und sie hat schon lang mit scheelen Augen das glänzende Magazin des Buchhändlers nach der Mode angesehen; also auch ihr Mann soll in seinen alten Tagen noch ein Romantiker werden, und der Anfang soll mit dem Ankaufe eines romantischen Manuscripts gemacht werden. Um die Sache zu verwickeln, wünscht der junge unbekannte Gelehrte noch sehnlicher die Hand der Tochter des altmodischen Buchhändlers zu erhalten, als sein Manuscript an den Mann zu bringen, und auch der neumodische Buchhändler, ja sogar der Rezensent werben um dieses Mädchen. Dieß Alles führt die sämmtlichen Personen des Lustspiels im zweyten Aufzuge bey dem Buchhändler vom alten Schrote zusammen. Hier fallen einige drollige Auftritte vor. Die beyden Buchhändler sind auf das schottische Manuscript erpicht, der eine, weil ihn die Romantik bereichert hat, und der andere, weil er sich das durch bereichern will. Das beste Mittel, um einig zu werden, scheint ihnen zu seyn, die Handschrift untereinander zu verstei gern. Der Buchhändler vom alten Schrot sezt mit altväterlicher Klugheit immer nur einige hundert Franken zu; allein der Mo debuchhändler wirft mit Tausenden um sich, und bietet zuletzt 10,000 Fr., worüber der alte Bertrand die Hände zusammenschlägt, sich erreißert und gegen den St. Fortuné losfährt; hierdurch gerathen die beyden Buchhändler aneinander und sagen sich einander tüchtig die Wahrheit; wie würde nicht der alte Bertrand die Hände zusammenschlagen, wenn er hörte, daß Chateaubriand für den Verlag seiner sämmtlichen Schriften in zwölf Bänden 100,000 Landthaler fordert! Auch der Modebuchhandler und der Rezensent gerathen wegen ihrer Liebschaft aneinander; der eine entwirft eine sehr wichtige Skizze des Buchhändlers wie er seyn soll, wogegen der andere in einer Parallelskizze den Rezensenten wie er seyn soll, schildert. Ueber die bösen Rezensenten kann man sich indessen jezt in Paris nicht beklagen; und wenn der Partheygeist nicht mit im Spiele ist, so sind sie meistens so gutmüthig, und loben fast Alles, was ihnen anempfohlen wird, so daß ein Buchhändler oder ein Schriftsteller wahrlich sehr ungeschickt seyn müßte, wenn er es nicht dahin bringen könnte, seine Waare in diesem oder jenem Journale loben und herausstreichen zu lassen. Der Tadel ist etwas so seltenes in den Pariser Tagsblättern geworden, daß die Herausgeber eines neuen Blattes, la mosque da far, es als eine gute Spekulation angesehen haben, nichts zu loben, sondern Alles zu tadeln, besonders die in andern Blättern gelobten, um sich dadurch von allen Tagesblättern zu unterscheiden. Im dritten Aufzuge werden die Angelegenheiten wieder ruhig, und der alte Buchhändler Bertrand, welcher anfangs mit aller Gewalt den Journalisten zu seinem Eidam haben wollte, begreift endlich, daß, um ein romantischer Buchhändler zu werden, das beste Mittel sey, seine Tochter einem romantischen Schriftsteller zur Ehe zu geben; folglich, da es herauskömmt, daß der junge Schriftsteller aus der Provinz der Verfasser des 10,000 Fr. werthen Romans ist, so nimmt er keinen Anstand mehr, in die Heirath der beyden jungen Leute einzuwilligen. Aus dem Gesagten geht nur zu deutlich hervor, daß man in Paris die Gewogenheit eines Journalisten oder eines Rezensenten durch eine gute Mahlzeit gewinnen könne; weßhalb die Hauptbuchhändler aus Spekulation eine gute Tafel halten. Vielleicht sind auch anderswo die Herren Journalisten so zugänglich als in Paris; leider aber sind hier die Journalisten nicht die einzigen, welche eine Vorliebe zu einem festlichen Gastmale haben. Solch ein Gastmal muß leider manchmal zu einem wichtigeren Zwecke dienen, als das Lob eines mittelmäßigen oder schlechten Buches zu erkaufen; und das beste Lied eines neuen Vaudevillestückes: L'Eligible, oder der Wählbare, ist folgendes, welches aber nicht auf der Bühne gesungen wird, weil es zuvor ausgestrichen worden ist:

Pour un repas fort ordinaire,
Jadis le gourmand Esau
Vendit tous les droits à son frère,
Et pourtant ne fut pas perdu!
Même encore au siècle où nous sommes,
A quoi serions-nous condamnés,
S'il fallait pendre tous les hommes,
Qui se vendent pour des dîners? D. S.

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. März 1825.

Nun hab ich mein Sach auf nichts gestellt
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt
Juchhe!

Goethe.

Der gute Pfalzgraf.

Tafellied von Wilhelm Müller.

Es war ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Geboren zum Regieren,
Regieren thät er Groß und Klein,
Die Menschen sammt den Thieren.
Er ließ sie gehn und ließ sie stehn,
Es ward ihm gar nicht sauer.
Es blieb der Fisch in seinen See'n,
Bey seinem Pflug der Bauer.

Der Mundschenk trank den besten Wein
Wol in dem ganzen Lande,
Und wer ein Ritter wollte seyn,
Der trug ein Kreuz am Bande.
Und wenn das Hofgesinde sah
Die Tafel wohl serviret,
So rief es: Cara patria!
Wie gut bist du regieret!

Der edle Pfalzgraf, daß erfreut
Ob seines Landes Segen,
Berauschte sich in Seligkeit
Und ließ in's Bett sich legen.
Da lag und schlief und schnarcht' er dann
Bis an den hellen Morgen.
Wohl ihm, der also ruhen kann,
Und läßt den Herrgott sorgen!

Der gute Pfalzgraf ist nun todt,
Und thut nichts mehr regieren.
Er hat sie nicht erlebt die Noth,
Die jetzt heißt Gouvernieren.

Regieren will nun Jedermann,
Niemand regieret werden.
Was Jeder will und Keiner kann,
Wer macht das recht auf Erden?

Der gute Pfalzgraf ist nun todt,
Und würd' er neu geboren,
So wären wir aus aller Noth,
Die Klugen sammt den Thoren.
Wir wählten ihn zum Herrn der Welt,
Er ließ sie gehn und stehen,
Wo sie der Herrgott hingestellt
In seines Himmels Höhen.

Und wenn wir hier bey Wein und Sang
Seldander jubiliren,
So ist uns um die Welt nicht bang
Und um das Weltregieren.
O gebt mir einen Becher her,
Dem alten Herrn zu Ehren!
Und wer es besser kann, als der,
Er soll's den Andern lehren.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

Zweytes Bruchstück.

Bey dem Aufenthalt in Sillery legte ich mit meinem Gedächtniß ganz besondere Ehre ein. Herr von Rochefort war der Freund eines sehr angenehmen Dichters, Heern Desbordes, dieser schickte ihm eine Fabel, „Chloe und der

Schmetterling" genannt. Sie hat hundert-und-dreyßig achtsoldige Zeilen, die uns Herr von Rochefort nach der Tafel vorlas; ich fand sie allerliebst, und bat, sie ein einzigesmal selbst lesen zu dürfen, gab sie darauf sogleich zurück, und sagte: daß ich sie — und das war wirklich so — ganz auswendig wüßte*). Nie habe ich sie vergessen; sie befindet sich in mehreren Sammlungen und fängt folgender Gestalt an:

Sous un ciel serein et tranquille,
Au sein d'un champêtre séjour
Loin des veins plaisirs de la ville
Et loin des piéges de l'amour

Chloé naïve, jeune et belle,
Voyait couler ses jours heureux,
Aussi heaux, aussi simple qu'elle. etc. etc.

Ich las viel in Sillery, Herr von Puiſieux hatte eine vortreffliche Bibliothek; auch las ich sehr gut, meine Stimme war wohlgefällig, und ich las, wie ich schon sagte, Nachmittags, während der Andern Spaziergang, Frau von Puiſieux vor. Die Bemerkungen meiner Zuhörerin vermehrten das Interesse und den Nutzen der Lektüre, und ich nahm eine Menge Auszüge mit mir hinweg. Diese Arbeit fesselte mich unglaublich an meine jedesmalige Lektüre, und ich hatte schon viele Hefte damit angefüllt. Vor meiner Abreise von Sillery machte ich Frau von Puiſieux ein Geschenk, welches sie entzückte. Sie hatte mich um ein Verzeichniß aller der Musik und Lieder gebeten, die ich auf den verschiedenen mir geläufigen Instrumenten spielte und sang. Es war deren eine große Anzahl. Ein Schreiber in Rheims trug sie in ein sauberes, rothsaffianenes Buch ein, und ich fügte ihnen alle meine Sonaten, Variationen u. s. w. bey, für welche ich lauter eigene Namen erfand: meine Lieblings-Sonate, die von Alberti war, nannte ich „die Puiſieux;" die, welche Herr von Puiſieux am meisten liebte und immer von mir wollte spielen hören, erhielt den Namen seines Lieblingspferdes; ihnen allen setzte ich eine Art Zueignungs-Epistel vor, die ich hier einrücke:

Quand on veut reussir et plaire,
Qu'on n'est Sophiste, ni méchant,
Qu'on veut instruire en amusant,
Qu'un livre est difficile à faire!
Vous, en qui l'on voit tant d'esprit,
Du mien daignes être arbitre,
Vous le trouverez bien écrit
Si Vous en exceptez l'épître;
Qu'il ne soit connu que de Vous,
A Vous seul j'en fais hommage;
S'il merite Votre suffrage,
Combien il fera des jaloux!

L'auteur saura braver les coups
De l'envie et de la satire,
Si malgré tout leur vain courroux,
A son livre il vous voit sourire.

Ich überreichte der Frau von Puiſieux dieses kleine Buch den Tag ehe wir von Sillery abreisten, und sie empfing es mit ihrer gewohnten Güte, das heißt, von Freude wirklich entzückt.

Wie ich mit Frau von Puiſieux nach Weihnachten von Sillery nach Paris abreiste, hielten wir uns vierzehn Tage in Braine, bey der alten Gräfin von Egmont, auf; ihre junge schöne Schwiegertochter befand sich auch bey ihr. Die Gräfin war in ihrer Jugend die vertraute Freundin des Herrn Leduc, Premier-Ministers Ludwig XV., gewesen; ich sammelte aus ihrer Unterhaltung mit Frau von Puiſieux manche merkwürdige Anekdote, besonders von dem schönen Fräulein von Clermont, Herrn Leduc's Schwester, deren Freundin Frau von Puiſieux gewesen war. Der Marquis von Croix befand sich auch daselbst; er war nur fünfzig Jahr alt, sah aber wie ein Achtziger aus, hatte den Weibern einst gefallen, und war untröstlich, sein Glück nicht mehr bey ihnen machen zu können. Noch immer hatte er alles Gezier eines jungen Gecken, und machte die auserlesenste Toilette. Die alte Gräfin nannte ihn „Cythereens Invaliden." Ohne Ruhm, von Hinfälligkeiten, welche schändliche Ausschweifungen hervorgeführt haben, gedrückt, ist ein Invalid ein trauriges Ding! — und dieses frühzeitige Greis war voll Launen und Eigensinn; da er den jungen Frauenzimmern nicht mehr gefallen konnte, haßte er sie. Er war wirklich unverbindlich gegen mich, und ich rächte mich auf eine Art, welche die junge Gräfin Egmont ungemein ergötzte. Ich bezeigte ihm eine so tiefe Ehrfurcht, wie einem hundertjährigen Greise; er erboste sich darüber, und das gab die komischsten Auftritte! Endlich fragte er Frau von Egmont: für wie alt ich ihn denn hielt? Sie antwortete: daß sie meine Einfalt kurzweilte, und mich bey dem Glauben erhalte, er sey acht-und-neunzig Jahr alt. Diese Meinung versöhnte ihn nicht mit mir, er erklärte mich für mehr wie einfältig, gab sogar zu verstehen, daß er mich für die dümmste Person in der Welt hielt. Bey eben diesem Besuch sah ich einen wirklichen, aber sehr liebenswürdigen Greis, den Marschall von Richelieu, den jüngern Gräfin von Egmont Vater. Ich betrachtete ihn, bey dem Gedanken, daß er Ludwig XIV. gekannt, und im vertrauten Cirkel der Frau von Maintenon gelebt habe, mit der größten Aufmerksamkeit; er war sehr freundlich, voll Sanftheit und Güte, war im Kriege glücklich gewesen — das sind Eigenschaften, die das Alter zieren — und jetzt nicht verdrießlich, deren keine schimmerndere mehr haben zu können. In diesem Cirkel hörte ich ihn sagen, daß er Voltaire umsonst versichert habe, das Testament des Kardinals von

*) Dieser Umstand gereicht der Klarheit und Natürlichkeit des Dichters ebenfalls zur Ehre.

A. d. V.

Richelieu sey vollkommen ächt, und das Original noch in seinem Hause; Voltaire wollte keine der Lügen, die er in dieser Rücksicht verbreitet hatte, zurücknehmen. Frau von Egmont hatte schon dasselbe geäußert; ich fand schon damals, der Marschall hätte diese historische Unwahrheit durch ein öffentliches Wort Lügen strafen sollen; allein dieser wollte sich mit Voltaire, welcher ihn seinen Helden nannte, nicht entzweyen*), und, wie alle Weltleute, fürchtete er öffentliches Auftreten, Aufsehen, aber vor Allem Voltaire's Feder; und so haben kleinliche Rücksichten und die Furcht, welche die Encyclopädisten einflößten, in diesem Jahrhundert nützliche Wahrheiten tausendmal in Banden gehalten. Der Marschall von Richelieu war jedoch verständig genug, um die Gefahren der Lehre und Grundsätze der anmaßlichen Philosophie zu beurtheilen; er äußerte es in der Gesellschaft, und wir sehen es in mehreren seiner nachgelassenen Briefe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) In den Briefen, die er ihm schrieb; indeß er in Briefen an Andere aus derselben Zeit ihn nicht anders bezeichnete, als „den Spielwirth, den Spielhaushalter (Tripotier, maître de Tripot). Sein Briefwechsel bezeugt es. Der Marschall hatte als Oberkammerherr eine besondere Aufsicht über die comédiens françois. A. d. H.

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Um die Tanzenden schließt sich jedesmal ein dichter Kreis von Zuschauern, welcher einen größern oder geringern Grad von Beyfall zu erkennen gibt, je nachdem jene viel oder wenig Virtuosität zeigen. Die meiste Theilnahme beweisen die Fremden, welchen dieses Schauspiel natürlich ganz neu ist. Unter diesen zeichnen sich besonders die Gentlemen und die Ladys aus, welche sich doch auf die Fußspitzen, in ihren Equipagen sogar auf die Kutschsitze stellen und mit offenem Munde zusehen, um auch keine Bewegung der Tanzenden und keinen Ton der Heulenden zu verlieren. Freylich fällt bey dem Tanze manchmal etwas vor, was die übergroße Sittsamkeit der Ladys auf mehr als eine Art skandalisirt. Nach Beendigung des Tanzes werfen Beyde, oft unaufgefordert, ein Stück Geld auf die Wiese, welches, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, die Tänzer aufheben und den Engländern ein „Grazie tante, sa," nachsenden.

Diejenigen unter den Bekämmten und Venezten, welche den Saltarello nicht tanzen, bleiben an den Tischen sitzen und machen „un pò di conversazione," in welche sich Bekannte und Unbekannte mischen.

Es ist jezt eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang; die Furcht vor der Aria cattiva beginnt in den Köpfen zu sinken, und Alles schickt sich zur Heimfahrt an, selbst die Helotinnen, welche, nebst den Heloten, dem Feste, von Ferne stehend, zugesehen, und Jedes einen Zwieback für einen Bajocco und ein Glas Citronenwasser für einen halben Bajocco verzehrt haben.

Beym Aufbrechen fällt es noch hin und wieder einigen Standiosen oder Bekämmten ein, mit ihren männlichen Begleitern in der, von Paul III. (1534—1549) erbauten, sich unter dem Testaccio weg, bis an das Paulsthor, ziehenden Bollwerksmauer Versteckens zu spielen. Da es aber schon zu finster ist, widersetzen sich die Carabinieri dieser Belustigung, und nöthigen die Versteckten, wieder zum Vorschein zu kommen und den Rückweg anzutreten.

Jedermann schreyt und eilt nun nach seinem Wagen, die Heloten nach ihren Eseln. Der Tumult ist groß, größer aber noch unsere Verwunderung, daß Alles so ruhig abgeht. Und hier merke man ein- für allemale: welche nachtheiligen Gerüchte auch im Auslande von der Völlerey und daraus entstehenden Zanksucht der Römer herrschen mögen, im ganzen Jahre sieht man hier nicht so viele Trunkenbolde und Zänker, als im Norden in einem einzigen Tage. Verzeiht man (wie sich geziemt und gebührt) dem Römer das Menschliche, wohl erwägend, daß sich das Blut in der Nähe des mittelländischen Meeres heftiger bewegen müsse, als um das Eismeer herum, so erscheinen die Römer, trotz der Messerstiche, welche sie sich mitunter einander versetzen (und welche, verhältnißmäßig, nicht mehr, als Faustschläge im Norden sind) und Trotz des Aufwands von pantomimischer Beredsamkeit, welche ihre mündlichen Discussionen belebt, wirklich als geduldige Lämmer.

Davon überzeugen wir uns, während die ganze Scherbenbergs-Gesellschaft vor uns vorüberpassirt. Man bedenke, woher sie kommt, und daß es, mit geringen Ausnahmen, nur Leute aus den untersten Volksklassen sind, im Sinne des Nordens gesprochen, ohne alle Erziehung und Unterricht, von denen kaum der Hundertste leser, kaum der Tausendste schreiben kann! Dennoch läßt sich kein Streit, noch weit weniger Thätlichkeit verspüren. Freylich sind die Karabiner dahinter, aber diese werden höchstens bey Handhabung der öffentlichen Sittlichkeit refraktirt, dürfen sich überall auch nur in eigentliche tumultuarische Streitigkeiten und Schlägereyen mischen.

Freylich nimmt der Tumult eine bacchanalische Miene an. Denn nicht allein heulen die Mädchen von Nemi ihre Tamburinolieder, der Himmel weiß, ob mit feurigerem Enthusiasmus, als beym Hinfahren, ab; auch die Burschen stimmen die sogenannte Tarentela, eine Nachbildung der neapolitanischen, ebenfalls nach der Melodie des Tamburinoliedes, an, und die Honoratioren singen, mit einer Begeisterung, als stünden sie auf der Bühne, Rossinische Opernarien. Fügt man dazu das Fluchen der Kutscher, welche sich, bey der Schmalheit des Weges,

Digitized by Google

alle Augenblicke in's Zeug fahren, das Ja der abgematteten Eiel, welche, trotz aller Schläge und Fußtritte, nicht aus der Stelle können, und von den Heloten an Ohren und Schwanz fortgezogen werden, und endlich das wiederude Gejauchze aller derer hinzu, welche weder heulen noch brüllen, noch singen, noch iaen; so kann man sich einen Begriff von dem Durcheinander geben, welches die Römer jeden Oktoberabend bey der Rückkehr vom Scherbenberge machen.

Unter dem Palatinus, auf der Piazza di Bocca della Verità (Forum Boarium) angekommen, wo die Wege sich trennen, verliert sich die Gesellschaft in die verschiedenen Stadtviertel. Die Kurzermeligen fahren nach Hause, die Standlosen begeben sich in's nächste Kaffeehaus, die Bekämmten und Benezten in eine Trattoria (Restaurateur), die Fuhrmannsknechte in eine Osteria (Garküche), die Besserthümlichen unter den Heloten vor eine Bettola (Weinschenke), und der Plebs von ihnen auf sein Strohlager in den verfallenen Stadtmauerruinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 4. März.

Wenn Sie mich jezt in den Vormittagsstunden hier sprechen wollten; müßte ich Sie einladen, mich in dem Museum aufzusuchen, das der hiesige Buchhändler Arnold am alten Markte geöffnet hat, denn seit etwa acht Tagen, wo ich für den billigen Preis von drey Thaler für das Vierteljahr Mitglied geworden bin, können Sie mich von eilf bis ein Uhr regelmäßig darin finden. Mit der Anstalt hat sich der Entrepreneur ein wahres Verdienst um Dresden erworben, denn ein ähnliches Institut für Zeitungs- und Journallektüre fehlte bisher daselbst ganz. Man mußte entweder Mitglied irgend eines der hiesigen Klubbs seyn, um wenigstens die gangbarsten politischen Zeitungen und belletristischen Tagesblätter sogleich zu erhalten, oder sich bey einem Buchhändler in einen Lesekreis abonniren, wo man freylich dieß und jenes, je nachdem man mehr oder weniger daran wenden wollte, in's Haus geschickt bekam, aber wie spät und wie veraltet. Jezt läuft aber die Zeit und mit ihr besonders die Politik so schnell, daß wenn man die Erscheinungen des Moments nicht gleich in demselben auch auffaßt, sie schon in dem nächsten von etwas Andern verdrängt sind. An französische, englische, italienische, spanische Zeitschriften war aber dabey gar nicht zu denken, und jezt bekömmt man im Museum einen reichen Vorrath davon recht frisch zur Hand. Man staunt fast, wenn man die große Zahl von Tagelektüre darin sieht. Mehr als fünfundzwanzig verschiedene politische und über sechszig belletristische, historische, kirchliche, pädagogische, polytechnische u. s. w. Tageblätter, zuletzt aber noch eine gleich große Zahl von Monats- und Vierteljahrschriften aus allen Fächern des menschlichen Wissens. Diese Blätter in gut zu handhabenden Umschlägen sind in einem großen, kirchenartigen, äußerst gut geheizten und erleuchteten und sehr anständig dekorirten Saale aufgestellt, welcher von früh neun Uhr bis Abends neun Uhr Wochentags wie Sonntags geöffnet ist. In diesem Saale findet sich auch die Aufstellung aller Arten von Wörterbücher, sowol für Sprachen als Sachen, die sich schon jezt über 200 Bände belaufen und künftig bis zur möglichsten Vollständigkeit immer noch vermehrt werden sollen. Neben diesem Saale stehen in einem kleinen Zimmer zwey gute Pianoforte's zum Gebrauch und ein drittes enthält den Verkauf eines mit dem Neuesten versehenen Musikhandels. Endlich treten sie auch noch in ein viertes schönes Zimmer, fast so groß als jener Saal, wo stets Alles, was im Buchhandel Neues erscheint, ob es Deutschland oder Frankreich bringe, gleichviel für die Beschauung dargelegt wird. Gemälde hiesiger Künstler hangen zum Verkauf an den Wänden, Landkarten, Kupferwerke, Globen u. s. w. bedecken die Tische. Dieses Zimmer ist auch zum Sprechzimmer eigentlich bestimmt, doch versagt man sich's ebenfalls im Lesezimmer nicht, dem Nachbar ein vertrautes Wort über Griechenland oder Spanien zuzuraunen. An dieses Sprechzimmer nun stößt die Buchhandlung selbst, wo man zuvorkommend und geschickt bedient wird. Sie werden selbst finden, wie zweckmäßig und wie unterhaltend, namentlich für einen Fremden, diese Einrichtungen sind. Man kann auch für Wochen eintreten, dagegen ein Abonnement für ein ganzes Jahr nur das geringe Legegeld von neun Thaler kostet. Den Besuch habe ich bis jezt zwar noch nicht allzuzahlreich gefunden, doch mehrt er sich mit jedem Tage. Angenehm war es mir, dort auch mehrere der hiesigen Schöngeister zu finden, welche der gefällige Buchhalter, der im Lesezimmer die Geschäfte besorgt, mir auf meine Bitte nach und nach zeigte. So fand sich Hofrath Böttiger ein, der geschickte Uebersetzer Lindau, der humoristische Laun (Fr. Schulz), der Herausgeber der Abendzeitung, Hofrath Winkler (Th. Hell) und der des Merkurs, Hofrath Philippi u. s. w. Auch Tieck habe ich einmal gesehen und sich recht theilnehmend über die Anstalt äußern hören. Sein sonores Organ macht mich sehr begierig, einmal die Vorlesung eines Shakespeare'schen Stücks von ihm zu hören, die er aber nur für einen Kreis hält, zu dem zu gelangen mir bis jezt noch nicht glückte. Weber soll auch manchmal das Museum besuchen, Kind's Name fand ich jedoch unter den Subscribenten nicht. Möge eine recht große Anzahl derselben den Unternehmer in den Stand setzen, seine nützliche Anstalt aufrecht erhalten zu sehen!

Die öffentlichen Maskenbälle scheinen hier nicht recht gedeihen zu wollen. Ich bin auf dem letzten gewesen und fand den Saal nicht zur Hälfte gefüllt. Dieser ist aber überaus schön, und ich glaube kaum, daß irgend eine Stadt Deutschlands ihn in diesem Umfange aufzuzeigen hat. Schade, daß der Einbau in der Mitte die ganze Größe versteckt, die sonst noch deutlicher in die Augen springen würde. Bis zwölf Uhr hatten nur Masken in Charakterkleidern oder Domina's Zutritt, dann konnte aber Jedermann ohne Maske mit Frack oder Ueberrock in den Saal treten. Das ist ein sehr großer Uebelstand, welcher die ganze Idee eines Maskenballes stört, und ich kann mir nicht vorstellen, daß die Unternehmung wegen des kleinen Gewinns diese Verbindung für die Frühvertretenden, die sich's in Maske und Kleid sauer werden ließen, erstattet. Unstreitig hat sich diese Unsitte nur eingeschlichen, und wird wenn sie bemerkt worden, künftig wegfallen. Freylich fand sich auch unter den Masken selbst wenig Ausgezeichnetes, doch war Alles reinlich und nett, und das Benehmen der Gesammtmasse war ungemein artig, ja fast zu still, denn auch nicht ein Harlekin trieb seine tollen Späßchen. Einige Pro oatredouten sollen mannigfacher und glänzender gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 73.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. März 1825.

Du grüßest mich, herrliche Sonne? —
O glüh' nur und leuchte und wärme! —
Ihr zwitschert, ihr lieblichen Vöglein? —
O gaukelt und tändelt und koset! —
Ihr tummelt euch, Quellenbewohner? —
O rasch, denn der Frühling ist da,
Sein Odem, sein Wehn ist uns nah!

Adolph Nehmiz.

Frühlingslied.

Von Wilhelm Müller.

Schwinge, schwinge deine Fahnen,
Holder Mai, auf hellen Bahnen,
Blau gewirkt mit weißen Flocken,
Blumenkränze um den Rand!
Web' des Waldes Pfade trocken,
Wehe warm das starre Land!

Deine lieben Anverwandten,
Deine kleinen Musikanten,
Spielen fröhlich zu dem Feste
Deiner Siegesherrlichkeit,
Und du bringst für alle Gäste
Selber mit das Feyerkleid.

Grüne, weiße, rothe Röcke,
Manche buntgestickte Decke
Für den Wald und für den Garten
Wirkst du wieder aus der Höh',
Läßt auf Häudchen auch nicht warten,
Guckt der Krokus aus dem Schnee.

Schwinge, schwinge deine Fahnen,
Holder Mai, auf hellen Bahnen!
Web' in alle meine Sinne
Deines frischen Athems Lust,
Und das süße Lied der Minne
Gieß in meine leere Brust!

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Fortsetzung.)

Wer das weibliche Genie, ich meyne jene weibliche Anlage, welche frey von aller bürgerlich-häuslichen Einschließung, meistens unter freyem Himmel, und belebt von dem unmittelbaren Feuer der Alles befeligenden Sonne, zur Reife gediehen ist, wer dieß weibliche Genie kennen und verehren, ja anbeten lernen will, der gehe an einem Oktoberabend in die Trattorie, und höre und sehe die römischen Frauen der untern Klassen, welche ich oben scherzhaft die Bekämmten und die Benezten genannt habe, die Honneurs der Gesellschaft machen. Auch die lezte, wenn gleich nur spinngewobene, Fessel der Familiensorgen ablegend, vom Enthusiasmus des jahreszeitlichen Festes und dessen eben gehabten Genüssen aller persönlichen Individualität entrückt und gleichsam zur absoluten geistigen Allgemeinheit erhoben, entwickeln diese interessanten Geschöpfe eine Geistesüberlegenheit, eine Ruhe, ein Bewußtseyn und einen Schicklichkeitssinn, die jeden Beobachter in Erstaunen setzen müssen, welcher den Werth der Weiber weder nach der Quantität der Strümpfe, welche sie stricken, noch der Reime, welche sie hersagen können, zu beurtheilen gelernt hat. Fügt man dazu die Körperschönheit dieser Frauen, durch die nach und nach sich immer mehr vernachlässigende Toilette in ein immer helleres Licht versezt, die hinreißend-geistvolle Gewandtheit, ihre störrischen, nach und nach den Genüssen des Tages unterliegenden, Männer in den Schranken der geistigen und finanziellen Oekonomie zu erhalten, und endlich die Kunst, außer der pflichtgemäßen Aufmerksamkeit, dem Gatten erzeigt, auch noch dem liebenswürdigen Hausfreunde gehörig Genüge zu leisten, dann wird aller

Schimmer, unter welchem die Pariser Frauen (man erinnere sich an die schöne Handschuhmacherin in Yorik's Sentimental Jorney) fremden Neulingen erschienen sind, vor der gehaltvollen Natürlichkeit der Römerinnen in nichts verschwinden. Zwey Stunden vor Mitternacht (denn der gemeine Römer ist kein Nachtschwärmer, wie der Venezianer) schickt sich Alles zum Aufbruch in's Bett an. Im Heimgehn wird, wenn man etwa auf Bekannte stößt, noch un pò di conversazione gemacht, welche freylich oft Stundenlang währt, denn einen Mundvoll schwatzen, geht bekanntlich dem Römer über Alles. Im Hause angekommen, legt sich die ganze Gesellschaft ziemlich unmuthig zu Bett: fällt es ihr doch jezt, obgleich zu spät, ein, daß sie am heutigen Tage den Verdienst einer ganzen Woche verzehrt hat!

Wenn die Auftritte in den Kaffeehäusern und den Trattorien den Beobachter angezogen haben; so gewähren die Weinschenken, oder besser gesagt, der Platz vor denselben, keinen minder interessanten Anblick. Hier sieht man, wie leicht es der Verschlagenheit des Volks wird, auch die heilsamsten Polizeyordnungen zu umgehen, oder vielmehr, um mit dem Worte zu spielen, zu umstehen. Der Hang zum Kneipenleben, welcher dem römischen Volk, bey seiner nothwendigen Entbehrung der Häuslichkeit, eigen ist (wobey aber seine Völlerey, wie schon gesagt, zu der der Nordländer sich verhält, wie Eins zu Tausend), hat die jetzige Regierung vermocht, den Speisehäusern den Verkauf des bloßen Weins, ohne Speise, so wie den Weinschenken das Sitzen der Gäste, zu untersagen; wer Wein trinken will, muß entweder in den Speisehäusern dazu essen (das Geringste sind zwey Coer), oder ihn in einer eigends dazu mitgebrachten Bouteille kaufen. Der Zweck dieser Verordnung ist, dem Volk den Aufenthalt in den Wirthshäusern zu erschweren und es häuslicher zu machen, wobey übrigens Jedem überlassen bleibt, in seinen eignen vier Pfählen so viel zu schwelgen, als es sein Beutel, oder sein Magen gestattet. Aber, wie schon bemerkt, der Römer, gleich allen Bewohnern der südlichern Länder, hat kein Haus, im uneigentlichen, und oft keinen Tisch und keinen Stuhl, im eigentlichen Sinne; wie kann er sich in's Haus einschließen? Was bleibt ihm also übrig, als draußen vor dem Weinhause zu trinken, da er es in demselben nicht darf? Man sieht daher Gesellschaften von zwölf, fünfzehn und mehrern Personen, mit Weib und Kindern, mit Gläsern und Bouteillen in der Hand, auf der Gasse stehen, oder liegen und sich einander zutrinken, conversiren oder auch alla mora spielen.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Fortsetzung.)

Ich brachte diesen Winter in ziemlicher Zerstreuung zu: das Schauspiel besuchte ich wenig, war auch nur zweymal auf dem Operndall; allein Privatbälle, Diners, Soupers und Besuche nahmen mir viel Zeit. Alle Sonnabend Abends speiste ich bey Frau von Custine, wo wir allerliebste Abende zubrachten. Es fanden sich daselbst nur Frauen ein, denn unsere Männer gingen an diesem Tage alle nach Versailles, um den folgenden Morgen mit dem Könige zu jagen. Wir kamen um acht Uhr zusammen, und schwatzten mit einer nie abnehmenden Heiterkeit. Wir waren zu sechs: Frau von Custine und Louvois, Beyde, obgleich sehr verschieden, doch gleich liebenswürdig; Frau von Harleville, eben so angenehm durch ihr Aeußeres, als durch ihren Geist und Charakter; die Gräfin Vaubecourt, hübsch wie ein Engel, und durch Einfälle, die naiv erschienen, obschon sie nichts weniger wie unbefangen waren, sehr kurzweilig. Sie war mit Frau von Custine verwandt. Man sprach damals noch nicht von ihrer Aufführung; der Ernst ihres Mannes erhielt ihren Ruf, allein das folgende Jahr ward eine Geschichte weltkundig, welche Herrn von Vaubecourt in die Nothwendigkeit versetzte, eine lettre de cachet gegen sie zu fordern, vermöge deren er sie in ein Kloster sperrte, wo sie ihr Leben beschloß*). Die fünfte in unserm Kreis war die Gräfin von Crenay, die einzige nicht hübsche. Sie sah im zwanzigsten Jahre wie eine Frau von vierzigen aus, ihr Betragen war stets tadellos, ihr Charakter gut, doch kurzweilte sie uns durch die Erzählung aller Liebeserklärungen, die sie, besonders bey den Soupers ihrer Mutter (Frau Latour du Pin), zu empfangen versicherte. Frau von Custine wollte durchaus die Namen dieser unglücklichen Liebhaber wissen — und da waren es Unbekannte, oder vierzig- und fünfzigjährige Männer, die in den Dreyßigen schon gewaltig langweilig gewesen seyn mußten. Da uns Frau von

*) Wie sich Herr von Vaubecourt, diese lettre de cachet zu verlangen, zu dem Minister begab, war aller Welt seine Absicht bekannt, nur nicht Herrn von Autereche, der alle Neuigkeiten zuletzt erfuhr. Dieser geht an einem Tage großer Beförderungen zu dem Minister, findet viele Menschen versammelt und sieht Herrn von Vaubecourt, der so eben den traurigen Verhaftsbefehl erhalten, das Kabinet des Ministers verlassen. Sogleich bildet er sich ein, daß er Beförderung erhalten hat, geht auf ihn zu und beglückwünscht ihn sehr laut, hinzufügend: daß er es vollkommen verdient habe, daß er immer geglaubt habe, es könne ihm gar nicht fehlen u. s. w. Die Beschämung des armen Mannes und das Lachen der Zuschauer ließen ihm seinen Versprecher nicht eher einsehen, als bis er alle seine Glückwünschungs-Gemeinplätze ausgekramt hatte.

A. d. H.

Crenay sagte, daß sie Liebesbriefe in ihrem Arbeitssack fände, wenn sie denselben während der Abendtafel im Salon zurückließ, verfaßten wir, Frau von Custine und ich, die allerleidenschaftlichste Epistel, und steckten sie ihr eines Abends in ihren Sack. Sie war so unklug und drollig, daß es mir recht leid thut, sie nicht aufbehalten zu haben. Uebrigens machte Frau von Crenay ein sehr zierliches Haus. Obgleich sie zum Tanz zu dick und auch zu groß war, liebte sie ihn doch, und gab diesen Winter sehr artige Bälle, zu denen ich immer eingeladen wurde und mehrere Quadrillen tanzte. Ich erfand deren eine, die nur zu viel Aufsehn erregte. Da die Mode, Sprichwörter zu spielen, noch immer anhielt, nannte ich diese Quadrille „die Sprichwörter." Jedes Paar bildete bey dem paarweisen Marsch, welcher dem Tanz vorangeht, ein Sprichwort. Jedes Paar hatte das seine gewählt, und einstimmig hatten wir Frau von Lauzun folgendes zugetheilt: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée (guter Ruf ist besser wie ein Gürtel von Gold). Sie war auf das Einfachste gekleidet, mit einem grauen Gürtel verziert, und tanzte mit Herrn von Belzunce; die Herzogin von Lianeourt mit Herrn von Boulainvilliers, der als Greis gekleidet war; ihr Sprichwort hieß: A vieux chat, jeune souris (der alten Katze eine junge Maus). Frau von Marigny tanzte mit Herrn von St. Julien, der einen Neger vorstellte. Sie strich von Zeit zu Zeit mit einem Tuch über sein Gesicht, um das Sprichwort auszudrücken: à laver la tête d'un Maure, on perd sa lessive (man wäscht den Mohren nicht weiß). Ich kann mich weder des Tänzers, noch des Sprichworts meiner Schwägerin, der Marquise von Genlis, erinnern; mein Tänzer war der Graf von Laval, prächtig gekleidet und mit Juwelen bedeckt; ich dagegen als Bäuerin — unser Sprichwort war: Contentement passe richesse, (besser zufrieden, wie reich). Ich sah fröhlich und lebhaft aus, der Graf, ohne eine Rolle zu spielen, traurig und gelangweilt. Zusammen waren wir unsrer zehn. Ich hatte zu dieser Quadrille eine recht hübsche, muntere, tanzige (dansant) Musik gesezt, die meiner Idee nach auch das Sprichwort ausdrücken sollte: reculer pour mieux sauter (einen Anlauf nehmen, um besser zu springen). Gardel machte zu dieser Idee die niedlichsten, munterſten Contre-Tanztouren, die ich je gesehen! Wir übten uns sehr ein, und unsere Quadrille fand so vielen Beyfall, daß wir sie auf dem Operndall zu tanzen beschlossen. Unglücklicherweise hatte sie aber bey einigen Männern im Palais Royal, welche vergeblich gewünscht hatten, daran Theil zu nehmen, die größte Eifersucht erregt; diese erfuhren unsre Absicht einige Tage vor dem Ball, und machten eine Verschwörung, um unsern Tanz zu verhindern. Wir kamen alle zehn, ohne Maske, um ein Uhr nach Mitternacht auf den Ball und machten unsern Marsch durch den Saal, der bis zu dem Augenblick, wo wir uns zum Tanze stellten, nur von Beyfall ertönte: allein jezt erschien mit einem Male, urplötzlich eine riesenhafte Katze, knurrte und wälzte sich uns vor den Füßen umher. Sie stellte das feindselige Sprichwort: il ne faut pas reveiller le chat qui dort, (Man muß die schlafende Katze nicht wecken) vor. Ein kleiner in Pelzwerk eingenähter Savoyarde spielte diese Rolle. Anfangs erzürnte es unsre Tänzer nicht sehr; sie stießen ihn ziemlich sanft hinweg, dadurch schien diese Katze aber nur kecker zu werden, und uns am Tanze gänzlich verhindern zu wollen. Wir legten uns auf das Bitten, da gaben ihr unsre Tänzer häufige Fußtritte, auch die Zuschauer, welche unsre Quadrille zu sehen wünschten, nahmen unsre Partey, man packte die arme Katze, und schaffte sie aus dem Saal. Dieser schlechte Scherz verdarb mir den ganzen Abend, denn ich war todtesangst, daß er verdrießliche Folgen haben möchte. Unsre Quadrille ward aber doch sehr bewundert, man klatschte außerordentlich (à tout rompre) und ich ward entzückt, denn das gab unsern Tänzern ihre gute Laune zurück. Einige von ihnen waren auf's äußerste gegen die Katze erbost; ich stellte ihnen vergeblich vor, daß sie übel genug behandelt worden sey, um nicht wieder zu kommen, weil: chat échaudé craint jusqu'à l'eau froide (die gebrannte Katze fürchtet das Feuer); sie bestanden darauf, von ihr zu erfahren, wer die Urheber dieser üdeln Possen seyen; doch brachten wir sie von diesem Unternehmen ab. Einige Tage nachher erfuhren wir, die Erfinder dieses Knabenstreiches seyen ein Prinz und seine Freunde, und da der Triumph ganz auf unsrer Seite war, beruhigten sich unsre Tänzer gar leicht, und wir Frauen kamen mit der Furcht davon. Herr von St. Julien, den die Katze am meisten aufgebracht hatte, war ein allerliebster junger Mensch; man sagte von ihm: „die Natur habe seiner, indem sie ihm die schönsten Züge gab, gespottet;" seine herrliche Hautfarbe sah wie geschminkt aus, auf dem Kinn hatte er zwey schwarze Fleckchen, gerade wie die Muschen, welche damals die Frauen auflegten, so, daß dieses niedliche Männergesicht eine wahre Schalkspoſſe der Natue war. Er hatte sich wegen dieser übel angebrachten Annehmlichkeit schon schlagen müssen, war tapfer, geistreich und ohne die mindeste Geckerey.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Der Spekulationsgeist, von dem man nicht weiß, ob er ein guter oder böser Dämon ist, hat sich seit einiger Zeit der Genfer bemächtigt und eine so ganz eigene Wirkung hervorgebracht, daß man dabey fast auf den Gedanken kommen könnte, es sey ein wenig schwarze Magie mit im Spiel. In der That,

diese Spekulationsmanier hat es mit nichts als mit Dampf und Eisen, oder vielmehr mit Eisendraht zu schaffen. Seitdem der Wilhelm Tell, das erste von dem amerikanischen Konsul zu Bordeaux, Hrn. Eurch, erbaute Dampfschiff gute Geschäfte auf dem Leman gemacht hat, ist ihm der Wetteifer auf der Ferse nachgefolgt, und hat gleich beym Anfange seiner Laufbahn ziemlich feste Bissen gehabt. Es versteht sich von selbst, daß Manchem der Mund danach gewässert hat, woraus denn natürlicherweise das Projekt entstanden ist, mit irgend einem andern großen Namen sein Heil auf den Fluthen des See's zu versuchen. In dieser Absicht haben sich beyn verschiedene Gesellschaften gebildet, die im Laufe dieses Jahres drey neue Dampfboote erbauen werden, von denen der J. J. Rousseau die Reisenden an den Gestaden Savoyens entlang führen soll, während die beyden Zugboote oder Remorquen, der Leman und der Leman-Vaudois, die schwerfälligen Barken des Genfersee's fortschleppen sollen. Der Wilhelm Tell ist den ganzen Winter über unthätig geblieben und bedeutend verbessert worden, indessen der Winkelried unausgesetzt seine Reisen von Genf nach Ouchy, dem Hafen von Lausanne, in einem Tage und am zweyten wieder zurück gemacht hat.

Was nun die Drahtlust anbetrifft, so wurde im Juni 1823 die erste Eisendrahtbrücke zu Genf, dessen Erbauung der geschickte Ingenieur, Oberstlieutenant Dufour, im Namen einer anonymen Gesellschaft geleitet hatte, von der Bastey du Pin, nahe an der schönen Promenade des Plaines Maurice oder Sainte-Antoine, nach dem Waffenplatze auf dem Glacis, dem höchsten Weiler Florissant gegenüber, eröffnet. Die Einnahmen, obgleich sie für jeden Uebergang nur einen Sol Genfer Münze (etwa 1½ Krenzer) beträgt, ist dennoch so bedeutend gewesen, daß die Aktien dieser Brücke bereits über den doppelten Werth gestiegen sind; wonach sich alsobald die gebotene Leidenschaft zu gleichen Unternehmungen zeigt, die indeß erst ganz neuerdings bis auf ihren höchsten Gipfel gestiegen ist, indem vier oder fünf anonyme Gesellschaften zugleich ihre Prospektus austheilen ließen, und ihre Unternehmen auf Aktien anboten, die denn auch sogleich ausgefüllt waren. Auf solche Weise dürften also noch vor Ablauf dieses Jahres (insofern die Regierung nicht einige dieser Pläne verhindert) die Eisendrahtbrücken vom Hafen der Fusterie nach der J. J. Rousseaustraße, von demselben den Hafen nach der Barkeninsel, und von dort nach der Bastey von Chauleyoulet, so wie von der Coulouvrenière nach St. Jean, sämmtlich über die Rhone und mehrere andere über die Graben der Festungswerke, vollendet seyn.

Noch interessanter ist die Erbauung eines Museums, zu welcher die Dlles. Rath, Schwestern des verstorbenen Generals dieses Namens, der früher in russischen Diensten gestanden, nach dem Willen ihres Bruders, ein Geschenk von 80.000 Franken gemacht haben. Dieses Nationaldenkmal, dessen Plan mit eben so vielem Adel als Einfachheit von dem talentvollen Baukünstler Baucher entworfen worden ist, wird dem Schauspielhause gegenüber, seitwärts neben dem neuen Thore errichtet, und soll noch äußerlich vor Ablauf dieses Jahres vollendet werden. Daran soll sich sodann eine neue Häuserreihe schließen, die mit Bogengängen und Kaufläden versehen seyn wird.

Dresden, 4. März.

(Beschluß.)

Der unerwartet gefallene und zur Schlittenbahn sich eignende Schnee schien alle Fahrlustigen mit Einemmale aufgereizt zu haben. Man konnte kaum auf den Straßen gehen, ohne von Schlitten umgeschlendert zu werden. Der Adel stellte auch in der Eile zwey feverliche Schlittenpartheien an, aber eben die Eile mochte geschadet haben, es waren der Vorbereitungen dazu und mithin auch der Glanzpunkte dabey zu wenige. Schnell aber schmolz der Schnee wieder, und Alles kehrte in's gewohnte Geleis zurück.

Im deutschen Theater war während meines letzten Briefes die Schule der Alten, von Mosel nach Delavigne, neu. Recht ansprechen wollte sie nicht. Aber ein so echt französisches Werk will auch echt französisch gespielt seyn. Unsre Künstler legen in so etwas in der That zu viel Gewicht und erdrücken dadurch das flüchtige Kind. Auch wird nun Alles dadurch viel bedeutsamer, was seiner Natur nach nur wie ein Hauch kaum bemerkt vorübergleiten muß. Mit Fleiß ward gespielt, das war nicht zu verkennen und ehrenwerth. Der Dichter hat doch aber wol die Kluft der Jahre zwischen den beyden Eheleuten zu groß gemacht. Und was sollen denn nun eigentlich die Alten in dieser Schule lernen, da ja am Ende Alles sich so trefflich ausgleicht? Höchstens junge Frauen nicht mit nach Paris zu nehmen. Verführer aller Art durch Jugend und Leichtsinn gibt's aber auch in der Provinz. Der Fastnachtstag brachte Staberls Verlobung. Eine zwar ergötzliche Posse, die auch mit wahrer Hingebung aufgenommen ward. Kellers Staberl ist zwar nicht wienerisch, aber ungemein lebendig und belustigend. Er hat das Herausgerufenwerden reichlich verdient. Mich dauern bey so etwas nur die Schauspieler in den ernstern Rollen, die zur eignen Qual echt langweilig werden. Im Tell trat ein hier sehr beliebter Schauspieler, Hr. Hellwig, Regisseur der Bühne, zum Erstenmale nach halbjähriger Krankheit wieder auf, und ward herzlich empfangen, auch gerufen. Die Vorstellung griff nicht recht lebendig in einander. Hr. Forti hat seine Gastrollen in der Oper mit großem Beyfalle geendigt. Er ist ein sehr anmuthiger Don Juan. Im Schauspiel hat Hr. von Zabelthaas als Gast den Wallenstein, Odoardo und Klinker mit Fleiß und Verdienst gespielt. Militärische Rollen scheinen ihm bey Körperhaltung und Stimme am meisten zuzusagen. Der Beyfall selbst war getheilt. Eine neue große Oper vom hiesigen italienischen Kapellmeister wird morgen erwartet. Da werde ich und mein Bericht nicht ausbleiben.

Guido.

Auflösung des Räthsels in Nr. 67:

Regen.

Räthsel.

Ich weiß eine Quelle, die keinen je tränkt,
Und doch dem Verschmachtenden Labung schenkt.
In einsamer Wüste, auf nächtlichem Pfad
Ach! mancher umsonst schon ersehnet sie hat.
Nicht frey strömt die Quelle, von Schleusen gehemmt,
Und dennoch geschieht's, daß sie Land überschwemmt.
Es öffnet die Schleusen verborgene Macht,
Die wol sie beherrschet, doch selten bewacht.
Nur Eines ist seltsam; erhöht sich die Kraft,
Dann scheint ihrer Herrschaft Zügel erschlafft;
Sie kann nicht mehr öffnen der Quelle das Thor,
Nein, selbst schiebt sie fester den Riegel nur vor.
Ach, dann dünkt's den Wandrer gar bängliche Nacht —
Nun rathet die Quelle, und rathet die Macht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. März 1825.

Sorge, sie nahet euch
Harmlosen nicht. Wer seinen Tag so
Lebte, wie ihr, bey Gesang und Liebe!
Conz.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Beschluß.)

Ich vertrieb mir diesen Winter auch zu Hause die Zeit sehr gut. Ich hatte einen sehr großen Salon; hier spielten wir nicht allein Sprichwörter, sondern auch komische Opern, zu denen Feäulein Baillon (nachmals die Gattin des Baumeisters Louis) die Musik sezte. Sauvigny dichtete den Text, indem ich Harfe, Guitarre und den Dudelsack spielte. Auch ein Lustspiel führten wir auf: „Den verliebten Geizigen." Feäulein Baillon war eine allerliebste junge Person, hübsch, sanft, sittsam, geistreich; sie spielte meisterhaft das Klavier, komponirte wunderschön und mit erstaunlicher Leichtigkeit, und hat auch eine komische Oper gemacht: Fleur d'Épine (Name einer Prinzessin in einem Mährchen), die mit Beyfall aufgeführt wurde. Er wäre noch größer gewesen, hätte der Dichter nicht durch seine schlechten Verse Hamilton's allerliebstes Mährchen verdorben. Wir spielten zwischen Wandschirmen, und jede Vorstellung endigte mit einem köstlichen Konzert, wo der berühmte Cramer, der diesen Winter in Paris zubrachte, die erste Geige spielte, Garnovitz die zweyte, Duport das Violoncell, Fräulein Baillon das Klavier; ich spielte die Harfe und sang; Triseri, der, obgleich blind, die Mandoline auf das Erstaunenswürdigste spielte, stellte sich auch ein, so wie der italienische Sänger Albaneze. Unsere Schauspieler waren der Graf Albaret, Coqueley, der Präsident von Perigny, Frau von Roncé, Fräulein Baillon und ich. Zuschauer zählten wir etwa fünfzig, worunter Heer von Sauvigny und Arnaud, der Schriftsteller. Meine Tante (Montesson) kam nie in diese Gesellschaften, ich lud sie, obwol ich wußte, daß sie es nicht annahm, dazu ein, allein meine Freunde waren nicht die ihren. Sie hatte auch nicht Lust, mich Sprichwörter spielen zu sehen, noch mein Harfenspiel zu hören. In demselben Winter schlug mir Herr von Albaret einen Zeitvertreib vor, der mich entzückte. Er besuchte zuweilen Madame Du Bocage, und erzählte mir, was bey diesen kleinen Schöngeister-Soupers vorfiel; er war auch oft in Ferney gewesen, und äffte Voltaire ganz vollkommen nach. Nun kamen wir überein, die Soupees der Madame Du Bocage zu spielen, wobey wir die Voraussetzung machten, Voltaire sey in Paris. Herr von Albaret übernahm dessen Rolle, Herr von Genlis den Ritter von Bardantone u. s. w. Ich kleidete mich wie eine sechszigjährige Frau, und spielte, nach Herrn von Albaret's Anweisung, Madame Du Bocage selbst, sprach von meinen Reisen in Italien, und die Andern unterhielten mich von meiner Colombiade und meiner ehemaligen Schönheit. Vorzüglich heftete sich die Aufmerksamkeit auf Herrn von Voltaire, der Alles

war, was ich je Komisches, ohne alle Uebertreibung, gesehen! Er erzählte Anekdoten, deklamirte Verse, unter denen viele zu meinem Lobe gedichtete Impromptu's waren, das heißt, immer als Madame Du Bocage. Solcher Soupers der Madame Du Bocage gaben wir fünf, ohne diesen Scherz je satt zu werden. Wir hatten uns Geheimniß versprochen, und es ward so heilig gehalten, daß man in der großen Welt nie etwas von ihnen erwähnte. Unter allen diesen Zerstreuungen bildete ich, da ich mich fortwährend übte, alle meine musikalischen Talente immer mehr aus, las aber auch täglich während meiner Toilette, und schrieb meine Auszüge fort. Zwey Tage gab es immer in der Woche, wo wir nicht ausgingen; dann las ich fünf bis sechs Stunden, schrieb deren zwey oder drey, und kopirte noch alle die Memoiren, die Herr von Genlis immerwährend für die Minister über das Kriegs- und Seewesen machte. Seine Handschrift war dabey abscheulich, und ich habe nie eine ermüdendere Arbeit gemacht. Mich überlief es ganz kalt, wenn er mit seinen großen Papierheften in mein Zimmer trat. Diese Gefälligkeit ist aber in literarischer Hinsicht nicht ohne Nutzen für mich gewesen. Herr von Genlis hatte viel Verstand, er machte allerliebste Verse, allein seine Prosa war sehr weitläufig. Wenn ich seine Memoiren, die voll guter Ideen und sehr gut gemacht waren, las, sah ich, daß sie durch Abkürzung gewinnen würden, das war mir eine willkommene Entdeckung. Ich schlug es ihm vor, er fuhr Anfangs auf, spottete sogar über mich, allein ich beharrte, rief sogar Herrn von Sauvigny zum Schiedsrichter auf: dieser gab mir recht, man mußte einige Absätze ändern, wie bey Abkürzungen fast immer nothwendig ist; ich legte einen kleinen Versuch vor, und er ward genehmigt. Nun arbeitete ich im Großen: ich verkürzte alle diese Memoiren sorgfältig, schrieb sie zuweilen von einem Ende zum andern um. Zeit gewann ich bey dieser neuen Arbeit nicht, einzig nur Papier; allein hiedurch wurde diese Arbeit nun auch die meinige und die Eigenliebe kam mit in's Spiel! So langweilte sie mich also nicht, und ich lernte dabey meine Ideen ordnen, und mich im Schreiben kurz fassen. In diesem Jahre verfaßte ich meinen ersten historischen Roman, den ich auf einen aus der Geschichte des Tamerlan geschöpften Zug gründete. Er hieß: „Parisatis, oder die neue Medea," war ungedruckt tragisch, und füllte zweyhundert Seiten von meiner Hand. Die Herren von Morfontaine und de la Reynière liehen mir auf die gefälligste Weise ihre Bücher, welche ich behalten durfte, so lange als mir beliebte. Ich las damals Pensées de Pascal (Pascal's Gedanken), Bossuet's Leichenreden, Massillon's Fastenzeit. Diese unsterblichen Werke waren mir nicht neu, aber wahrscheinlich hatte sich mein Geist seitdem mehr ausgebildet — ich las sie mit einem Erstaunen und einer Bewunderung, als seo es zum Erstenmal. Meine Eintheilung war folgende: zuerst las ich eine halbe Stunde in Pascal, seine bewunderungswürdigen Raisonnements stärkten meinen Glauben; dann mit tiefer Rührung dreyßig Seiten in Bossuet, dieser erhob mich über die Erde und über mich selbst; dann ruhte ich mit Massillon in dem Himmel aus. Die majestätische Ruhe seiner Beredtsamkeit, die Milde und Harmonie seiner Sprache, haben etwas wahrhaft Göttliches. Wie beklage ich Alle, die nicht die Lektüre, nicht das Studiren, nicht die schönen Künste lieben! Ich habe meine Jugend in steten Festen und in den glänzendsten Gesellschaften zugebracht, und kann mit voller Wahrheit sagen, daß ich daselbst nie so wahre Freude genossen, wie die, welche ich stets in meinem Kabinet, mit meinen Büchern, meiner Harfe, meinem Schreibzeuge gefunden. Der Tag nach dem schönsten Feste ist immer traurig, der, welcher einem den Studien gewidmeten Tage folgt, ist köstlich! Man hat etwas erworben, man erinnert sich des gestrigen Tages nicht nur ohne Ekel und Unmuth, nein! das süßeste Wohlbehagen wird uns zu Theil. Gegen die Mitte des Winters las ich mit wahrem Enthusiasmus Büffon's Naturgeschichte. Sein vollendeter Styl entzückte mich, und ich begann ihn ernstlich zu studieen. Gleich Anfangs nahm ich wahr, daß man von keinem seiner Redesätze, keinem seiner Absätze etwas hinzusetzen oder davon nehmen konnte; daraus schloß ich, daß sie mit aller möglichen Klarheit, aller möglichen Kürze geschrieben seyen. Massillon, der mich, nebst Fenelon, einigermaßen in das Geheimniß der Harmonie eingeführt hatte, setzte mich in Stand, die Melodie dieser bewunderungswürdigen Prosa zu schätzen. Ich versuchte auch einige Worte umzusetzen, oder deren mehrere durch Synonyme zu ersetzen; allein ich sah, daß die geringste Veränderung die Harmonie aufhob oder dem Sinn schadete. Dieses bewies mir, daß kein Schriftsteller je die Eigenthümlichkeit der Worte und der Ausdrücke besser verstanden hat. Daraus lernte ich nun, daß die Vollkommenheit des Stils in dem Natürlichen, in der Klarheit, Kürze, Harmonie, Angemessenheit und in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks bestehe. Nach einer sehr beharrlichen, sehr durchdachten Untersuchung las ich am Ende des Winters meine eigenen Arbeiten wieder durch, auch meinen historischen Roman, und außer meinen Reflexions — d'une mere de vingt ans (Betrachtungen einer zwanzigjährigen Mutter) und meinem Schauspiel, die fausses délicatesses, die ich mir vornahm, auf's Neue zu überarbeiten, verbrannte ich Alles — und that sehr wohl, denn es war Alles recht schlecht.

Digitized by Google

Der Scherbenberg, oder das Oktoberfest zu Rom.

(Beschluß.)

Wir wollen dem sonderbaren Spiele alla mora in der Nähe zusehen. Schon weit in der Feene vernimmt man einzelne, dem Schein nach mit verbissener Wuth und zurückgehaltenem Athem hervorgestoßene, kurze Töne, welche man für den Ausdruck des heftigsten, aber unterdrückten Zornes halten würde, besagten diese nicht die unschuldigsten Dinge von der Welt, nämlich die Zahlen von Eins bis zehn. Wir treten näher, da nimmt die Sache ein ernsteres Ansehn an; es stehen nämlich in einem dichten Haufen, welcher das tiefste Stillschweigen beobachtet, zwey Bursche mitten darin, mit geballten Fäusten gegen einander einschlagend, wäheend Einer von ihnen auf oben beschriebene Weise eine der zehn Zahlen ausspricht. Endlich bemerken wir, daß die Faustschläge keine Feindseligkeit bedeuten, sondern daß die Bursche sich gegenseitig aus der verschlossenen Hand eine beliebige Anzahl Finger zuwerfen, deren Gesammtsumme Einer von ihnen errathen muß. Gelingt ihm dieß in einer bestimmten Anzahl Malen; so hat ee gewonnen, widrigenfalls der Spielsatz dem Gegner zufällt. Ein Fremder sollte kaum glauben, daß dieses Spiel etwas anderes, als ein bloßer trivialer Mechanismus, unfähig aller Combination, seyn könne; aber die Römer wissen ihn eines Bessern zu belehren. Ihnen scheint die Mora, wie den Parisern das Piquet- und Dominospiel, die sublimste Erfindung zu seyn, und, um gut gespielt zu werden, die höchste Aufmerksamkeit und den tiefsten Scharfsinn zu eefoedern. Von den vielen Beweisen, welche sich, wie sie versichern, zur Bestätigung ihrer Meinung anführen lassen, geben sie, auf Verlangen, wenigstens Einen zum Besten, und dieser ist allerdings qualitativ wichtig genug, um die fehlende Quantität der übeigen zu ersetzen. Sie sagen nämlich, einer der Kunstgriffe des Spiels bestehe daein, zu erfoeschen, ob der Gegner für eine der fünf Zahlen in's Besondere, oder im Allgemeinen für die hohen oder für die niedeigen eine Voeliebe habe, ob er geneigt sey, sich lange nnd ausschließlich in einem kleinen Cirkel derselben zu bewegen, oder unmittelbar ohne Unterschied von Eins bis zu Fünf und umgekehrt überspringe u. s. w. Wisse man, zum Beyspiel, daß der Gegner gewöhnlich nur einen dis drey Finger werfe; so lasse sich, wie natüelich, darnach leicht abmessen, wie viel Finger man selbst zu weefen habe, um, als Spieler, die Gesammtzahl zu treffen, oder sie, ist der Gegner Spieler, diesen verfehlen zu lassen u. s. w. Die Römer zeigen bey dieiem Spiele eine Leidenschaftlichkeit, von dee man unter den Nordländern keinen Schatten findet: gälte es die Vertheidigung ihres Lebens, ihr Eifer könnte nicht größer, ja nicht wüthender seyn.

Nachdem die Scheebenberger am folgenden Morgen ausgeschlafen haben, stellen sich die Nachwehen ein, bey einigen im Kopfe (dieß aber nur selten, wegen der Mäßigkeit, welche, wie schon gesagt, den Römeen eigen ist), bey den mebeesten im Beutel. Dann wird die Frau das Lamm, welches die Sünden des faulen Mannes tragen muß. Zuerst reißt ihr dieser die Ohrringe aus den Oheen, dann den Kamm und die Nadel vom Kopf, endlich gar die Schuhschnallen von den Schuhen und trägt sie (denn der Frau traut er nicht) nach und nach zu dem nächsten Rigattiere *) (Teödler) zum Verfatze, oder kurzweg zum Veekaufe. Von dem gelösten Gelde werden dann die Scheebendergsfreuden genossen, so lange es ausreichen will, von Seiten der Fean freylich unter großem Herzensjammer, denn sie sieht sich ja iheer Kleinodien beraubt. Ist endlich Alles aufgezehrt und auch die seidene Garderobe der Frau zum Rigattiere gewandeet (welches gewöhnlich lange vor dem Schlusse des Monats zu gescheben pflegt), so werden die Bekämmten und Benezten zu Helotinnen, das heißt, die Familie fezt sich vom Wagen auf den Esel und reitet fortan auf den Scherbenberg, während sie bisher dahin gefahren ist. Nun sollte man glauben, wagte es Keiner vor Scham die Augen

*) Was die Mercanti di campagna dem römischen Bauer, das sind die Rigattieri der untersten Volksclasse zu Rom. Als von der Regierung eingesezte Mittelspersonen zwischen den Einwohnern und dem Leihhause (Monte di pietà) sind sie freylich Gesetzen unterworfen, wissen diese aber auf hundert Wegen zu umgehen. Daß sie zuerst auf das ihnen zum Verfatze gebrachte Pfand so wenig als möglich geben, versteht sich von selbst; außer der eigenen Sicherstellung, welche ihnen hier zum Scheingrunde dient, haben sie dabey noch die betrügerische Nebenabsicht, dem Eigenthümer des Pfandes, nachdem die erhaltene Summe entweder verzehrt, oder sonst verwandt worden ist, in der Regel aber nirgends zugereicht hat, zum Verkaufe desselben zu bewegen. Dann bieten sie einen Schandpreis, den der Bedrängte annehmen muß, weil ihm die Mittel fehlen, das Pfand auszulösen, um es anderweitig ausbieten zu können. Auch die Zinsen werden von ihnen nach Willkür gefordert und vom Volke gleichfalls unverweigert bezahlt. Denn theils fehlt diesem die Kenntniß der bestehenden Verordnungen, theils achtet niemand die Uebervortheilung, da sie, bey der Geringfügigkeit des Gegenstandes (denn auf kein Pfand wird mehr als drey Scudi gegeben) nur wenige Bajocchi betragen kann; vorzüglich aber wagt es keiner, sich den Rigattiere zum Feinde zu machen, da er sonst überzeugt seyn kann, daß ihm dieser das nächste Mal unter dem Vorwande, nicht bey Kasse zu seyn (di esser scarso di danaro), mit seinem Pfande abweisen wird. Lezterer Umstand allein mag beweisen, auf wie schlechten Füßen die Einrichtung der Rigattieri zu Rom steht. Die Commissionnaires du Mont de Piété zu Paris sind zwar (da es bey ihnen auf größere Summen und auch auf eine sehr verwickelte Berechnung der verschiedenen Gebühren ankömmt) noch größere Wintkel des Volks als die römischen Rigattieri; aber sie dürfen wenigstens Niemand unter dem Vorwande, kein Geld zu haben, mit seinem Pfande gehen heißen.

aufzuschlagen; aber Hochmuth im Glücke oder Verzweiflung im Unglücke sind Regungen, welche der Seele des Römers eben so fremd sind, als sie das Eins und Alles des civilisirten, durch sein eingeschlossenes Studenleben geistig und körperlich verweichlichten Nordländers ausmachen.

Endlich kömmt der lezte Oktober heran, und mit ihm geht auch der lezte Vajocco auf den Scherbenberg, so daß am ersten November Alles aufgeräumt ist, die Kleider, der Schmuck, die Tasche, die Schränke, die Küche u. s. w., ausgenommen der Kopf. Dann sucht der Mann seinen zerrissenen Mantel hervor, legt sich, in denselben gehüllt, auf den Plätzen in die Sonne nieder, über welche die Hauptstraße von Neapel und Florenz führt, und springt auf die vorüberfahrenden Reisekutschen, um bey der Ankunft derselben vor der Locanda bey Abpackung derselben dülfreiche Hand zu leisten, und damit einige Bajocchi zu verdienen; die Frau, deren sämmtliche überflüssige Kleider verpfändet sind, zündet sich, mit ihrem lezten Röckchen bekleidet, ihren Henkeltopf mit Kohlen (scaldino) an, und bietet sich, diesen unter der Schürze tragend, von Haus zu Haus zum Waschen, oder einer sonstigen Hausarbeit an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. Februar.

Den lezten Bericht beschloß ich mit Bemerkungen über Gastmäler; den gegenwärtigen muß ich mit demselben Gegenstand wieder beginnen, wozu nun ein neues Stück des rastlosen Scribe Anlaß gibt. Ueberall, wo ein corps diplomatique beysammen ist, fehlt es nicht an Gastereyen, und ein guter Koch ist bey denselben keine unwichtige Person; und so wie man durch Gastmäler Journalisten und Deputirte zahm macht, so hat auch wol zuweilen die diplomatische Kochkunst ähnliche Wunder bey den Unterhandlungen bewirkt. Deßhalb hat Scribe solch einen Diplomatenkoch zur Hauptperson eines Vaudevills genommen. Dieser Koch ist der Abkömmling jenes Vatel, der sich für entehrt hielt, weil er beym Besuche Ludwigs XIV. zu Chantilly keine große Mahlzeit aus Mangel an Fischen zurichten konnte, und sich aus Verzweiflung entleibte. Der Abkömmling ist auch so ein ehrsüchtiger Kopf. Bey einem Gastmale des corps diplomatique soll er auf Befehl seines Herrn ein gewisses recht leckeres Gericht zubereiten; allein er kann es nicht zuwege bringen, und ist ganz verzweifelt; das wichtige Gastmal hat statt, und nach demselben kömmt sein Herr und krönt ihn mit dem Lorbeer eines Schinken, wegen des vortrefflichen Gerichtes. Vatel, der junge, begreift nichts davon; endlich klärt sich das Geheimniß auf. Eine junge Küchenmagd hat das Gericht verfertigt. Vatel hatte bisher nicht in ihre Heirath mit seinem Sohne oder Neffen einwilligen wollen, wegen der Mesalliance; aber nach solch einer glänzenden Probe ihres Küchengenies trägt er kein Bedenken mehr. Das Ganze ist ein bloßer dramatisirter Spaß, wie Scribe deren mehrere in einem Monate verfertigt. So hat er in diesen Tagen die Dranasale eines bejahrten Ehemannes am Hochzeittage in einem leichten Vaudeville dargestellt. Einige Zeitungen werfen ihm mit Recht vor, er arbeite zu flüchtig; und wenn er so fortfahre, so werden manche seiner Stücke bald in die Fluthen der Vergessenheit untertauchen. Allein Scribe arbeitet nun einmal nicht anders, und es ist doch in allen seinen Stücken eine dramatische Kunst sichtbar, die dem Publikum gefällt; an Witz thut es ihm nicht leicht irgend ein anderer von den jezt lebenden Vaudevilledichtern zuvor. Alle arbeiten sehr thätig; drey bis vier Theater spielen ihre Stücke; allein es will ihnen doch nicht gelingen, das Publikum herbeyzuziehen, wie Scribe am Théâtre de Madame, das fast einzig von ihm mit Neuigkeiten versehen wird. Den Casimir Lavigne hat die académie française endlich zum Mitglied aufgenommen, nachdem sie ihn fast abgewiesen hatte, und er nicht mehr darum anhalten wollte. Zuerst hatte man ihm den Erzbischof von Paris und dann den vormals romantischen, aber seit seiner Ernennung klassisch gewordenen Dichter Soumet vorgezogen. Darauf hatte die Akademie den Hrn. Droz zum Mitgliede ernannt. Hierüber entstand ein allgemeines Geschrey in ganz Paris: Ultras und Liberale stimmten zusammen in dieß Geschrey ein, und die Etoile ging so weit, daß sie der Akademie das Recht streitig machte, einen Gelehrten wider den Willen der Regierung zu ernennen. Die Ursache alles dieses Geschreyes war, daß Droz eben kein glänzender Schriftsteller ist, und nicht den Ruf so manchen Dichters oder sonstigen eleganten Schriftstellers hat, dessen Werkchen in den Boudoirs der Damen und in den großen Salons angetroffen, und die aus Ladocats Verlage, folglich mit Trompetenschall der Welt angekündigt werden. Droz ist der Verfasser der Schrift über Moralphilosophie, welche im vorigen Jahre den Preis der sittlichsten Schrift von der Akademie empfangen hat, und in den Salons und Boudoirs werden wenig Schriften über Moralphilosophie gelesen. Die Akademie hat Erzbischöfe, Grafen und Marquis in ihrer Mitte, die schwerlich tiefere Denker sind als Droz; allein die Etoile mag denken, daß es aufs Denken nicht ankommt, und daß man auf die Gesinnungen zu sehen hat; nun hat freylich Droz vor Niemand gekrochen! Genug aber die allgemeine Meinung war wider ihn, und da hat denn die Akademie es wol für nöthig erachtet, das Nächstemal dieser öffentlichen Meinung zu huldigen, denn in einem Staate, wo Preßfreyheit herrscht, hat die allgemeine Gesinnung des Publikums mit Recht großen Einfluß. Bey dem ersten Sterbefalle (es war derjenige des Grafen Ferrand) wurde also des jungen Lieblingsdichters gedacht; an dem Ernennungstage dieden alle Obstinanten aus der Akademie weg, um nicht die Sünde begehen zu müssen, einem freysinnigen Dichter ihre Stimme zu geben; alle Uebrigen, Einen ausgenommen, stimmten für ihn, und so wurde er ohne die geringste Schwierigkeit ernannt. Er könnte leicht etwas verlegen werden, wenn er in seiner Antrittsrede seinen Vorgänger den Grafen Ferrand loben solle, der in der Geschichte nichts Vortrefflicheres fand, als die uneingeschränkte Gewalt, und der nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones von der „grauen und von der [illegible] Linie" sprach, welche die Franzosen der royalistischen [illegible] der liberalen Parthey sollten gefolgt seyn, und sich dadurch manches Gespölte in den unabhängigen Zeitungen zugezogen, wozu dann noch kam, daß er leider sehr krumm gewachsen war. Jedoch aus dieser Verlegenheit wird sich der gewandte Dichter schon zu ziehen wissen. An Gewandtheit fehlt es überhaupt den heutigen Dichtern, selbst den mittelmäßigsten nicht; wenigstens sind sie nimmer verlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. März 1825.

Schilt nicht die Schickung blind! noch stets ist sie bereit
Der Tugend Werke zu vergelten;
Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für gute Menschen und für Welten.

von Hagedorn.

Schuld und Strafe.

Endlich hielt der lang' erwartete Wagen; Bediente mit Lichtern eilten hinaus, um die junge eben ankommende Verwandtin des Hausherrn zu empfangen, welche von nun an unter seinem Dache leben sollte; die Kammerfrau harrte im zierlichsten Sonntagsstaate an der Treppe, um an ihre künftige Herrin sogleich den höflichsten Gruß, und auf sie die musternde Blicke zu richten; und alle diese dienstbaren Geister waren es im Grunde des Herzens recht wohl zufrieden, daß durch eine jugendliche Hausgenossin wieder etwas mehr Leben in die sonst ziemlich einsame Wohnung ihres Gebieters, des alten Freyherrn von Seeldorf, kommen sollte. Nur ihm selbst hatte sich von dieser behaglichen Stimmung seiner Leute nichts mitgetheilt, im Gegentheil, er ging finster und unmuthig im Zimmer auf und nieder; denn, zum Vormund der Ankommenden ernannt, war ihm schon manch' unwillkommenes Wort von der Last und Sorge zu Ohren gekommen, welche die Aufsicht über dieß leichtsinnige, vernachlässigte Mädchen für ihn mit sich bringen werde. So nahm er sich denn in diesem Augenblick noch einmal sehr ernstlich vor, von Anfang an sein Ansehn recht fest bey ihr zu behaupten, und dem verzogenen Kinde sogleich nicht als ein gütiger Freund, sondern als ein strenger, ernster Gebieter zu erscheinen.

Allein wie angenehm ward er überrascht, als statt dieses verzogenen Kindes, welches er sich auch im Aeußern als roh und vernachlässigt gedacht hatte, nun ein schlankes, fünfzehnjähriges Mädchen mit hellen blitzenden Augen und leichter, gefälliger Haltung zu ihm in's Zimmer hüpfte. Er war von jeher gefällig und zuvorkommend gegen Damen gewesen; wie hätt' er jezt, dieser jugendlichen Hede gegenüber, zum grämlichen Murrkopf werden sollen? — Ganz andern Angesichts, als er so eben gewollt, trat er ihr entgegen; und als sie ihm dann, drollig bittend, mit den Worten die Hand reichte: „Nun, da bin ich, Herr Vormund! Nehmen Sie es mit mir nicht allzu genau! Einen argen Wildfang haben sie mich freylich zu Hause oft genannt; aber Sie werden sehen, im Grunde bin ich ein ganz gutes Mädchen, das mit Niemand auf der Welt es böse meint!" da gefiel sie ihm noch um vieles besser, und er konnte sich nicht enthalten, ihr verbindlich zu antworten: „Man glaube das leicht ihren freundlichen Augen, und er hoffe, sie würden mit einander zufrieden seyn."

Mit mancher Erzählung von den Begebenheiten ihrer kleinen Reise, welche sie sehr drollig auszuschmücken wußte, unterhielt sie nun beym Abendessen den alten Herrn auf's Trefflichste, lockte ihm ein Beyfallswörtchen nach dem andern ab, und gewiß sehr bald hätte ein unbefangener Beobachter gewahr werden können, daß sie auch hier nicht in die Hände eines klugen, besonnenen Gärtners gekommen sey, welcher es verstehen werde, das wild aufgewachsene

Bäumchen edler und schöner emporzuziehen. — Unterhalten zu seyn — das war es ja, was nun schon so lange in mancher einsamen Stunde Herrn von Seelborf gefehlt hatte; und wenn Rosalie — so hieß seine Mündel — die nicht sehr schwierige Kunst verstand, diese Lücke in seinem Leben auszufüllen, so konnte sie dafür bey hundert Fehlern und Uebereilungen auf alle nur mögliche Nachsicht rechnen, deren sie freylich auch oft in hohem Grade bedurfte.

Ein wild aufgewachsenes Bäumchen — so konnte man sie mit vollem Rechte nennen. Beyde Eltern verlor sie in früher Kindheit, und lebte seitdem bey des Vaters Bruder, einem etwas rohen Landedelmann, welcher, einzig mit der Jagd und einigen landwirthschaftlichen Angelegenheiten beschäftigt, alle Sorge für Rosalie einer ältlichen Kammerfrau überließ, die durch Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben und weiblichen Arbeiten sich zum Rang einer Gouvernante erhoben hatte. Kam er nun Abends nach Hause, so war es ihm ganz recht, wenn die Kleine wie ein kecks, drolliges Aeffchen um ihn herum hüpfte. Immer lustig und guter Dinge zu seyn, das war von allen Forderungen, welche er an sie machte, die erste, und sehr leicht ward es ihr, ihn hierin zufrieden zu stellen; ja die gute Laune stieg bald bey ihr selbst im Werth, da sie mit Mädchenscharfblick schnell gewahr ward, es lasse sich manches Ziel durch sie erreichen. Da nun aber ihr Oheim übrigens gar kein strenger Censor ihres Betragens war, und überhaupt gar nichts geschah, ihr Gefühl zu verfeinern, ihren Sinn zu veredeln, so war es sehr begreiflich, daß ihr Muthwille oft zur Ausgelassenheit, ihr Scherz zur unartigen Neckerey ward; und daß durch die allzu große Freyheit, deren sie genoß, auch noch mancher andere Fehler in ihrem lebhaften Gemüth Wurzel schlug.

Jezt, nach des Oheims Tode, unter Herrn von Seelborfs Aufsicht gekommen, brauchte sie, wie wir schon gesehen haben, nur auf der einmal betretenen Bahn fortzugehen; und sie that dieß so gern und mit so vielem Glück, daß der Vormund bald völlig für sie eingenommen ward. War sie in ihres Oheims Hause, nach dem Ausspruch mancher Bekannten, ein verzogenes Kind gewesen, so ward sie jezt gewiß nicht weniger eine verzogene Jungfrau. Was sie auch that und sagte, es gefiel und war gut geheißen; und von allen guten Vorsätzen für ihre Leitung, welche Herr von Seelborf bey ihrer Ankunft gefaßt hatte, kam auch nicht ein einziger zur Ausführung.

Nur in Ansehung des Unterrichts ward jezt besser für sie gesorgt, als sonst, wenigstens in so fern, daß man ihr in Allem, was gewöhnlich junge Frauenzimmer ihres Standes lernen, Lehrer hielt. Allein wie dieser Unterricht benuzt ward, darauf ward nun wieder sehr wenig geachtet; und da auch sie selbst eben kein großes Verlangen zum Lernen mitbrachte, war die Ausgabe für ihre meisten Lehrstunden so ziemlich verschwendet. Zur Musik indessen zeigte sie doch Lust, und verlangte sogar aus eignem Antrieb Unterricht im Klavier, weigerte sich aber dagegen, singen zu lernen, versichernd, sie könne es schon. Auch ließ sie wirklich hell und kräftig genug aus reiner Kehle ihr Liedlein im Hause ertönen, doch bedauerten manche kunstliebende Bekannte ihres Vormunds, welche zuweilen von fern der Sängerin zuhörten, daß es ihrer Stimme noch so ganz an aller feinern Annehmlichkeit fehle. Und diese, durch keine Ausbildung veredelte, durch keine Sorgfalt weicher und biegsamer gemachte, ja selbst durch manche Verwöhnung entstellte Stimme war das treue Bild ihres Innern.

Da sie sich leicht und schnell an junge Mädchen ihres Alters anschloß, hätte vielleicht durch Umgang Manches ersezt werden können, was die Erziehung versäumte. Allein dieser Umgang ward ganz ihrer Wahl überlassen, und hier zeigte sich nun das Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern! in seiner vollsten Wahrheit. Mit den Sanftern und Weiblichern unter ihren Gespielinnen fühlte sie sich fremd; nur die, welche ihr ähnlich waren, wurden ihre Vertrauten. So war denn auch von dieser Seite nichts für sie zu hoffen; ein Tag nach dem andern verging, sie blieb, was sie gewesen war, ein leichtsinniges, vernachlässigtes Mädchen, und keine einzige heilsame Frucht ihrer veränderten Lage wollte sich in ihrem Betragen offenbaren.

Sie lebte indessen sehr froh, mit sich und andern zufrieden; denn Herr von Seelborf beschränkte ihre Freyheit wenig, und ließ sie gern an allen nur irgend für sie passenden Vergnügungen Theil nehmen. So ward denn auch einst zwischen ihr und einigen Gespielinnen ein Besuch in der nicht weit entfernten Landstadt Elfeld verabredet, wohin vor Kurzem eine ihrer Bekannten mit ihren Eltern gezogen war. Der gefällige Vormund gab den Wagen, und sehr fröhlichen Muthes traten die Mädchen, unter dem Geleit einer ältlichen Dame, welche gleichfalls in Elfeld Bekannte hatte, ihre kleine Reise an. Doch als sie ankamen, mußten sie mit einigem Verdruß erfahren, daß diejenige, welcher der Besuch zugedacht war, mit ihren Eltern abwesend sey. Sehr gastfrey wurden sie indessen von der betagten Ausgeberin aufgenommen und bewirthet; so fügten sie sich denn auch bald darein, dießmal allein und ohne die Wirthin sich die Zeit verkürzen zu müssen.

Nach Tische erinnerte sich Rosalie, daß sie einen Brief an eine Frau von Hellbach abzugeben habe, welche mit Mathilde, ihrer Nichte, die obere Etage des Hauses bewohnte. Nichts weniger, als schüchtern, im Gegentheil immer froh, neue Gesichter zu sehen, ging sie auch jezt, selbst diesen Brief zu überbringen; um so lieber, da sie auf einige Aeußerungen, welche sie über die Dame ge-

hört, eine heimliche Hoffnung gründete, hier vielleicht willkommenen Anlaß zum Lachen zu finden.

Diese Hoffnung täuschte sie nun auch nicht; denn als sie leise die Treppe heraufgekommen war, bot sich, wenigstens für sie, die dergleichen auszumalen verstand, durch die halboffene Thür sogleich ein ziemlich komischer Anblick dar. Das Haupt wegen rheumatischer Uebel etwas seltsam verhüllt, aber lebhaft in ihren Bewegungen, bereitete Frau von Helldach ihren Kaffee, wobey sie sich mit einer Raschheit, die gegen ihre Gliederschmerzen fast drollig abstach, durch allerley Gänge im Zimmer unterbrach. Auf dem Stuhl gegenüber lag ihre Favoritin, eine betagte, schwerfällige Katze, und sah mit ihren hellen grünlichen Augen dem Geschäft so aufmerksam zu, als ob sie es von der Gebieterin lernen wolle. In einiger Entfernung stand Fräulein Mathilde vor dem Spiegel, und probirte aus Gefälligkeit für die Tante einen neuen Hut auf, welchen diese ihr am Morgen geschenkt hatte. Dieser Hut nun, von etwas auffallender, zu Mathildens kleinem, verwachsenem Körper sehr unvortheilhaft stehender, Form, dünkte Rosalie, welche so ziemlich alle Nüancen der Mode kannte, ganz besonders lächerlich. Indessen hielt sie sich doch ernsthaft, trat jezt herein, und übergab ganz artig ihren Brief, über welchen die alte Dame große Freude hatte. Die Ueberbringerin ward zum Verweilen eingeladen, und hatte nun Zeit, noch mehrere ihr komisch scheinende Züge aufzuhaschen, so daß sie nach einer halben Stunde in der herrlichsten Laune und mit reichem Stoff zur Unterhaltung zu ihren Gefährtinnen zurückkehrte. Mit beredten Worten und ziemlich unartigem Spott begann sie jezt Alles mitzutheilen, was ihr auffallend gewesen war; doch als nun auch Mathildens Hut an die Reihe kam, wollte die bloße Beschreibung ihr nicht mehr genügen. Schnell ward an einem verjährten Eigenthum der alten Haushälterin so Form als Verzierung desselben nachgebildet, Rosalie hatte nichts Eiligeres, als das in seiner Art gelungene Werk auf ihrem eigenen Haupte prangen zu lassen, und da sie einmal in so trefflicher Stimmung war, besann sie sich nicht lange, nun auch noch Haltung und Gang der armen Mathilde nachzuäffen. So sehr die eine ihrer Begleiterinnen dagegen sprach: sie ließ sich von diesem rohen Spott über das unverschuldetste Unglück nicht ablenken, und glaubte nun eben den höchsten Gipfel alles Komischen erreicht zu haben, als plötzlich die Thür sich öffnete, und — Mathilde in's Zimmer trat. Ihr leises Klopfen war von der etwas lärmenden Gesellschaft überhört, und so stand sie denn nun, zur peinlichsten Verlegenheit Aller, ganz unerwartet da.

Da Rosalie kaum vor einer halben Stunde bey ihr gewesen, auch die Form des Hutes auf's Genaueste nachgeahmt war, so ließ sich leicht errathen, wer hier der Gegenstand des unwürdigsten Hohnes sey. Einen Augenblick stand die Eingetretene sprachlos, in schmerzlicher Bewegung da; doch dann heftete sich ihr Blick so still und fest auf Rosalien, daß diese ihn nicht zu ertragen vermochte, und mit zwar gekränktem, aber dennoch sanftem Tone sagte sie nur die Worte: „ich würde mich gefreut haben, mein Fräulein, Sie in dieser ersten Stunde von einer vortheilhafteren Seite kennen zu lernen.“ Dann wandte sie sich zu den Uebrigen mit der Aeußerung: daß eigentlich die Bitte um Besorgung eines kleinen Auftrags in B. (dem Wohnort der Mädchen) sie hergeführt habe. „Doch jezt, fügte sie hinzu, will ich diese Bitte lieber unterdrücken; denn mir scheint's als ob meiner hier mit gar wenigem Wohlwollen gedacht sey. Auch störe ich Sie jezt keinen Augenblick länger. Verzeihen Sie nur eine Ueberraschung, welche für mich selbst, und vielleicht auch für Sie etwas sehr Unangenehmes hat.“

So sprechend wollte sie schnell das Zimmer verlassen, und kaum konnte noch Nanette, das eine der jungen Mädchen, ihr mit der wahrhaften Versicherung nacheilen, daß sie an dem Vorgefallenen völlig unschuldig sey. „Ich glaube Ihnen, antwortete Mathilde leise, und eine Thräne benezte ihr Auge — ich glaube Ihnen gern; doch jezt, o ich bitte Sie, jezt lassen Sie mich hinweg!“ Mit diesen Worten war sie verschwunden, und ließ die vorhin so muntere Gesellschaft, besonders aber Rosalien, in tiefer Beschämung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Häusliche Beschäftigung der jungen Neu-Griechinnen *).

Das Innere einer Familie zu Tripolizza.

Blaquière entwirft davon folgendes Bild: „Wenn ich die Familie schildere, in welcher ich während meines Aufenthaltes in Tripolizza lebte, so wird man so ziemlich die mittlere Klasse der bürgerlichen Gesellschaft in Griechenland kennen lernen. Diese Familie bestand aus dem Hausvater, der schon vor dem Kriege ein reicher Kaufmann war, und der noch immer seinen Handel fortsezt, seiner Frau und vier Kindern, worunter drey Töchter waren, welche einst hätten einem Zeuris oder Praxiteles zum Modelle dienen können. Jede hatte ihren ordentlichen Beruf, der sich gleichförmig auf die Küche, die Handarbeit, Stickerey, Näherey oder Wäsche (gleich der Tochter des Alkinoos bey Homer) erstreckte. Es läßt sich

*) Vergleiche Sitten der Neu-Griechen Nro. 62.

leicht begreifen, wie sehr eine englische Mama erstaunen würde, wenn sie gesehen hätte, wie die jüngste dieser Töchter, kaum neun Jahre alt und an Zierlichkeit des Wuchses und Leichtigkeit des Ganges eine wahre Sylphide, die Arbeit einer starken Magd besorgte.

„Die älteste von vierzehn Jahren, schon seit einiger Zeit Braut, ist jezt wahrscheinlich schon zum Altare geführt worden. So jung aber als sie ist, so ist doch ihr ganzer Hochzeitputz und ihre Ausstattung für ihre neue Haushaltung ihrer Hände Arbeit, sie hat Alles gewoben. Sie zeigte mir Proben ihrer Geschicklichkeit in der Seidenweberey, welche unsern besten Arbeitern in Spitalfields keine Schande machen würden.

„Außer dieser gründlichen Kenntniß des Hauswesens erstreckt sich freylich die Erziehung dieser Jungfrauen nicht viel weiter, als auf Lesen, Schreiben und einige Anfangsgründe der Rechenkunst. Aus ihrer natürlichen Geschicklichkeit aber, so wie aus ihrer Wißbegierde nach Allem, was fremde Sitten betrifft, läßt sich leicht schließen, welche rasche Fortschritte sie in allen den Kenntnissen und Fertigkeiten machen würden, welche unsern Damen den Vorzug verschaffen. —

Nirgends befinden sich die Dienstboten in einer so glücklichen Lage. — In der Regel überlassen nie Mütter ihre Kinder den Ammen; wenn sie aber durch ihre schwache Gesundheit oder andere Ursachen genöthigt sind, zu einer Säugamme ihre Zuflucht zu nehmen, so bleibt diese, wenn sie einmal in's Haus eingeführt ist, gewöhnlich bis zu ihrem Tode darin; die griechische Amme wird gleichsam ein Glied der Familie und auch ihr Mann findet dort sein Unterkommen. Die Verbindung zwischen der Herrschaft und den Dienstboten bleibt aber dabey nicht stehen, oft bleiben auch die Kinder der Amme im Hause, wo sie wie die Kinder der Herrschaft Pflege und Wartung finden. Die Magd, die wir in Tripolizza hatten, war seit ein und zwanzig Jahren in der Familie, sie hat alle Kinder gesäugt und die übrigen leben mit jenen in vollkommener Gleichheit. Noch mehr, Hunderte von türkischen Kindern, deren Aeltern seit dem Kriege geflohen, oder umgekommen sind, wurden von griechischen Familen aus allen Ständen adoptirt. — Frohsinn und Zufriedenheit führen bey ihren Vergnügungen den Vorsitz, Tanz und Gesang füllen alle Erholungsstunden aus. — Auch die religiösen Pflichten werden im Innern des Hauses mit gewissenhafter Pünktlichkeit zweymal des Tages erfüllt. Kurz, ich fand noch in keiner Familie mehr Eintracht und Liebe als in der des trefflichen Giorgio Joannis."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

(Beschluß.)

Ein Beyspiel, wie gewandt die hiesigen Dichter sind, gibt ein gewisser Chevalier de Pitt, der ehemals Vaudeville dichtete, und nebenbey die Republik und hernach den Kaiser besang, und von diesem die Stelle eines General-Sekretärs der Polizey bekam. Jezt besingt dieser Mann eben so unverdrossen den König; in einem neulich verfertigten Liede äußert er den kriechenden Wunsch, Hofnarr zu werden, und beklagt sich, daß er nichts sey, pas même, ecedemicien; ein dem Piron abgeborgter Witz. Der arme Pitt! In der Société des bonnes Lettres gibt es mehr solcher nimmer verlegenen Dichter, die stets denjenigen besingen, der die Macht in Händen hat. Diese Gesellschaft hat jedoch eingesehen, daß man durch beständige Wiederholung der Worte Legitimität, monarchisches Prinzip, revolutionäre Umtriebe dem Pariser Publikum herzliche Langeweile verursachen könne; sie hat daher dieses Jahr weniger Verse und Prosa über royalistische Grundsätze und mehr wissenschaftliche Vorlesungen veranstaltet. Das Publikum hat dadurch sowol gewonnen als die Gesellschaft selbst; wenn sie so fortfährt, so wird sie noch zulezt ihren Namen verdienen. Einmal hat man von ihrem Katheder herab sogar die gegen ihre Unterdrücker kämpfenden Griechen loben, und mit ferneren Wünschen beehren sehen. Wenn das nur nicht den Türken zu Ohren kömmt! Die Société des bonnes Lettres könnte leicht in den Ruf revolutionärer Umtriebe kommen. Das Athénée royal hat diesen Winter wieder Vorlesungen mehrerer Art, unter andern diejenigen des Hrn. Dunoyer, ehemaligen Redakteurs des Censeur européen, der manchem Staatsmanne schlaflose Nächte verursachte. Eine erst diesen Winter aufgekommene Anstalt in Paris ist das sogenannte Musée encyclopédique. Der Name ist ungereimt, und man mußte lange rathen, wenn man bestimmen wollte, was er bedeutet. Der Buchhändler Bossange besizt in der Richelieustraße eine prächtige Wohnung, worin sich unter andern ein langer Saal befindet, der zu einer Bibliothek dient. In diesem Saale nun sind eine große Menge von Zeitungen und Zeitschriften, fremden und einheimischen, versammelt worden; diese stehen allen, mit einer Eintrittskarte versehenen, Gelehrten zum Lesen zu Gebote, nebst Schreibmaterialien, um nach Belieben Auszüge daraus für sich zu machen; und für diese Gunst bezahlen sie keinen Heller. Bossange bestreitet die Kosten der Anstalt. Deutschland, England, Frankreich bieten hier die Menge ihrer periodischen Schriften den Leselustigen dar. Italien trägt auch etwas dazu bey; das arme Spanien kann leider nichts liefern, als seine armselige Gaceta de Madrid. Schon ist Griechenland reicher an Zeitschriften als Spanien. Wie erfreulich ist es, auch das Vaterland Platos und Perikles zum Erstenmale in dem Musée encyclopédique zur Tagesliteratur beysteuern zu sehen!

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. März 1825.

Durch der Reue niedres Thor
Wandern wir zum Glücke.

Schuld und Strafe.

(Fortsetzung.)

Nichts weniger als unempfänglich für das Bessere, welches in ihrer Seele nur unterdrückt war, hatte Rosalie mit glühendem Erröthen das einfach Edle in Mathildens Benehmen empfunden. Auch jezt noch stand sie im demüthigenden Gefühl ihres Unrechts sprachlos da, und wußte nicht, ob sie mehr mit sich selbst, oder mit dem Zufall zürnen solle, welcher sie so strenge gestraft hatte. — Ach, ganz anders, als bey jenem ersten Anblick, war ihr jezt Mathilde erschienen! Ihre feinen, bedeutenden, nun nicht mehr von dem entstellenden Hut verhüllten Züge, das klare, ausdrucksvolle Auge und die zarte Gesichtsfarbe gaben ihrer Miene etwas Angenehmes und Gewinnendes; und die stille Würde, mit welcher sie da gestanden hatte, schien ihre kleine, zusammengedrückte Gestalt zu erheben. Wie gern wäre Rosalie schon in dem Augenblick, da Nanette ihr bittend nacheilte, dieser gefolgt, hätte sie nur irgend etwas Entschuldigendes für ihre Unart zu sagen gewußt! Wie ehrend klangen ihr jene sanften, vertrauenden Worte zu der besonnenern Freundin: „Ich glaube Ihnen! Ich glaube Ihnen gern!“ — In rascher Bewegung wandte sie sich jezt zu dieser lezten, und rief mit reuiger Lebhaftigkeit: „Ach, du hattest Recht, nur gar zu sehr Recht, und ich hatte leider das unverzeihlichste Unrecht! O hilf mir, künftig diese wilde Unbesonnenheit vermeiden! Gern will ich dir glauben, gern dir folgen, damit nur nie wieder ein Gefühl, so schmerzlich, wie das, welches mich jezt drückt, von mir ertragen seyn muß!“

Bereitwillig versprach Nanette, sie, wie dießmal, auch in Zukunft zu warnen, wenn ihre Munterkeit in Rohheit und Unart übergehe; und sie hielt treulich Wort. Doch that sie es auf eine so freundliche und anspruchlose Weise, daß, obgleich ziemlich oft getadelt, Rosalie die Aufseherin doch immer lieber gewann; und, sich jezt vor allen andern Bekannten an sie anschließend, aus ihrem Umgang wirklich großen Nutzen zog; um so mehr, da auch der Eindruck jenes Vorfalls zu Elfeld tiefe, bleibende Spuren in ihrem Gemüth zurückgelassen hatte. Dort zum Erstenmal empfand sie warm und innig, was ihr wol schon zuweilen gesagt, aber immer von ihr überhört war: es gebe etwas Besseres, als die leichte, flüchtige Freude des Augenblicks, etwas Höheres, als den schnell verblühten Reiz der Gestalt; dort zum Erstenmal hatte sie ganz klar erkannt, was es um ein stilles, bescheidenes Bewußtseyn innerer Würde eigentlich sey.

Hätte es die sanfte, immer das Gute wollende Mathilde ahnen können, daß jene sie tief kränkende Stunde von so heilsamem Einfluß auf Rosaliens Gemüth sey, sie würde leichter die trübe Wehmuth besiegt haben, welche sie damals so schmerzlich ergriff. Unfähig, diese ganz zu verbergen, wollte sie sogleich still und heimlich auf ihr Zimmer eilen, damit die Tante weder von ihrem Schmerz, noch von der Veranlassung desselben etwas erfahre. Doch diese gutgemeinte Absicht ward vom Zufall vereitelt, denn

Digitized by Google

jene begegnete ihr auf dem Vorſaal, bemerkte ſogleich ihr verſtörtes Ausſehn, und beang nun mit liebevollen und angelegentlichen Feagen ſo ſehr in ſie, daß Mathilde, welcher während dieſes Examens das Herz nur immee weicher und wehmüthiger ward, endlich nicht länger widerſtehen konnte, und mit wenigen Worten, aber nun ohne Rückhalt, erzählte, was geſchehen wae.

Wie wol überhaupt gute Menſchen eine Kränkung, welche geliebten Freunden widerfuhr, oft noch derber und verletzender empfinden, als dieſe ſelbſt, ſo war es auch hier der Fall. Die alte, wackre, nur etwas leidenſchaftliche Frau wae ſo empört über Roſaliens Betragen, daß Mathilde alle ihre Uebeerebungskraft aufbieten mußte, ſie nue einigeemaßen zu beruhigen. Im erſten Augeublick wollte ſie Roſalien ſelbſt einen Brief voll der bitterſten Vorwürfe ſcheeiben, wollte auch ihren Vormund zu ſtrenger Rüge ſo unverzeihlicher Unart auffordern, und nue Mathildens Vorſtellungen, daß man dieſes Vormunds Geſinnung nicht kenne, und daß vergebliche Heftigkeit ſie vielleicht auf's Neue dartem Spott und unverdienter Kränkung ausſetze, bewog ſie endlich, dieſen Vorſatz aufzugeben. Doch ein bittrer Stachel gegen Roſalien blieb in ihrem Herzen, und wenn dieſe nachher, wie zuweilen geſchah, bey jenen früher erwähnten Bekannten zum Beſuch erſchien, beſchränkte die beleidigte Frau ſich mit der Beharrlichkeit des tief gewurzelten Unwillens auf den Raum ihrer eigenen Etage, um nue gewiß niemals auf iegend eine Weiſe mit der Beleidigeriu zuſammentreffen zu können.

Dieſen Zwang aber iegte Mathilde, wol fühlend, daß ſie ein ſolches Zuſammentreffen nicht zu ſcheuen habe, ſich im Geringſten nicht auf, ſondeen blieb ganz eubig und unbekümmeet bey ihrer gewohnten Weiſe. So ging ſie denn auch einſt, als kurz vorhee Roſalie angekommen war, mit ihrer Zeichenmappe hinuntee in den Garten, welchen die Bewohnee des Hauſes zu gemeinſchaftlichem Gebrauch inne hatten. Roſalie, welche gerade am Fenſter ſtand, waed ſie nicht ſobald gewahr, als die Erinnerung jenes früheren Uneechts gegen ſie in ihrem lebhaften Gemüth wieder ſo ſtark ward, daß ſie dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, wo möglich wenigſtens einigermaßen den Eindruck deſſelben zu verlöſchen; und da ſie eben einen Augenblick allein war, folgte ſie ſchnell Mathilde in den Garten.

Dieſe hatte ſchon angefangen zu zeichnen, und da Roſalie jezt doch eine leiſe Scheu empfand, ſie anzureden, ging ſie einigemal langſam und ungewiß im Garten auf und nieder. Erſt als Mathilde aufſtand, trat jene ſchnell, doch ſchüchtern mit der Frage zu ihr: ob ſie vielleicht irgend einen Auftrag füe ſie in B. beſorgen könne?

Mathilde dankte eubig, und nun gab ihre wieklich ſehr ſchöne Zeichnung Roſalien zu uneezwungenem Lobe Anlaß. „Es hat damit ſo viel nicht zu bedeuten, erwiederte jene; doch liebe ich deegleichen Beſchäftigungen, und ſuche es gern ſo weit darin zu bringen, als ich kann. Zerſtreuungen ſolchee Art ſind für mich ſehr wohlthätig," ſezte ſie mit etwas bewegtee Stimme hinzu.

Jezt ward Roſaliens beſſeres Gefühl mächtiger als ihre Scheu. Schnell ergriff ſie die Hand der Gekränkten, ihe in eenigen Worten das frühee, längſtberente Uneecht abbittend. — „O ich habe das veegeſſen! erwiederte Mathilde ſanft; odee, wäe' es noch nicht ganz aus meinem Gedächtniß verlöſcht, ſo oergäße ich es doch ſo gern. Schweigen wir davon, ich bitte Sie! und auf immer."

So ganz ohne Zürnen ſie dieſe Worte ſprach, verrieth dennoch ein wehmüthigee Zug in ihrem leichtbewegten Geſicht, daß die Erinnerung an jene Kränkung ihr noch immer ſchmerzlich ſey; und wol deßhalb doppelt, weil ihr weiches, gegen Liebloſigkeit nue allzuempfindliches Herz ſelbſt die Waffen eines ebelverachtenden Stolzes zur Hälfte entkräftetr. Roſalie wagte jezt nicht, noch etwas zu ſagen; und was hätte ſie auch ſagen ſollen? Sprachlos, in unbeſchreiblichee Veewirrung ſtand ſie voe Mathilde da, und faſt begann das Gefühl tiefer Beſchämung in iheee Bruſt zur Bitterkeit zu weeden, als die Feeundin, welche ſie vermißte, ſie — in dieſem Augenblick ſehr willkommen — wieder auf ihr Zimmer zurückrief.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eingemachte Leſefrüchte.

Sieben-und-dreyßigſter Aufſatz. *)

Kuchen.

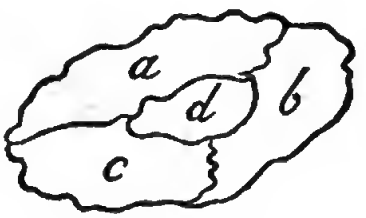
Dee Profeſſor der Mathematik, mit welchem ich im vorigen Aufſatze die Fraae abgehandelt habe, ob die Anzahl der möglichen Staatsverfaſſungen 400 odee 5000 Millionen, oder wohl gae 200,000 Billionen betrage, hat abermals mit einem Briefe mich deehrt, welcher lautet wie folgt.

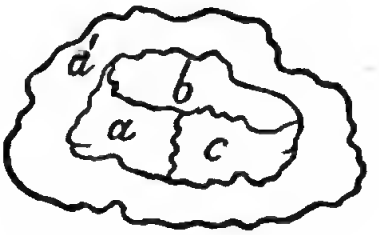
„Sie haben ſich mit Ihrem Theateetiſche ganz leidlich aus dee Verlegenheit gezogen, in welche mein Schombretiſch Sie gebracht hatte. Ja ich glaube ſoaar, daß Sie durch die Verfechtung Ihrer Combinationstheorie in dem Publikum eine groſſe Neigung zum Studium der combinatoriſchen Analyſis erweckt haben: denn die Anzahl meiner Zuhöeer hat ſich ſeitdem verdoppelt, d. h. ſie iſt von 2 auf 4 geſtiegen, und für das nächſte Halbjahe hat ſich bereits ein fünfter gemeldet. Um das Intereſſe der gegenwärtigen viee Zuhöeer zu feſſeln, hab' ich mich Ihres Kunſtgriffs

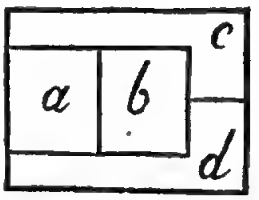
*) Den 36ſten ſiehe Morgenblatt Nro. 271. vor. Jahrg.

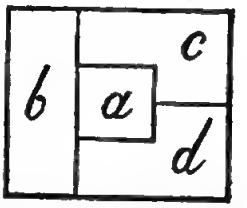
Digitized by Google

bedient: ich habe meinen Studenten die Combinationslehre in ihrer Beziehung und Anwendbarkeit auf die großen Probleme der Politik vorzutragen angefangen, und das hat den besten Erfolg gehabt. Vor 8 Tagen stellt' ich ihnen folgende Situations-Aufgabe: Eine Coalition von 4 Königen hat ein Land von beliebiger Figur erobert. Das wollen die 4 Könige untereinander theilen; damit aber die Theilung sie recht innig zu getreuen Nachbarn verbinde, befehlen sie ihren Ministern, die Gränzlinien dergestalt zu ziehen, daß jeder Theil zugleich an alle übrigen gränze. Wie ist das zu machen? — Gestern brachten sie mir glücklich die Auflösungen, jeder eine andere. Hier sind sie.









Da die geometrische Gleichheit nicht bedungen war, konnt' ich zufrieden seyn. Während ich aber den ersten meiner 4 Minister über die Grundsätze befragte, von denen er ausgegangen, bemerkt' ich, daß die übrigen Drey Kuchen aßen, und das that auch der erste, als ich mein Examen mit dem zweyten anstellte. Das brachte mich auf den Gedanken, daß Kuchen das Interesse meiner Studenten am Ende doch wohl noch stärker fesseln könnte, als Politik, die mich ohnehin mit dem Herrn Baron Curator in Verdrießlichkeiten verwickeln könnte. Ich will daher anders ausholen. Sobald ich den fünften Zuhörer bekomme, will ich die vorige Aufgabe auf einen imaginären Kuchen anwenden, und auf fünf Portionen erstrecken, wo die Auflösung, wie Sie wissen, sehr schwer ist, so schwer, daß ich vermuthe, es wird kein Student damit fertig werden. Alsdann aber, wenn die Studenten vergebens sich die Köpfe zerbrochen haben werden, möcht' ich dieselben gern zum Frühstück (ich lese Vormittags) mit einem wirklichen Kuchen überraschen, welcher die Lösung dieses schwierigen Problems versinnlichet. Sie begreifen, daß ich den nicht bey einem gewöhnlichen Bäcker bekommen kann. Sie aber, Frückstückskoch, Kunstbäcker und Mathematicus, Sie sind der Mann dazu. Backen Sie mir also einen Kuchen, der zugleich ein Pflaumenkuchen, ein Kirschkuchen, *) ein Aepfelkuchen, ein Mohnkuchen und ein Matzkuchen sey, und zwar dergestalt, daß jede Sorte, auf der Oberfläche, mit jeder andern Sorte zusammenstoße, daß der Matz den Mohn, die Aepfel, die Kirschen und die Pflaumen; die Pflaumen wiederum die Kirschen, die Aepfel, den Mohn und den Matz u. s. w. unmittelbar berühren. Wenn Sie mir diesen combinatorischen oder syntactischen Kuchen glücklich zu Stande bringen, gleichviel in welcher Figur und in welcher Größe; so will ich sie dafür nach dem fünffachen Maaßstab des Morgenblatts honoriren, und so ist gewiß noch kein Kuchenbäcker bezahlt worden. Ich verharre" u. s. w.

Wenn unter meinen Gästen Analytiker sind, so werden sie bald bemerkt haben, daß mein Herr Professor, aus Rache dafür, daß mein Theatertisch gegen seinen dreyeckigen L'hombretisch Recht behalten hat, mit einer sogenannten unmöglichen Aufgabe (d. h. mit einer solchen, deren Lösung unmöglich ist) mich hat vexiren wollen. Inzwischen hoff' ich, auch meine übrigen, unmathematischen Tischgäste davon zu überzeugen, denn es ist mir versuchsweise gelungen, sogar meiner Küchenmagd Emilie, mit welcher ich ihres berühmten Namens wegen jezt nach der guten alten Methode der mythologischen Briefe Demoustiers an Emilien, **) von Zeit zu Zeit Experimental-

*) Nach Jean Paul muß es Kirschenkuchen heißen, Herr Professor!

**) Diese Form an sich soll hier nicht verspottet werden. Herr Kuffner in seinen „Spaziergängen im Labyrinth der Geschichte in Briefen an Demoustiers Emilie" hat sie neuerlich mit Geschick und Geschmack gebraucht. Aber Demoustier hat auch Nachahmer gefunden, die unerträglich breit darin sich er-

Digitized by Google

physik treibe, diese syntactische Unmöglichkeit anschaulich zu machen.

Liebe Emilie! hab' ich ihr gesagt (und also gleichsam mit der Zunge geschrieben), liebe Emilie! nimm ein Nudelbret, und bereite darauf einen Nudelteig, so lang und breit, als du willst. Sollst du denselben so zerschneiden, wie unseres Professors vier Könige ihr erobertes Land getheilt wissen wollten, so hast du eigentlich nur zwey verschiedene Möglichkeiten. Du machst zuvörderst ein Binnenstück und ein Randstück; die gränzen nothwendig aneinander, resp. mit der ganzen Außenseite und mit der ganzen Innenseite, gleichwie der Rand und der Boden einer Bratenschüssel. Nun zerschneidest du entweder das Randstück in drey Theile und lässest das Binnenstück ganz (wie der erste, dritte und vierte Student), oder du zerschneidest (wie der zweyte Student) das Binnenstück, und lässest das Randstück unzerschnitten. In beyden Fällen, liebste Emilie! kannst du augenfällig die gesezte Bedingung erfüllen. Von den 3 Randstücken, die du im ersten Falle erhältst, gränzt jedes mit seinen zwey Nachbarn und zugleich mit dem Binnenstück, und von den drey Binnenstücken, die du im zweyten Falle bekommst — wenn du nur nicht etwa so schneidest, daß die Schnitte einander gar nicht berühren,

z. B. — gränzt wieder jedes mit den beyden andern und zugleich mit dem Randstücke, das sie alle drey umgibt. Aber ach, liebe Emilie, was mit vieren angeht, kann leider nicht mit fünfen geschehen. Du müßtest entweder das Randstück (welches einem Ringe gleicht) oder das Binnenstück, in vier Theile zerschneiden; aber ein Ring, in vier Theile zerschnitten, kann ringförmig niemals wieder so zusammengelegt werden, daß jedes Stück an alle übrigen stieße. Das Binnenstück hingegen, welches eine ununterbrochene Ebene ist, kann zwar — du siehst das, meine geliebte Emilie, an den Exempeln unserer 4 Studenten — in vier Theile geschnitten werden, deren jeder an alle übrigen gränzt: dann aber entsteht nothwendig in dieser Ebene ein neues Binnenstück, eine Enclave, (frage nur deinen Freund, den Donaueninspektor, was das heißt) welche unmöglich von dem umgebenden Randstücke berührt werden kann. Der mathematische Grund davon liegt in der Unmöglichkeit, mehr als vier Punkte in einer Ebene durch Linien miteinandrr zu verbinden, deren keine eine andere schneidet; da aber meine Frau mit dem Schlüssel pocht, zum Zeichen, daß sie meine Unterhaltung mit dir in allen Gliedern satt hat, wie Goethe's Söller (in den Mitschuldigen) die didaktische Unterhaltung zwischen Aleest und Sophien; so behalt' ich mir vor, liebste Emilie, auf diesen Satz ein andermal mit dir zurückzukommen.

So sprach ich, und Emilie hatte die Unmöglichkeit quaestionis, die ich ihr wohlbedächtig nicht in das scharfe Salz der Polemik, sondern in den Zucker angenehm-schneller Verständlichkeit eingemacht hatte, vollkommen begriffen. Ich darf also voraussetzen, daß auch meine nicht mathematischen Gäste sie gefaßt haben.

(Der Beschluß folgt.)

---

gießen. Diesen Ergus möcht' ich zum Heil der echten Popularität in streng wissenschaftlichen Dingen gern ein wenig einkochen.

Der Koch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

Mit immer steigender Theilnahme vernimmt man auch auswärts den Inhalt der Jahresberichte von den mannigfach wohlthätigen Verhandlungen der ruhmwürdigen Gesellschaft zu Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, und wir geben darum von dem eben erscheinenden für das Jahr 1824 gewohntermaßen einen kurzen Abriß. Während dieses achtundvierzigsten Gesellschaftsjahres führte der Professor, Hr. Peter Merian, den Vorsitz, die Zahl der wirklichen Mitglieder hatte sich nochmals um 23 vermehrt (den Esay von 15 abgegangenen ungerechnet), so daß sie sich jezt auf 473 belauft, und ihr Vorsteher konnte mit Recht sagen: „Nächst dem gemeinnützigen und wohlthätigen Sinne unserer Mitbürger, welcher schon bey Stiftung der Gesellschaft zu der Erwartung berechtigte, „...daß eine „...Zeit kommen dürfte, wo jeder wohlhabende Bürger sich schä„...men werde, nicht Mitglied zu seyn (Iselin's Rede von „...1776).““ verdankt die Gesellschaft ihr Aufblühen hauptsächlich den Einrichtungen, welche ihre Gründer, in sachkundiger Erwägung unserer Verhältnisse, ihr zu geben verstanden, um eine ungehinderte Entwickelung und eine sorgfältige Prüfung jedes Gedankens zu erleichtern. Wir sind keine Gesellschaft, die in sich abgeschlossen, von sich aus Ergänzung sucht; jedem, der Trieb zu gemeinnütziger Thätigkeit in sich fühlt, steht ohne weitere Anregung der Eintritt offen, und er hat ein Recht zu fordern, daß seine Meinung mit derselben Unbefangenheit geprüft werde, wie die der ältesten Mitarbeiter. Alle unsere Beamten und Kommissionen sind jährlich einer neuen Wahl unterworfen; bey ermattender Thätigkeit muß also jeder, wenn die Gesellschaft es wünscht, einem Andern seine Stelle einräumen. Alljährlich ist jede Kommission gehalten, eine ausführliche Rechenschaft über ihre Arbeiten der allgemeinen Gesellschaft zur genauen Prüfung vorzulegen, so wie hinwiederum diese dem Publikum eine gewissenhafte Nachweisung ihrer Verrichtungen schuldig ist. Die Ueberzeugung, daß nur diese freye, allen unsern übrigen Verhältnissen so angemessene Oeffentlichkeit das rege Leben in unserer Mitte erhält und beständig mehr entwickelt, war in der Gesellschaft immer als Grundsaz anerkannt; daß sie sich jedem Mitarbeiter immer tiefer einprägt, zeigen auch die Verhandlungen dieses Jahres.“ Und hinwieder dann von der Rückwirkung der Gesellschaft auf den Bürgersinn in dem kleinen Freystaate wird gesagt: „Neben der schönen Reihe von Anstalten, durch welche unsere Gesellschaft das allgemeine Wohl zu fördern sucht, und, wir dürfen es ohne Anmaßung aussprechen, seit ihrem Beginnen wirklich gefördert hat, dürften die Verdienste des Vereines nicht unwichtiger in dem erscheinen, was er beygetragen hat zur Anregung und zur Verbreitung gemeinnützigen Sinnes unter unsern Mitbürgern, dessen Wachsthum sich nicht nur kund gibt durch die jährlich zunehmende Theilnahme an den Angelegenheiten des Gemeinwesens, sondern auch an der immer mehr überhandnehmenden Sitte, die für gut erkannten Zwecke durch Gründung von Privat-Vereinen zu verfolgen. Ist der Keim des Bessern einmal in die Herzen gepflanzt, so wächst er fort und bringt immer schönere Früchte. Es ist das Leben des Geistes, dessen Veredlung immer der Gesellschaft schönster Zweck, zwar an die physische Welt gebunden, aber nicht an ihre engen Formen gebannt; die Kräfte zehren sich hier nicht auf durch fortwährenden Gebrauch, sie entwickeln sich immer weiter, je mehr sie in Thätigkeit gesezt werden, und veredeln sich bey guter Leitung in den kommenden Geschlechtern.“

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. März 1825.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht,
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Rückert.

Schuld und Strafe.

(Fortsetzung.)

Mißmuthig, daß eine Wunde, die so leicht geschlagen war, sich so schwer wieder heilen lasse, kehrte Rosalie in's Haus zurück. Sie blieb den ganzen Tag stiller als gewöhnlich, und kam, ziemlich unzufrieden mit sich selbst und mit Andern, schon früh am Abend wieder in ihrer Wohnung an. Hier indessen hellte sich der Himmel sehr bald für sie auf, denn Herr von Seeldorf kam ihr sogleich mit der Nachricht entgegen: er werde am nächsten Tage eine kleine Reise zu einem alten Universitätsfreund antreten, welcher etwa zwölf Meilen von dort eine Amtmannsstelle verwaltete; und da das Wetter so besonders einladend sey, hoffe er, Rosalie werde ihm Gesellschaft leisten. Diese war noch nie in jener Gegend gewesen, alles Neue machte ihr Vergnügen, so war sie denn sehr bereit, den Vorschlag anzunehmen. Einige Vorbereitungen waren indessen doch noch zu der kleinen Ausflucht nöthig; diese beschäftigten sie bis zum späten Abend; ihr Leid, Mathildens wegen, ward darüber vergessen, und schon früh am andern Morgen saß sie, nun wieder ganz fröhlich und wohlgemuth, neben dem Vormund im Wagen.

Nach seiner Weise mit großer Lebhaftigkeit erzählte ihr Herr von Seeldorf während der Fahrt von einem jungen Manne, Namens Adelbert von Randau, auf dessen Bekanntschaft er sich sehr freute, weil sein Freund, bey welchem er bis jezt Gehülfe im Amt gewesen war, ihn fast wie einen Sohn liebte, und seine Tüchtigkeit, seinen Fleiß und seine Kenntnisse schon oft gerühmt hatte. Dieß Lob ward nun auch Rosalien weitläufig genug mitgetheilt, allein wenn ihres Begleiters Absicht war, sie dadurch zu unterhalten, so erreichte er diesen Zweck sehr schlecht. Sie hörte seine Erzählung, wie sie ihm wol öfter schon in Geduld hatte zuhören müssen, gähnte heimlich dabey, und schilderte endlich, um nur der Langeweile ein Ende zu machen, mit ziemlich muthwilliger Laune das Bild, welches ihre Phantasie sich im Voraus von einem noch so jungen, und doch von Aktenstaub und Gelehrsamkeitsrost schon so hart mitgenommenen Mann entwerfe. Sehr geschmeichelt hätte sich nun wol Adelbert durch dieß Bild nicht gefunden, indessen, daß sie es entwarf, war doch keineswegs zu seinem Nachtheil, denn als sie ihn nun endlich sah, war sie wirklich überrascht, ihn lebhaft, angenehm, unterhaltend, kurz, nichts weniger als trocken gelehrt zu finden. — Er hatte von ihr zwar noch gar nichts, weder Gutes noch Böses, gehört, doch war er gleich beym ersten Anblick völlig geneigt, das Allerbeste zu glauben; und wenn ihr erster Anblick sein Herz nicht sogleich roberte, so war er doch der Anfang der Herrschaft, die sie bald über ihn gewann. Sehr glücklich war Adelbert nun, der Begleiter des schönen Mädchens bey den kleinen Streifereyen in der Gegend seyn zu dürfen, welche, vom herrlichsten Wetter begünstigt, die Gesellschaft unternahm. Doch kehr-

ten die beyden alten Herrn, zu so anstrengender Lust nicht mehr aufgelegt, bald zum ruhigen Pfeifchen und zu ungestörten Erinnerungen an die entflohene schöne Jugendzeit zurück. Nur die Gattin des Amtmanns blieb noch den Wanderern zugesellt, allein da sie zuweilen an einem schattigen Plätzchen ruhte, und den jungen Leuten das Ersteigen der steilsten Höhen allein überließ, so mochte Adelbert bey dieser Gelegenheit auch wol schon bis zur Höhe bescheidener Huldigung gestiegen seyn. Wenigstens kehrte Rosalie von dem zweyten nachmittägigen Ausflug gegen ihre Weise zerstreut und befangen nach Hause zurück, worüber Herr von Seeldorf, welcher schon früher mit seinem Freunde und dessen Gattin über Adelberts so schnell und sichtlich verlorne Freyheit gescherzt hatte, sich nicht wenig ergötzte. Manches neckende Wort, manchen spähenden Blick mußte Rosalie von ihm ertragen, und sehr willkommen war es ihr daher, als endlich die Abendmahlzeit aufgehoben ward, und es ihr, wie allen Andern, frey stand, sich auf ihr stilles Zimmer zurückzuziehen.

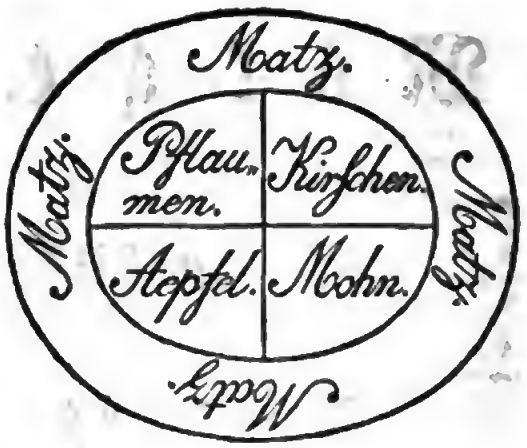
(Die Fortsetzung folgt.)

Eingemachte Lesefrüchte.

(Beschluß.)

Es ist wirklich etwas mathematisch Unmögliches, was der rachsüchtige Professor mir hat aufgeben wollen. Aber ich mach' es möglich. Denn grieh wie der Doktor Faust (nach Goethe) bey Ziehung des Pentagramms auf seiner Thür ein kleines Versehen begangen hatte, welches dem Mephistopheles den Zutritt in seine Studierstube erlaubte; so hat auch der Professor der Mathematik in der Stellung seines Kuchenproblems meinem Kunstbäcker-Genie ein Loch offen gelassen, durch welches ich einschlüpfen kann in seinen geschlossenen Kreis der Unmöglichkeit.

Um seine vier Könige und ihr erobertes Land bekümmere ich mich weiter nicht. Diese Aufgabe hat er nicht auf fünf Könige restreckt, aus gerechter Scheu vor dem Curator. Er will einen Kuchen haben, mit Pflaumen-, Kirsch-, Aepfel-, Mohn- und Matz-Belegung, und jede dieser Belegungen soll mit jeder von den übrigen zusammenstoßen, soll dieselbe unmittelbar berühren. Zusammenstoßen? Berühren? Das ist etwas ganz Anderes, als was die Könige wollten. Ihre Ländertheile sollten wechselseitig mit einander grenzen. Flächen können nur mit einander grenzen in Linien, denn nur die Linie ist Grenze der Fläche. Aber zusammenstoßen, einander berühren, können sie auch in einzelnen Punkten. Das hebt alle Schwierigkeit auf; und hier ist der verlangte Kuchen in regelmäßigster, symmetrischer Figur.



Pflaumen, Kirschen, Aepfel und Mohn berühren einander alle, stoßen alle zusammen im Mittelpunkt, und der Matz berührt alle, grenzt sogar mit allen am Bogen zusammen. Der Kuchen ist bereits fertig, meine Emilie hat ihn nach meiner Angabe mit eignen Händen gebacken, er ist genau — so viel Genauigkeit nämlich die noch nicht erfundene Kreis-Quadratur zuläßt — so groß wie ein Bogen vom Morgenblatt; und wenn der Professor das fünffache Honorar eines solchen Bogens mir baar übergeschickt (es wird nicht allzu viel über tausend Thaler betragen), so kann er ihn abholen lassen, wenn er will.

„Abholen lassen? Der Professor? Den ganzen Kuchen?" hör' ich meine Gäste murren. „Ist er nicht uns vorgesetzt worden?" Allerdings, aber dieser Kuchen ist ein Schaugericht, ein Betrachtungsgericht. Mag ihn der Professor hinnehmen und seine fünf Studenten damit speisen: die Betrachtungen, gleichsam die von ihm ausgedrungen angenehmen Back-Ofen-Dämpfe, bleiben da, und sind Gemeingut wie die Luft. Siehe nur selbst, meine geliebteste Emilie! — — Doch was will ich denn? die hab' ich ja schon abgefertiget, mir vom Professor das verdiente Honorar im Handkorbe heimzutragen. Ich will sagen: Sehet selbst, meine werthen Gäste, was für wichtige Betrachtungsdämpfe, und mit welcher zuckersüßen, angenehm-schnellen Verständlichkeit sie vor euern Nasen sich entwickeln.

Die vier Könige des Professors sind sehr im Irrthum, wenn sie Grenznachbarn werden wollen, um stets einig zu bleiben. Gerade die Grenznachbarschaft hat von jeher die meisten Anlässe zu Kriegen gegeben. Es ist daher eine wohlthätige Einrichtung der Natur, daß im unglücklichsten Fall niemals mehr als vier Flächen mit einander wechselseitig (i. e. jede mit allen und alle mit jeder) grenzen können. Aber es hilft dennoch nicht viel, weil Flächen, die nicht alle mit einander grenzen, dennoch ein-

Digitized by Google

ander berühren, mit einander zusammenstoßen können in einzelnen Punkten, wie dieß mein Kuchen anschaulich macht. Nun ist zwar ein Punkt ein Ding, das kaum ein Ding zu nennen ist, ein bloßes Gedankending, ein imaginärer Rest von einem Körper, dem man in Gedanken alle Länge, Breit' und Dicke genommen hat; und man sollte kaum glauben, daß über ein solches Nichts unter vernünftigen Menschen jemals Streit entstehen könnte. Gleichwol hört man immer von streitigen Punkten, und der Streit dreht sich heutzutage meistentheils um die Frage, welches der rechte, einzige und höchste Punkt oder das Princip sey, von welchem man ausgehen müsse, um zum rechten Ziel zu gelangen. Daß dieß eine Thorheit sey, zeigt mein Kuchen. Es gibt auf demselben wirklich einen Punkt, in welchem Pflaumen und Kieschen, Aepfel und Mohn, zugleich sich befinden, und von welchem sie alle vier ausgehen. Aber gehen sie alle Einen Weg? Das ist ganz unmöglich, da sie alle sich ausbreiten wollen. Sie müssen verschiedene Richtungen nehmen, entgegengesezte zum Theil; und gleichwol — zu welchem Ziele gelangen sie alle? Zum Matze. Da stoßen sie an, und können nicht weiter, die großen Princip-Philosophen. Denn der Matz ist die Schranke, die allen ihren praktischen Bestrebungen ein Ende macht, wie die Dummheit allen Anstrengungen der Weisheit. Ueberall, wohin sie wollen, um sich weiter auszubreiten, da ist schon der Matz, der von keinem Punkte, von keinem Princip ausgeht, vielmehr sich am fernsten davon hält, aber eben darum das höchste Princip sammt allen davon ausgehenden Systemen in sich hat.

Mein Matz, der seinen Namen mit dem einfältigen Diener in Kotzebur's Landjunker gemein hat, repräsentiert den festgeschlossenen Ring der Bornirten, deren instinktmäßige Verbindung gegen die Ausbreitung der allzu freysinnigen Philosophie und des allzu guten Geschmackes die Menschheit zusammenhält, gleichsam wie der ziemlich unschmackhafte Matzrand meinen Pflaumen-, Kiesch-, Aepfel- und Mohnkuchen; und dieser Kuchen ist nichts Geringeres, als ein Bild der ganzen civilisirten Welt. Es ist nichts, als ein eingewurzeltes Sprachfehler, daß man die coagulirte Masse derjenigen, welche den Menschensinn und den Menschengeist borniren, i. e. beschränken, die Beschränkten nennt, gleichwie derjenige, welcher bedient, ganz unrichtig der Bediente heißt. Die wahren Bornirten sind diejenigen, welche von einem wesenlosen Punkt' (oder absoluten Princip) ausgehen, in welchem sie zwar zusammentreffen, aber niemals einig sind, (man sehe nur, wie sie auf meinem Kuchen gleichsam mit spitzigen Piken aneinander stoßen), und sich bis in's Unendliche auszubreiten hoffen, ohne zu bedenken, daß nach der Natur der Sache einer den andern und der Matzrand Alle daran hindern muß. Alles, was sich consequent, von einem Centralpunkt' aus, unter irgend einem beliebigen Winkel, gleich einem Sector ausbreiten will über den Teller der Welt, das will etwas mathematisch Unmögliches, weil ein Sector, wie sehr er sich auch auf diese Weise vergrößere, nun und nimmermehr ein Kreis werden kann. Was aber, unbekümmert um Centrum und Consequenz, sich an den Rand hält und im Cirkel herum geht, das fiedt wenigstens aus, wie ein Kreis, und bornirt alles Andere, das heißt: es bederescht dasselbe: denn jemanden beherrschen heißt nichts anderes, als ihn beschränken, ihm Schranken setzen, ihn in Schranken halten.

Das thut an mir meine Frau, indem sie mit dem Schlüssel pocht, wenn ich anfange, zu vergessen, daß die Lesewelt des großen Orients eine Emilie à la Domoustier ist. Und ich thu' es an mir selbst, indem ich hier meine Betrachtungen über den combinatorischen Matzkuchen — denn es ist billig, daß er von dem herrschenden Rand-Elemente den Namen erhalte — und über die Bornirten dornire.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Die Eröffnung der Kammern am Anfang dieses Monats gab der Schaulust der hiesigen Einwohner volle Nahrung. An allen ward die heilig Geist-Messe in der Hofkirche zu St. Michael gehalten, wohin sich der König in einem achtspännigen Gallawagen, geleitet von sieben sechsspännigen, verfügte. Dieser Aufzug war wirklich imposant; die Schönheit der Karossen, die stolze Pracht der Rosse, eben so reich als zierlich geschirrt, und der geschmackvolle Schnitt der glänzenden Hof-Livreen vereinigten sich zu einem glänzenden Ganzen. Tags darauf erschien der Monarch im Ständehaus und hielt vom Thron herab, umgeben von den Kronbeamten, den Ministern und Hofchargen, dann den Mitgliedern des Staatsraths, jene schöne, herzliche Rede, die Ihnen aus den öffentlichen Blättern bekannt ist. Er sprach mit dem königlichen Anstande und der ehrfurchtgebietenden Haltung, die Ihm so vorzugsweise eigen ist, und sein Ton war laut und allgemein verständlich. Wir haben den König vor sechs Jahren an derselben Stelle sprechen hören, und fanden, daß in dieser Zeit weder seine Stimme an Klang, noch sein Aeußeres an Kraft verloren hat. Mögen noch viele Jahre machtlos über Seinen Scheitel dahinziehen!

Die Tagesordnung führt mich zu den Neuigkeiten unsers Hoftheaters. Wir sahen: Urika, die Negerin, Drama in einem Akt nach dem Französischen von Castelli. Das Original dieses Stücks, das ich nicht kenne, kann wol nur darum Interesse erregt haben, weil es eine Episode aus dem beliebten Roman einer geistreichen Frau behandelt. Ich begreife übrigens nicht, wie der unruhere, in Auffassung bunter Lebensbilder so glückliche Castelli auf den Einfall kam, diese duft- und farblose Pflanze auf deutschen Boden zu verpflanzen. Haben wir denn der Mohrinnen nicht schon mehr als zu viele? Wenn wir durchaus von den reichen Nachbarn entlehnen müssen, so nehmen wir wenigstens das, was wir nicht haben: ihr Lustspiel. Uns mangelt der Witz, die Erfindungsgabe der Franzosen. Sentiment und nassen Jammer haben wir genug. —

Eine reiche Entschädigung für dieß langweilige Drama bot uns das neue Ballet: Die schöne Arsenne, oder die neue Amazone, in drey Akten von dem hier anwesenden Balletmeister, Hrn. Taglioni. Der Inhalt ist der bekannten französischen Oper: la belle Arsenne, entnommen. Die Fabel gewährt kein großes pantomimisches Interesse, aber sie gestattete dem Meister die volle Entwicklung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel. Noch nie sahen wir das Talent der Dlle. Taglioni sich glänzender entwickeln, als in diesem Ballet. Diese junge Künstlerin, in bester Schule gebildet, hat von der Natur einen Körperbau erhalten, der sie für das genre serieux, wie

für das demi caractère gleich geschickt macht. Ihr seltenes a-plomb, die Kraft und Ausbildung ihrer Zehenpartie (pointe d'acier), ihr unvergleichliches port de bras, die glückliche Bildung ihres coup de pied, so wie ihr tadelloses terre à terre, vor Allem aber die Behandlung der Pirouette, in der sie wol von Keiner übertroffen wird, stempeln sie zur großen Künstlerin, die wir unsrer Bühne gewonnen zu sehen wünschen. Bey dieser vollen Anerkennung und Bewunderung ihres Talentes müssen wir jedoch den Wunsch wiederholen, den wir in unserm lezten Berichte geäußert haben, daß sich die junge Künstlerin bey ihrem zarten Sinn für das scenisch-Schickliche von den konventionellen Formen der neuern Tanzkunst losmache, und so mancher Bewegung und Attitude entsage, die, so sehr auch von der Menge bewundert, das gebildete Auge unschön findet, ich meyne hier vor Allem das horizontale Ausstrecken des Beines, das noch vor fünfzehn Jahren, der höhern Tanzkunst fremd, in das Ressort der Seiltänzer und Gaukler gehörte, und vor dem sich der zartfühlende Noverre, der selbst schon der Pirouette abhold war, mit Schauder abwenden würde. — Wir machen hier auf einen sehr gelungenen Aufsatz, über die Leistungen der Dlle. Brugnoli aufmerksam, der in den lezten Nummern der „Wiener Zeitschrift für Kunst ꝛc." abgedruckt ist, in welchem der geistreiche Beurtheiler dieser jezt in Wien gefeyerten Tänzerin denselben Rang ertheilt. — Würdig neben Dlle. Taglioni stand Dlle. Horschelt als Anführerin der Amazonen, und Hr. Schneider als Prinz, die Beyde zu allgemeinem Beyfall ihr schönes Talent entfalteten, auch die kleine Koch als Amor verdient rühmliche Erwähnung, so wie das corps de ballet, das sich durch lobenswerthe Präzision in den verschiedenen Tänzen, vorzüglich im Waffentanz, auszeichnete. Unter mehreren gelungenen Dekorationen überraschte uns der schöne Garten von Hrn. Klotz gemalt; die Ufer des See's mit dem Tempel erinnerten an eine freundliche Anlage in Nymphenburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Basel, Februar.

(Beschluß.)

Von den Bildungsanstalten für die Jugend, von den Schulen für die unteren und ärmern Klassen der Einwohner und von den ausgedehnten Krankenverpflegungs-Anstalten, welche die Gesellschaft von längerer oder kürzerer Zeit her gestiftet hat und unterhält, hat keine im verflossenen Jahr Rückschritte gemacht und noch viel weniger ist eine derselben eingegangen. Wol aber sind wieder neue andere hinzugekommen. „Zum Erstenmal (sagt der Bericht) wurde ein Versuch gemacht zur Feyer eines Jugendfestes. Es haben daran beynahe tausend Kinder, Knaben und Mädchen, aus allen Stadtvierteln Theil genommen. Der Zweck, den die Gesellschaft sich vorsezte, bey einem feyerlichen Anlasse durch Gewährung unschuldiger Freuden die Kinder von einem gewissen Alter einander zu nähern, zu einem freundschaftlichen Benehmen gegen einander Veranlassung zu geben und Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, die oft schon im Kindesalter zu unbürgerlicher Trennung führen, wurde da bey vollkommen erreicht. Schon die Vorübungen zum Feste, bey welchem die Gegenwart der Eltern sehr vortheilhaft auf die Kinder einwirkte, besonders die des unter geschickter Leitung sich einübenden Sängerchors von 233 Knaben und Mädchen trugen zu diesem Zwecke bey. Der Eifer, mit welchem sie besucht worden sind, hat den Gedanken veranlaßt, auf eine mehr bleibende Weise die gesangskundigen Schüler der verschiedenen Anstalten in Chören monatlich zu vereinigen und die Gesellschaft hat ihre Bereitwilligkeit erklärt, zur Erleichterung solcher Vereinigungen das Ihrige beyzutragen. In allgemeiner Erinnerung bey uns Allen ist noch der heitere Eindruck, den der wohlgeordnete Zug der Kinderschaar auf die Auen von St. Jakob gewährt hat, die Fröhlichkeit bey dem Mahle und den Spielen und die Preisvertheilungen, welche auf die folgenden Tage verschoben, den Kindern ein frohes Nachfest bereitet haben.

Gleichfalls neu, aber bedeutsamer noch erscheint die mit großer Theilnahme eröffnete Handwerksschule, deren Einrichtung zwey Hauptklassen darbietet. Die erste begreift Alle, welche, ohne am Zeichnen Antheil zu nehmen, in folgenden Fächern unterrichtet werden: 1. Im Lesen, wobey nicht nur die Fertigkeit des Lesens, sondern auch das Verstehen des Gelesenen berücksichtigt wird. Der Lesestoff ist so gewählt, daß die Lesenden nicht nur Muster der verschiedenen Style kennen lernen, sondern auch einen auf Veredlung des Sinnes und Wandels hinzielenden Unterricht erhalten. Zugleich werden ihnen durch die Leseübungen manche gemeinnützige Kenntnisse mitgetheilt. 2. Im Schönschreiben, nach Vorlagen, vorerst in deutscher, später auch in französischer und sogenannter englischer Schrift. 3. In der Rechtschreibung der Deutschen, mit Hinweisung auf die Gründe der orthographischen Regeln und den Fähigern wird auch Anleitung zur Abfassung solcher Aufsätze ertheilt, die im Berufsleben gewöhnlich vorkommen. 4. Im Rechnen, sowol auf der Tafel als im Kopfe. 5. In der Erdbeschreibung, deren Unterricht einstweilen auf eine Uebersicht der europäischen Länder beschränkt ist, mit besonderer Hinsicht auf die dem wandernden Handwerker und Fabrikarbeiter wichtigsten, und auf damit zusammenhängende Mittheilungen aus der Produktenkunde. Die gegen 200 ansteigende Zahl der Schüler dieser ersten Abtheilung machte nothwendig, sie in drey Parallel-Klassen zu trennen, die einen abgesonderten Unterricht erhalten und für deren Bildung diejenigen einander nahe gebracht wurden, welche ungefähr auf derselben Stufe von Kenntnissen stehen. Außer dem Sonntag wird auch noch an etlichen Abenden in der Woche Unterricht ertheilt, so daß dieser wöchentlich nicht weniger als zwanzig Stunden befaßt. Die zweyte Hauptabtheilung begreift die an dem Zeichnungsunterricht Theilnehmenden. Diesem sind sechs Stunden wöchentlich gewidmet und es wird diese Abtheilung als eine Vorbildungsklasse betrachtet, die später zu weiterer Ausbildung im Zeichnen und Modelliren geführt werden soll. Der Zeichnungsschüler waren im ersten Jahr 88.

Die im vorigen Jahr eröffnete landökonomische Armenschule ist zwar eine für sich bestehende, von der gemeinnützigen Gesellschaft aber durch ansehnlichen Beytrag unterstützte Anstalt. Sie gehört unter die rühmlichen Nachahmungen der Armenschule in Hofwyl. Sie kam durch freywillige, leicht und schnell erhaltene Unterzeichnungen zu Stande. Die jährlichen Subscriptionsbeyträge beliefen sich auf 3733 Schweizerfranken und die ohne weitere Verbindlichkeit gegebenen Geschenke betrugen 7459 Fr.; also, daß das Ganze die Summe von 11192 Fr. ausmacht. Bis jezt blieb die Zahl der Zöglinge, die fünf Kinder des Lehrers abgerechnet, auf vierzehn beschränkt, sie wird aber bald weitern Zuwachs erhalten.

Die zinstragende Ersparnißkasse, welche von der Gesellschaft besorgt wird, erhielt im Jahr 1824 von 641 Beytragenden die Summe von 19,582 Fr. anvertraut und sie verwaltet gegenwärtig eine Summe von 105,628 Fr. ihr übergebner Ersparnisse. Die Rechnungen der verschiedenen Gesellschaftsfonds können hier nicht ausgezogen werden; um aber von ihrer verhältnißmäßigen Bedeutsamkeit einen Begriff zu geben, mag hiereben, die lezte Jahreseinnahme zweyer davon zu verzeichnen; die Hauptkasse nahm an jährlichen Beyträgen und Geschenken ein 5093 und die Krankenpflege 11,197 Schweizerfranken, beyde zusammen also über eintausend Louisd'or.

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. April 1825.

Der du, voll Blut und Wunden,
Für uns am Kreuze starbst,
Und unsern letzten Stunden
Den höchsten Trost erwarbst!
Der du dein theures Leben,
Noch eh ich war, auch mir
Zur Rettung hingegeben,
Mein Heil, wie dank ich dir!

Die stille Woche.

Von allen Jahreswochen
Die feyerlichste naht.
Schon ist sie angebrochen
Die Zeugin großer That!
Mit ihres Heiles Segen
Die stille Woch' ist da.
Mein Herz, auf! ihr entgegen,
Hinan nach Golgatha!

Die Erde, die vom Fluche
Der Sünde war befleckt,
Und, als mit schwarzem Tuche,
Mit Elend überdeckt,
Zu reinen und zu weihen,
Wer gab sich in den Tod?
O denke, Herz, des Treuen,
Des Tilgers solcher Noth!

Wenn in dem Irrgetriebe
Der Welt und ihrer Lust
Der Geist der reinen Liebe
Erschlafft in träger Brust,
Wenn unter Sorgenbüeden,
Im Strudel der Leidenschaft,
Bey hastenden Begierden
Erkrankt die bess're Kraft;

Auf raff' er sich und trete,
Gesammelt jeden Sinn,
Mit brünstigem Gebete
Vor diesen Heilquell hin!
Die niedre Lust ersteche
Und jede schlimme Sucht,
Daß er den Frieden erbe,
Der stillen Woche Frucht!

Und wer auf Zweifelswogen
Von des Gewissens Pein
Wird hin- und hergezogen,
Und weiß nicht aus, noch ein;
Den, wie auf dürre Auen
Ein Morgenregen fällt,
Den möge mild bethauen
Der Trost aus jener Welt;

Der Trost, den uns erworben
In dieser heil'gen Zeit
Er, der für uns gestorben,
Und sterbend uns geweyht.
Sey selbst in Reue fröhlich,
Zur trüben Seele sprich:
Gott will dich Sünder selig,
Doch nimmer ohne dich.

C.

Schuld und Strafe.

(Fortsetzung.)

Der süße Schlaf, welcher der Amtmannin so reichlich für die Anstrengungrn des vorigen Tages lohnte, schien gegen die übrigen Theilnehmer an denselben bey weitem kärglicher verfahren zu seyn. Adelbert wenigstens war mit dem Frühroth schon wieder wach, und nicht lange nachher erblickte man auch schon Rosalie, sich an der kühlen, erfrischenden Morgenluft labend, am Fenster. Die Sonne schien noch so mild, die Gewächse dufteten so balsamisch zu ihr empor, daß sie nach kurzer Zeit in den Garten hinabeilte, um einige der schönen Rosen zu brechen, mit denen er reichlich geschmückt war. Allein kaum war sie zur Pforte hineingetreten, als sie in augenblicklicher Bestürzung auch beynahe schon wieder zurückgewichen wäre; denn in ganz geringer Entfernung von ihr, und sie schon bemerkend, stand — Adelbert von Randau.

„Das Glück meint es heute freundlich mit mir, so redete er sie an, sich mit bescheidenem Anstand nähernd. Unerwartete Geschäfte entfernen mich in einer Stunde beynahe für den ganzen Tag; und da Sie nun, wie ich leider habe hören müssen, schon vor dem Abend scheiden, so durfte ich kaum hoffen, diesen heitern Augen noch einmal zum Abschied zu begegnen." — „Ich wollte — erwiederte Rosalie nicht ohne Befangenheit — ich kam, mir eine von jenen dunkeln Rosen dort zu holen." — „Eine dunkle Rose?" erwiederte er. O wie paßte denn die zu Ihnen? .... Wenn Sie eine annehmen wollten, die ich gezogen habe ...." Er wandte sich mit diesen Worten zu einer Rosenlaube, deren Pflege er sich zuweilen hatte angelegen seyn lassen, und brach schnell eine helle, kaum geöffnete Centifolie von der schönsten Art. „Ihr Ebenbild! sagte er sanft, indem er sie ihr reichte. Gewiß! ich werde Ihrer noch oft bey diesen Rosen gedenken." — Rosalie schwieg, gegen ihre Gewohnheit wortarm und verlegen; doch Adelbert blickte ihr forschend in's Gesicht, und fuhr dann nach einer kleinen Pause fort: „In wenigen Wochen werde ich diese Gegend verlassen. Mein Weg führt mich dann durch Ihren Wohnort, wo mir auch in Kurzem eine Anstellung gewiß ist. Herr von Seelbach hat mir erlaubt, ihn dort aufzusuchen; aber Sie? O wenn ich hoffen dürfte, dann auch von Ihnen nicht ungern gesehen zu seyn!" — „Wenn Sie mir dann noch eine Rose mitbringen, erwiederte Rosalie, welche jezt ein Fünkchen ihrer muntern Laune wiederzufinden schien; eine eben so schöne Rose, als diese, so sollen Sie willkommen seyn. Aber ein Röslein ohne Tadel! sonst habe ich nichts versprochen."

Schnell, und leicht wie eine Elfe, war sie mit diesen Worten wieder an der Pforte, denn sie wollte keinen Abschied nehmen; auch schlug das Herz ihr unruhig, daß Jemand hinzukommen möchte. Schon am vorigen Abend waren des Vormunds Neckereyen, denen sie sonst sehr gut zu begegnen wußte, ihr so unerträglich gewesen; sie hätte um Alles in der Welt nicht gewollt, daß er sie in diesem Augenblick hier sähe.

Wie nach Rosaliens Entfernung das Andenken an sie immer wärmer und wärmer Adelberts Herz beschäftigte, wie sein alter Freund dieß gar bald bemerkte, und wie sehr er ihn nun durch die Versicherung erfreute, daß des Mädchens Vormund auf das Günstigste für ihn gestimmt sey — das bedarf wol kaum der Erzählung. Helle Hoffnungsbilder lächelten nun dem Jüngling während der Tage, welche er noch am Ort seines bisherigen Aufenthalts verlebte, und nur das Eine schmerzte ihn, daß er so lange noch harren mußte auf Rosaliens Wiedersehen. Indessen — auch die langsam schleichende Zeit verstrich doch endlich; mit Dank und herzlicher Liebe nahm er von seinen biedern Hausgenossen Abschied, und förderte seine Reise so sehr, daß er schon ziemlich früh am folgenden Tage B. erreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

Drittes Bruchstück.

Frau von Genlis Bekanntschaft mit Rousseau.

Meine erste Zusammenkunft mit Rousseau macht meinem Geist und meinem Scharfsinn wenig Ehre; aber sie hat etwas so Seltsames und Komisches, daß es mich kurzweilen wird, sie mir zurückzurufen. Folgendes ist die Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihm.

J. J. Rousseau war seit sechs Monaten in Paris, und ich war achtzehn Jahr alt. Ich hatte zwar nie eine Zeile seiner Werke gelesen, brannte aber vor Neugier, einen so berühmten Mann zu sehen; für mich hatte er noch das besondere Interesse, Verfasser des divin du village zu seyn, eines Gedichts, das einem Jeden, der das Natürliche liebt, immer gefallen wird; es enthält einen musikalischen Ausdruck, der den Worten vollkommen anpaßt, wie man ihn seitdem, außer in Monsigny's und den großen Gluck'schen Opern *), kaum noch gesehen hat. Doch zu Rousseau

*) Der berühmte Rameau hatte schon das Beyspiel dieser so wünschenswerthen Uebereinstimmung gegeben. Besonders in der Arie seines Pygmalion: Fatal amour, cruel vainqueur u. s. w. Die vollkommenste Deklamation könnte alle Worte dieser Arie nicht besser ausdrücken, so wie in Castor et Pollux in der bewunderungswürdigen Arie: Tristes apprêts, pâles flambeaux.

A. d. B.

zurück! Er war sehr leutescheu, weigerte sich, Besuche zu machen, und nahm deren keine an; ich hatte auch gar nicht den Muth, etwas zu diesem Endzweck zu thun, bezeigte also meine Lust, ihn zu kennen, ohne zu glauben, es gebe eine Möglichkeit, dahin zu gelangen. Eines Tages sagte mir Herr von Sauvigny, der Rousseau zuweilen sah, daß Herr von Genlis gesonnen wäre, mir einen Possen zu spielen; er gedenke mir eines Abends Préville, als Rousseau gekleidet, vorzustellen. Dieser Einfall machte mich sehr lachen, und ich versprach, mich so zu betragen, als wenn dieser Scherz, der damals unter dem Namen von Mystifikation sehr beliebt war, mich völlig hinter das Licht geführt hätte. Ich besuchte das Schauspiel fast gar nicht, hatte Préville nur zwey- oder dreymal, und in sehr weit von der Bühne entfernten Logen, spielen sehen; Préville besaß wirklich die Kunst, sein Gesicht völlig zu verändern und ein anderes nachzunahmen; auch seine Gestalt kam der Rousseau's, der bekanntlich klein war, gleich; Herr von Genlis hatte auch wirklich den mir anvertrauten Plan, allein er ließ ihn gleich wieder fahren; Herr von Sauvigny vergaß ihn auch, ich allein behielt ihn im Kopf. Drey Wochen lang sah ich Sauvigny gar nicht, dann kam er einmal, und sagte mir sehr eifrig und in Herrn von Genlis Gegenwart, Rousseau wünsche sehr, mich auf der Harfe spielen zu hören, und wenn ich diese Gefälligkeit haben wolle, würde er ihn des andern Tages bey mir aufführen. Da ich sicher war, daß es Préville seyn würde, konnte ich kaum ernsthaft bleiben, sagte aber doch mit ziemlichem Anstand, daß ich mir alle Mühe geben wollte, um vor Jean Jaques zu spielen. Den folgenden Tag erwartete ich ungeduldig die verabredete Stunde, denn ich stellte es mir sehr komisch vor, einen Crispin in den Kleidern eines Philosophen zu sehen. Inzwischen war ich von der thörichtsten Lustigkeit, und da Herr von Genlis meine natürliche Schüchternheit kannte, wunderte er sich sehr, wie die Erwartung, einen so ehrenfesten Mann zu sehen, diese Wirkung hervorzubringen vermöchte, ja er hielt mich für närrisch, wie er mich, da man Rousseau anmeldete, von Neuem lachen sah. Ich gestehe, daß mir nichts so drollig vorkam, wie seine Gestalt, die ich durchaus für eine Verkleidung hielt. Sein Kleid, seine braunen Strümpfe, seine kleine runde Perücke — dieser ganze Anzug mit seiner Haltung zusammengenommen, stellten mir nur einen vortrefflich gespielten Komödienauftritt vor. Doch ermannte ich mich, nahm eine ziemlich angemessene Haltung an, stotterte einige höfliche Worte, und setzte mich nieder. Man schwatzte, und zu meinem Glück auf eine ziemlich muntere Weise; ich sagte kein Wort, allein von Zeit zu Zeit brach ich in Lachen aus, und das so natürlich und von ganzem Herzen, daß es Rousseau nicht zu mißfallen schien. Er sagte hübsche Dinge über die Jugend überhaupt. Ich dachte bey mir: Préville habe Verstand, und Rousseau würde nicht so liebenswürdig gewesen seyn, denn ich hätte durch mein Gelächter Aergerniß gegeben. Rousseau richtete seine Rede an mich, und da er mich nicht in Verlegenheit setzte, antwortete ich ihm sehr unachtsam, Alles, was mir durch den Kopf fuhr. Er fand mich sehr originell, und ich dachte von ihm, daß er mit einer Vollkommenheit spielte, die ich gar nicht müde wurde zu bewundern. Karikaturen haben mich nie lachen machen; was mich erfreute, war die Einfachheit, die Natürlichkeit dessen, den ich für einen Schauspieler hielt, und diesem gemäß fand ich ihn im Zimmer dem, was ich von Ihm auf der Bühne gesehen hatte, sehr überlegen. Doch deuchte mir, er gebe Rousseau zu viel Nachsichtiges, Gutmüthiges, Heiteres. Ich spielte die Harfe und sang einige Arien aus dem Dorf-Wahrsager; Rousseau sah mich immer lächelnd an, mit der Art von Vergnügen, welches der Anblick recht natürlicher Kinderey erregt; bey seinem Abschied versprach er den folgenden Tag mit uns zu speisen: er hatte mich so ergötzt, daß ich bey dieser Zusage vor Freude einige Sprünge machte, ihn bis an die Thüre begleitete, und ihm alles mögliche Schöne und hunderterley Thorheiten sagte. Wie er fort war, legte ich mir weiter keinen Zwang an, sondern lachte aus vollem Halse; und wie mich Herr von Genlis ganz verwundert, mit ernstem, strengen Blick ansah, stieg meine Lustigkeit nur noch höher. „Nun Sie eingestehen müssen, daß es Ihnen nicht gelang, mich zu täuschen, fing ich endlich an, sind Sie verdrießlich. Wie konnten Sie aber auch nur im Ernst glauben, daß ich Préville für J. J. Rousseau halten würde!" — „Préville?" — „Ja, ja, leugnen Sie doch nur, vielleicht laß ich mich bethören." — „Sind Sie denn verrückt?" — „Ich gestehe, daß Préville allerliebst war! vollkommen natürlich; nirgend überladen; man kann gar nicht besser spielen, allein die Kleidung abgerechnet, wette ich doch, daß er Rousseau auch nicht im geringsten nachgeahmt hat. Er hat einen guten liebenswürdigen Alten, aber nicht Rousseau dargestellt; dieser würde mich ohne Zweifel für närrisch, und einen solchen Empfang für sehr unartig gehalten haben." Bey diesen Worten schlug Herr von Genlis sowol wie Sauvigny ein solch unermeßliches Gelächter auf, daß ich erstaunte; man erklärte sich, und ich war nicht wenig beschämt, wie ich erfuhr, daß es wirklich J. J. Rousseau sey, den ich auf eine so unzierliche Weise empfangen hatte. Ich erklärte, daß ich, würde er von meiner Albernheit unterrichtet, ihn nie wiedersehen wolle; die beyden Männer versprachen mir verschwiegen zu seyn, und hielten mir Wort; das Seltsamste bey der gan-

Digitized by Google

zen Sache war aber, daß dieses einfältige, unbesonnene Betragen mir Rousseau's Gunst erwarb. Er sagte zu Herr von Sauvigny, daß ich die natürlichste, fröhlichste, von allen Ansprüchen freyeste, junge Person sey, die er jemalen gesehen. Wahr ist es, ohne den Irrthum, welcher mich so ungezwungen und lustig machte, würde er mich nur äußerst schüchtern haben finden können. Also verdankte ich seinen Beyfall nur einer Täuschung und konnte nicht darauf stolz seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Ich nehme hier Gelegenheit, auf die Dekorationen des hier noch immer anwesenden Hrn. Reefe aus Wien zurückzukommen, von denen ich Ihnen in meinem Jännerbericht eine vorläufige Notiz gegeben, und die noch immer der Gegenstand häufiger Diskussionen sind.

Mit denjenigen, die an eine Dekoration die nämlichen Forderungen als an ein Genre-Stück machen, können wir nur in so ferne einverstanden seyn, als jedes Bild dem Gegenstande angemessen komponirt, zweckmäßig in Vertheilung von Licht, Schatten und Kolorit harmonisch seyn soll; was jedoch die technische Ausführung betrifft, so sind beyde Fächer so heterogener Natur, daß hier nothwendig abgegangen werden muß, weil unläugbar der Effekt des ganzen Dekorationsgemäldes verloren gehen würde, wenn hier die Ausführung als der wesentlichste Theil betrachtet werden wollte. Wenn ältere Meister hierauf mehr Werth setzen, und mehr Zeit darauf verwandten, weil sie mehr Zeit darauf verwenden konnten, so mögen sie vielleicht in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienen, standen aber in Hinsicht auf Geschmack und auf Kenntniß des genauen charakteristischen Styls den Neuern bey weitem nach. Wie vieles verdanken nicht die Neuern den vielen Reisewerken der Engländer und Franzosen, die, was sie in fernen Ländern gesehen, in treuen Abbildungen der Welt mittheilten, und so den Künstlern, und unter diesen vorzüglich den Dekorationsmalern ein neues Feld eröffneten, ihren Geschmack zu läutern, Irrthümer zu berichtigen, angenommene Grundsätze zu verändern und ihrer Phantasie (mit Ausschluß des Idealen) eine bestimmte Richtung zu geben. Ich erwähne hier nur unter andern: Nordens Reise in Egypten, La Borde's voyage pittoresque d'Espagne, Thomas Daniel's Oriental Scenery in Hindoostan etc. Das Bedürfniß der erweiterten Ansicht dieses Kunstzweiges entsprang zu gleicher Zeit aus der veränderten Richtung des Geschmackes, indem das Publikum nicht mehr allein einfache Familienstücke sehen wollte, sondern sich mehr zu den poetischen Produkten der Romantik und der Fernwelt hingezogen fühlte, was der Phantasie des Theatermalers einen freyen Spielraum vergönnte, und ihm erlaubte, dem Genius seiner Einbildungskraft zu folgen, welche ihren eigenen Maaßstab hat, und nicht nach den Grundsätzen, z. B. eines niederländischen Gemäldes, beurtheilt werden kann, da letzteres bey der Alltäglichkeit des Stoffs sein größtes Verdienst in eine fleißige Ausführung setzen kann. — Dieses Fortschreiten der Kunst brachte das Gute hervor, daß man bemüht war, nicht mehr so stark auf die Einbildungskraft der Zuschauer zu sündigen, indem sie sonst gewöhnlich Handlungen, welche uns in ferne Zonen versetzen sollten, immer in ein und den nämlichen Dekorationen stets sahen, welche, natürlich durch den steten Gebrauch abgenutzt, oft höchstens mehr dem Archäologen Interesse einflößen konnten; es wurde sofort ein Hauptangenmerk umsichtiger Direktionen, ihr Dekoratorium auf eine der Würde ihrer Bühne angemessene Weise zu ordnen und zu bereichern. Wenn man nun erwägt, welcher Aufwand von Zeit dazu gehört, eine Bühne, wie die hiesige, bekanntlich eine der schönsten und größten Europa's, in dieser Hinsicht zu organisiren, um einen Vorrath von Dekorationen zusammenzubringen, so kann man leicht abnehmen, daß es eine positive Unmöglichkeit war, dieses in dem bedungenen Zeitraum von den angestellten Künstlern des Theaters zu fordern, oder sich darauf einzulassen, mit diesem Fache nicht vertraute Künstler zu beschäftigen. Deßhalb, und nicht um den inländischen Kunstfleiß zurückzusetzen, ward der von Wien aus schon bekannte Theatermaler Reefe berufen, um diesem Bedürfniß abzuhelfen, und das Nöthige in möglichst kurzer Zeit zu liefern; dieses fügen wir nur deßhalb bey, weil Einige von dem Grundsatz nicht überzeugt scheinen, daß man das Talent, ohne Berücksichtigung auf dessen Vaterland, schätzen müsse. — Das Dekorationsfach ist eins der schwierigsten aller ausübenden Kunstfächer, es berührt alle uns, wenigstens dem Namen nach, bekannten Gegenstände, und setzt daher eine weitumfassende Kenntniß von deren Beschaffenheiten, und einen bedeutenden Grad wissenschaftlicher Bildung voraus, es versetzt uns ferner auf den Schwingen der Phantasie in unbekannte Welten und ihren Zauber; es dürfte daher wol unterschieden werden zwischen dem bloß technischen Theatermaler und dem dichtenden Dekorateur, so wie sich ungefähr ein Tonsetzer von einem Tondichter unterscheidet. Nach dieser Ansicht können wir nur bedauern, daß wir Hrn. Reefe, von dem der Ruf ausgeht, daß er stets das Poetische der Handlung auffaßt, und das Phantastische der Malerey damit zu verweben weiß, weniger von dieser Seite Gelegenheit hatten, beurtheilen zu können, indem derselbe mehr mit gemeinnützigen Gegenständen beschäftigt wurde, welche von einer vernünftigen Theaterökonomie veranlaßt, so eingerichtet seyn mußten, daß nicht so sehr auf strengen Styl, wodurch ihre Verwendung nur einseitig würde, sondern mehr auf allgemeinere Brauchbarkeit gesehen werden konnte, jedoch beweist uns Alles, was wir bisher von diesem Künstler gesehen haben, daß seine Kompositionen durch die überraschenden Lichteffekte, die er anzubringen versteht, und durch sein warmes und brillantes Kolorit einen wesentlichen Vorzug vor Andern besitzen. — Wir zollen daher der Intendanz, welche uns in kurzem Zeitraum in diesem Fache so vieles Treffliche vorführte, unsern aufrichtigen Dank, daß sie diesen Künstler berufen, durch den es ihr möglich ward, uns den ununterbrochenen Genuß abwechselnder Vorstellungen zu gewähren; seine Anwesenheit hat nebstdey das Gute, daß ein erhöhter Impuls in den Leistungen der übrigen Theatermaler bemerkbar ist.

Bey der zweyten Darstellung des vorgedachten Ballets wurden wir aus den Paradiesen der Zauberwelt recht eigentlich in die rauhe Wirklichkeit hinausgestoßen. Es trat nämlich Hr. Urban mit der Meldung auf die Bühne, daß in der Sendlingerstraße ein heftiges Feuer wüthe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. April 1825.

Die menschlichen Tugenden sind wol oft nicht geringere Schwächen, als die menschlichen Leidenschaften, und wir besiegen eine der Ohnmachten durch die andere.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Fortsetzung.)

Da ich mich von Rousseau's Nachsichtigkeit überzeugt hatte, sah ich ihn ohne Verlegenheit wieder, und war immer ganz ungezwungen gegen ihn. Mir ist kein anderer Gelehrter vorgekommen, der so wenig imposant und so liebenswürdig gewesen wäre. Von sich sprach er höchst einfach, und von seinen Feinden ohne den mindesten Groll; Voltaire's Talenten ließ er alle Gerechtigkeit widerfahren; er sagte sogar: der Mann, welcher Merope und Zaire gedichtet habe, könne nicht ohne eine sehr gefühlvolle Seele geboren worden seyn; Stolz und Schmeicheley haben ihn nur verdorben. Er sprach mit uns von seinen „Geständnissen," die er Frau von Egmont vorgelesen hatte, daß ich aber zu jung sey, um eben diesen Beweis von Zutrauen zu erhalten. Bey dieser Gelegenheit fragte er mich: ob ich seine Werke gelesen habe? Nicht ohne Verlegenheit antwortete ich mit „Nein!" Er wollte nun wissen, warum? Das machte mich noch verlegner, um so mehr, da er mich scharf dabey ansah — er hatte kleine, tiefliegende, aber durchdringende Augen, die dem Befragten bis im Innersten der Seele zu lesen schienen. Mich dünkte, er hätte jede Lüge oder Ausflucht sogleich entdecken müssen; ich hatte deßhalb gar kein Verdienst, ihm ohne allen Rückhalt zu gestehen, daß ich seine Werke, weil man versichere, sie enthalten Vieles gegen die Religion, nicht gelesen habe. „Sie wissen, antwortete er, daß ich nicht katholisch bin, allein Niemand hat von dem Evangelium mit mehr Ueberzeugung und Gefühl geredet." Das waren seine eigenen Worte *). Ich glaubte nun fertig zu seyn, allein er fragte mich noch mit Lächeln: warum ich bey meiner Antwort roth geworden sey? Da erwiederte ich ganz offenherzig: weil ich ihm zu mißfallen gefürchtet habe. Diese Antwort enthielt, weil sie unbefangen war, seinen großen Beyfall. So viel ist gewiß, daß Natürlichkeit und Unbefangenheit einen großen Reiz für ihn hatten. Er sagte mir, seine Werke seyen nicht für mein Alter beabsichtigt, doch würde ich wohlthun, den Emil in einigen Jahren zu lesen. Von der Art, wie er die „Neue Heloise" geschrieben, sprach er viel; er sagte, die Briefe der Julie habe er alle auf niedliches kleines Briefpapier mit Rändchen geschrieben; nachmals faltete er sie als Billetze, und las sie beym Spazierengehen mit so viel Freude, als habe er sie von einer angebeteten Geliebten empfangen. Er deklamirte uns, auswendig und stehend, seinen Pygmalion, wahr, kraftvoll — nach meiner Ansicht vollkommen schön. Sein Lächeln war höchst angenehm, voll Milde und Feinheit; er

*) Wenn ich seine Werke gekannt hätte, würde ich ihm gesagt haben, daß er in ihnen ohne Zweifel mit der rührendsten Beredtsamkeit von der Religion spreche, allein ich würde den Muth gehabt haben, hinzuzufügen, daß seine unbegreifliche Inconsequenz um so verwerflicher sey, weil er oft in demselben Bande, z. B. in Emil, ein unbedingtes Lob des Evangeliums und eine Gotteslästerung neben einander setzt.

A. d. V.

Digitized by Google

war mittheilsam, und ich fand ihn sehr fröhlich. Ueber Musik sprach er sehr gut, und hatte viele Kenntniß von ihr; dennoch befand sich unter einer großen Anzahl von ihm in Musik gesezter Romanzen keine einzige hübsche oder in's Ohr fallende. Er hatte eine sehr schlechte Musik zu seiner Nachahmung von Metastasio's Nice*), die Monsigny für mich komponirte. Jezt ist die Musik des Gedichtes, das ganz allerliebst ist, würdig. Rousseau hatte mir alle diese Romanzen mit den Noten gegeben, sie hätten, da sie alle, Worte und Musik, von seiner Hand und seiner Komposition waren, großen Werth gehabt; damals hatte man aber nicht, so wie jezt, die Sucht der Angedenken; man vergaß seine Freunde nicht, aber Dingen, welche uns gleichgültige Menschen, mochten sie auch noch so berühmt seyn, zurückriefen, maß man keinen Werth bey. Ich verlegte und verlor diese Sammlung, um die es mir nachmals sehr leid war. Rousseau schrieb Noten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ab; es that mir sehr weh, wie er mir sagte, daß er aus diesem kleinen Talent allein seinen Unterhalt zöge**). Rousseau speiste fast täglich bey uns, und fünf Monate lang hatte ich weder Laune noch Empfindlichkeit an ihm wahrgenommen, als wir auf dem Punkt waren, uns wegen einer seltsamen Ursache zu entzweyen. Er liebte eine Art zwiebelschal-farbigen Sillery-Wein; Herr von Genlis bat ihn um die Erlaubniß, ihm davon zu schicken, wobey er hinzufügte, daß er selbst ihn von seinem Oheim zum Geschenk erhielt. Rousseau erwiederte, daß zwey Flaschen ihm viel Vergnügen machen würden. Des andern Tags ließ Herr von Genlis einen Korb mit fünf-und-zwanzig Bouteillen zu ihm tragen; das verdroß ihn aber dergestalt, daß er sie sogleich mit einem wunderlichen kleinen Billet, das mir recht unking vorkam — denn es druckte auf's Kräftigste Verachtung, Zorn und unauslöschlichen Groll aus — zurückschickte. Herr von Sauvigny steigerte unser Erstaunen auf's Höchste, indem er uns sagte, Rousseau sey wirklich wüthend, und vermesse sich, uns niemals wiederzusehen. Herr von Genlis war sehr bestürzt, daß eine so einfache Gefälligkeit ein Verbrechen seyn könne, und fragte, welchen Grund Rousseau zu diesem Einfall angebe? Sauvigny antwortete: er sage, daß man wahrscheinlich glaube, er habe bescheidentlich nur zwey Flaschen gefordert, um zu einem Geschenk zu gelangen, und dieser Gedanke sey beschimpfend. Herr von Genlis sagte zu mir: da ich an seiner Unverschämtheit keinen Theil genommen, würde er, meiner Unschuld zu Liebe, vielleicht wiederkommen. Wir hatten ihn lieb, und die Sache that uns wahrhaft leid; ich schrieb ihm also einen ziemlich langen Brief, und schickte ihn, nebst zwey Bouteillen, an ihn ab. Er ließ sich besänftigen, kam wieder zu uns, war allerliebst gegen mich, aber trocken und eiskalt gegen Herr von Genlis, dessen Geist und Gespräch ihm bisher gefallen hatte, der seitdem aber nie seine Gunst wieder erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Von Gotter sehr vortrefflich in's Deutsche übersezt, unter dem Namen: der Gleichgültige. In Gotters Gedichten, zuerst in einem der allerfrühesten Musen-Almanache. Unser junges Geschlecht kennt Gotter nicht mehr, und um unsrer deutschen Sprache willen sollten einige Schöngeister ihn und Einige seines Zeitalters zu Rathe ziehen, wie unsre Philologen mit dem Cicero thun. A. d. U.

**) Nachdem es der Marquise von Pompadour gelungen war, Voltaire, Duclos, Crebillon und Marmontel an ihr Interesse zu knüpfen, versuchte sie „Rousseau, wie sie es nannte, zu zähmen." Allein ein Brief, den sie von ihm erhielt, ließ sie den Versuch aufgeben. „Der Mensch ist eine Eule," sagte sie eines Tages zu Jean von Mirepoix. — Das gebe ich zu, antwortete diese, allein als solche ist er der Vogel Minervens. — Der Brief lautete folgendergestalt: „Gnäd'ge Frau, ich glaubte Anfangs, es sey ein Irrthum, wie Ihr Bote mir hundert Louis für eine Abschrift, die mit zwölf Franken bezahlt ist, zustellte. Er hat mich eines Bessern belehrt, erlauben Sie, daß ich eben dieses rücksichtlich Ihrer thue. Meine Ersparnisse haben mir ein Einkommen, nicht eine Leibrente, von 540 Liv. verschafft; meine Arbeit wirft mir jährlich ungefähr eben so viel ab; ich habe also einen ansehnlichen Ueberschuß, den ich, obgleich ich wenige Almosen gebe, doch auf die beste Weise verwende. Sollten aber, gegen allen Anschein, Alter und Krankheit meine Kräfte einst unzulänglich machen, so habe ich einen Freund. J. J. Rousseau. Paris, den 28. August 1762." A. d. H.

Schuld und Strafe.

(Fortsezung.)

Schnell hatte Adelbert des Barons Wohnung aufgesucht; ihn selbst fand er indessen für den Augenblick nicht zu Hause. Doch auf seine Frage nach dem Fräulein, ward er von einem alten Kammerdiener, welcher den völlig Unbekannten mit etwas verwunderten Blicken maß, sogleich gemeldet und freundlich angenommen.

„Ich habe Ihre Bedingung erfüllt, sprach er lächelnd, indem er Rosalien die schönste aller Rosen entgegenhielt, welche er, schon als eine Seltenheit, so eben vom Blumengärtner kaufte. Und nun — werde ich denn nun auch willkommen, wirklich im Ernst ein wenig willkommen und gern gesehen seyn?" — Rosaliens Lippe beantwortete zwar die Frage nicht, allein ihr Auge blickte doch so freundlich und wohlwollend zu dem seinen auf, daß es ihm fast scheinen wollte, als sey ein günstiger Bescheid in ihm zu lesen. Das stärkte seinen Muth bis zu dem halb scherzenden, aber doch sehr innigen Ausruf: „Ach! wenn Rosa zu gewinnen wäre durch Rosen!" . . . Und kurz, nach manchem halben Worte leiteten ihn die Blumen der Liebe auf die offene Frage: ob es ihm vergönnt seyn solle, durch sie den Pfad der schönen Erwählten künftig zu schmücken? Ein Anliegen, mit welchem sie ihn verlegen, und diesmal ein wenig gezwungen scherzend, an den Vormund ver-

Digitized by Google

wies. Von diesem glaubte nun Adelbert keine verneinende Antwort fürchten zu dürfen. „Und wenn er meine Bitte nicht abschlägt? so rief er voll fröhlicher Hoffnung; dann, dann?" — „Nun, dann, flüsterte Rosalie leise, und höhere Rosen färbten ihre schönen Wangen .... wer weiß? Dann würde ich es vielleicht auch nicht thun. .... Doch jezt nur still! still! Mich dünkt, ich höre den alten Herrn schon auf der Treppe." Wirklich hörte man draußen gehen; allein es war nicht Herr von Seelborf, sondern nur ein Bedienter, der eine Kleinigkeit bestellte, und dann sogleich wieder das junge Paar ganz ungestört sich selbst überließ.

„O Rosalie! begann jezt Adelbert von Neuem, und faßte mit Herzlichkeit des Mädchens Hand; lesen Sie in meinem Auge den Dank, für den mir die Worte versagen. Von Ihrem Vormund fürcht' ich kein Hinderniß. Und mit welcher Freude werde ich jezt zu meiner guten Mutter eilen, deren innige Wünsche für das Glück des einzigen Sohnes in diesem Augenblick so schön erfüllt sind. Wenn Sie die treffliche Frau nur erst kennen werden! und ihren Liebling, die sanfte, treue Mathilde ...." — „Mathilde? rief Rosalie ängstlich, als erwache eine schlimme Ahnung in ihrer Brust; wie? Mathilde, sagen Sie?" — „Warum fällt Ihnen der Name auf, Liebe? fragte er verwundert. Sollten Sie meine arme, und doch auch wieder so reiche Freundin schon kennen? Freilich! Elfeld, wo sie mit meiner Mutter lebt, liegt nicht gar weit von hier." — „Ich war einigemal dort, erwiederte Rosalie, wie es schien, sich beruhigend. Die Dame, bey welcher jene von mir gekannte Mathilde lebt, führte nicht Ihren Namen; sie hieß Helldach." — „Sie sahen meine Mutter! rief Adelbert frölich. Ich bin ihr Sohn erster Ehe. O wie innig wird sie sich freuen, wenn ich ihr nun als Tochter die liebe junge Bekannte entgegenführen darf, die gewiß schon im fernsten Verhältniß ihr Wohlwollen, ihr Zutrauen gewinnen mußte!" — „O Gott! Gott! rief Rosalie im bittersten Schmerz, den sie wol noch je in ihrem Leben gekannt hatte; im Schmerz, vor ihm, dessen gute Meinung ihr Alles galt, in so tiefer Beschämung erröthen zu müssen. Nein, Ihre Mutter kann mich nicht lieben! Mathilde muß mir zürnen, muß mich verachten! Ich habe sie hart, ach! so hart und unfreundlich gekränkt, daß ich selbst es mir niemals vergeben kann!" — „Ist's möglich?" fragte Adelbert bestürzt, und seine Worte, wie die unruhige Spannung seiner Gesichtszüge, sprachen die dringendste Bitte um Aufklärung aus. Doch Rosalie rief mit gepreßter Stimme: „Nein, jezt nicht! In diesem Augenblick ist mir's unmöglich. Ich will Ihnen schreiben, noch vor dem Abend. Sagen Sie für heute dem Vormund noch nichts!"

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als jezt wirklich Herrn von Seelborf's Gang deutlich vernommen ward; und noch ehe er in's Zimmer trat, floh sie schon, mit der schmerzlichsten Unruhe im Herzen, hinweg.

Sobald sie sich ein wenig erholte, versuchte sie zu schreiben, was sie auszusprechen nicht vermocht hatte. Allein mit jeder Zeile ward die Glut ihrer Wangen heißer, das Zittern ihrer Hand heftiger; es war ihr unmöglich, den Brief zu vollenden.

Sie schlich leise wieder an das Gesellschaftszimmer. Es war Alles still, denn Herr von Seelborf war auf einen Augenblick abgerufen. Langsam öffnete sie nun die Thür, und als ihr Adelbert's Blick sogleich wieder mit dem Ausdruck bekümmerter Liebe begegnete, als seine Arme sich sehnsuchtsvoll ausbreiteten, sie zu umfangen, barg sie tief erschüttert ihr Gesicht an seiner Brust, und rief mit den bittersten Thränen: „Ich habe mitleidlos über Mathildens Unglück gespottet; sie und Ihre Mutter müssen mir zürnen, müssen mich für das hartherzigste Wesen halten, das jemals vor ihr Angesicht gekommen ist!" — „Rosalie! rief er schmerzlich, liebevoll, und doch auch im Tone des leisen Vorwurfs; Rosalie, wie konnten Sie? ..."

Aengstlich und abgebrochen erzählte sie nun, wie Alles gekommen, wie sie in übertriebener Lustigkeit immer weiter gegangen sey, aber auch gleich bey Mathildens Eintritt auf's Tiefste ihr Unrecht erkannt habe. — Ihre Reue erschien so wahr, so aufrichtig, sie war in ihrer Verwirrung so rührend schön, daß Adalbert ihr unmöglich lange zürnen konnte. „Liebe Rosalie, sagte er sanft, Sie thaten freylich sehr unrecht, doch Sie empfinden es ja auch so ganz. Beruhigen Sie sich! Mathildens Herz ist über jede Kleinlichkeit erhaben; sie hat Ihnen gewiß längst schon verziehen. Und meine Mutter — vielleicht hat sie von jenem unglücklichen Augenblick gar nicht einmal etwas erfahren. Noch heut am Abend kann ich bey ihr seyn, und sobald sich mir dann nur eine günstige Stunde zeigt, entdeck' ich ihr unsern Bund. Glauben Sie mir, es wird noch Alles gut werden; und bald, recht bald vielleicht kehre ich mit dem frohesten Herzen zu Ihnen zurück!"

Auf solche Weise suchte er zwar Rosalien Muth einzusprechen, allein ihn selbst trieb es doch im Herzen recht unruhig von B. hinweg; und schon nach einer Stunde schied er, lange nicht so heitern Sinnes als er gekommen war, wieder von dannen. Zwar von Mathilden fürchtete er nichts, so groß auch ihr Einfluß auf seine Mutter war; allein desto mehr von dieser selbst, denn er kannte ihre Strenge, und wußte, wie schwer es hielt, ihr einmal verscherztes Zutrauen wieder zu gewinnen. Und nur der Gedanke, durch welchen er auch schon Rosalien zu beruhigen suchte, daß ihr vielleicht die ganze Sache unbekannt geblieben sey, tröstete ihn einigermaßen. Doch, wie wir schon sahen, dieser Trost war völlig eitel. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Nach diesem Abstecher kehre ich wieder zu unserm Bühnenwesen zurück.

Unsere italienische Hofoper bedarf eines neuen kräftigen Impulses, und einen solchen erhält sie in diesen Tagen, indem die gefeyerte Lalande wieder in unsre Mitte tritt. Wie die Bewohner von Nova Sempla, wenn sie fünf Monate im Dunkeln gelebt, die Stunden zählen, bis sie die Sonne wieder besucht, leuchtend und wärmend, so sehnsüchtig erwarten wir die Erscheinung der trefflichen Frau, deren Kunstleistung uns noch im frischen Andenken ist. Die Lorbeern, welche die Lalande in diesem Karneval zu Venedig errungen und die glänzenden Anerbietungen des Barbaja, der diesen Juwel à tout prix besitzen wollte, werden nun hoffentlich diejenigen verstummen machen, die voriges Jahr, wahrscheinlich gegen ihre eigne Ueberzeugung, behaupteten, sie habe — keine Stimme mehr!? Die größeren Opern, in welchen die Künstlerin auftritt, werden, wie man sagt, im großen Theater gegeben. Das ist recht schön, nur möchte ich fragen: wie es mit den Mitspielenden aussieht? Eine große Sängerin macht noch keine große Oper; aber, so viel schöne Talente auch das Institut besitzt, und so trefflich überhaupt unsre Buffa ist, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß wir außer Dlle. Schechner und Hrn. Santini keine eigentliche Portamentistimme aufzuweisen haben. Nun ist aber mit den süßen Tönen eines mezzo carattere und mit dem lieblichsten Vortrage in der großen Oper nichts gethan. Hier bedarf es eines wirklichen Tenors, eines canto vibrato, zumal in dem großen Hause. Ich wäre daher der Meinung, man sollte während der Anwesenheit der Lalande die deutschen Opernisten zum italienischen Dienst verwenden. Ganz rein italienisch hat sich das Institut ohnedieß nicht erhalten, indem es bereits mehrere Deutsche zu seinen Mitgliedern zählt, auch hat die Gesellschaft des Barbaja in Wien die Dlle. Sonntag von der deutschen Oper entlehnt. Auf diese Weise, und nur auf diese Weise ist es möglich, die Gefeyerte in ihrer ganzen Herrlichkeit zu sehen. Man denke sich eine Vestalin, eine Desdemona, eine Zoraide von der Lalande dargestellt! — Wenn man aber diese Maßregel verwirft, so gebe man wenigst Fragmente von großen Opern. Der dritte Akt des Othello mit der göttlichen Pregniera würde allein schon ein volles Haus machen. — Wir haben übrigens die angenehme Ueberzeugung, daß hierin geschieht, was geschehen kann. Das italienische Operninstitut erfreut sich der Fürsorge einer erlauchten Fürstin, die nicht nur schützend über, sondern auch freundlich wirkend mit der Kunst lebt. Wo Geist, Geschmack und feiner Kennersinn die Leitung führt, da erhält die Anstalt Leben und Gedeihen und das Urtheil höhere Gesetze. — Ich kann diese Abtheilung meines Berichtes nicht schließen, ohne des Umstandes zu erwähnen, daß unser König, der jedes Verdienst lohnt, dem würdigen, unermüdet thätigen Dirigenten des italienischen Hoforchesters, Hrn. Konzertmeister Moralt, die goldne Verdienstmedaille verliehen hat.

Mit der zweyten Abtheilung der abonnirten Konzerte können wir nicht sehr zufrieden seyn. Zwar behaupten die HH. Musiker, das Publikum sey verwöhnt, es wolle nichts als Neues, und nur immer die Coriphäen der Kapelle, als die Damen Wespermann und Sigl, die HH. Bärmann, Stadt, Moliqué ꝛc. hören. Solche Forderungen wären nun freylich unbillig, werden aber gewiß nur von einzelnen Ungenügsamen gemacht. Man gebe uns immerhin Altes, nur muß dieses Alte gut und im Konzert wirksam seyn; denn Manches, was im Theater gefällt, gefällt im Konzert nicht. Ein Terzett z. B. aus einer Buffoper ist im Konzert unwirksam, weil das Gelingen eines solchen Musikstücks durch Spiel und Kostüm bedingt ist. Ferner lassen wir uns recht gerne Anfänger gefallen, aber, wohlgemerkt! sie müssen talentvoll seyn, und es müssen nicht mehrere an einem Abend auftreten. Wenn ein Durchreisender im lezten Konzerte der Ausführung einiger Musikstücke beygewohnt, und (unrichtig) vom Einzelnen aufs Ganze geschlossen hätte, so würde er keine sonderlich günstige Meinung von unserm, mit Recht allgemein gerühmten, Orchester mit sich genommen, dagegen sich sehr über die Genügsamkeit der Zuhörer gewundert haben, die das ganz Gewöhnliche mit einem Feuer beklatschen, als ob sie in ihrem Leben nichts Gutes gehört hätten. Unter den Klatschern zeichnet sich vorzüglich ein Korps junger Leutchen aus, die von ihren Vorständen ernstlich ersucht werden sollten, hier keinen Ton anzugeben, und ihren Enthusiasmus für sich zu behalten. — Uebrigens hörten wir von klassischen Musikstücken unter andern eine Symphonie von Mozart aus C dur, und eine von Beethoven aus A dur, ich darf nicht erst beysetzen, daß sie mit höchster Meisterschaft vorgetragen wurden. Dagegen wurden wir mit einer Ouverture beimgesucht, aus der wir unmöglich klug werden konnten, die aber gleichwol lärmend beklatscht wurde, weil Alles, was sich pfeifen, greifen, streichen und schlagen läßt, in beständiger Wirksamkeit war. So wie Müllners „Schuld" eine Unzahl von Schicksalsdramen, so hat Webers „Freyschütz" eine Menge romantischer Opern veranlaßt. Mir fällt dabey ein, was Mephistopheles in Goethe's Faust sagt:

Es ist mit der Gedanken Fabrik,
Wie mit einem Weber-Meisterstück —
— — — — — —
Und wenn das Erst' und Zweyt' nicht wär,
Das Dritt' und Vierd' wär nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.

Im Isarthortheater gibt der bekannte Bestienspieler Hr. Mayrhofer aus Wien Gastrollen. Er ist bis jezt als Leopard und als Wolf, in eigens für ihn gedichteten Stücken aufgetreten, und er und sein Hund, der kein Mensch, sondern ein wirkliches Thier ist, wurden hervorgerufen, wo denn beyde Künstler den Gönnern ihren Dank zuwedelten. Viele Personen behaupten, der Hund habe natürlicher gespielt, dem Leopard habe man doch immer angemerkt, daß er nur ein Mensch sey. — Als vor zwey Jahren hier in München der junge Wilde, den die HH. von Spix und von Martius aus Brasilien mitbrachten, mit Tod abging, soll sich ein Bube aus der Vorstadt An um die Stelle des Verstorbenen als Hof-Wilder gemeldet haben; mit gleichen Ansprüchen kann Hr. Mayrhofer, wenn unsre Volkstheater, gegen Erwartung, wieder human werden sollten, um die Stelle in einer Menagerie nachsuchen.

— g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 73:
Die Quelle der Thränen.

Räthsel.

Wenn das Erste dich ruft, enteilst du bebende dem Lager,
Ziehest rüstig in's Feld, oder beginnst dein Geschäft.
Einen schwarrenden Laut zeigt dir die Zweyte der Sylben;
Und die lezteren Zwey müden und schwächen uns oft.
Doch das Ganze bleibt stets die Hoffnung edlerer Seelen.
Und ihr sehnlichster Wunsch, tröstend, erquickend im Schmerz.

Beylage: Monatsregister März.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. April 1825.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Schiller.

Lobgesang auf Gott*).

Mel. Ich hab' genug ꝛc.

Gott ist mein Licht! Verzage nicht, mein Herz,
In banger dunkler Zeit!
Die Sonne sinkt, die Nacht bringt Furcht und Schmerz,
Mein Licht strahlt allezeit!
Es schimmert an dem Tag der Freuden,
Es leuchtet in die Nacht der Leiden,
Gott ist mein Licht!

Gott ist mein Heil! O Seele, fürchte nichts!
Dein Helfer ist getreu,
Er läßt dich nicht, sein Vaterwort verspricht's,
Er steht dir mächtig bey.
Er will mich bis in's Alter tragen,
Kein wahres Gut mir je versagen,
Gott ist mein Heil!

Sein ist die Kraft! Er spricht und es geschieht,
Gedenk — und es steht da;
Und wenn mein Blick noch keine Hoffnung sieht,
Ist schon die Rettung nah.
Wo schwache Menschen nichts vermögen,
Da kommt Gott stärkend uns entgegen,
Sein ist die Kraft!

Sein ist das Reich! Er herrscht im Weltgebiet
Mit Weisheit, Huld und Macht;
Die Sterne gehn, der Strom der Zeiten flieht,
Von seinem Blick bewacht,
Und Alles lenket Er im Stillen
Zum Ziel nach seinem heil'gen Willen:
Sein ist das Reich!

Gott ist mein Schild, mein Schirm in der Gefahr,
Die Er nur wenden kann.
Er deckt mein Haupt und ohn' ihn fällt kein Haar,
Er nimmt sich Aller an.
Ob Tausende, die mit mir wallen,
Zur Rechten oder Linken fallen:
Er ist mein Schild!

Gott ist mein Lohn! Drum geh' ich unverzagt
Die Bahn, die er mir zeigt;
Der Gang ist schwer, er wird mit Gott gewagt,
Der dort die Palme reicht.
Froh wird gekämpft, um Sieg gerungen,
Voll Muth der Widerstand bezwungen:
Gott ist mein Lohn!

Gott ist mein Preis! Er sey mein Lobgesang,
Er, daß ich ewig bin!
Der Herr ist groß, und seines Ruhmes Klang
Tönt durch das Weltall hin.
Ich stimme mit den Erdgebornen
In's hohe Lied der Auserkornen:
Gott ist mein Preis!

*) Aus einer Sammlung religiöser Gesänge von E. Hengstenberg, welche nächstens unter dem Titel: „Psalterion, oder Erhebung und Trost in heiligen Gesängen," im Verlage von G. D. Bädeker in Essen erscheinen werden.

Schuld und Strafe.

(Fortsetzung.)

Damit ihm die Freude des Wiedersehens noch mehr verkümmert werde, mußte Adelbert auch seiner Mutter an einem Augenübel leidend finden, welches sie schon vor einigen Wochen befallen hatte. Zwar fand es der Arzt nicht eben bedenklich, auch litt sie keine heftigen Schmerzen, doch schon allein der Druck der Unthätigkeit war für die muntere, lebhafte Frau sehr schwer. Doppelt wünschte sie jetzt, daß Adelbert manches traulicher Stündchen bey ihr verweilte, ihr von den Tagen, welche er in der Fremde verlebt, und von seinen Planen für die Zukunft erzählte. Und in einer der ersten Stunden solcher herzlichen Mittheilung sprach nun seine Lippe das aus, was ihm so tief, und jetzt auch oft so bang' und beunruhigend das Herz erfüllte.

Mathilde hatte er schon früher zu seiner Vertrauten gemacht, mit der Bitte, großmüthig vergessend ihren Beystand hier, wo er so nöthig sey, nicht zu versagen; auch hatte sie schon in seinem Vorbereiten Rosaliens einigemal lobend gegen die Tante gedacht, und erzählt, wie sie ihr bey jenem Zusammentreffen im Garten den aufrichtigen Wunsch, das Vergefallene zu vergüten, und ein sehr verändertes Betragen gezeigt habe. Allein deßungeachtet erschrak die alte Frau heftig, als nun endlich Adelbert den lang' verhehlten, ihr so wenig Gutes verdrießenden Namen der Geliebten nannte. „O lieber Sohn! rief sie mit mütterlicher Sorge — Rosalie ist schön, ich sah es ja selbst; und sie mag auch nicht seitdem noch schöner geworden seyn. Dadurch wirst du verblendet und über ihre wahrlich sehr bedenklichen Fehler getäuscht. Allein es kommt eine Zeit, wo diese Täuschung vorübergeht; und du magst wol ernstlich überlegen, ob dann zurückbleiben wird, was dich befriedigen kann. Sieh! ich dachte mir immer, einst nach meinem Tode werde Mathilde bey dir, unter deinem Schutze leben, und die Liebe der Deinen werde sie den eigenen häuslichen Kreis nicht schmerzlich vermissen lassen, welchen ihr das Schicksal nun einmal nicht bestimmt hat. Allein jetzt — was könnte ich von Rosalien für sie hoffen? Wie könnte ich selbst auch nur das geringste Vertrauen zu einer Tochter haben, die sich mir so unedel zeigte? — Nein, Adelbert, ich bitte dich, gib diesen Gedanken auf! Es wird dir vielleicht für den Augenblick sehr schwer, allein du wirst doch nachher einsehen, daß es so recht und vernünftig war. Ich wenigstens erkenne es so, und kann dir meine Einwilligung zu dieser Verbindung niemals geben."

Sie sprach dieß letzte mit dem still entschiedenen Ton, welchen Adelbert wol an ihr kannte. Er wußte nun, daß gewiß nicht leicht und schnell etwas Günstigeres von ihr zu hoffen sey; und tief im Herzen betrübt verließ er mit den bekümmerten Worten: „Sie thun Rosalien Unrecht, und wenn sie ihre Meinung nicht ändern, so bleibt ihm nur die Wahl, Einen von ihnen Beyden auf das Empfindlichste zu kränken," langsam und tiefsinnig das Zimmer.

Einen sehr traurigen Brief mußte er nun Rosalien schreiben; um so trauriger, da er gerade eine Verbindung mit ihr sonst in vieler Rücksicht der Mutter erfreulich geglaubt hatte. Jetzt war der einzige Trost, welchen er für sich selbst und die Erwählte hatte, nur Hoffnung auf die Macht der Zeit und kindlicher Ueberredung. Was durch diese Letzte auszurichten sey, das ließ er nun auch wahrlich nicht unversucht; und zu wiederholten Malen bemühte sich auch Mathilde mit treuem, wiewol vergeblichem Eifer, die Tante zu einem andern Ausspruch zu bewegen. „Es steht nicht in meiner Macht, hier etwas zu ändern, antwortete diese einst sehr bestimmt auf ihre dringenden Bitten. Wenn Adelbert gegen meinen Willen diese Verbindung schlösse, so müßte ich mich darein ergeben. Allein wo sollte ich Ruhe finden, wenn ich nicht alle meine Kraft aufgeboten hätte, sie zu verhindern? und er wäre nun in der Folge gerade da unglücklich, wo gewiß für ihn vor vielen Andern die schönste Freude blühen könnte — im stillen häuslichen Kreise! — Ich kann nicht an Rosaliens Herzensgüte glauben, und ohne diesen Glauben kann ich auch nicht vernünftiger Weise das Glück meines einzigen Sohnes in ihre Hände legen."

Mathilde schwieg. Sie empfand in diesem Augenblick sehr tief, daß es weder ihren noch Adelberts überredenden Worten jemals gelingen werde, Frau von Hellbach für eine mildere Ansicht zu gewinnen, und sie äußerte dieß auch am Abend im Gespräch mit ihrem Freunde. „Doch, setzte sie tröstend hinzu, ich bin gekommen, Ihnen einen andern Weg vorzuschlagen. Unser hiesiger Arzt behandelt das Augenübel Ihrer Mutter nicht glücklich. Würden Sie sie wol überreden können, jetzt einige Winteremonate in B. zuzubringen, und sich der Leitung eines erfahreneren Augenarztes anzuvertrauen? Ich wünschte dieß in jedem Fall; doch wenn sie sich eben jetzt dazu entschlösse, und Rosalie mich dann dort aufsuchte, nicht unter ihrem wahren Namen, sondern als eine alte Bekannte aus der Zeit, da ich in B. erzogen ward — zwar hat sie die Mutter gesehen, aber nur flüchtig, und die Paar Jahre haben Rosalie an Wuchs und Zügen ausgebildet, außerdem verhindert der Zustand, in welchem der armen Mutter Augen sich befinden, jedes Erkennen. Als eine neue Bekannte könnte sie sich allmählig auch Ihrer Mutter nähern, und wenn sie dann ernstlich wollte — ach! es ist so schwer nicht, die Liebe, das Vertrauen einer Leidenden zu gewinnen: gewiß, es würde ihr gelingen! Wenigstens ist dieß die einzige Art, wie ich noch eine Möglichkeit sehe, das zu erreichen, was Sie und ich so herzlich zu erreichen wünschen." — „O Mathilde, wie soll ich Ihnen danken? rief Adelbert lebhaft, indem er voll froher Hoffnung ihre

Hand ergriff. Ja, wahrlich, Sie haben Recht! So oder nie ist meine Mutter zu gewinnen. Noch heute will ich mit ihr sprechen, und ich hoffe, dießmal wird es mir nicht schwer werden, sie zu überreden."

Er that, wie er gesagt hatte, und schnell faßte die Leidende jene Hoffnung auf, unter glücklicherer Leitung vielleicht bald von ihrem drückenden Uebel befreyt zu werden. Ihren Widerwillen gegen die Ortsveränderung überwindend, willigte sie nun leicht in Adelbert's Vorschlag; nach kurzer Zeit reiste er voraus, um in B. eine freundliche Wohnung in der Nähe des Seeldorf'schen Hauses für sie zu mieten, und wenige Tage später folgten auch schon seine Mutter und Mathilde.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Beschluß.)

Nach zwey Monaten wurde in der Comédie française ein Lustspiel von Sauvigny, le Persifleur (der Spötter), aufgeführt. Rousseau hatte uns gesagt, daß er nicht in's Schauspiel ginge, und sorgfältig vermeide, sich öffentlich zu zeigen. Da er aber Herrn von Sauvigny liebte, drang ich in ihn, der ersten Vorstellung dieses Stückes beyzuwohnen, und weil man mir eine vergitterte Loge gelieben hatte, deren Treppe und Zugang von dem öffentlichen verschieden war, willigte er ein. Wir verabredeten, daß ich ihn dahin führen solle, und wenn das Stück Beyfall finde, wollten wir das Nachspiel nicht abwarten, sondern allesammt bey mir zu Abend speisen. Dieser Plan störte Rousseau's gewöhnlichen Lebensgang, allein er bequemte sich dazu mit der bestmöglichsten Art. An dem bestimmten Tage kam Rousseau ein bischen vor fünf Uhr zu mir, und wir fuhren mit ihm ab. Im Wagen sagte er lächelnd: ich sey sehr gepuzt, um in einer vergitterten Loge zu sitzen; worauf ich im gleichen Ton erwiederte: es sey nur ihm zu Ehren geschehen. Uebrigens bestand mein ganzer Staat in dem, jungen Frauenzimmern gewöhnlichen, Kopfputz, und in einer, übrigens sehr gewöhnlichen, Kleidung. Ich verweile bey diesen Kleinigkeiten, weil das Folgende sie wichtig macht. Wir kamen mehr als eine halbe Stunde vor dem Anfang im Schauspielhause an; gleich beym Eintritt eilte ich, das Gitter niederzulassen, Rousseau verhinderte mich sehr eifrig daran, indem er sagte: dieses geschlossene Gitter würde mir unangenehm seyn. Ich versicherte ihm das Gegentheil, und setzte hinzu: daß wir ja außerdem deßhalb übereingekommen wären; er antwortete: daß er sich hinter mich setzen wolle, wo er vollkommen verborgen seyn würde, was ja Alles sey, das er verlange. Ich beharrte; allein Rousseau hielt das Gitter so fest, daß ich es nicht herablassen konnte. Während dieses Streites standen wir; unsere im ersten Range befindliche Loge stieß auf das Parterre, ich fürchtete, die Augen auf uns zu ziehen, gab nach und setzte mich. Rousseau nahm seinen Platz hinter mir, allein nach einer kleinen Weile bemerkte ich, daß er seinen Kopf zwischen mir und Herrn von Genlis herausstreckte, so, daß er gesehen werden mußte. Ich benachrichtigte ihn ganz einfach davon; gleich darauf wiederholte er zweymal seine Bewegung, und ward vom Parterre erkannt. Ich hörte mehrere Personen, auf unsere Loge sehend, sagen: „Das ist Rousseau!" — „Mein Gott, rief ich, man hat Sie gesehn!" — Er antwortete sehr trocken: „Das ist nicht möglich." Indeß wiederholte man von Einem zum Andern im Parterre: „Das ist Rousseau, das ist Rousseau!" und alle Blicke hafteten auf unsrer Loge — dabey blieb es aber auch, denn das Gemurmel verhallte, ohne Beyfallklatschen zur Folge zu haben. Das Orchester that den ersten Geigenstrich, man dachte nur an das Schauspiel und Rousseau war vergessen. Ich hatte ihm eben nochmals angeboten, das Gitter zu schließen, er antwortete sehr ärgerlich: es sey nun zu spät. „Das ist nicht meine Schuld," sagte ich. — „Nein, nicht im geringsten," erwiederte er ironisch und gezwungen. Diese Antwort verletzte mich sehr, denn sie war höchst ungerecht. Ich errieth in Verwirrung, denn ungeachtet meiner Unerfahrenheit errieth ich so ziemlich die Wahrheit; dennoch schmeichelte ich mir, daß dieser Anfall übler Laune vorüber gehen würde, hielt es aber für das Beste, gar nicht auf sie aufmerksam zu scheinen. Der Vorhang rollte auf, das Schauspiel begann, ich dachte an nichts weiter, als an das Lustspiel, das vollkommenen Beyfall erhielt. Der Name des Verfassers wurde mehrmals gefordert — kurz sein Gelingen war gar nicht mehr zu bezweifeln.

Wir verließen die Loge, Rousseau führte mich — sein Gesicht war furchtbar verfinstert; ich sagte ihm: der Verfasser hätte Ursache, recht zufrieden zu seyn, und wir würden einen allerliebsten Abend zusammen zubringen. Er schwieg: wie wir an meinen Wagen kamen, stieg ich ein, Herr von Genlis machte Rousseau Platz, um mir zu folgen, aber dieser trat zurück und sagte, daß er nicht mit uns zu fahren gedächte. Mein Mann und ich drückten unsere Verwunderung aus, er aber, ohne zu antworten, verbeugte sich und ging fort.

Sauvigny, dem wir des folgenden Tags auftrugen, nach dem Grund dieses albernen Streiches zu fragen, war sehr erstaunt, wie ihn Rousseau mit zornfunkelnden Augen versicherte: er werde mich nie wiedersehen: ich habe ihn nur in der Absicht in's Theater geführt, um ihn vor dem Publikum zur Schau zu stellen, um ihn der Menge zu zeigen, wie ein wildes Thier in den Marktbuden. Herr von Sauvigny antwortete: so viel er von mir gehört, habe ich das Gitter herablassen wollen; Rousseau behauptete, daß ich es nur sehr obenhin angeboten, mein glänzender Putz und die Wahl der Loge aber hinlänglich beweise, daß ich nicht mich zu verbergen gesonnen gewesen sey. Man mochte ihm noch so oft wiederholen, daß mein Putz gar nichts besonderes gehabt, daß ich die Loge nicht gewählt hätte — er war nicht zu besänftigen. Dieser Bericht verdroß mich so, daß ich nun auch meinerseits keinen Schritt thun wollte, um einen Menschen, der einer solchen Ungerechtigkeit gegen mich fähig war, zu versöhnen. Außerdem war es klar,

Digitized by Google

daß er seine Klagen gar nicht aufrichtig meinte; er hatte sich wirklich in der Absicht, einen lebhaften Eindruck hervorzubringen, gezeigt, und da der Erfolg seiner Erwartung gar nicht entsprach, gerieth er in Zorn. Von der Zeit an sah ich ihn nie wieder. Wie ich drey Jahre später vom Fräulein Thouin aus dem königlichen Garten erfuhr, daß es ihm lästig sey, zum Besuch der Gärten von Monchau, die er besonders liebte, immer eine Einlaß-Karte haben zu müssen, erbat ich einen Schlüssel für ihn, dessen er sich zu jeder Stunde bedienen durfte; ich schickte ihm denselben durch Fräulein Thouin, er ließ mir danken, und das war mir genug, denn ich hatte nur gewünscht, ihm etwas Angenehmes zu erzeigen, keineswegs unsre Verhältnisse zu erneuen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 18. März.

Unpäßlichkeit verhinderte mich, Ihnen während der letzten vierzehn Tage zu schreiben; indessen ist nicht viel dabey verloren gegangen, denn die öffentlichen Begebenheiten, die sich seit dem ereignet, fallen kaum in die Provinz des Morgenblattes. Die beyden jungen Herren, welche wegen des im Faustkampf getödteten jungen Edelmannes vor Gericht gezogen wurden, sind frey gekommen, weil weder Kläger noch Zeugen gegen sie erscheinen, und unsere Zeitungen sind stumm: man hört von keiner Untersuchung von Seiten der Vorsteher der Schule, von keiner Rüge, von keinem Verweise; ja die Professoren ließen sogar das Begräbniß des unglücklichen Jünglings stattfinden, ohne die Gelegenheit zu ergreifen, den Studirenden die übeln Folgen solcher unmenschlichen Kämpfe an's Herz zu legen. O tempora, o mores! Der Ausruf ist zwar alt, aber man kann sich bey der Gelegenheit dessen nicht enthalten.

Der berüchtigte Oberst Berkley hat sich aufs's neue vor's Publikum gebracht. Er gab nämlich zu Cheltenham einen Ball, wozu er, wie gewöhnlich, die vornehmsten Damen einlud; aber zu ihrer Ehre und seiner Schande schlugen über hundert derselben die Einladung aus. Der Cheltenhamer Zeitungsschreiber machte dieses bekannt, und was thut der tapfere Oberst? Er begibt sich mit drey Klopffechtern in's Haus des Redakteurs, und prügelt ihn derb durch. Auch diese Heldenthat hat dieser nun bekannt gemacht, und ein Prozeß wird wahrscheinlich das Resultat davon seyn.

Indessen spielten Miß Foot in Covent-Garden, und Kean in Drury-Lane fort, Beyde als Günstlinge des Publikums, und alles Vergangene scheint vergessen. — Hinsichtlich der Vorstellungen selbst hat man in beyden Theatern nichts Neues gehabt, das seine Woche übergelebt hätte. Im erstern wird man nach Ostern ein neues Trauerspiel, Orestes genannt, geben, dessen Verfasser zwar noch unbekannt, aber wovon man sich einen großen Erfolg verspricht. Auch soll Webers Preciosa um diese selbe Zeit aufgeführt werden, und zwar unter der persönlichen Leitung des Komponisten. Webers Musik ist jetzt die Tagesordnung, fast mit eben der Wuth, wie es noch vor Kurzem Rossini war, freylich nicht in der italienischen Oper; in den beyden englischen Häusern aber, von denen jedes wöchentlich ein Oratorium während der Fastenzeit gibt, hört man fast nichts als Auswahlen von Webern, dessen Freyschütz auch noch wöchentlich ein- oder zweymal gegeben wird.

Der Mimiker Mathews ist auch wieder „zu Hause," wie er seine Vorstellungen nennt, und macht sich über alle Lächerlichkeiten unserer Hauptstadt lustig, jedoch auf eine so geschickte Weise, daß die Betachten mitlachen müssen. — Dr. Birkbek, mit seinem unermüdlichen Fleiße, Kenntnisse unter die Handwerker zu verbreiten, hat eben wieder ein Handwerker-Institut im östlichen Theil der Stadt unter den Seidenwebern eröffnet, bey welchen er vorzüglich zu beabsichtigen scheint, diese Leute mit den neueren mechanischen Erfindungen bekannt zu machen, und ihnen ihr Vorurtheil gegen Maschinenwerk zu benehmen. Die Anstalt erregte so viel Interesse, daß er gleich bey der ersten Vorlesung zwischen 6 bis 700 Zuhörer fand, welche ihm alle den lautesten Beyfall bezeugten. Die Verbreitung ächter Kenntnisse unter eine bisher allenthalben vernachlässigte Volksklasse, die auf diese Weise geschieht, ist ein großer Zug unsers Zeitalters, und muß die wichtigsten Folgen für die Menschheit nach sich ziehen.

Ich erwähnte in meinem letzten, daß Hr. Moorcroft, der englische Reisende, sich im April zu Peschaur befunden. In einem Schreiben vom 15ten erzählt er, daß, nachdem er eine lange Zeit durch die Kabalen des Runjiet Singh in Cascheimire aufgehalten worden, er endlich durch das Land der Khutaks seine gefahrvolle Reise fortsetzte. Er hatte viel auszustehen, und wurde sogar einmal von einem mit Runjiet verbündeten Fürsten mit einer Bande von 700 Mann angehalten, die Engländer aber, 30 an der Zahl, gingen ihm kühn entgegen, und die feigen Räuber nahmen die Flucht, worauf das kleine Häuflein Abenteurer seine Reise ungehindert fortsetzte. Hr. M. hatte mehrere Reisen in der Umgegend von Peschaur gethan, und war im Begriff, nach Caoul aufzubrechen. Sollte Runjiet Singh inzwischen wirklich mit den Engländern brechen, wie man in Indien zu befürchten schien, indem man ihn mit den Birmanen in Verbindung glaubte, so dürfte die Lage des Hrn. M. und seiner Gefährten sehr gefährlich werden. Diese Birmanen vertheidigen sich sehr hartnäckig gegen die Engländer, und wo diese hinkommen, finden sie die Gegend von Einwohnern verlassen, ob durch das Ansehen der Regierung, oder aus der Furcht, welche dieselbe unter ihnen zu verbreiten gewußt, ist nicht ganz gewiß. Als ein Beyspiel von der bösen Meinung, welche die Birmanen von den Engländern haben müssen, erzählt man folgende Anekdote. Einem Birmanen, welchen man mit zerschmettertem Beine auf dem Schlachtfelde gefunden, wurde das Glied von einem englischen Wundarzte abgenommen. Als er bemerkte, daß man den Stumpf verband, fragte er, wenn man ihm denn das andere Bein und die Arme abschneiden würde? In der Tasche eines bey Rangoon getödteten birman'schen Befehlshabers fand man ein kleines Buch, welches ein Patent zu seyn scheint, und ihm vorschreibt, den Befehl über eine gewisse Anzahl Truppen zu übernehmen, und ein Schloß mit einem Thurme zu bauen, welches letztere eine Auszeichnung ist, die nur Prinzen von Geblüte erlaubt wird. Ferner heißt es, welche Städte und Dörfer zum Baue beytragen sollen, und wie viel Oel, Geld, Backsteine u. s. w. ein jeder Ort zu liefern hat. Hr. Gibsen, welcher von dem Birman'schen Kaiser an den Cochin-Chinesischen Hof als Gesandter geschickt worden war, und mit den kostbaren Geschenken, die er mitgenommen hatte, unverrichteter Sache zurückkehrte, legte mit seinem Schiffe bey der Insel Penang an. Als er dort von dem ausgebrochenen Kriege erfuhr, erklärte er sich als brittischer Unterthan (er war zu Madras geboren) und bot seinen Landsleuten seine Dienste an, die bey seiner Kenntniß der Hülfsmittel u. s. w. des birman'schen Reiches viele Erwartung erregten. Früher schon war ein Adjutant des General-Gouverneurs von Indien als Gesandter von Penang nach Siam abgegangen. Er sollte auf der Küste von Queda landen, und dann, von einer Ehrenwache begleitet, quer über die Halbinsel zu reisen. Der Zweck der Gesandtschaft war muthmaßlich, Siam zu einem Bündniß gegen Ava zu bewegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. April 1825.

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn.
Schiller.

Uebersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Kenntniß vom Innern Afrika.

Ein halbes Jahrhundert von großentheils unfruchtbaren Versuchen, um zur Kenntniß des geheimnißvollen Afrika zu gelangen, hat den anfänglichen Eifer der Forschungen jedoch keineswegs geschwächt. Je weiter das Ziel sich zu entfernen schien, desto emsiger ward es von der europäischen Wißbegierde verfolgt, und gegenwärtig, nachdem, zum großen Nachtheil der Erdkunde, so manche kühne Forscher auf dem afrikanischen Festlande ihr Grab gefunden haben, stellt sich jene Wißbegierde vollends noch eifriger dar, als je zuvor. Unter allen, durch die fortschreitenden Entdeckungen der Reisenden bekannt gewordenen, beynahe unübersteiglichen Hindernissen, den sengenden Wüsten, den unzugänglichen Gebirgen, den von grimmigen Thieren bewohnten Wäldern, den barbarischen Volksstämmen und Sprachen, und dem mörderischen Klima, war keines vermögend, die Nachfolger von so viel ruhmwürdigen Schlachtopfern zurückzuhalten: der Lenoir du Roule, Ledyard, Browne, Hornemann, Houghton, Mungo-Park, Tuckey und Peddie; der Campbell, Burckhardt, Ritchie, Rouzée, Roentgen, Belzoni, Bowdich und Anderer mehr; des jungen Tools und des unglücklichen Doktor Oudney's endlich, die vor wenigen Monaten ihr Reiseziel im fernen Grabe fanden. — Eine Pause wenigstens, möchte man denken, sollte gemacht werden, um die so theuer erkauften Erfahrungen zu benutzen, und um sich in den Stand zu setzen, für neue Anstrengungen die Mittel den Schwierigkeiten besser anzupassen; allein der rastlose Unternehmungsgeist europäischer Gesittung mag eher nicht ruhen, bis der Schleyer vollends gelüftet ist, und bis auch jene großen noch unbekannten Bevölkerungen zur Theilnahme seiner Einsichten und der guten sowol als schlimmen Früchte seiner Kultur berufen sind. Die Europäer wünschen, und sie haben dafür gute Gründe, daß Afrika, gleich der übrigen Welt, ihrer Industrie zollbar werde, und daß es ihren übervölkerten Städten von seinen Erzeugnissen, edeln Metallen und Schätzen Zuflüsse gewähre. Bereits wiegt, was die von Europa bald völlig abgerissenen amerikanischen Landschaften bringen, dasjenige nicht mehr auf, was sie hinwieder empfangen; Ostindien ist ein fortgehender Abfluß für europäische Baarschaft, und der Handel der Völker zieht sich mehr und mehr nach den Insularländern hin. Seyen es demnach menschenfreundliche Gesinnungen oder wissenschaftliche Strebungen, seyen es sittliche oder politische Zwecke, die dem Entdeckungsgeiste vorleuchten: es wird dem innern Afrika moderne Kultur zugeführt, und jeder Reisende ist bemüht, so viel von ihm abhängt, seinem eigenen Vaterlande die Ehre und Vortheile der ersten Entdeckung zuzuwenden. Diese Verhältnisse sind es, welche manchem nicht sattsam besonnenen Eifer, mancher unnütz verlornen Hingebung und viel klägliche Opfern zum Grunde liegen. Kaum noch war an den Ufern der Themse die Trauerkunde des an den Gestaden

des Coango, nebst siebenzehn seiner Reisegefährten innerhalb drey Monaten begrabenen Kapitän Tuckey eingetroffen, so unternimmt der Major Gray, Park's Fußstapfen folgend, die Reise nach dem Niger; von bewaffneten Volksstämmen zueückgetrieben, sucht er eine Zufluchtstätte in den französischen Stationen am obern Senegal, im gleichen Augenblick und am gleichen Ort, wo der junge Pessper Rouzée durch Krankheit dingerafft wird. Ein anderer, durch hohen Wuchs und kräftigen Körperbau bekannter, wie durch seine Arbeiten in Nubien und Egypten berühmter Reisender versucht durch die große Wüste vorzudringen; in Marokko aufgehalten, wendet er sich nach Benin, um dem Niger näher zu kommen; allein für Reisende ist die gerade Linie nicht allzeit die kürzeste. Wäre er auch dem verderblichen Klima nicht unterlegen, so hätten wahrscheinlich die Gebirge der zweyten Centralkette und ihre Bewohner ihn bald wieder aufgehalten. Gleichzeitig beynahe unterliegt der gelehrte Bowdich seinem wissenschaftlichen Eifer an den Ufern des Gambia, und während Herr de Beaufort den kühnen Britten einzuholen, vielleicht mit ihm gemeinsam weiter zu arbeiten hofft, erhält er von der edeln und großmüthigen Wittwe desselben das Geschenk seiner physikalischen und astronomischen Werkzeuge. Wenn das unerwartete und traurige Schicksal des italienischen und des brittischen Reisenden den Herrn de Beaufort nicht abschreckt, so theilt mit ihm Herr Campbell die gleiche Entschlossenheit, und Beyde verfolgen die Pfade von Belzoni und von Bowdich. Nach so mannichfachen Anstrengungen, welche, auch nur von Brown an gezählt, einen Zeitraum von zwey-und-dreyßig Jahren befassen, darf die Wissenschaft eine Berechnung über ihre gemachten Erwerbungen anstellen. Man will es versuchen, die erhaltenen Lichtstrahlen zu sammeln; vielleicht mag ihre Zusammenstellung für weitere Entdeckungen nicht völlig unnütz gefunden werden.

Wenn die Fortschritte und der wirkliche Zustand der Entdeckungen in Afrika ausgemittelt werden sollen, so müssen vorerst die Küstengegenden dieses Landes, welche, auch wol auf einige Entfernung landeinwärts, in Nord und Nord-Ost zumal, ziemlich gekannt sind, bey Seite bleiben. Hernach darf nur wenig Werth auf die Erzählungen der Araber und Landeseingebornen gelegt werden: es fall sich hier um das nur handeln, was durch europäische Kundschaft, mit der Hülfe guter Werkzeuge und wissenschaftlicher Einsicht, offenbar worden ist. Niederscheeitet man nun aber die obgedachte schmale Küstenarenze, so finden sich, so zu sagen, nur vereinzelte Striche oder Linien und zerstreute Punkte auf dieser ungeheuern Fläche, die von glaubwürdigen Menschen besucht und beschrieben wurden. Allerdings sind Egypten und sogar auch Nubien und Abyssinien ziemlich glücklich und vollständig, zu Befriedigung nicht der Neugierde nur, sondern auch der Wissenschaft, erforscht worden; von dieser Seite her ist die gekannte Grenze breiter als irgendwo sonst, zumal seit durch den zuvor schon berühmten Reisenden Friedrich Cailliaud von Nantes die zahlreichen Oasen und der zwischen Browne's Reiselinie und den Gestaden des blauen Nils inneliegende Zwischenraum sind besucht worden. Nördlich also vom 10ten Parallelkreise und vom 25sten bis zum 40sten westlichen Längengrade besitzt man richtige und genaue Angaben für die Erdkunde Afrika's; wie ungemein groß aber ist die noch übrige Lücke zwischen dem Dar-four und dem Laufe des weißen Nils, gegen Osten wie gegen Süden; welche Ungewißheit waltet sogar über diesen für die physische Erdkunde so wichtigen Lauf selbst; ohne noch weiter, weder der innern Verhältnisse der Insel Meroe, einer genauern Kunde der abyssinischen Alpen, und sogar auch des westlichen Ufers vom afrikanischen Meerbusen zu gedenken. Daß dieser Theil des innern Afrika minder unbekannt als die übrigen ist, verdankt man den vereinten Anstrengungen portugiesischer, französischer und brittischer Reisender: den Poncet, Brevedent, Bruce, Salt, Burkhardt und ihren Vorgängern, den Pater Lobo, Paez, Tellez u. s. w.

Den Britten gebührt unstreitig der Ruhm, die mannichfachsten Versuche gemacht zu haben; auf einer Seite zurückgedrängt, traten sie alsbald wieder an einer andern auf, und seit 1732 haben sie niemals vier Jahre lang ohne Veranstaltung neuer Unternehmungen geruht. Vom Nil schritten sie zum Gambia über, vom Gambia zum Gariep, von diesem zum Zaire, vom Zaire zum Niger. Nach dem Mißgeschick der Congo-Unternehmung greifen sie das Festland vom Mittelmeer her an; sie unternehmen, und es gelingt ihnen endlich auch, dasselbe in gerader Linie zu durchwandern, in der Richtung von Nord nach Süd, und Afrika findet sich (wenn man den Ausdruck gebrauchen darf), nachdem dasselbe zuvor lange von Reisenden belagert war, jezt gleichsam mitten durchbrochen; inzwischen soll diesen neuesten rühmlichen Entdeckungen noch nicht vorgegriffen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schuld und Strafe.

(Beschluß.)

Willig, wenn gleich anfangs mit einem sehr schmerzlichen Gefühl, ging nun Rosalie, welche von Allem unterrichtet war, Mathilden aufzusuchen. Doch diese benahm sich gegen sie so sanft und wohlwollend, wußte so schonend den Druck der Verhältnisse zu mildern, daß ihre neue Bekannte bald das herzlichste Zutrauen zu ihr faßte. Sie kam jezt immer öfter und lieber, lernte auch bald Adalberts Mutter kennen, und bewarb sich um ihr Wohlwollen mit unermüdeter Geduld und Treue. Anfangs suchte sie,

Digitized by Google

durch muntere Erzählungen die Kranke zu erheitern, dann erbot sie sich, ihr vorzulesen, als Mathilde klagte, daß ihre angegriffene Brust ihr nur selten erlaube, der Tante auf diese Weise die Zeit zu verkürzen. Und dieß übernommene Geschäft betrieb sie nun mit so vielem Eifer, wußte so manches unterhaltende Buch herbeyzuschaffen, welches sie sorgfältig nach dem Geschmack der Kranken wählte, daß sie sich wirklich dadurch nicht wenig um sie verdient machte. Dabey war ihr Betragen gegen die Leidende so kindlich mild, gegen Mathilden so schwesterlich liebend, daß es gewiß kaum möglich gewesen wäre, ihr nicht wenigstens einigermaßen diese freundliche Hingebung zu vergelten. Auch Frau von Hellbach fühlte sich durch sie angezogen, sprach oft und mit Theilnahme von der kleinen gutmeinenden Nachbarin, wie sie sie gewöhnlich nannte, und sah nun schon recht sehnsuchtsvoll nach ihr aus, wenn durch einen zufälligen Umstand ihr Erscheinen zuweilen etwas länger als gewöhnlich vergögert ward.

Höchstens eine solche Verzögerung aber konnte auch nur bey ihren Besuchen stattfinden; denn ganz auszubleiben, dazu hätte sie wol kaum etwas anderes, als eigene Krankheit bewogen. Sie, die sonst so sehr glänzende Vergnügungen liebte, entsagte jezt nicht nur ihnen, sondern jeder jugendlichen Freude, um das düstere Krankenzimmer der Leidenden durch einige freundlichere Augenblicke zu erhellen. Das wunderte nun in manchen Stunden Frau von Hellbach; sie begriff kaum, wie das schöne blühende Mädchen dazu komme, ihr so manche, für ihr Alter gewiß nicht leichte Opfer zu bringen, und weigerte sich oft, wenn gleich umsonst, diese Opfer anzunehmen. „O lassen Sie mich! rief dann zuweilen Rosalie bittend und aus überströmendem Herzen, was ich thun kann, ist ja so wenig. Schenken Sie mir nur Ihre Liebe, Ihr Vertrauen; und jede kleine Sorgfalt, die ich für Sie habe, jede kleine Entsagung ist mir schöner und reicher gelohnt, als Sie glauben."

Mit der treuherzigen Versicherung, daß sie gewiß mit der Zeit sie fast eben so liebgewinnen werde, als Mathilden, hatte die gute alte Frau schon mehrmals dergleichen beynahe wehmüthige Reden beantwortet, und solche Worte der Liebe oder ein sanfter mütterlicher Handdruck weckten dann helle Hoffnungssunken in Rosaliens Brust. Auch Adelbert, welcher früher schon sehr düster und niedergeschlagen gewesen war, faßte jezt wieder mit Freudigkeit Muth, und war in manchen freyen Augenblicken bey Rosaliens Besuchen im Krankenzimmer gegenwärtig, sich im Stillen und oft mit mühsamer Beherrschung seines Gefühls an ihrem liebevollen Streben, den Eindruck des Vergangenen zu verlöschen, und hes anscheinend jezt so glücklichen Erfolgs desselben erfreuend.

Einst hatte sie eben mit Mathilden ein sanftes, Beyde rührendes Lied gesungen, und schmiegte sich nun mit so liebevollen, schwesterlichen Worten an sie, daß sich in den Zügen der Kranken das sichtlichste Wohlgefallen darüber ausdruckte. Und als bald nachher Mathilde auf einen Augenblick das Zimmer verließ, sprach jene im freundlichsten Ton zu Rosalien: „Ja, liebes Kind! halten Sie mir immer das gute, treffliche Mädchen in Ehren. Sie verdient's, wenn gleich manche ihren Werth nicht verstehen. Ein unscheinbar Haus hat freylich Gott der Perle gegeben; allein Sie mögen mir's glauben, eine köstliche Perle bleibt sie darum doch."

Tief im Innersten bewegt durch diese Worte, welche noch einmal das Gefühl ihres frühern Unrechts so lebhaft in ihre Seele zurückriefen, vermochte Rosalie kaum sich zu fassen; Thränen rollten über ihr Gesicht, und sie rief im Ton der unverkennbarsten Wahrheit: „O ich habe das nicht immer so eingesehen, wie jezt! aber jezt fühle ich's, jezt weiß ich's, und gewiß, ich werde es niemals, niemals wieder vergessen!"

Adelbert stand von fern hinter dem Stuhl der Mutter, und blickte gerührt zu dem geliebten Mädchen hinüber. Ja, beynahe hätte sein Herz ihn fortgerissen, sie in seine Arme zu schließen, und dann auch hinzuführen in die Umarmung der Mutter; allein die Scheu, den entscheidenden Augenblick noch zu übereilen, hielt ihn dennoch siegend zurück. Doch als nun die Mutter sich nach ihm umsah, seine Hand ergriff, und ihm so herzlich bittend den Wunsch in's Ohr flüsterte: „Ach, Adelbert, wenn du solch eine Schwiegertochter mir einmal schenken wolltest!" da vermocht' er nicht länger, Herr des Eindrucks zu bleiben, welchen diese Worte auf ihn machten. O komm, Rosalie, rief er in freudiger Bewegung, komm an das Herz unserer Mutter! Sie wünscht dich zur Tochter! sie hat jezt Glauben an unser Glück!" — „Wie? Rosalie?" fragte Frau von Hellbach verwundert, denn ihre freundliche Pflegerin war ihr bisher Sophie genannt, damit jener Name keine ungünstige Erinnerung wecke. Doch ehe sie noch weiter sprechen konnte, kniete schon das überraschte, ängstliche Mädchen an ihrem Sessel nieder, und rief im weichsten, wehmüthigsten Ton: „Ja, ich bin Rosalie! die leichtsinnige, unbesonnene Rosalie, welche einst so sehr Ihren Unwillen verdiente! Ach, Mathilde hat mir längst verziehen, sie hat mir längst Liebe und Vertrauen geschenkt. O verzeihen Sie mir auch! Gedenken Sie nicht länger jenes bösen, hart bestraften Augenblicks! Ich habe ihn oft und schmerzlich bereut, und gewiß! gewiß! ich bin jezt anders, als damals!" — „O liebe Tante!" rief jezt auch Mathilde mit einem innigen Blick auf Frau von Hellbach; allein es bedurfte dessen nicht mehr, denn schon faßte diese mit den milden Worten: „Ja, Gottlob! Gottlob! du bist jezt anders!" Rosaliens Hand, und wollte sie emporziehen an ihre Brust. Da kniete auch Adelbert an der Seite der Geliebten nieder, und rief mit inniger

Rührung und warmer, kindlicher Liebe: „O Mutter, meine gute Mutter! geben Sie uns in diesem Augenblick Ihren Segen!“ Da fügte die ehewürdige Matrone sanft weinend die Hände der Liebenden in einander, legte dann die eigne zitternde Hand auf die beyden geliebten Häupter, und segnete sie mit mildem Ernst und mütterlicher Andacht.

Mathilde aber stand von fern mit himmlischer Freude im mild strahlenden Auge, und ihr war, als schöpfe sie auf lange Heiterkeit und Glück aus dem Anblick. Und immer, wenn in späterer Zeit Frau von Hellbach mit frohem Lobe der holden Tochter gedachte, welche ihr nie, auch nur den kleinsten, Anlaß zur Unzufriedenheit gab, immer, wenn Adelbert im reinen Gefühl seines Glücks Rosalien an seine Brust schloß, flüsterte eine leise, lohnende Stimme in ihrem Herzen: „Auch durch dich, durch dich, durch deinen treuen, edlichen Willen, welchen der Segen des Himmels unterstützte, ist die stille Freude dieser Guten gegründet!“ E. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 18. März.

(Beschluß.)

Ich habe in meinem früheren Schreiben Gelegenheit gehabt, auf das Fortschreiten der Erziehung in Indien hinzuweisen; es ist mir ein Vergnügen, daß ich jenen Angaben noch andere von eben so erfreulicher Art hinzufügen kann. Der letzte Bericht der Calcutta'schen Missionariengesellschaft (ein Hülfsverein) meldet, daß dieselbe sieben Schulen unterhält, in welchen 130 Knaben erzogen werden, welche die heilige Schrift lesen. Nebst diesen Schulen hat sie eine Kapelle, worin zwischen 70 und 80 Hindus sich zum religiösen Unterricht versammeln, und sie war eben im Begriff, eine große Kirche zu erbauen, in welcher der Gottesdienst nach dem Ritus der englischen Kirche in der hindostanischen, bengalischen und portugiesischen Sprache gefeyert werden soll. — Das Kollegium zu Serampore, welches bereits seit 25 Jahren besteht, und dessen erklärte Absicht es ist, die ihm anvertraute Jugend zum Christenthum zu erziehen, hat nach seinem letzten Berichte zwölf Brahminenkinder in der Anstalt, und im vorigen Jahre sieben, während mehrere andere dringend um Aufnahme in dieselbe anhielten, und unter diesen drey aus den vornehmsten Brahminenfamilien in der Stadt, deren Väter sich sogar deßwegen um den Einfluß des Statthalters verwandten, und sich erboten, daß, wenn man ihren Kindern nur fünf Jahre lang Unterricht ertheilen, und ihnen die erforderlichen Bücher geben wollte, sie ihnen gern die Kleidung und Kost geben würden. Dieß verspricht sehr viel. Indessen ist zu bemerken, daß die Kinder, welche sich jetzt in der Stiftung befinden, größtentheils, wo nicht alle, Waisen sind, und man klug genug ist, ihnen in Hinsicht ihrer Kastenvorurtheile keinen Zwang anzuthun, und jede Kaste allein essen und schlafen läßt, u. s. w. — Am 15ten Juli wurde zu Calcutta der Grundstein zu einem von den Engländern gestifteten mahomedanischen Kollegium gelegt. — Die Schrift des Abbe Dubois scheint bey den Engländern in Indien, welche an der religiösen Erziehung des Volkes arbeiten, großen Unwillen erregt zu haben. Bey einer neulichen Rede des Bischofs von Calcutta an seine Geistlichkeit sprach derselbe mit Kraft gegen den unchristlichen Geist, welcher in jener Schrift herrscht; und er berief sich gegen seine Angaben auf die zahlreichen protestantischen Christen von Agra, Benares, Meerut und Chunar. „Bezeuget es,“ rief er, ihr zahlreichen Gläubigen unserer eigenen unmittelbaren Nachbarschaft, welche, obgleich wir über einige sehr wichtige Punkte verschiedener Meinung sind, ich für nichts anderes ansehen kann, als für meine Brüder und Mitdiener des Herrn. Bezeugt es, ihr volkreichen christlichen Gegenden von Malabar, wo die Gläubigen nicht nach Einzelnen, sondern nach Hunderten und Tausenden berechnet werden. Bezeuge es, Ceylon, wo das Kreuz seine Schmach verloren, und die Häupter des Landes allmählig, ohne Anstand, die Kleidung, die Sprache und den Glauben der Engländer annehmen; und bezeuge es endlich der (in Bezug auf die Aufnahme eines Hindu zum geistlichen Amte, dessen ich in meinem früheren Schreiben erwähnte), welchen wir jetzt in der Anzahl der Diener des Herrn aufgenommen haben, und den wir hoffen, in Kurzem in der Fülle der christlichen Macht auszusenden, um seine Landsleute von den Irrthümern zurückzubringen, von denen er selbst erlöst worden ist. — In Calcutta befindet sich auch ein Gymnasium, welches von den Indodritten (den Abkömmlingen von Europäern und Hindu'schen Frauen) für die Erziehung ihrer Jugend gestiftet worden ist, und sehr wohl zu gedeihen scheint.

Die Angriffe der Wilden auf die hinteren Niederlassungen jenseits des blauen Gebirges auf Neu-Süd-Wales sollen zwar nicht so unglücklich gewesen seyn, als man anfangs gemeldet, doch aber schlimm genug, um die Pflanzer sehr zu beunruhigen. Die Wilden werden als eine zwischen dem Neger und den Malayen stehende Rasse beschrieben, äußerst barbarisch, und von ungemein scharfem Gehör und Gesichte. Sie sind mit einem Speer, einem steinernen Beil, einer Keule und einem gebogenen Wurfspieße, den sie Womra nennen, bewaffnet. Die Unglücklichen, welche ihnen in die Hände fielen, wurden auf's grausamste von ihnen verstümmelt. Indessen sind einige Truppen gegen sie ausgeschickt worden, und man hoffte ihrer bald los zu werden. Die Regierungsform und die Gerichtsverwaltung der Kolonie scheint sehr verbessert worden zu seyn; aber sie litt noch immer an dem alten Uebel, mit Kolonialwaaren bald im Ueberfluß versehen zu seyn, und bald Mangel daran zu leiden. — Zu Sydney war man mit dem Bau einer presbyterianischen Kirche beschäftigt. Ein Schiff segelte im August von dort ab, um auf einer andern Gegend Neu-Hollands, nämlich im 12° südlicher Breite und 130° westlicher Länge, ungefähr der Melvilleinsel gegenüber, eine neue Niederlassung zu bilden; man fürchtet aber hier, daß sie zu spät gekommen, und daß die Holländer bereits von der Stelle Besitz genommen haben.

Die Hobart-Town-Zeitung (van Diemens Land) erzählt ein furchtbares Beyspiel von Menschenfresserey, als die Jahrbücher der Verzweiflung irgendwo aufweisen können. Ein irländischer Verwiesener, welcher neulich dort gehangen wurde, beichtete nämlich einem Priester vor seinem Tode unter andern Verbrechen, daß, als er einmal während der Zeit seiner Verdammung auf der Insel mit sieben anderen in die Wälder entflohen, und da sie nirgends Lebensmittel finden konnten, sie (nachdem drey sich von ihnen getrennt) auf den schrecklichen Gedanken geriethen, das Loos darüber zu werfen, wer von ihnen den Uebrigen zur Speise dienen sollte. Zwey von ihnen wurden auf diese Weise geschlachtet, und ein dritter, ohne Ziehung des Looses, ermordet, so daß der besagte Verbrecher nur noch mit einem einzigen Gefährten übrig war. Diesen erschlug er im Schlafe, und nachdem er sein Fleisch aufgezehrt, mußte er seine Zuflucht zu Gras und Nesseln nehmen, bis er wieder eingefangen wurde. Es gelang ihm aber, aufs Neue zu entwischen, und wieder mit einem Gefährten. Diesen erschlug er in einem Streite, und aß von seinem Fleische. Aber plötzlich kamen ihm die Gewissensbisse: er übergab sich freywillig dem Gerichte, und brachte zum Beweise seiner Gräuelthat ein Stück von dem Fleische des Ermordeten mit.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. April 1825.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Matthisson.

Der Burgherr, für die alten Burgen im Vaterlande *).

Seht die alte Burg dort liegen,
Dir der Stolz der Väter war,
Wie verödet ganz und gar!
Kraft, die Zeit konnt' ihn nicht biegen,
Trotzt der Thurm noch; stark Gebild,
Prangt mit dem Wappenschild!

Aber, ach! der Ahnen Hallen,
In dem ritterlichen Haus, —
Wer spricht solch Gefühl wol aus —
Sind dem Frevel hingefallen,
Sind verwüstet und geleert,
Sind in ihrer Pracht zerstört!

Dort, wo nun der Epheu ranket,
An des Starken Waffenthurm,
Wo in kaltem Wind und Sturm
Jetzt nur eine Distel wankt,
Da war sonst dein Heiligthum
Ritterehre, Ritterruhm.

Auch der Thurm wär' längst gefallen,
Hätte nicht ein muth'ger Aar
Dort gehorstet; froh und klar
Ist des Bildes Deutung Allen;
Blickt mit ritterlichem Sinn
Nach des Thrones Erster hin.

Greift der Zeit in ihre Speichen,
Halt't das Rad im Laufe ein,
Alte Zeit soll neue seyn!
Wollt ihr hohes Ziel erreichen,
Ulrich Huttens Feldgeschrey:
„Hab's gewagt!" das eure sey.

Lebt dem König, lebt der Ehre,
Denkt auch an der Väter Ruhm,
Er ist unser Eigenthum;
Denkt der ritterlichen Lehre:
Unsres Thrones Felsenstärke
Sey des treuen Ritters Werk!

Laßt die Burgen neu erstehen,
Gothisch, stark und wunderbar,
Wie das Haus der Ahnen war;
Laßt die Fahn' vom Söller wehen,
Setzt darauf: Das Höchste sey
Ritterehre, Rittertreu!

Düsseldorf, 1823. Hatzfeld.

*) Bey Restauration des herrlichen Rheinsteins unterhalb Bingen, durch Se. Königliche Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen.

Uebersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Kenntniß vom Innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Holland, im ruhigen Besitz der Südspitze Afrika's, hatte in einem Zeitraume langer Jahre sich kaum um die Ausmittlung des Laufes der großen Ströme bekümmert. Seit dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, um hier nicht weiter als bis zu Heren Barrow aufzusteigen, hat sich die Lage der Sachen nun aber sehr verändert: brit-

Digitized by Google

tische Missionare und bloße Privaten, Trutter und Somerville, Lichtenstein, die auf ihrer Reise nach Sofala grausam gemordeten Doktor Gowan und Gonovan, W. Burchell und J. Campbell sind landeinwärts bis zum 26sten und selbst bis zum 24sten südlichen Parallelkreise gelangt, und wir kennen überdaupt den Lauf des Orange- oder Gariep-Stroms, so wie den der zwey gleichnamigen Flüsse, durch deren Vereindarung jener hauptsächlich gebildet ist, des schwarzen und des gelben Gariep; wie gleichmäßig im nord-östlichen Afrika der weiße und der blaue Nil sich vereinbaren, um den großen Nil zu bilden, welcher von der Insel Meroe an nur noch gemeinsamen Namen führt und in gemeinsamem Bette fließt. Jene Ströme nehmen ihren Lauf in einem Becken, das einerseits durch die Bergkette von Kowp, anderseits durch die langen Berge und durch diejenigen von Kambauni gebildet wird, welche leztern Herr William Burchell bis zum 26sten Grad südlicher Länge und unterm 22sten östlichen Meridian überstiegen hat, somit denn auch weit über die Grenze der zur Hottentottenrace gehörenden Völkerstämme hinausgekommen ist, wo ungeheure Wälder vor ihnen lagen; er wünschte bis zu den nord-westlichen Niederlassungen vorzudringen, um die drittischen mit den portugiesischen Entdeckungen, von denen sogleich die Rede seyn wird, zu verbinden: seine Führer aber weigerten sich weiter zu gehen.

Der Zackstrom auf der linken Seite des nämlichen Beckens, und mehr südlich die Zuflüsse vom Elephantenstrom sind besucht und ausgemittelt worden; auf der rechten Seite hinwieder, am Fuß der Kambauni-Kette, zahlreiche Flüsse, die alle einen westlichen Lauf nehmen und zuweilen sich im Sande verlieren, ohne daß noch erörtert werden konnte, ob der Fischfluß von einem der Flüsse, die der hohen Kette angehören, herrührt. So zeigen sich demnach, südwärts vom Aequator, große Ströme, welche in die Erde versiegen, wenn gleich in nicht bedeutender Entfernung vom atlantischen Meer (sechs Grade nur): läge hierin nicht ein Wahrscheinlichkeitsgrund für die Vermuthung, daß eine ähnliche Erscheinung nordwärts der Aequatorial-Linie, in ungleich größerer Entfernung von den drey Meeren, sich gleichfalls vorfinden dürfte? Bevor wir Süd-Afrika verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die weiter zu lösenden Fragen und auf die auszumittelnden Verhältnisse: sie betreffen die Quellen der beyden großen Arme des Orangestroms; diejenige des Fischflusses; den Zusammenhang der Bergketten; die Ausmündungen des Zackflusses, und nördlicher diejenigen des Mosbowa und des Makutta; weil der eine dieser Flüsse dem atlantischen Meere, der andere der Ostküste zugekehrt ist, so scheint sich daraus zu ergeben, daß die Längenkette der Kambauni-Berge ihre Ausdehnung von Nord gen Süd unter dem 22sten östlichen Meridian, das will sagen, auf der Are von Südafrika, fortsezt, und es ergeben sich daraus neue Zweifel über den sogenannten Weltrücken (spina mundi), der viel östlicher, gegen den 35sten Meridian, angenommen wird. Wofern die Linie der Lupata-Berge wirklich vorhanden ist, so kann dieselbe nur eine Secondar- oder vollends Tertiar-Kette seyn, welche von zahlreichen Flüssen durchschnitten ist, namentlich dem Sofala, dem Zambezi mit seinen Zuflüssen und dem Lofsib, welcher aus den Mondbergen herkommen soll. Wie viele Ungewißheit herrscht nicht immer noch über den großen Marawi-See, welchen d'Anville auf seiner Karte ostwärts von den Lupata-Bergen verzeichnet hat, und dessen spätere Angaben nicht mehr gedacht haben?

Ganz neuerlich bekannt gewordene Landschaften füllen eine große Lücke aus, gegen die Mitte von Südafrika, zwischen den Ausmündungen des Coango und des Coanza einerseits, und jenen des Zambezi und des Mozambika-Flusses anderseits, in der Richtung von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost, und vom 4ten bis zum 19ten Grad südlicher Breite. Durch welch' ein Mißgeschick sind diese höchst bedeutsamen Angaben bis heutzutage unbekannt geblieben, und sollte es nicht den Portugiesen zu großem und gerechtem Vorwurf gereichen, daß sie vierzig Jahre lang den geographischen Wissenschaften die Kunde derselben entzogen haben? Ihre Unternehmungen in's innere Afrika reichen an das Jahr 1785 herauf: die Entdeckungen folgten einander während mehr denn fünfzehn Jahren. Gregorio Mendes, der Kapitän Lacerda, Pereira und Andere mehr noch haben verschiedene zum Meridian schiefe Linien verfolgt, die, ohne aufeinander zu stoßen, sich überschreiten; wodurch man also eine Reihenfolge zusammenhängender von Europäern beobachteter und beschriebener Landschaften erhält. Diese portugiesischen Angaben berichtigen die durch Kapitän Tuckey's Reise erhaltenen Nachrichten über den Lauf des Coango, und ihre Berichtigung ist von großer Wichtigkeit für die physische Geographie von Mittel-Afrika. Wofern sich's nämlich also verhält, daß der Coango oder Zaire nicht, wie man Tuckey's Reise zufolge glaubte, nördlich vom Aequator entspringt, sondern umgekehrt gegen den 10 Grad südlicher Breite und an eben der Stelle, wo auch der Coango seinen Ursprung nimmt, was wird alsdann aus jenen von Erdbeschreibern und Reisenden dargebotnen Erklärungen über die Ursachen der Wasserhöhen der Zaire und ihrer Epochen, verglichen mit denjenigen vom Niger? Sollte wol das allgemeine Gesetz der Regenzeit zwischen dem Aequator und dem südlichen Tropenkreis es durchaus unmöglich machen, daß ein innerhalb dieses Raumes begriffener Strom ein etwas früheres Steigen seiner Gewässer erhielte? Irriger Weise hätte man demnach, auf Kapitän Tuckey's Vermuthungen gegründet, den Niger und Zaire zu einem einzigen Strome gemacht, und diesen, durch eine seltsame und rückgängige Bewegung, den gezwungenen Umlauf der drey Seiten ei

Digitized by Google

nes fünfzehnhundert Meilen weiten Trapezes machen lassen: eine Voraussetzung, die um so unwahrscheinlicher wird, als der Sturz vom Niger in den Nil hinwirder auch nur aus der Nothwendigkeit, dem Niger eine große Ausmündung zu finden, hervorging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorschriften der Trauer um den Tod eines chinesischen Kaisers.

(Aus dem Ceremonien-Buch der Tartaren-Dynastie der Zing.)

Wenn einer der makellosen Weisen der Familie mit den Hingeschiedenen gezählt worden ist, so soll der nachfolgende Kaiser die tiefste Trauer anlegen. Er soll die Franzen von seiner Mütze abnehmen und klagen, und vor Jammer mit den Füßen stampfen. Die Kaiserin und alle die Frauen von niedrigerem Stande im Harem oder Palaste sollen ihre Ohrringe wegreißen, und jeden Zierath von ihrem Kopfputz entfernen. Ein Tisch soll vor den Sarg gestellt werden, und auf diesen sollen die Könige, Fürsten und Edeln Trankopfer darbringen. Die Kaiserin, die Beyschläferinnen und die kaiserlichen Kinder und Enkel sollen sich dort versammeln und jammern und mit den Füßen stampfen, als ein Zeichen des Leidens. Nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber ist, sollen sich Alle entfernen. Der nachfolgende Kaiser soll Trauer anlegen, und seine Schleppe, die man in einen Zopf geflochten hat, abschneiden, und soll seine Wohnung in einer schlechten Hütte neben dem Leichnam aufschlagen. Die Prinzen, kaiserlichen Enkel, Könige, Edeln und Groß-Beamten des Palastes, nebst allen ihren Verwandten, sollen ihre Zöpfe abschneiden, und die Kaiserin, die Beyschläferinnen, nebst allen Damen des Harems, ihre Haare. Der Kaiser soll drey Jahre lang trauern, und während der ersten hundert Tage alle Befehle mit blauer Tinte schreiben lassen. Während hundert Tagen soll kein Chinese seinen Kopf scheeren, und die Regierungs-Beamten zu Pecking sollen während des ersten Jahres weder ihre Söhne noch ihre Töchter verehelichen. Die Mung-kud-Könige und Edeln und die von Corea nach Pecking kommenden Gesandten sollen Trauer anhaben, und die Franzen von ihren Mützen abnehmen. Frauen, die mit ihnen kommen, sollen drey Tage lang keine Zierathen auf ihren Köpfen tragen, u. s. w.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 28. Februar.

Am 29. dieses Monats wurde Grillparzers Trauerspiel: König Ottokars Glück und Ende, in fünf Aufzügen gegeben. Das Stück war mit allem Aufwand und äußerm Glanz in die Scene gesezt, die der Gegenstand erfordert, und wozu das Hoftheater die Mittel hat. Seit einer Reihe von Jahren sah das Publikum — nicht blos das gewöhnliche theaterliebende Publikum — keiner Vorstellung mit solchen Erwartungen, wie dieser, zum Vortheil der vier Regisseurs gegebenen, entgegen; und wiewol die erste Vorstellung jedes bedeutendern Stücks auf dem Hoftheater volles Haus zu machen pflegt, so wüßte ich doch nur an dem Tage, da die Jungfrau von Orleans auf dieser Bühne zum Erstenmal gegeben wurde, ein ähnliches, bey weitem aber nicht ein gleiches Gedräng erlebt zu haben. Einige Wochen vorher waren Logen und gesperrte Sitze auf mehrere Wochen hinaus schon in Beschlag genommen. Gleich nach drey Uhr — die Vorstellung begann eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich — waren die Zugänge verstopft und doppelte Wachen aufgestellt. Noch eine Stunde nach Anfang konnte man nur mit großer Mühe durch den Haupteingang dringen, weil ein langer Zug von Schaulustigen, die entweder keine Einlaßkarten mehr erhielten, oder sich aus dem Gedränge mit genauer Noth entfernten, den Rückweg nahm. In den Laden der Wallishauserschen Verlagshandlung, wo an diesem Tage zum Erstenmal die Bücher ausgegeben wurden, konnte gegen Mittag Niemand mehr hinein, und die Auflage muß in den ersten Tagen fast vergriffen seyn. Da die Zwischenakte Zeit wegnahmen und auch noch, wie es bey Vorstellungen zum Vortheil der Regisseurs üblich ist, ein Epilog gesprochen wurde — von dem Veteran Koch im Namen der Uebrigen, vom Freyherrn von Zedlitz verfaßt — so dauerte die Vorstellung etwas zu lange für ein deutsches Theaterpublikum — wol länger als eine Stunde über die gewöhnliche Zeit. Dieß wirkte ohne Zweifel auch einigermaßen nachtheilig für den Total-Eindruck mit. Einzelne Scenen und dichterische Schönheiten, womit dieses Werk reichlich ausgestattet ist, wurden mit stürmischem Applaus aufgenommen. Der Dichter sollte nach Endigung des Stücks erscheinen, kam aber nicht, weil k. k. Beamte diesem Ruf nicht füglich Folge leisten können. Indessen kenne ich junge Dichterlinge in Deutschland, die sich über Alles hinwegsezen würden, um sich vor dem lieben Publikum zu präsentiren, das durch ihr Erscheinen nicht sehr erbaut, wenigstens nicht gerührt werden würde. Am folgenden Tag hörte man von nichts als König Ottokars Leben und Ende reden. In den Kaffeehäusern, an Wirthstafeln, in Gesellschaften und Soirées von nichts als König Ottokar. Es wurden aber ordentliche Kritiken angestellt. Der Antheil mußte natürlich diesmal doppelt groß seyn: ein vaterländischer Dichter und ein vaterländischer Stoff — das erste Schauspiel dieser Art, das auf die Bühne kam. Man eiferte, man rezensirte. Die hochlöblichen Kritiker von Profession schienen abgelöst zu seyn. Jeder wollte sich selbst Rechenschaft von dem Eindruck ablegen, den das Stück auf ihn gemacht hatte. Der Eine sprach über die Charaktere, der Andere über die Handlung, ein Dritter berührte die merkwürdigsten Situationen, noch ein Anderer verglich die ihm bekannten historischen Fakta mit der dramatischen Behandlung; dieser nannte Schiller — Beyfall auf der Linken! Jener sprach über die Einheit der Zeit — hört! hört! — wieder ein geehrter Redner citirte den Shakespeare — großer Beyfall auf der Rechten! Der Vorsitzer schlug mit der Gabel auf den Teller: „Nichts Schiller und Shakespeare. — Calderon de la Barca!“ — rauschender Applaus im Centrum! — Man hörte auch von Aristoteles reden: der Sprecher war gewiß ein junger Doktor! — Indessen ging so viel daraus hervor, daß man, wie die Rezensenten ex officio eben auch gewöhnlich, verschiedener Meinung war. Man verlangte die Theaterblätter, und die erste Zeitschrift, die eine sehr umständliche Inhaltsanzeige enthielt, wurde ordentlich verschlungen, wiewol man sonst in dramatischer Beziehung wenig Rücksicht auf sie nimmt, da sie eine

Digitized by Google

ganz andere Tendenz hat, auch wenig an öffentlichen Orten erscheint. Es war unmöglich, das Blatt zu haben, ohne zehn Pränumerationen bey dem Marqueur abzuwarten. Den eigentlichen Theaterkritikern sah man sehnsuchtsvoll entgegen. O ihr glücklichen Kritiker! man war einmal geneigt, euren apodiktischen Aussprüchen Gehör zu geben. Man wollte wissen, was die Weisen und Gelehrten im Volke sagen würden, da man sonst an öffentlichen Orten Theaterblätter nur gewöhnlich im Vorbeygehen aufnimmt, mit zwey Fingern ein Blatt nach dem andern umschlägt, von der kritischen Notiz drey bis fünf Zeilen überläuft, und dann den Rahmen mit der Zeitschrift wieder von sich schiebt, um die Politica durchzustudiren, den Tabaksrauch in großen Wolken von sich blasend. Wie anders aber dießes Mal! — Zum Unglück war Anschütz, der die Rolle des Ottokar darstellte, und bey der ersten Vorstellung des Stücks mit Heiserkeit zu kämpfen hatte, genöthigt, auszusetzen, und die zweyte Vorstellung erfolgte erst acht Tage später. Das Haus war wieder übervoll. Eigenthümer von gesperrten Sitzen mußten durch die Parket-Logen in's Parterre steigen, die zweyte Wiederholung, der die kaiserliche Familie beywohnte, war eben so zahlreich besucht, doch abermals mußten die Darstellungen ausgesetzt werden, aus dem vorhin angeführten Grunde. — Diese und andere Umstände haben eine nachtheilige Wirkung hervorgebracht, das ist nicht zu läugnen. Am meisten aber mag die außerordentlichen Lobpreisungen, die lange vor der ersten Aufführung im Umlauf waren; keine erstellten etwa und fingirten, sondern aus dem reinsten Enthusiasmus aller derjenigen entsprungen, die das Stück früher kennen gelernt hatten. Wenn Viele vieles daran tadelten, so sagten Andere etwa Folgendes: Es enthält unstreitig große Schönheiten, des besten Meisters würdig. Das große Publikum konnte sie am ersten Abend nur nicht auffassen und gehörig würdigen. Bey öfterer Wiederholung wird man das Ganze besser überschauen und tiefer in das Innere dringen. Der Bau ist großartig angelegt. Der Charakter des Ottokar eine geniale Zeichnung. Die Handlung eilt mit raschem Streben unaufhaltsam fort zum Ziel. Mit dem tragischen Geist vereinigt sich auf die glücklichste Weise der dramatische Effekt. Rudolph von Habsburg, zuerst im Gefolge des Königs von Böhmen, dann erwählter deutscher Kaiser, zuletzt Sieger in der Schlacht bey Marchfeld, bewegt sich von Anfang bis zu Ende in einfacher Erhabenheit und Würde, ein treues Bild seines Lebens und Wirkens. Kunigunde, Enkelin des Ungarnkönigs Bela, Ottokars zweyte Gemahlin, ist ein Ebenbild voll kräftig lebendiger Zeit- und Nationalzüge. Die Tragödie ist reich an ergreifenden Situationen und Momenten; wovon ich nur den folgenden anführen will, der, auch außer dem Zusammenhang dargestellt, die poetische Conception und tragische Kraft nicht verkennen läßt. Ottokar, vom Glück und von den Seinigen verrathen und verlassen, gedemüthigt vor der Welt und vor sich selbst, geräth kurz vor der entscheidenden letzten Schlacht bey Marchfeld auf einen Kirchhof in der Nähe einer Küsterwohnung. Er tritt hinein, nach dem, was ihm berichtet wird, glaubt er sein ungetreues Weib mit dem Verräther Zawisch Rosenberg dort zu treffen, er dringt näher, die Verborgene zu überfallen, und stirbt am Sarge der verstoßenen, grausam gekränkten Margarethe, vor deren Leiche er verzweifelnd niedersinkt, ergriffen von dem Geist der furchtbaren Vergeltung. Der Dichter hat die von einigen Geschichtschreibern erzählte, von andern nachdrücklich bestrittene Anekdote sehr glücklich in die Handlung verflochten, nach welcher der Böhmenkönig im Zelt des neuen Kaisers Rudolph von Habsburg die Lehen empfängt, plötzlich aber die Decke niederfällt und den Uebermüthigen in seiner Erniedrigung dem Heere zeigt läßt. Zawisch, der Beleidigte, zerschneidet schnell die Stricke. Man hat es scharf getadelt, daß in der Folge Niemand, weder Ottokar, noch Rudolph, nach dem Urheber dieser Ueberraschung fragt. Der Vorfall geht vorüber, so wie er entstanden, die Geburt des Zufalls und des Augenblicks. Man hat aber auch viele Kleinigkeiten aufgestochen, als man dahinter kam, daß größere Mängel zu beachten wären, und als man von einer wahren kritischen Influenza befallen wurde. Ich meines Theils habe eigentlich keine Kritik abfassen wollen, es gibt genug Leute, die sich ein Vergnügen aus dem Kritisiren machen, und sich was Rechts darauf zu gute thun. Dieses Stück erfordert, meiner Meynung nach, ein Kunsturtheil; ich bin aber zu Notizen nur verpflichtet, und will den respektiven Kunstrichtern, Kritikern, Rezensenten und Berichterstattern — es dürfte nicht schwer fallen, das charakteristische Merkmal jeder Gattung in der Kürze anzugeben — nicht vorzugreifen wagen. Auch wird das gedruckte Stück bald überall zu haben seyn. Indessen will ich den Inhalt nur den Hauptzügen nach anführen. Die Handlung beginnt mit der Trennung Ottokars von seiner ersten Gemahlin, der babenbergischen Margaretha. Die Abgeordneten der zu Frankfurt versammelten Wahlfürsten tragen dem König die Kaiserkrone Deutschlands an. Er zeigt sich abgeneigt, sie anzunehmen. Rudolph von Habsburg ist noch am Hof in seinen Diensten. Wir sehen ihn als erwählten Kaiser wieder. Unterdessen ist Ottokar mit Kunigunde, der Enkelin Bela's, vermählt worden. Die Nachricht von jener Wahl ist ein Donnerschlag für ihn, um so empörender, als er aufgefordert wird, vor dem neuen Kaiser zu erscheinen, um, der Sitte gemäß, die Reichslehen in Empfang zu nehmen. Doch mit seinem Stolz weiß er sich endlich abzufinden. Er ist begierig zu sehen, wie der arme Graf von Habsburg, sein vorriger Vasall, ihm, dem prachterfüllten, reichen König gegenüber, sich benehmen werde. Er erscheint daher, und wird durch die einfache Hoheit und Würde des Kaisers so überrascht, daß er ihm in das Zelt folgt und knieend huldigt. Hier begibt sich jener, seine Demüthigung offenbarende Vorfall, der ihn zur Verzweiflung bringt. Im Dunkeln erscheint er vor seiner Burg in Prag, und wagt es nicht, hinein zu gehen. Er hört die Schmähungen der Seinigen, den Spott seines übermüthigen Weibes mit ihrem Günstling; durch ihre Vorwürfe wird er endlich aus seiner Ohnmacht aufgestachelt, und kündigt den geschlossenen Vertrag mit Rudolph auf. Der Krieg beginnt von Neuem, und es kommt zur zweiten Schlacht bey Marchfeld, in welcher Ottokar fällt, von der Hand eines jungen Ritters, der ihr an seinem Vater verübte Blutschuld zu rächen hatte, im Zweykampf getödtet. Der Kaiser erscheint und läßt den königlichen Todten mit seinem Kaisermantel überdecken. Der Mörder, weil er dem Verbot zuwider handelte, muß fliehen. Rudolph aber beerbt seine Söhne in Gegenwart der Leiche des Erbrönten mit dem Herzogthum von Oestreich. — Anschütz stellte den Ottokar, Hr. Heurteur den Rudolph dar. Die Schwester war Margaretha, die Mütter Kunigunde, Korn Zawisch, Koberwein gab den bekannten Ottokar von Hornek, der in seiner naiv geschriebenen Reimchronik die Geschichte seiner Zeit geschildert hat — eine interessante Person! — Vom Hofrath von Mosel ist eine eigene Ouverture komponirt, die nach der Durchführung des mit kriegerischen Akkorden beginnenden Themas in die Melodie des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" übergeht. Den Epilog habe ich bereits erwähnt. Von dem Verfasser desselben, Freyherrn v. Zedlitz, wird nächstens ein Stück in die Scene gehen: „die Liebe findet ihre Wege," dessen besonderer Charakter gleichsam in einer Vermittlung des nationalspanischen mit dem modernen Lustspiel bestehen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. April 1825.

Dem Menschen bringe nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt.

Graf Andreas von Sonnenberg und Graf Felix von Werdenberg, und Herzogs Ulrichs Hochzeit.

Bey der prunkvollen, an Ritterspielen, Schaugepräng und festlicher Ueppigkeit aller Art nur allzu reichen Hochzeit des berühmten und berüchtigten würtemberg'schen Herzogs Ulrich mit der bayer'schen Prinzessin Sabina ereignete sich 1511 folgender Vorfall, den Tethinger, der gleichzeitige lateinische Verherrlicher dieses Festes, und nach ihm Steinhofer, in seiner Chronik III. Theil S. 1011. fgg. uns erzählt. Wir geben hier die nicht uninteressante Anekdote, der Hauptsache nach, ohne uns an die Worte eines oder des andern Erzählers zu binden.

Graf Felix von Werdenberg war als kaiserlicher Gesandter damals am Hof. Er war sehr klein von Wuchs. Da er nun die lang und schön gewachsene Prinzessin Sabina in die Kirche zum Traualtar zu führen beehrt war, rief ihm Graf von Sonnenberg, der vom Fenster aus den feyerlichen Zug betrachtete, selber von schönem, geradem Wuchs, und als mannhafter Ritter und tapferer Krieger bekannt, man weiß nicht aus Neid und früherem Groll gegen den Brautführer, oder, was wahrscheinlicher ist, blos aus übermüthigem Scherz die Worte zu: „Aufrecht, aufrecht, Graf*)!" Dieser, durch die spöttische Rede bey einer solchen Veranlassung und bey einer so großen öffentlichen Festlichkeit empfindlich gekränkt, unterließ nicht, sogleich nach dem Gottesdienst dem Beleidiger sagen zu lassen, er werde die ihm angethane Schmach nicht ungerügt lassen. Sonnenberg achtete aber diese Drohungen so wenig, daß er denen, die ihm des Gesandten Aeußerungen hinterbrachten, erwiederte: „was ihm das Studentle thun könne*), dieß wäre ja so keck nicht, zuzubeißen, wenn er ihm auch nur den kleinen Finger in den Mund und zwischen die Zähne legen wollte?" Darüber noch mehr erbittert, unterdrückte Werdenberg nur, so lange das hochzeitliche Fest währte, und weil Herzog Ulrich selbst die Sache zwischen Beyden zu schlichten sich vorgenommen hatte, seinen Groll. Aber eben weil dieser Beyden einen Tag schon für diese Angelegenheit gesetzt hatte, suchte er diesem sobald möglich zuvorzukommen, um nicht für die Befriedigung seiner Seldstrache sich durch einen solchen Vergleich gebunden zu sehen. Die Gelegenheit ereignete sich auch bald, und die Rache von Seiten des Gesandten erfolgte auf die niedrigste und unritterlichste Weise. Graf Andreas von Sonnenberg war am Sonntag (4. Mai) sorglos, nur mit zwey oder drey Pferden, in die Gegend von Riedlingen zu baißen**) geritten. Kaum als es der von Werdenberg vernommen, eilte er ihm nach mit zehn oder zwölf wohlgerüsteten Pferden, und rannte ihn im freyen Felde, wo er seinen Vortheil ersehen, an.

*) Alte! ist das lateinische Wort Tethingers. Steinhofers Worte: „Er solle sich wohl aufrichten.

*) Studentulum pro deridiculo vocitans: (ita litteris addictum putant inbellem etc.) Tethinger.

**) Jagen mit Hunden und Federspiel.

Digitized by Google

Graf Sonnenberg, seinen Gegner wahrnehmend, weil er, unbewehrt, nur zum Jagen war ausgeritten, auch weil er die Uebeezahl der Feinde jezt mußte fuechten, wollte ihm entreiten: aber indem er mit seinem Pfeede über einen Graben setzen wollte, fiel dieses unter ihm. So fand der von Werdendeeg Gelegenheit, seinen Feind, der in dem Geaben lag, wehrlos doet zu erstechen. —

Steinhofer sezt hinzu, S. 1013: „Diese That hat in folgendee Zeit viele Unruhe verursacht, dee Thäter aber ist 1530 den 12. Juli, bey währenden großen Reichstag, zu Augspurg Moegens frühe tod im Bette gefunden worden, hat folglich die ertheilte kaiserliche Paedon nimmer genießen können.

Daraus folgt, daß der Mörder an die neunzehn Jahee in die Acht erklärt war. Worin aber die erwähnten Unruhen bestanden, wird nicht angemerkt. Wahrscheinlich sind darunter die daher entstandenen Familienfehden und Zwiste, die der Reichstag mit dee Acht sollte neben andern beylegen, zu verstehen, und es wird aus den etwas unbestimmten Worten des Chronikers nicht unwahrscheinlich, (Tethinger sagt gar nichts darüber) daß Werdenberg noch vor der kaiserlichen Sühne von einem Bluträcher aus der Sonneberg'schen Familie ermordet ist worden; denn auf Seldstentleibung können sie doch wol nicht gedeutet werden, auch kaum auf einen natürlichen Tod duech Blutsturz, den das Publikum und der Referent dann als eine Art Gottesgericht, einen Akt der sero vindicans Nemesis erkläet hätten.

Wie aber dem sey, auffallend bleibt es immee, daß die festlichen Tage der Vermählung zwischen Ulrich und der gestrengen Sabina mit dem Anfange, und, wie man schließen darf, selbst dem Ausbruche einer solchen That mußte bezeichnet werden, die in Ulrichs nachher erfolgter Ermoedung des Odeehofmeistees von Hutten im Schönduchee Walde um dieser Sabina willen, aus Eifersucht, eben so unritterlich verübt, von einigen Seiten hee wenigstens eine ihr analoge fand; eecht als ob ein Geschick, das damals noch in den Sternen hing, duech sie als Omen voraus sollte angedeutet werden. Ja die ganze Beschreibung des tollen Aufwandes und der abenteuerlich-unförmlichen Pracht, womit dieses Beylager vierzehn Tage hindurch ist gefeyert worden, wie sie in bemeldter Chronik geliefert wird*); die veeschiedenen Schmauseeeyen, die Tänze, die Aufzüge, die Ringelrennen, der Weinbrunnen mit acht Röhren, wovon vier mit weißem, vier mit

*) Vierzehn Küchen waren für die fremden Fürsten, Herren und Gesandten, ohne die drey großen Küchen im Thiergarten errichtet für die verschiedenen Hofleute und die Bürger. Steinhofer S. 997. — Bey 800 Mann, von Gestalt und Person die ansehnlichsten, waren aus dem ganzen Lande beschrieben worden. Jedes Amt hatte Befehl, diejenigen, so sie schicken wollten, in rord Tuch zu kleiden, und daß die Hosen und die Aermel an den Wämsern mit gelbem Tuch unterfüttert und also zerschnitten würden, daß man das Gelbe durch das Rothe hindurchscheinend sehen könnte: ihnen wurde befohlen, daß ein Jeder auf seine Kosten mit einem rothen zweylappigen Barreth, einem gesäuderten Krebs, halben Rücken und einer Hellebarde versehen sey. Diese waren mit viel Trommelschlägern erschienen, der wirtembergische Streich hiebey war:

Pomp, Pomp, Pomp!
Bruder sieh dich umd!
Dann die Herrn von Teck
Seyn Herzog sehr teck.
Die zu Wirtemberg
Heroisch herrn vermerk.
Und gfichtiger Art
Die von Mömpelgart.
Darumd so frisch auf.
Schlagen Trummer dapfer drauf!
Pomp, Pomp, Pomp! ꝛc.
Schirmen das Vaterland
Und mit gewehrter hand.
Sein wacker und munter.
Wach ein jeder besunder
Pomp, Pomp Pomp: S. Steinh. III. 998.

Bey dem oben ermeldten Brunnen, aus dem Jeder, wer wollte trinken, nur nichts schöpfen oder hinwegtragen durfte, gab man ebenfalls die Losung mit der Trommel, und der Schweizerstreich dabey war:

Also ihr Reuter
Und Bernbeuter,
Nasse Knaben
Welche haben
Nur halb Hosen,
Gern lang thosen,
Ihr Blinden
Laßt euch finden.
Auch ihr Lahmen
Alle mit Nahmen,
Alle Bettler,
Schulden-Rettler,
Scheerenschleifer
Und ihr Pfeifer.
Nichts desto minder,
Bäsestendinder,
Kommen alle
Mit einem Schalle
Zu dem Bronnen
Bey der Sonnen,
Dann der Wirt
Zalt die Irt,
Dann man soll jezt nicht lang feyren
Sondern trinken gute Leuren
Und sich steißen,
Auf den weißen,
Und dem rothen
In den Rothen
Käs und Brot gut zusammen,
Trinken all in Gotes Nahmen,
Frisch Bente, Bent!
Daß keiner zänk,
Ihr gue getränk
Fevert wil
Nichts verschütt,
Trinket alle.

Baur in s. Landsbeschreibung. S. bey Steinh. S. 1000.

rothem Wein sprangen, so lange das Fest dauerte, zu welchen Betrachtungen geben sie nicht Anlaß, wenn man von der lustigen Gegenwart und der üppigen Sorglosigkeit, der sich Hof und Stadt und Volk jezt überließen, seine Blicke zu den herben Nachwehen, die bald eintraten, zu den ungeheuern Schulden, wovon das gute Land in Kuezem sich gedrückt fand, zu Ulrich's Mißhelligkeiten mit dieser Sabina selbst, mit seinem Volke, das er wie ein Tyrann zu behandeln anfing, und zu den traurigen bekannten Folgen, die dieses Alles für sein eigenes Schicksal, seine Verjagung und vieljährige Verbannung hatte, nun wieder hinwegwendet. Wol ist schon im menschlichen Leben manche hochzeitliche Freude in ungeahndetes bitteres Leid umgeschlagen, keine bitterer, als diese süßliche.

C.

Uebersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Kenntniß vom Innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Die im Jahr 1796 durch den Portugiesen Pereira unternommene Reise wirft hinwieder auch auf die Ostseite neues Licht. Außer dem Zambezi-Strom macht sie uns mit einem andern, ungleich westlicheren Flusse bekannt, der noch westlicher als der Uespeung vom Coanza ist, und der dennoch gegen den Mozambika auslauft; so daß in dieser Breite die große Längenkette sich westlich hindiegen und dem atlantischen Ocean gar viel mehr, als man vermuthete, nähern muß. Die Reisen der Portugiesen haben uns, über die nach Maaschtagen berechneten Reiserouten hinaus, auch Breiten- und Längen-Beobachtungen für diese Verbindungslinie beyder Meere gewährt, abgesehen von ihren Beschreibungen des Landes und seiner Bewohner.

Die Erdkunde hat also von dieser Seite eine köstliche Erwerbung gemacht, die man gutentheils dem verstorbenen Bowdich verdanken muß. Indem er sich auf eine zweyte afrikanische Reise durch ein gründliches Studium des südlichen Afrika vorzubereiten bemüht war, gelang es seinen sorgfältigen Nachforschungen und Bestrebungen, die Mittheilung der portugiesischen Entdeckungen zu erhalten, welche bereits schon alt und für die Wissenschaft verloren schienen, den Geographen jedoch durch ein günstiges Gerücht als bedeutsam bekannt waren. Bowdich's den Original-Handschriften entschöpfter Bericht ward dann auch sein Abschied vom Vaterland und das lezte Geschenk, welches er ihm zurückließ: man mag darin nun einen neuen Beweggrund für gerechte und verdiente Huldigungen des Dankes und für Reises Bedauern um den Verlust dieses eifrigen und gelehrten Forschers erkennen.

Die Reisen der Portugiesen nach dem obern Zaire-Strom leiten uns auf die unglückliche Reise des Kapitän Tuckey. Seine Entdeckungen schließen sich den ihrigen an, und sie verlängern gewissermaßen das Netz der durch Europäer bereisten Linien. Jene hatten 15 Grad östlich die Gestade dieses Flusses bis nahe an seinen Ursprung verfolgt; der englische Schiffskapitän hingegen hoffte diese Quelle zu erreichen, indem er einem von Nord her kommenden Zuflusse folgte.

Das Hauptergebniß seiner Reise war die Aufdeckung eines Irrthums in der Längenbestimmung der Westküste Afrika's, welche um einen vollen Grad zu westlich angegeben war, und dieser Thatbestand findet sich durch die portugiesischen Karten bestätigt. Auf der Westküste ist der Irrthum umgekehrt vorhanden; den nämlichen Karten zufolge ward die Ausmündung des Zambezistusses bisher um einen Grad zu weit östlich angegeben. Das afrikanische Festland wird durch diese Berichtigung um zwey Grade verschmälert unterm 17ten südlichen Parallelkreise, und um einen Grad mindestens unterm sechsten an der Ausmündung des Zaire. Dieser letztere Strom ist neunzig Meilen oberhalb seines Ausflusses, beynahe anderthalb Meilen breit; so wie der Niger, der obere Nil und alle Ströme des Binnenlandes, wird er von zahlreichen Krokodillen und Hippopotamen bewohnt.

Vom fünften südlichen Parallelkreise an bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung lassen demnach die von den Reisenden verfolgten Linien wesentlich nur zwischen dem 19ten und 26sten südlichen Breitegrad annoch eine Lücke über, die nordöstliche Landschaft ausgenommen, wo die nach portugiesischer Angabe durch den verstorbenen Bowdich gezeichnete Karte ohne die Angabe eines Stromes von Cassau völlig leer erscheinen würde. Weiterhin aber bleibt die ganze Aequatorialzone vom fünften südlichen bis zum zehnten nördlichen Parallelkreis völlig unbekannt, mit Ausnahme ihrer zwey Küstenlinien. In diesem ausgedehnten Raume ist demnach dann auch den geographischen Speculationen ein weites Feld geöffnet, und man verlegt dorthin unbestimmte, nach beyden Meeren abfließende und die höchsten Gebirge ohne alle Schwierigkeit übersteigende Ströme. Für diese Aequatorialgegend wäre nun zwischen dem östlichen 2ten und dem 31sten Meridian, welche beyderseitig durch den verstorbenen Bowdich und durch Herr Friedrich Caillaud erreicht worden, kein Verbindungspunkt vorhanden, ohne die eben so glückliche als kühne, im Jahr 1823 durch die Britten angestellte Unternehmung. Ehe wir ihren Abriß geben, wollen wir annoch westlich und nordwestlich den Kreis von Afrika vervollständigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 18. März.

(Fortsetzung.)

Unter dem Titel: „Entdeckung der einzig möglichen totalen Grundwissenschaft durch eine totale Einigung der ersten bisher blos partial behandelten Ursprungsgründe der Philosophie und Mathesis" — ist der zweyte Band der Totalgrund — Mathesis, von Joseph Peter von Alkantara Mislew erschienen. Der erste Band dieses Werks erschien im J. 1818. Der Verf. ist Doctor der Arzneikunde. Er tritt, seinen eigenen Worten nach, hier als physischer Arzt für geistige Gebrechen auf, und mitten zwischen beyde Partheyen hinein (nämlich

Philosophen und Mathematiker) um gewisse ursprünglich ererbte, und daher ohne außerordentliche ärztliche Hülfe und Entdeckungen gar nicht zu heilende Krankheitsantheile (Uebrauchheits-Antheile) aufzudecken, die in den Wurzeln beyder Grundwissenschaften (der bisherigen Mathesis und Naturkunde einerseits, und der bisherigen theoretischen, ästhetischen und praktischen Philosophie anderseits) keimend gleichmäßig seit Anbeginn der Literatur verborgen lagen und blos in ihren äußern Aesten und Verzweigungen beobachtet, daher auch niemals radicaliter, sondern immer nur palliativ behandelt wurden. Er faßt das ganze „Wissens-Arzneysystem" in folgende drey Worte zusammen: Absolute Einigung — der absoluten ursprünglichen Maßstäblichkeit — mit ursprünglicher Lebendigkeit. — Ein Urtheil über dieses Werk zu fällen, bleibe den Philosophen von Profession, die zugleich tüchtige Mathematiker sind, überlassen. Um den Lesern dieser Notizen einen Vorgeschmack zu geben, nur Folgendes! — Im 63sten Paragraphen der 268sten Seite starken Einleitung (Grundlegung) wird von der Entdeckung einer empirisch erfaßten und mathematisch abgeschlossenen Stufenleiter der Lebenswesen im Weltall auf ihrem Volljährigkeits-Antritts-Horizont gehandelt. Diesem ist der Minderjährigkeits-Horizont entgegengesetzt. „Es sind in jedem Staate und Staatenbunde, so wie im ganzen Weltall, nicht mehr und nicht weniger, als fünf Reiche, und in denselben 50 Decimalklassen von Lebenswesen möglich. 1) Die Vernunftwesen machen ein Reich der Punktwesen aus. 2) Die Thierwesen sind Linienwesen. 3) Zoophyten sind Winkelwesen. 4) Pflanzenweien sind Flächenwesen. 5) Krystallisationswesen sind Solidenwesen. Diese bilden ein fünftes Reich, welches vom Aether, oder den ätherischen Imponderabilien anfängt und durch unzählige Zwischengrade bis zum niedrigsten Stande herab, mathematisch genau, als die niedrigste Unlebendigkeits-Degradation bemaßstäblicht werden muß, und zwar zuerst im Volljährigkeits-Antritts-Horizont, nämlich im zehnzehntlichen Vorscheiftsmaßstab." — Von den Vernunftwesen wird auf einer Tabelle folgende Eintheilung gemacht. „In der ersten Klasse steht das Urmusterwesen. Dann folgen nachahmend-reinste Vernunftwesen. Uebermittelreine Vernunftwesen. Mittelreine. Untermittelreine. Schwankendreine. — Die Uebermittelreinen nehmen drey, die Untermittelreinen vier Klassen ein. In der zehnten stehen die Schwankendreinen. Das niedrigste Vernunftwesen ist zugleich das oberste Thierwesen, das niedrigste Thierwesen zugleich das oberste Zoophytenwesen, das oberste Zoophytenwesen zugleich das oberste Pflanzenwesen, das niedrigste Pflanzenwesen zugleich das oberste Krystallwesen, das niedrigste Krystallwesen zugleich das oberste Nichtsheitswesen, oder Idealitätswesen." Hieraus entstehen fünf neue Klassen. Im §. 8 wird der urmathematische Beweis geliefert: daß das Urmusterwesen zwey Naturen, eine göttliche und eine menschliche, in einer Person besitzen müsse, u. s. w. u. s. w. —

Ich würde Mühe haben, mich aus der Region des Transscendentalen in die Sphäre der tellurischen materiellen Erscheinungen zurück zu finden, wären nicht zum Glück die mathematischen Punkte und Linien, welche beyde Welten vereinigen, die spekulative, ideelle, und die wirkliche! Gleich der Spinne, die an ihren Fäden leicht hinuntergleitet, schwing' ich an jenen mich hernieder, und komme eben recht, daß der brausende Jubel des Faschings noch von ferner an mein Ohr schlägt. Er ist glücklich überstanden, und so kurz er auch in diesem Jahre den Tanzlustigen dauerte, hatten dennoch die Wirthe und Unternehmer Ursache, zufrieden zu seyn. Der letzte maskirte Ball im großen Redoutensaal war sehr zahlreich und sehr glänzend. Die gepriesensten Schönheiten der Hauptstadt hatten sich eingefunden, und ein Paris würde in große Verlegenheit gekommen seyn. Der erste und zugleich letzte Gesellschaftsball, auf welchem, wie gewöhnlich, Alles elegant erschien, war desto verödeter, obgleich der glänzend erleuchtete Saal mit einer sinnreich geordneten Dekoration von lebendigen Blumen prangte. In der letzten Woche des Carnavals hatten die jungen Kavaliere aus den ersten Geschlechtern einen Ball veranstaltet, wozu jeder Theilnehmer 50 fl. C. M. schoß, welches eine Summe von 5500 fl Silbergeld betrug. Die Blüthe des Adels war hier in doppelter Hinsicht versammelt die „Edelsteine und Demantberge Oestreichs" — wie der Sänger der Rudolphias sagt — fehlten nicht; nur die Harfe eines Ulrichs von Lichtenstein. Mehrere Bälle, in der Stadt und in den Vorstädten, wurden zur Unterstützung leidender Familien gehalten. Die Bälle zum Vortheil des Fonds der evangelischen Schulen fielen wieder einträglich aus. Zum Besten einer dürftigen Familie gab auch der Kapellmeister C. Kreutzer eine musikalische Mittagsunterhaltung, wozu er selbst einige Stücke auf dem Pan melodicon vortrug — einem Instrument, dessen angenehme Töne durch Reibung metallner Stäbe an einem Cylinder von Messing hervorgebracht werden. Sämmtliche Musikstücke waren von der Composition des Konzertgebers. Der Ertrag fiel bedeutend aus. Von Hofbällen wurde nur ein einziger gegeben. Den Tag nachher lief die Nachricht von dem Ableben des Königs von Neapel ein.

Einige Tage später verkündigten die Glocken der Hauptstadt diesen Todesfall. Am Abend, wo die Vigilien gehalten wurden, blieben die beiden Hoftheater verschlossen. Die Exequien wurden auf Veranstaltung des königlichen Botschafters in der italienischen Nationalkirche gehalten, wozu die allerhöchsten und höchsten Herrschaften, das diplomatische Corps, und viele hohe Staatsbeamte sich eingefunden hatten. Ein prachtvoller Katafalk entsprach dem übrigen Trauerschmuck der Kirche, von den vorzüglichsten italienischen Sängern und Sängerinnen wurde Mozarts Requiem aufgeführt.

Am 12. dieses Monats, am Geburtstag des Kaisers, der bey Hof zugleich mit dem der Kaiserin (am 8ten) gefeyert wurde, hatte die sonst am Neujahrstag übliche Gala, mit den des Morgens gehaltenen festlichen Aufzügen der Hofämter in der Burg statt. An diesem Tage war die Trauer abgelegt. Die vaterländische Muse feyerte die Rückkehr dieses Festes durch öffentliche Huldigungen. Die sämmtlichen Unterhaltungsblätter erschienen mit Gedichten. Einige ließen noch am folgenden Tage festliche Nachklänge ertönen. Der Volkstheater-Dichter, C. Meisl, widmete den Ertrag eines von ihm verfaßten Gedichts: „Der Stern Oesterreichs", zum Vortheil des Instituts für blinde Soldatenkinder. Auf dem Theater in der Josephstadt wurde dieß Gedicht am Vorabend des festlichen Tages recitirt, und am folgenden Abend mit Musik vorgetragen. Der Ertrag der Composition, von einem Mitglied dieses Theaters für Singstimme und Pianoforte eingerichtet, war zu gleichem Zweck, wie der des Textes, bestimmt. Ein andres Gedicht erschien unter dem Titel: Irene und Windobona, von einem hiesigen jungen Schriftsteller, G. Seidel. Der Ertrag war einem Armen- und Krankeninstitut gewidmet. „Empfindungen bey Gelegenheit des allerhöchsten Geburtsfestes" — war ein Gedicht religiösen Inhalts überschrieben, das einen jungen Beamten, Namens Creigher, zum Verfasser hat. In der Josephinischen Ritterakademie feyerten die Zöglinge den Vorabend durch eine musikalische Akademie, bey welcher ein gewähltes Auditorium von mehr als 500 Personen zugegen war. Auch sonst wurde dieser Tag im Stillen und auf mannichfache Weise, durch festliche Vereine und Freudenbezeugungen gefeyert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. April 1825.

Was zögerst du, Feiger! was folgest du nicht?

v. Baczko.

Der geheimnißvolle Bote.

An dem Rande eines großen Waldes in Northumberland stand einst ein altes Gebäude, genannt Schloß Claronville. Im Jahr 1614 wurde der Held unserer Erzählung plötzlich in die Heimath berufen, um von diesem Schlosse nebst dem Gebiete und dem Titel seines Vaters Besitz zu nehmen, der, wie man versicherte, in einem Treffen gegen die aufrührerischen Waleser gefallen war. Graf Harold war damals in der Blüthe der Jahre, angenehm von Person und männlichem Aeußern, aber äußerst abergläubig. Ein Paar Monate nach seiner Ankunft heirathete er eine Wittwe, weniger aus Liebe, als um den Glanz seines Hauses zu vermehren. Er behielt alle Diener seines Vaters bey, und unter diesen befand sich einer, Namens Jakob, auf dessen Angesicht die Natur den deutlichsten Stempel eines verworfenen Schurken gedrückt hatte. Dieser Mann hatte sich in des vorigen Grafen Gunst einzuschmeicheln gewußt; er hatte ihn nach Wales begleitet, und er war es, der die Nachricht von seinem Tode heimgebracht, indem er versicherte, er habe ihn an seiner Seite fallen sehen.

Ungefähr drey Meilen von Claronville hauste ein Edelmann, Namens Ferdillan, ein Mann von stolzer, rachsüchtiger Gemüthsart, welcher einst nach einem Streite mit dem alten Grafen von Northumberland, auf Geheiß des Königs, denselben hatte auf den Knien um Verzeihung bitten müssen. Deßwegen hatte er ihm und seinem ganzen Hause einen ewigen tödtlichen Haß geschworen.

Die Dienerschaft zu Claronville hatte vor dem Aufruhr in Wales, wohin Ferdillan sich gleichfalls begab, mit Verwunderung Jakob's häufige Besuche auf dessen Schloß bemerkt; und obgleich er behauptete, sie gälten blos einem der dortigen Mädchen, so war es derselben doch aufgefallen, daß er am Tage vor der Abreise nach Wales erst spät in der Nacht von dort zurückgekommen war, und daß an demselben Tage, wo er die Nachricht von seines Herrn Tod brachte, Ferdillan auch in seinem Schloß eingetroffen war. Zu diesem kam noch der Umstand, daß wenn die Knechte Jakob fragten: wie denn eigentlich der Graf umgekommen? derselbe sich widersprach, und daß, als einer derselben gegen ihn erwähnte, er habe einmal während des Grafen Abwesenheit unter dem Boden einen Schmerzausruf und dann ein kämpfendes Geräusch gehört, sein Gesicht sich mit Todtenblässe überzog. Alles dieses hatte bey dem Gesinde eine Art von Verdacht erregt, wovon der junge Graf aber nichts erfuhr.

Eines Nachts aber, als dieser, nachdem alles Gesinde und die Gräfin selbst bereits zu Bette gegangen war, noch am Fenster seines Schlafgemachs saß, in das Dunkel hinausstarrte, und sich eben umwandte, um zu Bette zu gehen, erblickte er zu seinem Schrecken und Erstaunen in einem fernen Winkel des Gemachs eine Gestalt in lumpiger Soldatentracht, welche ihm winkte, und ihm mit gedämpfter Stimme zurief: „Graf Harold, Graf Harold,

folge mir!" Der erſchrockne Graf verbarg ſein Geſicht im Mantel, und als er nach einiger Zeit wieder aufzublicken wagte, war die Geſtalt verſchwunden. Die folgende Nacht ſah er die geheimnißvolle Geſtalt wieder und hörte dieſelben Worte. Er weckte ſogleich die Gräfin und fragte ſie: ob ſie nichts geſehen? Da ſie verneinend antwortete, ſo erzählte er ihr die Urſache ſeiner ſichtbaren Angſt. Ein Paar Nächte darauf ſahen Beyde die Geſtalt, welche dießmal ihren Befehl, ihm zu folgen, mit zorniger Miene wiederholte; das erſchrockne Paar vermochte kein Wort hervorzubringen, und nach einigen Sekunden verſchwand die Geſtalt wieder. Da die Gräfin glaubte, es könnte irgend Jemand ſein Spiel mit ihnen haben, ſo unterſuchten ſie die Wände, fanden aber Alles feſt und unverändert. Sie waren jetzt überzeugt, daß ſie einen Geiſt geſehen; aber ſie beſchloſſen, es vor dem ganzen Hausgeſinde geheim zu halten, einen alten Diener ausgenommen, welchen ſie vermochten, die folgende Nacht in ihrem Gemach zu wachen, während ſie in einem untern Zimmer blieben. Nach einiger Zeit aber kam der arme Menſch, mit Todesangſt im Geſicht, zu ihnen gelaufen, und erklärte: er habe es geſehen, fünfzehn Fuß hoch, mit feuerſprühenden Augen, Feuer und Flammen ſpeyend. In ſchlafloſer Angſt beſchloß das geängſtete Paar die Nacht, und am folgenden Morgen brach der Graf nach London auf, entſchloſſen, dem König Jakob, welcher ſich auf Geiſterſpuk zu verſtehen glaubte, und bekanntlich ein Werk darüber (eine Abhandlung über die Dämonologie) hinterlaſſen hat, die Sache vorzuſtellen und ihn um Rath zu fragen. Jakob wußte ihm nicht viel Tröſtliches zu ſagen. Er gab ihm ſein Werk, welches er ihm fleißig zu leſen befahl, und verſprach, daß, ſollte er keine Abhülfe darin und in ſich ſelbſt keinen Muth finden, das Ding anzureden, er ſelbſt nach Clarenville kommen und ſehen wollte, was zu thun wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Fortſchritte und des gegenwärtigen Zuſtandes der Kenntniß vom Innern Afrika.

(Fortſetzung.)

Die Ergebniſſe der zwey Reiſen von Mungo-Park ſind allzu bekannt, um hier dabey nochmals zu verweilen. Seine erſte Reiſe führte, wie Jedermann weiß, über Sego hinaus nach Silla, unterm 4ten weſtlichen Meridian, und die unzuverläſſigeren Reſultate, welche aus ſeiner zweyten und letzten Reiſe gezogen wurden, gingen bis nach Bouſſa, nur um drey Grade öſtlicher. Aber welch eine ungeheure Entfernung iſt es noch von da bis zum Nil!

Zwiſchen dem Senegal und den Kong-Bergen haben die Reiſen von Adanſon, von Winterbottom, des Herrn Mollien, des Major Gray, des Major Laing und noch manche andere minder bekannte, uns mit den natürlichen Verhältniſſen des Landes und der wahrſcheinlichen Lage der Quellen ſeiner Ströme ziemlich gut bekannt gemacht; weiter hinaus aber und bis an die marokkaniſchen Grenzen iſt den Europäern nur ein ſchmaler Saum des Feſtlandes bekannt, deſſen Beſuch in der Habſucht und Falſchheit der Mauren die größten Hinderniſſe findet. Die traurigen Schickſale des Major Houghton und Ritchie's ſind noch in friſchem Gedächtniß, und nicht minder die entſetzlichen Mißhandlungen, welche Caillé nebſt ſeinen Unglücksgefährten von den grauſamen Wächtern des Soudans erlitten haben. Welcher Europäer, der über Marokko ſeinen Weg nehmen würde, dürfte einer ähnlichen Gefahr zu entgehen hoffen? Was die Reiſen des Matroſen Adam's, Alexander Scott's und etlicher Andrer betrifft — wie ſollte man daraus Licht ſchöpfen, oder wie könnten ſie auch nur Glauben verdienen? Auf dieſer Seite von Afrika ſind der franzöſiſche Reiſende Compagnon, welcher bis nach Bambouk gelangt iſt, und Mungo-Park, welcher den Niger erreicht hat, am weiteſten vorgerückt.

Die ganze nördliche Grenze, mit Ausnahme der alten Cyrenaika, iſt durch die Reiſen von Shaw, Jackſon und Andrer mehr hinlänglich beſchrieben und bekannt, um die Forſchungen der Geographen nicht weiter aufzuhalten. In geringer Entfernung von dieſer Grenze findet ſich die bekannte Linie, die aus Egypten nach Soonah in die Landſchaft Ammon führt. Browne und Hornemann waren die erſten Reiſenden, welche Soouah beſucht haben; ihnen folgten Caillaud, Drouetti und einige Andre; Hornemann aber iſt der einzige, welcher die nämliche Linie bis über Fezzan hinaus verfolgt hat, wo der Tod nur ſeinen Anſtrengungen das Ziel ſetzen mochte. Dieſe jedoch ſind nicht unfruchtbar geblieben. Das durch ſeine Angaben richtiger bekannt gewordene Mourzouk iſt, als die eigentliche Pforte von Mittel-Afrika, das Strebeziel aller Reiſenden geworden. Ritchie hat ſeinen jugendlichen Eifer dafür mit dem Leben gebüßt. Sein glücklicherer Reiſegefährte, der Kapitän Lyon, iſt noch weiter gelangt, und hat der britiſchen Unternehmung Bahn geöffnet. Durch Hornemann war Mourzouk bekannt geworden, Ritchie und Lyon hatten den kürzeſten Weg dahin gewieſen: die drey britiſchen Reiſenden mochten alſo ohne Schwierigkeit dorthin gelangen, und wie tief landeinwärts der Ort liegt, ſo war er für ſie dennoch nur der Punkt, von wo aus die weitere Reiſe angetreten werden mußte. Auf ſolche Weiſe ſind die Entdeckungen einander hülfreich, und eben darum iſt keine Bewerbung im Reiche der Wiſſenſchaften gering zu achten, und keine ſollte demnach auch mit Undank belohnt werden. Von dem Glanze, welcher jetzt die Namen des Doktor Oudney und ſeiner Reiſegefährten auszeichnet, ſoll ein Theil billig auf die Manen von Friedrich Hornemann übertragen werden.

Digitized by Google

Es war bekanntlich gegen Ende des Jahrs 1822, als die eben gedachten brittischen Reisenden von Fezzan aus unaufgehalten die große Wüste nördlich von Soudan durchzogen. Unter dem 14ten nördlichen Paralleikreise erreichten sie die Grenzen vom Reiche Bornou, und bald hierauf die Hauptstadt desselben, welche bisher durch die Erdbeschreiber um sechshundert Meilen zu weit nordwestlich verlegt war, woraus (im Vorbeygehen gesagt) die Glaubwürdigkeit der Neger-Aussagen, wenn sich's um geographische Genauigkeit handelt, gewürdigt werden mag. Einer der Reisebegleiter, der Major Denham, setzt mit zur Kühnheit gesteigerter Zuversicht seine Wanderung noch dreyhundert Meilen weiter fort, und besteht das Wagestück der Theilnahme an einem Raubzuge gegen die schwarzen Bergbewohner. Um Entdeckungen zu machen, kämpft er für eine Sache, die ihm völlig fremd ist; seine Umgebungen werden getödtet, die Armee wird vernichtet; er selbst rettet sich fast wunderbar, und glücklicher als klug, kommt er zu seinen Gefährten nach Boenou zurück, denen er nun das Daseyn einer großen querlaufenden Gebirgskette offenbart, die zwischen dem 9ten und 10ten Paralleikreise, gleichmäßig wie diejenige von Kong, gelegen ist, und von welcher ein ausnehmend breiter Strom nordwärts abfließt. Am Schluß seiner Wanderung befand er sich nur noch vierhundert-und-fünfzig Meilen vom atlantischen Ocean (nicht dreyhundert, wie anfänglich, einer irrigen Angabe der geographischen Länge von Mourzouk zufolge, berechnet ward) entfernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Der greise Pestalozzi hat nun Iferten verlassen, aber nicht, um nach Paris zu gehen, denn zu dieser Reise verweigerten seinem Begleiter, Joseph Schmid, der österreichische und französische Minister in Bern die erforderlichen Pässe. Der Grund dieser Weigerung ist unbekannt. Viele der ältern Freunde des ehrwürdigen Greises waren besorgt um den Mißbrauch, der auf fremdem Gebiet von seinem Namen und seiner Person durch einen Begleiter geschehen könnte, der sich eine unbedingte Herrschaft über Pestalozzi's Willen und Thun erworben hat. In welcher Stimmung dieser letztere die seit zwanzig Jahren bewohnte Stätte und den Sitz der einst blühenden, seit geraumer Zeit aufgelösten Erziehungsanstalt verlassen habe, mag der Umstand andeuten, daß er vor seiner Abreise das Grabmal seiner Gattin abbrechen und den Boden in Acker verwandeln ließ.

Jetzt sind inzwischen noch drey fröhlich gedeihende Bildungsanstalten, alle drey Sprößlinge der Pestalozzischen, in Iferten übrig, von denen auch mit Wahrheit gesagt werden kann, es sey der bessere Theil der abgestorbenen Stiftung in sie übergegangen.

Die erste und wichtigste ist die Niederer'sche Töchterschule. Wenige Jahre nach seiner Ankunft in Iferten hatte Pestalozzi ein besonderes Institut für die Erziehung junger Töchter gegründet und die Leitung desselben einer sehr tüchtigen Erzieherin, der Fräulein Kasthofer aus Bern, übertragen. Alsdann zog er sich davon ganz zurück, und Hr. Niederer, sein damaliger erster Gehülfe, der sich mit der Fräulein Kasthofer ehelich verband, übernahm die Leitung der Töchterschule und war eifrig bemüht, ihr alle erforderlichen und wünschbaren Lehr- und Hülfsmittel zu verschaffen. Seit fünfzehn Jahren blühet diese Anstalt, und ihr Schüler- und Lehrer-Personale begreift gegenwärtig bey siebenzig Personen.

Die zweyte Stiftung ist das Taubstummen-Institut des Hrn. Nef aus Zürich, welcher gleichfalls ein vormaliger Zögling und Gehülfe von Pestalozzi, sich zuvor schon mit den Grundsätzen und Verhältnissen des Taubstummen-Unterrichts vertraut gemacht hatte, in der Pestalozzischen Methode aber neue Hülfsmittel für dessen Vervollkommnung wahrzunehmen glaubte und dadurch zu Gründung eines besondern Institutes veranlaßt ward. Dieses besteht nun seit zwölf Jahren in beschränkter Ausdehnung (es befaßt gegenwärtig sechszehn Personen, Zöglinge und Lehrer), aber mit ausgezeichnetem Erfolg.

Die dritte oder die Krüsi'sche Anstalt ist ein Seitenkreis der Pestalozzistiften; sie ward vor acht oder neun Jahren gegründet, und bis in's Jahr 1822 von Hrn. Krüsi aus Appenzell Ausserrhoden, einem Schüler und Mitarbeiter Pestalozzi's, geleitet. Die Errichtung einer Kantonsschule im heimatlichen Kanton des Hrn. Krüsi zu Trogen veranlaßte dessen Einberufung an seine erste Lehrstelle; er überließ nun das auch seither seinen Namen tragende Knabeninstitut in Iferten den HH. Niederer und Schaut; der Letztere ist gegenwärtig einsichtsvoller und eifriger Leiter desselben; sein Personal beträgt an die vierzig theils Zöglinge, theils Lehrer.

Hr. Albrecht Stapfer aus Bern, der an Gelehrsamkeit und Geist dem Vater nachstrebende Sohn des vormaligen helvetischen Ministers in Paris, hat für die Sammlung der Oeuvres dramatiques de Goethe einen Auszug aus Goethe's Leben (Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe) bearbeitet, worin auch mehrere Gedichte des großen Dichters in sehr wohlgerathenen Uebersetzungen eingeschaltet sind, deren, so gut es sich thun ließ, das Metrum des Originals beybehalten ward. Von zweyen folgen hier einige Strophen als Probe.

L'Esprit (Erl-König.)

Qui galoppe si tard par la nuit et le vent?
C'est le père avec son enfant.
Il tient le jeune enfant renversé sur son sein,
Il le tient ferme par la main.

Mon fils, pourquoi cacher ta tête dans tes bras?
Mon père, ici ne vois tu pas
L'Esprit, et sa couronne, et sa queue et son derd? —
Mon fils, c'est un leger brouillard. — etc.

Le jeune garçon et le ruisseau du Moulin.

Le jeune garçon.

Où ton onde, petit ruisseau,
Court elle?
La plaine, où gasouille ton eau
Est belle.
Pourquoi courir vers ces vallons?
Ecoute moi vois, et reponds.

Le Ruisseau.

Oui, j'etais un petit ruisseau
Naguère
Mais leur digne obligeant cette eau
A faire
Une chute sur le Moulin,
Je suis rapide et toujours plein.

La jeune garçon.

Et pendant que ta course ainsi
S'allonge,
Tu ne sais rien de ce qu'lel
Je songe.
La belle meunière par fois
Te regarde? hielas! tu le vais?

Le Ruisseau.

Dès que l'aube blanchit les cieux,
La Blonde
Sart et vient tremper ses cheveux
Dans l'onde
Son beau sein touche à peine au flot,
Qui bouillonne et fume aussitôt etc.

Berichtigung.

Zur Aufklärung des Aufsatzes in Nro. 27. d. J. „An mitfühlende Seelen" ist uns aus glaubwürdiger Quelle Folgendes zugekommen:

Auszug aus den wider den Baugefangenen Franz Fröhlich in den Jahren 1815, 1816 und 1823 verhandelten Untersuchungsakten.

Franz Fröhlich ist 29 Jahr alt, aus Glatz gebürtig, katholischer Religion. Sein Vater war ein Maurer, und ist, so wie die Mutter bereits gestorben, als Fröhlich noch ein Kind war.

Fröhlich ward von seinen Pflegeeltern, dem Maurer Limbers und dessen Ehefrau zu Glatz erzogen. Auch sein Pflegevater ist bereits gestorben, so viel er weiß, lebt jedoch seine Pflegemutter noch jezt in Breslau (Fol. 17. Vol. III.). Er erhielt nur den nothdürftigsten Religions-Unterricht, ist des Schreibens ganz unkundig, und kann nicht einmal lesen, indem er es blos bis zum Buchstabiren gebracht hat. (Fol. 15. Vol. II.)

Er erlernte die Maurerprofession, ward jedoch, als er noch Lehrling war, im Jahre 1813 zum Militär ausgehoben, in das Ersatz-Bataillon von Platen zu Neisse eingestellt, und auf die Kriegsartikel verpflichtet. Er ward in der Folge bey dem 12ten Landwehr-Regimente zu Reichenbach eingestellt, von wo aus er im Jahre 1814 desertirte. Nach seiner Wiedereinbringung ward er standrechtlich

mit Versetzung in die zweyte Klasse, Verlust des Nationals Militär-Abzeichens, und acht Tage strengem Arrest bestraft.

(Fol 17. b. Vol. III.).

Ungefähr acht Tage darauf, als er diese Strafe erlitten hatte, desertirte er abermals, trieb sich in der Gegend von Liegnitz umher, und machte sich folgender Betrügereyen schuldig. Er legte seine linke Hand auf den Schultertnochen, ließ den linken Rockärmel fallen, und knöpfte den linken Rockflügel auf den rechten, so daß es aussah, als wenn er verstümmelt sey und den Arm verloren habe. Wo er hinkam, ward er bemitleidet, weil er auf Befragen vorgab: „er habe seinen Arm „in der Völkerschlacht bey Leipzig und zwar in der Sturm-Attaque, welche sein Regiment auf das Peterskthor gemacht, verloren (Fol 6 b. und 7. Vol. I. und Fol. 18. Vol. III.)

Nach einiger Zeit, als er befürchtete, daß diese Betrügerey entdeckt werden möchte, begab er sich von Liegnitz nach Waldenburg mit dem Vorsatze, die Beurlaubten von dem 12ten und 14ten Landwehr-Regiment zu ihren Regimentern einzuberufen. Er ging zu dem dortigen Bürgermeister Sachs und zeigte demselben an: „daß der kommandirte Unteroffizier, welcher auf „den nächsten Dörfern sey, die schriftliche Ordre zur Einbo„lung der Beurlaubten bey sich habe, und er beauftragt sey, „die in der Stadt befindlichen Beurlaubten in ihre Garnisonen „binnen vierzehn Tagen einzuberufen."

Der Bürgermeister, der in Fröhlichs Angabe gar keinen Zweifel setzte, ließ ihn einquartiren und stellte ihm ein Attest aus, daß er die Ordre wegen Einberufung der Beurlaubten des zwölften schlesischen Landwehr-Regiments abgegeben habe. Dieses Attest producirte Fröhlich auf mehreren Dörfern bey den Gerichtsschulzen, welche ihm gleichfalls Atteste ertheilten, und trieb diese Betrügerey bis zum 9ten März 1815, wo er in Prinkendorf, unweit Liegnitz, arretirt und zur Untersuchung gezogen ward. Fröhlich verschwieg im Laufe der Untersuchung, daß er bereits wegen erster Desertion bestraft worden sey, und ward durch ein standrechtliches Erkenntniß vom 30sten März 1815

wegen der Desertion mit Rücksicht auf die Allerhöchste Begnadigungs-Ordre vom 5ten August 1814 mit aller Strafe verschont, dagegen wegen des verübten Betruges zur zweyten Klasse des Soldatenstandes, dreyßig Stockstreichen und acht Tagen strengen Arrest verurtheilt, und diese Strafe an ihm vollstreckt. (cf. Fol. 6 b. 7. 8. 15. Vol. I. und Fol. 18. Vol. III.)

Fröhlich ward hierauf wieder an das erste Bataillon des fünften schlesischen Landwehr-Regiments abgegeben, und, seinem Wunsche gemäß, als Hornist bey der zweyten Kompagnie eingestellt. (Fol. 18 b. Vol. III. und Fol. 3a. Vol. II.)

Nachdem er ungefähr acht Tage lang wieder bey der Kompagnie war, betrog er einen Landwehrmann, Secht, um seine Uhr (Fol. 3a b. Vol. II.), und da er auch in der Trunkenheit Feuerlärm geblasen hatte, und deßhalb arretirt worden war, so entsprang er, desertirte abermals und nahm im Oestreichischen Militärdienste (Fol. 35 b. Vol. II. und Fol. 18b. Vol. III.) Bey seiner Rückkehr in die königlich-preußischen Lande ward er in Torgau am 8ten April 1816 als Deserteur erkannt, zur Untersuchung gezogen, und durch das kriegsrechtliche Erkenntniß vom 9ten August 1816

wegen dritter Desertion und des an seinem Kameraden Secht verübten Uhrendiebstahls mit Ausstoßung aus dem Soldatenstande und lebenswieriger Festungsarbeit

bestraft, diese Strafe jedoch von Sr. Majestät dem Könige in der Bestätigungs-Ordre vom 15ten Oktober 1816

auf zehnjährige Einstellung in die Straf-Abtheilung eines Garnison-Bataillons gemildert.

Fröhlich, der die zuletzt gedachte Strafe am 12ten August 1816 in Schweidnitz bey der dortigen Straf-Sektion angetreten hatte, im Jahre 1822 aber nach Erfurt gebracht worden war, wo er wegen Trunkenheit und Raisonnirens einigemal mit strengem Arrest, und wegen einer Schlägerey mit zwanzig Stockstreichen bestraft worden war, desertirte am 3ten August 1823 zum Viertenmal (cf. Fol. 6 b. Vol. III.) in Gemeinschaft mit dem Sträfling Reichenbach. Durch das kriegsrechtliche Erkenntniß vom 20sten September 1823 ist

Fröhlich wegen vierter Entweichung mit Ausstoßung aus dem Soldatenstande und lebenslänglicher Festungsarbeit unter den Baugefangenen

bestraft, dieses Erkenntniß auch von Sr. Majestät dem Könige unterm 21sten Oktober 1823 bestätigt worden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. April 1825.

Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu seh'n; und nun: erzähle! —
Lichtwehr.

Uebersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Kenntniß vom innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Unsere Kenntnisse der Nordseite des Aequators sind demnach auf drey verschiedenen Punkten bis zum 10ten Breitegrad ausgedehnt worden: ostwärts zwischen beyden Nilströmen durch Herrn Cailliaud; westwärts gegen die Quellen vom Senegal und Niger durch Herrn Mollien und den Major Laing, und in Mittel-Afrika durch den Major Denham; überall werden diese Reisenden durch ungemein steile, unzugängliche Gebirge aufgehalten, die von wilden Völkerstämmen bewohnt sind, welche der Islamism nicht unterjocht hat, und die gegenwärtig der europäischen Gesittung, wie vorhin dem Gesetze Muhamed's, Ziel und Schranke setzen.

Man weiß, welch ein überraschender Anblick hier den brittischen Reisenden zu Theil ward: eine völlig kriegerische Stadt auf der Landesgrenze; eine zahlreiche, Mann und Pferd gharnischte, Reiterey; eine Menge aus Gold und Eisen mit noch unbekanntem Kunstfleiß gearbeiteter Geräthschaften; blühende und volkreiche Städte in der Entfernung weniger Meilen von einander erbaut; ein weit ausgedehnter Handelsverkehr, von dem man eine nur sehr mangelhafte Vorstellung hatte; Wochenmärkte, die hunderttausend Besucher zählen! Welch eine reiche Ernte für die Erdkunde! Welche Belohnung für die von den drey Reisenden überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren! Vor ihnen ausgebreitet liegt jener große Central-See, von dem beynahe alle Erzählungen der Eingebornen Meldung thun, und welchen dessunerachtet Jedermann noch bezweifeln konnte; sie überzeugen sich, daß demselben aus Nord, West und Süd Gewässer zufließen. Der Niger, oder wenigstens ein von Tombuctou und Haoussa herkommender Strom, entleert sich im Julius als ein mittelmäßiger Fluß in den See, welcher eine über 220 Meilen weit gekannte Länge hat; seine Breite kennt man nicht. Eben so wenig weiß man, ob er einen Abfluß hat; ob die Verdünstung, wie im caspischen Meere, seinen Zuflüssen das Gegengewicht hält; ob derselbe endlich, bey hohem Wasserstand, in's Nilbecken abfließt: eine viel besprochene, aber der großen Entdeckungen unerachtet noch nicht gelöste Frage! Mit welch gerechter Ungeduld wird also den weitern Berichten von dieser Reisenunternehmung entgegengesehen! Eine günstigere Gelegenheit für die Lösung der mannichfachen Aufgaben, die dieses Central-Afrika darbietet, von dem man seitherdin kaum irgend etwas wußte, läßt sich nicht denken: des Bodens natürliche Beschaffenheit, Richtung und Lauf der Gewässer, Höhe und Richtung der Gebirge, seine Thierwelt und seine Pflanzenwelt, die Temperatur und die ganze physische Geographie sind noch unbekannt, und eben so wenig weiß man von Sitten und Sprache der Menschenstämme, von der Bevölkerung und dem Kulturstande dieser mittelländischen Gegenden.

Im Augenblick jedoch, wo das gelehrte Europa den neuen Ergebnissen der brittischen Unternehmung begierig

Digitized by Google

entgegensah, vernahm es die Trauerkunde, daß ein unersetzlicher Verlust die Hälfte seiner Hoffnungen schwinden macht. Der Doktor Oudney ist nach einer Krankheit weniger Tage ein Opfer des verderblichen Klima geworden. Der junge Tool, welcher später aus Tripoli abgereist war, trifft bey der Reisegesellschaft ein, um alsogleich bey seiner Ankunft zu sterben; jede weitere Hoffnung beruht jezt also auf dem unerschrokenen (bereits zurückgekommenen) Denham, auf dem See-Lieutenant Clapperton und auf Herrn Tyrhwit. Die seltene Hingebung des Doktor Oudney und die überraschenden Umstände seines traurigen Endes verdienen es wol, daß man einen Augenblick dabey verweile, um die Größe seines Verlustes desto richtiger zu würdigen. Im December 1822, ein Jahr nach seiner Wanderung durch die große Wüste, war er von Bornou abgereist; er hatte, in Begleitung des Herrn Clapperton, den Weg westlich gegen Kano genommen, und war auf der Grenze des Königreichs eingetroffen. Eine unerwartete, plötzliche und heftige Kälte überfällt hier die Karavane. Das Wasser gefriert überall, selbst in den Schläuchen der Kameele, und der Doktor fühlt sich sehr krank. Inzwischen reiset er dennoch weiter; siebenzehn Tage ununterbrochen wird der beschwerliche Weg fortgesezt. Auch am 12. Jenner will er zu gewohnter Zeit mit Tagesandruch abreisen, und die Kameele stehen bereits auch gerüstet; da schwinden plözlich seine Kräfte, und nach wenigen Augenblicken sinkt er sterbend seinem Begleiter in die Arme, klagend, nicht über den Tod, aber über das unvollendete, im Dienst des Vaterlands unternommene Werk.

Man hat gemuthmaßt, unter dem 12ten nördlichen Parallelkreise, wo sich die brittischen Reisenden damals befanden, könne das Wasser nur auf Bergen von 4000 bis 5000 Meters über der Meeresfläche gefrieren; diese Berechnung ist aber weit übertrieben. Denen, die sie gemacht haben, muß unbekannt gewesen seyn, daß es zuweilen in den Wüsten Lybiens, etliche hundert Meters nur über der Meeresfläche, gefriert; zwar allerdings alsdann um etliche Grad nördlicher, jedoch immerhin der heißen Zone noch sehr nahe*). Im vorliegenden Fall aber konnten auch besondere Umstände die Temperatur beträchtlich vermindern, und bevor man eine Meinung äußert, dürfte wohlgethan seyn, die Bekanntwerdung der Hödemessung des Ortes abzuwarten: diese Kenntniß ist immerhin theuer erkauft, indem sie gewissermaßen das Leben des gelehrtesten Mannes von der Reiseunternehmung gekostet hat.

*) Hr. Cailliaud hat in der Wüste von Syouah Eis angetroffen und die egyptische Commitée hat in Unter-Egypten im Jenner 1798 den Thermometer auf Null beobachtet. Die Temperatur-Verhältnisse in den großen afrikanischen Wüsten müssen nothwendig von denen, die in andern Tropenländern vorkommen, verschieden seyn. Ihre Erörterung würde hier aber zu weit führen.

Wenn übrigens (was wir unbestritten lassen) die hundert Meilen westlich von Bornou gelegenen Berge wirklich sehr hohe Berge sind, und wenn anderseits die Quelle des Nigers, der Angabe des Major Laing zufolge, nur 500 Meters hoch liegt, so wird dadurch die gelehrte Muthmaßung des Herrn Walckenaer ungemein bekräftigt: eine fortschreitend wachsende Höhe nämlich der Querkette, von West nach Ost, bis zum Knoten der Hauptkette, welcher unter dem 22sten Meridian und dem 8ten nördlichen Parallelkreis zu liegen scheint.

Der nämliche Gelehrte hat durch scharfsinnige Muthmaßung Tombouctu um 2½ Grad westlicher versezt, als der Major Rennell zufolge Mungo-Parks Beobachtungen gethan hatte*). Die Lage von Silla am Niger wird auf den Karten jedoch noch allzu weit östlich angegeben, und es ist möglich, daß die erstere von diesen Städten gleichfalls eine westlichere Länge hat, indem Bakel und das Fort St. Joseph, den neuesten Beobachtungen der französischen Offiziere zufolge; welche durch den Gouverneur von Senegal, Baron Roger, übermacht wurden, um 2 Grade ungefähr westlicher zu liegen kommen, als Mungo-Park geglaubt hatte. Alles deutet an, daß die Städte des mittlern Afrika dem atlantischen Ocean näher gelegen sind, und dieser Umstand ist für die Verbindungen, welche man anzuknüpfen hofft, von nicht geringer Bedeutsamkeit: hundert Meilen Ersparniß für Hinreise und Rückkehr können in einem Lande, wo der Transport so schwierig ist, für eine geographische Eroberung gelten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Nach Major Rennel. 1° 28' östlich von Greenwich (Karte von 1802) und nach Hr. Walckenaer, 2° 38' 50" westlich von Paris. Verschiedentliche Muthmaßungen des gelehrten Naturforschers, Herr Latreille, werden gleichfalls durch die neuesten Beobachtungen bestätigt.

Der geheimnißvolle Bote.

(Fortsezung.)

Als der Graf Harold nach Hause kam, fand er zu seinem Verdrusse, daß die Spukgeschichte unter's Gesinde gekommen war, und da die Gräfin nicht mehr hatte im Gemach schlafen wollen, und sonst sich Niemand hineinwagte, so war auch der geheimnißvolle Bote seitdem von Niemand gesehen worden. Der Graf las des Königs Werk aufmerksam durch, fand aber nichts, das ihm über sein eigenes Gesicht hätte Aufklärung geben können. Endlich beschloß er, wieder einmal in dem Geisterzimmer zu wachen. Er that es: zur gewöhnlichen Stunde erschien auch der Geist, und wiederholte seine Aufforderung an den Grafen, dem Anschein nach zorniger, als je. Aber eine unüberwindliche Furcht versiegelte auch jezt des Grafen Lippen und Augen, und als er die leztern wieder öffnete, war der geheimnißvolle Gast auch wieder ver-

Digitized by Google

schwunden. Der Graf sah nun kein anderes Mittel, der Spukerey ein Ende zu machen, als wieder zum König zu gehen, und Se. Majestät an sein Versprechen zu erinneen. Der pedantische Jakob ägerte sich Anfangs, daß sein Buch ohne Wirkung geblieben seyn sollte; endlich aber willigte er doch ein, den hocherfreuten Seafen nach Clarenville zu begleiten.

Am 11. September 1616 machte sich das edle Paar auf den Weg, und erreichte bald Hacold's Schloß, wo dieser den König, auf dessen ausdrückliches Verlangen, bey seiner Gemahlin als den Grafen von Glennock einführte, welcher, wie er sagte, aus bloßer Neugierde gekommen, um in dem unheimlichen Gemach zu wachen. Nach dem Nachtessen erinnerte der Graf seinen Gast, daß es Zeit wäre, sich in's bewußte Zimmer zu begeben. Jakob wurde blaß und fing an ein wenig zu zittern, nach einigem Zureden aber brach er auf, und mit Degen, Pistolen und einer Bibel bewaffnet betat das tapfere Paar endlich das gefürchtete Gemach, wo sie noch Alles still fanden. Mit bangem Zagen beobachteten jezt die Geisterbeschwörer das träge Hinschleichen der Stunden, und eben als die Glocke mit dem lezten Schlage die zwölfte Stunde angekündigt, zeigte der Geaf mit zitterndem Finger nach dem unseligen Winkel hin, wo sich der Boden zu öffnen schien, und die Gestalt langsam emporstieg. Sie näherte sich mit langsamem Schritt dem Könige, ließ vor dessen Füßen einen schwarz versiegelten Brief fallen, welcher „An Se. gnädige Majestät, den König Jakob," überschrieben war, und entfernte sich dann eben wieder so langsam an ihre vorige Stelle, wo sie stehen blieb. Inzwischen saß der König, ein Bild des Entsetzens, am Tisch, seine Zähne klapperten, und der Fieberfrost, welcher ihn schüttelte, schlug ihm die Knie gegen einander. Der Brief blieb ungeöffnet am Boden liegen, bis die Stimme des Grafen, der ihn solchen aufzuheben und zu lesen bat, ihn zu sich selbst brachte. „Mann, sagte er, wer wird etwas von dem Bösen zu lesen annehmen? Aber wart' ein wenig, laß mich einen Becher Wein leeren, vielleicht lese ich's nachher." Nachdem der Monarch seine Lebensgeister erfrischt, nahm er den Brief auf und öffnete ihn mit schüchternen Blicken auf den noch immer dastehenden geheimnißvollen Boten; er las mit staunendem Entsetzen Folgendes: „Haben Ew. Majestät Ihren alten getreuen Unterthan, Heinrich, Graf von Northumberland, vergessen?" Als der König wieder nach der Gestalt hinblickte, sah er, wie solche die entstellende Hülle von sich warf, und in der edeln Gestalt seines todt geglaubten Freundes und Gefährten vor ihm stand. Der König erholte sich sogleich und rief mit würdevoller Miene: „Tritt näher, und überzeuge Uns durch die Berührung Unserer königlichen Hand, daß du weder todt noch ein Geist bist!" Der Graf trat mit würdevollem Anstand hinzu, that wie ihm befohlen, und rief dann, nachdem er hastig seinen erstaunten Sohn gegrüßt: „Folgt mir schnell, oder wir sind Alle verloren!" Sogleich ergriff der König sein Schwert und eine Pistole, und schritt hinter ihm her; ein Gleiches that sein Sohn; und nachdem er ihnen begreiflich gemacht, daß ihr Leben von ihrem Stillschweigen abhinge, führete er sie an die Fallthüre, durch welche er heraufgekommen war, und stieg vorsichtig mit ihnen durch dieselbe hinab. Die Finsterniß war sehr groß, und nachdem sie einen langen Gang durchschritten, stiegen sie eine andere Treppe hinab, die sie in eine Art von Gewölbe brachte. Hier hielt sie ihr Führer an und bat sie dringend, was sie auch sehen oder hören möchten, keinen Laut von sich zu geben, auf seinen Wink aber ihm wieder zurückzufolgen. Mit Angst im Herzen folgten Beyde, bis sie durch eine Spalte in der Mauer Licht erblickten und ein leises Murmeln von Stimmen vernahmen. Der Graf legte noch einmal den Finger auf den Mund, und nun hörten sie folgendes Gespräch: „Mit dem Schlage zwey Uhr, sagte eine Stimme, gehen wie Alle durch das Gewölbe und den Gang in des Grafen Zimmer." — „Ja, rief eine andere, die man sogleich für die des Schurken Jakob erkannte, der Graf ist jezt in seinem Schlafzimmer — man sagt, er habe jede Nacht einen Geist bey, wir müssen also auf Mensch und auf Geist feuern." — „Das wollen wir, antwortete die erste Stimme wieder, Feedillan's Zorn soll nur dann erst ruhen, wenn Northumberland im nahen Gewölbe ruht." Hier gab der Graf das Zeichen zum Rückzug, und unsere Abenteurer befanden sich bald wieder im Schlafgemach.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3ten März.

Vorgestern erschien Lebruns Andalusischer Cid, ein Trauerspiel in fünf Akten, zum Erstenmal auf der Bühne des Théâtre français. Der Verfasser hat sich, wie Sie wissen, schon bekannt gemacht durch eine, fast möchte ich sagen Anti-Schiller'sche Maria Stuart. Doch ehe ich Ihnen erzähle, was ich Tragisches im Theater sah, muß ich Ihnen nothwendig von dem tragischen Vorspiel außer dem Theater erzählen. Ein neues Stück! Ursache genug für den Pariser und seine Neugierde, auf das Theater Sturm zu laufen. Und es geschah also. Gedrängt, gestoßen, gequetscht, verwundet, mit Verlust des Stockes, des Hutes, eines Schuhes oder Schnupftuchs und mit zerrissenen Kleidern schätzte sich Jeder glücklich, der endlich durch die engen Schranken, wie durch das Joch der Samniten einst die stolzen Römer, in den privilegirten Raum der Vorhalle gelangte. Damen fielen in Ohnmacht, Andere bekamen Nervenzufälle, ihre Väter, Freunde, Ehegatten wollten ihnen zu Hülfe eilen, aber drohende Schildwachen versperrten den Weg. Das erregt Erbitterung, die Soldaten, nichts als ihre Ordre kennend, wollen die Widerspenstigen arretiren; zum Glück gab es Friedensstifter, es erscheinen Offiziere, da gibt es Ruhe unter den Arrestanten. War man einmal in der Vorhalle, so durfte man durch keine der zehn Thüren wieder hinaus. Kurz der wahre Spektakel ging dem Spektakel voraus. Es war fast acht Uhr, als das Stück begann. Da sind wir endlich mitten in Sevilla. Alphons, der König von Kastilien, hat die Andalusier besiegt, die unter andern Bustos de Kavera, einer ihrer Anführer, den Gehorsam verweigert hatten. Meister von Andalusiens Hauptstadt, läßt er seine neuen Unterthanen im königlichen Pallast bulogen. Unter ihnen zeichnet seine Staatsklugheit sogleich einen jungen Helden, Don Sancho, aus, der offenbar mehr Mute hatte, als sein Namensvetter Pansa, kurzweiligen Andenkens; denn in den Kampfen

gegen die Mauren hatte er sich den Beynamen Cid erworben, welchen 200 Jahre früher Rodrigo de Lyas so ruhmvoll geführt hatte, und welchen Corneille durch sein Trauerspiel gleiches Namens verherrlichte. König Alphons bestätigt Sancho's Ehrennamen, und entläßt den Haufen der Hofschranzen, um mit einem seiner gefälligen Günstlinge, Don Elias, allein zu bleiben, welchem nun der König ein wichtiges Geheimniß anvertraut. Er hatte eines Tages eine Wasserfahrt auf dem Guadalquivir gehalten und am Ufer ein Fräulein bemerkt, deren himmlische Reize seine Liebe entzündeten. Beym Einzug in Sevilla sah er den Gegenstand seiner Leidenschaft auf einem Balkon wieder. Don Elias belehrt ihn, das Fräulein heiße Estrella (d. h. Stern auf Spanisch). Das Stück des Lopez de Vega, aus welchem Lebrun den Stoff entlehnt hat, heißt der Stern von Sevilla). Estrella ist Don Bustos de Kadera Schwester, der Vaterstelle bey ihr vertritt. Don Elias weiß es nicht, daß Don Sancho sie liebt, daher zweifelt er keineswegs, daß der König leicht ihr Herz erobern werde. Das gibt also eine königliche Lustpartie, wie man sieht, eine unschuldige Verführung der Unschuld, ein leichtes Stück Arbeit für einen König, zumal da das Fräulein, nach Don Elias höflicher Versicherung, schon mit stolzem Wohlgefallen dir Aufmerksamkeit bemerkt hat, womit der König sie beehrte. Durch des geschmeidigen Höflings Rath ermuthigt, entschließt sich der König, das Abenteuer zu wagen. Die Gelegenheit dazu beut ein Fest im königlichen Schlosse. Don Bustos wird schon seines Ranges wegen zugegen seyn, und Beschäftigung finden. Der König wird dann verschwinden, und durch eine maurische Sklavin, Zoralde, die bestochen wird, in Estrella's Garten eingeführt. Das Uebrige ist leicht zu errathen. Der zweyte Akt spielt in Don Bustos Gärten. Estrella, von ihren Dienerinnen begleitet, will im Garten des Abends Kühle genießen und unterhält sich mit ihren Kammerfrauen vom Glücke des folgenden Tages, der ihre Hochzeitsfeyer mit Don Sancho beleuchten soll. Bustos stellt ihr, ehe er nach Hofe geht, ihren glücklichen Bräutigam vor. Er läßt die Liebenden allein. Die Nacht kommt heran. Trotz der guten alten Sitten der Spanier bleiben Sancho und Estrella gar traulich beysammen sitzen und haben einander so lieb, in allen Ehren versteht es sich! Sie plaudern in elegischen Versen von ihrer ersten Liebe. Die Verse waren nicht übel, die ganze platonische Scene aber für das Pariser meist antiplatonische Publikum langweilig. Manchem fiel die naive Aeußerung jener edeln Spanierin ein, die über eine ähnliche Scene in einem spanischen Romane sehr scharfsinnig bemerkte: sie sehe darin weiter nichts als viel verlorne Zeit und viele unnütz verschwendete Worte. Endlich geht Don Sancho, Estrella zieht sich in ihre Zimmer zurück, der König kommt mit seinem treuen Helfershelfer Elias. Aber Bustos ist auch unvermuthet beygekommen, er hört das Zeichen unter Estrella's Fenster geben. Er zieht vom Leder und will sich rächen an den Verwegenen, die sich in sein Haus und Estrella's Herz einschleichen wollen. Der König will sich vertheidigen, aber Elias gibt sich und ihn zu erkennen, und Bustos läßt ihm den Rückzug frey, nachdem er ihn derb ausgeschotten hat. Zoraide, von ihrem Gebieter im Garten überrascht, muß ihren Verrath bekennen. Sie bittet knieend um Gnade. Bustos bleibt unerbittlich. Man schleppt Zoralden zum Tode. Der Tag bricht an und mit ihm der dritte Akt in den Gemächern des Königs. Er vernimmt, man habe in der verwichenen Nacht den Leichnam einer jungen Sklavin am Schloßthor angebunden gefunden. Alphons wird natürlich über diesen neuen Schimpf wüthend, er beschließt seines übermüthigen Feindes Tod. Don Sancho wird zum Könige beschieden. Alphons legt ihm einen heiligen Eid auf, den ihm angethanen blutigen Schimpf blutig zu rächen. Ein Unterthan wagte es, gegen seinen König das Schwert zu ziehen! Don Sancho ahnet die Wahrheit nicht, und schwört. Jetzt erst erfährt er den Namen. Don Bustos de Kadera ist's. Hier eigentlich beginnt erst das tragische Interesse, denn bis jetzt war das Stück, Zoraidens Tod abgerechnet, höchstens eine Opera semi seria. Aber gerade da, wo sich der Dichter zur Höhe der Tragödie erheben sollte, sinkt er zur Nachahmung herab. Der Andalusische Eid tritt in die Fußstapfen des Kastilischen Eid. Und welch ein Unterschied in den Verhältnissen der Personen! Bey Corneille rächt Rodrigo den seinem eigenen Vater angethanen Schimpf an dem Vater seiner Geliebten. Seine Lage ist also viel tragischer als die Sancho's, der eine fremde Rache nur an dem Bruder seiner Auserwählten verüben soll. Don Sancho kennt des Königs Liebe zu Estrella nicht. Gesetzt, was sehr unwahrscheinlich ist, der König wußte nichts von der bevorstehenden Verbindung Don Sancho's mit Estrellen, konnte dieser ihn nicht jetzt davon benachrichtigen und ihn um Lossprechung von dem übereilten Eide bitten? Rodrigo dagegen kann seinem Unglücke nicht entgehen, er entehrt sich selbst, wenn er seines alten Vaters Ehre nicht Genugthuung verschafft. Noch sonderbarer ist es, daß in der Erklärungsscene zwischen Don Sancho und Bustos der letztere der angreifende Theil zu seyn scheint. Bustos bemerkt Sancho's Verlegenheit und glaubt, Sancho sey von den Vorgängen in der Nacht unterrichtet und setze Mißtrauen in Estrellens Unschuld. Ein einziges Wort würde dem ganzen Streite ein Ende machen und alles Unglück verhüten. Dieß Wort wird nicht gesprochen. Die beyden Heldöpfe eilen fort zum Zweykampfe. Don Bustos fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels: Die Frauen und Männer im magischen Quadrate, Monat Februar, Nro. 37.

Schlüssel.

1.	63.	62.	4.	9.	55.	54.	12.
60.	6.	7.	57.	52.	14.	15.	49.
8.	58.	59.	5.	16.	50.	51.	13.
61.	3.	2.	64.	53.	11.	10.	56.
17.	47.	46.	20.	25.	39.	38.	28.
44.	22.	23.	41.	36.	30.	31.	33.
24.	42.	43.	21.	32.	34.	35.	29.
45.	19.	18.	48.	37.	27.	26.	40.

Gebrauch.

Man mache sich ein Papier-Quadrat, genau so groß, wie das gegebene, und trage in dessen Felder die Zahlen 1 — 64 nach obiger Ordnung ein. Hierauf lege man dasselbe auf das Gegebene, und lese die in den Feldern des Letztgenannten jene streuten Sylben nach der Numerations-Ordnung der, auf die Sylben fallenden Zahlen: 1 = Die, 2 = Frau, 3 = en, 4 = ehrt, u. s. w.

Auflösung.

Die Frauen ehrt, sie sind die Rosenhecke
Im Lebensgarten, englisch angelegt.
Der Männerpack, der gibt die Knotenstöcke,
Womit John Bull sich in der Schenke schlägt;
Doch lassen sich auch Stäbe daraus schnitzen,
Die zierlich Leib und Haupt der Rosen stützen.

Anmerkung.

Das Zahlen-Quadrat ist ein fünffach magisches: nicht nur die Summen aller Vertikal-, Horizontal- und Diagonal-Reihen des ganzen Quadrats sind gleich, sondern die vier Viertheile des Ganzen haben diese Eigenschaft auch. Man nennt diese Art magischer Fächer-Quadrate, nach Ozanam: Quarrés magiques à compartimens.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. April 1825.

Zweifel sind Verräther
Die uns entzieh'n ein fest erreichbar Gut,
Durch Scheu vor dem Versuch.
Shakspeare.

Der geheimnißvolle Bote.

(Beschluß.)

Als der König und die beyden Grafen in dem Schlafgemach wieder angekommen waren, kamen sie, nach einer kurzen Berathschlagung, über den folgenden Plan überein: sie löschten die Lichter aus, zogen die Vorhänge um das Bett zusammen, riefen sechs Bediente herauf, welchen sie Waffen gaben und in der größten Stille in den dunkelsten Winkeln des Zimmers verbargen. Ihr Befehl war, sich leise hinter die Männer zu stellen, welche sie würden herauskommen sehen, und sobald sie einen Pistolenschuß vernommen, solche zu greifen, niederzuwerfen und zu binden. Auch befahl ihnen der König ausdrücklich, sich ihrer Waffen nur im Fall der Noth zu bedienen. So standen Alle vorbereitet in der tiefsten Stille, bis es auf dem Schloßthurm Zwey geschlagen. Ein Paar Minuten darauf öffnete sich die Falltüre, und ein Mann, mit einer Blendlaterne in der Hand, kam durch dieselbe herauf. Vier andere verlarvte und bewaffnete Männer folgten ihm. Langsam näherten sie sich dem Bette und reihten sich um dasselbe her. Zu gleicher Zeit kamen des Grafen Bediente aus ihren Schlupfwinkeln hervor und stellten sich hinter die Mörder. Ferdillan, und nach ihm die Uebrigen, zog die Vorhänge des Bettes zurück, und Jeder feuerte seine Pistole hinein. In demselben Augenblick wurden sie auch ergriffen, niedergeworfen, und, Rücken gegen Rücken, an einander gebunden. Der Graf klingelte, man brachte Licht, und die Gefangenen werden, ohne ein Wort gesprochen zu haben, in die Schloßkerker geworfen, denn Schrecken, Erstaunen und Wuth verschlossen ihnen den Mund.

Als man sie in sichern Gewahrsam gebracht, ließ der Graf Erfrischungen herbeybringen, und schickte dann das Gesinde zu Bette. Hierauf erzählte er seine Geschichte, welche wir hier kurz wiedergeben wollen.

Nach jenem Gefecht mit den Walisern, wo er das Leben eingebüßt haben sollte, war er eines Abends spät in der Nähe seines Schlosses angelangt. Plötzlich wurde er hier von zwey verlarvten Männern angefallen und sammt seinem Bedienten vom Pferde geworfen. Er zog sein Schwert und wehrte sich mit dem Muthe der Verzweiflung, wurde aber am Ende überwältigt und sein Bedienter erschlagen. Er wurde hierauf an Händen und Füßen geknebelt und in einen Kerker unter dem Schlosse geschleppt, wohin ihm Jakob täglich Lebensmittel brachte, die er ihm durch ein eisernes Gitter hineinstieß. In dieser Lage hatte er mehrere Jahre geschmachtet, als er eines Tages, indem er in seinem Kerker umherging, auf eine Feder trat, wodurch eine Falltüre aufsprang. Er stieg hinab, und kam nach langem Wandern an die Thür einer unterirdischen Kapelle; hier hörte er Ferdillan und Jakob sich über einen Plan bereden, um ihn und seinen Sohn zu ermorden, und Ferdillan den Titel und die Güter der Erschlagenen zuzuwenden. Von Entsetzen ergriffen tappte der unglückliche Graf in sein Gefängniß zurück, und dachte nach, was

Digitized by Google

zu thun wäre. Er sah bald ein, daß er, als ein einzelner Gefangener, ihrer Bosheit nicht entgegenarbeiten könnte, und beschloß daher, Mittel zu suchen, um in sein Schlafgemach zu kommen, wo er seinen Sohn zu finden hoffte, und das Uebrige den Fügungen des Schicksals zu überlassen. Er fand bald, was er suchte, und nun war nur noch die Frage: wie er sich seinem Sohn entdecken könnte. Da er die Folgen einer plötzlichen Entdeckung für denselben fürchtete, so erschien er ihm als Geist, in der Hoffnung, ihn allmählig vorbereiten zu können. Die allzu große Fuchtsamkeit des Grafen aber vereitelte immer seinen Zweck, besonders da er sich allzeit wieder schnell entfernen mußte, aus Furcht, daß, wenn seine Feinde seine Zelle einmal leer fänden, sie ihn auf einmal ermorden möchten. Eines Nachts hörte er, wie sein Sohn der Gräfin von des Königs beabsichtigtem Besuch erzählte, und sogleich dachte er auf diese Entdeckung seinen weiteren Plan. Während des Grafen Abwesenheit stahl er sich in dessen Gemach, und schrieb den Brief, von welchem wir oben erzählt, indem er nicht zweifelte, daß sein Sohn den König mitbringen würde. Wir haben gesehen, wie er richtig geurtheilt und ihm sein Plan gelungen.

Der König brüstete sich jetzt mächtig mit seinem Muthe, und rieth dem Grafen, ja nicht den Geist mehr mit ihm zu spielen, weil er ihn sonst entzweydauen dürfte; dieß war nämlich ein Lieblingsausdruck des Königs. Nachdem man sich von allen Seiten Glück gewünscht, begab sich die Gesellschaft zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war der König schon früh auf, und ließ die Gefangenen vor sich führen, da er entschlossen war, in eigener Person über die Elenden zu Gericht zu sitzen. „Schurke! rief er dem schwer gefesselten Ferdillan in ächt schottischer Mundart zu: Was hast du wol zu deiner Vertheidigung vorzubringen? Wir sind dein königlicher Gebieter Jakob, und waren in demselben Gemach, wo du deine verrätherische That verübtest, und dicht hinter dir!" — Der Graf schwieg. — „Du, Jakob, ermordetest deinen Gesellen, welcher seinen Herrn begleitete. Nun höre, Ferdillan! Wir haben die klarsten Beweise, daß du einen Mord mit Vorbedacht verübt, welches nach den englischen Gesetzen den Tod heischt. Sodt, also sollen Ferdillan und Jakob morgen früh diesem Schloß gegenüber aufgehängt werden, und euer Gefährten sollen alle das Land meiden. Das ist unser königlicher Ausspruch, und möge sich Gott eurer Seelen erbarmen!" — „Verdammt! schrie Ferdillan, schäumend vor Wuth; ich mit Jakob sterben? Nimmermehr!" So raste er fort, bis man ihn wieder in's Gefängniß geschleppt.

Den andern Tag wurde an der Stelle, wo der Graf zuerst überfallen worden, ein Galgen aufgeschlagen; als man aber Ferdillan abholen wollte, fand man ihn, im Blute schwimmend, todt am Boden liegen. Er hatte sich mit einem vergifteten Dolche, den er bey sich verborgen getragen, selbst entleibt. Jakob wurde sogleich aufgehängt, und sein Leichnam mit der Leiche Ferdillan's in Einem Loche auf einem Kreuzwege begraben. Der alte Graf trat wieder in den Besitz seines Schlosses, wozu der König das verfallene Lehen Ferdillan's fügte. Er lebte in ehrenvollem Alter, während der Name Ferdillan's nur mit Haß und Abscheu genannt wird.

Uebersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Kenntniß vom innern Afrika.

(Beschluß.)

Hätte man sich in gegenwärtiger Uebersicht nicht zur Regel gemacht, die Berichte der eingebornen Afrikaner bey Seite zu lassen, so würden hier die Angaben zweyer aus ihnen erwähnt werden, die von Herrn Roger einzeln verhört wurden, und deren Aussagen darin zusammentreffen, daß Djenne am rechten Ufer des Diallibá (oder Nigees) gelegen sey, und eben so auch Sego, und daß diese königliche Residenz aus vier einzelnen und abgesonderten Städten bestehe. Mungo-Park hatte von diesen vier Städten Kenntniß; es scheint aber, daß er auf dem linken Flußufer geblieben und nicht hingekommen sey. In der Nähe vom Diallibá, bezeugen eben jene Männer, ist die große Stadt Tombouctou gelegen, nicht weiter als zwey Meilen vom linken Ufer, und der Angabe von Herrn Adrian Partarrieu zufolge noch viel näher. Kabra ist ihr Hafen, wie Boulak derjenige von Groß-Kairo ist: und die Lastträger legen den Weg zweymal, oder auch wol dreymal in einem Tage zurück. Endlich dann wird hier eines einzigen Flusses, des Diallibá, nicht aber des Gambaroa gedacht, außer daß in weiter noch und östlicher Entfernung ein Strom dieses Namens fließt.

Fernere Beobachtungen des Herrn Partarrieu stimmen mit denjenigen der französischen Offiziere und des Herrn de Beaufort überein, um Park's Längenangaben für zu weit östlich vorgerückt zu halten, und man vermuthet sogar, es dürfte sich in der Breitenangabe seines Abfahrtpunkts auf dem Gambia ein bedeutsamer Irrthum eingeschlichen haben.

Dieß ist nun der neueste Zustand der europäischen Entdeckungen im innern Afrika, wie solcher aus Berichten von Augenzeugen hervorgeht. Welch unermeßliche Lücken würde eine Karte zeigen, die sich auf diese Entdeckungen beschränkte! Wie mangelhaft findet sich der Zusammenhang zwischen den zwanzig bis fünf-und-zwanzig Hauptlinien, welche die Bahn der Reisenden bezeichnen? Will man die Gesammtausdehnung dieser seit vierzig Jahren ungefähr durchwanderten Linien berechnen, so ergibt sich eine Summe von 2200 geographischen Meilen, selbst

Digitized by Google

auch mit Inbegriff von Poncet's Reise im Jahr 1698, und jener von Bruce in den Jahren 1768 bis 1773. Nimmt man an, es habe jeder Beobachter beständig einen Horizont von drey Meilen Durchmesser überschaut, was eben nicht wenig ist, so bringt dieß höchstens eine Oberfläche von 28,000 Geviertmeilen: was will aber diese bedeuten, wenn sie mit derjenigen von Afrika verglichen wird, die auf 1,400,000 Geviertmeilen berechnet ist; somit kennen denn die Europäer höchstens den fünfzigsten Theil vom innern Afrika. Was darüber hinausgeht, ist meist nur Verwirrung und Ungewißheit, wie jeder redliche Erdbeschreiber gern gestehen wird. Es nähern sich einander diese Linien am mehrsten im südlichen Theile des Festlandes, und am weitesten auseinandergerückt sind sie vom Central-Meridian (dem 15ten östlich von Paris) östlich, auf 10 Grade beydseitig vom Aequator. Von der Stelle, wo Mungo-Park keinen Tod fand, bis zu derjenigen, wo der Doktor Oudney sein Leben endigte, bleibt nur noch ein Zwischenraum von 12 Grad zu durchwandern über; hingegen von Bornou bis zum nächsten Gestade des indischen Oceans wird die Entfernung auf dreyßig berechnet. Wahrscheinlich dürfte sich auf diesem weiten Raum eine Gebirgskette finden, die eine Fortsetzung der von Herrn Burchell unterm 26sten Grad südlicher Breite beobachteten Berge seyn möchte: Berge, welche die Quellen der in entgegengesetzten Richtungen abfließenden Ströme beherrschen, und die von jenem Ocean entfernter sind, als man bisher geglaubt hatte.

Dieser flüchtige Abriß eines an sich ziemlich trocknen Gegenstandes sollte durch die Schilderung des physischen und sittlichen Zustandes der Bewohner des innern Afrika Leben und Reiz erhalten. Dahin zielen auch die vereinten Bemühungen des christlichen, des gelehrten und des gewerbtreibenden Europa; und dieß ist's hinwieder auch, was man von den geographischen Entdeckungen erwartet: allein sehr begreiflich liegt die Erreichung dieses Ziels noch entfernter, als diejenige der geometrischen Darstellung des großen Festlandes.

*

Seit Herr Jomard in der Jahresversammlung der geographischen Gesellschaft in Paris am 26. November 1824 den vorstehenden Abriß gelesen hat, ist man inne geworden, daß Herr Hey, der Reisegefährte des Herrn Eduard Rüppel, den weißen Nil höher denn sechszig Meilen über seiner Ausmündung aufgefahren ist, und daß Mohammed Bek, einer der Generale des Vicekönigs von Egypten, die Reiseroute für die bis dahin höchst mangelhaft gekannte, zwischen dem Sennar und Dar Four gelegene, Landschaft Kordofan geliefert hat. Dort sollen, wie man versichert, Vulkane sich befinden, die, über 180 Meilen vom rothen Meere entfernt, annoch rauchen und thätig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 18. März.

(Fortsetzung.)

Im Kärnthnerthor-Theater stimmte das Personal der italienischen Oper das Volkslied: Gott erhalte Franz den Kaiser! im Chorus an. Hierauf folgte eine musikalische Academie. In dieser ließ sich eine junge Sängerin, Sgra. Grisi, Zögling des Conservatoriums zu Mailand, in einer Arie aus Rossini's Bianca e Falliero, dann in einem Duett aus derselben Oper hören. Die Befangenheit, da sie, wie man gleich wahrnehmen konnte, zum Erstenmal die Bühne betrat, war außerordentlich groß, und verdarb Vieles. Indessen erkannte man eine angenehme, bildsame Altstimme, die in einer guten Schule gepflegt worden ist. Der Vortrag zeigte Geschmack und Gründlichkeit; Seele und Gewandtheit blieben nur noch zu wünschen übrig. Es ist allerdings etwas leichter, selbst in einer Rolle zum Erstenmal aufzutreten, als frank und frey mit dem Part in der Hand, auf dem erhöhten Boden einer Bühne, vor einem gedrängt vollen Hause hinzutreten, wenn alle Lorgnons und Lorgnetten auf die fremde Erscheinung gerichtet sind, und eine drohende Neubegier unentrinnbar ihr Ziel in's Auge faßt. Jetzt gar die Musterung der neumodischen Doppelgucker, die an zierlichen Handhaben vor's Gesicht gehalten werden, zu passiren! Das Kostüm dient gewissermaßen zur Maske, und die Umgebung zerstreut zum Theil die Aufmerksamkeit. Der mit den Arien überall jetzt verbundene neugriechische Chor thut freylich auch etwas dergleichen, aber lange nicht genug. Dlle. Grisi kam durch den rauschenden Aufmunterungs-Applaus nach Endigung der Arie erst in die ollergrößte Verlegenheit, weil sie heraus gerufen wurde und allein abgehen mußte, während des langen Klatschens aber nicht wußte, ob sie gehen oder kommen sollte, und mit den im Bühnentakt noch nicht festen Füßen in einen ziemlichen Imbroglio gerieth. In dem nachfolgenden Duett hatte sie sich wieder erholt und sang Einiges vorzüglich gut. Der großen Aengstlichkeit hätte es nicht bedurft, da die Sängerin einen günstigen Empfehlungsbrief in ihrer jugendlich blühenden Gestalt hat. Ueberdieß gibt es Leute genug, die, um eine Kennermiene zu affektiren und sich mit ihrer Bewunderung alles dessen, was italienisch ist, zu brüsten, immer in eine Art von Extase gerathen; das, mit Erlaubniß zu sagen, oft eben so absurd ausfällt, als wenn jemand Alles verwerfen wollte, blos weil es italienisch ist. — Als eine neue Produktion auf dieser Bühne wurde die Oper von Paer: L'Agnese, gegeben. Der Komponist hat dieses Dramma semisario für ein Privattheater auf dem Lande komponirt, bey welcher Gelegenheit er selbst die Rolle des wahnsinnigen Vaters übernahm. Für die hiesige Gesellschaft hatte er dießmal einige neue Gesangstücke überschickt; auch die Ouverture war neu. Außerdem hatte man einem von der Fodor und Rubini vorgetragenen Duett die berühmte Polonaise aus Sargino (zwischen dem Zögling der Liebe und Sophie) angehängt. Rubini, der die Oper zu seinem Vortheil gab, sang zwischen den Akten die Arie: Oh cara imagine! aus der Zauberflöte; vortrefflich in Ansehung des Vortrags, aber die Stimme versagte ihm an diesem Abend, weil er an einer bedeutenden Heiserkeit litt. Die Vorliebe dieses Sängers für den unübertrefflichen deutschen Meister macht ihm Ehre. Lablache gibt ein meisterhaftes Gebild des Wahnsinns, eben so rührend als ergreifend, und die ästherische Ausführung, in der selbst das mit dem Gegenstand verbundene Widrige verschwindet, und keine Spur der Anstrengung bemerkt wird, was in den Leistungen dieses vielseitigen Darstellers, dem alle erforderlichen Mittel

zu Gebote stehen, nicht allemal der Fall ist, zeichnet die genannte Darstellung vorzüglich aus. Dieses Drama, worin die Handlung auf dem flüchtig motivirten Charaktere eines wahnsinnigen Vaters beruht, und sich von A bis Z. um ihn herumdreht, würde ohne diese interessante Entwicklung wenig angesprochen haben. Jemand äußerte sich dennoch: Il faut aller à la maison des fous, pour voir ça. Schon recht! nur mit dem Unterschied, daß man dort nicht den bezaubernden Gesang der Fodor hört, die ein durch mimischen und melodischen Ausdruck erschütternd hinreißendes Bild der reuigen Tochter gibt. Es ist nicht der Gesang allein, auch nicht das Spiel allein, es ist Beydes auf das innigste verschmolzen, das durch immer neue Töne und neue Züge Bewunderung erregt und dem unerschöpflichen Kunsttalent dieser Sängerin immer größere Bewunderung erwirbt, je öfter man sie hört. Der Unterschied der Jahreszeiten des Lebens verschwindet und die Kunst erscheint in der Blüthe ewiger Jugend und Schönheit. Nach dem ersten Akt wurde, wie gewöhnlich, das ganze Personal gerufen. „Bravi bravi, tutti quanti!“ (Alle sammt und sonders).

Auf dem Theater an der Wien wurde nach geraumer Zeit das unterbrochene Opferfest gegeben. Obgleich dieses Theater kein vollständiges Opernpersonal noch Opern-Repertoire hat, so konnten doch einige Partheien glücklich genug besetzt werden. Dlle. Vio, die früher bey dieser Bühne angestellt, dann bey dem Kärnthnerther-Theater war, trat im Part der Myrrha wieder als engagirtes Mitglied des Theaters an der Wien auf. Vielleicht hat die Aufführung dieser Oper in Paris neuerdings Veranlassung gegeben, sie auch hier wieder in die Scene zu setzen, was mit vielem Fleiß geschah, doch von sehr geringem Erfolg begleitet war. Als neues Theaterstück kam Nurreddin, Prinz von Persien, tragikomisches Feenmährchen von (weiland) Geway — dem ehemaligen beliebten Volksschriftsteller — zum Vorschein. Diese matte Begebenheit ist nach einem Mährchen der Tausend und Eine Nacht bearbeitet. Schon vertragene Waare, übrigens mit einer modern-gefälligen, anpassenden Musik von Riotte, etwas verstümmelt und durch nothwendige Hinweglassung einiger vorzüglich berechneten Glanz- und Spektakel-Scenen, des Hauptreffekts vielleicht beraubt. Ziemlich nachlässig in die Scene gesetzt — sammt den fleißig gearbeiteten Dekorationen des gründlichen Arrigoni, der die glänzenden Licht- und Farben-Kontraste verschmäht, und sich statt dessen an die Wahrheit hält. Bald wird es heißen: Nurreddin, weiland Prinz von Persien! — Ein kleines Häuflein Zuschauer gab sich gewaltige Mühe, das Stück zu hören. Das Nämliche bemerkte man bey Aufführung des kurzen Mantels, und schon öfter. Das hilft zu nichts. Wenn eine Gegenpartey aufsteht, so kann die Sache allenfalls interessant werden, und bringt wenigstens Leben in die Scene; wenn Andere aber ruhig bleiben, und die rüstige Zunft in Gottes Namen klatschen lassen, so wird der Eifer lächerlich und bringt mehr Nachtheil als Gewinn.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 3. März.

(Beschluß.)

Der vierte Akt führt uns zur Oper zurück. Er beginnt mit einer Toilettenscene. Esterlla's Dienerinnen schmücken sie zum Hochzeitfeste. Die Braut ist mit sich selbst und ihrem Putze und ihrem Spiegel wohl zufrieden. Doch welch trauriges Geräusch! Man bringt Estrellen den noch blutenden Leichnam ihres Bruders. Estrella will verzweifeln. Wer ist der Mörder? Don Sancho erscheint. Estrella ruft ihn zur Rache auf. Sancho nennt sich den Mörder. Da begreift Estrella den ganzen Umfang ihres Elends. Die Alkalden (Richter) folgen Don Sancho auf dem Fuße nach, er wird in's Gefängniß geworfen und der Strenge der Gesetze überliefert. — Im fünften Akte stellt die Bühne den Thronsaal und eine richterliche Sitzung vor. Ein treuer Rath, der im ersten Akte verwiesen ward, ist zurückgerufen worden. Ihn zieht der König zu Rathe. Er rathet, das Gesetz zu erneuern, welches den Mörder dem nächsten Verwandten des Ermordeten Preis gibt. Demnach hat nicht der König, noch das Tribunal, sondern Estrella allein Sancho's Urtheil zu sprechen. Der Rath findet Beyfall. Nach langem Kampfe mit der Pflicht und ihrer Liebe beschließt Estrella, Sancho's Leben zu retten. Don Sancho verschmäht die Gnade, er fordert Verdammung, denn er hofft, der König werde ihm Leben und Ehre retten. Die Gerichtssitzung beginnt. Estrella spricht das Todesurtheil. Da gewinnt des Königs Großmuth die Oberhand, er bereutet seine königlichen Sünden. Das Gericht wird aufgehoben. Estrella erklärt, sie könne nie die Gattin des Mörders ihres Bruders werden, und geht in's Kloster St. Klara. Der verzweifelnde Don Sancho sucht einen rühmlichen Tod im Kampfe mit den Ungläubigen. —

Welcher dramatischen Gattung eigentlich ein so gemischtes Stück angehöre, ist schwer zu bestimmen. Bey den Parisern fand es wenig Beyfall, denn es sündigte gegen die Einheit der Handlung und die Reinheit des Styls. Tragisches Interesse hat jedoch der Stoff unstreitig. Die Gegensätze waren aber zu grell zwischen höfischer Galanterie und niedrigen Verbrechen, zwischen den Gefühlen der zartesten Liebe und den doppelten Mordanschlägen, zwischen den häuslichen Hochzeitrüstungen und der feyerlichen Gerichtssitzung. Die unmittelbare Berührung, welche zwischen Edelmuth und Vertrauthheit stattfindet, leiht jenem den Charakter der Uebertreibung und dieser den der Gemeinheit. Die Fehler des Stücks gingen auf die Schauspieler über. Für halb tragische, halb komische Rollen finden sich nicht leicht gute Schauspieler. So hatte Talma zwey- bis dreymal Gelegenheit, sich in seiner tragischen Größe zu zeigen und er entzückte — die Franzosen nämlich! Da aber, wo er schmachten und vor Liebe seufzen sollte, da war er nicht mehr Talma. Eben so war's mit Dlle. Mars, aber im umgekehrten Verhältnisse. Sie spielte trefflich (für Franzosen nämlich), wo Talma schwach war, und schwach, wo Talma seine tragische Kraft wiederfand, so daß die Hauptscenen eben so ungleich gespielt wurden, als sie der Verfasser entworfen hatte. Die Rolle Desmonsfeins, eigentlich charakterlos, ward am besten, d. h. am gleichförmigsten gegeben. Michelot, der König, beharrte in seiner leblosen Deklamationsmethode und ward dafür vom Publikum nach Gebühr bestraft. Obgleich der fünfte Akt kaum angehört ward, so rief man gleichwol nach dem Verfasser, und endlich nach Verlauf von zehn Minuten gelang es Talma unter dem gräßlichsten Lärmen den Namen des Verfassers der französirten Maria Stuart auszusprechen.

Druckfehler.

In Nro. 84. Spalte 2, Zeile 8 von unten herauf, statt „Eines Nachts“ lies „In einer Nacht.“

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. April 1825.

Ich brauche nicht Farbe, nicht Steine
Die reißen die Jahre wohl fort;
Die herrlichste Kunst ist die meine,
Ein Gott ist mein schaffendes Wort.
H. A. Henne.

Bardenauferweckungsversuch von K. T. Heinze, und einige darauf Bezug habende Briefe vom Abbé Sieyes, Kurfürsten-Erzkanzler v. Dalberg, Freyherrn v. Aretin u. s. w.

Es werden noch nicht Alle die Preisaufgabe vergessen haben, durch welche Karl Teuthold Heinze, in einem der früheren Jahrgänge des Morgenblattes, einst die genaue Durchsuchung alter Bücher- und Handschriften-Sammlungen zu veranlassen suchte, zur Auffindung der Lieder der alten deutschen Barden, die Karl der Große sollte haben aufschreiben oder sammeln lassen, oder, wie sich Heinze ausdrückte, zur Auferweckung der alten Barden. Allein die Veranlassung dazu, die Art und Weise derselben, und die Person und Eigenthümlichkeit des Preisaussetzers sind nur sehr Wenigen bekannt worden, und trotz dem, daß die erwünschten Bardengesänge nicht aufgefunden worden sind, dürfte die Sache doch jezt, nach mehr denn zwanzig Jahren, noch Reiz genug haben, um Einiges davon und einige in Betreff derselben geschriebene Briefe hier nicht ungern mitgetheilt zu sehen.

Heinze, der mit einem sehr regsamen dichterischen Gemüthe und einem Herzen voll Vaterlandsliebe begabt war, schrieb selbst, daß „der erste Gedanke und Wunsch, die verschollenen Bardenlieder, welche der große Kaiser Karl sammeln und aufschreiben ließ, wiederzubekommen," in ihm erregt worden sey, als er (im Jahr 1791) in der Vorrede zum 5ten Bande von Ossian's und Sined's Liedern gelesen habe: „Wo endlich sind die uralten Bardengesänge von den Thaten und Kriegen der Könige, für deren Sammlung und Aufschreibung Karl der Große mehr, als für ihre Erhaltung gesorgt hat? Sollte es so seyn, wie der würdigste Abkömmling der Barden (Klopstock) von dieser Sammlung singt:

Sie liegt verkennet
In Nachtgewölben unter der Erde, wo
Der Mönche einöden, klaget nach uns heraus
Die farbendelle Schrift, — —
Und ruft und schüttelt, hörst du es, Cellner, nicht?
Die goldnen Buckeln, schlägt an des Bandes Schild
Mit Zorn! — —

so müßte sich ja ganz Germanien Klopstock's Versprechen eigen machen:

Den, der sie höret, nenn' ich,
Dankend dem froderen Wiederhalle."

Dieser Gedanke und Wunsch beschäftigte ihn fortwährend in den folgenden Jahren so sehr und immer mehr, daß er den Entschluß faßte, selbst etwas zur Ausführung seines Wunsches zu unternehmen. Das Was? und Wie? aber machte ihm manche schlaflose Nacht, und nach einer solchen Nacht — dichtete er — entstand folgendes

Digitized by Google

Gespräch mit dem Morgenroth.

Was seh' ich, Teuthold! eine helle Thräne
Glänzt dir im Auge, deine Wange glüht,
Und deine Stirn umfurchen dunkle Pläne,
Wie Runenschrift ein Denkmal überzieht!
Du Freundlicher, wo blieb des Mundes Lächeln?
Der Augen Strahl, der Stirne Glätte, wo? —
Fühlt deine Wange nicht das kühle Fächeln
Von meiner Ankunft? — Nie sah ich dich so! —

Wol, holder Morgen, deine Purpurschimmer
Begrüßt' ich mit dumpfer Traurigkeit;
Mein Aug' hat durch des Unmuths Thräne nimmer
Die hellen Perlen deines Thau's entweiht.
Doch kam auch nie mein Geist aus grauen Zeiten
So trostlos bang', als eben jetzt, zurück.
Durchschwärmt hatt' er Teut's unermeßne Weiten
In dieser Nacht mit Heimdal's Ohr und Blick;

Gelauscht im Thal, gelauscht in Eichenhainen,
Ob wo nicht tönte unsrer Barden Spiel; —
In Wodan's Tempeln, von geweihten Steinen,
Erklangen doch der hohen Lieder viel; —
Umhergespäht, ob wo verfallne Klüfte
Nicht bärgen ihn, den stolzen Hainaesang,
Der einst durch Winfeld's freyheitschwangre Lüfte
Mit Adlerflug zu Herrmann's Ohren drang? —

Lang schien's umsonst. — Jetzt kam auf Westes Schwingen
Ein lieblich Rauschen, wie Gesangeston; —
Ich horch' entzückt; mit einemmale dringen —
So dünkt es mir — die Liedergeister schon
Zu mir heran; der ganze Hain wird lichter;
Ich seh' und staun': an einer Klosterwand
Liegt rund umher das Chor der Dichter
Auf feuchtem Moos, die Harfen in der Hand!

Ich horch', als ob mein Ohr die Luft verschlänge,
Die mir den Harfenlaut vorübertrug. —
Zu hören glaubt' ich oft die Trauersänge
An Herrmann's und Thusnelde's Aschenkrug. —
Bald lauter und bald leiser seufzt' und tönte
Der Leidenschaften Stimm', — ach! und verklang,
Wie, wenn sich meinem Ohr die summgewöhnte
Goldhonigträgerin vorüberschwang. —

So kam mein Geist zurück, mit ihm du, Morgen,
Und goß auf diese Wangen Feuerglut;
Verdorpelte die regen Bardensorgen,
Und nahm dem Herzen seinen frohen Muth.
Erzähle mir, du goldner Tagesbote,
Der Teut's Geburtstag freyerglühend sah;
Der aller Barden Spiel mit seinem Rothe
Beschien, sind noch der Ahnen Lieder da? —

O rede, purpurfarbner Tagesbote,
Du hörtest ihren Sang von Teut und Mau;
Von ihren Helden, die bey Haberbrodt
Und Gerstensaft der frod in's Antlitz sah'n;
Enthülle mir die Vorzeit von dem dunkeln
Verhängniß, das die Götterdämmerung
Um ihre Tage warf! Die Augen funkeln
Mir vor Verlangen nach Entschleyerung.

Erweck', ach! einen Tag von Teuthold's Tagen
Zum Wiederhören jenes Bardensangs! —
Dann soll sein neues Lied um nichts mehr klagen,
Dann ist sein Herz voll warmen Wonnedanks:
Der Freude Sonnenschein trinkt seine Zähren,
Der Wange Glut verschmilzt in Rosenlicht;
Die grambewölkte Stirn wird sich verklären,
Walhalla strahlt von seinem Angesicht! —

Am liebsten hätte Hinzr selbst Europa durchreiset, um überall nach diesen Liedern zu suchen und zu forschen. Da dieß aber für ihn unausführbar war, so kam ihm im Jahr 1799, da er sich fünfzig Dukaten als Hauslehrer gesammelt hatte, plötzlich der Gedankr, auf dir Wiederauffindung jener Gesänge einen Preis von hundert Dukatrn auszusetzen, die er auch, was die nachfolgenden fünfzig betraf, durch Sammeln von seinen Freunden und Gönnern bald zusammenbrachtr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftung durch den Honig der Lecheguana-Wespe.

Von Herrn Auguste de Saint-Hilaire*).

Schon Aristoteles, Plinius und Dioscorides hatten gemeldet, daß wer in einer gewissen Jahrezeit von dem Honig der Umgegend des Kaukasus speise, närrisch werde, und Xenophon erzählt das Erkranken der Krieger vom Heere der Zehntausend, als sie in der Nähe von Trapezunt den unter Wegs gefundenen Honig gekostet hatten. Neuere Schriftsteller haben diese Angaben bestätigt, der P. Lambert, Tournefort, und vorzüglich Guldenstädt, der Begleiter von Pallas; diese Reisenden halten dafür, es seyen die Blüthen der Azalea pontica, und vielleicht auch des Rhododendrum ponticum, die dem Honig von Mingrelien jene schädlichen Eigenschaften ertheilen.

Allein nicht in Klein-Asien nur ward dieser giftige Honig angetroffen. Seringe meldet die Geschichte zweyer schweizerischen Hirten, die auf eine furchtbare Weise ihr Leben einbüßten, durch Vergiftung von genossenem Honig, welchen die gemeine Erd-Hummel (Apis terrestris) aus den Blüthen vom Aconitum Napellus und Lycoctonum gesammelt hatte **). Derjenige, welchen die Bienen in Pensylvanien, in Süd-Karolina, in Georgien und dey-

*) Aus des Verfassers Plantes les plus remarquables du Brésil et du Paraguey, 5te Livraison.

**) Es ist dieß der Fall, welchen der Arzt, Doktor Lusser zu Altdorf im schweizerischen Kanton Uri, wo er im September 1817 vorgekommen ist, in Meisner's naturwissenschaftlichen Anzeiger, 1818, S. 48. zuerst bekannt gemacht hat.

U.

den Florida's auf der Kalmia angustifolia, latifolia und hirsuta sowol als auf der Andromeda mariana einsammeln, verursacht, dem Zeugniß von Benjamin Smith Barton zufolge, öfters Magenweh, Schwindel und Irrereden. Azzara endlich berichtet von dem Honig zweyer in Paraguay gemeiner Bienenarten, es verursache derselbe die völligste Berauschung, Zuckungen und heftige Schmeezen.

So vieler übereinstimmender Zeugnisse unerachtet gibt es jedoch auch jezt noch Schriftsteller, welche die Erzählung des Geschichtschreibers vom Heere der Zehntausend für fabelhaft erklären. Wofern dasselbe wirklich neuee Bestätigung bedarf, so mag eine solche in dem Vorfalle gefunden werden, der dem Herrn Auguste de Saint-Hilaire auf seiner neuerlichen amerikanischen Reise begegnet ist.

Nach langer Wanderung an den Ufern vom Rio de-la-Plata und vom Uruguay war er in eine ausgedehnte Wüste gelangt, die einzig nur von Jaguaren, zahlreichen Heerden wilder Pferde, von Hirschen und Straußvögeln bewohnt war. Den gezwungenen Aufenthalt etlicher Tage an den Gestaden vom Rio de-Santa-Anna, wo er auf einen Führer wartete, der ihm aus weiter Ferne kommen sollte, benuzte er für lange Herborisationen in der Umgegend.

Auf einem dieser botanischen Ausflüge fand er ein Wespennest, das ungefähr einen Fuß über der Erde an dem Aste eines Strauches hing, ziemlich eyrunde Gestalt und die Größe eines Menschenkopfs hatte, von aschgrauer Farbe war, und die feste Papiermasse der europäischen Wespennester besaß. Zwey seiner Begleiter, ein Soldat und ein Jäger, zerstörten das Nest und fanden Honig darin. Herr v. Saint-Hilaire aß zwey Löffel voll; auch der Soldat und der Jäger genossen davon, und Alle fanden seinen Geschmack angenehm und völlig frey von dem öftees dem Honig unserer Bienen eigenen Arzneygeschmack.

Kurz nachher verspürte Herr v. Saint-Hilaire einen mehr widrigen als heftigen Magenschmerz, er legte sich unter sein Fuhrwerk und entschlief. Beym Erwachen fühlte er sich so schwach, daß er keine fünfzig Schritte gehen konnte; er kehrte zurück, legte sich wieder unter das Fuhrwerk, und spürte, daß sein Gesicht ganz mit Thränen benezt war, worauf ein krampfhaftes Lachen folgte, das einige Augenblicke anhielt.

Inzwischen traf sein Jäger ein, der ihm mit zerstörtem Aussehen sagte, er laufe seit einer halben Stunde in der Irre herum, ohne zu wissen wohin. Dieser Mensch sezte sich unter das Fahrzeug, zur Seite seines Herrn, bey dem jezt ein Zustand von Agonie einzutreten schien. Er fühlte zwar keine heftigen Schmerzen, dagegen aber die äußerste Ermattung und eigentliche Todesangst. Ein dichter Nebel schwebte vor seinen Augen und einzig noch mochte er seine Leute und den blauen Himmelsraum unterscheiden und erkennen. Er begehrte laues Wasser, und da er bemerkte, daß, so oft er davon schluckte, der Nebel vor den Augen einige Momente unterbrochen ward, so trank er es nun fast ununterbrochen. Der Jäger sprang plözlich auf, zerriß seine Kleider, warf sie zur Seite, ergriff eine Flinte, die er abschoß, und lief in die Weite, mit dem Ausruf, Alles stehe rings um ihn in Feuer.

Der Soldat, welcher gleichfalls von dem Honig genossen hatte, verspürte anfangs starkes Uebelseyn, da er sich jedoch bald erbrach, so wurden seine Kräfte dadurch hergestellt. Völlig war er indeß noch keineswegs genesen; denn nachdem er einige Zeit dem Hrn. v. Saint-Hilaire behülflich gewesen war, stieg er plözlich zu Pferd, ritt galoppirend fort und fiel dann aber zu Boden, so daß er ein Paar Stunden nachher an der Stelle, wo er vom Pferd gefallen war, in tiefem Schlafe gefunden ward.

Das laue Wasser, welches Herr von Saint-Hilaire in großer Menge zu sich genommen hatte, brachte endlich die gehoffte Wirkung hervor, und durch Brechen ging nebst vieler Flüssigkeit ein Theil der Speisen und des Honigs weg, die er Vormittags genossen hatte. Nun fühlte er sich erleichtert und erkannte auch wieder sein Fuhrwerk, die Viehtriften und die umstehenden Bäume; er bezeichnete jezt seinen Leuten den Ort, wo sie ein Brechmittel fänden, nahm solches in drey Abtheilungen, und nachdem die dritte ihre Wirkung gethan hatte, befand er sich wieder in seinem natürlichen Zustand. Gleichzeitig ungefähr war auch der Jäger zur Besinnung gekommen und hatte wieder Kleider angezogen. Am folgenden Tag fühlte Herr von Saint-Hilaire sich noch etwas schwach, der Soldat klagte über Taubheit des einen Ohrs, und der Jäger bezeugte, er fühle sich noch geschwächt und ihm komme vor, als sey sein ganzer Körper mit einer klebrigten Materie überzogen.

Die Wanderung ward nun fortgesezt und Herr von Saint-Hilaire wünschte die Wespenart kennen zu lernen, von welcher der ihm so gefährlich gewordene Honig herrührte. Wirklich fand sich auch bald wieder ein dem gestrigen vollkommen ähnliches Wespennest, das von ihm selbst und allen Personen seines Gefolges für ein der hier zu Land Lecheguana genannten Wespe zugehörendes Nest erkannt ward. Des gestrigen Vorganges unerachtet waren ein Paar der indianischen Begleiter so unvorsichtig, den Honig dieses Nestes zu speisen, ohne jedoch davon irgend etwas Widriges zu verspüren.

Sobald Herr von Saint Hilaire aus der Wüste in die Provinz der Missionen gelangt war, suchte er überall von dem Honig der Lecheguana Nachrichten einzuziehen. Jedermann, Portugiesen, Guaranis und Spanier stimmten

in dem Zeugniß überein, es sey der Honig von der Lecheguana-Wespe nicht allezeit gefährlich: wenn er dieß aber werde, so verursache er eine Art Rausch und Irreden, wovon man durch Brechen nur befreyt werden möge und das zuweilen sogar tödtlich werde.

Man versicherte ihn auch, die Pflanze, auf der die Lecheguana-Wespe den giftigen Honig öfters holt, sey recht gut bekannt; da sie ihm aber nicht gezeigt ward, so konnte er leider nur Vermuthungen darüber hegen; diese gehen dahin, daß unter den Giftpflanzen des südlichen Brasiliens, die doch alle bey weitem den heftigen und berüchtigten ostindischen Pflanzengiften nachstehen, die Paullinia australis diejenige seyn dürfte, die den giftigen Honig der Lecheguana-Wespe liefert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 18. März.

(Beschluß.)

Auf dem Hoftheater wurde neu gegeben: Eins für zehn, aus dem Almanach dramatischer Spiele vom Hrn. von Curländer. Das kleine Stück gehört in die Reihe derjenigen, die auf dramatische Wunderkinder berechnet sind, wie z. B. Le lampe merveilleuse, le vieux garçon, le mariage enfantin u. dgl. m. Ein kleines Mädchen kommt auf den Einfall, die Rolle einiger ihrer angeblichen Brüder zu spielen, weil der Oheim seinen Neffen, ihren Vater, mit zehn Kindern, worunter neun Knaben, zurückerwartet, statt deren aber nur ein einziges, das bühnenkünstlerische Mädchen vor dem Sonderling erscheint. Wenn eine solche Rolle auch nicht von einem Wunderkind gerade dargestellt wird, so erregt die Leistung der kleinen Virtuosin doch immer Bewunderung. In den Logen auf den Sitzen erschallt ein „schön! — scharmant! — einzig! — bravo bravissimo!" um das andere — zehn für eins. Mit diesem Stück zugleich wurde gegeben: Nro. 777, nach einem Vaudeville, von Lebrün. Ist mit andern Worten und mit einigen Abänderungen das bekannte Lustspiel von Hagemeister, das große Loos betitelt; es war hier auch schon auf einer andern Bühne gesehen worden. Das Stück ist gewaltig komisch und voll karikirter Spaßhaftigkeit. Die Darstellung der beyden komischen Rollen verschaffte ihm ohne Zweifel eine günstige Aufnahme. — In den letzten Tagen des Karnevals wurde noch aufgeführt: „Liebe zu Abenteuern und Abenteuer aus Liebe." Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen von Vogel. War früher schon auf dem Theater an der Wien gegeben worden. Es ist auch bereits in mehreren Bearbeitungen erschienen. Einmal unter dem Titel: Die Muthwilligen, ein anderes Mal unter dem: Sie meint es nicht so böse. Die Hauptsache in diesem ziemlich heitern und lebendigen Wirrwarr ist die Darstellung der Abenteurerin, die es mit ihrem Muthwillen nicht so böse meint, und vom Anfang bis zur letzten Scene in Uniform erscheint. Die Löwe gab die Heldin mit Reiz und Anstand, und so konnte es nicht fehlen, daß die Zuschauer, da das Ganze überhaupt gut zusammenging, und klipp-klapp, wie man sagt, gespielt wurde, dem stark gewürzten Pudding einigen Geschmack abgewannen.

Auf dem Volkstheater gab man: „Die Kettenbrücke," wozu eine hiesige Brücke über einen Arm des Donaukanals die Veranlassung gegeben hat, die theatralische hatte aber keinen Halt und war von kurzer Dauer, so wie das folgende: „Der schwarze See, oder der Blasbalgmacher und der Geist," — nach Wielands Mährchen: Der Fischer und der Geist. Der schwarze See hat den Blasbalgmacher bald verschlungen; der rosenfarbne Diamant des Geisterkönigs strahlt noch zauberhell.

In einem Blatt der mit Recht geschätzten allgemeinen musikalischen Zeitung (Nro. 46) vom ersten November des verflossenen Jahres meldet ein Korrespondenz-Artikel aus Paris unter anderm Folgendes: „Den Text zu Gretry's großer Oper: Caravana du Cairo, und der Bello arsoine (große Opern von Monsigny) soll er selbst (es ist von dem verstorbenen König Ludwig XVIII. die Rede) gedichtet haben. Außerdem ist von einem Einfluß desselben auf die Musik hier nichts bekannt; auch davon, daß er eine Medaille habe für Beethoven schlagen lassen, wie ein Wiener Bericht vom Monat Mai in Nro. 27. dieser Blätter anzeigt (die allgemeine musikalische Zeitung), will hier Niemand glauben." — Da auch der Wiener Korrespondent für das Morgenblatt dieser Medaille Erwähnung gethan hat, so ist es seine Pflicht, sich deßhalb zu rechtfertigen. Vor ihm liegt in diesem Augenblick ein Schreiben aus Paris unter der Adresse: Monsieur Monsieur Beethoven — Compositeur à Vienne. (En voici la substance!) „Je m'empresse de vous prevenir, Monsieur, que le Roi a accueilli avec bonté l'hommage de la partition de votre messe en musique et m'a chargé de vous faire parvenir une medaille d'or à son effigie. Je me felicite d'avoir à vous transmettre le témoignage de la satisfaction de sa Majesté et je saisis cette occasion dr vous offrir l'assurance de ma considération distinguée." (Unterzeichnet: Le premier Gentilhomme de la chambre du Roi. Le duc de la Châtre.) — Mit der Nachricht hat es also seine volle Richtigkeit. Zugleich liegt neben diesem Schreiben die hier erschienene lithographirte Abbildung der Medaille, nach ihrer Bild- und Kehrseite. — Nichts ereignet sich leichter, als ein Irrthum in Notiz- und Korrespondenz-Angelegenheiten. Man muß aber bereit seyn, ihn zu berichtigen, wo es immer möglich ist, denn es gibt Nichtswürdige, die auf der Lauer sind, um den unschuldigsten Irrthum, wenn auch Tausende ihn theilen, zum Verbrechen umzudrehen, ohne daß sie selbst jedoch in den Augen Unbefangener etwas Anderes dadurch gewinnen als einen neuen Schandfleck, von dem sie sich nicht wieder rein waschen können, wenn sie auch Preise darauf setzten! — Beethovens neues Oratorium wird erst im künftigen November erscheinen. Es soll sein Schwanengesang seyn. Wenn das so viel heißt, als ein Werk, das der Unsterblichkeit gehört, so wünschen wir dem genialen Meister Glück dazu. Conradin Kreuzer hat seine Partitur der Libussa neu bearbeitet. Der Text ist von dem jungen Bassi in's Italienische übersetzt, und nächstens wird diese Oper auf dem Theater S. Carlo in Neapel aufgeführt, mit der Fodor, David, Ambrogi und einer hiesigen Sängerin, Dlle. Unger, die, wenn ich recht berichtet worden, darin auftritt.

Der ehrwürdige Patriarch Caditanus von Pyrker hat seine Tunisias umgearbeitet, abgekürzt und vereinfacht. Die zwey ersten Gesänge dieser Bearbeitung habe ich unlängst im Manuscript gesehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. April 1825.

Laß die Verwirrung der Welt und die Nacht nicht muthlos dich machen.
Bald wird der freundliche Herr laut rufen: Licht sey! und: Licht ist's.

Lavater.

Trost-Lied*).

Endlich bleibt nicht ewig aus;
Endlich wird der Trost erscheinen:
Endlich grünt der Hoffnungsstrauß;
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich spricht der Tod: Genug!

Endlich wird aus Wasser Wein;
Endlich kommt die rechte Stunde;
Endlich fällt der Kerker ein;
Endlich heilt die tiefe Wunde;
Endlich macht die Sklaverey
Den gefangnen Joseph frey.

Endlich, endlich kann der Neid,
Endlich auch Herodes sterben;
Endlich David's Hirtenkleid
Seinen Saum in Purpur färben.
Endlich macht die Zeit den Saul
Zur Verfolgung schwach und faul.

Endlich nimmt der Lebenslauf
Unsers Elends auch ein Ende;
Endlich steht ein Heiland auf,
Der das Joch der Knechtschaft wende;
Endlich machen vierzig Jahr
Die Verheißung zeitig wahr.

Endlich blüht die Aloe;
Endlich trägt der Palmbaum Früchte;
Endlich schwindet Furcht und Weh;
Endlich wird der Schmerz zu nichte;
Endlich sieht man Freudenthal;
Endlich, endlich kommt einmal.

*) Aus der Sammlung auserlesener Gedichte Johann Christian Günther's, besorgt von G. Schwab, welche demnächst in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

Bardenauferweckungsversuch von K. T. Heinze.

(Fortsetzung.)

Heinze sandte seine Preisaufgabe an mehrere Herausgeber von Zeitschriften zur Einrückung, denen er dabey mehe Theilnahme an der Sache zutraute, als sie zeigten. Wo nämlich die Einrückkosten nicht bezahlt wurden, ließ man sie nicht abdrucken. Erst als Gräter ihm behülflich wurde, nachdem dieser in Braga und Hermode, 3ten Bd. 2te Abth., über die Möglichkeit des Wiederfindens, über Art und Weise des Aufsuchens, Austheilung des Preises u. s. w. Einiges mitgetheilt hatte, und Heinze von Neuem alle Mittel ausdot, seine Preisaufgabe bekannt zu machen, geschah, was er wünschte. Bald fand sie nun fast in allen deutschen gelehrten und andern Zeitschriften eine Stelle; nur die allgemeine Literaturzeitung ließ seine dreymalige Aufforderung deßhalb unbeachtet, und der Hamburger Korrespondent wollte die wenigen Zeilen nicht anders als für 9 Thlr. einrücken. Auch an das Ausland wurde dabey gedacht. Gräter wollte nach Paris, London und Oxford schreiben, und Heinze selbst bat den damaligen französischen

Gesandten am Berliner Hofe, den Abbé Sieyes, die Preisaussetzung auch den französischen Gelehrten, und besonders dem National-Institute, bekannt zu machen. Von diesem Gesandten erhielt er folgende Antwort:

Berlin, le 13. Germinal 7.
(2. Avril 1799.)

Monsieur! J'ai lu avec beaucoup d'intérêt la lettre, que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 16 Mars. Vous plaidez avec tant d'esprit et d'éloquence la cause de Vos bardes, qu'il faut bien partager le voeu, que Vous formez pour une collection complète de leurs oeuvres. Quoiqu'on puisse présumer, que les bardes n'ont pas eu l'élégance et la sublimité de Tyrtée, il est incontestable, que, comme lui, ils ont influé sur les succès militaires de leurs compatriotes et cet effet n'a plus rien de fabuleux, depuis que nous voyons les Francs regénérés marcher à la victoire en chantant des hymnes patriotiques. Ce rapprochement pourroit répandre plus d'interêt encore sur le collection, dont Vous parlez. — Soyez bien persuadé, Monsieur, que les savans Français ne négligeront pas de rechercher et de faire connoitre les richesses de ce genre. Je me chargerai volontiers d'en parler à quelques membres de l'institut national lors de mon rétour à Paris. — Récevez Monsieur, l'assurence de ma très parfaite considération.

L'envoyé de la république française en Prusse.
Sieyes.

Es vergingen darauf mehrere Jahre, und die Preisaufgabe wurde von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht, allein von nirgend der ertönte die Stimme: Ich habe gefunden! Heinze ging nun weiter, und wendete sich besonders an verschiedene Fürsten Deutschlands mit der Bitte, Nachforschungen nach den Bardenliedern zu veranlassen. Er schrieb an den damaligen ersten Konsul Frankreichs, Bonaparte, späterhin an des Königs von Preußen und des Kaisers Franz II. Majestät, den Erzherzog Karl von Oestreich, den damaligen Kurfürsten-Erzkanzler Karl von Dalberg u. s. w. Er wurde aber nur von Sr. Majestät dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten-Erzkanzler gnädiger Antworten gewürdigt. In der ersten Antwort des Königs (1802) wurde bedauert, daß man für diese Sache nichts thun könne, in einem andern mittelbaren, durch das Direktorium der königlichen Akademie zu Berlin, an welches der König das Gesuch hatte abgeben lassen (vom 22. April 1803), wurde gesagt: „Was die Untersuchung der Bibliotheken in Rücksicht auf die von Karl dem Großen gesammelten Bardengesänge betrifft: so bedarf es dieserhalb keiner weitern Aufforderung, weil, wenn davon in den Bibliotheken dießseitiger Provinzen etwas vorhanden gewesen seyn sollte, solches längst bekannt seyn würde." Das Schreiben des Kurfürsten-Erzkanzlers war folgendes:

Regensburg, Y 5.

Hochgeehrter Herr!

Der rühmliche Eifer, den Sie bezeigen, die ehrwürdigen Denkmäler der grauen Vorzeit in den von Karl dem Großen gesammelten Bardenliedern ausfindig zu machen, hat mich sehr gefreut. Ich werde Ihr geehrtes Schreiben dem National-Institut in Paris zuschicken und die Preisaufgabe durch die ehestens erscheinende Bibliotheque Germanique bekannt machen lassen. Ehemalen habe ich selbst in den Büchersammlungen von St. Gallen und Reichenau nachgeforscht, war aber nicht so glücklich, etwas zu entdecken. — Von Herzen wünsche ich, daß Ew. Wohlgeboren den vorgesetzten edeln Zweck erreichen, und bin mit ausgezeichneter Hochschätzung

Dero

wohlaffektionirter
Karl.

Daß aus den handschriftlichen Schätzen der Münchner Bibliothek nichts von Bardenliedern zu hoffen sey, versicherte folgendes Schreiben:

München, den 24. März 1806.

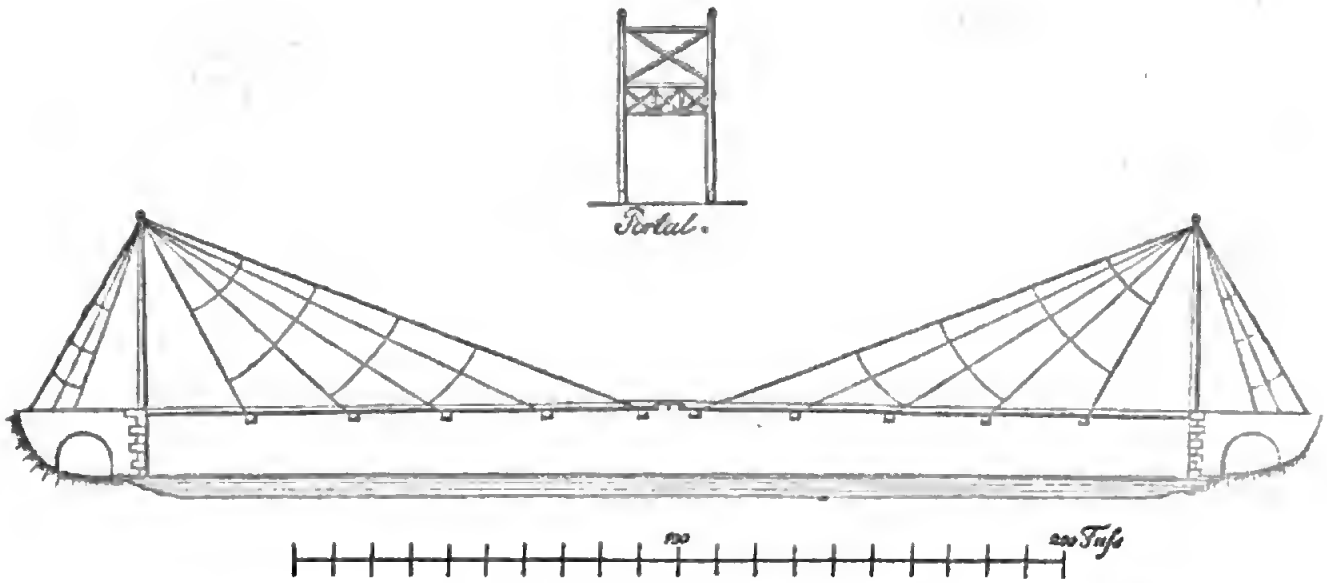
Wohlgeborner ꝛc.

— — — Der anhaltende Eifer, mit dem Sie Ihr Projekt in Bezug auf die durch Karl den Großen gesammelten alten Bardenlieder verfolgen, verdient es in der That, daß Ihre Hoffnungen noch einst in erwünschte Erfüllung übergehen mögen. Durch einen Zufall wurde das verschüttete Herkulanum wieder entdeckt, durch einen Zufall könnten ja auch aus Ihren alten Erdgewölben die verlornen Barden noch einmal wieder hervortreten. Doch gestehe ich Ihnen, daß meine Ahnungen hierüber nicht so stark sind, wie die Ihrigen. Werke von dergleichen Inhalt, wie Sie voraussetzen, haben sich in allen baier'schen Bibliotheken nirgends, weder in lateinischer, noch in teutscher Sprache vorgefunden; was von alt-teutschen Sachen aus Karls des Großen Zeiten sich erhalten hat, ist das Ihnen bekannte Wessobrunner-Denkmal, welches man das allerälteste teutsche Denkmal genannt hat, und einige andere katechetische Denkmäler, die Sie in dem nächst erscheinenden Februarstück der Beyträge finden werden. Da unsere Handschriften alle durchsucht sind, so kann ich Ihnen die feste Versicherung geben, daß von alten Bardenliedern sich nirgends eine Spur gezeigt habe. Wenn der Inhalt mit der heidnischen Religion zusammenhing, so scheint es mir sehr unwahrscheinlich, daß Karl der Große ihrer Erhaltung wegen sich Mühe gegeben haben sollte. — —

Christ. Freyherr von Aretin.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google



Die Kettenbrücke bey Nienburg an der Saale im Anhalt-Köthenschen.

Diese Brücke, von welcher schon frühee in diesen Blättern die Rede gewesen ist, hat, als das erste Unternehmen dieser Art in Deutschland, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums erregt, bey Sachverständigen aber durch die Ankündigung, daß dabey die Aufgabe, Schiffe mit Masten durchzulassen, gelöst werden solle, zum Theil große Erwartungen erregt, zum Theil denselben Eindruck gemacht, wie die erneuten Ankündigungen der gefundenen vollständigen Auflösung der Eiekelquadratur u. dgl.

Referent glaubt durch die beygefügte Skizze der nun wirklich ausgeführten Brücke keine Erinnerungen an das Ei des Kolumbus zu erwecken, wie ein öffentliches Blatt sie an diesen Gegenstand geknüpft, erwartete — denn man kennt Ideen ähnlicher Hängewerke in Eisen, sogar in Holz — noch hofft er, daß das Gleichniß mit dem Ei, wegen Zerbrechlichkeit desselben, zu weit getrieben werde; aber er wünschte, daß dieselbe hinreichen möchte, die beyspiellose Kühnheit des Gedankens — der einen an solide Häng- und Spreengwerke gewöhnten Baumeister alter Schule zu Verzweiflung und Schwindel bringen muß, einigermaßen in's Licht zu stellen. Ein Werk auf Feen-Gebot von Wasser- und Luftgeistern erbaut, schwebt das leichte Gebäude zwischen Himmel und Wasser und nur ihr leiser Fußtritt scheint es berühren zu dürfen, keineswegs aber ein unbehülflicher Frachtwagen mit stampfenden Karrengäulen. Indessen ist ungeachtet des ungeheuren Hebelaemes, den die Last in der Mitte erhält, ungeachtet der flachen Lage der letzten Ketten, durch Versuche hinlänglich bekannt, welche Kraft zum Zerreißen von guten Eisenstäben nöthig ist, als daß die Möglichkeit, Lasten über diese Brücke zu schaffen, ganz bezweifelt werden könnte. Ob aber dieselbe hinlängliche Stabilität habe, die sie wechselnden Einwirkungen solcher Lasten und dem Einfluß von Sturmwinden für die Dauer zu widerstehen, möchte nicht ohne Grund sehr bezweifelt werden. Sie hat keine Kammern und Seiten-Verstrebungen, das leichte und hohe Portal steht blos gehalten von den Ketten, die noch überdieß auf der Landseite demselben viel zu nah befestigt sind und die beyden Theile, aus denen sie besteht, halten sich in der Mitte durch nichts als die schwache Verbindung, die ihnen die geschlossene Zugklappe gibt, oder vielmehr nicht gibt. Dort kann der Fußtritt eines Mannes bedeutende Schwingungen hervorbringen.

Wenn nun besonders bey Brücken gerade die Solidität der Bauwerke mit der Kühnheit des Entwurfs wachsen, ja demselben vorschreiten soll, so wird diese Brücke schwerlich als Kunstwerk bestehen können; wenn aber der Baumeister blos auf eine leichte und geringe Passage gerechnet hat — wie denn auch durch Nienburg keine bedeutende Straße führt — so bleibt ihm doch der Ruhm, eine Idee in's Leben gerufen zu haben, die unter man-

Digitized by Google

nichfachen Modifikationen Nachfolge erwecken kann, und daher die Berücksichtigung und Aufmerksamkeit erfahrner Baumeister verdient. Die Brücke ist wenig kostspielig, man nehme an, sie entspreche ihrem Zwecke nicht, so sind für weniges Geld vier oder sechs einfache Joche konstruirt, die sie unterstützen, und ihr dann hinlängliche Festigkeit geben. Aber — wird man ausrufen — dann ja lieber gleich eine leichte Jochbrücke! Eben weil man keine Joche will, macht man solche Anlagen, eben deßhalb spann der eisen- und geldreiche Engländer lustige Eisen- und Drathbrücken über seine Ströme — hoch in die Lüfte, daß langgemastete Schiffe unter ihnen herfahren könnten, und keine Unterbrechung die solide Spannung ihrer Kettenlinien störe! — — Aber wir sind keine Engländer und haben doch Eisgänge in unsern Strömen, die leicht solch ein Jochbrücklein von Nienburg in die Elbe und franco über Hamburg in die Nordsee spediren. Nun — jezt lachen wir über solche Eisgänge, wir geben furchtlos ihrer Wuth die Joche preis und — unsere Brücken schweben nach wie vor über dem Gewässer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im März.

Um Shakspeare's, dieses unerschöpflichen Dramatikers, genauere Kenntniß und Würdigung in Deutschland macht sich gegenwärtig Hr. Ernst Fleischer, ein junger rüstig aufstrebender Verleger, sehr verdient; seine Ausgabe des Shakspeare im englischen Original (in einem großen Oktavbande) wetteifert mit der englischen. Eben hat er auch einen Abdruck des aufgefundenen Hamlet angekündigt. Ganz kürzlich erschien bey ihm Shakspeare's Leben von Skottowe von A. Wagner deutsch bearbeitet, mit einigen Anmerkungen desselben. Das Auszeichnende dieses belehrenden Büchleins ist neben der Genauigkeit in Hinsicht der äußern Lebensumstände des Dichters die Berücksichtigung der Bühnenverhältnisse Englands, wodurch Manches in und an des großen Dichters Werken einige Aufklärung erhält; die kleine Biographie Shakspeare's, welche die Mayersche Uebersetzung einleitet, hat mehr das Verdienst, das Literarische gesammelt zu haben. — Außerdem liefert der genannte Verleger auch eine Uebersetzung von Shakspeare's sämmtlichen vermischten Gedichten, welche sich der bey Göschen angekündigten Uebersetzung der dramatischen Werke Shakspeare's auch in Hinsicht der äußern Form anschließen wird. Uebrigens wissen wir aus sicherer Quelle, daß auch Schlegels Uebersetzung der leztern Werke in einer von Tieck revidirten zweyten Ausgabe (bey Reimer in Berlin) im Druck schon weit vorgerückt ist. Der oben genannte Verleger bereitet nun auch die Herausgabe eines Parnaso italiano mit großem Eifer vor, welche A. Wagner besorgen wird. Es soll diese Sammlung den Dante, Ariosto, Tasso und Petrarca mit erläuternden Anmerkungen des Herausgebers in einem großen Oktavbande umfassen.

Während eben Grillparzers Ottokar auf der Bühne in Wien und fast gleichzeitig im Drucke erschienen ist (Wien bey Wallishäuser), wird uns von Berlin aus auch ein neues Trauerspiel von Raupach angekündigt. An neuen würdigen Aufgaben für die Bühne wird es daher zunächst nicht fehlen, und es werden die schlechten Lückenbüßer hoffentlich dadurch ein wenig verdrängt werden.

Was unsere Bühne anbelangt, so hat sie seit meinem lezten Bericht die Theaterfreunde durch Wiedervorführung einiger älteren guten Werke zu entschädigen versucht, über welche genauer zu sprechen, der Mühe verlohnt. Es war dieß zuerst: Wallensteins Lager, welches die Aufführung des Wallenstein vorbereiten soll, obwol ich nicht einsehe, wer „den Abgott des Lagers" darstellen könnte. Die äußere Anordnung des Lagers verdient vollkommenes Lob; die durch keine eigentliche Handlung verbundenen und daher schwerer zu vereinigenden Partien wirkten auch (bey der zweyten Darstellung) ohne Lücke und schlagfertig zusammen, so daß die Bemühung der Regie und die Aufmerksamkeit der Einzelnen nicht zu verkennen war; doch fehlte dem Ganzen die Seele der kriegerischen Begeisterung, welche aus dem Vereintseyn unter einem genialen Feldherrn entspringt. „Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen," heißt es, und diese Worte weisen auf den Mittelpunkt der ganzen Schilderung hin. Das Gedicht läßt sich in zwey Abschnitte theilen, von welchen der erstere die Schilderung einleitende, mehr das, was der Scene vorhergeht, nebst dem, was das Soldatenleben im Allgemeinen schildert, umfaßt, der zweyte kürzere den durch den Befehl zur Trennung des Heeres hervorgerufenen Anschlag, sich fester aneinander anzuschließen, und die Aeußerungen dieses Gemeingefühls enthält, das sich begeisternd in dem Reiterliede entladet. — In der Darstellung fand ich den verständigen Wachmeister (von Hrn. von Zieten) und den bürgerlich gesinnten Arkebusier (Hrn. Brand) besonders gelungen. Hr. Stein (erster Jäger) kann in dem Vortrage dieser Verse als Muster angeführt werden; man empfand den Vers, ohne ihn auf störende Weise zu hören; kein geringes Verdienst, da der Vortrag solcher Verse so häufig an ungehörigen Pathos oder lahme Prosa zu streifen pflegt. Diese Klippen vermied der Sprechende mit einer Sicherheit und Ungezwungenheit, welche Anerkennung erfordert. Den Kapuziner kann ich nicht für eine gelungene Leistung unsers Koch ansehen; es gehört vielleicht zum Vortrag dieser Kapuzinerpredigt, wenn sie recht wirken soll, etwas, was ihm gerade die Natur versagt hat, ein, wenn gleich monoton wirkendes, doch sehr volltönendes, starkes und greller Kontraste fähiges Organ, und dann muß nicht zu viel komische Wirkung in der aus einem Zuge fortströmenden Strafpredigt des blinden Eiferers gesucht werden. — Die das Reiterlied begleitende Musik klingt vom Theater aus zu dünn; sie muß kräftig aus dem Orchester kommen, um das Gefühl des Zuhörers so zu heben, wie der oben geschilderte Schluß verlangt.

Eine andere Aufgabe, welche unsere Bühne mehrmals mit rühmlichem Fleiß gelöst hat, ist: Minna von Barnhelm; in's vollkommene Leben treten jedoch nur die Nebenpartien des alten preußischen Wachmeisters (Hrn. Genast) und des sächsischen Kammermädchens (Dem. Böhler, jezt Mad. Devrient). Als vielbegehrte Donna Diana erwirbt sich Mad. Genast, als verschmähte Sappho Mad. Miehle ihren Kranz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. April 1825.

Die Gesellschaft von gutem Ton ist unabhängig von Rang und Stand und findet sich nur unter solchen, die zu denken und zu fühlen verstehen, und zwar so, daß ihre Gedanken richtig und ihre Gefühle edel sind.

Duclos.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

Viertes Bruchstück.

Damals (1770) wurden noch durch große Erinnerungen und neuere Traditionen in Frankreich gute Grundsätze, vernünftige Ansichten und Nationaltugenden aufrecht erhalten, wiewol sie schon durch schädliche Schriften und eine äußerst schwache Regierung locker zu werden anfingen; man traf aber noch, sowol in der Stadt als am Hofe, jenen Ton des guten Geschmacks und jene Höflichkeit, auf die mit Recht jeder Franzose stolz war, da sie in ganz Europa als das vollkommenste Muster der Grazie, der Zierlichkeit und des Adels aufgeführt wurden. Auch sah man damals in der Gesellschaft mehrere Damen und einige Männer von hohem Stande, welche noch Ludwig XIV. gekannt hatten; sie standen wie die Trümmer eines schönen Jahrhunderts in Achtung; die von ihrer bloßen Gegenwart in Schranken gehaltene Jugend wurde von selbst in ihrer Nähe zurückhaltend, bescheiden, aufmerksam; man hörte ihnen mit Theilnahme zu, und glaubte die Sprache der Geschichte zu vernehmen. Sie waren es, die man in Sachen der Etikette und der Gebräuche zu Rathe zog; ihr Beyfall war einer der größten Wünsche für diejenigen, welche ihre Laufbahn in der Welt begannen; endlich schienen diese Zeitgenossen so vieler großen Männer in allen Fächern, diese ehrwürdigen Personen gleichsam als Wächter in der Gesellschaft aufgestellt, um die Liebe zur Urbanität, zum Ruhm und Patriotismus aufrecht zu erhalten, oder wenigstens einen traurigen Zufall derselben möglichst aufzuhalten! Bald wurde aber der Ausdruck dieser Empfindungen nur noch Sache edler Redensarten, eine bloße Theorie großherzigen und zarten Benehmens; man achtete die Tugend nur noch aus Rücksicht auf den guten Geschmack, der noch den Ton und den Schein derselben in Ehren hielt. Jeder wurde, um seine Denkart zu verbergen, strenger in seinem Anstande; man geübelte in der Unterhaltung über das Zartgefühl, über Seelengröße und die Pflichten der Freundschaft; man schuf sogar chimärische Tugenden, und machte sich solche Dinge sehr leicht. Der schöne Einklang zwischen Sprechen und Betragen fand nicht mehr statt, die Heucheley aber enthüllte sich durch die Uebertreibung. Es gab nun keinen Anhaltpunkt; die falsche Empfindsamkeit hat keinen Schatten, sie braucht zu ihrer Schilderung die stärksten Farben, und verschwendet sie auf die lächerlichste Art. So entstand in der Gesellschaft eine sehr große Sekte von Männern und Frauen, welche sich für Anhänger und Bewahrer der alten Traditionen über den Geschmack, die Etikette und selbst über die Moral erklärten, die sie sich rühmten vervollkommnet zu haben; sie drängten sich als oberste Richter alles gesellschaftlichen Anstands auf, und maßten sich ausschließlich den Titel der guten Gesellschaft an. Ein schlechter Ton, und jeder Zufall, der Aergerniß im Gefolge hatte, veranlaßten die Ausschließung oder die Ver-

Digitized by Google

bannung aus dieser Gesellschaft; aber weder ein tadelloser Lebenswandel noch ein ausgezeichnetes Verdienst wurde als Bedingung des Zutritts erfordert. Man nahm ohne Unterschied die starken Geister, die Frommen, die Spröden, die Frauen von leichtsinniger Aufführung darin auf. Nur zwey Dinge verlangte man: einen guten Ton, edeln Anstand, und eine Art von Achtung, die man sich in der Welt entweder durch Rang, Geburt oder Ansehen bey Hofe, oder duech Aufwand und Reichthum, oder durch Verstand und persönliche Annehmlichkeiten erworben hatte.

Ansprüche, selbst wenn sie nicht begründet sind, geben am Ende doch, wenn man sie fortwährend behauptet, je nach ihrer Art, in der Welt eine Art von mehr oder minder ehrenvoller Stellung, wenn man Vermögen, etwas Verstand und ein gutes Haus hat. Die Kritiker und die Spottvögel machen sich darüber lustig; sie folgen aber doch dem Strome, und jene finden somit in der Ausdauer ihre Rechtfertigung. So sehr die Gecken auch von allen Frauen verschrieen und verachtet werden, so weiß man nichts desto weniger, daß sie ihr Glück machen. Die Anmaßenden ohne Kredit imponiren Niemand; indessen werden sie doch von allen Ehrgeizigen und Intriguanten geschont und aufgesucht, da Leztere in jedem Fall es für klug halten, sich ihres Ausspruchs zu versichern und sie in ihr Interesse zu ziehen. Die Spröden erhalten die äußern Achtungsbezeugungen, die man der Tugend zollt; die Pedanten genießen, ohne wahre Bildung, in der Gesellschaft fast alle die Huldigungen, die man den wahren Gelehrten erweist. Wenn man über diesen unfehlbaren Erfolg ausdauernder Ansprüche nachdenkt, wie kann man noch einen großen Werth darauf legen, in der Gesellschaft Glück gemacht zu haben?

Der erwähnte anmaßende und herabsehende Cirkel, diese alle Andern so höhnisch behandelnde Gesellschaft, zog sich viele Feindschaften zu; da sie aber in ihrer Mitte alle durchaus anerkannte Verdienste oder auch solche Personen aufnahm, welche durch glänzende Glücksumstände in der Mode waren, so war der durch sie eingeflößte Haß offenbar durch Neid erzeugt; sie gewann dadurch nur um so höheren Glanz, und es war nur Eine Stimme, sie durch den Namen der *großen Gesellschaft* zu bezeichnen, den sie auch bis zu der Revolution beybehielt. Damit wollte man nun durchaus nicht die *große Zahl* ausdrücken, sondern das, was nach der öffentlichen Meinung das Ausgezeichnetste und Glänzendste im Rang, im persönlichen Ansehen, im Ton und im Anstand der Mitglieder derselben ausmachte. Hier, in den Cirkeln, die zu ausgedehnt waren, um Traulichkeit zu gestatten, dabey aber doch nicht so groß, um eine allgemeine Unterhaltung unmöglich zu machen; hier, in diesen Versammlungen von fünfzehn bis zwanzig Personen, war in der That Alles versammelt, was man sich nur unter französischer Annehmlichkeit und Grazie denken konnte. Alles, was nur immer gefallen und Interesse erregen konnte, war daselbst mit erstaunendem Scharfsinn zusammengestellt. Es herrschte das allgemeine Gefühl, daß man, zur Unterscheidung von schlechter Gesellschaft und von gewöhnlichen Vereinen (in Beziehung auf äußere Repräsentation), den Ton und die Sitten beybehalten müßte, durch welche der Ausdruck von Bescheidenheit, Zurückhaltung, Güte, Nachsicht, Wohlanständigkeit, Sanftheit und Adel der Empfindungen am meisten hervorleuchtete. Schon der bloße gute Geschmack führte also zu der Ueberzeugung, daß man, um in der Welt zu glänzen und sein Glück zu machen, sich wenigstens alle äußere Formen der liebenswürdigsten Tugenden aneignen müßte. Die Höflichkeit erschien in diesen Versammlungen mit dem Gepräge jener Ungezwungenheit und Grazie, die nur durch Angewöhnung von der frühesten Kindheit und durch Zartgefühl des Geistes errungen wird. Das Medisiren war bey diesen, der allgemeinen Theilnahme geweihten, Unterhaltungen ausgeschlossen; der Zauber der Sanftheit, welcher die ganze Gesellschaft umschlang, vertrug sich durchaus nicht mit jenen rauhern Mißtönen. Nie artete die Erörterung in wirklichen Streit aus. Hier war in höchster Vollkommenheit die Kunst anzutreffen, Lob zu ertheilen, ohne in's Abgeschmackte und Schwülstige zu verfallen, Lob zu beantworten, ohne seiner Würde zu vergeben, und ohne es ganz zu genehmigen; den Werth Anderer geltend zu machen, ohne dabey als ihr Beschützer zu erscheinen, und sie mit gefälliger Hingebung gewähren zu lassen. Wäre diese ganze Ausstattung auf die Moral begründet gewesen, so würde man hier das goldene Zeitalter der Civilisation gefunden haben. War es denn Heucheley? Durchaus nicht, sondern es war noch die Rinde alter Sitten, welche immer die Grundsätze noch eine Zeitlang überlebt, da ihr aber eine feste Unterlage mangelt, sich allmählig abnützt, und am Ende vollends durch Erkünstelung und Uebertreibung zu Grunde geht.

(Der Beschluß folgt.)

Bardenauferweckungsversuch von K. T. Heinze.

(Beschluß.)

Ob in der königlichen Bibliothek zu Paris noch etwas der Art zu finden seyn dürfte oder nicht, ist nicht so gewiß. Doch hat Jemand im Publiciste, wie der Freymüthige von 1806. Nr. 159. S. 119. sagt, die Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller von Saxo Grammaticus und Crantz an bis auf Leibnitz und Herder darüber angeführt, daß in der großen Bibliothek zu Paris noch Bardengesänge der alten Deutschen zu finden seyen. Hätte sich Heinze an seinen deutschen Landsmann, den um alle Deutsche, welche die Schätze der königlichen Bibliothek zu benutzen wünschen, durch die größte Bereitwilligkeit und selbst mit Aufopferung

Digitized by Google

vieler Zeit und Mühe verbundenen Gefälligkeit höchst verdienten Professor und Bibliothekar Hasr in Paris mit seiner Angelegenheit gewendet, so hätte er höchst wahrscheinlich erfahren, ob sich unter den dortigen Handschriften solchr Bardenlirder befinden oder nicht.

Es blied aber dir Preisaufgabe ohne Erfolg, und wenn gleich Heinzr noch immer nicht an der Möglichkeit der Wiederauffindung jener alten Bardenlieder zweifelte, so war er doch schon rntschlossen, die ausgesetzten hundert Dukaten, deren Zinsen zu den laufenden Ausgaben bey seinem in dieser Angelegenheit ausgeführten ausgedreiteten Briefwechsel nicht hinreichten, zu einem andern großen vaterländisch alterthümlichen Zweck, wir z. B. einer deutschen Alterthums-Anstalt, als einen Beotrag hinzugeben. Den ersten Gedanken und Wunsch für Anlegung einer deutschen Alterthümer-Sammlung in Berlin legte er Sr. Majestät dem König von Preußen in einem Schreiben vom 24. Januar 1805 vor, worin es unter Andern heißt: „Daß in Höchst-Dero Staaten, besonders in Westphalen, noch so viele römische und teutsche Alterthümer aller Art theils in der Erde verborgen, theils über derselben zerstreut sind*), macht mich so kühn, Ew. Majestät allerunterthänigst eine Alterthums-Kommission, die nach und nach alle Provinzen der preußischen Staaten bereisete, mit Westphalen, als dem klassischen Boden der deutschen Vorzeit, den Anfang machte, und durch zu Hülfe genommene Arbeiter alles Merkwürdige aufsuchte, sammelte, beschriebe und sofort nach Berlin für die große Alterthums-Halle sendete, in Vorschlag zu bringen.“ Er erbot sich zugleich zu Ausarbeitung eines Plans zu diesem Geschäft u. s. w. Allein der gute Gedanke gedieh nicht zur Ausführung, und der Wunsch blieb ein frommer. Einen ähnlichen Vorschlag zu einer deutschen Alterthums-Anstalt — etwa in einer freyen Reichsstadt zu errichten, bey der neben einer Sammlung deutscher Alterthümer auch ein Mann oder mehrere für dieses Fach angestellt, und, das deutsche Alterthum aufhellende, Schriften zu Druck befördert würden — machte er im Jahr 1806 dem Kurfürsten-Erzkanzler, und erbot sich ebenfalls zu Entwerfung eines Planes dazu und zur Mithülfe bey der Ausführung. Aber die Antwort darauf war, wie sich vermuthen ließ, folgende:

Werthester Herr!

Aus Ihrem geehrten Schreiben habe ich mit vielem Vergnügen das Zutrauen entnommen, welches Sie auf mich in ihrer vorhabenden Ausarbeitung des für das Alterthum so interessanten Werks gesetzt haben. So gern ich auch Ihren Wünschen, zur Errichtung einer Alterthums-Anstalt und zur Gründung des hierzu erforderlichen Fonds, entsprechen möchte, so unmöglich macht solches die dermalige Lage Deutschlands. Meine Verhältnisse gestatten mir auch nicht, mich bey dem französischen Kaiser zur Entsprechung Ihrer Wünsche durch Empfehlungen zu verwenden. Jede Gelegenheit wird mir übrigens angenehm seyn, Ihnen jene besondere Werthschätzung zu beweisen, mit welcher ich bin

Regensburg, den 26. März 1806. Dero wohlaffektionirter Karl.

So blieben Heinzr's sehnlichste Wünsche unerfüllt, und doch erkaltete seine Liebe für deutsches Alterthum und altdeutsches Schriftenwesen nicht. Er suchte und forschte dennoch in allen Kloster- und Stiftsbibliotheken Schlesiens, zu deren Stiftung und Vereinigung zu einer Centralbibliothek in Breslau er späterhin von der preußischen Regierung mitgebraucht wurde, und er war der thätigste Mitarbeiter und Beförderer der in Breslau herausgekommenen Schriften dieser Art, und nur Krankheit und Noth konnten ihn dahin bringen, die aufgespaeten hundert Ducaten nach und nach anzugreifen, nämlich zu Wiedererlangung seiner geschwächten Gesundheit anzuwenden und sich selbst für die Zwecke der zusammengebrachten Summe zu erhalten. Er schrieb aber, — indem er den im Jahre 1813 abermals in Breslau einrückenden Franzosen aus dem Wege und seinem Tode im Bade Reinerz entgegenging — zu zeitig von seinen Freunden, mitten unter seinen Wünschen und Hoffnungen.

Bonn, im Januar 1825.

Th. Bernd.

*) Daß er sich im Ganzen darin nicht irrte, beweisen die schon zu jener Zeit und seitdem aufgefundenen Alterthümer, in den westphälischen und rheinischen Provinzen des preußischen Staates, wovon durch die löbliche und nachahmungswerthe Theilnahme vieler Besitzer, welche dieselben der neuen allgemeinen Lehranstalt in Bonn schenkten, eine ansehnliche Menge in eine römisch-deutsche Alterthumssammlung daselbst vereinigt worden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im März.

(Fortsetzung.)

Nächstdem erschienen Goethe's Mitschuldigen wieder auf der Bühne. Ich gebe gern zu, daß der Gesammteindruck, welchen man von diesem kleinen Lustspiele empfängt, kein Gefühl vollkommen reiner Lust ist, indem die Empfindung, welche dem Leser oder Zuschauer Söllers Diebstahl erregt, nicht ganz beschwichtigt werden kann; allein wenn die Darstellenden nicht blos bey ihren Rollen stehen blieben, sondern sich einen lebendigen Ueberblick des ganzen Bildes, in welchem sie als Figuren auftreten, eine genauere Einsicht in die Bedeutung dieser Figuren erworben haben, und nur sonst in diesem Gebiete der Darstellung bewandert sind, so kann es auch nicht fehlen, daß die Lebendigkeit dieser Goethe'schen Schilderung den Zuschauer fast auf ähnliche Weise spannen und anziehen wird, wie der Anblick eines geistreichen niederländischen Bildes. Goethe's Bild hat das Eigene, daß es durch seine Treue das darin geschilderte Leben ironisch selbst vernichtet. In seinem Ursprung sich an eine Zeit anschließend, wo feinere Intrigue, Luxus und alle Art Verderbniß sich in das Bürger-

leben der größeren Städte einschlich, schildert es Menschen, die, weil sie alle ein wenig anrüchig sind, sich, wie man zu sagen pflegt, einander wenig vorzuwerfen haben; keiner bleibt in den Schranken seines Rechts, keiner traut dem andern, jeder sucht den andern ein wenig zu überlisten; nur der Grad des Sträflichen macht die Differenz. Von dieser Ansicht, mein' ich, müssen die Darstellenden ausgehen, um den Sinn des Stücks zur klaren Anschauung zu bringen.

Der alte Wirth scheint die leichteste Schuld zu tragen; das Alter entschuldigt seine Neugierde etwas; doch steht diese Untugend dem Wirthe gerade am wenigsten an. Daß er seinem Schwiegersohne, an dem er übrigens schlecht gewählt hat, kein Vorbild zu seyn im Stande ist, merkt man gleich an der Art, wie dieser seine Strafpredigt aufnimmt; sobald dieser schlauer Weise das Gespräch auf politische Neuigkeiten gebracht hat, ist auch sein Zorn vergessen, und man sieht, daß ihm dieser Gegenstand über seine Wirthschaft geht. (Hat Hr. von Zieten diesen Zorn, aus welchem die Schwäche hervorblickt, in der ersten Scene zur Anschauung gebracht? Ich kann diese Frage nicht bejahen, noch weniger den stark applaudirten Moment der Darstellung loben, wo der getauschte und gefoppte Neuigkeitsspürer in Ermanglung eines andern Gegenstandes, an welchem er seinen Aerger auslassen könnte, den alten Großvaterstuhl ausbläut — weil dieser Akt, wenn er vollkommen lustig ausfallen soll, in einer Art blinder Rage und nicht in weitausholenden, auf den komischen Effekt absichtlich hinzielenden Sprüngen — vollzogen werden muß; dennoch bin ich geneigt, Hrn. von Zieten den Vorrang, welchen er in der Charakteristik behauptet und nur durch Uebertreibung und Unreue des Gedächtnisses zuweilen verliert, auch hier zuzuerkennen. Sein Wirth war in diesem Bilde die lebendigste Figur, und in der Scene, wo Vater und Tochter sich über die Ursache des gedachten Kassendefekts gegenseitig mißverstehen, wo er bringen soll, was er nicht hat, und was er aus den Händen der Tochter erwartet, äußerst wahr und ergötzlich. Er ging durch die Töne und Geberden des Befremdens, Staunens, der Entrüstung und des Aergers leicht und sicher hindurch). Unter den beyden Eheleuten scheidet jeder einen Theil seiner Schuld auf den andern. Aber eine Schauspielerin würde sehr fehl greifen, welche Sophien als rein Bemitleidenswerthe und Gedrückte darstellte, da es bey Goethe so ganz anders mit klaren Worten geschrieben steht. Sophie ist eine reife Schöne des Bürgerstandes, welche sonst einen Kreis von Anbetern um sich versammelte, den trockern Mann nahm — nur um einen zu haben, jetzt aber mit Seufzern in ihre Rosenzeit zurückblickt, und als der Anbeter aus voriger Zeit wiederkehrt, die Gefahr seiner Nähe und ihn selbst fürchtet, weil sie sich zu schwach weiß, ihm zu widerstehen. Ihre frühere Neigung zu ihm wird gehoben durch die Vergleichung mit der unerfreulichen Gegenwart. Man zweifelt nicht, daß sie nach einigem Widerstande bereit seyn werde, von der verbotenen Frucht zu kosten. Die Furcht ist auch bald überwunden, sie ist über den nächtlichen Besuch mit dem kühnen Anbeter einverstanden, und weiß auch den saubern Eheherrn sicher zu machen („Wie wär's du nähmst mich mit") und wie der Vater den saubern Schwiegersohn ruhig ziehen läßt, um seinem geheimen Ziele näher zu kommen, so läßt auch Sophie den Ehemann seinem Vergnügen gern nachgehen, und gibt nur einige unzulängliche Warnungen mit auf den Weg. Kurz, wenn auch die Heftigkeit der Jugendliebe und eine Regung der weiblichen Natur der unerlaubten Zusammenkunft eine mildernde Farbe und Wendung gibt, so kommt dem Zuhörer doch die Versicherung Sophiens gegen den alten Geliebten: „Ich hab' ein Herz, das nicht lebt für die Tugend ist," wenn er sie auch dem Buchstaben nach für wahr hält, ein wenig verdächtig vor. Das Zwielicht in welchem Sophiens Charakter steht, macht die Darstellung dieser Rolle zu einer nicht leichten Aufgabe. Gewöhnliche Schauspielerinnen übersehen die feine Ironie, welche in der ganzen Stellung dieses Charakters liegt, und spielen die Rolle in das Gebiet der allgemeinen Sentimentalität hinüber, aus welcher sie plump herausfallen müssen in denjenigen Stellen, welche offenbar mit einer solchen Stimmung im Widerspruche sind. — Ein schwererer Sünder noch ist Hero Alcest. Seine Absicht auf fremdes Eigenthum liegt zu klar am Tage („Bekenn es ehrlich nur, was dich hieher getrieben; — und die Freygeisterey, und was du sonst gedacht. — der Hohn, den du ihr sprachst, den Plan, den du gemacht ꝛc.") er spielt anfangs den schmachtenden Liebhaber, um das Weib desto sicherer zu fangen, macht aber dann seine Anträge um so kühner und weiß durch Trotz zu seinem Zwecke zu kommen; den Mann scheut er nicht, weil er ihn verachtet („der Teufel hol' den Mann, so bist du Wittwe!") und würde, ungeachtet seiner Phrasen von Mitgefühl bey jenem gefährlichen Rendezvous, doch weiter gehen, wenn ihm nicht jener Rest von Heiligkeit aus der ersten Jugendliebe einigen Widerstand leistete. Auch vermag er sich nach der ersten Verwunderung, in welche ihn die Beschuldigung Sophiens versetzt, gar leicht in einen andern Ton zu versetzen, und fordert das gewissermaßen als Recht und Entschädigung, was er vorher als Gegenstand der freyen Gunst bestrebte. Zuletzt steht er doch dem Manne nicht mit gutem Gewissen gegenüber, und muß die Frau um Verzeihung bitten. Am schmählichsten wird diese Rolle vergriffen, wenn man nur den zärtlichen, wol gar edeln Liebhaber in ihr sieht. — Söller, mit seiner bedeutenden Anlage zur Lüderlichkeit, ist mit den schärfsten Umrissen geschildert, und doch ist die Darstellung keine geringe Aufgabe. Am meisten wird oft übersehen, daß Söller seine Frau vom Anfange an immer im Auge hat, und es trägt doch zu Milderung seiner übrigen Charakterzüge sehr bey, daß er das Verhältniß seiner Frau zu Alcest gar nicht mit gleichgültigen Blicken betrachtet. Noch mehr wird gefehlt, wenn man dem Humor des wüsten Menschen einen Zusatz von Phlegma oder Kälte gibt, der durch nichts motivirt wird; denn seine eigene Aeußerung: „Ich hab' kein schnelles Blut; das ist sein Glück!" deutet mehr auf Getroffenseyn und Feigheit hin; alles Andere aber spricht dagegen. In seinem jugendlichen Leichtsinn und dem Interesse, was er noch an seiner Frau nimmt, glaubt man vielmehr noch eine Aussicht auf die Verbesserlichkeit seines Charakters zu finden. Kälte zieht ihn ganz in's Brutale herab. — Durch diese Darstellung bestätigte es mir, daß ein aufmerksamer Zuschauer, sobald von keiner oberflächlichen Charakteristik die Rede ist, wie man sie in den neuesten Theaterprodukten fast ohne Ausnahme findet, und sobald er mit einem Stücke, welches wie das obige durch tüchtige Charakteristik sich auszeichnet, genauer vertraut ist, eine theatralische Vorstellung desselben jetzt fast immer oberflächlich und unbefriedigend finden wird. — Aber welche Forderung, wird mancher rufen: „mit einem kleinen Lustspiel, deren man ein Dutzend geben müßte, um die sechs Tage der Woche auszufüllen, so viele Umstände zu machen!" Zugestanden! So lange man im Theater spielen und zuschauen wird, um wo möglich die 365 Abende des Jahres auszufüllen, ist kein großes Gedeihen der wahren Schauspielkunst zu erwarten. Einzelne Bestrebungen, die man immer anzuerkennen bereit seyn wird, bilden noch kein Ganzes, und werden oft in den allgemeinen Strudel der Veränderung mit fortgerissen. Dieß mein Glaubensbekenntniß ein für allemal.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. April 1825.

Geist der Dinge! die Form des All's! ich schaue die Krone
Deines Haupts, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen der Mond und die Sonne.

Cicero und die Einwohner im Monde.

Es ist allerdings sehr auffallend, daß in Nr. 336. des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen des Jahrs 1824 Cicero als ein Cicerone für die großen Städte und Anlagen im Monde aufgeführt wird; und noch mehr, daß nach keinem andern Lohnbedienten gefragt wird, der ihn unterrichtet. Daß der große und herrliche Redner, der noch jezt in den Schulen als Muster verehrt wird, dieses Gewerbe erst in spätern Jahren, nachdem er sich vom Reden zum Schreiben gewandt, ergriffen, ist uns Allen bekannt. Er sprach schweigend, das heißt, er schrieb, und führte seine Quiriten durch die Welt und die Schulen der Weltweisen. Wäre er ein Mathematikus oder ein Feldherr gewesen, hätte er sich vielleicht mit Erfindungen dieser Art beschäftigt, und den leeren Raum mit leblosen Gestalten erfüllt. Was er ehemals gelesen und excerpirt, um seine Reden zu schmücken und mit tiefern Gedanken oder kühnern Bildern zu bereichern, das gab er später der römischen Welt unter mancherleo Titel und Gestalt und Quodlibet in seinen sogenannten philosophischen Schriften. Was er vormals gleichsam nur abgesotten hat, um als eine Brühe zu dienen, das gibt er darin, so zu sagen, in Substanz.

Die Frage demnach des Allgemeinen Anzeigers: woher Cicero die Nachricht von den Einwohnern, Städten und Bergen im Monde habe? scheint nicht besonders höflich; wenn Jemand eine herrliche Anekdote angenehm erzählt, wer wird ihn dann durch eine solche kritisch-historische Frage unterbrechen? Was wird auch dadurch gewonnen; hätte Cicero oder der Lohndiente, der ihn unterrichtet, mehr gewußt, er hätte es uns gewiß gesagt. Es scheint mir dieß eben so unhöflich, als wenn man fragte: wo oder woher Cicero seine Bücher gekauft? Ich weiß nicht mehr das Stadtviertel in Rom, wo die Manuskripten-Händler oder Antiquare wohnten; denn damals gab es natürlich keine Buchhandlung. Vielleicht hat der edle Römer als Pro-Konsul manches Werk in den Provinzen entdeckt; daß die Römer Büchersammlungen centralisirten, ist nicht bekannt. (Da das Centrum eigentlich ein Punkt ist, so heißt in's Centrum führen auch wol zu Nichts [denn der Punkt ist Nichts] führen.) Ich kann mir wol denken, daß einst auch Peripherial-Bibliotheken angelegt werden.

Doch ich kehre zum Monde zurück. Es geht den Menschen mit dem Monde, wie den Emigranten, die von immerwährender Sehnsucht nach ihren verlornen Gütern ergriffen sind; oder den Spaniern, die, wie einer im Parlament gesagt, ripæ ulterioris amore ihre Arme ausbreiten. Die Neugier der Menschen löscht nie aus; es ist, wie wenn der Mond ein Stück von uns gewesen wäre, das wir ehemals im Besitz hatten, und jezt geistig wieder erobern müssen. So läßt sich auch der Ausdruck der alten Philosophen denken, welche den Mond eine Gegenerde (Antichthone) nannten. Und so wäre der Mond nicht blos

ein Licht, das die Nacht regiert, sondern das die Sehnsucht der Nacht nach dem Licht, der Unwissenheit nach der Kenntniß, beständig anfacht in den Menschen.

Daß, wo Einwohner sind, auch große Städte sind, wie Cicero vom Mond behauptet, ist ganz im Geiste römischer Civilisation, ob man gleich die Nothwendigkeit nicht einsieht; eben so wenig als die der Berge, da umgekehrt ja auch Höhlen dort seyn können, wie auch Einige behauptet haben.

Die Frage des Allgemeinen Anzeigers scheint dem Cicero nicht so viel Kühnheit oder Erfindungskraft zuzutrauen, daß er den Gedanken von Bewohnern, Städten und Bergen im Monde nicht früh hätte ersinnen können. Daß die Neuern in der Kühnheit weiter gekommen, als die Alten, ist allerdings wahr, und dieß kommt, wie Einige der Meinung sind, von der frühzeitigen geistigen Turnkunst her, nach welcher die Jugend (für welche jetzt leider kein Cicero mehr schreibt) die höchsten Gipfel erklettert, wo der Unterschied zwischen Sinn und Unsinn verschwindet; und das Licht, das den Tag regiert, verwechselt wird mit dem Licht, das die Nacht regiert; wie es dem neapolitanischen Gesandten bey der trüben Luft in London ging. Daß aber die Erfindungskraft durch die neuern Fortschritte in der Musik befördert worden, kann hier nicht weiter gezeigt werden. — Also frage ich, sollte der Mann, der so gewaltig gegen Antonius, so geod gegen Catilina war, nicht den Muth gehabt haben, nachdem er Poeten so eifrig vertheidigt, und selbst lateinische Verse gemacht (freylich nicht so gut, wie wir nach dem Vorbild Virgilii), dem Monde in sein Vollmonds-Angesicht hineinzusagen: „Du bist nur ein Stück Erde, und nicht besser „als die unsrige; und das Schönste, was du hast, ist „noch lange kein Rom, und gewiß sind deine Einwohner „keine Römer; und deine Sichel muß noch lange mähen, „bis sie einen Cicero, wie mich, erntet."

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

(Beschluß.)

In den kleinern Kreisen derselben Gesellschaft benahm man sich bey weitem nicht so vorsichtig; zwar blieb der Ton noch immer in den Grenzen der strengsten Wohlanständigkeit, aber er nahm viel mehr Pikantes an. Nie vernahm man etwas von Kränkung der Ehre, und immer war Zartgefühl obwaltend; gleichwol konnte sich das Medisiren unter den schalkhaften Formen der Traulichkeit, der Unbesonnenheit und der Zerstreuung ohne Aergerniß einschleichen. Die eindringendsten Hiebe wurden geduldet, wenn sie nur mit Geschicklichkeit und scheindarem Gleichmuth geführt wurden; denn üble Nachrede gegen anerkannte Feinde fand keinen Zutritt. Die erste Bedingung beym Medisiren war immer ein unverdächtiger Ursprung desselben, und man mußte, um Gefallen daran zu finden, an die Ergüsse desselben glauben können. Selbst aber auch in der vertrautesten Gesellschaft mußte der Stachel der Bosheit die Schranken der Blutsverwandtschaft, der Freundschaft, der Dankbarkeit und der gewohnten Hausbesuche schonen: sonst aber war Alles gleichgültig ohne Bedenken preisgegeben. Zwar wurde der Ruf nicht angetastet; aber man spottete über den schlechten Ton, über die ländlichen oder gemeinen Sitten, im Gegensatz der städtischen; man machte diejenigen lächerlich, denen man nicht gewogen war; und dieß dieß allerdings sie aufopfern, da solche frivole Aussprüche, wie es nicht anders möglich war, das Ansehen von Gesetzen hatten. Ueberall, wo ein Verein besteht, der sich einmal das höchste Ansehen über andere ähnliche erworben hat, übt derselbe zugleich die Herrschaft eines Gerichtshofes, der in letzter Instanz seine Urtheile fällt. Wohin sollte man auch seine Zuflucht nehmen, wenn kein Asyl einer souveränen Macht mehr möglich ist? Ist einmal eine solche Gesellschaft aus dem Schooß einer Nation verschwunden, die, von harmonischer Empfindung beseelt, über guten Geschmack entscheidet, das ersehnteste Lob spendet, und über jede Art von Schicklichkeit das Urtheil fällt, so ist die mächtige Waffe des Lächerlichen zerbrochen; und darum ist denn auch bey rohen, oder in Barbarey versunkenen, und selbst solchen Völkern, die lange Zeit von heftigen politischen Stürmen heimgesucht waren, das Lächerliche verschwunden. Die wichtigste und eiligste Aufgabe nach solchen Stürmen ist die Wiederherstellung der Grundsätze; die Grazie aber läßt sich nicht organisiren, und Edikte verleihen ihr noch kein neues Leben; ihre Flucht erfolgt leider nur zu schnell, aber es bedarf langer Zeit, um sie wieder heimzuführen. Das einzige Lächerliche, das noch seinen Bestand, selbst bey dem Verfall des guten Geschmacks, behauptet, ist die mit Unverschämtheit gepaarte Thorheit. Diese springt immer und allgemein in allen Ländern und bey allen Nationen in die Augen.

Zur Vollendung des Gemäldes der großen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts muß noch erwähnt werden, daß man in ihren vertrautesten Kreisen von ihr verlangte, daß sich das Medisiren gewissermaßen vertheilte; dieselbe Person, die sich beständig mit Verbreitung desselben beschäftigt hätte, würde sich Haß zugezogen haben. Was man aber vorzugsweise verlangte, war Grazie oder Originalität: schwarze Bosheit ist immer traurig und hat ein gemeines und grobes Gewand; auch würde der Kontrast derselben mit der sonst daselbst üblichen Sorache zu groß gewesen seyn; ihre Heimath war die schlechte Gesellschaft.

Digitized by Google

Gemeinheit in den Sitten oder in der Sprache, und eben so in Handlungen, so wie sie erwiesen war, erhielt nie weder Verzeihung, noch Entschuldigung. Es fehlte an Reichthum der Grundsätze, um in tiefster Seele von einer Niederträchtigkeit entrüstet zu werden, durch welche großer Gewinn oder eine vortheilhafte Stelle errungen wurde; man besaß aber damals noch mehr Eitelkeit, als Habsucht, und so lange der Stolz diesen Charakter aufrecht erhält, kann er noch den Anschein von Größe haben. Wenn die einteäglichen Niederträchtigkeiten mit einiger Vorsicht und gewissen äußern Formen begangen wurden, so schien man sich leicht zu überreden, in ihnen, so wie sie gelungen waren, nur eine erlaubte Geschicklichkeit zu sehen: gerade wie bey den Lacedämoniern unter den Dieben nur die Ungeschickten bestraft wueden. Man hat in jener Periode niemals freche Niederträchtigkeiten gesehen, und dieß will schon viel heißen; nie sah man, daß ein Freund den andern bey Hofe gestürzt hätte, oder daß ein entlassener Minister feig von denen verlassen worden wäre, die ihm in den Tagen seiner Gunst beständig den Hof gemacht hatten. Im Gegentheil, da das Herz und die Grundsätze einen unendlich geringern Einfluß auf das Betragen hatten, als die Eitelkeit, so übte man alle großmüthigen Handlungen mit einem gewissen äußeen Pomp, der sich am Ende bis zum Uebermuth steigerte; denn man begnügte sich nicht damit, einem verwiesenen Minister Besuche zu machen, sondern man weihte ihm eine Art höherer, religiöser Verehrung, man bot dem Souverän, der ihn verbannt hatte, offenbaren Trotz. . . . .

Das moralische Gesetzbuch dieser glänzenden Gesellschaft beruhte, wie bereits erwähnt, nur noch auf einer sehr zerbrechlichen Grundlage, die immer den Einsturz drohte; es gab aber doch noch Gesetzgeber und Richter, die Gesetze waren noch nicht aufgehoben. Diese große Gesellschaft (grande société) oder der gute Verein (bonne compagnie) beschränkte sich nicht blos auf den Ausspruch frivoler Urtheile über guten Ton und Sitten; sie übte auch eine strenge sehr nützliche Polizey über die Sitten aus, die gewissermaßen als Ersatz für mangelnde Gesetze diente. Durch ihren Tadel steuerte sie den Lastern, welche von Seite der Gerichtshöfe unbestraft blieben, dem Undank, dem Geize. Die Gerichte befaßten sich mit der Bestrafung schlechter Handlungen, und die Gesellschaft mit der Züchtigung schlechten Betragens. Eine von ihr ausgehende allgemeine Mißbilligung machte für die betreffende Person einen Theil ihres persönlichen Ansehens aus; eine Ausschließung aus ihrer Mitte hatte den nachtheiligsten Einfluß auf ihr Geschick. Ein ganzes Daseyn wurde durch den furchtbaren Ausspruch zu Grunde gerichtet: Jedermann hat ihm seine Thüre verschlossen; und darunter verstand man nur die Mitglieder dieser Gesellschaft. Diese Macht war weder die des Königthums, noch die der Parlamente und der Gerichtshöfe; es war die Macht der Ehre, die bis zu der Revolution eine unumschränkte Herrschaft genoß, und die Personen, welche sie, vermöge einstimmiger Bewilligung, ohne Widerspruch und ohne Empörung übten, waren um so mehr berechtigt, sich ausschließend die gute Gesellschaft zu nennen, da sie ihre Herrschaft niemals mißbrauchten. Nachsichtig in solcher Art von spöttischem Tadel, der den Ruf nicht befleckte, waren sie darin einig, entehrenden Beschuldigungen nue dann Glauben beyzumessen, wenn die öffentliche und allgemeine Stimme, und die stärksten moralischen Beweise ihnen als Unterlage dienten. In einem bewundernswürdigen Gerechtigkeitsgefühle aber wurde diese Ehre, die von zarterer Beschaffenheit als die Gesetze ist, aus diesem Grunde noch beschränkter gehandhabt: da ihre Urtheile sich nicht auf unwidersprechliche Beweise gründeten, so waren sie auch nicht in lezter Instanz gesprochen; es war blos eine Verweisung in die schlechte Gesellschaft damit verknüpft, ohne daß eine Rückkehr auf immer abgeschnitten gewesen wäre. Wir haben bereits erwähnt, und wollen hier von Neuem darauf aufmerksam machen, daß man nie den Unterschied aufstellte, der zwischen Personen stattfand, die durch die öffentliche Meinung beschimpft, oder durch eine auffallende unwiderspreechliche Handlung, oder durch einen gesetzlichen Urtheilsspruch gebrandmarkt waren. Beydes wurde immer mit einander vermischt: in jedem von diesen Fällen nannte man solche Personen entehrt, und darin liegt weder Gerechtigkeit noch Wahrheit.

Wer von öffentlicher Meinung spricht, hat es blos mit einer Ansicht zu thun, die nicht auf bestimmten Beweisen beruht. Wären solche Beweise vorhanden, so fände nicht eine bloße Meinung statt, sondern ein förmliches, unabweisbares Urtheil: nur aber ein solches Urtheil führt eine wirkliche Entehrung herbey. Die blos öffentliche Meinung, so allgemein, so gegründet sie auch erscheinen mag, versetzt, wie gesagt (so sehen sie die Ehre angreift) die betreffende Person in die schlechte Gesellschaft; dieses Urtheil ist aber nicht unwiderruflich, weil es die Macht zu entehren nicht besitzt. Daher sah man auch Leute, die von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt waren, zehn, fünfzehn und zwanzig Jahre lang in sehr schlechter Gesellschaft, dann aber, durch eine Veränderung der Sitten, durch glückliche Vorfälle, schnell ein anderes Daseyn gewinnen, und in die sehr gute Gesellschaft eintreten. Ein Mann, auf dem der Schimpf eines öffentlichen gerichtlichen Verfahrens haftete, oder der auf eine unbezweifelbare Art vor einer Armee geflohen ist, bleibt unwiederbringlich entehrt, weil sich die Entehrung niemals verwische. Bey gesellschaftlichen Beschuldigungen aber gibt es weder gesetzmäßige Zeugen, noch Confrontationen, noch unabweisliche Gewißheit, und man kann bestimmt annehmen, daß sich immer viele verläumderische Zusätze einmischen. Eine Frau kann durch einen einzigen auffallenden Vorfall, wenn man ihn nicht läugnen kann, verloren seyn; sie kann aber auch,

Digitized by Google

nach tausend Ausschweifungen, sich aufrecht erhalten, oder wieder erheben, wenn bloßes Hörensagen, bloße Meinung gegen sie vorliegt. Dieß ist gerecht, indem der Grundsatz, nämlich die Entehrung, d. h. der unauslöschliche Flecken, sich nur mit unwidersprechlichen Beweisen verträgt, und dann Billigkeit mit Nutzen paart. Besäße die öffentliche Meinung die Macht zu entehren, so würde die Bosheit keine Schranken, die Verläumdung keinen Zaum mehr haben. Man muß sich in der That wundern, wie sich diese Dinge, ohne Gesetze und Verordnungen, von selbst in der Gesellschaft eingerichtet haben. Hätte die öffentliche Meinung keine Macht, so würde das Laster in abscheulicher Unverschämtheit erscheinen, und der Schwache und Furchtsame würde dadurch weit leichter überwältigt werden. In einer wohlgeordneten Gesellschaft genießt die öffentliche Meinung genau den gebührenden Grad des Einflusses, und ihr vollkommenes Gleichgewicht ist die beste Stütze der guten Sitten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im März.

(Beschluß.)

Nach diesen Voraussetzungen wird es nicht befremden, wenn ich sage, daß mich die auf jenes Lustspiel folgende Darstellung des Liederspiels: die Wiener in Berlin, vollkommen befriedigt hat. Die muntere Farbe, die dieser Scherz trägt, kann den Zuschauer wol erheitern, der nicht mehr erwartet als gegeben werden soll. Hr. Devrient hat sich den erforderlichen Dialekt ganz zu eigen gemacht, und verbindet ihn mit der Gutherzigkeit, deren natürlicher Ausdruck derselbe ist. Mad. Devrient ist wirklich, wie der alte Wiener sagt, „blitzsauber," und in ihrem Benehmen als Wiener Dienstmädchen höchst einnehmend. In dem unbedeutendsten Stoffe zeigt sich das Talent; ihr Vortrag des Liedchens: „In Berlin sagt er," ist fast in jeder Zeile nach Beschaffenheit des Textes anders, und gibt durch Pausen, Accente, veränderte Bewegung der einförmigen Melodie eine holde Mannigfaltigkeit; dagegen sich Dlle. Hanf (Kathi) noch innerhalb der Schranken einer allgemeinen Freundlichkeit hält, die sich mit einer gewissen Lebhaftigkeit äußert.

Kürzlich wurde uns ein neues Produkt des Dr. Töpfer vorgesetzt, genannt Seyn und Schein. Graf Brock, ein junger, eben aus Paris kommender, dem Schein etwas anhängender Edelmann, ist der Meinung, daß nur die Frauenzimmer der südlichen Nationen wahrhaft liebenswerth sind, und würdigt daher die ihm bestimmte Braut seines tiefen Blicks. Diese darüber ohne Noth gekränkt, beschließt sich zu rächen, und spielt daher, als er ihr näher kommt, zuerst die Einfältige, zieht aber nachher auf einem Balle als graziöse Maske alle seine Sinne an sich, worauf sie ihm dann sans masque die Lehre gibt, daß auch die deutschen Damen liebenswürdig seyn können. (Mad. Genast spielte diese Rolle mit dem ihr eigenen Anstand und in der Verstellungsscene äußerst glücklich.) Um diese schwache Handlung in den Gang zu bringen, muß der Zuschauer eine höchst langweilige Unterredung zwischen dem Grafen und seinem Freund mit anhören, in welcher von der Liebenswürdigkeit der südlichen Frauen die Rede ist, und eine Ode erwartet ihn da, wo jener nach dem Scheine urtheilende Fant auf einmal in hochtrabenden gefühlvollen Worten von der Tiefe und Wahrheit seiner Liebe — zu einer Maske spricht. Um nun dem Gegenstande etwas Breite zu geben, läuft noch eine andere Handlung nebst einer Menge Figuren aus der sogenannten großen Welt nebenher. Ein junger vornehmer Ehemann, der früher ein lockerer Petitmaitre gewesen, (für solche Rollen hat Hr. Genast zu wenig äußere Haltung) hält jetzt seine junge Gattin (Mad. Schmidt) um der blindesten Eifersucht vor dem Erscheinen in der großen Welt zurück. Als aber doch die Unerfahrne durch die Geschäftigkeit einiger weltklugen Damen in dieselbe eingeführt wird, und der Mann gute Miene dazu machen muß, kommt sie eben auf jenem Maskenballe durch einen schlechten Patron, der sie in einer der Kleidung ihres Mannes vollkommen gleichenden Maske entführen wollte, in eine auffallende Gefahr für ihre Ehre, aus welcher sie durch einen jungen Menschen von soliden Grundsätzen (er sollte Herr Seyn heißen) errettet wird. Der Ehegatte macht ihm, dafür dankbar, zu seinem Schwager. Zu den Nebenfiguren aus der vornehmen Welt gehört jener junge Unverschämte, der den Weibern nachstellt (Hr. Koch), nebst dem alternden Fräulein Schnadder (von Mad. Köhert recht brav dargestellt) eine zweyte Auflage der Frau von Sylben, die immer von ihrem lebhaften Temperament und ihrer südlichen Lebendigkeit spricht, und dem oben genannten Herrn durch eine Gegenintrigue des edeln Jünglings (Hr. Devrient) bey jener beabsichtigten Entführung untergeschoben wird (eine wirklich komische Situation, die lustigste des Stücks); ferner ein schwacher Papa, der den Leuten einreden will, er besitze ein starkes Ahnungsvermögen (durch Hrn. von Zieten etwas schlottrig dargestellt) ein geldsüchtiger Bedienter ꝛc.

Aber bedurfte es denn so großen Aufwandes, um zu zeigen, daß man in dem täglichen Leben Seyn vom Schein unterscheiden muß? Wenigstens würde es viel komischer und vielleicht auch zeitgemäßer gewesen seyn, das Bestreben nach Schein unter den niedern Ständen darzustellen, welche es der vornehmen Welt gleichthun wollen, und bey denen wenigstens nicht so viel Reflexion über Schein und Seyn, durch welche hier die Wirkung der Handlung offenbar geschwächt wird, zu finden ist. Uebrigens ist bis zum dritten Akte des Stücks noch nicht recht von Handlung die Rede; im vierten ist die Lektion eigentlich schon gegeben, weßhalb kein Finger nachzuhinken brauchte. Das Ganze besteht daher mehr aus Situationen und abgerissenen Schilderungen der vornehmen Welt. Die Charaktere sind skizzenhaft, doch nicht ohne Lebhaftigkeit gezeichnet, nur der Hauptcharakter scheint, wie eben angedeutet, verzeichnet. Der Dialog ist matt und doch zuweilen in's Pathetische hinaufstrebend. Aber, werden die Liebhaber der Neuigkeiten fragen, was hat denn der Verfasser sonst gethan, um sein Produkt piquant zu machen? Was hat er statt der Apotheke, der Küche ꝛc. angebracht? Wir haben schon erwähnt; einen Maskenball, auf welchem die Schöne, die sich ihrem Bräutigam öffentlich in ihrer Liebenswürdigkeit zeigen will, mit einer andern unbekannten Maske ein pas de deux tanzt, und Nota bene zugleich auf der Guitarre dazu musicirt. Außer dieser schwierigen Kunstverbindung werden den Zuschauern noch manche komische Anekdoteneinfälle ansprechen. Dessenungeachtet würde sich vielleicht keine Hand nach der in Vielem gelungenen Vorstellung dieser Neuigkeit gerührt haben, wenn nicht der schlaue Dichter eine kleine captatio benevolentiae von besagtem Talent, voller Grazie gesprochen, am Schlusse hinzugefügt hätte, durch welche der Zuschauer, der etwa das Unglück haben sollte, trotz der vielen ausdrücklichen Hinweisungen auf den Gegensatz, welchen schon der Titel des Stücks ausspricht, mit seinem eigenen Verstand über den Sinn der Fabel noch nicht in's Klare gekommen zu seyn, den adligen Aufschluß in einigen sehnlautenden Versen empfängt; die Sprechende verheißt, daß sie im Ernst eine gute Hausfrau werden wolle, welches gar löblich ist. Obgleich man nun dem neuen Produkte nachsagen könnte, daß es ein Lustspiel nur zu seyn scheine, so darf man doch dem talentvollen Verfasser rathen, nicht zu ermüden, und seine Kraft zu Hervorbringung eines gediegeneren Werkes zu stärken. Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. April 1825.

Wer am hülfevertrauenden Freund, der gut gesinnt,
Trug verüben kann und Argliſt,
Den betrüglichen Mann, wie kannſt, göttliche du!
Erde, länger ihn tragen noch?

Indiſcher Spruch.

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Inſel Amſterdam.

Den 13. Juli ſchiffte ich mich zu Isle de France auf der Brick Emilie ein. Die Beſtimmung des Fahrzeugs war der Pelzhandel an der nord-weſtlichen Küſte von Amerika; da aber ſo eben der Krieg zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen war, ſo ward die amerikaniſche Flagge aufgeſteckt, auch die Mannſchaft halb aus Franzoſen, halb aus Amerikanern zuſammengeſezt, und der offizielle Oberbefehl des Schiffes dem Herrn Owen, einem Amerikaner, gegeben. In der Nähe der Inſel Amſterdam entdeckten wir ein Schiff, den Nootka, Kapitän Wamsley, das, von Canton kommend, ſo eben ſieben ſeiner Leute von der Inſel abgeholt hatte, welche es früher daſelbſt zurück gelaſſen, um eine Ladung Seehundsfelle zu machen. Die Schiffe kamen ſich ſo nahe, daß Kapitän Owen an Bord des Nootka ging; bey ſeiner Rückkehr verſicherte er, Kapitän Wamsley habe ihm wichtige Aufſchlüſſe und Anleitungen über den Fang der Seehundsfelle, die Behandlung der Häute und den Verkauf derſelben in China gegeben, ihm auch Einen ſeiner Leute, der in dieſem Geſchäft ſehr erfahren ſey, zu überlaſſen verſprochen, und that endlich den Vorſchlag, daß ein Offizier und vier Matroſen ſich entſchließen ſollten, auf der Inſel zu bleiben, um den Seehundsfang zu betreiben, bis er ſie nach fünfzehn Monaten, bey ſeiner Rückkehr von Canton, abholen würde. Ueber den Vortheil, den dieſer Plan gewähren würde, waren wir Alle einig; allein Niemand wollte ſich entſchließen, das Opfer zu bringen, und lange verſchwendete der Kapitän Bitten und Verſprechungen umſonſt. Endlich bot ich ſelbſt mich dazu an, und drey Matroſen, davon zwey Franzoſen und ein Engländer, folgten meinem Beyſpiel. Kapitän Owen machte ſich nun förmlich anheiſchig, in fünfzehn Monaten zurückzukehren und uns abzuholen, und uns hinlänglich mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen für dieſe Zeit zu verſehen, auch uns als Gehülfen einen erfahrnen und ſtarken Matroſen von dem Nootka zu verſchaffen. Im Vertrauen auf den geſchloſſenen Kontrakt ging ich den 1. September mit der Schaluppe an's Land, und nahm einen Theil der verſprochenen Lebensmittel mit, der Reſt ſollte mir nachgeſchickt werden; allein, obgleich das Wetter und die See günſtig waren, kam nichts mehr von der Emilie an's Land. In der Nacht brachte uns das Boot des Nootka den verſprochenen Gehülfen, aber – ſtatt des rüſtigen Mannes, den man uns verheißen, war es ein dem Tode naher, zum Skelett abgemagerter Menſch. Ich weigerte mich, ihn anzunehmen; allein der Offizier, der ihn gebracht, berief ſich auf ſeine Ordre, und überreichte mir zugleich ein Certifikat des Kapitän Owen, worin dieſer ausſagte, ich ſey der Seehundsjagd wegen auf der Inſel Amſterdam zurückgeblieben, wozu ich auf zwey Jahre mit Lebensmitteln verſehen worden ſey, und empfahl mich zugleich dem Wohlwollen der

Schiffe, welche etwa dieſe Inſel berühren ſollten. Am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang ſah ich die beyden Schiffe ſich mit vollen Segeln entfernen; nachdem ich ſie lange mit den Augen verfolgt hatte, ſank ich wie vernichtet nieder.

Um dem Leſer einen Begriff von unſerer Lage zu geben, will ich der Geſchichte unſers Aufenthalts eine kurze Beſchreibung der Inſel vorausgehen laſſen. Sie liegt bekanntlich in der Südſee, ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Kap und Neuholland, und gegen eine Meile von der Inſel St. Paul. Ihr Umfang beträgt ungefähr fünf Quadrat-Lieues. In der Mitte und an der Oſtſeite iſt ſie am höchſten; hier ſchließen faſt ſenkrechte Felſen eine Bucht ein. Die Geſtalt der Inſel iſt ungefähr die eines menſchlichen Ohres. Dieſe Bucht läßt ſich am ehesten mit einem Topf vergleichen, der an einer Seite herausgebrochen wäre. Der Eingang beträgt gegen achtzig Fuß, und iſt nur während der Flut für Fahrzeuge zugänglich. Die Höhe der Felſen, welche das Ufer bilden, iſt an manchen Orten gegen achthundert Fuß; ſie zeigen, ſo wie die ganze Inſel, deutliche Spuren eines vulkaniſchen Urſprungs, und wirklich ſcheint die Bucht ſelbſt zum Theil der Krater eines Vulkans geweſen zu ſeyn, deſſen eine Seite eingeſtürzt iſt, und ſo dem Meer einen Durchgang in's Innere eröffnet hat; ſie hat zwey Seemeilen im Umfang, und obgleich während der Flut keine Gefahr für die Fahrzeuge vorhanden iſt, ſo ſtürzt ſich bey der Ebbe das Waſſer mit großer Gewalt aus der engen Oeffnung in die offene See hinaus, wodurch, wenn auch die See draußen ruhig iſt, in der Bucht eine ſehr heftige Bewegung entſteht, der es ſchwer iſt, zu widerſtehen. Am Eingang der Bucht, etwa fünfzig Toiſen vom Ufer, erhebt ſich ein einzelner Fels gegen hundert-und-achtzig Fuß hoch aus dem Meer; ſeiner Geſtalt wegen gaben wir ihm den Namen Zuckerhut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cicero und die Einwohner im Monde.

(Beſchluß.)

Ich laſſe mich nun nicht weiter auf die Hypotheſen des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen ein, ob Cicero durch Somnambulen, durch Druiden, durch Hekatäus ſeine Nachricht vom Monde erhalten. Nur möchte ich dieß noch bemerken, daß Cicero durch die bekannte und berühmte Erdſe auf ſeiner Naſe leichter als Andere, und gleichſam mit der Naſe, auf den Gedanken eines Trabanten (wie der Mond für die Erde) geführt werden konnte.

Welch ein Mißgeſchick! Welch ein Unglück, muß ich hier ausrufen, für einen Gelehrten, wenn er ſich dem Quellenſtudium ergibt! Die ſchönſten Gedanken löſen ſich in dieſem reinen Quellwaſſer auf, wie Kupfer in Vitriolſäure; und Niemand gibt ſich die Mühe, dieſe ewig ſprudelnden abzudampfen, damit der edle Kupfervitriol von Wahrheit und Irrthum (der ein draſtiſches Mittel iſt) ſich herauskryſtalliſire. Wahre umgekehrte Mineralwaſſer ſind jene Quellen; für den Geſunden, in der Wahrheit Erſtarkten, ſind ſie kräftigend; dem Kranken, an Irrthum und oberflächlichen Dünkel leidenden Gelehrten ſind ſie Verzweiflung bringend; ganze Abhandlungen für das Morgenblatt zerſtäuben an einem einzigen Tropfen.

Ich ſchlage meinen Cicero nach, und leſe mit Schrecken den Namen des Lohnbedienten, der dem Cicero die Nachricht mitgetheilt aus dem Monde. Xenophanes ait; Xenophanes ſagt's; Xenophanes! Dieſer Name iſt mir widerlicher geworden, als den Kindern und ABCbuchſchreibern Xerres; als den Juden einſt Antiochus Epiphanes; er ſtürzt mich in größere Verlegenheit, als die Hieroglyphiker der Name des Ptolomäus Epiphanes auf der Inſchrift von Roſette. Denn wenn's Cicero ſagt, woher er die Weisheit über den Mond habe, ſo iſt ja die Frage darnach Hoben und Niedeigen unnütz.

Ein Feldherr und ein Gelehrter (lezterer mit der Feder in der Hand zwiſchen ſeinen vier Wänden) kommt nicht aus der Faſſung. Ich behaupte demnach, Xenophanes iſt kein Mann, kein Individuum; es iſt ein bloßer Name, eine eingebildete Münze, eine bloße perſonifizirte Idee. Xenophanes heißt Fremdſchein, in's Deutſche überſezt; dieß deutet Jemand an, der mit fremden, außerordentlichen, ſonderbaren, abſonderlich auffallenden Dingen ſich abgibt, Nachricht gibt, die Kenntniß aller ſolcher Dinge repräſentirt und ihre Mittheilung, und gerade dieß ſagt nicht blos Cicero, ſondern auch andere Alten von dieſem Fremdſchein. Xenophanes heißt alſo die Wiſſenſchaft des Außerordentlichen. Dieſe Verwandlung der Menſchen in Ideen iſt für den Geſchichtſchreiber ein fruchtbares Princip, wenigſtens edler als das, was hier und da bey Einigen ſich zeigt, die Verwandlung der Menſchen in Schweine. — Bey dieſer Veranlaſſung will ich ein neues Wort machen, das man billig einführen kann ſtatt des fremden Wortes Philoſoph. Das Wort Deut-ſchein bedeutet oder ſoll bedeuten Jemand der den Schein deutet, auslegt, erklärt; am Scheinenden das Weſende ſieht; iſt das nicht ein Philoſoph?

Es liegt mir nun ob, zu zeigen, daß was das Alterthum von unſerm Fremdſchein berichtet, ſehr gut mit der Annahme einer perſonifeirten Idee ſich räume; und zugleich erhält der geneigte Leſer einige nicht ungeeignete Beyträge zu dieſer Wiſſenſchaft des Außerordentlichen. — Einige Kapitel weiter oben ſagt Cicero: Fremdſcheln erkennt nur Eine Welt, unveeändert, ungeboren, als Gott; ſie iſt kugelig. Ganz ſtimmt freylich nicht überein, was Plutarch von demſelben Gegenſtand ſagt: er halte den Mond für

Digitized by Google

eine verdichtete Wolke; man müßte sich denn des würtemberg'schen Sprichworts erinnern: Berge werden gemalt wie Wolken, nur ganz anders. Auch ist natürlich, daß Manches nicht ganz verstanden wird, was von dem Außerordentlichen behauptet wird. So mag es dem vortrefflichen Lartantins erganzen seyn, der gegen unsern Fremdschein zu Felde zieht. Man begreift jezt allerdings nicht mehr, warum dieser und andere fromme und gelehrte Väter der Kirche gegen die, zum Theil so gediegenen, Ansichten der heidnischen Philosophen über die Natur, so heftig gestritten, und vielleicht bessere Kenntniß aufgehalten; es ist dieß ein Streit, wie einer im Xenophon vorkommt, wovon der eine Theil sich blos mit Erdschollen, und der andere blos mit Prügeln sich vertheidigen durfte. — Es muß Xenophanes über den Gehalt unsers Planeten-Systems wol nachgedacht haben, denn er spricht auch von den Dimensionen; doch sind hier auch die Nachrichten widersprechend und unverständlich: „der Mond sey drey- und-zwanzigmal größer als die Erde." Sollte das vielleicht so zu deuten seyn, weil der Umlauf des Monds acht-und-zwanzig Tage ist und der der Erde ein Tag, so muß der Umfang der Mondsbahn drey-und-zwanzigmal größer seyn. — Später aber als Xenophanes hat sich diese Wissenschaft des Außerordentlichen auch für den Mond sehr erweitert, wie man aus dem vortrefflichen Büchlein Plutarch's über das Mond-Antlitz lernt. Dort wird von diesen Einwohnern des Monds gar Sonderbares berichtet, und von ihrem Wohnsitz; das Gold und Silber liege dort in großen Massen zu Tage. (gerade so erzählen unsere Geologen [ehemals] von der Erde), daher auch der helle Glanz an einigen Stellen (so erklärt Olbers das vulkanähnliche Aufblitzen einiger Punkte). Warum sie bey dem großen Schwung nicht herausfallen, wie es einem Löwen ergangen, der einmal vom Mond nach Lemnos heruntergestürzt, wird dann untersucht (was an die neuere Theorie der Meteorsteine, die vom Mond fallen, erinnert). Das Schattige im Mond oder die Flecken können auch daher kommen, daß Untiefen mit dunkler Luft oder Wasser ohne Wiederschein erfüllt sich dort finden. Man unterscheide übrigens drey Flecken sehr deutlich im Monde (wie auf der Erde Mittelmeer, kaspisches Meer, rothes Meer), das eine ist die Höhle der Hekate, das andere das elysische Feld, das dritte der Perserhone. Die Einwohner seyen edler als wir, nähren sich mit Ambrosia und Nektarähnlichem: vielleicht wohnen auch nur die abgeschiedenen Geister dort, nachdem sie die körperliche Hülle abgelegt. Doch darüber wird uns bald Struve mit seinem Fraunhofer genaue Kunde geben; bis dahin wollen wir schweigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18ten März.

So eben komme ich aus dem Odeon. Es ward die lang erwartete Johanna von Arc, oder wie wir Deutsche sie lieber nennen, die Jungfrau von Orleans gegeben, eine Tragödie in fünf Akten von Alexander Soumet, einem der allerneuesten Akademiker. Ich läugne es nicht, ich war mit gespannter Erwartung hingegangen; nicht als hätte ich jemals von einem Franzosen eine Schiller'sche Jungfrau erwartet. Aber ich habe diese auf mehreren der besten deutschen Theater mit so vielem Vergnügen gesehen, daß ich wenigstens hoffen durfte, in Reminiscenzen zu schwelgen. Dazu kam, daß ich am lezverwichenen 25sten November eben diesen Hrn. Soumet in seiner Eintrittsrede in die Akademie mit wahrhaft französischer Bescheidenheit hatte sagen hören: „Die andern Nationen besitzen in der That nichts als dramatische Skizzen (ébauches dramatiques!) Frankreich, Frankreich allein (werft euch in den Staub ihr deutschen und englischen Tragiker und betet an in Demuth!) Frankreich allein hat auf seiner Ehrfurcht gebietenden Bühne die altertümlichen Ueberlieferungen der wahren Tragödie erhalten!!!" — Seit zwanzig Jahren Verehrer des deutschen Trauerspiels und Verächter der französischen Tragödie fing ich schon an mich meines zwanzigjährigen Irrthums und meiner deutschen Einfalt zu schämen, ob ich gleich wol weiß, daß dieß nicht so strenge zu nennen ist. Weil ich aber kein Kunstrichter bin, auch mich keineswegs dazu aufwerfen mag, so will ich hier nur den Referenten machen und Andere richten lassen.

Das Stück spielt in Rouen. Die ganze Sache geht am Tage der Verurtheilung und Hinrichtung der Johanna vor. Also vollkommene Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung nach streng aristotelischem Richtmaß, was bekanntlich der alten und neuen welschen Bühne zur Hauptregel dient. Die Bühne stellt Johanna's Gefängniß vor, sie schläft, ein frommer Eremit, Adhemar, hat die Erlaubniß erhalten, die Gefangene zu besuchen, um ihr religiösen Trost zuzusprechen. In diesem sehr zierlichen Dialoge sind die Hauptbegebenheiten erzählt, welche dem Stücke vorangingen. Da erfährt man, Johanna's Hauptfeinde seyen der Herzog von Burgund, der Sohn Johann's ohne Furcht, der seines Vaters Ermordung durch der Jungfrau Tod rächen will, und dann der Inquisitor Hermangard

— — — magistrat abhorré,
Du sang de l'innocence en tout temps altéré.

Adhemar aber sezt seine Hoffnung auf den Charakter des Herzogs von Bedford, des Oheims des Königs von England, der in Abwesenheit seines Neffen durch die innern Spaltungen der Franzosen Gelegenheit bekommen hat, sich zum Regenten Frankreichs aufzuwerfen. — Hermangard tritt auf, er verlangt von Johanna das Geständniß ihr angeschuldigten Verbrechen. Auf ihre Weigerung erklärt der Inquisitor, er habe so eben unwiderlegliche Beweise erhalten. Johanna bleibt standhaft. Hermangard geht mit wüthenden Drohungen ab. Hier schließt der erste Aufzug. — Der zweyte Akt beginnt mit einem sehr lebhaften Auftritte zwischen Bedford und dem Herzog von Burgund. Man ahnet schon, daß diese beyden Anführer, welche Rache und Politik für einen Augenblick verband, sich bald wieder entzweyen werden. Adhemar fordert den Herzog von Burgund auf, Johanna zu schützen. Johanna sterbe oder kämpfe für uns (d. h. für die Engländer), antwortet der Herzog. — So wird Johanna's Lage immer drohender. Adhemar bleibt

Digitized by Google

allein und sieht einen Greis in Begleitung von zwey Jungfrauen sich nahen. es ist der Vater Johanna's mit ihren Schwestern. Hermangard hat den guten Alten überlistet, er hat ein Schreiben von ihm zu erhalten gewußt, worin der alte d'Arc auf den treulosen Rath eines Vertrauten des Inquisitors erklärt:

Que des prestiges vains ont abusé sa fille;
Que d'un art suborneur le magique poison
Dès ses plus jeunes ans égara sa raison.

Dieß Schreiben sollte die Gefangene retten. In den Händen des Inquisitors wird es aber der Rechtsgrund für ihre Verdammung. Im dritten Akt wird Gericht gehalten unter Bedfords Vorsitz. Johanna tritt auf, Adhemar ist ihr Vertheidiger. Gegen des Inquisitors Anklage rechtfertigt sie sich selbst. Man legt ihr ihres eigenen Vaters Erklärung vor, Johanna's Muth wird dadurch zu Boden geschlagen, sie unterwirft sich aus kindlicher Frömmigkeit dem Urtheile, welches sie für den Ausdruck des väterlichen Willens hält. Schon triumphirt Hermangard, da stürzt auf einmal Johanna's Vater mitten unter die Versammlung und umarmt seine schuldlose Tochter. Er ruft aus:

Avez-vous pu, cruels, sans un frémir d'horreur,
De mes aveux surpris armer votre fureur? — — —
Un père, s'agit il du crime le plus grand,
Ne peut être appelé qu'à sauver son enfant.
Son titre seul dément cette ruse exécrable.
Son témoignage est nul s'il n'est pas favorable. — —
Gloire de mes vieux ans, fille héroique et chère,
Couvre-toi devant aux des respects de ton père.

Der ganze dritte Akt und besonders diese Scene sind, wie Alles, was den Franzosen gefallen soll, auf brillanten Effect berechnet und sie verfehlten ihre Wirkung nicht, denn sie sind voll von französischem Pathos und französischer Beredtsamkeit. Den vierten Akt hat Soumet von Schiller entlehnt und nach seiner Ansicht genobelt; Johanna rührt das Herz des Herzogs von Burgund in einem Gespräche unter vier Augen; es gelingt ihr, ihn für Frankreich und Frankreichs König zu gewinnen. Johanna soll ihr Urtheil hören.

— L'arrêt sacré doit s'entendre à genoux,

spricht der übermüthige und blutdürstige Hermangard.

Jeanne d'Arc à vos pieds! dans ce moment suprême! —
Mais devant ses bourreaux Dieu se courba lui-même;
Abaissons-nous! —

Johanna kniet nieder, der Herzog von Burgund erklärt sich zu ihrem Ritter, und verlangt nach der Sitte der Zeit, ein Gottesurtheil durch den Zweykampf. Ein unbekannter englischer Ritter nimmt die Herausforderung an. Er besiegt den Herzog. Im fünften Akt wird das durch des Herzogs Niederlage bestätigte Urtheil vollzogen. Der Scheiterhaufen ist gerüstet. Johanna besteigt ihn mit ihrer Siegesfahne in der Hand. Sie weissagt die nahe Vertreibung der Engländer und die Befreyung des Vaterlandes. Die Flamme lodert auf und der Vorhang fällt unter lautem Beyfall der Pariser. Sie fanden Dlle. Georges als Johanna erbärmerdaben, und ohne Zweifel hat sie die Einnahme von 8000 Franken (die Vorstellung war ihr Benefice) eben so rührend gefunden. Joanny spielte die Rolle des Vaters ziemlich kräftig, so wie Prevost den Herzog von Bedford. Ligier hat nichts Tragisches als seine Stentorstimme. Eric-Bernard paßte nicht für den Inquisitor oder der Inquisitor nicht für ihn, weil seine Figur zu klein ist und trotz seines schwarzen falschen Bartes konnte er doch kein böses Gesicht machen. — Doch ich richte nicht und setze blos nur noch den ehrlichen Wunsch hinzu: Gott erhalte uns unsre Schiller'sche Johanna und gebe uns Deutschen bald wieder einen Schiller!

Auf dem Théâtre de Madame erschien die Nachtwandlerin (la Somnambula) mit vielem Beyfall wieder. Das Vaudeville, mehr als je von Zwietracht zerrüttet, gab letzten Donnerstag Evelina oder die Melancholie. Dlle. Clara spielte die Hauptrolle recht gut. Wahrscheinlich wird dieß Theater an Dlle. Minetten eine treffliche Schauspielerin verlieren. Heftige Kabalen wollten auch Hr. Transi vertreiben, doch hat er nur zum Erstenmal auf der Bühne des Variétés mit etwas zu frostiger Laune gespielt. — Der Modeheld ist jetzt Mazurier, unvergleichlich in der Rolle des Affen Jocko zieht er seit vier Tagen ganz Paris nach dem Theater des Thores von St. Martin, wo sich, Dank sey seinen Anstrengungen, dasselbe Stück hundert Mal wiederholen läßt und immer neuen Beyfall findet.

Am 10ten gab Professor Panseron an der königlichen Musikschule eine musikalische Abendunterhaltung. Rossini besetzte das Pianoforte und begleitete mit Kraft eine Arie, welche Mad. Pasta trefflich sang. Paresi's Duett io ti vidi, l'ammirai, von Mad. Pasta und Levasseur gesungen, fand lauten Beyfall. Weniger gefiel unser Landsmann, der Tenorist Wild, wahrscheinlich war er heiser, oder war es vielleicht deutsches Phlegma, was ihn für die warmblütigen Franzosen ungenießbar machte? Gleich großen Beyfall fanden die HH. Graziani und Panseron und Dlle. Dorus. Panseron namentlich gab in einem Trio von Rossini und einigen eignen Kompositionen eine Probe seiner zierlichen und reinen (französischen) Manier, deren glänzende Muster Garat und nach ihm Pouchard noch immer bleiben. —

Auflösung der Charade in Nr. 79:
Anfersteh n.

Charade.

An H.

Tief in der Erde liegt es verborgen,
Was die zwey ersten Sylben nennen.
Wer es besitzt, dem macht es Sorgen.
Wer's nützen will, muß davon sich trennen.
Doch wem es fehlt, hat der Sorgen noch mehr,
Sein ganzes Leben ist freudenleer.

Mit der dritten läßt man die Gläser erklingen.
Läßt heute das glückliche Ehepaar leben.
Sie nennt, wohin unsre Blicke dringen,
Wenn sie sich über die Wolken erheben.
Doch ist sie immer verächtlicher Art,
Wenn Eitelkeit mit — Muth — sie paart.

Was je auf Erden sich ergeben,
Nur in der vierten wird's vollbracht.
Sie herrscht im Sterben, herrscht im Leben,
Sie weckt den Tag, gebeut der Nacht,
Sie ist's, die alles Thun bestimmt,
Im ew'gen Kreislauf gibt und nimmt.

Das Ganze ist ein Fest der Freude,
Das selten kommt, nie wiederkehrt.
Es ward Euch heut', Ihr lieben Beyde;
Ihr seyd des seltnen Glückes werth.
Genießt es lang und froh, wie heut,
Von Gram und Sorgen unentweiht!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. April 1825.

Wer sein Glück in der Welt machen will, muß schlechterdings der Welt gefallen; muß das an sich haben, was nach der allgemeinen Meinung verständiger Menschen als schön, als liebenswürdig, als empfehlend erklärt wird.

Wenzel.

Die Erziehung.

(Eine Erzählung nach dem Englischen.)

„Gland' mir, lieber Bruder, sagte Lady Leith, deine Erziehung ist Schuld daran, daß du es nicht weiter in der Welt gebracht hast. Hätten sich unsere Eltern eben so viele Mühe gegeben, dich mit den Schlichen und Wendungen der Menschen bekannt zu machen, als sie sich gaben, um dir Tugend und Redlichkeit einzuprägen, du könntest jetzt Erzbischof von Canterbury seyn, statt hier in diesem Nest als Pfarrer mit zwey elenden hundert Pfund des Jahrs zu sitzen."

„Schwester, erwiederte der alte Pfarrer Rusby, ich bin zufrieden; denn obgleich mir meine Pfründe nicht viel mehr gewährt, als die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, so bin ich doch auch den Demüthigungen entgangen, welchen sich die meisten Menschen unterwerfen müssen, welche in die Höhe wollen. Aber ich denke, du irrst dich, wenn du glaubst, daß unsere Eltern mich hätten zum Weltmann erziehen können; der Hang zu einem stillen zurückgezogenen Leben lag einmal in mir, vielleicht die nothwendige Folge meines Körperbaues, was hätte Erziehung da vermocht?"

„Nun, ich mag nicht mit dir darüber streiten, erwiederte die Dame; aber ich hoffe, du wirst deine beyden Knaben nicht eben so erziehen wollen."

„Warum nicht? Ich werde sie lehren tugendhaft und weise zu seyn, und das Uebrige der Vorsehung überlassen."

„Kaufe ihnen lieber eine Leiter, und sage ihnen, daß sie solche als das Bild der Welt betrachten sollen. Laß sie immer die Augen auf die Spitze richten, mit den Händen fest halten und ihre Füße gehörig bewegen, und sich aus Leibeskräften bemühen, hinanzuklimmen, so kann es nicht fehlen, sie kommen hinauf."

„Wenn sie nicht herabstürzen und den Hals brechen."

„Immer besser, als wenn sie ihr ganzes Leben hindurch am Fuß der Leiter bleiben. Bruder, nimm von mir die Lehre: der Ehrgeiz ist dem Menschen angeboren, und die Abwesenheit desselben macht das Leben schal. Wenn die Heiterkeit der Kinderjahre und die Lust der Jugend dahin ist, müssen wir irgend eine starke Leidenschaft haben, die uns anspornt, wenn wir nicht in Trägheit versinken sollen."

„Dieß sehe ich noch gar nicht ein. Wir können hoffen, glücklicher zu seyn, indem wir unsere Wünsche und Hoffnungen einschränken, als wenn wir sie ausdehnen. Es gibt noch gar manche Mittel, um das Leben angenehm zu machen, ohne daß wir zu dem starken Trieb des Ehrgeizes unsere Zuflucht nehmen."

„Du meinst wahrscheinlich Lesen, Pflanzen, Zeichnen und andere schlendernde Unterhaltungen, zu welchen schwache oder in ihren Erwartungen getäuschte Menschen ihre Zuflucht nehmen. So wie Diocletian, welcher sich zum Kohlbauer, und Karl V., welcher sich zum Uhrmacher herabließ, Lord Bolingbroke, der ein Bauer wurde, und Swift, welcher sich mit niedriger Gesellschaft und niedrigen

Digitized by Google

Dichtungen unterhielt. Aber diese Männer wählten solche Beschäftigungen blos, weil sie etwas zu thun haben mußten, nicht aus reinem Geschmack für dieselben."

„Das mag seyn. Aber wären sie nicht glücklicher gewesen, wenn sie weniger ehrgeizig gewesen wären? Wo ist das Gute, das ehrgeizige Menschen sich selbst oder der Menschheit gebracht? Mit mäßigeren Wünschen hätten sie im stillen häuslichen Kreise, geliebt von ihren Verwandten und Freunden, ihre Tage in heiterer Ruhe hindringen können, statt daß sie, vom Ehrgeiz gepeitscht, nie dasjenige fanden, was sie suchten, immer neue Aussichten und neue Wünsche hatten, und sich immer auf's Neue getäuscht und gekränkt fanden."

„Ich sehe wohl, Bruder, daß mit dir nichts mehr anzufangen ist. Aber es kommt dir zu, für deine beyden Töchter Alles zu thun, was ihr Glück in der Welt befördern kann. Dieß läßt sich aber nicht thun, ohne daß du ihren Ehrgeiz rege machst. Sie haben beyde Spuren von keimender Schönheit und von fähigen Gemüthern. Diese Schönheit aber muß nach gewissen, in der guten Gesellschaft eingeführten, Regeln gebildet und abgeschliffen werden, und sie müssen lernen von ihren Naturgaben den besten Nutzen zu ziehen. Die Natur ist nichts, wo sie nicht unter dem Zepter der Kunst stehet. Und von allen Männern in der Welt, Bruder, scheinst du mir am wenigsten fähig, zwey Mädchen für die Welt zu erziehen."

Herr Rusby gestand das gerne zu, und meinte, daß seine Schwester, welcher es geglückt, einen reichen und vornehmen Mann zu heirathen, und nach der Heirath gänzlich unter ihrem Befehl zu erhalten, wohl etwas von der Sache verstehen müßte.

„Ja, versetzte seine Schwester, du darfst mein Glück kühn meiner Geschicklichkeit zuschreiben. Du weißt, wie viele Männer ich ausgeschlagen, ehe ich Sir James Leith meine Hand gab. Er war weder der Jüngste, noch der Schönste, noch der Gelehrteste von meinen Anbetern; aber er war der Reichste, und versprach der Nachgiebigste und Nachsichtigste zu werden. Ich habe mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht gefunden: meine Ehe hat sich als eine der glücklichsten erwiesen, und nichts fehlt, um meine Wünsche zu krönen, als Kinder. Ich möchte daher gern deinen Töchtern meine Erfahrung mittheilen, und sie unter meiner Leitung erziehen lassen. Mein Mann ist reich genug, um einige tausend Pfund an sie verwenden zu können, ohne daß sein Neffe, den er zu seinem Erben bestimmt, es empfände."

„Nun, sagte der würdige Pfarrer, wenn es seyn muß, so sollst du eine von den Mädchen haben; von Beyden aber kann ich mich nicht trennen."

Diese Auskunft ließ sich die stolze Frau endlich gefallen, und da glücklicherweise ihre Wahl auf Monimia, die älteste fiel, so durfte sich der edle Greis nicht von seinem Lieblinge, der jüngsten, trennen. Lady Leith glaubte in Monimia etwas zu entdecken, das ihrer eignen Gemüthsart so sehr zusagte, und ihren Hoffnungen und Aussichten so glücklich zu entsprechen schien, daß sie sich freute, sie als ihre eigene Tochter annehmen zu können, während der Vater in Klaren eine solche einfache Herzensgüte und liebliche Milde zu finden vermeinte, daß er nicht zweifelte, sie würde die Freude seines Alters bilden. — Beyde hatten sich nicht geirrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Insel Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Das Klima der Insel ist gemäßigt und sehr gesund, und die Temperatur im Sommer ungefähr wie die von Bordeaux. In den Monaten September, Oktober und November regnet es viel. Schnee fällt nur sehr selten. Während des Decembers ist die Atmosphäre mit dicken Nebeln beschwert; die Kälte wird nie so stark, daß man das Bedürfniß des Feuers fühlte.

Der Boden ist sehr tief und der Kultur nicht unfähig, obgleich er jezt nur sehr wenige Pflanzen hervorbringt, als Moose, ein kurzes, feines Gras, wilden Sellerie, Disteln und einige wenige Bäume. Die Schwertlilien (glaieul?) bedecken fast die ganze Insel mit ihren verschlungenen Wurzeln; wenn man diese ausreißen und den Boden urbar machen wollte, so würde er gewiß viele Pflanzen analoger Klimate hervorbringen. Doch müßte man hierbey auf die vulkanische Formation der Insel Rücksicht nehmen; an vielen Stellen beweist der aufsteigende Rauch und die große Hitze, daß die unterirdischen Feuer noch nicht verloschen sind. Es gibt nur eine Quelle von trinkbarem Wasser, obgleich durch den Regen oft Bäche entstehen, welche aber sehr bald wieder versiegen. Aus den Felsenspalten dringen an manchen Orten mineralische Wasser, welche aber meistens von der Flut erreicht werden, und also nur zur Zeit der Ebbe benuzt werden können. Mehrere spritzen in einem dünnen Strahl in die Höhe, alle sind heiß, zum Theil so, daß sie zum Kochen dienen, und beym Mangel an Holz von großem Nutzen seyn können.

Die Insel Amsterdam wird von keinem vierfüßigen Thier bewohnt, wenigstens hab' ich keines zu Gesicht bekommen; dagegen wird sie von mehrern Arten von Phoken besucht, besonders von dem Seekalb (loup marin, phoca vitulina). Man sieht sie in den Wintermonaten nur selten und einzeln, dagegen erscheinen sie im Frühjahr in großer Anzahl zu Haufen von Hunderten oder weniger, auch einzeln. Die männlichen Thiere ziehen voran, sie unterscheiden sich durch ihre Größe von den weiblichen; so wie sie ankommen, ordnen sie sich in drey Reihen längs

des Ufers, doch weit genug, um nicht von den Wellen erreicht zu werden; sie liegen alle mit dem Kopf nach dem Wasser zu; der, welcher ihm zunächst liegt, hat den Ehrenplatz, ihn zu gewinnen und zu bewahren, kostet oft blutige Kämpfe, so daß er zuletzt dem Größten und Stärksten bleibt. Die Besiegten ziehen sich in die zweyte Reihe zurück; allein auch hier erwarten sie neue Kämpfe, und wenn sie unterliegen, müssen sie in der dritten Reihe Platz nehmen. Diese Streitigkeiten scheinen aber ihren Ursprung nicht sowol im Ehrgeiz, als in der Liebe zu haben; denn sobald die Weibchen, welche den Männchen folgen, an's Land gehen, so stürzen die vordersten Männchen auf sie los und entführen sie nach den Plätzen, die sie erstritten; allein ehe sie des alleinigen Besitzes ihrer schönen Beute froh werden, müssen sie oft dieselbe noch gegen ihre Nachbarn vertheidigen, und zuweilen geschieht es, daß in der Hitze des Kampfes die Helene, die ihn erregt, von einem der Hintermänner ergriffen und nach der dritten oder vierten Reihe gebracht wird; gelingt ihm dieß, ohne daß er von den Streitenden bemerkt wird, so bleibt er im ruhigen Besitz der Entführten, indem die beyden ersten Nebenbuhler dieselbe zu vergessen scheinen, sobald sie ihnen aus den Augen gerückt ist. Der Instinkt der Fortpflanzung und das Bedürfniß des Haarens scheinen die Ursachen zu seyn, denen man die periodische Ankunft dieser Thiere zuschreiben muß. Das Haaren (la mue) ist für sie eine sehr heftige Krise, und besonders die ausgewachsenen Männchen widerstehen ihm nur mit Mühe. Die Weibchen tragen eilf Monate und werfen nur ein Junges im März oder April. Die Liebe zu ihren Jungen ist außerordentlich, und um sie zu vertheidigen, scheuen sie keine Gefahr. Sie suchen ihre Nahrung im Meer, und wenn sie an's Ufer zurückkommen, so rufen sie dieselben durch ein Geschrey, was dem Heulen des Wolfes ähnlich ist, herbey, worauf die Jungen aus den Felsenspalten und Höhlen durch ein Blöcken antworten, und alsbald hervorkommen, um zu saugen. Sie spielen oft in Haufen zu Fünfzigen zusammen, und dennoch findet jede Mutter ihr Junges wieder. Verliert sie es, so irrt sie ängstlich klagend umher, und stirbt zuletzt an der Stelle, wo sie es geboren; verliert das Junge die Mutter, so bleibt ihm nichts übrig, als Hungers zu sterben, da keine andere es saugen läßt. Die Weibchen verlassen die Insel erst, wenn die Jungen genug Kräfte haben, um ihnen zu folgen. Ihre Wanderung findet im Monat August statt*); doch würden sie wahrscheinlich noch länger bleiben, wenn sie nicht vorzüglich den Verfolgungen der Jäger ausgesetzt wären; theils weil man ihr Fell dem der Männchen vorzieht, theils weil man auch der Jungen gewiß ist, wenn man die Mutter erlegt hat. Wenn sie zwey Monat alt sind, fangen die Jungen an in's Wasser zu gehen und sich im Schwimmen und Tauchen zu üben, wobey sie Anfangs vorsichtig die seichtesten Stellen wählen; allein schon nach wenigen Monaten kommen sie den Alten an Geschicklichkeit und Ausdauer gleich, und folgen ihnen munter auf ihren fernen Wanderungen. Man erlegt diese Thiere mit kurzen Knitteln, ein einziger Schlag auf den Kopf ist hinreichend, um sie niederzuwerfen. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, ihnen den Weg nach dem Wasser hin abzuschneiden; dieß kostet große Mühe, da ihr Gehör und Geruchssinn außerordentlich scharf ist, so daß sie sogar im Schlaf sogleich jedes Geräusch und jede Annäherung merken und eilig sich in's Wasser stürzen. Ist es aber einmal gelungen, ihnen diesen Ausweg zu versperren, so entkommen nur Wenige, indem man nur links und rechts um sich zu schlagen braucht, ohne sich weiter um die zu kümmern, welche zu Boden stürzen. Nicht selten versuchen sie auch, sich zu vertheidigen; heulend und bellend richten sie sich in die Höhe und öffnen einen großen Rachen voll weißer Zähne, woraus ein dicker Geifer fließt, so daß sie einem Neuling leicht Schrecken einjagen könnten. Wirklich können sie den Jäger gefährlich verwunden, wenn er ihnen nicht durch einen Schlag auf den Kopf zuvor kommt. Sobald die Jagd geendigt ist, werden den erlegten Thieren die Felle abgezogen; die Leichname läßt man liegen, bis sie von der nächsten Flut weggespült werden und den Fischen und Seevögeln zum Futter dienen. Am folgenden Morgen findet man meistens das Schlachtfeld mit frischen Haufen von Seehunden bedeckt. Die abgezogenen Häute werden ausgespannt, um den Thran auszupressen, dann an der Sonne ausgebreitet und getrocknet, und hierauf in den Magazinen aufgehäuft. Die Länge der Männchen beträgt gewöhnlich sieben Fuß, ihr Gewicht drey Centner und mehr; sie nähren sich von Tintenfischen und andern Mollusken.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es scheint, daß diese Wanderungen der Seehunde noch nicht hinlänglich bekannt sind; wenigstens ist kein Beyspiel bekannt, daß sie von Seefahrern unter Wegs angetroffen worden wären, und doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie die Reise ganz unter Wasser machen, oder gar die Zwischenzeit bis zu ihrer Wiedererscheinung auf der Insel Amsterdam und andern Südseeinseln auf dem Grund des Meeres zubringen sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 21. März.

Wenn man Dresden nicht selten Deutsch-Florenz nennt, so konnte man ihm diesen Beynamen kaum verdienter beylegen, als in den ersten Tagen dieses Monats, wo die neue Oper des hiesigen Kapellmeisters Morlacchi den allgemeinen Gegenstand des Gespräches ausmachte, und man in den meisten Gesellschaften mehr italienische als deutsche Redensarten vernahm. Tebaldo e Isolina, so heißt diese Oper, die bereits vor zwey Jahren in Venedig mit dem enthusiastischsten Beyfall gegeben ward, erschien am 5ten März auf der hiesigen Bühne zum Erstenmal zur Feyer des Namensfestes des Königs von Sachsen. Ich kannte diese Vorstellung nicht beywohnen, sie hatte aber so sehr gefallen, daß schon auf die nächsten vier alle

Logenplätze in Beschlag genommen waren, und ich erst bey der fünften und letzten mein Plätzchen erhielt. Da fand ich denn aber auch, daß man nicht Unrecht hatte, recht vieles Gute von dieser Musik und wenigstens eben so viel von der Ausführung derselben zu sagen. Der vorliegende Text gewährt gute und ächt dramatische Momente, so verrückt und wundervar er auch bey einer nähern Zergliederung erscheinen müßte, und Mortacchi hat diese mit Geist und Gefühl zu benutzen verstanden. Dabey hat er eine Menge sehr angenehmer Melodien eingeführt, und wie mir es scheint, die Musik ganz für die Stimmen der Darstellenden eingerichtet. Der erste Akt — er währt gegen zwey Stunden — ist offenbar zu lang und ermüdet an mehreren Stellen, dagegen ist aber der zweyte durchaus ansprechend und vom ersten bis zum letzten Musikstück wirkungsvoll. Annäherung an Rossini habe ich bey weitem weniger als in fast allen neuen italienischen Opern bemerkt, und das ist sehr angenehm, obgleich vielleicht auf der andern Seite eben dieses absichtliche Vermeiden wol auch wieder hie und da eine kleine Trockenheit herbeygeführt hat. In den Arien und Duetten ist Manches zu breit und die Ideen wiederholen sich zu oft, dagegen die Ensemble's mit großer Kunst behandelt sind, und namentlich auch die Instrumentirung eine sehr geschickte Hand zu erkennen gibt. Kurz die Oper verdient in vielfacher Beziehung den Beyfall, den sie noch jetzt in Italien findet. Recht glücklich machte es nun namentlich mich, denn die Kastratenstimmen im Grunde des Herzens zuwider sind, daß die Rolle des Tebaldo nicht hier wie dort von einem solchen Halbmanne gesungen ward, mag er auch eine so große Fertigkeit wie Velluti haben. Die Funk that ihr ganz Genüge, sang mit großer Kraft und ächter Deklamation und spielte mit vieler Empfindung. Auch ihr Aeußeres war sehr vortheilhaft und der junge Krieger nahm sich in der glänzenden Rüstung ganz allerliebst aus. Mit dem Zaubereitze ihrer melodischen Stimme, die jede Schwierigkeit durch die angeborne Fertigkeit wie ein leichtes Spiel erscheinen läßt, und daher um so angenehmer wirkt, sang die Palazzesi die Rolle der Isolina, und stand der Funk würdig zur Seite, so daß auch das Publikum nicht wußte, auf welche Seite hin es enthusiastischern Beyfall vertheilen sollte. Auch im Spiel zeigte sie neue Fortschritte. Gefühl und Anstand sprach sich in allen ihren Bewegungen aus, und der Blick ihrer schönen Augen malte hinreichend die Empfindungen des Gemüths. Besonders war dieses der Fall in der rührenden Bitte zu ihrem Vater am Schlusse des letzten Akts, wo auch das Publikum in stürmischen Applaus ausbrach. Bonfigli als Belcemund fand eine Parthie vor, die ganz im Diapason seiner Stimme lag, und sang sie daher mit Kraft und Gewandtheit. Die herrliche Scene in der Tropfsteinhöle ward dadurch eine der bestausgeführten, und das brave Mitspiel des Chors war nicht genug zu loben. Ueberhaupt zeigte dieses, besonders das männliche, in dieser Oper eine Regsamkeit und Präcision, die sehr viel zur guten Ausführung des Ganzen beytrug. Die andern Partien der Oper sind untergeordnet, die Darsteller ließen ihnen aber auch ihr Recht wiederfahren. Von Seiten des Orchesters war Alles aus einem Gusse und diese Delikatesse und Virtuosität nicht zu übertreffen. Ein Violoncello-Solo zeichnete man noch besonders aus. Die äußere Ausstattung der Oper war sorgfältig und den Verhältnissen nach prachtvoll, auch die vier gepanzerten Pferde mit ihren Rittern machten einen imponirenden Eindruck. Sehr gut nahm sich die Turniervorrichtung mit dem Schlosse Attenburg im Hintergrunde aus, nur schien mir die sogenannte Tropfsteinhöhle ganz verfehlt, indem diese Formationen sich ganz anders gestalten, als sie hier vorgestellt waren. Am Schlusse dieser fünften Vorstellung ward der Meister Mortacchi gerufen und führte seine beyden Sängerinnen an der Hand heraus; dieß soll auch der Fall bey allen vorhergehenden gewesen seyn.

So viel, und es ist gar nicht abzuläugnen, recht viel Gutes von der italienischen Oper; möchte ich Ihnen nur auch Gleiches vom deutschen Schauspiele schreiben können; ich kann aber offenherzig bekennen, daß ich seit Ende vorigen Monats wenig versucht gewesen bin, mich zu den Vorstellungen desselben zu drängen, denn das kleine Schauspielhaus ist im Winter Wochentags immer voll, möge auch gegeben werden, was da wolle. Am 22sten Februar sah ich noch den Holzdieb, eine kleine Oper von Kind, in Musik gesetzt von Marschner, und begriff in der That nicht, weshalb sie so ganz kalt aufgenommen ward, da der Text doch nicht ohne komische Elemente ist und die Musik manches Artige enthält. Aber freylich scheint die Funk nicht für diese Art einfacher naiver Rollen zu passen und mehr für großen Gesang sich zu eignen, und als nun einmal bis in die Hälfte der Vorstellung kein Beyfall erschallen wollte, fing die ganze Gesellschaft der Darsteller an, in ihrer Arbeit etwas lässig zu werden. Seitdem ist nun bis heut nichts Neues zu hören und zu sehen gewesen, als am 17ten zum Schlusse der Vorstellungen bis Ostern, der Abend in Madrid, eine Oper in drey Akten, mit Musik von Schmidt, die ich jedoch nicht besuchte, von der ich aber auch gehört habe, daß sie ohne allen Beyfall spurlos vorübergegangen sey. Hrn. v. Zahlhaas, der einige Gastrollen gegeben hat, und, wie man sagt, engagirt worden ist, kenne ich schon von meinen Studentenjahren in Leipzig her, wo er unter dem Namen Neufeld spielte und bewies, wie man durch Fleiß und Mühe das zu ersetzen suchen kann, was die Gunst der Natur an Talent verweigert hat; ich habe daher den Vorstellungen, in welchen er spielte, nicht beygewohnt, jedoch gehört, daß er, namentlich als Klinker im Epigramm nicht mißfallen habe. Einen Hrn. Haberkorn — der Zettel sagt nicht, woher er kam und wohin er ging — habe ich auch als Osmin und Jakob nicht attrin des wundern mögen, da ich sonst mit dem ganzen Publikum in Opposition gekommen wäre, außerdem gab's aber nichts, was mich angezogen hätte. Doch ja, Romeo und Julie. Und darin bin ich auch gewesen, aber eben nicht sehr erbaut worden. Ich hatte so vieles Gute aus einzelnen Stimmen meiner Tischgenossen davon gehört, wußte, daß es unter Tieck's unmittelbarer Aufsicht einstudirt worden war, und auch jetzt wieder von ihm geleitet wurde, stimmte in die allgemeine Ansicht ein, daß der Tausch von Julius Rollen an Devrient sehr zweckmäßig sey, und kam mit gespannten Erwartungen in das zu meiner Verwunderung nur halbgefüllte Haus, mußte aber leider bemerken, daß Alles so kalt, trocken — flau möchte ich's mit den Kantianern nennen — ging, so wenig ineinander griff, von den Darstellenden mit so geringer Wärme, Poesie und Liebe vorgetragen ward, und in mancher einzelnen Gestalt, z. B. dem bübischen Paris, so vieles Störende hatte, daß meine gespannte Aufmerksamkeit kaum durch das Geräusch der sechs- und zwanzig Scenenverwandlungen hindurch bis zum Schlusse aushielt. Die gelungenste Parthie war unstreitig die der lieblichen Schirmer als Julie, denn sie gab dem Charakter einen zarten Schleyer, den der Dichter selbst wohl hie und da zu wenig darüber gelegt hat. Eben so trefflich war diese ausgezeichnete Künstlerin als Käthchen von Heilbronn, in welchem Stücke sie trotz eines störenden und fast lebensgefährlichen Zufalls doch mit der größten Fassung bis zu Ende spielte, dafür aber auch den lautesten Dank des Publikums erhielt. Die deutschen Vorstellungen beginnen nun erst nach Ostern wieder, und dort werden wir wol sehr Vieles Neue und Erlesene zu erwarten haben, da dann, bey der Ruhe der letzten Zeit und den drey gewöhnlichen Ferien gewiß sehr schöne Früchte zur Reife gediehen sind.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. April 1825.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt?

Tiedge.

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Insel Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Außer dieser Art von Seehunden finden sich auch zuweilen Seelöwen (phoca cristata) auf der Insel ein; sie sind viel größer als die erstern, und erreichen oft eine Länge von achtzehn Fuß und eben so viel im Umfang; sie leben mit den Seehunden in guter Eintracht, wenn diese ihr Geheul anfangen, antwortet ihnen das Gebrüll der Seelöwen. Auch Seetiger (tigres de mer) sieht man zuweilen am Ufer; sie haben keine Hinterpfoten, wie die Seehunde, sondern ihr Leib endigt in einen Fischschwanz, und sie schleppen sich sehr langsam auf den Vorderpfoten, welche mehr Flossen gleichen, fort; sie sind sehr träge, und lassen sich ohne den geringsten Widerstand erlegen. Ihre Haut ist nicht behaart, wie die der Seehunde, doch schätzt man sie wegen ihrer Farbe, braun- und schwarzgefleckt auf weißem Grunde *). In den Gewässern in der Gegend der Insel zeigen sich oft Wallfische in großer Anzahl; sie kommen ungefähr um die Zeit, wenn die Seehunde wieder abziehen, und machen ihnen denn bey ihrer Rückkehr ebenfalls Platz. An Fischen ist das Meer außerordentlich reich. Außer einer Art von Sturmvogel (petrel) hat kein Vogel seinen bleibenden Aufenthalt auf der Insel, dagegen jede Jahrszeit verschiedene Arten von Zugvögeln herbeyführt, welche ihre Mause und Brützeit auf der Insel zubringen. Die Pieguinen gehen in zahlreichen Zügen den Seehunden voraus und verschwinden wieder mit den Wallfischen, sobald jene ankommen. Der Albatros (domedea exulans) ist der größte Vogel, der die Insel besucht, sein Geschrey gleicht dem Präludiren des Esels; außerdem findet sich der Eisvogel (alcyon?), der Fregattenvogel und Möwen (poule mouve) zu gewissen Zeiten ein. Amphibien gibt es gar keine, und von Insekten nur einige grüne Raupen, viele Fliegen und eine Art von Krabben (cancrelats?), welche dem Leder und den Lebensmitteln großen Schaden thun.

So ist die Insel beschaffen, auf welche ich mich freywillig verbannt hatte, ohne andere Gesellschaft, als die von vier rohen Matrosen, wovon einer, wie es schien, nur noch wenige Tage zu leben hatte, und nur mit Lebensmitteln auf wenige Monate versehen. So beschränkte sich meine einzige Hoffnung auf die etwaige Ankunft von Schiffen, welche uns von Neuem mit den nöthigen Bedürfnissen versehen konnten. Sobald die beyden Schiffe sich am fernen Horizont verloren hatten, rief ich meine vier Gefährten herbey, und ermahnte sie, gleich mir, ihr Gebet an Gott zu wenden, und ihn um seinen Schutz anzuflehen. Hierauf stellte ich ihnen das Traurige und Gefährliche unserer

*) Dieser sogenannte tigre de mer scheint die Seekuh (Trichecus manatus) zu seyn — doch scheint in den Benennungen dieser Thierklasse noch eine große Verwirrung zu herrschen. Was die Franzosen Lamantin nennen, unterscheidet sich sehr von ihrer vache de mer, und Beyde wieder von dem, was Peron tigre de mer nennt.

Digitized by Google

Lage dar, und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie nur Einigkeit und Ausdauer uns Erleichterung und Rettung verschaffen könnte. Meine Worte schienen den gewünschten Eindruck hervorzubringen, und da ich Jedem ein Glas Rack reichte, versprachen sie mir Alle Gehorsam und Eifer. Die Insel Amsterdam war schon vor uns zum gleichen Zweck bewohnt worden; unser erstes Geschäft war, eine elende Hütte, welche unsere Vorgänger errichtet hatten, einigermaßen in brauchbaren Stand zu setzen; sie bestand aus in die Erde getriebenen Pfählen, die mit Brettern bedeckt, und deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt waren, das Dach bildete ein getheertes Segel. Am folgenden Tag begannen wir die Seehundsjagd, welche aber Anfangs nur sehr dürftig ausfiel; doch trösteten wir uns damit, daß die eigentliche Zeit der Ankunft dieser Thiere erst in zwey Monaten anfange.

Den 24. Oktober machte ich mich mit drey meiner Leute auf den Weg, um das Innere der Insel kennen zu lernen; mit unsäglicher Mühe gelang es uns, die Felsen zu ersteigen, welche die Bucht umgeben. Wir gingen nun auf der Höhe fort, um den höchsten Punkt der Insel zu erreichen. Der Boden bestand in einem leichten Sand oder vielmehr Asche, worin wir oft bis an den Gürtel versanken. Eine halbe Meile weiter im Innern der Insel wurde dagegen der Grund immer feuchter und war mit einem kurzen grünen Moose bedeckt, und auf der ganzen Oberfläche drang ein dichter Dampf hervor, wie von siedendem Wasser, und der Boden ward bald so heiß, daß wir genöthigt wurden, umzukehren; an andern Stellen versperrten uns tiefe Spalten den Weg; große Strecken waren mit kleinen Erdhöhungen bedeckt, welche die verschlungenen Wurzeln der Schwertlilien bildeten, und die unser Fortkommen sehr erschwerten, und so hoch waren, daß wir uns auf wenige Schritte schon einander aus dem Gesicht verloren. Die Pflanzen selbst waren vor unserer Ankunft von der Mannschaft eines amerikanischen Schiffes in Brand gesteckt worden, und diese verkohlten Haufen gaben der Gegend einen unbeschreiblich düstern Charakter. Bey unserer ferneren Wanderung entdeckten wir zwey Höhlen, welche offenbar vulkanischen Ursprungs waren.

Zwey Monate nach unserer Ankunft erschien der Canada, Kapitän Marchand, am Eingang der Bay; ich hoffte, von diesem Schiff wieder einige Lebensmittel erhalten zu können, da die unsern schon fast aufgezehrt waren; allein, obgleich mich der Kapitän und seine Offiziere sehr freundschaftlich empfingen, konnten sie doch meinen Wunsch nicht erfüllen, weil sie selbst nur auf's Nothdürftigste versehen waren; er hatte die Absicht, auf der Insel eine Ladung von Fellen machen zu lassen, und auf seiner Rückkehr nach England abzuholen. Da er aber sah, daß wir ihm zuvorgekommen waren, ging er nach wenigen Tagen wieder unter Segel, ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Seehunde anfingen sich zahlreich auf der Insel einzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erziehung.

(Fortsetzung.)

Lady Leith hatte, wie wir gesehen, den Begriff gefaßt, daß das Schicksal des Menschen gänzlich von seiner Erziehung abhänge, nicht der Erziehung, die wir in der Schule empfangen, sondern den Lehren und der Leitung, welche man uns gibt, um unsere Gaben und Fähigkeiten auf's Vortheilhafteste zu benutzen, und sie glaubte in sich selbst und ihrem Bruder Belege ihres Satzes gefunden zu haben. Beyde waren die Kinder eines ansehnlichen Handelsmannes, welcher ihnen die beste Schulerziehung nach seinem Vermögen geben ließ. Als Miß Rusby ungefähr achtzehn Jahr alt war, nahm sie eine Tante zu sich, welche, da sie einige Schönheit in ihrer Nichte bemerkte, sich Mühe gab, die selbstsüchtigen und ehrgeizigen Gefühle, welche das Erbe des menschlichen Herzens zu seyn pflegen, auf's Sorgfältigste zu hegen und zu entwickeln. Sie lehrte sie, daß sie ihre Schönheit als einen Schatz, mit dem sie wuchern, und eine vortheilhafte Ehe als das Ziel ihrer Wünsche betrachten, und alle die sanften Gefühle der Liebe, wodurch so viele Frauenzimmer sich zu Grunde gerichtet hätten, aus ihrem Herzen verbannen müßte. Solche Lehren belegte sie mit Beyspielen aus den glücklichen und unglücklichen Ehen in dem Kreise ihrer Bekanntschaft zur höchsten Ueberzeugung. Auch waren ihre Ermahnungen keineswegs in den Wind gesprochen. Das junge Frauenzimmer war von Natur zu listig und vorsichtig, als daß diese wohlgemeinten Lehren nicht hätten bey ihr Wurzel fassen sollen, und ob sich gleich bald eine Menge Liebhaber einfanden, so war sie doch zu klug, um sich unbedachtsam dem ersten besten in die Arme zu werfen — sie wartete auf einen reichen Mann. Je älter sie wurde, desto fester ward ihr Entschluß, keinen andern, als einen reichen Mann zu heirathen, und schon fing ihre Schönheit an zu welken, und die Aufmerksamkeit der jungen Männer verhältnißmäßig kälter zu werden, als sie die Bekanntschaft des Sir James Leith machte. Dieser war ein alter Hagestolz, der sich in seiner Jugend durch anhaltenden Fleiß und Glück im Handel ein großes Vermögen, und durch dieses einen Rang und einen Sitz im Unterhause verschafft hatte. Miß Rusby ward ihm als ein Frauenzimmer vorgestellt, welches einem vornehmen Hause werde mit Ehre vorstehen können. Sir James hatte schon ein paarmal einen Stich von der Gicht

Digitized by Google

gefühlt; Miß Rusby hatte bemerkt, daß die Rosen ihrer Wangen im Weichen begriffen waren, und sie von der Liebe nicht mehr viel zu hoffen hätte. Sir James sah ein, daß es ihm bald an einer Pflegerin, Miß Rusby, daß es ihr bald an Liebhabern fehlen würde. Er machte also den Antrag, und sie schlug sogleich ein.

Anders benahm sich ihr Bruder. Dieser hatte kaum seine Examination überstanden, und die kleine Pfründe in Empfang genommen, die ihm sein Vater gekauft, als er sich in ein gutes, aber armes Mädchen verliebte, und solches auch ohne Anstand heirathete. Ihre Lage war nicht glänzend, aber sie genossen des stillen Glücks, welches ununterbrochene Liebe in häuslicher Zurückgezogenheit allein zu gewähren vermag, und dessen Genuß dem Reichen selten beschieden ist. Nur zu bald aber riß ihm der Tod die geliebte Gattin von der Seite, und er suchte und fand jezt sein Glück in der Erziehung und Gesellschaft seiner zwey hinterlassenen Töchter. Die eine von diesen war bereits zwölf, und die andere eilf Jahr alt, als bey einem Besuche, welchen Lady Leith bey ihrem Bruder abstattete, das obige Gespräch vorfiel, welches zu dem bereits erwähnten Entschluß führte. Gern würde der besorgte Vater das Anerbieten seiner ehrgeizigen Schwester ausgeschlagen haben, deren Gemüthsart er mit Recht für die Erziehung seiner Tochter für gefährlich hielt; aber er war arm, und der schüchterne Mann fürchtete unrecht zu handeln, wenn er dem zeitlichen Glück seiner Tochter im Weg stünde.

Nach einigen Tagen reiste Lady Leith mit Monimia ab. Tief empfand der Vater den Abschied von seinem Kinde, denn ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß er seine Tochter durch diese Trennung verloren habe. Das kleine Mädchen fühlte freylich auch einen augenblicklichen Schmerz, als sie ihren Vater und ihre Schwester verließ; aber die mannichfaltigen neuen Gegenstände, die sie auf dem Wege erblickte, und die Aussicht auf das, was sie in London zu sehen erwartete, tröstete sie bald. Und als sie erst wirklich dort angekommen, und die Prunkzimmer in dem Hause des stolzen Sir James sah, und dabey an die ärmliche Wohnung ihres Vaters dachte, da wandelte sie ein unwillkürliches Gefühl der Verachtung an.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. März.

In unserer Welt ist's jezt sehr stille; die Fastenzeit beschränkt die öffentlichen Unterhaltungen, und alles Bessere, was man in den Schauspielhäusern haben mag, wird bis nach Ostern zurück gehalten. Indessen haben wir seit mehreren Tagen herrliches Wetter, und Alles ist auf den Beinen, um es zu genießen, so daß man des Abends sehr gut der Unterhaltungen entbehren kann. Unsere Staatsmänner sind inzwischen unermüdet beschäftigt, und nie ist es der brittischen Regierung und dem Parlamente ernster damit gewesen, als eben jezt, den wahren Zustand Irlands kennen zu lernen, alles Uebel, das auf jenem Lande haftet, wegzuräumen, und alles Gute, wozu es fähig ist, zu fördern. Die Sache ist zwar, als im's Reich der Politik gehörend, nicht ganz für Ihre Zeitschrift geeignet; aber wem das Menschliche nicht fremd ist, wer bedenkt, daß es von Irland aus war, daß das Christenthum und ein gewisser Grad von Cultur über einen großen Theil von Europa verbreitet wurde, und daß die Rede davon ist, dieses Land nach einem Todesschlummer von einem halben Jahrtausend wieder an's Licht der Welt treten zu lassen, und den natürlichen Fähigkeiten seiner Menschen und seines Bodens einen Schwung zu geben, der es zu einer der ersten Inseln der Welt machen könnte, der, sage ich, wird die Erwähnung davon auch hier nicht außer Stelle finden. Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln, welche aus dieser Untersuchung hervorgehen werden, wird die Gleichstellung der irländischen Katholiken mit ihren protestantischen Mitbürgern in bürgerlicher Hinsicht seyn, eine Maßregel, welche Großbritannien nicht nur den innern Frieden sichern, sondern ihm auch im Auslande den Vorwurf der Inkonsequenz und Bigoterie nehmen, und unserm Zeitalter einen neuen Triumph gewähren wird. Irland ist leider bisher nur immer durch Gewalt beherrscht worden, und mußte auch durch Gewalt behauptet werden; lernt das dortige Volk aber nur erst das Gesez als seinen Freund und Beschüzer kennen, wie man es in England ansieht, so wird es demselben auch gehorchen lernen. Die Achtung für das Gesez ist Englands ganze Stärke, und wehe der Regierung, welche ihr eine militärische Macht unterlegen wollte! Dieß weiß man auch so gut, daß selbst in Zeiten der Unruhe und des Aufruhrs man sich hier mehr auf die polizeyliche Gewalt als auf das Militär verläßt, und deßwegen meistentheils die dienstthuenden Soldaten in solchen Zeiten auch zu Konstabels oder bürgerlichen Gerichtsdienern macht. Einer meiner Freunde sah während der Unruhen, welche der Prozeß der Königin herbeygeführt hatte, ein auffallendes Beyspiel hiervon. Ein gemeiner Mann wollte sich bey einer Schildwache vordrängen, welche den Befehl hatte, niemand durchzulassen; umsonst erklärte ihm dieses der Soldat; der rohe Engländer, welcher in dem bewaffneten Manne nichts als den Diener der Gewalt erkannte, hielt sich für berechtigt, Gewalt mit Gewalt zu begegnen; er schimpfte also den Soldaten, und hob sogar den Regenschirm auf, um ihn zu schlagen. Der Reiterskmann schien große Lust zu haben, den Säbel zu gebrauchen; aber er besann sich eines bessern, stieg vom Pferd, übergab einem Kameraden seine Waffen, und indem er den Stab eines Polizeydieners hervorzog, befahl er dem rebellischen Bürger, ihm als Gefangener auf die Wache zu folgen. Der Stab hatte die Wirkung eines Zauberstabes, der Tiger wurde plözlich zum Lamm und gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern, oder daß der umherstehende Pöbel, welcher vorher bereit genug schien, ihn gegen den Soldaten zu unterstützen, die geringste Miene machte, ihn gegen den Polizeydiener in Schuz zu nehmen.

Man hat es endlich unternommen, den Augias Stall unserer Kriminal-Prozedur zu reinigen, und zwar von Seiten eines der Minister, Hrn. Peel, welcher damit angefangen hat, alle auf das Jury-Wesen Bezug habenden Verordnungen, welche in nicht weniger als 95 Parlamentsakten zerstreut waren, in ein einziges Gesez zusammenzuziehen, um dann diejenigen Verbesserungen darin anzubringen, welche das Fortschreiten der

Cultur erfordern könnte; unter andern schlägt er solche Veränderungen in der Wahl der Geschwornen in Libels- und Hochverrathsprozessen vor, was dem Angeklagten die größte Unpartheylichkeit verheißt. Gelingt diese Arbeit, wie nicht zu zweifeln ist, so hat Hr. P. die Absicht, die Reformation allmählig auf alle übrige Zweige der Jurisprudenz auszudehnen. Mehrere patriotische Parlamentsmitglieder gehen auch damit um, die barbarischen Wildgesetze zu mildern, wenigstens den Gebrauch von Selbstschüssen und Menschenfallen in den Gehegen abzustellen; sie finden zwar einen großen Widerstand an der Selbstsucht und dem Vorurtheil der Landeigenthümer, aber am Ende muß es ihnen doch gelingen. Die Untersuchungen um Mittel zur Vereinfachung und Beschleunigung des Rechtsganges in dem Kanzleygerichtshof gehen auch so rasch von statten, als es, ohne den alten Kanzler vor den Kopf zu stoßen, geschehen kann, und man hofft, daß auch hierin viel Gutes geschehen werde. Wie viel zur Beförderung der Handelsfreyheit seit ein Paar Jahren von unserer Regierung geschehen ist und noch geschieht, ist weltbekannt, und jeder Menschenfreund muß ausrufen: „Heil dem Lande, wo in aller Stille, ohne Zwang und Uebereilung und aus freyem Antriebe so viel zur Beförderung des Unterthanenglückes geschieht!“ England hat vielleicht nie ein so aufgeklärtes, redliches und einflußreiches Ministerium gehabt, und was am merkwürdigsten, es sind fast alle neue Männer; die Namen Canning, Peel, Huskisson, Wallace, Robinson sind in der alten Aristokratie unbekannt, und selbst die Grafentitel von Liverpool, Eldon ꝛc. sind ganz neu! — Die größte Verbesserung indessen, welcher man in England bedarf, ist in den Polizeygesetzen und in den Rechten und Pflichten der Friedensrichter. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diesen Gegenstand zu berühren, ich will Sie also jetzt nur auf die Freyheit dieser Klasse von Beamten in Hinsicht von Verbrechern aufmerksam machen; der Friedensrichter kann z. B. das Geständniß desselben annehmen, oder es auch zurückweisen, und die Folge davon ist, daß Sie hören, wie bald ein Beamter einen Angeklagten in die Enge treibt, um ihm gestehen zu machen, und bald ihn warnt, ja nichts zu sagen, das gegen ihn gebraucht werden könnte. Noch mehr; der Beamte ist verbunden, im Fall eines Kriminalverbrechens die Kläger und Zeugen durch von denselben zu stellende Bürgschaft zu zwingen, gegen den Angeklagten zu erscheinen; das folgende Beyspiel mag aber zeigen, wie viel sie sich manchmal dabey erlauben. Vor ein Paar Tagen wurde ein Bruder des berüchtigten Thurtel vor einen Polizeykommissär gebracht und angeklagt, eine Uhr gestohlen zu haben. Der Beweis war offenbar; aber der Beamte drang so lange in den jungen Mann, sich zu rechtfertigen, bis er erzählte, er wäre vor drey bis vier Monaten aus dem brasilianischen Seedienst zurückgekehrt, und da ihn seine Eltern wegen früher begangenen losen Streichen nicht anerkennen wollten, und die Welt ihn allenthalben als den Bruder eines Mörders mied, habe er aus Verzweiflung gestohlen, damit man ihn aus dem Lande schicken möchte. Der Auftritt soll sehr rührend gewesen seyn, und da der Verandte erklärte, daß er unter diesen Umständen nicht weiter verfahren wollte, so gab der Beamte den Gefangenen frey — eine Milde, die zwar unter gegenwärtigen Umständen sehr löblich seyn mochte, aber doch eine Gewalt in den Beamten voraussetzen läßt, die viel zu ausgedehnt scheint.

In den letzten Gerichtssessionen in den verschiedenen Grafschaften sind mehr grobe Verbrechen vorgekommen als je, besonders Todtschläge und Nothzucht, obgleich nicht alle Angeklagte der Vergehungen überwiesen worden sind, welches bey Verbrechen der letzten Art überhaupt schwer ist. Diese Ueberhandnehmung des Lasters auf dem Lande wird mancherley Ursachen zugeschrieben, unter andern den strengen Wildgesetzen, welche beständig so viele Landleute zum Gefängniß verurtheilen, wo sie von Dieben und Mördern in den Wegen des Lasters unterrichtet werden; der schlechten Verwaltung der Armengesetze, welche fast jeden Taglöhner zum Bettler herabwürdigen, und alles Gefühl der Ehre und der Selbstständigkeit in ihm ersticken, und endlich dem überhandnehmenden Gebrauch der geistigen Getränke.

Gestern ereignete sich hier einer der Vorfälle, welche nur England eigen, die aber zugleich zeigen, wie wenig die Anhänglichkeit des Pöbels werth ist, und wie leicht derselbe von einem listigen Demagogen den besser gesinnten Volksführern aus den Händen genommen und nach Willkür bey der Nase herumgeführt werden kann. Einige der vornehmsten Einwohner Westminsters hatten eine Volksversammlung berufen, um über eine Bittschrift an's Parlament zur Abschaffung der Haus- und Fensterſteuer übereinzukommen. Die Bittschrift war, wie gewöhnlich, von den Berufern der Versammlung, worunter auch die beyden Deputirten der Stadt, Sir Francis Burdett und Hr. Hobhouse, aufgesetzt worden; und da ein Jeder in ganz England über diese Steuer klagt, so ließ sich nirgends Widerstand erwarten. Aber da erschien der berüchtigte Hunt, sprach von überflüssigen Stellen und Pensionen, von einem Plan der Regierung, die irländische Geistlichkeit mit englischem Gelde zu besolden, und bewog das Volk, einen Beschluß über diese Gegenstände zu nehmen; und da die Bittsteller sich weigerten, diesen Beschluß mit in ihrer Petition aufzunehmen, so wußte er auch den gedankenlosen Pöbel (denn man muß bemerken, daß bey den sogenannten Volks-Versammlungen außer den Rednern und deren unmittelbaren Freunden selten jemand anders als der gemeinste Pöbel zugegen ist) dahin zu vermögen, trotz dem eigenen Wunsche und zum Schimpf seiner eigenen Stellvertreter im Parlamente, die Bittschrift — zu verwerfen. Freylich kamen die einfältigen Menschen schnell wieder zur Besinnung zurück, und wußten sich nicht vor Scham zu lassen, als ihre Deputirte ihnen auseinander setzten, wie und von was für einem Manne sie sich hatten am Narrenseil führen lassen; sie überhäuften Hunt jetzt mit eben so viel Schmähungen, als sie ihm vorher Beyfall gezollt hatten — aber der Schritt war geschehen, und den angenommenen Formen gemäß, nach welcher die Entscheidung einer Versammlung nicht in derselben Versammlung widerrufen werden kann, mußten sie sich unverrichteter Sache trennen.

Nachschrift. In den Monaten Januar und Februar des Morgenblattes habe ich in den Korrespondenz-Nachrichten folgende Druckfehler zu berichtigen: In Nro. 18. und in anderen lese man Miß Foot statt Fort, und Oberst B. (Bertley) statt F.; in Nro. 20. hundert Millionen (Hindus) statt zehn; und in Nro. 21. Seite 84 Spalte 2. Hr. Boon statt Broine. Ten statt Jen. Peneumatbic statt Pneumathia: das, was ich in demselben Berichte von einer amerikanischen Expedition erwähnte, bezieht sich auf die Leute, welche mit Lebensmitteln u. s. w. für die eigentliche Expedition unter Kapitän F. vorausgeschickt waren. In Nro. 30. Seite 120 Spalte 2. Zeile 29 lese man: dergleichen Formen nicht leicht ꝛc.; und Seite 192. Spalte 2. Zeile 8. setze man nach der Klammer: ansehnlichen Versammlung. Ich hoffe, man wird mir diese Verbesserungen nicht übel deuten; wie manche Spalte füllen doch die Zeitungsschreiber durch Verbesserungen und Wiederholungen! —

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. April 1825.

So lasset dann im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das bessre Du,
Und Er und Wir und Ihr und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befrey'n.
In allen Pflichten sey uns erste Pflicht,
Vergessenheit sein selber!

Herder.

Die Erziehung.

(Beschluß.)

Lady Leith fing sogleich ihr Erziehungssystem mit der jungen Monimia an. Das Erste war, ihr eine französische Gouvernante zu geben, deren geschliffenes Wesen sich bey Allen beliebt zu machen wußte. Sie wußte genug, um eine Anfängerin in den Sprachen, der Erdbeschreibung und Musik zu unterrichten, aber ihre Meisterschaft lag in der Verstellungskunst. Sie wußte jede Menschenklasse nach ihrer eigenen Art zu behandeln, und ihre entfernte Kälte gegen die Dienerschaft war nicht weniger auffallend, als ihre kriechende Unterwürfigkeit gegen die Herrschaft, und indem sie sich die Achtung der letztern zu erwerben wußte, gewann sie zu gleicher Zeit die Liebe ihrer Schülerin.

Es läßt sich denken, daß unter der Leitung dieser beyden Frauenzimmer das junge Landmädchen schnelle Fortschritte in der Kunst zu leben machen mußte. Die Natur wurde allmählig in ihr unterdrückt, und es währte nicht lange, bis sie gelernt hatte, daß man weder reden noch still schweigen, weder lächeln noch ernst sehen, weder gehen noch sitzen, weder essen noch trinken, weder die Handschuhe an- noch ausziehen, ja weder einen Schritt thun noch einen Finger bewegen müßte, als mit dem Gedanken zu gefallen. Die Armuth ihres Vaters ward für sie ein Gegenstand der Scham, und sie fühlte sich nie mehr gekränkt, als wenn der gute alte Pfarrer dann und wann in die Stadt kam, um sein Kind zu sehen, und ihre Bekanntinnen auf die Vermuthung geriethen, daß er ein Verwandter von ihr wäre, welches sie, obgleich sie den Greis beynahe mit verachtender Kälte behandelte, doch nicht immer verhindern konnte.

Lady Leith sah mit Entzücken dem Gelingen ihres Planes entgegen. Aber da sie wohl wußte, wie gefährlich eine unbesonnene Liebschaft für denselben werden konnte, so war es ihr vorzügliches Augenmerk, alle sanfteren Gefühle in dem Herzen ihrer Nichte zu ersticken, und jede zärtliche Wallung, die in demselben aufsteigen könnte, bey der Geburt zu vernichten. Ihre Vorsicht ging hierin so weit, daß, als sie Monimia einmal errötden sah, als der Name eines armen aber schönen jungen Mannes genannt wurde, sie sogleich Maßregeln ergriff, damit derselbe nicht mehr in's Haus kam. Endlich aber fand sich die Art von Liebhaber, den Lady für ihre Nichte gewünscht hatte. Es war der einzige Sohn eines reichen Wucherers, dessen Vermögen man auf eine Million schätzte. Monimia hatte die strenge Weisung erhalten, einen Jeden, der ihr einen Heirathsantrag machen würde, an ihre Tante zu verweisen, und es kostete ihr keine Mühe, zu gehorchen. Der junge Mann wandte sich also an dieselbe, Sir James brachte die Sache mit dem Vater in Ordnung, und bald

Digitized by Google

stand den Wünschen der jungen Leute nichts mehr entgegen. Dennoch wollte die listige Dame ihrer Nichte nicht erlauben, sich ihren jugendlichen Gefühlen zu überlassen, sondern sie beobachtete sie beständig, um ja keine Leidenschaft bey ihr aufkommen zu lassen. „Jetzt ist die Zeit, pflegte sie zu sagen, diejenige Herrschaft über deinen künftigen Gemahl zu erlangen, welche dein künftiges Glück versichern kann. Wenn du einmal der Liebe nachgibst, so bist du verloren; du wirst seine Sklavin und hast zu herrschen aufgehört. Wir verachten diejenigen bald, die uns mit gedankenloser Liebe ergeben sind. Laß ihn glauben, du liebest ihn, überzeuge ihn aber nie davon," u. s. w. Durch solche Lehren gelang es ihr, das Mädchen zu der herzlosen Puppe zu machen, die sie zu sehen wünschte, bey welcher Liebe blos ein Mittel war, um — einen reichen Mann zu bekommen. Deßwegen war es ihr auch ein Leichtes, als wenige Tage vor der anberaumten Hochzeit der Vater ihres Bräutigams durch einen unerwarteten Bankerott in Armuth gerieth, auf Befehl ihrer Tante der Verbindung zu entsagen.

Lady Leith konnte nicht umhin, den Beinamb ihrer Erziehung ihrem Bruder mitzutheilen; aber der gute Greis schüttelte den Kopf und schwieg. Seine jüngste Tochter hatte sich seinem Erziehungsplane gerade gezeigt. Sie hatte einen jungen Offizier geliebt, der zwar kein Vermögen besaß, dessen Herz und Gemüth aber dem Alten gefielen. Er war nach Spanien gegangen, in der Hoffnung, für sein Vaterland fechtend, Beförderung zu erlangen, ehe er seine Klara zum Altar führen wollte. Aber er fand sich getäuscht, und schon in der ersten Schlacht wurde er zum Krüppel geschossen. Dennoch heirathete sie ihn, und war in seinen Armen, mit seinem kleinen Jahrgeld und dem wenigen Zuschuß, den er von seinem Vater erhielt, glücklicher, als ihre verkünstelte Schwester in der glänzendsten Ehe zu werden hoffen durfte. Es dauerte auch wirklich nicht lange, bis ihre Reize und das Ansehen ihres Oheims ihr einen neuen Liebhaber verschafften. Er war ein Mann von Jahren, ein Wittwer mit zwey Kindern und rohem Wesen; aber das irrte Monimia nicht — er war noch reicher als der vorige; er machte ein großes Haus, hielt Bedienten und Equipage, und dieß allein war das Glück, welches sie in der Ehe suchen gelernt hatte. Wenige Monate verzingen, und sie war des reichen Baronets Gattin.

Der große Zweck von Lady Leith's vieljährigen Bemühungen war erreicht: ihre Nichte hatte sich, wie sie, mittelst des künstlichen Gebrauchs ihrer persönlichen und Geistesgaben zu der Höhe geschwungen, die ein Weib, nach ihrer Meinung, erreichen konnte: sie war die unumschränkte Gebieterin eines reichen und vornehmen Mannes. Bald sollte sie erfahren, daß, so wie die Erfindung eines tödtlichen Geschützes oft dem Erfinder verderblich wird, Kinder, die blos zur Herzlosigkeit, zum Betrug und Eigennutz erzogen werden, sobald die Gelegenheit sich zeigt, ihre tödtliche Waffe gegen ihre Erzieher kehren, und diejenigen mit Undank lohnen, welche Dankbarkeit nicht zu den Tugenden rechneten, womit sie sie auszurüsten für nothwendig fanden. Sir James hatte, ungeachtet seines Reichthums, noch immer seine Handelsspekulationen fortgesezt, und fand sich plözlich durch den Bankerott mehrerer großer Häuser, welche den größten Theil seiner Gelder in Händen hatten, in die größte Verlegenheit versezt. Der Vorschuß einer bedeutenden Summe konnte ihn indessen noch vom Falle erretten, und seine Gemahlin zweifelte nicht, daß ihre Nichte sich bey ihrem Gatten bemühen würde, die Versicherung des Geldes zu erhalten. Ihr Empfang war wenig versprechend, und als die Lady ihrer Nichte Vorwürfe wegen ihrer Kälte und Undankbarkeit machte, antwortete sie ihr mit trockner Förmlichkeit: sie wisse ja wohl, daß es ihre Pflicht sey, vor Allem den Vortheil ihres Gatten zu beachten. Nach dieser Berücksichtigung würde sie ihre Fürsprecherin bey ihm seyn. Das hatte die Lady nicht erwartet. Sie verließ das Haus in Wuth, und diese neue Kränkung war sie auf's Krankenlager, welches sie erst nach mehrern Monaten zu verlassen vermochte. Zu ihrer gänzlichen Erholung ward ihr die Landluft angerathen, und sie wählte selbst die stille Wohnung ihres Bruders. Wie ganz anders war ihr Empfang dort! Sie schien es zu empfinden, und gestand oft ihrem Bruder, und noch öfter sich selbst, daß sie sich in ihren Erziehungsplänen getäuscht gefunden.

Sir James hatte inzwischen Freunde gefunden, die den Fall seines Hauses verhinderten, und nach wenigen Jahren war es wieder so blühend, als je. Klara wurde nun der Lady Liebling, und erhielt beym Tode ihres Gemahls ein Legat von 10,000 Pfd. St., welches Monimia bestimmt gewesen war.

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Insel Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Den 1. Februar legten sich zwey große Schiffe, der Löwe und der Hindostan, am Eingang der Bucht vor Anker, und sandten bald zwey Boote an's Land. Ich hatte die Ehre, in meiner elenden Hütte den englischen Gesandten in China, Lord Macartney, nebst seinem zahlreichen

Gefolge zu empfangen. Er legte mir einige Fragen in Bezug auf mein Schicksal und Herkunft vor, welche ich keinen Anstand nahm ihm freymüthig zu beantworten. Auf diese Art erfuhr er auch mein Verhältniß zu Kapitän Owen, und die Treulosigkeit, welche dieser an mir begangen. Lord Macartney bezeigte mir seine Verwunderung über meine freywillige Verbannung, und schloß damit: daß nach einer solchen Buße ich den Rest meines Lebens glücklich zu seyn verdiene. Am folgenden Tag kam der edle Lord mit seinem Gefolge wieder an's Land; ich zeigte ihnen die heißen Quellen, bewirthete ihn mit Fischen, welche darin gesotten waren, und begleitete auf sein Verlangen mehrere aus seinem Gefolge in's Innere der Insel, welches sie kennen zu lernen wünschten. Es war schon spät, als wir nach dem Landungsplatz zurückkehrten, wo wir den freundschaftlichsten Abschied nahmen und die Engländer sich einschifften. Bey meiner Rückkehr in die Hütte fand ich meinen Vorrath von Häuten auf dem Boden herum zerstreut — achthundert Häute fehlten, was für mich einen Verlust von 1600 Piasteen machte. Bald erfuhr ich, wer diesen Raub begangen. Ich hatte meinen Leuten streng verboten, der Mannschaft der beyden Schiffe unter irgend einem Vorwand eine meiner Häute zu verkaufen. Die beyden Engländer aber, Godwin und Cook, hatten sich mit ihren Landsleuten vereinigt, man hatte sie mit Rum betrunken gemacht, und so war, trotz des Widerstandes der beyden französischen Matrosen, mein Vorrath geplündert und nach den englischen Schiffen gebracht worden. Die englischen Offiziere hatten sich noch nicht alle eingeschifft, ich lief sogleich zu ihnen und bat sie selbst, meinen Verlust in Augenschein zu nehmen und mir Gerechtigkeit zu verschaffen. Sie bezeigten mir alle mögliche Bereitwilligkeit und sagten selbst: das Unrecht, was mir geschehen, sey um so schreyender, da man dazu die Zeit benützt habe, während ich ihnen den Dienst leistete, sie auf ihrer Exkursion zu begleiten. Alle versprachen mir, sobald sie an Bord angekommen seyen, sich für mich zu verwenden. Dieselbe Nacht gingen beyde Schiffe unter Segel, und meine Felle sind mir nie wiedergegeben worden. Sir George Staunton, Gesandtschafts-Sekretär, sagt in seinem Bericht von der Gesandtschaftsreise Lord Macartney's: der Kapitän des Löwen, Sir James Gower, habe, unwillig über das Betragen seiner Leute, meine Felle zusammenzusuchen und sie mir wiederzugeben befohlen. Das erste mag wahr seyn, das Zweyte ist falsch; eben so falsch ist die Behauptung desselben Schriftstellers: wir seyen von dem Löwen und Hindostan mit trocknen und grünen Gemüsen versehen worden. Die Menschenliebe der Engländer beschränkte sich darauf, mir die Ausbeute unserer mühseligen Arbeit zu rauben, und mir gegen ein Faß mit Oel dreyhundert Pfund Reis und fünfzig Pfund Schweinefett einzutauschen. Die fernern Wohlthaten, welche ich dem Besuch des edeln Lord Macartney zu verdanken habe, werde ich in der Folge aufzuzählen nicht vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18ten März.

Wenn man das beständige Wogen und Treiben der Gelehrten und Künstler in dieser großen Hauptstadt ruhig betrachtet, so fällt es einem auf, wie einige eine lange Zeit hindurch unaufhörlich wirksam sind, und ohne Unterlaß vor den Augen des Publikums handeln, indeß andere nach einem kurzen und lebhaften Treiben in die Verborgenheit auf immer verschwunden, und noch andere, nachdem sie sich zu einer Zeit ausgezeichnet hatten, und dann vom Publikum aus den Augen verloren waren, auf einmal wieder sich vorzeigen und in Thätigkeit geriethen. So war der berühmte Reisende Levaillant, nachdem er vor 20 oder 25 Jahren durch seine Schriften und Prachtwerke über Afrika so großes Aufsehen in der Welt gemacht hatte, ganz in die Verborgenheit getreten; nirgends sah man ihn, fast keine gelehrte Gesellschaft zählte ihn unter ihren Mitgliedern, und kaum wußten die Zeitungen etwas über sein Leben zu sagen, als neulich sein Tod gemeldet wurde. Von einem Buchhändler vernahm ich vor einem Jahre, daß sich Levaillant bey ihm gemeldet, und seinen Vorsatz kund gethan habe, seine Werke über Afrika neu zu verlegen. Dem Manne mochte sein naher Tod vorschweben, und vielleicht war ihm daran gelegen, zuvor seine Geistesprodukte in einer verbesserten Gestalt dem Publikum zu übergeben; allein er ist von der Weltbühne abgetreten, ohne diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Das verborgene Leben dieses Reisenden wird die Auflösung der Frage, in wie weit Levaillant der Wahrheit treu geblieben ist, und ob es in seinem Charakter lag oder nicht, seine Aussagen zu übertreiben, sehr schwierig machen. Hier hätte ein Medwin kommen, den Mann ausfragen und dann dem Publikum seine Gespräche, wie die Byronschen, schlecht oder gut mittheilen sollen. Dagegen ist ein anderer Mann, der vor zwanzig Jahren Aufsehen erregte, seitdem aber stets in der Verborgenheit gelebt hatte, in diesen Tagen wieder zum Vorschein gekommen, um an dem Schriftstellerwesen Antheil zu nehmen. Dieser ist Rouget de Lille, der das sonderbare Schicksal gehabt hat, ohne es vorhergesehen und ohne es zu wünschen, durch ein einziges Lied eben so schrecklich als heilsam auf seine Zeitgenossen zu wirken. Wohl nie hat ein Lied einen so großen Einfluß gehabt, als der berüchtigte Marseiller Marsch, den Rouget de Lille blos zu einem patriotischen Kriegsliede der Franzosen bestimmt hatte. Mit dem Marseiller Liede trieben die Republikaner das Heer des Herzogs von Braunschweig und die Emigrirten wieder über den Rhein, aber auch mit dem Marseiller Liede erwarben in Frankreich die Jakobiner, oder vielmehr der Abschaum der Volksmenge, die in den Gefängnissen zusammengepreßten Unthätlichen; noch jetzt ist das Marseillerlied in der griechischen Uebersetzung des edeln und bedauernswerthen Rhigas ein Nationalgesang der Hellenen, und mancher Türk mag unter dem Absingen des Δευτε παιδες seit einigen Jahren erschlagen worden seyn. Gewiß hat Rouget de Lille diese Wirkung nicht geahnet. Uebrigens erzählt er selbst, daß Text und Musik gleichsam nur ein Guß, nur ein einziger Ausdruck eines begeisterten Gemüthes war. Das sieht man dem Liede auch wohl an; Text und Musik passen so zusammen, und in

Digitized by Google

dem Ganzen herrscht etwas so Erhabenes, daß es nur aus der Begeisterung hervorgegangen seyn kann. Der geschickteste Tonkünstler würde sich vergebens bemüht haben, etwas so Vollendetes hervorzubringen; hier ist mehr als Kunst; hier spricht sich das Genie aus. Sogar Rouget de Lille hat sich in der Folge vergebens bemüht, ähnliche Inspirationen hervorzubringen. In der Sammlung, die er nun herausgibt, befinden sich fünfzig Lieder von den besten Dichtern und patriotischen Inhalts; aber es ist kein zweytes allons enfants de la patrie, darunter. Eine andere merkwürdige Person, die auf eine auffallende Weise jetzt wieder vor das Publikum tritt, und vermuthlich zum Letztenmale, ist die achtzigjährige Genlis, oder seit der Restauration wieder Frau Gräfin von Genlis. Die ganze schwere Last ihrer Schriften, achtzig Bände an der Zahl, werden nun dem Publikum vorgelegt, und dazu, aber von einem andern Verleger, die Memoiren ihres Lebens. Es wird zu einer lobenswerthen Gewohnheit ausgezeichneter Personen in Frankreich, daß sie im Herbste ihres Lebens die Erinnerungen der von ihnen durchlebten Zeit aufzeichnen, und dem Publikum übergeben. Obschon diese Autobiographieen oft nur das Profil des Bildnisses darstellen, und der Leser sich Manches hinzudenken, oder gar verbessern muß, um das Bildniß ganz zu kennen, so sind solche Skizzen und Zeichnungen doch immer sehr interessant, wäre es auch nur wegen der verschiedenen Ansichten der Dinge und Personen, und der verschiedenen Anekdoten, womit dergleichen Memoiren durchwebt zu seyn pflegen. Das Staatsgesetz in Betreff der Preßfreyheit ist dem Publikum zudem Bürge, daß es die Memoiren so bekömmt, wie sie von den Verfassern niedergeschrieben worden sind, und daß man ihnen nicht, wie in andern Ländern, verstümmelte Waare auftischt, oder daß gar die Memoiren durch einen Machtstreich dem Publikum entzogen und auf immer vernichtet werden. Mit wie vielen wichtigen Beyträgen zur Zeitgeschichte ist die französische Literatur, seitdem dieses Gesetz besteht, nicht bereichert worden, und welchen bedeutenden Zuwachs von angenehmer, belehrender Lektüre hat dadurch das Publikum nicht gewonnen! Frau von Genlis konnte nicht umhin, vor Beschließung ihrer langen literarischen Laufbahn auch ihre eigene Autobiographinn zu werden; denn welche Frau hat mehr in der großen und mittleren Gesellschaft gelebt als sie? welche hat mehr gehört, gesehen, erfahren und mitgemacht? welche schildert anziehlicher, und führt die Feder geschickter als sie? Sie hat unter dem alten und dem neuen Régime gelebt; sie kennt das zu Grabe gegangene Geschlecht, sie kennt das gegenwärtige. Sie hat Paris und Frankreich unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. beobachtet; sie hat die Revolution mit erlebt; sie hat unter Napoleon und Ludwig XVIII. geschrieben, und Karl X. findet sie noch schreibend und erzählend. Keine Schriftstellerin hatte also so großen Beruf zur Autobiographie als sie; das hat der schlaue Buchhändler Ladvocat wohl eingesehen, und daher die acht Bände Manuscript, ohne viel zu dingen, für eine Summe von 30 bis 40.000 Franken an sich gekauft, und dem Publikum sogleich die beyden ersten Bände aufgetischt. Vermuthlich ist das bedeutende Honorar auch einer der Beweggründe für die Verfasserin gewesen, diese Autobiographie vor ihrem Abtreten von der Schriftsteller- und der Weltbühne erscheinen zu lassen. Indessen hätten doch, wie mich dünkt, Freunde ihr einen andern Rath geben sollen, besonders wenn sie ihre Ruhe liebt. Es gibt Schriftsteller, die so friedfertiger Natur sind, daß sie mit Niemand zerfallen, und daher auch von Niemand angefeindet werden. Bey Schriftstellerinnen ist dieses friedfertige Wesen etwas so Gewöhnliches, und der Sanftheit ihres Charakters so angemessen, daß die streitenden Schriftstellerinnen wahre Ausnahmen von der Regel sind. Frau von Genlis gehört fast zu diesen Ausnahmen; diese geistreiche Verfasserin hat immer tief empfunden und lebhaft und freymüthig zum Publikum gesprochen. Auch Streit und Hader hat sie nicht immer gefürchtet, sondern, wenn's der Fall erheischte, rüstig mit der Feder gestritten, und zwar nicht allein gegen Frauen, sondern auch gegen Männer. Die gute Frau, die, ihrem eigenen Geständnisse nach, 1746 geboren ist, also zu einer Zeit, wo man noch manches Alberne dachte und glaubte, hat sich von diesen Vorurtheilen ihrer Geburtszeit nie loswinden können, sondern hat von ihnen begleitet muthig ihr Jahrhundert durchschritten. Sie war daher die Widersacherin aller derjenigen, welche diese Vorurtheile bekämpften, und denen es zum Theil gelungen ist, ihre Zeitgenossen davon zu befreyen. Diese Männer waren Voltaire, Dalembert u. a. Nur muß eine Frau, welche mit Leidenschaft gegen den Ruhm solcher Schriftsteller zu Felde zieht, manchmal den Kürzern ziehen und Blößen geben, die von der Gegenpartheyy gewandt bemerkt und benutzt werden. Die Blößen der Frau von Genlis sind daher auch bald zur Kunde des Publikums gekommen, und eben nicht dazu geeignet gewesen, die Achtung desselben für ihre Persönlichkeit zu vermehren. Unter diesen Umständen erscheint nun die hochbejahrte Frau und erzählt ihren Lebenswandel von ihren Kindereyen an bis auf ihr Greisenalter (wenigstens sollen die Memoiren so weit reichen), fertigt alle merkwürdigen Personen ihrer Zeit mit kurzen, oft gar nicht sanften Urtheilen ab, gibt Anekdoten über sie zum besten, und vergißt im Laufe ihrer Memoiren zuweilen das ernsthafte Gebet oder Versprechen, das sie im Anfange an Gott richtet, indem sie erklärt, sie verzeihe von ganzem Herzen, und kein Groll hafte in ihrem Gemüthe. Das Drolligste dabey ist, daß die geschwätzige Alte keinen von den Anbetern vergißt, die sich vor fünfzig oder sechzig Jahren ihr zu Füßen geworfen haben, und sie in chronologischer Ordnung aufführt und in dem Maße, als sich ihre Lebensgeschichte entwickelt, aber immer mit dem Beysatze, daß sie die Liebeserklärungen schnöde abgewiesen habe, so daß zufolge der Autobiographie die Tugend der Verfasserin nie auf dem gefährlichen Ocean der großen Welt an den Klippen rechts und links gescheitert ist. Nun denke man sich, was aus der Kritik dieser Memoiren werden muß, wenn sie solchen losen Journalisten in die Hände fallen, wie Paris deren eine Menge zählt, die sich eine Freude daraus machen, das skandalsüchtige Publikum nach seinem Geschmacke zu bedienen! Es hat daher auch an ironischen Auszügen der Genlis'schen Memoiren nicht gefehlt; von liberaler sowohl als von der Ultraseite sind sie sehr possierlich dargestellt worden, besonders im Diable boiteux und in der Oriflamme, zwey Blättern entgegengesetzter Gesinnungen, die aber dießmal ganz zusammenstimmten. Besonders ungläubig sind diese Blätter in Betreff der vorgeblichen Grausamkeit der Frau Gräfin gegen ihre Anbeter aus dem achtzehnten Jahrhundert; diese Hartgläubigkeit leiten sie sehr witzig ein; der Diable boiteux meint, es sey doch recht schön, daß die Frau Gräfin so bescheiden und zurückhaltend sey, und manche Sachen blos andeute, anstatt sich damit zu brüsten. Haben aber solche Kritiken wohl etwas Achtung-Einflößendes, worauf doch eine achtzigjährige Frau halten muß? und muß sie es nicht bereuen, daß sie dem malitiösen Publikum Gelegenheit verschafft hat, liebelose Randglossen zu ihrem Texte zu machen, und daß sie Zeuge dieses Spottes seyn muß? Was jedoch ihre Freunde ziemlich beruhigen muß, ist, daß sie an Streit und Kampf seit lange gewohnt, und gegen vorgebrachte Wunden schon abgehärtet ist; denn wenn sie wirklich fürchtete, im Gefecht verwundet zu werden, so würde sie schwerlich so oft auf den Kampfplatz getreten, und mit dem Rappier in der Hand auf ihre Gegner losgefahren seyn; vermuthlich ist ihre Brust mit einem tüchtigen Plastron versehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. April 1825.

Denn sogar an sich nützliche und unentbehrliche Wahrheiten können, sobald man Mißverständniß und Aergerniß von ihnen zu befürchten hat, einem Manuscript vor dem Drucke zu verbieten und auszustreichen seyn.

Jean Paul.

Dichterpfeile.

1.

Lafayette.

Früh erblicktet ihr ihn am kaum sich röthenden Himmel,
Heiter und rein war sein Strahl, weisend dem Tage den Weg;
Und die Stürme brachen herein, es rollten die Donner,
Wolken verhüllten den Stern, der uns den Morgen geschmückt:
Aber den Mittag beherrscht die allgewaltige Sonne,
Erst dem Abend erglänzt sinkend der heitere Stern.

2.

Das Kontinental-System.

Cäsar's winkendem Auge gehorcht ein fröhnender Welttheil,
Aber sein Cassius borgt bey dem Krämer den Dolch.

3.

Ostergedanken.

Heiliger Mann, der trug sein Geschlecht am liebenden Herzen,
Der ihm Weisheit gelehrt, von den Belehrten ermürgt;
Von dem Sitze des Vaters, dessen Kinder wir alle,
Lächelst du gütig Geduld heidnischen Christen herab.

4.

Glaube.

Glaube, Himmelssohn!
Durch des Schöpfers Werde
Schon gesandt der Erde
Von des Höchsten Thron!

Glaube, klares Licht!
Auf dem dunkeln Grunde
Für die flücht'ge Stunde,
Die aus Nebeln bricht!

Glaube, edler Stern!
Schwäche leiht dir Namen,
Argliſt schnizt dir Rahmen,
Treue hängt am Kern!

Glaube, Lebensstab!
Du bedarfst des Putzes
Nur für Brut des Schmutzes,
Glaube, Freund am Grab!

5.

Leben und Traum.

Zum Leben sprach der Traum:
Du bist, gleich mir, nur Schaum,
Nur stolzer trägst du dich!
Schweig, sagt' das Leben, Kind
Der trunknen Nacht und blind,
Die Sonne leitet mich.

6.

Elternpaar.

Mutter Erde gebährt zu schmerzlichem Leben die Kinder,
Vater Himmel verklärt, was er hienieden beschüzt.

7.

Der Wettlauf.

Laßt uns streben, laßt uns fliegen,
Himmel sezte selbst das Ziel!

Digitized by Google

Alle können wir nicht siegen,
Denn auf Einsatz ruht das Spiel.
Aber treue Engel wiegen
Jeden, der sich opfernd fiel:
Auf die Pfade folgen Bahnen,
Sterne schweben dann statt Fahnen.

8.

Friedenshelden.

Nennt mir die Friedenshelden,
Durch sie beglückte Helden! —
So stumm sind frohe Herzen,
Und Redner nur die Schmerzen?
Es rufen die Gedichte,
Es predigt die Geschichte
Vom Waffenheldenthum,
Das in der Brust der Menschheit wühlt, —
Doch von dem Quell, der lebend kühlt,
Bleibt matter Undank stumm!
So nehmt denn still das Futter,
Und blöckt nur, straft die Mutter.

9.

Schicksal und Verhängniß.

Schicksal wird von Gott gesendet,
Von dem Gott, der Vater ist;
Schicksal, ihm gehorsam, wendet
Unsre Bahnen, die er mißt;
Schicksal wechselt Schmerz und Freude,
Gab ihn gestern, gibt sie heute.

Doch Verhängniß ist der Drache,
Der bey falschen Göttern wohnt;
Nur bey Sklaven steht er Wache,
Und des Menschen Höchstes frohnt;
Das Verhängniß schwelgt im Blute,
Pflegt nur als Tyrann das Gute.

Wer Verhängniß glaubt, verwüstet
Unsers Wesens Heiligthum;
Doch des Schicksals Glaube rüstet
Uns für ein Elysium;
Wüthen durften Menschengötter,
Doch des Himmels Gott ist Retter.

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Insel Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Von der Abreise der englischen Schiffe bis zum Monat August unterbrach nichts die Einförmigkeit unserer Lebensweise. Im September waren unsere Lebensmittel fast ganz aufgezehrt; die Seehunde und Vögel hatten uns verlassen, selbst die Fische schienen die Insel zu meiden. Es blieb uns kein anderes Nahrungsmittel, als die Eyer der Sturmvögel, welche wir oft zwey bis drey Fuß tief aus der sandigen Asche herausgraben mußten. Oft kehrten wir nach tagelanger Arbeit mit leeren Händen nach der Hütte zurück. Den 19ten endlich, da die Verzweiflung schon anfing sich unserer zu bemächtigen, lief ein Schiff in die Bucht ein. Es war die Fee, Kapitän Rogers, welcher die Absicht hatte, ein Paar hundert Seehundsfelle mit nach Boston zu nehmen. Der Offizier, welcher an's Land kam, schien durch unser blasses abgezehrtes Aussehen gerühret zu seyn; er schenkte mir ein kleines Fäßchen mit Reis, sechs bis acht Pfund Zwieback und zehn Pfund gesalzenes Fleisch. Dieß war zwar eine augenblickliche Erquickung, allein ich mußte darauf denken, mich auf längere Zeit zu versehen. Der Offizier fing nun im Namen seines Kapitäns an mit mir zu unterhandeln. Er wollte mir ein Faß Reis von fünfhundert Pfund für sechshundert Häute überlassen. Auf diese Art wäre das Pfund Reis, was in Boston drey bis vier Sous kostet, mir auf zwölf bis fünfzehn Franken zu stehen gekommen. Diese Habsucht, womit der englische Kapitän sich unsere unglückliche Lage zu Nutze machte, empörte mich fast noch mehr, als der offenbare Raub, den seine Landsleute vor einigen Monaten an mir begangen hatten. Endlich mußte ich ihm doch dreyhundert Felle für den Reis geben.

Nun verfloß wieder ein Monat nach dem andern, ohne daß weder die Emilie, welche, dem Versprechen des Kapitäns Owen gemäß, schon lange hätte zurückkehren sollen, noch irgend ein anderes Fahrzeug die Insel besuchte. Schon ging das zweyte Jahr unsers Aufenthalts zu Ende, als eine neue Begebenheit unsere Lage noch unglücklicher machte.

Der Leser weiß, daß unsere kleine Kolonie aus fünf Personen bestand, nämlich zwey englischen, zwey französischen Matrosen und mir. Godwin, der Gehülfe, der uns vom Kapitän Wamsley gegeben worden war, hatte uns Anfangs nicht den geringsten Dienst geleistet. Seine Geschwüre heilten nicht, denn statt die Mittel zu gebrauchen, welche ich ihm gab, that er selbst Alles, um die Heilung zu verzögern, und einen Vorwand zu haben, nicht mit uns zu arbeiten. Ich entdeckte endlich diese List, und zwang ihn, bald gesund zu werden. Dieß war genug, ihn gegen mich aufzubringen. Cook, der andere englische Matrose, verlor endlich über die Mühseligkeiten, welche wir auszustehen hatten, die Geduld, und vereinigte sich mit Godwin zu einer schändlichen Empörung gegen mich. Schon früher hatten sie Beyde den Verlust meiner Felle verursacht. Gonse, einer der französischen Matrosen, schwankte lang; er hegte einigen Groll gegen mich, weil ich ihn zuweilen wegen seiner Faulheit bestraft hatte; endlich schloß auch er sich an die beyden Engländer an. Nur Gandie, der zweyte Franzose, blieb mir treu, und ich wünsche, daß alle diejenigen, welche Völker zu beherrschen haben, so treue Unterthanen und so ergebene Diener fin-

Digitized by Google

den mögen, als damals Gandie für mich war. Eines Tages erklärte mir Godwin, in Gegenwart seiner Gefährten, ohne weitere Veranlassung, daß, da wir Alle gleichen Antheil an der Arbeit hätten, auch die Felle zu gleichen Theilen unter uns vertheilt werden müßten. Cook unterstützte diese Forderung mit vielen Drohungen, er setzte sogar hinzu: er sehe nicht ein, weßhalb ich nicht eben so gut, wie sie, die Küche besorge. Dieß war eine förmliche Kriegserklärung; doch antwortete ich ihnen ruhig und mit kaltem Blute. Seit dieser Zeit war aber weder Sicherheit noch Ruhe mehr für mich, und ich sah nur zu gut ein, in welcher Gefahr ich schwebe, wenn ich diese schon gereizten rohen Menschen nicht durch Nachgiebigkeit und Geduld zu besänftigen suchte. Am 16. November, als ich mit den beyden Engländern vom Fischfang zurückkehrte, beleidigte mich Godwin, unter einem nichtigen Vorwande, auf's Gröblichste. Zum Erstenmale verlor ich die Geduld und gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er mehrere Schritte weit in's Wasser hinabflog. Ich blieb nun lange allein und nachdenklich über die Folgen dieser Uebereilung am Ufer stehen. Als ich endlich nach der Hütte zurückkehrte, vertraten mir Godwin und Cook mit Messern bewaffnet den Weg; ich wollte ihnen entfliehen, wobey ich aber strauchelte und fiel; nun warf sich Cook über mich her, und ich rang mit ihm, so gut es meine Lage erlaubte; er versetzte mir mit seinem Messer mehrere Hiebe auf den Kopf, und schnitt mir die linke Hand fast ganz durch. Ich war mit Blut bedeckt, und konnte mich nicht mehr vertheidigen, als es Gandie gelang, mich loszumachen, und sich zugleich gegen Godwin zu vertheidigen. Gonje hatte keinen Theil an dem Streit genommen; als er sah, wie ich behandelt worden war, fühlte er eine plötzliche Reue über sein bisheriges Betragen; er schien sogar noch betrübter als Gandie, und folgte uns nach dem Boot, wohin ich mich mit Mühe geschleppt hatte und gleich darauf die Besinnung verlor, während meine Mörder sogleich nach der Hütte liefen, um sich meiner Waffen, Flinte, Säbel und Pistolen zu bemächtigen. Erst an der andern Seite der Bucht kam ich wieder zu mir, Gandie und Gonje saßen weinend neben mir und thaten alles Mögliche, um mir Linderung zu verschaffen. Nachdem sie meine Wunden gewaschen und verbunden hatten, trugen sie mich nach unserer neuen Wohnung, einer der beyden Höhlen, wovon oben die Rede war. So waren wir auch von unserm Verbannungsort verbannt, ohne irgend etwas von unsern Geräthschaften oder Lebensmitteln mitgebracht zu haben. Wir brachten den Rest des Tages und die Nacht schlaflos und fast Hungers sterbend zu. Am folgenden Morgen schlug ich meinen Gefährten vor, nach der Hütte zurückzurudern, und um jeden Preis von den Engländern Lebensmittel zu erhalten. Die Verzweiflung gab uns Muth. Bey unserer Ankunft liefen Godwin und Cook zu den Waffen; doch gestatteten sie mir endlich, aus Reue oder Furcht, in die Hütte zu gehen, und einige Kleidungsstücke, Feuerzeug und einige Bücher herauszuholen; hiermit ruderten wir nach der Höhle zurück, machten ein Feuer an und brateten etwas Seehundsfleisch, was seit dreyßig Stunden unsere erste Nahrung war. Die Decke unserer Höhle bildeten übereinandergeworfene Felsenstücke, welche jeden Augenblick den Einsturz zu drohen schienen, und auch um Mittag wurde sie durch den Eingang nur schwach erleuchtet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 2. April.

Die Stadt, so aus Triumphen ist gegründet,
Wird nun in heil'gem Schimmer uns verkündet.

Römisches Jubeljahr.

Es ließ sich wohl hoffen, daß die Zeit der Fasten und der heiligen Woche den Erwartungen vom römischen seit fünfzig Jahren unterlassenen Jubeljahr mehr entsprechen würde, als es, wenigstens in Betreff der aus der Fremde zuströmenden Menge, die Eröffnung der heiligen Thüren zur Weihnachtszeit thun konnte. Obwohl die römische Kirche an Ausdehnung, ihre Hirtenbriefe an Kraft, ihre Glieder an jenem Gefühl allgemeiner Noth und Bußbedürftigkeit verloren haben, welche zu Bonifaz des Achten Zeit die Satzung allgemeiner Buß- und Ablaßjahre nach dem Vorbild alttestamentlichen Gebrauchs veranlaßte, so ist Macht und Ansehen der Kirche, Anhänglichkeit und Zahl ihrer Glieder doch groß genug geblieben, um auch in einem kirchlichen Jubeljahr des neunzehnten Jahrhunderts einen der Kirche und ihrer Hauptstadt nicht unwürdigen Anblick zu gewähren. Die Bewohner des neuen Roms sind in solchem Fall, wie in anderen, von den Fremden wenig abhängig; sie wissen den Pilger zu schätzen, ohne seiner zu bedürfen. Sie sind an keine anderen Feste gewöhnt, als an religiöse, und es dürfte schwer zu entscheiden seyn, ob es mehr die Freude des Tages oder die Beobachtung geheiligten Brauches ist, was nur an solchen Gelegenheiten die Menschenmenge Roms aus den Häusern treibt. Das heilige Jahr konnte nicht feyerlicher verkündet werden, als durch die Missionen des verwichenen Augustmonats, jene Bußpredigten, die auf allen bedeutenderen Plätzen der Stadt, auch zu den Füßen der Antoninssäule, vor zahlreicher Volksmenge gehalten, ein so seltnes als erbauliches, und vor störenden Mißbräuchen, wie selten, gesichertes Schauspiel gewährten. Die Eröffnung der heiligen Thüren von vier Basiliken fand an der Vigilie des Weihnachtsfestes allerdings ohne außerordentliches Gedränge statt, das von Seiten der Römer, zumal in Sankt Peter, dem Sammelplatz der neugierigen Fremden, am geringsten war. Diese Erscheinung mußte Jedem auffallend seyn, der es nicht weiß, wie sehr die Italiener Naturkinder sind, und wie sie darum keinem Festgepränge nachgeben, das bey geringer Obliegenheit seiner Feyer nicht durch den reinen Glanz des Himmels verklärt wird. Mußte man doch am heiligen Dreykönigstag die päpstliche Benediktion einstellen, weil es einer der zwey kalten Tage war, die der

verwichene Winter zählte: Nun, seit der Frühlingssonne der Fastenzeit sind die Pilgerstraßen angefüllt, die von einer Basilike zur andern führen, von Römern aller Stände und von Landleuten der Umgegend, wie von Pilgern wälscher, mitunter auch deutscher Zunge. Auf den Straßen von Sankt Peter und von S. Maria Maggiore, wie vom Kolossenm der nach dem Lateran, desgleichen auf dem Wege nach S. Maria in Trastevere (der vierten Basilike statt der abgebrannten S. Paolo, wie schon einmal bey einer Ueberschwemmung) fehlen, dem allgemeinen Gebot der dreyßigmal zu begehenden Basiliken gehorsam, die pilgernden und laut betenden Menschen kaum zu irgend einer Stunde. Zweymal hat auch die geheiligte Person des Papstes, von den Personen des Pallastes und von zweyundsiebenzig Pilgern begleitet, mit denen er nachher gespeist, den Umzug von vier Kirchen vollführt, die er mit und in der Nähe von Sankt Peter statt der vier Mutterkirchen erwählt: er ging zu Fuß den Pilgern zum Beyspiel, außer weißen Sohlen, barfuß. Züge von Pilgern, der Brüderschaften und anderen Gläubigen sind häufig geworden. Der gewohnte Zug edler römischer Frauen, je zu vier, die ein geringes Weib zwischen sich geleiten, hat auch diesmal zur Verherrlichung des grünen Donnerstags in Sankt Peter nicht gefehlt. Gestern endlich, am Charfreitage, konnte man doch an das Jubiläumsgewühl auf der Brücke denken, wie es Dante beschreibt:

Come i Romani per l'esercito molta
L'anno del giubbilao sù per lo ponte
Hanno a passar la gente modo tolta.

Die einzelnen Züge von Brüderschaften, Frauen und Pilgern hatten sich zu einer einzigen Reihe von mehr denn sechstausend Menschen vereinigt, das wunderthätige Kruzifix der Kirche S. Marcello in Corso nach St. Peter und von dort zurückzugeleiten. Die Brüderschaft jener Kirche hatte die Unterschriften gesammelt und der Papst diesem Zuge eine achtundzwanzigfache Gültigkeit bewilligt. Zwey Drittel desselben mochten Frauen seyn; es fehlte nicht an Personen aus den höchsten Ständen, selbst zur Tragung des Kreuzes. In St. Peter erschien das Gedränge nicht gering und wurde bey spärlichen Lichtern zum Theil störender, als es vormals bey der nun abgeschafften Kreuzerleuchtung seyn konnte. Gegen drey Uhr Nachmittags war man von S. Marcello ausgegangen, und gegen zehn Uhr war der Zug beendigt, dessen Glanze die nächtliche Beschauung wohl zu statten kam.

Die Theilnahme an geistlichen Pflichten ist das Losungswort dieser Zeit. Wie es auswärts durchgedrungen, wird durch der Pilger Beyspiel dargethan, die man in häufiger Zahl auf den Straßen sieht, und deren viele tagtäglich im weiten Gebäude des Pilgerhospitals (S. Trinità de Pellegrini) öffentlich gespeist werden. In der heiligen Woche pflegte man über siebenhundert Pilger und über zweyhundert Pilgerinnen an den Speisetischen zu sehen. Landleute aus der nächsten Umgebung gewiß nicht ausgeschlossen, aber allesammt nur auf drey Tage beherbergt. Obwohl zu den Zehntausenden Viele fehlen, für deren Pflege man eingerichtet zu seyn versichert, so sind die gegenwärtigen doch hinlängliche Zeugen von der Wirkung des heiligen Aufgebots auch für angesehene Personen der Stadt, von denen die Pilger gespeist und bedient sind, wie ihre Füße tagtäglich auch von Kardinälen gewaschen werden. Die Theilnahme an Brüderschaften, die in den angesehensten Ständen schon des Glanzes der Bearäbnisse wegen sehr zahlreich zu seyn pflegt, gibt die nächste Aufforderung, jene sonst bedeutungslose Theilnahme in dieser Zeit bedeutend zu machen. Solchen Eifer wird das Zuströmen der Pilger noch eine Weile rege erhalten. Der schöne Monat Mai pflegt auch sonst die Bewohner der Umgegend, wie die Gläubigen der Stadt, zum Basilikenbesuch zu versammeln. Gleichgültige gibt es nicht weniger, und die Masse macht den Schatt. Dem heiligen Joseph zu Ehren täuschten sie die Fastenentbehrung mit schmackhaften Kuchen und begeisterten Sonetten zum Lobe der Frittelle, und nachdem sie zu lange eines lärmenden Schauspiels entbehrt, werden in den letzten Tagen der heiligen Woche bey der glänzenden Spiegelsperspective begebenswürdiger Eierschichten in der Tiefe von Wurst- und Käsebuden, oder, wenn, wie eben, ein unfeiliges Knallen von kleinem Feuer und von zerbrochenen Scherben dir in die Ohren dröhnt, die Umstehenden, die du schiltst, dir die Frömmigkeit rühmen, mit der man das Osterfest eingeweiht. Solcher Lebensart, wenn es auch wirklich nur Lebensart wäre, sollte wohl auch der Fremde öfter geborchen, und sich über den Druck frommer Sitte nicht ärgern, die ihm Schauspiele mißgönnt, oder mit billigster Forderung ihm seine fettern Speisen zu Hause verzehren läßt.

D 8.

Paris, 18. März.

(Beschluß.)

Die Sucht der Anty-Memoiren scheint ansteckend zu werden, denn nun tritt auch die berüchtigte Wahrsagerin, Dlle. Lenormand, mit einem Prospectus hervor, worin sie sich anheischig macht, nicht weniger als fünf Quartbände und achtzig Oktavbände drucken zu lassen, unter dem Titel, Album de Dlle. Le Normand. Also fünfundachtzig Bände Schriften von einer Wahrsagerin! Hat man je so etwas gesehen und erlebt? Gewiß war die Sibylle zu Cumä nicht so fruchtbar, wiewohl sie ihre Höhle mit den von ihr beschriebenen Blättchen belegte, und nur die Frau Gräfin von Genlis kann mit der Dlle. Lenormand gleichen Schritt halten. Man glaube indessen nicht, daß die fünfundachtzig Bände eine Biographie seyn sollen. Die eigentlichen Memoiren der Weissagerin sollen blos zwölf Oktavbände ausmachen. Das übrige soll aus allerley wahren oder erdichteten Memoiren bestehen, wovon einige pikante Titel haben, als: L'Espion de qualité, sous les ministères de Fouché, Savary etc., drey Bände; Le Page de Joséphine, ou les Soirées de la Malmaison, l'église de Ruel, ou confessions d'un ministre u. s. w. Alles dieses und noch manches Andere wird zum Oktavformat reduzirt werden. Für das Quartformat aber werden aufbehalten die geheimen Künste der Demoiselle Wahrsagerin, als da sind: Cranologie, Chiromancie, Cartonomancie, Physiognomie und „Oneirocritische Wissenschaft." Alle diese gelobten Worte stehen im Prospectus. Das Händebesehen scheint besonders ihre Sache zu seyn, denn sie verspricht 350.000 Züge und Lineamente aus den Händen mitzutheilen, und zwar nach dem Leben gezeichnet; ja die ganzen Hände der berühmtesten Personen Europa's sollen abgezeichnet werden, besonders „die „linke Hand des außerordentlichen Mannes" (vermuthlich Napoleon). In ihrer Ankündigung nennt sich die Verfasserin die berühmte Sibylle. Natürlich muß sie ihre Beschäftigung für etwas sehr Wichtiges halten, da sie sich für ihre Audienzen mit Gold bezahlen läßt, und wirklich von sehr angesehenen Personen Frankreichs sowohl als anderer Länder zu Rathe gezogen wird. Der Aberglaube des Volks hat Dlle. Lenormand wenig eingebracht; aber der Aberglaube und Vorwitz der höhern Stände ist eine Goldgrube für sie gewesen.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. April 1825.

Je sicherer der stolze Mensch sich meint,
Um so gewisser wird der Satan ihn gewinnen;
Er steht im Bund mit unsern Sinnen.

Fr. A. Müller.

Der Tod des Herzogs Alexander von Medici.

Der Herzog Alexander von Medici war im Besitz alles dessen, was ihn groß, geachtet und glücklich machen konnte. Jugend, Talente, Reichthümer, ein großer Name, treue Freunde, wohlbegründete Macht und der Besitz eines der schönsten Länder der Erde, endlich die Hand der natürlichen Tochter Kaisers Karl V., dessen mächtiger Schutz ihm sicher war, hatten ihn zu einem Grad von Glück erhoben, dessen ein Sterblicher nur selten genießt. Glücklich hätte er sich preisen, und die Tage der wieder eingetretenen Ruhe zum Wohl seines Landes und zum Vortheil seiner Familie verwenden können, wenn er es ernstlich gewollt hätte. Allein die Sicherheit, welche ihm der Schutz des mächtigen Kaisers gewährte, und das Bewußtseyn, die Macht der Feinde seines Hauses für immer gebrochen zu haben, erzeugten bey dem jungen Fürsten Sorglosigkeit und eine unziemliche Hingebung an gesetzwidrige Neigungen, die nur zu bald in Leidenschaft ausarteten, und die Freunde des Hauses Medici mit Kummer und bangen Sorgen erfüllten.

Alexanders Hauptleidenschaft war Weiberliebe, und keine Gelegenheit ward verschmäht, sich die Freuden verbotener Wollust zu verschaffen. Eine Schaar junger, gleichgesinnter Florentiner, aus den besten Häusern, war die gewöhnliche Gesellschaft Alexanders, und unter diesen besonders ausgezeichnet Lorenz von Medici, seiner kleinen Statur wegen Lorenzino genannt. Derselbe war ein Sohn des Peter Franz von Medici und der Marie Soderini, und im Jahr 1514 geboren. Im zartesten Alter hatte er bereits seinen Vater verloren, und war von da an der alleinigen Sorge seiner trefflichen Mutter überlassen, die nichts versäumte, ihrem Einzigen die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Auch entwickelte der Knabe Lorenzino schon früh treffliche Geistesanlagen, begriff schnell die Elemente der Wissenschaften, und erregte die schönsten Erwartungen. Allein kaum war er der mütterlichen Aufsicht entwachsen und eigener Leitung überlassen, so offenbarte sich alsbald sein unruhiger Geist, der, stets unzufrieden und nach Neuerung strebend, auf fremdes Verderben sann, und sich tückisch über des Mitbürgers Unglück freute. Im Umgang mit dem berüchtigten Philipp Strozzi hatte er dessen schändliche Grundsätze eingesogen, und gelernt, Alles, was dem Menschen im Himmel und auf der Erde ehrwürdig erscheint, frech zu verhöhnen. Seine Gesellen waren Menschen geringer Abkunft und gleicher Gesinnungen; denn er haßte die edeln Geschlechter seiner Vaterstadt bis auf den Tod. Dieser Lorenzino kam mit dem Kardinal Julius von Medici nach Rom, und wurde von Klemens VII. mit großer Liebe behandelt. Er mußte aber die Stadt eilends und heimlich verlassen, um der Wuth des Volkes und der Strafe zu entgehen, nach-

Digitized by Google

dem er in einer Nacht viele alte herrliche Statuen verstümmelt und wie ein zweyter Herostrat sein Andenken gebrandmarkt hatte. Er blieb auf immer von Rom verwiesen, und auf seinen Kopf ward ein Preis gesezt, wenn er in der Stadt betreten und getödtet würde. Als er nach Florenz zurückkam, wußt' er sich bey dem jungen Herzog einzuschmeicheln, indem er ihm die Stadtneuigkeiten zutrug, den Unterhändler bey seinen verliebten Abenteuern machte, und allgemein für des Fürsten Spion angesehen wurde. Dazu heuchelte er äußerlich strenge Sitte, kleidete sich nach alter Weise, einfach und ohne Aufwand, war kriechend und feig, und spottete Jener als Thoren, die ihr Leben füe was immer für ein Unternehmen wagten. So gewann er allmählig des Herzogs Zutrauen und wußte ihn sicher zu machen; denn in seinem Innern brütete er über Unheil, und sann, wie er den lang entworfenen Anschlag nach Strozzi's Meinung ausführen möchte.

Unter den treuen Dienern des Hauses Medici war Franz Vettori der Ersten einer. Kaiser Karl V. wußte das, und achtete des Mannes erprobte Treue und Bürgertugend sehr hoch. Ihm und seiner geübten Staatsklugheit hatte der einsichtsvolle Monaech seine Tochter und den Tochtermann besonders empfohlen. Kein Wunder, wenn Vettori bey dem Herzog mehr erlaubt war, als andern. Sein Ernst, die Unbescholtenheit seiner Sitten und sein Alter verliehen ihm eine Würde, welche dem Leichtsinn des jungen Fürsten Achtung gebot. Als daher eines Abends Herzog Alexander, blos von zwey Reitknechten begleitet und Lorenzino hinter sich auf dem Pferde habend, an dem Hause Vettori's vorbeyritt, so erregte dieses auffallende Benehmen des treuen Dieners Unmuth, und er beschloß, gleich des andern Morgens dem Fürsten seine Gesinnungen zu eröffnen. „Mich alten Diener, dud er an, gereut es, Euer Hoheit bis jezt treu ergeben gewesen zu seyn. Denn ich gewahre, daß Ihr Benehmen dahin zielt, sich und alle Freunde Ihres Hauses zu verderben! Ist das nicht Thorheit und unbesonnenes Wesen, wenn der erste unbeschränkte Fürst von Florenz nächtlicher Weile, von zwey einzigen Reitknechten begleitet, durch die Straßen trabt, und seine Seele dem Einzigen anvertraut, der ihm die Strickleiter zu seinen verliedten Abenteuern hält?" Mit den lezten Worten spielte Vettori auf die nächtlichen Exkursionen an, die Alexander in Gesellschaft des Lorenzino zu machen pflegte, um da oder dort über die Mauer eines Nonnenklosters zu steigen. So ernstlich gemeint Vettori's Rede auch war, so wenig Eindruck machte sie. Scherzend erwiederte Alexander dem alten Diener: „Laßt das gut seon, Franz! Was geschehen soll, vermag ich nicht zu wenden! Doch will ich mich vorsichtiger benehmen; denn ich sehe, daß Ihr es gut mit mir meint."

Nicht lange vorher war Karl V. von seiner unglücklichen Expedition nach Afrika in den Hafen von Genua zurückgekehrt, und hatte Alexander Hoffnung gemacht, ihn zu seinem Oberfeldherrn zu ernennen. Nun erwartete der Herzog jeden Tag die Ankunft seiner Bestallung, und machte bereits Zubereitungen auf den Fall seiner Abreise zur Armee. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und furchtbar schnell nahte sich der Schlußakt seines Lebens.

(Der Beschluß folgt.)

Aufenthalt des Kapitäns Peron auf der Insel Amsterdam.

(Beschluß.)

Wir brachten fünf Tage in der Höhle im elendesten Zustande hin, als mir endlich eine List einfiel, welche uns wieder in den Besitz unserer Hütte setzen sollte. Gonje hatte das Vertrauen unserer Feinde gehabt, und es war ihm möglich, sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Wir verabredeten also, daß er wieder zu ihnen zurückkehren, als wenn er mit uns unzufrieden wäre, und dann die erste Gelegenheit benuzen sollte, sich entweder ihrer Waffen zu bemächtigen, oder sie unbrauchbar zu machen, besonders die Steine von der Flinte und den Pistolen zu nehmen; hierauf sollte er uns durch ein Zeichen von dem Erfolg benachrichtigen. Gonje nahm den Vorschlag mit Freuden an, um sein voriges Unrecht gut zu machen. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ich sezte Gonje bey der Hütte an's Land, während er mich vor unsern Feinden, welche bewaffnet herbeygekommen waren, mit Schimpfreden und Deohungen überhäufte, die ich ihm zu erwiedern nicht unterließ. Die beyden Engländer nahmen ihn ohne Mißtrauen auf, und ich kehrte mit Gandie nach der Höhle zurück. Fast zwey Monate vergingen indessen, ohne daß wir das mit Gonje verabredete Zeichen erblickten, noch sonst etwas von ihm oder den beyden Andern erfuhren, und schon fürchteten wir, er sey uns treulos geworden. Endlich erschien der ersehnte Tag; Gonje zeigte sich auf einer Anhöhe, welche man von der Höhle aus erblickte, und zog, nach der Verabredung, sein Kleid aus; sogleich enderten wir in größter Eile nach der Hütte, von deren Besitz die Herrschaft der Insel abhing. Gonje kam uns entgegen und übergab mir meinen Säbel und die Steine von der Flinte und den Pistolen, nebst einem Dolch, den die Engländer verfertigt hatten. Nun stürzte ich mit bloßem Säbel in die Hütte, und forderte Godwin und Cook auf, sich zu ergeben. Sie griffen nach der Flinte, allein da sie merkten, daß sie unbrauchbar gemacht war, warfen sie sich auf die Knie und baten um Gnade. Nach einem kräftigen

Digitized by Google

Verweis verzieh ich ihnen, befahl ihnen aber auch sogleich nach der Höhle abzugehen, welche wir eben verlassen hatten, und nie die Grenzen zu überschreiten, welche ich ihnen anweisen würde. Während des Interregnums hatten die Rebellen die rothe Flagge aufgezogen, weil England mit Frankreich im Krieg sey; ich befahl Einem von ihnen, dieß Zeichen der Empörung niederzureißen, und hierauf mußten sie sich sogleich entfernen. — So endigte der erste Krieg, der je auf der Insel Amsterdam geführt worden ist. Ich setzte nun mit meinen beyden Gefährten unsere gewöhnlichen Arbeiten fort, ohne daß bis im April 1795 etwas Besonderes vorgefallen wäre. Eines Tages aber hörten wir Lärm in der Gegend, welche die Engländer bewohnten; wir beschlossen sogleich eine Rekognoszirung in ihrem Gebiet vorzunehmen, und fanden eine Art von Lanze, welche sie aus einer Eisenstange von fünf Fuß Länge verfertigt hatten. Dieß war eine neue Empörung von ihrer Seite, die ich ihnen aber wiederum verzieh. Von dieser Zeit an ward die Ruhe nicht wieder gestört.

Das dritte Jahr unsers Aufenthalts war verflossen, und seit drey und zwanzig Monaten hatte sich kein Schiff sehen lassen; ich glaubte, unser Schiff sey untergegangen, und es sey für uns keine Hoffnung mehr, aus dieser Verbannung erlöst zu werden. Ein neues Unglück vermehrte unsern Kummer; Gonje starb, nachdem er lange krank gewesen; wir begruben ihn und versöhnten uns auf seinem Grabe mit unsern Feinden, den beyden Engländern. Endlich, am vierzigsten Monat unsers Aufenthalts, als ich eines Tages weinend auf dem Grabe unsers Freundes saß, rief Gandie, der nicht weit von mir umherging: „Ein Schiff! Ein Schiff!“ Er hatte recht gesehen, es war die Ceres aus London, Kapitän Thomas Hadley. Dieser Offizier nahm uns gütig auf, und versprach uns nach Port Jackson auf Neuholland zu bringen; bedauerte aber zugleich, daß für meine Felle kein Platz auf seinem Schiffe sey. Ich ließ deren 2700 auf der Insel zurück. — Den 16. December 1795 gingen wir unter Segel, und erreichten den 23sten glücklich Port Jackson.

Aus der folgenden Erzählung des Kapitän Peron ergibt sich, daß die Emilie in dem Hafen von Canton von dem Befehlshaber des Löwen, Sir James Gower, war als gute Prise erklärt und genommen worden. Dieser Ehrenmann hatte nämlich aus einigen Aeußerungen, welche dem unglücklichen Peron bey Lord Macartney's Besuch entfielen, errathen, daß die Emilie französisches Eigenthum sey. — So kostete also dieser Besuch dem armen neuen Robinson nicht nur seine achthundert Häute, sondern war auch die Hauptursache, daß seine Erlösung so lange verzögert wurde. Die auf der Insel zurückgelassenen Felle wurden später von der Otter von Boston, Kapitän Dorr, nach Port Jackson gebracht, und Peron machte nun mit diesem Schiff zuerst eine lange beschwerliche Reise an der Nord-Westküste von Amerika, und ging von da nach Boston, wo er mit dem Kapitän Dorr einen Prozeß um seine Felle führen mußte, den er jedoch glücklich gewann. Die beyden Engländer, Godwin und Cook, traf er zufällig auf der Insel Owyhee, wo sie sich, nebst vielen Europäern von demselben Schlag, angesiedelt hatten und sehr wohl befanden.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im März.

Aus der Krimm theilt uns ein, dort seit vielen Jahren als Landeigenthümer wohnender gebildeter Deutsche folgende neueste Notizen mit: „Auch der südliche Theil dieser, durch mildes Klima und Fruchtbarkeit des Bodens gleich trefflich ausgestatteten Halbinsel wird von Jahr zu Jahr angebauter, kultivirter, und stellenweise allmählig einem blühenden Garten gleich. Vermögende Particuliers fahren fort, sich auf der Südküste Land anzukaufen, und dasselbe oft durch Aufführung der prachtvollsten Gebäude zu zieren. So trafen im vorigen Herbst der Graf Kuschelew-Besborodko, der Graf Woronzow, der Gouverneur Narischkin, die Fürstin Golitzin Anstalten, um auf den von ihnen dort erstandenen und schon zuvor urbar gemachten Ländereyen geschmackvolle Landhäuser mit allen dazu nöthigen wirthschaftlichen Nebengebäuden aufzuführen. Der beyden Grafen Landsitze sind von großer Ausdehnung, und ihre darauf zu erbauenden Landhäuser werden Paläste in gothisch-maurischem Geschmack. In der Anlegung neuer Wege und Landstraßen, die die Kommunikation mit allen Theilen dieser Halbinsel rege erhalten sollen, schreitet die Regierung rasch vorwärts. Vor einigen Monaten begründete sie einen neuen Weg vom Salgyrthale bis zur Südküste, der fast bis zum tartarischen Dorfe Aluschta führt, das, am Meeresstrande belegen, als Badeort sehr stark besucht wird. Dieses Dorf Aluschta, das jezt nur Tartaren bewohnen, beabsichtigt die Regierung zur Stadt zu erheben. Die Tartaren erbieten sich, diesen Plan der Regierung nach einem ihnen zum Ausbau vorgezeichneten Plane auszuführen; unter dieser alleinigen Bedingung gestattet man ihnen, dort künftig angesiedelt bleiben zu können. Den erwähnten neuen Landweg befährt man schon jezt in jeder Equipage; früher konnte man diesen Bezirk der Krimm in keinem Fuhrwerke passiren.

Eine seit mehreren Jahren oft schon besprochene Idee, für die Kultur des Weinstocks in der Krimm eine Gesellschaft auf Aktien zu errichten, hat sich in diesem Winter unter der Begünstigung unsers um die Administration der Krimm hochverdienten General-Gouverneurs, Grafen Woronzow, fast realisirt. Der im Weinbau und dessen Kultur sehr erfahrne Kaufmann Jsenbeck aus Petersburg kam in dieser Absicht diesen Winter hieher, überreichte dem Grafen auf seine gütige Aufforderung einen Entwurf, der die meisten in diesem Plane aufgestellten Grundsätze genehmigte, die darauf noch einer Kommitte sachkundiger Männer zur reifern Prüfung übergeben wurde, und darauf unbezweifelt bestätigt und ausgeführt werden wird. Wirklich möchte ein mäßiges Kapital zum Handel mit krimmi-

schen Weinen zweckmäßig benutzt, den Weinbau dort sehr befördern und diesen Zweig der Landesproduktion zur großen Vollkommenheit bringen können. Bis dahin wird der Weinbau in der Krimm immer in der Kindheit bleiben. Fast durchgängig sind die Besitzer dortiger Weingärten wenig begütert, und nur im Stande, die Gärten nothdürftig bearbeiten zu lassen, um sie in Ertrag zu halten. An nöthigen Geräthen zur Aufbewahrung, an Kellern, an den Mitteln zur Verführung und Auslagen, um den Wein in Lagern zu halten und gehörig zu verwahren, mangelt es durchgängig. Findet sich kein Abnehmer, so ist der Weinlandbesitzer genöthigt, seinen Most vor der Kelter dem Kaufmann, der sich eben zur Weinlese einfindet, zu überlassen, und ist gar kein Abnehmer da, so muß der Eigenthümer die Trauben oft am Stocke verderben lassen, weil er nicht einmal die Kosten der Weinlese bestreiten kann, noch viel weniger Geschirre hat, den neuen Wein zu bergen. Im vorigen Herbst war der Weinbau in der Krimm sehr ergiebig, dennoch waren bey weniger Abnahme seine Preise so gering, daß der an den dortigen Flüssen Alma und Katsche gedeihende unter anderthalb Rubel und der im Thale Sudak an der Südküste nicht über drittehalb Rubel der Eimer galt. Bey dieser großen Wohlfeilheit blieb demnach bisher viel Wein unverkauft liegen. — Könnte nun ein Kapital zusammengebracht werden, das hinreichend wäre, die gehörigen Vorbereitungen zu treffen, unter den krimmischen Weinen eine Auswahl zu machen und sie gehörig zu lagern, und nur, nachdem sie zu guten Weinen geworden, zu verführen; in den Hauptstädten, wenn auch nur in Moskau, permanente Niederlagen zu haben, kurz ganz so zu verfahren, wie verständige Weinhändler des Auslandes thun, so wäre mit Gewißheit zu erwarten, daß das Innere des Landes recht bald mit guten Weinen versehen, die Fremden dadurch entbehrlich gemacht, der Weinbau überhaupt von der Krimm aus in alle übrige Südprovinzen des Reichs verbreitet und vervollkommnet, und so dem ganzen Kaiserstaate ein mehrseitiger Vortheil gewährt werden würde. Jeder Patriot muß also wünschen, daß die projektirte Aktiengesellschaft für den bessern Betrieb des Weinhandels in der Krimm recht bald begründet werden und zahlreiche Theilnehmer finden möchte.

Nächst Odessa, dem Sitze der krimmischen Central-Autoritäten, haben auch viele Kantonsstädte der neuesten Zeit durch schöne Anlagen und geschmackvolle Bauten, die die Regierung und vermögende Privaten aufführen lassen, sehr gewonnen, im vorzüglichsten Grade aber das im Gouvernement Taurien belegene Simpheropol, das in einer der reizendsten Ebenen der Krimm liegt, überall von noch sehenswerthen Ruinen merkwürdiger Orte der grauen Vorzeit umgeben."

Ueber die Ankunft und das letzte Lebenszeichen der Frau von Krüdener gibt uns jene Quelle noch folgende sehr zuverlässige Nachrichten: „Die verstorbene Geheimeräthin, Baronin von Krüdener, machte bekanntlich im Juni vorigen Jahres den größten Theil ihrer krimmischen Reise auf der Wolga zu Wasser. Am 10ten Juli langte sie mit ihrem Gefolge in zwey Schiffen in Saratow an. Dieses Gefolge bestand in ihrer Tochter, der Baronin Berkheim, deren Gemahl einer Fürstin Golüzin (deren bedeutender Wohlstand, bey den sehr zerrütteten Vermögensumständen der Frau von Krüdener, das ganze Personal eigentlich unterhielt) einer vermeinten Gräfin Pachy, einer Dlle. Maurer und Andern. In Saratow hielt sich die Krüdener nur zwey Stunden auf, ließ sogleich nach ihrer Ankunft zwey dortige protestantische Geistliche zu sich laden und hatte mit ihnen eine lange Konferenz. Von Saratow setzte sie ihre Wasserfahrt nach der Krimm noch bis zum Städtchen Dubowka fort, hier vollendete sie sie zu Lande. Wegen ihrer schon damals sehr vorgeschrittenen Kränklichkeit und Schwäche machte sie nur kleine Tagreisen, und kam erst den 7ten August zu Karasubasar, welchen Ort sie sich zu ihrem künftigen Aufenthalte erwählte, an. Die merkwürdigste Person ihres Gefolges, in psychologischer Hinsicht, war unstreitig die obige falsche Gräfin Pachy, eine des Nachts verrückte Französin aus dem niedersten Stande, die beharrlich bey der fixen Idee verstand, sich für eine natürliche Tochter Ludwigs XV. zu halten. Bey gewissen Gebeten verfällt sie in Schlafsucht und Hellsehen, wo ihr dann, ihrem Vorgeben nach, Vergangenheit und Zukunft aufgeschlossen wird; über letztere ertheilt sie auf Verlangen Bescheid und macht in diesem Zustande einen recht erträglichen Improvisator, erbaulicher Vorträge über als textlos gegebene Texte haltend; dieß war bey der Durchreise dieser Gesellschaft durch die deutschen Kolonien zuweilen der Fall. In dieselben drängten sich oft viele andächtige Landleute, fast Allen erklärte Frau von Krüdener aber, daß sie jetzt zu schwach sey, ihnen Trost und Rath zu geben; sie sollten sich mit ihren Anliegen an die heiligste Mutter selbst wenden, von der würde ihnen gewiß Hülfe werden *). Nach ihrer Ankunft zu Karasubasar verhielt sich diese Gesellschaft sehr still, sie ließ sich öffentlich nie und privatim wenig sehen, nahm nicht gern Besuche an und gaben keinen zurück. Vorzüglich still, einfach und zurückgezogen lebte aber Frau von Krüdener, sie vermied hier alles, was nur im mindesten Aufsehen erregen konnte. An einigen Orten auf ihrer Durchreise durch die Krimm sprach sich Frau von Krüdener in Unterhaltungen über religiöse Gegenstände leidenschaftlich für den Katholicismus aus. Wahrscheinlich auf ihren ausdrücklichen Willen, wurde ihre entseelte Hülle in der kleinen Begräbnißkapelle eines General Schütz, Katholiken von Konfession, ganz in der Stille beygesetzt, und diese Ceremonie nach katholischem Ritus vollzogen; obgleich ihre Kinder kurz vor ihrem Eintritt von einem evangelischen Prediger das Abendmahl protestantisch eingenommen hatten. Unmittelbar nach dem Tode der Krüdener verließ die Fürstin Golüzin im Gefolge des Staatsraths Berkheim, seiner Frau und aller übrigen Personen des Krüdenerschen Gefolges Karasubasar, ging in der unfreundlichsten Jahreszeit über den Schnee und das Eis der Gebirge an die Südküste. Hier hat die Fürstin Ländereyen erstanden, und wird sich, wie wir schon oben erwähnten, ganz ansiedeln. Sie wünscht die Hülle ihrer im Leben so innig geliebten Freundin bey sich zu bestatten, und hat um diese Erlaubniß förmlich bey dem Monarchen supplicirt. Das hätte sie auch ohne diesen Schritt thun können; denn nur mit Wissen der Orts-Obrigkeit ist's einem Jeden bey uns in Rußland gestattet, den geliebten Entseelten jede ihnen von uns erwählte Ruhestätte zu bestimmen. — Doch man sucht wahrscheinlich alle Mittel hervor, um durch eine kostspielige, pompeuse und lärmhafte Bestattung die Celebrität, welche Frau von Krüdener im Leben genoß, noch lange nach ihrem Tode zu erhalten. Hätte sie noch gelebt, sie hätte gewiß nicht ermangelt, in ihren Straf- und Bußpredigten die jüngst bey uns stattgefundene Katastrophe vom 19ten November als ein von ihr längst vorausprophezeihtes göttliches Strafgericht zu schildern."

B***g.

*) Ein Beweis mehr, wie sehr Frau von Krüdener in ihren spätern Lebensjahren immer zum Katholicismus sich hinneigte.

Beylage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. April 1825.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir, dich hervor zu wagen.
Mephistopheles.

Erläuterungen zur Naturgeschichte der Kröte*).

Von den ältesten Zeiten bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert herab galt die Kröte, unverdienter und verkannter Weise, für ein giftiges Thier. So geschah denn, daß unwissender Aberglaube sich gegen dieses an und für sich ekelhafte Geschöpf oft die grausamsten Verfolgungen und Martern erlaubte. Der Verfasser dieser Schrift glaubt seine Zeit nicht vergeblich aufgeopfert zu haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, durch seine Beobachtungen den Beweis zu führen, daß die Kröte nicht nur nicht schädlich sey, sondern daß sie im Gegentheil ihren Theil an der von dem allweisen Schöpfer dem Thierreich verliehenen Nützlichkeit in der Weltordnung habe. Die allgemeine Meinung über ein Thier, das durchaus keine Freunde hat, berichtigt zu haben, muß für ihn ohnedieß eine belohnende Empfindung seyn.

In den ersten Frühlingstagen verläßt die Kröte ihre Winterwohnung. Es ist die Zeit, wo die Natur sie ihr Geschlecht fortpflanzen heißt, was längs des Ufers der Gräben, Teiche und stehenden Wasser geschieht. Das Weibchen legt eine Menge aneinander hängender Eyer, die wie Schnurperlen durch eine zähe gallertartige Materie zusammengereiht sind. (Der Verfasser war noch nicht so glücklich, das Männchen das Geschäft eines Accoucheurs verrichten zu sehen, wie Herr Demours (Mémoir. Acad. des Sc.) dieß beobachtet haben will. Indessen ist er keineswegs gemeint, dieses Faktum zu leugnen. Nur glaubt er, daß diese Hülfe nicht nothwendig und also auch nicht in der Natur begründet seyn werde.) Das Weibchen hat nur das äußere Ende ihres Eyerfadens an irgend einen Grashalm oder sonstigen Gegenstand zu befestigen, dann sich schwimmend fortzubewegen, und dieser wickelt sich von selbst ab, und bleibt, vermöge seines Schleimes, an den nächsten Gegenständen auf der Oberfläche des Wassers liegen.

Nur wenige Tage vergehen, und diese Eyer erwachen im wärmeren Licht der Sonne zum Leben, erst in Gestalt eines geschwänzten Kopfes, dann als bestimmter geformte Thierchen. Jetzt verlassen sie das Wasser und verbreiten sich am Ufer hin, wo sie zum großen Theil die Beute der Wasser- und Sumpfvögel werden, auch hier und da den ältern Individuen ihres Geschlechts, welche sich stark genug fühlen, sie zu verschlingen, zur Nahrung dienen.

Obwol die Kröte eine große Kälte nicht ertragen kann, so fürchtet sie die Hitze doch eben so sehr, und hält sich den Tag über nie an einem Ort auf, welcher der Sonne ausgesetzt ist. Sie sucht im Gegentheil zu ihrem Aufenthaltsort einen in jeder Rücksicht geschützten Platz aus, wo sie, wie die Spinne in ihrem Netz, gleichsam Schildwach steht, und sich bereit hält, ihre furchtbare Zunge auf die Insekten zu werfen, die in ihren Bereich kommen, und die sie zuweilen auch bis in einige Entfernung verfolgt. Indessen

*) Aus Hints towards the natural history of the Toad, par W. Rothergill, Esq. 1824.

mag ſie dieſelben nun wirklich erreicht haben oder nicht, ſo zieht ſie ſich doch alsbald wieder an ihren Standpunkt zurück, und zwar öfter indem ſie rückwärts geht. Ihre ſchönen, weit herausſtehenden Augen geben ihr einen ſo ungehinderten Geſichtskreis, daß ſie ihre Beute nach allen Richtungen hin entdecken kann. Ihre Zunge, die außerordentlich elaſtiſch und deßhalb einer ungemeinen Verlängerung fähig iſt, hat im Stand der Ruhe eine coniſche Form. Sie iſt mit einem äußerſt klebrigen Speichel überzogen, an dem alle Inſekten bey der leiſeſten Berührung hängen bleiben. Dieſes Organ iſt mit ſeiner Grundfläche an der hintern Mitte des Unterkiefers gegen den Kehlkopf hin angewachſen, ſeine Spitze hingegen biegt ſich gegen den Schlund zurück. Dieſe ganz auffallende Beſchaffenheit der Schlingwerkzeuge iſt, nach dem Verfaſſer, von allen in England bekannten Thieren, blos mit der einzigen Ausnahme des Froſches, nur dieſem Thiere eigenthümlich. Der Froſch nämlich haſcht ſeinen Raubſchmaus ganz auf gleiche Art, nur daß ſeine Zunge dabey keine ſo große Schnelligkeit und Energie zeigt, als die der Kröte, wogegen er ſelbſt die Fähigkeit beſizt, ſich ſchneller und leichter von einem Ort zum andern zu bewegen, als jene.

An dem Ober- und Unterkiefer befindet ſich eine Hervorragung, mittelſt welcher die aufgeſchnappten Inſekten, als: Bienen, Weſpen u. ſ. w. vor dem Verſchlucken augenblicklich zerdrückt werden.

Die Nahrung der Kröte beſteht in kleinen Würmern, Raupen, allen Arten Inſekten, die Schmetterlinge ausgenommen, welche ſie jedoch in dem Fall auch verſchlingt, wenn man ſie ohne Flügel vor ſie bringt. Sie kann eben ſowol lange Hunger leiden, als hinwiederum ſich mit Nahrung überfüllen, wenn ſich hierzu Gelegenheit findet. Der Verfaſſer berichtet von einer Kröte von mittlerer Größe, welche nach einander neun Weſpen verſchlang, deren jeder ein Flügel ausgeriſſen worden; die zehnte hatte ſie unberührt liegen laſſen. Dieſe Mahlzeit hatte die Kröte Vormittags gehalten, und den Nachmittag deſſelben Tages verſchlang ſie wieder acht andere, verweigerte aber die neunte, jedoch nicht ohne einen noch verlangenden Blick der Entſagung auf ſie zu werfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Tod des Herzogs Alexander von Medici.

(Beſchluß.)

Es war der Vorabend des Dreykönigstags, der 5te Jänner des Jahrs 1537 neuen Styls, angebrochen. Der Herzog und Lorenzino hatten ſich, als Bauern aus den Gebirgen maskirt, auf ſchlechten Maultieren den ganzen Tag umhergetrieben, und alle Häuſer beſucht, in welchen ſie ſchöne Frauen oder Mädchen wußten, denen ſie Schmeicheleyen vorſchwatzen konnten. Alſo war der Tag unter mancherley Thorheiten verſtrichen, und ermüdet kehrte der Herzog mit Lorenzino in ſeinen Palaſt zurück, wo er zu Nacht ſpeiste und unmittelbar darauf ſich zu Bette legen wollte. Das vernahm der Verräther ungern. Er flüſterte daher dem argloſen Fürſten einige Worte in's Ohr, und brachte dadurch plötzlich eine Veränderung ſeines Entſchluſſes hervor. Sogleich begab ſich Alexander in ein Nebengemach, und warf ein Kleid von Atlaß mit Hermelin gefüttert um ſich, nahm Degen und Dolch und entfernte ſich durch die Gartenthür aus dem Palaſt. Drey ſeiner Hausbedienten folgten ihm bis auf den Platz St. Markus, wo er ſie entließ und gleich darauf in Lorenzino's Haus ſich begab, der bereits vorausgegangen war, und an dieſer Stelle heimlich ſeiner gewartet hatte. Hier wollte Alexander der ſchönen, aber tugendhaften Katharina Ginori, einer Tante Lorenzino's, warten. Sie war die Gattin des Leonhard Ginori, der wegen Lüderlichkeit und Schuldenmachen aus Florenz verbannt worden war, und nun in Armuth und Verachtung zu Neapel lebte. Das Unglück hatte die ſchöne Gattin dieſes Mannes zwar gebeugt, aber nicht laſterhaft gemacht. Herzog Alexanders lüſternem Auge war dieſe leidende Schönheit nicht entgangen. Allein ſeine Bemühungen, das edle Weib zu verführen, blieben fruchtlos, ohne jedoch ſeine Leidenſchaft zu tilgen, die durch den Widerſtand nur noch heftiger entbrannte. Darauf baute Lorenzino ſeinen ſchändlichen Plan. Er wußte Alexander zu bereden, die ſchöne Ginori ſey endlich erweicht worden, und wolle dieſe Nacht mit ihm zuſammenkommen. Dem widerſtand der Herzog nicht. Sich bereits in dem Beſitz des Gutes träumend, nach welchem ihm ſchon ſo lange gelüſtet hatte, legt' er nun Degen und Schärpe von ſich, deren ſich alsbald Lorenzino zu bemächtigen wußte. Mit der Schärpe verſtrickte er nun das Gefäß des Degens ſo künſtlich, daß Niemand im Stande geweſen wäre, den Degen aus der Scheide zu ziehen. Dann entfernte er ſich, vorgebend, die Katharina Ginori herbeyholen zu wollen, und nahm den Schlüſſel zum Gemache, das nur von außen geöffnet werden konnte, mit ſich. Alexander aber warf ſich, von Müdigkeit und Schlaf bezwungen, auf Lorenzino's Bette und ſchlief feſt ein.

Nun wohnte damals zu Florenz unter andern Bekannten Lorenzino's ein gewiſſer Peter di Giovannabate, mit dem Uebernamen Scoronconcolo, ein ſchlechter, verruchter Menſch, der eines Todſchlags und anderer Verbrechen wegen bereits einmal zum Galgen verurtheilt, aber auf Lorenzino's Fürbitte wieder begnadigt worden war, und nun ein Dienſtchen bey der Salzregie bekleidete. Dieſer Menſch war Lorenzino blindlings ergeben, diente ihm bey allen ſeinen Anſchlägen und lüderlichen Streichen als Werkzeug, und wurde oft von ihm zu Tiſche gezogen.

Digitized by Google

Eines Tages, als Lorenzino den Mordanschlag gegen den Herzog bereits beschlossen hatte, sprach er zu Scoronconcolo: „Peter, ich habe einen Feind, der mir zuwider lebt, und thut, was mich verdrießt und in Schaden bringt. Ich weiß nicht, wie ich seiner los werden soll." Darauf antwortete Scoronconcolo: „Nennt mir diesen Euern Feind, und wenn er Euch ferner beunruhigt, so nehmt mich dafür beym Kopf." Damit war Lorenzo vergnügt, denn er hatte nun den Mann gefunden, auf den er bey der Vollziehung seines Anschlags rechnen konnte. Als er daher den Herzog in seinem Hause zurückgelassen hatte, begab er sich eilends zu Scoronconcolo, und hinterbrachte ihm: der Feind, dessen er sich gern entledigen möchte, sey wirklich in seinem Hause und in seiner Gewalt. „Laß uns daher eilen, fuhr er fort, denselben abzuthun, damit du dein Versprechen haltest!"

Scoronconcolo folgte unbedenklich Lorenzino bis in sein Haus und in den Hausflur vor dem Zimmer, in welchem Herzog Alexander schlief. Da wandte sich Lorenzo plötzlich zu seinem Geleitsmann und sagte ihm: der Feind, der da drinnen schlafe, sey zwar ein Günstling des Herzogs, er möchte sich aber dadurch nicht irren lassen und nur darauf losbauen. — „Und gält' es den Herzog selbst, antwortete Jener, so soll ihm geschehen, wie Ihr verlangt!" Jezt erst entdeckte Lorenzino Scoronconcolo das wahre Verhältniß der Sache. Darüber ward dieser anfänglich betroffen, verblaßte, und es schien, als wollte der Muth ihn verlassen, die scheußliche That zu vollbringen. Allein er raffte sich wieder zusammen und sprach hastig: „Wir sind nun einmal so weit, also laßt uns voranmachen, und wär' es auch mit dem Teufel selbst aufzunehmen!"

Jezt öffnete Lorenzo mit dem Schlüssel leise die Thüre des Gemachs, in welchem der Herzog schlief, schritt auf das Bett zu, auf welchem dieser ruhte, zog die Umhänge zurück, und stach mit einem kurzen Schwert denselben rücklings durch und durch, rufend wie ein Würdender: „Herzog, schlaft Ihr?" Der unglückliche Fürst erwachte, sprang vom Bette auf und lief, noch halb schlaftrunken, der Thüre zu und schrie um Hülfe. Da ward er Lorenzino mit der blutigen Wehr in der Hand ansichtig, und sprach zu ihm, bald stehend: „Und das thatst du an mir, Lorenzino?" Zugleich suchte er allenthalben ein Instrument zur Vertheidigung zu erhaschen. Allein Lorenzino warf sich rücklings auf ihn, und hielt ihm mit der einen Hand den Mund zu, damit er nicht schreyen sollte, während sein Mordgehülfe dem unglücklichen Fürsten einen Hieb über die linke Wange versezte, wodurch diese von oben bis unten entzweygehauen wurde. Verlassen, übermannt, mit Verzweiflung und Todesangst ringend, über und über von Blut triefend, erwischte der Herzog Lorenzino's Daumen mit den Zähnen, und biß ihn so gewaltig, daß dieser, in krampfhaftem Schmerze ringend, mit dem Herzog auf sein Bett zurückfiel, wo Beyde nun mit einander um das Leben kämpften, und Lorenzino Scoronconcolo zum Beystand herbeyrief. Allein dieser konnte, ohne Gefahr, Lorenzino selbst zu treffen, dem Herzog nicht beykommen. Da zog Jener sein Taschenmesser hervor, öffnete es mit dem Munde, und versezte dem Herzog mehrere Stiche, bis er, durch den großen Blutverlust und den harten Todeskampf bereits ganz erschöpft, den Geist aufgab.

Den durch Wunden und Blut scheußlich entstellten Leichnam hoben die Mörder von der Erde auf, wickelten ihn in die Bettumhänge und legten ihn wieder auf das Bett. Der Verräther Lorenzino aber schrieb auf ein Blättchen Papier folgende Worte, und legte die Schrift auf den Leichnam:

„Vincit amor patriae, laudumque immensa cupido."

(Die Liebe des Vaterlandes und unermeßliche Ruhmbegier siegen.)

Denn mit dem heiligen Namen des Patrioten und Vaterlandsbefreyers wähnte der Verräther die schändlichste aller Handlungen zu bekleistern, und zu rechtfertigen. Doch nur zu wohl war ihm bewußt, daß, wenn gleich in der Stadt die Medici viele Feinde hatten, dennoch der verständigere und bessere Theil der Bürgerschaft keinen neuen Bürgerkrieg verlange. Daher getraute er sich nicht länger zu verweilen, sondern eilte augenblicklich mit seinem Gehülfen aus der Stadt nach Bologna, und alsdann nach Venedig zu Philipp Strozzi, der aus Haß gegen die Familie Medici ihn mit offenen Armen aufnahm, und einen Befreyer des Vaterlandes, einen zweyten Brutus nannte!

Also endete Alexander, erster Herzog von Toskana, in der Blüthe seiner Jahre, durch die Hand seines eigenen Verwandten, ein Opfer jugendlichen Leichtsinnes und unbedachter Hingebung an Leidenschaften, die ihn von dem ernsten Berufe abzogen, sein Volk zu beglücken.

An seiner Stelle wurde Kosmus, ein naher Verwandter von ihm, zum Oberhaupte des Staates von Florenz ausgerufen, und von Kaiser Karl V. bestätigt. Ein junger Fürst, dem Anscheine nach dem Vergnügen der Jagd und Fischerey über Gebühr ergeben, und bey vorzüglichen Gaben wenig um die Leitung des Staates bekümmert. Allein kaum hatte derselbe die Zügel der Regierung ergriffen, so wußte er sie mit solcher Kraft und Gewandtheit zu führen, daß jene in ihren Erwartungen sich durchaus betrogen sahen, die sich schmeichelten, das Land nach Gefallen regieren zu können.

Lorenzino der Verräther aber sah alle seine Projekte nun vereitelt. Als Meuchelmörder seines Fürsten und Blutsverwandten ward er von Jedermann gefloben und verabscheut. Sein Haus zu Florenz ward geschleift, und auf seinen Kopf ein Preis von 7000 Goldgülden gesezt. In

steter Furcht und Todesangst hielt er sich bald in Venedig nicht mehr sicher und floh in die Türkey. Auch da hatte er kein langes Bleiben. Die Furien des Gewissens peitschten ihn ohne Unterlaß und trieben ihn wieder nach Venedig zurück, wo er endlich nach zehn Jahren eines elenden Lebens unter den Dolchstichen eines Meuchelmörders erlag.

C. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 22. März.

Unsere Oper war seit einiger Zeit etwas flau geworden. Rothkäppchen erschien neu in die Scene gesetzt mit veränderter Besetzung, und sprach doch gleichwohl nicht außerordentlich an. Der Deutsche, der das rein Volksmäßige liebt, nimmt an der äußerst frivolen Wendung, welche man der naiven Sage gegeben hat, Anstoß, und kann er sich nicht mit diesem Geiste befreunden, so wird ihm auch die Musik, die einige recht artige und pikante Stücke hat (besonders alle Duetten), im Uebrigen aber tief unter der des Johann von Paris steht, nicht zusagen. Jessonda erhielt die unvollkommenste Wiederholung, die wir erlebt haben. Hr. Wetter ritte gewaltig, und nahm auf schöne Bildung und Mäßigung des Tones zu wenig Rücksicht; Mad. Finke ist bey vieler Anstrengung unsicher, und blieb in einer Stelle ganz weg. Jancon wollte nicht recht verfangen, obgleich einzelne Partieen (z. B. der Abbé von Genast) recht gut ausgeführt wurden. In der Zauberflöte und im Freyschütz trat eine Dlle. Leonard aus Berlin auf, und machte als Pamina, wie der Zettel aussagte, den ersten theatralischen Versuch. Ihrer Stimme fehlt es an Frische und Klarheit, und ihr Spiel ist natürlich noch sehr in steifen und einförmigen Gesten befangen. Gleichwohl hätte sie in der so schwer vorzutragenden Arie: „Ach ich fühls." Aufmunterung verdient, weil sie dieselbe rein und nicht ohne Ausdruck vortrug. Aber das Publikum war vielleicht auch durch einige geschmacklose Verzierungen, welche sie in dem Duett: „Bey Männern ꝛc." wahrscheinlich irgend einem beschränkten Vorbild nachsang, gegen sie eingenommen. Gleiche Ungerechtigkeit bewies das Publikum gegen Mad. Werner, deren Vortrag der großen Bravourarie im ersten Akte gewiß überall Anerkennung finden würde. Hr. Köhert sey hier abermals wegen seines einfach-schönen Vortrags als Sarastro gerühmt. In der Darstellung der Agathe war Dlle. Bernard nicht glücklicher. — Die Schwestern von Prag machten einmal wieder ihr Komptiment. Es war einige Tage vorher in der Stadt bekannt geworden, daß Hr. Koch, der beliebte Komiker, als Schneider Kakadu von zwey Böcken gefahren auf der Bühne erscheinen würde. Lautes Triumphgeräusch der Menge!! — Uebrigens möcht' ich den Misanthropen wohl sehen, der bey Vorstellung dieser Posse sein finsteres Gesicht behielte. Ein anderes Mal wurde das Sonntagspublikum durch die beliebtere Hälfte des Donauweibchens angelockt. Endlich erschien als große romantische Oper von Prag aus mit großem Prunke angekündigt: Rübezahl, Text von Marsano, Musik von Würfel. Weder die Poesie noch die Musik, über die ich ein andermal ausführlicher sprechen will, berechtigt zu einem Prädikate, was auch nicht einmal im Sinne der Franzosen auf sie anwendbar ist. Nur an einer Stelle, nämlich da, wo Rübezahl das arme Landmädchen prüfend in Schrecken versetzt, erhebt sie sich zum Großen; was aber schlimmer ist, der Musik, der es nicht an einzelnen ansprechenden Melodien, eigenen und fremden, gebricht, mangelt es an einem bestimmten Charakter und an dem, was man eigentlich Styl nennt. Der Eindruck, welchen die ganze Oper auf unser Publikum machte, äußerte sich in dem Hervorrufen des geschickten Theatermalers, Hrn. Gropius, der auch Alles, was die Phantasie von der Theatermalerey hier verlangen kann, geleistet und ein Hauptverdienst um diese Oper hat. Seine Walddekoration hat malerischen Werth. Der Vorhang zeigt einen hohen Eichenwald, unter dessen verwachsenen Zweigen in der Mitte ein Weg nach dem Hintergrunde führt, wie man oft die Anordnung bey Ruysdael findet. Der lichte Streif des Horizonts, den man unter dem dunkeln Laubdach sich hinziehen sieht, macht, besonders bey Nachtbeleuchtung, eine vortreffliche Wirkung. Das Ganze äußert eine anziehende Wirkung, und hat doch etwas Geheimes. Sehr verstärkt wird dieser Eindruck durch die praktikable Zaubereiche im Vordergrund, deren Stamm und Wurzeln seltsame Gestalten treiben. Die zweyte glänzende Dekoration ist der mit wunderbaren Früchten prangende Zaubergarten. Hier wird die Phantasie fast übertroffen, und doch hat der Maler unter den Bedingungen der natürlichen Grundform fortgebildet. Sein Verdienst besteht in der leichten und fantastischen Anordnung und in der sinnigen Anwendung eines mannichfaltigen Farbenglanzes. Zur Seite linker Hand erhebt sich ein von goldenen Palmen getragener Baldachin, unter welchem das Landmädchen erwacht, auf der linken Seite treten Gelände mit seltenen Blumen und Früchten besetzt hervor. In dem Mittelgrunde wölbt sich eine Brücke mit funkelndem Glanze über die Bühne, und unter derselben schaut man weiter nach dem Hintergrunde zu einer andern, die sich im Wasser spiegelt. Das Wasser wird auf beyden Seiten von einfachen Hallen eingefaßt, die nach dem Hintergrunde fortlaufen, wo der Anblick eines hohen und weiten Pallastes in einer nebelhaften Ferne gehüllt die Aussicht schließt, ohne die Einbildungskraft zu beschränken. Sollte ich einen kleinen Tadel gegen diese Ansicht aussprechen, so ist es der, daß der Wiederschein des Bogenbogens im Wasser zu stark ist, und daher mit diesem einen fast gleichförmigstarken Kreis für das ferne Auge bildet; ferner, daß wohl der Himmel noch klarer und reiner gehalten seyn könnte. Die Schlußdekoration, die Schneekuppe des Riesengebirgs vorstellend, von Hrn. Georgi gemalt, ist sehr verdienstlich; das Gebüsch, das sich in eine Schlucht hineinzieht, macht eine gute Wirkung, nur scheint es, würde die Ansicht durch Mannichfaltigkeit der Abstufungen an Lebhaftigkeit gewinnen haben. Die übrige Maschinerie, besonders das Verschwinden der Wolken, welche Marien tragen, in leichten Nebelduft, ist sehr lobenswerth; sie versetzt fast mehr in ein fremdes, zauberisches Gebiet als diese Poesie und Musik, und erinnerte mich an den vollkommenen Maschinisten (in Hoffmanns Phantasiestücken 1r Band). Die Ausstaffirung der Person des Rübezahl, da, wo er ohne Verkleidung erscheint, ist eben so kostbar, als seiner Umgebung angemessen. Sein Inneres hat leider der Dichter vernachlässigt. In der Darstellung der Partie des von ihm geschützten und gerüsteten Landmädchens hat Mad. Finke, deren Individualität sich für diese Rolle nicht ganz eignet, eine lobenswerthe Anstrengung gezeigt; Spiel und vornehmlich Deklamation übertraf noch den Gesang. Hr. Wetter (Franz Tenor) macht sich als Sänger immer beliebter. Er muß darauf bedacht seyn, den grellen Kontrast zwischen Brust- und Falsettönen mehr zu mildern. A. Wendt.

Auflösung der Charade in Nr. 96:
Silberhochzeit.

Räthsel.

Vormals lebendige frische Gestalt, nach Jahrtausenden jetzo
Kaum nur Gestalt der Gestalt, zeug' ich der lebenden noch.

O.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. April 1825.

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehn;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehn,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Gellert.

Saladin und der Templer.

(Geschichtlich.)

In einem Kampfe gegen Saladin,
Wo manches edeln Ritters Blut den Sand
Besprützete am heil'gen Jordansstrand,
Ward Hugo von Tiberias, der Templer,
Mit ihm der Templer Odermeister Odo
Von St. Amand gefangen von den Türken.
Als Saladin es hörte, wollt' er den
Auslösen für das Leben eines seiner
Verwandten; doch mit Stolz erwiedert der,
Von gleichem Geist wie Regulus, als Rom
Ihn von Karthago lösen will, entbrannt:
„Verhüte Gott, daß ich solch schlechtes Beyspiel
Den Christen geb', und Andre nur verlocke
Zur Feigheit; Ehre gilt als Leben mehr;
Ein Templer darf für seine Lösung nichts
Als seine Scherpe geben und sein Schwert."
Auch bot für hunderttausend Byzantiner
Dem Hugo Saladin jetzt Lösung an.
Der aber sprach: „Mein Land ist schmal und sein
Ertrag zu dürftig, um die Summe, Fürst,
Entrichten dir zu können; bleib' ich denn
In deiner Großmuth Schirme dein Gefangner!" —
„Wie? sprach der Fürst; ich gönne dir die Frist
Von einem Jahr: dir kann es schwerlich fehlen,
Denn jeder deiner Glaubensbrüder wird,
Der Tüchtigen, dem Tüchtigen dir gern
Für deine Lösung eine Spende zollen." —
Rasch, heiter nach der guten Stunde greifend,
Sprach Hugo jetzt: „Beherrscher, langes Leben
Verleihe dir der Gott, der unser Aller,
Was uns auch Sitt' und Meinung trennet, Gott ist!
Erlaube mir, daß ich den Ersten dich
Um eine solche Spende möge bitten;
Denn keinen Bessern, keinen Trefflichern,
Als dich, wüßt' ich zu finden unter meinen Brüdern!"
Und Saladin, freygebig, wie er war,
Bewilligt schnell zehntausend Byzantiner;
Des Sultans Beyspiel folgen andere
Der Emirs und der Großen Saladins.
So reichlich strömen ihm die Spenden zu,
Daß nicht allein in wenig Augenblicken
Die Summe voll ist; zehentausend noch
Der Byzantiner bleiben übrig ihm.
Mit diesem Gold und eilf noch seiner Brüder,
Gefangner Christensklaven, reich beschenkt,
Zieht Hugo freudig zu den Seinen fort,
Und neu erschallt im Christusstreiter-Heere
Des vor oft schon gepries'nen Feindes Ehre.

E. J.

Erläuterungen zur Naturgeschichte der Kröte.

(Fortsetzung.)

Um die ganze Energie des Charakters einer Kröte kennen zu lernen, muß man sich, wenn man den Aufenthaltsort derselben während des Tages aufgefunden hat, wo möglich so stellen, daß man von ihr durchaus nicht gesehen werden kann. Alsdann lasse man in ihrer Nähe eine Raupe, einen kleinen Wurm oder eine größere Mücke niederfallen, der man einen Flügel genommen hat, sogleich wird man sehen, wie ihre scheinbare Unthätigkeit die Kröte verläßt, wie ihre feurigen Augen glänzen, und wie sie sich sogar mit einer ganz ungewöhnlichen Leichtigkeit ihrer Beute nähert. Ist dieses geschehen, so legt sie sich in

Digitized by Google

der gehörigen Entfernung wie ein Jagdhund vor derſelben nieder, betrachtet ſie mit unverwandtem feſten Blick einige Sekunden lang, worauf ſie dann ihre Zunge wie einen Pfeil auf ſie losſchießt, und ſie kraft derſelben und mit ſolcher Blitzesſchnelle in ihren Schlund bringt, daß ihr das Auge bey dieſer Verrichtung kaum folgen kann. Es geſchieht zuweilen, daß ſie ihr Ziel verfehlt, in dieſem Fall verhält ſie ſich ganz ruhig, und beginnt den zweyten Verſuch nur dann erſt, wenn das Inſekt ſich wieder zu bewegen anfängt.

Aller Bemühungen ungeachtet gelang es dem Verfaſſer nie, ſich eines dieſer Thiere bis auf einen ſo hohen Grad zu befreunden, wie dieß Herr Arscott (nach ſeinem Brief an Herrn Pennant) gelungen. Indeſſen verſichert er, es doch ſo weit gebracht zu haben, daß ihn das Thier ganz deutlich von andern Perſonen, die ihm das Erſtemal zu Geſicht kamen, zu unterſcheiden wußte. Als er einesmals im Sommer einen umgeſtürzten leeren Blumentopf aufhob, deſſen Rand ſtückweiſe abgebrochen war, fand er unter demſelben eine Kröte. Sogleich bedeckte er das Thier wieder mit dem Topf, und fing nun an allerley Inſekten regelmäßig vor die Stelle hinzuwerfen, wo der die Erde berührende Rand des Topfes ausgebrochen war. Das Thier bemerkte dieß alsbald, kam jedesmal, ſeinen Schmaus zu ergreifen, und kehrte dann immer wieder in ſeinen Schlupfwinkel zurück. Abends verließ es denſelben meiſtentheils, um erſt mit der Rückkehr des Morgens wieder dorthin zurückzukehren. Dieſe Ordnung mochte ſchon mehrere Wochen angedauert haben, als das Thier eines Tages mehreren Neugierigen gezeigt wurde, worauf es ſich ſehr beunruhigt zeigte, Abends ſein Haus verließ, und den ganzen Sommer über nicht mehr in daſſelbe zurückkehrte. Im darauf folgenden Sommer wählte entweder daſſelbe Individuum, oder doch ein ihm ſo ähnliches, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden konnte, den gleichen Topf zu ſeinem Aufenthalt, wo es auf gleiche Weiſe die ganze ſchöne Jahreszeit über gefüttert ward. Dieſes wiederholte ſich nun während mehrerer Jahre ſo regelmäßig, daß die Kröte immer gegen Ende Mai's erſchien, und in der Mitte Septembers wieder verſchwand. Der Verfaſſer glaubt, daß er und ſeine Familie der Kröte ziemlich bekannt geweſen, was ihm der Umſtand zu beweiſen ſcheint, daß ſie ſich von ihnen ganz ruhig liebkoſen ließ, während ſie das Gleiche von unbekannten Perſonen nicht dulden mochte.

Herr Arscott ſagt in ſeinem Brief an Herr Pennant: er glaube, daß das Verſchlingen einer Biene den Kröten übel bekommen müſſe. Dieſe Annahme iſt aber ganz irrig, ſie verſchlingen nicht blos Bienen, ſondern auch Weſpen. Während mehreren Jahren, daß der Verfaſſer die oben beſchriebene Kröte ernährte, beſtand ihre Nahrung zum größten Theil aus ſolchen Inſekten. Er hatte ſie ihr immer noch lebend, und nur eines Flügels beraubt, vorgeworfen, damit ſie ſich nicht mehr wegbewegen konnten. Hat die Kröte eines dieſer größeren Inſekten aufgeſchnappt, ſo findet das Verſchlingen nicht ſogleich Statt, ſondern ſie hält es einige Sekunden lang zwiſchen dem Ober- und Unterkiefer feſt zuſammengedrückt, wahrſcheinlich um es ſo zu zerdrücken und ſeinen Stich zu vermeiden, wozu, wie ſchon geſagt, die beyden Hervorragungen des Gebiſſes ihm behülflich zu ſeyn ſcheinen.

Der Verfaſſer hatte einſt eine Kröte gefunden, die ihren Aufenthalt an einem Orte gewählt hatte, wo man ihr leicht Nahrungsmittel zuwerfen konnte. Um ſie zu beobachten, beſtrich er nun ein Blatt mit Honig, und legte daſſelbe in ihrer Nähe nieder. Alsbald zog der Honig eine Menge Fliegen und Weſpen an. Wie dieß geſchehen war, bemerkte der Verfaſſer mit Erſtaunen, wie die Kröte ſich dem Blatt mit aller möglichen Behutſamkeit näherte, und die Inſekten ſehr geſchickt in dem Augenblick daſchte, wo ſie ſich eben niederlaſſen wollten. Die Kröte mußte ſich bey dieſem Umſtand ſehr wohl befinden, denn ſie kehrte täglich wieder an dieſe Stelle zurück. Eines Morgens fand ſich, daß eine zweyte Kröte ſich in der Nähe der erſten ungefähr in einer Entfernung von einem Fuß gelagert hatte. Nun wurde verſucht, zwiſchen beyde verſchiedene Inſekten zu werfen. Beyde Kröten bemerkten den Fraß, und beyde zielten mit ihren Zungen oft auf einen und denſelben Gegenſtand, aber diejenige von Beyden, welcher der Verſuch, als der ſpäter Gekommenen, nicht glückte, gab kein Zeichen des Mißmuths zu erkennen. Ueberhaupt konnte der Verfaſſer, ſo viele Mühe er ſich auch zu dieſem Endzweck gab, nie dahin gelangen, zwey dieſer Thiere mit einander in Streit zu bringen. (Der Beſchluß folgt.)

Geologiſche Träume.

Schon mehrmals hat das Morgenblatt die auffallende Erſcheinung neuerlichter vielfacher Beſtrebungen nachgewieſen, den Fortſchritten wie des geognoſtiſchen Studiums ſo der bibliſchen Kritik zum Trotz, zu dem Glauben zurückzuführen und denſelben auch nochmals wiſſenſchaftlich zu begründen, es ſey die ganze Theorie der Erde in etlichen Kapiteln der Geneſis alſo offenbart worden, daß dem Naturforſcher einzig nur übrig bleiben und obliegen könne, den Kommentar der geoffenbarten Grundſätze hinzuzufügen. Manche ſchlagen für den vorbemerkten Zweck nun auch ein Accommodations-Syſtem ein, und wähnen ſich doppeltes Verdienſt zu erwerben, wenn ſie, gleichſam um begangene Sünden zu verſöhnen, die Rechtgläubigkeit in ſolchen Syſtemen nachweiſen, welche bisher für der orthodoxen Lehre widerſprechend angeſehen wurden.

Hierher gehört eine im verfloſſenen Jahr bey der proteſtantiſch-theologiſchen Fakultät zu Montauban vertheidigte Prodeſchrift eines Herren Froſſard aus Paris*),

*) Accord entre le récit de Moïse sur l'âge du genre humain et les phénomènes geologiques. Thèse physico-théologique soutenue dans la faculté de théologie protestante de Montauban, le 27 Mars 1824, par M. D. E. Frossard de Paris. Montauban. 56 S. 8.

welcher die Uebereinstimmung der mosaischen Schöpfungsgeschichte mit dem Stande unserer wirklichen geognostischen Kenntnisse, in denen der Verfasser übrigens ziemlich gut bewandert erscheint und für die er auch viele Achtung trägt, darzuthun bemüht ist. Von einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Erdoberfläche ausgehend, unterscheidet Herr Frossard darin eine gedoppelte Reihe geologischer Erscheinungen; diejenigen nämlich, welche der Schöpfung des Menschen vorangingen, und die späteren. Jene ersteren sind durch mehrere allgemeine Erdrevolutionen und ihre andauernd wirkenden Folgen entstanden: Wasser, Feuer und Electricität waren die hierbey hauptsächlich wirksamen Kräfte. Ihre Ergebnisse sind nachher aber durch eine einzige, plötzlich und allgemeine Erdrevolution, die der Sündfluth, wesentlich modificirt worden. Was seither verändert wurde, geschah und geschieht noch weiterhin durch langsame Evasionen der Flüsse, Ausdehnungen der Meere, vulkanische Zerstörungen und Ergebnisse der stets fortschreitenden Vegetation. Es enthält die Schrift ferner eine Aufzählung der Ueberreste organischer Geschöpfe, wie sie im Urgebirg, im Secondar- und Tertiar-Gebirg vorkommen, mit der Bemerkung, daß auch zur Zeit derjenigen jüngsten Ereignisse, welche die großen Säugthiere begraben haben, der Mensch noch nicht sey erschaffen oder Zeuge derselben gewesen. Die sechs Schöpfungstage der mosaischen Erzählung aber hält Herr Frossard immerhin für sechs lange Zeiträume, indem die feinsten Ueberreste im Secondar-Gebirge unstreitig darthun, daß zwischen jeder ihrer Lagerungen eine bedeutsame Zeit vorübergehen mußte. In den Anthropoliten weiset er Inkrustationen von nur geringem Alter nach. Die Formen der Thalgründe widerstreiten der Meinung, die sie durch Flußauswaschungen entstehen läßt. Die Arbeit der Zoophyten geschieht nicht so langsam, wie man gewöhnlich dafür hält, und die Korallenfelsen können auch darum kein hohes Alter nachweisen, weil sie über Felsen und nicht auf dem Meeresgrund erbaut sind. Alles, meint der Verfasser, trifft zusammen, um dem Menschengeschlecht ein über wenige tausend Jahre nicht aufsteigendes Alter zu geben, mit Sicherheit läßt sich dingegen das Alter der Erde vor der Schöpfung des Menschen nicht berechnen; doch steht die mosaische Erzählung fest und unerschüttert!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. April.

Zu den neulich erschienenen Reisebeschreibungen gehört auch eine nach Columbia von Kapitän Cochrane, den man nicht mit dem Sibirischen Reisenden dieses Namens verwechseln muß, welcher in diesem Augenblicke noch auf einer Reise in Südamerika begriffen ist. Nach Mollien's gehaltvoller Beschreibung dieser neuen Republik läßt sich nicht viel neues darüber von irgend jemand anderm erwarten; und so findet sich auch in diesem Werke weiter nichts Lesenswerthes, als höchstens einige historische Notizen, die vielleicht aber auch schon anderwärts vorgekommen sind. Ein ganz Anderes aber ist es mit der Reise des Hrn. Buckingham unter den Arabern auf der Ostseite des Jordans und im Hauran. Hr. B. ist bereits als der Verfasser einer Reise in Palästina, in dem Calcutta'schen Journal und dem orientalischen Herold, rühmlichst bekannt, obgleich das Quarterly-Review, durch Privatinteresse und peribulichen Haß verleitet, gesucht hat, seinen Namen und seine Fähigkeiten zu schänden. Hr. B. ist kein Gelehrter, auch vielleicht kein großer Kunst- und Alterthumskenner, aber er ist ein Mann von hellem Auge und Verstande, und das ist bey einem Reisenden oft von mehr Werth, als todte Gelehrsamkeit oder bloße Kennerschaft, besonders bey solchen, welche in Gegenden reisen, wo, um Verdacht bey den Einwohnern zu vermeiden, jede genaue oder wissenschaftliche Beobachtung unmöglich ist. Hr. B. reiste unter dem Namen Abdallah (Knecht Gottes) in der Tracht eines Beduinen, und galt bey den Arabern für einen ächten Türken aus Konstantinopel, obgleich er sich bey den syrischen und armenischen Christen als einen Engländer zu erkennen gab. Seine Absicht war, durch die Wüste nach Bagdad zu reisen, und war über Assalt auf dem Wege nach Karak bis nach Umel-Rissaas (Mutter des Bleis) im Lande Moab, gekommen, als er von der Nachricht, daß die Gegend zwischen Karak und Bagdad aus Furcht vor den Wechabiten, welche damals fast ganz Arabien überschwemmt hatten, von Niemand bereist würde, wieder nach Assalt zurückkehrte. Auf dieser Reise sah er die berühmten Ruinen von Ammon, dem alten Philadelphia, nebst vielen anderen aus viel älteren Zeiten, besonders von Heschbon, welches die Araber noch Ebuschban nennen, und die so hoch liegt, daß er bis nach Jerusalem, Bethlehem, Assalt, Umel-Rissaas, dem Jordanthale und einem Theile des todten Meeres sehen konnte. Das Land bildet hier eine große Ebene, mit durchaus fruchtbarem Boden, von dem Berge Belkah (dem alten Pisaga) Belkah genannt, welche Hr. B. so voller Trümmer alter Städte, Dörfer und Gräber fand, daß er schließt, sie müßte eine der bewohntesten Gegenden in Judäa gewesen seyn. Aus Besorgniß aber von seinem Führer und den Arabern, welche die meisten Trümmer bewohnten, für einen Schatzgräber gehalten zu werden (denn daß es andere Zwecke zur Untersuchung solcher Stellen geben könnte, vermochte er nicht diesen rohen und trägen Menschen begreiflich zu machen), welches ihn großer Gefahr aussetzen konnte, und oft auch aus Furcht vor den umherstreifenden Räuberbanden der Beni Sukker, ein Stamm, welcher diese Gegenden unsicher macht, konnte er diese Merkwürdigkeiten nur flüchtig besehen, und also durchaus an keine regelmäßige Aufnahme derselben, oder an's Abschreiben von Inschriften denken. Dennoch gibt er einige wenige, die er hatte in der Eile niederzeichnen, oder später aus dem Gedächtnisse auf's Papier bringen können. Von diesem Theile von Hrn. B.'s Reisen habe ich Ihnen indessen schon längst Auszüge geliefert, welche ich aus dem Calcutta'schen Journal entnommen hatte. — Von Assalt (welches er für das Salt der h. S. hält) erzählt er manches Interessante, besonders von den dort wohnenden Christen, welche während der Blutherrschaft des Barbaren Djezzar aus Syrien hierher geflohen waren, und bey den freundlichen Arabern der Stadt, die sich immer von dem Pascha von Damascus unabhängig zu erhalten gewußt hatten, eine freundliche Aufnahme fanden. Sie unterscheiden sich durch nichts in ihrem Aeußern von den Mahomedanern des Ortes, indem diese ihnen nicht den geringsten Zwang in der Kleidung auflegen, wie es anderswo im Orient mit den Christen und Juden der Fall zu seyn pflegt, und sie sich sogar im Gottesdienst der arabischen Sprache bedienen, und, um gegen ihre duldsamen Mitbürger gefällig zu seyn, sich des Weines und Schweinefleisches enthalten. Indessen beschreibt sie Hr. B. noch unwissender, wie die dortigen Mahomedaner, und er erzählt eine Menge merkwürdige Beyspiele von ihrer Leichtgläubigkeit und ihrem außerordentlichen Hang zur Uebertreibung. Selbst von den nächstgelegenen Oertern und Trümmern hört er oft in einer Gesellschaft fünf bis sechs einander entgegenlaufende Beschreibungen, wobey ein jeder der Erzählenden doch auf seiner schwur, er habe den Ort mit eigenen Augen nicht einmal, sondern hundertmal gesehen. So z. B. konnten sie nicht einig werden, ob Karak und Karak Schaubak ein und derselbe Ort wären, oder letzterer der Name einer andern Stadt sey, welche zwey Tagereisen weiter südlich liege; so behauptete auch einer, daß zu

Digitized by Google

Israel: Smir (wo Hr. B. die Eingänge zu einer Menge Gräber gesehen, die er aber nicht hatte besuchen können, sich steinerne Thüren, Sarkophagen, unterirdische Kammern, endlose Gallerien und Inschriften von unbekannten Buchstaben befänden, während andere behaupteten, es gäbe weder steinerne Thüren, noch Kammern dort, sondern blos tief versenkte Sarkophagen, während wieder andere das Daseyn von Inschriften von irgend einer Art läugneten, jedoch aber alle das Daseyn der steinernen Kisten bestätigten. Ja sein eigener Führer besorieb Dinge, die er in seiner Gesellschaft gesehen, mit einer solchen Uebertreibung, daß Hr. B. nicht umhin konnte, ihm laut in's Gesicht zu lachen, während er wieder auf der andern Seite die herrlichen Trümmer von Ammaan als Kleinigkeiten darstellte. Dieß beweist, wie wenig auf die Angabe dieser Leute und der Bewohner der dortigen Gegenden überhaupt zu trauen ist. Diese Christen nähren sich vorzüglich von dem Handel, den sie mit den Beduinen der Umgegend treiben, die sie in Unreinlichkeit in ihren Wohnungen und der Zubereitung der Speisen oft übertreffen. Das Kartenspielen ist eine gewöhnliche Unterhaltung bey ihnen. Sie sprachen von dem verstorbenen Dr. Seezen, welcher eine Zeitlang bey ihnen zubrachte, und sich für einen Engländer ausgegeben hatte, mit großer Achtung und schienen seinen Tod ernstlich zu bedauern. — Von Assalt begab er sich nach Jerasch, wohin der Weg ihn zuerst durch einen Theil von Belkah bis an das Flüßchen Zerkah, dann durch die Gegenden von Djebel Adjeiube und Djebel Aßweie führte, auf welcher Reise von acht Stunden er eine Menge Trümmer aus der alten Zeit, aber noch mehr neuere Städte und Dörfer, aus welchen die Einwohner vor den Bedrückungen der Paschas entflohen waren, sah. In den Trümmern von Jerasch wurde unserm Reisenden ein Pferd gestohlen, und zwar unter Umständen, welche den Charakter der Araber aufs auffallendste bezeichnen. Hr. B. hatte nämlich zwey Christen von Assalt als Begleiter bey sich; sie hatten sich unter dem Portal einer großen Ruine gelagert, und hielten der Reihe nach Wache. Während einer von den Männern auf dem Posten war, erschienen fünf Räuber, wovon drey zu Pferd und zwey zu Fuße waren. Die leztern näherten sich behutsam dem Orte, wo die Pferde standen, nahmen eins heraus und führten es eben so behutsam weg; denn obgleich ihrer fünf und sie mit Flinten bewaffnet waren, so hatten sie doch nicht Lust, mit den drey schlafenden Reisenden einen Kampf zu wagen, während der Wächter, gleichfalls aus Furcht, einen Kampf für sein Eigenthum wagen zu müssen (denn es war sein Pferd, welches man stahl) sich niedergelegt und sich schlafend gestellt hatte. Indessen war er weit entfernt, sich über seinen Verlust zu beklagen, sondern er erkannte reuig seine Sünden, für die er sich auf diese Weise bestraft glaubte. Ueberhaupt fand Hr. B. die Araber, obgleich allgemein zum Diebstahl geneigt, feig, und selten geneigt, offene Gewalt zu gebrauchen, wenn sie sich nicht übermächtig fanden. Von der Gläubigkeit oder vielmehr dem Aberglauben dieser Leute erzählt Hr. B. auch ein auffallendes Beyspiel. Auf seiner ersten Reise nach Assalt hatte er nebst seinem christlichen Führer noch zwey Araber zur Bedeckung gedungen, welchen er auf dem Wege begegnet, und die zu einer Gesellschaft gehörten, welche eben mit Beute beladen von einem Räuberzuge zurückkehrte. Als sie aber einen nahen Berg erreicht, sahen diese beyden Araber, daß ihre Kameraden von den Beraubten eingeholt worden, und im Thale im Handgemenge begriffen waren. Sogleich warfen sie ihre Oberkleider ab, entrissen Hrn. B. und seinem Begleiter die Flinten und eilten ihrem Stamme zu Hülfe. Hr. B. lief ihnen nach und erhielt seine Flinte wieder, sein Begleiter aber gab sich keine Mühe und hoffte sich durch die zurückgelassenen Kleider zu entschädigen, die er mitnahm. Nach zwey Tagen aber kamen ihnen die Araber nach und forderten dieselben zurück. Die Flinte, sagten sie, wäre ihnen von den Feinden abgenommen worden, und das, setzten sie sehr ernsthaft hinzu, war Gottes Wille, wogegen sie nichts könnten; dagegen aber wäre es auch augenscheinlich Sein Wille, daß sie ihre Kleider zurück erhielten, indem er ihnen den Weg gezeigt, sie zu finden. So ernsthaft führten sie diese ihre Beweisgründe, daß selbst die Christen sich davon durchdrungen fühlten, und einstimmig riefen: Allah Kerim! (Gott ist gütig) und dadurch anzudeuten schienen, daß der Mensch nicht rachgierig seyn müsse. — Um indessen diese Nachricht nicht zu lang werden zu lassen, muß ich sie schnell über die Gegenden führen, die Hr. B. durchreist, und Ihre geehrten Leser auf das interessante Werk selbst verweisen, welches schnell übersezt zu werden verdient. Von Jerasch also reiste Hr. B. in das Thal und Schloß Adjelun, von da nach Oberbin im Hauraan, von da nach Bozra, wo sich große römische Ruinen befinden; alsdann besuchte er die berühmte sarazenische Feste Salghud, die Städte Geherych und Gunnawaat im Gebirge der östlichen Drusen; von da ging er nach Ezra, einer Stadt, welche in einer mit Trümmern alter Städte besäeten Ebne liegt, und von da endlich nach Damascus, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, und dann über's Gebirge nach Süden an der Seeküste reiste, und auf seinem Wege die berühmte (oder berüchtigte?) Lady Hester Stanhope in dem Kloster Mar Elias besuchte. Von hier ginger über Seyda, Bairut, Tripoli nach Baalbeck, und nachdem er diese großen Trümmer untersucht, wandte er sich südöstlich nach Homs, und nachdem er auch die Trümmer des dortigen Schlosses besichtigt, ging er wieder nördlich bey dem Schlosse El-Hussan und den Denkmählern der Arabier vorbey nach Tartuse, dem alten Orthosia, an der Seeküste. Von hier wandte er sich aufwärts, besuchte Aradus, Gabala, Laodicea und Antiochien, von wo aus er sich wieder in's Innere wandte und nach Aleppo reiste, und mit dem Aufenthalte in dieser Stadt schließt er seine Beschreibung, welche (beyläufig gesagt) von einer sehr guten Karte mit bezeichnetem Wege des Reisenden und einer Menge neuer Namen begleitet ist. Ich setze nur noch hinzu: das Thal Hauraan fand er eben so voller Trümmer alter Städte, als die Gegenden, die er vorher gesehen, und da die Gebäude ihm weder von griechischer, römischer, noch sarazenischer Bauart schienen, so schloß er, daß sie entweder von den Juden oder Chaldäern herrühren müßten. Die Gegend, welche er, wie überhaupt alle, die er auf dem östlichen Ufer des Jordan gesehen, weit fruchtbarer gefunden als irgend eine im eigentlichen gelobten Lande, wird sehr oft von den Arabern des Gebirges heimgesucht, wo dann die Einwohner (ein sehr schöner und reinlicher Menschenschlag), um ihren Räubereyen auszuweichen, ihre Wohnungen in den alten Gebäuden verlassen, und sich in eine andere Stadt ziehen, so daß diese unzerstörbaren Städte ein um die andere bewohnt und verlassen sind. Zur Zeit seiner Anwesenheit zu Gherbie stand eine Räuberbande von ungefähr 60 Reitern nahe bey der Stadt, und fing Alles auf, was aus derselben hervorkam oder sich ihr näherte, die Stadt selbst aber, mit den Gästen der Einwohner, während sie sich unter dem Dache derselben befanden, blieben verschont, indem sie sich nebst den Bewohnern einer andern Stadt anheischig gemacht hatten, die Räuber mit Lebensmitteln zu versorgen. Man schien indessen gänzlich an diesen unglücklichen Zustand gewöhnt. Der Hauptunterschied, den Hr. B. zwischen den verheerten Städten dieses Bezirks und der in den früher durchreisten Gegenden bemerkte, war die Abwesenheit von irdenen Scherben, die sich in und um diese häufig finden. Steinerne Strohdecken, Dächer, Thüren und Fensterladen waren gewöhnlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. April 1825.

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seyd,
Eine Mähr aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euern Ohren kann vertrauen.

F. L. Graf zu Stolberg.

Die Windsbraut.

Heimkehrten die cheruskischen Geleite von einem siegreichen Zuge gegen die Katten. Die Fürsten der beyden, sich immer von Neuem befehdenden, Völker hatten jezt den Friedensbecher mit einander geleert, und laut jubelnder Freudenruf empfing nun die Sieger in den heimischen Gauen. Aber mit stummem, finsterem Schmerz überblickte der greise Hawart die rückkehrenden Krieger. Sein Sohn, der lezte von vieren, welche ihm sein Weib geboren hatte, war nicht unter ihnen. Ein tapferer, kühner Führer seines Geleits, hatte er ehrenvollen Tod gefunden auf dem Schlachtfelde, und theilte nun mit seinen vorangegangenen Brüdern die Freuden Walhalla's. — Wortlos war der gewaltige Schmerz des Vaters; in laute, jammernde Klage ergoß sich der seines Weibes und seines Töchterleins, Ehrimhildis. Diese, nun das einzige Kind, welches dem edeln Paar geblieben war, fühlte, wie es jezt doppelt an ihr sey, die Lebenstage ihrer Eltern zu erheitern; und es gelang auch allmählig ihrem Bemühen, dem lange trostlosen Alten dann und wann wieder ein heiteres Lächeln abzugewinnen. Sie war herangeblüht zur schönen, holdseligen Jungfrau, und es fehlte nicht an edeln Kriegern, welche die züchtige Maid zur Gattin begehrten. Aber ihr Herz kannte die süßen Gefühle der Minne noch nicht — ihrer Mutter treu zur Seite zu stehen in Führung des Hauswesens, den Vater zu begleiten auf die fröhliche, oft gefahrvolle Jagd, und daheim beyde Eltern in Liebe und Fröhlichkeit zu bedienen, das war es, was bis jezt noch ihren ganzen Sinn erfüllte. Oft, wenn das muthige Mädchen, wie ein kühner Jüngling, den Beschwerden der Jagd Trotz bot, hätte man glauben mögen, die wunderschöne Jungfrau wisse nichts von den sanftern Tugenden des Weibes, welche auch damals, als Geist und Körper deutscher Frauen noch frey, kühn und stark, würdig der Männer ihres Landes, war, gepriesen wurden als unerläßlich zum Glück des Lebens. — Sah man dann aber die anmuthige Ehrimhildis daheim bey der Mutter am häuslichen Heerde, so demüthig, sanft und bescheiden, gehorchend der Eltern Wort mit blindem, kindlichem Gehorsam: so wußte man nicht, ob mehr die kühne Jägerin, oder mehr das lieblich-züchtige Mädchen die Herzen gewinne.

Ehrimhildis war solchergestalt das Glück und der Stolz ihrer Eltern, und nichts wußten diese an ihr zu tadeln, als die fortwährend gleiche Ruhe ihres Herzens. Besonders wünschte Hawart ungeduldig, seine Tochter an einen kühnen, wackern Mann verheirathet zu sehen, weil es ihn verlangte, Enkel seines einzigen geliebten Kindes auf seinen Knien zu wiegen und sie heranwachsen zu sehen zu tüchtigen Jünglingen und Mägdlein. Dann redete ihr auch die Mutter zu, doch freundlich ihr Herz zu öffnen dem Glück, was Friga keuscher Minne immer gewähre — oder der Vater schalt die Jungfrau auch wohl mit harten Worten, und nannte sie eine übermüthige Dirne, an der einst die sanfte Göttin sich bitter rächen

Digitized by Google

werde. Erhob dann aber Chrimhilde ihre bittende Stimme, floſſen gar ihre ſchönen Augen von Thränen über, und betheuerte ſie den beyden Alten, daß ihr der Gedanke unerträglich ſey, ſich, einem Manne folgend, von ihren Eltern trennen zu müſſen, indem ſie hinzuſetzte, daß die ſanfte Friga ja auch eine Beſchützerin der heiligen Kindesliebe ſey, ſo verſtummte gewöhnlich Hawart's ſcheltende Stimme, und die Mutter meinte, daß die Stunde der Minne für ihr Töchterlein noch nicht geſchlagen habe.

Oft ſchon hatte Chrimhilde auf dieſe Weiſe die Wünſche oder Forderungen ihrer Eltern über dieſen Punkt beſchwichtigt. Jetzt aber warb Horſt, der Sohn des älteſten und geliebteſten Waffenfreundes Hawart's, um ſie, und dieſer ſagte ſie dem herrlichen Freyer mit Wort und Handſchlag ohne Bedenken zu. Dem Alten ſchien, dießmal könne die Jungfrau durchaus keine Einwendungen zu machen haben, denn Horſt war einer der geprieſenſten Führer in den Geleiten des cheruskiſchen Herzogs; ſeine hohe, ſchöne Geſtalt, ſein Muth und ſeine Kühnheit wurden noch mehr hervorgehoben durch männliche Milde und freundliche Güte, und dieſe ſo ſelten vereinten Vorzüge machten ihn zum gefeyerten Liebling ſeiner Waffengefährten. — Chrimhildis war ihm immer hold und freundlich geweſen; ſie hatte herzliches Wohlwollen für ihn empfunden; es auch wohl gern geſehen, wenn er in ihrer Behauſung einſprach. Gleichwohl erſchrak ſie jetzt ob ſeiner Bewerbung und ob des Vaters beſtimmter Erklärung, daß er ihm ſein Wort gegeben habe, und es nicht für möglich halte, daß ſie ſich auch dießmal widerſpenſtig zeigen werde. — Vergebens warf die Jungfrau einen bittenden Blick auf die Mutter; dieſe pflichtete ernſtlich ihrem Manne bey, und Chrimhilde, die wenigſtens keine Abneigung gegen den Jüngling hatte, wurde des ſtattlichen Werbers verlobte Braut. Der Hochbeglückte ſchloß die keuſche, geliebte Jungfrau in ſeine Arme, in ſeinen Augen glänzte die Fülle der feſten und treuen Liebe, welche ſeine ſtarke Bruſt erfüllte; und ob Chrimhildis ſich vielleicht auch heimlich die ſüßen Gefühle der Minne anders gedacht hatte, als ſie ſie jetzt empfand, ſo fühlte ſie doch ein innigeres Wohlwollen für den Verlobten in ſich erwachen, als ihr unverhüllt zum Erſtenmal in ſeinen Blicken, in ſeinen Worten die reine Glut züchtiger Liebe ſich zeigte. Kein Gedanke in ihm, daß das Weib, welches ſich ihm verlobt hatte, künftig die Augen auf einen andern Mann werfen — nicht das leiſeſte Ahnen in ihr, daß ein Anderer ihr theurer werden könne, als der, dem ſie nun unabänderlich angehöre! Fern waren von den Liebenden jener verſchwundenen, kaum noch in dämmernden Sagen zu uns herüberblickenden, Zeit die ſchwächlichen, kraftloſen Empfindungen, welche im ſchnellen Wechſel ſich von einem Gegenſtand zum andern wenden, und die man jetzt ſo oft fälſchlich Liebe nennt. Die Liebe jener Zeit würde ſolche Empfindungen auf's Tiefſte verachtet haben — ſie kannte nur Einen Mann, Ein Weib, Eine Liebe und Eine Treue. Süßliches Girren und Schmachten, um das Weib eines Andern von ſeiner Pflicht zu verlocken, würde mit Schande gebrandmarkt haben. Das ſeltene ungeheure Verbrechen des Ehebruchs wurde durch kein milderndes Wort umſchlevert, und die Strafe war ſchrecklich, wie das Verbrechen. — So war es denn natürlich, daß ſich jede ſchönere Empfindung in Chrimhildis reiner Bruſt mehr und mehr ihrem Verlobten zuwendete, der mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit jedes liebevolle Bezeigen von ihrer Seite erwiederte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erläuterungen zur Naturgeſchichte der Kröte.

(Beſchluß.)

Nachdem der Verfaſſer mehrere Jahre lang Kröten mit Inſekten gefüttert hatte, fiel er auf den Gedanken, einen Verſuch mit jungen Kröten zu machen, und dieſelben vor ihre Augen zu bringen. Es wurde alſo eine junge, nur drey Viertel Zoll lange, Kröte vor eine ſehr große dingeſetzt. Sobald jene ſich zu bewegen begann, verfolgte, erreichte und verſchlang ſie die andere auch ſogleich. Dieſer Verſuch ward mehrere Male wiederholt, aber nicht immer mit gleichem Erfolg, und es geſchah öfter, daß die großen Kröten dieſe Koſt verweigerten, als ſie annahmen.

Nunmehr verſuchte man ihnen ein anderes lebendes Weſen, den Cyprinus phoxinus, vorzuſetzen. Sobald er Miene machte, ſich fortzubewegen, näherte ſich die Kröte mit beeiltem Sprung, und warf, nachdem ſie den kleinen Fiſch einige Augenblicke fixirt hatte, ihre Zunge auf ihn. Allein das Fiſchchen war zu glatt, der Verſuch mißlang, und erſt beym zweyten ward es verſchlungen. Nach einigen Minuten ward ihr ein zweyter größerer von ungefähr zwey Zoll Länge vorgeſetzt, allein dieſen ſuchte die Kröte immer vergeblich aufzuſchnappen. Den folgenden Morgen, ſie war wohl noch nüchtern, wurde ihr ein gleich großer Cyprinus vorgeworfen, den es ihr dann gelang zu verſchlingen.

Es darf hier eine charakteriſtiſche Merkwürdigkeit der Kröte nicht übergangen werden, welche darin beſteht, daß ſie alle todte Inſekten, und zwar auch die ganz kurz getödteten, zu genießen ſich weigert. Verſchiedene Male verſuchte der Verfaſſer dieſen Widerwillen durch den Stachel des Hungers zu überwinden. Zu dieſem Ende ward eine ſehr kräftige Kröte in einen leeren Blumentopf gebracht, eine Menge getödteter Bienen in ihre Nähe gelegt, und nun der Topf ſo geſchloſſen, daß zwar der Zutritt der Luft nicht gehindert war, aber kein anderes lebendes für die Kröte genießbares Inſekt zu ihr gelangen konnte.

Digitized by Google

Nach sechs oder sieben Tagen Einsperrung fand sich, daß die Gefangene immer hungerte, und auch nicht eine der Bienen berührt hatte, und doch war aus mehrjähriger Erfahrung hervorgegangen, daß die lebende Biene eine Lieblingsspeise der Kröte ist.

Gegen die Zeit des Fortzuges der Schwalben sucht auch die Kröte ihren Winteraufenthalt auf, und zwar in den Vertiefungen alter Mauern, unter den Wurzeln der Hecken, mit einem Wort, an allen solchen Plätzen, wo sie gegen den Einfluß der Kälte geschützt ist. Einige graben sich so tief in die Erde ein, als die Kälte selten eindringt. Indessen geschieht dieß nicht in größerer Gesellschaft, wie bey den Fröschen, sondern immer nur einzeln.

Der Verfasser fand sie im Frühjahr mehrere Male eben im Begriff, solche unterirdische Winterquartiere zu verlassen. Bey einem Spaziergang in seinem Baumgarten glaubte er einst einen Laut immer in dem Augenblick zu vernehmen, wenn er auf eine bestimmte Stelle hintrat. Er lockerte den Boden an dieser Stelle auf, und fand zunächst unter der Oberfläche der Erde eine Kröte, welche den Tritt seines Fußes und den dadurch verursachten Druck hatte fühlen müssen. Eine andere ähnliche Entdeckung machte er einst ganz auf dieselbe Art auf einer Wiese.

Es gibt so viele Vögel, welche eine Menge mehr oder minder schädlicher Insekten aufzehren, und wofür die Naturforscher ihnen Dank wissen, warum erweist man der Kröte nicht gleiche Dankbarkeit, während sie gleiches Verdienst hat? Der Verfasser hofft, zu dieser Würdigung für seinen Theil beygetragen zu haben.

Was nun endlich ihre vorgeblich giftige Eigenschaft betrifft, so hat er sich durch mehrjährige Erfahrung überzeugt, daß sie der Kröte ganz willkürlich beygelegt wurde. Der Verfasser hat nämlich auf alle mögliche Art, durch wiederholtes Reizen, gewaltsames Oeffnen des Mundes u. s. w. versucht, sie zum Gebrauch ihrer, ihr von der Natur verliehen seyn sollenden, giftigen Waffe zu bewegen, aber nie hat er bey allem diesem auch nur den geringsten Nachtheil von ihrer Nähe empfunden. Und so schließt er denn mit den Worten: „Ich halte die Kröte für das geduldigste und unschuldigste Geschöpf unter den Reptilen.“

G. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. März.

(Beschluß.)

Die berühmte archäologische Sammlung des verewigten Hrn. Rich wird für das brittische Museum gekauft werden. Man schätzt den Werth derselben auf 8000 Pfund. Dieses Museum ist neulich auch durch das Vermächtniß von Büchern und Kunstsachen, besonders Handzeichnungen und Kupferstiche von großem Werthe, sehr bereichert worden.

Der berühmte Architekt Soane hat drey öffentliche Abendgesellschaften gegeben, um seinen egyptischen Sarkophag und die anderen Merkwürdigkeiten seines fürstlichen Museums sehen zu lassen. Die Regierung schämt sich jetzt, den Sarkophag von sich gewiesen zu haben, und möchte ihn gern an sich kaufen; dieß aber verweigerte Hr. S.; jedoch soll er Maßregeln getroffen haben, damit nach seinem Tode seine Sammlung nicht getrennt werde und für England verloren gehe.

Die neulich im Unterhause vorgeschlagenen Veränderungen im englischen Zolltarif sind Ihren Lesern bereits bekannt, und ich darf Ihnen also auch kaum sagen, welche Vortheile auch für Deutschland erwachsen müssen, den Buchhandel nicht ausgenommen; aber der größte Vortheil erwartet unser Vaterland noch, indem ohne Zweifel in höchstens einem Jahr auch ausländisches Getreide unter mäßigem Zoll zugelassen werden wird; der Handelsstand wird's erzwingen, wie sehr auch die Landeigenthümer sich dagegen sträuben mögen. Die Kaufmannschaft freut sich sehr über die vorgeschlagene Veränderung, daß man in der Stadt Liverpool bereits eine Subscription eröffnet hat, um dem Hrn. Huskisson ein Geschenk mit einem silbernen Gefäße zu machen, während die Fabrikanten noch murren, weil sie zur Zeit nicht einsehen können, daß durch einen freyen Handel auch sie gewinnen müssen.

Der für die irländischen Angelegenheiten gewählte Ausschuß des Oberhauses hat einen Theil seiner Untersuchungen durch den Druck bekannt gemacht. Der Bericht enthält die Aussage einiger der vornehmsten Irländer beyder Religionen, und es erhellt daraus, daß die Aufnahme der Katholiken zu allen bürgerlichen Rechten weder länger verschoben werden kann, noch auf irgend eine Weise gefahrdrohend ist.

Es ist endlich von der Regierung beschlossen, für die königliche Akademie ein neues Gebäude aufführen zu lassen, und ihr jetziges für Kunstausstellungen so unbequemes Lokal in Somerset-House der königlichen Gesellschaft einzuräumen, welche jetzt so beengt ist, daß die Mitglieder die vortreffliche Büchersammlung, in deren Besitz sie sich befindet, nicht benutzen können. Auch beabsichtigt man, den noch fehlenden Flügel von Somerset-House nach der Themsseite hin zu vollenden, und in Westminster eine Reihe von Häusern zu Wohnungen für die Staatsminister aufzuführen; alles Gelegenheiten, um unsern Geschmack in der Baukunst zu zeigen, wenn er nur vorhanden ist.

Sie haben wahrscheinlich gehört, daß von dem vor ein Paar Jahren erbauten hiesigen Zollhause bereits ein Theil eingestürzt ist; man wollte anfangs dem Publikum glauben machen, der Unfall rühre von dem neulich so hohen Wasser her, welches die Grundlage ausgefressen; es zeigte sich aber, daß nichts daran Schuld war als das schlechte und unzulängliche Material, welches der Maurermeister dabey benutzt hat, und es ist jetzt in Untersuchung bey der Regierung, ob nicht dieser und der Baumeister zusammen vor Gericht gestellt werden sollen.

Am vergangenen Dienstag wurden in der königlichen Kapelle nicht weniger als 120 Jünglinge von Adel konfirmirt. Es ist doch sonderbar, daß auch bey dieser feyerlichen Handlung, wo der Mensch, so zu sagen, in einen Bund der Unterwerfung mit seinem Schöpfer tritt, der Kastengeist einen Unterschied zwischen Mensch und Menschen macht — und dieß in England!!

Dem berühmten Thierfreund, Herrn Martin, ist sein abermaliger Versuch, Bären- und Dachsenbeyen und Hahnenkämpfe gesetzlich abzuschaffen, mißlungen, indem selbst der Minister des Innern einwandte, daß, so lange die Vornehmen die Grausamkeiten der Jagd nicht einstellen wollten, man nicht berechtigt wäre, dem Armen diese Zeitvertreibe zu nehmen. Irgendwo hat vor ein Paar Tagen zu Worcester eine andere Art von Hetze stattgefunden, die ihrer Neuheit wegen (in unsern Zeiten wenigstens) Hrn. M. nicht in den Sinn kommen konnte, nämlich ein Kampf zwischen einem großen Löwen und sech-

Digitized by Google

Büffelbeißern, wovon immer drey zu gleicher Zeit das Thier anfielen. Der Kampf war kurz, und fünf von den Doggen bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben, indem sie, außer einem, den er fast mitten entzwey biß, von des Löwen mächtiger Tatze niedergeschlagen wurden, so daß ihnen die Knochen krachen. Die Originalwette war 5000 Pfund; es sollen aber weit größere Summen verwettet worden seyn, und zwar anfangs durchgängig zu Gunsten der Hunde.

Der religiöse Fanatismus ist zwar bey uns, im Ganzen genommen, in der Abnahme, dennoch findet er hie und da Opfer, und der eben erfolgte Selbstmord von zwey Frauenzimmern, eines Mädchens von neunzehn und einer Frau von sechzig Jahren, wird dieser Krankheit zugeschrieben. Auch der wahnwitzige Schuster Hale, welcher wegen seiner Bekehrungsversuche unter den Soldaten in Verhaft war, hat sich wieder in Unannehmlichkeiten gebracht. Er ging nämlich in eine Kirche, und als der Geistliche in der gewöhnlichen Form für den frommen und gnädigen König betete, rief er: „das ist eine Lüge!" — Zu seiner Vertheidigung sagte er, seine Absicht wäre, den gottlosen Gebrauch abzustellen, im Gebet und im Angesicht zu lügen, und sich Formeln zu bedienen, die in den meisten Fällen unpassend seyn müßten. Aber der arme Schelm wurde wegen der Unterbrechung des Gottesdienstes zu einer Geldbuße von 20 Pfund verurtheilt, und, da er diese nicht bezahlen konnte (denn er sagte, er hätte sein ganzes Vermögen von 300 Pfund an die Verbreitung von religiösen Flugschriften verwendet) wurde er in's Gefängniß geschickt, wo er bleiben muß, bis entweder Jemand für ihn zahlt, oder die Regierung ihn begnadigt. Auf diese Weise schließen unsere Gefängnisse jezt einen Mann, der zu viel Religion, und einen andern (Carlile) ein, der keine Religion haben wollte!

Vor ein Paar Tagen wurde ein Kerl wegen eines Diebstahls zum Staubbesen und zu sechsmonatlicher Zuchtarbeit verurtheilt. Als er sein Urtheil vernommen, dehnte er sich und rief ganz gleichgültig: „Das habe ich wohlfeil gekriegt!" — „Nicht so ganz, sprach der Richter, er hat sich zu früh verrathen: sein Urtheil ist noch nicht zu Protokoll genommen, und ich gebe ihm also ein Jahr statt sechs Monat, und die Peitsche soll nicht an ihm geschont werden."

Für Ostermontag ist in Covent-Garden Weber's Präciosa, und in Drury-Lane „essen Abu Hassan angekündigt. Auch hat sein Kampf und Sieg großen Beyfall erhalten, und viele Musikkenner seyen ihn einem Händel an die Seite.

Ich glaube Ihnen gemeldet zu haben, daß man damit umgeht, in London eine Universität zu errichten, indem Cambridge und Oxford zu kostspielig und überfüllt sind. Die Absicht ist vorzüglich, den Söhnen achtbarer Handwerker, Krämer und andern wenig bemittelten Einwohnern der Hauptstadt Mittel zu einer bessern und wohlfeilern Erziehung an die Hand zu geben, weßwegen man auch für diese Universität keine akademischen Grade verlangen will. Es sind gegen diesen Plan manche Einwürfe in den Journalen gemacht worden, worauf dann Hr. Campbell, der Dichter und erste Urheber desselben, in dem lezten Stück des New Monthly Magazine, dessen Redakteur er ist, einen sehr gehaltvollen Aufsatz als Antwort gibt.

Im ostindischen Hause hat neulich eine sechstägige Debatte unter den Actieninhabern der Gesellschaft, über das Betragen des Marquis von Hastings, der als Statthalter von Indien einem dortigen englischen Hause die Erlaubniß gegeben, dem Fürsten von Hydradad eine große Summe Geldes zu 22 Procent Zinsen vorzuschießen, stattgefunden. Am Schlusse sprach man den Marquis zwar von jeder eigennüzigen Absicht in der Sache frey, billigte aber eine Depesche, welche die Directoren damals an ihn ergehen ließen, und welche ihn zwang, seine Erlaubniß zurückzunehmen. Diese Debatten scheinen viel Interessantes zu enthalten, aber nur einer, der ein unmittelbares Interesse in ostindischen Angelegenheiten hat, vermag sie durchzulesen.

Die folgende schreckliche Anekdote ist aus dem Briefe eines englischen Offiziers am Hofe zu Jondepore in Indien. Der dortige Rajah hatte um die Hand der Tochter des Rajah von Oudepore angehalten, einer Prinzessin, welche wegen ihrer Schönheit und Geschicklichkeit in der ganzen Gegend berühmt war. Ungefähr um dieselbe Zeit hielt auch der Rajah von Jeypore um sie an; und da der Vater nicht wußte, wem er sie geben sollte, so fingen die Freyer einen Krieg gegen einander an, mit der Drohung, daß der Sieger die Braut haben müßte. Da die Räthe des Rajah von Oudepore auf jeder Seite nichts als Unglück für sein Land sahen, so vermochten sie den Vater, um den Zankapfel aus dem Wege zu räumen, zu dem schrecklichen Schritt, seine Tochter — zu vergiften! Ihr Tod stellte den Frieden wieder her.

Fernere Nachrichten aus Indien von Kapitän Parsby's Raketen sprechen sehr günstig davon; sie sollen schwerer seyn und sicherer treffen als die Congreveschen, und dabey die Rohre wieder zu gebrauchen seyn, welches zur Uebung für die Soldaten wohlfeiler ist.

Drey Europäer, welche bey Barrackpor jagten, hatten das Unglück, eine Kuh zu erschießen. Die erzürnten Einwohner fielen über sie her, und schlugen sie, bis einer davon ohnmächtig wurde. Die meisten dieser bethörten Leute wurden indessen sogleich verhaftet.

In Calcutta zeigte man vor einigen Monaten einen Zwerg von sechszehn Jahren, welcher nicht über zwey Fuß hoch gewesen und ganz das Ansehen eines Kindes von acht Wochen gehabt haben soll. Seine Stimme war kaum vernehmlich, und er war gegen Fremde sehr furchtsam.

Man hat bereits drey Seilbrücken (nach ihrem Erfinder Shalspearbrücken genannt) in Indien, wovon eine 320 Fuß lang und 6 Fuß breit ist.

Eine bengalische Zeitung enthält eine Mittheilung von einem gelehrten Punditen, welcher erzählt, daß er im Jahr 1804 in dem Jogigebirge in Missore eine Reihe von zehn Höhlen gesehen, jede von ungefähr fünfzig Fuß lang, welche alle voller Getreide verschiedener Art, jede Gattung in besondern Haufen, waren. Dieses Getreide, erzählten ihm die Einwohner der Umgegend, war von Vögeln zusammengetragen worden, die sie in ihrer Sprache Hakis nannten, und welche, wie sie behaupteten, seit 2, 300 Jahren jeden Herbst aus der Ferne hieher kommen, und sich diese Vorrathskammern für den Winter anlegen. Dieß wäre schon an sich wunderbar genug, aber nicht für den wundersüchtigen Morgenländer. Es heißt also weiter, daß, als zur Zeit des Hyder Ali einmal eine Hungersnoth in der Gegend ausgebrochen war, die Einwohner der Canaraküste sich in's Gebirge begeben und die Vögel gebeten, ihnen etwas Korn zu leihen, welches diese guten Thiere auch durch Kopfnicken bewilligten, so daß die Leute bis zur folgenden Erndte vollauf zu essen hatten. Was sie aber in der Noth versprochen, weigerten sie sich, im Glücke zu geben; und die Vögel mußten diese undankbaren Schuldner mit Krankheiten heimsuchen, um sie zu zwingen, ihre Schuld abzutragen. Es geschah, und da sie sich seitdem ehrlich bewiesen, und immer das Geborgte redlich zurückbezahlten, so haben auch die Vögel keinen Anstand genommen, ihnen Getreide vorzuschießen, so oft sie dessen bedurften; ohne Zweifel eine sehr bequeme Einrichtung für die trägen Hindus, die sich dadurch der Mühe überhoben finden, selbst aufzuspeichern.

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. April 1825.

Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Die Windsbraut.

(Fortsetzung.)

Glühend verlangte der Jüngling, daß Ehrimhildis ihm bald als trautes Weib angehören möge, und auch die Alten hätten gern diesen Zeitpunkt beschleunigt; aber wieder rüsteten sich die Katten, die wilden Eisenringe; der Cherusker Fürst rief seine Geleite zum Kampf. Da begehrte Hawart Aufschub der Hochzeit des Paares; denn eingedenk dessen, daß er alle seine Söhne im Kampf gegen die Erbfeinde verloren hatte, fürchtete er den Verlust seines einzigen, letzten Kindes. Er kannte Ehrimhildis genug, um zu wissen, daß sie ihrem Gatten auch in's Feld folgen würde, damit sie ihm, im Fall er verwundet würde, die Wunde saugen und sein pflegen und warten könne, wie es einem deutschen Weibe geziemte. Nicht gefahrlos war aber der Aufenthalt der Frauen beym Heere — und Horst selbst entschloß sich mit schwerem Herzen, das Fest seiner Liebe, das Ziel seiner stürmischen, glühenden Wünsche zu verschieben bis zum beschwornen Frieden. — O unglückseliger Aufschub! Welch ungeahntes, ungekanntes Elend führtest du herbey!

Horst riß sich aus den Armen seiner Braut, und erst als er den freudigen, donnernden Zuruf seines Geleites vernahm, entwich aus seiner Brust die weichere, schmerzliche Empfindung des Abschieds von der Geliebten.

Während nun die Helden wechselndem Kriegsglück entgegenzogen, trauerte Ehrimhildis still daheim, um vieles stiller und ernster, als sonst, waltete sie im Hauswesen, weniger freudig begleitete sie ihren Vater von Zeit zu Zeit auf seinen Jagden, und nur wenn ihr dann und wann durch einen sichern Boten Horst erfreuliche Kunde sandte, war sie für Augenblicke heiter und fröhlich nach alter Weise.

Eines Tages hatte sie auch ihren Vater begleitet, und der Mutter versprochen, mit reicher Jagdbeute heimzukehren. Der Eifer in Verfolgung des Wildes trennte sie von Hawart, und ließ sie wenig darauf achten, daß der heitere Himmel sich dicht umwölkt hatte und ein heftiges Unwetter im Anzuge sey. Von Minute zu Minute wehte der Wind brausender und wurde jezt zum wüthenden Sturme. Da ließ sie endlich ab, das schnellfüßige Elendthier zu verfolgen, und suchte den Rückweg. Aber der Tag war fast zur Nacht geworden; donnerähnlich heulte der Sturm durch den Forst, prasselnd stürzten hohe Eichen nieder vor seinem wüthenden Ungestüm, und die entsezte Jungfrau wußte nicht, wohin sich wenden in dieser Noth. Da plötzlich vernahm sie eine tiefe, leise und doch gewaltige Stimme, welche ihr zurief und ihr Schutz versprach. Sie wandte sich, und erblickte unfern eine, selbst in Vergleich mit deutschen Jünglingen, riesige Mannsgestalt, von einem weiten grauen Mantel, wie von einem Gewölke umflogen; dichte reiche Locken umwehten die mächtige Stirn, und beschatteten oft Augen, aus denen zuckend Blize hervorbrachen; der Ausdruck herrschender Gewalt lag in den schönen und dennoch grauenvollen Zügen des Antlizes, und wie süß und schmeichelnd auch die lockende Stimme

Digitized by Google

tönte, wie wunderbar sie in's Herz Ehrimhildis drang: sie fühlte sich von Entsetzen ergriffen, und ihr irrer schwankender Fuß strebte vorwärts durch Nacht und Graus. Aber immer hinter ihr tönte der wunderbare Klang der Stimme, immer weniger empfand sie Grauen vor dem süßen Tone, ihre Schritte hemmten sich oft unwillkürlich, und sie schaute sich um nach ihrem riesigen Verfolger; immer aber traten die furchtbar schönen Züge seines Antlitzes, das Sprühen seiner Augen sie in mehr und mehr ermattender Eile vorwärts. Näher kam er ihr; noch schmeichelnder lautete seine Stimme und seine Worte: „Fliehe doch nicht länger, reizvolle, liebliche, scheue Jungfrau! Was wähnst du Schreckliches durch mich zu erfahren? Schützen will ich dich, süße Zaubergestalt, gegen das wüthende Unwetter, und ist es vorüber, dich ungefährdet ziehen lassen zum elterlichen Hause!" — Da stand sie, da trat er ihr nahe, und mit einer schnellen Bewegung hüllte er das zitternde, ermattete Mädchen in seinen wärmenden Mantel. Noch einmal durchschütterte sie tiefes inneres Grausen – aber bald bemächtigte sich ihrer ein wunderbar beglückender Taumel. Umhüllt von dem faltigen Gewande des Fremdlings, umfaßt von seinen Armen, vernahm sie das Toben des Sturmes nicht mehr — wie leises Blättergesäusel drang er in ihr Ohr — wie wollüstige Musik umschwebte sie des Mannes Stimme — belebende Feuerströme drangen aus seinen Augen in ihr Herz, welches in unbändigen Schlägen seiner Brust entgegenpochte — was er ihr sagte, sie verstand es kaum; was sie ihm erwiederte, sie wußte es nicht — sie dachte keiner Zeit, keiner Sorge und keines Schmerzes, und erst dann durchzuckte es sie wie ungeheure Schuld, als der Wunderbare zögernd sprach: „Der Sturm schweigt, süße Jungfrau, und ungefährdet magst du nun heimkehren." Aber wie schwieg dieß bessere Gefühl augenblicklich, als er sich zu ihr beugte, seine Arme sie fester umschlangen, und auf ihren Lippen sein glühender, stürmischer Kuß brannte. — Unbewußt, willenlos, wie süß und schrecklich träumend, schied sie von ihm, wandelte sie die Pfade nach dem Hause ihrer Eltern, welche die fast verloren Gegebene mit unaussprechlichem Entzücken begrüßten. — Beym Anblick der trauten, geliebten Gestalten erwachte Ehrimhildis aus ihrer fremden Welt. Mit erschreckender Heftigkeit stürzte sie in die Arme der Alten; lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme; sie wagte nicht, die scheuen Blicke zu erheben; ihr war's, als müßten die reinen Augen ihrer ehrwürdigen Mutter sich abwenden von der, die in unbegreiflicher Verblendung sich hingegeben hatte den Liebkosungen eines fremden Mannes, und in seinen Armen vergessen hatte der Eltern und des Verlobten. — Und dennoch, trotz des Gefühls ihrer Schuld, trotz ihrer innern Vorwürfe und der Thränen, welche sie weinte, dennoch rief es immer in ihr: „Nun erst kennst du die Minne!" (Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Canton. (1797).

Vom Kapitän Peron.

Canton (oder Quang-Tong), die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, liegt an dem Fluß Pekiang, etwa dreyßig Seemeilen vom Meer; sie ist mit Mauern umgeben, worauf Kanonen stehen, und wird nach der Landseite durch drey Forts vertheidigt. Der Umfang der Stadt beträgt drey und eine halbe Stunde (lieue) und die Zahl der Einwohner eine Million: sie hat mehrere Vorstädte, und an jedem Thor ist eine Wache aufgestellt. Die Faktoreyen der verschiedenen Nationen stehen längs des Flusses in einer ihnen besonders angewiesenen Vorstadt, welche durch eine hohe Mauer von der Stadt getrennt, und rings eingeschlossen ist. Die Gebäude der Faktoreyen sind nach europäischer Art gebaut, und eben so geschmackvoll als zweckmäßig eingerichtet, sie gehören Chinesen, welche sie sehr theuer an die Europäer vermiethen, ihre Lage ist für den Handel sehr vortheilhaft; die meisten haben zwey Stockwerke. Die Vorderseite ist mit Säulen geziert. Die Wände von einem blendend weißen Stein erbaut. Diese Gebäude stechen sehr gegen die übrigen Häuser des Quartiers ab, welche meistens sehr klein und unregelmäßig gebaut sind. Auch die Straßen haben keine bestimmte Breite, und sind oft so eng, daß kaum drey Personen neben einander gehen können.

Der Eintritt in die Stadt Canton, so wie in die übrigen Städte des chinesischen Reichs, ist allen Europäern versagt. Ich ging mit einem Gefährten an einem der Thore vorbey, und da wir es unbewacht sahen, schlichen wir uns in die Stadt; allein kaum hatten wir einige Schritte gethan, als man uns bemerkte, sogleich liefen die Einwohner mit großem Geschrey aus den nächsten Häusern hervor, und in einem Augenblick füllte sich die Straße mit Menschen, welche uns den Weg versperrten, und trotz unsern Bitten und Vorstellungen mußten wir eilig uns zurückziehen, und noch froh seyn, daß unsere Unvorsichtigkeit keine schlimmern Folgen gehabt hatte. So viel wir von einer Höhe herab erkennen konnten, hat die Stadt einige gerade und ziemlich breite Straßen, allein die meisten sind krumm und eng; die Häuser haben größtentheils nur ein Stockwerk. Auf der andern Seite des Flusses, außerhalb der Stadt, befinden sich einige große Gebäude, welche unsern Klöstern gleichen. Es sind Tempel, worin Bonzen den Gottesdienst verrichten. Da sie Jedermann offen stehen, so besuchte ich eines derselben. Ich ward in ein großes Gemach geführt, worin mehrere Geistliche versammelt waren. Sobald sie meinen Wunsch verstanden hatten, nahm einer von ihnen einen Bund Schlüssel, und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch viele Zimmer und Gänge nach einem geräumigen Hof, der

Digitized by Google

mit niedern Gebäuden umgeben war, und von da nach dem großen Eingang des Tempels, welcher mir geöffnet wurde; seine Form ist ein langes Parallellogramm; im Vergleich zu seiner Länge und Breite ist er sehr niedrig, denn seine Höhe beträgt nur fünfzehn Fuß. Der Fußboden besteht aus großen weißen und schwarzen Marmorplatten. Das Ganze ist sehr ordentlich und reinlich gehalten. Ein Altar ist nicht vorhanden; nur an der linken Seite sind Fenster. Im Innern ist der Tempel mit drey Reihen vergoldeter Bildsäulen verziert, sie sind gegen viertehalb Fuß hoch und gut gearbeitet; sie stellen die verschiedenen Gottheiten dar, welche die Bonzen und ihre Anhänger verehren, und man theilt sie in große Götter, welche Himmel und Erde beherrschen, und in untere Götter, welche den Winden, Wäldern, Quellen u. s. w. vorstehen. Die Bildnisse der Ersteren sind zunächst am Heiligthum (sanctuaire) aufgestellt, die Andern stehen nach der Thür zu. Die Chinesen glauben sehr an den Einfluß böser Geister, und suchen ihm durch allerley Mittel zu begegnen. Besonders haben sie großes Vertrauen zu einer Art von Kerzen, aus Ochsenmist und mehrern wohlriechenden Harzen zusammengesetzt; dergleichen Kerzen brennen Tag und Nacht in den Häusern der Armen und Reichen. Ein anderes nicht weniger unfehlbares Präservativ besteht darin, jeden Abend Papier von verschiedenen Farben zu verbrennen und Raketen steigen zu lassen — was einen sehr angenehmen Anblick längs des Flusses gewährt, da bekanntlich die Chinesen vortreffliche Feuerwerker sind.

Ueber sechszigtausend Menschen wohnen auf dem Fluß selbst in Barken oder Piroguen, welche auf dem Wasser kleine Straßen und gewissermaßen eine schwimmende Stadt bilden. Dieser Theil der Bevölkerung führt ein sehr elendes Leben; die einen werden als Lastträger und zu andern groben und wenig einträglichen Arbeiten gebraucht, Andere zerstreuen sich jeden Morgen in der ganzen Stadt, und sammeln, wie die sogenannten Chiffonniers in Paris, kleine Stückchen Seide, Baumwolle, Leder, Knochen und andere Abfälle aus dem Straßenkoth und Kehricht auf. Fast alle betteln, belagern schaarenweise die Hausthüren und verfolgen die Vorübergehenden mit ihrem Geschrey. Viele lauern am Fluß auf die vorüberschwimmenden todten Hunde, Katzen, Geflügel, und nähren sich davon. Ihre gewöhnlichste Nahrung besteht indessen aus etwas Reis in Wasser gekocht, ihr Getränk aus Thee ohne Zucker. Neben dieser äußersten Armuth bietet Canton, wie andere große Städte, den Gegensatz des ausschweifendsten Luxus dar. Oft hab' ich Gastmählern von achtzig bis hundert Gedecken beygewohnt. Die seltensten Fleisch- und Fischarten, Gemüse und Früchte aus allen Weltgegenden wurden im größten Ueberfluß aufgetragen; eben so französischer und andere Weine und Liqueurs; und zu unserer Schande muß ich es gestehen, während viele von den europäischen Gästen nach und nach die Besinnung verloren, behielten die Chinesen bis an's Ende ihr kaltes Blut, und machten die Wirthe mit vieler Höflichkeit und Anstand.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Verspätet.)

In diesem Augenblick herrscht in unserer Stadt fast nur Ein großes Interesse, ja gleichsam nur Ein Gedanke vor; die letzten betrübten Ereignisse in unserer Nähe, zum Theil auch uns selbst betreffend, nehmen uns so ganz ein, daß von nichts Anderem die Rede ist, und dieses ist auch sehr begreiflich, wenn man bedenkt, wie nahe wir betheiligt sind, wie sehr wir bedroht waren.

In der Nacht vom 3ten auf den 4ten Februar wurden die Bewohner der Stadt und Vorstadt plötzlich durch Nothsignale, die das ungewöhnliche Steigen der Flut anzeigten, geweckt; es war ein Uhr nach Mitternacht und Alles im tiefsten Schlafe. Das jedesmalige Steigen des Wassers um einen Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand wird durch einen Kanonenschuß angedeutet; die Bewohner der kleinen Häuser und Keller in den niedrig liegenden Gegenden der Stadt wurden durch diese Schüsse benachrichtigt, um ihre wenigen Habseligkeiten eiligst auf die Gassen zu flüchten, und das Leben der Ihrigen außer Gefahr setzen zu können; diese Vorsicht war aber für dießmal unzureichend, denn in wenigen Augenblicken waren auch die Gassen überschwemmt und glichen schiffbaren Flüssen. Die Flut stieg so ungeheuer schnell, daß an das Retten der Effekten nicht mehr gedacht werden konnte und man sich in dem bedrohten Theil der Stadt damit begnügen mußte, das Leben davon zu tragen. Seit hundert Jahren haben wir eine solche Fluthöhe nicht gehabt: Schrecken und Verwirrung herrschten überall, vermehrt durch die Dunkelheit der Nacht und das Getöse des Sturms, durch Hagelschlag und Gewitter. Das Wasser stand 21 Fuß über die gewöhnliche Fluthöhe (in St. Petersburg nur 14 Fuß) und nur Hamburgs günstigere geographische Lage konnte uns vor einem noch weit schrecklicheren Schicksale beschützen, als es jene Stadt hatte. Eine Schleuse ward beschädigt, und so drang das Wasser unaufhaltsam in die vielen Kanäle, wovon die Altstadt durchschnitten ist; es stand an einigen Gegenden 5, an andern gar 8 Fuß hoch in den Gassen. Ein einstürzendes, ziemlich großes Gebäude verschüttete den Eingang zu einem der Kanäle, so daß an dieser Stelle die Wassermasse nicht gleich nach dem Fallen der Flut wieder ablaufen konnte; dadurch blieben dann viele Keller fünf bis sechs Tage mit Wasser angefüllt und konnten nicht wieder bewohnt werden. Trotz diesen Unfällen sind in der Stadt nur zwey Menschen verunglückt. Viele aber waren in der größten Lebensgefahr und konnten nur durch die größten Anstrengungen und die aufopfernde Hülfe ihrer Mitbürger gerettet werden. Eine solche Zeit ist stets reich an schönen, herzerhebenden Zügen der Menschlichkeit und des Erbarmens und gibt dem Menschenfreunde die süße Beruhigung, daß es noch lange so bös nicht um die Menschheit im Allgemeinen stehe, als der Misanthrop sich einbildet: solche fehlten auch hier nicht.

Viel mehr als die Bewohner der Stadt aber litt der Deich, der mit Häusern dicht besetzt ist, und eine Art von Vorstadt bildet. Der Elbdeich war bald nicht mehr hoch genug, um das Wasser zurückhalten zu können, und so sah es

Digitized by Google

mit wüthender Schnelligkeit von demselben in die Niederungen hinab, die auch bewohnt sind; das war denn ein furchtbares Unglück! Mehrere sehr alte oder auch nur leicht gebaute Häuser stürzten ein und drohten die unglücklichen Bewohner derselben unter ihren Trümmern zu begraben; man glaubte sich rettungslos verloren! Jezt erfolgte auch noch nahe bey der Stadt ein Deichbruch von ungefähr 50 Fuß Breite. Die Deichbewohner wollten nun Rettung in der Stadt suchen — fanden aber zu ihrem unaussprechlichen Schrecken das Thor verschlossen; mehrere derselben kletterten jezt über dasselbe; Andere fanden Aufnahme in den festern, höher gelegenen Häusern, die ihnen von den wackern Bewohnern gastfrey geöffnet wurden; noch Andere retteten sich auf die Schiffe, die in Menge in jener Gegend liegen; durch Gottes besondere Gnade verlor aber auch hier kein Mensch das Leben. An Rettung der Effekten und Mobilien konnte aber durchaus nicht gedacht werden. Viele waren so nahe bedroht gewesen, daß sie sich im bloßen Hemde in der ziemlich kalten Winternacht retten mußten. Eine unglückliche Mutter gebar ihr Kind, von Fluten umgeben, denn diese standen schon in dem Zimmer, aus dem man sie nicht mehr fortbringen konnte; Mutter und Kind waren erstarrt, als man sie endlich auffand, aber wie durch ein Wunder leben Beyde zur Stunde noch!

Furchtbarer zeigte sich das Unheil weiter hinauf an der Elbe; die Elbinseln waren wie verschwunden und in Ritzebüttel erfolgten gleichfalls Deichbrüche, die Alles unter Wasser sezten.

Am schrecklichsten war Glückstadt, die eigentliche Hauptstadt Holsteins, vier Meilen nördlich von uns, bedroht; ein großer Deichbruch, der an der günstigsten Stelle erfolgte, und die Wassermasse in das flache Land und von der Stadt ab leitete, rettete sie vom gänzlichen Untergange; doch büßten 27 Menschen das Leben ein.

An der holsteinischen Küste sind fast überall Deichbrüche erfolgt und diese glich einem großen See; das Unglück ist unübersehbar groß und furchtbar; noch hat man nicht dazu kommen können, allen Verlust zu berechnen, denn noch ist Alles Chaos und Verwirrung. Auf einer Insel hat ein Pfarrer seine ganze Gemeinde, ohne Ausnahme eines einzigen Individuums, verloren! Wäre das Unglück bey Tage geschehen, so wäre es minder verheerend und grauenvoll gewesen; die Nacht machte es eben so grausenvoll und furchtbar, indem sie alle Anstalten zur Rettung und zum Schutze vereitelte. Nicht minder traurige Nachrichten laufen von der dannbver'schen Küste ein; namentlich hat auch das Städtchen Burtehude sehr gelitten, und die Bewohner der sogenannten Alten lande konnten sich nur dadurch retten, daß sie die Bäume erkletterten, worauf sie aber auch bald im Wasser saßen; Andern mußte ein Brett, eine zufällig ergriffene Planke zur Rettung dienen; wie viele umgekommen sind, weiß man noch nicht. In Norder-Ditmarschen (Herzogthum Holstein), im Kirchspiele Lunden, brach der Deich an sieben Stellen; die Heerschaft Beeitenburg, in der Nähe von Jyehoe, ist ein einziger großer See durch das Uebertreten der Stör geworden; die kleine Stadt Tönningen war in der größten Gefahr, ganz zusammenzustürzen, denn das Wasser drang mit furchtbarer Gewalt in dieselbe ein; in jenen Gegenden sollen viele Menschen verunglückt seyn. Kurz, wohin man sieht und hört, ist nichts als Zerstörung und Elend: wer es doch mildern könnte! ●

Hamburgs edle und hochherzige Bewohner, denen Wohlthun und Linderung des Leids ihrer unglücklichen Mitbürger das erste Herzensbedürfniß ist, haben sich bey dieser Gelegenheit wieder auf die ruhmwürdigste Weise ausgezeichnet. Gleich nach erfolgtem Unfall ward vorerst eine Sendung von Lebensmitteln, Trinkwasser, Betten und Kleidungsstücken nach Ritzebüttel befördert, wo man dem Hungertode entgegensah, weil die Fluten Alles verschlungen hatten; dann bildete sich ein Verein, der sich Kommission der Wasserschaden nannte und rastlos bemüht war, der großen Noth abzuhelfen. Die ersten Bürger der Stadt sammelten von Haus zu Haus, und Jeder gab gern und nach Vermögen, welches schon sehr bedeutende Summen abwarf. Dann versetzte sich jeder Stand, jede Gilde, noch besonders beyzusteuern. Treffliche Frauen erboten sich, Kleidungsstücke und Betten für die in Empfang zu nehmen, die Alles verloren hatten, und fanden willigen Beytritt; Hr. Pastor Klefecker, einer unserer geachtetsten Geistlichen, hielt einen Kanzelvortrag „über die zerstörenden Wirkungen der Natur im Lichte der Religion betrachtet," und erinnnerte seine Mitbürger in einem herzlichen Zuspruche in unsern „wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten" zum Ankauf des gedruckten Textes, den Ertrag den Armen bestimmend; auf unserm Stadttheater gab man „Wilhelm Tell," nebst einem zu den Zeitereignissen passenden Prologe von Dr. Bärmann, zu eben dem Zwecke; das kleine Steinstraßen-Theater folgte; Professor Suhr stellte seine Panoramen eben so auf; unser wackerer Reding öffnete vier Tage lang sein Museum bey herabgesezten Preisen für die Unglücklichen, und fand reichlichen Zuspruch; der Apollo-Verein gab ein Konzert zum Besten derselben; Moscheles, der große Klavierspieler, gerade hier anwesend, kündigte gleichfalls ein solches zu diesem Zwecke an; Hr. Dr. B. Wolff will ein Buch, schönwissenschaftlichen Inhalts, herausgeben, und ladet durch ein Cirkulär alle in Hamburg lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen ein, ihm Beyträge dazu zu liefern. Hr. Lehnert hat sein Panorama vom Aetna wieder aufgestellt, und weiht den Ertrag den Verarmten und auch der Eigenthümer eines sehenswürdigen Wachsfigurenkabinets stand nicht zurück. In der Musikhandlung des Hrn. Cranz sind zwölf brasilianische Lieder, mit deutschem Text von Dr. Wolff versehen, erschienen, und der Ertrag ist für die Armen; unsre Bühnenkünstler haben eine Sammlung unter sich veranstaltet und mehrere Konzerte, Deklamatorien u. s. w. sind noch angekündigt, um der großen Noth zu wehren.

Ich habe diese Dinge mit Fleiß aufgezählt, um einen Begriff von dem hier vorherrschenden Geist der Milde und christlichen Theilnahme zu geben, der sich nie rührender aussprach als bey dieser Gelegenheit, wo Alles im Wohlthun wetteiferte und einander an Großmuth zu übertreffen strebte.

Die freywilligen Gaben, theils gesammelt, theils auf dem Stadthause abgeliefert, gingen so schnell ein, daß man sich genöthigt sah, die Einnahme einen Tag einzustellen, um Ordnung erhalten zu können, und in Ritzebüttel soll man erklärt haben, daß bereits Betten, Mobilien und Kleidungsstücke genug vorhanden seyen, um den ersten Bedürfnissen der Verarmten abzuhelfen; sollte man wohl viel solcher Beyspiele von Wohlthätigkeit aufzustellen haben? Unsern Armen ist nun freylich wohl geholfen; aber die armen Holsteiner, wer wird etwas für sie thun? und doch haben gerade sie am meisten gelitten! In dem benachbarten Altona hat sich zu diesem Zwecke auch ein Verein von wackern Männern gebildet: Gott gebe ihrem schönen Vorhaben reichliches Gedeihen!

Ich wende mich zu heitern Gegenständen. In der Musikhandlung des Hrn. Cranz sind die wohlgetroffenen Bildnisse der HH. Schwenke, vormals berühmten Musik-Direktors in Hamburg, und des sich jezt bey uns aufhaltenden trefflichen Klavierspielers Moscheles erschienen. Lezteren, dessen Ruhm so allgemein begründet, haben wir das Vergnügen gehabt, mehrere Male zu hören.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. April 1825.

Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.

Goethe.

Wehmuthsboten.

An .....

Nächtlich weint' ich viele Thränen,
Sonne hat sie weggesogen,
Und sie sind als Himmelswölkchen
Mit dem Winde fortgezogen.

Kommen sie an deine Hütte,
Werden sie sich dort entladen,
Unterm Fenster deine Blumen
Mit des Liebsten Thränen baden.

Und wenn deine Hand am Morgen
Die bethaute Blume pflücket,
Hast du des Geliebten Thränen
Fest an deinen Mund gedrücket.

So nach mancher Schicksals Wendung,
Von der Liebe ausgegangen,
Wird das Herz den Frieden endlich
An geliebter Brust erlangen.

Th. von der Osten-Sacken.

Nachrichten über Canton.

(Beschluß.)

Der Zufluß der Fremden, die Vereinigung so vieler Menschen, welche von Habsucht, Freude, Hoffnung oder Elend umhergetrieben werden, bringt in Canton eine Bewegung hervor, wovon uns Paris und London eine Idee geben können. Die Schaaren von Wagen und Karren kreuzen sich nach allen Richtungen, das Geschrey der Bettler, der Koth, welchen die Straßenreiniger umherspritzen, die Wasserträger und Lastträger, welche ihr: „Vorgesehn!" rufen, indem sie einen umrennen; die ambulanten Perückenmacher, welche mit ihren Glöckchen die Vorübergehenden ermahnen, sich die Haare und den Bart schneiden und die Ohren reinigen zu lassen; die Köche, welche mit ihren tragbaren Bratöfen sich längs der Häuser lagern; die Seiltänzer und Quacksalber, welche mitten unter dem Gewühl ihre Künste machen.

Eines Tages riß mich der Menschenstrom wider meinen Willen in ein chinesisches Schauspielhaus; da ich leider nicht die Sprache verstand, mußte ich mich mit demjenigen begnügen, was ich sah. Der erste Akt begann sehr lustig. Acht bis neun Personen traten auf, theils zugleich, theils abwechselnd; Jedermann lachte, sowol Schauspieler, als Zuschauer; allein allmählig verwickelte sich die Intrigue; die Leute, welche Anfangs sehr einträchtig zu seyn schienen, erzürnten sich, und der Held des Stückes, nachdem er mit Drohungen und Vorwürfen überhäuft worden war, wurde von seinem Sitz gestoßen und halb todt hinter den Vorhang, der als Kouliße diente, getragen. Hierauf folgte ein Zwischenspiel. Der zweyte Akt führte dieselben Personen zurück; allein sie schienen alles Vergangene vergessen zu haben, und Jeder gab sich blos mit angenehmen Gegenständen ab; Gesang und Musik ließen sich hören, und die Freude war auf der Bühne und im Parterre gleich groß. Plötzlich erscholl Kriegsgetümmel,

Digitized by Google

Schwerter und Lanzen blinkten, Jedermann schlug oder ward geschlagen; das Aechzen der Sterbenden ward von dem Jubel der Sieger übertönt. Nach einer kleinen Weile aber erschienen Todte und Verwundete, Sieger und Besiegte wieder auf dem Schauplatz, singend, lachend und mit tausend wunderlichen Gebärden und Sprüngen, welche das Publikum mit lautem Beyfall begleitete. Das Stück mußte nicht ohne Werth seyn und dem Geschmack des chinesischen Publikums außerordentlich zusagen; der Erfolg war der glänzendste, das Beyfallklatschen wurde zu konvulsivischem Stampfen — doch war dieses blos ein Winkeltheater, und im Innern der Stadt gibt es deren noch weit glänzendere.

In Canton sowol, als in London und Paris, gibt es Leute, welche auf's Zierlichste fremde Taschen zu leeren verstehen. Während der Vorstellung, wovon ich spreche, stand einer der Zuschauer, der nicht weit von mir saß, auf, und versuchte, sich einen Weg durch die Menschenmenge zu bahnen. Ich wich durch eine Bewegung einem Stoße aus, den sein Kopf meinem Magen zugedacht zu haben schien, und er benuzte den Augenblick, um mich meiner Börse zu entledigen. Die chinesischen Diebe geben weder an Kühnheit noch Geschicklichkeit ihren Kollegen in andern Ländern das Geringste nach, was ich mehr wie einmal zu meinem Schaden erfahren habe. Ich hatte in einem Laden etwas gekauft, und indem ich dem Krämer als Bezahlung einen Piaster hinwarf, drehte ich mich um, um zu gehen: sogleich ruft der Mann mich sehr höflich zurück, und bittet mich, zu bemerken, daß der Piaster, den ich ihm gegeben, falsch sey, und zugleich hält er mir einen hin, der wirklich falsch war. Vergebens protestirte ich gegen einen so groben Betrug, in solchen Fällen hat ein Fremder immer Unrecht, und ich war genöthigt, ihm noch einen Piaster zu geben. Sehr oft geschieht es, daß man z. B. statt zehn oder zwölf Ellen Band, Seide oder dergleichen, nur drey Ellen bekommt, welche um ein Bambusrohr gewickelt sind, und gerade so viel wiegen, wie die ganze Rolle desselben Stoffes; die beyden Enden sind so künstlich verdeckt, daß man den Betrug erst merkt, wenn man es auseinanderrollt. Man könnte ein Buch mit den Kunststücken der Glücksritter und Beutelschneider von Canton anfüllen. Ein englischer Kaufmann, der im ersten Stockwerk der Faktorey seiner Nation wohnte, hatte seine Geldkiste in seinem Schlafzimmer stehen; alle Zimmer zur Seite und unter diesem waren von seinen Leuten bewohnt, und es schien unmöglich, unbemerkt bis zu ihm zu gelangen. Chinesische Diebe stiegen eines Nachts auf das Dach des Hauses, brachen durch und gelangten so gerade über das Schlafzimmer, nun machten sie eine kleine Oeffnung in die Decke desselben, und bliesen, vermöge einer langen Röhre, so viel Opiumrauch in das Zimmer, daß der Engländer alle Besinnung verlor, nun erweiterten sie die Oeffnung, stiegen hinab und hoben ohne Hinderniß den Geldkasten auf's Dach hinaus. Der Engländer versicherte am folgenden Morgen, er habe ganz deutlich gesehen, wie die Chinesen seinen Kasten weggetragen, sey aber außer Stand gewesen, eine Bewegung zu machen oder einen Laut von sich zu geben. — In derselben Vorstadt sind, wie ich gesagt habe, die Straßen größtentheils eng und krumm. Sieben bis acht Diebe pflegen sich nach Sonnenuntergang an jedem Ende einer solchen Straße aufzustellen, und wer sich dann hineinwagt, wird von beyden Seiten eingeschlossen und beraubt. So häufig auch Verbrechen dieser Art vorfallen, so läßt es sich doch auf der andern Seite nicht leugnen, daß die reichen Kaufleute dieses Landes sich durch die strengste Rechtlichkeit und sogar Großmuth auszeichnen. Der Charakter der Chinesen ist im Ganzen sanft, friedfertig und gesellig; sie sind eben so höflich gegen einander, als gegen Fremde, und zwar ist ihre Höflichkeit von der Art, die man in Europa nur in der besten Gesellschaft findet. Dagegen fehlt es ihnen ganz an Muth, kriegerischer Tapferkeit und Festigkeit der Seele. Ein einziger unserer Matrosen, der etwas betrunken war, schlug dreyßig Chinesen in die Flucht.

Das Recht, mit fremden Kaufleuten zu handeln, gehört ausschließlich zwölf chinesischen Kaufleuten; sie bilden eine Kompagnie, ungefähr wie unsere Börsenmäkler (Agents de change); sie bezahlen der Regierung eine bedeutende Summe für dieses Privilegium. Sobald ein Schiff bey Wampo, am Ausfluß des Stroms, ankommt, wird es von den Zollbeamten streng durchsucht. Die vorzüglichsten Handelsartikel China's sind Thee, Nankin, Seidenzeuge und Porzellain. Der Bohea-Thee wird in weiten Magazinen aufbewahrt, wo er in großen Haufen liegt, wie bey uns das Korn in den Speichern. Ein Koulis oder Lastträger wirft mit einer hölzernen Schaufel den Thee in Kisten, während ein Anderer ihn mit den bloßen Füßen feststampft; bey dieser Arbeit erhebt sich ein dicker, schwarzer Staub, der die Koulis bedeckt, so daß sie aussehen wie bey uns die Schornsteinfeger, dabey fließt ihr Schweiß in großer Menge in den Thee. Sobald die Kiste voll ist, wird der Deckel fest genagelt und jede Ecke mit einem eisernen Band beschlagen. Hierauf wird die Kiste mit Bambuspapier überklebt und mit einem Gummi überzogen, der sie undurchdringlich macht. Die feineren Sorten werden mit noch größerer Sorgfalt gepackt. Den Nankin und die Seidenzeuge habe ich nicht verfertigen sehen, lezterer Artikel hat in neuerer Zeit sehr abgenommen.

Die Porzellainmagazine sind sehenswerth, sie sind sehr geräumig und bis an das Dach angefüllt. Die Chinesen zeigten früher wenig Geschmack in ihren Zeichnungen; allein in neuerer Zeit haben sie die Modelle, welche ihnen die Engländer geliefert, mit der größten Geschicklichkeit nachgeahmt. Ich habe mehrere Service gesehen, die sowol

Digitized by Google

in der Form, als in den Farben nichts zu wünschen übrig ließen; so hatte z. B. Herr Drummond, Besitzer der Grotte des Camões, ein Service von fünfzehnhundert Stück verfertigen lassen, wo auf jedem Stück eine historische Begebenheit dargestellt war. Die Chinesen zeichnen sich in mehrern andern mechanischen Arbeiten aus; besonders zierlich wissen sie den Perlenmutter zu verarbeiten und sehr geschmackvolle Fächer daraus zu verfertigen. Man findet hier eben so viele und verschiedenartige Handwerker, als in den größten europäischen Städten. Jeder Handelsartikel, den man verlangen mag, wird einem sogleich geliefert. Auch gibt es viele und sehr gute Speisehäuser.

Die Ufer des Tigris sind mit Landhäusern bedeckt; weite Ebenen von Hügeln durchschnitten; Thürme, welche sich in der Entfernung erheben; Bäume, welche mit, uns unbekannten, Früchten beladen sind; endlich der sorgfältigste Anbau und die größte Fruchtbarkeit bilden eine der schönsten Gegenden, die der Maler sich wünschen kann. Die Mündung des Flusses ist durch mehrere Forts gegen die Angriffe der Seeräuber geschützt, welche auf den benachbarten Inseln eine Zuflucht finden.

Die Windsbraut.

(Fortsetzung.)

Die Alten hielten Ehrimhildis Verwirrung, ihre Heftigkeit, ihr unordentliches, lückenhaftes Erzählen für eine Folge der erlebten Schrecknisse des Unwetters, und ermahnten das geliebte Kind, auszuruhen von den überstandenen Beschwerden, und die ermatteten Glieder zu stärken im ruhigen Schlafe. Wol warf sich Ehrimhild auf ihr Lager, wol schloß sie die Augen; aber Ruhe fand sie nicht — die war entwichen für immer! Sie wollte sich Horst's schöne Gestalt, seine Liebe und Treue zurückrufen; aber wie verschwand seine Schönheit vor der Herrlichkeit des Fremdlings; wie kalt, wie roh sogar, schien ihr der Ausdruck seiner Gefühle gegen die Glut, gegen die siegende Gewalt, welche aus Ton und Worten des fremden Mannes sprachen! — Kein Schlaf erquickte sie — fremd und verwandelt erschien sie den Eltern am folgenden Tage — in einzelnen Augenblicken wild fröhlich — meistens aber trübe, finster, ungleich und heftig, mußten die Alten glauben, Divals Tochter hätten das Herz ihres Kindes verwirrt. Kein Zureden, keine Bitten, kein drohendes oder scheltendes Wort fruchtete, und nur auf Horst's Wiederkehr bauten die Eltern noch ihre Hoffnung. Ehrimhildis aber schien jetzt fast zu erschrecken, wenn Kunde kam vom Verlobten; ja als die Rede ging, die Katten begehrten Frieden zu machen, und man dürfe die baldige Heimkehr der Krieger hoffen, überzog Leichenblässe ihr Antlitz und ihre Lippen bebten wortlos. Sie flog hinaus in den dunkeln Forst — im stürmischen Jagen wollte sie entfliehen dem unruhig mahnenden Gewissen, der lauten Stimme tadelnswerther Sehnsucht in ihrem Herzen. — Und wieder begann der Sturm zu toben, und eine wilde Freude ergriff sie. Nun werde ich ihn wiedersehen! jauchzte sie in frevelnder Lust. Fliehe! rief eine andere, bessere, aber leisere Stimme in ihr, oder du bist hingegeben ewiger Schande! Sie ermannte sich, ihr Fuß wandte sich zur Umkehr — Aber horch! erschallte dort nicht der süße ersehnte Ton? War es nicht ihr Name, den dort die heißeste Sehnsucht nannte? — Sie stand, sie schaute um sich, und wieder ergriff jenes erste bange Grauen sie, als sie nun erblickte die schrecklich herrliche Gestalt. Aber schon hatte der Fremdling sie erreicht, schon umfaßten sie seine Arme, schon vernahm sie in Alles bezwingenden Worten seine Seligkeit, sie wieder zu haben, und horchend der Klagen seiner Sehnsucht, war sie hingegeben seinen brennenden Küssen. Alles versank vor ihren Augen, ihren Sinnen; die Welt, Eltern, der Verlobte, sie selbst — nur Er nicht; ihn hielt sie jetzt, ihn umschlang sie, ohne ihn meinte sie nicht mehr leben zu können. —

„Die Zeit ist vorüber, sprach er, nach Stunden, die ihr wie Minuten entflohen waren, und hielt sie noch immer. Scheiden muß ich, du süßestes Weib; aber soll ich dein wieder harren in so langer banger Sehnsucht? Treibt dein Herz dich nicht, zu ruhen an dem meinen, und scheinen dir die Tage erträglich, welche du lebst ohne mich?" — „Nein, nein, rief sie, nur in deinee Nähe, in deinen Armen mag ich leben hinfort, und zu dir eilen will ich täglich, stündlich, wann du es gebietest!" — „Wohl erwiederte er, und schaute mit brennendem Verlangen in ihre Augen, wann wieder der Sturm durch Eure Forsten heult, dann harre ich dein — wirst du erscheinen?" Sie gelobte es mit Küssen, mit Thränen und schied von ihm, klagend, in heftiger Furcht vor den Stunden, die sie ohne ihn verleben sollte.

Lauter schon übertönte die Stimme frevelnder Liebe in ihr die leisen Vorwürfe ihres Gewissens, die sie kaum noch achtete. Die Worte ihrer Eltern gingen fast ungehört ihrem Ohr vorüber — sie wurde ihnen fremder und fremder; und hatte auch keinen Sinn mehr für die Ereignisse ihres Vaterlandes. Man erzählte sich viel von einem mächtigen Volke, welches zwergähnlich und schwächlichen Körpers war, aber in Eisen gehüllt zum Kampfe zog, und dessen leuchtende, mächtige Waffen es zu einem furchtbaren Feinde machten. Dies Volk hatte Krieg begonnen mit den Sueven, und diese begehrten nun der Katten Beystand, die ihn auch, nach beendigtee Fehde mit den Cheruskern, zu leisten versprachen. Tausend seltsame Sagen von jenem Volk gingen von Mund zu Mund, aber Ehrimhildis achtete ihrer nur in so fern, als ihr daraus die Furcht erwuchs, der beschleunigte Frieden werde um so eher ihren Verlobten zurückführen. — In den Armen des

Digitized by Google

Mannes, dem sie blind sich hingegeben hatte, vergaß sie aber vollends Alles, was sie von solchen Dingen hörte; ja sie war so in ihm verloren, daß sie, wie oft sie sich auch vornahm, mit ihm gemeinschaftlich zu überlegen, wie sie Horst auszuweichen im Stande seyn würde, selbst dieses Gegenstandes in seinen Armen nicht gedachte, der sie doch, wenn sie entfernt war von dem Geliebten, oft mit verzweifelnder Angst ergriff.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Beschluß.)

Unsre Zeitschriften haben sich mit Neujahr wieder vermehrt, jedoch sind einige dieser Sylvenieren schon wieder eingegangen; als ein Curiosum zeichne ich eine Minerva, oder militärische Zeitschrift für Damen!!! aus, die ein gewisser, uns bisher gänzlich unbekannter Hr. C. v. Müller redigirte; doch glaube ich, daß sie ihr Leben nur einige wenige Tage fristete, denn jezt hört und sieht man nichts weiter davon. Hr. Professor Schütze, vormals in Halle angestellt, gibt im Nestlerschen Verlage eine neue Jugendschrift heraus, die den Titel führt: „Allgemeines, nützliches und lehrreiches Unterhaltungsblatt für Deutschlands Jugend aller Stände," die sich schon vieler Theilnahme zu erfreuen haben soll. Ihre Einrichtung hat vorzüglich Belehrung zum Zweck; ein fortlaufender Artikel: „neueste Weltkunde," liefert eine sehr gute, gediegene und möglichst kurz gefaßte Uebersicht der neuesten Zeitereignisse; ein Extrablatt zeigt alle bedeutenden Erscheinungen im Gebiete der Jugendschriften an, und verspricht für Eltern und Lehrer eine unparteyische Kritik derselben; ein solches Werk, verständig geleitet, wie hier geschieht, hilft einem wahren, tiefgefühlten Bedürfnisse ab, denn welche Unzahl von wahrhaft schädlichen Jugendschriften erscheint nicht mit jeder Messe. Eine Sonderung, ein Fingerzeig, wie nothwendig sind also diese nicht!

Hr. Professor Schütze hat auch schon den ersten Band von „Goethe's Philosophie" im Nestlerschen Verlage geliefert, der recht viel Bedeutendes und Interessantes darbietet, wie sich dieses nicht anders vermuthen ließ, da der Compilator den Dichter kennt, wie ihn wenige kennen; die Stimmen sind über dieses Unternehmen getheilt, wie das immer zu geben pflegt, wenn dergleichen auftaucht; die ächten Goethianer verdammen es unbedingt, indem sie wollen, man solle den Dichter ganz lesen und nicht in solcher Zerstückelung: wie Viele wollen oder können das aber nicht, und für diese ist eigentlich die Sammlung bestimmt. Der Druck ist möglichst correkt und sehr schaef und gut, das Papier vortrefflich, der Preis überaus billig; der Herausgeber beabsichtigt, jedes solcher Bändchen zu geben.

Auf der Bühne sind mehrere neue Stücke erschienen oder neu in Scene gesezt worden. Am wenigsten Beyfall erhielt Werner's vier-und-zwanzigster Februar.

„Die Wiener in Berlin" machen noch immer Glück, und man sieht sie, besonders weil sie vorzüglich gut von unserem Opernpersonale besezt sind, sehr gern und stets bey vollem Hause, obgleich die Lieder daraus schon auf allen Drehorgeln gespielt und von wahrhaft infernalischen Stimmen dabey abgesungen werden; in der That sind sie ein heitrer Scherz, und man kann sie sich schon einmal gefallen lassen. Besonders zeichnet sich Dlle. Emilie Pohlmann als Louise von Sedingen auf die anmuthigste Weise darin aus. Solche Stücke hangen nun lediglich von der Darstellung ab, und so kann es sich gar wohl treffen, daß sie an einem Orte mit dem lautesten Beyfall, an einem andern mit Mißfallen aufgenommen werden. Eine Nachahmung ist schon da und hat nicht in dem Maaße gefallen; sie ist dem Französischen nachgebildet und heißt „die Schneidermamsells;" als Verfasser hat sich ein Herr Angely genannt. Einige recht artige Züge sind der Posse nicht abzusprechen, aber es fehlt ihr die Originalität und Frische, welche die „Wiener in Berlin" zu ihrem Vortheil auszeichnen. Daß man aber in Deutschland anfängt, sich auf das Vaudeville zu legen, kann uns nur freuen und zu guten, erheiternden Resultaten führen, besonders wenn sich Componisten von Ruf diesem neuen Zweige von dramatischen Darstellungen anschließen.

Von einem beabsichtigten neuen Theaterbau ist mehr denn je die Rede, und er wird wohl endlich zu Stande kommen, denn schon sind viele bedeutende Männer zu diesem Zwecke zusammengetreten, auch hat man bereits den Platz dafür ausersehen, der recht passend und schön ist, zumal wenn von unserer löblichen Baudeputation, die sich unsterbliche Verdienste um die Verschönerung der Stadt erwirbt, die Idee ausgeführt wird, einen neuen Jungfernsteig längs dem Alsterbassin hin, nach dem Walle zu, anlegen zu lassen, wodurch der Weg nach dem Schauspielhause für die in der Altstadt Wohnenden sehr verkürzt würde. Die Verschönerungen unsers Walls sind schon sehr weit gediehen, und bis zum Dammthore hin ganz ausgeführt; dadurch wird nun der ganze Wall ein einziger großer Garten; man kann sich gar nichts Reizenderes denken!

Wir haben einen unserer wackersten Mitbürger, den gelehrten und thätigen Grenzinspector Reinecke, durch den Tod verloren. Sein Verlust wird sehr betrauert, da er sich als Mensch, Bürger und Gelehrter gleich sehr auszeichnete und sich ungetheilte Liebe und Achtung erworben hatte.

In dem benachbarten Altona scheint der Sinn für Musik immer mehr zu erwachen, und findet an dem wackern für die Kunst begeisterten Doctor Mugenbecher einen thätigen und kenntnißreichen Beförderer. Dieser hat für einige Winterkonzerte, die meistens von Dilettanten gegeben werden, ein eigenes, sehr zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, die Tonhalle genannt, aufführen lassen und steht einem Musikvereine vor. Das Streben des Unternehmens geht dahin, den Sinn für die Tonkunst unter seinen Mitbürgern zu beleben und ihren Geschmack auszubilden, und es ist in dieser Hinsicht wirklich schon sehr Bedeutendes erzielt worden. Die Theilnehmer dieser Winterkonzerte bilden eine geschlossene Gesellschaft, doch wird angesehenen Fremden der Zutritt auf die freundlichste und bereitwilligste Art gestattet, sobald sie sich darum bemühen; unsere hiesigen Sänger und Sängerinnen, oft auch sogar fremde Künstler, unterstützen diesen Dilettantenverein von Zeit zu Zeit. Auch für die Malerey wird in Altona sehr viel gethan, und man läßt sogar alle zwey Jahre eine Kunstausstellung — über zwey derselben gab ich schon Rechenschaft im Kunstblatte — stattfinden, die erfreuliche Resultate in Hinsicht der Fortschritte dieser schönen Kunst in unsern Gegenden darbot.

Altona hat durch den Tod des Herrn Bürgermeisters Gähler einen harten Verlust erlitten; dieser vortreffliche Mann zeichnete sich durch Humanität, ächten Patriotismus und Gelehrsamkeit gleich sehr aus, und wird von seinen Mitbürgern aufrichtig betrauert. Gerstenberg, der auch in Altona lebte, ist nun auch schon seit einigen Jahren todt; aber Müller in Igehoe, der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" und vieler andern, zu ihrer Zeit stark gelesenen Romane, lebt noch immer in einem sehr hohen, aber rüstigen Alter. In der Physiognomie hat er eine auffallende Aehnlichkeit mit Voltaire, auch neigt sich sein Geist auf eben die Seite, wie die des französischen Dichters.

— S — a —.

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. April 1825.

Lamm Gottes, läutre mich zu dir,
Zu dir von jener Schlange,
Die in sich krumm, daß ich wie du
In Unschuld, Lieb' und Gottesruh
Des Lebens-Frucht empfange.

Herder.

Die Windsbraut.

(Beschluß.)

Immer mehr entfremdete Chrimhildis der schreckliche, unheimliche Fremdling von Allem, was bis dahin der Jungfrau heilig gewesen war, ihre in Schmerz und Kummer um sie sich verzehrenden Eltern, Horst's Liebe, ihre Götter selbst waren ihr nichts mehr. Das sanfte, ruhige, sittsame deutsche Mädchen war untergegangen in der heftigen, ungestümen, nichts mehr achtenden Liebenden. Für ihn, den sie nicht kannte, wollte sie leben und sterben, und für die Herrlichkeit, die er ihr bot, gab sie willig hin, was bis jetzt ihr groß dünkte. Einen gewaltigen Heerscher hatte er sich genannt, der mit ihr theilen wolle Macht und Glanz und Ehre; der schmücken wolle das schöne Haupt der Geliebten mit einer Krone, herrlicher strahlend, als die Sonne in diesen kalten, düstern Wäldern; der umhüllen wolle ihre reizende Gestalt mit köstlichen Gewändern, die verbergen sollten vor den Blicken fremder Männer die Fülle der Schönheit, welche ihn entzückte. — Sie horchte trunken der verführerischen Rede, und gänzlich umgarnt von ihm, war sie ihm ergeben, fast ohne Reue. Fühlte sie sich ja einmal ergriffen von den Ermahnungen, den Thränen ihrer Eltern: so war das schnell vorübergehend, und diesen schien es oft zu ihrem Entsetzen, als sey ihre wirkliche Tochter ihnen entrückt, und die, welche jetzt an ihrer Stelle bey ihnen weile, sey eine gespenstische, fremde Erscheinung, die sie täuschen wolle durch die schönen geliebten und doch entstellten Züge ihres Kindes.

Endlich ertönte die frohe Kunde von der Heimkehr der tapfern cherusischen Helden, und laut priesen Chrimhildis Eltern Wodan und Thor, die beschützt hatten Horst, den hochgerühmten, der nun, so meynten sie, durch seine Gegenwart bannen würde die finstern Geister, welche sich ihres Kindes bemächtigt hatten.

Als nun aber der ersehnte Tag angebrochen war, an welchem die Alten mit ihrer Tochter sich unter die jauchzende, den Kriegern entgegenziehende, Menge zu mischen gedachten, um früher den geliebten Sohn, den Verlobten Chrimhildis zu begrüßen, da sahen sie sich vergeblich um nach der Braut — ihr Jagdspieß, ihr Bogen und Köcher fehlte, und sie trösteten sich damit, daß das Mädchen gegangen sey, selbst das Wild zum köstlichen Bewillkommnungsmahl des Geliebten zu erlegen.

Diese aber war, getrieben von böser Neigung, hinausgeeilt in den Forst, zu rufen den, der also ihr Gemüth verwirret hatte, daß sie unerhörte Schande auf sich zu laden nicht scheute, indem sie dem Verlobten ihr Wort brach, und vor seinem Anblick, wie vor dem eines wüthenden Feindes, floh. Tief hinein in das Dickicht des Waldes war sie gedrungen, und außer sich, von Verzweiflung, Furcht und Liebe gefoltert, erhob sie jetzt ihre Stimme: „Wo bist du, mächtiger Fremdling, Verehrter, Geliebter? Du, des Sturmes Genoß, hier bin ich, rufe dich — komm, o komm, errette mich vom verhaßten Ehebunde!“

Da regte der Sturm seine Schwingen, da brausten sie fürchterlich durch die mächtigen Eichen, da barg sich scheu das Wild in seinen Höhlen, der gewaltige Aar suchte sein Nest, und was da lebte, suchte drohendem Verderben zu entgehen. — Sie aber stand aufjauchzend in rasender Lust, nicht achtend des Schreckens um sie her. Entgegen stürzte sie dem Unheimlichen, der sich nahte, um dessen Lippen ein zufriedenes Lächeln spielte, als er so die Jungfrau erblickte. „Jezt bist du mein, ganz mein, sprach er, als sie ihn endlich unter Küssen und Thränen um ihre Rettung beschworen hatte. Nicht fürchte ich den Verhaßten, der dich mir rauben möchte; du bist mein Weib, an mich gebunden; nahe will ich dir bleiben, und auf deinen ersten Ruf erscheinen; werden um dich bey deinen Eltern, und dich hinwegführen als meine Gemahlin." — Stürmischer wurden nun seine, wurden der Jungfrau Liebkosungen, flackernder wurde das Feuer seiner Augen, verworrener ihre Sinne — und das Weib entwand sich endlich seinen Armen, um keck vor den Eltern und dem Verlobten zu erklären, daß sie nur ihrem Verderber angehören wolle.

Indeß hatte sich der Tag geneigt. Hawart und seinem Weibe war das Verweilen Ehrimbildis immer beängstigender geworden. Die Mutter jammerte und weinte, der Vater blickte düster in einer Mischung von Zorn und Schmerz vor sich hin. Oft bemächtigte sich seiner der Gedanke, daß großes Unglück durch seine verwandelte Tochter ihm bevorstünde, und dann schien es ihm, als müsse er die Götter bitten, daß sie auch das lezte, einzige Kind ihm nehmen möchten.

So traf der stürmisch hereintretende Horst die Alten. — Kein fröhlicher Gruß, kein herzliches Willkommen empfing ihn; und von banger Ahnung ergriffen rief er aus: „Wo ist Ehrimbild, meine süße Braut? Warum muß ich ihres Grußes entbehren, warum missen ihren lieblichen Anblick?" — Finsteres Schweigen des Alten, Thränen der Mutter antworteten ihm.

Und die Thür öffnete sich — herein flog, wie vom Sturm getragen, die einst so sittsam-liebliche Ehrimbildis. Wild flatterte um ihr brennendes Antlitz, um Schultern und Busen ihr aufgelöstes, verworrenes Haar, düstere Glut loderte in ihren irren Augen — und erbebend wandte sich der kühne Horst ab von der schreckenden Erscheinung. Dann aber eilte er, die Hände ringend, auf sie zu. „Was ist dir, Geliebte! rief er aus — welches ungeheure Schrecken hat dich also verwandelt, oder welcher Frevler wagte es, Horst's muthige Braut zur Verzweiflung zu treiben?" — „Deine Braut, Uebermüthiger? antwortete sie mit furchtbarem Lachen. Nimmer will ich es seyn, und nimmer soll dein Arm die umfassen, welche an eines Mächtigeren Brust geruht hat!"

Laut auf schrie die Mutter bey diesen frevelnden Worten. Hawart sprang auf, seine Hand griff nach dem alten Schwerte und er rief aus in unnennbarem Jammer: „Besser sie stirbt, als daß sie länger bleibe in der finstern Nornen Gewalt." Aber Horst hielt seinen Arm. „Ehrimbildis, sprach er, und Liebe, Angst und Zorn bebten in der gebrochenen sonst so festen Stimme — rede, wer oder was verwirrte dir also die Sinne? Mein Schwert soll dich und mich rächen und schützen, und nimmer will ich es geduldig ertragen, daß die verlobte Braut mir frevelnd entrissen werde. Er wollte ihre Hand fassen, sein geliebtes Eigentum umschlingen. Sie aber trat zurück. „Rühre mich nicht an, schrie sie, ich begehre dich nicht! du aber, Geliebter, Mächtiger, Schrecklicher, erscheine! erscheine! Wird um dein Weib, daß sie dir folge zum ewigen Vereine!" —

Gräßlicher heulte der Sturm. Vernichtung schien zu drohen; emporgehoben wurde das Gebälk des Hauses, und vor den Erschreckten stand ein riesiger, ungeheurer Mann, in furchtbar wilder Schönheit. — „Ich hörte deinen Ruf, meine Braut, sprach er, ich komme und werde um dich, und führe dich hinweg, vereint mit dir auf ewig." Damit ergriff er das Mädchen, welches nun wie eine Todte in seinen Armen hing. Horst aber hatte sich ermannt; kühn trat er dem Schrecklichen in den Weg. „Wer du auch seyst, Räuber, sprach er fest, nicht ohne Kampf, nicht ohne Rache will ich dich ziehen lassen!" „Wurm, erwiederte jener, hinweg! hinweg! was wäre dein Kampf gegen mich!" und mit einer Fingerbewegung hatt' er dem Krieger die Waffen entrissen. — „Wer bist du, wer bist du? rief nun der Jüngling, wissen will ich, wo ich dich finde, denn rächen will ich, und sey's mit meinem Blute, die Schmach Ehrimbildis und die meine." — „Nenne mich, thörichter Knabe, wie du willst, erwiederte jener, Locke, Schrecken, Entsetzen, Verderber oder Sturm, meinen Pfaden folgen sie alle; nun suche mich, wenn du magst; diese aber bleibt des Sturmes Braut! Er sprach's, ein heulend Hohngelächter, wie aus Nastrands Feuerschlünden erschallte — verschwunden war mit seiner Beute der Entsetzliche. — Wie dumpfes, wortloses Wehgeheul drang es nun in die Ohren der unglückseligen Eltern und des verzweifelten Horsts. Im gräßlichen Sturme vernahmen sie die Ausbrüche des wüthendsten Schmerzes, und die Stimme der dem Verderben dahin Gegebenen erkannten sie in diesem Toben.—

Horst suchte dem entsetzlichen Andenken zu entfliehen, indem er hinzog zu den Katten, mit ihnen zu kämpfen gegen die hereinbrechenden Römer. Die Alten aber erlagen bald der namenlosen Qual, denn immer wieder hörten sie das Wehgeheul Ehrimhildis, wenn der Sturm in ihren Forsten wüthete.

*

Noch durchzieht sie als Windsbraut dann und wann unsere Thäler, Berge und Wälder. Noch mahnt ihr

Digitized by Google

wildes Rasen mit geheimnißvollem Schauer, uns nicht hinzugeben dem verderbenden Sturm. Aber an manches Ohr rauscht sie vergebens die ernste Warnung, und wie vor Jahrtausenden, so noch jezt, zerreißt tobende Leidenschaft oft die heiligsten und zartesten Bande.

Ueber Lebensweise und Sitten der Meervögel und Plattfüße*).

Wie das Festland, so hat auch der Ocean seine Vögel. Diese müssen, um ihre Nahrung zu finden, unausgesezt weite Einöden durchziehen: um dieß aber thun, um in wenigen Stunden ungeheure Räume zurücklegen, und, wo ihr Instinkt sie hintreibt, gelangen zu mögen, sind sie mit außerordentlicher Flugkraft versehen.

In den Sitten ihrer mancherley Familien finden sich jedoch nicht minder abstechende Verschiedenheiten, als in den Kennzeichen ihrer Bildung, wornach man sie ordnet. Dieß begründet den, auf den Sturmvogel (Procellaria pelagica) und den Albatroß (Diomedea exulans) ausschließlich beschränkten, Namen pelagischer Vögel. Der Sturmvogel wird auf allen Meeren, unter allen Mittagskreisen und fast unter allen Breiten angetroffen. Mit Ausnahme einer kurzen, auf die Fortpflanzung verwandten, Zeit wird ihr ganzes übriges Leben auf steten Durchflug des Oceans und auf das unter Stürmen mühsame Aufsuchen einer sparsamen Nahrung verwandt, die, kaum genossen, auch schon wieder verzehrt ist: so daß diese Thiere dem einzigen Geschäft der Ernährung ausschließlich nur unterthan erscheinen.

Wenn gleich auch die Fregatten, die Noddys, die Tropikvögel und noch einige andere mehr zuweilen in sehr weiter Entfernung vom Lande vorkommen, so verdienen sie doch darum den Namen pelagischer Vögel keineswegs. Es sind immerhin nur Ausflüge, die sie machen, und, ihre einsamen Felsenwohnungen den welligen Fluten vorziehend, kehren sie gewöhnlich jeden Abend dorthin zurück.

Die Schwierigkeit, sich diese Vögel zu verschaffen, hat große Verwirrungen in ihren Benennungen veranlaßt. Die Seefahrer der verschiedenen Völker haben ihnen abweichende Namen gegeben, und dieselben auch, ob sie solche gleich nur im Fluge sahen, beschrieben, so daß über die sattsam bekannten Arten hinaus man hinsichtlich ihrer Namen sehr vorsichtig seyn muß. Ein richtiges Einverständniß über die Benennungen einiger dieser Vögel wäre jedoch nutzbar, und da in Erdkunde und Schifffahrt noch so Vieles zu entdecken übrigbleibt, könnte unter gewissen Umständen daraus unstreitig Vortheil gezogen werden. Die Erfahrung lehrt dieß alltäglich, insbesondere für den großen Ocean, wie wir gleich sehen werden.

Die Albatroß sind sehr bekannte Vögel. Wer die Südspitze Afrika's besucht hat, weiß, daß diese größten unter den Plattfüßern von den französischen Seefahrern den Namen der Kapschafe (moutons de cap) erhalten haben. Im Norden nur selten vorkommend, gehören sie vielmehr der südlichen Halbkugel an; in dieser haben wir dieselben vom 30sten Breitengrad, in vorzüglich großer Menge aber zwischen dem 55sten und 59sten Parallelkreise angetroffen; wahrscheinlich bildet auch in dieser Richtung das Polareis allein nur ihre Grenze. Mit Adlersschnelle durchschneiden und durchfliegen sie diese unermeßlichen Räume nach allen Seiten, wo mehr oder minder Nahrung für sie bereit ist. Inzwischen haben sie allerdings auch Lieblingsorte ihres Aufenthalts: es sind dieß die südlichsten Endstücke der der Festlande, das Kap Horn und das Kap der guten Hoffnung, wo anhaltend Stürme oder Frost herrschen, und wo die Wellen der zwey großen Weltmeere sich brechen. Jeder Seefahrer, wenn er diesen Vogel schaarenweise erblickt, weiß, daß er dem Kap der guten Hoffnung sich nähert. Die nämliche Vorbedeutung erkannten wir in der Nähe des Feuerlandes. Wir hatten unaufgehalten die Ueberfahrt von Port-Jackson nach Amerika gemacht: von der Abfahrt aus waren diese Vögel unsere fast ununterbrochenen Begleiter, und ihre Zahl hatte sich beträchtlich verstärkt, als wir bey nebelichem und stürmischem Wetter, in der Nähe vom Kap der Verwüstung (Désolation), das Feuerland erkannten.

Bey der ansehnlichen Größe dieser Vögel, und da sie den Schiffen auch sehr nahe kommen, würde es unschwer halten, ihre verschiedenen Arten nach Gefieder und Farbe zu unterscheiden, wenn nicht bey ihnen, wie bey den Mewen, Geschlecht, Alter und Jahrszeit mannichfaltige Verschiedenheiten begründeten. Und wenn bey den Albatroß die Unterscheidung der Arten viele Schwierigkeiten darbietet, so sind diese beym Sturmvogel, der auch ungleich zahlreichere Arten hat, noch gar viel größer.

Auf allen Meeren und von einem Pole zum andern sind diese lezteren Vögel die untrennbaren Gefährten der Seefahrer während ihrer langen Reisen. Beständig um die Schiffe kreisend, verlassen sie diese allein nur bey völliger Windstille, einem Instinkt zufolge, von welchem bald die Rede seyn wird. Von seiner bekanntesten Art (Procellaria pelagica), welche die Matrosen das Teufelchen (satanicla) nennen, mag hier einzig noch bemerkt werden, daß die Meynung, seine Gegenwart verkünde Sturm, sich bereits überall verloren hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Aus dem zoologischen Theil des Reisewerks vom Schiffskapitän de Freycinet. Paris, 1825. 4.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. März.

Das intellectuelle Treiben der französischen Nation seit der Einführung der repräsentativen Staatsverfassung verdient Aufmerksamkeit. Gewiß ist es, daß die Franzosen aus natürlichem Antriebe, und weil sie von aufgeklärten freymüthigen Männern vermittelst der freyen Presse und der freyen Rednerbühne dazu angereizt werden, rastlos allen Verfinsterungsversuchen geheimer Gesellschaften entgegen arbeiten, und sich den Regierungen frey überlassen, welche die Weltbegebenheiten hervorgebracht haben. Von der politischen Literatur will ich nicht sprechen; denn diese hat sich schon im Anfange der Revolution ausgebildet; aber das geschichtliche Fach wird erst seit zehn Jahren in Frankreich mit dem Eifer und der Vorliebe bearbeitet, die erforderlich sind, um etwas Vorzügliches hervorzubringen. Unter der Censur Geschichte schreiben wollen, ist eine Albernheit, und noch nie ist ein vortreffliches historisches Werk aus einer mit Zwang belegten Presse hervorgegangen. Daher hat der Eifer der Franzosen, besonders des jüngern Theils der Nation, für das Geschichtstudium erst mit der Zeit begonnen, als die Presse frey ward; erst jetzt scheint man es recht eingesehen zu haben, daß die Geschichte nicht in der bloßen Regentenfolge, sondern in der Beobachtung der Begebenheiten, welche auf das gesellschaftliche Wohl der Völker Einfluß haben, und des allmähligen Fortschreitens oder Rückwärtsgehens des menschlichen Verstandes bestehe, und daß sie daher so geschrieben werden müsse, daß jene Begebenheiten, jener Gang der Vernunft deutlich hervorleuchten. Da eine lange Zeit hindurch die Geschichte von sklavischgesinnten oder von vorurtheilsvollen Schriftstellern geschrieben worden ist, und dem jetzigen aufgeklärten Geschlechte kaum lesbar dünkt, so hat sich bald der Mangel an guten Hülfsbüchern kund gethan, und aus diesem Bedürfnisse läßt sich die Menge von geschichtlichen Werken erklären, welche seit einigen Jahren aus den Pressen Frankreichs hervorgegangen sind. Mag es seyn, daß sich auch wieder Vorurtheile entgegengesetzter Art zuweilen einschleichen und die Feder führen; da die Erörterung frey ist, und es daher nimmer an Gegnern und Gegenbemerkungen fehlt, so ist das Uebel eben nicht groß, und ihm wird leicht abgeholfen. Zudem rührt der übertriebene Freysinn in den Schriften einiger neuern Geschichtschreiber gerade daher, weil man sich andrerseits zu sehr bemüht, sklavische Gesinnungen und Ansichten unter das Volk zu verbreiten; dieser Gegensatz ist eine ganz natürliche Folge des Obskurantismus, und je thätiger dieser werden wird, desto lebhafter wird ihm entgegengearbeitet werden. Ich habe vor einiger Zeit von einem Unternehmen gemeldet, welches den Zweck hat, die Hauptbegebenheiten der Geschichte jedes Volkes auf eine freysinnige Weise darzustellen, und in einem bequemen Taschenformate zu verbreiten. Dieses Unternehmen ist schon zum Theil ausgeführt, und zwar mit dem besten Erfolge, wenigstens für die Verleger. Von manchen Resumés historiques sind schon mehrere Auflagen veranstaltet worden, und kaum war eine Auflage erschienen, so war sie beynahe schon abgesetzt und in's Publikum verbreitet. Eine Bibliothek von hundert Bänden (Bibliothèque du 19. Siècle), die auch begonnen hat, wird ebenfalls großentheils der Geschichte gewidmet. Dagegen werden die großen historischen Sammlungen als die Memoiren des Mittelalters, die unter Guizots Leitung (übersetzten) französischen Geschichtschreiber, desselben Uebersetzung der auf die englische Revolution Bezug habenden Druckschriften, die Beyträge zur Revolutionsgeschichte, zur Geschichte der Zeit u. s. w., alle thätig fortgesetzt, welches doch sicher ein Beweis der guten Aufnahme ist, den alle diese geschichtlichen Materialien finden, so kostspielig die Anschaffung mehrerer derselben auch seyn mag.

Daß dabey auch der französische Geschichtsstyl nicht unverändert bleiben kann, läßt sich leicht begreifen; Ségur und Barante haben gewissermaßen eine Umwälzung in diesem Styl hervorgebracht, ersterer, indem er mit einer besondern Kunst die Geschichte des russischen Feldzugs, woran er selbst Antheil genommen, geschildert hat, und letzterer, indem er die Geschichte Burgunds in dem einfachen schmucklosen Style der Chroniken schreibt, ohne die geringste Zugabe von Bemerkungen und Schlüssen, wovon Ségurs Werk voll ist. Bisher waren beynahe die einzigen Muster des französischen Styls Voltaire's Geschichte des Schwedenkönigs Karl XII., Rulhières Geschichte des neuern Polens (obwohl eben kein Muster von geschichtlicher Treue) und auch Ségurs (des Vaters) Geschichte der Epoche der Regierungszeit des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm, woraus er neulich eine allgemeine Geschichte Europa's zu jener Zeit gemacht hat. Ségur's (des Sohnes) und Barante's jüngst erschienene Schriften bieten neue Muster dar, die keinem der vorigen nachgebildet, und, wie gesagt, auch unter sich höchst unähnlich sind. Beyde haben das Bestreben, das öffentliche Leben zu schildern, und die Geschichte dramatisch und anschaulich darzustellen. Offenbar haben Walter Scotts Romane dieß Bestreben rege gemacht, und es gehört zu den großen Wirkungen der Geistesprodukte des schottischen Dichters, daß man seine lebendige, malerische Darstellung der romantischen Begebenheiten auch in die eigentliche Geschichte überzutragen, und den oft so trocknen, langweiligen Styl der geschichtlichen Erzählung durch interessante Volksscenen zu beleben sucht. Nur findet man an Ségurs Werk auszusetzen, daß die Manier des Verfassers zuweilen in's Gezwungene fällt, und zu sehr auf Effekt berechnet ist. Barante's Versuch, die Geschichte mit der Breite und umständlichen Erörterung der Chronikenschreiber, aber auch mit ihrer Gedankenlosigkeit zu erzählen, hat auch etwas Gekünsteltes, denn wie kann ein Schriftsteller aus dem jetzigen aufgeklärten Zeitalter so manche Albernheiten, Gränel und Ungereimtigkeiten aus den vorigen Jahrhunderten ohne die geringste Bemerkung und Gesinnungsäußerung nacherzählen, als ob er bey allem dem nicht mehr dächte und fühlte als ein Mönch, dessen Herz in seinem langen einsamen Leben gleichsam zusammengeschrumpft war? Gewiß thut sich der neuere Schriftsteller dabey einen Zwang an, den der geübte Leser nicht verkennen kann. Es ist wahr, der reflektirende Styl ist auch übertrieben worden, und gerade diese Uebertreibung mag den Hrn. von Barante veranlaßt haben, einmal zu versuchen, den alten, blos erzählenden, nirgends nachdenkenden Styl wieder einzuführen. Auf jeden Fall gehörte eine äußerst geübte Feder dazu, um einem solchen Versuche in zehn Bänden bey der Lesewelt Beyfall zu verschaffen; schon wird das Werk, obschon es noch nicht ganz erschienen ist, zum dritten Mal aufgelegt; freylich wünschten manche Leser, es möchte dem Verfasser gefallen haben, nicht so weitschweifig zu seyn; es gibt in der jetzigen Zeit so viel zu lernen und zu behalten, daß eine Geschichte Burgunds in zehn Bänden, so angenehm sie auch geschrieben ist, doch zu viel Zeit zum Lesen erfordert. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit kann man Séane nicht machen. Daher dieses Werk nun schon zum vierten Male aufgelegt wird. Solchen Erfolg haben jetzt überhaupt in Frankreich alle gut geschriebenen historischen Werke, worin die Triebfedern der Handlungen der Großen, und die Beweggründe der Weltbegebenheiten aufgedeckt werden, die man andern Ländern zu verheimlichen sucht. Daher greifen diese Länder auch so hastig nach den aus Frankreich kommenden freymüthigen Schriften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. April 1825.

Die gemeinen Geister sehen in der Natur nur Erde, und machen aus Erde Staub, dem sie angehören — aber der himmlische Genius schafft aus dem Stoffe des Gemeinsten das Wort der Ewigkeit, die sein Vaterland ist.

Ernst Wagner.

Der Philosoph auf dem Schlachtfelde.

Ein Philosoph saß mitten in einem Schlachtfelde auf einem Steine. Um ihn herum waren nichts als blutige, verstümmelte Leichname von Menschen und Pferden, zertrümmerte Wagen und schwarze Brandstätten zerstörter Dörfer, die noch gen Himmel rauchten. Er aber dachte: Was geschehen ist, ist geschehen! und schrieb an einer Abhandlung über den ewigen Frieden. — Jetzt kamen ein Paar Plünderer auf die Wahlstatt und suchten unter den Leichnamen herum, um sie zu berauben. Ein goldner Ring funkelte an einem Finger, Beyde sprangen zugleich auf ihn los, Jeder rief: „Der Ring ist mein, ich habe ihn zuerst entdeckt!“ Sie rauften sich, bis der Schwächere blutend am Boden lag. Dieß Schauspiel störte unsern Philosophen in seinem Gedankengang. Ein Spinngewebe war zu seinen Füßen. Eine Fliege schoß hinein, die Spinne kämpfte mit ihr und erwürgte sie. Unser Denker legte seinen Stift neben sich. Schwarze Gewitterwolken jagten aus Norden daher, der Sturmwind heulte, Staubwolken flogen auf, abgerissene Aeste und Blätter wirbelten zu Boden, die Donner grollten, die Blitze zuckten in den Lüften, ein krachender Donnerschlag zerschmetterte eine nahe Eiche. Ein Adler schoß herunter und ergriff mit seinen Krallen eine Ratze, die die Leichname benagte. Da zerriß der Philosoph sein Blatt und rief: „Der Mensch ist wie die Natur, und die Natur wie der Mensch. Ein Thor, wer vom ewigen Frieden auf Erden träumt! Sucht ihn in einer andern Welt!“ Da trat plötzlich hinter den zerrissenen Gewölken die Abendsonne hervor, und lächelte so mild und tröstend über die Gefilde hin, daß an der Wimper des Denkers eine Thräne der Wehmuth perlte.

Hect. Zollikofer.

Ueber Lebensweise und Sitten der Meervögel und Plattfüße.

(Fortsetzung.)

Der Größe nach sind die Arten des Sturmvogels nicht weniger von einander verschieden, wie der Sperling von der Gans; der Sturmvogel-Riese (pétrel géant) aber findet sich vom Kap Horn bis über das Kap der guten Hoffnung hinaus, die temperirte Zone scheint seinen Aufenthalt zu begrenzen, und außer ihr kommt er nur selten vor. Wir haben ihn bey den Malouinen angetroffen, wo er zuweilen auch wohl den schlechten Speisevorrath bilden half, mit dem wir uns nähren mußten. Der amerikanische Kapitän Orne, welcher damals mit dem Robbenfange in diesen Gewässern beschäftigt war, sagte uns, diese Sturmvögel träfen im Frühling schaarenweise ein, um am Ufer ihre Eyer zu legen, mit denen Kähne gefüllt werden können, und von dem seine Schiffsmannschaft zum Theil sich nährte. Den Angaben eines andern Amerikaners, des Schiffskapitäns Delano zufolge, sollte man glauben, diese

Vögel beobachteten eine große Sorgfalt in der Ordnung und Vertheilung ihrer Eyer, und es fände während der temporären Niederlaſſung eine Art wechſelnder Huth derſelben in der kleinen Republik ſtatt. Da uns jedoch der Kapitän Orne, welcher durch öfteren Aufenthalt mit den Malouinen wohl vertraut iſt, hievon nichts gemeldet hat, ſo mag jene Erzählung auch nur ſo viel Glauben verdienen, als eine außerordentliche Thatſache, die man nicht aus eigner Anſicht kennt.

So oft Seefahrer ihre Schiffe von anhaltend ſchwebenden Vögeln umringt und begleitet ſehen, können ſie ziemlich ſicher annehmen, daß es Sturmvögel ſind. Die großen Arten derſelben mögen zuweilen mit den Albatroß verwechſelt werden, in der Nähe jedoch unterſcheidet man jene leicht an ihren buckligen Naſenhöhlen.

Als wahrhaft pelagiſche Vögel leben dieſelben auf allen Meeren, ſo zu ſagen auch in allen Jahrszeiten; während der Brunſtzeit einzig nur mögen ſie ſich weniger von den Felſen, wo ihre Jungen unausgeſezt Nahrung begehren, entfernen. Daß die Albatroß, ſowol als die Sturmvögel, Fiſche verzehren, liegt außer Zweifel: jedoch ſahen wir ſie niemals fliegende Fiſche verfolgen, und in ihrem Magen haben wir auch nie Ueberreſte davon, und eben ſo wenig diejenigen gewiſſer Weichthiere angetroffen, welche zuweilen die See bedecken, und deren ein einziges hinreichend wäre, um für den ganzen Tag einen dieſer Vögel zu ſättigen. Wie ſehr wir auch mit Medusen, Diphoren, Phyſalen, Velellen u. ſ. w. umzingelt waren, ſie verſchluckten keine davon, und ſuchten ſich andere Nahrung: von Dintenfiſchen und Calmars hingegen fanden wir allzeit die Ueberreſte in ihren Magen.

Ein Umſtand, der während unſerer langen Seefahrten uns unmöglich entgehen konnte, iſt die Gewohnheit, man möchte ſagen das Bedürfniß dieſer Vögel, ſich in ungeſtümer See aufzuhalten; Stürme ſogar hindern ſie nicht daran, und während des uns in guter Erinnerung bleibenden heftigen Windſtoßes, den wir in Le Maire's Straße erlitten haben, ſahen wir Sturmvögel einen todten Wallfiſchkörper umringen, gegen den Wind fliegen und zwiſchen den Wellenbergen einer ſtürmiſchen See ihre Spiele treiben. Ebnet ſich hingegen bey Windſtille die Fläche des Oceans, ſo ziehen ſie weg, um ſpäterhin in Begleitung des Windes wieder zu kommen. Es hängt dieß unzweifelhaft damit zuſammen, daß bey bewegter See von den Thieren, die jenen Vögeln zur Speiſe dienen, viel mehrere an die Oberfläche gelangen. Aus gleichem Grund halten ſie ſich bey jeder Witterung an den Strudel, welchen die Furche des Schiffes bildet. Davon mußten wir uns bey der Annäherung an's Vorgebirg der guten Hoffnung vollends überzeugen. Eine Menge kleiner Vögel, von der Größe des Sturmvogels, begleiteten uns damals, die, über dem Waſſer ſchwebend, genau eine Linie ſo breit wie die Furche unſeres Schiffes bildeten. Sonſt überall ſah man keine. Wir waren verſichert, daß von der Korvette herab nichts ausgeworfen wurde, und doch ſahen wir ſie jeden Augenblick mit Schnabelhieben nach etwas haſchen, das von uns nicht unterſchieden werden mochte.

Die Dauer, die Schnelligkeit, die Stärke und auch die Weiſe des Fluges dieſer Vögel überhaupt blieb allzeit für uns ein Gegenſtand des Erſtaunens und Nachdenkens. Die Gewandtheit, mit der ſie auf ihre Beute niederſtürzten, wie eine geſchleuderte Harpune, um dieſelbe mit dem Schnabel zu erhaſchen; die Flinkheit, mit der ihr Fuß gegen den Rücken der ſchäumenden Wellen anſtieß, oder die langen beweglichen Furchen durchzog, blieben zuweilen Monate lang das einzige Schauſpiel, welches die Wüſten des Oceans uns darbieten konnten.

Eigenthümlich iſt dieſen Plattfüßern hinwieder auch der beynahe allzeit ſchwebend ſich erhaltende Flug. Wenn ſie zuweilen mit den Flügeln ſchlagen, ſo geſchieht es nur, um ſich ſchneller zu erheben; es iſt dieß aber ſelten der Fall. Der Mechanismus dieſes Fluges mag vorzugsweiſe an den Albatroß beobachtet werden, als den größten, und die den Schiffen ſich am meiſten nähern. Wir überzeugten uns, und haben auch verſchiedene Stabsoffiziere der Urania auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß ihre ausgeſtreckten und unterhalb hohl erſcheinenden Flügel keine ſichtbaren Vibrationen darbieten, in welcher Stellung auch die Vögel mögen beobachtet werden, ſey es, daß ſie dicht über dem Waſſer ihren Flug ſeinen Wellen anpaſſen, oder daß ſie erhaben und in weiten Kreiſen das Schiff umſchweben. Die Raubvögel des Feſtlandes, welche häufig ſchweben, ſenken ſich gewöhnlich, um dieß zu thun, nieder; die Albatroß und die Sturmvögel hingegen erheben ſich ungemein leicht, heben ſich mittelſt ihres Schwanzes plötzlich im Kreiſe und fliegen ſelbſt auch gegen den ſtärkſten Wind, ohne daß ihre Bewegung dadurch geſchwächt erſcheint, und ohne irgend einen bemerkbaren Flügelſchlag.

Inzwiſchen muß jedoch das Daſeyn einer Thätigkeit, es muß eine auf die Flüſſigkeit, worin ſie ſich bewegen, wirkſame Kraft vorausgeſezt werden, die allerdings nicht wahrgenommen wird, weil ſie wahrſcheinlich am äußerſten Ende von ſehr langen Hebeln ſtattfindet, doch aber vorhanden ſeyn muß, weil ohne ſie des Thieres Fortbewegung unbegreiflich bliebe.

Einige dieſer großen Segler beſitzen ſo unverhältnißmäßig lange Flügel, daß, wenn ſie ſich auf dem Waſſer niedergelaſſen haben, dieſelben noch eine kleine Weile ausgedehnt bleiben. Zuſammengelegt, werden ſie durch die am Hintertheil des Körpers verurſachte Wölbung der ſchönen Geſtalt nachtheilig. Ihre natürlichen Reize leuen aber dieſe Vögel im Fluge vortheilhaft zu Tage: für dieſen ſind ſie mit einer ganz außerordentlichen Stärke begabt; unterm 59ſten Grad ſüdlicher Breite, wo, wenn die Sonne

Digitized by Google

unterm Wendekreis des Steinbocks steht, ein faſt ununterbrochner Tag angetroffen wird, haben wir die nämlichen Vögel mehrere Tage in fortwährendem Fluge beobachtet.

Die Sturmvögel tauchen nicht unter um ihre Beute zu haſchen: anfänglich ruhen ſie auf der Meeresfläche, und wenn das Thier, welches ſie belauern, ſich unter dem Waſſer hält, ſuchen ſie es mittelſt Einſenkung eines Theiles ihres Körpers zu packen.

Aus allem Obgeſagten ergibt ſich, daß das Vorkommen dieſer Vögel für ſich allein noch kein ſicheres Zeichen von der Nähe des Landes iſt.

Der zahlreichen Familie, von welcher bisher die Rede war, reihen ſich die Fregattenvögel an; ſie ſind gute Segler, verdienen jedoch den Namen pelagiſcher Vögel in dem obbemerkten, auf eigenthümliche Breiten begründeten, Sinne nicht, und ſie entfernen ſich auch nur ſelten weit von den Küſten. Es ſind dieſe Vögel überall gewaltige Vielfreſſer: in Rio-de-Janeiro, wo ſie allernächſt vor dem königlichen Palaſt im Umkreis der Rhede ſich Speiſe ſuchen, ſahen wir einen, welcher angeſchoſſen war, noch ſterbend über zwey Pfund verſchluckter Fiſche ausſpeyen. Andere Meervögel, von denen hier noch die Rede ſeyn kann, unterſcheiden ſich von den bisher genannten nicht allein durch die Geſtaltung, ſondern auch durch ihre Lebensweiſe. Ihr Flug iſt ungleich minder kräftig, und ſie müſſen, auf dem Waſſer wie auf der Erde, öfters ſich ausruhen. Ueberhaupt entfernen ſie ſich auch nicht leicht oder in großen Schaaren von ihren Wohnplätzen. Bey zweyen davon wollen wir noch kürzlich verweilen.

Die Malouinen-Eilande ſind der Hauptſammelplatz der ſüdlichen Halbkugel, wo Myriaden von Meervögeln zuſammentreffen. Hier ſahen wir die tölpiſchen Cormorane (Pelecanus carbo) in zahlloſen Schwärmen alle in's Meer auslaufenden Felſen überdecken. Wir tödteten ſie durch Flintenſchüſſe oder Steinwürfe, ohne daß weder unſere Gegenwart und das Geräuſch, noch der Anblick ihrer tödtlich verletzten Kameraden ſie zu ſchnellerer Flucht anregen konnte. Freylich ſind ihre, zu der ſchweren und plumpen Körpermaſſe unverhältnißmäßig kleinen, Flügel ein phyſiſches Hinderniß leichter Flucht: ſich in die Luft aufſchwingen iſt für ſie ein beſchwerliches Geſchäft, das nur gezwungen zu Stande gebracht wird: alsdann dehnen ſie ihren Hals aus, entwickeln den Fächerſchwanz, und ſchlagen lange mühſam die Waſſerfläche, ehe ſie ſich emporzuheben vermögend ſind. Ueberraſcht und erſchreckt ſpeyen ſie die Fiſche aus, womit ihr weiter Magen angefüllt iſt.

Eine ſolche Menge Fettgänſe, (Manchot; Aptenodytes demersa), wie auf den Malouinen, findet ſich zuverläſſig anderswo nirgends beyſammen. Zwar hat, neben andern Vorgängern, Pernetty umſtändlich von dieſen ſeltſamen Amphibien gehandelt. Weil dieſelben aber für uns und unſere Erhaltung von größter Wichtigkeit geweſen ſind, demnach dann auch ihre Jagd und die Beobachtung ihres Verhaltens eine weſentliche Beſchäftigung für uns war, ſo mag, was wir von ihnen melden können, immerhin ein weiterer Beytrag zu ihrer Naturgeſchichte ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 26. März.

(Fortſetzung.)

In der franzöſiſchen Dichtkunſt iſt der Einfluß des Zeitgeiſtes und der fremden Literatur nicht minder auffallend als in dem Geſchichtsſtyl. Lamartine's Dichtungen ſind eine ganz neue Erſcheinung in der franzöſiſchen Literatur, und wiewohl er mit ſeinem Tode Sokrates wenig Beyfall eingeerntet hat, ſo hat er doch in ſeinen Méditations poétiques, bey denen er ſich vielleicht hatten ſollte, ohne in ein anderes Fach überzuſchweifen, ein ſo ausgezeichnetes Dichtertalent beurkundet, daß dieſe Sammlung, die keinem der bisher vorhandenen Muſter der franzöſiſchen Dichtkunſt gleicht, gewiß den Dichter überleben wird. Eben ſo, obſchon in einem ganz andern Sinne, Caſimir de Lavigne's freyſinnige Messeniennes; eben ſo die acht patriotiſchen, zugleich heitern, leichtfertigen und gefühlvollen Lieder Berengers, worunter die beſten das Eigne haben, daß ſie hier nicht gedruckt werden können, obſchon ganz Frankreich ſie kennt, und mehrere ausländiſche Nachdrücke davon vorhanden ſind. Berenger iſt ein Dichter, gerade wie ihn die Zeit erheiſchte, ein Mann, der den Unmuth über den einſtweiligen Triumph der Mißbräuche der Herrſchergewalt und der Scheinheiligkeit mit dem beißendſten Witze verfolgt, und ſeine Züchtigungen in eine Form hüllt, welche allen Verfolgungen und Nachſtellungen entgeht. Vergebens hat man den Dichter einmal in das St. Pelagiegefängniß geſperrt; während er da ſaß, machte er neue Lieder, und dieſe wurden bald eben ſo häufig geſungen als diejenigen, die ihn zwey Monate um ſeine Freyheit brachten. Das einzige Mittel, ſeinen Liedern ihre Kraft und Wirkung zu benehmen, wäre, ihnen keinen Stoff mehr zu geben. Nur in der dramatiſchen Kunſt iſt bey den Franzoſen die neue unvermeidliche Bahn noch nicht gebrochen, wiewohl es an Verſuchen dazu nicht fehlt, und das Tagesblatt Le Globe den Schriftſtellern beſtändig zuruft: waget es nur, und kehret euch nicht an die reactrechten Klaſſiker aus den Zeiten Ludwigs XIV., die gewiß Muſter ſind, aber keine Schönheiten anderer Art deßhalb ausſchließen dürfen. Lebruns Trauerſpiel: der Cid Andaluſiens, war ſo ein Verſuch, wiewohl ein ſehr verſichtiger, weßhalb er auch ſo ziemlich die beyden Hauptpartheyen der Literatur, Klaſſiker und Romantiker, befriedigt hat. Wie Corneille, hatte Lebrun ſeinen Stoff aus der romantiſchen Zeit Spaniens entlehnt, als noch keine Inquiſition dieß jetzt ſo bedauernswürdige Land bedrückte, und die Cortes noch für die öffentliche Wohlfahrt ſorgten, obſchon auch jene Zeit von himmelſchreyenden Mißbräuchen nicht frey war, wie dieß aus dem Stücke ſelbſt hervorgeht. Lebruns Trauerſpiel iſt eine freye Nachahmung des ſpaniſchen Don Sancho, welches wiederum aus alten Romanzen entlehnt worden iſt. Nach dieſen will der König von Kaſtilien, Don Sancho, eine Liebſchaft mit der Tochter des ſtrengen, aber edeln und freymüthigen Gonzalo Buſtos anſpinnen, wird von dem Vater des Nachts in deſſen Garten ertappt und mißhandelt.

worüber der König sich rächen will, und dem zweyten Eid aufträgt, einen Zweykampf für ihn mit Gonzalo Bustos zu bestehen. Der junge Held ist aber gerade der Bräutigam der Tochter des alten stolzen Kastilianers; jedoch hat er sein Wort gegeben und hält es; Bustos, sein künftiger Schwiegervater, wird von ihm um's Leben gebracht; da der Zweykampf ohne Zeugen stattgehabt hat, so wird der junge Held als der Mörder desselben angesehen; er selbst widerspricht dem Gerüchte nicht, um seinen König nicht zu verrathen; er wird nach den herrschenden Gebräuchen von der Familie des Getödteten zur Rechenschaft gezogen. Bustos Tochter soll über sein Schicksal entscheiden — sie nimmt den Seinen. Gewiß ist dieser Stoff ergiebig genug zu einem Trauerspiel, und Lebrun hat, wie gesagt, das Romantische desselben recht wohl nach den klassischen Regeln dargestellt. Ein Held ist freylich eine obligate Person in einem französischen Trauerspiele, und der fehlt dann auch hier nicht; sonst aber entfernt sich dieses Trauerspiel doch von vielen andern französischen Tragödien, die alle nach einem Muster zugeschnitten zu seyn scheinen. Auch die pompöse hochtrabende Sprache des französischen Trauerspiels hat Lebrun ganz vermieden; indessen ist er hierin wohl zu weit gegangen, denn eine poetische Sprache gefällt bey einer tragischen Darstellung, und diejenige des Lebrunschen Stückes ist gar zu gewöhnlich, oder sie ist vielmehr unsre Alltagssprache, und verhindert zuweilen, sich in die Zeiten hineinzudenken, worin die Handlung vorgeht. Die Rolle des Bustos hat ihm die spanische Bühne geliefert. Solche biedere freymüthige Charaktere, die recht handeln, ohne Scheu und Schmeicheley, hatte die spanische Nation manche; späterhin kommen sie weder in der Geschichte noch auf dem Theater wieder vor. Anfangs war Lebrun dem spanischen Original auch darin treu geblieben, daß er auf der Bühne den in den Gärten zur Nachtzeit ertappten König durch den aufgebrachten Bustos mißhandeln ließ, wie es die Romanzen und das spanische Drama ausweisen, aber ausfallen. Allein dieß hat er abändern müssen. Das London Magazine erzählte neulich, Lebrün sey ein Jahr lang dem gentilhomme de la chambre du roi, der die Aufsicht über das Théâtre français hat, mit der Bitte nachgelaufen er möge doch erlauben, daß sein Bustos den kastilischen Monarch mißhandeln möge! Allein der Kammerherr habe immer nein gesagt, bis zuletzt ein gütlicher Vergleich zwischen dem Dichter und dem Intendanten getroffen worden sey, folgenden Inhalts: dem Bustos solle verstattet werden, seinen Herrn zu schlagen, aber nur mit der platten Klinge seines Degens und sonst mit keiner andern Waffe. Lebrun habe nun geeilt, den alten Kastilianer in Stand zu setzen, seine Rachgier auszulassen; aber nun sey ein neues Hinderniß eingetreten. Der Theater-Censor, dem nämlich noch weit mehr daran gelegen habe, als dem Kammerherrn, seine royalistischen Gesinnungen an den Tag zu legen, weil sich ein Censor dadurch auf seinem wackelnden Posten befestigt, habe die platte Klinge höchst unrevolutionär gefunden, und durchaus nichts davon hören wollen. Auch hier habe der arme Dichter wieder Unterhandlungen anknüpfen müssen; endlich sey ein zweyter Vertrag zu Stande gekommen, kraft dessen Bustos in der Aufwallung seines Zorns mit der Hand auf den Degen schlagen sollte; und dieß sollte dann der Lebrunsche König für eine so hohe Beleidigung ansehen, als ob der Schlag auf seinen Leib gefallen sey. Glücklicherweise war keine untergeordnete Potenz mehr da; denn nach der bekannten Erfahrung, daß die Subalternen immer weiter gehen als die Obern, um einen Schein ihres Diensteifers abzulegen, würde wahrscheinlich die dritte Potenz das Anschlagen des Degens für ein crimen laesae majestatis erklärt und verboten haben. Es wird also nun weder mit runden noch mit platten Waffen in dem nächtlichen Auftritte geschlagen; dennoch wird der kastilische König erboßt, als ob er mißhandelt worden wäre, und da dieß Erbeben die Endkatastrophe des Stücks herbeyführt, so kommt dem Publikum nunmehr das Betragen des Monarchen ziemlich ungereimt vor; das ist die Hauptfolge des wahren oder scheinbaren Royalismus des Kammerherrn, und Lebrun ist ganz unschuldig an diesem Fehler seines Trauerspiels; auch kann er ja beym Drucke das zwangweise Verdorbene wieder gut machen, und die Dinge wieder so stellen, wie er sie wirklich gedichtet hatte. Die Aufführungen des Cid von Andalusien waren für die Pariser noch dadurch interessant, weil Dlle. Mars sich hier zum Erstenmal im Trauerspiel versuchte. Bey den ersten Aufführungen konnte die geschickte Schauspielerin die Manieren des Lustspiels nicht ganz ablegen; bey den folgenden hatte sie das tragische Wesen besser gefaßt, behielt aber doch das Natürliche ihres Spieles bey, und ließ sich gar nicht in die hochtrabende Deklamation ein; da dieß auch Talma nicht thut, und zudem der Styl äußerst natürlich war, so hatten hier zum Erstenmal die Fremden weit weniger Ursache als sonst, über übertriebene Sprache und Deklamation auf der Bühne des Théâtre français zu klagen.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 27. April.

Die Gesellschaft, welche sich seit dem vorigen Jahre unter dem Namen Liederkranz in Stuttgart vereinigt hat, und deren Zweck ist, den Vatlsgesang durch Mehrstimmigkeit und Verdrängung schlechter Lieder und Melodien zu veredeln, hat in ihren Statuten beschlossen, alle Jahre am 9ten Mai, als dem Todestage Schillers, dessen Gedächtniß durch ein öffentliches Fest mit Musik, Gesang und Reden zu feyern, und zugleich durch Eröffnung einer stets offen bleibenden Subscription den Versuch zu einer Sammlung von Beyträgen für ein — dem Dichter in seinem Vaterlande zu errichtendes — Denkmal zu machen.

Dem Vernehmen nach wird dieses Fest, wenn die Witterung es gestattet, Montag den 9ten Mai zum Erstenmal in einem der hiesigen öffentlichen Gärten begangen werden.

Schw. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 97:

Munie.

Charade.

Eh' du die erste Silbe sprichst,
Berathe dein Gewissen;
Denn fürchterlicher ist wohl nichts,
Als ist sie frech zerrissen.

War'st du in Freude oder Leid,
Wo Mitgefühl dich rührte,
So war's in treuer Einigkeit,
Die zweyte, dritt' und vierte.

Die fünfte wird von Holz gemacht.
Hat Fächer, Schloß und Riegel.
Hier wird Gewand hineingebracht,
Dort Speise, Topf und Tiegel.

Das Ganze ist ein schönes Land,
Voll Berge, Seen, Flüße,
Aus welchem Euch sey'n zugesandt
Der Freundschaft schönste Grüße.

Gustav Hänich.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Mai 1825.

Wer frey darf denken, denket wohl!
Wer frey darf handeln, handelt wie er soll;
So wie Vernunft und Pflicht, nicht Fürst und Pöbel wollen,
Daß freye Menschen handeln sollen.

Eschenburg.

Eine Scene aus der Kriegszeit des Jahres 1808 in Westphalen.

Der Militär-Intendant Sicard erzählt in den Beylagen zu der vor Kurzem von ihm erschienenen Vertheidigung seiner Militär-Administration bey der Pyrenäen-Armee vom 28. Januar bis 21. April 1823, als einen charakteristischen Zug seines Lebens, folgende Geschichte:

Zu Ende des Jahrs 1808 wurde in Westphalen eine Verschwörung organisirt. Der achtungswerthe Revuen-Inspektor Fririon war Intendant des Fürstenthums Münster, als ich dieselben Verrichtungen zu Minden an der Weser, in Folge eines für das Korps der Revue-Inspektoren, die mit Recht der allgemeinen Achtung der Armee sich erfreuten, höchst ehrenvollen Tagsbefehls, besorgte. Die Entwaffnung des eroberten Landes ward geboten, und erfolgte von Seite der redlichen Westphalen und Hessen mit einer so gewissenhaften Unterwerfung, daß das Geleite der Zufuhren nur in einem Artillerie-Sergeanten bestand, der zugleich die Verzeichnisse über die Menge und Art der Waffen, die in das Arsenal nach Wesel geliefert werden sollten, überbrachte. Ein Wagen dieses Zugs wurde auf der Straße der Gemeinde von Brockhagen umgeworfen. Dabey zerbrach eine Kiste, und es fielen einige Waffen auf die Straße. Der Artillerie-Sergeant rief einige Bauern herbey, um ihm bey dem Aufheben des Wagens zu helfen. Diese zeigten den besten Willen; in demselben Augenblick kam aber auch ein Piket von Jägern zu Pferd, umzingelte den Zug und verhaftete die Bauern, die nicht begreifen konnten, warum ihre geleistete Hülfe so schlecht belohnt werden sollte; einige derselben wurden freygelassen, drey reiche Pächter aber als Geißel und Rädelsführer der vorgegebenen Verschwörung gefesselt in das Gefängniß von Minden abgeführt. Der Baron von Hobel, Kammer-Präsident zu Minden, und alle Behörden, in größter Bestürzung über ein so unerwartetes Ereigniß, das ihnen die unglückseligsten Folgen drohte, kamen zu mir und baten mich auf's Flehentlichste, mich zu Gunsten ihrer Mitbürger zu verwenden. Ich antwortete ihnen, daß ich die genauesten Untersuchungen anstellen, und, wenn die Bauern von Brockhagen unschuldig wären, mit meinem Kopf dafür haften würde, daß ihnen kein Unrecht geschehe. Schon war eine Militär-Kommission niedergesetzt. Das Verhör der Beschuldigten fand statt, — und die drey Pächter sollten in vier-und-zwanzig Stunden todtgeschossen werden. Nachdem ich mich genau erkundigt, und einen festen Entschluß gefaßt hatte, begab ich mich zu dem Gouverneur, der mir, ohne mich sprechen zu lassen, mit der größten Heftigkeit verkündete, er habe die Anzettlung einer furchtbaren Verschwörung entdeckt: Hessen und Westphalen seyen im Begriff, zu insurgiren; der Rücken der Armee sey in seiner Sicherheit gefährdet; man müßte einen großen Schlag führen, um den größten Schrecken einzuflößen, damit die Bevölkerung dieser Länder im Gehorsam erhalten würde; der Gouverneur von Münster und er hätten bereits über diese

Ereigniſſe umſtändliche Berichte an den Kaiſer, der damals ſein Hauptquartier in Poſen hatte, abgeſchickt. So wie der Gouverneur ausgeſprochen hatte, antwortete ich ihm: „Wenn ich Ihnen aber beweiſe, daß man Sie getäuſcht hat, was werden Sie dann ſagen?“ — „Dieß iſt unmöglich!“ — „Und wenn ich Ihnen beweiſe, daß man den drey Pächtern, die Sie todt ſchießen laſſen wollen, angeboten hat, die Gefängnißthür in der Nacht zu öffnen und ſie entwiſchen zu laſſen, wenn Jeder zweyhundert Friedrichsd'or bezahlen wollte.“ — „Dieß iſt nicht wahr!“ — „Und wenn ich Ihnen dieſen Vorſchlag, geſchrieben von einem Manne, vorzeige, der Ihr ganzes Vertrauen beſizt.“ Dieß that ich ſogleich, und trat um einige Schritte zurück. Darauf ſagte er mir auf eine unverſchämte Weiſe: „Herr Intendant, geben Sie mir dieſe Schrift zurück.“ Ich ſchob ſie ſogleich in meinen Buſen, und erklärte, man würde ſie nur mit Aufopferung meines Lebens erhalten. Meine Faſſung verhinderte, eine weitere Gewaltthat gegen mich zu wagen, und ich entfernte mich, nachdem ich noch erklärt hatte, daß ich die drey Bauern meiner Adminiſtration unterworfen betrachte, und mich von Amts wegen bey der Militär-Kommiſſion als ihren Vertheidiger aufſtelle. Zu Hauſe fertigte ich ſogleich an Herrn Daru, damals General-Intendanten der Armee, einen ſehr umſtändlichen Bericht über dieſe unangenehme Geſchichte, den ich mit der Erklärung endigte: daß Alles, was dem Kaiſer darüber geſchrieben worden, eine grobe Lüge ſey; daß man Heſſen und Weſtphalen mit dem Schatz der großen Armee ohne alles Geleite durchreiſen könne, ohne daß einem ein Haar am Haupte verlezt werden würde. Wollte man dennoch den Meyer von Holden und ſeine zwey unglücklichen Gefährten todt ſchießen laſſen, ſo gebe ich hiemit meine Entlaſſung, da ich meinen Namen durch eine ſo ſchauderhafte Geſchichte nicht befleckt laſſen wollte. Der General-Intendant theilte meine Depeſche dem Kaiſer mit, der darüber betroffen wurde, fragte, wer ich ſey, und ob man ſich auf mich verlaſſen könnte; und ich habe alle Urſache zu glauben, daß Heer Daru, der damals gerechteere Geſinnungen gegen mich hegte, als er ſeit dem Jahr 1815 offenbarte, bejahend geantwortet hat. Die Folge davon war: Gegenbefehl in Betreff der bereits angeordneten Maßregeln, um in Heſſen und Weſtphalen alle die Greuelſcenen zu erneuen, deren ſich Louvois in Schwaben, Baiern und der Pfalz ſchuldig gemacht hatte; die Freyheit für die drey Pächter von Brockhagen; die ſchnelle Abſendung der beyden Gouverneure, des einen nach Spanien, des andern nach Portugal, und meine Belaſſung in der Stelle als Intendant von Minden, mit dem Befehle, die Intendanz von Münſter damit zu verbinden, von welcher der Neouen-Inſpektor Fririon abging, der die Beſtimmung als General-Sekretär bey dem Kriegsminiſterium erhalten hatte.

Ueber Lebensweiſe und Sitten der Meervögel und Plattfüße.

(Beſchluß.)

Wenn die Schwimmvögel einen Theil ihres Körpers gewöhnlich außer dem Waſſer halten, ſo verhält ſich's mit den Fettgänſen anders, von denen der Kopf allein nur über dem Waſſer ſichtbar iſt. Dieß Verhältniß entſpricht ihrer Bildung: außer Stand, ihre Beute im Flug zu erreichen, und gezwungen, dieſelbe ſchwimmend einzuholen, mußte die Natur ſie in den Stand ſezen, ſich durch ihr Eigengewicht unter dem Waſſer zu erhalten, um in vorkommendem Fall ihre ganze Kraft auf's Schwimmen zu verwenden. Dieß thun ſie dann auch mit einer Behendigkeit, welche diejenige mancher Fiſche übertrifft. Sie jagen ebenfalls hüpfend, nach Art der Boniten, und gleichen denſelben hierin dermaßen, daß wir ſie, außer den Malouinen, anfänglich für eine Schaar dieſer Makrelen (Scomber pelamys) hielten.

Dieſer Fiſchvogel, wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck zu gebrauchen, wohnt meiſt ausſchließlich auf den kleinen Eilanden, welche zwiſchen den Malouinen inne liegen. Sein Inſtinkt treibt ihn zu dieſer Vorſicht, damit er und ſeine Brut nicht den antarctiſchen Hunden, die auf den großen Inſeln vorkommen, zur Beute werden.

Um von dieſen kleinen Inſeln eine treue Schilderung zu geben, wählen wir eine in der franzöſiſchen Bucht gelegene, der man unrichtig den Namen Pinguinen-Inſel*) gegeben hat. Ihr Umfang mag vier Meilen betragen. Auf dieſem Umkreis und längs der Küſte nur dehnt ſich ein Streif von ſchönem Dunkelgrün aus, der, von Ferne geſehen, einer Waldung gleicht, während es ſich bey näherer Betrachtung zeigt, daß er einer hohen breitblättrigen Grasart (Dactylis) angehört. Dieſes gedrängt wachſende Gras überzieht das hügeliche Land und wächſt bis an den Meeresſtrand. Alljährlich fallen ihre zahlreichen Blätter zu Boden, verfaulen und bilden neue Erdſchichten, die den Umkreis der Inſel erhöhen.

Sechs Monate, den Sommer und Herbſt hindurch, dient dieß Buſchgras den Manchots zum Aufenthalt, bis ihre Jungen ſich in die See wagen. Sie haben darin Pfade gebahnt, die ſelbſt Menſchen gebrauchen können, wenn ſie den Obertheil der Gräſer mit der Hand abwehren. Ihre Wohnungen ſind ofenförmige Löcher, von zwey bis drey Fuß Tiefe, deren Eingang ziemlich weit und ſehr niedrig iſt. Es bedarf der ganzen Schnabelſtärke dieſes Vogels, um zwiſchen ſo zähen Wurzeln graben zu können. Zuweilen ſind die Löcher mit dürrem Graſe ausgefüttert. Hier legen ſie ihre ſchmuzig gelben Eyer, ſo groß wie die des

*) Man ſollte ſagen Manchot-Inſel, da die Pinguine auf der ſüdlichen Erdkugel nicht vorkommen. Freylich ward der Name Pinguine ſröherhin von den Holländern den Manchots ertheilt.

Truthahns, zwey oder drey an der Zahl, wie wir aus den Jungen, welche um die Eltern her angetroffen werden, vermuthen konnten.

Früh Morgens und des Abends verlassen alle Fettgänse ihre Löcher und ziehen zum Fischfang in's Meer. Wenn sie den Magen voll haben, verweilen sie noch truppweise einige Zeit am Ufer, wo sie in lautem Geschrey oder Pauen miteinander zu wetteifern scheinen; alsdann kehren sie zurück und halten sich den Tag über im Grase oder in ihren Löchern verborgen. Diese Vögel überfressen sich dermaßen, daß sie häufig wieder ausspeyen müssen, und man trifft ihre Pfade überall mit diesem Unrath besudelt.

Wenn die Jungen zur erforderlichen Größe gelangt sind, zieht an einem dafür gewählten Tage, und vielleicht zur bestimmten Stunde, die ganze Schaar von der Insel ab und in's weite Meer hinaus. Wohin? . . . . Das wissen wir nicht. Der Kapitän Orne, welcher öfters das ganze Jahr hindurch in diesen Gewässern verweilt, ist der Meynung, sie bringen den Winter auf dem Meere zu. Die Auswanderung geschah im Jahr 1820 zwischen dem 20. und 25. April. Wir waren nicht wenig überrascht, eines Tages noch einen einzigen zurückgebliebenen Schwächling anzutreffen, wo wir Tags zuvor diese Vögel zu vielen Tausenden beysammen gesehen hatten. Jetzt war die Erscheinung nur noch überraschend für uns: hätte sie hingegen einen Monat früher stattgefunden, so mußten wir vermuthlich einen Tag fasten; denn in Ermangelung anderer Vorräthe besuchten wir jedesmal diese Insel, die wir als unsere Speisekammer betrachten konnten. Die Entdeckung dieses Reservemagazins hatten wir auf folgende Weise gemacht.

Es waren drey oder vier Tage nach dem Schiffbruch gewesen, als wir, nebst Herrn Berard, ausgesandt wurden, um Lebensmittel, welche es seyn möchten, ausfindig zu machen. Wir steuerten dieser Insel zu, in der Hoffnung, Robben anzutreffen: diese Hoffnung blieb unerfüllt. Als wir dem Eiland nahe waren, kam uns ein widerliches Geschrey entgegen, und weil der Morgen noch nicht dämmerte, mochten wir nicht unterscheiden, was dieß wäre. Endlich als es helle geworden, konnten wir viele Hunderte am Ufer schreyende Fettgänse unterscheiden. Den Lärm mag man sich vorstellen, wenn man weiß, daß das Geschrey von jedem dieser Vögel dem des Esels gleicht und demnach auch so stark wie dieses ist. Wir wollten gern uns der Schreyer bemächtigen; aber wie dieß anfangen? Vom Vorgebirge der guten Hoffnung her wußten wir, daß sie ein zähes Leben haben, und daß die Angeschossenen schnell die See erreichen. Da wir unsere Munition zusammenhalten mußten, beschlossen wir also, diese lieber für die Entenjagd aufzusparen. Indem wir nun aber durch das hohe Gras wanderten, trafen wir einige auf ihren schmalen Pfaden vor uns fliehende Fettgänse, die sich leicht todt schlagen ließen. Nun wußten wir, wie man sich benehmen mußte. So oft wir Lebensmittel bedurften, wurden acht bis zehn Mann, zur Hälfte mit kurzen Stöcken bewaffnet, auf die Insel gesandt. Geräuschlos ward vorgeschritten, und sobald man zwischen dem Grase die Vögel wahrnahm, erschlug man dieselben. Ein Schlag auf den Kopf reichte hin, um sie betäubt zu Boden zu strecken; todt waren sie darum aber nicht; wenn man sie liegen ließ, erholten sie sich wieder und entflohen; um sicher zu seyn, mußte ihnen der Kopf geöffnet werden. Wenn die unglücklichen Thiere sich überfallen sahen, stießen sie ein wahrhaft jämmerliches Geschrey aus und vertheidigten sich mit Schnabelhieben, welche blutige Wunden verursachten. Die Jungen verriethen gewöhnlich ihr Lager durch einen eigenthümlichen Schrey, der uns jedesmal ihrer drey oder vier, nebst etlichen alten Thieren, zeigte. Es war die Jahrszeit des Mausens für diese leztern.

Wenn sie durch das Labyrinth ihrer schmalen Pfade flüchteten, so konnte man glauben den Trottlauf junger Pferde zu hören. Wir verfolgten sie so gestissen, daß uns selten nur welche entgingen, und wenn sie in ihre Löcher krochen, so wurden sie mittelst eines in Korkzieherform zugespitzten Eisens unschwer hervorgeholt. Eben so leicht mochten wir uns der vom Meer zurückkehrenden Vögel bemächtigen. Sobald wir ihren Kopf über dem Wasser wahrnahmen (en canail, wie der Benediktinermönch Pernetty sich charakteristisch ausdrückt) verbargen wir uns, bis sie vollends beschäftigt waren, sich mit ihren runden Füßen und überaus kleinen Flügeln im Steingeschiebe des Ufers durchzuarbeiten, wo es dann leicht ward, sie todt zu schlagen. Innerhalb sechs Stunden erbeuteten wir deren sechszig bis hundert-und-zwanzig. Die leztere Zahl genügte der Mannschaft des Schiffes für zwey Tage. Jede Fettgans wog zehn bis zwölf Pfund, wovon jedoch, nach Wegnahme von Eingeweiden, Haut und des überflüssigen Fetts, höchstens noch vier bis fünf Pfund Fleisch übrigblieb. Die Nahrung war überaus schlecht, und wahrlich nur harte Noth konnte uns zum unbarmherzigen Krieg gegen diese unglücklichen Thiere zwingen. Einige Schweine, die wir übrig hatten, und die ihre fettigen Häute verzehrten, erhielten davon einen ganz abscheulichen Sardellengeschmack.

Während unsers einsamen Aufenthalts auf den Malouinen, die wir so leicht nicht wieder verlassen zu können glaubten, und wo kein Hülfsmittel uns zu Gebote stand, blieb uns als einzige Beschäftigung das Studium der Natur übrig. Ihre Beobachtung diente als mächtige Zerstreuung zu Abwendung unvermeidlicher und finsterer Gedanken über unsere Lage und die neuen Gefahren, womit der annähernde Winter uns bedrohte. Auf unsern Jagden und beym Belauschen der Thiere ward uns nicht selten die Entdeckung überraschender Eigenschaften und eigenthümlicher Lebensweisen ihrer einzelnen Familien zu Theil, die, wo des Menschen Nähe vermuthet wird, verschwinden, und alsdann unbemerkt bleiben müssen.

Aus dem Vorgesagten ergibt sich hinsichtlich der Nutzbarkeit der Meervögel für die Schiffahrt, daß nur wenige sind, die mit einiger Zuverlässigkeit und unter gewissen Umständen die Nähe des Landes verkünden; daß ähnliche Folgerung aus der Erscheinung mancher Arten, welche für ihren Nahrungsbedarf die Meere durchstreichen, nicht gezogen werden darf; daß die vielfach und übereilt bestimmten Grenzen ihres Vorkommens und ihrer Wanderungen nicht auf hinreichend zahlreichen Beobachtungen beruhen, um für zuverlässig geachtet werden zu können, und daß endlich die Jahreszeiten, die Stürme oder Windstillen viel dazu beytragen, um sie gewissen Zonen zu nähern oder hinwieder davon zu entfernen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. März.

(Beschluß.)

Nachdem Lebrün seinen Eid geleistet hatte, kam Sonnets Johanna von Arc auf der Odeonbühne zum Vorschein. Bekanntlich hat Sonnet, seitdem er in die Académie françoise

aufgenommen worden ist, die Romantik abgeschworen, wie dieser oder jener Publicist, seitdem er in königliche oder in kaiserliche Dienste getreten, seine vorigen unabhängigen Meinungen aufgiebt. Er hat also, seinem neuen Stande getreu, ein Trauerspiel geliefert, das gegen keines der aristotelischen Gebote sündigt, und noch dazu recht patriotische Reminiscenzen hat, die mit dem größten Beyfall aufgenommen werden. Ja ein Vers: L'air de la servitude est mortel aux français, wird jedesmal von den Zuhörern unwillig beklatscht, weßhalb die Etoile auch Carbonarismus darunter riecht, so unsinnig dieser Vers sonst ist. Die Geschichte Johanna's von Arc ist stets für die französischen Dichter ein Mittel gewesen, gegen die Engländer zu deklamiren, und dadurch dem Nationalvorurtheile zu schmeicheln. Dieß kleinliche Mittel hat auch Sonnet nicht verschmäht, und verdankt wirklich demselben einen Theil der guten Aufnahme seines Stückes. Die Engländer zu den Zeiten des Mädchens von Orleans werden von ihm sogar schon les tyrans des mers genannt, als ob die Zeitgenossen dieses Mädchens den Napoleon'schen Moniteur gelesen hätten. Es ist wahr, daß die Verse, worin auf die Engländer geschimpft wird, höchst elegant und vortrefflich geschrieben sind. Sonnet hat die letzten Augenblicke der französischen Heldin zum Gegenstand seines Trauerspiels genommen. Der Herzog von Burgund will sie bewegen, ihr Vaterland zu verlassen, und, wie er, ihre Dienste den Engländern zu weihen. Dieß erbittert das Gemüth des patriotisch gesinnten Mädchens, und sie sagt vortreffliche Dinge über die Schande, sein Vaterland zu verrathen, und sich dem Dienste der Feinde desselben zu widmen. Schwerlich hat man zu den Zeiten Karls VII. so gut politisirt, wie es hier Johanna thut; allein diese Austritt ist voll Kraft und Würde, und auf die jetzigen Zeitumstände so anwendbar, daß er den größten Eindruck auf die Zuhörer macht. Der Herzog von Burgund wird durch Johannens patriotische Begeisterung bekehrt, aber etwas zu plötzlich, und erbietet sich, ihre Unschuld durch einen Zweykampf zu beweisen; er wird überwunden und Johanna muß sterben. Man hat es dem Dichter mit Recht zum Vorwurfe gemacht, daß er diese Hauptepisode nicht aus der Geschichte genommen, sondern gänzlich erfunden habe. Dagegen haben Andere eingewendet, Schiller habe es noch weit schlimmer gemacht, indem er das Mädchen von Orleans sich in einen Engländer verlieben lasse. Dieß ist allerdings nicht nur der Geschichte, sondern auch der Wahrscheinlichkeit zuwider; was sich indessen bey einem ausländischen Dichter in etwas entschuldigen läßt, kann bey einem französischen Dichter, welcher weiß, daß Jedermann in Frankreich die Geschichte jenes Mädchens kennt, nicht zur Rechtfertigung dienen. Nur könnte Sonnet erwiedern, daß sich ohne irgend eine hinzuerdichtete Episode die Kriminalgeschichte der Heldin durchaus nicht zum Trauerspiel verarbeiten läßt. Sonst ist Sonnet auch noch gezwungen worden, wider die Geschichte zu lügen. Nicht geistliche Richter, sondern weltliche haben in seinem Stücke die Johanna verurtheilen dürfen. Also weltliche Richter, nicht aber geistliche dürfen auf der Bühne in einem gehässigen Lichte erscheinen, und, was noch schlimmer ist, der Dichter muß weltlichen Richtern eine Schande aufbürden, welche sich geistliche Richter, der Geschichte gemäß, zugezogen haben. So verkehrt es jetzt unsre Zeit!

Da neben vielem Andern auch die Nonnen wieder in Aufnahme kommen, so kann die bekannte Operette Les Visitandines mit der lieblichen Musik Devienne's nicht mehr aufgeführt werden, weil die Handlung in einem Kloster vorgeht. Weil man jetzo auch nicht der hübschen Musik beraubt werden wollte, so hat man einen Ausweg gesucht, woran es der Gewandtheit der Pariser auch nimmer fehlt. In der Provinz soll man aus dem Kloster ein Serail gemacht haben; in Paris hat man blos das Nonnenkloster in ein weibliches Erziehungsinstitut umgestaltet. Aus dem Pater ist ein italienischer Musikmeister geworden, und in dieser neuen Gestalt wird die Operette nun im Feydeauntheater gegeben. Die große Oper, aus welcher der Vicomte de la Rochefoucauld eine Schule des moralischen und politischen Unterrichts machen wollte, hat seit dieser neuen und sehr despotischen Richtung noch nichts hervorgebracht, als eine Feenoper La Belle au bois Dormant, welche die Pariser zwar nicht ausgepfiffen, aber herzlich belacht haben, und der italienische Tonsetzer Caraffa hat mit seiner Partitur beynahe seinen vorigen Ruf eingebüßt; für den Tanzboden wäre sie nicht übel.

Bey der vorigen Kunstausstellung hatte der Maler Vignerон, der sich darauf legt, rührende Gedanken malerisch darzustellen, einen Deserteur gemalt, der erschossen werden soll. Er steht schon da, und erwartet den Tod; mit der einen Hand entfernt er aber seinen Hund, der ihn noch liebkost, als ob das arme Thier ahne, daß es bald vorbey seyn werde. Man konnte dieß Gemälde nicht ohne Rührung ansehen. Die Brüder Franconi haben aus diesem Stoffe eine dramatische Vorstellung gemacht; nun aber doch auf dem Theater gut zu enden, so ist in ihrem Stück der Hund Ursache, daß der Augenblick der Hinrichtung verspätet, und dadurch Zeit für die Begnadigung gewonnen wird. Hätte doch der Deserteur, dessen Gebeine man neulich unter einem Hügel unweit Glasgow wieder aufgefunden hat, einen solchen Hund gehabt! Bey dem Auffinden der Gebeine erinnern sich wohl noch einige sehr bejahrte Schottländer, daß dieser Deserteur vor mehr als sechszig Jahren hingerichtet worden war, ungefähr eine Viertelstunde früher, als der Bote mit der Begnadigung anlangte, der sich unglücklicherweise etwas zu lange in einem Wirthshause unter Wegs aufgehalten hatte. Indeß nun auf Franconis Bühne ein Hund eine Hauptrolle hat, zieht der gelenkige Springer Mazurier die Pariser das durch zum Theater der Porte St. Martin herbey, daß er die Affenrolle des Jocko spielt. Man sollte auf die Pariser böse werden, daß sie die Kunst so weit herabwürdigen, und einem Menschen die Nachahmungen der Bewegungen eines Thieres zum Verdienst anrechnen; allein wenn man den Mazurier in seiner Affenrolle gesehen hat, so zürnt man nicht, sondern bewundert mit allen Parisern, wie ein Mensch es so weit bringen und die thierischen Bewegungen so täuschend nachmachen kann. Es liegt so etwas Schalkhaftes in Allem, was Mazurier thut, und er besitzt eine so unbegreifliche Gelenkigkeit in seinen Gliedern, die er oft auf's graziöseste bewegt, daß er fast in allen Rollen, großes Vergnügen erregt. Zwar hat sich ein Deutscher, Namens oder vorgeblich Gottlieb genannt, kund gethan, der es ihm auf dem Gaieté-theater nachthut. Auch dieser Gottlieb ist ein äußerst gelenkiger Springer, aber ein muthwilliger Schalk wie Mazurier ist er doch nicht; dieß muß die Natur eingeben, die Kunst ersetzt so etwas nicht. Dieß wäre dann, nebst einem Dutzend frischer Vaudevilles und einer ziemlichen Menge von Konzerten, dasjenige, womit das theatralische Jahr, das sich in Frankreich zu Ostern endigt, diesmal beschlossen werden ist. Schauspieler und Direktoren ruhen nun einige Tage aus, und dann beginnt der Kreislauf von Neuem. Glücklicherweise hat Paris nimmer ein Jubiläum zu feyern, denn die Polizey würde wahrlich verlegen seyn, den Parisern das Zuschließen der Theater ein Jahr lang durch andere Zerstreuungen zu ersetzen; vielleicht hat die römische Polizey einige Artana, die uns unbekannt sind.

Dg.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 35. und Monatsregister April.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Mai 1825.

Der Faule stirbt über seinen Wünschen; denn seine Hände wollen nichts thun.

Sprüche 21. Kap.

Zaide und ihre Tochter.

Ein Mährchen im Geiste der Tausend und Eine Nacht.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade, und ermangelte nicht, zu thun, was Schwester Scheherasade ihr am vorigen Abend befohlen hatte. „Meine liebe Schwester, rief sie aus, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, mir, bis der Tag anbricht, eins von den vielen Mährchen zu erzählen, die du weißt. Ach! es ist vielleicht das Leztemal, daß ich dieses Vergnügen habe."

Scheherasade wandte sich, anstatt ihrer Schwester zu antworten, an den Sultan, und sprach: „Gnädigster Herr, geruhen Ew. Majestät wohl, mir zu erlauben, daß ich den Wunsch meiner Schwester erfüllen darf?" — „Sehr gern!" antwortete der Sultan. Darauf sagte Scheherasade ihrer Schwester, daß sie Acht geben möchte, und begann, indem sie die Erzählung an Schachriar richtete, folgendermaßen:

„Herr, unter den berühmten Vorfahren deines Stammes, den Saßaniden, lebte einmal in der Nähe von Samarkand Zaide, eine arme Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter, Namens Fatme. Ihr Mann, einer der lezten Unterdienten am Hofe, war bey seiner spärlichen Einnahme überdieß noch der schlechteste Wirth gewesen. Ew. Herrlichkeit darf sich also nicht verwundern, zu vernehmen, daß er ihr bey seinem Tode, außer Fatmen, die noch am Gängelbande geleitet werden mußte, wenig oder nichts hinterließ.

Der niederschlagende Gedanke, wie sie sich bey diesen trübseligen Umständen mit ihrem Kinde durch die Welt bringen sollte, preßte der armen Frau nicht selten die heißesten Thränen aus. Der Kummer ist zwar der gewöhnlichste, aber gewiß auch der schlechteste Gefährte der Noth; denn wie sehr Zaide im Stillen ihr Schicksal beseufzte oder mitunter laut darüber wehklagte, so ging es doch mit ihr und ihrer kleinen Wirthschaft nur desto schneller den Krebsgang.

Eines Tages schon halb in Verzweiflung, beschloß sie, das Liebste, was sie noch hatte, einen goldnen Ring von mäßigem Werthe, zu veräußern, um doch nur endlich wieder einiges baare Geld in die Hand zu bekommen. Damit er den Käufern desto heller in's Auge leuchten möchte, ermangelte sie nicht, ihn sorgfältig zu säubern und tüchtig abzureiben. So lange sie blos an dem Golde rieb, verhielt sich der Ring nicht anders, als alle goldnen Ringe, wenn sie gerieben werden. Als sie aber die Einfassung eines daran befindlichen kleinen Rubins ebenfalls ein wenig blanker zu machen eilte, empfand sie einen eigenen Widerstand, der sich während des Reibens nicht wenig zu vermehren schien. Zulezt zuckte es ihr wie ein elektrischer Schlag durch alle Nerven des Arms, und unter ihr fing der Boden an zu beben. Bald that er sich, nicht weit von ihr, plözlich auf, und es sprang aus der Tiefe ein Mohr mit schneeweißen Zähnen, purpurrothen Lippen und flammenden Augen empor, der an seiner Rechten eine junge Dame, schön wie der Tag, mit sich zugleich herausführte.

Digitized by Google

„Was verlangst du von mir?" sagte die schöne Frau mit dem wohlwollendsten Lächeln zu Zaide, die, wie Ew. Herrlichkeit leicht denken werden, über diese unerwartete Erscheinung nicht wenig erstaunt war. „Der Ring, den du eben gerieben hast, fuhr sie dann freundlich fort, ist das Eigenthum des großen Zauberers Eben Said Tombuctu, unter dessen Herrschaft ich nebst meinen sieben Schwestern stehe, welche sämmtlich zu dem Geschlechte wohlthätiger Feen gehören. Sage also, was du befiehlst, denn ich bin nur hier, zu gehorchen, und dieser Schwarze würde mich durch seine ihm beywohnende wunderbare Zauberkraft auf der Stelle in den härtesten Diamant verwandeln, wenn ich auch nur einen Augenblick zögerte, dir in Allem zu willfahren, was du von mir verlangst."

Zaide, die sich von ihrem ersten Schreck bereits wieder sattsam erholt hatte, besann sich nicht lange, sondern erbat sich, um bey dieser in ihrer Art einzigen Verheißung Alles in Einem zu erhalten, das Glück, jeden Wunsch, den sie künftig haben würde, auf der Stelle in Erfüllung kommen zu sehen.

„Ist das wirklich Alles, was du zu bitten hast?" fragte die Schönste der Schönen, und sah bedenklicher dabey aus, als es die Supplikantin vermuthet hatte. Die ehrliche Wittwe versicherte, daß ihr das mehr als hinreichend schiene, sie und ihr Kind auf Zeitlebens zu den allerglücklichsten Sterblichen zu machen.

„Gut, sagte die Fee, so soll es wenigstens an mir nicht liegen, wenn du dich einst in deinen angenehmsten Erwartungen gänzlich getäuscht siehst!" und — verschwunden war sie, wie der Mohr mit den schneeweißen Zähnen, den purpurrothen Lippen und den flammenden Augen. Der Boden verschlang sie, ohne die geringste Spur von der Oeffnung zurückzulassen, aus der Beyde hervorgetreten waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vortheile der landwirthschaftlichen Armenschulen *).

Unter allen Mitteln, die in den neuesten Zeiten versucht worden, der Armuth auf eine gründliche Weise zu steuern, scheint mir der Errichtung von landwirthschaftlichen Armenschulen weitaus der Vorzug zu gebühren. Nicht diejenige Wohlthätigkeit ist als vollkommen zu preisen, die sich darauf beschränkt, der augenblicklichen Noth der Dürftigen abzuhelfen. Dieß thut auch die Eitelkeit, die ihr Almosen mit Gepräng austheilt; dieß thut auch die Selbstsucht, die weniger aus Mitleid Almosen spendet, als um den unangenehmen Eindruck der Betteley und des Elends schnell von sich zu entfernen. Aber nur die Wohlthätigkeit verdient diesen Namen im vollen Sinne, die zugleich die Quellen der Armuth versiegen macht, und dagegen neue Quellen eines wahren Wohlstands in's Daseyn ruft. Dieß leisten die landwirthschaftlichen Armenschulen in einem ausgezeichneten Grade, auf eine sehr befriedigende Weise, und sie wären vielleicht in allen Ländern das am mindesten kostspielige und doch wirksamste Mittel, um die Gesellschaft vor den vielen fühlbaren Nachtheilen zu bewahren und sicher zu stellen, welche ihr aus dem Zustand von Verlassenheit und Hülflosigkeit und dem stets wachsenden Elend einer großen Zahl unvermöglicher Glieder zugehen. Jene Armenschulen machen zwar alle andern Armenanstalten (z. B. Kranken- und Versorgungshäuser und Armenspenden) nicht überflüssig. Aber sie eignen sich recht dazu, der Fortpflanzung der Dürftigkeit und des Elends zu wehren, und aus den Kindern der ganz unbegüterten Klasse tüchtige Mitglieder zu erziehen, deren sittliche Eigenschaften und erworbene Fähigkeiten besonders geschickt sind, den sittlichen und industriellen Zustand der vermöglichern Klasse aufzufrischen, zu heben und zu fördern. Der Nutzen der landwirthschaftlichen Armenschulen wird vollständig, wenn mit denselben Armen-Kolonien verbunden werden. Solche Kolonien verschaffen den Armen eines Landes eine weit solidere, bleibendere, gesichertere Versorgung und Quelle des Unterhalts, als alle und jede Fabriken, die meist auf einem sehr wandelbaren Boden stehen. Auch sind wohl wenige Länder, in denen sich nicht bedeutende Strecken Boden noch befinden, die der fruchtbringenden Bearbeitung entbehren. Und welcher unermessenen Vervollkommnung ist diese Bearbeitung selbst nicht noch empfänglich? Wird die zunehmende Bevölkerung und Vertheilung der Güter nicht bald die Nothwendigkeit herbeyführen, alle Felder, wie die Gärten, mit Hacke und Schaufel zu bebauen, und so dem Boden mehrfach abzugewinnen, was er vordem trug. Die Steigerung der Bodenkultur auf diesen Grad von Vollendung dürfte vorzüglich durch die Armen-Kolonien nach und nach befördert werden, wenn hier das Beyspiel aufgestellt wird: wie wenig Boden eine Familie bedarf, um sich durch dessen sorgsame Bearbeitung den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Doch die wohlthätigste Wirkung der landwirthschaftlichen Armen-Kolonien dürfte in der religiösen Versittlichung der Armen bestehen, indem dadurch der Verbesserung ihres Zustandes die festeste Grundlage gegeben würde. Dieß ist daher auch der Hauptgesichtspunkt, von welchem bey der Einrichtung dieser Anstalten ausgegangen werden muß. Eben darin liegt das große Verdienst der Fellenberg'schen Stiftungen. Diese waren von Anfang an höher, als auf bloße

*) Aus einem in der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gehaltenen Vortrag des konstanzischen Bisthums-Verwesers und General-Vicars Freyherrn J. H. von Wessenberg.

Abrichtung zur mechanischen Brauchbarkeit gerichtet. Wenn in der Erziehungsanstalt für Gebildete zu Hofwyl die Kinder zur brüderlichen Zuneigung und Theilnahme für die ärmere Klasse angeleitet werden, so lernen in der dortigen Armenschule die Kinder, neidlos gegen die Reichen, und mit ihrer Lage, ihrem Beruf zufrieden, leben; sie lernen hier das einfache ländliche Leben liebgewinnen, viele Mittel zur Verbesserung des Zustandes dieses Lebens sich aneignen, und vor den Gefahren des Müssiggangs sich bewahren, indem ihnen ein eeger Trieb zur Arbeitsamkeit und Veredlung eingeprägt wird. Wie erbärmlich ist ein Landbauer oder Handwerker, der vor seinen Kindern verächtlich von seinem Stande spricht! Wie achtungswürdig hingegen derjenige, der mit keinem Potentaten tauschen möchte! Zu einer Menge verderblicher Irrthümer aber ist der Grund gelegt, sobald sich in den Köpfen die Begriffe von müssigem Zeitvertreib und Glück, von mühsamer Beschäftigung und Elend verbinden. In den Armenschulen sollen die Kinder zu sittlich religiösen, verständigen und mit Frohsinn arbeitenden Gliedern des Landwirth- und Gewerbstandes gebildet werden, deren künftiges Wirken den übrigen Standesgenossen zum ermunternden Beyspiel diene, welches dann vorzüglich auch in den Eltern den Wunsch erregen soll, ihre Kinder auf gleiche Art erzogen zu sehen. Für diesen Zweck sind die trefflich geleiteten Anstalten in der Luth-Kolonie angelegt; im gleichen Geist scheint auch die große Armen-Kolonie zu Friedrichs-Oord in Holland mit ihrer Schule zu gedeihen. Mit dieser Kolonie sollen nach und nach andere in Verbindung gesetzt werden, die alle den Zweck haben, den Armen im Lande Arbeit und Verdienst und eine Zufluchtstätte aus dem physischen und sittlichen Elend zu verschaffen. Im Jahr 1821 genossen bereits fünfzehnhundert zuvor Hülflose die Früchte dieser in wirthschaftlicher und moralischer Hinsicht sehr blühenden Kolonie. Eine abgesonderte wird für solche, deren tiefe Versunkenheit eine strengere Zucht erfordert, gebildet. Auch für die Findlinge und arme Waisen des Landes soll auf gleiche Weise gesorgt werden. Diese Art, mittelst Andauung öden Bodens der Armuth zu steuern, scheint mir in vieler Beziehung der von Owen in England versuchten, mittelst großer Armen-Fabriken, weit vorzuziehen. Kinder in Fabriken werden gewöhnlich frühzeitig verkrüppelt; die Entfaltung ihrer Naturanlagen wird gestört; die Sittlichkeit wird mannigfaltig gefährdet und verwahrloset; die Verstandesbildung wird zurückgesetzt; die Sicherheit des Unterhalts endlich ist nur precär. Doch ist nicht zu leugnen, daß, da einmal das Interesse mancher Fabriken eine Menge Kinder und junge Leute in Anspruch nimmt, die Errichtung eigener Schulen für diese Kinder von großer Wichtigkeit wird. Um der sittlichen Verwilderung entzogen zu werden, bedürfen die Kinder und junge Leute, welche an Fabriken arbeiten, mehr als andere des fortwährenden Unterrichts, besonders von den göttlichen Dingen, und dem, was Herz und Sitten veredelt und heiligt. Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß an allen Fabrikorten eigene Fürsorge hiefür getroffen würde. Eine solche Armenschule, die bey den großen Fabriken zu St. Blasien im Schwarzwald veranstaltet wurde, verdient hier die rühmlichste Erwähnung. Was den Kostenaufwand betrifft, welchen Armenschulen und Armenkolonien erfordern, so wird allerdings, zumal Anfangs, der Ertrag der Arbeiten der Zöglinge wenig in Anschlag zu bringen seyn. Aber überall dürften zur Bestreitung der Kosten folgende Quellen genügen: 1) die schon vorhandenen Stiftungen, von denen ohne Abbruch ihres unmittelbaren Zweckes mancher Abfluß jenen Instituten zugeleitet werden möchte; 2) die Armentaxe, wo sie eingeführt ist; 3) die freywilligen Sammlungen; 4) die noch unbearbeiteten Ländereyen, oder solche, worüber die Regierung oder die Gemeinden zu verfügen haben, und deren Ertrag für das Gemeinwesen gering ist. Uebrigens wäre Hoffnung, wenn einmal jene Anstalten, die die Armuth und ihre Quellen vermindern sollen, gedeihen, so werde alsdann die Wohlthätigkeit, wozu der Trieb noch nirgends ganz erstorben ist, sich mit Vorliebe ihnen zuwenden, so wie sie sich zur Zeit der pestartigen Seuchen und der Kreuzfahrten, der Stiftung von Spitälern, Siechen- und Pilgerhäusern, später den Waisenanstalten zugewendet hat. Eine blühende und an guten Früchten reiche Anstalt ist für sich selbst die stärkste Einladung, die wirksamste Aufforderung an die Freygebigkeit edler Menschenfreunde. Hat dieß Senfkorn einmal Wurzel geschlagen, so wächst es unter den segnenden Einflüssen des Himmels und der Erde zum weitschattenden Baume.

Das Haus im Flußbett.

In einem Lande war eine lange Dürre, die Quellen versiegten, die Flüsse verloren sich in lechzendem Sande, und die Bewohner mußten oft meilenweit nach dem unentbehrlichen Element suchen. Daher riß ein Mann derselben Gegend sein Haus nieder, das allzu weit von irgend einer Quelle entfernt lag, und baute sich auf den weiten, trocknen Kies eines breiten Strombettes ein neues, denn er dachte: so bin ich am nächsten dem Bächlein, das anstatt des majestätischen Stromes langsam sich über den Sand hinschleppte. Doch nicht lange, so umzogen dunkelschwarze Gewölke den Horizont, die Donner rollten, die Schloßen prasselten herab, tausend Bäche stürzten tosend von den Gebirgen nieder, die Wasser

wogten zornig und trüb in die Ebene, das Haus des Landmanns war ihr erstes Opfer.

Die Noth der Gegenwart verwirrt den Menschen und veranlaßt ihn Handlungen zu begehen, die die Zukunft straft.

Hect. Zollikofer.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

Die letzten Tage der heiligen Woche behaupteten auch dieses Jahr ihren stillen eigenthümlichen Reiz. Am grünen Donnerstag wurde in den Sälen der Residenz vom Könige die gewöhnliche Ceremonie der Fußwaschung an zwölf Greisen vorgenommen, von der Königin aber wurden zwölf arme Mädchen gekleidet und beschenkt. Am Charfreytage Nachmittags war die halbe Bevölkerung der Stadt auf den Beinen, um die „heiligen Gräber" zu besuchen, und die schöne Witterung begünstigte die profane Schaulust und das gedankenlose Herumschweifen der Menge. In der protestantischen Kirche hielt an diesem Tage der Kabinetsprediger der Königin, Hr. Ministerialrath von Schmidt, die Kanzelrede, der die Gebildeten aller Konfessionen beywohnten. Was die Predigten eines Spalding und Reinhard denkwürdig macht: Originalität und Reife der Gedanken, innere treffende Wahrheit, Anschaulichkeit in der Moral, hohe Würde im Vortrage und Ruhe und Kraft im Ausdrucke, findet sich auch in den Vorträgen dieses trefflichen Redners. In den katholischen Kirchen wird um dieselbe Zeit die stille Mette gehalten, wie sie das römische Rituale für diese Abende vorschreibt. In der Hofkapelle wurden die Lamentationen leider! von Bravourstängerinnen vorgetragen, wodurch der Charakter und die Bedeutung des Klageliedes nothwendig verloren geht. Der Vortrag dieser Elegien fordert einen Musiko; ich möchte sie von Veluti absingen hören, er ist, was Jeremias unter den Propheten, der Sänger der Klage, seine Laute sind das Weinen der Engel. — Abends sieben Uhr füllten mehrere Tausend Menschen die weiten Räume der Hofkirche zu St. Michael, wo man treffliche Musik zu hören gewohnt ist, und wo zumal den Freunden des ächten alten Kirchenstyls ein Genuß erblüht, der ihnen selbst in der Hofkapelle nicht zu Theil wird. Das Miserere war dieses Jahr von der Komposition des Hrn. Ett, Inspektor der hiesigen Singschulen, und wurde meisterhaft ausgeführt. Hr. Ett hat sich Palestrina und Allegri zum Vorbilde gewählt, und seine Werke gehören nach dem Urtheile der Kenner zu dem Gediegensten, was jetzt in dieser Gattung geleistet wird. Er und der Direktor dieser Hofkirche, Hr. Hofkaplan Schmid, haben sich um die Aufnahme und Verbesserung der Kirchenmusik wesentliche Verdienste erworben. Am Charsamstag wurde in der Metropolitankirche bey der „Auferstehung" ein schönes „Halleluja" sehr gelungen ausgeführt.

Der Besuch der Kaiserin von Oesterreich hat sowohl am Hofe als in der Stadt große Freude erregt. Wir erkannten in der mächtigen Monarchin wieder die anspruchlose Prinzessin Charlotte, die durch ihre stille Anmuth und ihre holde Freundlichkeit längst alle Herzen gewonnen. An Ihrer Seite erschien in lebensreicher Jugendfülle die liebenswürdige Erzherzogin Sophie. Unser Theaterintendant, Freyherr von Pocci, ließ sich angelegen seyn, den hohen Gästen in allen Kunstfächern das Würdigste vorzuführen, und sein rastloser Eifer, so wie die Anstrengung und der gute Wille des Personals, verdienen rühmliche Erwähnung. Mad. Lalande trat zuerst in Rossini's Elisabeth auf als Königin, und — das ist sie! So wie ich im Leben nur ein Ideal von Frauenwürde und einer wahrhaft königlichen Erscheinung kenne, so kenn' ich auch auf der Bühne nur eine Königin, und die ist die Lalande. — Jeder Zoll von ihr ist eine Königin. Ihre Stimme hat auffallend an Kraft und Stärke gewonnen. Es ist dieß keineswegs eine durch die vermeintlich größere Hörigkeit im großen Hause bewirkte Täuschung, denn sonst müßten ja auch die Stimmen der Andern stärker lauten, was aber nicht der Fall ist. Ueber ihren Gesang hab' ich mich schon voriges Jahr ausführlich verbreitet. Hier ist Geist, Seele, Empfindung, Wahrheit des Ausdrucks, wie er der Situation, dem Worte angemessen ist; ihr Gesang ist Kunst, keine Kunstfertigkeit, daher entzückt er nicht nur die Ohren, sondern ergreift auch das Herz. Die Frau hat für jede Oper einen verschiedenen, und immer den wahren Vortrag. Eine ganz andere war sie einige Tage darauf als Rinetta in der Gazza ladra, und wieder eine andere als Semiramide, wo ihr, hier nur beyläufig gesagt, unsre wackere Schechner sehr lobenswerth zur Seite stand. Kurz, sie ist die Sängerin, wie sie seyn soll. — Um nun aber auch zu tadeln, bemerke ich, daß ihr Anzug als Elisabeth übel gewählt ist. Mad. Lalande erscheint im Kostüme einer modernen Pariser Dame, nicht in dem einer engländischen Königin. Zur Zeit der Elisabeth wußte man nichts von Turban und Reiger als Kopfbedeckung, statt dieser hätte eine reiche, mit Perlen und Steinen geschmückte Krone, deren acht Aeste sich oben in den Reichsapfel verschlingen, ihr Haupt zieren sollen, und dieser Schmuck würde eben so sicher den Zweck erreichen, den Mangel der übrigen Größe scheinbar zu ersetzen. Statt des Schleppkleides wäre ein purpursammtnes Goldmanteau mit Hermelin verbrämt, ein weit passenderes Hofkleid, zumal die Königin zweymal in der Vorstellung auf dem Throne mit allen Insignien des Reichs erscheint, mithin die Enden des Manteau von Pagen getragen werden könnten.

Jeder Freund des italienischen Instituts muß wünschen, daß Mad. Lalande für mehrere Jahre gewonnen wird, und daß dieserwegen mit dem Seelenkäufer Barbaja, dem sie nunmehr angehört, eine Uebereinkunft getroffen wird. Von Kosten kann nicht die Rede seyn, wenn es sich um das höhere Veranlassen des Hofes handelt; auch kostet unsre italienische Oper verhältnißmäßig sehr wenig. Aber auch ohne den Status zu erhöhen, ist meines Ermessens die Summe ausgiebig verbesserungsfähig. Es finden sich nämlich bey der Oper mehrere untergeordnete Subjekte, die namhafte Gehalte ziehen, und die, gleichbedeutend in Gesang und Spiel, kein anderes Verdienst haben, als — daß sie in Weißland geboren sind. Man verabschiede diese Subjekte und ersetze sie durch Einheimische. Wir haben mehrere talentvolle junge Leute bey der deutschen Oper, die kaum sechsmal des Jahres auf die Bretter kommen, und die für einige hundert Gulden dieselben, ja wohl bessere Dienste leisten, denn eine secunda- und terza-Donna, wie wir sie jetzt sehen, zu ersetzen, ist wahrlich keine schwere Aufgabe. — Die Idee einer abgeschlossenen, rein-italienischen Oper, wie wir eine solche im Jahre 1816 gehabt haben, ist freylich überaus reizend, aber es scheint, daß es dermalen sehr schwer ist, in Italien, auch für theures Geld, tauglliche Subjekte für zweyte und dritte Partyen zu finden; es dürfte daher vorzuziehen seyn, für Herbeyschaffung von Hauptsängern keinen Preis zu scheuen, die Untergeordneten aber sich selbst zu ziehen. Zu diesem Behufe wäre ein Conservatorium überaus nützlich und nothwendig — wir haben ein solches gehabt, und in der kurzen Zeit seines Bestandes sind sehr brauchbare Sänger aus ihm hervorgegangen. — Es sind dieß übrigens nur individuelle Meinungen und Ansichten, die wohl eine Berichtigung verdienen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Mai 1825.

Die Geschichte belehrt fast Niemand als die Gelehrten, die sie lehren, selten die Gewaltigen, welche die Geschichte selber regieren und erzeugen helfen.

Jean Paul.

Blick auf die Forschungen über deutsche Vorzeit.

Eine Vorlesung von Büsching*).

Das Bemühen, die Vorzeit Deutschlands immer mehr und mehr zu erkennen und aufzuhellen, hat diejenigen, welche ihre hauptsächlichsten Forschungen diesen Gegenständen widmen, auf gar verschiedene und vielfältig auseinander führende Wege geleitet; denn groß und weit ist das Feld, welches seine Bebauung von dem Forschungseifer der neueren Zeit verlangt. Besonders wichtig erscheint der jetzige Zeitraum, dessen Bestimmung wohl seyn muß, die einzelnen Regungen, die fast durch alle Jahrhunderte, in denen die Deutschen sich den Wissenschaften und einem gelehrten Schriftwesen widmeten, hervortraten, und welche auf den innern Kern eines deutschen Seyns und Lebens mehr oder minder stark hinleiteten, zu einem größeren und umfassenden Ganzen zusammen zu schließen.

Unendlich und unglaublich viel ist in den früheren Zeiten, wenigstens in einem Felde, der Erforschung des heidnischen Alterthums, schon vorgearbeitet worden, so auch Einiges in den andern Fächern. Aber es fehlte diesen einzeln stehenden Arbeiten eine allgemeine durchgreifende Ansicht, es mangelte die genaue Kenntniß desjenigen, was eigentlich erreicht werden mußte; keine feste Kenntniß des zu Erreichenden lag früher zum Grunde, es herrschte nur eine hier und dorthin abschweifende Sammellust; es fand nur ein Schaffen unendlich vieler zerstreuter Glieder statt, die in der jetzigen Zeit, wo eine allgemeine Grundansicht sich gebildet hat, als Bausteine trefflich zu benutzen sind, wenn ein jeder solcher Beytrag alter Zeit in die gehörige Stelle gefügt wird. Leider sind die lebendigen Quellen, aus welchen unsern Vorfahren die Erkenntnisse, die wir jetzt suchen, und denen sie näher, oder in deren Mitte sie standen, flossen, zumeist für uns vertrocknet, wir müssen also oft mühsam aufsuchen, wo wir etwas entdecken können, was als Baumittel zu einer allgemeinen Kenntniß deutschen Lebens, deutscher Kunst, deutschen Wissens gebraucht werden kann, und hunderte, ja tausende von verschiedenartigen oft sehr versteckten Nachrichten und Schriften liegen hier zur Benutzung, zur Vereinigung vor uns.

Die Arbeiten für deutsche Vorzeit, früherhin auf einen engen Raum beschränkt, von Wenigen betrieben, von noch Wenigern beynahe mit Theilnahme aufgenommen, haben sich jetzt in dem Zeitabschnitt von kaum zwey Jahrzehnten so erweitert, Lust und Antheil der Menge an diesen Forschungen haben sich auf solche Weise vermehrt, daß eine große Menge der Arbeiter sich füglich in die gewonnene Erweiterung theilen, und ein Jeder, ungestört von dem Andern, seinen Zweck verfolgen kann.

Es sey mir erlaubt, hier ungefähr den Gang zu verfolgen, den diese Forschungen bey immer mehr und mehr

*) Als Einleitung in die zum Erstenmal versuchte Zusammenstellung der Sitten, Gebräuche, Volksfeste, des Aberglaubens und der Meinungen in Deutschland, von Einführung des Christenthums an.

Bg.

Digitized by Google

fortrückender Erweiterung ihrer Grenzen genommen, welche Betrachtung uns zu dem führen wird, was in nachfolgenden Vorlesungen behandelt, erwogen, untersucht werden soll.

Die tief begründete und auf unwandelbaren Grundfesten ruhende Liebe und schwärmerische Anhänglichkeit für griechische und römische Vorzeit, die lange Zeit in ein Haschen nach todten Formen ausgeartet war, ging seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland allmählig zu einem lebendigern Erkennen und Streben, so wie zu einem Anwenden des Errungenen für den eigenen Grund und Boden über. Der früher beschränkte Blick der Gelehrten breitete sich jezt über den ganzen Erdball aus, da mächtige und große Erfindungen alle Welttheile in eine innigere und genauere Verbindung verflochten. Freyer und heiterer war der Blick nach allen Gegenden geworden, lastende Fesseln waren gesprengt, ein Jeder durfte mit eigenen Augen sehen, und ward nicht gezwungen, nur das zu sehen, nur das zu treiben, nur das zu fühlen und zu sagen, was ihm vorgezeichnet war. Geht das Beginnen dieser größern Geistesfreyheit auch schon in frühere Zeiten zurück, so traten doch bis dahin noch manche hemmende Verhältnisse entgegen, die erst von dem angegebenen Zeitraum an sich immer mehr und mehr erweiteten.

Von der abgestorbenen Erkenntniß des Alterthums ging man zu einer lebendigeren über, und da man jezt im Stande war, größere Räume zu überblicken, fand man bald, daß auch andere Völker schon Tüchtiges und Treffliches vollbracht hatten. Wir waren nicht mehr taub gegen die Stimmen der Völker, welche von allen Seiten zu uns ertönten, und wie Herder diese Stimmen der Völker in Sang und Lied sammelte, so tönte auch das ernstere Wort zu uns, und der früherhin enge Kreis ward nun ein ausgedehnter lebendiger Kreis, der alle Welttheile und Völker, alle Jahrhunderte und Zeiten zu umfassen strebte. Man war bemüht, diesen Kreis immer mehr zu erweitern, immer mehr in ihn hineinzuziehen; dann aber auch das Gewonnene zu erkennen, zu würdigen. Nicht auf Griechenlands und Italiens Boden allein wurden jezt die Grenzen der Erkenntniß und des Wissens abgemarkt, sondern die den ganzen Erdball umflutenden Meere waren die Endpunkte, und wo nur alter und fester Boden hervortrat, einst schon der Tummelplatz menschlicher Größe, Kunst und Wissenschaft, da gehörte er auch dem Felde des europäischen Forschungseifers an.

Diese, mehr oder minder, beynahe ganz Europa gemeinsame Forschungslust fand in Deutschland, man kann es wohl ohne Ruhmredigkeit versichern, ihren Mittelpunkt; denn kein Volk ist so geeignet, fremder Eigenthümlichkeit sich anzuschmiegen, sich in fremde Gedankenreihen zu fügen, als das deutsche. Dankbar und angestrengt benuzte der Deutsche, was fremde Völker ihm lieferten, und so fluteten neue Ansichten hin und zurück, allgemein einen tiefer strebenden Sinn und Eifer begründend. Eben die Anstrengung, welche sonst nur für griechische und lateinische Sprache angewendet worden, waltete jezt für alle abendländischen und selbst die morgenländischen Sprachen ob, und Schriftsteller der neuern Völker fanden jezt eben dieselbe genaue und gründliche Untersuchung und Bearbeitung, die man sonst nur denen der alten Zeit gewidmet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zaide und ihre Tochter.

(Fortsetzung.)

Wie es jezt von Seiten Zaidens an ein Wünschen ging, werden sich Ew. Herrlichkeit ohne mein Erinnern gar leicht von selbst vorstellen. Es ist doch eine herrliche Sache um den Reichthum! dachte die Aermste der Wittwen; möcht' ich doch nur vor allen Dingen erst reich, aber auch recht reich seyn! Sie hatte es noch nicht halb ausgedacht, als sie es bereits ganz war und im höchsten Grade. Es wimmelte plözlich in ihrem ärmlichen Stübchen von großen und schweren Säcken, die sämmtlich voller Goldstücke waren, an welchen sich noch kein Schabemesser, weder jüdisches, noch anderes, versündigt hatte.

Manche, die nicht so klug wie Zaide gewesen wäre, dürfte über die Erfüllung dieses einen Wunsches vor Freuden leicht alle übrigen vergessen haben. Nicht so Zaide, die Bedachtsame. Um aller beschwerlichen Untersuchungen der wachsamen Polizey über das Wie? und Woher? ihres plözlichen Reichthums überhoben zu seyn, wünschte sie zugleich, daß man sie für eine unermeßlich reiche Frau halten möchte, welche in der Gegend von Samarkand und ebenfalls nur mit einer einzigen Tochter lebte. Doch war sie menschenfreundlich genug, diesem ihren Wunsch noch die Klausel beyzufügen, daß besagter Dame dadurch nicht der mindeste Eintrag geschehen, sondern daß dieselbe an irgend einem andern Plätzchen der Erde, eben so gut situirt, wieder untergebracht werden möchte. Und siehe da, Alles begab sich, und so, wie sie es gewünscht hatte.

Zaide befand sich urplözlich mit ihrer Tochter, so wie mit ihren Schätzen, auf dem schönen Landsiz der mehrerwähnten Dame, und keiner Seele fiel es ein, sich über ihre neuen Reichthümer, in welchen man nur die alten, wohlbekannten zu sehen glaubte, im mindesten zu verwundern.

Aber was hilft alles Geld und Gut, alle Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens, wenn dessen schönste Blüte, die Blüte der volldeglückenden Gesundheit, dabey fehlt? Zaide war also vorsichtig genug, auch diesen höchst nöthigen Wunsch für sich und ihr liebes Töchterchen nicht zu vergessen. Sie hatte kaum daran gedacht, so fühlte sie selbst,

Digitized by Google

so fühlte Fatme mit ihr das, was so wenige Sterbliche rein und ungestört empfinden, die ganze Wonne ungeschwächter Nerven, und jene Fülle von Lebenskraft, die jeden Gedanken an den Tod unmittelbar in der Geburt erstickt. Die Wünschende wäre vielleicht so kühn gewesen, sich bey ewiger Jugend die liebe Unsterblichkeit gleich mit zu wünschen — hätte ihr nicht ihr eigner Verstand gesagt, daß so weit doch wohl keine Macht, selbst der wohlthätigsten Feen, reichen möchte.

Fatme wuchs indeß und gedieh in einem Grade, daß sie, was wenigstens ihre äußern Reize betrifft, für das schönste und liebenswürdigste Mädchen gelten konnte, was sich zwanzig bis dreyßig Meilen in die Runde um Samarkand her auffinden ließ. Die Zeit, wo Zaide einen Schwiegersohn wünschen mußte, der eines so überaus reizenden Töchterchens würdig wäre, rückte sehr schnell und so zu sagen auf Flügeln heran. Sie wäre wohl eine große Thörin gewesen, wenn sie sich über die Frage, woher ein so beneidenswerther Sterblicher kommen sollte? auch nur das kleinste graue Häarchen hätte wachsen lassen. Es bedurfte ja bey dem unvergleichlichen Geschenke der schönen Fee nur eines recht kräftigen Wunsches, so war die Sache gemacht.

Die schöne Unterthänige des mächtigen Zauberers Tombuku merkte also kaum das neu eingetretene Bedürfniß Zaidens und ihrer Tochter, als sie ihnen auch schon einen jungen Mann zuführte, dessen Liebenswürdigkeit Beyder Erwartung weit überstieg. Er ward nach wenigen Tagen schon der glücklichsten Fatme glücklichster Gatte und hieß Nuregban.

Das junge Ehepaar war mehrere Monate hindurch das allgemeine Gespräch der Welt in und bey Samarkand, sonderlich der müssigen. Und Fatme bildete sich über Jahr und Tag wirklich ein, daß ihre irdische Seligkeit durchaus keines Zuwachses weder bedürftig noch fähig sey. Aber schon in der Mitte des zweyten Frühlings empfand sie eine gewisse Gleichgültigkeit gegen ihren Himmel auf Erden, die sich während des Sommers in wirkliche Kälte und den darauf folgenden Herbst sogar in einen entschiedenen Ueberdruß verwandelte. Der herannahende Winter versetzte sie vollends in die unglückseligste Stimmung. Nicht blos Nuregban, nein, die ganze Welt und das Leben selbst ward ihr verhaßt; zuletzt geriet sie in eine Art von Melancholie, die nahe an Wahnsinn gränzte.

Zaide hoffte viel Gutes von dem wiederkehrenden Frühling; der Frühling erschien, aber Fatme's Gemüthszustand änderte sich nicht nur im Geringsten nicht, sondern wurde vielmehr immer unheilbarer zu werden. Die Mutter verlor darüber selbst allen guten Muth und erinnerte sich jetzt nur zu sehr an die bedeutenden Worte der scheidenden Fee: daß die Schuld an ihr nicht liegen solle, wenn sich einst Zaide in ihren angenehmen Hoffnungen gänzlich getäuscht sähe.

Traurig und in sich gekehrt schlich sich die arme Verlegene eines Abends vor ein Thor von Samarkand. Hier begegnete sie in einer balsamisch duftenden Lindenallee einem mitleidigen Derwisch. „Was ist Euch, gutes Mütterchen, sagte der Derwisch, Ihr seht ja wie die Bekümmerniß selbst aus?" Als ihm Zaide ihre große Noth geklagt hatte, bedauerte sie der fromme Mann herzlich, und bat sie zugleich, noch nicht allen Muth sinken zu lassen. „Geht nur, fuhr er fort, bis an's Ende dieser großen Allee; dort findet Ihr einen schönen reinen Quell, auf dessen durchscheinendem Boden manch glattes Kieselchen ruht. Von diesen nehmt drey, aber mit der linken Hand, heraus, werft sie stillschweigend hinter Euch, und wartet dann ab, was geschehen wird.

Zaide that, wie ihm der Derwisch geheißen hatte, gelangte an den vorher verkündigten Quell, fand richtig gar manches glatte Kieselchen darin, schöpfte ihrer drey mit der linken Hand heraus, und warf sie, ohne einen Laut von sich zu geben, über ihr von Kummer gebeugtes Haupt. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, Blitze über Blitze durchkreuzten die Luft, und der majestätische Donner rollte mächtig am Horizonte daher. Endlich theilten sich allmählig die Wolken, eine überirdische Klarheit umleuchtete den ganzen Himmel, und ein muschelartiger Wagen mit vier wunderbaren Greifen bespannt, schwebte dicht neben Zaiden auf den Boden nieder.

„Steig' ein, rief eine unsichtbare Stimme, und überlaß dich getrost der Leitung dieser Greifen, sie werden dich an einen Ort führen, wo du finden kannst, was sich weder mit Golde, noch Edelsteinen erkaufen läßt." Die Bekümmerte gehorchte ohne Zaudern, denn was hatte sie zu verlieren, als ein Leben ohne Genuß und Reiz? Sie saß kaum in dem Muschelwagen, so flogen die Greifen mit ihr durch die Lüfte, und ließen sie nach einiger Zeit in dem anmuthigsten Thale nieder, das seit der Schöpfung die Sonne beschien. In diesem einsamen, aber paradiesischen Thale lag die Einsiedeley eines ehrwürdigen Greises. Zamor, dieß war sein Name, lebte hier seit vielen Jahren, abgeschieden von der Welt, sich selbst und seiner höhern Bestimmung. Er saß nachdenkend vor seiner Klausnerey, trug ein langes schwarzes Gewand, das in der Mitte ein weiter weißer Gürtel zusammenhielt, und ein langer vom Alter gebleichter Bart hing ihm von der Gegend des Kinnes bis nahe zu den Füßen herab.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Beschluß.)

Ein herzlich lieber Gast war uns Mad. Neumann aus Carlsruhe, oder auch aus Wien, aus Berlin ꝛc. Die Frau gehört allen Hauptstädten an und der Ruf ihrer Kunst, oder wenigstens ihrer Liebenswürdigkeit ist durch alle deutsche Gauen gedrungen. Wir sahen sie dießmal als Baronin Waldhüll im „letzten Mit-

Digitized by Google

tel," als Margarethe in den „Hagestolzen," zweymal als Klärchen in Holbeins „Verräther," dann ferner als Preziosa und als Donna Diana. Mad. Neumann hat von der Natur eine angenehme Körperbildung, und ein wohllautendes, überaus biegsames Sprachorgan erhalten. Ihr Talent scheint mir weniger schaffend als vielmehr reproduzirend zu seyn. Die Feinheiten und Schattirungen, die ihr Spiel so überaus anziehend machen, kommen nicht so fast von innen heraus, als sie das Resultat einer scharfen Beobachtungs- und glücklichen Auffassungsgabe sind. Ueber ihr ganzes Wesen ist ein bestechender Zauber verbreitet, was sie macht, gefällt, nicht immer, weil es gut ist, sondern weil sie es macht. Ich würde darum Mad. Neumann nie als Vorbild empfehlen, denn gar Vieles, was ihr artig läßt, müßte bey jedrr Andern als unschön, ja wohl als häßlich getadelt werden. Ich erinnere nur an ihr handgreifliches Spiel als Preziosa in der Wahrsagungsscene. In dieser Scene hätte Mad. Neumann nicht gefallen, sondern sie wäre gefallen, wenn ihr nicht vom Musengotte eine tüchtige Grazie als Schutzengel beygegeben wäre. So urtheile ich im Allgemeinen über ihr als Mann, der, ob er auch die Frau nie gesprochen hat, doch gestehen muß, daß er nicht ohne alles Vorurtheil für sie ist. Ganz anders urtheilen die Damen. Diese behaupten, in ihrem Spiele sey durchaus keine Wahrheit und Natur, Alles sey Manier, Verzerrung und Gefallsucht. Zur „Waldhütt" fehle ihr der vornehme Anstand, mit dem Singen (in der Preziosa) wolle es nicht mehr fort und das Tanzen möge sie bey ihrer übermüthigen Körperfülle nur vollends aufgeben. Welche Lästerungen! aber so sind die Weiber, Neid, purer Neid und Aeger, weil die Frau das Geheimniß besitzt, allen Männern zu gefallen! Mad. Neumann spielte immer bey vollem Hause und wurde jeden Abend lärmend gerufen; auch außer der Bühne wurden ihr die Huldigungen und Aufmerksamkeiten zu Theil, an die sie übrigens längst gewöhnt seyn muß. Sie empfing in ihrem Appartement im Gasthof die Besuche vieler Herren und Damen vom Theater (nicht selten falsche Brüder und Schwestern!?) auch angesehene Staatsmänner und Deputirte näherten sich der geselligen Frau. Die Dichter des Orts überreichten ihr zierlich gebundene Exemplare ihrer Lust- und Trauerspiele — auch wurde sie in den hiesigen Blättern zu verschiedenen Malen besungen, oder wenigstens angesungen, und ihre Abreise, die einigen Herren sichtbar nahe ging, hat zu einer witzigen Karrikatur Veranlassung gegeben. Mir fällt hier Garrick's Grabschrift bey: „Sein Tod verfinsterte die Fröhlichkeit ganzer Völker, und der öffentliche Sonn harmloser Belustigung verwaiste." Das ist nun freylich übertrieben, aber — glücklich nenn' ich die Bühne, die eine Neumann besitzt, und wer sie als Margarethe und Donna Diana gesehen, vergißt sie nie. Möge sie wiederkehren! —

Von Neuigkeiten haben wir seit meinem lezten Berichte: Meister Martin der Küfer ꝛc., Ritterlustspiel von Holbein. Das Stück ist auf den meisten (wenigstens Volks-) Bühnen gegeben worden, und wer es nicht kennt, der lese Hoffmanns schöne Erzählung in den „Serapionsbrüdern" nach. Sie wird ihn wahrscheinlich mehr unterhalten als das Drama. Wenn ich nicht irre, habe ich von Hrn. von Holbein die naive Aeußerung gelesen, „daß er bey seinen Theaterstücken vorzugsweise die Füllung der Kassen beabsichtige." Wenn dem also ist, so steht den Theaterreferenten über die Arbeiten dieses Dichters keine Meinung zu, wohl aber den Theater-Kassirern. Der hiesige dürfte bey einer wiederholten Darstellung wohl schwerlich ein günstiges Urtheil über dieses Stück fällen. Das Schauspiel ward übrigens sehr gelungen gegeben, und Eglair, der es in die Scene sezte, verdient für die glückliche Lösung dieser schwierigen Aufgabe alles Lob. — Eine weitere Neuigkeit war uns die große Oper Constantin, Musik von dem hiesigen Vizekapellmeister Hrn. Hartmann Stunz. Wenn ich nicht irre, so ist dieß mit Ausnahme von Poißl's Eröffnungsoper: „Die Prinzessin von Provence," seit acht Monaten die erste große deutsche Oper. Hr. Stunz, als talentvoller Komponist bekannt, hat dieses Tonwerk ursprünglich für das Theater Fenice geschrieben, wo Crivelli den Constantin sang, und wo es einige zwanzig Mal mit Beyfall gehört wurde. Er hat es nun mehr für das hiesige Sängerpersonal abgeändert. Die Oper enthält ausgezeichnet schöne Musikstücke; ich nenne im ersten Akt die Cavatine des Flavius (Mad. Vespermann), dann das schöne Terzett, das aber etwas lang, und in der Stretta zu düster und kirchenmäßig gehalten, während das Männerchor vor dem Finale trefflich zu nennen ist. Im zweyten Akt folgen sich drey große Scenen, die den Sängern ungemeine Schwierigkeiten darbieten, ohne darum theatralisch wirksam zu seyn; dagegen muß das Duo zwischen Flavius und Constantin (He. Mittermayr) kräftig und dramatisch-schön, so wie das Duettino zwischen Flavius und Fausta (Dlle. Sigl) überaus anmuthig genannt werden. Die Oper hat übrigens ganz den italienischen Schnitt, und ihr Verdienst scheint uns weniger in dem Aufschwung der Phantasie und in der Fülle neuer, angenehmer Melodien, als vielmehr in der Instrumentirung zu liegen, die überaus schön und kräftig ist, und in welcher sich, zumal in der geschickten Benutzung der Blechinstrumente, He. Stunz als Winters würdigen Schüler kundgibt. Daß die Oper bey der ersten Darstellung nicht den großen Beyfall erhielt, den sie unläugbar verdient, liegt wohl vorzüglich im Poem. Auf der Affiche stand: Aus dem Italienischen des Tindario übersezt von Beuckbräu. Dieser Hr. Tindario scheint mir ein sehr schlechter Operndichter zu seyn, und ich bedaure Hr. Beuckbräu, daß er dieß Machwerk übersetzen mußte. Die Geschichte des Constantin ist reich an ächt-dramatischen Momenten. Ich nenne nur seinen Sieg über den Maxenz, seine Erhebung zur Würde des Augustus, die bekannte Sage von Erscheinung des heiligen Kreuzes (wie wirksam für die Bühne!) und sein Uebergang zum Christenthum. Von diesem allem ist aber in der Oper keine Rede. Der Verfasser bringt den Kaiser Maximilian auf die Bühne, der doch bey Constantins Thronbesteigung längst todt war. Doch wer wollte darum mit dem Dichter rechten, wenn er nur musikalische Motive angebracht hätte, aber die Handlung ist matt und lahm, ohne Ausdruck und Leidenschaft, und, was das Schlimmste, ohne Schatten und Licht. Möge sich der talentvolle Komponist für seine künftige Opern um bessere Gedichte umsehen! — Eine schöne Dekoration von Hrn. Neefe, die uns in dieser Oper vorgeführt wurde, veranlaßt mich zu bemerken, daß dieser achtbare Künstler nunmehr nach Wien zurückgekehrt ist. Er hat sich durch seine Schöpfungen in unserer Stadt ein bleibendes Andenken gesichert; der König ließ ihm vor seiner Abreise als Merkmal Seiner Werthschäzung durch den Intendanten eine goldne Tabatiere zustellen.

Zum Schlusse will ich noch der Abhandlung erwähnen, die unser Hofrath Thiersch am 28sten März, dem Stiftungstage der Akademie, in der gewöhnlichen feyerlichen Sitzung gehalten hat; er sprach über die Epoche des vollendeten Kunststyls und beschloß mit dieser dritten Abhandlung den Cyklus über die Kunstgeschichte der Griechen. Da diese mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung die ganze Theorie zu Boden wirft, welche der um die Kunstgeschichte der Alten bisher für klassisch geachtete Winkelmann aufgestellt hat, so kann sie nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der gelehrten und Kunstwelt in hohem Grade zu erwecken, und das Resultat dieser Abhandlung, man mag nun den Ansichten des Hrn. Thiersch beypflichten, oder sie bestreiten, kann nicht anders als fruchtbringend für die Wissenschaft und Kunst seyn, und den Ruhm der Münchner Akademie vermehren. — ß.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Mai 1825.

Unglückselger Ueberfluß.
Ohne nöthigen Genuß.
Der ihn schätzbar machen muß!
Hagedorn.

Zaide und ihre Tochter.

(Beschluß.)

Schüchtern näherte sich dem Greise Zaide, und theilte ihm gleich nach der ersten Begrüßung den nagenden Kummer ihres Herzens mit. Der Alte lächelte wie ein Weiser, der sich längst die Gemüthsruhe erworben hatte, in der uns die Freuden und Leiden dieses Lebens ungefähr gleich nichtig vorkommen. Er hielt der Trauernden einen wunderbaren Spiegel vor, in welchem sich von der umher liegenden Welt durchaus nichts abbildete, sondern der innerlich seine eigenen Wesen und Gestalten für sich hatte. „Was entdeckst du in diesem Spiegel?" fragte Zamor gelassen die trauernde Pilgerin. — „Ich sehe nichts darin, antwortete Zaide, als einen Jüngling, der den vergeblichen Versuch macht, das hart an ihm vorbeyrieselnde Wasser eines Baches in einem Siebe aufzufangen." — „Nun, da siehst du, sagte der Weise mit dem langen Barte, deine und deiner unglücklichen Tochter ganze bisherige Lebensgeschichte wie in einer Nuß. So wenig der junge Mensch dort das Wasser in seinem Siebe aufschöpfen kann, eben so unmöglich vermochtet ihr hier unter dem Monde glücklich zu werden ohne ein genügsames und zufriedenes Herz. Das war der erste Schatz, um welchen ihr die wohlthätige Beschützerin eures Lebens, die reizende Fee, hättet bitten sollen. Doch muß ich dir ehrlich bekennen, ich bezweifle, daß es in ihrer Gewalt steht, euch diesen himmlischen Talisman zu verleihen. — Höhere Geister vermögen es wohl, die äußere Ordnung der Dinge nach ihrer Willkür abzuändern, schwerlich aber sind sie im Stande, die innern Gesetze unsers Geistes und Herzens aufzuheben. Denn was ich so eben den Talisman des Lebens nannte, jene stille gleichmüthige Ruhe, jene beglückende himmlische Zufriedenheit, wonach wir die Weisesten unsers Geschlechts von jeher allein haben streben sehen, hängt durchaus von keinen äußern Gütern, selbst nicht von den glänzendsten und am meisten beneideten, sondern einzig von der innern Stimmung unserer Seele ab, über die kein Gott etwas vermag, wenn wir nicht selbst Herr darüber zu werden wissen. — Hast du neben dem Wunsche auch den Muth, sie zu erwerben, so weiß ich nur ein Mittel, wie du hier zum Ziele gelangen kannst. Du mußt nämlich — lächle nicht, von mir etwas so Alltägliches zu vernehmen, von mir, dem du vielleicht nur lauter Außerordentliches zutraust — du mußt mit den lieben Deinigen wieder so wacker arbeiten lernen, als ihr weiland zu thun gewohnt waret, da ihr noch nichts hattet. Du irrst dich ganz gewaltig in mir, gute Frau, wenn du mich hier so müssig glaubst, als es den äußern Schein hat. Mein, alle Zeit, die mir von erlaubten Erholungen übrig bleibt, widme ich der Erforschung der Wahrheit und dem angestrengtesten Nachdenken über Alles, was mir wichtig scheint. Nur um meiner Liebe zur Arbeitsamkeit desto ungestörter huldigen zu können, habe ich mich seit Jahren in diese einsame Gegend zurückgezogen. Du siehst mich aber mit meiner Lage vollkommen zufrieden. — Es kommt also

Digitized by Google

von deiner Seite auf einen heldenmüthigen Entschluß an, und das ist dieser: du mußt die großmüthige Beschützerin deines Lebens bitten, daß sie dir und den Deinigen alles Ueberflüssige wieder nimmt, und euch nur so viel läßt, als nöthig ist, euch bey regelmäßiger Arbeitsamkeit vor drückendem Mangel zu sichern. Und hiermit gehabe dich wohl! Das, was wir mit einander zu besprechen hatten, ist hinlänglich besprochen. Fasse nun deine weitern Entschlüsse nach eigenem Gutdünken. Mich rufen andere und wichtigere Geschäfte."

So sprach Zamor, der Weise mit dem langen Barte, und kehrte ohne Sorgen, wie ohne Kummer, in seine geliebte Einsiedeley zurück.

Zaide, bekümmert, wie sie den Heimweg zu ihrem reichen, aber nicht glücklichen Landsitz wieder finden würde, vernahm die Stimme eines Vögelchens, welches schon manchen irren Wanderer in dieser einsamen Gegend zurecht gewiesen hatte, und welche ganz vernehmlich rief: „Komm mit! komm mit!"

Unwillkürlich folgte die Pilgerin, indem das Vögelchen von Gesträuch zu Gesträuch immer vorwärts hüpfte. Bald versammelten sich mehrere geflügelte Gäste des Waldes zu ihm und sangen lustig und aus wohltönenden Kehlen:

Wir Vögel erfüllen die Pflicht der Natur,
Wir wurden zum Singen, drum singen wir nur;
Und thust du, was ziemt die, o Mensch, nur mit Lust,
So trägst du dein Glück stets in eigener Brust!

Man sagt, Zaide sey durch diesen einfachen Gesang in dem Entschluß, welchen ihr der Alte zumuthete, dermaßen bestärkt worden, daß sie, ohne mit ihrer Tochter darüber erst Rücksprache zu nehmen, noch unter Weges allem Ueberfluß des Lebens heldenmüthig entsagt habe. Darauf hätten Mutter, Tochter und Schwiegersohn, wie tausend und aber tausend ehrliche Bewohner unsers lieben Planeten, um leben zu können, wieder wacker arbeiten müssen, und so sey ihnen sämmtlich durch ihrer eigenen Hände Werk das süße Glück zu Theil geworden, was ihnen die wohlthätige Fee durch alle Schätze der Welt nicht zu verschaffen vermochte.

Ernst Woldemar.

Blick auf die Forschungen über deutsche Vorzeit.

(Fortsetzung.)

So wurde es denn wohl natürlich, da der Deutsche so vieler fremden Völker geistige Eigenthümlichkeit kennen lernte und zu untersuchen strebte, daß sich auch der Forscherblick zu seinem eigenen Vaterlande wendete. Ein Volk, dem schon in seiner frühsten Zeit einer der größten Schriftsteller der Römer so gewogen war, daß er eine Beschreibung desselben und in ihr eine Lobschrift des alten Stammvolkes verfaßte, verlangte einen solchen Blick wohl ohnehin von selbst, wenn auch nicht der große Reiz der eigenen Landsmannschaft dazu trat; besonders, wenn man erwog, daß dieses Volk in alle Geschicke, welche Europa seit der Römer Zeit betroffen, innig mit verwickelt gewesen war, daß die Deutschen, einmal auf den Schauplatz der Geschichte durch die Römer gerufen, ihn nie wieder verließen. Sollte dieses Volk nicht Werke besessen haben, oder noch besitzen, die aus ältester Zeit stammten und würdig wären, daß der Enkel sie erforsche und erkenne? Diese Frage drängte sich zuvörderst auf, und sie ist wohl bey denen, welche in neuerer Zeit die erste Bahn wieder zu brechen suchten, am meisten anfeuernd und leitend gewesen.

Hier trat nun der schon früher bemerkte, nie ruhende Eifer der Zwischenjahrhunderte vortheilhaft ein, indem in ihnen gar Manches der Vorzeit, früher durch Schrift, später durch Druck bewahrt worden war. Nicht darum war dieß geschehen, daß man jenes Alte in seiner tiefern Bedeutung und Wichtigkeit erkannt hätte, sondern deßhalb, weil schon diese Zwischenzeit durch das Alterthum des Gesammelten angesprochen und angereizt wurde. Was so in früherer Zeit gesäet war, keimte jetzt erst fruchtbringend auf. Die dichterischen Werke der Vorzeit, womit jedes Volkes Blütenalter andebt, wurden zuerst der Betrachtung, der Erklärung, der Erneuerung, der Wiedererweckung vorgelegt, und das alt deutsche Schriftthum, welches man in früherer Zeit geschichtlich auf wenige Blätter vielleicht zusammendrängen konnte, breitete sich so weit aus, daß das, was uns geblieben, was noch durch die Zeiten sich gerettet hatte, zu einer bedeutenden Masse sich vor unserm Blick entwickelte. In dem Zeitraume weniger Jahre wurden alle Bücherräle auf das Eifrigste durchforscht, um die Handschriften jener alten Zeit an's Licht zu ziehen, zu erkunden, was noch da sey und in Abdrücken und Auszügen das Vorzüglichere zu verbreiten, ja, um so zu sagen, es der gelehrten Welt erst eigentlich zu schenken, die sich früher davon ganz zurückgezogen hatte. Aber nicht blos den dichterischen Werth suchte man, auch die sprachliche Kraft und Würde in ihren Uranfängen, wenigstens diesen Uranfängen näher, waeh erforscht, und so bildeten sich die ersten Grundzüge einer solchen deutschen Sprachforschung, die auf die frühesten Quellen und Verwandtschaftsverhältnisse zurückging, und die durch ihren tüchtigen Begründer dem germanischen Sprachenbunde eine früher ganz unbekannte Tiefe der Erforschung nicht blos andeuteten, sondern schon fest begründeten.

Bald zeigte sich aber, daß man hier nicht stehen bleiben könne, noch andere und mächtige Gestalten drängten sich vor, und da sie mit gewichtigeren Stimmen zur lebenden Welt redeten, als die oft unverständlich gewordenen Laute einer kühnen und von keinen Banden späterer Formen gezwängten Sprache, so eilte auch ein weit größerer

Digitized by Google

Hause der Theilnehmenden und Bewunderer dahin, als zu den sprachlichen Resten: es waren dieß die Werke der Kunst des Mittelalters. Auch diese war duech beengende und tödtende Ansichten gänzlich unterdrückt worden; die Werke der Vorzeit hatten die Sprache verloren, mit der sie einst zu ihren Umgebungen redeten und sie zu immer höheren Werken entzündeten, kalt und unbeachtend ging der Enkel vorüber, es tönte ihm aus den erhabenen Münstern und Bauwerken, aus Gemälden, aus Stein- und Schnitzwerk, nicht Jahre, sondern Jahrhunderte lang, keine bekannte Stimme mehr entgegen.

Nur in griechischer und sich daran lehnender römischer Kunst wollten die Jahrhunderte vom Mittelalter bis zur neueren Zeit allein Kunst sehen und anerkennen, alles Andere betrachtete man als einen Greuel, durch barbarische Völker ersonnen; indem man nur einen Maßstab kannte und anlegte: das griechische Alterthum, welches freylich diese christliche Kunstwerke gänzlich überwachsen hatte. Langsam erst reifte der Blick, und wenn wir das Große und Tüchtige der Malerey und Bildnerkunst des Mittelalters jezt immer mehr und mehr erkennen, so suchen wir doch noch stets tiefere Erkenntniß der mächtigen Kunst, welche die ungeheuern Dome aufthürmte und das vielgestaltete Zackenwerk der Thürme und Spitzen in die Lüfte bob. Aber gebrochen ist die Bahn, gewonnen ist die Erkenntniß des Tüchtigen und Schönen, leidenschaftlicher Eifer hat sich Vieler bey Sammlung und Erforschung dieser Denkmäler bemächtigt, rastlos kreist der neu geweckte Geist vorwärts, und immer neue Werke drängen sich herzu, welche die Aussicht in jene alten Kunstgefilde lichten und erhellen, ein jedes Jahr führt unsere Erkenntnisse jezt weiter, und gewonnen ist bereits ein blühendes, fruchtbares Feld, auf dem man den dürren Boden nicht mehr erkennt, der noch vor zwey Jahrzehnten den damaligen ersten Bedauern entgegenstarrte.

So hatten denn Dichtkunst und bildende Kunst sich neue und warme Freunde gewonnen, aber je mehr man strebte, das zu erkennen, was das Mittelalter hervorgebracht, um so mehr mußte der Blick auch in die fernste Zeit Deutschlands geleitet werden, als noch keine Einwirkung des Christenthums das Leben umgestaltet hatte, aber schon tief in des Landes Boden die Wurzeln gedrungen waren, aus denen der mächtige Baum eigenthümlicher Sitten und Gebräuche, Ansichten und Lehren in spätern Jahrhunderten mit seinen weit schattenden Zweigen sich erheben sollte. In ahnungsvolles Dunkel gehüllt, tönten die Nachrichten des Alterthums über Deutschland zu uns, fremd und wunderbar klangen die Erzählungen des Tacitus. In keinen mächtigen Bauwerken der Kunst wandelte der Germane, aber unter den erhabensten Werken der Natur, in furchtbar schaurigen Eichen- und Buchen-Urwäldern, die sein Fuß zuerst betrat und in denen er mit den Schrecken der Natur und einer ungebändigten Thierwelt kühn kämpfen mußte. Roh, ungestaltet, auf der ersten Stufe einer Bildung stehend, die kaum der Thierheit entwachsen, schilderte man nur zu oft den Germanen und alle Barbarey, die man früher im christlichen Mittelalter als allgemein verbreitet gewähnt hatte, und die kaum aus diesem zurückgedrängt worden, schien nun um desto dumpfer und schauerlicher die Zeit drücken zu wollen, in der die Römer zuerst Germanien der Geschichte gewannen, worüber erst späterhin das Christenthum seinen sittigenden und belebenden Athem hinhauchte, vor dessen Allgewalt kein rohes Gebilde des Heidenthums stehen zu bleiben vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

Im italienischen Operntheater herrscht Finsterniß und Leere. Die schönen Tage in Hesperien sind nun vorüber, und das Publikum verläßt den Ort nicht mehr voll tiefer Rührung oder heiterer Scherze, voll Entzücken und Bewunderung. Den 26sten gab die Gesellschaft des Signor Domenico Barbaja ihre lezte Vorstellung. Ganz unvermuthet war den Abend vor angekündigt worden, die Administration habe diese Vorstellung zum Vortheil der sämmtlichen Mitglieder des Opern- und Ballet-Chors, so wie des Orchesters bestimmt, als ein Zeichen der Zufriedenheit mit ihrem unermüdlichen Bestreben während der dreyjährigen Dauer dieses Unternehmens. Die sonst erhöhten Preise der italienischen Oper waren dießmal noch gesteigert. Aufgeführt wurde: der erste Akt von Mozarts Titus in deutscher Sprache. Mad. Grünbaum Vitellia, Hr. Forti Titus, Mad. Waldmüller Sextus u. s. w. Die erste Sängerin war ziemlich schlecht bey Stimme und fand keinen Beyfall. Der Part sagt ihr überhaupt nicht recht mehr zu. Forti's Gesang und Darstellung fand man etwas matt. Die Waldmüller leistete viel Lobenswerthes, und gefiel mehr, als einige Tage vorher im Part des Tankred, worin sie zum Erstenmal wieder auftrat. Sie sang zwar mit einiger Anstrengung, doch kräftiger, mit Feuer, und Einiges sogar mit Glück. Ueberhaupt vermißte man die lebendige kräftige Zusammenwirkung, an die man seither gewöhnt war. Dieß gesahd noch mehr bey Aufführung des Don Juan, den die Mitglieder der deutschen Oper einige Tage vorher gaben. Es ist aber auch sehr natürlich: diese Sänger sind während einer langen Feyer einander fremd geworden, und sind auch im Einzelnen nach und nach aus der Uebung gekommen. Die Folgen haben endlich selbst die ausschließlichen Verehrer des deutschen Gesanges eingesahen. Doch zurück zur lezten Vorstellung! — Nach dem ersten Akt von Titus folgte der zweyte der hier in der lezten Zeit neu gegebenen Oper: I Pretendenti delusi, wovon hernach die Rede seyn wird. Sgre. Dardanelli und I Sgri. Donzelli. Ambrogi und Bottiselli wurden mit stürmischem und anhaltendem Applaus empfangen, sie konnten kaum zu Worte kommen. Nach der Opern-Vorstellung sang Rubini eine Arie mit großer Anmuth und Virtuosität. Früher hatte er einmal, ebenfalls zwischen den Akten, die Arie des Tamino vorgetragen, war aber damals sehr heiser, und konnte nur Sotto voce singen. In einem Konzert trug er die Tenor-Arie aus Don Juan ganz vortrefflich vor. Nach der Arie folgte die dritte Vorstellung des

neuen Ballets: Alexander in Indien, von Armand Vestris in fünf Akten. Die Brugnoli als Cleopha wurde mit Applaudissements überschüttet, wie man leicht denken kann. Die Vorstellung begann eine halbe Stunde früher als gewöhnlich, und dauerte bis gegen halb eilf Uhr. Die Einnahme mag nah an viertelhalbtausend Gulden C. M. betragen haben. Wie es heißt, bleibt dieses Theater den Sommer über verschlossen. Ob es Barbaja im September wieder eröffnen wird, ist noch nicht entschieden, und an Allem, was bisher gesprochen worden, ist in dieser Hinsicht wenig Wahres. Schon zu Anfang dieses Monats reisten die beyden Lieblinge des Publikums, die Fodor und Lablache, nach Neapel. In der Oper Agnese, von Paer, traten sie, wenigstens in dieser Station, zum Lezten mal auf. Das Haus war zum Brechen voll. Beyde sind in der That außerordentliche, man darf sagen in ihrer Art große Künstler, und hier bedien' ich mich zum Erstenmal dieses sonst so gangbaren Prädikats in dieser Hinsicht, obwohl es so zur Mode schon geworden ist, daß man hier und da die Namen vieler Künstler, die nur einigermaßen einen Theaterruf haben, der so, wie der Name eines Schriftstellers im gewöhnlichen Sinn blos auf eine niedrige Stufe der Bedeutung hinzeigt, ohne dieses, oder ähnliche Bezeichnungen, z. B. unübertrefflich, einzig, hochgefeyert u. s. w. nicht zu nennen wagt. Die Fodor vereinigt das Talent einer außerordentlichen Gesangskünstlerin mit ausgezeichneter Darstellungskraft. Sie erscheint in jedem Moment so, wie sie soll, wenn gleich, die mannigfaltigen Leistungen mit einander verglichen, diese oder jene hervorragender erscheint. Gesang und Charakteristik, Kunst und Wahrheit sind so innigst verschmolzen, daß man beyde nicht trennen kann. Ihre Erzeugnisse sind Schöpfungen des Augenblicks, der ächten Begeisterung. Man muß sie sehen und hören in der Lachscene (im ersten Terzett) in Matrimonio Segreto! wo der scharfgenommene Ton des höhnischen Gelächters in dem Augenblick, da er die schneidendste Dissonanz bildet, durch das Gefühl gerechtfertigt, in wundersame Harmonie sich auflöst. Man muß sie sehen und hören als Desdemona, wo sie, im zweyten und dritten Akt besonders, durch alle Stufen der Liebe, des Schmerzes und der Verzweiflung mit jedem Takt zu immer größerer Bewunderung hinreißt. Man muß sie endlich sehen und hören als Agnese — aber man muß sie selbst sehen und hören, und je öfter dieß geschieht, desto mehr muß man sie bewundern. Selbst ihre Mißtöne werden Wohllaut, das heißt charakteristischer Einklang. Dieß ist wahre Kunst! — oder ist es nicht eben sowohl wahre Natur? — — Lablache ist eine seltene Erscheinung als Sänger und Darsteller, im Komischen und Tragischen, in jungen und alten Rollen, sofern seine Persönlichkeit jenes zuläßt, überhaupt durch den Verein so mannigfaltiger Eigenschaften, wohin Stimme und angemessener Vortrag, imposante Individualität und Kraft des mimischen Ausdrucks zu rechnen sind. Man sehe und höre ihn in Semiramide und in Matrimonio Segreto, als Vater der Agnese und als Maestro in den Contadini villane! Eine Gesellschaft musikliebender Freunde hat beyden Künstlern zwey Medaillen gewidmet, die im kaiserlichen Münzamt ausgeprägt wurden, und dem talentvollen jungen Künstler J. D. Böhm so trefflich gelungen sind, daß sie den besten Meisterstücken an die Seite gesezt werden können. Dieser Künstler war vor einigen Jahren in Rom und hat sich schon durch mehrere Kunstwerke, die vaterländische Beziehung und Bedeutsamkeit haben, ausgezeichnet. Die Kunstverständigen sagen, daß in den beyden neuesten durch Reinheit und Klarheit der Umrisse, durch Behandlung des Fleisches und der Haare sich die vollkommenste Herrschaft des Künstlers über den Stoff beurkunde. Auf dem Avers jeder Medaille befindet sich das Bild mit der Legende des Namens, auf dem Revers die von dem hier anwesenden, durch Gelehrsamkeit in allen Zweigen klassischer Philologie achtungswerthen Maccheso Tommaso Gargallo verfaßte Inschrift. Die auf der Medaille mit dem Bildniß der Sängerin lautet also: Natura. An. Arte Praestantior Incertum Uptime. Consocietis ΠΑΓΗΓ. ΜΟΥΣΙΚΗΣ ΜΕΤΕΧΟΥΣΑ. (Ausgezeichnet, ob mehr durch Natur oder Kunst ungewiß, durch ihre glückliche Einigung aller Musen Vertraute.) Auf dem Revers der zweyten steht: Actione Roscio. Jopae Cantu Comparantur Utroque Lauru Concerta Ambobus. Major. (Schauspieler gleich Roscius, Sänger Jopas gleich, im Schmuck des Doppellorbeers größer denn Beyde u. s. w.) Man bewundert an dem Bildniß des Lablacher vorzüglich den Ausdruck des Auges, eine der schwierigsten Aufgaben für den Künstler. Der Preis dieser Medaillen ist, wenn man den Werth des Silbers zu drey Gulden C. M. rechnet, sehr unbedeutend, nämlich 7 Gulden. Es sind auch kurserne aus russischen Kopeken geprägt worden, die vortrefflich sind und sich nur durch den materiellen Werth unterscheiden. — Die dritte „gefeyerte" Erscheinung dieser Bühne war Dlle. Brunetti. Auf sie ist zwar noch keine Medaille geschlagen, aber eine kleine Abhandlung geschrieben worden — oder besser gesagt ein Panegyrikus, der das Detail ihrer tanzkünstlerischen Virtuosität enthält. Dazu geben solche Künstlerinnen auch den besten Anlaß. An ihren Leistungen kann man die Geheimnisse der Kunst am zweckmäßigsten entwickeln. Ich könnte unsern Lesern bey dieser Gelegenheit viel Schönes erzählen, zu welcher Talent-Gattung Dlle. Brugnoli gehört, und welche Konstruktion ihr besonders eigen ist; daß sie eigentlich weder zu den Danseurs (oder Danseuses) aequés noch jarretés zu rechnen sey, sondern daß durch die glückliche Vereinigung beyder ihre Vortrefflichkeit konstatirt wird. Ich könnte erzählen von ihrem Coudé-pied und Port-de-bras, von ihrer Pointe d'acier, von der, nach Versicherung einsichtsvoller Anatomen, einzigen Struktur ihrer vordern Zehen, die sie so unübertrefflich geschickt machen, auf den Fußspitzen zu gehen; von ihren Battemens und Percussions, von dem Enchaînement ihrer Pas, von ihrem Terre-à-terre, von ihrem Dehors und à plomb, ihren grands battemens tendus und Déploiemens, ihrem Clair obscur, ihren Balons, und vor allen Dingen — ihren idealischen und höchst romantischen Pirouetten. Und dieses zweyte Beywort ist nicht etwa nur so aus der Luft gegriffen! Die französischen Aesthetiker, die in zwey Hälften zerfallen: die klassische und die romantische, würden Dlle. Brugnoli ohne Zweifel zu den romantischen Tänzerinnen rechnen. Trotz allen technischen Bezeichnungen würden die Leser aber doch nicht wissen, wie diese Künstlerin eigentlich tanzt, und um der Redensarten zu erklären, müßt' ich einen Tänzer oder Ballettmeister zum Beystand nehmen. Das Nähere, insofern es auf Dlle. Brugnoli Beziehung hat, können sie in der Wiener Zeitschrift von diesem Monat (März) lesen, im Allgemeinen angeführt finden sie das und Anderes auch in den Lettres sur la Danse von M. Noverre. Dieß will ich aber schließlich noch hinzufügen, da ich überhaupt nur in diesem Monatsbericht von ihr in reden Gelegenheit habe, daß sie eine ausgezeichnete Tanzkünstlerin ist, daß sie mir jedoch — mit Ertaubniß der Kunstverständigen! — im Mezzo-Charakter vorzüglicher als im ferieusen erscheint. Vielleicht ist es umgekehrt! — Gleichviel! Ihr Talent hat mich erfreut, und viele Andere entzückt. Man darf sagen von ihr, was zuweilen in den Berichten aus Mailand und Neapel geschrieben wird: „Questa ballerina applauditissima ogniqualvolta mostravasi al pubblico, lo fu con trasporto l'ultima sera."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Mai 1825.

Wir bauen hoch und feste,
Und sind doch fremde Gäste;
Und wo wir ewig sollten seyn,
Da bauen wir gar wenig ein!

Alter Spruch.

Die Aufmauerung Scutari's (in Albanien)*).

Burgten Burg drey Brüder eines Leibes,
Drey Gebrüder, drey Marljavtschevitlje;
Einer war der König Vukaschine,
Andrer war Vojvoda Ugliescha,
Dritter war der Marljavtschevitj Gojko,
Burgten Burg Scutar an der Bojana,
Burgten Burg drey ganze volle Jahre,
Schon drey Jahre mit dreyhundert Meistern,
Nicht vermochten sie den Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbau'n die Feste:
Was bey Tag die Meister aufgemauert,
Alles das riß um bey Nacht die Vila.
Als begonnen hatte Jahr das vierte,
Rief hernieder Vila vom Gebirge:
„Mühe dich nicht, König Vukaschine,
Mühe dich nicht und dein Geld nicht schwende!
Nicht vermagst du, König, Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbau'n die Feste,
Bis gefunden du zwey gleiche Namen,
Aufgefunden hast Stojan und Stoja,
Beyd' einander Bruder sich und Schwester,
Diese mauert in den Grund des Thurmes,
So wird hasten, König, dir der Grundwall,
So vermaast du anfzubau'n die Feste."
Das vernommen Vukaschin der König,
Rief er seinen Diener Desimiren:
„Desimire, Kind mein vielgeliebtes,
Warst seither mein vielgetreuer Diener,
Sollst fortan mir vielgeliebtes Kind seyn;
Spanne, Sohn, die Pferde in den Wagen,
Nimm des Geldes mit sechs schwere Lasten,
Zeuch, mein Sohn, aus in die weiße Welt hin,
Aufzusuchen zwey gleiche Namen,
Suche, Sohn, die Stoja und den Stojan,
Beyd' einander Bruder sich und Schwester,
Raube oder kaufe sie mit Gelde,
Bringe sie nach Scutar zur Bojana,
Daß wir in des Thurmes Grund sie mauern,
Daß uns fest' und hafte dann der Grundwall
Und wir mögen auferbau'n die Feste." —
Desimir, der Diener, das gehöret,
Spannet er die Pferde in den Wagen,
Zu sich nahm sechs schwere Lasten Geldes,
Zog der Diener in die weiße Welt aus,
Ging und suchte nach zwey gleichen Namen,
Suchete den Stojan und die Stoja,
Suchete drey ganze volle Jahre,
Aber fand nicht die zwey gleichen Namen,
Fand nicht weder Stoja noch den Stojan,
Kehrte gen Scutar an der Bojana,
Führend heim die Pferde sammt dem Wagen,
Gab dem König die sechs Lasten Geldes:
„Hier sind, König, Pferde sammt dem Wagen,
Hier sind auch sechs Lasten deines Geldes,
Nimmer fand ich die zwey gleichen Namen,
Fand nicht weder Stoja noch den Stojan." —
Dieß vernommen Vukaschin, der König,
Schrie er zu des Baues Meister Rada,
Rada schrie zu den dreyhundert Meistern:
„Baut Scutari auf an der Bojana,
Baut der König, reißet um die Vila,
Leidet Vila nicht den Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbau'n die Feste!"
Und vom Berge nieder rief die Vila:

*) Probe aus „Goethe's Kunst und Alterthum" fünften Bandes zweytes Heft, welches demnächst in den Buchhandel gegeben werden wird.

Digitized by Google

„Höreſt du mich? König Vukaſchine!
Mühe dich nicht, noch dein Geld verſchwende,
Nicht vermagſt du, König, Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbau'n die Feſte.
Doch ihr ſeyd drey Brüder eines Leibes,
Eine treue Gattin Jeder habend,
Weſſen morgen zur Bojana gehet,
Und den Meiſtern träget hin die Mahlzeit,
Dieſe in den Grund des Thurmes mauert,
So wird haften, König, dir der Grundwall.
So vermöget ihr die Burg zu burgen.“ —
Das vernommen Vukaſchin der König,
Rief er zu ſich ſeine Leibesbrüder:
„Höret mich, ihr vielgeliebten Brüder,
Dieſes ſchreyt die Vila vom Gebirge:
Nimmer fruchtet, daß wir Geld verſchwenden,
Leidet Vila nicht den Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbau'n die Feſte,
Doch wir ſeyen hier drey Leibesbrüder,
Jeder habend ſeine treue Gattin,
Weſſen morgen zur Bojana gehe
Und den Meiſtern hin die Mahlzeit trage,
Sie gemauert in den Grund des Thurmes
Werde haften uns des Baues Burgwall,
Werden wir die Feſte auferbauen;
Leiſtet, Brüder, göttlich-heil'ge Treue,
Daß es Keiner melde ſeiner Gattin,
Sondern wir das Schickſal laſſen walten,
Welche morgen zur Bojana gehe.“
Und ſie gaben drauf ſich heil'ge Treue,
Daß es Keiner melde ſeiner Gattin. —
Als nunmehr die kühle Nacht hereinbrach,
Kehrten ein ſie zu den weißen Höfen,
Abendaßen köſtlich Abendeſſen,
Jeder ging zur Gattin in die Kammer,
Aber ſieh da jezt das große Wunder,
Vukaſchin, der König, brach die Treue,
Und der Erſte ſprach er zu der Gattin:
„Wahre dich, o meine treue Gattin,
Daß du gehеſt morgen zur Bojana
Und die Mahlzeit trageſt hin den Meiſtern,
Denn du müßteſt büßen mit dem Leben,
In den Thurmgrund würdeſt du vermauert.“
Auch Uljeſcha hat den Eid gebrochen,
Sprach desgleichen zu der treuen Gattin:
„Geh' mir morgen nicht zu der Bojana,
Trag' den Meiſtern nicht hinaus die Mahlzeit,
Würdeſt kommen um dein junges Leben,
Eingemauert werden in den Grundwall.“
Doch nicht Goiko hat den Eid gebrochen
Und der lieben Gattin nichts geſaget.

(Der Beſchluß folgt.)

Blick auf die Forſchungen über deutſche Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Aber von Neuem ſahen die Forſcher, je feſter ſie jene Zeiten in's Auge faßten, ſich getäuſcht, die formloſen Nebel zerrannen, hellere, zierlichere, befreundetere Geſtalten traten daraus hervor, und verbanden ſich mit den Nachrichten der Alten zu anziehenderen Gebilden. Wir ſahen nicht blos ein kräftiges, ſtarkes, rohes Volk vor uns ſtehen, ſondern die Nachrichten des Alterthums entwickelten gar manche freundliche Bilder von ſittlicher Würde und Anmuth, denen alles Große und Schöne, was nur die Seele erhebt, zuzutrauen war und das auch wirklich zu Zeiten entkeimte. Treue, Biederſinn, Gaſtfreyheit, Keuſchheit, Wahrhaftigkeit führte der Römer Tacitus ſeinen Landsleuten als ein belehrendes Beyſpiel entgegen, und ſo gewann die ſonſt ſchauerlich erſcheinende Gegend und der rohe Boden und rauhere Himmel des Landes ein freundlicheres Anſehen. Aber nicht das Wort der Vorzeit, die Schrift der Alten, redeten allein zu uns, auch der Anblick der Reſte jener alten Zeit ſollte überzeugend zu uns ſprechen, und tiefere Belehrung gewähren, als das bloße Wort vermochte.

Wenn wir die ungeheuern Graddügel anſtaunten, die das Alterthum Deutſchlands über ſeine Todten aufthürmte, und von denen Jahrhunderte, ja ſtellenweis mehr als ein Jahrtauſend, den aufgedänſten Sand, trotz Regengüſſen und Sturmesweben, nicht ganz zu ſchwemmen und zu treiben vermochten, wenn ihre frühere Höhe auch etwas niederſank; wenn wir ſolche Steinmaſſen aufgethürmt ſahen, um einen Hünenhügel, ein Hünengrab zu bilden, daß wir jezt gleiche Maſſen kaum zu bewegen im Stande ſind; und wenn wir dabey ſahen, daß auch nicht eine Spur äußerer Kunſtfertigkeit ſich in Bearbeitung dieſer Steine zeigte, dann konnten uns wohl die Nachrichten von der rieſigen Größe, aber auch rauhen Geiſtesbildung unſerer Vorfahren wahrſcheinlicher, ja gewiß werden. Trugen wir nun aber dieſe Hügel ab, hoben wir dieſe Steine, und fanden unter ihnen zierliches und künſtliches Geräth, welches oft ſo zart und fein gearbeitet und geſtaltet war, daß es noch jezt unſer häusliches und geſellſchaftliches Leben zu zieren vermöchte; fanden wir dort, nicht mit Worten, aber durch zarte und ſinnige Anordnung des Geräthes, welches die Gebeine der Todten zur lezten Ruhe begleitete, eine Liebe und Anhänglichkeit an die Verſtorbenen ausgedrückt, welche nur in einer zarteren, geiſtigeren Ausbildung Wurzel faſſen konnte; ſo mußte auch hier unſere frühere Anſicht erſchüttert werden, und je mehr wir bemüht waren, alle dieſe Spuren des Alterthums zu ſammeln, alle den Hausrath, welchen einſt der Germane in ſeinen Hütten und Waldungen um ſich hatte und ſein nannte, in größeren Sammlungen zu entfalten und darzulegen, ſo daß es uns immer möglicher und leichter ward, in die Hausdaltungen des grauеſten Alterthums zu blicken, ſo wandelte ſich auch hier unſere Anſicht, und man kann gewiß Vieles nicht ohne eine ſtille Rührung betrachten, was ſo auf uns gekommen iſt und mit tauſendjähriger Stimme vernehmlich zu uns redet. Das iſt es, was die Alterthumskunde Germaniens uns gewährt, und indem das Wort der alten Zeit zu dem Kunſt- und Gewerbs-

Digitized by Google

erzeugniß der damals Lebenden tritt, erklärt Eines das Andere, ja wirft seine erhellenden und erleuchtenden Strahlen nicht blos in jene Zeit, sondern auch in das Mittelalter, ja sogar in unser Zeitalter hinüber; denn nicht locker und lose, aus sich selbst und neu erbaut steht die Jetztwelt da, sie findet vielmehr ihren festesten Grund in jenen ältern und ältesten Tagen und muß ihn dort suchen.

So hatte also die Erforschung des Mittelalters in die älteste Zeit zurückgeleitet und geführt, und es bleibt nun nur noch zu zeigen übrig, wie sie uns auch in unsere eigene Zeit oder wenigstens in die der jetzigen Zeit nahen Jahre auf das Nachdrücklichste hinwies.

Kunst und Wissen sind es nicht allein, welche Anforderungen an uns machen, und uns durch den Lauf von Jahrhunderten entgegentreten, es ist noch ein ganz Anderes vorhanden, was noch wirksamer, lauter und vernehmlicher zu uns, und selbst zu dem Trägsten und Unbeweglichsten, redet, was uns in jeder Stunde an sich erinnert, wenigstens erinnern sollte: dieß ist das Leben selbst, das Treiben und Genießen, das Freuen und Leiden, das Beglücken und Betrüben, welches die ganze Menschheit in seinem ewigen, nie stillstehenden Bewegen, unbewußt zumeist und in drehendem Wirbel mit sich hinwegführt. Es treten Verhältnisse und Zeiten uns oftmals entgegen, in denen man sich selbst wohl fragt: Wie lebten unsere Vorfahren? Wie suchten sie ihre Tage zu erfreuen? Wie drückten sie Jubel und Betrübniß aus? Welche Ansichten und Meynungen, welcher Glaube griff bedeutsam in ihr Wirken, augenblicklich oder länger andaltend ein? Kurz, wie gestaltete sich unseren Voreltern das Leben, und wie suchten sie es für sich zu bilden? Das sind die Fragen, die wir wohl mit Ernst machen, das die Gegenstände, die wir streng in's Auge fassen müssen, wenn wir mit wahrhaft hellem Blick unsere Vorzeit übersehen wollen. Nicht der Streit der Könige ist es, nicht Schlachten und Kriege sind es, welche die Geschichte allein uns geben, und eines Volkes wahre und eigentliche Geschichte geben sie fast nie; sie sind nur der blutige Vorhang, der uns bis jetzt des Volkes eigentliches Leben und Treiben verhüllte, hinter dem, in stiller Abgeschiedenheit von diesem rauschenden Getöse, entfernt von dem kriegerischen Gelärm, welches vor diesem Vorhange die Zuschauer betäubt, das wahre Leben der Völker, die innere Geschichte sich uns verbirgt. Nur Blut und Mord und Gewaltthat, nie das freundlich-frohe Leben der Menschheit, das von Fest und Freude zu Fest und Freude, von Genuß zu Genuß so gern übergeht, ward uns bis jetzt zumeist entwickelt, und selten nur wurde ein kurzer Blick in des Volkes Leben und Weben, Sitten und Gebräuche geworfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Curiosa aus England.

Ein Bauer in der Nähe von Brighton hatte sich dreymal verheirathet. Seine drey Frauen hatten alle einerley Namen, sie hießen alle drey Marie. Er zeugte mit jeder derselben drey Kinder, und alle drey Weiber starben zu Ende des dritten Jahres ihrer Ehe. Zwischen jeder dieser Ehen blieb der Mann drey Jahre lang Wittwer. Nur noch drey seiner Kinder sind am Leben, und jedes derselben ist das dritte von jeder seiner drey Frauen. Endlich sind auch alle drey Kinder im nämlichen Monat geboren, aber jedes drey Tage vom andern. — Wäre der Mann ein Mystiker der ältern oder der neuern Zeit, so möchte diese Sympathie für die heilige Zahl Drey ganz natürlich scheinen; so aber ist es nur ein gemeiner Bauer mit gemeinem gesunden Menschenverstande.

*

Noch sonderbarer aber sind fast folgende Lebensumstände eines andern englischen Bauers. Dieser hatte nur zwey Weiber — es versteht sich, Eine nach der Andern — welche ihm ein-und-zwanzig Kinder geboren haben. Die meisten dieser Kinder aber sind gestorben. Wie es bey reichem Kindersegen so häufig der Fall ist, so war es auch hier. Der Bauer war so arm, daß er nie mehr als zwey Kühe besaß. Das Sonderbarste war aber der Umstand, daß ihm immer einige Tage vor der Geburt eines seiner ein-und-zwanzig Kinder auch ein Kalb geworfen wurde, so daß er von seinen zwey Kühen ebenfalls ein-und-zwanzig Kälber erhielt. Einmal warf ihm seine Kuh zwey Kälber auf einmal, und siehe da! drey Tage nachher gebar ihm seine Frau auch Zwillinge! Zu bedauern ist es übrigens, daß man nicht darauf geachtet hat, ob auch das Geschlecht der Kinder und der Kälber eben so genau übereinstimmte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März

(Fortsetzung.)

Neues wurde in der letzten Zeit auf dem italienischen Opern-Theater gegeben: Bianca e Faliero Musica dal Maestro Rossini. Das Textbuch ist leer und langweilig. Verbotene Liebe, tückischer Verrath, Verzeihung und Heirath — der Inhalt. Die Musik gilt für eine der dürftigsten Kompositionen des Meisters, hat jedoch, wie jedes seiner Werke, angenehme Einzelnheiten. Außer Mailand wurde diese Oper, wie ich glaube, vorher nirgends aufgeführt. Dort ist sie unter der Benennung l'Opera del quartetto bekannt. Es hatte sich nämlich gleich Anfangs der Vorstellung eine Parthey dagegen gebildet, die ihre Meinung durch beyde Akte kräftig zu behaupten suchte, bis gegen den Schluß des letzten Akts das Quartett sich hören ließ, welches eine der schönsten Tondichtungen Rossini's genannt werden kann, und wovon die Zuhörer so hingerissen wurden, daß die tadelsüchtige Stimmung in Entzücken und Lobpreisung überging. Den Part des Faliero führte Sara. Grisi aus, die früher in einer Akademie sich hören ließ, und dießmal ihren ersten theatralischen Versuch machte, wie angekündigt wurde, aber in Vergleichung mit ihrem ersten Erscheinen überraschende Gewandtheit und Sicherheit zeigte, um so auffallender, da sie hier im männlichen Kostüm erschien. Sie sang Einiges hinreißend und man mußte besonders den natürlichen Ausdruck ihres Gefühls bewundern. Sie hat schönen Umfang und angenehme Töne, gute Schule und Talent; die Verbindung der Töne und die Ausbildung fehlen noch. Dieser Leistung nach zu urtheilen kann die hübsche junge Sängerin es weiter bringen, als ihr erstes Auftreten erwarten ließ. Ferner gab man: Il Turco in Italia. Das Stück enthält keine

sinnreiche Intrigue, aber mehrere glückliche Zusammenstellungen, vortheilhafte Situationen, und hat den Anstrich einer Opera buffa. Die Musik ist voll Leben und Anmuth, der komische Charakter glücklich aufgefaßt und die Besetzung der Hauptrollen, des eifersüchtigen, dornirten Ehemanns durch Lablache, der kokettirenden Signora durch die Fodor, des despotischen türkischen Galautino durch den ausgezeichneten Sänger Botticelli — trug zur günstigen Aufnahme das Ihrige noch bey. In der letzten Woche wurde eine auf diesem Theater zwar neue, sonst aber schon etwas verlegne und altertümlich schmeckende Oper, ohne pikanten Charakter, über die Bretter geführt: I Pretendenti delusi, von Mosca, den man als den Lehrer Rossini's anführt. Man findet Aehnlichkeiten genug in Beyder Werken. Das Buch ist kahl und die Musik nicht weniger. die Seichtigkeit zeigt sich vom Anfang bis zum Ende. Einzelnheiten sprachen an, der parlante Gesang ist gut gehalten und macht gute Wirkung. Die militärische Schlußscene gibt diesem alltäglichen Theaterstück gleichsam einigen Relief. Von neuen Ballets sahen wir: Undine, Zauberballet in drey Akten, von der Erfindung des Hrn. Henry. Viele deutsche Zusammen hatten eine ganz andere Undine erwartet, von der sie nur den Namen fanden. Der oberste Wassergeist will die Schöne mit einem Flußgott vermählen, sie aber hat dem Ritter Huldebrand schon ihre Huld geschenkt. Durch eine Weltenschrift wird ihr angekündigt, daß sie bey der geringsten Untreue des erkornen Sterblichen in den Abgrund des See's geschleudert werden wird. Dieses Schicksal bleibt nicht lange aus. Der Ungetreue stürzt sich von einem Felsen. Der Wassergeist nimmt Beyde auf, wird durch die Verzweiflung der Schönen endlich gerührt, und vereinigt sie. Diese dürftige, doch rasch bewegte Handlung ist anziehend in die Scene gesetzt und ausgestattet.

Die letzte neue Produktion dieser Bühne, die in der letzten Woche noch zum Vorschein kam, haben nur drey Vorstellungen haben konnte, war Alessandro nell' Indie. Ballo eroico in cinque atti. Dieses heroische Ballet war von der Erfindung des Hrn. Armand Vestris. Außer dem beliebten „die Fee und der Ritter," hat kein Andres so viel Glück gemacht. Der Stoff ist aber auch glücklich und öfter schon benutzt worden. Von Metastasio gibt es eine Oper unter demselben Titel, die unlängst in Neapel von einem jungen Dichter modernisirt und von Pacini in Musik gesetzt worden ist. Der dramatische Bau des Ballets zeichnet sich nicht besonders aus, aber die Begebenheiten sind wirksam in die Scene gesetzt und die Handlung bietet anziehende Situationen dar, die für den mimischen Theil, wie zu Tänzen, Tableau's, Einzügen. Dekorationen und Kostüms glücklich verwendet, ein eben so reizendes als glanzvolles Ganze bildeten. Die Musik von verschiedenen Meistern ist eine musikalische Mosaik, aber gut geordnet, wozu Rossini, wie in solchen Fällen gewöhnlich, das Meiste hergegeben hat. Dlle. Brugnoli führte einen Schawltanz mit anmuthigen und überraschenden Bildern und Attitüden aus. Man bewunderte vorzüglich die schnellen und leicht geordneten Drapirungen. Bemerkenswerth ist, daß dieses Ballet ohne eigentlichen Seiltänzer ausgeführt wurde, indem diese, außer Vestris selbst, der sich gefährlich krank befindet, schon abgereist waren, und die geschickte Tänzerin Torelli den dritten Hauptpart des indischen Königs Porus mit vielem Glück übernommen hatte.

In der letzten Zeit wurde auch der Freyschütz einige Mal bey gut besetztem Haus gegeben; das letzte Mal, nebst dem Singspiel: das Geheimniß, zum Vortheil des sonst so beliebten Komikers Hasenhut, der in diesen kleinen Operetten bisher die komischen Bedientenrollen gab. Nach Zurückkunft der, während des Winters auf auswärtigen Bühnen gastirenden deutschen Operisten, gab man auch wieder Mozarts Meisterwerk — wiewohl man alle seine Werke so bezeichnen kann — nämlich Don Juan. Durch den ganzen Monat wurden alle Vorstellungen nach und nach zum letzten Mal auf den Zettel angekündigt. — Wie jetzt eben verlauten will, wird dieses Theater nach dem Osterfest wieder geöffnet werden, und die Henslerische Gesellschaft, die, wie bekannt, auf dem dritten Vorstadttheater in der Josephstadt spielt, einen Monat lang Vorstellungen darauf geben, während dessen in ihrem angehörigen Lokal einige Restaurationen vorzunehmen sind. Es werden also wieder deutsche Opern, oder vielmehr Operetten seyn, keine ernsthaften zwar, aber komische, und diejenigen, die sich etwa satt gesehen und gehört haben an Semiramide und Otello, an Figaro's Hochzeit und dem Freyschütz, können sich erholen an Arsenius, dann Arsenia, und Arsenius und Arsenia, der Zimmerreise in Krähwinkel u. s. w. Letzteres Stück hat, beyläufig gesagt, auf dem Theater in der Josephstadt eine Art von Furore gemacht. Der eigentliche Titel dieses mit Lust gesehenen Stücks ist: Menagerie und optische Zimmerreise, Posse mit Gesang in zwey Aufzügen. Der Verfasser ist unbekannt geblieben. Es hat komische Ingredienzien und hübsche Dekorationen. Hierher gehören: die Menagerie, die Nordpol-Expedition, der Vesuv in seiner Explosion (die Maschinerie zum Vesuv von Hrn. R.) — Diese Vorstellungen sind andern, in den sogenannten topographischen, magischen ꝛc. Kunstkabinets vorkommenden, nachgebildet. In einer dieser Ausstellungen kommt auch der „trojanische Brand vor." Ein phantastisches Gemälde. (In der That ein phantastisches!) — Ferner wird in der genannten Posse eine italienische Arie aus La gazza ladra (abermalige Parodie des Sängers David!) und ein böhmisches Duett gesungen. Genug für's Geld! —

Auf dem Theater in der Jägerzeile macht dagegen der Diamant des Geisterkönigs noch immer großes Glück und die geschlossenen Pläne sind fortwährend auf mehrere Vorstellungen in Beschlag genommen.

Unter den übrigen auf dem Volkstheater gegebenen Novitäten sind zu nennen: Die Zauberbrille. Ein Magier verliert seine Brille, zwey Reisende finden sie, der Eine, ein lustiger Vogel, treibt seinen Hokuspokus damit, bis sie endlich gegen gewisse Vergünstigungen in die Hände des Eigenthümers gelangt. Das Zauberspiel soll nicht ohne Komik seyn, und etwas muß es doch haben. Ferner: Die Wilfin um Mitternacht. Romantisches Mährchen in zwey Akten. Musik von Drechsler. Die Vorgängerin dieser Wilfin, die einmal auf dem Theater an der Wien Furor machte, ist von ihrer Nachfolgerin nicht übertroffen worden. Das Stück hat weniger gemacht, als Titel und Personenverzeichniß zu erwarten gaben. „Die Wilfin — hieß es auf dem Zettel — wird dargestellt vom Hrn. N. N." — Noch ein anderes Stück führt den Titel: Amosa, oder bald Zauberer, bald Schuster. Letzte Zauberposse mit Gesang in zwey Akten. Musik von W. Müller. Die Beschwörerin treuer Liebenden, Amosa, verleiht dem Schustergesellen Gänsefeller die Gabe zu zaubern, unter der Bedingung, daß er jährlich eine gute That verrichte. Als er dieses unterläßt, kömmt er plötzlich wieder in die Werkstatt seines Meisters Pechfeder. Er verliebt sich in eine Schulmeisterstochter, die Fee läßt den armen Erzauberer Malvo — so wurde er genannt — verschiedene Proben bestehen, und macht ihn endlich wieder glücklich. Sie hat nun einmal besondere Zuneigung für den armen Schustergesellen! Das Stück (von dem Komiker Korntheuer) soll hübsche Dekorationen und „jokose Einfälle" haben; gefallen hat es nicht besonders.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Mai 1825.

Und blicke himmelwärts,
Wo sich, da Leid und Trennung nimmer währet,
Der Mutterliebe höchstes Bild verklaret.

C. Geib.

Die Aufmauerung Scutari's.

(Beschluß.)

Morgens früh, sobald der Tag geleuchtet,
Standen auf die drey Marljavtschevitje,
Gingen nach der Feste zur Bojana.
Als genahet Zeit des Mittagsmahles,
War des Tragens Reihe an der Kön'gin,
Zu der Schwägrin ist sie dingegangen,
Zu der Schwägrin, Ugljescha's Gattin:
„Höre mich, o meine liebe Schwägein,
Unverhofft hat Kopfweh mich befallen,
Bleib' gesund, ich kann es nicht ausbalten."
Ugljescha's Gattin ihr versetzte:
„Königin, o meine liebe Schwägein,
Unverhofft hat Handweh mich ergriffen,
Bleib' gesund, ich kann es nicht ausbalten;
Aber geh' du, sag's der jüngsten Schwägein."
Und sie ging zur Schwägerin, der jüngsten:
„Schwägerin, o junge Frau des Gojko,
Hat auf einmal Kopfweh mich befallen,
Bleib' gesund, ich kann es nicht ausbalten,
Trage du den Meistern hin die Mahlzeit!"
Gojko's junge Frau gab diese Antwort:
„Höre mich, Frau Kön'gin, liebe Mutter,
Wie so gerne stünd' ich dir zu Willen,
Ungebadet ist mir noch mein Knäblein,
Ungegossen liegt mir noch die Leinwand!"
Nochmals drauf die Kön'gin zu ihr sagte:
„Geh' nur hin, o vielgeliebte Schwägein,
Trag' die Mittagsmahlzeit hin den Meistern,
Will dir deine Leinwand schon begießen,
Und die Schwägrin wird dein Kind dir baden!"
Nichts dawider mochte Gojko's Gattin,
Ging und trug den Meistern hin die Mahlzeit.
Als sie näher kam an die Bojana,
Schaute sie der Marljavtschevitj Gojko,
Schmerzes voll das Herz dem Helden wurde,
That ihm leid um seine treue Gattin,
That ihm leid um's Kindlein in der Wiege,
Das erst einen Monat alt gewesen,
Thränen fließen über seine Wangen.
Und die schlanke junge Frau ersieht ihn,
Schreitet sachte, bis sie ihm genahet,
Scheeitet sachte, redet zu ihm leise:
„Was doch fehlet meinem guten Herren,
Daß du Thränen vom Gesicht vergießest?"
Aber Gojko Marljavtschevitj sagte:
„Uebel geht mir's, meine treue Gattin,
Hatte einen schönen güldnen Apfel,
Fiel mir heute 'nab in die Bojana,
Thut mir leid drum, kann ihn nicht verschmerzen."
Schlanke junge Frau hat nichts geahnet,
Sondern spricht zu ihrem lieben Herren:
„Bete, daß dich Gott gesund erhalte,
Kannst dir einen schönern Apfel gießen."
Das den Harm dem Helden noch vermehrte,
Mußte von ihr ab sein Antlitz wenden,
Nicht mehr schauen wollte seine Gattin.
Aber kamen zwey Marljavtschevitje,
Gojko's junger Frauen Schwäger Beyde,
Sie bey ihren weißen Händen fassend,
Führten sie zur Feste in's Gemäuer,
Schrien zu des Baues Meister Rada,
Rada scheie zu den dreyhundert Meistern,
Doch die junge schlanke Frau sie lachet,
Denkt, ein bloßer Scherz sey solches Alles.

Und sie stellten sie zum Einvermauern,
Und es waesen die dreyhundert Meister,
Warfen nieder Balken, warfen Steine,
Mauerten sie ein bis zu den Knieen,
Immer lachet noch die Schlanke, Junge,
Glaubt, daß Alles nichts als bloßer Scherz sey.
Und es warfen die dreyhundert Meister,
Warfen nieder Balken, waesen Steine,
Mauerten sie ein bis zu dem Gürtel,
Wurden schwer ihr Balken und die Steine,
Sah die Arme, was man mit ihr wollte,
Zischte laut, gleich einer wilden Schlange,
Hub zu flehen an zwey liebe Schwäger:
„Nicht mich lasset, wo ihr Gott erkennet,
In die Erde jung und grün vermauern!"
Also flieht sie, hilft ihr nicht im mindsten,
Achten nicht die Schwäger, was sie bittet:
Achtet sie den Spott nicht, noch die Schande,
Hebet ihren Herren an zu flehen:
„Zu nicht laß es, o mein guter Herre,
Daß sie mauern in den Grund mich Junge,
Sende hin zu meiner alten Muttee,
Meine Mutter hat des Geldes Fülle,
Soll dir kaufen Sklaven oder Sklavin,
Die ihr mauert in den Grund des Thurmes!"
Also flieht sie, hilft ihr nicht im mindsten.
Da nunmehr die schlanke junge Frau sah,
Daß ihr nichts verfangen alle Bitten,
Bittet sie des Baues Meister Rada:
„O bey Gott, mein Brudermeistee Rada,
Laß mir auf ein Fenster für die Brüste,
Thu' heraus mir meine weißen Brüste,
Daß Johann, mein kleines Knäblein, komme,
Daß es komme an der Brust zu saugen."
Das bewilligt Rada um die Brüder hast,
Ließ ihr auf ein Fenster an den Brüsten,
That heraus ihr ihre weißen Brüste,
Bis Johann, das kleine Knäblein, komme,
Um zu saugen seiner Muttee Brüste.
Abermals die Arme ruft zu Rada:
„O bey Gott, mein Brudermeister Rada,
Laß mir auf ein Fenster an den Augen,
Daß ich schaue nach dem weißen Hofe,
Wann sie mir den kleinen Johann bringen,
Wann sie ihn zum Hofe wieder tragen."
Das auch willigt Rada um die Brüderschaft,
Ließ ihr auf ein Fenster an den Augen,
Daß sie schaue nach dem weißen Hofe,
Wann sie bringen ihr den kleinen Johann,
Wann sie wieder ihn zum Hofe tragen.
Eingemauert war sie in die Festung,
Brachten ihr das Kindlein in der Wiege,
Und sie säugt' es eine ganze Woche,
Nach der Woche ging ihr aus die Stimme,
Aber immer Nahrung floß dem Kinde,
Und man säugt' es da ein volles Jahr lang.
So wie damals, also blieb es nachmals,
Daß noch heute fort die Nahrung fließet
Als ein Wunder oder auch als Heilung
Welchem Weibe ist die Milch vergangen.

Grimm.

Blick auf die Forschungen über deutsche Vorzeit.

(Fortsetzung.)

So schien es denn wohl erlaubt, ja Forderung der Zeit, einen andern Hintergrund der Geschichte zu bilden, in dem das wechselvolle, tiefere und sinnige Leben des deutschen Volkes sich bewegt, und wenn die Dichtkunst noch einst in der Folge eine vaterländische Richtung je nähme, so wäre wohl allein der Weg dahin auf die Weise zu gewinnen, daß sie in alle Saiten des vaterländischen Frohsinns eingriffe, und immer die Töne erschallen ließe, die mit dem Augenblicke den erfreulichsten und zartesten Einklang bildeten. Es ist, neben manchem Andern, dieß der Zauber, der uns aus Walter Scott's und Irving's Werken anspricht, umfängt und fortreißt: der tiefe Blick in das gesellige Leben und Weben, wo das gewöhnliche Treiben des Volkes und alle seine Festlichkeiten, seine Freuden und Schrecken uns ansprechen und gewissermaßen in einen heimathlichen Kreis verlocken. Wir finden uns dort wie zu Hause, wohl bekannte Gestalten, doch meist alle in den feinern und zarteren Duft der Dichtung, selbst in roher erscheinenden Verhältnissen, gehüllt, umgeben uns, und so spricht die Vorzeit, ja selbst die Dichtung, welche sich an die Vorwelt des entfernteren Volkes anlehnt, vernehmlicher zu unserm Ohr.

Schon wenn wir das Leben der Deutschen in ihrer frühesten Zeit betrachten, wie wir es aus Tacitus und andern Schriftstellern kennen lernen und die deutsche Alterthumskunde es uns lehrt, so fehlt es nicht an Anklängen mit unsern Tagen, und gar manche Freude, manche Lust, mancher Glaube und Aberglaube, lebte schon bey unsern heidnischen Altvordern, und hat durch beynahe zweytausend Jahre sich in gleicher Geltung bis auf unsere Tage erhalten. Sind diese Uebereinstimmungen mit der ältesten Zeit auch nur gering, weil uns so viele Nachrichten abgehen, so werden sie immer häufiger und bedeutender, je mehr wir das christliche Mittelalter durchforschen; denn gerade in diesem tritt uns eine Fülle von Eigenthümlichkeiten, von Lust und Freude, von Scherz und Laune entgegen.

Schon längst haben die Engländer jene alten Feste ihrer Länder gesammelt, und Glauben, Sitte und Aberglauben der Vorzeit zu diesen Sammlungen geeeidt. Diese sind es, welche ihren Dichtern so vielen Stoff zu anmuthigen und erheiternden Scherzen, zu bedeutsamen Beziehungen und Anspielungen gewähren und selbst bewirken, daß ihre Werke den fremden Leser, besonders den, welcher etwas Aehnliches in seinem Volke kennt, anheimeln und anziehen.

Solche Sammlungen auch für Deutschland zu machen, ist der letzte Zeitpunkt eingetreten. Die neueste Zeit hat sich bemüht, alle die rauhen Ecken, die hervorstechenden

Digitized by Google

Sonderbarkeiten, ja selbst die geschlossenen Vereinigungen der Stände und der einzelnen Abtheilungen derselben, in Gewerben und Zünften, aufzuheben, so wie das frühere schroff gegen einander stehende Verhältniß der Städter und Bauern, kurz alle Unterschiede, so abzuschleifen, Alles so in eine gemeinsame Masse zu treiben, daß die alte Freude und Lust Einzelner, die hier und da bedingten Feste, welche Jahreszeit, Tag, Stand oder Gewerbe beherrschten, so verschwunden sind, daß meist keine Spur mehr davon zu finden ist. Nur in alten Schriften, nur im Gedächtniß alter Männer und Frauen, immer oder weit zerstreut, finden sich die Spuren und Reste jener alten fröhlichern Tage; denn da Allen das, was im Leben sie erfreute und belustigte, bekannt war, so fand zumeist Keiner ein Bedürfniß, es aufzuzeichnen und der Nachwelt zu bewahren, und erst, wenn das Verschwinden solcher Einrichtungen uns e war, dachte man, oft zu spät, daran, sie aufzuzeichnen. Ein rastlos Treiben und Rennen scheint uns jetzt von der frohen Lust der Vorzeit in das Alter selbst hineinzujagen. Unsere Altvordern strebten darnach, einen feischen, jugendlich-freudigen Sinn zu bewahren, und der Greis nahm mit aller Lust und Freude an den Spielen, an den Festen, an den Gelagen Theil, die seine frühere Jugend erfreut hatten; er sah den Schein des Alters, und jugendliche Kraft und Freudigkeit entfaltete sich noch im greisen Haare. So ward die Lust der alten Zeit bewahrt, einem Jeden war sie ein Kleinod, das er hegte und pflegte und auf seine Nachkommen brachte, und Jahrhunderte lang vereinte derselbe Tag, dasselbe Fest, derselbe Platz die frohen Eltern und fernsten Kindeskinder.

Anders ist es jetzt, ein trüberes Treiben bemächtigt sich der Jugend, die nicht eilig genug der Freude und der Jugend entrinnen kann, und rastlos nach Dingen greift und strebt, die dem Manne nur gebühren, und dieser gern wieder dahin geben würde, wenn er das frühere heitere Seyn der Jugend dafür eintauschen könnte. Das kräftigende und stärkende freye Leben in und mit der Natur, wenn die Arbeiten abgethan waren, welches unsere Altvordern zu frohen Bergfahrten und Waldfahrten, oder auch nur in die Abends dadurch belebten Straßen trieb und zu fröhlichen Volksfesten anreizte, wird verdrängt, ein trübes, unheimliches Sitzen in dumpfen Stuben, ohne Lust und Leben und Freude, nichts gewährendem, nichts haltendem, in selbst oft verderblichem Treiben hingegeben, scheint als größere Lust mit Gewalt an die Stelle gesetzt werden zu sollen, und in unfruchtbarem Vereine, in nichtsnutzigem Beginnen verfließt die schöne, nur zu bald vergehende Zeit. Eitrig wird nach einem Wahnbilde gehascht, welches, beym Eintritt in das Mannesalter, wenige Wochen zerstören, und dadurch wird das Gefühl und die Lust der Jugend, die Heiterkeit des Lebens getödtet, die einen Jeden mit Freude und Vergnügen sonst auf die Jünglingshöhe zurücksehen ließ. Möchte dieser fieberhafte, ja eisige Schauder, der über die Jugend einzubrechen droht, und Jugend und Leben vergiftet, schnell verschwinden, und ein frisches und freudiges Leben wieder erblühen, wie es die alte Zeit sah.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 15. April.

Das letzte Stück des Londoner Magazins enthält eine interessante Biographie eines armen Studenten zu Cambridge. Der Aufsatz scheint von einem Manne herzurühren, welcher die innere Einrichtung der englischen Universitäten, welche selbst in England, sehr vielen Personen durchaus fremd ist, genau kennt; da eine vollständige Uebersetzung desselben aber für's Morgenblatt zu lang und vielleicht hier und da auch langweilig werden dürfte, so beschränke ich mich darauf, dasjenige daraus auszuheben, was zur Belehrung und Unterhaltung des deutschen Lesers führen mag. — Der Erzähler dieser Geschichte ist der Sohn eines armen Bauern in Cumberland; zum Schulmeister und Predigergehülfen (Curati) bestimmt, hatte er in seiner Dorfschule so viel Erziehung erhalten, als eine solche Anstalt zu geben vermochte. Indessen entschloß er sich doch, auf die Universität zu gehen, und mit Hülfe von hundert Pfund von seinem Großvater und einer Empfehlung von dem Dechanten von Carlisle, Präsidenten des Königin-Kollegium zu Cambridge, ward er als Sizar in dieses Kollegium zugelassen. Zu Cambridge, sagt er, gibt es drey Klassen von Studenten: die Fellow Commoners, „die privilegirten Kinder der Unwissenheit," eine Klasse Menschen, worunter sich viele „Offiziere, bankrotte Handelsleute, verheirathete Männer und Narren befinden, welche in dieselbe treten, um sich von gewissen Uebungen und Beschränkungen zu befreyen, denen sie sonst unterworfen seyn würden." Die Pensioners, Leute von Vermögen, und im Ganzen angesehener als die erste Klasse. Edelleute finden sich selten in Cambridge, indem ihr Lieblingsaufenthalt zu Oxford ist, und diese schließen sich entweder den Fellow Commoners an, oder bilden eine Klasse für sich. Die Sizars sind die armen Studenten, welche einige Geldvortheile genießen, und ehemals zu gewissen niederen Diensten verpflichtet, die aber jetzt zu Cambridge abgeschafft sind. Indessen zwingt man sie in einigen der kleineren Kollegien noch immer, einen elenden Mantel zur Auszeichnung zu tragen. Die Dienste, welche die Sizars ehemals zu leisten hatten, bestanden im Läuten der Kapellenglocke des Morgens, und dem Auftragen des ersten Gerichtes für die Fellow-Commoners. Dr. Isaak Milner, welcher einst alle diese Dienste zu verrichten hatte, schaffte sie ab, als er das Haupt seines Kollegiums ward. — Bey der Ankunft unsers jungen Studenten auf der Universität führte man ihn in ein kleines Prunkgemach — es war die Wohnung eines reichen Pensioners, und am folgenden Morgen in eine elende Mansarde, mit zerrissenen Vorhängen und zerfetztem Bett — es war die seinige; alles dieses aber war ganz natürlich. Nachdem er sich unter der Weisung des Vorstehers mit Tischgeschirr und den nothwendigen Speisewaaren sowohl als mit Mütze und Mantel versehen, fand er sich hinlänglich eingerichtet, um sich niedersetzen und vier Jahre lang mathematische Aufgaben lösen zu können. Die Kriecherey und Habsucht der Diener des Kollegiums fiel ihm besonders auf. Die Bettmacherin, gewöhnlich ein altes Weib; der Gyp, der für die Studenten auskäuft, ihre Kleider putzt u. s. w. „Dieser Name, bemerkt er, kömmt vom Griechischen, wenn er Geier bedeutet, welches genugsam die

Gleichheit des Thieres erklärt." Ferner der Schuhputzer, „schwarz wie der Teufel;" Küchenjungen, Kellerjungen und ein Heer von andern, die alle vor dem Studenten kriechen und sich verdingen, und so wie die Handwerker und Krämer der Stadt, die tiefsten Niedrigkeiten begehen, um den Mantelmännern (Gown's man Studenten) den Beutel zu leeren. — Es läßt sich denken, daß die Gebäude, Gärten und Spaziergänge der Universität einen großen Eindruck auf den jungen Menschen machen mußten, besonders aber that dieß die Kirche. „In einer Art von Galleerievertiefung der Kanzel gegenüber sitzen die Häupter der Kollegien, Professoren und Doktoren, in dem großen Mittelschiff, in welchem die Kanzel steht, befinden sich die Magisters, vorzüglich Lehrer und Vorleser der verschiedenen Kollegien. Männer mit dünnen Leibern und gefurchten Gesichtern, welches nach einigen vom Denken herrühren soll; die beyden Seitengallerien sind mit der Masse von Unter-Graduirten und Bachelors angefüllt. Ein jedes Mitglied der Universität trägt sein eigenes Kostüm, von den feinen leinwandenen Aermeln des Bischofs, bis auf den tuchgeblauen Stoff des Studenten des Dreyeinigkeits-Kollegiums. Der übrige Theil der Kirche ist im Besitz der Stadtleute und Fremden. Die Vorlesungen, sagt er, sind im Allgemeinen wenig mehr als eine Art von unzusammenhängenden Gesprächen — so mager und unfruchtbar, als man es sich nur denken kann, welche meistentheils nur besucht werden, weil es so seyn muß, und für denjenigen, welcher liest, sind sie ein klarer Zeitverlust, und für die Nichtlesenden, welche in einem Winkel sitzen und sich an den Nägeln kauen, oder Karrikaturen zeichnen, sind sie eine wahre Last. Mir dienten sie blos dazu, mein Studium in einer gewissen Ordnung zu erhalten. Dieß sowohl Vorlesungssystem hat zu einem anderen des Privatunterrichts Anlaß gegeben. Wer nach den akademischen Ehrentiteln strebt, muß, wenn er es irgendwo erschwingen kann, seinen Privatlehrer haben, welches ihm zu weiter nichts dient, als seine Ausgabe um hundert Pf. zu vermehren. Auch macht dieser Plan die geschickten Männer nachlässiger in ihren Vorlesungen, indem sie, um ihres Privatvortheils willen ihre besten Kenntnisse für den Privatunterricht aufsparen. Indessen darf niemand länger als die zwey ersten Jahre einen Lehrer halten. Diese Lehrer, welche ihre 200 bis 1000 Pf. jährlich in dieser Beschäftigung verdienen, sind oft die Examinatoren, und da sie nothwendig die eigenen Zöglinge begünstigen müssen, so erhält der Reiche dadurch einen sehr großen Vortheil über den Armen. Auch machen die Vortheile, welche diese Beschäftigung den Lehrern gewährt, träge im eigenen Studium, wenn sie einmal den ersten untern Grad erlangt haben, der sie zu Lehrern fähig macht, und in dem sie oft auch ihre ganze Lehrzeit durch bleiben. Unser Verfasser nennt die Männer der englischen Universitäten, mit der Ausnahme von einigen wenigen, worunter er den Bischof Macsh nennt, der seine Erziehung in Deutschland vollendet, ein Pigmeen-Geschlecht, Grammatiker und Rechner vom dritten Grade, das von den Fortschritten der Zeit nichts weiß, und sich mit der unbedeutlichen Gelehrsamkeit des zwölften Jahrhunderts trägt. Nach den Büchern, die man liest, und welche namentlich aufgeführt werden, ist es auffallend, daß die Studenten fast keine einzige Kenntniß erlangen, mit der sie unmittelbar in die Welt treten und sich nützlich machen können. Das Hauptstudium ist Mathematik (d. h. zu Cambridge, denn zu Oxford haben die alten Klassiker den Vorzug). Unser Student brachte 150 Pf. mit auf die Universität, und hatte sich ein Jahr lang recht gut damit durchgebissen. Auch hatte er vortreffliche Aussichten für die Zukunft, indem man ihm zwey kleine Aemtchen gegeben, die ihm an 40 Pf. einbrachten, und er einen Schüler hatte, der ihm vierteljährig Quinten des Jahrs bezahlte. Unglücklicherweise aber ging er jetzt in das Dreyeinigkeits-Kolleg über, welches ihn, obgleich er mit der Zeit in denselben eine sogenannte Schülerschaft (Scholarship) erhielt, die ihm 40 Pf. jährlich eintrug, in solche Ausgaben verwickelte, daß er am Ende von drey Jahren tief in Schulden stak, wovon seinem Lehrer allein 200 Pf. zu gute kamen. Die ökonomischen Gesinnungen, sagt er, die ein armer Student mit auf die Universität bringen mag, verfliegen in den ersten Paar Terminen, und die Frühstücks-, Thees-, Abends- und Weingesellschaften verschlingen sein Hab und Gut. Die Verschwendung in Papier rechnet er als eine zweyte große Ausgabe, und eine dritte ist die in Büchern, besonders solcher, die der Studente als Prämien erhält, die er aber für seine eigene Rechnung oft für 3 bis 20 Pf. kauft, den Oberen zuschickt, und sie dann an einem gewissen Tage von der Universität, die vielleicht 20 bis 30 Schillinge dazu bezahlt, feyerlich zum Geschenke erhält, und als solches aufbewahrt und seinen Verwandten zeigt! — Die Handwerker und Krämer der Stadt geben einem jeden Studenten, ohne sich nach seinen Mitteln zu erkundigen, Kredit für irgend eine Summe, indem sie wohl wissen, daß er ihre übertriebenen Rechnungen irgend einmal bezahlen muß. — Unser Student machte inzwischen schnelle Fortschritte, und war schon am Ende des dritten Jahres in seinem neuen Kolleg der Erste unter den Ersten. Was seinen Bemühungen die Krone geben sollte, war der Rang eines Senior-Wranglers. Alle Oberen des St. John's-Kollegiums hatten sich seit Monaten bemüht, durch das Emporarbeiten ihrer besten Studenten dem seinigen, worin man sich keine Mühe gab, und die Studenten ihrem eigenen Fleiße überließ, den Rang abzulaufen, aber er siegte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 103:
Eidgenossenschaft.

Charade.

Gleichbenannt in vielerley Gestalten.
Siehst das Erste du bald flieg, bald rund,
Bald oval, hier farbenlos, dort bunt,
Eckig und voll gravität'scher Falten.
Es ernährt
Und verzehrt.
Speiet Asche, Rauch und Flammen,
Eint das Herrlichste zusammen
In sich, mit dem niedern Hang.
Mit der Pestluft schwarzer Tücke.
Ahndet's und schwacher Mücke.
Starr und eisenfest und — bang'.

Ein Charakt'ristikon ist die strenge Zweyte,
Bald im Herzen wohnt sie, bald im Blut.
Winterfrost gibt sie und Mittagsglut.
Leben da, und dort den Tod als Beute.
Sie verzehrt
Und ernährt.
Schaffet Qual und Lust und Leiden. —
Ach, verirren sich die Beyden
Nun zum Ganzen, wehe dir!
Wenn in öden, trüben Stunden
Du es klagend sehen empfunden,
Gibst auch wahrlich Recht du mir.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Mai 1825.

O Welt, du bist des wahren Lebens Grab!

Kleist.

Blick auf die Forschungen über deutsche Vorzeit.

(Beschluß.)

Was nun die frühere Zeit in ihrem immer dauernden Schwunge, in ihrem Gestalten des Neuen und Vertilgen des Alten Jahrhunderte lang schuf und vernichtete, das oft noch jezt in dunkler ungeahnter Beziehung zu unserm heutigen Leben steht, und das, wenn man es zusammenstellt, das alte Deutschland beynahe zu einem einzigen, fortlaufenden Festtag, durch des ganzen Jahres Lauf gerechnet, macht — dieß zusammenzufassen ist der Zweck meiner Sammlungen über Sitten, Gebräuche, Leben, Volksfeste, Meynungen und Aberglauben der Deutschen. Ist die Zeit auch verschwunden, von der wir reden, so soll doch die Erinnerung festgebannt werden.

Kräftig, derb, ungebunden, wie die alte Zeit war, trägt auch manches Fest, manche Lust der Vorzeit diesen Stempel; wir wollen ihn nicht verwischen, denn er ist entscheidend und redend für sein Zeitalter. Nicht ist es mein Zweck, immer Hörer oder Leser meiner Sammlungen auf einen höhern Standpunkt, wie man es nennt, zu führen, wobey in dem vielen Gerede hin und her über einen Gegenstand, bey dem Unterschieden der eigenen Meynungen und Ansichten, die Zeit selbst verschwindet, und nur ein nach Lust und Laune des Erzählers gestaltetes Ganzes bleibt; nicht also dieser höhere Standpunkt ist mein Ziel, sondern mein Bemühen ist, mitten in die Zeiten selbst hineinzusetzen, in welchen das Fest, in welchen der Scherz Entstehen, Fortgang, Dauer fand. Die höhere Ansicht, welche Alles verknüpft, welche die Gegenwart an die Zukunft und die Vergangenheit bindet, welche neben den Schmerz die Lust stellt, und von dem Zeitlichen und verwirrt Menschlichen auf das Ewige und klar Göttliche weiset, die wird auch hier zu Zeiten nicht fehlen und den eigenen erkennenden Sinn eines Jeglichen wird ein leicht andeutendes Wort, oder ein ernsterer Hinweis, schnell erwecken.

Es bleibt nun nur noch übrig, über die gewählte Zusammenstellung und Einrichtung dessen, was auf diesem Wege dargeboten werden soll, ein Wort zu sagen und auf den Standpunkt zu setzen, von dem die ganze Einrichtung zu betrachten ist.

Es gab und gibt eine Menge Feste, deren Feyer an bestimmte Tage des Jahres, theils nach den dabey gewöhnlichen kirchlichen Einrichtungen, theils nach den Heiligen, welche an diesen Tagen verehrt werden, welche daher den Namen dieser Heiligen tragen, gebunden sind. Solche Feste werden immer an den Tagen, auf welche sie treffen, erzählt werden, und mancher Tag findet daher, wenn man das gesammte Deutschland zusammennimmt, eine reiche Ausstattung. Andere Feste sind oftmals bestimmten Wochentagen eigen, wie z. B. in vielen Gegenden der Dienstag als ein ganz vorzüglicher Tag, um eine Hochzeit zu feyern, angesehen wird. Dergleichen Fest-Beschreibungen sind daher zumeist auf solche Wochentage durch das ganze Jahr vertheilt worden. Andere Gebräuche, Sitten, Feste

Digitized by Google

gibt es, die an keinen bestimmten Monatstag, an keinen Wochentag gebunden sind, und diese fanden daher durch die andern unbesetzten Tage des Jahres, so viel wie möglich immer nach den Jahreszeiten, für welche sie passen, ihre Vertheilung. Ein Gleiches ward bey Bescheidung von Trachten, bey Erwähnung von Meynungen, bey Anführung von Volkssprüchen und dergleichen beobachtet, damit einem jeden Tage des Jahrs seine Lust oder seine Trauer, wie es sich fügte, beygelegt ward. In buntem Wechsel sollen dabey die verschiedenen Jahrhunderte vorübergehen, theils weil einzelne Feste durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzt erscheinen, theils weil oft nicht bekannt und auszumachen ist, wann einzelne Sitten und Gebräuche ihre Entstehung fanden. So viel wie möglich wird aber immer angegeben werden, zu welcher Zeit die Sache, so wie sie erzählt wird, sich ereignet hat.

Neben Sitte, Gebrauch, Fest und Meynung ging in der früheren Zeit, und noch jetzt keineswegs vertilgt, bedeutsam und oft wichtig in das Leben eingreifend, der Aberglaube älterer und neuerer Zeit her, den wir zuweilen bis in die tiefste heidnische Zeit zu verfolgen im Stande sind. Auch er verdiente eine Stelle, und er fand sie entweder an den Monats- oder Wochentagen, auf welche die Ansicht des Volkes seinen Glauben warf, oder, wenn es ein allgemein verbreiteter Aberglaube war, wurde er an irgend einem bequemen Tage eingeschoben und erwähnt.

Wie ich schon früher versuchte, das ritterliche Leben der höhern Stände in eigenen Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen darzulegen, und auch da bemüht war, jede befangene Ansicht (die oft höhere Ansicht genannt wird) zu vermeiden und in die Zeit selbst möglichst zu versetzen, so versuche ich hier des Volkes Leben in seinen Erscheinungen zu schildern. Wenn wir mit diesen beyden Vorlesungen vereinen, was deutsche Alterthumskunde, deutsche Kunstgeschichte, Entwicklung der deutschen Dichtkunst und des Schriftwesens der Deutschen uns geben, welche Gegenstände bereits zu dem Kreise meiner Vorlesungen gehören oder zu demselben treten werden, so hoffe ich, daß es solchen Vorträgen gelingen wird, ein ziemlich klares Bild von deutschem Sinn, Wesen, Geist und Leben zu entwickeln, und daß auf diese Weise die Truggestalten des Deutschthums, oder vielmehr des Deutschthums, welche die letztern Jahre zusammenzusetzen versuchten, ohne dabey Geschichte und Kenntniß der alten Zeit zu Rathe zu ziehen, am leichtesten zerstört werden können. Haben wir erst mit freyem und ungetrübtem Blick die Vorzeit kennen gelernt, dann werden wir auch mit sicherem Auge in die Gegenwart und Zukunft sehen können, und viel unnützes und unfruchtbares Treiben unserer Tage möchte wohl an dieser festern und sichern Erkenntniß scheitern. Aber, wenn dem auch nicht so wäre, so bleibt noch ein anderer großer Vortheil übrig, — die Kenntniß unsers Volks und unserer Vorwelt. — Und wohl läßt das Wort des Cicero sich auch auf uns mit aller Kraft und in voller Gewichtigkeit anwenden, wenn er sagt: „Nicht vermag ich die zu achten, welche mit heimischen Angelegenheiten, mit dem Wesen ihres Volkes, unbekannt sind.“ Dieser Ausspruch bleibt für alle Zeiten, für alle Völker wahr; ein festes, geregeltes, fruchtbares Wissen findet nur in der Erkenntniß des eigenen Volkes und Landes, aus dem man entsprossen, einen festen Boden. Versuchen wir diesen durch jene zu gewinnen.

Die Robbenjagd.

Auf den Malouinen-Inseln ist es die größte Art dieser Amphibien, der die Amerikaner den Namen Seelöwe geben, und es scheint dieselbe unstreitig Peron's Elephanten-Robbe (phoque à trompe) zu seyn; wenigstens hatten die drey Thiere, welche wir in der Nähe sahen, mit Peron's Zeichnung die größte Aehnlichkeit, obgleich allerdings nur an einem derselben jene fleischige Verlängerung der Oberlippe, die man Rüssel genannt hat, sich vorfand. Der mit dem Robbenfang vertraute amerikanische Kapitän Orne versicherte uns aber, es stelle sich diese sonderbare Anschwellung nur vorübergehend und periodisch dar, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Brunst. Die männlichen Thiere sind wenigstens doppelt so groß wie die weiblichen; einige haben bey achtzehn Fuß Länge. Dasjenige, welches uns am Tage nach dem Schiffbruch, als ein Geschenk der Vorsehung gleichsam, gereicht ward, mochte bey zweytausend Pfund an Gewicht haben: wir fanden es am Rand eines kleinen Süßwassersteichs, unfern vom Meeresstrand, und es schien sich dasselbe, um ruhig sterben zu können, hieher geschleppt zu haben. Mehrere Tage wurden hundert und zwanzig Personen damit gespeist.

Man trifft diese Amphibien in Schaaren zu einhundert und fünfzig bis zweyhundert Stücken an, und die weiblichen Thiere sind sehr viel zahlreicher als die männlichen. Im Oktober kommen sie auf's Land zur Begattung, und im März kehren sie in die See zurück. Zwischendurch finden sich wohl auch Einzelne am Land ein, aber nur für kurze Zeit.

Das gewöhnlich schmutzig-graue Fell dieser Robbenart ändert jedoch seine Farbe nach Alter und Jahrszeit. Das Thier wird nur seines Fettes wegen verfolgt; denn die Haut ist nicht hinlänglich fest und zähe, sie trocknet auch zu schnell aus und wird spröde. Im Magen einer männlichen Robbe, bey deren Oeffnung wir zugegen waren, fanden sich eine Hand voll Sand, einige Wirbelknochen von Fischen, und eine ungeheure Menge theils zusammengeballte, theils in den Verdopplungen dieses Eingeweides zerstreute kleine Spulwürmer.

Digitized by Google

Die zweyte, von den Seeleuten die behaarte Robbe (phoque à crins) benannte, Art ist kleiner, obgleich ihre männlichen Thiere zuweilen die Größe der vorhergehenden erreichen, von der sie sich meist nur durch die rothen Haare unterscheiden. Sie sind seltener, obgleich das Verhältniß der Weibchen bey ihnen noch günstiger ist. Der Versicherung des Kapitäns Orne zufolge ist diese Robbenart von denen, die in Nordamerika und im ausländischen Meerbusen vorkommen, wenig verschieden. Sie gehen im November an's Land, und alsdann ist auch für ihre Jagd die günstigste Jahreszeit vorhanden. Die männliche Robbe vertheidigt das weibliche Thier geimmig. Statt zu fliehen, greifen sie öfters vielmehr selbst an, und ihre Jagd wird zuweilen sehr gefährlich. Einem Manne ward von einem solchen Thier der Fuß abgebissen. Die gewöhnliche Farbe des Fells ist wie bey der Elephanten-Robbe schmutzig-grau, aber die Haare sind viel dichter. Die Felle werden zur Verfertigung von Schuhen, Säkteln u. s. w. gebraucht. Aus der frisch abgezogenen Haut bereiten sich die Matrosen sogleich eine bequeme Fußbekleidung, wenn die Haare nach innen gekehrt sind. Das Fett ist nur wenig dick, und gewährt dem Fischfang in dieser Hinsicht geringen Vortheil. Im Magen dieser Thiere befinden sich allzeit beträchtliche Steine. Sie sollen ihre Jungen ein Jahr lang säugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. April.

(Beschluß.)

Hr. Blaquiere hat so eben den Bericht seiner zweyten Reise nach Griechenland herausgegeben. Das Werk ist in gesellschaftlicher sowohl als politischer Rücksicht sehr lesenswerth, indem der Verfasser, der, obgleich ein Griechenfreund, doch kein blinder Partisengänger ist, selbst sehr vieles gesehen, und durch seinen freyen Umgang mit den Häuptern der Nation, die ihm, als Abgeordneten des griechischen Vereins in London offenherzig entgegen kamen, im Stande war, über alles Vorgehende die genauesten Nachrichten zu sammeln. In den Auszügen aber, die ich Ihnen zu geben gedenke, werde ich mich indessen blos auf's allgemeine Interessante beschränken, und Alles, was in's Politische schlägt, sorgfältig übergehen. — Hr. B. sah zu Missolunghi die Hefrin von Mistras, Copanza Zacari. „Sie trug die bey den Griechinnen des Mittelstandes gewöhnliche Kleidung — ihr rabenschwarzes Haar strömte in reicher Fülle über ihren Hals und ihre Brust, und obgleich die Strapatzen, denen sie ausgesetzt gewesen, ihre jugendlichen Reize vermindert haben mußten, so sah man doch deutlich in ihren hellstrahlenden Augen und der Lebhaftigkeit ihrer Gesichtszüge, daß sie einst sehr liebenswürdig gewesen seyn mußte. Ihr Haß gegen die Türken (so erzählt sie) begann mit dem Tode ihres Vaters, einem der kühnsten der Klephthis, welche den Türken in Morea immer am meisten zu schaffen gemacht, und welcher im Jahr 1813 von dem Statthalter um's Leben gebracht wurde. Die Gelegenheit zur Rache zeigte sich indessen nicht bald, denn sie selbst wurde die Sklavin eines Türken in Epirus, und befand sich beym Ausbruche der Revolution zu Janina. Hier sah sie oft bey einem Brunnen in der Nähe des Hauses ihres Herren solche Grausamkeiten und Mißhandlungen, welche die Türken gegen andere dort befindliche griechische Sklavinnen verübten, daß ihr Unwille zu einer Höhe stieg, welche sich nicht mehr unterdrücken ließ. Sie besaß noch etwas Geld, welches sie von Calamata mitgebracht; zu diesem fügte sie den Ertrag von einigem Geschmeide, und damit bildete sie eine Hetaria und begab sich an deren Spitze in die Engpässe von Makronoros. Hier hatte sie während des bisigen Feldzuges von 1822 außerordentlichen Mangel und die größten Beschwerden auszustehen, bis sie im folgenden Winter eine schwere Wunde erhielt. Sie begab sich hierauf nach Gastouni, wo sie bis zu ihrer Wiederherstellung blieb, und sich dann vor Patras begab, unter dessen Mauern sie an allen den Gefechten Theil nahm, die während 1823 dort stattfanden. Eine zweyte und schwerere Wunde, die sie in dem Augenblicke empfing, wo sie auf eine Abtheilung ausfallender Türken anfocht, trieb sie wieder nach Gastouni. Sie befand sich eben auf dem Wege der Besserung, und erklärte, daß so lange noch ein Mahomedaner unüberwunden in ihrem Vaterland bliebe, sie die Waffen nicht niederlegen würde. Indessen ließ sie sich von Hrn. B. bereden, jetzt, da die kriegerischen Anstrengungen eines Weibes nicht mehr nöthig seyn könnten, den Vorsatz, wieder den Kampfplatz zu betreten, aufzugeben, und eine monatliche Pension anzunehmen, bis das Land beruhigt wäre, oder Frau Niotas sie zu sich nehmen würde. Auch gab sie ihm ihre Flinte, die sie vorher abschoß, und Pistolen, obgleich mit Widerwillen. Im Gefechte soll sie immer die Erste gewesen, und ihr Beyspiel auf die Soldaten, die sie für eine Freydeln hielten, von großer Wirkung gewesen seyn; dabey war sie von kleinem Wuchse, schwächlichem Ansehen, und nicht ganz zwanzig Jahre alt. Sie lebte zu Gastouni sehr anständig und zurückgezogen. — Von Niotas, dessen Theilnahme an der Verschwörung Kolokotroni's der Verfasser mehr der Schwachheit als dem bösen Willen zuschreibt, erzählt Hr. B., daß er fast der einzige Anführer gewesen, der, obgleich er sich seiner außerordentlichen Tapferkeit wegen den Beynamen Turkophagos erworben, an der während des Befreyungskrieges gemachten Beute keinen Antheil genommen, außer vielleicht die Waffen, die er von den erschlagenen Feinden eroberte. Aber auch von diesen schickte er oft das Beste an die Regierung als seinen Beytrag zur Bestreitung der Kriegskosten. Einmal, als er vernommen, daß die feindliche Flotte in die See gegangen und mehrere Punkte seines Vaterlandes bedrohte, ohne daß die Griechen aus Mangel an Mitteln im Stande waren, die ihrige auslaufen zu lassen, schickte er sogleich einen reichbesetzten Säbel, den er einige Monate zuvor dem Pascha von Drama abgenommen hatte, an den Primas von Hydra, mit der Bitte, solchen zu verkaufen und den Ertrag zur Ausrüstung der Flotte zu bringen. Diese großmüthige Handlung brachte eine Wirkung hervor, welche der Geber gewiß nicht erwartet hatte. Die Hydrioten fühlten sich dadurch beschämt, eröffneten eine Subscription, und in ein Paar Tagen segelte die Flotte. Einige Zeit darauf erhielt er ein Schreiben von dem hydriotischen Senat, der ihm mit vielem Dank sein Schwert zurücksandte, indem er ihn versicherte, daß es keine tapferern Hände als die seinigen schwingen könnten. — Im Akropolis zu Athen sah der Verfasser mehrere türkische Gefangene, welche Kanonenkugeln aus den Marmortrümmern der Feste bereiten mußten. Eine andere Abtheilung derselben sah er im Gefängnisse, wo sich einige mit Kartenspielen unterhielten. Sie waren vor einigen Tagen bey Marathon gefangen worden, und die meisten erklärten, daß sie gerne in den

Digitized by Google

Krieg gegangen wären, weil der Sultan die Griechen als Räuber und Feinde ihres Glaubens dargestellt. Einer darunter aber sagte, man hätte ihn mit Gewalt aus einem Dorfe, ungefähr zwanzig Tagereisen von Konstantinopel, weggeschleppt, weil er sonst nicht gegangen seyn würde, um gegen ein Volk zu fechten, das ihm nie etwas leids gethan. Unter mehreren anderen Beyspielen der Grausamkeit, welche von diesen Gefangenen als von den Türken bey ihrem letzten Einfalle von Negroponte her verübt, erzählt wurden, erwähnten sie, daß die begleitenden Janitscharen dem Omer Pascha, Statthalter von Negroponte, mit Gewalt dreyzehn griechische Bauern abgenommen, und sie lebendig eingepfählt hätten, indem sie behaupteten, es wäre der Befehl des Sultans, keinem Griechen Gnade zu geben. Der Verfasser beschreibt ein Gastmahl, welchem er bey dem Kapitän Zangonas im Thale Kanrolima, unweit Missolunghi beygewohnt, folgender Maßen. Während Lord Karl (Murray) und ich Komplimente auswechselten, und uns nach Neuigkeiten erkundigten, sahen wir die Soldaten mit ihren Attaghans eine Menge von den Kräutern und Sträuchern abmähen, welche umher wuchsen; mehrere Bündel davon wurden in abgesonderte Lager zubereitet, worauf man uns wieder zu liegen einlud, bis das Mittagsmahl bereit seyn würde. Jedes Lager bestand aus einer dicken Unterlage von grünem Farrenkraut, bedeckt mit Zweigen von dem Judasbaume und blühenden Rododaphne. Nachdem wir eine Stunde geruht, begaben wir uns an die Stelle, wo man das Essen bereitete. Es war in einem kleinen Thale, aus welchem der dichte Schatten mehrerer Platanenbäume jeden Sonnenstrahl ausschloß. Ein ganzes Schaaf und ein Lamm drehten sich auf beyden Seiten eines großen Feuers. Ein Sclav hat brachte uns auf einem Ladstocke die Herzen, Leber und Eingeweide der Schlachtthiere, welche mit Felsensalz durchdrungen auf diese Weise gebraten worden waren. Dieß wird in Griechenland allzeit vor der Hauptmahlzeit aufgetragen, und ist wirklich, so wie die Griechen es zubereiten, ein herrliches Gerichte. Das zum Braten bestimmte Thier wird gewöhnlich von dem Hirten, von dem es gekauft worden, geschlachtet und was's geschickteste zurecht gemacht. Ist dieses geschehen, so wird ein hölzerner Spieß hindurch gezogen, welcher, auf zwey zackigen Stöcken ruhend, von einem Soldaten umgedreht wird, während ein anderer das Feuer unterhält. Ist das Braten geschehen, so wird der Spieß mit dem Thiere gegen einen Baum gestellt, und von dem Hauptmann mit großer Genauigkeit mit dem Attaghan zerlegt. Jeder abgesonderte Theil wird sorgfältig auf einen aus gewöhnlichen Pomeranzen-, Myrthen- und Lorbeerzweigen gebildeten Tisch gelegt. Nebst den gewöhnlichen Gerichten gab man uns auch zwey große Bätten voll Giaguria und Kaimaki — das erste bestehend aus geronnener Milch, und das zweyte aus dicker süßer Sahne. Wir aßen mit dem Kapitän, während unsere Diener und Maulesel trieben sich bey den Soldaten niederließen.

Der Bericht der von der amerikanischen Regierung im Jahr 1823 zur Untersuchung der Quelle des vorher so wenig bekannten St. Petersflusses, des Winnepeek und Waldier's unternommenen Expedition ist zu Philadelphia in zwey Oktavbänden herausgekommen. Das Werk enthält sehr viele interessante Nachrichten über die wenigen Indianer, welche noch in den dortigen Gegenden wohnen, und über die Denkmäler, welche ein anderes und gebildeteres Volk als diese Indianer aus frühen Zeiten, vielleicht vor Jahrtausenden zurückgelassen; aber noch weit interessanter sind die geographischen und geologischen Kunden, welche es uns im reichhaltigsten Maße mittheilt. Die dünne, schlammige Erdlage, der Kies von zertrümmertem Granit, welcher sich unter demselben befindet, und die einzelnen Granitblöcke, welche über der weiten und hohen Ebene im Staate Ohio zerstreut liegen, scheinen aufs Unbezweifelbarste zu beweisen, daß diese hohe Ebene, welche jetzt der Mississippi von ihrem überflüssigen Wasser befreyt, und welche sich über 350 Fuß über den Erie-See und über 900 über das Weltmeer erhebt, vor nicht sehr langer Zeit ein ungeheures Binnenmeer gebildet. Die einzelnen Felsblöcke lagen von den Ufern des Mustlagum bis weit an dem St. Petersflusse hinauf immer gedrängter und immer mit wenigeren Spuren von Abwaschung, bis sie endlich an oben genannter Stelle eine große Felsenmasse auf ihrem ursprünglichen Bette ruhend fanden. Das Gestein ist auf die mannigfaltigste Weise aus den viel einfachen Mineralien, Quarz, Feldspart, Mica und Amphibole. Die ganze Gegend ist voller Flüsse und Seen, und die Landschaften an den meisten Stellen im erhabensten Styl. „Als wir in das Thal (des Mississippi) traten, schreibt Hr. Coldun, stellte sich uns eine Landschaft mit größeren Schönheiten dar, als mir noch je vorgekommen: so weit das Auge reichte, folgte es zwey riesenmäßigen Felswänden von der regelmäßigsten Bildung, zwischen welchen der grüne Wiesengrund lag, durch welchen der Mississippi sich hinwindet. Meine Gefühle wurden noch erhöht, als ich die Beweise einer großen Naturbegebenheit erkannte, denn wie majestätisch auch dieser Fluß ist, so strömte er doch einst in hundertfacher Größe dahin." Die Expedition nahm ihren Weg von Washington durch Virginia, Ohio und Illinois, und namentlich durch die Prairie des chiens an den Mississippi, diesen hinauf in den St. Petersfluß, den sie, bis zu seiner Quelle verfolgend, nicht über 500 englische Meilen lang fanden. Von hier begaben sie sich an den rothen Fluß, den sie bis in den Winnepeek See verfolgten, nachdem sie vorher bey Pembina im 49sten Breitengrad einen Pfahl errichteten, um die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den brittischen Besitzungen zu bestimmen. Vom Winnepeek nahmen sie ihren Rückweg auf den Seen und den verbindenden Flüssen, und fanden von hier bis zum obern See nicht weniger als 75 Tragstellen, über welche sie ihre Fahrzeuge und Geräthe wegzutragen hatten. Vom obern See fuhren sie durch den Huron-Erie bis zum Niagara, von da zu Lande nach Rochester, den 258 Meilen langen Erie-Kanal hinab nach Albany und erreichten endlich Philadelphia nach einer Abwesenheit von sechs Monaten und einer Reise von 4500 englischen Meilen, ohne daß ein einziges Mitglied der Expedition verunglückt wäre, oder an der Gesundheit gelitten hätte. Dieses letztere ist um so wunderbarer, da sie auf der Ebene des Ohio einem beständigen Wechsel von Wärme und Kälte ausgesetzt waren, und der Thermometer z. B. des Morgens auf 38° Fahrenheit stand und des Mittags bis auf 72° stieg. Nachdem sie Piqua verlassen, kamen sie auf das hohe Land, welches sich auf beynahe 2000 englische Meilen durch den Mittelpunkt von Amerika hinzieht, und die Wasser, welche in die Seen und in den Ocean fallen, von denjenigen trennt, die sich in den Busen von Mexiko ergießen, und welches in den meisten Stellen nicht über 10 bis 12 Fuß hoch ist. Auch glaubt man, daß einst eine Verbindung zwischen den Gewässern stattgefunden, und die Regierungen von den Staaten Ohio und Illinois haben bereits Pläne entworfen lassen, um die zunächst gelegenen Seen mit dem Ohio und Mississippi durch Kanäle in Verbindung zu bringen.

Ein zu Calcutta wohnender Engländer versichert, eines Morgens bey Tagesanbruch in einem gewöhnlichen Spiegel zwey Satelliten neben dem Planeten Venus entdeckt zu haben, welche unverändert stehen blieben, und sich eben so deutlich in einem andern Spiegel zeigten, den er holen ließ, um sich zu überzeugen, daß ihm der erste nicht getäuscht habe. Der Umstand ist bemerkenswerth.

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. III.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Mai 1825.

Ueberall weichet das Weib dem Mann, nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.

Schiller.

Königin Sybilla, oder Frauenlist und Treue.

(Aus den Zeiten der Kreuzzüge; geschichtlich.)

In jenen heißbedrängten schwülen Tagen,
Als Saladin, des Islams flammend Schwert
Im Kriegessturm, wie unheem Friedensbauche
Der Stern und Spiegel aller Mild' und Huld,
Als Saladin, der Saeaeenen Heerscher,
Das Volk der Christen in dem heil'gen Land
Schwer ängstete, und sein Erobrerarm
Stets weiter deang und weiter, daß Gefahr
Und Umsturz deohete dem Königreiche,
Das in Jerusalem vorm heil'gen Grab
Der Streiter Gottes Bouillon gegründet; —
Besorgt jezt ob des König Guido's Schwäche
Zusammentrat der Bischöf' und der Fürsten
Und Edeln Rath, des Tdeones feyerlich
Den schwachen König zu entsetzen; doch
In seiner mannhaft-klugen Gattin Hand,
Sybillens Hand des Reiches Zepter nieder
Zu legen, daß, entdunden von der Pflicht
Der alten Ehe, sie zue Kieche Heil
Nach eigner Kür sich einen Gatten wähle.

„Wie? rief Sybille, hochveeehrte Fürsten
Und heil'ge Väter, Stützen ihr des Rechtes,
Und ihr der Kiechen-Satzungen wie Gottes
Gedote Schirmer, solches muthet ihr
Der tugendsamen frommen Gattin an?"
— Und weigert sich entschlossen lang des Antrags:
Doch als stets dringender sie die Versammlung
Das Wodl des Ganzen zu dedenken, und
Den Willen und den Ausspeuch Gottes selbst
In Ausspeuch der duech seinen Rath gelenkten,
Vereinigten Gemeinschaft mahnt zu ehren,
Da wideestehet sie nicht länger mehr.
„Im Namen Gottes sey es!" ruft sie aus,
Und foet zieht mit den Fürsten sie und Aebdten
Alsbald zur feyerlichen Krönung nach
Jeeusalem, in tiefem Harm verlassend
Den kron- und weidderaudten König Guido.

Nur wenig Tage waren um, da scholl
Die rasche Botschaft, schreckend aller Ohren,
Mit einem Heeee, zahllos wie der Sand
Am Meeee, rücke Saladin heran,
Jerusalem, die heil'ge Gottesstadt,
Und des Celösers Grabmal zu erobern;
Als helle Angst jezt Aller Herz eegeiff,
Zur neuen Königin in Schaaren eilten
Die Füesten nun und Priester, an ihr Wort
Sie madnend, doch jezt einen Gatten sich
Zu wählen in so drangsalvollen Zeiten,
Und Keon' und Reich mit dem Gewähleten
Zu dteilen; da eebat sie sich die Feist
Von Einem Tag, und durch geheime Botschaft
Besandt' aus einem Kloster, wo der Welt
Sich zu verzichten Guido schon beschlossen,
Sie ihren vor'gen Gatten nach dee Burg.
Als angebrochen der bestimmte Tag,
Und duech den Kreis der Fürsten und der Priester
Und vieles Volks, das in der Königsdueg
Versammelt war, mit ungeduld'gen Schritten
Jezt die Erwaetung lief, da öffnet sich
Schnell eine Flügeltüre, nach dem Saal,
Und mit dem golddurchwirketen Talare
Geschmückt, ein Kronenbimmel über ihr,
Getragen von vier weißen Jungfrauen,
Begleitet von viel Rittern noch und Edeln,
In deren Reih' heran auch Guido schreitet,

Digitized by Google

Den Zepter in den Händen, feyerlich
Herein tritt jezt Sybilla, grüßt mit Anmuth
Rings die Versammlung und besteigt den Thron,
Und so beginnt ihr liebezarter Mund:
„Ihr habt, verehrte Fürsten, heil'ge Väter,
Als ihr zur Königin des Reiches, das
Er, der den Tod besiegt hat und die Mächte
Der Finsterniß, mit seinem Licht wird schirmen,
— Als ihr mich wähltet, habt ihr freye Kür
In meine Hand, zu wählen einen Gatten,
Und Kron' und Zepter gleich mit ihm zu theilen,
So wähl' ich denn den ersten Gatten wieder,
Der hoch im Kreis der ersten Ritter steht,
Und seh' ihm meine Krone auf sein Haupt!
Wie könnt' ich ihm mein erstes Wort auch brechen,
Und treu seyn gegen euch, blieb ich's nicht ihm?
Sie sind, der Treue Blumen, noch in meinem Herzen
Erstorben nicht, und werden nicht ersterben!
Der Gott, der uns bat in so manchen Stürmen
So viele Jahre väterlich beschirmt,
Er wird auch jezt uns in der dringenden
Gefahr beschirmen, und den Kreuzesfeinden
Zum Raub nicht lassen seiner Ehre Stätte,
Vertrauet ihm, wie ich ihm trau', und euch
Und euerm Rath und Heldenbeystand traue!
— Und wie er es auch immer lenken mag,
Sein Nam' ist Wahrheit, Weisheit ist sein Thun!"
Als so Sybilla feyerlich geendet,
Auf Augenblicke fesselt die Versammlung
Ein Schweigen, plötzlich löset es
Sich auf in Einen Beyfallsjubel, Guido
Empfängt auf's Neu aus seiner Gattin Händen
Die Krone', und neue Huldigung entströmt dem Ruf:
„Im hochgelobten Christusnamen Heil
Sybilla, unsrer Königin! Heil Guido!"

Cz.

Die Robbenjagd.

(Fortsetzung.)

Die letzte in diesen Australländern vorkommende Robbenart ist die Pelz-Robbe (phoque à fourrures), die kleinste und köstlichste. Von den andern unterscheidet sie sich verschiedentlich. Das männliche Thier ist auch hier das größere; die Schnauze ist länger als in den vorgenannten Arten und die Zähne spitziger; sie hat äußere trichterförmige Ohren, und erhielt daher auch den Namen Otaria. Ihr Pelzwerk ist dunkelbraun, zuweilen falb, mit langen an der Spitze weißlichen Haaren untermischt. Die Farbe wechselt übrigens mit dem Alter, denn sie ist schwarz beym jungen Thier, graulich mit weiß vermischt beym alten. Bis sie halbjährig sind, fehlen den jungen Thieren die kurzen, dichten und feinen Wollhaare, aus denen ihr Pelz besteht, der allein nur ihren Werth ausmacht. Daher werden auch, wenn die Jagd glücklich ist, die jungen noch unausgewachsenen Thiere verschont.

Die Pelz-Robbe ist sehr gefräßig und lebt beynahe ausschließlich von Fischen. Es sollen, sagt man, die großen Thiere zuweilen die kleinen verzehren. Sie begatten sich im Sommer und säugen ihre Jungen sehr lange. In den Landbuchten sieht man sie nie am Ufer gelagert, und es sind schwer zugängliche vom Meer bespülte Felsen, auf denen man sie überraschen muß.

Der Instinkt und die Gelehrigkeit dieser merkwürdigen Thiere sind bekannt. Sie gleichen darin den Hunden, mit denen ihr Kopf ohnedieß viele Aehnlichkeit hat. Sie würden ohne Zweifel außer dem Wasser auch die Gewandtheit derselben besitzen, wenn ihre übrige Körperbildung der Entwicklung geistiger Fähigkeiten zusprechender wäre, und sie nicht allzeit wieder in jenes flüssige Element zurückführte. Auf dem Lande gesehen, gleichen sie einer plumpen, unförmlichen und mißgestalteten Fleischmasse, welche unbeweglam endet, oder, wie Aristoteles sich ausdrückt, einem unvollkommenen Vierfüßer. Ihr nur mit Mühe emporzurichtender Kopf liegt in gleicher Richtung mit dem Körper am Boden ausgestreckt. Greift man sie an, so erheben sie mühsam den Vorderleib, stützen sich auf ihre zwey Stümmel, und öffnen, als einzige Vertheidigungswaffe, den unheuern Rachen, aus welchem ein rauhes Geschrey ertönt. Beym ersten Anblick hat diese Stellung wirklich etwas Schreckhaftes; bald aber nimmt man auch wahr, wie wenig furchtbar ein Thier seyn kann, das sich nur mit großer Mühe bewegt, und das von allen Seiten dagegen leicht angegriffen werden mag.

Die Menge Blut, das diese Thiere bey der geringsten Verwundung ergießen, war uns sehr auffallend. Es quoll hellrothe und dochroth aus allen Theilen ihres Körpers, wie aus einem angestochenen Schlauche. Die Anstalt ihres Fleisches zeigt, daß zahllose Blutgefäße seine Substanz überall füllen und durchziehen. Ihre äußere Fettdecke ist nicht wie die der Schweine von Blutgefäßen entblößt, und beym Zerschneiden derselben stellen sich ihrer vielmehr eine Menge dar, die jener eine graulichte Farbe geben. Diese außerordentliche Entwicklung des Gefäßsystems in den Robben, das ein so zu sagen nur arterielles Blut zu enthalten scheint, muß ihnen, des Mediums, worin sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt machen, ungeachtet, eine höhere Temperatur, als diejenige aller übrigen Säugethiere ist, gewähren.

Wenn sie sich auf dem Lande fortbewegen wollen, so stützen sie sich auf ihre Vorderpfoten, und mögen nur unter mühsamen Anstrengungen, die dem wellenförmigen Kriechen der Raupen ähnlich sind, den Hintertheil ihres Körpers schleppend vorrücken. Während dieser ermüdenden Arbeit haben wir diese Thiere sehr oft ausruhen und witternd den Kopf nach allen Seiten wenden gesehen, als ob sie schattige und feuchte Orte erspähen wollten, die von einigen ihrer Arten den von der See bespülten Felsen vorgezogen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Der Nomade.

Eine Karavane zog durch ein Steppenland. Ein Nomadenfürst begleitete sie zu ihrer Sicherheit, denn reich waren ihre Kameele beladen mit den Schätzen Indiens. Am Fuß eines Gebirges verabschiedete der Herr der Karavane den Nomaden mit seinem Gefolge, zählte ihm seinen Sold und machte ihm überdieß noch ein Geschenk mit zwey Säcken Getreide. „Was soll mir dieß?" sprach der Sohn der Steppe. Da belehrte ihn der Herr, wie er die Körner zermalmen und Brod backen sollte, die Freude der Menschen; warf auch seinen Blick in der fruchtbaren Gegend umher, und fing an zu reden vom Umgraben des Bodens zur Lenzzeit, vom Säen der Körner in Furchen, von ihrem scheinbaren Ersterben, von den hervorkeimenden Halmen, den wogenden Saaten, der fröhlichen Ernte. Verwundert hörte der Nomade zu und ließ sich's zweymal bestätigen: daß er mit Wucher wieder bekomme, was er für eine Zeitlang der Erde in Hoffnung anvertraue. Die Karavane zog über das Gebirge, der Nomade aber in sein Zelt, und nachdem er das Korn des einen Sackes gemahlen, lud er alle seine Verwandten zu einer großen Mahlzeit ein, buck allerley Brod, und sie aßen und lobeten einmüthig die Lieblichkeit seines Geschmackes. Da zeigte er den andern Sack vor und sprach: „Diesen will ich nun in die Erde säen, damit ich's wieder bekomme hundertfältig." — „Du wolltest so ein Thor seyn, riefen sie, und das Gewisse für das Ungewisse hingeben? Der Fremde hat dir ein Mährchen aufgebunden. Weißt du nicht, was man in die Erde wirft, verfault darin? Laß uns lieber jetzt Brod daraus backen, denn seine Süßigkeit ist lieblich!" Aber der Nomadenfürst ärgerte sich nicht an ihr Spötteln. Vertrauend den Worten des Fremdlings, säete er die Körner in die Erde, und da die Zeit der Ernte kam, sammelte er ein mehr denn hundertfältig.

Nur mit so viel Recht, als den Nomaden seine Verwandten, lachen Lasterhafte den Frommen aus, der vergänglichen Genuß der Ewigkeit zum Opfer bringt.

Hect. Zollikofer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater an der Wien gab man: die pisanischen Brüder. Drama in drey Akten nach dem Italienischen des Federici. (Uebersetzt von Castelli.) Zwey Söhne einer unglücklichen Mutter werden eins, um dieser Beystand zu leisten, sich für sie aufzuopfern. Ein bedeutender Preis ist auf die Entdeckung eines Mörders vom Magistrat der Stadt ausgesetzt. (Die Handlung geht im sechszehnten Jahrhundert vor.) Der Eine giebt den Andern als den Thäter an. (Im Original führt dieses Drama den Titel: Il Delatore.) Im Gefängniß wird endlich ein auf den Tod sitzender Uebelthäter, ein Calabrese, zum Mitleid bewogen, theils auch durch Lebensüberdruß getrieben, die That auf sich zu nehmen. Er hat wirklich den Mord begangen. — Das Stück ist aufständig gehalten, hat sehr wirksame Momente, trotz der Kürze des Ganzen, machten sich doch einige Längen fühlbar. Die zweyte Vorstellung war sehr leer. Beyfall wurde nicht wenig ausgetheilt. Die in einem tragisch gesteigerten Ton gehaltene Darstellung war zweckmäßig. Dann wurde eine neue romantische Zauberoper aufgeführt: Rübezahl, Text von Marsano. Musik vom Kapellmeister W. Würfel. Dieses Singspiel entsprach der vorangehenden Empfehlung nicht. Ein Werk muß sich selbst empfehlen. Das Buch (Libretto) hat wenig Werth, sowohl in Ansehung der Handlung als der Charakteristik und Komik. Diese letztere ist ganz verunglückt. An musikalischen Situationen fehlt es auch. Dem Komponisten gesteht man Einsicht und den Vorzug eines guten Kontrapunktisten zu, auch gefällige Melodien, doch zeigte sich in dieser Komposition wenig Phantasie und Originalität; als dramatisches Werk befriedigte sie nur theilweise. In andern Fällen begriff man nicht, wie ein einsichtsvoller Komponist so irren könne. Er selbst dirigirte einigemal während seiner Anwesenheit. Einige hübsche Dekorationen von Arrigoni, besonders die letzte, das Riesengebirge mit der Schneekoppe darstellend, und nach der Natur gezeichnet, eine recht zierliche Ausstattung u. dgl. vermochten diese Oper nicht zu halten, und Mehrere meynten, man müsse nach Wien doch wohl etwas Bedeutenderes bringen. Am ersten Abend war das Haus ungewöhnlich voll, am zweyten ungewöhnlich leer. Viel wurde applaudirt, Manches wurde da capo gerufen; allein die Oper gefiel nicht.

Endlich ist noch anzuführen: Fürst Blaubart. Romantisches Ritterschauspiel in vier Akten von Lewald. Der Gedanke, jetzt noch diese Fabel als Schauspiel zu bearbeiten, ist nicht glücklich zu nennen, eben so wenig konnte es die Aufführung auf einem Theater seyn, wo die Vergleichung mit der Oper und dem neuerdings gegebenen Ballet, wiewohl dieses nur in dessen Nachbarschaft gegeben wurde, so ganz in der Nähe lag. Der Verfasser mußte sehr um einen Stoff verlegen seyn. Er hat einige unzulängliche Motive eingeflochten, auch einige Personen, die Handlung aber zugleich von allem Reiz der Dichtung entkleidet, so weitschweifig und prosaisch ausgesponnen, daß den Zuschauern unbehaglich wurde, besonders im dritten Akt in der Szene nach Blaubarts Zurückkunft mit Marie. Die Darstellerin dieser Rolle gab sie zwar durchaus mit vielem Fleiß, aber auch mit einer solchen Gewaltsamkeit, daß selbst gewöhnliche Zuhörer unangenehm dadurch erschüttert wurden, und sahen so entsetzlich, daß man wieder vollauf Gelegenheit hatte, das erstaunenswürdige Vermögen des weiblichen Organs in dieser Hinsicht zu bewundern, das sich auch an kleinen Mädchen zeigt, wenn sie auf der Straße jemand beym Namen rufen. Der Einzug des Blaubart war brillant, mit Karallerie und Fackelträgern, die sich zu einem Tableau ordneten; dauerte sie doch zu lange.

Auf dem Hoftheater. Wegen Krankheit der Mad. Löwe nichts Neues. Othellos Glück und Ende neunmal gegeben; immer volles Haus! Das Trauerspiel interessirt in zweyfacher Hinsicht, des Stoffes und des Dichters wegen. Jeder will das vielbesprochene Stück sehen. Man findet daher fast immer ganz andere Zuschauer. Ich hatte Gelegenheit, der fünften Vorstellung in einer Loge des ersten Ranges beyzuwohnen, gerade auf einem Fleck, wo man das Parterre und die gegenüberliegenden Reihen der Sitze nicht übersehen kann, und war nicht im

Stande, ein einziges mir bekanntes Gesicht zu erblicken. Dann wurde in diesem Monat auch das Käthchen von Heilbronn gegeben. Mad. Anschütz trat zum Erstenmal wieder nach einer langwierigen Krankheit in der Hauptrolle auf. Schon einmal war dieses der Fall, sie wurde aber wieder recidiv. Möchte sie diesmal einer dauerndern Gesundheit sich erfreuen!

Der talentvolle Mechaniker Mälzel, unter dessen Namen jenes bewunderte Automat, das mit so vieler Kunstfertigkeit Trompete bläst, bekannt ist (was jedoch, so wie der bekannte Chronometer, von seinem in Paris lebenden gleich geschickten Bruder verfertigt) hat ein neues Instrument verfertigt, welches er Metall-Harmonikon nennt. Es besteht aus einer Verbindung von Klarinetten, Waldhörnern, Posaunen und Trompeten, wozu noch Pauken angebracht sind, die einen trefflichen Effekt machen. Dieses Instrument, das verhältnißmäßig seinen großen Raum einnimmt, spielt eine Reihe von kleinern und größern militärischen und andern Tonstücken, die der Erfinder theils neu gesetzt, theils besonders eingerichtet hat, und führt die Harmonie mit einer außerordentlichen Reinheit, Präcision und Energie aus. Wenn auch die Oboen etwas zu scharf intoniren, so kann dieses in einem größern Lokal, als dasjenige in der Wohnung des Künstlers, worin ich es unlängst hörte, nicht auffallen. Die Zungen der Instrumente sind auf eine ganz eigene sehr sinnreiche Weise eingerichtet. Der Meister wird das Instrument nächstens öffentlich hören lassen und etwas darüber bekannt machen.

Kaum war die Ueberschwemmung von St. Petersburg bekannt geworden, so wurde dieses furchtbare Ereigniß in einem hiesigen Kunstkabinet durch ein Gemälde anschaulich gemacht, das die Neugierigen eine Zeitlang schaarenweise hinzog, und sie auch noch jezt beschäftigt. Die Ansichten der Stadt selbst waren vor längerer Zeit an Ort und Stelle aufgenommen; das Uebrige ist ein Phantasiestück!

Besonders interessant ist ein anderes Gemälde und bis jezt einzig in seiner Art. Nämlich: kudigraphisch gezeichnetes Kreisgemälde, als erstes Probestück einer Erfindung, mittelst einer Maschine, Kudigraph genannt, die Zeichnung nach der Natur zu verfertigen. Dieses Werk umfaßt einen Raum von 2960 Quadrat-Schuh, und kann ein wahres Riesengemälde genannt werden. Es fehlte bisher an einem solchen Kunstwerk wahrer Perspektive, um mit geometrischer Gewißheit nach der Natur zu zeichnen. Durch den Kudigraph wird man in den Stand gesezt, perspektivische Situationspläne von dem sichtbaren Umkreis, mehrere Quadratmeilen groß, auf einem Standpunkte aufzunehmen, zu messen und in geometrischer zu verwandeln. Da nun in Perspektiv-Zeichnungen, nicht der Fläche der Erde, die vertikalen Gegenstände der Höhe und Tiefe erscheinen, so kann man mit dem Kudigraph auf demselben Standpunkt nivelliren und Höhen messen. (Die Erfindung ist von Hrn. Sibger.) Ich kann nicht umhin, hier auch den trefflichen Kupferstich von Rabl zu erwähnen, der die Schlacht von Aspern nach der Zeichnung von Kraft darstellt. Er wird von allen Kunstverständigen als ein Meisterwerk geschäzt, das den vorzüglichsten anderer Nationen gleicher Art, zum Beyspiel dem in England erschienenen, dessen Gegenstand die Schlacht von Waterloo ist, nicht nur an die Seite gesezt zu werden verdient, sondern sie auch wohl in mancher Hinsicht übertrifft. Was diesem Kupferstich einen vorzüglichen Werth gibt, ist die, mit so vieler Zierlichkeit verbundene, frappante Aehnlichkeit der zahlreichen Bilder, die alle Porträts theils jezt, theils damals lebender Personen sind. Andere Vorzüge sind der in Anlage und Ausführung meisterhaft gehaltene Vordergrund und die glückliche Vertheilung der Lichter und der Schatten, wobey die höchst schwierige Aufgabe zu lösen war, welche die vielen weißen Uniformen dem Künstler darboten, die im Hintergrunde zum Haupt- und Glanzpunkte des Lichteffekts so meisterhaft benuzt wurden. Aufmerksamkeit verdient auch ein anderer Kupferstich von Höfeler, nach der Zeichnung von Loder, schon seiner Beziehung und Veranlassung wegen. Er ist unter den Auspicien des Kunst und Wissenschaft mit hohem Sinn befördernden Erzherzogs Johann erschienen, und stellt die Wallfahrt zum heiligen Kreuz dar. Dieses Kreuz wurde auf Befehl des Prinzen unweit Eisenerz in Steyermark aus dort gewonnenem Eisen errichtet. Kunstverständige meinen zwar, die Idee des Malers sey nicht völlig aufgefaßt und durch den Grabstichel wiedergegeben, indem der zahlreichen Masse von Figuren die Mannigfaltigkeit des Lebens und überhaupt Beweglichkeit fehle. Dessen ungeachtet macht das reichhaltige Ganze auf den ersten Blick einen imposanten Eindruck.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 24. April.

Gestern begruben wir den alten Maler Müller. Er unterlag wiederholten Schlaganfällen in einem Alter von achtzig Jahren. Bis in sein leztes Lebensjahr war er jugendlich lebhaft, ja derbkräftig, nur seine Augen hatten gealtert.

Die französische Kunstausstellung hat begonnen, aber wenig Bedeutendes geliefert. Auch hier zeigt sich recht der Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen. Jene scheinen kaum eine Ahnung von Kunstperspektive zu haben, und tragen einen theatralisch gespreizten Akt mit Fertigkeit, Zuversicht, ja einer gewissen Eleganz auf Leinwand, die Deutschen haben Mühe, das Zuströmen poetischer Ideen in mäßigen, und mäßigen sich in der Ausführung ab. Die Restaurationen der französischen Architektur (Fortuna virilis, Marcell's Theater, Sonnentempel) sind vorzüglich schön.

Thorwaldsen's Denkmal für Pius VII. schreitet rasch vor. Auch einen wunderschönen Löwen für das Schwarzenberg'sche Denkmal hat er nach der Natur modellirt.

Ein seit lange ungebührlich vernachlässigter Zweig der Malerey erfreut sich seit Kurzem größerer Gunst. Hr. Senff aus Halle hat einige sehr schöne Blumenbilder gefertigt, und mehrere bestellt. Er malt sie einzeln in der Erde, nicht in Sträußern.

Hr. Champollion ist gegenwärtig hier mit Untersuchung der egyptischen Alterthümer beschäftigt. Hr. v. Palm, ehemaliger schwedischer Gesandter zu Konstantinopel, ist mit seinen bedeutenden Sammlungen hier angekommen.

Die Durchreise des Königs und der Königin beyder Sicilien nach Mailand hat kurze Lebhaftigkeit in das so stille Rom gebracht, und wurde durch Kuppelbeleuchtung und Girandola gefeyert. Die vielen Verwiesenen harren hier noch vergebens auf Erlaubniß zur Rückkehr.

Nächstens wird hier eine neue Erklärung des phönizischen Monuments zu Carpentras vom Abbate Lanci erscheinen, welche auch auf mehrere bisher nicht verstandene Stellen des alten Testaments neues Licht werfen wird. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß ein deutscher Orientalist dieses Werk übersezen möchte, da es im Italienischen nur in hundert Exemplaren abgezogen wird.

Der Dominikanermönch Pater Anfossi, Maestro del Sagro Palazzo, ist vor Kurzem gestorben. Er machte sich durch seine Schrift wider die Käufer der Klostergüter, und seinen Krieg wider das kopernikanische System einen Namen, welchen wir ihm nicht beneiden wollen.

M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Mittwoch, 11. Mai 1825.

Wenn wir uns alle geschreibt wollten stellen,
So verkauften die Krämer keine Schellen.

Casteili.

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

Erster Brief.

Salisbury, den 14. August 1824.

Sie werden ohne Zweifel sehr darüber erstaunen, einen Brief von mir zu erhalten, der von hier aus datirt ist, und zu erfahren, daß ich 82 englische Meilen von London entfernt bin, während Sie glauben, daß ich ganz ruhig in Englands Hauptstadt sitze, weil ich, seit ich in England lebe, noch nicht einmal außer ihren Ringmauern geschlafen habe. Ich muß Ihnen also wohl die Veranlassung zu dieser eben so unvermutheten, als außerordentlichen Ortsveränderung melden.

Haben Sie schon einmal etwas von dem prächtigen Landsitz des Herrn Beckford gehört, Namens Fonthill-Abbey? Dieser Herr Beckford, ein Sonderling, wie man sie unter den reichen Engländern zumal dutzendweise antrifft, ist, nachdem er das Ganze mit schwerem Gelde und vielem Geschmack hat bauen und einrichten lassen, auf einmal auf den Einfall gekommen, allen den prächtigen Hausrath, welcher diesen mehr als fürstlichen Landsitz schmückte, öffentlich zu versteigern. Ganz London eilte hin, um alle diese Herrlichkeiten zu beschauen, obgleich jede Person für den Eintritt eine halbe Guinee (etwa fünf bis sechs Gulden rheinisch) zahlen mußte. Indessen ging die Versteigerung nicht vor sich, weil ein gewisser Herr Farquhar, der in Indien Krösus-Schätze erworben hat, den ganzen Landsitz mit dem Hausrath zugleich kaufte.

Dieser Herr Farquhar aber, der wahrscheinlich nichts als eine Finanzspekulation damit vorhatte, kündigte nun seinerseits eine Versteigerung des nämlichen Hausraths en detail an, und ließ sich, wie Herr Beckford, von den Schau- und Kauflustigen ebenfalls eine halbe Guinee für den Eintritt zahlen. Wahrscheinlich war die Neugierde des Londoner Publikums, die fast eben so groß seon soll, als die der Pariser, das Erstemal noch nicht befriedigt worden, denn die Reise nach Fonthill-Abbey ist eine Art wie ansteckende Modewuth geworden. „Haben Sie Fonthill-Abbey gesehen?" — „Wann gehen Sie nach Fonthill-Abbey?" Sie treten in keine Gesellschaft von gutem Ton ein, ohne daß man nicht sogleich die eine oder die andere dieser Fragen Ihnen an den Kopf wirft, und wehe Ihnen, wenn Sie sich einfallen lassen, zu antworten, Sie haben es nicht gesehen, oder gedenken nicht hinzugehen! Sie gelten für einen Gothen oder Vandalen zum wenigsten, und werden mit dem Stempel der Verwerfung, in jeder guten Gesellschaft gebrandmarkt. Mit einem Wort, weder unsere liebe Frau zu Loretto, noch der heilige Jakob von Compostella hat je eine solche Pilgermenge angezogen.

Vorgestern Abends ging ich zum Thee bey einem meiner Freunde, einem neu angehenden Ehemanne, mit welchem seine Schwester, eine junge Dame, zusammen wohnt, die, wie die Engländer sagen, über ihee teens hinaus ist, das heißt, die ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt hat, weil im Englischen, wie Sie vielleicht so gut, und besser noch,

Digitized by Google

als ich, wissen, sich alle Zahlen, von dreyzehn bis neunzehn, mit der plattdeutschen Sylbe teen (zehn) endigen.

Der Zucker war in meiner Tasse noch nicht zergangen, als die Modefrage sogleich an mich erging: „Haben Sie Fonthill-Abbey gesehen?" Mein Gewissen ließ mich nicht bejahend antworten; weil ich aber gleichwol weder für einen Väeen, noch für einen Nachtkauz gelten wollte, so sezte ich hinzu, daß ich den Vorsatz hätte, nächstens hinzugehen, obgleich ich noch nicht ganz fest entschlossen dazu sey. Aber kaum hatte ich das Wort gesprochen, als ich mich auch schon in den Finger biß, denn mein Freund sagte mir, daß er übermorgen mit seiner Frau und Schwester hingehe, zugleich lud er mich zur Begleitung ein. Sie kennen meine Neigung zum Stubenhocken, und wissen, daß es keine größere Pein für mich gibt, als die, mich davon loszureißen. Gleichwol glaubte ich mich schon zu weit ausgelassen zu haben, um noch zurückgehen zu können, überdieß schien es eine angenehme Parthie zu geben, und so nahm ich den Vorschlag an.

Mit Hülfe unserer zwey Guineen haben wir uns mit vier Eintritts-Billets von dem Auctioneer, das heißt, Auktionator, Herrn Phillips, versehen, welcher mit der Versteigerung der Möbeln von Fonthill-Abbey beauftragt ist, und nun haben wir uns diesen Morgen um sieben Uhr im Büreau der Eilwagen von Salisbury eingefunden, von wo aus wir um so angenehmer abreiseten, da mein Freund einen viersitzigen Wagen gewählt hatte, so daß wir es eben so bequem hatten, als wenn wir einen eigenen Wagen gehabt hätten, obgleich wir in der Imperiale oder dem Kutschenhimmel über uns noch eine ziemliche Anzahl Reisegefährten hatten.

Nun aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß es meine Absicht sey, Sie mit einemmale die hundert englische Meilen überspringen zu lassen, welche London von Fonthill-Abbey trennen. Ich habe viel zu viel Ehrerbietung vor dem alten Herkommen, als daß ich mich nicht darnach richten sollte; und welcher Reisende hält sich nicht gern in der Erzählung seiner Reisen bey allen den Oeten auf, durch welche er gekommen ist? Indessen fürchten Sie nicht zu große Weitläufigkeit. Summa sequar fastigia rerum. — „Nur von Allem die Oberfläche will ich berühren!"

Nachdem wir die hübschen Dörfer Kensington, Hammersmith und Turnham-Green passiet hatten, von welchen das erste mit London eben so zusammenhängt, wie La Villette mit Paris, worauf die beyden andern fast ununterbrochen folgen, kamen wir in Brentford an, welches sich in die alte und neue Stadt theilt, obgleich es, eigentlich zu reden, nur aus einer einzigen langen Straße besteht. Dort werden die Versammlungen der Grafschaft Middlesex für die Parlamentswahlen gehalten, welche eine reiche Geldernte für diese Stadt sind; denn da die Wahlen fast immer zwischen den Whigs (oder Liberalen) und den Torys (oder Ultras) streitig sind, so trägt die Menge der dahin gehenden Wähler und der Neugierigen, die von London und aus der ganzen Umgegend hinströmen, um die Reden der Kandidaten und ihrer Anhänger zu hören, der Stadt ungeheures Geld ein.

Wir wechselten die Pferde in Staines, einer andern kleinen Stadt der Grafschaft Middlesex, zwanzig Meilen von London, deren Bann eine Spitze bildet, die an die drey Grafschaften Surrey, Berks und Buckingham stößt. Dort rieth uns der Kondukteur zu frühstücken, weil wir uns bis Salisbury nicht mehr aufhalten würden. Der Rath schien uns heilsam, wir stiegen aus und unsere lustigen Reisegesellschafter mit uns herab, und Jeder forderte seinen Morgenimbiß. Wir begnügten uns ganz bescheiden mit Thee, der bald bereitet war, und es dauerte nicht lange, so priesen wir unsre Wahl glücklich. Denn unsre Begleiter aus der Imperiale, deren Appetit von der frischen Luft wahrscheinlich geschärft worden war, verlangten Bifteck, Coteletten u. s. w. und kaum stand ihr Frühstück auf der Tafel, so kam der unbarmherzige Kondukteur, gleich dem Doktor Sancho Pansas auf der Insel Barataria, und benachrichtigte uns, daß wir auf der Stelle wieder auf- und einsteigen müßten, weil er nicht eine Minute länger warten dürfe, so daß die Unglücklichen sich fast blos mit dem Dufte der Speisen begnügen mußten, welche sie gleichwohl als genossen zu bezahlen hatten. Uebrigens behauptet man, das widersahre den Reisenden in den englischen Diligencen oft, und man hat die Kondukteurs im Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Gastwirthen, so daß diese mit dem Auftragen der Speisen zögern, während jene die Abreise beschleunigen, damit wohl der Beutel der Gäste, so wenig als möglich aber die Schüsseln des Wirths geleert werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Robbenjagd.

(Beschluß.)

Was hier über die Robbenjagd der Anglo-Amerikaner folgt, erhört von unserm Begleiter, dem Herrn Dubant her, welcher mehrere Wochen unter denselben verweilt hat, um sich mit ihrem Gewerbe vollständig bekannt zu machen.

Die für dieses Geschäft bestimmten Schiffe halten zweyhundert bis dreyhundert Tonnen, und sind sehr dauerhaft gebaut. Die Ausrüstung besteht, außer dem einfachen und festen Takelwerk, aus Stückfässern für Aufbewahrung des Thrans, aus sechs bewaffneten kleinen Schuyen (Yolen), wie man sie für den Wallfischfang braucht, und aus einem kleinen Fahrzeuge von vierzig Tonnen, das bey der Ankunft auf den Malouinen-Inseln ausgeschifft ward. Die Mannschaft des Schiffes the General-Knox, Kapitän Orne, bestand aus vier-und-

Digitized by Google

zwanzig Mann, und die Kosten seiner Ausrüstung wurden auf fünf-und-zwanzigtausend Piaster berechnet.

Dieser Schiffskapitän war, nach einem fruchtlosen Versuch bey den Kerguelen-Inseln, auf die Malouinen gekommen, und hatte die Insel Westpoint zum Stapelplatz gewählt. Nachdem er an diesem ruhigen und sichern Ort von seinem fest geankerten Schiff alles Entbehrliche an's Land gebracht hatte, richtete er hier nun auch Oefen auf, wenn schon deren sich gleichfalls an Bord befanden, weil das Schiff auch zum Wallfischfang bestimmt war.

Während dieser Zeit war das kleine, sehr gewandte und leichte Fahrzeug, mit eilf Mann und zwey Yolen, längs den Küsten auf den Robbenfang ausgefahren. Sobald es deren am Lande wahrnahm, sandte es seine Schluyen aus und zog sich in die nächste Bucht zurück, um jene zu erwarten. Bey guter Witterung wurden auch einzelne seiner Leute auf die Felsen postirt, welche von den Pelz-Robben am meisten besucht werden.

Wenn das Liefereamen-Schiff beladen war, das will sagen, wenn es das in große Stücke zerhauene Fett von zweyhundert oder mehr Robben, die achtzig bis hundert Fäßchen Thran liefern *), eingenommen hatte, kam es nach Westpoint zurück. Das Fett wurde hierauf mittelst der Schluyen an's Ufer und in Stückfässer gebracht, die auf einem steinernen Kai zwischen der See und den Oefen aufgestellt waren. Aus den Stückfässern ward das Fett auf einem langen Tisch verlegt, wo es nun, von allen Fleischtheilen gereinigt, in kleine Stücke zerhackt, in einen unter dem Tisch stehenden Trog geworfen und aus diesem in den Siedekessel gebracht wurde. Eine halbe Stunde war zur Schmelzung des Thrans meist hinlänglich. Das Zellgewebe, welches während des Siedens sich sondert und oben schwimmt, wird vorweg abgeschöpft und dient zur Unterhaltung des Feuers, denn anderer Brennstoff wird nicht gebraucht. Der Kapitän Orne besaß noch zwey andere kleine Fahrzeuge, die im Dienste wechselten.

Der sparsamste Haushalt ist erstes Bedingniß dieser Unternehmungen, und die Matrosen haben einen verhältnißmäßigen Theil am Ertrag; dieß kann nicht anders seyn, wenn der Erfolg so mühsamer und beschwerlicher Arbeiten gesichert bleiben soll. Zwey und auch wohl drey Jahre reichen kaum hin, um die Schiffsladung, zur Hälfte Thran, das übrige Häute und Pelzwerk, zu vervollständigen.

Den Winter durch, welcher lange dauert, bleibt die Arbeit ausgesetzt. Erst wenn die Frühlingssonne die Felsen wieder bescheint, und den Schnee schmilzt, kommen auch die Robben wieder allmählig zum Vorschein, und die Schiffleute, die bisher unthätig ihre Vorräthe verzehrt hatten, kehren zu den gewöhnlichen Arbeiten zurück. Jetzt erhalten sie aber auch Ersatz für die überstandenen Fasten, die sie zu machen gezwungen waren. Eyer von Albatrossen, Gänsen, Enten u. s. w. bey vielen Tausenden, gewähren nun eine eben so gesunde als reichliche Nahrung. Auch das übrige Jahr hindurch ist das Gewild häufig genug, so daß man die Schiffsvorräthe unberührt lassen kann, und selbst noch Provisionen für den Winter gemacht werden. Mit großen, zur Ochsenjagd abgerichteten Hunden verschafft man sich deren leicht zum Einpökeln. Eine benachbarte kleine Insel nährt eine solche Menge wilder Schweine, daß, wie uns versichert ward, ein amerikanisches Schiff sich dahin einzig verfügt hatte, um eine Ladung von dreytausend Fellen dieser Thiere einzunehmen. Solche Verheerungen können jedoch nicht ernst genug gerügt werden, indem sie, ohne auch nur einen nennenswerthen Vortheil zu bringen, die Seefahrer einer wichtigen Unterstützung berauben, auf welche sie Rechnung machten, und die insonderheit für die Wallfischfahrer von großem Werthe ist, wenn diese auf der Rückfahrt ums Kap Horn aus dem großen südlichen Ozean, einigen Aufenthalt auf diesen Inseln machen, um sich kostenlos mit Lebensmitteln zu versehen, und ihre Mannschaft sich ausruhen zu lassen.

Der Thran von den Robben dient zum Verbrauch in den Vereinten amerikanischen Staaten. Die Felle werden nach China ausgeführt, und dienen als Tauschmittel gegen Thee u. s. w.

Aus allem Vorgesagten geht nun unstreitig deutlich hervor, daß, wenn dieser Gewerbszweig einigen Nutzen oder Ertrag bringen soll, dieß nur alsdann möglich ist, wenn nüchterne, arbeitsame, beharrliche und geduldige Menschen sich damit abgeben. Die Amerikaner leisten in dieser Rücksicht, was wenige Seelente anderer Nationen zu thun vermöchten; denn, ohne die Verdienste der französischen Kauffahrtei-Seeoffiziere schmälern zu wollen, ließen sich doch wohl nur wenige unter ihnen finden, die mit eben so viel Kenntniß und Bildung, wie der Kapitän Orne, auch wie er, die mühevollste, beschwerlichste und härteste Lebensweise zu führen geneigt wären? Er verrichtete gleichzeitig die Geschäfte des Befehlshabers und des ersten Matrosen.

Die Robbenjagd mag jetzt nur noch mit den größten Schwierigkeiten unternommen werden; nach so unaufhörlichen Niederlagen, die unter diesen Thieren sind angerichtet worden, wodurch die übrigen gutentheils zur Flucht in unbekannte Gegenden und bis unter das Polareis veranlaßt wurden. Auch die Wallfische werden seltener und scheuer im atlantischen Ozean. Die in diesen Fischereyen geübten Engländer und Amerikaner sollen, wie behauptet wird, immer größere Mühe haben, ihre Ladungen zu vervollständigen. Mögen die Franzosen, welche vormals sich in diesen gefährlichen Unternehmungen auszeichneten und den europäischen Nationen darin vorleuchteten, bald neuer-

*) Das Fäßchen oder Baril enthält 31½ Gallonen (ungefähr 119 Litren) und die Gallone Thran wird zu einem halben Piaster verwerthet.

dings zu dem Vorzuge gelangen, den sie durch eine vieljährige Unthätigkeit eingebüßt haben! Im großen Weltmeer und in den Meeren vom asiatischen Archipel müssen nunmehr vorzugsweise die Cetaceen aufgesucht werden, welche den Thran sowohl als den Wallrath gewähren. Man umsegelt das Kap Horn, und diese Reisen erheischen gewöhnlich drey Jahre. Während unsers Verweilens auf den Malouinen-Eilanden sahen wir ein brittisches Fahrzeug, das innerhalb achtzehn Monaten seine Ladung zu vervollständigen das Glück gehabt hatte. Seine Geschäfte machte es in der Gegend der Gallapagos-Inseln, unter dem Aequator des stillen Meeres.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Beschluß.)

In wissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswerth ist folgendes bey Mörschner und Jasper herausgekommene Werk: Wanderungen durch Pompeji. von Ludwig Gorgo aon Agpagsaiva. (Dem Erzherzog Johann gewidmet.) In Folio auf Velinpapier, mit 22 auf Kupfer und Stein gestochenen Zeichnungen und Vignetten. Es enthält eine archäologisch-historisch-architektonische Beschreibung der im Jahr 79 nach Christi Geburt verschütteten Stadt Pompeji, die in drey Abschnitte getheilt ist, denen eine geschichtliche Nachricht über Campania felix und die Stadt vorangeht. Der erste Abschnitt handelt von der in die Stadt führenden Gräberstraße und den daran liegenden Grabmonumenten, der zweyte von den Gassen und Privathäusern der Stadt, der dritte von den öffentlichen Plätzen und Gebäuden. Die erste Tafel enthält den topographischen Plan mit den neuesten Ausgrabungen bis 1825; die übrigen stellen die merkwürdigsten Gegenstände der Architektur, Wandmalerey und Bildhauerey aor, worunter bis jezt manche nicht beschrieben waren. Im Gebiet der deutschen Litteratur ist früher noch kein Werk dieser Art erschienen; auch in keinem ausländischen über diesen Gegenstand der bedeutenden Ausgrabungen seit 1817 gedacht worden. Ein italienischer Schriftsteller äußert sich auf folgende Art darüber: Dall' idea, cha ho potuto formarmene leggendona il manuscritto — — eredo che riuscirà del più grand' onore per quel paese etc. Der Preis dieses elegant ausgestatteten Werkes beträgt nicht mehr als 12 Gulden 30 Kreuzer C. M. Eine höchst unbedeutende Summe gegen die so vieler andern dieser Art. Das aor sieben Jahren von den englischen Kavalieren Hell und Gendy veranstaltete, Pompejana betitelt, kostete 70 Gulden C. M. und schon soll kein Exemplar mehr davon zu haben seyn. Bereits im Jahr 63 wurde Pompeji größtentheils durch ein Erdbeben verschüttet. Der Eruptionen des Vesuas, sagt der Verfasser, gedachten die Einwohner nur noch als einer fabelhaften Sage, da sie im Jahr 79 durch seine Wuth zu Grunde gingen. Ein italienischer Schriftsteller Ignara meint mit Andern, daß die Stadt im lezigenannten Jahr nicht ganz zerstört wurde, sondern noch mit einigem Glanz unter den Antoninen fortbestand. Sie berufen sich darauf, daß man sie auf der Peutingerischen Tafel findet, die erst nach Konstantins Regierung verfertigt wurde. Auf der hier in Wien vorhandenen Reisekarte des Kaiser Theodosius stehen Pompeji und Herkulanum noch verzeichnet. Der Verfasser widerlegt die hieraus gezogenen Beweise eben so, wie die Behauptung, daß man die Werke des Justinus und des Aulus Gellius, die Beyde unter den Antoninen lebten, in Herkulanum gefunden habe. Indessen, heißt es, mag die Stadt weder damals noch früher ganz spurlos von der Erde verschwunden seyn. Die Höhe von 18 Schuh Asche, die sich fast durchgehends zeigt, ließ doch wohl die Spizen der höhern Gebäude, des Amphitheaters u. dgl. noch sichtbar. Nach einer Stelle im Sannazar sollte man vermuthen, daß die höheren Bauwerke noch lange aus der vulkanischen Asche hervorragten. In seiner Arkadia läßt er den Hirten Ergasto durch eine Nymphe in der schönen Gegend um Neapel und den Vesna herumführen. Diese sagt unter anderm: Questa che dinensine vedemo, le quale senze alcun dubbio celebra città un tempo nei tuoi paesi chiamata Pompeji etc. Als die Führerin geendigt, sagt Ergasto: E già in queste parole aramo ben presso elle città, ch'ella dicea (Pompeji) della quale, e la torri, e le case, e i theatri, e i templi si poteano quasi integri discernere. — Die lithographirten Abbildungen sind nicht völlig so gelungen in ihrer Art, wie die mit dem Grabstichel gearbeiteten. Ein besonderer Vorzug dieses Werks, von dessen Eleganz ich eben jezt mich augenscheinlich überzeuge, ist die trefflich gearbeitete topographische Karte aon Pompeji. eine Bemessung und Ausführung, die nur in der Mitte eines österreichischen Ingenieur-Korps bewirkt werden konnten. Ein zweyter bedeutender Vorzug ist, daß die neuern Ausgrabungen bis jezt erwähnt sind. Da das Werk auf Kosten des Verfassers erschienen ist, so muß man ihm den vollen, seinem Fleiß und den gemachten Aufopferungen gebührenden Ersatz wünschen.

Im hiesigen lithographischen Institut erscheint Anfangs 1826 auf Pränumeration (lithographirt aon Frühwirth und Kosandiers: Historischer Zeitstrom des Kaiserthums Oesterreich vom Ritter aon Dresdnern, auf einem Blatt 42 Zoll hoch, 26 breit, illuminirt. (Nachbildung des bekannten „Zeitstroms der allgemeinen Weltgeschichte.") Diese historische Karte, die in Gestalt eines großen Stromes mit seinen Nebenarmen und den Flüssen, die er aufnimmt, dargestellt ist, enthält in chronologischer Ordnung alle Regenten und deren Stämme, die seit Karl dem Großen in einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren geherrscht haben, alle Data, durch welche einer unterging, und die andern dem Stammland zugeflossen, die Hauptsiege der österreichischen Völker unter einander selbst sowohl als über auswärtige Feinde, alle merkwürdigen Entdeckungen, Stiftungen und Einführungen, endlich die Serie der sämmtlichen römisch-deutschen Kaiser und Könige, nebst der Stammtafel des jetzigen Kaiserhauses.

Bey dem am grünen Donnerstag in der Hofburg-Pfarrgebahten Fußwaschen hatte unter der Zahl von alten Männern und Frauen, an welchen diese feyerliche Handlung vorgenommen wurde, der älteste Mann 87, die älteste Frau 92 Jahre.

In dem polytechnischen Institut ist der Vorschlag gemacht worden, einen Dampfwagen von hier nach Triest zu veranstalten.

Unter der Benennung Fleck-Ausbringungs-Anstalt hat ein Inhaber derselben sein seit dreyzehn Jahren zum Theil bestehendes Institut zu größerm Flor erhoben, und neuerdings ausgestudiat. Die Sache wird in's Große getrieben, denn außer der Hauptanstalt vor dem Thore gibt es auch ein Handgewölbe in der Stadt, und der Eigenthümer, indem er dem hohen Adel, dem Militär und dem geehrten Publikum für das in immer höherm Grad ihm seither geschenkte Zutrauen dankt, versichert, daß es ihm einzig dadurch möglich war, seiner Anstalt eine Ausdehnung und Vollkommenheit zu geben, daß sie mit den gleichartigen in London und Paris wetteifern kann. Durch eine stylisirte Maschine gelingt es ihm, allen „unzertrennten Gegenständen," ohne den geringsten Nachtheil für Farbe und Stoff, die frühere Schönheit und den ursprünglichen Glanz wiederzugeben. Dieß erinnert an die Fulonen der alten Römer, die auch — nach dem Bericht des Plinius glaube ich — eine außerordentliche Perfektibilität in dergleichen Manipulationen bewiesen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Mai 1825.

Auf, daß das Getümmel der einander drängenden Begebenheiten die Jugend nicht auf die Meynung bringe, es geschehe alles durch Kühnheit und physische Kraft, und nicht vielmehr durch die Thorheit und Schwäche deren, die sich selbst vergessen haben.

Joh. v. Müller.

König Roderich, oder die Eroberung Spaniens durch die Araber.

Altspanische Romanze *).

In Beziehung auf die historischen Momente, die dieser schönen Romanze zum Grunde liegen, möge hier als Vorwort zur Erläuterung Folgendes stehen. Die ausschweifenden Wollüste Roderichs, Königs von Spanien, zogen, wie seinen eigenen Sturz, so das merkwürdige weltdistorische Ereigniß der Eroberung Spaniens durch die arabischen Muselmänner im Jahr 92 der Hegira, Jahr Christi 711, also herbey. Roderich, von heftiger Begierde gegen die schöne Tochter Graf Julian's entzündet, hatte diese entführt. Der Vater, damals Herr von Ceuta und Khadra oder der grünen Insel, voll Entrüstung über dieß schnöde Unbild, suchte sich, nach der Unbändigkeit seines Charakters, bitter zu rächen, und es gelang ihm.

Er verband sich mit dem Statthalter von Afrika, Musa, Nasir's Sohn, unter dem Khalifate Walid's, unterwarf sich diesem, und führte ihn am Ende des Jahrs 90 der Hegira (J. C. 709) in seine Stadt, wo er ihm den Entwurf mittheilte, unter seinem Beystande Spanien zu erobern.

Musa bittet alsobald um die Einwilligung des Khalifen in Sorien, und als er diese erhält, sendet er seinen Feldherrn Tharek, Siad's Sohn, anfänglich nur mit vierhundert Mann zu Fuß und hundert Reitern auf einer Flotte von vier Schiffen ab. Dieß kleine Heer machte einige Streifzüge in das Land, voraus wohl nur in der Absicht, den Boden zu versuchen, und kam bald mit kostbarer Beute beladen im Monat Ramadhan des Jahrs 91 der Hegira (J. C. 710) zurück. Aber nun folgte eine weit stärkere Landung. Tharek erschien auf's Neue mit siebentausend Mann, theils Barbaresken, theils Arabern. Die Landung geschah an einem Berge am Ufer des Meers, bey den Alten Mons Calpæus genannt. Gleichsam schon im voradnenden Siegerübermuthe gab der Feldherr dem Berge den Namen Tharek's Berg, auf arabisch: Dgiadal tharek, woraus, wie Deguignes meynt, dem wir in diesen Nachrichten hier größtentheils folgen (S. 418. Geschichte der Hunnen und Türken. Geneal. chron. Einleit. Greifswalde 1770), durch Verstümmlung der Name Gibraltar entstand. König Roderich, als er die Landung erfuhr, über sein und des Reiches Schicksal mit heldenmüthiger Entschlossenheit besorgt, brachte ein mächtiges zahlreiches Heer, an die hunderttausend Mann, zusammen; damit hoffte er den unbedeutenden Feind bald aus seinem Gebiete vertreiben zu können; aber seine Stunde hatte geschlagen. Eine rächende Nemesis verfolgte ihn. Tharek, wohl voraussehend, daß er mit der geringen Anzahl seiner Truppen dem so großen Heer des Königs nicht würde Widerstand leisten können, erbittet sich eine neue Verstärkung von seinem Herrn, und erhält noch fünftausend Mann. Mit dieser um das Achtfache beynahe geringern Zahl wagt er es, dem königlichen Heere die Stirn zu

Digitized by Google

bieten. Der beleidigte Graf Julian diente zum Wegweiser.

Im Gebiete von Medina Sidonia treffen beyde Heere am Fluß Lete oder Uad-al-ete, in der nachfolgenden spanischen Romanze Guadalete geschrieben, am Ende des Flusses Ramadhan zusammen (J. 92 der Hegira, J. C. 711). Acht Tage lang folgten Kämpfe auf Kämpfe, von beyden Seiten mit Verzweiflung geführt und mit schwankendem Glück. Endlich wurden die Spanier in die Flucht geschlagen. Tharek verfolgte sie bis an die Stadt Esseja: Roderich, der Anführer der Flüchtigen, ertrank, der Geschichte zufolge, auf der Flucht. — Der Dichter, seinem Zweck gemäß, an das Lezte sich nicht kehrend, stellt ihn uns einsam, verlassen von den Seinen, in fremder Tracht unter den Schauern dar, wo er sich den Betrachtungen über den ungeheuern Wechselfall seines Glücks, so wie der Reue über seine Thorheit, die ihn an diesen Abgrund gerissen, und den Gefühlen der Verwünschung über die so gesteigerte Rache seines Lehensmannes, des Grafen Julian, überläßt. Man wird dem lebendigen, erschütternden Gemälde des tief und wahr fühlenden Dichters seinen Beyfall nicht versagen können. Was in dieser bedeutenden Geschichte weiter zu sagen wäre, von Tharek's fernern Eroberungsschritten und der allmähligen Einnahme von dem größten Theile Spaniens, weiter von der jezt erwachenden Eifersucht des so lange für seine Person unthätigen Musa's gegen seinen Feldherrn Tharek, von den verspäteten Bemühungen desselben, Antheil zu nehmen am Eroberungsruhm, seine Niederträchtigkeit gegen Musa und gegen den Kalifen, seine Prahlereyen darüber aus der Ferne und in der Nähe noch, als er in Syrien mit Tharek vor ihm erscheint, seine dadurch verursachte Absetzung, endlich von den Grausamkeiten und Plünderey en, die jezt von den Mauren in Spanien begangen wurden, gehört nicht mehr für unsern Zweck.

Rodrigo.

Weil die buntbeschwingten Vögel
Jezt verstummen, und das Gebreich
Horcht aufmerksam nach den Strömen,
Die den Schoß dem Meere zollen;
Bey dem kargen Wiederscheine
Da und dorten eines Sternes,
Der sein Licht durch grauenvolle
Einsamkeit läßt traurig flimmern;
Sichrer achtend die Umhüllung
Niedrer Tracht, denn die belaurte
Kron' und reicher Pracht Beneidung;
Abgelegt die Königszeichen
Stolzer Majestät, die Liebe
Und zugleich die Furcht vorm Tode
Ließen rück am Guadalete;
Wie verschieden nicht von Jenem,
Der zuvor einst zog in's Schlachtfeld,
Reich an Freuden, die dem Gothen
Schuf des Sieges Strahlenrechte;
Ganz mit Blut bespritzt die Waffen,
Seinem eigenen und fremden;
Narbenvollen, wunden Waffen,
Einige zerfezt in Stücke. —
Ohne Helmesschmuck die Scheitel,
Ganz das Angesicht bestäubet;
Recht ein Bildniß eignes Glückes,
Das in Stand ihn hat geworfen,
Auf Aurelia, seinem Rosse,
So erschöpft jezt, daß den Athem
Das ermattete kaum reget,
Und oft küssen muß das Erdreich;
— So vorbey jezt Xerez Fluren,
Ueber Berge, Thale, Felsen
Auf der Flucht schweift König Rodrich.

Trauerbilder vor der Seele
Wälzen ab und auf sich bang ihm,
Vor die scheue Ohren tritt ihm
Wild verworrner Kriegeslärmen.
Nicht, wohin er schau'n soll, weiß er:
Allem bangt, Allem mißtraut er.
Auf zum Himmel? — Vor des Himmels
Grimm, des schwer gekränkten, graut ihm.
Zu der Erde? — Die nicht sein mehr —
Nicht des Fußes Breit' gehört ihm!
So sich ganz mit allem Sinnen
In sich selbst soll er verkerkern?
— O ein ausgedehnt'rer Kampfplatz,
Als der Platz, den er verlassen,
Thut vor ihm sich auf — sein Busen.

Unter Schluchzen jezt und Seufzen
Klagt also der Gothenkönig:
„Unglückseliger Rodrigo,
„Flohst du, wie du jezo fliehest,
„Ehe so vor deinen Lüsten,
„Blos nicht gebend solche Schwäche,
„Amors Anlauf, so unwürdig
„Eines Gothenhelden und wohl
„Mehr noch eines Völkerherrschers,
„Spaniens Ruhm noch würde blühen,
„Fest stehn seines Schutzes Wehre,
„Die zu Boden jezt gesenkt liegt,
„Und des Feldes Gras entfärbte.

„O Geliebte! Meine Feindin!
„Zweyte Helena von Spanien!
„Wär' ein Blinder ich geboren,
„Oder du geboren reizlos!
„Augenblick und Stunde, Fluch euch,
„Als mein Stern der Welt mich schenkte!
„Brüste, die ihr mich gesäuget,
„Daß mich hättet ihr begraben!
„Dann den Zoll der Erde zahlt' ich,
„Und ich schlief in ihrer Ode,
„Mit den Konsuls und den Kön'gen,
„Und mit ihrem niedern Volke.
„Keinen Wagen des Triumphes
„Hätt' ich dann dem Glück gelassen,
„Keinen Roderich, für Spanien
„Stoff zu so viel tausend Klagen.

„O Verräther, Graf Don Julian,
„Einer nur du, den ich kränkte,

„Warum mit so argem Unrecht
„Allgemein die Strafe schufst du?
„Nicht den Afrikaner kränkt' ich,
„Und dich rächt der Afrikaner?
„O zerrisse dieser scharfe
„Dolch dir deine falschen Adern!"

Mehr noch sprechen will Rodrigo,
Als der Ueberdruß, der herbe,
Mitten ihm die Wort' entrückte,
Spaltend zwischen seinen Zähnen.
„Fahre wohl, nun sagt er, Spanien,
„Vom Barbaren jezt beherrscht!"
So mit seinem treuen Rosse
Das unholde Licht erhaert er.

Conz.

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

(Fortsezung.)

Nachdem wir längs der Grenze der Grafschaft Surrey hingefahren und durch den Flecken Bagshot gekommen waren, gelangten wir in die Grafschaft Hants, wo wir nach einander die Flecken Blackwater, Basingstocke, Overton und Whitchurch passirten, von denen ich Ihnen nichts weiter zu sagen weiß, als daß man mir nahe bey dem lezten Ort die Fabrik zeigte, wo das Papier verfertigt wird, was zu den englischen Banknoten gebraucht wird; die Besitzer haben sich durch dieses Unternehmen bereichert. — Gleichfalls in der Nähe liegt das Schloß des güterreichen, aber geistesarmen Grafen Portsmouth, dessen Geschichte ich Ihnen doch als einen Beweis erzählen muß, wie weit man den Mißbrauch der Geistesschwäche eines Mannes treiben könne.

Zu Ende des vorigen Jahres überreichte ein Herr Fellower, des Grafen Portsmouth Neffe und muthmaßlicher Erbe, dem Lord Kanzler eine Petition des Inhalts, er möchte seinen Oheim mundtodt erklären, weil er zur Verwaltung seiner Güter, vermöge seiner Geistesschwäche, unfähig sey. Der Lord Kanzler ernannte eine Untersuchungs-Kommission über des Grafen Geisteszustand in Gegenwart einer Juro oder eines Geschwornengerichts von drey-und-zwanzig Personen, welche über das Faktum der Geistesabwesenheit oder Geistesschwäche des Grafen urtheilen sollten. Die Kommission hielt siebenzehn Sitzungen, deren Kosten sich nur auf etwas mehr als 20,000 Pfd. St. (oder 220,000 fl. rh.) belaufen haben sollen.

Lord Portsmouth ward 1767 geboren. Von seinen ersten drey-und zwanzig Jahren ist nichts bekannt, es scheint aber, als habe er auch schon Proben von Geistesschwäche oder Verstandesabwesenheit gegeben, denn im Jahr 1790 unterzeichnete er einen Familienakt, durch welchen er sich selbst vier gerichtliche Vormünder sezte, welche seine Güter so ganz zu verwalten hatten, daß der Graf keine Guinee ohne ihre Einwilligung erhielt. Zu diesen Vormündern gehörte auch der Familien-Prokurator Hanson, der der Hauptverwalter ward, und bald eine Hauptrolle in des Grafen Geschichte spielte.

Im Jahr 1791 heirathete Lord Portsmouth, damals vier-und-zwanzig Jahr alt, eine Miß Grace Morton, die Verwandte des Lords Grantley, deren reifes Alter leicht voraussehen ließ, daß der Graf aus dieser Ehe nie Leibeserben bekommen werde. Wirklich blieb er kinderlos. Die Gräfin soll übrigens eine liebens- und achtungswürdige Dame gewesen seyn, die ihren Gemahl auf das Sorgfältigste verpflegte, und seine Geistesschwäche vor der Welt zu verbergen suchte. Doch ward das Betragen des Grafen so sonderbar und gewaltthätig, daß die Gräfin im Jahr 1808 genöthigt ward, einen Herr Combe, einen Mann von guter Familie und medicinischen Kenntnissen, zu sich zu nehmen, um ihn zu beaufsichtigen. Herr Combe verstand das vortrefflich, er gewann durch geschickte Anwendung von Sanftmuth und Strenge ein solches Uebergewicht über des reichen Grafen armen Geist, daß es ihm gelang, alles Spektakel zu verhüten.

Im November 1814 starb die Gräfin und Herr Combe, der sich im Jahr 1811 verheirathet hatte, und durch der Lady Portsmouth Tod das Recht verlor, länger des Grafen Aufseher zu seyn, führte ihn zu Ende Februars 1815 nach London und übergab ihn seinen Vormündern. Jezt werden Sie den Prokurator Hanson mit beyspielloser Behendigkeit handeln sehen, denn schon am nächsten 7ten März ward seine sechszehn bis siebzehnjährige Tochter Gräfin Portsmouth. Lord Byron war einer der Zeugen dieser im größten Inkognito vollzogenen Heirath. Man ging sehr frühe in die Kirche und zwar durch eine Hinterthür, und der gute Lord Portsmouth sagte einige Tage nachher zu einem seiner Freunde, daß er bey seiner Ankunft daselbst gar nicht vermuthet habe, daß er sich verheirathen werde.

Diese zweyte Ehe bildet den Anfang einer neuen Epoche in des Lords Leben; ehe ich Ihnen aber etwas von dieser erzähle, muß ich Ihnen doch Proben seiner Narrheit mittheilen.

Er hatte unter andern eine ganz besondere Neigung, den Leichenbegängnissen beyzuwohnen. Bald wollte er dabey die Rolle des Unternehmers der Begräbnißfeyerlichkeiten, bald die des Anführers der Leidtragenden spielen; er läutete die Kirchenglocken und ließ sich dafür eben so bezahlen, wie die andern Läuter. Hörte er, daß ein Nachbar krank sey, so rieb er sich die Hände vor Vergnügen, weil er hoffte, sein Tod werde ihm was zu thun geben. Bey dem Begräbniß seiner ersten Frau stieg er auf den Kutscherssiz des Leichenwagens und sezte sich neben den Kutscher. Er mißhandelte zum Spaß seine Bedienten mit Kneipen und Peitschenhieben, er brach sogar einmal Einem derselben ein Bein. Er besuchte die Schule des Dorfs,

Digitized by Google

und wenn er ein Kind bemerkte, welches ihm einen Fehler zu begehen schien, so verlangte er, daß es in seiner Gegenwart gepeitscht würde. In der Kirche störte er die Andacht der Versammlung durch falschen Gesang und lächerliche Geberden, zuweilen wollte er das Amt des Kapelldieners verwalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. April.

Es müssen in dem menschlichen Herzen sonderbare Irrgänge seyn, und ganz eigene Triebfedern zuweilen seine Handlungen bestimmen; auch hat das Publikum den Beweggrund des Verbrechens des in diesen Tagen hingerichteten Papavoine nicht erklären können, zumal da dasselbe mit seinem vorigen Betragen gar nicht zusammenhing. Dieser Mensch hatte eine gute Erziehung gehabt, und nicht unbedeutende Stellen vertreten. Das einzige, was man an ihm Auffallendes bemerkt hatte, war, daß er einen verschlossenen Charakter und etwas Melancholisches an sich hatte; dieß hatte sich aber niemals durch irgend eine unerlaubte Handlung, noch auf irgend eine feindselige Art geäußert. Nun reist dieser Mann im vorigen Herbste wegen Handelsgeschäften für sich und das Haus seiner Mutter, einer Tuchfabrikantin im nördlichen Frankreich, nach Paris, macht einen Spaziergang durch das Vincennergehölze, trifft in einer Allee dieses Gehölzes eine junge Frau, die mit ihren zwey kleinen Kindern langsam spazieren geht. Plötzlich fährt dem Menschen der schreckliche Gedanke durch die Seele, man weiß nicht wie, die beyden Kinder zu ermorden. Er läuft nach dem Dorfe Vincennes am Eingange des Gehölzes, kauft sich in einer Bude ein Messer, sucht die Mutter mit den Kindern wieder auf, und unter dem Vorwande, sie zu liebkosen, stößt der Verbrecher ihnen das Messer in's Herz, ohne das Geringste zu sagen, und verschwindet dann im Gehölze. Wie läßt sich diese plötzlich entstandene Mordlust erklären, wofern man nicht voraussetzt, daß es augenblickliche Verrücktheiten gibt, welche das Gehirn eine kurze Weile verwirren und einen wahren Wahnsinn hervorbringen? Die Gerechtigkeit darf freylich auf diese Voraussetzung keine Entschuldigung für den Verbrecher bauen; denn wenn dieselbe einmal angenommen würde, so ließe sich jedwedes Verbrechen, besonders jedweder Mord als ein solcher vorübergehender Wahnsinn entschuldigen, und die durch das Gesetz verhängte Strafe und das dadurch bezweckte Abschrecken vom Bösen würde dadurch umgangen und verhindert werden. Während seines Kriminalprozesses hat der Mörder stets ausgesagt, das, was er gethan, thue ihm sehr leid, er wisse aber nicht, wie es zugegangen sey. Die Bemühungen seines Advokaten, ihn als wahnsinnig oder verrückt ansehen zu lassen, haben jedoch nichts gefruchtet; der Mensch ist zum Tode verurtheilt worden, und hat sein Urtheil mit vieler Gelassenheit empfangen, ohne daß diese Gelassenheit jedoch in Frechheit oder Unempfindlichkeit ausgeartet wäre; er soll sich christlich zum Tode vorbereitet haben. Das Volk, das aber einmal zu Allem einen sichtbaren Grund haben will, hat sich nicht überreden können, daß das Verbrechen Papavoine's nicht mit andern Umständen zusammenhänge, und dazu fehlt es nicht an einigem Anschein. Die von Papavoine ermordeten Kinder gehörten einer nicht verheiratheten jungen Frau zu, und ihre Heirath mit dem Vater der Kinder war bisher von dessen Eltern hintertrieben worden, so daß diese ziemlich begüterten Eltern anfangs in den Verdacht kamen, sie hätten den abscheulichen Mord veranstalten lassen, um dadurch ihren Sohn von dem Gedanken einer Heirath mit dem Mädchen abzuwenden; auch hatte man sie wirklich schon verhaftet; da aber nicht die geringste Spur von Bekanntschaft zwischen ihnen und dem Mörder sich auswies, und sie auch sonst einen sehr guten Ruf hatten, so mußte man bald von dieser Beschuldigung abgehen. Eben so unschuldigerweise war ein Mädchen in den Kriminalprozeß verwickelt worden, das ihrem Liebhaber im Vincennesgehölze entgegen ging, zu eben der Stunde, als Papavoine dort seine schwarze That vollbrachte, und welches demnach in Verhaft genommen wurde, weil Papavoine im Vorbeygehen einige Worte mit ihr gewechselt hatte. Dem Mädchen ist seine Liebschaft und das Vorbeygehen übel bekommen, denn es ist beynahe zwey Monat in Verhaft geblieben, bis endlich auch dessen gänzliche Unbekanntschaft mit dem Mörder erwiesen worden war. Gewiß wird es künftighin mit einiger Scheu dem Liebhaber entgegengehen, oder lieber warten bis er kömmt. Zu Allem dem fügte sich noch endlich, daß Papavoine in den ersten Verhören, man weiß nicht recht aus welcher Absicht, ausgesagt hatte, er habe nicht jene Kinder, die er nicht einmal kannte, sondern diejenigen der Herzogin von Berry ermorden wollen, was dann natürlich seinem Verbrechen ein ganz anderes Ansehen und zu manchem Gerede in Paris Anlaß gab. Darauf hat er aber nicht ferner bestanden, und es ist auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dazu aus dem Kriminalprozeß hervorgegangen. So daß es also, wie ich zu Anfang gesagt, ein psychologisches Räthsel ist, durch welche sonderbare Verkettung von Gedanken Papavoine zu dem Morde unmündiger Kinder, die er nicht kannte, und die er zum Erstenmal in seinem Leben sah, hat verleitet werden können. Gewiß ist dabey etwas in seinem Geiste vorgefallen, wovon wir nicht den geringsten Begriff haben.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 10. Mai.

Die Gesellschaft, die sich hier seit etwa einem Jahre zur Veredlung des geselligen Gesangs, namentlich zur allgemeinen Einführung des vierstimmigen, unter dem Namen Liederkranz vereinigt hat, und aus mehr als hundert Mitgliedern besteht, hat gestern, vermöge eines Artikels ihrer Statuten, das Erstemal die Gedächtnißfeyer Schillers, des vaterländischen, unsterblichen Sängers, an seinem Todestage, in einem der hiesigen öffentlichen Gärten vor einer außerordentlich zahlreichen Gesellschaft begangen. Dannecker's Meisterwerk, die Büste Schillers, war unter der Leitung einiger vorzüglichen Künstler aufgestellt: Tonkünstler, Sänger, Redner und Dichter suchten wetteifernd der Feyer des Tages durch thätige Theilnahme Würde und Innigkeit zu geben. Lieder Schillers und andere passende Gesänge wurden, eigends zu diesem Zwecke gesetzt, von Frauen- und Männerchören vorgetragen. Unter den Tonkünstlern befanden sich mehrere Jugendfreunde des Dichters; andere waren noch besonders zu dem Feste geladen worden; Schillers Geburtsstadt, Marbach, hatte dasselbe durch seine Vorsteher, die sich dazu eingefunden, noch an demselben Abende nahm die Unterzeichnung zu einem Denkmale Schillers, das der Liederkranz gleichfalls beschlossen hatte, einen sehr glänzenden Anfang. Dieselbe bleibt auch für die kleinsten Beyträge allen Verehrern Schillers im ganzen deutschen Vaterlande offen, und der Liederkranz selbst wird eine Bekanntmachung hierüber erlassen. Wir behalten uns eine nähere Beschreibung des Festes und die Bekanntmachung alles dabey Gesprochenen in einer unsrer nächsten Nummern vor.

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Mai 1825.

O wüßtet ihr nur mich zu führen,
Ihr würdet mich gar leicht regieren.

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

(Fortsetzung.)

Die närrischeste unter allen Narrheiten des Grafen Portsmouth war die, daß er immer Lanzetten und Aderlaßbinden bey sich trug; wenn er sich dann mit einer Magd allein sah, oder zufällig einer Bäuerin begegnete, so sagte er, er sey krank, ließ sich den Puls fühlen, und reichte ihr die Lanzetten, mit der Bitte, ihm am Arm zur Ader zu lassen. Manche weigerten sich, Andere aber rizten ihm die Haut auf, um ein Paar Tropfen Blut laufen zu machen; damit war er sehr zufrieden, ließ sich dann den Arm verbinden, und gab der Doktorin einige Schillinge; er schenkte sogar einst einer derselben ein Besteck mit ein Paar Lanzetten, damit sie sich derselben bey Gelegenheit bedienen könne. Sonst aber verrieth bey ihm kein Wort und keine Miene irgend auch nur die geringste Spur von Galanterie.

Doch ich würde Ihnen Langeweile machen, wenn ich Ihnen alle die Narrheiten erzählen wollte, die eine Menge Zeugen vor der Versammlung der Kommission angaben; nur noch den Befehl führe ich Ihnen an, welchen er gegeben hatte, daß man ihm für den Empfang seiner Vasallen einen Thron bauen solle. Ich komme zu seiner zweyten Heirath. Die junge Gräfin folgte nicht den Fußtapfen der ersten Gemahlin des Grafen. Sie befahl den Bedienten, nur ihr allein Gehorsam zu leisten, und auf die Befehle ihres Herrn durchaus nicht zu achten. Sie erlaubte ihnen nicht nur, ihn zu mißhandeln, sondern befahl ihnen selbst, ihn vor ihren Augen zu prügeln, und legte zuweilen selbst mit Hand an's Werk. Bald darauf führte sie in ihr Haus einen gewissen Herrn Aldee, eine Art von Arzt, ein, der bey dem Grafen die nämliche Rolle, wie Herr Combe, spielen mußte, außerdem adee auch noch andere Geschäfte zu verwalten hatte.

Seine Frau, die Familie Hanson, und besonders der furchtbare Alder, flößten dem Grafen ein so panisches Schrecken ein, daß er nicht daran dachte, sich aus dieser Art von Sklaverey zu befreyen, deren Niedrigkeit er wahrscheinlich auch in seiner Geistesschwäche nicht zu fühlen vermochte. Daher hatte er seine Freyheit nur einer Art von Entführung zu danken, die man mit seiner Person vornahm.

So wie sich bey allen Streitsachen Advokaten für beyde Partheyen finden, so ging es auch hier mit den Aerzten, die über den Geisteszustand des Lords Portsmouth urtheilen sollten; denn zwey von ihnen behaupteten, er sey compos mentis oder verstandesfähig. Die Thatsachen aber machten mehr Eindruck auf die Jury, als die gelehrten Vorträge der beyden Doktoren, denen übrigens auch mehrere ihrer Kollegen förmlich widersprachen. Die Geschwornen erklärten einstimmig, Lord Portsmouth sey nicht bey gesundem Verstande, und also unfähig, sein Vermögen zu verwalten. Im August 1822 gebar Lady Portsmouth eine Tochter, die aber wahrscheinlich für ein unrechtmäßiges Kind erklärt werden wird.

Digitized by Google

So weit Lord Portsmouth's tragi-komische Geschichte, und nun zu meiner Reisegesellschaft zurück.

In der Nähe von Whitchnech befindet sich auch noch das schöne Kollegium von Sandhurst, wo jeder Professor ein eigenes Haus hat. Alle diese Häuser liegen an der Straße, gleich weit von einander, und gewähren durch ihre vollkommene Gleichförmigkeit einen sonderbaren Anblick. Es sind ihrer fünfzehn bis zwanzig. Bald hinter Whitchurch tritt man in die Ebene von Salisbury ein, welche sich bey einer Breite von fünf-und-dreyßig englischen Meilen etwa fünfzig Meilen in die Länge bis nach Weymouth, einem schlechten Seehafen der Grafschaft Dorset, erstreckt. Da kann sich der Reisende in Lobieus Wüsten versezt glauben, welche hier und da durch einige Oasen unterbrochen werden. Der einzige kleine Unterschied ist der, daß man hier statt des Sandes nichts als Heidekraut sieht, so weit der Blick reicht. Man findet da nur einige sehr armselige Dörfer, und fast gar keine abgesonderten Pachthöfe. Gleichwol werden dort ansehnliche Schafheerden unterhalten, welche ihre Weide in den Kräutern finden, die zwischen den Heiden wachsen. Seit einigen Jahren haben fleißige Bauern es versucht, kleine Strecken dieser ungeheuern Ebene urbar zu machen, und es ist ihnen gelungen, diesem undankbaren Boden Gersten- und Haferernten abzugewinnen. Auch hat man einige Pflanzungen von Nadelholz angelegt, die so ziemlich gedeihen. Daher glaube ich, daß man durch ausdauernden Fleiß diese große Ebene endlich aus dem Zustande der Unfruchtbarkeit reißen könnte, zu welchem sie verdammt zu seyn scheint.

Wir kamen etwas vor fünf Uhr in Salisbury, der Hauptstadt der Grafschaft Wilt, an, nachdem wir zwey-und-achtzig englische Meilen in nicht ganz zehn Stunden gemacht, und uns gleichwol noch eine gute Viertelstunde in Staines aufgehalten hatten. Man reiset auf dieser Straße darum so schnell, weil sie über kein Gebirge führt. Wir nahmen im weißen Hirsch unsere Zimmer in Beschlag, bestellten das Mittagessen, und benuzten noch den Rest des Tages dazu, die Stadt zu besichtigen.

Salisbury, oder Neu-Sarum, verdankt seinen Ursprung dem, was man in England den versaulten Flecken (bourg pourri) Alt-Sarum nennt. Dieser Flecken war eine englische Meile nördlich von Salisbury in einer ungesunden und unbequemen Gegend gelegen, daher wanderten die Einwohner vor mehr als sechshundert Jahren fast alle zugleich aus, und ließen sich auf dem Platze nieder, der nun den Namen Neu-Sarum und nachher Salisbury erhielt. Diese am Zusammenfluß dreyer Flüsse regelmäßig gebaute Stadt nahm nach und nach zu, und faßt jezt 8500 Einwohner in sich. Doch besteht Alt-Sarum noch immer; es stehen noch drey Hütten dort, die der Grundherr sorgfältig unterhält, weil dieser Flecken das Recht hat, zwey Glieder in die Kammer der Gemeinen zu senden; der Einfluß, den er natürlich auf die Bewohner jener Hütten ausübt, erlaubt ihm, über die beyden Parlamentsstellen nach Belieben zu verfügen, d. h. sie zu verkaufen oder zu verschenken.

Salisbury ist berühmt durch seine Woll-, besonders Flanell-Manufakturen und durch feine Stahlarbeiten. In der leztern Gattung verfertigt man allerhand Curiosa, blos um zu beweisen, wie weit sich diese Arbeiten verfeinern lassen. So sahen wir bey einem Messerschmiede ein Dutzend Paar ganz kleine und außerordentlich fein gearbeiteter Scherchen, die nur zwey Linien lang waren, und alle zusammen kaum mehr als einen Gran wogen.

Die Hauptkirche von Salisbury liegt in der Mitte des sogenannten Close oder Umkreises, wo die Häuser des Bischofs, der Dekane, Oberherren und anderer Kirchenbeamten liegen. Der Kirche gegenüber ist ein großer Bezirk theilweise mit Bäumen bepflanzt, dieß ist die einzige Stadtpromenade. Die Kathedrale ist eines der schönsten gothischen Gebäude in England, und ganz besonders bewundert man den Glockenthurm. Der kanonische oder Chorherrensaal ist darum merkwürdig, weil sein Gewölbe, das über 140 Fuß im Umkreise hält, nur auf einem einzigen und zwar so schlanken Pfeiler in der Mitte ruht, daß man kaum begreift, wie er diese Last tragen kann. Die Erbauung dieses Gebäudes datirt sich von 1220 her.

Die Kirche enthält eine Menge unbedeutende Denkmäler; ein einziges nur erregte meine Neugier. Es stellt ein zehn- bis zwölfjähriges Kind mit der Bischofsmüze, dem Krummstabe und allem übrigen bischöflichen Schmucke vor. Ich fragte den Kirchendiener, der uns zum Cicerone diente, was das bedeute. Seine Antwort: „Das ist der Kinderbischof," machte mich um nichts klüger. Mein Freund aber, der Salisbury genau kannte, gab mir folgende Erläuterung darüber: Die Chorschüler der Kathedrale von Salisbury, so wie die von fast allen Kathedralen in England hatten ehedem das Recht, am St. Niklaustage (den 6ten Dezember) Einen aus ihrer Mitte zum Bischof zu wählen, welcher diese Würde behielt bis zum Tage der unschuldigen Kindlein (den 28sten Dezember). Dieser trug die Bischofsmüze, den Krummstab und alle übrigen Zeichen der bischöflichen Würde, und seine Mitschüler versahen bey ihm die Aemter der Dekane und Chorherrn. Man gab ihm den Bischofstitel, er führte den Vorsiz bey allen gottesdienstlichen Handlungen, mit Ausnahme der Messe, und er erhielt selbst eine Besoldung während der kurzen Dauer seiner Würde. Da nun einst ein solcher Kinderbischof im Verlaufe seines Amtes starb, so ward er mit denselben Ehrenbezei-

Digitized by Google

gungen, wie ein ordentlicher Bischof begraben, und erhielt daher auch jenes Denkmahl. Dieser alte Gebrauch ward erst unter der Königin Elisabeth abgeschafft.

Es war sieben Uhr, als wir zu unserm Gasthof zurückkamen. Wir speiseten mit gutem Appetit zu Mittag oder vielmehr zu Nacht und nach dem Essen sezte ich mich hin, um Ihnen diesen langen Brief zu schreiben. Morgen Abend sollen Sie Rechenschaft von allen den Wunderdingen erhalten, die wir in Fonthill-Abbey sehen werden, welches noch achtzehn englische Meilen von Salisbury entfernt ist. Gute Nacht! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Känguruh-Jagd.

Wir haben einer Känguruh-Jagd in der Gegend von Botany-Bay beygewohnt, erzählen die Herren Quoy und Gaymard im zoologischen Theil des Reisewerks vom Schiffskapitän Louis de Freycinet (Paris 1824. 4.), man gebraucht dafür große aus England mitgebrachte Windhunde. Eine zweyte solche Jagd haben wir am Corflusse in den blauen Bergen mitgemacht, wo wir sahen, daß, wenn die Känguruhs durch Hunde verfolgt werden, sie allzeit auf ihren vier Füßen laufen, und große Sprünge nur alsdann vornehmen, wenn irgend ein Hinderniß zu überschreiten ist. Blos auf den Hinterfüßen, und mittelst des, als Balancierstange vor dem Fallen schützenden, starr gehaltenen Schwanzes bewegen sie sich nur im völlig ruhigen Zustand. Ihr Gang, zum Erstenmal gesehen, erscheint alsdann auffallend und merkwürdig. Auf ebenem Boden wäre dem Känguruh nicht möglich mittelst Sprüngen den Hunden zu entfliehen, weil sein schwerer und langer Schwanz das erforderliche Gleichgewicht für wiederholte Sprünge schnell genug nicht erhalten möchte. Durch örtliche Verhältnisse begünstigt, kann seine Springkunst ihm einzig nur Vortheil bringen. Bey jedem Schritt, den es thut, neigt sein Kopf sich demnach zur Erde, und es hat das Ansehen, als kauerte das Thier.

Die Jagd der Känguruhs wird den Hunden gefährlich. Dieselben gebrauchen zwey kräftige Waffen; ihren Schwanz und die große Klaue des Hinterfußes. Mit dem erstern versetzen sie den Verfolgern einen betäubenden Schlag, und mit dem zweyten verursachen sie ihnen tiefe, oft tödtliche Verwundungen.

An einem jungen Känguruh kleinerer Art, welches ziemlich lange am Bord der Urania lebte, hatten wir Anlaß zu bemerken, daß diese Thiere von Natur zwar pflanzenfressend, wie dieß die Organisation ihrer Dauungsorgane darthut, doch eine große Fähigkeit besitzen, Speisen aller Art zu genießen; Brod, Fleisch, sogar Pöckelfleisch und altes Leder, Zucker, eingemachte Früchte u. s. w., Alles behagt ihnen; hinwieder trinken sie auch Wein und Branntwein. — Das Fleisch der Känguruhs ist sehr schmackhaft und dem Hirschfleisch ähnlich.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 12. April.

Der Winter ist gewichen und steht im Begriff, auch bey uns Nordbewohnern endlich dem holden, mildern Frühlinge völlig Platz zu machen. Ich halte es daher für den günstigsten Moment, gerade jezt, bey seinem Abtreten den Lesern dieser Blätter einen genügenden Ueberblick der öffentlichen und Privat-Vergnügungen dieser Kaiserstadt während seiner Dauer zu geben. Oeffentliche Bälle und Masteraden, an denen auch die höher acquitirten Stände sich ergötzen könnten, finden schon seit vielen Jahren nicht mehr bey uns statt. Seit dem im Jahr 1808 völlig zu Grabe getragenen glänzend schönen Vereine des musikalischen Klubbs und der früher bestandenen Feuilleischen Masteraden hat unser Publikum sogar den Sinn und die Lust für öffentliche Vergnügen dieser Art verloren. „Die Sonntags-Masteraden, die die Theaterdirektion im Laufe jedes Winters im großen Nationaltheater gibt, dürfen wieder nicht gerechnet werden, denn sie sind nur neun jezt (die der Karnevals-Woche ausgenommen) der Versammlungsort reicher Wüstlinge, der Gewerbsklasse und des untern russischen Kaufmannsstandes. Unsre höhern Stände haben sich ihnen seit lange ganz entzogen und keine Dame unbescholtenen Rufes aus diesen Zirkeln sieht man in denselben auftreten. — Das leider zu bekannte furchtbare Phänomen, das uns im Beginn dieses Winters heimsuchte, hatte alle Klassen unsrer Bewohner durch eigene und fremde Leiden so tief erschüttert, daß in der ersten Winterhälfte alle öffentlichen und Privat-Vergnügungen hier verstummten; selbst die Theater, deren Lokal durch den Andrang der Wasserfluthen mehr oder minder gelitten hatten, und einer bedeutenden Reparatur bedurften, waren mehrere Wochen auf Befehl des Kaisers geschlossen. Der Anblick dieses allgemeinen Leidens versezte unser erhabenes Kaiserhaus, besonders den menschenliebenden Monarchen, in die kränkste Stimmung, und wahrscheinlich aus diesem Grunde fand die sonst bey seiner Anwesenheit immer hieselbst am Neujahrstage stattfindende Hof-Masterade erst in der Karnevalswoche, am 16ten Februar statt. Endlich am Scheidepunkte des alten, in Phänomenen so mancher Art unglücksschwangern Jahres, faßte unser Publikum wieder Sinn und Muth für frohere Geistesstimmungen. Seit dem Januar begannen wiederum in den ersten Zirkeln unserer eleganten Welt die Soirées und glänzenden Abendgesellschaften, bey denen die Geladenen unter dem Akkompagnement eines kleinen auserwählten Orchesters oder den Akkorden des Forteviano's zu ihrem frühern Lieblingsvergnügen dem Tanze flüchteten. Bey diesen Bällen bemerkt man die gebildetsten und auszeichnetesten Personen beyder Geschlechter: Glieder des diplomatischen Korps, Garde-Offiziere, Hof- und Staatsbeamte von auszeichneten Rangklassen, andre durch hohen Stand, Geburt und Namen distinguirte Gäste. Die größten Tänzer unsrer jungen Elegants mußten sich zu diesen Assemblees oft Tage lang mühsam vorbereiten, das sogenannte Fisher-Scharren genügte nicht mehr, die bisher beliebten Gesellschaftstänze, Ecossaisen und Quadrillen waren nicht mehr an der genügenden Tagesordnung; die französischen Quadrillen,

sonst nur an Höfen getanzt, und ein von den sinnreichsten Pâtit-Maitres studirter neuer Tanz (der Galopp, la Galoppade) mit den verwirrendsten Schlingungen und Courbetten versehen, verdrängten sie ganz; dennoch findet dieser neue Galoptanz, seines mühsamen Einstudirens ungeachtet, vielen Beyfall, man findet seine Touren reizend, ihn geistesunterhaltend und er wird sich lange hier dauernd erhalten. An heitern schönen Wintertagen bis zum Eintritt des mildern Frühlings ist der newskische Perspektiv seit seiner schönern Umformung immer noch der Lieblingsspaziergang unsrer vornehmen Welt. An den Vormittagen zwischen ein bis drey Uhr wimmelt er von der Polizey bis zur Anitschkowschen Brücke von den elegantesten Herren- und Damenpartien, die gruppe- und paarweise und einzeln lustwandeln. Eine solche Promenade kann mit der schönsten belebtesten Masterade verglichen werden, wobey die Lustwandelnden bemüht sind, den ausgesuchtesten Luxus in Kleidern, Equipagen und Pferden der allgemeinen Schau und Bewunderung zu unterwerfen. Um diese Zeit sieht man auch die beyden hier bestehenden englischen Magazine, die von der Anzahl der sich hier befindenden Galanteriehändlern die beliebtesten und besuchtesten des eleganten Publikums sind, weil sie immer die neuesten, kostbarsten und theuersten Mode-Artikel feil bieten, von Käufern gefüllt, deren Börsen aber trefflich gespickt seyn müssen.

Der Mittelstand und die Kaufmannschaft suchten mehr ihre Vergnügungen in Schlittenfahrten nach den nächsten Umgebungen der Residenz, wie nach Krasnoy-Kabatschock und Katharinenhof, dessen neu angelegtes, prachtvoller Ballsaal durch eine am 16ten Januar stattgefundene öffentliche Masterade brillant eingeweiht wurde. Der Kommerz-Klub, der in frühern Wintern mehrere allgemein beliebte und zahlreich besuchte Picknicks gab, hatte im gegenwärtigen, am 9ten Februar, nur einen öffentlichen Ball, der aber zu den schönsten im Laufe dieses Winters stattgefundenen gehörte. Er war merkwürdig durch den reichen Blumenflor reizender Jungfrauen unsers ausländischen Handelsstandes. Hier im schönen, großen, eleganten mit Bäumen und Tanzsaale sah man junge Engländerinnen, Holländerinnen und Deutsche in den langgeformten Reihen der Tanzenden auf- und niederwallen, auf denen die Blicke, selbst der kältesten Zuschauer, nicht ohne inniges Wohlgefallen ruhen konnten. Bekanntlich gehörten die jungen Ausländerinnen immer zu den ersten und größten Schönheiten unserer Residenz. Vorzüglich reich an ihrem Besitz ist Wasilji-Ostrow (die Wilhelms-Insel), wo sich der größte Theil des fremden Handelsstandes etablirt hat.

Mit dem ersten Januar erhielt das deutsche Publikum ein eignes neues Theater an der Fontanka, es wurde durch die beliebte Oper, der Wasserträger, eingeweiht, war in unglaublich kurzer Zeit, in wenigen Monaten, von den Trümmern des ehemaligen Oranienbaumschen Hoftheaters erbaut, im Innern recht niedlich eingerichtet, aber ganz von Holz, und wurde, was hier sehr selten ist, ganz mit Gas erleuchtet. So hatten wir Deutsche denn im Januar und Februar, bis zum Schluß des Karnevals, den langentbehrten Genuß wieder, fast tägliche Vorstellungen auf eigner Bühne, nächst ihr (da jeder Deutsche von einiger Bildung hier drey bis vier Sprachen geläufig kennt) nach Belieben auch den der französischen und russischen zu haben, doch nicht lange währete diese Freude. Bald nach dem Anbruche der großen Fasten brannte das deutsche Theater bis auf den Grund nieder. Ueber diesen Brand und den nähern Bestand des Theaters selbst habe ich mich in einem andern öffentlichen Blatte ausführlicher ausgesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 3. April.

(Beschluß.)

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit einer merkwürdigen Kriminalgeschichte, die vor einigen Jahren in London vorfiel, und auch ein Beyspiel einer schrecklichen Geistesverwirrung liefert, aber sich doch wenigstens auf psychologischem Wege erklären läßt. Ein junger Uhrmacher, Namens Robert Dean, ein sonst stiller und sanfter Mensch, aber mit etwas verworrenem Kopfe, liebte leidenschaftlich ein Mädchen, mit welchem er aber zerfiel; hernach wollte er mit demselben seine vorige Verbindung wieder anknüpfen; allein sie ließ seine Briefe unbeantwortet, und der Vater des Mädchens bat ihn, nicht mehr an seine Tochter zu denken. Dieß war aber dem armen Robert Dean nicht möglich. Er ward, seinem eigenen Geständnisse zufolge, äußerst unglücklich, und das Leben war ihm höchst zuwider. Ein schrecklicher Gedanke fuhr ihm durch die Seele: wenn deine Sarah mit dir sterben könnte, so würde dein Elend aufhören, und nun beschloß er den Tod seiner Geliebten. Aber bald machte sein Geist einen noch schrecklichern Absprung. Sarah, sagte er zu sich selbst, ist zum Tode nicht vorbereitet; lieber opfere ich eine Seele auf, die zu jeder Stunde vor dem höchsten Richter erscheinen kann. Mit diesem schrecklichen Vorsatze begab er sich Abends zu dem Hause einer Bekannten, suchte das kleine Mädchen derselben allein zu bekommen und ermordete es. Auf einmal sollerte ihm sein Gewissen, als ob sich, seinem eigenen Ausdrucke zufolge, die Hölle vor ihm aufgethan hätte. Er irrte einige Tage wild und erschrocken in London umher. Zuletzt trieb ihn die Unruhe in eine Kirche, hier wurde gerade wider das Laster gepredigt. Nun stieg seine Gewissensangst aufs höchste; er gab sich selbst vor Gericht als den Mörder des Mädchens an, gestand Alles, bereitete sich äußerst andächtig zum Tode vor, sagte aber doch noch kurz vor seiner Hinrichtung: ach könnte ich doch meine Sarah aus dieser bösen Welt mitnehmen! Bey diesem Menschen, der, nach allen seinen Reden, einen eingeschränkten, zur Schwärmerey geneigten Geist hatte, wie man deren in England nicht selten findet, hatte sich, wie es scheint, der Gedanke festgesetzt, es sey eine Wohlthat, jemanden aus dieser bösen Welt zur ewigen Seligkeit zu verhelfen, und in dieser Schwärmerey hatte er anfangs dem Mädchen, das er zärtlich liebte, den Tod zugedacht. Der Absprung auf den fürchterlichen Entschluß, ein Kind an ihrer Stelle umzubringen, ist freylich sehr sonderbar, läßt sich aber doch bey einem fanatischen Manne, in dessen Kopf sich einmal der falsche Begriff von der Heilsamkeit des Todes festgesetzt hat, wohl begreifen. Bey Papavoine hingegen entdeckt man auch nicht die mindeste Spur von einer vorgefaßten, den ganzen Geist beherrschenden Idee, noch von irgend einem tief eingewurzelten Vorurtheile, und deßhalb ist, wie mich dünkt, dieser Fall in psychologischer Hinsicht merkwürdig. Da der Körper zum Anatomiesaale gebracht worden ist, so wird Gall oder irgend ein anderer geschickter Anatomist nicht unterlassen haben, das Gehirn dieses Verbrechers zu untersuchen. Was wird aber zu entdecken seyn, da das Betragen dieses Menschen im übrigen fast gar nicht von demjenigen anderer Menschen abwich? Solche Geheimnisse liegen zu tief, als daß das Zergliederungsmesser bis dahin dringen könnte.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Mai 1825.

Nur die Weisheit ist ewig. Sie wird auf Erden noch siegen,
Und nach langem Tumult Menschen zur Menschheit erhöh'n.

Gedike.

Die Purrah's in der Timanieh-Landschaft im westlichen Afrika *).

Die Purrah sind ein Verein von Menschen, dessen Macht selbst die Gewalt der Fürsten und Könige übersteigt, und ihre geheimnißvollen und finstern Thaten bleiben eben so ungeahndet, als es sonst die Thaten der Inquisition in Europa waren. Ihr Ursprung scheint in völliges Dunkel gehüllt, und man vermuthet blos, daß zur Zeit, wo der Sklavenhandel in diesen Gegenden herrschte, und Niemand vor der Raubsucht der Großen sicher war, eine Anzahl Menschen, die sich in die Wälder geflüchtet, sich zum gegenseitigen Schutz vereinigt, mit der Zeit aber sich selbst eine Gewalt angemaßt haben mochten, vor der sie sonst geflohen waren.

Die Hauptversammlungsorte der Purrah's sind in gewissen eingezäunten Gegenden in den Wäldern. Diese sind immer von Einigen von ihnen besetzt, und wehe dem Uneingeweihten, der sich denselben nähert! Er wird sogleich ergriffen, und entweder in ferne Sklaverey verkauft, oder, wenn er ja nach Jahresfrist wieder erscheint, so ist er inzwischen gewiß ein Purrah geworden. Aber diese Räuber begnügen sich nicht immer damit, diejenigen gefangen zu nehmen, die ihren Gehegen zu nahe kommen, sie schleppen auch sonst einzelne oder ganze Gesellschaften von Reisenden fort, die es wagen, durch gewisse Gegenden zu wandern, ohne sich vorher einen Purrah zur Bedeckung verschafft zu haben. Das Blasen auf einer kleinen Pfeife, welche ein solcher am Halse hängen hat, scheint für die Uebrigen ein Zeichen zu seyn, die Wandersleute unangefochten zu lassen. Auch der Major hatte einen solchen in der Gegend zwischen Ma Bung und Ma Jasuh, wo die Purrah's sich häufig finden, bey sich, und er sagt: „Als wir vorüber reisten, hörten wir sie in den Wäldern heulen und schreyen; aber obgleich die Töne ihre unmittelbare Nähe verriethen, so bekamen wir doch keinen zu Gesicht."

Oft überfallen sie die Städte in der Nacht, und plündern Alles, was ihnen in den Weg kommt, Ziegen, Geflügel, Kleidungsstücke, Lebensmittel und Menschen, von jedem Alter oder Geschlecht. Die unglücklichen Einwohner scheinen auf keine Vertheidigung zu denken, sondern schließen sich in ihren Wohnungen ein, bis alle Spur von diesen privilegirten Dieben verschwunden ist. Eine Stadt wurde auf diese Weise während der Anwesenheit des Majors heimgesucht; aber die Schildwache, die er beym Gepäck hatte, behauptete ihren Posten, und stößte mit dem Bajonette den Herrrn Respekt ein, bis der Major selbst hinzu kam, worauf sie sich auf die Flucht begaben. Diejenigen, welche er bey dieser Gelegenheit sah, waren meistentheils nackend und unbewaffnet, außer Einigen, welche Messer hatten.

Die äußern Kennzeichen eines Purrah sind zwey tato-

*) Aus Major Laing's Reisen in den Timanieh-, Kuhranko- und Sulyma-Landschaften, im westlichen Afrika.

wirte Linien, welche neben einander um die Mitte des Leibes herumlaufen, ſich vorn nach der Bruſt hinaufziehen, und in der Herzgrube zuſammentreffen. Es herrſcht eine gewiſſe Rangordnung unter ihnen, und man hatte dem Major mehrere gezeigt, die eine hohe Stelle unter ihnen haben ſollten, aber man that ſelbſt dieſes mit großer Vorſicht, da das Volk im Allgemeinen ſich von ihnen zu reden ſcheut, weßwegen er auch keine genauern Nachrichten über dieſelben einzuziehen vermocht hat. Einige derſelben wohnen in den Städten und treiben mancherley Handtierungen; aber keiner der Fürſten darf es wagen, einen derſelben vor Gericht zu ziehen, wenn er ſich nicht den ganzen Schwarm auf den Hals laden will. Zu gewiſſen Zeiten halten ſie Generalverſammlungen, welche immer die ganze Gegend mit Angſt und Schrecken erfüllen. Die Einladung an die Mitglieder geſchieht durch gewiſſe Zeichen, welche ihr Oberhaupt an verſchiedenen Orten aufhängen läßt, und wodurch ihnen der Tag und die Stelle der Zuſammenkunft kund gethan wird. So weit geht die Anmaßung dieſes furchtbaren Vereins, daß ſie die Schlichtung großer Streitigkeiten zwiſchen Fürſten oder Städten, und die Beſtrafung von Verbrechen, die den Tod verdienen, auf ſich genommen, und überhaupt den Beherrſchern des Landes blos noch einen Schatten von Anſehen gelaſſen haben. Unſer Verfaſſer hat daher wohl recht, wenn er behauptet, daß dieſe Gewalt in den Händen von ſolchen Menſchen ein großes Hinderniß für die Bildung dieſes Volkes ſeyn wird.

Curioſa aus England.

Vor Kurzem ſtarb zu Upſtreet ein Mann in einem Alter von einigen ſechszig Jahren, der die letzten fünfzehn Jahre ſeines Lebens nicht nur ganz außer dem Bett zugebracht, ſondern auch in dieſer ganzen Zeit nicht ein einziges ſeiner Kleidungsſtücke gewechſelt hatte. Mit einem Wort, er wich in dieſen fünfzehn Jahren nie von einem großen Lehnſtuhl, in welchem er beſtändig ſaß, und das nicht etwa aus Armuth, denn er hatte hinlänglich zu leben, ſondern aus bloßer Laune. Eines Morgens fand man ihn todt auf dem Boden liegen. Als man ihn aufheben wollte, war ſeine ganze Kleidung in einem ſolchen morſchen Zuſtande, daß jedes Stück derſelben dem in der Hand blieb, der es berührte. — Ein würdiger Schüler der cyniſchen Schule!

*

Faſt zu gleicher Zeit mit dieſem ſtarb neulich ein anderer Sonderling, Namens Clarke, der reichſte vielleicht aller Kleinhändler der Erde. Er beſaß einen bedeckten Durchgang am Themſe-Ufer in der Gegend von London, welche den Namen Exeter-Change führt. Die beyden Seiten dieſes Durchganges waren mit Läden verſehen, in welchen er viele Handlungsdiener beſtändig unter den Augen hatte. Er handelte mit nichts als ſogenannten kurzen und Stahlwaaren; aber Alles, was er verkaufte, war von guter Qualität; von dem einmal feſtgeſetzten Preiſe ließ er ſich auch nicht das Geringſte abhandeln, begnügte ſich dagegen aber auch mit einem mäßigen Gewinn. Dadurch erwarb er ſich eine ungeheure Kundſchaft, und gewann auch verhältnißmäßig, obgleich nur wenig auf einmal. Als das engliſche Parlament während des Revolutionskrieges eine Erwerbſteuer angeordnet hatte, verlangte man von Jedermann die Angabe des jährlichen Einkommens, und Clarke gab das ſeinige auf 6000 Pfd. St. (66,000 fl. rh.) an. Dem Steuereinnehmer aber ſchien es unmöglich, daß die Kramläden von Exeter-Change ſo viel eintragen könnten, und weil er glaubte, Clarke habe ſein Vermögen, ſtatt ſeines Einkommens angegeben, ſo ſchickte er ihm ſeine Angabe mit der Weiſung zurück, dieſelbe wieder durchzugehen, weil er ſich wahrſcheinlich in ſeiner Berechnung geirrt habe. Clarke, der eben ſo geizig, als reich war, hatte ſich wirklich, aber ganz abſichtlich geirrt; da er nun in der Meynung ſtand, daß der Steuereinnehmer vermuthen könnte, er habe ſein Einkommen zu niedrig angeſetzt, und eben deßhalb die Geldbuße ſcheute, womit diejenigen bedroht worden waren, welche ihren Erwerb erweislich falſch angeben würden, ſo machte er ſeufzend einen neuen Anſatz, in welchem er ſeine jährliche Einnahme auf 77,000 fl. rh. oder 7000 Pfd. St. taxirte. Natürlich erſtaunte der Steuereinnehmer nur deſto mehr. Dießmal aber ging er ſelbſt zu dem Steuerpflichtigen hin, und erklärte ihm, daß er ja nicht die Angabe ſeines Vermögens, ſondern nur ſeines Einkommens verlange. „Herr, ſind Sie es zufrieden, meine jährliche Einnahme zu 7000 Pfund anzunehmen?“ fragte ihn Clarke. — „Ey freylich!“ antwortete der Steuereinnehmer. — „Nun, ſo bin ich es auch!“ erwiederte Clarke, der offenbar fand, daß er bey dieſem Handel noch immer profitirte; „und ſo laſſen Sie uns nicht weiter davon ſprechen.“ Seine ſtrenge Sparſamkeit, oder vielmehr ſeine Knickerey, trug auch ſehr viel zu ſeinem Reichthum bey. Er erlaubte ſich nicht das geringſte Vergnügen. Ein Stück kaltes Fleiſch, das er hinter ſeinem Schreibtiſch, mit dem Teller auf den Knieen, aß, machte ſeine Mittagsmahlzeit ſechs Tage in der Woche aus, nach welchem er jedesmal in eine Kneipe ging, die Exeter-Change gegenüber am Strande ſtand, wo er einen Schluck Wachholderbranntwein trank, der ihn vier Sous (nicht volle ſechs Kreuzer rh.) koſtete. So lebte er bis zu ſeinem Tode; er ſtarb in einem Alter von achtzig Jahren, und hinterließ ſeiner Familie nicht weniger als 500,000 Pfd. St. (5,500,000 fl. rh.).

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 12. April.

(Beschluß.)

In Betreff der öffentlichen Vergnügen besitzt Moskau einen großen Vorzug vor unserer Residenz. Der dortige durchgängig sehr wohlhabende, zum Theil überaus reiche Adel stiftete vor einigen Jahren ganz aus eigenen Mitteln einen besondern Adelsklub, in dem jeden Winter bey einer auserlesen gebildeten Gesellschaft die unterhaltendsten Bälle und Masteraden gegeben werden. Hier sucht man zwar seit einigen Jahren ein ähnliches Institut zu begründen, seiner Formirung stehen aber manche Hindernisse im Wege, worunter die wesentlichsten wohl folgende seyn mögen: Unser Publikum ist aus vielen Nationen gemischt; jede hat ihre eignen, von der andern oft grell abstechenden Sitten und Gebräuche, dem Ganzen geht der Esprit de Corps ab, der nur allein bey Gesellschaften Eines Volks Unternehmungen dieser Art befördern, beleben und erhalten kann; bey individuellem großem Reichthum herrscht dennoch im Allgemeinen fühlbare Dürftigkeit und eine jedes Jahr immer größer werdende Nahrungslosigkeit, wodurch der Mehrtheil zu immer größern, früher nicht gewohnten Beschränkungen und Entbehrungen gezwungen wird; seit einem Decennium scheinen unsere höheren Geschäftsstände den Genuß der Privatvergnügen bey sich dem aller öffentlichen Lustbarkeiten weit vorzuziehen. Dieß sind auch die Ursachen, warum die von der Theaterdirektion im großen Nationaltheater gegebenen Karnevals-Masteraden, die früher gedrängt voll waren, und alle Besuchenden bis zum Enthusiasmus ansprachen, weil man hier eine reiche Fülle überaus schöner Charaktermasken sah, die alle die ihrem Kostüm entsprechenden Rollen genau kannten und meisterhaft auszuführen wußten, seit einigen Jahren immer leerer, einförmiger und langweiliger werden. Selbst im lezten Karneval auf der Masterade der Ausländer, am 22sten Februar, war dieß der Fall. Man sah zwar in den Logenreihen, auch im Parterre ein sehr elegantes und vornehmes Publikum, doch es herrschte nicht der frühere frohe, solche Gesellschaften belebende Geist. Die sich drängenden Menschenmassen wandelten im Saale still und geräuschlos, ohne bestimmten Zweck größtentheils numasirt auf und nieder, nur spärlich stieß man auf schöne Charaktermasken, die aber diese schlecht zu repräsentiren wußten. Bald fühlte man das Monotone und Langweilige einer solchen Versammlung, suchte ihr zu entfliehen und in Morpheus Armen die unangenehmen Eindrücke dieses Abends zu vergessen.

Im heutigen Bericht nur von den in diesem Winter hier stattgehabten geselschaftlichen Vergnügungen sprechend, darf ich einen im Januar hier formirten Gesellschafts-Cirkel, der seines brillanten Anfangs wegen den besten Bestand in der Zukunft verspricht, nicht ganz übergehen. Den Mangel aller öffentlichen geselschaftlichen Vergnügen erwägend stifteten mehrere achtungswerthe hiesige Familienväter in einem von ihnen gemietheten geräumigen und eleganten Local Subscriptionsbälle, bey denen sich ihre reife Jugend, Söhne und Töchter, unter ihrer und ihrer Gattinnen beständigen Aufsicht, im Vergnügen des Tanzes nach Genüge ergehen könnten. Dieser Verein hat folgende sehr weise Gesetze zur allseitigen Befolgung unter sich festgesezt: a) Familienväter, die das Institut begründeten, sind dessen Direktoren, ihre Söhne und Töchter aber Mitglieder desselben; b) mannbare Wittwer und Wittwen, Unverheirathete, können zwar Gäste, aber nicht Mitglieder seyn. Kinderlose Ehegatten können nur Mitglieder, aber nie Direktoren werden; c) die Zahl der Mitglieder ist auf hundert festgesezt, überdem haben Gäste Zutritt zu den Bällen; d) Familienmütter sind Wirthinnen und Anordnerinnen alles dessen, was zum Empfang und zur Bewirthung der Damen gehört, die Direktoren administriren die Oekonomie. Am 16ten Januar fand der erste dieser Subscriptionsbälle statt. Die Zahl der Tänzer und Tänzerinnen war überaus groß. Man zählte in den Angloisen und Cotillonen mehr denn sechszig Paar. Der Ball begann um neun Uhr Abends und dauerte ununterbrochen bis vier Uhr Morgens fort. Die Erleuchtung, Musik, Bewirthung, Erhaltung der Ordnung waren so vortrefflich angeordnet, daß sie keinem Anwesenden etwas zu wünschen übrig ließen.

B***g.

Auflösung der Charade in Nr. 109:
Kopfschmerz.

Das Räthsel ohn' Ende.

Ich bin ein wundereig'nes Ding.
Im Nu voll Leid und Freude,
Bunt, scheckig, wie ein Schmetterling,
Und nie in Einem Kleide;
Bin federleicht, und schwer wie Bley,
Und, wie ein Stuzer, lüftig;
Hart, wie ein Fels, und weich, wie Brey,
Und, wie die Spinne, giftig;
Bin ohne Falsch, wie Tauben sind,
Und falsch, wie Klapperschlangen,
Schwach, wie das kleinste Wiegenkind,
Und stark, wie Wetterstangen;
So arglos, wie ein Mutterlamm,
Arg, wie ein Wolf, und ärger,
Nachgiebig, wie ein Bräutigam,
Grob, wie ein Krawersberger *);
Bin trozig, wie Diogenes,
Bild, wie der Mädchen Lippe,
Gelassen, wie St. Sokrates,
Und mürrisch, wie Xantippe;
Freygebig, wie Adigalk,
Und geizig, wie der Reiche,
Veränderlich, wie der April,
Und fester, als die Eiche;
Seicht, wie die Furt, und wie der See
Im Bolchen **), unergründlich,
Verdublt, wie Maro's Galathee,
Wie Joseph, unempfindlich;
Unkeusch, wie Madam Potiphar,
Und keusch, wie Frau Susanna,
Gottlos, wie Isabel einst war,
Und fromm, wie weiland Hanna;
Bin heilig, wie der heil'ge Bund,
Unheilig, wie Fürst Satan;
Voll Reue, wie Schach David's Mund,
Verstockt, wie Emir Dathan;
Wie Salomo, vor Zweifeln toll,
Und grundfest, wie sein Vater;
Wie Didymus, ungläubensvoll,
Und gläubig, wie St. Martha.

*) Ein Bauer aus dem Kochersberg wird unter die Dümmsten, aber auch unter die größten des Elsasses gezählt.

**) So heißt der See auf einem der höhern Berge der Vogesen. Seine Tiefe wurde noch nicht gemessen; daher hält man ihn für unergründlich.

Ich bin so muthig, wie der Leu,
Und furchtsam, wie der Hase,
Stumm, wie der Fisch; voll Klatscherey,
Wie eine Stadtfraubase;

Kühn, wie der große Bozzaris,
Und feig, wie eine Memme;
Rein, wie ein Quell im Paradies,
Und trüb, wie eine Schwemme.

Bescheiden bin ich, Veilchen gleich,
Wie alte Jungfern, eitel;
Wie ein Baron von Rothschild, reich,
Und arm, wie Petrus Beutel;

Demüthig, wie der Bettelgeist,
Stolz, wie ein Dorfschulmeister,
Schen, wie ein Reh; wie Fliegen dreist,
Und oft noch zehnmal dreister.

Vorlaut bin ich, wie ein Student,
Wie Kandidaten, leise;
Weiß Alles, wie ein Rezensent,
Und nichts, als wie der Weise;

Voll, wie der Vollmond, bin ich leer,
Wie eine Brandreiftonne,
Mir ist so wohlweh, ungefähr,
Wie einer jungen Nonne.

Ein Siebener, wie Galgenholz,
Ein Eins, gerad wie Tannen,
Bin ich, so wie des Edeln Stolz,
Die Schande des Tyrannen;

Wie Judas, immer voll Verrath,
Treu, wie Tobias Döckchen,
Verschmitzter, als ein Advokat,
Und dumm, wie Isaks Böckchen.

Zerknirscht, wie Zwirn, und spröd', wie Zink,
Wie Hammerschlag zerschlagen,
Bin ich so lustig, wie der Fink
Bey heitern Erntetagen:

Bin offen, wie die freye Luft,
Und, wie das Grab, verschlossen;
So lieblich, wie der Rose Duft,
Und, wie der Neid, verdrossen;

Bin frostig, wie Dezemberschnee,
Warm, trotz dem Mittagsstrahle,
So frisch und grün, wie Frühlingsklee,
Und welk, wie Heu im Thale;

Bin stürmisch, wie ein Meerorkan,
Und, wie ein Zephyr, freundlich,
Friedfertig, wie Prinz Jonathan,
Und, wie zween Aerzte, feindlich;

Zweydeutig, wie ein Hofbescheid,
Und einfach, wie die Seele,
So häßlich, wie der Großen — Eid,
Und schön, wie Gabriele;

Träg, wie ein Al, und beynah
Wie Bien' und Aemse rüstig;
Voll Einfalt, wie Ataliba,
Und, wie Valvorde, listig.

Ich bin, wie Mephiboseth, lahm,
Und flint, wie Noah's Täubchen,
Wild, wie ein Fohlen, und so zahm,
Wie, wenn es schläft — ein Weibchen.

Unruhig, wie der Pendelschlag,
Wie Ehren Job, geduldig;
Schwarz, wie die Nacht, weiß, wie der Tag,
Die Unschuld selbst, und schuldig;

Bin närrisch, wie der trunk'nen Chor,
Wie Nüchterne, verständig;
So schwankend, wie des Sumpfes Rohr,
Und, wie das All, beständig;

Bin sklavisch, wie der Türk', und frey,
Wie der erwachte Grieche,
Voll Kraft, wie Hain und Flur im Mai,
Und matter, als der Sieche.

Von Honig triefend, wie ein Geck,
Bin ich, wie Galle, bitter;
Verschämt, wie eine Braut, und keck,
Wie Schillers Johanniter.

Mich opfernd, wie ein Pelikan,
Verwüst' ich, und zernichte.
Ich tapp' im tiefsten Irrewahn,
Und wandl' im höchsten Lichte.

Ich bin, fast wie der Himmel, gut,
Und böse, wie die Hölle.
Gern geb' ich Schoß, bey sich'rer Hut,
Und hasse Schoß und Zölle.

Dank üb' ich, wie Androklus Leu,
Undank, wie Gellerts Schlange.
Ich bin im Sturme sorgenfrey,
Mir macht ein Wölkchen bange.

Der Wahrheit Evangelium,
Bin ich der Lügen Quelle;
Bin finster, wie das Heidenthum,
Und, wie die Christnacht, helle.

Weit, wie des Himmels Sternenkleid,
Eng, wie des Erdwurms Schlüpfe.
Klag' ich im Glück, und sing' im Leid,
Hab' keine Füß' und hüpfe.

Ich brech' und bleibe ganz. Ich poch',
Und kann nicht einmal tönen.
Ich wein' und stöhn', und konnte doch
Nie weinen oder stöhnen.

Ich walle wellenlos. Ich lach',
Und ändre keine Züge.
Ich flieg' — ein Aar fliegt mir nicht nach —
Und hänge stets und liege.

Ich glüh', und habe keine Glut,
Ich flamme sonder Flamme.
Ich blut', und wer sah noch mein Blut?
Wer nur die kleinste Schramme!

Ich — — doch schriebst du von mir ein Buch,
Du würdest niemals enden:
Kurz! jeden Spruch und Widerspruch
Kannst du auf mich anwenden.

Was bin ich? . . . Wenig vor der Welt,
Fast gar nichts vor der bösen;
Doch viel vor Gott! — Wenn's dir gefällt,
Magst du mich, Leser! lösen.

Schaller.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 116. und 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Mai 1825.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Schiller's Gedächtnißfeyer zu Stuttgart.

Am 9. Mai 1825.

Der Stuttgarter Liederkranz hat in seinen Statuten die Absicht ausgesprochen, jährlich an Schiller's Todestage das Gedächtniß seines unsterblichen Landsmannes öffentlich zu begehen. Am 9. Mai dieses Jahres wurde dieß Fest zum Erstenmale gefeyert, und in Verbindung mit der Feyer von jener Gesellschaft eine Unterzeichnung eröffnet, um dem Dichter in seinem Vaterlande ein Denkmal zu errichten. Die große und erfreuliche Theilnahme, welche diesem Feste zu Theil geworden ist, läßt erwarten, daß auch dem größeren Publikum eine genauere Beschreibung desselben nicht unwillkommen seyn werde.

In einem der besuchtesten öffentlichen Gärten unserer Stadt, eine Viertelstunde vor derselben, am Königsbade, hatte die Gesellschaft das kolossale Brustbild Schiller's, das Meisterwerk Dannecker's, auf einem erhöhten Platze und einem zu diesem Zweck errichteten Fußgestelle mit einer Estrade aufgestellt. Die Büste stand, das Piedestal mit Kranzgewinden verziert, zwischen vier blühenden Lorbeerbäumen; eine Wand von Cypressen bildete den Hintergrund. Um die Schläfe des Hauptes schlang sich ein frischer Lorbeerkranz. Innerer Antrieb hatte unsere trefflichen Künstler, v. Thouret und Dietrich, gedrungen, die schöne Zeichnung des Herrn Architekten Mühlbacher bis auf die geringsten Einzelnheiten persönlich ausführen zu helfen*). Unglaublich war die Wirkung, welche das Brustbild, so erhöht und verziert, die ganze Versammlung überragend, in der milden Beleuchtung der Abendsonne, hervorbrachte, und es ist mit Recht gesagt worden, daß diese Ausstellung für sich allein ein Fest gewesen. Um die Büste stand in einem geschlossenen Kreise der Liederkranz, gegen zweyhundert Mitglieder zählend, und wer sonst dem Feste thätige Theilnahme widmete, versammelt. Hier sah man auch die von der Gesellschaft geladenen alt-vertrauten Freunde Schiller's, den Geheimen Hofrath von Rapp und von Cotta; der dritte innige Jugendfreund des Dichters, Hofrath v. Dannecker, war leider durch Unpäßlichkeit abgehalten, an dem Feste persönlich Theil zu nehmen, das er durch sein Werk verherrlichte. Endlich fanden auch die Vorsteher Marbach's, der Vaterstadt Schiller's, die ausdrücklich zu dem Feste hergereist waren, hier ihren Ehrenplatz. Diesen Kreis umgab eine Versammlung von mehrern tausend Menschen aus allen Ständen, die den übrigen Garten füllte.

*) Die lithographirte Abbildung wird später dem Morgenblatte beygegeben werden.

Digitized by Google

Um fünf Uhr Abends begann die Feyer, und das Fest eröffnete ein Trauermarsch aus der Braut von Messina, von Herrn Hofmusikus Schwegler dem Aeltern, einem Jugendgenossen Schiller's, komponirt, und von Mitgliedeen der königlichen Hofkapelle trefflich ausgeführt. Dieser Harmonie folgte der Männerchor des Liederkranzes mit dem vierstimmigen Gesange des Liedes: Hehr und heilig ist die Stunde. Dann trat ein Mitglied der Gesellschaft, Professor Gustav Schwab, auf, und sprach von den Stufen herab, über welchen sich die Büste erhob, ein von ihm verfaßtes Gedicht in Oktavreimen, das hier folgt.

Prolog.

Zum edleren Gesang sind wir verbunden,
Zu jenem, den kein böser Mißlaut stört;
Gemeines soll auf immer seyn verschwunden,
Das Menschliche, das Reine nur gehört:
Ein Haupt, ein Führer ward von uns gefunden,
Den Jedes als den keuschen Sänger ehrt,
Den früher Tod für Alles, was nach oben
Sich sehnlich kehrt, zum Schutzgeist hat erhoben.

Den längst Geschiednen kommen wir zu feyern,
Sein Todestag liegt hinter uns schon weit;
Ja, schon als Nachwelt preisen wir den Theuern,
Der mit uns könnte wandeln in der Zeit;
Indeß wir stimmen unsre matten Leyern,
Sang' er vielleicht das schönste Lied noch heut;
Wir Vielen, die wir fröhlich streben, sprossen,
Wir könnten blühen, seine Zeitgenossen.

Was wäre nicht aus deinem Geist entsprungen,
Was hätte sich, der deutschen Kunst zum Preis,
Nicht deiner königlichen Stirn entschwungen,
Du Herrlicher — noch jetzt ein rüst'ger Greis —
Wenn du in reifer Fülle fortgesungen,
Enträtdselt, dargestellt mit heil'gem Fleiß,
Was in dem Schacht der Zeiten und der Herzen
Verborgen quillt von Leben, Lust und Schmerzen.

Was Gutes ward geglaubt, gewünscht, betrauert,
Das du nicht mitempfunden hättest warm,
Was hätte Treffliches gedüht, gedauert,
An dem nicht mitgeschaffen stark dein Arm,
Wie hätte Mitgefühl dich tief durchschauert,
Wo Hoffnung je verwandelt ward in Harm:
Wie hätte Leid und Freude dich durchdrungen,
Und Lied um Lied sich draus empoegerungen.

Und der du stets das fremde Streben ehrtest,
Nicht stolz und kalt auf deinen Ruhm beschränkt,
O Freude, wenn du Jüng're nun belehrtest,
Dein Aug' auf jeden Blüthenkeim gesenkt;
Dem Troß Nachahmender mit Würde wehrtest,
Indeß dein Geist verwandte Geister tränkt:
O wohl dem, der, um seine Stirn geschlagen,
Ein Reis aus deinem Kranze dürfte tragen!

Im Reich des Schönen ist ein Krieg entglommen,
Man wägt, verwirft, lobpreiset und verdammt:
Besonnen hättest du das Wort genommen,
Der Eintracht Herold, die vom Himmel stammt;
Und Ruh' und Milde wär' auf uns gekommen,
Geübet hättest du das Friedensamt:
Und, wenn sich junge Kraft zu viel vermessen,
Den Genius geschirmt, dein selbst vergessen. —

Es braust die Welt, und um die höchsten Schätze
Des Erdenlebens tobt der Kampf noch laut:
Du kanntest Völker, Sitten und Gesetze,
Sahst, wer auf Felsen, wer auf Sand gebaut;
Du wußtest, was ein Gott ist, was ein Götze,
Du hättest uns manch Warnungswort vertraut;
Dein heller Blick, für Ewigkeiten offen,
Lehrt' uns nicht Alles von der Stunde hoffen.

Du aber hättest dich der Zeit bemächtigt,
Und sinnend sie in deinem Haupt bewegt,
Und Niemand hätte dich darob verdächtigt,
Wenn sie dein freyer Geist uns ausgelegt;

Digitized by Google

Dein Ernſt, dein Treuſinn hätte dich berechtigt,
Zu ſagen, was die Welt für Wünſche hegt:
Gerungen hätteſt du mit der Geſchichte,
Das Bitterſte gemildert im Gedichte.

So ſtündeſt jetzo du, in Silberhaaren,
Wie jene Sänger in der alten Zeit,
Ein hoher Lenker ganzer Geiſteeſchaaren:
Und ſelbſt die Höchſten ſchauten's ohne Neid;
Ein frommer Greis, geläutert, hocherfahren,
Würd'ſt du befragt um Zeit und Ewigkeit:
Und ernſte Denker, edle Künſtler, Dichter,
Sie riefen dich, als ihres Strebens Richter.

Und ach! vielleicht, jezt, wo die Abendſtunde
Des Lebens nahte, das bey uns begann:
Jezt ſehnteſt du dich nach des Thales Grunde,
In dem zuerſt dein Geiſt empfand und ſann,
In dem zuerſt aus dem beredten Munde
Der Dichtung Strom ſo voll und ſchäumend rann:
Jezt wüchſeſt du im heimathlichen Schwaben
Des Lenzes Blüthenduft geathmet haben.

O reiche Wallfahrt auf den vollen Wegen,
Wenn es nun hieße: „Heute kommt er, heut!"
Wie wollten wir des theuern Hauptes pflegen:
Was kann dich freuen, Meiſter, ſprich! gebeut!
Die alten Freunde bringen wir entgegen,
Daß ihr der Jugend holden Traum erneut;
Aus Liederblüthen haben wir, die jungen,
Beſcheidentlich dir einen Kranz geſchlungen.

Du lebſt — doch ach! du lebſt nur im Geſange:
Doch ſteht dein Bild, wie es dein Freund uns gab;
Doch du biſt fern, du ſchlummerſt ja ſchon lange,
Dich zog der eignen Lieder Ruf hinab.
Hinab? — Hinauf, wohin zum Leverklange,
Du lenkteſt, rüſt'ger Pilger, deinen Stab.
Dort, längſt erwacht, vom kurzen Weg nicht müde,
Stehſt du und horcheſt unſerm frommen Liede.

Wir ſenden dir die Klänge deiner Leyer,
Der ewig tönenden, zum Gruß empor,
Sie dringen mächtig durch der Wolken Schleyer,
Und rühren droben manch unſterblich Ohr,
Ja, ſie verklären unſre ſchwache Feyer,
Ja, ſie begeiſtern unſrer Hörer Chor:
Wie Körner fallen ſie in's Herz, und Saaten
Erblühen daraus in Liedern und in Thaten.

* * *

Unmittelbar an die lezte Strophe dieſes Prologs ſchloß ſich ein Chor von weiblichen und männlichen Stimmen an, welcher Schiller's liebliche Allegorie auf die Dichtkunſt: Das Mädchen aus der Fremde, vortrug. Sodann betrat der Vorſtand des Liederkranzes, Dr. Schott, dieſelbe Rednerbühne, ſprach zuerſt einige ernſte Worte über Zweck und Bedeutung des Feſtes, und las ſodann eine von Dr. Wolfgang Menzel verfaßte Rede, welche beyde folgen:

* * *

Die Geſellſchaft, welche ſich unter dem Namen Liederkranz für den Zweck vereinigt hat, den Volksgeſang durch Mehrſtimmigkeit und Verdrängung ſchlechter Lieder zu veredeln, und in ſeiner Veredlung zu verbreiten, hat in ihren Statuten beſchloſſen, alle Jahre Schiller's Gedächtniß zu feyern, und durch Sammlung von Beyträgen einen Verſuch zu machen, dem Dichter ein Denkmal in ſeinem Vaterlande zu gewinnen.

Nicht blinde Nachahmung anderer Völker, welche, ihre großen Männer zu ehren, ähnliche Vereine ſtifteten, und, in reichem öffentlichem Leben ſich bewegend, jede Gelegenheit ergriffen, der Politik des Tages zu huldigen, hat unſere Geſellſchaft bewogen, dem Manne, der uns in ſo manchfacher Beziehung angehört, alljährlich einen Kranz zu weihen. Einzig beſeelt von dem Wunſche, ſeinem Zwecke, der Veredlung des Geſanges, die möglichſte öffentliche Wirkſamkeit zu geben, hat der Liederkranz geglaubt, dieſem Wunſche nicht beſſer genügen zu können, als wenn er ſeine Landsleute anregte, das Andenken an den unſterblichen Sänger in ſeinem Vaterlande, der uralten Heimath des Geſanges, zu erneuen. Die Feyer eines ſolchen Feſtes wird, ſo hofft der Liederkranz, wenn auch es würdig zu begehen ein ſchwacher Verſuch bleiben ſollte, doch den Willen deſſelben beurkunden, ſeinem Streben ein ſchönes Ziel zu ſetzen, und den Künſten, welche ein hoher

Digitized by Google

Genius bereichert hat, Gelegenheit zu verschaffen, dieſem ihre Huldigung darzubringen.

Zwanzig Jahre ſind heute verfloſſen, ſeit Schiller in jene unbekannte Geiſterwelt zurückkehrte, welche er, ſtets nach Höherem ringend, als ſein wahres Vaterland betrachten durfte. Aufgelöst hat ſich nun der Schmerz, welcher damals ganz Deutſchland ergriff, in allgemeine Liebe und Bewunderung. Täglich wachſend ſeit der Zeit ſeines Todes, und wachſend durch dieſe Zeit, die Grenzen ſeines Vaterlandes überſchreitend, über ganz Europa verbreitet, wird jezt ſein Ruhm ſelbſt über den fernen Ocean nach einer jungen, in Freyheit und Kultur aufblühenden, Welt getragen. Wer aber auch iſt, wie Er, eines ſolchen Ruhmes, einer ſo allgemeinen Anerkennung werth? Er, deſſen Genius, die Feſſeln einer ihn beengenden Außenwelt zerbrechend, als Menſch die Krone der Sittlichkeit, als Dichter und als Weiſer die Palmen der Kunſt und der Wiſſenſchaft errang, Er, der an Reinheit und Unbeflecktheit der Seele Virgil und Taſſo zur Seite ſteht, an Tiefe und Reichthum der Empfindung mit Sophokles und Shakſpeare wetteifert, an Kraft des Geiſtes und in Liebe zu ſeinem Volke Pindar und Milton vergleichbar iſt.

Doch, Schiller's Geiſt zu würdigen, bleibe einem Geſchickteren überlaſſen; ich, als Organ des Liederkranzes, habe nur das Unternehmen deſſelben, die Feyer dieſes Tages und den Verſuch zu Stiftung eines Denkmals für Schiller zu rechtfertigen. Wir haben nicht durch Aufwand, ſondern, wie es jedem Anfange und dem ungewiſſen Erfolge geziemt, mehr durch Einfachheit und durch Beziehung auf den Dichter ſeinem Feſte Intereſſe zu geben verſucht. Durch eine eigene Dichtung wurde daſſelbe von einem vaterländiſchen Dichter geweiht. Die Büſte, unter welcher mir zu reden vergönnt iſt, verdanken wir der freundlichen Theilnahme des vaterländiſchen Künſtlers, der in dem Bilde ſeines Jugendfreundes ein längſt berühmtes Meiſterwerk geſchaffen. Unter den Tonkünſtlern, welche unſerer Einladung zu folgen ſo gefällig waren, zählen wir mehrere, welche den Dichter perſönlich gekannt haben und ſeine Mitſchüler waren. Ein vaterländiſcher, um die Veredlung des Geſangs durch ſeine Kompoſition doch verdienter Tonſetzer, und ein Sänger, Künſtler im ausgezeichneten Sinne des Worts, haben uns in den Stand geſezt, einige der ſchönſten Lieder des großen Dichters mehrſtimmig vorzutragen. Auch haben die Vorſteher der Geburtsſtadt Schiller's und mehrere Freunde deſſelben das Feſt durch ihre Gegenwart geehrt.

Dieß iſt das Wenige, was wir zu thun vermocht haben; Größeres bleibt der allgemeinen Theilnahme vorbehalten. Wohl werden aber Manche fragen, ob Schiller, der Unſterbliche, eines ſichtbaren Denkmals bedürfe, Er, der nie aufgehört, in den Herzen ſeines Volkes zu leben, wie ſeine Dichtungen in deſſen Munde. Allerdings wird er leben, ſo lange noch ein Wort deutſcher Zunge in dem Lande, welches Deutſchland heißt, geſprochen wird. Aber nicht allein zu ſeiner Ehre; zu unſers Volkes Ehre, und damit der Vorwurf nicht länger gehört werde: „es verſtehen die Deutſchen nicht einmal ein Denkmal zu ſetzen!" vor Allem aber, um ſeines Volkes Liebe und Achtung zu erproben, halten wir es für Pflicht, wenigſtens einen Verſuch zu machen, und die Verehrer Schiller's zu Beyträgen für ein Denkmal einzuladen, welches dem Dichter in ſeiner Vaterſtadt Marbach, oder hier in Stuttgart, errichtet werden ſoll, in dem Orte ſeiner Jugendbildung, welcher darum die Wieze ſeines Geiſtes genannt werden darf.

Wir erbieten uns, die eingehenden Beyträge ſicher zu verwalten, und, ſobald deren Betrag die Koſten zu decken verſpricht, für die wirkliche Errichtung zu ſorgen, und über deren Vollziehung zu wachen. Insbeſondere machen wir uns verbindlich, das Denkmal ſelbſt nur nach vorgängiger öffentlicher Aufforderung zu Einſendung von Entwürfen, und nach geſchehener Berathung und Beyſtimmung einer Kommittee von Künſtlern, zu beſchließen und auszuführen, ſo wie auch ſeiner Zeit öffentliche und beurkundete Rechnung abzulegen. So eröffnen wir denn im Vertrauen auf eine allgemeinere Theilnahme mit dem heutigen Abend eine, auch für den kleinſten Beytrag, ſtets offen bleibende Unterzeichnung.

Möge der Verſuch gelingen, möge den bildenden Künſten vorbehalten ſeyn, durch den Pinſel, in Erz oder Marmor auf die Nachwelt zu bringen, was wir durch verhallende Töne, in vergänglichen Worten, heute vielleicht vergeblich auszudrücken uns beſtrebt haben,

unſere Liebe zu Schiller, unſere Bewunderung und unſern Dank!

Und nun darf ich wohl die ihres Gegenſtandes,

des Geiſtes in Schiller's Poeſie,

nicht unwürdige Rede, welche einer meiner Freunde für dieſe erſte Feyer gedichtet hat, da er ſie nicht ſelbſt vorzutragen in dem Falle iſt, nicht länger vorenthalten.

* * *

Rede.

Wenn wir den Manen eines großen Mannes auf die würdigste Weise huldigen wollen, so werden die Gefühle der Bewunderung und Liebe doch einen festen, starken Haltpunkt in der Kraft des Gedankens suchen müssen.

Wir lieben den unsterblichen Dichter, dessen Namen uns hier versammelt hat, aber lieben ist erkennen. Die wahre Liebe ist nicht nur angeregt von ihrem Gegenstande, sie ist von ihm durchdrungen. Die höchste Liebe ist immer die reinste Erkenntniß ihres Gegenstandes. Von der Glut des Gefühls muß das Licht des Verstandes unzertrennlich seyn, wir in der höchsten Liebe zu Gott, so in derjenigen wieder, die wir dem Abglanz des Göttlichen im Menschen, hier einem der edelsten Dichter unsers Volkes, zu weihen uns gedrungen fühlen. Bringen wir ihm also die Opfer unsers Herzens, aber nicht ohne die des Geistes, wie er selber nicht die Herzen allein zu erwärmen unternommen, sondern auch lichthell die Geister aufzuklären.

Deutlich soll uns das Wesen seiner wunderreichen Erscheinung verständigt seyn. Wir sollen wissen, was seine Größe, sein unsterbliches Genie gewesen. Wir sollen dem Geiste uns nicht verschließen, der unter uns gewaltet. Wir sollen nicht unwürdig erfunden werden, daß er unter uns gewandelt ist. Ein geistiges Bild soll von ihm uns bleiben, edelrein, einfach, klar, wie jener Maemor, welchen Dannecker's Meisterhand belebt hat.

In der Geschichte der Menschen ist das das gewaltig überraschende Wunder, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand vorausberechnet, auf die kein hergebrachter Maßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen höhern Anschauung wieder geboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte zeigen, und in uns selbst tiefe Geheimnisse aufschließen oder ahnen lassen, Neigungen, Erkenntnisse, Talente, Tugenden entwickeln, für die wir blind gewesen, die uns mit Einem Wort die innere und äußere Natur im Wiederschein der übrigen enthüllen, bereichern, veredeln. Schiller selbst spricht:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur Genius webest in der Natur die Natur.

Die geniale Natur des Dichters gründet eine poetische ideale Welt über der wirklichen. Jede ist hierin eigenthümlich. Jeder große Dichter ist eine seltsame Blume, nur in Einem Exemplar vorhanden, durchaus eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. So ist es Schiller. Wir dürfen ihn aber auch nur in dieser innersten Eigenthümlichkeit seiner poetischen Natur auffassen. Wir finden zwar Tugenden, Talente, Kenntnisse bey ihm, die jedem einen Werth verleihen, der sie besitze, die aber auch viele anderr besitzen, und es wäre kleinlicht, sie aufzählen zu wollen. Nur nach dem, worin Schiller einzig ist, dürfen wir die Betrachtung richten. Es sind nur Blüthen, nach denen wir im Reiche des Genius zu zählen haben, nicht das Erdrich, das allen gemein ist.

Unter den zwey allgemeinsten Gegenständen der Kunst, davon der eine die äußere Natur, der andere der Mensch mit seinen geistigen Kräften ist, hat Schillers Muse sich vorzugsweise den Menschen ausgewählt. Die äußere Welt gilt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er leiht einen menschlichen Sinn in die Natur, und gibt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, im Spaziergang, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus und in andern.

Selbst in seinen distoeischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnotwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freyheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit. Ueberhaupt ist es der Mensch in seinem sittlichen Wesen und in seinem Handeln, welchen Schiller zum Gegenstand seiner unsterblichen Dichtungen gemacht. Er schildert die Menschen und ihr Handeln nicht, wie man sie alltäglich findet, sondern wie sie seyn sollen. Es fiel ihm sogar devnade unmöglich, einer Poesie, welche die Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben.

Was bey Schillers Dichtungen uns zuerst auffällt, was das Charakteristischr derselben ist, sind seine idealen Menschen. Dieß bewähret der erste Blick in seine poetische Welt. Seine Helden ziehen unser ganzes Interesse auf sich; sie sind die Seele seiner Schöpfungen. Die Formen seiner Dichtung erhalten erst Bedeutung und Werth durch ihren Geist. So wie man nichts von außen hinein, sondern Alles nur von innen heraus verstehen kann, so können wir auch Schillers Dichtungen im Umfang aller ihrer Formen nur von der innersten Seele heraus verstehen, und diese finden wir in seinen sittlichen Idealen.

Unter den wenigen Dichtern, deren Kunst einen so erhabenen Gegenstand erreicht hat, welche nicht nur das Würdigste, sondern dieses auf die würdigste Weise dargestellt haben, steht Schiller oben an. Wir besitzen große Dich-

ter, welche andere Ideale als die der Sittlichkeit verherrlicht haben, die im Talent der Darstellung vielleicht Schiller noch überlegen gewesen; aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinbaren gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer wäre, und keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

Auch tritt uns in den Idealen Schillers kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moral-System, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Die ideale Natur dieser Menschen ist aber keine andere als jene höhere, welche das Genie aus der gemeinen zu entwickeln berufen ist.

Wir müssen aber diese ideale Natur so auffassen, wie sie in Schillers Genius originell und anders als in jedem andern erschienen ist. Nehmen wir das Gleichniß von der Blume wieder auf. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von Niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schiller's Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schiller's Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schiller's. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, Frieden bringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe der Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schiller's Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Luisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme; dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtseyn eines nie zu störenden Friedens in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es ist etwas königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches nach der Sage unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bey Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Luisen, vor allen in Max Piccolomini und Thekla. Ueber diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seinesgleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakspeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so bedauern doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich,

wie die Heiligen des Carlo dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in anderer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drey heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hofes; Marquis Posa, dessen Geist, mit jeder intellectuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Gloire hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigener Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenbasse in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Mears! Wie unübertrefflich geistreich wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweyten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dieß ist das Adeliche, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verleugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine und jene Konvenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frey, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edeln Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, in welchen gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn dahinschleppen.

Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genie's, des erhabene Wesen an sich tragen, welches auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur bezeichnet. Dieser Zug allein erhebt die Gestalt unsers Dichters zu Idealen. Eine Ausführung dieser Ansicht an einzelnen Beyspielen scheint überflüssig, da sie sich in jedem Werke Schiller's von selbst aufdringt. Alle Helden seiner Trauerspiele tragen diese Majestät, aber — um einen Ausdruck Schiller's zu gebrauchen — „das Siegel des Zeus auf der Stirne." Auch ein großer Theil seiner lyrischen Gedichte sind nur dazu bestimmt, edle großartige Gesinnung zu lehren, wie unter seinen Romanzen der Handschuh und der Kampf mit dem Drachen.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte; die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet; der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben; das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden; das Phönix-Feuer, in welchem die Menschheit sich ewig neu verjüngt. Ohne die Glut edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmliche Feuer, und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist ein starker und feuriger Wein; alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind ächte Kinder seines glühenden Herzens, nur getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehen wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Glutkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erscheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als Schiller sie empfunden und seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer freudig duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigen Klänge, immer aber nur in reinen Accorden.

Digitized by Google

Die Glut des begeisterten Herzens erfaßt bey Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt gebarnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Glut der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freyheit, die vom Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freyheit, die vom Unrecht ausgeht und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freyheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner, unbestochener Gesinnung, mit so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehen wir Recht und Freyheit mit Willkühr und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genie's wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt Jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehen, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt seyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freyeren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glauben an die Menschheit vorausgesehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen; Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleyer gelüftet, und dem sehenden Auge eine freye, heitere Aussicht aufgethan.

* * *

Nach Beendigung der Rede ward die erste Hälfte des Schiller'schen Liedes: „Freude schöner Götterfunken," für den Liederkranz komponirt und vierstimmig gesetzt von dessen Mitglied, Herrn Hofsänger Häser, und mit dem Chor des Liederkranzes vorgetragen von den Hofsängern und Mitgliedern Herren Hambuch, Kreds, Häser und Pezold.

Auf eine längere Pause folgte ein anderes Harmoniestück. Darauf wurde ein auf eine schon längst beliebte Melodie Herrn Silchers von einem Mitgliede des Liederkranzes gedichtetes Lied: „Wo ist des Dichters Vaterland," im Chore gesungen.

Nach diesem wurde die Dithyrambe Schiller's: „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter," vierstimmig gesetzt von Herrn Kocher, dem rühmlichst bekannten, für den Liederkranz unermüdlich thätigen Tonkünstler, von den Herren Hambuch, Leidolf, Pezold und Häser, mit dem Chor, ausgeführt. Nun folgte der Gesang eines gemischten Chors von Frauen- und Männerstimmen, der Schiller's herrliches Lied: „Weit in nebelgrauer Ferne," in der bekannten, eben so herrlichen Melodie, herzerhebend ausströmen ließ. Einige Harmoniestücke reihten sich diesem Liede an, und endlich wurde das Fest mit dem Vortrag der zweyten Hälfte des Liedes an die Freude auf die obengenannte Weise am späten Abend geschlossen.

Die Gesänge und Chöre leitete mit gewohnter Sicherheit der schon um die Stiftung des Liederkranzes hochverdiente Musikdirektor desselben Präzeptor Kübler.

Die Unterzeichnung für das Denkmal, die mit dem heutigen Tage eröffnet wurde, hatte schon diesen Abend einen vielversprechenden Erfolg.

So endete ein Fest, das, anspruchlos unternommen, den Versuch begründen soll, geistiges, öffentliches Leben in edlem Sinne anzuregen, das Andenken an einen seiner größten Dichter bey allem Volk in frischer Lebendigkeit zu erhalten, und dasselbe durch ein von dem gemeinsamen deutschen Vaterlande errichtetes Denkmal dereinst zu verewigen.

Kunst- und Literaturbl. Nro. 39. werden morgen ausgegeben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Mai 1825.

Den Einen iſt die Welt Pallaſt der Luſt und Wonne,
Den Andern iſt ſie Pein und Kerkerqual zumahl,
Zuletzt tritt alle gleich, den Kaiſer wie den Bettler,
Das Weltkamehl in ſeiner Füße Stand zumahl.

Baki's Divan, von Hammer.

Reiſe von London nach Fonthill-Abbey.

(Fortſetzung.)

Zweyter Brief.

Fonthill-Cottage, den 15. Auguſt 1824.

Wir reiſeten heute Morgen um ſieben Uhr in einer Diligence ab, welche inwendig mit ſechs, im Freyen aber, vorn, hinten und oben drauf wenigſtens mit einem Dutzend Reiſenden beladen war. Gegen halb zehn Uhr kamen wir beym ſogenannten alten Park an, bey deſſen Eingang ein kleines Dörfchen mit einem Wirthshauſe: Zum Wappen Beckford's, liegt, wo wir zu übernachten hofften. Das war aber unmöglich; alle Betten waren ſchon beſetzt, doch verſicherte uns der Wirth, er werde uns ein ſchickliches Logis in einer der benachbarten Hütten verſchaffen, welche er in dieſem augenblicklichen Drange der Noth zu eben ſo viel Vice-Gaſthöfen oder Gaſthof-Surrogaten erhob, und wir fegelten im vollen Vertrauen auf ſeine Verſprechungen ab.

Wir kamen hierauf vor einem prächtigen See vorbey, deſſen jenſeitiges Ufer mit hohen Bäumen eingefaßt war, welche uns eine Idee von jenen Urwäldern geben konnten, wie ſie aus den Händen der Natur einſt hervorgingen, und welche die Hand des Menſchen noch nicht berührt hat. Auf der Fläche dieſes herrlichen Waſſerſpiegels ſchwamm majeſtätiſch daher eine zahlloſe Menge von Schwanen. Nicht weit davon liegt das alte Schloß Fonthill, welches nichts Merkwürdiges hat, als das, daß es in Ruinen zerfällt, und daß es jetzt Herr Phillips ausmöbliren läßt, um Einigen der Reiſenden, welche aus allen Gegenden Englands herbeyſtrömen, um Fonthill-Abbey zu bewundern, für ihr baares Geld, verſteht es ſich, Logis anbieten zu können.

Jetzt gelangten wir zum eigentlichen Park von Fonthill, welcher ringsum mit einer Mauer umgeben iſt, die etwas über ſieben engliſche, alſo zwey und ein Drittel franzöſiſche oder eine und drey Viertel deutſche Meilen im Umkreiſe hat. Dort forderte ein Pförtner unſere Eintrittskarten, welche er uns zurückgab, nachdem er ein Stückchen davon abgeriſſen hatte, um anzudeuten, daß ſie nur noch für einmal gültig ſeyen; denn jede Karte ertheilt die Erlaubniß, an zwey verſchiedenen Tagen Fonthill-Abbey zu beſuchen. Wir traten nun in eine Allee, die mitten durch einen dichten Wald gehauen zu ſeyn ſchien, und eine ſo hin- und hergekrümmte Linie beſchrieb, daß man nie weiter als hundert Schritte vor ſich blicken konnte, während links und rechts die Ausſicht von Bäumen beſchränkt wird, mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Durchſichten, welche ſo künſtlich ſparſam, daß man ſie für das bloße Werk der Natur halten könnte, und welche die maleriſcheſten Ausſichten gewähren. Das ganze Erdreich iſt mit einem reichen grünen Teppich bedeckt, der aus den verſchiedenſten Arten der ſchönſten Mooſe, Thomian, Döſten und andern wohlriechenden Kräutern zuſammengeſetzt iſt, welche mit Waldbeerbeeren überall durchflochten ſind. Dieſer herrliche Raſenteppich verdankt ſein Daſeyn der völligen

Digitized by Google

Einsamkeit, welche so viele Jahre hindurch in Fonthill-Abbey herrschte, wo Herr Beckford nie einen Menschen bey sich sah. Schon fängt man an zu merken, daß der Weg dahin häufiger besucht wird.

Bey Erwähnung der Einsamkeit, in welcher Herr Beckford in diesem Schlosse hauste, das schöner ist, als irgend ein Palast des Königs von England, muß ich Ihnen doch als Episode eine Anekdote mittheilen, die man mir an Ort und Stelle zum Beweise der Originalität dieses sonderbaren Einsiedlers erzählte. Ein gewisser Lord starb fast vor Neugierde, diesen Landsitz zu sehen, von welchem das Gerücht Wunderdinge erzählte, und welchen sein Besitzer eben so eifersüchtig vor aller Augen verbarg, als ein Sultan seines Harems Odalisken. Der Lord wußte kein anderes Mittel zur Befriedigung seiner Neugierde, als über die Ringmauer zu klettern. Kaum hatte er den Park betreten, so begegnete ihm ein Bedienter, der ihn fragte, wer er wäre, und welcher Zufall ihn hierher führe. Der Lord antwortete, die Neugierde habe ihn nach Fonthill-Abbey gelockt, zugleich trug er ihm auf, seinem Herrn zu sagen, daß er ihn um die Erlaubniß bitte, ihn zu begrüßen. Herr Beckford ließ ihm antworten, er bedaure sehr, daß Geschäfte ihn verhindern, er hoffe aber, Se. Herrlichkeit würden es sich gefallen lassen, einige Erfrischungen anzunehmen, nachher werde ihm ein Bedienter das Haus und den Park zeigen. Der Lord war damit zufrieden. Man trug ihm ein herrliches Gastmahl auf. Hierauf ließ man ihn das Haus und den Park sehen, und er ward nicht satt, Alles zu bewundern. Die Nacht kam heran, und da der Park ungeheuer groß ist, und eine Art von Irrgarten bildet, so bat der Lord den Bedienten, Herrn Beckford in seinem Namen alle möglichen Danksagungen zu machen, und zugleich ihm selbst den Weg aus dem Park zu zeigen. „Mylord, erwiederte hierauf der Bediente, mein Herr hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er hoffe, Ew. Herrlichkeit werde eben so leicht den Ausgang finden, als Sie den Eingang gefunden haben." Mit diesen Worten verschwand er. — Die Geschichte geht nicht weiter, und weil ich nichts von meiner eignen Erfindung hinzuthun will, so kann ich nicht sagen, ob es Sr. Herrlichkeit gelang, die Thüre des Parks zu finden, oder ob er genöthigt war, wieder über die Mauer zu klettern.

Doch wir wollen wieder in den Wald zurückkehren, welchen wir durchstrichen, und welcher mit ausländischen Holzarten von der größten Schönheit bepflanzt ist, oder vielmehr lassen Sie uns ihn verlassen, nachdem wir fast eine englische Meile darin zurückgelegt haben. Da kommt man denn zu einem großen Rasenplatz, an dessen Ende man das unansehnliche Gebäude erblickt, über welches sich ein majestätischer Thurm erhebt, den wir von Zeit zu Zeit auf der Straße bemerkt hatten.

Der Eingang durch eine kleine Thür an einer Ecke des Gebäudes auf der Morgenseite schien mir sehr armselig, nachher aber erfuhr ich, der Haupteingang sey auf der Abendseite, und das ist denn freylich ganz ein anderes Ding. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Fürst von Lobkowitz.

Der Landgraf Wilhelm von Fürstenberg war Fürst des heiligen Reiches, Domherr zu Köln, Gesandter des Kurfürsten von da, Oberst eines Regiments Infanterie des allerchristlichsten Königs, und am Ende seiner Tage noch Abt zu St. Germain de Prez, was ihm eine Jahresrente von 150,000 Livres verschaffte. Er war ein Hauptursacher des Kriegs zwischen Frankreich, Holland und Oestreich, und daher von dem Kaiser Leopold als ein Reichsfeind und treuloser Unterthan geächtet worden. Im Februar des Jahrs 1674 ließ ihn der Kaiser zu Köln arretiren, und ungeachtet alles Sträubens der französischen Regierung über Verletzung des Völkerrechts nach Wien abführen, wo ihm der Prozeß gemacht wurde, worauf er den Kopf verlieren sollte. Der Fürst von Lobkowitz, damals Premierminister des Kaisers, rettete dem Landgrafen das Leben durch ein, dem Anschein nach absichtsloses, Versehen. Er ließ das im Kabinetsrath ausgefertigte Todesurtheil, das gleich den andern Tag vollzogen werden sollte, in seinem Arbeitszimmer auf dem Schreibtisch offen liegen, als er sich von Hause entfernte. Einer seiner Diener, welcher im Kabinet aufräumen sollte, las aus Neugierde das fatale Papier, und hinterbrachte sogleich, sey es aus Theilnahme, sey es aus Eigennutz, um sich ein Stück Geld zu verdienen, dem päpstlichen Nuntius, was er gelesen. Dieser, der entweder schon darauf vorbereitet war, oder seiner geistlichen Würde wegen ein besonderes Interesse dabey hatte, daß ein hoher Kirchenprälat nicht gleich gemeinen Verbrechern von weltlicher Behörde verurtheilt und durch Scharfrichters Hand hingerichtet werde, begab sich gleich des andern Tages schon bey früher Morgenzeit zu dem Kaiser, und reklamirte im Namen des Papstes den Bischof, damit er von geistlicher Behörde geachtet werde.

Kaiser Leopold war fromm erzogen, und deßhalb ängstlich. Die unvermuthete Einsprache des Nuntius setzte ihn daher in Verlegenheit, und vermochte so viel über ihn, daß er aller weitern Prozedur Stillstand gebot. Doch wunderte er sich, wie der Nuntius in Kenntniß des gegen den Landgrafen gefällten Urtheils gekommen seyn möge, da dieses im Innern seines Kabinets im tiefsten Geheimniß berathen und beschlossen worden war. Niemand konnte demnach davon Kenntniß haben, als wer bey der geheimen Berathung zugegen gewesen, und von Niemand konnte es an einen Dritten verrathen worden seyn, als von einem Mitglied seines Geheimenraths. Dieser Gedanke peinigte den

Digitized by Google

Kaiser, und nachdem er dem Nuntius in seinem Ansinnen willfahrt hatte, forderte er nun auch seinerseits Rechenschaft, woher er Nachricht von dem Urtheile gegen den Landgrafen erhalten habe? Auf diesem Begehren bestand er, trotz den ausweichenden Antworten des Nuntius, so beharrlich und mit solchem Nachdrucke, daß er sogar erklärte, den Nuntius nicht aus seinem Zimmer entlassen zu wollen, bevor er ihm Alles entdeckt haben werde, dagegen aber ihm auf sein kaiserlich Wort versicherte, den Landgrafen ohne weiteres zu begnadigen, sobald er ihm eröffnet haben werde, von wem und wie er die Nachricht von dessen Verurtheilung erhalten habe?

Der kaiserlichen Gnade für seinen Schützling im Voraus versichert, und keine weitern Folgen seines Geständnisses argwohnend, sagte der Nuntius dem Kaiser den Verhalt der Sache.

Von diesem Augenblick an verlor der Fürst von Lobkowitz das vorher genossene Vertrauen seines Herrn, und ward für einen heimlichen Freund Frankreichs gehalten. Und da er überdieß mit Wilhelm von Fürstenberg verwandt war, so benutzten seine Neider und Feinde die schwankende Stimmung des Kaisers, um ihn vollends zu stürzen. Unter diesen waren auch die Jesuiten, deren Feind Lobkowitz war. Sie beherrschten nach ihrer Weise den frommen und gewissensängstlichen Kaiser, und suchten sich nun an dem Fürsten für dessen offenbaren Haß und die Sarkasmen desselben zu rächen, und einen Mann von der Person des Kaisers zu entfernen, der bereits mehr als einmal darauf angetragen hatte, ihrem Orden einen Theil seiner unermeßlichen Güter in Oestreich und Böhmen zu entziehen, und sie zur Bestreitung der Kriegskosten zu verkaufen. In der That hatte auch der Fürst öfters zu diesee Maßregel geraten, und sich bey guter Laune (die ihm selten fehlte) des Sprüchleins bedient:

Die Ungarn, Juden und Jesuiter
Beraubten den Kaiser aller seiner Güter.

Oder auch: „Eine VII schadet dem Kaiser mehr, als alle Türken miteinander.“ Mit der VII deutete er auf die lateinischen Anfangsbuchstaben in den Worten: Vngarn, Iuden und Iesuiten.

Als daher der Fürst am 18ten August 1674 am Morgen wie gewöhnlich in die Ratsssitzung sich begeben wollte, trat ihm der Kanzler Kocher an der Thüre entgegen, verbot ihm den Eintritt und überreichte ihm ein Papier. Dieß war ein kaiserlicher Befehl, welcher dem Fürsten auftrug, binnen drey Tagen die Hauptstadt zu verlassen, und ihn lebenslänglich vom Hof auf seine Güter in Böhmen verbannte. Bestürzt und niedergeschlagen über den unerwarteten Wechsel seines Geschickes entfernte er sich nach Hause. Am 20sten August in der Frühe mußte er abreisen, von einer Kompagnie Dragoner eskortirt, die dafür verantwortlich waren, den Fürsten an den Ort seiner Verbannung in Böhmen zu überliefern. Er wurde aller seiner Aemter verlustig erklärt und sein Vermögen konfiszirt.

Der Landgraf von Fürstenberg aber erhielt zwar seine Freyheit, zog sich aber nach Paris zurück, wo er im Jahr 1704 als Abt zu St. Germain de Prez in seinem fünf und siebenzigsten Lebensjahre starb. Sein Bruder aber, der Bischof zu Strasburg und gleichfalls Frankreich sehr ergeben war, wurde auf kaiserlichen Befehl seines Stimm- oder Sitzrechtes bey der Reichsversammlung für verlustig erklärt, die Verwaltung des Bisthums dem Domkapitel übertragen, sein Vermögen konfiszirt, und seinen Räthen jede andere auf dem Reichsboden etwa bekleidende Stelle abgenommen. Erst durch den Frieden von Ryswik erhielt er Vergessenheit und Verzeihung von dem Kaiser und den Genuß seines Einkommens, so wie seine Güter wieder. K. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21. April.

Selten sind vielleicht Erwartungen ärger getäuscht worden, als die, welche sich die hiesigen Bürger vom heiligen Jahre gemacht haben. In Allem, was handelt, oder sonst vom Publikum lebt, war der Spekulationsgeist erwacht, welcher sonst den Römern fremd ist, ob sie gleich nicht liegen lassen, was ihnen vor den Füßen liegt: die Speisewirthe hatten ihre Aufwärter, die Weinhändler ihre Gläser und Bouteillen, die Schuhputzer ihre Bürsten vermehrt, die Bettler dagegen ihre Gliedmaßen vermindert. Alle diese Anstrengungen sind vergebens gemacht worden. Besonders ist den Zimmervermiethern ihre Habsucht übel bekommen. Ich kenne einen, welcher für ein einziges Zimmer, auf ein ganzes Jahr zu vermiethen, monatlich fünfzehn Scudi verweigert hat, in der Hoffnung, mehr zu bekommen. Bis vor der Charwoche hatte das Zimmer leer gestanden; ob es nachher vermiethet worden ist, weiß ich nicht. Der Mann weinte mir seine bittern Thränen vor; ich konnte darüber, offen gesagt, keine vergießen. Gegen Ostern begann endlich die Oede, welche bis dahin in der Stadt geherrscht hatte, nachzulassen. Die Straßen wurden lebhafter, doch mehr von Pilgrimmen, als von Engländern. Die Römer hätten das Gegentheil gewünscht. Im Pilgrimm-Hospitium mögen in den vierzehn Tagen von Ostern täglich an zweyhundert Personen beherbergt worden seyn. So zeigt der offizielle Bericht an, nach welchem sich im Monate März über sechstausend Individuen daselbst befunden haben. Trotz dem gibt derselbe Bericht die Zahl, welche am stillen Freytage vom Papste bey Tisch bedient worden sind, nur auf hundert und einige sechzig an. Dennoch läßt sich vermuthen, daß an diesem Tage der Zulauf stärker gewesen sey, als an den vorigen. Außer den Pilgrimmen war während der Charwoche eine große Menschenmenge aus den umliegenden Oertern gekommen. So hatte die Stadt während dieser acht Tage ein so lebendiges Ansehen genommen, daß man hätte glauben sollen, nicht in Rom zu seyn. Im grotesken Gewimmel der Menge stieß man mitunter auf höchst originelle Scenen. Pilgrimme, Engländer, zerlumpte Bergbewohner in grüne, rothe und gelbe Feyen gehüllt, altdeutsche Jünglinge mit blonden Schnauzbärten und römische Lazaroni trieben sich unter einander herum. Da sich verhältnißmäßig auch die Equipagen vermehrt hatten, so war in mehreren Gassen nur mit Lebensgefahr durchzukommen. Dieß war besonders in der sogenannten Strada Papale der Fall. So heißt die Verknüpfung mehrerer Gassen, welche, von Monte Cavallo (Quirinalis) und vom Campidoglio (Capitolinus) ausgehend, sich nicht weit von da bey der Jesuitenkirche (Chiesa del Gieù) zu einer einzigen vereinigend nach der Peterskirche führen. Wer sollte nicht glauben, daß die päpstliche Straße eine der schönsten in der Welt wäre? Die Wahrheit aber ist, daß die Benennung dieser Straße, welche aus ein Paar Dutzend mit verschiedenen Namen versehenen Gassen besteht, und eine halbe deutsche Meile in der Länge hat, eben so eingebildet ist, als die vortheilhafte Idee, welche man unwillkührlich mit derselben verbindet, und daß (so sonderbar auch diese Bemerkung scheinen möge) in keiner einzigen großen Stadt Europa's eine engere, unsauberere und trummerer Gasse zu finden seyn.

Digitized by Google

dürfte, als eben die päpstliche zu Rom. Da sie nicht allein vom Papste, wenn sich dieser von Monte Cavallo nach dem Vaticane, und umgekehrt, begibt (woher sie den Namen führt), sondern auch von allen andern geistlichen und weltlichen Honoratioren auf ihrem Wege dahin befahren wird; so ist die Strada Papale faktisch die Corsogasse, aber nur der Mode wegen, die Hauptstraße von Rom. Es befinden sich darin von einem Ende bis zum andern die Boutiken aller Seelen- und Leibesbedürfnisse, welche Rom zu befriedigen im Stande ist: mit Ausschluß der Theater- und einiger anderer sinnlicher Vergnügungen gewährt diese Gasse, freylich in einer viermal längeren Strecke, dieselben Genüsse, wie das Palais Royal zu Paris. Auf dem Pasquino (der Straße, wo der Braschische Pallast steht, an dessen einer Ecke sich die, also benannte, verstümmelte Statue befindet), wohnt besonders die Elite der römischen Goldjuweliere und Buchhändler. Die Gebetbücher der leztern ziehen nicht weniger die Neugierde auf sich, als die silbernen Schnallen und goldenen Ohrringe der erstern. Von Schmuddeldöchen aller Art, Weinschenken, Fetthosen (welche hier, sonderbar genug, Pizzicaeuoli heißen, weiches ich, mir unbewußt, stets durch Abzwacker übersetze) u. s. w. wimmelt es auf dieser Gasse. Man urtheile daher, wie lebensgefährlich die Passage in derselben, besonders an Festtagen ist, wo sie fast von ganz Rom begangen und befahren wird. Es ist eine Eigenheit der hiesigen Regierung, daß die Päpste wohl Wunderwerke für die zeitliche Ewigkeit, aber keine im Herzen von Rom ohne Lebensgefahr zu passirende Straße erbaut haben. Denn auch die Corsogasse, obgleich schnurgrade, ist ihres, mit tausend in die Höhe und Tiefe ragenden Einschnitten versehenen, Trottoirs wegen, für die Fußgänger nicht ohne Halsbrechen zu passiren.

Schon am Sonnabend vor dem Palmsonntage begannen die großen vorschriftsmäßigen Prozessionen der Pilgrimme nach den vier Hauptkirchen. An den Kleidern ließ sich erkennen, welches wirkliche und welches künstliche Pilger waren: erstere sahen eben so schmuzig und zerrissen als leztere elegant aus; ja die künstlichen trugen sogar weiße lederne Handschuhe. Mit dem Mittwoche der Charwoche begann in der Sixtinischen Kapelle und in der Peterskirche, so wie überhaupt in allen andern Kirchen (nur mit wenigerem Pompe) der sogenannte Früh- oder finstere Dienst (italienisch Tenebre oder Maltutina, dieselbe Ceremonie, welche in den Klöstern mit Anbruch jedes bürgerlichen Tages gefeyert wird), jedoch, außer in der Charwoche, ohne die Tenebre. Leztere deuten in ihrer Vermischung mit dem Frühdienste, ohne Zweifel auf die von Jesu auf dem Oelberge verlebte Nacht hin. Der Frühdienst der Charwoche sollte eigentlich in den drey Nächten von Mittwoch auf den Donnerstag u. s. w. stattfinden. Da aber außer der Messe in der Weihnachtsnacht aller öffentlicher nächtlicher Gottesdienst in den katholischen Kirchen aufgehoben ist, auch der Papst und das Kardinals-Kollegium einer solchen nächtlichen Anstrengung nicht wohl gewachsen seyn würden, so wird der Frühdienst an den Nachmittagen des Mittwochs, Donnerstags und des Freytags zwey Stunden vor Untergang der Sonne und bis zum Einbruche der Nacht gefeyert. Mit geringen Abänderungen ist er sich an allen drey Tagen völlig gleich. Es werden von den Sängern fünfzehn Psalmen im Canto ferma abgesungen, und dazwischen von einem derselben neun sogenannte Lektionen (Stücke aus dem alten Testamente oder den Kirchenvätern) recitativisch abgelesen. Nach Beendigung eines jeden Psalmes löscht ein Kapelldiener von dem links dem Altare stehenden hohen Armleuchter, auf welchem fünfzehn Lichter brennen, eins aus. Sind sämmtliche Psalmen zu Ende, so lassen sich der Papst und die Kardinäle, welche bis dahin in der Runde herumsitzend, ersterer jedoch auf dem Throne, der Feyer leidend beygewohnt haben, auf die Knie nieder und das Miserere (der fünfzigste Psalm), welches schon vorher ungefähr in der Mitte der übrigen fünfzehn in Canto fermo gesungen worden ist, wird wiederholt, aber im Canto figurato. Dieß ist das berühmte allegrische Miserere, welches aber seit 1817 nur noch am Mittwoch, dagegen am Donnerstage und Freytage zwey andere Kompositionen desselben Textes, eine von Bai (etwa vor hundert Jahren gestorben) und die andere von Baini, dem jetzigen päpstlichen Kapelldirektor, gesungen werden. Dieß Jahr hat man sogar am ersten Tage das Allegrische und Baische Miserere zu einem einzigen verschmolzen, und an den beyden folgenden Tagen das Bainische (also zweymal) aufgeführt, eine Neuerung, welche mit dem bisher gleichsam für heilig erachteten Herkommen der Sixtinischen Kapelle in solchem Widerspruche steht, daß ich eile, das deutsche musikalische Publikum, und wohin sonst diese Blätter gehen mögen, in Kenntniß zu setzen. Da, wie es heißt (doch ist darüber meines Wissens nirgends eine bestimmte Nachricht ertheilt) bey Einführung des Allegrischen Miserere, etwa vor zweyhundert Jahren, leztores (wie man sagt, obgleich darüber, so viel ich weiß, nirgends eine bestimmte Nachricht vorhanden ist) an allen drey Tagen ein Jahrhundert später (namentlich im Jahre 1710) nur noch zweymal und von 1725 (oder so etwa) nur noch einmal aufgeführt worden ist, so scheint die Verschmelzung desselben mit dem Baischen, welche man dieses Jahr unternommen hat, auf nichts Geringeres als auf dessen gänzliche Ausschließung aus der Kapelle hinzudeuten. Ueberhaupt kann man das gegenwärtige Jahr das Jahr der Neuerungen nennen. Denn der finstere Dienst am stillen Freytag begann, vielleicht zum erstenmal seit der Gründung der Sixtinischen Kapelle unter Sixtus IV. (1471 – 1484), eine Stunde frühre als gewöhnlich, hörte also auch eine Stunde vor Sonnenuntergang auf, so daß die vielbesprochene Finsterniß, welche die meisten Zuhörenden während des finstern Dienstes in der Kapelle gewahr genommen haben wollen, nicht (wie wirklich der Fall ist) in der Dämmerung, sondern diesmal vielmehr bey hellem Sonnenlichte statt fand. Der heilige Vater hatte diese Aenderung (das heißt vor Einbruch der Nacht) getroffen, um noch bey Zeiten der, unterdeß in der Peterskirche angelangten Kruzifix-Prozession den Segen zu ertheilen. Diese Prozession, la Processione del Crocifisso genannt, ist eine der ältesten, welche in Rom stattfinden. Da sie bis zu den Zeiten Konstantin des Großen, dessen Mutter Helene in Jerusalem das Kreuz, an welchem Jesus den Tod gelitten hatte, auffand, hinaufreicht, ist eine andere Frage. Ausgemacht ist, daß sie von jeher unter den öffentlichen Aufzügen Roms, besonders in den Jubiläumsjahren, die erste Rolle gespielt hat. Bekanntlich feyert die römisch-katholische Kirche während eines solchen Jubeljahrs dreyßig Wallfahrten nach den vier Hauptkirchen Roms vor, wobey Jedem nachgelassen bleibt, wie und auf welche Art, ob allein, oder in Gesellschaft er sie abthun will. Da die buchstäbliche Befolgung dieses Klauengebots seine Schwierigkeiten findet, so haben die Päpste einen Ausweg getroffen und verordnet, die Kruzifix-Prozession solle für acht-und-zwanzig gewöhnlich gerechnet werden und demnach zur Erlangung eines vollkommenen Ablasses nur noch zwey der leztern erforderlich seyn. Um aber dieser Religionswohlthat theilhaftig zu werden, darf sich das Individuum, obgleich leiblich und geistig gehörig vorbereitet, nicht mir nichts dir nichts dem Zuge anschließen; sondern es muß sich zuvor förmlich bey den Vorstehern der Brüderschaft (Compagnia) als Bruder oder Schwester (Fratella o sorella) einschreiben lassen. Da er diesem Gebote nachgekommen ist, oder nicht, bleibt seinem eigenen Gewissen und dessen Geständnisse, welchem bey der Beichte unbedingt geglaubt wird, überlassen; hat er die Unwahrheit gesagt, so bleibt die ertheilte Absolution ohne Wirkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Mai 1825.

Mutter-Liebe dauert über das Grab.

Persischer Spruch.

Das Stumpfnäschen.

Von der Verfasserin der Agnes von Lilien.

Raimund war von den zärtlichst liebenden Eltern geboren, denen nach Trennungen und stürmischen Geschicken ein kurzes, aber reines Glück vergönnt wurde. Die zärter fühlende und leise ahnende Mutter hatte die Tage des Glücks genossen, gleich Frühlingsrosen, denen nur eine kurze Dauer vergönnt seyn kann. Die höchste Lebensfreude, ihrem Geliebten eine holde Frucht ihrer Liebe zu schenken, lag in ihrem Gemüthe, wie der Gipfel ihres irdischen Daseyns, der seinen glänzenden Scheitel in die Wolken verbirgt. Sorgsam verbarg sie diese Gefühle ihrem Manne; seinem Bruder hingegen öffnete sie ihr ganzes Herz. Die zarteste Freundschaft hatte sie mit diesem verbunden. Sein Herz ruhte an dem ihrigen von den Stürmen einer gekränkten Liebe aus, das ihrige ergoß alle Wehmuth, düstere Ahnungen in seine energische, männliche Seele. „Ihr Bruder wird es nicht ertragen, mich sterben zu sehen, sein heißes Gefühl wird sein Leben zerstören, sagte sie an einem einsamen Abend zu ihrem Schwager. Ihnen vertraue ich das geliebte Wesen an, in welchem Sie die Herzen beyder Eltern oft vernehmen werden in neu blühender Jugend."

„Ich habe das schönste Glück genossen, sagte sie sanft; ich liebte und wurde geliebt, und der Segen des Himmels vereinte uns! Der Wechsel, dem alles Irdische unterworfen ist, fordert ein Opfer. — Ach! besser, daß es unser Leben ist, als unser Glück! — Versprechen Sie mir an diesem feyerlichen Abend, unter dem endlosen Aether, im Aufflammen der Sternenwelt, daß unser Kind unter Ihrem Auge aufblühen soll! Ihr edles, sanftes Herz verspricht es mir ohne Worte; aber es gibt Zeiten der Schwachheit, des Ueberdrusses, dem der Edelste selbst bey dem besten Unternehmen nicht entgeht. In solchen Momenten stärke Sie die Erinnerung an den heiligen Abend, an den brennenden Schmerz meines Busens, ein geliebtes Kind zu verlassen!"

„Ich verspreche es, sagte Lindorf; ich verspreche Vater- und Mutterliebe zu vereinen auf Ihren Liebling!"

Dankbar weinte die arme Mutter an seiner Seite. Ruhige Gespräche folgten diesen erschütternden Momenten. Die zärtliche Mutter und der denkende Freund vereinigten sich über einen Erziehungsplan, welchen uns die Folge entwickeln wird.

Raimund's Mutter hatte eine wundersame Ahnung ihres Schicksals in sich getragen; sie starb wenige Tage nach der Geburt eines Knaben. Auch sein untröstlicher Vater fiel in ein Entzündungsfieber und überlebte seine Gattin nur drey Wochen.

Als Lindorf den Kleinen in seine Wohnung bringen ließ, fand er mit tiefer Rührung, daß die Mutter für alle kleinen Bedürfnisse des Kindes auf lange Jahre hinaus gesorgt hatte. Auch in seinen Freuden sollte es die Liebesstimme der Mutter kennen lernen, sie — die reinste und treueste auf Erden. Versiegelte Packete enthielten Ge-

Digitized by Google

schenke, die Raimund, jedesmal in ihrem Namen, an seinem Geburtstage überreicht wurden. Gleich wie über ihren Tod, hatte sie auch über das Geschlecht des Kindes eine untrügliche Ahnung geleitet.

Für den zwanzigsten Geburtstag, als das lezte Geschenk, fand sich eine Brieftasche, die einen versiegelten Brief enthielt.

Lindorf, ganz seines Versprechens eingedenk, wachte über die Pflege des Kindes mit der zartesten Sorge.

Die edeln Züge des Vaters, der holde Reiz der Mutter entwickelten sich, wie auf dem lieblichen Gesicht des Knaben, so auch in Gemüth und geistigen Anlagen.

Die Mutter und Lindorf waren darin übereingekommen, daß in Raimund die Stärke zum Thun und Tragen verhältnißmäßig mit der zarten Fähigkeit zum Genuß und Glück entwickelt werden sollte.

Der Mutter energisches und zartes Herz hatte alle Tiefen des Schmerzes und des Glückes in zärtlicher Neigung erschöpft. In dem süßen Wahn, das Unerreichbare — ein unvergängliches Liebesglück — errungen zu haben, und nur durch die nothwendige Beschränkung des Irdischen dem Wechsel des Geschickes zu unterliegen, rief sie die Gottheit an, ihrem Sohne ein liebendes Herz zu verleihen. Seinem Erzieher empfahl sie, dieser höchsten Gabe der Natur eine volle Würde zu vergönnen.

Lindorf selbst hatte aus klarem Verstande sein eignes Leben nach den ersten Zeiten des wunden Gefühls mit Freyheit überschaut, und mit seltener Gerechtigkeit, in sich selbst sowol wie in seinen Umgebungen, die Klippen seines Lebensglückes aufgesucht. Nur eine unüberwindliche Furcht für jedes Erregen einer zärtlichen Neigung hielt sein Herz den Stürmen der Leidenschaft verschlossen. Er lebte in der Wissenschaft, in einer ächt menschlichen Thätigkeit, wohlwollend gegen alle Wesen; doch wollte er sich selbst überreden, keiner Liebe zu bedürfen. Er hatte freundschaftliche Verbindungen mit mehreren Weibern, aber leise zog er sich zurück, wenn er ahnete, daß ein wärmerer ausschließender Antheil sein Herz und seine Einbildungskraft mit dem bunten Gewebe tausendfacher Illusionen zu umstricken eilte.

Der liebliche Knabe füllte sein Herz, seine Phantasie und seine Zeit in allen Stunden der Muße so ganz aus, daß er ihn oft an seinen Busen drückte, gleich als den himmlischen Eros, der ihn vor den verwundenden Pfeilen des Irdischen zu beschützen vermochte. „In dir will ich eine zweyte und glücklichere Jugend leben!“ sagte er oft in seinem Innern, wenn das Kind um ihn spielte, und die ganze Fülle heiterer, schöner Lebenshoffnungen aus seinem großen blauen Auge ihm entgegenstrahlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

(Fortsetzung.)

Es war bald eilf Uhr, und das Bedürfniß, zu frühstücken, ward uns fühlbar, doch waren wir darüber ganz unbesorgt, weil wir schon wußten, daß sich ein Speisewirth von Bath im Schlosse festgesezt hatte, nicht zwar vi et armis (mit den Waffen in der Hand), sondern gegen eine für baares Geld gekaufte Erlaubniß. Er hatte einen viereckigen Hof in Beschlag genommen, der ringsum von bedeckten Gängen ganz klostermäßig umgeben ist, und wenn man seine Lieferungen doppelt so theuer als in London bezahlte, so fand man bey ihm Alles, was man wünschen konnte. Von zehn Uhr bis Mittags kamen Staatswagen, Postkutschen und einige Diligencen haufenweise an, und gewiß befanden sich heute mehr als dreyhundert Personen in diesem Zauberschlosse. Das Wetter war schön, aber unbeständig, und aus Furcht, wir möchten morgen Regen bekommen, beschlossen wir den heutigen Tag zur Besichtigung des Parks zu benutzen, und ich kann Sie versichern, wir fanden den Tag nicht zu lang dazu.

Hier aber fühle ich die Unmöglichkeit, Ihnen einen rechten Begriff von der Pracht dieses Landsitzes zu geben. Man findet da weder Kiosks, noch Pagoden, noch Hütten, deren Inneres ein Palast ist; weder Springbrunnen, noch Wasserfälle, weder Ruinen, noch Brücken, noch Grotten, kurz keines von allen den Spielwerken, welche ein kindischer Geschmack erfand, und welche man einen Augenblick bewundert und dann gleichgültig ansieht. Hier ist vielmehr die Kunst überall unsichtbar, und man erblickt nur die Natur in ihrem reichsten Schmucke. Stellen Sie sich eine ungeheure Ländereyen vor, welche ringsum in einem Umkreise von mehr als sieben englischen Meilen von einer dem Auge versteckten Mauer eingeschlossen ist. Nicht eine einzige Sandallee; Alles ist gleichförmig mit schönem Rasen bedeckt, und herrliche, theils in-, theils ausländische Bäume bilden darauf Gruppen, Gebüsche, Alleen, welche ihr Daseyn dem Zufall zu verdanken scheinen, während der ganze Plan dieser Pflanzungen das Werk des glänzendsten menschlichen Erfindungsgeistes ist. Zuweilen versteckt ihr dichtes Laub ganz die Aussicht nach dem Gebäude, oft bemerken Sie wenigstens den darüber emporragenden Thurm gerade vor sich; er verschwindet wieder vor Ihren Augen, nach zwey Minuten sehen Sie ihn wieder, aber statt ihn vor sich zu haben, kehren Sie ihm den Rücken, zu Folge der Gruppenvertheilungen, unter denen Sie herumirren. Hier befinden Sie sich in einem Thale, in dessen Mitte ein großer Wasserspiegel zu sehen ist, der ganz verschieden von dem oben erwähnten See und mit Wasservögeln aller Art bedeckt ist; da gelangen Sie zu einem Hügel, wo Sie von einer bedeutenden Höhe die ganze Umgegend überschauen. Ein schöner Blumengarten endlich, Orangerien und Treib-

Digitized by Google

häuser vollenden das winzige Miniaturgemälde, welches ich Ihnen gern vom Ganzen entwerfen möchte, wenn ich könnte.

Wir beachten den ganzen Tag im Parke zu, eine Stunde ausgenommen, welche wir zum Mittagessen verwendeten, und doch konnten wir nicht alle seine Schönheiten sehen. Der Anbruch der Nacht nöthigte uns gleichwol wider unsern Willen ihn zu verlassen. Wir hofften in irgend einer Diligence noch Platz zu finden, sie waren aber alle schon fort, und so ermüdet wir auch waren, so mußten wir uns doch entschließen, zu Fuß zum Wappen Beckford's zurückzukehren, wohin wir noch eine gute halbe Stunde hatten. Unglücklicherweise gab es in dem Walde, durch welchen wir des Morgens gekommen waren, mehrere aus einander laufende Alleen, wir verfehlten den Weg, und wählten einen, der uns rechts zu einer andern Thür führte, als die war, durch welche wir hereingekommen waren. Der Pförtner zeigte uns den Weg, den wir gehen müßten, aber ein fataler Scheideweg führte uns abermals irre, und nun gingen wir zu weit links. Endlich trafen wir zum Glück einen Bauer an, der unsern Wegweiser zu machen so gut war, und nach einem Marsche im Dunkeln von ganzen fünf Viertelstunden langten wir endlich bey der ersehnten Herberge an.

Der Wirth hatte uns Wort gehalten, und ein Logis in einer benachbarten Hütte aufgethan, wohin er uns nun führen ließ. Da aber gab es neue Verlegenheit, denn wir fanden nur zwey Zimmer für uns in Bereitschaft und in ihnen nur drey Betten. Wir aber waren zu vier, wie Sie wissen. Doch unsere Müdigkeit ließ uns bald hierüber einig werden, und als das einmal in Ordnung gebracht war, nahmen wir noch einige Tassen Thee, und ich zog mich zurück, um Ihnen Rechenschaft von unserm heutigen Tagewerk zu geben. Morgen Abend erfahren Sie den Rest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sieben Zeitalter.

Im goldnen war man binsendumm;
Im silbernen blieb man noch stumm.
Das eh'rne frug zuerst: „Warum?"
Das eiserne nahm's schon was krumm.
Zerquetscht im bleiernen durch's Bonzenthum,
Fiel im papiernen die Welt fast um. —
Und du, mein liebes Säkulum!
Führst sie am — Bändel gar herum.

Der Hausschmuck.

Nicht dein Gold und dein Silbergeräth — es seye dein Hausschmuck
Mehr, als Silber und Gold . . . du und dein räthliches Weib!

Die reiche Mutter.

Wie ist die Mutter so reich! Der Schmuck von den edelsten Perlen
Hängt ihr am Hals' . . . O bleibt's, Kinder! o bleibet ihr Schmuck.

Der verlebte Tod.

Immer denk' ich dem Tode, so sprichst du, dem künft'gen entgegen;
Denkst du denn auch an den Tod, den du verlebt hast, zurück?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21. April.

(Fortsetzung.)

Die Kruzifix-Prozession, in sofern ihr, wie gesagt, die Kraft für acht-und-zwanzig inne wohnt, ist in allen Jubeljahren sehr benutzt gewesen. Noch im letzten heiligen Jahre 1775 soll sie aus zwanzigtausend Köpfen bestanden und von Untergang der Sonne die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Mittag gedauert haben. Dieses Jahr mochten etwa in Allem zwey- bis dreytausend Personen daran Theil nehmen. Der Zug, meistens aus Frauen bestehend, setzte sich etwa um drey Uhr Nachmittags von der Marcellus-Kirche auf dem Corso in Marsch, begab sich durch die päpstliche Straße nach der Peterskirche und von da, nachdem ihnen hier der heilige Vater den Segen ertheilt hatte, nach den übrigen drey Hauptkirchen. Voraus gingen die sogenannten Sacconi (weltliche Brüderschaften, von Kopf bis zu den Füßen in eine sackartige Kleidung gehüllt und durch ausgeschnittene Löcher schauend) und mehrere Mönchsorden, vorzüglich Kapuziner und Franziskaner mit angezündeten Kerzen; ihnen folgte eine Bande Musiker. Hierauf das glänzend verzierte, mit vielen brennenden Wachskerzen gezierte Kruzifix. Frauen aus allen Ständen schlossen den Zug. Die Prozession hatte ein sehr feyerliches Ansehen, welchem der Anblick so vieler junger, schöner und sehr sittsam einherschreitender Frauen keinen Abbruch that. Sie endete, wenn auch nicht gerade, wie der Wille des heiligen Vaters gewesen war, mit Eintritt der Nacht, doch zwey Stunden nachher. So viel ich habe bemerken können, herrschte von Anfang bis zu Ende eine musterhafte Sitte.

Am Mittage vorher hatte das bekannte Kardinalsessen im Clementinischen Saale des Vatikanischen Pallastes stattgefunden. Wahrscheinlich sitzen, um hier über den Vorsitz keinen Zweifel übrig zu lassen, die Kardinäle sämmtlich nur an einer Seite des Tisches, mit dem Gesichte nach den Fenstern gerichtet, von der rechten nach der linken Hand, in der üblichen Rangfolge, d. h. zuerst die Bischöfe, dann die Priester und endlich die Diakonen. Das Essen, die Suppe und den Nachtisch abgerechnet, sechs Gänge enthaltend, besteht aus lauter Fischspeisen. Es ist eine Freude zu sehen, mit welchem gesunden Appetite die meisten dieser ehrwürdigen Greise dieses Mahl verzehren. Vergangenes Jahr fand ein Auftritt statt, welcher besonders den anwesenden Franzosen sehr auffallend gewesen. Vor Anfang desselben hatte man beyden Geschlechtern ohne Unterschied den Zutritt in den Saal verstattet. Kaum aber ward die Annäherung der Kardinäle verkündigt, als eine Stentorkehle die Worte ertönen ließ: Fuori le donne, und augenblicklich mußten alle Frauen das Zimmer räumen. Weder die Sache selbst noch die Form, wollte, wie gesagt, den Franzosen zusagen. Der ersten wäre ausgewichen worden, hätte man den Frauen lieber ganz den Zutritt verweigert. Was den Ausdruck: Donne, aus

betrifft, so liegt er im Charakter der italienischen Sprache: donna ist durchaus edler als das Femme der französischen Sprache. Letztere kann sich, um zu graduiren, noch des Wortes: Dame, bedienen, welches aber im Italienischen, wo Dama nur eine Frau von Adel bezeichnet, nicht angeht. Derselbe Fall findet mit dem Worte ragazza statt. Che amabile ragazza darf zu einem jeden Manne von Stande von seiner Tochter gesagt werden, wo es durchaus im Französischen Demoiselle heißen muß. Ob das Fuori le Donne auch dieses Jahr gehört worden ist, kann ich nicht sagen, da ich dießmal dem Kardinalsessen nicht beygewohnt habe.

Nach der Segenssprechung in der Peterskirche begab sich der Papst, wie schon gesagt, in das Pilgrimmhospiz. Hier hat er einem Theil derselben die Suppe aufgetragen, dann die Speisen untersucht und sich überhaupt, seinem Titel des Servi Servorum getreu, mit so viel natürlicher, anspruchsloser, herzlicher Leutseligkeit benommen, daß ihm alle Anwesenden nicht aus Etikette, sondern wirklich aus Rührung über so viel Pastoraldemuth, zu Füßen gesunken sind. Vielleicht ist es meinen Lesern nicht uninteressant zu vernehmen, daß Leo XII. der deutschen Sprache mächtig ist, und sich mit deutschen Pilgrimmen, wenn ihm dergleichen vorgestellt werden, mit großer Leichtigkeit in ihrer Muttersprache unterhält. Am Sonnabend früh fand, wie an den beyden vorigen Tagen, die päpstliche Messe statt. Was diese eigentlich ist, scheint im Auslande nicht wohl bekannt zu seyn; man versteht dort gewöhnlich ein vom Papste selbst gefeyertes Hochamt darunter. Messa papale heißt in der römischen Kirchensprache die außerordentliche Privatmesse, welche sich der Papst an den hohen Festtagen, deren es einige vierzig gibt, von seinem geistlichen Hofstaate umgeben, entweder in der Sixtinischen Kapelle im Vatikane, oder in der Pallastkapelle auf Monte Cavallo, je nachdem er auf einem von beyden residirt, von einem Kardinale lesen läßt. Alle kapellfähigen Personen, d. h. außer den Kardinälen, die sämmtliche höhere Geistlichkeit, haben Zutritt und erscheinen dabey, aber mehr der Etikette als des Messes wegen. Diese päpstlichen Messen sind im eigentlichen Verstande die Kurtage an weltlichen Höfen, nur mit dem Unterschiede, daß, wie sich von selbst versteht, der Papst mit niemand spricht. Außer diesen Messen läßt sich der Papst jeden Morgen seine gewöhnliche Messe in seinen Gemächern lesen, bey welcher aber niemand Zutritt erhält. Nach der Kapellmesse am Sonnabend fand, wie gewöhnlich, die Kreuzesanbetung statt, unstreitig die feyerlichste und erbaulichste Handlung des römischen Gottesdienstes. Sie besteht in folgendem. Nachdem der celebrirende Kardinal, von sämmtlichen Meßassistenten begleitet, in feyerlicher Prozession und unter dem Gesange der päpstlichen Sänger sich aus der Sixtinischen in die nahgelegene Paulinische Kapelle begeben und von dort unter Baldachin das heilige Kreuz herbeygeholt hat, wird dieß vor den Altar auf eine prächtige auf dem Boden ausgebreitete Decke gelegt. Dann erhebt sich der Papst und nach ihm paarweise alle übrigen Personen der Kapelle, begeben sich, unbeschuhet vor das Kreuz, knieen nieder und küssen dasselbe. Während der Zeit singen die Sänger die sogenannten Vorwürfe (gl'Improperj), den berühmten Doppelchor von Palestrina, eine der beliebtesten Melodien, welche von diesem Komponisten existiren. Personen, welche sich erinnern, die Kreuzesanbetung von Pius IV. verrichten gesehen zu haben, können keine Worte finden, den Eindruck zu schildern, welchen dieser Papst, der schönste und majestätischste Mann seiner Zeit, im Augenblicke hervorgebracht hat, wo er, vom Throne aufstehend, mit kreuzweis verschlungenen Armen und die verklärten Blicke zum Himmel gerichtet, sich angeschickt hat, herabzusteigen und die Kreuzesanbetung zu verrichten.

Am Sonnabend Nachmittag fand die jährliche griechisch-armenische Messe in der Kirche der egyptischen Maria (di S. Maria Egiziaca) in der gewöhnlichen Manier statt. Diese ist so ungewöhnlich, daß sich niemand einen Begriff davon machen kann, der nicht mit eignen Augen die Gebräuche gesehen, besonders aber mit eigenen Ohren den Gesang dieser Messe gehört hat. Trotz dem gehört es zum Modetone aller hier in der Charwoche anwesenden Fremden, besonders der Engländer, sie zu besuchen. Erwägt man, daß die Kirche zum wenigsten eine halbe deutsche Meile aus dem Mittelpunkte der Stadt entfernt, außerdem sehr klein, folglich das Gedränge in derselben unangenehm und die Hitze erstickend ist, so begreift man nicht, wie es noch immer Fremde geben könne, welche Lust haben, diese Messe zu besuchen. Trotz dem ist stets eine doppelte Wagenreihe vor der Kirche befindlich. Letztere (wie man meint, der, von Servius Tullius erbaute Tempel des männlichen Glückes) ist merkwürdiger als alle armenisch-griechische Messen, welche in derselben gefeyert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, 7. Mai.

Die dießjährige Ausstellung von Kunst- und Industrie-Produkten nimmt eben jetzt ihren Anfang. An Oelgemälden sind gegen siebenzig Stück eingegangen, meist Landschaften und Porträte, doch auch einige treffliche historische Bilder. Am dürftigsten ist die Rubrik der Plastik ausgestattet, desto reicher die der Lithographie. Wir enthalten uns einer nähern Anzeige, die ohne Zweifel im Kunstblatt gegeben werden wird.

Auf unserer Bühne dauern die Gastspiele fort. Mad. Grüßer, geborne Schlanzowska, trat in verschiedenen Rollen auf, aber mit geringem Beyfall. In komischen Charakteren würde sie etwas leisten können. Hr. Haitzinger debütirte als Lindor in der Italienerin in Algier und als Graf Wellau im Schnee. Seine treffliche Stimme und fein gewandter Vortrag wirkten begeisternd auf das Publikum. Und dennoch gibt es auch Leute, die ihn einen Schreyer nennen.

Im Othello trat Hr. Wild auf. Die Meinungen über ihn und Hrn. Haitzinger waren getheilt. Unstreitig besitzt der erste mehr Gefühl und ist mehr darstellender Künstler.

Dlle. Labes machte einen zweyten theatralischen Versuch als Elisene im Wald bey Hermannstadt. Zur Prinzessin fehlt ihr viel, und für tragische Momente besitzt sie weder Kraft noch Tiefe der Empfindung. Sie ließ kalt, weil sie es selbst war und den Ernst als Spiel nahm.

Unser Theater hat jetzt fast eben so viele sogenannte Dramaturgen als Schauspieler. Alle Vierbandsblätter enthalten kritische Korrespondenzen über die hiesigen Vorstellungen, die meist gar lustig zu lesen sind. Einer dieser Aristarchen (die ihren Sitz zum Theil auf dem Paradiese haben, weil die Kritik doch über der Kunst stehen muß) hat sich sogar zwey Buden gemiethet, worin die Leute, auch wider ihren Willen, eingeseift und barbiert werden. Gegen einige zeigt er sich manierlich, wichst ihnen Schnurrbart und Stiefel, und räuchert sie, in Ermanglung des Weihrauches, mit gebörrten Aepfelschaalen; andere aber schabt er mit seinem scharfigen Messer so grimmig, daß ihnen bisweilen das Wasser in die Augen tritt. Es ist närrisch anzuschauen, wenn er einem jungen Mädchen, das keine Spur von Flaum am zarten Kinn hat, die schmutzige Serviette umbindet, und es seiner gräulichen Operation unterwirft.

Der Affe gar possierlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt!

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Mai 1825.

Mancher hat gebaut ein Haus,
Und muß der erste selbst hinaus.

Castelli.

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

Salisbury, den 16. August 1824.

Wie glücklich schäzten wir uns nicht diesen Morgen, daß wir gestern das schöne Wetter benuzt hatten, den Park von Fonthill-Abbey zu besichtigen. Heute wäre es uns unmöglich gewesen, spazieren zu gehen, denn von Tagesanbruch an fiel ein entsezlicher Regen, und obgleich er den ganzen Tag fortdauerte, so hinderte er uns doch nicht, die Zimmer des Schlesses zu besehen; doch war die Gesellschaft heute nicht so zahlreich, als gestern, obgleich man noch immer, wie ich glaube, zweyhundert Personen zählen konnte.

Zuerst etwas von der Geschichte dieses Landsitzes. Herr Beckford hat ihn von seinem Vater geerbt, der ihn von der Familie Cottington erkauft hatte. Bald nachdem der Vater Beckford der Besitzer davon geworden war, erhielt er die Nachricht, das neue Schloß (denn das sogenannte alte Schloß, von welchem ich Ihnen gestern erzählt habe, war schon verlassen worden) sey abgebrannt. „Nun, antwortete er ganz kaltblütig, so muß man es wieder aufbauen.“ Gleichwol war das ein Verlust von mehr als 30,000 Pfd. St. (330,000 fl. rh.). Sein Sohn ließ das Gebäude, welches sein Vater aufgeführt hatte, wieder abbrechen, und baute nun das jezt so bewunderte. Er nannte es Fonthill-Abbey, d. i. Abtey Fonthill, weil er dem Baue ganz die Gestalt einer Abtey gab, obgleich keine Kirche daselbst ist, wie man glauben könnte. Dieß ungeheure Gebäude nimmt einen viel größern Raum ein, als die ganze Abtey St. Denis bey Paris, und vielleicht einen größern, als irgend eine Abtey oder Kloster in der Welt. Der erste Gedanke, der einem beym Anblick dieses Steinmasse einfällt, ist die Schwierigkeit, zu begreifen, wie ein solches Monument sich in wenig Jahren auf den Willen eines Einzigen und unter der Leitung eines einzigen Baumeisters, Herrn Wyatt, erheben konnte. Der Haupteingang auf der Abendseite ist durch eine große Thür verschlossen mit zwey Flügeln von Eichenholz und mit trefflichem Schnizwerk, von 30 Fuß Höhe, welche in acht Angeln hängen, deren Gesammtgewicht über zweytausend Pfund betragen soll, und in welchen sich die Thür mit solcher Leichtigkeit bewegt, daß ein einziger Mann sie ohne alle Anstrengung öffnet und schließt. Beym Eintritt befindet man sich in einer großen Vorhalle von 78 Fuß Höhe, 68 Fuß Länge und 28 Fuß Breite, wo man eine schöne steinerne Treppe von fünf-und-zwanzig Stufen antrifft, welche zu einem achteckigen Saale führt; im Hinaufsteigen sehen Sie in einer Nische links die Bildsäule des Aldermanns oder Gerichtsschöppen Beckford.

Nichts ist prächtiger und imposanter, als dieser Saal, welcher durch vier große längliche Fenster von gefärbtem Glase erleuchtet wird, die über 50 Fuß hoch vom Fußboden entfernt sind, und jenes geheimnißvolle, matte Licht verbreiten, welches glauben machen könnte, man trete in ei-

Digitized by Google

nes jener alten Zaubeeschlösser, wie sie die Ritterromane der Voezeit schildern. Nach dem Eingang hin hat man eine herrliche Aussicht in den Park, voe sich gegenüber eine Reihe prächtigee Zimmer, und links und rechts zwey ungeheure Gallerien, welche mit andern Gemächern in Verbindung stehen. Nach oben läuft der Saal in einen 128 Fuß hohen Dom aus. Eine innere, das heißt nicht auswäets heevoeragende Gallerie läuft rings um ihn her in zwey Deittel seiner Höhe und führt zu mehrern kleinren Zimmern, welche das Nonnenkloster heißen, weil sie den Zellen dee Nonnenklöstee ähnlich sind. Urber dem Eingang ist ein Orgelchor, und gegenüber ein anderer Chor füe die Sänger und Musikanten.

Die Gallerie erchter Hand, Eduaed's III. Gallerie genannt, weil sich ein Porteät dieses Königs in Lebensgröbr daein befindet, wird auf einer Seite duech sieben große Fenster erleuchtet. Hiee ist die Bibliothek, sie enthält alle bekannten guten Werke in todten und lebendigen Sprachen, meist in Maroquin oder russisches Lebee gebunden. Sie hängt mit einem andern Gemachr zusammen, woein man kostbare Kupfeeweeke, und Porteseuilles findet, welche mit Zeichnungen und Kupferstichen aller Aet angefüllt sind.

Die Gallrie links heißt die Gallerie des heiligen Michael, und zeichnet sich besonders durch den Reichthum iheer Möbeln aus; doch ich werde bald von den Möbeln sprechen. Sie steht ebenfalls mit verschiednen Zimmern in Veebindung, welche das Oratorium oder die Hauskapelle, das Sanktuarium oder das Allerheiligste u. s. w. genannt werden.

Die dem großen Saal gegenüber liegenden Gemächer bestehen besonders aus einem großen Speisesaal und zwey andeen prächtigen Sälen.

Im ersten Stock sind die Schlafzimmer und das, was man die Familienzimmee nennen könnte. Da findet man auch einen Billaedsaal und eine zweyte Bibliothek, welche ebenfalls aus den besten Werken aller Sprachen besteht, und welche, weil sie etwas mindee kostbar eingebunden sind, zum gewöhnlichen Gebrauche bestimmt schienen. Es finden sich sehe viele mit Randglossen von der Hand des Heren Beckford, denn dieß ist ein sehr kenntnißreicher Mann, der, wie Sie ohne Zweifel wissen, Veefasser des Vathek ist.

Indien, China, Japan, Persien, die Türkey und alle Länder von Europa sind in Kontribution gesezt worden, um dieß wahrhaft königliche Schloß zu möbliren. Das Einzige, was man daran tadeln könnte, ist das, daß man überall einen solchen Uberfluß von Möbeln antrifft, daß man beym Eintritt in ein jedes Zimmer vermuthen könnte, sich in dem eichen Magazin eines großen Möbelhändlers zu befinden. Obgleich man nichts sieht, was nicht sehenswürdig wäee, so ermüdet endlich doch diese übermäßige Anhäufung von Kostbarkeiten und Seltenheiten, deren eine immer reicher, seltner und bewundernswürdiger, als die andee ist, und scheint daher einen schlechten Geschmack zu verrathen. Ich erfuhr aber, daß man die Schuld davon nicht Herrn Beckford beymessen muß. Herr Faeguhar und sein Auktions-Kommissär, Heee Phillips, waren der Meynung, der Ruf des ehemaligen Besitzers weede den Möbeln, die man den Seinigen hinzufügen und als sein ehemaliges Eigenthum veekaufen würde, einen höhern Weeth geben; daher ließen sie auf mehe als sechzig Wägen eine Menge Kuieiitäten hinführen, welche sie theils selbst gesammelt, theils auf Spekulation hin von Andeen gekauft hatten. Besonders hat sich die Zahl dee Gemälde um einige Hundeet vermehrt.

Unter den Gemälden aller Schulen, welche Herr Beckford selbst gesammelt hat, und welche von den besten Meistern herrühren, bemerkte ich hauptsächlich folgende: Ein lachendes Kind und das Kind Jesus, von Leonaed da Vinci; eine Mutter Gottes, die das Kind Jesus, das auf einem Tische sizt, hält, von Albeecht Dürer; die Kegelspieler, von Teniers; das Porträt eines Rabbinen, von Rembrand; ein Gesträußhändlee, von Geeard Dow; die libysche Sibylle, von Ludwig Caraeci; die Einschiffung der Lebensmittel, von Breghem, die ehedem in dem Kabinet des Herrn de Praslin war; und voe Allem die Zusammenkunft Hiobs mit seinen Feeunden, von Salvator Rosa. Callot, Holbein, dee Parmesaner, Guercino, Beeughel, Fragonard, Heinrich von Blois, genannt Civetta, Paul Veronese, Cima di Conegliano, Bassano, Domenichino, Veenet, Velasquez, Polembeeg und Poussin zeichnen sich ebenfalls in dieser schönen Sammlung vortheilhaft aus.

(Der Beschluß folgt.)

Das Stumpfnäschen.

(Fortsezung.)

Die Fortschritte des Kleinen in der Voebereitung zur Wissenschaft waren schnell und sicher. Seine Wißbegierde flog dem Unterricht voeau, und sein Gedächtniß bewahrte Alles treu und ein.

Dee Entwicklung eines Kindes mit Liebe und Einsicht folgen, bringt die schönste Poesie in's Leben. Alle Formen und Farben des Weltganzen zaubert unsere Liebe dreiee, um sie dem jungen werdenden Leben anzuvertrauen in harmonischen Klängen und Bildern. Lindorf selbst hatte in großen Veehältnissen gelebt, und das wahehaft Würdige und Gute kennen und schäzen lernen. Nur eine an sich schiefe Richtung wird durch Welterkenntniß noch schiefer; der gerade Sinn eignet sich auch die bessern Seiten dee Veehältnisse und Dinge an, und die Wechselwiekung, in der wir mit den Welteindrücken stehen, bildet Jedem eine Welt in dem Maße der eigenen Kraft. Lindoef hatte

die meisten Länder Europa's durcheeist, und einige Jahre in den vereinigten Provinzen Amerika's zugebracht. Die Wahrheit, die edle Einfalt, das sichere feste Fortscheeiten auf der reinen Lebensbahn verkündigte sich beym ersten Blick in seinem Aeußern; und nach diesem Typus bildete sich auch Raimund aus in innerer tiefer Aehnlichkeit des Gemüthes mit seinem Oheim.

Die Zeit war herangekommen, wo, in's Jünglingsalter übergehend, Raimund mit feurig glänzendem Auge um sich schaute, und, im dunkeln Sehnen nach einem lebendigeren Gefühl seiner Selbst in einem geliebten Wesen die ganze Natur als mit einem geheimnißvollen Schleyer umwoben erblickte. Wehmuth ergriff ihn, wenn er einsam war; gleichwol suchte er die Einsamkeit, die ihm eine Fülle lieblicher Träume zuführte. Im fröhlichen Getümmel der Jagd entfernte er sich oft von den Gefährten, suchte die wildesten Gegenden, und blieb an einer Felskluft, an dem brausenden Bergstrom, unter den hohen Bäumen gelehnt stundenlang stehen, verloren im heitern Glanz des blauen Gewölbes über den verflochtenen Zweigen. Das Bild eines geliebten Wesens schien sich von diesem blauen Himmelsgrunde zu lösen, ihm entgegen zu kommen, ihn zu umfassen. Unwillkommen riefen ihn die Neckereyen der Gefährten in die Wirklichkeit zurück. Lindorf gedachte der Wünsche der Abgeschiedenen. Um dem geliebten Sohn die schöne volle Blüthe der Liebe zu verleihen, in welcher Herz und Geist und Sinn die Frucht des höhern Lebens ausbilden, mußte ihn der flüchtige Sinnenreiz nicht zur Täuschung über den Gegenstand seines Verlangens führen. Die Mutter hielt es entscheidend für die Ausbildung der zärtern Gefühle in einem Manne, ob seine erste Liebe eine edle Liebe gewesen sey.

Lindorf führte früh seinen Zögling zur Anerkennung und Achtung der weiblichen Natur. Die großen Züge der Geschichte fielen in des Knaben Seele und vereinten sich mit der zärtlichen Sehnsucht nach seiner Mutter, die als ein holder Stern über seinem Leben stand, wohlthätig und unerreichbar. Nie empfing er die Geburtstags-Geschenke ohne tiefe Rührung; eine Stimme der Liebe aus einer andern Welt durchdrang und heiligte sein ganzes Wesen. Aber der bunte blüthenvolle Strom des frischen Lebens umrauschte den Jüngling; es schien Lindorf weislich gethan, die umgebenden Elemente zu Hülfe zu rufen.

Die Ansicht der weiten großen Welt, — nicht der sogenannten großen in den angefüllten Assemblée-Sälen, sondern die der lebenschenkenden Erde und ihrer mannichfaltigen Bewohner, die verschiedenen Stufen der Bildung, zu der die Menschheit durch Naturverhältnisse und gesellige Einrichtungen gelangte, — diese ernsten wahren Bilder aus dem großen Buche des Lebens sollten das erwachende Jünglingsalter beschäftigen.

Durch die Einsicht in die verschiedenen Lebensweisen sollte sich der junge Raimund auch die Elemente seiner künftigen Thätigkeit selbst zubilden, und, indem er das Maß seiner Kräfte und Anlagen erprobte, im fröhlichen Selbstvertrauen wirkend und hellbesonnen in dem Lauf der Zeit mit fortstreben. Im immerwährenden Anschaun neuer und großer Bilder sollte seine Einbildungskraft sein ganzes Wesen erhöhen, sein Verstand sollte immer thätig im Vergleichen neuer Verhältnisse bleiben, und so sollte seine Vernunft kräftig erwachsen, und sein Gefühl gesund und rein bleiben. Entfernt vom rohen Sinnenrausch und von schwacher Sentimentalität, der Geburt des Egoismus und der Langenweile, sollte er die Fähigkeit zu edler Liebe in sich bewahren, und so den Weg des Lebens sicher gründen. Zur schönsten kräftigsten Menschheit, die mitfühlend und hellsehend die Verhältnisse um sich her aufschließt und bildend ergreift, weil sie das Maß der Gerechtigkeit und Liebe in sich selbst trägt, sollte der Jüngling heranreifen.

Das war Lindorfs süße Hoffnung. Sein eigenes verwundetes Gefühl mahnte ihn an die Klippen des Lebensglückes. Die schöne Temperatur, die Raimunds Wesen durch diese Lebensweise gewann, ließ ihn hoffen, daß die glühenden Schmerzen eines liebenden Verlangens immer ein Gegengewicht in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, in der wohlwollenden Sympathie, zu allen fühlenden Wesen finden würde. Als eine edle Gehülfin sollte Raimund das Weib ansehen lernen, deren Milde und Grazie sein häusliches Leben schmückte und die durch ihn ein erhöhtes Daseyn genösse.

So selten ein Erziehungsplan ganz gelingt, so viel versprach doch dieser, vielleicht weil Lindorfs zarte Liebe für seinen Zögling ihm selbst jenen feinen Takt gab, sein System immer den Umgebungen anzupassen, die auch oft in seiner Gewalt lagen, und weil er die Ruhe besaß, alle leisen Töne in des Jünglings eigener Natur zu vernehmen.

Raimund hatte mit seinem Freunde mehrere Länder Europa's durchreist und ein Jahr mit ihm in den vereinigten Provinzen Amerika's zugebracht. Die Geburt, das Erwachen eines freyen Volkes, das Anschauen einer kolossalen Natur hatte sein Gemüth tief ergriffen. Auch er gedachte des vielen Guten und Schönen in seinem Vaterlande und sehnte sich ihm in einer würdigen Verfassung das Opfer seines Lebens, seiner Thätigkeit zu bringen. Sein Geist verbreitete sich über die ernsten Beziehungen der Menschheit während der Einsamkeit auf seiner Seereise, und die Geschichte der edelsten Nationen, die Lindorf mit ihm gelesen hatte, arbeitete die hohe Stimmung seines Gefühles in klare Begriffe aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21. April.

(Fortsetzung.)

Am ersten Ostertage verrichtete, wie gewöhnlich, der Papst in eigener Person das Hochamt am Hauptaltare (l'Altare della Confessione) der Peterskirche. Der Zulauf war ungeheuer und der Moment der Vorzeigung der Sakramente, unter Ertönung von Posaunen- und Trompetenschall aus der weitesten Entfernung der Kirche, während die Gemeinde unter plötzlich eintretendem Schweigen auf die Knie sinkt, wie gewöhnlich von ergreifender Wirkung. Diese am ersten Ostertage vom Papste gefeierte Messe bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche meines Wissens im großen Publikum gänzlich unbekannt ist. Wenn bey den übrigen Messen der Papst oder der celebrirende Kardinal vor dem Vater unser das: Per omnia saecula saeculorum spricht, so antwortet, wie bekannt, der ganze Chor: Amen. Am ersten Ostertage aber (man sehe Kap. 51. delle Costituzioni de' Cantori della Cappella Pontificia) darf dieß nicht geschehen. Der Grund ist folgender. Als einst ein Papst (die Geschichte sagt nicht, welcher?) am ersten Ostertage in der Kirche di S. Giovanni in Laterano die Messe las, antworteten an der bezeichneten Stelle die Engel im Himmel: Amen. Nach Andern soll dieß Ereigniß dem h. Gregor in der Kirche di S. Maria Maggiore wiedererschienen seyn, wo auf des Papstes: Pax Domini, sit semper vobiscum, ein Engel: Et cum Spiritu tuo, antwortete. Dieß der Grund, warum heut zu Tage entweder zum Andenken an dieses Wunder, oder weil man den Engeln nicht vorgreifen will, das Amen weggelassen wird. Nach der Messe ertheilte der Papst vom Balkon der Peterskirche herab den Segen. Der ungeheure Petersplatz war voller, als ich ihn je vorher gesehen hatte. Am Abend hätte die gewöhnliche Erleuchtung der Kuppel der Peterskirche, so wie das Feuerwerk auf der Engelsburg (la Girandola genannt), stattfinden sollen. Aber, wie schon gesagt, es war das Jahr der Neuerungen: Beydes unterblieb, weil der heilige Vater Sr. Majestät dem Könige beyder Sicilien bey seiner Durchreise durch Rom mit diesem Schauspiel Ueberraschung verursachen wollte. Leo XII. hat durch diese Verfügung einen Beweis gegeben, daß er keineswegs so sklavisch, wie ihm die Römer vorwerfen, am Buchstaben des Herkommens hängt. Die Erleuchtung nebst der Illumination ist am 14ten April vor sich gegangen, und weder Peter noch Paul (die Apostel, denen zu Ehren beydes stattfindet) haben beym Warten verloren, denn die Girandola, mit den vier heiligen Thüren vermehrt, ist prächtiger als gewöhnlich ausgefallen. Daß überhaupt der heilige Vater religiöse Gebräuche, eben ihres Alterthums, umzugestalten, oder ganz aufzuheben weiß, wenn es auf Erzielung sittlicher oder anderer Zwecke ankömmt, hat er durch Abschaffung des berühmten brennenden Kreuzes, welches am Donnerstage und Freytage der jedesmaligen Charwoche Abends aus der Kuppel der Peterskirche herabgelassen wurde, zu welchem Ende die Kirche einen Theil der Nacht offen blieb, sattsam bewiesen. Dieses Kreuz, von Messing, oder mit Messing ausgelegt, fünf und zwanzig Fuß hoch und halb so breit, an welchem mehr denn dreyhundert zweydochtige Lampen brannten, brachte im übrigen völlig finstern ungeheuren Raum der Kirche einen wahrhaft magischen Effekt hervor. Nirgends, selbst in der Natur nicht, habe ich das Helldunkel so kunstgerecht entstehen, sich ausbilden und stufenweise schwinden gesehen. Kein Wunder, daß die hiesigen Maler sich während dieser beyden Abende in die Peterskirche begeben, um diesen Theil ihrer Kunst akademisch zu studiren. Die ungeheure Menschenmenge, welche hervey strömte, verursachte natürlich im nichterleuchteten dunkeln, ja völlig finstern Theile der Kirche Unziemlichkeiten, welche weder mit den guten Sitten, noch mit der Heiligkeit des Orts verträglich waren. Daher die Anschaffung derselben.

Nachdem in der Woche nach Ostern mehrere größere oder kleinere Privat-Prozessionen stattgefunden hatten, war Rom am weißen Sonntag Zeuge von einer andern, welche, wie es heißt, einzig in den hiesigen Kirchenannalen dasteht. Nachdem sich der Papst, die Kardinäle und der sämmtliche höhere Klerus in der Kirche di S. Maria Maggiore versammelt hatten, bildete sich das Ganze zu einer Prozession, an welche sich eine Menge geistlicher Orden, Brüderschaften und Privatpersonen anschlossen, und begab sich zu Fuß nach der Kirche di S. Giovanni in Laterano, wo eine päpstliche Messe gefeyert ward, worauf der Papst vom Balkon derselben dem Volke den Segen ertheilte, und dann in derselben Prozession nach S. Maria Maggiore zurückkehrte. Es war den Römern ein neues Schauspiel, den Papst und die Kardinäle, welche bekanntlich in den Straßen von Rom nie anders als zu Wagen erscheinen, eine so weite Strecke Weges zu Fuße gehen zu sehen, wie andere Menschen. Doch waren nicht mehr als sechszehn Kardinäle gegenwärtig; die übrigen befanden sich theils abwesend, theils (aber nur vier) in ihren respektiven Hauptkirchen, theils waren sie ausgeblieben. Derjenige unter allen, welchem man letzteres hätte am leichtesten verzeihen können, der ehrwürdige, achtundachtzigjährige Häffelin, Kardinal und bayerischer bevollmächtigter Minister, wohnte der Prozession wenigstens im Wagen bey. Wie behauptet wird, hat noch nie eine Prozession stattgefunden, wo ein Papst eine so weite Strecke Weges gegangen wäre. Die Frohnleichnamsprozession wird zwar auch zu Fuß gemacht, beschränkt sich aber auf den Umgang auf dem Petersplatze und bleibt theils unter den Kolonnaden, theils unter den zu diesem Zwecke errichteten zeltartigen Baldachinen. Ein Paar andere hat der Papst während des Jubiläums nach S. Maria della Grazie und di S. Spirito in Sassi machen wollen, aber sie haben wegen des zweifelhaften Wetters nicht stattgefunden. Ohnedem liegen diese beyden Kirchen ganz in der Nähe des Vatikans. Seitdem ist es wieder so öde in Rom geworden, wie es vierzehn Tagen vor Ostern war. Der Weg nach Neapel und Florenz ist mit reisenden Fremden bedeckt; umgekehrt mit der Höhle des Löwen, gehen alle Fußstapfen aus Rom, keine herein. Für ein Paar Tage hat die Ankunft des Königs und der Königin von Neapel und des Prinzen von Salerno nebst Gemahlin, welche am 13ten April erfolgte, nebst ihren zwanzig oder dreyßig Wagen (deren Anzahl, sonderbar genug, im hiesigen Diario di Roma mit großer Genauigkeit im Voraus angegeben worden war) die Straßen lebhafter gemacht. Die Römer, welche gern weltliche Fürsten sehen (trachtet doch ein Jeder nach dem, was er nicht hat!), waren den Sizilianischen Majestäten zu Fuß und zu Wagen entgegengezogen, schienen aber wenig erbaut zu seyn, da der Einzug nichts weniger als festlich, sondern im eigentlichen Verstande ein Reise-Einzug war. Nichts destoweniger hatten sich den Wagen des Königs eine Menge römischer Wagen angeschlossen, so daß der Einzug dennoch etwas Imponirendes hatte. Ihre Majestäten schienen über die Höflichkeit der Römer, von denen ein großer Theil den Zug mit entblößtem Haupte vorbeypassiren ließen, sehr erfreut zu seyn. Nachdem die allerdurchlauchtigsten Gäste am 14ten April, wie oben gesagt, der Illumination und dem Feuerwerke zugesehen, und an den folgenden Tagen mehrere öffentliche Anstalten in Augenschein genommen hatten, sind sie am 16ten April von hier wieder nach Mailand gereist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Mai 1825.

Wecke den Amor nicht auf! noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!

Goethe.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Frankreich und Italien hatte sich Lindorf zum Beschluß der Wanderschaft aufgespart. Die höchsten Werke der Kunst sollten in der vollen Blüthe des Gefühls die ästhetische Stimmung des Jünglings für's ganze Leben gründen. Frankreich lag im gewaltsamen Kampf, der so edel begonnen hatte und auf so schreckliche Abwege gerieth. Der finstere Dämon fing schon an auf den blutigen Altären grausamer Eigensucht sein edernes Schreckbild aufzustellen. Wenige Wochen vor Raimund's ein-und-zwanzigstem Geburtstag kam er mit Lindorf in Paris an. Der ernsten Betrachtung gehörten die ersten Tage ihres Aufenthalts. Raimund war der Geschichte der Zeit mit ganzem Gemüthe gefolgt, und fühlte sich von tiefer Wehmuth und Abscheu ergriffen auf den Plätzen, wo im Namen der heiligen Freyheit so tausend Opfer der blinden Wuth gefallen waren.

Bald drängte die lebenvolle Gegenwart jene düstern Bilder in den Hintergrund. Wissenschaft und Kunst, die die Menschheit gleich dem sich ewig verjüngenden Leben der Natur reinigen und erhalten, schlossen sich an den leicht fassenden und zart empfindenden Jüngling.

Es waren ihm heilige Tage, in denen er die Göttergestalten der alten Welt, die eben auf ihrer unglücklichen Wanderschaft begriffen waren, in seine Seele aufnahm. Ihre stille Hoheit ergriff unter dem wilden irren Streben der gegenwärtigen Leidenschaft das Gemüth des sinnvoll Beschauenden mit wahrhaft himmlischen Kräften. Das Jugendalter der Menschheit, das die hohen und stillen Gestalten des alten Olymps durchglüht, verschmolz sich mit Raimund's eigner Jugend. Im Gefühl der erhöhten Individualität strebte er nach einer Vollkommenheit der Existenz im Handeln und Denken, Wünschen und Hoffen, in der gleichsam alle Organe und Fühlfäden seines Wesens sich an die Welt der Ideale anschlossen. Hoch und frey, wie der pythische Gott, sehnte er sich durch das Leben zu schreiten. Kein Bildungstrieb in Plastik und Farben lag in ihm; sein gebildeter Geschmack schützte ihn vor falschem Streben; aber durch Geist und Sinn wollte er in's innere Leben der Menschen eingreifen und sein eigenes kräftiger fühlen.

Schöne Blüthe jugendlicher Ahnungen, aus dir bildet sich das Gefühl der Energie und eine Harmonie der Kräfte, deren Erinnerung glanzvoll das reife Leben überschüttet, und oft wie ein Blitzstrahl die dunkle Wirklichkeit durchzuckt!

Die hohen und schönen Formen der weiblichen Gestalten füllten Raimund's Phantasie, sein lebendiger Sinn verarbeitete sie im Geiste und innerer Hoheit des Lebens, und bey seiner noch unverstimmten Sinnlichkeit wurden ihm die schönsten Träume vom Leben und Weben in voller Liebe eines vollkommen schönen weiblichen Wesens, von seligem Besitz, von glanzvollem Daseyn in den reinsten Verhältnissen der Natur. Glühend im Innern und doch

kalt scheinend ging er unter den liebenswürdigen Frauen umher, die sich um den schönen Fremdling bemühten. Kein vollkommen harmonischer Eindruck besiegte sein Herz und stillte das unaussprechliche Sehnen seiner Brust, sich einer allgewaltigen Schönheit hinzugeben. „Lieber Oheim, sagte er einst beym traulichen Abendessen, Sie haben mir oft von den Gefahren gesprochen, denen ein tieffühlendes Herz durch zärtliche Neigungen unterworfen ist; lassen Sie diese aus meiner Lebensrechnung hinweg, wenn Sie nicht an die Möglichkeit glauben, daß sich für mich das Wunder Pygmalion's wiederholen könne! Von Täuschung zu Täuschung hat mich dieser Abend geführet, an dem ich die schönsten Frauen der Stadt sehen sollte, wie Sie mir verheißen hatten. Hören Sie meine tragisch-lächerliche Geschichte! Als ich in den Gesellschaftssaal eintrat, zog mich sogleich die Gestalt einer sinnenden Muse an; ich näherte mich mit einem jungen Manne meiner Bekanntschaft; aber wie fuhr ich erschrocken zurück, als der schöne Mund, anstatt sich zum Gesang sinnvoller Hymnen zu erschließen, zu kleinen abgeschmackten Bemerkungen über ihre Umgebungen öffnete! Nun lockten mich die edeln Formen einer Vestalin, die der leichte Schleyer in schönen Falten umwallte, ich trat näher, und es brannte ein lauerndes und lüsternes Auge unter dem Schleyer, das alles Vertrauen aus meinem Busen verscheuchte. Eine Venus von leichten reizenden Formen bewegte sich durch den Tanzsaal; der blühende Reiz schien mir erst dem Meeresschaume entstiegen zu seyn; ich umschlang sie im Tanz; mein warmes Gefühl hätte mich beynahe zu einem Liebesgeständniß in Worten hingerissen, als ich mich nach geendigtem Tanze neben sie setzte; aber ein leises Geflüster und Gelächter, das hinter ihrem Stuhl entstand, machte mich aufmerksam. Zwey junge Männer standen da und flüsterten ihr Scherze zu, die eine längere Bekanntschaft verriethen und zu einer dem Meeresschaum erst entstiegenen Unschuld nicht sonderlich paßten. Noch schlug sie die Augen nieder und lauschte meinen schmeichelnden Reden, aber entgegenkommend drängte sich ihre Gestalt zu dem verstohlenen Geflüster, und ich riß mich schnell von ihrer Seite. Nun floh ich zu einem Minervenkopfe, der still und sinnend in der andern Ecke des Saales saß; als sey die Welt im Begriff vor ihrer ruhigen Betrachtung aufgelöst — so klar strahlte mir die hohe Stirn entgegen. Ich knüpfte ein sinniges Gespräch an und bekam nur leere Phrasen zur Antwort, die mir allzu deutlich zeigten, daß es mit der Minerva nur eine Maskerade war."

Lindorf sagte: „Armer Junge, du wirst diesem nach dein Herz für dich behalten müssen! Oder kann dich vielleicht ein liebenswürdiges Stumpfnäschen rühren? Was sagst du zu Klarchen, der Tochter des freundlichen Landsmannes, den wir schon einigemal besuchten?" — „Ich weiß nicht, wie sie aussieht, lieber Oheim; also wird sie mir schwerlich Liebe einflößen; aber heiter und schnell verstreichen wie immer die Stunden in diesem Hause, das eigentlich nur in Klothilden lebt und webt." — „Nun, so suche mit Besonnenheit, und dein Schutzgeist behüte dich immer vor Täuschung!" sagte Lindorf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise von London nach Fonthill-Abbey.

(Beschluß.)

In einem großen Saale im untern Stock sieht man eine ungeheure Sammlung von Porzellan aller Art aus Japan, China, England, Sachsen und Frankreich, dann Krystalle, Schmelzmalereyen, Vasen von Agath, Sardonyx, Jaspis und dem sogenannten egyptischen oder Nieerenstein, einige reich mit Edelsteinen besetzt, und auf einer großen Tafel am Ende desselben Saales die feinsten Gold- und Silberarbeiten aller Art, von denen man in der That sagen könnte: Materiam superabat opus.

Anderes, auch sehr schönes, obgleich minder kostbares Porzellan füllte noch mehrere Schränke an, womit eine kleine Gallerie im ersten Stock besetzt war.

Alle Gemächer waren mit herrlichen Teppichen aus den berühmtesten Manufakturen bedeckt; doch ich leiste Verzicht darauf, Ihnen eine detaillirte Beschreibung aller der darin enthaltenen Möbeln zu geben, ich müßte die ganze Nacht durch schreiben. Tafeln von Mosaik, von den seltensten Marmorarten, von den kostbarsten Hölzern waren überall aufgestellt, wo sie nur Platz fanden, und mit chinesischen und japanischen Vasen und persischen und indischen Kästchen von Ebenholz, Sandel- und Rosenholz besetzt, die so meisterhaft gearbeitet waren, als sie schwerlich der geschickteste europäische Kunstschreiner zu Wege bringen möchte. Schränke und runde Schreibtische, mit vergoldetem Kupfer reich verziert, waren mit Kuriositäten und Seltenheiten angefüllt, doch nur mit solchen, wie sie sich nur ein sehr reicher Liebhaber anschaffen kann, Büchsen aller Art von japanischem Lack, Schalen von Elfenbein von Magnus Berg und Flamingo geschnitzt, Vasen von vergoldetem Silber von getriebener Arbeit von dem berühmten Künstler des sechszehnten Jahrhunderts, Römer; eine Vase von Agath in Gold gefaßt und mit Schmelz und Edelsteinen verziert, das Werk des durch Goethe verherrlichten Benvenuto Cellini (welche später bey der Versteigerung für 600 Pfd. St. (6600 fl. ed.) verkauft ward); prächtige Muscheln, mit Schnitzarbeit von Hilliken bedeckt; kostbare Galanterien von Mocette und August; Götzenbilder aus allen Ländern; kurz alle möglichen Seltenheiten und Kostbarkeiten aus allen vier Welttheilen. Jetzt werde ich Ihnen noch einige Stücke nennen, die an sich selbst von ha-

Digitized by Google

hem Werthe sind, in den Augen der Liebhaber aber noch mehr Werth durch die Namen ihrer ehemaligen Besitzer erhalten werden, z. B. zwey Reliquienkästchen vom Papst Paul V., aus der Familie Borgheſe; ein anderes Reliquienkästchen, welches der heilige Ludwig aus dem gelobten Lande mitgebracht hat, und welches ehedem dem Kirchenschatze der Abtey St. Denis bey Paris angehörte; eine große Platte von emaillirtem Kupfer, welche Heinrich III. Diana von Poitiers verehrte, mit ihrem Namenszuge und einer Vorstellung der Göttin Diana und ihrer Nymphen, wie sie von der Jagd heimkommen; eine blaßmeergrüne Flasche von chinesischem Porzellan, welche der Königin von Neapel, Johanna von Arragonien, gehört hat, und welche das erste Porzellangeschirr gewesen seyn soll, was aus China nach Europa gekommen ist; ein Schrank von Birnbaumholz, nach Holbein's Zeichnungen prächtig ausgeschnitzt für Heinrich VIII.; eine japanische Schatulle, geschmückt mit Landschaften, Gebäuden und Thieren, in Lack und Gold gearbeitet, welche Kardinal Mazarin, und nach ihm der Herzog von Bouillon besaß; eine andere, welche den Eintritt einer Gesandtschaft in einen Palast vorstellt, von der Hand der Maria van Diemen, der Tochter des berühmten Statthalters in Batavia, deren Namen sie trägt, und die nachher der berüchtigten Frau von Pompadour und dem Herzog von Bouillon gehört hat; ein Zepter aus egyptischer Antike (jade) geschnitzt, welcher die Sinnbilder der vier Elemente vorstellt, und von dem chinesischen Kaiser Kien-Long dem König Georg III. verehrt wurde; eine große Schüssel von vergoldetem Silber, in der Mitte mit einer Rose verziert, welche die Arbeiten des Herkules umkränzen, und eingefaßt mit kriegerischen Trophäen, welche ein Eigenthum Karls I. war; Stühle und Armsessel von geschnitztem Ebenholz, vom Kardinal Wolsey. — Doch ich müßte fürchten, Ihnen durch eine längere Aufzählung aller der Raritäten tödtliche Langeweile zu machen, darum schließe ich meinen Katalog mit einem Et cetera, welches Sie selbst nach Belieben vervielfältigen können.

Doch einen Artikel muß ich noch, Ihrer liebenswürdigen Tochter zu Gefallen, beyfügen, nämlich die Bettdecke des Parabebettes in dem sogenannten Lancaster-Zimmer, welche ganz aus Brüsseler Spitzen besteht. Der, welcher sie uns zeigte (denn jedes Zimmer hat seinen Aufseher), versicherte uns, wir könnten alle Paläste aller europäischen gekrönten Häupter durchsuchen, ohne eine ähnliche Bettdecke zu finden. Ich will ihm aber lieber auf sein Wort glauben, als die vorgeschlagene Untersuchung vornehmen.

Aber eben bemerke ich, daß ich vergessen habe, Ihnen einen Haupttheil des Gebäudes zu beschreiben, dieß ist der große Thurm in der Mitte, welcher 276 Fuß hoch ist. Man steigt in ihm eine Treppe hinauf, welche für drey Personen neben einander breit genug ist. Ihr Abhang ist gar nicht steil und die Stufen, so wie die Mauern sind mit schönen Matten bekleidet. In gewissen Entfernungen sind Ruhesitze angebracht, von wo aus man durch die Fenster und Schießscharten angenehme Aussichten genießt; ist man auf dem Söller oder platten Dache angelangt, so übersieht man die ganze Umgegend, so weit das Auge reicht; denn Fonthill-Abbey selbst liegt auf einer Anhöhe, und die Aussicht wird durch keine hohen Gebirge in der Nähe beschränkt. Dieser Söller ist noch nicht vollendet, Hr. Beckford hatte sich vorgenommen, noch eine Thurmspitze darauf setzen zu lassen; dieser Plan ist aber nicht zur Ausführung gekommen. Die Unterhaltung dieses Landsitzes soll ihm jährlich nur 20,000 Pf. St. oder 220,000 Gulden rhein. gekostet haben. Auch versichert man, er habe vor Kurzem erst wieder, statt ruinirt zu seyn, wie man behauptete, eine bedeutende Besitzung im südlichen England gekauft, wo er neue Wunderwerke schaffen wolle.

Den heutigen Tag bezeichnete ein einziger Unfall. Meine Reisegefährten zankten mit mir, weil ich zu lange in der Gallerie Eduard III., in der Bibliothek verweilt hatte, und ich, ich hätte den ganzen Tag darin zubringen können. Dießmal hatten wir Vorkehrungen getroffen, um Abends nicht wieder ein Fuhrwerk zu verfehlen. Wir kamen etwas vor zehn Uhr in Salisbury an und da es jetzt bald zwey Uhr des Morgens ist, so wird es Zeit seyn, einen ohnedieß vielleicht schon zu langen Brief zu schließen. Schlafen Sie wohl! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. April.

Pastor Gépp. Konsistorialpräsident, hat kürzlich seine Leichenrede auf den vortrefflichen Grafen von Schlabrendorf drucken lassen. Ich hebe daraus diejenigen Stellen aus, welche auf die Wohlthätigkeit des Verstorbenen Bezug haben. „Nachdem der Graf am 9ten Thermidor (27sten Juli 1794) wieder in Freyheit gesetzt worden war, sagt der Redner, widmete er sich mit frischem Eifer, als ob er die durch die Gefangenschaft verlorne Zeit wieder nachholen wollte, Allem, was ihm gut und nützlich schien. Zu diesem Zwecke verwandte er seine Geldmittel sowohl als die geistigen Fähigkeiten, womit ihn die Vorsehung begabt hatte, und die er nur als ein zum allgemeinen Besten und zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen ihm anvertrautes Gut betrachtete. Die Einführung der Stereotypen in Paris verdankt man größtentheils seiner Sorgfalt, seinen Vorschüssen und seinen großen Aufopferungen. Als Mitglied mehrerer Vereine, die nach und nach in dieser Hauptstadt entstanden sind, namentlich der Aufmunterungsgesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes, des wechselseitigen Unterrichts, der christlichen Moral, der biblischen und der asiatischen Gesellschaft, trug er beträchtliche Summen zu den durch ihre Arbeit veranlaßten Unkosten bey. Unsere Gemeinde hat sich nicht minder seiner Freygebigkeit zu rühmen; er war der erste, der dem Konsistorium eine bedeutende Gabe überreichte, um es in Stand zu setzen, die uns seit mehreren Jahren fehlenden Schulen zu errichten; er sagte mit Recht, eine Kirche scheine ihm keinen Nutzen zu haben, so lange ihr eine Schule mangle. Auch un-

Digitized by Google

sere Armen vergaß er nicht, besonders zur Zeit der jährlichen Wintertoilette; seine Gaben würden noch reichlicher ausgefallen seyn, wenn seine bekannte Wohlthätigkeit nicht so häufig von einer großen Anzahl Menschen angesprochen worden wäre, die ihm in seinem Haus anstehten, und die nicht alle verdienten, die Wirkungen derselben zu empfinden; seine natürliche Güte konnte sie aber nicht abweisen. Besonders freute es ihn, wenn er seine Wohlthaten über Jünglinge ausschütten konnte, die mit mehr Talenten als Vermögen begabt waren; mancher Gelehrte, mancher Künstler verdankt ihm, daß er sich heute in seiner Laufbahn so ehrenvoll auszeichnen kann; Hr. von Schlaberndorf hatte ihm gewölbt, die ersten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Auch erwies er sehr gern Landsleuten einen Dienst, die sich, fern von ihrem Vaterlande, in der Noth befanden; ihnen besonders glaubte er seine vorzügliche Hülfe ertheilen zu müssen, und ertheilte sie ihnen wirklich. Welche rührende Züge hätten wir in dieser Hinsicht anzuführen, wenn es die Zeit und die Beschaffenheit dieser Rede erlaubte! Nie hatte sich die Vaterlandsliebe in seiner Seele vermindert, so lange Zeit er auch schon aus demselben entfernt war. Daher ihm auch sein König, der seine patriotischen Gesinnungen kannte, und von dem Guten unterrichtet war, das der Verstorbene uns aufhörlich den Unterthanen desselben erwies, bey seiner Anwesenheit in Paris und seitdem rühmliche Beweise seiner hohen Zufriedenheit gab." Zum Beleg vorstehender Worte führt Pastor Göpp in den Anmerkungen folgende Anekdoten an: „Während Hrn. von Schlaberndorfs Aufenthalt in England wurde ein deutscher Handwerksbursche auf Straßenraub ertappt. Der Unglückliche war unbewaffnet und blos durch die dringendste Armuth zu dem Verbrechen bewogen worden. Nach den englischen Gesetzen hatte er den Tod verdient und wurde dazu verurtheilt. Hr. von Schlaberndorf, der von dem Schicksal des armen verlassenen Menschen hörte, besuchte ihn mehrere Male und blieb in den letzten Tagen ganz bey ihm, um ihm seine Hülfe und seinen Trost zu ertheilen. Da kein Geistlicher desselben Glaubens da war, so begleitete ihn Hr. von Schlaberndorf auf den Richtplatz, und verließ ihn nicht eher, als bis er ausgelitten hatte. Den König Georg III. rührte diese Handlung so sehr, daß er dem Grafen seine besondere Achtung bezeigte. — Ein Kaufmann zu Magdeburg saß wegen Schulden im Gefängniß. Dessen dreyzehnjährige Tochter fand Mittel, Hrn. v. Schlaberndorf davon zu benachrichtigen. Die Schuld belief sich auf 2000 Thaler. Hr. v. Schlaberndorf hatte gerade nur die Hälfte zu seiner Verfügung. Er entlehnte tausend Thaler und gab der Tochter ihren Vater wieder. — Im Anfange des Jahres 1814, als eine Kolonne preußischer Kriegsgefangenen durch Paris geführt wurde, schilderte jemand dem Hrn. von Schlaberndorf die schreckliche Entblößung dieser meistens auf dem Schlachtfelde gefangenen Krieger. Hr. von Schlaberndorf lag noch im Bette. Sogleich springt er auf mit den Worten: ich muß ihnen helfen! öffnet seinen Schreibpult, nimmt einen Sack mit tausend Franken und dreytausend Franken-Zettel heraus, überreicht sie demjenigen, der ihm die Nachricht überbracht hatte, und sagt: „Hiemit befriedigen Sie die dringendsten Bedürfnisse dieser Unglücklichen; kaufen Sie dafür Kleider und Leinwand; und da sie gewiß noch mehr brauchen werden, so wenden Sie Ihren Kredit in Versailles an, und reichen auf meine Rechnung alles Nöthige dar. Diese liebreiche Willensmeinung wurde in Erfüllung gebracht. Seine Freygebigkeit, fährt Pastor Göpp fort, wird in noch schönerm Lichte erscheinen, wenn man erfährt, daß er kurze Zeit zuvor an die preußischen Kriegsgefangenen zu Lille sechstausend Franken hatte verabfolgen lassen, und daß er während des Aufenthaltes der Verbündeten in Paris seinen kranken Landsleuten in den Hospitälern allerley Hülfsmittel reichen ließ." Nachdem der Redner diese Anekdoten in den Anmerkungen erzählt hat, fährt er in seiner Rede folgendermaßen fort: „Und alles dieses Gute that Hr. von Schlaberndorf ohne Gepränge, mit der Verleugnung und der Einfalt des Herzens, welche sichere Kennzeichen der wahren christlichen Liebe sind: er that es mit einer Verläugnung seiner selbst, die so weit ging, daß er sich alle Bequemlichkeiten des Lebens untersagte. Indem er sehr starke Summen hingab, um nützliche Unternehmen zu befördern und wohlthätige Anstalten zu errichten oder zu unterhalten, versagte er sich das Nothwendige, wohnte, kleidete und nährte sich wie ein Armer. Indeß er nach dem Beyspiele des Heilandes so manche andere Menschen bediente, hatte er niemand zu seiner eigenen Bedienung. Und diese Lebensart hatte er nicht aus eitler Sucht, sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen, angenommen; er hatte sich daran gewöhnt, weil sein hoher Geist und seine erhabenen Gesinnungen es ihm unmöglich machten, sich mit unnützen Dingen abzugeben." Nach Pastor Göpps Leichenrede war Hr. von Schlaberndorf nicht 1749 zu Breslau geboren, wie es im Conversations-Lexikon heißt, das übrigens das Verdienst dieses merkwürdigen Mannes nach Gebühr würdigt und richtig auseinandersetzt, sondern 1750 zu Stettin. Sein Vater ward aber Gouverneur über Schlesien; er starb, als Gustav, der älteste der drey Söhne, erst zwanzig Jahre alt war. Dieser kam dadurch in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das ihn schon in seiner Jugend ein unwiderstehlicher Drang antrieb, auf eine der Menschheit heilsame Art anzuwenden. Die französische Revolution erregte in ihm, wie bey so manchem Edeln, die lebhafte Hoffnung, die Zeit komme heran, wo das Schlechte, das sich nach und nach durch Mißbrauch in den gesellschaftlichen Einrichtungen eingeschlichen hat, und von denen, welche davon zehren, so hartnäckig vertheidigt wird, auszumerzen, und der Menschheit ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder näher zu führen; damals kam er nach Frankreich. Leider nahm diese merkwürdige Revolution eine ganz unerwartete Richtung, die manche dieser schönen Hoffnungen niederschlug. Indessen ist sie nicht ohne heilsame Folgen geblieben; Frankreich verdankt ihr zum Theil seinen freyen Gang und sein bürgerliches Glück, und das war es, was ein aufgeklärter Geist, wie Schlaberndorf, nicht verkennen konnte. Die französische Revolution war für ihn eine merkwürdige Epoche in der Geschichte der Menschheit, und wohl deßwegen sammelte er so sorgfältig alle in den Schriften jener Zeit niedergelegten Aeußerungen. Es ist unglaublich, welche Menge von erhabenen Gedanken und Vorschlägen, von Vorbereitungen und Abgeschmacktheiten aus jener Gährung, während welcher so manche starke Geister hervortraten, entstanden sind. In einem ganzen Jahrhundert ist vielleicht nicht so viel gedacht und zum Heile oder zum Verderben der Menschheit geschrieben worden, als in jenem Zeitraum von zehn Jahren. Die Schlaberndorf'sche Sammlung dieser Schriften will, wie ich höre, seine Familie einstweilen behalten.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 115:

Das Herz.

Charade.

Der letzten Sylbe nimm hinweg ein kleines Zeichen,
Und Regel bin ich, auch harmonischer Gesang;
Doch laß es mir, mit wildem Donnerklang
Schrecklich' ich Verderben durch die Luft, und Leichen
Bezeichnen oft im Dienst des Mavors meinen Gang.

e.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Mai 1825.

Ir vil spiegelichten Augen
Hant verseret mich
Herzeklich.

Heinrich von Stretlingen.

Rodrigo.

Romanze.

I.

Don Rodrigo, der Leoner,
Wandelt in des Vaters Garten,
Schaut in aller Blumen Kelche
Ernsthaft und gedankenvoll.

„Fatme!“ lispeln seine Lippen,
„Fatme, seufzt er, süße Fatme!“
Und es perlen helle Zähren
Aus den hellen Augen ihm.

Plötzlich fliegt er, rasch besonnen,
In des Schlosses Waffenkammer,
Wo die Maurenbeute pranget,
Siegeszeichen seines Stammes.

Und er birgt die schlanken Glieder
In der ungewohnten Hülle,
Nimmt die klangerfüllte Laute,
Schwingt sich auf sein Roß und flieht.

II.

An des Flusses Blüthenufer,
Der Granadas Fluren netzet,
Steht ein Haus auf schlanken Säulen,
Abdul's stiller Sommersitz.

In des Gartens Mauerringe
Prangen goldene Orangen,
Blühen schlanke Mandelbäume,
Duften Blumen ohne Zahl,

Rauschen helle Sprudelbrunnen
Silberweiß in Marmorbecken,
Winken dunkle, stille Lauben
In ihr duftend Schattendach.

Dorten blüht der Blumen schönste,
Dorten wandelt Abdul's Tochter,
Fatme, tränket dort die Blumen
Mit der weichen, zarten Hand.

Fatme singt mit ihren Jungfrau'n
Dorten oft dem grauen Vater
Von der Moslem Siegesthaten,
Von der Moslem fester Treu.

Fatme singt auf hohem Söller
Einsam in dem Mondenlichte
Dort ihr süßes, tiefes Sehnen,
Und das Echo singt es nach.

III.

Nächtlich steht der Mond am Himmel,
Und es kommt der kühne Jüngling
Endlich auf erschöpftem Zelter
Beym ersehnten Garten an.

„Weide frisch, mein treuer Renner,
Bis dein Reiter wiederkehret!“
Spricht der liebekranke Ritter,
Schwingt sich auf die Mauer hin.

Und hinab in kühnem Sprunge
Fliegt er in den Blüthengarten,
Schlägt der Laute süße Saiten
Vor dem Söller, wo sie steht.

Digitized by Google

„Traute, horch, die Quellen weinen,
Schau, die Blumen thauen Thränen,
Mir im Auge perlen Zähren,
Lindre meiner Liebe Schmerz.

„Komm herab, die Blüthen winken,
In der Liebe treue Arme,
Wo ein Herz, wie keines wieder,
Feurig dir entgegenschlägt!“

Doch die Jungfrau lispelt drohend:
„Flieh den stillen Ort, Verwegner,
Nicht allein die Unbewehrte,
Abdul wacht mit starkem Arm!“

Und der Alte, schlaflos brütend,
Hört die Klänge, hört die Tochter,
Stürzt hervor mit treuen Dienern,
Wohlbewehrt mit blankem Stahl.

„Wer vermißt sich, einzudringen
In des Hauses stillen Frieden?
Das ist keines Moslems Antlitz,
Und der Turban trügt mich nicht!“

Blanke Schwerter dringen zischend
In des Jünglings schlanke Glieder,
Und verblutend sinkt er nieder —
Fatme ist sein letztes Wort.

Blumen, mit dem warmen Blute
Heiß getränkt, erblühen wieder,
Und die Quellen rieseln immer,
Und die Mandeln hauchen Duft.

Und die Vögel singen immer
Nach wie vor in trauten Klängen;
Aber Eine singet nimmer —
Fatme schweigt in tiefem Haem.

Albert Preuschen.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Klothilde war die älteste Tochter einer deutschen Familie, die sich Geschäften halber in Paris aufhielt. Die feinste Ausbildung, mit edler Einfalt der Sitten verbunden, schmückte dieses Haus. Lindorf und Raimund lebten bald da im freundschaftlichen Verhältniß des täglichen Umgangs. Mehrere junge Frauen und Mädchen versammelten sich zu Musik und Tanz in den Abendstunden; oft knüpften sich auch ernste und muntere Gespräche an; und durch die gutmüthige Heiterkeit der Hausbewohner ward der Cirkel immer belebt. Klothilde war die Grazie der größeren Gesellschaft; aber wenn man sie im engern Kreise der Ihrigen antraf, war sie auch die begeisternde Muse der ernsten Unterhaltung. Mit klarem Sinn faßte sie das Tiefste, und die leisen Wellen ihres zarten Gefühls wiegten alles Widerstreitende in die Harmonie ihres eigenen Wesens ein. Wenn der lächelnde Mund voll überfließendem Witz und feiner Ironie eine momentane Furcht einflößte, so zog dagegen ihr sanftes, glänzendes Auge, das jede zarte Empfindung so hell und treu wiederstrahlte, die Herzen unwiderstehlich an. Ihre Züge waren sanft und gefällig ohne Schönheit. Geist und Gefühl verklärten sie zur lieblichsten Harmonie, und nur in unbelebten Augenblicken bemerkte man den Mangel an schönen Formen und richtigen Verhältnissen.

Eine gewisse behagliche Vertraulichkeit, die sonst nur längerer Bekanntschaft entblüht, hatte sich zwischen Raimund und Klothilde eingefunden. Ihr Geschmack begegnete sich fast immer, ihr Gefühl selten; aber Jedes faßte das Gefühl des Andern mit seinem Verstande, und so bildete sich Eins am Andern aus, und indem Jedes den Reichthum seines innern Lebens vermehrt fühlte, wurden Beyde unvermerkt sich einander unentbehrlich. Wenn Klothilde über etwas Unfeines errötbete, wenn in den leisen Beziehungen der Schicklichkeit etwas verfehlt wurde, oder irgend eine Lieblingsneigung eines Mitglieds der Gesellschaft durch eine unpassende Aeußerung sich gekränkt fand; so sah sie Raimund sinnig lächelnd an, und durch ihre Bewegung verstand er das Verhältniß, das ihm sonst entgangen wäre, wenn ihm irgend eine Kleinheit oder Armseligkeit oder ein Unrecht, welchem er nicht steuern konnte, die Brust in zurückgehaltener Kraft beklemmte; dann ging ihr, in der Gewalt seines Empfindens, die ganze Tiefe des Lebens auf, über die sie bisher sorglos und unbedachtsam hingeschwebt war.

Lindorf war immer willkommen in ihren Gesprächen, und mit Freuden bemerkte er die leisen Züge einer keimenden Neigung für seinen Zögling in Klothilde's Busen. „Wenn sie ihn haben will, wird sie ihn zu gewinnen wissen, so schloß er, und glücklich in heiterer Ruhe werden seine Tage neben dem liebevollen Geschöpfe verfließen.“ Wie ein frohes Kind keine Freude für sich allein behalten kann, ohne sie der Mutter oder einem Gespielen mitzutheilen: so legte Raimund alle Abend eine Rechnung seiner Freuden bey Klothilde ab. Sanft theilnehmend höret sie ihn; wenn er aber von einer schönen weiblichen Gestalt sprach, die ihm gefallen — ja angezogen hatte; so fühlte Lindorf oft eine ungeduldige Bewegung, die Klothilde's Wesen gleichsam durchzuckte, zuweilen sogar bemerkte er einen schmerzlichen Zug um ihre lächelnden Lippen.

Oft riß ihre Lebhaftigkeit sie zu Aeußerungen hin, die Raimund als leichte Scherze unterhielten, in denen aber sein älterer Freund die Wallungen eines liebenden Herzens wahrzunehmen glaubte.

„Die Schönheit ist euch aber auch Alles in Allem, rief Klothilde einmal aus nach geschehener Mittheilung solch einer Entzückung Raimund's. Billig hättet ihr enthusiastischen Verehrer griechischer Formen es an uns Stumpfnäschen verdient, daß wir euch euern marmornen Schönen gegen-

Digitized by Google

überstehen ließen, bis ihr selbst in Marmor verwandelt würdet — aus Empfindung oder aus Langeweile? das fragt sich!" — Raimund forderte lachend eine weitere Erläuterung. — „Es thut mir leid, daß ich selbst Partheyin, fuhr Klothilde fort, und also schwerlich ganz gerecht seyn kann, aber ist's nicht so? Haben Sie schon eine vollkommene Schönheit gefunden, die so geist- und gefühlvoll wäre, als schön? Ja, leidet's der Begriff der vollkommenen Schönheit, daß sie sey, wie unser eins, und sich zu Zeiten den Regungen der guten Natur überlasse? — Nein, schwebend im Gleichgewicht der göttlichen Selbstgenügsamkeit nährt sie sich vom Opferdampfe eurer Anbetungen, bis ihr euch zu wesenlosen Schatten angebetet und geschmachtet habt!" — „Nun, so arg ist's eben damit auch nicht! fiel Raimund ein. Nur das Herz vermag das Herz dauernd anzuziehen und das lebendige Band der Neigung zu flechten, das hohes Glück und tiefen Schmerz bringt. Ich leugne nicht, liebe Klothilde; meine bisherige Erfahrung stimmt zu Ihrem Grundsatz. Aber eng ist der Kreis meiner Erfahrung, und unermeßlich die Natur. Noch kann ich mich von der Unvereinbarkeit jener Eigenschaften nicht überzeugen. Es scheint mir mehr in den äußern Umgebungen zu liegen, in dem allzu frühen Exerzieren der Eitelkeit, z. B. daß eine vollkommen schöne Frau das Gleichgewicht ihrer geistigen Anlagen selten ausbildet. So denke ich mir ein Mädchen in einfachen Verhältnissen erzogen, dem die Göttin die Himmelsgabe hohes Schönheit verliehen, das sich in der ersten Jugendblüthe an mich anschlösse, und deren innerer Naturreichthum sich in meiner Liebe, in meiner Pflege entfaltete." — „O, lieber Raimund! rief Klothilde tief bewegt; wenn Sie dieses in Ihren amerikanischen Wäldern nicht fanden, so geben Sie die Hoffnung auf, es hier zu finden. Glauben Sie mir nur, Weiber können Alles scheinen; sogar die heilige Unschuld läßt sich spielen. — Wie würde es mich schmerzen, wenn Sie getäuscht würden." — „Ich bin jung, ich bin unerfahren, sagte Raimund; aber ein tiefes Gefühl der ächten, wahren Seiten der weiblichen Natur hat sich früh in mir entfaltet. Die mütterliche Liebe fand das Mittel über die Schranken des Grades hinüber, bildend in mein Leben zu wirken."

Er erzählte Klothilde hier die Umstände seiner Geburt, wie er sie selbst von seinem Freunde vernommen, und zeigte ihr einige seiner Geburtstagsgeschenke, eine Uhr mit dem Bilde seiner Mutter, einen Ring, den er immer trug. „Morgen, sagte Raimund, ist mein einund-zwanzigster Geburtstag, ein Brief wartet meiner, der mir die Aufschlüsse über mein Leben geben wird. Folgen will ich dieser geliebten Stimme?" — „Ja, Raimund, nichts Besseres können Sie thun, als diesem unsichtbaren Genius gehorchen, sagte Klothilde tief bewegt. Möchten Sie mich werth halten, mir diese Worte der Liebe aus der andern Welt mitzutheilen." — „Ich hoffe, daß ich es können werde, meine Freundin," sagte Raimund, und drückte zum Erstenmal beym Abschied einen Kuß auf ihre Hand.

Liebst du sie? fragte er sich, als er in der kühlen, glänzenden Nacht über die Boulevards nach Hause ging; — kann sie dir Alles seyn? — Alles? — Hold und freundlich stand ihre Gestalt vor dem Auge seiner Einbildungskraft; aber ein tiefes Sehnen lag im Grunde des Herzens. „Ruhig besonnen will ich seyn und vor Allem ihr Glück, ihr heiteres Daseyn nicht kränken!" Friedlich eins mit sich selbst legte er sich zum ruhigen Schlummer, aus welchem ihn in der Morgenglut Lindorf weckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Voltaire's Orthographie ist heut zu Tage in Frankreich allgemein angenommen, und selbst den Küchenpriesterinnen der Hauptstadt, wenigstens dem Namen nach bekannt. Eine Köchin in einem vornehmen Hause hatte neulich in ihr Ausgabebuch navaits statt navets geschrieben; ihre Gebieterin machte ihr die Bemerkung, so schreibe man das Wort nicht. Die Köchin aber erwiederte sehr ernsthaft: „Verzeihen Sie, Madam, das ist Voltaire's Orthographie." —

*

So eben ist ein Pariser Bettler, der lebenslang Almosen heischte, gestorben, nachdem er eine junge Frau geheirathet hatte, welche er an das nämliche Handwerk gewöhnte. Er hinterläßt seiner trauernden Wittwe eine Schatulle voll Gold, etwa 50,000 Franken an Werth. Die Wittwe, ganz erstaunt über die unverhoffte Erbschaft, hat für's erste ihrer Schwester, die wahrhaft im Elend lebte, eine Rente von 400 Livres ausgeworfen. Wahrscheinlich wird aber der Schatten des Verstorbenen über diese Freygebigkeit schwer geseufzt haben! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 26. April.

Tebaldo e Isolina von Morlacchi, ist achtmal hintereinander mit sich stets gleichbleibendem Beyfalle gegeben worden, und fast immer wurden die Darstellenden oder der Tonsetzer gerufen. Zufolge der Ankündigung in der Abendzeitung kommt das ehestens ein Klavierauszug, den der hiesige Musikdirector Marschner besorgt, davon heraus, und dann wollen wir sehen, wie viel dem letztern gebührt, und was auf Rechnung der allerdings höchst braven Aufführung kommt. In dieser Hinsicht können wir dem Gelingen dieser italienischen Oper nur das der

deutschen des wackern Weber. Eurpanthe, an die Seite stehen, welche mit dem enthusiastischsten Beyfalle in diesen Tagen wieder aufgenommen ward, und dieß um so mehr, da Mad. Devrient nach ihrer Entbindung wieder zum Erstenmale darin auftrat, und Hr. Hauser aus Kassel als Lysiard gastirte. Dieser Künstler ist auch noch in mehreren Bassparthieen aufgetreten und hat den Beyfall, den er sich in Kassel im reichsten Maße erworben hatte, auch hier gefunden. Seine Stimme ist zwar nicht überaus kräftig, aber sehr biegsam und angenehm, umfangreich und wohllautend. Damit vereint er ein ausgezeichnet gutes Spiel, Anstand und Besonnenheit, auch wird er durch Gestalt und ausdrucksvolles Gesicht unterstützt. Wie ich höre, macht man sich die Hoffnung, ihn hier zu behalten, und dieses wäre für die deutsche Oper eine sehr gute Acquisition.

Auf der deutschen Bühne haben wir nach dem Osterfeste als neu einstudirt, Goethe's Geschwister und die beyden Figaro. Das erste verunglückte gänzlich. Hr. Hellwig als Wilhelm hatte seine Rolle nicht gelernt und nannte in dem entscheidensten Momente Marianen statt seine Schwester, seine Tochter, die Darstellerin dieser, Dlle. Wagner spielte mit einer präzidsen Deklamation, welche allenfalls für ein spanisches Trauerspiel gepaßt hätte, und Hr. Devrient eignete sich schon im Gegenüberstehen von Hr. Hellwig nicht zum Fabrici; so machte dann dieses köstliche Naturgemälde nicht den mindesten Eindruck. Mehr gefiel das Jünger'sche Stück, doch konnte Hr. Burmeister bey aller achtbaren Bemühung als Figaro sich die körperliche Lebendigkeit nicht geben, welche nothwendig zu diesem, nur fünfzehn Jahre ältern (mithin 45 Jahre alten) durchtriebenen, gelenkigen, intriguenlustigen beaumarchaischen Kammerdiener gehört. Auch Hr. Julius als Cherubin war keineswegs an seiner Stelle, desto lieblich verschmitzter und anmuthig feiner gab aber Mad. Schirmer die Susanne. Auch Hr. Pauli war als einer der Autoren trefflich und erregte in seiner kleinen Rolle den entschiedensten Beyfall. Wie sehr er überhaupt auch die unbedeutendste Partie durch braves und durchdachtes Spiel, durch Fleiß, Aufmerksamkeit und natürliche Anlage zu heben verstehe, zeigte er in dem einzigen, seit Monatsfrist ganz neu auf die Bühne gebrachten kleinen Stücke von Th. Hell, Flinte und Pinsel, Posse in einem Akt, welches wir zu den humoristischen Uebertragungen dieses fleißigen Bearbeiters rechnen. Er hatte darin die Rolle des Pickerton, eines schottländischen untern Stadtlieutenants zu Edinburg, und gab in Kleidung und Haltung eine so ergötzliche Karrikatur, daß er gleich bey seinem ersten Erscheinen mit lautem Beyfall bewillkommnet ward. Leider verlor das kleine Stück ungemein durch die Heiserkeit Hrn. Werdy's, dem die Hauptrolle des Fardowe darin anvertraut war. Dieser lebenslustige heitere Maler beweist den Grundsatz, daß die Menschen meist das mit Vorliebe treiben, was sie gerade nicht verstehen. Auf seine trefflichen Landschaftsgemälde bildet er sich nichts ein, glaubt aber dagegen ein ausgezeichneter Schütz zu seyn, und fehlt doch einen Hasen auf sechs Schritte. Dabey ist er aber gutmüthig, brav und voll ächten Künstlerstolzes. Die Hauptzüge dieses interessanten Charakters ergriff Hr. Werdy gut, aber seine Unpäßlichkeit hinderte ihn daran, mehr als eine Skizze zu geben. Doch nahm das Publikum freundschaftlichen Antheil, da besonders der Uebereifer nicht verfehlt hatte, es in einem nicht unwitzigen Schlußcouplet dazu aufzufordern. Von größeren Dramen verdiente blos Irrthum durch Hrn. Hellwigs wackeres Spiel Auszeichnung, dagegen konnte man mit der Darstellung von Kabale und Liebe in den meisten Rollen nicht zufrieden seyn. Mad. Schirmer vergaß in der Luise oft die Kindlichkeit und Einfachheit dieses Charakters, Hr. Devrient spielte zwar mit lobenswerther Wärme, überschritt aber einige Male die Grenze. Hr. v. Zabuldas spreizte sich als Präsident ungebührlich und setzte den vornehmen Wetton zu sehr an die Seite, und Hr. Wilhelmi wußte nicht, was er aus dem Hofmarschall machen sollte. Am lobenswerthesten waren Hr. Hellwig als Stadtmusikant und Pauli als Wurm. Dieß ward auch in der hier erscheinenden Zeitschrift, Merkur, anerkannt, und überhaupt das Ganze dieser Darstellung auf eine zweckmäßige Art auseinandergesetzt. Seit Tieck in die Abendzeitung nicht mehr über die hiesige Bühne schreibt, erscheinen nur selten Aufsätze des Redakteurs über einzelne Vorstellungen, und so beschränkt sich die hiesige öffentliche Stimme auf den Merkur, der meist allen seinen Blättern Theaterartikel beyfügt, ja sie fast zur Hälfte damit anfüllt. Sie sind voll harter Worte gegen die Künstler, heftiger Ausfälle und träufender Sarkasmen, aber der Grund, worauf sie beruhen, ist meist ein wahrer, und es ist nur zu beklagen, daß der Verfasser dieser Kritiken sich durch die Art, wie sie vorgetragen sind, selbst alles Einflusses auf die Darsteller beraubt, denn Besserung kann nie anders als durch anerkennende wohlmeinende Weise, ernsten, aber gehaltenen Tadel, gänzliche Entfernung von Allem, was blossem Haschen nach Witz ähnlich sieht, bewirkt werden. Das große Publikum — keineswegs das gebildete — ist aber damit freylich nicht zufrieden, denn es liebt die Prangerparaden ja auch außer der Bühne gewaltig, und auf Jemands Unkosten zu lachen ist weit ergötzlicher, als mit anzuhören, wie er glimpflich zurechtgewiesen wird.

Außerdem gab es vier Tage lang hier ein, mindestens die ersten beyden Male, sehr besuchtes Schauspiel im großen Garten. Das seit längerer Zeit anwesende Esquimaux-Pärchen nämlich verfügte sich in den großen Garten ohnweit der Stadt, und der Mann zeigte dort für ein geringes Lohngeld auf dem daselbst befindlichen mit niedrigen Hecken umgebenen Teiche seine Künste in seinem Kanot. Das heißt, er ruderte ziemlich schnell, schoß ziemlich schlecht mit Wurfspießen nach einigen dort ausgesetzten zahmen Gänsen, band die Schwimmhaut an sein Ruder, drehte sich dann mit dem Kanot unterm Wasser ganz um und kehrte darauf Arm in Arm mit seiner holden Gefährtin, welche unterdeß in ihrer Nationaltracht, von zahllosen Hunden gewaltig angebellt, um den Teich herumgewandert war, in seinen Wagen zurück. Das interessanteste Schauspiel gewährt dabey die Masse der Zuschauer aus allen Ständen, und man konnte leicht annehmen, daß mehr als 10.000 Menschen dort versammelt waren. Beym dritten- und viertenmal hatten jedoch diese Künste schon den Reiz der Neuheit verloren, und der Schauplatz war ziemlich leer. Außerdem ließ sich auch noch hier eine junge ohne Arme geborne Lyoneserin sehen, welche mit den Füßen eine Menge zierlicher Arbeiten verrichtete, so wie die Simonelliche Menagerie mit einem sogenannten unbekannten Thier. Ueber Beyde hat der Aufseher des hiesigen Naturalienkabinets, Professor Reichenbach, sehr belehrende Aufsätze in die Abendzeitung einrücken lassen.

Der Frühling beginnt nun endlich bereits die ersten Blättchen den Sträuchern und Bäumen zu entlocken. Ich sehne mich darnach, während dessetben die Umgegend von Dresden in verschiedener Richtung zu durchkreuzen, und werde Sie, wenn Sie es erlauben, einladen, wenigstens in der Rückerinnerung dann mein Gefährte zu seyn.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Mai 1825.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Schiller.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

„Gottes bester Segen mit dir, mein Geliebter!" begrüßte Lindorf am andern Morgen in der Frühe Raimund, und hielt ihm den Brief der Mutter entgegen. Mit inniger Rührung drückte er Lindorf und den Brief an sein Herz, kleidete sich schnell an und eilte in den Hintergrund des Gartens, um die geliebten Worte in Stille und Einsamkeit in seine Seele aufzufassen. Er las Folgendes:

„Du bist mündig, mein Raimund, wenn du diese Worte empfängst. Eine rein und schön ausgebildete Natur rankt in ihrer vollen Blüthe sich an ein geliebtes Wesen an, um es mit ihrer überschäumenden Lebensfülle zu durchdringen. Jede Art von Leben, das ganze harmonische Daseyn will sich mittheilen, Antwort finden in einem liebenden Herzen bey einem reinen Jüngling.

„Der Zauber der Schönheit lockt natürlich an; aber Geist und Gefühl, die die Formen durchathmen, erzeugen allein eine wohlthätige Flamme, die aus zwey ganzen Leben nur eines machen kann. O, entfliehe dem Sturm voreilender Sinneslust, der oft zum Abgrund führt; entfliehe jenen Täuschungen des reizbaren Gefühls, die uns ein leichtes Gefallen als ein inniges Seelenband darstellen!

„Nur waenen konnte der Genius des griechischen Weisen, nicht bestimmen. Nur dieses kann auch die reinste Stimme der Liebe — die mütterliche. Wenn du noch mit freyer, besonnener Klarheit umschaust in dem Kreis der Weiber, der dich umgibt: dann ist dein Gemüth den Worten deiner Mutter noch offen. Sie hat das reine Glück der Liebe gekannt, und als ein seliges Fortleben aus dem Traum des Erdenseyns ahnete sie auch die Blüthe dieses Glückes unverwelklich und ungestört.

„Mit holder Unbefangenheit sehe ich dich im Geiste dem Cirkel blühender Jungfrauen nahen. Kein Schimmer falscher Anspräche verbirgt die reinen, großen Umrisse deiner Gestalt und deines Betragens. Gehüllt in den heiligen Zauber der daemonischen Jugend trittst du, Schutz und Rath und Trost verheißend, in die Bahn des Lebens als ein besseres Wesen, erhaben über den Kreis des Gemeinen. Rosen des Glücks und der Gesundheit um deine Wangen, Wahrheit und Treue verkündigt und sucht dein tiefer Blick hinter den glänzenden Strahlen der Jugend. Das Mädchen, dem du die Hand bietest, findet sich selig im Geleit der Grazie, die kein heftiger Trost der Eigensucht und wilden Begehrens entweiht. So erschien mir dein Vater, so ahnete mein Herz, Alles in ihm zu finden, als ich ihn zuerst erblickte — den Geliebten, Herz und Seele erfüllend, den Beschützer, den Vater! Glück, Schmuck, Hoheit und Friede des Lebens, Alles erschien mir in seinem Bilde!

„Was aus mir geworden, wenn ich die Liebe deines Vaters nicht gewonnen, nicht erhalten hätte? Dieß ging mir oft in schaudernder Ahnung durch die Seele, wenn ich auf die Trümmer so manches weiblichen Daseyns um

mich her stieß. Mein glückliches Geschick drängte mein in Dank überfließendes Herz zu seemmen Gelübden. Das Glück eines guten Weibes, in deiner Brust voll Lieb' und Treue gegründet, dieß war der Tempel, den ich der Gottheit zu weihen gelobte. Mein Raimund, o schaue erst klar und besonnen in dich selbst, ehe du einem guten Mädchen mit Liebe in's Auge schaust. Das Unmännlichste in der Natur ist ein auf weibliche Eroberungen ausgehender Mann. Freyheit der Liebe und Wahl steht ihm zu, und die Freyheit geht nur im Geleit der Offenheit und Wahrheit. Mit Schmerzen, mit getäuschten Hoffnungen, mit Thränen spielen, ist das ein männlich Bestreben? Bewahre die heiligen Zeichen der Neigung in Blick, Wort und Bewegung. Wohlthätig waent die Natur selbst jedes tief ergriffene Herz vor unzeitigem Ausdruck seines Gefühls. Die Worte fliehen von den Lippen, gefesselt sind die Bewegungen und nur zitternd mit der ganzen Scheu vor einer Heiligkeit, in der das irdische Wesen in seinen Fugen erbebt, um sich dem Himmel zu vereinen: so reißt sich das erste Geständniß der Liebe aus der lang verschlossenen Brust. Das heilige Gelübde, welches Leben und Glück eines andern Wesens in sein innerstes Daseyn aufnimmt, muß mit Besonnenheit gesprochen werden; und da unser Leben in dieser Welt den Erscheinungen, den fremdartigsten Elementen angehört, so mahnt unser Genius an die Besonnenheit mit heiliger Scheu. Mein Raimund, das Glück, das in den unschuldigen Jugendträumen ein gutes Mädchenherz sich dichtet, ist so zart, so voller Himmelsfaeben und Düfte, daß es beynahe den Gestalten der Erde entronnen, nur den leichtern Regionen der Wolken anzugehören scheint. Daher der Quell so mannichfachen Elendes, so bitterer, verwirrender Täuschung, wenn wir von der Erde wieder fordern, was uns ein goldener Traum nur verheißen hatte. Das Gefühl der Schönheit reizt die besseen Weiber nicht sowol zum an sich reißenden Besitz, als zum süßen Verlangen, sich in ein höheres Wesen zu verlieren in seiner Anbetung. Sie wollen die Vergötterung des Geliebten in ihrem Glück, sie legen das ganze Leben in die Gewalt dieser Erscheinung, und mit Wahrheit; denn unser Glück ruht nur in dem Cirkel einer männlichen Brust. Kein liebendes und geliebtes Weib ist eigentlich unglücklich. Darum hat sich der Glaube an das Glück am innigsten in dem weiblichen Busen erhalten und sproßt ewig neu aus der Gewalt und Fülle seiner allumfassenden Liebe. Deßhalb sey und bleibe das Weib ein Symbol der ewigen Liebes- und Lebensfülle der Natur. Immer nach der Einheit des Weltalls, nach Gott und Ewigkeit gerichtet, sey ihr Seyn. Ihr Glaube sehe Trost und Hoffnung, wo des Mannes wägender Verstand zweifelt; und wenn seine Thatkraft erlahmt an den immer neu gegliederten Riesen des Gemeinen und Schlechten, so stärke ihn der Glaube ihrer seligen ahnungsvollen Träume.

„In hingebender, tragender, bildender Liebe will die Frau nur empfunden, nur erkannt seyn; aber der Feinde an ihrem Daseyn bedarf sie, wenn sie nicht als ein bleicher Schatten fruchtlos durch das Leben hingehen soll. Darauf geht das erste Bemühen der leichten Gefallsucht und der glühenden Leidenschaft Streben.

„Darum, geliebter Sohn, täusche nie durch diese Freude, wenn sie dir keine dauernde Lebensfreude werden kann. Die Leidenschaft trifft immer über das Ziel hinaus; und da ein Mädchen ihre Hoffnung und ihre Zukunft an einen liebevollen Blick heften kann, so erscheine dein Gefühl immer in einem, entscheidenden Faeben. Ja, prüfe dich, ehe du es aussprichst das Wort der Liebe, das zwey Leben vereinen soll; — denn es sey die unwiderruflich.

„Rühret dich die Schönheit vor Allem, o so suche sie, aber bedenke die Zerstörung, die oft schnell ihrer Blüthe droht. Fesseln dich Geist und Talent, lobst du dich an ihren sonnigen Strahlen: so prüfe, ob sie nicht bald in stürmische Wolken sich hüllen könnten. Nur die heilige Wahrheit und reine Liebesfülle des Herzens besteht durch's ganze Leben; aber die Jugend will ihr Gluteefühl in Reiz und Zauber tauchen. Die liebende Erinnerung an die Mutter führe dich wiederholt zu der Frage: Ist dieses das Wesen auch gewiß, das ewig dem meinen am zartesten und innigsten antworten wird auf das Räthsel der Liebe, das in der Tiefe des menschlichen Herzens liegt und zur Ewigkeit hinüber deutet? — Dieses sind die letzten Worte von mir, die du in der Stedtlichkeit vernehmen wirst! Möchten sie dich zu dem sichern Grund eines harmonischen Daseyns, zu einer glücklichen Ehe leiten!

„Doch was vermag die zärtlichste Liebe, die besonnenste Sorgfalt mehr, als sich selbst für den Augenblick befriedigen! Grausam greifen alle Elemente des wandelbaren irdischen Daseyns in das zarte Gewebe der Mutterliebe, und der eherne unwandelbare Fuß der herben Nothwendigkeit tritt nur zu oft die Blumengewinde in den Staub. Indessen eine Hoffnung gibt mir ein tröstender Engel, daß, wenn auch dein Glück untergehen müßte, dein Werth bestehen soll, und ich dir die Palme des Sieges aus einer andern Welt zureichen werde.

„O könnte mein Gebet vor dem Thron des ewigen Vaters dein irdisches Daseyn heiligen! Wo wäre Trost und Hülfe für die unendliche Fülle der Mutterliebe, als am Herzen der ewigen allwaltenden Liebe, die uns den Erlöser gesandt hat und den Glauben, daß wir und unser ganzes Geschick in ihm leben, weben und sind!"

*

„O du theure, geliebte Mutter! rief Raimund unter herzlichen Thränen, ich will ja glücklich zu werden suchen, da es dich dort oben freut, vor Allem deiner würdig bleiben in Wahrheit und Treue!" Auch Lindorf las den

Digitized by Google

Brief mit Thränen inniger Rührung; und sie verlebten den Tag in ländlicher Einsamkeit und stiller Erinnerungsfeyer der für sie zu früh Hinübergegangenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maximen König's Stanislaus von Polen *).

Die Großen und Vornehmen sind meistens voll Stolz. Gegenseitig stecken sie sich gleichsam mit diesem Uebel an, das Einer vom Andern erbt. Daher rührt denn auch ihre Verachtung anderer Menschen. Und doch, was sind sie denn, diese Vornehmeren? Sie unterscheiden sich von den Anderen nur durch ihren Standpunkt, vermöge dessen sie etwas höher gestellt sind; da aber dennoch ihre Erhöhung weder ihrem Kopf, noch ihrem Herzen zuzuschreiben, so sind sie weder besser, noch glücklicher, als andere Menschen.

Man nennt Diejenigen — Günstlinge, welchen der Fürst eine mehr blinde als verdiente Gunst bezeigt. Wenn nun in allen Zeiten die Günstlinge verhaßt waren, so waren es noch vielmehr diejenigen Fürsten, deren Vertrauen sie usurpirt hatten.

Zu seiner Tochter Maria sagte König Stanislaus:

Handle so, als habest du die Obliegenheit, jeden Tag dem lezten deiner Unterthanen über deine Handlungen Rechenschaft abzulegen. Sey beständig aufmerksam auf das, was du thust, deine Zeitgenossen sind es noch weit mehr. Unkluge Fürsten haben das Volk verachten zu müssen geglaubt; große Regenten aber fühlten stets, daß von ihm ihre Macht und ihr Reichthum komme.

Gewöhnlich ist das Glück dem Verdienst nicht geneigt. Der Schaum der Wasser steigt in die Höhe, aber die kostbare Perle schwimmt verborgen im Meeresgrund.

Die List erniedrigt die Politik, wie die Heucheley die Frömmigkeit verderbt; weder die eine noch die andere werden für die Dauer ihren Zweck erreichen.

Wer sein Vaterland wahrhaft liebt, ist ein guter Staatsbürger, aber ein guter Staatsbürger gereicht auch seinem Vaterlande zum Ruhm.

Was man Geist heißt, führt einen oft im Galopp auf und davon, während der gesunde Verstand einen sicheren Weg im Schritt sucht und findet.

G. E.

*) Aus dessen Oeuvres choisies.

Der reiche Arme.

Welcher Reichthum ist gleich des Armen Zufriedenheit?
— Aber
Ist der Arme noch arm, welchem die Armuth genügt?

Die Kraft des innern Lebens.

Keine Macht ist so stark, als die Macht des gewaltigen Todes,
Und den gewaltigen Tod tödtet das Leben in mir.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Mai.

Von den alljährlich sich versammelnden gemeinschweizerischen Vereinen ist der älteste und der auch jedesmal am frühesten sein Jahresfest begeht, die helvetische Gesellschaft, am 3ten Mai. bey hundert-und-zehn Mitglieder stark, in Schinznach versammelt gewesen. Ueberraschend erfreulich war für sie die Erscheinung des ehrwürdigen Altervaters, Heinrich Pestalozzi, der von seinem nunmehrigen ländlichen Ruhesitze im Aargau zum Besuch der meist ungleich viel jüngeren Mitbürger und Eidgenossen gekommen war. Jubelnd wurde der um die Zwecke der vaterländischen Gesellschaft seit mehr denn einem halben Jahrhundert hochverdiente Greis empfangen und mit Rührung und Freude entsprach er der Bitte, den Vorsitz des Vereines für's kommende Jahr zu übernehmen. Dem ausführlichen Vortrag des dießjährigen Präsidenten, des Hrn. Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern, der die Frage zu beantworten unternahm: „Wie kann die Freyheit des „Vaterlandes von Innen und dessen Unabhängigkeit nach Aus„sen befestigt werden?" — wollen wir Einiges entheben, das wohl auch außer der Schweiz mit theilnehmendem Vergnügen gelesen werden dürfte. Die Verhandlungen der Gesellschaft erscheinen immer nur spät im Druck, so daß in den jüngsten Tagen erst das Heft der Verhandlungen für 1824 ausgegeben ward. Für die Beantwortung seiner Frage hatte der Redner die Hauptzüge der Schweizergeschichte im Umrisse vorgetragen, um alsdann eben darin auch nachweisen zu können: wodurch die Freyheit und Unabhängigkeit gegründet, wodurch sie gesichert worden und womit sie nochmals befestigt und weiterhin erhalten werden können? Als unerläßliches Bedingniß bezeichnete er die Liebe zur Freyheit und zum Vaterland unter allem Volke und als erstes Mittel, um diese zu unterhalten und zu mehren, den Volksunterricht. „Jämmerlich vernachläßigt an den meisten Orten (sprach Hr. Pfyffer) war dieser, besonders für Republiken so wichtige Gegenstand, bis zu unserer Staatsumwälzung und eine der größten Wohlthaten dieser lezteren ist unstreitig die Einführung und Belebung des Volksunterrichts. Dank dir, edler biederer Stapfer *) für den ersten kräftigen Impuls, den du unter so ungünstigen Verhältnissen, mit geringen Hülfsmitteln, mitten im Sturm einer Revolution und den Schrecknissen eines verheerenden Krieges, dieser Sache gabest; du hast die dadurch wahrlich eben so großes Verdienst um dein Vaterland erworben, als mancher Held, der in früherer Zeit für dessen Vertheidigung seinen Geist auf dem Schlachtfeld aushauchte: dein Name wird und soll, auch bey unsern Nachkommen, stets in verehrtem Andenken bleiben! mit Kraft und Einsicht schritten fast alle Regierungen der Kantone während der zehnjährigen Dauer der Mediationsverfassung auf der einmal gebrochenen Bahn fort, und auch seither ist in diesem Fache Vieles geleistet, verbessert und vervollkommnet worden. So viel aber auch schon geschehen ist, so viel bleibt noch zu thun

*) P. A. Stapfer, Minister der Wissenschaften während der helvetischen Regierung, nachher Gesandter in Paris, wo er jezt als Gelehrter privatisirt.

Digitized by Google

übrig. An einigen Orten ist man seit Jahren auf dem gleichen Punkte stehen geblieben, während auch in diesem Geschäfte vorwärts geschritten werden soll und jeder Stillstand ein Rückschritt ist. An andern Orten ließ man es zwar an Gesetzen, Verordnungen, Anleitungen und Vorschriften nicht fehlen, aber wenig kümmerte man sich um die Vollziehung: der Unterricht wird mechanisch betrieben und es geht derselbe nicht, wie er sollte, in das Leben der Nation über. Noch fehlen in vielen Kantonen solche Anstalten, in welchen der Landschullehrer für seinen wichtigen Beruf vorbereitet, unterrichtet und fortgebildet wird; noch findet sich der ehrwürdige Stand der Schullehrer nicht überall sattsam gehoben, noch ist für die Entschädigung seiner Bemühungen und für sein Alter zu wenig gesorgt, noch ist die Sache der Volksschulen nicht hinlänglich als Angelegenheit des Staates betrachtet und allzuviel noch bleibt sie dem guten Willen der geistlichen und weltlichen Ortsbehörden überlassen." — Von den Volksschulen geht der Redner zu Betrachtungen der höhern Bildungsanstalten über, aus denen die Regenten und Lehrer des Volkes hervorgehen sollen. „Klassisches Studium, sagt er unter anderm, ist die beste Nahrung für Republikaner. Aber auch, nach der Sitte der alten Eidgenossen, sollen gymnastische Uebungen den Körper gewandt und kräftig machen.

Von der Eintracht, als einem großen Beförderungsmittel der Freyheit sprechend, entwickelt die Rede die fruchtbare Lehre, daß was an der äußeren Form des Eidgenossenbundes gebrechen mag, durch moralische Mittel ersetzt werden soll. „Die schönen Zeiten Griechenlands sollen uns darthun, was die Eintracht eines Volkes vermag; der beklagenswerthe Untergang des achäischen Bundes beweise uns hingegen, wie verderblich die Zwietracht einem Bundesstaate wird. Die herrlichen Tage bey Morgarten, Sempach und Näfels seyen uns Erinnerungen an das, was nur durch Eintracht und mittelst der aus dieser Eintracht hervorgegangenen Begeisterung unsere Väter vollbrachten; die schmähliche Auflösung der Eidgenossenschaft im Jahr 1798 hingegen belehre uns, wohin Entzweyung, Vereinzelung und Mangel an einer das ganze Vaterland umfassenden Liebe führen. Auf Befestigung und Verstärkung dieser Eintracht sollen demnach Regierungen und Bürger Bedacht nehmen. Alle Mittel, die dazu führen, müssen ergriffen und benutzt, so wie hingegen alle im Wege stehenden Hindernisse beseitigt und hinweggeräumt werden. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß dieser Hindernisse sich leider noch mancherley vorfinden: sie liegen in der großen Verschiedenheit der Verhältnisse unserer Nation, ihres Kulturzustandes und selbst sogar ihrer Gottesverehrung. Um so mehr soll man sich befleißen, alle die Eintracht gefährdenden Einwirkungen, welche aus jenen Verhältnissen hervorgehen, durch weise Maßnahmen zu mildern oder zu entfernen. Man hüte sich, durch Erschwerung des gegenseitigen Verkehrs, durch Sperren, wie vormals in der alten Eidgenossenschaft geschah, und durch Behinderung der gegenseitigen Ansiedelung das Gefühl zu untergraben, daß wir Alle nur ein Volk bilden, daß wir Einer für Alle und Alle für Einen stehen müssen. Vorzüglich thut die Förderung einer vernünftig religiösen Toleranz in unserm Vaterlande Noth. Die Glaubenstrennung hatte zur Zeit eine große Kluft zwischen uns eröffnet, und wir verdankten es wahrlich allein nur dem damaligen Zustand Europa's und den unfälligen Verhältnissen unserer Nachbarstaaten, wenn im sechszehnten Jahrhundert eben jene unselige Kluft nicht die Auflösung der Eidgenossenschaft herbeygeführt hat und ihr Grab geworden ist. Thätig haben die wackersten und einsichtsvollsten Eidgenossen an der Förderung der Toleranz von jeher gearbeitet, und wirklich gelang es auch ihren ruhmwerthen Bemühungen, daß in unsern Tagen die Genossen beyder im Vaterlande bestehender Konfessionen freundlich neben einander lebten, sich gegenseitig als Christen betrachteten und als Brüder liebten, sich in jeder Noth hülfreiche Hand boten und keine Spur von Verfolgung mehr übrig blieb. Dieser schöne Geist, die Grundlage unserer Eintracht und Kraft, darf nicht von uns weichen, sondern es soll sich derselbe vielmehr stets reiner und edler über unser Volk verbreiten. Um so sorgfältiger sollen dann aber auch Regierungen und Vaterlandsfreunde hiefür bemüht seyn, als sich hin und wieder die traurige Wahrnehmung darbietet, wie Manches seit einigen Jahren versucht worden ist, um jenes schöne Verhältniß zu trüben und um uns, wo möglich, wieder in jenen Zustand zurückzuführen, an den alle nur mit Wehmuth denken mögen. Wie viel Unweises und Unziemendes ist nicht dießfalls während der lezten sechs Jahre gesprochen, geschrieben und gedruckt worden; wie haben nicht Fremdlinge, die sich in unser Land einzuschleichen wußten, und darin theils gastfreundliche Aufnahme, theils Anstellungen und sogar ehrenvolle Würden fanden — statt diese Wohlthaten mit Liebe und Dankbarkeit zu erwiedern, sich vielmehr religiöse Spannungen, und wo möglich auch Verfolgungen herbeyzuführen, die schändliche Mühe gegeben? Wie hat sich nicht der Geist der Schulen und der Klerisey besonders in jenen Gegenden verschlimmert, wo theils der höhere Unterricht einer fremden Korporation anvertraut ward, theils nicht länger der frühere milde Sinn eines weisen Dalberg und eines menschenfreundlichen Wessenberg waltet? Wie manche Aergernisse hat nicht die Behinderung gemischter Ehen und Aehnliches mehr noch veranlaßt? Wie müssen nicht Wirkungen Gegenwirkungen, Angriffe Gegenangriffe hervorbringen, und dadurch die Trennung und Abneigung der Gemüther, vorzüglich der Menge, sich mehren? Diese Wahrnehmungen, die Niemand sich bergen kann, sollen uns eine Aufforderung seyn, nun von der Bahn nicht abzuweichen, auf der wir im lezten Jahrhundert so glücklich fortgeschritten waren, um jenes Unglück von uns abzuwenden, welches ein unseliger und unchristlicher Geist über uns neuerdings herbeyführen könnte. Das Gefühl gegenseitiger Achtung für die gottesdienstliche Verehrung jedes Religionstheils werde aufrecht erhalten; es durchdringe uns die Ueberzeugung, daß wir Alle Christen sind und der gleichen Christenlehre folgen; daß die Abweichung unserer Gottesverehrung in der äußern Form uns wahrlich nie verleiten darf, einander deßhalb gegenseitig zu hassen und zu verfolgen: der kalte Geist des Christenthums, den unser göttlicher Lehrer unübertrefflich schon in der Parabel des frommen Samariters ausgesprochen hat, wehe in unsern Schulen, ertöne von unsern Kanzeln und belebe das ganze Volk! Die Regierungen aber seyen wachsam auf Alles, was Intoleranz zu begünstigen und herbeyzuführen vermöchte; sie gebieten Stillschweigen der Leidenschaft, wenn diese unsern religiösen Frieden stören wollte, und sie weisen den Fremdling, welcher in unserer Mitte Streit und Zwist pflanzen möchte, über die Marken unseres Landes."

Es ziemte dem Redner (Staatsrath Pfoffer) eine so kräftige Sprache zu führen, weil er eben solche längst auch in den Rathssälen seines Kantons und in desselben Erziehungsbehörden geführt und an beyden Orten der Kämpfe für Wahrheit und Recht manche rühmlich bestanden hatte. Sein Nachfolger im Vorsitze, Vater Pestalozzi, drückte kurz und kräftig die Empfindungen aus, die seinen noch jugendlich munteren Geist an diesem schönen Tage bestürmen. Dankend für den erhaltenen Beweis achtungsvoller Liebe, erklärte er: „Er stehe allein in diesem zahlreichen Kreise von Männern, die er fast alle nicht kenne, und er glaubte auch vergessen zu seyn vom jüngeren Geschlechte."

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Mai 1825.

Der Größeste kann betrügen, oder fallen! Sucht einen
bessern Schutz, als den Schutz mächtiger Menschen!

Fabelbuch.

Gabriel Maria Visconti.

Johann Galeazzo Visconti hinterließ bey seinem Tode (1403) drey Söhne. Der älteste desselben, Johann Maria, bekam, laut väterlichen Testaments, das Herzogthum Mailand, vom Tessin bis zum Mincio. Der zweytgeborne aber, Philipp Maria, Graf von Pavia, erhielt sämmtliche Städte, welche östlich am Mincio lagen. Endlich hatte er noch einen natürlichen Sohn, Namens Gabriel Maria. Diesem verordnete er Pisa und das Gebiet von Crema. Mit seiner Mutter, Agnes Mentegazza, zog dieser, ungehindert von den Florentinern, welche mit Pisa in Fehde waren, in letztere Stadt, und blieb in ungestörtem Besitze derselben so lange seine Mutter die Leitung des unmündigen und unerfahrnen Jünglings besorgte. Aber nach den Jahren seiner Unmündigkeit begann er sich seiner Herrlichkeit zu übernehmen, und das Volk von Pisa durch neue Steuern zu drücken, um seines Hauses Aufwand zu bestreiten. Darüber murrten die Pisaner, der lange genossenen Freyheit eingedenk, und zogen die Florentiner derbey, um Gabriel Visconti zu vertreiben. Aber der Anschlag mißlang, und Gabriel Visconti suchte, um künftiger Gefahr kräftiger widerstehen zu können, den Schutz des Königs von Frankreich bey dessen Marschall, Johann Le Meingre, genannt Bonchicaut, der zu Genua als Lieutenant seines Königs gebot, und auf Rache gegen die Türken sann, deren Gefangener er unter Bajazet gewesen war. Gegen einen jährlichen Lehenzins nahm er Visconti als Lehenmann des Königs von Frankreich an, besetzte Livorno mit seinen Schlössern, und gebot den Florentinern, hinfüro Pisa und das Gebiet des Gabriel Maria Visconti nicht mehr feindlich zu behandeln. Bald darnach aber änderte die Republik Genua plötzlich ihre Gesinnungen, und sann darauf, Pisa und was dazu gehörte, mit Einwilligung des Visconti, an die Republik Florenz zu bringen, denn Venedig war mit Martino della Scala und mit Franz von Carara im Krieg und drängte sie Beyde hart. Verona hatte sich bereits ergeben, und Padua war bedroht; denn Franz von Carara sah sich von allen Seiten her eingeschlossen, und begann an seiner Rettung zu verzweifeln. Der Venetianer wachsende Uebermacht auf dem Festlande Italiens war den Genuesern, ihren Erbfeinden, unausstehlich, und sie sannen darauf, dieselben so schleunig als möglich wieder in ihre Lagunen zurückzutreiben. Um dieses zu bewirken, mußte aber der Gebieter von Padua unterstützt, und die Hülfe durch Bündnisse mit vermögenden Nachbarn verstärkt werden. Sie warfen die Augen auf Florenz, und suchten sich des Beystandes dieser Republik dadurch zu versichern, daß sie ihr versprachen, sie in den Besitz von Pisa zu setzen. In der Stille des größten Geheimnisses traten Bonchicaut, Alderotti und Gino Caponi von Florenz in Genua zusammen, und berathschlagten, auf welche Weise sie Pisa aus Visconti's Hand in die Botmäßigkeit von Florenz bringen wollten. Bouchicaut über-

Digitized by Google

nahm es, dem unerfahrenen Jüngling vorzustellen, „wie gefahrvoll seine Lage in Pisa sey, wie so wenig Beystand er sich unter dieser freyheitsliebenden Bürgerschaft bey seinen beschränkten Hülfsmitteln für seine Herrschaft versprechen könne, und wie er Gefahr laufe, jeden Abend sein Leben und seine Güter durch die Hand naher oder ferner Feinde zu verlieren. Besser, sicherer wäre daher für ihn, einem gefahrvollen Besitze zu entsagen, und sich durch Tausch oder Kauf so viel zu verschaffen, daß er lebenslänglich seinem Stande gemäß und lebensfroh davon sich erhalten könne."

Hin und her ward nun der Sache wegen erwogen und berichtet, und dadurch das Geheimniß verrathen. Die Bürger von Pisa schöpften Verdacht und empörten sich. Nach einem blutigen Kampfe trieben sie die Soldaten des Visconti in die Flucht, und zwangen diesen, sammt seiner Mutter, sich in die Citadelle zu werfen, von wo Jener, nachdem er dieselbe mit Allem hinreichend versehen hatte, sich nach Saezana begab. Dort wurde nun mit dem Abgeordneten von Florenz, Gino Capponi, förmlich um den Kauf von Pisa gehandelt. Gabriel Visconti versprach den Florentinern, die Citadelle mit den Forts Ludrasatta und Santa Maria a Monte einzuhändigen, sie dagegen, ihm 206,000 florentinische Goldgulden zu bezahlen, und sobald sie im Besitz von Pisa seyn würden, Franz von Carara zu Hülfe zu kommen. Der Maeschall Boucicaut leitete das Ganze, und sollte die richtige Bezahlung von Seite der Florentiner betreiben. Allein diese ward immer verzögert, und Gabriel Visconti irrte lange Zeit ohne Herrschaft und ohne Geld in der Lombardey umher. Da wendete er sich endlich, des langen Hinhaltens's überdrüssig, nach Genua, und forderte an den Marschall die Erfüllung des Vertrags, die Auszahlung der bedungenen 206,000 Florentiner Gulden. Aber der Marschall brütete schon seit Langem in seinem Herzen über einem Bubenstück, um sich in den Besitz dieses Geldes zu setzen. Wie er das anfangen sollte, das war die Frage. Ihm fiel bey, das nächste Mittel zum Zweck zu gelangen, sey, Visconti abzuthun. Dahin leitete er es nun ein. Er ließ denselben in das Gefängniß werfen, und klagte ihn an, daß er Verraths wegen nach Genua gekommen sey, und die Stadt Faeino Cane in die Hände spielen wolle. Gabriel Visconti betheuerte seine Unschuld, und wies diese Klage als eine freche Verleumdung mit Abscheu zurück. Da ließ Boucicaut ihn foltern, und dem unglücklichen, erst zwey- und zwanzig Jahr alten Jüngling durch seine Peiniger Hoffnung machen, daß er alsbald befreyt werden sollte, wenn er bekenne, was man von ihm verlange; denn es sey blos um eine Förmlichkeit zu thun. Nun bekannte Visconti, durch die süße Hoffnung des Lebens und der Freyheit verführt, ein Verbrechen, an das er nie gedacht hatte. Der Tod durch das Schwert und die Konfiskation seines Vermögens waren die unmittelbaren Folgen davon (1408). Der Verräther Boucicaut aber forderte an die von Florenz das Kaufgeld für Pisa als den Lohn seiner Schandthat. Glücklich war die Mutter Gabriel's Visconti's, dieses traurige Ende ihres Sohnes nicht mehr erlebt zu haben. Sie verlor ihr Leben in der Citadelle von Pisa durch einen Sturz von der Mauer, nicht ohne Verdacht eines dabey verübten Verraths.

Solche Gemälde bietet uns das Mittelalter viele dar, bey deren Anblick wie das zu reichliche Lob jener Zeiten wohl herabstimmen.

K. W.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Als Raimund den folgenden Abend zu Klothilde ging, steckte er die Brieftasche, die das ihm heilige Blatt verwahrte, zu sich. Er versprach sich einen süßen, wehmüthigen Genuß davon, es mit seiner Freundin nochmals zu lesen, und ihr durch diesen hohen Grad des Vertrauens einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben.

Es war ein lauer Abend; im reinsten Blau des Himmels zeichneten sich die Umrisse der Gebäude, und die Kuppeln der Tuillerien glänzten im Golde der scheidenden Sonnenstrahlen. Die Gestalten der Vorwelt traten aus dem reinen Grund der blauen Luft so groß und einfach hervor, und die jungfräuliche Jagdgöttin schien mit dem fortschreitenden Bruder, nur für Augenblicke aus den Luftwellen niedersteigend, zu rasten. Raimund, durch den Zauber dieser Einbildung ganz auf sich selbst zurückgeführt, warf nun auch einen klaren Blick in sein Verhältniß zu Klothilde. Noch schwebte nur die Frage in seinem Innern, ob er sie liebe. — Die geliebte warnende Stimme der Mutter ertönte; ein zarteres Empfinden der weiblichen Natur bekümmte sein festes Herz, und ein Zweifel, ob er ihr den Brief auch mittheilen sollte, überfiel ihn. Unter diesem Selbstgespräche war er unvermerkt über die Brücke an das entgegengesetzte Ufer des Flusses gekommen, als über das niedrige Geländer eines Gartens aus einem Rosengebüsch ihn das holde, heitere Gesicht Klothilde's anlächelte. Ihre Locken schimmerten im Abendglanze, und die Rosen des Himmels glühten, mit denen der eigenen Jugend verschmolzen, auf den lieblichen Wangen.

Alle Zweifel waren verschwunden. Er wurde eingelassen mit freudiger Ueberraschung durch die bisher unbekannte Thüre. Klothilde's holde Ruhe gab ihm seine ganze offene Zutraulichkeit wieder. Ob der Brief Annäherungen, Erklärungen herbeyführen konnte, zu denen sein Gefühl ihm noch nicht reif dünkte, bedachte er nicht mehr.

Digitized by Google

Was können sich die Menschen Besseres geben, als Wahrheit? ging ihm durch die Seele; und auf den sanften forschenden Blick der Freundin, mit welchem sie die Spuren der Rührung in seinen Zügen aufsuchte und auf die halbleise Frage: „Halten Sie mich weeth, Ihr Gefühl zu theilen, Raimund?“ zog ee die Brieftasche heraus und gab ihe die geliedten Zeilen. Sie sezte sich, um zu lesen. Als er einige Gänge durch den kleinen Garten gethan, kehrte ee zu ihe zueück. Thränen rollten über die frischen Wangen des Mädchens, und ihr gesenkter Blick lag noch auf dem zusammengefalteten Brief. Sein Heez deang mächtig zu ihe, und schon bebten die Lippen, sich zu einem zärtlichen Worte zu erschließen, als sie die großen Augen glänzend und endig aufschlug und mit dimmlisch-milder Stimme sagte: „Ja, Raimund, wenn das Wunder einer vollkommen schönen Foem, mit Seele und Herz belebt, existirt, so wünsche ich es Ihnen, da es zu Ideem Glücke so unentbehrlich scheinr — um Ideee edlen, liebenden Mutteе willen wünsche ich's Idnen, ich selbst will Idnen suchen helfen.“ Verwundert, beynade erschreckt durch diesen Gang ihres Gefühles, dessen unschuldovolle Demuth er nicht empfinden konnte, blieb er wie angefesselt stehen. „Brauch' ich denn noch zu suchen?“ sprach er in seinem Inneen so lebhaft, daß er es zu sagen glaubte; adee seine Lippen bebten und versagten ihm die Worte. Auch Klothilde fühlte den Sinn dieser Worte in ihrem Herzen und die mächtige Bewegung seines ganzen Wesens gegen sie. Es war einer der Augenblicke, in denen es scheint, als trete eine fremde Gewalt zwischen liebende Gemüther, als breche eine unsichtbare Hand die Blüthen des Augenblicks ab, um sie einee seenen Zukunft anzuvertrauen. Die zwey warmen, blühenden Leben hätten sich vielleicht in Händedeuck und Umarmung vereint, wenn nicht die Gesellschaft aus dem Gartensaale sich ihnen genähert hätte. Klothilde wuede zum Thee abgerufen, und schweigend empfing Raimund den Peief zurück. Die nothwendige äußeee Fassung, zu welchee fremde Umgebungen zwingen, führt oft zur innern Besonnenheit. Die liebevolle Sorgfalt der Mutter für das Glück idees Lieblings hatte Klothilden's Gemüth tief und seeelich eegriffen, da sie aus der andern Welt herübertönte. Nach dem Sinne der Mutter fühlte sie sich nicht geliebt, und ihr eines Herz fand seinen Frieden in einem stillen Gelübde, wirklich nue des liebenswüedigen Jünglings treue, für sich selbst ganz anspruchslose Freundin zu bleiben.

Diese Siegesklaeheit leuchtete auf iheer Stiene und in ihrer geistvollen unbefangenen Unteedaltung, und Raimund war in diesem Zauberkreis wieder zu vollkommener Feeoheit und Heiteeleit gelangt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21. April.

(Fortsetzung.)

Die protestantischen und auch ein großer Theil der katholischen Fremden haben hier während der Fasten, wo drey Tage in der Woche (Mittwoch, Freytag und Sonnabend) öffentlich nichts, als in Oel gebratener Fisch, die übrigen Tage, neben diesem, Milchspeise (Latticinio), gegessen werden durfte, ein schlechtes Leben geführt: entweder mußten sie sich in den Trattorien mit der, grundschlecht zubereiteten, Fastenspeise begnügen, oder sich die Fleischspeisen in's Haus bringen lassen, wohin aber diese selten anders, als verbrannt, oder nur kalt gelangen konnten. Um die geistliche Liberalität des heiligen Vaters in ein noch helleres Licht zu setzen, als es bereits oben geschehen, will ich zwey andere Züge anführen, deren einer zugleich die Benennung des Jahres der Neuerungen, welche ich oben gebraucht, rechtfertigen wird. Bekanntlich wird im Pallaste des Papstes, wie in den Wohnungen der Kardinäle, die Klausur beobachtet, das heißt, es werden keine Frauen zugelassen. Wer die Konsequenz einer Idee zu fassen vermag, wird diese Regel mit der Sache selbst in Uebereinstimmung finden. Wo davon abgegangen wird, mag es ohne Verstoß gegen die Sittlichkeit, aber nicht gegen die Sitte geschehen. Man schaffe entweder das Cölibat ab, oder lasse, wenn dieß nicht möglich ist, die Klausur gelten: ein Mittelding zwischen beyden ist zwar menschlich thunbar, wie die Erfahrung lehrt, aber nicht logisch denkbar. So lange man sich erinnern kann, haben die Frauen während des finstern Dienstes in der Charwoche in der sixtinischen Kapelle, obgleich dieser als ein Privatgottesdienst des Papstes zu betrachten ist, Zutritt gefunden; die einzige Beschränkung besteht darin, daß sie hinter einer Scheidewand von etwa vier Fuß Höhe, mit einem Gitter überbaut, Platz nehmen müssen. Jedoch können sie über erstere mit Bequemlichkeit wegsehen. Mich dünkt, dieß ist schon eine Begünstigung, welche die Regel überschreitet, selbst wenn keine anderen Inconvenienzen dabey in's Spiel kämen. Aber deren gibt es mehr als eine. Die anwesenden Frauen sind lauter fremde, meistens Engländerinnen, also Protestantinnen; desgleichen ihre männlichen Begleiter. Die religiöse Andacht fällt also weg; Neugierde allein vertritt die Stelle derselben. Rechnet man dazu die tödtliche Langeweile, welche, während voller zwey Stunden, durch die psalmodisch, im cantoferno abgesungenen fünfzehn Psalmen und neun biblischen Stellen, hervorgebracht wird; so begreift sich, daß die sixtinische Kapelle hinter dem Gitter, bey der großen Duldsamkeit, mit welcher die Fremden in Rom behandelt werden, mehr einem pariser Gesellschaftssaale voll Aimables beyderley Geschlechts, als einer heiligen, gottgeweihten Stätte ähnlich sieht. Ich glaube, der Gleisnerey und Heucheley eben so abhold zu seyn, wie irgend einer; aber jedes Ding an seinem Platze. Somit gestehe ich frey, daß, wenn die Sache von mir abhinge, an diesen drey Tagen der Zutritt den Frauen entweder ganz untersagt, oder beyde Geschlechter absolut von einander getrennt, und eins außer dem Gesichtskreise des andern placirt werden würden. Ersteres, versicherte man, würde unter der neuen Regierung stattfinden; es ist aber nicht allein bey'm Alten geblieben, sondern man hat nicht einmal die Trennung der beyden Geschlechter, welche sehr leicht zu veranstalten wäre, versucht. Somit hat die ausländische (deutsche und englische) Kleinmeisterey (denn weder Italiener, noch Franzosen, machen sich einer solchen Unziemlichkeit schuldig) vor, wie nach, ihr Wesen getrieben. Das zweyte Beyspiel, die Neuerungen betreffend,

welche sich unter Leo XII. ergeben haben, hat in den musikalischen Oratorien der neuen Kirche statt gehabt. Bekanntlich findet die Aufführung derselben (vom Allerheiligentage bis zum Palmsonntage, an jedem hohen Festtage (fasta di precetto) des Abends, eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne, statt und dauert, die beyden Predigten mit eingeschlossen, welche vor Anfang und zwischen den jedesmaligen beyden Akten des Oratoriums gehalten werden, meistens drey volle Stunden. Aus begreiflichen Gründen sind die Frauen sowol unten im Schiff der Kirche, als auf dem Chor, wo Männer von Distinktion zugelassen werden, von diesen Oratorien ausgeschlossen. So viel ich vernommen habe, ist von dieser Gewohnheit bisher nie eine Ausnahme gemacht worden, die Franzosenzeit etwa ausgenommen, welche aber hier nicht als regelmachendes Beyspiel betrachtet wird. Was geschieht dieses Jahr? Die hier anwesende Königin von Sardinien, nicht allein eine sehr religiöse Dame, sondern auch eine große Freundin des Kirchengesanges, wünscht, einer dieser Aufführungen beyzuwohnen, und augenblicklich erhält sie für sich, ihre beyden Prinzessinnen und ein Paar Hofdamen die Erlaubniß dazu. Diese Oratorien haben, während des ganzen Winters, die einzige musikalische Unterhaltung der diesigen Fremden ausgemacht. Vom heiligen Philipp von Neri gegen das letzte Viertel des sechszehnten Jahrhunderts gegründet, hat diese Anstalt nicht allein der also benannten geistlichen Musikgattung durch ganz Europa ihre Entstehung gegeben, sondern auch die neuesten Muster derselben (die frühesten sind freylich leider ausgeschlossen worden) hervorgebracht. Zu letztern gehören die Oratorien von Anfossi, Cimarosa und Paesiello. Aeltere gibt es nicht. Anfossi ist in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt; nur auf einigen italienischen Theatern daselbst, wie z. B. in Berlin, Dresden und Braunschweig, hat man vor einigen dreyßig oder vierzig Jahren seinen Gelosa in cimento gegeben, welcher hernach auch, wenn ich nicht irre, in's Deutsche übersezt worden ist. Daß dieser Komponist gültigere Ansprüche auf seine spätherhin erlangte Berühmtheit besessen hat, als welche ihm dieses Werk verleiht, geht aus der Nebenbuhlerschaft hervor, welche zu Rom zwischen ihm und Piccini geherrscht hat und deren Opfer lezterer geworden ist. In wie fern diese Ansprüche in seiner berühmten Incognita perseguitata begründet seyn mögen, kann ich nicht beurtheilen, da mir dieses Werk ganz unbekannt ist; das aber weiß ich, daß ihn seine beyden Oratorien: la Morte di S. Filippo Neri, besonders seine Betulia liberata, in die Reihe der ersten Komponisten stellen, welche Italien in der neueren Zeit besessen hat. Lezteres ist in diesem Winter mehrere Male, unter andern bey der erwähnten Anwesenheit der Königin von Sardinien, aufgeführt worden, und hat die lebhafteste Sensation gemacht. Freylich gehört dazu, daß dergleichen Kompositionen, hauptsächlich der früheren Zeit, gesungen werden, wie es hier geschieht; überall dürften sie in Deutschland wo an die Stelle des Natürlichen das Halsbrechende getreten ist, auch den Gesang abgerechnet, nicht gefallen. Auch von Cimarosa ist, außer dem Sacrifizio di Abraamo, welches mir schon früher bekannt geworden war, S. Filippo Neri, che resuscita Paolo Massimi aufgeführt, zwey vortreffliche Kompositionen, von deren lezterer es besonders zu bedauren ist, daß die zu locale Beziehung ihres Textes sich der Execution außer Rom, vor Allem in protestantischen Ländern, widersezt. Um ihr dort Eingang zu verschaffen, wäre es nöthig, der Musik einen andern Text unterzulegen. Am lezten Tage (am Palmsonntage) haben diese Oratorien, wie gewöhnlich alle Jahre, mit der Aufführung der Passione di Giesù Cristo von Paesiello geschlossen. Dieses berühmte Oratorium, dem in Italien eben so viele Ehre, als in Deutschland (besonders durch Reichardt, der nun ewig r u h t) Schmach angethan worden ist, hat von jeher in Rom einer klassischen Reputation genossen, einmal, weil der Text von Metastasio ist, in welchem die Römer den großen Dichter und ihren Landsmann zugleich ehren, und dann der Komposition an sich selbst wegen, welche Paesiello eigends für das Oratorium der neuen Kirche geschrieben. Was Nationalvorurtheil, oder hochmüthige mechanische Spekulirkritik gegen dieß Werk vorgebracht haben, immer bleibt es nicht allein an sich selbst eine der würdigsten neueren geistlichen Musiken, sondern bewährt vorzüglich durch die alljährliche sehr sorgfältige Aufführung in der neuen Kirche seit länger denn vierzig Jahren (denn, so viel ich habe erfahren können, hat Paesiello dieses Oratorium bey seiner lezten Anwesenheit in Rom, im Jahre 1786 oder 1787 gesezt) einen klassischen Ruf. Auch von den hiesigen Accademici Filarmonici habe ich im vorigen Jahre eine sehr gelungene Aufführung desselben gehört. Uebrigens sind die Oratorien der neuen Kirche in diesem Jahre die einzigen Kirchenaufführungen gewesen, welche mit Instrumentalbegleitung haben stattfinden dürfen, wahrscheinlich ihres hohen Alterthums und der Achtung wegen, welche sie in Rom genießen. Allen übrigen Kirchen ist, durch eine päpstliche Verordnung, die Instrumentalbegleitung verboten worden; jedoch hat die Regierung bey vorkommenden außerordentlichen Fällen deßfallsige Dispense zu ertheilen versprochen.

Unter den neueren Polizeyverordnungen gibt es eine, durch deren Ausführung die Aussicht des Innern der Stadt ungemein gewonnen hat. Dieß ist die Hinwegschaffung der Ueberbaue, welche sich über allen Bouliken der Stadt befanden, durch welche aber die untere Etage der Häuser auf eine recht ärgerliche Weise entstellt wurde. Alle Hauptstraßen, besonders der Corso, nur wenige Bouliken in den großen Palästen (zum Beyspiele auf dem spanischen und Säulenplatze) ausgenommen, entbehrten dergleichen Ueberbaue, welche zum Schutze gegen die Sonne und den Regen dienten. Freylich ist den Boulikeneigenthümern mit diesem Verbote kein Gefallen geschehen, denn sie werden nun gezwungen, täglich ein Zeltuch aufzuspannen und wieder abzunehmen, welcher Mühe sie früherhin durch die hölzernen Schuppen überhoben waren; aber, wie gesagt, die Stadt ist dadurch einer ihrer häßlichsten Unzierden beraubt worden. Eine zweyte Verordnung, deren Befolgung man erst in diesen Tagen gewahr geworden ist, hat das Sprengen auf den Gassen unmittelbar vor Reinigung derselben zum Zwecke, und ist, in ihrer Art, der allgemeinen Bequemlichkeit noch ersprießlicher, als die vorige; denn der Staub in den Gassen, während des Fegens derselben, war wirklich ein Scandsteck für eine Stadt, wie Rom, von welchem man nicht begriff, wie er der so ungemein thätigen Aufmerksamkeit der vorigen Regierung hatte entgehen können. Wird man noch für größere Reinlichkeit der Gassen, besonders der Nebengassen (vicoli) gesorgt, und dann die Dachrinnen, statt mitten in die Gasse, an den Häusern niedergeleitet haben: so wird Rom auch in Hinsicht der Straßenpolizey keiner andern großen Stadt Europa's nachstehen. Freylich bliebe noch immer übrig, gegen das zu rasche, oder vielmehr zu unvorsichtige Fahren, hauptsächlich der sogenannten privilegirten Wagen, gegen die Pack- und Saumesel, welche mit ihren, breit an beyden Seiten in die Gassen hinüberragenden Packbürden, die Vorübergehenden zu Boden werfen, oder ihnen sonst die Kleider beschädigen, recht scharfe Verordnungen gegeben, und endlich über das faule, über allen Begriff unverschämte Straßengesindel männlichen Geschlechts ein strenges Gericht zu verhängen, oder lezteres vielmehr unter die Züchtlinge stecken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Mai 1825.

Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?

Büeger's Lenore und ein neu-griechisches Volkslied.

Es ist bekannt, daß Bürger seine berühmte Ballade Lenore der Anregung verdankt, welche ihm folgende Verse eines alten Volksliedes gaben, die er einmal im Mondschein von einem Bauermädchen hatte singen hören:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen graut dir nicht?

Diese Worte klangen in ihm fort und gestalteten sich allmählig zu der Ballade, die fast wie eine Geisteserscheinung in das deutsche Publikum eintrat und mit Geistergewalt alle Herzen und Sinne an sich riß. Das Wunderhorn*) theilt uns ein längeres Lied mit, angeblich dasselbe, welches Bürger in jener Mondnacht singen gehört habe; indessen ist den Angaben des Wunderhorns, wie allen Wundern der neuen Zeit, nicht zu trauen, und es ist wohl möglich, daß Einer von den Herausgebern des Buches in einer andern Mondnacht das Lied weiter gesungen hat, als das Bürger'sche Bauermädchen. Der Grundgedanke der Ballade Lenore liegt in den drey angeführten Versen ausgesprochen vor uns: Ein Todter, welcher sein Liebchen in einer Mondnacht aus ihrem Hause holt und mit ihr reitet — natürlich in das Brautbett, das Grab. Ein alter, weit verbreiteter Volksaberglaube hat diese Vorstellung erzeugt, die uns unter ähnlichen Gestaltungen in mehreren nicht allein deutschen, sondern auch englischen, schottischen und dänischen Liedern und Sagen begegnet. Sie ist, im Ganzen aufgefaßt, etwa folgende: Ein feyerlicher Schwur, ein mit Anrufung Gottes oder der Heiligen bekräftigtes Gelübde, eine Verpflichtung, die man für immer auf sich genommen, eine durch religiöse Gebräuche geweihte Verlobung oder Verbindung legen dem Menschen Fesseln an, welche der Tod nicht zerreißt; und was der Lebende, es sey durch seine Schuld oder auch nicht, zu leisten oder zu halten rückständig ist, dafür muß der Todte im Grabe basten. Wer etwas an ihn zu fordern hat, der ruft durch diese Forderung seinen Schatten aus der Unterwelt herauf, gewöhnlich aber zu eigenem Verderben. Denn was der Todte gibt, das kann der Lebende nicht annehmen, ohne mit jenem in das dunkle Reich hinabzufahren, und die Religion gebietet: Lasset die Todten ruhen. So wie nun aber der Todte dem Lebenden verpflichtet bleibt für das, was er ihm aus dem Leben her noch schuldig ist, so bleibt der Lebende auch dem Todten im Grabe ein Schuldner, und die Todten haben kein Gesetz, welches ihnen gebiete, die Lebenden ruhen zu lassen. In jammervollen oder schrecklichen Gestalten treten sie um Mitternacht vor das Lager dessen, bey dem sie etwas zu erbeben oder zu genießen haben: die Braut zeigt den Ring an ihrem Finger und winkt zum Hochzeitbett, der in fremden Landen Umgekommene mahnt seinen falschen Freund um die Schätze, die er vor der Abreise seinen habgierigen Händen anvertraut, und wehe dem, welcher den Todten nicht gute Rechenschaft zu leisten im Stande ist!

*) Th. II. S. 19.

Es konnte nicht fehlen, daß Bürger's Lenore, aus einem solchen Volksaberglauben entsprungen, nicht auch mancherley Veranlassungen zu Vergleichungen mit ältern Volksliedern gegeben hätte, die auf demselben Grund und Boden erwachsen waren. Die Engländer gingen so weit, daß sie behaupteten, die ganze Lenore sey aus einer alten englischen Ballade: The Suffolk Miracle, entlehnt*). Wir könnten noch mehrere englische und schottische Balladen nennen, die, nach einer solchen Kritik, sich als Originale des deutschen Gedichts geltend machen dürften. Lenore, ohne zu wissen, daß ihr Verlobter im Felde geblieben ist, aber seinen Tod ahnend, will ihn, der ihr gehört, um jeden Preis wieder haben, und verschmäht Alles, was Himmel und Erde ihr zum Trost und Ersatz für den Verlornen bieten können. Dieser Forderung muß der Bräutigam im Grabe Folge leisten, und der Treulosen geschieht, wie sie gewollt. Die bekannte schottische Ballade: Sweet Williams Ghost, welche in Percy's Sammlung**) abgedruckt ist, behandelt ganz denselben Stoff, nur daß der nächtliche Ritt, der in Bürger's Darstellung so charakteristisch hervortritt, dort fehlt. Dagegen tritt in dem schottischen Gedicht das Verhältniß jener oben angedeuteten, auch über den Tod hinausreichenden Verpflichtung viel klarer hervor. Ein Geist klopft an Margarethe's Thür, es ist ihr Verlobter, der aus Schottland kommt und seines Eidschwurs von ihr entbunden seyn will:

Give me my faith and troth, Margret,
As I gave it to thee.

Margarethe weigert sich, seinem Begehren zu willfahren:

Thy faith and troth thou' se never get,
Of me shalt never win,
Till that thou come within my bower
And Kiss my cheek and chin.

Nun entdeckt ihr Wilhelm, daß er kein irdischer Mann sey:

And should I Kiss thy rosy lipp,
Thy days will not be lang.

Er wiederholt seine Bitte, und Margarethe bleibt bey ihrer Weigerung. Sie will ihn nicht los lassen, bis er sie mit auf den Kirchhof nehme und sie mit einem Ringe heirathe. Der Kirchhof, auf dem ich ruhe, ist fern von hier, antwortet Wilhelm, und Margarethe schürzt sich auf und folgt dem Schatten in der langen kalten Winternacht nach, bis der Hahn kräht und der Geist in die Luft zerfließt.

O stay, my only true love, stay,
The constant Margret cried:
Wan grew her cheeks she clos'd her een,
Stretch'd her soft limbs and died.

(Der Beschluß folgt.)

*) Monthly Magazine. 1796 September.
**) Reliques of ancient english Poetry. T. I. pag. 128.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Zwey sehr schöne Mädchen erschienen in dem Abendcirkel. Nach kurzer Unterhaltung verließ sie Raimund wieder und setzte sich hinter den Theetisch zu Klothilde. „Nun, sagte sie leise, haben Sie hier keine Hoffnung, meinen Satz zu widerlegen?" — „Wie können Sie spotten, Klothilde? Hinter solchen abgemessenen Manieren wohnt kein Geist, hinter solchem vollautem Geschwätz kein Herz; und wie schön sind die Formen! wie schade!" — „Der Himmel wird Sie ja vor dem Unglück bewahren, am Ende Seel und Herz bey einem Stumpfnäschen suchen zu müssen," sagte sie ihm, mit so offener Heiterkeit in's Auge schauend, daß der Blick sein Herz ergriff. — „Ob das ein Unglück oder Glück wäre, fühl' ich in diesem Augenblicke nicht, sagte er lebhaft, indem er mit heftiger Bewegung ihre Hand küßte. Nie fühlte ich mich so bewegt, so zufrieden bewegt, und mir ist . . . ." — „Still, still, sagte sie, Ihr Genius warnt!" indem sie ihre Hand zurückzog, als fürchtete sie eine Erklärung veranlaßt zu haben, und als er beynahe traurig und erzürnt aussah, sagte sie mit sanfter Stimme: „Gewöhnen Sie sich indessen an die Physiognomie der Stumpfnäschen bey einer Freundin, lieber Raimund!" Fremde Menschen sprachen dazwischen, die bedeutenden Momente waren vorüber, und Raimund fühlte sich der Liebe, die ihn leise umfangen, wieder entfremdet. Klothilde nahm seit diesem Abend förmlich den Ton der rathgebenden, leitenden Freundin an.

Raimund entdeckte ihr offen alle Eindrücke, die die umgebende Weiberwelt auf ihn machte; sie sagte ihm ihre Meynung dagegen, und ihr prüfender Scharfsinn, vielleicht ihr selbst unbewußt, noch durch den Wunsch geschärft, ihrem Freunde allein zu gefallen, zog die Gegenstände seines Verlangens oft streng genug an's Licht der Wahrheit, um jede Illusion zu zerstören.

Er selbst war zu sehr ein Kind der Natur, und seine eigene starke Natur tönte die vollen Klänge des ersten Lebens so stark wieder, so rein nach, daß er zum feinen Blick der Klugheit vielleicht noch später gelangte, als irgend ein anderer Jüngling.

Die zarte Liebe ist das Element, in welchem ein reines Herz, ein heller Geist sich selbst erst recht genießen und frey bewegen können. Raimund lebte und webte in diesem reinen bildenden Aether, ohne die versengende Flamme zu fühlen, die oft den weichen Mädchenbusen schmerzlich ergreift. Bis jetzt hatte noch kein anderer Eindruck das Herz des Freundes so getroffen, um daß er ihn nicht in dem heitern, wohlwollenden Gespräch der Freundin ohne Schmerz wieder zum wesenlosen Schatten hinsinken sah. Dieser Trost erhielt ihr inneres Gleichgewicht. Ihr geistvolles Gespräch erhielt das Verstandesinteresse

Digitized by Google

immer herrschend in Raimund's Stimmung. Sie wußte nach so Vielem so sinnig zu fragen, um die Lücken ihrer eigenen Kenntnisse auszufüllen, sie strebte selbst nach einer so schönen Einheit in Begriffen und Empfindungen, im Anschaun und Leben, daß Raimund in ein enthusiastisches Streben gerieth, ihr Alles mit Sicherheit und Klarheit mitzutheilen, wornach sie verlangte.

Sie lasen die Dichter aller Nationen zusammen, und die wahren und schönen Gemälde der Leidenschaft bewegten ihre Seelen oft so tief und zart, daß ihr eigenes Gefühl, gleich wie von einer reinern Luft belebt, in vereinter Flamme aufzulodern begann. Immer wußte Klothilde eine geschickte Ablenkung zu finden, und der Uebergang vom Gefühl zum Gedanken war so rasch in ihr, daß die zarten Fäden abbrachen, ehe Raimund einen Abdruck seines tiefern Empfindens daran anzuknüpfen vermochte.

Lindorf war oft gegenwärtig, und erwartete mit Ungeduld den Moment des Einverständnisses, durch den er das Lebensglück seines Zöglings sicher gegründet hoffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gewaltige.

Wer dem Tode zu trotzen vermag, ist gewaltig auf Erden,
Seo er auch Sklav', er beherrscht seines Tyrannen Gewalt.

Frage an die Schriftgelehrten.

„Wer ein Eheweib findet, sagt Salomo, findet was Gutes!"
Hat der Weise das Weib, oder die Mitgift gemeint?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21. April.

(Beschluß.)

Die vatikanische Bibliothek hat durch die Schenkung, welche ihr der heilige Vater mit der, von ihm erkauften Cicognara'schen Büchersammlung gemacht hat, einen abermaligen, fast überflüssigen Zuwachs erhalten. Die Freunde der Wissenschaften hätten gewünscht, entweder die casanata'sche, oder die Angelika'sche Bibliothek möchte durch diese Schenkung completirt worden seyn, da die vatikanische sich eigentlich nur durch ihren Manuscriptenreichthum auszeichnet, die casanata'sche hingegen die erste in ganz Rom ist, wenn es auf gedruckte Bücher ankömmt. Ueberzeugt, daß weder der bürgerlichen noch gelehrten Welt mit jenem armseligen Hintertreppchen halten, welches sich die meisten Reisebeschreiber, wenn sie nach ihrem Namen schreiben, entweder aus angeborner Gleichgültigkeit oder aus rücksichtnehmender Furchtsamkeit bey ihren Berichterstattungen zu Schulden kommen lassen, ein Dienst erwiesen werde, will ich mir hier einige freymüthige aber wahre Bemerkungen über die faktische Verwaltung der vatikanischen Bibliothek erlauben, welche fremden Gelehrten, wenn sie sich dieser Bibliothek bedienen wollen, zur Notiz dienen können. Ein Uebelstand an sich selbst, obgleich nicht zu beseitigen, ist die weite Entfernung derselben von dem Mittelpunkte der Stadt. Selbst auf dem Vatikane angelangt, hat man noch eine weite Strecke zurückzulegen, ehe man, stets hinaufsteigend, durch den langen Schweizerportikus (der, unbegreiflich genug, mit auf den spitzen Enden stehenden Backsteinen gepflastert ist), die Cordonata hinauf, über den breiten Damasus- (Raffaels-) Hof weg, die hohe, zum ersten Stockwerke desselben hinaufführende Treppe hinauf, die Gallerie desselben (loggie) und dann den endlosen Lapidarsaal entlang, bis zur Bibliothek gelangt ist. Da diese, auf eine höchst unbequeme Weise, schon früh um acht Uhr geöffnet wird, so verliert man mit der Reise nach dem Vatikane und mit dem Hinaufsteigen zur Bibliothek zum allerwenigsten eine Stunde von der, dem Publikum zu Gebote stehenden Zeit der Oeffnung, oder man müßte dann (Winters im eigentlichen Verstande) noch vor Anbruch des Tages sich auf den Weg machen. An allen Gliedern abgemattet und in Schweiß gebadet, gelangt man endlich auf der Bibliothek an, wo, ehe man sich nothdürftig ausgeruht und das gewünschte Werk erhalten hat, abermals wieder eine Stunde verläuft. So bleiben also dem Publikum nur noch zwey Stunden am Tage zur Benutzung der Bibliothek übrig. Diese ist aber Donnerstags in jeder Woche, und ohnedem noch alle Sonn- und Festtage, auch die vier Sommermonate (Juli, August, September und Oktober) ganz und gar geschlossen. Man sollte glauben, daß dieß der Hindernisse schon mehr als genug wären, um dem Publikum den Gebrauch derselben zu verleiden. Aber sie machen nur den kleinsten Theil derselben aus. Ehe ich diese Anstalt besucht hatte, waren mir sowol von Fremden als von Einheimischen, wie aus einem Munde, über die Saumseligkeit und Undienstfertigkeit, mit welcher das Publikum daselbst bedient werde, die allerbittersten Klagen zu Ohren gekommen. Aus diesem Grunde hatte ich mich stets der casanata'schen Bibliothek im Dominikanerkloster sopra Minerva (di S. Maria sopra Minerva) bedient, deren Custoden, wie alle hiesigen Mönche, die liebenswürdigsten Männer von der Welt sind, und ihrer aufmerksamen und prompten Dienstfertigkeit wegen wirklich zu Mustern aufgestellt werden können. Indessen ereignete es sich, daß ich weder auf letzterer, obgleich sie, wie schon gesagt, in Rom die vollständigste ist, noch auf der angelika'schen im Augustinerkloster, ein mir nöthiges Werk vorfand, und also nothgedrungenerweise zu der vatikanischen meine Zuflucht nehmen mußte. Was mir hier widerfuhr, will ich buchstäblich treu und ohne die geringste Uebertreibung melden. Ich komme an. Im Vor- oder Sprechsaale, der zugleich, sonderbar genug, der Scriptorensaal *) ist, finde ich, außer den Scriptoren, zwey Herren im Gespräch mit einander begriffen, dem Anscheine nach keine Angestellte der Bibliothek, welche sich eben so wenig um mich, als ich mich um sie bekümmere. Ich warte eine Viertelstunde. Endlich erscheint ein Mann, welcher mir ein Bibliothekgehülfe

*) Dieser Scriptoren gibt es neun, fünf für die lateinische, zwey für die griechische, einen für die hebräische und einen für die syrische und arabische Sprache. Sie sind damit beauftragt, von den, in diesen Sprachen aufbewahrten Manuscripten oder gedruckten Werken Uebersetzungen, Auszüge, Abschriften u. dgl. zu machen, welche entweder in Rom selbst benutzt, oder in's Ausland versendet werden.

Digitized by Google

zu fern scheint. Ich rede ihn an; er läßt mich stehen, ohne mir eine Antwort zu geben, und geht seinen Geschäften nach. Endlich vertrete ich ihm den Weg und frage, ob der Zugang in die Bibliothek heute etwa nicht gestattet sey? Er denkt, zieht die Achseln und sagt am Ende, es werde wol zu spät seyn. Ich erwiederte ihm, es habe kaum ein Viertel auf zwölf geschlagen. Zögernd öffnet er mir den großen Saal, macht die Thür hinter mir zu, und verschwindet. Ich warte abermals eine Viertelstunde, es erscheint niemand. Endlich läuft der Gehülfe einige Male neben mir durch den Saal, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Ich halte ihn abermals fest, und sage ihm, ich wünsche eins oder das andere Werk aus der Bibliothek nachschlagen zu können. „Den Augenblick," sagt er, und läuft davon. Nach einer abermaligen Viertelstunde kehrt er zurück, öffnet einen Schrank, nimmt einen Quartanten heraus, reicht ihn mir dar und sagt: Eccolo! Ich stehe, wie aus den Wolken gefallen: wie hatte der Mann rathen können, was ich für ein Buch zu benützen wünschte? Ich öffne es: es ist ein arabischer Codex. Ihm zurückgebend, sage ich, ich verlange keine Codices zu sehen, sondern eines oder das andere gedruckte Werk aus der Bibliothek benutzen zu können. Sichtbar unwillig verschließt er den Codex in den Schrank. Jetzt begreife ich das Betragen des Gehülfen: es ist ihm um das Trinkgeld zu thun, was er von mir zu erpressen hoffe. Die Galle übertäubt mir! eben will ich meiner Erbitterung Luft machen, als ein Prälat eintritt, mit dem Gehülfen einen langen Wortwechsel führt, und dann den Saal verläßt. Jetzt breche ich los; aber der Gehülfe antwortet gleichgültig, auf den abgehenden Prälaten deutend: Non s'inquieti. Ecco il Signor Custodo. Ich diesem nach, bot ihn an der Thür ein und gebe ihm in ein Paar kurzen, aber deutlichen Worten meine Verwunderung über die einzige Behandlung zu erkennen, welche ich seit drey Viertelstunden erdulden müsse. Der Monsignore, statt sich oder den Gehülfen unter irgend einem Vorwande zu entschuldigen, antwortet mir in einer Weise, welche hier zu charakterisiren mir die Delicatesse verbietet. Ich verlasse die Bibliothek, fest entschlossen, meinen Landsleuten einen treuen Bericht von dem abzustatten, was mir auf derselben widerfahren ist. Ich habe Wort gehalten. Möglich vielleicht, daß Monsignor diejenigen Gelehrten, welche ihm persönlich empfohlen, oder sonst bekannt sind, mit mehr Zuvorkommenheit behandelt. Aber die vatikanische Bibliothek existirt nicht allein für diese Fremde, sondern für die ganze Welt, und die Schätze derselben sollten durch bereitwillige und prompte Verzeigung so gemeinnützig als möglich gemacht werden. Daß dieß aber nicht geschieht, das erfahren alle Fremde, welche die vatikanische Bibliothek besuchen, das habe ich in eigner Person erfahren. Ich rathe daher allen meinen Landsleuten, welche bey ihrer etwaigen Anwesenheit in Rom eine Bibliothek zu benutzen haben, für ihre Person zu den liebenswürdigen, bereitwilligen und unermüdlichen Augustinern und Dominikanern ihre Zuflucht zu nehmen, deren Bibliotheken übrigens nicht allein Morgens drey Stunden, sondern auch Nachmittags eben so lange offen stehen.

Der vergangene Winter hat sich äußerst gelinde gezeigt. Obgleich im Januar hin und wieder vor Anbruch des Tages die Kälte von einem bis anderthalb Grad stark gewesen ist; so hat man doch, besonders in Zimmern nach der Sonnenseite gelegen, und einigermaßen warm gekleidet, füglich ohne Einheizen zubringen können. Die Art der Winterkleidertracht der beyden Geschlechter ist hier so beschaffen, wie es sich für ein Land, in welchem die untern Klassen mehr im ursprünglichen Naturzustande, als in geistlicluxuriöser Verstandesaufklärung leben, wo also das weibliche Geschlecht nicht als befehlende, sondern als dienende Hälfte betrachtet wird, geziemt: während sich die Männer, den Kopf mit Mütze und Hut zugleich bedeckt, bis über die Nase in den Mantel hüllen, frieren die armen Weiber, im bloßen Kopfe und nur mit einem dünnen leichten Spencer und noch leichteren Röckchen angethan, mit den Zähnen vor Kälte klapperrd, daneben her. Das einzige Mittel, wie sie sich auf der Gasse vor derselben zu schützen suchen, ist so sonderbar, daß die Fremden anfangs ihren Augen kaum zu trauen glauben; die Weiber der untern Klassen, das heißt solche, welche keine Bautta (schwarzseidnen französischen Hut mit einem Schleyer) aufsetzen, sondern entweder in bloßem Kopfe gehen, oder ein Tuch überhängen, tragen nämlich, wo sie gehen und stehen, in und außer dem Hause einen kleinen Henkeltopf mit Kohlen unter der Schürze, an welchem sie die Hände und den Vordertheil wärmen. Dieser heißt Scaldino. Auch ältere Männer bedienen sich dessen. Nicht selten ist der Topf, besonders zu Anfange, ehe die Kohlen abgestorben sind, so heiß, daß sie ihn, um sich nicht zu verbrennen, aus einer Hand in die andere ganzen lassen müssen. Da ist es eine Freude zu sehen, mit welcher Grazie und Gewandtheit dieß geschieht, besonders von Seiten der Weiber, aber ohne der ernsten Majestät etwas zu vergeben, welche eigentlich jeder Römerin eigen ist. Nichts desto weniger gewährt es einen komischen Anblick, wenn so eine Menge Weiber und Männer, auf den öffentlichen Plätzen stehend, im ernstesten und eifrigsten Gespräche begriffen, unaufhaltlich bald die eine, bald die andere Hand blitzesschnell zum Ohrläppchen führen, oder sich auf die Finger blasen. Nie aber habe ich gesehen, daß sie den Scaldino fallen ließen. Anfangs ist mir diese sonderbare Sitte als ganz unzweckmäßig erschienen, weil ich von dem Grundsatze ausging, daß wol warme Füße, aber nicht warme Hände den übrigen Körper Wärme mittheilen könnten. Endlich hat mir selbst geschienen, als ob die hiesige Luft, ihrer Gebirgenheit und Intensivität wegen, wie man es in Deutschland zu nennen pflegt, vorzugsweise fingerkalt sey, und wirklich mehr die Finger als die übrigen Gliedmaßen angreife. Im Allgemeinen bin ich durch meinen zehnjährigen Aufenthalt in Paris, wo ich mir Winters meistens nur Kaminfeuer unterhalten, besonders aber seit den zwey Jahren, welche ich jetzt in Rom ohne alles Einheizen zugebracht habe, zu der festen Ueberzeugung gelange, daß die nordische Heizung durch Oefen, selbst durch sogenannte Windöfen, der Gesundheit nicht anders als nachtheilig seyn könnte. Schon die einfache und unwiderlegbare Ansicht, daß die, durch ein Medium künstlich erwärmte Luft eben durch dieses Medium mit heterogenen, dem Einathmen schädlichen Theilen versetzt wird, streitet für die Behauptung, daß die Kaminhitze gesunder als die Ofenhitze seyn müsse. Daß nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, besonders hier in Rom Kopf- und Zahnschmerzen, Flüsse und dergleichen sehr selten sind, und daß selbst Nordländer, welche in ihrem Vaterlande daran gelitten haben, fast auf der Stelle davon befreyet werden, ist eine bekannte Sache. Und wenn auch die, durch die Ofenhitze mit schädlichen Miasmen geschwängerte Luft das Leben nicht geradezu verkürzt; so dürfte doch die Existenz desselben kränkender gemacht werden, als es vor'm Kaminfeuer, oder ganz ohne Feuer, durch Unterhaltung der natürlichen Körperwärme, geschehen dürfte. Ich, für meinen Theil, kenne keinen angenehmern Genuß, als, den mäßiger Kälte, in einem, durch die Sonne erwärmten Zimmer zu leben.

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Mai 1825.

Der Liebe Sklav' nicht Fessel und nicht Band verlangt;
Des Herzens Vogel sitzt auf jedem Ast nicht auf.

Vaki's Divan.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Es war an einem heitern Abend, wo sich Raimund und Klothilde mit Lindorf allein im Salon befanden, als Ersterer Schiller's Wallenstein zu lesen vorschlug. Dieß lieblichste und edelste Gemälde der Leidenschaft, was die neuere Zeit besitzt, die Liebe von Max und Thekla, wurde in seinem ganzen Himmelsglanz von den liebenden Gemüthern aufgenommen. Ergriffen von jener süßen schauderhaften Regung, wo im Gefühl des Schönen und Großen unser Wesen aus seinen Fugen zu streben scheint, um sich einer höhern und göttlichen Natur zu vereinen, faß Klothilde bebend, und ihr schönes Auge, in welchem große Perlen rollten, sog gleichsam jedes Wort von Raimund's Lippen auf.

Bey den Zeilen im Monolog der Thekla:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz,
Ich werf' es weg, da sein Gehalt verschwunden!

vermochte sie sich nicht mehr zu halten und sank still weinend mit verhülltem Gesicht auf den Arm ihres Lehnstuhls.

Raimund las mit bewegtee Stimme bis zum Ende der Scene, und nun wischte er sich selbst die Thränen von den Wangen; ein süßes schmerzliches Gefühl beklemmte seinen Busen bis zur Ohnmacht. Er hatte nicht den Muth, Klothilde's Hand zu fassen; sie schien ihm in ihrer Rührung, in den Aussprüchen ihres innersten Wesens eine Heilige, der eine ehrerbietige Entfernung gebührte; und gleichwol drang sein ganzes Wesen zu ihr hin und nannte sie die Seine.

Lindorf war in die Gartenthür getreten. Er wähnte, der schöne, einzige Augenblick im Leben sey für die guten Seelen gekommen, sie sollten ihn in aller Macht der schaurigen Einsamkeit genießen. Die vollsten Lebenstöne, die Zukunft der Liebenden umfingen seine Seele, wie andächtige, feyerliche Chorgesänge. Unsanft wurde er aus diesem innern Wohllaut durch Klothilde's trockne Worte aufgeschreckt: „Lassen Sie uns für heute schließen!"

Raimund zögerte einige Augenblicke, zu gehorchen, aber bald steckte er das Buch ein, warf aus der Thür noch einen glühenden Blick auf Klothilde und eilte in's Freye. Lindorf wollte ihm folgen, beynahe unwillig auf Klothilde, die den Jüngling in solcher Glut kalt von sich ließ. „Auch diese spielt mit reiner Empfindung!" sagte er in sich selbst. Aber als er ihr beym Abschiednehmen, im Schein der eben aufgesteckten Lichter, in's Antlitz sah, hielt ihn ein so sonderbarer Ausdruck tiefen Schmerzes fest, über den die Lebhaftigkeit der Züge umherspielte. Gleich als wenn der Strahl der untergehenden Sonne Felsenspitzen aus schaurig dunkeln Gründen erhellt: so leuchteten ihm aus der Seele des Mädchens noch unerkannte Tiefen und Formen entgegen. „Warum ließen Sie ihn gehen?" sagte er halb im Scherz, um eine Erklärung mild und natürlich einzuleiten. „Sie sind zu fein, Klothilde, um nicht zu fühlen,

Digitized by Google

daß er nur aus Ungeschicklichkeit ging, die nun einmal bey uns Männern gegen euch zu Hause ist; oder irre ich mich ganz? Wollen Sie ihn nicht halten?" — „Nun, die Frage ist wahrhaftig affen genug, sagte Klothilde mit ihrem launigen, gutmüthigen Lächeln, über dem sich noch der feuchte Bogen der Iris wölbte, und das sich deßhalb um so inniger an's Herz schlich und den zärtlichsten Antheil erweckte. Da Sie mir so zutraulich begegnen, Lindorf, da ich überdem merke, daß ich Ihnen nicht viel mehr zu verbergen habe: so will auch ich so offen seyn, als mir's immer gegeben ist. Der Abend ist schön; lassen Sie uns in den Garten gehen, die Dämmerung wird mir helfen; ich weiß nicht, wie ich zu dem aussehen werde, was ich zu sagen gedenke. Es ist das Erstemal in meinem Leben, daß ich über meine Empfindungen rede. Ich hatte immer solch einen Widerwillen an den Empfindungen Anderer, die sie nur vorschützten, wenn der Verstand ausgegangen war, daß ich mich früh befleißte, die meinigen zu verbergen." Sanft legte sie ihren Arm in den seinen, als sie die Stufen nach dem Garten hinabging. Sie athmete schwer; die kühlende Abendluft schien sie zu beruhigen, und leise fing sie an: „Sie sind Raimund's Vater, das sollte mich bedenklich machen; aber es macht mich beherzt! Ja, das Gefühl, daß Sie selbst nicht zarter und inniger besorgt um das Glück des edeln Jünglings seyn können, stärkt mich, und es ist mir, als hieße mich mein guter Genius Ihnen mein Herz zeigen, ob ich gleich eigentlich keinen Grund dazu sehe." — „Das Vertrauen guter Menschen zu einander ist die ewig fortbildende Kraft des Guten, liebe Klothilde, im Weltgeschick wie im Leben des Einzelnen; nie soll es Sie reuen, Ihrem Gefühl gefolgt zu haben, das gelobe ich Ihnen; denn das steht bey mir, und so lassen Sie uns also hoffen, daß aus Güte und Wahrheit nur wieder Gutes entspringen kann. Ja, ich gestehe es Ihnen, daß mein Herz Sie zu Raimund's Weib auserfah, seit ich Sie kenne, beynahe seit dem ersten Blick; denn Ihr ganzes wohlthätiges, heiteres Daseyn kündigt sich so offen an und ist so recht geschaffen, um die Fülle des Segens über eine Familie zu ergießen." — „O mein Vater, ich fühlte dieses wohl mit dankbarer Rührung! erwiederte Klothilde; Raimund's Glück ist mir so werth, daß ich's freylich am liebsten durch mich selbst gründen möchte. Eine glückliche Ehe ist der Wunsch jedes guten Mädchenherzens, ich gestehe es Ihnen frey, es ist auch der meine! Unter allen Lebensbildern, die die Phantasie auf den dunkeln Grund der Zukunft malt, stand Liebesglück, aus dem allein die Harmonie und der Frieden des Hauses entspringt, oben an. Nur in der ganzen Wahrheit und Kraft meines Herzens kann ich dieses Band schließen; denn alle Halbheit, alles kleinliche Abfinden ist gegen meine Natur. Oft dachte ich mir Raimund in allen Beziehungen des Lebens. Mit ihm allein fühlte ich die Möglichkeit, immer für Eins zu gelten, zu leben, zu handeln, ohne meiner innern Natur untreu zu werden. Edel, wahrhaft und stark erschien er mir immer — er füllt mein Herz; aber wozu dieß Alles? ich vermag ja nicht das seine zu füllen." Ihr liebliches Köpfchen sank auf ihren Busen, und in sich gekehrt und schweigend ging sie neben Lindorf einher. — „Wie es so wunderlich zwischen euch lieben Kindern geworden, weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen, sagte Lindorf. Doch scheint ihr mir für einander bestimmt, und die Stunde, wo Raimund dieses fühlt, wird kommen." — „Aber Sie geloben mir hier unter der Sterne ewig trenem Angesicht, sie nicht herbeyzusehen, sagte Klothilde sehr ernst. Das würde mich für immer von jeder lieben Hoffnung trennen, und mein Gefühl über diesen Punkt ist nicht zu täuschen. Frey, wie alles Heilige, muß Neigung seyn, und ihr zartes Leben und Werden ist geheimnißvoll, wie das der Blüthen und Töne. Die selige, wahrhaft selig genannte Mutter des Jünglings hat alle Tiefen meines Herzens erschlossen. Diese kannte die Liebe, und der verklärte Geist, dünkt mich's, mahnt mich an das Glück des Lieblings auf Erden. Was nicht naturgemäß ist, hat keinen Bestand. Aufgesucht müssen wie Frauen werden, nicht selbst aufsuchen, wenn wir ein lang blühendes Leben im Herzen des Geliebten bewahren wollen. Die alten strengen Ritterfrauen, die Jahre lang um Minne werben ließen, ich gestehe es Ihnen, theuer Freund, sie scheinen mir weniger unnatürlich, als unsere modernen Gurlies, selbst auch als viele noch bessere Gestalten. Ihr Verstand gibt mir Recht, das fühle ich, gestehen Sie nur's, und ich bin dann sicher, daß Sie nichts thun werden, ein Glück herbeyzuführen, das nur eine freye Gabe der Gottheit seyn kann." — „Im Allgemeinen haben Sie Recht, Klothilde; aber die hohe freye Natur meines Raimund's wird auch eigene Formen im Ausdruck seiner Neigungen wählen — diese nicht mißverstehen zu wollen, das verlange ich von Ihnen!" — „Er könnte sich aus Wohlwollen, aus Großmuth hingeben — dieses Mitleid würde mein Tod seyn!" sagte die sehr bewegte Klothilde. — „Ihr Vertrauen zu ehren, habe ich gelobt; die völlige Freyheit, als Vater gegen meinen Zögling zu handeln, können Sie mir aber auch nicht rauben wollen; bevor Raimund sich selbst in seinem Gefühl klar geworden, verlasse ich Paris nicht mit ihm!"

Der Schluß dieses Gespräches wirkte sehr beruhigend auf Klothilde; sie fühlte sich anerkannt, verstanden von dem Wesen, welchem Raimund nächst ihr am theuersten war; aber ihre Leidenschaft wuchs mit den Fittichen der Hoffnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bürger's Lenore und ein neugriechisches Volkslied.

(Beschluß.)

Noch häufiger sind die Sagen und Lieder, in welchen die Todten als Gläubiger der Lebenden auftreten, und namentlich steigen die Bräute, welche die Treulosigkeit ihrer Verlobten in die Erde gebracht hat, in der Hochzeitnacht, wenn die Neuvermählten neben einander ruhen, aus den Gräbern hervor, und stellen sich vor das Brautbett, um ihre älteren Rechte geltend zu machen. Jeder kennt wenigstens Mallet's Ballade von Margarethens Geist, welcher ein altes Volkslied Fair Margaret and Sweet William *) zum Grunde liegt, nicht minder als dem deutschen Geiste des schönen Hannchens jene englische Margarethe.

Interessanter ist es, wenn wir jenen nordischen Aberglauben in einem Lande wiederfinden, welches außer aller Beziehung und Verbindung mit den Völkern steht, deren verwandter Ursprung sich auch da noch im Aberglauben bekundet, wo selbst der Glaube sie trennt. Ein neugriechisches Volkslied im zweyten Bande der Sammlung des Herrn C. Fauriel **) erinnert auf eine überraschende Weise an Bürger's Lenore, welches sogar der französische Herausgeber bemerkt hat, und, da die Reise, welche die Lebende mit dem Todten macht, in dem romantischen Gedicht eine Fußreise ist, so bietet Sweet Williams Ghost in manchen Beziehungen eine noch nähere Vergleichung dar. Nur die Motive, welche den Todten aus dem Grabe rufen, um der Forderung des Lebenden zu genügen, sind in der neugriechischen Erzählung ganz andere, als in jenen beyden Gedichten; aber die nächtliche Reise selbst stimmt sogar bis auf einzelne Bilder mit der Darstellung in Bürger's Lenore überein, und der Aberglaube, in welchem die Dichtung wurzelt, ist vollkommen derselbe, welchen wir oben als einen gemeinsam germanischen geschildert haben.

Eine Mutter, die neun Söhne und eine Tochter, Namens Arete, hat, wahrscheinlich in Griechenland wohnend, wird von einem ihrer Söhne, Konstantin, überredet, ihre einzige Tochter nach Babylon zu verheirathen. Sie thut es jedoch nur, nachdem Konstantin ihr feyerlich bey Gott und den Heiligen gelobt, Areten ihr zu jeder Zeit, wenn sie es verlange, aus dem fernen fremden Lande zurückzuführen. Jetzt sterben schnell nach einander die neun Söhne, und die verzweifelte Mutter wirft sich auf Konstantin's Leichnam und fordert die Erfüllung dessen, was er ihr gelobt. Der Todte gehorcht, und nun tritt das Geschwisterpaar die nächtliche Reise an, welche dem Liede seine Benennung gegeben hat. Wir geben dasselbe in einer treuen Uebersetzung, ohne weitere Bemerkungen.

„O Mutter mit neun Söhnen du, und mit der einen Tochter,
„Die du im Finstern badetest, ihr Haar bey Lichte flochtest,
„Und die du schnürtest vor der Thür im hellen Mondenscheine —
„Weil man aus Babylon geschickt, um ihre Hand zu werben,
„O gib sie, Mutter, gib sie doch, Areten, in die Fremde,
„Damit auch ich zum Trost sie hab' auf meiner langen Reise!" —
„Du bist verständig, Konstantin, doch jetzo sprichst du thöricht.
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, wer sollte sie mir bringen?"

Er aber ruft zum Bürgen Gott, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie ihr bringen.

Da kam das Unglücksjahr heran, und die neun Söhne starben;
Und auf der Leiche Konstantin's zerrauft' ihr Haar die Mutter.
„Steh' auf, steh' auf, mein Konstantin! Ich will Areten haben,
Du riefest Gott zum Bürgen ja, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, du wolltest sie mir bringen."

Und er zieht aus um Mitternacht, die Schwester dort zu holen,
Und findet sie vor ihrer Thür im Mondenschein sich kämmend.
„Auf, auf, Arete, mach' dich auf! Die Mutter will dich haben." —
„O weh, mein Bruder, sag', was ist's, und jetzt in dieser Stunde?
Wenn's Freud' in unserm Hause gibt, laß mich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es gibt, so komm' ich, wie ich stehe." —
„'s gibt weder Freude, weder Leid, so komm' nur, wie du stehest."

Und auf dem Wege, den sie ziehn, und auf dem ganzen Wege,
Da hören sie die Vögelein wohl singen und wohl sagen:
„Seht, seht das schöne Mädchen da, das einen Todten führet!" —
„Horch, Konstantin, und hörst du nicht, was uns die Vöglein sagen?" —
„Sind Vögelein, laß singen sie! Sind Vöglein, laß sie sagen!" —
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir, du duftest so nach Weihrauch." —
„Ich ging erst gestern Abend spät in Sankt Johannis Kirche,
„Da hat mit vielem Weihrauch mich der Priester eingeräuchert."

*) Percy l. c. T. I. p. 121.

**) Chants popul. de la Grèce moderne. T. II. p. 405.

„Thu auf, o Mutter, thu mir auf! da bring' ich deine Tochter," —
„Bist du ein guter Geist, so geh', o guter Geist, vorüber!
Mein armes Kind Aret' ist fort nach fernen fremden Landen." —
„Thu auf, o Mutter, thu mir auf! Ich bin dein Konstantinos,
„Er, welcher Gott zum Bürgen rief, die Heiligen zu Zeugen
„Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie dir bringen."
Und als sie öffnete die Thür, flog ihr heraus die Seele.

Wilhelm Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 30. April.

Ich habe eben eine amerikanische Satyre vor mir, welche hier nachgedruckt worden ist, und den Titel, John Bull in Amerika, oder der neue Münchhausen, führt. Die Absicht dieses Werkchens ist, die verblendeten Parteyschriftsteller in England, aber besonders das Quarterly, und namentlich einen von dessen vorzüglichen Mitarbeitern, dem gemuthmaßten Redakteur des verüchtigten John Bull, Hrn. Croker, Sekretär der Admiralität, wegen ihrer Uebertreibungen, falschen Angaben und unziemlicher Heftigkeit gegen die Vereinigten Staaten und deren Bewohner, lächerlich zu machen. Wie weit es dem Verfasser gelungen, mögen Ihnen folgende Auszüge zeigen, die zu gleicher Zeit für Muster des amerikanischen Witzes gelten können. Das Büchlein ist in Gestalt einer Reisebeschreibung. Nachdem der Verfasser (versteht sich Herr Croker in eigner Person) zu Boston gelandet, und dort gar viele wunderbare Dinge gehört und gesehen, und sich lächerlich gemacht hat, begibt er sich nach Charlestown, und zwar blos nur über eine Brücke weg, und innerhalb einer halben Stunde Weges. „Hier sah man niemand auf der Straße, außer splitternackten Negern mit gestreiften Rücken wie Leopardenfelle, welches von dem öfteren Peitschen herrührt. Ja, was man am meisten hier in den Läden zum Verkauf ausgesetzt sieht, ist die sogenannte Kuhhaut, d. h. eine harte, in der Gestalt einer Peitsche geflochtene Ochsenhaut. Man sieht fast keinen Mann auf der Straße, der nicht eine davon in der Hand, und einen Sporn an der Ferse trägt, um die Leute glauben zu machen, er führe die Peitsche für seine Pferde. Der Oberkellner des Stadtgasthofes, des Hrn. Chesterjennings zu Charlestown versicherte mich indessen, daß es zum Prügeln der Sklaven wäre. Nichts kann die Weißen in diesem entnervenden Erdstriche bewegen, sich anzustrengen, als das Vergnügen, einen Kerl abzuschmieren, wie sie es nennen; und beynahe das erste, was mir bey'm Einfahren in die Stadt auffiel, war eine lange, hagere, todtenbleiche Gestalt, welche auf und ab marschirte, und auf jeden Neger, Mann, Weib oder Kinder im Vorbeygehen einhieb. Ich fragte den Fuhrmann, was diese Leute denn gethan hätten. „Gethan?" rief er — 's ist der Richter D—, der sich 'n Bischen Spaß mit den Negern macht. Mein Herz blutete, als ich ihnen das Blut den Rücken hinunter laufen sah. Es war beynahe so schlimm, als das Erschießen der irländischen Bauern, die man nach neun Uhr außer dem Hause findet. Kaum war ich indessen eine Stunde im Wirthshause, als derselbe Richter D— zu mir kam, und mich als Fremden auf den nächsten Mittag zum Essen einlud. Mein Blut empörte sich gegen ihn, da ich aber doch zu sehen wünschte, ob einige der Geschichten, die man von diesen Leuten erzählt, und welche sie selbst läugnen, wahr wären, nahm ich die Einladung an. Die Gesellschaft bestand aus des Richters Frau, zwey Töchtern und ungefähr einem Dutzend der vornehmsten Männer des Ortes, worunter auch der Gouverneur von Süd-Carolina, Hr. Heister. Hinter jedem Stuhle der Männer sowol als der Frauen stand, so wie es der Zufall fügen mochte, ein Negerknabe oder Mädchen, fast gänzlich unbekleidet, und jeder der Gäste hatte eine Kuhhaut, um damit jedes Versehen, das einer der Sklaven begehen mochte, auf der Stelle zu züchtigen. Da war nichts als Hauen; Richter und Gäste hieben dem Schein nach in ihre Teller, und auf die Neger ein, und ich bemerkte besonders die Geschicklichkeit, womit die jungen Frauenzimmer die zärteren Theile berührten, und die Freude, womit sie solche zucken sahen. Eine dieser Armen, welche das Unglück hatte, einen Teller zu zerbrechen, wurde von dem Aufseher hinaus, und unter das Fenster geführt, und so jämmerlich zerhauen, daß man ihr Aechzen in der halben Stadt hörte. Als sie wieder hereinkam, liefen ihr die Thränen über die Wangen und das Blut über den Rücken hinab. Die Gleichgültigkeit, welche ein jeder der Anwesenden, außer mir selber, bezeugte, bewies hinlänglich, daß dergleichen Auftritte gewöhnlich wären. Das Essen war, im Ganzen genommen, ziemlich gut, d. h. man hatte eine Menge Sachen, die ihrer Natur nach gut waren, aber was am merkwürdigsten, man brachte es in hölzernen Schüsseln, aus welchen alle mit den Fingern aßen, da man Messer und Gabeln nicht in Amerika kennt, außer bey einigen Engländern. Unter den Gerichten fand ich eins, das mir sehr verdächtig vorkam, welches man Terrapin-Suppe nannte, und worin ich Dinge bemerkte, welche den Fingern und Zehen von jungen Negerkindern glichen. Ich erfuhr auch nachher, daß dieß wirklich der Fall war, indem man im gemeinen Leben die Kinder der Neger Terrapin, so wie die der Indianer Papoose nennt. Während des Nachtisches ließ einer der Neger ein Messer fallen, welches er seiner Herrin reichte, worauf diese es aufraffte und ihm damit in die Wangen schnitt. Ich ließ vor Erstaunen mein Messer und Gabel fallen, aber niemand anders schien diese gräßliche That zu bemerken." Den nächsten Morgen geht der Reisende in's Feld, um den Ackerbau zu beobachten. Hier sah er die Neger nackend in der brennenden Sonne arbeiten, welche zuweilen ihr wolliges Haar in Flammen setzt, wovon er oft Augenzeuge gewesen. Ein Paar Köpfe fingen schon zu rauchen an, aber er mußte sich der Kälte wegen nach Hause begeben. Auf dem Rückwege sieht er das Yale-Kollegium, und unter den Professoren weiß ihm keiner den Weg nach Charlestown anzudeuten. Um seinen Spaß mit den Professoren zu haben, schickt er ihnen eine Kiste voll Kieselsteine, alten Lehm und Backsteinen als Muster von amerikanischen Mineralien zu, und das dankbare Kollegium macht ihn dafür zum Doktor der Rechte. Es befanden sich einige Klumpen darunter, die er bey einer Glasfabrik aufgelesen, und diese geben ihm Gelegenheit, die Professoren nach einem seyn sollenden feuerspeyenden Berg in den April zu schicken. — Es wird genug an dem Angeführten seyn, um diesen John Bull in Amerika würdigen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Mai 1825.

Zwecklos wäre es, die Werkstätte der immer fortarbeitenden Natur mit unbefriedigender Kühnheit genauer durchzuspähen!

Joh. von Müller.

Die tellurische Vorwelt.

Das Morgenblatt hat im vorigen Jahr (Nr. 194.) die wundersamen Entdeckungen des Herrn Chadrier in Montpellier erzählt, denen zufolge die gegenwärtige Oberfläche des Erdkörpers aus den Trümmern eines über ihm durch Kometenstoß eingestürzten Planetarkörpers gebildet ist, unter denen dann auch seine frühere Pflanzen- und Thierwelt begraben wurden.

Diese bequeme und geniale Erklärung so mannichfacher Erscheinungen, für deren wissenschaftliche Beobachtung, Erkennung und Auslegung sich die Geognosie viele unnütze Mühe gibt, ist nun seither von einem quiescirenden französischen Marine-Offizier noch mehr ausgedehnt und durch neue Weiterungen verherrlicht worden. Seine Flugschrift, deren Titel*) wir unten geben, hat sich zunächst vorgesetzt, alle Probleme der tellurischen Vorwelt und insbesondere die aus ihrer Beobachtung hervorgehende spätere Erscheinung des Menschen auf der Erdkugel — mit einem Wurfe, möchte man sagen, zu lösen.

*) Conjectures sur la réunion de la Lune, à la Terre et des satellites en général à leur planète principale, à l'aide desquelles on essaye d'expliquer la cause et les effets du déluge, la disparition totale d'anciennes espèces vivantes et organiques, et la formation soudaine ou l'apparition d'autres espèces nouvelles, et de l'homme lui-même sur le globe terrestre; par un ancien officier de la marine. Paris, Egron. 1824. 8.

Von der Behauptung (die keines Beweises bedurfte) ausgehend, daß einst die Trabanten kleine Planeten waren, welche sich gleich den übrigen um die Sonne drehten, meldet der Verfasser, es habe diese ihre vormalige Bewegung durch mancherley Ursachen, unter denen jedoch die Kometen eine Hauptrolle spielen, solche Störungen erlitten, durch welche jene Körper in die Nähe eines ungleich viel größeren Planeten geriethen, dessen Anziehungskraft das Uebergewicht erhielt, und sie zwang, ihre ursprüngliche Bahn gegen den Kreislauf um die über sie herrschend gewordene Masse zu vertauschen.

Auf eine solche Weise war einst der Mond in die Erdnähe gerathen, und es hatte derselbe, wie man denken kann, nicht ermangelt, schreckliche Umwandlungen der Erdoberfläche zu verursachen; Berge versanken, Erdengen zerrissen, Meere wurden versetzt u. s. w. Was hinderte damals noch vollends, daß die Gewässer und die Atmosphäre des Mondes, von der Erde angezogen, dieser zuströmten und sie überschwemmten.

Nun aber, wie begreiflich wird es nicht auch hinwieder (fährt der Verfasser fort), daß beym außerordentlichen und plötzlichen Zusammenstoß oder Näherung zweyer Planeten, der Mensch, zusammt einer ganzen Thier- und Pflanzenwelt, mit den Strömungen ihrer Atmosphäre oder ihrer Gewässer fortgerissen, ihre Wohnstätte verändert haben und von ihrer bisherigen, welche ihnen die erforderlichen Lebensbedingnisse nicht weiter darbot, verschwunden sind. Dem Monde mußte dieser Tausch gar viel verderblicher

Digitized by Google

werden, als unsrer Erde: denn erstens büßte er seine Meere und Atmosphäre ein; zweytens ward seine tägliche Bewegung um eine seiner Achsen plötzlich still gestellt und durch eine einfache Bewegung ersetzt, bey der ihm, statt der kurzen Tage, ein Wechsel von Gegenwart und Abwesenheit der Sonne zu Theil ward, die dreyzehn- bis vierzehnmal so lang wie die unsern dauern, und demnach auch die Temperatur auf eine mit dem Organismus der Thiere und weitaus der meisten Pflanzen unverträgliche Weise erhöhen und erniedrigen müssen. Wofern man übrigens auch geneigt seyn könnte, dem Monde noch einen Ueberrest von Atmosphäre einzuräumen, so möchte er damit doch nur etwa einige rohe Pilze (fungi), oder etliche jener Reptilien erhalten, denen zum Leben und zur Fortpflanzung auch die kleinste Luftmasse schon genügen kann. Und wenn sich weiterhin kaum mehr zweifeln läßt, das Daseyn des Menschen auf der Erde reiche nicht über die große Umwandlung hinauf, wovon vorhin die Rede war, so muß derselbe entweder in der neuen Ordnung erst erschaffen, oder anders woher als ein Schiffbrüchiger herbeigeführt worden seyn. Der lezteren Annahme steht allerdings die Ungunst des Ausdrucks: vom Monde gefallen, im Wege, welcher auf den Menschen, wie auf viele andere Geschöpfe mehr, Anwendung fände. Das Dilemma läßt aber jedem die freye Wahl!

(Der Beschluß folgt.)

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Raimund's leidenschaftliche Momente verklangen bald wieder in seiner ganzen harmonischen Existenz, wie denn die Männer überhaupt mit stärkeren Sinnen und äußerm reichhaltigen Lebensinteresse sich leichter durch die Gegenwart ergreifen und begnügen lassen. Wissen und Kunst, Klothilde's liebender Antheil füllten Raimund's heiteres Daseyn, und vor seinem regen Herzen lag die Zukunft als eine goldene Wolke, deren Schleyer er nicht ungeduldig zu enthüllen strebte. Aber eine künftige Geliebte stand hinter diesem Schleyer, dieß verriethen manche Anklänge in seinem Gespräch, und nicht ahnend Klothilde's zarte Neigung und heroische Freundschaft, zerriß er oft das liebe Herz, an dem er so innig hing, auf das Grausamste. Lindorf, seinem Gelübde getreu, dessen wahren und zarten Sinn er selbst ganz empfand, mußte schweigen. Wäre Klothilde nicht ganz wahr und edel gewesen, hätte sie eine Furcht ihres Verlustes in Raimund's Herzen erwecken mögen, so wäre die Glut der Liebe in helle Flammen aufgeschlagen; oder hätte sie nur in einem leisen Hauch ihre Schmerzen verrathen, so hätte der Jüngling sich ihr weich und zart für immer hingegeben. Beydes verschmähte ihr reines Wesen und ihr edler Stolz. Aber die Blüthe des Lebens und der Gesundheit begann von der innern Flamme verzehrt zu werden.

Nie hatte sie irgend ein Gefühl in ihrem Gemüthe zurückgedrängt, und die wundersamste Veränderung entstand in ihr durch den jezt zuerst erfahrnen innern Widerstreit. Ihre klare, bilderreiche Rede wurde trüb und verworren, ihre Gedanken und Gefühle rangen mit dem Ausdruck, da sie nicht offen und frey das ganze Herz mehr aussprechen konnte. Die Anstrengung, sich gegen Raimund verbergen zu wollen, raubte ihr alle freyen Bewegungen, und die Grazien schimmerten nur durch den Schleyer der Wehmuth.

Eine Jugendfreundin, die sie seit mehrern Jahren nicht gesehen hatte, kam von einer Reise zurück und trat unerwartet in ihr Zimmer.

Klothilde saß sinnend über einem Buche, und suchte vergebens ihre Seele zur Aufmerksamkeit zu sammeln, sie sah nur Worte, und das Bild des geliebten Raimund's schwebte über allen Lettern.

In der süßen Ueberraschung des Wiedersehens verbarg sie sich an den Busen der Freundin mit ungewohnter Heftigkeit, und als sie, wie sonst, Auge in Auge und Seele in Seele spiegelnd, sich anschauten, sank Klothilde's thränenschwerer Blick und vermochte nicht dem klaren, freundlich fragenden Auge der Freundschaft zu begegnen.

In wenigen Tagen hatte die liebende und feinsinnige Laura, die seit zwey Jahren verheirathet war und ruhig und besonnen die Leidenschaften Anderer durchschaute, das Geheimniß der Freundin enträthselt. Raimund war auf einige Tage aufs Land gereist; aber Laura hatte aus allen Gesprächen in ihm den belebenden Genius des Hauses erkannt. Klothilde sprach auf die erste Frage Laura's ihr Gemüth und ihr Verhältniß frey und ungestört aus: ihre Liebe, ihr Sehnen und ihren Schmerz in der Furcht, nie Raimund's Herz zu gewinnen, weil ihr die vollkommene Schönheit fehle, ohne die er einmal nicht lieben könne — Alles lag offen vor Laura's Blick. Ein so heiteres, harmonisches Wesen im Kampfe des zerstörenden Schmerzes zu erblicken, rührte Laura innig.

Nachsinnend hielt sie die Hand der Freundin in der ihren und rief endlich aus: „Ja, ich will die Dornen der Leidenschaft aus dem Busen reißen, wo sonst nur die Blumen aller sanften Gefühle sproßten, oder sie mit noch schöneren Rosen überdecken!“ — „Laß uns nicht kämpfen mit dem, was wir billig nur als ein Geschick annehmen müssen!“ sagte Klothilde unter sanften Thränen. Wie das geheimnißvolle Leben der Natur fortwirkt und bildet: so die Neigung, unergründlich, aber gewiß nach ewigen Gesetzen. Meine Blüthen sollen hinabsinken — keinen Streit, keinen Kampf! Laß sie ruhig fallen, geliebte Laura, und gönne mir's ohne Klagen, mit ihnen da-

Digitized by Google

hin zu ſinken." — Große Thränen rollten in Laura's klaren Augen, aber der heitere Strahl eines ſchaffenden Verſtandes brach bald durch das Gewölk hindurch. „Alſo weil deinen Zügen die regelmäßige Form fehlt, und man ſie nicht mit dem Zirkel ausmeſſen darf für's Zeichenbuch, weil deine Stirn nicht zur Naſe übergeht wie die der mediceiſchen Venus, weil deine Wange etwas zu gerundet, dein Mund um ein Paar Linien zu groß iſt — darum verſchließt ſich dir das Herz, das ſich dir in ſchönen Stunden einſt geöffnet? Nein, wenn der dimmliſche Geiſt der Harmonie, der dein ganzes Weſen belebt, nicht zu ſeinem Herzen drang, unauslöſchlich und ewig: dann iſt es deiner Neigung nicht werth. — Den Zweifel an der Gewalt des Eindrucks kann ich verzeihen, weil ihn die Sorge um dein Lebensglück erzeugen konnte; aber beſiegt ihn die Liebe nicht bald, ſo gebe ich den Freund auf. — Noch will ich mich dazu verſtehen, ihn als einen Kranken zu pflegen, ſagte ſie lächelnd, ja ihn vielleicht zu heilen." Heiter ſprang ſie nach dem Spiegel und ſah ſich lange und freudig an. „Bin ich denn nicht ſchön, liebe Klotbilde? Man ſagte mir wenigſtens immer, ich ſey eines der regelmäßigſten Geſichter, und mancher Maler bat um die Gunſt, mein Bild als ein Studium zu malen. Laß mich gewähren, und wenn ich den Querkopf nicht überzeuge, daß ſein Herz reiner und tiefer fühlt, als er ſelbſt wähnt, ſo ſoll mich von nun an alle Welt für dämlich halten."

Gutmüthig, um die frohe Laune der Freundin nicht zu ſtören, gab ſich Klotbilde mit einem bezaubernden Lächeln den Scherzen hin, indem ſie die Perlen des welchen Gefühls unvermerkt aus den Augenwinkeln hinwegwiſchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Scharfrichters-Hochmuth.

Im Jahr 1674 hatte der Scharfrichter, nach der Entdeckung der Verſchwörung des Chevalier de Roban, einem Prinzen und zwey andern Perſonen von hohem Adel den Kopf abgeſchlagen, und dünkt es eben deßwegen unter ſeiner Würde, ſein Berufsgeſchäft mit der Hinrichtung eines gemeinen Bürgerlichen, wie Van-der-Ende war, zu beſchließen, welchen man als Unterhändler der Verſchwörung verdammt hatte. Darum ſprach er zu ſeinen Henkersknechten: „Hängt mir den da, ihr Andern!" (Pendez moi ça, vous autres!) und ging hierauf heim.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 30. April.

(Beſchluß.)

Die über den Zuſtand von Irland in beyden Parlamentshäuſern veranſtalteten Unterſuchungen, die bis jetzt bekannt gemacht wurden, ſind ſo allgemein intereſſant gefunden worden, daß Hr. Murray einen dicken Oktavband hat abdrucken laſſen, welcher ſelbſt nur noch einen Auszug bildet, und vorzüglich dasjenige enthält, was auf die ſogenannte Emanzipation der Katholiken Bezug hat. Dergleichen Unterſuchungen werden dadurch bewerkſtelligt, daß der Ausſchuß ſolche Perſonen vor ſich ladet, die irgend ein Mitglied für fähig erklärt, über den fraglichen Gegenſtand Aufklärung zu geben, und ſolche (im Oberhauſe endlich) verhört. Dieſe Verhöre werden alsdann abgedruckt und unter die Parlamentsmitglieder vertheilt; auch pflegen ſich die Klubbs und andere literariſche Anſtalten Exemplare davon zu verſchaffen, aber im Allgemeinen erhält das Publikum doch keine Kenntniß derſelben, als aus den Auszügen, die die Zeitungen mitzutheilen pflegen. Hr. M. hat demſelben alſo durch die Herausgabe dieſes Buches (der Preis davon iſt zwölf Schillinge) einen wirklichen Dienſt geleiſtet. — Die Beſchreibung des Hrn. O'Connell über den Zuſtand der irländiſchen Bauern iſt ſchreckhaft. „Ihr Mangel iſt ſo groß, ſagt er, daß er ſich wundern müßte, nicht nur, daß ſie ihre Munterkeit, ſondern ſelbſt die Geſundheit und das Leben dabey erhielten. Indem ſie ſchlechter lebten als in England die gemeinſten Thiere. Dabey iſt der arme Bauer in den reichern Grafſchaften am übelſten daran, indem es ihm dort oft an Brennmitteln, und im Gebirge nicht ſelten auch an Waſſer fehlt. Die Wohnungen dieſer Leute werden nicht einmal Häuſer genannt, ſondern Hütten; ſie beſtehen aus Lehm und ſind mit Rohr bedeckt, welches bey ſtarkem Regenwetter das Waſſer hindurch läßt. Wo es ihnen nicht an Feuerung fehlt, haben ſie in dieſer Bauart den Vortheil, daß die ganze Hütte auf einmal gewärmt wird, und die Menſchen ſich dabey wie in einem Schwitzbade befinden. Es fehlt ihnen ſo ſehr an Möbeln, daß man es für einen Luxus rechnet, eine Kiſte zu haben, worin ſie etwas weglegen können, oder einen Tiſch, um etwas darauf zu ſtellen; ſelten haben ſie mehr als einen eiſernen oder metallnen Topf, einen Milchkübel, auf welchen ſie einen Korb ſetzen, in den ſie die Kartoffeln aus dem Topf ſchütten und das Waſſer ablaufen laſſen. Ihr Bett beſteht aus Stroh mit ein Paar wollenen Decken, welches meiſtentheils auf den Boden gelegt wird, da ſie ſelten Bettſtellen haben. Die Schlafſtelle iſt durch eine Art von Wand vom Feuer abgeſondert, aber die Geſchlechter ſind wenig von einander getrennt. Doch (ſagt Hr. O'C.) erzeugt dieſes nicht die Unſittlichkeit, die man hätte erwarten ſollen; wenigſtens hat man nie gehört, daß unter nahen Verwandten etwas Unſanctliches vorgefallen; ja, ſagt er, ein irländiſcher Bauer würde ſich umbringen, wenn man ihn ernſtlich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte. In vielen Gegenden, beſonders in der Nähe von Dublin, ſchlafen die Leute in ihren Kleidern, und bey einer neulichen Unterſuchung fanden ſich innerhalb eines Umkreiſes von acht bis zehn Meilen um dieſe Stadt nicht mehr als zwey Familien unter fünfzehn, welche wollene Decken beſaßen. Sie haben ſelten Kleider genug, um dieſe zu wechſeln, und in manchen Grafſchaften haben ſie weder Schuhe noch Strümpfe, wenigſtens nicht zum gewöhnlichen Gebrauch. Außer an den Seeküſten, wo ſie dann und wann fiſchen und Schaltbiere ſammeln, haben ſie nichts anders zum Eſſen als Kartoffeln und Waſſer während des größten Theils des Jahrs, und Kartoffeln und Sauermilch während eines anderen; und wenn ſie nichts als Waſſer zu ihren Kartoffeln haben, eſſen ſie auch wohl etwas Salz damit. In der Zwiſchenzeit, wann die alten Kartoffeln zu Ende gehen und die neuen wachſen, haben ſie beſonders viel zu leiden, und dieſes vorzüglich durch die Eigenthümlichkeit des Geſetzes über die Kartoffelzehnten. Ueber jedes andere Ereigniß kann der Bauer mit dem Eigenthümer der Zehnten eine Art von Krieg führen und ihn zu mäßigen Bedingniſſen zwingen, aber wehe ihm, wenn er eine einzige Kartoffel ausgräbt, ehe er mit dieſem eine Uebereinkunft getroffen.

er ist alsdann gänzlich in seiner Gewalt, und muß ihm entrichten, was er nur immer fordern mag; und da der Eigenthümer selten genöthigt ist, eine frühe Uebereinkunft zu treffen, und der Bauer noch seltener Geld hat, so leiden sie um jene Zeit großen Mangel. Die Leute arbeiten gern und für den billigsten Taglohn, indem sie selten mehr bekommen als sechs Pence (17 kr.) ohne Essen und vier Pence mit Essen; ja im Jahr 1822 arbeiteten viele sogar um zwey Pence und besorgten sich selbst ihre Nahrung; aber der Arbeit ist so wenig, daß selten mehr als für Einen aus zwanzig beständige Arbeit zu finden ist. Daher kömmt es, daß Jedermann in Irland einen Flecken Land haben muß, wo er sich seine Kartoffeln zieht, und damit sich selbst, seine Familie und ein Schwein ernährt, welches Schwein, das seine Kost und Wohnung mit ihm theilt, auch den Grundzins bezahlen helfen muß. Die reicheren Bauern indessen bezahlen ihren Zins durch den Ertrag ihrer Butter oder ihres Getreides. In manchen Gegenden herrscht ein System, wornach der Bauer das Feld von Jahr zu Jahr miethet, und nicht eher den Ertrag hinwegnehmen darf, als bis der Zins bezahlt ist. Als eines der größten Uebel rechnet Hr. O'C. den Umstand, daß die Ländereyen oft von einem Miethsmann an einen andern vermiethet werden, so daß manchmal fünf bis sechs Personen zwischen dem Inhaber des Bodens und dem eigentlichen Eigenthümer stehen, und dieses hier aus dem mangelhaften Zustande des Gesetzes, welches dem Eigenthümer das Recht nimmt, diesen Unfug zu hindern. Das Uebel, das daraus für den Bauern entsteht, ist nicht nur, daß er einen fast unerschwinglichen Zins zu bezahlen hat, sondern daß er oft von einem der Unterpächter für den Zins ausgepfändet wird, wenn er ihn auch bereits an einen andern bezahlt, dieser aber jenen nicht befriedigt hat, indem ein jeder dieser Unterpächter das Recht hat, sich an den Inhaber des Landes zu halten, und sogar sich des Kornes oder der Kartoffeln im Wachsen zu bemächtigen, worin doch der Unterhalt der Familie liegt, und sollte auch der arme Mann selbst sich enthalten können, sich daran zu vergreifen, so kann er doch nicht immer seine Familie daran verhindern, und dann wird er wie ein Dieb in's Gefängniß geschleppt. Dieses Elend und solche Härte, welche nur zu oft ausgeübt wird, erzeugt bey dem gemeinen Mann einen allgemeinen Haß gegen alle Vornehmere und Vermögendere, gegen Obrigkeit und Gesetze, wobey Religion wenig oder keinen Einfluß hat, und ist die Mutter vieler und großer Verbrechen, welche besonders im Süden von Irland verübt worden sind. Ja Hr. O'C. gibt den protestantischen Geistlichen das Zeugniß, daß sie beym Eintreiben der Zehnten selten mit so vieler Härte verfahren, als die Lay-Eigenthümer, sogar wenn diese Katholiken sind. — Dieß sind Uebel, wie sie sich vielleicht in wenig andern Ländern finden, gegen welche aber die Legislatur wenig vermag, und welche besonders die Emanzipation der Katholiken nicht abstellen kann. Diese Maßregel, welche den Katholiken die Thür zum Parlament und dem Richterstuhle öffnen soll, kann im Grunde nur den Reichen und Vornehmen nützen, aber sie benehmen doch den Katholischen überhaupt das drückende Gefühl, ein verachtetes und verworfenes Geschlecht zu seyn, das unter seinen übrigen Mitbürgern steht, und in so weit müßte es doch für alle erleichternd seyn. Man wundert sich, daß man sich in diesem aufgeklärten Lande noch immer nicht entschließen kann, diese Handlung der Gerechtigkeit auszuüben, welche fast in allen Ländern schon längst ausgeführt worden ist, nämlich die Gleichstellung aller Religionen in bürgerlicher Hinsicht; aber das Wunder hört auf, wenn man bedenkt, daß hier Eigennutz und Selbstsucht sich mit dem alten Vorurtheil paart, daß die Stellen im Parlament und auf dem Richterstuhle der Ehre oder der Einträglichkeit wegen gesucht werden, und die Klasse, die sich im Besitz derselben befindet, nicht gern eine neue Schaar von Mitbewerbern zuläßt, und dieses Zulassen nicht so sehr von der Regierung als von der Aristokratie abhängt, vor welcher die Regierung sich beugen muß. Indessen ist in dieser Session mehr geschehen, um diese große Sache zu einem wünschenswerthen Schluß zu bringen als je; durch die Verhöre der vornehmsten und einflußreichsten Katholiken vor dem Parlamente haben sich die Partheyen kennen und achten gelernt. „Hr. O'Connell, welcher sonst so heftig gegen die Protestanten gesprochen und geschrieben, erklärt laut, daß er sich in der englischen Nation geirrt, daß er mit den übrigen Katholiken zu heftig gewesen, und daß er eingesehen, daß nicht wilde Drohungen, sondern sanfte Vorstellungen und die Macht der Wahrheit und Vernunft sie zum Zwecke führen könnte; und Hr. Brownlow, der noch im vorigen Jahre sich im Unterhause brüstete, ein geschworner Gegner der Katholiken zu seyn, und bisher eines von den Oranienhäuptern in Irland war, erklärt sich als der Beförderer der katholischen Emanzipation. Dennoch fing man sogleich an zu zweifeln, daß die Maßregel dieses Jahr durchgehen würde, als der Herzog von York es auf sich nahm, vor ein Paar Tagen zu erklären, daß er der Meinung wäre, ein König von England dürfe, ohne Verletzung seines Krönungseides keine Maßregel billigen, welche die Rechte der Katholiken erweitern könnte, und daß er schwöre, solches nie zu thun, wenn er je König würde. Diese Erklärung, welche freylich Vieles befürchten läßt, wenn die Maßregel nicht unter dem jetzigen Monarchen durchgeht, erregte ein solches Schrecken, daß die Consols sogleich im Preise fielen; dagegen aber versichert man auch, dieselbe hätte mehr Proselyten unter den Lords gemacht, als alle parlamentarischen Untersuchungen, und daß viele für die Bill stimmen würden, wenn sie in's Oberhaus käme, die es sonst nicht gethan haben würden.

Auflösung der Charade in Nr. 121:

Kanone.

Charade.

An eine Spröde.

Die Ersten nah'n, verscheuch' des Kaltsinns Bilder
Und kehre froh zur Wirklichkeit zurück.
Die Ersten nah'n, und Lüfte weben milder,
Nach trüben Tagen lacht der Sonne Blick,
Hörst in der Höh' du nicht die Lerche schwirren?
Gewahrst du nicht der Auen Hoffnungsgrün?
Nimt, wie die Turteltauben zärtlich girren,
Und, wie ein Pfeil, die schnellen Schwalben zieh'n?
Die süßen Kelche öffnen alle Blumen,
Und Ambraduft verstreu'n sie ringsumher.
Und dicht verankt zu stillen Heiligthumen
Der Liebe sich die Laube immer mehr.
Soll nur allein in deiner Brust sich regen
Nicht, was Natur ringsum erschaffet neu?
Fühlst nimmer du in deines Herzens Schlägen
Die Letzten je, mit heimlich froher Scheu?
So sind für dich die Ersten dann erschienen,
Allein umsonst? Du kennst die Letzten nie.
Denn starr und kalt und stumm sind deine Mienen.
Es bleibe nur dein Herz auch stets wie sie.
Im ew'gen Schwunge wird das wiederkehren,
Was ew'ge Kraft verjüngt auf's neu uns gibt.
Du weilst dahin, und Zukunft wird dir lehren:
Daß nur genießt, wer auch das Ganze liebt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Mai 1825.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit!

v. Salis.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Mit Lindorf gerieth die heitere, zärtliche Freundin bald in ein vollkommenes Einverständniß. „Ich kann den Gedanken nicht aufgeben, daß unsere zwey jungen Leute von der Natur zu einem harmonischen Ehepaar bestimmt sind, sagte Laura. Ich kann mir die Lage Ihres Freundes vollkommen vorstellen. Er wird mit der Frage an sein eigenes Herz nicht fertig werden, bis ein neuer Eindruck ihn belehrt, daß es nichts Liebenswürdigeres gibt, als meine Klothilde! Die Redlichkeit und Konsequenz, mit der er sich selbst prüft, gefallen mir gerade an ihm. Diese Eigenschaften, die ihn von ihr trennen, verbürgen eben ein reines Lebensglück in inniger Verbindung; es sind die einzigen, die einem wahren edeln Wesen genügen. Auch sehe ich durch, daß Klothilde's gereizte Empfindlichkeit den Spiegel ihres Innern trübt und ein ewiges Wellenschlagen erregt, in welchem Raimund über seine Empfindung für sie nie zum ruhigen Anschaun kommen kann. Nur in zitternden Glanz- und Gluthwellen spiegelt sich die Abendsonne auf der bewegten Flut, und das volle und klare Bild seiner Liebes- und Lebenssonne will ein reines und zartes Gemüth im Spiegel einer ruhigen Wasserfläche erblicken. Wollen Sie mir bey einem Plane die Hand bieten, der dieses für meine Freundin so schmerzliche Verhältniß für immer fest gründen oder auflösen soll?" — „Sie können nichts beginnen, bey dem nicht Zartgefühl und Wahrheit die Leitfäden wären!" erwiederte Lindorf. — „Nun so wachse und blühe denn die holde Liebesrose unter dem kühl schattenden grünen Laube der Freundschaft!" rief Laura, ohne sich weiter zu erklären, indem sie Lindorf gerührt die Hand bot.

Den nächsten Tag nahm Laura Abschied, um einige Wochen auf dem Lande zuzubringen. „Morgen kommt Raimund wieder, sagte Klothilde, und du willst ihn nicht kennen lernen?" — „Noch weiß ich ja nicht, ob ich ihn lieben oder hassen muß!" erwiederte Laura und blieb bey ihrer Reise.

Klothilde hatte ihren Freund mit noch mehr Wärme und Geist empfangen und unterhalten, als gewöhnlich. Nach dem Blick der Freundin in ihr wundes Herz, strebte sie noch mehr, ihr tiefes Gefühl unter dem Zauber des Geistes zu verbergen. Raimund hatte ihr seine Reisebemerkungen mitgetheilt, und ging zufrieden und sanft belebt von ihr, vollkommen ruhig im Besitz einer Freundschaft, die er nie zu verlieren wähnte. Lindorf schlug noch einen weitern Spaziergang um die Boulevards vor.

An einem entlegenen Platz ertönte ein Gesang, der die beyden Freunde anzog, und dem sie sich vereint näherten. Ein ihnen bekannter Pariser gesellte sich zu ihnen und sagte: „Das scheint eine schöne, ausgebildete Stimme zu seyn! In den gewaltsamen Umwälzungen unsers Staates, wo so viele Geschlechter vom Gipfel des Reichthums

Digitized by Google

in die bitterſte Armuth geſtürzt wurden, zeigt ſich die Gewandtheit unſerer Nation, alle Formen anzunehmen, und mit leichtem Muthe dem Unglück zu begegnen, vielleicht von der ſchönſten Seite. Unzählige Mittel und Talente kommen zur Sprache, ſich das Leben zu erhalten und möglichſt auszuſchmücken."

Es geſchah oft, daß Frauen edler Familien verſchleyert ſich unter die umherwandernden Muſikanten miſchten, die des Abends auf den öffentlichen Spaziergängen ergötzten. Dieſes ſchöne Talent zeigt die Spuren einer höhern Bildung, und läßt ein bedrängtes Herz unter dieſen Zauberklängen ahnen. Jetzt ertönte die rührende Arie Gluck's: der Abſchied Iphigeniens von Achill, in der ſeelenvollſten Stimme und Vortrag. Alle Hörer blieben gefeſſelt ſtehen, wie von Zaubermacht ergriffen, und Raimund drängte ſich durch den Kreis zu der Geſtalt hin, die ſein Herz ſo mächtig bewegte. Schlanke und zierliche Formen erblickte er in dem matt auffallenden Lichte, das von einer Laterne herüberfiel, und die ſchönſte Hand kam ihm aus dem Schleyer entgegen, als er ſeine Gabe überreichte. Lindorf hatte auch die ſeine ſchon bereit, als Raimund ſie ihm mit ſonderbarer Heftigkeit entriß und ſie für ihn überbrachte.

Das nächſte Abendgeſpräch bey Klothilde enthielt nichts als Muſik und Gluck's Apotheoſe, die in jedem fühlenden Herzen geſchrieben ſteht. Nicht wie ſonſt bat Raimund Klothilde zum Singen, auch ſprach er nicht von der Sängerin; aber er war ſanfter und bewegbarer, und ging ſo leiſe in den Sinn ihres Geſprächs ein, daß ſich ihr Herz leichter neben ihm fühlte.

Den folgenden Abend ſuchte er die Sängerin vergebens auf. Am dritten quollen ihm die zauberiſchen Töne wieder entgegen, als er ſich dem bekannten Platz näherte. Die ſchöne Geſtalt zeichnete ſich dieſesmal in beſtimmteren Umriſſen; ſie ſtand nahe an einer der großen Lampen, die den Eingang eines Gartenſaales erhellten. Durch den dünnen Schleyer traten die edeln Formen ihres Geſichtes hervor und ein vollkommenes Ebenmaß aller Züge. Das reine Oval des Hauptes ruhte auf dem ſchönſten Halſe, ſanft, wie von den Wellen des Tones bewegt, erhob ſich die Bruſt, und jedes Wort war der Hauch eines harmoniſchen innern Lebens, welches Alles um ſich her zu beleben, zu erfriſchen vermochte. Die ganze Geſtalt war wie in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, unbekümmert, ja unbewußt ihrer Wirkung auf die umgebende Welt ſchien ſie zu ſeyn. Als ſich Raimund mit ſeiner Gabe näherte, ſagte er ihr leiſe: „Wer ſind Sie, die wie eine Himmliſche uns entzückt? Mächtig haben Sie ein Herz bewegt, das wenigſtens durch die Gewalt ſeines Gefühls nicht unwerth iſt, ein Wort von dieſen holden Lippen zu vernehmen!" — Stolz und entſchieden, doch ſanft, ſagte ſie, indem ſie ſich von ihm wendete: „Dem Unglück gebührt nur Schweigen und Verborgenheit!" Raimund folgte bewußtlos ihren Schritten, bis ſie an der Ecke einer Straße ſeinen Augen entſchwand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die telluriſche Vorwelt.

(Beſchluß.)

Die Fabel des Marine-Offiziers hat einen Aufſatz des Herrn v. Ferruſſac über die geologiſchen Hypotheſen veranlaßt, dem wir, als Correctif (wenn ein ſolches erforderlich wäre) für das Vorſtehende, die nachfolgenden Betrachtungen entheben.

Eine rühmliche Begierde, die Urſachen der Veränderungen zu erklären, welche die Erdrinde erlitten zu haben ſcheint, hat die Fülle von geologiſchen Syſtemen erzeugt, worunter diejenigen eine eigene Klaſſe bilden, welche aſtronomiſche Erſcheinungen zu Hülfe rufen. Statt mühſamer und ſchwieriger, mit Ruhe und Unbefangenheit anzuſtellender Forſchungen auf dem Erdboden, woraus befriedigende Folgerungen über die Urſachen jener Umwandlungen gezogen werden könnten, wollten ihre Urheber lieber durch planetariſche Einflüſſe die Störungen erklären, welche je die bedeutſamſten Veränderungen auf dem Erdball hervorbringen mochten. Klüger wäre immerhin geweſen, zunächſt die Wirkungen der muthmaßlichen Umwandlungen zuverläſſig zu ergründen, den Umfang der verſchiedenen Kräfte, die dabey thätig ſeyn konnten, zu würdigen, und hernach auszumitteln, ob es wirklich unentbehrlich nothwendig ſey, zu gewaltſamen, außer dem Erdball befindlichen, Urſachen Zuflucht zu nehmen, um jenen Thatverhalt begreiflich zu machen. Wenn eine geregelte Ordnung überall in den Verhältniſſen der Schöpfung ſich uns darſtellt und die Bewunderung des Beobachters in Anſpruch nimmt, ſo mögen Perturbationen, Kataklysmen und dergleichen mehr zwar bequem ſeyn, um Dinge zu erklären, die man nicht begreifen kann; ein philoſophiſches Naturſtudium kennt aber dieſe Hülfsmittel nicht, und der Beobachtungsgeiſt hat glücklicherweiſe heut zu Tage ſolche Fortſchritte gemacht, daß dieſelben nirgends mehr Aufnahme oder Zutritt finden.

Waſſerfluten haben freylich wohl allenthalben ſtattgefunden, und auch wiederholte öfters am gleichen Ort, bevor noch Menſchen auf der Erde und in Gegenden lebten, die mit dem Waſſerelemente im Kampfe begriffen waren; Fluten, die von Beſtrebungen der Gewäſſer ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen herrührten, nach Maßgabe, wie die Meeresflächen ſich ſenkten. Wie dieſes durch Thatſachen bewieſen wird, ſo thun hinwieder auch Thatſachen dar, daß allgemeine Waſſerfluten vor dieſer Zeit nicht ſtattgehabt haben, weil die verſchiedenen Niederſchläge ſeit

Digitized by Google

der ersten Trockenlegung eines Theiles der Erdoberfläche, keineswegs durch irgend eine gemeinsame Ursache, bestimmt wurden: für diese lange Periode also sind die allgemeinen Wasserfluten (Kataklysmen) ganz überflüssig. Die Sündflut (diluvium), welche den beynahe gänzlichen Untergang des Menschengeschlechts herbeygeführt haben soll, mußte später statthaben, als die Niederschläge der Tertiar-Gebilde, weil zur Zeit ihrer Bildung der Mensch noch nicht auf der Erde lebte, indem keine seiner Ueberreste in jenen angetroffen werden. Um die seitherigen Veränderungen der Erdoberfläche zu erklären, bedarf es dann vollends keiner allgemeinen Wasserfluten. Die Voraussetzung von diesen ging aus einer Verwirrung und Vermischung ungleicher Zeiten und Epochen hervor, und weil man glaubte, alle auf der Erdoberfläche sich darbietenden Störungen aus einer einzigen Ursache erklären zu sollen.

Wenn einige Thiere und Thierrassen durch Wasserfluten zu Grunde gegangen sind, so ist ihr Untergang doch wohl unstreitig gar viel mehr durch Veränderungen der Pflanzenwelt, in ihren Verhältnissen zu den Thieren, herbeygeführt worden. Die gesunkene Temperatur des Erdballs muß als die Hauptursache der Veränderungen, welche die Thierwelt seiner verschiedenen Theile erlitten hat, angesehen werden, so wie die auf der Erdoberfläche vorhandenen Umwandlungen zunächst den Senkungen der Gewässer sowol als den Wirkungen des allgemeinen und besondern Vulkanismus zugerechnet werden müssen. So viel mag aus Thatsachen gefolgert werden, ohne daß nöthig wäre, unsere Ochsen und Schafe, und vollends noch den Menschen, vom Mond herab kommen zu lassen. Unrichtig ist es auch, wenn gesagt wird, die ganze frühere Thierwelt sey zu Grunde gegangen, zumal ja viele Arten, deren Ueberreste in den Tertiar-Gebilden vorkommen, auch fortlebend jezt noch angetroffen werden, unter den Weichthieren vorzüglich, und selbst auch unter den Erd- und Fluß-Conchylien. Statt der Kataklysmen, der allgemeinen Wasserfluten und der Versetzungen der Meere also, zeigt uns die sorgfältige Beobachtung vielmehr einzig nur eine ununterbrochene Folgenreihe gleichartiger Erscheinungen, deren Wirkungen im Verhältniß der Kraft ihrer Ursachen abnehmen; des primitiven Vulkanismus nämlich, der Senkung der Gewässer und der Abnahme der Temperatur, Erscheinungen, wodurch der wirkliche Zustand unserer Erdoberfläche herbeygeführt worden ist.

*

Ueberaus gründlich und belehrend über Alles hier einschlagende ist ein Aufsatz von den Kataklysmen oder Sündfluten, der sich im ersten Band von Herrn Dr. Rengger's gehaltreichen Beyträgen zur Geognosie (Stuttgart und Tübingen 1824) vorfindet und von dem wir die Schlußstelle herseßen: „Es gab eine Zeit (sagt Herr Rengger), wo die ganze Theorie der Erde in einem Kommentar über einige Kapitel der Genesis bestand, wo mit dem Zauberworte Antediluvian alles Erscheinen fossiler organischer Körper erklärt war, wo man während den hundert und fünfzig Tagen der Sündflut nicht allein alle diese Körper begraben, sondern überhaupt die ganze gegenwärtige Erdrinde sich bilden, ihre Berge sich erheben und ihre Thäler sich erniedrigen ließ. Später haben wir noch einen berühmten Naturforscher, bey übrigens unverkennbaren Verdiensten um die Geognosie, die Eingebungen einer übelverstandenen Rechtgläubigkeit überall in diese Wissenschaft hineintragen und mit diesem Maßstabe, der sich in seiner Familie *) fortzuerben scheint, die grenzenlose Natur abmessen gesehen. Wenn seitdem einerseits die biblische Kritik, andrerseits das geognostische Studium solche Fortschritte gemacht haben, daß man die Rückkehr von dergleichen Verirrungen für unmöglich halten sollte, so zeigen dagegen die neuesten Erfahrungen, wie sich der Partheygeist selbst der ihm fremdartigsten Gegenstände zu bemächtigen weiß. Es sollte uns daher nicht wundern, wenn wir unter seinem Schutze wieder debrätzirende Geologen auftreten sähen, die dann nicht ermangeln würden, den Namen des großen Naturforschers, dessen Meinung (von einer Umwandlung der Erdoberfläche durch eine allgemeine Sündflut voe fünf- bis sechstausend Jahren) uns hier beschäftigt hat, anzurufen. Hr. Cuvier hat über mehr wie einen Zweig der Naturwissenschaft so helles Licht verbreitet, er versteht so gut, selbst wenn ihre Züge verblichen sind, in der Natur zu lesen, daß er einen solchen Mißbrauch seines Ansehens, welcher zum Zwecke hätte, die Freyheit der Untersuchung zu beschränken, höchlich mißbilligen müßte. Nichtsdestoweniger dürfte es nicht unnütz seyn, sich frühe genug zu verwahren, damit man nicht wieder Gefahr laufe, für einen Gotteslängner zu gelten, wenn man die Erde für mehr wie einige Tage älter hält als den Menschen, und weder in der Schöpfungsbohne der Hebräer, noch in ihrer Volkssage über die Sündflut, eine als Glaubensartikel aufgestellte Kosmogonie oder Geogonie erkennen kann."

---

*) Es ist die Familie der Deluc in Genf, auf welche gedeutet wird.

Anm. d. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, April.

Der Jahresbericht, welcher über ihre Verhandlungen vom März 1824 bis dahin 1825 der naturforschenden Gesellschaft in Zürich von derselben gegenwärtigem Aktuar, dem Hrn. Doctor Locher-Balber in der Sitzung vom 11ten

Digitized by Google

April erstattet ward, gibt ein unzweydeutiges Zeugniß der vielseitigen und ungeschwächten Thätigkeit dieses wissenschaftlichen Vereines und seiner Verdienste, nicht zwar um Erweiterung und Vervollkommnung der Naturkenntnisse durch neue Entdeckungen, hingegen aber um sorgfältige Beachtung und Würdigung ihrer Fortschritte, um Verbreitung derselben in dem Wirkungskreise des Vereins und um Anwendung oder Aneignung des Nutzbaren, was darin für eben diesen Kreis gefunden werden mag. Die Zahl von über Hundert einheimischen Mitgliedern ist ein Beweis der Theilnahme, welche die Mitbürger den Bestrebungen des Vereines schenken, und es bewährt sich jene hinwieder auch in der zum Theil durch bedeutsame Schenkungen fortschreitenden Zunahme der Sammlungen, unter denen die Bibliothek, das zoologische Museum und der Pflanzengarten genannt zu werden verdienen, auf welche immerhin auch jährlich aus eigenen Fonds der Gesellschaft etliche hundert Louisd'or verwandt werden können. Auch auswärtige Gelehrte, die als Ehrenmitglieder dem Vereine angehören, und von denen im letzten Rechenschaftsjahre der verdienstvolle Naturforscher und staatswirthschaftliche Schriftsteller, Hr. Louis Reynier in Lausanne, und der großherzoglich badische Staatsrath von Ittner verstorben sind, bereicherten jene Sammlungen: der Professor Savi in Pisa schenkte eine Reihe toskanischer Vögel und Vogelnester, nebst dem Kopf eines Dromedars; der Professor Moquin in Montpellier sandte das Beingerippe und das Fell der Genettkatze, etliche Hunderte von Südfranzösischen Insekten und eine Centurie Conchylien von gleicher Herkunft. Eine eigenthümliche Bereicherung erhielt das Museum in manchen wichtigen und belehrenden Stücken fossiler Knochen aus den einheimischen Kohlenflötzen, der Kantone Zürich und Schaffhausen, deren einige bereits auch im neuesten Band des großen Cuvier'schen Werkes über diese Urkunden vorhistorischer Erdrevolutionen gedacht und gewürdigt sind. Von eben diesen Fossilien nahm der Aufseher des Museums, Hr. Doktor Schinz, dann auch Anlaß zu erläuternden Vorweisungen und ausführlicheren Vorträgen, so wie derselbe hinwieder mehrere Proben seiner Bearbeitung des Textes vorlegte, zu den empfehlenswerthen Abbildungen der Säugethiere, die der geschickte Lithograph Brodtmann in Zürich anzugeben angefangen hat; auch die Beschreibung seiner letztjährigen Sommerreise las Hr. Schinz, die den Besuch und die Einsicht der zoologischen Sammlungen in Frankfurt und Neuwied zunächst sich zum Ziele setzte. Es haben diese Sammlungen (obgleich der berühmte Eigenthümer und Schöpfer der letzteren bedauerlicher Weise vermißt ward) dem Reisenden hohen Genuß gewährt, wie nicht minder der erfreuliche Umgang mit den gefälligen Pflegern und gelehrten Bearbeitern ihrer Naturschätze, unter denen der edle, die Vorzüge der Jugend und des Alters wunderbar vereinbarende Sömmering den ersten Rang einnimmt. Aber auch Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt und auf dem Rückwege Karlsruhe und Straßburg haben dem kundigen Naturforscher mannigfache Ausbeute dargeboten. Aus dem verständig und fleißig geführten Reisetagebuch eines jungen Zürchers (Hrn. Hofers), der mit seinem Vater, einem Jugendfreunde des französischen Vorsängers Guillemin diesen auf der Ueberfahrt nach Konstantinopel zu begleiten Anlaß hatte, wählte der Kantons Apotheker, Hr. Irminger, was auf Naturkunde, Schiffahrt und Erdbeschreibung Bezug hatte. Die Bemerkungen betreffen unter andern die musterhafte Anordnung, Raumbenutzung und Reinlichkeit des Schiffes, seine Ratzenplage, die Aufbewahrung des Wassers in eisernen Kufen, die Ansichten des Gebirges von Corfu, der Küsten von Morea und der Inselgruppen der Cycladen. Während einer Windstille, die dann unwillkommene Muße bot, wurden Versuche mit Versenkung von mit Korkpfropfen verschlossenen und wohlverpichten Glasflaschen angestellt, wobey in der Tiefe von mehr denn dreyßig Klafter der Korkpfropf jedesmal sich eingedrückt fand. Gleichfalls setzte Hr. Irminger seine mineralogisch-chemischen und technologischen Darstellungen der Erden und Metallgeschlechter fort, und die dießmaligen Vorlesungen beschäftigen sich mit dem Eisen und dem Baryte; auch gaben ihm besondere Vorfälle Veranlassung zu Erläuterungen über Weinverfälschung und Weinverderbniß. Die Lehre von dem Magnetismus der Erde, von der Abweichung und Oscillation der Magnetnadel ward durch Hrn. Hofrath Horner vorgetragen und Hr. Doktor Ebel nahm davon Anlaß, einige vorläufige Kunde zu geben von den Resultaten seiner schon mehrere Jahre fortgesetzten, mit hängenden Eisenstäben angestellten Beobachtungen und Wahrnehmungen über die tägliche, monatliche, ja beständige Fluktuation des magnetischen Stoffes, die in der Sonne, als dem kräftigsten Magnet unsers Planetensystems, ohne Zweifel ihre Begründung findet. Die Geschichte, Konstruktion und Anwendung der eisernen Hängebrücken ward gleichfalls von Hrn. Hofrath Horner vorgetragen, und Hr. Doktor Ebel vereinbarte seine eigenen Wahrnehmungen mit den umfassenden des Freyherrn von Welden in einer Schilderung des Rosagebirgs, dessen metallische Reichthümer Bemerkungen über die noch in schweizerischen, besonders bündnerischen Gebirgen verschlossenen Vorräthe veranlaßten. Den Goldsand, welchen der Rhein, die Reuß und die Aare führen, erhalten diese letztern Ströme aus den Gewässern des Emmenthales und des Entlibuchs: nicht unwahrscheinlich sind es die ausgedehnten Quarzgeschiebe jener Gegenden, worin alle Bäche sich tief eingeschnitten haben, von denen auch das Gold ausgeschwemmt wird, und es erinnern dieselben an die verwandten goldhaltigen Quarzgeschiebe Brasiliens. Eine geognostische und topographische Uebersicht der durch Wasserausschwemmungen ohne Zweifel entstandenen Parallelthäler, die das Gebiet des Kantons Zürich bilden, las Hr. Professor Fäsi. Die Vorweisungen der beachtenswerthen neuen Werke aus den Fächern der Naturkunde, gaben dem Staatsrath Usteri, dem Vorsteher der Gesellschaft, zu verschiedenen literarischen, geschäftlichen und biographischen Mittheilungen Gelegenheit, welche die Schicksale und Ergebnisse der Freycinet'schen Erdumseglung, die Arbeiten der geographischen Gesellschaft in Paris, die wissenschaftlichen Verdienste Cuviers, die durch Taschenberg dorten beförderte Kunde der kleineren Pflanzenfamilien u. s. w. betrafen. Der Director des Pflanzengartens, Hr. Leonhard Schultheß, legte die merkwürdigsten Gewächse desselben vor; darunter den, die Winterkälte recht gut im Freyen aushaltenden neuseeländischen Flachs (Phormium tenax), dessen Nutzbarkeit weitere Versuche und ausgedehntere Kultur unzweifelhaft bewähren werden. Die bisherigen Verhältnisse und Resultate der Kuhpocken trug Hr. Doktor Locher-Balber vor. Ihre schützende Kraft bewähren auch die neuesten Wahrnehmungen einer eingeschleppten Pockenseuche, die in vielen Schweizerkantonen auf die ihr durch hin und wieder vernachlässigte Impfung übrig gelassene Beute beschränkt bleibt, oder sich bey verhältnißmäßig wenigen vorhin geimpften Personen, in der bekannten Gestaltung der schneller verlaufenden und gefahrlosen modificirten Pocken darbietet. Von den Verhältnissen ärztlicher Besorgung und von den Spitalanstalten des schweizerischen Militärs handelte der Hospitalarzt, Hr. Meyer, und die neueren Vorschläge für Behandlung der vom Biß toller Thiere verrührenden Wasserscheu würdigte Hr. Doktor Finsler.

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Mai 1825.

Der ein Wächter aufgestellt,
Freundlich unsre Nacht erhellt,
Und dem Denker sichre Schwingen
Leiht, in's Sternenreich zu dringen.
Distling.

Ueber den Mond.

Die Bemerkung, die man so oft Gelegenheit hat im gemeinen Leben zu machen, daß die äußern Gegenstände uns desto wichtiger scheinen, nicht je größer sie an sich sind, sondern je näher sie uns liegen, nicht je vollkommener ihr innerer Werth ist, sondern je nützlicher oder schädlicher sie für unsere Persönlichkeit werden können — diese Bemerkung hat sich auch in der Sternkunde bewährt, so wenig man auch denken sollte, daß sogar in dieser Wissenschaft persönliche Rücksichten sich einmischen. Unter den Weltkörpern, die wir kennen, behauptet freylich die Sonne den ersten Platz, weil es unmöglich ist, ihrer Herrschaft in Zweifel zu ziehen, oder den wohlthätigen Einfluß zu verkennen, den Licht und Wärme, die wir diesem Central-Körper unsers Systems verdanken, auf unser theures Ich äußern; aber hierauf beschränkt sich auch die Aufmerksamkeit, die wir auf ihn wenden. Der kleinste und wahrscheinlich unbedeutendste aller uns bekannten Weltkörper, der Mond, ist für uns der wichtigste, denn er ist uns der nächste: die sanfte Göttin der Nacht wird von dem Auge des rohen und des gebildeten Laien unter allen Himmelskörpern am häufigsten betrachtet, wenn es vor der strahlenden Gottheit des Tages beschämt den Blick zur Erde senkt; und für den Astronomen und den Seefahrer ist der Trabant unserer Erde ein Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtungen bey Tag und bey Nacht, wenn der Central-Körper vielleicht nur einmal täglich beobachtet wird, um die Uhren zu reguliren. Die verwickelte und dem Anschein nach höchst unregelmäßige Bewegung des Mondes gibt seinen Beobachtungen einen großen Werth für den wissenschaftlichen Theil der Sternkunde; sein schneller Lauf gewährt dem Seefahrer und dem Geographen einen Nutzen, der von keinem andern Weltkörper zu erhalten ist; und seine geringe Entfernung macht es uns möglich, die verschiedenen Theile seiner Oberfläche genauer zu betrachten und mikroskopische Beobachtungen auf ihm anzustellen, die der Phantasie wie dem Genie, den Träumen des Dichters wie den Rechnungen des Astronomen ein weites Feld einräumen.

Die Mißbräuche, die hieraus entstehen mußten, waren leichter vorauszusehen, als der Nutzen, der daraus erwachsen konnte. Kein Gegenstand der Sternkunde hat so sonderbare Schicksale gehabt, als dieser treue Gefährte unserer Wendungen um die Sonne; und man könnte fast die Fortschritte und Schleichwege der Kultur des menschlichen Geistes nach den verschiedenen Meynungen abmessen, die über den Mond auf der Erde geherrscht haben, von dem Mann im Monde, seinem Hunde und dem Dornstrauch neben ihm, bis zur genauen Ausmessung der Mondberge. Nachdem der Mann im Monde aufgehört hatte den Stoff zur Unterhaltung in den Spinnstuben herzugeben, ward er der stille Vertraute verliebter Jünglinge oder sentimentaler Dichter. Nachdem der Mond lange Zeit nur den Jäger und den Reisenden auf ihren nächt-

Digitized by Google

lichen Wanderungen zu leiten hatte, ward er durch die Beobachtungen und Rechnungen der Astronomen der Leitstern, der dem Weltumsegler in unbekannten Meeren den Weg zeigt. Nachdem man sich unnützer Weise beschäftigt hatte, die Tiefe seiner Meere, den Lauf seiner Ströme, die Richtung seiner Gebirge und die Lage seiner Inseln zu bestimmen, begnügte man sich damit, seine Flecken (den Mann im Monde) genau aufzuzeichnen, und erntete dafür den Lohn, nicht blos die Höhe der Berge zu bestimmen, nicht blos die Veränderungen, die auf dem Monde vorgehen, oder seine Unveränderlichkeit, kennen zu lernen, sondern zugleich eins der wichtigsten und schwierigsten Probleme der Sternkunde aufzulösen, nämlich die sogenannte Libration oder schwankende Bewegung des Monds um seine Axe. Den häufigeren und genaueren Beobachtungen des Monds, ohne Rücksicht auf seine Flecken, verdankt man zugleich die wichtigsten Aufschlüsse in der höhern Naturkunde, eine richtige Theorie der Ebbe und Flut, die Entdeckung der Ursache von der Abnahme der Länge unsers Jahrs und von dem Schwanken der Erdaxe, den stärksten Beweis eines Grundgesetzes der Natur, der allgemeinen Schwere, und die größten Entdeckungen in der mathematischen Analyse.

Wenn man die vielen dicken Bände betrachtet, die über die Bewegung des Mondes von Männern geschrieben sind, die wohl wußten, was sie schrieben, so braucht man nicht gerade selbst Kenner zu seyn, um sich zu überzeugen, daß dieser Weltkörper unsere größte Aufmerksamkeit verdient: man wird es nicht nur verzeihlich finden, wenn diese Aufmerksamkeit zuweilen etwas zu sehr in's Kleinliche gegangen ist; sondern der ächte Freund der Wissenschaften und der Aufklärung wird, wenn nur die großen Beobachtungen nicht darunter leiden, Freude daran haben, daß man diesen wichtigen Gegenstand nicht aus den Augen verliert, und er wird, wenn auch die Beobachtungen selbst nicht immer seinen Beifall haben, sich damit trösten, daß zuweilen unter dem Ausschutt ein Juwel gefunden wird. „Man soll das Kind nicht mit dem Bade verschütten!" ist ein sinnvolles Sprichwort. Wenn ein Mann, wie Schröter, sein ganzes Leben mit der Beobachtung auch der kleinlichsten Gegenstände im Monde zugebracht hat, und dann Schlüsse daraus zieht, die hin und wieder von der Art sind, daß sie dem Philosophen ein Lächeln ablocken, so soll man deßhalb nicht laut auflachen; man soll nicht alle seine Beobachtungen wegwerfen, weil er selbst sie nicht genutzt oder vielleicht gemißbraucht hat, sondern man soll sie besser benutzen. Zu dergleichen mikrologischen Beobachtungen des Mondes gehört ein gutes Fernrohr, ein scharfes Auge, ein heiterer Himmel, viel Geduld und Liebe zur Sache, Gesundheit und Aedelsamkeit. Wem das Glück alles dieß gegeben hat, der macht sich um die Welt verdient, wenn er sieht, so viel sich nur sehen läßt; und sollte er auch zuweilen mehr gesehen haben, als wirklich zu sehen war, so muß man ihm zeigen, wo er sich in seinen Ansichten und Schlüssen geirrt hat, oder, wenn man ein schärferes Auge hat, richtiger sehen, als er. Will man ihn blos verlachen, oder das Ganze, den Edelstein mit dem Plunder, wegwerfen, so ist es wohl erlaubt, zu fragen: „Was siehst du denn im Monde? Etwa blos den Mann im Monde und seinen Hund?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt der Leidenschaft ergriff Raimund's ganzes Wesen, und mit ihrem Falkenauge verfolgte er den Gegenstand seines Begehrens. Verborgen unter dem Gedränge der Zuhörer blieb er am nächsten Gesangsabend, ohne sich der Sängerin zu nähern, aber er folgte ihren Schritten, und entdeckte ihre Wohnung in einem kleinen entlegenen Hause. Bald hatte er mit der Thürhüterin Bekanntschaft gemacht, und erfuhr, daß seine schöne Unbekannte erst seit Kurzem aus der Provinz gekommen sey, ein ganz einsames Leben mit ihrer Dienerin führe und sehr wenige Besuche annehme.

Unter dem Vorwand, Zimmer zu mieten, die sie nur auf einen Monat bewohnen wollte, wurde er von der Thürhüterin eingeführt.

Im hellen Morgenlicht, in einem zierlich weißen Morgenkleide fand er die schöne hohe Gestalt an einem Stickrahmen beschäftigt. Ein Glas mit Blumen stand auf einem kleinen Tische neben ihr, die sie mit der Nadel nachzubilden schien. Entzückt blieb er in der Thür stehen, und in der Glut des Verlangens wagte er nicht, sich dem Strahlenglanze zu nähern, vor dem seine Sinne schwindelten, bis sich ihr schönes Auge auf ihn richtete. Der Anstand forderte einige Entschuldigungen, die sie bescheiden beantwortete und dabey in ihrer Arbeit fortfuhr. Eine Guitarre, ein Paar Bücher lagen auf einem Tisch im Hintergrund, Alles um sie her war höchst reinlich; aber nur für's Nöthigste schien in der ganzen Einrichtung gesorgt zu seyn. Raimund glühte und bebte in der Furcht, sich bald wieder entfernen zu müssen — ihr Anschauen hatte sein ganzes Wesen befangen. Er bog sich auf ihre Stickerey, und konnte beynahe den magnetischen Zug seiner Lippen nach der schönen Hand, die er schon einmal berührt hatte, nicht aufhalten. Doch gebot ihre Lage gerade die zarteste Ehrerbietung. „Sie gedenken diese Zimmer zu verlassen? Ich würde untröstlich seyn, Ihren Plan zu stören, sagte er, um nur anzuknüpfen — ja untröstlich, je etwas zu thun, was Ihnen mißfallen könnte!" — Die schönen Augen hoben sich, wie leuchtende Sterne, unter

den langen Wimpern gegen ihn: „Und welchen Antheil kann Ihnen eine ganz unbekannte Person einflößen?“ sprachen die lieblichsten Lippen, aus deren Rosen eine Perlenreihe hervorschimmerte. — „Eine Unbekannte? .. O, wie bekannt, wie ersehnt von meinem innersten Herzen! rief Raimund; könnten Sie es fühlen, dürfte ich es Ihnen sagen! . . . Kennen Sie denn die Gewalt Ihrer Schönheit nicht?“ — Die Thürhüterin war in ein anderes Zimmer gegangen; ein Gespräch entspann sich, in dem sich Raimund's offnes Herz ergoß. Mit Zurückhaltung, mit Ernst, durch welchen milde Rührung hervorschimmerte, wurde sein Geständniß aufgenommen. — Zu den Füßen der Geliebten erhielt er die Erlaubniß, sie wieder zu sehen.

Ihre Geschichte erforschte sein liebender Antheil in den nächsten Tagen, um sie aus der drückenden Lage zu ziehen, nicht daß er seine Zukunft schon an die ihre geknüpft hätte. Sie war die Wittwe eines reichen Mannes, der aber aus dem blühenden Wohlstande durch den Umsturz aller Eigenthumsverhältnisse in Armuth mit den Seinigen gesunken war. Ihre Mutter hatte sie zum Zweytenmal gegen ihre Neigung verheirathen wollen, und sie hatte erwählt, unter der Leitung einer alten Bekannten, für die Familie in der Hauptstadt durch ihr Talent den Unterhalt zu erwerben, den sie ihnen mit dem Opfer ihres ganzen Gefühls zu verkaufen verschmähte. Diese Lage drang zu Raimund's reinem Herzen; ihre sorgenfreye Zukunft war entschieden; aber seine Leidenschaft sah für sich nur den Augenblick, wünschte nur den Besitz dieser leuchtenden Schönheit; sein Leben, als ein Ganzes, war vor seiner Phantasie verschwunden; ein lichter Moment das Daseyns stand blendend vor dem ganzen harmonischen Bilde, in dem er sonst seine Zukunft gerne beschaute. Beklemmt, beschränkt fühlte er sich, wenn er von Lucien kam (so nannte sich seine schöne Freundin); sein Herz dünkte ihm wie ausgebrannt für das Große und Edle des Lebens, sein Verstand umwölkt, und mühsam fand er die Folge in dem Zusammenhang seiner Begriffe. Seine Denkkraft schien gelähmt, sein Gefühl zerstört. Wenn er Abends zu Klothilden kam, fühlte er diesen Zustand schmerzlich. Ein Funken ihres Geistes ergriff ihn oft, und es war ihm dann, als erhellte ein Strahl aus schöner Vergangenheit sein verödetes Gemüth. Aber seine ungewohnte Schwermuth und Ungleichheit fielen beklemmend auf ihre Seele. So oft er ihr sein Herz über die neue Bekanntschaft aufschließen wollte, versagten ihm die Worte. Noch immer bestand jedoch jenes süße Verstehen unter ihnen, was den Zauber ihres edeln Friedens zurückrief, wenn es um ernste und große Lebensverhältnisse, um das Vaterland und um das Wohl der Menschheit galt, und um die Gegenstände des Denkens, die unserer höhern Natur angehören. Dieser Einklang war wie ein labender Frühlingsregen in die versengte Aue seiner Brust. Auch gegen Lindorf vermochte er nicht zu sprechen. „Und ist dir denn dieses eine Wesen Alles geworden? Hast du allen Andern nur ein halbes Herz mehr zu geben?“ fragte er sich, und es war ihm, als Einem, der sich in der Schwüle des Tages nach der lieblich kühlenden Morgenluft sehnt. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. April.

Es hatte sich in ganz Frankreich ein reger Wetteifer gezeigt, um die noch vorhandenen Alterthümer zu beschreiben und aufzubewahren; die Académie des Belles Lettres hatte bey der Regierung bewirkt, daß ihr jährlich drey goldne Medaillen verabfolgt würden, um sie unter diejenigen Gelehrten der Provinz auszutheilen, welche die besten Abhandlungen über die Alterthümer Frankreichs würden eingeschickt haben. Diese Preise sind einige Jahre lang ausgetheilt worden und haben das Gute hervorgebracht, daß man allenthalben in Frankreich auf die National-Alterthümer aufmerksam geworden ist, und mehr Sorgfalt auf ihre Erhaltung verwendet als zuvor; und die Académie des Belles Lettres hat dadurch eine solche Menge von guten Abhandlungen erhalten, daß sie eine äußerst lehrreiche Sammlung von Beyträgen zur Kenntniß der Alterthümer Frankreichs hätte veranstalten können, wenn man die Kosten dazu hätte bestreiten wollen; an Mitteln dazu fehlte es auch nicht; denn Gottlob gibt die französische Nation reichlich zur Aufmunterung der Wissenschaften her, wie es das jährliche Budjet ausweist; allein dieses Geld nimmt größtentheils einen andern Weg, und seitdem Cordières Minister ist, bekommen gewisse Brüderschaften mehr davon als die Gelehrten. Seit vorigem Jahre an sind dann auch die drey Goldmedaillen zur Aufmunterung archäologischer Forschungen in den Provinzen von demselben Minister abgeschafft worden, so dringend auch die Académie des Belles Lettres um die Beybehaltung desselben gebeten hatte; und, was noch schlimmer ist, Graf Cordières, durch dessen Ministerium die ganze Korrespondenz wegen dieser gelehrten Forschungen in den Departementen ging, hat an alle Präfekte geschrieben oder schreiben lassen, man habe jetzt Abhandlungen genug erhalten, und die hierauf Bezug habende Korrespondenz müsse aufhören. Welcher andere Minister hat je zu den Gelehrten gesagt: Haltet ein, ihr Leute, wir wissen schon genug! Wie niederschlagend dieß für einen Gelehrtenverein ist wie die Académie des Belles Lettres, läßt sich leicht vorstellen. Sie hat den einzigen Weg eingeschlagen, der ihr übrig blieb; sie hat nämlich bekannt machen lassen, sie werde nach wie vor die Abhandlungen über Alterthümer in den Departementen annehmen, und wiewohl sie keine Belohnung mehr ertheilen könne, so werde sie doch fortfahren, die besten eingeschickten Schriften in ihrem Jahresberichte rühmlich zu erwähnen und auszugsweise drucken zu lassen. Im Jahr 1850 wird man sich vermuthlich sehr darüber wundern, daß es am Ende des ersten Viertels dieses Jahrhunderts Staatsmänner gegeben habe, denen vor der Gelehrsamkeit bange war, und welche es sich ernstlich angelegen seyn ließen, das Licht zu verscheuchen, und sich und ihr Reich in Dämmerung zu hüllen. Da nun der Ackerbau beynahe eben so wenig Reiz für den Minister zu haben scheint, als die Gelehrsamkeit, so wollte er auch dieses Jahr bey der öffentlichen Sitzung der Ackerbaugesellschaft nicht den Vorsitz führen, sondern sandte an seiner Statt den Hrn. Sirieys de Marinhac, Director des Ackerbauwesens, hin, der dann eine Rede hielt, worüber Zuhörer und Zeitungen sich sehr entrüstet haben, und nicht ohne Grund. Ist es nicht in der That auffallend, aus dem Munde eines öffentlichen Beamten, dem das Ackerbauwesen eines großen Reiches und die Aufmunterung eines für den Staat so wichtigen Nahrungszweiges anvertraut

ist, zu vernehmen, ehemals wäre man weit genug im Ackerbau gekommen, man müsse sich vor allen Verbesserungen hüten, und dergleichen Ketzereyen mehr gegen die Staatswirthschaft. Nun hat freylich vor nicht langer Zeit in einem deutschen Blatte gestanden, man habe zu viel Korn, und man solle einen Theil des Vorraths in's Meer werfen, um dem andern einen größern Werth zu verschaffen. Der Verfasser dieses saubern Plans verdiente eine Stelle in Sieyes de Marinhac's Verwaltung. Die Ackerbaugesellschaft hatte unter den Preisaufgaben, die sie in dieser öffentlichen Sitzung bekannt machen wollte, auch eine in Betreff der bestrn Schrift über die Anlegung und Verbesserung der Gemeindewege vorgeschlagen. Allein dieß hat der Hr. von Corvière nicht zulassen wollen, unter dem Vorwande, diese Aufgabe ginge die Ackerbaugesellschaft nichts an. Er soll einen solchen Eifer wider den unschuldigen Vorschlag bewiesen haben, daß die ganze Berathschlagung darüber aus dem Protokoll der Ackerbaugesellschaft, wie es heißt, muß ausgelöscht werden. Der Himmel weiß, was für sonderbare Gedanken und Grundsätze dieß unerwartete Verfahren veranlaßt haben. Die Schuld der periodischen Schriften ist es gewiß nicht, wenn die Männer, die jezt das Staatsruder in Händen haben, nicht auf bessere Gedanken kommen; denn die Journale rufen ihnen unaufhörlich zu: Ahmt das schöne und große Beyspiel Englands nach; eröffnet dem Handel und der Ausfuhr der Landesprodukte neue Märkte in dem großen Welttheil, wo sich jezt Alles neu und groß gestaltet, und der bald stärker und blühender werden wird als die alte Welt! Thut ihr dieß, so werdet ihr nicht lange über das Stocken des Landbaues und über das Anhäufen der Ackerprodukte zu klagen haben! Seyd groß in euren Staatsansichten, und laßt die Mönchsgrundsätze fahren! Allein die Herren zaudern, und unterdessen macht England vortreffliche Geschäfte.

In derselben öffentlichen Sitzung der Ackerbaugesellschaft wurden von dem Sekretär, Hrn. Silvestre, interessante biographische Notizen über zwey im Laufe des Jahres verstorbene Mitglieder vorgelesen; eine über den Aufseher des Pflanzengartens, Thouin, und die andere über den Oberchirurgen Percy. Beyde sehr ausgezeichnete Männer in ihrem Fache. Thouin war im königlichen Pflanzengarten zur Welt gekommen, und hat daselbst beynahe achtzig Jahre gelebt; er war der Sohn des Obergärtners; sogleich, nachdem er seine ersten Studien vollendet hatte, half er seinem Vater, und von der Zeit an brachte er seine ganze Lebenszeit in der Pflanzenwelt zu. Es läßt sich nichts Angenehmeres denken, als so ein ruhiges, genügsames Leben, wie das des Thouin in einem der größten botanischen Gärten Europa's. Thouin besorgte diesen Garten lange unter Buffons Oberaufsicht; der große Naturforscher pflegte sich einen Theil des Jahres auf seinem Landgute Montbard in Burgund aufzuhalten, und überließ Thouin die Verbesserungen und Verschönerungen der Anstalt; der Briefwechsel zwischen Beyden soll noch vorhanden seyn. Thouin war ganz der Mann dazu, um einer Anstalt, wie der Pariser Pflanzengarten ist, die nützlichste Richtung zu geben. Er sorgte dafür, daß sich die Regierung aus fremden Welttheilen die unbekannten oder schon als nützlich anerkannten Pflanzen und Gesträuche verschaffte; er baute sie mit Liebe und Sorgfalt an, und dann verbreitete er sie von da aus wieder in alle Gegenden. Jährlich versendete man, sagt Hr. Silvestre, aus dem Pariser Pflanzengarten mehr als 60,000 Säckchen mit Sämereyen, welche unentgeldlich an französische Landeigenthümer, an Ackerbaugesellschaften oder an Pflanzschulen in der Provinz versendet wurden; 12,000 wurden in die französischen und fremden Kolonien geschickt; ungefähr 20,000 sendete man den verschiedenen Regenten in Europa zu. Außerdem theilte Thouin Sprößlinge und lebende Pflanzen auch in sehr bedeutender Anzahl mit, so daß sich die von ihm während seiner langen Lebenszeit veranstalteten Sendungen und Mittheilungen in's Ungeheure belaufen. Man muß es der französischen Regierung und der Nation überhaupt nachrühmen, daß sie Nationalreichthümer und Sammlungen auf die freygebigste Weise mittheilt. Aus der großen königlichen Bibliothek kann jeder bekannte Gelehrte in Paris die Bücher in's Haus bekommen; die Kunstgallerien stehen für Künstler alle Tage offen; aus dem Pflanzengarten bekommt jeder Landeigenthümer nützliche und sogar blos angenehme Pflanzen ohne Kosten mitgetheilt. Nur so und nicht anders sind auch dergleichen große Anstalten wahrhaft nützlich. Wer kann den Einfluß berechnen, den Thouins thätige und unaufhörliche Mittheilung von Gewächsen auf den Wohlstand des Reiches muß gehabt haben, und wie viel ihm sein Vaterland verdankt! Bekannt ist es, daß durch seine Sorgfalt und Pflege mehrere fremde Gewächse in Europa einheimisch geworden sind. Er war der erste Professor der Gartenbau- oder eigentlich der Pflanzenbaukunst, denn seine Vorlesungen sollten sich über den gesammten Gewächsbau erstrecken, und dieser Vorsicht kam er auch pünktlich nach. Daß aber ein einzelner Mensch nichts Vollendetes über ein so ausgebreitetes Fach liefern konnte, fühlte niemand besser als er, daher er auch nie seine Vorlesungen drucken lassen wollte. Ueber einzelne Stücke der Pflanzenbaukunst und der Gartenbotanik hat er eine Menge von Schriften herausgegeben, die auch zum Theil in's Deutsche übersezt worden sind. Nach seinem Tode hat man zwey-und-siebenzig Diplome gelehrter Gesellschaften unter seinen Papieren gefunden, die aber auf den Titeln seiner Bücher fast nimmer angeführt wurden; auch den Stern der Ehrenlegion trug er fast nimmer und wollte überhaupt nur als ein gewöhnlicher Gärtner angesehen werden. Das war eben das Lobenswürdigste an diesem geschickten Mann, daß er nicht, wie so viele andere Gelehrte, vom Ehrgeiz sich hinreißen ließ, sondern stets auf seinem Standpunkte blieb und im Reiche der Natur lebte, ohne nach Glanz und Titel zu haschen. In einem großen Reiche sehen die Könige selten anders, als wie ihnen ihre Höflinge Sachen und Personen darstellen, und sie pflegen nur diejenigen Männer zu belohnen, die ihnen von Ministern und Hofbeamten empfohlen werden. Höchstens lassen sie sich zuweilen von der Volksstimme, wenn diese laut werden kann, einen verdienstwürdigen Mann zeigen, und erweisen ihm Gutes, weil Jedermann es wünscht. Der bescheidene Mann aber, der im Stillen dem Vaterlande dient, und zu dessen Gunsten weder die Höflinge noch die Volksstimme sprechen, wird nur zu oft ganz übersehen und vergessen. In den großen Hauptstädten kennen die Gelehrten diese schlimme Gewohnheit mächtiger Höfe, und drängen sich hervor, um nicht mit vergessen zu werden, und manche zeigen sich so oft und reden so häufig zu ihrem Vortheile, daß man bey Hofe wahrscheinlich ein recht schwaches Gedächtniß haben müßte, wenn man ihre Namen und Verdienste vergessen könnte. Haben sie erst eine Sprosse der Hofgunst erreicht, so gibt's an's Klimmen, bis sie oben an sind. Dieß unwürdige Treiben war nicht Thouins Sache. Er kam fast nimmer aus dem Pflanzengarten; er kannte den Werth der Zeit und der Seelenruhe zu gut, daß er Beydes hätte in den Vorzimmern der Großen und durch ehrgeizige Bemühen aergenden wollen; und sonderbar genug, das Glück, dem Andere vergebens nachlaufen, besuchte ihn in der Einsamkeit. Er hatte ein mäßiges Einkommen; ein reicher Freund setzte ihn zu seinem Erben ein. Thouin fand aber an dem bloßen Besitze des Vermögens so wenig Freude, daß er einen Theil der Erbschaft (30,000 Fr.) aufopferte, um einem andern Freunde aus der Noth zu helfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juni 1825.

Würde die Liebe stets wachsen, statt zu zerreißen,
So würden die Liebenden einander das Maul abbeißen.

Castelli.

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Lucie zeigte sich Raimund vielseitig gebildet; ihr Gesang war einnehmend; Sitte und Grazie eines wohlerzogenen Weibes lag in ihrem ganzen Benehmen; aber Alles war vorbereitet, manierirt und berechnet. Nie wurde er überrascht; das himmlische Leben des Genius fehlte, das nur aus dem innern Heezen lodert und allen Gegenständen den Zauber der immerwährenden Neuheit verleiht. Er mußte sich's zuweilen gestehen, daß diese immer gleiche Haltung an Trockenheit und Kälte grenzte, und daß bey dem Ausstellen und Entfalten veränderter Gemälde, in denen sich Luciens Gestalt in neuen Reizen zeigte, nur seine Sinne gereizt waren, während sein Herz leer blieb.

So traf ihn ein gewisses Ablauern seiner Stimmung, ein Abmessen seiner innern Bewegung, wie ein kalter verheerender Hauch der Nordluft. Kalte geregelte Menschen gewinnen leicht den Anschein des Despotismus über warm fühlende und hingebende. So war Luciens strenges Halten auf Tag und Stunde seiner Besuche Raimund schon beynahe lästig, und die ernste Miene, mit der sie ihn beym Eintreten begrüßte, wenn er sich verspätet hatte, streifte die Blüthen der Fröhlichkeit ab. Noch spürbarer wurde dieses, als das Gesetz der leisesten Schonung und verdoppelter Achtung, die ihre drückende Lage seinem Zartgefühl auferlegte, minder streng gebot.

Sie sagte ihm nach vierzehn Tagen, daß, da er sich als ihren Freund zeige, sie ihm die angenehme Nachricht mittheilen müsse, daß ihrer Familie eine unerwartete Erbschaft zugefallen sey, die ihr den verlornen Wohlstand wiedergebe. Doch werde sie die Stadt noch nicht verlassen.

Das Erwarten eines Heirathsantrags, welches Raimund oft bemerkte, machte ihn immer befangener. Er mußte sich gestehen, daß seine zudringlichen, leidenschaftlichen Aeußerungen diese Erwartung herbeygelockt hatten, daß er sprechen müsse. Der Besitz des reizenden Weibes erregte seine Wünsche, aber nun erst trat Klotdilde's Bild und alle tausend zaeten Fäden, mit denen ihr Umgang sein Herz umstrickt hielt, vor sein Gemüth, und eine Zukunft ohne sie, fremde Bande der Neigung und der Pflicht, die sich vielleicht zwischen ihr vereintes Leben stellen konnten, erfüllten ihn mit Angst und Unruhe.

Er nahm den Brief seiner Mutter wieder vor. „Ist denn das wirklich die Liebe, das Element der glücklichen Ehe, die der geliebte Schatten in meiner Lebensaussicht verlangt? so feagte er sich. Die Schönheit rührt mich, ihr Bild steht mir abwesend immee voe der Phantasie und reizt meine Wünsche; aber eine gewisse Herzensöde überfällt mich in ideer Nähe, und da strahlt wie aus blauen Lüften der tichte Blick meiner Freundin Klotdilde auf mich nieder, und mir ist, als zöge er mein Herz aus dem Busen heraus in feische Lebensluft des Geistes und der Hoffnung.“

Diese Monologe wneden bald zu traulichen Eröffnungen gegen seinen Freund.

Digitized by Google

Rathen ließ sich hier nicht, auch verlangte Raimund keinen Rath, und hatte nur das innere Herzensbedürfniß gestillt, klar vor dem Führer seiner Jugend zu stehen. „Du wirst besonnen und fest handeln, lieber Raimund, sagte Lindorf; so weit kenne ich dich, und den Frieden der zwey weiblichen Wesen nicht stören, die ein seltsames Geschick deinem Lebensweg verbindet!" — „Wäre von Klothilde's Frieden die Rede, fiel Raimund ein, wie könnte ich einen Augenblick zweifeln? Nie könnte ich diesem entgegenhandeln! Sie ist meine erste Freundin; aber sie nährt keine Wünsche nach innigerer Verbindung mit mir; über Alles ist sie offen, nur nicht über ihren Lebensplan. Möchte sie Ansprüche machen — ach, wie süß wäre es mir, ihr Glück durch jedes Opfer zu gründen!" — Lindorf lächelte, drückte seine Hand und verließ ihn.

Lucie ließ sich ein Paar Tage hindurch nicht zu Hause finden, und die heftigste Sehnsucht und Unruhe ergriff Raimund. — Als sie ihn wieder annahm, stürzte er zu ihren Füßen. „Warum haben Sie mich so lange verbannt? Warum muß ich's ertragen, Sie so selten zu sehen?" — „Mir deucht, Sie ertragen das ganz leicht, sagte sie mit einem halb empfindlichen Lächeln. Wie ich vernahm, sind Sie durch ein liebenswürdiges Mädchen gefesselt, das Ihre Zeit auf die angenehmste Art ausfüllen kann." — „Ich habe eine Freundin, eines der liebenswürdigsten und geistvollsten Geschöpfe; aber meine Liebe und Sehnsucht nach Ihnen sind deßhalb nicht minder wahr!" — „Wenn Ihre Neigung für mich aufrichtig ist, sagte Lucie; wenn Sie, wie ich glauben muß, ein dauerndes Band zu mir wünschen: so muß ich Sie mit meiner Empfindungsart bekannt machen. Jedes innige, mehr als gesellige Verhältniß mit irgend einer andern Frau würde mir an dem Manne, den ich liebte, ein Quell tausendfachen Unglücks seyn. Alles — oder Nichts — verlangt mein Herz; und wer es nicht vermöchte, einer Freundin für mich zu entsagen, thäte besser, alle Ansprüche an mich aufzugeben."

Himmlisch schön war Lucie in diesem Momente aufgeregter Empfindung; — aber Klothilde's rührendes Bild, da es um einen ewigen Abschied galt, ging mit zauberischem, innigem Schmerz in Raimund's Seele auf, und alle entflohenen seligen Stunden umstrickten sein Herz; — seine Rede blieb gefesselt im Busen, so sehr sein ganzes Wesen nach der reizenden Gestalt entbrannte.

Sein männlicher Stolz half ihm aus der Schlinge, in die ein allgewaltiges Verlangen ihn dennoch vielleicht gezogen hätte.

„Weil ich Ihnen wahr und fest zu antworten gedenke, schweige ich für den Augenblick, sagte er, indem er aufstand. Aber eine Freundschaft aufzugeben, in der all meine bessern Gefühle bis jetzt Ruhe und Nahrung fanden — was dieß heißt, fühl' ich erst jetzt ganz. Könnten Sie es ganz empfinden, Sie vermöchten dieß Opfer nicht zu fordern." Sein Abschiedsgruß hatte einen Anstrich von Unmuth, den aller Zauberglanz der Schönheit nicht vertilgen konnte. Er warf noch einen glühenden Blick auf Lucien, und verließ das Zimmer.

„O, meine großherzige Klothilde, sagte Raimund in sich selbst, als er zum Hause hinaus war, und in der freyen Luft der Boulevards auf- und abging, wie reich an Liebe und Duldung und jedem edlen Gefühle bist du! Du belebst mein Herz mit dem Thau des Himmels; jene Liebe könnte es zum starren Egoismus der Hölle vertrocknen!" (Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mond.

(Fortsetzung.)

Was wir, außer der Bewegung des Mondes, dem eigentlichen Gegenstand der Astronomie, mit Gewißheit von diesem Weltkörper wissen, besteht in folgenden wenigen Sätzen:

1. Die Oberfläche der Halbkugel des Mondes, welche uns beständig zugekehrt, und daher allein uns sichtbar ist, wird von Bergen und Thälern bedeckt, die an Höhe und Tiefe die analogen Gegenstände auf unserer Erde weit übertreffen.

2. Der Mond ist nicht, gleich der Erde, von einer Atmosphäre umgeben, die sich weit über ihn erhebt. Dieß beweist der Mangel an einer Strahlenbrechung auf diesem Weltkörper, wovon man sich bey jeder Bedeckung eines Sterns vom Monde überzeugen kann, so wie die beständig gleichseitige Oberfläche, die der Mond uns zeigt, wenn unsere eigene trübe Luft ihn nicht mit einem Schleyer überzieht.

3. Eine nothwendige Folge hievon ist, daß der Mond keine Wolken, keinen Regen oder Schnee, keine großen Meere, vielleicht kein Wasser hat. Die Bewohner des Monds, wenigstens die Hochländer, haben daher beständig einen heiteren Himmel, sie haben lauter monddelle oder vielmehr erddelle Nächte, welche unsere schönsten monddellen Nächte weit übertreffen; aber wenn wir im Monde nur ein ewiges Einerley sehen, so zeigt sich ihnen die Erde in einer Gestalt, die sich mit jedem Augenblick ändert, nicht nur wegen der schnellen Umdrehung der Erde, die ihnen bald das glänzende Kontinent von Asia oder Afrika, bald die schwarze Fläche des großen Oceans mit seinen dellen Inselpunkten, bald den langen und schmalen, von Gebirgen zerrissenen, Streifen Amerika's zukehrt, sondern auch wegen der immerwährenden Aenderungen in unserer Atmosphäre, die den Mondbürgern jetzt eine von den Sonnenstrahlen erleuchtete Landschaft zeigt, und einen Augenblick nachher die Erde in einen undurchsichtigen Nebel hüllt. Hieraus allein würde ein großer Unterschied in

Digitized by Google

Rücksicht der Astronomen auf der Erde und auf dem Monde entstehen. Wenn uns einmal ein heiterer Himmel vergönnt wird, so sehen wir die ganze Mondscheibe, so weit sie von der Sonne erleuchtet ist, klar und deutlich mit allen ihren großen und kleinen Flecken, mit ihren Bergen und Thälern, und, wenn man will, mit ihren Städten und Feldern. Die Mondbürger aber sehen die Erde, ohne durch trübe Witterung gehindert zu werden, beständig, mit Ausnahme ihres Mittags, da wir Vollmond und sie Neuerde haben; doch nur selten sehen sie die eigentliche Oberfläche der Erde mit ihren hellen und dunkeln Flecken; gewöhnlich ist ihnen ein großer Theil der Erde, besonders die kalte Zone, von einem Nebel bedeckt, in dem sie nur hin und wieder Blitze und andere feurige Meteore gewahr werden, und durch dessen Oeffnungen sie einzelne Flecken, einzelne Länder und Meere der Erde erkennen.

Was weniger gewiß ist, aber doch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, schränkt sich auf Folgendes ein.

1. Der unerschöpfliche Reichthum der Natur läßt zwar vermuthen, daß die hintere Hälfte des Mondes, die wir nie zu sehen bekommen, mit der vordern, die wir so gut zu kennen glauben, nicht ganz übereinkomme, und daß besonders eine Karte von ihr unsern Mondkarten, die nach der uns sichtbaren Hälfte entworfen sind, sehr unähnlich seyn würde; allein es ist auch von der andern Seite zu erwarten, daß zwischen beyden Hälften eine gewisse Familien-Aehnlichkeit herrscht, die größer ist, als die, welche wir zwischen der Erde und dem Monde zu bemerken glauben. Die rohen und die organischen Naturprodukte, die leblosen und die belebten, die vernünftigen und die unvernünftigen Wesen in beyden Hälften des Mondes haben denselben Weltkörper zur Mutter, sind Erzeugnisse derselben Entwicklung aus dem Chaos der Urwelt, und haben dieselben Revolutionen erlitten. Zwar sehen die Bewohner der hintern Hälfte die Erde nie, der Centralkörper ihrer Bahn ist ihnen nur durch Hörensagen bekannt, und ihre wochenlangen Nächte werden durch keinen Mondschein erhellt: es ist daher wahrscheinlich, daß die Geschöpfe, die dort leben, eine andere Lebensweise, andere Beschäftigungen und Gewohnheiten haben, als ihre Antipoden, die ununterbrochen das durch keine Wolken geschwächte Licht der Sonne, oder des ungehenern Mondes, den wir bewohnen, genießen; so wie auch wir viele Arbeiten und Beschäftigungen nur in mondhellen Nächten vornehmen, und andere bis zur Zeit des Neumonds aussetzen. Allein die Bewohner beyder Hälften werden von derselben Sonne und in denselben Perioden erwärmt, beyde haben einen Sommer, einen Winter, einen Frühling und einen Herbst, der eine Woche dauert, und der Anblick der Erde, deren Licht nur die eine Hälfte erleuchtet und aufklärt, kann wohl auf ihre wissenschaftliche Bildung und Alles, was davon abhängt, aber nicht auf ihre Natur Einfluß haben. Was würde auch sonst aus den Thier- oder Völkerwanderungen auf dem Monde werden, da eine Reise von wenigen Tagen den Bewohner der Finsterniß in die von der Erde erleuchtete Halbkugel führen kann! Wohl ihnen, wenn sie solche Reisen nur zur Befriedigung der Neugierde, zur Beförderung der Wissenschaften, und zur Erwerbung nützlicher, ihnen fremder Produkte unternehmen! Was uns also die vordere Hälfte des Mondes zeigt, das wird auch wohl von der uns unbekannten hinteren Hälfte gelten. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß die kleinen Theile der hintern Mondscheibe, die sich uns an beyden Seiten des Mondrandes von Zeit zu Zeit zeigen, keinen Unterschied wahrnehmen lassen. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. April.

(Beschluß.)

Baron Percy, dessen Andenken der Sekretär der Ackerbaugesellschaft ebenfalls in jener öffentlichen Sitzung feyerte, hatte eine eben so geräuschvolle Laufbahn gehabt, als Thouins seine still und friedlich war. Percy war seit Anfange der Revolution einer der ersten Wundärzte der französischen Armee. Bey fast allen berühmten Schlachten, welche diese Armee bis 1815 geliefert hat, ist Percy's Hülfe und Geschicklichkeit den Verwundeten äußerst ersprießlich gewesen. Mit dem großen Talente als geschickter Wundarzt verband er den Muth eines Soldaten und die Geistesgegenwart eines Anführers. Ihm und Larrey werden die heilsamen Veränderungen zugeschrieben, welche mit der Feldwundarzneykunst vorgegangen sind. Zuvor warteten die Wundärzte im Hauptquartier, bis die Umstände es erlaubten, die Verwundeten vom Schlachtfelde zu bekommen, deren Wunden dann oft schon verblutet waren. Dieß wurde aber in den Revolutionskriegen geändert. Invaliden wurden zum Verpflegen der Verwundeten angeordnet, und die ersten Verbände auf dem Schlachtfelde angelegt, so daß nunmehr die armen Verwundeten sogleich alle mögliche Hülfe bekommen und manche vor lebenslänglicher Verkrüppelung oder Siechheit bewahrt werden. Während der leider allzuhäufigen Kriege hatte man es darin bey der französischen Armee zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht. Indessen wurden zuweilen auch Versuche angestellt, die eben nicht sehr sanft waren. So hatte eben dieser Percy eine große Vorliebe zum Gebrauche des Moxa in Kriegshospitälern, und meinte, auf der Brust müßte der Moxa augenscheinliche Hülfe leisten; es wurde also einer Menge von armen Kranken Baumwolle auf der Brust verbrannt, wobey sie die größten Schmerzen litten und aus Leibeskräften schrieen. Nachdem schon ungefähr ein Hundert Soldaten diese Folter ausgestanden hatten, nahmen sich die Wundärzte ihrer an, und es gelangten so viele Klagen an das Hauptquartier, daß die Generale sich endlich bewogen sahen, die chirurgische Operation abzuschaffen, und dem Oberwundarzt zu verbieten, den Kranken zu ihrer Heilung die Brust zu braten. Dieß steht freylich nicht in der Lobrede Percy's, man hat es mir aber als wahr versichert; es könnte jedoch seyn, daß dieß einem andern Wundarzte zur Last fiele. Daß Percy ein sehr großer Freund vom Gebrauch des Moxa war, gesteht der Sekretär der Ackerbaugesellschaft selbst ein. Einen wichtigen Dienst leistete er den verbündeten Mächten, als ihre Heere im Jahr 1814 noch schneller in Paris einrückten, als sie es selbst vermuthet hatten, und nicht wußten, was sie mit den 12.000 Kranken, die sie nach sich schleppten, anfangen sollten. Percy wußte sogleich Rath; er versammelte alle Unterwundärzte, ließ die großen Schlachthäuser zu Hospitälern einrichten, und so kamen die Kranken schnell unter, und wurden auf der Stelle verpflegt. Die Belohnungen für diesen wichtigen Dienst blieben nicht aus. Kaiser und Könige schenkten ihm Ordensbänder; der englische Gesandte bot ihm im Namen seines Königs eine sehr reich besetzte Dose an. Obschon dieses die schönste Belohnung von allen war, so nahm sie Percy doch nicht an. Er war übrigens ein begüterter Mann, und in seinen letzten Jahren, die er auf seinem Landgute zubrachte, war er der unentgeldliche Wundarzt der Landleute der umliegenden Gegend. Außer den von ihm herausgegebenen Schriften hatte er eine Geschichte der Feld-Heilkunde geschrieben; dieses Manuscript wanderte auf einem

Digitized by Google

seiner Feldzüge mit ihm in den Krieg. Zufälligerweise öffnet sich auf der Reise der Koffer mit dem Manuscripte, und die mit dem Gepäcke beschäftigten Leute fanden das Papier bequem zum Einwickeln der Schuhe und Montirungsstücke. Dadurch ist die gelehrte Welt einer wichtigen Arbeit beraubt worden. Percy hatte in seiner Jugend so viele Preise bey den akademischen Gesellschaften davon getragen, daß man ihn bitten mußte, nicht mehr zu konkurriren, um die jüngern Mitbewerber nicht abzuschrecken. Da Percy ein Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften gewesen war, so bewarben sich nach seinem Tode zwey berühmte Wundärzte, Boyer und Dupuytren, um seine Stelle. Lezterm wollte die Akademie nicht wählen, weil er wenig geschrieben hat, und weil er nicht den Ruf hat, so offen und frey zu handeln, als andere Gelehrte. Auch sah man bald sonderbare Bewegungen, da man ihm Boyer vorzog. Der König sagte zu dem Präsidenten der Akademie, er hoffe, das nächstemal werde man Dupuytren (seinen Wundarzt) wählen. Wenn aber ein König seine Hoffnung äußert, so heißt das so viel, als: er will, die Sache solle geschehen. Portal soll geantwortet haben, wiewohl es nicht wahrscheinlich ist: seine Stimme stehe Sr. Majestät zu Diensten; aber über die Stimmen seiner Mitbeisitzer könne er nicht gebieten. Kurz darauf starb wieder ein Mitglied der Akademie; nun ging die Sache recht los. Beamte, Hofleute und Gelehrte und sogar das Ministerium des Innern mischte sich in die künftige Wahl der Akademiker. Dupuytren hatte eine Menge achtbarer Mitbewerber, als Albert, Serres, Larrey, Richerand, und wenig Hoffnung, auch dießmal erwählt zu werden. Nun ließ man der Akademie verlauten, daß, wenn sie nicht Dupuytren wählte, der König die Wahl keines seiner Mitbewerber bestätigen würde. Fünf von jenen Mitbewerbern hatten den Muth, ein Schreiben an die Akademie zu unterzeichnen, worin sie sagten, sie könnten nur ihre gelehrten Arbeiten bey der Akademie geltend machen, und da, wie es scheine, diese nicht würden beachtet werden, so wollten sie sich lieber zurückziehen. Es ward in der Akademie sehr unruhig; Dupuytren verlangte, man sollte die Wahl vertagen, allein Chaptal und andere Akademiker, die sich bey dem Ministerium in Gunst setzen, oder darin bleiben wollten, behaupteten, man müsse zur Wahl schreiten; dieß geschah; einige Akademiker gaben blos weiße Zettel ab, ohne etwas darauf zu schreiben, andere gaben den sich zurückziehenden Mitbewerbern ihre Stimmen, natürlich war dieß der unabhängige und der Intriguen passende Theil der Akademie; die übrigen gaben Dupuytren ihre Stimmen, und so wurde dann auf gezwungene Art dieser gesuchte Wundarzt als Akademiker aufgenommen, der, wenn er hätte warten wollen, spätestens in seine Aufnahme blos seinen Verdiensten hätte zu danken gehabt. Von den folgenden Tagen konnte Dupuytren die eben nicht rühmliche Geschichte seiner Erwählung in einem halben Dutzend Tagesblätter lesen, mit Anmerkungen, die gewiß nichts schmeichelhaftes für ihn enthielten. Der Globe hoffte sogar, der König werde ein solches „Standal" nicht bestätigen wollen. Indessen ist die Bestätigung der Ernennung Dupuytrens doch schon erfolgt, und er sitzt nun so gut in der Akademie als diejenigen, die ihre Aufnahme blos ihrem Rufe und ihren Talenten verdanken. Es ist nicht leicht zu begreifen, warum ein Mann, wie Dupuytren, so hastig in die Akademie hat hineinfahren und gleichsam mit Hülfe der Obrigkeit und des Hofes hat hineinbrechen wollen. Er bekömmt ja so viele Arme, Beine und sonstige Glieder abzunehmen, als er nur immer will, und hat sich durch seine Operationen, die ihm per Stück 25 bis 30 Louisd'or einbringen, ein Vermögen von einigen Millionen Franken erworben. Auf einem solchen Geldhaufen läßt sich doch wohl gemächlich die Ernennung zum Akademiker abwarten. Dg.

Genf, April.

Mit der Fastenzeit ist auch die magere kosmopolitische Schauspielertruppe Claparede's aus dem fetten Bern zu uns zurückgekehrt. Dießmal hat sie jedoch einen guten Bissen mitgebracht, nämlich die Demoiselle Leontine Fay, vom Theater der Frau Herzogin von Berry zu Paris, die sich durch ihr belebtes und natürliches Spiel in den Kinderrollen eine gewisse Berühmtheit erworben hat. Auf ihrem „Tour de France" begriffen, hat sie auch das schweizerische Babylon und Athen mit ihrer dramatischen Gegenwart beehren wollen. Leider hat Melpomene nicht gewollt, daß sie durch eine bessere Gesellschaft, als durch die Claparedische unterstützt werden dürfe, die doch gar zu einfach und bescheiden ist. Wo es nicht viel Zeug gibt, da ist die Elle gewöhnlich nicht lang: deßhalb ist es am besten, man schweigt ganz über einen Gegenstand, über welchen sich nichts Erfreuliches sagen läßt. — Die kleine und ziemlich hübsche Leontine hat dagegen auf unsere Beurtheilung ein Recht, das wir ihr gern zugestehen wollen. Sonderbar genug, ist das zarte Mädchen reizender in einem Paar Hosen und im runden Hut, als im Weiberrock. Sie oder er spielt mit vieler Wahrheit diese kleinen Philisterrollen, in denen eine gewisse Unverschämtheit vorherrschend ist, durch welche unsere heutigen Knaben sich das Ansehen von großen Taugenichtsen (de grands mauvais sujets, wie die Wälschen sagen) geben wollen. Wenn das schon peinlich ist, ein solches Bestreben bey wirklichen Knaben zu bemerken, um wie viel unangenehmer muß es seyn, eine solche Lektion durch ein Frauenzimmer an dem Frauenzimmern geben zu sehen, bey denen die Mutanwendung gewiß nicht verloren gehen wird. Doch lassen wir das philosophische Geschwätz bey Seite gestellt seyn, und kommen wir zur Sache selbst. Am vorzüglichsten hat Dlle. Fay im „alten Knaben (le vieux garçon)" gefallen, wo sie sich so zu sagen selbst übertroffen hat. Ein alter Junggeselle ist seines Alleinlebens satt und müde geworden. Er erinnert sich, daß er einen Neffen in Amerika habe, der, wie man ihm gesagt, sehr zahlreich mit Kindern gesegnet sey. Er ladet ihn ein, sich zu ihm zu verfügen. Der Neffe kommt an; aber er hat nur eine einzige Tochter. Diese erfährt, daß der Alte durchaus jene Kinder sehen will, ohne welche er sich vorgenommen hat, seinen Neffen nicht anzuerkennen. Sie faßt den Entschluß, sich zu verkleiden und ihm die fehlenden neun Kinder vorzuspielen, worin es ihr so wohl gelingt, daß sie den Oheim außer sich setzt, und ihn die vielen Kinder verwünschen läßt, der endlich ganz froh ist, nur einen Neffen und dessen Tochter zu haben. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit, mit der Dlle. Fay sich in die verschiedenartigsten Rollen hineinzudenken und sie darzustellen versteht. So hat sie ganz unübertrefflich im Acteill den kriegerischen Knaben gegeben, im Emil den Lecker, wo sie indessen ein wenig zu positerlich ihr Bauchgrimmen zu erkennen gab. Als Zwergengel hatte sie zu viel Weibisches angenommen, woraus sich ergibt, daß das Studium dieser Zwitternatur schwieriger ist, als man glauben sollte. Der Papa Fay spielte den alten Junggesellen mit vieler Gravität; die Mama Fay war in diesem Stücke nicht sichtbar. Die Stimme der jungen Schauspielerin ist außerordentlich gefällig und umfassend, obgleich sie manchmal falsche Töne ausstößt. Dieses neue Talent zeigt sich am meisten in der „kindischen Ehe (le mariage enfantin)." Ihr reiches Spiel aber zeigt sich am meisten in „Aleris, oder die Verirrung eines guten Vaters" und in „Paul und Virginie." Eine ihrer übeln Angewohnheiten ist die, ihre belebten Blicke rechts und links herumzuwerfen, wodurch ihre Augen fast schielend geworden sind. Mit dem Osterfeste sind die Vorstellungen dieser jungen Theaterheldin beschlossen worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juni 1825.

Der Philosoph wird, so lange die Erfahrung nicht das Gegentheil beweist, die Ueberzeugung haben, daß jeder Weltkörper mit eigenthümlichen Geschöpfen bevölkert ist, die seiner Größe und Beschaffenheit, seinen Jahres- und Tageszeiten, seiner Atmosphäre und Witterung die angemessensten sind.

Ueber den Mond.

(Fortsetzung.)

2. Wenn es gleich, wie wir gesehen haben, gewiß ist, daß schon in einer sehr geringen Entfernung die Luft des Mondes ganz unmerklich ist, so fehlt es ihm doch vielleicht nicht, sehr nahe an seiner Oberfläche, und noch mehr in seinen tiefen Thälern und Höhlen, an einem, unserer Luft ähnlichen, elastischen Fluidum; und es ist nicht wahrscheinlich, daß der Mond, dieser unzertrennliche Gefährte, und vielleicht der Zwillingsbruder der Erde, der einzige Weltkörper sey, den keine Atmosphäre umgibt. Dieß vorausgesezt, würde freylich kein Mensch auf dem Monde athmen können, wenigstens nicht anders als in den tiefsten Höhlen; aber warum soll dann der Mensch allerwärts hausen? warum soll es nicht Geschöpfe geben können, die ohne Lunge leben, fühlen und denken, oder denen ein ohne Vergleich dünneres Gas als unsere, wahrlich oft nur zu dicke, Luft zu allen Verrichtungen des Lebens vollkommen hinlänglich ist? Daß es dem Monde nicht ganz und gar an Luft fehlt, das beweisen, wenigstens nach unserer sublunarischen Chymie, die vielen Feuer, die man auf dem Monde sieht, und die wohl nicht immer, wie man geglaubt hat, Vulkane sind. — Eine solche Luft, die den Mond in geringer Höhe umgibt, wie dünn sie auch seyn mag, ist hinlänglich, eine andere Flüssigkeit, derjenigen ähnlich, die wir Wasser nennen, zusammenzudrücken, den Boden des Mondes zu befeuchten und zu befruchten, Bäche, wenn gleich keine Ströme, Teiche, wenn gleich keine Meere, zu bilden: und so hätte dann der Mond, trotz den Beobachtungen, Alles, was ihn, selbst nach unsern einseitigen Ansichten, zu einer vegetabilischen und animalischen Bevölkerung tauglich macht.

3. Die Frage, ob der Mond von vernünftigen, oder wenigstens von lebenden Geschöpfen bewohnt sey, ist, gelinde zu reden, eine sehr unnütze Frage: denn wir werden von diesen Bewohnern weder je etwas zu fürchten noch zu hoffen haben; indessen ist sie durch das, was eben gesagt ist, schon gewissermaßen beantwortet. So bald die Möglichkeit des thierischen Lebens bewiesen ist, so ist es auch die Wirklichkeit für jeden aufmerksamen und nachdenkenden Beobachter der Natur. Wohin wir unser Auge auf der Erde wenden, auf diesem einzigen Fleck des Weltalls, über den wir solche Beobachtungen anstellen können, da finden wir lebende Geschöpfe; und Alles, von der Fäulniß bis zum Stein, von der Luft bis zum Wasser, von den Blumen bis zum Kord, von den höchsten Bergen bis zu den tiefsten Klüften, von den Polarkreisen bis zum Aequator, vom brennenden Sande Libyens bis zu den erfrischenden Schatten indischer Palmen, Alles ist, im eigentlichen Verstande von Leben voll gedrängt. Leben hervor zu bringen, wo es nur irgend gedeihen kann, jeden Stoff zu beleben, der einer organischen Bildung fähig ist, scheint also ein allgemeines Naturgesetz zu seyn, von welchem wir erwarten müssen, daß es auf allen übrigen Weltkörpern befolgt ist, da wir es zwar nur auf der Erde, aber unter

Digitized by Google

jedem Klima, auf jedem Boden, in jedem Stoff, auf jede denkbare Art und in jeder möglichen Gestalt beobachtet finden, folglich nichts dabey angetroffen wird, das unserm Planeten eigenthümlich oder andern Planeten fremd wäre. Was berechtigt uns daher, den Mond als von der Natur verwahrloset anzusehen? Und wenn dieser Weltkörper von lebenden Geschöpfen bewohnt ist, wie sollte die gütige Natur ihm das Edelste ihrer Werke, vernünftige Wesen, versagt haben. Die Sache spricht für sich selbst, und jede Erörterung der Frage ist unnütz für den, der sie nicht selbst zu beantworten im Stande ist.

4. Die vernünftigsten Wesen sind die unruhigsten und thätigsten. Wenn der Mond Bewohner hat, die den Menschen nur einigermaßen ähnlich sind, so fehlt es ihm sicher nicht an Zerstörungs- und Bauinstigen. Städte werden, wie bey uns, entstehen und verfallen, Sümpfe werden ausgetrocknet, Wälder ausgerottet, raube und unfruchtbare Gegenden werden geebnet und bebaut werden: kurz, es werden solche Veränderungen auf ihm vorgehen, daß es undegreiflich wäre, wenn wir mit den vortrefflichen Fernröhren, durch die sich in dieser Entfernung Gegenstände erkennen lassen, die nicht größer sind als manche Gebäude auf der Erde, nichts davon gewahr würden. Die Vergleichung der neuesten Mondkarten mit den ältern zeigt zwar eine so große Aehnlichkeit, daß man beym ersten Anblick glaubt, der Mond habe seit hundert Jahren nicht die geringste Aenderung erlitten, und ihn für einen Grabstein halten möchte, auf den die Zeit keinen Eindruck macht. Allein dieß sind nur Generalkarten, auf denen sich so wenig Aenderungen bemerken lassen, als auf den Planisphären der Erde, es sey denn, daß ganze Länder vom Meere verschlungen werden oder aus dem Meere hervortreten. Eine sorgfältige Vergleichung der Karten von einzelnen Flecken zeigt allerdings große Veränderungen: so hat z. B. der große Flecken, den Gevelke vor beynahe zweyhundert Jahren wegen seiner dunkeln Farbe das adriatische Meer nannte, diese dunkle Farbe fast ganz verloren. Auch fehlt es nicht an Aenderungen der Gestalt und Farbe, die unter unsern Augen zuweilen in einem Tage vorgehen, besonders aber an solchen, die eine monatliche Periode haben, von der die Jahreszeiten des Mondes abhängen. Man kann sogar nicht leugnen, daß es unter diesen Aenderungen manche gibt, die nicht das Werk der Natur, sondern der Kunst sind, oder, wie wir es auf unserm Planeten ausdrücken würden, die von Menschenhänden hervorgebracht sind. Hierher gehört besonders Alles, was nach geraden Linien oder nach regelmäßigen Figuren gebildet ist: denn die Natur unterwirft sich nicht dem Zwange solcher Regeln. Die regelmäßigen Krystallisationen auf unserer Erde scheinen freylich eine Ausnahme zu machen; allein die geraden Linien und Rechtecke, die man auf dem Monde entdeckt hat, dehnen sich Meilen weit aus, und was wir davon sehen, wären nicht die Krystalle selbst, sondern der Umriß eines Lagers unzähligee Krystalle, von dessen eegelmäßigee Figur kein Grund sich denken läßt.

5. Wenn man bedenkt, daß der Mond, wegen seiner geringen Entfernung, fast einen Theil von der Erde ausmacht, daß er durch ein unauflösliches Band an sie gefesselt, und vielleicht aus ihrem Abfall entstanden ist, so möchte man wohl verleitet werden, zu glauben, daß seine vernünftigen Bewohner nichts anders als Menschen seyn können. Allein eine solche kleinliche Ansicht ist nirgends unverzeihlicher, als wenn sie auf den großen Schauplatz der Natur angewandt wird, der den Gegenstand der Sternkunde ausmacht. Die Natur ist nicht so arm, daß sie sich auf jedem Weltkörper kopiren müßte; und wir brauchen uns nicht von unserm Planeten zu entfernen, um ihren unerschöpflichen Reichthum und ihre Liebe zur Mannigfaltigkeit kennen zu lernen. Die Bewohner des Wassers, der Luft und der Erde, selbst die Thiere in Europa und in Neu-Holland sind so sehr von einander verschieden, als wären sie Wesen aus einer andern Welt, oder Produkte einer andern Schöpfung. Nur der höchste Eigendünkel kann im Menschen das Muster für die vernünftigen Bewohner aller übrigen Weltkörper sehen; und der Philosoph wird, so lange die Erfahrung nicht das Gegentheil beweist, die Ueberzeugung haben, daß jeder Weltkörper mit eigenthümlichen Geschöpfen bevölkert ist, die seiner Größe und Beschaffenheit, seinen Jahres- und Tageszeiten, seiner Atmosphäre und Witterung die angemessensten sind. Diese Ueberzeugung wird beym Monde noch durch mehrere Umstände bestätigt, welche zu beweisen scheinen, daß die Bewohner unsers Trabanten von denen seines Hauptplaneten verschieden seyn müssen, und daß sogar der Mond nicht einmal ein Wohnort für Menschen seon könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Stumpfnäschen.

(Fortsetzung.)

Raimund brachte die Nacht in fieberhafter Bewegung zu. Das reizende Weib stand vor der Phantasie, und allgewaltiges Verlangen umstrickte sein ganzes Wesen. Aber als die Morgendämmerung anbrach, kam auch mehr Klarheit in sein Inneres; mit allem Zauber der Geistigkeit und zarten Gefühles kam auch Klothilde's liebliche Gestalt auf ihn zu und schien zu fragen: ob er sie verlassen könne? Ermüdet von Unruhe und innerm Kampf, fiel er noch in einen leichten Morgenschlummer, und die einbrechenden Sonnenstrahlen weckten ihn aus einem klaren Traume, der seine Brust ahnungsvoll bewegte und lebendig vor seiner Vorstellungskraft blieb, wie ein Bild des Lebens.

Digitized by Google

Auf einer grünen, blumigen Insel, von einem klaren See umwogt, stand seine Mutter mit Klothilde. Er war am Ufer des See's und von grünen Laubgewinden umfangen, aus denen er sich vergebens loszumachen strebte. Beyde Gestalten schwebten endlich über die Wasserfläche auf ihn zu, Klothilde bot ihm die Hand, und die Gestalt der Mutter wurde immer größer und leuchtender, und verschwand zuletzt im Lichtglanze. Er fühlte den Druck von Klothilde's Hand noch beym Erwachen. Ich nehme dieß Zeichen vom Geschick an, sagte er, setzte sich hellbesonnen an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief an Lucien:

„Ihre offene Erklärung über ihre Art zu empfinden, „meine liebenswürdige Freundin, ruft mich zu einem „gleich freyen Bekenntnisse auf. Mit heißer Leidenschaft „flog mein Herz Ihnen entgegen, und weiß noch nicht „wie? sich von Ihnen loszureißen, oder der reinsten, zar„testen Freundschaft entsagen, das vermag es eben so we„nig. Ruhige Besonnenheit, die den ganzen Lebensweg „überschaut, sagt mir, daß aus diesem Widerstreit von „Ansprüchen und Empfindungen kein beglückendes Ver„hältniß entspringen könne, und daß es besser ist, durch „Schmerz und Ueberwindung von meiner Seite das Opfer „freywilliger Entsagung zu bringen, als durch Unmuth „und Unfrieden ein schönes Daseyn zu trüben. Möchte „Ihr Herz empfinden, daß ein Heiligthum süßer Erinne„rungen in dem meinen leben wird, und daß ein Wesen, „das meine Liebe einmal umfaßte, mir wenigstens nie „die Ansprüche treuer Freundschaft versagen kann!"

„Bester Vater, lesen Sie diesen Brief! sagte er zu dem eben eintretenden Lindorf. Ich bin entschlossen, Lucien nicht wieder zu sehen — für lange Zeit wenigstens nicht. — Aber sagen Sie mir, ist das klar und zart genug ausgedrückt? — Unerträglich wäre mir es, sie selbst, bey aller Ungerechtigkeit, die sie gegen mich und meine geliebte Klothilde ausübt, zu kränken." — Lindorf las und schloß den jungen Freund in seine Arme. „Wohl Dir; dein reines Gefühl hat dich geleitet!" rief er aus.

Und nun begann Raimund: „Lassen Sie uns diesen Abend Klothilde um die Erlaubniß bitten, sie auf einer Reise nach der Schweiz zu begleiten, lieber Vater. Sie sprach vor Kurzem von diesem Plane, und wirklich scheint mir ihre Gesundheit und Heiterkeit etwas gesunken, und sie der reinen Bergluft und des Anschauens der großen Natur sehr zu bedürfen!" — „Recht gern, erwiederte Lindorf! Auch dein Herz wird so von allen schmerzlichen Reminiscenzen ganz genesen. Willst du mir den Brief an Lucien anvertrauen? Du hast ihr vielleicht von deinem alten Freund einmal gesprochen? Sollte sie in der großen fremden Stadt Schutz und Rath bedürfen, so würde ich dieses Alles leicht vermitteln."

Mit Freuden nahm Raimund diesen Antrag an, und ging Abends etwas nachdenklich, doch von der stillen Glorie eines rein und festgefaßten Entschlusses umgeben, zu Klothilde.

Mit Klothilde stand es indessen viel schlimmer, als Raimund es zu ahnen vermochte. Seine ungleiche Laune, seine Zerstreuung, sein Mangel an Aufmerksamkeit bey allen ihm sonst so lieben gemeinsamen Beschäftigungen hatte ihr nur zu deutlich verkündet, daß eine fremde Neigung in seinem Herzen Raum gewonnen und daß er für sie verloren sey. Mit ihm war der Lichtblick der Freude dahin. Ein dumpfer Lebensüberdruß lag auf der sonst so freudig hoffenden Brust, den ihr Verstand vergebens zu bekämpfen suchte. Ungestilltes Sehnen nagte an der Kraft des Herzens und den Blüthen des jugendlichen Reizes. Ihr Entschluß war gefaßt, es zu versuchen, ob die Entfernung von dem geliebten Gegenstand ihr Frieden und Genesung zu bringen vermöchte; aber von Tag zu Tag hatte sie die Reiseanstalten verschoben, und der Schmerz der Trennung, die Furcht der einsamen Tage ohne ihn beklemmten ihr Herz und hielten den Muth zur Ausführung gefesselt. In nächtlichen Wolken verhüllt lag die weite Welt vor ihren Blicken, deren mannigfache Gestalten anzuschauen sie sonst so sehr gereizt hatte. Gleich einem warmen Sonnenblick belebte ihr ganzes Daseyn der Antrag ihres Freundes, sie zu begleiten. Sein Auge schaute wieder so rein und offen in das ihre, sie las wohlwollende Sorge um sie in dem Grunde seines Herzens.

Eine sanfte Röthe flog über die bleichen Wangen, als sie ihre Einwilligung gab; sie fürchtete ihre Freude zu zeigen. Die leidenschaftlichen Bewegungen, die Raimund's Herz hatte kennen lernen, gaben ihm einen feinen Takt für die Gefühle Klothilde's. Eine leise Ahnung flog zum Erstenmal durch seinen Busen: „Sie leidet um dich!"

Mit dem vollen Zauber ihrer vormaligen Lebhaftigkeit wurden nun alle Anstalten gemacht. Eine ihr liebe, ältere Verwandtin sollte Klothilde begleiten, da die Mutter das Haus nicht verlassen konnte. Die Männer sollten vorausfahren, um jedesmal die Einrichtungen zu treffen und sich nach dem Sehenswürdigsten zu erkundigen. Mit Zuversicht vertrauten die Eltern Lindorf die geliebte Tochter an, und nach wenigen Tagen rollten die Reisewagen durch die Barrieren von Paris.

Raimund war in der glücklichsten Stimmung. Einig mit sich selbst in dem Gefühl, einem liebenswürdigen edeln Wesen Vergnügen zu machen, fiel bald die dumpfe Beklemmung der Leidenschaft von seiner Brust; ja, er erfreute sich sogar, ihrer los zu seyn. Seine Gedanken ordneten sich klar, das freye Herz fühlte sich wieder mit der ganzen Natur verbunden, und die Zukunft lag wie eine sonnige Aue vor ihm, durch welche tausend angenehme Pfade sich hinzogen. Ein zärtliches Andenken an Lucie umschwebte ihn oft; — hätte sie sich zu seiner Empfindungsart fügen können, so wähnte er, er hätte zwischen ihr und

Klothilde das reinste Glück genossen. Lindorf hatte ihn über ihr Geschick beruhigt: sie sey Willens, wieder zu ihrer Familie auf's Land zu gehen, und ohne Schmerzen habe sie seinen Brief, so schien es, aufgenommen.

Auch Klothilde genoß eines lang entbehrten süßen Friedens. Wie leuchtend ist die Straße des Lebens, wenn wir einem einzig Geliebten folgen, ihn nur für wenige Stunden verlassen, in der Gewißheit, ihn wieder zu finden, — wie lichtstrahlend der Himmel, wie lachend und duftend die Wälder, die Auen wie blühend!

Die tiefe Sehnsucht der Liebe lag noch auf dem Grunde ihres Gemüths. Wie ein unerreichbares Glück stand noch Raimund's Gegenliebe und ein mit ihm vereintes Leben vor ihrer Phantasie; aber sie hatte Kraft zur Ergebung gefunden.

Ihre schwankende Gesundheit führte auf den Gedanken eines kurzen Lebens. „Ich werde ihn sehen, dachte sie, seine Theilnahme, seine Freundschaft wird meine Tage erhellen, bis der lezte mich auch an seiner Seite findet, und mein brechendes Auge noch in das seine schaut. Dann soll er alle meine Liebe kennen lernen, und mein Andenken ihm heilig durch's ganze Leben bleiben!"

Raimund war unendlich liebenswürdig auf der Reise. Zärtlich-schützende Sorgfalt umgab Klothilde auf jedem Schritt. Oft stieg sie bis zum Uebermaß; aber sie mußte seiner Lebhaftigkeit nachgeben und sich in seine Einrichtungen fügen. Ihr Herz zerfloß in Dank und Liebe, wenn er sie Abends aus dem Wagen hob, und die großen leuchtenden Sterne seiner Augen auf sie gerichtet waren und sorglich nach ihrem Befinden spähten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Mai.

Der König hat diese Woche zwey Hoftage gehalten, wodurch das Gedränge vermindert, und für ihn sowohl als denjenigen, die dem Monarchen ihre Hochachtung bezeigen und einander ihre Diamanten zeigen wollten, weniger ermüdend gemacht wurde als im vorigen Jahre, wo Alle an einem Tage erscheinen mußten. Se. Maj. besuchte auch Coventgardens-Theater, wo man auf hohes Verlangen den Freyschütz aufführte, und morgen wird es in Drury-Lane dasselbe Stück geben. — In diesem Theater gibt man schon seit einiger Zeit Webers Abu Hassan mit vielem Beyfall; aber seine Preciosa, die man in Coventgarden ausbrachte, wurde gleich nach der ersten Vorstellung verdammt. — Das lange versprochene Trauerspiel, Orestes in Argos, ist endlich auf dieser Bühne erschienen, und ziemlich gut empfangen worden; der Verfasser hat, was man hier ein respektables Talent nennt. — Nächstens erwartet man zwey neue Dramas (wahrscheinlich Uebersezungen), Wilhelm Tell und Faust.

Das italienische Opernhaus ist wiederhergestellt, und die Oper wird jezt darin aufgeführt; wir haben aber noch nichts Neues dort gehabt.

Die Gemäldeausstellung in der brittischen Gallerie ist geschlossen, und der Preis für die beste Skizze zu einem Schlachtstück, genannt die Schlacht am Nil, ist Hrn. Arnold zugesprochen worden. Es hatten sich ungefähr zwanzig darum beworben, die alle ihre vollendeten Skizzen dort zeigten, und nichts konnte auffallender seyn als die Verschiedenheit, womit ein jeder den Gegenstand behandelt oder mißhandelt hatte. Die Ausstellung der im vorigen Jahre gestifteten Malergesellschaft ist schon seit einem Monate offen, und wird stark besucht. Sie enthält viele brave Arbeiten, und Alles verspricht dem Vereine Dauer, es wäre denn, daß die Akademie in dem neuen für sie zu erbauenden Hause Raum genug erhielte, um den Werken der Nichtakademiker Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Akademie wird morgen ihre Ausstellung eröffnen, die, wie man versichert, glänzender seyn soll (ich hoffe nicht in Farben) als irgend eine, deren sich irgend einer der Akademiker erinnert.

Hr. Fäßli ist nicht mehr: er starb in einem hohen Alter, von allen Freunden der Kunst bedauert. Seine Werke haben zwar alle etwas Eigenes, das oft in den erhabensten Gegenständen in's Lächerliche geht, aber sie haben auch alle etwas Großes, das in allen Zügen den Mann von Genie verräth. Er war bekanntlich seit vielen Jahren Professor der Malerey in der Akademie, von welcher er mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen beerdigt wurde. Er soll ein bedeutendes Vermögen hinterlassen haben.

Man spricht von der Anlegung von drey oder vier großen Straßen, welche London von Norden nach Süden durchschneiden sollen, woran es uns jezt sehr fehlt; und zwar auf Rechnung von Privatvereinen.

Lieutenant Clapperton soll aufs zuverlässigste entdeckt haben, daß der Niger sich in's Meer ergießt, wo aber, wird nicht gesagt. Sein lezter Brief soll von Murzuk aus auf dem Rückwege nach Tripoli geschrieben seyn. Ob seine Gefährten sich bey ihm befanden, habe ich nicht erfahren können. Indessen, wenn auch diese Reisenden glücklich zurückkommen (zwey von ihnen haben bekanntlich das Leben eingebüßt), so ist es doch gewiß, daß die Entdeckungsversuche in Afrika wieder ein neues Opfer hinweggerafft haben, nämlich den Kapitän Gordon, welcher in dem Versuche, bis zu den Quellen des Bahr-el-Abiad zu dringen, eine Tagereise von Senaar gestorben ist.

Man hat neulich zu Inverneß einen Verein gestiftet, dessen Zweck es ist, genaue Nachrichten über celtische und dänische Alterthümer jener Gegend zu sammeln und ein Museum für dieselben zu bilden.

Der neue Roman des Sir Walter Scott, die Kreuzfahrer (the crusaders), soll aus zwey Erzählungen bestehen, die eine „die Braut" benannt, wovon die Scene in Wallis liegen, die andere „der Talisman," die uns nach Syrien führen soll; die hiesigen Buchhändler sollen 4500 Exemplare davon bestellt haben.

Man hat hier vor Kurzem ein eben so einfaches als zuverlässiges Mittel entdeckt, um Rauch und metallische Dämpfe aufzusaugen. Der Rauchfang besteht aus einem senkrechten Schlott von gewöhnlicher Art, welcher aber oben verschlossen ist, und den Rauch durch eine Seitenöffnung in einen andern senkrechten Schlott hineinläßt. Ueber diesem zweyten Schlott befindet sich ein Wasserbehälter, aus welchem beständig das Wasser herunter sauert, den Rauch oder Dampf auflöst, und mit demselben als ein schwarzes Wasser abfließt. Das herabfließende kalte Wasser erzeugt dabey einen Luftstrom, der den Rauch unablässig in den zweyten Schlott hineinzieht.

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Juni 1825.

Du zählst die Stimmen: wäge sie, willst du nicht
Des Ruhms dich thöricht freuen, der dir erschallt.

Klopstock.

Gastgeschenke für einen Kritiker.

1.

Fürchtet mich nicht, zwar schein' ich dem Sperling ein greulicher Wauwau,
Aber, beym Lichte beseh'n, bin ich aus Lumpen und Stroh.

2.

„Hört ihr den Schwanengesang?" — Hans Dampf, das sind ja nur Gänse! —
„Seht ihr das Schwälblein im Flug?" — Esel, das ist ja der Aar!

3.

Belfert und knurret der Spitz, so laß ihn belfern und knurren;
Riecht er von ferne die Wurst, kommt er auch wedelnd heran.

4.

„Wahrheit will ich!" — Und kennst du sie auch? Es schauet die Göttin
Sicheren Blickes umher, aber die Lüge, sie schielt.

5.

Glücklich belauscht hat Hans die Natur, denn als sie in's Bad stieg,
Um sich zu waschen vom Schmutz, sah er den hinteren Theil.

Dornfried.

Das Stumpfnäschen.

(Beschluß.)

Nah an der Schweizer-Geenze hielten die Reisenden Abends in einem kleinen Städtchen an, das freundlich an einem Hügel lag. Die Einrichtung zum Uebernachten war getroffen, da die nächste Station noch weniger Bequemlichkeiten daebot, und die weitere Reise zu ermüdend für Klothilde werden konnte. Die weite Landschaft lag im zauberischen Abendlichte vor ihnen, und die Faedentöne des Himmels, die laue Luft zogen Klothilde noch in einen kleinen Gaeten hinter dem Posthause, wo man die reiche Gegend überschaute. Raimund folgte, und still, wie die Natur im ernsten Momente des Unterganges, saßen sie schweigend neben einander. Die Verklärung des Abendscheines umstrahlte Beyder Gestalten. Raimund hatte Klothilde's Hand nicht aus seinem Arm gelassen, den er ihr zum Aufsteigen eines kleinen Hügels dargeboten, und hielt sie sanft in der seinen. Er wendete nun seine Augen von der Gegend auf sie, und fand auch die ihren auf ihn geeichtet. „O Klothilde! sagte er mit seiner schönen klangvollen Stimme, wenn ich so in's weite Leben hinausschaue, in die Städte, Dörfer, Auen vor uns, in das mannichfache Treiben der Menschen: wie fühle ich dann, daß doch Jeder nur eine Heimath findet in einem geliebten Menschenherzen, das ihn freudig aufnimmt, um Liebe und Leben mit ihm zu tauschen! Dürft' ich hoffen, diese Heimath gefunden zu haben? Könntest du, himmlisches

Digitized by Google

Wesen, den Irrenden, Schwankenden aufnehmen in das Heiligthum deines reinen Herzens? Willst du mein seyn?" sagte er mit leiser Stimme, und drückte sie an seine hochschlagende Brust. Die ganze Verklärung der Liebe umfaß Raimund's schöne Gestalt — alle Banden der Sorge und des Zweifels fielen von Klothilde's Herzen; nur der Stimme der Liebe gehorchend, sank sie an seine Brust und flüsterte ihm zu: „Ach, das bin ich ja schon längst!" In süßer, seliger Umarmung vereinten sich ihre Wesen, die Fülle überirdischen Glücks genießend.

Lindorf kam, sie zum Abendessen zu rufen; und als sie an dem kleinen Tisch im Glanz der Lichter saßen, erkannte er bald den heiligen Glanz beglückter Liebe in den Blicken und Worten der Liebenden. Es wurde wenig gesprochen; und kaum waren die Diener zur Thüre hinaus, so stürzte sich Raimund in Lindorf's Arme: „Sie ist mein, mein Vater! sagte er, sanft an seinen Busen gelehnt; du hast ja Vieles, ja Alles für mich gethan; lehre mich nun auch, dieses Glückes werth zu seyn!" Beyde traten zu Klothilde, die ihre Rosenwangen und ihre leuchtenden Augen auch an Lindorf's Busen barg. Alle drey genassen ein Glück, wie es Sterblichen selten gewährt ist.

Klothilde hob zuerst ihr halbes Gesicht aus der Umarmung und sagte: „Raimund denkt bey mir die Heimath seines Herzens gefunden zu haben; o mein Vater! wird er sie immer da finden? Nicht an mein Glück denke ich mit dieser Frage; erst gab ich mich meiner Liebe hin, und will nun in ihr leben und sterben; aber an das seine? O Raimund, kann ich Ihr Herz fühlen?" — Er sank zu ihren Füßen: „Ich habe es noch nicht verdient, daß du mir vertrauest!" rief er schmerzlich, und verbarg seine glühenden Thränen in ihrem Gewand — dann hob er die leuchtenden Blicke gegen sie und sagte: „Ganz sollst du das Herz kennen, das nun einzig und ewig dein ist, selbstwenn du es verwerfen könntest!" — „Liebe Klothilde, sagte Lindorf; wenig liebende Frauen könnten vielleicht die Hoffnung treuer Liebe nähren, wie Sie! Ja, mit innigen und ewigen Banden kann wohl eine Frau den Mann an sich gefesselt glauben, dem sie als Freundin mehr ist, als eine reizende Geliebte! Raimund wird Ihnen die Geschichte der letzten Wochen erzählen, und mir die Erlaubniß geben, Ihnen einen Brief zu zeigen, mit dem er ein Verhältniß abbrach, das seiner nicht unwerth war. Zum Glück behielt ich eine Kopie in den Händen." — „Wie leicht glaubt der, der sich gerne überzeugen läßt!" sagte Klothilde, indem sie Raimund zu sich anzog und mit der zarten Hand über seine Stirne fuhr, als wollte sie alle Spuren ihres störenden Zweifels wieder hinwegblasen. Sie sagte: „Würdig und edel werde ich Sie immer finden, theurer Freund; dessen bin ich gewiß. Das Glück wohnt drüben bey dem ewigen Vater, und frey nur schwebt es auf uns herab. In Unschuld und Wahrheit wollen wir bleiben, um diese göttliche Erscheinung nicht zu verscheuchen. Jetzt durchdringt Ihr Himmelsglanz mein ganzes Wesen!" Sie umfaßte ihn, ihre Blicke strahlten in einander, und ihre Lippen besiegelten den Bund des reinsten Einverständnisses.

Den nächsten Morgen gingen sie noch in dem Garten umher, der für immer ein gewohnter Baden für sie bleiben sollte. Raimund erzählte frey und offen die Geschichte seiner Liebe für Lucie. „Ich weiß nicht, sagte er am Ende der Erzählung, ob das Liebe war; aber meine Brust war beklemmt in diesen Gefühlen; das weiß ich, daß ich bey dir mich in himmlischer Freyheit fühle! Aber gebiete über mein Schicksal, auch wenn du mich deiner unwerth findest!" — Lindorf kam zu ihnen, und Klothilde las unter süßen Thränen den Brief, der eine so reine Neigung für sie aussprach. — „Mir deucht nach diesem, ich könnte dich nie verlieren, wenigstens mußte ich dich immer wieder gewinnen, sagte Klothilde mit dem Ausdruck der innigsten Hingebung; ja, und ich sage es frey, ob's wohl lächerlich klingen mag, mir dünkt, ich begehe kein Unrecht, mit dieser Frau um das höchste Glück deiner Liebe zu ringen; denn sie scheint mir von der Art Frauen zu seyn, die mehr geliebt seyn wollen, als lieben, die nur in Ansprüchen ihrer Neigung äußern, und die die männlich edle Natur herunterziehen, statt sich in ihr zu erheben und zu verlieren. Kurz ich bleibe bey meiner alten Theorie in Ansehung der Stumpfnäschen!"

Lindorf drückte die Liebenden an seinen Busen. — „Fürwahr ist Gottes bester Segen mit Euch, geliebten Kinder! Ihr könnt Euch nicht verlassen, so wenig wie Wahrheit und Natur sich selbst untreu werden können! Am Neuenburger See, wo wir in wenigen Stunden seyn werden, habe ich einen alten Freund, einen Prediger in einem Dorfe, das am Fuße des Jura liegt. Er soll euch vereinen; die Tage des Glücks fliehen schnell aus dem Menschenleben; in dieser Einsamkeit werden sie euch am schönsten vergehen." Raimund war entzückt über diesen Plan, lag zu Klothilde's Füßen und bat um ihre Einwilligung. Ein holdes Erröthen flog über ihr liebliches Gesicht. „Ich kann nichts Anderes wollen, als was Sie wollen, sagte sie; aber mir ist, als dürfte der ausgesprochene Segen meiner Eltern unsern Gründen nicht fehlen." Die Verwandtin stimmte bey; man beschloß zu schreiben; und die seligen Tage verstrichen schnell im Schooße jener Natur, wo der Zauber der Schönheit uns tausendfältig umfängt. Raimund wollte nicht weichen von der kleinen Dorfkirche, die im Schooß des hohen Juragebirgs an einem freundlichen Hügel lag, wo er die Geliebte zuerst als sein von Gott gegebenes Weib umarmen sollte. Auf den Pfaden zwischen den duftenden Matten und friedlichen Hütten, wo Fleiß und einfache

Digitized by Google

Sitte zufriedene Bewohner nährt, entwarfen sie ihren Lebensplan. Wenn der König der Berge, von den Rosen des Himmels umglüht, zwischen den grünen Bergschluchten auf sie blickte, waren sie gerührt, als empfingen ihre Seelen schon jetzt eine Verheißung überirdischen Glücks. Wohlthätigkeit und Liebe sollte der ganze Sinn ihres Lebens seyn, das gelobten sie sich an. Ländliche Stille, zweckmäßige Thätigkeit auf den angeerbten Gütern, Erschaffen und Erhalten des Guten und Rechten in ihren Umgebungen, in dieser reinen Naturpoesie wollten sie leben, bis das Vaterland Ansprüche an Raimund machen würde.

Die bejahende Antwort der Eltern langte an, und der Tag der Trauung folgte sogleich. Der Prediger hatte die Kirche festlich geschmückt, und Lindorf ein kleines Fest im Pfarrhause angeordnet. In sanfter Heiterkeit saßen sie in dem Wagen, der sie zu dem Dorfe bringen sollte. Lindorf war entzückt über die blühende Gesundheit Klothilde's, und schaute mit Augen voll Vatersegen auf das Brautpaar. Raimund zog das Bild seiner Mutter aus dem Busen, reichte es Klothilde und sagte: „O, ich habe Alles vom gütigen Geschick erlangt, was sie für mich erflehte — Alles, Alles in dir!"

Bei [illegible]ten des Pfarrers wollten sie aussteigen, um auf einem weniger besuchten Pfade zur Kirche zu gelangen, als ein Reisewagen um die Ecke kam, und in der engen Gasse geriethen die Räder an einander. Während die Kutscher bemüht waren, sie ohne Schaden auseinander zu bringen, sah ein Frauenkopf aus dem begegnenden Wagen. „Laura! rief Klothilde freudig, ist's möglich?" — „Es ist Lucie!" rief Raimund. Das Köpfchen fuhr zurück; aber ein freundlicher Knabe streckte Klothilde seine Aermchen entgegen. „Die Mutter ist da, rief er, wenn sie sich gleich hinter dem Schleyer verstecken will; ja, sie ist da!

Klothilde hatte Raimund's Ausruf nur zu wohl vernommen, und ein unwillkürlicher, elektrischer Schlag zuckte durch ihre Glieder.

„Führe deine Braut in's Pfarrhaus, sagte Lindorf zu Raimund; ich folge bald mit der fremden Frau, die, wie ich hoffe, uns allen willkommen seyn wird."

Raimund folgte und führte Klothilden, deren Arm in dem seinen zitterte, in ein Zimmer des Pfarrhauses.

Es war, als läge eine dunkle Gewitterwolke zwischen den Liebenden, die sich in Blitz und Regen entladen würde. Um so schwerer lag sie auf Beyder Brust, da sie vor dem reinsten Himmelsblau eines vollkommenen Glückes hing.

Sanft und ernst setzte sich Raimund neben Klothilde, schloß sie fest in seine Arme und sagte: „Warum bist du so bewegt, meine einzig Geliebte, mein theures Weib? Sind wir uns denn nicht die nächsten Wesen in der ganzen Natur, und was kann denn diese neue Erscheinung, die ich noch nicht begreife, darin ändern?"

Klothilde fühlte seine ganze himmliche Güte in diesen Worten und weinte still an seinem Busen; dann erhob sie ihr Auge und suchte tief in dem seinen den Grund seines Herzens. Sie fand nur Liebe und Klarheit. — „Den Geliebten kann ich nicht verlieren, sagte sie, auch die Freundin nicht, hoffe ich. Aber es ist unbegreiflich! Die Abschiedsworte Laura's, ihr inniger Antheil an ihrem Liebesschmerz stellte sich in dem Moment klar vor ihre Seele, und sie errieth das Walten und Wirken der Freundschaft, sie errieth, daß Laura die Rolle der Lucie gespielt hatte, um ihr den Geliebten zuzuführen. Ihr reines Herz, Allem, was nicht vollkommen lauter und klar war, so entfremdet, fühlte einen heftigen Schmerz. „Ach auf einmal begreife ich Alles! rief sie, aber das kannst du nicht verzeihen, und wir müssen uns trennen! — Nein, das kannst du nicht verzeihen." — Raimund gerieth in die schmerzlichste Bewegung über dieß wechselnde, räthselhafte Betragen; doch fühlte er das zerrissene Herz seiner Klothilde, und sagte sanft tröstend: „Du kannst nichts thun, was ich nicht verzeihen könnte." — „Ich nicht, rief sie in der höchsten Leidenschaft, ich wußte von Allem nichts, aber Laura." — In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre, und Lindorf und Laura, mit dem schönen Kinde an der Hand, traten herein.

„Wir sind in eine sonderbare Lage gerathen, mein liebenswürdiger Freund, sagte Laura, aus welcher gute Menschen nichts als Offenheit retten kann; Klothilde ist vollkommen unschuldig. Ich allein kann mir vielleicht den Vorwurf machen, etwas Gewagtes gethan zu haben; doch bin ich Ihrer Verzeihung gewiß, wenn Sie die ganze Lage kennen werden, und meine Klothilde muß mir verzeihen, daß ich Sie damit bekannt mache."

Sie erzählte nun Raimund, wie sie es nicht vermocht hätte, ruhig mit anzusehen, wie ihre Freundin und er in dieser Unklarheit und übermäßigen Zartheit der Gefühle sich täglich mehr vom ebenen und reinen Pfade des Glückes und der Natur entfernten, daß nur das Dazwischenkommen einer andern Neigung ihn sein eigenes Herz kennen lernen konnte. „Laß mich's aussprechen, liebe Klothilde, fuhr sie fort; dein ganzes Glück, dein Leben stand auf dem Spiele, ich mußte die Rettung versuchen — — und der Himmel hat seinen Segen gegeben! Der Mann, der in wenigen Stunden dein für immer seyn wird, mag billig die ganze Gewalt deiner Liebe kennen. Wenn in unentschiedenen Verhältnissen ein liebendes Weib seine Neigung verbirgt, so folgt sie dem Zartgefühl, das einer schönen Natur eigen ist; aber nichts bürgt so sehr für das Glück der Ehe, als die innige Liebe und volle Hingebung der Frau. Wie glücklich können Sie seyn, Raimund!" — „Ja, das bin ich fürwahr! rief er aus, indem er Laura's und Klothilde's Hand faßte, daß zwey so edle weibliche Wesen sich zu meinem Glück vereinten! Du bist die himmlisch-reine Liebe unter uns, meine Klothilde! In dir ruht

unſer beſſeres Leben; mache mich ganz dir ähnlich! Als einen warnenden Genius auf dem Lebenswege werde ich die ſchöne, reizende Lucie immer ehren; mit ſeltner Gewandtheit hat ſie ihre Rolle geſpielt. Die Freundſchaft heiligt das Spiel, das ſie mit mir getrieben. Ja, ich geſtehe es, ſollte ſie auch über meine Eitelkeit lächeln; mein Herz iſt erſt jezt ganz befreyt, kann ſich ganz ſeinem Glück hingeben; denn ein leiſer Vorwurf beläſtigte es noch, inkonſequent eine Neigung geäußert zu haben, die vielleicht in einem weiblichen Herzen nach den verblichenen Roſen einige Dornen zurückgelaſſen hätte." — „Mein Herz, ſagte Laura mit einem holden Erröthen, gehörte einem edeln Manne und der Freundſchaft. Es gab Momente, wo ich wohl ahnete, daß ein ſolches Spiel nicht ohne Gefahr ſeyn könnte; aber je liebenswürdiger ich Sie fand, je mehr freute ich mich, daß meine Klothilde Sie beſitzen würde; und hier iſt der Talisman gegen alle leidenſchaftlichen Bewegungen!" fuhr ſie fort, indem ſie den ſchönen Knaben zwiſchen Raimund und Klothilde bod.

„Da denn Alles Bekenntniſſe abzulegen hat, ſo will ich auch nicht ſäumen, ſagte Lindorf, obgleich meine ſchöne Freundin mich großmüthiger Weiſe übergehen will. Auch der Vater war dabey, lieben Kinder! — Rein iſt Raimund aus der Probe gegangen, liebe Klothilde! und wie nur immer dem Menſchen ein reines Glück werden kann, ſo mögen Sie ſich deſſen erfreuen." — „Wenn das iſt, rief ſie, ſo will ich mich denn ganz den ſeligſten Gefühlen überlaſſen, den einzig Geliebten durch ſolch eine Freundin gewonnen zu haben!" Sie warf ſich in Laura's Arme, und Raimund umfaßte Lindorf.

Laura wünſchte bey der Trauung noch gegenwärtig zu ſeyn; hat aber zu eilen, da ihr Gemahl ſie in Bern erwarte, wo ihn eine Krankheit befallen, die ihre ganz unerwartete Reiſe verurſacht habe. „Ich glaubte dieſe Geſellſchaft, dem erſten Plane nach, in Genf und gewiß nicht auf dieſer Straße zu treffen, ſagte ſie; dieß bezeugte mein Schrecken! Doch unſer Zuſammentreffen war auch ein ſchöner Lichtblick des Geſchicks, der uns Allen nur Segen bringen kann!"

Sie eilten zur Kirche, und die Liebenden empfingen den prieſterlichen Segen unter dem heitern Blau des Himmels, wie er ſich über den Alpen wölbte und in die kleine Kirche durch Thür und Fenſter hereinſchaute.

Es war ein Symbol ihres Lebens, das von den himmliſchen Kräften in der Menſchheit, von Wahrheit und Liebe umgeben blieb.

Korreſpondenz-Nachrichten

Prag, 22. April.

Am 23ſten März hielt die Geſellſchaft des königlich böhmiſchen Nationals-Muſeums ihre dritte öffentliche Sitzung im Saale des ſtändiſchen Landhauſes.

Die Rede des geiſtreichen und um die Wiſſenſchaften hochverdienten Präſidenten, Grafen Kaſpar von Sternberg, vorgetragen mit Wärme und Würde, verbreitete ſich über Thätigkeit und Erwerb des Inſtitutes in dem lezverfloſſenen Jahr, über deſſen Nuzen auf der vorgeſchriebenen Bahn im Allgemeinen.

Die Haenkeſchen Herbarien ſind in Familien abgetheilt, zur Bearbeitung vorbereitet; das erſte Heft des Werkes, die Cryptogamen enthaltend, bearbeitet von mehreren deutſchen Botanikern, wird in der Oſtermeſſe verſandt.

Einige biographiſche Nachrichten aus der Feder des Hrn. Grafen von Sternberg über Haenke, den intereſſanten Reiſenden, der ſeltenem Mißgeſchick ſeltene Seelenſtärke entgegenſezte, begleiten daſſelbe.

Gebürtig aus dem Leitmeritzer Kreiſe Böhmens, von der ſpaniſchen Regierung begehrt, Malaspina auf deſſen Reiſe um die Welt im Jahre 1789 als Naturforſcher zu begleiten, erreichte er Kadix, als die Expedition vor 24 Stunden unter Segel gegangen war. Unverzüglich fordert er Verhaltungsbefehle, und erhält die Weiſung, dem Kapitän auf dem nächſten ſegelfertigen Schiffe nach dem Plataſtrom zu folgen. Das Schiff, auf dem er ſich befindet, ſcheitert an der Küſte von Montevideo. Schwimmend, ſeinen Linné und ſeine Papiere unter der Mütze rettend, erreicht er den Strand und beſchließt, als er auch hier die Expedition bereits abgeſegelt findet, quer durch das Land, über die Andes, Malaspina in St. Jago aufzuſuchen. Ohne Kenntniß der Sprache, ohne Hülfsmittel ſonſtiger Art, ein kühnerer Vorgänger Humboldts, überwindet er glücklich die ungeheuern Schwierigkeiten der Reiſe und vereinigt ſich mit den Schiffen. Er kehrte nicht in ſein Vaterland zurück. Vielleicht abſichtlich gehindert, blieb und verſcholl er in Amerika. Es iſt eine ſchöne Gerechtigkeit des erſten vaterländiſchen wiſſenſchaftlichen Inſtitutes, den Nachlaß eines ſolchen Sohnes des Vaterlandes zu adoptiren und zu wiſſenſchaftlicher Wirkſamkeit zu verbeiſen.

Der Ankauf von zwey Sammlungen, eine Gabe böhmiſcher Foſſilien, kärntniſcher und ſteyeriſcher Mineralien, haben veranlaßt, daß die ganze oryktognoſtiſche Sammlung des Muſeums im lezverfloſſenen Jahr dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaften gemäß neu aufgeſtellt iſt. Sie iſt die bedeutendſte des Inſtitutes. Zu den Bereicherungen, welche ſie binnen jenem Jahre erworben, gehört ein Meteorſtein, 107 Loth ſchwer, der am 14ten Oktober v. J. Morgens um acht Uhr unter Sauſen und Pfeifen, wie bey dergleichen Erſcheinungen gewöhnlich, aus einem Meteor fiel, das von Nordweſt gen Südoſt über unſer Vaterland zog. Der Stein wurde zwiſchen Zabrat und Prako los, in zwey Theilen, angeblich ein Theil in einer Entfernung von 150 Schritt vom andern gefunden. Ein drittes Stück, etwa 20 Loth an Gewicht, fehlt und ſcheint durch den Hammer abgetrennt. Die äußere Beſchaffenheit dieſes Meteorſteines kommt mit der des, im Jahre 1796 bey Belova Zerwka in Rußland, mit der des 1803 bey Liſſa in Böhmen, mit der des 1812 bey Toulouſe in Frankreich gefallenen überein. Die Analyſe ergab 20, 30 nickelhaltiges Eiſen, 18, 82 Schwefeleiſen, 60, 7 erdige Maſſe, welche in Kieſelerde, Thonerde, Magneſia, Eiſenoxyd und Waſſer zerlegt wurde. Er gehört demnach unter die, an Metalltheilen reichen Meteorſteine, und unterſcheidet ſich vorzüglich dadurch von jenen in Stammern gefallenen. Er enthält weniger Eiſen als der von Liſſa, dagegen mehr Schwefeleiſen; iſt reicher an Eiſen und Schwefeleiſen als der von Smolenſk und ſtimmt mit keinem der gefallenen Meteorſteine genau überein. Eine ausführliche Abhandlung über dieſen Gegenſtand, ſo wie über das räthſelhafte Foſſil der Trilobiten, von dem die Rede des Grafen Sternberg einen intereſſanten Bericht gab, werden derſelben im Druck als Beylagen zugeſellt erſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juni 1825.

Ich überlaß' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweyen Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden — und Euch krönen.
Schiller's Demetrius.

Bruchstücke aus dem Gesang der Königsweihe *),

von Alphonse de Lamartine.

Die Nacht bedeckt den alten Dom von Rheims;
Des Schiffs Gewölbe strahlt von tausend Fackeln,
Von Bogen spannt zu Bogen sich ihr Netz,
Ihr funkelndes, an allen Säulen aus,
Es spiegelt sich ihr Glanz auf Erz und Stein,
Und schlängelt sich, ein Lichtstrom, in die Ferne.
Mit Sammt und Seide schmückt der Vorhof sich;
Die Wappenschilder hangen an den Pfeilern,
Es wallen, von des Windes Stoß gerührt,
Sinnbilder dran von sechszig Königen.

*) Die Unterzeichnete beeilt sich, ihren Lesern einige Bruchstücke aus dem Krönungs-Gedicht des Herrn von Lamartine mitzutheilen, da dessen Méditations poét. von demselben Uebersetzer schon früher im Morgenblatt theilweise bekannt gemacht, bey dem deutschen Publikum eine so günstige Aufnahme gefunden haben. Die Pariser Blätter wollen zwar einem für die gleiche Gelegenheit verfaßten Gedicht des Herrn von Lormian den Vorzug vor dem des Herrn von Lamartine zugestehen, indem sie diesen mit einiger Bitterkeit an seine Stelle als Hofpoet erinnern, und in ihrem Tadel so weit gehen, daß sie nur die typographische Ausführung seiner Arbeit lobenswürdig finden. „Limprimeur ne sera peut-être jamais mieux; pour le „poète, il ne peut que mieux faire," so urtheilt eines derselben über diesen Chant du Sacre. — Unsere Leser mögen selbst urtheilen. Um sie aber einen Vergleich zwischen der Arbeit des Herrn von Lamartine und der des Herrn von Lormian anstellen zu lassen, werden wir den geschätzten Herrn Uebersetzer ersuchen, uns die Möglichkeit zu verschaffen, seiner Zeit auch Bruchstücke aus dem Lormian'schen Gedicht mitzutheilen. Die Red.

Beschattet ist von Fahnen der Altar,
Die Palästina schaut' auf seinen Wällen,
Die Philipp an dem Strand der Maas gewann,
Die Orleans zerfallne Mauern schützten;
Von Ivry's Helmbusch, den ein König trug,
Von jenen Fahnen, welche Condé's Muth
Entriß den Feinden unter Rocroy's Blitz;
Von jenen endlich, die des Sieges Söhne
Vom Tagus zum Borysthenes geführt,
Die unsern Ruhm durch alle Welt getragen,
Und nichts von Wien und Austerlitz gebracht,
Als hundert ew'ge Namen auf den Resten.
Verstümmelt, schwarz, voll Pulverdampf und Blut,
Vom Schwert zerrissen, vom Geschütz durchbohrt,
So hängen an den Mauern sie und fangen
In den bewegten Falten auf den Wind,
Der tönend durch des Domes Hallen schweift,
Und, rollend an den Stangen, scheinen sie
Zu murmeln: „Schauet her! das ist der Schatten,
Der auf der Stirn von Frankreichs König ruht!"
— — — — — — —
— — — — — — —

(Der Tempel ist noch leer. Jetzt erscheinen der Erzbischof und die Priester.)

Die Schatten bleichen schon, bereit ist Alles:
Was harret man? — Hört ihr den mächt'gen Ton
Dort oben grollen, der, wie Windesgeräusch
In klagereichen Wäldern, majestätisch

Fort von Gewölben zu Gewölben braust?
Von heil'gem Echo zwölfmal wiederholt,
Durchschüttert er das hallende Gestein.
Indeß die Wölbung von den Schlägen bebt,
Entströmet er, so scheint's, den Marmorwänden,
Und eine Stimme leihet er der Luft — —
Die Thurmuhr ist's; sie murret Mitternacht.
Ha, Mitternacht! o heil'ge Stunde! horcht!
Die eh'rnen Thürrn drehen krachend sich
Auf diesen Ruf in ihren alten Angeln,
Die weiten Hallen sieht man offen stehn,
Und vor den Pforten stößt sich Stahl an Stahl,
Der Marmor dröhnet unter Rosses Hufen
Und unterm Schritt der Krieger, der die Gruft
Mit abgemess'nem Halle tönen macht.
Und hundert Ritter treten ein, bedeckt
Vom hohen Helmschmuck. — Sprecht, wer ist der Erste?
— — — — — — —

(Der König tritt auf. Seine Gestalt, Rüstung und Haltung wird beschrieben.)

Der Erzbischof.

Von wannen kommst du?

Der König.

Vom Exil!

Erzbischof.

Was bringst du?

König.

Ich bringe meinen Namen.

Erzbischof.

Nenn' ihn mir!

König.

Der zehnte Karl und Bourbon.

Erzbischof.

Was verlangst du?

König.

Den Zepter und die Kron'!

Erzbischof.

Auf wessen Ruf?

König.

Auf Gottes, der die Kronen nimmt und gibt.

Erzbischof.

Wozu?

König.

Um meinem Namen, meinem Recht
Des Gottes heilig Siegel aufzudrücken,
Der Kön'ge macht.

Erzbischof.

Und kennest du die Pflicht,
Die dieser Name heischt? Kannst sie beschwören?

König.

Sey Gott mein Helfer, und ich kann's.

Erzbischof.

Sie ist — ?

König.

Ausrufen und vertheid'gen das Gesetz,
Als König lohnen, strafen, leben, sterben.
Die heil'ge Heerde, die mir Gott vertraut,
Wie ein getreuer Hirte liebend lenken,
Dem Volke seyn ein Vater und ein Schirm.

Erzbischof.

Wo fand'st du diese Pflicht?

König.

In meinem Herzen.
Der Erdengröße Last kennt meine Stirn,
In meinen Adern fließet Königsblut.

Erzbischof.

Wo sind die Bürgen deines Eids?

König.

Im Himmel.
Gekrönte Schatten sind's von sechzig Ahnen,
Der Karl, der aus Rom's Trümmern schuf ein Reich,
Zu groß für eines andern Menschen Seele;
Die Fürsten all, geliebt, gefürchtet bald,
Die Ludewig, die Franz, die edeln Heinrich!
Und wenn dir dieser Helden Ruhm nicht genügt,
So hab' ich andre, denen glaubt der Himmel.

Erzbischof.

Wo sind sie, diese Zeugen für das Wort
Der Könige? Wo sind die Pairs, die Zwölfe?

König

(die zwölf Pairs zeigend).

Hier siehest du sie, Bischof.

Erzbischof.

Nenne sie!

König.

Reggio! — Der Zeiten heil'ger Firniß glänzt
Noch nicht auf dieses Namens Morgenroth;
Doch aufgerollt sind seiner Ehre Titel!
Sieh diese Gliedee, die verstümmelten,
Mit Ehrfurcht an; wie Dunois Nam' ist seiner
Auf zwanzigfacher Wahlstatt plötzlich hoch
Emporgewachsen; und mein Diadem —
Ein großer Nam' im Aufgang schmückt es besser,
Als es ein alter schmückt im Niedergang.

Erzbischof.

Wer ist der Marschall, deß gelähmte Hand
Den Degenknauf vergebens sucht zu fassen?
Es glänzet über ihm der Helden Stern,
Er scheint sich auf den blauen Stab zu stützen.

König.

Der zweyte Bayard ist's! Victor! Belluno!
Ist tapfrer als sein Name, größer als
Sein Glück: wenn wo das Vaterland ein Schlag
Bedroht, da stellet er sich, und sein Leib,
Durchbohrt von Kugeln, fasset auf die Streiche.

Digitized by Google

Und, treuer noch dem Unglück, als dem Ruhm,
Im Mißgeschicke glänzt er, wie im Sieg.

Erzbischof.

Und Jener, der mit seinem Siegerarm
Des Königskindes schwanke Schritte stützt,
Und seinen Herrn mit Vaterblick betrachtend:
„Ich stand an seiner Wiege!“ leise spricht.
Wer ist er?

König.

Ein Soldat! Der Ehrenname
Von Albufera schmücket noch den Mann,
Auf welchen Spanien dankbar weinend sah,
Wie in Madrid er brach das Siegesjoch *),
Und seinen Ruhm als einz'ge Beute nahm.
Des schönen Lands, das er bekämpfte, Retter,
Raubt' er den Namen — doch durch Tugend war's!

Erzbischof.

Wer aber ist der Greis? Sein weißes Haar
Bedeckt mit Silberflocken seine Rüstung,
Und auf der Stirne wohnt der Jahre Spur.

König.

Moncey! Der Schlachtenlärm hat ihn verjüngt.
Vom Frost des Alters welk sind seine Züge,
Doch kenntlich macht' ihn Eines noch: — sein Muth.
Für seinen König zog er gestern noch,
Ein Kriegesmann, in's Feld, und wäre gern
Für ihn gestorben: werd' er alt für mich!

Erzbischof.

Und der, auf den ein langer Wiederschein
Von Ruhm sich gießt?

König.

La Trémouille!

Erzbischof.

Genug!
Jahrhunderten wiegt dieser Name gleich.
Und Jener, der auf des Altares Stufen,
Die Stirne lehnend auf den Marmorstein
In Demuth hingeworfen kniet **), sein Blick
Starr, wie der Stein, die Hände fest gefaltet,
Er scheint für dich ein heiß Gebet zu athmen,
Wer ist der fromme Ritter?

König.

Montmorency!

Erzbischof.

Glänzt' er nicht hier — es würde jeder Blick
Ihn suchen.

König.

Ja, erkennen würden ihn,
Demselben Gott, demselben Herrn getreu,
An diesen Zügen seine Ahnen alle;
Des Unterthanen, Helden, Christen Muster
Ist dieser Name seit Jahrhunderten
Des meinen Wiederhall, und wo sein Schwert
Frankreich bedarf, und einen Freund der König:
Da stehet auf ein Montmorency stets.

Erzbischof.

Der Krieger, der den Stern der Krieger hält,
Drauf Heinrichs Bildniß zwischen Lordern glänzt *)?

König.

Macdonald, Bild und Richter er der Helden;
Trägt fremden Namen, doch ein treues Herz.
Im blut'gen Unglück führt' er unser Heer,
Ein neuer Xenophon: sich zugeeignet
Hat Frankreich und die Zukunft seinen Namen.
Sein Arm, auf Arcoli's und Spaniens Feld
Für Frankreich siegend, schuf die Heimat sich.

Erzbischof.

Der Weise dort —? die falt'ge Toga kleidet
Durchwirkt mit Lilien und Zypressen ihn,
Sein Schwert und seine Wage hält die Hand.

König.

Halt! vor dem Namen beugt sich Frankreich schon.
Defèze ist er, deß hochberedte Stimme
Sich hub, zu retten reines Königsblut;
Damals, als hoffnungslos dem Beil der Henker,
Die zürnend des Verbrechens Aufschub sahn,
Ein königliches Opfer streitig machten,
Aufstehn als eines Bourbons Rechtsanwalt —
Als einen Märtrer heischte solch ein Werk!
Den schönen Namen hat er rein gewaschen,
Er nur, von diesem ungeheuern Mord,
Ludwig empfahl der Nachwelt diesen Namen,
Verschlungen nennet die Geschichte sie.

Erzbischof.

Und dort der Ritter, der auf eh'rnem Schild
Das Pilgerkreuz trägt in der Lilien Mitte,
Und dessen Auge, hell von Ruhm und Geist,
Verjüngte Pracht vergangner Zeit betrachtet?

König.

Chateaubriand! ein Nam' ist's aller Zeiten,
In seinem Herzen mischt Vergangenheit

---

*) Suchet erhielt im Jahr 1814 den Auftrag, den heimkehrenden Ferdinand VII zu empfangen und zur spanischen Armee zu begleiten.

Anm. d. Ueberſ.

**) Bey dieſer Darſtellung erinnere man ſich, daß Montmorency zu Anfang der Revolution ihr fanatiſcher Anhänger war.

Der Ueberſ.

*) Macdonald, ſchottiſchen Urſprunges, Kanzler der Ehrenlegion. Er zeichnete ſich im ruſſiſchen Feldzuge beſonders durch geordneten Rückzug aus. Dieß zum Verſtändniß dieſer und der folgenden Verſe.

Der Ueberſ.

Und Zukunft sich, es eint auf seiner Stirn
Das ritterliche Frankreich und das neue,
Zu brüderlichem Ruhm verbunden, sich.
Er ist der Kron', er ist der Freyheit Schirm,
Und strahlt der Nachwelt einst in Doppelruhm.
Jüngst, als es galt, Gewaltherrschaft zu brechen,
Wog, wie ein Schwert, der Kiel in seiner Hand!

Erzbischof.

Den Greis auch nenn'! in Thränen schwimmet er —

König.

Es ist der lezte Condé! frage nicht!
Den fernen Sohn beweint er, stör' ihn Keiner!

Erzbischof.

Und jener Fürst, der, auf sein lichtes Wappen
Gelehnt, mit Stolz an seiner Kinderschaar
Die Hoffnungsblicke weidet?

König.

Orleans!
Vergebung meines Bruders schirmt den Namen,
Des Vaters Wappen hat der Sohn erkauft;
Noch fruchtbar ist der Baum, und sieben Zweige,
Des Stammes Wunden überkleiden sie.

Erzbischof.

Nenn' endlich mir den Helden, dessen Haupt,
Gesenkt, zu tragen scheint so viel Geschick;
Die Palme grünt um seine Stirn —

König.

Mein Sohn!

Erzbischof.

Was that er für den Namen?

König.

Frage Kadir!

Erzbischof.

Es gnügt! die Zeugen bürgen für dein Leben!
Jeglich Jahrhundert sähe sie mit Neid!
Karl, ferne dich! von deinen Vätern hat
Ruhmvoll'rer Namen keiner aufgeführt.
— — — — — —
— — — — — —

(Gebet des Königs, des Bischofs; Salbung. Dann der Beschluß.)

Und du, die du der Kronen Trümmer sammelnd
Die Säulen unsers Königstheons umarmst,
Die du, der Völker Traum, vorbey uns schwebtest,
Du, die, sich nach, vom Himmel rief der Christ:
O Freyheit! deren Morgen Hellas grüßte,
Und die aus einer Flammenwiege sah
Erblühen unser Zeit: komm! neige heut
Die Stirn vor unserer Kön'ge Zepter du,
Drück' auf's Gesetzbuch du des Volkes Siegel.
Zu lang sah, deiner Stürme satt, die Welt
Dein Bild in der Partheyen Händen flattern;
Dein Name, vom Betrug zu lang mißbraucht,
Zwang die Vernunft durch Greuel zum Erröthen:
Indeß die Welt, erschrocken ob sich selbst,
Dich ruft, dir flucht; dich anfleht, dich verläumdet,
Und, wie zu neuem Gottesdienst beseelt,
Dein heilig Sinnbild noch entdeckt nicht hat.
Ich weiß nicht, welch Gefühl (mehr ist's, als Hoffnung)
Weissagt den Völkern deines Reiches Nah'n!
Der Unterdrücker träumt dich, wie der Knecht,
Dein Ruf erwecket ein begraben Volk;
Der Vorhang reißt, der die Gesetze barg,
Und sie beleuchtet deiner Augen Licht.
Die siegenden Parthey'n, dein leicht vergessend,
Sie decken sich mit deines Namens Schild.
Es hat dich, oder hofft dich jedes Volk,
Und kein Tyrann zeigt sich dir auf der Erde.

Komm, komm, langsame Freyheit, es ist Zeit!
Den zweifelhaften Namen eigne sich
Der Himmel an; nebst Wahrheit, Kraft und Recht,
Schmück' unserer Königswohnung Stirne du!
Im alten Grund des Tempels, wo der Glaube
Ob unsrer Fürsten Eiden Wache hält,
Versiegelt werde da dein Name heut,
Und, wenn das Oel fleußt auf ihr Diadem,
Träufl' es auf deine Stirn' und weihe dich.
Ja, herrsche! doch gedenke des Verbannten,
Der deiner Trauer brachte Trost bey uns;
Begrüßt von Frankreich, dein gekrönter Bote,
Zeigt' Er dich, neue Hoffnung, unserm Leid,
Entriß allein dich der Partheyen Hand,
Zerbrach die Fesseln, drein du warst geschlagen,
Und schmiedete der Völker Anker draus.
Vergiß nicht, daß vor deinem Schattenbild,
Das über ein wahnsinnig Volk regierte,
Und bald ein Opfer ward der eignen Wuth —
Die bange Welt sich umsah nach Tyrannen;
Daß du an des Eroberers Wagen hingst,
Daß noch dein Fuß des Sieges Fesseln schleppt,
An goldnen Ringen, die der Ruhm genietet.
Und daß, zu sichern und zu weihn dein Recht,
Dein bestes Haus ist guter Kön'ge Herz!

Auflösung der Charade in Nr. 127:
Frühlingsempfindung.

Räthsel.

Wer meiner Warnung folgt, dem bleib' ich stets ein Freund,
Wer sie verschmäht, erlangt in mir den schlimmsten Feind,
Dem werd' ich Quelle süßer Lust,
Dem — Natter in der eignen Brust.

o.

Beylage: Monatsregister Mai.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Juni 1825.

Ach, die Natur ist blos ein Buch für Götter;
Selbst das Genie versteht nur manche Blätter.

Michaelis.

Ueber den Mond.

(Fortsetzung.)

Die Atmosphäre des Monds erstreckt sich, wie schon oben bemerkt ist, nur zu einer geringen Höhe, wahrscheinlich kaum so hoch wie unser Blocksberg ist, und die Gipfel der höchsten Mondberge ragen weit über die äußerste Grenze der Atmosphäre hervor. Die untersten Luftschichten leiden daher nur einen schwachen Druck von der obern, und in den tiefsten Thälern des Monds sind sie ohne Vergleich dünner, als die Luft, die wir auf unsern höchsten Bergen noch mit Schwierigkeit einathmen. Aus dem geringeren Druck der Atmosphäre erklärt sich dann auch, warum man mit den besten Fernröhren kein Wasser im Monde entdeckt hat: das Wasser-Surrogat, womit die Monddürger sich behelfen müssen, und das ihnen ohne Zweifel sehr gut bekommt, verhält sich wahrscheinlich zum Wasser unserer Erde, wie ihre Luft zu der unsrigen. Die Atmosphäre des Mondes würde unsere Vögel nicht tragen, sein Wasser nicht unsere Fische, und der Mensch würde sich wahrscheinlich dort wie die Maus unter der Glocke der Luftpumpe befinden.

Die Jahreszeiten des Monds kommen mit seinen Tageszeiten überein. Sein Morgen ist sein Frühling, sein Mittag sein Sommer, der Abend ist der Herbst, die Nacht der Winter; und jeder dieser vier Abschnitte des Jahrs oder des Tages dauert eine unserer Wochen: sein Jahr und sein Tag ist mit unserm Monate von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten einerley. Dieser Unterschied allein würde hinlänglich beweisen, daß der Mond nur für Geschöpfe bewohnbar seyn kann, die von uns und den Thieren der Erde sehr verschieden sind. Allein es gibt noch andere Unterschiede, besonders in Rücksicht der Witterung, die auf seine Natur und seine Bewohner einen nicht geringeren Einfluß haben müssen. Auf dem Monde gibt es weder Regen, noch Schnee, noch Wolken, noch Stürme: denn es fehlt ihm an Luft und Wasser von gehöriger Dichtigkeit. Jeder Ort im Monde ist während zwey Wochen der Sonne ganz beraubt, und während der folgenden zwey Wochen ihren Strahlen ununterbrochen ausgesetzt. Wenn die lange Nacht eine ungeheure Kälte hervorbringen muß, so wird man vielleicht glauben, daß eine große Hitze die Folge eines eben so langen Tages seyn müsse; dieß ist aber wahrscheinlich nicht der Fall. Die wohlthätige Wärme der Sonne, die wir auf der Erde genießen, verdanken wir nicht ihren Strahlen unmittelbar, sondern dem Widerstande, den diese bey ihrem Durchgange durch die dichteren Schichten der Atmosphäre leiden. Je mehr wir uns der Sonne nähern, je höhere Berge wir ersteigen, je dünnere Luft wir betreten, je stärker der Glanz der Sonne wird, desto unmerklicher wird die Wärme ihrer Strahlen, und die Gipfel der Berge sind selbst unter dem Aequator mit ewigem Schnee bedeckt. Es scheint also, daß auf dem Monde, da es ihm an dichter Luft ganz fehlt, im Sommer wie im Winter eine Kälte herrschen muß, die uns schlecht bekommen würde; es sey denn, daß die

Digitized by Google

immer gleich wohlthätige Natur dort durch andere, uns unbekannte, Mittel für Wärme gesorgt hat; aber das ist nicht die Wärme, an welche die Pflanzen und Thiere der Erde gewöhnt sind, und die Natur besetzt ihre Gärten nicht, wie wir unsere Treibhäuser, mit exotischen Pflanzen.

Noch übler sind die Bewohner der hintern Hälfte des Mondes dran. Beyde Hälften nehmen zwar an dem Licht der Sonne auf gleiche Art Theil, nur zu entgegengesetzten Zeiten: die eine Hälfte hat Tag und Sommer, wenn es auf der andern Nacht und Winter ist. Allein die Nächte der Bewohner derjenigen Hälfte, welche der Erde beständig zugekehrt ist, werden durch eine Lampe erleuchtet, die dreyzehnmal größer ist, und wahrscheinlich auch dreyzehnmal mehr Licht gibt, als der Mond, der unsere Nächte erhellt. Für die Bewohner der uns unbekannten hintern Hälfte wird diese Lampe nie angezündet, sie kennen sie nur aus Erzählungen oder durch Reisen, und ihre fünfzehntägigen Winternächte werden nur durch das Licht der Sterne und der Milchstraße erheitert, welches freylich dort, von keiner dicken Atmosphäre geschwächt, viel schöner seyn muß, als auf der Erde.

Diese Umstände, die den Mond so sehr von der Erde unterscheiden, können uns lehren, wie vorsichtig man seyn muß, wenn man die Naturgeschichte und Physik der Erde auf andere Weltkörper, selbst auf den, der uns der nächste und wahrscheinlich der ähnlichste ist, anwenden will; wenn man den Mond mit Augen, die an die Erde gewöhnt sind, betrachtet; oder wenn man alle Gegenstände und Veränderungen auf dem Monde, so genau und richtig wir sie auch gesehen haben mögen, durch etwas Aehnliches auf der Erde, oder durch die Kenntniß, die wir in dieser beschränkten Heimath eingesammelt haben, erklären will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scene aus dem geselligen Leben der Pariser.

P. S. „Wir werden ein wenig Musik machen."

Wehe Ihnen, wenn Sie ein Einladungs-Billet mit einem solchen Postscript unter dem Poststempel des Quartiers der Sümpfe (marais) erhalten! — Glauben Sie mir, weisen Sie sie von sich, diese gefährliche Ehre! — Denn wenn Sie die Einladung annehmen, so müssen Sie, wenn Sie nicht für einen Menschen von schlechtem Ton passiren wollen, schon um sieben Uhr sich einfinden, steif an der Wand kleben neben einer weiland Frau Amtmännin, mit Ihrer liebenswürdigen Nachbarin von den alten Gebräuchen der weiland Landvogteyen (coûtumes) plaudern, beym geistreichen Kartenspiel des berühmten Ecarté bis auf zwey Sous wetten, dann zwanzig Minuten lang um eine gewonnene Parthie disputiren, an schuldlosen Gesellschaftsspielen sich langweilen, eine Rolle in einer aufzuführenden Charade übernehmen, und eine Gavotte tanzen mit einem kleinen Fräulein von dreyßig Jahren, welches Ihnen mit bezauberndem Mienen- und Geberdenspiel altfränkischer Anire zu Dutzenden macht. — Doch wenn Sie noch damit wegkämen, so dürften Sie zufrieden seyn. — Nichts weniger; da geht das säuerliche Wasser, Limonade genannt, mit dem Körbchen voll kleiner Kuchen rasch im Kreise umher, und nun ertönt aus aller Freundinnen Munde das Lob des Pastetenbäckers in der St. Ludwigs-Straße. Diesem posaunenartigen Konzert aber folgt bald ein anderes, vor dem der gütige Himmel alle Ohren in Gnaden bewahren wolle, welche nur einigermaßen mit musikalischem Gehör begabt sind.

Das Zeichen ist gegeben! Die Dame vom Hause ladet die Virtuosen des Stadtviertels (dessen Name [marais, Sumpf] schon leider an Latonens Frösche erinnert) ein, sich hören zu lassen. Man weigert sich ein wenig, die fünf- und vierzigjährige Prima-Donna stammelt, sich zierend, einige Entschuldigungen, der Tenor wendet Heiserkeit vor; da erneuern sich dringende Bitten von allen Seiten, und die Sänger, die dem Drange nichts weniger als ungern nachgeben, erheben sich endlich von ihren Stühlen und treten zum Flügel, wo ein ehrwürdiger Veteran der Klavierspieler schon Platz genommen hat, und mit der trübseligsten Miene von der Welt eine gute Viertelstunde präludirt, indem er geräuschvoll den Takt, welchen das Sänger-Paar schwerlich wird halten können, mit dem Fuß tritt.

Aber was werden Sie nun hören? Ein Singstück voll Zärtlichkeit, eine Art von Liebeserklärung, welche die Sänger nicht ermangeln auf sich zu beziehen mit jenem erfindenden Scharfsinn, den das Gefühl erzeugt, und mit jener Leidenschaft, welche die strengen Gesetze des Anstands gut heißen und wechselseitige Sympathie rechtfertigt. Die Rolle des Liebhabers singt, wie ein zweyter Bordogni, ein weiland Jüngling, lang wie eine Hopfenstange, mager wie ein Windhund und kalt wie Eis; seine kahle Stirn bedeckt ein falsches Toupet, sein ellenlanger Hals ist in eine ungeheure Halsbinde eingepanzert, aus welcher die spitzigen Ecken eines englischen Halskragens hervorstehen; sein Betragen ist eben so anspruchsvoll, als sein Gang affektirt. Seine Stimme ist äußerst schwach, wie er selbst sagt, aber ein wahres Silberstimmchen, wie die gefälligen Hausfreunde behaupten. Die Brille auf der spitzigen Nase kommt seinem Gesicht zu Hülfe, welches seine ungeheuer romantische Empfindsamkeit frühzeitig geschwächt hat, so wie der doppelte Opernglucker, der an einer langen Kette von Ebenholz hängt; ein weißes Schnupftuch, welches seinen langen Armen Haltung und seinem ganzen Wesen erstaunlich viel Grazie gibt, vollendet die Vollkommenheiten dieses nicht ganz männlichen Melomanen, der die Zier-

Digitized by Google

lichkeit Don Quixote's mit der Zärtlichkeit eines Seladons aus der Provinz so geschickt zu vereinigen weiß.

Seine Dame dagegen ist nach einem andern Muster gefoemt. Nach unten dick und ziemlich stämmig, ist sie nach oben gepanzert, gesteift, geschnürt und ausgeschnitten, wie es sich für eine junge Frau von zwanzig Jahren schicken würde; gleichwol hat sie wohl gezählte fünf-und-vierzig passirt; aber der Kopfputz à la neige, der sich wirklich schon bis in die kleine Bisamgasse (rue du petit-muse) verbreitet hat, das Kleid à l'enfant, welches eine berühmte Nähterin vom Königsplatze (place royale) zugeschnitten hatte, Handschuhe à la Sévigné — das Alles verräth ihr Alter erstaunlich, so daß Sie ihre von ferne kaum sieben Lustren geben. Diese Sängerin ist ganz Ausdruck, so zu sagen; ihr brennendes Herz haucht sich in sehr vernehmliche Seufzer aus; ihre Augen, die sich an die Decke heften, ihre Wimpern, die von süßen Thränen feucht sind, ihr Kopf, der sich bald seitwärts und bald rückwärts senkt; ihre laut schallende Stimme, welche den hervorragenden Wandleuchter, der eine Sonne vorstellen soll, voll Feuer anredet — das Alles giebt ihr in etwas die Miene einer Corinna, welche um so lustiger ist, je mehr ihr schmachtender Sänger nicht weniger lächerlich ist, als Oswald.

Das musikalische Zwiegespräch geht indessen seinen Gang. Zu Anfang weiß sich der junge Herr noch zu mäßigen, aber seine Donna wird dringend, und reißt ihn durch die Allgewalt ihrer Empfindungen mit sich fort, und nun Adieu Takt, Ruhepunkt und Pausel Alles strömt verwirrt durcheinander, Triller, Seufzer und Läufer, sie heben und tragen und senken die Stimme ohne Maß und Einklang, alle ihre Bewegungen werden willkürlich, denn die Begeisterung ergreift diese Lieblingin Apoll's, vergeblich steigt sich der kunstgerechte Klavierspieler an, die von ihren Gefühlen hingerissenen Sänger zur Harmonie zurückzurufen. — Retten Sie sich, um des Himmelswillen retten Sie sich und Ihre Ohren, wenn Sie anders noch können, vor dieser Höllenmusik! Aber nein! Sie können nicht, denn da versperrt Ihnen ein Haufen andächtiger Bewunderer den Weg, die Dame vom Hause bittet Sie flüsternd zu bemerken, wie das Alles so göttlich, so himmlisch ist, und wie viel Aehnlichkeit das bezaubernde Talent der Sängerin mit dem der Madam Pasta hat: sie beschwört Sie, doch ja recht laut Beyfall zu klatschen. Endlich hört diese Harmonie der Sphären auf, und aus Höflichkeit nehmen Sie diesen Sumpfbewohnern gegenüber den Titel eines Mannes ohne Geschmack an! — Wie lange trägt man sich nicht schon in Paris mit dem Sprichworte: Gott behüte jeden Christenmenschen vor einem Mittagessen ohne Komplimente und einem Liebhaberkonzert. —

Klage.

Nicht die Gegenwart nur, die Vergangenheit quält und die Zukunft:
Sorg' und Reu' und Furcht reichen sich immer die Hand.

Trost.

Sey und handle nur gut, und dich drücket nicht Sorge, nicht Reue,
Und aus der Zukunft Gewölk' blinkt dir der Hoffnung Gestirn.

Eldorado.

Eldorado! du heiliges Land der seligen Unschuld!
Jeder Biedere sucht — aber wer fand dich noch je?
Immer gesucht und nimmer gesehn, was erhält die den Zauber?
Daß du bist, was du bist, liebliches Seelenphantom!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Freyberg im sächsischen Erzgebirge.

Die alte Bergstadt Freyberg mit ihrer bergmännischen Betriebsamkeit erregte meine gespannte Aufmerksamkeit. Bald nach meiner Ankunft war ich so glücklich, einen der glänzendsten Bergaufzüge bey Fackelschein und Grubenlichter-Erhellung zu sehen. Es fehlte nichts als die alten Bergknappen, um sich in das ehrwürdige Alterthum des sächsischen Bergbaues zurückgesetzt zu sehen. Der Eindruck, welchen diese Scene auf mich machte, wird nie in meinem Andenken verlöschen. Der alte ehrwürdige Dom mit seiner Silbermannischen vortrefflichen Orgel und seiner Begräbnißkapelle, vorzüglich des Helden Moritz Monument, der merkwürdige Platz, wo Kunz von Kaufungen, der Prinzenräuber, enthauptet wurde; die Thielsche Fabrik feinischer Waaren, die Bucher'sche Tuchmanufaktur mit ihrer Dampfmaschine; die im Petersthore zum Andenken einer glücklich abgewehrten Belagerung der Schweden eingemauerten Kugeln; die hübschen Anlagen um die Stadt, welche die sonst rauhe Umgebung Freybergs angenehm machen — allen diesen Gegenständen konnte ich nur im Vorübergehen einen Tag widmen.

Länger verweilte ich, mich mit den bergakademischen Verhältnissen dieser berühmten Bergstadt bekannt zu machen. Der gesammte wissenschaftliche Nachlaß des unvergeßlichen Werner ist in mehreren neu eingerichteten akademischen Gebäuden unter dem Namen: Werner'sches Museum, aufgestellt worden. Ein junger Custos der Sammlung — der Name desselben ist mir entfallen — führte mich freundlich und belehrend in diesen Heiligthümern der Mineralogie und des Bergbaues umher. Ausgezeichnet, wo nicht einzig, ist die Sammlung von Edelgesteinen, nicht sowohl in merkantilischer Hinsicht, als wegen der wissenschaftlichen Anordnung.

Von Werners Schülern lernte ich nur Mohs persönlich kennen; obgleich ich an die ursprüngliche Wernerische Methode der Fossilien-Klassirung gewöhnt, keinen Sinn für Neuerungen mit nach Freyberg gebracht hatte, so muß ich doch bekennen, daß Mohs die ganze Systematik der Mineralogie mit vielem Scharfsinn bearbeitet. Den Veteran in der Mathematik, den scharfen Rechner von Busse, lernte ich persönlich kennen und erkannte den regelgerechten Denker auf den ersten Anblick in ihm.

Breithaupt und Lampadius fand ich — es waren.

gland' ich. Ferien — nicht in Freyberg. Da der erste Werner getreuer als Moris geblieben seyn soll, hätte ich gern seine Bekanntschaft gemacht, und leztern hätte ich als den Verfasser chemischer Briefe für Frauenzimmer und Dilettanten persönlich kennen lernen mögen. Sie wissen, ich bin nicht Chemiker, aber doch habe ich durch Lesung dieser Briefe so viel Aufschluß über die chemische Natur der Dinge erhalten, daß ich mir, wo es nöthig ist, in meinen Geschäften und bey der Betrachtung der Natur eine deutliche Vorstellung von den chemischen Vorgängen machen kann. Noch reizte es mich, die Wahrheit einer mir in Berlin erzählten Anekdote in Betreff dieser Briefe aus des Verfassers Munde bestätigt zu hören. Lampadius kommt nämlich vor fünf bis sechs Jahren nach Berlin, und wird von dem damaligen Gouverneur, dem alten Grafen von Kattreuth, bekannt genug aus dem siebenjährigen Kriege, bald nach seiner Ankunft eingeladen. Lampadius fürchtet irgend eine polizeyliche Unannehmlichkeit, allein statt dessen tritt ihm der lebhafte Greis mit offenen Armen entgegen, und sagt: „ich fand sie auf dem Thorzettel, und wollte gern den Verfasser der chemischen Briefe für Frauenzimmer, welche mir so klare Begriffe der Chemie entwickelten, kennen lernen; seyn Sie mein Gast!“ Als ich in Freyberg diesen Vorfall erzählte, wurde mir noch versichert, daß Lampadius von der leider zu früh verstorbenen geistvollen Königin Katharina von Würtemberg ein sehr huldvolles Schreiben erhalten habe, in welchem sie ihre Zufriedenheit in Hinsicht auf die Klarheit des Vortrags in den chemischen Briefen zu erkennen gibt.

Die Zöglinge der Freyberger Akademie schienen mir auch jezt noch ihren Ruf als fleißige gesittete junge Leute zu bewähren.

Selten kam ich auf eine Grube oder Hütte, ohne einige daselbst mit praktischen Gegenständen beschäftige zu finden. Man unterscheidet daselbst königliche Bergakademisten und studirende Fremde. Erstere werden größtentheils auf Kosten des Bergbaues für den sächsischen Bergdienst gebildet, und leztere studiren für ihr Geld. Hie und da schien es mir, als wenn die leztern für ihr Geld ein wenig vorgezogen würden. An einer solchen Ungerechtigkeit sollen jedoch die Lehrer durchaus keinen Antheil nehmen. Der Bergbau ist auch in Sachsen ein ehrenvolles Geschäft, bey welchem mehrere vom Adel ihre Laufbahn zu machen suchen. Ich fand Grafen und Barone mit niedlichen kleinen Bergkleidern und Schachtmützen; auch verschiedene Bergmeister und Hüttenverwalter von adeliger Herkunft. So haben sich denn die Begriffe von der Ansicht des Bergmannslebens im Vergleich mit der Zeit der Römer, welche ihn durch Sklaven betreiben ließen, sehr geändert. Es ist aber auch wirklich unter den sächsischen Bergleuten ein herrlicher Geist. Ihr einfaches „Glück auf!“ ihre Arbeitsamkeit, ihre Treue und Mäßigkeit empfehlen sie jedem Fremden. Einen Dieb leiden sie unter sich nicht.

Prag, 22. April.

(Beschluß.)

Die Petrefaktensammlung des Museums ist durch Schätze bereichert, von denen das vierte Heft der geognostischen Flora der Vorwelt des Grafen, welches zur Ostermesse fertig wird, Bericht gibt.

Die vaterländische ornithologische Sammlung enthält jezt, mit Ausnahme einiger Zugvögel, besonders aus dem Entengeschlecht, vollständig die einheimischen Vögel.

Was an künstlerisch-wissenschaftlichem Gewinn im verflossenen Jahr durch den Zuwachs der Sammlungen erfreulich ward, besteht in der Kenntniß eines beliebten Künstlers aus der Klasse der Mignatori, Sbisko von Trotina, der zur Zeit Karls IV. gelebt.

Die historische Abtheilung der Bibliothek erwarb Flugschriften der Vergangenheit, von denen die eine von 1526 die ersten Nachrichten vom Tode König Ludwigs bey Mohacz verbreitete; die andere in böhmischen, zu damaliger Zeit wahrscheinlich auf der Gasse abgesungenen Versen, ein Turnier beschreibt, welches Erzherzog Ferdinand in Prag bey der Ankunft König Maximilians zur Krönung als König von Böhmen im Herbst des Jahres 1562 veranstaltete, wobey der erste Dank dem Erzherzog Karl von Oestreich, der zweyte einem Kinsky zu Theil ward.

Zu Ehrenmitgliedern des Museums wurden bey der leztern Sitzung ernannt: Se. Maj. der König von Bayern, Se. königliche Hoheit der Großherzog von Weimar, Hofrath Blumenbach aus Göttingen, Professor Schrank aus München, Staatsrath Freyherr von Stift, und Gebeimerrath, Graf Ossolinsky aus Wien, Graf Bräuner, die Professoren Jig und Presl aus Prag.

Aus der Kirche zu Raudnitz hat man das Altarblatt, gemalt während der lezten Lebensjahre Kaisers Karl IV., hieher gebracht, um kopirt zu werden. Es ist merkwürdig durch sein Alter und die Portraits Karls und seines Sohnes Wenzel IV. im Jünglingsalter, die zu beyden Seiten der Hauptfigur, einer Muttergottes, knieen, dann durch das Agko's von Wlassim, damaligen Erzbischofs von Prag, der im Vordergrunde kniend erscheint.

Ein anderes Altarblatt, aus der Zeit Wenzels IV., wird aus Brzesnitz zu demselben Zweck erwartet. Graf Buquoy hat ein treffliches Gemälde von Hannibal Caracci, das, nach Dresden zum Verkauf bestimmt, hier ausgestellt war, für 2000 Gulden Silber erkauft, und die Gallerie der Gesellschaft der Kunstfreunde mit diesem Hauptbilde bereichert.

Die Ausstellung der hiesigen Akademie der bildenden Künste ist so eben geschlossen. Sie war, vielleicht in Folge einiger nicht aufmunternden Recensionen, nicht so reich als die vorjährige. Die sächsischen Künstler entschuldigten sich höflich. Der schon längst rühmlich bekannte Blumenmaler Knapp aus Wien hatte zwey ausgezeichnete Blumenstücke eingesandt. Von den böhmischen lieferten der kunstreiche Tkadik eine Madonna, der geniale Führich ein Bild des heiligen Christoph, Piepenhagen Landschaften, wie immer ausgezeichnet durch die Behandlung von Licht und Luft. Die Frau Altgräfin von Salm gab Blumenstücke und Landschaften, welche den Rang unter den wirklichen Künstlern bestätigten, den frühere Arbeiten ihr verdient.

Zwey Verluste erlitt die Zahl unserer hiesigen Literatoren, die des Philologen Pohselt, Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek, und des trefflichen Grieseł. Der Tod seiner Gattin, seiner Kinder, seiner Aeltern, die binnen kurzer Folge starben, zerknickte den Lebenskeim des leztern. Er lebte in der größten Abgeschiedenheit und starb gern, mit der Aeußerung, daß sein jenen Verlusten für ihn auf Erden keine Freude mehr sey. Volkssagen der Mähren und Volkssagen der Böhmen (Prag bey Calve), die er schrieb, werden ihn überleben. Sein Gemälde Prags (ebendaselbst) ist allen sonstigen topographischen Arbeiten über diesen Gegenstand weit überlegen, und mit schönen, durchaus treuen Kupfern geschmückt, allen Fremden, welche Prag besuchen, als Lehr- und Erinnerungsbuch zu empfehlen. Nachgelassene Erzählungen Grieseł's kaufte eine hiesige neu etablirte Buchhandlung, Borrosch und Andre.

Aus dem Nachlasse Pohsels hat die Bibliothek des Museums einen Schatz linguistischer Seltenheiten, zumal in Bezug auf orientalische, chinesische und amerikanische Sprachen erkauft.

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juni 1825.

Die Zeit macht Menschen; sie nur, sie allein
Ist's, die mit leiser Hand humanisirt.

Herder.

Merkwürdige chinesische Proklamation zur Verbesserung des Volkszustandes.

Erlassen am 28. December 1822 vom Foo-Yuen oder Unter-Vicekönig von Kanton.

Ebing, der Foo-Yuen, erließ eine sehr lange Proklamation, worin er das unter seiner Verwaltung stehende Volk zum Fleiße und zur Ausübung aller Volkstugenden ermahnt. Seinen ganzen Zweck umfassen acht Worte, nämlich:

„Thätigkeit ermuntern,
„Erziehung befördern,
„Tugend erhöhen, und
„Laster unterdrücken."

Die Wirkungen davon, hofft er, werden seyn Ruhe unter den Armen und das Vorherrschen guter Sitten und Gewohnheiten.

„Vormalige Herrscher, sagt Foo-Yuen, glaubten, daß, wenn nur ein Mensch nicht berücksichtigt wird, der Fehler an dem Herrscher liegen müsse. Ich begann meine Laufbahn als ein Che-heen-Magistrat, und diente in der Provinz Canton zwanzig Jahre. Ich wurde nach Shantung und nach Honan versezt, und nun bekleide ich hier die Stelle eines Foo-Yuen, zugleich die eines General-Censors, Oberrathgebers Sr. kaiserlichen Majestät, und eines zur Einberufung der Armee von Canton bevollmächtigten Feldherrn. Tonkunst und Frauen, Güter und Gewinn, Ausgelassenheit und Geiz haben keinen Reiz für mich. Es ist mein einziges, fortwährendes, unablässiges, sorgfältiges und eifriges Bestreben (welches ich niemals aufgeben darf), die öffentlichen Angelegenheiten, als wären sie meine häuslichen, und die Angelegenheiten der ärmern Klassen, als wären sie meine persönlichen, zu betrachten.

„Nachdem ich dem weisen und heiligen Einzigen meinen Dank darzubringen hatte, daß er mich zum Liuberer des Volkes machte, weiß ich auch recht wohl, daß in allen Distrikten unter meiner Verwaltung Räubereyen, Diebstähle und Brandstiftungen begangen werden; Streitigkeiten und Verhaftungen sind häufig und vermehren sich; höfliches Betragen und der Unterricht blühen nicht, und die öffentlichen Sitten sind im Wesentlichen nicht gut. Ohne vermehrte und große Anstrengungen, das Fehlerhafte zu verbessern, wird es mir nicht gelingen können, das Volk zu trösten, und mir keine Hoffnung übrig bleiben, meinem Vaterland nützlich zu seyn.

„Neben einer genauen Aufmerksamkeit auf die Fälle, die vor mich gebracht werden, und stetem Nachdenken für das öffentliche Wohl, erachte ich es für recht, bey meinem ersten Aussteigen aus meinem Wagen unter euch, ein Verzeichniß der wichtigen Dinge hervorzuziehen, welche ich beobachtet zu sehen wünschte, und mache ich sie vermittelst einer Proklamation bekannt, indem ich allen Regierungsbeamten, Sekretären, Landeigenthümern, Soldaten und den Armen als einem Ganzen befehle, denselben unbedingten Gehorsam zu leisten. Widersezt euch nicht!

Digitized by Google

Erster Gegenstand.

Ermuntert die Mittel zur Beförderung des Guten.

Fünf Abtheilungen.

1. Das Volk mit Wasser zu versehen ist das Fundament zu seinem Bestehen. Beym Ackerbau ist das Wasser, welches die Felder bewässert, für den Landmann, was die Arterien und Adern für die Flüssigkeit sind, die das Leben gibt. Canton liegt in der Nähe von Hügeln und Bergen, und das Land ist trocken, so daß man schon nach einem Regenmangel von zehn Tagen Klagen über Dürre hört. (Der Foo-Yuen erzählt dann, welche Mittel er als Magistrat im Nan-keung-Distrikt angewendet hatte, das Herbeyschaffen des Wassers zu befördern.)
2. Pflanzet Bäume: unter allen Gaben der Natur ist keine wichtiger, als der Wachsthum der Bäume, da sie weder eure Zeuge zu Kleidung, noch euern Reis zu Speise bedürfen.
3. Ziehet Hausthiere auf.
4. Ermuntert Mildthätigkeit und Mitleiden: die Natur kann die Wohlthaten nicht gleich machen und Allen ein völliges Auskommen geben, sie vertraut aber auf diejenigen, welche im Stande sind, sich der Armen anzunehmen: und diese werden in ihren Kindern und Kindes-Kindern reichlich belohnt werden.
5. Ehret die Sparsamkeit: Canton ist eine luxuriöse verschwenderische Provinz, und unter allen Distrikten sind es Kwang-Chow und Chaou-Chow am meisten. Das Laster fängt bey den zurückgezogenen Gelehrten an und gehet auf die Landeigenthümer über; von diesen auf die reichen Kaufleute, und so herab auf das gemeine Volk, die geringen Schreiber und Rathsdiener. Sie künschen munter scheinende Wohnungen zu haben, daß ihre Weiber und Kinder mit Gold und Edelsteinen geziert seyen, ihre Speisen und Getränke aus den Meeren und Bergen kommen, und ihre Kleider aus Seide und Crap bestehen sollten; die Säle ihrer Voreltern müssen, in Verletzung ihrer eigenen Sphäre, mit hochrothen Strahlen, mit Pforten und Pfeilern versehen seyn, während sie vergessen, daß der Fluch des Himmels auf diejenigen herabkommen wird, welche nach Genüssen haschen, die ihrem Stande nicht zukommen, wogegen Mitleid gegen die Armen und die Aufhülfe der Betrübten dem Wohlthabenden einen Segen für seine Nachkommen auf Jahrhunderte bringt. Ueberdieß setzt auch der Kaiser selbst, der hocherhaben ist und dessen Reichthümer die ganze von den vier Meeren umgebene Welt umfassen, ein Beyspiel ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Mond.

(Beschluß.)

Die obigen Bemerkungen wurden durch das Buch, welches der Herr Dr. Gruithuisen in München unter dem Titel: Entdeckungen deutlicher Spuren der Monddewohner, besonders eines kolossalen Kunstgebäudes derselben, herausgegeben, und dem Verfasser dieses Aufsatzes zu übersenden die Güte gehabt hat, veranlaßt, vorzüglich aber durch die Kritik, die ein französisches Journal über dieses Buch ergehen läßt, und die sich auf folgende Art vernehmen läßt: „Non seu„lement M. Groithuisen a vu des végétaux à la surface „de notre satellite, mais encore des maisons, des villes, „et même des grands chemins qui établissent des commu„nications d'un lieu à l'autre; il a vu surtout une con„struction colossale qui, selon lui, doit être une ville „très-populeuse, près de laquelle on distingue ce que „nous appelerions une redoute étoilée. Il paroit que „c'est à la bonté seule de ses yeux qu'il doit ses décou„vertes, puisque la lunette, avec laquelle il dit les avoir „faites, est très-inférieure à celles dont on fait usage à „l'observatoire de Paris, et avec lesquelles nos astro„nomes n'ont vu, au lieu de villes etc., que des taches „qui n'ont aucun rapport avec ces objets. Il dit que les „habitans de la lune sont rouges, et que des êtres animés „qui manquent d'air, doivent avoir cette couleur. Il „cite pour exemple se femme, qu'il voit fortement colo„rée quand elle a valsé."

So absprechend dieses Urtheil ist, so werde ich mir doch die Freyheit nehmen, auch meine Meynung nicht als Urtheil auszusprechen, sondern sie dem Urtheil unpartheyischer Kenner zu unterwerfen. Herr Gruithuisen hat den Mond seit mehr als zwölf Jahren mit einem Fleiß, der nicht verlacht, sondern empfohlen zu werden verdient, mit Fernröhren, die, wenn sie gleich nicht den Parisern gleichkommen, doch zu den vorzüglichsten gehören, da sie von Herrn Fraunhofer, wiewol nach einem kleinen Maßstabe, gearbeitet sind, und mit einem Auge beobachtet, welches, wie aus den bey seinem Buche befindlichen Zeichnungen erhellt, wenn er es gleich nicht selbst versicherte, außerordentlich scharf seyn muß. Seine Beobachtungen enthalten daher eine reiche Fundgrube für Jeden, der sich mit solchen Untersuchungen beschäftigt, und der das Nihil humani etc. auch jenseits der Erde ausdehnt. Sein Buch kann daher für Jeden, der es zu gebrauchen versteht, nicht anders als nützlich seyn, in so fern es zu ähnlichen Beobachtungen und weiterem Nachdenken Anlaß gibt. Herr Gruithuisen sagt selbst: „Niemand glaube, daß hiermit in dieser Sache „Alles abgethan sey. Es ist vielmehr nur ein unbedeu„tender Anfang gemacht, und Vieles wird noch „zu berichtigen, zu erweitern und zu ent-

„decken seyn.“ Worin Herr Gruithuisen vielleicht gefehlt hat, das ist sein Bestreben, Alles, was er gesehen oder zu sehen geglaubt hat, durch etwas Analoges auf der Erde und mit sublunarischen Vorurtheilen oder fixen Ideen zu erklären. Seine Art zu schließen ist im Allgemeinen ganz richtig. Kunstwerke sind von den Werken der Natur leicht zu unterscheiden: die erstern erreichen nie die Vollkommenheit der leztern, und diese schmiegen sich nie in die Fesseln jener; man wird also Kunstwerke nicht in den großen, unregelmäßigen und auf mannichfaltige Art gestalteten Flecken des Mondes suchen müssen, sondern in den kleinen, nach einer gewissen Regel und Form gebildeten.

Ohne Zweifel müssen die Bewohner des Monds, wenn sie mit einander verkehren wollen, Landstraßen haben; sie bedürfen gleich uns Wohnungen, die man nach den verschiedenen Lebensarten Städte, Dörfer oder Lager nennen kann; der Boden lohnt ihren Fleiß wahrscheinlich durch Früchte, die ihnen zur Nahrung und Kleidung dienen. Von der andern Seite sind unsere Fernröhre zu solcher Vollkommenheit gebracht, und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die der Mond uns zeigt, ist so groß, daß wir wahrscheinlich Städte und Ackerfelder wirklich sehen, doch ohne es zu wissen. Was wir für eine Kirche ansehen, ist vielleicht ein Tanzsaal, oder ein Spielhaus, oder ein Krystallfelsen; was uns Rauch scheint, der aus den Schornsteinen der Mondbürger aufsteigt, ist vielleicht ein Meteor in der niedern Mond-Atmosphäre; wo wir Wälder zu sehen glauben, da finden vielleicht die Seleniten ein Geschenk der Natur, wovon wir uns gar keine Vorstellung machen können, weil uns auf der Erde die Typen dazu fehlen.

Es mag freolich angenehm seyn, alle die theuern Gegenstände unserer Heimath auch im Monde wiederzufinden, wie der Grieche im Elysium:

Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Allein wenn uns das Geschick nach Elysium oder auf den Mond führte, so würde unser Geist doch wohl mehr Befriedigung und sich höher erhoben fühlen, wenn wir durch lauter neue Gegenstände überrascht würden, wenn wir Alles anders fänden, als wir es erwartet oder gehofft hatten, und über unsere Krähwinkel-Erklärungen der Mondflecken selbst lächeln müßten.

Eine Hypothese, die eine leichte Methode an die Hand gibt, wodurch die bekannten Phänomene der Natur nachgerechnet, mithin die zukünftigen vorher berechnet werden können, ist für die Wissenschaften von großem Nutzen, wenn sie gleich falsch ist; solche Hypothesen aber, die Alles erklären sollen, selbst das, was zu wissen uns weder möglich noch nützlich ist, die in der Fremde mit einer Münze bezahlen wollen, die nur auf unserer Erde gilt, schaden den Wissenschaften mehr, als sie helfen, wenn sie auch noch so sinnreich sind. Eine Beobachtung, wie die des Herrn Gruithuisen, daß die dunkeln Flecken auf dem Monde, die wahrscheinlich seine Vegetation andeuten, sich nur bis zum sechszigsten Grade der Breite erstrecken, da hingegen die Polargegenden blendend weiß wie Schnee sind, ist mehr werth, als solche gewagte Behauptungen, wie die, daß Veränderungen der Mondflecken, die binnen wenigen Stunden vorgehen, sich nur durch ein schnelles Einernten des Korns erklären lassen, oder daß das sternschanzenartige Gebilde wahrscheinlich ein Tempel sey, dem Sterndienst geweiht, und zwar weil es sternförmig angelegt, d. h. der Figur ähnlich ist, die man den Sternen zweyter Größe auf unsern Sternkarten zu geben pflegt. Ich trage um so weniger Bedenken, diese Bemerkung zu machen, da ich überzeugt bin, daß Herr Gruithuisen selbst das Verdienst seines Buches nicht sowol in solche Hypothesen sezt, als in die zahlreichen Beobachtungen, womit er diesen Theil der Astronomie bereichert hat.

Obgleich dieser Aufsatz schon länger geworden ist, als meine Absicht war, so glaube ich doch noch einige Worte über die französische Kritik sagen zu müssen. Es heißt darin: „Herr Gruithuisen habe Städte und Landstraßen im Monde gesehen.“ Dieß würde man sagen können, wenn er, gleich den Reisenden, die aus fernen Ländern zurückkehren, behauptete, solche Dinge im Monde deutlich gesehen zu haben, ohne seine Leser in den Stand zu setzen, selbst zu sehen und zu urtheilen. Dieß ist aber nicht der Fall. Er gibt vielmehr Zeichnungen von dem, was ihm sein Fernrohr gezeigt hat, sagt, was auch Jeder, der diese Zeichnungen gesehen hat, sagen wird, daß es ungefähr so aussehe, wie unsere Städte und Landstraßen, und — dieß hätte er freolich nicht thun sollen — erklärt es nun auch wirklich dafür.

Der französische Kritiker spottet ferner über das scharfe Auge, womit der Deutsche alle diese Dinge gesehen habe, da die Pariser Astronomen, mit weit vollkommneren Fernröhren, nichts anders im Monde gesehen haben, als Flecken, die mit Städten nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Wer den Mond je betrachtet hat, der wird gestehen, daß dort viele Flecken sind, die gerade so aussehen, wie unsere Städte in solcher Entfernung aussehen würden, die also allerdings Aehnlichkeit damit haben, woraus freylich keineswegs folgt, daß es wirklich Städte sind. Hätte der Kritiker gesagt, die Pariser Astronomen begnügten sich mit den, ohne Zweifel wichtigeren Beobachtungen, nämlich den Ort und die Bewegung der Mondflecken und dadurch das Schwanken des Mondes aufs Genaueste zu bestimmen, anstatt errathen zu wollen, ob diese Flecken Häuser, Tempel oder Wohnungen der Trogloditen sind, so hätte er ihnen die Ehre gegeben, die Herr Bouvard durch seine Beobachtungen des Mondfleckens Manilius so reichlich verdient. Aber durch das, was er sagt, thut er ihnen gro-

Digitized by Google

ßes Unrecht, indem er ihnen ein großes Kompliment zu machen glaubt. Denn es klingt doch gerade so, als wenn die Pariser Astronomen, gleich unsern Urelternmüttern, da oben nichts sahen als den Mann im Monde; und man kann sich dabey nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß es bey dergleichen Beobachtungen nicht sowohl auf gute Instrumente als auf Fleiß und gute Augen ankomme, und daß die besten Instrumente nicht immer in den besten Händen sind. Kein Astronom in Frankreich oder in irgend einem andern Lande wird läugnen, daß viele Mondflecken eine große Aehnlichkeit mit unsern Städten, Kornfeldern, Landstraßen u. s. w. haben, so unphilosophisch es ihm auch scheinen mag, sie bestimmt dafür zu erklären.

Was aber das Echauffement beym Walzen anbetrifft, so habe ich in dem ganzen Buche des Herrn Gruithuisen kein Wort gefunden, das zu diesem unziemlichen Spaß Anlaß gegeben haben könnte.

Uebrigens wird es wohl das Beste bey solchen Streitigkeiten über den Mann im Monde seyn, dem Beyspiel des Mondes zu folgen: während wir uns über seine Bewohner, ihre Häuser und Felder zanken, geht er ruhig auf seiner Bahn fort, und die Natur ist auf ihm wahrscheinlich eben so thätig und lebendig, wie bey uns, ohne sich um unsere Hypothesen zu bekümmern.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, May.

Der acht- und siebenzigjährige Intendant der königlichen Hofmusik, Freyherr von Rumling, ist unlängst mit Tod abgegangen, und in seine Stelle ist der thätige und einsichtsvolle Theaterintendant Freyherr von Poißl vorgerückt. Das Personal der königlichen Kapelle wünscht sich mit Recht Glück, einen so würdigen und verdienstvollen Vorstand erhalten zu haben. Auch der Verstorbene war ein treuer Diener seines Königs, ein gewissenhafter Vorgesetzter und ein guter Mensch, dieß bezeugt so manche Thräne, die auf dem Kirchhof bey seiner feyerlichen Beerdigung floß. Ihm sey die Erde leicht!

Ich führe die Leser vom Kirchhofe in's Schauspielhaus. Der Uebergang ist nicht so grell, als er scheint; wenn das Leben eine Bühne ist, und es wird ja immer der Bühne verglichen, und wenn wir Menschen Schauspieler sind, so ist ja auch der Tod, der uns vom Leben adfordert, eine Theaterperson, etwa ein Garderobegehülfe, der uns auskleidet, wenn die kleine Rolle gespielt ist, und uns die Schminke von den Wangen wischt; ja die Bühne selbst ist ein Friedhof, auf dem das Jahr hindurch so manches gestorbene oder todtgeborne Dichterkind mit und ohne Sang begraben wird. Nun zur Sache!

Im italienischen Hoftheater sahen wir seit meinem letzten Monatsbericht zum Zweytenmal Semiramide. Die erste Darstellung dieser Oper währte bis bald eilf Uhr. Bey der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher wir Deutschen einer Oper beyzuwohnen pflegen, und bey unsern häuslichen Einrichtungen ist diese Dauer freylich viel zu lang, zumal in einer Stadt, wo die nichtitalienische Sitte herrscht, daß man nach eilf Uhr aus den Speisehäusern getrieben wird. Man hat demnach geglaubt, die Oper für die zweyte Vorstellung abkürzen zu müssen; aber so verständig und umsichtig man auch bey dieser Verkürzung zu Werke ging, so will uns doch bedünken, als habe dadurch das Werk in dramatischer und musikalischer Hinsicht bedeutend verloren. Durch das Streichen der Recitative ohne einen Uebergang zu der verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Tonart des folgenden Recitativs beyzufügen, entstand eine Leere, die dem feinern Ohr unangenehm auffiel. Das schöne Quartett wurde zur Hälfte abgekürzt, freylich nur die Wiederholungen im Thema des Allegro, aber diese Wiederholungen sind nach dem modernen italienischen Rhythmus durchaus nothwendig; am wehesten that wohl die Hinweglassung der Scene des Arsace, die dramatisch bedingt ist, und ohne welche der Abgang des Helden mit geschwungenem Schwerte nothwendig lächerlich wird. Es dürfte darum vielleicht besser seyn, diese Oper für zwey Abende zu theilen, wie dieß in London und Paris bey Werken dieser Art häufig geschieht. Auf diese Art würde den Kunstfreunden der Genuß dieser wirklich herrlichen Musik nicht geschmälert, ja man könnte diesen noch erhöhen, wenn man die Oper ganz gäbe, nämlich auch die Musikstücke, die schon bey der ersten Darstellung wegblieben: das große Duo zwischen Arsace und Semiramis und die große Scene des Assur, in welcher Lablache das Höchste leisten soll.

Mit gespannter Erwartung sah das Publikum der Darstellung des Barbiere entgegen, in welcher Mad. Lalande zum Erstenmal die Rolle der Rosina darstellte. Diese Erwartung scheint bey weitem übertroffen worden zu seyn. Die Sängerin erregte einen Enthusiasmus, der in der Geschichte des hiesigen Instituts denkwürdig bleibt. Nach meiner Meinung hat Mad. Lalande als Rosina allerdings Großes geleistet, und diese Leistung ist um so bewundernswerther, da die Künstlerin aus ihrer Individualität heraustreten, und sich eine andere, ihrem Wesen fremde, aneignen mußte, allein — ich gehöre nicht zu denen, die sich nur an den Gebilden der Gegenwart ergötzen und frühere Erscheinungen vergessen, wohl gar verlästern, und so gestehe ich bey aller Bewunderung der großen Sängerin, daß sie mir unsere frühere Rosina, Mlle. Schiasetti, nicht ersetzt hat. Dieß liegt aber keineswegs in einer minder richtigen Auffassung der Rolle, sondern einzig in ihrer Persönlichkeit. Die Persönlichkeit ist aber hier gerade entscheidend. Zu singen ist in der Rosina nur wenig. Die beliebte Cavatine: una voce poco fa, ließ sich die Sängerin von E dur in G dur übertragen, wodurch die Instrumente um eine Terz höher zu liegen kamen. Sie sang die Arie mit einer siegreichen Virtuosität und einer Bravour, die allgemeines Staunen erregte, die aber, wie mich dünkt, hier nicht an ihrem Platze war. Im Konzerte mag man immerhin überladen, aber in der Oper muß der Vortrag des Gesanges mit dem Charakter der Person übereinstimmen. Ihr Spiel war ungemein verständig, fein berechnet, und — was ein Hauptverdienst — immer bewegt, aber diesem Spiele fehlt die Anmuth und jugendliche Unbefangenheit, der Candeur, der die Rosina der Schiasetti so überaus anziehend macht. Die gutmüthige Bosheit und den liebenswürdigen Trey, mit dem die Schiasetti das la vincerò, so wie die schelmische Verschämtheit, mit der sie das eccolo quà sprach, bleibt mir immer im Andenken. In diesem eccolo quà konnte Mad. Lalande den Ton nicht finden. — Mir erschien sie als ein lustiges, verschmitztes, als — ich schreibe das Wort ungern nieder — als ein pfiffiges Frauenzimmer, gleichsam als die Mutter unserer vorigen Rosina. — Mad. Lalande ist zwar noch eine junge, eine reizende Frau, aber ihre Taille und Haltung, ihr Gang und ihre Manieren gehören dem Corburnus an. Ihr Platz ist — bey Königen, ihr Element das höhere Drama. — Es ist dieß meine Meinung, die ich niemand aufdringe. Die Darstellung war übrigens trefflich. Santini ist vielleicht der erste jetzt lebende Figaro, Manfagna ein vorzüglicher Bartolo, das Ensemble einzig, und wollte Hr. Rubini das ewige Einerley seiner Cadenzen weglassen und statt dem Falsett von den Brustlönen, die ihm etwa noch zu Gebote stehen, Gebrauch machen, so würde die Vorstellung dieser Oper unübertrefflich seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juni 1825.

Darum, Ewiger, nur dein
Soll sich meine Seele freun.
Gott! sey du mein Fels, mein Licht,
Ewig meine Zuversicht.

Gesangbuch.

Proben aus August Gebauer's „Stunden religiöser Weihe."

Morgenlied.

Die dunkle Nacht ist wieder fort,
Es strahlt die Sonn' auf's Neue,
Und mit ihr strahlt nach seinem Wort
Uns Gottes Lieb' und Treue.
Er hat uns süßen Schlaf geschenkt
Und frische Kraft gegeben,
Zur Arbeit Muth in's Herz gesenkt
Und neue Lust am Leben.

Sey dir, o Herr, dafür gedankt
Aus innerstem Gemüthe!
Wie Alles um uns fällt und wankt,
Fest stehet deine Güte!
Sie ist ein Pfeiler in der Noth,
Den wir erfassen dürfen;
Sie läßt den Früh- und Abendroth
Uns ihre Fülle schlürfen.

Mein Herz ist froh, mein Geist ist hell,
Auf denn zum Tagewerke!
Dieß wird ein steter Freudenquell,
Wenn man's mit Lust und Stärke
Nach Gottes Willen treibt, und schafft,
Und fleißig regt die Hände,
Bis es, mit unverdroßner Kraft,
Geführet ist zum Ende.

Wie bald doch kommt die Nacht herbey,
Wo man nicht mehr kann schaffen!
So laßt uns alle Kräfte treu
Und fest zusammenraffen,
Daß, wenn die Abendwölkchen nah'n,
Und Nacht deckt Land und Meere,
Auch unsre Arbeit sey getan,
Gott, so wie uns zur Ehre!

Merkwürdige chinesische Proklamation zur Verbesserung des Volkszustandes.

(Beschluß.)

Zweyter Gegenstand.

Befördert den Unterricht.

Neun Abschnitte.

1. Lehret kindliche Frömmigkeit und Liebe. Die Natur verleihet Allen, sie mögen Gelehrte, Landbauern, Künstler oder Kaufleute seyn, einen gemeinsamen Sinn für die durch vier Worte ausgedrückten vier Tugenden:
   Kindliche, brüderliche (Pflichten),
   Treue, Wahrheit.
2. Bildet das Talent aus, und Schulen sind die Orte, das Talent zu pflegen. Ich halte öffentliche Schulen für die höchste Wichtigkeit. Warum denn so träge im Beystande, wo Hülfe verlangt wird! Ich will mei-

Digitized by Google

nen Gehalt unterscheiben, um die ärmern Distrikte zur Errichtung öffentlicher Schulanstalten zu unterstützen, und lasse die Foo-Distrikte 200 Taels, die Chih-le-Chow-Distrikte 150 Taels und die Keen-Distrikte 100 Taels unterschreiben, und alle Ortsbehörden nach dem, wie sie können; sie sollen sich an die Spitze stellen, und die Gutsbesitzer vermögen vorwärts zu kommen und diese Sachen u. s. w. zu ordnen.

3. Achtet die Alten.
4. Die höhern Klassen (Gutsbesitzer) sind die Hoffnung der Armen, sie sollen diese unterrichten und leiten ꝛc.
5. Laß die Reichen, welche ihr Vermögen von ihren Vorfahren erworben haben, ihren armen Verwandten beystehen u. s. w.
6. Die Armen sollen eingedenk seyn, daß Armuth und Reichthümer nach dem Willen des Himmels vertheilt sind, und zufrieden seyn u. s. w.
7. Die Kaufleute und Handelsmänner sollen gerade und rechtlich handeln.
8. Unterweiset die Mütter, ihre Kinder zu unterrichten. Ein frühes Unterricht ist die zweyte Natur.
9. Da Frauen nicht lesen lernen, so laß Väter und Ehemänner ihre Weiber und Töchter unterrichten, von welchen das Emporkommen oder Untergang der Familie abhängt. Die Pflichten der Frauen sind hauptsächlich folgende: gehorsam gegen ihre Schwiegereltern zu seyn; ihre Ehemänner zu achten; mit ihren Schwestern verträglich zu seyn; ihre Kinder zu unterrichten; im Weben und Spinnen fleißig zu seyn; Gerichte aus Wein und andern Nahrungsstoffen zuzubereiten: das ist Alles. Sind Grundsätze der Tugend aufrecht erhalten, dann werden sie gute Weiber und Mütter, und keusch und die Ehre ihrer Familie werden; siehet man ihnen aber nach und läßt man sie ohne Unterricht, dann werden sie einst lau werden, ihre Tugend wird verschwinden, und auf ihre Eltern wird Schimpf kommen.

Dritter Gegenstand.

Empfehlungen an Magistratspersonen.

Sieben Abschnitte.

1. Lobet und tröstet die Tugendhaften in Trübsal, als: Jungfrauen, welche eher den Tod erdulden, als eine Verletzung der Keuschheit; unverheirathete Töchter, in hohem Grad ihren Eltern ergeben; züchtige Weiber; Märtyrerinnen eines ehrbaren Wittwenstandes. Weiber, die ihren Eltern besonders ergeben sind, für diese Personen verlangt kaiserliche Ehrenfahnen ꝛc.
2. Ehret kindliche Liebe.
3. Achtet die betagten Leute.
4. Stellet die besonders Tugendhaften den öffentlichen Blicken dar.
5. Rühmet die Guten und Mitleidigen.
6. Lobet und ermuntert zu einem gerechten und wohlthätigen Betragen die Dorfältesten und Stadtpolizey-Aufseher.
7. Gebet solchen Familien Ehrenfahnen, die in häuslichen Tugenden hervorragen.

Vierter Gegenstand.

Sieben Abschnitte.

1. Verbietet das Spiel.
2. Werfeifert gegen den Selbstmord und die Leichtigkeit, womit man das menschliche Leben aufnimmt. Es ist eine abscheuliche in der Provinz Canton herrschende Gewohnheit, bey jeder unbedeutenden Gelegenheit, wegen einer geringen Beleidigung, einen Selbstmord zu begehen. Die Verwandten des Selbstmörders betrachten den todten Körper als eine Waare von außerordentlichem Werthe. Sie suchen dann anzuführen, der Verstorbene habe den Selbstmord in Folge einer von irgend einem reichen Nachbarn erhaltenen Beleidigung begangen, der, um einem Prozeß auszuweichen, ihnen eine Summe Geldes gibt; verweigert er dieß, dann verbinden sie sich mit der Polizey und lassen ihn vor Gericht fordern, u. s. w. — Als ich die Stelle einer Magistratsperson im Nan-keung-Distrikt bekleidete, fielen fünf bis sechs Selbstmorde jeden Monat vor u. s. w.
3. In Canton, wo Hügel und Flüsse sich in Menge befinden, trifft man auch viele Diebstähle und Räubereyen an, die sowol durch Einzelne als ganze Banden verübt werden. Gegen diese stelle man Nachforschungen an, u. s. w.
4. Herumziehende Anwälte suchen Prozesse anzustiften, vermehren sie zu einer unendlichen Zahl, und verlängern sie auf eine unbegrenzte Zeit. Die Unschuldigen werden angeklagt, und die äußerst Ungerechten werden Ankläger; sie finden bestechliche und grausame Richter und betrügerische Polizey-Erpresser. Streitigkeiten über Heirathen und Ländereyen werden von den Richtern als unbedeutende Gegenstände behandelt und der Führung von Untergebenen anvertraut, (und so werden durch die verschiedenen Formen legaler Betrügereyen und Unterdrückungen Familien zu Grunde gerichtet, Leben verloren) u. s. w., u. s. w.
5. Unterdrücket die Lasterhaften, welche gegen die höhern gesellschaftlichen Verhältnisse sich auflehnen, und gegen Eltern, ältere Brüder u. s. w. sündigen.
6. Bemächtigt euch der Banditen, welche zu Brüderschaften, Vereinigungen und Gesellschaften gehören, und sich gegenseitig Treue schwören.
7. Ergreifet die Gauner und Landstreicher, die sich zum Schrecken der umliegenden Gegend aufwerfen, Waf-

Digitized by Google

fen mit ſich führen, Streitigkeiten anzufangen ſuchen, und den Beleidigten beſchimpfen und dem Schwachen Leid zufügen, u. ſ. w.

* * *

Wenn dieſen meinen Anordnungen nur mittelmäßig nachgelebt wird, dann wird Ruhe unter dem Volk herrſchen; werden ſie genau beobachtet, dann wird eine völlige Erneuerung der öffentlichen Sitten die Folge davon ſeyn.

Ich verlange, daß alle meine Beamten, die höhern Klaſſen und das Volk dieß nicht als ein leeres, loſes Moraliſiren betrachten, noch dieſes Dokument als ein der Form wegen erlaſſenes Schreiben anſehen, es vielmehr mit Achtung in That und Wahrheit empfangen und darnach handeln werden; dann wird man die guten Wirkungen hiervon lange empfinden, und meine Hoffnungen werden weſentlich und wohl gegründet geweſen zu ſeyn erſcheinen.

Zweytes Jahr, eilfter Monat, achter Tag.

Taou Kwang.

Curioſa aus England.

Ein Gutsbeſitzer, Herr Rennie, welcher in einem Dorfe, in einiger Entfernung von Edinburg, wohnt, hatte im Februar Geſchäfte daſelbſt, und weil der Schnee die Wege unfahrbar gemacht hatte, ſo kam er auf den Einfall, eine Heerde Ochſen, welche er gerade zu verkaufen hatte, vor ſeinem Kabriolet her marſchiren zu laſſen, um Bahn zu bekommen.

*

Neulich genaß ein alter Sonderling in einer kleinen Stadt Englands von einer ziemlich gefährlichen Krankheit. Der Stadtwundarzt, der, wie das häufig in den engliſchen Provinzialſtädtchen der Fall iſt, zugleich Apotheker war, ſchickte ihm durch einen Lehrling die Rechnung über die Beſuche, die er bey ihm gemacht, und über die Arzneyen, die er ihm geliefert hatte. Nachdem der Alte die Rechnung ſehr aufmerkſam durchgeſehen hatte, ſprach er zu dem Jünger Aeskulaps ganz ernſthaft alſo: „Sag' Er ſeinem Herrn, die gelieferten Arzneyen werde ich ihm ganz gewiß bezahlen; was aber ſeine Beſuche betrifft, ſo werde ich mir das Vergnügen machen, ſie zu erwiedern."

*

Ein Kaufmann bekam ein Fünf-Schillingſtück, das er für falſch halten mochte. Da ging eben einer ſeiner Bekannten, ein Sachwalter, vor ſeinem Laden vorbey, dieſen rief er zu ſich hinein und bat ihn, die Münze zu betrachten und ihm zu ſagen, was er davon hielte. „Sie iſt gut!" ſagte hierauf der Anwalt, nachdem er ſie ſorgfältig beſchaut hatte; mit dieſen Worten ſteckte er ſie aber auch in die Taſche und ſezte ſehr kaltblütig hinzu: „Das nächſtemal, wo Sie Gelegenheit finden, in das Viertel zu kommen, wo ich wohne, werden Sie mir noch einen Schilling acht Pences mitbringen." — In England nämlich beträgt die Taxe für die Conſultation eines Anwalts ſechs Schillinge acht Pences.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beſchluß.)

Unſre deutſcher Oper gab die Entführung aus dem Serail, worin eine Mad. Hofmann aus Frankfurt als Blonde auftrat. Sie mag früher als zweyte Sängerin auf einem Provinztheater recht gut geweſen ſeyn, jezt iſt die Stimme dahin und auch ihre Methode iſt nicht von der Art, daß ſie jenen Mangel vergeſſen macht. Mad. Hofmann iſt einige Wochen früher in dem kleinen Singſpiel: „Die Verwandlungen," ohne Erfolg aufgetreten, und es wäre gut für ſie und das Publikum geweſen, wenn ſie es bey dieſem Verſuche hätte bewenden laſſen. Mit Befremden laſen wir in der Leipziger „muſikaliſchen Zeitung," daß dieſe Sängerin einem Rufe nach München folge. Von dieſem Rufe weiß man hier nichts.

Ich ſchreite jezt zu den Gaſtſpielen des Herrn Wurm. Bey dem Rufe, den dieſer Schauſpieler hat, und bey den lobpreiſenden Würdigungen, die ſeinem Spiele aus der Feder nahmhafter Kunſtrichter, z. B. Püttigers, geworden, war das Publikum zu großen Erwartungen berechtigt. Allein mit dem Rufe iſt es eine eigene Sache. Das Gerühmte, in der Nähe beſehen, iſt oft ein ganz anderes, als wir es uns vorgeſtellt, ja es geht uns nicht ſelten wie dem guten Gellert, der ſich von den Geſinnungen und Grundſätzen der Mad. Le prince Beaumont in ihrem „Magazin für junge Frauenzimmer" ſo angezogen und erbaut fühlte, daß er ſich vornahm, der geiſtreichen und, wie er wohl auch meinte, hübſchen Frau ſeine Hand zu bieten, da erfuhr er, daß der Verfaſſer jenes „Magazins" ein alter Advokat ſey. Sie erlaſſen mir die Aufzählung der Stücke, in denen Hr. Wurm auftrat, und theils ſehr, theils wenig, theils aber gar nicht gefiel. Es waren meiſt gehaltloſe, veraltete Schauſpiele, wie „der Jude" von Cumberland, oder unſeine Poſſen, wie der Doppelpapa ꝛc., die ſeyen vor dreyßig Jahren, wo ſie galten, nur durch ein raſches Zuſammenſpiel, das unſern jetzigen Schauſpielern fehlt, gehalten werden konnten. — Hr. Wurm iſt nach unſerer Meinung ein Schauſpieler, der bey einem ſehr klangvollen (aber auch einlöniaen) Sprachorgan eine ungemeine Gewandtheit und in ſeltenem Grade die Gabe beſizt, das Komiſche an fremden Individualitäten aufzufaſſen, und es (karikirt) wiederzugeben. Da nun, nämlich im nördlichen Deutſchland, wo ſein Witz trifft und verſtanden wird, wo man die Originale kennt, die ihm zu ſeinen Karikaturen ſizen, müſſen dieſe Lebensbilder ungemein vergnügen; nicht ſo in unſern Gegenden, wo die pointe fehlt, uns erſcheinen ſie nur objektiv und können uns nicht anſprechen, weil ſie an ſich nicht komiſch, wohl aber mitunter läppiſch und frazenhaft ſind. Bey ſeiner Darſtellung des Johann aus Meiſſen in den „Drillingen," der anderswo eine ſehr ergözliche Erſcheinung ſeyn mag, iſt uns weh geworden. Es dürfte hier ein Wort über das Verhältniß unſers

Digitized by Google

Publikums zum Komischen im Allgemeinen an rechter Stelle seyn. Im westlichen Süddeutschland, besonders in Schwaben und Baiern, herrscht ein eigner Nationalgeist, der sich durch Originalität, Ungebundenheit und freyes Hervortreten der Individualität ganz vorzüglich auszeichnet. Seit uralten Zeiten hat das Wort in diesen Ländern keine oder sehr leichte Fesseln, daher sich ihre Bewohner eines heitern Sinnes, einer größeren Lebenslust, einer freyeren Thätigkeit der Geisteskräfte erfreuen, und bey denselben Offenheit wie Freymüthigkeit mehr für eine Sitte als für eine Tugend gelten. Wo die Aeußerungen zwangloser sind, gedeiht auch der Witz besser, er übt sich in den kleinern geselligen Kreisen, und da man ihm gerne etwas vergibt, wagt er sich auch an das öffentliche Leben. Witzspiele, wie sie hier oft durch das Volk laufen, Einfälle, wie sie aus den Tafernen hervorgehen, dürften anderswo sehr übel genommen, sehr empfindlich ausgelegt werden, während man bey uns darüber zu lachen pflegt, und selbst der Getroffene gern auf Rache verzichtet und sich klug genug unter die Belustigten mischt. Bey diesem Verhältnisse kann es an Sinn für das Komische nicht mangeln, wenn er auch noch nicht für das Feine ausgebildet, und mehr auf lokale Verhältnisse beschränkt ist, als daß er im reinen Elemente sich gefallen könnte. Er ergötzt sich mehr an muthwilligem Scherz, am satyrischen neckenden Einfall, am Wortspiele, als an größeren komischen Gemälden, wozu es ihm noch an Geschmack und Ausdauer gebricht; aber nichtsdestoweniger ist ein Gefühl vorhanden, welches, wo nicht das Treffliche, doch das Treffende, wo nicht das Ausgebildete, doch immer das Richtige zu unterscheiden, und die Gränzen des Witzigen und Faden, des Natürlichen und Gesuchten, des Uebertriebenen und Angemessenen auch ohne viele Mühe fast immer aufzufinden weiß. Man fordert noch nicht elegante, zarte, verhüllte Gedanken, aber man verschmäht den derbern und sarkastischen; wer nicht einen guten Vorrath von Einfällen hat, lasse sich nicht beykommen, unter unserm Volke den Witzigen zu spielen, es wird seine Schwäche gar bald ausfinden, und mehr über sein Elend als sein Geschwätz lachen. Dazu kommt noch, daß unser Publikum, obgleich an und für sich nicht streng geschieden, doch zwischen einem Hof- und einem Volkstheater noch gut zu distinguiren versteht, und nur auf letzterm Possenspiele liebt. Diese Gründe, und der Umstand, daß uns Hr. Wurm von Norden her als ein seiner Komiker angekündet und gerühmt wurde, mögen im Allgemeinen Schuld seyn, daß er nicht die Aufnahme fand, die er vielleicht wünschen mochte.

Im choreographischen Elemente fand ein neues Ballet von Taglioni: Aglaë, oder der Zögling der Liebe, einen außerordentlichen Beyfall. Hr. Taglioni hat in diesem Ballet bewiesen, daß es keines Aufwandes und keiner großen Zurüstungen bedarf, um das Publikum in hohem Grade zufrieden zu stellen. Aglaë wird vom Laster in Gestalt eines Satyrs zur Sünde verlockt, an der sie schon Gefallen zu finden anfängt, aber nun durch die reine Liebe wieder auf den Pfad der Tugend geleitet wird. Sie sehen, das Ballet ist moralischer Tendenz; nun wenn die Moral auf solche Weise gelehrt wird, dann mag sie in unsern Cirkeln modern werden. — Ueber die Virtuosität der Dlle. Taglioni habe ich mich in meinen frühern Berichten hinlänglich verbreitet. Unser wackerer erster Tänzer, Hr. Schneider, als Repräsentant der reinen Liebe, war eine anziehende Erscheinung, und gefiel eben so sehr als das Laster, von dem gewandten Hrn. Laroche (als Satyr) sehr lockend dargestellt. Auch die hoffnungsvolle kleine Koch als Amor verdient Lob und Ermunterung. Man kann von Paris und von Wien kommen und wird dieß Ballet schön finden.

Eine interessante Erscheinung war uns die junge Klavierspielerin, Dlle. Blahetta aus Wien, die im Opernhause ein Konzert gab. Ein kräftiger Vortrag, große Fertigkeit, viel Geschmack und Ausdruck im Adagio zeichnen ihr Spiel vortheilhaft aus. Die Künstlerin zählt vierzehn Jahre, ist also ungefähr so alt, als man jezt seyn darf, um ein Konzert zu geben. Bey fortgesetztem Studium kann sie es zur größten Meisterschaft bringen.

Von der Zeitschrift Orpheus, welcher besonders in Baiern und der Hanzistadt eine wärmere Theilnahme zu wünschen wäre, ist nun auch das vierte Heft erschienen. Der Geist, in welchem sie redigirt wird, ist sich strenge gleich geblieben, ein Verdienst, das in Zeiten, wo die Literatur ihren abgetragenen Mantel so gern nach dem Winde kehrt, schon ein seltenes genannt werden darf; auch wurde so bisher fast Alles, was in den Bereich einer solchen Schrift sich eignen kann, und zwar in der Art gegeben, daß die Zufriedenheit mit dem Geleisteten von der Zukunft ohne Bedenken das Beste erwarten konnte, so wie ihr noch immer etwas Würdiges geworden war. Von Baron Max Freyberg wird ein dritter Kunstabend über Albrecht Dürer geliefert, den wir ohne Bedenken den übrigen vorziehen; zu derselben geistreichen, tiefen Behandlung, zu derselben Beleuchtung des innersten Wesens der Kunst gesellt sich eine größere Schärfe und eine schöne, fühlende Würdigung altdeutscher Kunst ohne die Uebertreibung, wodurch man ihr so viel geschadet hat. Der Herausgeber, Dr. Weickselbaumer, theilt eine Novelle nach Machiavelli mit: „die Florentiner," in der er aufs Neue sein schon anerkanntes Talent für diese Art von Darstellung beurkundet. Neben der sehr interessanten Biographie Müllners, die besonders wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung seines poetischen Talentes und sein Verhältniß zum Theater gibt, zeichnet sich als lesenswerth noch die Abhandlung über das Verhältniß der Poesie zur Musik in der Oper von Aurbacher aus, worin er den Gegenstand nicht nur mit vielem Scharfsinn und großer Präzision behandelt, sondern die vorangeschickte Oper selbst mit guter Laune und ohne Schonung rezensirt.

Wie sehr ist der Fortbestand eines Instituts zu wünschen, wo reife Urtheile niedergelegt werden können, strebende Talente einen achtbaren Vereinigungspunkt finden, das lesende Publikum an Duodezkritiken und ästhetische Machtsprüche gewöhnt, wieder vorsichtiger, sinniger urtheilen lernt, und überhaupt ein ernsterer Geist sich zeigen kann, als in den Tagblättern, deren meiste wieder mit dem Tag fallen und verdorren. Die Dauer durch einige Jahrgänge, wo sich der Kreis in mehrere Theilnehmer und Mitarbeiter erweitern könnte, und die Tendenz sich noch klarer ausdrückte, würde weder ohne bedeutende Wirkung noch ohne angenehme Früchte bleiben.

— h.

Sinnentstellender Druckfehler.

In dem Gesang der Königsweihe von Lamartine (Nro. 133 Seite 531, Spalte 2, L. 32 ff.) ist zu lesen:

Damals, als hoffnungslos dem Beil der Henker,
Die zürnend des Verbrechens Aufschub sahn,
Ein königliches Opfer streitig machen, (nicht machten)
Aufstehn als eines Bourbons Rechtsanwalt —
Als einen Märtyrer heischte sich ein Werk.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juni 1825.

Was Jedermann spricht, o das glaube darum nicht.
Sonst wirst du dich noch oft betrügen;
Es gibt auch allgemeine Lügen.

Willamov.

Bruchstück aus L. B. Picard's neuestem Roman: Der ehrliche Mann oder der Einfaltspinsel, in der Geschichte George Darcy's und seiner Familie.

Picard hat schon manches von Neuem erstandene Weh seiner Zeit gezeißelt, und das in Augenblicken, wo deutsche Journale zu behutsam waren, um gewisse Auszüge aus seinen Romanen aufzunehmen. Zum Beyspiel aus seinem „sechszehnten Jahrhundert im Jahr tausend acht hundert und siebenzehn," worin er das seitdem so fröhlich gediehene Missionarienwesen in Frankreich lebendig darstellte (1817). Dieser Roman, den man gewissermaßen einen modernen Candide hätte nennen können, wurde verkauft, gelesen, für treffend gehalten — besserte aber nichts. — Der gegenwärtige könnte der Ingenü unsers Zeitalters heißen; doch mit dem Unterschied, daß Voltaire's unnachahmliche Erzählung ihren Helden mit seinem geraden Sinn aus den amerikanischen Wäldern herüberkommen läßt, George Darcy wird aber mit den Seinen in der Mitte von Frankreich geboren. Voltaire gab seinem Helden den Charakternamen: Ingénu, dessen Sinn wir durch keine Uebersetzung vollkommen ausdrücken können; denn ingenu ist geistiger, wie treuherzig, willenloser, wie aufrichtig, reiner, wie ohne Falsch — und Picard dem seinen den des Niais, welchen wir mit Pinsel, und, um ihm doch einen bestimmteren Sinn zu geben, mit Einfaltspinsel übersetzen müssen. Dieser Unterschied in der Benennung zweyer Modifikationen desselben Charakters ist ominös für die Zeitpunkte, wo diese Romane erschienen. Voltaire gab seinem Ohnefalsch den Namen Ingénu, der im Sprachgebrauch einen angenehmen Begriff mit sich bringt, und seines Helden innwohnender Geradsinn erwarb ihm im vorigen Jahrhundert ein romantisches Interesse; Picard's George Darcy, mit ähnlichen Tugenden ausgestattet, zog sich in unserer Zeit den Namen des Einfaltspinsels zu, und damit scheint er uns — nicht das Verderbniß der gegenwärtigen Zeit; denn wir halten sie für besser, wie jene, aber — den zunehmenden Ernst im großen Streit des guten und bösen Princips anzudeuten.

Da es uns darum zu thun ist, unsere Leser mit dem Eigenthümlichsten von Picard's neuem Roman bekannt zu machen, wählen wir zuerst diese Darstellung einer Wahlversammlung, deren Charakter unserer Nationalität gänzlich fremd ist. George Darcy, eines Grundbesitzers oder Landmanns Sohn in einem der mittlern Departemente von Frankreich (wie es scheint in der Gegend von Orleans), ist in dem Zeitpunkt der Geschichte, woraus gegenwärtiges Bruchstück genommen ist, Sekretär im Büreau des Ministers des Innern, durch eine unerwartete Erbschaft ein Millionär, durch seinen Charakter als Einfaltspinsel allen Lockungen des Ehrgeizes unzugänglich. Mit ernstem Bewußtseyn seiner Würde, als französischer Bürger, übt er

das Wahlrecht in seinem Arrondissement seines Departements — und in diesem Geschäft machen wir ihn unsern Lesern bekannt.

*

Die Wahlversammlungen sollten sich zur Ernennung der sämmtlichen Deputirten bilden. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung, nicht allein die Wählbaren und die Wähler, auch der große Haufen der Gewerbsleute, dir ihr Leben mit mühsamen und nützlichen Arbeiten zubringen, war mit den vorstehenden Wahlen auf das Lebhafteste beschäftigt. Was auch immer unsere krebsgängigen Schöngeister sagen mögen, es gibt weniger Pöbel in Frankreich, wie ehemals. Und der noch vorhandene, muß man den immer unter der Volksklasse suchen? Viele Taglöhner und Handwerker, welche noch jezt von einigen unverschämten Dummlöpfen (quelques sots insolens) verachtet werden, aber von der Erfahrung einer dreißigjährigen Revolution, durch Anarchie, durch den Despotismus aufgeklärt sind, haben sich darein ergeben, von den Geschäften entfernt zu seyn, allein sie haben nicht entsagt, sie zu beobachten, sie zu kontrolliren. Dem Gesetz, welches sie nicht zum Wählen bedarf, gehorsam, behaupteten sie, doch ein Theil derer zu seyn, für die gewählt würde. In ihren, gar nicht kindseligen, aber freymüthigen, offenherzigen Gesprächen erörterten sie die Rechte und Ansprüche der Kandidaten. In andern Klassen, unter denen die, welche nicht hundert Thaler direkter Abgaben zahlen, nahm man Unwillen gegen die Bevorrechteten, oder Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Sache wahr, sie fanden das Gesetz ungerecht, das bey einer Bevölkerung von dreyßig Millionen nur Hunderttausenden das Wahlrecht zugesteht. Auch unter einigen Wahlbereen konnte man Gleichgültigkeit erkennen; manche waren in ihren persönlichen oft mißverstandenen Interessen vertieft; andere, durch die Feder, welche die Regierung, nach ihrer Ansicht, bezing, ermüdet, sahen ihre Stimmengebung für nutzlos an. Aber allesammt, Wähler und zu Wählende, Adel und Bürger, Patentirte und Landeigenthümer, diese Lezten ohne Rücksicht auf mehr oder mindern Reichthum, waren gespannt; Jeder war eifersüchtig, sein Recht selbst zu üben, oder das Anderer nach seiner Ansicht, zu seinem Vortheil ausüben zu sehen, vertheidigte eifrig seine Sache, und bemühte sich, sie siegen zu machen. Sie wogen die Verdienste, den Charakter der Kandidaten ab, sie untersuchten die Bürgschaft, die sie für ihre Meynungen und für die Beharrlichkeit in denselben gegeben. Vor Allen waren aber die Umtreiber, die Ehrsüchtigen aller Partheyen, die Marktschreyer aller Farben, in unermüdlicher Thätigkeit; Tag und Nacht mühten sie sich, liefen umher, theilten Versprechungen aus, drohten, schmeichelten ihren Gegnern, waeben um Anhänger, beförderten den Abfall Anderer, setzten Verwandte, Bekannte, Weiber, Maitressen, Gläubiger und Dienstboten in Bewegung. Einige, die ernannt seyn wollten, arbeiteten für sich, Andere waren für ihre Freunde, für ihre Gönner oder die Kreaturen ihrer Gönner bemüht.

Die großen Wahlkabalen, oder vielmehr die großen Wahlmittel, waren noch nicht zu der Vollkommenheit gelangt, zu welcher wir sie vielleicht noch eines Tages werden gedeihen sehen. Menschen ohne Moral durften damals die Verachtung aller Moral noch nicht zur Schau legen. Große und kleine Beamten hatten noch zu viel Züchtigkeit, um die Gewissen ihrer Untergebenen durch gebietende Umlaufschreiben einzuschüchtern; man gab nur vertraulich die Wahl zwischen Ungnade und Gunst zu erkennen. Damals dürfte man noch nicht gewagt, alle Journale zu kaufen; allein einige hatten sich selbst verkauft und suchten durch schmeichelhafte Verläumdung Geld zu gewinnen. Man hätte bekannte Wähler nicht aus der Liste streichen, keine falschen Wähler aufstiften können; allein man hatte die Vorsicht, Einigen, deren man nicht ganz gewiß war, kleine Zugeständnisse zu machen; Anderer Abgabe um etwas zu erhöhen, um ihn wählbar zu machen, denn man kannte seine Gegebenheit, und er wußte, daß ihm, wenn er seine Stimme nach Wunsch gäbe, eine Entschädigung nicht entgehen würde. Man hätte damals noch nicht das Gesetz gewagt, welches befiehlt, seine Stimme offenkundig niederzuschreiben; aber man gab schüchternen Wählern, Familienvätern, die ihr Amt nicht entbehren konnten, zu verstehen, daß sie, wenn sie ihre Stimme geheimhielten, verdächtig werden könnten. Zahlreiche, eben so ränkesüchtige als thätige Agenten durchreisten Frankreich; Andere ließen für oder wider die Kandidaten Flugschriften drucken und reichlich verbreiten. Unter diesen Agenten und Pamphletschreibern zeichnete sich Herr Dauvert*) ganz vorzüglich aus. Um seine Wahlumtriebe geschickt anzufangen, hatte er sich einen Meisterstreich, der ihm auf mehr wie eine Weise nützlich seyn sollte, ausgedacht. Einerseits rühmte er mit Uebertreibung das Ansehen, in dem er bey dem Herzog von *** stehe, (dem Minister des Innern, bey dem er den armen Pinsel verdrängt hatte,) und trachtete die Gunst von Herr und Madame Dubrocard (ein Neubereicherter, jezt General-Kassirr, um dessen Tochter Hand er den armen Pinsel gebracht hatte) immer mehr zu gewinnen; andererseits rechnete er, sich in der Gunst des Ministers fester zu setzen, indem er Herrn Dubrocard für seine Parthey gewönne.

---

*) Herr Dauvert, Sohn eines verarmten Adeligen, war im Kollege des Einfaltspinsels Kamerade, fand ihn später in Paris wieder und mißbrauchte dessen beharrliche Güte und Vertrauen bis zum schändlichsten Verrath. Da wir dem Leser vielleicht noch einige Bruchstücke aus dem Einfaltspinsel mittheilen werden, machen wir ihn mit diesem Charakter im Voraus bekannt.

Digitized by Google

Dauvert hatte sich bey diesem Neureichen als ein erklärter Liberaler angekündigt; allein ganz allmählig, ganz listig, benuzte er seinen Einfluß, um ihm zu beweisen, daß es einem Manne, der eine Regierungsstelle bekleide, nicht gezieme, in der Gegenpartbey des Ministers zu seyn; er milderte seinen patriotischen Eifer, und ehe es sich Herr Dudrocard selbst versah, war er schon nicht mehr ein Liberaler. Sehr eilig meldete Herr Dauvert dem Minister diese wichtige Eroberung; dieser wußte deren Werth zu erkennen — ein General-Kassier! — der ist bey einer Wahl vielleicht noch wichtiger, wie ein Präfekt. Das Vertrauen, welches der Minister in Dauverts Talente hatte, nahm noch mehr zu, und er ward täglich mehr inne, daß dieser Mensch, um seines Vortheils willen, zu Allem zu gebrauchen seyn würde. Dudrocard war aber seiner Seits auch ganz entzückt, einen Freund, wie Herrn Dauvert, zu besitzen, und so, von Sr. Excellenz geschmeichelt, gekirrt, eingeladen, ward unser General-Kassier gar bald ministeriell, und seine Frau — eine Ultra.

In andern konstitutionellen Staaten zählt man nur zwey Partheyen, ja im vereinigten Amerika gibt es deren nur eine — oder gar keine, man kann über die Personen, nie über die Grundsätze im Streit seyn; in England gibt es Wighs und Torys — in Frankreich haben wir deren seit der Karte immer drey, die man sich gewöhnt hat Ultras, Ministerielle und Liberale zu nennen; in der Kammer stellen sie sich als Rechte, Linke und das Centrum dar. In dem Arrondissement, wo George Darcy (der Einfaltspinsel) seine Stimme geben sollte, war ein gewisser Vikomte von ** der Ultra Kandidat; der Doktor Firmin (des Einfaltspinsels Oheim) hatte sich als Kandidat der Liberalen angekündigt, der Präsident des Wahlkollegiums, Herr Dudrocard, hielt sich zur ministeriellen Parthey.

Herr St. Firmin war voller Hoffnung! Wie er aber von einer Reise, auf der er seinen Weg sich zu ebnen bedacht gewesen war, zurückkam, und erfuhr, daß Herr Dudrocard, auf den er so fest gerechnet hatte, zu seinen Gegnern übergegangen sey, ward er einen Augenblick bestürzt. „Herr Gott, sagte er zu seiner Frau, wenn man so einen Wankelmuth bedenkt! solche strafbaren, aus der schmählichsten Selbstsucht entspringenden, Umwandlungen! soll man da nicht schaudern, nicht für die Menschheit erröthen? Aber, mag geschehen was will .... Ich verliere den Muth nicht ....!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Eine Brüsseler Zeitung, das Oracle, welche die Nachricht von einer schweren Verwundung gibt, die ein Soldat von der Garnison Lille auf dem Theater dieser Stadt bey der Vorstellung von König Richard Löwenherz während des Kampfes im dritten Akt erhalten, erinnert bey dieser Gelegenheit an ein Ereigniß, das sich im Jahr 1791 in Tournay zugetragen. Es hatte in dieser Zeit eine große Menge französischer Refugiés sich in dieser Stadt niedergelassen, und wohnten dieselben einer Vorstellung der nämlichen Oper „Richard Löwenherz" bey, als in dem Augenblick, wo der Sturm zur Befreyung des gefangenen Königs beginnt, eine große Zahl derselben sich mit einem Mal erhebt und die Bühne besteigt, um an diesem heldenmüthigen Unternehmen Theil zu haben. Man kann sich leicht denken, daß ohne zu große Mühe die gemalten Festungswerke von ihnen eingenommen wurden, allein, von Edelmuth und Heldenfeuer hingerissen, wurden auch mehrere dieser ungebetenen Kämpfer stark verwundet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. April.

Es ist gegenwärtig ein sehr reger Zeitpunkt in Frankreich; die ehemaligen Emigrirten tummeln sich, um die großen Summen, die sie sich selbst in den beyden Kammern zugelegt haben, in Empfang zu nehmen und einzustreichen; die Schneider, Putzmacherinnen, Modehändler und Wagenmacher tummeln sich, um ihre Kunden zur Krönung auszustaffiren, und die Jesuiten tummeln sich, um den günstigen Zeitpunkt zu benuzen, und, wo möglich, sich wieder in Frankreich einzunisten, wo sie vormals sehr weich saßen. Die von den Emigrirten an sich gerissenen tausend Millionen werden einige sonderbare Folgen haben. Manche alte Emigrirte haben bey ihrem Absterben ihr Vermögen Leuten hinterlassen, die ihnen in ihrer Noth einige Hülfe geleistet hatten, z. B. Bedienten, welche sie auf der Flucht nicht verlassen hatten. Da ihre Baarschaft oft keine hundert Gulden werth war, so war ein solches Vermächtniß eben kein grosses Geschenk. Nun bekommen aber durch eine von der Deputirtenkammer eingeschobene Klausel des Indemnitätsgesetzes solche Universalerben Anspruch auf den ganzen Antheil der ungeheuern Geldtheilung, die vor sich gehen soll. Dieser oder jener Bediente, dieses oder jenes Kammermädchen, das vor einem Jahre seine ganze Erbschaft für hundert Thaler hingegeben haben würde, wird nun plötzlich als baldiger Millionär begrüßt, und steht auf dem Sprunge, mit den Reichthümern seiner ehemaligen Herrschaft zu glänzen. So wird also eine neue Art von Parvenus entstehen, die wahrscheinlich ihre eigene Physiognomie haben wird. Und unter den Familien der vormaligen Emigrirten selbst gibt es Manche, die sich längst zu nüzlichen Beschäftigungen, als Handel, Landbau, Gewerbfleiß bequemt hatten, und denen nun plötzlich ein sehr beträchtliches Vermögen wie aus den Wolken fällt. Welcher Wandel wird nicht in der Lebensweise und der Haushaltung dieser Leute entstehen! Da sie aber kein baares Geld, sondern erst nach und nach Staats-

Digitized by Google

papiere dafür bekommen, so stehen schon eine Menge gieriger Spekulanten bereit, um ihnen gegen baaren Vorschuß ihre Staatspapiere abzulocken. Die Börse und die umliegende Gegend wird vermuthlich der Schauplatz einer Menge widriger Bewegungen der Geldgier werden. Unterdessen man sich zu diesen neuen Operationen vorbereitet, und die Emigrirten ihre Beute zur Austheilung berechnen, baut die Geistlichkeit prächtige Seminarien, und schickt Missionarien in die Provinzen. Der Hr. Erzbischof von Rouen läßt sein berüchtigtes Mandement von den Kanzeln ablesen, worin die Leute mit Bannstrahl bedroht werden, wenn sie nicht in der Messe erscheinen; Graf Lemaistre, der die Völker mit dem Herzerbeile zu regieren räth, wird in dem, seit Calas Zeiten durch seinen Fanatismus berüchtigten Toulouse als würdiger Gegenstand einer Lobrede aufgestellt; in einem Winkel Frankreichs wird der Swedenborgianismus gepredigt, und gegen fünfzig Schäflein haben diesen Seher zu ihrem Kirchenführer gewählt. Bigotterie und Verschwendung, Obskurantismus und Freysinn, Geldgier und der Sinn für Unabhängigkeit liegen im Kampfe; es ist ein sonderbares Gewühl, aus welchem gewiß noch weit sonderbarere Dinge hervorgehen müssen; dazwischen ertönen die lieblichen Konzerte der Hummel, der Moscheles und anderer berühmten Meister, die gerade zu der Zeit ihren Kongreß in Paris hielten, als die Ankunft einiger fremden Staatsmänner hieselbst der Welt einen neuen politischen Kongreß anzukündigen scheinen. Und bey diesen wichtigen Umständen verläugnet sich die Pariser Frivolität keinen Augenblick. Die neuesten Moden sind Decniers Soupirs de Jocko, nach dem Affenspiele des außerordentlichen Springers Mazurier im Porte St. Martin-Theater. Dieß Affenspiel erregte eine Zeitlang solchen Zulauf, daß die Logen schon acht Tage zuvor gemiethet wurden, und daß man sich durchschlagen mußte, um in's Parterre zu gelangen. Auch jetzt noch möchte mancher tragische Dichter seinen Stücken ein so volles Haus wünschen, wie man es bey der jedesmaligen Vorstellung Jocko's fand. Die Acupunktur, oder die Heilmethode vermittelst des Einstechens langer Nadeln in die krankhaften Körpertheile, hat bey weitem nicht so sehr gefallen als Jocko's Spiel; wiewohl einige für die neue Heilart lebhaft eingenommene Aerzte alle ihre Kranken mit Nadeln bespickt haben, so hat doch das Publikum an diesem chinesischen Verfahren kein sonderliches Behagen gefunden; die Acupunktur hat daher das Schicksal manches neuen Stückes gehabt, z. B. des Lustspiels von Theaulon: L'indiscret, das auf der Odeonbühne einen ziemlichen harten Fall erlitten hat, obschon der Verfasser sich die Mühe gegeben hatte, fünf Aufzüge in ziemlich eleganten Versen zu dichten. Auch waren die berüchtigten Claqueurs wieder im Parterre, um dem Stücke durchzuhelfen, wiewohl erst neulich die Direktion recht feyerlich versprochen hatte, sie wolle keine Claqueurs mehr haben; allein die Herren auf der Schaubühne, so wie diejenigen, die auf der großen Weltbühne agiren, scheinen nun einmal ohne gedungene Claqueurs nicht recht fertig werden zu können; der Beyfall ist ja dem Ohre so süß, sogar auch dann, wenn man weiß, daß man ihn selbst bestellt hat! Das Parterre aber, dem solche Schlingen verhaßt sind, fuhr auch dießmal über die Kerls los, die jedoch von den Gensd'armen beschützt wurden; der Saal wurde nun ausgefegt und geschlossen, das ist so das gewöhnliche Polizeyverfahren; das Publikum ist bereits daran so sehr gewöhnt, daß, wenn das Ausfegen durch die Gensd'armen beginnt, Jedermann ruhig Stock und Hut ergreift und sich nach Hause begibt. Im Théâtre français ist ein solcher Polizeyfeldzug selten nöthig, denn dort ist es zuweilen so leer, als ob die Gensd'armen schon vor dem Aufrollen des Vorhanges aufgeräumt hätten. Wenn Talma und Mlle. Mars abwesend sind, wie es jetzt eben der Fall ist, so ist die Truppe nicht vermögend, ein volles Haus zu Stande zu bringen, wofern nicht besondere Umstände sie begünstigen; ein solcher Umstand trat gerade in diesen Tagen ein und wurde auch von der Truppe schlau benuzt. Das Publikum in Rouen hatte sich nämlich über das Mandement seines Erzbischofs rächen wollen, und zwar durch eine Vorstellung des Molièreschen Tartüffe oder Scheinheiligen; denn in Frankreich müssen oft die Theatervorstellungen dazu dienen, dem Volksunwillen Luft zu verschaffen. Nun wurde aber die Aufführung von Seiten der Obrigkeit, die allzuviel Gewicht auf solche Kleinigkeiten legt, nicht verstattet; vergebens forderte das Publikum schreiend und lärmend den „Tartuffe ou le mandement de l'archevêque," die ultima ratio der französischen Polizey wurde zur Hand genommen, d. h. die Gensd'armen mußten den Saal ausleeren, und der Tartüffe konnte auch in den folgenden Tagen nicht auf der Bühne erscheinen. Als dieß die Zeitungen meldeten, traten die Schauspieler des Théâtre français geschwind mit dem Tartüffe hervor; nun stirbt Alles hin, und der Frömmigkeitsheuchler wurde beklatscht, wie er es vielleicht noch nie geworden war. Damit war das Publikum zufrieden und ging ruhig heim. Es ist wirklich eine Thorheit, daß man die Theaterfachen so ernsthaft behandelt. Das französische Publikum ist das gutmüthigste von der Welt. Wenn es über eine Maßregel seiner Regierung mißvergnügt ist, so macht es ein Lied auf sie, oder beklatscht aus Leibeskräften in den Theaterstücken diejenigen Stellen, welche sich auf sein Mißvergnügen am besten beziehen lassen; ist dieß nun einmal geschehen, so denkt es an nichts mehr, und Alles geht seinen gewöhnlichen Gang; man sollte sich noch glücklich schätzen, daß es einen so leichten Unmuthsableiter gibt, als das Theater ist. In England kömmt die Regierung nicht so gut weg, und Lord Castlereagh hat manchmal den Glaser müssen rufen lassen, um die zerbrochenen Fensterscheiben seines Hauses wieder einzusetzen. Diese politischen Aufwallungen der Pariser im Theater kommen mir vor, wie eine Art von Protestation, die das Publikum bey der einzigen Gelegenheit, die es hat, sich zu versammeln, ablegen zu müssen glaubt, und nach welcher es dann eben den Maßregeln gehorcht, gegen welche es auf eine indirekte Art protestirt hat. So hatte man neulich den Preis der Plätze des Parterre's in der italienischen Oper von 45 Sous auf zwey Franken erhöht; das Erstemal nach dieser Preiserhöhung protestirte das Parterre dadurch, daß es alle Sänger und Sängerinnen auspfiff; nach diesem mit der größten Regelmäßigkeit und allem möglichen Ernste vorgegangenen Protestationsakte zahlte es bey den folgenden Vorstellungen ganz ruhig seine zwey Franken, und seitdem gehen die Sachen ihren gewöhnlichen Gang. Freylich ist die italienische Oper eine kostspielige Unternehmung, und der kleine Louvois-saal, in welchem sie bisher spielte, kann unmöglich so viel einbringen, um die Kosten zu decken. Mlle. Fodor soll für den künftigen Winter mit 70,000 Franken engagirt seyn; andere Sänger und Sängerinnen haben 20, 30 bis 40,000 Franken. Nach der sonderbaren italienischen Weise gibt es jährlich neue Werbungen, neue Kontrakte, neue Versprechungen, die alle die Opernkasse ziemlich ausleeren. Mit den Kosten der Pariser italienischen Oper ließ sich manchee kleine deutsche oder italienische Staat ganz bequem verwalten.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Juni 1825.

Aber alle Kraft ist physisch oder moralisch. Diese hatte im Süden, jene gegen Mitternacht den Vorzug: doch, daß weil die ganze Erde des Menschen ist, Gewohnheit auch den Südländer gegen alle Himmelsstriche und Jahreszeiten stählen, und Kultur den Geist nordischer Menschen für alle Erfindungen öffnen mochte.

Joh. von Müller.

Die klimatischen Einwirkungen.

Von Karl Victor v. Bonstetten.

1. Landwirthschaft.

Die unmittelbare Einwirkung des Klima auf den Menschen ist von Montesquieu vielleicht überschätzt worden. Seine mittelbare Einwirkung ist überaus groß.

Welch ein mächtiger Unterschied der Landwirthschaft findet sich zwischen Erdgürtern, wo der Landbau keine Unterbrechung leidet, und solchen, wo er sieben bis acht Monate im Jahr unterbrochen ist!

Im Süden finden sich die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Kulturen einzig nur beschränkt durch das Verhältniß der Kräfte, der Zeit und des Aufwands, welche der Landbauer jeder derselben widmen kann. Im Norden ist die Beschäftigung des Landmanns auf Felder und Wiesen, in sehr hoch gelegenen Breiten einzig nur noch auf Wiesen beschränkt. Vor dem Kriege mit den Britten erhielten Norwegen, Bergen und Drontheim ihren Gemüsebedarf aus Holland, und irländisches Heu in Christiania eintreffen zu sehen war nichts Seltenes. Seit dreyßig bis vierzig Jahren erst hat ein Normann, der dadurch berühmt geworden ist, die Gartenkultur in sein Vaterland eingeführt. Noch heutzutage wird der Gemüsemarkt in Kopenhagen durch Holländer versehen, die zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Dänemark einwanderten. Diese kleine Kolonie, mitten in einer großen Hauptstadt, gewährt den seltsamen Anblick eines fremden Volkes, das seit drey Jahrhunderten seine Sitten, seine Sprache und die alte seltsame Kleidertracht seines seligen Vaterlandes beybehalten hat.

Ein einfacher Landbau und viele Zeit, um darüber nachzudenken, haben in dem Bewohner des Nordens einen Geist der Ordnung erzeugt, welcher gegen die Gewohnheiten des Südens mächtig absticht. Wie wohlgeordnet ist Alles in der Wohnung des deutschen Schweizers; wie reinlich wird sein Brunnen gehalten, wie sorgsam und niedlich ist sein Dünger aufgeschichtet, sein Hof und Garten besorgt, seine Bäume rein gehalten, der Holzstoß vor dem Hause, und in diesem selbst jedes Geräthe klug und ziemend gereihet! Dieser Geist der Ordnung, der in den Bestandtheilen des Hauses wahrgenommen wird, geht auf die Verwaltung seines Haushalts und öfters auch auf diejenige seiner Dorfgemeinde über. Die geregelten guten Gewöhnungen aber sind ein fruchtbarer Keim guter Sitten.

Im südlichen Europa ist das Tagewerk des Landbauers und der Arbeiter an keine Stunden gebunden. In Spanien hörte ich im Februar die Wäscherinnen an einem vor meinen Fenstern vorbeyfließenden Bache die Nacht durch arbeiten. Fast das ganze Jahr hindurch wird des Nachts gesäet und gegangen, wie am Tage. Die Sitte, meist nur die Schlafzeit im Hause zuzubringen, zerstört alle Anlagen zu regelmäßigen Gewöhnungen. Daraus folgt, daß dem Bewohner des Südens seine Hütte kein unentbehrliches Bedürfniß ist, wogegen der Bewohner des Nordens

ohne dieselbe, wie die Schnecke ohne ihr Schaigehäuse, nicht leben könnte.

Die Südländer, meist außer dem Hause beschäftigt, denken gar viel seltner als die Nordländer an ihre Nahrung; darum essen sie auch weniger und nehmen mit schlechterer Nahrung vorlieb, weil der im Freyen durch Hunger gereizten Eßlust Alles genügt. Die südliche Küche befindet sich oftmals auf Bäumen, im Weinberge, auf dem Felde. Eine Zwiebel, eine Weintraube, etliche Feigen oder Knoblauch mögen dem Spanier zum Leben und Kriegführen genügen.

Dem Bewohner des Nordens sind Kleidung und Feuerung ein beynahe eben so großes Bedürfniß, wie die Nahrung. Der Südländer kann ihrer gutentheils entbehren, indem die Sonne ihm meist Kleidung und Feuerung ersetzt.

Daraus folgt, daß der Nordländer besiegt ist, wenn man sein Haus in Besitz nahm, während der Südländer überall leben kann, wo er Sonne genießt, eine Schlafstätte, einen Baum und einen dem Feinde unbekannten Fleck Erde findet. Das Beyspiel der Spanier lehrt uns hinwieder, daß der Südländer Alles entbehrt, was Ueberlegung und Vorsicht heischt. Seinem Muth gebricht die verständige Leitung, und durch Mangel an Ueberlegung geben die Lehren der Erfahrung für ihn verloren. Hinwieder ist nicht zu verkennen, daß eben dieser Mangel an Nachdenken und die daher rührende Unwissenheit ihm anderweitige recht gute Dienste leisten. Der an's Nachdenken gewöhnte Geist berechnet die Gefahren; für den, welcher nur Muth besitzt, sind keine Gefahren vorhanden. Der überlegende Mensch sieht Alles und kennt Alles, außer jener geheimnißvollen Stärke des Gemüths und der Leidenschaften, die zuweilen des Südländers Erbtheil sind.

Aus allem Vorgesagten erhellet, daß der Bewohner des Südens geneigt ist, ohne Ueberlegung zu handeln, der Bewohner des Nordens hingegen zu überlegen statt zu handeln.

Beym vergleichenden Ueberblick der Landwirthschaft des Nordens mit der des Südens zeigen sich im Norden die Wechselwirthschaften, das will sagen, das auf die Rückwirkung der einander folgenden Kulturarten gegründete System; im Süden hingegen die gleichzeitigen Kulturen, oder das System, dem die Wechselwirkung der nebeneinander angebauten Pflanzen zum Grunde liegt.

Im Süden gestatten der reiche Boden und das Klima eine gar viel größere Auswahl der Kulturen, als im Norden, wo das Klima den Anbau vieler nutzbarer Pflanzen ausschließt. Der Südländer ist vollends nicht blos an mannichfachen Pflanzen, sondern auch an der Zeit reich, die er dem Landbau widmen kann; wogegen der Nordländer, mehrere Wintermonate in seine Wohnung eingeschlossen, nur eine ungleich kürzere Zeit der Arbeit widmen kann.

Ein großer Theil der National-Sitten geht von der Landwirthschaft aus. Diejenige des Nordens, welche dem Nachdenken des in seine Wohnung gebannten Landbauers vielen Spielraum läßt, begünstigt die tiefsinnigen Grübeleyen; wogegen im Süden der helle Sonnenschein, die ununterbrochenen Arbeiten und die stets aufgeweckten Gefühle der Tiefe des Gemüthes die Gedanken entheben, um sie gleichsam in die äußeren Sinnen zu verpflanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus L. B. Picard's neuestem Roman: Der ehrliche Mann oder der Einfaltspinsel u. s. w.

(Fortsetzung.)

Seitdem George reich und beamtet war, hatte er vielen seiner Provinziallandsleute Dienste geleistet, er hatte zahlreiche Freunde, der Doktor Firmin ging also sogleich, ihm seinen kleinen Morgenbesuch zu machen. Nach vielen Freundschaftsversicherungen und Schmeicheleyen sagte er: „Du weißt, lieber George, daß eine Menge wackerer Leute unsers Arrondissements, und fast alle meine ehemaligen Kranken, mich gebeten, mich gequält haben, mich auf die Listen der nächsten Wahl setzen zu lassen. Niemand kann ein unbemerktes, ruhiges Leben mehr lieben, wie ich, ich habe nirgend anders, als in meinem Beruf glänzen wollen; aber trotz meines Widerwillens habe ich den Wünschen meiner guten Mitbürger nachgeben müssen. Ich liebe mein Land zu sehr, um mich dem Dienst, zu welchem sie mich zu berufen gesonnen sind, zu entziehen; ich sehe es für meine Pflicht an, ihm meine Behaglichkeit zu opfern." Nun kramte er eine Menge Phrasen aus, die einer Rede über die Nothwendigkeit, Menschen von festem, unabhängigem Charakter zu wählen, entlehnt schienen. „Und begreifst du, was mir geschieht? fuhr er dann fort; Herr Dubrocard, einer derer, die am meisten in mich gedrungen, der — unter uns gesagt — mir die Stimmen aller seiner Freunde versprochen hatte — der verläßt mich, der stellt sich in die Reihe der Ministerialen! Der armselige Mensch! den hat Dauvert abtrünnig gemacht. Das ist ein Erzränkeschmied. Allein wir müssen uns davon nicht irre machen lassen. Dubrocard sollte meine Zwecke befördern, indem er für mich sprach, ich werde den seinen verhindern, indem ich gegen ihn spreche — ja, ja, indem ich seine Abtrünnigkeit kund mache. Meine Frau ist hinunter gereist (in die Departementsstadt), unsere patriotischen Bemühungen fortzusetzen, ich bleibe hier, um die Wahlherren zusammenzuhalten, die Paris erst im Augenblick der Wahlen verlassen sollen. Auf dich rechne ich, mein

Digitized by Google

lieber Neffe, mein guter Georg, du wirst mich nicht verlassen. Ich habe mir immer gedacht, du würdest bey den vielen Leuten, denen du Dienste leistetest, die dein vortreffliches Herz, deinen gesunden Verstand schätzen, zu meinen Gunsten Wunder bewirken." — „Lieber Oheim, sagte George, Sie kennen meine Freymüthigkeit. Zürnen Sie nicht, allein ich kann unmöglich etwas für Sie thun; ja sogar . . . . ." — „Ey, du scherzest, lieber Freund. Das heißt — doch nein — du scherzest nicht, du hast ein sicherlich sehr achtungswerthes Zartgefühl, das jedoch — erlaube mir, es zu gestehen — bis zur Uebertreibung geht. Ich errathe dich wohl, du fürchtest sogar den Schatten einer Kabale. Doch beruhige dich: es betrifft das Beste deines Landes und das Beste deines Oheims, des Bruders deines Vaters, deines ehemaligen Vormundes. Du würdest wenig Ehre davon tragen, und ich würde den Kummer haben, dich von aller Welt tadeln zu hören, wenn du, da du mir mehrere Stimmen verschaffen kannst, dich begnügtest, mir nur die deinige zu geben." — „Verzeihen Sie . . . . aber Sie haben mich unterbrochen. Ich war im Begriff, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen nicht einmal meine Stimme geben kann." — „Wie?" fragte der Doktor bestürzt, dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus: „O ich verstehe, ich begreife, woran es hängt! Ich bin liberal, und du bist ministeriell geworden. Wir müssen Feinde seyn. Nie, fuhr er fort, seine Stimme gefühlvoll mildernd und George's Hand drückend, nie können Verwandte, wie wir, ganz entzweyt seyn; aber ich begreife, daß du, als ein vernünftiger Mensch, dich zu kompromittiren fürchtest; und da hast du recht. Aber höre, wir sind unter uns — hier sah er rund umher, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihn hörte, und sagte dann leise, dennahe George in's Ohr: Du kannst, ohne die mindeste Gefahr für dich, mir Stimmen, selbst von Leuten im Ministerium, verschaffen. Ich berechtige dich, deinem Minister zu sagen: da die Liberalen unzweifelhaft die Oberhand behalten würden, sey es der Vortheil der Regierung, daß ich ernannt werde; denn erstlich bin ich ein Ehrenmann; zweytens bin ich kein Tollkopf, kein Partheygänger, kein Republikaner . . Pfuy, ich bin nie ein Bonapartist gewesen. Weiter . . . doch immer unter uns, lieber Neffe, habe ich ja keinen unbeugsamen Charakter, keine unverträgliche Laune; du kannst ganz unter der Hand zu verstehen geben, daß, wenn die Gelegenheit . . . wenn der Minister nämlich nicht zu weit gehen will, so . . . . wäre es vielleicht nicht unmöglich, sich mit mir zu verständigen. Nun? bist du beruhigt? sind deine Zweifel gehoben?" — Aus Achtung für seinen Oheim unterdrückte George hier ein jedes lebhaftes Gefühl von Mißbilligung. „Noch einmal, nahm er das Wort, verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit; allein Alles, was Sie so eben gesagt haben, bestärkt nur meinen Entschluß; ich möchte Männer in den Kammern sehen, die ihre eigene Meynung hätten, nicht die einer oder der andern Parthey, also noch weniger solche, die um ihres persönlichen Vortheils willen geneigt sind, ihre Parthey zu verändern." Doktor St. Firmin versuchte es gar nicht, den Unwillen, welchen ihm George's bedeutende Worte erregten, zu verbergen; heftiger Zorn trat an die Stelle der scheinheilig schmeichelnden Reden, die er bisher verschwendet hatte, er schimpfte George einen Undankbaren, Herzlosen, einen schlechten Verwandten. „Es ist nicht nur ein blödsinniger, sagte er bey seiner Heimkehr zu seiner Frau, es ist ein böser Mensch!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 14. Mai.

Das reizende Dresden, welches in der vorigen Woche mitten im Blüthenschmucke seiner himmlischen Umgebungen sich zeigte, verunstaltet am 9ten dieses eine Mordthat, die in ihren Beziehungen zu den ruchlosesten gehört, welche Gemüthsentartung verüben konnte, und dadurch um so widriger in das Festgepränge der Natur eintrat. In einem Hause auf der Wevergasse wohnte eine ziemlich bejahrte Weibsperson, die Wittwe eines ehemaligen Organisten bey der katholischen Hofkirche, mit ihrer achtjährigen Tochter allein, und nährte sich von einigem eigenen Vermögen und dem Verleihen musikalischer Instrumente, welche ihr ihr Mann hinterlassen hatte. Allerdings sagte man ihr nach, daß sie nicht das regelmäßigste Leben führe, doch konnte man ihr keine nähern Vorwürfe machen. Am 9ten Abends nach sechs Uhr kommt ein junger wohlgekleideter Mann zu ihr, sie läßt das Kind eine Flasche Wein holen, welche sie mit ihm austrinkt, und jener junge Mann sendet es dann wieder unter einem erdichteten Vorwande fort, um mit der Frau allein zu seyn. Als endlich das Kind nach einer halben Stunde vergebenen Suchens zurückkehrt, findet sie jenen nicht mehr, wohl aber ihre Mutter im Bette liegend, mit zerschmettertem Kopfe, bewußtlos und im Todeskampfe. Das besonnene Kind macht gleich Anzeige davon, die Gerichte eilen herbey, und Alles zeigt deutlich an, daß eine Mordthat verübt worden sey. Der Verdacht fällt auch natürlich sogleich auf jenen jungen Mann, das Kind weiß ihn aber nicht zu nennen und kann ihn nur beschreiben. Noch bleibt man während dieser Nacht in Ungewißheit.

In einem in einer benachbarten Straße gelegenen kleinen Gasthofe hat sich aber seit zwey Tagen ein junger Mensch von neunzehn Jahren aufgehalten, über dessen nächtliches Verweilen früh die gewöhnliche Meldung an den Magistrat gemacht wird. Es ist dieses der Sohn des verdienten Schauspielers Busenberg, eines Greises von jetzt 85 Jahren, der aber immer noch bey seinem dann und wann stattfindenden Auftreten auf der Bühne sich des lautesten Beyfalls des Publikums erfreut. Leider hatte der wackere Vater schon von Kindheit an mit dem bösen Naturhange dieses Sohnes einer zweyten Ehe zu kämpfen gehabt. Die Mutter war gestorben, und nun war dem Ungerathenen wenig mehr heilig gewesen. Er war einigemal dem väterlichen Hause entwichen, und hatte sich zuletzt mit einer herumziehenden Schauspielergesellschaft vereinigt, welche die Polizey leider noch an mehreren Orten in Sachsen, und namentlich auch in der Nähe der Residenz sogar, duldet. Aufmerksam durch den Meldungszettel auf diesen Menschen geworden, zog ihn der Magistrat nun in nähere Berücksichtigung, und es fand sich bald, daß die von dem Mädchen angegebenen Kennzeichen auf ihn paßten. Er befand sich am Vormittag noch im Gasthofe und ward dort festgehalten. Allerdings war er zu der Zeit, als die Mordthat geschehen, nicht zu Hause gewesen, aber fast unmittelbar nachher in die öffentliche Gaststube zurückgekehrt, und der Erste gewesen, welcher hier erzählt, daß in der nahgelegenen Gasse ein Mord an einer Frau verübt worden sey. Aufgefordert, sich näher darnach zu erkundigen, war er wieder ausgegangen und mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die Frau allerdings erschlagen worden, ein Schneidergeselle aber die That vollbracht haben solle. Und so war er zum Drittenmale nach Erkundigung ausgeblieben, wieder mit einer andern Nachricht über den Thäter zurückgekehrt, hatte sich, nachdem er ein Glas Punsch getrunken, niedergelegt, und war des andern Tages ziemlich spät erwacht.

Behaglich läugnete er vor dem Magistrate das Verbrechen, mußte aber, als das Kind ihn in der That als den Mör-

erkannte, welcher bis gegen Abend bey der Mutter gewesen sey, zwar endlich eingestehen, daß dieses der Fall gewesen, und er wegen einer Guitarre mit ihr einen Handel gehabt habe, versicherte jedoch, daß er gelitig fortgegangen, auf der Treppe aber zwey Kerls bemerkt habe, welche heraufgestiegen wären, und wahrscheinlich die Mordthat verübt hätten. Man führte jezt den Verbrecher in das Haus des Mordes und an das Bett der Gemißhandelten, die noch nicht verschieden war, und eben im lezten Todeskampfe lag. Es schien ihn zu erschüttern, aber immer noch erfolgte kein Geständniß. Gleich darauf starb die Frau an ihren Wunden. Da wachte in dem Dunkel der nächsten Nacht doch sein Gewissen auf, er ließ sich früh vor Gericht bringen und bekannte nun den mit einem vorgefundenen Beil verübten Mord.

Ueber Beabsichtigung der That hat er nun zwar in den folgenden Verhören noch nicht befriedigende Geständnisse abgelegt; es scheint jedoch Folgendes als das Wahrscheinlichste hervorzugehen. Schon früher mit dieser Frau bekannt, von welcher sein Vater manchmal musikalische Instrumente entlehnt hatte, war er früh am 9ten Mai, vielleicht in gleicher Absicht, zu ihr gegangen, und hatte dabey bemerkt, daß sie in ihrem Schreibtische eine kleine Geldsumme habe. Hier war der Gedanke der Beraubung in ihm entstanden. Da nun der junge Mann dieser Frau wohl gefallen haben mochte, so hatte er ihr versprochen, Nachmittags sie wieder zu besuchen, und dieß auch gethan. An einem Vorwande, das Mädchen wegzuschicken, konnte es nicht fehlen, und diesen Augenblick hatte er benuzt, das Schlüsselbund, was die wohl eben zu Bett gegangene Frau abgelegt, ergriffen, und den Schreibtisch aufschließen wollen. Wohl mochte sie nun versucht haben, ihn durch Zurufen davon abzuhalten, worauf er denn nun mit dem vorgefundenen Beil an's Bett gesprungen, und sie durch drey heftige Schläge, welche die Hirnschaale an mehreren Punkten zerschmettert, auf ewig zum Schweigen gebracht hatte. Es schien ihm jedoch nachher nicht gelungen zu seyn, den Raub zu vollziehen, denn der Ring, an welchem die Schlüssel sich befanden, war von der Hastigkeit der Bewegung gesprungen, die Schlüssel an den Boden gefallen, er hatte den falschen ergriffen, den Bart desselben im Schlosse des Schreibtisches abgebrecht, und war durch ein Geräusch erschreckt, dann entflohen.

So wenigstens scheint der Zusammenhang einer Unthat gewesen zu seyn, die den jungen Verbrecher in mehrfacher Beziehung brandmarkt. Man bedauert allgemein seine achtbare Familie. Für Freunde von Ahnungen sey noch dieß hinzugefügt, daß, einem in der Stadt verbreiteten Gerüchte nach, in demselben Augenblicke, wo allem Anschein zu Folge die Mordthat geschehen, ein in dem Vorhofsaale des Stadtmagistrats aufgehängtes Gerichtsschwert von selbst aus der Scheide gegangen und lezteres herabgefallen seyn soll.

Ueberhaupt scheint die jezt verflossene Woche zu Unglücksfällen aller Art bestimmt. Eine öffentliche Dirne, welche zum Strafenkehren verurtheilt war, entfloh den Wächtern, flüchtete sich in ein Haus, und stürzte sich, als diese ihr nacheilten, vom zweyten Stocke herab in den Hof, wo sie sich lebensgefährlich beschädigte. Auch verunglückten bey einem Hausbaue auf der Schlossgasse mehrere Zimmerleute durch einen in Folge von Unvorsichtigkeit herabfallenden Balken.

Ueber die heitere Seite des Lebens, die Kunst, in einem meiner nächsten Briefe. Guido.

Aus der Schweiz.

In Zürich wurde am 24sten Mai die von der Künstlergesellschaft alljährlich veranstaltete Ausstellung von Kunstwerken eröffnet, welche gegen Ende Juni mit der Verlosung der durch die eröffnete Unterzeichnung zu erkaufenden Stücke beendigt werden soll. Das durch nachgesandte Arbeiten freylich schon unvollständige gedruckte Verzeichniß befaßt 145 Nummern, wovon manche jedoch mehrere Stücke enthalten. Den Gemälden und Zeichnungen gehören 122, der Bildhauerey, Kupferstecherey und Lithographie 17 und den mechanischen Arbeiten 6 Nummern an. Achtundfünfzig Künstler und Kunstliebhaber haben die Arbeiten der ersten, dreyzehn diejenigen der zweyten und vier die der dritten Abtheilung geliefert. Unter den Malern und Zeichnern sind 29 aus dem Kanton Zürich, 9 von Basel, 6 von Bern und die übrigen von Genf, Neuenburg, Aarau, Zug, St. Gallen und Schaffhausen. Wir wollen später auf eine Würdigung des Vorzüglicheren zurückkommen.

In ungewohnter Zahl haben sich seit etlichen Wochen die Feuersbrünste in mehreren Schweizerkantonen vervielfältigt. Drey derselben sind sehr bedeutsam und zwey mit den traurigsten Umständen begleitet. In der Stadt Genf brach am 19ten Mai nach Mitternacht dicht bey St. Antoine Feuer aus; ein Magazin und ein Haus wurden ein Raub der Flammen und der angestrengtesten Thätigkeit nur mochte es gelingen, dem Feuer Einhalt zu thun und die bedrohten Umgebungen, vielleicht ein ganzes Stadtquartier, zu retten; aber als Opfer dieser muthvollen Anstrengung fielen edle Jünglinge der Stadt, sie leiteten von der Dachung des brennenden Hauses herab die Spritzen, die Dachung stürzte unter ihnen ein, und sie wurden jämmerlich verbrannt hervorgezogen. Der eine, der Sohn des Syndic Vernet-Pictet und Enkel des jüngst verstorbenen Professors Pictet, ein zweyund-zwanzigjähriger Jüngling, starb noch am gleichen Tag, zwey seiner Unglücksgefährten folgenden Tags; von sieben andern sind vier so schwer verwundet, daß man an ihrer Rettung zweifelt. Der Leichenfeyer der drey Gestorbenen wohnten alle Behörden und fast die ganze Bevölkerung Genfs bey, und ihr Andenken ehrte in der Sitzung des eben versammelten großen Rathes, welchem von dem Unglücke Bericht ertheilt ward, der im Amte stehende Syndic. Zu Lausanne traf in der Nacht vom 23sten zum 24sten Mai der Blitz die Thurmspitze der prächtigen Kathedralkirche und entzündete das hölzerne Eingeweide ihres Helms. Die hohe Feuersäule erleuchtete Stundenlang die ganze Stadt und die Gegend weit umher. Es war Windstille, und des Helmes Einsturz, der das Kirchengewölb erdrückt hätte, verhütete das viele Eisenwerk im Thurme. Aber eben dieser Eisenmasse war dann auch der Blitz zugefahren worden, weil man versäumt hatte, die metallne Thurmspitze mit den Dachrinnen, welche das Wasser vom Dache niederleiteten, in Verbindung zu setzen. Einen Blitzableiter zum Schutz der Hauptkirche zu errichten, hatte man unterlassen, während alle waadtländischen Rebenbesitzer im Frühjahr in ihren Weinbergen Wetterstangen als Hagelableiter errichten und daran die Verhinderung der Haagelbildung sich versprechen! Das dritte Brandunglück ereignete sich im Bernischen Pfarrdorfe Vinelz am Bielersee. Dreyzehn Wohnhäuser nebst zwey Nebengebäuden brannten nieder, und zehn Menschen, zwey Greise, eine Mutter und sieben Kinder kamen in den Flammen um. Die Ursache des Brandes ist unbekannt. Vermuthungen schreiben dieselbe einem der verunglückten Greise zu, der ein starker Tabakraucher war und auf dem Heu rauchen mußte. Der Hausvater, dessen Haus zuerst brannte, sprang beym Erwachen im Hemde zum Fenster hinaus, machte Lärm und suchte die Leute aufzuwecken, seine Frau sammelte indeß ihre sechs Kinder, nahm eines auf jeden Arm, die übrigen klammerten sich an sie an; bey dem Heraustreten wurden sie aber alle von dem einstürzenden Dache begraben, und in dieser traurigen Stellung mütterlicher Zärtlichkeit aufgefunden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juni 1825.

Wir sollen nie um der Welt Danks willen etwas thun; genug, wenn es Pflicht für uns ist!

Bruchstück aus L. B. Picard's neuestem Roman: Der ehrliche Mann oder der Einfaltspinsel, in der Geschichte George Darcy's und seiner Familie.

(Fortsetzung.)

Der Minister ließ George rufen, seit Dauvert in seinem Bureau arbeitete, und besonders seit der Ordonnanz zur Zusammenberufung der Wahlversammlungen, war er kälter, besonders nicht so gesprächig gegen ihn, wie ehedem; ohne alle Vorrede ziemlich hochmüthig, denn er glaubte wahrscheinlich, es gäbe kein anderes Mittel mit idm fertig zu werden, als ihn einzuschüchtern, sagte er zu ihm: „Sie haben einen Verwandten, ich glaube einen Oheim, der sich schmeichelt, von der Opposition der Kammer gewählt zu werden? Es ist hier nicht der Ort, Ihnen zu erklären, wie wenig ziemlich diese Wahl ist; ich denke aber, Sie werden sich Ihrer Pflicht hinlänglich bewußt seyn, um sie keiner Familienrücksicht zu opfern." George war von dem stolzen Ton, noch mehr über die Art von Ermahnung, welche ihm gegeben wurde, verletzt; er erklärte ruhig, aber fest, daß seine Wahl frey sey, und daß keine Macht auf Erden ihn zwingen könnte, seine Stimme einem andern als dem, der ihm gefiele, zu geben. Der Herzog war sehr zornig, die Unterredung hätte sich übel für George geendigt, wenn nicht mehrere Personen eingetreten wären, unter denen sich einige Wahl-Agenten und unter andern auch Freund Dauvert befand, der von einer Reise zurückkam, und im Begriff stand, eine andere zu beginnen. Er dezeigte George, welcher sich hinweg begeben wollte, sehr viel Freundschaft. — „Ja, ja, sagte der Herzog, sobald George abgetreten war, mit sehr ironischem Ton, machen Sie ihm Ihr Kompliment — Ich bin endlich überzeugt, daß Herr Darcy ein armer Pinsel ist, mit dem man nimmermehr etwas ausrichten wird." Das weitere Gespräch des Herzogs mit Hrn. Dauvert ist uns nicht bekannt worden, allein an demselben Morgen ließ der Herzog George noch einmal rufen. „Ah, da sind Sie, rief er ihm lachend entgegen; Sie sind doch ein Starrkopf, ein Kind; Sie haben weder Geschäfte noch Weltkenntniß. Wie ich mit Ihnen von Ihrem liberalen Oheim sprach, antworteten Sie mir mit einer Erhabenheit, die ich, wäre mir's darum zu thun, mit Recht am unrechten Ort hätte finden könne, indeß habe ich erfahren, daß der liebe Oheim gar nicht auf Ihre Stimme rechnet. Ich werde mich wohl hüten, sie für unsern Kandidaten von Ihnen zu verlangen, Sie würden ohne Zweifel Ihre Erhabenheit wieder annehmen und mir durch eine schöne philosophische Marime antworten, wie ich sie in meiner Jugend auch bewunderte und ich sie alle Morgen in unsern liberalen Blättern von unsern Journalpublizisten aufgetischt sahe, die, wenn man nur so weise wäre, sie damit zu beauftragen, Frankreich eben so glorreich wie geschickt regieren würden. Aber ich bin zu sehr Ihr Freund, um Ihnen nicht zu wiederholen, daß Sie, soll ich fortfahren Ihre Zufriedenheit zu befördern, sich bey diesen Umständen durchaus auf eine Art betragen müß-

Digitized by Google

ten, welche dem Wohl des Staates und Ihrem eigenen angemessen ist. Sie verstehen mich?" — „Ich verstehe Sie, gnädiger Herr, antwortete der Einfaltspinsel, ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen." Der Herzog schien von Georgens Antwort sehr wenig befriedigt zu seyn.

Dharleville (Georgens inniger Freund, der Sohn eines Großen von altem Adel, aber unserm Einfaltspinsel bey der größten Verschiedenheit des Charakters und der Lebensweise aufrichtig ergeben), Dharleville war so eben von seiner Reise zurückgekehrt, und George fand ihn bey seiner Heimkehr in seinem Kabinet. „Gut, daß du kommst, lieber George, rief er ihm entgegen, ich muß von einer ernsthaften Angelegenheit mit dir sprechen." — „Du mit einer ernsthaften Angelegenheit beschäftigt! sagte George lachend, laß hören!" — „Wahrlich ja! Du bist Wahlherr, und ich habe übernommen, dir einen Kandidaten vorzuschlagen." — „Du? nahm George noch immer scherzend das Wort, seit wann gibst du dich mit den öffentlichen Angelegenheiten ab? Du hast mir, wenn ich dir deine Gleichgültigkeit vorwarf, hundertmal gesagt, du hättest Zeit, dich darum zu bekümmern, wenn du in die Pairskammer kämst." — „Das ist wahr! gebe Gott, daß ich erst spät dahin berufen werde, da dieses von meines Vaters Tode abhängt. Das verhindert aber nicht, daß ich heute deine Stimme versprochen habe." — „Versprochen? wem?" — „Einer allerliebsten Frau ... das heißt, dem Vicomte **, den sie mir empfohlen hat." — „Dem Vicomte **? wie? du, Napoleons ehemaliger Kriegsgefährte bittest für einen Ultra?" — „Nun warum nicht? es hat mancher vor mir umgesattelt, und endlich ... meine ganze Familie hält diese Partbie; ich finde sie zwar ein wenig toll, ein wenig dumm, aber ... der Vicomte ist fast mein Verwandter, er hat eine meiner Kousinen geheirathet, und diese hat um deine Stimme für ihren Mann angehalten. Er wird ein großer Redner, ein großer Publizist, ein großer Staatsmann seyn, aber er ist ein guter Mann, noch viel vernünftiger, wie mancher Andere, und ich habe mich für dich verbindlich gemacht." — Nun ward George ernsthaft, er beschwor seinen Freund, nicht auf seiner Forderung zu bestehen; „wenn ich, sagte er, unsere Charte recht verstehe, so soll der neue wie der alte Adel durch die Pairskammer vertreten werden; wäre dieser nun nicht doppelt vertreten, wenn unsre Wahlkammer aus lauter Grafen, Marquisen und Baronen bestünde? Man scheint zu fürchten, daß die Demokratie neue Fortschritte mache, ich fürchte das Gegentheil. Weit bin ich entfernt, ein Volksregiment zu wünschen, aber unsrer Verfassung zufolge glaube ich, daß das Volk durch die Deputirtenkammer vertreten seyn soll, und möchte für unser Unterhaus keine aristokratischen Organe wählen." George wiederholte seinem Freunde schließlich, was er seinem Oheim und dem Herzog gesagt hatte: daß er bey seinem wichtigen Beruf eines Wahlherrn für alle Bitten taub, nur seinem Gewissen Gehör geben zu können glaubte. Dharleville hatte George sehr aufmerksam zugehört, noch schwieg er eine Weile, dann reichte er ihm schnell die Hand: „du hast recht, sagte er, ich gebe dir Beyfall, und es soll von meinem Vetter Vicomte die Rede nicht mehr seyn. Ich fürchte, du wirst wegen anderer Kandidaten eigensinniger geplagt werden, wie von mir; vielleicht thut es dir Schaden — aber das ist schlimmer für Andere als für dich, denn dich lohnt dein Bewußtseyn, und sie müssen sich schämen, es dir haben rauben zu wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die klimatischen Einwirkungen.

(Fortsetzung.)

2. Sorglosigkeit für die Zukunft.

Ein hervorstechender Zug im Charakter der südlichen Völker ist ihre Unbekümmerniß um die Zukunft. In Rom, in Neapel und fast durch ganz Italien ist es Sitte, allen Mundvorrath den Tag über zu verbrauchen, so daß in den besten Häusern und in manchen Gasthöfen des Abends kein Stück Brod und meist auch kein Scheit Holz mehr zu finden ist. Alles, was von den Vorräthen des Tages am Abend übrigbleibt, wird vom italienischen Gesinde für gute Prise gehalten. Wenn Ausländer sich Vorräthe anschaffen, so beerbt beym Gesinde eine solche Verschwendung, daß, obgleich man zur günstigen Zeit um halben Preis gekauft hat, der Verlust bey den Vorräthen doch größer als der Gewinn ist. Wenn, zur Seltenheit, der Jahrlohn des Gesindes nicht vorhinaus aufgezehrt worden ist, so wird das weibliche Gesinde, sobald es ihn ausgezahlt erhält, denselben auf Ankauf von Schmuck, und das männliche auf silberne Schnallen verwenden oder in der Schenke verzehren. Wenn ich über den Nachtheil, keinen Sparpfennig zu besitzen, ihnen Vorstellungen machte, so fragten sie mich in vollem Ernst, wo sie ihr Geld verwahren könnten, das ihnen ungefähr eben so gute Prise für die Diebe zu seyn dünchte, wie sie selbst hinwieder die Vorräthe ihrer Herrschaften für solche nahmen.

Man denke einen Augenblick an den Einfluß eines Himmels, der in jedem Monat des Jahrs Ernten gewährt, so wird man sich leicht überzeugen, daß die Vorsicht kein Ergebniß von diesem Klima seyn kann. In Hyeres wären die Orangenbäume den ganzen Winter durch mit Früchten beladen, wenn nicht, zum Behuf der Ausfuhr, die Früchte vor der Zeitigung gepflückt würden. Die Gärten liefern ihre Erzeugnisse das ganze Jahr durch; die Olivenernte geschieht im Winter; die See ist selten unzugänglich, und die Vögel sind in solchem Ueberfluß vorhanden.

Digitized by Google

daß Arme wie Reiche ſich davon nähren. Die Königbiene, die ungefähr das ganze Jahr arbeitet, liefert auch jederzeit Vorräthe. In der Provenze ſind die in Menge vorhandenen Schnecken ein Leckergericht. Dazu kömmt, daß im Süden die Sonne und die Arbeit im Freyen Kleidung und Feuerung erſetzen. Ich ſah in Hyeres einen Greiſen, der den ganzen Winter durch an der Sonne ſaß und ſich mit Singen lateiniſcher Worte, welche er in der Kirche gehört hatte, die Zeit kürzte.

Dieſem Gemälde gegenüber ſtelle man ſich die furchtbaren Erſcheinungen eines Winters unter hohen Breitegraden vor, wenn mit dem Schnee eine allgemeine Erſtarrung auf die Erde niederzuſinken ſcheint. Man denke ſich den Menſchen in dieſem weiten Naturgrabe lebendig eingeſchloſſen; man füge die langen Winternächte hinzu und die harte ſie begleitende Kälte. Dieſem allgemeinen Tod voran geht das Abfallen der Blätter, deren jedes für den Bewohner des Nordens eine Mahnung des nahenden Lebenszieles iſt. Die befruchtenden Quellen und Bäche ſtehen ſtill, während doch in den Lüften die Stürme toben. Geraume Zeit vor des Winters Eintritt ſchon waren die Ernten beendigt, die Vögel hatten ſich entfernt, und Alles, was Leben beſizt, war verſchwunden; der weiße und der ſchwarze Bär nebſt dem gefräßigen Wolf ſind noch die alleinigen Bewohner der Wälder. Die See iſt unzugänglich geworden und der Hunger droht von allen Seiten. Ein gewaltiger Zwiſchenraum ſtellt ſich als weitgähnender Abgrund zwiſchen die Bedürfniſſe des Lebens und die Mittel, ſolche zu befriedigen. Dem Menſchen, der an Allem Mangel zu leiden Gefahr läuft, muß unter ſolchen Umſtänden dann auch wohl Alles Voeſicht empfehlen und an's Herz legen.

Für den Bewohner des Nordens tritt demnach eine Jahrszeit ein, die ihn zur Vorſicht und Ueberlegung drängt, während im Süden kein ähnliches Bedürfniß den Flug der Phantaſie lähmt. Hierauf beruht der mächtige Unterſchied zwiſchen dem Bewohner des Südens und des Nordens.

Im Norden ſcheint jeder Lebensbedarf das Nachdenken zu rufen, Alles heiſcht Ueberlegung und entwickelt die Fähigkeit dazu. Das Bedürfniß des Schutzes gegen die Winterkälte begründet den Häuſerbau; der Nahrungsbedarf erinnert an die Sorge für Speiſevorräthe. Der Winter macht wirthſchaftliche und ſchützende Vorkehrungen zur Nothwendigkeit. Im Süden hingegen lebt man in den Tag hinein; die Ernten folgen da einander von ſelbſt; Blätter und Blüthen verſchwinden niemals; Alles iſt mit der Gegenwart beſchäftigt, und beym ununterbrochenen Genuß denkt Niemand an die Zukunft; die Einbildungskraft wird beſtändig neu aufgeregt. Der Gottesdienſt ſtellt viel Zierde und Pracht dar und gewährt mehrfachen Sinnengenuß; alltäglich geſchehen Wunder, während im Norden die Religion auf die Zukunft allein hindeutet, aus der Vergangenheit nur Belehrung ſchöpft, und die Hereſchaft der Vernunft über die Leidenſchaften predigt.

In England ſollen etliche Tauſend Erſparnißkaſſen beſtehen. Ich zweifle, ob deren je auch nur Eine in Italien, in Spanien, in der Türkey, vielleicht ſelbſt auch im ſüdlichen Frankreich zu Stande kommen mag. *)

Die Sorgloſigkeit erzeugt den Müſſiggang, welcher in einem Klima, wo das ſtets aufgeregte Gefühl allen ſinnlichen Eindrücken Intereſſe leiht, ein andauernder Genuß iſt, während eben dieſer Müſſiggang dem Bewohner des Nordens, der jene innere, durch die Phantaſie unterhaltene, Beweglichkeit vermißt, läſtig wird. Eine Italienerinn kann wohl, ohne Ueberdruß, Tage lang im Fenſtee liegen, um die Vorbeygehenden zu muſtern, während eine Frau des Nordens darüber vor langer Weile ſterben würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Seit dieß geſchrieben ward, ſind nun doch ſolcher Kaſſen mehrere in Italien zu Stande gekommen, und der Geiſt der Neuerungen hat den klimatiſchen Einfluß bezwungen.

Merkwürdiges Heirathsgeſuch.

(Aus den Pariſer Petites Affiches vom 13ten Febr. 1825.)

Ein Herr von hohem und altem Adel, betitelt, ein weiland Militär, von mittlern Jahren, fremd der vorgeblichen Philoſophie des Jahrhunderts der Aufklärung, welcher dem großen Geräuſche der Welt entſagt hat, von reinen und ſanften Sitten, der in Folge der Revolution nur noch ſo viel beſizt, um allein zu leben, wünſchte ſich zu verheirathen mit einem Fräulein oder einer verwittweten Dame von etwa dreißig bis vierzig Jahren von einem, dem ſeinigen faſt gleichen Stande, wenigſtens von ehrbarer Familie und von einigem Vermögen und Frömmigkeit, der Grundlage alles Glücks. Er würde, wenn man es verlangte, ſich gefallen laſſen, mit ihr und ihrer Familie zuſammen zu wohnen. Man kann in aller Sicherheit einen Ort beſtimmen, wo man ſich verſtändigen, und ſich verlaſſen könnte, ohne einander zu kennen, und wenn es möglich wäre, ohne Vermittlung des Intelligenz-Komptoirs. Briefe ſind poste restante zu addreſſiren an D. D. P. T.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde das neue Luſtſpiel vom Freyherrn von Zedlitz gegeben, das ich in meinem Februarbericht ankündigte, und deſſen Vorſtellung bis dahin

durch mancherley Krankheitsfälle war verzögert worden. Der Titel ist, wie schon gesagt: Die Liebe findet ihre Wege. Original-Lustspiel in vier Akten. Daß es Original sey, gibt schon der Charakter der Dichtung zu erkennen. Es gibt zwar ein französisches Stück, das einen ähnlichen Titel führt, das jedoch mit diesem nichts zu thun hat. Das Lustspiel, wovon hier die Rede ist, verdient einen Platz in der Literatur einzunehmen, und wird es ohne Zweifel. Es wurde früher auch gesagt, daß mit diesem Stück der Versuch gemacht werden, das altspanische und das moderne Lustspiel zu vereinen, und dieser Zweck ist auf das glücklichste gelungen, besonders hinsichtlich des poetischen Theils. Die Handlung wurzelt in einem poetischen Boden, und die Elemente sind der Form ganz angemessen. Am ersten Abend wurde viel Beyfall gespendet; am zweyten zeigte sich's jedoch, daß unser Publikum das Stück nicht richtig aufgefaßt hatte. Das erste Mal ging es mir zum Theil nicht viel besser, was unbequeme Stellung und Gedränge, Störung und dadurch verursachte Unverständlichkeit, nebst diesen eine oft so natürliche Zerstreuung wohl entschuldigen. Auch eine komische Ader, die eigentliche, wahre, feinkomische, ist nicht zu verkennen, ich glaube sogar, und Andere, denen ein Urtheil zusteht, glauben dieses ebenfalls, daß Herr v. Zedlitz, der bisher nur tragische Stoffe gewählt hatte, mit größerem Beruf in das Gebiet des Lustspiels eingeschritten ist. An Witz und Humor fehlt es hier nicht; an Affekt und tragischer Tiefe dort. Was diesem Lustspiel hauptsächlich mangelt, möchte wohl die Klarheit in der Anlage seyn, ein Mangel, der die schwach motivirten Verhältnisse noch auffallender im Verlauf der Handlung macht. Erst inmitten dieser fängt eigentlich das Interesse an; die Verwickelung ist lebendig, die Fäden sind überaus glücklich verschlungen. Mit der Erscheinung des Grazioso (Crespo, den Ueberwein noch zu stark auftrug, obschon es hier nicht unzweckmäßig war) gewinnt das Stück an Heiterkeit, und so überraschend sein Erscheinen ist, so greift er dennoch in der Folge mit anspruchsloser Leichtigkeit in das Gewebe der Intrigue ein. Es kommen manche gute, sehr kräftig kolorirte Situationen vor. Ich will versuchen, die Fabel des Stücks mitzutheilen, so gut es bey diesem ziemlich verwickelten Gewebe, nach zweymaligem Ansehen, aus dem Gedächtniß geben will. Der Rhythmus verändert sich bisweilen den Empfindungen und Situationen gemäß, mit vielem Ausdruck. Donna Viola wird mit einer ihr verhaßten Verbindung bedroht, der sie nur durch einen rasch gefaßten Entschluß ausweichen kann. Don Fabrique soll, zufolge einer Testamentsklausel, zur Fortpflanzung seines Geschlechts, in einem bestimmten Zeitpunkt sich vermählen, und der Termin naht sich seinem Ende. Er hat Donna Perside gesehen, und fühlt sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen; das erste Mal sah er sie jedoch verschleyert, das zweyte Mal in der Maske einer Sybilla. In demselben Costüm erblickt er auf einem Maskenball Viola, hält diese und jene für die nämliche Person und verfolgt sie mit Leidenschaft. Hier befindet sich auch die andere Dame mit ihrer Base und Vertrauten, Donna Iris. Diese ist hierher gereist, um mit ihrem Bruder zusammen zu treffen, der eines Duells wegen flüchten mußte. Sie läßt Don Alvaro, mit Viola durch gegenseitige Neigung zwar verbunden, jetzt aber durch Eifersucht von ihr gestoben, denn sie hatte ihn überrascht, als er das Bild einer andern Dame (seiner Schwester) zärtlich an die Lippen drückte. Die Eifersüchtige ist nicht abgeneigt, den Bewerbungen des Don Fabrique Gehör zu geben. Unterdessen ist der Ball zu Ende. Auf dem Rückweg gerathen beyde Nebenbuhler an einander, beyde greifen zu den Waffen, die Damen stürzen aber noch zum Glück dazwischen. Iris erkennt ihren Bruder, Perside den geliebten Fabrique, den sie ungerechter Weise für flatterhaft und treulos hält; allein diese Damen tragen noch Bedenken, sich jetzt zu entdecken, und scheiden ohne weitere Erklärung. Fabrique theilt den folgenden Tag der reizenden Sybilla seine Gesinnungen schriftlich mit und trägt ihr seine Hand an. Unterdessen erscheint bey ihm ein Knabe, der sich mit besonderer Sehnsucht seinen Diensten widmen will. Da er seinen Diener Crespo eben erst entlassen hat, so nimmt er ihn mit Freuden an, und sendet ihn sogleich mit einem Auftrag an Viola. Welch ein Schmerz für Donna Perside! — denn sie ist es selbst, die verkleidet hier erscheint, um das Verhältniß des Geliebten mit ihrer Nebenbuhlerin zu belauschen! Diese gibt ihr wieder einen Brief an Don Fabrique mit, worin sie ihm den Antrag macht, sie noch denselben Abend dem Zwang der Ihrigen zu entführen, und zu einer Freundin in Sicherheit zu bringen. Durch Crespo, den Iris in ihre Dienste genommen, sucht die Freundin dem Kavalier das Porträt Persidens, nebst einem, im Namen der Liebenden geschriebenen Brief, worin sie auf zarte Weise ihre Gefühle schildert, in die Hände zu spielen. Das Bild entflammt ihn, und er erkennt nun die, zu der sein Herz ihn hingezogen. Sich los zu machen von Viola, ist sein eifriges Bestreben. Sie erscheint selbst im Garten, und wiederholt ihren Antrag. Die Ehre spornt ihn zur Erfüllung an. Doch schickt er seinen Diener ab, die Dame an einen bestimmten Ort zu bringen, von wo aus er sie selbst dann weiter fördern will. Einen Ring giebt er ihm zum Zeichen der Sendung mit. Neuer Schmerz für Perside! — Iris entdeckt ihr nunmehr alles, und übernimmt das Weitere. Den Ring gibt sie ihrem Diener Crespo, der Viola in ihre Wohnung führen soll. Dorthin veranstaltet sie, daß auch die Andern sich begeben, und hier entwickelt sich der Knoten, hier „findet Liebe ihre Wege." — Die Erfindung ist sinnreich, die Idee zart und poetisch. Die Besetzung der Rollen war vorzüglich. Die Ausschmückung durch Dekorationen und Kostüm war reich und geschmackvoll. Am zweyten Abend ging die Darstellung auf das Beste. Dessen ungeachtet hörte man eben damals manches überraschende Urtheil, woran es nie fehlt, eben so wenig, wie an sehr treffenden, besonders wenn man so gestellt ist, daß man Aeußerungen in den untern Logenreihen hören kann. Und es ist sonderbar, daß dieses Publikum, das sonst mit so vieler Empfänglichkeit für das Schöne und Feine begabt ist, zuweilen vor dem leisesten Anstrich einer Fremdartigkeit gleichsam scheu wird, und zum Nachtheil des Ganzen unbedingt entscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 133:
Gewissen.

Charade.

Auf bunten Glanz, zweydeut'gen weiset hin
Ein vielgefeverter Nahm'; in ächtem Glanze blühn
Die Lorbeer doch, die diesen Nahmen schmücken,
Und tausend Herzen schlagen mit Entzücken
Noch nach Jahrhunderten für ihn.

o.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Juni 1825.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!

Schiller.

Die klimatischen Einwirkungen.

(Fortsetzung.)

3. Die Betteley.

Ich glaube, der Bettel ist im Süden unvertilgbar. Es ist daselbst die Rührung des Mitleids zu einem eigentlichen Bedürfniß geworden, welches die Betteley wenigstens eben so sehr unterhält, als der Müssiggang es thut. An Festtagen ist nichts bemerkenswerther in Rom, als der bunte Kleiderschmuck des Volkes, und im Abstiche damit das auf eben diese Tage berechnete Kostüm der Bettler, welches in den ausgesuchtesten, das will sagen, ekelhaftesten Lumpen besteht, womit sie alle Trugbilder von Elend, Krankheit und auch wohl Sterbesceenen verbinden. Eine Religion, die von Märtyrerleiden und Märtyrerverdienst voll ist, muß die Gefühle des Mitleids dermaßen unterhalten, daß an Fest- und Bußtagen das Bedürfniß, Almosen auszutheilen, bey den Andächtigen mindestens eben so groß ist, als bey den Bettlern das Bedürfniß des Empfangens. Im Norden mag die Betteley sich der Polizey und der Verwaltung des Armenwesens unterziehen, im Süden ist dieß unmöglich.

4. Die Gewohnheiten.

Die Ordnungsliebe und der geregelte Geist, welche den Bewohnern des Nordens eigen sind, erzeugen öfters gebieterische Gewohnheiten. Nichts aber mag die Phantasie mehr erschlaffen und den Geist mehr abstumpfen, als herrschende Angewöhnungen. Wohl weiß ich, daß gelehrte Männer im materiellen Leben Regel und Ordnung lieben; sie thun dieß aber nur, weil sie mittelst derselben das materielle Leben am ehesten vergessen und ungestörter dem immer thätigen und wechselnden geistigen Leben sich alsdann überlassen mögen. Allein abgesehen von jenen seltenen Menschen, die, ihrer Angewöhnungen ungeachtet, freye Geistesherrschaft über sich selbst üben, entschlummert das Geschlecht mittelmäßiger Leute meist im einförmigen Leben, um nur, wo etwas Unerwartetes sie trifft, davon aufzuwachen. Im Süden tragen zur Rührung und Spannung des Geistes bey die mannigfache Landeskultur und die verschiedenen davon herrührenden Arbeiten, die Gewöhnung in allen Tageszeiten zu schlafen, zu arbeiten und zu speisen, die Sitte, mehr außer als im Hause zu leben und an keine Umgebungen geknüpft zu seyn, der Gottesdienst, die Prozessionen und Bruderschaften, welche selbst nur eine Reihenfolge von Festen und Schauspielen sind. Auch die Gewohnheit, sich in der Jugend und im Alter aus der Liebe ein Hauptgeschäft zu machen, trägt zur lebhaftesten Spannung der Phantasie das Ihrige bey.

Die Gewohnheit ist ein köstliches Himmelsgeschenk, weil sie allein allmählig jeden Schmerz überwindet. Im Verhältniß des ansteigenden Alters werden durch glücklichen Instinkt die Gewohnheiten mächtiger, und die Kraft der Angewöhnungen führet uns unmerklich zum letzten Lebensziele. Subrepit non intellecta senectus. Wo sich's aber nicht um Sterben handelt, sondern um Leben, da ist

Digitized by Google

auch nichts verderblicher als die Gewohnheit, welche, indem sie jeden Tag einen Theil unserer Lebenszeit träumend vorübergehen läßt, uns zu wandernden Leichen macht und unsere Anlagen zum Lieben, Denken und Fühlen abstumpft.

Auf Reisen, wo man plötzlich allen seinen Gewohnheiten entrissen wird, dehnt die Zeit sich weiter aus, zum Beweise, daß neue Empfindungen sich zugedrängt und den einförmigen Lauf unserer Gewöhnungen unterbrochen haben. Umgekehrt erlöscht das Leben bey einförmigem Wohlseyn, gleichsam in stets dichteren Nebel verhüllt: nach und nach verliert sich, beym Mangel jeglicher Anregung, selbst das Gefühl desselben. Oft habe ich die Ruhe vierzig- bis sechszigjähriger Männer bewundert, die lange Stunden hindurch in Kaffeehäusern und Gesellschaftszimmern, ohne Gespräch und ohne Nachdenken, einfacher Weise vegetiren und einzig nur den Umlauf des Kreises ihrer geringfügigen täglichen Gewohnheiten abwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstück aus L. B. Picard's neuestem Roman: Der ehrliche Mann oder der Einfaltspinsel u. s. w.

(Fortsetzung.)

George begnügte sich aber nicht mit der Weigerung, einem Unwürdigen seine Stimme zu geben, er hatte sich mit dem größten Eifer bemüht, den Würdigsten zu entdecken, und glaubte ihn in Hrn. von Morambert gefunden zu haben. Dieser Mann war in seinem Vaterlande im Kriegs- und Staatsdienst nützlich gewesen, hatte sich aber, wie Napoleons Regierung seine Ansichten von Recht und Gerechtigkeit überschritt, aus allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, um mit seiner Familie in George's Provinz als Gutsbesitzer zu leben. Sein Bestreben ging dahin, der beste Landbauer zu seyn, und durch Beyspiel, Rath und Unterstützung den Ackerbau, so wie jede Kraftentwicklung der arbeitenden Klasse, zu befördern. George hatte ihn in mannigfaltigen Verhältnissen gekannt und verehren lernen; wie die Zeit der Wahlen herangekommen war, eilte er in seine Provinz, und begab sich unverzüglich zu Hrn. von Morambert, um ihn mit der lebhaftesten Eindringlichkeit den Antrag, als Kandidat aufzutreten, zu eröffnen. Er war überzeugt, daß ihm alle Stimmen bey der bloßen Nennung seines Namens allein zufallen würden. „Sie würden sich, rief er mit inniger Wärme, an König und Vaterland verschulden, wenn Sie sich den Wünschen Ihrer Mitbürger entzögen." — „Lieber junger Freund, antwortete Morambert, ich bin meines Gelingens bey weitem nicht so sicher wie Sie. Allein so lange ich noch einen Schatten von Freyheit in den Erörterungen unserer Versammlungen sehe, werde ich es immer für meine Pflicht halten, einem solchen Rufe zu folgen." Das genügte Georgen. Er war nun das Haupt einer Kabale, lief zu dem Pachter seines kleinen väterlichen Gutes, einem vollkommen wackern Mann, der ihm aber sein ganzes häusliches Glück zu verdanken hatte, lief zu mehreren seiner Freunde, zu andern, die er doch dafür ansah, daß sie es seyen; man empfängt ihn gut, man verspricht, gibt ihm Hoffnung, aber keiner sagt: „Gut! so wird doch die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Tugend obsiegen."

So wie die Wahlversammlung näher kam, stieg die Gährung in allen Köpfen; alle Gasthöfe waren angefüllt, die Bewohner der benachbarten Orte wohnten bey ihren Freunden. Es war ein seltsames Schauspiel an den Wirthstafeln und beym Familienmahl Leute von den verschiedensten Meinungen vereint zu sehen, die jeder für sich seine Ränke, seine Kabale, in Gegenwart der Ränke und Kabalen des Andern verfolgten. Auf der einen Seite sah man den Unterpräfekten, den Präsidenten der Wahlversammlung, Herr Dubrocard, ganz neuerlich zum Ministeriellen geworden, alle die reisenden Agenten, alle Beamte in großer Bewegung, alle niedern Angestellten, die sichs angelegen seyn ließen, ihren Vorgesetzten ihren Eifer an Tag zu legen. Auf der andern Seite stand Herr Doktor St. Fremin mit allen Liberalen, allen Unabhängigen des Arrondissements, Bürgern, Kaufleuten, Landbauern, stolz auf das ihnen gesetzlich verliehene Recht, sich etwas darauf zu gut thuend, wenn sie gegen den Wunsch der Regierung stimmten, einige aus Eitelkeit, einige aus Widerspenstigkeit, einige aus Bonapartismus, viele, sehr viele aus Vaterlandsliebe. Dann erblickte man den Herrn Beamte ** mit den sämmtlichen Adeligen, Landjunkern, zurückgekehrten Emigrirten, alle im Herzen ergrimmt, mit dem Bürgerpack die Ausübung eines bürgerlichen Rechtes zu theilen, aber vor dem Publikum und gegen alle Wähler wunderartig und liebreich, bescheiden in einem Grade, der die Herzen rührte, und ihrer Parthie Stimmen erwarb. Mahlzeiten, Abendgesellschaften, Serenaden und Zänkereyen unter den Fenstern der Kandidaten in Menge! — Und eine Thätigkeit unter den Damen der Stadt! — In Paris mischen sich die Damen ohne Zweifel in die politischen Händel, allein die meisten beschäftigen sich doch mit ihrem Haushalt, ihren Vergnügungen und ihren Liebschaften. Allein in der Provinz kann nichts Kleines und nichts Großes geschehen, ohne daß die Weiber daran Theil nehmen. Man verläumdet, man spottet, man schmeichelt, liebkoset, verführt, um einem Kandidaten Stimmen zu rauben, oder zu gewinnen. Mehr wie eine war Liberale oder Ultra geworden, weil ihr Mann von der Gegenpartey war; man sprach mit Zuverlässigkeit von einer, deren Tugend bisher unbeugsam gewesen war, aber um einen liberalen Wahlherrn abtrünnig zu machen, hatte sie sich

Digitized by Google

einen schwachen Augenblick erlandt. Madame St. Firmin machte die Wirthin in ihrer Wohnung — dem vornehmsten Gasthof der Stadt, wo der Doktor offne Tafel gab — mit einer unvergleichlichen Würde und Höflichkeit. Die Geistlichkeit war getheilt; der Pfarrer schien sich dem Ministerium anzuschließen, der Vikar neigte sich zu den Ultras. Es war auch eine Gesellschaft herumwandernder Schauspieler angekommen, welche von den Wahltagen eine wenigstens eben so gute Ernte hofften, als von den drey Tagen des St. Johannismarkts oder dem Fasching.

Hr. Doktor St. Firmin rechnete nicht mehr auf George's Stimme, auch seinen andern Neffen, Hrn. Dupré, hatte er aus seiner Liste streichen müssen. Dieser war seit seinem Antheil an der reichen Erbschaft geizig geworden; eine Reise, dachte er, macht immer Kosten, und seine Abwesenheit werde des Oheims Ernennung nicht gefährden, und . . . wenn denn nun auch endlich dieser Oheim bey der Wahl durchfiele, würde der Staat darum nicht untergehen; — er blieb also in Paris. La Morinière (ein anderer Vatersbruder von George) ließ sich gefälliger finden; dieser verschwendete mehr wie jemals. Er hatte seit der Erbschaft so ungeheuer verthan, daß er sich oft in Verlegenheit sah. Der Doktor hatte ihm Geld geliehen, und La Morinière ihm seine Stimme versprochen. Um seines lieben Neffen sichrer zu seyn, führte er ihn mit seinem eigenen Wagen in die Provinz; in den ersten Tagen hatte er sich auch eifrig bemüht, die Erlangung von seines Oheims Wünschen zu befördern, allein den Tag vor der Eröffnung der Versammlung ließ ihn der Präfekt zu sich rufen, ließ ihn eine Botschaft des Kriegsministers, die seinem Sohne eine Kapitänsstelle versprach, in die Augen glänzen — und er war ein viel zu guter Vater, um nicht seinen Oheim der Beförderung seines Sohnes zu opfern. Allein Doktor Firmin hatte noch andern Verdruß. Ein alter Dorfbarbier, des Doktors Freund, sein Klient, der die vielen Jahre, wo er hier seinem ärztlichen Beruf vorgestanden, unter seiner Aufsicht Ader gelassen, geschröpft und amputirt hatte, schrieb ihm, daß er in Verzweiflung sey, nicht in die Stadt eilen zu können, um seinem theuern ehrwürdigen Patron seine Stimme zu geben; allein er sey etwas krank, die Wege wären schlecht, es könne regnen, und seine alte Hausdälterin erlaube ihm nicht, sich auf den Weg zu machen. „Noch ein Undankbarer! rief Herr St. Firmin, noch ein Selbstsüchtiger! noch eine Stimme weniger! wenigstens zählt doch aber diese nicht zu meinem Nachtheil, und ich werde deren dreyßig, ja fünfzig mehr haben, als es zur entschiedenen Mehrzahl bedarf."

Die Wahlversammlung ward eröffnet: der Präsident hielt eine Rede, die er vorher hatte drucken und an alle Wahlherren vertheilen lassen. Offenbar von sich Gutes und von seinen Mitbewerbern Böses zu sagen, hätte er sich nicht getraut, allein er ließ ganz geschickt ein Wörtchen mit einlaufen, von Winken, die ihm günstig und jenen nachtheilig waren, und zu beweisen abzweckten, wie Weisheit und Vernunft erheischten, sich, von den äußersten Enden abweichend, dem Mittelpunkt zu nähern. Er ernannte sein provisorisches Bureau. Da sich alle Partheyen, mit Ausnahme der ministeriellen, gegen den Präsidenten aussprachen, ward dieses provisorische Bureau umgestoßen; die Hälfte der Prüfungs-Kommission wurde aus den Liberalen, die Hälfte aus den Ultras gewählt, und Hr. v. Morambert, der einer allgemeinen Achtung genoß, zum Sekretär ernannt, wodurch George's und seiner Freunde Hoffnung nicht wenig bestärkt wurde. Dieses Geschäft führte den Abend des ersten Tages herbey — und in allen Gesellschaften, allen Gasthöfen, allen Kaffeehäusern und in dem Foyer des Schauspielhauses dauerte die Thätigkeit verdoppelt bis in die Nacht hinein fort.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortsetzung.)

Eine andre, auf diesem Theater gegebene Neuigkeit nennt sich: Flatterſinn und Liebe. Lustspiel in vier Aufzügen nach dem Französischen von Franz von Kurländer. Diese Bearbeitung ist nach dem, im letzten Viertel des vorigen Jahres, in Paris, par les Comédiens ord-naires du Roi, mit so vielem Beyfall aufgeführten Stück: Le Mari à bonnes fortunes, vom Herrn Casimir Bonjour. Es hat auch hier Beyfall erhalten, ungeachtet Stücke dieser Art nie einen so lebendigen Eindruck außerhalb Paris, oder, genauer zu reden, auf deutschen Bühnen, wie in ihrer Heimath, erregen können. Anfangs wollte man — etwa bis zum dritten Akt — mehrere Längen bemerken, und das wohl nicht ohne Grund; mit dem dritten Akt gewinnt die Handlung Leben, und der vierte spannt die Theilnahme von Anfang bis zu Ende. Die Entwicklung ist interessant und mit Zartheit durchgeführt; die Idee, den Ehemännern die Lehre zu geben, daß sie einer hübschen jungen Frau nicht gar zu viel vertrauen sollen, selbst eine tugendhafte nicht vernachlässigen sollen, ist glücklich, und die Art, wie die junge Frau sich hier aus der Verlegenheit zieht, indem ihre Tugend und ihr Pflichtgefühl über die emporwachsende Leidenschaft siegt, hat das Glück der Komödie gemacht. Die Mutter erscheint als ein höchst anziehender Charakter. Die Pariser Kunstrichter haben sich zum Theil mit dem Publikum vereinigt, besonders mit der schönern Hälfte desselben, welche die tugendhafte junge Frau und das Stück unter ihre Protektion nahmen; einige Herren haben Einiges getadelt, und mit vollem Recht. Es wäre wohl auch kein Wunder, wenn diese Alles glatt weg verworfen, und jene unbedingt Alles erhoben hätten. Das passirt wohl dann und wann, und wenn die Kritiker bekannt sind, ist es selten zu vermeiden, wenn die Herren nicht etwa so stehen, oder sich zu stellen wissen, daß sie über alle Verdächtigungen hinausgehen können. In großen Städten ist die Verlegenheit

Digitized by Google

besonders genoß, weil alle Augenblicke ein Autor aus der nächsten Umgebung hervortritt. Da möchte Manchem wohl angst und bange werden. Dann geschieht es oft, daß einer mit der ruhigsten Miene durch die Bank Alles lobt, denn er kommt mit dem Dichter N. N. in mancherley Berührungen; ein andrer tadelt wieder mit der größten Ruhe Alles nach der Schnur, denn er möchte Herrn X. Y. nicht gern mißfallen, der seine Gründe hat, dem Andern den Erfolg ein wenig zu mißgönnen. Man sieht es übrigens beyden Referenten an, daß sie nicht ganz so würden gesprochen und geschrieben haben, wenn sie frey gewesen wären. Ich sage, das geschieht sehr leicht in großen Städten, und verstehe London und Paris darunter. In Deutschland? — Ah! mit nichten. — Die Uebertragung in's Deutsche, vom Hrn. von Kurländer, hat viel Verdienstliches, sie zeugt von Fleiß und Umsicht. Er hat theils die Bemerkungen französischer Blätter, theils die Ansicht urtheilsfähiger Männer zu Rath gezogen, und besonders auf dasjenige Rücksicht genommen, was die deutsche Bühnenschicklichkeit erfordert. So ist denn Manches ausgelassen, Manches abgeändert, und überhaupt viel Eigenes mit Glück hinzugethan. Eine überflüssige Person ist beseitigt worden, die lästige Vertraulichkeit der Dame mit der Jose weggeblieben, und die lezteee hat sich in ein neugierig geschwätziges Ding von einer jungen Pathe verwandelt. Man mag es allenfalls tadeln, daß die Kleine das Porträt entwendet, und das Billet an die junge Frau in die Hände der Mutter spielt. Ich weiß aber nicht, ob das eben schicklicher ist, oder sich eher entschuldigen läßt, wenn es die Erwachsene thut, die verständiger ist und sich schwerlich bessern wird. Denn so hat es ja auch keine schlimmen Folgen! — Der Dialog — freylich hier in Prosa — ist leicht, fließend und voll Leben. Die Rolle der Mutter wurde von der Weissenthurn, die den Charakter höchst verständig aufgefaßt hatte, mit interessanter Haltung durchgeführt. Korn war als leichtfertiger Ehemann sehr gewandt und jovial, die junge Frau in den Händen der Mutter vortheilhaft gestellt. Den Karl gab ein junger Mann (Hr. Fichtner), der erst im vorigen Jahr bey dieser Bühne angestellt wurde, und schon merkliche Fortschritte gemacht hat, mit überraschendem Erfolg. Das Stück des Hrn. C. Bonjour wird sich eine Zeitlang neben dem seines Landsmanns: Die Schule der Alten, auf dem Repertoire erhalten. Es gibt bereits eine andere Bearbeitung desselben Stücks, unter dem Titel: Der Ehemann auf Schleichwegen, oder das verhängnißvolle Rendezvous, vom Hofschauspieler Lembert; diese ist schon gedruckt. Ich kenne auch eine dritte Uebertragung noch in Manuscript, doch von keinem hiesigen Uebersezer, und wer weiß, wie viel' es sonst noch gibt!

König Ottokars Glück und Ende ist nun auch auf dem Theater an der Wien gegeben worden. Die Vorstellungen nach der Charwoche begannen mit dieser Darstellung. Es konnte wohl nicht darauf abgesehen seyn, mit dem Hoftheater zu rivalisiren, wo das Stück zuerst und mit aller Pracht gegeben wurde; das war unter den jetzigen Umständen auch nicht zu erwarten; was indessen hier geleistet werden konnte, ist geschehen, und das Theater an der Wien, das nach jeder Gelegenheit greifen muß, die Kasse zu versehen, besizt Vorrath an Dekorationen und Garderobe genug, um ein Stück mit einigen Abänderungen und Zusaben so glänzend auszustatten, daß die Produktion in dieser Hinsicht wohl Befriedigung gewähren kann, wenn man es nicht absolut auf eine Vergleichung angelegt hat. Und wirklich fand Jeder, der hievon abstehen wollte, oder die Vorstellung auf dem Hoftheater nicht gesehen hatte, und deren gab es Viele, die dort noch nicht dazu gelangen konnten, in diesem Fall die Leistung sehr genügend. Das geräumige, für Scenerien bequem eingerichtete Theater, auf welchem große Massen sich entwickeln können, that das Seinige. In artistischer Hinsicht blieb nun freylich Vieles noch zu wünschen übrig, doch wurde auch von dieser Seite durch Fleiß und Zusammenwirken, möglichst zweckmäßige Besetzung und Anordnung vielfältiger Ersaz gewährt. Der Darsteller der Hauptrolle (Ottokars) würde unstreitig etwas Genügenderes geleistet haben, wenn er nicht zu viel hätte thun wollen; er schien es aber recht eigentlich auf einen Wettkampf angelegt zu haben, verwechselte das Aeußere mit dem Innern, das Zufällige mit dem Wesentlichen, und leistete auf solche Weise, wie es dann zu geschehen pflegt, zu wenig, oder machte einen Mißgriff im Ganzen, bey manchem Verdienstlichen im Einzelnen; dieß ist, wie ich glaube, der Schlüssel zum Geheimniß, worüber ich mich nicht erklären will, da ich das Kritisiren ohnehin vermeide, wo ich immer kann. Für die Schaulust war indessen an Spektakel nichts gespart, und im fünften Akt wurde die entscheidende Schlacht zwischen Oesterreich und Böhmen, die des Königs Schicksal entschied, en miniature zu Pferd und Fuß geliefert. Ottokars Kämpen fielen scharenweise, zum großen Vergnügen der schaulustigen Menge. Den ersten Abend war starkes Gedränge im Theater, am folgenden fand sich das Publikum zahlreich wieder ein, und am dritten würde der Zulauf bedeutender gewesen seyn, wenn das Stück nicht auf dem Hoftheater zugleich wäre gegeben worden. Dieser Fall trat bisher mehrmals ein, indessen erhält sich König Ottokar noch immer auf dem Theater an der Wien, und dieses braucht dergleichen tapfre Helden; hätt' es sie nur Dutzendweise in diesem entscheidenden Kampf, dessen Ausgang nahe ist! —

Auf diesem Theater ließ sich unlängst der Hofsänger Fischer aus München, mit seiner Schülerin Anna Fischer, in einem Konzert hören. Als dramatischer Künstler war er seit seinem lezten Hiersein und Wirken auf zwey verschiedenen Bühnen (auch auf dem Hofoperntheater) in freundlicher Erinnerung bey dem Schauspiel und Musik liebenden Publikum. Als Sänger konnte er damals nur in technischer Hinsicht genügen, und so geschah es auch in diesem Fall. Es mußte daher auffallen, daß er außer der zuerst vorgetragenen, eigends für ihn komponirten Arie, worin er auch am vortheilhaftesten wirken konnte, mehrere Gesangstücke vortrug, die erst unlängst von den italienischen Gesangkünstlern mit großer Trefflichkeit vorgetragen wurden. Das heißt zu Vergleichungen auffordern, und der Künstler würde von seinem Verdienst nichts eingebüßt haben, wenn er der Bescheidenheit das Opfer gebracht hätte, solche Klippen zu vermeiden. Mlle. Fischer sang eine Arie der Gräfin Almaviva, aus Figaro's Hochzeit, dann auch mit ihrem Lehrer ein Duett aus der Oper: I Protendenti delusi, das wir in lezterer Zeit von der Fodor und Lablache gehört hatten. Sie besizt eine angenehme, noch sehr zarte Stimme, gute Schule und schon ziemliche Geläufigkeit. Die abgelegten Proben berechtigen zu noch größeren Erwartungen. Das Haus war nicht sehr besucht, der Beyfall aber schmeichelhaft. Diese Gäste sind bald darauf, wie es hieß, nach Mailand abgereist, wo auch eine Filial-Gesellschaft des Unternehmers Barbaja besteht, oder wenigstens ihre Sommer-Station begonnen hat, und zwar mit der Matrimonio segreto, deren Repräsentation in der Gazetta di Milano sehr gerühmt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juni 1825.

Wie thöricht iſt's, ſich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt.

Uz.

Der grüne Kaffee als Mittel gegen die Gicht.

Da wir vermuthen, daß nicht alle Leſer des Morgenblattes von den Heilkräften des grünen Kaffees unterrichtet ſeyn dürften, ſo wird ein kurzer Auszug eines Briefes, aus dem dritten Heft der Correspondance astronomique du Baron Zach, welcher hievon handelt, hier wohl ſeine Stelle finden können.

* * *

„Ich habe vorigen Winter meine Spazierritte fortgeſezt, wobey ich das Verfahren beobachten mußte, innerhalb der Stadt wegen des Pflaſters, ſo wie wegen der Polizey-Verordnungen, immer nur im Schritte zu reiten; dagegen ritt ich außerhalb der Thore ſo ſchnell, wie es ungefähr ein Kourier thun würde, der eine Siegesnachricht bringt. Durch dieſe heftige Bewegung verſezte ich meinen Körper dann regelmäßig in eine allgemeine Tranſpiration, in deren Folge ich, wie man zu ſagen pflegt, bis auf die Haut durchnäßt wurde.

Allein wenn ich dann durch die vielen und langen, oft von Zugluft heimgeſuchten Straßen der Stadt, durch welche ich meinen Rückweg nehmen muß, wiederum im Schritt reitend, heimkehrte, geſchah es immer, daß ich wieder vollkommen trocken ward. Da mir das Tranſpiriren eine angenehme Empfindung verurſachte, ſo achtete ich anfangs nicht auf die immer darauf folgende allmählige Erkältung. Allein ich ſollte bald für dieſe Unvorſichtigkeit geſtraft werden. Nicht lange ſo empfand ich eine Art von Lähmung in beyden Armen, welche, wie ich nachher fand, der Erkältung am meiſten ausgeſezt waren. Anfangs meynte ich, das Uebel werde ſich eben durch meine Ritte und das durch dieſelben hervorgebrachte heftige Tranſpiriren heben laſſen; ich ſezte meine ſchnellen Ritte daher nur immer noch fort, ohne Bedacht zu haben, die Erkältung zu vermeiden.

So geſchah dann, daß mein Uebel ſtets heftiger zunahm, und ich am Ende ohne fremde Hülfe kein Kleid mehr anlegen konnte. Jezt ward der Arzt gerufen, und dieſer erklärte mir, daß ich die Gicht in den Armen habe, gegen welche er mir rieth, alle Abend vor'm Schlafengehen mich eine Stunde lang dürſten zu laſſen. Dieſes Mittel wollte mir nicht behagen, ich unterließ es daher alsbald, und nahm mir vor, bey herannahender ſchöner Jahreszeit warme Bäder zu gebrauchen.

Eines Morgens aber beſuchte ich B., einen fünf und ſiebzigjährigen bekannten Podagriſten. Auf meine Frage, wie es mit ſeiner Geſundheit ſtehe, antwortete er: „ganz „gut, ſeit ich grünen Kaffee trinke, habe ich keinen Anfall „von Gicht mehr gehabt.“ — „Nun was heißen Sie denn grünen Kaffee,“ fragte ich weiter. — „Wie, ſagte er, Sie ſollten den grünen Kaffe nicht kennen? dieſes vortreffliche Mittel wäre Ihnen unbekannt? Nun ſo hören Sie und laſſen Sie ſich ſeinen Gebrauch beſchreiben. Man nimmt eben ſo viele grüne nicht gebrannte Kaffeebohnen als man gebrannte zu einer Taſſe ſchwarzen Kaffee nehmen würde. Dieſe ſtößt man in einem Mörſer, läßt ſie mit einem halben Schoppen

Waſſer langſam bis auf zwey Drittheile einkochen. Dieſes Getränk nimmt man zur Hälfte Morgens, ſo lange man noch im Bett iſt, und bleibt nachher noch eine halbe Stunde liegen. Die andere Hälfte trinkt man, nachdem man aufgeſtanden iſt, aber immer ohne Milch und Zucker. Eine Stunde ſpäter kann man ſein gewöhnliches Frühſtück nehmen, ſo wie man auch beym Mittag- und Abendeſſen durchaus keine weitere Diät zu beobachten hat. Dieß heißt man den grünen Kaffee, und auf dieſe Art wird er getrunken."

Gut, gut, dachte ich, wenn es wirklich die Gicht iſt, die ſich in meine Arme geſetzt hat, ſo kann ich ja dieſen Trank verſuchen.

Den Abend deſſelben Tages kam ich in's Theater und trat eben in die Loge des Herrn Gf. v. P., der mich mit der gewöhnlichen Redensart: „Nun wie geht es mit Ihrer Geſundheit," empfängt. — „Nicht gut, erwiederte ich. Meine Arme verſagen mir ihre Dienſte, ich glaube, ſie werden mir bald allen Gehorſam aufkünden. — „Wie, Ey ſo brauchen Sie doch mein Mittel. — Ihr Mittel, nun und worin beſteht dieſes denn?" — „In grünem Kaffee. Sie wiſſen, daß ich an Händen und Füßen entſetzlich an der Gicht gelitten habe; allein ſeit ich grünen Kaffee trinke, was jetzt ungefähr anderthalb Jahre ſeyn mag, habe ich keinen Anfall mehr gehabt." — Ich fragte nun, wie denn der grüne Kaffee bereitet werde, worauf ich daſſelbe erfahre, was mir P. ſchon am Morgen mitgetheilt hatte.

Nun fürwahr, das muß ein Fingerzeig Gottes ſeyn, ſagte ich mir, innerhalb zwölf Stunden wird mir für mein Uebel ein und daſſelbe Mittel angerathen, von dem ich vorher nie reden gehört! das iſt kein bloßer Zufall; und ſogleich bey meiner Nachhauſekunft ward auch der grüne Kaffee beſtellt, nachdem ich die Art, ihn zu bereiten, auf das ſorgfältigſte beſchrieben hatte.

Den folgenden Morgen weckt mich mein Bedienter mit einer Taſſe grünen Kaffee. Ich grolle zwar, aber ich trinke doch nach Vorſchrift davon; allein was iſt das für ein Getränk! In meinem Leben habe ich nichts Fade-res, Unſchmackhafteres getrunken. Es iſt weder ſüß, ſauer oder bitter, ſchmeckt nach Gras und hat entſetzlichen Satz; dem Allem ungeachtet vermochte ich es ſechs Wochen lang über mich, dieſen kaum trinkbaren Kaffee zu trinken.

Und in der That, meine Selbſtüberwindung hatte Erfolg. Mein linker Arm zeigte zu allererſt einige Beſſerung und ward nach und nach wieder ganz gut. Aber der rechte Arm, es iſt der, mit dem ich den Geldbeutel hervorziehe und öffne, will ſich immer noch nicht geben. Der Schmerz in demſelben iſt ſtets noch ziemlich ſtark, und geſchieht es, daß meine liebe Frau kommt, um Geld zu verlangen, was ſich häufig genug ereignet, und ich nun mit dem rechten Arm meinen Beutel ziehen muß, ſo ſchmerzt es mich noch ſo heftig, daß ich unwillkürlich das Geſicht verziehen muß. Zwar behauptet meine Frau, dieſe Grimaſſe ſey eine bloße Folge meines unausſtehlichen Geizes, allein ich kann Sie verſichern, daß dem nicht ſo iſt.

Nun noch ſechs Wochen grünen Kaffee getrunken, und ich hoffe ſo gut von meinen Schmerzen befreyt zu ſeyn, daß ſelbſt das Geld-Geben mir nicht mehr wehe thun ſoll."

Bruchſtück aus L. B. Picard's neueſtem Roman: Der ehrliche Mann oder der Einfaltspinſel, u. ſ. w.

(Beſchluß.)

Den folgenden Tag waren alle Streiter frühzeitig auf ihrem Poſten. Lange vor der Eröffnung der Verſammlung wandelte man umher, ſuchte ſich, wich ſich einander aus, warf ſich feindſelige Blicke zu, ſtand in Häufchen beyſammen und unterhielt ſich leiſe. Die Sitzung begann. Das Scrutinium zur Ernennung des Deputirten ward eröffnet, viele Wähler zeigten gefliſſentlich ihren Stimmzettel, viele waren ſehr beſorgt, ſie zu verbergen. George, ohne Furcht noch Begierde, den ſeinen ſehen zu laſſen, verbarg ihn aber eben ſo wenig, und die Neugierigen konnten ihn leſen. Die Verſammlung beſtand aus dreyhundert fünf und fünfzig Wählern, die entſchiedene Mehrheit zählte hundert-acht-und-ſiebzig Stimmen. Herr Doktor St. Firmin erhielt deren hundert fünf-und fünfzig, der Präſident des Wahlkollegiums (Herr Dubroeard) hundert und zwey, der Vicomte neun-und-achtzig, George's Kandidat acht — — das Scrutinium ward für nichtig erklärt.

George war ſehr bekümmert, ſeine Erwartung alſo betrogen zu ſehen. Wie er ſich zuerſt vornahm, die Aufmerkſamkeit der Wähler auf Hrn. von Morambert zu lenken, war es ihm anfangs nur um eine gute Wahl zu thun, er hatte gemeynt, alle Wackre, alle wahre Vaterlandsfreunde würden mit ihm einſtimmen; bald machte er auch die Berechnung, daß, wenn auch die Vaterlandsliebe nicht hinreichte, ſeinen Kandidaten viele Stimmen zu verſchaffen, doch die Freundſchaft, die Dankbarkeit, welche ſo viele Wahlherren ihm ſelbſt für geleiſtete Dienſte ſchuldig waren, dieſen die Pflicht auflegte, mit ihm zu ſtimmen. Welche trügeriſche Berechnung! welches Gewicht hat die Dankbarkeit in einer Angelegenheit, in der ſich Alles aus Leidenſchaft und Eigennutz entſcheidet? Konnte Herr von Morambert bey aller ihm zugeſtandenen Achtung von den Ultras gern geſehen werden? Er war Mitglied einer geſetzgebenden Verſammlung und Befehlshaber in einem der republikaniſchen Heere geweſen. Konnte er den Bonapartiſten gefallen? er hatte Bonaparte und ſeine Gunſt geflohen. Konnte er den Behörden angenehm ſeyn? — er hatte in ſeinen Schriften mehrere miniſterielle Maßregeln ſtrenge getadelt.

Digitized by Google

Man mußte zu einem neuen Scrutinium schreiten. George hatte sich nicht abschrecken lassen, er war verdoppelt thätig gewesen. Herr St. Firmin hatte hundert-acht-und-sechszig Stimmen, der Präsident des Wahlkollegiums hundert vierzig, dem Vicomte waren nur acht-und-dreyßig geblieben; George's Kandidat hatte deren neun erhalten. Die Versammlung mußte noch einmal zusammen kommen, um zwischen dem Wahlkollegiums-Präsidenten und Hrn. Doktor Firmin zu ballotiren, da die beyden andern Kandidaten als durchgefallen anzusehen waren. Dieser lezte Triumph schien unzweifelhaft. Ihm fehlten nur zehn Stimmen, seinem Mitbewerber acht-und-dreyßig. Doch siehe da! an dem Abend desselbigen Tages kommt eine Postchaise an, fährt mit großem Gepolter in des Herrn Unterpräfekten Hof, und niemand anders als Herr Dauvert steigt heraus. Er hatte in einem andern Arrondissement die ministerielle Wahl gleichsam durch einen Handstreich durchgesezt, und eilte nun daher, um auch hier die Agenten des Ministeriums in seinem Sinne zu bearbeiten. Es lag ihm ganz besonders daran, seine Talente vor den Augen des Wahlkollegiums-Präsidenten (Herr Dubrocard, dessen Tochter er dem Einfaltspinsel .... weggefischt hatte) Arpdonsinens Vater, dessen politische Meinung er gänzlich umgestimmt hatte, glänzen zu lassen. Kaum ist er aus dem Wagen gestiegen, und hat einige Worte mit dem Unterpräfekten gesprochen, so begibt er sich zu dem Präsidenten, bey dem sich eine große Gesellschaft befindet. Er richtet ihre Hoffnungen auf, kehrt zum Unterpräfekten zurück, läuft zu dem Maire, und sendet nochmals alle Regierungs-Agenten aus. Um nichts zu verabsäumen, sucht er sogar George auf, er hofft die neun Stimmen, die George und seine Freunde nun Heern von Morambert nicht mehr geben können, für seine Partey zu erobern. Hier war ihm aber der Doktor St. Firmin schon zuvorgekommen. Dieser begriff wohl, daß er sich George wieder annähern müsse. „Lieber George, guter, braver Neffe, hatte er zu ihm gesagt, du siehst, daß es mit deinem Kandidaten mißglückt ist — gib deinem Oheim deine Stimmen!" — „Mein Freund, mein Kamerade, sprach Dauvert, du kannst für deinen philosophischen General nun nichts weiter thun; von deinem Oheim sagst du selbst, daß er ein schlechter Deputirter seyn würde, komm, habe zum Ministerium, das gewiß vortreffliche Absichten hat, ein bischen Zutrauen." — „Gedenke deiner Familie!" ermahnte der Doktor — „bedenke, was du dem Herzog schuldig bist," drohte Dauvert. George, der ganz entmuthigt war, hatte dem Oheim nicht geantwortet — Dauvert konnte sich auch keiner Antwort erfreuen.

Endlich erscheint der entscheidende Tag. Man sieht eine Verstärkung von Wahlherren einrücken; alte, gebrechliche Männer, die alle zur Unterstützung des ministeriellen Kandidaten bereit sind, so daß sich die Versammlung nun auf dreyhundert zwey-und-siebenzig Stimmgeber belief. Alle diese neuen Werbungen hatte man Hrn. Dauvert zu danken. Auf seine Veranstaltung waren während der Nacht Gensd'armen umhergeschickt worden, man hatte in den benachbarten Dörfern Wägen requirirt, welche aus der geheimen Kasse der Unterpräfektur bezahlt wurden, und so waren die neuen Wahlherren zusammengebracht worden. Unter andern steigt ein alter, in einen großen Reitmantel eingehüllter Mann feldwierte aus Hrn. Dauverts eigner Reisechaise, die er großmüthig dem öffentlichen Dienst geliehen hatte — es war kein andrer, als der alte Feldscheer, der so lange Hrn. St. Firmins Schutzbefohlener gewesen — gestern war er krank, das Wetter war ungewiß gewesen, er hatte abgelehnt, für seinen Freund zu stimmen; heute hat man ihm geschmeichelt, ihm im Namen der Obrigkeit gedroht, man hat ihn verführt, seine alte Haushälterin erschreckt — er ist noch krank, das Wetter ist nicht mehr ungewiß, denn es regnet strömweis — das schadet alles nichts, er kommt zur Versammlung, um gegen seinen Freund für den Kandidaten des Ministeriums zu stimmen.

Hr. St. Firmin erhält hundert vier-und-achtzig Stimmen, der Wahlkollegiums-Präsident hundert sieben-und-achtzig, wird also als Deputirter anerkannt. George hatte es für anständig gehalten, bey diesem Scrutinium durch Ballotage, seine Stimme gar nicht zu geben.

„Nur drey Stimmen zu wenig! rief Hr. St. Firmin, und wer sind diese drey Stimmen? — Mein undankbarer Dorfbarbier, der mir sein ganzes Daseyn verdankt, der treulose La Morniere, den ich mir recht ausdrücklich in meinem eigenen Wagen daher gebracht habe, um gegen mich zu stimmen; und dieser dummköpfige George, der seine Stimmer bey der ersten Umfrage für einen eben solchen Dummkopf von einem Philosophen verliert, und mir heute noch den Schimpf anthut, beym Ballotiren gar nicht zu stimmen. Er erzürnt mich eigentlich am meisten. Den alten Feldscheer hat man herbeygeholt, man hat seine alte Haushälterin, die fast altersklindisch ist, erschreckt, er hat den unabhängigen Geist, den ich mir zu besitzen schmeichle, nicht behaupten können. Dem Morniere hat man ein Kapitäns-Patent für seinen Sohn versprochen; der hat mich aus väterlicher Liebe verrathen; das ist recht schlecht, doch es läßt sich entschuldigen — aber der George! der George, welcher auf seine Liebe für die Seinen, seine Güte, seinen Edelmuth pocht, den kann gar nichts rechtfertigen." ... „Ich weine aus Verdruß, sagte Madame St. Firmin, Sie haben Recht, mein Herr, er ist nicht allein ein Dummkopf, er ist ein böser Mensch." — „Nun, Frau St. Firmin, man muß Charakterstärke besitzen. Um des allgemeinen Wohls willen thut mir's leid, so weit es mich angeht, bin ich völlig getröstet. Ich bin darum nicht weniger sehr reich.

nicht weniger sehr angesehen. Was wollen Sie? Wie könnten rechtliche Leute wie wir den Kabalen, den Umtrieben der Charlatans und den Ränken der Regierung widerstehen?"

Unter den Wahlherren, die theils für den sogenannten liberalen, theils für den ministeriellen Kandidaten gestimmt, waren Viele, die während der Revolution häufig die Partheyen geändert hatten; sie kannten sich, neckten sich gegenseitig unter einander, und nannten sich Windfahnen; alle aber vereinigten sich, über George zu spotten, und hießen ihn, eben weil er keine Windfahne war, einen Einfaltspinsel. In dem Journal des Departements ward er aber als ein Intriguant bezeichnet.

Sobald sich Hr. Dauvert seines Sieges gewiß sah, eilte er, in der Hoffnung, dort den Wahlen noch eine günstige Wendung zu geben, in die Arrondissements der Seine und Marne. Die Leute aus Paris, welche zu den Wahlen gekommen waren, kehrten in die Hauptstadt zurück; Hr. und Madame St. Firmin machten sich Nachts, ohne von ihren Freunden Abschied zu nehmen, in aller Stille auf den Weg. — die Ehre des Triumphes gehörte Hrn. Dubrocard, der am hellen Tage unter glänzender Begleitung abreiste. Er gab dem redlichen Lamorniere einen Platz in seinem Wagen; George war schon früher abgereist, ungeduldig, Victorine wieder zu sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 12. Mai.

In Drury-Lane hat man vor zwey Abenden das längst angekündigte Schauspiel, Wilhelm Tell, gegeben. Es ist von Hrn. Knowles, und ist mit ziemlichem Beyfall aufgenommen worden, ein Umstand, wozu ohne Zweifel der Gegenstand des Stückes, die herrlichen Decorationen und das kraftvolle Spiel des Hrn. Macready als Tell, zum wenigsten eben so viel beyträgt, als der Werth des Stückes selbst. Dieses ist sehr verschieden von Schiller's Meisterwerk, denn des deutschen Dichters Tell ist kein Unzufriedener, kein Meuterer, er ist ein Mann von unbegrenzter Kraft und dem unerschrockensten Muthe, aber er sucht keine Gefahr, er will den Tyrannen nicht reizen, er weicht ihm zwar nicht aus, aber er wirft sich ihm auch nicht in den Weg; von der Macht des Schicksals und von dem unwiderstehlichen Druck des Tyrannen hingerissen, wird er zum Mörder zur Selbstvertheidigung. Hier aber ist Tell der erste der Verschworenen, durch das schreckliche Schicksal Melchthals, der vom Tyrannen geblendet vor ihm tritt, zur Wuth gereizt. Er sendet seinem Freunde Erni, Melchthals Sohn, durch seinen eigenen Knaben Albert, einen Dolch, als ein Zeichen des beschlossenen Aufruhrs. Der Knabe fällt Geßlern in die Hände, und da er in ihm Tells Sohn vermuthet, so läßt er ihn und den Vater, nach der Scene mit dem Hute, vor sich bringen. Hier thun Beyde, als ob sie sich nicht kennten, aber als der Wütherich einem jeden den Tod drohet, weichet alle Verstellung, und nun muß Tell dem Knaben den Apfel vom Kopfe schießen, und das Stück geht seinen Gang wie Schiller's, nur daß die Einnahme der Burg nach Geßler's Tode, mittelst der Liebschaft des Jünglings, der sich von der Geliebten hinaufziehen läßt, eine Hauptscene bildet. Uebrigens hat Hr. Knowles dieser Liebschaft eine große Ausdehnung gegeben, und durch den Humor der Nebenpersonen dem ernsten Gang seines Drama's zu vermannigfaltigen gesucht, obgleich, wie mir scheint, nicht mit Glücke. Denn diese Possen stören den Haupteindruck, und Hr. Knowles ist auch ein schlechter Humorist. Auch möchte ich ihm noch vorwerfen, daß er seinen Tell zu viel schwatzen und deklamiren läßt, und zwar nach dem neuesten Styl; Schiller's Tell ist der Tell der Geschichte, Knowles Tell ist ein Theaterheld. Doch hat das Stück hier und da schöne Scenen, und enthält gar manchen kräftigen Gedanken: es läßt sich aber dabey nicht verkennen, daß Hr. Knowles Schiller gelesen hat.

Die Bill zur Ausdehnung der Rechte der Katholiken ist im Unterhause angenommen worden. Am folgenden Tage begaben sich die Hrn. Newport und Brougham von mehr als hundert Mitgliedern begleitet, vor die Schranken des Oberhauses, um sie denselben zu überreichen, und dessen Beystimmung dazu zu verlangen. Es waren ungemein viele Pärs zugegen, und der Raum vor den Schranken und bey dem Throne (welcher letztere gewöhnlich von Mitgliedern aus dem Unterhause, welche die Neugierde hierher führt, besetzt ist) mit Zuschauern angefüllt. Lord Liverpool hatte Stern und Ordensband an, und der Kanzler, dem die Bill nichts weniger als willkommen ist, verrenkte sich sehr tief gegen die ungewöhnlich zahlreiche Abordnung, obgleich Brougham, mit dem er nicht im besten Vernehmen steht, ihn mit seinem scharfen Blick etwas zu verwirren schien. Die Bill ward zum ersten Mal gelesen, und das zweyte Verlesen auf künftigen Dienstag anberaumt, für welchen Tag alle die Lords persönlich geladen sind, und man eine sehr zahlreiche Versammlung derselben erwartet. Auch zweifelt man nicht mehr, daß die Bill an diesem Tage von einer sehr bedeutenden Mehrheit (der Marquis von Hertford soll auf eine Mehrheit von 47 gewettet haben) verworfen werden wird; indem der Wille des Landes und besonders des Unterhauses sich noch nicht so entschieden über die Sache zu erkennen gegeben, als daß der Adel seinen alten Vorurtheilen oder Vortheilen entsagen sollte. Man versichert, einige der einflußreichsten Lords hätten vom Könige die Auflösung des Parlaments verlangt, um sich das Gehässige der Verwerfung dieser Bill vom Halse zu schaffen, daß aber auch die Krone es nicht habe auf sich nehmen wollen, und deßwegen das Gesuch abgeschlagen wurde.

Vor ein Paar Tagen wurde ein junger Mann, Namens Turpin, nebst einem Anderen eines leichten Verbrechens wegen vor die Polizey gebracht. Hier beschuldigte man ihn auch eines nächtlichen Einbruches und suchte seinen Gefährten zu bereden, Zeugniß gegen ihn zu geben. Dieser zauderte einige Zeit, während welcher das Wesen des Beschuldigten in einem furchtbaren Zustand war, und seine Frau, welche fast ohnmächtig in seinen Armen lag, vor Jammer bald zu vergehen schien. Endlich erklärte der Andere, er wolle nichts sagen, worauf die Freude der beyden Menschen beynahe bis zum Wahnsinn stieg. Aus allem diesem ergab es sich klar, daß er des Verbrechens schuldig war; aber das englische Gesetz verlangt durchaus Zeugen, oder das deutliche Geständniß des Verbrechens. Inzwischen wurde er des andern Vergehens wegen in das Polizeygefängniß gebracht, wo er mit einer eisernen Stange, die ihm seine Frau zugesteckt, beynahe die Mauer durchbrochen hätte, als er nach Newgate abgeholt wurde.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juni 1825.

Hoch entglimmen im Aether die zukunftstrahlenden Sonnen;
O wie sehnt sich das Herz, o wie schwebet der Geist!

Friederike Brun.

Die Sonne und der Mond.

Eine Paramythie.

Mit glühendem Antlitz trat Phöbus aus seinem Schlafgemach, denn des Zornes Feuer hatte seine Wangen geröthet, als er seine Schwester Luna noch am Himmel bemerkte, argwöhnend, sie wolle ihm des Tages Herrschaft streitig machen. Hast du vergessen, fuhr er sie an, daß es deine Pflicht ist, dich zurückzuziehen, sobald ich meinen Strahlenwagen besteige? Wo hast du so lange verweilt? wahrscheinlich den Dieben geleuchtet? Verzeihe, lieber Bruder, entgegnete sanft und bescheiden Luna; die Diebe scheuen mein verrätherisches Licht, und benutzen vielmehr meine Abwesenheit zur Ausführung ihrer bösen Entwürfe. — So hast du wohl, fuhr Phöbus fort, den Zauberern Hülfe geleistet bey ihrer frevelhaften Kunst? Keineswegs, erwiederte Luna; zwar erspähte sie mein alldurchdringendes Auge an der Höhle jenes Berges, aber ich verhüllte mein Antlitz mit dem Wolkenschleyer, und vereitelte dadurch ihr thörichtes Treiben mit den Geistern der Unterwelt.

Phöbus. Dann hast du wohl um die Gunst der Dichter gebuhlt?

Luna. Das hielt ich nicht der Mühe werth, denn die Nachtluft verstimmt gewöhnlich ihre Lyra, und sie entweihen mein Lob durch ihre gellenden Mißtöne, die ich nicht zu ertragen vermag.

Phöbus. Gestehe nur, du hast durch manches Fenster dich hinter den Bettvorhang geschlichen, wo —

Luna. Wo man deiner Erscheinung mit Sehnsucht harrte. Ich habe die Kranken besucht, denen Morpheus parteyisch seine Wohlthat entzogen hatte. Mit meinem Silberlicht erhellte ich ihr düsteres Zimmer, um ihnen die lange schlaflose Nacht auf ihrem Schmerzenlager zu verkürzen. Sie baten mich, du möchtest ihnen deinen Sohn Aeskulap senden, daß er sie dem Leben und den Ihrigen wiedergebe.

Phöbus. Ich weiß aber, daß du Verliebte und empfindsame Seelen begleitet hast auf ihren einsamen Spaziergängen.

Luna. Ich warf meine bleichen Strahlen auf die Ruhestätte der Entschlafenen, und so eben habe ich die Verwaiseten, die an den stillen Erdhügeln Thränen der Sehnsucht und der Dankbarkeit opferten, mit der Hoffnung des Wiedersehens beruhigt, in ihre verödete Wohnung zurückgeführt. Erheitere und belebe du sie nun mit deinem Morgenroth. Beauftrage zugleich unsern Bruder Merkur, daß er den Sterbenden, die ich mit meinem milden Lichte in ihrer letzten Erdennacht getröstet habe, die Bande, die sie noch an's Leben fesseln, sanft löse, und die befreyten Seelen sodann in's Schattenreich geleite. — So schloß die holde Luna ihre Vertheidigung und verließ das Himmelsgewölbe, um auf der andern Hälfte der Erdkugel ihren schönen Beruf zu üben, und die Werke der Liebe fortzusetzen. Beschämt schwieg der schuldsuchende Bruder, und Reue entfärbte sein Antlitz.

G. S. von Bilterling.

Digitized by Google

Die klimatischen Einwirkungen.

(Beschluß.)

5. Der Selbstmord.

Montesquieu hat ganz richtig bemerkt, daß die Bewohner des Nordens sich ohne Ursache das Leben rauben, während die des Südens recht gut wissen, warum sie es thun. Dieß beweist, daß der Selbstmord bey den nördlichen Völkern eine Krankheit ist, während im Süden er als Ausdruck einer heftigen Leidenschaft erscheint, die vielmehr dem Gegner zu Leid gehen, als den Dolch gegen sich selbst richten wollte.

In Kopenhagen hörte ich, es haben in einem Jahre hundert-und-zwanzig Selbstmorde sich im Königreich ereignet. Während ich dort lebte, geschah der Selbstmord meist immer durch Sturz vom Fenster herab. So ansteckend ist das Beyspiel in dieser Krankheit! Auf meinen italienischen Reisen ist mir kein einziger Selbstmord auf zuverlässige Weise bekannt geworden, obgleich ich am Daseyn derselben gar nicht zweifle. Die Fülle des Lebens und die rege Empfindung erhalten im Süden den ganzen Organismus in einer andauernden Spannung. Man ist dort allzeit für jeglichen Sinnengenuß empfänglich, ungefähr wie der Vogel es ist, den jedes Geräusch und jede leise Regung um ihn her aufweckt und munter macht.

Ich werde niemals, was mir mit einem Engländer begegnet ist, vergessen. Er war jung, liebenswürdig, reich und von vornehmer Herkunft; er hatte mich zu einer Mahlzeit geladen, und bat, als die übrigen Gäste Abschied nahmen, ich möchte noch einen Augenblick bey ihm verweilen. Sein Geheimniß, das er mir offenbaren wollte, war ein quälender Lebensüberdruß, der ihn beständig auf Gedanken des Selbstmordes hinführte. Ich war damals noch sehr jung, und der Gegensatz solcher Glücksverhältnisse zu solcher Lebenspein rührte und erschütterte mich dermaßen, daß ich dem Himmel dankte und meinen Vater segnete, die mir Neigung zu Studien und Lust zum Leben, das will sagen zur Arbeit, eingeflößt hatten.

Die Gewohnheit des von äußern Empfindungen unabhängigen, in sich selbst Zurückgehenden ist ein vortreffliches Ding für das Nachdenken; aber ein sehr gefährliches, wo kein lebhafter Geist jener Gewöhnung zur Seite steht. Ich habe mittelmäßige Köpfe gekannt, die das Studium deutscher Metaphysik beynahe blödsinnig gemacht hat. Durch die Gewohnheit, sich von äußern Empfindungen loszureißen, werden die Organe derselben gleichsam gelähmt, die angenehmen Empfindungen erlöschen gewissermaßen, während Schmerz und Krankheit, die vom Leben unzertrennlich sind, selten Zuwachs erhalten. Die Abwesenheit aller Bedürfnisse, denen beym Reichen allzeit vorgebeugt wird, löscht die angenehmen Gefühle mehr und mehr aus, und räumt dem Schmerz desto weiteren Raum ein. Die Langeweile, die, wo sie vorübergehend erscheint, nur ein kleines Uebel ist, wird zur unerträglichen Last, wo sie andauert. Man wandert eine Viertelmeile ohne Beschwerde durch die Wüste; der Wanderer durch Arabiens Sandwüsten aber, der keinen Ausgang findet, ist das Bild des, dem quälenden Lebensüberdruß dingegebenen Menschen. Dieß alles widerfährt dem Südländer nicht und kömmt hingegen hierwärts der Alpen häufig vor, besonders im Norden, wo die langen Winter den Geist gewöhnen, von äußern Empfindungen ab und in sich selbst zurückzugehen; für Schwächlinge und eigner Kraft ermangelnde Seelen aber ist das in sich selbst Zurückgehen der Verweisung in die dürre Wüste gleich.

6. Die Rachgier.

Der vorherrschendste Zug im Charakter der Südländer, und der bey den untern Volksklassen am häufigsten angetroffen wird, ist die Rachsucht. Diese unselige Leidenschaft wird im Norden nicht wahrgenommen, und es bildet dieser Charakterzug eine der großen klimatischen Scheidungslinien.

Ich bemerke zunächst, daß die Rachgier eine Leidenschaft ist, die bey allen durch die Phantasie beherrschten Völkern angetroffen wird. Jede in ihrem Schwung gehemmte Leidenschaft hat eine mit ihrer Stärke verhältnißmäßige Rückwirkung zur Folge.

Die Gewohnheit, stets nur in Außendingen zu leben, und nie in sich selbst zurückzugehen, verleiht allen Gefühlen, und somit auch den durch sie angeregten Leidenschaften eine ausnehmende Stärke. In Ländern, wo die Rechtspflege langsam, kostbar, für den Dürftigen unzugänglich, für Jedermann mangelhaft ist, müßte der sich selbst überlassene Mensch sich in den Zustand des Naturrechts und der Selbstvertheidigung zurückversetzt glauben. Zuletzt würde man unter solchen Verhältnissen zur völligen Straflosigkeit des Mordes gelangen. Dieß war, vor der Revolution, auch ungefähr der Fall im päpstlichen Staate und im Königreich Neapel, wo unter dem gemeinen Volk mancherley Streit sich mit Mord endigte, ohne daß die Gerichtsbehörden davon viele Kenntniß nahmen.

Die Rachlust ist dem durch Phantasie beherrschten Menschen dermaßen eigen, daß sie bey allen wilden Völkern angetroffen wird, mit dem Unterschiede aber, daß, wenn wilde Völker gesittigt werden, die des Nordens gar viel schneller sich der Herrschaft der Vernunft unterziehen, als diejenigen des Südens, die zuweilen auch später nur unvollkommen diese Herrschaft anerkennen. Im alten Rom waren Morde, wie die neuen Römer sie verüben, unbekannt; ich glaube auch nicht, daß in Griechenland oder in Karthago solche vorfielen, weil die Gesittung, welche ein entwickeltes Nachdenken heischt, die dem Bestand der Gesellschaft widerstrebenden Leidenschaften den Gesetzen unterworfen hat.

Digitized by Google

Der klimatische Einfluß ist nur darum stark, weil er andauernd wirkt; deßhalb mag er dann aber auch durch wohl berechnete, gegen ihn anstrebende Institutionen der Gesellschaft überwunden werden.

Die Herrschaft, welche selbst der aufgereizte Mensch im Norden über sich selbst übt, ist so groß, daß bey Duellen in Norwegen die Länge der Messerklingen, womit der Kampf zu bestehen war, nach Zollen bestimmt wurde. Jeder Kämpfer hielt alsdann seine Waffe so, daß eine tiefere Wunde, als das erlaubte Maß sie beybrachte, unmöglich wurde. In Kopenhagen ward mir versichert, daß kein Beyspiel bekannt sey, wo in der Hitze des Gefechtes die vorgeschriebene Regel wäre verletzt worden, wogegen die italienischen Mörder allzeit unversehens ihre Schlachtopfer zu überfallen suchen. — Das andauernde, ich möchte sagen immerwährende, Rachegefühl ist ein dem Südländer eigenthümlicher Charakterzug. Man übersieht in unsern Ideologien, daß das Gedächtniß, welches nur in Wiederholung früherer Eindrücke besteht, den Charakter des von ihm repräsentirten Vermögens an sich tragen muß. Das Gedächtniß der Phantasie ist darum leidenschaftlich, dasjenige der Intelligenz ist überlegt und ruhig. Die Erinnerung dessen, was man nur gefühlt hat, ist erregend; während das Gedächtniß des überlegten Nachdenkens beruhigend wirkt. Daher kömmt es, daß der mehr überlegende als fühlende Nordländer bey der Erinnerung an den Gegenstand seines Zornes über seine Gefühle nachdenkt und allmählig besänftigt wird. Der Gefühlseindruck wird schwächer im Verhältniß, wie das Nachdenken sich seiner bemächtigt. Beym Südländer dingegen wird das Gefühl durch jede Erinnerung, statt sich zu besänftigen, höher entflammt, so daß die Zeit, welche den nachdenkenden Menschen besänftigt, den leidenschaftlichen hinwieder aufreizt. Man lese in Benvenuto Cellini's Denkschriften die Erzählung der fast entzückenden Gefühle, von denen er ergriffen ward, als der lang ersehnte Augenblick die gewünschte Rache zu vollziehen erschienen war. Ich kenne nichts Aehnliches in der Geschichte, das, wie die Erzählung dieses Mordes, die Tiefen und Abgründe der Rachelust an's Tageslicht zieht.

Die mangelhaften Strafgesetze der südlichen Länder sind gleichfalls ein Grund der andauernden Rachgier. In Italien scheint Alles den Mörder zu begünstigen. Die Religion und in Latium die öden Landschaften, die ihm ihre Freystätten anbieten. Der fast nationell zu nennende Rachegeist wird auch ein Hinderniß für die Erziehung guter Strafgesetze, und nur allzuoft ist es der Fall, daß diejenigen Gesetze, welche die dringendsten wären, am spätesten zu Stande kommen mögen.

An die Könige.

Könige! wollt Ihr, daß wir Euch Väter des Vaterlands nennen?
O dieß könnt Ihr so leicht: — Seht uns als Kinder nur an!

Für die Unsterblichkeit.

Daß unsterblich ich bin, beweis't mir die Sterblichkeit Aller;
Denn dein Ebenbild, Gott! kann nicht im Staube vergeh'n!

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, April.

Fast in allen Kirchen der Stadt sind während der ersten zwey Trauermonden für den verstorbenen König die Exequien gehalten worden. Eine suchte es der andern darin zuvorzuthun, allein dasjenige der Kirche Trinità maggiore hat sich ziemlich vor allen andern ausgezeichnet, da die Stadt es halten ließ, die große Kirche Gelegenheit dazu gab, und man nichts gespart hatte, es prachtvoll und eines Königs würdig zu machen. Man führte dabey das Requiem von Mozart auf, und es wird behauptet, daß das Ganze 12,000 Ducati gekostet habe. Es soll eine genaue Beschreibung davon herauskommen, und ich behalte mir vor, dann darauf zurückzukommen, weil besonders die lateinischen Verse sehr gut gewesen seyn sollen.

Es war bestimmt, daß der neue König nach Beendigung dieser zwey Trauermonden am fünften März seinen feyerlichen Einzug halten sollte, und die ganze Stadt war voll Erwartung, diese Festlichkeit zu sehen. Allein wenn man gerecht seyn will, läßt sich nicht mehr darüber sagen, als man über das alljährliche Fest von Piedigrotta am achten September sagen würde; so gleich sah sich Alles, und wenn der Zug nicht vom Pallaste in die Hauptkirche, sondern nach jener Nebenen am Fuße des Positypo gegangen wäre, so würde man gar keinen Unterschied bemerkt haben. Die nämlichen Gallawagen, Staatskleider, Hofmohren und Damen, dieselben Spalier machenden Truppen auf dem ganzen Wege, und fast an allen Fenstern und Balkonen bunte Teppiche, so wie hin und wieder mit grünen Zweigen bewaffnete zerlumpte Lazzaroni-Buben, welche Viva il Re schrieen. Ein anhaltender Regen-Schauer begleitete aber leider den Zug zurück, und verdarb den Anblick der, beym Pallaste vorbeydefilirenden Truppen.

Drey Abende nach der Reihe war auch die Stadt erleuchtet; am 6ten großer Handkuß und Illumination des Theaters St. Carlo, wo der König zuerst mit der ganzen Familie erschien, und in der sonst immer leer stehenden großen Loge dem Schauspiele zusah, welches mit einer höchst unbedeutenden Cantate anfing, die wie jedes Gelegenheitsgedicht der Art zu der Feyerlichkeit passen mußte. Die letzte Scene mißfiel mit Recht allgemein, denn auf einen Zauberschlag öffnete sich der hintere Theil der Scene, und zeigte den König mit seiner Gemahlin auf dem Throne, von seiner ganzen Familie umgeben, in Lebensgröße, von Pompus, schlecht gemalt, und so unter aller Kritik schlecht gezeichnet, daß man sich wundern mußte, in Italien, der Heimath der Künste, einen so schlechten Künstler, bey einer Veranlassung, wie diese, gewählt zu sehen, um die erhabenen Personen darzustellen. Zwey eben so schlechte Genien, so platt, wie die Geschicklichkeit des Künstlers, mit einem

großen Lorbeerkranze, wurden langsam von oben herabgelassen, und wie sie sich über den Häuptern der auf und um den Thron befindlichen Personen befanden, ward das Theater durch zahlreiche bengalische Feuer erleuchtet, welches zwar gut ließ, aber einen solchen dicken Dampf über das ganze Haus verbreitete, daß alles im stärksten Nebel blieb. Der Hof wurde mit dreymaligem lautem Zuruf empfangen, welcher allgemein und anständig war, und anzudeuten schien, daß man ihn gewiß gerne seinen jetzigen Platz einnehmen sah.

Der Anblick des hiesigen Theaters St. Carlo ist an solchen Abenden gewiß einzig, und, man kann wohl kühn behaupten, mit keinem andern der Art zu vergleichen. Die Schönheit und reichen vergoldeten Verzierungen desselben sind bekannt; aber bey diesen Gelegenheiten zeigt es sich in seiner ganzen freundlichen Pracht, durch die große Anzahl von Wachskerzen, welche nahe an 1200 seyn mögen, den ungeheuern Andrang der Menschen und die Ueberfüllung der Logen mit den schönsten Damen in größter Gala, von Diamanten glänzend. Wahrlich, der Augenblick, wenn der Hof eintritt und, so lange er keinen Platz genommen, oder wenn er in den Zwischenakten aufsteht, alle Logen mit sich vordrängenden, stehenden Zuschauern erfüllt, und die reiche Toilette der Damen, von denen keine hinter der andern zurückbleiben will, wozu noch diesesmal die allgemeine Bewegung durch das Beyfallklatschen der Hände der Schönen kam, ist nicht von der Art, daß eine kurze Beschreibung den entferntesten richtigen Begriff davon gäbe.

Das schon vorher gegebene neue Drama Zadig und Astarte gefiel sehr, und ward, besonders der erste Akt, rauschend beklatscht. Die Musik ist von einem hiesigen Komponisten Baccai, einem jungen Mann, welcher einzusehen scheint, daß gefälliger Gesang immer die Hauptsache bey einer Oper seyn müsse. Und wären die Sänger allgemein nur besser gewesen, würde diese Oper den Vorzug vor allen andern uns seit langer Zeit neu aufgetischten erhalten haben.

Das Theaterjahr des enalischen Unternehmers Glossop schloß sich in der heiligen Woche, und für den Ostertag (in den andern frömmern Städten Italiens werden die Theater immer erst am Ostermontage und am zweyten Weihnachtsfeyertage wieder eröffnet) hatte der vorige bekannte Barbaja, der die Direktion wieder übernommen, die Semiramis von Rossini, worin die Feder und Lablache auftreten sollten, zu sehr erhöhten Preisen, das Parterre-Billet für diesen Abend zu zwey Gulden Konventions-Geld oder einen hiesigen Piaster angekündigt, als unerwartet am Sonntag Morgen bekannt gemacht wurde, die Oper könne wegen Unpäßlichkeit der Fodor nicht gegeben werden. Erst nach mehreren Tagen bekümmerte diese eigensinnige Dame im Stande zu seyn, auftreten zu können, ließ aber zuvor allgemein bekannt machen, daß sie sich noch schwach fühle, und schmeichelte ihre Schuldigkeit, wie sie wünsche, werde thun können. Man will jedoch behaupten, es sey ihr Plan gewesen, nicht vor der Abreise des Königs nach Mailand zu singen, ohne, in Wien verwöhnt, gewiß zu seyn, daß sie applaudirt werden würde, und — es sollen, der Sage nach, förmliche Konventionen deßwegen abgeschlossen worden seyn. Sie erreichte ihren Zweck und ward mit Händeklatschen beglückt, welches hier bekanntlich durchaus nicht stattfinden darf, wenn der Hof im Theater ist, es sey denn, daß von da herab die erste Bewegung des Beyfalls entstehe. Daß die Semiramis, von ihr und Lablache dargestellt, auch ohne diese Konventionen gefallen würde, war nicht zu bezweifeln, da die Oper und diese Sänger bekannt sind; daß aber geschickte und schon berühmte Künstler ihren Ruhm auf eine solche Art noch Anerkennung zu verschaffen suchen, ist ein wichtiger Beytrag zur Würdigung der Denkweise der italienischen Sänger. Zur Abwechslung ward zuweilen Tancredo und Dorinda und Pizzarro und Zoraide gegeben, wenn die Tosi und David sangen. Und so ist auch einstweilen das alte Ballet amor filiale wieder auf die Bühne gebracht, bis man ein neues einstudirt haben wird, wozu mehrere Tänzer und Tänzerinnen von Wien theils gekommen sind, theils noch erwartet werden.

Statt am Ostertage wurde am folgenden Ostermontage in Fondo die Camilla von Per oder Bär gegeben, aber die herrliche Musik dieser fast einzigen Oper, deren Ganzes einen bey den italienischen Opern so seltenen Zusammenhang, interessanten Fortgang, und gute Auflösung hat, ward von den schlechten Sängern so gegen alle Erwartung verdorben, daß gewiß nur die Gegenwart des Hofes ein allgemeines Ausspeifen verhinderte. Die einzige Tosi, welche wieder auf ein Jahr mit 600 Piaster per Monat engagirt ist, gab ihre Rolle als Camilla gut; aber der unerträgliche Casaccia, mit seinen sich immer wiederholenden Alltagspäßen, verdarb den Cola eben so sehr, wie die Eberisten die so überaus schönen Chöre. Man würde es kaum glauben können, in Neapel im königlichen Theater gewesen zu seyn. Casaccia war jedoch klug genug gewesen, die schöne Arie des zweyten Aktes, wo er furchtsam zwischen den Füßen seines Herrn sitzend entschläft, und im Traum durch den, seine Einbildungskraft beschäftigenden, Chor des ersten Akts mit der Warnung, weder bey Tag noch bey Nacht durch den Schwarzwald zu gehen, gestört wird, im Gefühl seiner Unzulänglichkeit ganz wegzulassen. Die Uebrigen vom Teatro nuovo engagirten Sänger sind, den einzigen Tenoristen Moncili ausgenommen, wenigstens nicht so, daß sie auf diesem zweyten königlichen Theater der Hauptstadt auftreten dürften. Und da die Gesellschaft nun aufgelöst ist, so wird im nuovo das Publikum durch — eine Hunde- und Affenkomödie entschädigt, welche höchstens in einer hölzernen Bouthe auf einem Jahrmarkte erträglich wäre.

Die neue Gesellschaft in der Fiorentini ist unter der Direktion von vier der vorigen Mitglieder besser ausgefallen, wie man allgemein erwartet hatte. De Marini und Vestri fehlen zwar sehr, allein diese können durch Niemand ersetzt werden, denn sie sind durchaus einzig. Unter den Neuen sind mehrere sehr gute Schauspieler, und mit einem Worte keiner, der, wie man zu sagen pflegt, seine Rolle verdirbt, und wenn unsere Censur nur nicht so strenge wäre, dürften wir wohl auf eine Anzahl guter Darstellungen rechnen können, aber so ist nicht einmal Lessings Emilie Galotti, die ein für allemal vom Repertoire gestrichen ist, hier zu geben erlaubt. Vor einigen Tagen ward Kotzebue's Oktavia aufgeführt, welche indessen gar nicht gefallen, da sonst doch fast alle seine Stücke noch immer Glück machen, und man auch wohl bey der Anzeige einer neuen Uebersetzung die Worte: „des unsterblichen Kotzebue" deli immortal Kotzebue auf den Anschlagszetteln findet.

Nach einem anhaltend, für hier bitter kalten Winter, der Monate lang die Gebirge, selbst den Vesuv mit Schnee bedeckt hielt, der sonst, wenn er einmal fällt, kaum bis zum zweyten oder höchstens den dritten Tag liegen bleibt, will sich noch immer keine recht milde Witterung einstellen, und das Frühjahr werden wir diesesmal entbehren müssen, denn obgleich die Sonne ihre wärmende Kraft äußert, bleibt doch die Atmosphäre unaufhörlich kalt und schneidend. Alles Grün ist fast um einen ganzen Monat zurück, und wer dieses Jahr vom Norden kam, um sich der sonst gewöhnlichen Lüfte Hesperiens in Neapel zu erfreuen, muß sich gewaltig betrogen finden. Am neunzehnten dieses ist der Vesuv wieder mit Schnee bedeckt gewesen, und die davon kaum erst befreyten Apenninen sind es noch.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete. Stände.

Donnerstag, 16. Juni 1825.

Groß ist die Erd', erhaben das unermeßliche Weltall,
Wo mit Klangmelodie Sonn' um Sonne sich dreht;
Aber erhabener noch Gefühl und Gedanke; unendlich
Strebt dein Herz und dein Geist über das Weltall hinaus.
Lindenhan.

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

Qui nil scit ei bona.
Terent.

Am Fählersee.

Wie ein wogendes Meer zog der dichte Nebel am Fuß des Gebirges hin. Ueber ihm grünten die Alpen des hohen Toggenburgs auf. Im hellen Sonnenschimmer erglänzten die Häupter der Kuhfirsten, des Leitskamm und Speer, über welche wir am Tage zuvor gewandert waren.

Ueber weißbereifte Matten hinansteigend, ließen wir unter unsern Fersen das zerstreute Dorf Wildhaus, auf rauhem Boden, an den Quellen der Thur, 3330 Fuß überm Meere liegend. Die spitzen Thürme der Kirchen beyder Religionsmeynungen waren uns immer noch sichtbar, während lange schon die Hütte vom Rücken des Hügels verdeckt war, in welcher der Reformator der östlichen Schweiz, Huldreich Zwingli, am 1. Jenner 1484 geboren wurde.

Der Pfad führte uns einem ausgetrockneten Flußbette zu, über welches, bey dem ersten Schmelzen des Schnees, oder bey heftigen Regengüssen ein wildes Wasser dahinstürzt. Der Weg durchhin war nichts weniger als bequem. Wir hatten keinen Führer mitgenommen, denn der Gang war uns bekannt, und mit einiger Vorsicht kamen wir leicht über die zerklüfteten Abhänge hinweg, an denen die Spur früherer menschlicher Tritte vorüberging.

Es ist auffallend, daß ein so vielgebrauchter Pfad nicht besser geebnet und sorgfältiger unterhalten wird. Aber theils die Sorglosigkeit der Hirten, die ihn ohne die geringste Ahnung von Gefahr betreten, theils die Scheu, an einem so harten Kalkfels ihren Fleiß zu verschwenden, theils auch der plötzlich anschwellende Bach, welcher eine andere Richtung zu nehmen nöthigt, sind die Ursachen seiner Unsicherheit für den minder geübten Alpenwanderer, dem indeß ein tüchtiger Alpstock und ein sicherer Schritt zu empfehlen ist.

Es befanden sich zwey solcher Reisenden in unserer Gesellschaft, die durch ein Ungefähr sich ihr angeschlossen hatten, ohne dazu eingeladen zu seyn. Es waren, ich weiß nicht mehr was für Landsleute, aber sie sprachen deutsch, und waren darum doch nichts weniger als angenehme Gespannen. Noch immer sehe ich unsern weitgereisten F. wie ein ernster Signalion ihnen voranschreiten, und ihrer anmaßlichen Großsprecherey manchmal nur einen halben Rückblick des Erbarmens schenken.

Das Ansteigen wurde mühsamer, der Pfad wand sich im Zickzack um einige Felsecken, und an einer steilen mit lockern Trümmern überdeckten Halde hinauf. Wir setzten unsre scharfgespitzten Alpstöcke, mit beyden Händen haltend, ruhig und gemessen über uns an, und halfen uns mit ihnen, wie an einem beweglichen, aber sichern Geländer, aufwärts. Die beyden Andern konnten oder wollten uns nicht nachahmen; ihre Stützen, die sie beständig hinter

Digitized by Google

sich sezten, wurden ihnen mit jedem Schritte hinderlicher, sie waren in immerwährender Gefahr, auf dem glatten Boden zu fallrn und in die Tiefe hinabzustürzen, aus welcher sir athemlos, mit Schweiß überdeckt, emporzuklimmen sich demüdten.

Da stimmten mrinr Freunde aus voller Brust, mit starken, ringsum widerhallruden Stimmen das herzliche Lied vom Heimweh an. Auch ich mischte meine Laute den ihrigen bey, indem ich mit Freude und Rührung der schönen Worte Cowirp's mich erinnerte: Happy the man, whom bountaous Gods allow, with his own hants paternal grounds to plow oie. Die Alp Dassel, nach Gambs gehörig, war errticht. Wir schritten rascher durch und über dir virlen Steinbrocken dahin, welche einrn nassrn Moorgrund bedeckten, auf dem nur ein dürftiger Graswuchs sortkommen zu können schirn. Auch war dir weidende Heerde keineswegs ansehnlich, und das schmair Thälchen, welches doch einr halbr Stunde lang zwischen strilrn halbzertrümmrrten Felsen sich hinzog, glich einer vollkommrnen Wüsteney.

Ein freundlicher Hirt stillte unsern Durst mit süßer Milch. Wir gruppirten uns fröhlich, dir Melkschemrl um dir Hüften grschnallt, um rin flackerndes Feuer, welches der kalten, feuchten Morgenluft wegen nicht überflüssig war. Nur dir beyden Fremdlinge blieben ausserhalb der nirdrigen Hütte, welche das Eigenthum der Freyheit und Offenheit war, und welche zu betreten eine uneigennützige Hospitalität uns eingeladen hattr. Wir fragten uns umsonst, warum sir des Hirten Gesuch verschmähten.

„Es brdarf des Hinausgeeisens in die weite Ferne da nicht, sagte uns der tiefdrnkende und feinfühlende F., wo dir Sittr grgenfrrtigee Achtung noch geltrnd geblieben ist, und der Barbar, ob er gleich von Hrrkuls Säulen dis zum Borysthenes, oder von Trinacrias Feuerschlündrn zum risigen Mälstrom, unsrr ruropäisches Eiland im Kreuzweg durchschnitten hättr, bleibt rin Barbar doch nach wie vor.“

Die Sennhütte von Dassel befand sich, nach unsern Barometer-Berrchnungrn, 4760 Fuß überm Mrrrr und 1430 Fuß über Wildhaus rehaben.

Mit neurm Mutde stirgen wir den schroffrn Fels hinauf, an dem ein vielgewundenrr, durch Abwehren aber gesicherter Wrg zur Kray- oder Grry- oder Krähalp, nach Wildhaus gehörig, führt. Der Anblick des Sennhörfchrns auf dieser Höhe vermag die lebhaftr Einbildungskraft schnell nach Sibrrirn oder Grönland zu versetzen, und wer, wie ich vor einigrr Zeit, im dichten Nebel dier rmporgeklimmt ist, der glaubt sich von aller Gemeinschaft mit einer mildern Zonr abgesondert, zu welchre er keinrn Blick mehr hinabwenden kann. Oede, große Wildniß ringsumhee. Dir hohen, mit Eis und Schnee belasteten Häupter des Altmänn und Sentis starrten auf uns herab. Trümmer bedeckten den Fuß der Kolosse.

Die Sennhütten der Krayalp sind 5240 Fuß über dem Meere und 480 Fuß über Dassrl rrhaben. Je höher wir kamen, desto wilder und schrecklicher wurde das Hochgebirg. Wir wandten uns durch Schlünde und zersplitterte Uebrrreste ringrstürzter Felshörnrr dahin. Unser Weg führte uns an tiefen Gruben vorüber, dir mit Schnee- und Eislagen angefüllt waren, und die, nach der Versicherung der Hirten, oft über hundert Fuß tief seyn sollen. Es ist wahrlich von großem Intrresse, diese Massrn zu überschauen, und bey ihrem Anblick die Rrvolutionen zu berechnen, welche dir alte Erde schon erlitten habrn mag. Und noch immer blüht sir in ihren Thälern und Hainen im stillen Feiden und in Frische fort, während aus ihrem Schooße die zerstörendr Kraft sich drängt, um ihre erhabensten Punkte und Auswüchse zu vernichten.

Srltsam ist der Wechsel des Rauhen im Uebergange, oder selbst in der Vrreinigung mit dem Lieblichrn. Am schroffen Kalkfels blühet im üppigen Glanze die duftende Alprose und das bescheidenr Vergiß-mein-nicht. Die Vermischung dirser Blumen, urben spärlichem isländischem Moos und andern Pflanzrngattungen des hohen Nordens, gewährt einen ganz eigenthümlichen und lieblichen Anblick.

Wir hatten den höchsten Punkt des Ueberganges zwischen Wildhaus und Appenzell, von beyden Orten ungefähr vier Stunden entfernt und 5680 Fuß über drm Mrere erreicht, und verweilten einige Zeit auf ihm, um des Anblicks zu genießen, drr vor unsern Augen sich rntwickelte. Es war keine weite, in blauer Ferne verschwindende Aussicht, denn zur Rechten und Linken thürmrrn noch höhere Felsen sich um uns rmpor, aber vor- und rückwärts gewendet, bot sich rinr sehr reizende Perspektive dar. Unter unsern Füßen spirgelte der schmaragdrne Fählersee, serner schimmertr der Säntisser, darüber auf ragte die strile Frtswand des hohen Kastens, seitwärts grünten die Höhen des Gädris und Sommrrdrrg, glänzte dir weite Fläche des Bodrnsees und dämmerten die Gebirge des Schwabenlandes, wie mit rinem leichtrn Nebel umhüllt. Hinter uns erhob sich drr zerklüftete Ochsenkamm, über dessen vereinzelte Höhen hinweg die Scheitel der Glarner Eisgebirge in den Wolken sich verloren.

Unser Hinadweg zur Fähleralp strllte noch mancherley Schwierigkeitrn auf. Wir hatten einige klrine Eisfelder zu überschreiten, die manchen wackern Pilger zum unwillkürlichen Nirdersitzen nöthigten. Glücklicherweise war dabey nicht die geringste Gefahr, und drr Ausgleitende lachte mit den Urbrigen, denen rs vielleicht bald darauf nicht bessee ging als ihm. — Von unzähligen Schründen und Vertiefungen durchbrochen, war der nackte Abhang des Felsen, den wir sodann betraten. Die Gewalt eines fressenden Gewässers und die Wirkung der Sonnenglut auf die höher

Digitized by Google

lagernden Eis- und Schneemassen haben diese Höhlen gegraben, welche oft in tiefe, innere Felsspalten sich verlieren. Mit der größten Behutsamkeit kletterten wir darüber hin. Endlich faßten wir auf begrüntem Boden wieder festeren Fuß und eilten schneller zur Tiefe hinab. Hier ruhen wir in der Hütte des Sennen, der nach Kräften unsern physischen Bedürfnissen zu entsprechen sich bemüht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Unbekannte.

(Eine wahre Begebenheit.)

Bey Frühlingswiederkehr suchen selbst die Schwalben nicht so regelmäßig ihre alten Nester wieder auf, aus denen sie der Winter verscheuchte, als ich den jardin des plantes (botanischen Garten); seit ich denken kann, versäumte ich noch kein Jahr, die Verjüngung der Natur zu beobachten; immer bin ich Augenzeuge, wenn die schwellenden Knospen ihre Hüllen sprengen und wenn die ersten Blüthen sich öffnen! —

Eines Tages hatte ich in einer der einsamsten Alleen des Gartens einen jungen Mann bemerkt, dessen angenehme Gesichtszüge mir weniger auffielen, als die trauernde Melancholie, welche sich offenbar in ihnen ausdrückte. Er vermied sorgfältig die Gegenden des Gartens, wo er Menschen erblickte; und wenn er Jemand in der Ferne auf sich zukommen sah, so wich er allemal regelmäßig aus und schlug einen andern Weg ein. Diese Menschenscheu kam mir sonderbar vor; Neugierde führte mich in seine Nähe und unwillkürliches Mitleid fesselte mich bald an ihn. Weil er auch in mir einen Freund der Einsamkeit zu erkennen glaubte, so stand er mir Rede. Gleiche Liebe zur Pflanzenkunde erleichterte unsre Bekanntschaft, und bald war ich mit Rénal (dieß war sein Name) vertraut genug, um ihn nach der Ursache seines Trübsinns zu fragen. Er antwortete mir aber auf meine Fragen nur durch Seufzer, meinen dringenden Bitten begegnete er mit Thränen! —

„Sind Sie arm? fragte ich ihn. Hat das Glück Sie gemißhandelt?" — „O nein, erwiederte er, ich habe beynahe 20,000 Livres jährliche Einkünfte." — War vielleicht Treulosigkeit der Lohn Ihrer Zärtlichkeit?" — „Nein!" — „Oder stehen Sie in unglücklichen Familien-Verhältnissen?" — „Schon längst bin ich eine Waise und habe keine Verwandten mehr." Erst nach einem ganzen Vierteljahre und fast täglich wiederholten dringenden Bitten gestand er mir, daß er die Tochter eines gemeinen Handwerksmannes liebe, und daß daher zum Theil seine Betrübniß rühre. — „Haben Sie um sie schon angehalten?" — „Ich kann nicht!" — „Sie können nicht? Wie, Sie mit 20,000 Livres Einkünften fürchten eine abschlägige Antwort von einem Handwerker, der kein Vermögen hat?" — „Er würde mich mit Abscheu von sich weisen." — „Was sagen Sie?" — „Ach, wenn Sie wüßten!" — Er konnte nicht fortfahren, heftiges Schluchzen unterbrach ihn. „Wenn ich wüßte! erwiederte ich, und darf ich es nicht wissen? Wird sich Ihr Herz nie der Freundschaft öffnen? Trauen Sie meinem Wohlwollen so wenig?" — „Wohlan denn, antwortete er, weil Sie es wollen, so sollen Sie mein unseliges Geheimniß erfahren, und vielleicht verliere ich dann auch Ihre Freundschaft!" — „Nie, das schwöre ich Ihnen!" — „Nun so besuchen Sie mich morgen früh, wir werden allein seyn, und Sie mögen dann urtheilen, ob ich reden oder schweigen mußte!

Am folgenden Morgen war ich frühzeitig bey ihm. Ich fand ihn in trübes Hinbrüten versunken, seine Stirn war bleich, seine Blicke düster, und alle seine Züge verriethen die heftigste Bewegung. — „Ach, Freund! begann er, was fordern Sie von mir?" — Nichts als Vertrauen, als Anerkenntniß meiner Theilnahme." — „O dieß Geheimniß! ich möchte es in den tiefsten Abgrund begraben!" — „Schütten Sie es aus in des Freundes Busen." — „Sie werden mich fliehen, sobald Sie es erfahren!" — „Was glauben Sie. Ich Sie fliehen? Je größer Ihr Unglück ist, desto größere Ansprüche haben Sie auf meine Theilnahme." — „Nun, ich versprach es, ich will Wort halten. Aber zittern Sie, Sie werden mich kennen lernen." —

Bey diesen Worten warf er seinen Rock ab, zerriß gewaltsam das Hemd und entblößte seine Schulter. — Großer Gott! wie ward mir, als ich ein großes Brandmahl, das Zeichen einer auf immer entehrenden Strafe erblickte! Unwillkürlich stieß ich einen Schrey des Entsetzens aus, und — ich gestehe meine Schwachheit — meine erste Bewegung war nach der Thür. — „Sagte ich es nicht, Sie würden mich fliehen! rief er. Bleiben Sie, ich kann nun nicht länger schweigen! Ein Verbrechen meiner Jugend — kaum wußte ich noch, daß es ein Verbrechen war — hat mir auf ewig den Weg zum Glück, den Weg der Tugend versperrt! — Grausame Gesetze! — Der Verachtung Preis gegeben, o wie oft war ich nicht in Versuchung, mich der Verachtung werth zu machen! — O fliehen Sie mich! Meiden Sie diese Stätte! Sie ist von meiner Schande befleckt! — Doch nein! Bleiben Sie! Nicht lange mehr wird meine Freundschaft Sie erröthen machen! — Ich hatte geschworen, nie mein Geheimniß zu verrathen. Ich verrieth es, und schon habe ich mich dafür gestraft. Nicht länger durfte ich leben. Leben Sie wohl. Gedenken Sie des unglücklichen Rénal!" — Bey diesen Worten fiel er zu Boden. Das Gift hatte gewirkt, der Unglückliche verschied in meinen Armen! —

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Der geistreiche General Foy sagte neulich in der französischen Deputirten-Kammer: man müsse das Glück von Frankreich nicht nach den neuen Stadtvierteln, welche fortwährend in der Hauptstadt entstehen, beurtheilen. Wenn man von dieser, gewiß sehr richtigen Bemerkung einen eben so wahren entgegengesetzten Schluß machen könnte; so müßten wir Preußen sehr glückliche Leute seyn, weil wohl in der neueren Zeit in keiner Hauptstadt verhältnißmäßig weniger gebaut worden ist, als in Berlin. Man sieht sich bey uns vergebens nach neue Stadtviertel, Straßen um, und man muß zufrieden seyn, wenn man hin und wieder ein neues Haus wahrnimmt. Die Regierung hat zwar einige sehr schöne Bauten aufführen lassen, aber das gute Beyspiel hat auf die Privaten nicht im Geringsten gewirkt, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie bey einer genauen Berechnung gefunden haben, daß sich ihr Kapital nicht so gut, als in Staatspapieren verzinset, die man überdieß in die Tasche stecken und täglich gegen baares Geld auf der Börse umsetzen kann: alles Vorzüge, die ein vierstöckiges Haus bekanntlich nicht besitzt. Die Zahl der eigentlichen Maurer ist nämlich hier so klein, daß man ihnen täglich ein Tagelohn von ein Thaler acht Groschen oder zwey Gulden Konventionsgeld geben muß. Dagegen ist die Zahl der uneigentlichen Maurer sehr groß, welche aber keine Häuser, wohl aber Luftschlösser bauen. Außerdem ist das Material nicht wohlfeil, und so ist es denn auch erklärlich, daß das Bauen in Berlin keine gute Unternehmung ist, wenn gleich die Miethen seit zehn Jahren auf das Doppelte gestiegen sind. Ein märkischer Edelmann scheint jedoch in dieser Hinsicht den Stein der Weisen gefunden zu haben. Vor dem Hamburger-Thore hat er nämlich in den letzten Jahren vier, man möchte beynahe sagen, finanzielle Gebäude aufgeführt, welche wohl verdienen, von jedem Fremden besichtigt zu werden. In diesen vier Häusern wohnen nicht weniger als dreyhundert Seelen. Jede Haushaltung hat nicht mehr, als eine mäßige Stube nebst Alkoven, von Küche ist überall nicht die Rede; sondern der Ofen muß ihre Stelle vertreten; und doch kostet eine solche Wohnung jährlich fünfzig Thaler. Wenn man diese Häuser mit den vielen kleinen Fenstern von außen besieht; so ist man beynahe versucht zu glauben, der Freyherr habe den Berlinern anschaulich machen wollen: wie die Klöster der Tempelherren im Mittelalter ausgesehen haben. Betritt man aber das Innere eines solchen Hauses, so bietet sich dem spähenden Auge nichts, als Armuth und Kinder dar, und die andern unangenehmern Wahrnehmungen sind von der Art, daß man nicht wohl begreift, wie nicht schon längst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sey. Das Sonderbarste von Allem ist aber der Umstand, daß diese Gebäude den Raupen ihre Entstehung verdanken, und zwar den wahren Raupen, nicht etwa solchen Raupen, welche manchmal den Menschen in den Kopf fahren, und sie zu den verkehrtesten Handlungen treiben. Man mag darüber den Kopf bedenklich schütteln, wie man will, die Sache verhält sich dennoch so, und man wird dem Berichterstatter — welcher sich weder zur romantischen, noch zur klassischen, sondern nur zur prosaischen Schule bekennt — vollen Glauben beymessen, wenn er die Veranlassung zum Bau, der Wahrheit gemäß, vorgetragen haben wird.

Unser Baron nämlich besitzt einige Meilen von Berlin eine Baronie, welche, wie die deutschen gewöhnlich zu seyn pflegen, so groß ist, daß sie ein Hase zwölfmal in einer Stunde, ohne zu ermüden, umspringen kann. Zu der gedachten Baronie gehörte ein schöner Wald, der den Stolz des Freyherrn ausmachte. Eines Tages kam aber der Förster athemlos mit der Kunde gelaufen, daß die Raupen sich in solcher Menge im Walde eingefunden hätten, daß derselbe — wenn keine kräftigen Gegenmittel getroffen würden — bald zerstört seyn dürfte. Diese Botschaft verbreitete einen allgemeinen Schrecken auf dem sandigen Rittersitze, und Jung und Alt wiederholte ängstlich die traurige Mähre: die Raupen sind im Walde. Guter Rath war theuer. Der Freyherr hatte glücklicherweise den Kopf auf dem rechten Fleck, er war mit einem Worte ein Spekulant, ohne je spekulative Philosophie studirt zu haben. Er gibt sogleich Befehl, um den ferneren Verwüstungen der Raupen Einhalt zu thun, den Wald niederzuhauen, kauft in Berlin Baupläne, und läßt sich von einem geschickten Baumeister nach eigenem Entwurfe Risse zu den oben gedachten Gebäuden entwerfen. Das Holz ließ er, um den Transport zu erleichtern, auf seinem Rittersitze zimmern, und in einer beyspiellos kurzen Zeit — damit nicht zu viel Miethen verloren gehen möchten — war die erste Armen-Kaserne fertig. Das erste Gebäude kostete dem Freyherrn — sein Stangenholz mit eingerechnet — kaum 20,000 Thaler, und der Ertrag wird nach einem mäßigen Ueberschlage auf 3000 Thaler jährlich berechnet. Rechnet man davon ein Drittel für Abgaben und Erhaltungskosten ab, so bringt dem Unternehmer das von ihm oder vielmehr von andern vorgeschossene Kapital zehn Prozent Zinsen.

Da von Raupen einmal die Rede ist; so kann ein Mann nicht unerwähnt bleiben, der zwar seit länger als zwanzig Jahren todt ist, in dem Gedächtnisse der Berliner aber noch immer fortlebt, und dem die gedachten Thierchen zu einer fiskalischen Untersuchung verholfen haben, wozu man bey uns sehr leicht kommen kann. Die königliche Regierung hatte nämlich alle Patrioten aufgefordert, Mittel zur Vertilgung der Raupen, welche sich besonders zahlreich in allen märkischen Wäldern eingefunden hatten, anzugeben. Unter den Kompetenten, welche nach der Ehre geizten, ihr Vaterland von einer solchen Landplage zu befreyen, befand sich auch unser Geist von Beeren — denn so hieß der wackere Mann — dessen schriftlich eingereichter Vorschlag kurz dahin ging: die Regierungsreferendarien in die Wälder zu schicken, um den Raupen alle gegen sie ergangene Edikte langsam und deutlich vorzulesen, wodurch diese schädlichen Thiere schon von selbst aus langer Weile sterben würden.

Mehrere dergleichen Schwänke, die er sich gegen die Behörde erlaubte, zogen ihm eine fiskalische Untersuchung nach der andern auf den Hals, wodurch er einen großen Theil seines nicht unbeträchtlichen Vermögens einbüßte. Die anderen Neckereyen, die er mit Beamten hatte, sind nicht von der Art, daß sie eine schriftliche Mittheilung erlauben.

Jeder Fremde aber, der Berlin besucht, brauche blos nach dem verstorbenen genialen Geist von Beeren sich zu erkundigen, und er wird Jemanden finden, der ihm, zu seinem großen Ergötzen, alle Anekdoten dieses sonderbaren Mannes erzählen wird. Er war überhaupt Eigenthümer des Rittergutes Großbeeren, wo die Preußen in dem letzten Freyheitskriege zuerst zeigten, daß ächte Vaterlands- und Fürstenliebe zuletzt doch immer über die vollendetste Kriegskunst zu siegen pflegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Juni 1825.

Der Stolz hat keinen andern Spiegel, sich selbst zu zeigen, als Stolz.

Shakspeare.

Scherz und Ernst.

Englischer Stolz.

Ja, die Engländer sind ganz gewiß ein ungeselliges Volk, und kaum hatte ich diese Wahrheit entdeckt, so fing ich auch schon an, den Ursachen hiervon nachzuspüren, und fand, daß alle in einem kleinen Winkel des Herzens zusammentrafen, welcher die Aufschrift Stolz führt; und nach weiterer Forschung fand ich, daß der Urquell, aus dem die bittern Wasser der englischen Zurückhaltung ihre versteinernde Kraft ergießen, der Stolz auf Reichthum ist. Nationalstolz, Stolz auf Geburt und Rang, auf Talent hatte ich auch in andern Ländern gefunden; diese Thorheit aller Thorheiten aber, welche in England alle übrigen verschlingt, scheint dem Boden anzugehören, so wie der Holzapfel und die Distel. Dieses Gefühl mag in gewisser Hinsicht aus der Nothwendigkeit des Reichthums entstanden seyn, in einem Lande, wo Niemand ein Haus machen oder auch nur Gesellschaften besuchen kann, die über dem Handwerker stehen, wenn er nicht ein Einkommen besitzt, womit er auf dem Festlande es dem halben Adel gleichthun könnte. Ohne diesen unfehlbaren Beweis der Vornehmheit muß er auf einmal zu dem gemeinen Stand hinabsteigen, welchen Horaz verabscheut. . . . Mögen König, Lords und Gemeinden ihre gegenseitigen Schranken behaupten; — aber jene eingebildeten Schattirungen des Unterschieds, wonach die mittleren Stände ihren geselligen Umgang einrichten, und welcher, wie sehr man's auch zu verbergen sucht, am Ende doch immer auf den verächtlichen Geldstolz zurückführt, möchten wir zu Schanden lachen. Talente, Tugend, Unterhaltungsgaben, gleichmäßige Neigung, alles verschwindet vor der Anziehungskraft eines gewissen Fußes, worauf man lebt; und wer darf sich wundern, daß Gesellschaften, die nach diesem Grundsatze gebildet sind, allzeit steif, dumm und geziert sind? In Gesellschaften dieser Art scheint es oft als Grundsatz angenommen zu seyn, daß das Reden die Geselligkeit zerstöre. . . . Es gibt kaum ein Dorf in England, das nicht in Besuchklassen abgetheilt wäre, welche beynahe so strenge getrennt sind, als die Hindu'schen Kasten. Der Grundherr, der in Ruhe versetzte Fabrikant oder Kaufmann, welcher das große Haus bewohnt, sieht sich nach allen Personen um, die innerhalb eines mäßigen Bezirks gleiche Wohnungen haben, und beschränkt die Ehre seiner Bekanntschaft auf diejenigen, deren Verdienst sich durch eine gewisse Menge von Backsteinen und Kalk bewährt, und er besucht das Haus, nicht dessen Bewohner. . . . Zunächst kömmt die Klasse derer, welche zwar nicht die Würde eines Parks oder Schlosses besitzen, doch so glücklich sind, sich durch die Haltung eines eigenen Wagens die Gicht und andere Krankheiten zugezogen zu haben. Sie erinnern sich des Spaniers, der, indem er durch seinen Garten ging und fiel, ausrief: „Dieß kommt daher, wenn man zu Fuße geht!" — und verachten daher alle solche irdischen Thiere. . . . Die dritte Klasse bilden jene kleinere Ehr- und Hochwürden, die, da sie doch irgend eine Scheidelinie ziehen müssen, öffentlich behaup-

ten, daß sie nur diejenigen Häuser besuchen wollen, wo man einen Bedienten, und keinen Laden hält. . . . Endlich kömmt der Pöbel — das gemeine Volk wie man's nennt — dessen geselliger Umgang zwar nicht so abgemessen ist, als er es bey den Vornehmern, darum aber wahrscheinlich durch seine Freyheit und Freymüthigkeit und die Abwesenheit von Neid und Nebenbuhlerey auch beglückender ist. . . . Diese lächerliche Anmaßung beschränkt sich indessen nicht blos auf's Land: sie herrscht in ihrer ganzen Fülle unter den mittleren Ständen in London, besonders in der Altstadt, welche man eigentlich als den Hauptsitz der Krankheit ansehen darf. . . . Vielleicht erinnern sich Einige noch einer erhabenen Versammlung von bürgerlichen Magnifizenzen, die sich die City-Assemblee nannten und ihre Zusammenkünfte in dem Gebäude der Schnürkrämerzunft in irgend einem Hintergäßchen, dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne, hielt. Es war das höchste Ziel des kaufmännischen Ehrgeizes, auch nur einmal im Jahr dort zugelassen zu werden; und nach dem alten Grundsatz, daß, um gesellig zu seyn, man sich anschließen müsse, war es eine Regel, alle Mäkler und Personen, die hinter einem Ladentisch zu stehen pflegen, auszuschließen. Dieser Verein ist mit allen seinen Hunderttausenden, seinen Diamanten, seinen Lord-Mayors und Aldermännern, seinem Schauwesen, seiner Gemeinheit und seinem Stolz eines Pseudo-Adels mit andern seines Gleichens verschwunden. Aber der Geist derselben lebt noch immer; und die Unterwürfigkeit, womit die würdigen Nachkömmlinge jener Menschen vor dem goldenen Kalbe niederfallen, würde den Anbetern des Baal Ehre gemacht haben. Als ich neulich mit einem dieser Herren durch die City ging, wurde ich zu meinem Erstaunen plötzlich in die Gasse gestoßen, um einem aufgeblasenen Männlein Platz zu machen, welches mein Gefährte mit tiefer Hochachtung begrüßte. „Das, sprach er, stolz, von dem großen Manne bemerkt worden zu seyn, ist der Aldeeman Calipaich; er ist wenigstens 10,000 Pfund jährlich werth *)." — „Das freut mich, erwiederte ich, denn ohne das würde er gar nichts werth seyn." Wer aber vermöchte die ängstliche Ehrfurcht zu beschreiben, womit er sich einem gewissen Hohenpriester Mammons, dem Crösus der Judenschaft, näherte, oder sein Kriechen und Schwänzeln, womit er seinen Blick zu haschen suchte. „Er ist eine Million werth," rief mein Cicerone, als ihm seine überwältigten Gefühle gestatteten, das mächtige Wort auszusprechen. „Sie sind noch reicher, versetzte ich, denn Sie sind zufrieden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In England sagt man, einer sey so viel werth, als er besitzt; he is worth 10000 a year.

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Fortsetzung.)

Weißbad.

Mit Erstaunen blickten wir zu den riesigen Felshäuptern empor, welche das Becken des Fählersees fast rings umschließen, und an denen ich vor einigen Jahren im dichtesten Nebel auf Gemsenart zu dem Orte unseres Nachtlagers herabgeklettert war. Ein unsicherer Führer war Schuld daran. Die südöstliche Gebirgskette, welche den Kanton Appenzell von dieser Seite umzieht, dehnt sich von Gambs und Wildhaus her über Gambserberg, Hundstein, Wideealp, Flügelfirst, Kanzel, Stauberen, Inner-Kamor, Hochkasten bis zum Falmer aus, der sich sanft an den hinabsinkenden Sommerberg und Gäbris anschließt. Die höchsten Punkte dieser Bergreihe, der Hundstein und Flügelfirst, steigen bis auf 6580 Fuß über dem Meere an.

Meine Gefährten waren zum Aufbruch bereit. Wir zogen laut und fröhlich, die schwätzende Tochter der Sprache und Luft an allen Felswänden weckend, am südwestlichen Ufer des 4420 Fuß über dem Meere erhabenen Fähler- oder Seelersee's entlang. So warm es an den Stellen war, auf welchen das Sonnenlicht brannte, so kalt war es hingegen im Schatten. In fünfzehn Minuten waren wir an der 4270 Fuß langen und 1710 Fuß breiten Wasserfläche vorübergewandert, und verweilten an ihrem unteren Ende, um den unter Steintrümmern verschwindenden Abfluß derselben näher zu untersuchen.

Man hat bisher behauptet, es sey eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem und dem tiefer liegenden Säntissee vorhanden. Aber dieser Glaube ist durchaus falsch. Auf mehrfachen Streifereyen habe ich wiederholt meine Aufmerksamkeit darauf verwendet, und mich jedesmal überzeugt, daß der Abfluß des Fählersees keineswegs in den Säntissee fällt, sondern, nach einem unbekannten Laufe durch unterirdische Felsspalten, oberhalb der Gemeinde Hohenfar, unfern den Trümmern des Schlosses Frischeeberg im Rheinthale, in mehreren starken Quellen wieder erscheint, welche plötzlich aus der Erde hervorbrechen, bald einen mäßigen Bach bilden, und sich endlich in den Rhein ergießen.

Meine Freunde verbanden ihre Ueberzeugung mit der meinigen, wie dieß jeder sorgfältige Beobachter thun wird. Der See, welcher oberhalb von flachen Ufern umgeben ist, und seinen Zufluß sichtbar durch einige geringe Bäche, die jedoch im Sommer ausgetrocknet sind, mehr aber noch durch verborgene Quellen erhält, ist unterhalb von Hügeln beschränkt, welche 100 bis 160 Fuß sich über seine Oberfläche erheben. Rechts und links ragen steile Felswände aus den ruhigen Fluthen auf, die nur Eine Fischart, Groppen genannt, enthalten.

Wir ließen den gewöhnlichen Weg über die feuchte Bol-

Digitized by Google

lenwiesalp rechts, und stiegen einen steilen Pfad in wilder Felsschlucht hinab, durch welche wahrscheinlich früher der bey weitem höhere und größere See seinen Abfluß fand, ehe er sich die unterirdischen Kanäle grub. Wir gingen langsam, aber glücklich durch den ungewissen Steig hin. Der bläuliche Kalkfels war von einer ungeheuern Kraft zerrissen, und wir staunten die sonderbaren Formen an, welche in diesen Werken der Zerstörung uns umgaben.

Endlich waren wir unten auf der Roßalp angelangt. Südwestlich im Hintergrunde stand der greise Altmann, zu dessen Schneefeldern sich das ausgetrocknete Bett eines Baches hinaufzog. Uns gegenüber führte den steilen Fählerschafberg hinan ein im Zickzack vielfach gewundener Fußweg nach Seealp. Weiter abwärts dehnten die Roßweidalp und der Marwies sich aus. — Bald waren die Ufer des freundlichen Säntissee erreicht. Der Ort war überaus einladend zur Rast. Ein gefälliges Gemisch von Laub- und Tannenwaldung beschattete die Höhe nach hinten zu, schroffe, nackte Felsmassen ragten vor uns auf. Eine klare Wasserfläche spiegelte den leuchtenden Himmel und eine zauberisch erhellte Landschaft in sich ab. Einige zerstreute Hütten, die weidende Heerde auf reichbeblümtem Plan, wo melodisch läutende Kühe ruhig ihre Nahrung suchten, dort ein Trupp wilder Pferde im lustigen Galopp vorübersauste, oder sonst in muthigen Sprüngen den Boden stampfte, da ein Häuflein kecker Ziegen an schwindelnder Höhe hing, und neugierig herniederblickte; dazu der vielfach modulirte und wechselnde Gesang der Hirten, diese einfachen, aber unnachahmlichen Töne, Alles zusammen brachte eine gewisse Bewegung in diese Flur, welche dem schwärmerischen Gefühle der Abgeschiedenheit doch nichts von seinen Reizen benahm.

Auch hier wandelten wir am südwestlichen Ufer des Sees dahin, der durch einen Bergfall entstanden ist, welcher den regelmäßigen Lauf der Gewässer ins Thal von Appenzell herab verhinderte, und sie einen andern Ausweg sich zu bahnen nöthigte, der, gleich dem des Fählersees, durch unterirdische Felsschlünde geht. Es ist als unzweifelhaft erwiesen, daß der Bach, welcher unweit Sennwald im Rheinthale plötzlich aus der Erde strömt, der Abfluß dieses Wasserbehälters sey, welcher 4730 Fuß in der Länge und 2080 Fuß in der Breite mißt, und 3560 Fuß über dem Meere erhaben ist.

Durch den Pfannenstiel, einer wilden, mit Trümmern erfüllten Schlucht, gingen wir in den Brüllitobel hinab, der gleich damit verbunden ist, und dessen ungeheure Zerstörungsspuren von der Gewalt des Elements zeugen, das sich einen Weg hindurch gebrochen hat. Oft saust durch die dunkle enge Tiefe der Föhn; das mag, nebst dem Anblick seiner rauhen Eigenthümlichkeit, ihm wohl den Namen gegeben haben. Es versteht sich von selbst, daß der Weg durchhin eben keiner der bequemsten ist. Man müht sich so lange am rauschenden Barbach entlang, bis man die fetten Alpen von Brüllisau beteitt, über die der Schmelz eines ewigen Frühlings ausgegossen ist.

Dieser Uebergang ist zu überraschend, zu schön, als daß man nicht einige Minuten auf demselben Flecke verweilen sollte, wo man seiner zuerst gewahr wird. Dieß weite, frische grüne Gefilde, mit unzähligen Häuschen übersäet, der Wechsel von Waldung und Fels, von Schauder und Wohlgefallen, die reizende Wellenform fruchtbarer Hügel vornehin, die steilen zersplitterten Massen im Hintergrunde, das helle Blinken der Sitter im Grunde des Thals, der stadtähnliche Flecken Appenzell, der hochgelegene hübsche Kurort Gais, die vielen Dörfchen mit weißgetünchten Thürmen und Kapellen ringsum; das, Leser! ist ein Bild, welches nicht mit Farben, nicht mit Worten ausgemalt werden kann, welches gesehen und empfunden werden muß. — Bald waren wir im Weißbad angelangt, wo ein freymüthiges, gastfreundliches Willkommen uns erwartete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Wien, im April.

(Fortsetzung.)

Eben jetzt wird König Ottokars Glück und Ende auf dem Theater an der Wien mit einer neuen Besetzung der Hauptrolle gegeben. Auch ist auf dem Zettel angekündigt, die Darstellung des Marchfelds (die noch heut zu Tage sogenannte Gegend, wo das letzte Treffen vorfiel) in Panoramenform. (Ein neues Reizmittel!) Die Musik der Zwischenakte ist von Hummel, Beethoven, Mehül, Mozart und Cherubini. So war es schon bey der ersten Vorstellung. Ein Verein von ruhmwürdigen Namen! Indessen habe ich in der Ouvertüre das Werk eines andern Meisters, eines hiesigen, erkannt, der vielleicht diesmal nicht genannt seyn wollte.

Außerdem sind auf diesem Theater einige Quodlibets zur Abwechslung gegeben worden; eine Zusammenstellung von Opern- und Schauspielscenen, Arien und Duetten u. s. w. Eins wurde zum Vortheil der Madam Sonntag, kurz vor der Abreise dieser Familie, aufgeführt. Mlle. Henriette Sonntag that das Beste dabey.

Auf dem Hoftheater in der Burg ist eine noch sehr junge Schauspielerin in einem ersten theatralischen Versuch aufgetreten; die Tochter des Hofschauspielers Heurteur, mit überraschendem Erfolg, und dieses um so mehr, weil sie das bekannte Sandladenstück: die Provenzalen, gewählt hatte, seyen an sich, der charakteristischen Umrisse wegen, eine ziemlich schwierige Aufgabe für eine so junge Künstlerin. Dann waren auch die Darstellungen der Lindner in diesem Stück dem Publikum noch zu gegenwärtig. Die Natur hat indessen viel für diese Anfängerin gethan; jede Scene steigerte die Theilnahme, die sich durch Zeichen der freundlichsten Aufmunterung und des lauten Beyfalls äußerte. Sie wird wahrscheinlich vor der Hand nicht wieder auftreten, sondern noch einige Zeit auf ihre fernere Bildung verwenden.

Die Konzerte und musikalischen Akademien folgten einander in diesem Monat mit geringen Zwischenzügen. Die meisten wurden von hiesigen Künstlern gegeben. Eine für die Freunde des Gesanges aus Fremde und Trauer gemischte Mittagsunterhaltung war das Abschiedskonzert der jungen Sonntag.

das im großen Konzertsaal gegeben wurde. Ein seltner Fall, weil man für dieses Lokale auf eine sehr zahlreiche Versammlung mit Sicherheit muß rechnen können, da die Unkosten höchst bedeutend sind. Der Raum war ziemlich gefüllt, auch die Gallerie mit Zuhörern von hohem Rang besetzt. Diese Sängerin hat in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht, und selbst der so leicht beschränkende Hang zur Nachahmung ist zu ihrem Vortheil ausgeschlagen, denn sie hat sich wirklich einige Kunstfertigkeiten der Fodor mit seltenem Glück angeeignet. Auch als darstellende Künstlerin hat sie an Gewandtheit ungemein gewonnen, und ist unstreitig unter die bedeutendsten Sängerinnen Deutschlands jetziger Zeit zu rechnen; da sie auch Jugend und Anmuth in die Wage legen kann, so neigt sich das Uebergewicht stark auf ihre Seite. Ihre Bereitwilligkeit, andre Konzertgeber zu unterstützen, verdient besondere Erwähnung. Jedesmal trat die Sängerin mit glänzenderem Erfolg auf. Sie hat Wien nun schon verlassen, und macht eine Kunstreise durch Deutschland. Sie wird Gold und Kränze ernten; vielleicht wäre es in künstlerischer Hinsicht vortheilhafter für sie gewesen, wenn sie den Anträgen des Direktors Barbaja gemäß, unter sehr günstigen Bedingungen, wie es hieß, zum Theater in Neapel mitgegangen wäre.

Der Flötenspieler Sedlatzek ließ sich nach seiner Zurückkunft aus Italien in einer Abendunterhaltung hören, die sehr besucht war. Hier sang eine junge Wienerin, Signora Feanceschi, die schon vor einigen Jahren auf dem Theater an der Wien sich hören ließ und günstige Erwartungen erregte. Sie hat den Anfang ihrer Bildung in einer guten Schule gemacht, doch fehlt es ihr noch an Ausbildung und Geläufigkeit. In den höhern Noten ist die Stimme klangreich und besonders angenehm. Sie war eine Zeitlang in Prag und verdient überall günstige Aufnahme. Der Flötenspieler ist Meister auf seinem Instrument, er besitzt große Geläufigkeit und hat die Doppelzunge sehr in der Gewalt. Wenn man die Geschichte seiner Kunstbildung erwägt, so überrascht seine Kunstfertigkeit noch mehr. Vor etwas mehr als zwölf bis dreyzehn Jahren stand er noch als Lehrling bey einem Schneidermeister. In seinen Feyerstunden unterhielt er sich mit Flötenspielen ohne gehörigen Unterricht. Ein Kunstverständiger ermunterte ihn, sich mit Ernst der Kunst zu widmen. Seit dieser Zeit war er rastlos fleißig, und hat es unter mancherley Hindernissen weit gebracht. Seine Embouchüre ist nicht ganz glücklich, der Ton jedoch gleich und kräftig. Ohne sonstige Bildung, wie es sein früheres Gewerbe leicht vermuthen läßt, hat er sich auch auf neuere Sprachen gelegt, und englisch, italienisch, französisch mit Hülfe der Grammatik und des Wörterbuchs, ohne Anleitung gelernt, wenigstens so viel nöthig ist, um als Künstler auf der Reise fortzukommen. Seine Flöte in der Tasche bestieg er die Alpen, und ließ in den blühenden Thälern ihre Töne erklingen. Jetzt hat er eine Reise durch Italien bis Palermo gemacht, und wird nun Paris, wahrscheinlich auch London besuchen. Einen großen Theil seiner Reisen macht er zu Fuß. Er blies in diesem Konzert ein von ihm selbst komponirtes Capriccio, betitelt: Abschied von Italien (oder Erinnerungen an den Simplon und Italien), dessen Motiv die Melodie des Kuhreigens war.

Eine Mittags-Unterhaltung gab Hr. Wenzel Würfel, Professor der Tonkunst in Warschau, derselbe, von dem die Oper Rübezahl komponirt ist. Ein seltener Meister auf dem Pianoforte, der von allen Kunstverständigen als solcher anerkannt wurde! Ein gewähltes und zahlreiches Auditorium hatte sich versammelt, obgleich der Ort in einer Gegend der Stadt liegt, die selbst von eingebornen Wienern für entfernt gehalten wird, nämlich in der Vorstadt, Landstraße genannt. Aber der Geschmack des Publikums für Musik scheut keine Schwierigkeiten. Das Instrument, worauf der Künstler spielte, war ein Streicherisches, sogenanntes Patent-Pianoforte „mit Hammerschlag von oben." Diese mit einem kunstvollen Mechanismus eingerichteten Instrumente vereinigen eine Reihe von Vorzügen, die sie ungemein schätzbar machen. Ein untergeordneter Vortheil ist dieser, daß man überall dem Spieler gegenüber die Bewegung seiner Hände wahrnehmen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin.

(Beschluß.)

Um aber wieder auf die Berliner Bauten zurückzukehren, so ist besonders der Umstand auffallend, daß, je weniger in der Stadt, desto mehr außer derselben in der leztern Zeit gebaut worden ist. Der Wedding auf dem Wege nach Oranienburg — eine von Friedrich dem Großen angelegte Kolonie — ist beynahe ganz neu aufgebaut und dergestalt erweitert worden, daß er sich nach und nach zu einer kleinen Vorstadt umzugestalten scheint. Bankow gewinnt durch die neue, dahin angelegte Kunststraße täglich mehr, und ist ein Lieblingsaufenthalt der Berliner geworden, seitdem die edle Kronprinzessin Besitzerin des anstoßenden Schlosses und Parks von Niederschönhausen ist. Für die Verschönerung unserer Umgebungen ist besonders der Magistrat thätig gewesen. Diese ausgezeichnete Behörde hat nicht nur für schöne Baumanlagen, deren unsere Umgebungen besonders bedürftig sind, gesorgt; sondern sogar geschmackvolle Gebäude im italienischen Styl, wie in Teeptow, aufführen lassen. Einen besondern Verdienst hat sich dieselbe aber besonders dadurch erworben, daß er das ihm in der Umgebung gehörende Eigenthum in kleinen Parzellen veräußert, und dadurch Privaten Gelegenheit verschafft, schöne Gärten anzulegen. Die Häuserreihe auf der Potsdamer Chaussée verlängert sich immer mehr und mehr, und man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß in dreyßig Jahren das, eine Stunde von dem Thore entfernte Dorf Schöneberg mit Berlin verbunden seyn wird. Auf dem Wege nach Charlottenburg hat Hr. Wimmel eine große Strecke Landes unter der Bedingung zum Geschenk erhalten, jährlich zwey kleine Landhäuser, nach der Angabe des geheimen Raths Schinkel zu bauen. Die beyden ersten sind schon fertig, und wenn der Unternehmer so pünktlich Wort hält, wird der Spaziergang nach Charlottenburg ungemein an Schönheit gewinnen. Der jenseits der Spree gelegene Lustort Mobabit, wohin man sonst nur zu Wasser von den Zelten aus zu fahren pflegte, ist jezt mittelst einer hinter Bellevue auf Privatunternehmung angelegten Brücke mit dem Thiergarten in Verbindung gesezt worden. Die Regierung begünstigt dergleichen Unternehmungen sehr, und erlaubt den Erbauern nicht nur eine Reihe von Jahren hindurch die Erhebung eines mäßigen Zolls; sondern gibt auch zu, daß diesen neuen nützlichen Werken der Baukunst der Name der Unternehmer beygelegt wird. So haben wir eine Jannowitz-Brücke, welche von einem Kaufmann gleichen Namens gebaut worden ist. Die schöne eiserne Brücke, welche der Herr Justiz-Rath Kanowski zur Verbindung der neuen Friedrichsstraße mit der Münzstraße angelegt hat, führt ebenfalls seinen Namen, und der dann führenden Straße ist der Name des Baukondukteurs Koch, welcher Mitunternehmer ist, beygelegt worden. Auf diese Weise werden die Unternehmer doppelt belohnt: mit Geld und Ehre. Eine solche doppelte Aufmunterung ist bey uns gewiß nothwendiger als an jedem andern Orte, da der Berliner, welcher mit dem größten Eigennutz Alles vorher kaltblütig überlegt, sich in keine Unternehmung, so lange noch eine Möglichkeit des Verlustes vorhanden ist, einzulassen pflegt. Julius Montane.

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juni 1825.

Jeder flüchtige Moment gibt ein verändertes Bild.

Aleuin.

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Fortsetzung.)

Wildkirchli.

Es gibt Menschen, die in vieler Hinsicht dem japanischen Baum Si oder Kaki verglichen werden können, dessen Aeußeres eben nicht angenehm, dessen Früchte aber köstlich sind. Unser F. ist eines jener Wesen, die äußerlich kalt und abstoßend, im Innern reich und glühend für das Gute und Schöne sind. Er bewahrt einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß in seiner Brust; aber die Meisten, die ihn sehen, erkennen und verstehen ihn nicht.

Er hatte dieses Schicksal auch bey den beyden Fremden gehabt, welche uns bis hierher begleitet hatten, und nun wieder nach Appenzell hinabgegangen sind, um ihre Reise weiter, Gott weiß wohin, fortzusetzen. Meine Offenheit, wenn gleich schlicht und derb, war ihnen weniger anstößig gewesen als seine kurzen, aber tiefdurchdachten Gegenreden, denen ihre Oberflächlichkeit oft einen ganz andern Sinn beygelegt hatte.

Wir waren mit dem Frührothe von dem 2640 Fuß überm Meere erhabenen Weißbad aufgebrochen. Unser Zweck war, nicht auf dem gewöhnlichen Weg über die Bommenalp und die Sennhütte zum Escher nach der Wildkirche zu gehen, sondern uns durch Schwendi nach Seealp zu wenden, und sodann von dort aus die Höhe zu erklimmen.

Bey der Loosmühle, unfern dem Weißbade, vereinigt sich der Barbach aus dem Brüllobel mit dem Schwendibach vom Seealpsee herab, zu denen, weiter unterwärts, auch das Weißwasser von der Schwägalp herströmt, wodurch ein kleiner Fluß entsteht, der den Namen Sitter erhält, am Flecken Appenzell vorüberfließt, und sich bey Bischofszell in die Thur ergießt, die am Rücken desselben Gebirges entspringt, an dessen Vorderseite die Quellen der Ersteren sich befinden. So verbindet die Natur wieder, was sie durch unübersteigliche Hindernisse auf immer getrennt zu haben schien.

Es war ein Feyertag *). Einzelne Glöcklein riefen mit silbernem Klange zum Morgengebet. Geschmückte Kirchgängerinnen, einen duftenden Blumenstraus an der keuschen Brust, zogen freundlich grüßend an uns vorüber. Ihnen folgten die kraftvollen Männer in des Landes einfacher und zweckmäßiger Tracht. Der schönste Schmuck beyder Geschlechter ist eine blühende Gesundheit, ein offenes, treuherziges Wesen, eine Einfachheit der Sitten und eine Fröhlichkeit des Gemüths, die in den übrigen Theilen der Schweiz leider immer seltner wird.

Wir waren noch nicht lange gegangen, so sprach uns ein recht wohlgekleidetes Mädchen um eine Gabe an, indem sie hinzufügte: „Ich habe kein' Vater und Mutter mehr!“ Aber sie sagte das so zögernd und mit einer so komischen Verwirrung, daß unser H., der sich wohl auch einer früheren ähnlichen Begegnung erinnern mochte, sie

*) Appenzell-Inner-Rhoden ist durchaus katholisch.

gewiß mit der unvermutheten Frage überraschte: „Aber wo sind denn nun deine Eltern? sprich!“ denn sie wurde blutroth, und sagte endlich ganz treuherzig: „Ei, zu Haus!“ worauf sie laut lachend davon eilte.

Im Allgemeinen ist die Betteley im Appenzellerlande nicht gebräuchlich. Man darf sicher darauf rechnen, daß es entweder fremde Bedürftige sind, welche die Theilnahme der Reisenden in Anspruch nehmen, und denen, nach dem vollen Sinne der Freyheit, die hier als erstes Gesetz gilt, das Land nicht verschlossen werden kann, oder einheimische Uebermüthige, die sich einen Spaß machen wollen, und den Geber hintennach auslachen, der ihre Rede für Ernst, und sie für Nothleidende hielt. Die Ersten von den Letztern zu unterscheiden ist indeß nicht schwer.

Das Thal von Schwendi lag unter dichtem Nebelflor begraben, der sich dann und wann erhob, um uns einzelne Theile der kolossalen Felsmauer zu beyden Seiten zu zeigen, deren Abhänge mit Laub- und Nadelholzgebüschen geschmückt waren. In der Tiefe lagen einzelne Hütten vom tosenden Gewässer umschäumt. Nach einiger Zeit stieg der Weg allmählig bergan, die Umgebung wurde romantischer und das Thal glich endlich nur einer reizend bewaldeten Schlucht, durch welche das Rauschen des magisch verhüllten Bachs emporedrang. — Die Aussicht blieb zwar größtentheils verdeckt; aber zerriß der dunkle Schleyer einmal, so erschien gewiß auch immer ein sehr anziehender Gegenstand, der auf den Anblick des Ganzen um so verlangender machte. So sahen wir einige Wasserfälle zur Linken, die durch die graue Hülle, welche sie wieder umzog, wie Silberfäden fortschimmerten, so erblickten wir den schönen sechzig Fuß hohen Sturz des Schwendibachs im Kaulbette, welcher in mehreren malerischen Abstufungen sich in einen beschatteten Kessel ergießt. Bald erschien die schroffe Felsenmauer vor, bald das liebliche Hügelland hinter uns.

Darauf führt der Weg sicher und bequem am Rande des Abgrundes hin, an dem einige aufgepflanzte schwarze Kreuze traurig genug an diejenigen erinnern, welche hier ihr Leben beendigten. Darüber hinaus hat man Seealp erreicht, wo viele Hütten und Ställe ein Dörfchen bilden, das auf einer kleinen Höhe theils von dem Ausflusse des Sees, theils von einem Bache umflossen liegt, welcher in mehreren Armen dem Fuße des Bodmen entströmt, wieder in den Fels versinkt und endlich sich mit dem Schwendibach vermischt.

Hinter einer scharfvorspringenden, mit Gebüsch bekrönten bläulichen Felswand ruht der grüne Seealpsee, dessen Länge 5250 Fuß bey einer Breite von 1060 Fuß beträgt. Er ist 3080 Fuß über dem Meere erhaben. Von den höchsten Gipfeln des Alpsteins umschlossen, ist der Charakter der Gebirge, welchen jene Kolosse ihm einprägen, zugleich mit dem der Lieblichkeit seiner nächsten Umgebungen vermischt. Er mag nach Südwest hin früher größer gewesen seyn; aber die Vertiefung seines Ausflusses hat auch den Gehalt der Wassermasse beträchtlich verringert. Es werden viele und gute Karpfen in ihm gefangen.

Der freundliche und gesprächige Sepp, mit dem ich schon vor einigen Jahren diese Gebirge durchstreift hatte, führte uns auch diesmal über die steilen Grasbalden und zerklüfteten Felsen der Seealp, welche sich unserm Fortschreiten entgegenstellten, zum Kühweg hinauf, der uns leichter und sicherer zur Waldkirche geleiten sollte. Es erregte uns oft Schrecken und Verwunderung, wenn wir sahen, mit welcher Unerschrockenheit und Gewandtheit die Kinder unsers Geleitsmannes, die ein Stück Weges mit ihrem Vater zu gehen sich erboten hatten, bald über, bald unter uns an den jähen Abhängen vorübersprangen, sich gegenseitig erhaschten, niederwarfen, mit Schnelligkeit abwärts rollten, am Rande des gräßlichen Abgrundes aber plötzlich sich aufrafften und leicht und fröhlich zur Höhe heraufspeangen, zu der wir nur mit langsamen Schritten, fest auf unsere Alpstöcke gestützt, aufgestiegen waren. Ihr Vater bemerkte unser Erstaunen und sagte, lächelnd auf sie hindeutend: „Sie wollen halt den Herren zeigen, daß sie auch schon Knochen im Leibe haben.“

Einige Male eröffnete sich durch die Nebelnacht ein großer Blick auf das Erhabene über, um und unter uns, aber es war nur wie leichtes Spiel der Phantasie, das schon wieder verweht, ehe man es kaum recht aufzufassen im Stande ist. Bald erschien der hohe Säntis mit seinen grauen Kuppen und beeisten Feldern, wie eine schöngezeichnete Wolkenmasse, die nicht mehr der Erde angehört; bald trat eine der andern Riesenspitzen hervor, auf denen das Sonnenlicht glühte; bald schimmerte in der Tiefe der smaragdne See, über dessen Ufer ein buntes Laubdach sich wölbte. Auch solche halbverhüllte Aussicht hat viel Reizendes. Die Natur ist in ihr wie mit einem mostischen Schleyer umhüllt. Wir stiegen höher hinauf, als das Wildkirchlein liegt, und gingen an dem steilen Felsenkamm der Ebenalp entlang, an dessen nordöstlichem Ende es sich zeigt. Die Länge des Weges mag von Seealp wohl anderthalb Stunde betragen. Er ist nicht gefahrvoll, nicht beschwerlich, aber doch muß man seines Schrittes und seines Kopfes sicher seyn.

Endlich, wenn man über eine Brücke an der steilen Felswand gekommen, erreicht man eine Art von Thor, und gelangt auf dem, in den Felsen eingehauenen, gegen den Abgrund durch ein Geländer geschützten, drey bis vier Fuß breiten Wege an ein Hüttchen, welches ein armer Hirte schon seit vierzig Jahren bewohnt. Dabey ist eine kleine Kapelle in einer Höhle angelegt. Weiterhin, und abermals durch eine Pforte, kömmt man zu der eigentlichen Einsiedeley. Ein von Holz erbautes, winziges Häuschen, vor dem Eingange der großen Höhle, dient gegenwärtig einem Landmanne zur Wohnung, der in Gesellschaft seiner Frau und munterer

Digitized by Google

Kinder nur dem Namen seiner Wohnung nach einsiedlerisch lebt. Von der vielgerühmten, oftbeschriebenen Aussicht sahen wir leider! noch nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scherz und Ernst.

(Fortsetzung.)

Unter den Weibern, wo der Reichthum sich auf mannigfaltigere Art zur Schau tragen läßt, erregt solcher eben so große Achtung; und es hat mich oft unterhalten, einer kostbar gekleideten Frau zu folgen, und die Wirkung zu beobachten, welche ihre Pracht auf den Gesichtern der ihr begegnenden Personen hervorbrachte. Auf den Gesichtern der Bessern ihres eigenen Geschlechtes las ich eine offenbare Bewunderung der Herrlichkeiten mit einem kleinen Zuge des Bedauerns, daß sie nicht im Stande wären, durch ähnliche Dinge des Glückes theilhaftig zu werden, das ihnen mit dem Besitz derselben verbunden zu seyn schien. Ich muß aber gestehen, daß die meisten Blicke eine zornige Musterung verriethen, welche den Werth der Seide und Spitzen nach der Elle zu berechnen schien, während die Begierde, dasjenige herabzusetzen, was sie nicht besitzen konnten, sie oft murmeln ließ: „Der Schleyer ist doch nur von Seidenflor;" oder: „Die Garnitur des Kleides ist nur Baumwollen-Sammt."

Man würde es als hart genug angesehen haben, daß die unersättlichen Forderungen der Regierung so viel von unserm Vermögen aufzehren, und so zu sagen die Quellen unserer Gastfreyheit austrocken sollte; und in der That wäre es eben so gut gewesen, wenn man uns auf einmal katholisch gemacht, als uns die Nationalschuld aufgebürdet hätte, denn diese verdammt uns zu eben so vielen Fasttagen ohne alle Hoffnung zur Indulgenz. Sie ist ein Mühlstein um den Hals der Geselligkeit; sie zwingt uns, wie die Verbrecher in Holland, uns zu Tode zu pumpen, damit wir nur den Kopf über dem Wasser behalten; sie hat mehr Mittagsessen verdorben als alle Köche und Köchinnen in der Christenheit; sie sezt sich wie ein ungeheurer Alp mitten auf unsern Heerd, und hält mit einer Hand den Bratspieß an, und löscht mit der andern das Feuer aus; — sie zwingt uns gegen unsere Freunde die Thür zu verschließen, und sie dem Steuererheber zu öffnen. Aber noch nicht zufrieden mit dieser Verengung der Schranken der Freude und Geselligkeit müssen wir sie noch mehr verengen, indem wir uns freywillig einem andern Gesetz unterwerfen — dem Luxus. Ehemals war der Zweck, seine Freunde zum Essen einzuladen, sich in ihrer Gesellschaft des Lebens zu freuen; jezt aber geschieht es nur, um unsere größere Pracht auszukramen, und sie durch Erregung ihres Neides zu Feinden zu machen. Die mäßigen, aber reichlichen Mahlzeiten haben längst aufgehört, und dafür haben wir abwechselnde Fast- und Festtage veranstaltet; — Dienerschaft und Pferde müssen hungern; und einen ganzen Monat lang muß jeder Besuch untersagt werden, um an einem Tage prächtig seyn zu können ..... Hier ist dann wieder eine Ursache der Trübselig- und Ungeselligkeit, die man uns vorwirft; — statt mit einander fröhlich zu seyn, sucht man einander den Rang abzulaufen, und selbst der Gastfreundlichste muß, wenn er seine Tage nicht im Schuldthurme beschließen will, oft geizig seyn, um dann und wann prächtig seyn zu können, — und lange noch ehe der Nachtisch erscheint, liegt der Zankapfel schon auf dem Tische. Tomkins will nicht zu Simkins gehen, weil dieser Franzweine gibt, und er es nicht vermag; und Huggins geht nicht zu Briggs, weil er ihm keinen zweyten Gang gibt, den er doch immer in seinem Hause bekommen. Ja man berechnet sogar, wie viele Schüsseln ein Jeder gibt, und ob man das Gleiche thun könne.

(Der Beschluß folgt.)

Bitte um Verträglichkeit.

Freund! warum schmähest du mich? weil ich nicht denke, wie du denkst?
Irr' ich, so leite mich recht, oder sey stille, mein Freund!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortsetzung.)

An Wunderkindern in der musikalischen Welt ist auch kein Mangel gewesen, sie erregen kaum noch Verwunderung. Ein Knabe von dreyzehn Jahren ließ sich mit bedeutender Kunstfertigkeit auf dem Sirenion, einem vierzehn Fuß hohen aufrecht stehenden, mit zwey Saiten bezogenen Klavier-Instrument hören, das sein Vater neu erfunden hat. Die Brauchbarkeit des Mechanismus und die Stärke des Tons werden gerühmt. Es läßt sich als ein eleganter Hausrath aufstellen. Eine Verbesserung des Waldhorns besteht in einfachen, durch Hebel gelenkten Zügen, die bequem wie Klappen zu dirigiren sind, und einen leicht zu handhabenden Mechanismus bilden. Dadurch wird der Vortheil erreicht, daß man, wie auf andern Blasinstrumenten, alle diatonischen und chromatischen Töne hell und leicht, den Naturtönen des Instruments gleich, hervorbringen kann. Die ganze Skala eines so eingerichteten Horns, das die nachtheilige Wirkung der gestopften Töne entbehrt, selbst die einer Posaune liegen genau in demselben Register, wobey auch die schnarrenden Töne einer Klappentrompete vermieden werden. Bey der Posaune wird aber das Aufziehen des Tones erspart.

Es ist nun Zeit, daß ich zweyer Gemälde erwähne, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf das Höchste in Anspruch nehmen, und deren Vollendung der hiesige Professor, Peter Krafft, seit einigen Jahren seine künstlerische Thätigkeit gewidmet. Das eine dieser Ge-

mälde stellt die Krönung Sr. Majestät des Kaisers in Ofen das zweyte den letzten Ausfall des magyarischen Helden Zrini vor; beyde für das Museum in Pesth bestimmt. So sehr auch die Erwartung durch den Gegenstand und das Talent des Künstlers schon angeregt ist, so überraschen sie doch auf eine ergreifende Weise durch ihre dichterische Anordnung und grandiose Ausführung. Den Moment der Handlung bildet im Erstern der Augenblick, wo dem Monarchen, kniend an den Stufen des Altars, die uralte Krone des heiligen Stephans aufgesezt wird. Die erhabene Ruhe, welche über die heilige Handlung verbreitet ist, umfängt bald den Beschauenden, der sich in den magischen Kreis des Kunstgebildes gleichsam mit eingeschlossen und zu eben den frommen Gefühlen erhoben fühlt, die aus den sanft belebten Zügen und der feyerlichen Haltung der kunstvoll gruppirten Personen sprechen. Die heilige Krone, der byzantinische Krönungsmantel, sind ganz treu nach der Wirklichkeit, das prachtvolle National-Kostüm, so wie Kolorit und Beleuchtung, vollenden das herrliche Kunstgebilde. Die handelnden Personen sind durchgehends Porträts. — Das zweyte Gemälde erregt plözlich ganz andere Empfindungen. Man findet sich mitten in den Tumult des heftigsten Kampfes versezt. Er ist im raschesten Beginn, das augenblicklich nahe Aufeinandertreffen der Gegner erfüllt den Beschauer mit besorgnißvoller Ahnung der Entscheidung. Dieser Moment ist von der größten Wirkung, und höchst künstlerisch ergriffen, indem er der Phantasie Spielraum vorwärts und rückwärts gibt. Zugleich ist er voll der lebendigsten Bewegung, die durch die einzelnen Kämpfe der Nebenfiguren im Vordergrunde trefflich begränzt wird. Ansprechend ist hierbey das scharfe Gepräge der Nationalität der Kämpfenden in den Zügen, wie in der Haltung und in dem Kostüm, das hier von vorzüglich schöner, materischer Wirkung ist. — Der Monarch hat dem Künstler zwey andere Gemälde aufgetragen, deren eines den feyerlichen Einzug nach dem Frieden von Paris vorstellen soll. Dieser Gegenstand ist von Ihrer Majestät der Kaiserin gewählt worden.

Einige Panoramen beschäftigen auch das schaulustige Publikum. Nämlich: Paris en relief, in aller Vollkommenheit von Hrn. Caron verfertigt, mit allen Umgebungen, Denkmälern u. s. f., vergrößert, das einen Umfang von einundsechszig Schuh hat. Man sieht — den Worten der Ankündigung zufolge — alle Straßen, Gäßchen, Plätze, Paläste, Gebäude, Brunnen, Brücken, alle Hauptwohnungen und Häuser, auch den Montmartre, und den Garten des Père de la Chaise. Der Verfertiger hat sechszehn Jahr daran gearbeitet. Alle, die Paris kennen, stimmen in das Lob der kunstreichen Ausführung und lebendigen Darstellung ein. Neben diesem präsentirt sich das Gemälde der Stadt London, von Porter, der vor zwanzig Jahren das erste nach Deutschland brachte. Sonach werden bald alle großen Hauptstädte Europa's in Wien zu sehen seyn.

In dem Circus des Hrn. de Bach im Prater, dessen Gesellschaft sich aufgelöst haben soll, gibt jezt ein Kunstbereiter Stephany mit seiner Truppe Vorstellungen, unter dem Titel: Akademie der höheren Reitkunst. In diesen „großen, brillanten Vorstellungen" sind zu sehen: La grand Tableau équestre. Dieses Stück wird von fünf Personen und fünf Pferden auf einem zehn Fuß langen Tisch ausgeführt, wobey schöne Gruppen sich bilden und eine Todtenscene der Pferde den Beschluß macht. (sic!) Ferner: Le cheval favorit, das auf's Kommandowort dressirt, voltirt, traversirt, und zulezt durch ein papiernes Faß springt. Der Ritt des Julius Cäsar. Le Lancier polonais. Le cheval gastronome. Diese leztere Mime interessirt sehr. Mit einer vorgebundenen Serviette sizt das Thier zu Tisch, verzehrt mit dem besten Appetit alle möglichen „menschlichen Nahrungsmittel," und leert dann einen Becher Wein (gleichviel von welchem Gewächs und Jahrgang) auf das Wohlseyn eines anwesenden Adels, Militärs und hochverehrten Publikums. Diese Vorstellungen erinnern dem Namen nach zum Theil an die Kunstproduktionen der Herren Blondin, Franconi und Ortbley, wie an die vorzüglicheren der Herren Baptiste, Beriset, Constant und Bassin; in diese Kategorie gehören sie aber doch nicht. — In einer andern Gegend vor der Stadt (Neu-Lerchenfeld) befindet sich ein Amphitheater „des fugter Gymnastiker." Kunstreiter, Seil- und Drahttänzer, Parterre- und Trempelinspringer, welche „vollendete" Darstellungen geben. Bescheidener kündigte lezthin ein Kapellmeister seine Tanzkunst an, indem er sich's zum angenehmsten Ziel sezte, den verehrten Gönnern durch seine Thätigkeit und innigen Wünsche Vergnügen zu verschaffen, die Achtung gegen das ihm so schäzbare Publikum zu erwerben, und durch Abwechslung der Musik dessen Erwartung — zu treffen. (Also nicht zu übertreffen; sehr distret!) —

Die Sonntagsfahrt nach dem Prater war in diesem Monat sehr brillant, man berechnete nach ungefährer Schäzung, daß am lezten Sonntag über 3000 Equipagen, und was sonst in die Reihe gehört, auf dem Wege waren.

Die Unternehmung des Ritters von Gerstner, in Betreff der Eisenbahn, ist gescheitert, theils weil die Ausführung von Seite der mancherley Ortschaften, durch welche die Bahn gehen mußte, Schwierigkeiten fand, theils weil es an hinlänglicher Deckung der Kosten durch Aktien fehlte.

Nicht weniger als acht Ankündigungen zu verloosender Realitäten sind neben einander ausgestellt. Lettern und Ziffernzeichen werden immer größer und sinnreicher ausstaffirt. Auf einem dieser Zettel, der ohnehin dunkgeschwärzelt und mit leserlicher Schrift versehen war, ist nun wirklich noch mit einer Viertels-Elle langen, ungeheuer breiten Zügen der Name der Herrschaft und der Hauptgewinnst dergestalt auf die frühere Ankündigung gedruckt, daß man diese noch erkennen kann, und man liest in blutrother Schrift, recht faustisch schauderhaft, die lockende Verheißung von 500,000 fl. (Eine neue Art von Codex rescriptus.) Ein andres Anerbieten klingt noch schmeichelhafter. Nämlich der Gesammtgewinnst beträgt 1,170.002 fl. 5 kr. W. W. — „sage eine Million" u. s. w. Die Kreuzer wird der Gewinner dem Auszahlenden gern erlassen. Eine italienische Uebersezung des Erstern kündigt an: la rilevente somma (Auslösungs-Summe) d'un mezzo Milione! — nun mit Gottes Hülfe.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 139:

Schiller.

Räthsel.

Was Handwerks?

Vorwärts komm' ich nur durch rückwärts:
Rückwärts will ich's immer treiben;
Sey die Losung Andrer Vorwärts:
Rückwärts soll die meine bleiben!

v.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Juni 1825.

Wenn dir für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben strahlen,
Frieden dir tönen der inn're Richter.
Heydenreich.

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Fortsetzung.)

Megelisalp.

Die rechtmäßige Ehefrau des Einsiedlers bereitete, mit Hülfe ihrer Töchter, uns ein einfaches Mittagsmahl, zu dem wir schon am Morgen die nöthige Zuthat von Weißbad heraufgeschickt hatten. Meine Freunde beschäftigten sich mit Durchsuchung der Höhlen, und zuletzt mit Kegelspiel auf der in der größten derselben angelegten Bahn. Ein halbes Dutzend fröhlicher Hirten hatte sich von den nahen Triften versammelt, und ließ sich in jubelnden Wettgesängen vernehmen. Zwischen durch drangen die klaren Stimmen der Mädchen in den bald anstelgenden, bald sinkenden Tönen des Ruguser's. Der Einsiedler zog in gemessenem Takte sein Betglöcklein an. Ich saß im engen, niedrigen Stübchen am warmen Ofen und schrieb.

Es war im Jahr 1656, als Peter Ullmann, Bürger von Appenzell, durch ein Kapital die Einsiedeley der Wildkirche stiftete, in derselben Höhle, wo schon fünfzig Jahre früher ein Altar gestanden hatte, die Kapelle anlegte, und selbst heraufzog, um der Abgeschiedenheit und frommen Betrachtungen sich zu weihen. Seit jener Zeit hat ein ähnlicher Zweck ihm mehrere Nachfolger gegeben, bis endlich vor einigen Jahren der letzte Klausner sich entfernte, an dessen Stelle der gegenwärtige Bewohner getreten ist, der nach wie vor das den Alpbirten durch lange Gewohnheit zur Nothwendigkeit gewordene fünfmalige Läuten *) täglich besorgen, und an hohen Feyertagen, wo aus Appenzell und der Umgegend eine Prozession hierher wallfahrtet, welcher ein Priester die Messe liest, den Verrichtungen als Sakristan sich unterziehen muß. Dafür hat er die sonstige Benutzung der Einsiedeley und nebenbey einen honetten Branntweinschank, der ihm, nebst den Gaben fremder Besucher, seinen Unterhalt gewährt.

Der frohlockende Ruf meiner Gefährten zog mich in's Freye hinaus. Der Nebel sank, und die Spitzen der Berge glänzten wie Inseln aus dem weiten grauen Meere auf. Welch ein Anblick! Wir hingen mit Augen voll Lust und Entzücken an diesem Schauspiele. Bald war der ganze Umkreis von den finstern Schatten befreyt, die nur in den Tiefen noch zögernd verweilten. Rechts im Hintergrunde des Thales standen der Säntis und Altmann, näher zu uns war der Roßmatt, gegenüber der Glockern mit seiner fünffachen Gipfelkrone, und drüber hinaus die nackten Felsen des Marwies. Am linken Ende des Thals ragte der hohe Kasten empor.

Die Umgebung der Wildkirche ist schwermüthig, furchtbar und groß. Inmitten einer überhängenden nackten Felswand von mehr als 500 Fuß Höhe sind, wahrscheinlich durch die Gewalt eines laufenden Wassers, mehrere Höhlen gebrochen, in deren größter die Einsiedeley über einem

*) In einem hölzernen Thürmchen, nächst der Kapelle, hängen drey Glocken, wovon die eine drey Centner wiegen soll.

Digitized by Google

250 Fuß tiefen Abgrunde, und oberhalb der Gabmenalp, 4270 Fuß über dem Meere sich befindet.

Ich sagte, daß ein Bach diese Höhlen gegraben haben möge. Ihre Ansicht macht das sehr glaublich. Beym Hinausgange zur Ebenalp zeigen die Spuren des fließenden Elements sich noch sehr genau. Von dort strömte die Wassermasse, welche, nachdem sie den Fels ganz durchnagt hat, nun überall in den unterirdischen Gewölben von sonderbar geformten Stalaktiten und flüssiger Mondmilch abtropft, oder wie in der großen Höhle*), hell und klar wieder erscheint, noch ganz vereinigt herab, stürzte sich in die von der Natur gebildeten Tiefen, und bahnte sich Allgemach einen Weg mitten durch die starken Felsenkörper hin. So sind die meisten Höhlen unserer Gebirge entstanden. Dieß ist der Ursprung alles Tropfsteins gewesen.

Wir bereiteten uns zum Aufbruch durch den finstern unterirdischen Gang. Fackeln und Wachslichter wurden angezündet. Unsere Führer gingen mit den Erstern voran, wir folgten mit den schimmernden Kerzen ihnen nach. Die große Helle, welche wir in die tiefe Dunkelheit trugen, brachte eine sonderbare Wirkung hervor. Die Nacht wich nur zögernd vor unsern Schritten, und zog sich endlich in die fernen Tiefen und Spalten zurück, wo sie ihr Recht behaupten zu wollen schien. Ueber und um uns her glühte der Fels wie flammende Lohe, und die Tropfen, welche von ihm abstäubten, glänzten wie reingeschliffene Diamanten.

Wir wendeten uns mit gebeugtem Körper rechts. Ein enges Gewölbe umschloß uns. Steil hinan, durch eine enge Oeffnung, führte der fernere Pfad. Alles war mit Tropfstein und Mondmilch überdeckt. Seitwärts ging es noch tiefer hinab. Dort hatte das Spiel der Natur die wunderbarsten Formen gebildet. Es war ein Tempel mit vielen Säulen und kühngewölbten Bogen, es waren Thürme und Statuen, Blumen und Ungeheuer, die meine Aufmerksamkeit reizten, meine Einbildungskraft beschäftigten. Ich blieb den Andern vermuthlich zu lange aus, denn F. kam von der Höhe durch die enge Schlucht hernieder, um nach mir sich umzusehen. Er trug eine Fackel und stützte sich auf seinen langen Stab. Ich gedachte unwillkürlich des bedenden Hermods, der in die Hölle niederstieg, um seinen verlornen Bruder Balder **) wieder nach Walhalla hinaufzuleiten.

Als wir durch die obere Pforte an's Tageslicht traten, schritten die Uebrigen schon auf dem schmalen Wege zur Ebenalp hinan. Wir wollten ihnen folgen, aber der Bewohner des kleinen Hauses vor der Wildkirche hielt uns auf. „Geliebte Wanderer! sagte er mit bittender Stimme, schenkt auch einem armen alten Mann ein Almosen.“ Wir willfahrten seinem Begehren gern. Die treuherzige Anrede hatte uns gefallen. Sie schloß mit andern Worten den Sinn in sich: nicht hart sey Unglückselgen, denn du bist ein Mensch.

Die Aussicht von der Ebenalp, 4580 Fuß über dem Meere erhaben, ist lieblich und reich. Wir warfen uns auf den grünen, schönblümten Plan, und durchmusterten die Herrlichkeit, welche vor uns ausgebreitet war. Wie soll ich im Einzelnen das nennen, was unsere Seelen so ganz und voll umfaßten, warum das wiederholen, was mit armen Worten dennoch nicht beschrieben werden kann? Die ganze östlichr Schweiz, die weite Fläche des Bodensees, die fetten Gauen Schwabens lagen unter uns. Seitwärts ragten die Gipfel des Alpsteins auf und verbargen uns die Ansicht der fernern Eisgebirge. Zu unsern Füßen schimmerte der freundliche Seealpsee, stürzte der Schwendibach in den dunkeln, bewaldeten Abgrund, zitterte die Sitter durch das glückliche Hügelland hin, welches Flecken und Dörfer, und eine unzählbare zerstreute Häusermenge bedeckte.

Ungern trennten wir uns von diesem Punkte; aber es mußte dennoch einmal geschieden seyn. Ueber die Kluß gingen wir zur Altenalp. Auf dem Wege dahin ermangelten wir nicht, das Regenloch an der steilen Felswand des Schäflrr zu besuchen, um bey diesem untrüglichen, natürlichen Wetterpropheten uns Raths zu erholen. Wir fanden die Höhle vollkommen trocken und konnten mit Sicherheit auf anhaltend gute Witterung rechnen. Ihre Feuchtigkeit würde uns mit dem Gegentheil bedroht haben. Das Ziegerloch auf dem fernern Wege hatte keine besonderr Wichtigkeit für uns. Es ist mit vielen Stalaktiten und mit Mondmilch angefüllt. Die Grotte ist nur klein und sehr feucht.

Von da wendeten wir uns allmählig links, und indem wir, hoch über ihm, den Seealpsee und das Thälchen, in welchem er ruht, im Halbkreis umwandert, kamen wir zur Megelisalp, 5490 Fuß über dem Meere, wo wir einen Theil der Nacht zubringen und dann zum Hochsäntis anklimmen wollen, der groß und ernst vor uns aufragt. Der Weg am Oberlueßmer hin war oft sehr beschwerlich und rauh, aber wir kamen glücklich über alle Hindernisse hinweg.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist der Brunnen der Einsiedeley. Der Geschmack des Wassers ist rein und sein Ansehen klar; dennoch zeigen sich, bey näherer Zertheilung, mehrere Kalktheilchen und andere fremde Substanzen damit vermischt.

**) Beyder waren Söhne Odin's.

Scherz und Ernst.

(Beschluß.)

Ein Unglück kömmt niemals allein. Kaum hatten Besteuerung und Luxus ihre erkaltende Hand auf unser geselliges System gelegt, so führte auch die Mode spätes

Mittagsessen ein, und zwang uns, das Abendessen aufzugeben. Das Abendessen — die Gelegenheit zu jenen unanmaßenden wohlfeilen Gesellschaften, die man oft haben konnte, und nie zu oft — die einzige Mahlzeit, welcher die Frauen durch ihre ununterbrochene Gegenwart tausend Reize gaben, den Dienst der Musen und Grazien an die Stelle der Opfer des Bachus setzten, Anstand mit Frohsinn vereinigten, und die Männer zwangen, dem ewigen Gerede über Politik und Geschäfte zu entsagen und sich in dem Entschlusse zu vereinigen, lebhaft und munter zu seyn. Dann ging das heitere Lied im Kreise herum, und der hastig bereitete Tanz erhielt neuen Reiz, eben weil er nicht vorbereitet war, und Jeder kam noch zeitig genug zur Ruhe, um am andern Morgen gesund und früh genug für seine Geschäfte aufstehen zu können. . . . Selbst in unsern Familienkreisen herrscht zu wenig Geselligkeit. Die Söhne wollen nicht eher heirathen, als bis sie ihr eigues Haus machen können, sie würden sich für beschimpft halten, wenn sie ihre Weiber unter das väterliche Dach brächten, weßwegen auch viele unverheirathet bleiben, und viele Frauenzimmer keine Männer erhalten. Auf dem Festlande bleiben die Familien beysammen, und der Altvater bleibt bis an seinen Tod das Haupt und der Beschützer der heranwachsenden Jugend, während in England die Kinder die Eltern nacheinander verlassen, bis sie im Alter, wo sie der Gesellschaft am meisten bedürfen, allein sind. . . . Auch gegen unser Gesinde und Untergebenen zeigen wir nichts als Stolz und Kälte und Hochmuth. . . . Wie oft hab' ich den Italiener mit Erstaunen die Achseln zucken sehen, wenn er sah, wie bey uns ein vornehmer Mann in seiner bequemen Kutsche rollt, während das Kammermädchen dem Sturm und Wetter ausgesetzt, auf dem Bock oder dem Hintersitze fahren muß. Ihre Achtung gegen das schöne Geschlecht kennt solche elende Auszeichnung nicht; ihre Galanterie ist ächt und entspringt aus dem Gefühl, unsere ist falsch und rührt nur von äußern Sitten her. Beweise stehen mir von allen Seiten zu; aber ich fühle, ich habe meinen Satz bereits erwiesen. Ich habe dich, John Bull, auf der Wage der Völker gewogen, ich habe dich nach einem auswärtigen Muster untersucht; und dich endlich des Stolzes und der Ungeselligkeit überführt.

Der Rath.

Gebe den sicheren Weg, hier diesen! „Du gingst ihn ja selbst nicht. . . ."
Darum zeig' ich ihn dir, daß du nicht irrest, wie ich.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beschluß.)

Unter dem Vielerley und Mancherley, was über Ottokars Glück und Ende debitirt worden, gehört auch die Bemerkung eines jungen Recensenten, oder aber, wohlgemeret! nicht aus und für sich selbst bemerkte, daß er einen gewissen Vers, nämlich: „Als Gott der Herr den Kain fragte" — nicht standiren (!) könne. Kain, wie man sieht, und wie es in allen evangelischen Kirchen und Schulen gehört wird, ist zweysylbig gebraucht worden. Da standen nun Mehrere gerüstet auf, und lehrten den jungen Mann aufwärts steigen — standiren. Sie führten Klopstock (vermuthlich in Bezug auf Abels Tod) und Müllner's Schuld („Kain müßt ihr sagen"!) als Beyspiele an. Vor einigen Tagen beschäftigte sich Jemand, der ein tüchtiger Metriker ist, mit des ehrwürdigen Patriarchen L. Porters „Perlen der heiligen Vorzeit," und findet darin dasselbe Wort einsylbig, wie es der Recensent haben wollte, als Länge gebraucht. Dem Versmaß zufolge könnte es zwar eben so wohl mit dem nachstehenden einen Daktylus, als künftig einen Trochäus (Hölty), oder, in der angezogenen Stelle, einen „Voß" bilden; aber die Lasur, die auf den dritten Versfuß unläugbar fällt, beweist absolut, daß es als einsylbige Länge gebraucht worden. Hier ist der Vers (Helias der Thesbit. Gesang 2. Hoffnung. Zeile 143):

— ∪ — ∪

Also wie dort, nicht Kain's | doch Abel's Opferaltare —

Der Dichter der Tunisias wird ohne Zweifel den Gebrauch rechtfertigen können, und so hätte das Recensentlein Recht, ohne es zu wissen. Ich bin begierig, was die Gelehrten sagen werden! — Die Ursache übrigens, warum so manche ungehobelte Ausfälle gegen das Stück laut geworden sind, liegt zum Theil darin, daß es Dichterlinge gibt, die ihre Ohnmacht fühlen, und Alles, was ihnen einigermaßen riesenhaft vorkommt, von hinten anfallen, um sich einen Weg zu bahnen. Ottokar hat den Erwartungen nicht ganz entsprochen, ist vielleicht nicht das in vollem Maße, was Einige in ihrem gerechten Enthusiasmus für den Dichter darin erblicken; aber es ist bey'm Himmel doch lange keine Pygmäe, oder ein Kabinet, daß Knaben ihre Stimme hinter ihm erheben, bevor sie nicht in Jericho gewesen! — In Beziehung auf die vorhin erwähnte Tunisias bemerke ich noch, daß bereits das Manuscript mit den getroffenen Abänderungen dem Druck übergeben ist. Hiermit ist zugleich die frühere Aeußerung, daß Abkürzungen damit vorgenommen, die nur in geringerm Maße stattgehabt haben, berichtigt worden.

Auf dem Volkswealer ist der Diamant des Geisterkönigs immer noch en vogue, so daß unlängst bey der fünfundvierzigsten Vorstellung auf sechs folgende die Plätze schon vermiethet waren. Eine neue Farce: Jupiter in Wien betitelt, hat wenig oder gar nichts gemacht. Die alten, fadenhaften Bewohner des Olymps stehen sonst in ganz andern Ansehen bey dem Publikum, aber wahrscheinlich sind Jupiter und seine stolze Hälfte nicht die willkommensten der olympischen Gäste. Der Donnerer hatte zwar seine Kollegen von höherem Rang' so ziemlich zu dem Schmause mitgebracht, und auch einen Theil der minorum gentium hatte sich eingefunden, sogar eine Semele. Tochter eines Wiener Bäckers, erschien; nur der lustige Comus, sagte man, ist ausgeblieben. — Das Theater in der Josefstadt — verschlossen. Auf dem Hoftheater am Kärnthnerthor begann die dort etablirte Gesellschaft am zweyten Ostertag ihren „Cyklus von Vorstellungen," wie

angekündigt wurde, und zwar mit dem Feenspiel: Arsenius, oder der Weiberfeind, von E. Meisl. Dann folgte Arsena, das Seitenstück zu diesem, das zweyte. Arzenius und Aesena, ist ausgeblieben, dafür aber fast einen Tag um den andern bisher die beliebte Menagerie und optische Zimmerreise in Krähwinkel gegeben worden, nachdem es früher in der Vorstadt schon unzählige Mal aufgetischt und stets gut aufgenommen worden. Ein Prolog von dem eben genannten Verfasser ging voraus, worin der Zweck der Gesellschaft, nämlich blos eine Zeitlang das Publikum zu unterhalten, blos die Vorhallen des Tempels zu betreten, den die geweihten Lieblinge der Kunst (die ausonischen Sänger, Mlle. Beugnoli mit eingeschlossen) vor Kurzem erst verlassen, mit bescheidenen Worten und in gut gelungenen Reimzeilen ausgesprochen wurde. Der Andrang war ungeheuer, schon von vier Uhr des Nachmittags an, und bey der fortdauernd nassen Witterung hatte sich ein weites buntfarbiges Zelt von Regenschirmen vor dem Gebäude ringsum ausgespannt. Die Hälfte des Monats hindurch ist der Zulauf sehr bedeutend, und das Haus immer voll gewesen, bey der jetzigen schönen Witterung nimmt er zwar ab, aber doch sind die Einnahmen beträchtlich. Einen großen Einfluß hat hierauf offenbar die Wohlfeilheit der Eintrittspreise. Ein Platz auf dem Parterre kostet einen Gulden W. W., eine Loge des ersten Ranges neun Gulden — sonst vierzig — sage 40! Soviel kostete die welsche Kunst; die bescheidene deutsche begnügt sich mit dem vierten Theil. Den Unterschied des Publikums kann man aber auch leicht wahrnehmen. Beym Eintritte in die beyden Hoftheater pflegt sonst Jeder gleich den Hut vom Kopf zu nehmen, jetzt, wie ich gesehen habe, kostet es oft Mühe, die Zuschauer von der Nothwendigkeit zu überzeugen, weil in den Vorstadt-Theatern diese Etikette nicht beobachtet wird, ausgenommen, wenn Personen vom Hof zugegen sind. Die Vorstellung des ersten Stücks ging recht gut, und für alles Nöthige war gesorgt. Man hatte es mit Scenerien und Comparsen bestens ausgeputzt. Auch Tänze kamen vor, und einige junge Springer, die aus dem weiland Kinderballet herstammen, drehten (nach der Kunstsprache: fixer) Schwindel erregende Pirouetten. Eine junge Sängerin mit angenehmer Stimme, und in einer guten Schule (von dem italienischen Sänger Ciccimarra) einstudirt, trug mit recht vielem Glück eine Polonaise von Puccita vor. Her Puccita ist überhaupt seit dem Hierseyn der Catalani und der Mar. Ferron mit seinen Arien in die Mode gekommen; letzthin ließ sich auch eine Sängerin auf dem Theater in der Leopoldstadt mit einer Arie von Puccita hören, wie jetzt häufig Concerts von Kalkbrenner gespielt werden. Am meisten Glück hat, wie gesagt, die Menagerie gemacht, nicht die Piece selbst, woran nicht das Mindeste ist, sondern die darin vorkommende Personnage von einem Gerichtsdiener in Krähwinkel, der in einem böhmisch-deutschen Jargon spricht. So widerwärtig dieser überall außer der Bühne ist, so komisch wird er auf den Brettern. Es ist auch in dieser Hinsicht keine neue Erscheinung, der Repräsentant gibt diese Karikatur aber auf seine eigene Weise und mit großer Geschicklichkeit, so daß man nicht aus dem Lachen kommt. Die Nachahmung erstreckt sich bis auf die kleinsten Details. Vieles ist allerdings übertrieben. Desto besser! Es ist zum Hinfallen, sagen die Zuschauer. Das ist es wol eben nicht, aber äußerst komisch. Diese Person muß den Löwen in der Menagerie spielen, um zur Intrigue mitzuwirken, die freylich eine krähwinkelische ist. Als nun der Bürgermeister erscheint, vergißt der Pseudo-Löwe seine Rolle, und detonnirt ihn in seinem gewöhnlichen Jargon. Dann wird auch ein Duett zwischen dieser Person und einer Aktrice im tauriskischen National-Kostüm gesungen. Sonst pflegt auch in diesem Stück ein Schauspieler den Sänger David in einer italienischen Arie zu parodiren, die in diesem Lokal, jedoch vermuthlich aus Bescheidenheit, ausgelassen wird. Schade darum! denn er parodirt diesen kunstreichen Sänger mit — sagen wir's nur rund heraus — mit allen seinen Gemassen bis zur höchsten Täuschung. Diese Gesellschaft hat hier auch eine Pantomime nebst einem kleinen Vorspiel — in hochdeutscher Sprache versucht, beyde sind aber nach Krähwinkel verwiesen worden. Künftigen Monat wird das Theater wohl wieder verschlossen werden. Das Publikum hat übrigens gelacht, und der Impresarius wird auch lachen, wenn er seine Kasse revidirt! —

Von dem naturhistorischen Prachtwerke: Delectus florae et faunae Brasiliensis vom Professor Mikan (einem der nach Brasilien gesendeten Naturkundigen) ist das vierte Heft vollendet. Die Auswahl prächtiger Pflanzen und merkwürdiger Thiere, die größtentheils ganz neu sind, erhöht den Werth dieses, auch hinsichtlich der Kunst, durch gelungene Abbildungen schätzbaren Werkes. Jedes Heft enthält sechs in Kreidemanier lithographirte, und naturgetreu kolorirte Abbildungen; drey botanische, drey zoologische, und eben so viele Textblätter im größten Imperialformat. Unter den neu beschriebenen Pflanzen sind einige mit den Namen hoher Standespersonen und geehrter Mäcenaten bezeichnet, z. B. Stifftia chrysantha; — Vellosia candida (neue Art) Esterhazia splendida; — (im dritten Heft:) Metternichia Principis, ein mit weißen, trichterförmigen Blumen prangender Baum.

Mad. Neumann vom Hoftheater in Karlsruhe hat auf dem hiesigen k. Hoftheater eine Reihe von Gastspielen angefangen. Das erste gefiel sehr, das zweyte nicht so sehr, das dritte (als Evoli) fast gar nicht; indessen wurde ziemlich applaudirt.

Karlsruhe, den 12. Juni.

Unser botanischer Garten, der schon unter der Regierung des verstorbenen Karl Friedrich mit besonderer Liebe gepflegt wurde, enthält gegenwärtig einen so großen Reichthum an ausländischen Pflanzen, und so treffliche Einrichtungen, daß alle Freunde der Gartenkunst und der Botanik mit Lust darin verweilen. Da auch Sämereyen und Gewächse daraus abgegeben werden, so wird das so eben erschienene „Verzeichniß sämmtlicher Gewächse im botanischen Garten in Karlsruhe, vom Gartenin spektor Hartweg" — eine sehr willkommene Erscheinung seyn.

Zwar kommt die Schrift nicht in den Buchhandel, es werden aber doch Exemplare an Liebhaber abgegeben. Man kann sich von dem Reichthum dieses Gartens einen Begriff machen, wenn man sieht, daß das bloße Namensverzeichniß 310 Zeilen in groß Oktav einnimmt. Der würdige Verfasser, der sich seit Jahren angelegen seyn läßt, den Garten zu verschönern und zu bereichern, hat, sehr zweckmäßig, den angenommenen systematischen Benennungen die Synonime, mit Hinweisung auf die Schriftsteller beygefügt, und eben so die gangbarsten deutschen Namen. Die lehrreiche Einleitung enthält viel Wichtiges über die Kultur der Pflanzen, ihre Akclimatisirung, die Mischung der Erdarten, u. s. w. Alles auf vielfache treue Beobachtung gegründet.

Hr. Hartweg hat sich durch dieses Werk allen Pflanzenliebhabern verdient gemacht, und wir wünschen diesem Verdienst eine gerechte Anerkennung.

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juni 1825.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Schiller.

Die Bienen.

Von Giovanni Rucellai.

Johann Rucellai, der Sohn Bernhard's Rucellai, wurde geboren im Jahre 1475. Das väterliche Haus war der Sammelplatz aller genialen und gelehrten Männer, welche damals in Florenz blühten; und dieß genügte, in Giovanni's Seele die Begierde zu entzünden, solchen Beyspielen nachzufolgen. Die Erhebung Leo X auf den päpstlichen Stuhl ließ hoffen, daß Rucellai, dessen nader Verwandter, mit dem Kardinalshute würde geschmückt werden. Allein Leo starb, während jener als apostolischer Nuntius am Hofe des Königs von Frankreich weilte. Rucellai kehrte nun nach Florenz zurück, und wurde von hier aus zu Bewillkommnung des Papstes Alexandee VI nach Rom gesendet. Unter Klemens VII. wurde ihm die — schnell zum Purpur führende Würde des Kastellanats der Engelsburg übertragen. In Führung dieses Amtes wurde Rucellai im Jahre 1526 plötzlich von einem tödtlichen Fieber befallen und dahingerafft.

Das kleine Gedicht der Bienen — eines der besten Werke in der lingua vulgare — wurde von Rucellai auf der Engelsburg komponirt, und nach seinem Tode von seinem Bruder Palla, im Jahre 1539, bekannt gemacht. Man besitzt außer diesem Gedichte noch zwey treffliche Arbeiten Rucellai's, nämlich die Rasmonda — eine Nachahmung der Hekuba des Euripides, und den Oreste, ein nach der Iphigenie auf Tauris gebildetes Werk.

In der hier folgenden Uebersetzung sind einzelne abschweifende Allegorieen hinweggelassen.

Freyberg.

* * *

Die Bienen.

Ein Gedicht des Giovanni Rucellai.

Als ich beginnen wollte Euern Ruhm
Im Schmucke voller Reime zu besingen,
Ihr zarten Wohner des bekannten Strand's!
Da sank ich — bey Aurorens erstem Gruße,
In tiefen Schlaf; und sieh da! es erschien,
Ein heitrer Schwarm, von Eurem großen Volke
Und von der Zunge, die den Honig braut,
Erklangen mir vernehmbar diese Worte:
„O Freund! der du das Lied erneuen willst —
„Nach einmal tausend und fünfhundert Jahren —
„Von unsern Müh'n, unsrer Art zu seyn,
„O flieh den Reim! den Wechselfall der Sylben —
„Da dir bekannt, daß jener Stimme Bild,
„Die von dem Felsen, wo die Echo wohnet,
„Stets wiederhallt, ein Feind ist unsers Reichs;
„Und da du weißt, daß sie in Stein verwandelt,
„Erfinderin der ersten Reime war.
„Vergesse nicht, daß, wo da immer schallet,
„Der ungestüme — unbestimmte Klang
„Kein Bienchen ruhig seine Wohnung findet."
Sie sprach's, und salbte mir die Lippen dann
Mit süß'gem Süß, von ihrem feinsten Honig,
Und fröhlich hob zum Himmel sich ihr Zug.
So will ich singen, wie die Himmelsgabe
Des süßen Honigs in der Blume Kelch,
Geläutert wird durch geist'gen Hauch der Lüfte;

Und wie der Bienen emsig keusche Schaar,
Ihn mit Verstand und Fleiß zu sammeln eilet,
Wie sie daraus bereitet duft'ges Wachs,
Das an des Tempels Altar zu erglänzen —
Den prächtigen Saal zu zieren ist bestimmt.
Auch will ich ferner dann die Weise singen,
In der dieß Volk — (dem sich ein großer Geist
In kleine Leibchen hüllt) sich so im Frieden,
Als auch im Krieg — auf's trefflichste regiert —
Ein Vorbild eines starken Königreiches.
So wähle denn vor Allem einen Platz,
Der vor dem Wind geschützt — für deine Bienen,
Denn best'ger Strom der Lüfte hindert sie,
Die süße Last zur Zelle heimzuführen,
Auch meide Orte, wo der Lämmer Schaar
Und wo die Ziege stets zur Weide geht —
Die Gierige nach Kräutern und nach Blumen,
Und wo da Kud und Ochs mit schwerem Tritt
Zerknickt den jungen Keim des Wiesengrüns,
Und von den Zweigen streift den frischen Thau.
Auch seyen fern — von dem erwählten Orte
Die sonn'ge Eidechs und die schuppige Schlang',
So wie die Schwalbe, die im sichern Schwung
Mit dem gefräß'gen Schnabel grausam hascht
Die schwer mit Saft und Staub beladne Biene.
Die klare Quelle ziere dir den Ort,
Der reine Teich mit überwachs'nem Grund;
Ein lustig Bächlein schlängle durch die Wiese
Sich zwischen Rosen, Lilien, Veilchen hin,
Ihn überschatte eine Palme oder
Des Oelbaums sanftes Grün, damit im Lenz,
Wenn sich in neues Kleid die Schöpfung hüllt,
Der junge Schwarm, mit seinem neuen Führer
Auf seinem Zuge — freundlich von dem Kühl
Des schattigen Gewölbes angelockt
Sich niederläßt — um in des Mittags Hitze
Erwünschte Rud' zu finden. Säume nicht
In Mitte jenes Teichs, und an den Bächen,
Der Weide und der Erle dunkeln Busch
Zu pflanzen — Felsentrümmer einzulegen,
Damit's der Biene sey ein Zufluchtsort,
Die nassen Flügel an der Sonne Strahl
Zu breiten, und zu trocknen, wenn von Regen
Sie überrascht — wenn sie vom Sturm geschleudert
In kraufe Wellen kaum dem Tod entrann.
Ich sah's in meinem Leben tausendmal,
Wie diese Tierchen auf zerknickten Rosen,
Womit der Sturm das Bächlein überdeckt,
Zu trinken sich gesetzt — dem Schiffmann gleich,
Der mit dem Kahn den weiten See durchfurcht,
Sah ich auf Blumen sie die Fahrt bestehn. —
Den wohlbestellten, eingeschloßnen Raum,
Umblüht frod der Dufte Majoran,
Der grüne Teppich — niedre Seriolet,
(Der da mit tausendfält'gen Ranken kriecht,
Mit würz'gem Kraut, das Erdreich überwebend)
Und die Melisse, welche Düfte haucht,
Das Veilchen auch, Origanum und Thymian,
Die die Natur zum Stoff des Honigs schuf.
Der Raum, in welchem ihre Wohnung soll
Die Biene sich erbauen, sey ein Strunk,
'nes ausgehöhlten Baumes — sey aus Rinde
Des Korks, und auch der Eiche — und umstrickt
Mit zäher Weiden wohlgedrehtem Band.
Die Eingangsöffnung sey die möglichst enge,
Weil dir der Honig steckt bey scharfem Kalt,
Weil er zerfließt bey allzugroßer Hitze.
Das Mittel zwischen beyden liebt die Biene,
Daher sie stets gar emsig ist bemüht,
Mit saft'ger Blumendolde dichtem Schleim,
Und mit des Wachses bildsam zähem Stoffe,
Die Ritzen und die Spalten zu verkleben,
Durch die der Sonne Strahl den heißen Dunst,
Durch die der Nordwind starres Eis erzeuget.
Gar oft — wenn anders nicht die Sage trügt —
Gräbt in den Boden sich dieß Volk sein Haus;
Schlägt in dem Torf sich seine Zelten auf
Und in des Bimssteins blättrigem Geflechte,
Und in der Eiche wurmzerfreßnem Strunk.
In diesem Falle mußt du sorglich hüllen
In feuchtem Thon der Zellen kraus' Geflecht,
Mit busch'gem Zweig den Fund dann überschatten,
Und bringen ihn dann sicher an den Ort,
Wo da kein Stoff von rother Farbe glänzet,
Wo keine Pfütze üble Dünste haucht,
Wo nicht von steiler Wand der dunkeln Felsen,
Der Echo Stimme so geschwätzig schallt,
Die man da nennt, Erfinderin der Reime.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Fortsetzung.)

Im Ried.

Auf was seit einiger Zeit ein großer Theil unserer Hoffnungen und Wünsche sich richtete, das war erfüllt. Wir hatten den Gipfel des Säntis betreten. Es ist schwer, das zu beschreiben, was im Wohllaut gelungener Erwartungen die Brust erfüllt. Es ist reich, das zu empfinden, was in Worten nicht wiedergegeben werden kann. Dieser Abend, die'e Nacht, dieser Morgen werden uns immerwährende Denkmäler des Entzückens bleiben.

Wir waren so frod, so zufrieden in dem kleinen Sanddörfchen, wo einfache Hirten uns zuvorkommend empfingen und gastfreundlich bewirtheten. Wir durchstreiften die hohe Alp, klimmten an den schroffen Abhängen umher, und sammelten Blumen und Kräuter ein, die wir nachher sorgfältig zwischen große Bogen Fließpapier legten, nachdem wir die früher gefundenen umgewendet hatten. Die Natur verliert die Jugend ihrer Reize nie.

Durch die ganze deutsche Schweiz weiß man sich mancherley Späße und Witzworte der Appenzeller Hirten zu erzählen. Es wäre Schade gewesen, wenn wir, ohne eine Spur davon aufgefunden zu haben, dieß Land wieder hätten verlassen sollen. Aber die Gelegenheit dazu bot sich von selbst und ohne unsere Veranlassung dar. Unser F., im ernsten Nachdenken verloren, blickte seit einigen Minuten unverwandt vor sich auf den Boden nieder. Da trat einer der Sennen zu ihm heran, und ihm freundlich auf die Achsel klopfend fragte er:

„Höre, Freund Murrmann! wie hoch schlägt doch

der Pendel in deinem Hirnkasten an, daß du so tief und finster unter dich blickst?" — „Nicht höher, entgegnete der Gefragte, als der Schalk dey dir am Nacken." — „O wehl rief der Erste, da wird es uns Beoden an blauen Flecken nicht fehlen." Darauf traf mich die Reihe. „Was bist, Vetter Langstad! auch du für ein Landsmann?" — Ich wollte ihn verwirren, und sagte ganz ernsthaft: „Mein Vaterland ist Tschuktski-tschalaski-kotskoinoß." — „Ei wohl sagte er ruhig; aber dein Geschlecht?" — „Heißt Sempro-novo-witscht-doni-solo-stvri-wmkoreny-tipi-rititschiti-witsch." — „Deine verzweifelte Namen unbezweifelt, entgegnete er, scheinst du mir ein guter Freund aus dem Lande zu seyn, wo man weit kömmt, wenn man immer läuft." Die beyden Andern blieben von seinen Fragen verschont.

Eine köstliche Nacht ruhte auf der Flur. Unser Schlummer war kurz, oder vielmehr wir fanden ihn nicht, obgleich die der Ruhe bedürftigen Glieder auf einem weichen Heulager sich ausgestreckt hatten. Wir erhoben uns bald und kehrten zum Feuer der Hirten zurück, wo wir, während uns Molas braunes Bohnengetränk bereitet wurde, einige Schlagschwärmer loswickelten, mit denen wir, wo nicht den ganzen, doch wenigstens einen kleinen Theil des Säntis in die Luft sprengen wollten. Der geneigte Leser wird bald begreifen, wozu uns das dienlich seyn sollte, und von welchem Nutzen es uns war.

Noch hatte Hesper sein phosphorglühendes Morgenkleid nicht angelegt, durch sonderbar zerrissene Wölkchen zitterte Dianens und Muhameds lichtgebrochenes Horn dahin, in langen Schweifen sendeten einzelne Sternbilder ihre Strahlenpfeile zu uns herab, da verließen wir frischgerüstet und krafterfüllt die gastliche Hütte und das schlummernde Dörfchen, um dem Ziele zuzuschreiten, welches in täuschenden Schimmer der Mondnacht um Vieles sich uns genähert zu haben schien.

Es gibt Dinge im menschlichen Leben, welche man Ein- und Zufälle nennt, und die mit dem eigentlichen Falle doch weiter nichts gemein haben, als daß man oft dazu kömmt, man weiß nicht wie? Auf dem Wege durch die Kuhmad zur Wagenlucke war zwischen unsern jungen Bealeitern ein lebhafter Streit über die Frage entstanden: ob es uns zum Ruhm und Verdienst gereichen könne, den Säntis erstiegen zu haben oder nicht? — Man bemerkt leicht, daß die Streitenden keine weitgereisten Alpenwanderer waren, und daß sie eben deßhalb ihrem gegenwärtigen Unternehmen eine so große Wichtigkeit beylegten, weil sie ihnen noch als neu und groß erschien. F. glaubte die Zaghaftigkeit des Einen und den Uebermuth des Andern durch den ernsten Spruch des Archilochus beendigen zu müssen, der seine wohlberechnete Wirkung auch nicht verfehlte: „An nichts verzweifle, Alles ist möglich! Nichts ist ohne Hoffnung, aber nichts auch der Bewunderung werth. Nichts ist unglaublich, nichts ohne Hoffnung ganz für Männer."

Wir waren an der Wagenlucke, ein wilder, weitzerklüfteter Felsenriß, durch den der Fußpfad, 6150 Fuß über dem Meer, führt. Vor uns lag der blaue Schnee, ein fast ebener Gletscher, der vom Geirenspitz sich herabdehnt. Langsam, aber sicher wanderten wir darüber hin. — Es ist ein eigenes Gefühl, von dem man unwillkürlich befangen wird, indem man, durch den stummen, magisch verbreiteten Dämmerschein die hohen Eisabhänge beschreitet, die, steil und blendendweiß, über einem jähen, schwarzen Abgrund zu schweben scheinen, an denen der Fuß vorüberschweifen muß. Es ist wie die Ahnung eines bessern, reich erleuchteten Daseyns in dem zweifelhaften gegenwärtigen.

Eine Stunde lang waren wir auf dem Gletscher fortgeschritten, über den hier und dort mehrere Steindrocken und Schutthaufen verbreitet waren. Der Abhang wurde steiler, und wir setzten den Tritten unserer Führer im kurzabgebrochenen Zickzack nach. Allmählig wurde es lichter am Horizont, die Nebelschatten der Erde und die Wolkenschiffe im Luftmeer färbten sich in einen falben Schein, der uns ein Verkündiger des nahen Morgenroths war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

Ich habe in meinem letzten Berichte der in die letztere Zeit fallenden Musikaufführungen noch nicht gedacht, von denen ich nur das Interessanteste herausheben will. In den Abonnementskonzerten, welche in der Messe geschlossen wurden, lernten wir die Ouvertüre zu l'Alcade de la Vega von Onslow kennen; sie verräth viel Sicherheit in der musikalischen Kunst, ist im Charakter elegant, und nur vielleicht ein wenig zu lang; übrigens das erste Stück für volles Orchester, was wir von diesem ausgezeichneten Tonsetzer gehört haben. Eine Symphonie des wackern und musikkundigen Orchestermitgliedes F. W. Sörgel, der sich auch durch mehrere andere Kompositionen bekannt gemacht hat, bewies uns abermals, wie schwierig es in diesem Gebiete ist, die Aufmerksamkeit des Publikums — nach Beethoven zu fesseln. Des Letztern erste Messe (in Form dreyer Hymnen mit deutschem Texte aufgeführt) hätte aber selbst mehr Aufmerksamkeit verdient, da dem — wir wiederholen es hier abermals — zufolge der hiesigen Einrichtung des Gottesdienstes, in der Kirche die geistliche Musik von so Wenigen gehört wird. In dem letzten Abonnementskonzerte interessirte vornehmlich die Ouvertüre zu Lindpaintner's neuer Oper: der Bergsöldner; sie wirkt mit starken Mitteln, aber doch mit Geschick und Geist. Das Schlußchor des ersten Theils von Fr. Schneiders neuem Oratorium: das verlorne Paradies, wozu ihm der kürzlich verstorbene Direktor de Marées in Dessau den Text geliefert hat, ist äußerst armselig und melodiös. Man hätte ihm aber einen zweckmäßigern Platz einräumen sollen. Unter den Solospielern hat sich Hr. Tretter, welcher die schönen Variationen aus Spohrs Ge-

turno auf der Klarinette vortrug, die HH. Grenser und Belke, welche Flötenkonzerte von Lindpaintner spielten, und der blinde Hr. v. Machui, welcher Variationen von Drouet vortrug, durch bedeutende Fertigkeit auf der Flöte auszeichnete. Es ist zu bemerken, daß in den Abonnementskonzerten des verflossenen Winters sämmtliche große Instrumentalwerke Beethovens, mit Ausnahme der Musik zum Egmont, welche im Theater gegeben wurde, so wie die größten Symphonien von Mozart, Haydn, Spohr, Ries ꝛc. zur Aufführung gebracht worden sind, was vielleicht in keiner, übrigens weit größern Stadt der Fall seyn möchte.

Von Extrakonzerten war das, worin der herzoglich meiningische Kammermusikus Knoop sich wiederum durch sein ansprechendes und kunstmäßiges Spiel auf dem Violoncell Beyfall erwarb, so wie das, welches der erste Tenorist vom Prager Theater, Hr. Binder, gab, die ausgezeichnetsten. Letzterer hat sich als Sänger bewährt, der Kunstfertigkeit mit Ausdruck zu verbinden weiß, und eine gerade nicht glänzende Stimme mit aller Geschicklichkeit zu handhaben versteht. Uebrigens stand auch sein Vortrag mit dem Vortrage der Dlle. Sonntag, über welche wir künftig sprechen werden, in dem von Beyden gesungenen Duett in gutem Einklange. Endlich fanden in der letzten Zeit auch folgende große Aufführungen statt: 1) die zum Besten der hiesigen Armen gegebene Aufführung vom Neukomms Ostermorgen. Ueber dieses Werk habe ich in der Berliner musikalischen Zeitung (Nr. 19) ausführlich gesprochen. 2) Eine sehr gelungene Aufführung von Schicht's Oratorium: das Ende des Gerechten. Diese wurde von den Dilettanten des Musikvereins am Charfreytage veranstaltet, und von Hrn. Organist Potenz, dem musikalischen Direktor desselben, geleitet. 3) Die Aufführung von Händels Messias mit verstärktem Orchester, welche am zehnten April in der Thomaskirche zum Besten der Wasserbeschädigten an der Nordsee von hiesigen Musikfreunden veranstaltet wurde. Die Leitung des Ganzen hatte Hr. Musikdirektor Schulz übernommen, den Sängerchor leitete der genannte Hr. Musikdirektor Potenz. Die Wirkung war einfach groß, wie das Werk, und der Eifer der Aufführenden (vornehmlich auch der Solopartien, welche zum Theil nichts zu wünschen übrig ließen), so wie die Theilnahme der Zuhörer gleich lebhaft und lorenkwerth. In historischer Hinsicht kann ich bemerken, daß dieses die sechste große Aufführung des Händel'schen Messias in Leipzig war. Hiller, damals noch herzoglich curländischer Kapellmeister, führte ihn zuerst im Jahr 1786, zum zweyten Male im Jahr 1787 in der hiesigen Universitätskirche mit einigen durch Zeitbeschränkungen geforderten Abkürzungen auf. Dann führte er denselben als hiesiger Kantor in derselben Kirche i. J. 1795 auf. Zum Besten der hiesigen Armen wurde denn dieses Werk nach Mozarts Bearbeitung zuerst im Jahr 1807 in dem Konzertsaale des Gewandhauses, und zu demselben Behufe, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren in der Thomaskirche aufgeführt. Die Abkürzungen waren hier nach verständigen Grundsätzen gemacht; denn es ist und bleibt bewundernswerth, welche Stärke der Aufmerksamkeit dieses umfassende Werk in Anspruch genommen hat.

Im Theater wurde seit März neu gegeben: die Ochsenmenuett, welche ungeachtet einiger komischen Figuren (z. B. des Ochsenhändlers, von Hrn. Fischer dargestellt) langweilte; der Prinz und der Kammerpächter, Lustspiel von dem hiesigen Theaterinspektor Steinau (hat einige witzlich komische Situationen); die Berliner in Wien, (in welchem Vaudeville das Duett im geradebrechten Französisch fast der einzige wahrhaft komische Einfall ist), und humoristische Studien von Lebrün, welche gefallen haben sollen. Zu den ausgezeichneten Vorstellungen kann man die Hagestolzen (auch das Spiel der Mad. Devrient) rechnen. Außerdem sind die Schauspiele: Clementine; welcher ist der Bräutigam; Käthchen von Heilbronn; Alpenrdstein; der unschuldige Lügner und sein Sohn (worin Hr. Koch eine seiner Hauptrollen hat), und die Wiener in Berlin wiederholt mit Beyfall gesehen worden.

In der Messe lockte die Seiltänzergesellschaft, welche größtentheils aus der Chiarini'schen Familie besteht, trotz des schönen Wetters ungemein viel Schaulustige in ihre Bude (vor dem grimma'schen Thore). Man fand sich hier nicht nur durch Eleganz und kühne Fertigkeit im Springen überrascht, sondern oft auch durch Grazie der Bewegung und Schönheit der Stellungen befriedigt. Am ausgezeichnetsten erschien uns der junge Chiarini, der sich durch einen lustigen Mißverstand auf dem Zettel als einen Akroaten (statt Akrobaten) ankündigen ließ; die Damen, seine Schwestern, streben ihm glücklich nach. Die Pantomimen dienten nur zur Ausfüllung; am Meisten belustigte dabey die Gewandtheit der Masken. Die bekannten Ansichten von Gropius und einige kleinere optisch aufgestellte Ansichten von Landschaften, in einer andern Bude, befriedigten auch den Kenner.

Das Theater lockte zuerst durch die glänzenden Dekorationen des Rübezahl die Freunden an; dann trat die reizende Dlle. Sonntag aus Wien auf, über welche ich in einem folgenden Bericht sprechen werde, wenn ihre Gastrollen geschlossen sind.

Die Messe hat übrigens keinen übeln Ruf hinterlassen; und dieß ist schon hinlänglich. Von Buchhändlern und eigentlichen Kunsthandlungen ist sie weniger zahlreich besucht gewesen, als frühere Ostermessen; dagegen erinnert man sich noch nicht, so viele Musikhändler auf der Messe versammelt gesehen zu haben. Einige Werke hat Steiner in Wien zu Tage gefördert, die sich großes Beyfalls werden zu erfreuen haben, nämlich ein Pianoforte-konzert von Moscheles aus Es dur, welches der Komponist an mehreren Orten mit großem Erfolg vorgetragen hat (es bildet auch die dreyzehnte Lieferung des von dem Verleger herausgegebenen Odeums), Phantasie mit Variationen über ein schottisches Thema von Kalkbrenner (Oeuv. 72.); Einleitung, Variationen und Rondo über Weber's Jägerchor aus der Euryanthe mit Begleitung des Orchesters von Karl Czerny (60 W.) so wie mehrere Stücke dieses fruchtbaren Klavierkomponisten. Was aber von allem interessiren wird, ist eine zum ersten Mal erscheinende große Ouvertüre von Beethoven in C-dur, 115. Werk. Die Partitur ist dem Fürsten von Radzivil gewidmet und äußerst sauber gestochen. Auch ist sie vierhändig und zweyhändig arrangirt zu haben. Sie besteht aus einem kurzen Maestoso, und einem Hauptsatz, Allegro vivace in $\frac{2}{4}$ Takt, und erinnert noch an frühere Zeit, wo Beethovens Originalität minder abstoßend war. Für Spieler von mäßiger Fertigkeit ist ein Klavierstück dieses Meisters — Adagio, Variationen und Rondo für Pianoforte, Violine und Violoncell (Steiners Verlag, 121 Op.) bestimmt. Liebhabern guter vierhändiger Klavierkompositionen kann eine schöne Klaviersonate von Onslow; und ein von Moscheles arrangirtes Quartett, beyde in etwas düsterm Charakter, sehr empfohlen werden.

Bücher werden anderwärts genug gepriesen. Darum will ich nur eines für die edlere Unterhaltung bemerken, nämlich die Reisegefährten. Eine Sammlung Erzählungen von Friedrich Mosengeil, mit Beyträgen von Fr. Jakobs (Frankfurt bey Wilmans).

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juni 1825.

Erhebe dich auf diese Höhen!
Hier wirst du deine Freude sehen,
Hier wandelst du in Sternen; hier
Siehst du den Blitz, die Wolken unter dir!

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Fortsetzung.)

Ueber einen zertrümmerten Felsengrad hatten wir die Höhe des Gelzenspitz erreicht. Mit dem lezten Schritte hinauf war alle gehabte Mühe und Anstrengung vergessen. Wir lebten nur der Freude allein, dieß Ziel unserer Wünsche gewonnen zu haben. Von der Megelisalp bis hierher mochten wir länger als drey Stunden gegangen seyn. In geringer Entfernung, nordwestlich vor uns, war der zweyte Gipfel des hohen Alpsteins, der eigentliche Säntisspitz, der mit unserm Standpunkte fast von gleicher Höhe zu seyn schien. Der große Säntisgletscher dreitete sich dazwischen aus und reichte weit in die Tiefe hinab.

Wir blickten weiter um uns her. Hätte ich deine Farben, glücklicher Vandyk! Wäre es mir vergönnt, in deinen Worten zu reden, schwärmerischer Jean-Jaques! — Warum ist meine Feder so schwach und mein Herz so voll? Ich kann in den süßen Träumen der Vergangenheit, in den reichen Hoffnungen der Zukunft leben; warum vermag ich es nicht, die Wonne dieser Gegenwart zu genießen, wie sie es würdig sind? — Der leise Silberhauch des anbrechenden Tages, der den Theil des Erdkreises, welcher vor uns ausgebreitet lag, umwehte, flüsterte auch ein buntes Ideenspiel in unsere Brust, das uns von den fernen Eiskolossen in jene glücklichen Thäler trug, wo Freyheit und Kraft und Zufriedenheit wohnen.

Auch die starre Gebirgswelt schien noch zu schlummern. Ihre riesigen Formen, die in den reinen Aether emporragten, waren wie mit einem magischen Schleyer überdeckt. Es war der günstigste Augenblick sie zu zeichnen, darum schritt ich unverzaumt an's Werk. Indeß wurde in der Vertiefung, wo bis zum Jahre 1803 ein von den reformirten Appenzellern zum Wahrzeichen des Kantons Säntis aufgepflanztes hölzernes Kreuz stand, von unsern Hirten ein mächtiges Feuer angezündet, und von meinen Gefährten mehrere Löcher in den Felsen gebohrt, um diese mit Pulver anzufüllen, und einzelne Brocken von der harten Steinmasse abzusplittern.

Mein leichtentworfenes Panorama war fast beendet, als die Sonnenglut aus Osten aufflammte. Ein Jeglicher verließ sein Geschäft und wendete ihr sich entgegen. Eine tiefe Stille trat ein, wir hatten nur Seele und Auge für diese prachtvolle Naturscene allein. Himmel und Erde glänzten in hellen Zauberfarben. — Nachdem das erste Staunen vorübergegangen war, durchmusterten wir den weiten Kreis, der sich von den Gebirgen Salzburgs über die Ferner Tirols, die Eiskuppen Valtelins und Graubündens, die Hochgebirge von Glarus, Uri, Unterwalden und Bern zum Jura und Schwarzwald und über die schwäbische Alp um uns herzog.

Zu unsern Füßen lag das wildzerklüftete Appenzellergebirg mit seinen schmalen Thälern und smaragdnen Seen, tiefer hinab das liebliche Hügelgeländer, welches das weite Becken des Bodensees wie eine große Spiegelfläche umzog. Unsere Blicke folgten dem Laufe des Rheins bis in die

Digitized by Google

nördliche Schweiz hinab; sie rubten an den Gestaden des Zürich-, Greiffen- und Pfäffikonsees, klimmten über Rigi und Pilatus zum Liger, Finsteraar und Wetterhorn hinan, kehrten über Tirlis, Scharhorn und Tödi in die Nähe zurück, schweiften dann noch einmal über Scheebaplauna zum Dreyherrnspitz hinaus, und verweilten endlich bey den Gegenständen, die ihnen am allernächsten waren.

Vom Säntis kann man über die Silberdlatten (einer mäßig hohen Gletscherwand) den Altmann erreichen; aber der Pfad ist sehr gefahrvoll und wird nur von Gemsjägern betreten. Der Gipfel des Altmann ist 7460 Fuß über dem Meere erhaben. Darunter öffnete sich die reichbegrünte Schlucht des obereu Thurthals, und eine gräßlich zerrissene Felswand starrte in die ungeheure Tiefe hinab. Wir erblickten den Ursprung der Thur und die Häuser von Alt St. Johann und Starkenbach, als befänden wir uns schwebend über ihnen. Auf der andern Seite des Thals ragten die Häupter der Kuhfirsten auf.

Unsere jungen Freunde brannten vor Ungeduld, den Gipfel des Säntis in die Luft zu sprengen. Die unerschöpflichen Reize der Natur genügten ihnen nicht mehr, sie wollten ein ärmliches, schnell vorübergehendes Spektakel der Kunst. Endlich wurde das langersehnte Zeichen zur Sprengung der Minen gegeben, und die Felsbrocken flogen uns um die Ohren her. Wir traten behutsam aus unserm Versteck, und sammelten die Stücke auf, welche weit umher zerstreut lagen. Der Zufall war uns ziemlich günstig gewesen. Wir fanden einen ziemlich großen Ostraciten, von kleinen Bläschen und Löchern durchbrochen, mehrere flache und zugespitzte Trochiliten und Tellinitен; K. zeigte uns ein ziemlich bedeutendes, leider aber in viele Stücke zerbrochenes Ammonshorn. Wir schleppten fast einen Centner solcher Versteinerungen ehemaliger Meergeschöpfe auf den Säntisspitz hinüber, um dort zu sondern und auszuwählen, was wir weiter mit uns nehmen wollten. Darauf stellten wir unsere Barometer-Berechnungen an, aus denen sich ein mittleres Resultat von 7840 Fuß über dem Meere für den Säntisspitz und von 7930 Fuß für den Geirenspitz ergab. Während dem hatten die Führer in der heißen Asche eine Menge Kartoffeln gebraten, welche uns ganz vortrefflich schmeckten. Bey keinem Mahle unsers bedürfnißschweren Daseyns herrschte je so viel Mäßigkeit mit so viel zufriedenem Sinne vereint.

Endlich mußte es von unserm erhabenen Standpunkte geschieden seyn. Wir sendeten noch einen Blick in die weite Ferne und in die liebliche Nähe umher, noch einen vollen Blick in die Pracht der Natur und zu ihm, der der Schöpfer aller dieser Herrlichkeit ist. Dann schritten wir den steilen, halbzertrümmerten Abhang hinab, welcher in ein ziemlich großes Schnee- und Eisfeld sich verbirgt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bienen.

(Fortsetzung.)

Nun aber — wenn die Sonne in dem Zeichen
Des Stiers die frischen Fluren übergrünt,
Und heitres Licht nach allen Seiten spendet,
Wie lieblich ist's, das muntre Volk zu seh'n,
Das freudig schwimmt durch Auen und durch Triften;
Und von der zitternd thaubeglänzten Dolde
Aus Rosen und aus Veilchen Süße saugt,
Mit zartem Fuß, die Kelche kaum berührend,
Mit leichtem Flügel, schwimmend in der Luft;
Vom Nektar kostend, den die Juno spendet
Vom Himmel aus der milcherschwollnen Brust.
Die Biene also ist des Jahrs Beginnen
Von Süßigkeit und Reiz der Lied' erfüllt;
Begierig ist sie nach der jungen Brut.
Dieß ist die Zeit, wo sie den Bau beginnt
Den künstlichen — des Hauses und der Zellen,
Die sie mit Wachs, nach Schnur und Winkel bildet,
Mit so viel Wänden als sie Füße zählt.
(Erstaunenswürd'ge Sache — ein Insekt
Das Aug und Sinn für Bau- und Meßkunst zeiget!)
Dieß sind die Zellen, wo das duft'ge Süß,
Des von dem Himmel zu der Erde träufelt,
Und mühsam aufgesammelt worden ist,
Bey rauhem Winter dann bewahret liegt.
Verläßt dieß Volk sein wohlgeschloßnes Haus,
Und siehst du nun durch reine Lüfte schwirren
Den Schwarm, der sich zum Himmel schwingt —
Wie eine Wolke, von dem Wind getragen.
Dann sey bereit — denn jene suchen stets
Im kühlen Grün des hochgewölbten Baumes
Den Ruheplatz — in Nähe einer Quelle.
Dort streue schnell — damit es Duft verbreite,
Melissenkraut und Zweiachen der Korinde,
Dann greife nach dem Hammer und dem Becken
Und laß erklingen das gewölbte Erz.
So angelockt wird dann der Schwarm sich senken,
Wohin du willst, und froh führst du die Beute,
Zur heimatlichen Wohnung nun zurück.
Doch manchmal zieh'n sie auch zum Kriege,
Geschaart in dichte Haufen, in das Feld,
In Zorn und Zwietracht sind sie um den Führer;
(So wahr ist's, daß — selbst dem Geschlecht der Fliegen,
Ein Königreich nur Einen König duldet)
Nun mußt du schau'n den Muth des kleinen Volks,
Die Kampfeswuth — die Kunst den Krieg zu führen.
Es zeigt dir's an, martialisches Erklingen,
Ganz ähnlich der Trompete wildem Schall,
Der Kriegsheere ruft in's Schlachtgewühl.
Sie sammeln sich — von Eifer fast erzitternd,
Und jede ist geschäftig sich zu waffnen
Mit scharfem Zahn, zu schleifen ihren Stachel,
Der dann erglänzt wie schön polirter Stahl;
Und nach dem Takt der dumpfen Kriegesmusik
Bewegen sie den Stahl, den Fuß, die Flügel,
Fest angedrängt ist jede an den Führer.
Indem der Schwarm in's Schlachtfeld sich erhebt,
Ist es ein rauh' und dumpf Gewühl von Stimmen,
Und deutlich dringt der Waffen heller Schall
Durch ihrer Flügel schwirrendes Erklingen.
Es bilden sich die Haufen nun zum Schwarme,
Und schon beginnt der grausenvolle Kampf

Für's Vaterland und für des Königs Leben!
Entsetzliches — erbarmungswürd'ges Bild!
Denn schon entstürzt den Lüften wie ein Regen
Von todten Körpern eine blut'ge Schaar —
Dem Lande gleich, das bey des Sturmes Sausen
Von Baumeszweigen auf die Wiese fällt —
Dem Hagel gleich, der aus Gewitterwolken
Verheerend in die Saaten niederschlägt.
Den Königen, inmitten ihrer Schaar,
Bewegt der Muth die kleine Heldenbrust,
Zum Thron geboren und zum Ruhm bestimmt
Will keiner weichen, jeder will nun siegen. —
Nun wisse, daß den Aufruhr und das Toben
Der Hint'gen Schlacht mit einer Handvoll Staub
Du stillen kannst, geschleudert auf den Schwarm.
Und wenn du sie, bevor der Krieg begonnen,
Getheilet in zwey Haufen — wie zwey Kugeln,
Am Sturz 'nes alten Baumes hängen siehst,
Dann säume nicht — greif' nach dem duft'gen Zweig,
Besprenge sie mit einem sanften Regen
Von süßem Wein, mit Honig wohl vermischt;
So wirst du denn zu deinem Staunen sehen,
Daß nicht allein ihr blinder Zorn sich legt,
Daß sich auch beide Schwärme nun vereinen,
Und sich umarmend mit den kleinen Zungen
Die Körperchen liebkosend nun belecken,
Von neuem Wein zu kosten froh bemüht,
In dessen Süßigkeit sie sich berauschen.
Sobald du so — die Könige vom Kampfe
(Die Siegbegierigen) errettet hast,
Wirst du den Einen — der dir schlechter scheint —
Ermorden — daß kein Grund zum Zwist mehr sey,
Und Einer nur das Eine Volk beherrsche.
Den freud'gen Sieger mit den goldnen Flügeln,
Wie überhaucht von Morgens Purpurroth —
Wirst du nun in des Phalanx Mitte sehen
Erglänzen und zum Königssitze ziehn,
So wie dereinst zum hehren Kapitol
Der Römer Konsul durch die heil'ge Straße
Vom Volk des Mars — dem jubelvollen
Umrauscht — zur Feyer des Triumphes zog.
So wie die Biene selbst — verschiednen Stamms,
So sind's auch ihre Könige; drum wisse,
Daß jener sey der bessre, dessen Panzer
(Der Wolle gleich, wenn sie die Sonn' bestrahlet)
Am hellsten erglänzet. Seinen Gegner
Siehst du in schmutzig Grau gehüllt, die Last
Des angeschwollnen Bauches schleppen, und
Ihm gleichen All', die seines Stammes sind,
So wie dem Herrn ja stets der Diener ähnlich.
O führe diesen Schwarm nicht in den Garten,
Den Samen einer schlecht beschaffnen Brut;
Und wähle den, der freudiger erglänzet,
Des Orients Perle gleich, die an der Mündung
Des Ganges-Stroms die Meeres-Ufer ziert.
Mit diesem Samen fülle deine Zellen,
Und sey gewiß, daß du dann süßern Honig,
Und klareren erzeugst — an Farbe gleich,
Der duft'ge Ambra — welcher kostlich ist
Den herben Stoff der Früchte die zu süßen,
Der Nektar, und der Cornel, und der Traube.
Wenn nun die Schaar; mit Jungen gelichtet,
So jung als alt, in's Freye zu verschwärmen,
Die Lust bezeigt, und zu befürchten ist,
Daß sie zur Heimath niemals wiederkehren,
So sey bedacht, daß du mit 'ringer Müh,
Die Schwärmer überlistest, da du schnell
Dem Könige die Flügel kürzest; wisse
Daß jene ohne ihren Führer nie
Es wagen aus dem engeren Bezirke
Der Heimath sich zum Ausflug zu erheben.
Der Garten, den der Blumen süßer Duft,
Die Würze seiner Kräuter spendet, ist's,
Der sie zu bleiben lockt: und jener Gott,
Dem vom Olymp der Auftrag ist gegeben,
Beschützt die Stätte, und verscheucht die Feinde
Mit seiner Sichel, und dem blendenden Gesicht;
Verscheucht das fraßbegierige Gezieser,
Das nach der armen Bienchen Leben strebt.
Ein guter Wärter dieser Thierchen pflegt
Aus dunkelm Wald sich eine grüne Fichte
Zu wählen, und mit eignen Händen pflanzt
Er sie in seinen Blumen-Garten; ist
Den dichten Bart der Nadeln zu erhalten,
Die Wurzeln ja nicht zu entblößen froh,
Damit der Baum es nicht gewahre, daß
Ihn fremdes Erdreich nun umgebe. So
Hab ich — so hat mein Vater es gehalten.
Ein Aehnliches geschehe mit dem Strauch
Des Thymians, des Amaranths und Andern,
Die jenes Volks beliebte Speise sind.
Auch diese pflanze über — tränke oft
Die zarten Wurzeln aus dem thönern Topf
Dem wie ein Sieb durchlöchert ist der Boden.
Aus dem ein feiner Staub von Neuen sprizt,
Das trockne Land der Pflänzlein zu bethauen.
Und willst du gar Geschirr und Aufwand sparen,
Nimm eines Kürbis wohlbeleibte Frucht,
Und bohre mit dem Stachel in den Händen
Von einer Seite viele Löchlein durch,
Dann öffne ihn, wo die Natur gebildet
Den Nabel hat, daß von dem Mutter-Stamme
Er Nahrung sog. Dann höhle ihn und fülle
Das Gießgefäß zu dem beschriednen Zweck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 31. Mai.

Ein Schnellläufer und ein Schnellbleicher hat in der letzten Zeit die Neugierde der Berliner mit Recht in Anspruch genommen, da beyde Erscheinungen in unserm kalten Norden ganz ungewöhnlich sind. Der Schnellläufer Göhrig hat bey seinem letzten Laufe auf der Potsdamer Kunststraße fünf kleine Meilen — vom Dorfe Schöneberg bis nach Stimming hin und zurück — in hundertzwey-und-vierzig Minuten zurückgelegt: und den verzärtelten Berlinern gezeigt, wie weit es ein Mensch bringen kann, wenn er seine körperlichen Vorzüge zu benutzen versteht. In England hätte ein solcher Schnellauf dem Unternehmer eben so viel Geld als Ehre eingebracht. Unsere Berliner geben aber mit beyden, besonders mit dem ersteren sehr sparsam um, und so kam es denn auch, daß der Schnellläufer, welcher besonders in Leipzig während der Messe eine gute Ernte gemacht hatte, sehr unzufrieden einen Ort verließ, wo die Einwohner nur leben, aber nicht zahlen wollen. Sein Aufenthalt hat jedoch mehrere schlummernde Kräfte geweckt, und es sind seitdem mehrere solche Schnellläufe von hiesigen jungen Bürgern allerlei unternommen, und Einer hat sogar in voller eiserner Ritterrüstung, eben so schnell, als das Vorbild, den Lauf vollendet.

In finanzieller Hinsicht mag es dem Schnellbleicher noch schlechter als dem Schnellläufer ergangen seyn, da bey beiden

improvisatorischen Unterhaltungen höchstens hundert Personen gegenwärtig waren. Rechnet man die Kosten für den Saal und die Freyeintritts ab, so kann wenig in die Tasche des Poeten geflossen seyn, und so mußte denn auch jezt, während der Schnellläufer mit eigenen Wagen und Pferden fuhr, der Schnelldichter das gewöhnliche Loos seiner Kollegen theilend, zu Fuße gehen. Aber noch schlimmer erging es dem Improvisator mit der öffentlichen Würdigung seiner Verdienste. Mehrere hiesige Dichterlinge tadelten laut, daß Hr. Doctor Wolff keine vollendete Dichtung zu Tage gefördert hätte, und haben dadurch nur gezeigt, daß sie mit den Leistungen der Improvisatoren Italiens gar wenig vertraut sind. Selbst in diesem Lande, wo seit Jahrhunderten diese Kunst geübt wird, ist es eine seltene Erscheinung, daß ein Schnelldichter etwas Vollendetes hervorbringt. Eine Ausnahme hievon scheint blos der in Paris so sehr gefeyerte Sgricci zu machen; welcher jedes Thema mit vielem Verstand und in guten Versen dramatisch zu behandeln versteht. In Italien verlangt man von dem Improvisator nicht so sehr untadelhafte Verse, als eine vollendete polyhistorische Bildung, so daß er im Stande sey, jedes passende Thema, ohne Wahl, glücklich zu lösen. Dem vor einigen Jahren in Verona verstorbenen Abate Lorenzi wurde z. B., als er vor etwa vierzig Jahren einen Freund in den Tyroler-Alpen besuchte, das Thema aufgegeben: ob der Mond bewohnt sey? Nachdem ihm einige Minuten, nach hergebrachter Sitte, zur Ordnung seiner Schnelldichtung gegönnt worden, begann er in reimlosen Versen — versi sciolti — zu improvisiren. „Die Macht der Freundschaft habe ihn angetrieben, die schönen Gefilde Verona's zu verlassen, um die steilen Felswände der Tyroler Alpen zu ersteigen. Er sey so hoch gestiegen, daß ihm, als Bewohner des flachen Landes, so vorkomme, als wenn er schon die Hälfte des Weges nach dem Monde zurückgelegt habe. Aus Achtung gegen den Wirth wolle er das sanfte Pferd, das ihn glücklich auf die Alpen getragen, mit dem Pegasus seiner Phantasie vertauschen, und seine Reise weiter fortsetzen, um zu untersuchen, ob der Planet, welcher dem irdischen am nächsten liegt, auch von menschlichen Wesen bewohnt sey. Nachdem er alle Gründe für und gegen — auseinandergesetzt hatte, schloß er mit Fontanelle, obgleich man damals durch vervollkommte Teleskopen noch keine Brüsten und Festungen entdeckt hatte, daß der Mond bewohnt sey. Am Schlusse beschrieb er in burlesken Versen, zum Ergötzen aller Anwesenden, die Mondbewohner und ihre Einrichtungen, und schloß mit dem Wunsche, bald nach Verona zurückzukehren, wo die Polenta — eine Lieblingsspeise der Italiener aus Maismehl — besser als im Monde schmecke." Lorenzi hatte es noch weiter als ein gewöhnlicher Improvisator gebracht, und improvisirte auch sehr glücklich in lateinischen Versen. In der italienischen Sprache hatte er aber eine solche Gewandtheit, daß, während seine Schüler sich abmühten, den Vers gut in schlechter Prosa zu übersetzen, er ihn in schönen gereimten Versen übertrug. Er hatte eine solche ausgebreitete Bildung, daß er immer mit dem ersten Thema zufrieden war. Herr Wolff machte es dagegen ganz anders. Er ließ aus einer Urne drey ziehen, und wählte nach Belieben. Taugten, wie er meynte, alle drey nichts, so ließ er drey andre ziehen, und wählte noch einmal. Ein Italiener würde darüber recht herzlich gelacht und mit Recht versichert haben, daß auf diese Art in Italien Jeder Gymnasiast improvisiren könne. Uebrigens muß man aber auf der andern Seite, um gerecht zu seyn, auch zugeben, daß Hr. Wolff nicht ganz Unrecht hatte, wenn er eine solche Einrichtung traf. Die Berliner scheinen nämlich nicht den geringsten Begriff zu haben, was für Thema's gegeben werden sollen, weil sie sonst nicht eine Menge musikalische (!!) Thema's, und unter andern Mozart's Requiem in die Urne geworfen haben würden. Seine Versifikation war übrigens für einen jungen Improvisator recht gut, auch hat er einige Thema's, wie Herrmann und Thusnelde, glücklich gelöst, und hätte gewiß mehr Aufmunterung, als ihm zu Theil geworden, verdient. Die Schnellreimkunst ist in unserm Vaterlande noch eine zu zarte Pflanze, und muß daher recht schonend behandelt werden. Auf jeden Fall hätten unsere Wasserpoeten, welche sich sogar wegen ihrer faulenzten Recensionen in unsern Zeitungen haben besingen lassen, so lange schweigen sollen — bis sie durch vollendete Dichtungen dem Publikum bewiesen haben werden, daß sie wirkliche Dichter und nicht bloße Renner sind.

Zu diesen zwey Wundern gesellt sich eine noch ungewöhnlichere Erscheinung, ein vierjähriger Knabe, Karl Eckart, welcher ganz vorzüglich das Fortepiano spielt, und schon kleine Sachen komponirt hat. Schon im zweyten Jahre besaß er ein so großes musikalisches Gehör, daß er jeden Mißton in einem vollständig besezten Orchester bemerken und angeben konnte. Dieß Genie ist der Sohn eines Wachtmeisters der Garde-Landwehr, und macht täglich solche Fortschritte, daß er bald den jungen Schunke und Felix Mendelsohn — beyde jezt in Paris — verdunkelt haben wird. In einer Hinsicht hat er sie schon überholt, da beyde in ihrem vierten Lebensjahre an eine eigene Komposition nicht dachten. Hierin könnte ihm nur der aus Ungarn gebürtige junge Baron Braun die Palme streitig machen, welcher vor einigen Jahren sich in Rom auf Reisen befand, von dem man aber seitdem nichts mehr gehört hat. Der Papst hatte ihn wegen seiner musikalischen Talente und seiner vielen Kenntnisse zum Pfalzgrafen gemacht, und der Kaiser von Oestreich ihm das Kreuz für fünfzigjährige Verdienste verliehen.

Unter den neu errichteten Instituten macht hier besonders viel Aufsehen die orthopedische Anstalt zur Heilung übler verkrüppelter Gebrechen, welche der Hr. Doctor Rath theils nach eigener Erfindung, theils nach dem Muster der würzburgischen auf eigene Kosten eingerichtet hat. Der Unternehmer hat bereits sehr viele glückliche Kuren ausgeführt, und besonders viele schiefe Rücken wieder gerade gemacht. Die Venetianer haben hierüber ein sehr witziges Sprichwort:

la roba, indiriaaa la goba,

das heißt: der Reichthum macht die Buckligen gerade. Dieses kann aber jezt nicht nur der Reichthum, sondern auch unser Doctor Rath, und zwar auf eine viel gründlichere Art; denn hat auch ein Jüngling ein reiches Mädchen, ohne auf den kleinen Parnaß zu achten, den sie mit sich trägt, geheirathet: so pflege derselbe wieder zum Vorschein zu kommen, wenn das Geld durchgebracht ist. Er pflegt sogar, wenn Jemand in seine Anstalt aufgenommen wird, eine Zeichnung der Verwachsenen zu entwerfen, so daß Jeder nach seiner Heilung den Unterschied zwischen ehemals und jezt deutlich sehen kann. Zu einer solchen Kur gehört übrigens ein frischer Muth und Ausdauer, denn an Schrauben, Pressen und Ziehen läßt es der Doctor nicht fehlen, auch soll er sich nicht viel um die Klagen der Kinder kehren. Alles geht seinen langsamen, aber festen Gang, bis die Herstellung gänzlich vollendet ist. Man braucht sich daher jezt nicht mehr zu ängstigen, wenn ein Kind aus dem dritten Stockwerke gefallen ist. Entweder bleibt es auf der Stelle todt, und sodann ist es einmal aller Leiden, die es auf dieser Erde erwarten, überhoben; oder es kommt mit dem Leben davon. In dem leztern Fall wird es, wohl eingepackt, an den Doctor Rath addressirt, und nach sechs Monaten kommt es eben so gerade, als früher, wieder zurück. So ein Junge würde daher nichts an seiner Geradheit verloren, und noch obendrein die Welt besehen haben.

Julius Montano.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juni 1825.

— — — Bienen! Ihr seyd ein Bild rechtschaffener Weisen.
Die sich der Heimath entzieh'n, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Uns Honig der Weisheit zu liefern.

Kleist.

Die Bienen.

(Fortsetzung.)

Nun höre, was zu thun, damit die Rose,
Damit die Lilie dir recht früh erblühn,
Und so die Morid' als auch den Geliomin,
Welch Erdreich heischt, und welche Art von Pflege
Die saftige Melone, von Geschmack
Die Königin der Früchte. Meine Rede
Umgehe nicht, was dieser ähnlich ist,
Als da die Gurke, so der Schlange gleich
Durch's Laub sich windet; und die bleiche, rauhe
Die wasserreich'ge Kürbisfrucht. O höre
Von allen, die da spenden würz'gen Duft
Aus ihrem Samen, ihren Blättern, Blumen,
Die da die Schöpfung selbst geformt, geschmückt
Mit eigner Hand in tausendfält'ge Farben.
Doch vorher will ich secundig noch besingen
Den Ordnungsgeist, den künstlerischen Sinn,
Mit dem der Herr die Bienen hat begabet.
Daß sie ihr Haus — wohin du sie gelockt,
Mit hellerm Klang des hohlgeformten Erzes —
Mit Speise wohl versehen und die Brut
Zu nähren fähig sind, wenn starres Eis
Die Fluren weithin überdeckt. Darum
Erfüllte sie der Schöpfer mit dem Triebe
Des herrlichsten Gemeinsinns; dem Instinkt
Der Ordnung — des Gesetzes; goß die Liebe
Zum Vaterland dem Thierchen in die Brust.
Besorglich auf des Winters Ankunft, sind
Den ganzen Sommer Euch die Bienen emsig
Den Vorrath aufzusammeln, der
Sie dann ernähren soll. Die einen schwirren
Zu diesem Zweck durch's blumenreiche Thal;
Die andern süßen Wasser bey, und saugen
Den zähen Schleim aus Wurzeln und aus Fasern;
Und legen dann des Kuchens Fundamente,
Worauf aus Wachs — dem bildsam dichten Stoffe
Die Mauern sich erheben und das Dach.
Noch andere bereiten aus dem Samen,
Den sie aus Kelch und Kapsel aufgebracht,
Durch dunst'ge Hitze langsam einen Brey.
Die Mütter sind in Pflege ihrer Brut,
Der neugebornen, ängstlich schon bemüht
Mit ihrem Rüssel sie gestaltend, mit dem Busen
Sie wärmend und ernährend. Jene sind
Die baldbewaffn'te Jugend — ihres Reichs
Ersehnte Erben, auszufliegen eilig
Zum süßen Quelle und der sonn'gen Trift,
Mit ihrem Beyspiel sie belebend, was
Zu suchen ist, und was zu meiden. Diese
Schon vorempfindend die Gefahr der Noth,
Womit der Winter sie bedrohet, füllen
Mit reinem Honig ihre Zellen; dort
Erblickst du andre, die durch's Loos bestimmt
Zur Wache sind der Pforten ihres Hauses,
Und wechselweise siehst du sie beschäftigt
Des Himmels ungeheueres Gewölbe
Bedenklich zu betrachten, wohlbekannt
Mit allen Zeichen, die auf Sturm und Stille,
Auf heitre Stunden oder Tage deuten;
Die Lasten auch — die tüchtigen der Freunde,
Die da vom Felde seufzend kehren, sind
Sie zu erleichtern hülfreich stets bereit,
Und einzubringen; oft kannst du sie sehn,
Wie sie, zum Phalanx schnell gebildet, eilen
Der Hummeln dumme, arbeitsscheue Schaar
Aus ihrer Nähe in die Flucht zu schlagen.
So ist denn Alles in dem Reich der Bienen
Zu Zwecken thätig, und des Honigs Duft

Verbreitet sich, wie Hauch der Thymians Blüthen —
So wie in jener Werkstatt der Cyclopen,
Die Jupitern die Donnerkeile schmieden —
Die Einen dort das weißgeglühte Erz
Mit doppelarm'ger Zange packen, und
Bemühet sind, zum Amboß es zu schleppen,
Wo Andere, die kräftigen Arme doch
In Lüfte hebend, fürchterliche Schläge
Des Hammers nach dem Takte niederschlagen;
Noch Andere den ochsenhäut'gen Schlauch
Jezt aufwärts ziehn, jezt niederdrücken, daß
Des Hauches Strom durch Glut der Kohlen zischt —
Darob der höhlenvolle Berg erdröhnt
Und ganz Sizilien erbebet —
So auch hantieren unsre kleinen Bienchen,
Wenn der Vergleich gestattet ist, der Thierchen,
Der winzigen, mit der gigantken Schaar.
Mit ihrem Amt ist jede stets beschäftigt,
Den Aelteren und Weisern ist die Sorge
Der Bauten übertragen; diese richten
Die Trümmer auf, und ziehen hohe Dämme,
Bewerfen dann die ritzerfüllten Wände
Mit dem Bewurf, aus Pflanzensaft gebrannt,
Deß Dünste, wie den Hauch des scharfen Gifts
Der Mauwurf meidet, und der Käfer Schaar,
Die Cantaride und der Schmetterling,
So wie der Ameis' fliegendes Geschlecht,
Und tausend andere Insekten, welche
Die Erde zeugt, wenn bey des Sommers Hitze
Der feuchte Schlamm in dunst'ger Gährung brütet.
Wenn's Abend wird, so kehren dann ganz müde
Die jüngern heim, die Füße und die Brust
Recht vollgepackt mit Staub und Saft der Blumen,
Der süßesten, als Ginster, Rosmarin,
Und zitternd Rohr, und der bescheidnen Weide
Und der Kallmünze, und des Safrans auch,
Deß rother Kamm in dunkelm Laub erglüht,
Des Terebinths, der niedrigen Lentiske,
Der schmachtenden Jazimehr, deren Busen
Den süßen Schmerz in farb'ge Tiefen hüllt,
Und vieler andern Sträuche, Kräuter, Blüthen,
Aus deren Kelchen sie die Perlen sogen,
Des süßen Thau's — der Farbe und Geschmack
Und Würze gibt, dem vielgeliebten Honig.
Das ganze Jahr ist gleiches Maaß der Stunden;
Sobald sie Morgens aus der Pforte ziehn,
Ist keine Feyer — bis der Abend glüht.
Doch wenn die Sterne kaum zu leuchten
Beginnen, kehren sie nach Haus zu laben
Den müden Leib mit schweißerrungner Last.
Da dörft du dann für's erste ein Gemurmel
An ihres Hauses Thoren — aber bald
Verschließt sich jede einzeln in die Zelle
Und gönnet sich nach Herzensinst die Ruh,
Und Alles ist nun bis zum Morgen stille. —
Du wirst auch nie — von ihrer Wohnung ferne
Sie ziehen seh'n, wenn sich der Himmel trübt,
Und wenn die Sonn' das Farbenbild erheitert
Auf dunkeln Grund der regenschwangern Wolke,
Wenn sie das Laub der Bäume hören sausen —
Des Sturms und der Gewitter Zeichen — dann
Beherrscht sie Furcht und nur die nächsten Quellen
Besuchen sie — und wunderbar! sie füllen,
Bevor sie's wagen auszuziehn, die Brust
Mit Ballast sich von Sand und Steinchen; daß
(Dem Schiffe gleich, das sich den Bauch beschwert)
Sie jedem Windstoß sichrer widerstreben.
Zu wundern ist nicht minder, daß die Bienen
Die keuschesten der Thiere sind — daß nicht
Die unachtbarliche Begierde sie
Beweget; Schamhaftigkeit und Ehre nur
Sie stets begeistert. Nicht den andern gleich
Gebähren sie die Eyer, das belebte
Gewürm, aus schmerzzerrissnem Mutterleib;
Du findest auf dem zarten Grün, auf Blüthen
Die junge Brut, und sorgsam sie beleckend
Umschwebt die Mutter sie, und sachte, sachte
Ergreift sie ihre Kindlein — an der Brust
Sie nährend mit ätherischer Flüssigkeit.
Den König aber und die Prinzen sein
(Die Zofen in dem mächt'gen Staat der Bienen)
Erzieh'n sie königlich, errichten ihm
Aus duft'gem Wachs den prächt'gen Herrscherthron.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drey Tage im Appenzeller Hochlande.

(Beschluß.)

Kaum hatten die Sennen ihre Füße auf das Schnee- und Eisfeld gesezt, so fuhren sie auch schon unter immerwährendem Jauchzen und mit großer Schnelle abwärts. Wir blieben nicht lange müßig oben stehen, sondern folgten ihnen sausend nach. — Von da führte uns der Pfad zu dem schmalen und zerbröckelten Felsgrat der weißen Wand, von welcher man einer herrlichen Aussicht genießt. Zu beyden Seiten ein tiefer Abgrund. Wir kamen glücklich darüber hinweg. Ein sicherer Schritt half durch alle Schwierigkeiten hin. Nach der dintern Wagenlucke, einem der vordern ähnlichen zerklüfteten Felsenvorsprunge, kamen wir abermals auf ein Schneefeld, welches aber zu steil sich hinabsenkte, als daß wir es hätten wagen können, wie auf dem ersten hinunterzufahren. Wir legten jedoch auch diese Strecke ziemlich rasch zurück, indem wir seitwärts auf den langen Alpstock gestüzt die Fersen in den weichen Boden eindohrten, und so eine Art von Stiege bildeten, auf dem es sich ganz bequem fortschreiten ließ.

Die Hütten in den Sprüngen, 5860 Fuß über dem Meere, lagen vor uns. Eine ganze Ziegenheerde trat uns meckernd entgegen. Wir fütterten sie reichlich mit Brod, und hatten dafür das Vergnügen, weithin ihre Begleitung zu erhalten. — Unsere Führer machten uns auf eine Inschrift am Felsen aufmerksam. Sie berichtete: daß im Jahr 1791 der Professor Jezler aus Schaffhausen in diesen Felsschlünden ohne Führer verirrt, und in den Abgründen zerschmettert seinen Tod gefunden habe.

Wir hielten ein stärkendes Mahl, so köstlich als nur immer möglich, und dennoch sehr frugal, denn es bestand nur aus Milch, Kartoffeln und gebratenem Käse, auf der 5250 Fuß über dem Meere erhabenen Obermeßmerah. Nachdem wanderten wir von Hochniedern in eine Trü-

merwärts hinab, welcher ein mäßiges Schneefeld sich anschloß. Bald darauf befanden wir uns am Oehrlikopf, einem nackten Felsgipfel, an dem das Weißwasser aus immerdauernden Schnee- und Eislagen entspringt. Wir sahen die Schwägalp unter uns, mit Waldung geschmückt; wir blickten links und rechts in die Ferne hinaus durch ein enges, oftgewundenes Thal, das nach beyden Seiten sich hinabsenkte, und dessen höchster Punkt der Uebergang des Toggenburger-Säntis, 4370 Fuß über dem Meere ist. Vor uns öffnete sich die hübsche Schlucht nach Urnäschen. Zu unsern Füßen schäumte der schöne Sturz des Leuenfalls.

Ein sehr beschwerlicher Weg lag noch vor uns. Wir kletterten auf einem so schmalen Pfade, daß oft kaum die Fußbreite Raum gewann, an schroffer, wildzerrissener Felswand hin. Unter uns gähnte ein tiefer Abgrund. Unsere Führer waren allein mit den beyden jüngern und ungeübten Reisegefährten beschäftigt. Sie hatten ihre ganze Sorge und Vorsicht auf sie zu verwenden. Dieser Maßregel verdanken wir die Erhaltung unsers B. Er fühlte sich auf einmal sehr unwohl, ein heftiges Zittern ergriff seine Glieder, seine Augen schlossen sich, und er würde unfehlbar hinuntergestürzt seyn, wenn ihn nicht des Hirten starker Arm ergriffen und einige Momente schwebend gehalten hätte, bis wir Uebrigen ihn unterstützten, und den Besinnungslosen auf festern Grund tragen konnten. Er erholte sich alsobald, und wir hatten in Kurzem die Nesselalp erreicht. Hier schieden unsere treuerzogen Geleitsmänner von uns, und kehrten, mit Gruß und Dank uns allen die Hände schüttelnd, auf ihre hohe Trift zurück. Wir aber gingen nach Im-Ried hinab.

Die Umgebung dieses kleinen Bades, dessen vorzüglichste Eigenschaft darin bestehen soll, einen gesunden Appetit zu geben, ist sehr angenehm und malerisch. Das Thal, in dessen Mitte es liegt, öffnet sich schmal und ansteigend bey Neu St. Johann, und zieht sich in leichtgebogener Richtung von West Süd-West nach Ost zwischen den steilen Felsmauern und Abhängen des Burch- und Steinerberges zum Toggenburger Säntis hinauf. Das Dörfchen Unterbuel, zu dem das Bad gehört, ist die einzige mehr abwärts liegende Ortschaft dieses drey Stunden langen und kaum eine Viertelstunde breiten Geländes, welches der wilde Luterndach durchrauscht.

Von senkrecht abgerissener Nagelfluhwand stürzte nördlich in mehreren reizenden Fällen, von denen der unterste über 300 Fuß Höhe haben mochte, der Kohlbach herab. Seine ziemlich bedeutende Wassermasse schäumte unter dunkelm Gebüsch hervor, und ständre weit in die Tiefe hinaus. In etwas weiterer Entfernung zitterten mehrere Wasserstreifen von schwindelnder Höhe hernieder. Diese leichten Silberfäden werden nur von anhaltenden Regengüssen geschaffen und genährt, und verschwinden ganz, sobald eine dauernd-trockene Witterung eintritt. Man sieht dann ihre Spuren nur in den röthlichen Streifen an der steilen, nackten Wand.

Die Gegend um das Bad Im-Ried, welches 3290 Fuß über dem Meere erhaben ist, bildet ein eigenes kleines Thal, welches rings von einer Menge abgerundeter Hügel beschlossen wird, die Trümmerhaufen eines bedeutenden Bergsturzes seyn mögen, jezt aber mit grünem Rasen überdeckt sind. Sie bestehen, wie der ganze Burchberg und die an den hohen Alpstein angelehnte Kette, welche vom Speer herab den Kanton Appenzell durchzieht, aus jener Schuttmasse, welcher man in der Schweiz den Namen Nagelfluh gegeben hat.

So beendeten wir unsere Appenzeller Gebirgsreise, mit eben dem Vergnügen, mit welchem wir sie begonnen. Mögen unsere Leser, in dieser schwachen Beschreibung, wenigstens einen Theil der Annehmlichkeiten entdecken wollen, welche sie uns dargeboten hat. Und so beschließen wir . . . qui uti scit ei bona.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 29. Mai.

Der längst versprochene Faust in Drury-Lane ist endlich auf die Bretter gebracht worden, und zwar mit Glück, welches jedoch mehr dem Dekorationsmaler und Machinisten (welche beyde das höchste Lob für ihre dabey bewiesene Geschicklichkeit verdienen) als den Fabrikanten oder vielmehr Zusammensetzern des Stücks, Hrn. Soane und Terry. Die ernsthaften Scenen und Gespräche aus dem Stücke gehören unserem Goethe, und einige drollige, die es enthält, sind von der Art, daß sie niemand den Dramaturgen streitig machen wird. Uebrigens gibt es Reisen zu Wasser und zu Land und durch die Luft, Verführungen, Balgereyen, Höllenfeur und Teufeleyen mancher Art. Auch hat man einige hübsche Lieder angebracht, die dem Stücke einen bedeutenden Reiz geben. Sonst hat uns die Bühne nur Kleinigkeiten geliefert, die keiner Erwähnung verdienen. In der italiemischen Oper hält man sich am Alten, und vielleicht thut man um so besser daran.

Der verzweifelte Mensch Turpin, dessen ich in meinem letzten erwähnt, ist des nächtlichen Einbruchs überwiesen, und zum Tode verurtheilt worden. Seine Frau, die sich bey dem Polizeyverhör bereits bauerbar gemacht, war bey der Verurtheilung zugegen, und mußte aus dem Gerichtssaale hinausgetragen werden. Turpin war längst ein Abnehmer gestohlener Sachen, und vom Hehler zum Stehler ist der Schritt nicht weit. Auch war er und seine Frau der Polizey längst verdächtig. Diese, ein schmuckes, junges Weib, wurde vor einiger Zeit von zwey Polizeydienern mit einem Bündel gestohlener Sachen verfolgt. Da sie ihr in ein Haus folgten, in das sie sich geflüchtet, so sprang sie mit ihrem Bündel aus dem Fenster des ersten Stockes, und kam mit ihrer Beute davon.

Der Gesetzesvorschlag zur Gleichstellung der Katholiken mit ihren übrigen Mitbürgern ist bekanntlich durch eine Mehrheit

von acht und vierzig aus dreyhundert und acht Pärs im Oberhause verworfen worden. Es fanden sich bey der Gelegenheit mehrere, welche sich durch den Geist der Zeit und die Macht der Ueberzeugung hatten zur Duldung bekehren lassen; aber auch einige, die von diesen bessern Gesinnungen zur Duldsamkeit zurückgekehrt, und unter den alten Gegnern fand sich mitunter mehr Bitterkeit als ehemals. Der Großkanzler und Lord Liverpool fanden für gut, dem Unterhaus einen Verweis zu geben, weil es ihnen eine solche Bill zugeschickt, welcher fast alle ihre Kollegen im Ministerium, die dort ihren Sitz haben, ihre Beystimmung gegeben. Diese Lords erklärten den Staat in Gefahr, wenn dieses Gesetz durchginge, und Graf Harrowby, der Präsident des Kabinets, erklärte ihn in Gefahr, wenn es nicht durchginge. Die Bischöfe, mit Ausnahme des alten, edlen Bischofs von Norwich, erklärten einstimmig (und dieß ist, beyläufig gesagt, kein Kompliment für ihre Kirche, und kein großer Beweis von Zutrauen in den göttlichen Beystand), daß die Erhaltung der englischen Kirche ewig die Ausschließung der Katholiken von den bürgerlichen Rechten nothwendig mache. Viele meynten, daß die Katholiken nur halbe Unterthanen wären, und eine protestantische Regierung kaum ihren Eiden trauen dürfte; erklärten aber doch dabey ihre Ueberzeugung, daß sie die Katholiken von Irland für zu loyal hielten, als daß sie einen Aufstand von ihnen befürchteten, wenn die Bill verworfen würde. Um aber die Verwirrung und das Durchkreuzen der Meynungen noch auffallender zu machen, schätzte man (wie schon oft vorher geschehen war) auf der einen Seite die Katholiken in Irland auf sieben Millionen, und brachte auf der andern dieselbe bis auf fünf Millionen herab. Daß bey einer so wichtigen Frage eine solche statistische Unwissenheit herrschen soll, wäre zum Erstaunen, wenn es sich nicht vermuthen ließe, daß die Regierung die Zählung der verschiedenen Religionsmitglieder in Irland darum vermeidet, um das Lächerliche und Ungereimte der Erhaltung einer kostspieligen Staatskirche auf Unkosten einer unvergleichlichen Mehrheit nicht offiziell erweisen zu müssen. Der Kanzler behauptete ferner, daß alle Reformatoren und Aufrührer mit der Maßregel einverstanden wären; und doch herrscht selbst unter der Opposition in beyden Häusern Zwiespalt; und war es Benbow, der Radikale Buchhändler, welcher die berüchtigte antikatholische Erklärung drucken, und mit antikatholischen Bemerkungen begleitet, von Männern, welche auf Brettern die Inschrift führten: „Triumph der Protestanten über die Katholiken!“ in den Straßen von London zum Verkauf herumtragen ließ; und es war auch diese Klasse von Leuten, welche die Mauern der Stadt mit der Inschrift: No Popery bedeckten! In London wurde die Entscheidung des Oberhauses im Ganzen ziemlich gleichgültig aufgenommen, denn die hier herrschende Toleranz ist bey den meisten doch von leidender Art; aber auf dem Lande wurden hier und da die Glocken geläutet und Triumphzüge und Beleuchtungen veranstaltet. Doch haben sich, so weit man bis jetzt noch weiß, die Katholiken nirgends Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen. Hier sowohl, wie zu Dublin, hatten sie eine Versammlung, worin beschlossen wurde, auf dem Wege des Gesetzes fortzufahren, ihre Rechte zu fordern, und deßwegen in Irland in jedem Kirchsprengel Versammlungen zu halten, und von jeder eine Bittschrift ans Parlament zu schicken; auch von den Protestanten, welche der Sache der Katholiken hold (und die Anzahl derselben scheint in Irland täglich zuzunehmen) ein Gleiches thun zu lassen. Man hat bemerkt, daß im Unterhause von den hundert irländischen Mitgliedern fünf und siebenzig für die Katholiken gestimmt, und unter den Pärs jenes Landes, die im Oberhause sitzen, sich ein ähnliches Verhältniß gefunden. — Beweis genug, wie sehr sich die öffentliche Meynung dort verändert, besonders wenn man bedenkt, daß kürzlich eine neue Parlamentswahl stattfinden wird. Die ganze Begebenheit ist so wichtig, und die damit verbundenen Ereignisse so mannigfaltig und merkwürdig, daß man ein dickes Buch damit füllen könnte. Unter andern ward im Oberhause eine Bittschrift von einer gewissen Anzahl Protestanten in Irland zu Gunsten der Katholiken beym Unterhause eingereicht, die, wie es sich nach angestellter Untersuchung erwies, von einem jungen Protestanten zum Scherz fabrizirt worden war, und wofür der arme Wicht hat von Irland herüberkommen, und sich auf einige Tage dem Gefängnisse und einer öffentlichen Rüge bequemen müssen.

In dem Unterhause selbst hat sich bey den Mitgliedern der Opposition durch diese Sache die Gewohnheit entsponnen, und zwar ganz gegen den alten Brauch, nicht nur über die Entscheidungen jenes Hauses, sondern auch über die Reden einzelner Lords, auf die bloße Autorität der Zeitungen, Bemerkungen zu machen, und zwar von der bittersten Art; besonders zeichnet sich Hr. Brougham dabey aus, der sich auf diese Weise täglich an dem Großkanzler, der seinem Verdienst aus Parteyrücksichten den seidenen Advokatenmantel verweigert, rächet.

Vor einer der Inschriften, No Popery (kein Papstthum), welche unsere Straßen verunstalten, schrieb ein Andrer: Narren sagen; vor diesem setzte der Originalschreibent: Keine; und so liest man: No fools say no Popery (keine Narren sagen: kein Papstthum).

In dem Orte Staverton in Devonshire hat sich eine neue Sonntagsfeyer gezeigt, und auch schon Anhänger gefunden. Sie ist die Frau eines Schuhmachers, und heißt mit ihrem eigentlichen Namen Mary Boon, aber sie nennt sich jetzt Mary Joanna, der Herr ist hier. Sie macht auf göttliche Eingebungen Anspruch, und setzt ihre Anhänger in Kontribution, so oft es ihr beliebt. Ein Lederhändler, dem ihr Mann Geld schuldig war, und der nichts von ihm bekommen konnte, begab sich vor Kurzem ins Haus, während die Sybille, von ihren Andetern umgeben, auf dem Dreyfuß saß. Er machte seine Forderung in Gegenwart aller. Die Frau erkannte sie an, trat an die Wand, an die sie mit einem Stabe pochte, und nachdem sie eine Zeitlang geboret, erklärte sie, der Herr habe einem jeden der Gegenwärtigen befohlen, die Hälfte von seinem bey sich habenden Gelde herzugeben, und den Mann zu bezahlen. Dieß geschah ohne Murren, und der Lederhändler ging befriedigt, obgleich nicht bekehrt, nach Hause. Die Frau Maria hat den Sonntag abgeschafft, und dagegen den Sabbath wieder geheiligt; da aber zwey Taglöhner es sich herausnahmen, des Sonntags öffentlich zu arbeiten, und deßwegen zur Strafe gezogen wurden, welches sie indessen als ein glorreiches Martyrthum betrachteten, so hielt sie es für rathsam zu erklären: der Herr hätte dies ihren Muth prüfen wollen, und erlaubte ihnen jetzt dies in ihren Häusern zu arbeiten.

A propos. Die Nachricht, die ich Ihnen neulich von einem Löwenkampf mittheilte, war falsch, und das Mährchen von dem Eigenthümer des Löwen mit der genauesten Umständlichkeit in den neuesten Zeitungen verbreitet, um die Aufmerksamkeit der Landstädter auf das Thier zu lenken. Dergleichen hoax sind, wie Sie wissen, hier nichts Ungewöhnliches.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Juni 1825.

Festigkeit in allen Dingen
Wird gewiß zum Ziele bringen.

Robert Acciajoli.

Jugend, Vermögen, Geburt und eine sorgfältige Erziehung, verbunden mit vorzüglichen Geistesgaben, machten Robert Acciajoli zu Florenz zum liebenswürdigsten aller jungen Männer. Er war der Aelteste eines Hauses, das in großem Ansehen stund, und aus welchem von jeher ausgezeichnete Männer hervorgegangen waren.

Unglückseligerweise aber war das Herz des jungen Mannes von dem Augenblicke nicht mehr frei, da er die schöne Wittwe des Hauptmanns Julius Berardi — Elisabeth Mormorai kennen gelernt hatte.

Tugend, Grazie und Schönheit zeichneten dieses weibliche Wesen vor allen andern aus, und Stand und Geburt glichen die wechselseitigen Familienverhältnisse aus.

Elise Mormorai fand bald ihr Herz durch Roberts Liebe und achtungsvolle Aufmerksamkeit gewonnen, und verhehlte dem Glücklichen nicht, daß sie ihn wieder liebe. Sie hatten von nun an keinen sehnlichern Wunsch, als gesetzlich verbunden zu werden, sobald die konventionelle Trauerzeit dieses gestatten würde. Aber Roberts Onkel, der Kardinal Acciajoli, wollte diese Verbindung nicht gutheißen. Sein Ehrgeiz baute auf den schönen geistreichen Neffen höhere Plane, deren letzter Zweck nichts Geringeres war als die dreyfache Krone zu erlangen. Eine Heirath mit einer Römerin von hohem Stande, deren Familie große Konnexionen und Einfluß hatte, sollte Roberts Geschick an das des Onkels unwiderruflich binden, und durch glänzende Aussichten in die Zukunft jedem Zweifel begegnet, jede Abneigung niedergeschlagen, jede bereits entstandene Leidenschaft erstickt werden. Daher wurden alle Mittel versucht, das zarte, innige Verhältniß des jungen Mannes mit Elisabeth Mormorai zu zerstören; sanfte Erinnerungen, Verweise, und endlich Drohungen wurden nach und nach versucht, aber Alles ohne den mindesten Erfolg. Mit den Hindernissen, welche sich der Verbindung beyder Liebenden in den Weg stellten, wuchs ihr Muth, dieselben zu überwinden. Auch war von Anbeginn nie, weder von Seite der zu Florenz wohnenden Verwandten Acciajoli's, noch jener der Wittwe Mormorai ein ernstlicher Anstand gegen ihr Vorhaben erregt worden. Um so weniger Eingang fanden daher auch des Onkels bald liebreiche, bald ernstere Ermahnungen, so wie seine Drohungen.

Allein der ehrgeizige Priester hatte es sich nun einmal vorgenommen, den entworfenen Plan durchzuführen, und, unbekümmert um seines Neveten Glück oder Unglück, selbst das Aeußerste nicht unversucht zu lassen. Als er daher sah, daß seine bisherigen Versuche alle mißlungen seyen, so wendete er sich an den Großherzog Kosmus III.

Dieser Fürst, von Mönchen und Devoten beherrscht, und sich einen bisher unerhörten Einfluß in das Innere der Familien und die Standeswahl ihrer Kinder anmaßend, getraute sich nicht, einem Kardinal, der in der Folge Papst werden könnte, ein Begehren abzuschlagen. Er griff daher, sobald er des Kardinals Brief erhalten hatte, zu gewaltthätigen Mitteln, und ließ die Mormorai in ein Non-

Digitized by Google

nenkloster einsperren. Da sollte sie dem Umgange mit Acciajoli entzogen, und ihr, wie er wähnte, derselbe durch die Trennung und Einsamkeit gleichgültig gemacht werden, Acciajoli aber, ihres Umgangs beraubt, ihrer vergessen lernen.

Aber damit wurden Acciajoli weder seine Hoffnungen noch sein Muth benommen. Vielmehr gesellte sich der durch Hindernisse gesteigerten Leidenschaft das edle Pflichtgefühl bey, ein geliebtes, leidendes, tugendhaftes Weib diesem zwangvollen Zustande zu entreißen, sich mit ihr baldmöglichst nach Form und Gesetz zu verbinden, und somit die Verfolgung ihrer beyderseitigen Feinde unnütz zu machen. Nachdem er vorher vergeblich alle Mittel versucht hatte, mit Elise Mormorai sich unterreden zu können, so schrieb er eine Art von Ehevertrag nach allen vorgeschriebenen Formalitäten nieder, und erklärte auf diese Weise seine Verbindung mit derselben als vollzogen und gesetzlich. Doch getraute er sich, persönlicher Sicherheit wegen, nicht, diese Art von Kontrakt in Florenz selbst bekannt zu machen, sondern floh nach Mantua, wo er Schutz und menschenfreundliche Aufnahme fand. Jetzt erst machte er alle Aktenstücke öffentlich bekannt, welche auf seine Verbindung mit Elise Mormorai Bezug hatten, und bat von dort aus den Großherzog, den Kardinal und seinen Vater um Gerechtigkeit und Theilnahme. Vergebens! Drohungen waren die Antworten, die man ihm ertheilte. Von nun an entstund ein Federkrieg zwischen den Theologen der Lombardie und jenen von Florenz. Jene vertheidigten, diese verwarfen die Gültigkeit der Ehe Acciajoli's. Die Folge hievon war, daß Elise Mormorai aus dem Kloster auf die Festung gebracht wurde. Nun trat Acciajoli mit seinen Memoiren hervor, von welchen er sich bey dem römischen Hofe guten Erfolg versprach. Der Zeitpunkt schien gerade sehr günstig. Alexander VIII. war so eben gestorben (1691). Acciajoli erließ ein Rundschreiben an alle Kardinäle, belegte dasselbe mit Allem, was zur Aufklärung der wahren Verhältnisse seiner Sache führen konnte, und forderte das Kardinalskollegium und den künftigen Papst zur Gerechtigkeit gegen die erlittene sowohl als fernere Vergewaltigung auf. Ganz Italien nahm von nun an Theil an dieser Geschichte, bemitleidete das unglückliche Paar, und tadelte laut das Benehmen des Großherzogs und Kardinals. Niemand kam dieß ungelegener als diesem, der seine ehrgeizigen Plane dadurch gewaltig gefährdet sah. Auf alle thunliche Weise versuchte er daher, sich bey dem heiligen Kollegium über seines Neffen harte Anschuldigungen zu rechtfertigen, und Alles, was bisher geschehen, dem Vater und den übrigen Verwandten Acciajoli's zur Last zu legen. Aber trotz dieser Rechtfertigung war nun doch der Eindruck, den das Memoire überall machte, so stark und für den Kardinal so ungünstig, daß er einen großen Theil seiner bisherigen Achtung und damit auch für immer die Aussicht auf den Besitz der dreyfachen Krone verlor. Hiemit war denn auch der Grund weggefallen, ferner seinen Neffen feindselig in den Weg zu treten, wenn gleich immer ein Stachel im Herzen zurückblieb, und der gekränkte Ehrgeiz Vergessen und Vergeben ausschloß. (Der Beschluß folgt.)

Die Bienen.

(Fortsetzung.)

So groß ist ihre Liebe zu den Blumen,
So groß auch die Begierde nach dem Ruhm,
Das Vaterhaus mit Honig zu versehen,
Daß sie gar oft am rauhen Felsgestein
Den Schmuck der Schuppen ihres bunten Kleids
Anstreifend sich zerschellen, von der Last
Der allzuschweren — aufgerieben — und
Ihr diochen Leben dann aus keuscher Brust
Verhauchend, an des Hauses Pforte sterben.
Doch wenn da gleich dem Einzelnen von Gott
Nur kurze Frist des Daseyns ist gewähret,
Ist doch unsterblich ihr Geschlecht — der Ruhm
Des Stammes trotzt dem Lauf der Zeiten, und
Du kannst der Ahnen lange Reihen zählen.
So lang der König lebt, beherrscht ein Sinn
Und ein Gedanke, und ein Wille nur
Sie insgesammt, doch wenn er stirbt, so stürzet
Der wilde Schwarm gesetz- und ordnungslos
Sich auf den Schatz des aufgehäuften Honigs,
Und Alles wird geraubt; der Zellenbau —
Der künstliche — von Grund aus dann zerstört —
Der König war's, der Alles aufrecht hielt —
Er war der Geber der Gesetze, theilte
So Strafe als Belohnung aus, und wog
Mit weisem Sinn die Pflichten und die Rechte,
Daß Jedem werde nach Verdienst, wofür
Sie Alle ihm gehuldigt, Alle ihn
Bewundert und geliebt, geschützt; im Kampfe
Fest angedrängt auf Schultern ihn getragen,
Mit ihrem Leib gebildet einen Schild,
Und oft — des Königs Leben zu erretten,
Sich selber freudig in den Tod gestürzt!
Ist nun die Zeit erschienen — die ersehnte —
Die dir der süßen Fladen Ernte bringt,
So säume nicht — frisch fülle deinen Mund
Mit klarem Wasser, spritze dann wie Regen
Die Flüssigkeit — ergreif auch einen Brand,
Von feuchtem Holz, deß Flamme schon erlosch,
Und einen Qualm von dichtem Rauche dampfet.
Du hinderst sie auf diese Weise klug
Des Honigs Schatz zu stören und zu kürzen.
Des Jahres zweymal brütet das Geschlecht
Der Bienen, und die jungen Thierchen kommen
In solcher Zahl, daß es den Anschein hat,
Als würden sie gereget auf das Grüne.
Das Erstemal, wenn sich die Schwalbe eilt,
Aus Schlamm und Stroh dem Balken anzukleben
Das warme Nest mit seinem Federbettchen,
Bereitet für das zarte Ey, das nicht
Ihr Körperchen mehr duldet — schon beweat,
Von Sehnsucht anzuschau'n die junge Brut,
Mit der sie schwanger geht. Und dann
Zum Zweytenmal, wenn nach der Wetterkunde

Die diesem Vogel ist, den weiten Weg
Nach südlicheren Zonen er beginnet.
Noch Eins, gar oft erzürnet sich die Biene,
Und darum sey auf deiner Hut, wenn schwer
Und wider Recht man sie gereizt — gequält;
Ihr Biß ist dann mit Gift versetzt; entbrannt
In blinde Wuth sind alle ihre Sinne,
Und mit dem Stachel bleibt das Leben selbst
In der dem Feind geschlagnen Wunde heftend.
Wenn du nun sorglich ob des rauhen Winters
Hausbalten willst mit deinem Vorrath, und
Von Mitleid bist beweget für die Bienen,
So säume nicht, die Körbe mit dem Rauch
Von Thymianskräutern weislich zu durchräuchern,
Und greife nach dem Messer und beschneide
Den üpp'gen Auswuchs schnöden Wachses — wisse,
Daß ja gar oft im bodten Fladen sich
Die fleckige Lazerte birgt; den Honig —
Ein ungebetner Gast — dir stiehlt; so wie
Die träge Hummel, welche von dem Schweiße
Der Fleißigen sich mästen will; die Wespe,
Den ärgsten aller Feinde dieser Thierchen, und
An Leibeskraft und Waffen auch der stärkste,
Sey sonderlich bemüht zu fernen; auch
Ist eine Art von Schmetterlingen schädlich
Gleich einer Pest — der honigreichen Biene,
Und dann die Spinne, die das graufe Netz
Bis an die Pforten ihrer Wohnung zieht.
Doch ist von Allen, die ich hier genannt,
Der Schmetterling durch Gift am meisten schädlich;
Drum höre mich — für's Erste von dem Uebel,
Das er dir bringt; und dann vernimm die Mittel,
Die man gebraucht, zu tilgen diesen Feind.
Ein Widersacher ist dieß Thier der Bienen,
Nicht blos in eigener Person — selbst Alles,
Was dieß Insekt berührt — was von ihm kömmt,
Wird schnell zur Pest dem vielbeliebten Honig.
Aus seinem Leibe kömmt — was besser nicht
Zu nennen ist — und davon stammt unmerklich
Ein Same, welcher Blum' und Kraut verdirbt;
Und selbst die Erde, Wasser, Feuer, Luft, —
Wird von dem Ausbauch dieses Thiers verpestet.
Drum sey bereit, zu jener Zeit des Jahres,
In der die Malve ihre Blumen zeigt,
Zu tilgen des Gewürms unzählig Volk,
Das die bemalten großen Flügel breitet.
Des Abends — wenn zu dunkeln es beginnt,
Nimm ein Gefäß — ein weites, ohne Boden,
Nach unten breit, nach oben stets verengt,
Gleich einer umgestürzten Pyramide.
Und hast du nicht ein solch Gefäß zur Hand,
So nimm den Trichter, der zum Weinguß dienet,
Und stell ihn zwischen jene Malven hin,
Auf eine Unterlag von Steinen, welche
Vier Finger hoch vom Boden ihn erhebt,
Daß so des Lichtes, das du unterbringst,
Anlockendes Erstrahlen sich verbreite.
Kaum hast du dein Gefäß gestellt, so hörst
Du schon ein Schnurren durch die Lüfte — hörst
Das Knistern der versengten Flügel, und
Die halbverbrannten Leichen siehst du schon
Darniederstürzen. Durch den Rauchfang dringt
Ein Qualm, der die Umgebung schnell verpestet;
Drum rath' ich dir zu fliehen, wenn die Falle
Gestellet ist, und wenn du wiederkehrest
Nach wenig Stunden wirst du sicherlich
Das Feld bedeckt mit Feindes-Leichen finden.
So wie im stolzen — wohlgebauten Schiff —
Das seine Anker unde an dem Hafen senkte,
Und plötzlich nun des Nachts in Brand gerieth —
Die unglücksvolle Mannschaft ohne Rettung
Gar jämmerlich ein Raub der Flammen wird —
Daß diesem hier die Brust, die Arme jenem,
Die Beine einem dritten fehlen, und
Hier ohne Kopf, dort ohne Bauch die Leiche
Von salz'ger Flut an's Ufer wird gespült,
So auch ist jener Schauplatz der Insekten
Der halbzerstörten, gräßlich anzuseh'n.
(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. 29. Mai.

(Beschluß.)

Es ist so eben ein sehr interessantes Werkchen erschienen unter dem Titel: The three Brothers, oder Reisen und Abenteuer des Sir Anthony, Sir Robert und Sir Thomas Sherley, in Persien, Rußland, die Türkey, Spanien u. s. w. Diese drey Brüder lebten zur Zeit der Königin Elisabeth, und reisten theils in öffentlichen, theils in persönlichen Angelegenheiten, die Nachrichten ihrer Reisen aber, welche theils von ihnen selbst, theils von Andern niedergeschrieben, waren entweder in mehreren Werken jener Zeit zerstreut, oder befanden sich noch in alten Handschriften; in diesem Werkchen aber sind die Hauptbegebenheiten derselben, besonders des ältern Bruders, enthalten, und in jeder Rücksicht lesenswerth. Auch dürften ein Paar Auszüge davon hier nicht außer ihrer Stelle seyn. „Es wohnen hier (zu Aleppo) viele Christen, welche die Türken auf's Unmenschlichste aussaugen; denn sollte ein Jude oder Christ auf der Straße zufällig einen Stein aufnehmen und von sich werfen, und ein Türke es sehen, wenn er auch noch so weit von ihm entfernt wäre, so würde dieser ihn sogleich beschuldigen, und darauf schwören, daß er ihn ihm nachgeworfen, und, wie sie es hier zu Lande nennen, Rache an ihm nehmen; dann muß er entweder ein Türke werden, oder all seine Habe verlieren, wovon die Häfte an den Angeber, und die andere an den Großherrn gehet. Auch pflegen sie in ihren Städten, wo viele Christen wohnen, wenn sie solche für reich halten, auf folgende Art zu verfahren. Zwey oder drey Türken bringen einen Juden um's Leben, und legen ihn vor eines Christen Haus, und bewachen ihn bis bey Tagesanbruch, dann rufen sie einen Gerichtsdiener, zeigen ihm den Auftritt, und schwören, sie hätten den Christen ihn umbringen sehen. Dann nehmen sie ihre Rache, und er muß entweder ein Türke werden, oder wird gehangen und verliert Hab und Gut." — Folgendes erzählt er von den Janitschoren. „Sechs derselben kamen in eine Stadt, und fingen an, die Weiber sehr zu mißhandeln; diesem widersetzten sich die Männer, und am Ende wurde einer der Janitscharen erschlagen. Die übrigen begaben sich nach Aleppo, welches nur zwanzig Meilen entfernt war, und erzählten den dortigen Janitscharen, deren sich immer dreyhundert im Schlosse befinden, den Vorfall. Den folgenden Tag zogen zweyhundert derselben gegen die Stadt, und erschlugen alle Männer, Weiber und Kinder derselben, plünderten sie und rissen dann die Häuser nieder. Ich selbst sah die Stadt acht Tage nach der Begebenheit: es war ein kläglicher Anblick." Folgendes ist ein gräßliches Beyspiel von der Grausamkeit des Schach Abbas, an dessen Hof Sir Anthony und seine Gefährten sich einige Zeit aufhielten. Der Schah pflegte oft allein und ungekannt umher zu wandeln. Einmal begeg-

Digitized by Google

nete er einem Weibe, das bitterlich weinte; er fragte sie, was ihr fehle, und sie erzählte ihm, einer seiner Höflinge habe sie nothzüchtigen wollen, während ein anderer, der dabey gestanden, ihr seine Hülfe verweigert. Sogleich nahm sie der König bey der Hand und führte sie in den Schloßhof. Hier rief er seinen ganzen Hof herbey, und als er sich von Allen umgeben sah, fragte er die Frau noch einmal, warum sie weine; und da sie ihre Anklage wiederholt, mit ihm die beyden Männer gezeigt, ließ er denjenigen, welcher dem Verbrechen unthätig zugesehen, die beyden kleinen Finger abhauen, und nachdem er ihm erlaubt, ihm den Fuß zu küssen, ließ er ihn in Frieden ziehen. Aber den andern unterwarf er den schrecklichsten Qualen: zuerst ließ er ihm die Zunge, dann die Augenlieder, dann die Wirtel, die Nase, die Lippen und endlich die Brustsehnen ab- und zerschneiden; und nachdem dieses geschehen, rief er: Elender, sey du ein Beyspiel für andere Männer: erlaube ich, daß man in meinem Lande den Genuß von Weibern für Geld habe, und willst du mein Haus zum Sitze des Lasters machen?" Als der Vater des Unglücklichen bat, ihn hinwegtragen zu dürfen, „nein!" rief der erzürnte Monarch, „hier soll er liegen und verschmachten; und wer ihm nahe kommt, und ihn labet, soll ein gleiches Schicksal haben." — Der Schach ließ eine Truppenübung vor Sir Anthony anstellen, und da solche nicht nach seinem Sinne ausfiel, stürzte er mit gezucktem Säbel unter die Soldaten, und verwundete und tödtete mehrere derselben, unter andern einen jungen Offizier, den er mitten entzwey hieb. Als der Zug des Abends in die Stadt zurückkehrte, ritt der junge Prinz bey dem Statthalter vorbey, und sprach etwas beleidigend von seiner Frau. Dieser antwortete etwas barsch, und der Prinz beklagte sich beym Schach, welcher ihm befahl, ihm einen Pfeil durch den Leib zu jagen. Der junge Mensch drückte sogleich ab, und schoß dem Statthalter durch die Schenkel. Statt aber sich zu beklagen, stieg er vom Pferde, und küßte dem Prinzen den Fuß. Dieß gefiel dem Gehorsam liebenden Monarchen so sehr, daß er den Statthalter küßte, ihn zum Unterkönig der Provinz machte, und ihn nachher immer mit Gunst überhäufte. — An diesem Tage hatten hundertundvierzig Personen, theils durch die übergroße Hitze, theils durch die Hand des Monarchen, das Leben verloren; unter diesen war auch zufällig ein Bedienter des Sir Anthony, ein Perser. Als der Schach dieses hörte, that es ihm sehr leid, indem er meynte, es wäre ein Christ gewesen, und kam am folgenden Tage unbekannt zu Sir Anthony, und sagte, er würde lieber ein Dutzend Perser getödtet haben. Da ihm Sir Anthony erklärte, es wäre ein Perser, freute er sich sehr, und sagte, er möchte sich einen Bedienten aus seinen eigenen wählen. — „Man sieht jeden Tag in den Städten Persiens einen Mann mit einer Axt auf der Schulter durch die Straßen gehen, welcher mit lauter Stimme ausruft: „Wer Mahomeds Verwandte für besser hält, als andere Menschen, oder sich für einen Verwandten Mahomeds erklärt, der soll sogleich den Kopf verlieren." Einmal sah ich selbst, wie zu Ispahan ein Türke zu dem Kerl hinrat, sich als einen Verwandten Mahomeds zu erkennen gab, und erklärte, daß er darauf sterben wolle. Zugleich kniete er nieder, legte das Haupt auf den Block, und der Kerl hieb ihm solches sogleich ab." Ich schließe für jetzt meine Auszüge, indem ich noch zweyer anderer Werke zu erwähnen habe. Don Esteban, oder die Geschichte eines Spaniers, ist ein geschichtlicher Roman, welcher die Zeiten des spanischen Freyheitskrieges gegen die Franzosen mit treffenden und glühenden Farben schildert, und gewiß übersetzt zu werden verdient. Ich habe das Werkchen (es besteht nur aus drey Bändchen) nicht eben bey der Hand, ich will also nur eine der vielen Schreckensanekdoten, die es enthält, anführen, die mir noch im Gedächtniß schwebt. Bey der Annäherung der Franzosen gegen Toledo flohen viele Bewohner der Umgegend in diese Stadt. Eine Mutter hatte zwey Kinder an den Blattern darnieder liegen. Sie wollte auch mit ihnen fliehen, aber der Arzt versicherte sie, daß eine Aussetzung an die freye Luft sie umbringen würde. Was war zu thun? In der dringenden Noth verschloß sie sie in zwey Kästen, lud sie auf einen Esel, und brachte sie ohne Hinderniß in die Stadt. In der Angst und Eile aber hatte die Unglückliche vergessen, daß, wenn die äußere Luft die Kinder tödten konnte, sie auch ohne Luft sterben müßten; und man denke sich das Entsetzen der Unglücklichen, als sie, die Kasten öffnend, froh die geflüchteten Lieblinge befreyen wollte — Beyde todt in ihren engen Behausungen fand!

Ein anderes Werk, dessen ich zu erwähnen wünschte, ist eine Reise des Hrn. Proctor über die Andes, und Aufenthalt in Lima und andern Gegenden von Peru in den Jahren 1823 und 1824, London und Edinburgh, ein Werk von besonderem Interesse. Als ersten Auszug gebe ich Ihnen eine Beschreibung der Bewohner der Pampas von Buenos-Ayres. Es ist ein rohes, barbarisches Geschlecht mit abschreckendem Gesicht. Ihre Kleidung besteht aus einem alten Poncho, welches sie über ihre Lumpen werfen. Sie sind äußerst geschickte Reiter, und ungemein geschickt im Gebrauch des Lasso, das sie immer am Sattel aufgerollt führen, und zu allerley Gebrauch benutzen. Ihr Sattelzeug besteht aus einem hölzernen Sattelgestell, welches sie auf wollene Tücher, xerigas genannt, legen, und sodann mit zwey oder drey Schaaffellen bedecken. Die Steigbügel sind gewöhnlich in der Gestalt eines Dreyecks gebogene Hölzer, in die man eben die zwey ersten Zehen hineinbringen kann; einige aber begnügen sich damit, die Fußspitze in eine Oeffnung des Riemens zu stecken, der vom Sattel herabhängt. Sobald ein Reisender ankömmt, steigt der Gaucho zu Pferde, welches gewöhnlich fertig gesattelt stehet, indem er nicht eine Elle weit zu Fuß gehen will, sammelt seine ganze, auf der Pampa weidende Heerde, und treibt sie in das Corral, in dieses sprengt er dann mit seinem Lasso, das er hoch über dem Kopfe schwingt, und wirft es irgend einem beliebigen Thiere über den Kopf. Dieses bleibt, sobald es sich gefangen fühlt, stille stehen; und die Peons, welche inzwischen außerhalb gewartet haben, kommen herein, und fesseln und zähmen es. Die Gauchos oder Pampabewohner achten sehr auf die Farbe ihrer Pferde, von denen sie die Falben und Schecken am meisten schätzen; und es sieht wirklich schön aus, eine Heerde dieser schönen bunten Thiere über's Feld sprengen zu sehen. Indessen gibt es Heerden von allen Farben, außer schwarze, welche man nicht liebt. — Diese Wilden, denn man kann diese Menschen kaum etwas anderes nennen, sind dem Spiele sehr ergeben. Viele der Postas (Posthäuser) haben Pulperias (Schnapsbuden), wo man auch noch sonstige Dinge zu kaufen bekommt, deren die Rancho's bedürfen können. Hier hält das Volk seine Gelage, und versammelt sich zum Spiele; und es ist ein Gebrauch, den ihr wildes leidenschaftliches Wesen nothwendig macht, ihre Messer als einen Beweis friedlicher Gesinnungen in den Tisch zu stecken; dieß hindert sie aber doch nicht, bey unglücklichem Spiel, oder wenn sie sich sonst gereizt fühlen, diese ihre Lieblingswaffe zu ergreifen, und einander zu zerfetzen. Ich sah zwey von meinen eigenen Peons sich um einer Kleinigkeit willen schlagen, und sich beyde schwer zu verwunden, ehe ich sie zu trennen vermochte. Im Fechten legen sie den Hast auf den Ballen der Hand, und halten das Messer mit ausgestrecktem Daumen und Finger in der Richtung des Auges, und fechten als wie mit Degen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juni 1825.

Laßt fleißig uns als Bienen leben!
Laßt uns den Menschen Süsses geben!

Die Bienen.

(Beschluß.)

Wenn eine Seuche unter deine Bienen kömmt,
(Ihr Körperchen ist ähnlich unserm Leibe,
Erfüllt von manchem Krankheitsstoff,) so wirst
Aus Folgendem das Uebel du erkennen,
Das leicht entsteht, wenn sich die Ulm' beblüht
Und wenn die Wolfsmilch ihren Flor begeht,
Von deren Saft sie — wie vom Aesenile
Der Mensch — ein Opfer schnellen Todes sind.
Du siehst für's Erste plötzlich sie verbleichen,
Vertrocknen und verdorren, wie die Larven,
So die Cicade von dem Körper streift,
Und ihre Leichen werden ausgetragen
Aus dem mit Jammer nun erfüllten Haus.
Und angeklammert an der Wohnung Pforten
Erwarten sie den Tod — in ihren Zellen
Verschmachten sie — die Flügel sind gesenkt,
Die Füße sind gar krampfhaft eingezogen.
In solcher Stunde hörst du traurig klingen
Ein dumpferes Ersummen — gleich dem Wind,
Der durch die dürren Zweige saus't, und wie
Der Quelle leis' Gemurmel, wie das Prasseln
Der Flamme, die da eingekerkert ist,
Und welche ihre herben Seufzer stöhnet.
Drum sey bedacht, daß du dem kranken Thier
Zu Hülfe kömmst mit duftigen Gerüchen,
Entzünde schnell die Reiser des Galbanums
Und spare nicht den feinsten Gummi Saba's,
Mit einem Rohr mußt du die Dämpfe treiben
In's Innere des Hauses — zu erregen
Die Lebensmüden, daß sie angefrischt
Die grüne Trift, die klare Quelle suchen.
Auch magst du dich zu diesem Rauch bedienen
Der trocknen Rose, der zerriebnen Eicheln,
Des Thomians und der Centaurea.
Dann wähl' ein Becken dir aus Thon, aus Erz,
Und gieß' es voll mit Wasser, das gemischt
Mit etwas Most — mit süßem Weine ist.
Auf dieses magst du ein'ge Flocken streu'n
Von Wolle, die dem Schnee an Farbe gleichet,
Auch kannst du Stückchen Tuchs — von einem Stoff,
Der roth getüncht — anstatt der Wolle nehmen.
Aus diesen Stoffen nun — die angeschwollen
Gleich Kähnen in dem Becken schwimmen, wird
Die Biene, wie aus schwamm'gen Brüsten saugen
Den süßen Trank, der aufgestiegen ist.
Und dennoch bad' ich oft von grauser Seuche
Die Schaar verwaist und trauernd irren seh'n,
Und ihre Wohnungen entvölkert, und
Statt Honiges voll Spinnen und Gewürm.
Wenn Aehnliches durch Unfall dir geworden,
Und keine Hoffnung ist, den öden Korb
Mit einer Kolonie aus deiner Gegend
Auf's neue zu bevölkern, will ich dir
Nun anvertraun, die wunderbare Kunst,
Wie du aus dem verfaulten Blut der Stiere
Erneuen kannst den hingerafften Schwarm,
Das glückbegabte Volk, das aus den Wellen trinkt
Des schönen Flusses, der die Ebnen füllt,
Des Kanapus, wo jener Alexander,
Den man den Großen nennt, die Stadt gebaut,
Die seinen Namen trägt, versteht die Kunst,
Sie stammet aus dem Lande, das der Nil
Bewässert, der vom fernen Indien kömmt,
Und dann aus siebenfacher Mündung sich
In's Mittelmeer, das salzige, ergießet.
Für's Erste denn, erwähle einen kleinen
Zu diesem Zweck allein bestimmten Platz,

Digitized by Google

Umschließe ihn nach allen Seiten dicht
Mit Mauerwerk, und stell' ein Dach darüber
Aus Ziegeln; nach der Richtung der vier Winde,
Der herrschenden, mußt du vier Fenster öffnen,
Damit das Licht — des Lebens, der Bewegung
Ursprüngliches Prinzip, eindringen kann.
Dann will ich, daß du einen jungen Stier,
Der erst die jungen Hörner krümmet, und
Des dritten Lenzes noch nicht frod geworden,
Ergreifest, ihn zu Boden schlägst, die Leiche
Dann in das wohlverschloßne Haus verbirgst.
Aus Pappel- und aus Weidenzweigen soll
Das Lager ihm bereitet werden; mit
Serpillum, Thomian und Cassia mußt
Du ihn bestreuen. Dieß geschehe bey
Des Frühlinges Beginnen, wenn die Schaar
Der Kraniche, die zu den Alpen kehren,
Auf stiller — süß'ger Lüfte hellen Grund
Der Griechen gabelförm'gen Buchstab' zeichnen.
Um diese Zeit wird aus den weichen Knochen
'ne laue Flüssigkeit in Tropfen quillen,
Und, o der Macht des Schöpfers! der gepriesnen,
Der wunderbaren — schon entdeckt das Aug'
Ein Wimmeln jener Thierchen; zwar zuerst
Noch ungestaltet, rumpfig, ohne Beine
Und ohne Flügel, Würmchen gleich an Form;
Doch bald entsteßet sich der Hauch des Lebens,
— Ein Ausfluß jenes großen Weltengeists —
Und Füß' und Fittiche entfalten sich
Mit schöner Farb' bemalet und vergoldet.
Das schöne, das erglänzende Insekt
Erhebt sich nun, und breitet seine Flügel
In heitrer Luft — daß wie der feinste Regen,
In dem der Sonne Strahl sich bricht — der Schwarm
Erblizt — den Pfeilen ähnlich, die das Volk
Der rauhen Parthen und der stolzen Türken,
Vom krummen Bogen auf die Feinde schnellt. —

Robert Acciajoli.

(Beschluß.)

Viel tiefer und schmerzlicher empfand der Großherzog Kosmus das, was Acciajoli geschrieben. Er war in jener Schrift an das Kardinals-Kollegium, dem Zusammenhang der Ereignisse und gewissermaßen dem Wortlaute nach, als das Werkzeug und der willenlose Diener des Kardinals erschienen, und fühlte sich dadurch auf das tiefste gekränkt. Ungerächt wollte er diesen Schimpf keineswegs lassen; aber die Art und Weise, seine Rache zu befriedigen, sollte den Anschein Rechtens haben, und wo möglich das Gehässige davon nur Acciajoli oder die Mormorai treffen.

Diesem gemäß wurde Elise Mormorai ihrer bisherigen Haft entlassen, und ihr freygestellt, dahin zu gehen, wohin sie wolle. Sie flog nach Venedig in die Arme ihres Mannes. Ueber der Freude des Wiedersehens vergaß sie alle erduldeten Leiden der Verfolgung, und die kummervolle Lage, in der sie mit Acciajoli jezt wirklich leben mußte. Beyde suchten sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, und wurden bald der Gegenstand allgemeiner Theilnahme und allgemeinen Mitleids. Man tadelte laut und hart das Benehmen des Großherzogs Kosmus gegen diese Unglücklichen, und klagte ihn als den Urheber ihres wirklichen Elends an. Dieses war's, was Kosmus wünschte.

Sobald er von seinen geheimen Agenten über die Klagen Acciajoli's und die Stimme des Publikums unterrichtet worden war, erließ er an die Regierung von Venedig ein Requisitionsschreiben, und verlangte die Auslieferung der Elise Mormorai und des Robert Acciajoli als seiner Unterthanen, weil sie sich des Verbrechens des Ungehorsams und der Respektlosigkeit gegen ihren rechtmäßigen Fürsten schuldig gemacht hätten.

Die Unglücklichen entschuldigte in den Augen des Großherzogs weder das Uebermaß ihres Unglücks, noch das der erduldeten Leiden, wodurch selbst der sanfteste Mensch endlich zur lauten Klage und sogar zur Vergessenheit der heiligsten Pflichten gebracht wird! Für ihr Leben und ihre Sicherheit war von nun an jede Stunde in Venedig gefährlich. Redliche, theilnehmende Freunde bemerkten ihnen dieß, so wie die Verlegenheit der Regierung. Sie flohen daher in Mönchskleidern aus der Stadt und wandten sich nach Deutschland, um, wie sie hofften, in diesem Lande vor den Verfolgungen Kosmus sicher zu seyn. Unaufgehalten und glücklich kamen sie bis Trient. Da ereilten sie die heimlichen Häscher des Großherzogs, erkannten sie trotz ihrer Verkleidung, und brachten sie gefangen nach Florenz zurück.

Jezt wurde Acciajoli förmlich der Prozeß gemacht, derselbe seines Vermögens und seiner Familienrechte, als Aeltester des Hauses, für verlustig erklärt, beydes seinem jüngern Bruder übertragen, und lebenslängliches Gefängniß in dem Thurm zu Volterra über ihn verhängt.

Elise Mormorai wurde die Wahl gelassen: als Gattin Robert Acciajoli's mit ihm Fesseln und Gefängniß zu theilen, oder sich von ihm zu trennen und frey zu bleiben. Die Unglückliche wählte das leztere, und lebte, eine Beute der Reue und Verzweiflung, verlassen und einsam von nun an ein elendes Leben. Acciajoli aber, der sich vergebens um Schonung und Mitleid an den Hof und an seine Verwandten gewendet hatte, starb bald darnach durch eigene Hand in seinem Gefängnisse zu Volterra, von allen redlichen, theilnehmenden Herzen Italiens und Toskanas bedauert, die nicht zu fassen vermochten, wie die scheinbare Frömmigkeit des Großherzogs solcher Barbarey fähig seyn konnte! Allein bey Kosmus Regierungsweise mochten ähnliche Begebenheiten nur zu leicht sich zutragen. Absoluten Gehorsam fordernd, im Oeffentlichen Gerechtigkeit und Religiosität heuchelnd, gefällig gegen die Großen und ein blindes Werkzeug der Mönche, die ihn umlagerten, wurde er Peiniger seines Volkes und der Störer der öffentlichen Wohlfahrt. Seine Herrschergewalt dehnte er so weit aus, daß er sich sogar unmittelbaren Einfluß in die innern Ange-

Digitized by Google

legenheiten der Familien anmaßte, und keine Verehelichung ehrbarer Familien von einiger Auszeichnung ohne sein Wissen und Einwilligung gestattete. Dabey spielten die Mönche eine Hauptrolle, und machten die Spezial-Inquisitoren. Alle Jahre zog ein Dominikaner von Volterra mit Hofequipage durch das Land und stellte in allen Städten Toskanas genaue Nachforschungen über den Zustand der Sitte und Religion in den Familien, über den Frieden oder Unfrieden in denselben an. Dieser ambulirende Inquisitor schlug dann dem Großherzog Reformen vor, wie er sie nöthig erachtete. Fand er irgendwo zwischen Familien Unwillen oder Feindschaften, so mußten die Töchter und Söhne derselben sich wechselseitig ehelichen, sie mochten Neigung zu einander haben, oder nicht. Gewalt trat ein, wo der einfache Auftrag Widerstand fand.

So herrschten die Mönche durch das ganze Land, und um ihrer Macht Bestand zu geben, wußten sie endlich im Jahre 1691 den Großherzog noch zu bereden, ein Gesetz zu verkünden, wodurch allen Jünglingen bey körperlicher Strafe der Besuch eines jeden Hauses untersagt wurde, in welchem junge Mädchen waren. Nur bey Mönchen war der Zutritt erlaubt, die von nun an die Eheprokuratoren für das ganze Großherzogthum wurden und den Grund zu allgemeiner Sittenverderbniß und einer totalen sehr nachtheiligen Aenderung des Volks-Charakters legten.

C. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. Mai.

Je näher die Krönungsfeyerlichkeit heranrückt, je lebhafter werden auch die Vorbereitungen dazu betrieben, und wenn die Pariser auch nicht das Hauptspiel zu sehen bekommen, so sind sie doch Zeugen der Vorspiele, und ergötzen sich mit ihrer gewöhnlichen scherzenden Laune daran. Einige Tausend Franken mehr oder weniger machen in dieser großen Hauptstadt eben kein Aufsehen, und auch selbst eine Vereinigung von allerley außerordentlichen Gesandten ist nichts Bemerkenswerthes für sie; wenn aber ein Herzog von Northumberland den Hof und die fremden Gesandtschaften durch seinen Glanz und seine Verschwendungen aussticht, und mit einem Gepränge im Publikum erscheint, wie noch nie ein fremder Gesandter erschienen ist, so ist dieß allerdings dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Pariser im hohen Grade zu erregen. So wie sich bey jeder Gelegenheit, welche Franzosen und Engländer zusammenbringt, die Rivalität der beyden Nationen zeigt, so scheint es auch dießmal bey den Engländern Absicht gewesen zu seyn, durch ihren Repräsentanten zu zeigen, wie weit jezt englische Pracht und englischer Reichthum geht. Dazu hätte es freylich nicht einmal eines Gesandten bedurft; denn wir wissen es ja nur allzuwohl auf dem Kontinente, daß England jezt den Weltshandel in Händen hat, und sich unerschöpfliche Quellen von Reichthümern eröffnet, indeß die Kontinentalvölker mühselig die Tropfen der alten versiegenden Quellen auffangen. Aber auch in die Augen fallen sollte der englische Glanz den Parisern besonders, und so hatte die englische Regierung zu ihrem Repräsentanten bey der französischen Krönungsfeyerlichkeit einen der reichsten und angesehensten Männer Englands gewählt, der zwar seinen Reichthum nicht dem Handel verdankt, aber denselben doch unter der vortrefflichen Verfassung genießt, welche den Nationalwohlstand so außerordentlich begünstigt. Schon lange vor seinem Einschiffen hatten die englischen Blätter viel von der Pracht zu erzählen, womit er in Paris erscheinen werde; er und seine Frau würden mit Juwelen behangen seyn; eine zahlreiche Schaar von Edelleuten und Bedienten werde ihnen folgen, und dieß Gefolge werde von Gold und Silber streyen. Seine Ankunft in Frankreich glich derjenigen eines großen Königs- oder Kaiserhofes. Eines der größten Hotels in Paris war auf seine Kosten neu eingerichtet worden; ein anderes wurde in Rheims für die wenigen Tage seines Aufenthaltes daselbst ebenfalls mit ungeheuern Kosten eingerichtet. Sonst war bey Krönungen in Europa viel von dem Reichthum und Pracht der Esterhazys, oder andrer weniger Familien des Festlandes die Rede; allein obschon auch hier ein Esterhazy vorhanden ist, so ist doch nur von dem Herzog von Northumberland das Gespräch: sein Glanz verdunkelt alle andern, sein Rock kostet mehr, als der ganze Aufenthalt der preußischen Gesandtschaft während der Krönung, und der hiesige Hof hat nicht ohne Eifersucht vernommen, daß der Herzog einen kostbarern Wagen hat machen lassen, als der König von Frankreich. Indessen fand sich die französische Eitelkeit bald wieder zurecht, als der englische Herzog zum Erstenmale bey Hofe erschien; den Franzosen ist das Reden bey feyerlichen Gelegenheiten ziemlich geläufig, und man sieht sie selten dabey in Verlegenheit gerathen. Allein der englische Herzog, der wahrscheinlich nie ein Parlamentsredner gewesen ist, gerieth schon bey den ersten Worten, die er sagte, in's Stocken, obschon er sich wahrscheinlich viele Mühe gegeben hatte, sein kleines Kompliment auswendig zu lernen; alles, was man von ihm vernommen hat, sind die folgenden Worte gewesen: Der König mein Herr hat mich hierher gesandt, der König mein Herr hat mich hierher gesandt, um . . . Nach diesem um erfolgte aber nichts mehr: glücklicherweise wußte Jedermann so gut, als ob der Herzog es in den deutlichsten Worten gesagt hätte, warum ihn der König sein Herr hierher gesandt hat. Da indessen das Stottern nichts weiter herausbrachte, so half ihm der König aus der Noth, indem er auf dasjenige, was der Gesandte hatte sagen sollen, aber nicht gesagt hatte, so gut antworten, als ob er's gehört hätte. Am folgenden Tage stand die ganze Rede des Gesandten in den offiziellen Zeitungen, mit der Angabe, diese Rede habe der Gesandte ausgesprochen. Indessen wußte doch bald ganz Paris, in welche Verlegenheit der Redner gerathen sey, und die Stock-Royalisten freuten sich nicht wenig, daß der Glanz des französischen Hofes (worauf man freylich nichts gespart hatte) den englischen, mit so vieler Pracht herangekommenen Herzog in Verwirrung gebracht habe. Der Engländer hatte durch seinen Glanz den Franzosen die Augen verblenden wollen, und nun fand es sich, daß der Engländer durch den Glanz des französischen Hofes verblendet, ja sogar ganz außer Fassung gebracht worden war; welches Triumph für die Nationaleitelkeit und den Stockroyalismus! Die Geschichte dieser ersten Audienz gelangte auch bald in die englischen Zeitungen; der ministerielle Londner Kourier erklärte die Sache für eine Erdichtung, wie dergleichen Blätter zu thun pflegen, wenn sie sich nicht anders aus der Sache ziehen können, und behauptete, der Herzog habe eine very appropriated speech gehalten; nun freylich, wenn die kürzeste Rede immer die zweckmäßigste ist, so war diejenige des Herzogs von Northumberland very appropriated. Jezt wissen die müssigen Leute in Paris auch allerley Anekdoten von dem englischen Gesandten, unter andern folgende, die aber ein Spaßvogel ausgeheckt hat. Der Herzog von Orleans und der Herzog von Northumberland spielten zusammen Karten; dem Ersteren, der nicht gern etwas verliert, entfiel ein Louisd'or, er nahm

also ein Wachslicht vom Spieltische, und suchte sein Goldstück unter dem Tische; als der Herzog von Nordumberland dieß sah, zog er einen Banquezettel von tausend Franken aus der Tasche, drehte ihn zusammen, zündete ihn am Lichte an, und half damit dem Herzog von Orleans sein Goldstück suchen. Dergleichen Späße erzählt man mehrere, wie denn überhaupt die Pariser jetzt außerordentlich zum Spaßen aufgelegt sind. Sie haben mehrere Calembours auf die Jagdlust des jetzigen Königs gemacht; auf den Grafen Villele haben sie wenigstens zwanzig Wortspiele und Witzeleyen, und auch Fürst von Metternich ist nicht ohne ein satyrisches Liedchen davon gekommen, worin er den Parisern allerhand schöne Sachen verspricht, wenn sie sich nur die konstitutionellen Ideen aus dem Sinne schaffen wollen. Zu den Vorspielen der Krönung gehören auch die, auf diese Feyerlichkeit Bezug habenden Gedichte, die bereits erschienen sind. An Freywilligen fehlt es in der Dichterzunft nicht, welche gern die Gelegenheit ergreifen, um durch ihre Verse die Gunst des Hofes zu erlangen; dieß sind aber meistens arme Teufel, ohne Talent und Eingebung, auf welche auch der Hof nicht hält, weil sie ohne Einfluß auf die öffentliche Meynung sind, und die er daher mit einem Goldstück abzuspeisen pflegt. Von der napoleon'schen Regierung hat die jetzige gelernt, die ersten Dichter der Nation zu gewinnen, und über ihre Stimme bey feyerlichen Begebenheiten zu verfügen. An Berenger durfte man sich nicht wagen: denn dieß unbestechliche Tyrteus sitzt arm und genügsam auf seinem Dachstübchen, und singt Lieder, wie sie ihm gefallen, und hat noch kein einziges auf Geheiß gesungen. Man mußte sich also an die beyden Sterne der heutigen Dichtkunst, Lamartine und Casimir Laeigne, machen. Ersterer bekam den Orden der Ehrenlegion, und kurz darauf erschien auch schon sein Krönungsgedicht, recht sauber gedruckt, und recht elegant gebunden. Der Dichter hatte das Ding dramatisch aufgefaßt, und die Hauptpersonen, die bey der Krönung zugegen seyn werden, charakteristisch geschildert. Unglücklicherweise aber hatte er entweder aus großer Unbedachtsamkeit oder aus Absicht einige Verse auf den Herzog von Orleans einfließen lassen, welche das Betragen seines Vaters auf eine höchst beleidigende Art in Erinnerung brachten. Dieß Betragen ist allerdings historisch, und ein Schriftsteller hat unbezweifelt das Recht, dasselbe zu erwähnen; allein das redliche und gewissenhafte Verfahren des jetzigen Herzogs, welcher sich bestrebt, die Thaten seines Vaters in Vergessenheit zu bringen, hat es bisher den französischen Schriftstellern zur Pflicht gemacht, das Zartgefühl des Prinzen aus freyem Antriebe zu schonen, und die Lebensgeschichte seines Vaters so wenig als möglich zu berühren. Nur einige gehässende Ultras-Schriftsteller haben sich bisweilen erlaubt, ohne Schonung gegen den jetzigen Herzog, seinen Vater vor ihr Gericht zu ziehen. Ueber diese konnte sich der Herzog nicht beklagen, denn es steht jedem frey, geschichtliche Thatsachen anzuführen; aber mit Lamartine war die Sache anders. Das Krönungsgedicht war eine Art von offizieller Dichtung, und beynahe das Carmen eines Hofpoeten; er beklagte sich daher nachdrücklich über die beleidigenden Verse, und soll sogar angekündigt haben, er werde der Krönung nicht beywohnen, wenn in einem, vom Hofe gebilligten Gedichte dergleichen Ausdrücke stehen blieben. Die Folge davon war, daß in den noch nicht ausgegebenen Exemplaren die beleidigenden Verse verschwanden, worüber in einigen Ultrablättern einiges Bedauern bezeigt wird. Dem Lamartine ist daher sein Hofpoetengesang übel bekommen, wozu sich's dann noch fügte, daß er so eben seinen Zulugesang zu Byron's Childe Harold herausgegeben hatte, welchen die Zeitungen als das Mittelmäßigste beurtheilten, was Lamartine herausgegeben habe. Mit Casimir Lavigne ging es auf eine andere Weise. Diesen suchte der Vicomte de la Rochefaucauld zu gewinnen; da aber der junge Dichter nicht an der Angel beißen wollte, so schickte er ihm das Patent eines Jahrgehalts von 1200 Franken in's Haus. Der Dichter brachte dem Vicomte das Patent zurück mit einem Brief an den König, welchem er auf's ehrerbietigste für die angebotene Gnade dankte, und S. M. um Verzeihung bat, daß er dieselbe nicht annehmen könne. Der He. Vicomte, dem ein ähnlicher Fall noch nicht vorgekommen war, soll wie versteinert stehen geblieben seyn, und nicht haben begreifen können, wie's möglich sey, ein Jahrgehalt von 1200 Franken auszuschlagen. Der Fall kömmt allerdings nicht sehr häufig vor, und der Hr. Vicomte, der erst ein Jahr lang sein Amt im königlichen Haushoftalt verrichtet, mag wohl noch keine andern Dichter als recht zahme angetroffen haben, die gegen einen Titel oder ein Gehalt sehr gern den Leuten den Gefallen thun, den man von ihnen verlangt. Ob Baour Lormian auch zu den bestellten Sängern der Krönung oder zu den freywilligen gehört, wovon ich oben gesprochen habe, weiß ich nicht; auch er ist mit einem wortklingenden, vortrefflich versifizierten Krönungsgesange hervorgetreten. Baour Lormian gehörte unter der napoleon'schen Regierung zu den ersten Dichtern Frankreichs, besang fleißig den damaligen Herrscher, und hatte von ihm ein Jahrgehalt von 6000 Franken bekommen. Seitdem hatte er sich in die Einsamkeit zurückgezogen; nun tritt er unvermuthet mit seinem Gesange hervor, worin er den ehemaligen Gebieter, den er vergöttert hatte, hart schilt, und dagegen den jetzigen Gnadenspendern Weihrauch streuet. Die unabhängigen Zeitungen haben sich damit begnügt, mehrere Stellen aus seinen Gedichten zu Ehren Napoleons dem neuen Gedichte zu Ehren Karls X. gegenüber abzudrucken, und mehr hat es nicht bedurft, um diesen Dichter in der öffentlichen Meynung mausetodt zu schlagen. Dadurch hat aber das Feyerlichkeitsbesingen noch kein Ende genommen. Eine ganze Schaar von Dichtern erwartet uns bey den Festen, welche in Paris nach der Rückkunft des Hofes werden gegeben werden. Da wird es Gelegenheitsstücke und Gedichte regnen; der Weihrauch wird mit vollen Händen mit und ohne Musik gestreuet werden, und da wird eine furchtbare Konsummation von Hyperbeln und schmeichelhaften Floskeln stattfinden; glücklich derjenige, der nicht verpflichtet seyn wird, dieß Gelyper acht oder zehn Tage lang nach einander anzuhören! Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 145:

Seiler.

Charade.

Ich weiß ein munt'res Vöglein,
Es ist nicht groß, es ist nicht klein.
Es singt, es pfeift, es zwitschert nicht,
Und doch bey Nacht und Tageslicht,
Nicht in der Luft, nicht in dem Wald
Dir seine Stimme wohl erschallt.
Du wirst das Vöglein bald erkennen,
Werd' ich dir seine Sylben nennen.

Die Erste ist der Mensch, wenn's tagt,
Er ist's nicht gern in später Nacht;
Das Vöglein ist's bey Nacht und Tag,
So der Soldat auch auf der Wach',
Die Zweyte ist ein Sarweizermann,
Der für die Freyheit viel gethan;
Führt er auch beyyelt ein's der Zeichen,
Wirst du mir doch das Vöglein reichen.

Gustav Hänlich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Juni 1825.

Gott hieß aus dieses Chaos alter Nacht
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht
Sich zauberisch dieß Paradies entfalten.
Matthisson.

Die Stadt Basel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, von Aeneas Sylvius beschrieben *).

Ich bin entschlossen über die Verhandlungen des Konziliums in Basel Denkschriften zu verfassen und halte dafür, es dürfte nicht unschicklich seyn, denselben einige Betrachtungen über die Stadt Basel und ihre Einwohner vorangehen zu lassen, damit sich Jedermann von dem Ort und von den Menschen, in deren Mitte, was ich erzählen will, verhandelt ward, einen Begriff machen möge.

Basel wurde, so versichert man, vor achtzig Jahren erst durch vielfache Erdbeben von Grund aus verschüttet, so daß keine hundert Häuser unter den Trümmern stehen geblieben sind. Dieß bestätigt auch das Ansehen der Stadt, die, wie aus einem Guß hervorgehend, überall neu ist und nirgends ein altes Haus angetroffen wird; denn was ehemals vom Erdbeben übrig blieb, fiel durch spätere Verschüttung, so daß nichts Altes, nichts Baufälliges zu erblicken ist. Die Stadt ist im elsässischen Gebiete beynahe auf der Grenze beyder Länder, an dem edelsten unter den Flüssen, dem Rhein, gelegen, durch den sie in zwey Theile getrennt wird. Der Rhein entspringt in den Alpen, welche Italien und Deutschland trennen, weit hinter der Stadt Rheineck, von da er nach Konstanz gelangt, wo Papst Martin V., der seligste Hirte unserer Zeit, gewählt wurde; dort fließt der Strom durch den See, dessen Umfang zweymal-hundert tausend Schritte betragen soll, und er ist mit kleinen Fahrzeugen schiffbar bis zum Städtchen Schaffhausen; von da wird man durch des Flusses mächtigen Sturz bis über abschüssige Hügel und schroffe Felsen genöthigt, etwa zehntausend Schritte zu Fuß zu gehen, bis zum Städtchen Kaiserstuhl (compros-rthol), von welchem Ort Einige glauben, daß er, seiner guten Lage wegen, ein Kastell der Römer gewesen. Er liegt nämlich auf einem ansehnlichen Hügel, gerade über dem Flusse, der durch eine kleine Brücke Frankreich und Deutschland verbindet. Hier ist der Rheinfall von einem hohen durch Klippen unterbrochenen Berg herab, mit großem Getöse und Brausen, als ob er selbst seinen Fall beklagen wollte, ähnlich dem jährlichen Sturze des Nils, von welchem erzählt wird, daß durch sein Getöse und Brausen die Einwohner taub werden; — und kein Wunder, da auch das Geräusch dieses Flusses, der mit dem Nil verglichen, an dieser Stelle doch nur ein Bach ist, beynahe drey Stunden weit gehört wird. Von hier fließt er gen Basel, einen Theil der Stadt abschneidend, und gleitet an mehreren Städten Deutschlands vorbey in langem Zuge bis zum Meere. Seine Strömung ist so gewaltig, daß keine Fahrzeuge zurückkommen, und man die von Straßburg abwärts fahrenden zu Köln oder Mainz verkaufen muß. Die Breite des Rheins

*) Die lateinische Urschrift dieses, zur Zeit des Baselschen Konziliums von Aeneas Sylvius, welcher, als Pius II. nachher die Universität Basel gegründet hat, an den päpstlichen Legaten, Kardinal Julian St. Angeli, gerichteten Sendschreibens, findet sich in den Scriptoribus rerum basiliensium minoribus. Basileae 1752. pag. 353 — 376.

beträgt unterhalb der Stadt 250 Schritte, wo mittelst einer hölzernen Brücke die kleine Stadt mit der größern verbunden wird. Er pflegt bisweilen, in heißen Sommern, die Stadt zu überschwemmen und selbst die Brücke fortzureißen, so daß, wenn der Alpenschnee von der Sonnenhitze schmilzt, keine Verbindung mehr zwischen beyden Städten besteht. Fische gibt es in Menge, von allen Arten, besonders Salmen, die ihres Wohlgeschmackes wegen allen übrigen vorgezogen werden. Doch genug vom Rhein.

Die jenseitige Stadt liegt nach dem Breisgau hin, einer an Wein und Getreide reichen Landschaft. Sie wird vielfach von Bächen durchschnitten, ist ganz eben und hat ziemlich hübsche Gebäude. Ihre Kirchenangelegenheiten gehören vor den Bischof von Konstanz. Die andere Stadt ist zierlicher und prächtiger; sie erhebt sich auf zwey Hügeln, und sie ist künstlich und bewundernswerth in dem zwischen innenliegenden, dem Wanderer eben erscheinenden Thale erbaut. Ihre Kirchengebäude, von feinem übeln Stein, wenn gleich nicht von Marmor aufgeführt, sind ziemlich hübsch und werden vom Volke stark besucht. Im Innern der Tempel sind Zellen mit einem hölzernen Gitter versehen, in welche sich die Frauen einzeln mit ihren Mägden zum Gebet einschließen; jede richtet sich dieselben nach ihrem Rang und Stande ein, so daß die der Adelichen höher sind, als diejenigen der Bürgerlichen; von den einen sieht man gar nichts, von den andern blos die Köpfe. Die übrige Menge aber ist zur Hälfte sichtbar, wenn sie, nach römischer Sitte, zur Anhörung des Evangeliums aufzustehen pflegen, und auch von diesen sehen mehrere durch Fensterchen der heiligen Handlung zu, was, wie ich glaube, aus Noth, wegen der großen drückenden Kälte eingeführt ist. In diesen Kirchen gibt es viele Reliquien der Heiligen, welche großer Verehrung würdig sind. Der Schmuck der Altäre und Priester ist eben nicht sonderlich; es fehlt an schönen Gemälden, wie die Tempel italienischer Städte haben, oder es stehen ihre Bilder und Schildereyen der Heiligen den unsrigen weit nach. An Silber und Gold fehlt es nicht; von Edelgesteinen sind viele kostbare vorhanden. Die Reichen besitzen Grabmäler, und selbst die Begräbnißplätze der Bürgerlichen sind nicht ohne Schmuck. Auch hängen die Wappenschilder der ausgezeichneteren Männer an den Wänden, was blos den Adelichen erlaubt ist, und nach der Reihe, wie sie gestorben sind, werden sie aufgehängt. Die Dächer der Kirchen schimmern meist von bunter Glasur, und verbreiten daher, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, einen wunderbaren Glanz; auch mehrere Bürgerhäuser haben solche Dachung, so daß es dem, der von der Höhe herab die Stadt betrachtet, einen schönen Anblick gewährt, die Gestalt und den zierlichen Schmelz der Dächer zu beschauen; dieselben sind meist steil, damit nicht, durch Anhäufung des Schnees, das zu große Gewicht den Einsturz herbeyführe. Auf den Giebeln der Dächer wohnen die Störche; sie nisten hier und ätzen ihre Jungen, denen diese Heimath sehr zuträglich zu seyn scheint. Niemand thut ihnen etwas zu leide, sie können ungehindert kommen und abreisen, denn die Baseler pflegen zu sagen: wenn man den Störchen ihre Jungen nehme, trügen sie Feuer in die Häuser; in dieser Besorgniß gestatten sie ihnen, ungestört ihre Brut aufzuziehen. Die Bürgershäuser sind in ihrem Innern zum Erstaunen wohl eingetheilt, aufgeputzt und so zierlich immerhin als in Florenz. Alle sind schön weiß und meist bemalt; einige besitzen Gärten, Brunnen und Vorhäuser. Sie haben auch mit Oefen zum Heitzen versehene Zimmer (thermos siccas), in welchen sie speisen, sich aufhalten und wohl auch schlafen; dieselben sind mit Glasfenstern versehen, und ihre Wände, Fußboden und Decken mit Tannenholz getäfelt. In diesen Zimmern singen mehrere Vögel, die durch die Wärme derselben vor der Winterkälte geschützt sind; ihr Gequitscher zu hören ist angenehm und lieblich. Ferner haben sie viele Tapeten und zierliche Teppiche; — sie schmücken die Tafel mit reichem Silbergeschirr, sonst aber werden sie in Pracht der Tafel und im übrigen Aufwand von den Italienern übertroffen. Vorzimmer sind ein Zeichen vornehmer Häuser, und man muß gestehen, daß solchen nichts fehlt, was zum Schmuck der Paläste gehört, und wenn diese schön sind, kann auch die Stadt nicht häßlich seyn. Die Straßen sind weder zu eng, noch zu breit, so daß die Wagen einander ausweichen können; sie werden auch, obschon die eisernen Wagenräder beständig über sie hinrollen, nicht ausgefahren, so daß, wo man auch geht, die Straßen ein hübsches Ansehen haben; auch der Regen, obschon häufig in dieser Stadt, richtet keinen großen Schaden an. Sie haben auch ganz stattliche Plätze, wo die Bürger sich versammeln, wo Hausrath und mancherley Waare gekauft, Handel und Verträge aller Art geschlossen werden. Es gibt ausgezeichnet schöne Brunnen, welchen klares und süßes Wasser entsprudelt. Ueberhaupt sind Brunnen in allen Straßen; die Stadt Viterbo selbst wird nicht von so viel Röhren bewässert; wer in Basel die Brunnen zählen wollte, müßte auch die Häuser zählen.

Die Mauern und Bollwerke würden, meines Erachtens, harten Angriffen und Stürmen der Italiener schwerlich gegenhalten, denn sie sind weder hoch, noch mit dickem Gemäuer versehen. Es glauben aber die Baseler, daß die Stärke und Kraft in der Einstimmigkeit der Gemüther liege; denn wo die Bürger einmüthig sind, werden sie von keiner Feindesmenge überwunden; wo aber uneins, da weichen sie dem geringsten Angriffe. Selbst die schwierigeren Bürgertugenden werden bey ihnen in hohem Grade angetroffen; denn unter den Herrschenden ist kein Zwist; keiner klagt die Regierung an; lieber wollen sie für die Freyheit sterben, als unterjocht werden. — Indessen hat die innere Stadt eine bessere Ringmauer, die mit einem

Graben umgeben ist, aus Backsteinen aufgeführet und mit steinernen Platten bedeckt, welche ehemals jüdische Grabsteine mit hebräischen Inschriften waren. Ein Beweis, daß auch in diese Stadt, wie bey uns in Italien, viele Juden wagen, nach deren Verbreitung die Grabsteine diese Bestimmung erhielten. — Ueberdieß sind in der Stadt viele mit Bäumen besetzte Rasenplätze, die durch ihr liebliches Grün ergötzen; diee breiten Eichen und Ulmen ihre von zarter Jugend an dazu gezogenen Aeste für reichlichen Schatten aus, so daß es in der Sommerhitze (obschon diese nicht lange anhält) angenehm und behaglich ist, hieher den Strahlen der Sonne zu entfliehen. An diese Plätze begibt sich dann auch die Schaar der Jünglinge zu Erholung und Spiel. Hier üben sie sich im Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschießen, da tummeln sie die Rosse. Einige entwinden die Pfeile dem Boden; andere zeigen ihre Kraft im Steinstoßen; viele spielen Ball, doch nicht auf italische Weise, sondern sie hängen auf dem Spielplatze einen eisernen Ring auf, und wetteifern darin, den Ball durch den Ring zu werfen. Sie treiben den Ball mit einem Holz, nicht mit den Händen. Die übrige Menge singt unterdessen Lieder und windet den Spielenden Kränze. Dergleichen Zusammenkünfte finden viele statt. Auf mehreren Plätzen versammeln sich auch die Frauen zu Reigentanz und Saitenspiel, und noch Vieles wäre zu erzählen, wovon weitläufiger an einem andern Orte.

(Der Beschluß folgt.)

Gelegenheitsgedanken.

Die Liebe des Ruhms und die Liebe des Erfolgs sind zwey durchaus verschiedene Leidenschaften. In der Einen liegt mehr Stolz und in der Andern mehr Eitelkeit. Die Erste hat mehr Geduld und Entsagung, die Letzte mehr Unruhe und Hitze. Die Hoffnung ist für den Menschen, der den Ruhm liebt, eine entfernte Gottheit, die ihm zulächelt und ihn tröstet. Für den Erfolgliebenden hingegen ist sie eine nie zu befriedigende Verbrecherin, die ihn beständig mit ihren Launen, mit ihrem Begehren verfolgt.

Seiner Natur und Dauer nach ist der Ruhm ein viel edlerer Preis, und da die Palmen nur auf dem Scheitel der letzten Wohnung des Menschen blühen, so mischt sich die Uneigennützigkeit zum Ehrgeiz und gibt ihm einen höhern Schwung. Die Liebe des Erfolgs verstrickt sich nicht so weit. Sie bekümmert sich vor Allem nur um den irdischen Genuß, um die Wonne des Augenblicks; darüber hinaus reicht sie selten oder nie.

Die Hoffnung auf die nachfolgenden Geschlechter zieht den Menschen weniger von seinem eigentlichen Zwecke ab, als die, seinen Zeitgenossen zu gefallen. Die Herrschaft der Mode beschränkt und erkältet, wie jede Tyrannei, den Aufschwung und die Wärme der Gedanken. In den Werken der Einbildungskraft sind der eben herrschende Geschmack, die Besorgniß einer strengen, oft unwürdigen Kritik, die Klippen, an denen nicht selten alle Natürlichkeit und Originalität scheitert; wir in den Schriften höherer Tendenz die Kriecherey, die Hoffnung einer Sinekure, oder die Furcht vor Haus- und Stadtvogteyen, für Beredsamkeit und Patriotismus unübersteiglicher Hindernisse sind.

Unbeschadet seiner stolzen Verachtung, hat die Liebe des Ruhms dennoch manchmal den erstaunten Zeitgenossen einigen Erfolg abgedrungen. Unbeschadet ihrer sorgfältig studirten Lebensart und ihrer Hofmannskunst hat die Liebe des Erfolges dennoch nie den Ruhm zu gewinnen vermocht.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 10 Mai.

In Moskau war dießmal die Promenade am Palmsonntag, ihres zu frühen Eintritts, der rauhen Witterung und der sehr schmutzigen Straßen wegen nicht so brillant wie sonst, doch sah man die höhern Cirkel in einer ziemlich langen Reihe stattlicher Equipagen umherfahren, wiewohl die niedern Volksklassen sich nur sparsam zeigten. Tritt dieser erste Frühlingsfesttag später im Jahre ein, so ist ganz Moskau an diesem Tage in Bewegung, und man sieht vom Lefortschen Platze bis zum Arbatschen Schlagbaume nur eine unabsehbare Reihe von Wagen. Der neue Kremelsche ist von Fußgängern aller Art und jedes Standes gefüllt. — Dasselbe schlechte Wetter dauerte auch in der Osterwoche fort, und beraubte das moskauische Publikum dieses Jahr gänzlich des Vergnügens, das es sonst immer um diese Zeit an den Spazierfahrten unter Nowinsk genießt. Wer diese Promenaden aber mit unsern hiesigen Schaukelfahrten vergleicht, macht sich einen sehr schwachen Begriff von den Volksvergnügungen dieser alten Czaarenstadt. Von Kudrin bis zum Smolenskischen Marktplatze, der Entfernung einer Werste, sind separirte Bretterwege mit Sand bestreut, für die Spazierenden eingerichtet. Die Mitte eines ungeheuer großen Platzes ist mit Gaukelbuden, verschiedenen Arten von Schaukeln und künstlichen Bergen gefüllt. Diese ganze Promenade nach Nowinsk gleicht fürwahr dem frohen (?) Gewühle einer asiatischen Stadt. Hier sieht der Beobachter von zwölf Uhr Mittags bis zur Dämmerung ein in ewigem Tummeln begriffenes Volksgewühl. Auf den Schaukeln drehen sich Gruppen im ewigen Kreislaufe, unter Anstimmung der frohsten Volkslieder, kühnere Wagehälse aus des Volkes Mitte rollen zu zwey und drey in kleinen Wägelchen pfeilschnell von den Bergen hinunter. Auf den Balkons der Gaukelbuden ergötzen Polichinellos und Harlekine durch die possierlichsten Stellungen und Gesichtsverzerrungen eine Schaar gaffenden Pöbels. Die schlauen Besitzer der Theaterbaracken laden unterdeß höflichst die lustwandelnde vornehmere Welt ein, ihre Komödien zu besuchen. Der Haufe rennt aus einer Bude in die andere, hier ergötzen uns die Kunststücke mit Karten, Kugeln, Geldrollen ꝛc., dort sieht er der Excentrität einer kühnen Nymphe auf dem Seile zu, hier einem Volligeur von einem Pferde auf das andre springen. Auch der bekannte Frasa mit seinem Wachsfigurenkabinette befand sich dießmal auf diesem Platze. Das Kabinet, ganz neu formirt, war nicht übel und gefiel ziemlich. Neben auf dem Tummelplatze befand sich dießmal eine französische Restauration, wo auch der lüsternste Sybarit seinen Gaumen mit allen Genüssen reizen konnte. Selbst die höhern Klassen des moskauischen Publikums finden Geschmack an diesen Volksbelustigungen und Promenaden von Nowinsk. Die ersten moskauischen Damen spazieren hier längs den künstlich gemachten Wegen, besuchen zuweilen die Volkstheater, und fahren an Nachmittagen um die Schaukeln. Dießmal hinderte freylich der ewige Regen und Schnee diese allgemeinen Vergnügungen ungemein; doch bey momentan schönem Wetter sah man an den Nachmittagen auf diesem Platze mehrere Reihen glänzender Wagen. Der russische Pöbel zieht an solchen Jahresfesten nie das Wetterglas zu Rath; er folgt der Nationalsitte, er lustwandelt durchaus an den Tagen und auf den Plätzen, wo es seine

Vorfahren thaten, wenn er auch dabey mit allen Elementen kämpfen müßte; so heilig bleiben noch immer dem gemeinen Russen die Sitten und Gebräuche seiner Vorältern.

Die Regierung erlaubte dießmal die Benutzung der Nowinskischen Promenade ausschließlich an den Sonntagen bis zum ersten Mai.

In den höhern Cirkeln Moskaus fanden während dieser Osterwoche wenig gesellschaftliche Versammlungen statt. Es ist eine, bey den Russen von Alters herstammende löbliche Gewohnheit, große Feste (vorzüglich das der Ostern) im gesellschaftlichen Kreise seiner Verwandten und Lieben zuzubringen. Von öffentlichen Vergnügungen fand nur am dritten Osterfeyertage (den zwölften März) ein Ball im Adelsklub, und am Tage darauf im italienischen Theater die Oper Don Juan statt. Am neunzehnten April war im Adelsklub das Konzert eines Hrn. Lipinsky, der das moskauische Publikum durch sein seltenes Talent auf der Violine ungemein ergötzte, und mit dem lautesten Beyfallrufen gelohnt wurde. Nach diesem Konzert fand Mittagsmahl und Ball statt. Die Zuschauer waren sehr zahlreich. Die Kleidung der Damen zeichnete sich durch besondere Zartheit der Farben aus, man sah sie größtentheils in rosenfarbenen, lilla, hellgrünen und gelben Kleidern, fast alle hatten sich mit einer Menge Blumen geziert, bey keiner bemerkte man jedoch einen Brillantenschmuck. Es schien, als wollten die jungen Schönen Moskaus in diesen Gewändern den nahen Frühling begrüßen, der sich gegen diese Freundschaftsgrüße aber sehr rauh und undankbar bewies; er zwang jedermann, sich auf den Straßen in Pelze zu hüllen, und überschüttete uns, statt holden Blumen, mit Schnee und Morgenfrösten.

Leipzig, Ende Mai.

Ich habe in meinem lezten Berichte versprochen, von der beliebten und liebenswürdigen Sängerin Henriette Sonntag aus Wien und ihren Gastdarstellungen in Leipzig zu reden, und hier kann ich nicht anders, als mit der allgemeinen Stimme sagen, daß ein so seltener Verein von Reiz und Talenten, wie ihn diese jugendliche Sängerin zeigt, ein unwiderstehliches Wohlgefallen hervorbringt. Ihre äußere Erscheinung, von jungfräulicher Zartheit und Lieblichkeit, überlasse ich den Sängern zu schildern, welche schwerlich damit fertig werden möchten; aber das muß ich bemerken, daß dieselbe der schöne Hintergrund ist, auf welchen aufgetragen alle Farben der Kunst um so eindringlicher wirken. Die Seele aber, welche dieselben verbindet und belebt, ist die Anmuth, die sich überall die Herzen aufschließt. Die Stimme ist an sich weder voll und stark, noch von großem Umfange; aber äußerst angenehm, und von einer gewissen inneren Kraft, leicht beweglich und durch Behandlung, besonders in den mittlern Tönen, sehr reizend. Ihren Vortrag zeichnet zuerst Leichtigkeit und Reinheit der Intonation, ferner ein saubres Portament, und eine ausgezeichnete Artikulation aus. Lezlere fasse ich nicht blos in ein bestimmtes Absondern der einzelnen Töne von einander, welches in ihrem Gesang beym Vortrag mit halber Stimme fast noch mehr wahrzunehmen ist, als beym vollen Gebrauch derselben, sondern in das noch seltenere Absondern und richtige Unterscheiden der musikalischen Sätze und Phrasen, worauf ein charaktervoller Gesang beruht. Lezteres beweist ein noch höheres Talent, als die blos mechanische Fertigkeit voraussezt, die sich einem glücklichen Organe durch gute Schule geben läßt. Hierzu kommt nun der Wohllaut ihrer Sprache, verbunden mit Deutlichkeit im Aussprechen des Textes — den einzigen Fall schwieriger Koloraturen ausgenommen, wo von vielen Sängern der Vokal etwas nach Belieben verändert wird — eine Fertigkeit in allen jezt beliebten Manieren der Gesangsverzierung, erworben durch die Anschauung und eifrige Benutzung der größten jezt lebenden Muster in der Gattung des Sallerischen Gesangs, und eine geschickte Aneignung der Vortragsweise derselben für deutschen Gesang. Ihr Vortrag, finde ich, nähert sich unter den deutschen Sängerinnen am meisten dem Vortrage der Mad. Gründaum, auch im Koloriren, und strebt mit jugendlicher Kraft die Sicherheit und Abrundung derselben zu erreichen. Er kann sich zu einer hohen Stufe der Leidenschaftlichkeit steigern, scheint aber doch, selbst wegen des Charakters ihrer Stimme, im Gebiete des Reizenden, Heitern und Munlern vollendeter, und gleichsam einheimisch. Endlich ist in ihren Darstellungen auf der Bühne mit ihrem ausgezeichneten Gesang und ihrer lieblichen Erscheinung ein Spiel verbunden, was ihr in diesem Gebiete über die meisten vorzüglichen Sängerinnen, die wir jezt in Deutschland besitzen, ein entscheidendes Uebergewicht gibt. Dieses Spiel, in der Schule ihrer Mutter, einer geübten Schauspielerin gebildet, erhebt sich oft zu feinen Zügen, welche beweisen, daß ihr Talent bey weiterer Uebung auch im recitirten Schauspiel sich mit Erfolg entwickeln würde.

Ich will dieses Alles nun mit Besonderem belegen. Dem Sonntag gab in ihren ersten drey Gastrollen die Parthie der Rosine (im Rossini's Barbier), die der Agathe (im Freyschütz), und die der Bertha (im Schnee von Aubre). In der Ausführung dieser drey Partien erhob sie sich, nach meiner Meynung, stufenweise auf die Höhe ihrer Kunst. In der Rosine fand ich Herrschaft der Kunstfertigkeit im Gesang und bestechende Richtigkeit im figurirten Gesang; aber das meiste Entlehnte, und das Ausschmücken doch bis zur Ermüdung getrieben; in der Agathe Einfachheit des Vortrags und eigene Empfindung, doch keine solche Vollendung, die sie über viele andere Sängerinnen stelle, die man in dieser Parthie gehört hat; in der Rolle der Bertha feines, gewandtes Spiel, in Eins verbunden mit dem höchsten Reiz des Gesangs und Fertigkeit des Vortrags. Verschmelzung aller Mittel ihrer künstlerischen Individualität mit dem Charakter der Rolle, wie ich sie in dieser Gattung noch nirgends gesehen.

Doch ich will mich über das Gesagte noch genauer erklären. In der Parthie der Rosine störte es mich (ich rede aber von der ersten Darstellung dieser Parthie), daß diese Sängerin fast nur mit halber, oft leiser Stimme vortrug, und in Rouladen kein Ende finden konnte, was doch zulezt ermüdet, wie sehr man auch die Leichtigkeit bewundern muß, welche die Kehle sich erworben hat. Wer immer nur diese Parthie von Dlle. Sonntag hörte, der würde bedauren müssen, daß sie mit voller Brust nicht singen könne. Nun sagt man zwar, daß hier von einer Rossinischen Gesangsparthie die Rede, und darum ein solches Verfahren hier eher, als anderswo am Platze sey. Dagegen bemerke ich, daß gerade diese Parthie recht viel lebendige Grundmelodie (besonders in der Cavatine) hat, welche durch den Vortrag mit halber Stimme, und durch überladenes Koloriren mit halber Stimme geschwächt und verwischt wird, so daß man zulezt nicht weiß, was Melodie oder Verzierung, was Haupt- oder Nebensache ist. Ich gestehe, daß mir diese Art, eine Parthie vorzutragen, verkam, wie der Einfall, ein Kleid aus Franzen zu machen. — Auch im Spiel wollte der Charakter nicht recht herauskommen, da alle Aufmerksamkeit der Sängerin darauf gerichtet schien, durch jene Kunststücke des Gesanges zu gefallen. Uebrigens hielt ich dieses Bestreben bey einer jungen Künstlerin, die zum ersten Male auf einer Bühne als Gast erscheint, für verzeihlich, da man, um den ersten günstigen Eindruck zu gewinnen, leicht zu viel thut, und deßhalb war ich um so mehr auf die folgenden Darstellungen begierig.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juni 1825.

Du, Wahrheitsfinder, du suchst eine Leiter,
Emporzusteigen in den Weltenraum;
Erhalte deine Sinne hell und heiter,
Hier sammle Schätze, hier! nicht im Ideentraum.
Bouterweck.

Vom Komischen.

1. Erklärung des Komischen.

Das Komische entsteht aus dem Mißverhältniß zwischen einem Zweck und den zu dessen Erreichung angewandten Mitteln, wenn diese in der Willkür der Handelnden beruhen.

Es kann im Wesen, es kann im Maaß der Mittel liegen; es kann durch Zeit und Umstände entstehen.

Je wesentlicher es im ersteren, je größer im anderen Falle seyn wird: so frappanter die komische Wirkung, bis zur Tollheit, dem völligen Widerspruch zwischen Mittel und Zweck.

Liegt es in der Kleinheit der Mittel im Verhältniß zum Zweck, dem sie dienen, ist das Komische possierlich; liegt es in deren Größe im Verhältniß zu ebendemselben, ist es ungeschlacht.

Ein Zweck selber kann komisch seyn, wenn er im Mißverhältniß zur Vernunft steht, in Bezug auf welche alles menschliche Handeln als Mittel oder Zweck zu betrachten ist.

Alle Dummheiten, Schwachheiten, Thorheiten, Tollheiten sind komisch; bey allen waltet ein willkürliches Mißverhältniß der Mittel zum Zwecke ob, oder es steht der Zweck selber im Mißverhältniß zur Vernunft.

Die Satyre hebt dieß geradezu hervor; die Ironie es scheinbar ignorirend, sogar unter der Maske eines wahrgenommenen Entgegengesetzten.

Allein das Komische erscheint nicht ausschließlich bey Handlungen; und Zweck und Mittel setzen Handlungen voraus. Es gibt komische Figuren, komische Charaktere, Reden, Verbindungen, Situationen, komische Gesinnungen, Gefühle, Vorstellungen, Darstellungen, u. s. w. — Allerdings! —

Jedoch wir beauchen den Begriff einer Handlung, im ausgedehntesten (wo er sich, wie wir sogleich zeigen weeden, auf jenes alles anwenden läßt), doch in keinem gezwungenen Sinn, um zu einer erschöpfenden Erklärung des Komischen zu gelangen.

Man kommt zu dieser nicht, so lange man das leztere als etwas Positives betrachtet: es ist durchaus relativ. Es ist das flüchtige Kind des Augenblicks und der Bewegung; es muß auftauchen und verschwinden, immer ein anderes und immer dasselbe, ein ewiger Proteus.

Ohne das Attribut der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit würde das Komische, als ein Mangelhaftes, den Sinn beleidigen.

Ein beständiges Erhabenes, Gutes, Schönes, auch dasselbe, ermüdet diesen nimmermehr, befriedigt ihn immer von Neuem.

Ein beständiges Komisches, dasselbe, würde ihm zum Ekel seyn. Das Komische muß die Vorstellung seiner Verwandlung in ein Vollkommenes, die es aufheben wird, gestatten, sonst ist es nicht komisch mehr.

Figur und Charakter sind ein fortgesetztes Werk, eine Handlung der Natur und ihrer selbst. Die Rede muß für eine Handlung gelten; Gesinnungen, Gefühle, Vorstel-

Digitized by Google

lungen sind Handlungen der geistigen Kräfte, auf welche sie sich beziehen. Bey Verbindungen, Situationen, Darstellungen sind Schicksal, Zufall, der Darstellende, die handelnden Personen.

Bey diesem allen begegnen wir unserer angegebenen Bedingung des Komischen, so oft wir dem Prädikat des Komischen begegnen.

„Beyspiele, sagt Kant, sind der Gängelwagen der Vernunft;" vertrauen wir ihm die gegebene Erläuterung.

2. Von komischen Handlungen.

Wenn Kasperl der Große im Puppenspiel, Kaiser Karl vor Rom, den Kaiserin wählt, der Gemahlin seines in der Schlacht gefallenen Sohnes dessen Tod anzukündigen, und ihn ermahnt, das Unglück derselben „auf 'ne g'scheite Art, mit der Vernunft und 'n Umschweif" vorzutragen: ist das komisch. Er wählt die unverhältnißmäßigste Persönlichkeit, das Mittel zur Ueberbringung der Trauerbotschaft, den Zweck.

Wenn darauf Kasperle mit einer langen Schleppe, die sich um alle Koulissen schlängelt, vor dem Thurme auftritt, in welchem die Prinzessin wohnt, laut heulend: „Der Prinz ist todt! du! du! du! mit der Vernunft und 'n Umschweif!" wird das Komische toll.

Die platte Rede des Auftrags, die seinem Verstande nach zu bildlich war; der klare Sinn, in welchem sie nehmend er dem wahren Sinn zu Grunde richtet; das unverhältnißmäßigste, das demselben geradezu widersprechende Mittel, das er zur Erreichung seines Zwecks wählt: stellen das willkürliche Mißverhältniß der Mittel zum Zweck in der ersten Handlung auf die höchste Spitze und stellen ein noch auffallenderes dar.

Wenn aber nun gar Harlekin, der Schiffbruch gelitten, einen Regenschirm über sich aufgespannt haltend im Meere schwimmt, um nicht naß zu werden: ist hier das Komische der Handlung durchaus toll. Das erwählte Mittel steht im äußersten Mißverhältniß zum Zweck und der Zweck zur Vernunft.

Die Handlung von Jocrisse, der dem Vogel, welchen er entwischen ließ, Zucker zeigt und ruft: „Vögelchen, komm, sieh Zucker!" ihn wieder in den Käfig zu locken, ist minder grell-komisch; doch konnte er jedes andere Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, wählen, das weniger im Mißverhältniß zu demselben gewesen wäre. Das Komische, das aus Dummheit entspringt, ist immer minder grell-komisch, als das aus Narrheit entspringende.

Die Handlung des Bedienten in Shakespeare's beyden Edelleuten von Verona, welcher den schönen Hund, den sein Herr, der Dame seines Herzens zum Geschenk zu überbringen, ihm anvertraut, vom Schinder fangen läßt, und ihr statt dessen seinen eigenen, schmutzigen, garstigen Hund, Crabb, überbringt, in Hoffnung, dieser werde es eben thun, und er habe dessen Glück gemacht: ist vielfach komisch: alle Mittel stehen im Mißverhältniß zu den Zwecken, die dadurch erreicht werden sollen.

Der gleiche Fall ist es bey den Vorwürfen, welche eben jener Bediente eben jenem hündischen Gegenstande seiner Zärtlichkeit macht, weil derselbe nicht gerührt bey dem rührenden Auftritt seines Abschiedes von seiner Familie, diese, ihn sich recht sinnlich zu vergegenwärtigen und sein Herz durch diese lebendigere Erinnerung stärker zu bewegen, durch einen Stock und ein Paar alte Schuhe repräsentirt; oder bey der Strafrede, welche er dem Hunde hält, wegen dessen Unmanierlichkeiten im Saale des Herzogs unter den übrigen vornehmen Hunden. Alle Mittel stehen im Mißverhältniß zu den Zwecken: Hunde verstehen keine Phrasen, Stöcke und Schuhe versinnlichen keinen Menschen, und Hunde haben keinen Rang.

Sancho Pansa hofft von den Bauern, welche die Neckerey mit dem nachgeahmten Eselsgeschrey bis zum Todschlag erbittert, im Augenblick ihrer höchsten Erbitterung durch seine eigene, bewirkte Geschicklichkeit in Nachahmung des Eselsgeschreys Beyfall zu ernten, und ist sehr verwundert, Schläge dafür zu bekommen. Hier wurde das Mißverhältniß des Mittels zum Zweck durch Zeit und Umstände veranlaßt; in den übrigen Fällen lag es in der Art der Mittel; bey Gullivers Reisen von Swift liegt es in deren Maaß.

Alle unsere Einrichtungen und Werkzeuge sind im Verhältniß zu unserer eigenen mittleren Größe berechnet. Im Verhältniß zur Größe eines Riesen oder zur Kleinheit eines Zwerges eingerichtet und unserm Gebrauche dienend, erscheinen sie komisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Basel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, u. s. w.

(Beschluß.)

Fragt ein Italiener nach der Größe der Stadt, so mag er dieselbe mit Ferrara am Po vergleichen; doch ist sie hinsichtlich ihres Aeußerlichen ansehnlicher und ansehnlicher. Basel stand ehemals auch in weltlichen Dingen unter dem Bischof, der das Schwert führte und die Strafgerechtigkeit über schwere Verbrecher übte. Später aber begab er sich dieser Herrschaft (bey einer mir unbekannten Gelegenheit), obschon er noch eine gewisse Anerkennung der alten Gewalt beybehalten hat; denn er empfängt alljährlich von jeder Familie vier Pfennige. Die Basler haben indessen nach Unabhängigkeit getrachtet, wiewohl sie den Kaiser als ihren Herrn anerkennen. Die Stadt hat eine Volksregierung; sie besitzt zwey Räthe, den großen Rath aus Zweyhundert und den Rath der Aeltesten aus zwölf Gliedern bestehend. In jeden derselben kommen sowohl Adeliche als Bürgerliche;

jedoch gehört der dritte Theil der Staatsverwaltung den Adelichen. Die Regierung zerfällt in mehrere Abtheilungen, je nach den verschiedenen Geschäften; doch hat die höchste Gewalt der Bürgermeister, der aber ein Ritter seyn muß. Den Ritterstand erhalten blos Adeliche, jedoch bisweilen auch Bürgerliche, wenn sie sich durch große Tapferkeit oder rühmliche Thaten ausgezeichnet haben. Ueberhaupt ist der Ritterstand schwer zu erlangen, sowohl für Adeliche als für Bürgerliche, wenn sich einer nicht hauptsächlich hervorgethan hat; ist aber einer einmal Ritter, so mag er mit Recht sich zu jeder hohen Stelle emporschwingen. Ferner steht der Schultheiß, der in Kriminalsachen den Vorsitz hat, in großem Ansehen. Diesem liegt ob, die Stadt von Uebelthätern zu reinigen, und zu wachen, daß kein Verbrechen ungestraft bleibe. Die einzelnen Handwerker geben sich einen Vorstand, den sie Zunftmeister (Zunmhtam) nennen; diesen einzelnen Zunftmeistern setzen sie einen Oberstzunftmeister vor, dessen Gewalt nicht gering ist. Die Dauer dieser Aemter ist unbestimmt, denn je nach dem Verdienste bleibt einer an der Regierung. Sie haben einen Ort in der Stadt, wo sie zu Rath sitzen und Recht sprechen. Nach der Sitzung begibt sich jeder wieder nach Haus; keiner wird auf öffentliche Kosten unterhalten. Man lebt ohne bestimmte Gesetze, indem man sich mehr an Gewohnheitsrechte als an's geschriebene Recht hält, ohne Rechtsgelehrte und ohne Kenntniß römischer Gesetzgebung. Ereignet sich etwa ein neuer Fall, oder ein unerhörtes Verbrechen, so richtet jeder nach seiner Einsicht: so scheint mir die Sache, sagen sie, das Verbrechen verdient diese oder jene Strafe. Indessen sind sie scharf, streng und gerechtigkeitsliebend, so daß Straffälligen weder Geld noch Bitten, noch die Menge ihrer Freunde und Verwandten, noch ihr Ansehen im Staat etwas helfen mag; wer sich vergeht, muß Strafe leiden. Wer aus der Stadt verwiesen w d, hat keine Hoffnung je wiederzukehren, wenn er nicht etwa beym Einzug eines Kardinals in dessen Begleitung in die Stadt kommt, wo ihm dann, wenn sein Vergehen leichter Art war, verziehen wird. Auch die Martern, die man den Schuldigen anthut, sind sehr hart. Einige sterben mit zerbrochenen Gliedmaßen auf das Rad geflochten; andere werden im Rhein ertränkt, andere verbrannt, andere lebendig verstümmelt; noch andere werden eingemauert und ihnen nur etwas Wasser und Brod gereicht, bis sie vor Hunger und Durst umkommen. Um das Verbrechen zu entdecken, werden die fürchterlichsten Arten der Folter angewendet, so daß der Tod erwünschter wäre, als solche zu leiden; und doch gibt es welche, die lieber Alles ertragen, als ein wirklich begangenes oder ihnen vorgeworfenes Verbrechen zu bekennen. Sie lieben die Frömmigkeit, sind ehrerbietig gegen die Priester, hören alle die festlichen Messen; ja die Kirchen werden nicht nur an Festtagen, sondern auch an den übrigen Tagen fleißig besucht. Sie verehren viele Heiligenbilder; bekümmern sich übrigens wenig um Wissenschaft, noch um weltliche Schriftsteller, so daß selbst auch der Name des Cicero oder irgend eines andern Redners bey ihnen nicht gehört wird. Auch den Dichterwerken fragen sie nichts nach, sondern legen sich allein auf Grammatik und Dialektik. Es kommen auch viele aus den benachbarten Dörfern in die Stadt, die meist ihren Unterhalt durch Almosen gewinnen; diesen wird auf öffentliche Kosten ein Lehrer gehalten, um sie in der Grammatik, Logik und Musik zu unterrichten. Das sind eben die, über welche wir uns in Italien wundern, daß Grammatiker Almosen betteln, von denen einige am päpstlichen Hofe bey den Prälaten Hausdienste versehen und auf Pfründen passen, die sie in ihrer Heimath verzehren können.

Die Adelichen haben ihre Versammlungsorte für den Sommer und für den Winter, wo sie ihre Gelage halten. An einem andern Ort haben sie einen großen Pallast gebaut, wo öfters Bälle gehalten werden; sie laden die Schönen der Stadt dazu ein, die nach ihrem besten Vermögen in Festgewändern erscheinen, geschmückt mit Edelsteinen, Gold und Silber, wie bey der glänzendsten Hochzeit. Ihre Art, sich zu kleiden, ist prachtvoll und schön, uns Italienern jedoch kömmt sie zu fremdartig vor. Zu diesen Versammlungen hat kein Bürgerlicher Zutritt, wofern er nicht ein öffentliches Amt oder eine hohe Würde bekleidet, oder für reich gehalten ist; in diesem Fall wird ihm der Zutritt nicht verweigert. Die Männer sind meist von ansehnlicher Gestalt, von gefälligen Sitten, nicht so fast prächtig als geschmackvoll gekleidet; nur wenige, etwa die Ritter, kleiden sich in Purpur. Die Vornehmeren der Stadt, welche Reichthümer und Güter besitzen, kleiden sich schwarz; die übrige Menge ist unordentlich, sie geht in zerrissener, geflickter und schlechter, meist linnener Kleidung. Ihre Sitten sind, wie bey allen Sterblichen, verschieden. Sie sind meist dem Wohlleben zugethan; zu Hause leben sie köstlich, und bringen einen großen Theil ihrer Zeit an der Tafel zu. Die Knaben gehen baarfuß; die Weiber nur tragen schwarze und weiße Schuhe. Die Kleidung der Frauen ist durchgängig dieselbe, solid und anständig (Bona et honesta), so daß man auch liederliche Dirnen für keusche Jungfrauen ansieht. Von diesen aber soll anderswo die Rede seyn. Unlugenden werden bey diesen Leuten nur wenige angetroffen, außer daß sie etwa dem Vater Bacchus oder der papstischen Mutter allzusehr ergeben sind, was ihnen verzeihlich dünkt. Sonst sind sie treu, halten, was sie versprechen, und wollen lieber rechtschaffen seyn als scheinen. Sie wahren ihr Gut, ohne nach fremdem zu streben, und sind mit ihrem Loos zufrieden, diejenigen ausgenommen, die ein gar zu schmales Brod haben.

Uebrigens liegt Basel in einem fruchtbaren und ergiebigen Lande, mit üppigen Weingärten und Getreidefeldern,

so daß die Gaben der Ceres und des Bacchus sehr wohlfeil zu haben sind. Obst gibt es in Menge, doch weder Feigen noch Kastanien. Um die Stadt herum liegen anmuthige Hügel und schattige Haine. Die Landschaft wird von Erde und Himmel reichlich mit Wasser versorgt, ist aber kalt wegen des Nordwindes, so daß einen großen Theil des Winters hindurch alles unter weißer Schneedecke liegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Mai.

(Fortsezung.)

Im Freyschüz hörte man nun mehr Stimme; der Vortrag war einfacher, wenig verziert, wie es der Charakter erfordert. Im Spiel herrschte der Ausdruck des Schmachtens vor, selbst in der Stelle, wo Agathe zu Max sagt: Du sollst dich deines Bräutchens nicht schämen! — Das Gebet: „zu dir wende ich die Hände ꝛc.“ schien wie an irgend einen Gott, an Gott Amor gerichtet. Was aber am meisten auffiel, war, daß die Sängerin die Stellen ihrer Arie: „Himmel nimm des Dankes Zähre“ und „süß Entzücken“ auf einmal messa voce sang. Es enthält diese Stelle den Ausdruck der höchsten freudigen Gemüthsbewegung, und Weber hat sie als einen Kulminationspunkt der Empfindung auch dadurch herausheben wollen, daß er sie mehrmals in der Oper (in der Ouvertüre und am Schlusse) wiederkehren läßt. Jener Vortrag der Stelle ist also so offenbar gegen den Sinn des Tonsezers, daß es scheint, als ob Dlle. Sonntag auf ihr schönes messa voce als Sängerin ein größeres Gewicht lege, als ihm gebührt, was wir noch in ihrem Gesang im Konzerte bemerkten, wo es jedoch weit mehr am Platze ist. Ein vollkommener Sänger muß sich alle Manieren und Figuren des Vortrags, die sich auf Stärke und Schwäche, langsame oder schnellere Bewegung der Stimme beziehen, nach den verschiedensten Graden und Arten zu bemächtigen, und so eigentlich seine Stimme zu beherrschen suchen; aber schön wird eine Vortragsweise doch erst dadurch, daß sie an rechter Stelle, d. h. wo es der Gegenstand fordert, und der Subjektivität des Darstellenden angemessen ist, angewendet wird. Ohne dieses kann eine Gesangsmanier leicht eine Manier des Gesanges, d. i. ein manierirter Gesang werden, was zum Glück bey dieser jungen Sängerin noch nicht der Fall ist. Aber eben darum läßt sich noch ein Wort über die Sache sprechen. Dlle. Sonntag hat in Wien eine Sängerin zum Vorbild gehabt, welche durch ihre bewundernswürdige Leichtigkeit im Singen mit halber Stimme alles zur Verwunderung hinriß; sie hat sich die Kunst zu eigen gemacht, die schwierigsten, bewegtesten Figuren im leisesten Piano vorzutragen, aber sie hat nicht zu vergessen, daß dasjenige, was einer ältern Stimme nothwendig ist, einer jüngern durch zu häufige Anwendung schädlich werden kann; wenigstens bin ich überzeugt, daß ein voller, breiter Ton, bey zu vielem Singen und Koloriren mit aer dämpfter Stimme, sich nicht leicht entwickeln kann. Nun will ich aber, da ich hier nur meine individuelle Ansicht ausspreche, sogleich hinzufügen, daß Dlle. Sonntag im Konzerte (sowohl dem, welches der Tenorist. Hr. Binder gab, als in dem von ihr selbst gegebenen Konzerte) durch die anmuthige Fertigkeit, welche sie in solcher Jugend ihrer Stimme erworben hat, Alles in Erstaunen und Entzücken sezte, und den Aeltesten wie den Jüngsten, welche sie hörten und sahen, zu den verschiedenartigsten Tönen des Beyfalls hinriß. Kam auch für das genauere Ohr zuweilen eine verwischte Figur oder ein mißlungener Lauf durch die chromatische Scala vor, der eben so lebhaft, wie das Vollendete applaudirt wurde, so muß man doch gestehen, daß der Zauber der Anmuth und genialen Leichtigkeit, welcher über das Ganze ihrer Leistungen verbreitet war, auch dem minder Gelungenen eine gefällige Form gab. Eine wiederholt gesungene Scene von Mercadante, und die bekannten Rode'schen Violin-Variationen gaben ihr vollkommene Gelegenheit, jene Gesangsfertigkeit zu entfalten. Das Duett aus Rossini's Armide kann man nicht reizender vortragen hören, als von ihr.

Die Darstellung der Bertha endlich halte ich für so vollendet, daß nichts hinzuzufügen, nichts hinwegzulassen gewesen wäre, ohne das schöne Ganze aufzuheben. Die Parthie erfordert einestheils ein leichtes, feines Konversationsspiel (Fräulein Bertha ist eine gewandte Hofdame, welche selbst einem etwas sinnlichen Prinzen im Anstand Unterricht gibt), anderntheils einen feinen, leichtverzierten Vortrag, kurz eine Verbindung von französischer Eleganz mit italienischer Kunst, wenn das Ganze gehörig wirken soll, denn in der Stellung untergeordnet, ist doch Bertha im Gesange die Hauptpartie. Solche Gaben sind nun selten beysammen, und ich glaube kaum, daß es eine zweyte Bertha auf der deutschen Operabühne gibt, und doch hängt von dieser Rolle vorzüglich die günstige Wirkung dieser Oper ab. Der Eindruck war daher auch hier entscheidend. Viele wünschten nachher eine Wiederholung derselben; aber Mad. Werner, welche die Parthie der Prinzessin sang, machte durch Krankheit und ihren bald nachher erfolgten Tod eine Lücke in der Besetzung dieser Oper. — Eine der feinsten und treffendsten Momente im Spiel dieser Rolle gab Dlle. Sonntag z. B. in der Stelle, wo der Prinz erzählt, daß eine weibliche Gestalt im Finstern an ihm vorübergerauscht sey. — denn blos durch ihre leichte Gebärde wurde es jedem Zuschauer gewiß, daß sie es eben gewesen sey.

Die nächste Darstellung war die der Prinzessin von Navarra. Es schien, als ob die Sängerin nicht vollkommen die Stimme wäre, um der glänzenden Eintrittsarie allen Nachdruck zu geben. Die Leichtigkeit und Lieblichkeit der Koloraturen aber, womit sie, hier am rechten Orte, diese Arie schmückte, gewann ihr allgemeinen Beyfall. Unübertrefflich schön war jedoch der Vortrag der Troubadours-Romanze; hier trat die Reinheit der Intonation, das schöne Tragen der Stimme in einfacher Weise um so hörbarer hervor.

Hierauf war Dlle. Sonntag veranlaßt, die Parthie der Rosine zu wiederholen. Ich freute mich, bestätigt zu finden, was ich bey der ersten Aufführung vermuthet hatte. Die Sängerin ward bey dieser Darstellung sparsamer mit Ausschmückungen, und die Melodie schimmerte mehr hervor. Einen Zug der Rosine gab sie mit der einnehmendsten Schelmerey, nämlich den Moment, in welchem Rosine den Brief an Lindor, um welchen Figaro bittet, schon geschrieben aus dem Busen zieht, und ihn der Ueberraschten überreicht. Hier war ein weibliches Bestreben ihre Neigung ein wenig zu verbergen, mit der Freude, den klugen Figaro überlistet zu haben, in der ganzen Mimik sprechend ausgedrückt. Die Ueberreichung des Briefs geschah eben so schalkhaft, als mit Anstand.

Von der Darstellung der Susanne in Mozarts Figaro wüßte ich nichts weiter zu sagen, als daß Dlle. Sonntag vornehmlich die kleine Cavatine im lezten Akt unübertrefflich schön sang; in allen Ensemblestücken, ohne sich mit der Stimme hervorzudrängen, ihre Parthie bestimmt und sicher durchführte, und im Spiel lieber weniger auffallen, als die edlere Empfindung durch Koketterie, wozu diese Rolle wohl etwas auffodert, verletzen wollte. Aber Lezteres gereicht dem Charakter des liebenswürdigen Mädchens sehr zur Ehre, die wohl nur darin fehlte, diese Rolle zu einer Gastrolle zu wählen. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juni 1825.

Keine Tyrannei ist furchtbarer, als diejenige eines conventionellen Unsinnes.

Verhör eines jungen Mannes, welcher auf den Rang eines Man of fashion Anspruch macht.

„Sind Sie ein Gentleman?" — „Ja." — „Woran wissen Sie, daß Sie ein Gentleman sind?" — „Ich habe nichts zu thun, gehe nach Almacks *) und esse Oliven nach dem Mittagsmahl." — „Wie groß ist Ihr Vermögen?" — „Eines jüngern Bruders Jahrgehalt von 600 Pfund." — „Was ist ihr Einkommen?" — „Ungefähr 5000 Pfund des Jahrs." — „Wie ich merke, unterscheiden Sie zwischen Vermögen und Einkommen?" — „Ja, so wie jeder andere Man of fashion." — „Erklären Sie den Unterschied." — „Unter Vermögen verstehe ich das, was man eines Mannes eigenes Geld nennen kann; das Einkommen aber bildet sich aus mannigfaltigen Gegenständen, die einem durch Kredit oder sonst eine Art in die Hände gerathen." — „Auf welche Art berechnen Sie Ihr jährliches Einkommen?" — „Indem ich meinen Bedienten die Rechnung des Jahres zusammenstellen lasse." — „Gesezt, Sie verschaffen sich Geld auf einen vorgeschossenen Wechsel, wie sehen Sie das an?" — „Als eine Zulage zu meinem Einkommen; ich halte mich um diese Summe reicher." — „Wie alt sind Sie?" — „Zwanzig Jahr." — „Wie lange nähren Sie sich schon von der Stadt?" — „Drey Jahre." — „Wie lange pflegt ein Man of fashion zu leben?" — „Ein Mann von außerordentlicher Fashion wird zu ein-und-zwanzig schon für alt gehalten; und wenn er seine ganze Zeit ausledt, so stirbt er gewöhnlich im sechs-und-zwanzigsten an Altersschwäche und Krankheit." — „Was sind die Grenzen der Stadt?" — „Orfordstraße im Norden; Haymarket und Boudstraße im Osten; Pall-Mall und Picadilly im Süden, und Park-Lane (Gasse) im Westen *)." — „Ist Portman-Square außerhalb der Stadt?" — „Nein, gewiß nicht; aber ich weiß nicht, wie ich den Platz in die Stadt hineindringen, noch wie ich ihn auslassen kann; aber manche Personen halten dafür, und zwar mit gutem Grunde, daß es mit dem Norden der Orfordstraße nicht ganz richtig ist." — „Wo ist Russel-Square?" — „Ich weiß es nicht." — „Haben Sie je von dem Platz reden hören?" — „Ja, aber nur als ein Gegenstand des Witzes. So z. B. nannte Herr Croker den Platz im Unterhause, und sezte hinzu, er zweifle, ob irgend ein Mitglied wisse, wer derselbe wäre." — „Sie lesen also die Debatten." — „Nein, ich habe die Anekdote blos erzählen gehört; Croker erzählt sie selbst, und lacht sehr viel darüber; ich denke mehr als ein Gent-

*) Ein Haus, wo man öffentliche Konzerte und Bälle gibt, zu welchen nur die Vornehmsten zugelassen werden.
A. d. U.

*) Für diejenigen, welche London nicht kennen, kann ich nur bemerken, daß der hier beschriebene Bezirk mitten im westlichen Theile der Hauptstadt liege, und kaum den zehnten Theil derselben bildet.
A. d. U.

Digitized by Google

leman lachen sollte." — „Lesen Sie je?" — „O ja, ich lese den John Bull, die Armee-List und den Newmarket-Kalender." — „Wie viele Schneider gibt es in London?" — „Zwey." — „Wie viele Schuhmacher?" — „Fünf." — „Hutmacher?" — „Hüte findet man überall in Bond- und St. Jamesstraße." — „Was ist die wunderbarste Erfindung der neueren Zeit?" — „Die gestärkten Halstücher." „Wer erfand diese?" — Brummel." — „Geben Sie uns die Umstände dieser Erfindung." — „Als Brummel in Ungnade gekommen, erfand er das gestärkte Halstuch, in der Absicht, des Prinzen Hals aus der Mode, und Sr. K. H. (des Prinz Regenten) Muslin, Schleife und Wattirung in Verachtung zu bringen. Als er zuerst in seinem angesteiften Tuche erschien, soll, der Sage nach, das Aufsehen in St. Jamesstraße ungemein gewesen seyn; Stutzer waren stumm vor Neid und Waschweiber fielen in Ohnmacht. Niemand konnte begreifen, wie er das Wunder bewirkt, Blech, Karte, tausend Mittel wurden versucht, und zahllose Herren zerschnitten sich den Hals in nutzlosen Versuchen; ja das Geheimniß verwirrte einen Jeden, und der arme Stutzer L. starb im Wahnsinne darüber; seine Mutter, Schwestern und alle seine übrigen Verwandten kamen zu Brummel, und baten ihn auf den Knieen, ihres Verwandten Leben durch die Mittheilung des Geheimnisses zu retten; aber der Zierbengel war unbeweglich und L. mußte sterben. Als B. endlich aus England entfloh, vermachte er das Geheimniß seinem Vaterlande; er schrieb auf ein Stück Papier, das er in seinem Ankleidezimmer zurückließ, die großen Worte: „„Stärke macht den Mann!"" — „Ist Brummel noch musterhaftig?" — „Nein, ganz und gar nicht; indessen zeigt er noch in seiner Verdammung einen unmittelbaren Einfluß auf die Röcke und Beinkleider der Zeit, denn er unterrichtet jezt junge Stutzer zu Calais." — „Wer ist jezt der König der Stutzer?" — „Es gibt keinen; die beyden großen Schneider sind die Gesetzgeber der Mode." — „Haben Sie je einen Fisch mit dem Messer essen sehen; ich will Sie nicht mit der Frage beschimpfen, ob Sie selbst sich einer solchen Abscheulichkeit schuldig gemacht?" — „Nie, mein Herr, ich habe blos gehört, daß es niedrige Menschen gibt, die dieses thun, weiß sie aber gebührend zu verachten." — „Gesezt, Sie speis'ten mit den Gardeoffizieren, was werden sie essen?" — „Bey den Gardisten ißt man nichts als Gebackenes und Pasteten." — „Was trinken Sie denn?" — „Limonade." — „Wie viel Wein kann ein Stutzer heut zu Tag trinken, ohne sich zum Vieh zu machen?" — „Ein Stutzer von der ersten Gattung klagt schon über Kopfschmerzen und Schwindel beym zweyten Glase eines leichten Weines; ja wir können nicht einmal mit den Weibern Schritt halten, die beym Essen eine schreckliche Menge trinken." — „Gibt es einen Ort, wo es sich schickt, des Abends in Stiefeln hinzugehen?" — „Ja, die Opera, weil dort die Stiefeln verboten sind, und es einem ein Ansehen bey den Thürstehern gibt, in solchen zu erscheinen." — „Wie ist es mit der Geschichte der langen Beinkleider in Almacks?" — „Die Patronin bekam einen Widerwillen gegen dieselben, und gab einen Befehl, daß niemand in solchen erscheinen sollte, der nicht krumme Beine als Entschuldigung für die Verbergung seiner Gestalt anführen könnte." — „Was war die Folge davon?" — „Die bestgebildeten Herrn in London gingen in langen Beinkleidern hin, die Patronin befahl, sie aus dem Zimmer zu weisen, und die Herren bestanden auf einer Untersuchung vor einer Jury von Damen. Hierauf wurde die Klausel abgeschafft und der Befehl durchgängig gemacht." — „Sie haben Ihre Galanterien?" — „Ich habe, wie ich hoffe, die Ehre gehabt, eben so viel Skandal zu erregen, als irgend ein anderer Mann." — „Was erfordert die Etiquette, wenn eine vornehme Dame Sie mit in ihren Wagen nimmt?" — „Unbescheiden zu seyn." — „Wie machen Sie einem Stubenmädchen in einem Gasthofe den Hof?" — „Ich schlag sie mit dem Stiefelknechte nieder."

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

3. Vom Groteskkomischen und Feinkomischen.

Groteskkomisch sind die sämmtlich angeführten Beyspiele. Das Komische jedoch, das aus dem Mißverhältniß der Art der Mittel zum Zwecke, oder aus Zeit und Umständen herrührt, ist allemal feiner, als das aus dem Maaße derselben Herrührende, wenn dieß leztere nicht, wie bey Gullivers Reisen, noch eine geheime, allegorisch-satyrische Bedeutung hat.

Beym Groteskkomischen erscheint das Merkmal des Komischen erkennbarer als beym Feinkomischen. Das Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck ist dort ein direktes, hier ein indirektes. Dort wirkt es offenbar, hier verkappt.

Wenn Shylok, dem die Tochter entführt und das Geld geraubt ist, laut wehklagend durch die Gassen von Verona läuft: will er Mitleid erregen, durch Mitleid Hülfe erlangen.

Die laute öffentliche Wehklage, die von großem Schmerze zeugt, sein Unglück, der Raub eines Kindes, sind ganz geeignete Mittel, jenen Zweck zu erreichen.

Allein indem er in Einem und mit derselben abwechselnden Wehklage ruft: „Meine Tochter! meine Dukaten!" verkleinert der gleiche Schmerz um beyde, welcher sich darin ausspricht, so unverhältnißmäßig die Vorstellung seines Leides um die Tochter, und erhöht so unverhältnißmäßig die seines Leides um die Dukaten, daß alles Mitgefühl sich in Lachen auflöst, und aus der Weh-

klage nichts wird, als ein unnützes, unanständiges öffentliches Geschrey.

Die Handlung des Lustspiels, offene Fehde, ist ebenfalls feinkomisch. Der General geht mit dem Geliebten seiner, von ihm einem Andern bestimmten Tochter, im Augenblick, da er dessen geheimes Verständniß mit derselben entdeckt, die Wette ein, es werde ihm nicht gelingen, sie bis Mitternacht zu entführen. Er stellt ihm den Versuch frey, und sie bestimmen als Preis des Gewinnes einerseits deren gewährten Besitz, anderseits deren redliche Entsagung. Glücklich vereitelt darauf jener alle Anschläge von diesem, führt aber kurz vor Mitternacht das Mädchen, es in des Jünglings Kleidern mit demselben verwechselnd, selbst aus seinem Hause in dessen Gewalt.

Das Mittel, die Wachsamkeit, stand anfangs hier nach Art und Maß im gehörigen Verhältniß zum Zweck der Verhütung der Entführung. Allein die Uebertreibung seines Maßes, nebst der Unzulänglichkeit seiner Art, verkehren mit der Zeit dieß richtige Verhältniß in das ärgste Mißverhältniß, machen aus einem dem Zwecke entsprechenden, untrüglich bewährtem Schein eines solchen, ein demselben entgegenwirkendes Mittel.

Das Komische erhält hier durch eine recht feine und tiefe psychologische Bemerkung, auf die es sich bezieht, höheren Gehalt: Menschen von geringer geistiger Kraft und Kultur suchen meistentheils im Maß, was im Wesen zu finden wäre.

Das Feinkomische wird schärfer und tiefer als das Groteskkomische; allein es wirkt nicht so allgemein und nicht so leicht als dieß. Geist, den nicht Jedermann hat, und eine Vermittelung des Geistes, die immerhin von einiger Anstrengung begleitet ist, gehören zu seiner Wirkung.

Erscheint eine komische Handlung in Beziehung zu einer komischen Figur, oder zu einem komischen Charakter, gleichsam als ein Zug des Bildes beyder, verstärkt sich deren komische Wirkung: die Ahnung unzählbarer, ihr verwandter komischer Handlungen wird durch sie erregt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wahre Hülfe.

Hilft dem Armen die tägliche Gabe Begütertes? — Halb nur!
Hilf ihm, daß er sich selbst helfe, so hilfst du ihm ganz.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Mai.

Seit meinem lezten Theaterberichte hat Scribe wieder einige neue Stücke auf die Bühne gebracht, aber seiner Gewohnheit nach immer in Gemeinschaft mit andern Theaterdichtern. In dem Vaudeville: le Charlatanisme, hat er für gut befunden, einige Charlatans neuerer Art zu schildern, einen Arzt, einen Journalisten, einen Vaudevilledichter, der immer einen Gehülfen zur Verfertigung eines kleinen Theaterstückes braucht. Manche ehrliche Zuschauer haben in diesem Porträte den Hrn. Scribe selbst zu erkennen geglaubt; es wäre doch eine große Selbstverläugnung von ihm, sich aus freyem Antriebe unter die Charlatans zu stellen! Durch den Journalisten soll er den Hrn. Marean, welcher zugleich Theaterdichter und Recensent ist, haben darstellen wollen; dieser und seine Freunde haben das Ding übel aufgenommen, und den Hrn. Scribe in den Journalen zurechtgewiesen. Scribe hat hierauf durch ein Schreiben an den Herausgeber einer Theaterzeitung geantwortet: dieses Schreiben sollte witzig seyn, allein außerhalb der Bühne scheint ihn der Witz zu verlassen. Scribe kann nicht begreifen, warum denn die Journalisten empfindlicher seyn sollen, als andere Stände, die man ja täglich auf der Bühne durchhechelt. Allein, wenn die dramatische Darstellung eine persönliche Satyre ist, wie sollte man es dem Beleidigten verargen, daß er darüber seinen Unmuth auslässt! Zum Beweise, daß die Journalisten eben nicht empfindlicher sind, als andere Stände, dient der Umstand, daß in mehreren Theaterstücken ein Journalist vorkömmt. Delaville hat in einem Schauspiele: le Polliculaire, einen Journalisten sehr gehässig geschildert; allein die Schilderung besteht aus allgemeinen Zügen, die niemand persönlich auf sich selbst bezieht, und daher hat sich auch kein Journalist darüber beschwert. Wer die Leute individuell abkonterfeyet, und sie zur Schau stellt, muß sich auch der unangenehmen Folgen gewärtigen, welche dieß Betragen nach sich zu ziehen pflegt. Diese kleine Begebenheit hat ein wenig den immerwährenden Triumph des beliebten und bereicherten Dichters gestört. Er kann sich jedoch mit der guten Aufnahme die seine Operette: der Maurermeister, gefunden hat, trösten. Eine Operette in drey Aufzügen ist keine Kleinigkeit in Paris, zumal wenn ein Vaudeville sie in Musik gesezt hat. Eine unnennbare Fertigkeit besizt Scribe aus einer Anecdote eine dramatische Handlung zu machen. Schon seit länger als einem Jahrhunderte erzählt man sich in Paris die Geschichte oder das Mährchen eines Maurermeisters, der an einem einsamen Orte in Paris ergriffen, in eine Mietkutsche geschoben, und mit verbundenen Augen in ein Hotel geführt wurde, wo er ein unterirdisches Gewölbe zumauern mußte, in welchem ein schönes Mädchen eingesperrt saß; worauf der Maurermeister reichlich belohnt, und wieder mit verbundenen Augen an den Ort zurückgeführt wurde, wo man ihn aufgegriffen hatte. Es war noch keinem Theaterdichter eingefallen, hieraus etwas für die Bühne zu machen: höchstens hätte ein Melodramendichter wie Guilbert de Pixérécourt daran denken können, ein recht schwarzes Melodram voll Verrätherey, Laster und Bosheit daraus zu verfertigen; nun fällt diese Anekdote dem heitern Scribe in die Hände, und der macht kein Melodram, sondern eine komische Oper voll Bewegung und Interesse daraus. Sie beginnt mit der Hochzeit des jungen Maurermeisters in einer Vorstadt von Paris. Die jungen Leute ziehen mit der Braut davon, und der Bräutigam ist nur noch geblieben, um die Zeche zu bezahlen, als

Digitized by Google

er von zwey Unbekannten angesprochen und festgehalten wird: er soll mit ihnen gehen, um in dieser Nacht eine Arbeit zu verrichten; der arme Bräutigam sieht sich um seine Brautnacht gebracht, muß aber der Gewalt weichen, und läßt sich mit verbundenen Augen wegführen. Während der Hochzeit hat der junge Maurermeister einen Obersten angetroffen, dem er einmal das Leben gerettet hatte, und der ihm nun bey der Hochzeit eine Börse mit Geld zur Belohnung zurückläßt. Diese Episode ist ziemlich gezwungen; allein Scribe hatte sie zur Entwickelung seines Stückes nöthig. Im zweyten Aufzuge wird man in ein unterirdisches Gewölbe versetzt. Asiatische Sklaven bewegen sich auf der Bühne hin und her. Die Handlung geht in dem Hotel des türkischen Gesandten vor. Die schönste seiner Sklavinnen ist auf einer geheimen Zusammenkunft mit einem französischen Obersten ertappt worden; die beyden Liebenden sollen aus Rache eingemauert werden, und zwar sogleich, da der Gesandte am Morgen abreisen will. Der Maurermeister erkennt den Obersten, seinen Wohlthäter wieder, und muß dem Schlosser gegenüber arbeiten, dessen Schwester er eben gebeirathet hat. Im dritten Aufzug geht die Handlung in seinem Hause vor; die Braut ist ungehalten über den sonderbaren Bräutigam, der die Brautnacht anderswo zugebracht hat. Er selbst weiß nicht, wo er gewesen ist: aber eine geschwätzige und neugierige Nachbarin hat ihn bemerkt, und ihm ihr Kind folgen lassen; sie weiß, wo er hingekommen ist: was er aber gethan, ist ihr unbekannt. Die Klatscherin hat ihre Entdeckung schleunig der Braut mitgetheilt; diese wird eifersüchtig, der Mann erfährt nun durch die Klatscherey der Nachbarin, in welches Hotel er geführt worden ist: die Obrigkeit wird davon auf der Stelle benachrichtigt: die eingemauerten Liebenden werden befreyt, und damit hat das Stück ein Ende. Auber, welcher der beliebteste Operettensetzer in Paris geworden ist, seitdem Boyeldieu sich in Ruhe gesetzt hat, hat zu diesem Texte eine leichte anmuthige Musik gefügt, dieß hätte man Rossini auftragen sollen: aber freylich scheint Rossini es zu machen wie Boyeldieu; zu den Krönungsfesten wird er sich jedoch regen müssen; nur Schade, daß sich ein solcher Maestro mit Gelegenheitsstücken, die nach der Festlichkeit ihren Werth verlieren und nicht mehr gegeben werden, befassen soll; dergleichen Arbeiten sollte man den mittelmäßigen Tonkünstlern überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Ende Mai.

(Beschluß.)

Das Letzte, und im empfindungsvollen Vortrag das Höchste, was sie uns zeigte, war: Euryanthe. Mit ihrem Gastspiel ging Webers Oper zum ersten Mal bey uns in die Scene. Ueber diese Oper selbst werde ich anderwärts ausführlich sprechen. Die Einrichtung und Darstellung derselben von Seiten der Direktion, der Sänger und Orchestermitglieder zeigte, was Eifer und guter Wille zusammenstrebender Kräfte leisten können. Kostums und Scenerie waren, wie immer bey unserer Bühne, elegant und anständig eingerichtet, aber die Anordnung der Gruppen war mit vorzüglicher Sorgfalt bestimmt, und alle Scenen, in welchen der auf einstudirte Männerchor eingriff, verriethen den Geist des Anstandes und der edeln Sitte, der über diese Scenen verbreitet seyn soll. Das Orchester leistete im Vortrage der Oper Alles, was ohne des Meisters eigene Leitung möglich war. Unter den Darstellenden überstrahlte alles Dlle. Sonntag. In der Parthie des Adolar wechseln die HH. Höfler und Wetter ab; ersterer besitzt mehr Methode. Vortrag und Manier; letzterer eine jugendliche, schöne Stimme nebst dem Bestreben nach Spiel. In der Parthie des Lysiart wechseln die HH. Ebert und Genast ab; ersterer hat eine schöne durchgreifende Baßstimme, letzterer mehr leichten und ungezwungenen Vortrag. Die schwierige Parthie der Eglantine, welche im kürzlich, etwas Detonieren abgerechnet, in Spiel und Gesang meisterhaft von Dlle. Fink in Dresden vortragen sah, führte Mad. Fink mit löblicher, oft gelungender Anstrengung aus. Die Nebenparthien waren angemessen besetzt. So mußte das Ganze bey unserm Publikum, das ein Werk von solcher Intension zu schätzen weiß, einen kräftigen Eindruck machen. Der Beyfall, zu welchem dasselbe das angeströmte Publikum fortriß, wurde dieser Oper auch in den, wenige Tage darauf folgenden, zwey Wiederholungen zu Theil, in deren letzter Dlle. Sonntag leider von uns Abschied nahm. Einem jeden, der diese Vorstellungen gesehen, wird diese Sängerin als Euryanthe unvergeßlich seyn. So gänzliches Einswerden mit jener edlen Phantasiegestalt, so gänzliches Verschmelzen aller Mittel des sichtbaren und hörbaren Ausdrucks zu einer lebendigen Erscheinung jungfräulicher Unschuld und Treue ist gewiß etwas Seltenes auf der Operndühne, weil so Vieles sich dazu vereinigen muß. Und wenn ich dennoch gestehen muß, daß Mad. Devrient, geb. Schröder, die ich in Dresden in dieser Parthie sah, mich bis zur ersten Scene des dritten Akts noch mehr angesprochen hat, und den Grund darin finde, daß bey Mad. Devrient bis zu dieser Rolle noch mehr Empfindung, bey Dlle. Sonntag mehr Grazie wirkte; so entfaltet doch die Letztere von dem Momente an, wo sie zum Himmel um Adolars Rettung fleht, eine Kraft des leidenschaftlichen Ausdrucks, daß es scheint, als ob die Tiefe der Empfindung selbst ihre Mittel, sie auszudrücken, steigerte. Der Schwung, mit welchem sie das Gefühl in den begeisterten Ausdruck fortreißt: „Ach was ist mein Leben gegen diesen Augenblick!" läßt Alles hinter sich zurück. Im Spiele, das hier so treffend den Zustand der Seele schildert, ist es ein eigenthümlicher Zug, daß Dlle. Sonntag bey der Stelle: „Wo bist du meines Daseyns Licht ꝛc." so Herz an Herzen, fast in einem Fieberwahn, zu welchem die wiedererweckte Hoffnung die erschöpfte Kraft aufgeregt hat, den Geliebten noch zu sehen und mit ihm zu sprechen glaubt. Mehr anzuführen verbietet mir der Raum. Nur das will ich bemerken, daß wir in dieser Parthie ihre ganze Stimme in aller ihrer natürlichen Stärke und Reinheit hörten, und um so mehr bedauern, daß äußere Hindernisse uns ihre — schon angekündigte Darstellung der Donna Anna entzogen. — Möge die begabte Künstlerin mit jugendlicher Kraft fortschreiten, wie sie begonnen hat!

Ihre Mutter, die als Maria Stuart, als Baronin in Kotzebue's Beichte, als Baronin Waldhäll, als Elisbeth in den drey Wahrzeichen auftrat, läßt die routinirte und gebildete Schauspielerin nicht verkennen, die weniger durch Empfindung als Verstand wirkt; ihre jüngere Schwester zeigte als Hannchen im Wollmarkt und Ida in dem letzten Mittel ein recht artiges Talent; der Ausdruck des Kindlich-Herzlichen gelang ihr ungeachtet einiger natürlicher Befangenheit. —

Ueber das interessante dramatische Gedicht Raupachs: Isidor und Olga, spreche ich nächstens.

A. Wendt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juni 1825.

Es gibt bey Allem etwas noch höhern Gewichts,
Aber über das Vaterland ist nichts.

J. F. Castelli.

Des Schotten Klage.

(Aus der Volkssprache verdeutscht.)

Wohl über die Berge und weit hinweg,
Ueber die Berge und über die Seen,
Der Wind hat meinen Plaid gewebt,
Mein' Tartanplaid, mein einz'ges Kleid,
Das mich geschützt vor Regen und Wind,
Und mich bedeckt wohl Tag und Nacht —
Es ist über die Berge und weit hinweg!

Es weht ein Wind zu uns herein,
Er kam von Süden und über die See —
Mein Korn und Heu führt er hinweg —
Ueber die Berge und weit hinweg!
Er führt mein Korn weg und all mein Gut,
Er ließ mir weder Schaf noch Stier,
Hat meinen Plaid davon gewebt,
Fort über die Berge und weit hinweg!

Wenn gleich er mich hat ganz entblößt
Und mir vom Kopf die Müz' gewebt,
Liegt Eins doch noch in Hochlands Thal — —
Er hat mein Schwert nicht fortgeweht —
Und über Berg und über Thal
Wohl über England und über Wal's
Soll's Schwert noch herrschen weit und breit,
Ueber die Berge und weit hinweg!

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

4. Von komischen Figuren und Charakteren.

In wiefern der Begriff von Handlung auf Figuren und Charaktere anzuwenden sey, haben wir oben erkläret. Es bleibt übrig an komischen Figuren und Charakteren unsre Erklärung des Komischen nachzuweisen.

Bey den ersteren zeigt sich dieß im Wesen; insofern der Mensch bis zum Tode (und auch nach dem Tode muß unsre Seele sich ihn als solche denken) eine in der Ausführung begriffene Idee, eine sich entwickelnde Handlung des Schöpfers ist.

Bey den zweyten erscheint das Komische im Streben; insofern der Mensch, wenigstens der gebildete, die zum Tode seine eigene, in der Ausführung begriffene Idee seiner selbst, ebensowohl eine sich entwickelnde Handlung ist.

Bey komischen Figuren stehen zur Haupteigenschaft des Wesens, in welcher, als der vollkommensten, die Idee des Schöpfers bey demselben sich ankündigt (zum Zweck), andere, zur Vollendung jener Idee nothwendig bedingte Eigenschaften eben dieses Wesens im Mißverhältniß der Art oder des Maßes. Die Natur, die allgewaltige, hat nicht die verhältnißmäßigen Mittel zur Erreichung ihres Zweckes gebraucht.

Bey komischen Charakteren steht zum Streben des Menschen, zu dem, was er aus sich selbst machen

wollte (dem Zweck), das, was Natur und Zeit und Umstände aus ihn gemacht (die Mittel), im Mißverhältniß der Art nach oder dem Maße.

In Hinsicht komischer Figüren kehren wir zu den angeführten Beyspielen zurück.

Dieselbe komische Idee liegt den Figuren von Kasperle und Sancho Pansa zum Grunde, mit dem Unterschied, daß der erstere unter Einflüssen des niedern städtischen Lebens, des verwickelten, gekünstelten, der leztere unter Einflüssen des niedern ländlichen Lebens, des einfachen, natürlichen, ausgebildet gedacht ist; woher, was bey dem einen als Plattheit, beym andern als Derbheit sich zeigt.

Beyde haben ein gesundes Physisches, ein natürliches Gemüth, einen gesunden Verstand, hinlänglichen Willen; die Kräfte ihres Wesens stehen in richtigem Verhältniß zu einander, in thätiger Wechselwirkung unter einander; allein es fehlen diesen Kräften alle feineren und höheren Eigenschaften durchaus. Sie sind zwey niedere Hälften eines menschlichen Wesens, die für ein ganzes menschliches Wesen zählen. Der Aufwand der Natur an untergeordneter menschlicher Anlage, um gar nichts von der, durch eben jenen Aufwand bedungenen höheren Menschlichkeit zu erzwecken, ist komisch.

Ganz entgegengesezter Art ist das Komische der Figur des Harlekin.

Ihm fehlt keine Eigenschaft, die zu vollständiger Menschlichkeit gehört; doch Alles ist so schwach, so dünn, so leicht, so beweglich an diesem Herrn, daß, wenn dort die Dürftigkeit des Zweckes, der Form, im Mißverhältniß zum Reichthum der Mittel, zum Stoffe, erschien, hier der Reichthum des Zweckes, der Form, im Mißverhältniß zur Dürftigkeit der Mittel, dem Stoffe, erscheint.

Harlekin muß nothwendig ein Mensch von einigem Stande, einiger Bildung seyn; Kasperle und Sancho gehören nothwendig in die untersten Stände. Ihre Schwere und Last zieht sie hinab, wie seine Leichtigkeit und Beweglichkeit ihn emportreiben. Er kann mit einem Regenschirm im Meere schwimmen, ohne andere Besorgniß als naß zu werden, unbesorgt wegen des Ertrinkens; er ist so leicht und fein wie Kork, seine Leichtigkeit und Beweglichkeit halten ihn oben. Er ist eine Posse, ein Schatten von Vernunft und Menschlichkeit.

In solchem Sinne ist diese Figur auch sehr glücklich bey allen Possenspielen, deren Helden sie ausmacht, gegriffen.

Harlekin wird aus einer Kanone geschossen, er wird geviertheilt, er erlebt sechs und dreyßig Unglücke in einem Athem: es thut ihm Alles nichts; er weiß sich in Alles zu finden; er ist immer wieder ganz und da und auf dem Platz.

Der Zusatz von Ernst des Alters und Innigkeit des Herzens, welchen Florian dieser Figur in den beyden Bildes, im Arlequin père, gab, wodurch sie mehr Gehalt bekam, machte sie zu einer humoristischen. Das Humoristische ist immer die Verwandlung, durch welche das Komische zur Vollkommenheit gehen muß.

Ihre Absicht bey der Figur des Bedienten, den Shakespeare in den beyden Edelleuten von Verona gezeichnet, sprach die Natur entschieden mittelst der ungemeinen Weichheit seines Wesens als eine sentimentale aus. Allein, statt jener Weichheit die ihr entsprechenden Eigenschaften zur Erreichung dieses Zweckes, Feinheit und Zartheit, zu gesellen, verband sie damit Plumpheit, Schlaffheit, Trivialität und Unvernunft, und machte so die Figur zu einer komischen. Aus dieser Verbindung entstehen Neigungen voll Zärtlichkeit zu den krassesten Gegenständen, wie z. B. für den Hund Crabb; daher Treue gegen sie, Aufopferung für sie. Daher er sich für den Dieb eines Schinkens ausgibt, den den Hund gestohlen, und noch andere Vergehen desselben auf sich nimmt, und Schimpf und Schlägen trotzt, ihm die Geissel des Hundepeitschers zu ersparen. Daher die süße Erschütterung seines Herzens bey dem Anblick eines Stockes und eines Paar's alter Schuhe. Die Figur ist unaussprechlich komisch gedacht und mit gleicher Fülle als Uebermuth der Erfindung ausgeführt. Gleichwohl streift auch sie an das Humoristische, wie die meisten komischen Figuren und Charaktere der Engländer.

In Hinsicht komischer Charaktere führen wir neue Beyspiele zur Bestätigung unsrer Erklärung des Komischen an.

Ein Poet von geringem Talent ist komisch. Zu seinem Zweck der Hervorbringung des Schönen steht das frey von ihm erwählte Mittel seines Talentes im Mißverhältniß. Ein Buckichter, der auf seine Figur, ein Tölpelhafter, der auf seine Gewandtheit, ein Dummer, der auf seinen Scharfsinn zählt, sind insgesammt komisch. Wer kann ohne Lachen von den Juden in der Zeit nach den Maccabäern lesen? die sich Jason nennen ließen, sich griechisch kleideten und den Diskus warfen. Welches Mißverhältniß des Mittels, israelitischer Persönlichkeit und Sitten zur Darstellung griechischrr Persönlichkeit und Sitten, zum Zwecke!

Der Miles gloriosus ist ein zweyfach komischer Charakter. Einmal durch sein Streben, einen Helden aus sich zu machen, wozu die Natur ihm das Mittel, die Herzhaftigkeit, versagt; dann durch die Mittel, die er wählt, ihr zum Trotz in der Vorstellung Anderer ein Held zu seyn; durch seine übertriebenen Erzählungen von seinen Heldenthaten, durch sein feindliches Aufbrausen bey den unbedeutendsten Veranlassungen, deren Unwahrscheinlichkeit und Unnatur die Meinung hindern, welche zu bewirken sie bestimmt sind.

Dieser komische Charakter war sehr beliebt im siebzehnten Jahrhundert. Mochte dieß von der Entartung

des Ritterwesens zu jener Zeit, oder von der großen, eben nicht willkommenen Verbreitung der Spanier in Europa hindurch herrühren? deren kriegerische Tapferkeit etwas Abenteuerliches hatte, und deren Stolz dieß Abenteuerliche gewiß bey den Erzählungen Vieler von ihren Thaten zur Unwahrscheinlichkeit verstärkte.

Die femmes savantes und der malade imaginaire sind nur Variationen eben jenes Charakters. Bey den ersteren liegt das Abweichende in der Natur der Ansprüche; beym letzteren darin, daß sein Vorgeben ihn selbst übergeht, und daß er es auf Mitleid anlegt, nicht auf Ruhm.

Bis zu einem gewissen Grade wird ein komischer Charaktee immer zugleich eine komische Figue seyn.

Die südlicheren Nationen, Franzosen und Italiener, die fröhlicheren, mehr handelnden, rücksichtsloseren, sind reicher an komischen Figuren und Charakteren, als die Vernünftigeren, mehr reflektirenden, rücksichtsvolleren Nordländer.

Manche sehr beliebte, eingebildete, komische Figuren und Charaktere bilden bey ihnen, in allen möglichen Situationen wieder vorkommend, gleich wie Gattungen, die sogar ihre zwey Geschlechter erhalten haben, die Masken. Bey den Italienern wenigstens ist dieß nichts Neues; schon die Etrurier hatten dergleichen Masken*). Man wird dabey an das alte ponem et circenses! erinnert. Alle diese Masken sind theatralische Gestalten.

Die Engländer haben eine solche politische Maske, ihren John Bull. Doch auch hier äußert sich das Komische, wie schon bemerkt, bey ihnen überhaupt mehr als ein humoristisches.

Bey uns ernsten Deutschen, die wir es sehr streng mit der Lächerlichkeit nehmen, trifft man wenig eingebildete komische Figuren und Charaktere. Die wir haben, gehören dem Süden unsers Vaterlandes und dem Zug unsers öffentlichen Lebens, der von verhältnißmäßig größerer Bedeutsamkeit als die Schauspiele im römischen und die Volksrepräsentation im englischen, in diesem war, ich meyne das Zunftwesen. Unsre zwey komischen Figuren, die zu einiger Popularität gelangen, dem Wesen nach eine und dieselbe, sind Eulenspiegel und Kaspeele. Unser komischer Charaktee ist der Schneider, und bey diesem liegt das Komische nicht in dem, was sein individuelles natürliches Streben, sondern was sein Gewerbe aus ihm macht; es ist also nicht rein persönlich.

Die männliche Kraft, welche keinen andern Stahl als Nähnadel, Scheere und Bügeleisen handhabt; das Verbrechen des Diebstahls, wegen Flecken und Fetzen begangen, verläugnen übrigens hier unser Merkmal des Komischen nicht.

Die deutsche steenge Ansicht des harmlosen Lächerlichen, unsre große Scheu vor dem leichten, flüchtigen Uebel, dem Niemand entgeht, sind an sich komisch.

Wir müssen hier auch noch des blos äußerlich Komischen bey Figuren erwähnen; der Gestalten mit ungeheuren Nasen, die eine ganze Atmosphäre ausriechen könnten, mit unverhältnißmäßig großen Ohren, großen oder kleinen Augen, dicken und dünnen Bäuchen; der Höckerichten, Langarmigen, Kurzarmigen, Krummbeinigen, der Stotternden, Quäkenden, kurz aller Arten physischer Karrikaturen. Bey Allen wird das Komische des Aeußern durch das Mißverhältniß eines äußeren Organs zu dem Zwecke, zu welchem die Natur es bestimmt, von der es abging, ihm die zweckmäßige Gestalt zu ertheilen, veranlaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Winckelmanns Geschichte der Kunst. B. I.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Juni.

(Beschluß.)

Ein Theaterrensor, Namens Royou, hat den sonderbaren Einfall gehabt, Cäsars Tod monarchisch zu behandeln, und dem gutmüthigen Publikum dieß als eine Legitimitätslehre aufzutischen. Dem Publikum behagte das erbärmliche Gericht aber so wenig, daß es den Versuch des Theatercensors lärmig auspfiff. Nun sah man ein sonderbares Intermezzo, worauf niemand vorbereitet war. Der Hr. Theatercensor nämlich, der in der Koulisse war, und dem die Ohren von all dem Pfeifen gellten, trat mit großen Schritten, wie ein römischer Held hervor, marschirte geradeswegs auf das Souffleurloch zu, und riß dem Souffleur sein Manuscript aus den Händen, oder vor der Nase weg, und zog sich mit dieser Beute wieder in die Koulissen zurück. Die Schauspieler sahen sich einander verwundert an, die römischen Republikaner wußten nicht mehr, was sie thun sollten, das Publikum blieb stumm, und der Vorhang fiel. Allein der Polizeykommissär, der bey den großen Schauspielen ein unsichtbares Präsidium führt, betrachtete den Machtstreich des Verfassers als einen Eingriff in die Rechte des Publikums, wiewohl sich die Polizeykommissarien zuweilen ähnliche Machtstreiche erlauben. Auf seinen Befehl mußte das Stück fortgesetzt werden, und der arme Sünder, ich meine der Verfasser, wurde auf Polizeyveranstaltung bis an's Ende ausgepfiffen. In den unabhängigen Zeitungen hat man zu dem Hrn. Royou gesagt, anstatt einen „Cäsars Tod" nach seiner Manier zu verfertigen, hätte er lieber als Theatercensor die Aufführung von Voltaire's Trauerspiele ähnlichen Inhalts nicht verhindern sollen. Auch Tréanton, der Poète de circonstance, hatte auf der Odeonbühne das Mißvergnügen, mit einem neuen Lustspiele durchzufallen. Dagegen aber machte er auf der Variétébühne mit einer Farse, dem Bénéficiaire, sein Glück. Diese Farse hatte ebenfalls keinen hohen ästhetischen Werth; aber Potier spielt die Hauptrolle, oder ist vielmehr die ganze Seele des Stückes; und es müßte sonderbar zugehen.

wenn ein ganz auf Potiers komisches Talent berechnetes Stück durchfiele. Die Hauptidee ist übrigens auch recht gut. Ein bejahrter Soufleur eines Theaters hat die Erlaubniß zu einer Benefizvorstellung erhalten, und berechnet nun schon die reiche Einnahme, wovon ein großer Theil zur Ausstattung seiner Tochter dienen soll, als auf einmal die Haupttänzerinn, der Hauptsänger und der Haupttragiker, weil man ihnen nicht so viele freye Einlaßbillette, als sie verlangten, gegeben hatte, sich unpäßlich stellen, und nicht spielen wollen. Potier hat aus diesem Souffleur einen mit den Koulissen völlig vertrauten Theaterfuchs und einen Mann von unverwüstlicher Heiterkeit gemacht, der die Leute gleich bey ihrer schwachen Seite auffaßt, und sie nach seinem Zwecke zu beeben und zu wenden versteht. Nachdem er in dem ersten Auftritte sehr lustige Betrachtungen über sein Souffleurtalent angestellt hat, macht er sich auf die Beine, um die adirünnig gewordenen Schauspieler wieder zusammenzubringen; dadurch entstehen drey verschiedene Abtheilungen oder kleine „Aufzüge," wie Tréaulon sie genannt hat, um nicht wider die französische Theaterregel zu fehlen, welche verbietet, in einem und demselben Aufzuge die Scenen zu verändern, und die Handlung anderswohin zu verlegen. Den eiteln Tragiker gewinnt er durch Schmeicheleyen, den Sänger dadurch, daß er seine Eifersucht rege macht, und die empfindsame Tänzerinn rührt er durch eine pathetische Darstellung seines Familienelendes. Die meiste Mühe kostet es ihm den dem ersten, und hier zeigt Potier in der gewandten Art, wie er der Eitelkeit des Tragikers allmählig beyzukommen sucht, ein ungemeines Talent. Sehr komisch erinnert er den Schauspieler an seine ehemaligen Triumphe auf den Provinzialbühnen, und wie er, der Souffleur, oft von Bewunderung ganz unbeweglich in seinem Souffleurloche dagesessen, und an nichts mehr gedacht habe. Nachdem er den Schauspieler nach und nach durch den Weihrauch seines Lobes und seiner Schmeicheleyen berauscht hat, dieser endlich nachgibt, und zuletzt in der Benefizvorstellung zu spielen verspricht, fällt ihm der Souffleur mit einem drolligen, dankbaren Enthusiasmus um den Hals, und geht triumphirend ab mit den Worten: da habe ich schon einen gefangen. Obschon das Stück zuweilen in das doch Komische überacht, so endigt es doch wie eine Posse. Die Benefizvorstellung soll vor sich gehen. Potier sitzt im Souffleurloche, der Vorhang wird aufgezogen, ein Chor tritt bald hervor, allein der Theaterdirektor kömmt aus der Koulisse hervor, und entdeckt halblaut, die Hälfte der Schauspieler sey noch nicht angekommen, und fragt den Souffleur, wie er sich da herausziehen wolle. Dieser springt aus seinem Kasten, holt aus der Koulisse seine Frau und Tochter und seinen künftigen Eidam heraus, stellt sie dem Publikum vor, und bittet es ganz ernsthaft, am folgenden Tage wiederzukommen, dann solle es besser gehen. Auf den kleinen Theatern außerhalb der Barrièren hat man dieß possenhafte Ende ganz abgeändert. Potier ist in diesem langen Stück fast beständig auf der Bühne, und muß unaufhörlich reden und handeln! dennoch geht alles so flink von der Hand weg, und seine komische Laune strömt mit einer solchen Fülle aus, daß man den außerordentlichen Schauspieler nicht genug bewundern kann. Das Stück muß daher auch beständig gegeben werden. Allein an dem Variétätstheater sind sie so freygebig, daß sie noch drey andre Stücke an demselben Abend aufführen, die denn freylich alle nur einen Aufzug haben. Ich sah nebst dem Bénéficiaire drey ziemlich neue Stücke, die Näherinnen, ein Pariser Sittengemälde, ohne einen andern Werth, als denjenigen einer ziemlich getreuen Darstellung des Lebens und der Liebschaften der Mädchenklasse, die sich mit Nähen und Kleidermachen ernährt; ferner la vieille de 15 ans, ein unwahrscheinlicher Spaß, der aber wegen des Spieles einer jungen Schauspielerinn, Jenny Vertpré,' gefällt; und dann: die beyden Schneider, ein Seitenstück zu den beyden Perrückenmachern; auch hier ist ein altfränkischer Handwerksmann einem neumodischen handwerkenden Windbeutel gegenübergestellt. Der alte Schneider, der den Rock so weit macht, daß man zwey neue daraus zuschneiden könnte, ist der Pförtner eines Hauses, in dessen erstem Stocke der Schneider nach der Mode wohnt, der von seinen Kunden überlaufen wird, und sich mit Häuserbauen abgibt. Dieser Schneider hat seine Kunst tief studirt; ehe er für einen Elegant einen Rock verfertigt, muß er wissen, bey welcher Gelegenheit der Rock getragen werden soll, und wenn der Bestellende ihm antwortet, er habe einen Besuch darin abzustatten, so muß der Schneider noch wissen, welche Art von Besuch, da er für jeden Zweck der Kunden eine eigene Nüance in dem Zuschnitt und der Farbe des Rocks beobachtet, welche den Augen des profanen vulgus entgehen. Ein komischer Auftritt kömmt in diesem Stücke vor: der Gesell des modischen Schneiders kleidet sich wie ein großer Herr; dieß thun in Paris die Gesellen aller vorzüglichen Schneider, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, um am Feyerabende und des Sonntags dieselben von reichen Ständen unterscheiden zu können. Also der Gesell im Vaudeville hat zufälligerweise in einem Theater der Boulevards die Bekanntschaft eines schönen Mädchens gemacht, die er, ihrem Schmucke nach zu urtheilen, für eine reiche Kaufmanns- oder Notarstochter hält; denn der Notarstand in Paris ist außerordentlich einträglich. Ihrer Seits hat sie ihn nach seinem Kabriolette und seinen Manieren für einen begüterten Fabrikanten angesehen, und sich über ihre Eroberung Glück gewünscht, da sie nur eine Näherinn, und die Tochter des Pförtners des Hauses ist, wo sein Meister das erste Stockwerk einnimmt. Nun treffen die beyden in dem Hausbofe zusammen, er mit einem Packe Kleider unter dem Arme, sie mit einer langen Schachtel; sogleich halten beyde die Kennzeichen ihres Standes auf den Rücken, spielen die vornehmen Personen, und suchen sich einander zu überlisten, wobey sie jedoch Acht haben, daß keines des Andern Rücken zu sehen bekömmt. Dieses Gebärdenspiel, das eine Zeitlang dauert, ist sehr lustig anzusehen. Endlich kömmt es heraus, wer sie beyde sind; das Stück endigt mit ihrer Heirath, wodurch, wie der neumodische Schneider sagt, eine Allianz des neuen und alten Schneiderwesens, oder des Romantischen und des Klassischen zu Stande kommen soll. Merkwürdig ist der Enthusiasmus, womit nun in ganz Frankreich Molières Tartüffe aufgenommen wird. Obschon das Stück anderthalb Jahrhundert alt ist, so läuft das Publikum zu den Vorstellungen, als ob es ein neues Stück von einem Lieblingsdichter der jetzigen Zeit sey. In ganz Frankreich nämlich wünscht man zu zeigen, wie sehr man Scheinheiligkeit haßt, und denjenigen zuwider ist, welche aus derselben wieder eine Tugend machen möchten. An einigen Orten hat man sogar nach der Aufführung des Tartüffe Molières Büste auf dem Theater gekrönt. Als während der Revolution die Kirchen geschlossen und der Katholicismus unterdrückt wurde, wer hätte da vorhersehen können, daß fünfundzwanzig Jahre nachher die Tartüffe wieder ihr Wesen treiben würden, und man keine andere Hülfe wider sie haben würde, als Molières Stück und die unabhängigen Zeitungen?

Dg.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 52. und Monatsregister Juni.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juli 1825.

Erschüttert ihr die Welt.
Und unser sey der Ruhm, das Zwerchfell zu erschüttern.

W.

Der trojanische Krieg.

Wie Kinder nach den Wolken greifen und die Sterne zu sich herabziehen möchten, um mit ihnen zu spielen; so greift auch die Kunst in ihrem Kindesalter, der Schwierigkeiten unbewußt, nach dem Erhabensten und versucht, es darzustellen. Wo nicht Anmaßung, sondern kindliche Einfalt den Griffel führt, haben Erstlingsprodukte dieser Art auch für Gebildete Interesse, und wenn wir über die naive Einfalt des Künstlers lächeln, so ist dieses Lächeln wenigstens ein gutmüthiges. Auf diese Weise haben wir uns oft an einer alten, mit Gemälden gar seltener und anmuthiger Art ausgestatteten Handschrift, der trojanische Krieg betitelt, erbaut, welche uns in der Senkenbergischen Universitäts-Bibliothek zu Gießen in die Hände fiel, und wo der Künstler auf seine Weise auffaßte, was Phidias und so viele nach ihm auf die ihrige darstellten. Wir gedenken den Lesern des Morgenblattes eine kleine Probe von den Talenten des Verfassers und Malers zu geben, und es dem Publikum und unserer Laune anheim zu stellen, ob wir den Faden da, wo wir ihn fallen lassen, wieder aufnehmen oder nicht.

Unsere Handschrift, die dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, und der das Titelblatt fehlt, beginnt folgendermaßen: „Ein Stat hies trove, do was ein kunig inne, der was gewaltig über manig land und hies der kunig proamus.“ Das E, mit welchem das Buch und diese Stelle beginnt, stellt einen Karpfen dar und sind Flossen, Schwanz und Kopf mit gar schönen Farben, besonders roth und blau ausgemalt, Schuppen und Kieme aber überaus künstlich gebildet, seinem Drathwerk, das netzartig verschlungen, nicht unähnlich. In der obern Hälfte des Blattes aber ist zu sehen die Stadt Troja und „der kunig proamus.“ Mit Krone und dem Hermelin bekleidet und einen riesigen Scepter in der Rechten sitzt er hinter den Mauern der Festung, die ihm zum Schemel dienen. Sein Gewand ist braun mit gelbem Unterfutter; unter diesem trägt er eine saftgrüne Weste. Die Schießscharten an dem Aeußern der Festung lassen die Absicht, den Griechen mit einem tüchtigen Kanonenfeuer zu begegnen, nicht verkennen. Links von Priamus ist das Rathhaus von Troja; hinter ihm erhebt sich die königliche Burg mit einem blauangestrichenen Riesenthurm; rechts von ihm sieht man die Hauptkirche von Troja mit einem schönen Thurme, auf welchem ein kolossales Kreuz prangt. Die braunrothen Ziegeldächer und der grüne Vordergrund geben dem Gemälde Frische und Leben: die milde, gütige Miene des Königs versöhnt mit dem fürchterlichen Scepter, durch welchen er mit dem König von Locagne zu seinen treuen Ständen zu sagen scheint:

Si vous me raisonnes,
Je vous appliquerai du sceptre sur le nes.

Sehen wir ferner „Herrn Jupiter den Gott“ auf der vierten Seite unseres Buches, sitzend auf einem hölzernen Throne, von sieben Sternen umgeben, und Paris vor ihm

Digitized by Google

knieend. Herr Jupiter trägt eine blaue Nachtmütze, einen braunen Mantel und ein grünes Unterkleid. Die grauen ambrosischen Locken wallen ihm an der linken Schläfe herab, und der Bart ist dick und lang genug, um Massen von — Wolken darunter zu versammeln. In den Augen, auf der Stirne und dem rechten Wangenknochen liegt göttlicher Tiefsinn verborgen, und die Allmacht des Herrschers im Donnergewölk ist vortrefflich durch den gegen Paris gekehrten rechten Zeigefinger angedeutet, der viermal länger ist als der benachbarte erhabene Daumen. Vor Zeus kniet, wie schon bemerkt, Paris, der schöne Hirt, den Jupiter zu sich entboten des bekannten Apfels wegen. Auch Paris trägt eine blaue Mütze von empfehlenswerther Form, einen rothen Flügelmantel, blaue Reisetasche, grüne Aermel, grüne Hosen, grüne Stiefel und einen Schäferstab. Mit der linken Hand greift er militärisch an die Mütze, ja uns ist, als mache er alle Anstalten, dieselbe abzuziehen. Vorn auf seiner Brust sieht ein Behälter heraus, das man um so wahrscheinlicher für eine Tabaksdose ansehen kann, als Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine Prise zu halten scheinen: auch ist die Form und das Aussehen der Nase der Art, daß sie jener Konjektur vollkommen entspricht. Das Unbefangene, Kindliche, Sinnlich-Gutmüthige in den Zügen des Paris verräth jedoch keine Anlage zu dem Amte eines Kritikers, zu welchem ihn Zeus beruft; das mag jedoch hingehen, denn bis auf den heutigen Tag kritisirt gar mancher invita Minerva, auf deutsch, ohne daß er berufen ist.

Auf der Rückseite des fünften Blattes sehen wir die Göttertafel und unter die hohen Herrschaften des olympischen Reiches. „Jupiter, der Gott, hatte nämlich, wie es in unserer Handschrift heißt, einen Hof zu halten geboten, und das ließ er in das ganze Land sagen und entbieten, und entbot auch den Frauen, den Abgöttinnen, daß sie zu dem Hofe kämen." Ehe wir zu der Beschreibung der Götter und Göttinnen übergehen, lassen wir unsere Handschrift andeuten, welchen Moment der Künstler zur Darstellung gewählt hat. Jupiter wollte nämlich seiner Tochter „Thetys Hochzeit mit Peleus, des Kuniges Suhn von Griechen" feyern, und hatte die Hochzeit auf eine schöne Weise eingerichtet. Und dahee kam am ersten zu Hofe Apollo, der ein Meister aller Arzneyen ist, hernach kam Herr Mars, der ein Meister alles Streites ist; hernach kam Knpido, der die Minne waltet; hernach kam Merkurius, der allr Zungen gemerken kann. Darnach kam Herr Bacchus, der des Weines Gott ist; darnach kam Empnäus (!), der Gott, der aller Brautinst waltet u. s. w." Selbst „die Areades, die eine Göttin ist über das Gebürge, und Frau Danaydes, die Göttin, die aller Brunnen waltet, und Frau Amadeiades, die Göttin der Blumen und der Wiesen," durften nicht fehlen. „Unter den Göttinnen waren aber an Würdigkeit und Schöne drey über alle andeen, und darum saßen sie zu „öberste." Die einr war Frau Juno, die andere Frau „Pallas," die dritte war Frau Venus. Und da die deey Göttinnen also saßen in guter Kurzweil wohl vereinbart, da kam Frau „Dischordia," die nicht geladen war, Mißhelligkeiten zu stiften trachtend. „Da Frau Dischordia auf einem Pferde gesaß, da war sie gar schöne gekleidet und trug ein Vingerring an ihree Hand, das hatte einen Stein, der hatte die Keaft, wenn sie es an sich trug, so möchte sie npemand gesehen. Mit dem Stein g ng sie auf das Gerüste, da dir Frauen saßen und gedachte wie sir die Freundschaft möchte zerstören. Und da warf sie einen Apfel unter die Frauen, der war wunderschön von Silber und von Gold und von Edelgestein und ging eine grüne Liste deeum, da stand mit Buchstaben gegraben, welche Frau noch heute an diesem Hofe die beste und die schönste wolle sein, die solle diesen Apfel haben. Die Buchstaben war so, daß man sie mochte in jeglicher Sprache lesen: darauf sprang sie heimlich von dannen und ließ den Apfel liegen."

(Der Beschluß folgt.)

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

5. Vom komischen Reden.

Der Zweck einer Rede ist Ausdruck eines Willens, einer Gesinnung, einer Vorstellung, eines Gefühls. Ihr Mißverhältniß zu dem, was sie ausdrücken soll, macht die Rede komisch.

In soseen die Peesönlichkeit in Willen, Gesinnung, Gefühlen und Vorstellungen besteht, und diesen allen ihren Charakter gibt: kann eine Rede komisch seyn, welche zum Charakter der Person, die spricht, im Mißverhältniß stehet. Daß Kasperle der Gemahlin des in der Schlacht gefallenen Sohnes Karl des Großen dessen Tod „mit der Vernunft und 'n Umschweif" vorbringen solle: diese platte, modern-bürgerliche Rede ist komisch im Munde des Kaisers und Helden der romantischen Zeit, zu dessen Charakter sie durchaus im Mißverhältniß steht.

Wenn Falstaff, von seiner Wirthin gefragt: „ob er warmen Sekt mit Eoern wolle?" antwortet:

„Von Hühnersamen nichts in meinen Trank!" *)

ist das Mißverhältniß des Pathos und der Bildlichkeit in dieser Rede zu deren Zweck, Eyer im Sekt zu verbitten, komisch.

Das Komische einer Rede kann auch eine grammatische Beziehung haben. Z. B. „ich wohne oor mir und kochr mich feldrr," wo der verwechselte Accusatio und

*) No sperm of chikers into my beverage.

Dativ das komische Mißverhältniß der Rede zum Sinn veranlaßt. Oder „mein Herr, ich wünsche mir Ihre entferntere Bekanntschaft," wo die Rede komisch wird, weil das Beywort das Hauptwort aufhebt, zu dessen Bestimmung es dienen soll.

Endlich kann eine Rede komisch seyn durch die mehrfache Bedeutung eines Wortes, wenn die eine mit der andern verwechselt wird. Hierauf beruht das Komische vom Wortspiel, z. B. „Es ist keine Handlung in Goethe's Lustspiel, die Geschwister." „Es ist eine Speditionshandlung darin." Das Komische des Wortspiels bezieht sich auch oft nur auf den gleichen Klang verschiedener Worte.

Eine Oesterreicherin bestimmte ihrem jungen Gemahl, der Poesie und Bequemlichkeit liebte, zum Geschenk ein Ruhebett, und wählte als Verzierungen eine Leyer und einen Amor. Das Ruhebett erschien mit einer Leyer und einem Mohren verziert. Auf ihre Frage, warum nicht mit einem Amor? antwortete der Handwerker: „Da haben's ja a Mohr." Der österreichische Dialekt nennt einen Mohren a Mohr.

Auch eine Rede, die gar nichts sagt, ist komisch. So komischer, so bedeutender sie sich ankündigt, daß sie Etwas und was sie sagen wollte. So z. B. die Rede der Tante oder Mutter im Lustspiel, die heimliche Ehe, welche ihrer Tochter oder Nichte, bey Gelegenheit der Heirath derselben, wobey ihr Wille keine wichtige Rolle gespielt, sich wichtig zu zeigen, eine wichtige Rede halten will, und anhebt: „Das Schicksal!" und nichts hervorbringt, als: „Das Schicksal — ist das Schicksal!"

Zu dergleichen komischen Reden gehören die angewöhnten Ausdrücke, womit, der sie gebraucht, keinen Sinn mehr verbindet. Sie werden komischer, wenn ihr Sinn zu dessen übriger Rede nicht paßt, oder gar derselben ganz widerspricht.

Mit diesem Komischen bedient Herr Töpfer in seinen Lustspielen uns glücklich, doch zu reichlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder-Quell.

Von Karl Kisfaludi.

Freude erzeuget den Klang, es erzeugen ihn Thränen und Schmerzen;
Auf der grünenden Flur singt Philomele ihr Lied.
Fern nicht bleiben die Lieder, wenn Kraft sich und Liebe vereinen,
Heißt dich sprechen das Herz, wird deine Rede Gesang.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 27 Mai.

Die Gräfin Sophie Stroganow, gebornе Fürstin Golizyn, errichtete im vergangenen Jahre im Lokal des hiesigen kaiserlichen Bergcorps eine Schule, in der ihr gehörende Leibeigene zu Intendanten und Minenaufsehern gebildet werden sollten, um künftig auf ihren großen, im Gouvernement Perm und andern Provinzen gelegenen Bergwerken und Landgütern angestellt zu werden. Die in diese Schulen seit anderthalb Jahren aufgenommenen Zöglinge machen so große und schnelle Fortschritte, wie dieß noch jüngst eine mit ihnen im Bergcorps vorgenommene öffentliche Prüfung darthat, daß die Gräfin sich entschloß, dieser Schule schon für die nächste Zukunft einen ausgedehntern Wirkungskreis zu geben. Der von ihr für diesen Zweck ausgefertigte Plan erhielt die allerhöchste Approbation. Da er für die Kultur der werdenden Generation des Landwirthstandes, unter Rußlands Bewohnern zwar die zahlreichste, bis jetzt aber fast noch völlig kulturlose Menschenklasse, unstreitig die wohlthätigsten Reformen bewirken wird, so skizziren wir ihn kurz in seinen wesentlichsten Theilen.

Landwirthschaft, Bergwerkskunde, Gewerbe und Handwerke sind die Hauptgegenstände dieser Schule. Ihre Tendenz geht auf Bildung von Bergwerksintendanten, Gutsverwaltern und Handwerkern. Sie zerfällt mithin in drey Sektionen oder Klassen. Die erste umfaßt blos die Landwirthschaft in allen ihren Theilen. Hier erhalten die Zöglinge Anweisung über die Mittel, den Boden für die Kultur zu präpariren und zu düngen, sich der Ackerbauwerkzeuge mit den größtmöglichsten Vortheilen zu bedienen, die Felder auf verschiedene Weise zu besäen ꝛc. In dieser Abtheilung werden gelehrt: russische Sprache, der Katechismus, die Elemente der Arithmetik, von praktischen Arbeiten der Landwirthschaft so viel, als sie dem Alter und den Fähigkeiten der Eleven dieser Sektion entsprechen. In der zweyten Abtheilung werden alle zur Landwirthschaft nöthigen Handwerke gelehrt, um die hier befindlichen Eleven zu Tischlern, Schmieden, Wagenbauern, Schlossern, Zimmerleuten ꝛc. zu bilden. Die Eleven sind hier in verschiedene Handwerksklassen getheilt, die ihre Fähigkeiten und Neigungen bestimmen, im Sommer beschäftigen sie sich mit landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie erhalten überdem Unterricht in der Arithmetik, den Elementen der Geometrie, den Naturwissenschaften, der Veterinärkunde und dem Zeichnen. — Sie müssen zwey Jahre in dieser Abtheilung bleiben. Die dritte; die höchste Sektion, bildet Intendanten und Verwalter großer Grundstücke, deren Hauptreichthum im Acker- und Bergbau besteht. Nur die fähigsten Schüler der zweyten Sektion kommen in diese dritte herüber. Sie müssen einen vollkommenen Kursus in allen den Wissenschaften vollführen, welche die Ausbildung der Landwirthschaft und Minenarbeiten zum Gegenstande haben; dieser Kursus ist auf drey Jahre festgesetzt. In den beyden ersten werden sie in der Religion, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Elementar-Mechanik, Physik, Chemie, russischen und deutschen Sprache, Geographie, Geschichte, Feldmeßkunst, Plan- und Modellzeichnen, den Elementen der Baukunst unterrichtet, im dritten studiren die für Landwirthschaft allein sich bestimmenden Zöglinge Botanik, Zoologie, Oekonomie, Chemie der Pflanzen, Veterinärkunde, Haushaltungskunst, landwirthschaftliche Architektur, Buchhalterey, Statistik in vorzüglicher Hinsicht auf Rußland. Die Eleven, welche sich der künftigen Direktion des Bergbaues zu widmen wünschen, erhalten Vorträge über Technologie, Gebirgs- und Erzkunde, Bergwerks-Geometrie, Mechanik und sich dahin beziehende Architektur, nebenbey auch Anweisung in der Buchhalterey, im Modell- und Maschinenzeichnen. Die Zahl der Zöglinge in allen drey Sektionen dieses Instituts

Digitized by Google

ist auf dreyhundert festgesetzt. In demselben finden nicht nur die der Gräfin Stroganow gehörenden Leibeigenen eine Aufnahme, sondern es steht jedem russischen Gutsbesitzer frey, hier gegen eine billige Entschädigung für Kost und Unterricht Kinder seiner Leibeigenen für die Ausbildung obgedachter Zwecke abzugeben. Bey ihrer Entlassung werden die Eleven der höchsten Sektion auf einer, von der Gräfin noch zu organisirenden Experimental-Meyerey für praktische landwirthschaftliche Versuche oder als Bergwerksinspektoren der in den Ostprovinzen belegenen, der Regierung oder reichen Privaten zugehörenden Minen angestellt. — Noch liegt es im Plane dieser wohlthätigen Frau, mit dieser Anstalt eine Mädchenschule zu verbinden, in der junge Bäurinnen Kunde vom ganzen Umfange der, ihrer künftigen Bestimmung zum Grunde liegenden Pflichten und Arbeiten, eine, den Landleuten genügende Theorie über die ihnen in ihren einfachen Krankheiten nöthige Heilmethode, das Accouchementswesen, die Verpflegung und Unterhaltung ihrer Hausthiere ꝛc. erhalten sollen.

Ueberhaupt macht die Landwirthschaft jezt in Rußland seit einem Decennium reelle Fortschritte zu höherer Ausbildung und Veredlung ihrer Erzeugnisse. Früher die einfachste von der Welt, bestand sie nur im Einsammeln der Feld- und Gartenfrüchte, und deren Veräußerung, ohne je einer Idee von Versuchen höherer Kultur im Landbau, von Weckung noch schlummernder Kräfte der ökonomischen Industrie Raum zu geben. Jezt geschieht dieß mit Eifer, unter der aufmunternsten Leitung der ökonomischen Societäten hier und zu Moskau. Der lezteren seit dem Jahre 1823 gegründete landwirthschaftliche Schule bildet ausschließlich junge Landleute aus freyen und leibeigenen Ständen zu künftigen Oekonomen. Einer der ausgezeichnetsten Lehrer dieser Schule, der Professor der moskau'schen Universität, Pawlow, Direktor dieses Instituts, hält seit dem März dieses Jahres die ersten öffentlichen Vorlesungen über Landwirthschaft, die er als eine systematisch geordnete Wissenschaft, nach selbst ausgearbeiteten Heften vorträgt. Seine Vorträge hält er ununterbrochen zweymal wöchentlich bey einem stets sehr gefüllten Auditorium der gebildetsten Individuen des moskau'schen Publikums. Sie sollen bis zum Anbruch der Sommerferien, d. h. bis zum Anfang des Juni dauern. — Der begüterte russische Landadel, der vor wenigen Jahren noch die reichen Einkünfte seiner großen Besitzungen in den Haupt- und Gouvernementsstädten zu verprassen liebte, seine Grundstücke der willkührlichen Disposition unwissender Verwalter und leibeigener Starosten (Aufseher) überließ, es unter seiner Würde hielt, sich selbst an die Spitze ihrer Geschäftsleitung zu stellen, beginnt nun, wenn ihn nicht öffentliche Aemter entfernt halten, selbst anwesend auf seinen Gütern zu seyn, die Landkultur leidenschaftlich zu studiren, und die erlangten Resultate der Erfahrung und des Studiums mit Fleiß und Beharrlichkeit auszuführen.

Obgedachte ökonomische Gesellschaften unsrer beyden Hauptstädte hatten im Jahr hindurch, fast monatliche Vereine ihrer Mitglieder, und an ihren jährlichen Stiftungstagen eine Generalversammlung, auf der die aus allen Theilen des großen Kaiserstaats einlaufenden Berichte von den fortschreitenden Operationen der Landwirthschaft verlesen, eingesandte nützliche Abhandlungen bewährter sachkundiger Landwirthe geprüft und die darin aufgestellten Winke zu Verbesserungen, nach erwogener Anwendung vom Verein schriftmäßig ausgeführt wurden. Interessant war die im März dieses Jahres stattgehabte Generalversammlung beyder Gesellschaften, von denen wir hier unsern Lesern zum Beweise des obigen, daß die Landwirthschaft in Rußland nicht mehr schlummere, eine kurze Darstellung geben wollen. „Aus dem Jahresbericht, den die hiesige ökonomische Gesellschaft bey ihrer Generalversammlung im März-Monat verlas, ersah man, nächst ihren übrigen ökonomischen Verhandlungen, unter andern, wie viel sie in einer halbjährigen Frist zur Verbreitung der wohlthätigen Kuhpocken-Impfung in allen Theilen des Reiches geleistet hatte. Von den dargebrachten baaren Beyträgen ihrer Mitglieder zur Beförderung dieser wohlthätigen Zwecke waren seit August bis zum Jahresschluß von 1824 1000 Lanzetten, mehr denn 7000 Glasfläschchen mit und ohne Pockenstoff verfertigt, 11000 besondere Aufsätze über den Nutzen der Schutzpocken-Impfung gedruckt, und alle diese zu ihrer Verbreitung dienenden Apparate an die Impfkomité's der Gouvernements versandt worden. Durch vier Zöglinge des Erziehungshauses, welche die Gesellschaft im Impfungsgeschäft vollkommen hatte unterweisen lassen, war an 1879 Kindern des hiesigen Gouvernements die Impfung vollzogen, und 73 Personen von ihnen darin unterrichtet worden. Diese sind nun sofort in die innern entfernteren Gouvernements für die Ausführung gleicher Zwecke abgesandt worden. Eines der Mitglieder dieser Gesellschaft, Hr. Kammerherr Wsewolodky, lieferte ihr 2500 auf seine Kosten verfertigte Futterale, jedes mit zwey Lanzetten versehen, und kurzen schriftlichen Aufsätzen zur Schutzpocken-Impfung. Als erster Begründer dieser Impfung für St. Petersburg und ganz Rußland, als einer ihrer größten und eifrigsten Beförderer kann der Oberarzt des unter der Oberdirektion der Kaiserin Maria stehenden hiesigen Erziehungshauses, Staatsrath Käblewein, angesehen werden. Unter seiner Leitung wurde im Jahr 1801 *) in diesem Hause und mithin in ganz Rußland die erste Kuhpocken-Impfung introducirt. Die Gesellschaft wählte einmüthig zu ihrem diesjährigen Präsidenten den Admiral Mordwinow, der schon mehrere Jahre diesem Posten mit Eifer und Umsicht vorgestanden hat. Im Beginn des Jahrs 1824 betrug das Kapital der Gesellschaft 51000 Rubel in Papier, im Laufe des Jahrs wurde es um 31500 Rubel vermehrt, mit Hinzurechnung der Zinsen und den aufs Neue hinzugekommenen Summen beträgt es jezt 114,000 Rubel, deponirt im kaiserlichen Lombard.

Eine sehr nützliche Abhandlung, die vom Staatsrath Steikowitsch angegebenen Mittel zur Vertilgung der Heuschrecken betreffend, wurde in dieser Versammlung verlesen, für sehr zweckmäßig befunden und ohne Verzug in einigen Hundert Exemplaren in die Südprovinzen des Reichs versandt, woselbst dieses schädliche Insekt seit einigen Jahren so empfindliche Verwüstungen anrichtete. — In ihrer zweyten dießjährigen Versammlung am dreyßigsten April gab Staatsrath Steikowitsch eine Abhandlung über die Eigenschaften und das Leben der Bienen, der Gesellschaft zum Besten. Es ist bemerkenswerth, daß die Kaiserin Katharina II., als sie diese Gesellschaft stiftete, ihr zur steten Devise die Biene ertheilte. In dieser Versammlung erschien zum ersten Male persönlich, als Mitglied der Gesellschaft, die Gräfin Sophie Stroganow, den Allerhöchst bestätigten Plan der von ihr zu organisirenden landwirthschaftlichen Schule der Gesellschaft produzirend, den sämmtliche Anwesende, mit Bezeugung ihres innigsten Danks für diesen patriotischen Eifer zum Allgemeinwohl, nur approbiren konnten. Da die meisten Glieder dieses Vereins sich nun in eigenen ökonomischen Angelegenheiten aus der Residenz ins Innere entfernen müssen, so vertagte sich die Gesellschaft bis zum nächsten September. Der Raum dieses Berichts gestattet uns nicht mehr, über die Verhandlungen der moskau'schen ökonomischen Societät hier zu referiren; wir ersparen ihn für den nächsten Bericht. B***g.

*) Von jenem Zeitpunkte bis zum Beginn dieses Jahrs hatten im hiesigen kaiserl. Erziehungshause 59444 Kinder die Schutzpocken-Impfung erhalten.

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juli 1825.

Der wahre Dichter ist nur Er.
Der wahre Zaub'rer ist nur Er.

Der späte Frühling.

Es wollt' einmal im Königreich
Der Frühling nicht erscheinen,
Der König in der größten Noth
Berieth sich mit den Seinen.
Da wurde nach des Kanzlers Rath
Dem ältsten Frosch befohlen,
Mit seiner jungen grünen Schaar
Den Frühling einzuholen.
Qua, Qua, Qua!

Sobald der Frosch im Garten schreit,
Der König fühlt Behagen;
„Der Frühling, ruft er, ist nicht weit,
Laßt mich in's Freye tragen."
So saß er nun auf sammtnen Stuhl
In schön gestickter Jacken,
Und hörte in dem trüben Pfuhl
Den Frosch manierlich quaken.

Ein zweyter fand sich bald dazu,
Mit ihm zu konzertiren,
Der dritte stellte auch sich ein,
— Nun sangen sie zu vieren —
Ein jeder nahm das Maul recht voll,
Den Frühling zu verkünden,
Und nebenbey dem König sich
Gehorsamst zu verbinden.

Und immer toller ward der Lärm;
Der König konnt's nicht tragen! —
Da rief er seinem Kanzler zu,
Die Frösch aufs Maul zu schlagen.

Der sprach: „wir haben Frühlingszeit,
„Und bleiben euch gewogen;
„So schweiget nun, bey unserm Zorn!
„Sonst soll . . . Ihr D*****!"

Da loben wir uns unser Reich!
Wie sind wir wohlberathen!
Was kümmern uns die Frösch im Teich,
Und ihre Potentaten!
Der Frühling geht, der Frühling kehrt,
Der Herbst und Winter wieder,
Wir aber singen unverwehrt
Die allerschönsten Lieder.

Der trojanische Krieg.

(Beschluß.)

Betrachten wir nun unser Gemälde etwas genauer. Im Vordergrunde steht ein runder Tisch mit drey Beinen (drey Beine! Man bedenke, und lese nach, was alles der sinnreiche Künstler durch diesen dreybeinigen Tisch angedeutet haben könnte!). Auf der Mitte des Tisches steht eine Theemaschine, ein triftiger Beweis, daß Homer Unrecht hatte, wenn er sich den Nektar als einen köstlichen rothen Wein dachte: die Tassen scheinen bereits von den Domestiken wegerämmt worden zu seyn. Neben einer Schüssel, auf der ein köstlicher wilder Eberkopf duftet, liegt ein Kneipmesser mit gelbem Stiel: darneben etwas Unkenntliches, das eine erdichte Phantasie für eine Ananas oder für einen Schinken ansehen möchte: folgt nun die Hauptspeise, Ambrosia genannt, eine Art Salat, wie hier deut-

Digitized by Google

lich zu sehen; die Alterthumsforscher, welche Ambrosia aus Oel, Zwiebeln u. s. w. bestehen lassen, haben also eine Autorität mehr und können uns getrost citiren. Jupiter scheint den englischen Käse geliebt zu haben, denn zu seiner Rechten steht saftiger Chester-shire-cheese in der beliebten Pine-Apple-Form. Die Einfachheit des Göttertisches wird gewiß Jeden erfreuen, den ein schlechter Magen hindert, Gourmand zu seyn. In der Mitte der Gäste, unmittelbar hinter der Nektarmaschine, sitzt Jupiter mit seinen sieben Sternen und in der dunkelblauen Nachtmütze: ihm zur Rechten sitzt sein Bruder Pluton, der seine Schwiegermutter Ceres an der Seite hat. Diese scheint noch immer sehr erzürnt über den Räuber ihrer schönen Tochter zu seyn, denn sie sieht überaus wild aus und wendet das Antlitz von ihm ab: was Pluton eigentlich denkt, ist nicht zu sagen, denn einer der Sterne Jupiters liegt ihm wie ein großes englisches Pflaster auf dem Gesicht. Noch bitten wir, das Neufchateller Häubchen nicht zu übersehen, welches Ceres trägt. – Neben ihr sitzt Apollo in gelber Perücke und grünem Mantel, und macht ein albernes Gesicht oder ist poetisch verzückt. Kömmt nun die Hauptperson, die „Discordia," deren Charakter sehr ausdrucksvoll durch ein in mehreren Farben schillerndes Gewand angedeutet worden. Ihre spindeldürren Arme sind gleichfalls bezeichnend, so wie das derbe Leibchen, das sie zeigt und in dem so viel Unheil wohnt. Das Zwietrachtsringlein, wodurch sie unsichtbar geworden, ist Jedem sichtbar. In der Rechten hält sie den Apfel der Zwietracht. Aller Blicke sind auf sie gerichtet, besonders aber die der drey den Apfel in Anspruch nehmenden Göttinnen, die zur Linken Jupiters sitzen. Zuerst Juno im fahlen Gewande, mit gewaltigen Locken um Stirne und Schläfen, einer Haldkrone auf dem Haupt, überweht von grünen Federn in üppiger Fülle. Pallas an ihrer Seite zeichnet sich durch den à l'Espagnole gebundenen Schleyer aus, der ihrem, noch einige Spuren ehemaliger Schönheit zeigenden, Gesichte etwas Anmuth und Rundung gibt, und dem spröden Charakter der Göttin, die sich, nach der Meinung einiger alten Gelehrten, vor Paris durchaus nicht anders als im Kostüme zeigen wollte, ganz angemessen ist. Venus, neben dieser thronend auf dem weichen Polster, hat leider gar nichts minnehaftes. Den Kopf würde Blumenbach unter seinen Mongolenköpfen aufstellen; das Haarnetz ist etwas besser gerathen; der kurze Hals, die weitentblößten Schultern haben nichts anziehendes; anderweitige Reize sind kaum angedeutet; Arme und Hände spinnenartig. An Mannigfaltigkeit im Ausdrucke dieser drey Frauenköpfe fehlt es übrigens nicht: Juno blickt mit einer majestätischen Sorglosigkeit auf den Apfel, sie ist überzeugt, daß er ihr gebühre, daß sie ihn haben werde; Pallas wendet das Gesicht ein wenig von dem Gegenstand des Streites ab, schielt aber verschämt hinüber; Venus hebt das Kinn, im Bewußtseyn siegreicher Schönheit den Apfel fordernd. Die nicht hier genannten Gottheiten hat der Künstler aus Gründen weggelassen, die uns unbekannt sind. Wir würden in Bezug auf die Anordnung das ganze Gemälde ein pyramidalisches Gruppo nennen, wenn der ungeheure Federbusch der Juno die plastische Einheit nicht auffallend störte, so daß das Ganze jetzt einem schiefgewendeten abgestumpften Obelisken gleicht, der aber, auf einer sichern Basis ruhend, so wenig umfällt, wie der berühmte Thurm zu Pisa.

Auf dem siebenten Blatt ist dargestellt, wie „Paris so gar herrlichen empfangen ward von den Göttinnen und den schönen Fraurn und von dem großen Gotte, Herrn Jupiter, und wie Paris jegliche Frau fragte, besonder was Würdigkeit sie an sich hätten und wie er Frau Venus den Apfel gab." Nach der hier angeführten, im Original roth beschriebenen Stelle, ließ sich vermuthen, Paris habe etwas vom Charakter der Kinder Israel an sich gehabt, und gehöre zu den Kritikern, die durch ein Prachtexemplar oder durch wenige Münze ihr Urtheil motiviren lassen; und wirklich hat er auf unserm Gemälde, wo er vor den drey Göttinnen als Schiedsrichter erscheint, etwas von dem demüthig-gebückt pfiffig lauernden, das dem bemerkten Stamm und Stande eigen seyn soll: der folgende Text macht aber die Sache klarer und stellt des Paris ästhetisches Gefühl in helles Licht, denn es heißt da: „durch Bitten des Herrn Jupiter und Ueberreden der Frauen, so unterwand er sich der Sache und sprach zu den Frauen, ihrer jegliche solle ihm sagen, was Würdigkeit und Schöne an ihr lege, so konnte er sich desto baß gerichten, was er mit dem Apfel thun sollte."

Diese Anrede an die Göttinnen haltend ist Paris hier dargestellt. Volle Demuth drückt es aus, daß der Künstler die Nasenlinie seines Gesichtes so zurückbog, daß sie mit der Oberfläche der Erde parallel läuft; die blaue Mütze hat er zwar nicht abgenommen, aber, an einem Riemen um den Hals befestigt, springt sie gleich der Kapuze eines Franziskaners im Nacken. Du Blaise frisirt nicht schöner, als des jungen Hirten goldnes Haar in Locken gelegt ist; der rothe Mantel über dem grünen altdeutsch geformten Ueberrock, die anliegenden blauen Hosen und braunen Stiefelchen lassen dem jungen Kritiker allerliedst. Juno trägt ein grünes Kleid mit fliegenden Aermeln, und ist mit Krone und Flügeln geschmückt; sie legt die Arme übereinander, mit Muße erwartend, was denn der junge Hirte endlich urtheilen werde; Pallas hat die Blätter eines ganzen Olivenbaumes um den Kopf gelegt und zwey gelbe Locken stehen an den Schläfen wie Schnecken angeheftet; auch Venus hat sich bey dieser Gelegenheit herausgeputzt; grüne Federn pranaen auf dem seltenen Kopfputz, Arme und Brust sind unchronologischer Weise ganz anständig verhüllt, und um den ambrosischen Körper fließt ein schillerndes Gewand; der Zaubergürtel ist etwas zu fest angezogen; daß Homers

Digitized by Google

καλλιπλοκαμος nicht die schönlockige, sondern die ringellockige bedeutet, wie ein neueeer Mythograph ausgekundet, ist hier sichtbar, denn wenn weder schöne Locken, noch Locken überhaupt an dem schönen Haupte sichtbar sind, so fehlen doch die Ringeln nicht, die an den Ohren, oder vielmehr statt der Ohren an das Gesicht angedreht sind, andeutend, um mit jenem phantasiereichen Mythologen zu reden, den Zauber, den sie ausübt, der der Zauber der Sinnenwelt ist, indem sie durch ihre süßen Lockungen gleich einem lieblichen süßen Gesange die Seele aus der obern Welt in die untere herabzieht.

Eine Reihe von Blättern, auf denen zu sehen ist: ein trojanisches Wirthshaus, zum güldenen Reif genannt, wo die freundliche Zuvorkommenheit des guten Wirthes sehr sinnreich angedeutet ist; ferner: wie „Frau Thetis nach Weissagung derer Propheten" das Kind gebar, „ein gar listliches Knäblein, Achilles genannt;" dann: „wie Jason ein gar frummer Ritter war" und auf einem Pferdchen sitzend, in einen Rock à la papageno gekleidet und den goldnen Widder an einem Halsband entführend abgebildet ist, u. s. w. übergehen wir als episodisch, und versprechen, falls unser Manuscript und die Gemälde Beyfall finden, nächstens recht con amore den trojanischen Krieg selbst zu beginnen.

A.

Die Zugvögel.

Zwey brittische Naturforscher haben jüngsthin beachtenswerthe Beyträge zur Aufhellung der in verschiedenee Hinsicht immer noch räthselhaften Erscheinungen der periodischen Wanderungen der Zugvögel geliefert. Die eine dieser Arbeiten ist nicht mehr neu, aber sie war bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen und sie gelangt jetzt erst aus dem Nachlasse des Dr. Jennee, des durch die Entdeckung und Verbreitung der Schutzpockenimpfung unsterblichen Heilkünstlers, zur öffentlichen Kunde. In seiner Denkschrift war Dr. Jenner zunächst bemüht, zahlreiche eigene und fremde Beobachtungen zu sammeln und zu ordnen, welche die Grundlosigkeit der Meinung mehrer zum Theil berühmter Naturforscher dartun, welcher zu Folge viele Zugvögel in der That gar nicht wandern, sondern eine Art Winterschlaf bestehen, oder vollends auch an Flußufern u. s. w. unter Wasser den Winter durch ausdauern sollten. Daß diese Meinung, wie den physiologischen Verhältnissen so auch der zuverlässigsten Beobachtung, zuwider läuft, wird ihm unschwer überzeugend darzuthun. Zu Erklärung des instinktartigen Reisetriebes der Zugvögel hält er alsdann dafür, können vorzugsweise die periodischen Entwickelungen der Reproduktions-Organe dienen; diese, die in Anschwellungen der Geschlechtstheile, der Hoden und Eierstöcke, sich darstellen und „Bedürfniß" verrathen, deren Befriedigung durch äußere Umstände begünstigt seyn muß, — wirken, glaubt er, anreizend und erweckend, und sie sind es, welche die Wanderungen begründen, nach Gegenden hin, wo ein milderes Klima sowohl die Begattung und Brutung als auch die Ernährung der jungen Vögel erleichtert. Diese dem jährlichen Kreislauf des Lebensprozesses der Vögel zugehörige Anregung, nicht aber die Verhältnisse der Lufttemperatur, Kälte und Wärme, müssen demnach als die unmittelbare Begründung der Wanderungen der Zugvögel angesehen werden. Die Idee wird anziehend und geistvoll entwickelt, aber das Räthsel dürfte sich durch sie doch keineswegs gelöst finden. Auch in den nicht wandernden Vögeln, die nie ihren Aufenthalt ändern, findet jener Kreislauf des Lebensprozesses und mit ihm die periodische Entwicklung der Reproduktions-Organe statt; wie kömmt es, fragt man also billig, daß bey diesen dieselbe zu keinen Ortsveränderungen und Wanderungen anreizend wirkt?

Die zweyte Arbeit rührt von Herrn John Blackwall in Manchester her, und sie beruht auf sorgfältigen und mehrjährigen Beobachtungen über Ankunft, Abreise und weitere Verhältnisse der Zugvögel in der Gegend von Manchester, deren Ergebnisse in tabellarischen Uebersichten mitgetheilt werden, von denen einige die Temperaturangaben zur Zeit der jährlichen Ankunft und Abreise enthalten. Aus ihr ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Lufttemperatur überhaupt beträchtlich höher ist, wenn die Sommer-Zugvögel abreisen, als wenn sie eintreffen; daß hingegen die Winter-Zugvögel bey einer niedrigern Temperatur sich entfernen, als bey welcher sie eingetroffen sind. Herr Blackwall zieht daraus den Schluß, daß, hinsichtlich der Sommer-Zugvögel wenigstens, weder das Bedürfniß wärmerer Temperatur, noch der Mangel an Nahrung, die an Insekten und Früchten jetzt noch viel reichlicher denn bey ihrer Ankunft vorhanden ist — als Begründung ihres Wegzuges betrachtet werden können. Hingegen hält er dafür, es sey die Annäherung des jährlichen Mauserns, was die periodische Ortsveränderung begründe. Das Geschäft des Mauserns nämlich möge ohne Gefahr für die Vögel, nur in sattsam hoher Temperatur, wie sie für die Absonderung des zur Produktion der neuen Federn erforderlichen Stoffes nöthig ist, zu Stande gebracht werden. Eine Anzahl Beobachtungen, die diese Vermuthungen zu unterstützen scheinen, werden aufgezählt, unter andern die Wahrnehmung, daß von den Sommer-Zugvögeln keiner, auch der Kuckuk und die Mauerschwalbe nicht, da mausern, wo sie den Sommer zugebracht haben. Die frühe Abreise der zwey genannten Vögel, deren ersterer zu Ende des Junius und der zweyte um die Mitte des Augusts wegzieht, bringt er auf Rechnung ihrer früh vollendeten Brütezeit, zumal der Kuckuk überall nicht, die Mauerschwalbe (le martinet) oder jährlich nur einmal brütet. Er macht auch aufmerksam, daß die im Frühling wieder eintreffenden Vögel, meist die nämlichen Individuen, welche im Herbst zuvor abreisten, allerdings in der Zwischenzeit gemausert haben, womit dann insbesondere auch der Irrwahn vom Winterschlaf, während dessen das Geschäft des Mauserns unmöglich geschehen könnte, am kräftigsten widerlegt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, M. t.

Neben der älteren und größeren Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, von der das Morgenblatt zuweilen Bericht erstattet, besteht seit zwanzig Jahren ein in seinem engeren und beschränkteren Wirkungskreise nicht minder achtungswürdiger Verein, der allgemeinen Armenanstalt, welcher jetzt beym Abfluß seines zweyten Decenniums, und mit der zwanzigsten Jahresrechnung (vom ersten April 1824 bis einundzwanzigsten März 1825) eine

summarische Uebersicht seiner bisherigen Leistungen, auf eine einfache und anspruchslose Weise kund macht, um die wohlthätigen Beyträge der Privaten, von denen die ganze Einnahme herrührt, der Anstalt auch fernerhin, durch den Anblick eines so erfreulichen Erfolgs, um so besser zu sichern. Die Rechnungsauszüge thun nämlich dar, daß in den zwanzig Jahren (1804 bis 1825) des bisherigen Bestandes dieser freywilligen Armenpflege, ihre Gesammteinnahme auf 538.039 Schweizerfranken anstieg, und die Gesammtausgabe 517.588 betrug. Die Einnahme bildete sich aus vier Hauptlieln: die vierteljährlich eingesammelten Geschenke und Beyträge gewährten 314.625, die Vermächtnisse 38.292, die verkauften Fabrikate 159.181, und Verschiedenes 25.941 Franken. Die Ausgabe hinwieder theilte sich unter folgende Rubriken: Hauszinssteuern 73.189, Erdäpfelsteuern 14.939, Brodsteuern 4743, Suppenvertheilungen 13.333, Kleidersteuern 34 016, Feurungssteuern 28.401, Verwaltung der Arbeitsanstalt 12.571, Industrieschule 11.840, eine seit drey Jahren erst bestehende Schule für Fabrikenkinder 420, Einkauf roher Arbeitsstoffe 109.248, Arbeitslohn 187.906, Geräthschaften 2111, Baukosten 8255, Verwaltungskosten und Verschiedenes 10.734 Franken. Bey zweyhundert Arbeiter wurden im Durchschnitt beschäftigt, und drey hundert Kinder erhielten Unterricht in den Schulen.

Ueber die Verwaltung des lezten Jahrs (1824) drückt sich der „an die wohlthätigen Bürger und Einwohner Basels" gerichtete Rechenschaftsbericht unter anderm also aus: „Die Einnahme der Armenanstalt (42.310 Schweizer Franken) ist folgendermaßen verwendet worden: Die Armen erhielten, wie bisher, Erdäpfel, die nöthige Feuerung, Hauszinssteuern und Kleidungsstücke; den erwerbslosen, und besonders alten und andern schwächlichen Personen, welche nur einer sehr leichten Arbeit fähig sind, wurde Arbeit und Verdienst gegeben. In der Arbeitsstube wurden neun-und-dreyßig männliche und fünfzehn weibliche Personen beschäftigt; drey männliche und hundert-vier-und-siebenzig weibliche Individuen erhielten Arbeit in ihren Wohnungen mit mancherley Gespinnst und Strickerey. Eingebüßt wurden an der Fabrikation beym Verkauf und durch verschenkte Arbeiten 4173 Franken. In der Industrieschule befanden sich sechs-und-zwanzig Knaben und sechs-und-vierzig Mädchen; Kinder dürftiger Eltern, die im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen Unterricht erhalten; die Mädchen zugleich in der Arbeit. Die Lehrstunden, welche besonders für die in Fabriken angestellten Kinder veranstaltet worden, die keine Schule besuchen können, da sie den ganzen Tag mit anhaltender Arbeit beschäftigt sind, wurden von fünf-und-zwanzig Knaben und fünf Mädchen besucht, welche den ihnen nöthigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielten. Durch beyde Schulen sind eben so viele Kinder der Unwissenheit und dem Müssiggange entzogen, und hingegen zum Lernen der nothwendigsten und nützlichsten Kenntnisse und zur Arbeitsamkeit angeführt und angewöhnt worden. — Wie sollte es daher nicht unser, ja aller Wohldenkenden Wunsch seyn, daß eine Anstalt von solcher Nützlichkeit fortdauern, und sich durch milde Beysteuern der Begüterten unterstüzt, immermehr vervollkommnen möge."

Wien, im Mai.

Der Erste dieses Monats war der alljährlichen Versammlung im Augarten ein sehr günstiger Tag, allein da an diesem, als an einem Sonn- und Feyertag, keine öffentliche Musik gehalten werden konnte, so versammelte sich die schöne Welt dort eigentlich erst am folgenden. Der Konzertsaal blieb diesmal verschlossen, und kein Tonkünstler hatte den Gästen eine musikalische Morgenunterhaltung bereitet, die Garten-Harmonie ausgenommen. Im Prater wurde auch, wie gewöhnlich, das Wettrennen der herrschaftlichen Laufer gehalten, worauf die Preisvertheilung erfolgte. Die erste Prämie soll in achtzig, die zweyte in sechzig, die dritte in vierzig Dukaten bestanden haben. Sie wurden, so wie früher, zu einem wohlthätigen Zweck verwendet. Der Wettlauf ging wie der bis zum Lusthaus, welchen Weg die Sieger in drey Viertelstunden zweymal zurücklegten, wozu ein guter Fußgänger sonst zwey Stunden braucht. Auch das in diesem Monat veranstaltete Feuerwerk wurde von einem freundlichen Sonntag-Abend begünstigt, wiewohl der Himmel den ganzen Vormittag über umwölkt war, und Strichregen vorüber zogen. Der Unternehmer hatte seinem Lustfeuer den Titel: Maienblüthen und Maienrosen gegeben, die durch eine besondere Dekoration versinnlicht wurden. Die Hauptdekoration war prachtvoll und fiel noch vorzüglich durch die Schönheit und Korrektheit architektonischer Zeichnung in's Auge. Hierin besizt der Künstler überhaupt ungemeine Geschicklichkeit; eben so in der Produktion des buntfarbigen Feuers. Hierdurch zeichnete sich eine der ersten Fronten besonders aus: das erste Donnerwetter im Frühling genannt; außerdem durch schöne Verwandlungen und das Gefolge von glänzenden, prachtvollen Luftstücken überraschend. Von diesem Donnerwetter möchte man sagen, was jener italienische Kunstkenner von Correggio's Meisterwerk sagte: „Eine solche Nacht wollte ich alle Tage sehen!" — In einer andern Fronte wurde das bereits im vorigen Jahr gezeigte und auf Verlangen wiederholte Meisterstück der Pyrotechnik wieder vorgestellt: die einen Schmetterling verfolgende Schlange. „Ein Problem, an dessen Lösung man seither gezweifelt hat." Der Erfolg krönte den Meister. Die Zuschauer hatten sich nicht zahlreich versammelt, und Nachmittags, obgleich an einem Sonntag, waren die Hauptalleen des Praters wie ausgekehrt — um mich der edeln Worte des Aufwärters an einem der Kaffeehäuser zu bedienen. Kaum alle halbe Stunden sah man einen Wagen vorüberrollen, oder einen Reiter hinuntertraben. Die Harmonie spielte im eigentlichen Sinne vor leeren Bänken. „Ja, Ihr' Gnaden! — sagte der Bursche mit altklinger Miene — das ist schon so in den Tägen, wo es Feuerwerk gibt. Zum Glück sind nur zwey Feiertäge dazu bestimmt; sonst müßten wir Praterleut' zu Grunde gehen, ganz und gar. Wie die Bankzettel noch waren, da ging's anders zu!" Eine seltsame Ideen-Association. Damals hieß es wohl oft: „Wie noch die Zwanziger kursirten!" — Nun ist an Silbergeld kein Mangel, und wer gern leichte Taschen hat, ist froh, wenn er bey Verwechslung eines großen Zettels kleine zurück bekommt. Nun fehlen aber doch zum Glück die Bankzettel noch! — Der Grund liegt aber darin, daß, wer an einem solchen Tag den Prater besuchen will, am Eingang ein Billet lösen muß, gegen dessen Zurückgabe, vor dem ersten Signalschuß, das Geld wieder zurückgegeben wird. Späterhin, er mag nun das Feuerwerk mit ansehen wollen oder nicht, hat er keinen Anspruch mehr darauf, und so müssen Manche den Spaziergang bezahlen, der ihnen an andern Tagen umsonst gestattet wird. Die Einrichtung kann aber ohne Nachtheil des Unternehmers nicht abgeändert werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 121:
Wachtel.

Homonyme.

Streit bezeichn' ich und Zank unter Nachbarn, Freunden und Gatten;
Bildlich und sinnlich zugleich nenn' ich ein lumpiges Ding.
Gustav Hänich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Juli 1825.

Wundre dich nicht.

Denn, was Menschen thun, ist ein Spiel der göttlichen Allmacht.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Aus Keatings Nachricht über die amerikanische Expedition nach der Quelle des St. Peters-flusses.)

Die folgenden Nachrichten kommen zum großen Theil aus dem Munde eines vornehmen Potawatomi's; dieser Mann (er wurde der Expedition von dem Statthalter des Fort Wayne empfohlen) hieß Metea (welches in der Potawatomisprache küß' mich bedeutet). Er gab sich für das Oberhaupt seiner Nation aus; aber es fand sich, daß er blos ein glücklicher Partheygänger war, der sich durch seinen Muth und seine Beredsamkeit einen bedeutenden Einfluß in dem Rathe seiner Nation erworben. Er war von seinem Bruder begleitet, da sein Rang es erforderte, daß er jemand bey sich habe, um seine Pfeife anzuzünden und andere kleine Dienste für ihn zu verrichten. Metea scheint ungefähr fünf-und-vierzig Jahre alt; er ist von reinem Potawatomiblut, ungefähr sechs Fuß hoch, von widrigem Ansehen, dem es jedoch nicht an Würde fehlt; seine Gesichtszüge sind stark ausgedrückt und bezeichnen ein hochmüthiges, tyrannisches Gemüth; seine Farbe ist dunkel, wie bey den meisten seiner Nation. . . . Alles zeigt in ihm den vollkommenen indianischen Krieger. Wenn je ein Ausdruck des Mitleidens oder irgend eines sanfteren Gefühles in seinem Gesichte gewohnt, so haben es die Auftritte der Grausamkeit längst verwischt, die vor demselben vorübergegangen. Sein Anzug war alt und etwas schmutzig, obgleich mit vieler Sorgfalt geordnet. Er bestand aus lederneu Kamaschen, einer Schenkelbedeckung von blauem Tuche, einem kurzen gewürfelten Hemde darüber und das Ganze mit einer wollenen Decke bedeckt, welche mit einem Gürtel um die Lenden befestigt war, und ziemlich anmuthig von seinen Schultern herabhing, wo sie fast immer den rechten Arm bedeckte, welchen eine ehemalige Wunde unbrauchbar gemacht hatte. Um das linke Auge her hatte er einen hellrothen Kreis, vier geschmacklos gemalte Federn hingen an einer Haarlocke befestigt hinter ihm herab. Bey seinem zweyten Besuche trug er eine weiße und eine rothe Feder, nebst anderm geschmacklosen Zierrathe auf dem Kopfe. Der Bruder dieses Mannes ist weit jünger als er, und, obgleich ihm ähnlich, von weit milderem und liebenswürdigerem Ansehen. Er bezeigte demselben sehr viele Aufmerksamkeit und Achtung, und sprach nie, außer wenn dieser ihn anredete.

Beym Eintreten gab er dem Agenten der Vereinigten Staaten, General Tipton, die Hand, nahm aber keine Notiz von den Uebrigen, bis dieser ihm die Absicht seiner Expedition erklärte, und ihm für die Belehrung, die er geben könnte, eine Belohnung versprach. Metea stand dann auf, schüttelte einen Jeden von uns bey der Hand, und erklärte, daß er bereit wäre, uns auf's beste zu belehren, aber alle unsere Fragen, so wie seine Antworten, dem Gebrauche gemäß, an seine Nation berichten müßte: doch, setzte er hinzu, gäbe es manche, die er, ohne zuerst die Einwilligung seiner Nation darüber einzuholen, nicht beantworten könnte. Auch wolle er am Schlusse einige seine

Nation betreffende Fragen an uns thun, und hoffte, daß wir solche beantworten würden. Hierauf sezte er sich wieder nieder, und antwortete auf alle Fragen auf's Verständigste und mit der größten Geduld.

Die Potawatomis (nach ihrer Aussprache Potawatome, Wir machen Feuer) scheinen unter den zahlreichen Völkern von dem Alonquin-Stamme verwandt zu seyn. Die Sprachen dieser Völker scheinen meistentheils Mundarten derselben Ursprache zu seyn, und obgleich sie sich in den Mundarten und der Kleidung unterscheiden, so sind sie doch fast alle in Sitten und Gebräuchen gleich. Die Sagen von ihrem Ursprunge sind sehr ungewiß. Sie glauben, daß es nicht sehr lange her sey, daß sie mit den Miamis zusammengetroffen, und daß sie durch das Anzünden des Friedensfeuers bey dieser Gelegenheit ihren jezigen Namen erhielten. Alle die Indianer dieser Gegend erkennen ihre Verbindung mit den Delaware-Indiern, die sie als ihre Vorfahren ansehen. Auch nennen sie sie im Rathe Großväter, und erwarten ihre Billigung in jeder großen Nationalangelegenheit. Sollten sie diese verweigern, so wird die Sache noch einmal den Völkerräthen vorgelegt, und sollte eines der Völker gegen die Entscheidung der Großväter in seinem Beschlusse beharren, so würde dieses als ein Austreten aus dem Bunde angesehen und ein solches Volk als ein fremdes betrachtet werden. Man weiß aber in der That von keinem solchen Vorfalle; und es ist überhaupt ein merkwürdiger Umstand, daß der Grundsatz, die Entscheidung der Mehrheit bindend zu machen, bey den Indianern unbekannt ist, was bey all ihren Entscheidungen Einstimmigkeit erfordert und auch beynahe immer erlangt wird. Festigkeit und unüberwindliche Beharrlichkeit gegen den auswärtigen Feind scheint bey ihnen mit ungemeiner Nachgiebigkeit unter sich selbst gepaart zu seyn, wozu sich noch eine Gleichgültigkeit gegen den Erfolg einer Maßregel gesellt, die sie im Rathe vertheidigen. Dieser Erfolg hängt gänzlich von dem persönlichen Einfluß desjenigen ab, der den Vorschlag gemacht. Ist es einer, der ihnen für weise, oder für besonders geschickt gilt, so gehorchen sie ihm ohne Widerspruch; ist dieß aber nicht der Fall, so findet er wenig Unterstützung und muß seinen Plan aufgeben.

Als die Miamis den Potawatomis zuerst begegneten, nannten sie sie jüngere Brüder; bald nachher aber erkannten sie ihr höheres Alter, da sie fanden, daß sie weiter gegen Westen wohnten, weil das immer als ein Beweis des höheren Alters bey ihnen gilt. Dieß ward in einem Rathe ausgemacht, den sie bald nach ihrem Zusammentreffen hielten, und die Potawatomis sind den Miamis jezt die älteren Brüder, indessen blieb den leztern die Ehre des Rathfeuers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

6. Von komischen Verbindungen.

Komische Verbindungen sind solche, welche zu Einem Zweck, Gegenstände widersprechender Art oder widersprechenden Maßes zusammendringen: so, daß die von dem einen durch die vom andern erzeugte Wirkung, statt sich mit derselben zu verbinden und sie zu verstärken, gemindert, gehindert, oder aufgehoben wird.

Ein Narr, welcher ein ernstes Amt bekleidet, ein Feiger an der Spitze eines Heeres, wären komisch. Die Verbindung ihrer Art mit der widersprechenden ihres Amtes und Gefolges hinderten jene, sich vollständig zu äußern, und hinderten die Obliegenheit von diesen.

Ein Affe, Hund, oder Vogel, in menschlichen Kleidern, sind komisch; noch komischer mit den Zeichen menschlicher Ehren und Würden geschmückt.

Gehören also verbundene, verschiedenartige Gegenstände, zu derselben Art und Gattung als entgegengesezte Extreme von beyden, oder in dem Bereich beyder, wird das Komische ein Mittel zur Darstellung eines Vollkommenen. Ihre Verbindung repräsentirt komödisch, ganz oder zum Theil, die Art und Gattung, der sie angehören.

Auf diese Weise findet das Komische im Tragischen Raum; ja es ist ein nothwendiger Bestandtheil des hoch Tragischen. Es breitet die Flügel der Seele über ein dem Verstande und der Phantasie nicht deutlich erkennbares Ganzes, welches sie mit dem Eindruck der Größe, Fülle und Vollkommenheit befriedigt; es macht den Geist an Beziehungen, in welchen aller Schmerz aufhört.

Verbindungen solcher Art sind Don Quixotte und Sancho Pansa; Goethe's Faust und der Famulus Wagner, Faust und Kasperle im tiefsinnigen Possenspiel des ersteren Namens.

Von der Figur des Sancho haben wir gesprochen. Don Quixotte ist deren entgegengesezte Extrem. So wie jenem alle feineren und höheren Empfindungen, Gesinnungen, Absichten, Vorstellungen, gebrechen diesem alle gröberen und baaren. Die Phantasie ist der Körper seiner Wirklichkeit; er ist durchaus phantastisch, wie jener durchaus baar. Sie sind zu einem Zwecke gesellt und können nur einer des andern Zwecke hindern.

Das gleiche Verhältniß herrscht zwischen Goethe's Faust und dessen Famulus Wagner. Der erstere betrachtet die Wissenschaft als Wünschelruthe, das Thor übermenschlicher Erkenntniß zu erschließen; der andere ist mit deren Körper, der rauhen Notiz, begnügt. Sie hat für diesen

keine Kraft; dem andern genügt nicht ihre reiche Kraft; aus entgegengesetztem Grunde verfehlen Beyde deren ächten Gewinn, den der eine überfliegt, den der andere nicht erreicht. Sie sind zum Lehren und zum Lernen gesellt, was im Grunde immer dasselbe ist, und können lernend nichts lehren, und lehrend nichts lernen.

Faust und Kasperle stellen, rein gegen das Leben gerichtet, das reichste und excentrischste, das armseligste und beschränkteste menschliche Vermögen dar.

Der erstere muß durch Sinnlichkeit zu Grunde gehen, denn die Sinnlichkeit ist das lebhafteste jener Vermögen; sie wird die ihr verbundenen, nicht wider sie selbst gekehrten, höheren geistigen Kräfte, der Natur nach, sich unterjochen, ihren Theil des Lebens sich zu erbeuten, was zuletzt nothwendig die Menschlichkeit zerstört.

Der letztere gelangt zu keinem höheren Gewinn vom Leben; doch auch nicht zum Frevel. Die Furcht der Strafe zügelt seine Begierden innerhalb der Schranken bürgerlicher Ordnung; die öffentliche Moral ist seine individuelle; sein Geist hat keine Kraft, sein Gemüth keine Kühnheit, seine Seele keinen Schwung, sie niederzutreten, wäre sie auch seiner baaren Sinnlichkeit ein Hinderniß.

So mag er als unterster Repräsentant der bürgerlichen und menschlichen Ordnung, als Ehemann einer keifenden Hausehre, und Vater quaeriger Kinder von der Höhe des Gipfels, worauf sein Leben ihn gestellt, getrost und in Sicherheit zusehen, wie seinen alten Herrn und Gefährten, den aller Menschlichkeit Abtrünnigen, als endlichen Lohn seines Lebens, böse Geister hinweg von dem Planeten der Menschlichkeit, der Erde, durch die Lüfte reißen.

Am reichsten erscheint die Zusammenstellung entgegengesetzter Charaktere gleicher Art in Shakespears Romeo und Julie. Die vier Jünglinge, Paris, Romeo, Mercutio und Tibald, können als Repräsentanten des gesammten männlichen, jugendlichen Alters dienen. Wie den vier Punkten des Himmelskreises, Ost, Süd, West und Nord alle Erscheinungen von dessen Umfang, müssen alle Erscheinungen jenes Alters diesen vier Gestalten zugeordnet werden.

Dieß tritt besonders klar hervor bey Tiecks trefflichem Auszug der Schlegelschen Uebersetzung jenes Trauerspiels für die Bühne, wo die wesentlichen Züge der Dichtung mehr aneinandergedrängt, als in dieser selbst, erscheinen.

Obgleich die erwähnten Zusammenstellungen widersprechender Charaktere einer Art alle komisch sind, ist der komische Effekt doch nur bey der ersteren Hauptabsicht. Den letzteren liegt eine tiefere, die philosophische zum Grunde, welche uns zu dieser Abschweifung verleitete.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Tieck, auf einer Reise an den Rhein begriffen, hielt sich hier einige Tage auf. Berühmte und Unberühmte werden nicht ermangelt haben, ihm Besuche abzustatten. Der letztern Gattung überhaupt gibt es eine Menge, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, ihre unberühmte Persönlichkeit durch die Welt zu schleppen, um berühmten Leuten damit zur Last zu fallen. Er soll sich über das hiesige Hoftheater sehr vortheilhaft geäußert, und es für das beste unter den in Deutschland jetzt bestehenden erklärt haben. Das mag es in der That auch seyn. Den Abend vor seiner Abreise wohnte er der Vorstellung des Königs Lear nach Wolfens Uebersetzung bey. Ob er im Theater an der Wien gewesen, weiß ich nicht. Unter Umständen, wie die jetzigen, ist dort etwas Gediegenes nicht zu erwarten, vielmehr erwartet man die Auflösung der Gesellschaft und das Verschließen des Hauses, wenigstens auf einige Zeit, von Tag zu Tag. Dessen ungeachtet leistet dieser, seit geraumer Zeit dem Untergang entgegenrückende Verein mehr, als man unter solchen Umständen fordern kann, und von keinem andern möchte er so leicht in dieser Hinsicht übertroffen werden. Es gehört externe Geduld und bewundernswürdiger Eifer dazu, um mit der gewissen Ueberzeugung täglich aufzutreten, daß man die größten Anstrengungen vor einem leeren Hause, oder doch im besten Fall noch immer fruchtlos aufzubieten hat, und die Aufopferung der Kräfte dennoch nicht zu scheuen. Ich wünschte, Tieck hätte den rosenfarbenen Diamant des Geisterkönigs auf dem Volkstheater gesehen! Er würde sich gewiß daran ergötzt haben. Diese Zauberposse hat alle Eigenschaften, deren es bedarf, um sich in das Element des Phantastisch-Komischen, der tiefen Ironie und des sinnreichen Scherzes zu erheben. Ich habe sie zum dritten Mal gesehen, und möchte immer wieder fragen, wie jener Principe den Meister Ludwig fragte, doch in einer andern Beziehung. Man muß aber auch die Besetzung der Hauptrollen und das Zusammenspiel in Anschlag bringen. Kornheuer als Longinanus ist unvergleichlich; Mariandel (von der Krones) und Florian (von dem Verfasser des Stücks, Raimund, daraestellt) bilden ein höchst komisches Paar zusammen, voll lebendiger Wahrheit und erschütternder Beinstigung. Letzterer ist höchst original in allen Theilen, am meisten in der Scene, wo der treue Diener Schmerzens-Zwicken und Freuden-Stiche für seinen Herrn erduldet, der Wahrheit und ächte Treue erforschen will. Ueberhaupt möchte ich den Theater-Unternehmungen, die das Stück kommen lassen, wünschen, daß sie jene Repräsentanten mit erhielten. Der Spaß ist nur halb, wenn nicht die Wiener selbst nach Berlin kommen. Auch die Eunoe stellt die Hoffnung recht interessant dar. Diese Rolle ist auswärts am leichtesten zu beiryen, und überhaupt nur Episode. Man lasse sich aber nicht verleiten, Mehreres, was in diese Rubrik gehört, zu streichen. Die Episoden sind mit dem Wesentlichen so glücklich verschmolzen, daß sie es nicht erdrücken, sondern beleben und hervorheben; zum Beyspiel die lustige Scene mit den vier Jahreszeiten, die bey dem Geisterkönig angeklagt sind, weil unter ihnen der größte Wirrwarr herrscht. Der Winter hat sich der Herrschaft des Sommers, dieser der des alten Schneemanns bemächtigt. Longinanus putzt Einen nach dem Andern derb herunter; besonders den Winter. „Und er, alter mürrischer Grantorf! schämt er sich denn nicht? — Was hat's denn allerweile mit einander, es Baagage"? — Einer schiebt die Schuld auf den Andern. Endlich kommt die Reihe an den Frühling. „Was haben sie denn mit dir immer vor?" — Der Sommer und

der Herbst geben kein Meth! — „Komm du her zu mir! — (Indem er ihn bey der Hand faßt): Das ist schon meine liebste Jahreszeit!“ (Wird von einem ziemlich hübschen Mädchen vorgestellt.) Zuletzt gibt er ihnen ungefähr die folgende Weisung mit: „daß künftigen Sommer in Baden alle Zimmer verlassen sind! — (bestellt — Zeichen des guten Sommers) sonst will ich euch kurantzen!“ (Man sieht, ich übertrage schon.) Bey einer solchen Uebertragung wird aber die drastische Scene mit den Truden (Plag-, Nachts und Alpgeistern) ganz zu Grunde gehen. Sie erscheinen vor dem Geisterkönig, ihn um Wiedereinsetzung in ihr Amt zu bitten. Sie wollen wieder drücken! „Nix da! die Menschern seyn a so g'drucht genug; Aner druckt den Andern. Ihr habt's eure Pension, und das mit Basta!“ — Doch den Pudel! — Florian! vergiß mir nicht den Pudel mitzubringen. — Die Scene, wo dieser seinem Herrn den Zweig aus dem Wasser apportirt, und der Herr den verwandelten Diener unter den übrigen Pudeln erkennt, ist tragikomisch, im besten Sinne des Worts. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß mein Herr Kollega in der Abendzeitung sich quasi zu entschuldigen sucht, im Fall er dieses Stück etwa zu viel gelobt haben würde. Nur die Entschuldigung kenne ich, nicht das Lob; glaube aber, daß es deren nicht bedarf. Was mich betrifft, so will ich durch meine empfehlende Erwähnung keinem Andern auf den Fuß treten. Wenn dieser oder jener auch einmal ins Schwarze trifft, so werd' ich ihm ebenfalls ein Vivat zurufen, freylich kein so überschwengliches, aus vollem Halse gellendes, wie es oftmals zu geschehen pflegt, sondern fein gelassen und manierlich, daß man daran glauben soll.

Vor Kurzem starb hier der Kapellmeister Salieri, nach einer langwierigen Krankheit. Seit länger als einem Jahre gehörte nur sein Körper so noch der Erde an. Aber seine Werke sichern ihm dauerndes Leben auch über das Grab hinaus. Sein gediegener Unterricht in Komposition und Gesang hat viele verdienstvolle Zöglinge gebildet. In seiner Bildungszeit fand zwischen ihm und Mozart, ohne Mitwirkung des letztern, eine Art von Opposition statt, auf deren Rechnung mancherley Gerüchte sich verbreitet haben, die keiner Beachtung werth sind. Als er einst aus der Augustiner Hofkirche ging, wo er die Aufführung des Requiems geleitet hatte, hörte ich ihn gegen Jemand seinen Beyfall darüber äußern. Vor seiner letzten Krankheit zeigte er sich fast jeden Abend in der großen Oper, wenn es nämlich nicht zu voll war, erschien aber erst spät, hörte eine Viertelstunde ungefähr sehr aufmerksam zu, und ging dann wieder fort. In Gesellschaften war er seines heitern Sinnes wegen gerne gesehen. Zur Unterhaltung soll er immer selbst gedichtete kanonische Gesänge bey sich geführt haben, oder bereit gewesen seyn, welche mit Bleystift auf's Papier hinzuwerfen. Kenner wollen oft bemerken, daß er, vielleicht ohne es zu wissen, ein schon bekanntes Motiv wiederholt habe. Seine Oekonomie war groß, und man traf ihn des Winters gewöhnlich in einem ungeheizten Zimmer an. Gegen einen meiner Freunde, einen achtungswerthen Tondichter, der ihn als Fremder einst besuchte, äußerte er vertraulich, er werde oft von Zudringlichen belästigt; Kälte sey ein probates Mittel, sie zum baldigen Abzug zu bewegen. Er war überaus heiter, und wollte uns einst, indem er sein reifliches Alter bekannte, einen Beweis seiner noch immer kräftigen Tenorstimme geben. Er präludirte, modulirte, und hielt zuletzt den höchsten, ihm erreichbaren Ton mit voller Kraft der Lunge aus, schlug dann einen komischen Triller, indem er, wie ein Beatificirter, einen Fuß und Arm ausstreckte, und sagte mit selbstgefälligem Lächeln, in seiner gebrochenen Sprache: „Schauen Sie, was ist das? bin ich schon so alt, und kann noch singen wie ein Castrat.“ Späterhin sagte er, über sich selbst ironisch scherzend, mit Beziehung auf einen in der Gesellschaft: „Der Herr wird sich wundern, daß ich bin erst über einzig Jahre in Wien, und kann schon so schlecht deutsch sprechen. Schauen Sie, was ist das! — Bey den, dem Verstorbenen zu Ehren gehaltenen Exequien wurde ein von ihm selbst komponirtes Requiem aufgeführt, das er schon längst geschrieben hatte, ohne jedoch die letzte Hand daran legen zu wollen, um nicht, wie er bald im Spaß gränßert haben soll, Mozarts Schicksal zu haben, der vor gänzlicher Beendigung des seinigen bekanntlich starb. Unter seinen Papieren hat sich die Geschichte seines musikalischen Ordens vorgefunden, die ein geschätzter Gelehrter nebst seiner Biographie vermuthlich bald herausgeben wird.

Es ist Zeit, daß ich von den Gastdarstellungen der Mad. Neumann spreche. Ich habe immer gezögert, weil ich ihre Genesung abwarten wollte, da sie schon nach der sechsten hier gegebenen Rolle, als Donna Diana, die sie mit großer Anstrengung, vom Kampf der Lebenskraft gegen die Zerstörung gewaltsam erschüttert, durchführte, von einer gefahrvollen Krankheit befallen wurde, die geraume Zeit hindurch die Reihe ihrer Gastspiele unterbrach, und sogar ein ärztliches Konzilium nothwendig machte. Die Zuschauer, welche von dem innern Zustand der Darstellerin nicht unterrichtet seyn konnten, beurtheilten sie dießmal strenger, als sonst, oder zeigten sich wenigstens minder nachgiebig, was jedoch durch andre Fälle, wo sie es vielleicht in allzuhohem Grade waren, leicht wieder ausgeglichen wird. Unstreitig war der Krankheitsanfall eine mitwirkende Ursache jener hier erwähnten Kraftanstrengung, dennoch glaube ich nicht, daß sie auch im freyen Zustand innerer Behaglichkeit die Rolle, dem Wesentlichen nach, anders oder vollständiger entwickelt haben würde; Mad. Neumann faßten sie mit Lust und Liebe übernommen, und ein gewisses Studium darauf verwendet zu haben; dieses, mit der Erfahrung zusammen genommen, daß der Künstler auf der Bühne, dem Publikum gegenüber, jederzeit mehr oder weniger von Begeisterung ergriffen wird, die das Gefühl des innern Zustandes abstumpft für den Augenblick, so ist es gewiß, daß eine psychische oder physische Verstimmung das Wesentliche, wenn es sonst nur im Ganzen und im Einzelnen richtig aufgefaßt und angeeignet worden, nicht verändern und verrücken kann. Ich bin versichert, daß erfahrene und denkende Bühnenkünstler mir darin Recht geben werden. Uebrigens gesteh' ich gern, daß ich diese Darstellung für keine der unbedeutenderen in der Reihe der Leistungen unserer reizenden Gastspielerin halten möchte, obschon ein großer Theil des Publikums zu ungünstigen Vergleichungen aufgelegt schien, aus denen ich eben kein Motiv der Verkleinerung zu schöpfen wüßte. In der ersten Hälfte zeigte sich viel Schwankendes und Ungewisses, mancherley unnatürliche Abstufungen, worüber man indessen mit dieser Künstlerin entweder niemals, oder fast immer rechten muß; schon aus den prozäischen Betonungen einzelner Stellen ergab sich's, daß sie weder in das Innere des Charakters gedrungen sey, noch ihn, alles Bestrebens ungeachtet, in sich selbst recht innig aufgenommen habe. In der andern Hälfte hingegen, in den Scenen des dritten Akts, da, wo Stolz und Liebe sich mehr scheiden, wo der Kampf offenbarer wird und die Glut der Leidenschaft emporflammt, war sie wieder ganz auf ihrem Platz, und leistete viel Lobenswerthes, womit ich jedoch nicht sagen will, daß ihr in der Sphäre des Tragischen der Sieg immer sicher sey; ich glaube vielmehr nein! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juli 1825.

Und nach mehr als tausend Jahren
Immer neue Rosen blühen
An dem ewig jungen Strauche.

Romanze von der Rose.

Höret eine alte Sage,
Noch im jüngsten Volk lebendig,
Selbst vom deutschen Feind gepfleget,
Von Jahrhunderten getragen.
Als einst unsree Helden Vater,
Der dem Welschthum streng begegnet,
Offnen Aug's und starken Armes,
Heemann, in der Römer Händen
Sah sein theures Weib Thusnelde,
Fügt er an der Esche Spitze
Einer Rose Liebeszeichen;
Daß der schaefen Eisenfrieme
Roth das Röslein möge leuchten;
Und wenn er der Feinde viele
Mit der Wuth des Speers bezwungen,
Sprach er, gern das Roth beschauend:
„Soegen muß ich Tag und Nächte,
„Daß mein Röslein nicht erbleiche;
„Immer neues Roth sich finde
„Dieß mein Röslein mir zu pflegen,
„Bis ich sie aus Roma's Mauern
„Siegend mir zurückgewinne."
Doch eh' er sein Weib Thusnelde
Auf dem Römerzug gewonnen,
Ward sein Blut durch seiner Sippen
Hinterlist'ge Hand vergossen,
Noch im schönsten Trotz der Jugend;
Nicht durch offne Wehr bezwingbar.
Da vereinte sich des Volkes
Wohlgeläuterte Gesinnung
In der jungen Helden Herzen;
Und sie nahmen jene Lanze
Mit dem blut'gen Rosenzeichen,
Färbten sie mit allem Blute,
Welches Heemanns Fall verschuldet,
Und die Sache für Thusnelden
Schwuren sie dem Heldengotte.
Eine Säule ward errichtet
Auf den Höh'n des Ehresberges,
Rosen drunter angepflanzet;
Und ein Bild, die Lanze tragend,
Mahnt' das Volk mit Hermanns Zeichen,
Bis es in der Weltstadt Trümmer
Siegend endlich ward getragen.
Als nun ganz erfüllet worden
In der Weltbeherrscherinn Trümmern,
Deutsche Sache für Thusnelden,
Und die Heldenbezwungen, feindig,
Alles Menschenlebens ersten
Helden, fingen an zu schlagen,
Christi göttlich mildem Worte,
Da ward doch nicht ganz vergessen
Jenes Zeichen der Versöhnung,
Die in Blut getauchte Rose.
Denn, als um den Gotteshelden
Hoch vor Allen zu erheben,
Karl, der starke Frankenkönig,
Heemanns Bild dem Dienst entrückte,
Gab er seinem Sohn, dem Frommen,
Jener Säule Fußgestelle.
Und zu Hildesheim, im Dome,
Den er sorgsam drauf erbauet,
Legt' er wiederum den Grundstein,
Um der Heemannssäule Trümmern,
Unter einem Rosenstrauche
Volk und Christum zu erhöhen.

Und es liebte so des Strauches
Wurzel die getreue Erde,
Daß nach mehr als tausend Jahren
Immer neue Rosen blühen
An dem ewig jungen Strauche.

W. v. Blomberg.

Vom Komischen.

(Beschluß.)

7. Von komischen Situationen, der Verwandtschaft des Komischen und Tragischen und vom Tragikomischen.

Bey komischen Situationen veranlassen äußere Dinge Zeit und Umstände das komische Mißverhältniß der Mittel zum Zwecke.

Hier stehen wir auf dem Punkt, im Gebiet des Komischen, wo das angrenzende Tragische zuerst dem Blick sich zeigt.

Sobald jenes Mißverhältniß nicht mehr in der Gewalt des Handelnden beruht und eine Nothwendigkeit, der er nicht gebieten kann, es veranlaßt: wird das Komische tragisch.

Willkürliche Tollheit ist höchst komisch, höchst tragisch die durch physische Ursachen erzeugte.

Zur völligen Umwandlung des Komischen in's Tragische gehört jedoch, daß der Zweck einer Handlung, bey welcher das unfreywillige Mißverhältniß der Mittel zu demselben eine tragische Wirkung hervorbringen soll, einen Antheil des Geistes und der Vernunft, jenes Mißverhältniß selbst einen Antheil des Mitgefühls errege, welche den allgemeinen komischen Effekt desselben überwiegen.

Wir gedenken dabey des Don Ranudo von Colibrados, eines Lustspiels, das uns vielmehr ein Trauerspiel dünkt, und von welchem wir denselben Eindruck auf Andere ebenfalls bemerkt haben.

Der Zweck des Don Ranudo, die äußere Würde seines alten Adels, des von seinen Vorfahren überkommenen moralischen Gutes, aufrecht zu halten, hat Recht und Pflicht so sehr auf seiner Seite, daß er durchaus einen Antheil der Vernunft und des Herzens erregt. Was Ranudo im Mißverhältniß zu diesem Zwecke thut, wird ihm von der größten Lage, von einer Nothwendigkeit aufgezwungen, die im gleichen Grade unser Mitgefühl in Anspruch nimmt: und dieser doppelte vernünftige und sittliche Antheil überwiegt vollständig den nur äußerlich komischen Effekt des Mißverhältnisses seiner Mittel zu seinem Zweck. Es wäre ganz anders, wäre Ranudo ein Adelicher von gestern.

Die moralische Schwäche Hamlets, im Verhältniß zu der Forderung, welche das Schicksal an ihn stellt, daß er den Mord seines Vaters räche, wäre komisch, als Mittel zu einem gleichgültigen Zweck gedacht, wie sie höchst tragisch ist im Verhältniß zu dem erwähnten Zwecke.

Wenn das Interesse des Zweckes einer Handlung, bey welcher ein unfreywilliges Mißverhältniß der Mittel zu demselben obwaltet, und der Antheil des Mitgefühls, den das letztere erregt, dem allgemeinen komischen Effekt desselben das Gleichgewicht halten, so entsteht das Tragikomische, das meistentheils durch komische Situationen hervorgebracht erscheint.

Rein komisch sind diese, wenn der Zweck, zu welchem Schicksal oder Zufall die Mittel in Mißverhältniß setzen, selbst in einem solchen zur Vernunft steht. Jene scheinen dann eine Rache dafür auszuüben, und das doppelte Mißverhältniß dringt gleichsam eine Harmonie des Unsinns hervor.

Selbst wenn ein solcher Zweck auch nur insofern im Mißverhältniß zur Vernunft stände, daß er der wesentlich natürlichen Neigung des Handelnden zuwider wäre, bleiben sie rein komisch. Schicksal und Zufall scheinen diese Neigung zu vertreten.

Seltsam, daß beyde daran gleichsam ein Gefallen finden. Auch verhältnißmäßig gewählte Mittel, zu einem verständigen Zweck, verkehren sie gern in entgegengesetzte, widerspricht dieser Zweck der wesentlich-natürlichen Neigung des Menschen. Ein komisches Unglück verfolgt uns bey Handlungen dieser Art, wie um uns fühlbar zu machen, daß wir sie nicht hätten unternehmen sollen, daß wir nicht dazu taugen. Im Gegentheil auch pflegen Zufall und Schicksal dasjenige zu fördern, was wir, unserer wesentlichen Neigung gemäß, und durch dem Zweck verhältnißmäßige Mittel zu erreichen streben; sie fördern es durch unabhängige Umstände, über die Wirksamkeit jener Mittel hinaus.

Die Situation des guten Menschen in Knigges Reise nach Braunschweig, welcher, den Luftball steigen zu sehen, die Beschwerlichkeiten einer Reise erduldet, und, kurz ehe derselbe steigt, in ein geheimes Gemach durch Zufall eingesperrt, darin verweilen muß, bis er gestiegen und Alles vorüber ist, und während er steigt, da Jedermann hinlief, ihn zu sehen, Niemand sein Rufen und Poltern um Befreyung vernimmt, ist tragikomisch.

Welches Mißverhältniß des vom Zufall untergeschobenen Mittels, in einem engen Kämmerchen, zwischen vier

Digitized by Google

Mauern eingesperrt zu sitzen, zum Zweck, unter dem freysten Horizont das lustigste Fahrzeug von den Winden in alle Fernen tragen zu sehen! Welches Mißverhältniß zwischen dem Mittel, eine unbequeme, kostspielige Reise zu machen, zu dem vom Zufall untergeschobenen Zweck, der sich zu Hause im Schlafgemach erreichen ließ. Dazu hält dem Antheil, den der verfehlte Zweck und das Mißgeschick des Verfehlens erregen, der komische Effekt des lezteren das Gleichgewicht.

Aber die Situation wird rein-komisch; denn nicht Neugier, sondern Bequemlichkeit war die Sache des guten Menschen, und kein eigner, sondern ein fremder Antrieb brachte ihn auf den Weg. Man konnte ihm das alte:

„Qu' allais tu faire dans cette galère!"

zurufen; der Zufall rief es ihm durch die That zu.

8. Von komischen Gesinnungen und Gefühlen.

Das Komische in Gesinnungen und Gefühlen ist theils absolut, wie bey Feigheit und Furcht, die im Mißverhältniß als Mittel zu allen Zwecken stehen. Theils entsteht es aus der Verbindung zweyer verschiedenartiger Sinnesweisen oder Gefühle in demselben menschlichen Wesen, deren Widerspruch in ein Mißverhältniß zur Einheit tritt (die man als Zweck jenes Wesens, so wie Gesinnungen und Gefühle als Mittel zu demselben betrachten muß), wenn nicht der Friede des Individuums und auch kein äußerer Zweck von wesentlicherem Interesse als der komische Effekt dieses Mißverhältnisses dadurch gehindert werden.

Oder jenes Komische wird durch Zeit und Umstände erzeugt; wenn dieß eine andere Gesinnung oder Empfindung als die dem Individuum eigenthümliche heischen, wobey dieselbe Einschränkung vorauszusetzen ist.

9. Von komischen Vorstellungen und Darstellungen.

Komische Vorstellungen und Darstellungen umfassen alles Komische, dessen wir gedacht. Je durchgängiger komisch an Handlung, Figuren, Charakteren, Verbindungen, Situationen, Reden, Gesinnungen, Gefühlen, eine komische Darstellung, und in so höherem Grade sie dieß ist: um so trefflicher ist sie.

Wir haben unerreichte Muster des Komischen an Aristophanes, Shakespeare, Cervantes und an unsern komischen Volksdichtungen. Das willkürliche Mißverhältniß der äußern Form bey einer Darstellung zu deren Inhalt und Zweck erzeugt die Parodie. Zahllose Stufen dieser komischen Darstellungsweise liegen zwischen Ironie und Posse.

10. Absichtslosigkeit des Komischen in Bezug auf den komischen Effekt.

Das Komische muß in Bezug auf seine eigene Wirkung durchaus absichtslos entstehen. Bey wichtigen Zwecken würde ein absichtliches Mißverhältniß der Mittel zu denselben, dem komischen Effekt zu Liebe, den Sinn als Unverstand oder Erbärmlichkeit beleidigen; und diese Wirkung die Wirkung von jenem unterdrücken.

Abgesehen davon, hebt ein absichtliches Komisches sich selber auf. Das Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck wird in Hinsicht des lezten Zweckes, des beabsichtigten komischen Effektes, ein richtiges Verhältniß.

Das Bewußtseyn hievon liegt so tief in der menschlichen Seele, daß kein Komisches, welches absichtlich entstand, als ein solches wirkt. Der komische Dichter kann der Begeisterung, die ihn dahin reißt, und zum Werkzeuge seiner eigenen Absicht macht, wir möchten sagen weniger, als der tragische entbehren.

Wollte man unsern Betrachtungen den Vorwurf machen, daß ihr Ernst im Mißverhältniß zu deren Gegenstand wäre: könnten wir nicht viel dawider einwenden.

Daß jener Ernst im Mißverhältniß zu deren Zweck stände, geben wir aber so wenig zu, als wir den Vorwurf befürchten.

v. Klg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Eben werd' ich aber gewahr, daß ich in meinem Bericht von hinten angefangen habe. In Wahrheit zu sagen, ich befinde mich in keiner geringen Verlegenheit! ich soll loben und will loben; aber wie kann ich es aufnehmen mit so Vielen meiner Vorgänger? Wie könnt' ich's wagen, ihnen nachzufliegen, die mit sonnenrothem Angesicht bis in den dritten Himmel sich erhoben, ihre Feder in die Glut der Morgenröthe tauchten, und so viel Schönes, Wundervolles uns berichtet und gedichtet haben? — Müßte ich hin und wieder einen Tadel aussprechen, so würden Heerschaaren in schimmernden Rüstungen gegen mich anstürmen. Muß es denn etwa auch getadelt seyn? — Keineswegs! — ist es gerade nöthig zu dichten und zu phantasiren? — Im Geringsten nicht. Also hübsch der Ordnung nach und in schlichter, klarer Prosa referirt! — Mad. Neumann trat zuerst als Pauline im Testament des Onkels auf, nachher als Syrubelköpfchen, in dem Stück gleiches Namens, das nach einer Abänderung für sie einstudirt war, und wurde als eine liebe, freundliche Bekanntschaft und immer liebliche Erscheinung freundlich aufgenommen. Sie gab die erstere mit edler, einfacher Haltung, bis zu einer gewissen Scene des dritten Akts, mit dem Oheim, wo sie in das Genre französischer Naivität hinüberschweifte. Diese Scene gefiel aber am meisten, und es ist einer fremden Schauspielerin wohl nicht zu verargen, wenn sie nach Effektmomenten greift, in Rollen.

Digitized by Google

wo sie ihr nicht gerade häufig in die Hände laufen. Ueberhaupt gewann sie Beyfall in dieser Rolle, obwohl bedeutende Erinnerungen den Eindruck sehr erschwerten. Zuerst an die verstorbene Rose, die in diesem Charakter unvergeßlich ist, sogar in einzelnen Stellen, wie zum Beyspiel die, wo Pantine das Glas zurückgibt mit den Worten: „Ich danke Ihnen, mein Herr!“ — Dann an die Lindner, für deren Triumph diese Rolle gehalten wurde. Als Sprudelköpfchen war sie in ihrem Element, und zeigte sich nicht als eine gewöhnliche Schauspielerin, die ihre Rollen nur so hinspielt, nach einem gewissen Theaterschlendrian; es war inneres Leben und Wahrheit darin, und bildete sich aus dem Innern hervor, mit all der fein nüancirten Beweglichkeit, die man so selten an den Deutschen, oft an den Italienern, und fast immer an den Franzosinnen findet — ich meine, auf der Bühne. Manches hatte einen zu harten Ton. Zuweilen war das Benehmen etwas zu unwirsch, und bezeichnete Eigensinn oder Bosheit. Davor muß sich das Köpfchen in Acht nehmen, sonst wird das liebe Sprudelköpfchen widrig, und man verzweifelt an der Besserung. Die Scene am Klavier, mit Korn zusammen, der con amore spielte, ging trefflich. Mad. Neumann wurde von unserem gastfreundlichen Publikum gleich nach dem ersten Stück gerufen, und dankte mit einfachen Worten. Im Bräutigam aus Mexiko sahen wir die Gastspielerin als Suschen. Die Rolle soll für sie, oder mit Rücksicht auf sie, geschrieben worden seyn. So scheint es auch. Das Spiel stimmte mit dem Charakter überein. Viel Brillantes, auch viel Treffendes, desgleichen viel Heterogenes: Anmuth und Regsamkeit des natürlichen Lebens — aber keine Einheit und nichts Ganzes. Die dritte Gastdarstellung war Fürstin Eboli. In dieser Rolle gefiel sie mir am wenigsten, und ich möchte sagen, gar nicht. Dabey ist aber nichts verloren, es wurde genug applaudirt; an wahrem Beyfall dürfte kein Ueberfluß gewesen seyn. Es kann seyn, daß ich an die Darstellerinnen dieser Rolle, und an die Darsteller dieses Stücks überhaupt, in vieler Hinsicht übertriebene Forderungen stelle. Der Eindruck, den diese Tragödie in den ersten Jahren ihrer Erscheinung auf mich machte, die Aeußerungen des Dichters, den ich aus diesem seinem damaligen Lieblingswerk öfter ganze Scenen mit Lust und Liebe vorlesen und erklären hörte, die ersten Darstellungen auf dem Theater in Berlin, wo Fleck, die Unzelmann-Bethmann und Mattausch mit seiner geübten, wiewohl etwas ungeregelten Natur, darin zusammenwirkten, dieses und noch vieles Andere mag dazu beygetragen haben. Will man übrigens dasjenige, was ich an unsrer Gastspielerin vorzüglich tadle, durch die abgenutzte Phrase: „südliche Glut“ rechtfertigen, nämlich jenes unsichere, schwankende Wesen, die tragische Ueberspannung, die Verstöße gegen Sinn und Bedeutung der Worte — so hab' ich Unrecht. Richtigkeit des Gefühls, Wahrheit des Ausdrucks und angemessenes Situations-Kolorit können mit der sogenannten südlichen Glut wohl noch bestehen. Eine vortheilhaftere Gestalt für die Eboli kann ich mir nicht denken; in den Scenen mit Karlos und Posa, in den Monologen denk' ich sie mir viel anders. — Als Baronin, in Stille Wasser, stand sie wieder auf einer höhern Stufe. Alle Mittel stehen ihr für diese Rolle zu Gebot; in der sanguinischen Lebendigkeit und dem Anstrich der eleganten Welt prägte sich der Zug des Leichtsinns, die feine Koketterie, welche das Benehmen dieser Dame charakterisiren, glücklich aus. In dem reichen Spiel voll inneren Lebens zeichneten sich mehrere ergreifende Momente aus. Die Aufnahme war belohnend und gerecht. — Eine Leistung voll schöner Einzelheiten war auch die Darstellung der jungen Frau in der Schule der Alten. Das Ganze ziemlich im französischen Styl gehalten, was hier am rechten Ort ist. Der neckisch-kosende Ton gegen den Mann fiel zuweilen in das Zweydeutige und Raffinirte, dadurch verliert der Glaube an die Unschuld ihres Herzens. Diese, oder vielmehr die Unerfahrenheit, wurde ungemein glücklich durch den Ausdruck der Bestürzung über die Deklaration des Duc's bezeichnet. Die Aengstlichkeit bey der überraschenden Zurückkunft Danville's war so peinlich, sowohl im Verhältniß zu jener raffinirten Freundlichkeit, als zu dem unbefangenen Bewußtseyn. Entweder muß es ihr viel Anstrengung kosten, ruhig zu scheinen, oder es bedarf derselben nicht. An glänzenden Momenten und treffenden Zügen fehlte es dieser Darstellung nicht. Man erwartet nun begierig ihr nächstes Erscheinen auf der Bühne als Preziosa. Das Stück wurde auf diesem Theater noch nicht gegeben, und ist eigens für die Gastspielerin einstudirt worden; wird auch mit bedeutendem Aufwand in die Scene gesetzt. Mad. Neumann ist überall mit Theilnahme, Wohlwollen und Auszeichnung aufgenommen worden. Blumen wurden bisher nicht gestreut, Kränze nicht gewunden. Eine schöne Gelegenheit finde ich jezt, das Witzwort eines Spaßmachers in anderer Beziehung anzuführen, wenn es hier nicht unschicklich wäre. Auch Gedichte sind, so viel ich weiß, noch nicht zu Tag gekommen — nämlich bis zum heutigen Tag. Ich meine gute, oder nur mittelmäßige, solche, wovon es der Mühe werth ist, zu reden. Den gewöhnlichen gehirnlosen Singsang, der schon bey dem ersten Ton verräth, welcher Geist darin webt, den würde ich ohnehin nicht erwähnen. So einem Ding muß doch eine gewisse Ansicht zum Grunde liegen; der Mann muß doch wenigstens zeichnen können, der eine Künstlerin malen will; er muß wissen, seine Farbe zu wählen, nicht aus allen Töpfen zugleich, und mit der Quaste statt des Pinsels auftragen. Ich bedaure die Künstler immer, wenn ihnen schlechte Reimereyen, wie die Reimereyen in Coventgarden und Drurylane, an den Kopf fliegen. Ich habe indessen noch keinen gesehen, der Kopfweh davon bekommen hätte. Machen es so viele Dichter und Autoren aber anders? — Steigt Manchem der widerwärtigste Opferrauch wohl in die Nase. Geben sie ihm nicht vielmehr auf allen Schleichwegen und in allen Winkeln recht entgegen? —

Auf diesem Theater trat letzthin ein Kind von acht Jahren, Minna Reichel genannt, in der Erbschaft von Kotzebue, dann als Frix im Hahnenschlag, auf, das eine seltene Erscheinung von kindlicher Anmuth und Natürlichkeit darbot. Durch dieses höchst interessante Kind wird die talentvolle kleine Sonntag, die nun ihrer Mutter und Schwester gefolgt ist, auf das Glücklichste ersezt, und in mancher Hinsicht noch übertroffen. Es ist alles Natur und inneres Leben, alles fließt zwanglos und ohne Zeichen der Ueberlieferung aus dem kindlichen Gemüth, und macht sich durch angemessene Bewegungen und Zeichen kund. Auch die Verse wurden so leicht und gefällig vorgetragen, als ob es keine wären, und man konnte sie doch unterscheiden. Ich bin überzeugt, wenn das kleine Wesen gar niemand brauchte, der ihm die Rollen vorsagte oder einlernte, was jezt noch nicht zu fordern ist, es würde noch weit mehr leisten, und nichts zu wünschen übrig lassen. Es ist die Tochter des verstorbenen Schauspielers Küstner, dessen Familiennamen sie führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juli 1825.

Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Fortsetzung.)

Die Potawatomis glauben an das Daseyn eines einzigen Gottes, Kaschamaneto, großer Geist, genannt. Das Wort Kascha meint zwar groß, aber sie entweihen es nie, indem sie es einem sichtbaren Gegenstande beylegen; jedoch benennen sie zuweilen einen guten Mann damit, um seine nähere Verwandtschaft mit dem Maneto, dem unwiderstehlichen, allmächtigen Wesen, dadurch anzuzeigen. Auch erkennen sie einen Matschamaneto, oder bösen Geist, und gebrauchen das Wort Matscha für alle böse oder unangenehme Gegenstände. Dem ersteren schreiben sie die warmen Winde des Südens zu, während sie dem letztern die kalten Winde und Stürme des Nordens zuschreiben *). Die Wohnung des bösen Geistes ist in den kalten Gegenden, wo die Sonne niemals scheint. Der Kaschamaneto aber wohnt in der Mittags-Sonnenstelle. Sie beten indessen vorzüglich zum bösen Geiste, den sie versöhnen zu müssen glauben, und halten die Gebete beym Guten für überflüssig; auch glauben sie nicht, daß dieser sich durch diese Vernachlässigung beleidigt fühlt. Zuweilen jedoch, in Krankheitsfällen, oder wenn sie im Traume dazu aufgefordert worden, bringen sie auch diesem lebendige Thiere zum Opfer. Dieß geschieht gewöhnlich durch die Aufforderung eines der Oberhäupter, der, nachdem er die Krieger zusammengerufen, den einen nach einem Bock sendet, dem andern ein Racoon zu tödten befiehlt, u. s. w. Auch wenn ihnen die Jagd geglückt, kommen sie zusammen und befestigen den zuerst erlegten Bock, oder ein anderes Thier auf einen Pfahl, und lassen ihn als Opfer für den großen Geist hängen. Die übrige Beute wird im Namen des großen Geistes verzehrt. Dergleichen Opferfeste werden von Gebeten, Gesang und Tanz begleitet und in der Absicht veranstaltet, um Glück in der Jagd und im Kriege dadurch zu erhalten. Im Winter und Frühling sind diese Opfer regelmäßig. Nachdem die Gäste sich bey einem Krieger versammelt, steht dieser auf, schlägt auf eine Trommel und ruft unter vielen Leibesverdrehungen die Gottheit an. Nach ihm nimmt ein Anderer die Trommel und verfährt auf dieselbe Weise. Die Gebete sind in keiner bestimmten Form, wie die Gesänge, die sie bey diesen Gelegenheiten zusammen singen.

Die Vielweiberey ist nicht nur erlaubt, sondern sogar ermuntert, und ein Mann darf so viele Weiber nehmen, als er ernähren kann. Auch rechnet man im Durchschnitt vier Weiber auf einen Mann. Sie sind sehr aufmerksam auf die physische und geistige Erziehung ihrer Kinder. Metea sagte, sein Vater hätte sehr jung angefangen ihn zu unterrichten, und lehrte ihn einen Tag um den andern und eine Nacht um die andere die Sagen, Gesetze und Gebräuche der Nation, „damit er einst seinem Vaterlande

*) Es ist merkwürdig, daß die Hebräer die Bezeichnung des heiligen und unheiligen Geistes auch von dem Worte Wind hergenommen haben.

D. Uebers.

mit seinem Rathe nützlich seyn könnte. Die Erziehung der Knaben fängt im eilften oder zwölften Jahre an; man härtet sie zur Ertragung der Kälte, des Hungers und jeder andern Art von Entbehrung ab. Sie bedienen sich keiner Strenge, um sich ihres Gehorsams zu versichern, wissen sie aber durch die Furcht vor dem großen Geiste zu lenken, indem sie ihnen drohen, daß er ihnen im Fall des Ungehorsams alles Glück verweigern würde. Wenn sie fasten wollen, beschmieren sie sich das Gesicht und Hände mit Kohlen und essen und trinken nichts, bis nach Sonnenuntergang; dann waschen sie sich und nehmen ein mäßiges Mahl. Am folgenden Morgen schwärzen sie sich auf's neue an, und fasten wieder; und so von Tag zu Tag, bis das Stückchen Holz, womit sie das Schwärzen angefangen, und welches sie während der Zeit immer am Halse tragen, verbraucht ist, welches an zehn bis zwölf Tage zu dauren pflegt. Nach diesem geben sie diese Selbstreinigung auf, oder erneuen sie wieder. Man hat nie gehört, daß einer von ihnen die Fasten gebrochen, oder mit Fleiß das Holz schneller verbraucht hätte; ja selbst Kinder widerstehen um diese Zeit allen Versuchungen, und alles dieses aus Furcht, der Gottheit zu mißfallen und an dem Glücke zu verlieren, worauf sie so sehr bauen. Dieser religiöse Sinn aber findet sich nur bey den Männern. Die Frauen, welche sich weder mit der Jagd noch mit dem Kriege beschäftigen, bedürfen auch des Glückes nicht, und der einzige Gegenstand, wofür sie zu beten haben könnten, ist, daß der große Geist ihnen die Liebe ihres Gatten erhalten möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Mina.

Wir haben neulich eine Biographie Mina's erhalten, aus welcher die allgemeine Zeitung in ihren Beylagen einen Auszug gab. Die besten Biographien tragen indessen immer, und zwar desto mehr, je besser sie gerathen sind, den Fehler an sich, in dem Leser den Wunsch übrig zu lassen, den Helden der Biographie persönlich zu kennen, oder gekannt zu haben: ein Wunsch, der um so verzeihlicher ist, als man sich nicht einbilden darf, einen Helden zu kennen, wenn man ihn nicht im Schlafrocke gesehen hat.

Ein Zufall verschaffte mir während meines lezten Aufenthaltes zu London das Glück, Mina im Kreise seiner liebenswürdigen Familie und seiner alten Freunde, wenn ich so sagen darf, im Schlafrocke zu sehen. Wenn Napoleon dem Feldherrn-Talente Mina's, eines seiner furchtbarsten ehemaligen Feinde, so sehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er ihm in den drangvollen hundert Tagen eine Befehlshaberstelle in seiner Armee anvertrauen wollte, so scheint es den Helden unserer friedseligen Zeit um so weniger zuzukommen, das Urtheil des ersten Kriegers unsers Jahrtausends dekritteln zu wollen, als Mina dasselbe auch nachdem Tode seines Richters auf dem ausgebrannten Vulkane im Weltmeere vollkommen gerechtfertigt hat. Mag Mina was immer für einen Welthandel vertheidigt haben: virtus et in hoste laudanda.

Wie ist aber diese Mina, dieser Ueberall und Nirgends, wie ihn seine Feinde so oft nannten, zu Hause? Einer der liebenswürdigsten, gutmüthigsten, geradesten und offensten Männer, wie es vielleicht wenige auf Erden gibt; gut, wie ein Kind, das lächelnd am Schoße seiner Mutter spielt, offen, wie der klare Himmel für jeden Strahl des Lichtes, der von seinen Gestirnen herabfällt, und für jeden Blick, der zu ihm hinaufdringt. Bey der tiefen Seelenruhe, die auf seiner wolkenfreyen, einnehmenden Stirne ruht; bey der Klarheit seines freundlichen Blickes, der nur so tief in die Seele des Fremden zu dringen scheint, als nöthig ist, um dasjenige darin wahrzunehmen, was leichter sich einnistet als verbirgt; bey einem so gutmüthigen, herzlichen, sanften, geraden, einnehmenden Wesen, das diesen Mann auszeichnet, sollte man in ihm Alles eher, als einen Soldaten, vielweniger einen Mina, vermuthen. Es macht der französischen Polizey wahrlich keine Schande, daß er ihr entschlüpfte: er scheint Alles eher, was man sich Gutes denken mag, als der unerbittliche Mina. Es fiel mir sehr auf, an ihm auch nicht eine Spur der kräftigen spanischen Physiognomie zu finden. Sein feines Haar ist licht gefärbt; seine Gesichtsfarbe hell und sanft geröthet; sein Blick mehr klar als feurig; sein Mund ohne die mindeste Spur eines Nebenzuges; sein Kinn mehr rundlich als hervorragend, und seine schöne Nase scheint auf kein anderes Verdienst Anspruch machen zu wollen, als auf die Ehre, in der Mitte eines ehrlichen, einnehmenden Gesichtes zu stehen. Obschon dieser Mann ungemein viel Ungemach in seinem Leben, und erst vor kurzer Zeit sehr großes erduldete, sieht er doch sehr blühend aus, und hat das Ansehen eines rüstigen Vierzigers.

Das „Blümchen Wunderhold," dieser wahre Orden des Verdienstes, oder vielmehr dieser Orden des wahren Verdienstes, wie man es nun nehmen will, schmückt Mina's Brust mehr, als der ihm zugedachte Orden des goldenen Fließes sie kaum geschmückt haben könnte. Es wäre einem Manne seiner Abkunft sehr zu verzeihen, wenn er, nach dem Ruhme, den er sich erworben hat, stolz wäre; und es stünde vielleicht einem Ritter des goldenen Fließes und Siegers in so vielen Treffen weniger an, wenn er herablassend scheinen wollte, oder gar gemein wäre. Keinen von diesen, übrigens „ubi plura nitent," leicht verzeihlichen Fehlern fand ich an Mina: er weiß jeden, ohne alle Fehler unzeitiger Vertraulichkeit so zu behandeln, als ob er ihn seit Jahren sehr wohl kenne. Edle Offenheit scheint mir der Hauptzug in Mina's Charakter, und ich

Digitized by Google

kann noch zur Stunde nicht begreifen, wie dieſe ſich mit dem Talente eines ſo glorreichen Feldherrn vereinigen läßt. Offen gegen den viſirloſen Ritter machte ich in der erſten Viertelſtunde, als ich die Ehre hatte ihn zu ſprechen, ihm mein Geſtändniß hierüber: ſeine Antwort war: „Ich war als Knabe, wie ich jezt bin. Ich habe nie etwas heht getragen.“ In ſeinen Aeußerungen, die er frey fallen läßt, herrſcht ſo viel Klarheit, ein ſo ruhiger und doch ſo durchdringender Verſtand, jedes ſeiner Worte iſt ſo gediegen, daß man ihn wahrlich mit eben ſo viel Ehrfurcht ſprechen hört, als man ihm mit Liebe und Erachtenheit zugethan ſeyn muß, wenn man ihn ſieht. Ich bin in meinem Leben manchem höchſt achtbaren Manne nahe geſtanden; ich muß aber geſtehen, daß ich ſo ſchnell, wie über Mina, über keinen andern mit mir ſelbſt in's Reine gekommen bin. Er zog die Anker und Nägel aus dem kleinen Fahrzeuge meiner Lebensweisheit ſo ſchnell an ſich, wie der Magnetberg in dem Mädchen aus Tauſend und Einer Nacht alles Eiſen aus den Kauffahrtheyſchiffen. Mina ſcheint das große Talent zu beſitzen, und zu verdienen, ehe die Herzen ſeiner Umgebungen hasta la muerte, und nach dieſem Siege über die Freunde, erſt die Schlacht gegen die Feinde zu gewinnen.

Seine Gattin iſt eine niedliche liebenswürdige Brünette, deren ſchönes ſchwarzes Auge Hochachtung gebietet. Seine Schweſter, die erſt vor einigen Monaten aus der Gefangenſchaft zu Barcellona kam, hat ganz die großen Züge der Catalonierinnen und ſcheint, bey Mina's Degen, mehr General in einem Heere von Amazonen, als ihr tapferer Bruder in einem Heere von Caſtillanen; ſie hat indeſſen mit demſelben das gemein, daß ſie, wie man mir ſagte, einen ungemein hellen Verſtand bey einem ſehr edlen Herzen beſizt.

Es wird überflüſſig ſeyn zu bemerken, daß Alles, was diejenigen über Mina in öffentlichen Blättern erzählten, die entweder Partheygeiſt oder die triviale Regel, andere nach ſich zu beurtheilen, auf dem Schlangenpfade der Verläumdung leitete, und die ihn uns als Kirchenräuber, Silberpreſſer ꝛc. ſchilderten, reine Unwahrheit iſt. Mina lebt, im Schoße ſeiner liebenswürdigen Familie, zurückgezogen in einem etwas entlegenen, aber ſehr angenehmen Theile Londons, und genießt daſelbſt nicht blos der Verehrung und Liebe ſeiner mit ihm unglücklich gewordenen Landsleute, ſondern aller derer, die das Vergnügen und die Ehre haben, ihn perſönlich zu kennen.

Ein ganz anderer Charakter iſt Señor Don Palarea einſt Medicinæ Doctor, nun aber berühmter durch die globuli martiales, die er manchen verſchrieb, als durch die Pillen, die er ehevor ſeine Kranken verſchlingen ließ. Eine mehr heroiſche Geſtalt habe ich ſelbſt in unſeren vielfährigen lezten Kriegen nicht geſehen, wo die Winde aus allen Punkten der Windroſe Krieger herzublaſen ſchienen. Palarea's Kopf würde eine herrliche Büſte eines Ajax geben, die kein Phydias ſchöner idealiſiren könnte. Ich habe viel mit Spaniern gelebt, und mein Auge iſt mit den ellenlangen ſpaniſchen Phyſiognomien vertraut; doch ein ſo langes Geſicht, eine ſo breite Stirne, ſolche Feuerräder von Augen, die ſelbſt noch im Schatten ſchwarzbuſchigter Augbraunen wie Sterne blitzen, ſo kräftige Züge und ſo breite Bruſt habe ich noch keine geſehen. Die Adern ſchwollen ihm an der Stirne, und ſeine hochgewölbte Bruſt, nicht ſein braunes Geſicht, färbte ein tiefes Roth, als er mir, auf ſein Kanapee hingelehnt, und die Bruſt unbedeckt, im Schlafrocke einen Theil der Rede wiederholte, die er einſt in ſeinem Vaterlande gegen die Perſas hielt. Er verſicherte mir dabey, er ſpreche in voller Ruhe. Einen Mann, in deſſen Adern mehr Feuer als Blut wallt, denn in Palarea's, habe ich noch nicht gefunden, ich bin noch keinem Manne gewichen, mit dem mein Schickſal mich zuſammenführte; allein ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht weiß, ob ich nicht das Loos der Thiere jener Heerde theilen würde, in welcher Ajax wüthete, wenn dieſer celtiberiſche Ajax gegen mich wäre. Daß bey einem ſolchen Feuer, deſſen nur der Bewohner des Südens fähig iſt, kein Arg im Herde liegt, iſt jedem offenbar, der des Menſchen Herz kennt. Palarea iſt ſo gerade, als die Flamme, die aus dem Veſuv auffährt, und wird, wie dieſe, nur dann verlöſchen, wenn der Vulkan ausgebrannt ſeyn wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London. 9. Juni.

Ich erwähnte in meinem lezten eines Beyſpiels des Fanatismus auf dem Lande; und ſiehe da, Ihnen jezt ein Seitenſtück dazu, und zwar von einer noch empörenderen Art als jenes, zu erzählen, das uns leider unſere Hauptſtadt liefert. Vor ein Paar Tagen nämlich wurde ein Mann von den Vorſtehern ſeines Kirchſpiels vor einen Polizeykommiſſär gebracht, welcher ſeine Tochter aus dem Hauſe geſtoßen hatte und ſich weigerte ihr eine Verſorgung zu geſtatten. Aus der Ausſage des Mädchens und anderweitiger Unterſuchung erhellte es, daß der Vater, ein Schneidermeiſter von Profeſſion, vor 3 Jahren ein Mitglied der Glaubigen an die Johanna Southcote und den neuen Schiloh geworden war, und da er ſeine Frau und Tochter nicht zu demſelben Glauben bereden konnte, ſo ſtieß er beyde von ſich. Was aus der Frau geworden, ſollen Niemand recht zu wiſſen; die Tochter diente als Magd, bis ſie vor einigen Wochen krank wurde, und gezwungen war zu ihrem unmenſchlichen Vater zurück zu kehren. Dieſer hat zwey Häuſer, in denen er wechſelsweiſe wohnt, und dieſe fand ſie voller Weibsleute von ihres Vaters Religion, die ihm eine Art von Harem bildeten, und unter dieſen eine neue Johanna, ein Weib von gräßlichem Anſehen, mit geſpaltener Lippe und Naſe, das den jungen Schiloh hervorzubringen verſprach, und die Wiedereinſetzung des Sabbath anſtatt des Sonntags zum Hauptgegenſtand ihrer Predigten machte. Der Schneider hatte bereits

einen prächtigen Scharlachrock für den erwarteten Erlöser gemacht, den aber einstweilen die Mutter mit löblicher Oekonomie in einem Pfandhause versezt zu haben scheint, um inzwischen die Frucht ihres Leibes durch die Kraft des allbelebenden Gin (Schnapps) zu stärken. Dem armen Mädchen wurde aufs neue zugesezt, ein Mitglied dieser ehrbaren Gemeinde zu werden, und sie, da sie sich dessen weigerte, als ein räudiges Schaaf aus dem Hause gestoßen. Der schändliche Vater erhöhte sein Verbrechen, indem er die Mutter und Tochter zu verläumden suchte; aber am Ende mußte er sich bequemen, die geforderte Gewährleistung für den Unterhalt seiner Tochter zu geben.

Indessen geschieht alles, was nur geschehen kann, um den Aberglauben zu vertreiben; man weiß, wie zahlreich hier die Armenschulen sind, und ihre Menge wird täglich größer. Am 1. d. M. bey der jährlichen Versammlung der Jugend, welche in London unter der Leitung der Anglikanischen Kirche erzogen wird, und zwar nur der, welche in den verschiedenen Stiftungen leben, und nebst der Erziehung auch Nahrung und Kleidung erhalten, waren in der St. Pauls Kirche, nicht weniger als 6000 Kinder zugegen. Diese unschuldigen Geschöpfe, in ihren mannigfaltigen und mitunter wunderlichen Anzügen, von ihren Lehrern und Lehrerinnen und den Vorstehern der verschiedenen Stiftungen begleitet, und von einer unzählbaren Menge Zuschauer beyderley Geschlechts, besonders aber von Frauenzimmern aus den höheren und mittleren Ständen, umgeben, unter dem prächtigen Gewölbe dieses herrlichen Doms, zwischen den Denkmälern der Söhen Britanniens, und unter den Trophäen eroberter Fahnen, womit die Decke dieser Kirche behangen ist, versammelt, bildeten einen eigenen Anblick; indessen wäre es unmöglich, selbst für eine geübte Feder einen Begriff hievon zu geben. Oder wer vermöchte es, eine Beschreibung von dem Eindruck zu liefern, welchen der schallende Halleluja-Gesang dieser Tausende von hellen Kinderstimmen in dem hallenden Gewölbe auf die Seele macht. Man erzählt von einem deutschen Komponisten (ich erinnere mich nicht, ob es Händel oder Haydn gewesen), daß er, als er diesen Gesang zum ersten Mal vernahm, entzückt ausrief: „nie hätte ich geglaubt, daß die Musik einer solchen Wirkung fähig wäre!“ und damals waren es doch nur 4000 Stimmen, welche sangen.

Die Armenschulen unter Lancaster und Bell's System sind im größten Flor; die mechanischen Institute vermehren sich alenthalben, und dehnen sich fortwährend aus; aber die wohlthätigsten aller Anstalten sind meiner Meynung nach die Schulen für junge Kinder, die vor ein Paar Jahren eingeführt worden sind, und täglich mehr in Aufnahme kommen. In diesen Schulen werden Kinder von achtzehn Monaten an zugelassen, unglückliche Geschöpfe, deren Mütter gezwungen, ihren täglichen Arbeiten nachzugehen, sie sonst ohne alle physische und moralische Aufsicht in ihren engen Wohnungen eingeschlossen und der gesunden Luft beraubt, oder in ihren schmutzigen Gassen herumlaufend, allen üblen Zufällen und bösen Beyspielen ausgesezt, zurücklassen müßten. Die jezt beglückten Kleinen spielen in diesen Schulen zwar mehr, als daß sie Unterricht erhalten, denn dieser beschränkt sich höchstens auf die Erklärung von Bildern und dergleichen, welche an den Wänden herumhängen, aber sie werden doch an Ordnung, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit und Gehorsam gewöhnt, sind gegen die meisten Zufälle geschützt, welche Kinder ohne Aufsicht befallen können, und lernen zum Wenigsten — nichts Böses! Beynahe bis zum siebenten Jahre ist das Alter, welches der lebhaftesten Eindrücke fähig ist, und die armen Kinder, welche bis dahin sich selbst überlassen gelebt haben, sind, wenn sie dann die Schulen besuchen, schon so verdorben, daß sie kaum mehr zu bessern sind; gebe also der Himmel, daß dieser neue Plan recht allgemein verbreitet werde, besonders in großen Städten! das daraus entspringende Gute würde sich schon in wenigen Jahren in einem verbesserten gesellschaftlichen Zustande zeigen.

Der Plan zur Stiftung einer Londner hohen Schule kommt immer seiner Reife näher, und wird gewiß ausgeführt, wenn die Eifersucht der alten Universitäten die parlamentarische Bestätigung desselben nicht zu verhindern weiß. An Vorurtheil fehlt es leider dort nicht!

Das Oberhaus hat einen zweyten Beweis seiner Unduldsamkeit in der Verwerfung eines Gesetzesvorschlages gegeben, wodurch die Heirathen der Unitarier durch ihre eigenen Prediger als gültig anerkannt, und Personen dieses Glaubens der zwangvollen Nothwendigkeit überhoben werden sollten, sich einer Formel zu unterwerfen, die sie als gotteslästerlich betrachten, und der Geistliche der englischen Kirche die Kräutung, eine feyerliche Ceremonie an Leute zu verschwenden, die ihm am Ende derselben einen Protest einreichen, der ihn, wenn er selbst an seine Religion glaubt, empören muß. Bekanntlich müssen in England alle Heirathen, um gesetzgültig zu seyn, von einem Priester der englischen Kirche geschlossen werden, und nur die Juden und Quäker sind von diesem Zwange ausgeschlossen, von welchem die Unitarier und die Sektirer überhaupt gleichfalls befreyet zu werden wünschen. Aber man fürchtet durch eine so gerechte Verwilligung die Sporteln der Geistlichkeit zu vermindern; und dieser Rücksicht muß jede andere weichen.

Der König läßt sich jezt häufig im Publikum sehen; er war seit drey Tagen bey dem großen Pferderennen in Ascott zugegen, und hat heute wieder ein großes Levee, zu welchem sich Alles bringt, was nur einigermaßen auf die Auszeichnung, vorgestellt zu werden, Anspruch machen darf. Der Anblick zu Ascott war wirklich unvergleichlich. Der Monarch selbst, ein schöner, stattlicher Mann, umgeben von einem zahlreichen glänzenden Hofe, die endlosen Reihen reicher, offener Equipagen, mit den schönsten Frauen Englands, die Tausende von Herren, auf schönen muthigen Pferden, die zahllosen Zuschauer zu Fuße, bestehend aus Bürgern, Landleuten, Polizeydienern und — Dieben, alle mit dem eigenem Kleiderschnitt und Gesichtsausdruck ihres Standes, und dann die Pferderennen selbst — wer den Auftritt nur malen könnte. Natürlicherweise mußten sich bey einem solchen außerordentlichen Zusammenlauf von Menschen Unglücksfälle ereignen, auch verlor ein Herr durch einen Sturz das Leben. Einer unserer Richter (Bayley) hatte einen silbernen Becher als Preis mitgebracht, für den ein Rennen stattfinden sollte, es geschah auch, aber es war kein Wettrennen, ein Dieb erwischte ihn, und rannte ganz allein, und ohne bemerkt zu werden, damit davon. Dem Herzog von York, erzählt man, sollen nach dem Absteigen sein und seines Reitknechts Pferde von einem Gläubiger in Beschlag genommen worden seyn. Ob die Geschichte diesesmal wahr ist, weiß ich nicht, aber dergleichen ist dem armen Herzog, der der Gläubiger gar viele hat, schon oft geschehen. Seine Königliche Hoheit soll seinem Schneider allein 12,000 Pfund Sterling schuldig seyn.

Buckingham-Haus im St. James-Park soll zu einem großen Pallaste umgeschaffen werden; man hat bereits mit den Arbeiten angefangen.

Ein Mitglied des Unterhauses erzählte neulich, als ein Beyspiel der Kostspieligkeit der Prozesse in unserem berüchtigten Kanzlerhofe, daß in einem Prozesse, den er selbst darin gewonnen, jedes hundert Pfund, das ihm zuerkannt ward, über acht und achtzig Pfund gekostet — das nenn' ich doch eine billige Gerichtspflege. Indessen sizt eben eine Kommission zur Untersuchung dieses Gerichtshofes, und man hofft Verbesserungen darin an Zeit und Unkosten!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juli 1825.

Nachsicht wird stets die Amme arger Schuld.

Shakspeare.

Selina, oder die Weiber unserer Zeit.

Ein Sittengemälde.

Selina Harrington war ein schönes Kind; ihre dunkelgraue Augen und schwarze Augenbraunen erhoben ihre blendend weiße Haut, ihr schönes Haar, welches ihre Mutter in langen Locken über ihre hübschen Schultern herabfallen ließ, gab ihr ein eigenes Ansehen, welches Mistriß H. so gern ihren Kindern gab, damit sie nicht wie anderer Leute Kinder aussehen möchten. Natürlicherweise wurde sie von einem Jeden bemerkt und geliebkost: auf diese Weise ward sie früh gewöhnt, Liebe und Bewunderung zu finden, ward es ihr Streben durch's ganze Leben solche zu erlangen, koste es was es wolle. Sie besaß einige gute Fähigkeiten; der Scharfsinn und die Schnelligkeit, welche ihr so viele Bewunderung zuzogen, waren indessen augenscheinlich studirt und gesucht. Im vierten Jahre las sie schon vollkommen, im fünften wiederholte sie schon Stellen aus dem Shakspeare; damals schon ließ man sie Romanen lesen — und als ich ihren Vater fragte, warum er sie solches unsinnige Zeug lesen ließ, meinte er, die Irrthümer, die sie dadurch ergreifen könnte, ließen sich schon vertreiben, wenn sie einmal älter wäre; sie würde der Dichtungen schon müde werden, und dann gern nützliche Bücher lesen, während inzwischen sich ihre Sprache und ihr Styl bildeten.

Als Selina acht Jahre alt war, schickte man sie in die Schule; sie hatte jezt mehrere jüngere Geschwister, aber sie blieb der Liebling der Eltern. Selina fand indessen die Schulstudien weit weniger unterhaltend, als die Leserey zu Hause, und sie erregten ihren ganzen Widerwillen. Die kleinen unschuldigen Kunstgriffe, deren sie sich früher bedient hatte, wurden jezt zu dem ernsteren Streben benuzt, ungestraft ihre Aufgaben vernachlässigen zu können. Ihr früh entwickelter Geist fand in den Mädchen ihres Alters unpassende Gespielinnen, und die älteren nannten sie zu listig, so, daß sie von der einen Hälfte gemieden und von der andern zurückgestoßen ward. Bald fing sie also an, sich zu bereden, sie würde sehr mißhandelt, und in ihrer romantischen Stimmung sezte sich eine Unzufriedenheit bey ihr fest, die sie nie verließ. Schmeicheley und falsches Lob vermehrten nur noch diesen Hang zu romantischer Grillenfangerey, und bald erklärte sie, es wäre ihr unmöglich, das gewöhnliche Schlaraffenleben anderer Menschen zu führen. Frau Harrington sah endlich die Irrthümer ihrer Tochter ein, und suchte sie zu verbessern; aber das war das Weben von Penelopens Netz; denn sobald sie einen Eindruck gemacht zu haben glaubte, ward er von der blinden Liebe ihres Mannes sogleich wieder verwischt. Zum Unglück für Selina starb ihre Mutter, ehe sie ihr fünfzehntes Jahr erreichte. In einem solchen Alter, und mit solchen Neigungen als wir beschrieben, aufsichtslos zu werden (denn sie merkte bald, daß sie aus ihrem Vater machen konnte, was sie wollte), war ein wahres Unglück für sie; dazu bekam sie auch die Herrschaft über ihre Geschwister, außer ihrem ältesten Bruder, den sie haßte, weil er ihr dann und

wann die Wahrheit sagte. Sobald Heer Harrington den ersten Schmerz seines Verlustes überstanden hatte, stellte er seiner Tochtee ihre Pflichten vor, und beschwor sie, für ihre jüngeren Geschwister (es waren ihrer jezt sieben) eine Mutter zu seyn, und übergab ihr für die Zukunft die Aufsicht über seine Haushaltung, dee sie auch für eine kurze Zeit, der Neuheit wegen, recht gut vorstand. Aber diese Pflichten wurden ihr bald zu einförmig; es fehlte ihnen an allem romantischen Schwung, und wie sollte das ein Mädchen von Genie aushalten! Sie überließ diese gemeinen Sorgen also der nächsten Schwestee, die dann kaum dreyzehn Jahre alt war. Selina brachte ihre Zeit nun damit zu, in ihrem Kabinete Romanen zu lesen, oder Liebesbriefe zu schreiben, oder sie ging aus, um Abenteuee zu suchen, denn ohne diese war ihr das Leben eine Last.

Einst begegnete ich ihr mit einem Freunde: ihr Anzug war so übertrieben und ihr Gesicht so geschminkt, daß ich Mühe hatte, ihn zu überzeugen, daß sie ein achtbares Frauenzimmee wäre. Er verließ mich und ging ihr nach; er redete sie an und sie antwortete, nahm seine Addresse und bewilligte ihm eine Zusammenkunft; ein Briefwechsel entspann sich, denn Selina konnte unmöglich eine Gelegenheit entschlüpfen lassen, ihr Talent zu zeigen, und bald wurde er als ein Bekannter ihrer einzigen Freundin bey ihrem Vater eingeführt. Diese Freundin war von gleichem Schlage wie sie, hatte wie sie frühzeitig ihre Mutter verloren, war wie sie von einem thörichten Vatee verzogen worden, und Beyde halfen einander treulich auf dem Wege des Verderbens. Sie nahmen keinen Anstand, allein mit einandee die Schauspielhäuser zu besuchen, sich mit unbekannten Männern in Gespräche einzulassen, ihnen zu schreiben, u. s. w., bis endlich Selina sich beredete, alle die Schmeicheleyen, welche Männee leichtfertigen Frauenzimmern in's Ohr zu raunen pflegen, seyen ernsthaft gemeint, und jeder Mann, der sie ansah, wäre in sie verliebt; wenigstens fand sie keinen Anstand, es andern glauben zu machen, denn eine unschuldige Lüge hatte für Selinen nichts Abschreckendes mehr. Oft habe ich sie im Schauspielhause gesehen, wo ihre sonderbare Kleidung und ihr freches Wesen die Augen aller Männee umher auf sich zogen, und sie dieß Alles für Bewunderung nahm. Ich habe sie diese Eroberungen gegen ihren Vater rühmen hören, und dieser wae so blind als sie selbst, und nahm es sehr übel, wenn ihn ein Freund eines bessern belehren wollte. Ihr Vater gab ihr eine bedeutende Summe jährlich zum Nadelgelde, aber dieß konnte bey ihrem übertriebenen Wesen nicht hinreichen, und sie befand sich bald in Schulden. Diese verursachten ihr nun wirkliche und ernsthafte Sorgen und Bekümmernisse, die sie aber sorgfältig vor ihrem Vater verbergen mußte. Auch mußte sie sich jezt entschließen, damit ihre häufigen Wanderungen nicht zulezt Verdacht bey ihm erregen möchten, wenn sie ausging, eine jüngere Schwester als Deckmantel mitzunehmen. Alles dieses vereinigte sich, zulezt ihre Gesundheit und ihren Frohsinn zu untergraben; sie wae noch nicht neunzehn, und doch fing sie schon zu welken an, und wae in Gesellschaft nur dann aufgeweckt, wenn irgend ein Abenteuee ihre Lebensgeister rege machte, und da benahm sie sich oft so leidenschaftlich, daß sie ihee Thorheiten lange nachher zu bereuen hatte. Sie ward unzufrieden mit sich selbst, das väterliche Haus, wo sie nichts als Unordnungen sah, die ihre Unachtsamkeit und Verschwendung herbeygeführt, ward ihr unausstehlich, und das romantische Mädchen, dessen Fehlee mehr vom Kopfe als vom Herzen ausgegangen waren, artete allmählig in ein verschlagenes, ränkevolles Weib aus, dem es an jedem besseren Gefühle fehlte. . . . Ihr Vater ward ihr lästig und endlich verhaßt; aber doch wußte sie ihn noch immer in seiner Verblendung zu erhalten.

Endlich öffnete ihm ein Freund die Augen; er sah mit Entsetzen, auf welchem Wege die zu sehr geliebte Tochtee sich befand; in jedem andern Frauenzimmer würde er eine solche Lebensart unverzeihlich gefunden haben, aber seiner Selina konnte er Alles verzeihen — ja seine Verblendung ging so weit, daß er das meiste, was ee von ihr hörte, der Eifersucht Anderer zuschrieb, denn ee sah wohl (obgleich er nicht recht begreifen konnte, warum), daß alle Frauenzimmer ihres Standes sie mieden, und meynte, die Männer sprächen aus noch schlimmern Absichten übel von ihr.

Selina suchte inzwischen durch Schriftstellerey sowohl ihre Langeweile zu stillen, als Mittel zu neuen Verschwendungen zu suchen; aber beyde Absichten schlugen ihr fehl: das Gewissen wollte sich nicht niederschreiben lassen, und die Buchhändler wußten ihr oberflächliches Talent und falsche Weltkenntniß richtiger zu würdigen als sie. Neue Ursachen des Verdrusses. Inzwischen bemerkte sie auch das Hinschwinden ihrer Reize; sie sah ein, daß nichts als ein endloses Streben von ihrer Seite die Aufmerksamkeit der Männee fesseln konnte; dieß erregte ihren Neid; alle Frauenzimmee ihrer Bekanntschaft wurden das Opfer ihree boshaften Zunge, und endlich fand und fühlte sie so sehr, daß sie die allgemeine Verachtung der Welt verdient hatte, daß sie alle Scheu abwarf und ihrem Urtheil trotzte. Doch hielt sie es noch immer für nothwendig, ihren Vater in seiner freywilligen Blindheit zu erhalten; sie machte ihm Jedermann verdächtig, schwärzte einen Jeden bey ihm an, erfand die kleinsten Vergehungen ihrer Geschwister zu Verbrechen, damit ee ihren eigenen bösen Wandel nicht sehen möchte. Bey all dem hatte ihe Mangel an Herzenswärme und ihre List noch bis jezt die vielen Versuche auf ihee Ehre zu vereiteln gewußt, die ihr ihr freyes Wesen beständig zuzogen, und im zwanzigsten Jahre war

sie noch so glücklich dasjenige zu besitzen, was die Welt die Tugend eines Frauenzimmers zu nennen pflegt. Aber auch diesen Trost sollte sie zulezt verlieren, und der Druck ihrer Schulden war es, der sie in die Falle lockte. Ein Edelmann wußte sie aufs Land zu locken, und ließ sich durch seinen verkleideten Bedienten mit ihr trauen. Eine kurze Zeit fühlte sie sich glücklich auf dem Gipfel von getäumter Größe; aber nur zu bald erfuhr sie, daß man sie getäuscht, und zu gleicher Zeit erhielt sie die Nachricht, daß ihre Verschwendungen und Vernachläßigungen ihren Vater nahe an den Bettelstab gebracht. Der Elende, der sie um ihr lezres Gut betrogen, verließ sie endlich auch; aber zu sehr an Luxus gewöhnt, um sich in eine einfache Lebensart zu fügen, ja zu unwissend, um sich durch irgend eine Arbeit ernähren zu können, warf sie sich in die Arme anderer Wollüstlinge. Endlich aber trieben sie Noth und Gewissensbisse zur Verzweiflung, sie endigte ihr elendes Daseyn durch Gift — und Selina, die schöne, stolze, vergötterte Selina, die, unter so günstigen Umständen geboren, auf das höchste Erdenglück Anspruch machen durfte, und deren Wünsche und Hoffnungen sich so hoch erhoben hatten, Selina ward als entstellter Leichnam aus einem Hause der Armuth in dürftiger Stille in die lezte Behausung hingetragen, wohin ihr nur der Jammer ihres elenden, strafbaren Vaters folgte.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Beschluß.)

Gebrechliche Kinder werden mit vieler Sorgfalt behandelt, und einen hülflosen Menschen hart behandeln wird als schimpflich angesehen. Es geschieht zwar manchmal, daß Mütter schwächlich geborne oder uneheliche Kinder umbringen; aber die That wird mit Abscheu betrachtet, und nicht selten von der Familie bestraft. Gleichfalls sind die Beyspiele von der Zurücklassung alter und hülfloser Eltern, um sie dem Hungertode preis zu geben, sehr selten. Ja Metea läugnete, daß so etwas je geschehen. Manchmal geschieht es indessen, daß Personen in heftigen Krankheiten auf ihr eigenes Verlangen umgebracht und die Leichname verbrannt werden, um das Verbreiten der Krankheit zu verhindern. Sie sind überhaupt sehr aufmerksam gegen alte Leute, und brüsten sich auf diese Tugend mehr als auf irgend eine andere. Blödsinnige haben es in ihrer Familie immer gut, doch sind müßige und närrische Menschen bey Fremden zuweilen dem Spotte ausgesezt. Manche hegen sogar gegen Blödsinnige eine Art von Hochachtung, eben so wie die Wahnsinnigen, von denen sie glauben, daß sie im Umgang mit der Gottheit stehen. Es wird zwar viele Sorgfalt auf den Wuchs des Körpers verwendet, aber der Gebrauch, die Köpfe nach einer gewissen Form zu drücken, der nur bey einigen Nationen herrschend ist, findet sich bey dieser nicht. Indessen ist es an den Köpfen, daß sich die indischen Völkerschaften am besten erkennen lassen, obgleich die scharfsinnigeren Indianer sie auch an der übrigen Gestalt, der Farbe, der Bildung der Knee, Beine und Füße unterscheiden.

Sie lassen sich nicht mit dem Fremden in Unterredung ein, und begrüßen ihn nicht einmal; aber ist er kein Feind, so ist es einer gastfreundlichen Bewirthung gewiß. Gegen den Feind aber sind sie über alle Beschreibung grausam, und der Beweise, daß diese Nation, so wie überhaupt alle, welche zur Allongnin-Race gehören, das Fleisch ihrer Gefangenen verzehren, sind so viele und so überführende, daß nichts als hartnäckige Blindheit noch daran zweifeln könnte. Hunger, Rachsucht und der Aberglaube, durch den Genuß des Fleisches und besonders des Herzens eines tapfern Feindes Tapferkeit zu erlangen, sind die Hauptursachen dieser Barbarey. Beyspiele davon ereigneten sich noch während der Belagerung des Fort Meigs im Jahr 1813. Unter einigen Stämmen essen alle Menschenfleisch. Bey den Potawatomis aber beschränkt sich dieser Gebrauch auf einen Verein, dessen Vorrecht und Pflicht es ist, bey jeder Gelegenheit wenigstens einen der Feinde zu verzehren. Zuweilen wird das Fleisch getrocknet und mit in die Dörfer genommen. Die Mitglieder dieses Vereins sollen nicht nur selbst große Gaben besitzen, sondern auch solche an andere mitzutheilen vermögen. Man behauptet indessen nicht, daß Menschenfleisch gewöhnlich gegessen wird, sondern daß solches nur bey gewissen Gelegenheiten aber unter den grausamsten Umständen geschehen ist. Einem Offizier z. B., unter dem Befehle des Generals Hammer, welcher den Miamis in die Hände gefallen war, wurden Stücke vom Leibe geschnitten und vor seinen Augen gebraten und verzehrt.

Amors Befreyung.

Wie an der Leimruth' klebte an Chloe's Lippen einst Amor,
Bat und flehte mich an: „komm, befreye mich doch!"
„Sag' mir an, wie?" — „Löse durch Küsse, was mich an der Lipp' hält."
Jubelnd bereit war ich, was er gerathen zu thun:
Küsse häuft' ich auf Küsse, und frey war Amor; doch immer
Strömt noch Kuß auf Kuß, strömet und kennet kein Ziel.

Digitized by Google

Kupido.

Da dein Auge verbunden, wie zielst du, Amor, wie treffst du?
„Meinen Pfeilen lauf selber entgegen das Wild."

Täuschung.

Noch ist Frühling nicht, doch hör' ich der Nachtigall Stimm
Täuschung! es tönte mir Lolli's silberner Laut.

Matthäi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Juni.

Neulich starb hier ein ehemaliger Notar, Mitglied des vormaligen Corps législatif und Maire der Stadt Paris, Namens Boulard, ein Mann, der nicht so sehr durch seine Aemter bekannt war, als durch seine große Bücherliebhaberey, welcher er sich mit ganzer Seele hingegeben, seitdem er sich aller öffentlichen Geschäfte entschlagen zu müssen geglaubt hatte. Er besaß ein sehr beträchtliches Einkommen, welches größtentheils auf den Ankauf alter Bücher verwendet wurde, denn die alten Bücher hatten bey ihm den Vorzug vor den neuen. Die Lieblingsbeschäftigung dieses Mannes war, täglich Morgens und Nachmittags einen Besuch bey den Bücherträdlern anzustellen, sich da allerley auszusuchen, das er dann, wenn es wenig war, in seinen breiten und langen Taschen heim brachte, oder, wenn es beträchtlich war, sich des Morgens ins Haus bringen ließ, wo sich dann oft ein halbes Dutzend Bücherträdler mit ihren Ballen zusammentrafen, und nach einander zur Audienz vorgelassen wurden. Dieses regelmäßige Herumschwärmen und Aufkaufen bey den Trödlern war ihm ein unerläßliches Lebensbedürfniß geworden, worüber man sich auch in einem Karikaturblatte lustig gemacht hat. Man erzählt, daß, als seine Frau noch lebte, diese, nach Art der Frauen, des beständigen Trödelns und Aufkaufens alter Bücher in ihrem Hause überdrüssig geworden, und daß der gutmüthige Boulard, um seine Ehehälfte zu befriedigen, seiner Bücherwuth Einhalt gethan, und nicht mehr ausgegangen sey, um Jagd auf die alten Bücher zu machen. Nun sey der Mann ganz schwermüthig geworden, habe täglich an Gesundheit und Lebenskräften abgenommen; sein Zustand sey dem Arzte bedenklich vorgekommen; dieser habe der Frau gerathen, nachzugeben; sie sey darauf am Namenstage des geliebten Mannes in Begleitung mehrerer Bücherträdler, jeweder mit einem Bücherballe unter dem Arme, auf sein Zimmer getreten, und habe ihn gebeten, doch künftighin wieder ungestört seiner Neigung zu alten Büchern nachzuhängen, worauf sich sogleich die Heiterkeit über das Gesicht des guten Boulard verbreitet habe. Durch das, dreyßig Jahre lang fortgesetzte, des stätige Aufkaufen alter Bücher, hatte sich nach und nach das sehr geräumige Hotel, worin er wohnte, mit Ballen derselben angefüllt. Anfangs war ein Theil des Hotels vermiethet worden. Allein die Miethleute mußten einer nach dem andern fort, um den Büchern Platz zu machen. Manche Zimmer sind von oben bis unten mit Schichten von Büchern voll, die noch zusammenliegen, wie die Trödler die Ballen gebracht haben, ohne daß sie je geöffnet worden wären. Mehrmals, wenn ein Freund irgend ein Buch von dem gefälligen Boulard entlehnen wollte, antwortete dieser, er habe zwar mehrere Exemplare von diesem Buche, er wisse aber nicht, wo sie seyen, und er wolle also noch eins kaufen, um es verleihen zu können. Er hatte mehrmals gesucht, in die Académie des Inscriptions aufgenommen zu werden, da er wirklich ein gelehrter Mann war, und mehrere nützliche Werke herausgegeben hat, besonders Uebersetzungen aus dem Englischen. In einem gedruckten Schreiben, worin er seine Ansprüche auf eine Akademikerstelle geltend macht, führt er auch an, wie er manche Bücher vor dem Untergange gerettet, und so der Literatur gedient habe. Es ist wahr, ohne ihn wären manche Bücher schon längst zu Pfefferdüten zerfetzt worden. Von manchen theologischen Büchern, die er aus Achtung vor dem Jansenismus beständig aufkaufte, soll er sogar die meisten Exemplare, die im Buchhandel noch vorräthig waren, besitzen. Seine Bibliothek mag sich bey seinem Tode auf fünfzigtausend Bände belaufen haben. Würde dieselbe mit einem Male wieder in den Handel zurückgeworfen, so würde dadurch ein allgemeines Sinken der Preise alter Bücher erfolgen, wie die Staatspapiere sinken, wenn eine allzugroße Menge von Renten auf der Börse verkauft wird. Um dieß zu verhindern, sollen zwey starke Buchhändler sich erboten haben, die gesammte Masse von Büchern anzukaufen, um sie nur nach und nach wieder in den Handel gelangen zu lassen. Ein Katalog wird sich von jenem Wuste, in welchem sich jedoch manches Gute befindet, schwerlich abfassen lassen. Sollte dieselbe versteigert werden, so wird man die Bücher centnerweise oder per Kubikfuß verkaufen müssen. Dieß würde einen großen Abstich mit der Langlès'schen Büchersammlung machen, deren Verkauf neulich beendigt worden ist, und ungeheure Summen eingebracht hat. Eine Menge kleiner Traktätchen sind weit theurer verkauft worden, als sie neu mögen gekostet haben, manche in Indien gedruckte Bücher hat man zu zwölf bis zwanzig Louisd'or zugeschlagen. Ueberhaupt hat dieser Verkauf einen Beweis davon gegeben, in welch hohem Ansehen jetzt in Europa die morgenländische Literatur steht. Aus allen Gegenden waren Bestellungen eingekommen, die meisten großen Bibliotheken Europa's schien man mit orientalischen Werken aus der Langlès'schen Sammlung bereichern zu wollen, allein an manchen Orten hatte man sich keine Vorstellung von dem Eifer gemacht, womit solche Werke, besonders die Hülfsbücher zum Erlernen morgenländischer Sprachen, jetzt nachgesucht werden, weßhalb auch manche fremde Bibliotheken bey dieser Versteigerung leer ausgegangen sind. Ueberhaupt stehen Bücher, welche am Ende der napoleon'schen Regierung, unter den großen Kriegen, eine ziemlich verrufene Waare waren, jetzt doch im Preise, und die meisten neuen Werke werden mit weit mehr Eleganz und Luxus gedruckt, wie zuvor, und dieses zeugt, dünkt mich, nicht allein von dem allgemeinen Wohlstand der französischen Nation, sondern auch von dem Ansehen, worin jetzt Geistescultur in der Welt steht. Auch werden hier beständig noch spanische Werke, besonders freysinnige, gedruckt. Für Spanien können dieselben wohl nicht bestimmt seyn, denn erstlich fehlt es dort an Geld, um Bücher zu kaufen, und zweytens läßt die spanische Politik keine vernünftigen Bücher über die Gränze. Die hiesigen Pressen werden also nur für die südamerikanischen Freystaaten arbeiten, wo das Licht von allen Seiten eindringt, die sich aber noch in einer solchen Indolenz und Geistesschwäche befinden, daß sie selbst wenig Bücher zu Tage fördern. Schwerlich werden alle Pressen zusammen unter dem Aequator jährlich so viel Bücher hervorbringen, als deren die beyden Leipziger Meßkataloge ankündigen.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juli 1825.

Lieb' eine Führung ist des Herrn;
Bald vor euch gehet her ein Stern,
Bald Feuer in der Wolke.
Sie führt euch, wo und wie sie will,
Und immer folge still!

Friedrich Rückert.

Des Vaters Wille.

Erzählung von Fr. Laun.

Dir bessern Augen.

Den Gelehrten ist gut predigen! pflegte meine alte Tante häufig zu sagen. Ich aber wußte leider aus Erfahrung, daß das Sprichwort gar nicht wahr redete. Ein Gelehrter war ich, denn ich hatte drey volle Jahre auf der hiesigen Universität zugebracht, und auf den Briefen, die ich schon während dieser Zeit erhielt, stand meistens: An Herrn Joseph Rössel, Wohlgeboren, Gelehrten in Berlin. Gleichwohl predigte mein Vater, der Kriegs- und Domänenrath, fast alle Tage fruchtlos in mich hinein.

Das Mädchen, worauf du spekulirst, pflegte er, nur mit ganz kleinen Abänderungen, gewöhnlich zu sagen, bekommt keinen rothen Heller von Hause mit, ich weiß es ganz genau. Ein hübsches Lärvchen soll sie allerdings haben, was aber ist das für den vernünftigen Mann? Und ich habe dich wahrlich während der drey Universitätsjahre nicht blos darum so viel Geld verthun lassen, daß du unvernünftiger werden solltest als zuvor. Heirathen darfst du mir sie nicht, das sage ich dir ein für alle Mal. Weßhalb nun die edle Zeit verlieren, einer Sache wegen, aus der nichts werden kann? Warte du hübsch, bis ich dir ein Mädchen für dein künftiges Haus aussuche. Ich weiß besser, wenn es Zeit ist, als du, und habe auch bessere Augen.

Was doch die alten Herrn Alles besser wissen wollen! seufzte ich da, aber so tief in mich hinein, daß er's unmöglich merken konnte. Und bessere Augen als ich hatte er nicht, er, der kaum drey Schritte weit vor sich sah? Denn eine Brille zu tragen, scheute er blos darum, weil er's, wie er sagte, nicht leiden konnte, wenn ein alter Mann wieder jung thun wolle.

Fruchtloses Ausklügeln.

Er hatte dem blühenden Gesichte meiner Jeannette im ersten Stocke des Eckhauses der Taubenstraße und des Gensd'armenmarkts, zwar sicher manchmal, wenn er dort vorüberging und etwas im Fenster sah, was ihm ungefähr wie ein Frauengesicht vorkam, ein Paar recht finstere Augen zugekehrt, aber das Gesicht selbst war ihm ohne Zweifel ganz unbekannt. Helfen konnten übrigens, ich wiederhole es, seine Predigten durchaus nichts. Denn ich durfte und wollte eben so wenig lassen von dem reizenden Mädchen als mein Vater von dem Grundsatze, daß die künftige Ehe seines einzigen Sohnes nur durch die Vernunft eingeleitet werden müsse, und zwar durch seine, die gereifte väterliche Vernunft. Die würde, meynte er, schon auch so viel Geschmack in der Wahl zeigen, daß der Sohn mit ihr zufrieden seyn und sich ohne alles Bedenken in die Gewählte verlieben könne.

Er mochte das in seiner Studierstube recht gut berechnet und ausgeklügelt haben; meinem künftigen Hauswesen aber war einzig mit Jeannetten gedient.

Digitized by Google

Rath und That.

Meine Tante, die Oberkonsistorialräthin, ärgerte sich hierin auch über den Vater. Seit acht Wochen war Jeannette ihre Kirchennachbarin und ging ihr da recht oft mit Rath und That an die Hand. Weil zum Beyspiel die Augen der guten Tante viel zu schwach waren, um die ungeheuer großen weißen Nummern auf den schwarzen Brettern zu erkennen, womit das Schülerchor die Lieder der Gemeinde anzeigte, so nannte ihr Jeannette gewöhnlich diese Nummern, suchte ihr auch wohl das Lied selber im Gesangbuche, wenn es der armen Tante nicht gelingen wollte. Und fiel ihr die Brille von der Nase, so hob Jeannette sie ihr allzeit auf. Wenn sie dann beym Schlummer unter der Predigt zu schnarchen anfing, dann wurde sie von Jeannette gewiß noch eher ermuntert, als andere Zuhörer darüber murrten oder dsteten. Weil sie auch wußte, daß die ordnungsliebende Tante ihren bestimmten Satz in allen Ausgaben hatte, und namentlich beym Ausgange nicht mehr als zwey Groschen gern in das Armenbecken legte, so fragte sie, sobald die Tante beym Nachsuchen in ihrem Perlenbeutel etwas Unruhe verrieth, ob sie ihr vielleicht ein Viergroschenstück wechseln solle.

Die halbe Auskunft.

Durch alle diese kleinen Gefälligkeiten nun hatte Jeannette sich nebenbey auch das Herz der guten Tante zu eigen gemacht. Wenn daher die Kirche Sonntags aus war und die beyden freundlichen Nachbarinnen mit einander fortgingen, so konnten sie bald ziemlich genau wissen, wer draußen vor der Kirchthüre sie erwarten würde und gingen wir drey dann weiter mit einander, und erkannte mich auch etwa der Vater im Vorübergehen an der Sprache und erkundigte sich späterhin zu Hause, wer die Damen gewesen, die ich aus der Kirche begleitet, so konnte ich doch getrost antworten, die eine war die gute Tante. Er beruhigte sich auch um so eher mit dieser halben Auskunft, weil er von ihrer und Jeannettens neu eingetretener Kirchennachbarschaft nicht die mindeste Ahnung hatte.

Frage.

Die Tante war aber lange nicht so blind als ihre Augen, daher bemerkte sie schon zum Drittenmale, was ihr den neuen Begleiter, der ihrer sonst auf dem Kirchwege nie gedacht, zugezogen haben mochte. Ich sah ihr das sogleich an, sagte indessen natürlich nichts, und sie sagte auch nichts. Endlich am sechsten Sonntage winkte sie mir doch nach Tische auf ihr Zimmer und sprach dort also zu mir: „Es soll mir nicht viel fehlen, oder meine jetzige Kirchennachbarin ist die nämliche Mamsell Ketterling, um derentwillen dein Vater immer Händel mit dir anfängt.“

Sie hieß nun zwar nicht Ketterling, sondern Wegener. Allein es war doch die nämliche. Man war nur darum fast allgemein im Irrthume über ihren wahren Namen, weil ihre Mutter nach ihres Vaters Tode den späterhin auch verstorbenen Justizkommissar Ketterling geheirathet hatte.

Ich zuckte bejahend die Achseln.

„Das bedaure ich herzlich! sprach sie mit Theilnahme. Ich habe das Mädchen ausgeforscht, und es wundert mich gar nicht, daß sie dir gefällt, auch wenn man ihr angenehmes Aeußeres abrechnet. Wie seyd ihr denn miteinander bekannt worden?“

Der Gruß.

„Auf die einfachste Weise von der Welt, beste Tante. Drey Vierteljahre wird es nun seyn, da kam ich einmal gegen Mittag die Taubenstraße herunter und erschrak am Eckhause ordentlich vor den zwey schwarzen Augen droben im Fenster. Eigentlich erschrak ich nicht vor den Augen selber, sondern mehr davor, daß ich so wenig Auge im Kopfe gehabt hatte, um diese Augen nicht früher gewahr zu werden. Denn seit heute und gestern, sagte ich mir, sind die wahrlich nicht in Berlin und auch nicht in diesem Hause. Die Besitzerin derselben saß nämlich mit ihrem Stickrahmen so eingerichtet am Fenster, daß man sie dort für lange einheimisch achten mußte. In der Verblüffung nun über meine zeitherige Unachtsamkeit, die ich für die größte Beleidigung der reizenden Inhaberin jenes Fensters halte, fährt mir fast wider Wissen und Willen die Hand nach dem Hute. Allein ihr ernster Blick, der, als ich ihn herunterzog, kalt wie ein blitzendes Schwert mir durch die Seele schnitt, fragte mich ganz offenbar: Wie, mein Herr, kommen Sie zu diesem Gruße, und wie komme nun vollends ich zu ihm?

Das mußte gut gemacht werden. Die holde Unbekannte durfte mich meinetwegen für einen Pinsel halten, nur aber um Gotteswillen nicht glauben, daß ich fähig wäre, unverschämt gegen sie zu seyn.

Unzugänglichkeit.

Ich rannte in allen Häusern herum nach einem Bekannten, der das liebliche Täubchen in der ganzen Taubenstraße kenne, und jetzt merkte ich immermehr, wie sehr ich zeither mit Blindheit geschlagen gewesen war. Während ich auch gar nichts von der reizenden Person wußte, war ihre unerschütterliche Tugend bereits die allgemeine Klage einer ganzen Heerde junger Leckermäuler, welche bey ihr die Versucher auf die mannigfaltigste Weise gespielt hatten. Und gerade ihre Unzugänglichkeit machte, daß diejenigen, die mir das mittheilten, sie ebenfalls nur noch vom Ansehen kannten und mir gar kein Mittel angeben konnten, wie meine Entschuldigung mit Erfolg bey ihr anzubringen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Gericht der Barfüßigen.

(Aus dem Conservateur Suisse.)

Auf einer Anhöhe in der Stadt Basel liegt ein kleines abgesondertes Quartier, der Kohlenberg genannt. Dort mußten vor Altem der Henker und seine Knechte, die Folterer, die Todtengräber der an der Pest gestorbenen u. s. w., kurz alle diejenigen wohnen, die einem für ehrlos gehaltenen Stande angehörten, die sich nur untereinander verheirathen konnten, und denen die gewöhnlichen Civilgerichte gänzlich verschlossen waren. Weil aber diese ebenfalls ihre Zwistigkeiten und Prozesse unter sich hatten, mußte durchaus irgend ein rechtliches Mittel da seyn, dieselben zu schlichten. In sehr früher Zeit (das Jahr läßt sich nicht bestimmen) wurde ihnen daher ein eigenes Gericht von zwölf Beysitzern und einem Präsidenten bewilligt, welche sämmtlich aus den Lastträgern des Kornmarkts und ähnlichen Leuten genommen, und, vermuthlich eben dieses Vorrechtes wegen, Freyheitsknaben genannt wurden. In zerrissenen Kleidern, die Beine bis zum Knie nackt, saßen sie unter einer großen Linde auf dem Kohlenberg zu Gerichte: der Präsident, den Richterstab in der Hand, mußte während der ganzen Sitzung, selbst im härtesten Winter, den rechten Fuß in einem Kübel voll Wasser halten. War er an seinem Platze, so erschienen die Partheyen und trugen entweder selbst oder durch den Mund eines aus ihrem Stande genommenen Rechtsbeystandes ihre Sache vor. Nachdem die Beysitzer sich leise berathen, gaben sie ihre Stimme, und von einem solchen Urtheil konnte durchaus nicht appellirt werden. Bey Stimmengleichheit gab der Präsident den Ausschlag. Dieses Tribunal wurde am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts oder im Anfang des folgenden aufgehoben. Gewiß ist, daß es 1474 noch bestand, in welchem Jahre es, wie Groß in seiner kleinen Baslerchronik erzählt, einen Hahn zum Feuertode verurtheilte, der überwiesen war, ein Ey gelegt zu haben, weil nach dem Glauben der Zeit aus solchen Eyern Basilisken entstanden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Im Saal der niederösterreichischen Landstände, wo sonst auch Konzerte und musikalische Akademien gehalten werden, hat ein Herr Conus aus Paris sein unterhaltendes physikalisches Kabinet (Cabinet de l'physique amusante) aufgestellt. Es besteht in optischen Vorstellungen, die er bewegliche Panoramen nennt, merkwürdiger Gegenden, Städte und Plätze, nach der Natur gezeichnet, durch Menschen und Thiere belebt, die sich willkürlich zu bewegen scheinen, und ihrer Gattung angemessene Handlungen verrichten, in atmosphärischen Erscheinungen und Begebenheiten der Natur, wie man das alles schon öfter hier und dort gesehen hat; — zweytens in physikalischen Experimenten (Expériences physicales), welche nichts weiter als Taschenspielereyen sind. Aber — „was ist die deutsche Sprache für eine arme, eine grob Sprach!" Heut zu Tage gibt es weder Taschenspieler, noch Seiltänzer, noch englische Reiter mehr: es sind lauter Professoren der Physik, Equilibristen, Meister der höheren Reitkunst und Gymnastik. So wie es einmal vielleicht keine Schauspieler, sondern lauter Regisseurs geben wird. Nach dieser Ehre schwebe Jeder — aber es gehört mehr dazu, als die Ehre. Mancher kann nicht glücklich seyn, wenn er nicht die Regie führt. Freylich! er kann sonst nicht lauter gute Rollen spielen, und ein guter Regisseur spielt eigentlich gar keine schlechten. Hr. Conus ist in Wahrheit sehr geschickt. Seine Dekorationen sind schön und naturgemäß; die mechanischen Figuren bewegen sich mit täuschender Lebendigkeit. Die Schwäne auf dem See z. B. sind allerliebste Thierchen. Sie rudern, senken den Schnabel ins Wasser, schlucken die Tropfen mit gestrecktem Hals hinunter, bewegen den Schweif hin und her, putzen sich die Flügel, spreitzen sie aus und flattern damit, alles so niedlich und natürlich, daß man glauben sollte, der Meister dort oben habe ihnen einen lebendigen Odem eingeblasen. Der Sturm zur See, die Signal-Schüsse, das Gewitter erregen Schaudern und Entsetzen; die auf- und untergehende Sonne, Freude und Entzücken. Was will man mehr? — In physikalischen Experimenten ist Hr. Conus ein vollendeter Meister. Die Art und Weise, sie vorzutragen, ist höchst interessant. Er versichert einmal um's andere: Si je faisois comme les escamoteurs, je ferois comme ça, ou comme ça, et l'on croiroit que je veux tricher ou tromper; mais ce n'est pas ma manière de faire. Und während dessen macht er mit der größten Ruhe und Gelassenheit die unglaublichsten Dinge. Man sieht kaum, daß er sich bewegt. Er zeigt die Hände frey und offen, er spreizt die Finger auseinander, beweist, daß alles offen und ehrlich zugehe, und im Nu seyd ihr hinters Licht geführt. Hat er nicht letzthin sogar ein Huhn, ein armes Huhn! in einen lebendigen Menschen, ich weiß nicht, wieviel Fuß und Zoll hoch, verwandelt? — unter einem Bocher — zum Entsetzen! — Er mangirt mit einer unglaublichen Gewandtheit. „Voulez vous avoir la boule, Monsieur! — Allons! mettez votre main sur cette boule. L'avez-vous! — „Oui Monsieur." En êtes vous bien sûr? — „Mais oui!" — Car si vous n'êtes pas sûr, je peux tricher ou tromper, c'est la chose le plus facille du monde! — Man hat die Kunststücke vielleicht alle schon gesehen, aber die Schwierigkeit wird hier unendlich vermehrt, und die Ausführung geschieht mit der allergrößten Einfachheit und Lebendigkeit. Es ist bey solchen Gelegenheiten immer interessant zu sehen, wie die jungen und alten Herren, die zur Assistenz gerufen werden, sich benehmen. Monsieur, j'ai une petite commission à vous donner! — Voudriez vous bien etc. — Manche, die in der großen Welt zu Hause sind, benehmen sich recht geschickt, dennoch sieht man's ihnen an, daß sie nicht gewohnt sind, vor dem Publikum zu stehen, und nur einem sehr geübten Schauspieler, der aber zugleich den Ton der feinen Welt kennen muß, wird es gelingen, jedes Mezemal zu verwischen und ein richtiges à plomb zu treffen. Hr. Conus gibt auch Mißvergnügten, die sich für gesellschaftliche Unterhaltungen qualifiziren wollen, Unterricht. Die Vorstellungen sind von Zuschauern aus allen Klassen besucht.

Unterhaltungen anderer Art gewährten die gymnastisch equilibrischen Vorstellungen der hier schon bekannten Gesell-

Digitized by Google

schaft des Hrn. Ravel, die sich durch einige Wochen auf dem Theater an der Wien sehen ließ, im Ganzen aber weniger Theilnahme als vor einigen Jahren erregte, weil die mirakulösen Leistungen des ersten Akrobaten in Europa, Chiarini, in dieser Hinsicht alles überboten haben. Hr. Ravel der „Chef" repetirte seinen ungeheuern Salto-mortal, während er die Violine spielte, rückwärts auf dem Seil, schlug, auf Einem Fuß stehend, einen langen Meisterwirbel auf der Trommel, Mad. Raoet zeigte ihre Virtuosität im Castagnettenschlagen, während sie einen Fandango tanzte, ein junger Mann zeichnete sich durch frappante Tours de force aus, eine Demoiselle führte mit graziöser Geschicklichkeit einen Tanz mit Fahnen aus; die junge Familie, vom vierjährigen kleinen Wiener an, wetteiferte in naivdrolligen Sprüngen und Posituren, es wurde ein Familienmahl von sechs Personen auf zwey übereinandergelegten Brettern, ein Meisterstück des Equilibre's, zum Besten gegeben, ferner ländliche Feste, mit dem Schritt der Alten; ein Pas de deux, Walzer und Adagio aus Tancred; groteske und Elevationstänze. Differtissements auf zwey parallellaufenden Seilen produzirt; — den Preis trug aber der kleine Chinese in seiner Polichinelle, nach Art und Weise des Hrn. Mazurier, der die schaulustige Pariser Welt seit längerer Zeit durch seine grotesk-komischen, monströsen Produktionen in Erstaunen setzt. Man sollte glauben, alle Glieder wären ihm gebrochen, mit solcher Gelenkigkeit wirft und biegt und schmiegt und krümmt er sie, nach allen Seiten und in jeder Richtung, so scheint es wenigstens. Das nämliche geschieht in einem Tanz mit Stelzen, und eben so keck und drollig bäpst er auf einer einzigen umher, ohne sich nur anzuhalten. So widrig diese Erscheinung an sich selbst ist, so wird sie dennoch durch die perfectliche Gewandtheit der Ausführung gemildert, und belustigt immer mehr und mehr, so wie man sich daran gewöhnt. Der Maestro Pulcinella in Paris soll es noch viel weiter treiben, und Leute, die ihn gesehen haben, versichern, es sey ihnen so vorgekommen, als hätten seine Glieder allesammt die Form der Taschenmesser, die er zu und wieder aufschnappen lassen, dann nach Belieben Eins um das Andere von sich schleudern könnte. Neuerdings imitirt er ja den Affen mit solcher Kunstfertigkeit, wie es diesem in seinen ohnmächtigen Versuchen, den Menschen nachzuahmen, nie gelingen wollte. Unsere Pulcinell's Puppen im Prater, die zuweilen vor der laut kreischenden Menge aus kleinen Buden hervortreten, allerley Fratzen gegen einander machen, sich durch Kindertrompeten zum Kampf herausfordern, dann auf einander losspringen und verschwinden, was sind sie und die Affen unserer Wölfinnen und falschen Mannweiber auf der Bühne gegen den kleinen Chinesen und Monsieur Mazurier! —

(Der Beschluß folgt.)

Bern.

Vor etlichen Monaten erst ward in der Kirche der Gemeinde Frutigen im bernischen Oberland, wo seit 1811 seine Leiche ruht, dem in der Blüthe des Lebens verstorbenen Professor Hochstetter von Leonberg im Königreich Würtemberg, aus den Beyträgen seiner Mitlehrer und Freunde an der Akademie in Bern, ein einfach schönes Denkmal errichtet, das ein rührendes Erinnerungszeichen an den edeln Fremdling und zugleich eine Zierde der ländlichen Kirche dieses Hochlandes ist. Im Chor des Tempels erhebt sich eine schwarze Tafel, die unter einem Sternenkranze folgende Inschrift in goldenen Buchstaben enthält:

Carol. Guilielm. Hochstetter
Würtembergensis
Medicinæ apud Bernates Professor P. O.
Academiæ decus insigne
In Hadriæ litore
Animalia maritima dissecando
Anatomiæ comparatæ studio intentus
Humidi et infecti aeris morbidum virus
Conceperat
Quo malo coeco tabescens
Per galliam togatam redux
Superatis Alpium jugis
In pago Frutigen
Inter pia hernensis præfecti officia
Exspiravit XVIII Octobris MDCCCXI.
XXIX annos natus.
Monumentum caro capiti posuere
Memores amici.

(Karl Wilhelm Hochstetter, aus Würtemberg, öffentlicher ordentlicher Professor der Arzneykunst in Bern, eine große Zierde der Academie, der am Ufer des adriatischen Meeres Seethiere untersuchend, mit dem Studium der vergleichenden Anatomie beschäftigt, das Krankheitsgift einer feuchten und ansteckenden Luft eingesogen hatte, und an diesem verborgenen Uebel schmachtend, durch das Piemont zurückkehrend, nachdem er die Alpenpässe überschritten hatte, in Frutigen, unter menschenfreundlicher Pflege des bernischen Oberamtmanns, am achtzehnten Weinmonat 1811, neun-und-zwanzig Jahre alt, sein Leben endigte. Freunde, denen er unvergeßlich ist, setzten dem Theuren dies Denkmal.)

Die Gedächtnißrede, welche kurz nach seinem Tode, dem Verewigten von dem Professor F. A. G. Emmere gehalten ward, ist im dritten Heft des dritten Bands des literarischen Archivs der Akademie zu Bern (1812) abgedruckt. Von ihm selbst befinden sich in eben dieser Zeitschrift zwey Vorlesungen, die eine über den Sinn des Gesichts, die andere über den Einfluß der Gewohnheit auf den menschlichen Körper. Hinterlassene Schriften des Verewigten, zu deren Ausgabe sein Freund Emmert Hoffnung machte, sind bis dahin noch nicht erschienen. Dieser bezeugte aber von dem Verblichenen, neben anderem mehr: „Er war ein Mann von ausgezeichneter Stärke, sowohl der Seele als des Körpers, die auch bey einem, natürlich guten Fond, nur durch beständiges Ueben aller Kräfte und durch anhaltendes Nachdenken über die Natur des Menschen und über den höchsten Zweck seines Daseyns erreicht werden konnte. So lang ich ihn kannte, litt er an keiner Krankheit. Selbst die Art seines Todes scheint ein Beweis seiner physischen Kraft: er fiel, wie die Eiche im Sturm, weil er dem Gifte, welches er mit der Sumpfluft einsog, zu sehr widerstand; hätte er sich wie ein schwaches Rohr gebeugt, so würde sich seine Krankheit in die Länge gezogen, und er sie vielleicht überstanden haben. Alle seine Seelenkräfte hatten sich auf eine bewunderungswürdige Weise entfaltet, in Einklang gesetzt und einem bewußtvollen Streben nach Wahrheit, Schönheit und Tugend untergeordnet. Bey so genialen Verstandeskräften und so umfassenden Kenntnissen waren doch sein Herz und sein Charakter noch edler und größer; und das Andenken hieran ist es vorzüglich, warum sein Tod das Gemüth seiner Freunde aufs heftigste erschüttert hat."

Druckfehler.

No. 146. S. 584 Z. 12 v. u. lies Seiten statt Zeilen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juli 1825.

Und herrscht hienieden düst're Nacht,
So stehn die Stern' in höh'rer Pracht,
Und aus der Heimath kömmt der Schein —
Wie lieblich muß die Heimath seyn.

Hebel.

Der Abendstern.

Von Alphonse de la Martine.

Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen:
Ich lieg an öder Felsen Schluft,
Und seh' aus ungemessner Luft
Der Nacht verhüllten Wagen steigen.

Der Liebesstern am Himmel schwebt;
Von dem geheimnißvollen Glanze
Tief unter mir im bunten Kranze
Der blumenreiche Wasen bebt.

Auf schwanken Aesten zitternd schaukeln
Der Buchen düstre Blätter sich;
Mir ist, als hört' um Gräber ich
Verloren einen Schatten gaukeln.

Da löset sich vom Himmel ab
Ein Strahl vom nächtlichen Gestirne,
Er fleußt auf meine dunkle Stirne
Und auf mein Auge weich herab.

Du Wiederschein von einer Sonne,
Was willst du, Strahl voll süßer Lust?
Willst du die kranke, trübe Brust
Erfüllen mir mit Licht und Wonne?

Hast du das Auge mir berührt,
Der Welten Räthsel zu enthüllen,
Die Wunder, die das Reich erfüllen,
In das der Tag zurück dich führt?

Führt dich den Leidenden, den Armen
Ein heimlich Einverständniß zu,
Und senkst auf ihre Stirne du
Den Strahl der Hoffnung, voll Erbarmen?

Entschleierst du der Zukunft Nacht,
Du Himmelsstrahl, den müden Herzen,
Bist eine von den Morgenkerzen
Des Tages, der ohn' Ende lacht?

Entzücken strömt auf mich, ich siehe
Von deiner Klarheit mir ein Licht;
Denk' ich an meine Todten nicht,
Süß Licht, und du bist ihre Seele?

Wohl mögen sel'ge Geister sich
So zu dem Haine niedersenken:
Ich muß mich ihnen nahe denken,
Wenn du, ihr Bild, umhüllest mich.

Ach, wenn ihr's seyd, ihr theuren Schatten,
Von dieser Erde Treiben fern:
Kommt jede Nacht, aus diesem Stern
Mit meinen Träumen euch zu gatten!

In den erschöpften Busen führt
Mir Liebe wieder, wiedee Frieden;
Wie, wenn des Tages Glut verschieden,
Der Nächte Thau das Gras berührt.

Kommt . . . aber düstre Nebel winden
Wie Leichenflor sich aus dem Thal,
Sie hüllen ein den milden Strahl,
Und Alles muß in Dunkel schwinden.

Digitized by Google

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Zwey Verlegenheiten.

Nach zweystündigem Herumjagen traf ich endlich noch meinen alten Universitätsfreund, den Referendarius Borr, der just nach Hause kam. Seine Schwestern kannten die junge Ketterling ganz genau, und er wußte sogar, daß sie so eben bey ihnen im Garten seyn würde. Ich erzählte ihm hierauf, wie mir's gegangen war, und sogleich erbot er sich, die Sache auszugleichen, ich möchte indessen nur auf sein Zimmer gehen. Er kam auch recht bald zurück und führte mich, ich wußte kaum noch, wie mir geschah, seinen beyden Schwestern im Garten und Jeannetten selber zu.

Da ist der Malefikant! Mit diesen Worten stellte er mich im Sommerhause vor, wo die drey Mädchen beysammen saßen.

Aus dem Lachen der beyden Fräulein Borr und Jeannettens Verlegenheit merkte ich nun wohl, daß der Vermittler nicht, wie er thun sollte, mein Hutabreißen vor ihr, als die Folge des Verkennens ihrer Person, angegeben, sondern vielmehr die Sache völlig wie sie war, in ihrem ganzen komischen Lichte hingestellt hatte. Meine Verlegenheit aber und Jeannettens Verlegenheit machte, daß auf die Lezt die beyden Schwestern meines Freundes selbst in's Mittel traten, um uns wieder herauszuhelfen. Das ging auch.

Der Tausch.

„Wissen Sie noch, gute Tante, wie ich damals so spät Nachmittags ankam und der Vater mir den Text las, weil man eine ganze Stunde fruchtlos mit dem Essen auf mich gewartet hatte? Ja, ich und an's Essen denken. Als er fort war, ergriff ich noch ihre Hand so heftig, daß Sie, ganz erschrocken darüber, den Taback, den Sie eben zwischen Daumen und Mittelfinger festhielten, fallen ließen, und mich ansahen und sagten, ich wäre ganz ausgetauscht? Wirklich war ein Tausch vorgefallen zwischen mir und Jeannetten. Aber eben so, wie mit meinem Hutabziehen, ging es damit. Wir wußten Beyde nicht, daß wir tauschen wollten. Ganz von selber schlichen sich die Herzen aus den Augen heraus und wechselten ihre Plätze.

Sie oder keine.

Später einmal ist das sogar zwischen mir und Jeannetten zur Sprache gekommen. Aber lange, lange erst nachher. Da war ich schon geraume Zeit der fleißige Kirchengänger, der ich immer noch bin, und fragte allezeit beym Herausgehen, mit ein Paar Worten wenigstens, nach ihrem Befinden. Bey der Kunstausstellung und bey den Weihnachtsausstellungen der Zuckerbäcker hatten wir uns auch schon getroffen, ehe wir uns jene Confidence von unsern beyderseitigen Herzen machten. Seitdem aber, gute Tante, ist es auch gewiß, daß sie meine künftige Hausfrau wird, oder keine!"

Das Hinderniß.

„Deine Wahl ist gut, lieber Joseph! sprach die Tante. Trotz dem Vielen, was mein seliger Mann mir, zufolge der Konsistorialvorfälle, gegen euch, böse Männer, und uns arme Weiber, zu sagen wußte, halte ich das Mädchen, bis auf die Erbsünde, die uns ja leider Allen anklebt, für gut, für seelengut. Aber dein Vater, dein Vater! Wie mußte nur der Mann, der sich sonst um gar nichts bekümmert, als um seine lieben Akten, wie mußte nur der eher noch dahinterkommen als sogar ich?"

„Das will ich Ihnen wohl sagen, gutes Tantchen. Erinnern Sie sich noch der Wittwe, die ich vor'm Jahr heirathen sollte? Die wohnte in der Taubenstraße, Jeannettens Wohnung schräg über. Sie mochte bitterböse seyn, wenn ich im Vorübergehen gar nicht daran dachte, daß sie da wohnte, während ich Jeannettens Fenster nie vergaß. Durch die hat er das Hinderniß sicher erfahren, das seinem und ihrem Wunsche im Wege stand."

Die Entschädigung.

„Hör' einmal, Joseph, wenn ich dir einen Gefallen thun soll, so mußt du mir auch einen thun, und der besteht darin, daß du für das Erste deine Promenaden über die Taubenstraße ganz einstellst." — „Ja, gute Tante, sagte ich, von übermorgen an gewiß." — „Warum nun nicht lieber gleich morgen? Der Anfang, das ist eben der kitzliche Punkt jeder Besserung, den man immer so gern aufschiebt, ob man schon wissen sollte, daß er übermorgen fast noch schwerer ist als morgen, weil dann der Vorsatz schon etwas an Jugendkraft eingebüßt hat. Meinetwegen indessen; wir wollen heute nicht lange streiten. Uebermorgen aber verlasse ich mich darauf. Außerdem nähme ich auch die Entschädigung wieder zurück, die ich dir für die Gänge über die Taubenstraße zudenke. Du sollst nämlich, lieber Joseph, mir von nun an alle Wochen zweymal in den Nachmittagsstunden etwas vorlesen."

Dazu sah sie mich mit ein Paar Augen an, die ich kaum noch größer an ihr gesehen hatte. Die meinigen mochten freylich auch nichts weniger als klein seyn. Sie hatte doch von Entschädigung gesprochen, und das sah mir viel eher einer neuen Bürde als einer Entschädigung ähnlich.

Der Abscheu.

„Die Wahl der Lektüre — fuhr sie fort — bleibt dir ganz allein überlassen. Eine Hauptbedingung aber ist, daß sie allezeit nur in Gedichten bestehen muß; dabey verlange ich ausdrücklich die Nachricht, welche Sammlung vermischter Gedichte, oder welches Schauspiel in Versen.

Digitized by Google

gereimt oder ungereimt, du mir Nachmittags zum Besten geben willst, während der Mahlzeit zu einer Zeit genannt zu wissen, wo dein Vater auch da ist und nicht etwa durch die Zeitungen, welche er bekanntlich über Tische oft mit zu lesen pflegt, abgehalten wird, von deinem Vorhaben Notiz zu nehmen."

„Aber, gute, liebe Tante — rief ich aus — was soll der Vater mit solch einer Nachricht? Wissen Sie denn gar nicht, daß er vor'm Jahr seinen Platz im Schauspielhause einzig darum aufgab, weil, wie er sagte, viel zu viel merkisches Zeug heutzutage gegeben werde? Und meinte er nicht erst vor vierzehn Tagen, als er sein Billet in's Deklamatorium dem Bedienten geschenkt hatte, geradezu, daß er nicht wisse, wovor er solch einen Abscheu habe, als vor Gedichten?"

Verblendung.

„Gerade darum, närrischer Joseph! — sprach die Tante. — Merkst du denn nicht eben, daß ich ihm seinen Abscheu vor Gedichten durch deine Vorlesungen eher zu nähren, als zu rauben denke? Mit Einem Worte vielmehr, merkst du denn gar nichts?"

Ich mußte achselzuckend gestehen, daß ich wirklich solch ein verblendeter Mensch war.

„Mein Gott — versetzte sie bald unwillig — du solltest doch so viel schon wegdaben, daß wir mit einander hübsch allein bleiben wollen."

Allein bleiben! Meine Verblendung wurde immer größer. Die Tante war eine herzensgute Frau, deßhalb aber hatte ich doch in meinem Leben noch kein einziges Mal gewünscht, mit ihr lange allein zu seyn, und wünschte es auch noch immer nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Beschluß.)

Neuigkeiten von Belang sind auf dem Theater an der Wien nicht gegeben worden. Das sehr verstümmelte Schauspiel, Attila, von Werner, obschon mehr als zehn Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen waren, konnte nicht dafür angesehen werden. Ein kleines Publikum hatte sich versammelt, und den größten Theil von diesem hatte die Sonntagsmuße hineingetrieben. Es war zu verwundern, daß sich dieser bey der ernsthaften Unterhaltung so ruhig verhielt. Das Stück ging ziemlich gut, und war so ordentlich in die Scene gesetzt, daß ein jedes kleinere Theater sich's zur Ehre rechnen könnte. Rotte leistete in der Hauptrolle manches Lobenswerthe. Er würde hier und überall mehr leisten, wenn er Maß halten könnte, und selbst da, wo sich weniger Anstrengung zeigt, die Partheyen nicht so schroff hinstellte, und im Ausmalen des Einzelnen weniger Absicht verriethe. Er besitzt physische Mittel, Fleiß und Eifer, alles Vortheilhafte zu benutzen. Auf das Fach ritterlicher, kräftiger Greise ist er angewiesen. Demmer verdient ebenfalls genannt zu werden, wiewohl er in dem genannten Stück nicht beschäftigt war. Er besitzt gleichen Fleiß, doch nicht gleiche Mittel in physischer Hinsicht; sonst aber eine glückliche Auffassungs- und gewandte Darstellungsgabe. Zwey neue Kleinigkeiten waren: Die Intrigue aus dem Stegreif, von Leverän, dessen Stoff die mehrmals benutzte Reise nach Dieppe ist. Hier geht die Reise nach Danzig. Lachlustige finden ihre Rechnung auf dieser Tour. Zweytens: die Bittsteller, nach dem Französischen des Melesville, von Castelli. (Aus einem der älteren dramatischen Sträuchen). Die Kleinigkeit zieht sich etwas in die Breite; durch verständiges Spiel des getäuschten Arztes, der die Bittsteller, durch ein rachsüchtiges Mädchen verleitet, für Narren hält, und der Bittsteller selbst, kann das Stück gewinnen und die komische Idee hervorgehoben werden. Wenn aber der Arzt wie ein grotesker Wundermann auftritt und sich also gebärdet, wenn die Supplikanten sich so plump benehmen, daß man sie in jeder Hinsicht für verrückt halten muß, so verliert sich das Interesse, wenn auch die Lachlust nicht dabey zu kurz kömmt. Zum ersten Mal wurde auf diesem Theater die Schweizerfamilie gegeben. Eine Oper, wie vom Himmel gefallen, in dieser unmusikalischen Zeit. Der Erfolg war glücklich, und ungeachtet der Hauptpart sich in den Händen einer Anfängerin befand, die sich bisher eben nicht sehr ausgezeichnet hatte, so überraschte die Ausführung dennoch allgemein. Das Publikum war indessen klein, und trotz dem ungeheuren Applaudiren, Jubeln und Herausrufen, wurde auch die zweyte Aufführung nicht stärker besucht, denn auf diesem Platz will vor der Hand nun einmal nichts mehr wirken. Noch einige Gastspiele sind zu erwähnen, bevor ich die Katastrophe mit wenigen Worten noch berühre. Hr. Hermann, vom Hoftheater in Anhalt-Köthen, trat als Karl Moor auf. Das ist keine Rolle für ihn. Es war quasi nur ein Herunterbeten. Schade um die vortheilhafte Gestalt, die von einem nicht minder vortheilhaften Organ, einem runden und gewandten Benehmen unterstützt wird. Wenn Andre einem die Ohren darin voll schreyen, wird dieser Schauspieler sie hundert Mal nach einander spielen können, ohne einen Katharr davon zu tragen, und schwerlich einen Tropfen Schweiß vergießen, es sey denn, daß man sich gerade in den Hundstagen befinde. Zwey andre Darstellungen von diesem Gast habe ich nicht gesehen. In Conversationsstücken mag er brauchbar seyn. Ferner machte ein junges Frauenzimmer von hier den ersten theatralischen Versuch als Elsbeth, im Turnier von Kronstein, und dann in den beliebten Proberollen. Für dergleichen Miniatur-Metamorphosen scheint sie Neigung und Beruf zu haben. Sie ist überhaupt nicht ohne Talente, die Gestalt begünstigt sie aber nicht. Dagegen ist ihre Stimme höchst biegsam und wohlklingend, sie hat jedoch den gemüthlichen Ausdruck noch nicht in ihrer Gewalt. Im dritten Akt des ersten Stücks, wo Elsbeth ihre Frever foppt, gelang dieser Anfängerin die Rolle des verstellten Gänschens, eben der Biegsamkeit des Organs wegen, ungemein gut. Sie lachte so natürlich und in einem so wohlklingenden Ton, daß die Zuhörer nicht satt wurden, mit zu lachen. Indessen war das Lachen etwas übertrieben; es machte aber Glück, und dieser erste Versuch wurde mit Furor aufgenommen. In den Proberollen zeigte sie, ermuthigt durch das frühere Gelingen, einen Anstrich von Routine, die überraschend war, und manche geübte Schauspielerin muß ihr in der darstellenden Parodie der alten Gouvernante und der Jüdin nachstehen. Ich glaube dessen ungeachtet nicht, daß diese junge Dilettantin entschiedenes Glück auf der Bühne machen wird, es müßte denn der Fall seyn, daß sie sich frühzeitig zum Mutterfach bequemen wollte.

Die letzte Vorstellung auf diesem Theater war König Ot-

Digitized by Google

tokars Glück und Ende, zum Vortheil des Schauspielers Demmer, und hiermit hörten die theatralischen Darstellungen vor der Hand auf. Wie es heißt, bleibt das Theater auf einige Zeit verschlossen, was längst vorauszusehen war. Die Schauspieler können reisen, wohin sie wollen. Alle Mitglieder haben seit längerer Zeit, mehrere für sechs Monate ihren Gehalt zu fordern, der gelegentlich bezahlt wird. Der Prozeß des vormaligen Hrn. General-Sekretärs ist noch anhängig. So sind nun seit Kurzem zwey der vorzüglichsten Theater, so zu sagen, eingegangen, welche die Leistungen des Hoftheaters an der Burg ersetzen gewähren müssen. Leider feyert auch dieses bald einen Monat lang, dann soll, wie es heißt, die Gesellschaft aus der Josephstadt wieder auf dem großen Operntheater in der Stadt spielen. Während der letzten Zeit ihrer frühern Vorstellungen daselbst waren die Versammlungen sehr dünn; das konnte auch nur als Reiz der Neuheit wirken. Zur Wiederherstellung der Oper und des Ballets wird sich so leicht kein Privatmann finden. Das Publikum ist an zu große Forderungen gewöhnt, und es knüpfen sich zu glänzende Erinnerungen an die vorhergegangenen Zeiten dieser Bühne, nicht nur an den zunächst verflossenen Zeitraum ihrer Wirksamkeit. Unlängst starb hier der Balletmeister Westris, der kaum zurückgeblieben war, und dessen letztes Werk: Alexander in Indien, mit vielem Beyfall aufgenommen wurde. Mamsell Brugnoli, seine Elevin und Freundin, wird ihn hoffentlich recht ernsthaft betrauert haben. Sie soll sich indessen mit einem hier sehr beliebten jungen Sänger verheirathet haben. Vielleicht erzählt man das nur des Pikanten wegen. Die übrigen Mitglieder der italienischen Gesellschaft sind, so wie unsere deutschen Künstler, ziemlich zerstreut, und haben schon verschiedene Wandelfälle des Glücks erfahren. An Nubini tadelt man in Mailand seine üppigen Verzierungen, und äußerte nach der ersten Leistung, er habe nur den Reichthum seiner Mittel zeigen wollen. Donzelli hat in Paris als Otello nicht ganz gefallen. Man wirft ihm einen Nasenton und zu vieles Schreyen vor. Das erste habe ich nicht gefunden, das zweyte ist in so fern gegründet, als er in hochliegenden Partien zuweilen mit Anstrengung singt. Sein Vorgänger in der Rolle, Garzia, muß treffliche Eigenschaften besitzen; Donzelli hat deren aber auch. — Unsere deutschen Ausgewanderten gedeihen besser in den fremden Kunstzonen. Mit Manchem geht in kurzer Zeit die glänzendste Verwandlung vor; obschon er unter uns wandelnd sein völliges Wachsthum erlangt hatte, ohne besonders in die Augen zu fallen, so wächst er dennoch plötzlich zum Künstler-Heros auf, und man erstaunt nicht wenig, wenn man unvermuthet hier und dort von einem zweyten Lablache und einer neuen Fodor hört. Der Tenorist Jäger vom Theater an der Wien und zwey andere brauchbare Mitglieder sind für das zweyte Theater in Berlin gewonnen. Die vortheilhafte Anstellung der interessanten Sängerin Sonntag bey derselben Bühne wird bekannt seyn.

Von den Neuigkeiten auf den hiesigen kleinern Theatern wüßt' ich nichts zu nennen, als Armida, die Zauberin im Orient. Zauberspiel von Meisl; Musik von Gläser. Letztere wird gelobt. Dem Komponisten glückt Vieles in diesem Genre, auch nimmt man's damit so genau nicht. Auf die Idee des Stücks deutet ungefähr der Titel hin. Es hat nicht besonders Glück gemacht. Auf die äußere Ausstattung ist aber etwas verwendet worden.

Die Vorstellungen des Hrn. Stephany in der höheren Reitkunst gewinnen immer mehr die Schaulustigen. Es sind zwey neue Reiterhelden angekommen. Hr. Modeste, genannt der Amerikaner, einer der kühnsten Forcereiter von der Gesellschaft des Franconi zu Paris; und Hr. Alexandre Price, schon früher hier bekannt. Der Eine schwingt sich in voller Karriere aufs Pferd, und fliegt so in kerzengrader Stellung, ohne sich anzuhalten, herum; der Andre macht den großen Ritt des Julius Cäsar, auf zwey galoppirenden Pferden, ohne Sattel und Zeug, stehend. Wo mag der große Julius so geritten seyn? — Vielleicht als er über den Rubicon setzte.

Musikalische Unterhaltungen gab es keine, auch nicht einmal am ersten Pfingsttag, wo sie sonst das Schauspiel zu verleeren pflegen. Ein Kaffeehausbesitzer hat zweymal dergleichen angekündigt, um Gäste herbeyzulocken, und als kräftiges Motiv noch die Verheißung beygefügt, daß ein talentvoller Schüler eines rühmlichst bekannten Bauchredners seine Künste produziren werde.

Ritter v. Geefluer scheint sein verdienstliches Werk, eine Eisenbahn zu errichten, dennoch in Ausführung zu bringen, und verfolgt diesen Plan mit rastloser Thätigkeit. Unlängst ist in Betreff dieser Angelegenheit eine Aufforderung an diejenigen Individuen ergangen, die sich geeignet finden, ihm als Ingenieurs hülfreiche Hand zu leisten.

Der Besitzer des hier eine zeitlang zur Schau gestellten Gemäldes von Paris in Relief, der wirklich künstlich gearbeitet war, zeigte auch eine in jener Hauptstadt verfertigte Uhr, die eine Art von perpetuum mobile darstellt. Es wurde nicht eigentlich für ein solches, sondern nur für ein demselben sehr nahe kommendes Werk ausgegeben. Der einfache und eben so sinnreiche Mechanismus stand frey und offen da, indem das Triebwerk von keinem Gehäus umschlossen war. Rings um den Rand bemerkte man eine Reihe von kleinen, beweglichen Cylindern, wovon einer nach dem andern in kurzen Zwischenräumen sich niederlegt, bis zum letzten, worauf der nächste den Kreislauf wiederum beginnt. Schon länger als vier Monate war das Werk in des Besitzers Händen, ohne daß er nöthig gehabt hätte, es aufzuziehen, und die Stunden wurden richtig angegeben. Ein ungemein schönes Glockenspiel ist damit vereinigt, steht jedoch nicht mit dem Triebwerk selbst in Verbindung.

Die Firmungswoche hatte dießmal wieder eine Menge von Bewohnern der umliegenden Gegend aus der erzbischöflichen Diözes mit ihren Kindern nach der Hauptstadt gezogen. Die der Metropole zunächst gelegenen Zugänge waren mit Fuhrwerken aller Art besetzt. Ein anziehendes Schauspiel gewähren die mit Bändern und Blumen geputzten Mädchen, und die mit zierlichen Firmungsmedaillen geschmückten Knaben, die sich nach Vollziehung des heiligen Sakramentes bey schönem Wetter an öffentlichen Orten, besonders im Prater, in Begleitung ihrer Angehörigen und Firmpathen belustigen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 137:

Hader.

Charade.

Das Ganze ist ein Schooß der Töne,
Sie ruhen in ihm still und reich.
Doch nahen sich Apollo's Söhne
Berührend nur, ertönt es gleich.
Und wie die Theile des Ganzen es wollen,
So werden die Töne dem Schooße entrollen;
Gebietet der Erste, tönt's sanft und mild
Wie Engelton aus Edens Gefild:
Gebietet der Zweyte, rollt's wild und frey,
Wie Donnergebrüll und Kriegsgeschrey.
Doch hören sie auf den Schooß zu betasten,
So ruhen sie still im hölzernen Kasten.

Gustav Hänisch.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Juli 1825.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Läßet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn seyn; so komm ihr, Sorgen der Liebe.
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Goethe.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Unglaube.

Offenbar sah sie an meinem, mit jedem Augenblicke mehr erstarrenden und ermattenden Auge, wie es über dem fruchtlosen Nachgrübeln, wo nur da die Entschädigung herauskommen solle, zusehens finsterer und finsterer wurde in meinem Kopfe, und sagte fast ganz unwillig: „Nun freylich nicht ganz mutterseelenallein. Ich gängele dich aber doch wie ein Kind nach dem Ziele hin, das ich dabey habe. Aber du kommst nimmermehr darauf, daß die junge Ketterling an den Vorlesungen Theil nehmen soll."

„Herzenstantchen — sprach ich da, ihre Hand an meinen Mund ziehend — einzig die Größe Ihrer Güte ist Ursache, daß ich nicht sogleich der Sache auf die Spur kam. Ich konnte unmöglich glauben — —"

Die deutlichen Antworten.

„Nun, nun, nun, nun, — unterbrach sie mich hier — glaube mir auch jezt noch nicht zu viel. Zudem gibt es noch einige Bedingungen im Hinterhalte. Was kann herauskommen, wenn du tagtäglich, Angesichts jener medisanten Wittwe und aller Welt, dem guten lieben Mädchen deine Devotion im Vorhergehen bezeigst; was herauskommen, wenn du allenthalben ihr nachschleichst, als daß die Leute endlich Verdacht schöpfen gegen ein heimliches, lichtscheues Bündniß, wie es auch wirklich ist? Denn da du von deinem Vater keine Genehmigung hoffen kannst, so kannst du auch bey der Mutter deiner Herzallerliebsten nicht Zutritt suchen. Und jezt sage mir einmal aufrichtig, wer dem guten Kinde den Sitz neben mir in der Kirche verschaffte?"

Mein verschlossener Mund und das niedergeschlagene Auge antworteten deutlich genug.

Die Heimlichkeiten.

„Und warum? fuhr die Tante fort. Einzig, um bey dem Wege aus der Kirche in meiner unschuldigen Person ein Deckmäntelchen zu einer Unterhaltung zu finden, die, so erlaubt sie an sich seyn würde, durch den heimlichen Weg, auf dem sie gewonnen wurde, tadelhaft geworden ist. Ueberhaupt wirft der Umstand, daß das Mädchen sich auf die Heimlichkeit mit dem Kirchenplatze einließ, sogar schon einen leichten Schatten auch auf sie, und wenn sich nur einmal ein Liebespärchen auf Heimlichkeiten einläßt, so gebiert dann die eine die andere. Die Heimlichkeiten werden immer tiefer und tiefer, bis am Ende etwas ganz Unheimliches daraus entstehen kann.

Harte Bedingung.

Dem nun, sprach sie weiter, möchte ich gerne vorbeugen. Darum vergönne ich dir wöchentlich zweymal eine Unterhaltung mit ihr in meinem Beyseyn. Besser wäre es freylich — das kann und will ich nicht verschweigen! — besser für dich und hauptsächlich auch für das Mädchen,

Digitized by Google

wenn ihr, bey dem Mangel an aller Aussicht auf eine gemeinschaftliche Zukunft, sogleich jeden Umgang miteinander abbrechen wolltet. Das aber würde euch doch zu schwer fallen und nichts daraus werden. Daher dachte ich schon von zweyen Uebeln das kleinste zu wählen und euch ein Paar Zusammenkünfte in der Woche unter meinem Vorsitze zu gestatten. Doch hört Alles mit Einemmale wieder auf, sobald ich dahinterkomme, daß noch außerdem zwischen dem Mädchen und dir irgendwo, geheim oder öffentlich, ein Wort, nur ein einziges Wort stattfindet."

Arglistiges Verschweigen.

Das war allerdings hart. Zwar gehörte immer ein besonderes günstiges Geschick dazu, daß ich der, beynahe stets zu Hause arbeitenden Jeannette zufällig begegnete. Denn bis zu ordentlichen Verabredungen war es zwischen uns erst in einem einzigen Falle gekommen, und das war der mit dem Kirchensitze, den die Tante so glücklich errathen hatte.

So selten aber auch dergleichen eintrat, war es doch immer schwer, darauf Verzicht zu leisten. Wer wußte denn, ob eine mehrstündige, gemeinschaftliche Anwesenheit bey der Tante zuweilen auch nur ein einziges Wort gestattete, das unsern Herzen ganz recht war, einen einzigen Blick, der so recht innig vom Auge in's Auge ging? Ja, diese Verzichtleistung mußte mir schon darum viel härter erscheinen, als das übermorgende Aufheben meines täglichen Ganges über die Taubenstraße, da übermorgen — was ich aber freylich arglistig verschwiegen hatte und die Tante nicht zu wissen schien — bereits mein Täubchen dort ausgeflogen war. Madam Kettering bezog nämlich mit ihrer Tochter ein wohlfeileres Quartier in der Poststraße.

Das freye Geschenk.

Bey alle dem ging ich auf den Vorschlag der Tante ein, besonders da sie mir versprach, den Vater, wo möglich, doch noch zu bearbeiten, und für Jeannetten umzustimmen. Ob es ihr gelingen werde, sey freylich gar sehr die Frage. Uebrigens finde dieses Gelingen auf jeden Fall nur dann statt, wenn alle äußere Zeichen vorhanden wären, daß ich meine Geliebte wegen seiner Abneigung gegen diese Verbindung aufgegeben hätte. Dann könnte sie ihm doch seine Gewährung meines frühern Wunsches als ein freyes Geschenk vorstellen, das er mir wegen meiner Folgsamkeit mache.

Das bestimmte Verlangen.

Ich glaubte mir Alles gefallen lassen zu müssen. Nur das Eine ging fast über meine Kräfte. Als ich mich nämlich auf meine Stube zurückziehen wollte, rief sie mich noch einmal. „Und vergiß auch nicht — sagte sie — ein Wort zu patrouillieren und hinaufzugrüßen. Das letztere nun vollends gar nicht. Beym ersten Gruße dieser Art, von dem ich höre, und der Verräther schläft nie, ziehe ich meine Hand auf einmal wieder ab von dir."

Da hatte ich nun meine Arglist, von der ich mir so hübsche Dinge versprach! Hätte sie abermals nur von der Taubenstraße geredet, so würde ich mich doch noch zu dem bewußten Quid pro quo, das ich der Tante und meinem Gewissen zu machen dachte, verstanden haben. Im Fall der Entdeckung und Rechenschaftforderung hätte ich mich ein wenig einfältig gestellt, und sie mir auf meine Bitte vermuthlich verziehen. Mit ihrem nun so ganz bestimmt ausgesprochenen Verlangen aber raubte sie mir jedwede Ausflucht und Ausrede.

Lüge und Nothlüge.

Bald war die neue Einrichtung im vollen Gange. Jeannette traut alle Wochen zweymal, am Dienstage und am Donnerstage, bey der Tante Kaffee, und daß wir da vom Vater gewiß nicht gestört wurden, zog ich gewöhnlich über Tische ein Heldengedicht in groß Oktav von mehreren Bänden, oder ein recht weitschweifiges poetisches Drama aus der Tasche, als Werke, welche Nachmittags vorgelesen werden sollten. In der Regel hielt er sich schon die Ohren zu, sobald er nur vom Vorlesen dieser Kunstwerke reden hörte.

Wir dachten freylich nicht an das Vorlesen. Das Einemal, als ich an jolch einem Nachmittage zu ihr kam, wurde der Puls ihres Gewissens darüber zwar etwas unruhig, daß ihr Bruder und mein Vater so von uns hinter das Licht geführt würden. Allein sie besänftigte ihn sogleich mit vernünftigen Vorstellungen. Sie kam nämlich auf das früher schon einmal in demselben Falle von ihr angewendete Sprichwort zurück, und sagte: „Unter zwey Uebeln muß man stets das kleinste wählen. Weit besser ist's doch, denke ich, wenn ich euch Beyden, die ihr nicht von einander lassen zu können glaubt, hier selber wöchentlich ein Paarmal ein Rendezvous unter meinen Augen gebe, als daß ihr mit euern Zusammenkünften den Lästerzungen der Stadt Feste veranstaltet, die besonders der Zukunft unserer guten Jeannette sehr nachtheilig zu werden drohen. Diese beyden halb-offiziellen Rendezvous nun brauchen dergleichen Nothlügen als Schildwachen. Ueberhaupt, lieber Joseph, merke dir das, ein Anderes ist die Lüge und ein Anderes die Nothlüge, wie solche hier eintritt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

Der Doktor Chervin hat nun die vieljährigen und beschwerlichen Reisen zu Ende gebracht, welche er zunächst in der Absicht unternahm, überall Thatsachen zur Geschichte

des gelben Fiebers im Allgemeinen, insbesondere dann aber zur Entscheidung der großen und wichtigen Frage über die Ansteckung oder Nichtansteckung dieser Krankheit zu sammeln, und er ist gegenwärtig mit dem Ordnen und der Bekanntmachung seiner Forschungen beschäftigt.

Im Jahre 1814 hatte er zu Ende Oktobers Paris verlassen, und war am 15ten Dezember gleichen Jahres in Pointe a Pitre auf der Insel Guadeloupe eingetroffen. Das Jahr 1815 aber war eines der gesündesten für die Antillen, so daß er erst 1816 das gelbe Fieber zu beobachten Gelegenheit fand. Sobald die Krankheit sich zeigte, widmete er sich so zu sagen ausschließlich ihrem Studium. Im Militärspital von Pointe-a-Pitre sowohl als in der Privatpraxis hat er eine sehr große Zahl am Krankenbett angestellter Beobachtungen gesammelt, und daneben über fünfhundert an der Seuche verstorbener Leichen untersucht. Später hat er nochmals eine Anzahl Leichenöffnungen am gelben Fieber verstorbener Personen während der verheerenden Epidemien von Neu-Orleans und sonderheitlich von Savannah im Jahr 1820 angestellt. In der schon bemerkten Absicht, Alles dasjenige zu sammeln, was über die Natur und Herkunft der Krankheit Aufschluß geben könnte, hat er in der alten und neuen Welt und unter allen Breitegraden, wo das Uebel wahrgenommen worden ist, die verschiedenen Länder besucht, in denen dasselbe seine Verheerungen anrichtete. Cayenne, die Guianen, das ganze Inselmeer der Antillen, von spanisch Trinidad bis Havannah (mit Ausnahme etlicher kleiner, minder bedeutsamer Inseln, wie Dominika und Tortosa), das Küstenland der vereinten Staaten Amerikas, von Louisiana bis Maine, und endlich der ganze Süden der spanischen Halbinsel bilden das weite Feld, worüber die Beobachtungen des vielgereisten Arztes sich ausdehnten. Auf seinen Wanderungen hat Herr Chervin aber nicht etwa nur die großen und reichen Städte besucht, sondern hinwieder auch eine Menge kleinerer, armer und wenig bekannter Orte, wo er bedeutsame Thatverhalte hinsichtlich auf die Frage von Ansteckung oder Nichtansteckung des Fiebers erwahren zu können Hoffnung hatte. In Bezug über die Epidemie von Katalonien und Arragonien im Jahr 1821 z. B. hat er Tortosa, Mora, Asco, Monasrá, Mequineza und Fraga, ungerechnet die vielen Dörfer in den Umgebungen von Barcelona, besucht.

Hinwieder hat Herr Chervin sich nicht damit beruhigt, von dem, was ihm mündlich mitgetheilt ward, wie Reisende zu thun gewohnt sind, Noten zu nehmen, sondern er hat die angesehensten und erfahrensten Aerzte der von ihm durchreisten Gegenden ersucht, ihm die Resultate ihrer Erfahrungen schriftlich mitzutheilen, und ihre Meynungen über die Natur der Krankheit, wofern sie solche gefaßt hatten, mit den erforderlichen Belegen und Thatsachen zu versehen. Bey weitem die meisten der hiefür angegangenen Aerzte haben mit einer ihnen selbst und der Kunst zur Ehre gereichenden Liberalität der Bitte entsprochen. Herr Chervin hat die Unterschriften aller derer, von denen er Mittheilungen erhielt, durch die Ortsbehörden, und, wo es der Fall war, durch die französischen Konsulate legalisiren lassen, und er ist mit einer überaus großen Zahl Urkunden heimgekehrt, über deren Authentität keinerley Zweifel walten kann.

Der emsige Arzt hat darüberdin noch die Geduld gehabt, in den Archiven der spanischen Sanitäts-Junten, in den Kanzleyen der Marineverwaltung und der Donanen, in Kirchspiel- und Spitalregistern, und in den Protokollen anderer Behörden mehr, mit einem Wort, überall, wo er etwas für seinen Zweck Brauchbares zu finden hoffte, Nachforschungen anzustellen.

Was dann nun aber aus diesen neunjährigen rastlosen Bemühungen hervorgeht, scheint wesentlich darin zu bestehen, daß das gelbe Fieber von örtlichen Ursachen herrührt, die durch ein, öfters schwer auszumittelndes, atmosphärisches Verhältniß in Bewegung gesetzt wurden; daß allenthalben, wo die örtliche Ursache aufgefunden ward, dieselbe in verfeuchtigten Stoffen faulender thierischer oder vegetabilischer Körper bestund, und daß in keinem der dem Herrn Chervin bekannt gewordenen Fälle die Krankheit durch Ansteckung fortgepflanzt worden ist. Er hält dafür, daß Alles, was zu Begründung der Meynung von Einbringung und Kontagion des gelben Fiebers ist aufgestellt worden, entweder auf unzuverlässigen Angaben und Zeugnissen, oder auf mangelhaften Beobachtungen, oder endlich auf unrichtigen Schlüssen und Folgerungen, die aus richtig beobachteten Thatsachen gezogen wurden, beruhet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, 28. Juni.

Wir feyerten gestern hier ein schönes, fröhliches und zugleich rührendes Fest, in dem Abschiedsschmaus, welcher der erſten Gesellschaft deutſcher Bergleute gegeben wurde, die auf Verlangen des Hauptagenten unſeres Bergwerkvereins in Mexiko, Hrn. Wilhelm Stein, dem dahin nachgesandt werden, um ihn in der Bearbeitung der für den Verein acquirirten reichen, gräflich Regla'schen Silberminen zu unterstützen.*)

Tüchtige, wackere Männer, zwanzig an der Zahl, waren es, die sich, in Folge der mit der Direktion des hiesigen deutsch-amerikanischen Bergwerk-Vereins geschlossenen Kontrakte versammelten, und von dieser mit einem frohen Mahle zum Abschied bewirthet wurden.

Die Direktion begleitete die Mannschaft heute Morgen auf den Weg, und der Präsident des Vereins, Hr. Heinrich Kamp, hielt ihnen beym Scheiden eine feurige, nachdrucksvolle Rede, die Manchem unter ihnen eine Thräne erlockte, deren bey solchen Veranlassungen auch das männliche Auge sich nicht zu schämen hat, und die dazu beytragen wird, sie in dem Vorsatz zu bestärken, dem deutſchen Namen überall Ehre zu machen, und durch ein sittliches Betragen Achtung für die Nation, der sie anzugehören das Glück haben, und für die Stadt, welche sie ausgesandt hat, einzuflößen. — Glück auf!

Das folgende, von dem Sekretär des Vereins, Hrn. Moriz Thieme für diese Gelegenheit verfertigte Gedicht, verdient hier wohl eine Stelle.

Deutſches Bergmannslied, in Mexiko zu ſingen.

Glück auf!
Wir fahren zur Grube mit ſchimmerndem Licht;
Die eiſigen Lüfte erſchrecken uns nicht.
Denn tief in der Erde iſt unſer Gebiet,
Wohin es den Kuppeln ſo wunderbar zieht.
Glück auf!

*) Siehe Allgemeine Zeitung No. 189. in der Beylage.

Glück auf!
Wir fördern die flimmernden Erze zu Tag;
Doch Keiner der Knappen denket sie mag.
Wir wissen zu gut, daß die Gnomen allein
Zur Strafe dem Menschen die Erze verleih'n.
Glück auf!

Glück auf!
Gold, Silber und Eisen, was haben sie nicht
Auf Erden für Jammer sonst angericht't!
Aus unsren Händen kommt's Erz noch rein:
Die Perle des Schweißes kann's nicht entweih'n.
Glück auf!

Glück auf!
Bald aber bemeistert sich seiner die Wuth!
Bald kleben am Erze viel Thränen und Blut;
Und, hat es dem Menschen Verderben gebracht,
Verschlingt es die Welle, sinkt's wieder zum Schacht.
Glück auf!

Glück auf!
Drum wäre wohl unser Gewerbe nicht gut,
Da so viel auf unserm Fleiße beruht,
Wenn nicht auch der denkende Menschenverstand
Viel Nutzen vom Erze zu ziehen erfand.
Glück auf!

Glück auf!
So fahren wir an mit Treue und Muth
Und machen die schimmernden Erze zu gut,
Und, macht dann ein Bruder auf ewig Schicht;
So üben wir trauernd die letzte Pflicht.
Glück auf!

Glück auf!
Da nehmen die Gnomen ihn sanft in den Arm
Und betten ihn kühl und betten ihn warm,
Bis Gott mit dem Schlägel der Ewigkeit weckt
Und liebend die Arme entgegen ihm streckt.
Glück auf!

Glück auf!
Wir schaffen das Dunkle zum Lichte empor,
Wir schließen auf ewig das irdische Thor.
Doch ihnt sich da unten das Himmlische auf:
Drum, schlummernde Brüder! Glück auf! Glück auf!
Glück auf!

Lausanne, Juni.

Die Bibelgesellschaft des Kantons Waadt beging am sünften Mai letzthin ihre zehnte allgemeine Jahresfeyer, und ihr Verstand, der Professor Levade, nahm das bey Anlaß, die zehnjährige Gesammte der Anstalt und ihrer Leistungen vorzutragen. Von dieser umständlichen Darstellung, die mancherley dreyfaches Interesse darbot, ging er zu allgemeineren Betrachtungen der providentiellen Leitungen über, die in der großen Anstalt der Bibelgesellschaften gefunden werden mögen. „Freylich, (so drückt sich Hr. Levade unter anderm aus) freylich hat Gott zur Zeit der Schöpfung gesprochen, es werde Licht und es ward Licht; aber das geistige Licht, der Glaube, die Ueberzeugung, geben vom Herzen aus, und wirken mit Wirkung vom Gesetz des Bewegens seyn. Das große Gesetz der Bevölkerung (la grande loi de la population) war erforderlich, um die Wohlthaten der Offenbarung zu verbreiten. Mittelst der Kultur, der Künste, der Wissenschaften, des Handels, der Schiffahrt, der späteren Entdeckung der Boussole und der Druckpresse, die selbst auch als Ergebniß eben jenes wohlthätigen Gesetzes der Bevölkerung zu betrachten sind, wollte die Vorsehung das Evangelium verbreiten lassen; und wer könnte die wundervolle Schnelligkeit verkennen, mit der das Mittel seit einem Vierteljahrhundert sich wirksam erzeigt hat? Der durch die neuerliche Entdeckung der Schutzpocken gesteigerten großen Bevölkerung Englands sind die mächtigen Fortschritte der Gewerbsamkeit und Künste, so wie hinwieder die schnelle Verbreitung derselben über alle Theile des Erdballs zu verdanken. Der Brite, welcher beym Uebermaß der Bevölkerung seiner Insel sich in der Entwicklung des Wohlstandes der Einzelnen gehemmt fühlt, ist mehr als kein anderes Volk zum Auswandern und zur Bildung von Kolonien geneigt, deren nothwendige Ergebnisse hinwieder die gleichzeitige Verbreitung des Christenthums und der Kultur seyn mußten. So daß demnach, einziges Naturgesetz, das Gesetz der Bevölkerung, allen Ländern der Erde beydes mit einander, die Kultur und das Evangelium zuführt; und dieses Gesetz der wachsenden Bevölkerung, obgleich dasselbe vermehrten Arbeitsfleiß gebieterisch heischt, dieses allgemeine Gesetz wird jedoch zwanglos vollzogen, weil es zugleich die Quelle der reinsten Genüsse des Menschen hienieden und die Grundlage des Familienglückes und aller häuslichen Tugenden ist. Wer könnte hinwieder auch den erstaunenswürdigen Kouirast verkennen, der sich in dem gegenwärtigen gegen dem abgeflossenen Jahrhundert hinsichtlich auf den Einfluß religiöser Begriffe und der Ehrfurcht für die Religion darbietet? Wer die zweyte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durchlebt hat, eines Jahrhunderts des Unglaubens und des Indifferentismus u. der Verbindung der Tempel, der endlosen Verbreitung irreligiöser Schriften; wer gesehen hat, wie der Christ Scheue trug, sein Christenthum zu bekennen, um nicht belacht zu werden; wie der Gelehrte, um seinen Arbeiten eine gute Aufnahme zu sichern, sarcastische Ausfälle gegen die Religion für eine unentbehrliche Zugabe derselben ansah, der mag uns von dem eingetretenen Verfall des religiösen Glaubens erzählen, welcher in der That so allgemein war, daß auch scharfsinnige Beobachter an einer Rückkehr besserer Zeiten verzweifeln konnten. Nunmehr aber sehen wir, um mit den Worten des gelehrten Professor Stapfers zu sprechen, „wie diese Geschlechtsfolge des achtzehnten Jahrhunderts, die sich ihres Unglaubens und ihrer eben so beschränkenden als trostlosen Lehren rühmte, unmittelbar durch eine Geschlechtsfolge ersetzt wird, die zum Glauben sich hinneigt und mit eben so viel Bereitwilligkeit die ihr dargereichten religiösen Segnungen annimmt, als ihre Vorgänger bereitwillig den Zerstörern Hand geboten haben; bemerkenswerth ist insonderheit auch, wie auf Deutschlands berühmtesten Hochschulen eine Rückkehr zu eben denjenigen Lehrsätzen wahrgenommen wird, die vordin von ihnen theils entstellt, theils verworfen wurden, jetzt aber dem Inbegriff menschlicher Kenntnisse sorgsam wieder einverleibt worden sind." — Ich frage (setzt Hr. Levade hinzu), ob diese Betrachtungen nicht auch durch unsere unmittelbarsten Erfahrungen unterstützt werden; ob der glückliche Kanton Waadt seit der Stiftung seiner Bibelgesellschaft nicht erfreuliche Besserungen im Besuch des öffentlichen Kultus und im Innern seiner Familien gemacht hat; ob die wohlthätigen Folgen der Austheilung von beyläufig 7000 Bibeln, von noch ungleich mehr neuen Testamenten, und von mehr denn 80.000 Abdrücken kleiner Religionsschriften — nicht preiswürdig zu Tage liegen?

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Juli 1825.

Forschung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin,
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellet.

Klopstock.

Aphorismen

aus den spanischen und lateinischen Schriften des Antonio Perez *).

1. So wie sich im Körper das Bild der Seele abspiegelt; so in den Worten das Bild der Gedanken.

2. Der Rath ist eine Arzney, eine heilsame — wenn er mit Bedacht, eine gefährliche — wenn er mit Heftigkeit gegeben wird.

3. Es ist ein tödtliches Anzeichen, wenn ein Fürst keinen Rath mehr begehrt.

4. Karl V. gab seinem Sohne Philipp folgende Lehre: Erhole in Staatssachen das Gutachten deiner Räthe nicht während deiner Gegenwart; in Kriegssachen magst du dieß allerdings thun. Denn deine persönliche Gegenwart macht die Räthe in Staatssachen befangen; in Kriegssachen aber wird sie dieselben begeistern.

5. Ist es dir mehr um Approbation als um Rath zu thun, so vernimm deine Räthe persönlich; deine Gegenwart wird im ersten Falle deinem Zwecke förderlich — aber hinderlich im zweyten Falle seyn. —

6. Die Fürsten kommen durch zu ängstliche Sorgfalt und durch Mißtrauen in Gefahr, große Gelegenheiten zu versäumen.

7. Denn Verdacht und Mißtrauen ist in seiner Wirkung dem Gifte ähnlich, welches in geringer Dose, vorsichtig angewendet, heilet, beym geringsten Uebermaaße tödtlich wird.

8. Große Geister zeigen die Gefahr, aber zugleich auch das Mittel; kleine Seelen weisen nur auf jene.

9. Ein Rath Karl V.: Die höchsten und bedeutendsten Aemter im Staate lasse nicht zu lange in derselben Hand. Und:

10. Die Großen beschäftige in deiner Nähe. Der Glanz deiner Krone wird sie dir sicher machen. Denn Nichts wird die Edelgebornen dir fester anschließen als das Zutrauen.

11. Die Männer in den höchsten Aemtern sind die Augen des Staates.

12. Veraltete Dienste gleichen veralteten Schulden; es ist schwer sie geltend zu machen.

13. Es gibt Ungeheuer des Glückes, so wie es Ungeheuer der Natur gibt.

14. Es ist fürstlicher, dem Wechsel des Glückes als den Unfällen der Natur zu widerstehen.

15. Die Könige sind die eigenen Zeugen und Richter ihrer Verheißungen.

16. Glück und Unglück sind die zwey Bildhauer, welche dem Wesen des Menschen die lezten Meisterzüge eingraben.

17. Fürsten sollen noch mehr Scheu vor den Historikern haben, als eitle Weiber vor den Portraitmalern.

*) Anton Perez, ein Spanier, lebte als Staats-Sekretär an Königs Philipps Hof, und beschloß im Jahre 1610 sein Leben im Exil zu Paris.

Digitized by Google

18. Beſchweeden ſind vermummte Pfeile.

19. Liebe und Gehoeſam ſind Zwillinge.

20. Schöne Worte der Miniſter gleichen einer kühlen Luft, welche erquickt, ohne den Durſt zu ſtillen.

21. Die Königskeone bezeichnet den Kreis, in welchem die Macht der Menſchen eingeſchloſſen iſt.

22. Mißbeauch der abſoluten Gewalt führt zum Ruine der Monarchie.

23. Fürſten ſollten immer in einer hohen Gabe vorzugsweiſe glänzen, um die Gemüther der Unterthanen auf einem Punkte feſtzuhalten.

24. Feevgebigkeit wirkt, wie die Schminke bey Frauen — ſie verbirgt manchen Fehler.

25. Wer ſeinen Willen einbüßt, büßt auch leicht ſein Urtheil ein.

26. Zögeen heißt anfangen zu vergeſſen.

27. Freundſchaftliche Briefe geben ein deutlicheres Bild der Perſon als ſelbſt ihr Geſicht.

28. So groß iſt die Stärke der Wahrheit, daß ſie gerade in ihrer Nacktheit am ſtärkſten iſt.

29. Die größte Gefahr guter Voreätze iſt: wenn ſie nicht Gott zum Ziele haben.

30. Alte Freundſchaft iſt wie alter Wein, je älter — je ſtärker.

31. Die heilige Schrift iſt die lebendigſte Quelle gutee Rathſchläge.

32. Die Könige ſollen ſtreben Gott ähnlich zu ſeyn, der ſeine Größe nicht blos im Schrecken offenbart: „Non in commotione Dominus; non in igne Dominus; sibilus aurae tenuis."

33. Den Brand eines Hauſes wird man eher von außen als von Innen gewahr; gerade ſo die Gebrechen eines Staats.

34. Vertrauen zu Gott bringt Rath vom Himmel, der ſo ſanft niedertaut, wie der Regen aus den Wolken.

35. Gleichgeſtimmte Seelen ſind wie gleichgeſtimmte Haeſen; klingſt du eine an, ſo klingt die andere mit.

(Der Beſchluß folgt.)

Des Vaters Wille.

(Fortſetzung.)

Unbequemlichkeiten.

So guten Fortgang aber auch die Sache hatte, ſo wenig wollte ſie mir doch zuſagen. Es gibt Menſchen, die den Mund immer ſo voll Worte haben, daß er davon alle Augenblicke überläuft. Das ſind die eigentlichen Tafel- und Konverſationsmenſchen. Zwar findet ſich's häufig, daß die vielen Worte ihren Gedanken den Ausweg verſperren. Allein Worte ſind doch immer auch an ſich ſchon etwas, ſtatt daß die Gedanken, die zum Munde herauswollen, ohne Worte ſich gar nicht behelfen können. Das wiſſen wir am beſten, denen die Worte etwas tiefer und feſter ſitzen.

Bey den Zuſammenkünften mit Jeannetten peinigte mich dieſer Umſtand ungemein. Und kamen nun auch einmal Worte heraus, ſo waren es doch nicht die rechten. Zum Unglück ging es mit den Mienen gerade ſo. Wir genieten uns Beyde vor der Tante und ſahen uns wenigſtens nicht ſo an, wie wir uns angeſehen hätten, wenn wir allein geweſen wären, ob wir ſchon Beyde recht gut wußten, daß die Augen der Tante ſo gut wie gar keine waren. Dazu kam noch die gottloſe Eintheilung der Taae. Mehreree Urſachen halber mußte die Tante zu unſern Zuſammenkünften den Dienſtag und den Donnerſtag wählen. Dazwiſchen war nun freylich nur die einzige Mittwoche. Das wollte aber doch gar zu viel bedeuten, daß ich Jeannetten vom Donnerſtage bis zum Dienſtage der folgenden Woche, das dieß ganze vier Tage lang mit keinem Auge ſehen ſollte!

Verlangen und Zuſage.

Ich wurde daher, ich kann es wohl ſagen, mit jeder neuen Zuſammenkunft immer beſpreater, und lag der Tante einmal Sonnabends Nachmittags ernſtlich an, daß ſie nun endlich den Vater zu dem früher erwähnten freyen Geſchenke diſponiren möchte.

„Wir wollen ſehen! ſprach ſie. Morgen iſt Sonntag. Früh vor der Kirche wird dein Vater vermuthlich, wie er immer pünktlich zu thun pflegt, mir das Bischen Kapitalszinſen vom lezten Vierteljahre überbringen. Da bin ich allein mit ihm und will ihn ausbohren, und thun, was ich kann. Das aber bedinge ich mir, ſtürme du nicht etwa, wenn er von mir weg iſt, ſogleich auf mein Zimmer. Es gäbe ſonſt aus wie Veerabredung. Auch kenne ich in ſolchen Fällen dein ewiges Geſeage. Ich könnte deßher den Anfang der Predigt verſäumen, und bekanntlich predigt morgen der Neue. Wenn ich aber aus der Kirche komme, dann. Denn dann weißt du wohl, iſt dein Vater nicht zu Hauſe."

Ungerechte Verunglimpfung.

Der Sonntagmorgen war überaus peinlich. Ich hatte den Vater ſelbſt zur Tante gehen ſehen. Drey Viertelſtunden ſpäter ſchlich ich bey ihrem Zimmer vorüber. Noch immer ſprach er darinnen, aber leiſe, ganz leiſe. In der Nähe klopfte der Johann eben die Kleider aus, daher durfte ich nicht einmal an der Thüre verweilen. Und noch eine ganze halbe Stunde nachher hatte er ſich bey ihr aufgehalten.

Mit der Unruhe, welche in mir wogte, konnte ich die Kirche unmöglich beſuchen. Alle Menſchen, hätte ich geglaubt, läſen mir meinen innern Zuſtand, wie die allerleichteſte Charade, aus den Augen.

Deſto länger aber dauerte mir auch die Predigt, die

ich nicht hörte, auf meiner Stube. Ich war schon recht böse auf die Polizey, die doch sonst in Alles redet, daß sie, wenn die Predigee sich gar nicht wieder herausfinden, es an dem, bey solchen Gelegenheiten doch so nöthigen Winke zum Aufhören fehlen läßt, als die Stutzuhr in der Nebenstube schlug, und damit anzeigte, daß der in Gedanken schon von mir verunglimpfte Gottesmann kaum erst die Kanzeltreppe hinauf seyn könne.

Die Diplomatin.

Die Ungeduld plagte mich gerade um so heftiger, weil ich die Geschicklichkeit der guten Tante zu Unterhandlungen dieser Art kannte, und daher wirklich etwas von ihrer heutigen Kunst erwartete. Diese bestand übrigens durchaus nicht in rednerischem Prunke und dergleichen. Es sah kaum aus, als ob sie darauf ausginge, mit ihrem Gespräche etwas zu bezwecken. Vielmehr schien es ihr gewöhnlich nur darum zu thun, die eigenen Ansichten von irgend einer Sache sich berichtigen zu lassen. Und brachte dee, den sie eben zu legend etwas zu disponiren dachte, einiges diesem Projekte ganz zuwider Laufendes hervor, so stellte sie sich Anfangs, als wolle ihr sein Rechthaben immer mehr einleuchten, brachte aber nach und nach so viel Bedenken auf das Behutsamste hervor, daß er am Ende oft selbst davon zurückkam. Und sobald das geschah, so konnte sie gewöhnlich nicht aufhören, ihm zu danken für die gründliche Widerlegung des Irrthums, in dem sie gestanden hatte.

Wer nur ein Stücklein der Verhandlungen dieser Frau mit anhörte, der dachte gemeiniglich, die wird es nicht weit bringen mit ihrem Nachgeben und den alten Sprichwörtern, die sie fortwährend im Munde führt. Wer jedoch eine vollständige Unterhandlung mit abwartete, der mußte ihrer Art und Weise, wenn er ihr aufmerksam gefolgt war, die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren lassen. So pflegte sie die wenigen Sprichwörter, deren sie sich bediente, herum und hinum zu wenden, brauchte sie, wie es just in ihren Kram taugte, bald im rechten, bald im ganz entgegengesetzten Sinne, und wußte mit einem Worte aus ihnen, wie ein guter Koch aus schlechtem Kalbfleische, alles Mögliche zu verarbeiten.

Meine gute Tante wäre für manche diplomatische Sendung gar nicht unpassend gewesen, wenn man über den Weiberrock hätte wegsehen wollen. Diejenigen, an die sie gesendet worden, würden ihre Freude gehabt haben über die anscheinende Leichtigkeit, ihr ein X für ein U zu machen, und am Ende wären sie doch wohl selber von ihr mit einem dergleichen diplomatischen Coup de main bedient woeden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Der neue Direktor unserer Akademie der Künste, Cornelius, ist hier angelangt. Seine Ankunft wurde von den Zöglingen der Akademie durch eine Serenade mit Fackelzug, von seinen zahlreichen Freunden aber durch ein Gastmal gefeyert. Man erwartet mit Zuversicht, daß die Leitung dieses berühmten Mannes der Anstalt einen neuen Aufschwung geben werde. Ich benütze diesen Anlaß, einige Worte über die moderne Richtung unsers Kunstgeschmacks zu sprechen, und wünsche dabey, daß ein mehr Eingeweihter als ich den Gegenstand in Ihrem geschätzten Kunstblatt gründlicher und ausführlicher behandele. Es zeigt sich in unserm Baiern von allen Seiten im Gebiete der bildenden Künste ein erfreuliches, regsames Leben, daher an den Leistungen unserer Künstler und Kunstjünger ein mächtiges Vorwärtsschreiten unverkennbar ist, und dieselben in den letzten Jahren an Vollendung und Ausbildung ungemein gewonnen haben. Der hier in's Leben getretene Kunstverein, dem die Ehre geworden, unsern alles Schöne und Nützliche fördernden König als Protektor zu besitzen, mag wohl einen mächtigen Impuls zu diesem Emporstreben gegeben haben. So sehr wir nun dieses thätige Wirken höchst erfreut bewundern, so können wir doch nicht umhin, eine Bemerkung auszusprechen, die einer Berücksichtigung würdig seyn dürfte. Die Leistungen unserer Künstler im Allgemeinen, so ausgezeichnet sie auch an und für sich sind — wir nennen nur die Namen eines Peter Heß, von Heideck, Quaglio, Wagenbauer, Dorner, Rothmanner ꝛc., deren Werke sowohl bey uns als auch im Auslande gerechte Anerkennung finden — tragen fast alle den Stempel der Conversation, und nur selten zeigt sich eine Leistung, die wahren poetischen Sinn verräth und der eigentlichen Historienmalerey anzureihen wäre. Daß hier die Schuld wohl nicht in der Ermanglung hinlänglicher Talente zu suchen ist, glauben wir um so mehr behaupten zu können, als früher mehrere sehr gelungene Arbeiten in diesem Fache uns vom Gegentheil überzeugten. Wir glauben eher, daß der Sinn für diese ernstere Kunst noch nicht die nöthige Anregung erhielt, und so auch die Theilnahme dafür noch nicht allgemein genug werden konnte, um derselben einen mächtigen Aufschwung zu geben. Cornelius läßt Edelliches in dieser Beziehung erwarten, und er ist ferner auch der Mann dazu, jenen akademischen Formen, die übrigens wohl ihr Gutes haben, ihren eigentlichen Kreis anzuweisen und sie nicht als Hauptsache hervortreten zu lassen. Die Historienmalerey, im strengsten Sinne des Worts, ist doch derjenige Theil der Kunst, in welcher Poesie, Größe und Gemüth sich am reichhaltigsten entfalten, daher ihr auch stets der erste Platz angewiesen ward, die übrigen sogenannten Genrefächer möchten wir eigentlich Nebenzweige jenes Urbaums nennen, deren Emporkommen nie die Kräfte ihres Stammes übersteigen, sondern nur demselben in seiner Entwickelung hülfreich die Hand bieten sollen. Blicken wir zurück in jene Zeit, wo die Kunst ihren höchsten Triumph feierte, so schauen wir die Ueberzeugung, daß ein poetisches, geistiges Bestreben derselben stets zum Grunde lag, und ein einziger Sinn in allen Zweigen derselben durchging. Dadurch erhielt sie einen volksthümlichen Charakter und den unverkennbaren Stempel der Klassicität. Es geschah und geschieht, wie früher schon gesagt, in München Außerordentliches für das Gedeihen der Künste, doch glauben wir, daß an einem gemeinsamen ernsteren Streben und Wirken es noch gebreche, und im Allgemeinen der Sinn mehr am Tändelnden und Belustigenden, als am wahrhaft Großen und Erhebenden hange. Wird in dieser Beziehung die Bahn einmal geebnet seyn, dann wird mit solch schönen Mitteln, wie sie bey uns vorhanden sind, gewiß Großes und Klassisches

geleistet werden können. Zur Notiz diene hier schließlich, daß der Bau der Glyptothek unsers kunstsinnigen und für alles Große empfänglichen Kronprinzen im abgewichenen Jahre einen kleinen Stillstand erlitten; doch nun wird für dieses Jahr um so thätiger wieder an's Werk gefahren. — Ein Saal der herrlichen Frestomalereyen ist, bis auf wenige Kleinigkeiten, vollendet. Nun hat man bereits mit dem zweyten, welcher die homerische Heldenwelt aufnehmen wird, begonnen. Cornelius brachte, wie wir hören, mehrere treffliche Kartons dazu mit, unter welchen sich einer in kolossaler Größe, „Trojas tragisches Ende" darstellend, in Bezug auf Erfindung und Erhabenheit vorzüglich auszeichnen soll. Bey der Ausführung der Fresko stehen ihm Professor Zimmermann, der nun auch unser Akademie der Künste als wirkliches Mitglied angehört, und ferner der wackere Schlotthauer zur Seite.

Auf unserm Hoftheater ist seit meinem letzten Bericht manches Treffliche gelungen an uns vorübergegangen. Webers „Freyschütz" und Schillers „Jungfrau", beyde neu in die Scene gesetzt, erfreuten sich eines stürmischen Beyfalls. Im ersteren mußten, die Ouvertüre nicht ausgenommen, alle Musikstücke wiederholt werden, und unsre Vespermann bewährte sich als eine Agathe, die wohl schwerlich ihres Gleichen findet. Die Erscheinungen in der Wolfsschlucht, zumal das wilde Heer, überboten die Phantasie und Sinnigkeit der früher gesehenen, und machen der Erfindung des Intendanten, der sie angegeben, wie der Ausführung des wackern Maschinisten Schüz, den das Publikum hervorrief, alle Ehre. Der mir zugestandene Raum im Morgenblatt erlaubt mir nicht, hier in's Detail zu gehen, da ich einer neuen Erscheinung umständlicher erwähnen muß. Unsre italienische Oper gab nämlich Meyerbeers Crociato in Egitto, ein Werk, dem wir seit Monaten mit gespannter Erwartung entgegensahen. Das Buch dieser Oper ist nicht besser und nicht schlechter, als die meisten Textbücher der Italiener, aber lieblich, melodiös, und (einige Reminiscenzen abgerechnet) originell ist des deutschen Meisters italienische Musik. In den Singpartien die süße Schwelgerey römischer Tonweisen, in der Instrumentirung dagegen gründliches Studium des großartigen deutschen Styls eines Vogler. Zwar scheint der Komponist manches Bizarre und Gesuchte in das Werk gelegt zu haben, das eben darum der üblichen Klarheit ermangelt, aber ein Theil dieser Schuld mag wohl dem Umstande zuzurechnen seyn, daß auch diese Oper wegen ihrer zu langen Dauer gekürzt werden mußte. Wir müssen hier wiederholen, was wir unlängst bey Gelegenheit der Semiramide gesagt haben. Wir glauben nämlich, daß in einer Oper Arien, Duetten, ja ganze Scenen unbeschadet des Totaleindrucks gestrichen werden können, daß es aber immer bedenklich ist, Musikstücke zu verkürzen, Abgekürzte zu streichen, indem dadurch der logisch musikalische Satz des Komponisten verliert, und das Musikstück selbst dem feinern Ohr unzusammenhängend und planlos erscheinen muß. Auch in Venedig wurde die Oper, wie wir hören, zu lang befunden, und man schloß darum den zweyten Akt mit dem Sextett. Von vorzüglichen Tonstücken enthält die Oper einmal den großartigen Chor der Gefangenen in der Introduktion, dann die Cavatine der Palmide (Signora Lalande) mit ganz origineller Melodie, das Duett zwischen Palmide und Elmireno (Dlle. Schechner) mit ganz neu erfundenem Allegro agitato und seinem darauf folgenden largo gar gesangfällig gehalten und durch den sonderbaren Schluß mit dem kurzen Allegro überraschend. Das Duett zwischen Elmireno und Adriano scheint der Komponist auf die gewaltige Stimmmasse des Hrn. Crivelli und den großen Vortrag Weinmüller's berechnet zu haben. Hier, wo Hr. Berchi diese Kraft nicht hatte, kam uns das Musikstück etwas lang vor. Imposant ist das Finale, das mit seinen Verwebungen von künstlich gearbeiteten Singstimmen und durch die mächtige Instrumentirung (zweyfache türkische Musik mit achtzehn Trompeten auf der Bühne) wunderbare Wirkung hervorbringt. Es ist aber nicht etwa bloßer Lärm, sondern Hr. Meyerbeer wußte harmonische Kraft in die gewaltigen Tonmassen zu legen. Der zweyte Akt besteht, mit Ausnahme des Sextetts, das sich durch angenehme Melodie und originelle Ideen auszeichnet, aus Scenen und Musikstücken, die auf den Vortrag der Sänger berechnet sind. Der Akt schließt mit der großen Scene des Elmireno, welcher ein Hauptglanzpunkt der Oper ist. — Die Darstellung war im Ganzen ausgezeichnet. Wir schweigen von dem Gesang und dem Spiel der Lalande als Palmide, da wir leicht der Uebertreibung beschuldigt werden könnten, wenn wir unser Lob aussprächen. Man muß diese Frau hören, um zu wissen, was der höhere Kunstgesang ist, und welche Wirkung er auf die Zuhörer hervorzubringen vermag. Der Vortrag ihrer Scene im zweyten Akt hat durch Ausdruck und Gefühl alles übertroffen, was wir bisher gehört, und das Publikum wunderbar ergriffen und begeistert. Möge die Künstlerin ihren ganz eigenthümlichen Beruf zur Seria nicht verkennen! — Würdig ihr zur Seite stand in der Rolle des Elmireno die eben so talentvolle als fleißige Dlle. Schechner, die vorzüglich in der Schlußscene Gelegenheit fand, die reichen Kräfte ihres Talents glänzend zu entwickeln. Die Ausführung von Seite des Orchesters war herrlich, vorzügliches Lob verdienen die Blasinstrumente und Kontrabässe, für die der Komponist sehr schwer gesetzt hatte. — Die Oper von der Intendanz reich und schön ausgestattet, fand allgemeinen Beyfall.

Ich kann diesen meinen Juniibericht nicht schließen, ohne Ihnen einen Vorgang zu melden, der mir in unsern Tagen nicht uninteressant erscheint. In dem, einige Stunden von hier entfernten Kloster Inderstorf ging nämlich ein seltener Akt vor sich: die Einkleidung einer Mutter, ihrer Nichte, und der Profeß ihrer Tochter. Die Ceremonie fand in der geräumigen Klosterkirche statt. Zuerst wurde von dem Priester das Hochamt gehalten, worauf sich dieser zu den Nonnen mit der Frage wandte, welches Begehr sie hätten? Die Oberin antwortete, daß erwähnte Mutter und Nichte einzukleiden zu werden wünschten, welche dann, als alle gebräuchliche Fragen und Antworten geschehen waren, die Novizenkleidung erhielten. Die Tochter aber, die schon drey Jahre im Kloster zugebracht hatte, legte den Profeß ab, und mußte als Zeichen, daß sie der Welt entsagt hatte, sich auf den Boden legen, wo sie mit dem Leichentuche zugedeckt wurde. Nach vollzogener Ceremonie stand sie als Himmelsbraut wieder auf, und mußte dann von Schwester zu Schwester gehen und ihr den Friedenskuß geben, welches sie mit wahrer Begeisterung that. — In Inderstorf besteht übrigens ein sehr zahlreiches Erziehungsinstitut von Mädchen, deren Erziehung und Lehre diese frommen Frauen unter der Oberleitung ihrer Priorin, einer Gräfin von Spreti, besorgen. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe die Zöglinge der Anstalt dieser geist- und gemüthvollen Frau zugethan sind. Auf den Gesichtern Aller, auch der Klosterfrauen malt sich wahrer innerer Seelenfriede, man sieht, sie befinden sich in ihrer Lieblingsheimath. Wir haben in Bayern noch einige weibliche Institute der Art, und es dürfte zu wünschen seyn, daß man ihre Anzahl vermehre. — y.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juli 1825.

Fordert die Lieb' ihr Recht, schwindet das Andre dahin:

Rese.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Langes Zögern.

Ich dankte dem Himmel viel tausend Mal, daß er die Kirche auch endlich hatte ausgehen lassen, als ich an dem Gesangbuch das eine, wahrscheinlich der Gefahr ihres Sonntagsbratens halber daher eilende, Frau in der Hand hielt, die erste Vorpost der andächtigen Gemeine erkannte, deren Vortrab bald nachher um die Straßenecke herumkam; der Tante, so billig war ich doch noch, ließ sich nicht zumuthen, unter ihnen zu seyn. Ihrem schadhaften Fußwerke nach befand sie sich in der Regel nicht einmal beym Hauptkorps, sondern meistens bey der Arrieregarde, zuweilen wohl gar unter den einzelnen Traineurs. Das war auch dießmal der Fall, und sie trat eben so langsam in die Straße herein, daß meine Ungeduld mich lieber aus dem Fenster ihr entgegen geworfen hätte.

Eben ruhte sie noch vom Treppensteigen an der obersten Stufe aus, als ich, sie schon in ihrer Wohnstube vermuthend, dahin wollte. Ich folgte ihr. Sie saß lange auf dem Sopha, wie es schien, ohne sich recht erholen zu können.

Auseinandersetzungen.

„Nein, der neue Prediger ist mein Mann gar nicht!" sagte sie endlich.

„Er soll aber — versetzte ich — die Kirche gut ausfüllen."

„Das — erwiederte sie — ist auch seine einzige Tugend. Und womit füllt er sie aus? Mit Worten, die nicht zum Herzen gehen. Mit Verschen und anderm Schellenklange. Dazu geberdet er sich zuweilen gar, als ob er davonfliegen wollte. Nun, ich und meine Nachbarinnen hätten nichts dagegen, wenn ihm der Versuch gelänge; zumal, wenn er recht weit fliegen und gar nicht wiederkommen wollte."

„Aber — entgegnete ich — das Konsistorium soll ihn einstimmig gewählt haben."

„Das Konsistorium, lieber Joseph, das besteht aus Gelehrten, und den Gelehrten, heißt es, ist gut predigen."

Darauf setzte sie mir auseinander, warum sein verstorbener Vorgänger ein ganz anderer Mann gewesen sey, ob sie schon wissen konnte, daß meine brennende Sehnsucht mit solchen Auseinandersetzungen nicht im mindesten zu dämpfen war.

Der kostbare Einfall.

Das galt mir für gar kein gutes Zeichen. Ich mußte indeß wissen, woran ich war, und fragte geradezu nach ihrer Unterhandlung mit meinem Vater.

„Ja, — antwortete sie — ich wollte lieber, ich hätte mich gar nicht drauf eingelassen. Denn ich habe großen Aerger gehabt davon. Den Gelehrten ist gut predigen! Das sah man wieder einmal recht. Habe ich in deinen Vater hineingesprochen, habe ich mich gedreht, bald so, bald so! Aber Gott behüte und bewahre, da ist nichts auszurichten. Der besteht auf seinem Kopfe, daß dir das

Digitized by Google

Mädchen aus deinem Kopfe soll. Uebrigens freut mich das, daß er wenigstens anders von dir zu denken anfängt. Er weiß, daß du nicht mehr so nach Jeannetten rennst, und glaubt daher, du seyst in dich gegangen. Schaden konnte das freylich nichts, da die Sachen so stehen, daß an eine Heirath zwischen euch Beyden gar kein Gedanke mehr ist. Er hat aber einen kostbaren Einfall, wie er sagt, dich auf dem eben betretenen bessern Wege festzuhalten. Rathe einmal, welchen? Er will dir ein anderes Mädchen zur Frau geben. Auch keine Reiche. Aber eine, die alle Tugenden haben soll und von der er mir in der That so viel Rühmens gemacht hat, daß ich selber zugriffe, wenn ich wie du wäre."

Brautschau.

„Gute, liebe Tante — rief ich — das ist doch wohl nicht ihr Ernst?"

„Mein völliger. Ich habe deinem Vater auch Recht gegeben. Wäre das nicht geschehen, so hätte ich damit das Uebel nur ärger gemacht. Das sah ich aus Allem. Und im Vertrauen, guter Joseph, meinest du vielleicht, daß ich damals, wie ich euch die Rendezvous bey mir zugestand, nicht noch lieber gesehen, wenn ihr eure Sache ganz abgebrochen hättet? Das wäre aber nicht geschehen, darum schlug ich diesen Weg ein. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte ich, oder mit der Zeit bricht man Rosen. Aber mit dem Rathe war's nichts und Rosen gab's auch keine. Entweder, meinte ich, der Vater ist noch herumzubringen, oder sie fangen selber an einzusehen, daß aus ihrer Verbindung nichts Gescheites herauskommen kann. Auf dem einförmigen Fahrwege voll drückenden Sonnenscheins, den ich euch zu eurer Unterhaltung allein einräumte, und bey dem die traulichen Plätzchen in schattigen Lauben und die einsamen Poetengänge ganz wegfielen, glaubte ich euch das Verhältniß durch Langeweile nach und nach aufzulockern. Das ist mir jedoch mißlungen. Uebrigens hast du für jetzt nichts zu thun, als dir das Mädchen anzuschauen, aus dem dein Vater deine künftige Hausfrau machen will. Heute Nachmittag — das aber bleibt ganz unter uns! — sollst du mit ihm in eine Gesellschaft gehen, wo sie ebenfalls seyn wird.

Der vorzeitige Frühling.

Es war natürlich, daß mir bey solchen Reden das Herz mitten in der Brust entzweyspringen wollte, und daß ich die Tante gerade so ansah, als ob es ihr eben eingefallen wäre, mich chaldäisch oder arabisch anzureden, worin ich freylich so wenig gethan habe, wie sie selber.

„Ja, ja — sprach sie — es ist Alles so, wie ich's sage. Und mag auch noch draus werden, was da will, für's Erste kannst du doch durchaus nichts thun, als wirklich eben den Gang, den dein Vater dir vorschlagen wird. Genau genommen, hatte vielleicht dein Vater sogar Recht mit der Mißbilligung der Liebe zu Jeannetten. Ehe ein junger Mann, wie du, für die besondern Grillen desjenigen Theils seines Leibes sorgen darf, den er das Herz titulirt, muß er des Fortkommens seines gesammten Leibes in der Welt gewiß seyn. Der Seele nicht einmal zu gedenken, weil die schon auch sieht, wo sie bleibt. Jezt bist du Referendarius. Was heißt das? So viel wie gar nichts. Denn die Stelle nährt den Mann nicht ordentlich. Sie ist gewissermaßen nur die Treppe oder der Vorhof zu einer Stelle. Erst aber will das einträgliche Amt erlangt seyn, und Liebesgeschichten, die zuvor eintreffen, kommen mir vor, wie ein vorzeitiger Frühling, den gemeiniglich die Fröste des Nachwinters nur allzubald zerstören."

Die besten Gründe.

Die Tante sah mir's an, daß ich gleich hätte vergehen mögen. Drum fuhr sie auch also fort: „Die Wahrheit ist allerdings ein bitteres Kraut. Aber nur zu lange habe ich sie dir, aus unzeitiger Schonung, nicht zu kosten gegeben. Heute gilt es, und nichts in der Welt soll mich abhalten, sie dir ganz zu sagen. Enthielte sich ein wohlgezogenes Frauenzimmer nicht gern alles Fluchens, so würde ich sprechen, die verfluchten Romane haben der heutigen Jugend hauptsächlich die Teufeleyen in den Kopf gesezt, von denen sie ärger als ich in meiner Kindheit von Würmern turdirt und gereinigt wird. Da habt ihr euch, Leutchen, recht häufig dem thörichten Aberglauben hingegeben, als ob zuweilen zwey Personen verschiedenes Geschlechts gradezu für einander geschaffen wären als Mann und Frau. Das hat aber der liebe Gott ein außereinziges Mal gethan und hernach nie wieder. Bey der Eva nämlich. Die bestimmte er allerdings für keinen andern Menschen als den Adam. Und das aus den besten Gründen. Erstens hatte Adam die größten Ansprüche auf sie, weil sie ihm eine Ribbe seines eigenen Leibes kostete, und dann zweytens hauptsächlich, da der liebe Gott sie gar keinem andern Menschen hätte geben können, weil damals noch kein Mensch vorhanden war als Adam.

Ergebt euch!

Seitdem aber — fuhr sie fort — kein Mann seine Hausehre mit einer Ribbe aus dem eigenen Leibe zu erkaufen braucht, seit dieser Zeit ist auch kein Paar mehr ausschließend für einander geschaffen. Ja, nur allzuoft wird gerade aus zwey Personen, die sich dafür achten, ein überaus unglückliches Ehepaar. Ob ich schon gar nicht glaube, daß das bey dir und Jeannetten der Fall seyn würde, da ihr Beide mir recht gut für einander zu passen scheint, so müßt ihr nur auch denken, du, daß du eine ungefähr eben so passende andere Frau als Jeannetten und Jeannette einen dergleichen Mann als dich finden würde. Ergebt euch darum in euer Geschick, das im Grunde nicht den hundertsten Theil so schlimm ist, als es euch durch eure far-

Digitized by Google

bige Brille erscheint. Vor allen Dingen gehe du heute mit deinem Vater, die Person in Augenschein zu nehmen, die er dir zeigen will. Daß es eine ganz vorzügliche seyn muß, wird dir selber einleuchten, wenn ich dir sage, er hat sie gestern zum Erstenmal gesehen und sie ihn da ganz für sich einzunehmen gewußt. Verstand wirst du hoffentlich deinem Vater nicht absprechen. Eine gute Beobachtungsgabe besizt er dazu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

(Beschluß.)

36. Zu fürchten, was geschehen kann, ist ein Grundsatz der Politik.

37. Die Welt ist rund: eine unbestimmte Größe: und so auch Alles, was sie in sich faßt.

38. Melancholie ist das Gepräge der Feemden.

39. Es gibt Menschen — und das sind gerade die besten, die man mehr schäzt, nachdem man sie verloren hat, als so lange man sie besaß.

40. Es ist gut, daß man nicht immer die Ursache der Begebenheiten kennt.

41. Die Gunst der Fürsten gleicht dem Zustande des Traums, der Frische des Frühlings, der Ruhe des Meeres, dem Lichte des Mondes.

42. Ein Brief des Freundes erheitert den Geist, so wie sein Anblick das Auge erfeischt.

43. Glück und Unglück beruht auf der Meynung.

44. Die Freundschaft der Großen beruht mehr auf dem Glauben als auf der Ueberzeugung.

45. Fürsten sollen sich nicht einem Einzelnen hingeben; Tempeln gleich sollen sie seyn, die nicht einen — sondern viele Zugänge haben.

46. Feldherrn mögen zuerst die Waffen, und dann erst Unterhandlungen versuchen. — Nicht so der Fürst, der erst alle Güte erschöpfen muß, bevor er von der Gewalt Gebrauch macht.

47. Die Ehre — die Seele des Lebens.

48. Der König und der Staat bilden eine Ehe.

49. Das Herz ist der Geeichtsstuhl zwischen Freunden.

50. Die Reue übertrifft alle Heilmittel.

51. Man nennt die Könige mächtig, weil sie Geister und Körper erhalten — nicht weil sie sie verderben können.

52. Das Leben ist eine Schiffahrt — und der Tod der Hafen.

53. Ein trauriger Körper ist das Grab des Geistes.

54. Nichts ist leichter, als ein Blatt Papier — nichts so schwer, als ein solches mit Klagen erfülltes.

55. Nichts ist so durchdringend, als das Auge des Freundes.

56. Das Zutrauen ist die lezte Bezeugung der Liebe.

57. Oft bringt das Hören mehr Schaden, als das Sehen.

58. Das Urtheil des Volks mißt das Große wie das Kleine.

59. Die Beredtsamkeit des Herzens übertrifft die Beredtsamkeit der Zunge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Mai 1825.

Von allen Ausgrabungen in Pompeji ist bis jezt wohl kaum etwas Interessanteres ans Licht gefördert worden, wie die vor wenig Monaten aufgedeckten Bäder. Diese allein würden eine Fahrt dahin belohnen, wenn auch die frühern tausend Gegenstände nicht wären. Es scheint fast, daß, je weiter man kommt, die Entdeckungen immer schöner werden, und die Nachlässigkeit, womit die Arbeit betrieben wird, ist wahrlich beklagenswürdig. Man hofft indessen, daß es in der Folge besser gehen werde, indem es heißt, daß ein geschickterer Architekt den bis jezt dabey angestellten ersezen soll. Unbegreiflich ist, daß dieses nicht längst geschehen, da indessen so manches durch unzweckmäßige Wiederherstellung verdorben worden. Eine Beschreibung dieser neu ausgegrabenen Bäder ist nach einer einzigen Besichtigung schwer, und wird ohne erläuternde Zeichnungen doch nicht recht verständlich seyn. Diese aber dürften wohl noch lange nicht ins Publikum kommen, denn da die Gesellschaft, welche das neue Werk des Museums, aller hiesigen Kunstwerke, Pompeji u. s. w. herausgeben will, sehr strenge darauf hält, daß nichts, bis jezt noch nicht bekannt gemachtes, gezeichnet oder beschrieben werde, so ist es schwer, diese strengen Befehle zu umgehen.

Diese Bäder werden gewiß, wenn einst Sachverständige sie untersucht und deren ausführliche Beschreibung gegeben haben, Manches, bisher noch mit Dunkel bedeckte, über die Art der Bäder der Alten hinlänglich aufklären, da sie zum Theil so gut erhalten sind, daß auch ein Ungeweihter sich leicht einen hinlänglichen deutlichen Begriff davon machen kann.

Die schön gewölbten Hallen des Apodyterions, Calidarium, Frigidarium u. s. w. stehen fast noch ganz und müssen zu ihrer Zeit geschmackvoll gewesen seyn, wie sich aus den Ueberresten der Verzierungen, den Arbeiten in Stucco u. s. w. schließen läßt, welche zum Theil so wohl erhalten sind, als ob sie erst eben beendigt worden wären. Ein rundes weiß marmornes Bad, worin wohl 16 bis 20 Personen bequem Platz finden konnten, ist völlig unversehrt und würde wahrscheinlich sogleich gebraucht werden können. Nach Erklärung der Führer sollte man glauben, daß blos Regenwasser zu diesen Bädern aufgefangen worden, wozu man die Leitung, durch welche es von den Dächern ins Wasserbehälter geführt wurde, noch sieht. Daß aber dieses das einzige Wasser gewesen seyn sollte, scheint eben nicht glaublich, wenn man bedenkt, wie wenig es im Sommer in diesen Regionen und in der eigentlichen Badezeit regnet, wozu die Quantität des bloßen Regenwassers unzulänglich gewesen seyn würde. Auch die Wasserbehälter scheinen zu klein, als daß die Bäder öfters daraus hätten angefüllt werden können, ohne Wassermangel zu verursachen, wenn man voraussezt, daß bey einer solchen großen Anstalt auch häufig gebadet wurde; sie müßten demnach noch einen andern Zufluß haben. Die Oefen zur Heizung, wie die Leitungen in das Lepidarium und Calidarium, so wie die doppelten Wände, in welchen die Wärme geleitet wurde, um denselben die Tem-

peratur eines geheizten Zimmers zu geben, sind überall sichtbar, und theilweise gut erhalten. In einem derselben fand man zwey Sopha von Bronze, und ein grosses flaches Becken von eben der Materie, welches zum Kohlenfeuer bestimmt war, dessen inneres Behältniß von Eisen ablig oxydirt ist. Noch stehen sie an den Stellen, wo sie gefunden, und es ist zu wünschen, daß man sie dort stehen lasse, welches das Interesse erhöht. Fünfhundert Lampen fand man unter dem doppelten Fußboden, der etwa vier bis fünf Fuß von der Erde erhaben, durch gemauerte Pfeiler gestützt, auch, wie es scheint, geheizt wurde. Auf dem Sopha sind die Worte M. ECCIDIV.S. VACCVLVS. P.S. eingegraben, welches der Erklärer so auslegte, daß Vaeculus diese drey Gegenstände mit seinem Gelde bezahlt, oder gar die ganze Badeanstalt angelegt habe, und, um die Erklärung zu bekräftigen, auf eine am Feuerbecken in sehr gut erhabener Arbeit angebrachte Kuh aufmerksam machte.*)

Hier ist endlich die so lange bestrittene Frage, ob die Alten Glasscheiben gehabt, welche indessen schon lange gelöst worden, gewiß beseitigt, indem man das runde Bad, welches sich mit einer offenen Wölbung, wie das Pantheon zu Rom schließt, mit einer fast daumdicken Glasscheibe zur Erhellung von oben herab geschlossen fand, welche fest eingekittet war, und während Jahrhunderten dem Druck der darauf lastenden Erde widerstanden hatte. Man hat sie jedoch herausgehöbt und ins Museum gebracht, um sie zu erhalten.

In einem nahe bey den Bädern auch erst neuerlich ausgegrabenen Hause, dessen Bauart ganz mit den übrigen übereinstimmt, sind mehrere wirklich schöne Wandgemälde entdeckt. Zwey der vorzüglichsten stellen zwey Scenen aus der Geschichte der Briseis vor, von denen besonders eines sich durch die Komposition auszeichnet, und die Stellung der Briseis, welche ihr äußerst liebliches Köpfchen auf die rechte Hand stützt, von der größten Schönheit ist. Schade, daß die Luft diesen Bildern ungemein nachtheilig zu seyn scheint, und durch sie, so wie durch die wenige Aufmerksamkeit der Arbeiter, diese unschätzbaren Sachen immer mehr beschädigt werden. Auf dem Fußboden dieses Hauses fand man ein wunderschönes Mosaik, von eben der Arbeit und von ganz kleinen Steinchen in der Art des berühmten Mosaiks der Tauben auf einem Wassergefäße in Rom, mit ungemeinem Fleiß und sauber gearbeitet. Es ist etwa anderthalb Fuß ins Gevierte, und scheint eine Vorlesung oder Probe eines Theaterstücks seyn zu sollen, da ein alter sitzender Mann eine Schriftrolle hält, vor demselben zwey Masken, die tragische und die komische liegen; eine Tybiabläserin ihm zur Seite und zwey Figuren vor ihm, so wie eine dritte hinter denselben stehen, welche wie ein Hanswurst gekleidet zu seyn scheint. Der Meynung der Herren Antiquare sieht man darüber begierig entgegen.

In einem andern Hause ist auch noch ein sehr wohlerhaltenes Gemälde, ein der Diana zu bringendes Opfer, einer Jungfrau, entdeckt worden. Das unglückliche Schlachtopfer wird von zwey Henkersknechten, wie es scheint, mit ziemlichem Widerstreben fortgeschleppt, indem sie, wahrlich nicht mit zufriedener Miene, auf die oben in den Lüften schwebende Diana blickt. Rechts steht der Opferpriester, den Dolch pfiffig und schadenfroh im Munde haltend, und gierig auf das Opfer blickend. Der ihm am nächsten stehende Henkersknecht blickt wie fragend zu ihm auf, und der andere wie mitleidsvoll, rückwärts gegen eine zur Linken stehende Figur, die des Opfers Mutter oder Vater darzustellen, und vom Schmerz erdrückt, weggewendet dabey zu stehen scheint. Sie ist völlig in ihr Gewand verhüllt, und also auch dieser Gedanke, das Uebermaß des Schmerzes zu verhüllen, schon damals gebräuchlich. Das Gedachte und die Zusammensetzung scheinen sehr gut zu seyn, aber die Ausführung mit jenen andern Bildern auf keine Weise zu vergleichen.

Das Tagblatt, Rivista teatrale kündigt eine, Ape teatrale, ossia nuova raccolta di drammi, commedie e tragedie scelte da migliori autori italiani, francesi, tedeschi etc. la più parte inedite, an — oder zu deutsch:

„Die Theater-Biene, oder neue Sammlung von Dramen, Lustspielen und Trauerspielen, unter den besten italienischen, französischen, deutschen ꝛc. Autoren gewählt, und größtentheils ungedruckt.“ und empfiehlt das Unternehmen durch folgende merkwürdige schwulstige Allegorie:

„Gleich wie die geflügelten Insekten dieses Namens, auf „den Feldern von Hydla oder den hymettischen Hügeln umherirren, aus den wohlriechendsten und zartesten Blumen den „Thau zu wühlen und zu saugen, welchen sie dann in schmackhaftesten Honig verwandeln, so wird auch unsre Biene aus den Werken der berühmtesten tragischen und komischen Schriftsteller der „gebildeten europäischen Nationen ihren Bienenstock zu füllen „suchen, um so eine Sammlung zu bilden, welche den Zeiten, „in welchen wir leben, so wie unsern Mitbürgern von gutem „Geschmack und besonders dem schönen und liebenswürdigen „Geschlechte, dem wir diese Sammlung anzubieten uns erlauben, eine besonders für sie passende Lektüre gewähren“ —!!

Alle 14 Tage soll ein Heft erscheinen und der Preis desselben auf 15 Gr. oder Kreuzer seyn, drey Hefte einen Theil und 8 Theile einen Jahrgang bilden. Schade nur, daß von den neuen italienischen Originalstücken wenige verdienen, in eine solche sich so hochtrabend ankündigende Sammlung aufgenommen zu werden, und die Uebersetzungen gewöhnlich von der Art sind, daß sie entweder durch sich selbst oder weil sie die ausländischen Sitten und Gebräuche darstellen, wenig passend für Italien sind, und demnach weder hinlänglich aufgefaßt noch verstanden werden.

Das Dampfboot, dessen guter Fortgang anfangs so sehr bezweifelt wurde, scheint jezt noch und nach besseres Glück zu machen, und wenn man die Preise noch etwas herabsezte, würde dadurch die Ueberfahrt noch mehr befördert werden, indem das leichte, bequeme und wohlfeile Reisen manchen zu dieser anscheinend gefährlichen Seefahrt bestimmen, welche zu unternehmen ihm sonst nicht einfallen würde. Der beste Beweis dafür ist, daß jezt Damen die vordem als fast unausführbar verschriene Reise nach Palermo und Messina unternehmen, wovon hier seit Kurzem mehrere Beyspiele sind. Der Preis der ersten Plätze ist 24, der zweyte 8 und der dritte auf dem Verdeck 6 Mgtr. Es gehe alle Dienstag nach Palermo, mitunter auch nach Messina, kömmt Sonnabend zurück, und hält die versprochene Zeit von 24 bis 26 Stunden ziemlich pünktlich.

London.

Den 20sten Juni ist auf dem Kings-Theater: il Crociato in Egitto, von Meyerbeer mit rauschendem Beyfall aufgeführt worden. Herr Velutti (Soprano) hatte die Hauptrolle übernommen. Trotz einer Opposition im Parterre bey seinem ersten Erscheinen wurde er, begünstigt von dem adeligen Publikum der Logen und dem steigenden Erfolge der Musik, mit Beyfall aufgenommen und hervorgerufen. Die Musik dieser Oper ist (wie sich der Morning-Herald ausdrückt) voll des tiefen Gefühles, das die deutsche Schule charakterisirt. Indessen fehlte es auch nicht an höchst gesangreichen Stücken, denen man den populärsten Erfolg prophezeihen darf.

*) Gebrauch der Wappen in jener Zeit?? D. Red.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juli 1825.

Ich reihe Worte nicht, nein, Edelsteine,
Und diese für Betrachtende, für Reine.
Aus Baki's Divan.

Aus dem Arabischen.

Harun Arraschid liebte die Dichtkunst und die Dichter. Er hatte Neigung für schön-wissenschaftliche und rechtskundige Männer, und haßte gelehrten Streit über Glaubenssachen. Er liebte das Lob, besonders von einem ausgezeichneten Dichter, und einen solchen überhäufte er dann mit Geschenken.

Asmai erzählt: Arraschid gab ein Fest und schmückte auf's herrlichste seine Gemächer. Dann ließ er Abulatahia, den Dichter, kommen und sprach zu ihm: „Schildre uns das, wie wir hier sind in den Freuden dieser Welt.“ Abulatahia sagte her:

„Du lebe, wie du nur magst, gesund in deiner hohen Palläste Pracht.“

„O schön, sprach Arraschid, wie weiter?“

Jener sagte her:

„Wetteifernd werde nur deinem Wunsch gedient am Morgen und in der Nacht.“

„Schön, sprach Arraschid, wie weiter?“

Jener sagte her:

„Und wenn im Busen der Athem einst beengt sich fühlt von des Todes Nacht,
Dann wirst du klärlich es sehn, du hast in Eitelkeit das Leben verbracht.“

Da weinte Arraschid; und Alfadhl Ben-Jahja, der Barmekide, sprach: „Der Fürst der Gläubigen hat nach dir gesandt, daß du ihn aufheiterest, und du hast ihn traurig gemacht.“ Da sprach Arraschid: „Laß ihn! denn er hat uns in der Blindheit gesehn, und hat sie uns nicht noch vermehren wollen.“

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Der Unhold.

Zwar mußte ich der Tante darin Recht lassen, im Ganzen aber waren doch unsere Ansichten jetzt so verschieden als noch nie. Ich wußte auch natürlich gar nicht, was ich that, als ich mit der Scheere von ihrem Nähtische, bey dem ich stand, die Franzen der Fenstergardinen, wie etwa der Gärtner die Bäume, beschnitt. Ganz gelassen kam die Tante herüber, nahm mir die Scheere aus der Hand, schloß sie in den Kasten, knipp mich dann in den Backen und sprach: „An der ganzen Historie mit dem Mädchen, die dein Vater dir ausgesucht hat, ist übrigens Niemand Schuld als — rathe einmal wer?“

Entrüstet über solch einen Unhold, beschwor ich sie, mir ihn zu nennen, und sie sagte: „Nun, nun, guter Joseph, sey nur nicht so gar böse auf ihn, denn es ist dein bester Freund, oder, daß ich's kurz mache, du bist es selber. Deine zu frühzeitige Verbindung mit Jeannetten nämlich hat deinen Vater auf den Gedanken gebracht, dich vor ähn-

Digitized by Google

lichen Uebeln in Zeiten zu bewahren, eben durch die baldmöglichste Verheirathung mit einer Andern.

Mein Wort.

Die Tante sprach weiter: „daß er der Vortrefflichkeit des Mädchens halber, wie er mir sagte, sogar von meinem vorhin geäußerten billigen Grundsatze abgehen könnte, nicht vor dem einträglichen Amte dir eine Braut zu gestatten, das ist sehr viel. Und, wie auch schon gedacht, sind es nicht etwa recht vortheilhafte Verhältnisse der Person, die ihn bestimmen. Denn seiner Versicherung nach ist sie so gut wie eine Waise und hat nicht den Pfennig im Vermögen. Damit dir kein anderer Werber bey ihr zuvorkomme, will er euch eine hinreichende Summe zur Bestreitung des neuen Hauswesens, bis zur Verbesserung deiner Einnahme, aussetzen. Um des Himmels willen aber verrathe mich nicht, daß auch nur ein Wort von der Sache gegen dich über meine Lippen gegangen. Ich verlöre für immer allen Kredit bey ihm; denn er denkt dich recht angenehm nach und nach mit dem Allen zu überraschen."

„Saubere Ueberraschungen!" seufzte ich.

„Nun — sprach die Tante — hingehen mußt du. Gib mir die Hand darauf!"

Sie ergriff solche. Ich ließ es geschehen.

„Oder — fuhr sie wehmüthig fort — könntest du vielleicht den Gedanken fassen, daß ich es nicht mehr ehrlich meynte mit meinen lieben Nebenmenschen und vor Allem mit dir?"

Das konnte ich nicht. Ein herzlicher Händedruck bekräftigte ihr das.

„So habe ich denn, Gott Lob, dein Wort darauf!" sagte sie beruhigt.

Das Beste in der Welt.

„Weiß denn — fragte ich — Jeannette schon von dem seltsamen Einfalle meines Vaters, und, daß Sie mir diesen Rath geben wollten?"

„Nein, guter Joseph, sie war heute nicht in der Kirche. Ich verspreche dir jedoch, ihr die Nothwendigkeit der Sache selbst in's Licht zu setzen.

Und — fügte sie, als jetzt Damenstimmen vom Saale hereinschollen, schnell hinzu — dein Vater ist ganz begeistert von der Person, die er dir ausgesucht hat. Es könnte leicht seyn, daß er sie um jeden Preis gern in seinem Hause hätte, und daß, wenn du nicht Anstalt machst, dich in sie zu verlieben, er selber um sie anhält. Und ein Mann, noch in den besten Jahren, wie er, ein Mann seines Vermögens, wird schwerlich von einem Mädchen, das so vernünftig ist, wie er sie schildert, eine Zurückweisung zu besorgen haben. Sey du daher auch vernünftig, lieber Joseph. Man kann ja nichts Besseres thun in der Welt, als das.

Was nun?

Der inzwischen hereingekommene und bereits ganz nahe getretene weibliche Besuch hob natürlich unser Gespräch auf, und ehe noch die Eingangshöflichkeiten und Umarmungen abgethan waren, fuhr ich schon wie ein Pfeil die Treppe hinunter, um unten im Zugwinde von der Hausthür derein erst zu bemerken, daß ich zu dem beabsichtigten Ausfluge keinen Hut mitgenommen hatte. Eigentlich bedurfte ich dessen auch nicht. Denn, genau genommen, kann man den Hut entbehren, wenn man nicht weiter will, als aus der Welt.

Leider wußte ich aber sogar das nicht gewiß, ob ich wirklich aus der Welt wollte. Ich wußte blos, daß unter Umständen, wie sie nunmehr einzutreten schienen, für mich in der Welt gar nichts mehr zu suchen und anzufangen sey.

Anstalt machen, sich zu verlieben! So hatte die Tante sich ausgedrückt. Und in solch einer tollen Stimmung hatte sie mir angerathen, vernünftig zu seyn.

Unter dieser Betrachtung war ich die Treppe hinaufgeeilt, und stand eben, den Hut auf dem Kopfe, wieder an der Hausthür. Was nun, und wohin?

Das Temporisiren.

Bis jetzt war ich wirklich, seit dem wöchentlich zweymaligen Rendezvous bey der Tante, zu gewissenhaft gewesen, um auch nur einen Fuß in die Poststraße zu setzen, wenn mich die Geschäfte nicht dahin führten und in die Gegend des Fischmarkts, wo die Angebetete dort wohnte, hatte ich gerade niemals zu gehen gehabt. Von nun an jedoch keine Rücksicht dieser Art weiter. Ich würde gar kein Gewissen gehabt haben, wenn ich in so himmelschreienden Verhältnissen jene Gewissenhaftigkeit ferner hätte exerciren wollen. Ich hatte der Tante die Zusage gegeben, mit dem Vater den Gang zu machen nach der mir von ihm zur Braut Bestimmten. Ich erinnerte mich des Händedrucks, den sie mir, wie ich jetzt glaubte, durch die hinterlistige Zwischenfrage, ob ich Mißtrauen gegen sie hege, zu Bekräftigung der ihr gegebenen Hand, oder vielmehr der Hand, die sie mir genommen, offenbar gestohlen hatte. Aber hätte sich sogar meine Zusage, als nur wider Willen von mir geleistet, vielleicht zurücknehmen lassen, so durfte doch der Gang, wenn mein Vater mich dazu aufforderte, nicht unterbleiben. Um einen Mann, wie ihn, bey Gutem zu erhalten, mußte er geschehen. Vielleicht entdeckten sich auch die schwachen Seiten des Mädchens. An mir sollte sie wenigstens gewiß keinen schlechten Aufpasser bekommen.

Es war ein Glück, daß ich sonach wieder ein wenig anfing, Gedanken zu fassen und besonders den Gedanken, es komme vor der Hand vorzüglich auf ein recht umsichtiges Temporisiren an.

Digitized by Google

Nur das nicht!

Obgleich nicht ein einziges Mal bey Jeannettens neuer Wohnung vorübergekommen, hatte ich ihr doch abgefragt, wie das Haus aussah, und daß sie am mittelsten Fenster gerade über der Hausthür saß. Es war mir ordentlich recht wohl, als ich von weitem schon den immer blühenden Rosenstock wahrnahm, den Dorchen, Jeannettens Dienstmädchen, ihr als ein Zeichen besonderer Verehrung zum Geburtstage überreicht hatte. Ein miserables Geschenk, wenn man den Geldwerth desselben, wie ein Geizhals, auf der Hand wiegen wollte. Aber die Armuth, von der es berührte, erhob die so gemeine, duftlose Blume über die kostbarsten liedlichsten Kinder der süßen Flora. In solch einem dürftigen Hause konnte das arme Mädchen schwerlich Reichthümer sammeln. Es mußte vielmehr gewiß recht haushälterisch mit dem geringen Lohne verfahren, um den nothdürftigen Anzug zu bestreiten, und noch einen kleinen Sparpfennig zurücklegen zu können.

Allein Dorchen hatte, wie sie Jeannetten gesagt, dieser zum Geburtstage einen Beweis ihres Andenkens geben müssen.

Jeannette, die bittere Armuth der Dienerin kennend, griff, wie diese den Rosenstock brachte, fast unwillkürlich sogleich nach dem kleinen Beutelchen, das neben ihr lag. Da fuhr aber das arme Mädchen, heftig erschrocken vor dem blanken Silberstückchen, mit beyden Händen zurück. Nur das nicht! sagte sie dazu.

Vorwürfe.

Als Jeannette ein Paar Tage zuvor mir und der Tante diese Scene beschrieb, ängstigte sie noch immer der Ton in diesen Worten und die Anklage im Blicke des guten Dorchens. „Ach — sprach Jeannette — ich zog darauf zwar das Gesicht der wackern Person an das meinige, aber ich fühle noch allemal, wenn ich dran denke, wie so ganz unrecht dem armen Kinde durch mich geschah. Denn, wenn auch Dorchen nunmehr offenbar mehr als zufriedengestellt war, so vergab ich mir selber doch den ganzen Tag nicht, daß ich blos wegen ihrer großen Armuth so unzart mit ihr umgehen und ihr gerade das Beste an ihrer Handlung für mich durch schlechtes Geld zu vernichten suchen konnte. Noch heute weiß ich mich deßhalb mit nichts vor mir selber zu entschuldigen, als daß es doch gewiß mein gutes Herz war, das mir diesen einfältigen Streich spielte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Juni.

Die Krönung und das Reisegetümmel ist nun vorbey, und da es mit den Posten in Frankreich schnell geht, so sind auch alle Pariser, die sich aus irgend einem Grunde oder unter irgend einem Vorwand nach Reims begeben hatten, wieder auf ihrem Fleck. Der Hof hat sehr geglänzt, der Herzog von Northumberland auch; der Erzbischof von Reims hat eine Menge Ceremonien geübt, wovon manche so altfränkisch waren, daß sie füglich hätten wegfallen können, wiewohl man schon eine große Menge bey Seite geschafft hatte. Rothschild in östreichischer Uniform, und Sidi Mamoutti, der russische Abgesandte, in orientalischer Tracht, haben bey der Krönung auch eine Figur gespielt, wenigstens sind sie ins Gedränge gekommen. Es ist eine Menge Geldes verschwendet worden, und damit hat die Geschichte ein Ende. Eine solche Ceremonie in einer Provinzstadt Frankreichs ist eine äußerst kostspielige Sache, weil fast Alles muß aus Paris herbeygeschafft werden. Einige Tage lang hat man nichts als Küchengeschirre bey Hofe aufgeladen, um die Küche von Reims damit zu versehen. Eben so waren, ich weiß nicht, wie viele Wagen mit Möbeln bepackt worden; kurz mehrere Wochen lang folgten sich auf der Landstraße nach Reims die Wagen einander; um die Krönungsstadt mit allem Nöthigen zu versehen. Selbst die Eßwaaren kamen zum Theil aus der Hauptstadt her, denn wir sollten die Provinzialküche und Traiteurs diejenigen Gerichte zu bereiten im Stande seyn, woran die Pariser Mäuler gewöhnt sind. Kurz der Transport war ungeheuer, und muß beynahe so viel gekostet haben, als die Krönung selbst. Uebrigens ist die Ceremonie mit außerordentlicher Eile vor sich gegangen. Der Aufenthalt des Hofes in Reims hat nur drey Tage gedauert, und sobald als die königliche Familie weg war, eilten auch die Pariser alle wieder über Hals und Kopf daran. Es ist wirklich zu bewundern, wie die Estaffetten so gut eingerichtet waren, daß sie einige Tausend Menschen auf einmal und so schnell von Paris nach Reims und von da wieder zur Hauptstadt fördern konnten. Vorgestern Vormittag hielt der König seinen Einzug in Paris; obschon die Zeitungen hievon zuvor viel Wesens gemacht hatten, so glich dieser Einzug doch allen andern Einzügen, die in Paris stattfinden. Immer Kavallerie vorn und Kavallerie hinten, der Generalstab zu Pferde. Lakayen zu Pferde und zu Fuß. Hofwagen, mehr oder weniger vergoldet, der königliche Wagen, prächtiger, als die andern, Tambours, Trompeter und Feldmusik von allen Seiten, und ein neugieriges Volk überall, bis oben auf den Dächern und Thürmen. Interessanter ist es bey solchen Gelegenheiten die ganze Volksmenge von Paris in den Gassen zu sehen, welches nur bey außerordentlichen Gelegenheiten statt hat. Gern hätte man bey diesem Zuge die vielbesprochene Kutsche des Herzogs von Northumberland gesehen, um sich zu überzeugen, ob sie denn wirklich die königliche Kutsche ausststeche; allein die fremden Gesandten waren bey dem Zuge nicht zugegen; so daß also die Staatskutsche, die der Herzog aus England mitgebracht, und die ihn über eine Million Franken soll gekostet haben, nicht die Mühe verlohnte, sie nach Frankreich hinüberzuschaffen: die Million hätte der Herzog füglich in der Tasche behalten können, zumal, da er voraussehen konnte, daß zu viel Pracht leicht Eifersucht in Paris erregen könne. Die Pariser sehen gern, daß die Fremden bey jeder Gelegenheit ihre Pracht bewundern, nicht aber wollen sie stumme Zeugen der fremden Pracht seyn. Dazu kömmt nun noch, daß der hiesige Hof es allen andern Höfen zuvorthun will, und es daher nichts Seltenes ist, in den Pariser Zeitungen den französischen Turon le premier trône du monde ganz ernsthaft nennen zu hören. Wie unangenehm also mußte es für diesen Hof seyn, als aus England ein bloßer Privatmann, wie der Herzog von Northumberland mit einer Pracht ankam, welche die der Tuilerien fast verdunkelte! Darüber hätte man ja im ganzen Ernste böse werden können. Deßhalb haben die Zeitungen auch sehr wenig von der Pracht der Fremden bey

Digitized by Google

der Krönungsceremonie geschrieben, aber desto mehr von der Pracht der Franzosen. Freylich konnte diese Ceremonie einen ziemlich guten Begriff von dem blühenden Zustande der französischen Luxusfabriken geben, besonders der Lyoner Seiden- und Goldstofffabriken, die noch immer die ersten in der Welt sind. Auch die Eleganz der ganzen Anordnungen der Kirchenverzierungen wurde mit Eitelkeit zwar, aber doch mit Recht und ohne Uebertreibung von den Zeitungen hervorgehoben. Auf den jetzigen Zustand ihres Gewerbfleißes kann und darf die Nation stolz seyn, denn er ist wirklich bewundernswerth, und macht eine der Hauptquellen des Nationalreichthums aus. Ein französischer Fabrikant ist, wenn er Kopf und Vermögen hat, ein Mann, der sich mit den angesehensten im Staate messen kann. Er ist sein eigener Herr, gewinnt Geld, kauft sich Güter, kann so bequem und prachtvoll leben, als die Leute mit großen Namen und langen Titeln. Mit dieser Klasse können die Minister nicht recht fertig werden, weil sie bey den Wahlen der Deputirten schwer zu lenken und zu bestechen ist, überhaupt freysinnig denkt, nur nach ihrer Eingebung handelt, und nicht nach Eingebungen von oben herab. Ein Beamter, ein Hofmann, oder Jemand, der ein Ordensband oder einen Titel zu erhaschen sucht, pflegt weit geschmeidiger und folgsamer zu seyn, als solch ein Fabrikant, der mit hundert Arbeitern auftreten kann, und dessen Waaren durch die Welt gehen. Es läßt sich daher auch sehr wohl begreifen, warum in England so viel Freyheitssinn herrscht. Die Fabrikanten und Gewerbsleute sind dort in übergroßer Anzahl; diese Leute verlangen von der Regierung nichts, als daß man ihren Gewerbfleiß nicht störe, auf Gnade und Gunst brauchen sie nicht zu warten; ihr Glück hängt von keinem Fürsten, sondern von dem freyen Gange des Welthandels ab. Wäre dieser Stand auch in Frankreich zahlreicher, so würde wahrscheinlich auch mehr Widerstand gegen Unruhe jeder Art geleistet werden. Bey den jetzigen Umständen geben sich aber die gutmüthigen Leute schon zufrieden, wenn man sie nur nicht plagt oder beschimpft, wie's die Ultrablätter zuweilen thun, und wie es sich einige fanatische Köpfe in der Deputirtenkammer erlaubt haben. Bekanntlich hat in den meisten Seestädten der Handelsstand Bittschriften eingereicht: damit der Handel mit den neuen südamerikanischen Staaten auch von Seiten Frankreichs, nach dem klugen Beyspiel Englands, eingeleitet werde; zu Paris hat der Handelsstand die endliche Abschaffung des abscheulichen Sklavenhandels verlangt, der noch immer die französische Flagge entehrt. Dergleichen freymüthige Schritte haben die Handelsleute bey den Ultra's und Ministeriellen in Ungnade gebracht; warum haben jene nicht lieber Bittschriften um Wiedereinsetzung der Mönche, oder gar zum Umsturze der Verfassungsurkunde eingereicht? vielleicht hätte man dann ihren Eifer gelobt. Statt dessen fordern die Leute gradeswegs Erweiterung des Handels und Abschaffung alles desjenigen, was dem Nationalwohlstande Schaden bringen kann. Das Journal de commerce sagt in deutlichen Worten: daß der König zu Reims die Ausstellung der Gewerbsprodukte besucht, die Fabrikanten gelobt, ihre Waaren schön gefunden hat, ist recht gut, und rühmlich für den Gewerbsstand; wenn aber die ministeriellen Blätter dieß als einen Beweis des Schutzes aufführten, welchen die jetzige Regierung dem Handel und Gewerbfleiße angedeihen läßt, so irren sie sich, oder wollen uns hinter's Licht führen. Mit Worten ist die Sache nicht abgethan, nicht Reden wollen wir, sondern Thaten; in den südamerikanischen Gewässern, wo wir nöthig haben, unsere Waaren abzusetzen, haben wir kräftige Schritte, wie die der englischen Regierung, nöthig; hier zeigt euren Schutz, hier ist er Bedürfniß! Gestern war das Volksfest in den Champs elysées, das heißt, die Regierung gab dem Pöbel Speisen, Wein, Tanzmusik, Gaukeleyen und andere Belustigungen zum Besten. Durch das viele Regnen hatte das Laub in diesem Lustgehölze noch die frische Grüne der ersten Maitage, eine Menge von Krämern, Wein- und Bierschenken hatten unter den Bäumen ihre Buden, Zelte oder bloße Tische aufgeschlagen. Das große Gehölze glich einem Jahrmarkte, hier mochten fünfzigtausend Menschen, das heißt, die gesammte untere Volksklasse von Paris vereinigt seyn; auf einem großen, mit Bäumen umgebenen viereckigen Platze war ein Theater von leichtem Holze und gemalter Leinwand errichtet worden, wenigstens so groß, als die Oper, worauf Pantomimen mit militärischen Evolutionen aufgeführt wurden; vielleicht hatten diese Vorstellungen zehntausend Zuschauer. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß es nicht unmöglich wäre, wie die Alten, Schauspiele in freyer Luft, vor einem gesammten Volke zu geben. Ja es geschah hier wirklich. Nur sahen auf einem so geräumigen Platze die Schauspieler kleinlich aus; sie sollten daher, wie die Alten, Kothurnen anlegen; auch die Gebärden müßten großartiger und deutlicher ausgedruckt werden, sonst kann sie das Publikum in der Entfernung unmöglich ausdeuten; würden redende Personen eingeführt, so müßten vollends, wie bey den Alten, eherne Masken mit wiederschallendem Munde angelegt werden; auf dem großen Platze, und bey dem beständigen Getümmel wurde schon die Musik gänzlich übertäubt, um so viel mehr also die Stimme der Schauspieler; ferner müßte die Bühne sich wenigstens zwanzig Schuh über die Erde erheben, um bequem von allen Seiten, besonders in der Entfernung gesehen werden zu können. Unter allen diesen Bedingungen ließen sich im Sommer manchmal dem Volke sehr angenehme Schauspielerlustigungen geben. Obschon die liberalen Blätter sehr wahre Betrachtungen über das unwürdige Betragen der Polizey angestellt hatten, welche dem Volke Fleisch und Brod an den Kopf wirft, und seine Berauschung und Herabwürdigung zu einem öffentlichen Schauspiel macht, so waren doch die Kletterstangen wieder da, woran die Menschen wie Affen hinaufrutschten, um eine silberne Uhr oder ein Paar silberne Schnallen zu erhaschen; der Wein wurde wieder eimerweise umher gegeben; gierige Arme berauschten sich in Gegenwart ihrer gesitteteren Mitbürger, und taumelten vernunftlos in den Champs elysées umher; diese ärgerlichen Gebräuche will sich die Polizey nicht nehmen lassen, denn die betrachtet sie als einen Hauptheil der sogenannten Volksfeste, weil sie das Meiste dabey zu thun hat. Man hatte ihr gerathen, Lebensmittel unter die Armen an den Bureaux da Charité austheilen zu lassen, das hat sie wohl bleiben lassen; denn dann ginge die Sache ohne Geräusch und ohne Gensd'armen von statten, und die besoldeten Zeitungsschreiber könnten nicht mehr aussagen, das Volk sey so freudetrunken gewesen. Obschon es indessen gestern viel mehr vom Wein, als von Freude berauscht war, so herrschte doch eine allgemeine Fröhlichkeit, aber nicht sowol weil es den König hat seinen Einzug halten sehen, wie's die ministeriellen Blätter behaupten, als weil das französische Volk überhaupt gern und leicht froh ist, wenn keine widrigen Umstände ihn zum Mißmuthe stimmen. Nun haben seit Ludwigs XVIII. letzter Krankheit gar keine öffentlichen Lustbarkeiten stattgehabt. Die Jahreszeit ist schön, die Nation ist reich und blühend; die meisten durch die Revolution errungenen Vortheile besitzt sie noch: Geld ist im Ueberfluß da; Paris verschönert sich mit jedem Tage. Ruhe herrscht von innen und von außen. Wie sollte sich das Pariser Volk nicht freuen können? Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juli 1825.

In der That, nur durch die Sitten erhält sich die Gesellschaft; die Gesetze könnten sie bilden, man muß ihnen aber durch sich selbst sehr nachhelfen.

Joh. von Müller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber *).

(Der Gesichtspunkt, aus welchem die Gräfin Remusat ihr Geschlecht und den Zeitpunkt, in dem wir leben, ansieht, ist noch von keinem Weibe so deutlich ausgesprochen worden, und befremdet besonders von einer Frau ihrer Nation und ihres Standes. Sie nimmt Frankreich als ein, vermöge seiner Verfassung, von freyen Bürgern bewohntes Land an, und stellt mit frommem Ernst und klarer Ansicht die Nothwendigkeit auf, dessen Töchter zu aller Bürgertugend zu erziehen. Ihre Darstellung von den Ursachen des Verfalls der Sittlichkeit der Weiber von Ludwig XIV. bis zur Revolution, und der Verbesserung derselben durch und seit dieser, empfiehlt, da diese Begebenheit mehr oder weniger auch auf uns gewirkt hat, diesen sehr mäßig starken Band der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen. Der Verfasserin Ideen zur weitern Verbesserung der weiblichen Erziehung enthalten viel Wahres und Praktisches. Folgende Auszüge über den Zustand der Weiber unter Ludwig XIV. bis zur Revolution haben auch als Gegensatz von den Ansichten, welche Frau von Genlis von diesem Zeitraum aufstellt, ein besonderes Interesse. Die Memoiren dieser Dame sind vielfältig verbreitet worden, auch dieses Blatt enthielt Bruchstücke derselben, welche hinreichen, die nötigen Vergleichspunkte zwischen ihrer Verfasserin und der, ernst für das Bessere bemühten, Gräfin Remusat zu geben.)

* * *

Die Weiber bilden das zweyte Geschlecht, sie sind dem ersten untergeben und so, wie dieses, der herrschenden gesellschaftlichen Verbindung. Wenn das System dieser Organisation alle Theile in sich verbindet, bleiben die Weiber an dem Platz, wohin die Gesetze sie stellen; wenn die Gesetze ohne Uebereinstimmung unter einander, der Erfolg zufälliger Umstände, oder der Willkür einzelner sind, werden die Männer keinen Nationalcharakter, die Gesellschaft keine bestimmte Form haben; sie wird jedem Eingriff ausgesezt seyn, und auch die Weiber werden eine Rolle darin spielen. Ich glaube, es ist allgemein anerkannt, daß die Regierungsform über die gesellschaftlichen Verhältnisse entscheidet, und, je nachdem sie die besten oder schlechtern Gewohnheiten begünstigt, den Einwohnern eines und desselben Landes einen gemeinsamen Charakter, eine National-Physiognomie gibt. Ohne Zweifel finden sich unter den Menschen Unterschiede, die vom Boden, vom Klima abhängen, allein wo die Bildung Fortschritte macht, nehmen diese Einflüsse ab; denn in dem gesellschaftlichen Verein hat der moralische Wille viel mehr Gewalt, als die physische Nothwendigkeit. Die Geschichte lehrt uns diese Wahrheit in der sittlichen Gewalt, welche Völker zum Opfer ihrer selbst für ihr Vaterland machte, und die sie bewog, das Vaterland zu meiden, weil dessen Leeresluft, die Freyheit,

*) Essai sur l'éducation des femmes par la Comtesse de Remusat. Paris 1824.

daraus vertilgt woeden wae *). — Und welche nationale Verschiedenheit bietet unsre eigne Geschichte nns nicht dar? Würde z. B. ein Franzose aus den Zeiten der Ligue einen Franzosen aus den Zeiten der Regentschaft wohl als Mitbürger erkannt haben? Montesquieu sagte wohl: „Franzosen, Spanier, Engländee sind endlich doch nur Menschen, man kann auf den einen wie auf den andern in deeselben Art wirken." Und dennoch ist es ihm nicht gelungen, denn ee fand einen unerwarteten Widerstand in der Verschiedenheit der nationellen Denkaet, in welcher er „die Uedereinstimmung zu finden wähnte, welche zuweilen große Geistee eegreift."

Wenn wir Alle auch mit gleichen Anlagen zu Tugenden und Leidenschaften gedoeen werden, würde man doch iren, wenn man in unsern inneen Fähigkeiten und unsern Sinnen eine allgemeine Gleichheit annehmen wollte. Man kann eben so wenig den Einfluß der Erziehung auf den Einzelnen, als den Einfluß der Gewohnheiten auf die Völker läugnen. Die Grundsätze der höhern Sittenlehee bleiben unveränderlich, allein die gesellschaftlichen Einrichtungen wandeln sich um mit den Zeiten. Für diese Umwandlungen erscheinen Zeitpunkte, welche nur von beschränkten, leidenschaftlichen Köpfen verkannt weeden können. Die Vernunft, welche aus dem Gange der Begeiffe das Bedürfniß dee Nationen erkennt, ruft das Genie auf, daß es die Bahn beeche und der neuen Politik ihren Weg vorleuchte. Große Männer sind ihrem Jahrhundert nue dann nützlich, wenn sie den Sinn haben, dasselbe zu begreifen, und wenn die Kraft, ihm voeaus zu schreiten, in ihnen wohnt.

Wenn die verschiedenen Regierungsfoemen den Menschen derabzusetzen oder zu bessern veemögen, ist es dagegen auch unläugbar, daß die moralische Anlage der Menschen auf die Begebendeiten einwiekt. Es ist demnach sehr wichtig, ihn so zu erzieden, daß sein Beteagen die Wirkung der Institutionen, denen ee unteeworfen ist, eeleichtere und vervollkommne. Die Erziehung bereitet uns zu dem Stand, den wie im Leben behaupten sollen, voe — ich meyne nicht das Woet: Stand, in dem Sinne, wie es die Veehältnisse ausdeückt, welche Konvenienz, Familiengewohndeiten, persönliche Vortheile einem Kinde schon von seiner Geburt an destimmten — dieser, voe der Revolution allgemein angenommene Gebrauch, der sein Gutes und sein Schlimmes hatte, kann fortan nicht mede stattfinden; ee wird wenigstens nicht mehr das eeste Augenmerk eines aufgeklärten Vaters seyn; er wird zuvörderst und vor Allem in seinem Sohn seinem Vateelande einen Büeger hinteelassen wollen; daß er ein solcher in jeder Rücksicht sey, wird ee ihn erzieden, wenigstens in so weit, daß er den Begriff des öffentlichen Wohls mit allen Handlungen seines gesellschaftlichen Daseyns verbinde. Es liegt viel und eine eüdeende und steenge Moral in dem Sinn, welchen man diesem Woete: Bürger, beymessen muß. Nächst der Religion kenne ich, um die Jugend zum Guten zu leiten, keinen mächtigern Beweggrund, als die Vaterlandsliede; so wie das Christenthum spricht sie zu den Leidenschaften, so wie zu den Schwachdeiten der Menschen; wenn die Lehren des Evangeliums immer gegen die Versuchungen der menschlichen Eitelkeit gerichtet sind, wenn sie uns Mißtrauen in unseen Werth anempfehlen, erlanben sie uns auch Stolz „auf die Größe unsers Ursprungs, auf die göttliche Abstammung, den unsterblichen Hauch unsers flüchtigen Lebens, der ein geistiges Band ist zwischen dem Schöpfer und seinem Werk." Eden so bedeuten wir als bloße Erdbewohner gae wenig; aber um so mehr können wir uns achten als Kindee eines Vaterlandes, als Glieder einer gesetzlichen Gesellschaft — denn die Bedingungen dee Vergesellschaftung sind moralischer, sind ehrenvoller, und fordeen von uns mehe Thatkraft, mehr Hingabe. Je nachdem eine Regierung weniger undeschränkt ist, treten die Bürger, der eine mit den andeen, in ein näheres Verband; die politischen Tugenden treten thätiger in den bürgerlichen Verkehe ein; deßhalb müssen sich künftighin die Grundsätze einer öffentlichen Moral dey der Erziehung der Männer mit den Grundsätzen dee persönlichen Moealität veeeinigen. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Weniger glorreich, aber eben so überzeugend lehrt uns das Verhältniß vom Bettelarmen zum schweigend Reichen diese Wahrheit der sittlichen Gewalt. Der Taglöhner, der mit seinen Kindern nur trockenes Brod ißt, und im zerrissenen Kittel vor Frost schaudert, trägt das Holz in des Reichen Küche, wo ihm aus zwanzig Töpfen Speisen entgegenduften, wo er die Glut in zwanzig Oefen schüren sieht, indeß er in einer Dachkammer unter einem Strohsack Wärme sucht, weil er sein Holz, seine Wassersuppe zu kochen, sparen muß — was hält ihn zurück, Dieb zu werden, was mit Tausenden zusammentretend, Meuterer? Wahrlich nur sittliches Gefühl, sey es auch in der rohesten Gestalt des Gebotes und der Strafe; und diese roheste Gestalt, ist sie nicht beginnende Bildung? Was, ihr Reichen, gibt euch also Sicherheit im Genuß eures Geldes? Was, ihr Reichen, sollt ihr vor Allem befördern, um in Sicherheit fortgenießen zu können? . . . D. Uebers.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Das Präservativ.

Verklärte der undedeutende Rosenstock nicht zugleich die geistige Gestalt des armen Dorchens, wie die dee reizenden Jeannette? Denn die Boemüese, welche dieser ihr Zartgefühl machte, waren wenigstens auch so viel werth, als das Geschenk, das die dankbare Aemuth ihr gemacht hatte!

Und diese köstliche Braut — als solche war nämlich Jeannette von meinem Herzen längst stillschweigend anerkannt — diese köstlichste, legitimste dee Beäute

sollte ich aufgeben? Ich sollte noch heutiges Tages zu einer andern geführt werden, dir man mir dafür aufzuschwatzen dachte? Nein! an ein Aufschwatzen kein Gedanke. Und wenn sogar — denn ein vorsichtiger Mann fürchtet immer lieber zu viel, als zu wenig, um auf alle Fälle gesattelt zu seyn — wenn sogar von der unglückseligen Brautschau etwas zu ihren Ohren kam, so war ich doch überzeugt, der Blick, welchen ich eben im Begriffe stand, zu ihr hinaufzuthun, sollte ihr das sicherste Präservativ gegen allen Verdacht in meine unwandelbare Gesinnung für sie abgeben.

Der Sonntag.

Ich selber hätte freylich auch noch mehr Vorsicht in diesem Punkte anwenden und mich ebenfalls mit einem Präservative gegen den Unfall schützen können, wenn dieser Blick gar keine Anwendung litte; wenn Jeannette nämlich nicht am Fenster säße. Nach dem aber, was ich von ihr und ihrer ganzen Weise wußte, war es ausgemacht, daß sie Sonntags um die jetzige Zeit allezeit am Fenster arbeitete; eines Theils darum, weil ihre feinen Arbeiten kaum zu viel Licht haben konnten, und andern Theils, weil sie an Sonn- und Festtagen, wenn ihr Auge zuweilen von der langen Anstrengung ausruhen wollte, viel lieber auf die Straße hinuntersah als in der Woche. Sie glaubte da nämlich auf den Gesichtern der Mehrheit der Menschen viele Falten weniger als an Werktagen wahrzunehmen, wo die meisten freylich von Gewerbe und Nothdurft so parforce gejagt werden, daß einem guten Auge das innere Aechzen kaum entgehen kann, das die eingebissenen Lippen oft mit Gewalt zurückhalten. Es freute sie innig, den Wiederschein des Gottesfriedens, den die Kirchenglocken ausläuten, von so vielen Stirnen und aus so manchem Blick leuchten zu sehen.

Das Vorbeygehen.

Der Sonntag, meynte sie, habe freylich auch seine Flecken, wie sogar die Sonne. Darunter rechnete sie nun das in jeder großen Stadt überaus zahlreiche Korps der Müssiggänger. Wir Fliegen im Sonnenscheine wären sie grade an Sonntagen am unausstehlichsten, indem sie mit ihren Blicken allenthalben herumstächen. Allein, dachte sie, wenn sie's zu arg machen, stehe es ihr ja immer frey, ihnen plötzlich den Rücken zu kehren, oder, wenn sie recht artig seyn wollte, wie zufällig das Tuch vor das Gesicht zu halten.

Genug, am Sonntage ließ sich Jeannette die Aussicht nach der Straße viel weniger nehmen als in der Woche.

Und war sie nun auch, wenn ich vorüberging, zufällig einmal vom Fenster weg, so konnte ich doch darauf rechnen, daß ich sie beym zweyten oder dritten Male meines Vorbeygehens wieder finden würde. Denn das wird Jedem einleuchten, daß, da nun einmal zu Rettung meines Gewissens die Gewissenhaftigkeit aufgegeben war, mit der ich zeither mich alles Vorübergehens enthielt, auch wenig darauf ankommen konnte, ob ich einmal oder zehnmal vorüberging.

Wachsende Verzweiflung.

Was ich aber, wie eben ein tiefer Seufzer den Blick vorbereitet hatte, den ich hinauf, neben dem immer blühenden Rosenstocke weg, in ihre Augen thun wollte, jetzt mit einem Male wahrnahm, war so unerwartet, daß mir jedes Glied am Leibe vor Schrecken zitterte. An allen Fenstern nämlich waren die schneeweißen Rouleaux grade so herabgelassen, als ob Jedermann in dieser Wohnung verreist sey. Ohnstreitig der Sonne halber! dachte ich dann, mich etwas erholend. Aber auch dieser, an sich schon schmerzliche Trost, daß die liebe Sonne mir so meine liebere Sonne rauben mußte, riß im Augenblicke nachher wieder entzwey, als ich die dem Hause gegenüberstehende Häuserreihe nur im Sonnenscheine, die andere hingegen im tiefsten Schatten liegen sah.

In den drey Gängen, welche ich mit zunehmender Hast vorbeymachte, blieb Alles so, wie es war. Meine Verzweiflung wuchs immer größer. Sie trieb mich in's Haus und die Treppe hinauf.

Die frommen Nonnen.

Wenigstens das Dienstmädchen dachte ich zu finden. Allein da war so gut klingeln als den Gelehrten predigen. Kein Mensch hörte. Endlich kam noch eine nach dem Hofe zu wohnende Nachbarin, mir zu sagen, daß Alles ausgeflogen sey.

„Und ich hätte doch eine so nothwendige Bestellung!" sagte ich, meinem sichtbar hervortretenden Verdrusse hiermit eine wahrscheinliche Unterlage zu geben suchend.

„Nun, nun — versetzte die gesprächige Vierzigerin — heute ist ja doch kein Aedilstag und auf den Abend kommen sie gewiß wieder. Entziehen Sie den fleißigen Arbeiterinnen darum den Verdienst nicht, mein Herr. Sie bekämen die Sache doch sicher anderwärts nirgend besser, und billig sind sie auch. Seit ich sie zu Nachbarinnen habe, bin ich wie im Himmel gegen vorhin, wo ein Paar gar zänkische Satanskinder hier wohnten. Und eingezogen leben sie, eingezogen, wie ein Paar fromme Nonnen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Friedrichshafen, 6. Juli.

Mit mehreren Reiselustigen, die sich am Vorabend hier eingefunden, bestiegen wir den 25sten Juni Morgens um halb sechs Uhr das Dampfschiff „der Wilhelm," welches so nahe an dem bequemen und sichern Hafendamm angelegt hatte, daß es nur eines gewöhnlichen Schritts zum Eintreten bedurfte.

Die Luft war an diesem Tage ganz heiter und ruhig, der Himmel unbewölkt. Wir konnten die gegenüberliegenden reizenden Ufergegenden und die hinter ihnen aufragenden Schweizergebirge, zum Theil mit Schnee und Eis bedeckt, in der farbenreichsten Beleuchtung mit bloßen Augen betrachten, und mit guten Fernröhren die fleißigen Appenzeller auf ihren, gegen den Rie-

sen Sämis sich erhebenden. Matten mit der Heuernte beschäftigt sehen.

In Lindau, wo gelandet und ein Frühstück genossen wurde, trafen wir mit dem Cotta'schen Dampfschiffe „der Max Joseph," das eben bereit war, auch zu einer Spazierfahrt auszulaufen, ganz nahe zusammen. Mehrere achtungswürdige Familien aus Lindau und andern Gegenden Baierns vergrößerten unsere Gesellschaft, die bald sich traulich vermischte, und die heiterste Stimmung annahm. Wir fuhren vor Bregenz, dann vor Rorschach, wo Mittag gehalten wurde, und Abends vor Konstanz, je unter Begrüßung der Stationen beym Kommen und Gehen aus unserer Artillerie, an, und bekamen noch Zeit, die Merkwürdigkeiten des alten Konstanz und seiner schönen Umgebung vor dem Einbruche der Nacht in Augenschein zu nehmen. An jedem dieser und der weiteren Landungsplätze des folgenden Tages, waren die Ufer mit fröhlich neugierigen Menschen dicht besezt, wovon mehrere unsrer Gesellschaft sich anschlossen. Morgens vier Uhr stießen wir wieder vom Ufer Konstanz's ab, und steuerten Ueberlingen und Sernatingen, nach kurzem Anhalten, vorüber der schönen, aber kaum noch bewohnten Insel Meynau, zu. Um drey Uhr Nachmittags kamen wir wohlbehalten nach Friedrichshafen zurück, und verließen das Dampfschiff, das nach kurzer Rast sich anschickte, die Reisenden von Lindau, Rorschach u. s. w. heimzuführen.

Mit jedem Fortgleiten unsres „Wilhelm" auf den klaren Fluten des Bodensee's boten sich dem Auge neue, höchst anziehende Aussichten dar, deren nähere Schilderung hier keinen Raum findet, die aber fürwahr verdienen gesehen zu werden. Das Schiff selbst, diesmal nicht sehr angefüllt — im Durchschnitte mögen dessen Personen sich darauf befunden haben — gewährte alle Bequemlichkeiten und Sicherheit zum Gehen, Stehen oder Sitzen, und bald verlor sich auch bey dem Furchtsamsten jede Besorgniß von Gefahr. Die Schiffsmannschaft war in ihrem Dienste musterhaft sorgfältig, und aufs gefälligste gegen Jeden, welcher über die Dampfmaschine und den Bau des Schiffes unterrichtet zu werden wünschte. Der sorgsame Maschinenmeister öffnete jede Viertelstunde das Ventil auf einen Augenblick, um sich und die Reisenden zu überzeugen, daß das künstlich einfache und solide Werk in Ordnung sey, und beobachtete zugleich den Stand des Thermometers. Kurz; wir hatten nicht nur ganz keine Klage zu führen, sondern waren im Gegentheil vollkommen befriedigt. Und, gewiß! wird den Allermeisten die Erinnerung an eine Seereise von etlich und vierzig Stunden in anderthalb Tagen, und an die angeknüpften neuen Bekanntschaften, die zum Theil in Freundschaft übergingen, stets erfreulich bleiben. — Wie sanft und geräuschlos das hundert-und-acht Fuß lange Dampfschiff seine Bahn fortsezt, davon mag der Umstand zeugen, daß einer der Reisenden, als wir schon eine gute Strecke von Konstanz hinweggefahren waren, nach einigen Minuten vermeintlichen Stillstandes etwas ungeduldig ausrief: woran es denn fehle, daß die Fahrt noch nicht begonnen? und ganz erstaunt und beschämt war, als man ihn erinnerte sich nur umzusehen, wo er Konstanz schon in beträchtlicher Entfernung hinter sich erblickte.

Bern, Juni.

Von dem höchstgelegenen und jüngsten unsrer Heilbäder, dem Rosenlauibad im Oberhasli, ein Paar Stunden seitwärts von Meyringen, und zunächst bey dem prachtvollen Rosenlauigletscher gelegen, ist so eben eine Beschreibung, oder wie die Aufschrift sagt, eine „topographische Zeichnung" erschienen, die mit den, vom unternehmenden Badeeigenthümer getroffenen neuen und bequemen Einrichtungen für Kurgäste bekannt macht. Für die Schilderung der Gegend aber und ihrer hehren Pracht bedient der Verfasser, Hr. Pfarrer Schweizer zu Guttannen, sich einer Bildersprache seltsamer Art, mit der er gemeine Naturbeschreibungen gleichmäßig übertreffen will, wie er dafür hält, daß seine Landschaft alle übrigen Landschaften verdunkle. Die Schilderung vom Rosenlauigletscher mag als Probe dienen. Nachdem versichert ward, weder der Aargletscher noch der Rhonegletscher, wie weltberühmt ihre Namen auch sind, mögen eine Vergleichung mit dem Rosenlauigletscher aushalten, fährt der Verherrlicher des leztern also fort: „Dieser ist ein majestätisches Ganzes, rein und lauter, wie das Sternenzelt in einer von Mondeshelle erleuchteten Nacht. Schneewolken, wie weiße Lämmerwolle, decken sein Haupt, indeß die Krystallbrust, als schnaube sie nach Aetherdünsten, sich wölbend aufschwellt, die bepanzerten Füße aber Säulengänge bilden, wie keine Kunst sie erfinden und gestalten könnte, und unter welchen sich wohl auch eine Weile lustwandeln läßt. Das reinste Himmelsblau ist seine Leibfarbe, und der in ihm sich spiegelnde Himmel scheint an dem Wunderherrlichen ein großes, bleibendes Sinnbild den Sterblichen aufgethürmt zu haben von der Klarheit einer durch Laster unentweihten Seele und der Heiterkeit des theilnehmenden, gefälligen Greisen, der die Bürden des Lebens getragen, seine Freuden genossen, seine Pflichten erfüllt, seine Bestimmung erreicht hat; dessen Lebenslicht noch helle um ihn her leuchtet, und dem der Preis der Sieger entgegenglänzt. Eine ungeheure Oeffnung in seinem nordwestlichen Ende in Form eines hochgewölbten Portals mit mancherley Zierathen geschmückt, und von Krystallsäulen getragen, glänzende Alaunziegel über ihm, aus denen Regentropfen triefen, läßt tief in das Eingeweide des Gletschers schauen; aber da hineinzukommen, ist keinem Sterblichen vergönnt. Es ist die Thüre zu der geheimsten Werkstätte der Natur, die ihr Verehrer bewundernd anstaunt, ohne wissen, oder auch nur ahnen zu wollen, was darin geschaffen oder verändert werde. In tiefer ungeheurer Klust bricht hier der Weissenbach unter den Eiswänden des Gletschers, zwischen schwarzen, grauserregenden Felsen, aus dunkeln Nächten und unerforschten Quellen, wie das Kind aus dem Mutterleibe, an's Tag gestürzt hervor. Dreyfach gelagerte Nacht ruht umher an dem Eingange des furchtbaren Abgrundes; und wer sich den Tartarus gern in die Erde denkt, der mag immerhin auch den schauervollen Aufenthalt der Titanen und Verdammten in diesem, in ewiges Dunkel gehüllten Behälter suchen, wo Titvos, in Gebirgsklüften ausgestreckt, mit seiner Leber zwey nimmer weichende Geyer nährt, Sisyphos den gewaltigen Stein wälzt, das Rad den Ixion umdreht, Tantalos ewig hungernd und dürstend schmachtet, und die Danaiden die teuflische Fluth in durchlöcherte Gefäße schöpfen." — Wer hätte nun nicht ein klares Bild vom Rosenlauigletscher erhalten! — Die ganze übrige Zeichnung der Naturscenen gleicht dieser Probe. Etwas prosaischer werden Bad und Badhaus beschrieben; das Wasser hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Höpfner, jüngsthin aber Pagenstecher in Bern geprüft; es gehört zu den seifenartigen Wassern, die für Hautausschläge und Gliedersucht gute Dienste leisten können. Dem Hrn. Pfarrer von Guttannen genügen aber solche Alltagsdinge nicht. Er führt die Kurgäste nochmals auf einen, von ihm zuerst entdeckten Standpunkt, von dem der nahe Wasserfall des Reichenbachs sich ausnehmend schön darstellt, und meldet von ihm: „Nur Waldgöttern und Flußnymphen sichtbar, scheint der Herrliche auf eine neue Dekoration des Amphitheaters, und auf neue werthe Gäste gewartet zu haben, um sich in seiner majestätischen Pracht ihnen zu zeigen, und selbst auch Lebensströme in sie zu ergießen."

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juli 1825.

Einen mildern Richter wirst du finden,
Jenseits, als ihn dir die Erde gab. —
Hier indeß in lauen Abendwinden
Säuselt schon Versöhnung um dein Grab.
Amalie v. Helwig.

Bruchstücke

aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.

Von A. de Lamartine. Uebersezt von G. Schwab.

Vordemerkung.

Childe Harold ist ein Gedicht Lord Byron's. Der edle Barde, dessen frühen Tod Europa beweint, gab innerhalb zehn Jahren vier Gesänge davon in's Publikum. Harold ist ein Kind der Einbildungskraft, mehr ein Name als ein Held; Byron bediente sich desselben nur als eines Fadens, um daran den Leser und selbst den Dichter in den mannigfachen Lagen, in die er seinen Pilger kommen läßt, zu leiten; als eines Topus, dem er seine eigenen Gefühle und Gedanken zuschreiben kann; mit einem Wort: Harold ist der angenommene Name Lord Byron's selbst. Diese unnüze Unterscheidung, die der Dichter selbst am Ende unterlassen hat, fällt in dem lezten Gesange der Pilgerfahrt Harolds, den A. de Lamartine hinzugedichtet hat, ganz weg. Der Name Harold steht hier durchweg für Lord Byron selbst.

Harold ist ein junger Reisender, der, früde des Lebens und seiner Genüsse satt, sein Vaterland, Britannien, verläßt und die Welt durchzieht, was er sieht, fühlt und denkt, zum Liede gestaltend. Im ersten Gesang ist er in Portugal und Spanien; der zweyte ist ein Gemälde von Griechenland und Kleinasien, wohin Lord Byron 1808 eine erste Reise gemacht; der dritte Gesang enthält Anspielungen auf das häusliche Unglück des Dichters; seinen ewigen Abschied von England, den Besuch des Schlachtfeldes von Waterloo; und eine Beschreibung des lezten Kampfs zwischen Europa und „dem Manne des Schicksals." Dann wandelt der Pilger den Rhein entlang, eilt über die Alpen, preist Helvetien und besingt die zauberischen Gestade des Genfersee's. Der vierte Gesang findet den Dichter in Venedig. Er beschreibt hier die melancholischen Ufer der Brenta, beweint Petrarch auf seinem Grabe zu Arqua; bejammert Italiens Geschick, wirft einen Blick auf Florenz und verweilt begeistert bey Roms Alterthümern. Dann verläßt der Dichter auf einmal seinen Helden, bewillkommt auf dem Wege nach Neapel das Meer, das er auf den Höhen von Albano erblickt, mit erhabenem Gruße, und wünscht dem Leser ein Glück, das er selbst nicht gefunden hat.

Es ist gewiß ein höchst glücklicher Gedanke des französischen Dichters, der seinen Beruf zu ächter Poesie längst erwiesen hat*), das Gedicht Child-Harold bis zu seinem wahren Ende, dem Tode des Helden, fortzuführen. Er nimmt diesen da auf, wo Lord Byron ihn gelassen hatte, und besingt Byron's lezte Handlungen und Gedanken, seine Ueberfahrt nach Griechenland und seinen Tod. Alles das nicht, um mit dem großen Gestorbenen als

*) Indem Lamartine den englischen Dichter, der in bürgerlichen und religiösen Ansichten sein Gegenfüßler, als Sänger aber sein Geistesverwandter ist, bewundert, liebt und besingt, zeigt er sich freyge nuter, als manche liberale Kritiker seines Vaterlandes, die dem französischen Dichter, aus politischer Abneigung, sein poetisches Talent streitig machen.

Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

Dichter zu wetteifern, sondern um ihm in der Form, die ihm die natürlichste und anziehendste schien, das Todtenopfer darzubringen, das er ihm nach Kräften zu weihen vermochte. —

Noch weiter führt diese Gedanken eine dem Gedichte von andrer Hand, wie es scheint, vorangesandte Abhandlung aus. Indem wir von den neun-und-vierzig Abschnitten des Gesanges das Wesentlichste in treuer Uebersetzung zu geben versuchen, laden wir dadurch die Freunde des fremden Sängers zum Genusse des Ganzen im Original ein.

* * *

I.

Du Muse dieser Zeit, die du nicht mehr
Auf fabelhafter Berge Gipfel thronst,
Erhabne Gottheit, die zur Wohnung nur,
Zum Tempel, zum Altar den Busen wählt,
Den schauernden, hochherz'gen Sterblichen:
Du, deren Hand die Leyer gerne krönt
Mit Schlachtenlorber, und mit Märt'rerpalmen,
Die du in des erweckten Hämus Hall
Des Heilands und der Freyheit Namen rufst:
Komm! übermenschliches Gefühl, vom Menschen
Vergöttert: dir nur opfert dieses Herz!
Des Irrthums Zeit ist hin, der Mensch ist alt,
Die Welt, erwachsen, stieß vom Thron die Götter,
So wie der Knabe, der zum Jüngling wird,
Der Kindheit eitles Puppenspiel zerdrückt.
Nicht hört auf heil'gen Spitzen der Olymp
Die durst'gen Renner Titans fürder wiehern,
Gebrochen in der Hand sieht Zeus den Blitz,
Und Omars plumpe Söhne drüber lachen;
Mit seinem trüben Schlamm befleckt der Nil
In öder Wüste Memnons alten Rumpf;
Kein Dreyfuß steht in Delphi, kein Altar
Auf Delos, weggekehrt, als wie mit Besen,
Den Tempel sammt den Wundern hat die Zeit.
Im Rasen sucht der Grieche seine Götter,
Verkauft dem Christen den entehrten Rest;
Grab steigt auf Grab: Zeus, Isis, Mahomet —
Gestürzt ist Alles, ist gefallen, fällt.
Vergangen sind, den ew'gen ausgenommen,
Im Wechsel zwanzig Gottesdienste schon,
Wohlthäter, Peiniger der stumpfen Welt,
Und in der Asche Roms magst du sie suchen?
Doch ewig in der tiefsten Menschenbrust
Ausdarren göttlicher Gefühle zwey:
Freyheit und Liebe, stärker als der Tod,
Und diese Götter werden nimmer sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun betrachten, was aus den Frauen, nach der großen gesellschaftlichen Erneuerung, die wir jezt mit erleben, werden wird? Der Mann soll für die Institutionen seines Landes erzogen werden, das Weib für den Mann, wie er durch jene geworden ist. Gattin und Mutter zu seyn, das ist unser Beruf, unsre Würde. Es wird hier ganz an seinen Platz seyn, zu untersuchen, wie die Zeit und die Umstände auch etwas Anderes als Dieses aus uns gemacht haben.

In dem Zeitpunkt, wie das bürgerliche Leben sich nach den Vorschriften des Christenthums verbesserte, blieben die kräftigen Tugenden nicht mehr ausschließlich die geschäzten, man fing an zu begreifen, daß sie, ohne von ihrer Kraft zu verlieren, mit mehr Milde geübt werden könnten. Dieser Einfluß des Christenthums zeigte sich aber sehr allmählig; er bemächtigte sich viel früher des Verstandes, als daß er merklich auf die Sitten eingewirkt hätte. Die Vorzüge der neuen Lehre thaten aber endlich doch ihre Wirkung, sie gaben den gesellschaftlichen Banden mehr Gemüthliches, etwas Friedsameres. Alles, was da liebt, glaubt, leidet, ist dem Christenthum besonders angelegen; versteht es sich da nicht von selbst, daß es die Weiber in Schuz nimmt? Durch diese Lehre des Christenthums scheint das Mitleid auf's Neue auf Erden erschienen zu seyn. Die Alten kannten es wenig; als das Evangelium es anfing zu lehren, gewann es eine neue Anmuth, wie mildere, billigere Sitten, welche die Weiber aus ihrer untergeordneten Lage emporhoben, ihnen dessen Ausübung erlaubten. Das Weib ist an und für sich ein so schwaches, abhängiges Wesen, daß es sogar im Besitze der hohen Würde der Gattin, der Mutter, einen Instinkt des Leidens behält, der es bey jedem Weh, das es entdeckt, harmonisch anregt. Ein Mann wohnt dem Schauspiel des Schmerzes mit mehr oder weniger Mitgefühl bey, ein Weib wird Mitgesellin des Leidenden, denn es fühlt fortwährend, wie leicht ihr selbst wehe zu thun wäre. Das Mitleid ist eine fruchtbare Quelle der Sittigung, und Mitleid gesellte die Großmuth dem Sieg, die Reue der Ungerechtigkeit, das Zartgefühl der Liebe bey; es verschaffte der Kindheit und dem Alter Achtung und Pflege; armen Geschöpfen, von der Natur oder dem Zufall entstellt, macht das Mitleid ihr Daseyn erträglich. Damals wie die Ritterzeit den ersten Schritt der neuen Zeit zur Milderung der Sitten that, wo die Unwissenheit nur unvollkommenen und seltenen Verkehr in dem gesellschaftlichen Leben veranlaßte, und dieser nur durch zufällige Tugenden Einzelner gebessert wurde, machte das Mitleid einige Tugenden zur Pflicht. Allein lange, ehe die Sitten sich allgemein gebildet hatten, brachten andere Umstände eine Verbesserung in der Lage des Weibes hervor und vermehrten dessen Einfluß. Das Leben war häuslicher geworden; die Feudalherrschaft zerstörte alle Gemeinsamkeit, sie vereinzelte die Menschen wie die Gewalten; die Herrschaft verschanzte sich in die Schlösser und Burgen; hier vereinigten sich die Lehnsleute, Gefährten und das

Digitized by Google

Hausgesind, und das Haus, nun der Sitz der Regierung, gewann eine Wichtigkeit, die es bey den Alten nie gehabt hatte. Die Ehefrau des Burgherrn ward nun allen Verhandlungen und Beschlüssen des Lebens zugesellt. Die alten Völker lebten auf den Gassen und Plätzen, öffentliche wichtige Geschäfte wurden nur unter Männern verhandelt; die neuern Völker lebten in ihren Häusern, alle Vergnügungen, oft alle Geschäfte wurden in der Nähe der Weiber betrieben. Man forderte ihren Beystand und ihre Mitwirkung, wo die Alten ihrer nicht gedachten; vor allen trugen sie zur Zeitverkürzung bey, welche die Alten nur im Freyen gesucht hatten. Der Mann befand sich häufiger allein mit seiner Familie, die Ehen wurden zur Erlangung von Sicherheit geschlossen, und wurden das Band zwischen dem einen Geschlecht und dem andern. Zu Perikles Zeit war das Loos der Weiber in Athen von dem zu den Zeiten Homers gar wenig verschieden, denn das Leben des Mannes, welches gänzlich öffentlich und dem Staat angehörig war, trennte ihn durchaus von der Gattin; er hatte sich Bewegung und Fortschreiten allein vorbehalten. In dem neuern Europa hatte sich im Gegentheil die Lage der Weiber mit der Lage der Männer allmählig verändert, denn Beyder Leben bewegte sich innerhalb des Hauses, nur der Krieg machte dabey eine Ausnahme, und auch dieser ward gewöhnlich in der Nähe des Schlosses geführt, und die Streiter kehrten bald wieder heim, Ruhe und Sicherheit zu suchen.

Die Weiber haben sich also nicht sowohl wie die Männer über den Gang, welchen das gesellige Leben in Europa genommen hat, zu beklagen; dieses hätte sich auch über die Dazwischenkunft der Weiber, die nun ihren wahren Rang wieder eingenommen, Glück wünschen können, weil sich diese nicht zur Anmaßung eines unbegränzten Einflusses hätten verleiten lassen; eines Einflusses, der ihrer Eigenliebe weit vortheilhafter ist, wie ihrer Würde. Wirklich, nur bey den neuern Völkern konnten die öffentlichen Angelegenheiten oft wie Familiengeschäfte behandelt werden, und daraus entstand die Kleinigkeit, die Erbärmlichkeit der Ursachen und Hülfsmittel, welche besonders in Frankreich große historische Begebenheiten herbeygeführt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beleidigung.

Bist du beleidigt, so kannst du dich freuen, denn süß ist vergeben.
Selbst doch beleidige nie; es beschämet, Vergebung erhalten.

Alops Szent Miklosi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juni.

Kanpachs Trauerspiel, Isidor und Olga, ist die interessanteste Erscheinung, welche uns seit langer Zeit im recitirten Schauspiel begegnet ist. Dieselbe hat auch bey unserm Publikum großes Interesse erregt, ohne von einem allgemeinen und lauten Beyfall, wie in Berlin, begleitet zu seyn. Die Vorstellung selbst war eine von denen, an welchen sich das Interesse der Darstellenden beweist; sie war als Ganzes vorzüglich. Unter den einzelnen Rollen aber kam die der Olga durch Mad. Genast am gelungensten zum Vorschein; ihr sagen diejenigen Rollen im Tragischen am meisten zu, die den Ausdruck ruhiger Selbstbeherrschung und edler Entsagung, so wie überhaupt eine gewisse Gemessenheit des Vortrags, fordern. Ihr Zurückhalten bey dem peinlichen Frühstück war meisterhaft. Nächstdem finde ich die Leistung des Hrn. Brand als Ossip am ausgezeichnetsten — wenn ich das, Hohnlachen bezeichnende Tremoliren der Stimme, das als Manier oft unwillkürlich vorkommt, wo es nicht recht hinpassen will, abrechne. Vortrefflich faßte er namentlich den Wendepunkt auf in Ossips Benehmen gegen Isidor, wo dieser des Grabes seiner Arina gedenkt. Die HH. Stein und Devrient stellten die feindlichen Brüder dar. In der Darstellung des letztern ist mir aufgefallen, daß er in dem Gespräch mit seinem Bruder im ersten Aufzuge die Worte: mäßige dich, junger Thor — und dein Geist ist traut im polterischen, fast zornigen Tone, nicht mit der Ueberlegenheit sagt, die aus der Erfahrung spricht.

Dieß von der Darstellung. Ueber den Plan des Stückes brauche ich nicht zu sprechen, da ihn ein Korrespondent in diesen Blättern ausführlich mitgetheilt hat. Ich will daher nur einige Bemerkungen über das Stück geben.

Man würde dem Stücke Unrecht thun, wenn man es nach den Prinzipien der eigentlichen Tragödie beurtheilen wollte — denn es waltet in demselben nicht das „Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt;" — es ist vielmehr die Macht der Verhältnisse, welche hier alles bestimmt. Verhältnisse, welche keine poetische Nothwendigkeit in sich tragen; die vielmehr der russische Fürst, welcher hier als Tyrann geschildert wird, doch eigentlich beherrscht, indem das Schicksal seines Bruders ganz von seinem Egoismus abhängt. Verhältnisse, welchen durch Gewalt, List, innere Erhebung von der entgegengesetzten Seite sogar zu begegnen wäre. Ich sage, daß diese Verhältnisse von dem Egoismus des Fürsten abhängen, und man könnte mir den bösen Rathgeber Ossip entgegenstellen, der den erlittenen Druck rächend ausruft: in diesem Hause soll nichts glücklich seyn. Aber es steht bey dem willkürlichen Sinn des Fürsten gar nichts im Wege, daß er diesen, zu jenem Ausgang führenden Plan gegen seinen Bruder nicht ohne diesen Rathgeber hätte fassen können. Allein der Dichter wollte an ihm nur einen seiner Haupt-Repräsentanten für die Schilderung der Leidenschaft haben, dem er daher zugleich einen größern Einfluß auf die Handlung gab. Man muß also dabey stehen bleiben, daß der Verfasser in diesem das Gefühl des menschlichen in Anspruch nehmenden Drama das Bild einer finstern, abschreckenden Wirklichkeit, gemäßigt durch wenige Lichter (denn eine Erhebung ist eigentlich nur in dem Charakter der Olga, nicht im Ganzen) darstellen wollte. Als solches interessirt dieses Drama sehr, spannt die Aufmerksamkeit aufs Höchste, (ob bey wiederholter Anschauung die erste Wirkung stattfindet, kann ich jetzt noch nicht entscheiden) und treibt am Ende zu der allgemeinen Reflexion hin, daß naturwidrige Verhältnisse sich selbst zerstören.

Digitized by Google

Aber ob nicht der Dichter den germalmenden Eindruck zu weit getrieben? Die Scene, wo der Fürst sich höherer Gewalt gegen den Bruder bedient, und dieser ihm und der Geladenen beym Frühstück in der Livrey aufwarten muß, ist eine Folter für den Zuschauer aus dem oben angedeuteten Grunde.

Was das Einzelne anlangt, so muß es dem Zuschauer wohl seltsam vorkommen, daß der Fürst seinen Bruder bittet, von seiner Liebe zur Gräfin abzustehen, als ob er dadurch ihre Liebe gewinnen könnte; und als er nun mit ihr getraut ist, unmittelbar nach der Hochzeit auf einmal traurig einhergeht, und klagt, daß er die Gräfin nicht gewonnen habe.

Ungeachtet alles dessen scheint mir dieses Drama doch vor allen mir bisher bekannt gewordenen dramatischen Produkten dieses Dichters das vorzüglichste, und mit ihm scheint mir derselbe einen Fortschritt gemacht zu haben; — denn die Figuren — dünkt mich — haben hier mehr Individualität und sind mehr in Handlung gesetzt, als in seinen übrigen Stücken; ja, was noch dazu kommt, der Dialog ist nicht so sehr mit Sentenzen überladen, und minder reflektirend; nur in der wiederholten Erwähnung Armens in dem Munde des Ossip, des individuellsten Charakters, liegt die Absicht allzugrell am Tage. Für letztere Rolle ist auch der traurige Hochzeittag sehr glücklich benutzt. Die Katastrophe des Ossip an den Geist des Vaters der feindlichen Brüder, die ungefähr so lautet: „siehst du Fürst Peter Jarowitsch, man muß auch den Wurm nicht treten" ꝛc. ist einer der ergreifendsten Momente dieses Drama's, und wurde von dem genannten Hrn. Brand mit gehörigem Nachdruck ausgesprochen. — Wir wünschen, daß das Stück, das immer zu den bessern neuen Produktionen gehören wird, durch öftere Darstellungen den Darstellern Gelegenheit geben möge, ihren Fleiß belohnt zu sehen. —

Die freyen Mädchen in Uniform wußten sich natürlich den Beyfall des Publikums zu verschaffen — ich tadle an der Darstellung, die im übrigen diese Pièce erst gut macht, bloß das, daß für den nichtmilitärischen Zuschauer zuviel darin exercirt wird. Das Exercitium selbst wird mit Gewandtheit ausgeführt, und die Kantinenweiber der Invaliden (Hr. Rod. Fischer, Dorient) standen damit in dem lustigsten Kontraste. — Bald darauf mißfiel der ewige Jude, „dramatische Legende von August Klingemann." Ich bezweifle eben so sehr, daß diese Legende überhaupt dramatisch, als daß sie von Hrn. Klingemann dramatisch behandelt sey. Eine einzige Scene, die letzte des dritten Aktes, konnte durch die Erinnerung an Gustav Adolph Beyfall gewinnen; das Ganze hinterließ einen verworrenen Eindruck, welchen aufzuklären kaum der Mühe lohnen möchte, da dieses Produkt, welches auf jeden Fall dem Faust des Verfassers noch nicht gleichkommt, schwerlich wiederholt werden wird.

Unmittelbar nach Due. Sonntag trat Dlle. Schulz (bisher Mitglied der Frankfurter Bühne) als Gast auf, und sang die Vestalin, Eurvanthe, Emmeline und Agathe, wenn auch nicht mit außerordentlichem Beyfall, doch mit Anerkennung ihres Verdienstes. Auf jeden Fall aber würde ihr Auftreten günstiger gewesen seyn, wenn sie nicht auf eine Sängerin von solchen Gaben gefolgt wäre. Dlle. Schulz hat eine starke, durchgreifende, wenn auch nicht gleiche und vollkommen beherrschte Stimme; ihr Vortrag ist verständig und nicht ohne Gewandtheit, nur detonirt sie zuweilen vorneymlich in der Höhe, was in dem zweyten Finale der Eurvanthe in dem Soloquartett, wo freylich die Oberstimme wegen unharmonischer Verwechslungen sehr schwer ist, einen unangenehmen Eindruck machte. Ihre Figur macht eine gute Erscheinung, und das Spiel ist nicht ohne Routine. In der Partie der Emmeline und als Agathe gefiel sie am meisten. Da das weibliche Personal jetzt sehr schwach ist (Mad. Werner, deren unverkennbares Talent zu bald verblühte, ging vor Kurzem von der Gesellschaft ab und starb einige Wochen nachher; Mad. Fink ist in der letztern Zeit öfters krank gewesen), so vermuthet man, daß Dlle. Schulz hier Anstellung finden werde.

Bey der letzten Darstellung der Eurvanthe, über welche Oper ich nun mein Urtheil in dem Dresdner literarischen Mercur ausführlich ausgesprochen habe, gab Hr. Vetter die Parthie des Adolar und Hr. Genast die des Lysiart. Der Vortrag des letztern beweist Gesangeskenntniß und Gewandtheit im Spiel; doch möchte ich behaupten, daß er den Lysiart zu geistig und höhnisch schildert, und allzuviel Emphase auf die einzelnen Sprottreten legt, als daß es möglich wäre, ihnen eine Empfindung beyzulegen, wie sie in seiner Scene im zweyten Akt sich doch ausspricht. Da Hrn. Vetters Stimme von dem Publikum den gehörigen Beyfall erhält, so wird es nun auch Zeit, ihn an den Anspruch desselben auf einen guten Vortrag ernstlich zu erinnern. Dahin gehört aber wesentlich: eine einfache Intonation; Gleichheit der Töne und ein sicherer Uebergang der Brusttöne in das Falset; Abgewöhnung des unangenehmen Hauens, und endlich verständige und ausdrucksvolle Wahl der Stärke und Schwäche, damit nicht alles einförmig, ohne Schatten und Licht dastehe. Sind diese Bedingungen eines guten Vortrags vorhanden, dann wird die Fertigkeit auch noch Zeit genug hinzukommen. In dem Benehmen auf dem Theater scheint Hr. Vetter Fortschritte zu machen. Mit Vergnügen würde ich auch seine Fortschritte im Gesangsvortrag anerkennen.

Ein anderer Gast war der in Deutschland überall bekannte und beliebte Staberl-Walter, der auch hier wieder seine Reiseabenteuer mit Glück fortgesetzt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 1631

Pianoforte.

Charade.

Schranke bezeichnet mein Erstes, es bildet das Schöne, das Gute,
Und die unendliche Welt dienet mit Freudigkeit ihm.
Was die unendliche Welt je beglückt, sie dankt es den letzten
Meiner Sylben; doch auch nur, wo die erste nicht fehlt.
Aber mein Ganzes ist ein bescheidenes duftendes Blümchen,
Deutend auf beyd'; am Weg gingst du es oft schon vorbey.

O.

Berichtigung.

Um jede Mißdeutung zu verhüten, bemerken wir, daß der in unserm Blatte von gestern befindliche Correspondenz-Artikel aus Friedrichshafen, der nunmehr auch in andern Blättern abgedruckt ist, uns von dem Verfasser im Original zur Aufnahme zugesandt worden sey. D. Red.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Juli 1825.

Hell im alten Ruhm erſtehen,
Leuchtend, Marathon's Trophäen,
Friſch noch leht in aller Munde
Salamis, die Heldenkunde;
Und der Helden Namen glänzen
Unter friſchen Lorbeerkränzen.

A. d. Neugriechiſchen des Koral.

Bruchſtücke

aus dem lezten Geſang von Harolds Pilgerfahrt.

(Fortſetzung.)

III.

Ja deine Zeit, o Freyheit, iſt gekommen!
Hörſt du den Schreo, der auf den Wellen ſchwebt,
An Argos Ufern hin? dein Nam' iſt das!
Er fähret über Creta's Klippen hin,
Er weckt die Thermopolen aus dem Schlaf,
Hallt von Ithome, hallt vom Pindus her,
Nur Eine Stimme hat ein ganzes Volk:
Sie zürnt, ſie läuft, ſie rollt, ſie donnert rings,
Und ſtaunend bebt davon der heil'ge Boden,
Thut ſeine Gräber auf, gebiert ein Heer
Aus Cimon's und Leonidas Gebeinen!
Hörſt du ſie ziſchen auf des Bospor's Flut,
Die Brander mit dem Feuer, das ſie frißt,
Bewaffnet? den entflammten Archipel
In Mitten von Megara's Klippenſaat,
Durchfurchen ſie bey Nacht, ſie ſchlüpfen hin,
Wie Feuerſchlangen in den Finſterniſſen,
Glühn — hundert Todesleuchten — in dem Meer,
Die ſchlafenden Tyrannen überraſchend;
An Feindesſchiffe klammern ſie ſich an,
Und ſterben gern, wenn ſie nur die verzehren!

Ja! ſolcher Fackeln rühmt ſich dein Altar!
Komm denn, du lezte Rächerin der Menſchen,
Du, Traum geſcholten von der Tyrannen,
Das Kreuz in der Hand, und in der das Schwert,
Komm, und beym Lichte jener Scheiterhaufen,
Die ſchwimmend um dich irren, ſieh ein Volk,
Vom Tod erweckt, und die Tyrannen ſterben!

IV.

Doch, wo iſt Harold? Er, der Weltdurchwandrer,
Deß irrer Fahrt ich lange ſchon gefolgt?
Liegt er, im Lebensmittag, ſchon vor Anker?
Wie? ſchlief er ein, ruhmloſer Lieb' im Arm?

. . . . . .

An welch Geſtade hat ſein falſch Geſtirn
Den vor der Zeit zerbrochnen Maſt getrieben?
Von ſeinem lezten Schiffbruch zeugt welch Meer?
Wo lieh ein Boden tröſtend ihm den Strand?
O die du ſeinem Schmerz die Leyer gabſt,
Laß ſeiner Thränen Spur uns folgen, Muſe!

V.

Nacht iſt's: doch unter dieſem Himmel weiß
Die Nacht von Schatten nichts: ihr hell Geſtirn,
In einem minder düſtern Dome bangend,
Färbt mit dem Glanz die ſtillen Ufer weiß,
Wo blaſſes Himmelblau die Woge ſchmückt,
Und wo die Küſte, hundertfach gekrümmt,
Bald niedrig kriechend, bald abſchüſſig ſteil,
Jezt weich dahinſtirbt auf dem Silberſande,
Jezt unter'm Stoß des Wogenſchaumes grollt.
Der Alpen hohes Bollwerk ragt um ſie,
Die ſchneegekrönten, lichtgefärbten Höh'n,
Von Hügeln ſtufenweis geſenkt zu Hügeln,
Eröffnen, dicht dem Winter, mildes Land
Dem Blick, wo ſeinem ſtrengen Reich entflohn,
Im lauen Wohlgeruch der Nord ſich mildert.

. . . . . .

Auf einem Hügel ſteht ein ländlich Haus,
Von einem langen Myrtenbuſch umzogen,

. . . . . .

Am Fuß des Abhangs ſieht das Aug' entzückt,
Der Meere Tochter, Genua, dem Schooß

Der Flut entstiegen; Thürme schwingen sich'
Auf ihre dem'ge Häuter, drin das Erz,
Die Luft durchzitternd, läßt die Stunden tönen;
Und Massen steigen von den Schiffen, die
Im Hafen schlummern, auf, bis zu der Höhe
Der Schlösser, die am Ufer prangend stehn;
Und von gesangner Flut gedrängt, gehoben,
Mit dumpfen Seufzern füllen sie den Strand.
Wie stille .... vorwärts .... schläft denn Alles hier?
Nicht Eine Fackel glänzt, den Blick zu blenden!
Es murmelt keine Stimme, schallt kein Tritt; —
Dort, an der dunkeln Straße Krümmung nur
Ein Diener und zwey Rosse darren dort,
Und drunten, in der lei' umspülten Bucht,
Spannt eine Brick, die schweigend wird geladen,
Das Segel aus, und unter seiner Last
Wiegt sich das Schiff mit schmalen Rippen
Ja Rosse, Waffen, Fahrzeug — Alles deutet
Auf eine Reise hin — doch Alles schläft!

VI.

Doch nein! nicht Alles schläft, ein einzig Licht
Sieh dort von Fenster rasch zu Fenster wandeln,
Es glänzt und schwindet, kommt und geht und kommt.
Ob es der Lieb', ob es dem Frevel leuchtet?
So zweifelnd streut sein Strahl sich auf den Sand,
Als zittert' in der Hand es einem Schuld'gen.
Es kömmt herab: dort an dem Winkel hält's;
Der leuchtende Pallast vermehrt den Schein,
Das Auge schlüpft ihm nach: ein still Gemach
Entdeckt sich ihm, und ein Geheimniß thut
Sich hinter leichten Vorhangs Schleyer kund.
. . . . . .

VII.

Die Pforte thut sich auf; gemessnen Schritts,
Die Lampe tragend naht sich ein Mann,
Und schweigend steht er. Ist es Harold? ... Ja!
O wie verwandelt von der Zeit! die Stirn,
Noch jung, wie scheint sie gealtet von Jahren!
Noch glänzt sein Antlitz von des Geistes Blitz,
Doch ach! es ist der Blitz nur im Gewitter!
Und mehr noch, als die Lamp' in seiner Hand,
Wankt ihm, so deucht mir's, in der Brust die Seele.
In eines wilden Lächelns bitterer Lust
Mischt auf dem Mund Verachtung sich mit Liebe,
Das Auge kann Gewissensbiß' auf ihm
Vom Schmerz nicht unterscheiden; aber schaut
Man in sein todtenblaß Gesicht, so ist's,
Als stünd' ein ew'ges, rächendes Gespenst
Vor ihm, stets neu mit Schrecken ihn durchschauernd.
Dort vor dem Bette steht er regungslos,
Wo eine Frau, vom Traum versöhnet, schläft.
In Jugend blüht sie, und ihr Antlitz trägt
Nur Engel Alles, nur die Unschuld nicht.
Der Wimpern Schleyer hüllt die Augen ein,
Doch eine Falte, zwischen beyden Brau'n
Verborgen, selbst vom Schlummer nicht verlöscht,
Zeigt, daß ein Schmerz durch diese Stirne zog;
Die Lippe, drauf ein flüchtig Lächeln irrt,
Entzückt den Blick, erkältet das Gefühl,
Mehr als die Liebe spielt um sie die Lust,
Und die bewegte Wölbung krümmt ein Kummer.
Die Wange gleicht der Lilje, die Mittags,
Von Lieb' und Zephyr schon geathmet, bangt.

VIII.

Und leise flüstert Harold: „schlummre nur!
Die ich verlassen will, du vielgeliebte!
Die mich vielleicht geliebet, oder doch
Mit holdem Liedeswahn mein Herz verführt!
Doch — war's auch eine süße Lüge nur:
Ich war ja glücklich! Traum ist alles Glück!
Und, eh dieß Kind des Schlafs ein reuh Erwachen
Für uns verscheuchet — reis' ich fort von dir.
Beglückt, wer fliehend, weil der Irrthum währt,
Im Herzen mitnimmt ein noch reines Bild!
Wer, in zukünft'ger, trüber Tage Grau'n
Die Fackel lieblicher Erinn'rung nährt,
Und nicht, verlierend was er liebte, sieht,
Wie jenes Götzenbild, das fällt, das Er
Vielleicht zerbrach, verschwund'nen Glückes Trümmer
Vor ihm ausbreitet, wo Verachtung bey
Der ew'gen Natter des Gewissens kreucht. —
Grab' in mein Auge dich, du wonnig Bild!
Du heitre Stirne, die mein Hauch entwölkt!
Du schönes Auge, das mich morgen sucht!
Ihr Lippen, deren Töne mich berauscht!
Du zarte Hand, die sich vergebens öffnet,
Die meinige zu fassen, und nicht mehr
Wird finden eine Stütze, die sie hält!
Du Mund, den selbst der Schlaf nicht eingeschläfert!
Ach! Alles möcht' ich mit mir nehmen, selbst
Den Seufzer, der des Busens Woge hebt,
Umsonst auf eines Seufzers Antwort hofft!

Das also war mein flüchtig Glück! — Mein Glück?
Nein, nicht so viel erwartet' ich von dir!
Zufrieden, wenn die Luft, die leichte Freude
Mit Blumen kränzten unser kurzes Band,
Wenn ihren Duft, ach — und Vergessenheit
Ich athmen durft' in diesem schönen Lande,
Das schöner unter deinen Schritten ward.
Zufrieden, wenn, bey deines Mundes Laut,
Entfliehend der Gewissensbiß den Schlaf,
Den süßen, meinem Lager nahen ließ.
Das war genug für ein entweihtes Herz!
Das war mein einzig Glück: — Du gabst es mir!
Doch welcher Nektar auch den Becher füllt,
Daraus wir trinken: — Hefe hat er immer;
Laß ihn uns nur zur Hälfte leeren stets,
Den Rest dem feindlichen Geschicke weih'n,
Und klaglich — was es uns auch kosten mag —
Ausgießen ihm des letzten Tropfens Opfer ....
Noch lieb' ich dich ... ich gehe, Lebe wohl! —
Verzögre die Verzweiflung des Erwachens,
Und daure, trügerischer Schlummer, fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Die rasendmachenden Dinge.

So mild auch der Lobspruch mir in's Herz glitt, war dieses doch gerade viel zu heißhungrig auf die jüngere Nonne selbst, um sich daran zu begnügen.

„Wo sind sie denn hingegangen?“ fragte ich.

Die Mutter wollte einmal ihren Sonntag auf dem

Lande zubringen. Da hat denn das Dienstmädchen, eine Fischerstochter aus Strahlau, nicht geruht, bis sie versprach, mit ihr zu ihren Eltern zu kommen.

„Und die Tochter — versetzte ich — ist die auch mit in Strahlau?"

„Das bezweifle ich doch!" antwortete die Frau, und das verschmitzte Lächeln, das ihr Gesicht mit Einemmale belebte, deutete auf Dinge, die mich rasend gemacht haben würden, wenn ich's nicht schon gewesen wäre.

Alles richtig.

„Die Mutter und Dorchen — erzählte die Frau — waren schon zwey Stunden weg, als der junge Herr erst kam, der sie gestern und vorgestern früh auch abgeholt hatte.

Das war mir zu viel auf einmal. „Unmöglich, rief ich aus, ganz unmöglich! So viel kenne ich denn doch die beyden Frauenzimmer, um zu wissen, daß die sittsame Tochter gewiß nicht — —

„Ach Gott — unterbrach mich die Frau ängstlich — ich würde ja Sünde thun, wenn ich Böses von den guten Leuten ligs reden wollte. Das traurn Sie mir nicht zu, mein Herr. Nein, nein! Aber eben, weil das junge Mädchen so sittsam, so eingezogen, so gut, so geschickt ist, könnte ihr wohl ein Glück vorbehalten seyn, ein besseres Glück als mancher Andern ihres Gewerbes. Und um Ihnen allen Verdacht, als habe ich das liebe Kind verläumden wollen, zu benehmen, muß ich nur mehr sagen. Ein junger, dem Aeußern nach überaus wohlhabender Herr mag wahrscheinlich zuerst durch ihr einnehmendes Wesen aufmerksam auf sie geworden seyn. Vermuthlich hat er drauf nähere Erkundigungen eingezogen und dann um ihre Hand angehalten. Ich denke mir das nur so. Denn das wohlgezogene Mädchen ist wahrlich die Person gar nicht, die drey Tage nacheinander mit einem jungen, höchst eleganten Herrchen schon früh ausgehen und erst Abends ganz spät wieder heimkehren würde, wenn es nicht ganz solch eine Bewandtniß hätte, wie ich eben sagte. Und daß sie ihm recht von Herzen gut ist, darauf kann man ebenfalls schwören, wenn man gesehen hat, was ich sah. Dort oben auf dem Holzstalle kauerte ich hinter der Lattenthür, als sie gestern früh hier mit ihm herauskam. Mäuschenstill, that ich in diesem Augenblicke nichts, als ganz unbemerkt auf sie Acht geben. Da sah ich die verliebten Blicke recht gut, die sie ihm zuwarf. Und glauben Sie denn, sie würde gelitten haben, daß er sie du nannte, wie ich's mit diesen meinen Ohren zweymal hörte, wenn nicht Alles richtig wäre zwischen ihm und ihr?"

Die Sklaven.

Mit mir aber, glaubte die Frau gewiß, sey es gar nicht richtig, als ich hier, ohne an ein Abschiednehmen oder gar an einen Dank zu denken, in einigen Sätzen die Treppe hinunter rannte. Daß das grundehrliche Gesicht dieser Berichtserstatterin nicht gelogen hatte, darauf würde ich sogleich den heiligsten Eid abgelegt haben.

Unten am Hause lachte ich so aus vollem Halse, daß die Leute stehen blieben, mich anzugaffen. Ihnen nur aus den Augen zu kommen und den Andern in der Nähe auch, welche sie eben auf mich aufmerksam zu machen schienen, beeilte ich meine Schritte, und holte erst auf der langen Brücke wieder Athem. O, die Sklaven unter der Statue des großen Kurfürsten, waren Millionenmal besser dran als ich. Denn erstens waren sie Sklaven eines großen Mannes, ich aber nur der eines unwürdigen Weibes, zweytens waren sie von fühllosem Metall und ich dagegen von nur allzureizbarem Fleisch und Blut.

Mein Hochzeittag.

Uebrigens kam ich auf dem Heimwege zwar zu keinem einzigen vernünftigen Gedanken, aber doch zu einem Beschlusse, den ich für sehr vernünftig in seiner Art hielt. Ich wollte nämlich das Mädchen, das mein Vater mir vorführen würde, heirathen, Jeannetten zum Possen heirathen. Und wenn ihr ja weiter kein Possen damit geschah, so sollte sie sich wenigstens ärgern, daß ich sie so bald vergessen konnte, als sie mich. So viel nämlich kannte ich bereits vom Hörensagen aus der Praxis der Koketten, daß, wie leicht sich auch ihr Herz, oder dasjenige, was bey ihnen die Stelle des Herzens vertritt, von Einem zum Andern wendet, ihre Eitelkeit es doch für die grimmigste Beleidigung achtet, wenn der, von dem sie sich abwenden, ihnen zeigt, daß er's gerade so machen kann, wie sie. O, ich dachte, wo möglich, einen vollständigen Triumph über sie dadurch zu feyern, daß ich mich unter der Hand nach ihrem Hochzeittage erkundigen und ganz denselben für meine Hochzeit erwählen, auch die Trauung, wenn es sich thun ließ, unmittelbar vor der ihrigen, in derselben Kirche, vornehmen lassen wollte. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juni.

(Beschluß.)

Ein dritter Gast, den wir kürzlich zu sehen Gelegenheit hatten, war der Hofschauspieler Korn aus Wien, einer der vorzüglichsten Künstler in deutschen Conversationsstücken. Obgleich derselbe nur in zwey Rollen, und zwar solchen auftrat, die keineswegs die günstigsten für ihn zu seyn schienen, so machte sich doch der Künstler, besonders in mimischer Hinsicht geltend, — denn eine heiscre und leicht umschlagende Stimme stand seinem Vortrag im Wege. Im Ganzen muß ich gestehen, daß ich seinen Vortrag, selbst als Don Cesar (in der Donna Diana) zu sehr pathetisch und nicht leicht genug fand. Der Dialog in diesem Lustspiel hat meist die Form einer witzigen Conversation unter vornehmen Personen, und die Verse müssen darin nicht stören. Sinnreiche und witzige Reden sollen leicht wie Federbälle im Spiele herüber und hinüber fliegen; ist hier schon Pathos, dann wird die Wärme im übrigen leicht unerträglich scheinen. Blicke, Wendungen und Stellungen waren bey Hrn. Korn unladelhaft. Mad. Genast hat sich

in ihrer Donna Diana zu größerer Leichtigkeit erhoben; der Uebergang in den Schmerz der Liebe ist jetzt bey ihr um so wahrer und ergreifender. Hr. Stein ist sorgfältig und munter in seinem Perin, nur fehlt noch die Abmessung des verschiedenen Betragens gegen den Prinzen und gegen seine Fürstin. Daß Perin im Garten die Hand um den Prinzen legen darf, um ihn von der Fürstin abzuleiten, die dieses doch auch wahrnehmen müßte — muß ich bezweifeln.

Die Vorstellung des Don Karlos zeigte Ernst und Sorgfalt von allen Seiten. Es ist z. B. anzuerkennen, mit welchem Fleiß Hr. Genast die Rolle des Königs behandelt, doch muß ich hier nicht minder bemerken, daß sich das Benehmen seines Königs gegen die verschiedenen Personen des Stückes gar nicht individualisirt. Sein Zürnen war noch nicht das Zürnen eines solchen Königs, der auch die Selbstbeherrschung haben kann, sich ein Kollegium über die Geistesfreyheit lesen zu lassen: insbesondere war sein Zürnen über die Abwesenheit der Hofdame (im ersten Akte) dem Gegenstande und der Königin gegenüber nicht ganz angemessen. Der König übt hier eine gewisse Strenge des stolzen Herrschers; Befremdung der etwas argwöhnischen Natur mag hinzutreten; aber er kann dabey noch ganz kalt scheinen. Anders ist der Zorn gegen den Sohn im zweyten Akt; anders der Unwille gegen Alba und Domingo. Schwerlich möchte ein kluger König, der eines Alba Dienste wohl anerkennt, und für die Folge zu gebrauchen weiß, demselben in einem solchen zornigen und fast verachtenden Tone sagen: geht, und im Audienzsaale erwartet meiner weitern Befehle.

Hr. Stein spricht die Rolle des Posa, wie immer, gut, aber wenn auch Schillers gehaltvolle Worte von der Freyheit der Gedanken an sich schon das Publikum enthusiasmiren müssen, so fehlt doch seiner Darstellung die Farbe der edlen Schwärmerey, besonders in mimischer Hinsicht, ganz. Hr. Korn gab den Karlos, und kam durch den jugendlicheren Posa, der ihm gegenüberstand, noch in ein größeres Mißverhältniß. Das Pathos seiner Deklamation ging bisweilen, z. B. am Schlusse in den Predigtton über. Uebrigens fanden wir es sehr schätzenswerth, daß Hr. Korn in seinem Ton gegen den König in den ersten Scenen nicht zuviel Bitterkeit legt. In mimischer Hinsicht kann die Darstellung des Karlos schwerlich gedeihender seyn. Am meisten war dieß zu bemerken in der Zerstreutheit, in welche ihn der Brief der Königin versetzt, in dem allmähligen Abnehmen derselben in der Unterredung mit Alba, in dem zartern Benehmen in dem Zimmer der Eboli. Jede Miene und Geberde seines edeln, angenehmen Gesichts spricht das Rechte aus, und seine Bewegung und Stellung auf der Bühne gehört zu den feinern Erscheinungen. Allgemein wurde bedauert, daß man diesen Künstler nicht in irgend einem Charakter der feinen, bürgerlichen Konversation sehen konnte, worin er, wie ich aus eigner Anschauung weiß, so höchst vorzüglich ist.

Uebrigens hört man jetzt oft die Frage, warum solche Stücke jetzt so wenig gesehen werden. Ein Hauptgrund ist gewiß der: der Zuschauer verlangt auf der Bühne eine Dichtung originell und eindringlich in die Wirklichkeit treten zu sehen. In Ermanglung solcher Fähigkeit ist jedes gebildeten Menschen Phantasie der beste Schauspieler.

A. Wendt.

London, 21. Juni.

Das Unterhaus hat einen dritten Bericht von seinen Untersuchungen über den Zustand Irlands herausgegeben. Es scheint beynahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die dortigen Protestanten nicht viel über 1,200,000 ausmachen, wovon nicht über 500,000 zur englischen Kirche gehören, und diese sind so sehr über das Land hin zerstreut, daß in manchen Kirchspielen gar keiner, und in manchem nur einer wohnt. In einem solchen, wo sich nur einer befindet, mußte vor Kurzem die katholische Bevölkerung sich einer Steuer unterwerfen, um für die Bequemlichkeit dieses einzigen Mannes eine schöne geräumige Kirche bauen zu lassen. Hätte man nicht das Zeugniß der unbescholtensten Männer hierüber, man könnte einer solchen Gewaltthat keinen Glauben beymessen.

Probert, der Gehülfe Thurtels bey dem berüchtigten Morde zu Elstree, wurde gestern des Pferdediebstahls wegen hingerichtet; und zwar, nicht ohne von Vielen bedauert worden zu seyn, weil man meynte, die Regierung hätte ihn nach jener Begebenheit aus einem Lande entfernen sollen, wo er, ohne neue Verbrechen zu begehen, nicht mehr leben konnte. Zwey andere Pferdediebe und ein Straßenräuber litten den Tod mit ihm, aber er schien mehr entmuthigt, als alle übrigen.

So eben ist Scotts neues Werk, die Kreuzfahrer, in London unter den Buchhändlern erschienen, ich habe aber noch nicht Zeit gehabt, hinein zu sehen. Die Wuth, die Werke dieses Mannes zu lesen, ist noch immer so groß als je, und Monate lang, ehe sie erscheinen, werden die Buchhändler bestürmt, ja dafür zu sorgen, daß ihre Kunden am ersten das mit versorgt werden, und ein Exemplar durch den Postwagen, und also einige Tage früher, als das große Publikum, das die seinigen durch ein Edinburgher Dampfboot erhält, ist ein unschätzbarer Gewinn. Eine solche allgemeine Betriebsamkeit ist gewiß ohne Beyspiel.

Ein Brief von Madrid gab uns ein Paar erbauliche Muster von dem Wunderglauben in Spanien, welche mitgetheilt zu werden verdient. Der Papst, heißt es, habe eben einen spanischen Franziskaner heilig gesprochen, und unter den Wundern dieses neuen Heiligen rechnet man, daß er einmal ein Paar halbgebratene Hühner ins Leben erweckt, und sie, nachdem er sie vom Spieße befreyt, davon fliegen ließ! Der Ort, wo die Begebenheit sich ereignet, ist nicht angegeben. Das nächste Wunder aber wird so umständlich erzählt, daß man an der Wahrheit desselben kaum zweifeln kann. Während der Trockene, welche im vorigen Sommer in Spanien herrschte, betete man in allen Kirchen um Regen, und unter andern auch in dem Dorfe Las Cabezas de San Juan, wo der unglückliche Riego zuerst die Verfassung verkündigte. Umsonst plagte man den dortigen Kirchenpatron, St. Nikolas, es fiel kein Tropfen Regen. Eines Sonntags aber, als das Volk in der Kirche versammelt war, bemerkte man auf einmal einen Brief in der Hand des Heiligen. Jemand wollte ihm denselben abnehmen aber der hölzerne Heilige bog den Arm in die Höhe, und wollte ihn sich nicht nehmen lassen. Nun kam der Priester in vollem Ornat, kniete vor dem Patron nieder, und bat ihn flehentlich um den Brief, der Heilige ließ sich erbitten, ließ die Hand sinken, und der Priester nahm den Brief, den er der erbaueten Gemeinde vorlas. „Aus der Wohnung der Seligen den 1sten Mai 1824. Mein lieber Nikolas. Ich habe dein beständiges Gebet um Regen für dein Land gehört; ohne Zweifel hast du die Verbrechen vergessen, womit dein rebellisches Dorf befleckt ist, und welche die Ursache der Trockene sind, womit ich jetzt Spanien heimsuche. Umsonst also bittest du um Wasser — es ist mir jetzt unmöglich, dich zu erhören. Aber außer Regen fordere alles, was du nur wünschen kannst, von deinem Wohlgewogenen (unterschrieben) der ewige Vater." Das Wunder soll geglaubt werden, und der Verwegene, der es bezweifeln wollte, Gefahr laufen, als ein Negro (Schwarzer, Konstitutionalist) behandelt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juli 1825.

Drum halte fest an deinem ersten Glücke;
Es bringt dir nichts den Wonnetag zurück;
An deine Brust, beglückter Jüngling, drücke
Den mächtigen, geweihten Augenblick!

F. H. S—k.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Ankündigung.

Ich kam gerade von Tische nach Hause. Zwar dauerte mich die Tante, daß ihre Migräne sie wieder einmal abhalten mußte, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Auf der andern Seite war es mir aber auch lieb, daß sie nicht kam. Sie hätte doch schwerlich gewußt, was sie aus meiner Stimmung machen sollte, wenn ich mit geöster Bereitwilligkeit in des Vaters Einladung mich fügte. Und ihr Jeannettens Verfahren zu erzählen, nein, das wäre ich nicht im Stande gewesen, ohne in ein Feuer zu gerathen, das meinen festen Entschluß — denn wer kann in solchen Fällen für den Ausgang bürgen? — wieder gar leicht verbrennen konnte.

Genug, Alles ging trefflich. Mein Vater kündigte mir an, daß sein alter Jugendfreund, der Kaufmann Kampfer aus Königsberg, mich kennen zu lernen wünsche, der vor dem Leipziger Thore im Gartenhause des geheimen Oberregierungsraths dieses Namens, seines Bruders, wohne. Bey der Gelegenheit lernte ich, wie er meynte, gewiß den ansehnlichen Garten kennen, dessen Boden dieser leidenschaftliche Blumist und Pomolog mit schweren Kosten dergestalt verbessert habe, daß er wie eine schöngrünende Oase aus dem Sande rings um sich hervorthue. Von der Hauptsache, dem Mädchen, mit dem ich bekannt werden sollte, schwieg er jedoch gänzlich.

Die abgekühlten Grundsätze.

Als mit der vierten Stunde des Nachmittags die für den verabredeten Besuch bestimmte Zeit herannahte, hatte mein fester Entschluß inzwischen merklich gelitten. Jeannette sah mir bey weitem nicht mehr so majestätsverbrecherisch aus, als zuvor. Wenn nun in der That ein annehmlicher Werber gekommen war, und sie sich gefragt hatte, was soll denn ohnehin aus deiner zeitherigen, vom Vater des Geliebten durchaus mißbilligten Verbindung werden, als eben Nichts? Daß Jeannette ihre Liebe von dem alten auf den neuen Gegenstand so leicht übertragen konnte, wie man neuerlich ein Oelgemälde unverletzt von der alten Leinwand auf eine neue zu bringen weiß, das war allerdings ein Punkt, weßhalb sie bey den vormaligen Minnehöfen nicht sonderlich fortgekommen seyn würde. Wenn nun aber die Urtheilssprüche derselben schon zu ihrer Zeit wenig gegolten und jetzt gar keinen Einfluß weiter haben, dazu ihr Herz einmal in seiner Liebe, nach so abgekühlten, moralisch-ökonomisch-politischen Grundsätzen zu verfahren im Stande war, was ließ sich von Seiten der Vernunft wohl einwenden?

Der ganze Tag.

Obendrein war mein junger Nachfolger in ihrer Liebe dadurch außerordentlich in Vortheil gerathen vor mir, daß zwischen mir und Jeannetten die früheren, an sich doch so überaus unschuldigen Heimlichkeiten schon seit geraumer Zeit gänzlich wegfielen. Die Nachmittagsstunden des Dienstags und Donnerstags waren oft nicht so viel werth, als ein

einziger der frühern Blicke, den wir ganz ohne Zeugen zuweilen wechselten. Und nun vollends die schon beklagte, heillose Eintheilung jener Zusammenkünfte, so daß allemal vier ganze leere Tage zwischen die gesegneten Donnerstage und Dienstage sich einschoben. Welche Vortheile gewährte diese meinem Herzen gestohlene Zeit einem Menschen über meine Person, der bey gleicher Liebe für Jeannetten, ihr eine freundliche Zukunft an seiner Hand zu bieten hatte, was bey mir noch in so weitem Felde war!

Der Bursche hat auch seine Zeit gut benuzt und mit dem Freytage früh richtig angefangen. Das war nun schon der dritte Tag ihres Beysammenseyns. Drey ganze Tage mit ihr! Die Sinne vergingen mir, wenn ich nur an ein Glück dachte, welches nun für immer mir verloren war.

Der dreyfache Stahlpanzer.

Recht hatte indeß Jeannette doch nicht an mir gehandelt. Wenn aber sie so handeln konnte, sie, deren reines Herz ich zu durchschauen geglaubt hatte, wie den Thautropfen, der auf der Rose blizt, was ließ sich da von einer Andern erwarten? Und ihr zum Possen heirathen? Das wäre doch, bey Lichte besehen, der einfältigste Gedanke von der Welt gewesen. Ihr zum Possen mich unglücklich machen, hieß er, wenn ich ihn in recht verständliches Deutsch übersetzen wollte.

Gehen mußte ich indeß mit dem Vater, der eben nach mir schickte. Ich pries mich nur glücklich, daß der Gang nicht unmittelbar nach jenem Entschlusse, dem tollsten Entschlusse meines Lebens, stattgefunden hatte. Denn damals wäre der Heirath zwischen der Fremden und mir nichts im Wege gewesen, wenn sie sonst mich leiden konnte. Jezt hingegen fühlte sich mein Herz fest, auch vor den schönsten und glühendsten Mädchenblicken.

Der Pavillon.

„Es ist doch auch ein verzweifelt weiter Weg zu Fuße!“ sagte mein Vater, als wir dem Leipziger Thore uns näherten.

Und — dachte ich im Stillen — ein recht überflüssiger dazu.

Endlich standen wir vor dem stattlichen Hause. „Thue mir den Gefallen, sprach mein Vater, und gehe immer ein wenig in den Garten, während ich oben dich ankündige. Ich habe ohnehin ein Wörtchen allein mit dem geheimen Oberregierungsrathe zu sprechen. Du sollst dort aufgesucht werden. Vor Allem aber sage mir, wie dir der neue Pavillon in der Mitte gefällt. Ich bin nämlich nicht übel willens, einen ähnlichen auf meinem Gute aufführen zu lassen.

Der Geschmack ist verschieden.

Ein bitteres Lachen wandelte mich an, als er mit diesen Worten die Treppe hinaufstieg. Als ob ich der Mann wäre, an etwas Gefallen zu finden, nachdem Jeannette mir nicht mehr gefallen konnte!

Wie einer, der nicht ausgeschlafen hat, taumelte ich zwischen den geeühmten Blumen und Bäumen des Gartens hindurch.

Um nur des Vaters Willen zu thun und mich dann auf irgend eine schattige Bank zu setzen und dem Gewirr meiner Gedanken nachzuhängen, wollte ich für's Erste mich der Betrachtung des vor mir liegenden Pavillons, wie einem der verdrießlichsten Geschäfte unterziehen.

Der Geschmack ist doch wahrlich sehr verschieden! dachte ich. Denn der Pavillon gefiel mir keinen Augenblick.

Vielleicht hatte er, wie ein geistreicher Häßlicher, seine Schönheit im Innern. Da er offen stand, so ließ sich bald dahinter kommen.

Das Frauenzimmer.

Eilig stieg ich die Stufen nach dem Eingange hinauf. Auf der Schwelle prallte ich zurück. Wie sich nun fand, war ich nicht mehr allein. Ein Frauenzimmer saß im Pavillon, am Stickrahmen arbeitend.

„Joseph! rief sie, die Arbeit zur Seite werfend und aufspringend wie die Freude selbst.

Zwey Momente später stand ich in der Mitte des ovalen Gemaches, dicht neben Jeannetten, in ihre Augen immer tiefer hinunter, bis auf die engelreine Seele schauend.

O jene Nachbarin, die so von ihr hatte sprechen können, mußte ein teufelndes Gespenst der Hölle seyn. Kein Wort wahr von allen ihren Mittheilungen! Das sagte mir mein Auge und ihr Auge, das beschwor mein Herz.

Und doch war, das fand sich unmittelbar drauf, der Bericht der Frau die reinste Wahrheit! Wirklich hatte jener junge Mann Jeannetten alle drey Tage hintereinander früh ganz zeitig aus ihrer Wohnung abgeholt. Als er am Freytage früh zum Erstenmale kam, war Jeannette, dem eigenen Geständnisse nach, außer sich gewesen vor Freude über die ganz unverhoffte Erscheinung. Wie hätte sie es aber auch nicht seyn sollen, da es ihr inniggeliebter Verlober aus Königsberg war, und sie keine Ahnung von seinem so baldigen Wiedersehen gehabt hatte. Der Mann, der ihn mitbrachte, war Herr Kampfer, der Gemahl der leiblichen Schwester ihres verstorbenen Vaters.

Erschrocken.

Jeannette erzählte mir von dem großen Eindrucke, den sie am Tage zuvor auf meinen Vater gemacht hatte. Ich erzählte ihr dafür, sie sey unstreitig die nämliche Person, von der die Tante mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gebeichtet, daß er sie mir zur Frau zu geben denke. Das Räthselhafte, daß er meine Geliebte und Jeannetten offenbar für verschiedene Personen hielt, kam bey dem Glück, worein uns die Sache versezte, nicht mehr in Betrachtung. Es war die süßeste Trunkenheit, in der ich sie umfaßt hielt und mit der ihre Blicke an den meinigen hingen.

Digitized by Google

Wie erſchraken wir, als wir mit Einem Male gewahr wurden, daß auf einer benachbarten Anhöhe mein Vater mit ſeinem uns zugekehrten Ramsden ſtand, und ihm zur Seite Herr und Madam Kampſer ihre Augen durch die Fenſter des Pavillons auf uns richteten.

(Der Beſchluß folgt.)

Bruchſtücke
aus dem lezten Geſang von Harolds Pilgerfahrt.

(Fortſetzung.)

IX.

In's leichte Fahrzeug ſchwinget Harold ſich,
Schon ſeufzt die Nacht in den geſpannten Tauen;
. . . . . .
Des Schiffes ſchwankendem Verbeck entſteigt
Ein dumpf verworrner Hall, und ſchlägt das Ufer;
Der Winde Rauſchen, der Matroſen Schrey
Vermiſchet ſich, und von der Flut geſchaukelt,
In deſſen Bündeln rollen ſiehet man
Vermiſchte Waffen, blanke Harniſche,
Die fallend von ſich geben drohenden Laut,
Musketen, Säbel, hell von Gold und Silber,
Noch nicht getrübt von Pulver und von Blut;
Und Roſſe ſchlagen, an den Maſt gebunden,
Den ſchwanken Boden mit erſtauntem Fuß,
Und ſchütteln wiehernd die beſchäumten Mähnen
Bey jedem Stoß, der auf der Flut ſie wiegt.
Doch was macht Harold? — Auf des Schiffes Rand,
Gehüllt in ſeines weiten Mantels Falten
Steht einſam er, der Nacht gleich, deren Bild
Sein Herz, und ſiehet kalt das Ufer ſchwinden.

XI.

Es ſtehen die Genoſſen ſeiner Fahrt
Zerſtreut, in Gruppen, auf dem Schiff, ſie ſprechen
Von Glauben nicht und nicht von Märt'rertdum,
Von heil'gen Wunden nicht, durch's Kreuz verrichtet,
Von Sünden nicht, am frommen Ort gebüßt:
Nein! eines ſtolzern Evangeliums
Unbändigere Boten, ſenden ſie
Klangreiche Worte von den kühnen Lippen:
Ruhm, Ehre, Freyheit, Größe, Menſchenrecht;
Geheiligter Tyrannen Mord, Verachtung
Des Wahnes, drunter noch die Erde kreucht,
Dem Unterdrückten Hülfe; Rache; Krieg,
Ja Krieg vor Allem! und ſo geben ſie
Stets auf der Freyheit Spur, der irrenden,
Und folgen ihrem Schrey in's Morgenland,
Die abgenützten Feſſeln zu zerbrechen,
Die Griechenland, ſchlaftrunken, doch erwacht,
Gehoben ſchwinget ob der Heidendrut,
Und ſchauen wollen ſie, wie in den Furchen
Des Landes, das ihr Blut benetzen wird,
Aus todtem Volk ein neugedornes ſteigt.

XIV.

. . . . . .
(Harold ſpricht:)
„Und du, das mich geboren werden ſah,
Du theures Vaterland, das ſeines Sohnes
Gebein einſt wird erhalten, und ſonſt nichts:
Fahr' wohl! du haſt mich von dem freyen Strand
Vertrieben; aber mein zerbrochnes Herz
Nimmt doch dein Bild mit ſich; noch bin ich ſtolz
Auf dieſes edle Blut, das in mir ſpricht,
Und, trotz dir, ehr' ich dich durch deine Tugend,
Wie der Spartaner, der zum Siege geht,
Weih' deinem Namen Ruhm ich oder Tod,
Fahr' wohl! vergiß mich — ich vergeſſe dich!
Du ſiehſt mich nur auf meinem Schilde wieder!

XVI.

„Mein Ziel! Zu nahe hatt' ich's mir geſteckt!
Zween Schritte führten drüber mich hinaus!
Ich ſang: — entzückt von meinem Waduſinn krönte
Die Welt mit frühem Ruhm mein Saitenſpiel.
Es iſt genug! ich bin des Lärmens ſatt,
Den rings einlön'ger Wiederhall erneut;
Ein Nam', ein Name ſtets! was iſt ein Name!
. . . . . .
Ich brauche jenen Ruhm, der unvergänglich,
Unendlich iſt, der andre Herzen zahlt
Mit andrem Lohne, der auf Land und Meer
Mit Blut ſich ſchreibt, und der, ein Leichenfeld
Mit einem Siegsmal deckend, unſre Namen
Für ewig einſchreibt auf der Schlachten Erz,
Schreibt auf den Grund des blut'gen Tempels, den
Der Sieg zulezt der Freyheit doch errichtet!"

XXI.

Schon ſieht das Schiff, bey'm Glanz der Morgenröthe,
Ein Land entblühn der Meere hellem Schooß:
Es ſcheint der Ocean mit düſtrem Stolz
Um jeden Fels den Namen noch zu murmeln,
Und ſein Gedächtniß ſchweift am Ufer hin,
Und gießt, ein Duft der Zeiten, ſich in's Meer.
Das Land der Griechen iſt's! bey dieſem Namen,
Bey dieſem hell'gen Anblick ſtaunt der Geiſt,
Von Ehrfurcht, Mitleid fühlt er ſich vernichtet,
Er ſchauet des Geſchickes Höh' und Sturz,
Er mißt den Abgrund von dem Ruhm zum Nichts.
Tyrannentritt hat ſeinen Strand entweiht,
Die Tempel ſind zerſtört, die Menſchen Knechte,
Auf Chriſt's Altar, zerbrochen von dem Sieg,
Läßt Mahom's Turban jezt der Türke küſſen.
Doch mitten durch die Trauer ſieht der Blick,
Entzückt und weinend alter Schönheit Spuren,
Und über Volk und Knechtſchaft triumphirt,
Verſöhnt im Zeitenwechſel, die Natur.
Noch iſt's das Land der Götter und der Sonne,
Der Berge Gipfel ſteigt zum Himmel noch,
Ihr Umriß taucht ſich noch in's ew'ge Blau,
Und ſcheint zu ſchwimmen in der Aetherflut.
Die Hügel, deren Wölbung ſanft ſich ſenkt,
Gekrönt zur Hälfte mit Minervens Baum,
Verlieren ſich in's tönende Geſtade,
Wo Syrinx in der Flut zu ſeufzen ſcheint,
Den Felſenabhang zeigen ſie dem Blick.
Die Sonn' erleuchtet einen um den andern,
Und mit dem Tag, dem vorwärtsſchreitenden,
Vor dem der Schatten fliehet, ſcheinen ſie
In grünen Wogen wallend hinzufluten.
Geſchichte hat und Fabel hier verſtreut
Auf Trümmern, Meeren, Bergen, große Namen;
Der Gipfel dort heißt Pindus; dieſer Strom —

Digitized by Google

Alpheus iſt es; einen Namen hat
Jedwedee Stein, und jede Klipp' ihr Mal,
Und jede Welle ſpricht, und jede Lage
Hat ihren Gott und über jeden Ort
Weht hin ein Schatten der Vergangenheit.

. . . . . .

XXX.

In Attika's Gebirge tauchet ſich
Die Sonne, länger legt ſich über Phyle *)
Der Schatten des Pentelikus **): dort ſteht
Auf einen Stamm von Daphne's Baum gelehnt,
Umringt von Häuptlingen und Kriegern, Harold;
Wie heimgekehrt vom fremden Strand ein Sohn,
Die Gaben unter ſeine Brüder theilt,
So zeigt er ihnen, unter Staub zerſtreut,
Der Lanzen und der Dolche ſchmucke Bündel,
Der Kugeln Saat, die einſt den Boden furcht,
Die Donnerwagen auch, die rollenden.
Des Blutes Käufer, Gold; des Goldes Räuber,
Das Eiſen; unter ſeine Krieger theilt
Der Häuptling dieſen Schatz; vorüber zieht
Bey der Trompeten Hall, beym Trommelſchlag,
In buntem Wechſel mit geweihten Fahnen,
Der Epirote mit der kahlen Stirn,
Im falben Mantel der Aetolier,
Der wilde Albanese, der Delphin
Von Parga, der verwegene Matroſe,
Der nur die Fluten färbt mit ſeinem Blut,
Aus Phoris kommt der Bauer in den Waffen,
Von Elis ſtolzen Rennern kommt der Hirt; —
Sie rollen auf die Bündel, ſchmücken ſich
Mit ihren Waffen, baden ſie mit Thränen,
Und alle laut geloben ihnen Blut.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Phyle, ein Gränzſtädtchen Attica's, deſſen Trümmer noch ſichtbar ſind; der erſte feſte Platz, den Thraſybulus den dreyßig Tyrannen entriß.

**) Ein Berg Attika's mit berühmten Marmorbrüchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 21. Juni.

(Beſchluß.)

Briefen aus Indien zufolge hatte man zu Calcutta ein Schreiben von Hrn. Moorcroft erhalten; es iſt vom 27ſten Auguſt v. J. von Bramin, einer Stadt, welche achtzig Meilen Nord-West von Kabul liegt. Er beſchreibt den Afghanis ſtamm als ſehr unruhig, und meldet, daß er ſelbſt große Schwierigkeiten gehabt, ſo weit zu kommen, indeſſen gedachte er am 29ſten in das Land der Aſbeten vorzudringen. Runjet Singh iſt eben im Kriege gegen die Afghanen begriffen, und mit einem bedeutenden Heer über den Indus gegangen, um Kabul zu erobern, und ſoll bereits die Afghanen geſchlagen haben. Briefe von Rangoon thunen die ungemeine Pracht und Schönheit des großen Tempels bey dieſer Stadt nicht genug rühmen. Das ſchöne Gebäude aber diente einem Regimente Sapoys zur Kaſerne; und nach der Beſchreibung, wie ſich dieſe Hindu der Arme, Köpfe, Ohren und anderer hervorragender Theile an den Götzern zum Aufhängen ihrer Waffen und Geräthe bedienen, thunen dieſe Krieger gar keine beſondere Achtung vor dem buddhiſtiſchen Glauben hegen. Zu Baroda bey Bombay brach in den letzten Tagen des vergangenen Decembers ein Elephant los, welcher dem Gebrauche gemäß durch berauſchende Getränke für die Jagd vorbereitet, und auf dieſe Weiſe bis zur Raſerey gereizt war. Sechszig Stunden lang blieb das Thier unumſchränkter Herr der Stadt, indem ſich niemand aus den Häuſern wagte. In der erſten Wuth aber hatte es ſechs Menſchen getödtet, und einen groſſen Schaden im Bazar angerichtet. — Die Stadt Singapore nimmt immer an Bedeutenheit zu. Im vorigen Oktober erſchien dort eine Geſandtſchaft von dem Herrſcher des ſogenannten eigentlichen Borneo, in der Abſicht, um einen Handelsvertrag mit den Britten zu ſchließen. Dieſer Theil jener unbekannten Inſel ſoll ein ſehr großes Reich bilden, das ſich ſiebenhundert engliſche Meilen weit an der Küſte hinzieht. Das Haupterzeugniß des Landes ſoll Pfeffer ſeyn. Man hatte zu Singapore erfahren, daß der König von Siam geſtorben, und, gegen den Gebrauch des Landes, ſein Nachfolger ohne allen Widerſtand und Blutvergießen den Thron beſtiegen habe. Der neue Monarch ſoll ſogleich alle die Beſchränkungen, welche bisher den Handel von Siam gefeſſelt hielten, abgeſchafft, alle Einmiſchung von Seiten der Regierung in Handelsſachen unterſagt, und die Waarenabgaben auf acht Prozente des Werthes herabgeſetzt haben. Das würde ein ſehr glückliches Ereigniß für Singapore ſeyn. Man behauptet ſogar, daß die Siameſen, den günſtigen Zeitpunkt benutzend, auf dem Punkte ſtanden, die Burmanen von ihrer Seite anzugreifen. Die klugen Chineſen ſind auf ihrer Hut, und die Pekiner Zeitung enthielt eine Entſchuldigung des Statthalters der weſtlichen Provinzen wegen ſeines Nichterſcheinens bey Hofe, dem jährlichen Gebrauche zufolge, des Inhalts, daß der Krieg der Burmanen mit den Engländern ſeine Gegenwart auf der dortigen Gränze nothwendig machte, wo er Feſtungswerke anlegen ließ, um das Land gegen jeden Eingriff von Seiten der Kämpfenden zu ſichern. Auf der Weſtküſte von Borneo waren die chineſiſchen Goldbergwerks-Arbeiter im Aufſtande gegen die Holländer begriffen, und hatten mit viertauſend Mann die erſten Angriffe der holländiſchen Truppen zurückgeſchlagen. Man zweifelte nicht, daß ſie am Ende unterliegen müßten, aber mit ihnen müſſen auch die ergiebigen Bergwerke zu Grunde gehen. Auch auf Sumatra und in Macaſſar gab es Aufſtände und Unruhen, ſo daß es ſcheinen möchte, daß, während Europa nur nach Frieden ſtrebt, im Orient ſich immer mehr die Kriegsflamme verbreitet. Die Franzoſen ſcheinen den abſcheulichen Sklavenhandel bis in das ferne Morgenland zu treiben. Zwey ihrer Schiffe ſollen im vorigen Jahre auf der Küſte von Bali Sklaven geholt haben.

Der Imam von Maskat war im vorigen Jahre mit einem Theil ſeiner Familie zu Mekka auf einer Wallfahrt. Er begab ſich in einer ſeiner eigenen Fregatten nach Jedda, und von da mit einem groſſen Gefolge nach der heiligen Stadt. Er wurde allenthalben mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, die Reiſe ſoll ihn aber eine große Summe gekoſtet haben. Dieſer Fürſt hat ſich nach und nach mit Hülfe der Engländer eine kleine Flotte verſchafft, womit er die arabiſchen Seeräuber unter ſeiner Botmäßigkeit hält.

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juli 1825.

Wärest du als Sieger doch gefallen
In des Heldenkampfes blut'gem Spiel!
Hoch getragen zu des Ruhmes Hallen —
Doch zwey Siegeskränze sind zu viel!

A. v. Helwig.

Bruchstücke

aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.

(Beschluß.)

XXXI.

In Harold seh'n sie einen Himmlischen,
Der, Dreyzack, oder Oelzweig, oder Pflug
In seiner Hand, den Göttern ähnlich, kommt,
Umgeben von Geheimniß, neu Gesetz
Der Erde, neuen Götterdienst zu bringen.
Doch Schweigen legt er den Entzückten auf:
„Nur ein Barbar bin ich, ein Fremdling nur
An eurem Strand, ein Sohn der trübern Sonne,
Und minder edler Väter, ja, nicht werth,
O Kinder Hellen's, Brüder euch zu nennen,
Ihr, deren Ahnen, wenn die Welt sie zählt,
Nur Könige, Heroen, Götter heißen!
Doch allenthalben, wo das Licht der Zeit
Auf ihr Gedächtniß fällt, und wo bey'm Namen
Des Ruhms das Herz pocht einem Sterblichen,
Zählt Hellas einen Sohn und einen Rächer!
Ich komme nicht mit eitlen Bildern euch
Den Muth zu wecken im empörten Busen;
Ein Schwert blieb übrig, ihr habt ihn gethan!
Nur Ein Wort hat noch eure Sprache: Freyheit!
Was brauchen Sparta's Söhne, was Athen's
Ermahnung weiter? Eure Demosthene
Sind dieser Himmel, dieß Gebirg, dieß Meer!
. . . . . .
Ich aber will zum Lohne für den Schatz,
Den ich euch bringe, — nur das Recht zu sterben:
Mit eurem fließ' im Schlachtgewühl mein Blut,
Von Ruhme wallend, bessrer Zeiten werth,
Und du, den Genius des Sterbenden
Nimm, freyes Hellas, an, an Kindesstatt!
Wenn fallend nur für euer heilig Recht
Verbannung mit Vergötterung ich büße,
Wenn einst in einem neuen Parthenon
Der Ruhm mit Thränen meinen Namen nennt,
Wenn nur, vertrieben aus dem Vaterland,
Mein großer Schatten sich in euren Herzen
Ein strahlenvolles Denkmal auferbaut:
Dann ist's genug! schwebt Freyheit od dem Grab,
So ist der Märt'rertod das schönste Loos!

XXXVII.

O wunderlich Geschick des Menschenlebens! —
Ihm gönnt der Ruhm nicht den ersehnten Tod!
Und, wie ein Feuer, dem die Nahrung fehlt,
Erlischt sein Leben in Vergessenheit.
Seht seine Stirn erbleichen, seht die Hand,
Die zitternde, den Gang des Schwankenden
Vergebens kräftigend, mit jedem Schritt
Nach einem Halt, nach einer Stütze greifen!
Der Boden, meint man, schwindet unter ihm,
Die Nacht umringt ihn, oder, wie Orest,
Sieht er zwey Sonnen sich am Himmel drehen.
. . . . . .

XL.

Umsonst erhebt sein Auge sich zum Licht:
Der Tag kommt sonder Wärme, sonder Schlaf
Die Nacht, und unter dem Gewicht der Tage
Sinkt seine Stirn gebeugt, und Jahre nimmt
Entfliehend jede Stunde mit sich fort.
Er fühlt sein Uebel nicht, doch ist's der Tod.
Siehst du in seinem Bett mit vollem Strom
Den Fluß der Oede ziehn, den heil'gen Nil?
Mit stolzem Klang schlägt er ein fettes Ufer,

Digitized by Google

Stets wächst die Flut, neu wie die Ewigkeit,
Kein weit'res Hinderniß tritt ihm entgegen,
Noch fern ist er vom Meer, das auf ihn harrt . . . . .
Mit einem Mal verschlinget ihn der Sand,
In seinem eignen Belt ist er verschwunden,
Umsonst sucht ihn das Aug' — er ist dahin!
So floh'n die Tage Haroldś, und des Lebens
Noch junger Quell versiegt' im Busen ihm.
Doch immer träumt er Meere, Himmel, Wald:
„Komm, spricht er, Adda! *) stütze meinen Gang
Zum letztenmal, und eh der schöne Tag
Den Finsternissen weicht, laß die Natur
Anbeten mich in ihrer Herrlichkeit!

XLII.

„Triumph, sprach er, unsterbliche Natur!
Indeß vor die dein schwach Geschöpf den Blick,
Von deiner Herrlichkeit durchdrungen, hebt,
Und gebt, zu sterben: lebst du fort, Triumph!
Was ist's! in deinem lebensvollen Schoos,
Dem überströmenden, folgt Seyn auf Seyn,
Und fruchtbar ist der Tod; umsonst erschöpft
Die Zeit sich, deine Tage dir zu zählen.
Jahrhundert um Jahrhundert stiebt und stirbt,
Doch du wirst immer wieder neu geboren.
Ein Stern erlischt? du zünd'st ihn wieder an!
In deinem Schoos murrt ein Vul'an? du frißt ihn!
Das Weltmeer kommt? du trinkest seine Flut!
Ein ganzes Volk reibt auf der Kön'ge Streit?
Die Erde nährt mit ihm ihr Eingeweide,
Streut über's Schlachtfeld aus der Ernte Gold!
Der Grashalm welkt zertreten von dem Fuß,
Die Aschel stirbt, der Mensch: — Du siehst sie nicht!
Ach! in dem Augenblicke, wo er stirbt,
Verjüngter, blühender, scheinst du, wie jezt,
Ihn anzulächeln, schwindest vor ihm hin
In deiner vollen Schönheit, und entgegen
Sezt du dein ewig Leben seinem Tod!!

Liebst du nicht wenigstens den, der dich liebt?
Hast Mitleid nicht mit unsrer lezten Stunde?
Kannst nicht, bey uns'rem lezten Lebewohl
Mit einer Trauerwolke dich verhüllen?
Den Abschied faßt' in's Aug' ich minder trüb,
Wüßt' ich, daß in dir etwas um mich weint!
Daß deines Himmelsstrahles Klarheit morgen
Mit bläss'rem Lichte meinen Rasen färbt,
Daß Wogen, Winde, welke Blätter sprechen:
„Er ist nicht mehr; seyd still auf seinem Grab!"
Doch nein, du leuchtest morgen hell, wie heut! —
Ach! wenn du meinen kannst, so mein' um mich:
Nie hat, geformt aus Staub und Flamm', ein Wesen
Die Seele besser deinem Element,
Dem reinen, eingemischt, nie deine Stimme
Begriffen besser eines Menschen Geist!
Mocht' ich der Wälder heil'gen Schauer athmend,
Mit düst'rem Schritt erschütternd ihre Nacht,
Erwecken einsam ihren Wiederhall;
Mocht' auf der Berge höchsten Gipfeln ich,
Den lichten Klippen in dem Meer der Luft,
Den Donner hören rollen, schau'n den Blitz,
Dem Stoß der Wolken, Blick auf Blick, entfahrend,
Als Wetters Aug', in blut'gem Feuer glühn;
Mocht' ich mein Segel, in des Windes Hauch,
Des Meers bewegten Abgrund furchen lassen,
Betrachten, wie die Woge schäumend sich
Am Schiff in rauchenden Ruinen brach,
Wenn triumphirend mich sein Rücken trug,
Dem Löwen gleich, der spielt mit einem Kind.
Je mehr ich elend war, je heil'ger warst
Du mir, je mehr aus meinem wunden Herzen
Der Mensch sich losriß, war dein tröstend Wort,
Im einsamen Asyl, den Schmerzen Balsam!
Und jezt . . . in dieser lezten Stunde noch,
Bedaur' ich, meine Wimper schließend, nichts,
Als daß der Mittagssonne heller Strahl
Nur meinem Marmor wird erwärmend leuchten!"

XLIX.

Dahin, dahin ist meines Wahnsinns Kind!
Ist nur ein Laut noch durch die Leyer schauernd!
Der Pilger, der unsterbliche, das Ziel
Hat er erreicht, in Schlummer sinkt er jezt,
Schaut hin, wie seine Stirn im Tode ruht,
Wie seine Hand sich, offen, an die Seite
Dicht angeleget, ausstreckt, um das Bett
Des Mausoleums regungslos zu fassen.
Der Tod bedeckt das Aug', erloschen ist
Sein Stern; wie ein Krystall, von eis'gem Hauch
Getrübt, verschleyert unter schwarzer Wimper
Zur Hälfte er sich; noch nimmt er auf das Licht,
Doch löscht er aus, was er empfangen hat.
Ist dieß der Brennpunkt von so viel Gefühlen,
Daraus in Blitzen sprühte Seel' und Blick?
Der düstre Strahl in der erstorbnen Höhle
Durchdringt nicht der gesenkten Wimper Nacht,
Und diese Brust, drinn Lieb' und Leben pochte,
Abwechselnd brauste jede Leidenschaft,
Von der ein Wunsch das Grab gelüftet hätte: —
Sinkt ohne Regung, Athem, Laut zurück;
Vermag nicht mehr, dieß lange Tuch zu heben,
Den Trauerschleyer, der den Sarg bedeckt! . . .

Doch, wohin flog der Geist des Sterbenden? —
Sein Geist? ach komm, komm du, der Märt'rer Engel!
Du, dessen Hand vor des Allmächt'gen Auge,
Den Fehl auslöschet mit des Sünders Blut;
Der du, in Gottes Wage, Heldentod
Aufwägend zu ruhlosem Leben legst:
Komm mit dem Blick, der halbe Hoffnung funkelt,
Zum höchsten Richtee trage Haroldś Geist,
Mit deiner Palme lösch' ihn aus, den Spruch,
Verzeihung schreibend auf das Buch der Gnade!

Und ihr, die ihr von Lande hin zu Land,
Gefesselt an sein Saitenspiel, ihm folgtet,
Wenn manchmal euren Geist sein Lied erhub,
Gönnt ihm das Eine, was ein Schatten fordert,
Gönnt ihm die Thräne, diesen Trauerzoll,
Den jeder Sterbliche dem Tod soll zahlen!
Und, wandelt ihr am lezten Friedhof hin,
Wo einen starren Schatten Kreuze streu'n,
Und murmelt ihr der Seelen fromme Messe,
So flüstert leise seinen Namen auch!
Und wenn der droben Mitleidsthränen zählt . . . .
Doch still! des Schweigens Siegel ist das Grab.

*) Ein Kind edelselbafter Abkunft, das der Dichter seinen Freuden den Händen ihrischer Mütter entreißen läßt (Anm. d. V.). Adda ist übrigens bekanntlich der Name der einzigen legitimen Tochter Lord Byron's.

Des Vaters Wille.

(Beschluß.)

Nimmermehr!

Joseph — sprach mein Vater, nachdem er mich seinem alten Freunde auf ziemlich frostige Weise vorgestellt hatte, und winkte mir in einen Seitengang. Nimm dir mein Sohn — sprach er hier — ein Beyspiel an dem Mädchen im Pavillon, wie gewaltig man sich iren kann in dem unergründlichen Geschlechte der Frauen. Aufrichtig gestanden, so beschämend es auch für mich ist, dachte ich dir die unnützen Heirathsgedanken, welche dich vor Kurzem noch so voreilig anwandelten, durch das Heirathen selbst, zu vertreiben. Gestern lernte ich dort im Pavillon jenes hübsche Mädchen ebenfalls kennen. Ich sprach mit ihr und holte sie aus über dieß und jenes, und sie gefiel mir in Allem so ausnehmend, daß ich im ganzen Ernste wünschte, sie möchte die ebenfalls recht seyn und es möchte aus euch ein Pärchen werden. Einzig darum wies ich dich vorhin nach dem Pavillon und stahl mich dann mit meinem Freunde und seiner Frau bis hinter diesen, durch die Seitenallee. Was aber mußten wir da erblicken! Nein, mein Sohn, ein Mädchen, das sogleich solche Augen machen kann gegen einen jungen Mann, dürfte mir nimmermehr deine Frau werden. Es war schon arg genug von dir, daß du so über alle Maße verliebt thun konntest, in eine Person, die du zum ersten Male siehst.

Das gute Herz.

Oder sollte das nicht der Fall seyn? fragte er, als hier mein ganzes Benehmen zum Verräther an mir ward. Herr Kampfer, der inzwischen mit seiner Frau Jeannetten ebenfalls zur Rechenschaft gezogen haben mochte, kam unmittelbar nach dieser Frage herzugeeilt.

Meines Vaters Schrecken war zwar gewaltig groß, als er vernahm, daß Jeannette keineswegs eine erst aus Königsberg mitgebrachte Verwandte, sondern eine geborne Berlinerin und zwar die nämliche sey, gegen die er so eingenommen gewesen. Hier hieß sie, wie auch ihr Name wirklich war, Wegener, und an die, gegen welche man unter dem Namen Ketterling ihn einzunehmen gewußt, hatte er dabey gar nicht gedacht.

Madam Kampfer führte jezt Jeannetten herzu. Aber mehr noch als ihre und ihres Gemals Einflüsterungen zu Gunsten meiner Liebe für Jeannetten, schien sein gutes Herz ihn der Sache geneigt zu machen. Es dauerte den wackern Vater offenbar, daß er dem sittsamen Mädchen vorhin und auch früher so unrecht gethan hatte.

Versöhnung.

Gegen Abend erschien Jeannettens Mutter, Madam Ketterling, in Begleitung ihres Sohnes, eines höchstliebenswürdigen Mannes. Es war das Erstemal, daß Madam Kampfer ihre Schwägerin, nach sehr langer Zeit, wieder sah. Es trat nämlich darüber eine große Spannung zwischen Jeannettens Tante und ihrer Mutter ein, daß diese statt nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Kaufmanns Wegener, ihren Wittwenaufenthalt zu Königsberg aufzuschlagen, in Berlin nochmals geheirathet hatte. Die schon seit einem Jahre wieder zur Wittwe gewordene, nunmehrige Madam Ketteeling, schien blos, weil ihr Stolz gegen den Gedanken der Unterstützung durch ihre Verwandten sich auflehnte, die zweyte Heirath eingegangen zu seyn, ein Stolz, den Madam Kampfer ihr nicht verzeihen zu können glaubte. Jeannetten war inzwischen die Aussöhnung gelungen und ihr Bruder Nachmittags nach Stradlau gefahren, wo seine kindliche Liebe Madam Ketterling ebenfalls zur Versöhnung bewog.

Das Herz und die Neugier.

Die Freundschaft zwischen Madam Ketterling und Madam Kampfer schien die große Pause jezt auf Einmal nachholen zu wollen. Man bedauerte von beyden Seiten sehr, daß man so lange in Unfrieden gelebt hatte, und Alles war einverstanden und heiter. Mein Vater hatte schon dreymal nach seiner Schwester geschickt und bitten lassen, daß sie doch ja noch kommen möchte, um Theil zu nehmen an der allgemeinen Fröhlichkeit, sobald die Migräne vorüber seyn würde.

Ach, die gute, liebe Tante, die vermuthlich gar nicht begreifen konnte, wie es zu der großen Einigkeit gekommen, war auf der einen Seite von ihrem mir so zugeneigten Herzen und auf der andern von ihrer Neugier gezogen worden.

Schluß.

Eben kommen sie angefahren, gerade als es zum Souper gehen sollte. Um nur einige Linderung in ihrem, noch immer heftigen Kopfschmerz zu haben, hatte sie auf beyden Schläfen Citronenschale liegen. In der Freude, mit der sie bald mich, bald Jeannetten, bald ihren Bruder, bald jeden Andern aus der Nachbarschaft an die Brust preßte, oder doch wenigstens die Hand drückte, verlor sie nicht nur die Citronenschale von den Schläfen, sondern auch die böse Migräne, und erzählte nun selbst, auf welche Weise sie meinen Vater durch anscheinende Deklamatorien und Vorlesungen von den Neubezorns bey ihr mit Jeannetten abgehalten hatte.

Uebrigens — sagte mein Vater endlich — ist es doch wahr, daß ich meinen Willen behauptet und dir ein Mädchen selbst ausgesucht habe. Daß du es zufällig vorher schon gefunden hattest, konnte ich, unter den hier eintretenden Umständen, nicht wissen.

Allerdings — sprach die, Sprichwörter liebende, Tante beruhigend — Umstände verändern die Sache.

Wenn nur, wie es scheint, sämmtliche Interessenten mit dieser zufrieden sind? rief Herr Kampfer, und Alles stieß so herzlich die Gläser zusammen, daß die Tante furchtsam, aber doch recht freundlichen Angesichts, schleunigst mit beyden Händen nach ihren Ohren fuhr, auf daß ihr bey solchem Lärm die Migräne nicht etwa wieder durch sie in den Kopf einziehen möchte.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Juni.

Endlich haben die Feste ein Ende; die große Welt hat ausgeprangt, ausgeschmauzt, ausgetanzt; die außerordentlichen Gesandtschaften machen Anstalten zur Abreise; der Hof begibt sich nach St. Cloud, die Hofpoeten haben ihre Lieder ausgesungen und den Lohn dafür eingestrichen, und es tritt alles wieder ins gehörige Geleis. Seit lange hatte Paris keine solche Reihe von großen Schmausen, Bällen und glänzenden Versammlungen gesehen, als diese Krönungsfeste, und wenn es weiter nichts bedürfte, als dergleichen Lustbarkeiten, um ein Volk glücklich zu machen, so wäre die Hauptstadt Frankreichs gewiß in der Seligkeit. Da dieß aber noch keine ausgemachte Wahrheit ist, so bleibt wenigstens so viel gewiß, daß durch alles jenes Prunken, Schmausen und Tanzen der Reichern eine Menge Geldes unter die arbeitende Klasse gekommen ist, die sich dann belustigen, wenn die andern damit aufgehört haben. Das bunteste aller Feste war wohl dasjenige, was vom Departementspräfekten am Hotel de Ville im Namen der Stadt Paris, das heißt auf ihre Kosten gegeben wurde. Hier fanden sich Leute aus allen Ständen ein; und dieß war nicht mehr als billig: denn da alle Stände mit ihrem Gelde zu den Stadtausgaben beytragen müssen, so kann man ja wohl ihre Repräsentanten bey einem Stadtfeste zulassen: freylich hatte man auch verdächtige Personen zugelassen; allein diese waren wohl nicht eingeladen worden, sondern hatten sich einige der vier- oder fünftausend Billette, die ausgegeben worden waren, zuzueignen gewußt, und diejenigen, welche die Aufsicht bey dem Feste hatten, können denken, wie jener englische Wirth, welcher neulich vor Gericht gezogen wurde, weil er Diebe bey sich zu beherbergen pflege, und der zu den Richtern sagte: meine Herren, die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit steht den Leuten nicht an der Stirne geschrieben, und so lange man die Zeche bezahlt, ist jedermann in meinen Augen ehrlich. Die alte Etikette erfordert es nun einmal, daß bey den Stadtfesten, wo der König erscheint, alle Gäste auch in Hoftracht erscheinen müssen; die Trödler verhalten ihnen gegen eine billige Vergütung zu einer solchen, und gewiß waren die Hälfte der Hofkleider, die am letzten Feste prangten, für den Abend aus Trödlerbuden entlehnt worden, und sind sogleich am folgenden Morgen wieder dahin gewandert, um nach einiger Zeit wieder neue ephemere Hofleute zu machen; viele Kleider hatten diesen Dienst schon manchmal geleistet; das sahe man ihnen wohl an, und fast hätte man sich wieder in die Karnavalszeit versetzt glauben können. Es sieht übrigens possierlich aus, wie sich jeder mit seinem Degen, seinen Manschetten und seinem Chapeaubas zu recht zu finden sucht, und sich aus diesen fremden Dingen, mit denen er nun zusammengetroffen ist, etwas übereinstimmendes zu machen sucht, was oft keine kleine Angelegenheit ist, zumal wenn man von losen Mädchen beobachtet wird, welche ihre Freude an dieser Verlegenheit der unter der Hoftracht steckenden Ladendiener und Handwerker haben, und darüber zusammen kichern. Die Schadenfreude der losen Mädchen hat jedoch bey dem letzten Stadtballe nicht länger gedauert, als der König anwesend war, denn sobald derselbe sich entfernt hatte, wurden auf der Stelle aus allen jenen verkleideten Herren ächte und deberzte Kavaliere, die Erfrischungen wurden mit stürmender Hand erobert; alles, was nur ein Gefäß hieß, oder als solches im strengern Sinne betrachtet werden konnte, wurde in Beschlag genommen, und zu dem Kredenztische getragen; die Herren erstickten vor Durst, die Damen fielen in Ohnmacht, wofern sie nicht allzugroße Tanzlust besaßen. In welchem Falle sie sich über alle Mühseligkeiten des Abends wegsetzten. Zuletzt wurde dann auch gestohlen; Löffel, Armbänder, Uhren, Spangen. Alles stand den Liebhabern fremden Gutes an, welches jedoch die Zeitungen nicht verhinderte, am folgenden Tage zu erzählen, wie glänzend es auf dem Stadtballe ausgesehen habe; Glanz war freylich genug da, und wofern man die Kehrseite nicht betrachtete, konnte man das Fest wirklich prächtig finden. Von dem Feste des Herzogs von Northumberland war schon im Voraus so viel angekündigt worden, daß man natürlich neugierig seyn mußte, wie denn dieser Lord seine Prachtliebe an den Tag legen würde. Nach englischer Art waren die großen Säle seines Hotels alle mit wohlriechenden Pflanzen und Stauden besetzt worden. Eine kostbare große Vase von Sèvreporzellan mit schönen Malereyen, welche ihm der König so eben zum Geschenk gemacht hatte, prangte in einem dieser Säle. Eine ganz besondere Galanterie, wie sie die morgenländischen Kalifen zu der Zeit des Glanzes ihrer Regierung etwa mögen begangen haben, ist, daß er dreyßig, andre sagen, fünfzig Blumensträuße soll haben unter die Damen austheilen lassen, in welchen natürlichen Sträußen ein künstlicher von Diamanten stak. Ueber diese Galanterie hat man jedoch keine völlige Gewißheit erlangen können; so viel ist sicher, daß die Zeitungen davon gesprochen haben, ohne daß jemand die Nachricht widerrufen hat; man geht so weit, daß man behauptet, jedweder Strauß sey zwanzigtausend Franken werth gewesen. Vielleicht haben die Marquisinnen, Gräfinnen und Baronessen dieß unvermuthete Geschenk eingesteckt, ohne sich dessen zu rühmen. Uebrigens war bey diesem Feste eine merkwürdige Vereinigung von Fremden; der Engländer besonders war hier eine große Menge, der König und die Königin von Würtemberg wohnten mit dem französischen Hofe dem Feste bey. Das in den Londner Blättern so viel besprochene Tischgeschirr von vergoldetem Silber stand dann bey diesem Feste des Herzogs von Northumberland auch zur Schau; es waren da drey lange Tische, deren zwey mit vergoldeten Schüsseln und eine mit silbernem Geschirre prangte; und als sich nun an diese goldenen und silbernen Schüsseln an hundert mit Juwelen geschmückte Damen setzten, so fand sich hier in einem kurzen Raum ein Reichthum und ein Glanz zusammen, für den man ein kleines Königreich hätte ankaufen können, wenn Königreiche feil ständen. Die andern Gesandten, mit Ausnahme des preußischen, welcher, so viel ich weiß, kein Fest gegeben hat; die andern Gesandten sage ich, und die französischen Minister haben alle, der Reihe nach, schöne Feste gegeben, und es an nichts mangeln lassen, um sie prachtvoll zu geben. Allein das Goldgeschirr des Lords fehlte doch; solcher solide Reichthum kömmt in Paris nicht oft vor, und gehört auch eben nicht zu den unentbehrlichsten Sachen. Man hat in Paris gelernt, das Tischzeug sehr geschickt mit Gold und Silber zu plattiren; manche reiche Familie hilft sich mit solchem plattirten Geschirre aus, das dieselben Dienste leistet, und beynahe eben so sehr in die Augen fällt, als ächtes. Man hat sogar Beyspiele von Leuten, welche ihr altes massives Silbergeschirr gegen leichtes plattirtes umgetauscht und das Geld auf Zinsen gelegt haben; ihr Einkommen hat sich vermehrt, und die Tafel glänzt beynahe noch wie zuvor. Zu allen den Bällen und Soupers gesellten sich auch noch die feyerlichen Vorstellungen in den königlichen Theatern.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juli 1825.

Kraft erwart' ich vom Mann; des Gesetzes Würde behaupt' er:
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.

Schiller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Das Schicksal der Weiber in Frankreich unter Ludwig XIV. Regierung.

Die alten Republiken schlossen das Weib aus der Staatsverfassung aus; unsre monarchischen Regierungen sind ihm günstiger gewesen. Wenn es darauf ankommt, einen Einzigen zu gewinnen, sind die Mittel weder vielfach noch schwierig: das Benehmen ist nach einer allgemeinen Vorschrift abgemessen, es findet sich allenthalben ziemlich gleich, schließt Gewalt und unumwundenes Handeln aus, ist also der weiblichen Geschicklichkeit sehr günstig. Dieser Einzige, so sehr er auch König seyn mag, ist gegen gewisse Verführungen nicht unzugänglich; das Bedürfniß, zu gefallen, verschleyert ihm die Ränke, die er nur halb durchblickt. Der Ehrgeiz gibt sich ihm für Koketterie aus, das Weib, welches nach einer Begünstigung strebt, scheint nur eine Eroberung zu verfolgen, und, beym Anschein, Vergnügen zu suchen, trachtet sie nach Macht; die königliche Eitelkeit läßt sich durch diesen Kunstgriff nur zu leicht fangen; mancher Fürst, der nur sein Herz zu geben gedachte, übergab seine Krone, und die Staatsgeschäfte wurden entwürdigt, ehe er den Irrthum entdeckte.

Unser Einfluß auf die Fürsten hat viel früher stattgefunden, als wir ihn im gesellschaftlichen Leben ausgeübt haben. Höfe bilden sich schnell und ändern sich wenig; fern von ihnen dauert eine gewisse Freyheit fort, die von der Verschiedenheit der Charaktere aufrecht erhalten wird, und unvorhergesehen Widerstand erzeugt. Sobald die Großen ihre Besitzungen verließen, und, um des Mitgenusses der Macht willen, sich um die Fürsten versammelten, nahmen die Weiber an den Bestrebungen des Ehrgeizes Theil, und, sie mochten in Gunst stehen oder in Ungnade fallen, die Günstlinge verdrängen, oder die Unzufriedenen um sich versammeln — sie waren immer gefährlich.

Der Kardinal Richelieu begann die Großen herabzustimmen, Ludwig XIV. befolgte seinen Plan — er machte sie endlich zu Höflingen. Bey Ludwig XIII. Tod umgab dessen Gemahlin, Anna von Oesterreich, die Wiege seines Sohnes mit einem Schwarm junger Weiber, deren beständige Gegenwart den jungen Prinzen vor dem Hang zu der traurigen Steenge des vorigen Königs schützen sollte. Die Vergnügungen, welche ein solcher Verein um sich versammelte, zog eine Menge Adeliger, die nun ohne Unabhängigkeit, ohne Macht waren, herbey, und von da begann das, was wir Gesellschaftsleben nennen *).

Die noch nicht gänzlich erstickten Ansprüche der Großen waren in diesem engen Kreis einander entgegengestellt, die Anhänglichkeit an alte, für Rechte angesehene Privilegien, welche bey den Männern edle Leidenschaften erregen, wo-

*) Vie de société, welches sich wohl besser mit Gesellschaftsleben als mit gesellschaftlichem oder geselligem Leben übersetzen läßt — wie auch der Ausdruck vie sociale beweist.

nigstens glänzende Handlungen hervorbringen kann, erregte bey den Weibern nur kleinliche Anmaßungen der Eitelkeit. Sie befeindeten sich, erregten Haß und Streit, welche zusammen mit den Fehlern der Königin und ihres Ministers die Unruhen der Fronde herbeyführten. Nichts beweist besser, wie dieser Krieg, den man sehr witzig einen bewaffneten Spaß genannt hat (une plaisanterie armée), das kleinliche Wesen, das die Weiber in die Politik bringen. Die Fronde, welche Blut kostete, welche den Helden von Rocroy in den Kerker brachte (den großen Condé), welche Türenne zum Rebellen machte, hat als Geschichtsepoche weder Wichtigkeit noch Größe. Ungeachtet des in den Gefechten bewiesenen Muthes, der antiken Festigkeit Mathieu Molés, der glänzenden Namen, welche in den Begebenheiten genannt werden, glaubt man bey ihrer Erzählung nur eine Hofintrigue zu erfahren und sucht vergeblich die Fäden, welche sie an das Regiment eines großen Staates gebunden hatte. Das Verlangen Annens von Oesterreich, die Alles friedigen wollte, und der von Natur sanfte und listige Charakter ihres Ministers, von dem man sagte, „er liebe mehr aufzutrennen als zu zerreißen," ermuthigte die Weiber, sich in die Streitigkeiten zu mischen; man benutzte dieses, und wenn sie dem Bürgerkrieg der Art von Größe beraubten, welche dieses Gefühl und erhabene Hingabe ihm gibt, trugen sie doch auch dazu bey, einen Theil der Schrecknisse, welche er nach sich zieht, von ihm zu entfernen. Wenn das Weib auch nicht die Begebenheiten fürchtet, dieses aus seiner gewöhnlichen Lage reißen, so sucht es doch auch nicht das Aeußerste, welches die Art von Geschicklichkeit, die ihm eigen ist, unnütz macht und den Beyfall, der ihm der liebste ist, ganz abschneidet. Die Beflissenheit der Männer um die Weiber hört auf, sobald die politischen Unruhen einen ernsthaften Charakter annehmen, und gestatten sie der Liebe noch einigen Raum, so ist es nicht mehr die Liebe, die sich mit den Kunstgriffen der Gefallsucht befaßt; in der Gefahr wird diese leidenschaftlich, aber ernst — und diese Liebe — zu unsrer Schande sey es gesagt — ist vielleicht nicht die, welche wir am meisten einzuflößen wünschen.

Ludwig XIV. zog seinen Vortheil aus Richelieus Werk: er fesselte die Großen unwiederruflich an seinen Hof, dieser ward nun der Mittelpunkt aller Wichtigkeit, er ward eine eigne Welt durch selbst gegebene Gesetze regiert, und mit dem Namen „der guten Gesellschaft" (bonne compagnie) bezeichnet. Die Weiber entschieden über deren Gesetze, von ihnen und für sie ward das Vergnügen des Gesprächs (la conversation) erschaffen; ein Vergnügen, das seitdem eines der ersten Bedürfnisse der Franzosen geworden ist.

Die Zeit war nun gekommen. Von allen Seiten traten Männer von Genie und von Talenten auf, sie wurden von den großen Damen günstig aufgenommen und protegirt, diese ausgezeichneten Menschen theilten der Gesellschaft den neuen Reiz mit, welchen die verschiedenen Auffassungen eines und desselben Gegenstandes gewähren, und um denselben zu genießen, waren sie früher wie die Männer geneigt, einige Vorurtheile des Ranges den Annehmlichkeiten des Lebens zum Opfer zu bringen.

Aus einem gleichen Bewegungsgrund ist aristokratischer Hochmuth bey unumschränkten Fürsten und bey Weibern nicht unbedingt vorhanden; das Vertrauen in ihre eigene Macht überhebt sie der Vorsicht des Stolzes. Der Eigenliebe, wenn sie sicher ist, daß man ihr nichts abstreiten will, ist es nicht schwer, großmüthig zu seyn; und wenn man unbeschränkt herrscht, ist es gar leicht, an die Gleichheit zu glauben. (Diese Bemerkung könnte die Popularität einer Menge Tyrannen erklären.) Das Louvre ward also den bürgerlichen Schöngeistern eröffnet, eben so der Pallast Rambouillet und Longueville; Boileau dürfte sich über den Adel auslassen, Molière den Großen Aergerniß geben — sie waren vom Könige beschützt, dessen richtiges Gefühl von Fürstengröße seiner Art sich darin gefiel, sogar der Freyheit einigen Raum zu gestatten.

Jezt entwickelten sich die Fähigkeiten der Weiber. Ihr Ehrgeiz trieb sie an, nach allgemeinem Wissen zu streben, und da sie leicht so viel von einer Wissenschaft auffassen, wie zum Gespräch nothwendig ist, sezten sie sich bald in Stand, von Allem zu sprechen, schnell zu urtheilen, oft zu befriedigen, stets anziehend zu seyn. Diese wirklich weibische Revolution hatte ihr Gutes und ihr Schlimmes. Sie fing an den Charakter zu schwächen — das folgende Jahrhundert gab davon die Beweise. — Dieser Verfall ward nicht sogleich merklich, denn jede neue Schöpfung, selbst auf mittelmäßige Dinge angewendet, stößt immer eine, wenn auch nur vorübergehende, Kraft ein. Auch bemüht man sich bey allen Neuerungen anfangs nur immer um das Gute, das Böse erfolgt nur allmählig. Noch ein andrer Umstand trug zu diesem neuen Gang der Dinge bey. Ludwig XIV. liebte die Ordnung und legte sie seinem Reiche auf; keine Gewalt sollte die andere überragen, Alles sollte groß seyn, gleich groß, aber nicht so groß wie er, damit seine Größe die mächtigste erscheinen müsse. Vielleicht wußte er sogar die Tugend zu würdigen, besonders weil sie veredelt, indeß das Laster herabsezt, wenigstens wußte er sie bey vielen Gelegenheiten zu ehren — und das ist noch immer ein Glück für die Völker, wenn die Fürsten eine Ehre darein sezen, dem Edeln und Großen Ehre zu geben. — Diese Eigenschaft wird heut zu Tage in Ludwig XIV. verkannt, so wie man überhaupt jezt darauf ausgeht, ihn unmäßig zu verkleinern, so wie man ihn früher gewissenlos zu vergöttern sich angelegen seyn ließ. Die religiose Aufseite, welche Ludwig XIV. stets zu erhalten wußte, trug auch dazu bey, seiner Regierung eine gewisse Größe zu geben; die Scheinheiligkeit ist etwas Schändliches, wenn sie aber allgemeiner Ton ist, verbirgt sie vieles Böse vor dem

Digitized by Google

Blicke der Unschuld. Die Weiber behaupteten in jener Zeit ganz vorzüglich die äußere kirchliche Zucht: Boileau, der über die Gewissensräthe und die im Beichtstuhl zugesteckten Liebesbriefchen spottet, that sehr recht; allein nicht bey allen Weibern war diese Form Heucheley, und das Weib hat durch seine Schwäche selbst ein so dringendes Bedürfniß, mit seinem Gott einig zu seyn, daß diese Form selbst manchem nur verirrten Gemüth die Rückkehr zur Tugend erleichterte. Gewiß mißkleidete diese äußere Zucht die Weiber nicht so entstellend, wie das Prunken des Unglaubens, der später zum Charakter der guten Gesellschaft gehörte.

Das wäre nun die schöne Seite von Ludwig XIV. Regierung; sie bietet uns aber zu gleicher Zeit eine Vereinigung von Verhältnissen dar, bey denen die Natur ganz ausgeschlossen war. Die vorherrschende, ja allwaltende Höflichkeit, hatte das Herz ganz ausgetrocknet: ein Jeder war mit seinem Rang und dessen Obliegenheiten so beschäftigt, daß die freyen Aeußerungen des Charakters, welche dem Leben Mannichfaltigkeit gewähren, ganz verpönt werden mußten. Schriften jener Zeit, welche das Gesellschaftsleben schildern, dienen zum Beleg. Wir erstaunen vor der kalten Unnatur, die selbst in den innigsten Verhältnissen sichtbar ist. Der Ton der guten Gesellschaft erlaubte den Ausdruck des Gefühls nur als Zierath des Umgangs, forderte also eine Selbstdehnung, die einem Stoiker Ehre gemacht hätte, in dem flachen Leben dieses Cirkels aber, durch Leichtsinn und kleinliches Streben erleichtert wurde. Die Freundlichkeit jener Zeit konnte also in den äußern Formen Anstand erhalten, aber der Charakter gewann dabey nichts. Der Grundsatz der Gleichheit, der Demuth und Mitleiden lehrt, ist zwar im Evangelium enthalten; die Theologen haben ihn aber nicht immer also erklärt, daß diese Tugenden wären werkthätig geworden; einzelne Menschen und ganze Körperschaften haben außerdem von jeher die Kunst besessen, ihre unerläßlichen Pflichten nach den Ansprüchen ihres Stolzes zu modeln. Um die Mängel dieses sogenannten schönen Jahrhunderts zusammenzufassen, muß ich sagen, daß es der gesellschaftlichen Bildung an Philosophie gefehlt hat. Mißbrauch und Vorurtheil haben einige Worte solchergestalt verschrieen, daß man fast genöthigt seyn könnte, guten Dingen neue Namen zu geben, um die Vernunft unpartheyisch zu erhalten. Die Philosophie, welche ich meyne, ist die allgemeine Billigkeit, das Gefühl menschlicher Verbrüderung, deren Fénélon zuerst erwähnt hat, welche uns erlaubt, der uns vom Schicksal geschenkten Vorzüge in Gegenwart der Menschen, ohne sie damit niederzubeugen, zu genießen; sie ist die allgemeine Theilnahme an Allem, was berufen ist, auf Erden geboren zu werden und zu sterben, welches auch sein Land, sein Stand und selbst sein Glaube seyn; sie ist der Geist der Menschenliebe, das Bild der göttlichen Barmherzigkeit, die milde, von allen leidenden Wesen angeflehte Tugend, welcher uns die Jämmerlichkeit des Stolzes nur zu oft nöthigt, in den Gemüthern der Glücklichen dieser Welt von Neuem zu Ehren zu verhelfen.

Diese allgemeine Güte, die nicht ohne eine gewisse Verstandesentwicklung besteht, ist den Weibern besonders nothwendig. Sobald eine Zeit eintritt, wo Vorurtheile und Gewohnheit — die einzigen Bande, von denen sie sich leiten lassen — erschüttert werden, bleibt ihnen keine Vorschrift des Betragens noch des Glaubens. Im ununterbrochenen Gang des täglichen Lebens, so lange die kirchlich-religiösen Formen noch unverletzt sind, gibt die hergebrachte Ordnung ihrem Betragen einen Anschein von Uebereinstimmung, der ihnen genügen kann; sie gehen ihren geordneten Gang. Diesen können aber unvorhergesehene Zufälle plötzlich unterbrechen, eine Veränderung der Verstandesansichten, ja eine bloße Verschiedenheit der Charaktere kann tausend neue Umstände veranlassen — bestürzt durch die Ueberraschung, verwirrt und verirrt sich alsdann die weibliche Vernunft. — Wäre es da nicht zu wünschen gewesen, daß man ihrem Geist durch die Erziehung mehr Umfang und Tiefe, und da, wo die Konvenienz sie im Stiche ließ, den Stützpunkt einer gründlichen Moralität gegeben hätte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. 24. Juni.

(Beschluß.)

Napoleon ging in's Theater, wenn's ihm beliebte, und ohne daß es vorher angekündigt wurde; nur die ganze Polizey war dabey auf den Beinen. Die königliche Familie aber erscheint nach einer alten Etikette nur selten, und wenn sie sich in's Theater begibt, so ist dieß eine Begebenheit, die mit Feyerlichkeit vor sich geht, als ob es einen Akkus der königlichen Gewalt gelte. Dießmal besonders sollte der Besuch der königlichen Theater mit zu den Krönungsfeyerlichkeiten gehören, und mußten folglich auch etwas Prokurelles an sich haben. Deßhalb waren auch eigene Theaterstücke dazu verfertigt worden; wenn man bedenkt, daß einige der größten Tonkünstler unserer Zeit, Rossini, Boyeldieu, Kreutzer, Berton, ihr ganzes Talent zur Verherrlichung derselben aufgeboten hatten, und daß Dichtkunst, Tonkunst, Choreographie, Dekorationsmalerey, kurz Alles, was im Theater ergötzt und entzückt, sich hier die Hand bot, um auf die Sinne zu wirken, und daß die Schönheit und der Reichthum im Saale ein nicht geringeres Schauspiel abgaben, als dasjenige, das auf der Bühne dargestellt wurde, so mußte auch derjenige, welchen der äußere Schimmer nicht zu blenden pflegt, diesen Vorstellungen mit Interesse beywohnen. Aber auch hier hatte die Kehrseite wieder etwas Widerliches. Die übertriebenen Schmeicheleyen der Dichter, der Gedanke, daß alle diese Produkte des Talents und des Genies vielleicht in einem Monate schon vergessen seyn werden, das Ankaufen der Eintrittsbillette und ihre Vertheilung an die sogenannten Royalisten, besonders an fanatische Ultra's, um recht viel Lärm zu erregen, und die dadurch bewirkte Ausschließung der unbefangenen Zuschauer und des wahren Publikums, dieß alles verbirgt die Freude, welche dergleichen pomphafte Vorstellungen sonst erregen könnten. Drey Dichter und drey Tonkünstler haben zu der großen Oper beygetragen, durch deren erste Vorstellung die Anwesenheit des königlichen Hofes gefeyert werden sollte, jeder der Dichter und Tonkünstler hatte einen der drey Aufzüge des Stücks verfertigt. Aus dem Texte konnte man bey der ersten Vorstellung nicht recht klug werden; nur so viel begriff man, daß die Handlung zur Zeit der ersten Könige, und zwar des halb fabelhaften Pharamund vorgehe, von dem man kaum weiß, ob er auch wirklich regiert hat, und welcher deßhalb ein recht guter Opernkönig ist, weil der Dichter ihn nach Belieben in alle möglichen Begebenheiten hinein-

versetzen, und ihm alles, was er will, andichten kann. Die Mädchen suchen im Eichenwalde die geweihte Mistel; eine derselben, die Tochter eines Frankenanführers, findet die seltene Pflanze, und wird von ihrem Vater zum Dienste des Irminsaul bestimmt; die Pariser Dichter haben es hier mit der Mythologie der deutschen Völker nicht so genau genommen, und Franken und Sachsen mit einander vermengt; glücklicherweise kümmert man sich in Paris so wenig um die deutschen Alterthümer, daß ihre Schnitzer niemanden aufgefallen sind, eben so wenig, als der Vestalinnenorden, der in dem Stücke den Dienst des sogenannten Gottes Irminsaul besorgt. Wenn dieses Stück antiquarisch untersucht und beurtheilt werden sollte, wie übel würden die Verfasser wegkommen! Aber der Hof, für den es gedichtet worden ist, nimmt es nicht so genau. Die fränkische Vestalin im Stücke hat, wie die römische in Jouy's Oper, einen Liebhaber, der eben so wenig, wie sie, mit der Einkleidung in den Jungfernorden zufrieden ist. Dieser Liebhaber ist ein Gallier, und als die Liebschaft ruchbar wird, stehen Gallier und Franken auf dem Punkte, an einander zu gerathen; aber es wird das Heranrücken der Römer angekündigt; Gallier und Franken hören auf zu streiten, und schlagen die Römer zurück; Pharamund siegt, und wird zum König erhoben, der Himmel öffnet sich, und läßt die künftige Glorie des Frankenreichs, oder vielmehr des französischen Regentenstamms sehen. Das ist das beste am Stücke, denn dieser Himmel ist recht prächtig anzuschauen: Heinrich IV. steht oben an der Spitze der Könige, und das verdient der Bearner auch in jeder Hinsicht; denn unter allen Königen Frankreichs ist kein zweyter so populärer Monarch gewesen. Bey der ersten Vorstellung wurde, während der Himmel aufgeht, der Gassenhauer Vive Henri IV., das sie in Frankreich als ein Nationallied ansehen, von den Franken abgesungen; ich weiß nicht, ob diese Ungereimtheit beybehalten worden ist. Der Text ist sonst gut versifizirt, und überhaupt haben die jungen französischen Dichter eine große Gewandtheit erlangt, elegante Verse zu schreiben; von den Tonkünstlern hat nur Boyeldieu Beyfall eingeerntet; sein Aufzug ist zudem der erste; bey den beyden andern fängt die Langeweile an, die Zuschauer zu beschleichen; Berton und Kreutzer haben sich durch ihre beyden Aufzüge keinen Kranz geflochten. Der Balletmeister hat auch das seinige zu dieser Oper beygetragen, so daß dasjenige, was in diesem langen Stück gefällt, einem halben Dutzend Personen zugeschrieben werden muß, wovon denn auch keiner in den Zeitungen vergessen wird, da dergleichen Dienste in Paris sehr gut belohnt zu werden pflegen. Aus eben dieser Ursache hat auch der Moniteur einen langen Aufsatz über den Ruhm, den sich mehrere Kammerherrn und große Hofcharlatane bey der Krönung erworben haben. Ein Journal, le Globe, bittet, man möge bey der Austheilung der Gnaden doch ja nicht die Posaunenbläser im Opernorchester vergessen, die ihre Lunge aufopferten, um ihren beschwerlichen Part in dem neuen Stücke zu spielen, und zur Verherrlichung des Festes vielleicht ihr eignes Leben Preis gäben. Wirklich hatten bey dem neuen Stücke Posaunen und Trompeten überaus viel zu thun, und es wird darin so viel geschmettert, daß die Sänger bisweilen nicht zu Worte kommen können. Am Théatre français wurde, als sich der Hof dahin begab, nebst einem Trauerspiele ein kleines neues Stück: „das Schloß und der Meyerhof" gegeben, in welchem der König gerade zu übermäßig gelobt wurde; eine solche Unanständigkeit kann nur in Paris durchgehen; indessen haben doch die Verfasser selbst das Unschickliche ihres Stückes gefühlt, und es sogleich nach der ersten Vorstellung vom Theater zurückgenommen. An der komischen Oper war ein ähnliches Stück, Musik von Fetis, das zwar nicht zurückgezogen worden ist, aber sich schon von selbst bald zurückziehen wird, wenn die Zuschauer desselben müde seyn werden. Das Odeontheater hatte es anders gemacht. Zu einem neuen Operntexte über Ludwig XII., der auch zu den guten Königen gehört, hatte man die Musik aus Mozarts Opern genommen, und so mußte denn die deutsche Musik zur Krönungsfeyer eines französischen Monarchen dienen. Dieses Stück wurde in Gegenwart des Hofes nebst Robin des bois, das heißt im Französischen Freyschütz, aufgeführt; in allem sechs Aufzüge oder zwey lange Opern mit deutscher Musik. Dieß war ein wenig zu viel, und der Hof schien etwas Langeweile bey der vielen schönen Musik zu empfinden. Endlich kam die Reihe an die italienische Oper. Obschon Rossini bereits seit länger als einem halben Jahre von der französischen Regierung einen ansehnlichen Gehalt zieht, so hatte man doch bisher eben so wenig eine Note von ihm bekommen, als das Londner Theater, dem er seit Jahr und Tag eine Oper schuldig ist. Ein französischer Operntext ist ihm schon lange eingereicht worden; allein es scheint nicht, als ob Rossini bisher auch nur eine einzige Arie davon in Musik gesetzt habe. Der Tonkünstler aus Pesaro denkt, wie mancher Minister beym Empfange von Bittschriften: Es hat keine Eile damit! Am Krönungsfeste konnte er nun aber der Nothwendigkeit nicht ausweichen, sich ans Komponiren zu begeben, und weil er nun einmal im französischen Solde stand, so mußte er auch die Pflicht eines Besoldeten erfüllen. So kam denn die erste Oper zu Stande, die Rossini seit mehreren Jahren gedichtet hat. Aber leider nur eine Oper für die Feyerlichkeit, il Viaggio di Reims! welcher Schade, daß ein Mann wie Rossini seine Zeit mit solch einem Stücke hat verlieren müssen! Indessen hat er es sich so bequem gemacht, wie gewöhnlich! Die Hälfte der Oper besteht nämlich aus Reminiscenzen seiner vorigen Opern, und nur einige Theile derselben sind neu und originell. Der Dichter Balochi hatte ihm den Text so sinnreich zugerichtet, als es ein solcher Stoff erlaubte. Eine Corinna, ein Russe, ein deutscher Antiquarius, ein Engländer u. s. w., treffen in einem Gasthof, zu Plombières, zusammen, und wollen nach Reims zur Krönung reisen; allein sie vernehmen, daß keine Pferde mehr zu haben sind, und feyern daher das Krönungsfest im Gasthofe; Corinna (Dem. Pasta) überläßt sich ihren Eingebungen, die aber leider sehr schwach sind, und jeder Fremde singt ein Nationallied, welches etwas langweilig wird, obschon Rossini wirkliche Nationalmelodien zu Hülfe genommen hat. Den meisten Effekt hat ein vierzehnstimmiger Gesang hervorgebracht, worin ohne Instrumentalbegleitung die vierzehn Personen des Stückes auf eine äußerst kunstreiche Art ihr Bedauern über die Vereitelung ihres Wunsches, nach Reims zu reisen, ausdrücken. Die vierzehn Stimmen werden hier vereint, verschmelzen, wieder vereinzelt, ohne daß dadurch der geringste Wirrwarr entsteht. Hier zeigt sich der Finger des Maestro, der in andern Theilen der Oper leider verschwindet. Hiesige Journale bedauern, daß Rossini so nachlässig Musik setzt, als Lamartine nachlässig dichtet, daß mehr als die Hälfte seiner Opern Wiederholung der andern Hälfte ist, und daß er die Harmonie so ganz vernachlässigt. Das Viaggio di Reims wird also wohl das Schicksal der letztern Opern Rossini's haben, und außer dem Quatuor decimo und einer oder der andern Arie wird dieselbe bald in die Vergessenheit übergehen. Es ist zu bedauern, daß das Werk eines solchen Meisters dasselbe Schicksal erleben soll, wie der Schmuck, der zur Krönung gedient hat, daß er nämlich in die Magazine soll niedergelegt, und mit Staub bedeckt werden. Allein zu seinem Troste werden auch die Krönungsdichter ihre Machwerke wohl dahin wandern sehen. D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Juli 1825.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Weint auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied,

Hölty.

Der Jungfernfelsen.

Ungefähr in der Mitte des See's Pepin im Missisippi erhebt sich das östliche Ufer dieses Flusses zu einer beynahe senkrechten Höhe von 450 Fuß. Die Scene ist eine der erhabensten und wildesten an dem Riesenstrome. Der Fels wird von den Indianern der Jungfernfels genannt, und die folgende traurige Begebenheit, die sich vor wenigen Jahren ereignete, ist die Veranlassung zu diesem Namen. Im Dorfe Kevea, im Stamme des Wapascha, wo ihr Vater so viel als Heerscher war, lebte eine Jungfrau, Namens Winona, die Erstgeborne. Sie liebte einen jungen Jäger und ward von ihm geliebt; in ihren geheimen Zusammenkünften hatten sie sich ewige Treue gelobt, und sich einander zu heirathen versprochen. Wie groß aber war das Erstaunen des Jägers, als er bey ihrer Familie um sie anhielt und verworfen ward! Es war ein Krieger von großem Ansehen, den man ihm vorzog. Dieser Mann hatte sich in der Vertheidigung des Dorfes bey einem Ueberfall von Seiten der Chippewahs ungemeinen Ruhm erworben; aber das Herz Winona's blieb ungerührt von seinen Vorzügen. Wenn ihre Verwandten ihr den Krieger lobten, so erwiederte sie, sie hätte einen Mann gewählt, der als Jäger sein Leben bey ihr zubringen und für ihren Unterhalt und ihre Bequemlichkeit sorgen werde, während der Krieger, seine Großthaten verfolgend, immer abwesend seyn würde. Alle diese Vorstellungen der Jungfrau aber machten keinen Eindruck auf ihre Verwandten, die, nachdem es ihnen gelungen, ihren Geliebten zu vertreiben, anfingen, sie mit größerer Strenge zu behandeln, um sie zu zwingen, den Mann, den sie für sie gewählt, zu heirathen. Winona war immer ein Liebling in der Familie gewesen und mit weit mehr Achtung und Nachsicht behandelt worden als man sonst unter den Indianern gegen die Weiber gebraucht; so erhielt sie es auch jetzt von ihren Brüdern, daß man der Härte entsagte, und sie durch sanfte Mittel zum Willen der Familie zu bringen suchte. Um ihre Einwendung zum Theil zu beschwichtigen, schenkten sie dem Krieger allerley, was nach den mäßigen Begriffen der Indianer das Leben angenehm machen kann. Dieß geschah um eine Zeit, wo eine Gesellschaft von Indianern den See hinauffuhr, um einen Vorrath von blauem Lehm zu sammeln, welcher sich auf dessen Ufern findet, und dessen sie sich als ein Pigment bedienen. Winona und ihre Freunde waren auch dabey, und da eben an diesem Tage die Brüder ihm die Geschenke gemacht hatten, so drang ihr Liebhaber auf's neue in sie, aber mit eben so üblem Erfolg. Aufgebracht über ihre scheinbare Hartnäckigkeit, behandelten sie ihre Verwandten sehr streng und drohten ihr mit noch größerer Strenge. „Gut, sagte Winona, ihr treibt mich zur Verzweiflung; ich sagte euch längst, daß ich ihn nicht liebte, daß ich nicht mit ihm leben könnte; ich wünschte eine Jungfrau zu bleiben, aber ihr wollt es nicht. Ihr sagt, daß ihr mich liebt, daß ihr mein Vater, meine Brüder, meine Verwandten seyd, und doch habt ihr den einzigen Mann, den ich zu haben

Digitized by Google

wünschte, von mir getrieben; ihr habt ihn gezwungen, unser Dorf zu verlassen; allein wandert er jezt durch den Wald, Niemand wird ihm Hülfe leisten, die Decke für ihn ausbreiten, ihm die Hütte kauen oder ihm aufwarten; und er war der Mann meiner Wahl. Ist dieß eure Liebe? Aber noch seyd ihr nicht zufrieden; ihr wollt, daß ich mich über seine Abwesenheit freue, daß ich mich mit einem Manne vereinige, den ich nicht liebe, mit dem ich nie glücklich seyn kann. Da dieß eure Liebe ist, so sey es so; aber bald werdet ihr keine Tochter, keine Schwester mehr haben, die ihr mit eurer falschen Liebe quälen könnt." Nach diesen Worten entfernte sie sich, und ihre Verwandten, ohne auf ihre Klagen zu achten, beschlossen, daß sie noch an demselben Tage den Krieger heirathen sollte. Während Alle mit diesem Gedanken beschäftigt waren, stieg sie langsam und unbemerkt die Anhöhe hinauf, und als sie die Spitze des Felsens erreicht hatte, rief sie den Ihrigen zu, und warf ihnen ihre Grausamkeit gegen sie und ihren Geliebten vor. „Ihr waret nicht zufrieden, meine Verbindung mit dem Manne meiner Wahl zu verhindern, ihr wolltet mich auch durch treulose Reden treulos gegen ihn machen, aber als ihr fandet, daß ich entschlossen war, unverheirathet zu bleiben, wagtet ihr es, mir zu drohen; ihr kanntet mich nicht, wenn ihr glaubtet, daß ihr mich durch Furcht zu eurem Willen treiben könntet, und ich will euch zeigen, wie ich eure Plane vereiteln kann." Hierauf fing sie ihren Todtengesang an: ein sanfter Wind, welcher eben wehte, führte ihren Verwandten die Klagetöne desselben zu. Diese liefen sogleich, theils zum Felsen hinauf, um sie am Todessprunge zu verhindern, theils an den Fuß desselben, um sie in ihre Arme aufzufangen. Ihr Vater versprach ihr Alles, was sie wollte, um sie von ihrem schrecklichen Vorhaben abzubringen; aber ihr Entschluß stand unbeweglich. Sie endigte ihr Lied, und fiel gleich darauf zerschmettert zu den Füßen ihrer unten stehenden Freunde. Durch diese traurige Begebenheit hat der Felsen seinen Namen erhalten, und kein Indianer fährt an demselben vorüber, ohne einen unwillkürlichen Blick auf die schwindelnde Höhe zu werfen, von welcher dieß unglückliche Opfer eines falschen Ehrgeizes in die Arme des Todes sank.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Die Weiber unter Ludwig XV.

Der Mensch vervollkommnet sich, aber durch eine Mangelhaftigkeit seiner Natur wird er, bevor er eine Verbesserung erreicht, fast immer über die Grenzen hinaus schweifen. Die fast gesteifte Majestät der Formen unter Ludwig XIV. begann zu langweilen, die Vernunft adnete allmählig, daß man die nöthigen Convenancen beobachten und doch natürlich leben könnte; die Zügellosigkeit benuzte diese Verbesserung aber unverzüglich, um alle Schranken zu überspringen.

Bald überließ man sich einer Unordnung der Sitten, welche die Ansichten nur noch mehr verwirrte, denn wenn gleich weniger streng anständig, ward die Gesellschaft doch nicht natürlich. Die Regentschaft und Ludwig XV. Regierung stellt ein trauriges, verwerrenes Schauspiel dar; dennoch nimmt man, es aufmerksam betrachtend, wohl die Bemühungen des menschlichen Geistes wahr, sich einen Weg durch den Irrthum zu bahnen; man bemerkt mehr allgemeine Theilnahme an den Menschen, ein thätigeres Mitleid für die unteren Stände, einige kleinliche Vorurtheile sieht man verschwinden, feste Schritte auf der Bahn der Wissenschaften thun, die Verfeinerung der Sitten nimmt zu, es findet ein großer Fortschritt in der Kunst, die Begriffe einem Jeden faßlich darzustellen, Statt — und das waren die Vortheile dieses Zeitraums; allein die Sittenlosigkeit der einen Klasse und der Stolz der andern brachten Verwirrung in das Reich der Ordnung. Es schien, als wenn ein böser Genius die schönsten Gaben, welche ein Volk aus den Händen der Vorsehung erlangen kann, mit seinem giftigen Hauch verderbt hätte.

Ludwig XV. hatte Eigenschaften, um die Liebe des Volkes zu gewinnen; er wendete sie aber nur dazu an, das ansteckende Schauspiel von Schwachheiten zu geben; er begünstigte das Laster, indem er die vollkommenste Sorglosigkeit über dessen Folgen zur Schau trug. Ludwig XIV. machte sich des größten Aergernisses schuldig, allein er wußte Andern glauben zu machen, daß seine Macht ihm ein Recht gäbe, sich schuldig zu machen, das Recht sich aber nie auf Andere erstreckte. Man wußte, daß er die Moral, obschon er sie beleidigte, sehr doch schäzte; und ob es gleich ein Mißbrauch der königlichen Würde ist, die Achtung gegen sich selbst zu verletzen, so baut doch dieser Stolz, sich selbst für eine Ausnahme anzusehen, dem bösen Beyspiele vor. Ludwig XV. brachte mehr Natürlichkeit in seinen Verkehr mit den Menschen, er wußte vielleicht am besten, warum er auf eine Macht, die er in seinen Händen zusammenschmelzen sah, nicht zu viel zählen wollte; er erlaubte also das Laster, dessen er selbst sich schuldig machte, er lächelte über die Verderbnisse, und trieb den Geist aus Gleichgültigkeit so weit, den Verfall, wohin sie führen würden, selbst vorauszusagen. Die Grazie seines Verstandes, die Nachgiebigkeit seines Charakters dienten seiner Verdorbenheit zum Schmuck. Diese Gaben, das Leben eines unbedeutenden Menschen angenehmer zu machen, dienen in dem eines Königs nur, die Ausschweifung aufs Höchste zu steigern. Bey der Erziehung eines Fürsten sollte man stets darnach streben, ihm neben den milden Eigenschaften, die ihm angeboren seyn können, alle diesen zusagende starke Tugenden zu lehren.

Digitized by Google

Der Hof bildete sich lange nach seinen Heern; Eitelkeit und Hochmuth ward zum Erbtheil der Großen, und es gehörte bald mit zu ihren Vorrechten, die Moral, die sie für eine Abfindung (appannage) mit dem Bürgerstande ansahen, zu verachten. Dieses Aufgeben aller Grundsätze verwandelte sich bey kräftigen Menschen bald in verderbliche Lehrsätze, vermöge deren sie bemüht waren, den Gott, von dem sie abgefallen, auch zu vernichten. Daraus entstanden für sie große Leidenschaften und große Verbrechen: allein dieser Abfall verleitet die Schwachen — und das ist die Mehrzahl — nur zu einem Leichtsinn im Handeln, einer Frivolität im Sprechen, welchen die Anmuth des Betragens unseligee Weise Beyfall erwirbt. Man ist um so aufmerksamer auf das Aeußere, weil das Gemüth und der Verstand mit dem Innern nicht beschäftigt sind. In einer Zeit, wo das Leben einer ganzen Klasse in den Verhältnissen des Salons aufgewendet wird, muß der Mensch, der immer Sorge trägt, alle diese Verhältnisse zu schonen, der leer an Gefühl und Ideen ist, nie hingerissen, nie für Etwas eingenommen, als der liebenswürdigste erscheinen. Das hat man unter Ludwig XV. gesehen. Die Höflichkeit nahm an Zartheit zu, in dem Maaß, wie man die Anständigkeit weniger beobachtete; die erste Pflicht eines Weltmanns bestand darin, Anmuth und Ungezwungenheit in die Gesellschaft zu bringen; diese Verbindlichkeit wird bald so wichtig, daß eine rohe Bewegung, eine gemeine Redensart viel mehr auffiel, wie eine schlechte Handlung. Damals sagte Frau von Lambert: „Die Schande folgt nicht mehr dem Laster, sie spart sich für das, was man Lächerlichkeit (ridicule) nennt, auf.“ Die Gesellschaft hätte Jeden, der sie durch ein gemeines Betragen verletzte, ausgeschlossen; aber sie nahm mit eifriger Bereitwilligkeit die Roués auf — eine Benennung, welche wenigstens die Nothwendigkeit erspart, ihren erkünstelten schändlichen Charakter zu beschreiben. Indeß sich die Gesellschaft nun so strenge erwies über das Benehmen der Menschen, die sie „Leute von Erziehung, Leute von Stand“ nannte, war sie es viel weniger gegen eine Klasse, welche durch Unternehmungen des Verstandes berühmt zu werden begann. Sie erlaubte den Gelehrten (gens de lettres), die sich durch die ehrgeizige Benennung: Philosophen, auszeichneten, in ihrer Mitte einige ihrer schneidenden Sonderbarkeiten beyzubehalten. Allein ihr Zutritt bey den Großen glich keineswegs dem Empfang, den ihnen Ludwigs XIV. Höflinge gestattet hatten. Von Beschützer und Schützling (protecteur et protégé) war nicht mehr die Rede; jezt war es die Annäherung von zweyerley verschiedenen Ansprüchen, welche diese neue Berührung wegen der Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens bewilligten. Die Philosophen zahlten die Nachsicht, welche die Großen mit ihrer hochmüthigen Vertraulichkeit hatten, indem sie ihnen wohlfeilen Kaufs Kenntnisse und Wissenschaft, ohne vorhergegangenes Studium, selbst leichte Tugenden auf das natürliche Gefeß gegründet, die ein Jeder nach seiner Art auslegen konnte, mittheilten. Sie fügten das gefälliche Geschenk unbestimmtee Religionsbegriffe hinzu, die sich mit der Erkenntniß eines höchsten Wesens begnügten, das an dem Schicksal seiner Geschaffenen wenigen Antheil weitee nimmt. Diese sittliche Erschlaffung brachte die traurige Denkart hervor, welche die Gewissen der Schwachen beunruhigte, und vorgebliche Wahrheiten mit der Unduldsamkeit des blindesten Aberglaubens aufzudringen bemüht war. Wenn die Weisheit nicht einzig die spätreife Frucht der Zeit wäre, so hätte man die Gefahren vorausseben müssen, in welche der Glaube durch ideologische Streitigkeiten gerathen war. Sie würde alles, was der wahren Frömmigkeit schadet, indem es den Eifer an Formen ermüdet, und den Verstand auf Kosten der Wärme des Herzens schärft, vermieden haben. — Allein es ist uns nicht verliehen, den geraden Weg zu gehen; Irrthum bemächtigte sich des Guten; die Philosophie, welche mit der Religion im Bunde so beglückend hätte wirken können, die fromme Freysinnigkeit, welche die gesellschaftlichen Bande auf's Neue geknüpft hätte, verwandelten sich in verderbliche Gewaltthat des Verstandes. Die Strafe folgte dem Fehltritt; die Gabe, eine dauerhafte Verbesserung zu gründen, wurde den Predigern einer neuen Lehre verliehen, sie nahmen die Gestalt einer Sekte an, und zeigten die Vorurtheile und die Ungerechtigkeit des Partheygeistes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Dresden, 23. Juni.

Mein lezter Brief enthielt die Zusage, Sie nächstens wieder in das Gebiet der Kunst zu führen, und ich löse hiermit mein Versprechen.

Seit meinem lezten Berichte über die Bühne hat das deutsche Theater mehrere Neuigkeiten aufgeführt, welche nicht ohne Beyfall geblieben sind. Auszeichneten Beyfall genoß das vor längerer Zeit von Schiller übertragene Lustspiel, der Parasit, welches, so viel wir wissen, noch auf keiner Bühne Deutschlands zur Darstellung gekommen ist. Auch hätte ich mir, da ich es natürlich längst aus Lektüre kannte, keineswegs selbst einen vortheilhaften Erfolg davon versprochen, da es ihm an innerem Leben, an Wahrheit der Charakterzeichnung, an Beobachtung der Verhältnisse in den höhern Kreisen, worin das Stück zum Theil spielt, mangelt, und ich ging mit sehr geringen Erwartungen davon in's Schauspielhaus. Mochte aber nun der hier, wie billig, in den höchsten Ehren gehaltene Name Schillers etwas dazu beygetragen haben, oder sich das Publikum überhaupt in guter Laune befinden, kurz jede Stelle ward mit feiner Aufmerksamkeit gehört, gewürdigt, ja wohl überschäzt, die Theilnahme hielt sich reg und lebendig, die Hände kamen zeitig in Bewegung, und am Schlusse wurden sämmtliche Darsteller gerufen. Wohl verdiente es nun auch der größte Theil von diesen aufs vollkommenste, denn das Stück ging so rund und rasch zusammen, wie man es nicht allzuoft

einer Vorstellung nachrühmen kann, und das Spiel der meisten wir in der That gediegen zu nennen. aber keinnow war ein solcher Enthusiasmus nicht zu erwarten. Bey einer Wiederholung, die bald darauf folgte, ließ er nun zwar etwas nach, ein gemäßigter Beyfall blieb aber immer noch. Die Krone des Tages gebührte Hrn. Pauli als Parasit. Die Rolle ist um so schwieriger, je unpassender der Name selbst gewählt ist, indem dieser Sélicour keineswegs ein solcher, sondern ein hinterlistiger Betrüger und seiner Schurke ohne Gefühl und Ehre ist, welches durch den Namen Parasit ganz und gar nicht bezeichnet wird. Er spielte mit einer solchen Bescheidenheit, angemessenen Leichtigkeit und – Heimlichkeit der Tücke, daß aus dem im Stücke ziemlich verfehlten sich nun ein wahrer Charakter gestaltete, und jedes Moment seiner Darstellung im vollsten Einklange mit dem Ganzen stand. Nächst ihm war Herr Burmeister als La Roche sehr verdienstlich, doch ließ sich dieser heftige, rücksichtslose, aus gewöhnlichem Holze geschnizte Charakter viel leichter darstellen. Mit Vergnügen konnte man auch Hrn. Deorient in seiner kleinen Rolle des Fumin seines Memoriren nachrühmen, dessen er sich bey ähnlichen Fällen nicht stets befleißigt. Um so weniger hatte man aber Ursache, mit Hrn. v. Zabuhas als Minister Narbonne zufrieden zu seyn, welcher durchaus nicht wußte, was er aus seiner Rolle machen sollte. Freylich hat sie der Dichter schon hie und da verzeichnet; das aber eben ist des gebildeten Künstlers Aufgabe, durch künstlich angebrachten Schatten und Licht solche verfehlte Contoure doch noch in irgend ein Ebenmaß zu bringen. Die Frauen traten in diesem Stücke ganz in den Hintergrund.

Bald darauf waren die Steckenpferde. Lustspiel in fünf Akten, von Wolf. neu. Lange wird man sich schwerlich darauf herumtummeln, aber, um einige Male damit auf der Bühne sich zu ergötzen, sind sie gewiß gut genug. Der ganze Fehler bey dem in fließenden Versen geschriebenen, und mit manchem treffenden Witzworte ausgestatteten Stück liegt darin, daß man sich für keine der vorkommenden Gestalten wärmer interessiren kann, und sie sich eben in dieser Steckenpferdsmanie einander viel zu ähnlich sehen. Auch herrscht die Karikatur zu sehr in dem Ganzen vor. Es ist in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo Rücksichtnahme und Zurückhaltung der wahren Gesinnung selbst das Losungswort der niedrigern Stände geworden ist, durchaus nicht mehr anzunehmen, daß in höhern Kreisen eine solche Musterkarte von halbverrückten Menschen zusammen kommen sollte, wo jeder ohne Scheu seine Meynung von sich gibt, seiner Lebensansicht folgt, seine geheimsten Beziehungen mittheilt. Darum sprechen auch der Gärtner und das Kammermädchen noch am meisten an, weil man es diesen in ihren geringen Verhältnissen noch am wenigsten zutraut, daß sie ihre Steckenpferdereyen öffentlich treiben. Die der letztern ist auch wohl die belustigendste und natürlichste, die andern, besonders die der Lyra und Sappho, wohl viel zu überspannt und unwahr. Unter den Darstellern zeichneten sich nur Mad. Hartig als Lyra und He. Pauli als Gärtner aus, dagegen Hr. v. Zabuhas abermals ein wunderbares Werk aus seinem, im Bau steter Luftschlösser sich verliebenden Major schuf, den er doch offenbar phantastischer hätte anlegen müssen, um wenigstens in etwas der Idee des Dichters Genüge zu leisten.

Mit dem 20sten Mai begannen die Darstellungen in dem Sommertheater, unweit des Linke'schen Bades an der Elbe. Der Platz ist vortrefflich gewählt, denn so wie man aus dem Schauspielhause tritt, stellt sich das herrlichste Panorama dar, und man blickt über den breiten Elbspiegel hinweg, bis zu der Feste Königstein und den Gebirgen der sächsischen Schweiz. Hier sah man freylich etwas Größeres in der Natur, als die Kunst innerhalb der hölzernen Wände des Schauspielhauses bieten konnte, doch verweilte man auch bey einigen Vorstellungen gern darin. Dahin gehört Salomons Urtheil, ein neueinstudirtes Melodram. Die Musik von Quainin ist höchst charakteristisch und bezeichnet einzelne Stellen mit so vieler Wahrheit, daß man wider Willen davon hingerissen wird. Das Schleppende der ersten Akte ist allerdings ermüdend, aber die Gerichtsscene im dritten dringt an das Herz. Wahrhaftig dramatisch ist der Moment, wo Salomon sich auf dem Throne erhebt, und in den Streit der Mutter seine Entscheidung verdruckt. Das ist auch eine der erhabendsten Stellen der Musik. Mad. Schirmer stellte die Sena mit vielem Gefühle und einer lieblichen Zartheit dar, auch mußte man Mad. Müller wegen ihres Fleißes in der so höchst widrigen Rolle der Tamyra loben. Sie hatte bald darauf Gelegenheit, ähnlichen Eifer in dem ebenfalls neubelebten Ziegler'schen Stücke: Liebhaber und Nebenbuhlerin einer Person, als Fräulein von Kayserburg zu zeigen. Ob man gut that, dieses verlebte Stück aus seinem Todtenschlafe wieder zu erwecken, will ich nicht entscheiden. Es hat kräftige Momente, aber eine gewisse Derbheit der Sprache und Gemeinheit einzelner Züge, denen wir doch entwachsen zu seyn glauben müssen. So ist das kuppelnde Wesen in der Irrenkraut unanständlich, so ist der Ritter Adelhof doch ein gar zu gemeiner Geselle, und die Art, wie man den alten Radinger foppt, wohl zu plump. Das Publikum scheint auch nicht eben lebhaftes Interesse zu nehmen, und bey der zweyten Vorstellung war das Haus fast ganz leer. Gelungener schienen mir die beyden neuen Vorstellungen am 17ten Juni. Der Puls wird immer lebenvoll schlagen, es ist eine ungemein glückliche Idee Babo's gewesen, diese altgriechische Geschichte zu modernisiren, und zwar mit so vieler Kunst, daß man nirgends und nie daran erinnert wird. Einfacher Gang der Handlung, ruhige, aber edle Sprache, heiterer, aber nur zum Lächeln reizender Scherz bezeichnen dieses Stück als eines der gelungensten. Hr. Burmeister war trefflich als Graf, vornehm, aber gefühlvoll kaltscherzend, aber nie ermüdend, auch mit Hrn. Kanow als Arzt hatte man alle Ursache zufrieden zu seyn. Das darauf folgende Konzertino vom Kammermusikus Peschel ward nicht ausgezeichnet vorgetragen, und war besonders in der Komposition verfehlt; einen recht angenehmen Eindruck hinterließ aber das den Beschluß machende kleine Lustspiel Sechszehn Jahr und schon so alt! nach dem Französischen von Th. Hell bearbeitet. Ist das Kätzchen, welches die Hauptrolle darin hat, so jung, so hübsch und so brav, wie es hier Mamsell Wagner war, so kann die Kleinigkeit nirgends des Beyfalls verfehlen. Besonders die letzte Hälfte der Rolle, wo Kätzchen durch Zauberkünste alt geworden zu seyn glaubt, spielte die liebliche Künstlerin mit so vieler Anmuth, so wahrem Gefühle, und mit so ansprechender Naivetät, daß ihr mehr als einmal lauter Beyfall zu Theil ward. – Auch Hr. Geiling war als Cardonnin sehr ergötzlich, doch konnte ich mich mit seinem Kostüm nicht ganz einverstehen. Ein gutes Talent zum Komischen glaube ich auch in Hrn. Burmeister dem Sohn bey dieser Gelegenheit gefunden zu haben, dagegen ihm das Fach der Liebhaber wohl weniger gelingen dürfte.

Die HH. Kindler und Becker spielten jezt Gastrollen, die Familie Chiarini tanzt auf dem Seile, und stellt Pantomimen dar. Witwe Groppius zeigt ein Wachsbildercabinet, eine Albinose läßt sich sehen und zwey gewaltige Schlangen fressen Kaninchen; über alle diese, oder einige dieser Schaustellungen in meinem nächsten Briefe.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juli 1825.

Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen.

Fouqué.

Schöne Lenka.

Schön' Lenka harrt am Ufer schon,
Der Fischer harrt im Kahn;
Es summt ein Lied des Wassers Sohn,
Und ruft das Mädchen an:
„Zurück, zurück, du schönes Kind,
Zu großr Wogen stürmt der Wind!"

Doch flehend sprach das Mädchen nur:
„Ich muß hinüber zieh'n;
Es grünet d'rüben eine Flur,
Ein Hüttchen stedt darin,
Und rund um kühle Schatten sind —
Er wartet dort; o fahr' geschwind!"

„Die Woge braust, der Sturm ist da,
Ich seh's, Gefahren sind;
Doch immer ist die Hoffnung nah':
Zum Ufer treibt der Wind.
Ob Kummer dich, ob Scherz ereilt:
Die Freudenthrän' am Ziele heilt."

Schön' Lenka sezt sich in den Kahn,
Das Steu'r der Fischer faßt;
Und wie die grimmen Wogen nah'n,
Und wild die Windsbraut ras't,
Spricht immerdar das schöne Kind:
„Nur fort, zum Ufer treibt der Wind!"

Die Woge strömt vom Ufer her,
Der Wind entgegen wrht;
Wir finden keine Rettung mehr,
Wer Gott versucht, vergeht.
Die Woge schwillt und wirbelt sich,
Die Flut verschlingrt dich und mich."

„Nein Schiffer, mit mir ist das Glück,
Glück deinem Nachen blüht;
Wie hell — gen Abend kehr den Blick —
Der Liebe Stern erglüht;
Gen Abend harrt der Jüngling mein,
Gen Abend muß ich furchtlos seyn."

So Lenka; schaut zum fernen Strand,
Und sieht ihn, ihre Lust;
In Wonne bebend streckt die Hand
Sie hin; es flammt die Brust,
Sie Erde, Himmel, Wog' vergißt,
Im Blick nur Leben, Seelr ist.

Doch blutend schlägt des Jünglings Herz
Am hoffnungslosen Strand;
Es wächst der Sturm; er sieht, o Schmerz!
Die Maid in Todes Hand.
Und Sturm auf Sturm und Wolke flog —
Den Nachen, weh! verschlingt die Wog'.

Der Jüngling, stumm und thränenlos,
Empfindet, denket nicht;
Sein Weh ist wie des Grabes Schoß,
Des Lebens Kraft ihm bricht.
Schnell, wie aus Wolken, fährt die Glut,
Stürzt rr, halb todt schon, in die Flut.

Franz Kölesey.

Digitized by Google

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Was ward nun aber bey dieser Verwirrung der Dinge aus den Weibern? Wenn die Menschen im Allgemeinen der praktischen Moral bedürfen, wie viel nötdiger ist sie uns! — und um so mehr, wenn unsre geistigen Fähigkeiten sind ausgebildet worden. Unsre Schwäche zeigt sich am fühlbarsten bey dem Uebergang von dem Begriff zur Handlung; und wenn die Gewohnheit bestimmter Religionsansichten uns nicht bis auf die Form vorschreibt, welche wir der Tugend geben sollen, sind wir in Gefahr, in ein Labyrinth von Ungewißheiten zu gerathen, aus dem herauszufinden uns die Kraft versagt ist. Fortwährende Zweifel ermüden eine bewegliche, lebhafte Einbildungskraft, und verleiten sie nach und nach, sich von ernsthaften Dingen zu entfernen; daraus entsteht gar bald eine Hingabe in den Strudel der Vergnügungen, welche durch lebhafte Empfindungen und die Leere der Ideen betrüben. Es thut weh, zu beobachten, wie während der Regierung Ludwigs XV. die Weiber die Grundsätze der damaligen Philosophie so eifrig benuzten, um ihr gegebenes Aergerniß zu rechtfertigen und ihre Fehltritte zu erleichtern. Die jezt bekannten Memoiren jener Zeit geben davon ein trauriges Zeugniß; man sieht darin, durch welche verführerische Vernünfteley die Weiber von Pflichten abwendig gemacht wurden, durch deren Erfüllung ihr Leben, wenn auch nicht immer glücklich, doch unfehlbar ehrenvoll bleibt. Ihre Philosophie lehrte sie, daß die der Natur widerstrebenden Tugenden falsch wären, die Mode sagte ihnen überdieß: der Anschein der Treue sey pinselhaft und mache lächerlich — nicht allein die eheliche Treue, sondern die Liebe selbst, wenn sie durch Beständigkeit zur Tugend ward, fiel in Verachtung. Man wußte es ihr nicht Dank, ungesehlich zu seyn, weil sie ernst war, und eine wahre Leidenschaft ward verworfen, weil sie ein Schmerz ist. Alles, was bey einer Verbindung nicht einem flüchtigen Einfall glich, ward von dem Gerichtshof der guten Lebensart verdammt, die Treue ward ein Aergernis, und der Leichtsinn stieß Alles von sich, was den Reiz der Neuheit verloren hatte.

Wenn man sich das Weib vorstellt, wie es also von seiner zarten Jugend von irreleitenden Sophismen umgeben war, fühlt man sich peinlich angeregt, wie bey dem Anblick eines zarten, von roher Qual leidenden Geschöpfes. Der Grund unsrer Seele bewahrt so viele Elemente von Reinheit und Erhabenheit, daß sich seine Natur, sobald man sie zur Erniedrigung treibt, offenbar sträubt; vor Allen aber ist in diesem Fall des Weibes Seele bestürzt und verloren. Ein unwürdiger Mann kann die Eigenschaften, die ihm übrig bleiben, noch zu etwas benuzen; sein Leben bietet ihm noch manchen Ausweg in der Politik, in dem Krieg, durch Wissenschaften, durch die Künste; er kann der Last seiner Sittenlosigkeit entgehen, kann sogar noch Beyfall erwerben, kann sich einigen Ruf und einige schöne Täuschungen verschaffen. In der Erziehung kann man ihm in Erwanglung der Tugend die Ehre einprägen. Alles dieses ist dem Weibe versagt. Die Entwürdigung entreißt es seiner Bestimmung, sie bleibt in einem kleinen Kreise eingeengt, in ihm muß sie verharren und zu Grunde gehen; sie wird ruhelos hinschmachten in einem Leben ohne Glück, und endlich unwürdig sterben.

Wie bellagenswürdig waren diese armen Geschöpfe, die, von der Geburt an von ihren Müttern getrennt, erst bey käuflichen Säugammen, dann in ein Kloster verwiesen, ihre Kindheit und ihre erste Jugend verlebten. Der elende Religionsunterricht, den sie empfingen, ward kein Band zwischen ihrer Seele und der ihr auferlegten kirchlichen Zucht. Im ärmlichen Besiz einiger wenig ausgebildeten Talente, ohne alle Verstandesbildung, brachten sie einen leeren, aber thätigen Kopf, eine gänzliche Unkunde ihrer Pflichten, nicht den mindesten Begriff der Gefahren, mit welchen die Gesellschaft sie bedrohte, aber vor Allem eine unvernünftige Sehnsucht nach Unabhängigkeit, mit sich in die Welt *). Mir däucht, ich sehe sie bey ihrem Austritt aus dem Kloster, ohne Freomüthigkeit in Stellung und Rede, mehr verlegen als schüchtern, in allen den Putz eingezwängt, von alle dem Flitter beladen, welcher die wunderliche Ausartung jener Zeit beurkundete. Endlich lernt die entfremdete Tochter ihre Mutter kennen — allein welche Stüze konnte sie in einem Familienverhältnisse finden, wo es zwischen Vater und Mutter, außer den Namen, kaum etwas Gemeinschaftliches gab? Welche Berathung konnte sie von einer Mutter erwarten, die vielleicht selbst zwischen einer Vergangenheit, die sie beunruhigte, und einer Zukunft, die ihr schrecklich schien, schwankte? Was konnte diese ihr über die Ehe sagen, mochte sie die ihre auf die zu jener Zeit gebräuchlichen Bedingungen eingegangen seyn, oder heimlich unter der ihr

*) Wir müssen uns nur hüten, daß die immer zunehmende Sitte, unsre Töchter in Instituten erziehen zu lassen, wie verschieden diese von den Klöstern seyn mögen, nicht einige von den Uebeln der Klostererziehung verschulden: z. B. Entfremdung vom Vaterhaus, dessen Interessen und gemeinnützigen Beschäftigungen; daraus entstehendes Verlangen nach Unabhängigkeit — das heißt: nach einer Heirath, die es in den wenigsten Fällen in der Eltern Macht steht, den Töchtern zu verschaffen u. s. w. Jene Französinnen konnten, wenn das Unglück ihnen fehlschlug, endlich in ihr Kloster zurückkehren, wo die Verhältnisse ihrem nichtsbedeutenden Daseyn einen Halt gaben; unsere Töchter, wenn ihnen eine Versorgung (ein unmündiger Ausdruck für Ehe) entgeht, mit ihren im Institut erworbenen Talentchen und unverdauten Kenntnißfragmenten in Mitte ihrer Familie vereinzelt, sehen einem unmuthigen Alter entgegen.

auferlegten Verkehrtheit gelitten haben. Wahrscheinlich wird sie ein eben solches Stillschweigen beobachtet haben, wie sie es in ihrer Jugend erfuhr, und gleich fürchtend ihre Tochter zu unterrichten, wie sie zu verderben, blieb ihr nichts übrig, als deren Schicksal dem Zufall zu überlassen. Die Einbildungskraft des jungen Mädchens eilt aber sichtbar ihrer Zukunft voraus; sie erwartet ungeduldig den Mann, dem sie die Freyheit, nach Willkür zu leben, zu danken haben soll. Endlich erscheint er, man zeigt ihn ihr — und das ist Alles. Bald verbindet sie eine Ceremonie, deren lärmender Hergang ihr allen Ernst raubt — kaum kann ein frommer Gedanke flüchtig dabey aufkommen — und wie wenig Zeit braucht es, um ihr fühlbar zu machen, daß ihr Herz nicht dabey zu Rathe gezogen ward! — Hat sie nun aber vielleicht eine jugendliche Neigung an den, ihr vom Zufall zugeführten, Gatten geknüpft, was soll sie mit der Liebe thun, die der Gatte vielleicht anfangs aus einer Laune anzunehmen schien, bald aber aus abscheulichen, von den frechen Meinungen und flatterhaften Sitten der Zeit angenommenen Gewohnheiten zurückweist? — Nun erregt der Sturm der Leidenschaften und die Unsicherheit der Grundsätze einen den Kräften des armen Weibes sehr unangemessenen Kampf — —*). Ich mag dieses Gemälde nicht vollenden. — Man denke sich das Geschick des Weibes, das nicht Tochter war, das nicht Gattin ist und nicht Mutter seyn wird — und so waren sie doch, sie, welche Dichter lobpriesen, welche den Neid fremder Weiber erregt haben — sie, über die Voltaire spottete, nachdem er selbst sie besungen! —

Die Memoiren und die Briefwechsel des letzten Jahrhunderts beweisen nur zu deutlich, wie sehr die Grundsätze, selbst der ernstbaftesten Männer dieses Zeitraumes, mit allem Uebrigen verbunden, zu dem Verderben der Weiber beytrug; sie hätten sich zu gleicher Zeit gegen irrige Grundsätze und gegen schädliches Beyspiel vertheidigen müssen; man erschütterte ihren Glauben, man flößte ihnen Vorurtheile ein, eine Menge in aller Hände sich befindende Bücher lehrten ihnen die Gründe der Zweifel; eben so viele angenehme Schriften, leichtsinnige oder leidenschaftliche Gedichte, lüsterne Romane erhitzten ihre Einbildungskraft, beschäftigten ihren Verstand, berauschten ihr Herz. In der Gesellschaft fanden sie Leere und Sittenverderbniß, und suchten sie die Annehmlichkeiten der Unterhaltung, so hörten sie das Daseyn der Pflicht, ja das der Gottheit bestreiten.

Die Künste, welche der falsche Geschmack ebenfalls verderbt hatte, trugen, indem sie sich verbreiteten, dem Luxus dienten, zur Vermehrung der Weichlichkeit bey. Die Genüsse des Reichthums, das Bedürfniß, ihn zu erlangen, die Leichtigkeit, ihn zu verthun, nahmen immer mehr zu, und diese Vereinigung aller zierlichen Verdorbenheit, aller zerstörenden Annehmlichkeiten führten die Gesellschaft endlich zu der furchtbaren Katastrophe, die ihr eine so große Lehre geben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bilden wir uns doch ja nicht ein, diese Schilderung passe nur auf Paris vor der Revolution, oder auf die Franzosen, oder auf die vornehme Welt allein; manchem deutschen Weib, nicht nur des vornehmen Standes, wird, wenn es diese Zeilen liest, das Herz wehe thun, und manchen Mann sollte — wenn das Ding noch in ihm lebt — das Gewissen mahnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

Ein ehrenwerther und von beyden Seiten auch mit ziemenden Waffen geführter Kampf hat sich kürzlich zwischen einigen Professoren der hiesigen Universität erhoben über den Umfang der Anforderungen, die an öffentliche Schulen und Unterrichtsanstalten gemacht werden können. Der Professor Bernoulli erweiterte in seiner Schrift „von der Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtstudirende" (bey Neukirch. 1823. 8.) den Kreis dieser Ansprüche, und rügte die bisherige vielfältige Beschränkung öffentlicher Lehranstalten auf Bildung des Lehrstandes, so wie die Vernachlässigung der Bildung des Nährstandes, das will sagen, der bürgerlichen Gewerbe und des kaufmännischen Berufes, deren Veredlung durch wissenschaftliche und gründliche Bildung wohl eingerichtete polytechnische Schulen erheischt, die mit den gelehrten Schulen parallel gehen, und mit diesen gleiche Ansprüche auf die thätigste Sorge der Regierungen haben sollen. Den ausgeworfenen Handschuh hat der Professor Gerlach aufgehoben, um in dem Universitätsprogramme „Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen" (bey Wieland. Mai 1823. 4.), theils jene Zumuthungen als unrecht zurückzuweisen, theils den Werth und die Würde der Alterthumswissenschaft und ihrer Sprachen in Schutz zu nehmen. Dem Gemeinwesen können Erörterungen in der Art, wie sie hier statt finden, immerhin nur Vortheil bringen, und der eine der Kämpfer sagt daher sehr richtig: „Unangenehm können solche Angriffe nur denjenigen seyn, die in jedem Tadel irgend einer Wissenschaft, zu deren Vertretern sie sich zählen, eine Beeinträchtigung ihrer selbst finden. Anders Gesinnte erkennen gerade in solchem lebhaften Streite das eigentlich Belebende der Wissenschaft. Jede Ueberzeugung wird zum sinnlosen Dogma, sobald deren Untersuchung unterlassen oder gefürchtet wird. Durch neue Forschung hingegen und eine vielseitige Betrachtung wird jene Unbefangenheit des Urtheils erzeugt, welche Wahres und Falsches am sichersten scheidet; und so wie das auf diese Weise Erkannte im eigenen Bewußtseyn klarer hervortritt, wird es auch leichter bey Andern Anerkennung finden." Dem Staat will Hr. Gerlach nur die allgemeine Geistesbildung seiner Bürger zur Pflicht machen. „Es scheint der Natur der Sache gemäß, sagt er, daß jedes besondere Streben im Unterricht außer dem Kreise der Staatsgewalt liege, als welcher nur die Vorsorge obliegt, daß alle Bürger dem gemeinen Staatszweck dienen. Wie und auf welche Weise dieß jeder Einzelne thun wolle, das wird durch die Eigenthümlichkeit bestimmt, und ist gleichgültig für allgemeine Wohlfahrt." Freylich wird für den allgemeinen Unterricht ein Leh-

verstand erfordert, und darum muß auch für dessen Bildung durch eigene Anstalten oder gelehrte Schulen gesorgt werden. Aehnliche Anstalten, aber für die gewerbtreibenden Stände, oder des Staates Verpflichtungen, für solche Bedacht zu nehmen, weiset Hr. Gerlach ziemlich schroff also ab: „Das Bedürfniß der Ernährung und des physischen Wohlseyns ist den Menschen mit den Thieren gemein, und wird auf gleiche Weise befriedigt (!), so daß in dieser Beziehung es keiner besonderen Aufforderung bedarf. Gesetzt aber, die Gewinnung des Unterhaltes wäre weniger leicht, so würde die öffentliche Erziehung ein Unding seyn, wenn sie zwar für weit größere Anstrengung den Geist entwickelte und bildete, aber in Beziehung auf das Einfachste, die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse, den Menschen weniger erfindungsreich machte. Gerade das Entgegengesetzte ist ja das allgemeine Erfahrungsgesetz, daß nämlich jede gewonnene Erkenntniß zur Erhöhung des sinnlichen Lebensgenusses vorzugsweise benutzt wird." — Befriedigender und gelungener dürfte man alles dasjenige finden, was der Kenner und Lehrer der Alterthumskunde zum Preise derselben vorträgt. Die Schlußstelle seiner lesenswerthen Betrachtungen ist diese: „Alle Bildung durchs Alterthum wäre ohne Einfluß aufs Leben, wenn dadurch der Sinn für volksthümliches Streben erstickt würde. Vielleicht hatte man früherhin Grund, diesen Vorwurf zu erheben, da die ganz mechanische Behandlung des Unterrichts die Thätigkeit außer der Schule oft mehr lähmte, als stärkte. Eben dieß ist die Ursache, daß selbst in neuerer Zeit einige das römische und griechische Sprachstudium bekämpften, weil sie die aus ihrer Jugendbildung gewonnenen Ansichten auf die Gegenwart übertrugen, und einen Lehrgegenstand, den sie für ihre eigene geistige Entwicklung ohne Bedeutung glaubten, aus dem Kreise des Unterrichts völlig ausstoßen wollten. Der dabey aufgestellte Grundsatz, die eigentliche Volksbildung müsse aus dem Volke selber hervorgehen, und auch über den Kreis volksthümlicher Vorstellungen hinaus schreiten, wird ohne Zweifel für Viele sehr ansprechend seyn; dennoch scheint mir dieß auf einem Irrthum zu beruhen. Nicht dadurch wird volksthümliche Bildung und Sitte erzielt, daß man sich gegen Fremdartiges abschließt (das erzeugt nur Beschränktheit und Stammsinn), sondern dadurch, daß die in dem Volke schlummernden Anlagen auf alle Weise geweckt, und so die höchste geistige Selbstthätigkeit erzeugt wird. Mit Unrecht ward die hellenische Bildung als Muster und Vorbild jenes einseitigen Strebens genannt (denn von den Römern ist bekannt, wie viel sie Fremdes entlehnt haben), auch die Hellenen haben offenbar, besonders in früherer Zeit, sehr Vieles von den Asiaten angenommen. Nur gaben sie sich nicht knechtisch den fremden Eindrücken hin, sondern faßten mit Freyheit dasselbe auf, und machten es zu ihrem geistigen Eigenthum. Weit entfernt also, daß das Fremdartige die Reinheit hellenischer Volksbildung getrübt hätte, war es nur eine Veranlassung zu rascherer Entwicklung der in dem Volke ruhenden Anlagen. Ja, das deutsche Volk selber, wann war es seinem Wesen getreuer, als wo es durch das bewegte Leben der mittlern Zeiten mit Römern, Slaven, Griechen, später mit den Völkern des Morgenlandes in mancherley Berührung gebracht wurde, und bald in freundschaftlichen, bald in feindseligen Verhältnissen zu ihnen stand? — Nur die Trägheit und Schlaffheit wird durch fremdes Einwirken beherrscht und niedergedrückt. Das inwohnende geistige Leben hingegen wird nur gesteigert, wenn es sich durch fremdartiges angeregt findet. Aber auch nicht einmal mehr möglich wäre jetzt ein solches Abschließen gegen den Einfluß, den man von den römischen und griechischen Schriftwerken fürchtet. Das geschichtliche Band, das uns an das Alterthum knüpft, wird niemand zertrennen, noch kann irgend ein Volk aus dem Verhältniß herausstreten, das ihm vom Schicksal bestimmt war. So möchte jene wohlgemeynte, aber unverständige Forderung wohl von niemand berücksichtiget werden. Aber dafür wird man trachten, die schon in der Natur begründete Verbindung zwischen den beyden fremden und der Volkssprache durch beständige Vergleichung noch inniger zu knüpfen. Ueberdieß muß nun auch die gründliche geschichtliche Erforschung der Muttersprache eintreten, wozu die täglich sich mehrende Zahl schriftlicher Denkmäler aus der Vorzeit immer dringender auffordert. Zugleich soll damit verbunden seyn ein umfassender Unterricht im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, nicht nur um die zur wahren Geistesbildung unerläßliche Herrschaft über den Sprachstoff zu erhalten, sondern namentlich auch um für die Schönheit der eigenen Sprache empfänglich zu machen. Denn nur aus dieser Unkenntniß der Volkssprache sind die übertriebenen Lobpreisungen fremder, namentlich neuer Sprachen herzuleiten! wie man denn oft z. B. im Französischen schön nennt, was in der eigenen Sprache weit vollkommener gefunden, aber ohne Anleitung zu richtiger Beurtheilung gewöhnlich verachtet wird. Dieser Ausländerey wird am sichersten begegnet durch sorgfältige Erläuterung der besseren Schriftsteller alter und neuer Zeit, wobey nur vor der unbedingten Bewunderung gerade des neuern Schriftwesens zu warnen ist. Denn allein die geschichtliche Ansicht der Sprache kann hier die Unbefangenheit des Urtheils gewähren, welche unbestechen durch das Blendende gerade der auffallendsten Erscheinungen, nur in dem, was wahrhaft volksthümlich und in dem Wesen der Sprache gegründet ist, das Nachahmungswürdige findet. Auf diese bessere Ansicht der Sprache soll auch der deutsche Geschichtsunterricht zurückwirken. Denn so wie es die Darstellung der Volkseigenthümlichkeit und deren Entwicklung enthält, soll er Liebe zum Vaterlande beleben, und in den jugendlichen Gemüthern das Streben erwecken, im Sinne seines Volkes, sey es im Leben, sey es in der Wissenschaft zu wirken." — Der klassischen Bildung, welche Hr. Gerlach bestreitet, widerstreitet, was Hr. Bernoulli fordert, jedoch keineswegs. Gründliche Wissenschaft wollen beyde Männer für jeglichen Beruf des Bürgers, und die Stadt Basel ermangelt der Mittel nicht, um zu leisten, was für die Erhaltung ihres literarischen Ruhmes und was hinwieder für das Fortschreiten ihres Gewerbstandes erforderlich ist.

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Maasliebe.

Charade.

Drey Sylben nur! die erst' erquicket Thier und Feld;
An Krüppel mahnen unbequem die andern;
Doch sieht man gern darauf auch muntre Jungen wandern
Die Straße durch; nur wenn ein Dichter sie sich wählt.
Das macht Verdruß. Wollt ihr das Ganze kennen,
Ein rechtes Vög'lein ist's, und leicht auch zu benennen,
Das gern sich in die erste Sylbe hält.

.o.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Juli 1825.

— Leicht fertig sind sie mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Schwertes Schneide.

Schiller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Die Weiber während der Revolution.

Es ist billig und gerecht, zu bemerken, daß schon einige Jahre vor der Revolution der Rückstrahl von Ludwigs XVI. Tugenden, ein verspäteter Schritt der Vernunft, ein Anfang von erworbner Erfahrung und einige unglückweissagende Schriften eine günstige Wirkung auf die Sitten begonnen hatten. Rousseau hatte die Mütter für sich gewonnen; die bloße Gegenwart eines Kindes im Innern der Familie verbreitet schon eine gereinigtere Luft, sie verhindert wenigstens die Gatten an der Schautragung des Lasters. In dieser Zeit erschienen auch schon einige Schriften über die Erziehung der Töchter, und die Sitte, dieselben in die Klöster zu schicken, hörte auf allgemein zu seyn.

Die Revolution fand den Geist der Franzosen im Kampf mit einer seltsamen Lage. Ein schaffender Trieb stieß sie vorwärts, indeß tausend einengende Formen, die Trümmer einer sterbenden Vergangenheit, sie noch zurückhielten. Dieser Gegensatz zwischen der Kraft der Ideen und der Veraltung der Dinge brachte den Verstand, auch den der Weiber, in den Zustand einer wahren Krisis. Er fand sich, indem er den Anschein der Flatterhaftigkeit behielt, plötzlich einer größern Tiefe fähig. Es war die Nothwendigkeit des Augenblicks, der Uebergang des gegenwärtigen Geschlechtes zu dem, welches sich des Schauplatzes bemächtigen sollte; es war der Gruß, welchen das beginnende Jahrhundert dem scheidenden zuwinkte.

In diesem Zeitpunkt des Verfalls und des Beginnens mußte man noch, um sich Gehör zu verschaffen, kurzweilig seyn. Bey der von der Mode auferlegten Nothwendigkeit, alles mit Anmuth, selbst mit Leichtigkeit zu thun, beschäftigte sich die Berathung über die wichtigsten Unternehmungen eben so sehr mit den Formen als dem wirklichen Sinn, und die ersten Interessen der bürgerlichen Ordnung, die Politik, die Moral, die Religion, die es aus den zusammenstürzenden Trümmern zu retten galt, wurden wie Gegenstände einer literarischen Erörterung behandelt, wie der Zwist um die zwey Musikanten, deren man so eben müde geworden war.

Blicken wir auf das Gesagte zurück — denn man muß nie fürchten zu viel zu beweisen, wenn es darauf ankommt, die ehemaligen Sitten des Vaterlandes zu richten: die Anmuth des Geistes, welche man französische Leichtigkeit nannte, aus der wir lange unser erstes Verdienst machten, ward von dem Augenblick an, wo wir gezwungen wurden, unerläßlich gegen den Ernst des Lebens zu kämpfen, unser größter Fehler. Seit dundert Jahren war die Gewohnheit, ohne das geringste Nachdenken das, was man einen Stand nannte, zu wählen, ganz besonders allgemein geworden; ein solcher mußte zu leben geben, oder das Leben angenehm machen. — Niemand fragte danach, ob er zu dem Gewählten geschickt sey? Ich habe in meiner Kindheit noch Magistratsmänner gesehen, die an Eleganz und Lin-

Digitized by Google

dischem Treiben mit den Höflingen wetteiferten. Zum Beweise brauche ich nur auf die seltsame Stellung hinzudeuten, welche einige hohe Geistliche in der großen Welt genommen hatten.

Eine unumschränkte Regierung, welches auch ihre Form seyn mag, vereinzelt die Bürger untereinander und reizt sie zur Selbstsucht; ist ihr Regiment sanft, so denken sie nur darauf, ihr Leben, das nun ganz persönlich geworden ist, so wie es die Mode und ihr Geschick verlangen mag, angenehm zu machen. Sie lassen die Weiber dazu behülflich seyn, und sobald diese den Dingen den Maßstab gegeben haben, der sich für sie selbst paßt, sind die Männer wohl gezwungen, sie auch auf ihn zu reduziren. Deßwegen warf Rousseau zu seiner Zeit diesen auch vor, weibischer zu seyn, als die Weiber selbst.

Ein Zustand öffentlicher Sitten, der dem Leben alle große, erhabene Theilnahme raubte, aber die Freyheit ließ, über Alles zu schwatzen, mußte bey einem redseligen Volke den Geschmack und das Talent des Gesprächs entwickeln. Das war auch in Frankreich der Fall, der Ideenwechsel, durch passende zierliche Worte, war hoch zu Hause. Beym Ausbruch der Revolution war das Gespräch die große Angelegenheit der Franzosen; vielleicht hat diese Kunst — denn eine solche war es — in der Folge bey uns einige Veränderungen erlitten. Eine angenehme Unterhaltung über ein Nichts, oder, die sogar ernsthafte Gegenstände in ein Nichts verwandelt, wird unsern fortan strenger beschäftigten Männern nicht mehr so gewöhnlich seyn. Bacon hat gesagt: „Die Unterhaltung durch Gespräch ist kein Weg, der nach Haus führt, sondern ein Fußpfad, auf dem man ausmuthig lustwandelt.“ Wir müssen erwarten, daß die Männer, fortan zu Bürgern geworden, und die Weiber, die vor Allem Gattinnen und Mütter seyn sollen, das Bedürfniß fühlen werden, in Zukunft nicht zu viel vom Hause ab zu streifen. Ein Weib, das nur dem Namen nach Gattin, und weil sie die Erziehung nicht selbst in Händen hat, Mutter ohne Kinder ist, also ihre Zeit nach Willkür verwenden kann, mußte in diesem müßigen, glänzenden Wettkampf große Vortheile haben. Es bedurfte keiner sehr ausgebreiteten Kenntnisse, um einen Cirkel zu halten, das erstorbene Gespräch wieder zu beleben, einen Jeden von dem sprechen zu machen, worin er mit Vortheil sich zeigte. Dieses Talent war lange die Quelle unsrer größten Wichtigkeit, das Ziel unsers wetteifernden Ehrgeizes. Was bedurften wir dazu? Sehr wenige Kenntnisse, eine große Gewandtheit, dem Gedanken eine neue Seite abzugewinnen, die Geschicklichkeit, Mangel an Wissen durch einen guten Einfall zu verstecken, mit dem Vorbehalt, unsre Unwissenheit bey einer andern Gelegenheit mit einer Naivetät, die sie bezaubernd machte, zu gestehen. Das reichte hin, um den Beyfall einer Abendgesellschaft zu erwerben, und eine Zeitlang bestand das Leben der Pariserinnen — und Frankreich bildete sich nach Paris — aus solchen abendlichen Gesellschaften. Wie die Revolution diese Gesellschaften überraschte, hielt man sie anfangs auch nur für eine neue Gelegenheit zum Schwatzen. Viele Menschen glaubten damals, sie würde ganz gesprächsweise abgethan werden. Anfangs verschaffte der Kampf der Meinungen allgemein den herrlichsten Zeitvertreib. Es gibt noch Personen, die sich dessen erinnern und eingestehen, daß jene Zeit, wo man die wichtigsten Gegenstände mit der größten Leichtigkeit erörterte, die glücklichste ihres Lebens war. Man war schon lange gewohnt, die politischen Revolutionen mit dem Maßstab der Hof- und Salons-Begebenheiten zu messen; eine Menschenklasse, die kein einziges Band an ihr ihnen ganz unbekanntes Volk knüpfte, glaubte sich kühn und schonungslos aussprechen zu können. Ihr Gewissen war gar nicht dabey in Anspruch genommen, die Mehrzahl von ihnen hätte das, was so kurzweilig war, zu tadeln, viel lieber beybehalten, als etwas Neues, das man nachher vertheidigen mußte, zu begründen. Das Verstandesvergnügen berauschte die Vernunft, sie verirrte sich auf dem Wege nach ihrem Ziel, ja Niemand war es daran gelegen, dieses zu erreichen. Dießmal wurden aber die Ansprüche der Gesellschaft betrogen: das Vorrecht des Tadelns entschlüpfte dem Bereich der Gesprächsunterhaltung, und das Volk, welches unter den Unordnungen seufzte, die man aus sehr wenig patriotischen Absichten verfolgte, nahm den Tadel, den man für ein ausschließendes Recht der Pariser Abendgesellschaften gehalten hatte, beym Wort.

Diese hochmüthige Unbedachtsamkeit ist, wie mich dünkt, die erste Quelle unsrer Unglücksfälle gewesen. Das Volk, welches nicht sowohl unterdrückt, als unglücklich war *), entdeckte endlich, welche Verachtung man über die Obern, denen es seine Leiden zuschrieb, ausgoß, und glaubte, auch auf seine Art tadeln zu dürfen; allein sein Tadel ist die Zerstörung, seine Sprache die Empörung **); sobald sein Ohr aufgehorcht hatte, stand es auf, um zu handeln, denn es glaubte, einem Aufruf zu folgen. Man war sich dieser Bewegung so wenig gewärtig, daß sie ihre eifrigsten Anhänger bestürzt machte. Der Erfolg derselben ist be-

*) Es ist von großem seelenkundigen Interesse, hie und da wahrzunehmen, wie die Verfasserin, bey aller Richtigkeit der Ansicht und Allgemeinheit der Theilnahme, in die Beschränktheit ihrer angebornen Lage eingeengt ist. Was soll doch diese zarte Distinktion für den heißen, welcher den Zustand der Dinge jener Zeit kannte? Was für die Regierung, welche weiß, daß sie ihren Regierten noch etwas Anders sagen soll, als: go eat thy pudding slave, and hold thy tongue — worauf sich unter andern Umständen auch des guten Heinrichs IV.: „ich will, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn in der Suppe habe.“ reduziren läßt. D. U.

**) Im Verhältniß vom Sklaven zum Herrn ist dieser Ausspruch unwiderlegbar.

kannt, ihre Furchtbarkeit erschütterte die Gemüther, und wie groß das Unrecht gewesen sey, so gebt die Erfahrung doch nicht gänzlich verloren. Auch sah man, wie nach sehr kurzer Zeit die Weiber, ihrer natürlichen Bestimmung wiedergegeben, Tugenden übten, deren man sie gar nicht fähig gehalten hatte. In Frankreich und im Auslande haben sie durch ihre Hingabe, ihre Gewandtheit, sich bey unerwarteter Armuth fortzuhelfen, einen Freudenstrahl da leuchten zu machen, wo ohne sie alles Dunkel und Muthlosigkeit gewesen wäre, die lebhafteste Theilnahme erregt. Ihnen hat man vor Allen die günstige Veränderung, welche in den französischen Sitten stattgefunden, zu danken. Im Angesichte der Gefahr wurden sie wieder Mütter, Töchter, Gattinnen; sie vergaßen es, verlassen worden zu seyn, verziehen dem Treubruch, übernahmen die Gemeinschaft des Unglücks, und begaben sich in die Bande, die sie, wie es vereint zu sterben galt, für heilig anerkannten, freywillig zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ameisenigel.

(Echidna hystrix; l'Echidné épineux.)

Die nachfolgenden Berichte über das merkwürdige, nur noch sehr mangelhaft bekannte, Säugthier rühren von Herr Prosper Garnot her, dem Arzt und Naturforscher der Entdeckungsreise der französischen Korvette la Coquille.

Der stachlichte Ameisenigel (erzählt Herr Garnot) findet sich in den Wäldern von Neuholland, wo er mit seinen dazu wohl geeigneten langen Krallen im Schatten von Bäumen sich unterirdische Wohnungen gräbt. Im April 1824, wenige Tage vor meiner Abreise aus Port-Jackson, hatte ich Anlaß, einen lebendigen zu kaufen, der seit einiger Zeit als Hausthier gehalten ward. Die Person, welche mir ihn überließ, versicherte, denselben seit zwey Monaten zu besitzen und ihm nur Pflanzennahrung gereicht zu haben; die Ansicht seiner Zunge schien jedoch eher dafür zu zeugen, daß Insekten, und vor allem Ameisen, die ihm dienliche Nahrung seyn möchten; daß er sogar Mäuse fresse, wie mir gesagt ward, glaube ich hingegen nicht, indem seine Kauorgane dafür keineswegs geeignet scheinen. Dem Rathe des Verkäufers zufolge schloß ich ihn in einen großen Kasten, zur Hälfte mit Erde gefüllt, ein. Gemüse, das ich ihm reichte, ließ er unberührt. Ich bot ihm Suppe und rohes Fleisch, die er beroch, aber nichts davon genoß, auch Fliegen, die ich mittelst ausgeleerter Kartoffelteige an seinen Lieblingswinkel in meinem Zimmer in Menge herbeylockte, verschmähte er. Begierig trank er hingegen das Wasser, das ihm täglich von mir gereicht ward: so wie ich solches in sein Trinkgefäß goß, kam er herbey, streckte die dehnbare, mindestens zwey bis drey Zoll lange Zunge aus und schlürfte; in der Folge kam er dann auch ohne mein Zuthun, um Wasser zu trinken.

Ich muß glauben, das Wasser einzig nur habe ihn drey Monate beym Leben erhalten. Sobald ich auf Isle de France eingetroffen war, ließ ich Ameisen bringen, die ihm dargereicht wurden, aber von ihm eben so unberührt blieben, wie die Würmer, die mit den Ameisen in der gleichen Erde sich vorfanden. Anders verhielt sich's mit der Milch der Kokosnuß, die ihm angenehm zu schmecken schien, worüber ich mich freute, und die Hoffnung schöpfte, ihn nun vollends lebendig nach Europa zu bringen; aber drey Tage vor der Abfahrt von Isle de France fand ich ihn todt im Zimmer, ohne eigentlich zu wissen, wie dieß zuging; ich vermuthe jedoch er sey durch Arsenikteig vergiftet worden, welcher in meiner Jagdtasche lag, in der er eine Nacht zubrachte. Die Untersuchung der Eingeweide konnte darüber Aufschluß geben: ich zog aber vor, das Thier ungeöffnet in Weingeist aufzubewahren.

Da mir das kleine Thier drey Monate unter Augen blieb, so hatte ich Zeit, seine Lebensart zu beobachten. Obgleich ich gewiß war, daß das ihm in einem weiten Kasten mit Erde auf dem Boden dargereichte Gemüse unberührt geblieben war, fuhr ich jedoch einige Tage fort, mit mancherley Gemüsarten wechselnd, in der Vermuthung, es dürften Pflanzensäfte von der Erde verschluckt werden, die es mit seiner Schnauze aufwühlte, und vielleicht auf diesem Weg ihm einige Nahrung zukommen. Nachher glaubte ich zu bemerken, daß dieß Lager ihm widerwärtig geworden, ich öffnete also das Gefängniß, und ließ es im Zimmer völlig frey. Es begann hierauf seine Spaziergänge, die gewöhnlich von vier-und-zwanzig Stunden vier andauerten; stieß ihm auf seinem Wege ein Hinderniß auf, so suchte es solches zu überwinden, und änderte seine Richtung eher nicht, bis jenes völlig unthunlich erfunden war. Für die Entleerung seines Unraths hatte es sich einen Winkel im Zimmer, und zum Schlafen eine andre, die dunkelste Stelle desselben, zwischen der Wand und einem Koffer gewählt. Oefters schritt es nach vollendeter Wanderung rings um das Zimmer, längs einer Wand desselben, eine Weile auf und nieder, ohne den dafür selbstbezeichneten Raum zu überschreiten. Ich habe diesen gemessen, und mit der Uhr in der Hand gefunden, daß das Thier in einer Minute einen Weg von dreyßig bis sechs-und-dreyßig Fuß zurücklegte, obgleich sein Gang langsam und schleppend war. Sein Unrath ist schwarz, wenig fett und stark riechend; so oft es ihn entleerte, barg es sich möglichst, und wie von Schaamgefühl getrieben, im Winkel.

Eines Tages, weil es nicht zum Vorschein gekommen war, holte ich es hervor, und wußte Anfangs nicht, ob es noch lebe, seine Bewegungen waren auch so unmerklich schwach, daß ich glaubte, es würde mir unter der Hand sterben. An der Sonne, und nachdem ich ihm den Bauch mit einem warmen Linnen gerieben hatte, kam es allmählig wieder zu neuem Leben, und kehrte zur gewohnten

Thätigkeit zurück. Nach etlichen Tagen blieb mein stachliger Ameisenigel 48, 72, 78 und bis 80 Stunden in jener Unbeweglichkeit, ohne daß ich mich weiter darum kümmerte. Aus diesem Schlaf erwachte er, nicht immer, aber meist doch zu regelmäßigen Stunden und trieb dann seine gewöhnlichen Geschäfte; zuweilen begann er seine Spaziergänge auch wohl des Nachts. Das sanfte und friedliche Thierchen war gar nicht scheu und ließ sich gerne liebkosen, es war aber auch furchtsam, und rollte sich beym mindesten Geräusch kugelförmig wie ein Igel zusammen, so daß seine Nasenspitze völlig unsichtbar ward, die es nach vorübergegangenem Geräusch alsdann wieder allmählig hervorschob. Ich brauchte nur mit dem Fuße neben ihm hart aufzutreten, um dieß Schauspiel der Kugelung wiederholt zu sehen. Die Ohrmuschel, welche recht gut sichtbar wird, wenn es aufmerksam horchte, sieht dem Ohr einer Eule völlig gleich. Die Augen des Ameisenigels sind überaus klein.

Sein Gang gleicht einigermaßen im Kleinen dem des Elephanten im Großen; die lange, doch unbewegliche Nase (vielleicht des Thieres Tastorgan) hat einige Aehnlichkeit mit einem Rüsselchen. Er schreitet stets mit gesenktem Kopf, wie in tiefes Nachdenken versunken, einher.

Den in Neu-Holland angesiedelten Doktoren Hill und Jamison zufolge, sollte der Ameisenigel zu den eyerlegenden Thieren gehören, und der Sporn des Männchens eine giftartige Flüssigkeit entleeren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Die Einweihung des neuen preiswürdigen Schlachthauses in Zürich ward kürzlich mit besonderen Feyerlichkeiten begangen, die ein eigenthümliches Volksfest bildeten, dessen kurze Beschreibung auch auswärts einige Theilnahme finden dürfte. Es war am 19ten Mai Morgens um sieben Uhr, als von dem größten Platze in Mitte der Stadt (Münsterhof), wo die Theilnehmer des Festes sich versammelt hatten, der ansehnliche Zug durch die Hauptstraßen der Stadt in folgender Ordnung begann. Voraus ritten fünf stattliche Meister in altritterlicher Tracht, der Anführer allein, und hinter ihm in einer Reihe seine vier Knappen. Ihnen folgte zu Fuß die vierzehn Mann starke Musik, in bürgerlicher, doch gleichförmiger Kleidung, durch eigens auf diesen Anlaß einstudirte Stücke den Zug belebend. Hinter der Musik kam zu Pferd in bürgerlichen Reitkleidern ein Meister, der den Zug leitete. Hierauf zwey Züge jüngerer Meisterknaben, in mannigfaltigen Farben altschweizerisch kostümirt und bewaffnet. Dann ein Zug Lehrknaben in ihrer gewohnten Arbeitstracht, mit Metzgermesser und Spaltmesser. Hinter diesen trug ein Meister in weiß und blauer alter Schweizertracht das Zunftpanner. Nach ihm erblickte man zwey Züge älterer und jüngerer Meister in ihrer Handwerkskleidung und einen Zug Knechte mit Schlachtbeilen; alsdann einen vierspännigen, grün ausgeschmückten Wagen, auf demselben den Eisengrimm (ein hölzerner Löwenkopf, als Symbol der Metzgerzunft, in Lebensgröße), und unter einem grünen Bogen ein Gemälde des neuen Schlachthauses: hinten auf dem Wagen war eine Metzgbank, mit Wage und Fleisch aufgestellt, im mittleren Raum saßen einige Meister. Und nun — schritten in langem gravitätischem Zuge paarweise vier-und-zwanzig Mastochsen, die Ehre des Tages, augenscheinlich durch ihre gewaltigen Leiber das Lob schweizerischer Viehzucht verkündend. Landleute aus den verschiedenen Bezirken des Kantons, jeder in der Tracht seiner Heimath, führten die an Kopf und Nacken blumenbekränzten Thiere. Mit selbstzufriedenen Blicken gingen die älteren Landleute an der Seite ihrer Zöglinge, fröhlich hüpfend und jauchzend die Knaben. Die Stiere selbst aber bewiesen durch ihre Haltung, daß die sorgsame Erziehung an ihnen nicht vergeblich gewesen. Ward gleich Manchem das Gehen sauer, so nahm er sich doch, im Gefühl der ihm zu Theil gewordenen Ehre zusammen. Wenn auch einige, gleich andern plötzlich zu hohen Ehren Gekommenen, die Wahrheit zu fühlen schienen, daß Würde Bürde bringt, und bisweilen das der Kränze ungewohnte Haupt schüttelten, so blieb doch diese verzeihliche Ungeduld in den Gränzen des Anstands. Allen gebührt das Lob, daß keiner die Ordnung des Zuges störte, weder durch geniale Seitensprünge, noch durch ehrgeizigen Rangstreit. Alle, huldigend dem goldenen Spruch: In der Mitte gehst du am besten — hielten sich stets mitten auf der Straße. Immer schritte ihnen der Führer schnell genug vorwärts; sie kritisirten auch nicht anmaßend die Musik oder die Zuschauer, und — als hätten sie eine dunkle Ahnung gehabt, wie beliebt im Lande die Bescheidenheit sey — sie senkten bescheiden, ja fast demüthig, die Blicke zur Erde. Den Zug beschloß ein zweyspänniger, grünverzierter Wagen, auf dem man einen mit mancherley Würsten behangenen Baum, eine Wurstbank, und dabey arbeitende Meister sah. Nachdem sich dieser Feyerzug, ohne die geringste Störung, von einer sich gewaltig drängenden Menge schaulustiger Städter und Landleute begleitet, durch die bedeutenderen Straßen der Stadt langsam fortbewegt hatte, langte er endlich gegen eilf Uhr bey dem einzuweihenden Gebäude an. Das neue Schlachthaus und die unfern stehenden alten Metzgergebäude waren mit Blumenkränzen behangen, und am Haupteingang durch einen Bogen von Laubwerk und Blumen verbunden, an dessen oberem Theile man die Inschrift las: Alles für Zürich. *) Das ganze, zum Zug gehörige Personal begab sich jetzt in das Schlachthaus, und ordnete sich auf den Gallerien desselben. Der schönste und schwerste Ochse allein ward mit eingeführt. Eine Menge Zuschauer füllten den übrigen Raum. Nach einer feyerlichen Musik hielt der Obmann des Handwerks eine Einweihungsrede, worin er den Dank gegen die betreffenden Behörden, Empfehlung an das Publikum und was sonst bey diesem Anlaß schicklich scheinen konnte, aussprach. Jetzt fiel das erste Opfer (an Knochen, Fleisch, Haut und Talg am Gewichte zweytausend Pfund). An diesem und dem folgenden Tag wurden die übrigen drey-und-zwanzig Ochsen und hundert Kälber, alle durch Schönheit und Fettigkeit ausgezeichnet, geschlachtet. Und da es in dieser Zeit wieder Mode zu werden anfängt, daß nichts ohne Mirakel abgehen kann, so versichert die Fama, auch die Fleischer in Zürich seyen so glücklich gewesen, ihr Fest mit einem kleinen Wunder gekrönt zu sehen. Ungeachtet nämlich alles Volk immer nur Fleisch von dem ersten Ochsen verlangte, soll doch sein Fleisch dermaßen gesegnet gewesen seyn, daß Jedermann befriedigt werden konnte.

*) Anspielung auf die „Mordnacht von Zürich." Bekanntlich waren damals die am frühen Morgen zum Theil schon in der Metzig arbeitenden Fleischer nebst den Frühmetze feyernden Chorherren die ersten, die dem Rathhause zueilten. Eine alte Sage macht jene Worte „Alles für Zürich" — zu ihrem damaligen Losungsworte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juli 1825.

Wie ein Schiffer an dem Rande
Seinen krummen Nachen führt,
Und sich hält nicht weit vom Lande,
Wenn er starke Wellen spürt;
So auch muß es seyn im Trinken,
Wollen wir nicht untersinken.

Martin Opitz.

Die Seefahrt der Trunkenen.

(Nach dem Athenäos.)

Athenäos in seinem zweyten Buche der Deipnosophisten (K. 2.) erzählt uns nach Timäos aus Tauromenium, zu Akrigent habe sich ein Haus befunden, das den Zunamen die Galeere geführt. Die Veranlassung zu diesem Beynamen gibt er nach seinem Gewährsmann folgendergestalt an: Eine Gesellschaft junger Leute versammelte sich einst in demselben zu einem Trinkgelage. Von dem Uebermaße des Weins, den sie genossen, wurden sie so berauscht, daß ihre bis zur Tollheit erhitzte Phantasie ihnen vorspiegelte, sie sitzen in einer Galeere und fahren auf der hohen See. Mit einmal wähnten sie, ein gewaltiger Sturm erhebe sich, so daß sie aus Furcht zu versinken auf den eingebildeten Rath des Steuermanns, das Schiff zu erleichtern, alles Geräthe im Zimmer, Polsterdecke und Sessel, als beschwerenden Ballast in's Meer, d. i. auf die Straße hinaus zu werfen anfingen. Dieser Unfug weckte einen großen Auflauf, viele Nachbarn drängten sich hinzu und plünderten das Hinausgeworfene; nichts destoweniger fuhren sie in ihrer Tollheit fort. Mit anbrechendem Tage, als der Lärm noch nicht aufgehört, drängt sich die Wache in's Haus und erkundigt sich nach dem Anlasse. Sie findet die jungen Leute noch keineswegs ernüchtert, und von der nämlichen Grille noch besangen, sie fahren zur See. Einer von ihnen, der der älteste zu seyn schien und auf dem Boden lag, nachdem die andern, so weit es ihr Zustand erlaubte, stammelnd über die große Sturmsgefahr, in der sie noch schwebten, sich erklärt hatten, raffte sich auf und sprach mit komischen Pathos: „Ihr Männer Tritonen! (ἄνδρες Τρίτονες) Von der gewaltigen Furcht bezwungen, habe ich mich so tief als ich nur immer konnte, unter die Ruderbänke geworfen." Die Wache lächelte, verwies ihnen ihren Unfug und warnte sie, künftig sich nicht mehr durch Unmäßigkeit solchen Ausschweifungen hinzugeben. Sie dankten für die Belehrung und antworteten: „Gelingt es uns, aus diesem Sturm uns zu retten, und das Ufer zu erreichen, so ist es nur eure heilbringende Erscheinung, der wir diese Rettung zu danken haben, und wir werden nicht ermangeln, in unserm Vaterlande neben den Bildnissen unserer Meergötter euch Statuen zu errichten." — Dieß nun soll der Anlaß gewesen zu jener Benennung des oben erwähnten Hauses.

Warum wir aber vorzüglich dieß drolligte Geschichtchen aus dem griechischen Schriftsteller herausgehoben, hat noch einen andern nicht uninteressanten literarischen Zweck.

Die kurze Erzählung des Griechen ist der Stoff mehrerer weiter ausgesponnener und verschieden bearbeiteter altdeutscher Gedichte, deren Verfasser ihn wohl nicht zunächst aus dem Griechischen, aber doch aus lateinischen Uebersetzungen mögen geschöpft haben. Möglich wohl auch, daß unter den mancherley lustigen Schwänken der altfranzösischen Dichter sich eine ähnliche Bearbeitung möchte gefunden haben. Diejenigen altdeutschen, die ich selbst kenne und vor mir habe, sind die Eine: die Wiener Meer-

fahrt, in dem Koloczaer-Codex abgedruckt; die andre im Renner, unter der Aufschrift: ain mer von trunken Leuten (eine Mähre von trunkenen Leuten Bl. 133 nach dem Tübing. Cod.) Beyde Verfasser der ungenannte und unbekannte sowohl der Erzählung im Koloczaer Cod. *) als Hugo von Trombergin seinem bekannten poetisch-didaktischen Werke, Renner überschrieben, unabhängig von einander, haben sich Mühe gegeben, den Stoff der Sitt' und Denkweise ihres Zeitalters anzueignen, auch spricht sich ihre eigene Individualität darin aus. Die erste, offenbar ältere, Erzählung ist zwar, wie dieses bey so manchen altdeutschen Gedichten der Fall ist — die gangbaren kurzen Schlagreime, wo Reim auf Reim sogleich folgen mußte, verlockten schon zu einer Ausführlichkeit und zur Anwendung mancher Lückenbüßer, die uns jezt bald ermüden, bald ein Lächeln abgewinnen — ziemlich breit, aber theilweise ganz naiv und ergötzlich erzählt, besonders um der hier angebrachten Motive willen. Einmal, da die Scene, was in der Renner'schen Bearbeitung nicht der Fall ist, ein bestimmtes Lokal hat und in Wien spielt, so konnte die eigenthümliche, wir möchten sagen autochthonische Wienernatur ziemlich hervorspringend geschildert werden, und ward es auch; sodann gibt es der ganzen Anlage einen nicht geringen Reiz, daß die Trunkenen in ihrer Laube — vermuthlich einer von Baum- und Strauchwerk umschatteten erhöhten Schenkstube; denn einer der Trunkenen wird ja auf die Straße so geworfen, daß er ein Bein bricht **) — eine Meer- und Bettfahrt zugleich nach St. Kompostell, ihre Sünden dort abzubüßen sich einbilden. Auch einzelne Züge, z. B. von einem Bade in Wien, wo die Fremden tüchtig geprellt werden, und Anderes ist interessant. Der Bearbeiter im Renner, Hugo von Trombergselbst, der Bamberger Schullehrer, hat sich bey der Behandlung ganz im Allgemeinen gehalten. Er meldet überhaupt nur von Bauern, die in einem Wirthshause zusammenkommen und im Rausche glauben, sie fahren auf der See und leiden Sturmnoth. Die Katastrophe indeß, daß Einer aus der Gesellschaft der Trunkenen, weil die andern ihn für todt halten, zum Fenster hinaus (bey Renner in das Hor-Koth oder Miste) geworfen wird, eine Zuthat, wie man bey der Vergleichung finden wird, der neuern deutschen Bearbeiter, die Athenäus nicht hat, hat Hugo von Trombergnicht minder als sein Vorgänger. Aus dem Griechischen selbst hat wohl keiner geschöpft, wahrscheinlich aus einer lateinischen Bearbeitung. Die Trombergsche möchte in Rücksicht auf Kürze und Gedrängtheit den Vorzug fast vor der oben genannten haben. Wie weit andere noch vorhandene ältere Bearbeitungen mit den angeführten übereinstimmen, oder nicht, ist uns unbekannt.

Cz.

*) Die Herausgeber dieses Cod. Herr Graf Mailáth (Joseph Meyerund) und J. P. Köffinger vermuthen. Konrad von Würzburg möchte der Verfasser seyn, was wir, da doch näherer Beweis noch fehlt, dahin gestellt seyn lassen.

**) Wenn nicht etwa gar unter Laube ein auf einer Linde etwa hinter einem Wirthshause nach altdeutscher Sitte, wovon sich noch in manchen Städten Spuren offenbaren, angebrachter, zu Trinkversammlungen eingerichteter Rundplatz, zu dem eine Treppe hinaufführte, zu verstehen ist.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Seit diesem Zeitpunkt hat man bey vielen Weibern unserer Nation eine Neigung zum Nachdenken wahrgenommen, welches die moralische und religiose Gesinnung begünstigt. Das Unglück erweckte das im Grund des Herzens vorhandene Bedürfniß nach demselben, und die eben so abgeschmackte als ungerechte Verfolgung frommer Glaubensansichten bewirkte Ekel an dem zügellosen Gespött, das jene herbeygeführt hatte.

Hätten sich die Franzosen nach den Schrecknissen, welche die Revolution nach sich zog, sogleich die Regierungsform gegeben, welche ihnen nun geworden ist, so hätten die Weiber, durch Leiden zur Pflichterfüllung vorbereitet, die Richtung, welche ihnen jezt die neue Ordnung der Dinge geben muß, sogleich mit Eifer genommen. Allein die Stufen des Unglücks waren noch nicht alle erstiegen, ruhigere Verhältnisse, denen es aber nicht minder an Moralität fehlte, folgten der blutigen Verwirrung, die Lage der Weiber war noch einmal zweydeutig und gefährdet. Die überlieferten Gebräuche waren abgeschafft, die Wohlanständigkeiten beseitigt, die Meinung verstummt, die gesellschaftlichen Cirkel zerstreut, ein Jeder war genöthigt, sein Betragen nach seinen eigenen Ansichten, oder persönlichem Geschmack zu ordnen. Eine neue, schnell der moralischen Verdorbenheit zugeeilten Klasse von Menschen, die nur ihr plözlich erworbener Reichthum gehoben hatte, vernichtete durch die ausgelassenste Ueppigkeit den Gewinn einer schmerzvollen Erfahrung; um peinlichen Erinnerungen zu entfliehen, stürzten sich die Weiber gedankenlos in jede Art von Vergnügen. So schwächten sie die heilsamen Eindrücke, die sie empfangen hatten, und die strengen Lehren, welche ihnen das Schicksal gab, schienen verloren. Allein so wie uns nach Krankheit ein unbestimmter Schmerz zurückbleibt, so empfand man auch oft ein peinliches Weh mitten im Geräusch der Gesellschaft. Man wollte den Schrecken vergessen, konnte seiner aber nicht Herr werden, er zeigte seine Spuren überall, sogar bey den Festen *), und die Zerstreuun-

*) Es ist bekannt, daß damals öffentliche Bälle für die Familien deren gegeben wurden, welche das Revolutionstribunal gerichtet hatte; man nannte sie „die Bälle der Schlachtopfer" (le bal des victimes), auf ihnen erschien man nur in Trauer, und das Schwarz ward eine Zeitlang auch auf andern Bällen zur Mode. Ist diese, im Trauergewande tanzende Gesellschaft nicht ein Bild der damaligen Zeit? D. U.

Digitized by Google

gen, die man eifrig suchte, mußten nothwendig traurige Betrachtungen erregen, denn sie waren eine Beute, die man dem stets drohenden Tod entriß.

Die Gesellschaft war damals in zwey Klassen getheilt, die, durch den Einfluß der Mode, die man befolgt, ohne zu fragen, wer sie angab, und die in Frankreich nie ganz vertilgt werden kann, unbestimmt eine auf die andere wirkten. Die neuen Reichen wollten schleunig die Vortheile genießen, welche eine sorgfältige Erziehung den Bevorrechteten der früheren Zeit gegeben hatte; da sich das nicht in jeder Rücksicht thun ließ, eilten sie, sich in den Besitz dessen zu setzen, was Geld von der Kunst und den Künstlern zu erkaufen vermag; von der andern Seite suchten die verarmten Revolutionsopfer, die nur ungern den zweyten Platz sich gefallen ließen, ihren Rang unter ihren Stellbesitzern wieder zu gewinnen. Daraus entstand das Bestreben aller Talente, welches seitdem stets zugenommen hat; vielleicht wird man bald darauf bedacht seyn müssen, den Antheil, den man ihnen bey der Erziehung gibt, wieder zu beschränken, denn das Jugendleben scheint doch zu kurz, um dessen so einen großen Theil der Musik und dem Pinsel zu widmen*).

Wie dem nun seyn mochte, die Revolution war noch nicht vollendet; die Lehre war gegeben, aber noch nicht verstanden; von der Zeit allein erwartete die Gesellschaft ihre Gesetze, die Jugend ihre Erziehung. Die Sitten waren natürlicher geworden, die vertrauten Verbindungen inniger Mütter und Töchter traten allenthalben zusammen auf, man erröthete nicht mehr, in der Ehe sich zu kennen, ja sich zu lieben; die Herzen, welche im Familienverein nun freyer schlugen, wünschten sich zuweilen einander zu den Unfällen, denen sie diese Freyheit zu danken hatten, Glück. Hätten sich ernstes Nachdenken, religiöse Gesinnungen, eine öffentliche Meinung — die sich, wenn alle Einrichtungen schwanken, leider nur zu schwer bildet — mit dieser rührenden Veränderung in den Empfindungen vereinigt, so wäre das Schicksal der Weiber, ihren Pflichten und Rechten gemäß, bestimmt worden. Sie können sich ohne Zweifel mit den Hindernissen entschuldigen, welche einer solchen gänzlichen Verbesserung im Wege liegen; die Politik, welche während bürgerlicher Unruhen die Lage der Gesellschaft bestimmt, wirkt auf jeden Einzelnen. Den Menschen war ihre Gegenwart und ihre Zukunft sehr unklar; sie wußten nicht, welche Regierungsform ihnen dienlich seyn könnte, Leidenschaft und Systemensucht hatte sich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt. — Frankreich wußte nicht mehr, was es wollte, wie hätten es die Weiber gewußt? Was kann der schwächere, wenn der Stärkere ungewiß ist? Das Unglück hatte ihre Empfindung belebt, ihre Einbildungskraft erhöht, sie waren, wenn nicht vernünftiger, doch ernsthafter geworden, die Gewohnheit zu entbehren, hatte sie gelehrt, Trost und Genuß in ihren Empfindungen zu suchen, das Bedürfniß zu empfinden, hatte das, sich zu kurzweilen, ersetzt. Neigung, wenn auch nicht Tugend, hatte sie gelehrt Opfer zu bringen, in Ernst, Einbildungskraft, Empfindung ohne sittliche Grundsätze, besteht aber der Charakter des Romantischen, und so ward dieses Mode. Die Lebensweise der Weiber gewann — wenn auch nicht mehr Tugend, doch mehr Folgerechtes, man glaubte, einen Fehltritt durch eine Leidenschaft entschuldigen zu müssen, und das beweist schon das Bewußtseyn, einen Fehler begangen zu haben, und daß eines Weibes Bestimmung etwas mehr ist, wie eine bloße partie de plaisir.

Die Literatur beweist diese Veränderung. Es erschienen viele, meist von Weibern verfaßte Romane. Diese Gattung leichter Dichtung, die ein schwankendes Gefühl, einen unentschiedenen Glauben gestattet, Geständnisse eines beunruhigten Herzens, welches sich der Leidenschaft hingibt, und doch über sich grübelt, eines Herzens, das keine Wahl kennt, als zu zweifeln oder sich hinreißen zu lassen, — diese Dichtung war ohne Zweifel für einen Zeitpunkt geeignet, der leer war an Ueberlieferung, an Enthusiasmus, an Ehrfurcht für das Vergangene, an Glauben für das Neue, welcher dem Daseyn weder Regel gelassen hatte, noch bestimmten Zweck. In einer Uebergangsepoche finden die Seelen mehr Stütze und Sicherheit in der Fiktion als in der Wirklichkeit. Die Weiber theilten diese Seelenstimmung, und sie that den Dichtungen Vorschub, die, wie Frau von Staël sagt, einen Uebergang des Lebens in der Wirklichkeit zu dem in der Einbildungskraft machen. Sie selbst malte einen Theil dieses Zeitpunktes mit Meisterhand in ihrer Delphine, die man sehr leicht beurtheilt, wenn man sie nur als Roman ansieht. Die in dieser Epoche von Weibern geschriebene Werke dieser Gattung haben eine Art von Uebereinstimmung im Charakter. Die regelmäßige Zierlichkeit der Frau von Lafayette, der glänzende Schmuck der Frau von Riccoboni fehlt ihnen; sie beschäftigen sich nicht mehr, eine längst verblichene Zeit zu be-

*) Gott lohne die wackere Franzbsinn für dieses Wort! Wenn wir die Zeit und die Summen betrachten, welche unter den gebildeten Ständen unsrer Landsleute für die sogenannten Talente ausgegeben werden, um unsre Jugend zu Stümpern zu machen, noch mehr, wenn wir wahrnehmen, daß unsere gebildeten Töchter solide Nadelarbeit für verunzierend halten, und sorgfältig die Leinwand und Wäsche, die sie etwa noch zu nähen verstehen, vor dem Auge des Besuchenden verbergen, müssen wir den Zeitpunkt herbeywünschen, wo die Usurpation der Talente beschränkt werde. Glaubt man denn, Kunstgenuß bedinge eigene Kunststümperey? Glaubt man, im Blüthenalter der Kunst, welches Griechenland, Italien und Deutschland einmal verlebten, habe die sämmtliche liebe Jugend sich der Stümperey befliessen? — Das hat ja die Kunst mit der Natur, ja mit der Gottheit gemein, daß sie allgemein erhebt, veredelt, aber nur Wenige zu Priestern geweiht haben will.

D. U.

schreiben, sondern malen heftige Leidenschaften im Streit mit gewaltsamen Lagen. Mitten in diesem Gefühlssturme nehmen wir ein keimendes Moralgefühl wahr — und wirklich ist die Selbstsucht der Leidenschaft doch besser, wie gemeine Bestrebungen und herzloses Vergnügen. Religiöses Gefühl gesellt sich dem bewegten Herzen zu, und das Gemüth empfindet in Mad. Cottins Romanen mehr tugendhafte Rührung, als selbst die neue Heloise ihm einflößt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abends an meine Schöne.

Ach, wie herrlich strahlt des
Abendroths Rubin in
Deinen blauen Augen!
In so hellem Feuer
Glüht die Rose, wenn sie
Zwischen Veilchen blühet.

Aloys Szent Miklosi.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Juli.

London fängt bereits an, ein trübseliges Ansehen zu gewinnen. Der König hat sein letztes Lever gegeben. das Parlament ist am Schlusse seiner Arbeiten, die Hauptgeschäfte an den Gerichtshöfen sind geendiget — und Adel und Gutsbesitzer, Richter, Advokaten, Kläger und Zeugen, und was nur immer sonst nicht nach London gehört, oder die große Badel während der Hundstage verlassen kann, flieht, als wäre eine Pest im Anzuge, auf's Land und auf's feste Land, und in Kurzem sieht man in den vornehmsten Straßen im westlichen Theil der Stadt beynahe Gras wachsen, und die von unten bis oben verschlossenen Häuser sind wie ausgestorben; die Handwerker sind dann fast ohne Arbeit. und die Laden ohne Kunden, die Schauspielhäuser, die um diese Zeit fast nie etwas Neues geben, sind leer. und alles scheint nur fortzugehen, eben weil es so herkömmlich ist. London ist dann wirklich ein trauriger Ort, dem nur noch der Großhandel in der Altstadt, welchee nie aufhört. Leben gibt.

Man hat dieser Tage Velutti, den Kastraten in der italienischen Oper herausgebracht, und er wurde recht gut aufgenommen. Die Times und einige andere Zeitungen machten vor- und nachher einen Mordspektakel darüber, und tobten, als wenn durch einen solchen Auftritt alle die hochgerühmte Sittlichkeit Alt-Englands zu Grunde gehen müßte. Der Gedanke, daß irgend ein junges Mädchen fragen sollte, warum der Mann — nein, Mann wollten sie ihn nicht nennen — das Ding eine so eigene Stimme habe. und daß man es ihnen erklären und so unkeusche Gedanken bey ihnen erregen müßte, machte sie beynahe rasend. Aber man muß gestehen, daß die unsittlichen Bemerkungen dieser Journale das Unanständigste bey der Sache, und eher dazu geeignet waren. unkeusche Gedanken bey der Jugend zu erregen, als der Anblick des armen Velutti. Ein halbes Dutzend Maulaffen wollten ihn hinwegzischen. aber ohne Erfolg. Sein Gesang gefiel, da er ihnen aber wahrscheinlich schon als Sänger bekannt ist, so ist es unnütz, hier etwas darüber sagen zu wollen.

Diese Woche feyerte das ärztliche Kollegium das Einweihungsfest seines neuen Hotels, ein Gebäude in dem keuschesten Geschmack und von großer Pracht. Es waren drey der königlichen Herzoge und überhaupt eine sehr große Gesellschaft vornehmer Personen dabey zugegen; und Sir James Halford, der Präsident hielt bey der Gelegenheit — eine lateinische Rede.

Reisenden, die nach London kommen, um sich zu belehren, möchte ich rathen. des Buchhändler Millers (Bridgestreet. Blackfriars) amerikanisches Lesekabinet nicht zu übersehen. Man findet dort an fünfzig amerikanische Zeitungen. zum Theil drey Wochen nach ihrem dortigen Erscheinen, das amerikanische Review, die amerikanische Literary Gazette, und fast alle Werke über Amerika und von Amerika. besonders der neuesten Zeit, welche zum Theil von Hrn. Miller wieder aufgelegt worden sind.

Hr. Mathison hat uns eben eine neue Reise über die seit Kurzem so oft bereisten und beschriebenen Länder Südamerika's, Brasilien, Chili und Peru geliefert, die er in den Jahren 1821, 1822 besucht, mit dem Vortheil, daß sein Werk. (welches dazu nur noch aus einem einzigen Oktavbande besteht) sehr viel Neues und Unterhaltendes, und besonders viel Lesenswerthes über den vorigen und jetzigen bürgerlichen und politischen Zustand jener Länder. nebst den Ursachen und dem Fortgang der dortigen Revolutionen enthält; mit dem interessanten Zusatz der Beschreibung eines Besuches auf den Sandwichinseln. Aus dieser letzteren gebe ich ihnen jetzt einen Auszug. Sobald der Verfasser auf Owahu gelandet war, wo mehrere amerikanische Schiffe und ein Konsul dieser Nation, die sich des Sandelholz-Handels wegen hier aufhalten, antraf, sah er sich von einem Haufen mehr als halbnackter Männer und Weiber umringt, die sich hinzudrängten, um ihm die Hand zu drücken, und ihn zu betrachten. und dieses mit einem lauten Gelärm, worin sie sich über den Beynamen zu verständigen suchten, den sie ihm geben wollten, eine Sache, die sie bey der Ankunft eines Fremden nie unterlassen. und wobey sie oft große Scharfsichtigkeit in der Entdeckung körperlicher Gebrechen oder persönlicher Eigenheiten an den Tag legen. Den folgenden Tag besuchte Hr. Mathison den König, dessen Grashütte sich vor den übrigen durch nichts, als ein Paar Kanonen auszeichnen soll, die um dieselbe herstanden. Das königliche Vieh lag besoffen und gesattelt am Boden. auf einer Seite seines Kopfes lag eine ungeheure Sau, die dann und wann mit ihm in Gesellschaft grunzte; auf der andern saß eine seiner Königinnen, ein sehr starkes Weib, das, wie er, beynahe ganz entblößt war, und ihn durch ihre Liedkosungen umsonst zu besänftigen suchte. Einige Häuptlinge und Diener, welche theils schliefen, theils die Fliegen wehrten, und dabey die traurigsten Wiegenlieder sangen, die sich nur denken ließen. In einem innern Gemache fand der Verfasser die erste Königin, auch eine sehr starke Frau, die aber doch etwas Angenehmes und Feenmäßiges im Gesichte hatte. Sie trug ein ziertes Kleid, und übte sich im Schreiben. das sie erst seit ein Paar Tagen angefangen, und worin sie schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Auch zeigte sie ihre Arbeit mit vieler Selbstgefälligkeit. Die Königin lachte laut auf, und sagte, er wäre ein bloßes Kind. und hätte noch nicht einmal einen Bart. Das Gemach war mit Matten belegt und behangen, hatte einen schönen großen Spiegel, und mehrere chinesische Kisten und andere Möbeln, und war voller Dienerinnen, welche in sonderbare Gruppen am Boden umher lagen, und ein bestäubiges singendes Geräusch unterhielten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juli 1825.

Da loben wir uns unser Reich!
Wie sind wir wohlberathen!
Was kümmern uns die Frösch im Teich,
Und ihre Potentaten!

Die Frösche.

Brekele,
Brekele, brekele!
Koae! Tuu!
Brekele, brekele!
Brekele, Koae, brekele Tuu!
Brekele, brekele, brekele!
Brekele, brekele, brekele, beekele
Koax, koax! Tuu, tuu!
Brekele Tuu!

Brekele, brekele!
Die Kinder der Teiche beginnen ihr Leben,
Seh'n sie den strahlenden Mond sich erheben;
Brekele, brekele,
Koax, Tuu,
Koae, koax! Tuu, tuu!
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen;
Brekele, brekele, brekele!
Koax, koax! Tuu, tuu!

Einstens bewohnten
Wie Frösche den Himmel,
Aber die Gluten
Phoibos verdarben uns.
Es fielen die Frösche
Haufen auf Haufen.
Nirgend war Hülfe!
Niegend der Helfer!
Die Häupter des Volkes,
Auf's Antlitz gesunken,
Riefen um Rettung
Zum Vater der Götter;
Aber er hörte nicht.
Nemesis heischte
Unser Verderben.
Er litt' unser Glück nicht!
Litt' unsre Macht nicht!
Litt' unsern Glanz nicht!
Aber sein Zürnen
Fand endlich Genügen.
Auf lebete wieder
Der Frösche Geschlecht;
Es bebete Juno
Für uns, die Geliebten,
Beschirmt uns mit Wolken.
Brekele, brekele, brekele!
Koax, koax! Tuu, tuu!

Schön wie die alte
Wohnung gewesen,
Ist auch die neue?
Krystall'nes Gewässer
Schützt vor der Sonne
Sengenden Pfeilen uns;
Poseidon, der Meere Zevs,
Ist unser Vater,
Mächtiger Schutzherr,
Gnädiger — Gott.
Und die Tritonen
Und Nereiden,
Sind treu und verwandt uns.
Wenn Sirius die Erde
Senget und schmort,
Wird heiß das Gewässer:

Digitized by Google

Wölben aus grünendem
Schilf sie ein Dach uns.
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen!
Brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Alle Bewohner
Der Wasser sind stumm;
Nicht einen derselben
Hat mit der Laute
Apollo berührt.
Der stolze Vogel,
Anadiomenes
Wagengespann,
Ist stumm, wie der Kachelot,
Und wie der Wallfisch,
Und wie der Karpfen,
Oder der Stör.
Wir nur, wir Glücklichen,
Sind die geliebten
Einzigen Kinder
Der Wasser Kamönen.
Brekeke, brekeke, brekeke!
Brekeke, brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!
Koar, Tuu!

Wenn unser Abend-Chor
Jubelnd beginnet,
Freut sich der Himmel;
Synthia nahet,
Und tausend und tausend
Ihrer Begleiter
Neiden uns unser Glück,
Unsere Seligkeit;
Neiden es, daß sie nicht auch
Wasser bewohnen, wie wir.
Tellus bewundert
Unsere Lieder,
Dankbar erkennt sie,
Daß ihre Zierde,
Ihr höchster Glanz wir.
Es lauschet die Gegend;
Die Felsen auf Höhen,
Und am Gestade,
Jubeln mit uns.
Brekeke, brekeke, brekeke, brekeke:
Tuu! Koar, koar! Tuu, tuu!

Ein trauriger Vogel,
Farblos und klein,
Den selbst die Haine
In niedern Gebüschen
Erröthend verbergen,
— Er heißt Philomele —
Wagt es, mit klagenden
Tönen, den schäkernden
Chorus der Frösche,
Den süßen, zu stören.
Aber die Götter
Strafen den Frevel:
Nicht lang und der kecke
Vogel verstummt;
Uns läßt der Himmel
Zu seinem Vergnügen,
Zur Freude der Erde
Jubeln, so viel uns beliebt;
Bis auf seinem Arm der Winter
Uns in stillen Schlummer wiegt,
Bis des jung geword'nen Lenzes
Schöne Zeit, mit zarten Händen,
Wieder uns zum Leben weckt.
Brekeke, brekeke, brekeke!
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen.
Brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Franz Kazinczi.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Gestehen wir ohne Furcht: die Revolution hat ihre Moral gehabt, denn sie hat es wieder in Gang gebracht, sich mit ernsthaften Ideen zu beschäftigen, und das ist eine nicht zu verachtende Gattung von Revolution. Die Vernunft der Weiber hat dabey gewonnen — es wäre sehr traurig, wenn sie wieder zurücksinken sollte! mehr wie genug, daß diese furchtbare Umwälzung uns zweymal hinterging! nach der Schreckenszeit scheu sie dem Einfluß der willkürlichen Macht zu erliegen; voll Mißtrauen war diese Macht bemüht, die Menschen auf einzig persönlichen Vortheil zurückzuführen: indem sie die trockenen Ansprüche einer veralteten Eitelkeit klug berechnend wieder ins Leben rief, indem sie die Versuche zur Gedankenunabhängigkeit sehr klüglich verbot, lief sie Gefahr, die Gesellschaft in Frankreich wieder in Müssiggang und Selbstsucht zu versenken.

Wenn die Männer müssig sind, sind die Weiber mächtig, und ihr Einfluß zieht ihre Verderbniß nach sich. Die Langeweile würde auf's neue die Moral verdannt haben, — aber zum Glück fehlte es dazu an Zeit, der Krieg, welcher das Theuerste, was man besaß, täglich der Gefahr aussezte, hielt die Natur und die Liebe lebendig; auf das grausamste gedrängt leisteten sie endlich Widerstand, und die Klagen der Gattinnen und Mütter wurden der erste Ruf der Freyheit.

Jezt ist den Weibern ein gerader friedlicher Weg eröffnet. Wirklich hat die Vergangenheit sie zu oft gefährdet, als daß sie dieselben sehr zurückwünschen sollten. An einem andern Ort werde ich von der Widersetzlichkeit sprechen, die einige von ihnen dem Rufe des Geschicks noch entgegenstellen zu wollen scheinen; von dem Irrthum, in dem sie über den Unterschied der Dinge bey der Aehnlichkeit der Namen noch befangen sind; ich werde die Kleinlichkeit schildern, den Widerwillen, der sie zurück hält; ja selbst die guten Empfindungen, die sie irre leiten, werde ich erwähnen. Ohne Bitterkeit, aber aus eigner Ansicht

werde ich die feindseligen Erinnerungen schildern, den ohnmächtigen Groll, das irrige, seinen Zweck verfehlende Mitleid, und wie die heiligsten Neigungen die geziemendste Ehrfurcht von grundlosem Haß und wesenlosen Ansprüchen verdrängt werden.

Eine Revolution regt Alles in einer Nation auf, das Gute wie das Böse. Die Menschen werden von den Begebenheiten so mächtig ergriffen, daß sie Mitleid miteinander haben sollten, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie in diesen Stürmen vielmehr die mildeste Nachsicht als unerbittliche Urtheile übten; wenn nun aber sogar die Weiber den Haß zu ihrem Beruf machen und immer zum Verurtheilen geneigt sind, müssen sie sich nicht beklagen, wenn ihnen die Männer aus dem Wege gehen, um fern von ihnen in Ruhe zu athmen.

Gestehen wir es, obgleich mit Schmerz, es scheint seit einigen Jahren, als hätten wir durch eine traurige Irrung von unsrer Natur aus dem Hasse ein Recht gemacht. Wir haben die Männer darin geübt, wie einige von uns sie ehmals zum Zweykampfe, dessen Gefahren uns nie nahe kamen, anspornten. Die Bedauernuß eines entweissenen Ansehens, eine thätige, seit dreißig Jahren geübte Einbildungskraft, die Langweiligkeit einer ungewissen Lage, haben uns zu einer wahrhaft unseligen Opposition gebracht — denn sie verdirbt das Herz, verwirrt die Vernunft und macht uns weniger liebenswürdig und weniger geliebt. Dieses Unrecht war zu allgemein, als daß es die Folgen nicht auch hätten seyn sollen; es gibt kaum ein Weib unter uns, die, wenn sie aufrichtig seyn will, nicht gestehen muß, daß ihre Stellung in der Gesellschaft peinlich und gezwungen ist. Wenn man durch Streit und Gezänk seine Sache gewinnen könnte, begriffe ich schon, wie man auf dieser Stellung bestünde; wir streiten aber schon lange, und der Prozeß ist noch weit von einem Ausspruche entfernt. Ein Land kann seine Institutionen nicht alle umtauschen, ohne daß nicht zugleich eine große Veränderung in den Sitten vorginge. Rousseau hat gesagt: „wo die Männer beschäftigt wären, müßten die Weiber darauf verzichten, sich in Alles zu mischen, und ein zurückgezogenes Leben erwählen.“ Der Ausspruch mag freylich hart seyn, allein ich fürchte, man muß sich ihm fügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 1. Juli.

(Beschluß.)

Walter Scott und die Kreuzfahrer sind jezt an der Tagesordnung; und: haben Sie Scotts neue Erzählungen gelesen? ist die erste Frage, welche jezt ein Freund dem andern thut, und Sie mögen sich einen Begriff von der Wuth des Publikums machen, diese Werke zu lesen, wenn ich Ihnen sage, daß ein Buchhändler von mittelmäßiger Kundschaft in einer abgelegenen Gegend Londons nicht weniger als für zwanzig Exemplare Bestellungen hatte, und jezt nicht weniger als zwölf beständig ausgeliehen hat. Es ist nicht möglich, länger zu zweifeln, daß Sir Walter der Verfasser dieser bezaubernden Romane ist, und es finden sich täglich neue Beweise, um die Gewißheit noch gewisser zu machen. Ein Freund von mir hatte z. B. einen ehemaligen Amanuensis des Sir Walter gekannt, welcher ihm die Hauptmomente im Manuscript vorausſagte, ehe die Erzählung noch in den Händen des Druckers war. Von dem jetzigen Werke habe ich Ihnen keine Auszüge geben wollen, weil ich voraussetzte, daß man, wie fast immer, eher von dem Inhalte desselben unterrichtet seyn würde, als hier, ich schließe also nur dies mit der Bemerkung, daß der Talisman hier die beliebteste von den Erzählungen ist. Das nächste Werk in der Aufmerksamkeit des Publikums ist Tremaine, eine Art von Predigt in die Gestalt eines Romans von drey dicken Bänden gekleidet, die ihren Ruhm mehr den Künsten ihres Herausgebers (Hrn. Colburn) zu verdanken haben, als ihrem eigenen inneren Werthe. Es sind manche treffende Schilderungen, einige wenige rührende Stellen, und nicht wenige treffende Bemerkungen darin, und sein Zweck ist die Beförderung des Glaubens und der Tugend; aber dennoch bin ich überzeugt, daß, wäre der Verfasser genannt, und hätte man nicht geschickter Weise die Aufmerksamkeit des Publikums dadurch zu erregen gewußt, daß man bald diesen bald jenen als Verfasser nannte, und zwar Leute von Stande, und diese sich bewegen fanden, dem Gerüchte in den öffentlichen Blättern zu widersprechen, das Werk nicht drey Auflagen erlebt hätte. Ich habe eben den ersten Band eines Werkes vor mir liegen, welches meiner Meynung nach die Aufmerksamkeit des Publikums in weit höherem Grade verdient, und ohne jene Künste, einem großen Theil des lesenden Publikums unbekannt bleibt.

Der witzige Verfasser (wer er ist, das wissen seine Buchhändler, und vielleicht diese nicht einmal, denn in diesem Zeitalter der Anonymität erfährt man den Namen eines Verfassers nie, als bis man sich erst in zehn Personen geirrt hat) des Neueren Athen (Edinburg) hat uns eben auch eine Beschreibung von Babylon der Großen (Babylon the Great, vulgo London, gegeben). Das Werk enthält eben so viel Wahres und Falsches, und hat überhaupt alle die Vortrefflichkeiten und Mängel, welche den Verfasser in seinem ersten Werke bezeichnen; dieses ist aber in dem Verhältnisse interessanter als jenes, als London, mit seinem Parlamente, Hofe ꝛc., interessanter als Edinburg ist. Zur Erbauung Ihrer Leser folgt hier eine Charakterskizze des John Bull, mit Beziehung auf den Schottländer und den Irländer, oder, mit anderen Worten, des Londoners wie er ist. „Vor allem ist zu bemerken, daß der Schottische Einfluß vorzüglich in der City (Altstadt, dem eigentlichen London als Handelsplatz betrachtet) fühlbar ist. Der Irländer scheint seiner Natur nach den Müßiggang als das Hauptkennzeichen eines vornehmen Mannes anzusehen; und da jeder Irländer ein vornehmer Mann ist, er habe etwas um seine Vornehmheit zu bedecken oder nicht, so fanden sich nur wenige dieser Nation unter den Kaufleuten der City. Die, welche wenige oder keine Erziehung haben — und das sind bey weitem die meisten — sind vornehme Taalöhner, und die übrigen sind von sich selbst vornehm. Könnten sie auf einmal reiche Kaufleute werden, sie würden's nicht verachten; aber sich mit gebücktem Rücken auf den brandeinigten Stuhl in die Höhe zu arbeiten, das ist ihnen nicht gegeben. Dieß ist aber gerade eines Schottländers Sache. Sein Wunsch, auf die Spitze des Baumes zu klettern, ist gleich stark; und obgleich es seinen Hoffnungen an der seltenen Heftigkeit und Wildheit

fehlt, so sind sie dagegen geschäftiger, und die Zeit gibt ihnen, was ihnen an Wärme abgeht. Der Irländer bläst wie ein Eichhörnchen, und fällt häufig in den Schlamm und beschmutzt und verwundet sich, so daß er oft eine Menge nichts bedeutender Luftsprünge zu machen hat, ehe er einen neuen ordentlichen Sprung machen kann und diesen mit der Gefahr auf's Neue zu fallen. Der schlaue Schotte aber sucht sich seinen Baum, lebt zu, daß er kräftig sey zur Dauer, stark ihn zu tragen, und festgewurzelt, damit er den Stürmen des Zufalls widerstehen könne. Er bestrebt sich, daß er einen finde, dessen untere Zweige leicht zu ergreifen, und der eine Reihe starker Aeste über einander habe, damit das Klimmen desto sicherer und bequemer sey. Er fängt ganz unten an, untersucht jeden Zweig, ehe er sich ihm anvertraut, und hebt nicht einen Fuß, bis der andere ganz sicher steht. Andere eilen an ihm vorüber und spotten seiner Langsamkeit — aber er läßt sie gewähren, klettert weiter, geduldig und beharrlich; und sieht er sie dann neben sich herunterpurzeln, während er noch immer fortklettert, so lacht er sie aus, und dieß so laut als er kann. Diese wunderbare Fähigkeit des Schottländers für Geschäfte, seine ungemeine Gelehrigkeit, seine Kunst sich mit wenig ein Ansehen zu geben, und sein beständiges Bemühen, seine Segel nach dem Winde zu richten, haben nicht nur die Londoner Sauerbstuden mit Schottischen Handlungsdienern angefüllt, sondern auch Schottländer zu Theilhabern in den meisten Handlungshäusern gemacht. Dennoch haben diese Leute, ungeachtet ihrer Menge und ihres Einflusses, nicht gesucht, selbst denjenigen Theil der Bewohner der Hauptstadt, in dem sie eine so große Rolle spielten, einen ächt schottischen Charakter aufzudrücken. Gerade die Eigenschaften, welche sie zu so nützlichen Dienern und thätigen Theilhabern in den Geschäften machen, verleiten sie auch dazu, die Sitten ihrer Umgebung nachzuäffen und sich die Liebhabereyen anderer zuzueignen. Auch fanden sie, daß das, was sie in der Heimath hoch zu schätzen gewohnt waren, hier von keiner Bedeutung ist. Ihre tiefen feudalischen Verbindungen, — ihre sonst gewöhnten Verwandtschaften mit dem rohen Eigenthümer von 2 oder 3 kalten Bergen, — die Sagen über ein Paar wunderbare Männer, von denen außer Schottland Niemand etwas gehört, — die spartanische Mäßigkeit und die Sparsamkeit, in welcher sie erzogen und an die sie gewöhnt gewesen, finden keine Aufnahme bey dem speculativen und genußliebenden Volke, bey dem sie sich jetzt befinden. Auf diese Weise verlieren sie allmählig ihren mitgebrachten Charakter, und können oft zur Noth für Engländer gelten: weßwegen man das Schottische, Irländische oder sonst Fremde, das man in London antrifft, als von einer niedrigen Gattung ansehen, und sich blos an den Charakter des John Bull halten muß, wenn man die Bewohner der Hauptstadt kennen lernen will. Der Stempel auf John ist so tief als auf einer Griechischen Schaumünze; und man finde ihn in London oder in Calcutta, sey sein Stand welcher er wolle, er läßt sich nie verkennen. Allenthalben ist er ein derbes unideatisches Wesen, sehr ehrlich, aber im Ganzen kalt und zurückstoßend. Seine ganze Substanz ist materiell; und immer, die Lage sey welche sie wolle, hält sich John für den ersten, und Niemand soll ihn eines besseren belehren. Auch ist seine eigene persönliche Bequemlichkeit überall sein erstes Augenmerk und das Ziel seines Strebens. John nimmt keinen Anstand mit den Fremden zu handeln, wenn er was dabey zu verdienen erwartet; aber um seine Vertraulichkeit zu gewinnen, muß man ihm den Hof machen, wie einem Frauenzimmer, und dann findet sich am Ende noch, daß sich's kaum der Mühe lohnte, seine Freundschaft zu gewinnen. Eine kalte steife Höflichkeit ist es, was er vorher gibt, und was nachher kömmt, ist nicht viel besser. Er hat eine maschinenmäßige Förmlichkeit an sich, und seine Selbstsucht, welche andere zu bemänteln wissen, ist bey ihm ganz erklärt. Während er aber der kälteste Freund ist, ist er auch der sicherste Nachbar und der ehrlichste Feind: während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha vertheidigt, läßt er andere auch in dem ihrigen ungestört. Da Bequemlichkeit — d. h. die Fähigkeit zu kaufen, was ihm behaglich dünkt, und Unabhängigkeit — worunter er das Gefühl versteht, thun und sagen zu dürfen, was ihn gelüstet — die Hauptgegenstände seines Strebens sind, so kümmert er sich wenig um die anderen zufälligen und vielleicht eingebildeten Auszeichnungen, welche die übrige Welt so sehr plagen. Sein Stolz — und Stolz hat er genug — ist nicht der Stolz Hamans; ihm machts wenig Kummer, ob der Jude Mordechai vor seiner Thüre sitze oder nicht, wenn ihm dieser Mordechai nur nicht hineinkommt, ohne des Eigenthümers Erlaubniß, die er ihm in der Absicht geben muß, daß sie dem Eigenthümer irgend einen Vortheil bringen muß. Niemand kann sich ernsthafter und mit größerem Glücke auf die Erlangung des Reichthums legen als eben John Bull, und Niemand kann sich derselben mehr rühmen, wenn er ihn erlangt hat; auch gibt es kein Volk, das sich so wenig darum bekümmert, eine häßliche Leiter wegzustoßen, an welcher es hinaufgeklettert seyn mag, als das englische. Sey es das schlechteste Handwerk in der Welt, ein Handel mit Aas oder Straßenkehricht, das ihm die Mittel verschafft, sein Landhaus zu bewohnen, und in der Umgegend von London seinen Wagen zu halten, — so verachtet er niemals das Aas oder das Kehricht, sie sind ihm die besten Dinge in der Welt, und aus dem besten Grunde von der Welt: „Sie haben ihn warm gesetzt, und er hats jetzt so behaglich wie ein Lord!" Sein Stolz ist auch eigener Art, und er rühmt sich, wie man sich sonst nirgends rühmt — nicht seiner Ahnen, denn wenn John, wie er es nennt, warm sitzt, so schert er sich den Henker darum, ob sein Vater ein Herzog oder ein Straßenfeger gewesen. — Er rühmt sich aber ein Engländer zu seyn — Alt-England ist sein, und er ist Alt-Englands; wie Alt-England gibt es nichts mehr in der Welt; es kann die Welt bereichern, belehren, und, wenn's darauf ankömmt — erobern. Alles dieses aber bezieht sich nur aufs Allgemeine; und kömmt man an's Einzelne, so gibt es in ganz England nichts, womit er zufrieden ist, als er selbst — . . . Der König — kostet ihn zu viel, und er klagt über den zunehmenden Einfluß der Krone; das Parlament — ist verderbt und verkauft; die Geistlichkeit — thut nichts und lebt vom Schweiße anderer; die öffentliche Meynung und die Presse — verbreitet eben so viele Lügen als Wahrheiten; die Kanäle — nützen nur den Eigenthümern; die schönen Landstraßen — sind mit Schlagbäumen überhäuft . . . . es gibt keine Anstalt, keine Verbesserung, die nicht besser seyn könnte, und selbst sein Himmel ist ein ewiger Gegenstand seines Tadels. Klagen ist sein Element . . . . bey vollen Kisten, wird er ein Bettler, und alles geht zu Grunde; und so fett, daß er kaum aus einer Stube in die andere watscheln kann, muß er Hungers sterben. Eins nur gefällt ihm, und das lobt er ohne Anstand, wenn man nur besonders und unabgesehen von dem Uebrigen davon spricht, und das ist die Marine — die hölzernen Mauern Alt-Englands, und diese vielleicht, weil er sie nicht sieht. Dieses Murren verräth aber nicht gerade einen unzufriedenen Menschen, und hat sogar seinen Nutzen für ihn. Denn da seine Sorge hauptsächlich dahin strebt, sich selbst behaglich zu machen, welches ihm meistentheils gelingt, und er sich sonst um das, was er nicht thut, oder wofür er nicht bezahlt, nicht sonderlich bekümmert, — so weiß er, daß seine eigenen unmittelbaren Angelegenheiten gut stehen, und so entladet er sich seine Galle auf äußere Gegenstände."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juli 1825.

Ueberfluß und Mangel sind gleich schädlich, und wo der erste sich bey Einem anhäuft, fehlt es immer Anderen; nicht zu rechnen, daß er oftmals das Herz verderbt, wie die Fabel lehrt.

Apolog von Sadi.

Mose der Prophet (Friede über ihn!) sah einen Armen, der, weil er nackt war am ganzen Leibe, sich selbst im Sande hatte verscharrt. Der Arme redete Mose an und sprach: „Bete du doch zum großen Gotte für mich, daß er mir reichen möge die Nothdurft des Lebens; denn ich verschmachte vor Mangel.“ Mose bat für den Menschen, und Gott gab ihm Mittel des Lebens.

Nach einigen Tagen kam Mose von der Uebung der Andacht zurück, und sah den Menschen gefangen, und von einem großen Kreise Volkes umgeben. Auf seine Frage, was vorgefallen sey, antwortete man ihm: der Mensch habe Wein getrunken, im Rausche Händel begonnen, einen Menschen ermordet, und jezt habe das Volk sich versammelt, ihn dafür zur Strafe zu ziehen:

„Wüchsen der armen Katze Flügel an,
Um Spatzenvolk bald wär' es dann gethan.
Oft, wer in Armuth lebt' und in des Dranges Ketten,
Kommt er nun auf, er wird den Armen niedertreten.“

Mose (Friede über ihm!) erkannte nun die Weisheit des Schöpfers des All, und bittend um Verzeihung seiner Vermessenheit, sprach er das Wort: Hätte Gott großen Reichthum allen seinen Knechten gegeben, bald würde einer den andern frech trotzen überall.

O Stolzer, was stürzt' dich in solches Weh'?
O flöge doch Ameis nicht in die Höh' *)!
Wer dich nicht mäßig hat gemacht,
Hat daß als du dein Glück bedacht.

E.

*) Unter den Ameisen des Orients soll es auch geflügelte geben, die von den übrigen nicht geflügelten dann verfolgt und aus der Gesellschaft verstoßen werden. Daher jene, der Quälung der andern nicht geflügelten zu entgehen, und, wie man annimmt, auch aus Stolz über ihren sie auszeichnenden Schmuck, in die Höhe fliegen, und dort bald, der gewohnten Nahrung der Geselligkeit entbehrend, umkommen.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Vom künftigen Schicksal der Weiber.

Die Zeit ist nahe, wo jeder Franzose Bürger seyn wird, das heißt, wo er den Gedanken an seine Pflichten für's Vaterland zu allen wichtigen Handlungen seines Lebens gesellt. Ehemals stellte der König dieses Vaterland dar, ihm gehorchen, ihm gefallen, war die erste Pflicht; für die devorrechtete Klasse, welche die Ehre hatte, ihm zu nahen, fast die einzige — für ihn, wenn es nöthig war, zu sterben, war die Verbindlichkeit Aller. Diese den Unterthanen im Voraus aufgelegte Verbindlichkeit mußte den meisten von ihnen die Regierungshandlungen, von denen sie so fern standen, gleichgültig machen; weil das Re-

giment unsrer Könige aber seit vielen Jahren milde war, nahm man ihren Einfluß nur in einem kleinen Bezirk, in ihrer Nähe, wahr. Die französische Monarchie ließ den Theil des Verstandes, der wenigstens vermöge des Gedankens an der Regierung Theil nehmen möchte, in Unthätigkeit. Neue Bedürfnisse erweckten nach und nach eine lebhaftere Neugier, man wollte Alles kennen, dann Alles beurtheilen; anfangs erbat man, später forderte man Erläuterungen, und von da an verlor jedes Gesetz, jeder Gebrauch, der sein Vorhandenseyn nicht mit Gründen rechtfertigen konnte, sein Ansehen, und ward dem Untergang bestimmt.

Dieser Forschungsgeist, in Mißverhältniß mit der Prüfungsfähigkeit, führte uns auf einem furchtbaren Wege zu dem verlassenen Standpunkte, wenn gleich unter ganz verschiedenen Bedingungen, zurück. Die Empfindung, welche wir fortan unserm König widmen, wird eine ganz andere, wie ehedem, aber nicht weniger ergeben, nicht weniger schmeichelhaft seyn. Man ist gewöhnt, ihn als den Schlußstein des wiederhergestellten Gebäudes anzusehen; der Einfluß des allgemeinen Vortheils wird die Gesinnungen, welche zur Befestigung des Thrones nothwendig sind, hervorbringen, und bald wird jeder Bürger bey einer ruhigen Thätigkeit in der Ausübung seiner Rechte und der Anhänglichkeit an seinen Fürsten stets wiederkehrende Gelegenheiten, zum Wohl seines Vaterlandes thätig zu seyn, finden.

Die Eigenschaft, Bürger zu seyn, muß also als das eigentliche Triebrad von des Mannes gesellschaftlichem Leben angesehen werden; das Loos des Weibes ist hingegen in dem doppelten, nicht weniger edeln, Beruf als Gattin und Mutter eines Bürgers abgeschlossen. Wenn ihr die öffentliche Meinung in dieser Eigenschaft alles Ansehen zugesteht, das sie mit Recht fordern kann, wenn ihre Erziehung darauf abzweckt, diese zu erhalten, wird sie sich nicht mehr über ihr Schicksal zu beklagen haben.

Alle Verdienste der Weiber sind in Bewegung, sobald sie Theilnahme empfinden. Da sie überhaupt der Kraft ermangeln, welche nach einem entfernten Zweck, einem unsichern Ziel zu streben vermag, bedürfen sie eines überwiegenden, von ihnen oft bis zum Enthusiasmus gesteigerten Gefühls, das ihnen den Lohn, dessen sie, um nicht muthlos zu werden, bedürftig sind, schon im Voraus verschafft. Diese Neigung ihrer Natur beweist, wie sehr sie für das häusliche Leben gemacht sind, das ihnen leichte Prüfungen und unmittelbare Belohnungen verschafft. Schwach und oft aufgeregt, wie ihr Gemüth ist, wird ihre vorschnelle Einbildungskraft von dem, was nur erst in weiter Ferne gelingen kann, entmuthigt und erschreckt; stellt sie aber auf den Platz, wo sie die abhängige Rathgeberin des Handelnden sind, und ihr werdet sehen, welcher Entwicklung, welcher Weisheit ihre Vernunft fähig ist. Wenn also das Weib der Gesellschaft wahrhaft nützlich seyn soll, muß es eine Lage finden, wo seine Thätigkeit seinen Kräften angemessen bleibt.

Aus dieser Einrichtung entstände noch ein andrer Vortheil: jedes persönliche Auftreten wäre den Weibern versagt; ihnen bliebe nur der Einfluß des Rathgebens — dieser ist natürlich und kann oft heilsam seyn. Der Kreis ihrer Thätigkeit sey unüberschreitbar; die sich außer ihm blicken läßt, setze sich ohne Rettung der Lächerlichkeit aus. Freye Verfassungen berufen die Männer zu vielfältigen Versammlungen — wie könnten ihre Entscheidungen Wichtigkeit behalten, wenn man den Einfluß eines Weibes in ihnen wahrnähme? Unsre gesellschaftliche Sendung (Mission) macht uns zu aufmerksamen und theilnehmenden Zuschauerinnen der Begebenheiten, in welche von einem Augenblick zum andern ein Gatte, ein Sohn verwickelt werden kann. Man denke nicht, daß ich die Weiber auf eine demüthigende Unthätigkeit beschränken wolle; wahrlich nein! auf dem Standpunkte, den ich ihnen anweise, sollen sie mit mehr Theilnahme und Thätigkeit wie jemals fühlen, denken und wirken. Es ist wünschenswerth, daß ihnen jede Gelegenheit zu Ränken und künstlichen Umtrieben benommen werde, sie werden aber aus dem Innern ihres Hauses auf das, was außerhalb desselben Wichtiges vorgeht, Achtung geben, sie werden ihre Klugheit, ihre Sorge aufwenden, den Gefährten ihres Lebens immer zur Seite stehen zu können. — Fénélon sagt: „Männer, die das größte Ansehen im Publikum haben, können, wenn die Weiber ihnen bey der Ausführung nicht beystehen, durch ihre Beschlüsse kein wirkliches Gutes bewirken."

Ich befrage das Gewissen der Weiber, ob ein also beschränkter, aber gesetzlich begründeter Einfluß nicht wünschenswerther ist, wie ein schwankendes Ansehen, das sie oft um Achtung und um Tugend gebracht hat? Gestehen wir's! seit langer Zeit gründeten wir unsre Herrschaft nur noch auf die Liebe — und was war diese Liebe! die allerunabhängigste Leidenschaft hatte sich der Tyranney der Gewohnheiten, der Laune der Mode unterworfen; möchte sie aber auch von diesen erniedrigenden Fesseln befreyt, möchte sie sich ganz wiedergegeben seyn, so müssen wir doch zugeben, daß sie nur für eine sehr kurze Zeit unsers Lebens paßt, daß sie tausend Fehlschlagungen nach sich zieht, und, indem wir anscheinend nur mit Einem Gegenstande ausschließlich beschäftigt sind, eine Art verlappter Selbstsucht in uns nährt. Wär' es denn irrig, wenn wir es bey der Erziehung beabsichtigten, unserm Geschlecht, ohne ihm die Liebe abzusprechen, die Mittel zuzusichern, welche eine weniger stürmische Empfindung einzuflößen vermag? die jedem Alter angemessen, unter allen Umständen ehrenvoll seyn würde, denn sie wäre auf die Sittlichkeit, auf eine Hingebung, die von der Tugend anerkannt würde, gegründet. Diese Empfindung gestaltet und fordert, daß

das Weib dem ernstern Beruf, der das Leben des Mannes in Anspruch nimmt, nicht ganz fremd sey. Die Gattin muß Freude an der Unterredung mit ihrem, zu öffentlichen Angelegenheiten berufnen, Gatten haben; ihr Geist kann auf den seinen wirken, sey er Beamter, Schriftsteller oder einfacher Bürger; aufgeklärt und gefühlvoll, ergeben und vorsichtig, wie sie seyn soll, wird der Gatte sich gern mit ihr berathen, und freudig einen Theil seines Gelingens ihr danken. Der Gattin liebender Beyfall wird den Eindruck flüchtiger oder strenger Urtheile über ihn mildern: sie wird ihm durch ihren Enthusiasmus schon im Voraus die Achtung zollen, welche der edelste Mann nie sogleich, wenn er sie verdient hat, von den Menschen erhält. Rousseau sagt: „Es ist traurig, wenn ein Hausvater, der gern unter den Seinen lebt, sich in sich selbst verschließen muß, und keiner der Familie ihn versteht." Daraus folgert er: „Kein Mann von Erziehung soll ein Weib nehmen, das keine genossen hat." —

Das Weib ist durch Anlage und durch ihre Verhältnisse geneigt, die Charaktere derer, mit denen sie zu verkehren hat, zu beobachten. In der besten Ehe wird es sich, lange ehe die meisten Männer nur daran gedacht hatten, damit beschäftigt haben, ja es ist sogar möglich, daß die Männer, zu ihrem Glück, nicht genug darauf denken. Genug, einer Gattin, welche den Fähigkeiten oder den Schwächen ihres Mannes auf die Spur gekommen ist, wird es, ohne ihn zu kränken, zu Beyder Besten gelingen, ihn zu warnen; sie wird bald sein Ungestüm mildern, bald seine Trägheit anspornen; ist es nothwendig, so wird sie ihm sogar die Tugenden einflößen, die ihm nur ihretwegen mangeln. Sie wird ihm z. B. Reue ersparen, indem sie großmüthig einwilligt, eine glänzende Lage, die er nur um ihrentwillen bedauert, unbedingt aufzuopfern. Ein Vater, der zwischen seiner Pflicht und dem Wohlstand seiner Familie schwankt, könnte in Versuchung seyn, sich mit Beyden abzufinden — sein Gewissen und seine Zärtlichkeit können ruhig seyn, wenn die Mutterliebe sein Opfer annahm. — Doch um diese Rechte zu genießen, muß auch das ganze Leben eines Weibes des Gatten Vertrauen begründet haben; ihr Urtheil muß stets überlegt, ihr Betragen fleckenlos, ihre Einbildungskraft geregelt gewesen seyn. Sie muß von jeher durch Ordnung und Wirthschaftlichkeit sich fähig bewiesen haben, den Verlust des Vermögens zu ertragen, sogar ihn zu ersetzen und die Beschränkung abzumessen, die er nach sich ziehen muß. Ich kenne kein rührenderes Schauspiel, keines, das alles Schöne des menschlichen Herzens besser vor Augen legt, als das eines Bürgers, der zwischen einem edeln patriotischen Gefühl und dem Wohl einer geliebten Familie abwägt; bereit, Unglück und Gefahr zu trotzen, besinnt er sich noch — aber nicht um seinetwillen — in solch einem Fall wird das muthige Zureden seiner Gattin seine Ungewißheit beendigen. — Entweder ist die Macht der Tugend ein bloßer Traum, oder sie schenkt zweyen Wesen, die sich einander verstehen, in einem solchen Moment ein so himmlisches, so überwältigendes Gefühl, daß es sie zu einer Höhe emporträgt, an die das Unglück nicht hinanreichen kann.

Auf diesem Wege kann das Weib einen thätigen Antheil an den ernsten Vorfällen des gesellschaftlichen Lebens nehmen; so wird sie die Anmuth über dasselbe verbreiten, welche immer natürliche Schwäche, mit muthiger Hingebung vereint, uns erkennen läßt. Uns liegt nicht die Pflicht ob, unsre Selbstüberwindung zu verhehlen, wir verlieren nicht, wenn man wahrnimmt, daß der Sieg uns schwer geworden ist.

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, wie trostvoll dem also verarmten, vereinsamten Manne die Zärtlichkeit, die Vernunft einer Gattin seyn wird; eben so wenig sie zu schildern, wenn sie durch ihre Verbindung mit ihm im öffentlichen Leben aufzutreten genöthigt ist. Wem ist es heutzutage unbekannt, wie nützlich eine Gattin ihrem Manne durch die Art werden kann, wenn sie diejenigen, welche Geschäfte mit ihm haben, zu empfangen weiß? Wer erfuhr nicht in der Gesellschaft den Einfluß des richtigen Gefühls, der, gegen einen Jeden in der Absicht gleichen, nur in den Formen verschiedenen Höflichkeit, die jeden Charakter zu gewinnen versteht?

Ich wiederhole es aber nochmals, um unsre wahren Vortheile zu erhalten, müssen wir Usurpationen sorgfältig vermeiden, diese machen dem, der sie versucht, wie dem, der sie leidet, keine Ehre. Die Rechte haben keinen gefährlichern Feind, als die Anmaßungen, und Gesetzlichkeit ist die Grundfeste der Ehen wie der Staaten. Als vertraute Freundinnen unsres Gatten können wir schicklicher Weise nur auf seinen Befehl handeln, und unsere Folgsamkeit, die aus Pflicht und Ergebenheit entspringt, befriedigt unser Herz und unser Gewissen. Die Thätigkeit der Weiber ist meistens so geringfügig, daß sie nur über die Bewegungsgründe zu derselben stolz seyn können; ihre kleinen Obliegenheiten gewähren wenig Vergnügen und machen viel Verdrüßlichkeit; wir müssen sie veredeln durch eine zärtliche Empfindung oder einen ernsten Gedanken. Die Freyheit, sie nach Willkür zu behandeln, würde einem Weibe auf die Länge bey Weitem nicht so viel Freude machen, als sie empfindet, indem sie dieselben zum Vortheil dessen, den sie liebt, erfüllt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß die Verhältnisse, mit welchen ich hier das Leben des Weibes ausfülle, nur selten zusammentreffen werden. Allein das neue System des Staates muß die, solchen Verhältnissen günstigen Gelegenheiten mehr, wie wir es uns jetzt vorstellen, vervielfältigen, und die Weiber, welche von besondern Umständen aufgerufen wären, solch ein Beyspiel

zu geben, würden ihrem ganzen Geschlecht eine Achtung verschaffen, deren Wirkung auch die geringste von ihnen verspüren würde. Und was auch künftighin eines Menschen Schicksal seyn mag, er möge in der Hauptstadt oder in einer fernen Provinz leben, sobald er irgend einer Betriebsamkeit fähig ist, muß er sich überzeugen, daß er für sein Vaterland einen Werth hat, daß er zu dem bürgerlichen Verein beytrage, durch die Vortheile, die er durch ihn genießt, und die Lasten, die er für ihn trägt, und seine Gattin wird immer ernste, aber rührende Pflichten zu erfüllen finden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juni.

Wir leben hier in Zeiten, wo Wunder geschehen, wenigstens glaubt man es, oder besser — man will es glauben machen. In Caserta fand eine Zusammenkunft statt, wo hinter den verfallenen Mauern eines alten Gebäudes, dessen vordere Seite eine gemalte Madonna zeigte, ein junger Mann seiner Genossen Vorlesungen über die Experimentalphysik, wie jener im Candide hinter der spanischen Wand, hielt. Daß die Mauern dieses Hauses nicht, wie jene Wand, umfallen konnten, war gewiß, allein durch ein eben dort mit einem Balle spielendes Kind entdeckt zu werden, befürchteten die Liebenden doch, indem das Spielwerk hinter die Mauern gefallen war, und vom Kinde wieder gesucht wurde. Das schlaue Mädchen griff deßwegen zu einem unzüglichen Mittel, das Kind irre zu führen, gab sich, ohne sich zu zeigen, für die Jungfrau Maria aus, und verlangte von demselben, einer Nonne aufzutragen, sie solle dafür sorgen, daß das, dem Madonnenbilde zu Ehren, vor demselben sich befindliche Lämpchen, welches verlöscht war, wieder angezündet würde. Das Kind verkündet das Wunder, welches, kaum ruchbar, demselben fast das Leben gekostet hätte; denn im frommen Eifer wollten Alle und Jede es seyen, berühren, etwas von ihm haben u. s. w., weil es die Ehre gehabt, mit der Mutter Gottes zu reden. Man rauste sich darum, ihm nahe zu kommen, man riß ihm die Haare aus und die Kleidungsstücke vom Leibe, um eine Reliquie zu besitzen von dem Kinde, welchem ein so übermenschliches Glück widerfahren, und nur mit Mühe ward es vom Erdrücken gerettet. Seitdem waren die Wunder an der Tagesordnung. Lahmen ward der Gebrauch ihrer Glieder, Blinden das Gesicht und Aussätzigen die Gesundheit wiedergegeben. Almosen wurden gespendet in unglaublichen Summen, und wer dem Bilde sich zu nahen wagte, mußte gutwillig oder mit Gewalt alles, was er um und an sich hatte, hergeben per la Madonna! — oder Gefahr laufen, gemißhandelt zu werden. Ein Lahmer eilt auf Krücken hin, und nach langem inbrünstigem Bitten und Flehen, wirft er plötzlich die hölzernen Beine von sich, und geht gerade und gesund von dannen. Schade nur, daß sein Herr, ein ungläubiger Städter, gerade denselben Tag auf den Gedanken gekommen, nach Caserta zu fahren, sich von den Wundern zu überzeugen, unglücklicherweise den Bedienten von Weitem erkennt, sich versteckt, ihn zu belauschen, und da er ohne Gefahr es nicht wagen durfte, gleich zur Stelle die Wahrheit aufzudecken, ruhig zur Stadt zurückkehrte. Tags darauf frägt er den Bedienten, wo er den vergangenen Tag zugebracht und was im Hause vorgefallen sey. Der Bediente versichert, keinen Schritt aus demselben gethan zu haben. Dieß wird dem Herrn zu viel, er ergreift einen Stock, um durch dieses kräftige Mittel den Bedienten zur aufrichtigen Beichte zu zwingen. Da aber dergleichen fühlbare Gründe für einen Lazzaronen zu viel Gewicht haben, suchte er denselben durch einen Fußfall auszuweichen, und gestand seinem Herrn, für die Uebernehmung dieser Rolle zwölf Dukati bekommen zu haben. Man machte Anzeige des Vorfalls, und dem Wundermann wurde einstweilen ein Quartier angewiesen, welches er wohl weder erwartet, noch aus eigner Wahl bezogen haben würde, und es heißt, man habe ihm durch hundert wohlgezählte und wohlverdiente Stockprügel, vom Polizeywegen die Lust zu fernern Wundern auszutreiben gesucht. Ein anderer erschien mit scheußlich offenen Wunden auf beyden Schenkeln, und ward durch einen Festgläubigen dadurch geheilt, daß dieser ein (nasses) Tuch an dem Madonnenbild rieb, und nun dem erstaunten Pöbel bewies, daß durch diesen — Schweiß! die Wunden geheilt würden; welches denn auch wirklich geschah. Als aber leider nachher entdeckt wurde, daß die Wunden in künstlich aufgeleimten Stückchen rohen Fleisches, mit Milch begossen, um Eiter nachzuahmen, bestanden, wurden beyde dem erstern Wunderthäter in den nämlichen Gewahrsam bis auf Weiteres zugesellt. Die Polizey mußte kräftige Kenntniß von allen diesen Vorfällen nehmen, weil sich zu Tausenden Festgläubige versammelten, und man vielleicht denken mochte, daß irgend ein zweyter, in einem wohlregulirten Staate nicht zu erlaubender Zweck in diesen Vorgängen und Zusammenrottungen verborgen liegen könnte. Man trieb das Volk aus einander, arretirte mehrere und — sehr weislich, bemächtigte sich aller freyn und unfreywilliger Beyträge, ungeachtet alles Geschreyes und aller Einwendungen der Geber, welche von diesem Augenblick das Ihrige und nicht Ihrige zurückverlangten. Auch bis in die Hauptstadt hatte sich die Wunderkraft der gemalten und ungemalten Heiligenbilder erstreckt, überall sah man solche, entweder heulten oder schwitzten sie; erschienen heute im weißen, morgen im rothen, oder einem andern Gewande, verdrehten die Augen oder geberten die Umstehenden an, bis sich Militär und Polizey auch hier darein mischte, das zusammengelaufene Volk verjagte und die wunderthätigen Bilder mit Brettern verdeckte und unter Schloß und Riegel legen ließ. So stehen sie noch.

Die Kirche al Carmine, wo fast alle Jahre mehr oder weniger dergleichen Spuk getrieben wird, ist seitdem auch völlig verschlossen, weil es dießmal zu arg ward, und das Volk sich mit großem Geschrey hereindrängte, sich zu Boden warf, denselben bis zum Wunderbilde aufkratzte, die Haare ausraufte, und den Unsinn so weit trieb, daß man glauben mußte, in einem Tollhaus zu seyn. Nun darf niemand ohne Paß nach Caserta, und es heißt, daß in den Provinzen deren so viele Tausend dahin verlangt wurden, daß die Bevdoken sich endlich gezwungen sahen, erst nach der Hauptstadt um Verhaltungsbefehle zu schreiben. Man fürchtete hier wie gesagt, daß diesen sonderbaren Vorgängen irgend etwas andres zum Grunde liegen könne, Allein so lange die fremden Truppen hier sind, ist gar nichts zu befürchten, und diese Furcht wohl überhaupt ziemlich aus der Luft gegriffen, denn sie sind wohl mehr einer Klasse zuzuschreiben, die ihren Einfluß auf die Gemüther des Volks gerne noch mehr ausdehnen möchte.

Druckfehler.

In Nro. 169. Spalte 2. Zeile 12. von unten, lies wie statt wo.

In gleicher Nro. S. 673. Spalte 1. Zeile 34. von oben lies wem statt weil.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Juli 1825.

Denn der Ehre Bahn wird durch die ernstlichen Kämpfe
Ihrer Bewerber gefährlich. Oft schleudern, wenn sie die höchste
Stufe schon bestiegen, des Neides Blitze sie nieder
In der Verachtung Pfuhl. O wie viel weiser und besser
Ist's mit Ruhe gehorchen, als Königreiche besitzen,
Und regieren helfen.

Lucretius Carus.

Der Henker König Karls I. von England.

Viele Geschichtschreiber, welche über den Tod des Königs Karl I. von England schrieben, haben behauptet, daß der Nachrichter, der an dem unglücklichen Monarchen die Todesstrafe vollziehen mußte, maskirt gewesen sey. Dieser Umstand hat zu einer Menge Vermuthungen und Behauptungen Anlaß gegeben. Vielleicht gibt nachstehende Geschichte, die aus dem Munde eines Freundes des Lords S*** von einem meiner Bekannten vernommen wurde, Aufschluß über diesen kontroversen Gegenstand der Geschichte.

Lord Robert S*** stammte aus einer alten schottischen Familie, die frühe schon bey den Kirchenveränderungen in England zur hohen Kirche übertrat, und seitdem bey verschiedenen Königen Stellen am Hofe oder in der Armee bekleidete. Lord S*** war einer der Generale König Georgs II. und besaß die Gunst desselben in einem ausgezeichneten Grade. Bey einem schönen Aeußeren war sein Geist sorgfältig gebildet, und mit vielen militärischen Kenntnissen bereichert. Dabey war er bieder und wahr, stets froher Laune, gegen Jedermann gefällig und herablassend, und selbst gegen jene ohne Groll, von denen er wußte, daß sie ihn beneideten, und ihm zu schaden suchten. Man weissagte ihm daher von allen Seiten baldiges großes Glück, und schien, was man prophezeihte, seines edeln Charakters wegen, ziemlich allgemein zu wünschen. Allein die bekannte Schlacht bey Dettingen entschied Lord S*** Schicksal ganz anders, als alle Welt und er selbst ahnen konnte.

Die englische Armee war in einer so übeln Stellung, und der französische Feldherr, Marschall von Noailles, hatte alle seine Dispositionen so meisterhaft getroffen, daß die Engländer sammt ihrem Könige verloren waren, wenn sie nicht schleunig eine bessere Stellung nahmen. Lord S*** rieth daher aufzubrechen. Der König wollte bleiben. Lord S*** behauptete, daß die Schlacht verloren gehen, die Armee gefangen werden würde. Der König widersprach, blieb, und — gewann die Schlacht! Freylich weder seinen Dispositionen, noch seiner Stellung, noch seiner bewiesenen persönlichen Tapferkeit wegen, sondern weil der französische General Grammont gegen Noailles Befehl zu früh angriff. Die Urtheile der Zeitgenossen bestätigten Lord S*** Meinung, allein des Königs Achtung und Vertrauen nahm von diesem Tage ab, und nach der Rückkehr des Heeres trat bald eine sichtbare Kälte ein. Nun war es Zeit, sich mit Anstand zurückzuziehen. Er that es, beurlaubte sich bey Hofe, und blieb nur noch so lange in London, bis er einige häusliche Angelegenheiten geordnet haben würde, dann aber hatte er bereits alle Anstalten getroffen, auf seine Güter nach Schottland zu gehen.

Während dieses temporären Aufenthalts in der Hauptstadt beschränkte er sich auf den Umgang mit seinen erprobten Freunden, und am Vorabend seiner Abreise versammelte er alle um sich zu einem glänzenden Mahle, bey dem Heiterkeit und Herzlichkeit sich mit den Empfindungen misch-

Digitized by Google

ten, die edler Menschen Seelen bey der Trennung von Freunden rühren. Die Munterkeit hatte sich der Gäste bemächtigt, und die Freuden des Mahles begannen lauter zu werden, als einer der Diener des Lords dereintrat, und ihm ein Billet brachte, das ein Unbekannter übergeben hatte. Lord S*** las es hastig. Es war eine Einladung von unbekannter Hand, um die und die Stunde in der Citystraße vor das Haus Nro.— der Allee gegenüber, zu kommen, wo er anpochen sollte, und alsbald eingelassen werden würde. Man wünsche, dem edeln Lord Beweise verdienter Achtung zu geben, und schmeichle sich seines Besuches zur bestimmten Stunde. — „Wahrhaftig, rief Lord S*** lachend aus, ein unvermuthetes Glück scheint hier dem in Ungnade Gefallenen begegnen zu wollen! Irgend eine Dame, welche Langeweile plagt! Allein ich werde die Einladung nicht annehmen, denn der Philosoph muß sich im Unglücke bewähren." —

In der That blieb die muntere Gesellschaft die ganze Nacht beysammen, und ging erst am Morgen auseinander. An das „Stell dich ein" dachte niemand weiter. — Mittags erschien jedoch schon wieder der unbekannte Bote in des Lords Wohnung und gab ein zweytes Billet ab. Dießmal war der Inhalt ernsthafter, dringender als das Erstemal.

„Mylord! — schrieb die unbekannte Hand — ich hielt „Sie für den Mann Ihres Rufs: allein ich scheine mich „geirrt zu haben. — Noch gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihr „Versehen gut zu machen. — Man erwartet Sie heute, „wie gestern, zur nämlichen Stunde an dem gleichen Orte. „Täuschen Sie die gute Meynung nicht, die man bisher „von Ihnen hegte. Ist dieser Abend vorüber, so können „Sie ihr Versehen nie wieder gut machen."

„Das ist doch zu arg — rief der Lord mit Hitze aus, als er dieses Billet gelesen hatte — den will ich sehen, der an meiner Rechtlichkeit zweifelt, und meinen Muth auf die Probe setzen will. Ich werde kommen, und den Aufforderer zu finden wissen." —

Er beschäftigte sich hierauf mit Anstalten zu seiner Abreise nach Schottland, und ging zur bestimmten Stunde, ohne alle Begleitung und ungewiß, was aus dem Allem werden sollte, an den bezeichneten Ort.

Auf den ersten Zug an der Schelle wird ihm geöffnet und ein Unbekannter weist ihn in das fünfte Stockwerk des Hauses, dessen ganzes Innere das Bild der Vermöglichkeit darbeut. Er pocht an eine Thüre, und eine unbekannte Stimme ruft von innen: „Wer pocht?" — Lord S***," war seine Antwort. — „Immer herein," tönte es ihm laut entgegen; die Thüre öffnete sich und er trat in eine Art von Unterstellag, aus dem er in ein dunkles von schwachem Lampenlichte spärlich erleuchtetes Kabinet gelangte. Ungewiß, was hier ihn erwarte, die Hand an den Degen gelegt, schritt er vorwärts. Da tönten ihm aus einem Bette im Hintergrunde die Worte entgegen: „Sie fürchten sich, wie es scheint?" — Mit Blitzesschnelle fuhr der Lord mit der Hand vom Degen und nahte sich dem Bette.

(Der Beschluß folgt.)

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Beschluß.)

Die Zeit muß aufhören, wo alles Vorzügliche sich in Paris vereinigte, daselbst zusammenfloß; die Menschen des nun abtretenden Geschlechtes, der Macht der Gewohnheit unterthan, mochten lieber in der Hauptstadt jämmerlich leben und dort irgend ein günstiges Ungefähr erwarten, als den Rest eines müßigen auf einem fernen beschränkten Schauplatz zu benutzen. Allein die kleine Zahl von Aemtern, die fast gänzliche Unmöglichkeit, in der sich die Regierung befindet, willkürliche Gnadenbezeigungen zu ertheilen, die Verlegenheit, vor aller Augen unverdiente Begünstigungen zu erheucheln, werden nach und nach den Haufen der Speichellecker von dem Monarchen entfernen, da sie ihr bisher noch die traurige Wahl ließen, sich durch Weigerung Haß, durch Bewilligung Tadel zu bereiten. Die Männer in Paris werden doch endlich daran denken, daß es ein Frankreich gibt, und daß man sich in ihm überall durch ein nützliches auch ein angenehmes Leben verschaffen kann. Man wird begreifen lernen, daß es ein ehrenwerther Stand ist, der auf den Feldern seiner Väter Ruhe und Wohlstand gewährt, und daß Tugend und unschuldige menschliche Schwächen in der Wichtigkeit, die geringe Ueberlegenheit bey einfachen Landleuten erhält, Ermuthigung und Genüsse finden können.

Aufrichtig gesagt, so sind bey unserer vorgeblich katholischen Nation die einfachsten Begriffe des Christenthums bey der Mehrzahl fast gar nicht vorhanden. Auf dem Lande und in der Stadt kennt der gemeine Mann das Evangelium nicht, und die Menschen, welche den Trost eines künftigen Lebens am dringendsten bedürfen, sind gerade die, welche ihn am wenigsten zu hoffen lernen. Lange Zeit hat unser unseliges Beyspiel sie irre geleitet; jetzt vergessen wir, daß ihr moralisches Elend unser Werk ist, und überlassen uns dem vornehmen Ekel, den sie uns einflößen. Der Mangel an Aufklärung durch Religionsunterricht hat die Köpfe unsers Volkes der Verführung bloßgestellt. Der Verstand hat das Bedürfniß, sich zu üben; fehlt es ihm an Wahrheit, so greift er lieber zum Irrthum, als daß er in Unthätigkeit bliebe. Unwissenheit ist vielleicht besser als Irrthum, aber Alles ist weniger schrecklich, als in einen thierähnlichen Zustand zu versinken. Jede Art moralischen und religiösen Unterrichts fehlt den untersten Volksklassen, und es wird Zeit, Mühe und Ge-

Digitized by Google

bald kosten, um sie zu einigem Nachdenken über ihr Leben und ihr Ende zu bringen *). Kehren wir vom Lande in die Städte zurück, und wollen wir der thätigen, oft überspannten Empfindung der Wider Beschäftigung geben, so bietet sich daselbst die Armenpflege für sie an. Man sorge dafür, daß die Verwaltung eine gereglete Form vorschreibe — denn nichts Nützliches kann ohne Methode bestehen — dann überlasse man deren Ausführung der herzlichen Thätigkeit unsers Geschlechts.

Ich könnte noch manchen Beruf aufzählen, welchen der Name einer Bürger-Gattin in sich faßt, und von denen es sehr zu wünschen ist, daß bald jede Französin deren Wichtigkeit begreifen lerne — sie könnten die Thätigkeit eines ganzen Lebens beschäftigen — und noch erwähnten wir gar nicht der Pflichten, noch der Freuden, welche die Mutterwürde verspricht.

Bey diesen Worten drängen sich alle meine Gefühle herzu, gleichsam als wollten sie allen meinen Gedanken den Raum nehmen. Anfangs zürnt die Natur und verwirft den Gedanken, daß eine Institution mehr oder weniger das Recht haben soll, die Hingebung einer Mutter zu mehren oder zu mindern. Wahrlich, Mutterliebe ist die unabhängigste Liebe der Welt! Wir lieben unser Kind, wie es sey, was es thue, es kränke, es befriedige unsre Eigenliebe, es erwiedere unsere Zärtlichkeit oder dulde sie wie eine Beschränkung seiner Freyheit, ein Sohn hört auf seine Mutter, oder weist sie von sich, er flieht sie, oder sucht sie auf, dennoch beherrscht er ihr Herz, dennoch ist er der Herr ihres Lebens. — Aber glücklich die, welche lieben darf, oder vielmehr zeigen darf, daß sie liebt, ohne diese ohnmächtigen, aber schmerzlichen Hindernisse überwinden zu müssen. Eines Sohnes edle Eigenschaften verbreiten neue Lebensluft um die Mutter, er macht, daß sie ohne Verlegenheit ihr edahnen Hauptes in die Zukunft blickt, ihre Seele, die keine Unruhe kennt, ist dennoch tief bewegt, das Vertrauen zwischen ihr und dem Sohne ist das beglückendste Verhältniß; es gleicht keinem andern; obschon es ganz aus Schwäche und Anseben, aus Herablassung und Kraft besteht, die zusammen das Weib und die Mutter, den Mann und den Sohn aussprechen. — Ja glücklich, hundertfach glücklich das Weib, welche diese Seligkeit genoß! —

Bey aller Achtung für diesen Naturtrieb müssen wir doch anerkennen, daß günstige Umstände ihn noch zu vervollkommnen, zu veredeln vermögen. Die Gattin eines öffentlichen Beamten, stolz auf ihres Mannes Ruf, wird wünschen, daß ihr Sohn einst Tages in seines Vaters Fußstapfen treten möge, und ihrer Sorgfalt wird er die ersten Begriffe, welche ihn darauf hinleiten können, zu danken haben. Das Feld der Hoffnung öffnet sich an der Wiege eines Sohnes, er scheint sie alle zu begünstigen, und statt diese süße Täuschung zu vernichten, laßt sie uns zum Besten des Vaterlandes benutzen, laßt uns die Eltern anfeuern, daß sie alle die schönen Keime, die sie in ihrem Liebling zu finden glauben, weise und gewissenhaft entwickeln, und ihr liebender Ehrgeiz wird nützliche Bürger bilden, durch eigne Thätigkeit, wenn die Natur sie reichlich begabt, oder auch schon dadurch, weil sie in andern die Verdienste zu schätzen wissen, über deren Wichtigkeit sie früh belehrt worden sind.

*) Heben wir doch ja nicht wohlgefällig das Haupt, mit der Zuversicht: bey uns sey das ganz anders! — Mehr Schulen und bessere Schulen mögen wir haben, als unser Nachbarvolk, aber nicht die Katechismusschulen, sondern die Menschen im spätern Leben beobachtet, und befragt, ob sich Bewußtseyn eines moralischen Zusammenhanges der Dinge bey ihnen zeigt; wie sie sich über denselben Gegenstand zu äußern vermögen. Und ihr werdet erstaunen, wie bey der Brache religiöser Verstandesentwicklung die bürgerlichen Verhältnisse noch so aufrecht erhalten werden können. Und in dieser Brache liegt nicht nur der Verstand der unteren Volksklassen, forscht nur weiter — und denkt mit Ernst auf Mittel, die Schule mit dem Leben in Wechselwirkung zu bringen.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 30. Juni.

Auf vorigen Sonntag war in den Zeitungen das Springen der Wasserkünste zu Versailles, und das Jahresfest der Stiftung des neuen Dorfes Beau Grenelle neben Paris angekündigt. Ich muß gestehen, die Wasserkünste hatten nicht so viel Reiz für mich, als die Feyer der Anlegung einer Kolonie. erstere kosten dem Staate viel, und gewähren nur einige Augenblicke Vergnügen; letztere zeugt von dem allgemeinen Wohlstande, und von den heilsamen Folgen des Friedens. Ich zog es daher vor, dem Dorffeste beyzuwohnen, und zu sehen, was dann aus den prunkhaften Versprechungen, welche im vorigen Jahre dem Publikum gemacht worden waren, mochte geworden seyn. Vor einem Jahre, als das Stiftungsfest gehalten wurde, wovon ich damals im Morgenblatte Bericht erstattet hatte, lag die geräumige Grenelles-Ebene längs der Seine noch leer, man ernetete noch auf derselben, und nur blos die Straßen der künftigen Stadt oder des künftigen Dorfes waren schnurgerade in paralleler oder in sich durchkreuzender Richtung im Sande abgestochen worden. Damals bieten die Eigenthümer des Bodens und die Honoratioren ihr Gastmal unter einem großen Zelte, und das Braten und Sieden geschah wie in einem Lager, unter freyem Himmel. Dießmal sah es schon ganz anders aus. Von allen Seiten standen schöne elegante Häuser, meistens mit weißer Leimfarbe angestrichen und mit Schiefer gedeckt: manche hatten rothangestrichene Eisengitter vor den Hausthüren, das Mein und Dein war schon überall abgesondert, indem hölzerne Verschläge jedes Eigenthum umgaben. Das am Morgen getrunkene Rosenmädchen saß mit den Häuser- und Grundeigenern in einem für uns fertigen Hotel zu Tische, das für ein niedliches Schlößchen gelten könnte. die belobnte Tugend war also nicht mehr, wie im vorigen Jahre, allen Augen bloßgestellt, sondern hielt sich vor dem profanen Vulgus verborgen; Gensd'armen wachten am Eingange des kleinen Hotels, um auch hier Zucht zu halten, und Respekt vor dem Sabel einzuflößen. Einige Soupeurs waren schon vollkommen eingerichtet, und hatten vollauf zu schaf-

ten; wie manche Kolonien mögen mit Steinen begonnen haben; vielleicht waren Hütten, worin Romulus und sein Gesindel zechten, auch die ersten Häuser Roms. Fast alle andern Häuser scheinen Lusthäuser der Pariser zu seyn. Leider hat man auch hier, wie in Paris, mehr an's Bauen als an's Pflanzen gedacht. Keine einzige Baumanlage, kein einziger Garten war noch zu schauen; Steinmauern umgeben dieß bereits bebaute Eigenthum; überall Stein oder Sand, nirgends das wohlthätige Grün, das besonders dem Bewohner einer großen Stadt so wohl thut! Wäre hier beym Bauen zugleich für schöne Pflanzungen gesorgt worden, so würde das neue Beau-Grenelle wenig seinen Namen verdienen, und kein Dorf um Paris würde sich mit dieser neuen Anlage vergleichen können. So manches Dorf besteht aus einem Schlosse oder aus einem oder zweyen großen Häusern, und einer Menge armseliger Hütten. Einen solchen schmerzlichen Beweis der Ungleichheit der Stände und des Vermögens wird das neue Grenelledorf nun freylich nicht liefern. Die Gründe sind hier fast alle gleichmäßig abgetheilt, die Armuth des Einen wird hier nicht mit dem prassenden Reichthum des Nachbarn grell abstechen; Alle, die sich hier anbauen, sind Leute, die zu leben haben, und sich einander, was Vermögen und Stand betrifft, so ziemlich die Wage halten können. Unter solchen Umständen können die Bewohner des Beau-Grenelle vergnügt und friedlich beysammen leben. Was Gewerbfleiß und Handel in dieser der Seine nahegelegenen und die Hauptstadt beynahe berührenden Kolonie zu Wege bringen werden, läßt sich noch nicht vorhersehen, da bisher nur an Lusthäuser, nicht an sonstige Anlagen gedacht worden ist. Es ist nun die Rede davon, ein andres Dorf auf der entgegengesetzten Seite der Hauptstadt, in der St. Denis-Ebene zu errichten, und bereits haben die Zeitungen angekündigt, eine Handelsgesellschaft habe die ganze Ebene zu diesem Zwecke angekauft. Ein drittes Dorf Namens Sablonville, in der Ebene des Sablons, auch ganz nahe an Paris, ist schon fertig, und wird großentheils von englischen Familien bewohnt. Dabey werden die neuen Bauten in der Stadt mit rastlosem Eifer fortgesetzt. Indeß Jahre lang mit der Vollendung eines einzigen auf Kosten der Regierung unternommenen Baues dahingehen, werden in Zeit von einem Jahre auf Privatkosten ganze Straßen mit schönen großen Häusern gebauet. Von dem Hotel Thelusson und dem schönen Garten, worin es lag, ist nun keine Spur mehr vorhanden, und statt dessen ist durch Schneider Staub's Zauberstab eine schnurgerade Straße mit drey bis vier Stockwerke hohen Häusern und Hotels entstanden. Diesem reichen Schneider geht es wie allen, die ihr Glück machen; er wird beneidet und angefochten. In der Gegend, wo er sich reich nähet, haben sich andere Schneider niedergelassen, die, sonderbar genug, sich auch Staub nennen, oder sich so zu nennen vorgeben, und das Publikum mit großen Ausbängeschilden anlocken; wie soll es nun aber unter allem diesen Staub den ächten unterscheiden? Allerdings brauchte es nur zu wissen, wer derjenige Staub ist, welcher Millionen zum Ankauf von Hotels und zum Anlegen neuer Straßen ausgibt; dieß läßt sich aber in einer so großen Stadt, als Paris ist, nicht sogleich ausmitteln. Der Millionär Staub hat daher auch neulich in die Zeitungen ein Avertissement einrücken lassen, um sich über das Ausbecken aller der Staub's in seiner Nachbarschaft zu beklagen, und das Publikum zu bitten, ihn ja nicht mit den Pseudo-Stäuben zu verwechseln, da er der wahre Staub, „Schneider und Kleiderhändler" sey. Vielleicht würde er jene recht in Verlegenheit setzen, wenn er sie aufforderte, sich wegen des ruhmreichen Namens Staub zu legitimiren; höchstens würden sie antworten können, daß wir ja alle Staub sind, und daß manche Staub machen in der Welt, ohne daß man sie frägt, wer sie dazu berechtigt. Ein andrer reicher Schneider, Bernüt, welcher das Hotel des Kardinals Fesch angekauft hat, wie Staub dasjenige des Kardinals Thelusson, läßt dasselbe zu Privatwohnungen einrichten, und auch diese Verwandlung wird wahrscheinlich bald vollendet seyn. Etwas langsamer gehen die Bauten in einem der leeren Gevierte der Champs Elysés vor sich, vermuthlich weil dieselben schon zu weit vom Mittelpunkte der Hauptstadt entfernt liegen, und nur von Leuten bewohnt werden können, welche wenig in der Stadt zu thun haben, oder sich mit Wagen und Pferden dahin begeben können. Dieß auf allen Seiten mit Alleen umgebene Gevierte wird übrigens sehr regelmäßig bebauet. Am Eingange stehen zwey gleichförmige Gebäude, jedwedes mit einem halbrunden Portikus, der oben einen Altan bildet, die beyden Hauptstraßen des Gevierts durchkreuzen sich in der Mitte desselben auf einem zirkelrunden, mit eisernen Gittern umgebenen Platze, welcher mit einem ebenfalls zirkelrunden Springbrunnen verziert ist. Auf einer der Außenseiten des Gevierts steht das sogenannte Haus König Franz I., in den Zeitungen hat man mit dichterischer Uebertreibung ausgesagt, dieses Haus sey von Fontainebleau nach Paris transportirt: bey dieser Aussage ist ein Theil für's Ganze genommen worden: es sind nämlich blos die Pfeilerchen und Bogen der Außenseite vom alten Hause genommen, und hier vor einem neuen angebracht worden, dessen Vorderseite vermuthlich nun dasselbe Ansehen hat, wie das alte; weiter hat die Versetzung nichts auf sich gehabt. Im folgenden Jahre soll die Reihe des Bebauens dann auch den Lustgarten Tivoli treffen, den einzigen großen Lustgarten, der innerhalb der Hauptstadt noch vorhanden ist, und der durch seine schöne Lage auf einem sanften Abhange, und neben einem sehr bevölkerten, wohlgebauten Stadtreviere, den Parisern zu einem Sonntagsbesuche sehr bequem ist. Aber eben diese Nähe eines bevölkerten Stadtreviers ist es, was dem reizenden Tivoli seinen Untergang bereitet. Die achtzehn Morgen Landes, welche der Garten einnimmt, dringen, bebaut, ungleich mehr ein, als die Lustbarkeiten während der Sommermonate. Daher sollen die achtzehn Morgen bereits zu dreyhundert Franken per Toise, also ungefähr um vier Millionen Franken verkauft worden seyn. Einige Tausend Menschen werden hier bequem wohnen können; ja eine ganze kleine Stadt könnte hier zu stehen kommen, zumal, da man auch schon den umliegenden Boden angekauft hat, und anfängt, darauf zu bauen. Ueberhaupt herrscht in Paris, besonders in den recht bevölkerten Theilen der Stadt, eine solche Baulust, daß, wenn es einige Jahre so fortgeht, die Stein- und Gypsgruben, die um die Stadt herum so reichhaltig sind, ganz erschöpft seyn werden, und die Nachkommenschaft verlegen seyn wird, wie sie die Baumaterialien sich aus der Nähe verschaffen können. Und je mehr gebaut wird, je höher steigen die Miethen; es gibt Reviere, die für Familien, welche sich von ihren Handarbeiten nähren, fast gar nicht mehr bewohnbar sind, weil ihr ganzer Erwerb dort in der Miethe aufgehen würde. Das bedeutende Steigen des Miethzinses im Verhältnisse der Bauten, die unternommen werden, ist für manche Leute ein Räthsel, und eine Art von Widerspruch. Sie meynen, je mehr Häuser entstünden, desto größer müßte die Konkurrenz unter den Hausbesitzern werden; folglich desto leichter müßte man Wohnungen finden können. Freylich, wenn einige Jahre lang immer fortgebauet werden wird, so wird nothwendig die Zahl der Häuser mit der wachsenden Bevölkerung nicht mehr im rechten Verhältniß stehen, und mancher Bauspekulant wird dann leicht in große Verlegenheit gerathen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juli 1825.

Das heißen wir klassische Subordination der Phantasie!

Die Macht der Phantasie in Uebertragung der Tollwuth von Thieren auf den Menschen.

Die nachstehende, in mehrfacher Hinsicht beachtenswerthe, Angabe ist jüngsthin in vielen Tagblättern gelesen worden: „Ein Wundarzt von Brighton, Namens White, „ward kürzlich von einem Hunde gebissen, dessen Wasserscheue „drey Tage lang beobachtet wurde, und der an Zuckungen „der Tollwuth verstorben ist. Der Wundarzt hat am 6ten „Junius in englischen Zeitungen ein Schreiben bekannt ge„macht, worin er erklärt, er wolle von allen durch Aerzte „für solche Fälle vorgeschriebenen oder empfohlnen Vor„sichtsmaßnahmen keine anwenden, sondern seine Wunde „nur einfach, als ob sie von einem ganz gesunden Hunde „berrühre, verbinden lassen. Herr White hat die Ueber„zeugung, es könne die Tollwuth durch den Biß eines „Vierfüßers nicht auf den Menschen übertragen werden, „und die ergriffne Phantasie allein nur sey Schuld am Tode „derer, die in Folge von Bissen wuthkranker Thiere ge„storben sind. Er hat im Beyseyn mehrerer Amtsbrüder „den Hund, von dem er gebissen ward, zergliedert, und „das Schreiben des Herrn White endigt mit den Worten: „gewiß werde ich etwas früher oder später sterben, zuver„lässig aber nicht an der Tollwuth.“ Eine solche moralische Ueberzeugung und die Willenskraft, welche von ihr ausgeht, bleiben ehrwürdig, auch wenn ein Irrthum ihnen zum Grunde liegen sollte. Ob dieß der Fall sey, ist aber noch völlig im Dunkel, und die nachfolgenden Andeutungen sollen anders nichts als ein geringer Beytrag und Veranlassung zu weiteren Erörterungen der eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe seyn.

Außer Zweifel liegt, daß, wofern auch die Tollwuth durch Biß auf Menschen übertragen werden kann, dieß nicht die einzige und ausschließliche Art ihrer Entwicklung im menschlichen Organismus ist, somit immerhin noch andere Ursachen und Verhältnisse übrig bleiben, die jene furchtbare Krankheit erzeugen mögen. Hinwieder ist bekannt, daß das Wuthgift ungleich wirksam und heftig bey verschiedenen Thieren, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Klimaten ist. Die Erfahrung zeigt, daß die Tollwuth in gewissen Jahreszeiten nicht immer in den gleichen, meist jedoch bey der größten Sommerhitze oder in der strengsten Winterkälte seucheartig (epidemisch oder epizootisch) erscheint. In wiefern Modifikationen der Atmosphäre, und welche dabey wirksam sind, bleibt uns freylich noch räthselhaft und verborgen. Zweifelhaft wird diese ganze Wirksamkeit durch den Umstand, daß es Landschaften gibt, die doch nichts weniger als einer stets gemäßigten Wärme sich erfreuen, in denen die Hundewuth überall nicht wahrgenommen wird. So ist es der Fall, daß dieselbe höchst selten in Konstantinopel vorkommt, obgleich die Hunde dort sich völlig selbst überlassen sind, was die Entwicklung der Krankheit befördern zu müssen scheint.

Wenn klimatische Abweichungen hinreichend sind, um das Wuthgift zu zerstören, so kann es um so weniger be-

fremden, wenn daſſelbe beym Uebergang von einer Thierart zue andeen gemildert oder verändeet wied, oder ſeine Kraft auch wohl ganz verlieet. Am meiſten und heftigſten entwickelt es ſich unſteeitig beym Hundegeſchlecht, und ihm zunächſt dey der Katze; dieſe beyden ausſchließlich ſcheinen untee dem Einfluß von, wie ſchon bemerkt, uns noch undekannten Uefachen für Eezeugung des Wuthſtoffs und für Ueberteagung des in ihnen ausgebildeten Giftes geeignet zu ſeyn. Mit den geasfreſſenden Thieren verhält es ſich andees: nie hat ſich iegendwo, wedee im Ochſen, noch im Pferd oder Eſel die Wuth von ſelbſt entwickelt. Hingegen iſt znveeläſſig, daß viele ſolcher Thiee von to'len Hunden, Wölfen odee Katzen gebiſſen, in eine für ſie tödtliche Krankheit verfallen, deeen Erſcheinungen und Veedältniſſe jedoch von denen der Wuth beym Hundegeſchlecht ſchon weſentlich verſchieden ſind. Der Hauptunterſchied iſt dieſee, daß ſie das Gift auf keinem Weg, auch duech Impfung nicht, weiter foetzupflanzen vermögend ſind. Selbſt die Vögel ſollen einige Empfänglichkeit für das Wuthgift haben; üdeehaupt mangelt es durchaus noch an genügenden Veeſuchen für die Ausmittlung der Veeändeeungen, welche dieſee Giftſtoff erleidet, nach Maßgade feines Ueebeegangs in mehe und medr von den Gattungen, welchen er eigenthümlich anzugehöeen ſcheint, ſich entfeenenden Thierarten. Am wichtigſten, aber auch am ſchwieeigſten müſſen die Verſuche ſeyn für Ausmittlung dee reinen, von jedee fremdartigen Mitwirkung oder Komplikation geſönderten Wirkſamkeit des Wuthgiftes nach Beſchaffenheit und Grad auf den menſchlichen Oeganismus.

Die mächtigſte und bedeutſamſte allee Mitwiekungen, welche hiee in Veteacht kommen, iſt unſteeitig diejenige der Phantaſie der gebiſſenen Peeſon auf die Entwicklung der Krankheit. Der Gedanke des beym wirklichen Ausbruch der Tollwuth unveemeidlichen Todes, dieſe Ueberzeugung und der ſie begleitende Schrecken wieken ſo mächtig auf den Oeganismus, daß ſie in vielen Fällen für ſich allein ſchon hineeichend geweſen ſind, um einen dem duech Einbeingung des Wuthgiftes erzeugten völlig ähnlichen Zuſtand, odee um die Tollwuth ſelbſt heroozubringen, die alsdann nichtsdeſtoweniger mit tödtlichem Ausgange begleitet iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Henker König Karls I. von England.

(Beſchluß.)

Auf dem Bette lag die Geſtalt, oder vielmehe der Schatten eines Menſchen, welchen das Alter zum Skelet gemacht hatte. Ein eisgeauer Bart floß über die Brnſt herab, und aus den tiefliegenden Augen ſchien das lezte Aufglimmen des Lebenslichts ſich hervorzudeängen. Der Menſch, der hier lag, ſchien das höchſte Menſchenalter erreicht zu haben.

„Myloed, hub jezt die Geſtalt an, ich freue mich, Sie bey mir zu ſehen. Ihr Ruf that meinem Herzen wohl. Sitzen Sie hier zu mir, und ſeyen Sie ohne Sorge vor einem Manne, der hundert und zwanzig Jahre lang geiebt hat."

Mit ſteigender Eewartung über die endliche Entwicklung dieſes ſonderbaren Beſuches, und mit Verwunderung über das Alter des Greiſes, ſezte ſich Lord S*** an dem Bette nieder.

„Auch ich habe, fuhe der Greis fort, hier in meiner Einſamkeit mit geoßer Theilnahme vernommen, wie Sie wahehaft und unerſchecken in des Königs Rath als ein ächtee Britte geſprochen, und ſich dadnrch den Verluſt der Hofgunſt zugezogen haben. Dafür preiſ't Sie jeder wahee Vaterlandsfreund und wünſcht Ihnen des Himmels beſten Segen. — Fürwahe, Sie ſind aus dem Blute der edeln S***, und mich ſollte es fehe feenen, wenn ich abgelebter Mann Ihnen vielleicht nützlich ſeyn könnte."

Hiee hielt dee Greis inne, und wendete ſich dann bald ſitzend mit den Woeten zu Loed S***: „Fehlen Ihnen nicht wichtige Papiere über Ihee Familie, Ihre Rechte und Anſprüche?" — „Allerdings, entgegnete der Loed mit ſichtbarer Haſt! Seit vielen Jadeen ſchon fehlen mie die wichtigſten Familiendokumente, die, Gott weiß wie lange ſchon und duech welchen Zufall, verloeen gegangen ſind. Ich habe mir bisdee alle eeſinnliche Mühe gegeben, dieſelben wieder zur Hand zu beingen, abee vergebens! Ihr Veeluſt bringt mich nicht nur um deey Vieetheile meiner Güree, ſondeen auch um Rechte, die mir noch ungleich ſchätzbaeer ſind." — „Dort in jenem Käſtchen in dee Ecke — verſezte dee Greis und deutete mit dem Finger nach dem Orte — nehmen Sie hiee den Schlüſſel, und öffnen Sie — Sie finden wadeſcheinlich, was Sie ſo lange veegeblich ſuchten." —

Mit Haſt ergriff dee Lord den Schlüſſel, öffnete das Käſtchen, und duechlief die darin befindlichen Schriften.

Das Erſte, was ihm in die Hände fiel, waren gerade die Dokumente, welche er ſeit langem vergeblich geſucht hatte. Voll feendigen Eeſtaunens und mit dem Ausdrucke des lebhafteſten Dankes nahte er ſich jezt dem Greiſe, um ihm duech eine Umarmung ſeinen Dank zu erkennen zu geben: „Wie kann, wie ſoll ich Ihnen genug dafür danken? — rief ee aus. — Mein Glück und die Rechte meiner Ahnen finde ich durch Sie wieder: — Speechen Sie, eeklären Sie ſich näher, wem habe ich dieß Alles zu danken?"

„Deinem Uegeoßvater, mein Sohn! komm und umarme ihn," antwortete jezt der Greis. — „Wie! rief der Lord im Tone des höchſten Eeſtaunens und der grenzenloſeſten Ueberraſchung — Sie mein Uegeoßvater! — Soll ich denn in dieſem Hauſe nur Unglaubliches und Wunderbares ſehen und höeen?" — „Höre mich, mein Sohn — fuhr

der Greis fort, und Thränen entfielen seinen Augen — ja ich bin dein Urgroßvater Archibald S*** — komm näher und vernimm die letzten Geheimnisse eines Sterbenden, aber rüste dich mit Muth, das Schrecklichste zu hören! Du kennst die Geschichte unserer bürgerlichen Unruhen, und unserer politischen Verbrechen, weißt wie Karl I., unser legitimer König, verurtheilt wurde, und sein Leben auf dem Blutgerüste verlor. Vielleicht weißt du auch, daß ein Unbekannter, dessen Gesicht maskirt war, dem unglücklichen Monarchen das Haupt abschlug." — „Allerdings, allerdings, fiel Lord S*** hastig ein, ist mir dieser letzte Umstand bekannt: Wissen Sie vielleicht Bescheid darüber?" —

Ein Strom von Thränen entstürzte den Augen des Greises: schluchzend und kaum zusammenhängend vermochte er die Worte gewaltsam hervorzubringen: „Und dieses Ungeheuer, dieses Scheusal, dieser Unbekannte war — Ich!" —

Mit einem Schrey des Entsetzens wich Lord S*** jezt vom Bette des Greises zurück, der nach einer schrecklichen Pause wieder fortfuhr: „Ja, ich bin der Henker Karls I. und an meinen Händen klebt sein Blut! Rache vermochte mich zu diesem scheußlichsten aller Verbrechen. Karl hatte mir Grund zu klagen gegeben, er versagte mir Gerechtigkeit und behandelte mich hart, und um mich ganz niederzuschmettern — erlaube mir mein Sohn, daß ich dich an das Schicksal meiner geliebten einzigen Tochter Felizia erinnere! — Ach, die Schande meines Hauses wußte ich nicht zu ertragen. In meinem Herzen kochte von nun an unversöhnlicher Haß und Rache, denen ich Staat, Gewissen und Menschlichkeit opferte. Von nun an war ich Cromwell blindlings ergeben und ein immer williges Werkzeug in seiner Hand. An allen seinen Komplotten und Verbrechen nahm ich thätigen Antheil und bahnte ihm den Weg zum unumschränkten Protektorat. Als Lohn meiner Verbrechen forderte ich die Erlaubniß von ihm, bey dem unglücklichen Karl Henkersstelle vertreten zu dürfen. — Der Protektor bewilligte, der unglückliche Monarch wußte es. — Und ich war der Mann mit der Maske, unter dessen Hand Karl Stuart starb."

Man denke sich, was Lord S*** während dieses schrecklichen Bekenntnisses empfunden habe. Alles, was er dem unglücklichen Alten erwiedern konnte, waren die wiederholten Laute des Erstaunens und Abscheues: „Sie, mein Vater, der Henker Karls I." —

„So weit verleitete mich Rachsucht — fuhr der Greis nach einer Pause jezt wieder fort — aber seit jenem schrecklichen Tage war keine Ruhe mehr in meinem Herzen. Die Freude war von mir geflohen und die Furien des erwachten Gewissens trieben mich rastlos, wie den Brudermörder Kain, umher. Ich floh aus England, wo mich tausend Gegenstände täglich und stündlich an meine Verbrechen mahnten, und irrte achtzig Jahre lang in Europa umher, unerkannt, dürftig, ohne Kunde von meiner Familie, und von meinen Freunden, und von dem Schicksale, wie es scheint, nur darum so lange unter den Lebenden geduldet, um den Stachel der Reue desto länger zu fühlen, und für mein Verbrechen zu büßen. Endlich kehrte ich wieder zurück, um in dem Vaterlande zu sterben, dessen König von meiner Hand starb. Dort in jenem Kästchen war der kleine Ueberrest meines Vermögens und ehemaligen Wohlstandes enthalten. Zufällig hörte ich von meiner Wärterin, der ich und mein Schicksal fremd sind, wie es dir am Hofe ergangen, und wie geehrt dein Name bey den ächten Britten sey. Ich entschloß mich, dir vor meinem Tode noch einzuhändigen, was dir gebührt, und wo möglich dadurch dich glücklich zu machen. Du bebst mein Sohn, ich sehe es, und deine Gesichtszüge sprechen Abscheu aus! — Entferne dich also, und überlasse mich meinem eigenen Abscheu, und den Furien, die mich peinigen. Fliehe vor meinem Verbrechen, aber bewein mein Andenken. Könnte eine achtzigjährige Reue die Nemesis versöhnen, so würde ich sie versöhnt haben."

Lord S*** war vernichtet! Seine Seele kämpfte gewaltig mit den Gefühlen des Entsetzens, des Mitleids und der Liebe. Endlich behaupteten Natur und Menschlichkeit ihre Rechte; weinend warf er sich dem Greis in die Arme, und betheuerte ihm, daß Reue, Unglück und kindliche Pflicht ihm Vergessenheit und Vergebung alles dessen, was er so eben vernommen, geboten!

Nun suchte er seinen Urgroßvater zu bewegen, unter fremdem Namen mit ihm nach Schottland zu ziehen. Der Greis lehnte es ab, schien jedoch, da der Lord wiederholt ihn zu bewegen suchte, nachzugeben. So trennten sie sich. Es war Mitternacht geworden, bevor Lord S*** sein Quartier erreichte, wo er sich bald angezogen auf sein Bette warf, das abenteuerliche Räthsel dieser Nacht noch einmal überdachte, und endlich ermüdet einschlief.

Noch bevor es Mittag wurde, steht er wieder in der City, wie gestern Abends, vor dem gleichen Hause, wo er eingelassen wird, hastig in das fünfte Stockwerk hinaufsteigt, und — Niemand mehr findet. Man denke sich sein Erstaunen! Er fragte, forschte nach, ließ nachforschen, vergebens. Jede Spur des Alten war verschwunden, im Hause hatte Niemand weder von dessen wahrem Namen, noch dessen Herkunft die mindeste Kenntniß, und alles, was Lord S*** von dem Hauseigenthümer erfahren konnte, bestund darin, daß der alte Herr im fünften Stocke noch gestern Nachts durch seine Haushälterin alles habe berichtigen lassen, und mit dem frühesten Morgen bereits fortgezogen sey. Eine Portechaise habe ihn bis an die Themse gebracht, wohin er aber von da sich begeben, sey unbekannt. Wahrscheinlich wagte es der Unglückliche nicht, sich bey seiner Familie in Schottland zu zeigen,

und verarmt sich in irgend einem unbekannten Winkel des unabsehbaren Londons, wo er, vor den Augen der Neugierde sicher, den Rest seiner jammervollen Tage verlebte! —

K. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. 30. Juni.

(Beschluß.)

Vor der Hand scheint das beständige Bauen dem Bedürfnisse der Volksmenge noch angemessen zu seyn; denn wie würde man sonst so bedeutende Forderungen wegen Mietheszins machen können? Zudem werden die Baumaterialien immer theurer, je mehr Nachfrage darnach ist; folglich müssen sich die Miethen darnach richten, auch die Ausbesserung der alten Häuser muß theurer werden; bey allem dem sind diejenigen Spekulanten in Paris, welche Häuser zum Vermiethen bauen, meistens gierige Menschen, denen an dem Bevortheilen bekannter Miethsleute wenig gelegen ist, die auf, nichts anders sinnen, als wie sie ihr Einkommen vermehren können, und sich daher gar kein Gewissen daraus machen, alle drey oder vier Jahre ihre Miethsleute zu verjagen, um andere zu einem höhern Zins anzunehmen, wofern sich erstere nicht dazu verstehen wollen. Wenn diese aber einmal an die Bequemlichkeiten der neugebauten Wohnungen sich gewöhnt haben, so ziehen sie ungern in ältere Häuser ein, und opfern lieber etwas auf, um zu bleiben, wo sie sind. Wunsch nach Bequemlichkeit ist eine natürliche Folge des Reichthums und des Luxus; für diese wird daher in dem üppigen Paris auch auf alle Art gesorgt. Erst neulich hat der Polizeypräfekt den Parisern bequemere Gefängnisse versprochen, woran es sehr Noth thut; außer der schon lange bestehenden Briefpost im Innern von Paris hat eine Gesellschaft auch seit Kurzem eine Paketpost angelegt, die zweymal des Tages alles Tragbare von einem Quartiere zum andern führt; sie wollte auch Passagiere aufnehmen, allein es scheint, daß die Miethkutscher, die schon so armselig aussehen, als ob sie verhungerten, dieß hintertrieben haben. Diese Miethkutscher wollte die Polizey besser gekleidet wissen, und hatte ihnen daher vorgeschrieben, sich an einem bestimmten Monate mit einer Art von Uniform zu versehen, die von einem eigens dazu bestimmten Schneider oder Lieferanten allein sollte verfertigt werden können; allein dieser Befehl war der konstitutionellen Freyheit allzusehr zuwider, als daß er hätte können ausgeführt werden, und der sonst so mäßige Polizeypräfekt hatte sich gezwungen gesehen, den Kutschern nachzugeben, die sich von der Polizey nicht wollten auf ihre eigenen Unkosten kleiden lassen. Eine nützlichere und gerechtere Verordnung war diejenige, welche die Metzger betrifft. Aus Furcht, Mangel an Lebensmitteln zu haben, oder einem Mißbrauch vorzubeugen, hatte man in Paris, wiewohl seit der Revolution alle Gewerbe völlig frey sind, doch die Zahl der Fleischer und Bäcker beschränkt, und ihre Aufnahme einer Art von Bürgleistung unterworfen. Die Metzger und die Bäcker wurden dadurch reich, weil sie keine Konkurrenz zu befürchten hatten; erstere, um noch reicher zu werden, hatten sogar unter sich ausgemacht, sie wollten die durch Tod oder Abgang ledig gewordenen Fleischerbänke aufkaufen, so daß zuletzt eine geringe Anzahl von Fleischern den ganzen Fleischhandel der Stadt in Händen gehabt hätte. Diese Zunftherren hätten dann das einträgliche Monopol ihren Kindern hinterlassen, und es wäre niemand gelungen, diesen wenigen Familien ihren Gewinn zu schmälern. Ein solcher Mißbrauch war aber zu auffallend in einem Staate, der keinen Zunftzwang mehr kennt. Es ist daher sehr weise verordnet worden, es sollten dieses Jahr hundert neue Fleischerbänke, und in den beyden folgenden Jahren noch zweyhundert andere angelegt werden können. Dieß ist auch sogleich geschehen, und bereits sieht man in allen Revieren neue Fleischerbuden. Zwar behauptet man, die reichen Fleischer seyen bey den Deputirtenwahlen allzu konstitutionell gesinnt gewesen, und da das Ministerium nicht vermögend gewesen sey, auf ihre Stimme Einfluß zu bekommen, so habe es jenes Mittel ergriffen, um sich an ihnen zu rächen, und dieser Klasse Abbruch bey den Wahlen zu thun. Dieß kann seyn; glücklicherweise zieht aber das Publikum Nutzen aus der Ministervergeltung, was nicht immer der Fall ist. Nun sollte man mit den Bäckern ein Gleiches thun, ohne Rücksicht darauf, ob sie bey den Wahlen für oder wider die Ministerial-Kandidaten stimmen. Warum sollte das Brodbacken kein so freyes Gewerbe seyn, als das Schustern, Kramen oder Nähen? Den Weinhändlern hatte der Stadtpräfekt dadurch Eintrag gethan, daß er einem derselben, welcher bey den Wahlen nicht nach der Eingebung des Präfekten, sondern nach seinem Gewissen gestimmt hatte, verbieten wollte, seinen Wein in die öffentlichen Weinkeller niederzulegen, zu deren Errichtung er doch so gut, als die andern, beygetragen hatte. Aber dieser Weinhändler war ein Mann von Muth und Kopf; er verklagte den Stadtpräfekten vor Gericht, und erhielt ein Urtheil, welches den Hrn. Präfekten zu den Prozeßkosten verdammte. Gegen einen Staatsbeamten, dem jährlich fünfzig Millionen Franken durch die Hände gehen, Recht zu haben und Recht zu bekommen, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Diese Begebenheit beweist erstlich, daß die Gerichte in Frankreich doch noch unabhängig von der Regierung sind, und zweytens, daß es nicht an Bürgern fehlt, welche den Muth haben, sich gegen Ungerechtigkeiten aufzulehnen. Die Société de la morale chrétienne, ein Verein, der sich durch seine gemeinnützigen und freymüthigen Preisaufgaben ein großes Verdienst erwirbt, wie er durch die Belohnung guter Abhandlungen wider die Spielwuth und den Lotteriezunfug bewiesen hat, setzte vor Kurzem einen Preis auf die beste Schrift über den bürgerlichen Muth. Wenn man bedenkt, wie viel Böses gestiftet wird aus Feigheit vor Beamten, wie viel Gutes unterbleibt, aus Furcht, Mächtigen zu mißfallen, und aus Aengstlichkeit, Gunst, Pensionen, Ordensbänder einbüßen zu müssen, so kann man den Verein nicht anders als loben, welcher die Gelehrten aufmuntert, die Nothwendigkeit des bürgerlichen Muthes in ein helles Licht zu setzen; denn auf diesen Muth stützt sich die Ruhe, die Freyheit und die Unabhängigkeit eines Staates eben so sehr, als auf den Muth seiner Soldaten. So wie diese ihrem Eide und ihren Fahnen treu bleiben müssen, so müssen Beamte, Schriftsteller, alle Bürger überhaupt der Wahrheit treu bleiben, ja, sie zu sagen und zu schreiben, wenn's nöthig ist, den Muth haben. Mich dünkt, ein so erhabener Gegenstand muß die Konkurrenten anfeuern, und der Société de la morale chrétienne vortreffliche Abhandlungen verschaffen. Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 175:

Bachstelze.

Räthsel.

Ich bin und bin doch nicht; an Höheres gebunden
Erscheine' ich dir, und bin mit dem verschwunden;
Man liebt mich, freut sich mein;
Doch niemand möchte gern, was ich bin, seyn.

.o.

Beylage: Monatsregister Juli.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. August 1825.

Wie viel hat das Papier, in dem Zustand, wie wir uns jetzt seiner bedienen, zur Civilisation der Menschheit beygetragen?

Ueber die Erfindung des Papiers.

Von Schubert.

Nur wenige, indem sie schreiben, „Unterzeichneter hat die Ehe ꝛc.", wissen wohl oder denken daran, woher dieser Ausdruck entstanden ist. Ohne Zweifel wäre es natürlicher zu sagen, „Unterschiedener ꝛc."; allein es gab wirklich eine Zeit, da man nicht unterschied, sondern unterzeichnete, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man nicht schreiben konnte; und dieses man begreift nicht etwa blos den gemeinen Theil des Volkes, für den wirklich das Schreiben zu jener Zeit eine sehr überflüssige Kunst war, sondern selbst die vornehmen und gebildeten Klassen, Könige und Kaiser, kurz jeden, der nicht zur Klasse der Gelehrten gehörte: so daß das damalige Europa in dieser Rücksicht weit hinter dem chinesischen Reiche zurück stand, wo die Schreibekunst ohne Vergleich schwieriger ist, und es doch unter dem gemeinen Volke nicht an Leuten fehlt, die diese Kunst verstehen. Diese an Schriftgelehrten arme Zeit ist jene, die mit Recht den Namen des dunkeln Zeitalters erhalten hat, die Zeit, da Wissenschaften und Künste, wie es schien, dem ewigen Schlaf entgegen schlummerten, wo Aberglaube und Unwissenheit mit unumschränkter Gewalt herrschten, wo nichts als die Inful oder das Schwert galt, wo jene ohne Gelehrsamkeit und Frömmigkeit getragen, und dieses ohne Kunst und Menschlichkeit geführt wurde; das Zeitalter, welches mit dem Umsturz des römischen Reichs durch die Völker Germaniens anfing, und nur mit der Erfindung des Papiers aufhörte.

In dieser Reihe von Jahrhunderten fand sich, außer den Geistlichen und den wenigen Gelehrten, fast Niemand, der auch nur seinen Namen schreiben konnte; und Kaiser Karl der Große, der unstreitig den Namen eines Beschützers und Freundes der Wissenschaften und Künste verdient, ward wahrscheinlich in die Gruft getragen, ohne das A B C gelernt zu haben. Die Urkunden, Schenkungen, Kauf-Kontrakte u. s. w. aus diesem Zeitalter haben daher anstatt der Unterschrift irgend ein anderes Zeichen, gewöhnlich das des Kreuzes, woneben man die schriftliche Beglaubigung der Zeichen findet, daß solches Kreuz von diesem oder jenem eigenhändig gezeichnet sey. Die Urkunden wurden also nicht unterschrieben, sondern im eigentlichen Verstande unterzeichnet: jeder hatte sein eigenes Zeichen, seine eigene Art ein Kreuz zu zeichnen (welches hieß, „mit dem Kreuz unterschreiben)", und erkannte sein Eigenthum unter hundert andern Kreuzen so gut, wie jeder seine Handschrift, und wie noch jezt der Bauer seine drey Kreuze erkennt. Gewöhnlich hatte eine solche Unterzeichnung die entschuldigende Vorrede: „da ich nicht „schreiben kann (pro ignorantia literarum), so habe ich „mit einem Kreuz unterzeichnet." Dieses Geständniß legten selbst Könige ohne Bedenken ab, und alle Dokumente der alten angelsächsischen und spanisch-gothischen Könige sind auf diese Art unterzeichnet. Das Protokoll eines Konziliums vom Jahre 821 schließt mit folgenden Wor-

Digitized by Google

ten: „der Kaiser und fast alle Fürsten Frankreichs und „Deutschlands unterscheiden die Beschlüsse dieses Konzi„liums, indem ein jeder sein Kreuz unterseste.“ So hatte denn freylich Niemand dem andern etwas vorzuwerfen.

Auch darf man nicht glauben, daß dieses der Fall nur in den Ländern war, deren die Völker des Norbens sich bemächtigt hatten: in Griechenland, dem alten Sitze der Wissenschaften und Künste, wo jene Völker Barbaren genannt wurden, sah es nicht viel besser aus, und die Akten vieler Konzilien sind von den byzantinischen Kaisern mit einem Kreuz unterzeichnet. In Justinians Novellen wird befohlen, daß, wer im Schreiben nicht stark ist, in Gegenwart von fünf Zeugen wenigstens einen Buchstaben, wenn er dazu im Stande ist, hinmalen soll, worauf einer der Zeugen die übrigen Buchstaben hinzuschreiben, oder ihm die Hand führen soll. Wir werden unten selbst an dem Oheime dieses Kaisers, Justin I., ein Beyspiel sehen. Es scheint sogar, daß der lezte römische Kaiser, Konstantin Paläolog, der durch seinen Charakter, und durch den Muth, womit er in der Vertheidigung der lezten Trümmer des zweytausendjährigen römischen Reiches fiel, gewiß eine der ersten Stellen in der langen Reihe der byzantinischen Fürsten verdient, nicht schreiben konnte: denn er unterzeichnete eigenhändig den Ehe-Traktat mit einer georgianischen Prinzessin, nicht durch seines Namens Unterschrift, sondern mit drey Kreuzen.

Man begreift leicht, daß eine Zeit, wo die Erfindung der Buchstaben für den reichsten und vornehmsten Theil der Nation so gut wie nicht gemacht war, wo selbst Geistliche das Brevier nicht lesen konnten, oder nicht verstanden, was sie lasen, weil es lateinisch war — daß eine solche Zeit ohne Geschmack für jede Art von Bildung war, keine einzige Erfindung, die diesen Namen wirklich verdient, und kein einziges Werk hervorbrachte, das man jezt noch zu lesen die Geduld hätte; daß damals sich Niemand mit den Wissenschaften beschäftigte, und daß selbst die Künste, die uns jezt so nothwendig scheinen, um das Leben angenehm oder nur erträglich zu machen, vernachläßigt wurden.

Wenn man diese Zeit mit den glänzenden Zeitaltern Griechenlands und Roms vergleicht, wenn man die ungeheure Menge Schriften betrachtet, die Plato, Aristoteles, Cicero ꝛc. hinterlassen haben, wenn man bedenkt, daß selbst der erste der Feldherren, Julius Cäsar, in seinen Lagern sich mit der Beschreibung seiner Feldzüge, mit Poesie und Astronomie beschäftigte; so muß man sich herzlich über die tiefe Barbarey wundern, in welche alle Länder Europens im mittleren Zeitalter versunken waren, und man wird wünschen, die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung zu kennen. Diese Ursachen liegen nicht blos in jenen großen Begebenheiten, welche die Hauptzüge eines Gemäldes der Weltgeschichte, wie es Gibbon's Meisterhand gezeichnet hat, ausmachen; es gibt oft Umstände, die so unbedeutend scheinen, daß der Künstler sie nicht würdigt in sein Gemälde einzutragen, oder daß der Zuschauer, betäubt vom Getümmel der Schlachten und vom Stuez der Staaten, sie übersieht, und die zwar langsamer, aber nicht weniger verderblich auf die Kultur wirken. Wir sehen, wie die Blume plözlich vom Hagel eingeknickt wird, und sich doch oft wieder erhoit; aber unsichtbar nagt ein Wurm an der Wurzel, und unmerklich senkt die Blume ihr Haupt, um es nie wieder zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Phantasie in Uebertragung der Tollwuth von Thieren auf den Menschen.

(Beschluß.)

Von zahlreichen Beyspielen der ohne mitgetheiltes Wuthgift durch Einbildungskraft erzeugten Tollwuth will man hier nur folgende ausheben.

Soldaten, die einen jungen waffenscheuen Kameraden schrecken wollten, stürzten um Mitternacht, von einem markerschlagenden Trommler begleitet, in sein Schlafgemach und riefen ihm zu, der Feind sey in's Lager gedrungen und Alles werde niedergehauen. Der Zweck gelang nur allzugut. Der erschreckte Jüngling ward alsbald von furchtbaren Zuckungen ergriffen; er scheut heftig auf, sein Blick ward wild, und vergeblich blieben alle beruhigenden Zureden; es dauerte eine Viertelstunde, bis der erste Anfall vorüber war und er wieder zur Besinnung kam. Nun folgten Brennen und Würgen im Hals, neue Zuckungen, sobald man ihm Wasser bot, häufiges Ausspeyen eines schäumenden und zähen Speichels. Am folgenden Tag ward der Kranke in das Spital gebracht. Die Zuckungen erneuerten sich, als ihm ein Getränk dargeboten wurde, und sie waren mit Geheul begleitet. Nach einer halben Stunde ging der Anfall vorüber, das Bewußtseyn kehrte zurück, und der Kranke klagte über Abscheu vor allem Flüssigen. Nicht lange, so trat ein neuer Anfall ein, und der Unglückliche starb innerhalb vier-und-zwanzig Stunden, mit allen Zeichen der entschiedensten Tollwuth: keines fehlte, auch der Trieb, die Umstehenden zu beißen nicht, obgleich dieser allerdings während des lezten Anfalls erst eintrat, aber auch in den frühern hatte er doch schon vor der Gefahr gewarnt und gebeten, man möchte sich entfernen *).

Sauvages erzählt die Geschichte einer Frau, die, durch erlittene Mißhandlungen aufgereizt und in den höchsten Zorn versezt, plözlich von Wasserscheu und den übrigen Zeichen der Tollwuth befallen ward, und nach drey Tagen

*) Frank, dissertation sur l'hydrophobie.

Digitized by Google

an der furchtbaren Krankheit verstarb *). In den Denkschriften der königlich französischen Gesellschaft der Aerzte wird die Beobachtung der Tollwuth bey einem Manne erzählt, der, in Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten, in Wuth verfiel und an der ausgebildeten Wasserscheu starb **). Die gleiche Sammlung enthält die Geschichte eines Landbauers, der durch unverdiente Vorwürfe und erniedrigende Behandlung, welche er von einem Bruder erleiden mußte, sich so gekränkt fühlte, daß Tollwuth und Wasserscheu sich in ihm ausbildeten ***). Aehnliche Beyspiele könnten noch in Menge aufgezählt werden. Ausgezeichnet merkwürdig erscheint aber Folgendes: Bey einem Jüngling, der von einem Hunde gebissen war, den er für wüthig hielt, hatten sich alle Zeichen der Wuth eingestellt. Am fünften Tage nach dem Biß glaubte man ihn dem Tod nahe, als der Hund, von dem er war gebissen worden, völlig gesund in's Zimmer gebracht ward. Diese Erscheinung beruhigte den Kranken, er genas nun eben so schnell, als er erkrankt war und nach vierzehn Tagen konnte er die gewohnten Geschäfte wieder verrichten ****).

Diese und ähnliche Thatsachen dürften demnach wohl hinreichend und überzeugend darthun, daß ein sehr lebhafter geistiger und moralischer Eindruck, vorzüglich ein schreckhafter, in gewissen Fällen einen Krankheitszustand zu erzeugen hinreicht, der alle Zeichen der Tollwuth an sich trägt.

Ist dieß aber einmal außer Zweifel gesezt, und bedenkt man den Abscheu, womit schon der bloße Gedanke von Tollwuth uns erfüllt, so begreift man auch, welch eine mächtige Verwicklung der Erscheinungen, die aus der Einbringung des Wuthgifts für sich allein hervorgehen mußten, sich durch jene Mitwirkung ergeben wird, so daß auch einsichtsvolle Beobachter leicht verleitet werden konnten, überall nur Wirkungen der Einbildungskraft zu sehen und diejenigen des Wuthgifts völlig zu läugnen.

Wahrscheinlich stellt sich die Wirksamkeit des Wuthgifts im Menschen immerhin ungleich milder dar, als bey Hund und Katze; und die Einwirkung der Phantasie auf Entwicklung und Verstärkung der Tollwuth ist gewiß sehr bedeutend. Wir wollen auf dieß Verhältniß nochmals zurückkommen.

*) Nosologie de Sauvages. T. 3. p. 704.
**) Hist de la Soc. roy. de Medec. 1. p. 59
***) 76. p. 52.
****) Jouenal de phys at de chim. Janvier 1817.

Klage.

Immer bist du mir fern, immer doch nahe, mein Ang' siehe,
Mein Ohr hört dich; der Arm, Eder, nur sucht dich umsonst.

F. Kazinezi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Erlangen, 19. Juni.

Wir haben am gestrigen Abend einen hohen theatralischen Genuß gehabt. Der Schauspieldirektor Weinmüller, welcher sich mit seiner Truppe diesen Sommer über hier aufhält, hatte sich entschlossen, das neuste Schauspiel des Grafen Platen aufführen zu lassen. Dieß Schauspiel führt den Titel: „Treue um Treue," und der Stoff desselben ist aus einer schönen Erzählung der Fabliaux et Contes genommen. Das Publikum kennt bis jezt nur eine größere dramatische Arbeit des Grafen Platen, „den gläsernen Pantoffel," den Erstling seiner Arbeiten für das Theater, in rascher Begeisterung von dem Dichter in sieben Tagen niedergeschrieben. Seinen näheren Bekannten waren durch Vorlesungen auch sein zweytes Schauspiel, „der Schatz des Schampflus," und dieses neueste bekannt, von dem wir jezt zu reden haben. Der Eindruck, den diese Stücke schon beym Vorlesen machten, war entschieden günstig. Als reine Poesie, innig empfangen, zu organischer Lebendigkeit gewidelt, konnte die Einheit der Handlung, die Schärfe der Charaktere, die Kunst der Anlage, die Lebendigkeit des Dialogs, der wechselnde Wechsel von Reflexion und Handlung, die kräftigste Wirkung bey irgend wohlgestimmten Ohren nicht verfehlen. Man mußte wünschen, daß solche Produktionen als eigentliche und ächte Bereicherungen der theatralischen Literatur nicht zu lange dies den Lesenden ergözten, sondern daß sie so bald als möglich von ihrer eigentlichen Stelle, den Brettern herab, ein so vielfach gelangweiltes, und so oft mit sonderbarem Gemische bewirthetes Publikum erheiterten und erfreuten, indem sie demselben den Blick in ein heiteres, durchaus lichterisches Land voll dichterischer Gestalten öffneten. Was aber immer des Dichters Freunde Gutes von der ersten Vorstellung hofften, ihre Hoffnungen wurden von der Vorstellung selbst übertroffen. Mit dem rastlosen und leidenschaftlichen Eifer, mit dem der Dichter immer eines mit allen Kräften seiner Seele betreibt, hatte er sich der Vorbereitungen zu der Aufführung seines Stückes angenommen. Wenn er mit der Leseprobe nicht ganz zufrieden zu seyn Ursache hatte, so wurde ihm die Unzufriedenheit, die er darüber äußerte, reichlich durch die Resultate der eigentlichen Proben vergütet. Er konnte mit der lezten dieser Proben in hohem Grade zufrieden seyn. Und so fanden wir uns denn mit gutem Zutrauen im Theater ein. Die Studirenden, ein allezeit dem Schönen und Wahren offenes Geschlecht, wenn es ihm in rechter Weise geboten wird, füllten den größern Theil des Parterres; viele Bekannte des Dichters und Freunde seiner Poesie hatten sich in den Logen eingefunden, es fehlte nicht an theilnehmenden Zuschauern aus den mittleren und niederen Ständen. Der Vorhang hob sich, und der erste Akt wurde so passend, so lebhaft vorgetragen, daß nun die Theilnahme des Dichters an dem Einstudiren der Rollen nicht verkennen konnte. Wir haben besonders an Hrn. Mühldorfer der Rezitation einiger Stellen unsern vollen Beyfall nicht versagen können, wo er als Attaffin (der Held des Stückes) im verliebten weichlichen Gefühl, in einzelnen Jamben dies Gefühl fast lyrisch aussprichte. Wie der erste Akt begonnen hatte, so gingen nun die andern in rascher Steigerung fort. Das Interesse der Zuschauer wurde ganz in Anspruch genommen, bey den Hauptscenen, die mit ergreifendem Gefühl geschrieben sind, aufs höchste gesteigert. Auch ermangelten sie nicht, durch das lebhafteste Beyfallsklatschen zu bezeugen, wie sehr sie anzusprechen seyen, und wir sind es ihnen schuldig zu bemerken, daß sie immer bey den Scenen klatschten, bey denen der Dichter es erwarten mußte, wenn er sein Ziel nicht verfehlt haben sollte. Ist uns noch eine Bemerkung erlaubt, so möchten wir sagen, daß es ein herzliches Klatschen war. Man hörte

es ihm an, daß es von Herzen ging, daß es keine konventionellen Zeichen des Beyfalls sey.

Wäre man darüber noch im Zweifel gewesen, so konnte dasjenige, was nach dem letzten Akte vorging, jeden vollständig darüber aufklären. Der Vorhang war kaum gefallen, so erhob sich ein lautes Rufen nach dem Dichter. Dieß Rufen wurde lauter und heftiger, da der Dichter zögernd und ungewiß sich nicht sofort zeigte. Es ließ nicht nach, bis er wirklich erschien. Ein rauschender Beyfall empfing ihn. Er war freudig bewegt, und sprach in dieser Bewegung mit etwas befangener Stimme folgende Worte:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn durch Lieb' und Gunst,
Damit er steig're seine schwache Kunst.

So war durch diesen poetischen Dank die Aufführung selbst schön beschlossen, und die Zuschauer gingen befriedigt und erhoben nach Hause. Von den verschiedensten Seiten ließen sich die günstigsten Stimmen über dieß Stück vernehmen, zum deutlichen Beweise, daß die ächte Poesie das Volk wie die Gebildeten anspricht, und daß, um ein Publikum zu gewinnen, es nur solcher Produktionen bedarf, welche das Interesse des Stoffes und der Handlung mit allen Vorzügen der eigentlichen Poesie vereinigen.

Wir zweifeln nicht, daß des Grafen Platen Stücke bald den Eingang auf die deutschen Bühnen finden müssen, und sind überzeugt, daß sich die Stimme der Nation im Ganzen auf ähnliche Weise über sie wird aussprechen müssen, wie wir es hier zu thun versucht haben. D. E.

Wien, im Juni.

Auf dem Hoftheater des recitirten Schauspiels ist Hr. Löwe, vom Hoftheater in Kassel, als Gast zum zweyten Mal in einer Reihe von Darstellungen aufgetreten. Ein Engagement wird nicht zu Stande kommen, wie man vermuthet hatte. So wie bey seinem ersten Hierseyn, vor einigen Jahren, sind seine Leistungen mit lebendiger Theilnahme und großem Beyfall aufgenommen worden. Aehnliche Aufnahme ist ihm, wenn ich nicht irre, überall zu Theil geworden, wo er bisher aufgetreten. Es ist meine Art nicht, dem Urtheil Andrer, weder dem gedruckten, noch dem gesprochenen, selbst dem allgemeinsten nicht, so blindlings beyzustimmen, noch einem daraus geschöpften Vorurtheil einen Einfluß auf meine eigne Ansicht zu gestatten, sobald nämlich von solchen die Rede ist, über welche ich mir allenfalls auch ein Urtheil zutrauen darf. Es wird mir daher erlaubt seyn, meine Meynung ganz unabhängig vorzutragen, ohne sie andern aufzudringen, oder die übrige für ungültig zu erklären; je öfter ich vielmehr mit ihnen absichtlos zusammentreffe, desto angenehmer wird es mir seyn. Ich hatte diesen Darsteller in der ersten Reihe seiner Gastspiele nicht gesehen, weil ich damals eine Zeitlang nicht hier war, und über auch in meinen Berichten nur im Allgemeinen und in Rücksicht ihres Eindrucks auf das hiesige Publikum erwähnt. Um so begieriger war ich, seine Verdienste als darstellender Künstler, besonders seine Darstellung des Philipp Brook, die als seine vorzüglichste Leistung gerühmt wurde, nach eigener Ansicht würdigen zu können. Gerade mit dieser begann er seine diesjährigen Gastspiele. Nun hab' ich ihn gesehen, mit besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme gesehen, und Gelegenheit gefunden, ihn sowohl darin, als in zwey nächstfolgenden Charakter-Entwicklungen, von mancher lobenswerthen Seite kennen zu lernen, wenn ich gleich nicht alles für Gelungenes im höchsten Grad erklären, oder über dasjenige, was ich bereits von anderen schätzbaren Künstlern in denselben Rollen sah, ganz unbedingt erheben kann. Diese drey Charaktere, die ich vielleicht etwas ausführlicher beurtheilen werde, als gewöhnlich, weil das Feld der theatralischen Neuigkeiten einstweilen diesmal, aus bekannten Gründen, sehr beschränkt ist, sind gehörig von einander abgesondert, um dem Kunsttalent des Darstellers in dem ihm angewiesenen Fach, nämlich dem der gesetzten Liebhaber, wie es scheint, den erforderlichen Spielraum zu verschaffen, ohne daß er die Gränzlinie im Allgemeinen überschreiten darf; denn selbst Romeo, worin Hr. Löwe zum zweyten Gastspiel auftrat, (zum dritten hatte er den Hauptmann im Epigramme gewählt) obschon eine mehr jugendliche Gestalt für diese, als für die letztere erfordert wird, liegt übrigens weder in Betreff der physischen, noch künstlerischen Mittel, außerhalb dieser Sphäre, wie es beym ersten Blick wohl etwa scheinen mag. Ein wohlthuendes Organ empfiehlt diesen Schauspieler; es hat Umfang und Biegsamkeit, so daß es ungezwungen jeder Modulation sich hingibt. Die Aussprache ist ungemein deutlich, sie streift etwas an den Dialekt, doch nicht unangenehm; ich habe das nicht allein bemerkt, jedoch mehr im Lustspiel, als in den vorhergehenden Stücken, und es kann nur auffallen, wenn man nicht daran gewöhnt ist, oder sich längere Zeit entwöhnt hat. Er spricht im Allgemeinen natürlich, ohne gewaltsame Accentuirung und fremdartige Biegungen, doch legt er nicht immer auf die Reden den bestimmten Nachdruck, und am Schlusse eines, im Frageton endigenden Satzes hat die Betonung bisweilen jene Unsicherheit, jene naturwidrige Steigerungen, die man so häufig, selbst an den ausgezeichnetsten Schauspielern wahrnimmt, die man im gewöhnlichen Leben nie hört, und worauf zum Glück die allerwenigsten Zuhörer achten, weil sie es für die angemessene Theatersprache, höchstens für eine theatralische Licenz halten. Diese Unsicherheit läßt sich leicht vermeiden, wenn, so wie schulgerechte Sänger Abends und Morgens ihre Scala singen, der Schauspieler sich im Redevortrag ausgesuchter schwieriger Stellen täglich übt, so lange, bis Ohr und Kehle sich miteinander verständigen, und gegenseitig unterstützen. Dieß dürfte von Vielen, Vielen, in Rücksicht auf Gang und Stellung (Haltung) ebenfalls geschehen. Nur zu oft vernachlässigen die gesetzteren Künstler eine Vernachlässigung in den Elementen ihrer Kunst. Es ist wahr, man kann einen hohen Grad von Künstlerschaft erreichen, ohne diese Mittel, so wie man eine Sprache sehr geläufig sprechen kann, ohne die Grammatik je gelernt zu haben; zur Gründlichkeit und Vollendung gehört jedoch diese mit. Ich will mich über diesen Punkt weder umständlicher auslassen, noch Anwendungen davon machen, weil ich eben so wenig kritteln als verletzen will; doch fiel mir die Stellung des Gastspielers während des Komplimente, womit er bey seinem ersten Erscheinen die rauschende Begrüßung des Publikums erwiederte, etwas auf. Ueberraschung und Bescheidenheit mögen in diesem Fall das Ihrige wohl beygetragen haben. Den Charakter dieses Sonderlings — denn davon kann Brook sich doch nicht freysprechen — stellte er in einem edlen, freyen Umriß hin. Man konnte ihm durchaus zutrauen, daß er diesem Unternehmen gewachsen sey. Jener Hauptzug aber, der diesem Charaktee eigenthümlich den Stempel der Originalität aufdrückt, die tiefe Schwermuth und der feverliche Ernst, das innere bewegte Leben, das aus dem Brüten über ein wichtiges Vorhaben und dem Gefühl seiner Eigenthümlichkeit entsprüht, und worin er sich doch selbst gefällt, er mag sagen was er will, wurde nicht scharf genug hervorgehoben, weder im Ausdruck der Reden, noch des Mienen und Geberden. Ich lege den höchsten Maßstab an diese Darstellung, weil mich die früheren Urtheile dazu auffordern, und glaube Hrn. Löwe nur dadurch zu ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. August 1825.

Das alte Heldenbild, das eurem Blick
Wir heut' enthüllt, der Strom der Zeit hat längst
Auf seinen Wellen es hinab geführt;
Und doch belebt zu einem neuen Leben
Vom Hauch des Dichters, taucht es aus der Tiefe
Der vor'gen Tage wunderthätig auf,
Und übt auf eure Herzen Zauberkraft!
von Zedlitz.

Die Adler*).

Vom Doppeladler soll ich euch erzählen,
Den sich erwählt der Eichenwald am Rheine,
Dem heil'gen Forst Germaniens zu befehlen,
Hoch auf den Bergeshöh'n, im stillen Haine.
Dem hoch im Horst nicht Kron' und Scepter fehlen,
Nur in des Hauptes Zwey das immer Eine.
Denn als die Köpfe zu Verstand gekommen,
Sah'n sie des einen Leibes schlechtes Frommen.

Wie sich die linke Seite von der rechten
Allmählig trennte, war ein Wunderzeichen.
Im Forst geschah's, wo sich die Zweige flochten
Uralter an den Strom gepflanzter Eichen.
Da sah man sonst den edeln Vogel fechten,
Den Lilienschild zerschellt von seinen Streichen;
Da war dem Feind das Auge zugewendet.
Jetzt sah man's blind, und innerlich verschwendet.

Denn, eifernd sonst um Apfel, Schwert und Krone,
War noch dem Doppelhaupt an's Herz gebunden
Vor allen ein Geschenk vom Gottessohne,
Ein golden' Ey, das allen Lebenswunden
Empfangen um Gerechtigkeit, zum Lohne,
Den Schlüssel bergen sollte, den gefunden
Des Menschen Sohn, der Wahrheit Himmelspforte
Zu öffnen dem befreyten Geist im Worte.

Und dieses Ey vermochte zu entzweyen
Die Bruderhäupter. „Oeffnet, sprach das rechte:
„Die goldne Schale, Wald und Wild zu weihen.
„Der Schlüssel ist entkerkert nur der ächte.
„Laßt ihn, und mit ihm unsern Geist befreyen.
„Wenn Jeder wissend gleich und glaubend dächte,
„Dann würde frey, im Prüfen und Beschauen,
„Die Wahrheit selber sich zur That erbauen."

Das linke sprach: „Uns ist das Ey gegeben.
„Zur Willkür sey nicht, was wir einst geboren.
„Die Silbertaube Geist wird es beleben.
„Wir waren zur Verwahrung nur erkoren,
„Zu Schutz und Trutze wider feindlich Streben.
„Der fromme Glaube wäre ja verloren,
„Wenn wir den Schlüssel nackend wollten schauen,
„Dem nur die Geisteraugen sich vertrauen."

Da schlug die rechte Seite mit dem Blitze
Des Schwerts das Ey. Nicht wollt's die linke leiden.
Entbrannt vom raschen Schlag zu rascher Hitze
Sah man um Apfel, Schwert in Streit die Beyden;
Und die so lang vereint im hohen Sitze
Von Einem Bruderkörper ganz sich scheiden;
Den linken zürnend südlich sich begeben,
Den rechten nördlich, fern getrennt, daneben.

Den Kämpfern war das gold'ne Ey verschwunden.
Der rechte nahm mit seiner starken Seite
Des Schwertes Kraft mit sich; doch eingebunden
Verblieb das Herz dem Linken aus dem Streite,
Zugleich der Apfel Welt. Von ihren Wunden
Sich zu erholen, suchten sie das Weite,
Um drauf, mit frischer Wehr und scharfen Klauen,
Des Eyes Dienst dem Kampfe zu vertrauen.

*) Dieses Gedicht ward im Januar 1815 verfaßt, und zuerst im Februarheft des Rheinischen Merkur jenes Jahrs abgedruckt. Der Verfasser hatte das Vergnügen, daß der Fürst Metternich einige Verse daraus, bey einem auf dem Wiener Kongresse zwischen Preußen und Oestreich entstandenen Mißverhältnisse, in einem Briefe an den Fürsten Hardenberg, zu Motivirung der Ausgleichung gebrauchte.

Digitized by Google

Zerstöret ward der Wald, kein Ziel gefunden;
Ermüdung lähmte nur streitsücht'gen Glauben.
Bald riß man wieder, heilte dann die Wunden
In der Zerstörung lang nachdalt'gem Stauben.
Wie auch zum Kampfe schlau sich eingefunden
Der fremden Thiere Lust im Wald zu rauben,
Wie auch die Feuerlilie sich vermessen
Aus deutschem Blut zu blüh'n, es ward vergessen.

So rubten sie vom heißen Kampfe stöhnend;
Der linke, stolz, das edle Herz zu tragen,
Sich drum den ganzen Doppeladler wähnend,
Hielt fest den Apfel Welt mit Wohlbehagen.
Doch was das Herz belebte, weich und sehnend,
Schuf mild und freundlich öfter sein Betragen;
So das Maria, ihm ihr Bild zu leihen,
Ein jungfräulich Panier ihm schien zu weihen.

Doch männlich kühn hob seinen Flug der rechte.
Das Schwert entzückt, auch ruhend selbst, der Scheide,
Verfocht er wachsam sich geschaff'ne Rechte.
Scharf war der Zunge, scharf des Schwertes Schneide.
Mit Haupt und Krall' und Fittig im Gefechte,
War Sonne, Erd', Meer, Himmel seine Weide.
So schärft er sich, mit Schwerte, Zung' und Blicken
Des Mannes Kraft lebendig auszudrücken.

Drum staunet nicht, daß, als der Adler Zeichen
Sich wohlgebildet stehn im Forst entgegen,
Des rechten Blitz den linken, unterm weichen
Panier Theresien's, konnte rasch verwegen
Mit Friedrichs Arm im Riesenkampf erreichen;
Das Schwert dann Beede trauernd niederlegen,
Nicht um das Ey mehr, das man lang vergessen,
Nein, weil man nicht im Kampf sich ausgemessen.

Da kam die Sitte, mit dem Feuerzeichen
Der gift'gen Lilie, friedlich sich zu schmücken,
Im heil'gen Walde unter edeln Eichen
Mit ihr die frommen Kräuter zu erbrücken.
Sie duftete ihr Gift aus allen Sträuchen.
Ihr sah man wohlgesinnt die Adler nicken.
Unschuldig galt sie, die aus Blut geboren,
Und nur am Blut zu brennen auserkoren.

So gab's die Zeit, da in der alten Blume
Das Nest der räuberischen Bienen zehrte,
Und sie erstarb, daß sich im Heiligthume
Des Waldes selbst die freche Schaar vermehrte;
Der stolze Weibel sich vom alten Ruhme
Der Adler selbst in ihren Sitzen nährte,
Es ihm gelang zu nehmen Adlerzeichen,
Wild, gierig, klein, den Edelsten zu gleichen.

Doch als die Schaar dem Süd sich angedangen,
Am fremden Honig frech ihr Mahl gehalten,
Dann ostwärts zog und westwärts, Grau'n und Bangen
Den Erdkreis füllte, sah man sie zum kalten
Nordost geführt, im lüsternen Verlangen,
Des goldnen Adlers Erde zu verschalten.
Da gaben Frost und Feuer sich die Hände,
Dem wilden Schwarm zu setzen Ziel und Ende.

Als sie sich sterbend von dem Adler wandten,
Verfolgt' er ihren Rest bis zu den Eichen;
Und freudig sah man, wie dem Nahverwandten
Die beyden Adler eilten Macht zu reichen;
Wie sie sich dann zu einem Ziel bekannten,
Versöhnt, die Räuberschaaren zu verscheuchen,
Die Bienen, an den Raub im Wald gewöhnet,
Entflohn; die Arbeitsbienen sind versöhnet.

Und hin bis in das Raubnest ging's in Eile,
Da war der Stamm der Lilie gefallen.
Die Bienen sammt dem Weibel, sonder Weile
Erreicht, zerdrückten dort die Adlerkrallen.
Da sah man, wie der Welt zu Lust und Heile
Sie wiederschenkten lang Verlornes allen,
Der Lilie selbst, und selbst dem Rest der Bienen
Ein dunkel Nest, still drin den Raub zu sühnen.

Die beyden Adler, die ein lang' Vertrauen,
Die Liebe frommer Wälder sah erhoben,
Sah man nun wieder frey hernieder schauen
Von jenem Horste, wo sich nicht durch Loben
Die falschen Sarmeichler Schwaldennester bauen
Zu frecher That, durch den, der sich erhoben.
Denn sie bedürfen's nicht, in rud'ger Größe
Verleih'nen Glanz zu zieh'n um ihre Blöße.

Sieh auf. Die Meereswogen schlagen wieder
Befreundet an die alten Ufer an.
Im Völkerjubel tönen Friedenslieder,
Und Jeder tritt auf die gewohnte Bahn.
Im heil'gen Walde rauscht's, es tönet bieder
Der Gruß vom Rhein, dem man nicht abgewann,
Jenseits im Hain, mit aufgebrungnen Pflichten,
Auf seinen deutschen Antheil zu verzichten.

Blickt her, ihr Völkerstörer. Aus der Mitte
Europa's steigt der Lanzerwald empor.
Er trotzet kühn dem stürm'schen Zeitenschritte,
Und schließt der fremden Jagd des Forstes Thor.
Drinn dient das Recht dem milden Geist der Sitte,
Dem klugen Wort, dem schönen Laut, das Ohr;
Zu Lust und Schmerzen will man sich verbinden,
Nie mehr den Fremden drin geschäftig finden.

Doch hört man leis und laut, von Berg und Haine
In lindem Rauschen, murmelndem Bewegen,
Von allen Stimmen, allen Bitten — eine;
Da, wo der linke mehrt des Guten Segen,
Da, wo der rechte mild zum Kraftvereine
Den Drang des Sturms beschwöret sich zu legen;
Nur eine Stimme tönt aus allen Gauen:
Zusammen mögen sich die Adler bauen.

Zu einem Horst beruft man freudig Beyde,
Darin zusammen Herz und Schwert zu tragen:
Und wie vorher getrennt durch herbe Scheide,
Durch Liebe frey, die Zwey an Eins zu wagen.
Schön steht der Muth' und Kraft ein gleich Geschmeide.
Im Geist muß Erd' und Himmel sich vertragen;
Des Mannes Blick, des Weibes ahndend Leben
Kann einer ganzen Welt Versöhnung geben.

So rauscht die Sage her aus alten Lehren;
Daß, wenn die Beyden einen Horst bezogen,
Vereinigt nach Erkennen und Begehren,
Der Himmel baue seinen Friedensbogen,
Bestimmt, der Völker schönste Zeit zu ehren,
Der Erde Friedensbund mit Gott gepflogen.
Dann wird des Eyes Schale selbst sich trennen,
Und möglich seyn, den Schlüssel zu erkennen.

W. v. Blomberg.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Nach dem Urtheile eines der größten Kenner des Alterthums, des berühmten Muratori, entstand diese Barbarey des Mittelalters hauptsächlich aus dem Mangel an Papirr; und es ist in der That auffallend, daß dir Erfindung unsers jetzigen Papirrs, wodurch jenem Mangel abgeholfen ward, in dieselde Epochr des zwölfirn Jahrhunderts fällt, da die Wissenschaften anfingen wirder aufzuleben; so wie die allgemeine Verbreitung der Aufklärung einr unmittelbarr Folgr drr Erfindung der Buchdruckerkunst war. Griechen und Römer schrieben ihrr unsterblichen Werke auf Pergament-Rollen, und der hohe Preis dieses Materials war nicht blos die Ursache, daß Bücher nur in den Händrn wenigrr Reichen, dir sie oft nicht benutzen, seyn konnten, sondern auch daß viele jener Werke ganz vrrloren gingen. Zwar hattr man im Alterthum auch ein wohlfeileres Schreib-Material, das egyptische Papier; aber dieses verlor sich gänzlich im achten Jahrhundert, wenigstens für Europa, entweder weil die Anbauung der Papier-Staude in Egypten selbst vernachlässigt, oder weil der Handel mit Egypten durch die Araber erschwert ward. Man mußte also wieder zu dem theurru Pergament seine Zuflucht nehmen, dir Kopien der klassischen Werke wurden immer seltrner, und von den wenigen, dir das Schwert oder das Feuer der Barbarru aus dem Norden und aus dem Osten verschont hatte, mußten manche wichtigerru Schriften Platz machen. Man kratzte eine Rede des Demosthenes oder ein Buch des Livius aus, um das kostbare Pergament zu einer Legende, zu rinem Brevier, odrr zu einem Schenkungsbriefe an rin Kloster, zu benutzen; und vom achten Jahrhundert an findet sich krine Urkunde und kein Buch mehr auf rgyptischem Papier geschrirben, aber desto mehrrre auf abgekraztem Pergament. Ein solches Manuscript heißt daher im Griechischen prripsemptos, radirt.

Wenn man nun den wohlfrilen Preis unsers jetzigen Lumpenpapiers mit dem theurru Pergamente vergleicht, so wird man sich nicht über die Seltrnheit der Bücher, über dir geringe Anzahl der Lrser, und über den daraus entstandenen Mangel an Bildung und Aufklärung im Mittelalter wundern. Zwar ist der Preis des Papiers in neuern Zeiten, mit dem Preise aller übrigen Dinge, sehr gestiegen; doch ist er noch immer in keinem Verhältnisse mit dem Preise des Pergaments. Allein bald nach Erfindung des Papiers war der Preis desselben, wegen der unzähligen Papier-Fabriken, die in ganz Europa, mit dem Eifer, den allrs Neue erweckt, angelegt wurden, und wegen des wenigen Verbrauchs zu unbedeutenden Briefen, Prozeßschriften u. s. w., so geringe, daß er nicht mit dem des Pergaments zu vrrgleichrn war; und noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sagt Muratori, daß man für wenige Groschen oder Thaler Werke kaufe, die im Mittelalter tausend Dukaten gekostet haben würden.

In drr That war damals der Preis des Pergaments so hoch, daß nur reiche Fürsten oder Städtr im Stande waren, sich rinzelne Bücher anzuschaffen, und daß an große Bibliotheken gar nicht zu denken war. Nur in den reichsten Klöstern oder im Vatican fand man Bibliotheken, deren Katalogen bis zur Zeit des Papstrs Nikolaus V., dieses großen Beförderers und Kenners der Wissenschaften in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, sich fast allein auf dir Theologie, das canonische Recht, ächtr oder untergeschobenr Dokumente und dergleichen einschränkten; und selbst von diesen ist vieles durch die verheerenden Kriegr der Barbaren zrrstört oder verbrannt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

In der ersten Scene trat er mit Anstand gegen den Hofrath auf. Den Ausdruck des Hohnes, der aus dem Gefühl seiner Ueberlegenheit fließt, vermißte ich, oder fand ihn doch zu schwach angedeutet. Ich wunderte mich, die auf den, aus dem Strach citirten Spruch folgenden Worte an denselben gerichtet zu hören, da sie doch unfehlbar den Damen gelten, an die sich Broose mit der Entschuldigung wendet: „Verzeihen Sie mir die trockene Unterhaltung!“ — In der Erklärung gegen Auguste herrschte Leben und Besonnenheit: in der Schilderung, die Broose von seinen Verhältnissen und Gesinnungen entwirft, schien mir der Vortrag etwas zu geläufig, ein Vorwurf, den man nicht selten Schauspielern machen darf. Eine Kleinigkeit kann ich nicht übergehen, eben weil die Rede von einem einsichtsvollen Darsteller ist. Die Bezeichnung des Gefühls für Auguste verrieth sich zu sehr durch bedeutungsvolle Blicke, die diesem von aller — Koketterie, möcht' ich sagen — entfernten Charakter, vielleicht nicht ganz angemessen waren, und in gleicher Hinsicht näherte sich die den entschiedenen Ausspruch begleitende Geberde, durch die schamhaft gesenkten Augen, bey allem Zartgefühl, das sich darin offenbarte, fast der Ausdruck weiblicher Schüchternheit. Diese Scene wurde übrigens durch glänzenden Beyfall ausgezeichnet. Der Auftritt mit Ludwig war durchaus befriedigend, und es ist nur Eigensinn von meiner Seite, wenn es mir vorkam, als ob der Ton drr Rührung zu sehr in Thränen zerschmolz, was ich an Männern nur höchst selten billige. Diese Scen haben mir Schauspieler eingeflößt, die immer den Thränenkrug bey der Hand haben, um ihren Zuschauern Herz und Hände zu besprengen. Es wird einem ganz flau dabey. In der Scene mit Drave, kurz vor der merkwürdigen Zusammenkunft mit dem Kanzler (hier Wierdem) war Hr. Löwe wohl etwas zu kalt, wenigstens innerlich zu ruhig, wenn auch nicht äußerlich: zu wenig kündigte sich, glaub' ich, der mit aller Macht kaum zurückgehaltene Aufruhr des Gemüths an. Ich bemerke hier noch, daß Hr. Löwe viele Gewandtheit und ein schönes Maß körperlicher Bewegungen hat. Genau betrachtet, fehlt den Bewegungen oft die Zweckmäßigkeit und schöne Form. Hierher rechne ich die, besonders in diesen Darstellungen häufig wiederholte, auch anderen Künstlern eigene, dem Drohen mit dem Finger ähnliche Geste, bey aufwärts gebogenem Arm, um manchen Reden einen Nachdruck zu geben. So auch das Berühren des Herzens mit der linken Hand, oder das Auflegen beyder Hände

unterhalb der Brust. Nur bey so vielen Vorzügen in andrer Hinsicht können solche Abweichungen auffallen. Die Scenenreihe im Hause des Kanzlers, oder dessen Eintritt, entsprachen der Erwartung, und standen im Verhältniß zu der vorhin bemerkten größeren Ruhe bey Draven, da sonst der exaltirte Seelenzustand, die verzweiflungsvolle Angst wohl noch energischer ausgedruckt werden konnten. Im letzten Theil der Hauptscene, wo Zorn und Verachtung die Schranken durchbrechen, war die Darstellung von einem edeln Feuer belebt, dem die Biegsamkeit und zwanglose Kraft des Organs einen leichten Aufschwung verstatteten. Schade, daß in der Schlußrede, doch vielleicht nur dießmal, der Ton sich zu rasch erhob, und die Fülle des Ausdrucks dadurch beschränkt wurde! Auch glaub' ich gern, daß dem Darsteller für den in dieser Scene herrschenden regen Wechsel der Empfindungen bey anderen Gelegenheiten ein reicherer Farbenwechsel zu Gebote stehe. Es macht eine gute Wirkung und ist der Natur keineswegs entgegen, wie ich in vielen Fällen an andern ausgezeichneten Künstlern (Fleck, Iffland) gesehen habe, wenn Brook im Abgehen hier gleichsam das Vorgefühl des Triumphs der gerechten Sache selbst durch seinen Gang ausdruckt. Im Anfang des folgenden Auftritts, wo er plötzlich von seiner Höhe herabgestürzt erscheint, habe ich den, dieser Situation entsprechenden Ton furchtbarer Ruhe und eines durch das unerwartete Hinderniß Trotzes, der den Anstrich von tragischer Größe gewann, nur von Einem Schauspieler (vielleicht zufällig) treffen gesehen. Nach diesem Akt, wie am Schlusse des Schauspiels, wurde He. Löwe mit Beweisen gerechter Anerkennung belohnt.

Ueber die Darstellung des Romeo, nach Schlegels Uebersetzung, werde ich mich kürzer fassen. Diese Darstellung war durch ungemeine Zartheit in allen Theilen ausgezeichnet, der den poetischen Hauch, von dem sie beseelt seyn muß, oft zu ersetzen schien, oder wenigstens nicht nachtheilig vermissen ließ, wohl aber den kühnen Zügen der Charakterzeichnung und dem Aufflug der Schwärmerey bisweilen widerstrebte. Die Meynung ist nur, daß sie weniger streng gehalten, sich mit ihnen auf das glücklichste vereinen läßt. Nicht ganz so tief in seine Schwermuth versunken denk' ich mir Romeo in der ersten Scene. Es ist nur ein Nachklang, jene schwärmerische Sehnsucht, die um so empfänglicher mache und zugleich Raum genug im Herzen übrig läße, für ein neu entzündendes Gefühl. Die abenteuerliche, aber großartige Erscheinung des gegenseitigen Verständnisses, die der schnellen Reife und dem furchtbaren Ende dieser wundersamen Liebe angemessen ist, will auch in freyen, kühnen Zügen wiedergegeben seyn. Es mag seine Schwierigkeit haben, jene unentheiligte Zartheit in Einklang damit zu bringen; die männliche Verwegenheit darf auch ihr Recht behaupten. Aber nur in einer unendlichen Glut des Herzens schießt dieser Liebesbaum so schnell und riesenhaft empor. Eine vorzüglich gelungene Parthie dieser Darstellung war die Abschiedsscene mit Lorenzo, durch Innigkeit und Feuer des Ausdrucks. Es würde Unbilligkeit verrathen, die Thränen des Schmerzes hier verbannen zu wollen. Hr. Löwe wußte ihnen mit vielem Glück die Thränen der Verzweiflung beyzumischen, und diese Scene brachte große Wirkung hervor. Der Ausdruck in den vorhergehenden Situationen hätte allerdings eine verhältnißmäßige höhere Stimmung vertragen mögen. Im Garten, bey den Terrassen, setzen mir die Stellung nicht zwanglos genug, aber die nöthige Dämmerung verbinderte auch die Deutlichkeit der Wahrnehmung; mein Ohr hat mich jedoch schwerlich getäuscht, da es im Ganzen eine Abgemessenheit des Vortrags und eine Hinneigung zur deklamatorischen Eintönigkeit, ja in einzelnen Stellen ein Absetzen mehrerer Worte nach einander vernahm. Korn — ich vergleiche nicht gerne, und eine Vergleichung soll auch nicht stattfinden — hat den Vorzug der poetischen Begeisterung der Liebe, wiewohl ihm von der physischen Seite betrachtet, jetzt Einiges für diese Rolle abgeht.

Ich komme auf die dritte Gastrolle des Hrn. Löwe, den Hauptmann Klinker im Epigramm, worin er Heiterkeit, Ruhe und Laune mitbrachte. Die erforderliche Gewandtheit vereinigte sich recht gut mit dem Anstrich jugendlicher Frische. Die Jovialität erhebt sich aber in diesem Charakter, der dem Dichter sehr wohl gelungen ist, zum eigentlichen, ächten Humor, durch den Beysatz von Gemüthlichkeit und ironischer Spitzfindigkeit, die überall hervorstechen, und die ich im Ton der Rede durchgehends vermißte. Ueber Vieles wurde zu leicht hinweggegangen; dieß war gleich und vorzüglich der Fall im ersten Monolog. Wenn Klinker in Gegenwart des Knaben die Bemerkung macht: „Fast fürchte ich, daß es zu spät ist," — so geht er einen Augenblick in wehmüthige Betrachtung über, die er schnell wieder von sich weist. Hr. Löwe sprach sie leichthin zum Knaben. Allen ähnlichen Aeußerungen, wie sie besonders in der Scene der ersten Bewerbung vorkommen, fehlte derselbe Anklang, wie es mir vorkam. Was die Ironie betrifft, so ist dieß zum Beyspiel mehr diese, die sich in dem Ausbruch des Lachens über die olla potrida des Kammerraths hören läßt, als Vergnügen. Herzlich kann ein verständiger Mann über solchen Unsinn nicht wohl lachen. Die Hauptscene mit Karoline wurde im Allgemeinen leicht, gefällig und lebendig durchgeführt; es gibt aber eine Art, überall den rechten Ton, die angemessene Farbe, die richtige Schattirung, mit einem Wort: den Nagel immer auf den Kopf zu treffen, daß es gar nicht anders seyn kann; die nicht jedem Darsteller überhaupt, auch wohl nicht demselben immer in derselben Rolle gelingen will. Man kann zuweilen den Ton durch ein kleines Zusätzchen oder Einschiebsel, sey es noch so unbedeutend, aus der sichern Lage bringen, indem man ihm gerade dadurch die richtige Haltung geben wollte. Und es ist nicht ganz einerley, ob man in dieser Hinsicht den Schluß des ersten Akts: „Blinder, Adieu! — Höre" — u. s. w. sagt, oder wie es unfehlbar heißt: „Blinder, es ist gut, wenn man zuweilen auch taub und stumm ist!" — kurzweg, und dann mit einem raschen Bückling gegen die Dame gleichsam den Nachsatz, die Kadenz macht. Ich bitte aber die dramaturgischen Freydenker, diese Bemerkungen nicht eben als eine Frucht mikrologischer Subtilität anzusehen! Es ist in der That nicht einerley, weder im Kleinen noch im Großen. Der verstorbene Opitz war der beste Klinker, den ich gesehen habe, trotz gewisser Theaterfaxen, die ihn auch in dieser Rolle nicht ganz verließen, die aber immer Hand und Fuß, und, mit Hauptmann Klinker zu reden, auch Kopf und Herz hatten. Hr. Löwe wurde bey dem ersten Abgang in der Scene mit Karoline, von einem so anhaltenden Applaus begleitet, daß er lange nicht zu Wort kommen konnte, als er wieder umkehrte. Ich hoffe, diesen Gastspieler noch in einer oder der andern Rolle zu sehen, wo er mich so vollkommen befriedigen wird, daß mir nichts anders zu thun übrig bleibe, als in dem Lexikon der lobpreisenden Kritik die herkömmlichen Phrasen und Redensarten nachzuschlagen, um sie mit der leichtesten Mühe von der Welt in einen zierlichen Kranz zu flechten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 152. S. 608. Sp. 2. Z. v. o., st. falscherischen l. italienischen; Z. 26. st. Richtigkeit l. Leichtigkeit. In Nro. 153. S. 612. Sp. 1. Z. 16. v. o. st. wie an l. wenn an: Z. 29. st. willkommener l. vollkommener Sänger, und st. alle l. aller Manitren; Sp. 2. im dritten Absatz v. o. st. die l. der Stimme.

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. August 1825.

Schöne Mutb
Unglücklicher der Erde. Durchgang ist
Dein Leben durch die Welt; dein Himmelsbild
Ist Gottgestalt, die bleibet dir.

Herder.

An die Erwachsenen.

Ha, wie lockt ihr uns in's Leben,
Arge Menschen allzumal!
Immer kosen, küssen, geben,
Schmeichelworte sonder Zahl!
Jeden Himmel zeigt ihr offen;
Alles mag der Neuling hoffen!

Und wir werden klüger, älter,
Freudig laufen wir zum Ziel;
Doch ihr werdet trüber, kälter,
Fremd dem kindlichen Gefühl;
Ach, und euer schön Verheißen
Schmilzt, wie Regenbogens Gleißen!

Laßt das heuchelnde Beginnen,
Laßt es, oder haltet mehr!
Gaukelt nicht den Jugendsinnen
Eine Welt der Liebe her!
Sollen nur mit größern Wehen
Wir so früh sie schwinden sehen?

Lieber sey hinfort mit Strenge
Wahn und Lust dem Kind geraubt!
Zeigt ihm bald der Herzen Enge,
Gebt euch wie ihr denkt und glaubt!
O wir wollen's gern ertragen;
Spart's doch lange spät're Klagen!

Stärket ihr nicht Leibesleben
Auf der Zukunft Müh' und Noth,
Daß es hart mag widerstreben,
Wenn der Tag des Sturmes droht?
Warum zärteln denn mit Seelen,
Die ihr drücken wollt und quälen?

Joh. Rud. Wyß.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Von den hohen Preisen der Bücher in jener Zeit kann man sich aus folgenden Thatsachen einen Begriff machen. Für eine Abschrift der Predigten eines Bischofs von Halberstadt, die jezt, wenn sie noch existirte, von dem Buchbinder verbraucht werden würde, bezahlte eine Gräfin von Anjou zweyhundert Schafe und fünfzehn Malter Korn. — Der Despot Ludwig XI. mußte, als er von der medizinischen Fakultät zu Paris die Werke eines arabischen Arztes borgte, einen großen Theil seines Silberzeuges zum Pfande geben, und außerdem einen reichen Bürgen stellen. — Man hat noch einen Brief, worin Lupus, Abt zu Ferrieres, im Jahr 855 den Papst Benedikt III. auf das rührendste bittet, seinem Kloster des heil. Hieronymus Erklärung des Jeremias, nebst Cicero's und Quintilian's Schriften über die Beredsamkeit (eine sonderbare Zusammenstellung) zu leihen, und heilig verspricht, daß diese Werke sobald als

Digitized by Google

möglich abgeschrieben und zurück geschickt werden sollen: „denn, sezt der Abt hinzu, „es gibt in Frankreich zwar „einzelne Stücke dieser Schriften, aber kein vollständiges „Exemplar." Beyläufig sieht man hieraus, daß die päpstliche Bibliothek schon im neunten Jahrhundert in dem Rufe stand, auch an Klassikern nicht arm zu seyn. Allein man sieht auch daraus, daß die Mönche der damaligen Zeit auch für die klassische Gelehrsamkeit Geschmack hatten, und daß es ihnen nicht an Lust zum Lesen und sogar zum Abschreiben fehlte, wenn es nur nicht an Büchern und an Schreibmaterial gefehlt hätte. Muratori macht hiebey folgende Bemerkung: „wie viel Dank sind wir den Mönchen jener „Zeit schuldig, die sich Tag und Nacht mit Abschreiben der „Bücher beschäftigten, um sie zu vervielfältigen und der „Nachwelt zu erhalten; und wie müssen wir uns schämen, „wenn wir, trotz unserm Reichthum an Büchern und an„dern Mitteln zur Aufklärung, fauler und unwissender als „jene sind." Trösten wir uns damit, daß der gute Muratori im achtzehnten und nicht im neunzehnten Jahrhundert schrieb.

In jenen bücherarmen Zeiten war daher ein Buch, das jezt der Bettler kaum als ein Almosen annehmen würde, und das selbst rechtliche Leute nicht der Mühe werth halten, zurück zu geben, wenn sie es geborgt haben, das kostbarste Geschenk, das man machen konnte, ein Geschenk, das dem Besitzer, der es aus seiner kleinen Sammlung weg gab, mehr Ehre und Nutzen brachte, als jezt eine Schrift dem Verfasser einbringt: er rettete durch ein solches Geschenk, wenn es einem Kloster dargebracht ward, seine Seele von der Verdammniß, die für ärmere unvermeidlich war; über die Dotation ward ein umständliches Dokument ausgestellt, und sie ward in seiner Lebensbeschreibung und Grabschrift als die Krone seiner Verdienste angeführt. Noch jezt sieht man in der Hauptkirche zu Verona das prächtige marmorne Grabmal eines Archidiakonus aus dem neunten Jahrhundert, dessen Inschrift es ihm zum Verdienst anrechnet, als hätte er so viele Schlachten gewonnen, daß er 218 Manuscripte abgeschrieben, und einen Kommentar über die Bibel dem Domstift geschenkt habe.

Dieser Mangel gab sogar zur Stiftung eines geistlichen Ordens Anlaß, der durch die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst in Vergessenheit gerathen ist. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stiftete Gerhard Groot, aus Deventer gebürtig, den Orden der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, der sich, so wie die darauf gepfropfte Kongregation der regulirten Chorherren von Windesheim, über die Niederlande und den benachbarten Theil von Deutschland verbreitete, 120 untergeordnete Klöster, und unter seinen Brüdern Gelehrte vom ersten Range, wie z. B. den berühmten Lipsius, zählte. Die besondere Regel und Beschäftigung dieser Ordensbrüder bestand darin, die Jugend zu unterrichten und Bücher abzuschreiben, vorzüglich, wie es sich von selbst versteht, die Schriften der heiligen Kirchenväter.

Der Theurung des Schreibmaterials ward durch die Erfindung des Papiers abgeholfen, und man kann jezt weniger über Mangel an Büchern klagen, als über den Ueberfluß, womit jede Leipziger Messe, gleich einem durchbrochenen Damme, das Land unter Wasser sezt; und so wie ehemals ein Klassiker einer Legende auf dem Pergamente Platz machen mußte, so werden jezt Pressen und Papier durch die große Konkurrenz der Schriftsteller vertheuert, und manches wissenschaftliche Werk wird von Romanen verdrängt, die in keiner Rücksicht mit den Fieldingschen, Walter Scott'schen, oder Schilling'schen verglichen werden können. Indessen sind die wohlthätigen Folgen nicht zu verkennen, die diese Erfindung nicht blos für die Wissenschaften, sondern auch für die Verbreitung der Lektüre und Bildung in den untern Klassen gehabt hat. Mag auch eine Ueberbildung oder Verbildung daraus entstanden seyn: das Lesen ist immer eine unschuldigere Beschäftigung, als so viele andere, die sonst die Stelle desselben einnahmen; und wie hoch steht in dieser Rücksicht das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert über dem finstern achten oder neunten! Damals mußten die Wissenschaften sich in die dunkeln Zellen der Klöster verkriechen, und nur der Mönch las bey dem schwachen Scheine seiner Lampe; jezt sind Kammermädchen Mitglieder von Lesegesellschaften, und führen mit Lakayen eine sentimentale Korrespondenz. Damals konnte der große Kaiser nicht lesen; jezt werden Schulknaben Schriftsteller. Damals mußte man ein langes mühsames Leben in den Schulen oder der Studirstube zubringen, um sich ein Recht zu erwerben, über wissenschaftliche Gegenstände zu urtheilen; jezt werden an der Tafel und im Salon die schwierigsten und wichtigsten Fragen mit einer Leichtigkeit entschieden, vor der unsere pedantischen Vorfahren erröthen müßten.

Die Erfindung der Buchstaben, vielleicht die sinnreichste, die der menschliche Geist jemals gemacht hat, hat eigentlich nichts mit der Sprache zu thun, sondern nur mit der Art, wie wir unsere Gedanken, ohne zu sprechen, durch schriftliche Zeichen ausdrücken. Sobald Europa diese Erfindung aus dem Orient erhalten hatte, war es natürlich, daß man sie benutzen wollte: Gedichte, Geschichte, und alles, was sonst die Väter dem Gedächtnisse der Söhne eingeprägt, und so von einer Generation zur andern überliefert hatten, ward nun der sichern Schrift anvertraut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Spielwuth.

Eine kleine Schrift: „Encore une victime des maisons du jeu," ist so eben in Paris erschienen. Sie füllt nur fünfzehn Seiten, aber wie schrecklich ist ihr Inhalt! Wäre es nur eine moralische Erzählung, man würde sie rührend nennen, und sie würde schon als solche ihren Zweck erfüllen; aber sie ist nur zu wahr diese Geschichte eines furchtbaren Unglücks.

Der Sohn des General-Einnehmers G. war nach Paris geschickt worden, um dort zu studiren. Seine ersten Briefe aus dieser großen Stadt drückten nur kindliche Liebe und Anhänglichkeit an seine Eltern aus; indessen nur zu bald verriethen sie eine Zurückhaltung und Melancholie, welche seine Eltern nicht wenig beunruhigte. Eugen, so hieß der junge Mann, verlangte öfter Geld, man zögerte anfangs, sandte aber doch immer die verlangte Summe an ihn ab. Allein, da die Forderungen zu häufig wurden, schreibt ihm sein Vater sich darüber zu erklären. Eugen antwortet: „so muß ich denn mein Unglück bekennen, und Euch gestehen, daß ich von der schrecklichsten aller Leidenschaften wie besessen bin!" Kurze Zeit darauf wird Herr G. zu dem Anwalt des königlichen Fiskus gerufen. Dieser eröffnete ihm, daß Eugen falsche Kassenbillets im Betrag von 50,000 Franken ausgegeben habe. Der niedergebeugte, bekümmerte Vater erbittet sich eine kurze Bedenkzeit, und ersetzt nach zwey Stunden die ganze Summe aus seinen Mitteln, um von seinem Namen diesen Schandfleck zu entfernen.

Jezt reist der tief betrübte Vater seinem Sohne nach, um ihn aufzusuchen, erfährt aber zu seinem Jammer, daß dieser, dem Wahnsinne der Spielwuth hingegeben, eine Kasse in seiner Nachbarschaft erbrochen und bestohlen habe. Um diese Summe zu ersetzen, kehrt er schnell zurück und verkauft Haus und Güter, deren Werth gerade hinreicht. Aber seine Frau kann das Uebermaß ihres Unglücks nicht länger ertragen, sie erkrankt und stirbt trostlos. Sterbend jedoch empfiehlt sie ihrem Mann noch, Alles anzuwenden, um ihren Sohn auf bessere Wege zu bringen. Ausgerüstet mit Allem, was die lezten Worte und Ermahnungen einer sterbenden Mutter Gewichtiges und Erschütterndes enthalten, reist nun der Vater nochmals nach Paris, um seinen Sohn mit denselben zu rühren und zum Guten zu lenken. Allein in welchem Zustand findet er ihn! Eugen hat den Verstand verloren und erkennt seinen Vater nicht mehr. —

Der über alles Maß unglückliche G. muß noch das Leben tragen, allein er sehnt sich nach dem Tod und bittet inbrünstig, daß er mit ihm auch seinen Sohn heimsuche.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsezung.)

Am zweyten dieses Monats fand die gewöhnliche Frohnleichnamsprozession mit allen Feyerlichkeiten statt, deren Glanz jedoch dießmal durch die Abwesenheit Ihrer Majestäten vermindert wurde. Die Erzherzoge Anton und Ludwig, mit Zuziehung des Hofstaates und der Leibgarden, führten den Zug an. Der Erzherzog Maximilian begleitete ihn. Obgleich an diesem Tag die Witterung eben nicht sehr freundlich war, hatte sich doch eine große Menge Menschen in allen Theilen der Stadt versammelt, durch welche der Umgang zwischen den in Spalier aufgestellten Truppen zog. Den folgenden Sonntag wurde das Fest in sämmtlichen Vorstädten zugleich gefeyert, wie es seit der Regierung des Kaisers Joseph gebräuchlich ist, da früher jede Vorstadt einzeln es zu feyern pflegte.

Ein anderes glänzendes Fest steht dem Königreich Ungarn für künftigen Herbst bevor. Alsdann wird dort ein Landtag gehalten und Ihre Majestät die Kaiserin als Königin von Ungarn gekrönt werden. Dieses geschieht in Presburg.

In Pesth kündigt sich eine neue Zeitschrift „für Wissen, Kunst und Leben" an, die den Titel Iris führen soll. Ihr Zweck ist Belehrung und Unterhaltung. Was den ersten Theil betrifft, so wird vorzüglich das Vaterland darin zur Sprache kommen. Die besondern Rubriken sind: Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sternkunde, Alterthumskunde, Handel und Gewerbe, Erfindungen, schöne Wissenschaften, Kritik. Statt der Kritik lieber Musik! — Doch eben recht; ich sehe, daß sie unter dem Artikel „schöne Wissenschaften" mit begriffen ist. Der unterhaltende Theil soll umfassen: Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, Anekdoten, vermischte Aufsäze — vermuthlich auch Charaden, Logogryphen, ordinaire und ungeheure, magische Quadrate u. s. w. Diesem Allen wird noch ein Anhang beygefügt, der alle interessante Ereignisse im Kreise des Wissens, der Kunst, Literatur, &c. berührt, wozu eine ausgebreitete und zuverlässige Korrespondenz eingeleitet ist. (Besonders zu empfehlen, so wie den Referenten die möglichste Sorge für tolerirende Notizen, des lieben Friedens wegen.) — Zu einem solchen Unternehmen gehört, bey der Ueberfülle von periodischer Literatur, Muth und Unterstüzung. Mit vaterländischen Zeitschriften ist Ungarn zum Glück bis jezt nicht überhäuft. Die Unternehmer werden einige Vortheile genießen, die nicht überall stattfinden können, und man darf etwas Tüchtiges erwarten.

Hier hat sich auch eine neue Verlagshandlung etablirt, unter der Firma Ludwig, die freylich ihre Geschäfte noch sehr im Kleinen betreibt; doch ist eine Buchdruckerey offizin damit verbunden. Das sich mehr und mehr verbreitende Archiv wird hier verlegt, und nach dem Muster des Hübnerschen bekannten Werks, doch reichhaltiger und genauer in der Ausführung, wie es heißt, ist eine neue allgemeine Real-Encyklopädie, die auch den Titel Conversationslexikon führen wird, aus zehn Bänden, in groß Median bestehend, angekündigt. Sonst findet man daselbst auch eine neue Ausgabe von Schillers Werken und dergleichen mehr.

Im Theater an der Wien und in dem Opernhaus am Kärntnerthore ist alles mäuschenstill. Keine Kehle hat sich bisher wieder hören lassen, seit sie das lezte Mal geschlossen wurden. Draußen hat sich auch nicht einmal ein Luftspringer oder Tausendkünstler sehen lassen, und reisende Virtuosen sind hier bis zum heutigen Tag selbst anderwärts nicht aufgetreten.

Digitized by Google

Von unsern vormaligen Sängern liest und hört man nichts; von Einigen erzählt der Ruf Wunderding aus der Ferne. Zuweilen überrascht uns der starke, vollendete Posaunenton ein wenig; mich zwar eben nicht, denn ein fleißiger Leser literarischer Berichte gewöhnt sich auch gerade an die poetische Verzierung. Ich höre aber dann und wann von weitem die verwunderungsvollen Aeußerungen Andrer darüber unvermuthet, und wundre mich über ihre Ansicht mehr, als über jene hyperbolischen Ausstattungen. In Neapel hat eine fleißige, geschickte junge Sängerin, die von Barbaja gewonnen wurde, nachdem sie zuerst bey der hiesigen deutschen Oper angestellt war, dann in der italienischen sehr verdienstlich mitwirkte, Furore gemacht, den Berichten deutscher Referenten von dorther zufolge. Einer meynt sogar in seinem patriotischen Enthusiasmus, der übrigens alles Lob verdient, die hierländischen Kritiker hätten ihr nicht volle Gerechtigkeit widerfahren oder das alte Sprichwort von dem Propheten in seinem Vaterland ein wenig auf sich einwirken lassen. Er muß also doch mehrere deutsche Journale dort gelesen haben, ob man gleich nach der Versicherung Eines dieser Referenten glauben müßte, es würde unter allen möglichen ausländischen Blättern in Neapel nur dieses einzige gelesen. Was nun den Einfluß betrifft, so irrt sich der geehrte Herr Kollega. Unsere Referenten sind vielmehr sehr gerecht gewesen, nur dießmal vielleicht etwas gemäßigter und bedachtsamer, als zuweilen wohl der Fall ist. Mlle. Unger zeigte sich als eine angenehme, in einer guten Gesangsschule gebildete Sängerin, gewandt auf der Bühne; auf das Talent einer vorzüglichen Darstellerin schien sie keinen Anspruch zu machen, schon aus dem Grunde, weil sie sich viele Mühe gab, und mehr als nöthig, der Fodor auch in dieser Hinsicht nachzueifern. In Neapel wird sie unstreitig Fortschritte machen, wenn übertriebene Lobpreisungen sie nicht irre führen. Das pflegt oftmals zu geschehen. Was soll man aber von der unbeschränkten Ruhmsucht junger Schriftsteller jetziger Zeit sagen, denen theils ihre literarischen Gevattern und Paten, theils ihre eigne Ungeduld durch übertriebene Erhebungen den geraden Weg zum Ziel so ungemein erschweren? — Man traut seinen Augen nicht, wenn man plötzlich biographische Fragmente, Notizen und Berichtigungen, angehende Schriftsteller und Dichter betreffend, findet, nebst einem ganzen Stammbaum mit Angabe des Alters und des Standes, als ob von keinem Geringern, als einem Byron, Walter Scott und Cooper die Rede wäre. Man frägt einander voll Erstaunen: Was haben diese Lieblinge der Musen denn so Großes, Herrliches bereits geleistet? Wo sind ihre unvergänglichen Monumente? Und weiß nichts darauf zu antworten, als dieses: „Ihre Werke und ihre Unsterblichkeit willst du kennen? — Blick' um dich, und siehe diese Journal-Notiz!"

In diesem Monat wurde das zweyte Feuerwerk unter dem unposaunten Titel: Phaetons Sturz mit dem Sonnenwagen, oder der allgemeine Erd-Brand, im Prater abgebrannt. Wer hätte nicht den Burzelbaum des alten fabelhaften Phaeton mit anschauen wollen? — Der Abend war etwas frisch, aber doch sehr heiter. Dennoch hatten sich die Neubegierigen eben nicht in Menge versammelt: den größten Theil mochte die Drohung des allgemeinen Erdbrands abgeschreckt haben. Sie fanden in dem Programm, nach einer kurzen mythologischen Einleitung, die mit den Worten schloß: „Alles gerieth in Flammen, das Meer vertrocknete, die südlichen Bewohner der Erde wurden schwarz gefärbt," u. s. w., Folgendes angekündigt: Der Thierkreis mit allen 12 Himmelszeichen, die strahlende Sonne, wie solche um den Kreis von Phaeton herumgeführt wird. Zuerst entsteht ein vulkanischer Schlag in der Sonne. Blitz und Donner wüthen, Phaeton stürzt mit Pferd und Wagen in den Höllenpfuhl. Aufruhr aller Planeten; ein schrecklicher Feuerstrom aus allen Punkten des Thierkreises dem schwerenden Erdball zu. Eine allgemeine Verheerung endigt dieses Schauspiel." — Das war entsetzlich! Alles lief jedoch glücklich ab. Und wenn die ganze Fabel auch wirklich so lebhaft dargestellt wurde, daß es eines Herschel'schen, ja eines Frauenhofer'schen Teleskops bedurft hätte, um sich von der tragischen Begebenheit zu überzeugen, so wurden die Zuschauer dafür durch ein glänzendes Schauspiel entschädigt — ein Gemälde der allerprachtvollsten Ausführung, worin sinnreiche Erfindung, großartige architektonische Symmetrie, Geschmack und bezaubernder Farbenglanz wetteiferten; von der schrecklichen Drohung erfolgte nichts, als das gewaltige Krachen, womit die Explosionen begannen, und der jubelnde Kanonaden-Donner, der das Schauspiel beschloß. Alle wanderten heiter und froh nach der Stadt zurück, durch die von Flammen bengalischen Feuers erhellten düstern Gewölbe des maßestätischen Praters, eines der schönsten Gärten, die aus den Händen der Natur hervorgegangen sind, auf dieser Erde! So denkt man sich ungefähr jene glücklichen Inseln des stillen Oceans, wo die Mowbalanen, Platanen und Cocospalmen wachsen — bevor ein Europäer sie betrat. Um aber den Wienern für diesen irdischen Paradiesgarten wieder Enthusiasmus einzuflößen, müßte er plötzlich wie durch einen Zauberschlag verschwinden, und nach einer Reihe von Jahren eines Morgens plötzlich wie aus den Fluten der Donau hervorgezaubert erscheinen. Dann würden erst Mehrere hinauseilen, um das Wunder anzustaunen, dann Viele, Viele, und endlich würde ein unaufhaltsamer Strom hinunterfluten. Das möchte einige Jahre dauern, bis Jemand irgendwo näher der Stadt, einen neuen Garten anlegte — ohne Bäume. Der interessante Volksgarten, der immer mehr Schatten gewinnt, und der Spaziergang bey der Wasseranstalt, werden stark besucht.

Den achtzehnten dieses wurde in der Augustinerkirche die Feyer des Sieges der österreichischen Waffen bey Collin (hier nach einem andern, unweit davon gelegenen Ort benannt) gehalten, welches militärische Fest alljährlich stattfindet, bis nach Verlauf eines Jahrhunderts seit jenem Ereigniß. Zum Andenken desselben ist damals auch der Theresien-Orden gestiftet worden. Ein Fahnenträger, der jener Schlacht beygewohnt hat, nahm dießmal im vier und neunzigsten Jahr seines Alters Theil an der Feyerlichkeit. — So hört' ich unlängst im Prater einen alten Kriegsmann vor einem dort ausgehängten Gemälde der Belagerung von Belgrad einem andern die Begebenheiten jener Tage so rüstigen Sinnes vordemonstriren, als trügen sie sich eben nach einander zu. Er hatte unter dem General Clairfait gedient, und trug seine Abenteuer ganz in dem komischen, deutsch-böhmischen Dialekt vor, der in dem Munde des ebenfalls gedienten, alten Kriegers in dem beliebten Wortsstück: „Optische Zimmerreise," so ergötzlich wird. Es ist interessant, alte Krieger ihre Waffenthaten erzählen zu hören! Ich wollte dem alten Türkenfeind immer zurufen: „Gott grüß' dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nro. 176, S. 701. Sp. 2. Z. 16 v. u. l. Musikarten st. Musikanten. S. 702. Sp. 1. Z. 9. v. o. l. Geschmack st. Geschick. S. 702. Sp. 1. Z. 13. v. o. l. sich st. sie. Nro. 178. S. 710. Sp. 2. Z. 32. l. Wirkung der st. Gattung von.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. August 1815.

Verlaß die Weisheit nicht! Sie wird dich auch nicht verlassen.

Uz.

Bruchstücke aus den Memoiren der Gräfin von Genlis *).

Bremgarten 9. Mai 1794. Wir sollen uns trennen, geliebtes Kind! glauben Sie mir, mein Herz theilt alles, was das Ihre leidet; allein ich will Sie von meinen Tröstungen und also auch von den Ihren unterhalten, nicht von unserm Schmerz und unserm Kummer. Sie haben alle Ihre Pflichten gegen mich erfüllt, Sie sind tugendhaft und lieben mich — das lohnt mich für Alles, was ich für Sie that. Ich kann mir das süße Zeugniß geben, daß ich Ihrer Erziehung meine Zeit, meine Nachtwachen und die wenigen Talente, die ich besitzen mag, gewidmet habe. Ich habe Ihrem Wohl meine liebsten Plane, habe ihm meine Ruhe geopfert, habe Sie, als das Unglück Sie ergriff, Allem in der Welt vorgezogen. Nie werden Sie die Verweisung in Tournay, die Flucht von St. Amand, das Jahr, das wir in dieser tiefen Einsamkeit verlebt haben, vergessen. — Und mir bleiben die bittern Thränen ewig unvergeßlich, die Sie bey Ihrem Abschiede aus diesem traurigen Aufenthalt, dieser schrecklichen Wohnung, vergossen. — — O wer müßte Sie nicht lieben, wenn er sah, mit welcher Herzensqual Sie sich der kleinen Zelle und dem Kloster entrissen, wo keine Zerstreuung Sie von Ihrem tiefen Gram abwenden konnte, wo Geistesbeschäftigung und Ihre Unterhaltung mit mir alle Ihre Augenblicke anfüllte. — Sie, in allem Schimmer der Größe geboren, die Sie ein so ganz verschiedenes Schicksal erwarten konnten! — Ach, Glück, Ruhm, Vergnügungen, Reichthum sind auf Erden nur flüchtige Schatten! Nur zwey Güter sind hienieden beständig: Freundschaft und Tugend; diese entkeimen der Seele und sind unsterblich wie sie. Alles, was nur der Einbildungskraft angehört, ist vergänglich oder täuschend, alles, was aus dem Herzen entspringt, ist dem Wandel nicht unterworfen, und dieses allein sind unsere wahren Besitzthümer, unsere wirklichen Schätze. Indem Sie aber Ihr Unglück beweinen, müssen Sie den Werth dessen, was Ihnen geblieben ist, empfinden. Alle Staatsumwälzungen der Welt können Ihnen nicht Ihre Unterwerfung unter den göttlichen Willen, nicht die Gewißheit entreißen, daß es eine zweyte Welt gibt, wo Unschuld und Tugend unsterbliche Belohnungen finden. Bey diesem Glauben und einem so reinen Gewissen, wie das Ihrige, läßt sich, vermöge der Geduld und Ergebung, die Sie bisher geübt, Alles ertragen. Erhalten Sie sorgfältig die Ihnen eigene Gottesfürchtigkeit, geben Sie nichts davon auf, nicht einmal die kleinen Uebungen, die sie so süß und trostreich machen. Dürfte man die Liebe zu Gott mit einer andern Liebe vergleichen, so würde ich sagen, daß

*) Als Fortsetzung der Bruchstücke aus den Memoiren der Gräfin von Genlis theilen wir den Lesern des Morgenblattes hier die Ermahnungen mit, welche Frau von Genlis in dem Augenblick, wo die Prinzessin Adele von Orleans sich von ihr trennte, und das Kloster zu Bremgarten verließ, um zu ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, zu reisen, dieser ihrer Pflegetochter als Vermächtniß und Lebenswegweiser mitgab.
D. Red.

eine Freundschaft, die kleine Liebesdienste und Bemühungen, Freude zu machen, wie sie das Gefühl einflößt, für kindisch hält und sich dies auf wesentliche Dienstleistungen beschränkte, eine sehr kalte Freundschaft seyn würde; eben so ist ein Gottesdienst, der sich nur auf die von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten beschränkt, nie ein lebendiges, überwiegendes Gefühl. Das Evangelium befiehlt uns, Gott über Alles zu lieben; Sie müssen also die Mittel, sich mit ihm zu beschäftigen, vervielfältigen und deren keines versäumen. Was sind die glänzendsten Geistesgaben vor Gottes Augen? was aller Verstand, alle menschliche Kenntnisse in Vergleich der göttlichen Weisheit? Sie haben in der heiligen Schrift jene erhabenen Worte gelesen: „Durch den Hochmuth ist das Böse in die Welt gekommen." — Der Hochmuth stürzte die Engel und brachte dem ersten Menschen Verderben; mit Hochmuth paart sich vor Gottes Augen keine wirkliche Frömmigkeit, keine wirkliche Tugend. Auch verwirft er ihn ganz besonders, so wie alle Laster, die aus ihm entspringen, wie die Rachelust, welche eine Geburt des Hochmuthes ist. So oft Sie in Demuth handeln, sind Sie wohlgefällig vor Gott; vor Allem liebt er in dem Dienst, den man ihm bringt, daß er einfach und gläubig sey, und sehr unbillig will der Hochmuth dieses mit dem Aberglauben verwechseln. Alles, was die Kirche gut heißt, ist kein Aberglaube; die Wirksamkeit der Reliquien, der Wallfahrten zu glauben, ist zum Heile unserer Seele nicht nothwendig, allein die Kirche heißt diesen Glauben gut; er verdient also doch unsre Achtung, er gewährt Unglücklichen tröstende Gedanken und Hoffnungen. Pascal, einer der größten Geister, die gelebt haben, verachtete keinen dieser frommen Gebräuche; er demüthigte freudig seine Vernunft vor dem Allmächtigen, er wußte, daß wir dem Lichte dieser Vernunft in den Angelegenheiten des Lebens folgen sollen, aber nicht in den Ansichten des Glaubens. Doch nie müssen Sie eine bestimmte Pflicht durch eine kleine Uebung der Frömmigkeit ersetzen wollen: seyn Sie immer überzeugt, daß es besser ist, einen Kranken pflegen und ihm zu seiner Erheiterung einen Roman vorlesen, als Ihren Rosenkranz beten. Auch ersetzen Sie nie durch Privat-Andachten den Gottesdienst, welchen die Kirche vorschreibt; wenn Sie diesen abgewartet haben, dann überlassen Sie sich Ihrer besondern Erbauung, aber ohne Prunk und ohne sich auszuzeichnen, und wundern Sie sich dabey nicht, wenn Andere entweder nicht so fromm, oder auf eine andere Weise fromm sind, wie Sie, sonst wäre alle Frucht Ihrer Frömmigkeit dahin; denn es würde Ihnen an Nachsicht und Duldsamkeit fehlen. Gedenken Sie der Worte des Evangeliums: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet." Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Gewissen, nicht mit Anderer. Verlieren Sie nicht die Gewohnheit, sich einen Plan für Ihr Tagewerk zu machen, und versäumen Sie nicht, am Abend Ihr Gewissen zu verhören; streben Sie, Ihre Trägheit zu überwinden, und seyn Sie nie müßig. Aus Freundschaft für mich üben Sie Ihre Talente, die mir so viele Mühe gekostet haben; zu diesem Zweck müssen Sie wenigstens gute zwey und eine halbe Stunde täglich die Harfe spielen, eine Stunde den Flügel und zwey Stunden malen. Ich empfehle Ihnen das Spazierengehen und die Mäßigkeit, die beyde Ihrer Gesundheit so nothwendig sind. Wenn Sie sich an den Kaffee gewöhnen, den Thee, wenn Sie Wein trinken, wenn Sie Ragouts, Rindfleisch, Backwerk essen, wenn Sie täglich saure Dinge genießen, werden Sie Ihre Gesundheit völlig zerstören. Außerdem ist uns ja die Mäßigkeit von der Religion befohlen, sie zählt das entgegengesetzte Laster unter die Todsünden. Ein wahrer Christ, der einigermaßen über seine Pflichten nachgedacht hat, muß mäßig seyn. Bey dem Beyspiel und den Lehren, die Sie hierüber erhalten haben, bey Ihrem zarten Körperbau, würden Sie gar keine Entschuldigung haben, wenn Sie diese Tugend nicht übten, würden völlig unvernünftig seyn."

„Ich übergebe Sie verehrungswürdigen, tugendhaften Händen, wo Sie sich in den von mir empfangenen Grundsätzen bestärken können. Sie sind noch nicht siebenzehn Jahre alt, Ihre Erziehung ist also nicht vollendet, sie kann es bey einem Frauenzimmer erst am Schluß des achtzehnten Jahres seyn; allein bey Ihrer Frau Tante können Sie Ihren Geist und Ihre Vernunft vervollkommnen, und Ihre Talente sind so entwickelt, daß Sie es in Ihrer Hand haben, nicht darin zurückzugehen. Streben Sie Ihre Schüchternheit zu überwinden und mehr Theil an der Unterhaltung zu nehmen; Sie besitzen Eigenschaften, um liebenswürdig zu seyn, und Sie müssen lebhaft wünschen, einer Person zu gefallen, welche Ihnen werth seyn muß und die Sie mit so viel Zärtlichkeit aufnimmt. Fassen Sie volles Vertrauen zu ihr, bewahren Sie Ihre Behutsamkeit im Umgange und hüten Sie sich vor Wiedererzählen und Klatscherey. Ich werde Ihnen oft schreiben — zeigen Sie meine Briefe und alle die Ihren der Prinzessin von Conti — wir haben ihr Beyde nichts zu verbergen. Seit Sie im Alter der Vernunft sind, waren Sie Zeuge aller meiner Handlungen, haben alle meine Briefe gelesen, ich habe Ihnen ein Vertrauen gezeigt, wie man es selten für Personen Ihres Alters hat; Sie wissen, ob ich die abgeschmackten Anschuldigungen, mit denen man mich, besonders seit fünf Jahren, anschwärzt, verdient habe. Rechtfertigen Sie mich durch Ihre Tugenden, durch Ihre rege Theilnahme an fremdem Unglück, durch Ihre Liebe für Ihre Eltern, besonders für Ihre Mutter, die durch ihre Engeltugenden und durch ihr unermeßliches Unglück Ihre ganze Zärtlichkeit verdient."

„Dieses sind die Empfindungen, die ich stets in Ihnen genähret, und diese letzte Ermahnung ist nur eine Wiederholung dessen, was ich Ihnen Ihr ganzes Leben durch ge-

Digitized by Google

sagt habe. Ich erlaube Ihnen, mein liebes Kind, wenn Sie von mir sprechen, Alles, was Sie wissen, was Sie gesehen haben, ohne Rückhalt zu sagen. Lügen sind immer verhaßt. Wenn ich, die Ihre Lehrerin, Ihre Erzieherin war, Sie vermöchte in irgend einem Stücke die Wahrheit zu verfälschen, so wäre ich sehr schlecht, und Sie hätten alles Recht mich zu verachten. Wahr ist es, ich könnte, ohne Unrecht zu thun, Ihnen Stillschweigen über das, was in meinem Familienleben vorgegangen ist, auflegen; allein ich darf sagen: es wäre ein Glück für mich, wenn alle, die mich von ferne beurtheilen, mich in der Nähe gesehen hätten. Ich wiederhole also, daß ich Sie berechtige, Alles, was Sie von mir wissen, und Alles, was Sie von mir gesehen haben, zu erzählen. Wenn Sie mir schreiben, so geben Sie mir Rechenschaft von Ihren Beschäftigungen und Ihren Lektüren; ich werde dagegen bemüht seyn, meine Briefe für Sie unterrichtend zu machen. Da Sie bey unserer Flucht alle Auszüge verloren haben, so machen Sie jezt neue. Wenn Sie französische Bücher, deren wir seit einem Jahre beraubt waren, bekommen können, so rathe ich Ihnen 1) die Evangelien wieder zu lesen; aber mit großer Aufmerksamkeit und mehrere Male hinter einander; 2) die Nachfolge Christi; 3) Massillons kleine Fastenandacht; dann Bourdalones sämmtliche Predigten. Als angenehme Lektüre den Telemach, die Jahrbücher der Tugend, das Abendgeschwätz im Schlosse, Racine's, Corneille's und Crebillons Schaubühne. Ich will Ihnen nach und nach aus meinen Auszügen abschreiben lassen und zuschicken."

„Leben Sie wohl, mein liebstes Kind! meine vielgeliebte Adele! möge die Vorsehung Sie für die Leiden, die Sie schon getroffen haben, entschädigen! Möge sie Ihnen schon in diesem Leben die Reinheit, die Güte Ihres vortrefflichen Herzens vergelten! Das sind die Wünsche einer Freundin," u. s. w.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Es war natürlich, daß man, besorgt, die von verflossenen Jahrhunderten geerdte Weisheit den kommenden unverfälscht zu überliefern, zuerst nur auf unvergängliche Schrift bedacht war; es war aber auch eben so natürlich, daß man, als das Schreiben überhand nahm, sich die Sache zu erleichtern suchte: so schrieb man zuerst auf die solidesten Materien, und ging in der Folge der Zeit immer zu weicheren Stoffen, bis man fast alle Produkte der Natur, die zu Schreibmaterialien dienen können, in Requisition gesezt hatte, vom Marmor bis auf die Lumpen, die aus dem Kehricht aufgesammelt werden. Steine, Blei, Elfenbein, Holz, Thierhäute, Baumrinde, Blätter, Wachs und Lumpen dienten nach und nach, die Thaten der Vorzeit, die Gefühle des Dichters, die Lehren der Weisen, und alle Erfindungen und Kenntnisse der Nachwelt zu überliefern.

Das älteste eigentliche Schreibmaterial, nachdem man nicht mehr blos in Steine grub, oder in Holz schnitt, ist ohne Zweifel das egyptische Papyr, dessen Namen sich bis jezt erhalten hat. Die Erfindung soll in Memphis gemacht seyn, und Plinius, der die Art der Zubereitung genau angibt, erzählt, daß die Bücher des Numa, (der siebenhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte), welche man fünfhundert Jahre nach seinem Tode in einem steinernen Kasten unter der Erde gefunden habe, so wie ein vor dreytausend Jahren aus Troja datirter Brief des Königs Sarpedon, welchen man in einem Tempel gefunden habe, auf egyptisches Papyr geschrieben gewesen wären.

Die Egyptier verfertigten dieses Schreibmaterial aus einer Sumpfpflanze, einem Schilfe des Nils (Papyrus Nilotica, auch Biblos genannt, welcher lezztere Name sich in dem Buche aller Bücher und in unsern Bibliotheken erhalten hat), welches für sie eben den ausgebreiteten Nutzen hatte, wie für die Chinesen ihr Bambusrohr. Die Wurzel ward zum Brennholz und zu Tischlerarbeiten, der Stamm zum Schiffsbau, die innere Rinde zu Segeln, Kleidungen, Bettdecken, Stricken, Wasserkörben, (wie der, in dem Farao's Tochter den jungen Mose im Nil fand), die saftigen Theile des Stammes zur Nahrung und Arzeney, die häutigen Theile (Charta) zum Schreiben gebraucht. Auch die Inseln Sizilien und Madagaskar bringen die Papierstaude hervor; aber nur die sinnreichen Egyptier wandten dieses Geschenk zu dem Zweck an, von dem hier die Rede ist.

Die Zubereitung war sehr einfach. Die Stücke der vermittelst einer Nadel vom Stamme getrennten Rinde wurden kreuzweise übereinander gelegt, bis sie die gehörige Dicke erhalten hatten, und dann mit Nilwasser zusammengeleimt. Nachdem diese Masse trocken geworden war, hieß sie das heilige Papier, weil es blos zu Büchern gebraucht ward, welche die Religion betrafen, die einzigen, die die alten Egyptier kannten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im Juni.

Für die fortschreitende Bildung der russischen Sprache und ihrer Literatur existiren hier: zu St. Petersburg die russische Akademie, von deren Arbeiten man aber, die von ihr nach langem Anstande endlich vor zwey Jahren beendete Ausgabe des großen russischen Wörterbuchs in sechs Bänden ausgenommen, im Publik um wenig vernimmt; die gleichfalls für ihren Anbau und ihre Vervollkommnung hier und zu Moskau bestehenden Gesellschaften, die in dieser Rücksicht weit thätiger sind. Die zu Moskau hielt vor einigen Wochen ihre öffentliche Jahressitzung, der fast alle ihre Mitglieder beywohnten. Die Zahl der Gäste war dabey sehr zahlreich, unter denen man auch viele distinguirte Damen bemerkte. Von den in russischer Sprache verlesenen Aufsätzen bemerken wir in Prosa: a) kritische Untersuchungen über

den Charakter der drey griechischen Tragiker von Merslákow. Man muß den gelehrten und gründlichen Forschungen des Verfassers in der altklassischen Literatur, der übrigens als einer der ersten Aesthetiker und Belletristen unter den russischen Gelehrten lange glänzt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur paßte dieser Vortrag für diese literärische Versammlung nicht, sondern weit mehr für eine akademische Vorlesung. Den anwesenden Gelehrten war sie nur eine Wiederholung des längst Bekannten, und konnte nicht in dem Grade für sie unterhaltend werden, als jungen Studirenden im akademischen Hörsaale. b) Herr Snegirew verlas eine Abhandlung über russische Synonima. c) Hr. Kalaidewitsch stellte eine Sammlung von Wörtern auf, die ihre frühere Bedeutung verloren hatten; in dieser waren viele nicht an ihrem Platze angebrachte geographische und historische Bemerkungen eingemischt. — In der Poesie: zwey übersezte Psalme des Hrn. Dmitrigewß; einige Fabeln des Herrn Retschajewß; der Hagel, eine Idylle des Hrn. Norow. Gutgelungene Verse und stellweise eine vortreffliche Darstellung großer Naturbegebenheiten zeichnet dieses Gedicht vortheilhaft aus. Den größten Beyfall von allen vorgetragenen Aufsätzen erhielten aber zwey Scenen aus dem jüngst von Kotzebue in's Russische übersezten französischen Lustspiele von Delavigne: l'école des vieillards. — Unter den zahlreichen Zuschauern bemerkte man den jezlebenden Nestor der russischen Dichter, Hr. Johann von Dmitrijew, und die als Schriftstellerin bekannte Fürstin Wolchonsky.

Das in Riga erscheinende Ostsee-Provinzialblatt gibt uns in seiner 21sten Nummer vom 7ten Juni Kunde von einem zwar erschütternden, dennoch in mancher Hinsicht für den Psychologen merkwürdigen Ereigniß, das jenes Blatt einem offiziellen Regierungsberichte selbst entlehnt hat. — Ein in einer Provinz alstadt Liefands wohnender, vormals sehr wohlhabender Kaufmann, der selbst früher ein öffentliches Amt bekleidet hatte, suchte plözlich am 22sten April dieses Jahres seinen Tod im Wasser. Nach diesem Selbstmorde fanden seine erwachsenen Kinder unter seinen übrigen Papieren folgenden an sie gerichteten Brief: „Geliebte Kinder! Mein väterlichen Segen ist das lezte, was mein hartes Schicksal mir für euch noch erübrigt. Urtheilt nicht zu streng über mein eigenmächtiges Austreten aus diesem Leben. Niemand weiß, mit welcher furchtbaren und grauenvollen Gemüthsstimmung ich mich schon seit vielen Wochen herumtrug. Oft flehte ich im Gebete zu Gott um meinen Tod, aber immer vergebens. Seit Wochen schon fehlten mir die Mittel, um mich einmal recht satt essen zu können; nun bedarf ich noch des Arztes und der Arzney — — und doch besteht meine ganze Baarschaft nur in wenigen Kopeken. Ich hoffe Gnade von Gott, nicht ein flüchtiger Gedanke – nein — der höchste Grad von Verzweiflung und Lebensüberdruß bestimmen mich, die Fesseln eines Lebens zu sprengen, das gewiß zu den beklagenswerthesten gehört, das je einem Sterblichen beschieden worden. Geliebte Kinder! Betet für mich zu Gott, die Fürbitte guter Kinder bleibt bey ihm gewiß nicht unerhört." Noch suchte der Unglückliche in diesem Schreiben sich und die Kinder über diesen Schritt und die daraus für sie zu resultirenden Folgen zu beruhigen; er wies sie an die Ressourcen ihrer Kenntnisse, an die Liebe, die sie im Publikum genossen, an die Hülfe ihrer Verwandten. Mag denn auch (fährt der Referent jenes Aufsazes fort) die Hypochondrie, an welcher der Unglückliche seit Jahren litt, auf manches in diesen Darstellungen unverkennbaren Einfluß gehabt haben, mögen seine religiösen Selbstbeschwichtigungen über die That auch sehr sonderbar erscheinen, immer bleibt der Brief ein merkwürdiges psychologisches Aktenstück, und wenn man nun vollends bedenkt, daß derselbe schon vom 2ten April datirt ist, und der Entschluß erst am 22sten ausgeführt wurde, was muß dieses Opfer der Verzweiflung in dieser Zwischenzeit noch gelitten haben!

Der Raum unsers vorigen Berichts erlaubte uns nicht, unserm Wunsche gemäß, hier die vorjährigen Operationen der landwirthschaftlichen Societät zu Moskau, und die bey ihrer lezten Generalversammlung im April gefaßten Beschlüsse zu skizziren, wir thun es im gegenwärtigen. — Am 13ten April hielt dieser landwirthschaftliche Verein daselbst unter dem Vorsiz seines Präsidenten, des General-Kriegsgouverneurs von Moskau, Fürsten Golüzin, eine General-Versammlung. Er eröffnete dieselbe mit einer Rede, in der er die Tendenz solcher landwirthschaftlichen Vereine im Allgemeinen darstellt, die diesem Vereine insbesondere zu Gebote stehenden Kräfte, um das ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen, und die Hindernisse, mit denen er noch zu kämpfen habe, untersuchte. Am Schlusse derselben forderte er alle anwesenden Mitglieder auf, nach ihren möglichsten Kräften die Landwirthschaft in Rußland zu befördern. Aus dem, vom Konferenz-Sekretär des Konseils dieser Gesellschaft, Hrn. Maekow, verlesenen General-Berichte über ihre Operationen im vorigen Jahre ersah man, daß ihre beharrlich angewandten Bemühungen zur Erreichung des ihr vorgesteckten Ziels überall mit den günstigsten Erfolgen waren gekrönt worden. Alle aufgeklärten Landwirthe Rußlands sind schon von der Nothwendigkeit überzeugt, wie sehr das Studium der Landwirthschaft ihnen nüzlich sey, und wie ungemein es das Nationalwohl ihres Vaterlandes befördere. Mehr denn vierzig Mitglieder der Gesellschaft, unter ihnen viele aus den entferntesten Gegenden des Reichs, hatten ihre Abhandlungen über die von ihnen im Fache des Ackerbaus, des Forstwesens, des Gartenbaus, der Viehs und Bienenzucht angestellten Beobachtungen und Versuche eingesandt, der größte Theil derselben wurde in dem, von dieser Gesellschaft ausgegebenen landwirthschaftlichen Journale aufgenommen. Sie ergänzte ihre bisherigen Gesetze durch mehrere neue Supplemente, die bey ihrem, jährlich sich vergrößernden Wirkungskreise ihr um so nothwendiger wurden, die von dieser Gesellschaft im Jahr 1823 etablirte landwirthschaftliche Schule befindet sich im besten Bestande, und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Sie zählt an achtzig Zöglinge, die von dieser Gesellschaft zuerst in Rußland vorbereiteten Versuche für den Runkelrübenanbau waren mit den besten und günstigsten Erfolgen von vielen russischen Landwirthen betrieben worden. Die meisten Verdienste hatte sich darum ihr Mitglied, der General Gerhard erworben, der seit zwanzig Jahren unabläßig sich bemüht, die Runkelrüben zur Gewinnung des uns Russen so nöthigen Sandzuckers nicht nur auf seinen eigenen Besizungen, sondern auch auf den aller seiner Freunde und Bekannten anzubauen. Die Gesellschaft erkannte den dieser Versammlung seine vielfältigen patriotischen Versuche durch Verleihung der silbernen Medaille. Ihre beyden Vizepräsidenten, der Graf Tolstoy und der Fürst Gagarin erhielten goldene. Sie nahm mehrere neue korrespondirende Mitglieder auf, unter andern den sächsischen Gutsbesizer Speck. Sie faßte den Beschluß, ein von ihren Fonds abhängiges und unter ihrer unmittelbaren Inspektion stehendes Institut zur Bildung junger Mechaniker zu begründen, bey deren Annahme Russen von Geburt vorzugsweise zu berücksichtigen wären. Den Absichten der Gesellschaft zufolge sollen diese Mechaniker nicht nur in den Stand gesezt werden, mechanische Instrumente aller Art zu dirigiren und zu handhaben, sondern auch neue, nach den ihnen von ihr gegebenen Plänen und Modellen zu verfertigen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. August 1825.

Die Klugheit, kurz aufgetischt, ist das Beste,
Dazu finden sich viel leichter Gäste.

Hebräische Sprüchwörter.

Die Axe geht in den Wald, von dem sie ihre Handhabe borgte.

Spreche von nichts Geheimem auf einem Felde, das viele kleine Erhöhungen hat.

Die Stadt ist übel daran, deren Arzt die Gicht hat.

Wohne nicht in einer Stadt, die von einem Arzt regiert wird.

Eine Myrthe, die unter Nesseln steht, heißt dennoch eine Myrthe.

Worte vor der Pferche, Schläge in der Pferche. (Von Hirten, die ihrer Heerde so lange gute Worte geben, bis sie sie im Stalle haben.)

Es ist nicht, wie deine Mutter sagt, sondern wie deine Nachbarn sagen. (Mutterliebe ist blind.)

Ein Kameel suchte Hörner und verlor seine Ohren.

Wer einen Garten kauft, ißt Vögel; wer mehr als einen kauft, wird von den Vögeln gefressen.

Wie der Garten, so der Gärtner.

Wenn die Sonne aufgeht, weicht die Krankheit. (Nach den Rabbinern hatte Abraham einen Stein am Halse hängen; wenn ein Kranker diesen ansah, war er geheilt; nach Abrahams Tod wurde dieser Stein in die Sonne versetzt.)

Wer einen getheilten Bart hat, dem kann die ganze Welt nichts anhaben. (Klugheit wird durch einen getheilten Bart bezeichnet, wahrscheinlich von der Gewohnheit, bey tiefem Nachdenken den Bart zu streichen.)

Wenn du heirathest, steige die Leiter herab; wenn du einen Freund wählst, steige hinauf. (Heirathe nie über deinem Stande, aber wähle dir den Edelsten zum Freund.)

Werfe keinen Koth in die Quelle, aus der du getrunken hast.

Sieh nicht auf das Gefäß, sondern auf seinen Inhalt.

Eine Lüge hat keine Füße.

Wenn ein Wort einen Seckel werth, so ist das Schweigen zwey werth.

Wenn's auch die ganze Welt nicht glaubt, so glaubt es doch die Hälfte. (Von Verläumdung.)

Dein Geheimniß ist dein Gefangener; läßt du ihn entfliehen, so bist du der seinige.

A.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Nachdem die römischen Imperatoren Egypten zu einer Provinz ihres unermeßlichen Reichs gemacht hatten, beschäftigten sie sich mit der Verbesserung dieses wichtigen Fabrikats, besonders durch Waschen und Glätten. Das einmal gewaschene Papier hieß Augusta, das zweymal gewaschene Livia; Pro Patria gab es unter Augusts Regierung noch nicht, oder war wieder verschwunden. Dieser Artikel war für die neue Staatsverwaltung und die Gerichtshöfe von solcher Wichtigkeit, daß Rom von Egypten nicht blos als seiner Kornkammer, sondern auch als sei-

Digitized by Google

nem Papierboden abhing, und daß verzögerte Zufuhr des einen wie des andern Bedürfnisses Tumulte in Rom veranlaßte, wie z. B. unter dem Kaiser Tiber. Das Papier machte einen der wichtigsten Handelszweige von Alexandrien, der größten Handelsstadt des Alterthums, aus, so daß der Tyrann oder Gegenkaiser Firmus, als er sich Egyptens bemächtigt hatte, sich rühmte, er könne seine ganze Armee allein mit dem Verkaufe des Papiers unterhalten: es ist zu verwundern, daß kein Historiker oder Finanzier diese Thatsache als einen Beweis gebraucht hat, daß es schon damals Armeen gab, die mit Papier bezahlt wurden.

Als im achten Jahrhundert das egyptische Papier aus Europa verschwand, erschien das Baumwollen-Papier, welches im neunten oder im zehnten Jahrhundert in Konstantinopel erfunden, aber vielleicht des theuern Preises wegen nie in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Noch weniger Glück konnte das ältere Papier aus Rinde von allerley Bäumen, besonders Linden, machen, da es zu dick, steif und zerbrechlich war, so daß die Schrift bald absprang.

Man wird leicht vermuthen, daß in dem Lande, wo mit Bambusrohr alles ausgerichtet wird, wo sogar Moral, Höflichkeit und Hofmanieren vermittelst dieses Instruments beygebracht werden, daß da auch Papier daraus gemacht wird. Indessen wird das chinesische Papier, obgleich es durchgängig größer, feiner, weicher und glätter als das europäische ist, doch aus sehr mannigfaltigen Stoffen bereitet, und fast jede Provinz dieses großen Reiches hat ihre besondere Art Papier. Ihr sogenanntes Seiden-Papier, welches wir besonders zu Bedeckung feiner Kupferstiche gebrauchen, wird nicht aus Seide, sondern aus Baumwolle verfertigt. Außerdem machen die Chinesen Papier aus den Cocons der Seidenwürmer, aus der Rinde des Bambusrohres, des Maulbeerbaums, aus Hanf, Stroh u. s. w. Ihr bestes und gewöhnlichstes Papier aber wird aus dem Kutsch-Baum auf folgende Art verfertigt, die mit der Zubereitung des europäischen Papiers große Aehnlichkeit hat. Die feine Haut der Rinde wird so lange in Wasser zerschlagen, bis ein Teig daraus wird: aus diesem flüssigen Teige werden, vermittelst der Formen, Bogen bis zu einer Größe von zwölf Fuß geschöpft, die in Alaunwasser getaucht werden, welches statt unsers Leims dient, und ihrem Papier den schönen Silberglanz gibt. Der größte Vorzug des chinesischen Papiers ist die vollkommene Glätte, die freylich um so nothwendiger ist, da sie nicht mit der Feder schreiben, sondern mit einem Haarpinsel ihre Schriftzüge malen. Es nutzt sich aber eher ab als das unsrige, ist zerbrechlicher, und nimmt leichter Feuchtigkeit und Staub an. So wie bey uns, so dient auch dort das Papier nicht allein zum Schreibmaterial: die Chinesen brauchen es zu Fensterscheiben, zum Futter der Kleider u. s. w.

Das japanische Papier, welches aus demselben Baume verfertigt wird, gibt dem chinesischen an Glätte und Glanz nichts nach, übertrifft es aber an Schönheit der Farben, und besonders an Härte, so daß man Stricke und Zeuge daraus machen kann. Vor hundert Jahren trugen die Pariser Damen Sommerkleider davon, die durch ihr Wehen und Knistern die Fächer vollkommen ersetzten.

Das persische Papier wird von Baumwollen-Lumpen gemacht, und mit einer Muschel geglättet.

Das im Alterthume sehr bekannte Schreibmaterial von Thierhäuten, welches von dem Lande Pergamus, wo es erfunden war, den Namen erhalten hat, so wie das von Elfenbein, wird noch jetzt gebraucht, aber nur zu Diplomen oder zu Schreibtafeln. — Die neuere Erfindung ist die Schiefertafel, das praesamste aller Schreibmaterialien, auf dem jetzt die meisten Rechnungen gefüdet werden, von den Ayern, die die Hausfrau anschreibt, bis zu den Störungen der Planetenbahnen.

Mit der Erfindung unsers jetzigen Papiers verhält es sich, wie mit den meisten gemeinnützigen Erfindungen: man weiß nicht, wann und von wem sie gemacht worden ist. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß sie im eilften oder im zwölften Jahrhundert von den spanischen Arabern aus dem Orient nach Europa gebracht ist, wiewohl es Alterthumsforscher gibt, die sie für eine Erfindung der Deutschen halten: in der That findet man vor dem vierzehnten Jahrhundert kein Manuscript auf diesem Papier.

Diese Erfindung gehört unstreitig zu den nützlichsten, die je gemacht sind. Das Material, aus welchem das Lumpenpapier gemacht wird, würde nicht allein sonst von gar keinem Nutzen seyn, und ward daher vor Erfindung des Papiers als völlig unbrauchbar weggeworfen, sondern hat, ehe es aus dem Schutthaufen als neues Fabrikat emporsteigt, schon wichtige Dienste geleistet, und ernährt nicht allein die Arbeiter in den Papiermühlen, sondern auch die, welche sich mit dem Sammeln der Lumpen beschäftigen. Diese Lumpen müssen von Leinwand aus Flachs oder Hanf seyn: denn Lumpen aus Seiden oder Wolle geben nur graues oder Löschpapier. Die Materie unsers Papiers besteht, wie die Leinwand, eigentlich aus den Holzfasern der Rinde von Hanf oder Flachs, die durch den Gebrauch als Kleidungsstücke, und durch die Lauge bey dem Waschen, ihrer schwammigen Theile beraubt sind. Es läßt sich also vermuthen, daß die Schäben oder der Abfall vom Baste des Hanfs und Flachses beym Brechen und Hecheln, die bisher so wenig benuzt werden als ehemals die Lumpen, eben sowohl zur Verfertigung des Papiers gebraucht werden könnten; auch hat man wirklich schon aus Hanfbast ein sehr feines Papier gemacht. Eben dieses dürfte wohl der Fall mit dem Baste von mehreren andern

Digitized by Google

Gewächsen seyn. Zwar sind solche, von denen sich der Bast leicht abziehen läßt, wie Palmen, Ananas, Aloe u. s. w., in Europa selten; aber es fehlt uns doch nicht an Disteln, woraus man auch bereits gutes Papier gemacht hat; und die Benutzung des Abfalls von Hanf und Flachs würde in unsern knappen Zeiten ein Gegenstand von Wichtigkeit seyn. Ueberhaupt sollte man bey Zeiten, da man sich schon an so viele Surrogate gewöhnt hat, auch an Surrogate von Lumpen denken: denn die Papierfabriken klagen über die mit jedem Jahre steigende Theuerung dieses ersten Materials; und wenn Niemand mehr ein Hemde bezahlen kann, so wird man die Lumpen auffammeln oder aufbewahren, nicht um Papier daraus zu machen, sondern um sich damit zu schmücken. Noth und Elend sind nicht ohne Nutzen, wenn wir ihn nur aufsuchen wollen. Noth lernt beten, aber sie lehrt uns ein noch besseres Hülfsmittel, sie lehrt uns eine Menge bisher übersehener Dinge benutzen, und veranlaßt die nützlichsten Erfindungen. Man kann daher mit Recht sagen, daß die Noth das Menschengeschlecht bereichert; und so wie ein weiser Vater seine Kinder bey Zeiten an Entbehrungen gewöhnt, so handeln auch diejenigen, denen die Erziehung und Beglückung ganzer Völker anvertraut ist, weise, wenn sie sie von Zeit zu Zeit Noth fühlen lassen, theils damit sie nicht, gleich Pferden, die der Haber sticht, über die Stränge springen, theils damit sie ihre Köpfe anstrengen, um Erfindungen zu machen, und aus dem Kehricht der Natur die sonst verlornen Goldkörner aufsuchen. Wie sehr haben wir denn Unrecht, wenn wir über allgemeines Elend klagen, anstatt es als ein Bereicherungsmittel mit Dank anzunehmen! gleich dem Sklaven in den Bergwerken, der nicht bedenkt, daß er durch das Gold, welches er zu Tage fördert, der Welt Heil bringt, wenn er gleich selbst dabey zu Grunde geht. Wie viel Gold liegt noch in der Erde verborgen! Wie viele nützliche und unbenutzte Güter liegen noch im Schooße der Natur, die nur die Noth uns entdecken kann.

Auch aus dem Gespinnste der gemeinen europäischen Raupe hat man, wie die Chinesen aus ihrer gemeinen Raupe, dem Seidenwurme, sehr gutes, festes, wiewol nicht weißes Papier gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Das treue Mädchen.

Des Geliebten Seyn hab' ich
In mir aufgenommen;
Wenn er tändelt, tändle ich,
Wenn er lächelt, lächle ich,
Traure, seh' ich ihn betrübt,
Juble, seh' ich fröhlich ihn;
Aber, wenn er mein vergessend,
Manchmal Phyllis küßt,
Ach, dann weine ich!

Gabriel Dayka.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß uns hier zu Land der Frühling so kaltes Wetter brachte, das auch jetzt noch fortdauert! Der Nord- und Südpol haben sich bey uns jetzt die Hände geboten. Kapitän Hadock aus Nordamerika ist mit seinen Eskimos hier angekommen; der treue Polar-Hog, der den Schlitten seines, in Seehundsfell gekleideten Herrn im Saal herumfährt, wobey Madam Eskimo ihm ziehen hilft, weil der Boden so glatt ist, daß der Vierfüßler keinen festen Tritt hat, und der heroisch wilde Häuptling aus Neuseeland, in effigie, fehlen auch nicht. Der Kopf dieses letztern — nur dieser Theil des Körpers existirt noch, die Gestalt ist nachgebildet — zeichnet sich durch die künstliche Tattowirung und fremdartige Zubereitung aus, da er nicht auf Mumienart präservirt ist. Ein Volk soll das einzige dieser kannibalischen Race seyn, das zum Verkehr und zum Umgang mit civilisirten Völkern geneigt ist. Er kam nach England, um Waffen einzuhandeln, und sonst den Bedürfnissen seines Volks abzuhelfen; da er bey der Ankunft weder Geld noch Geldeswerth besaß, so mußte er sich dem Kapitän auf einige Zeit dienstbar machen. In diesem Verhältniß starb der edle Menschenfresser; man sieht es ihm gleich an, daß er zu dieser Klasse gehört — ein wildes, blutgieriges Gesicht, obgleich die Augen nur von Glas sind. Im großen Kostüm als Anführer, von den Nationalwaffen umringt, wovunter die Pattapadees nicht fehlen, glaubt er einem Bühnenhero's, der auf einem leichten Theater als Rolla auftritt, und sich ein recht grimmig imposantes Ansehen geben will. Er erlag dem Klima, wie die Majestäten von den Sandwichinseln. Auch unser Eskimo, Märter Neiangunitto, dieß ist sein heidnischer, George sein christlicher Name, denn er ist in England getauft worden, wurde bald nach seiner Ankunft von einer tödtlichen Krankheit befallen, und würde unstreitig zu dem guten Geist seiner Väter gewandert seyn, wäre nicht ein Arzt auf den Einfall gekommen, ihn homöopathisch, d. h. seiner Natur und der klimatischen Beschaffenheit seines Landes gemäß, zu behandeln. Man legte ihm Eis auf den Unterleib, und er genaß, ist aber doch noch sehr schwächlich. Das Gesicht dieses kleinen Mannes, der besonders kleine Hände und Füße, einen etwas unverhältnißmäßig großen Kopf, und sehr starkes, langes, schwarzes Haar hat, trägt weit mehr das Gepräge der Nationalität, als das seines Weibes, welches eher einem recht hübschen slavischen Mädchen zugehören könnte. Der obere Theil ist wirklich anziehend, und gewinnt durch die zartpunktirten krummen Linien. Die Augen, ungeachtet ihrer Ausdruckslosigkeit, und die Brauen sind schön zu nennen. Man kann Stunden lang betrachtend vor ihr stehen, und sie zeigt kaum eine Spur von Leben; dennoch ist der Anstrich von Unbefangenheit und Sorglosigkeit beneidenswerth. Das Ehepaar ist zwar kein Musterbild ehelicher Zärtlichkeit, aber doch der Treue und Verträglichkeit. Sie sprechen wenig und sehr leise mit einander. Dame Kunabinot, auch Marie genannt, liebkoset ihren Gatten, aber zuweilen ganz im Stillen. Sie hält ihm Bimmen hin, die man ihr gesendet hat, läßt ihn oftmals daran riechen, und fährt ihm endlich scherzisch an die Nase. Das

gibt der beiden Kunabinot in ihrem Kleid von Seehundsfell, mit kurzer Schleppe und Kapuze, ein ganz idyllisches Aussehen. Er sizt freylich — wie unsre europäischen Damen von ihrem Ehherrn zuweilen wohl mit vollem Recht zu sagen pflegen — wie ein Klotz da. Mäder George kann auch in der Bibel lesen. Er hat das neue Testament in seiner Landessprache, und liest ziemlich leicht, jedoch so schwach und nachdruckslos, als ob der Glaube eben nicht lebendig in ihm wäre. Verstehen mag er wenig davon. Die Sprache klingt nicht unangenehm, ist übrigens gleicher Abstammung mit der grönländischen, die man bereits kennt. Ich theile ein Pröbchen mit, das jeder etwas geübte Dialektzerer leicht ohne Hülfe übersetzen kann. Es ist aus Matth. 1. V. 4. Kammib erngneria Aminade, Aminadab erngneria Nahase. Nahasab erngneria Salmo. (Matthæusib Aglangite, Kapitelemik 1.) — Wenigstens wird so leicht kein Sprachmeister mir einen Fehler in der Abschrift nachweisen (orthographischer Bull). Doch halt! — in Herrenhut! Ein alter, steinalter Mann von dort, der lange Zeit in der Nachbarschaft der Baffinsbay das Evangelium gepredigt, besuchte diese Fremdlinge in Berlin, und redete sie in ihrer Landessprache an. Sie glaubten ein überirdisches Wesen aus jenen Regionen zu erblicken, wo Ströme von Thran und geschmolzenem Bärenfett fließen, Zauberpaläste von Eis und Schnee emporragen. Beyde sind mit goldenen und vergoldeten Medaillen geschmückt, die sie in Berlin erhielten. Außerdem trägt die schöne Kunabinot einen mit bunten Perlen gezierten Ring in der Nase, der ihr, so wie die in das Seitenhaar geflochtenen, wahrscheinlich europäischen, bunten Perlenquasten, recht artig stehen. Diese dem Nordpol benachbarten Halbwilden zeigen mehr Geschmack, als die unter dem von der Sonne begünstigten Himmel Brasiliens geborenen Botokuden mit ihren plumpen Klötzen in den Ohren und der Unterlippe. Ein Ring in der Nase ist übrigens nicht unzweckmäßiger, als Ringe in den Ohrläppchen, und mancher Nase wird ein Ring besser stehen, als eine Brille. Von seinen Polarkünsten hat der Mann nur das Werfen mit dem Wurfpfeil nach einem Brett, in dessen Mittelpunkt er zweymal nach einander trifft, und seine Position im Kanot gezeigt. Er soll auch aus einer gewissen Entfernung ein kleines Silberstück im Mittelpunkte zu treffen wissen. Die eigentlichen Wasserkünste wird er wohl erst später produziren, und bey dieser Gelegenheit seinen verehrten Gönnern mit einem Glas delikaten Thran einen Toast bringen, oder das warme Blut frisch erlegter Wasservögel schlürfen. Seine gewöhnliche Nahrung ist unsere Hausmannskost, seine Lieblingsspeise Rostbeef und Kartoffeln. Beyde trinken gern Kaffee. Er beschäftigt sich viel mit Zeichnen, worin der Kapitän ihm ein wenig Unterricht gegeben hat. Mit der Feder malt er meist sich, seine Frau und den treuen Hund. Diesen leztern trifft er in der Stellung am besten. Die Figuren werden gleichsam übertuscht. Da er aber wohl tausend Mal dasselbe wiederholt hat, so zeigt sich eben kein großes Kunsttalent darin. Es sind Figuren, wie Kinder sie zum Zeitvertreib auf dem Papier hinmalen. Er schreibt auch eine leichte leserliche Hand. Mit solchen Blättern macht er Cadeau's und sammelt sich ein kleines Kapital. Auf diese Weise soll er bereits einige Tausend Gulden zurückgelegt haben, wie mir der Kapitän sagte; denn er ist erpicht auf geprägtes Silber, trotz einem Money-hunter. Aus dem Gold macht er sich nicht viel. Das Ehepaar zeigt auch seinen Nationaltanz, der zugleich die Hochzeitsceremonie ausmacht. Zu dessen Erlernung bedarf es keines Balletmeisters. Er besteht in einem maschinenmäßigen Drehen des Körpers und Aufheben der Arme.

(Der Beschluß folgt.)

St. Petersburg, im Juni.

(Beschluß.)

Zu ökonomischen Experimentalversuchen hatte der Kaiser dem landwirthschaftlichen Verein im vergangenen Jahr eine Landstäcke von zweyhundert und vierzig Desätinen, gegen einen jährlichen Pachtzins von zweyhundert und fünfzig Rubel Silber eingeräumt. auf der am 12ten Mai dieses Jahrs, im Beyseyn der meisten Mitglieder des Vereins, einige praktische Versuche angestellt wurden. 1) Es wurde eine neue Methode der Erdäpfel-Verpflanzung vorgenommen, die von allen anwesenden Oekonomen als die beste bekannte ausgegeben ward. Man grub nämlich mit einem, unsern Harken gleichenden Werkzeuge, das nur drey Zacken hatte, Furchen in die Erde, bildete dadurch Quadrate in verschiedenen Richtungen; immer in den Stellen, wo sich die Linien durchschnitten, pflanzte man eine Kartoffel. 2) Bey dem angestellten Versuche zur besten Bearbeitung eines Ackerfeldes wurden von zehn dabey thätig gewesenen Arbeitern fünf als die besten erkannt, und erhielten kleine Geldgratifikationen. 3) Man stellte Versuche mit verschiedenen Arten von Pflugschaaren, theils auf unbearbeitetem, theils auf schon bearbeitetem Lande an, die Erfolge von allen zeigten sich verschieden, der Verein konnte sich bey der Bestimmung der besten unter ihnen nicht vereinen. Er beschloß daher künftig vor seiner General-Versammlung, bey den anzustellenden landwirthschaftlichen Experimenten, die Grundsätze voraus zu bestimmen, die für die Annahme der besten Pflugschaar sprechen sollten. 4) Zur Ebenung eines Ackers stellte man Versuche mit verschiedenen Arten aus- und inländischer Eggen an. 5) Mit einem neuen Ackergerüst zur Lockermachung des Bodens, an dem eiserne Spitzen befestigt werden, wurden sehr befriedigende Versuche angestellt. 6) Die aus der Schweiz verschriebene Fellenbergische Säemaschine fand man beym Säen völlig diesem Zwecke entsprechend. — Alle Zöglinge der landwirthschaftlichen Schule, die sich zu künftigen Verwaltern und Güts-Intendanten bestimmt haben, befanden sich mit ihrem Director, dem Professor Pawlow, bey diesen praktischen Versuchen gegenwärtig, um sich im Voraus mit den landwirthschaftlichen Werkzeugen und Arbeiten bekannt zu machen, an denen sie einst selbst den thätigsten Antheil nehmen sollen.

In ihrer lezten Monats-Konferenz am 6ten Mai, verfügte die Gesellschaft der russischen Alterthümer zu Moskau, alle, von Ausländern im Gebiete der russischen, vorzüglich der altrussischen Geschichte gethanen Entdeckungen und Forschungen sollten unverzüglich in's Russische übertragen, auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und unter die stehenden Aufsätze ihrer Jahrbücher aufgenommen werden. Der Anfang sollte mit den zu übersetzenden Werken Bayers und Ewers, Rectors der Universität zu Dorpat, gemacht werden, welchen Auftrag das Mitglied, Hr. Pogodin, zur Vollziehung übernahm.

Vom Kollegienrath Nelsudin, Professer an der hiesigen medizinisch-chirurgischen Akademie, ist hier so eben eine physische medizinische Beschreibung der Mineralquellen des Kaukasus erschienen, die die Resultate der nelsudin'schen Untersuchung über die Quellen enthalten, welche er bekanntlich auf allerhöchsten Auftrag im Jahr 1823 selbst an Ort und Stelle inspicirte. Bey der neuen bessern Reform, die die Regierung jezt bey diesen Bädern eintreten läßt, wird bey ihrer größern Celebrität die Zahl der besuchenden Inländer jährlich größer. Für sie und die wrathenden Aerzte enthält dieß Werk wichtige Aufschlüsse und Winke. Ein der Landessprache und des Orts gleich kundiger deutscher Arzt hat die deutsche Uebersetzung desselben übernommen. B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. August 1825.

Wirte! das ist das große Gesetz, in des Tempels
Tafel gehau'n.

Klopstock.

Werner's Grab

in der Kirche von Freyberg.

Te saxa loquuntur.

Noch kein einziger Stein auf Werner's einsamen Grabe?
Noch kein einziges Wort, welches dem Wandrer ihn nennt?
Steine! den Menschen beschämt! den Meister, der euch erkannt hat,
Steint' erbarmt euch doch sein, den die Deutschen vielleicht noch vergessen,
Wie sie nicht Kepler's gedacht, wie sie vergaßen Erwin.
Ehret im Tod dankbar, dankt ihm ein Grabmonument.
Sprenge der Ueweit Schooß, der dich trug, mach' frey dich, Granitblock,
Senk' als Baufundament dort auf dem Grabe dich ein.
Rufe die Brüder, die Söhne herbey, daß sie alle sich sammeln,
Auf dem Granitkern fest thürmen den ewigen Bau.
Rufe hinan des Basalts Felssäule, daß stark auf der Schulter
Brüder er trag' empor, hoch in die Wolken hinauf,
Daß der Münster Erwin's daneben sich duck' als ein Zwerglein,
Daß Pyramiden des Nils schwinden vor diesem Koloß.
Ruf' aus Paros Marmorgeklüft weißblendend Gebild der,
Daß auch die Hallen des Bau's prangen von Musengeschenk.
Sprenge die Fesseln dem Erz, daß zu dir es rolle ein Gluthstrom,
Daß es mit schimmernden Glanz flecht' um die Steine das Netz.
Aus dem Schooß des Vulkans ruf' auf die sprühende Lava,
Daß sie der Ewigkeit Bild ziehe den flammenden Kreis
Um den Koloß gebaut von dankbaren Geistern des Abgrunds,
Hoch auf des Meisters Grab, welcher errathen die Sydynr.
Lad' aus des Meer's Untiefen zum Bau die Brüder Korallen,
Daß sie umspinnen den Thurm mit Madreporen vereint;
Daß er, ein Wunder der Welt, aufrage, wie Inseln der Südsee,
Die aus des Abgrunds Schooß hoch die Korallen gebaut.
Kein Krystall bleib' aus, wo immer der funkelnde wohne,
Sey er ein Riesenkoloß, wie ihn der Gotthardt gezeugt,
Sey er ein winziger Zwerg, kaum sichtbar der Waffe des Auges
Schimmernd, gediegen Metall, blendend ein Lichtdiamant,
Oder gehüllt in Nacht, er wohn' auf der Schnee Cordillere,
Oder in Hekla's Schlund, oder im Schooße des Meers.
Vater Granit ruf' alle herbey, die Kinder und Enkel,
Daß Krystall an Krystall wachsend sich füge zum Bau,
Daß zu den Wolken empor aufsteig ein Riesen-Krystall-Thurm,
Strahlend wie Gletscher-Eis, ewig wie Alpen der Schweiz.

J. F. Koreff.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Beschluß.)

Die Zubereitung des Papiers besteht darin, die Lumpen in Fäulniß zu bringen, sie zu einer breyartigen Masse zu zermalmen, die in Wasser aufgelöst wird, die daraus geschöpften Bogen zu leimen, zu pressen und zu glätten. Ehe aber das Papier seine Vollkommenheit erreicht, so daß

man darauf schreiben kann, müssen zwey-und-dreyßig verschiedene Operationen damit vorgenommen werden, die hauptsächlich in folgendem bestehen.

1) Die Lumpen werden von dem daran hängenden Unrathe gereinigt, nach ihrer Größe und Güte geordnet, die Nähte aufgetrennt, u. s. w. 2) Nun liegen sie im Wasser, bis sie faulen, welches eine Zeit von etwa zwey Monaten erfordert. 3) Dann werden sie zerschnitten, und in reinem Wasser abgewaschen. 4) Die Verwandlung in einen Teig oder Brey geschah sonst durch Stampfen, wird aber jezt durch Zermalmen, vermittelst der Cylinder, die man Holländer nennt, bewerkstelligt. 5) Dieser Teig wird in warmem Wasser durch fleißiges Umrühren aufgelöset. 6) Aus dieser breyartigen Flüssigkeit wird geschöpft in einer Form, die die Größe des Papiers hat, und nichts anders ist, als ein Rahmen mit einem Rande, dessen Boden ein feines Drahtsieb ist, in welches das sogenannte Wasserzeichen eingewebt wird, welches man, so wie die Streifen des Drahts, erkennt, wenn man das Papier gegen das Licht hält. Die überflüssige Masse läuft durch die Zwischenräume des Drahtes ab, der so dicht gesezt seyn muß, daß genug Brey zurück bleibt, um einen Bogen von der erforderlichen Dicke zu bilden, welchem der Arbeiter durch Schütteln die gehörige Gleichförmigkeit und Dichtigkeit des Zusammenhangs gibt. Dieß ist der schwerste und wichtigste Theil der ganzen Arbeit, wodurch gleichsam der Embryo an das Licht gebracht wird; und man kann nicht ohne Verwunderung sehen, wie die Masse in einem Augenblick, durch die Aenderung der Temperatur, da sie aus dem Schooße des warmen Gefäßes in die kältere Luft tritt, ihre Natur ändert, und aus einem flüssigen ein fester Körper wird, so wie das Wasser bey einer Kälte von einigen Graden unter Null sich in Eis verwandelt. 7) Nachdem das Wasser von dem neugebornen Papier abgeträufelt ist, wird jeder Bogen auf reinen Filz gelegt. 8) Ein Hause von etwa zweyhundert Bogen wird zweymal nach einander unter eine Presse gelegt, um das Wasser ganz heraus zu bringen. 9) Pakete von sieben oder acht Bogen werden zum fernern Trocknen auf Stricke gehängt, wodurch jeder Bogen in der Mitte seine Biegung erhält. 10) Nachdem das Papier auf diese Art zum ersten Male vollkommen getrocknet ist, wird es, wenn es zum Schreiben dienen soll, durch Leimwasser gezogen, und dann wieder unter eine Presse gebracht, um das Wasser auszudrücken. 11) Nun werden die einzelnen Bogen zum völligen Trocknen im großen Darrhause auf Stricke gehängt, wo sie der Luft, aber nicht der Sonne ausgesezt sind. Dieß muß sogleich nach dem Leimen geschehen, und das Papier muß nicht länger als drey Tage im Darrhause hängen, wenn es gut werden soll. Man sieht hieraus, wie sehr die Güte des Papiers von der Bauart und Lage dieses Hauses, so wie von der Witterung und dem Klima abhängt, und daß nichts grundloser ist, als was man täglich hört: „warum sollte man bey uns „nicht eben so gutes Papier machen können, als ander„wärts?" 12) Das Papier wird nun rackweise zwölf Stunden unter die Presse gebracht; alsdann werden die einzelnen Bogen durch Schütteln von einander getrennt, und abermals zwölf Stunden unter eine Presse gelegt. 13) Die einzelnen Bogen des Schreibpapiers werden auf Leder gelegt, und vermittelst eines schweren Hammers oder durch Schaben geglättet. 14) Jeder Bogen wird gegen das Licht gehalten, um den geringsten Fehler zu entdecken, und die vollkommen reinen Bogen werden von denen abgesondert, die Wasserflecken haben, oder zu kurz, oder eingerissen sind, oder in die sich Falten eingedrückt haben. Das verunglückte Papier wird, nachdem der Leim durch kochendes Wasser herausgezogen ist, mit den Lumpen von Neuem bearbeitet. Die halben Bogen, die vollkommen rein sind, werden abgeschnitten, und zu Bogen in Brief-Format gemacht. 15) Alsdann werden die Bogen abgezählt, und Bücher von 24 Bogen, wenn es Schreibpapier ist, oder von 25 bey dem Druckpapier zusammengelegt. Jedes Buch wird einen Tag unter die Presse gelegt. 16) Jedes Ries von zwanzig Buch wird nochmals gepreßt, dann in grobes Papier geschlagen, mit Bindfaden umbunden, und zum lezten Male gepreßt; worauf es in Ballen zu zehn Ries in einem trockenen Magazin aufbewahrt wird, bis es endlich dem Käufer überlassen und in Silber verwandelt, oder gegen anderes Papier, das in einer Staatsfabrik verfertigt ist, umgetauscht wird.

Die Kraft, welche alle zur Verfertigung des Papiers erforderlichen Maschinen in Bewegung sezt, ist gewöhnlich der Fall des Wassers, welches ohnedem bey diesen Fabriken unentbehrlich ist. Allein seit einiger Zeit wendet man auch hier mit großem Nutzen die Dämpfe des kochenden Wassers an.

Unser Lumpenpapier ist jezt zu einer Vollkommenheit gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt, als daß es weniger theuer und weniger vergänglich wäre. Die größte Gefahr hat es vom Feuer zu befürchten, und es gibt wenige verbrennlichere Materien als das Papier, welches sogar den Namen davon erhalten haben soll (von dem griechischen Worte Pyr, Feuer, und dem egyptischen Artikel Pa — eine sonderbare Zusammensetzung). Man hat daher versucht, Papier aus Asbest zu machen, das nicht allein unverbrennlich, sondern im eigentlichen Verstande unvergänglich ist: denn um es zum zweyten oder dritten Male zu benutzen, darf man es nur in das alles andere Papier zerstörende Feuer werfen, wodurch die Schrift ausgelöscht wird. Auch dem Lumpenpapier hat man, durch öfteres Tränken in starkem Lein- und Alaunwasser, einen ziemlichen Grad von Unverbrennlichkeit gegeben. Allein der hohe Preis und die mühsame Bearbeitung haben immer wieder zum gewöhnlichen Papier zurückgeführt.

So wie die Papierhändler gewöhnlich auch Gänsekiele

Digitized by Google

verkaufen, so wäre hier auch wohl der Ort, etwas von der Geschichte der Erfindung der Schreibfedern zu sagen. In Beckmanns Geschichte der Erfindungen, einem Werke, das viele Folianten an Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufwiegt, findet man hierüber vieles gesammelt, wovon ich meinen Lesern etwas mittheilen werde.

Nach Erzählung eines unbekannten Schriftstellers war der Stifter des ostgothischen Reichs in Italien, der große König Theoderich, so unwissend und stumpfsinnig (bruto sensu), daß er in den zehn Jahren seiner Regierung es nicht lernen konnte, die vier Anfangsbuchstaben seines Namens zu unterschreiben. Er ließ sich daher ein goldenes Blech machen, worin diese vier Buchstaben Theod ausgeschnitten waren: dieses Blech legte er auf das Papier, führte die Feder durch die Einschnitte und unterschrieb auf diese Art Friedenstraktate und Kriegserklärungen. Auch Gibbon nimmt dieses Zeugniß als gültig an, und es würde vermessen seyn, gegen eine solche Autorität etwas einzuwenden; doch werde ich mir erlauben, gegen das Zeugniß selbst folgendes zu erinnern. 1) Den Zeugen kennt Niemand, weder seinen Namen, noch die Zeit, da er gelebt hat. 2) Er redet von der zehnjährigen Regierung Theoderichs, da doch dieser König 33 Jahre regiert hat; fast möchte man glauben, der Schriftsteller habe sagen wollen, daß Theoderich das Schreiben dieser vier Buchstaben erst nach zehnjähriger vergeblicher Anstrengung begriffen habe. 3) Dieser Zeuge gibt uns eine Probe von seiner Glaubwürdigkeit, indem er an derselben Stelle erzählt, daß in Theoderichs Pallast eine Gothin mit vier Drachen niedergekommen sey, die in den Wolken davon gezogen wären, und sich in das Meer gestürzt hätten. Wer das erstere glaubt, kann auch das andere glauben. 4) Aber kann man glauben, daß Theoderich, der am byzantinischen Hofe erzogen war, und sich durch Fleiß und Wißbegierde schon als Jüngling ausgezeichnet hatte, nicht schreiben gelernt, oder es erst im eilften Jahre seiner Regierung begriffen haben sollte? Er, der Künste und Wissenschaften beschützte und beförderte, und der von seiner Bildung und liberalen Denkungsart den stärksten Beweis durch seine Toleranz gegen fremde Religionen gab! Wenn es einem Layen erlaubt ist, eine kritische Konjektur zu wagen, so scheint es mir, daß sich alles vollkommen ausgleichen läßt, wenn man annimmt, daß der anonyme Schriftsteller oder seine Abschreiber durch ein Mißverständniß dem Könige von Italien ein Verdienst beygelegt haben, welches das rechtmäßige Eigenthum des zu eben der Zeit in Konstantinopel regierenden Kaisers Justins des Aeltern war. Von diesem haben wir ein unverdächtiges Zeugniß des gleichzeitigen und wohlbekannten Geschichtschreibers Prokop, welches Wort für Wort das nämliche enthält, was oben von Theoderich angeführt ist; nur mit der Aenderung, daß hier die vier Buchstaben, die einen zehnjährigen Fleiß gekostet hatten, Just waren, und mit dem Zusatz, daß der Kaiser des Orients sich noch von einem Minister die Hand führen lassen mußte, um nicht mit der Feder aus den Ausschnitten des Bleches herauszukommen. Auf Justin passen die zehn Jahre vollkommen, denn er regierte gerade so lange; und von ihm, obgleich er nichts weniger als das war, was der Anonym so fein durch sein bruto sensu ausdrückt, läßt sich eine solche Unwissenheit eher vermuthen, da er sein ganzes Leben im Felde, theils hinter dem Pfluge, theils hinter der Fahne zugebracht hatte, und erst im Alter von acht und sechzig Jahren den byzantinischen Thron bestieg, wo es denn freylich wohl zu spät war, dergleichen Studien vorzunehmen. Auch durfte der unter den Waffen grau gewordene Bauer, der sich durch überlegene Tapferkeit und Klugheit die Kaiserkrone erworben hatte, sich nicht schämen, daß er nicht schreiben konnte, da einer seiner Vorgänger, der Kaiser Carinus, der diese Kunst recht gut verstand, einen solchen Eckel vor dem Schreiben hatte, daß er einen Sekretär theuer bezahlte, der ihm die Mühe, seinen Namen zu unterschreiben, abnahm, weil er des Kaisers Hand genau nachmachen konnte.

Dem sey wie ihm wolle, so beweist diese Erzählung wenigstens, daß die Schreibfedern schon im sechsten oder fünften Jahrhundert im Gebrauch waren; und dieß ist auch das höchste Alter der Schreibfedern, das sich historisch beweisen läßt. Viel älter ist der Gebrauch des Rohrs, das eben so, wie die Federn, gespalten und zugespitzt ward, und wovon die beste Art, so wie das beste Papier, ein egyptisches Produkt war. Noch lange nachher, nachdem die Federn zum Schreiben angewandt wurden, blieb das Rohr im Gebrauche, und ist es zum Theil noch. Merkwürdig ist es, daß im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das Rohr sowohl als die Federn, aus einer unbekannten Ursache, in mehreren Ländern von Europa sehr selten waren; so daß zwey oder drey Röhre, oder ein Bund Schreibfedern aus einem Lande in das andere als ein kostbares Geschenk geschickt wurden.

Es existirt ein lateinisches Werk von einem gewissen J. H. Acker, welches im Jahre 1729 zu Altenburg, unter dem Titel: Geschichte der Schreibfedern, herausgekommen ist, worin man aber vergebens die geringste Nachricht von der Erfindung und dem Gebrauche der Federn suchen wird; denn dieses merkwürdige Buch enthält, was man schwerlich errathen wird, nichts als Geschichten von Gelehrten, die viel und lange Zeit mit einer und derselben Feder geschrieben haben. Worüber doch nicht alles geschrieben ist? Vielleicht ist auch hier Papier durch eine Abhandlung über das Papier verschwendet; und dann ist es wohl die höchste Zeit, diesen Aufsatz zu schließen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Beschluß.)

Man sieht in der Ausstellung der Eskimo's auch ein Panorama der Baffinsbay und der Kupferinsel, nebst einer Ansicht der Landexpedition des Kapitän Franklin, der in dieser Gegend mit dem Kapitän Parry zusammentreffen wollte, was ihm aber nicht gelang. Das Gemälde ist nichts Ausgezeichnetes, aber die Darstellung gibt einen deutlichen Begriff von der schaudervollen Gegend unter diesem Himmelsstrich, wozu die Staffage Vieles beyträgt. Sieht man nun so mitten im Saal, auf der einen Seite das Gemälde, gegenüber die Eskimo's und ihren runden Pyhlar, auf der andern Seite ringsumher die Kleider, Waffen und Geräthschaften dieser armen Leute — freylich hängen auch chinesische Frauenschuhe neben den Eskimostiefeln, und Kokosschalen neben der Wasserflasche aus Robbenfell — so kann

man sich mit ziemlicher Bequemlichkeit schnell genug von hier bis auf einige hundert Meilen in die Nähe des Nordpols versetzen, und dabey nicht umhin, diese Menschen glücklich zu preisen, deren Bedürfnisse allesammt ein so kleiner Kreis umfaßt. Welch eines unermeßlichen Raumes bedürfte es nicht, um die unsrigen alle zu umfassen! — Von Wien geht der Kapitän über Paris nach London, und dann auf seinen Posten zurück. Er ist Mitglied einer Privatgesellschaft, die zum Behuf des Wallfischfangs in der Davisstraße eine Faktorey errichtet hat. Der Verkehr mit den Landeseingebornen wird von dort aus betrieben. Seit früher Jugend hat er dieses Geschäft, sowohl nach dem Nord- als Südpol zu getrieben. Die Vorsteher wechseln wie einander ab, und wenn er abgelöst wird, geht er in seine Heimath, nach Nordamerika zurück; eine sehr hübsche junge Frau, die er in Berlin geheirathet hat, begleitet ihn. Vermuthlich werden wir auf einem der beyden kleineren Vorstadttheater bald ein Eskimostück, eine theatralische Nordpolexpedition sehen.

Mad. Neumann ist endlich, nach anhaltender, Besorgniß erregender Krankheit, zur Freude des Schauspiel liebenden Publikums, zum ersten Mal wieder aufgetreten als Margarethe in Iffland's Hagestolzen. Der Schauplatz war gefüllt, und die Theilnahme äußerte sich durch jubelnden Empfang. Von dem Eindruck, den die Darstellung machte, ist unnöthig, etwas zu sagen. Bekannt war diese Leistung schon von einem früheren Aufenthalt der Künstlerin. Daß die Entwicklung des Charakters schöne Einzelnheiten darbietet, läßt sich erwarten, Im Ganzen entfernt sie sich von der gewöhnlichen Ansicht eines sentimentalen Grundtons. Das ist lobenswerth, obgleich auch nach dieser Treffliches geleistet werden kann, geleistet worden ist, und der Dichter selbst sich den Charakter vielleicht anders nicht gedacht hat. Gewiß ist es aber; origineller und zugleich der Natur selbst angemessener, wird das Kunstgebild, wenn ein kräftig rührigee Sinn, ein aufgewecktes, frohsinniges Gemüth sich als vorherrschend darin zeigt, besonders Anfangs, und wenn die sich immer mehr entwickelnde Zuneigung und Anhänglichkeit an den Hofrath als Folge der Theilnahme und Dankbarkeit erscheint. Jene Art und Weise liegt näher, diese ist treffender, überraschendee. Das Stück wird auf diesem Theater jezt gewöhnlich in drey Akten zusammengezogen aufgeführt. Nach diesem Gastspiel kam die lang erwartete Preciosa zum Vorschein. Das Stück erschien zum ersten Mal auf dieser Bühne, und hat in kurzer Zeit mehrere volle Häuser gemacht. Das erste Mal war fast drey Stunden vor dem Anfang jeder Zugang des Hauses belagert. Es wirkten auch mehrere stark erregende Motive, als da sind, erstlich der Wunsch, den beliebten Gast in einer so ungemein zusagenden Rolle zu sehen; — zweytens war man gewärtig, das Stück mit allem angemessenen Aufwand scenischer Ausstattung dargestellt zu sehen, und fand sich hierin nicht getäuscht; drittens hatte eine musikalische Produktion auf dieser Bühne überhaupt jezt um so mehr den Reiz der Neuheit, als während der Zeit der italienischen Opern, vermöge einer Uebereinkunft mit dem Unternehmer, Vorstellungen dieser Art vermieden wurden. Daß die Darstellung im Allgemeinen, und die der Hauptrolle insbesondere, großen Beyfall erhielt, läßt sich aus dem zuerst Erwähnten schließen. Die Gastspielerin fand hier einen bequemen Raum, alle ihre Liebenswürdigkeit zu entwickeln, durch Darstellung, Gesang und Tanz — in den beyden erstern mit überwiegendem Vortheil — und erntete den Preis, auf welchen eine mimische Künstlerin in diesem Part Anspruch machen kann, reichlich und in vollem Maße. Nach einer wiederholten Darstellung der Baronin in „Stille Wasser sind tief," schloß sie die Reihe ihrer Gastspiele als Preciosa. Dießmal trat Hr. Löwe als Baron Wiburg auf, von dessen weitern Darstellungen, die durch den ganzen Monat fortgesezt wurden, und worunter mehrere Wiederholungen sich fanden — Correggio war eine seiner glücklichsten — werde ich ein andres Mal noch Einiges erwähnen. Dieses Theater bleibt ohnehin während des nächsten Monats verschlossen. Während dessen gibt ein Theil der Hensler'schen Gesellschaft wieder Vorstellungen auf dem Theater am Kärnthnerthor, wozu ein Abonnement eröffnet ist. Neues von Belang wurde auf der Vorstadtbühne nicht gegeben, aber der vielbeliebte böhmische Rathsdiener unterhielt in unaufhörlichen Reprisen sein schaulustiges Publikum. Eine ähnliche Personnage ist wieder auf dem Volkstheater erschienen, und ein junger Mann, der Talent für das Komische hat, macht Glück darin. Das Stück führt den Titel, die musikalische Schneiderfamilie, oder die Heirath durch Gesang. Der Beyfall war am ersten Abend nicht entschieden; es hatte sich ein günstiger und ein mißgünstiger Geist eingefunden, Jener hatte Vortheile, und führte seine Rolle durch. Der Verfasser wurde gerufen. Der leztere rächte sich dafür und klagte über Langeweile. Die Idee des Stücks, das schon mehrmals wiedervolt wurde, hat vielleicht die von dem Komiker Wurm auf dem Theater an der Wien eingeführte Posse: Der Sänger und der Schneider, gegeben. Das Stück ist einfach, bios auf die komischen Charaktere berechnet, und erfordert keinen scenischen Apparat, wird aber eben der komischen Charaktere wegen nicht so leicht auf auswärtigen Bühnen zu besetzen seyn. Es kommt ein böhmischer Schneider und ein ungrischer Zischmen- (Halbstiefel-)macher darin vor. Die Komiker Schuster und Raimund sind beyde nicht beschäftigt. Lezterer ist auf einer Reise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, es steht jedoch zu befürchten, daß seine frühere kräftige Wirksamkeit sobald nicht wiederkehren werde, wenn sie nicht auf immer dahin ist. Mlle. Eunike, die viele Gewandtheit im Nachahmen besizt, und selbst in niedrig komischen Lokalrollen die Decenz beachtet, excellirt in diesem Stücke besonders. Die Musik von Wenzel Müller ist in seiner Art angemessen und ansprechend; mehrere bekannte Stücke bilden ein Liederspiel. Unter allen lebenden, und auch wohl unter den nichtlebenden Komponisten hat Wenzel Müller wahrscheinlich am meisten Opern geschrieben. So ein Werk ist gleich fertig; es thut aber auch Noth, denn so ein Werk ist bald wieder vergessen. Einige, die einen ächtkomischen Charakter haben: das Neunonnagskind, die Schwestern von Prag und dergleichen, werden ihren Verfasser doch einige Zeit in der Erinnerung und auf dem Repertoir noch überleben.

Konzerte, Akademien waren im ganzen Monat keine; weder große noch kleine Virtuosen theilten ihre Gaben mit, weder Artisten noch Wunderkinder; die leztern haben die wunderbare und beneidenswerthe Eigenschaft, daß sie fast gar nicht altern, oder doch so langsam vorrücken, daß sie bisweilen durch zwey Jahrzehende beständig zwischen dem ersten und zweyten noch herumtasten. — So eben will verlauten, Franz von Holbein und Andre würden in Vereinigung den Pacht der verschlossenen Theater, an der Wien und am Kärnthnerthor, übernehmen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 181:
Schatte.

Halb Räthsel, halb Charade.

Zwey Silben nur! Versetzt im Lesen oder Schreiben,
Ich werde stets dasselbe bleiben,
Ich rufe dir, versteckt, errathe mich!
Was ist das Wort? Hast du mich, hab' ich dich?

— o —.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. August 1825.

Gleich den Griechen erklimmt muthvoll der Schönheit
Alte Pfad', und versucht auch neue muthvoll.

Voß.

Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.

Erste Ausstellung.

Die Kinderwelt.

Wenn es erhebend ist, in den Enkeln der Sieger bey Marathon und Salamis den Heldengeist ihrer großen Ahnen nach Jahrhunderten voll Schmach und Elends wieder erwacht zu sehen, so scheint es uns doch auch einer liebevollen Beachtung werth, wie in dem engen Kreise häuslicher Sitte und Zucht der Sinn des Schönen und Heitern, jener Lebenselemente des alten Hellas, sich rein und ungetrübt unter dem Volke erhalten hat, welches einst der Schönheit neben der Tugend und Tapferkeit Bildsäulen und Tempel errichtete. Wie das Land seinen wunderklaren Himmel, seine balsamische Luft, seine üppiggrünen Thäler, seine weißen Berggipfel, seine Blumen und seine Früchte behalten hat, ob Gothen oder Seldschucken es verwüstet und unterjocht haben, immer ein liebes Schooßkind der Natur, wie auch die Welt es mißhandeln mochte, so ist der Typus der Schönheit, die der Barbar zu einem todten Ideale seiner Kunst erhoben hat, dort noch dem Leben eingeprägt, und die leichte Grazie hebt die langen orientalischen Schleppen in die Höhe, wenn die festliche Lust zum Reigentanze ruft.

— — How lovely in thine age of woe,
Land of lost gods and godlike men, art thou!
Thy vales of ever-green, thy hills of snow
Proclaim thee Nature's varied favourite now *)!

*) Childe Harold. Canto II. Stanza 85.

Es ist unsre Absicht nicht, in den hier ausgestellten Bildern des neugriechischen Volkslebens bey jedem einzelnen Zuge der Sitten und Gebräuche die antike Verwandtschaft nachzuweisen, wie das der bekannte Marseiller Guys in seiner literarischen Reise versucht hat. Der Geist des schönen Alterthums lebt nicht in solchen oft zufälligen, oft gleichgültigen Einzelnheiten, und wenn die veränderte Religion, Verfassung und Gewohnheit die alte Form des Lebens gebrochen haben, so erkennen wir den alten Geist sicherer in der neugeschaffenen Form, als in den Trümmern jenes Baues.

Die festlichsten Tage der Kinderwelt sind der erste März, an welchem die Ankunft des Frühlings gefeyert wird, und der erste Januar, welcher dem heiligen Basilius, oder wie die Neugriechen ihn nennen, dem Agio Wasilis heilig ist. Dem Kalender der Griechen folgend, deren Jahr mit dem September anfängt, stellen wir die Frühlingsfeyer am Basilinstage vor.

In allen Ländern der Erde, welche der Segnung des Frühlings theilhaftig werden, und in denen das Volksleben sich noch nicht ganz in gesellige Konvenienz aufgelöst hat, wird die Ankunft des Frühlings durch Spiele und Feste der Kinder gefeyert. Denn der Frühling, die Kindheit und Jugend des Jahres, ist ja recht eigentlich ein Spielgeselle der Kleinen. In vielen Provinzen unsers Vaterlandes treiben die Kinder am sogenannten Rosensonntag den Winter, oder, wie er dann heißt, den Tod aus, und bringen den Frühling in der Gestalt eines schön geschmück-

ten Baumes in das Dorf getragen. An andern Orten ziehen sie schaarenweise durch die Gassen mit einer Bretzel auf einem bunten Stocke, und singen vor allen Thüren:

Stad aus!
Dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen!
Holen wir den Sommer,
Schicken wir den Winter über'n Rhein.
Bringt uns gulen kühlen Wein *)!

In Griechenland werden den Kindern am ersten März die besten Kleider angezogen, und so schaaren sie sich in mehrere Züge zusammen, wie die Nachbarschaft oder die Bekanntschaft sie vereinigt. An Kränzen und Sträußen darf es dabey nicht fehlen, aber die Hauptzierde des Festspiels ist eine kleine hölzerne Schwalbe. Diese steht auf einem Kästchen, in welchem ein Rad angebracht ist, wodurch das Vögelchen in Bewegung gesezt wird. Vor jeder Thür steht der lustige Trupp still, und während die Schwalbe nach dem Takte manövriren muß, singen die Kleinen folgendes Liedchen:

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie sezt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du sauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon!

Dafür bekommen sie Eyer, Milch, Käse, oder was die Wirthschaft sonst vorräthig hat, und singen dann abziehend noch einen Glückwunsch für den Herrn und die Frau des Hauses:

Er (sie) lebe tausend Ostern noch, Dreykönigstag' zweytausend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Diese Schwalbe mit ihrem kleinen Gesange fliegt aus dem fernsten Alterthume her, und als ein frisch und fröhlich erhaltenes Ganzes erinnert sie uns zu lebhaft an ihre Herkunft, als daß wir nicht, unserm Vorsatze ungetreu, nach derselben zurückblicken sollten. Athenäus erzählt **), daß auf der Insel Rhodus die Sitte herrschte, die Kinder im Monat Boedromion mit einer Schwalbe von Haus zu Haus zu schicken, wobey sie ein Lied zu singen und kleine Eßwaaren dafür zu empfangen pflegten. Dieß nannte man schwalbeln, Χελιδονίζειν, und der weise Cleobulus von Lindus, so dieß es, habe diesen Umgang eingeführt. Das dort mitgetheilte Lied wird uns das neugriechische nicht verleiden:

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz am Rücken.
Wie? gibst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs' und Mehl?
Eyersemmeln auch
Liebet die Schwalbe.
Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibst! Wir lassen dich sonst nicht,
Wir schleppen dir die Thüren mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sizt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach' auf die Thür, der Schwalbe mach' die Thür auf!
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch *).

In dem Bezirke von Waltos, der alten Landschaft Agrais, ist ein anderes Lied zur Feyer des Frühlingsanfangs im Schwunge. Die Kinder ziehen mit Sträußen und grünen Zweigen herum und rufen vor jeder Wohnung, die sie begrüßen, die Hausfrau heraus. Wenn diese am Fenster oder vor der Thür sichtbar geworden ist, so stimmen sie folgendes Lied an:

O meine Herrin, sieh, dein Sohn, dein jüngster Sohn, o Herrin,
Es lieben ihn fünf Kleine hier und noch dazu zehn Große.
Und eine zu der andern sprach, und eine spricht zur andern:
Wohlan, wir wollen einen Knopf und einen Ring ihm kaufen,
Auf daß er tragen mag den Ring und mit dem Knopfe spielen,
Wenn er zu Pferde sich ergözt und durch die Felder reitet,
Und Hasen auf den Feldern fängt, Rebhühner auf den Aeckern,
Und in den Windungen des Thals fängt er drey junge Rehe.
Das ein' er an die Mutter schickt, das andre an die Schwester,
Das dritte, und das schönste auch, an seine Vielgeliebte.
Wo wir gesungen den Gesang, da soll kein Stein sich spalten,
Und viele lange Jahre soll die Frau des Hauses leben,
Sie lebe hundert Jahre voll und über hundert Jahre,
Und ist sie über die hinaus, so werd' ihr Haupt zu Silber!

Der eigentliche Tag der Glückwünsche und der Geschenke ist in Griechenland, wie bey uns, der erste Januar, nur daß der heilige Basilius dort eine Hauptrolle bey diesem Feste spielt, und als besonderer Freund und Schutzpatron der Kinder, die kleinen Schaaren aussendet, um seinen Segen von Haus zu Haus zu tragen und dafür Geschenke einzusammeln. Es leben in der Kinderwelt viele Mährchen und Legenden von diesem großen Heiligen, welche vorzüglich an seinem Ehrentage gesungen werden. Wir theilen ein Probestück derselben mit:

Der heilige Wasilis kömmt, er kömmt aus Cäsarea,
Von Erze trägt die Sohlen er, von Eisen seine Kleider.

*) Mehr über die deutschen Frühlingsfeste in den Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm. Th. II. S. XXXIII.

**) Athen. VIII. p. 360.

*) S. Morgenblatt 1819. 170. 171. Kinder- und Hausmährchen II. S. XXXVIII. Wunderhorn. I. 161.

Waſſlis, ſprich, wo kömmſt du her, und wohin willſt du ziehen? —
Ich komme aus der Schule der und geh' zu meiner Mutter. —
Und kömmſt du aus der Schule her, mußt's ABC uns ſagen. —
Auf ſeine Krücke lehnt' er ſich, das ABC zu ſagen,
Und ſeine Krücke wurde grün und trieb hervor ein Zweiglein,
Ein Zwriglein war's mit goldnem Reis, geſtickt mit Silberblättern.

Die kleinen Schaaren, welche mit ihren Segenswünſchen durch die Häuſer wandern, eröffnen ihren Geſang mit einem ſolchen Stück zu Ehren des Heiligen. Alsdann wenden ſie ſich zuerſt an den Herrn des Hauſes:

Ich grüße dich, mein Herr, mein Herr, mein Herr, zum dritten Male!
Zum erſten ehrt dich Gott der Herr, es ehrt dir ganze Welt dich,
Es ehret dich der Sultan auch, macht dich zum Schatzbewahrer,
Du ſiedeſt dir Dukaten ihm, du wäſcht ihm die Zechinen:
Was durch das Sieb gefallen iſt, das gib den jungen Burſchen.

Hierauf kömmt die Reihe an die Hausfrau:

O Herrin, Sonntags goldgeſchmückt, Montags in Silberkleidern,
Wenn du an deinen Putztiſch gehſt, vom Morgen bis zum Abend,
So irr' die Sonn' auf dein Geſicht, den Mond auf deinen Buſen!

Iſt ein erwachſener Sohn in der Familie, deſſen Bildung irgend einen gelehrten Anſtrich hat, ſo wird er mit einem beſondern Liede begrüßt:

O Schreiber du, o Schreiber du, o Schreiber du und Sänger!
Du nimmſt den Himmel zum Papier, das Meer zu deiner Dinte,
So oft du ſchreibſt und wiederſchreibſt an deine arme Liebe.
Du haſt gezittert mit der Hand, die Dint' iſt ausgefloſſen,
Und hat mit ſchwarzen Flecken dir verdorben deine Kleider.
Und Boten haſt du ausgeſandt nach allen Kadiliken:
Wer meint es doch mit mir ſo gut, die Kleider mir zu waſchen? —
Ich, Liebſter, mein's mit dir ſo gut, die Kleider dir zu waſchen.
Mit meinen Thränen waſch' ich ſie, mit meinen heißen Thränen,
Die Flamm' in meiner Bruſt die Sonn', an der ſie troken werden.

Auch der Abweſenden wird nicht vergeſſen. Weilt ein Sohn des Hauſes, oder auch ein naher Verwandter, in der traurigen Fremde, ſo reichen die Sänger ihm folgende Verſe:

Mein Vög'lein in der Fremde du, mein jammervolles Vög'lein!
Dir Fremde darf ſich deiner freun, und mich muß Sehnſucht quälen.
Schick' ich den Apfel dir, er fault, dir Quitte, ſie verwelket;
So ſchick' ich meine Thräne dir in einem ſeid'nen Tüchlein:

Iſt endlich ein lieber Gaſt im Hauſe, ſo wird er dem Hausherrn beſtens empfohlen:

Mein Herr, in deinem Hauſe brennt ein Licht, das iſt von Golde,
Dem Gaſte leuchtet es beym Mahl, zum Schlafengehn dem Gaſte,
Es leuchtet deinen Mägden auch, die ihm das Lager breiten,
Auf welchem er in Roſen ruht und ſinkt in Veilchenblüthen.
Die Blumen fallen über ihn, die Aepfel auf die Decke,
Die grünen Knoſpenſpitzen rings umher auf ſeinen Nacken!

Und zum Schluſſe für jeden der allgemeine Wunſch:

Er lebe tauſend Oſtern noch, Dreykönigstag' zweytauſend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Die Poeſie der griechiſchen Kinderwelt ſpricht ſich nirgends blühender und phantaſtiſcher aus, als in den Wiegenliedern. Dieſe heißen Νανναρίσματα und werden theils von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt, theils auch von den Frauen improviſirt. Die griechiſchen Frauen ſind Dichterinnen an der Wiege und am Sarge; denn ihnen allein liegt es auch ob, dem Todten das lezte Schlummerlied zu ſingen. In allen übrigen Epochen des Lebens gehört der Geſang den Männern an, ſo weit er nämlich in die Gebräuche und Geſchäfte des häuslichen oder öffentlichen Treibens eingreift. Wir geben unſern Leſern einige Proben der griechiſchen Wiegenpoeſie:

Heilige Marina, leg' es hin!
Heilige Sophia, ſing' es ein!
Nimm es mit dir, trag's herum,
Daß es ſeh' die Bäume blüh'n,
Singen hör' die Vögelein.
Dann komm wieder, bring' es her,
Daß ſein Vater es nicht ſuch',
Und darum die Diener ſchlag';
Daß die Mutter es nicht ſuch',
Wein' und härm' und kränke ſich,
Und bekomme bitt'rer Milch!

Nimm's hin, mein Kindlein, ſchlaf, nimm's hin! Hab ihm beſtellt drey Wächter,
Drey Wächter, ja, drey Hüter ſind's, und drey gar helldenſtarke.
Die Sonne ſtell' ich auf den Berg, den Adler auf die Ebne,
Und mitten in das Meer hinein Herrn Boreas, den Friſchen.
Die Sonne ging zu Bette ſchon, der Adler iſt entſchlafen,
Und Boreas, der friſche Herr, er geht zu ſeiner Mutter.
Mein Sohn, ſprich, wo du geſtern warſt? Vorgeſtern? Und wo, nächten?
Warſt mit den Sternen du im Streit und mit dem Mondenſcheine?
Wie, oder mit dem Morgenſtern, mit meinem lieben Freunde? —

Digitized by Google

War mit den Sternen nicht im Streit, noch mit dem Mondenscheine,
Auch mit dem Morgensterne nicht, mit deinem lieben Frennde.
Ich hab' bewacht ein goldnes Kind in einer Silberwiege.

Lullu, Lullu, mein Söhnchen du,
Mein liebes kleines Männchen du,
Schlaf' ein, mein Heezenskind!
Ich gebe dir auch vieleeley,
Zum Zucker Alexandria,
Kaleo zum Reißbreo,
Und auch Konstantinopolis,
Drey Jahr sollst Sultan seyn.
Sollst haben auch deey Dörfee noch,
Drey kleine Klösterlein:
Die Dörfee mit dem grünen Feld,
Spazieeen drin zu gehn,
Und die deey kleinen Klösterlein,
Um beten drin zu gehn.

Wilhelm Müller.

Schriftliche Antworten von Zöglingen des Pariser Taubstummen-Instituts.

F. Welchen Begeiff haben Sie von der Ewigkeit?

A. „Sie ist ohne Geänzen wie der blaue Himmel, sie ist ein Abgeund ohne Boden, ein Meee ohne Ufer, ein Raum ohne Aufhören, sie ist die Lebenszeit des ewigen unveezänglichen Gottes."

F. Was ist ein Gedanke?

A. „Der Gedanke ist der Blick des Verstandes."

F. Was verstehen Sie unter der konstitutionellen Monarchie?

A. „Sie ist nichts andeers als eine Veebindung der Gewalt mit der Freyheit."

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 19. Juli.

Hr. Barren Field hat eine Sammlung sehr interessanter Aufsätze über die Beschaffenheit des Landes, der Mineralien, Pflanzen, Menschen und Thiere von Neu-Süd-Wales, unter dem Titel: Geographical Memoirs on New-South-Wales u. s. w. (London 1825, 1. B. 8.) herausgegeben. Zwey der merkwürdigsten darunter sind: über die Entdeckung eines neuen Flusses im vorigen Jahr, des größten und schiffbarsten, den man bisher in Neu-Holland gesehen, und der, was mehr als Alles, sich nicht sehr weit nördlich von der Hauptniederlassung Port-Jackson oder Botany-Bay ins Meer ergießt, nämlich in 47° 43½ südlicher Breite und 153° 11½ östlicher Länge von Greenwich, und zwar in die Moretonbucht, welche vom Kapitän Flinders geographisch aufgenommen, und von französischen Entdeckern untersucht worden ist, ohne daß der Fluß bisher gesehen worden wäre. Hr. Oxley, welcher den Lochlan und den Macquaryfluß entdeckte, die sich in ein Binnenmeer zu verlieren scheinen, entdeckte auch diesen Fluß, welcher, aller Vermuthung nach, aus irgend einem solchen Binnenmeere oder großen See hervorkömmt, und in gleicher Fülle von seinem Ursprung an bis ins Meer einen langsamen Gang gehet, und selten oder nie seine Ufer übersteigt, wie der Hawksbury und andere Flüsse jenes Landes zu thun pflegen, und zwar zu einer Höhe und mit einer Unregelmäßigkeit, welche den Anbau von größeren Städten an ihren Ufern verhindert. Dieser Fluß, dessen Mündung gesichert hinter einem Eilande liegt, hat durchaus niedrige Ufer, das Land umher ist von der besten Gattung und gut bewaldet. Hr. Oxley befuhr ihn eine Strecke von fünfzig englischen Meilen, und fand bis zum Ende seiner Fahrt eine vier Fuß hohe Fluth, und eine Tiefe, die für Schiffe von sechszehn Fuß Kiel hinlänglich ist, und von einer Anhöhe von zweyhundert und dreyzehn Fuß sah er ihn noch bis auf eine Entfernung von dreyßig bis vierzig englischen Meilen ohne allen Anschein von Abnahme. Auch ist die Bucht ziemlich bequem zur Ein- und Ausfahrt, und reich an Vögeln, Schildkröten und Fischen. Ein solcher Fund ist für die Kolonie unschätzbar, und es ist wahrscheinlich, daß der Fluß und die Umgegend um diese Zeit bereits näher untersucht worden, und vielleicht schon eine Ansiedlung an demselben gegründet wurde. Man hat ihn zur Ehre des Statthalters Brisbanefluß genannt. Auf derselben Reise entdeckte Hr. Oxley noch einen andern Fluß, den er die Boyn nannte; dieser ist aber zu klein, und so hohen Ueberschwemmungen unterworfen, als daß zu erwarten steht, er werde der Kolonie von großem Nutzen seyn. Man versichert aber, es solle vor Kurzem ein Strom auf der Südküste von Neu-Holland entdeckt worden seyn, der alle übrigen an Größe übersteigt. Auch soll eine Ansiedlung auf der Nordküste beym Vorgebirg Van Diemen begründet worden seyn, welche Gedeihen verspricht. Eine Ansiedlung in Port Macquary, die A. 1821 gegründet worden, soll in vortrefflichem Zustande seyn. Die Einwohner waren bis jezt nur Verbannte, aber die Regierung hatte beschlossen, sie auch für freye Einwohner zu eröffnen. Man bediente sich der dortigen Wilden zum Einfangen der Flüchtlinge, und da man sie hiezu mit Feuergewehr versah, so verfehlten sie nie, sie entweder todt oder lebendig zurückzubringen.

Zu Liverpool befindet sich jezt ein neuseeländischer Fürst, welcher nach England gekommen ist, um den König Georg um Pulver und Bley zu bitten, dessen er sich gegen einen anderen Fürsten der Insel bedienen will, der sich dergleichen von Port-Jackson verschafft. Es scheint aber nicht, daß der König geneigt ist, ihm seinen Wunsch zu gewähren, doch waren einige Einwohner von Liverpool so gutmüthig, ihm Waffen zu schenken, mit denen er nächstens zurückzukehren gedenkt. Der Mann soll sich gewaltsam an Bord des Schiffes gedrängt haben, mit dem er gekommen ist; und die hiesige Regierung bezahlt dem Kapitän jezt eine beträchtliche Summe für seinen Unterhalt. Es scheint unter den wilden Fürsten ein Reisebedürfniß eingetreten zu seyn. Der gegenwärtige soll auch ein Menschenfresser seyn.

Die beyden großen Schauspielhäuser haben die französische Krönung auf die Bühne gebracht, aber so spät in der Jahreszeit und bey so heißem Wetter (wir haben seit einer Woche im Durchschnitt 84° Fahrenheit im Schatten, und des Nachts von 65 bis 74° gehabt), daß sie selbst mit Freydillets die Häuser nicht zu füllen vermochten, und beyde sich plötzlich entschlossen haben, ihre Vorstellungen für die Season einzustellen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. August 1825.

O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Schiller.

Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.

Zweyte Ausstellung.

Brautwahl, Verlobung und Hochzeit.

Die Feyerlichkeiten der Verlobungen und Hochzeiten in dem neuen Griechenland weichen zwar nach den verschiedenen Provinzen des Landes in mehreren Einzelnheiten unter einander ab, aber was das Wesentliche derselben betrifft, so werden sie mit gleicher Gewissenhaftigkeit in den Bergen Thessaliens und Akarnaniens, wie auf den Küsten und Inseln des Archipelagus, beobachtet.

Gewöhnlich trifft der Jüngling die Wahl seiner Zukünftigen bey den öffentlichen Festen, Spielen und Tänzen, welche das griechische Volksleben in jeder Jahreszeit darbietet. Darauf beziehen sich auch die Lieder, welche zu den Reigen gesungen werden:

Kommt, Bursche, kommt zum Reigentanz! Kommt, Mädchen, zum Gesange!
Auf daß ihr seht und lernet auch, wie Liebe wird genommen.
Wen nimmt sie aus den Aeugelein, sie kömmt auch von den Lippen,
Fließt von den Lippen dann herab und wurzelt ein im Herzen.

Sobald der Tänzer sich eine Tänzerin zur Braut ersehen hat, so muß er ohne Verzug den Eltern seiner Erwählten seine Absicht kund thun. Wird sein Antrag gut aufgenommen, so sind von diesem Tage an der Jüngling und das Mädchen von einander geschieden; sie dürfen sich nirgends sehen oder sprechen bis zu dem Tage ihrer Verlobung. Jede geheime Zusammenkunft des liebenden Pärchens wäre ein harter Anstoß gegen die gute Sitte und Zucht, und würde zu Spottversen Anlaß geben, wie folgende sind:

Als dich dein Liebster hat geküßt, da war es Nacht, o Mädchen.
Wer sah es denn? Es sah's die Nacht, der Mond und auch die Sterne,
Und von dem Himmel fiel ein Stern und der verrieth's dem Meere,
Das Meer verrieth dem Ruder es, das Ruder dem Matrosen,
Und der Matrose singt es nun vor seiner Liebsten Thüre.

Am Brunnen hört das arme Mädchen das Liedchen vom zerbrochnen Kruge:

Mein Herz, wann du zum Brunnen gehst,
So sage mir die Zeit.
Ich gehe dann und harre dein,
Zerbreche dir den Krug.
Und wenn du leer zur Mutter kömmst,
So frägt sie nach dem Krug.
Zerbrochen hab' ich meinen Krug,
Ein Fehltritt warf mich nun! —
Ei, ei, das war ein Fehltritt nicht,
War eines Mannes Arm.

In einigen Provinzen ist es Sitte, daß der Jüngling in eigener Person der Jungfrau seine Liebe erkläre, bevor er den Gang zu ihren Eltern macht. Dieß geschieht dadurch, daß er ihr irgendwo allein zu begegnen sucht und ihr einen Apfel oder eine Blume zuwirft, gewöhnlich mit einigen Versen zur Verständigung, wie z. B. folgende:

Willst eine Muskatellertraub', und willst Korinthenbeerchen?
Nimm sie für süße Liebe!
Oder mit einem Basilikum:
Zähl' die Blätter dieser Pflanze, willst du kennen meine Qual:
Wie viel Blätter hat die Pflanze, das ist meiner Leiden Zahl.

Oder auch ein Gelübde:
Gib mir ein Haar von deinem Haupt, mein' Augen zuzunähen,
Und nie, beym Himmel schwör' ich es, will ich nach andern sehen!

Das ist zugleich Liebeserklärung und Heirathsantrag, und da die Sitte dem Mädchen bekannt ist, so wird der Bewerber aus ihrer Antwort leicht abnehmen können, ob er sich nun an die Eltern der Geliebten wenden dürfe oder nicht.

Die Verlobung geschieht an einem Abend, über den die beyderseitigen Verwandten sich verständigen. Die Familien des Bräutigams und der Braut versammeln sich alsdann in dem Hause des einen oder der andern, und ein Priester wird dahin beschieden. Zuerst entwerfen die Eltern oder Verwandten den Heirathsvertrag, hierauf führen zwey Jungfrauen die verschleyerte Braut herein und stellen sie dem Bräutigam vor. Dieser nimmt sie bey der Hand und geht mit ihr zu dem Priester hin, welcher das Paar einsegnet, nachdem es die Ringe gewechselt hat. Sobald dieß geschehen ist, zieht sich die Braut wieder zurück und bleibt nun auf's Neue unsichtbar für ihren Zukünftigen bis zum Hochzeittage. Die Verwandten aber bleiben beysammen, um auf das Wohl des neuen Paars zu essen und zu trinken. Die Zwischenzeit von der Verlobung bis zur Hochzeit kann nur aus wenigen Stunden bestehen, oder auch Monate, ja selbst Jahre einnehmen.

Aus diesen Perioden der Trennung der für einander Bestimmten rühren die vielen kleinen Liebesliedchen her, jene Nachtigallenseufzer der griechischen Volkspoesie, die an hellen warmen Abenden durch die Gassen und Plätze der Städte und Dörfer klingen.

O du heller goldner Mond, wie beneidet dich mein Herz!
Du darfst meine Liebste sehn, mich verzehrt der Trennung Schmerz.

*

Eine Schwalbe möcht' ich seyn, möcht' auf deinen Mund mich setzen,
Einen Kuß nur raubt' ich mir, mich ein Jahr daran zu letzen.

*

Eine Schwalbe möcht' ich seyn, möcht' in deinem Fenster bauen,
Durch des Ladens kleinste Ritze deine Fingerspitzen schauen.

*

Sieh, o Himmel, sieh doch her! Sieh doch in dieß Fensterlein!
Untreu wurde dir dein Mond, spielt mit meinen Sternelein.

*

Ist der Hochzeittag festgesezt, so senden die Eltern der Braut und des Bräutigams Einladungsbriefe in hergebrachten Formeln an ihre Verwandten und Freunde, und jeder Brief, dessen Träger ein kleiner Knabe in festlichem Aufzuge zu seyn pflegt, ist von einer Flasche Wein begleitet. Wer die Einladung annimmt, schickt am Abend vor dem Hochzeittage ein Geschenk an das Brautpaar, welches gewöhnlich in einem lebendigen Widder oder Lamm besteht, die man mit Bändern oder Schellen ausschmückt, oder auch nur in einem Viertel von einem oder dem andern Thiere, welches dazu bestimmt ist, das Festmahl zu verherrlichen.

In der Nacht vor dem Hochzeittage begeben sich die Gäste, je nachdem sie von den Eltern des Bräutigams oder der Braut eingeladen sind, in das Haus dieser oder jener, und nun beginnen die Vorbereitungen zu der Hauptfeyer mit einem Gesange, welcher den Himmel um gutes Wetter zu dem Feste anfleht:

Vom Berg mit dreyen Gipfeln
Ein Falke rief herab:
Zur Ruh', zur Ruh', ihr Winde,
Auf heut und morgen Abend!
Ein Jüngling feyert sein Hochzeitfest
Mit einem blonden Mädchen.

Ein junger Mann, welcher zum Brautführer oder Paranymphos erwählt worden ist, eröffnet sein Ehrenamt damit, daß er dem Bräutigam mit feyerlichem Anstande und in Gegenwart der eingeladenen Mädchen den Bart stuzt. Zu gleicher Zeit wird in dem andern Hause die Braut von ihren Freundinnen geschmückt, unter denen eine, gewöhnlich die schönste der Gesellschaft, die Brautführerin oder Paranymphe spielt. Der Anzug der Braut ist in der Regel sehr einfach, ein weißes Kleid und ein langer feiner Schleyer von gleicher Farbe, welcher ihr das Gesicht bedeckt.

Noch ehe der Tag anbricht, macht sich der Bräutigam auf, begleitet von seiner Familie und seinen Freunden, um seine Braut zu holen. Fackelträger voraus, Sänger und Spielleute mit Leyern und Tambourins in den folgenden Reihen, dann der Bräutigam, geführt von dem Paranymphos, mit seinen Verwandten und Gästen. Ist es noch sehr dunkel, so brennen Freudenfeuer auf den Straßen, und die Signale, welche mit dem Simantron zum Aufbruche gegeben werden, wecken die schaulustige Nachbarschaft auf *). Nachdem der Zug des Bräutigams vor dem Hause der Braut angelangt ist, wird sie ihm von denselben Gefährtinnen zugeführt, welche sie angekleidet haben. Dabey singen sie einige Verse, wie folgende:

*) Das Simantron, eine Eisenplatte, gegen die man mit einem Hammer schlägt, vertritt in der Türkey die Glocken. Es versteht sich übrigens, daß die beschriebenen Festlichkeiten nur in solchen Gegenden stattfinden können, wo die Griechen, ungestört von türkischer Barbarey und fein europäischer Sitte, ihr eigenthümliches Volksleben unangefochtert und unbefangen erhalten haben.

Digitized by Google

Wir bringen dir die Königin,
Die Königin der Stadt,
Die Schönste unter den Schönen,
Die Rose unter den Blumen.

Oder auch:

Wir bringen dir die Lilie,
Dir silberweiße Lilie,
Manch Röslein hat sich dir geneigt,
Gesprochen: Pflücke mich!
Du aber willst dir Lilie,
Die silberweiße Lilie.

Die Braut nimmt einen zärtlichen Abschied von dem Vater, der Mutter, den Verwandten, den Freundinnen, von der ganzen Nachbarschaft und den Plätzen und Räumen, in denen sie ihre Kindheit verlebt hat.

Ich laß' einen Gruß der Nachbarschaft, einen Gruß den Meinen allen,
Ich lasse meinem Mütterchen drey Flaschen bittern Giftes,
Die eine trinkt sie morgens früh, die andre zu dem Mittag,
Die dritte und die giftigste an allen Feyertagen.

Dieser Abschied ist mit Thränen begleitet, die in solchen Augenblicken wohl natürlich, wenn schon auch herkömmlich sind, und der Schmerz der Scheidenden spricht sich durch eine alte Formel aus, die das anständige Leidtragen über etwas, was doch zugleich im Grunde des Herzens ersehnt wird, vortrefflich charakterisirt. Der Brautführer sagt nämlich zu dem Zuge, welcher die Braut abzuholen ankömmt: Laßt sie doch, denn sie weint ja! Alsdann antwortet die Braut: Führet mich fort von hier und laßt mich weinen!

Nachdem alle Abschiede zu Ende gebracht sind, so begibt sich die Braut in der Mitte des Zuges, dem sich die Gesellschaft ihres Hauses anschließt, nach der Wohnung ihres künftigen Gatten. Auf einer Seite hat sie den Brautführer, während die Brautführerin zur Bräutigamsführerin geworden ist. In andern Gegenden sind der Pathen (κομπάρος und κομπάρα) als heilige Zeugen der Vermählung, zugleich Führer des Bräutigams und der Braut, und tragen ihnen die Kränze oder Kronen auf dem Zuge nach der Kirche. In der Regel wählt man diese Ehrenpersonen aus den Taufzeugen des jungen Paares, der Bräutigam seinen begleitenden Paten, und die Braut ihre Pathinn; sehr häufig werden auch ältere und geprüfte Verwandte dazu ausersehen, ihr Titel bezieht sich aber keineswegs auf die Zeugenschaft bey der Taufe, sondern auf die gleiche Eigenschaft bey der Trauung. Der Pathe ist dann auch zugleich König des Festschmauses, welcher die Gesundheiten ausbringt, die Lieder anstimmt, und überhaupt den Ehrenbold der Tafel abgibt *). Noch ein dritter Gebrauch läßt die Brautkronen von kleinen weiß gekleideten Mädchen vor dem Paare hertragen.

Von dem Hause des Bräutigams, wo ein kleiner Halt gemacht und einige herkömmliche Grüße und Segenswünsche gesungen werden, wendet sich der Zug nach der Kirche, in welcher die religiösen Ceremonien der ehelichen Vereinigung vollzogen werden. Diese berühren uns weniger; denn kirchliche Formen sprechen bey der Allgemeinheit ihres Wesens selten einen einzelnen Volkscharakter rein und vollständig aus. Die Trauung der Griechen besteht in dem Ringwechsel und der Krönung mit den gewirbten Kränzen durch die Hand des Priesters, daher auch die Trauung selbst in der neuen Sprache eine Krönung heißt *).

Aus der Kirche zieht man in derselben Ordnung wieder in das Haus des Gemahls, und hier setzen sich alle Verwandte und Gäste mit demselben zu Tische; nur die Neuvermählte ausgenommen, welcher verschleyert stehen bleibt. Aber ungefähr in der Mitte der Mahlzeit nähert sich der Brautführer der Ausgeschlossenen, und hebt ihren Schleyer auf, und jetzt sieht der Gemahl und mit ihm die ganze männliche Gesellschaft ihr Gesicht zum ersten Male ohne Hülle. Gewöhnlich wird nach dieser Entschleyerung der feyerliche Becherumgang gehalten. Der Neuvermählte trinkt zuerst, und reicht den Pokal seiner Braut, — denn so heißt die Neuvermählte noch immer, wenigstens die Tage der Hochzeitfeyerlichkeiten hindurch, in einigen Gegenden sogar bis zum ersten Kindbett, — und sie gibt den Ehrentrunk weiter an den nächsten Verwandten und so fort, bis er durch die ganze Gesellschaft gegangen ist. Dabey wird ein Liedchen gesungen, welches die junge Frau schon an die häuslichen Pflichten und Geschäfte erinnert.

Das liebliche Täubchen, das Bräutchen,
Es sitzt auf den Straßen und singt,
Es fürchtet kein Knäbchen, kein Bürschchen,
Die Schwäg'rin, die eifrige, nur,
Die Morgens so früh sie will wecken:
Steh' auf, junges Frauchen, 's ist hell!
Wann willst die neun Brodt du backen,
Und willst den neun Schäfern sie schicken,
Und warten auf andre nun.

Der folgende Tag ist den hochzeitlichen Tänzen und Reigen gewidmet. Am dritten Tage kommen die weiblichen Verwandten und Freundinnen der Neuvermählten zu ihr und führen sie in einem festlichen Zuge nach dem Hauptbrunnen des Orts. Hier schöpft sie Wasser mit einem neuen, eigens dazu bestimmten Gefäße, und wirft verschiedene Eßwaaren, untermengt mit Brodkrümchen, in den Quell. Alsdann fangen die Tänze um den Brunnen an, welche mit den dazu gehörigen Gesängen als die letzte Hochzeitfeyerlichkeit gelten, und nachher hat der Zwang der Herkömmlichkeit zwischen dem jungen Paare ein Ende.

Besonders ausgelassen wird der dritte Tag von der männlichen Gesellschaft begangen, die bey den Weinkrügen

*) Auch Νάνος genannt.

*) Στεφάνωμα, στεφάνωσις, und dazu στεφανώνω, στεφανωτικός ꝛc.

sizt, während die Weiber mit den Wasserkrügen um den Brunnen tanzen. Diese Gelage, welche das Fest schließen, heißen auch in einigen Gegenden die unvernünftigen oder thierischen, ἀλλογίαι, und endigen nicht selten mit einer allgemeinen Trunkenheit der Gäste.

Wir gedenken noch einiger Hochzeitgebräuche, welche auf ein kleineres Lokal des Landes beschränkt sind. Dahin gehört z. B. das Zuwerfen von Blumen und Sträußen aus den Fenstern, an welchen der bräutliche Zug vorübergeht. Namentlich ist es dabey auf das Brautpaar abgesehen, und die Wersenden begleiten ihre Spenden gewöhnlich mit kleinen Gesängen. Der Bräutigam theilt dann Nüsse und Zuckerwerk dafür aus, welches auch vor den Thüren der Braut und seiner eigenen Wohnung wiederholt wird. Dort sammeln sich die Kinder des Orts und laufen und springen nach den ausgeworfenen Gaben.

Die bräutliche Fackel, welche in einigen Provinzen des neuen Hellas vor dem jungen Paare hergetragen wird, manchmal von einem eigenen Daduchus, *) manchmal auch von der Pathinn, dient zugleich als Leuchte, welche den Weg nach der Kammer zeigt. Gewöhnlich geht die Pathinn mit derselben voraus und bereitet das Bett. Die Fackel brennt dort aus, oder sie soll es wenigstens, und es gilt für eine böse Vorbedeutung, wenn sie durch irgend einen Zufall vor der gänzlichen Verzehrung erlischt.

Es ist bekannt, daß es bey den alten Griechen für unheilbedeutend galt, wenn die Braut beym Eintritte in das Haus ihres Gemahls die Schwelle desselben auch nur mit einer Spitze ihrer Füße berührte. Gegenwärtig findet bey diesem Eintritte eine andere sonderbare Ceremonie, jedoch nur an wenigen Orten, statt. Ein Teppich wird über ein feines Sieb von der Thüre bis nach dem Hausflur gebreitet, so daß die Schwelle bedeckt bleibt. Wenn die Braut nun in das Haus hineinschreitet, so tritt sie hart auf, damit das Sieb unter ihr zerreiße. Dieß gilt für eine Keuschheitsprobe, und der Gemahl würde argen Verdacht schöpfen, wenn das Sieb unter den Füßen der Braut unverletzt bliebe. Wilhelm Müller.

*) Das heißt: Fackelträger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. Juli.

Neulich hielt die königliche Akademie der Wissenschaften ihre jährliche öffentliche Sitzung. Obschon sich dieser gelehrte Verein kürzlich durch die demüthige Art, womit er den Oberwundarzt Dupuytren, dem Ministerialbefehle gemäß, aufgenommen, eben nicht in der öffentlichen Meynung erhoben hat, so ist er doch noch immer einer der ersten, wo nicht der erste Verein von allen, und wird es wohl bleiben, so lange Männer, wie Laplace, Cuvier u. A. in seiner Mitte sitzen werden. Die ersten Naturforscher, Mathematiker, Aerzte und Reisenden Frankreichs sind hier vereinigt; die Naturwissenschaften werden hier mehr und besser aufgeklärt, als in irgend einem andern Vereine der Welt. Dafür trägt nicht allein der Schwung bey, den die Naturwissenschaft in Frankreich seit der Revolution durch die freye Erörterung und die nützlichen, damals angelegten oder verbesserten öffentlichen Anstalten bekommen hat, sondern auch die vielen Aufmunterungen und Belohnungen, worüber sie zu verfügen hat. Außer den vom Staate hergegebenen Summen hat sie seit einigen Jahren sehr beträchtliche Stiftungen zum Vertheilen von Preisen für wissenschaftliche Gegenstände bekommen, die sie in Stand setzen, manchen Gelehrten, der sonst nichts weiter zu erwarten hatte, als etwas Ruhm, reichlich zu belohnen, und dadurch zu weiteren Forschungen aufzumuntern. In diesem Jahre beliefen sich die gesammelten Preise auf beynahe zwanzigtausend Franken. Einige dieser von Privatpersonen, besonders von dem menschenfreundlichen Montyon gestifteten Preise sind beträchtlicher, als diejenigen, welche auf Staatskosten für sehr wichtige Arbeiten ertheilt wurden, und es entsteht dadurch eine auffallende Ungleichheit in der Belohnung gelehrter Forschungen, die freylich spätervin die unangenehme Folge haben könnte, daß die wichtigen Forschungen etwas vernachlässigt, und dagegen minder wichtige, aber reichlichern Lohn versprechende gelehrte Arbeiten eifriger betrieben würden. Diesem wäre leicht abzuhelfen, die Regierung braucht ja nur die von ihr ausgesetzen Preise zu erhöhen. Ein andrer Uebelstand ist, daß die Stiftungspreise, nach dem Willen der Stifter, denjenigen zuerkannt werden müssen, welche während des Jahres die beste Abhandlung in diesem oder jenem Fache, oder die nützlichste Entdeckung in dieser oder jener Wissenschaft gemacht haben. Hier braucht die Akademie also nur den relativen Werth der Preisschriften oder der Entdeckungen zu prüfen, wegegen sie bey den Preisaufgaben der Staatsklasse den absoluten Werth der Forschungen zu beurtheilen hat, und wofern ihr dieser zu gering scheint, den Preis verweigern und aufschieben kann. Die sich zu den Stiftungspreisen qualifizirenden Forschungen oder Entdeckungen können, wenn gleich die besten des Jahres, dennoch wenig auf sich haben; nichts desto weniger muß die Akademie, um dem Wunsche der Stifter nachzukommen, dieselben herrlich belohnen. Dieser Fall ist wirklich in diesem Jahre eingetreten. Um sich einigermaßen aus der dadurch entstandenen Verlegenheit zu ziehen, hat die Akademie sehr schlau den Ausweg eingeschlagen, daß sie gewisse Preise nicht als Belohnungen, sondern unter dem Namen Aufmunterungen angekündigt hat. Mit Veränderung dieses einzigen Wortes war Alles in der Ordnung. Die erwähnten Umstände aber abgerechnet, bringen die Stiftungspreise der königlichen Akademie der Wissenschaften den augenscheinlichsten Nutzen. So hat der statistische Preis bereits mehrere sehr gute statistische Werke über Frankreich hervorgebracht, und die Akademie ist im Stande, nach und nach die Arbeiten der Gelehrten in der Provinz über die Statistik der verschiedenen Gegenden des Königreichs zu bekommen; nur werden diese Preise zum Theile von den Departementspräfekten selbst in Anspruch genommen, welche oft nichts weiter dabey thun, als daß sie die in ihren Bureaux von ihren fleißigen Untergebenen gesammelten Dokumente zusammenstellen und herausgeben. Indessen ist schon dieses Herausgeben ein Verdienst. Es gibt Länder, in welchen die Beamten dergleichen Dokumente wie einen Schatz vergraben, und unter dem Stande der Archive vermodern lassen. Der Preis der Sternkunde wurde dießmal Herschel dem Sohne und Hrn. South zuerkannt. Herschels Name ist bekannt genug; South ist ein junger Engländer, der zu Passy neben Paris eine Privatsternwarte angelegt, und mit den schönsten englischen Werkzeugen versehen hat. Auf Verwendung französischer Gelehrten sind diese Instrumente völlig mautfrey in Frankreich eingeführt worden. Die beyden Sternkundigen, wenigstens South, machen so sonderbare Entdeckungen, daß es die Akademie nicht einmal gewagt hat, dieselben auszusprechen. Nicht allein sehen sie rothe, grüne und blaue Sterne, sondern sie bemerken auch Sterne von allerhand Gestalten, ja Sterne, welche je zwey und zwey, oder drey und drey zusammenhängen, kurz Dinge, welche unsre, von Jugend auf angenommenen Vorstellungen über die Regelmäßigkeit des gestirnten blauen Gewölbes über den Haufen werfen. Fast sollte man aus ihren Beobachtungen schließen, daß es am Firmamente so bunt und so schief aussieht, wie auf diesem Erdenrunde. — Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. August 1825.

Umsonst der Menschen Murren und Verblendung
Gote will, Gott führet Alles zur Vollendung.

Die Vorsehung an den Menschen.

Nach Lamartine, von G. Schwab.

Ist's möglich? Sohn des Nichts, du hast geflucht dem Leben?
Und über mein Geschenk klagst du mich selber an?
Willst nach den Wundern nicht dein blödes Aug' erheben,
Die ich an dir gethan?

Noch lange standest du nicht vor der Schöpfung Schranke,
Da, thörichtes Geschöpf, ich schon dein Glück beschloß,
Als dich, wie seine Frucht, der ewige Gedanke
Schon trug in seinem Schooß.

Du ledtest schon vor mir, bevor du waest geboren,
Nach meinem Willen längst bereitet' ich die Zeit.
Der Tag erschien, ich sprach: Sey mir zum Ruhm erkoren,
Dir zur Glückseligkeit!

Du wurdest: — unsichtbar stand bey dir mein Erbarmen,
Nicht übereließ es dich der Laune des Geschicks;
Der Sinne schwachen Keim ließ ich gelind erwarmen
Am Feuer meines Blicks.

Von wunderbarer Milch ließ ich die Brüste schwellen,
Du schwelgtest an dem Born der Lieb', und sorgtest nicht,
Die Muskeln stählt' ich dir, ich ließ das Auge quellen,
In dem sich malt das Licht.

In deine Seele, jüngst verdunkelt durch die Sinnen,
Drang die Vernunft, wie Tag in's Auge, strahlend ein;
Du dachtest, und das Wort ließ dich der Geist gewinnen:
Mein Name grub sich drein.

Mit welchen Flammenzügen glühte
Dich diesee große Name an,
Du sah'st auf Erden meine Güte,
Und meine Größ' am Sternenplan.

Die Ordnung sprach dir aus mein Denken,
Natur dir meiner Vorsicht Lenken,
Der Raum mein unermeßlich Seyn;
Dich ließ mein ewig dauernd Wesen
Die Zeit, sein schwacher Schatten, lesen,
Das Schicksal dich den Willen mein.

Dein Glück, du nanntest's meinen Segen,
Und meine Macht, sie rührte dich:
Du wandeltest auf meinen Wegen,
Vor meinem Aug' einfältiglich.
Doch heut, wo deinen klaren Morgen
Die unwillkommne Nacht verborgen,
Und Mißgeschick umschattet dich;
Heut schiltst du mich, es klagt dein Schrecken,
Weil Wolken deine Seele decken:
„Die Sonn ist nicht mehr in der Welt!"

„Gott ist nur eine große Frage,
Die an den Geist das Schicksal thut! —
Ob diese Welt sein Zeichen trage?
Ja! — wäre sie gerecht und gut!"
Zurück, vermessene Gedanken!
Vergleicht ihr eures Willens Schranken
Mit meinem Willen? eitler Streit!
Vernehmt, die Kluft ist ungeheuer:
Ein Tag ist, recht zu handeln, euer,
Mein aber ist die Ewigkeit!

Dereinst, wenn meiner Weisheit Schleyern
Entwunden, dir das Auge tagt,
Wirst du als meine Tugend feyern
Das Uebel, das du angeklagt.
Aus diesen Schatten, die sich neigen,
Wird siegend deine Freyheit steigen,
Und meiner Schickung rechter Werth; —

Digitized by Google

Die Läutrungsflamme muß umgeben,
Den Gottesriegel, drin das Leben
Sich in Unsterblichkeit verkehrt.

Doch dein verhärtet Herz, es murrr und glaubet nimmer,
Und dem empörten Blick gnügt diese Hellr nicht;
In deinrr Sinne Nacht willst schauen du noch immer
Den wundervollen Schimmer
Vom rw'gen Morgenlicht!

Geduldе dich! dieß Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht dir, zu leiten dich durch diesen ird'schen Ort.
Schau mich an, wer ich bin; und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht dir Welt desgleichen
Auf ihrrs Gottes Wort?

Kennt auch der Erde Schooß die Kräfte, dir drin hausen?
Das Weltmerr, das mein Arm allmächtig niederhält,
Versteht es, wir die Flut des Vollmonds Wille schwellt,
Daß bald den Steom voll Grausen
Ausspeyn die tiefen Klausen,
Die Woge bald mit Brausen
Zurück vom Ufer fällt?

Die Strahlensonne dort, mit meinem Licht im Bunde
Weiß sir, welch einen Pfad ihr meine Hand erkor?
Schrridt sie die stolze Bahn sich in den Lüften vor?
Und wenn sie sinkt zu Grundr,
In lezter Abendstunde,
Gibt sie euch sichrr Kunde:
Sir steige neu empor?

Und Alles doch besteht und Alles wandelt frödlich,
Mein Wort ist's, das der Welt mit jedem Morgen ruft,
Ich spreche, so erwacht die Sonn in ihrer Gruft;
Und ihre Schritte zähl' ich,
Sie steigt und steigt allmählig,
Antwortet mir, und selig
Schwingt sie sich in dir Luft.

Und du, — des Lebenshauch ist meiner,
Auf den mein offnes Auge fällt,
Du fürchtest, ich vergesse deiner?
Du Mensch! du König dieser Welt!
Glaubst du mich schlummernd, kraftvergessen?
Nein, meine wachen Blicke messen
Auf einmal aller Welten Heer!
Und mein Gesetz befolgt, verstehet,
Das Sandkorn, das der Wind verwehet,
Und, das mein Schelten scheucht, das Meer.

Der Hoffnung Fackel vorgehalten!
Zur Nacht des Todes nimm sie mit!
Und glaube, meiner Vorsicht Walten
Legt keine Schlingen deinem Tritt.
Sie predigt jeder volde Morgen,
Dir Welt vertraut sich ihren Sorgen,
Gezweifelt hat der Mensch allein!
Doch das seo väterliche Rache:
Verschlungen soll des Thoren Sprache
Vom Abgrund meiner Güte seyn!

Die Verdichtung der Erdrinde.

Nach Sir J. Hall's Theorie.

Der brittische Geolog, Sir J. Hall, der durch rine Reihe merkwürdiger Denkschriften zur Aufklärung mancher Gegenständr der phosischen Erddeschreibung wrrthvolle Beyträge geliefert hat, sucht in riner neuen Denkschrift dir Verdichtung oder Consolidation der Sandsteine und der durch Anhäufung gebildeten (agglomerirten) Felsarten überhaupt zu erklären.

Man ist, sagt rr, heut zu Tage darüdrr einig, daß ein großer Theil des Ueberzugs unsrer Erdkugel oder der Erdrinde Schichtenbildung hat; daß die Schichten oder wenigstens dir Mehrzahl derselben ursprünglich eine unzusammendängende Masse von Sand und Kies gewesen sind, die mit andern, großentheils von Schaalthiergehäusen herrührenden Kalksteinschichten abwechseln, und daß endlich diese Schichten bedeutsame Veränderungen erlitten haben, theils chemische, wodurch ihrr Agglomeration zu Stande kam, theils mechanische, wodnrch sie verschiedene Krümmungen erlitten und sogar bey mehrreren tausend Fuß über dir Meeresfläche geschoben wurden, obgleich Grund genug vorhanden ist, anzunehmen, sie seyen auf dem Grund des Meeres gebildet worden. Der andere Theil der Erdrinde unterscheidet sich von der erstrn durch dir mangelnde Schichtenbildung überhaupt und durch die Krostallisation seiner Bestandtheile. Er begreift alle krystallinischen Sudstanzen, nicht blos den Diorit (whinstone, eine innige Vereinbarung von rompaktem Feldspath und Hornblende) und Basalt, sondern auch Porphyre, Granite und Syenitr aller Art. In diese zwey Klassen der Felsarten kann die ganze feste Masse des Erdballs, so weit sir uns bekannt ist, vertheilt werden, mit Ausnahme einiger glasartiger Lavenergüsse vom Vesuv, von Lipari und von andern vulkanischen Gegenden.

Die sämmtlichen Felsarten der einen und andern Abtheilungen haben unstreitig sehr großr Umwandlungen erlitten, und bey Untrrsuchung der wirkenden Ursachen, denen diese zugerechnet werden mögen, findet sich keine, dir rine befriedigenderr Erklärung dieser Erscheinungen darböte, als jene innere Wärmr der Erde, dir zu allen Zeiten und in verschiedenen Gegenden sich auf ihrer Oberfläche sowohl als selbst mitten in den Wellen des Oceans dargestellt hat, und die auch gegenwärtig noch ihrr ganzr Wirksamkeit zu besitzen scheint.

Nimmt man diesr innerr Erdwärmr an, ohne übrigens ihre weiterr Begründung oder Herkunft ausmitteln zu wollen, und bedenkt man, daß ihre Wirkungen verschieden seon können, je nachdem diesr Wirksamkeit entweder auf der Oberfläche der Erde in freyer Verbindung mit der Luft, oder unter der Wasserdecke rines tiefen

Meeres und unter andern Conjuncturen, die auf sie Einfluß haben, stattfindet, so scheint dieselbe allerdings eine befriedigende Erklärung der Bildung unserer Erdrinde gewähren zu können. Hierauf läuft die von Doktor Hutton aufgestellte Theorie hinaus, und seit dem Tode dieses berühmten Geologen hat Sir J. Hall sich ihre Bestätigung durch Versuche zum angelegenen Geschäfte gemacht.

Weil der Hutton'schen Theorie wiederholt zum Vorwurf gemacht worden ist, daß durch die Wärme aus Sand und Kies keine feste Masse gebildet werden möge, so hat Sir J. Hall ein vorzügliches Augenmerk auf die Umstände gerichtet, welche die Wirksamkeit der Wärme befördern mögen. Auf verschiedene von ihm seldst beobachtete geologische Thatsachen gestüzt, gründet er die Vermuthung, es dürfte die Agglomeration durch einen Fluß oder Schmelzungsmittel geschehen, das er im Meersalz nachweisen zu können glaubt. Die mit Meerwasser durchzogene Masse von Sand und Kies im Grund des Meeres, glaubt er, könne durch die innere Wärme der Erde erhizt, das Wasser in Dünste verwandelt werden, und das verflüchtigte Salz möge alsdann die Sandtheile verbinden und die feste Sandsteinmasse bilden.

In der That aber dürften weder die zu Begründung dieser Theorie angestellten Versuche, noch des Verfassers scharfsinnige Erklärungen derselben Eingang verschaffen können, denn sie ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Wenn Wasserdünste mit einer in Glühhitze versezten Mischung von Sand und Meersalz in Verbindung gebracht werden, so erzeuget sich Hydrochlorsäure, die sich verflüchtigt, und Soda, die mit dem Sand vergiaset. Wie mag aber aus dieser durch Thenardi und Gay-Lussacs Versuche bekannten und bestätigten Erscheinung gefolgert werden, daß die ungeheuern Massen der Sandsteingebirge auf solche Weise im Grund des Meeres entstanden seyen, und hiefür eine durch innere Erdhitze erzeugte Verflüchtigung von Meeressalz, womit die gesammte Sandsteinmasse durchdrungen wurde, erforderlich gewesen seyn sollte? — sollten nicht ungleich viel einfachere Erklärungsweisen genügen können? stellt uns die Chemie nicht mancherley Niederschläge dar, die Anfangs Staub- oder Pulvermassen waren und später in krystallisirte Massen übergingen; und ist nicht hinwieder bekannt, daß von manchen Substanzen, die im Wasser unauflöslich zu seyn scheinen, doch immerhin unendlich kleine Theile aufgelöst werden, welche in die Zwischenräume der pulverisirten Massen eindringen und allmählig ihren festen Zusammenhang begründen?

Fragment einer Korrespondenz.

Der Sohn an den Papa.

Lieber Papa, mir jukts, ein Reis'chen zu machen nach Pormont,
Dreyßig der Louis'dors wären mir jezo willkomm.

Antwort der Mutter.

Schone das Herz des Papa! Er hat sein Herz in dem Beutel,
Aber die Hälfte schickt, Lockerer, dir die Mama.

C.

An eine Freundin.

Wenig begehre Geliebte, so kannst du vieles erlangen,
Nur der Mitte Pfad ist auch jener des Glücks.
Wer sich mehr ersehnt, als er zu erreichen im Stande,
Aengstet das eigene Herz, macht ihm den Busen zu eng.

Wilhelmine Képiaki.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden am 16. Juli.

Sehenswürdigkeiten außerhalb des Theaters gab es in diesen Zeiten bey uns genug, nur Schade, daß die Idee der Regierung, ein großes steinernes, in edlem Geschmacke aufgeführtes Gebäude für alle diese Dinge auf den abgetragenen Wallplätzen aufführen zu lassen, bis jezt nur Idee geblieben ist, und alles daher, was dieser Art ist, in hölzernen häßlichen Buden gezeigt werden muß. Die Seiltänzer Eblarini's hatten sich zwar Anfangs mit der Königl. Theater-Direktion vereinigt und gaben drey Vorstellungen im Theater am Linkeschen Bade, aber bald schien ihnen dieser Wirkungskreis zu beschränkt, und vorzüglich die Zeit der Vorstellungen zu beengt, und sie spielten nunmehr ebenfalls in einer Riesenbude, die sie sich allerdings mit großen Kosten hatten aufbauen lassen. Der Zulauf war aber auch desto größer, ja, sie sahen sich genöthigt, während des einfallenden Johannismarkts — einer kleinen Messe, mit mehr Käufern im Detail als manchmal zu Ostern in Leipzig — zweymal des Tages zu spielen, nämlich von 3 bis 5 und von 7 bis 9 Uhr. Die Gesellschaft verdiente aber auch den Zuspruch, der ihr noch bis jezt zu Theil wird. Sie besteht nur aus Eblarini's, Vater, Mutter und Geschwistern, aber die jüngern Mitglieder wetteifern in Geschicklichkeit mit einander. Der ausgezeichnetste ist Felix Eblarini, der sich auch den ersten Akrobaten in Frankreich und Italien nennt. Aber auch die ältere Schwester Nanette und die jüngere Flora zeichnen sich durch überraschende Geschicklichkeit und Anmuth und eine Kühnheit aus, welche nicht selten in Erstaunen sezt. Der Fahnentanz der erstern ist ein Meisterstück, und etwas Graziöseres und Lieblicheres kann man nicht sehen als ein Pas de Deux zwischen Bruder und Schwester in idealer Schäfertracht auf zwey Seilen getanzt. Dagegen sind und bleiben die Pantomimen, welche den Tänzen folgen, unter aller Kritik.

Außerdem läßt sich neben dieser Bude eine sogenannte Akinose sehen, deren Bildniß gratis an alle öffentliche Orte ge-

Digitized by Google

liefert und dort zur Schau ausgestellt worden ist. Die schön gelockten langen, schneeweißen Haare dieser jungen Frau sind allerdings sehenswerth, so wie ihre rothen Kaninchenaugen, womit jedoch eine sehr gute Gesichts- und Körperbildung verbunden ist. Auch ihre geistigen Fakultäten sind in vorzüglichem Grade ausgebildet. Sie spricht mehrere Sprachen, fertig und spielt mit Virtuosität einige musikalische Instrumente. Ein junger artiger Knabe, ihr Sohn, zeigt, daß diese Eigenheiten der Ausartung nicht unbedingt forterben, denn er hat braunes Haar und es ist keine jener Sonderbarkeiten an ihm zu bemerken. Die optischen und katoptrischen Kunststücke, welche zugleich mit gezeigt wurden, dienten nur als Zugabe, und sind schon oft bei weitem übertroffen worden.

Interessant war auch ein Schlangenpaar in einer benachbarten Bude. Es sollte die Boa constrictor seyn, und die eine Schlange war in der That in der Mitte fast so stark wie der Schenkel eines ziemlich ausgewachsenen Knaben. Man sprach viel von ihrer Freßgier, und sie sollte sogar einen kleinen Ziegenbock verschlungen haben. Ich habe mich mehrere Male zu einem ähnlichen Frühstücke eingefunden, die Mahlzeit aber ward von einem zum andern Male aufgeschoben, daher ich nicht ganz daran glauben mag. Uebrigens haben die Thiere freylich in diesem eingeschlossenen Zustande eine Trägheit, der wenige Beobachtungen an ihnen erlaubt. Die übrigen ausländischen Thiere, welche noch in derselben Bude gezeigt wurden, waren weder selten noch gut erhalten.

Vielen Zuspruch erhielt auch das Theater von Prepins dem ältern, das im sogenannten Gewandhause aufgestellt war. Man war mit wenigem zufrieden, denn Alles war in sehr kleinem Maaßstabe gehalten, und die Beleuchtung nicht selten verfehlt. Hofrath Böttiger hat bey dieser Gelegenheit über die dort gezeigten sieben Wunderwerke der Welt einen Aufsatz in die Abendzeitung einrücken lassen; ich gestehe aber, daß mir der Aufsatz besser gefallen hat als diese Wunderwerke selbst, wie sie uns dort in langweiligen Zwischenräumen gezeigt wurden.

Was Wunder also, wenn bey allen diesen Seltsamkeiten das königliche Theater nur sehr wenig besucht war, und höchstens die italienischen Opern, bey denen freylich auch keine große Abwechslung stattfand, sich durch den Reiz der Neuheit ihres Genre selbst eines zahlreichen Publikums erfreuten. Gastspieler waren zwar in ziemlicher Anzahl vorhanden, aber keiner derselben zog die Menge an. Am wenigsten gefiel Herr Kindler vom Gräzer Theater. Es ist ihm allerdings eine gewisse Wärme und Innigkeit des Spiels nicht abzusprechen, aber sein gedrücktes unangenehmes Organ, sein ausdrucksloses Gesicht und seine schlechte Körperhaltung verdarb alles wieder. Am besten gefiel er als junger Rudberg im Verbrechen aus Ehrsucht, am wenigsten in seiner letzten Rolle, dem Baron Rosenthal in der Entführung, wobey auch sein Anzug so ungünstig gewählt war, daß er dem allgemeinen Gelächter nicht entgehen konnte. Für Provinzialbühnen mag er leicht taugen, aber auf eine Bühne, wie die in Dresden, vor der ein so kritisches Publikum sitzt, und ich mitten darunter, sollte er sich nicht wagen.

Bey weitem günstiger ward Herr Becker aus Darmstadt aufgenommen. Er hatte sich schon vor einigen Jahren den Beyfall des Publikums zu erwerben gewußt, und gewann ihn jezt in mehrern Rollen aufs Neue wieder. Schade nur, daß die ernstern, wie Ferdinand in Kabale und Liebe, und Don Cesar in Donna Diana vor fast leeren Häusern gespielt worden. Vorzüglich gefiel er im leichtsinnigen Lügner und der Schachmaschine, ob er gleich in der letzten Rolle als Karl von Auf offenbar übertrieb. Er ward gerufen und äußerte dabey, daß er für immer in Dresden zu bleiben hoffe. Das würde unstreitig für beyde Theile ein Gewinn seyn. Für ganz jugendliche Liebhaber im Lustspiel und sentimentale Partyien ist zwar Beckers Körperlichkeit nicht ganz mehr geeignet, indem er sich gewaltig arrondirt hat; wollte er aber in die Charakterrollen, ernstere Liebhaber, ja wohl kräftigere Helden übergehen, so würde jede Bühne einen sehr guten Erwerb an ihm machen.

Auch Herr Blumauer, ehemals bey dem Theater in Stettin, oder, wie es auf dem Anschlagezettel lautete, „dahiger Regisseur des Großherzogl. u. s. w.“ spielte in kurzer Frist drey Gastrollen, wovon unstreitig die des Zimmermeisters in den Advokaten die vorzüglichere war. Seine Körperlichkeit stand ihm als Paul Werner in Minna von Barnhelm im Wege, und als Oberförster in den Jägern war er offenbar zu barsch, und das treffliche Spiel der Mad. Hartwig als Oberförsterin überflügelte ihn. In dem letztern Stücke trat auch seine Tochter mit auf, eine Anfängerin, welcher die Natur einen schönen Wuchs, ein bedeutungsvolles Gesicht und eine einnehmende Stimme gegeben hat. Möge sie also diese Geschenke durch Fleiß ausbilden, und sie der innere Funke des Gefühls erwärmen, es läßt sich dann sehr vieles Gute von ihr hoffen.

Endlich zeigte sich noch eine Demoiselle — Nota bene, auf den Anschlagezetteln gibt es bey der hiesigen Bühne nur Mademoiselles oder Mlles. — Sophie Seconda, vom Braunschweiger Theater als Agathe. Das Publikum richtete gar nicht laut über sie, da es an diesem Abende die verwittwete Großherzogin von Toskana, welche zum ersten Male im Theater erschien, mit herzlichem Willkommen empfing, aber ich glaube nicht, daß auch außerdem der Beyfall sehr rauschend gewesen seyn würde.

Sie fragen nach neuen Darstellungen während der Zeit meines lezten Berichts bis heute. Ich kann Ihnen aber blos ein Paar neueinstudirte alte Stücke nennen, nämlich, den mißtrauischen Liebhaber von Bretzner, worin der junge Burmeister als Baldrian Klau höchst ergötzlich war, und die oben gedachten Advokaten, in welchen Pauli als Gleiser nach Verdienst gerufen ward. Es scheint gleichsam bey dem hiesigen Theater seit einem halben Jahre eine Sucht vor neuen Stücken zu herrschen; und man will uns sanft in die alte ruhige Zeit zurückführen, die freylich in mancher Hinsicht besser war als die gegenwärtige, deren einsache und — laßt es uns nur gestehen — mitunter etwas langweilige Erzeugnisse, aber jezt nun einmal nicht mehr munden, am wenigsten aber die Zuschauer vor die Bretter, welche die Welt bedeuten, locken wollen. Und eben weil sie dieß Lezlere bedeuten, sollten sie nach meiner Meynung auch mit der Zeit fortgehen und das darstellen, was eben in der Welt an der Tagesordnung ist, das alte Gediegene deßhalb nicht ausschließend. Da nun überdieß das deutsche Theater in der Woche nur an drey Tagen spielt, so kann das Publikum wohl verlangen, daß ihm ein größerer Reichthum von Neuigkeiten, welche doch bey andern Bühnen Glück machen, eine größere Mannigfaltigkeit geboten werde; und das zahlreiche Personal der hiesigen Bühne ist gewiß auch im Stande jede Aufgabe dieser Art zu lösen. Mich dünkt wenigstens, daß, wenn man auch die Kasse nicht berücksichtigt, das Spiel vor leeren Logen den Darstellern wenig ermunternd seyn müsse. Und warum weckt man nicht die Tieck, und Kind, und Gall, und Gehe u. s. w. in Dresden auf, für ihre vaterländische Bühne mit belohntem Fleiße zu arbeiten?

Guido.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. August 1825.

Das Volk der ew'gen Welt ist so zerstreut zumahl.
Den Einen ist die Welt Pallast der Lust und Wonne,
Den Andern ist sie Pein und Kerkerqual zumahl.

Geschichtserinnerungen von der Insel Cypern.

Vom Freyherrn von Zach.

Jüngstdin las man im Februarheft (1825) der von den Herren Eyriès und Malte-Brun herausgegebenen Annales des Voyages eine Beschreibung der Insel Samos, die von einem auf der Insel Milos gebornen Griechen, Joseph Georgirenes, herrührt, welcher von 1666 bis 1671 Erzbischof auf Samos gewesen war, länger aber den türkischen Despotismus nicht ertragen mochte, und deßhalb die Insel verlassen hatte. In England, wohin er sich begeben hatte, ließ er dann seine in griechischer Sprache geschriebene Beschreibung der Insel im Jahr 1689 zu London drucken. Nach diesem selten gewordenen kleinen Buch hat der Kirchenrath Paulus in seiner Sammlung merkwürdiger Reisen nach dem Orient eine Beschreibung von Samos geliefert, und die Arbeit des deutschen Gelehrten ward nun hinwieder derjenigen der französischen Herausgeber der Annales des voyages zum Grunde gelegt.

Diese alte Beschreibung einer Insel des Archipels erinnerte uns an eine fast gleichzeitig durch einen lateinischen Prälaten, Namens Anton Maria Gratiani, Bischof von Amelia, verfaßte Beschreibung der Insel Cypern. Des Buches lateinische Ueberschrift ist selten, aber der Prior Pelletier hat eine gute Uebersetzung davon geliefert, die 1683 in Paris bey André Pralard unter der Aufschrift erschienen ist: Histoire de la guerre de Cypre, écrite en latin par Antoine Marie Gratiani, évêque d'Amelie, et traduite en françois par M. le Pelletier, prieur de S. Gemme et de Peuence.

Was vor Jahrhunderten geschehen ist, zu melden, liegt der Geschichte ob; die Ereignisse der Vorzeit mit denen der Gegenwart vergleichen und daraus nützliche Lehren ziehen, kann aber die Seele und der nutzbarste Theil der Geschichte heißen, weil sie den Menschen erleuchtet und ihm Erfahrungen an die Hand gibt.

Einen Auszug des Buchs hier zu geben, sind wir keineswegs gesinnt, sondern einzig nur eine flüchtige Uebersicht und Andeutung dessen, was man darin finden mag.

Voran steht eine topographische Beschreibung der Insel, ihrer Fruchtbarkeit und der Lebensart der Einwohner, der Trockenheit des Bodens, die so groß war, daß jene einst vom Eilande vertrieben wurden und dasselbe siebzehn Jahre lang völlig unbewohnt blieb; endlich dann des Wechsels ihrer Gebieter, bis zur Zeit, wo sie unter die Herrschaft von Selim II. geriethen, der, wie die Sage geht, zur Eroberung der Insel durch die Menge und Schönheit ihrer Weinberge verleitet ward, indem dieser ottomannische Fürst ein ausnehmender Freund des Weines gewesen ist, vermuthlich weil sein Gesetz den Genuß desselben untersagte. Ein portugiesischer Jude, Namens Hans Michés, soll ihn zu dem Unternehmen verleitet haben. Dieser Jude, der um schlechter Ausführung willen seine Heimath verlassen mußte, hatte sich nach Venedig begeben, wo er nochmals Unfug beging, für den er gestraft ward und

deßhalb nun Rache nehmen wollte. Er begab sich nach Konstantinopel, heirathete daselbst eine reiche Jüdin, und als ihm seine Reichthümer die Mittel verschafft hatten, in Selims Nähe zu kommen, ward er des Fürsten Günstling; um sich an den Venetianern, die damals Herren der Insel waren, zu rächen, beredete er jenen zur Eroberung derselben. Bey einem Zechmahle der Vertrauten soll, wie erzählt wird, der halbtrunkene Sultan den Michés auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt haben: „Dich werd' ich zum Könige von Cypern machen, wenn der Himmel mein Unternehmen segnet."

Der Krieg nun, welchen der kaiserliche Trunkenbold für diesen Zweck unternahm, ist der Gegenstand der durch den Bischof von Amelia geschriebenen lateinischen Geschichte, die der Prior le Pelletier treu übersezt hat. Da der Krieg mit zwey kurzen Feldzügen beendigt war, so möchte man glauben, die Erzählung könne weder merkwürdige noch außerordentliche Begebenheiten enthalten, die in einem längeren Zeitraume nur möglich seyen. In der That aber verhält es sich anders. Die Einnahme und Plünderung der Hauptstadt der Insel, Nicosia, die Belagerung und Einnahme der Festung Famagusta, welche nach einem viermonatlichen kräftigen Widerstand erst kapitulirte; der denkwürdige, durch die ganze Christenheit gepriesene, Sieg von Lepanto, und die Theilnahme endlich, welche ganz Europa den bedeutsamen Vorgängen schenkte, haben ihnen unstreitig unter den wichtigen Begebenheiten des Jahrhunderts eine bleibende Stelle gesichert. In der Erzählung aller Einzelnheiten dieser Vorfälle aber hat Gratiani eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse zu Tage gelegt, über die man sich nicht wundern darf, weil der berühmte Kardinal Commendon, der sein Vorgesezter war, und im Interesse von Rom an Allem wesentlichen Theil nahm, ihn auch über Alles genau unterrichtet hatte, so daß er mit allen damals obschwebenden Staatsgeheimnissen völlig vertraut war.

Einer gewandteren Feder, als die meinige ist, müßte unstreitig in den denkwürdigen Vorfällen jener Zeit ein reicher Stoff für Parallelen mit den nicht minder denkwürdigen Begebenheiten unserer gegenwärtigen Zeit sich darbieten. Wird man auch jezt wieder, wie nach dem Siege von Lepanto, die erlangten Vortheile ungenuzt lassen? Mit einer einsichtigeren Politik und bey weniger Unentschlossenheit, Zögerung und Langsamkeit des Befehlshabers der venetianischen Flotte, Venieri, hätten ohne Zweifel damals die christlichen Heere Konstantinopel erobert. Die Griechen, denen Befreyung vom türkischen Joche auch damals große Sorge und angelegener Wunsch war, hätten kräftig für jenen Zweck mitgewirkt, und Europa wäre schon damals von den Barbaren-Horden befreyt worden, die aus einem andern Erdtheil zur Eroberung und Unterjochung des unsrigen eingetroffen waren. Damals wurden Kreuzzüge in einem andern Sinne gepredigt. Alle christlichen Mächte nahmen zu jener Zeit Theil daran, und die Blüthe des italienischen Adels befand sich auf der vereinten Flotte der heiligen Allianz jenes Jahrhunderts. Nach der Schlacht von Lepanto herrschte allgemeine Bestürzung in Konstantinopel, als stünde der Feind bereits vor den Thoren. Schon hatten die Türken ihre Schätze den Christen in Verwahrung gegeben und von ihnen für die nahgeglaubte Zukunft, wo sie Gebieter seyn würden, gegen Bezahlung eines Tributs sich die freye Religionsübung erbeten. Alles aber verschwand wieder, und jegliche bessere Hoffnung ging zu Grunde. Niemand wußte die Umstände zu benuzen, und eine klägliche Blindheit hatte alle die getroffen, welche zum zweckmäßigen Handeln Beruf hatten, dieß aber zu thun unterließen. Nach der denkwürdigen und bedeutsamen Schlacht begab Don Juan, ein natürlicher Bruder König Philipp des Zweyten von Spanien, der Oberbefehlshaber des Heeres, sich nach Palermo, um den Winter dort zuzubringen. Marc Anton Colonna, der Interims Befehlshaber während Don Juans Abwesenheit, ging nach Rom. Peter Giustiniani, welcher die Ruderschiffe von Malta befehligte, begab sich nach Venedig. . . Venieri blieb allein zurück bey der zerstreuten Seemacht, während die Sieger in den umliegenden Seehäfen verweilten.

Bemerkenswerth ist immerhin, daß damals so wenig als heut zu Tage den Griechen Tapferkeit und Heldenmuth mangelten. Damals, wie heut zu Tage, besaßen sie ihre Bozari, ihre Maurokordato, ihre Miauli, ihre Canaris u. s. w., selbst auch unter den Frauen. Die cypriotischen Damen verrichteten Wunder von Muth und Tapferkeit. Eine derselben hat, dem Zeugnisse des Bischofs Gratiani zufolge, den Pulvervorrath eines der zwey größten Schiffe der ottomannischen Flotte angezündet, auf welchem Mustapha alles, was er an Kostbarkeiten aus dem Sturme von Nicosia wegbringen konnte, bewahrt hielt: die beyden Schiffe mit all ihrer Mannschaft, und den zahlreichen männlichen sowohl als weiblichen Sklaven, wurden durch die kühne Frauenthat in die Luft gesprengt.

Von einer andern dieser tapfern Frauen erzählt der Bischof von Amelia solche Züge, welche an die zur höchsten Wuth gesteigerte mütterliche Zärtlichkeit der Frauen von Scio in unsern Tagen erinnern können. Als ihr die Kunde gebracht ward, es hätten bey der Erstürmung Nicosia's durch die Türken ihr Gatte nebst dreyen ihrer Söhne in den Reihen der Vertheidiger den Tod der Tapfern gefunden, da ward ihr Gemüth von solchem Schmerz ergriffen, daß sie, sey es, um jene nicht zu überleben, sey es, um einen Knaben, der ihr einzig noch übrig blieb, der Mißhandlung und Grausamkeit der Barbaren zu entziehen, zuerst diesem den Dolch in's Herz stieß, und hernach sich selbst auf gleiche Weise den Tod gab.

Als die Weiber der Insel Cursolari, im Golfe von Pa-

trat, sich von ihren Männern verlassen sahen, erstiegen sie die Mauern der Stadt, feuerten eine Kanone ab, die durch glücklichen Zufall den Mastbaum einer feindlichen Galeere zerschmetterte, und ihr entschlossener Muth hielt die Ungläubigen vom Angriffe des festen Platzes zurück.

Wenn wahr ist, wie der Bischof von Amelia sagt, daß die ganze Insel Cypern kaum der Ehre werth ist, ein Königreich genannt zu werden, so müssen dann wohl vollends die neun Königreiche, in welche sie von einigen Erdbeschreibern ist abgetheilt worden, nur winzige Dingerchen gewesen seyn. Doch hat die kleine Insel drey Jahrhunderte lang, von 1194 bis 1475, eine Reihenfolge legitimer sowohl als usurpatorischer Könige gehabt, unter denen eine Königin, Namens Charlotte, sich befand, die im Jahre 1467 von ihrem Kebsbruder, der ein Geistlicher war, und die Krone usurpirte, vertrieben ward. Charlotte begab sich nach Rom, wo sie 1487 verstorben ist. Es hatte diese Fürstin sich an Ludwig von Savoyen, Grafen von Genf, den zweyten Sohn Herzog Ludwigs von Savoyen und Anna's von Cypern, der Tochter Johann des dritten, Königs von Cypern, vermählt; ihre Ansprüche auf dieß Königreich übertrug sie hernach durch Schenkung auf ihren Neffen, den Herzog Karl von Savoyen, welcher sich König von Cypern nannte, was von seinen Nachfolgern unterlassen ward, bis auf Viktor Amadeus, welcher 1633 den Titel wieder annahm, der bisher ist beobehalten worden, den Protestationen der Venetianer ungeachtet, die dazu ihren Dogen ausschließlich nur berechtigt glaubten. Seit der Freystaat Venedig erloschen ist, findet sich kein weiterer Prätendent auf die Krone Cypern mehr, und die Könige von Sardinien befinden sich in dessen ruhigem Besitz, ohne Einsprache christlicher Mächte, wohl aber auch ohne Zustimmung aus Konstantinopel.

Nachdem wir nun zu Ehren der Tugenden und der rühmlichen Eigenschaften cypriotischer Damen manches gesagt haben, so ist billig hinwieder auch an Ruhm und Ehre ihrer Gatten zu denken. Sie gelten für sehr verliebt, was auch sein Verdienst hat, und die Dichter veranlaßt haben mag, die Geburtsstätte der Venus auf dieß Eiland zu verlegen; die Cyprioten sind jedoch nicht bloß galant und verliebt, sie sind auch nicht weniger tapfer, und darum gelten sie für die ächten französischen Ritter im Orient.

Hier sind noch Abstämmlinge der Lusignan und der Neresian übrig. Von Plinius wird ihnen noch eine andere Eigenschaft zugeschrieben, glauben mag sie der Inde Apella, aber der große römische Naturforscher erzählt die Sache ganz treuherzig im dritten Kapitel seines achtundzwanzigsten Buches. Auf der Insel Cypern, sagt er, findet sich ein sonderbarer Menschenstamm, dessen Speichel den Schlangen furchtbarer ist, als siedende Wasser. Zum Beweis hiefür, meldet er weiter, ein Mann aus diesem so seltsam begabten Stamme, Namens Heragon, sey als Gesandter der Cyprioten nach Rom gekommen, wo die Konsuln, um seine Kraft zu erwahren und mit seiner gänzlichen Einwilligung, ihn in ein Faß voll Nattern, Vipern und Skorpionen gesteckt haben, worauf dann diese giftigen Thiere alsbald ihn zu belecken und zu liebkosen sich angelegen seyn ließen. Auch Avicenna bezeugt, es sey der Speichel eines nüchternen Menschen allen Thieren, die sich eines Stachels zum Stechen bedienen, verderblich. *)

*) Saliva hominis jejuni interficit animalia pungitiva Avic. de nat. anim. L. 6. c. 2.

Kunst und Wissenschaft.

Was an der Kunst mich entzückt? Daß auch in dem winzigsten Werke
Stets mir ein Ganzes sie zeigt, stets ein vollendet Gebild.
Was mich der Wissenschaft fernt? Im gediegensten, mächtigsten Werk' auch
Bietet nur Stückwerk sie, Bruch der unendlichen Welt.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Juli.

Da eben keine wichtigen Begebenheiten vorfallen, so beschäftigt sich das Pariser Publikum mit kleinern, als Theaterzwiste, Gedichtchen, neuen Romanen u. dergl. Der Schauspielerzwist ist in Paris beständig ein reichhaltiges Kapital, besonders ist das Théâtre français, auf welches, weil es das erste Nationaltheater ist, alle Augen gerichtet sind, unaufhörlich im Gerede, aber außerhalb der Stadtmauern verliert dieser Gegenstand seine ganze Wichtigkeit. Die Hauptschauspieler, als Talma, Dlle. Mars, Dlle. Duchesnois thun so ziemlich, was sie wollen, und die andern müssen sich nach ihren Launen richten; die nicht so berühmten intriguiren und zetteln allerley Anschläge an, um sich auf ihrem Posten zu erhalten, oder Nebenbuhler zu verhindern, sie auszustechen, und da sich die großen Talente mit der Verwaltung des Theaters nicht abgeben mögen, so fällt diese Sorge einem aus den untergeordneten Schauspielern bestehenden Comité anheim, das es oft zu toll macht, und daher von den Tagesblättern hart mitgenommen wird. Des ewigen Haderns müde, hat der Herzog v. Duras, der die Oberaufsicht über dieß Theater hatte, seine Stelle aufgegeben, und sie ist dem bekannten Vicomte de la Rochefoucauld anheim gefallen, der nun vermuthlich auch hier die Moral in Aufnahme bringen würde, wenn sein Versuch bey der großen Oper ihn nicht so lächerlich gemacht hätte, daß er ihn hat müssen liegen lassen. Diesem Vicomte haben die Pariser wirklich große Verbindlichkeit; denn er hat ihnen seit einem Jahre mehr Spaß gemacht, als der ganze übrige Adel des Faubourg St. Germain; er weiß es selbst nicht, wie belustigend er ist. Man hätte ihn bey den Krönungsfesten sehen sollen; wie der Mann geschwitzt hat, nachdem er an die Journalisten geschrieben hatte, sie möchten der Krönung zu Reims beywohnen, damit sie ja der Nachwelt nun recht getreue Be-

schreibung einer so großen Geschichtsbegebenheit überliefern können, wofür er übrigens auch noch insbesondere sorgen werde. Die unter der Aufsicht des Hrn. Vicomte abgefaßte Geschichte wird gewiß ein prächtiges Stück Arbeit werden, vielleicht noch prächtiger als sein Programm über die moralischen Opernpreise. Die Vögel, die in der Kathedralkirche zu Reims während der Krönungsfeyerlichkeit losgelassen worden sind, haben auch zu einigem Gespräche Anlaß gegeben. Bekanntlich eilten diese Vögel so sehr der Freyheit zu, daß sie nicht auf die vielen Lichter in der Kirche Acht gaben, und sich die Flügel verbrannten. So geht es mit den Völkern, bemerkte hierüber der Drapeau blanc; wenn man ihnen zu schnell die Freyheit gibt, so verbrennen sie sich die Flügel. Ja wohl, erwiederte ein freysinniges Blatt, wenn die Völker plötzlich der Sclaverey entkommen, so wissen sie nicht, was sie thun. Deßhalb macht sie nicht zu Sclaven; so werden sie sich gewiß nicht verbrennen. Mad. Tastu, eine Buchdruckersfrau, deren Gedichte gewiß nicht das Schlechteste sind, was ihr Mann unter seine Presse bringt, hat über diese Vögel eine Ode gedichtet, worin sie in elegantem Französisch sagt: c'est pour trouver la liberté qu'ils se sont élancés vers la lumière! Eine andere Dichterin, die schon bekannte Delphine Gay, hat zwar nicht die freygelassenen Vögel, sondern die ganze Krönung besungen, nachdem sie kurz zuvor in einer andern Ode die heil. Genovefa und den Maler Gros zusammen besungen hatte. Letztere Ode hat Aufsehen erregt, nicht so sehr ihres Inhalts wegen, als der sonderbaren Geschichte halber, die damit vorgegangen ist. Das dichtende Mädchen nämlich, das nun schon oft genug ihr Entzücken über ihre eigene Schönheit ausgedrückt hatte, und gern auch etwas im Tagesgeschmack, das heißt ein andächtiges Kind, dichten wollte, war auf den Einfall gekommen, das vom Maler Gros verfertigte große Gemälde an der Kuppel der Genovefenkirche frömmelnd zu besingen. Dagegen war nun nichts zu sagen; denn im Grunde ist es doch noch verständiger für ein Mädchen, ein schönes Gemälde zu besingen, als etwa einen schönen Liebhaber. Aber nun hatte jemand ihr den unglücklichen Gedanken eingegeben, diese Genovefenode eben in der Kuppel zu deklamiren, und zwar im Beyseyn von einigen Hundert Personen. An dem bestimmten Tage stiegen alle Bewunderer des Witzes der Mutter und der Tochter oben auf das Gerüst, das zum Bemalen der Kuppel gedient hat, und freyten die Ohren. Delphine Gay steigt nun noch höher, nämlich auf das Gestell, worauf der Maler gestanden hat, um den obern Theil der Kuppel zu bemalen; und hier, zwischen Himmel und Erde schwebend, ihre Zuhörer und Bewunderer und die ganze Kirche zu ihren Füßen, rezitirt das Mädchen ihre Ode auf die heil. Genovefa, auf den Maler Gros und auf die von ihm gemalten Figuren, und als dieß geschehen, stürzen die Bewunderer des dichterischen Talentes der schönen Delphine, besonders die männlichen, ihr zu Füßen, und erdrücken sie fast unter lauter Entzücken und Liebkosen. Zur Zeit der Corinnen hätte ein solcher Auftritt vielleicht nicht ungewöhnlich geschienen. Allein wir heutigen kaltblütigen Völker sind so gewohnt, die schönen talentvollen Mädchen mit Stickerey, oder am Fortepiano, oder höchstens mit einem Romane in der Hand zu sehen, daß eine solche Scene oben in der Kuppel einer Kirche etwas Sonderbares an sich hat, und in Paris vorzüglich nicht verfehlen kann, zum Spotte Anlaß zu geben. Interessen gefällt gewissen Personen eben alles, was sich vom gewöhnlichen Gange der Dinge entfernt, und vielleicht holt sich Delphine Gay aus der Genovefenkuppel einen Frevler herunter; hat doch ein ziemlich begütertes englisches Mädchen den Dichter Lamartine, wie es heißt, blos aus Lie e zu seinen Méditations poétiques, geheirathet! Aber was sind die Méditations poétiques des Hrn. Lavartine, was sind die Genovefens, Magdalenens und Krönungsoden der schönen Delphine Gay in Vergleich mit einem Manuscripte, das in der Grenobler Zeitung zum Verkauf ausgeboten wird und dessen Verfasser gewiß die reichste Erdinn zu berathen berechtigt ist, wenn das Schicksal ihn nicht bereits mit einer Ehehälfte begnadet hat? Dieses Manuscript, das über alle poetischen Arbeiten der erwähnten Dichter geht, enthält nur blos eine Weisung; aber welcher köstliche Unterricht! Der Verfasser, so heißt es in der Grenobler Zeitung, und auch in einer Pariser, der Verfasser hat vier Methoden aufgefunden, um in allen aus 90 Nummern bestehenden Lotterien oder Lottos zu gewinnen. Durch zwanzigjährige Nachforschungen und Berechnungen ist er dahin gelangt, diesen Stein der Weisen aufzufinden. Die mindeste der vier Methoden muß nothwendig einen Gewinn von 30 Millionen Franken eintragen; von dem besten Verfahren gibt der Verfasser den Gewinn nicht einmal an; vielleicht weil er sich nicht in Zahlen aussprechen läßt. Auch gibt es ja genügsame Leute in Menge, die sich an die mindeste der vier Methoden halten würden. Die erste Frage, die einem bey dieser Ankündigung aufstößt, ist, warum der Verfasser des Manuscripts dann nicht selbst schon die 30 Millionen von der Lotterieadministration geholt hat; hierauf antwortet er, daß, um dieses Kapital zu gewinnen, sehr beträchtliche Einsätze nöthig sind, wozu er nicht Vermögen genug hat; und um sich in den Besitz dieses Vermögens zu setzen, will er das Endresultat seiner Entdeckungen veräußern. Er erwartet die Anerbieten der Gewinnlustigen beym Buchdrucker Baratier zu Grenoble; der ungenannte Verfasser war nämlich auch zu Paris, täglich von 11 bis 3, rue de Provence Nr. 67, zu sehen; die Ankündigung ist mir aber zu spät zu Gesichte gekommen; sonst würde ich gewiß nicht verfehlt haben, ihn im Namen der Abonnenten des Morgenblatts, die wahrscheinlich alle gern die Bedingung kennen möchten, unter welcher man 30 Millionen gewinnen kann, ohne sich vom Flecke zu bewegen, besucht haben. Gegen Erlegung von viertausend Franken erlaubt der Verfasser das Manuscript eine halbe Stunde lang in Händen zu haben und durchzusehen, aber unter dem Versprechen, nichts auszuschreiben; für sechszehntausend Franken erbietet sich der Verfasser jedwedem zu beweisen, daß sein Verfahren seit 1801 beständig durch die Erfahrung bewährt worden ist; vermuthlich ist dieß der zweyte Einweihungsgrad zu den Geheimnissen des Grenobler Lotto-Mathematikers. Um endlich wirksam für's Publicum zu werden, schlägt er vor, seine Erfindung durch Actien in's Werk zu setzen. Vierzig Personen brauchen nur zusammenzutreten, und jedweder eine Actie von 400 Franken zu nehmen; vielleicht werden sich weit mehr Gewinnlustige einstellen; aber der Verfasser will deren nicht mehr als vierzig, um, wie er weislich bemerkt, Unordnung zu vermeiden. Wenn also die vierzig werden zusammengetreten, und NB. ihr Geld hergegeben haben, so soll damit in die Lotterie gesetzt, und, wie sich von selbst versteht, reichlich gewonnen werden. Am Ende des Jahres soll der Gewinn zusammengezählt, ein Viertel davon für den Erfinder des Projekts abgerechnet, und das Uebrige unter die Theilnehmenden vertheilt werden. Der Verfasser ist seiner Sache so gewiß, daß er nicht einmal den Fall voraussetzt, wenn die Actien nichts aus dem unerbittlichen Glücksrade herausziehen sollten. Ja er erbietet sich sogar, die Gewinnstnummern, welche aus der franz. Lotterie drey oder vier Monate lang werden gezogen werden, im Voraus unter Siegel anzugeben; und wofern er sich nur einmal im Monate sollte geirrt haben, so ist er willig, sich der Falschheit beschuldigen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. August 1825.

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Schiller.

Der sterbende Abderrahman.

(Aus dem zehnten Jahrhundert nach arabischer Sage.)

Fünfzig Jahre war ich nun ein Herrscher,
Fez gehorchte mir, und Mauritaniens
Hügel beugten sich vor mir, die heil'ge
Lanze schwang ich siegbast, Künste blühten,
Und des Ganges Lilien und Rosen
Dufteten in meinem Segensbauche;
Auch der Liebe süßes Glück empfand ich:
Zeug' es mir, der Treu' und Schönheit Blume,
Alcazara, meines Herzens Perle!
Zeug' es ihr, zu ihrem Preis erbaute,
Prachtgeschmückte Medina Ahzara!
Doch dem heedsten Unglück — wo im Glücke
Kann ein Mensch entrinnen seiner Tücke? —
Mußt' ich reichen bittern Zoll erstatten.
Eins um Vieles! — Kannst du es vergessen
Herz! wo ewig mahnend nagt die Wunde? —
— Den heißgeliebtesten der Söhne, heiß geliebten
Meinen Abdala, durch loser Buben
Ränke mir zum Absalom geworden,
Mit dem Tode mußt' ich ihn bestrafen!
Und nun nähert sich der Tod selbst meinem
Leben, müdes Haupt, zur Gruft hinunter
Sinkst du, und des Jenseits Paradieses
Zelte sollen meinen Geist empfangen.
— Wenn ich meiner Herrschaft fünfzig Jahre
Ueberschau', und forschend rechn' und sinne,
Was in ungestörtem Seelenfrieden
Rein des reinen Glückes ich genossen,
Fünfzehn Tage kaum wird es erfüllen.

Lenz.

Lady Arabella Stuart.

Eine Erzählung nach dem Englischen.

Im Jahr 1610 stand auf der Anhöhe von Highgate bey London ein stattliches Schloß, welches der Gräfin von Shrewsbury gehörte, wovon aber jezt keine Spur mehr vorhanden ist.

Eines Nachmittags im Mai des genannten Jahres gingen zwey Damen in dem großen Garten, welcher dieses Schloß umgab, spazieren. Die eine war eine ältliche Frau von edlem Ansehen, die andere viel jünger und von einer Schönheit, welche die Furchen des Leidens, die ihr Gesicht bezeichneten, nicht zu verwischen vermocht hatten. Sie waren im ernsthaften Gespräche begriffen, als sich ihnen ein alter krüppeliger Mann näherte. Seine zerfezte Kleidung und seine hagere Gestalt verriethen tiefe Armuth und Elend, und manche Schwarte auf dem braunen Gesichte und ein schwarzes Pflaster auf dem einen Auge führten zur Vermuthung, daß er gar mancher Schlacht beygewohnt. Ein langer Degen hing ihm zur Seite, seine alte Flinte diente ihm zum Stabe. „Edle Frauen, rief er die Damen an, gebt einem verkrüppelten Soldaten ein Almosen um des Himmels Willen!" Die jüngere Dame langte sogleich einen Beutel hervor, und indem sie einen Theil von dessen Inhalt in des Kriegers zerklopfte Blechkappe leerte, fragte sie ihn mit gütiger Stimme, wo er seine Wunden empfangen. Der Greis erzählte mit der dem Alter eigenen Geschwätzigkeit von seinen ehemaligen Thaten und sei-

Digitized by Google

ner jetzigen Armuth. „Wer weiß aber, sagte die ältere Dame, ob ihr nicht ein Betrüger seyd?" — „Ew. Gnaden edler Bruder, Gott hab' ihn selig, würde es wissen." — „Wie, Ihr kanntet Lord Mountjhensy?" — „Freylich kannte ich ihn, und er kannte mich. Hier dieser Ring, den er mir einst nach einem harten Gefechte in den Niederlanden gab, und von dem weder die Gefangenschaft noch die Armuth mich hat losmachen können." Mit diesen Worten gab der Soldat der Gräfin einen Ring, und während die alte Dame sich die Thränen aus den Augen wischte, die dem Andenken ihres Bruders flossen, drückte er der andern schnell einen Brief in die Hand, und flüsterte ihr zu: Pedelia! Sie wußte, daß dieses Wort ihm von Jemand mitgetheilt seyn mußte, den sie mehr liebte, als ihr Leben. Aber sie verbarg ihre Bewegung und fragte die Gräfin, ob sie dem armen Manne nicht erlauben wollte, in's Haus zu gehen, um sich zu erfrischen. „Recht gern, meine Liebe, erwiederte diese. Aber mein Freund, fuhr sie fort, wolltet Ihr mir diesen Ring verkaufen?" — „Verkaufen würde ich ihn nicht für alle Reichthümer der Welt; aber wenn Ew. Gnaden ihn als ein Geschenk annehmen wollen, wie ich ihn erhielt, so ist er Ihnen." — „Ich danke Euch, und werde mich auf eine Weise erkenntlich zu machen suchen, die Eueren Stolz nicht kränken, und meinen Bruder bey Euch im Andenken erhalten kann." Mit diesen Worten gingen die Damen in's Haus zurück, während ein Bedienter den dankenden Invaliden in die Küche geleitete, und die jüngere Dame flog, sobald sie sich losmachen konnte, auf ihr Zimmer, um den Inhalt des Briefes zu verschlingen, den sie so eben erhalten hatte. Diese Dame war die Lady Arabella Stuart, Base Jakobs, des damals herrschenden Monarchen, und die, wie einige glaubten, bessere Ansprüche auf die Krone hatte als er. In ihrem Namen war es, daß Lord Cobham und Sir Walter Raleigh ihr Komplott geschmiedet hatten, das alle seine Urheber in's Verderben gebracht. Niemand zweifelte, daß Lady Arabella selbst an dieser unreifen Verschwörung unschuldig gewesen; aber Jakob war dennoch boshaft genug, sie deßwegen zu einem immerwährenden ehelosen Stande zu verurtheilen. Aber welcher Tyrann hätte je die Bewegungen des Herzens zu beherrschen vermocht! Lady Arabella liebte, und ward geliebt. Wilhelm Seymour aus dem Hause Beauchamp, ein edler Mann von gesetztem Alter, war der Gegenstand ihrer Wahl. Sie ließen sich heimlich trauen; aber bald wurde ihr stiller Bund verrathen und Seymour in den Tower geschickt, und Lady Arabella der Obhut ihrer Tante, der Gräfin von Shrewsbury, mit dem strengen Befehl, ihr Schloß zu Highgate nicht zu verlassen, anvertraut. Einkerkerung, auf des Königs Befehl, war zu jener Zeit nicht viel weniger als ein Todesurtheil; denn selten entging ein armer Gefangener lebendig seiner Haft, und wenige, die sich in dieser traurigen Lage befanden, wagten es eine Speise zu genießen, die ihnen nicht von getreuer Hand gereicht wurde, denn Vergiftung auf königlichen Befehl war oft ihr Loos.

Vierzehn Tage lang hatte Lady Arabella bereits für den geliebten Garten gezittert, als die Gräfin den Befehl erhielt, ihre Nichte bereit zu halten, einem Königlichen Abgeordneten, der am folgenden Tage an sie gesendet werden würde, nach Durham zu folgen. Lady Arabella wußte, was ihr bevorstand, wenn sie sich einmal in den Händen von einem der Geschöpfe des Königs befände, und bat daher ihre Tante dringend, sie nach Frankreich entfliehen zu lassen, bis man den König dahin bringen könnte, ihre Heirath zu genehmigen. Aber die alte Dame hatte eine zu hohe Meinung von den Pflichten des Unterthans und dem Rechte der Könige, daß sie die geliebte Nichte blos zur Geduld ermahnen zu müssen glaubte. In diesem ernsthaften Gespräche war es, wo sie die Ankunft des alten Soldaten unterbrach. Der Brief, den er ihr überbrachte, war von ihrem Gemahl, und dieser gab ihr die frohe Nachricht, daß er seiner Haft entsprungen. Er befand sich an der Küste, wo er ein Schiff bereit hielt, das sie Beyde nach Frankreich bringen sollte. Er bat sie, in den Ueberbringer des Schreibens das vollkommenste Zutrauen zu setzen. Dieser war nichts weniger als alt oder arm: er war ein Mann in seinen besten Jahren und von sehr guter Familie, dessen eigentlicher Name Hugo Markham war. Krieg, Kampf und Abenteuer, war es nur in einer guten Sache, waren seine Lust; und er war es, welcher für Seymour das Schiff bereit hielt, und sich aus uneigennütziger Freundschaft erbeten hatte, ihm die Gemahlin zuzuführen. Lady Arabella, die es nicht im geringsten schwer fand, mit ihrem Seymour, fern vom Hofe und der schönen Welt, im fremden Lande in der Dunkelheit zu leben, wünschte sogleich zu entfliehen, wenn es möglich wäre. Die Gräfin war in ihrem Kabinet, und Lady Arabella ließ durch ihre treue Magd Briget, vor der sie kein Geheimniß hatte, den verstellten Bettler zu sich führen. Er kam und brachte ihr eine Verkleidung, die er in seinem Ranzen mit geführt, empfahl ihr, des Abends, statt zu Bette zu gehen, dieselbe anzulegen, und dann die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um mit ihm zu entfliehen. Die Lady verbarg das Bündel mit Hülfe ihrer Magd, und begab sich wieder zu der Gräfin, welche sich inzwischen entschlossen hatte, den alten Soldaten im Hause zu behalten. Der alte treue Hofmeister, welcher den Befehl erhielt, ihm eine Stube über dem Stalle einzuräumen, freute sich über die Anordnung, denn Markham hatte sich durch seine lustigen Schnurren und rührenden Erzählungen schon zum Liebling des Gesindes zu machen gewußt, und ehe es Nacht wurde, befand er sich bereits in seiner neuen

Wohnung eingerichtet, welche zu seiner Freude fern von dem Wohnhause lag.

Sobald die Lady in ihr Zimmer gekommen war, machte sie Mackhams Bündel aus einander, und fand alles, was nöthig war, um sie im Aeußern gegen jedermann unkenntlich zu machen. Eine französische Perücke mit langen Locken verbarg ihr schönes blondes Haar, ein enger Leibrock mit breitem doppelten Kragen umfing ihren schlanken Leib, und die weiten Pumphosen, welche damals Mode waren, waren um so bequemer zur Verkleidung eines Frauenzimmers, indem sie ihre eigenen Kleider darin verbergen konnte; Stiefeln mit rothen Umschlägen welche an den Beinkleidern befestigt waren, und ein kurzer Degen an der Seite, vollendeten den Anzug; und wer die Dame so gesehen hätte, würde sie für einen der ersten Zierlinge gehalten haben, welche in der St.-Pauls-Kirche, der damaligen Bond-Street der Stutzer, Lustwandelten. Es hatte eben drey geschlagen, als Briget ein Steinchen gegen das Fenster fliegen hörte, und als sie herausblickte, Markham erkannte, welcher in dem einfachen Reitkleide eines Mannes vom Stande unten stand, und eine Gartenleiter angelegt hatte, auf welcher er die Dame herunter zu steigen bat. Das Fenster war nicht hoch, und mit dem Beystande ihrer treuen Dienerin, welche die Trennung von der geliebten Frau manche Thräne kostete, erreichte sie bald den Boden.

Der Tag war noch kaum angebrochen; doch war es hell genug, um den Weg zu erkennen. Markham führte die zitternde Dame stillschweigend durch den Park, hob sie auf die Mauer, schwang sich selbst hinüber, und hob sie auf der andern Seite wieder hinab. Eine Viertelstunde von dem Schlosse wartete Mackhams Bedienter mit Pferden auf ihre Ankunft. Mit vieler Mühe, denn die schlaflose Nacht und die Angst des vorhergehenden Tages hatten die Dame so sehr angegriffen, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, erreichten sie die Kneipe auf dem Wege nach London, wo sie die Pferde vorfanden. Indessen bestiegen sie doch schnell ihre Thiere, und die Bewegung des Rittes ermunterte sie bald so sehr, daß sie ohne Unfall bey dem Dorfe Blackwall an der Themse ankamen, wo Markhams Boot ihrer harrte. Sie bestiegen es ohne Zögern und eilten dem Schiffe nach, welches inzwischen nach Gravesend hinunter gesegelt war, und nach wenigen Stunden fand Lady Arabella den Ersatz für alle ihre Leiden in den Armen des geliebten Gatten, Markham aber den Lohn für sein gefahrvolles Unternehmen, in dem Glücke seines Freundes.

(Der Beschluß folgt.)

Er ist nicht hier.

Grabschrift.

Er ist nicht hier, wo Staub von Staub im Staube verstiebet:
Nur das Sterbliche warf hier der Unsterbliche hin.

Unser Lebenslauf.

Täglicher Lauf in die Schul' ist der Lauf durch's Leben; doch lernen
Kaum wir das A B C unsers Lebens darin.

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Mit jedem Jahr steigt die Zahl der die Schweizerischen Bäder besuchenden Kranken, so daß die gepriesensten unter diesen Badeanstalten ihre Gäste zu fassen nicht mehr vermögend sind, wie dieß gerade jetzt in Pfäfers und Schinznach der Fall ist, mit dem Unterschied, daß, was in der Bergluft des ersteren Ortes keinen Raum findet, überall weggewiesen werden muß, während im freundlichen Thalgrunde von Schinznach das benachbarte Städtchen Brugg und die umliegenden Dörfer einstweilen den überzähligen Kurgästen Herberge gewähren, bis in ein oder zwei Jahren das im italienischen Geschmack pallastähnlich aufgeführte neue Badegebäude einen vielfach erweiterten Raum für Jedermann in unmittelbarer Nähe der Quelle darbieten wird. In dem durch alle Annehmlichkeiten der Gestade des Genfersees erfreulichen Städtchen Evian in der savoyischen Provinz Chablais, wohin längst eine eisenhaltige Quelle jährliche Besucher lockte, ist neuerlich nun auch eine alcalinisch gashaltige Thermalquelle gefaßt und gewürdigt worden, von der für die traurig schmerzhaften Plagen der Harn- und Blasenkrankheiten die merkwürdigsten Heilkräfte gerühmt werden, und von welcher die sorgfältige Analyse des tüchtigen Pharmaceuten Pfeffer in Genf kürzlich ausgegeben ward. (Notice sur l'eau alcaline gazeuse d'Evian, dite eau savonneuse de cachet.) Für alle Schweizerbäder und Brunnenorte ein empfehlenswerthes Geschenk aber ist die so eben erscheinende „Anleitung zu dem richtigen Gebrauch der Bade- und Trinkkuren überhaupt mit besonderer Betrachtung der schweizerischen Mineralwasser und Badeanstalten," von dem Appenzell-Ausserrhodenischen Arzte im Speicher, Herr Doktor Rüsch. Dem ersten Band, der die allgemeinen Betrachtungen über Natur und Gebrauch der Wasser enthält, wird der spezielle zweite bald folgen. Der Verfasser ist ein gelehrter und erfahrner Arzt, der überall sehr umsichtig urtheilt. Wo von den Analysen die Rede ist, sagt er unter anderm: „Wenn ungefähr alle Aerzte darüber einverstanden sind, daß sich aus den nachgewiesenen Bestandtheilen der Mineralwasser nicht mit Zuversicht auf ihre Kräfte und eben so wenig aus der Mischung ihrer Mischung auf gleiche Wirkungen schließen läßt, so behaupten nun aber Manche, daß die große Wirksamkeit derselben hierin mit ihren Bestandtheilen im Widerspruch stehe; sie führen als Beleg verrufene Gasteiner und Pfäferser Wasser, welche nur die Bestandtheile von gewöhnlichem

Brunnenwasser haben an, und sie leiten jene Wirksamkeit theils von bekannten, theils von unbekannten Imponderabilien ab. Dagegen läßt sich bemerken, daß die Anwesenheit von Imponderabilien in dem Mineralwasser zwar nicht geläugnet werden könne, ihr Einfluß aber (die Wärme ausgenommen) eben so wenig als eigentliche Widersprüche in Absicht auf das Verhältniß der Bestandtheile der Mineralwasser zu ihren Wirkungen zu erweisen sey. Die Wirksamkeit der zwey obgenannten Heilquellen erklärt sich zum Theil aus ihrer natürlichen Wärme. Kalte Quellen, die keine wirksamen Theile enthalten und gleichwohl größere Wirkungen hervorbringen als gewöhnliche Wasser, sind hingegen nicht bekannt. Das Pfäferser Wasser äußere zwar auch dann noch medicinische Kräfte, wenn es erst nach dem Erkalten in Krügen getrunken wird; allein auch dieses läßt sich einigermaßen von seiner besondern Reinheit, oder einer mehr als gewöhnlichen Menge Lebensluft herleiten, die sich wirklich durch Versuche mittelst der Luftpumpe erwiesen hat. Umgekehrt sind keine gehaltreichen Quellen unwirksam, sondern jede hat eine, ihren vorwaltenden Bestandtheilen entsprechende Grundwirkung. Darum darf man denn wohl annehmen, daß noch nicht gehörig ausgemittelt sey, in wie weit man die großen Wirkungen der Mineralwasser entweder Imponderabilien, unbekannten Gasarten, oder den äußerst fein aufgelösten ihren Bestandtheilen ihrer innern geistigen Mischungen unter sich, mit Gasarten und dem Wasser, zuzuschreiben habe. Wahrscheinlich haben diejenigen eben so unrecht, welche alle Wirkungen der Mineralwasser von ihren Bestandtheilen und den bekannten Gasarten herleiten, als die, welche alles durch Imponderabilien erklären wollen." Und an einer andern Stelle, wo von den künstlichen Mineralwassern die Rede ist, wird treffend gesagt: „Man darf ein Mineralwasser nicht im strengen Sinne nach seinen Bestandtheilen, dem Skelet desselben, betrachten und seinen lebendigen Totaleindruck darnach berechnen; somit, mag es dann auch in praktischer Hinsicht ziemlich gleichgültig seyn, ob die Chemiker in ihren Angaben über Stoffe, von welchen als solchen in geringer Quantität wenig zu erwarten ist, wie Salze, Alkalien, Erden, genau übereinkommen oder nicht, und ob sie ein Paar Grane mehr oder weniger darin finden. Daraus erklärt sich dann aber auch auf der andern Seite, warum man durch künstliche Nachahmung der Mineralwasser, worin es Schweizerische Chemiker; namentlich Hr. Ziegler in Winterthur, weit gebracht haben, zwar ein denselben in ihrer Wirksamkeit ähnliches, aber nicht ganz gleiches Mittel erhalte, indem man doch nicht im Stande ist, den Bestandtheilen diejenige Form und Mischung mit dem Wasser zu geben, wie die Natur? und noch viel weniger feinere, imponderable Stoffe auf eine der Natur entsprechende Weise mit ihnen zu vermählen, um den lebendigen Totaleindruck zu erhalten. Da nun die Wirksamkeit der Mineralwasser von ihren vorwaltenden Bestandtheilen abhängt, so hat man hin und wieder dafür gehalten, die chemische Analyse sey unnöthig und die Prüfung vermittelst der Sinne genügend, indem sich der Gehalt dadurch hinlänglich zu erkennen gebe, und selbst Stoffe durch unsere Sinne wahrgenommen werden, die ihrer Feinheit wegen der gröbern Chemie entgehen, so wie Weinkenner die Güte und Stärke eines Weines auch am besten durch den Geschmack erkennen; allein letztere werden dennoch sehr oft getäuscht, und wenn auch richtig ist, daß die vorwaltenden Bestandtheile durch die Sinne erkannt werden, z. B. die fixe Luft durch das Aufsprudeln von Bläschen, das Schwefelwasserstoffgas durch seinen eigenthümlichen Geruch, Eisen durch seinen zusammenziehenden, Salze durch ihren bittern Geschmack, so wird dann doch die Menge der Bestandtheile, ihr verschiedenes Verhältniß zu einander, welches in Absicht auf ihre Kraft auch von großer Bedeutung ist, durch die chemische Analyse richtiger dargestellt als durch die Sinne, die uns, zumal bey sehr leichten oder zusammengesetzten Wassern, wenig Aufschluß zu geben vermöchten."

Paris, 6. Juli.

(Beschluß.)

So stehen nun die Sachen; der Verfasser kündigt noch an, daß, sobald das Manuscript werde veräußert seyn, so werde er es durch die Zeitungen bekannt machen. Seitdem sind drey Monate verflossen, ohne daß diese Bekanntmachung erfolgt ist; also gewiß steht der Weg zum Gewinn der dreyßig Millionen noch offen; weiter kann ich von der Angelegenheit nichts sagen. Es ist gut, daß Scribe diesen Mathematiker nicht gekannt hat, ehe er sein Vaudeville: le charlatanisme schrieb, vielleicht wäre er so ddbarlig gewesen, und hätte auch jemand in sein Stück hineingesetzt, wie er die sich einander todenden Pariser Journalisten hineingesetzt hat. In diesem Stücke hat Scribe einen Pendant geliefert: die Empyriker der vorigen Zeit, worin dann auch lustige Aufgetischte und viel Witz angebracht ist. Obschon nun aber dieser fruchtbare Theaterdichter der Hauptlieferant des Théâtre de Madame ist, so ist er doch durch alle seine witzigen und listigen Neuigkeiten nicht vermögend gewesen, dieses Theater aufrecht zu halten, seitdem mehrere beliebte Schauspieler abgetreten waren. Es war daher hohe Zeit, daß es den Perlet wieder bekam, welcher vor zwey Jahren sich entfernt hatte, weil er sich nicht dem abgeschmackten Theaterreglemente unterwerfen wollte, kraft welches ein Schauspieler des Théâtre de Madame abgewiesen werden kann, um bey einem der großen königl. Theater angestellt zu werden. Perlet, ein vortrefflicher Komiker, welcher allerdings wohl verdiente am Théâtre français zu spielen, aber, wie Cäsar, lieber der Erste in einem Dorf, als der Zweyte in Rom seyn mochte, schlug die Ehre, wozu man ihn zwingen wollte, aus, und da man ihn nicht am Théâtre de Madame lassen wollte, so entfernte er sich aus Paris, und gastirte in den Provinzstädten. Endlich scheint man sich doch im Ministerium des Innern dazu verstanden zu haben, ihn in Ruhe zu lassen; und so ist er dann wieder mit großem Beyfall auf dem Théâtre de Madame aufgetreten, und zwar in seiner beliebten Rolle des Comédien d'Etampes. Allein ein einziger ausgezeichneter Schauspieler kann schwerlich ein Theater wieder in Flor bringen; seine ganze Umgebung muß natürlich mit seinem Talente übereinstimmen. Am Vaudevilletheater stimmen nun zwar wohl die Schauspieler überein; aber nicht der Direktor mit den Eigenthümern oder Aktienträgern, die über ein Jahr lang Prozeß wider ihn geführt und zweymal wider ihn gewonnen haben, ohne daß sie ihn los werden können. Dieser Direktor ist ihnen nämlich von dem Ministerium des Innern aufgedrungen worden, und dieses beschützt ihn, aller Gerichtsurtheile ungeachtet. Eigentlich sollte ein Gerichtsurtheil den Minister sowohl verpflichten als den Privatmann; allein die franz. Minister versuchen es zuweilen sich über diese Verbindlichkeit hinauszusetzen. Glücklicherweise kömmt bey solcher Gelegenheit die Preßfreyheit der bedrängten Gerechtigkeit zu Hülfe, und zeigt dem Minister die übertretenen Schranken.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. August 1825.

Auf, mein Herz, du junges, kleines!
Zu dem alten Bergesvater
Fleuch, und lerne Frühlingshoffnung.
Lerne Seligkeit dir ahnen!

J. K. Wyß.

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Nach einer Fahrt von zwölf Wochen erschien uns der hohe Tafelberg des Vorgebirges der guten Hoffnung, in einer Entfernung von 45 Meilen. Das Gebirge zeigte sich zuerst wie ein Schatten am Horizonte, und nahm allmählig, so wie wir uns näherten, die Form eines abgestumpften Kegels an, der in gespenstischer Größe zwischen den ihn umgebenden Massen von Wolken und Nebel zu schweben schien. Die benachbarten Höhen wurden nach und nach sichtbar, doch schienen sie unbedeutend, und wenn das Auge von ungefähr darauf ruhte, so war es nur, um sie mit dem zwischen ihnen hervorspringenden Lande zu vergleichen, welches sich wie das Bollwerk der afrikanischen Küste erhob.

An einem schönen stillen Morgen befanden wir uns nur wenige Meilen von der Küste entfernt, und gerade dem Tafelberg gegenüber, eine dicke, blendend weiße Wolke verhüllte seinen Gipfel, die langen Reihen kleinerer Hügel, die sich rechts und links ausstrecken, waren ebenfalls mit dichtem Nebel umgeben. So wie die Sonne sich erhob, begannen die über den Tafelberg hängenden Wolken sich zu theilen, und hohe Felsenspitzen, über welche das helle Tageslicht einen milden Glanz verbreitete, wurden durch die Risse sichtbar. Dann trennten sich einzelne Wolken von dem Ganzen und bewegten sich langsam und majestätisch hinweg; einige zogen in horizontaler Richtung fort, und hingen über den benachbarten Klüften und Thälern, ein eezigender Kranz erhob sich und bildete, nach und nach durchsichtiger werdend, eine weiße Draperie auf dem ätherischen Blau. Eine hehre Stille herrschte über den öden Felsengipfeln, und eine niegefühlte feyerliche Sammlung kam über mich bey dieser Betrachtung. Die ungeheuern Abgründe — die mächtigen, einst von dem steilen Abhange herabgerollten Felsenstücke — die Schlünde, welche in die grauen veewitterten Seiten des Berges einschnitten — die wilden, öden und von Bäumen entblößten Umeisse — die durch nichts unterbrochene Einsamkeit des erhabenen und majestätischen Gipfels hatten nichts Furchtbares oder Zurückschreckendes. Ein Ausdruck ruhiger Herrlichkeit und andächtigen Schweigens lag über die ganze Scene verbreitet und durchdrang mein Gemüth mit stiller Ruhe.

Die Nebel, die über den Bergen hingen, mit denen der Tafelberg umgeben ist, wichen bald dem Einflusse der Sonne und verschwanden. Unerwartet und auf eine phantastische Weise theilten und vereinten sie sich wieder auf's Neue. Zuweilen erschien die Spitze eines Hügels, für wenige Augenblicke unverhüllt, in dem Glanze der Sonne — zu einer andern Zeit erhob sich eine Reihe schwarzer Klippen aus der Dunkelheit, und verschwand dann plötzlich wieder in ihrem Schleyer. Felsen, Thäler, Klüfte und grüne Abhänge schienen durch irgend einen phantastischen Geist zu einem vorübergehenden Daseyn hervorgerufen, und dann plötzlich wieder vernichtet zu werden, gleichsam ein Spottbild jener Gegenstände, welche man die Men-

Digitized by Google

schen lehrt als fest und unvergänglich zu betrachten. Gegen Mittag war der Nebel gänzlich verschwunden, und die Küste von Afrika lag in ihrer ganzen Erhabenheit vor uns.

Ernste Schönheit und majestätische Ruhe lag auf der ganzen Scene verbreitet. Lange Bergrücken von verschiedener Form spielten wellenartig in dem Glanze eines wolkenlosen Himmels. Zahllose Buchten und Einfahrten schnitten in die felsigte Küste ein, gegen die sich kräuselnde Wogen im Sonnenlichte brachen. Die Abhänge der niedrigsten Hügel waren mit Grün überkleidet, allein die Höhen bestanden aus öden Felsenmassen, hinter denen sich blaue Zacken, so weit das Auge reichte, erhoben. Tiefe Stille lag auf der ganzen Gegend, und nichts Lebendes, und nichts, was auch nur die Gegenwart des Lebens bezeichnet hätte, war zu sehen. Die Tauben vom Kap, die gewöhnlich um das Schiff flatterten, kamen sich in dem Spiegel des ruhigen Meeres zu tauchen — der Wind war so schwach, daß er kaum die Segel bewegte — kein Wölkchen zeigte sich am fernen Horizonte — Alles schien von Herrlichkeit und Größe überglüht, und das Auge irrte nicht umher, um belebte Wesen zu suchen, da ein Geist über die Scene zu walten schien, der erhabner und ergreifender war, als Alles, was ihre Gegenwart hervorzubringen vermocht hätte.

Nachdem wir fast drey Tage in einer völligen Windstille an der Küste gelegen, liefen wir Abends gegen Sonnenuntergang in die Tafelbay ein. Die erste Ansicht der Kapstadt ist reizend und malerisch; die Regelmäßigkeit und Nettigkeit der Straßen und Gebäude und die sonderbare Weise, wie sie von drey Seiten durch den Tafelberg und die benachbarten Hügel geschützt ist, ziehen das Auge an. Obgleich die Bay weit ist und einen bequemen Ankerplatz darbietet, so ist sie doch im Winter wegen der oft mit furchtbarer Heftigkeit wehenden Nordwestwinde gefährlich für die Schiffahrt. Die Küste zeigte uns hinlängliche Proben davon; acht Schiffe, die durch einen Sturm ungefähr vierzehn Tage zuvor auf den Strand getrieben worden, lagen vor uns da, und erregten das bittere Gefühl, daß wir vielleicht in wenigen Tagen dasselbe Schicksal theilen möchten.

Sobald wir die Anker ausgeworfen, ging ich an's Land, obgleich es fast dunkel war, und der Abend regnicht und stürmisch zu seyn schien. Das Verlangen, nach einer Fahrt von eilf Wochen, den festen Boden wieder zu betreten, und die belebende Idee, auf dem afrikanischen Kontinente zu landen, machten mich gleichgültig gegen diese ungünstigen Vorzeichen; wir gingen unter Segel und erreichten glücklich die Kapstadt, wo ich sogleich meine Wohnung in einem Kosthause aufschlug.

Dem Fremden, der die Kapstadt durchstreicht, bieten sich wenige merkwürdige Gegenstände dar. Die Häuser zeigen eine Vermischung der holländischen, englischen und westindischen Architektur. Die Buden sind englisch in Allem, ausgenommen in den Preisen der Artikel, die sie enthalten. Der Stadt gegenüber liegt ein schöner und ausgebreiteter Paradeplatz, den eine militärische Musik jeden Abend belebt; doch zieht diese nicht viele Zuhörer herbey, ausgenommen des Sonntags, wo man einen interessanten Zusammenfluß von verschiedenen Stämmen und Nationen findet; denn wahrscheinlich gibt es eine größere Zahl verschiedener Gattungen des menschlichen Geschlechts in der Kapstadt, als an irgend einem andern Orte von derselben Größe in der Welt. Die Schiffe, welche fast wöchentlich hier einlaufen, bringen einen beständigen Zufluß von Fremden, und die Stadt ist gewöhnlich gedrängt voll von kranken Bewohnern Indiens, welche hierher kommen, um das Klima zu verändern.

Alle diese und viele andere versammeln sich gewöhnlich Sonntag Abends auf der Parade. Dort sieht man den drittischen Kaufmann einherwandeln, mit einer Miene, als ob er der Kapstadt eine Ehre zu erweisen glaubte, indem er sie zu seinem Aufenthalte erwählt. Der holländische Mynheer mit seiner selbstgefälligen Gattin und Tochter — der Engländer, der nach Indien schifft, und dessen ganze Person mit dem Firniß des Stadtlebens und der Mode übergossen ist — der citronengelbe Civilist von Bombay, mit einem blauen antediluvianischen Ueberrock und leeren, matten Gesichtszügen — der Lieutenant von Madras, mit über die staubigen Schuhe herunterhängenden Strümpfen und die wenigen, an seiner Regimentsjacke übrigbleibenden Knöpfe an Fäden schwebend — der bengalische Wundarzt mit den Händen in den Taschen, und halb bürgerlich, halb militärisch gekleidet — und der Offizier aus der Königl. Englischen Armee, den man sogleich an der wohlgemachten Uniform und dem militärischen Anstande erkennt.

Vermischt mit dem europäischen Theil der Gruppe sieht man Hottentoten, Kaffern, Malayen, Neger, Mulatten, Hindus, Laskaren und alle jene vermischte Gattungen menschlicher Geschöpfe, die aus dem Verkehr der obengenannten verschiedenen Stämme entstehen.

Ein Strich Landes, den man den Garten des Gouverneurs nennt, liegt in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kapstadt. Früher ward er auf Kosten der ostindischen Kompagnie unterhalten, allein jetzt hat Lord Sommerset den größten Theil desselben in einen Meierhof verwandelt, mit dessen Produkten er seine Pferde füttert, und es gibt keine Spur mehr von Gartenverzierungen, ausgenommen eine lange mit Kiessand belegte und angenehm von Bäumen beschattete Allee, die eine Art öffentlichen Versammlungsplatz in den Sommerabenden bildet. Auf der einen Seite ist eine Menagerie, worin sich vier Löwen, eine Löwinn, ein bengalischer Tiger und mehrere minder merkwürdige Thiere befinden. Die Größe ihrer Käfige gewährt

ihnen hinlänglichen Raum zur Bewegung und sogar zum Laufen und Springen, welches ihnen ein sehr verschiedenes Ansehen von ähnlichen in England zur Schau gestellten Thieren gibt; sie sind lebhaft, wohlgewachsen und gut genährt. Einer der Löwen ist so alt, daß sein Haar grau ist, und so schwach und ausgemergelt, daß er kaum zu gehen vermag. Er befindet sich in demselben Behältniß mit vier andern, allein er scheint ihre Gesellschaft zu vermeiden und die Einsamkeit so viel als möglich zu suchen. Er interessirte mich am meisten von der ganzen Gruppe, sowohl wegen des geistvollen Ausdrucks seiner Augen, als auch wegen der Idee, daß seine wachsende Schwäche ihn mit Scham und Kummer erfüllte, und er seine jugendlichen und kräftigen Gefährten floh, weil ihre Gegenwart ihm die Erinnerung seiner eigenen Mattigkeit und abnehmenden Stärke aufdrang.

Zwey sehr schöne Landschildkröten gehen frey in einem der Menagerie nahen Felde herum. Sie sind ganz harmlos, obgleich erstaunlich stark; ich stand mit noch einer andern Person eine Zeit lang auf dem Rücken der einen, und das schwerfällige Thier schien nicht im Geringsten durch unser Gewicht gedrückt, und bewegte sich in seinem gewöhnlichen Gange fort. Man könnte vielleicht die Schildkröten dazu gewöhnen, schwere Lasten zu tragen, und sie möchten sich sehr nützlich beweisen, wenn die Entfernung kurz und keine Eile nöthig wäre, denn sie legen schwerlich mehr als anderthalb englischer Meilen in einer Stunde zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lady Arabella Stuart.

(Beschluß.)

Indessen gab Markham Befehl zum schnellen Segeln; denn er wußte wohl, daß, würden sie eingeholt, sein Freund vielleicht das Haupt, und Alle zum wenigsten ihre Freyheit verlieren würden. Unglücklicherweise aber war der Wind sehr schwach, und das Schiff machte so geringe Fortschritte, daß sie erst am andern Morgen in den Kanal kamen. Indessen steuerten sie auf Calais zu, und schon hofften sie, diesen Hafen der Sicherheit innerhalb weniger Stunden zu erreichen, als die Wache im Mastkorbe ein Schiff entdeckte, welches Jagd auf sie zu machen schien. Markham war entschlossen, sich auf's äußerste zu vertheidigen. Er rief seinen Freund auf's Verdeck, und da die Lady wohl merkte, daß die Gefahr sich nähere, so folgte sie ihm dahin, entschlossen, sie mit ihm zu theilen. Alle Anstalten zur Schlacht wurden getroffen, während das andere Fahrzeug immer schneller fuhr; endlich war es nahe genug, um einen Schuß zu feuern, der das flüchtige Schiff zum Beylegen bringen sollte. Markham aber kehrte sich nicht daran, und nachdem er die Dame beredet sich hinab zu begeben, fingen seine Leute an, die Schüsse zu erwiedern, welche immer dichter auf sie herangeflogen kamen. Aber das verfolgende Schiff kam immer näher, bis beyde beynahe dicht nebeneinander lagen. Der Befehlshaber rief Markham zu, die Lady Arabella Stuart und den Herrn Seymour auszuliefern, wenn sie sich bey ihm an Bord befänden. Markham erwiederte durch eine volle Lage, ob er gleich bemerkt hatte, daß wenig Hoffnung zum Siege da wäre, indem das königliche Schiff viermal so stark bemannt war, und weit schwereres Kaliber führte als das seinige. Es war aber nicht möglich, den Kampf zu vermeiden, und die beyden Freunde thaten Alles, was Verzweiflung, von einer tapfern Mannschaft unterstützt, zu thun vermochte. Dieß konnte aber nicht lange dauern; der größte Theil der Mannschaft war bald getödtet, die übrigen alle verwundet, und von allen Seiten drangen die Verfolger heran. Markham und Seymour standen inzwischen Rücken gegen Rücken gelehnt, und hielten heldenmüthig alle Feinde von sich ab. Zuletzt fuhr Seymour eine Pistolenkugel durch den Kopf, und er sank todt darnieder. Als Markham seinen Freund fallen sah, raffte er alle seine Stärke zusammen, stürzte sich auf den Menschen, der den Schuß gefeuert, und hieb ihn beinahe mitten durch. Dieß aber war seine letzte Handlung; ein halbes Dutzend Schwerter fuhren ihm in demselben Augenblick in die Brust, er sank leblos neben seinem Freunde nieder, und Beyder Herzblut floß nun in einem Strome dahin. In diesem Augenblicke vernahm man einen Schrey, so laut, so durchdringend, und so jammervoll, daß er den wilden Kämpfern beynahe die Waffen aus der Hand riß. Er kam von Lady Arabella, welche eben auf's Verdeck kam, als ihr Gemahl niederstürzte. In wilder Verzweiflung stürzte sie durch die blutgierigen Männer hin, die ihr unwillkürlich Platz machten, und warf sich ohnmächtig auf Seymours Leichnam nieder.

Markhams Tod machte natürlicher Weise allem weiteren Kampf ein Ende. Der königliche Kapitän nahm von dem Schiffe Besitz, und führte es, seinem Auftrag gemäß, in eine ferne Bucht, wo er die Lady Arabella, welche, trotz seiner menschenfreundlichen Sorge, noch immer ohnmächtig blieb, in einem armseligen Fischerdorfe landete, und sie dann unter der Aufsicht eines Arztes nach London abschickte, während er die Leichname der beyden Helden auf dem Kirchhofe des Dorfes beerdigen ließ. Um das Schändliche dieser tyrannischen That einigermaßen vom König abzuwälzen, verbreitete man indessen das Gerücht, Seymour wäre in einem andern Schiffe nach Frankreich entkommen, und da niemand von dem königl

lichen Matrosen ihn persönlich gekannt hatte, und die wenigen, welche von Markhams Mannschaft übrig geblieben waren, nie wieder ans Land kommen durften, so fand die Lüge allgemeinen Glauben.

Lady Arabella wurde in kurzen Tagreisen nach London gebracht, und in dem Tower eingesperrt. Hier erlangte sie zwar allmählig ihre Gesundheit wieder; aber ihre Vernunft war für immer entflohen. Sie schmachtete noch eine Zeit lang, und endigte dann ihr jammervolles Daseyn, und zwar, wie man nicht ohne Ursache vermuthete, durch Gift.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. Juli.

Hr. Fraser, der Verfasser einer schätzbaren Reise in das Himelaja-Gebirge, hat so eben die Beschreibung seiner Reise in Khorasan, in den Jahren 1821 und 22, herausgegeben, und solche mit einigen sehr interessanten Bemerkungen über einige der nordöstlich von Persien gelegenen Länder und über den Nationat-Charakter, die Regierung und die Hülfsmittel dieses Königreichs, nebst einer vortrefflichen Karte von Arrowsmith begleitet. Das Werk bildet einen dicken Quartband ohne Kupfer, und kostet drey Guineen, welches eine ganze Guinee zu theuer ist. Der Verf., welcher Anfangs im Gefolge eines brittischen Geschäftsträgers reiste, begab sich zu Schiffe von Bombay nach Maskat am Persischen Meerbusen. Von hier reiste er über Ormuz, Buschir nach Schiraz. Hier verließ er die Gesandtschaft und begab sich nach Tehran. Hier fand er die beste Unterstützung von Seiten der Persischen Großen, und vollendete glücklich die Reise durch Khorazan, durch Gegenden, über die wir bisher nur unvollkommene Kunde gehabt, nach Astrabad, wo sich das Werk schließt. Ich behalte mir vor, Ihnen aus demselben ausführliche Nachrichten über die Turkomanen zu geben, für jezt muß ich mich aber mit einigen Bemerkungen über die Cholera Morbus begnügen, deren verheerende Fortschritte der Verf. zu Maskat und Schiraz zu beobachten Gelegenheit hatte. „Der Imam selbst erzählte, daß er kürzlich über 10000 von seinen Unterthanen durch diese Krankheit verloren, wovon die meisten in der Provinz gestorben. Sie war plötzlich und wie von selbst, zuerst in dem Dorfe Rum, ungefähr eine Stunde von Muttra, ausgebrochen, ohne daß man auszumitteln wußte, auf welche Weise die Ansteckung hatte bewirkt werden können. Es war zwar ein Schiff mit Sklaven nach Zanzebar gekommen, welches mehrere Personen an Bord verloren hatte, aber das geschah erst, nachdem die Krankheit in Maskat ausgebrochen war. Jezt hatte sie hier gänzlich aufgehört .... Zu Kischmin, eine von Brittischen Truppen besezte Station, ereignete sich der erste Fall mit einer Sklavin im Hause des Scheikh am 9ten des Rhamadans Monats, ohne daß es möglich schien, daß sie mit irgend Jemand außer dem Hause eine Verbindung gehabt, ein Paar Tage später wurde eine andere Person krank, dann wieder eine, und so fort bis zum 29sten, wo sieben bis acht Personen auf einmal krank wurden und starben, und mehrere Tage nachher verlor die Stadt jezt täglich von acht bis zwölf Menschen. Die meisten Einwohner flohen nach der Persischen Seite des Meerbusens. — Auch der Scheikh war der Meynung, daß die Krankheit nicht eingeführt worden; und sie schien auch nicht die Heftigkeit gehabt zu haben, die sie gewöhnlich in Indien annimmt. Fast niemand starb plötzlich, die meisten tedten nach dem ersten Anfalle sechs Stunden, und manche vierundzwanzig Stunden. Manche wurden ohne alle ärztliche Hülfe wieder gesund. Man gab hier den Kranken kaltes Wasser, nach welchem sie so sehr verlangen, und welches man in Indien untersagt, und andere kühlende Mittel, und, wie man glaubt, mit Vortheil. Laudanum und Pfeffermünze, die man nach dem Europäischen System gab, hatten keinen Vortheil gewährt; und Aderlassen war nicht versucht worden. Die Symptome waren dieselben wie in Indien, doch weniger mit Krämpfen verbunden. In dem Lager war sie nicht heftig und wich den gewöhnlichen Mitteln, Opium und Kalomel. Uebrigens hielt man sie nicht für ansteckend, und man sah oft Personen welche mit den Kranken und Todten ungestraft in Berührung gekommen waren, und wieder Fälle, wo alle Personen, die einem Begräbnisse beygewohnt hatten, das Opfer der Seuche wurden. Zu Buschire wurden einige der zuerst ergriffenen durch den Gebrauch von Branntwein geheilt, aber nachher griff die Krankheit schrecklich um sich, es starben sehr viele Menschen, und weder die Hausmittel der Einwohner noch die Hülfsmittel eines Europäischen Arztes schienen zu helfen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 187:

Guckguck.

Räthsel.

Der König wünscht es auf seinem Thron
So warm, wie der dürftigste Hüttensohn;
Und hat es der König, so liebt er's nicht,
Und hat er's, so haßt es der dürftigste Wicht.

Der Fromme wünscht's und der freche Gauch;
Die Blinden und Lahmen begehren es auch.
Wer krank und gesund ist, ersehnet es sich,
Und hat er's ersehnt, ist's ihm widerlich.

Wir Alle wünschen es stündlichs.
Der blühende Knab' und der welkende Greis.
Wer Mensch ist, der wünscht es, und wenn er's hat,
Ist er des Gewünschten auch übersatt.

Wohl gäb' es keiner um Kronen her.
Ein jeder wünschet es mehr und mehr . . .
Und täglich wird ihm des Lästigen Last,
Je mehr er's bekömmt, desto mehr verhaßt.

Nur Einer ist, der es von jeher hat.
Der einzig liebt's und wird sein nie satt.
Wohl weiß nichts davon, der Alles weiß;
Doch giebt er's dem Knaben. Ihm dankt's der Greis.

Schaller.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. August 1825.

Die treuherzige Gesinnung schließt keineswegs den strengen Haß, die rohe Härte aus.

H. Steffens.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goeye.

Die Blutrache.

Was für Klagschrey tönet bey Banjani *)?
Ist's die Wila **)? Ist's die böse Schlange?
Wär's die Wila, käm der Schrey vom Berge,
Wär's die Schlange, käm er aus der Felskluft.
Keine Wila, keine böse Schlange:
Klage scheie so Bateitch Perowitche
In des Osman Tchorowitchen Händen,
Fleht, er möge seyn ihm Bundesbruder:
„Bundesbruder Osman Tchocowitche!
Wolle nicht des Lebens mich berauben!
Sieh, da hast du hundert blanke Gülden.
Sieben Brüder, sieben Perowitchen
Wollen geben sieben Damascener,
Sieben Kränz' die sieben Schwäbrinnen;
Meine Schwägrin Zwete, Raduls Gattin,
Will dir geben Kränz' und Ohrgehänge,
Meine Mutter eine junge Sklavin,
Auch was an Gewändern in der Truhe;
Und mein Vater Pero Wutchitchewitch
Will verehren dir sein eigen Leibeoß
Und dazu noch hundert blanke Gülden."

Osman wollt' ihm schon das Leben lassen,
Als der Satan der den Panto führte,
Der zu Osman diese Worte redet':
„O du Tücke Osman Tchorowitche!
Laß nicht frey den Batritch Perowitchen.
Gäb' er dir auch ungemess'ne Schätze,
Von den Türken würd' er sie dann nehmen;
Wollt' er geben sieben Damascener,
Würd' er wiedrum sie den Türken rauben;
Wollt' er geben Kränz' und Ohrgehänge,
Würd' er unsee Schwäbeinnen fangen,
Ihnen Kränz' und Ohrgehänge rauben;
Wollt' er geben eine junge Sklavin,
Würd' er mir mein Töchteelein entführen
Und sie dir zum Löseschatze bieten;
Wollt' er dir das Leibeoß auch verehren,
Stammt das Roß ja doch nur aus Banjani."

Also speach der Panto von Tuzano,
Waef sich nieder, Feuer gab die Flinte,
Traf zum Tode Batritch Perowitchen
Durch den Gürtel, half ihm von der Klage;
Leblos fiel er auf den grünen Vasen
Und es hieb ihm Osman seinen Kopf ab.

Kam die Kunde nach dem Dorf Saluto
Zu dem greisen Vater des Perowitch.

Bey Saluto ruft ein grauer Kukuk,
Wehe ruft er in des Winters Mitten,
Als ob keine Jahrszeit süe ihn wäre.
Also wehklagt' nicht der graue Kukuk,
Also wehklagt' Pero Wutchitchewitch,
Des Perowitch Batritch greiser Vater:
„Wehe, weh' mir bis zu meinem Ende,
Daß er keinen Bruder hinterlassen,
Der den Batritch wieder rächen könnte!"

Ihn beruhigt Radul Perowitche:
„Fürcht' es nicht, du lieber alter Vater!
Warte nur bis zum Georgentage.
Bis mit Laub die Berge sich bekleidet
Und das schwarze Land mit Gras und Blumen.

*) Gegend in der Herzogowina, nahe bey Montenegro.

**) Eine feenartige Bergfrau.

Digitized by Google

Die Gefäheten will ich mir bedingen
Und mit ihnen auf Banjani ziehen,
Meines Bruders Vatritch Tod zu rächen."

Nicht mehr lange war bis Sankt Georgen,
Bis mit Laub die Berge sich bekleidet,
Und das schwarze Land mit Gras und Blumen,
Hatt' bedungen Radul die Gefährten,
Zog mit ihnen gerade nach Banjani,
Lenkt' bey Utes in das Waldgebirge.

Dorten blieb er sieb'n drey helle Tage,
Unverwandt in's weite Gazko *) blickend,
Bis er einen Türken sah zu Rosse;
Das war leibhaft Osman Tchorowitche.
Und er sprach zu den Gefährten also:
„Meine Brüder, theuere Gefährten!
Seht, da reitet Osman Tchorowitche.
Werft euch nieder auf den grünen Rasen,
Und ich stell' mich mitten auf die Straße,
Dort den Osman Tchorowitch erwartend.
Drückt nicht los die Damascenerflinten
Auf den Türken Osman Tchorowitchen,
Ob mir Gott und Glück wohl günstig wären,
Daß ich ihn lebendig könnte greifen;
Aber wenn ich nicht ihn kann ergreifen,
Schlag' zu, wer geboren ist vom Weibe!"

Auf den Rasen fielen die Gefäheten,
Radul stellt' sich mitten auf die Straße.
Als genaht war Osman Tchorowitche,
Sprang herbey der Perowitche Radul.
Und ergriff den Osman Tchorowitchen;
Faßt' mit einer Hand des Rosses Zügel,
Mit der andern an die Brust den Türken,
Warf ihn nieder auf den grünen Rasen.
Die Gefäheten sprangen auf zur Hülfe
Und lebendig fingen sie den Osman.

Da gelobte Osman Tchorowitche:
„Bundesbruder, Radul Perowitche!
Wolle nicht des Lebens mich berauben!
Sieh, da hast du tausend blanke Gülden;
Zwanzig Reuter, zwanzig Tchorowitchen,
Wollen geben zwanzig Damascener,
Und die edlen Frauen Tchorowitchen
Geben gern dir ihren besten Kopfputz,
Bieten dir den güldnen Schmuck vom Halse
Und daran die Perlen und Dukaten.
Selbst verehr' ich das Araber Streitroß,
Wie du keins in Bosne höhre findest,
In ganz Bosne und Herzegowina, —
Schon gesattelt mit dem Silbersattel
Und mit Tuch bedecket bis zum Schweife;
Alle Knöpfe sind mit Luchs verbrämet,
Reich verziert mit Silber und mit Golde."

Doch deß achtet' nicht der Perowitche,
Sondern sprach zu Osman diese Worte:
„O du Türke, Osman Tchorowitche!
Lösegeld bot dir auch mein Bruder Vatritch,
Doch du wolltest ihm nicht Freyheit geben,
Sondern hiebest ihm das blonde Haupt ab."
Und er zog das Messer aus dem Gürtel,
Hieb das Haupt ab Osman Tchorowitchen;
Nahm des Türken Haupt und seine Waffen,
Und sein hohes Streitroß, den Araber.

Radul kehrte heim mit den Gefäheten.
Nahe beym Gebirge Montenegro,
Aus Saluto, aus dem kleinen Dorfe,
Kam der greise Pero ihm entgegen,
Breitet' aus die Arme, küßt' sein Antlitz.
Radul neigt' sich vor dem alten Vater,
Küßt' die Hand ihm und den Saum des Kleides,
Ihm das Haupt des Osman überreichend.
Da rief also Pero Wutchitchewitch:
„Heil mir heute bis in alle Zukunft!
Daß ich diese Stunde hab' erlebet,
Daß gerächt ich meinen Vatritch sehe."

Dieses sprach er, ihm entfloh die Seele.
Todt nun war er; Ruhe seiner Seele!
Laß' ihn Gott im Paradiese wohnen
Und verleih' uns Andern Heil und Freude!

*) Gazko, Gegend in der Herzegowina.

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Fortsetzung.)

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in der Kapstadt erstieg ich den Tafelberg, von einem meiner Reisegefährten begleitet. Wir gingen zu Fuß bey Sonnenaufgang mit einem Neger als Führer, der einen Korb mit Eßwaaren trug. Während einer Strecke von anderthalb Meilen war der Weg weder steil noch ermüdend, doch bald ward er so schlüpfrig und so viele Hindernisse stellten sich uns entgegen, daß wir öfter gezwungen waren, still zu stehen und die Aussicht zu unsern Füßen zu betrachten, als unsre Liebe zum Malerischen uns dazu aufgefordert haben würde. Die Sonne war unbewölkt, die Hitze drückend, und kein erfrischender Windhauch bewegte die Luft. Unser Weg hatte sich bis jetzt längs dem Abhange des Berges hingewunden, allein nun kamen wir an eine Reihe senkrechter Klippen, die sich zu einer Höhe von 600 Fuß erhoben und in denen wir eine unermeßliche Kluft mit weiter Mündung, aber gegen das Ende zu allmählig schmaler werdend, erblickten. Ehe wir zwischen den Abgründen hereinkamen, standen wir still und betrachteten die Aussicht zu unsern Füßen. Die Straßen der Kapstadt, über welche wir 3000 Fuß erhaben waren, erschienen gleich weißen Streifen und wir konnten keinen beweglichen Gegenstand darin entdecken; ein dünner Rauch hing über den Häusern und ließ Alles noch undeutlicher erscheinen. Die Tafelbay lag unmittelbar unter uns, und strahlte den Himmel und die Wolken so stark wieder, daß eine höchst sonderbare Täuschung bewirkt wurde; es schien, als ob die Bilder, die man in ihrem Busen abgespiegelt sah, wirkliche Wolken wären und die Bay wirklich unter ihnen läge, so, daß sie durch ihr Dazwischenstehen dem Auge verborgen war. Dennoch schienen die Schiffe in der Luft zwischen zwey Wolkenschichten zu hängen, während das Wasser, worauf sie flossen, das Ans-

hen einer großen Glasplatte hatte, die sich zwischen zwey Firmamenten befand, wovon das eine der genaue Prototyp des andern war. Der Fuß der Bergkette, welche die Bay einfaßt, war ganz in Wolken gehüllt, allein ihre felsigten Gipfel ragten im hellen Sonnenschein darüber hinaus und glichen goldgesprengten Inseln, die sich aus einem Ocean von weißen Dünsten erhoben, über welchen die prismatischen Farben mit wechselndem Glanze flimmerten, ungewiß, welche Stelle sie erleuchten und schmücken sollten. Die Gestalt der Wolkenmassen änderte sich beständig und brachte neue Ansichten der Gebirge hervor; das ganze Panorama entfaltete eine solche Mischung von Licht und Schatten, Wirklichkeit und Täuschung, Veränderlichkeit und Beständigkeit, daß der Geist, in Entzücken und Erstaunen verloren, unfähig zu unterscheiden, vergaß, welcher Theil des Schauspiels bleiben, und welcher verschwinden würde.

Wir traten nun in die Kluft und wandelten auf dem Grunde derselben fort; schreckliche Felsen hingen auf beyden Seiten über unserm Haupte. So wie wir in dem felsigten Abgrunde weiter gingen, verengte sich allmählig die Aussicht, welche die Mündung darbot, und es schien uns, als ob wir der Welt Lebewohl sagten. Wenn wir zurückblickten, so sahen wir zwey schreckliche Abgründe, über welche hinweg wir eine undeutliche Aussicht auf eine verwirrte Masse dahinfliegender Wolken und Bergspitzen hatten, die sich gegen den Horizont hin erstreckten. Tiefes Schweigen umgab uns; Vögel, Insekten, jedes Zeichen thierischen Lebens war verschwunden. Dieser Theil der Scene hatte nichts Anziehendes, wir eilten fort, obgleich unser Pfad sich fast senkrecht erhob, und erreichten den Gipfel des Berges nach drey Stunden unerträglicher Anstrengung.

Der Gipfel des Tafellandes ist fast eben, und scheint ungefähr fünf Viertelmeilen lang und eine halbe Meile breit zu seyn. Die Oberfläche besteht hauptsächlich aus Felsen, doch gibt es an einigen Stellen dicke Schichten schwarzer Dammerde, welche verwitterten Pflanzenüberresten ähnlich sieht. In diesen hat man einst den Schaft eines Ankers halb unter dem Boden entdeckt; ein so außerordentlicher Umstand gab Anlaß zu vielem Nachdenken über die Zeit, in welcher der Anker an dieser Stelle wohl eingesenkt worden seyn, und Barrow, ein Reisender, welcher den Ort bald hernach besuchte, hat weitläufige Theorien darüber aufgestellt. Doch ward die Sache am Ende zu Jedermanns Zufriedenheit aufgeklärt; es erhellte, daß eine Gesellschaft junger Leute in einer lustigen Laune den Schaft des Ankers auf den Gipfel des Berges gebracht, entweder um eine Wette zu entscheiden, oder in der Absicht, wissenschaftliche Reisende, die in der Folge den Tafelberg besteigen möchten, in Erstaunen und Verwirrung zu setzen. Wenn sie den letzten Zweck beabsichtigten, so hatten sie ohne Zweifel häufige Gelegenheit, sich Glück über den Erfolg zu wünschen, denn es ist wohl bekannt, daß man geologische und antiquarische Theorien auf weniger künstliche Täuschungen, als die eben angeführte, gegründet hat.

Wir fanden die Aussicht von dem Gipfel des Tafelberges, der, welche wir von dem Abgrunde aus betrachtet, sehr ähnlich, nur waren die verschiedenen Gegenstände deutlicher ausgezeichnet, und dieser Umstand verminderte bedeutend die Größe und die Wirkung der ganzen Scene. Die Kühle und ein stärkender Winddauch, der uns auf unserm erhabenen Standpunkte Erfrischung zuwehte, verscheuchten bald unsere Ermüdung, und wir wandelten mit elastischen Schritten mehr als Stunde lang herum, dann stiegen wir hinab, und erreichten die Kapstadt, gerade als eine dicke Wolke den größten Theil des Berges zu überschatten begann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Unter den diesjährigen Reisenden durch die Schweiz, welche sich Wiederholung früherer Genusses der Naturschönheiten dieses Landes suchen, befindet sich ein gefühlvoller Franzose, Herr A. H. Lemonnier, der seine, vor ein Paar Jahren durch's Berner-Oberland gemachte Wanderung in Versen beschrieben hat, die der eben nicht großen Zahl anziehender und vergnüglicher dichterischer Landschaftsgemälde, welche die Literatur der schweizerischen aufzählen kann, ehrenvoll angereiht zu werden verdienen. Mit dem prachtvollen Thunersee eröffnet der Dichter sein Alpengemälde:

Au declin d'un beau jour, avec quelle douceur
Je savoure en ces lieux le calme et la fraicheur!
Que ce beau lac me plait! que son onde est limpide!
Spectacle ravissant! Vers son cristal liquide
Les monts et les forêts s'inclinent pour se voir;
L'astre des nuits s'admire au mobile miroir;
Les étoiles, du ciel sublime poésie,
Semblent y contempler leur lumière adoucie. . . .
Dans cette grande image, au tout est plein de loi,
Souverain créateur! je reconnais ta loi;
Partout, à chaque instant j'admire ta puissance,
Et je sens ta bonté dans ta magnificence.

Und weiterhin am Seegestade den Boden und den Vorgrund der hehren Gebirge betreffend:

Enfin donc, je vous touche, amphithéâtre immense
D'immortels monumens, témoins de notre enfance
Et des futurs destins promis à l'univers.
Avec un Saint effroi, dans vos flancs entr'ouverts
J'interroge le tems. D'un essor téméraire
Je domine déjà l'empire du tonnerre.
Tremblant, j'ai mesuré tous ces pics menaçans

Hériséé des glaçons d'un hiver de mille ans.
Mon oeil desenchanté, s'abaissant vers la terre,
Entrevoit des humains la profonde misère;
Et, pensive au milieu de cette immensité,
Mon ame dans les cieux a lu l'éternité.

Die Zeichnungen vom Gletscher des Grindelwalds, vom Lauterbrunnthale und dem Staubbache müssen wir mit viel anderem übergehen, um annoch dem Schlusse und Abschied des Reisedurchflugs Platz einräumen zu können. Ungern wird der Mahnung von Sturm und Ungewitter zum Rückzuge gefolgt und zögernd noch ruft der Dichter aus:

Adieu, natura! adieu, touchante rêverie!
Je vais revoir les champs de ma noble patrie,
Cet heureux sol, chéri d'Apollon et de Mars,
Asile des héros, de l'amour et des arts;
Mais, dans la France même, au centre de sa gloire,
Vos attraits enchanteurs vivront dans ma mémoire,
Comme un vieillard se plait, en remontant ses jours,
Au riant souvenir de ses premiers amours.
Alpes! aux feux mourans dont le couchant se dore,
Des cimes du Jura mon oeil vous suit encore.
Aux confins du Valais, dans un lointain obscur,
Une clarté douteuse expire dans l'azur:
C'est là que le Mont Blanc règne en maître suprême;
Son front est couronné d'un glacé diadème;
Son trône est sur les rocs; l'avalanche dans ses mains,
Est un sceptre funeste aux débiles humains;
Revêtu d'un manteau de forêts, de nuages,
Il commande à la terre, et préside aux orages.
Alpes! Mont Blanc! Jura! poétiques sommets!
Recevez mes adieux, peut être pour jamais.
Je ne vous verrai plus. Egaré sur la terre,
L'homme a bientôt fini sa course solitaire;
Son rapide voyage a pour terme la mort:
Telle est la dure loi de l'inflexible sort.
Alpes! Vous avez vu le matin de ma vie,
Des plus beaux de mes jours la rêveuse incurie;
Mon printems va s'en fuir; demain je serai vieux.
Helvétiques sommets, vallons délicieux,
Puissé-je parmi vous, au déclin de mon âge,
Terminer de mes ans la court pélerinage,
Vous contempler encore, à mon dernier soupir,
Et dans la nuit du tems, paisible, m'endormir!

Die königliche Akademie in Rouen hat ihren Dichterpreis der Arbeit des Hrn. Lemonnier zugetheilt und sie ist mit der Aufschrift Course poétique dans les Alpes suisses du Canton de Berne gedruckt erschienen.

London, 25. Juli.

(Beschluß.)

Zu den neuesten Werken, welche erwähnt zu werden verdienen, gehört eines, welches unter dem Titel Historical et Literary Tour of a foreigner in England et Scotland, wie in „Baron Soligny's Briefe" die Ansichten eines Engländers über sein eigenes Vaterland gibt. Es ist kein Meisterwerk und ist etwas weitschweifig, verdient aber doch in mancher Hinsicht gelesen zu werden. Ich schlage es aufs Gerathewohl auf, um meinen werthen Lesern einen „Geschmack" davon zu geben, und folle auf eine Stizze von der Geschichte der Englischen Malerey u. s. w., wovon hier etwas folgt. „Die Geschichte der Malerey in England bis auf Heinrich VII kann nur dem Alterthumsforscher anziehend seyn. Dieser Monarch begünstigte nur die Bautunst, und vernachlässigte alle andere Künste ... Heinrich VIII. fing an Bilder zu sammeln, doch war die Reformation, die sich zu seiner Zeit entwickelte, dem Fortgang der Kunst nachtheilig. Indessen blühte Holbein unter der Begünstigung dieses Monarchen. Die Minderjährigkeit Eduards, und die Grausamkeiten Mariens brachten eine Lücke in der englischen Malerey zuwege. Elisabeth ermunterte Zuchero und ein Paar niederländische Maler, blos um ihr eigenes Bild zu vervielfältigen. Jakob I. war kein Ermunterer der Künste. Endlich erschien die günstige Zeit Karls I., jenes großmüthigen Beschützers und aufgeklärten Kunstrichters, dessen Skizzen dir Ehre verdienten von Rubens verbessert zu werden — Karl, welcher Vandyk so zu sagen zum Englischen Bürger machte, Heinrichs VIII. Sammlungen vermehrte, und die berühmten Cartons des Raphael kaufte. Die schönen Künste theilten die Verbannung der Stuarts, und kehrten mit diesen zurück. Der beliebteste Maler am wollüstigen Hofe Karls II. war Sir Peter Lely, welcher vielleicht eben so große Naturgaben als Vandyk besaß, aber auch oft die Wirkung seiner wahrhaft historischen Portraits durch phantastische Zusätze verdarb..... Sir Godfrey Kneller war der einzige ausgezeichnete Maler während der Regierung von Wilhelm und Anna. Unter der Regierung Georgs I. wurden die Künste ganz vernachlässigt, und es bedurfte der Freundschaft Popes und anderer Gelehrter, um den Namen eines Jarvis auf die Nachwelt zu bringen. Nach dieser Zeit der Vernachlässigung und des Verfalls erhielt die Malerey von Georg II., oder vielmehr von der Königin Karoline aufs neue Ermunterung. Um diese Zeit erschien Hogarth, dessen Gemälde mich mehr als die aller übrigen Meister unterhalten, obgleich sie schlecht gezeichnet und schwach von Farbe sind. Man darf sagen, daß Sir Josua Reynolds die englische Malerschule in ihrer Kindheit fand, und er seine Zeitgenossen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Hervorbringung von einigen Kinderköpfen, welche mit denen von Correggio selbst den Vergleich aushalten können, in wahres Erstaunen versetzte. In der Landschaftsmalerey zeigten sich Hainsborough und Wilson einer besseren Schule würdig. Aber West war der einzige, welcher das wahrhaft geschichtliche Fach mit Glück ergriff. Barry hinterließ vortreffliche Lehren für die Malerey, aber unbedeutende Gemälde. Er hielt fälschlich seinen blinden Ehrgeiz für eine gewisse Bürgschaft des Erfolges. Sein Genius erfüllte keine seiner Verheißungen. Es waren diese Maler, welche die Englische königl. Akademie gründeten, obgleich der Gedanke dieser Anstalt Sir J. Reynolds allein gehöret; Hogarth allein widersetzte sich der Bildung dieses Instituts, wegen der Eitelkeit, die solche Institute bey ihren Mitgliedern stets hervorzubringen suchen .... Auch haben diese Akademiker, aus Furcht, ihre eigene Unfähigkeit offenbar zu machen, der Bildung einer Nationalgallerie von den Gemälden alter Meister in der That heimlich entgegengearbeitet. Sie kam aber doch zu Stande, und die inländischen Maler werden darum nicht weniger geschätzt, während auswärtige Künstler durch die Verbesserung des Geschmackes mehr bewundert werden. Diese Gallerie, welche für eine Nationalsammlung zu klein ist, wird zweymal des Jahres geöffnet; die erste für die Ausstellung von Gemälden Englischer Künstler, die zweyte für Werke der alten Meister der Italienischen und Flämischen Schule."

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. August 1825.

Mensch, du schauest das Licht, du betrittst das Leben ein Lehrling;
Wunder geben dir auf, Höheres ahnet dein Herz.
Freudig liebe das Leben, und hoffend, scheue den Tod nicht,
Der mit der Binde der Nacht weihet zum höheren Licht.

Gramberg.

Ueber das Licht.

Von Schubert.

Die Untersuchungen über dieses räthselhafte Wesen, dem wir nicht allein die feinsten unserer sinnlichen Begriffe, fast unsere ganze Kenntniß von der Natur, und die größten Freuden des Lebens, dem wir vielleicht Leben und Gesundheit großentheils verdanken, machen eine besondere Wissenschaft aus, die unter dem Namen der Optik einen großen Theil der Mathematik umfaßt, und sich wieder in mehrere Zweige, die Perspektive, Dioptrik, Katoptrik u. s. w. theilt: sie scheinen daher dem Gebiete der Mathematik ausschließlich anzugehören. Allein obgleich sie vielleicht den trockensten Theil dieser Wissenschaft ausmachen, so sind sie zugleich für jeden denkenden Menschen von solcher Wichtigkeit, daß es vielleicht keinen Gegenstand der Physik von allgemeinerem Interesse gibt, als diesen. Um den wohlthätigen Einfluß des Lichts auf unser ganzes Daseyn zu begreifen, müßte man sich deutlich vorstellen können, was aus dem Menschengeschlechte geworden seyn würde, wenn die beyden Fenster nehen unserer Nasenwurzel zugeklebt wären, oder wenn wir, gleich dem Maulwurf oder den Eingeweidewürmern, in ewiger Finsterniß herum tapptten. Selbst die Vorstellung, die der Blinde sich hievon macht, ist noch sehr unvollständig: denn er kann nur wieder keine Vergleichung zwischen seinem und unserem Zustande anstellen, oder die Phantasie ersetzt zum Theil, was er verlor; und auch auf ihn wirkt, ohne daß er es ahnet, das Licht, welches gleich dem elektrischen und dem magnetischen Fluidum, zu den mächtigsten Agentien der Natur gehört, und außer dem, was wir Sehen nennen, eine Menge Wirkungen äußert, von denen die meisten uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben werden. Indessen sind die bekannten Eigenschaften des Lichtes merkwürdig genug, um Stoff zu einer lehrreichen, vielleicht angenehmen Unterhaltung zu geben.

Allgemeine Eigenschaften des Lichts.

Wir verstehen unter Licht dasjenige, was die Körper sichtbar macht, und der Seele von ihnen durch das Auge Nachricht gibt. Was liegt in diesen wenigen Worten! Welche Wohlthaten verdanken wir dieser Einrichtung der Natur, die nur der zu schätzen weiß, der das Gesicht verloren hat, oder in Gefahr war, es zu verlieren, der die Augen nur noch gebraucht, um sein Unglück zu beweinen und dem gepreßten Herzen Luft zu geben, wenn er sich erinnert, daß auch sein Blick einst in einem Augenblick das Universum durchdrang, und daß er jetzt Wochen gebraucht, um die Welt seines Wohnzimmers auszumessen? Für ihn ist die schönste Gegend eine traurige Einöde, ihm erneut sich das schöne Schauspiel der untergehenden Sonne und des gestirnten Himmels umsonst, ihm lächelt die Schönheit vergebens, ihn erfreut nicht der wohlwollende Blick des Menschenfreundes oder das geistreiche Auge des gebildeten Verstandes, und selbst der Ausdruck des Mit-

leidens auf dem Gesichte des Freundes lindert seinen Schmerz nimmer. Ein gesundes Auge dringt dagegen in Fernen, deren Grenzen sich gar nicht angeben lassen; und mit Hülfe der Kunst übersehen wir einen sphärischen Raum, dessen Halbmesser vielleicht dreyhundert tausend Sternweiten oder eine Trillion Meilen beträgt und den zu durchlaufen das Licht, trotz seiner ungeheuren Geschwindigkeit, viele Jahrtausende gebraucht.

Allein dieß ist vielleicht nur ein kleiner Theil von dem, was wir dem Lichte verdanken. Sobald wir annehmen, daß es eine Materie gibt, welche diese Wirkung hervorbringt, so können wir nicht zweifeln, daß die Natur, nach ihrer bekannten Sparsamkeit, diesen Lichtstoff zu einer Menge anderer Zwecke benutzt hat, von denen selbst die Erwärmung nur einen geringen Theil ausmacht. Die oben gegebene Erklärung vom Licht ist vielleicht eben so einseitig, als wenn der Physiker sagte: die Luft ist dasjenige Mittel oder Fluidum, dessen die Natur sich bedient, um den Schall hervorzubringen, und der Seele von den äußern Körpern durch das Ohr Kunde zu geben. Wenn wir weiter nichts als dieses von der Luft wüßten, so würden uns ihre meisten Eigenschaften und Wirkungen unbekannt seyn, und die größten Revolutionen, die täglich in der Atmosphäre und auf der Erde vorgehen, würden unerklärliche Räthsel für uns bleiben. Wahrscheinlich befinden wir uns wirklich in diesem Fall in Beziehung auf das Licht: wir werden in der Folge mehrere physische und chymische Wirkungen des Lichts kennen lernen, die nichts mit dem Sinne des Gesichts gemein haben; aber nie dürfen wir hoffen, alle Wirkungen dieses Wesens kennen zu lernen, dessen vornehmste Eigenschaften uns noch ein Geheimniß sind. Wenn wir von den Eigenschaften und Wirkungen der Luft mehr wissen, als von denen des Lichts, so liegt der Grund davon in dem gröberen Gewebe des ersteren Stoffes: dieses gröbere Gewebe setzt feinere Fäden voraus, aus denen es zusammengesetzt ist; und aus wie vielen feineren Fäden ist vielleicht der Lichtstrahl gedreht, die uns ewig ein Geheimniß bleiben werden!

Man theilt die Körper in Absicht auf das Licht in selbst-leuchtende, die eigenes Licht ausstrahlen, und daher ohne fremde Erleuchtung sichtbar sind, die Genies oder Autodidakti in der Geisterwelt, und in dunkle, die ohne eigenes Licht, nur vermittelst fremder leuchtender Körper sichtbar werden, indem sie das von ihnen erhaltene Licht in unser Auge werfen; diese leztern theilt man wieder in durchsichtige, die dem Lichte Durchgang verschaffen, so daß man andere Körper durch sie sehen kann, und undurchsichtige, die das Licht nicht durchlassen, also es ganz oder zum Theil entweder zurückwerfen oder verschlucken; die durch Unterricht gebildeten, und diejenigen, bey denen keine Art von Aufklärung anschlägt.

Da ein Körper, indem wir ihn sehen, auf unser Auge wirkt, so existirt eine materielle Gemeinschaft zwischen ihm und unserm Auge, die nur durch die Bewegung einer materiellen Substanz vom erstern zum leztern erhalten werden kann: diese Substanz befindet sich entweder schon zwischen dem Gegenstande und dem Auge, und wird nur durch das Licht in Bewegung gesetzt, wie die Luft durch den Schall, oder sie strömt wirklich aus dem leuchtenden Körper aus, und durchdringt den leeren Raum, der ihn vom Auge trennt. Auf diese verschiedenen Ansichten gründen sich die beyden Hypothesen über das Licht, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Beyde setzen eine Bewegung voraus, deren allgemeine Eigenschaften man untersuchen kann, ohne zwischen beyden Hypothesen zu unterscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

Meine nächste Ausflucht war nach dem Landgute Constantia, wo der berühmte Wein dieses Namens wächst. Auf meinem Wege dahin hatte ich einen Blick über das Land in der Nachbarschaft der Kapstadt, und fand die Aussicht sehr verschieden von der, die ich erwartet hatte. Statt jener Glut der Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation, die wir immer im Geiste mit einer tropischen Region verbinden, sah ich allenthalben eine Kälte, Dürre und Nacktheit des Bodens, die mich stark an die unfruchtbarsten Gegenden Schottlands erinnerte. Das einzige natürliche Holz schienen dünne Tannen zu seyn, und die elenden Gebüsche und das grobe Gras, die kärglich den Grund bedeckten, zeigten, wie ärmlich der Boden war.

Die Constantia genannten Meierhöfe haben gerade dasselbe Ansehen, wie andere angebaute Plätze in der Nachbarschaft, obgleich hier allein die Trauben wachsen, deren köstlichem Safte sie ihre Berühmtheit verdanken. Der Besitzer des kleinsten derselben sagte mir, daß er Plätze in seinen Besitzungen ausgezeichnet, die jene besondern Triebe hervorbrächten, und daß Reben, die nur wenige Fuß von dieser Linie entfernt gepflanzt wären, eine sehr verschiedene und geringere Frucht zeigten. Es wäre zu wünschen, daß man den Boden untersuchte, denn der köstliche Geschmack der Constantia-Trauben muß ganz von irgend einer besondern Eigenschaft desselben abhängen, da wegen des beschränkten Umfanges des Platzes unmöglich eine Veränderung des Klima's stattfinden kann.

Der Besitzer des kleinen Constantia ist ein Holländer, er hat ein artiges Haus auf seinem Gute, das, so klein es auch ist, ihm doch ein bedeutenderes Einkommen verschafft, wie vielleicht irgend ein ähnliches Stück Landes in Europa.

Digitized by Google

Sein Keller ist 140 Fuß lang, und eine Reihe unermeßlicher Fässer, alle von verschiedenen Weinlesen, nehmen die Seiten desselben ein. Hier tranken wir den edeln Saft in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit, doch war er so stark, daß ich kaum das zweyte Glas zu leeren vermochte. Indessen vermuthe ich, daß man den, für die Besucher bestimmten Wein mit besonderer Sorgfalt behandelt und aus auserlesenen Trauben keltert; denn sowohl auf meiner Reise nach Bombay als auch nach meiner Ankunft hier, trank ich Constantia, der zu der Zeit, wo ich den Weinberg besuchte, gemacht wurde, und fand ihn an Würze und Milde weit unter dem stehend, welchen ich in des Holländers Keller gekostet.

Die einzigen andern Weine, die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gewonnen werden, sind der Madera, von dem man so viel nach England geführt, und der sogenannte Tinto. Der erste hat auf dem Kap einen viel angenehmeren Geschmack als irgend anderswo, da man ihn hier unvermischt haben kann; doch ist er auf's beste genommen, ein armseliges, kaltes, gewürzloses Getränk, mit dem selbst die höchste Kunst unsrer Weinmacher den englischen Gaumen nicht versöhnen wird.

Wenige Tage nach meinem Besuche in Constantia sah ich Lord Somerset die Truppen mustern. Der blos militärische Theil des Schauspiels hat nichts Merkwürdiges, die Wirkung des Ganzen hängt von der Eigenthümlichkeit und Größe der Umgebungen ab. Die Sonne schien blendend, die Regimenter waren in schönster Ordnung, der Boden war mit der buntscheckigen Bevölkerung der Kapstadt bedeckt, und Lord Somerset und sein Stab durchritten schnell die Reihen unter den streitenden Tönen zweyer militärischer Banden. Die Mischung von Pomp, Aufhebens und Verwirrung, welche der Paradeplatz darstellte, hatte eine höchst auffallende und den Geist aufregende Wirkung; doch wenn ich dann auf den Tafelberg hinblickte, und sah, wie er mit Wolken gekrönt, feyerlich das vorübergehende Schauspiel hier unten überschattete — wenn ich bey Betrachtung seiner ernsten und unveränderlichen Zeichen an die Tausende von Jahren zurückdachte, die er als ein Wahrzeichen für die Wolken des Himmels, die sich um ihn versammeln, da gestanden; und den vereinten Angriffen des Regens, der tropischen Hitze, der Blitze und Stürme widerstand, und nun auf's Neue mein Auge auf die umgebende geschäftige Menge warf, so füllte ein schmerzliches Gefühl unsrer Unbedeutenheit meine Brust, und alles schien mir in einem ephemerischen Daseyn dahin zu schwinden, und alles, was vor meinen Augen vorging, nahm einen lilliputischen Charakter an. Ich empfand einen demüthigenden Mangel an Beständigkeit in den Dingen, die man gewöhnlich anstaunt. Ich ward unzufrieden mit der Vergänglichkeit des menschlichen Geschlechts und der Kürze und Unsicherheit unsers irdischen Daseyns und konnte mich nicht enthalten, in jene Worte auszubrechen, die Xerxes beym Anblicke seines zahllosen Heeres ausrief: „Ach! nicht einer von allen diesen wird nach hundert Jahren leben!

Der Tag, der zwischen der Musterung und meiner Abreise vom Kap verlief, war regnigt und stürmisch. Die Zeit verging langweilig genug, denn ich fand es unmöglich auszugehen, und konnte nicht viel Unterhaltung zwischen meinen vier Wänden finden. Bey schlechtem Wetter ist ein Kosthaus wenig besser als ein Gasthof, es wäre denn, daß die Bewohner gesellig und geneigt wären, etwas zur gegenseitigen Unterhaltung beyzutragen. Dieß war nicht der Fall hier, und als ich unser Schiff erblickte, das auf den zürnenden Wogen tanzte, die ein starker Nordwestwind in die Tafelbay hineintrieb, so wünschte ich mich wieder an Bord und mitten auf dem großen Ocean.

Obgleich die Kapstadt gewöhnlich mit Fremden gefüllt ist, so ist sie doch weit entfernt, ein unterhaltender Ort zu seyn, die meisten derselben sind Reisende, die zu den Schiffen gehören, welche blos den Hafen berühren; sie fühlen sich gegen ihre Neigung hierher gebracht und aufgehalten, und die dadurch verursachte Unzufriedenheit und Ungeduld macht sie zu reizbaren und langweiligen Gefährten. Die Officiere der Kompagnie, die nach dem Kap kommen, um das Klima zu verändern, scheinen wenig zur Erheiterung derselben beyzutragen; auch muß man keine Wirkung dieser Art von irgend einer Gattung kranker Leute erwarten, und am wenigsten von kranken Indiern, den kraftlosesten Wesen in der Welt, die das Ansehen haben, als ob sie nur am Leben blieben, weil sie sich nicht die Mühe geben mögen zu sterben.

Pädagogischer Wink.

Verzweifelt nicht so bald an eurer Kindlein Gaben;
Gar mancher edle Baum will Laub vor Blüthe haben.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bey Rastadt.

Auch diesen Sommer war hier der Zusammenfluß von Badegästen aus allen Klassen wieder so außerordentlich, daß mehrere Gastwirthe öfters genöthigt waren, einen Theil ihrer Fremden in Privathäusern unterzubringen. Von den hohen und höchsten Herrschaften erwähne ich JJ. MM. den König und die Königinn von Baiern, welche mit den Prinzessinnen Töchtern längere Zeit hier verweilt haben. Den höchst liebenswürdigen Monarchen, dessen herablassende Freundlichkeit Jedermann bezauberte, sah man fast täglich ohne die mindeste Auszeichnung

unter den übrigen Badegästen; kein Stern schmückte seine Brust; wie überflüssig wäre dies auch, da der weit glänzendere Stern seiner Leutseligkeit und wohlwollenden Humanität auf seinem Angesicht thront! Ein Gleiches läßt sich von den übrigen Gliedern dieser königlichen Familie sagen, welche alle, die sich ihr nähern, unwiderstehlich für sich einnimmt. — Eine vielfache Erfahrung hat mich gelehrt, daß diejenigen Personen, die sich nie ohne Auszeichnung im Aeußern blicken lassen, selten Kopf- oder Herzensauszeichnung verdienen. In der Regel sind dieß freylich nur Fixsterne der unbedeutendsten Größe, und so glanzlos, daß man sie ohne ein solches Emblem schwerlich mit bloßen Augen wahrnehmen würde.

Auch JJ. MM. der König und die Königinn von Würtemberg, so wie Ihre königl. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessinn von Preußen hatten Baden, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, mit ihrer Gegenwart beglückt; länger verweilten mehrere Mitglieder der geliebten und sehr verehrten landesherrlichen Familie unter uns.

Im Ganzen entwickelt Baden weniger Geselligkeit der Fremden unter einander, als dieß in andern Bädern der Fall ist, woran wohl ein gewisser Cotteriegeist schuld seyn mag, der sich unbemerkt nach und nach eingeschlichen hat. Oeffentliche Bälle kommen fast nie mehr zu Stand, seitdem so viele Privatgesellschaften, in denen getanzt wird, stattfinden. Concerte werden wenig besucht, wenn nicht ein ganz ungewöhnliches Talent sich hören läßt, und das Theater bleibt meistens leer. Uebrigens ist es unbegreiflich, wie man dergleichen Vergnügungen bey den herrlichen Umgebungen Badens und bey einem so heitern Sommer, wie der diesjährige ist, nur vermissen mag, hier, wo man dreyssig Tage lang, jeden Tag einen andern und reizendern Ausflug machen kann. — Indessen kömmt man doch bey dem Mittagstisch mit Menschen von allen Nationen und allen Ständen zusammen, wo dann leicht Bekanntschaft gemacht wird.

Wenn man nach dem Morgenbad und eingenommenem Frühstück die nächsten Hügel und Anlagen um die Stadt besucht, so trifft man wohl auf allen Wegen englische, französische, holländische, deutsche Damen und Herrn, die im Morgengewand ihre Wirkungs-Promenaden machen. Gegen zehn Uhr werden die Spaziergänge einsamer, und erst um Mittag versammelt sich die hohe und schöne Welt wieder in der Allee, die zum neuen Conversationshaus führt, wo nun die Damen in ihrer zweyten, meist sehr kostbaren und eleganten Toilette prangen. Beehren die höchsten Herrschaften diese Promenade mit ihrer Gegenwart, so bewegt sich Alles in einer größern oder mindern Entfernung kreisartig um dieselben herum, und Manchem, dem das Glück zu Theil geworden von einer Majestät oder Hoheit bemerkt und angesprochen zu werden, nachdem er mit gekrümmtem Rücken oder sogenanntem Katzenbuckel alle möglichen Schwenkungen, Märsche und Contremärsche in der hohen Atmosphäre so lange gemacht hatte, bis man mit den Füßen auf ihn stoßen mußte, und er seinen Zweck erreichte, schmeckt gewiß das Mittagessen trefflich, und er wird nicht müde, seine nächsten Umgebungen von dem außerordentlichen Glück zu unterhalten, welches ihm heute wiederfahren ist. Wehe denen, die das Unglück haben in die Nähe solcher Glücklichen zu kommen, keinen Bissen werden sie in Ruhe essen können.

Um 1 Uhr wird gespeist, wo sich dann die Menge allmählig an die reichlich und gut besetzten Wirthstafeln der bedeutenden Gasthöfe vertheilt, und das Essen durch Weber's, Rossini's, mitunter auch Mozart's Melodien erschwert oder erleichtert wird, je nachdem man es gerade trifft, denn manche dieser wandernden Virtuosen sind in der That gar nicht schlecht, andere hingegen zerreißen auf die unbarmherzigste Weise das Gehör. Der Zufall gab mir fast täglich einen Tischnachbar, der eben so wenig wie ich seiner Gesundheit halber Baden besucht haben mag, sondern es vielmehr auf eine Magentur, d. h. auf eine Füllung seines, vielleicht bisher Noth gelittenen Magens, abgesehen zu haben schien, denn er zog durch dieses Geschäft, das er sich sehr angelegen seyn ließ, die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich, und nicht genug, daß er keine Schüssel unversucht passiren ließ, lud er häufig den Inhalt von zwey bis drey derselben zugleich auf seinen Teller, und wurde ihm dieser nicht schnell genug gewechselt, so machte er eine so furchtbare Musik mit Hülfe seines Messers, an Flaschen und Gläser, daß dadurch Rossini's und Weber's Melodien für die Zuhörer verloren gingen, und seine Töne nur mit den Peitschen und Posthörnern weiland des so beliebten Schlittenwalzers, oder mit dem Geheul des wilden Heeres in der Wolfsschlucht harmonirt haben würden. — Einem armen Spieler, der seinen letzten Thaler von dem Roulette verschlungen sieht, kann es unmöglich ärger zu Muthe seyn, als wenn mein Nachbar befürchtete, eine Schüssel entweder unangetastet seinen Händen; in einer solchen Furcht schwebend, bewegten sich jedesmal alle seine Muskeln und Glieder convulsivisch. — Mein Wirth sagte, der Mann sey ein Gelehrter, ein gegen mir übersitzender, etwas malizidsee Turlupin aber behauptete, er sey ein Geleerter. Beydes wäre möglich, schien aber hier nicht der Fall zu seyn, denn der Kopf blieb selbst nach der Füllung des Magens noch leer. Während einiger Tage hätten mich die schönen Augen und das feine Gesichtchen einer liebenswürdigen Niederländerin meinen gefräßigen Nachbar gänzlich vergessen machen, wenn er mich nicht häufig durch das eben nicht sehr fein angedeutete Verlangen, ihm zu Herbeyschaffung der Speisen hülfreiche Hand zu leisten, unaufhörlich an sich erinnert hätte. Ich mochte den Harthörigen spielen, so viel ich wollte, er wiederholte sein Mandver, welches er zuletzt mit ziemlich unsanftem Anstoßen seines Ellenbogens so lange begleitete, bis ich endlich sein Begehren erfüllte.

Doch es ist die Zeit gekommen, wo vom Tisch aufgebrochen wird. — Nach gehaltener Siesta, bey kühlerer Abendluft werden weitere Ausflüge nach Lichtenthal zu den frommen Schwestern, nach dem alten Schloß, dem Jagdhaus, dem Frewersberg u. s. w. gemacht, dort findet man überall angenehme Gesellschaft und freundlichere Gesichter als im Spielsaal, wo selbst der Pächter des Spiels und Wirth der Restauration, Hr. Chabert, nicht einmal freundlich ist, weil nach seiner Meynung die Leute noch lange nicht Geld genug auf seinem, mit der trügenden Farbe der Hoffnung bedeckten Tische verlieren und seine etwas kostbaren Speisen und Getränke nicht mit des erwähnten Gelehrten Heißhunger verzehren. Der Mann scheint eher den vergrößerten als den verjüngten Maasstab aus dem Pariser Palais Royal mitgebracht zu haben, ob er gleich nur von Straßburg kommt. — Allein dießmal hat selbst der Wirth die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er hat nicht berechnet, daß die meisten reichen Engländer und andere wohlhabende Familien ihre Küche in Privathäusern führen, und auch andere Leute lieber etwas weniger kostbar und um einen billigern Preis in den ebenfalls nicht schlecht bewirthenden Gasthäusern speisen, als die zweyten französische Küche so theuer zu bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. August 1825.

Die Gattung, nicht die Individuen habe ich zu schildern unternommen.

Der Eremit an der Heilquelle.

Sittengemälde und Schilderung des Badelebens in neuester Zeit. von C. Spindler.

1. Veranlassung zur Badereise.

Wie gesagt, mein lieber Eremit, wiederholte der Doktor gewichtiger denn zuvor. Folgen Sie meinem Rathe nicht, so werden Sie Ihre Hartnäckigkeit theuer büßen." „Est modus in rebus, sunt certi denique fines," sagt Seneca irgendwo. . . .

„Ah! das war ein Stich! jammerte ich mit schmerzlicher Miene. Alle Leiden des Podagra sind nichts gegen eine solche Sünde wider Apollo und seine Jünger. Lieber Doktor, wann werden Sie einmal beginnen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist? Seneca mag wohl irgendwo etwas Aehnliches gesagt haben, allein Meister Horaz hat ein unbestrittenes Eigenthumsrecht auf diesen Vers." „Gleichviel, lachte der Doktor. Horaz oder Seneca! ich kehre der beyden Herren wegen die Hand nicht um. Hätte ich von dem, was man mir als Knabe eingetrichtert hat, nicht mehr vergessen als dieß, wäre mir's lieb. Der Satz mag aber gesetzt seyn, von wem er da wolle, so hat er doch seine Richtigkeit. Oder?"

Ich konnte es nicht läugnen.

„Nun denn, erwiederte er triumphirend: so folgen Sie auch hübsch. Von der Hypochondrie und ihren tausend Schwesterqualen befreyt Sie kein Gott, wenn Sie nicht einmal Ernst machen und den Wanderstab ergreifen, wie ich Ihnen schon so lange vergeblich gerathen; Bewegung, Diät, Bäder. . . ."

„Bester Aeskulap! sagte ich so sanft als möglich: habe ich denn nicht alles dieses zu Hause? Durchstreife ich nicht täglich den prächtigen Buchenwald, der meine Einsiedeley umgibt? Lebe ich nicht mäßig, wie es einem Anachoreten geziemt? Beneideten Sie mich nicht unlängst selbst um mein kühles, hinter Felsen verstecktes Bad?"

„Alter Herr! das Felsenbad taugt Ihnen nicht mehr, erwiederte der Arzt etwas unwillig. Wir laboriren an sechszig Jahren: eine schwere Krankheit, für die kein Kraut gewachsen ist."

„Leider! seufzte ich. Je länger je lieber nennt sich die Lieblingspflanze des Alters, die der Greis sorgsam pflegt, ein Sinnbild seiner Wünsche und Hoffnungen."

„Ganz recht; antwortete der Doktor wie oben. Sie, mein verehrtester Herr, können sich aber getrost die ganze Welt mit all ihren Je-länger-je-lieber-Pflanzen aus dem Kopfe schlagen, wenn Sie nicht endlich einmal Ihren Eigensinn fahren lassen und sich wieder unter die Menschen begeben. Zerstreuung, Gesellschaft . . . das thut Ihnen Noth."

„Sie sind grausam, lieber Freund, sprach ich. Ich danke dem Himmel, daß ich der Welt entronnen bin, und Sie schleudern mich in die furchtbare Scylla zurück? Gönnen Sie mir doch mein Einsiedlerleben!"

„Das wird Ihnen unverkümmert bleiben, entgegnete der Doktor, und blies behaglich den Dampf aus seiner

Digitized by Google

Pfeife. Schmiegen Sie sich nur in eine passendere Form. Kein Mensch verbirgt sich mehr in einen dichten Gebirgswald, oder sezt sich, abgesondert von aller Gesellschaft, in ein kleines Häuschen, um die Zeit mit Lektüre zu vertändeln, oder auf einsamen Spaziergängen zu verträumen. Man hat sich's in neuester Zeit bequemer gemacht, das Nützliche mit dem Angenehmen verknüpft. Oeffnen Sie nur die Augen, und sehen Sie zu, ob nicht in der sogenannten großen Welt Einsiedler zu Dutzenden herumgehen, denen es nur ein schlichtes Alltagskind nicht ansieht, daß ihnen blos die Kutte zum Eremiten fehlt. Die Glücklichen haben das Geheimniß gefunden, stets isolirt dazustehen. Die Menge von Hagestolzen, die dem Geist der Zeit entweder ein freywilliges oder gezwungenes Cölibat verdanken; ... die so zahlreich gewordene Schaar von Gelehrten, welche sich gleich Schnecken in ihre Schaalen verkriechen, und nur dann und wann die Fühlhörner in die Welt strecken, um nach einem Lebensapfel zu greifen ... ein Versuch, bey dem sich Mancher die Hörner garstig abstößt;... die vielen Kaufleute, die mit dem besten Theile ihres Ich's im Geldkasten oder in den Büchern sitzen, und blos dem Reichthum spendenden Gott einen stillen, aber um so eifrigern Dienst weihen;... Was sind sie anders denn, als Einsiedler mitten in der geräuschvollen Welt? Ich spreche nicht einmal von den vielen vornehmen Leuten, die im Ueberflusse Mangel, im Glück Unglück, bey lärmenden Festen Langeweile und Einsamkeit finden. Sie sind gezwungene Eremiten, weil ihnen das Schicksal blos Glanz und Ehren gegeben, dagegen aber das Herz versteinert hat. Von den klugen Einsiedlern jedoch will ich reden, die vernünftig genug sind, die Thorheiten der Welt zu belächeln, des vielen Guten sich darinnen zu freuen, das Böse zu verabscheuen, ohne an des Lebens Händeln andern Theil zu nehmen, als etwa durch eine dem Würdigen gespendete Wohlthat, durch einen der Menschheit erwiesenen Dienst. In diese Klasse, ohne Ihnen zu schmeicheln, gehören Sie, mein Bester, und den Befehlen Ihres Arztes gehorsam, werden Sie, hoffe ich, auf eine Zeit lang zum mindesten, wieder den Platz in der Gesellschaft einnehmen, zu dem Sie eigentlich berufen sind."

„Schlaukopf! lächelte ich, und drohte ihm mit dem Finger. — Sie geben mir die Sporen? Steht es so gefährlich mit mir?"

„Denken Sie nichts Uebles, antwortete er ehrlich. Wahr ist's, wir jagen gewöhnlich unsre Patienten in Bäder und fremde Länder, wenn wir nicht mehr wissen, was wir mit ihnen beginnen sollen. Dieses ist jedoch bey Ihnen nicht der Fall. Sie sollen mir nicht auf ein böses: aut — aut, in die Welt hinaus, sondern um zu genesen, und um zwanzig Jahre länger leben zu können. Der Gesellschaftsverkehr ist eine zehrende Masse, von guten und schlechten Stoffen geschwängert, eine Tafel mit leichten und schweren Speisen servirt. Setzen Sie sich daran und suchen heraus, was Ihnen zuträglich ist. Nicht jeder Kranke besizt Verstand und Selbstverläugnung genug, um aus den Prachtgerichten die gesünderen zu wählen. Ihnen traue ich beyde Eigenschaften zu, darum werden Sie genesen. Ein Engel wird für Sie den Quell zu Tage senden und die Nymphe Ihnen hold seyn. Nach der Badekur eine Herbstreise an die gesegneten Ufer des Rheins, ein Winteraufenthalt in einer geselligen großen oder kleinen Stadt nach Ihrem Belieben, und ich wette darauf, Sie kehren an Geist und Körper gestärkt, mit den Störchen zugleich in Ihre Einsiedeley zurück, und werden mich noch einmal so fröhlich empfangen, wenn ich auf meinem steifen Gaule angetrabt komme, Sie zu besuchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Die Bewegung des Lichts geschieht in gerader Linie: denn ein Körper wird uns unsichtbar, oder es gelangt kein Licht von ihm zu uns, sobald sich ein undurchsichtiger Körper in der geraden Linie zwischen ihm und unserm Auge befindet. Da wir aber leuchtende Körper nicht blos von einer, sondern von allen Seiten sehen, so ist es offenbar, daß sie das Licht, gleich den Halbmessern einer Kugel, nach allen Richtungen in gerader Linie ausstrahlen. Diese Licht-Strahlen entfernen sich daher immer weiter von einander, ihre Zwischenräume werden größer, und das Licht wird dünner oder schwächer: es fällt also auf dieselbe Fläche desto weniger Licht, je weiter sie von dem strahlenden Körper entfernt ist, und dieß sowohl nach der Länge als nach der Breite der Fläche; daher eine Fläche in zwey- oder dreymal so großer Entfernung zweymal zwey, das ist viermal oder neunmal weniger Licht erhält. So wird Jupiter sieben-und-zwanzigmal weniger von der Sonne erleuchtet als die Erde, weil er über fünfmal weiter von ihr entfernt ist. Eben so leicht begreift man, daß zwey gleich stark leuchtende Punkte doppelt so viel Licht ausströmen, als einer, und daß überhaupt die Erleuchtung im Verhältniß der Größe des leuchtenden Körpers ist. Hievon kann man sich auf folgende Art leicht überzeugen. Wenn man eine Schrift so weit von einer Kerze hält, daß man sie mit genauer Noth noch lesen kann, und sie nun zwey- oder dreymal so weit vom Licht entfernt, so muß man, um sie zu lesen, vier oder neun Kerzen anzünden.

Die bekannteste Eigenschaft des Lichts, von der man sich durch folgenden leichten Versuch überzeugen kann, ist die fast bis in's Unendliche gehende Feinheit desselben. Durch einen Nadelstich in einem Kartenblatt übersieht man

Digitized by Google

ganze Landschaften in hellem Lichte: aus jedem Punkte der unzähligen Körper, welche die Landschaft ausmachen, kömmt also eine große Menge Strahlen in das Auge, und alle diese Strahlen durchkreuzen sich, ohne sich zu verwirren oder zu hindern, in einem Raume, der nicht größer ist als die Spitze einer Nadel. Allein es gibt eine andere allgemein bekannte Erfahrung, welche die alle Begriffe übersteigende Feinheit der Lichtmaterie noch stärker beweist. Das Licht hat eine Geschwindigkeit von viezigtausend Meilen in einer Sekunde, welches die Geschwindigkeit der Luft bey dem stärksten Orkane, der Wälder und Häuser niederreißt, zehn Millionenmal übertrifft. Es ist aber bekannt, daß die Stärke des Stoßes, den verschiedene Körper durch ihre Bewegung äußern, sich verhält, wie die Masse dieser Körper und das Quadrat ihrer Geschwindigkeit. Da nun das Quadrat der Geschwindigkeit des Lichts das des stärksten Orkans, wie wir oben gesehen haben, hundert Billionenmal übertrifft, so würden die Sonnenstrahlen eben die Wirkung haben, wie der stärkste Orkan. Wenn die Lichtmaterie hundert Billionenmal feiner wäre als die Luft: eine von der Sonne beschienene Stadt würde in Staub zerdrückt werden, und Bäume würden von dem Stoße der Sonnenstrahlen mit der Wurzel aus der Erde gerissen werden. Da von allem diesem nichts geschieht, so scheint es, daß die Lichtmaterie noch ohne Vergleich feiner seyn muß: nicht das dünnste Papier, nicht eine Pfauenfeder beugt sich unter dem Stoße der Sonnenstrahlen, und wir sehen überhaupt gar keine Bewegung, die durch den Stoß des Lichts hervorgebracht würde, wenn es nicht vielleicht der Tanz der sogenannten Sonnenstäubchen ist. Welche Schmerzen würde der Sehenerve durch die ungeheure Geschwindigkeit empfinden, womit das Licht auf die Netzhaut stößt, wenn die Masse desselben nicht von einer Feinheit wäre, die alles übersteigt, und die durch folgende Bemerkung einigermaßen begreiflich wird! Man darf sich nur jeden Lichtstrahl nicht als eine ununterbrochene gerade Linie, sondern als eine Menge äußerst kleiner Kügelchen vorstellen, die einander in großen Entfernungen geradlinig folgen: eine Hypothese, die bey den neuesten Entdeckungen über die Polarisation des Lichtes wirklich zum Grunde liegt. Wegen der ungeheuren Geschwindigkeit des Lichtes können die Zwischenräume von einer Kugel zur andern sehr groß seyn, ohne daß wir eine Unterbrechung in der Empfindung des Sehens bemerken: ehe nämlich der Eindruck jedes einzelnen Kügelchens auf das Auge aufgehört hat, ist das nächstfolgende längst angelangt, wenn es gleich sehr weit entfernt ist. Wenn man eine glühende Kohle im Kreise herumschwenkt, so entsteht im Auge das Bild eines zusammenhängenden leuchtenden Kreises; woraus folgt, daß die Empfindung des Sehens längere Zeit dauert, als die Kohle gebraucht, wieder an ihre Stelle zu gelangen, oder den ganzen Kreis zu durchlaufen. Je größer der Kreis ist, desto schneller muß natürlich die Umdrehung seyn, damit der Kreis nicht unterbrochen werde; und die Versuche haben gelehrt, daß keine Unterbrechung stattfindet, wenn die Kohle in nicht mehr als zwey Sekunden einen völligen Umlauf macht, so daß der Eindruck des Lichtes ungeschwächt zwey Sekunden dauert. Wenn man aber auch nur eine Sekunde annimmt, so können die Kügelchen, die einen Lichtstrahl ausmachen, vierzigtausend Meilen von einander entfernt seyn, ohne daß das Auge ihre Unterbrechung bemerkt. Allein auch bey weit geringeren Entfernungen sieht man leicht, daß die zu einem Lichtstrahle gehörigen Kügelchen durch die, mehrere tausend Meilen großen Zwischenräume andere Strahlen ungehindert durchgehen, folglich die Strahlen sich in den kleinsten Oeffnungen nach allen Richtungen ungestört durchkreuzen können. Ueberdem muß man noch bemerken, daß beym Stoße des Windes nicht blos die Lufttheilchen wirken, welche unmittelbar auf den Körper fallen, der den Stoß leidet, sondern die ganze zusammenhängende Luftsäule, welche jene treibt. Beym Lichte aber würde, wegen der großen Zwischenräume, nur ein einziges Kügelchen jedes Strahls den Stoß verrichten, die stoßende Masse würde also weit geringer seyn als die Masse der Luft, ohne in eben dem Verhältnisse seiner zu seyn. Indessen bleibt es noch immer unbegreiflich, daß wir gar nichts von einer Bewegung bemerken, welche den Körpern durch das auffallende Licht unsteetig mitgetheilt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

Vor etlichen Jahren wurden in Bern Versuche gemacht, den verlornen Steinbock für die Gebirge des Oberlands durch neue Zucht des Thieres wieder zu gewinnen. Die seitherige, der naturforschenden Gesellschaft von Hr. Professor Jth kürzlich mitgetheilte Geschichte dieser Steinbockfamilie ist folgende. Der, nun nahe an fünf Jahr alte Steinbock ist aus der Verbindung eines ächten Steinbocks und einer Bastardziege (aus Steinbock und Harzziege erzeugt) entsprungen, welche beyde im Jahr 1820 aus dem Aostathal nach Bern gebracht wurden. Dieser Bastard kömmt an Größe, Stärke, in der Bildung und Vollendung der Hörner dem ausgewachsenen Steinbock sehr nahe, und übertrifft namentlich seinen im vierten Jahr gefallenen Vater, der im Bernischen Museum aufbewahrt wird, in allen diesen Beziehungen auffallend. Das andere Glied der Familie war eine ächte Steinziege, die vom damaligen königl. Sardinischen Gesandten 1820 geschenkt worden, nun aber vor wenigen Monaten gestorben ist; endlich gehört dazu eine Bastardziege, die von dem genannten Bock und einer Hausziege erzeugt worden.

Die Eltern dieser Individuen, so wie mehrere andere angekaufte, männliche sowohl als weibliche Steinböcke sind auf verschiedene Weise verunglückt. Einige ihrer Skelette befinden sich auf dem anatomischen, einige ausgestopfte Thiere auf dem zoologischen Museum.

Wiewohl jene Thiere als frey und wild angesehen werden können, so zeigen sie keine Spur, weder von Menschenfurcht, noch von Menschenliebe. Auf den Stadtwällen, die ihnen zum Tummelplatz angewiesen waren, machte sich der wilde Bastardbock durch wiederholte Angriffe auf die Schildwachen gehässig. Mehr als einmal unterbrach er die im Freyen zunächst an der Sternwarte vorgenommenen astronomischen Beobachtungen, stieg auf einen benachbarten Spaziergang hinab und jagte die Spazierengehenden in die Flucht, gefiel sich auf den anstoßenden Dächern die Ziegelsteine zu zerhacken, u. s. w. Von allen Seiten liefen Klagen ein. Die Steinbockfamilie wurde nun auf den Abendberg bey Interlaken verpflanzt. Die Steinziege und Bastardziege strebten nach den Höhen, allein der Steinbock gefiel sich besser in den bewohnteren Regionen. Täglich kam er mehrere

Male zur Aderhütte, und war zuletzt mit keiner Gewalt mehr von da hinwegzubringen; er stieß den Aelpler zu Boden, wenn er sich widersetzte, und diese wäre bey einer solchen Gelegenheit wahrscheinlich umgekommen, wäre nicht seine Frau herbeygestürzt, die aus richtigem und glücklichem Instinct den Feind beym Barte ergriff, der, wie die Ferse am Achill, fast die einzige schwache Stelle an dem furchtbaren Bastard ist. Wegen der Verheerungen in den Pflanzungen und wegen der Gewaltthätigkeiten, die der Bock alle Augenblicke verübte, wurde nun die Steinbocksfamilie weiter hinauf an die Höhen des Saxetenthales gebracht. Der Bock mußte durch vier Männer an einem starken Seil fortgeschleppt werden, und warf mehr denn einmal seine ganze kräftige Escorte über den Haufen. Ein herculischer Gemsjäger, Obmann Roth, übernahm nun mit eigenthümlicher Vorliebe die Aufsicht über die neuen Gäste, die aber wenig Dankbarkeit bewiesen. An einem senkrechten Felsabsturz, einen Schritt vom Abgrund, mußte einmal der beherzte Jäger über eine Stunde lang mit dem Bastarde ringen, der ihn hinabstoßen wollte. Auch hier ward letzterer das Schrecken der Aelpler, indem er beständig zu den Hütten heraufkam und die Widerstehenden geradezu überrumpelte. Seit Ende September (1824) hatte er seine Ziegen ganz verlassen und sich im Thalgrunde von Saxeten aufgehalten. Dem Roth gelang es, ihn auf die Höhen zurückzuführen, aber sonderbar als sein Meister war der Steinbock wieder im Thal, stieß alle Thüren ein, wo er Ziegen vermuthete, besprang dieselben und verfolgte selbst Weibsleute in Küchen und Keller. Man hoffte, daß nach Ablauf seiner Brunstzeit der Wildfang sich wieder zu den Seinigen halten würde, welche indeß ruhig die höhern Alpgegenden beweidet hatten. Allein wenige Tage, nachdem er der Haft entlassen worden, erschien er plötzlich zu Wilderswyl in der Fläche, hinter einer Heerde von Ziegen daherrennend, die in voller Eile in's Dorf gelaufen kam.

Die einzige noch übrige reine Steinziege, die vom Bastardbock und von der bösartigen Bastardziege viele Mißhandlungen erlitten hatte, starb im Winter 1825, wie es scheint an Lungengeschwüren. Der wackere Obmann brachte die Nachricht ihres Todes mit Thränen in den Augen. Den Winter über mußten die Thiere gefüttert werden, schon im Spätherbst waren sie aus Mangel an Futter in ihren hohen Revieren ganz abgemagert.

Der Bastard-Steinbock ist unstreitig bösartiger und bissiger als die reinen Steinböcke, die man früher besessen hatte. Es existiren eine Menge seiner Abdummlinge. Bemerkenswerth ist bey diesen Thieren der Trieb, die höchsten Stellen ihrer Reviere zu erklettern, von wo sie oft nicht mehr herunter zu steigen wagen. Eine der Ziegen blieb einmal aus Scheu drey Tage auf einem Thurm, und mußte heruntergeholt werden, da sie selbst sich nicht mehr zurückwagte.

Von dem gelehrten Professor der Thierarzneykunde an der bernischen Academie, Hr. Anker, wird eine ausführliche Geschichte dieser Thiere, und insonderheit eine anatomische Vergleichung derselben mit Gemsen und Ziegen, bearbeitet.

Baden bey Rastadt.

(Beschluß.)

Das Theater macht, wie gesagt, keine brillanten Geschäfte, ob sich gleich der Director nach Kräften anstrengt und manchmal drey große Opern in einer Woche zum Besten gibt. Ein einzigesmal ließ ich mich verleiten, dasselbe zu besuchen, es wurde Mozarts Zauberflöte aufgeführt. Doch schon bey der Erscheinung des Herrn Tamino, der einem sehr profaischen Schäfer aus der Umgegend Badens glich, den man in etwas beschmutzte Seide, mit rostigen Goldfranzen besetzt, gehüllt hatte, wurde uns alle Illusion genommen, und gern hätte ich ihm und seinem Gesang nachgeholfen, da er: Zu Hülfe, zu Hülfe schreyend, eintrat. Als jedoch die drey Nymphen mit gräßlichen Spießen bewaffnet herbeyeilten, um den ohnmächtigen Prinzen von der Schlange zu befreyen, ward mir selbst nicht ganz wohl bey der Sache. — Die erste war ein dreyzehnjähriges kerngesundes Bauernmädchen mit einer schneidend krähenden Altstimme, die zweyte, eine Schönheit von reifern Jahren, hatte etwas mehr Tournüre, aber so wenig Stimme, so daß man fast keinen Ton mehr hörte, dagegen sprach sie für alle; hätte sie doch auch für alle gesungen! Die dritte endlich zählte, wenn nicht sechzig, doch siebenzig Jahre. Sie hatte das Ansehen einer wahren Megäre im Affekt des höchsten Zornes und stürzte mit ihrem Spieß in der Attitüde eines Soldaten, der mit gefälltem Bajonnet eine Schanze erstürmen will, auf die schon längst leblose Schlange hin. — Ihr Gesang war ein Mittelding zwischen Raben- und Dohlengekrächze. Späterhin verwandelten sich sämmtliche rabenschwarze Nymphen in schneeweiße Genien. Einige kleine Unfälle abgerechnet, z. B. daß das gemalte Feuer von dem wirklichen ergriffen wurde und zu brennen anfing, jedoch zur Beruhigung des schon unruhig werdenden Publikums bald wieder gelöscht wurde, u. s. w. abgerechnet, lief die Vorstellung so ziemlich ohne Störung ab, und das Ensemble ging besser als ich erwartete; man hatte jedoch für gut gefunden, die Oper in vier Abtheilungen einzutheilen, wahrscheinlich der vielen Verwandlungen und Maschinen wegen, von denen man indessen nichts zu sehen bekam. — Den Abend vorher soll der Freyschütz mit einem wahrhaft höllischen Lärm und Spektakel aufgeführt worden seyn, und nach der Zauberflöte folgte die Schweizerfamilie. Olympia und andere sollen später in die Scene gesetzt werden?! Nach beendigtem Schauspiel durchstreifte ich noch die Promenaden und Straßen Badens, und traf in der großen Allee eine Gesellschaft, welche bey Fackelschein, Hörner- und Trompetenschall unter den schattigen Bäumen auf dem Rasen tanzte, was einen eigenen Anblick gewährte.

Ein wahrer Genuß müßte es für den Psychologen seyn, wenn er unbemerkt eine von den zahlreichen Domestiken-Tafeln belauschen könnte, welches Glück mir zufälliger Weise einigemal zu Theil wurde. Hier tafeln, wenn die Herrschaften abgespeist haben, Kammerdiener und Kammermädchen, Kutscher und Laquaien von allen Nationen und Farben recht fröhlich und innig unter einander, und erweisen sich gegenseitige Artigkeiten und Galanterien, die sich kaum beschreiben lassen. Die französischen Valets behandeln das dienende schöne Geschlecht mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit, und die englischen Jockeys traktiren die deutschen und französischen Kammerkätzchen und Stubenmädchen recht verschwenderisch mit fremdem Wein, während deren Herrschaften nur gewöhnlichen Tischwein reichlich mit Wasser vermischt zu sich nehmen. Auch wurden von diesen dienstbaren Geistern häufig Bälle veranstaltet, wovon jedoch einer der brillantesten dadurch vereitelt wurde, daß die Herrschaften selbst eine plötzliche Tanzlust überfallen hatte, und sie die Tänzer zu ihrer Bedienung, und zum großen Leidwesen der Kammer- und Stubendamen, requirirten.

Seitdem die höchsten Herrschaften größtentheils abgereist sind, spürt man eine täglich mehr zunehmende Leere. Die mittäglichen Touren in der Allee sind eingegangen, die Spieltische ziemlich verlassen, bis auf den, wo man auch mit Sechsbätzners Fortuna in Versuchung führen kann, und der ein wahrer Ruin für Handwerker und Landleute ist, die den Sonntag ihre, während der Woche so sauer verdienten Paar Gulden, in wenig Minuten der rücksichtslosesten und eigensinnigsten Göttin opfern.

Druckfehler.

Im Motto Nr. 195 statt „wehet" lies „weihet."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. August 1825.

Ich schaue die Krone
Deines Haupttes, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Aus der Maha-Barath.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Hypothesen über die Natur des Lichts.

Alle die verschiedenen Hypothesen, wodurch man die Erscheinungen des Lichts zu erklären gesucht hat, und womit sich schon die Alten beschäftigten, lassen sich auf das Emanations- und das Vibrations-System zurückbringen. Ersteres ist wahrscheinlich von Epikur zuerst vorgetragen, wird aber gewöhnlich das Newtonsche nach dem Erfinder der neuern Optik genannt, der demselben sehr geneigt war. Das leztere ist von Huygens, vielleicht schon von Aristoteles gelehrt, von Euler aber am vollständigsten entwickelt und vertheidigt worden. Nach jenem besteht das Licht aus materiellen Theilen, die aus dem leuchtenden Körper nach allen Richtungen wirklich ausströmen. Dieses behauptet, daß das Leuchten blos in einer zitternden Bewegung der Oberfläche des leuchtenden Körpers besteht, wodurch einem äußerst feinen elastischen Fluidum, welches unter dem Namen Aether den ganzen Weltraum erfüllen soll, ähnliche Schwingungen mitgetheilt werden, die sich gleich Wellen nach allen Seiten verbreiten, und, indem sie an unser Auge schlagen, die Empfindung des Sehens hervorbringen, so wie die durch das Zittern schallender Körper hervorgebrachte wellenförmige Bewegung der Luft dem Ohre die Empfindung des Gehörs mittheilt. Beyde Hypothesen haben ihre Schwierigkeiten, die sich indessen bey der ersteren größtentheils heben lassen; beyde setzen eine besondere Materie, den Lichtstoff oder den Aether, voraus, die dann ohne Zweifel von der Natur auch zu vielen andern Zwecken benuzt wird; allein es ist offenbar, daß durch die erstere Hypothese alle Wirkungen des Lichts weit leichter und einfacher erklärt werden, und daß viele Wirkungen, wie die Polarisation des Lichts und die doppelten Bilder durch den Isländischen und andere Krystalle, sich durch die zweyte Hypothese gar nicht erklären lassen. Hieher gehört auch folgende bekannte Erfahrung. Wenn die Sonnenstrahlen durch eine kleine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fallen, so würde der wellenförmig bewegte Aether, gleich dem Wasser oder der Luft, sich nach allen Seiten im Zimmer ausbreiten; man würde die Sonne nicht blos in der geraden Linie der Oeffnung, sondern aus allen Winkeln sehen, so wie seitwärts stehende Personen den Schall hören, der aus einem Sprachrohre kömmt; das Licht aber pflanzt sich blos in geraden Linien, also nicht wellenförmig fort. Das Emanationssystem ist daher jezt von den Physikern allgemein angenommen, und es wird nur nöthig seyn, die hauptsächlichsten Einwürfe zu beantworten, die dagegen gemacht werden können.

Der gewöhnliche, und beym ersten Anblicke sehr scheinbare Einwurf, daß die Sonne längst erschöpft seyn müßte, wenn wirklich in jedem Augenblicke so viel Lichtmaterie ausströmte, als nöthig ist, um das Sonnensystem zu erleuchten, fällt bey näherer Untersuchung ganz weg. Es ist eben bemerkt worden, daß die Lichttheilchen nicht wie die ununterbrochenen Strahlen eines Springbrunnens ausströ-

men, sondern einander in sehr großen Zwischenräumen folgen; und es läßt sich berechnen, daß dadurch in den sechstausend Jahren der Geschichte unsers Erdbodens der Durchmesser der Sonne nicht um zehn Fuß kleiner geworden seyn würde, daß aber nur eine Abnahme von hundert Meilen durch unsre feinsten astronomischen Beobachtungen bemerkt werden könnte, wozu eine Zeit von mehr als tausend Millionen Jahren erfordert würde. Die Abnahme der Sonnenmasse durch das Ausströmen des Lichtes kann also wirklich statthaben, ohne daß wir sie in tausend Millionen Jahren bemerken würden; und selbst diese Abnahme wird, nach Newtons Meinung, durch Kometen ersezt, die von Zeit zu Zeit in die Sonne stürzen.

Eben so natürlich scheint die Bemerkung, daß, wenn unaufhörlich Licht aus der Sonne strömt, es schwer zu begreifen sey, wo diese mit jedem Tage sich mehrende Lichtmasse bleibe. Außerdem muß man noch bemerken, daß wahrscheinlich ein großer Theil der ausströmenden Lichtmasse als Licht wirklich verloren geht, oder gleich der gebundenen Wärme, die Natur des ungebundenen sichtbaren Lichts verliert, um zu andern physischen Zwecken benuzt zu werden. Jeder Körper, auf den das Licht stößt, verschluckt, wie man sehen wird, eine Menge desselben, macht es sich zu eigen, und verwendet es zur Erwärmung und zu andern Zwecken.

Der Einwurf, daß die Weltkörper durch den Widerstand der unzähligen Lichtstrahlen, die den Weltraum mit solcher Schnelligkeit durchkreuzen, in ihrem Lauf aufgehalten werden müßten, trifft die andere Hypothese weit stärker, da der Aether eine zusammenhängende, alles erfüllende Materie seyn muß, die Materie des Lichts aber Zwischenräume hat, die vielleicht größer sind als die meisten Weltkörper. — Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange durch Hypothesen von der Erzählung der Wirkungen des Lichts abhalten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsezung.)

2. Ankunft im Bade.

Der ehrliche Doktor meynte es gut, und ich konnte mir im Stillen nicht verhehlen, daß er wohl auch Recht haben möchte. Freylich fiel es mir schwer, die Klause zu verlassen, die schon seit einer Reihe von Jahren mein Asyl geworden war; allein ich fürchtete mich selbst vor der schwarzgalligen Natter, die meine Lebenskraft zu ersticken drohte, und traf daher, wiewohl seufzend, meine Anstalten zu der vorgeschriebenen Reise. Das Allernothwendigste packte ich in das Bündelchen zusammen, das ich bald unterm Arm zu tragen, bald an die Spitze meines Dornstocks zu hängen mir vornahm, überließ meinem freundlichen Diener, oder, besser gesagt, meinem dienstwilligen Freunde Christian die Sorge, einen Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche und Büchern zu füllen, mit denselben zu Wagen nachzukommen, und pilgerte an einem schönen Sommermorgen bergab in die am Fuße des Schwarzwaldes liegenden Thäler. Meine Schritte waren im Anbeginn schwer und zaudernd; als ich jedoch waldauswärts kam, und die herrlichen Fluren des Breisgaus vor meinem, eines solchen Anblicks lang entwöhnten Auge sich entfalteten, da schwoll mir die alte Brust in jugendlicher neuer Kraft, und munter förderte ich meine Schritte. Allenthalben lag üppiger Segen auf den Feldern, Frohsinn und kräftiger Muth in den Zügen des jungen Geschlechts, Hoffnung und Zuversicht auf der, unter dem Drucke vergangener Zeit gefurchten Stirne der älteren Landbewohner. Durch stattliche Dörfer und reinliche Städtchen führte mich mein Weg dem Ziele entgegen, und ich war nur noch eine halbe Tagereise von dem anmuthigen Badeort entfernt, als meine Beine mir den Vorwurf machten, sie über die Gebühr angestrengt zu haben. Bereitwillig, mein Unrecht gegen sie wieder gut zu machen, machte ich von dem Antrag eines heimkehrenden Kutschers der Hauptstadt Gebrauch, der mir seinen leeren Wagen anbot. Er gab mir gute Worte, ich versprach ihm gutes Geld, und wir waren einig. Geschwinder als meiner allmählig erwachenden Beobachtungsinst lieb war, ging die Reise vor sich, und in der Dämmerung des Abends fuhren wir durch eine Pappelallee, zwischen neuen und freundlichen Häusern dahinrollend, zahlreiche Equipagen und scherzende Spaziergänger vorbey durch das Thor der Badestadt. Wie hatte sich Alles verändert! Das war nicht mehr der schmucklose bescheidene Ort, in dem ich vor langen Jahren ein Paar Sommer zugebracht hatte. Die Straßen waren breiter geworden, stattliche Gebäude neu erstanden; ein lustiges Gewimmel trieb sich in den Straßen herum, schaute von Altanen herunter, fröhliches Gejauchz schallte aus den Gasthäusern, und Musik klang allenthalben in den Jubel. Der Wagen hielt vor dem Hotel, das mir der Doktor empfohlen hatte. Der an der Pforte lauernde Aufpasser zog die Glocke, ein halbes Dutzend leichtfüßiger Kellner stürzte Hals über Kopf auf die Schwelle. Zwölf Hände langten in den Wagen, hoben mich heraus. Die Seele des Gerechten kann nicht mit größerer Inbrunst und lobenswertherm Eifer von den dazu befehligten Engeln in das Paradies versezt werden, als ich in das gastliche Haus gebracht wurde, unter dessen Thüre der heitere Wirth, Behaglichkeit und Lächeln auf dem Antlitz, ein herzliches Willkommen auf der Zunge, mich mit Verbeugungen empfing. Der Auftritt war dazu geeignet, mir einen günstigen Begriff von der Gastfreundschaft der Badestadt beyzubringen, allein . . . leider fand die Herr-

lichkeit bald ein Ende. Zwey Kellnerburſche hatten ihre flinken Beine und ſpähenden Blicke nach dem Hintertheil der Kutſche gerichtet, und zu ihrem Erſtaunen keinen Koffer auf dem ſchwebenden Brette erblickt. Ein dritter hatte mit dienſtfertiger Hand in allen Ecken des Wagens gewühlt, und nur ein geringes Päckchen und einen gewichtigen Dornſtock gefunden. Ich hatte den Kutſcher bezahlt, er war, ſeiner Heimath zueilend, von dannen gefahren, und hatte, wie ich mir denke, das Wohlwollen des Wirths, die Höflichkeit der Kellner ſtatt meiner als Paſſagiere mit ſich genommen. Ein Blick auf mein dürftiges Gepäck, auf meinen Dornſtock, auf meinen ſchlichten grauen Rock, auf die mäßig geſpickte Börſe endlich, aus welcher ich den Kutſcher befriedigt hatte, mochte den Gaſtgeber auf andere Gedanken gebracht haben. Das freundliche Geſicht wurde lang, legte ſich in kalte wichtige Falten, das gebückte Haupt hob ſich mit einem gewiſſen Selbſtgefühl, und mit einer nachläſſigen Wendung gegen den Oberkellner fragte der Hausherr, ob noch ein Zimmer zu vergeben ſey. Der Miniſter, deſſen Rechte ſchon erhoben war, um Befehle zu ertheilen, merkte aus der vornehmen Frage des Patrons, was er zu antworten habe, ließ die Hand ſchnell ſinken, fuhr mit der Linken durch den Coup de vent, der ſeinem blaſſen Angeſichte einen recht ſchwärmeriſchen Ausdruck verlieh, zuckte die Achſeln und that den Ausſpruch, Alles ſey bereits beſetzt. Hierauf verſchwand er, und die früher zuvorkommenden ſubordinirten Kellner folgten ſeinem Beyſpiel, wie der Hauſe gewöhnlich zu thun pflegt, mit der gehörigen Inſolenz in Mienen und halblaut geflüſterten Bemerkungen über die mittelloſen alten Leute, die ſo frech zu ſeyn ſich unterſtünden, in einem Hotel logiren zu wollen, das nur für Gäſte comme il faut eingerichtet ſey, und in welchem man nicht ohne Equipage, mit einem Päckchen unterm Arm, einem groben Dornſtock und einem halbleeren Beutel in der Taſche zu erſcheinen habe. — Mißbilligende Verwunderung in meinen Augen leſend, drehte mir der Wirth ebenfalls mit leichtem Achſelzucken den Rücken, und wollte mit einem flüchtigen „Bedaure recht ſehr!“ von dannen, allein ich konnte es nicht über's Herz bringen, mein Erſtaunen ganz zu unterdrücken, und fragte ihn daher trocken und kurz, warum ſein gegenwärtiges Benehmen von dem freundlichen Empfange ſo himmelweit verſchieden ſey? — Es war ein Irrthum, erwiederte er auf's zierlichſte; wir hielten Sie für den Haushofmeiſter einer polniſchen Fürſtin, die heute mit ihrem Gefolge erwartet wird, um die einzigen leeren Gemächer meines Hauſes, für Sr. Hoheit beſtellt, in Beſchlag zu nehmen.

Mit dieſen Worten, deren letztern Theil er mir wieder über die Achſel zuwarf, bereits die Klinke ſeiner Wohnſtube in der Hand, ging er hinweg, und ließ mich auf dem Vorplatze ſtehen, woſelbſt der ganze Auftritt ſtattgefunden hatte. „Ich hätte mich nicht aus meiner Einſamkeit begeben ſollen, dachte ich bey mir ſelbſt. Die Menſchen ſind heut zu Tage, wie ſie vor fünfzig, hundert und tauſend Jahren geweſen ſind. Aber, gerade weil ſie noch die Alten ſcheinen, muß es auch höfliche Wirthe in der Stadt geben, die mir nicht die Thüre weiſen, denn das Gute hält dem Böſen das Gleichgewicht.“ — Dieſer Betrachtung zufolge wandte ich um, ſchüttelte den Staub von meinen Schuhen, und wollte eben zu der Pforte hinaus, ... als mir ein großer Mann in weißen Pantalons, grauem Strohhut, auf der Bruſt mehrere Orden, ein Junggeſellenlied unter dem genauen Schnurbart hervortrillernd, rüſtigen Schritts entgegenkommt. Die Laterne im Vorhauſe beleuchtet ſeine Züge, die mir nicht fremd vorkommen; das neumodiſche Koſtum macht mich jedoch irre. Der Ankömmling iſt indeſſen ſchneller mit ſeinem Gedächtniß in's Reine gekommen, bleibt betroffen ſtehen, und ruft: „Ey, mein Gott! biſt Du's wirklich?“ Seine Stimme verräth ihn vollends, ich nenne ſeinen Namen, er den meinigen und zwey alte Waffenbrüder liegen ſich in den Armen. Das Geplauder einer eintretenden Damengeſellſchaft unterbrach die Freude des Wiederſehens. „Wo kömmſt Du her?“ fragte mein Freund. — Aus dem Schwarzwalde. — „Du bleibſt hier?“ — Wenn ich eine mitleidige Seele finde, die mich aufnimmt. — „Wohnſt Du nicht in dieſem Hauſe?“ — Behüte! der Wirth hat keinen Platz für mich. — „Keinen Platz? Warum nicht?“ — Weil ich nicht der Haushofmeiſter einer polniſchen Fürſtin bin, die er erwartet. — „Was?“ — Weil ich nicht eigene Equipage habe. — „Wie?“ — Weil ich meine Habſchaft in dieſem Pakete unter dem Arm trage, bis mein Chriſtian mit dem übrigen nachkömmt, weil ich mein bischen Geld in unſcheinbarem Papier bey mir trage, die Börſe daher nicht von Golde ſtarrt, weil endlich mein Dornſtock und mein graues Kleid nicht in bonette Geſellſchaft paſſen. — „Ich werde nicht aus deinem Geplauder klug. Nur ſo viel begreife ich: Der Wirth iſt ein unhöflicher Geſell. Du bleibſt aber dennoch bey mir im Hauſe. Ich habe zwey Zimmer inne. Das Eine ſteht Dir zu Dienſten.“

Ich wollte ablehnen, da ließ ſich gerade der Hausherr, unſer Geſpräch belauſchend, an der Thüre ſeiner Stube wieder ſehen. Ober- und Unterkellner waren neugierig ab und zu gegangen. Mein Freund zog den Wirth an's Licht, „Sie haben ſich geweigert, ſagte er beißend, meinen Kriegsgefährten in Ihr Haus aufzunehmen, obſchon noch zwanzig Zimmer leer ſtehen? So bleibt mein Freund bey mir, verſtehen Sie mich? Sorgen Sie, daß Alles für ihn in Stand geſetzt werde.“

Digitized by Google

Der Wirth war ein Bild kriechender Demuth geworden. Herr Graf... stammelte er; ... ein Irrthum, ein Mißverstand... hätte ich ahnen können ... „Schon gut, antwortete der Graf kurz und barsch.“ Nr. 63. eingerichtet! schnell wie der Wind!“

Man könnte auch ein andres Appartement .... äußerte der Wirth. — Sie vergessen, daß Alles besetzt ist; lächelte ich. — Ja wohl, hustete der Verlegene, allein... für gute Freunde .... des Herrn Grafen, stehen noch angenehme Zimmer leer und ledig. — Was würden aber die polnische Fürstin und Haushofmeister dazu sagen, wenn sie ihr Quartier geschmälert fänden? fragte ich, nicht ohne Bosheit. — Da sprangen die Kellner mit silbernen Leuchtern voraus, und der Graf zog mich, mit der gewinnsüchtigen Hospitalität des Wirthes — unzufrieden, die Treppe hinauf in sein geräumliches Zimmer, wo unter fröhlichen Rückerinnerungen an unsre Jugend und Abenteuer, die wir zusammen bestanden, die Stunden schnell verflogen. Die Erneurung unsrer Freundschaft wurde bey einem Glase köstlichen Weins, dessen Geburtsjahr mit dem Unsrigen zusammentraf, gefeyert, und in heitern Träumen brachte ich meine erste Nacht an der Heilquelle zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Anfang August.

Die dießjährige Jakobidult (Messe) macht unsre Stadt ungemein lebhaft. Panoramen, Cosmoramen, Welttheater, Menagerien, Reiter- und Seiltänzer-Akademien, so wie geringere Unternehmungen der Art, im Freyen hausend, trommeln, lärmen und musiziren bis in die Nacht. Wer von 7 bis 9 Uhr Abends auf unserm Boulevard vom Schwabinger bis zum Josephs- und Sendlingerthor lustwandelt und das Drängen der Menge mit ansieht, die sich hier herumtreibt, und die unzähligen Schaubuden bevölkere, die in diesem Jahr eine eigene Vorstadt bilden, der wird gestehen, daß es am Boulevard des Gand oder des Italiens nicht toller zugeht, und wird München den Rang einer großen Stadt nicht streitig machen. Am interessantesten unter allen Schaubarkeiten ist unstreitig die Reiterakademie des Hrn. Blondin, deren Schauplatz täglich gedrängt voll ist, und welche die allerhöchsten Herrschaften schon einigemal mit Ihrem Besuch beglückten. Die Kunst des Herrn August und Emil als Voltigeurs und vor allen die Reiterkünste des Hrn. Baptiste Loisset sind wirklich von außerordentlicher Art. Ich schweige von den Kraftanstrengungen des Letztern, wie er über breite Bänder und durch Fässer springt, von seiner Heldenkraft als polnischer Lanzenreiter, von seiner Darstellung des Achilles als Rosselenker, in welcher Eigenschaft ihn ein hiesiger Dichter besungen hat, und erwähne nur seine Anmuth und Grazie als Charakter- und Groteskkänzer auf dem Pferde, in der er manchen ruhig auf den Brettern einherschreitenden Ballettänzer bey weitem übertrifft. Bey allem dem verstehen die wenigsten dieser großen Reitkünstler gut zu reiten, was man nämlich reiten nennt, und selbst Hr. Baptiste's Hand und Führung ist nicht die beste. Es geht mit der guten alten Reitkunst, wie mit der ächten wahren Singkunst. Rouladen und Verzierungen, so schwierig und halsbrechend sie der Menge erscheinen, sind leichter als einfacher Portamentogesang. In dieser und in Hinsicht auf Pferdedressur hat uns die Gesellschaft des Herrn de Bach aus Wien, der vier Wochen früher hier seine Darstellungen gab, bey weitem mehr in Erstaunen gesetzt. Hr. de Bach mit seinen Pferden die Schule durchmachen zu sehen, gewährt dem Kenner der Reitkunst mehr Vergnügen, als alle Kunststouren und Wagnisse des Hrn. Loisset, so bewundernswerth diese auch sind. — Der Reitergesellschaft des Herrn Blondin macht die Seiltänzergesellschaft des Hrn. Longuemar den Preis der Trefflichkeit streitig. Auch nach den Chiarini, die uns voriges Jahr besuchten, kann Hr. Longuemar, der ältere Sohn, mit Erstaunen und Bewunderung gesehen werden. Seine Leichtigkeit, Präzision und Sicherheit, seine entrechats à six und alles de Pigeon, die der geübteste Balletänzer kaum auf der Schaubühne wiederzeigte, die Equilibresstücke, das Springen über Reife, Hüte, Bänder, über Personen vor- und rückwärts, endlich seine Trambolin und Salti mortali, die er zweymal auf einer kurzen Strecke nach einander so macht, daß er sich ohne Vorbereitung oder Anlauf gleichsam auf der Achse wendet, auch den Löwensprung rückwärts wiederholt — die Sicherheit, mit welcher alle diese Kunststücke gemacht werden, so daß der Zuschauer nicht in Furcht oder Verlegenheit geräth, was beym Anblick furchtsamer und ihrer Sache nicht recht sicherer Kunstkänzer immer zu geschehen pflegt, alles dieses erregt Bewunderung und Beyfall. Auch der Tanz der beyden Polichinells, welchen die beyden ältern Brüder auf zwey neben einander gespannten Seilen ausführen, verdient, sowohl der durchaus gleichartigen Bewegungen und Tanzschritte der beyden Künstler, als der schönen und starken Sprünge wegen, worin sie wetteifern, besondere Anrühmung und gewiß wird auch dieses Schauspielhaus Niemand ohne Zufriedenheit verlassen.

Unsere Hoftheater-Intendanz ließ sich angelegen seyn, den Meßfremden vieles Großartige und Treffliche würdig vorzuführen, und in allen Kunstfächern die reichen Kräfte zu entwickeln, die ihr zu Gebot stehen. Poisset's grandiose Prachtoper: die Prinzessinn von Provence, Webers Freyschütz, das Ballet Aschenbrödel, Othello, Ingurd, Regulus und Götz von Berlichingen gingen nacheinander über die Bühne. Da es mir nur obliegt, hier der neuen Stücke und ihres Gelingens näher zu erwähnen, so entgeh' ich der Verlegenheit, über Goethe's Trauerspiel unaufhörlich zu sprechen, das sich zu unsern modernen Dramen verhält, wie etwa ein kräftiger Holzschnitt von Dürer zu einem Kupferstich von Drunever. Eßlair als Götz, so wie Vespermann's, Urban's und der Frieß treffliche Leistungen retteten die Darstellung und machten uns manches Verfehlte vergessen. Das Stück war übrigens arg zugeschnitten; wer den armen Götz also zugerichtet, weiß ich nicht. Wer es auch sey, er hat bey dieser Operation wenig Einsicht und Geschick bewiesen und den Helden ärger verstümmelt als der Schuß, der diesem bey Landshut die Hand zerschmetterte, wofür er zum Lohn wohl ein Liebestäschchen von des Ritters metallner Hand verdiente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. August 1825.

Laß mich dem Gram am Hügel hier entweichen,
Der überwachsen wild mit Strauch und Kraut,
Im Geisterlispeln alter deutscher Eichen,
Zum stillen Rheine niederschaut.
Hernieder zu dem abendrothen Thale,
Das aufblickt in der Sonne letzes Glühn,
Das, wie mit Armen, anfangt zu dem Strahle,
Daß Erd' und Himmel in dem Kusse blühn.

Henne.

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsetzung.)

3. Das alte Schloß.

Ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als die ehewürdigen Ruinen des Stammschlosses eines erlauchten Füestengeschlechts zum Ziel meiner ersten Wanderung zu machen. Hatte mich am verflossenen Tage die so bedeutend verändeete Physiognomie der Stadt in Verwunderung gesezt, so fand ich hingegen heute auf dem alten Schlosse doch die alte Zeit wieder. Das waren noch dieselben Trümmer, in denen ich vor Jahren manche schöne Stunde zugebeacht. Unten im Thale hatte das Heute seine wandelbare Bude aufgeschlagen; hiee oben waltete noch das Gestern und Voegestern in ungestöeter Ruhe. Die neueste Zeit hatte zum Mindesten nur wohlthätig auf das Denkmal rauher altväterlicher Größe eingewirkt; fromme Hände hatten die morsche Wiege der Ahnen stützen und ausbessern lassen, zu den höchsten Stellen des Gemäuers waeen Treppen angelegt worden, und auf dem erhabensten Standpunkte des Berges wae eine Hütte erbaut zum Schirm und Ruhepunkt für den müden Wanderer. Windharfen, in verschiedenen Oeffnungen dee Ruine angebeacht, durchtönten die einsame Stätte mit geheimnißvollen Klängen. Die Töne, bald schmeichelnd und leise, bald voll und scharf durch die Luft gleitend, erweckten unwiderstehlich jene unerklaebare Sehnsucht, die den fühlenden Menschen zu ergeeifen pflegt, wenn er auf klassischem Boden oder auf den Grädern alter Heidenzeit wandelt. Mit jugendlichen Erinnerungen kränzte sich mein weißes Haupt, und beschauend und genießend ließ ich mich in einer der Fensterwölbungen nieder, welche die entzückende Aussicht über Thal und Fläche bis an den Rheinstrom und die Vogesen gewähren, und nahm nicht die geringste Aergeeniß an dem Umherspioniren eines garstigen Bauerweibes, das mit obrigkeitlicher Genehmigung am Eingang der Ruine eine Bierschenke errichtet hat. Diese Einrichtung neuester Zeit, obgleich eine Wohlthat für Immerdurstige, wae keine von denen, die mir gefiel. Der materielle Gedanke an das hier verkäufliche Getränk, der Anblick der unsaubern Familie, die in einer schlechten Baracke das unappetitlichste Buffet aufgeschlagen hat, paßt nicht zu den Empfindungen, welche die alte Vorzeit sowohl als die ewig junge und eeiche Natur auf diesem entzückenden Flecke in einer fühlenden Brust erzeugen. Ich sandte den bewaffneten Blick in die Ferne, und ließ ihn abwechselnd wieder ausruhen in dem Grün des dunkeln Waldschattens um mich her, mir Glück wünschend, ganz allein und ungestört hier verweilen zu können: abee bald veekündete mir ferneres, den Beegweg herauf schallendes Gelächter und Rufen den Anmarsch feindlicher Stöhrefriede. Ich hatte Lust, dem Beyspiel des Eichhörnchens zu folgen, das, dicht vor meinem Fenster an einer schlanken Tanne empor kletternd, die Flucht vor den ungebetenen Gästen nahm, und wollte meinen Sitz und die Ruine verlassen. Aber zu rechter Zeit hielt mich die Scham zurück. War ich nicht dem Kurorte zugereist, um Menschen zu sehen, Gesellschaft zu

suchen? Muthig überwand ich die inwohnende Einsiedlerscheu, und hatte auch keine Ursache es zu bereuen, denn recht kräftig ward mein Zwerchfell erschüttert von dem Anblick, den mir die heraufklimmenden Schaulustigen darboten. Ihre Gesellschaft bestand aus sechs bis sieben eine Cavalkade bildenden Herren, die nicht unpassend an die beliebte Reisemethode des wackern Sancho Pansa — lustigen Angedenkens — erinnerte. Denn gleich Don Quixote's Schildknappen saßen die verehrten Gäste zu Esel, und wer die Wohlbeleibtheit der meisten von ihnen, ihre beynahe am Boden anstreifenden Füße, dann die Schweiß- und Staubverzierungen auf den hochrothen wohlgenährten Gesichtern, und ihre an den Hals der gemüthlich dergangschreitenden Esel festgekrallten Hände bemerkte, konnte sich nicht leicht des Lachens erwehren. Mein alter Freund hatte mir schon gestern von der Eselanstalt gesagt, die ein spekulirender Einwohner des Städtchens zu Nutz und Frommen der schwächlichen oder trägen Badegäste erst kürzlich errichtet hat, und von der leidenschaftlichen Theilnahme, mit welcher das Publikum die Wohlthat empfangen; allein ich hatte mir von der grassirenden Asinomanie noch keinen solchen Begriff gemacht als heute, da ich ein halbes Dutzend ehrenfester Männer auf dem dürren Rücken der duldsamen Lastthiere heranschleichen sah. Unstreitig mußte diese Reiterey einem Schwarm muthwilliger junger Frauenzimmer, welcher den Herren auf dem Fuße folgte, und mit schäckerndem Jubel die Stille des Waldes störte, lustig vorkommen und den Witz der Jugend zu neckender Rede spornen, denn die zerlumpten Treiber selbst, die barfuß und barhaupt mit gewaltigen Prügeln hinter ihren vierfüßigen Zöglingen derschritten, und sie in gemessenen Zwischenräumen zu größerm Eifer mit Rath und That ermahnten, verzerrten die rohen Züge zu einem wohlgefälligen Grinsen, wenn ein allgemein belachtes Scherzwort unter der fröhlichen Fußgängergesellschaft laut wurde. Es war mir nicht unlieb, die Elemente der kontrastirenden Partheyen in näheren Augenschein zu nehmen. Sie versammelten sich auch bald in dem Innern der Ruinen. Die ernsthaften Eselreiter verpusteten auf den Säulenstücken und Bänken, die den Wanderer zur Ruhe einladen; die unermüdete Jugend hingegen, mit den Rastenden gar nicht bekannt, wie es sich auswies, stürmte die Treppe hinan zu den Fenstern, und auch mein friedliches Winkelchen war bald von blühenden und neugierigen Gesichtern belebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Sinn des Gesichts.

Wenn das Licht in ein gesundes wohl organisirtes Auge dringt, so erregt es in der Seele diejenige Empfindung, die wir Sehen nennen. Wie die Lichtstrahlen durch die äußere durchsichtige Hornhaut (den weißen Theil des Augapfels), durch die dahinter liegende durchsichtige wäßrige Feuchtigkeit (die das Licht eben so wie Wasser bricht), und die kreisrunde Oeffnung oder Pupille der in dieser Feuchtigkeit ausgespannten undurchsichtigen und farbigen Trauben- oder Regenbogenhaut (des Sterns, der dem Auge die schöne blaue oder braune Farbe gibt), ferner durch die Krystallinse (eine linsenförmig erhabene, gallertartige, vollkommen durchsichtige Materie, die das Licht stärker als das Glas bricht), dann durch die den hintern Raum des Augapfels ausfüllende glasartige Feuchtigkeit (die nichts anders als jene wäßrige, aber mit unzähligen zarten Gefäßen durchwebt, einem Gallert ähnlich ist) dringen; wie sie endlich durch diese verschiedenen Brechungen, auf der am hintern Boden des Auges gleich einer Leinwand ausgespannten Netzhaut, ein deutliches Bild des Gegenstandes, von dem das Licht ausfloß, abmalen, welches sich vermittelst des Sehenerven (der nahe unter der Mitte des Augapfels, als eine Fortsetzung oder Zusammenziehung der Netzhaut, sich hinter dem Auge bis in das Gehirn erstreckt, und mit andern Nerven in Verbindung steht) dem Gehirne mittheilt, und hier in der Seele eine Vorstellung von dem gesehenen Gegenstande hervorbringt — alles dieses gehört nicht sowohl in die Physik als in die Physiologie. Nur zwey Bemerkungen hängen so genau mit der Natur des Lichts zusammen, daß wir sie hier nicht übergehen können.

Das deutliche Sehen hängt von zwey Umständen ab, erstlich daß durch die Pupille genug Licht in das Auge trete, um ein helles Bild zu geben, aber auch nicht zu viel, um das Licht nicht zu blenden, und zweytens, daß die Lichtstrahlen durch die Krystallinse und die übrigen Feuchtigkeiten so gebrochen werden, daß das deutliche Bild des Gegenstandes auf die Netzhaut selbst falle. Von beyden Umständen geben uns die astronomischen Fernröhren, die gewissermaßen eine unvollkommene Nachahmung des thierischen Auges sind, eine deutliche Vorstellung. Je näher der Gegenstand ist, desto weiter muß das Augenglas herausgezogen oder von dem Objektivglase entfernt werden, um ein deutliches Bild zu geben. Wenn man die Venus, oder einen andern sehr glänzenden Gegenstand beobachtet, so schwächt man das einfallende Licht durch Verengerung der Oeffnung; oder wo dieß, wie bey der Sonne, nicht zureicht, da gebraucht man dunkel gefärbte Gläser. Etwas Aehnliches muß also im Auge vorgehen. Der zweyte Umstand hängt, bey jeder Entfernung des Gegenstandes, von der mehr oder weniger erhabenen Gestalt der Krystallinse und von ihrem Abstande von der Netzhaut ab: Eins oder das Andere, oder vielleicht Beydes, muß sich daher nach den verschiedenen Entfernungen der Gegenstände ab-

Digitized by Google

dern, damit wir sie in jeder Entfernung deutlich sehen können. Durch welche Einrichtung des Auges die Natur diesen Zweck erreicht hat, und in jedem Falle die gehörige Krümmung der Krystallinse und Entfernung der Netzhaut hervorbringt, ohne daß wir nöthig haben, Beydes zu berechnen, das Fernrohr unaufhörlich zu stellen, oder andere Augengläser einzusetzen, — das ist uns, ungeachtet der sorgfältigsten Untersuchungen der Anatomen, noch immer ein Geheimniß. Es muß darin bestehen, daß entweder die Krystallinse, durch die sie einschließenden Feuchtigkeiten und Häute, bald flach gedrückt, bald mehr gekrümmt wird, oder auch darin, daß sie der Netzhaut, zufolge der jedesmaligen Entfernung des Gegenstandes, mehr oder weniger genähert wird.

Wegen des erstern Umstandes ist es nothwendig, daß von stark leuchtenden Gegenständen weniger, von schwach erleuchteten mehr Licht in das Auge trete: und dieß erreicht die Natur durch eine eben so geheimnißvolle Einrichtung, durch welche die Pupille sich bey stärkerem Lichte von selbst zusammenzieht, um weniger Strahlen durchzulassen, im Dunkeln aber erweitert, um mehreren Strahlen den Durchgang zu verstatten. Von dieser Wirkung, die wahrscheinlich aus dem zu großen Reiz des Lichtes auf der Netzhaut entsteht, kann man sich leicht überzeugen, wenn man sein Auge vor einem Spiegel betrachtet; auch fühlen wir diesen Reiz sehr schmerzlich, wenn zu viel Licht in das Auge dringt, so daß die Pupille sich nicht weiter verengen kann. Aber schwerlich wird man sich einen Begriff machen können, durch welchen Mechanismus die kreisrunde Oeffnung einer ausgespannten Haut, nicht nach unserm Willen, aber nach unsern Bedürfnissen, bald verengt, bald erweitert wird, ohne die Gestalt eines vollkommenen Kreises zu verlieren.

Da der Sinn des Gesichts überhaupt darin besteht, daß die Lichtstrahlen vorzüglich in der Krystallinse gebrochen, und das dadurch auf der Netzhaut abgemalte Bild vermittelst des Sehenerven dem Gehirne dargestellt wird, so entstehen die vorzüglichsten Arten der Blindheit aus der Störung einer dieser beyden Wirkungen. Wenn die Krystallinse ihre Durchsichtigkeit verliert, so kann gar kein Bild auf der Netzhaut entstehen; und diese eigentliche Blindheit, die man den grauen Staar (cataracte) nennt, läßt sich dadurch heben, daß der Staar gestochen, das heißt, daß die Krystallinse entweder herausgezogen, oder an die Seite geschoben wird, weil auch durch die Brechung des Lichts in der wäßrigen und der gläsernen Feuchtigkeit ein wiewohl nicht so scharfes Bild entsteht, dem durch konvexe Gläser, welche die Stelle der Krystallinse vertreten, nachgeholfen wird. Man begreift leicht, daß es sicherer ist, die Krystallinse ganz herauszunehmen, als bloß fortzuschieben, weil sie im letzteren Falle mit der Zeit wieder vortreten kann, da dann die Operation nochmals vorgenommen werden muß. — Wenn gleich alle Theile des Auges vollkommen gesund sind, aber der Sehenerve gelähmt oder unempfindlich geworden ist, so entsteht zwar auf der Netzhaut ein deutliches Bild der Gegenstände, aber die Seele erfährt nichts davon, und befindet sich in dem Falle eines Blinden, der ein vortreffliches Fernrohr vor dem Auge hält. Diese aus der abgebrochenen Kommunikation zwischen dem Auge und dem Gehirn entstehende Blindheit heißt der schwarze Staar (goutte sereine), die man dem Blinden nicht ansehen kann, weil sie ihren Sitz hinter dem Auge hat: sie ist eine wahre Lähmung, die sich nur durch innere Mittel, durch Elektrisiren u. s. w., wiewohl selten, heilen läßt. Vorsicht und Sorgfalt für das gesunde Auge, besonders aber sobald sich ein Fehler oder eine Schwäche zeigt, sind sichrere und weniger kostbare Mittel, als die Apotheke und das Messer der Chirurgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Absichtslose.

Du sagst, du habest nichts gethan,
Mein Herz dir zu gewinnen; —
Und eben, daß du nichts gethan,
Bemeistert mir die Sinnen!
O, daß du würdest fort und fort
Mit Blick und Wink und Schmeichelwort,
Die Seele mir zu saugen!
Vielleicht, vielleicht doch riß' ich dann
Mich los von dir, ein freyer Mann,
Der Liebesmacht entgangen!

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Anfang August.

(Fortsetzung.)

Von Neuigkeiten sahen wir seit meinem letzten Berichte: Die Oper Leocadia, von Auber. Man hat hier die Handlung dieser Oper sehr anstößig gefunden. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß sie etwas schlüpfriger Natur ist, und daß eine junge Person in Verlegenheit gerathen müßte, sie zu erzählen; auch ist es zu wundern, daß die (im Schauspielhaus) so zart- und feinfühligen Pariser an diesem Sujet kein Aergerniß fanden. Unser Publikum ist in neuerer Zeit gar delikat und zimperlich geworden; so manches, was früher unbeachtet oder unverstanden blieb, fällt ihm jetzt als unzart und störend auf. Wäre dieß natürliches Gefühl für Sitte und Anstand, so müßte man unserm Zeitalter Glück wünschen, aber es ist in der Regel nur Affektation. Unsre Voreltern, die einen derben Spaß belachten, waren viel reinern Herzens als ihre Enkel, die über jede Zweydeutigkeit erröthen. Die Musik dieser Oper, in welcher sich der Componist des „Schnee" nicht verleugnen läßt,

ist eben so lieblich als charaktervoll. Zu den vorzüglichen Musikstücken rechnen wir die einfache und rührende Romanze der Leocadia, so wie ihr Duett mit Carlos, Sanchettens und Fernandos Cavatinen sind gleichfalls recht anziehende und originale Tonstücke. In den Ensembleſtücken und Chören herrscht ein lebendiger Schwung und ihre Instrumentirung ist eben so eigenthümlich als wirksam. Opern dieser Art, in denen es keine Bravourarien gibt, sind übrigens auf gutes Spiel berechnet, und fordern weniger Sänger als vielmehr Schauspieler, darum machen sie außer Frankreich wenig Glück. Die tinkische Unbestimmtheit manches deutschen Darstellers erinnert an Boileau's Verse:

et laisant l'étourdi sans pouvoir jamais l'être
C'est un nigaud badin qui fait le petit maître.

Die Darstellung war hier nur in Hinsicht auf den Gesang vorzüglich zu nennen. Mad. Vespermann als Leocadia löste ihre schwierige Aufgabe mit vielem Glücke, einmal durch den bestehenden Reiz ihrer herrlichen Stimme, und dann durch ihren einfachen und geschmackvollen Vortrag. Ein gleiches müssen wir von dem wackern Hrn. Mittermayr rühmen, der die Rolle des Philipp mit ungewöhnlichem Feuer und Gefühl durchführte, und schließlich noch des Hrn. Baier, eines talentvollen Anfängers (als Fernando), lobend erwähnen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich diese Oper auf dem Repertoire erhalten wird.

Eine weitere Neuigkeit war uns das Lustspiel: **die Steckenpferde** in fünf Aufzügen, von P. A. Wolf. Durch einige Posaunenstöße aus verschiedenen Weltgegenden verführt, erlaubten wir uns natürlich einige Erwartungen, fanden aber unsere angestammte baierische Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit für Alles, was von Außen kommt, bitter getäuscht. Steckenpferde sind allerdings ein komischer Stoff, obgleich kein neuer, allein deren Innhaber dürfen, wenn auch allerdings thöricht, närrisch, ja sogar recht lächerlich, jedoch durchaus nicht geistlos, einfältig und abgeschmackt seyn. Wie konnte es z. B. dem Verfasser einfallen, seine Dichterinn ein Riesentrauerspiel schreiben zu lassen? Uns will bedünken, daß diejenigen sich gar gut auf die Form verstehen, welche vom Wesen der Poesie wenig wissen, obgleich sie ihr Steckenpferd für den Pegasus halten. — Möchten doch gehaltreichere neuere Lustspiele unsere verständige und geschmacksbewährte Intendanz vor dem nothwendigen Uebel bewahren, nach solchen Neuigkeiten greifen zu müssen. Ich nenne zu diesem Behufe unter andern: Kleist's „zerbrochnen Krug." Kaupach's „Laß die Todten ruhen" und „seine Kritik und Antikritik" ꝛc.

Wir haben in der neuesten Zeit mehrere fremde Künstler hier gesehen, deren Leistungen ich in Kürze erwähnen will. Im Opernhause gaben zwey Waldhornisten, die Brüder Levi, ein Conzert, und ernteten viel Beyfall, ihr Horn ist nach neuer Art mit Klappen konstruirt, was die Schwierigkeit des Spiels natürlich bedeutend vermindert; in diesem Conzert lernten wir eine wackere Künstlerin aus Ihrem Stuttgart kennen, Frau v. Pistrich, die mit angenehmer Stimme und gefälligem Vortrag die Schlußscene der Cenerentola zu allgemeinem Beyfall sang; wir bedauern, sie nur einmal gehört zu haben. — Ein weiterer Gast war Mad. Briol, angeblich erste Tänzerin der großen Oper in Paris. Die Ausbildung ihrer Zehenpartie (pointe d'acier) ist nicht unbedeutend, ein mimisches Talent konnten wir an ihr nicht entdecken, und wir halten sie höchstens für das emploi einer Coryphée geeignet. Ihr Gatte, Herr Briol, ist ein tüchtiger Groteskkänzer, und würde als italienischer Pierrot, oder besser noch als englischer Clown seine Stelle gut ausfüllen. — Im großen Hoftheater gab Hr. Jerrmann aus Leipzig, früher bey der hiesigen Bühne angestellt, mehrere Gastrollen, und wurde mit Beyfall gesehen. In seinem Spiele ist eine Fresco-Manier sichtbar, die auf grelle Effekte abzielt; es ist demnach seinen Darstellungen mehr Ruhe und Besonnenheit zu wünschen. Hr. Jerrmann hat einen Ruf als Regisseur nach Augsburg erhalten, zu welcher Stelle ihn seine Bildung und Kenntnisse, so wie sein Eifer und seine Thätigkeit ganz vorzüglich eignen. Ein weiterer Gast war endlich Hr. Demmer von dem nunmehr aufgelösten Theater an der Wien, der in einigen wenig bedeutenden Rollen und auch als Hauptmann Künker auftrat, und uns, wenn auch nicht als ein vorzüglicher, doch als ein braver, brauchbarer Schauspieler erschien. Die hiesige beliebte und vielgelesene Zeitschrift Flora hat bey dieser Gelegenheit ein Wort **über Gastspiele überhaupt** gesprochen, das uns sehr treffend dünkt und mit dem wir im Allgemeinen ganz einverstanden sind. Mit Beschränkung und Wahl, die nur anerkannte, ausgezeichnete Talente, Künstler vom ersten Range und großem Rufe, in die Schranken treten läßt, ist das Zweckmäßige dieser Gastspiele Sitte einleuchtend und nachzuweisen. Denn durch einen solchen artistischen Verkehr lernt das deutsche Publikum allmählig sämmtliche Kunstcoryphäen in Person kennen, die es durch Zeitschriften nur dem hochbelobten Namen nach kannte. Es vergleicht, prüft mit Strenge, schärft sein Urtheil, erweitert seinen Geschichtskreis und wird kein Gewohnheitsklotz, das die Mängel und Gebrechen seiner Lieblinge nicht nur unbemerkt vorübergehen läßt, sondern sie im Verlauf der Zeit für Tugenden und Schönheiten erklärt. Den Künstlern erwächst dadurch eine wohlthätige Reaktion, welche sie vor Einseitigkeit, üblen Manieren und Angewöhnungen schützt, ihre Ansichten und Erfahrungen bereichert; daraus entspringt mithin wesentlicher Gewinn für die Kunst, ein erhöhtes Interesse für das Publikum und wohl auch für die Theaterkasse. Was entspringt aber für alle diese Theile, wenn die Rubrik: „Gastspiele" so ausgedehnt wird, daß sie zum Freypaß für die traurige **Mittelmäßigkeit**, zum Deckmantel für spekulirende **Kunsthandwerker**, zur Speisekammer für Nothdürftige und Berufslose dienen muß? Ein **Lastspiel**, das die betreffende Anstalt und das Publikum peinigt. Jene ist in ihrem Repertoire und in ihrem finanziellen Betriebe gehindert, dieses muß sich mit alten, verlegenen, gehaltlosen Stücken begnügen (denn darinn kann sich das **Mittelmäßige** doch nur produziren), und ist noch obendrein genöthigt, die Gastrolle schlecht spielen zu sehen, die es von den einheimischen Künstlern viel besser und vortrefflicher sehen könnte. — Doch was hilft das Predigen gegen ein Uebel, welches eben so unheilbar zu seyn scheint, als das jämmerliche, ungebührliche Wesen, welches so oft mit der „**Stimme des Publikums**" getrieben wird! In den ungewaschnen, schmutzigen Händen einiger Dutzend Claqueurs, die in den Winkeln des Parterres wohl versteckt und aufgestellt sind, ist das Schicksal eines solchen namenlosen, lästigen Gastes wohl geborgen, und das eigentliche verständige Publikum, das vor Staunen verstummt, wenn dieses Gelichter frisch darauf los klatscht und hervorruft, sieht mit Wehmuth seinen Kunstgeschmack in einen üblen Geruch bringen, und sich vor dem Auslande kompromittirt. Wahrlich es dürfte keine unzweckmäßige Maßregel seyn, eine **Kunstpolizey** zu errichten, die jeden solchen vorlauten, unzeitigen und unverständigen Burschen zur Raison brächte, oder man sollte, wie in Dresden, einen **ästhetischen Vorklatscher** von Amtswegen aufstellen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. August 1825.

Der Mensch hat dreißigmal Minuten; Eine zu lächeln, Eine zu seufzen, und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Jean Paul.

Lyrische Stücke,

aus ungedruckten Dramen.

Von August Grafen von Platen.

Aus dem Schatz des Rhampsinit.

I.

Gemach verlischt der Sterne Glanzgewühle,
Und Abschied nehmend scheint es sich zu regen:
Die Sterne sind vielleicht nur goldne Pfühle,
Worauf ihr Haupt die Liebesgötter legen;
Doch ach! Es weht schon eine heil'ge Kühle
Vom Sonnenaufgang der uns frisch entgegen:
Der Tag erscheint so spät und doch so frühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Sobald ein Trieb vermag das Herz zu binden,
So ist der Reiz der Gegenwart verschwunden,
Man läßt das schöne Nächste sich entwinden,
Und wünscht ersehnend alle künft'ge Stunden,
Im Lenz den Herbst, im Herbst den Lenz zu finden;
Doch ach, das Glück allein wird nie gefunden,
Es welke nun der Garten, oder blühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Zuletzt, anstatt zuletzt das Glück zu kosten,
Erliegt dem Tod das Herz, dem dieichen, salben:
Dann wird bereitet, was gereist der Osten,
Die Specereien, die Balsame, die Salben;
Doch lehnt der Sarg auch an des Hauses Pfosten,
Noch strebt das halbe Herz zu seinem halben,
Als ob es noch von alten Schmerzen glühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsetzung.)

Zwey junge Herren, die schon auf der Ruine gewesen seyn mußten, führten ihre angenehmen Schutzbefohlenen dienstfertig umher, priesen ihnen die herrlichen Aussichten, machten sie auf den weiten Umfang der Trümmer aufmerksam, und wurden gar nicht müde, alle Aeußerungen des Entzückens, der Ueberraschung und Bewunderung, die den Rosenlippen ihrer Gefährtinnen in nicht geringem Maaße entschlüpften, in gefällige Ohren aufzunehmen. — Mein Gott! wie schön! rief die Eine schmäemeeisch. Wer doch ein Vogel wäre, um in's Weite zu fliegen! fiel ein allerliebstes Stumpfnäschen ein, und klatschte in die Hände. Das feyerliche Grün jener Wälder, ... begann eine Blauäugige; der Schmelz dieser Thäler und Fluren ... fuhr eine Brünette fort; der herrliche Rhein, der dort seine Fluten wälzt! sprach ein junger blonder Herr; ... die Stadt zu unsern Füßen mit all' ihren Lockungen und Freuden! setzte sein Begleiter, ein feuriger Schwarzkopf hinzu; ... o wie so herrlich! o wie doch Alles so schön! fiel der Chorus der Lebensfrohen ein, und auch meine Seele berührte der elektrische Funke, der meine jugendliche Umgebung begeistert hatte. Mein mürrisches Gesicht muß in diesem Augenblick eine freundliche Flagge mit den Farbeefarben der altgriechischen Kaiser aufgezogen haben, denn die Schloßbeschauer gönnten dem nur erst bemerkten Graukopf jetzt einen verbindlichen Gruß, und die Führer er-

suchten mich bescheiden, ihnen in der Erklärung des vor uns liegenden Panorama's behülflich zu seyn. Ein aufforbernder Blick der blühenden Mädchen um mich her war hinreichend, mich zur Gewährung ihres Gesuches zu bestimmen. Ich kramte demzufolge meine Kenntnisse aus, meist frohe Reminiscenzen aus früheren Zeiten, theils auch nageneue Angaben aus dem Munde meines Freundes. Ich begann mit einer kurzen Schilderung der ehemaligen Bewohner dieser Burg, des Verfalls derselben, und ging natürlicherweise auf das neuere Schloß über, wohin ich die Blicke der Zuhörer richtete, auf die Riesenbäume seines Gartens, und den angenehmen Standpunkt auf der Höhe des Dagoberttdürmleins. „Ah, flüsterte die Brünette lächelnd der Blauäugigen in das Ohr: dort war es, wo wir Eduards Briefchen ..." Erröthend hielt ihr die Freundin mit der zierlichen Hand den geschwätzigen Mund zu; allein der neugierige Eduard ... die Flammen des Entzückens schrieben diesen Namen auf die Stirne des Blondkopfs ... war nicht ferne, hatte die halblauten Worte wohl verstanden, und küßte — in seliger Erinnerung verloren — die Hand seiner Huldin. — Die Beyden gehörten von nun an nicht mehr so eigentlich zur Gesellschaft. Ich bemerkte es, und zog eine andere Vorstellung vor das Guckglas. „Dort sehen Sie das rothe Dach des Jägerhauses! sprach ich; freundliche Gesichter, treuherzige Hühnerhunde, der lustige Knall der Büchsen beym fröhlichen Scheibenschießen in ländlicher Einsamkeit erwarten daselbst den Freund der Natur und des Waldes." — „Ach, lieber Herr, erwiederte der Schwarzkopf mit glühenden Augen, was kann schöner seyn als das Jägerleben? Ich bin auch ein Grünrock, müssen Sie wissen, habe in Aschaffenburg meinen Kursus vollendet, bin Schütz mit Leib und Seele, und erwarte mit nächstem eine Versorgung. Ach, lieber alter Herr, fuhr er begeistert fort: das Jägerhaus mit seinen freundlichen Bewohnern und treuherzigen Hunden besuche ich gewiß; Sie glauben nicht, welchen Eindruck das Stillleben eines Forstmannes auf mich macht. Ich sehe darinnen meine eigene Zukunft. Wenn ich einst aus *meinem* Reviere heimkehren werde zu *meinem* stillen Heerde, den grünen Bruch auf dem Hute, die Büchse über der Schulter, die Waidtasche gefüllt mit dem Segen der Jagd, ... und in der Abendsonne erglänzt von ferne das Hirschgeweih auf dem Giebel meines Hauses, und wie ich näher komme, bellen mir die Rüden freundlich entgegen, und auf der Schwelle empfängt mich ..." Dem armen jungen Manne mußte eine Mücke in den Hals geflogen seyn, denn er wurde plötzlich von einem hartnäckigen Husten befallen, der ihn am Weitersprechen hinderte. Es fiel mir indessen nicht schwer, in meinem Sinne seine Rede zu ergänzen, und ein vielsagender Blick seines schwarzen Auges auf die schwatzhafte Brünette ließ mich leicht errathen, *wen* der Jägersmann auf der Schwelle der Försterey, seiner harrend, zu finden wünsche. — Auch diese Beyden wurden meiner Vorlesung über die Umgegend ungetreu, und als hätte ich die Interessantesten meiner Zuhörer verloren, nahm mein Vortrag die Gleichgültigkeit eines Professors an, dessen Loos darin besteht, leeren Bänken zu predigen. Die Schwärmerin machte ich auf das schöne, unfern der Stadt gelegene Frauenstift, eine Nervenkranke auf die dicht daneben entdeckten Stahlbäder aufmerksam. Einer Wohlbeleibten pries ich die herrliche Kühle unter den Kastanienbäumen der großen Promenade, dem allerliebsten Stumpfnäschen die Freuden des neuen Conversationshauses und seiner Bälle, sprach vom Spiele, von welchem Niemand hören, von dem Theater, in welches Niemand gehen wollte, zeigte einer Fremden ihre heimathlichen Vogesen, einem unbefangenen Landmädchen den Kirchthurm ihres bescheidenen Dorfs, und nachdem ich einer rüstigen Spaziergängerin den Weg nach dem Jesuitenschlößchen sammt dem von dannen nach dem Jagdhause führenden Waldpfad empfohlen hatte, wollte ich mich gerade zu meinem Jäger wenden, um das Abenteuer des heiligen Hubertus, welches — entsinne ich mich recht — in besagtem Jagdschlosse zu schauen ist, zu rekapituliren, als ein lustiger Zuruf von ferner Höhe Aller Blicke nach oben richtete, wo auf steilerhabner Zinne stehend und seine Freundin im Arme haltend, Blondkopf der frohen Jugend winkte, zu ihm hinaufzuklettern, und in noch schöneren Fernsichten zu schweigen. Die Gerufenen ließen sich's nicht zweymal sagen, beurlaubten sich auf's Freundlichste von mir und eilten lachend und scherzend davon. Einsam auf meinem Sitze zurückbleibend, bemerkte ich jezt wieder, daß die Reitergesellschaft noch gegenwärtig sey. Die Herren, um einen erklecklichen Vorrath von Lebensmitteln beschäftigt, hatten noch keine Zeit gefunden, der Natur einen Blick zu schenken. Die Burgunderflasche kreiste wacker, und die Ueberreste einiger kalten Pasteten beurkundeten den Appetit der wohlgenährten Gäste, die mit Bedauern eine Rehkeule und zahlreiche Salamiwürste wieder einpacken ließen, um sie zu gelegnerer Zeit zu verspeisen. Sie bewegten sich alsdann zu meinem Standpunkte herauf, besezten die Fenster, stemmten beyde Arme in die Seiten, und starrten die Beine auseinander gespreitet, mit weit aufgerissenen Augen über die Tannen- und Eichenwipfel in's Freye. Einer von ihnen, seiner Kleidung und Aussprache nach ein Engländer, nahm Posto neben mir. „Sie sind bekannt mit der Gegend, mein Heer?" fragte er nach einigem Schweigen und lüftete den Hut. — Ich bejahte. „Helfen Sie mir, fuhr er fort, indem er ein ungeheures Taschenbuch hervorzog und sich mit einem Bleystift bewaffnete. — „Worin, mein Herr?" — „Ich reise, um die Schönheiten der Natur zu sehen, zu genießen, und nach meiner Heimkehr zu beschreiben. Da ich mich jedoch nirgends lange aufhalten kann, so bedarf ich eines Mannes, der mir in aller Eile auf den rechten

Digitized by Google

Weg hilft. Also, mein Herr, lassen Sie uns anfangen. Wie heißt jener Berg?" — „Der Merkursberg." — „Gut;" er notirte sich's, warf einen neuen Blick aus dem Fenster. Und jener?" — „Der Fremersberg." — „Und jener, und jenes Dorf? und jenes Haus? und jener Bach? und jenes Gebäude? und jene Anlagen?" — Ich antwortete so schnell als er fragte. Er zeichnete so schnell auf, als ich antwortete. Als er vollendet hatte, erhob er sich, nahm die Brille vor, ließ einen Blick über die reiche Landschaft fliegen, schrieb dann die Worte: „Göttliche Aussicht," zu seinen Bemerkungen, und klappte das Buch zusammen. „Wie schön ist doch die Natur! rief er aus, sich zu den Seinigen wendend und mich nicht mehr beachtend. ... Wenn nur der verdammte Zugwind nicht wäre! um ihm zu entgehen, erwarte ich Sie unten, meine Freunde, wo ich einen geschützten Ruhepunkt suchen will." — Hierauf lief er, als ob ihm der Kopf brennte, davon, und ich hätte mir Muße gewünscht, über die Zeit- Geld- und Lebensversplitterung dieses reisenden Tagediebs nützliche Betrachtungen anzustellen — allein es traten einige seiner Begleiter zu mir. — „Sie sind ein Einheimischer? fragte ein Kupfergesicht mit grauen Augen, und, ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: Sie sind zu beneiden, haben noch schöne Waldungen hier. Der Handel mit den Holländerbäumen muß ein schmähliges Geld in Umlauf bringen. Nicht wahr?" — Ich gestand meine Unwissenheit in diesem Fache. Der Grauäugige lachte vornehm. „Das muß ich verstehen, meinte er. Es wird ungeheuer am Holze gewonnen. Was meynen Sie aber, Herr Vetter, fuhr er zu dem Nebenstehenden fort, dessen Gesicht eine lebendige Rechentafel repräsentirte, wenn noch der Ankaufspreis der Bäume wie vor siebzig oder achtzig Jahren stünde: Stück für Stück zu sechs- und-dreyßig Kreuzer, und der Verkaufspreis der heutige wäre, was ließe sich da nicht Alles machen? Herrliche Wälder! schöne Natur!" sezte er noch hinzu, und begab sich mit seinem Vetter zu dem Rest der Burgunderflasche hinunter, ohne der schönen Natur auch nur ein Lebewohl zu gönnen.

Ich spizte nun das Ohr, um auf das Gespräch zweyer ältlichen Männer zu horchen, die am benachbarten Fenster standen, und von welchen der Eine mit einem Bande, der Andere mit einem Johanniterkreuz geziert war. „Ich bin doch Baudirektor, sprach der Erste etwas ungestüm, und muß das verstehen, Herr Baron, Ansicht und Aussicht.... Alles recht gut, recht schön; aber wozu das alte Nest auf den Beinen gelassen? Statt es zu restauriren, hätte man es niederreißen sollen. Es ist ja, weiß Gott, nur eine Satyre auf unser einen, noch dazu eine plumpe. Der unästhetische Bau stedt nach so vielen Hundert Jahren noch immer aufrecht, während unsere eleganten griechischen Gebäude und römischen Kuppeln entweder schon im Werden einfallen, oder ein dürftiges Dasein fortschleppen, wie ein siecher Mensch, dem man mit Pillen und Pflastern die traurige Existenz verlängert, bis keine Verlängerung mehr möglich ist. Da stellen sich alsdann die Vernünftler hin und schwatzen in's Gelag hinein von der Güte der alten Bauart, von der Mißlichkeit hellenischer Architektur im nichthellenischen Klima und von modernen Baumeistern, die, nicht zufrieden, dann und wann Ephemeriden über die Theorie ihrer Kunst drucken zu lassen, sich befleißen, dergleichen auch praktisch in ihren Werken zu liefern. Wen soll das nicht ärgern? Darum ist mein Urtheil: Nieder mit diesen prahlerischen Trümmern! Man verwende die Steine zu etwas Nützlicherem, und kömmt es denn so gewaltig auf eine Aussicht an, so errichte man hier eine Pompejische Saule, und setze dadurch die Bauleute in Nahrung."

„Das sind Ketzereyen gegen den gesunden Menschenverstand, und gegen das Gefühl in jeder menschlichen Brust, entgegnete der Johanniter mit einem freomüthigen Tone, der mich einnahm. — Was gibt es Erregenderes als die Erinnerung an große Thaten und große Menschen? Hier wohnte altdeutsche Kraft; aus diesen Fenstern überschaute seit Jahrhunderten ein beneidenswerthes Fürstengeschlecht ihr gesegnetes Eigenthum! Wahrlich Herr, unsre Voreltern waren keine Thoren sich auf Bergen anzubauen. Ein hoher Standpunkt erzeugt immer hohe Gesinnungen. Damals, in den schönen Zeiten der Feudalherrschaft, war der Vornehme nicht mit dem ganzen Haufen der Niedern verschmolzen. Stolz und hehr, wie ein Adler aus dem Horste, sah er herab auf seine Leibeigenen, seine armen Leute. Aber von dem Augenblicke an war Alles dahin, als verderbliche Erfindungen und Neuerungen das Schwert der Feder nachsezten, als die sogenannte Kultur riesig heranschritt... Verweichlichung in ihrem Gefolge. Die Rittersporen wurden nicht mehr gesucht von den turnierscheuen Enkeln, die Schlösser wurden verlassen, ihre Bewohner gingen im buchstäblichen Sinne bergab, bis sie sich plötzlich mitten unter ihre ehemaligen Leibeigenen versezt sahen. Seither sind ihre armen Leute zu Reichen, sie selbst zum großen Theil arm geworden; allein, so lange diese Ruinen ihrer Stammschlösser erhalten werden, so lange ist noch nicht jede Hoffnung dahin. Sie sind die Prediger ehemaliger Größe, und vielleicht dürfte bald ein stärkeres Geschlecht, von diesen Trümmern begeistert, ein Panier auf den verfallenen Wartthürmen ausstecken, das Alles wieder in's gehörige Geleis zurückwinkt." —

Ich war erstaunt, den wackern Herrn so gewaltig aus dem Anfangsgeleise seiner Rede herausgewinkt zu sehen, und hörte mit verdoppelter Theilnahme zu, als er weiter sprach: „Sie staunen, Hr. Baudirektor, daß ich freomüthig mit Ihnen rede? Sie waren freylich vor Kurzem noch ein Bürgerlicher, allein es ist Ihnen ja Adel und Orden verliehen worden, weil Sie eine Garnisonskirche bauten, die zum Glück nicht einfiel; und denken Sie gleich noch zur Stunde ein bischen frey über die Aristokratie, so wird doch am Ende Ihr eigner Vortheil, wie der Ihrer Kinder die Oberhand behalten." — „Wir sind nicht allein," flüsterte der Baudirektor, meine Wenigkeit gewahrend, die mit geschloßnen Augen dem Zweygespräch lauschte. „Der alte Mann schläft, antwortete der Johanniter, — und hätte er auch Alles gehört, so würde ich dennoch keine Solde zurücknehmen. Unser Maler hat ohnedin, in seinen Zeichnungen vertieft, nichts vernommen." — „Ad rorem: Maler, „fragte der Baudirektor; „was stellt denn eigentlich der Mensch den Ihnen vor?" — Er ist ein armer Teufel, entgegnete der vornehme Herr

den ich aus Rücksicht mit hieher genommen habe, um mir einige Ansichten zu zeichnen, die ich alsdann als eigne Arbeit lithographirt herauszugeben gedenke. Obschon die reichen Krämer da unten ihm auch Manches zufließen lassen, kostet er mich doch enorm viel, da ich ihn aus Politik wie meines gleichen behandeln muß, denn mit Malern und Autoren ist nicht zu spaßen. Die Hungerleider möchten vor Galle platzen, daß sie keinen Stammbaum vorzuweisen haben, und schimpfen .... behandelt man sie nicht wie ein rohes Ey, ... auf die privilegirten Klassen in die Wette, weil ihnen in unsern verderbten Zeiten ein Pasquill immer wieder ein Stück Fleisch in die magre Suppe wirft." —

Ein herrlicher Chor in fröhlicher Weise tönte von dem Hüttchen auf der Höhe hernieder. Die lustige junge Gesellschaft, die diesen höchsten Standpunkt erklettert hatte, stimmte den heitern Gesang an. „O weh!" rief der Bandirektor und hielt sich beyde Ohren zu. „Schon wieder der vermaledeite Jägerchor aus dem fatalen Freoschütz! In den süßesten Betrachtungen über die schöne Natur stört uns das Bänkelsängerlied. Kommen Sie hinab zu den Uebrigen!" — Der Johanniter rief dem in Arbeit vertieften Maler zu; dieser versprach bald zu folgen, indem er gleich fertig sey, und so gingen denn alter und neuer Adel Arm in Arm davon. Ich hatte ebenfalls genug gehört, und machte mich, den fleißigen Zeichner nicht zu stören, auf leisen Socken zum Rückweg fertig. Als ich aber, von dem Maler unbemerkt, hinter ihm vorüberschlich, warf ich einen Blick über seine Achsel auf die Zeichnung. Er war ämsig beschäftigt, die Skizze zu vollenden; allein welche Skizze? Nicht die zauberische Ansicht war auf dem Papiere, sondern eine lächerliche Karrikatur, die Cavalkade der wohlgetroffnen reichen Gönner in den komischsten Verzerrungen darstellend. Des Künstlers Griffel setzte so eben die platt witzige Aufschrift bey: L'un sur l'autre, ou la promenade aux ânes. — Ich entfernte mich schnell, nicht ohne eine mißbilligende Empfindung. Der Künstler mißbrauchte also sein schönes Talent, um diejenigen, die ihn nährten, kleideten, in die Annehmlichkeiten des Badelebens einführten, unbarmherzig an den Pranger zu stellen! Undank ist doch das größte Laster! Mein Gemüth versuchte zwar, während des Heradsteigens von dem Schloßberge, die Bosheit des Malers in etwas zu entschuldigen. Es gelang aber nicht, er blieb immer strafbar in meinen Augen, und ich konnte nur die Kunst bedauern, die manchmal nackt und bloß, das Gnadenbrod von Leuten annehmen muß, die an der Stelle des Herzens eine Postkarte, einen Courszettel, ein Wappenschild oder ein wissenschaftliches System tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Anfang August.

(Beschluß.)

Dr. Carl Weichselbaumer hat unter dem Titel die Vertrauenden eine Sammlung erzählender Dichtungen, und zwar im Auslande (!) bey Stettin in Ulm herausgegeben. Als gebornem Münchener glauben wir ihm hier eine Anzeige widmen zu müssen. Leider verstattet nun der spärliche Raum eines Monatberichts weder eine eigentliche Kritik noch näher charakterisirende Auszüge, und sie muß sich lediglich auf das Allgemeine beschränken, welches denn hier auch desto leichter in das Auge zu fassen ist, als der Verfasser in diese Poesien einen geistigen, wir möchten fast sagen metaphysischen, Kern gelegt hat. Zwey Ideen nämlich sind es, welche das Ganze beseelen, die schönsten, interessantesten und mit dem Leben selbst verwandtesten, jene der Liebe und der Unsterblichkeit; sie machen das Licht aus, welches das Werk durchströmt, und sich bald als reiner Strahl ergieße, bald in die verschiedensten Farben bricht, und sowohl durch ernste als komische Contraste hervorgehoben ist. Den Mittelpunkt bildet wohl mit Recht die reinste lauterste Flamme, und so stellt uns das erzählende Gedicht Fanny die Liebe in ihrer schönsten Glue dar, ohne deßwegen in flache Sentimentalität auszuarten; wir sehen hier Gefühl und innere natürliche Geistesbildung in einer seltenen Verbindung, wir sehen, wie sie nach einer im Leben stets versagten unendlichen Freyheit ringen und an den Fesseln dürrer Formen schütteln, wie sie an den Schranken der unreinen, plötzlich eingreifenden Leidenschaft endlich scheitern. Der den Liebenden gegebne Gegensatz ist schneidend, aber aus dem Leben selbst genommen und mit großer Menschenkunde behandelt. — Die vorangehende Darstellung einer unglücklichen Liebe veranlaßt zwischen den Vertrauenden (nach Art der goethe'schen Ausgewanderten erzählend ausgeführt) ein Gespräch über die Unsterblichkeit; wir begegnen da einer eben so überraschenden, kühnen, und, wie unsers Wissens ist, neuen Opposition als versöhnenden, beruhigenden Auflösung, welche später noch in einer Rechtfertigung der Ungewißheit überirdischen Fortlebens eine vorzüglich interessante Fortsetzung gewinnt. Eifersucht als verwandte Leidenschaft, Eitelkeit als größtes Hinderniß der Liebe geben dem Verfasser Stoff zu mehrern Erzählungen und Gemälden, und gelangt der Leser zu den Egoisten im Hause eines Lords, die eine Comödie wider Willen spielen, so wird er sich wieder des Eingangs erinnern, wo in der Lobrede auf die Verrücktheit schon auf den Egoismus angespielt ist. — Bey den vielen dargelegten Lebensansichten und Charakterzeichnungen mußte natürlich die Schattenseite oft hervortreten, es herrscht jedoch durch das Ganze ein angenehmer Geist der Versöhnung. Willkommen wird den meisten Lesern die Mittheilung aus dem Nachlasse des Cornelius seyn, und manche kritische oder ästhetische Bemerkung soll schon darum nicht überschlagen werden, weil die Tendenz in einer lobenswerthen und gut durchgeführten Parallele mit dem Unterhaltenden vornehmlich dahin geht, den Geist zu erregen und die Denkkraft zu beschäftigen. Sehr schön deutet der Verfasser übrigens an, daß unser Zeitalter ein ausgleichendes, versöhnendes sey, und es bleibt nur zu wünschen, daß sein Werk Viele veranlassen möge, Cirkel von Vertrauenden in der Wirklichkeit und Wahrheit zu bilden. Was den Styl betrifft, so halten wir dieses Werk für das Gelungenste des Verfassers, und in einzelnen Stellen darf es wohl dem Besten dieser Art an die Seite gesetzt werden, was die kritischen Blätter mit aller Strenge nicht in Abrede stellen können.

Nachschrift. Als Schluß meines Theaterberichts habe ich Ihnen zu melden, daß der Direktor des hiesigen Isarthortheaters, Hr. Carl, mit seiner ganzen Gesellschaft in diesen Tagen nach Wien abreist, um mit dieser auf dem dortigen Theater an der Wien zwey Monate hindurch Gastspiele zu geben. Wir wünschen ihm und den Seinigen glückliche Reise und gute Geschäfte! — s.

Auflösung des Räthsels in Nr. 193:
Greis.

Räthsel.

(Variation von der in Nr. 187 enthaltenen Charade.)

Jünglich ist mir wohl in meinem grünen Pallaste;
Darum sing' ich auch froh immer und immer nur Mich.
Schellet darob als Gecken mich nicht! Der hoffende Winzer
und das neckende Kind freu'n sich doch meiner wie ich.

— E.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. August 1825.

Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt, und Gold den Bächen schenkt —
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

v. Haller.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Verhältniß der Körper zum Lichte.

Bey dieser optischen Wirkung des Lichts, durch welche es dem Wesen, das in uns denkt und empfindet, Nachricht von dem Daseyn, dem Orte, der Bewegung, der Größe, der Gestalt, und der Farbe der Körper außer uns gibt, darf man gar nicht auf die Materie der Lichtstrahlen, sondern blos auf ihre schnelle geradlinige Bewegung Rücksicht nehmen. Der Lichtstoff befindet sich wahrscheinlich in allen Körpern, in einigen mehr, in andern weniger, in einigen in gänzlicher Ruhe, also für unser Auge unwirksam, in andern in jener ungeheuern Bewegung, welche die Empfindung des Lichts hervorbringt. Alles, was diese Bewegung befördert, oder den in den Körpern gebundenen Lichtstoff in Freyheit setzt, erzeugt sichtbares Licht; so wie fühlbare Wärme durch die Befreyung des gebundenen Wärmestoffs entsteht: und hiezu gebraucht die Natur meherere Mittel, die uns wahrscheinlich noch nicht alle bekannt sind.

Zu den selbstleuchtenden Körpern gehören, außer der Sonne, den Sternen, und allen brennenden Körpern, eine Menge anderer, vielleicht in einem geringen Grade alle, wenn sie gehörig erwärmt sind, welches ein neuer Beweis von der genauen Verbindung der Wärme und des Lichtes ist. Die bekanntesten selbstleuchtenden Körper sind unzählige Seethiere, durch deren Glanz das Meer sogar selbst leuchtet; mehrere Insekten, besonders der braune Johanniskäfer mit grauem Schilde, dessen Licht von der Willkür des Insekts abzuhängen scheint, und bey dem ungeflügelten Weibchen über den ganzen Körper verbreitet ist, bey dem Männchen aber nur an zwey Punkten leuchtet; faules Fleisch, dessen Licht durch gelinde Wärme vermehrt wird, bey starker Wärme und gänzlicher Fäulniß aber erlischt; faules Holz, und andere faulende Sachen, deren Licht gar nicht von der Wärme abzuhängen scheint, und sich durch Zusammendrücken nicht auslöschen läßt; der gemeine Phosphorus u. s. w. — Eben so bekannt ist es, daß Licht sich nicht allein durch Feuer, sondern auch durch starkes Reiben ohne Hitze, wie bey dem elektrischen Funken, erzeugen läßt. — Alle dunkle Körper haben vielleicht in größerem oder geringerem Grade die Eigenschaft, das Licht gleichsam einzusaugen, und, wenn sie eine Zeit lang durch fremdes Licht erleuchtet sind, noch nachher im Dunkeln zu leuchten. Diese Eigenschaft zeigt sich vorzüglich an dem Bononischen Stein, der im Dunkeln wie glühendes Eisen leuchtet und die merkwürdige Eigenthümlichkeit besitzt, Minuten lang zu leuchten, wenn er dem Sonnenlichte auch nur einen Augenblick ausgesetzt gewesen ist; an einigen Phosphorarten; an gebrannten Austerschaalen; an verschiedenen, besonders schlechteren, Diamanten und Krystallen; am Papier u. s. w.

Jede Bewegung in der Natur wird durch Hindernisse, auf die der bewegte Körper stößt, aufgehalten oder gestört; und man wird leicht vermuthen, daß dieß auch

Digitized by Google

beym Lichte der Fall ist. So wie aber die Bahn der Kanonenkugel andere Modifikationen leidet, wenn sie auf Wasser, als wenn sie auf eine Mauer stößt, so verhalten sich auch die Körper gegen die Lichtstrahlen auf sehr verschiedene Art. Einige, wie Spiegel und die meisten undurchsichtigen Körper, nehmen das Licht nicht an, sondern werfen es zurück; andere heißen durchsichtige, weil sie das Licht durchlassen; noch andere, die man daher schwarze Körper nennt, lassen es weder durch, noch geben sie es zurück, sondern sie behalten es bey sich, oder verschlucken es. So wenig es in der Natur vollkommen harte oder weiche, vollkommen feste oder flüssige Körper gibt, so wenig gibt es auch vollkommen durchsichtige oder undurchsichtige: der ganze Unterschied besteht in mehr oder weniger.

Ein vollkommen durchsichtiger Körper müßte ganz unsichtbar seyn, weil er das Licht ungehindert durchläßt, ohne etwas zurückzuwerfen, allein auch der reinste Krystall zeigt nicht blos die hinter ihm liegenden Körper, sondern auch sich selbst, und sogar die Luft, der durchsichtigste Körper, den wir kennen, ist nicht unsichtbar. Auch läßt die Luft so wenig, wie die reinsten Gläser, alles Licht durch: je mehr Gläser in einem Fernrohre angebracht sind, desto schwächer wird das Licht; mit der größern Dicke verliert das Glas endlich seine Durchsichtigkeit; und selbst die Luft würde, wenn sie eine Dicke von hundert Meilen hätte, für die Sonnenstrahlen undurchdringlich seyn, so wie das klarste Wasser schon in einer Tiefe von siebenhundert Fuß vollkommen undurchsichtig ist, und in der Tiefe von zehn Fuß nicht viel über die Hälfte des Lichts durchläßt. Vielleicht dient die Luft auch dazu, das Licht der Sonne, die wir nie in ihrem vollen Glanze sehen, so weit zu schwächen, daß unser Auge es ertragen kann.

Eben so wenig gibt es Körper, die alles Licht verschlucken oder zurückwerfen. Der schönste schwarze Sammt wirft Licht und Schatten, und sieht im Sonnenlichte ganz anders aus als im dunkeln Zimmer. Sehr dünne Scheiben, selbst des dichtesten der Metalle, des Goldes, sind durchsichtig; auch ist das zurückgeworfene Licht immer schwächer als das auffallende, weil der Körper einen Theil davon verschluckt.

Es folgt daraus, daß jeder Körper zu allen diesen drey Klassen zugleich gehört, aber zu einer mehr als zur andern. Jeder Körper läßt einen Theil des auf ihn fallenden Lichtes frey durchgehen, einen andern Theil wirft er zurück, und das übrige wird von ihm verschluckt, oder verliert sich in seinem Innern. Hievon kann man sich in einem dunkeln Zimmer, in welches die Sonnenstrahlen durch eine kleine Oeffnung fallen, sinnlich überzeugen. Wenn man den Strahl in einer schiefen Richtung auf eine vollkommen polirte Fläche von Glas oder von Metall fallen läßt, so sieht man deutlich, daß im ersten Falle ein schwacher Theil des Lichtes eben so wie vom Metall, und nach eben dem Gesetze zurückgeworfen wird, indeß der größere Theil in das Glas eindringt, von welchem Theile desto weniger wirklich aus der entgegengesetzten Seite des Glases austritt, je dicker dieses ist, das übrige aber vom Innern des Glases verschluckt wird; so daß bey einer sehr großen Dicke des Glases gar kein Licht heraustritt. Bey Metall ist der reflektirte Strahl auch schwächer als der auffallende, wiewohl stärker als beym Glase: es dringt also ein Theil des Lichts in das Metall ein, und wenn dieses nur einige Dicke hat, so verschluckt es die ganze Menge dieses Lichts; ist es aber äußerst dünn, so tritt ein geringer Theil davon heraus, und die dünne Metallscheibe wird durchsichtig. Man sieht hieraus, daß beyderley Körper, sowohl durchsichtig als undurchsichtig, mit und ohne Reflexion sind; daß aber beym Glase die Durchsichtigkeit, beym Metalle die Zurückwerfung herrschend ist. Wir benennen daher jeden Körper nach derjenigen Eigenschaft, die bey ihm die herrschende ist. Wenn ein Körper auch noch von beträchtlicher Dicke den größten Theil des Lichtes durchläßt, so nennen wir ihn durchsichtig; undurchsichtig aber, wenn auch die dünnsten Scheiben von ihm nur wenig Licht durchlassen; und zwar heißt er hell oder schwarz, nachdem er den größesten Theil des Lichts zurückwirft oder verschluckt.

Hieraus werden wir uns nun auch einen deutlichen Begriff von der Durchsichtigkeit der Körper machen können. Sie hängt gar nicht, wie man vielleicht glauben möchte, von der größeren Dichtigkeit oder Porosität der Materie ab: die härtesten Körper, wie Diamanten und Krystalle, gehören zu den durchsichtigen, und das schwammige Korkholz ist undurchsichtig. Die Durchsichtigkeit hängt vielmehr von dem innern Gewebe der Materie ab, und beruht darauf, daß der Lichtstrahl, wenn er in eine Materie von anderer Art tritt, von seinem bisherigen Wege theils abgebeugt, theils ganz zurückgeworfen wird. Man stellt sich daher die Sache vielleicht am richtigsten so vor. Die Materie überhaupt hat die sonst allgemeine Eigenschaft der Undurchdringlichkeit nicht in Beziehung auf das Licht, welches frey durch alle Körper dringt. Da aber kein Körper vollkommen solide, sondern seine eigentliche Masse durch mehr oder weniger Poren getrennt ist, so wird das Licht, sowohl wenn es aus der Materie in einen Zwischenraum, als wenn es aus solchem wieder in Materie tritt, gebogen oder zurückgeworfen. Nun kann man sich leicht denken, daß selbst im dichtesten Körper die Zwischenräume so gleichförmig geordnet seyn können, daß die Lichtstrahlen sich gleichsam durch die Gänge durchfinden, und trotz aller Ablenkungen, doch ohne beträchtlichern Verlust aus dem Körper austreten, der alsdann durchsichtig genannt wird. Bey einer

Digitized by Google

unregelmäßigeren Struktur, selbst eines sehr lockeren Körpers, können die Poren eine solche Lage haben, daß die Lichtstrahlen so oft hin- und hergeworfen werden, daß sie sich endlich im Innern des Körpers verirren oder verlieren, da dann der Körper undurchsichtig ist. Dasselbe, was hier von den leeren Zwischenräumen gesagt ist, gilt auch von den Stellen des Körpers, die eine Materie anderer Art enthalten, weil auch diese das Licht bey dem Ein- und Austritt von seinem Wege ablenkt. Die Durchsichtigkeit der Körper hängt also gar nicht von der Menge der Poren, die ihr vielmehr nachtheilig ist, ab, sondern von der gleichförmigen Vertheilung der leeren Zwischenräume. Eine Menge bekannter Erfahrungen scheint hierüber keinen Zweifel zu lassen.

Zwey durchsichtige Körper vereinigt werden undurchsichtig, weil natürlich in dem Gemische ein anderes Gewebe, eine andere Vertheilung der Materie stattfindet, als in jedem einzelnen Körper: so ist Wasser und Oel unter einander geschlagen, so wie der Schaum, der nichts anders ist als ein Gemische von Luft und Wasser oder Bier, undurchsichtig. Viele Körper werden durchsichtig, wenn ihre Zwischenräume mit dichterer Materie angefüllt werden, weil nun die Zusammensetzung des Körpers gleichförmiger ist, also das Licht nicht so sehr hin- und hergeworfen wird: das Papier wird durchsichtig, wenn es mit Oel getränkt wird, oder wenn seine Zwischenräume, die vorher Luft enthielten, mit dem dichtern Oel angefüllt werden; weil die strahlenbrechende oder zurückwerfende Kraft des Oels mit der des Papieres mehr übereinkömmt als die Kraft der Luft. Zerschlagenes Glas oder Eis verliert seine Durchsichtigkeit, selbst Ritzen im Glase haben diese Wirkung; mehrere Stücke Glas, aufeinander gelegt, sind viel weniger durchsichtig, als ein einzelnes dickeres Glas, weil bey jenen durch die Zwischenräume die Gleichförmigkeit der Materie aufgehoben wird. Daher kömmt denn auch, was schon oben bemerkt ist, daß die durchsichtigsten Körper bey sehr großer Dicke ihre Durchsichtigkeit verlieren, und dagegen äußerst dünne Scheiben, selbst des Goldes, durchsichtig werden, weil in jedem Körper, je dicker oder dünner er ist, das Licht desto mehr oder weniger hin- und hergeworfen wird. Die in Wolken angehäuften Dünste machen die Luft undurchsichtig; sobald aber durch eine vollkommene Auflösung der Dünste die Gleichförmigkeit hergestellt ist, so wird die Luft wieder heiter, obgleich sie noch dieselbe Menge von Dünsten enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freundliche Redensart.

In einer so eben in Paris erschienenen Geschichte der Stockschläge und der Geißelung, als Strafe bey den Völkern des Alterthums und der neueren Zeit *) bemerkt deren Verfasser, der Graf Lanjuinais, daß, obwohl seit Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich die Strafe der Stockschläge in den französischen Schulanstalten nicht mehr allgemein gebräuchlich gewesen sey, man sich derselben doch noch in einigen Schulen bedient habe. Und zwar, der Sage nach, in den Schulen der grands frères des écoles Chrétiennes zu Saint-Yon, so wie in denen der petits frères dits de l'abbé de la Mennais. Besonders hätten sich, einer Schüler-Tradition zu Folge, die ersteren Brüder bey Ertheilung von Stockschlägen immer mit dem feyerlichsten Ernste, als einer wahren Gewissenssache, benommen. Er erwähnt dabey, daß dieselben, nachdem sie den jungen Delinquenten vorher gebührender Maßen darum begrüßt und ihre weit überhängenden Hüte zu besserer Vollführung des Geschäftes abgenommen, bey Ergreifen des Stockes immer erst folgende feyerliche Formel in dem patois ihres Städtchens an ihn gerichtet hätten:

il faut monsieur, que je vous fessissions, et que si vous régimbissiez, je recommencissions.

*) Le bastonnade et la flagellation pénales, considérées chez les peuples anciens et chez les modernes etc. Paris 1825.

An meinen Friederich,

bey seinem Eintritt in die Hochschule.

Geh' zu den Weisen, und lerne; doch sage nicht, wenn du zurückkehrst,
Daß du schon wissest ... mir gnügt, hast du nur lernen gelernt.

Schatter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin am 4. August.

Demoiselle Sonntag (eine junge Sängerin aus jenem Lande, wo es, nach des Dichters Ausspruch, immer Sonntag ist) hat sich seit vier Wochen des Gespräches aller Salons bemächtigt. Nicht nur die Säle unsrer kosmopolitischen Banquiers, sondern auch der Silbersaal und der eines Erichs des Zweyten waren lauter Tempel ihres Ruhmes und so voll von dem Vorauslob der Neuangelangten, daß hier nicht Raum für friseur-Wurfurtheile und dort keiner für Staats-Papier-Literatur übrigblieb. Ja selbst neue

sich, als ich zu Charlottenburg ruhig und behaglich im türkischen Zelte saß, den österreichischen Beobachter lesend, entstand ein solcher Tumult und Auflauf, daß ich, dessen Phantasie von Siegen der Osmanen geschwängert war, nichts Geringeres glaubte, als daß der Kapudan-Pascha auf der Spree angeschwommen käme. Schon sprang ich auf und wollte ihm das Manuscript meiner Türkenlieder, nach Rossinischen Melodien, überreichen, als ich meinen Irrthum gewahr wurde und sahe, daß sich die ganze große Berliner Sonntagswelt um Demoiselle Sonntag drängte. Alles wollte die beyspiellose Erscheinung einer Künstlerin sehen, die ein zweytes Theater mit sieben tausend Thalern jährlich besoldet, den theuren Gegenstand vierwöchentlicher Stadtgespräche. — Als ich wieder erwachte, erblickte ich ein altes Weib, die, eine Kanne Wasser in der Hand, über mir gebückt stand; ich aber lag wieder im türkischen Zelte, in Ermanglung eines Ruhebetts, auf zwey Stühlen. Es wurde mir erzählt, daß ich in dem Gedränge um Demoiselle Sonntag ohnmächtig geworden sey, und daß mich mein Bruder hievergetragen hätte, aber sogleich wieder fortgeeilt sey, um die berühmte Sängerin zu sehen: ein Beweis, wie die Liebe, zur Kunst selbst über die Bande des Bluts siegt. Was hätte ich also unter so bewandten, Stadt und Land bewegenden Umständen Wichtigeres zu thun, als alle andere Blätter der Kunst und Früchte der Wissenschaft, die unsre durch und durch gebildete Stadt in so großer Ueberfülle hervorbringt, ja selbst das nec plus ultra unserer artistischen Kultur: eine Stich, un Stich zu lassen und nur von Dem. Sonntag und ihrem ersten Auftreten einen raschen Bericht abzustatten. Leider aber kann ich hierüber keine ordentliche Kritik geben — nicht etwa, weil ich nicht so gut wie ein Anderer, gleich nach dem ersten Erscheinen einer Kunstproduktion, selbige zu recensiren im Stande wäre, was nur die bescheidenen Lumpen nicht können; sondern weil ich der Vorstellung nicht beywohnen konnte, und, aufrichtig gestanden, in unsrer Profession noch nicht so sattsam geübt bin, um über Dinge abzusprechen, die ich nicht kenne. Doch wird auch dieß mit der Zeit schon kommen, besonders da ich mich zu diesem Zwecke jetzt ausschließlich mit Journal-Literatur beschäftige. Unterdessen gebe ich über Dem. Sonntag, was ich habe, den etwas flüchtigen Bericht, nämlich meines glücklichen Bruders, der — mich hatte der Arzt, ob meines Unfalls, in's Bett gesprochen — der dem glänzenden Debüt der neuen Sängerin in dem überfüllten Königsstädtischen Theater mit beywohnte. Dieser, der kein Recensent von Profession, wohl aber ein bischen Dichter und Musiker, und daher Mitglied verschiedener Singe-Thees ist, dieser spricht also von Dem. Sonntag: Sie ist — mit zwey Worten — eine große kleine Sängerin, eine Meisterin im kleinen italienischen Genre. Mehr mignonne und gentillette, als eigentlich schön und reizend, hat sie viel Anmuth und theatralische Gewandtheit, durch welche sie sich vortheilhaft von Mad. Seidler unterscheidet, mit welcher (in deren besten Zeit) sie übrigens als Sängerin am meisten zu vergleichen ist. Sie ist, in ihrer Art, vollendet zu nennen; ihre Art ist aber weder neu und noch weniger selbsterfunden, also streng genommen nicht ihre Art. Aber gerade Das will unser zeitiges Publikum, dem jede aus einem tiefen Künstlergemüth entspringende Eigenthümlichkeit schon deßhalb störend vorkommt, weil man sie nicht ohne Mitthätigkeit erfassen und genießen kann; Mitthätigkeit aber zwischen einem kopidsen Diné und einem mitternächtigen Abendessen ist eine höchst unbequeme Aufforderung. Die Künstlerin hätte also gewiß nicht so sehr gefallen, wenn sie nicht, mit großer Meisterschaft zwar, aber just so gesungen hätte, wie es heute überall Mode ist. Andersdenkende (man nennt sie Oppositions-Leute) können daher wohl sagen, sie habe nicht eigentlich Seele, keine tiefsinnige Modulation in Tönen und Kunstvortrag; und der hergebrachte Geschmack und die erlernte Delikatesse müsse bey ihr für die eigene erfindungsreiche Poesie des Gesanges gelten. So spricht die linke Oppositions-Seite, wo das Herz liegt; aber auch ich, der ich zum Centrum gehöre, muß ihr das Portamento absprechen und bemerken, daß ich den ganzen Abend keinen Triller von ihr gehört habe. Dagegen hat sie ein allerliebstes Mezza-voce und eine ungemeine, wohlthuende Leichtigkeit. Sie ist also eine höchst schätzbare Acquisition, aber mit sieben tausend Thalern bey weitem überschätzt; ich gedenke hiebey nur des Verhältnisses zu andern Künstlergehalten; denn da die Königsstädtische Direktion so weise war, den Kontrakt nur für ein einziges Jahr abzuschließen; so kann sie bey der Größe der Stadt, und bis das Sommer- und Winter-Publikum, die feinen Linden-Leute und die Naturkinder des Vogtlandes, der Woll-, Christ-Markt und die Juden die neue Erscheinung vollständig beäugelt und genug gehört haben werden, so kann, sage ich, die Direktion schon ihre Rechnung bis dahin finden; und ist diese Art der Anstellung höchlich zu loben, weil sie die einzige ist, wodurch es eine Direktion vorbringt, daß nach fünfzehn Jahren ihr Schauspielhaus ein Invalidenhaus wird. Exempla sunt odiosa, aber überall zu finden. — Der Beyfall war unermeßlich; Dem. Sonntag und „Alle!“ wurden nach dem ersten Akt, und dann wieder nach dem Schlusse gerufen. — So weit der Bericht meines Bruders, der eigentlich noch etwas weiter geht, und sich über die ebenfalls an diesem Abend debütirenden Bariton und Tenor verbreitet. Da er aber den Ersteren nur sehr lau abfertigt, dem Letztern aber sogar gar nichts zugestehen will, so will ich seine Ausstellungen lieber verschweigen, bis ich die beyden Herrn selbst und in mehreren Rollen gesehen haben werde. Zweyerley muß ich aber nach dem Bericht meines im Referiren ungeübten Bruders hinzufügen. Erstlich vergaß er anzuzeigen, in welcher Oper die große kleine Sängerin auftrat. Als ich ihn darüber zu Rede stellte, meynte er: das verstände sich von selbst, indem man heut zu Tage nur in einer Rossinischen Oper Furore machen könnte; und da alle Rossinischen Opern egal wären, so brauchte man auch nicht zu sagen, daß Dem. Sonntag zu ihrem Debüt die Italiener in Algier gewählt habe; denn sie hätte eben so gut die Italiener in England (Elisabeta) oder die Italiener in Venedig (Othello) wählen können. Das Zweyte, was wir (nämlich ich als Recensent vom Fache) noch zu sagen haben, ist ein wohlgemeinter Rath, den Dem. Sonntag beherzigen möge. Man sagt nämlich, daß sie außer ihrer Rolle auch die Prima Donna gespielt habe, z. B. unter andern nur Abends probiren wollte, wodurch eine Vorstellung ausfiel. Sie spiele diese hochmüthige und abgetragene Rolle nicht mehr. Wir Berliner sind derley nicht gewohnt, und nirgends hat das Privatbetragen einer Schauspielerin so viel Einfluß auf die Gunst oder — Ungunst des Publikums, als hier, wo wir weiter als in Wien von Italien entfernt sind. P. S. — — So eben hat ein Freund diese Zeilen gelesen und bewegt mich noch folgendes Diktat zu schreiben: Welche schätzbare Acquisition das Königsstädter Theater an Hrn. v. Holtei gemacht hat, bewährt sich täglich. Er wurde vorgestern wegen seines Festspiels und gestern wegen seiner schönen Festrede einstimmig gerufen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. August 1825.

Morgen! entzückendes Wort,
Du Stern der Nacht meines Innern.
Morgen! ruft Hoffnung — und so
Immerhin trüb sey das Heut!

Helmine v. Chezy.

Lyrische Stücke,
aus ungedruckten Dramen.
Von August Grafen von Platen.
Aus dem Schatz des Rhampsinit.

2.

Durch die Lüfte schmerzbeklommen
Kommt der bleiche Mond geschwommen:
Weil er keine Ruhe findet,
Wandelt stets der Liebentfachte
Sachte, sachte,
Und verschweber und verschwindet,
Als er just zu ruh'n gedachte.

Ueber goldner Erdenaue
Schwebt der Frühlingswind, der laue,
Und er fächelt mit Getose
Primel erst und Pulsatille
Stille, stille,
Aber, eh' sich zeigt die Rose,
Treibt ihn fort ein fremder Wille.

Auf smaragdnen, grünen Wogen
Kommt der schöne Schwan gezogen,
Und mit schmerzlichem Behagen
Furcht er Linien und Kreise
Leise, leise,
Und vergeht in seinen Klagen,
Eh' er kommt an's Ziel der Reise.

Ueber das Licht.
(Fortsetzung.)
Reflexion.

Derjenige Theil des Lichtes, der nicht verschluckt wird, durchdringt entweder den Körper, insofern er durchsichtig ist, oder wird, insofern er undurchsichtig ist, von seiner Oberfläche zurückgeworfen. Diese Reflexion geschieht nach eben den Gesetzen, nach welchen jeder elastische Körper von einem andern zurückprallt, und auf denen die ganze Theorie des Billardspiels beruht. Das Licht wird nämlich unter demselben Winkel, unter dem es auf die Oberfläche fällt, von ihr zurückgeworfen, daher der senkrecht auffallende Strahl in sich selbst zurückfällt. Da aber die Oberflächen der meisten Körper nicht eben, sondern rauh sind, so wird das Licht, weil es auf diese hervorragenden Unebenheiten unter sehr verschiedenen Winkeln stößt, auch unter eben so mannigfaltigen Winkeln zurückgeworfen: die reflektirten Lichtstrahlen durchkreuzen sich nach allen Richtungen, und können daher kein deutliches Bild von dem leuchtenden Gegenstande in unser Auge bringen, sondern nur ein verworrenes Licht, eine bloße Erleuchtung, die den dunkeln reflektirenden Körper, aber nicht die Quelle des Lichts, sichtbar macht. Aus einem ähnlichen Grunde hört man nur ein verworrenes Getöse, wenn in einer großen Gesellschaft Alle zugleich reden, und Jeder etwas Anderes sagt, vielleicht sogar in einer andern Sprache: der Sinn, wenn einer da ist, geht darüber ganz verloren. — Ist aber die Oberfläche vollkommen glatt, so prallen die Strahlen, in eben der Ordnung, wie sie auffallen, ohne sich zu verwirren, wieder ab, und bringen dem Auge ein Bild von dem leuchtenden Körper selbst, das dem Bilde, welches unmittelbar in das Auge fallen würde, ähnlich ist, wiewohl etwas schwächer — weil nicht alles Licht reflektirt wird, son-

dern ein Theil in den Körper eindringt — und nicht so deutlich, weil kein Körper vollkommen glatt ist, sondern bey der schönsten Politur einige Unebenheiten behält, die ein verworrenes Licht hervorbringen, welches der Deutlichkeit des ganzen Bildes nachtheilig ist, und außer dem leuchtenden Gegenstande auch die Spiegelfläche selbst sichtbar macht.

Es würde daher, wie man leicht sieht, ganz unmöglich seyn, daß wir durch Reflexion oder im Spiegel ein deutliches Bild sähen, wenn das Licht die Spiegelfläche wirklich berührte, und von ihr, gleich einem elastischen Körper, zurückprallte, weil alsdann die verderbliche Wirkung jener Unebenheiten unvermeidlich wäre. Es folgt hieraus, daß das Licht schon in einer gewissen Entfernung reflektirt, so daß keine wirkliche Berührung stattfindet; daß ferner diese Wirkung in einer Entfernung vor sich geht, gegen welche die kleinen Unebenheiten, welche die Kunst auch durch die höchste Politur nicht wegräumen kann, unmerklich sind, so daß der Spiegel, ungeachtet dieser Unebenheiten, wie eine vollkommene Ebne angesehen werden kann. Bey rauhen Körpern aber, wo die Unebenheiten so groß sind, daß sie ein merkliches Verhältniß zu der Entfernung haben, in welcher die Reflexion vor sich geht, müssen die hervorragenden Spitzen auf das Licht anders wirken, als die Vertiefungen: es entsteht also eine Unordnung in der Zurückwerfung, oder ein verworrenes Bild.

Die Reflexion läßt sich demnach nicht anders erklären, als durch eine zurückstoßende Kraft der Körper, die dem Lichte nicht erlaubt, sich ihnen über eine gewisse Grenze zu nähern. Indem nämlich der Lichtstrahl in schiefer Richtung auf den Spiegel zueilt, kann man seine Geschwindigkeit in zwey andere zerlegen, wovon die eine auf der Spiegelfläche senkrecht, die andere mit ihr parallel ist. Die erstere wird, sobald der Lichtstrahl in die Sphäre der zurückstoßenden Kraft geräth, vermindert, und zwar desto mehr, je näher er ihr kömmt, bis endlich, bey seiner größten Annäherung, diese Geschwindigkeit ganz vernichtet wird. Nun geht der Lichtstrahl blos mit der andern Geschwindigkeit, der Spiegelfläche parallel fort: da aber die zurückstoßende Kraft zu wirken fortfährt, so wird sie ihn nun wieder entfernen; und da er durch eben die Entfernungen wieder zurückgeht, die Kraft also nach eben den Graden, wie bey dem Eintritt, nur in umgekehrter Ordnung wirkt, so wird der Lichtstrahl in dem Augenblick, da er die Sphäre der zurückstoßenden Kraft verläßt, dieselbe Lage, aber in entgegengesetzter Richtung wieder erhalten, die er bey dem Eintritt in diese Sphäre hatte; mit andern Worten, das Licht wird unter demselben Winkel zurückgeworfen, unter dem es aufgefallen ist. Zwischen den beyden Punkten des Ein- und Austritts aus der Sphäre der zurückstoßenden Kraft hat das Licht eine krumme Linie beschrieben, die nach der Spiegelfläche hin konver ist, von der man aber selbst in einer dunkeln Kammer nichts sieht, weil die ganze Ausdehnung der Sphäre der zurückstoßenden Kraft, in welcher diese krumme Linie beschrieben wird, für unsere körperlichen Augen unmerklich ist; nur dem geistigen Auge des Philosophen ist sie sichtbar.

Diese Eigenschaft des Lichts, von glatten oder Spiegelflächen reflektirt zu werden, und dadurch in unserm Auge ein Bild von Gegenständen zu malen, die wir wegen ihrer Lage unmittelbar nicht sehen könnten, verschafft uns nicht allein das Vergnügen, wozu der Spiegel von den meisten Menschen allein benutzt wird, unser Nicht-Ich zu betrachten, sondern auch das Mittel, den Lichtstrahlen jede beliebige Richtung zu geben, und dadurch Wirkungen hervorzubringen, die den Nichtkenner in Erstaunen setzen, und welche die Geisterbeschwörer und Phantasmagoren sehr wohl zu benutzen wissen. Selbst die ebengeschliffenen Spiegel, die einen so wesentlichen Theil der Toilette und die vornehmste Zierde unserer Zimmer ausmachen, geben zu vielen sonderbaren Erscheinungen Anlaß.

Die ganze Theorie dieser Spiegel besteht darin, daß das Bild jedes Gegenstandes in der verlängerten senkrechten Linie durch die Fläche des Spiegels eben so weit hinter dem Spiegel liegt, als der Gegenstand selbst vor ihm; wovon man sich leicht überzeugen kann. Es folgt nämlich daraus, daß, wenn man gerade vor dem Spiegel steht, die Linien vom Bilde des rechten Auges nach dem linken, und vom Bilde des linken Auges nach dem rechten, den Spiegel in demselben Punkte treffen, nämlich in der Mitte zwischen den Punkten, die beyden Augen gegenüberstehen. Durch diesen Punkt des Spiegels sieht jedes Auge das andere: wenn man ihn also mit dem Finger bedeckt, und dann das linke Auge schließt, so scheint dem rechten Auge das linke mit dem Finger bedeckt; schließt man nun das rechte Auge, ohne seine Stellung zu ändern, so scheint dieses vom Finger bedeckt; und auf diese Art kann man, durch abwechselndes Schließen beyder Augen, den Finger von einem Auge auf das andere springen lassen.

Ein vertikal stehender Spiegel zeigt uns unser ganzes Bild, wenn seine Höhe die Hälfte von der Größe unsers Körpers ist. — In einem an der Decke des Zimmers angebrachten Spiegel müssen die höheren Gegenstände, weil sie dem Spiegel näher sind, auch näher hinter ihm erscheinen, die niedern aber weiter, also höher zu schweben scheinen, so daß eine niederfallende Kugel im Spiegel senkrecht emporsteigt. — Ist der Spiegel an die Wand in einer Stellung gelehnt, die genau das Mittel zwischen der aufrechten und der horizontalen Lage ist, so scheinen niederfallende Körper gerade auf den Spiegel zuzulaufen. — Durch die Verbindung mehrerer Planspiegel kann man auf diese Art die mannigfaltigsten Täuschungen des Auges hervorbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Hagelableiter.

Es ist neulich wieder die Anwendung der Blitzableiter zu Verhütung der Hagelbildung empfohlen, und angeblich diese Nutzbarkeit derselben bewährende Erfahrungen auf ausgedehnten durch Hagelableiter geschützten italienischen Grundstücken sind aus der Zeitung von Bologna (vom 17. Juli) in die Zeitschriften aller Länder übergegangen. Der waadtländische Agronom, Hr. Crud, (durch seine Uebersetzung des Thaer'schen Werkes in der Literatur bekannt), hat aus dem Bolognesischen, wo er die Aufsicht über die Landwirthschaft eines weitläufigen Pachtgutes führt, seinen Landsleuten, deren Weingelände häufigen Hageloerheerungen ausgesezt ist, die schützende Vorkehrung empfohlen, und der Professor Edavannes hat, auf diese Autorität vornehmlich gestützt und beynebens der Theorie huldigend, daß die Anhäufung der Elektricität in der Atmosphäre ein Bedingniß der Hagelbildung sey, und daß durch Ableitung der Elektricität mittelst der Franklin'schen Vorkehrung diese Bildung verhütet werde, die naturforschende Gesellschaft in Lausanne am 1sten September lezthin veranlaßt, dir Dazwischenkunft der Regierung für Versuche im Großen nachzusuchen.

Es mag unter diesen Umständen wohl gerathen seyn, an einige frühere gleichartige Vorschläge und die Würdigung derselben zu erinnern: denn bald nach Entdeckung der Blitzableiter ward ihnen bereits schon auch die Abwendung des Hagels zugemuthet.

Im Jahr 1776 that Herr Guenaud de Montbeillard (Journal de physique, XXI. 146) den Vorschlag, man solle sehr viele Blitzableiter an einem Orte aufrichten, den man vor Hagelschaden sichern wolle. Der Hagel bilde sich nur nach heftigen Donnerschlägen, und es sey daher zu glauben, daß man sein Entstehen hindern werde, wenn man den Explosionen des Blitzes dadurch zuvorkomme, daß man die elektrische Materie den Wolken entziehe. Einen ähnlichen Vorschlag that im gleichen Jahr Herr Buiffart zu Arras, und im folgenden Jahr (Journ. de phys. 1777. I. 60) suchte Herr Guyton de Morveau aus der Theorie, die er von der Hagelbildung entwirft, die Güte des Vorschlags zu erweisen.

Im Jahr 1790 ließ der mit elektrischen Versuchen damals vielbeschäftigte Herr Rathsadvokat Seiferheld, in Schwäbischhall, zu Nürnberg eine kleine Schrift drucken, die den Titel führt: „Elektrischer Versuch, wodurch Wassertropfen in Hagelkörner verwandelt werden, sammt der Frage an die Naturforscher: ist eine Hagelableitung ausführbar?" In derselben schlägt er, auf seinen Versuch gestützt, vor: auf jedem Morgen Landes an beyden Enden zwey Stangen, eine von drey und eine von zwanzig Fuß Höhe über der Erde zu errichten und an jeder einen fein zugespizten mit Pech überzogenen Eisendrath anzubringen, welcher oben etliche Zoll hervorrage: und unten zwey Fuß tief in die Erde versenkt seyn soll. Die kleinere Stange soll den aufsteigenden Dünsten ihrr Elektricität rauben, und, was dieser entgeht, soll vollends die größere auffangen.

Im Jahr 1798 gab die Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin die Preisfrage auf: „Kann man, unter der Voraussetzung, daß zur Erzeugung und Bildung des Hagels in der Luft Elektricität erforderlich sey, hoffen, die Gewitterwolken zur Formation desselben unfähig zu machen und seine Entstehung zu verhindern, so wie etwa bey den Blitzen durch Ableitung geschieht? Was für Mittel sind dafür anzuwenden, und was für Wahrnehmungen und Thatsachen sind bis jezt in dieser Sache überhaupt vorhanden, auf die man vorzüglich Acht zu geben hat? „Im dritten Band der neuen Schriften dieser Gesellschaft finden sich zwey Beantwortungen der Aufgabe, die eine von Professor Wredr mit dem Preise, die andere von Doktor Weiß, mit dem Accessit belohnt. Wrede beantworten die Frage verneinend, indem sie hauptsächlich darzuthun suchen, daß die Elektricität keineswegs eine Ursache der Hagelbildung sey. Wrede sagt: wir könnten wohl, vorausgesezt auch, daß Elektricität den Hagel erzeugen würde, jedennoch durch die zwey einzigen uns zu Gebote stehenden Mittel die elektrische Materie aus den obern Gegenden der atmosphärischen Luft gegen den Erdboden herab zu leiten, Wetterstangen und Gewitterbrachen, kaum etwas Erdebliches ausrichten; zudem müßte man nicht nur auf den Stellen, die man vor Hagelschaden schüzen wollte, Ableitungen anbringen, sondern über den ganzen Erdboden, indem nicht angenommen werden dürfe, daß der Hagel, wenn er einmal gebildet ist, durch Ableitungen der Elektricität wieder zum tropfbaren Wasser hergestellt werde. Es fehle auch ganz an erwiesenen Beobachtungen, daß das Hageln einer Gewitterwolke sollte nachgelassen oder aufgehört haben, wenn sie über einen elektrischen Drachen oder über eine Gegend zu stehen kam, wo sehr viele Blitzableiter errichtet sind, wie dieß in Berlin, Paris, London und andern Städten der Fall ist. Es wird dann das Irrige oder die Täuschung in dem erwähnten Seiferheld'schen Versuche nachgewiesen, und mit der Behauptung geschlossen, daß die Entladung des Hagels dem Freywerden der Elektricität vorhergehe, demnach dann auch dieses leztere eher Folge als Ursache davon sey. Alle unsere künstlichen Vorkehrungen gegen die Bildung des Hagels in den Gewitterwolken müßten also wahrscheinlich ganz fruchtlos bleiben.

In der zweyten Abhandlung nimmt Herr Weiß eine beträchtliche Erkältung des Ortes, wo sich der Hagel bildet, demnach einer mit Dünsten angefüllten Luftschichte, als nothwendige nächste Ursache der Hagelbildung an; er zeigt, wie durch chemische und andere Ursachen eine solche Erkältung in der Atmosphäre derbeygeführt werden könne, obgleich uns zur Zeit eine hinlängliche Kenntniß der Verhältnisse dieser Erscheinungen noch mangelt; das Freywerden der Elektricität aber gehört nicht unter jene kältemachenden Ursachen, sondern es erzeugt dasselbe eher Wärme. Auch Herr Weiß stellt den Seiferheld'schen Versuch als irrig dar, und folgert dann aus dem Angeführten, daß die Elektricität für die Hagelerzeugung nicht nur nicht erforderlich, sondern daß sie auch überhaupt nie Hagel zu erzeugen im Stande, und die bey Hagelwettern meistens sich zeigende freye Elektricität nicht Ursache, sondern höchst

Digitized by Google

wahrscheinlich vielmehr Folge des Hagels ist. Am Schlusse fragt er: läßt sich wohl ein Mittel auffinden, die plötzliche und heftige Erkältung der Wolken zu hindern? Die Unübersteiglichkeit der Hindernisse, welche von allen Seiten sich in den Weg stellen, wird uns bald genug von vergeblichen Anstrengungen und Versuchen zur Erreichung unsers Zweckes zurückschrecken und uns ihn aufzugeben nöthigen. Wer vermag es den erstarrenden Sturmwind zu regieren? Wer den gewaltsamen Zersetzungen vielleicht eines sehr bedeutsamen Theiles unserer Atmosphäre vorzubeugen? Wer die Sonnenhitze zu gebieten? Dahin reichen unsere Kräfte nicht.

Wieder in Italien noch anderweitig, wo die alten Vorschläge jüngstdin wieder aufgewärmt und mit den frühern Gründen unterstützt wurden, scheint man diese gründlichen Erörterungen gekannt, oder sich ihrer erinnert zu haben. Auf die Widerlegung der angeblichen neuen Erfahrungen kommen wir ein andermal zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. August.

Das freudige Aufblühen der Kantonsschule in dem demokratischen Kanton Appenzell Ausserrhoden ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung und ein Beweis dessen, was einzelne edle und großmüthige Privaten auch in reinen Demokratien für die Volksbildung zu leisten in kurzer Zeit vermögend sind. Hr. Caspar Zellweger in Trogen, ein begüterter Mann, der auf seine früheren kaufmännischen Geschäfte ohnlängst verzichtet hat und keine Staatsämter annehmen will, ist dasjenige Geister dieser Schule, eines Waisenhauses, einer Schullehrerbildungsanstalt und noch anderer gemeinnütziger Einrichtungen in Appenzell Ausserrhoden mehr; nebenbey forscht und beschreibt er aus den Quellen die Geschichten seines Landes und verwendet noch einen andern Theil seiner übrigen Muße auf Denkschriften, wodurch er staatswirthschaftliche Einsichten, an denen in der Schweiz noch großer Mangel ist, in der Eidgenossenschaft zu verbreiten sich Mühe gibt. Bey der jüngst gehaltenen dritten Jahresprüfung der Kantonsschule in Trogen eröffnete er das Fest, als Vorstand ihres Aufsichtskollegiums, mit einer Rede über die Frage: ob die Aufklärung von den obern Ständen herab, oder von den untern hinaufsteige? „Wollen wir (so redete er unter anderm zu den freyen Appenzellern, die ihr zu hören in Menge hervorgekommen waren) — wollen wir aus der Vergangenheit auf die Gegenwart und die Zukunft schließen, so werden wir finden, daß bey den Griechen und Römern die Aufklärung in den obersten Klassen begann; wir werden finden, daß in dem Mittelalter sie zuerst bey den Geistlichen und dem Adel auftrimte, dann nach der Entwicklung der Städtegemeinden zu diesen sich neigte, aber nie in die Hütte der Armen drang. Erst als die Glaubensverbesserung ihr Licht über Europa verbreitete, ward gefühlt, daß das Volk lernen müsse, selbst in der Bibel zu lesen, und die Dunkelheit, in welche es gehüllt war, fing an zu dämmern. Heute wird in Europa mehr als je für die Schulen gewirkt, vorzüglich in den repräsentativen Staaten; denn man fühlt es: Freyheit könne nur keimen, wo das Pflichtgefühl die Leidenschaften zügle; dieses habe aber nur da statt, wo Vernunft und Kraft genug vorherrschen, um die Triebe und Begierden der Menschen zu regeln und zu bemeistern. Ungeachtet dieses Strebens, das Licht unter allen Klassen leuchten zu machen, ist es doch immer größtentheils bey den vermöglichern Klassen, am meisten in den Städten verbreitet. Obschon aber die Geschichte uns zeigt, daß in der That die Aufklärung nie von unten hinauf stieg, sondern immer von oben herab kam, so lohnt es sich doch der Mühe nachzuforschen, ob dieß vielleicht nur von Ohngefähr so geschah, wegen dem Zustand der Sklaverey und Leibeigenschaft des gemeinen Volkes, oder ob dieser Gang der Aufklärung in der Sache selbst liege und also nothwendig damit verbunden sey. Soll in einem Volke Aufklärung entstehen, so muß nothwendig das Bedürfniß derselben zuerst empfunden werden. Von wem aber soll es, der natürlichen Lage der Sache nach, früher gefühlt werden, als vom Regenten und Lehrer? Der Regent steht als solcher auf einer höheren Stufe als der gemeine Mann. Er muß mehr Umsicht haben, alle Interessen des Volkes und die Mittel, es zu leiten, kennen; er muß seine Interessen mit denen der Nachbarstaaten in Verbindung zu setzen wissen; deßgleichen muß der Regent eben sowohl als der Lehrer vollständiger ausgebildet seyn, als das Volk oder der Lernende. Wer aber begehren wollte, das Volk, wenn es noch ungebildet ist, sollte diese Nothwendigkeit einsehen, und sich selbst besteuern, um eine Lehranstalt für Regenten und Lehrer zu bilden: würde der nicht das Unmögliche begehren? Oder dürften wir hoffen, die Landgemeinde würde eine Auflage beschließen, um eine solche Anstalt zu bilden? Und doch wohnen derselben viele einsichtsvolle Männer bey. Es ist also nöthig, daß zuerst die vermöglicheren Leute in einem Land zusammentreten, um eine Anstalt für ihre Klasse zu bilden; dann wird nach und nach der Nutzen der erlangten Kenntnisse sichtbarer werden, und der Wunsch, sich solche auch anzueignen, in die geringeren Klassen übergehen. Die Wohlhabendern werden beytragen, ihnen die nämlichen Vortheile angedeihen zu lassen; sie werden ihnen dazu verhelfen, durch Schenkungen, durch Bildung der Lehrer, hauptsächlich aber durch Anweisung, was und wie am besten gelehrt werden könne. Auf diesem Wege wird allmählig der Unterricht sich über alle Klassen ausbreiten." — Und an einer andern Stelle seiner Rede drückt sich Hr. Zellweger also aus: „Es wird wohl von Niemanden bestritten werden, daß der Zweck der Volksbildung seyn soll, Aberglauben und den Geist der Finsterniß zu verbannen, religiösen Glauben zu befestigen, vernünftige Aufklärung zu erringen, das Gute und Böse von einander zu unterscheiden, Geschäfte mit Einsicht zu betreiben, Kraft einzuflößen auch das Schwerste zu unternehmen, das Nachdenken anzuregen, ängstliches Hangen an dem Alten, eben so gut als das Streben nach dem Neuen vernünftig zu regeln, Theilnahme an dem Gemeinen Wohl zu wecken, das Wahre, Schöne, Gute zu befördern, und Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern zuwege zu bringen. Wenn wir aber den Zustand unserer Schulen mit dem, was sie leisten sollten, vergleichen, wer muß sich nicht eingestehen, daß sie noch sehr, sehr weit zurückstehen. Wir dürfen uns nicht brüsten mit der Freyheit und Unabhängigkeit, für welche unsere Voreltern ihr Geld hingaben und ihr Blut verspritzten, wenn wir nicht auch für die Nachkommenschaft Opfer bringen, und uns hingeben, für sie zu erringen, was die Zeit von uns fordert. Diese aber ruft uns durch das Beyspiel anderer Nationen, ruft uns durch unsere eigenen Bedürfnisse laut zu: Eure Pflicht ist es, o Appenzeller! für bessere Schulen, für bessere Erziehung eurer Nachkommen zu sorgen. Nur dadurch können wir unsere Schuld gegen Voreltern und Nachkommen abtragen, und das Glück unsers innigst geliebten Vaterlandes befestigen."

Zwey vortreffliche Gehülfen stehen für die Appenzellsche Kantonsschule dem Hrn. Zellweger zur Seite, in Pestalozzi's vormaligem Gehülfen, Hermann Krusi, dem Vorsteher der Schule, und in dem erleuchteten Pfarrer der Gemeinde Trogen, dem Hrn. Frei.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. August 1825.

Wer Geist besizt, besizt die Kunst,
Was ihm gefällt, aus sich zu machen.

v. Göthingk.

Die Kleinstädterin in der Residenz.

Frau von Merange erwartete eine junge Dame aus Luneville, welche ihr von einer alten Tante empfohlen war, und von der sie sich ein um so lächerlicheres Bild entwarf, weil die Tante unerschöpflich in dem Lob derselben gewesen war. Der Empfang der Frau von Badlosquet war demnach eine kleine Belustigung, womit Frau von Merange ihre Freundinnen der adlichen und glänzenden Vorstadt unterhalten wollte. Man war übereingekommen, unstreitig um der Fremden den Eintritt zu erleichtern, daß die Damen im höchsten Putze nach der Mode des Tages erscheinen sollten. Einige zwanzig junge Herren, eben so bekannt durch die Ungezwungenheit ihrer Manieren, als durch ihre beißende Persiflage, welcher keine Tugend zu heilig war, wurden, sowohl wie die Damen, eingeladen, früh zu erscheinen, um die Versammlung imposanter und mithin die Erscheinung der Kleinstädterin belustigender zu machen. Da der Empfehlungsbrief der jungen Frau Talente aller Art beylegte, so hatte man nicht ermangelt, mehrere Dilettanten, ja selbst Künstler vom ersten Range einzuladen, um das Vergnügen zu haben, die Lothring'sche Virtuosin auf einem prächtigen Evrard'schen Fortepiano eine alte Sonate von Steibelt oder eine eben so neue Arie, wie S'il m'abandonne oder nel cor più non mi sento, radebrechen zu hören. Endlich kam der Abend, von welchem man sich so viel Genuß versprach. Die Gesellschaft war so glänzend wie zahlreich, und seit einer Stunde war die Provinzialin der Gegenstand endloser Witzeleyen, als man sie unter dem Namen einer Baronesse von Bilboquet ansagte. Dieser Einfall war das Werk eines der jungen Herren, welcher ihn dem anmeldenden Bedienten in den Mund gelegt hatte. Die junge Dame, ohne sich durch das unsinnige Gelächter, welches ihr verstümmelter Name hervorbrachte, außer Fassung bringen zu lassen, begrüßte mit eben so vieler Anmuth als Würde die Frau vom Hause, welche sich in Entschuldigungen über die Alderuheit ihrer Leute erschöpfte. „Zürnen Sie nicht, sagte die Angekommene, man muß schon einem Bedienten verzeihen, der die Namen so geschickt zu Wortspielen anzuwenden weiß.“ — Nicht übel für ein bon mot aus der Provinz, bemerkte ein junger Elegant, indem er sich einer Gruppe näherte, die sich in der Mitte des Salons gebildet hatte, um die Lunevillerin die Musterung passiren zu lassen.

Wissen Sie, daß sie sich sehr gut ausnimmt! — Ein schöner Wuchs, eine ungezwungene Haltung — ein eleganter Anzug. — Ja, und der zu den Zeiten des Königs Stanislaus gewiß nach dem besten Geschmacke gewesen seyn würde. Trotz der Richtigkeit dieser boshaften Bemerkung gewann sie dennoch die Oberhand, und lieferte den Text zu einer ironischen Lobrede auf den ehemaligen Luneviller Hof. Man verlangte über diesen Punkt die Meinung der Frau von Badlosquet, und so geschickt die Frage auch eingekleidet war, besaß die junge Dame doch Freiheit genug, um die Absicht derselben zu durchschauen. Um

eine Meynung über diesen Gegenstand zu haben, war ihre Antwort, kann ich mich nur auf die Erinnerungen meiner Aelter-Mutter und der ehewürdigen Tante, Frau von Merange, berufen, aber, nach ihnen zu urtheilen, war der Hof des Königs Stanislaus ein Vorbild, von welchem man verzweifeln muß, jemals die Kopie zu erblicken. Die Frauen waren schön, voll Verstand und dabey sehr nachsichtig. Die jungen Männer, von einer ausgezeichneten Lebensart, wußten sich zu gruppiren, ohne dasselbe von anderen zu verlangen. Auch waren sie von einem Hange zur Persiflage zurückgekommen, seitdem Frau von Boufflers die Persifleurs mit den häßlichen Wilden am Ufer des Orenoko verglichen hatte, welche denen, welche sich ihnen näherten, kleine vergiftete Nadeln in's Gesicht blasen. —

Diese Erwiederung, welche selbst den Beyfall derer erhielt, welche sie veranlaßt hatten, verursachte eine Trennung unter den Verbündeten, und war für die Wirthin eine Weisung, ihre Angriffsmaßregeln schnell zu verändern. Jetzt schlug man daher vor, Musik zu machen. Man wußte, daß Frau von Badlosquet zum Entzücken sang, und hoffte, daß sie das allgemeine Verlangen, sie zu hören, befriedigen würde. Anfänglich lehnte sie es mit einer anmuthigen Bescheidenheit ab, welche sie selbst einen erlaubten Stolz nannte, da es ihr nicht unbekannt sey, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit der Gesang in Paris gestiegen wäre, und es daher grausam seyn würde, von ihr zu verlangen, daß sie ihren schwachen Ruf vor einer solchen Versammlung auf's Spiel setzen sollte. Frau von Merange versicherte indeß, daß sie es mit um so nachsichtigern Richtern zu thun haben würde, da es selbst nur Dilettanten wären. Je schüchterner sie schien, je dringender wurden die Bitten, bis sie endlich einwilligte, eine Stimme in einer leichten für Mehrere gesetzten Komposition zu übernehmen. Man lief man zum Piano, und ohne sie zu befragen, legte man ihr eine Partitur von Rossini vor, indem man ihr in dem Quartett der Donna del Lago die äußerst schwere Sopranstimme zutheilte. „Gewöhnlich singe ich die zweyte Stimme, sagte Frau von Badlosquet, und nun, wenn diese Damen es ablehnen, kann ich die erste übernehmen, in welcher einige für mich zu hohe Noten sind.“ Jedermann sah sich verwundert an. Bey dem etwas langen Vorspiel gab sie ohne Ziererey mit den Fingern ihrer auf das Fortepiano gelehnten Hand den Ton an. Die ersten Takte des Recitativs, welche sie eben so rein wie sicher sang, verursachten eine Bewegung in dem Kreise, an welcher die Ueberraschung noch mehr Antheil hatte, wie der Beyfall; aber bald machte der letztere der lebhaftesten Bewunderung Platz, als man die kleine Provinzialin mit Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten überwinden und so viel Kunst anbringen sah, wie möglich war, ohne dem Ausdruck zu schaden, so daß sie die Fragen einiger Fremden, ob dieß nicht Mlle. Pasta sey? wohl verdiente. Frey von jedem andern Eindrucke als dem, welchen die Musik hervorbrachte, schien sie weit mehr mit dem Gelingen des ganzen Quartetts als ihrer einzelnen Parthie beschäftigt, folgte mit Augen und Ohr, half unbemerkt ein und legte eine solche Wärme in das Stretto, in welchem ihre Stimme noch mehr durch die Reinheit der Töne als durch die Stärke derselben herrschte, daß sie einen allgemeinen Enthusiasmus erregte.

Mit den größten Beyfallsbezeugungen wurde die liebliche Sängerin wieder zu ihrem Sitze geleitet, und ihr Triumph war vollständig. Auch muß ich billig bemerken, daß ihre Rivalinnen, und vorzüglich Frau von Merange, mit vieler Grazie in dieselben einstimmten. Ein junges Frauenzimmer indessen, welche wegen ihres Talents für den Tanz bekannt war, und der daran lag, die Fremde in diesem wichtigen Stücke zu übertreffen, schlug einen Tanz nach dem Fortepiano vor, und stellte sich der Frau von Badlosquet gegenüber, welche sich dießmal um so weniger bitten ließ, da sie gestand, daß der Tanz ihr viel Vergnügen gewähre. Neue Verwunderung, neuer Triumph; die Lunevillerin tanzte nicht allein zum Entzücken, ja es fand sich auch, daß sie sogar die neuesten Pas kannte, und sie nur allein im Stande war, die Figuren des Cotillons zu führen. Der Tanz war geendigt, und man setzte sich zum Spiel. Für dießmal mußte Frau von Badlosquet gestehen, daß sie nie eine Karte angerührt habe; auch schien sie über diese Unwissenheit nicht im mindesten beschämt. Als Frau von Merange die Parthien gemacht hatte, näherte sie sich der Fremden, einige Männer, unter denen auch ich mich befand, vereinigten sich mit ihr, und in diesem kleinen Kreise entspann sich eine Unterhaltung, von welcher ich das Vorzüglichste behalten zu haben glaube.

„Sie spielen nicht, bemerkte Frau von Merange, indem sie sich neben sie setzte. Da müssen Sie sich in einer Provinzstadt doch sehr langweilen, in welcher selbst Ihre Talente nur dazu dienen können, Sie von der übrigen Gesellschaft zu isoliren.“ — „Verzeihen Sie, wenn man anders meine geringen Leistungen in der Malerey und Musik in Paris mit dem Namen Talent belegen will, so haben wir in Luneville mehrere Familien, in welchen man die schönen Künste liebt und mit Erfolg ausübt. In dem Zirkel, worin ich lebe, und dessen vorzüglichster Vereinigungspunkt das Haus Ihrer Frau Tante ist, könnte ich Ihnen fünf bis sechs Personen nennen, denen die Kompositionen der vorzüglichsten italienischen, französischen und deutschen Meister nicht fremd sind, und mit denen ich einmal die Woche Musik mache.“ — „Und die anderen Tage?“ — „Wir zeichnen, sticken, unterhalten uns.“ „Unterhalten? (unterbrach sie ein alter Stutzer, welchen Sie an dieser Frage schon erkennen werden) wovon kann man sich in Luneville wohl unterhalten?“ — „Nun wohl, mein Herr, erwiederte Frau von Badlosquet mit einem

Digitized by Google

satyrischen Lächeln, wir plaudern, wenn Sie etwa glauben, daß man sich nur in Paris unterhalten kann." — „Verzeihung, gnädige Frau, erwiederte er noch ungücklichee, wenn ich nach Ihnen urtheilen darf, so sehe ich, daß man wirklich in Ihrem Orte mit Jemanden reden kann, aber auf Ehre, ich weiß nicht, was man in Luneville sagen oder thun kann, seitdem die Militärschule für die jüngern Söhne des Adels, in welcher ich erzogen bin, aufgehoben ist." — Vielleicht, Herr Baron, hat die Aufhebung dieser Schule für unsere Stadt keine so wichtige Folge gehabt, wie Sie zu glauben scheinen; wenigstens ist es gewiß, daß man dort sehr leidlich leben kann, Männer von Bildung antrifft, und sehr kluge schätzenswerthe Greise, welche durchaus die Militärschule, in welcher Sie erzogen sind, nicht vermissen." Der Baron war froh, daß man ihm in diesem Augenblicke eine Whistkarte anbot, die ihn mit Ehren aus der Klemme zog, in die er sich versetzt hatte. Ein schadenfrohes Gelächter begleitete ihn auf seinem Rückzuge.

„Ohne die unpassende Frage des Barons rechtfertigen zu wollen, nahm Frau von Merange das Wort, gestehe ich doch, daß ich Mühe habe zu begreifen, wie man in allem Glanze der Schönheit, Jugend und der Talente sich an das einförmige Vegetiren in einer Provinz gewöhnen kann. Lösen Sie mir dieß Räthsel und geben Sie uns eine Schilderung Ihrer dortigen Lebensweise." — „Sie ist ganz der Ihrigen ähnlich, meine Damen, ich bringe, wie Sie, meine Zeit damit hin, zu lieben, zu fühlen, und zu gefallen, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir in unsern Gewohnheiten Genüsse finden, die vielleicht minder lebhaft, doch diejenigen an Dauer übertreffen, deren Quelle sie in Abwechslung und Beweglichkeit setzen. Ohne mich selbst im Geringsten als Muster aufführen zu wollen, werde ich von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch machen, und mich einen Augenblick als Beyspiel angeben. Ich bin seit vier Jahren verheirathet, und gestehe Ihnen ganz heimlich (aus Furcht, von dem Herrn Baron gehört zu werden), daß ich meinen Mann sehr liebe und von ihm leidenschaftlich geliebt zu werden glaube. Sie sehen, daß dieses schon einige Stunden des Tages ausfüllt, über welche die Langeweile keine Macht hat. Dann besitze ich zwey Kinder, und werde keine Ausdrücke suchen, um Ihnen meine Liebe zu diesen kleinen Wesen zu schildern. Ich mache mir oft Vorwürfe darüber, denn die Abgötterey ist ein Fehler. Ihre Erziehung, die ich nach den Vorschriften des Genfer Philosophen in der Wiege anfange, füllt meine Morgenstunden auf das Süßeste aus. An einer Verwandten meines Mannes, die nur wenige Jahre vor mir voraus hat, habe ich die liebenswürdigste Freundin und Gefährtin. Wollte ich Ihnen die Stärke unsrer gegenseitigen Gefühle beschreiben, so müßte ich zu Montaignes Definitionen meine Zuflucht nehmen: „„Es ist, weil sie es ist, und weil ich es bin."" Wir sehen uns täglich, und gewöhnlich machen wir lange Spaziergänge, welche, ob sie gleich immer dasselbe Ziel haben, uns dennoch immer neues Vergnügen gewähren. Unsere häusliche Lage erlaubt uns, täglich fünf bis sechs Fremde an unserm Tische zu bewirthen, und so verschieden auch das Alter dieser Gäste seyn mag, trägt doch jeder zum gemeinschaftlichen Frohsinn bey. Während der Schauspielzeit gehen wir jeden Abend hin und beendigen den Tag, der jedoch nur selten über Mitternacht verlängert wird, in dem Hause, wo gerade Gesellschaft empfangen wird. In diesen Abendversammlungen, in welchen wir abwechselnd Musik machen, lesen oder plaudern, haben wir freywillig auf zwey Zerstreuungsmittel Verzicht geleistet, deren Vortheile uns ihren Nachtheil nicht aufzuwiegen schienen. Wir lästern nicht und unterhalten uns eben so wenig über Politik. — So ist das gesellige Leben in meiner Stadt, in welcher man sehr viel Annehmlichkeit finden kann, sobald man sich begnügt, in einem kleinen Kreise zu leben, in welchem jedes Mitglied, durch Duclos belehrt, Höflichkeit ohne Falschheit, Freymüthigkeit ohne Unart, Gefälligkeit ohne Schmeicheley und Aufmerksamkeiten ohne Zwang mitbringt."

Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Freund? die kleine Provinzialin machte Epoche bey Frau von Merange, man verließ die Spieltische, um sie reden zu hören, und es gelang ihr, die Damen zu überzeugen, daß man auch in der Provinz Frauen finden könnte, welche in den glänzendsten Pariser Salons nicht am unrechten Ort wären.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Hohlspiegel.

Weit wichtiger sind die Wirkungen eines gekrümmten, und besonders eines hohl geschliffenen Spiegels; und man verdankt den Hohlspiegeln die größten Entdeckungen in der Physik und der Astronomie.

Von allen Strahlen, die von einem sehr entfernten Punkt ausströmen, wird nur derjenige, der auf die Mitte des Hohlspiegels senkrecht fällt, in sich selbst zurückgeworfen; die übrigen, weil sie schief auffallen, werden alle nach der Mitte hingeworfen, und vereinigen sich mit jenem mittleren Strahl in einem Punkt, den man den Brennpunkt des Spiegels nennt, und der von ihm um die Brennweite entfernt ist. Durch diesen Vereinigungspunkt kommen also die Strahlen eben so in das Auge, als wenn sie von ihm ursprünglich ausgegangen wären, oder als wenn sich der leuchtende Punkt selbst dort befände. Da es sich nun eben so mit jedem andern Punkte des Gegenstandes verhält, so sieht man um den Brennpunkt ein deutliches, aber verkehrtes Bild, weil die Strahlen sich durchkreuzt haben. Dieses künstliche Bild ist kleiner als das natürliche, und zwar desto mehr, je stärker der Spiegel gekrümmt ist. Die Strahlen der Sonne wer-

Digitized by Google

den daher in einen kleineren Raum gesammelt, wodurch sowohl ihre Kraft zu leuchten als zu brennen desto mehr verstärkt wird, je größer der Spiegel ist, je mehr Sonnenstrahlen er also auffängt: in einem Hohlspiegel, der eine Brennweite von drey Fuß und eben so viel im Durchmesser hat, wird das Sonnenlicht fast zwölftausendmal verdichtet, woraus die ungeheure Hitze entsteht, die den Hohlspiegeln den Namen Brennspiegel gegeben hat. — Je näher der Gegenstand dem Spiegel kömmt, desto größer wird sein Bild; steht er im Brennpunkte selbst, so entsteht gar kein Bild von ihm; befindet er sich zwischen dem Brennpunkt und dem Spiegel, so erscheint sein Bild nicht mehr vor dem Spiegel in der Luft schwebend, sondern hinter ihm, vergrößert und in aufrechter Stellung.

Das umgekehrte Bild, das vor dem Hohlspiegel schwebt, wirft, wie wir eben gesehen haben, die Strahlen, eben so wie der Gegenstand selbst, vor dem Spiegel zurück. Hier kann man sie mit einem zweyten Hohlspiegel (der weit kleiner seyn kann, weil das Bild verkleinert ist) auffangen, welcher sie dann wieder nach dem großen Spiegel zurückwirft, und hinter demselben, wenn er in der Mitte durchbohrt ist, ein zweytes abermals umgekehrtes, also aufrechtes Bild darstellt. Bringt man an dieser Stelle Augengläser an, und fängt damit die Strahlen des zweyten Bildes auf, so hat man das Gregorian'sche Spiegelteleskop, welches aus zwey Hohlspiegeln, dem großen und dem kleinen, und aus zwey Augengläsern besteht, und durch welches man die Gegenstände aufrecht und von vorn sieht.

Fängt man das erste Bild vom großen Spiegel mit einem ebenen, aber schief gestellten Spiegel auf, der also die Strahlen nach der Seite der Röhre wirft, in welcher deßhalb eine Oeffnung angebracht ist, durch die man das Bild mit dem eingeschrobenen Augenglase betrachtet, so hat man das Newtonsche Teleskop, welches aus einem großen Hohlspiegel, einem kleinen Planspiegel, und wenigstens einem Augenglase besteht, und durch welches man die Gegenstände verkehrt und von der Seite sieht.

Läßt man den kleinen Spiegel ganz weg, und betrachtet das erste Bild des großen Spiegels unmittelbar mit einem Augenglase, das an der vorderen Oeffnung der Röhre befestigt ist, so hat man das große Herschelsche Teleskop, welches aus einem großen Hohlspiegel und einer Loupe besteht, und wodurch man den Gegenstand, den man hinter sich hat, verkehrt sieht. Diese einfache Einrichtung läßt wenig Licht verloren gehen, ist aber nur bey sehr großen Spiegeln anwendbar, weil sonst der Kopf des Beobachters die Oeffnung des Fernrohrs bedecken würde.

Die erhaben oder konver geschliffenen Spiegel geben hinter demselben ein aufrechtes, aber verkleinertes Bild, und sind weder in der Physik noch in der Astronomie von erheblichem Nutzen. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. August.

Unsere Nationalgallerie ist so eben durch ein kleines Gemälde von Correggio, eine Jungfrau mit dem Kinde darstellend, bereichert worden. Es ist dasselbe Meisterstück, von welchem Mengs mit so großem Lobe spricht, und kam aus der Madrider Gallerie in die Hände des Pariser Banquiers Cassimir Perrier, von dem es zu einem hohen Preis gekauft worden ist. Dieses Gemälde erhält einen besondern Werth dadurch, daß sich kein anderes Gemälde von dem großen Meister in England befindet, als ein einziges in der Sammlung des Herzogs von Wellington, welches jedoch diesem an Vortrefflichkeit nachsteht. Das Gemälde in der Gallerie aber, das man bisher für Correggios Werk hielt, wird jezt für eine Kopie erklärt.

Man rechnet als einen triftigen Beweis der Vermehrung des Reichthums in England, daß im Jahr 1765 es nur 12,904 vierräderige Lurnswagen im Lande gab, und ihre Anzahl jezt sich auf 26,729 beläuft, wozu man noch 45,856 zweyräderige Fuhrwerke rechnen muß. Damals gab es nur 36 Kutschenmacher in London, welche ungefähr 4000 Arbeiter hielten: jezt gibt es deren 130, mit 14000 Arbeitern. — Bey der neulich angestellten chemischen Untersuchung von 1467 Säcken Mehl, welche zu Hull nach Portugal eingeschifft werden sollten, fand es sich, daß in vielen Säcken über ein Drittheil aus gemahlenen Knochen und Gyps bestand, welches so geschickt zubereitet war, daß es sich nicht leicht vom Mehl unterscheiden ließ, aber bey Hinzuthuung einer Säure sich mit einem übeln Geruch auflöste. Daraus gebackenes Brod wurde beynahe kohlenschwarz und so hart, daß man es mit einem Beile zerhauen mußte. Der Eigenthümer wurde zu einer Buße von 1000 Pfd. verurtheilt. Derselbe Scheidekünstler, welcher auf Befehl der Admiralität diese Untersuchung angestellt hatte, fand auch in einer Quantität von Cayer Souchong Thee eine Beymischung von 25% Bley.

Die Miltonsche Handschrift, welche im Staatsarchiv gefunden worden, ist so eben im lateinischen Original und in einer englischen Uebersetzung erschienen. Sie ist durchaus theologischen Inhalts, und deßwegen für den Laven ungenießbar. Doch findet sie bey weitem mehr Leser, als ein Werk der Art von einem anderen Schriftsteller in unseren Tagen erwarten dürfte; indem viele begierig sind zu erfahren, was doch die wahren Gesinnungen dieses großen Dichters über die religiösen Geheimnisse, die er beschrieben, gewesen seyn mochten. Ich habe nur eben in dem ersten Aufsatze geblättert, worin der Verfasser von den Personen der Gottheit handelt, und worin er mir als Armenianer, oder doch zum wenigsten als Arianer erscheint. Ein anderer Aufsatz von ihm dürfte wohl die Frauen nicht sehr erbauen; denn er sucht darin nicht nur das göttliche Recht der Männer, über ihre Weiber zu herrschen, sondern sogar die Befugniß derselben, mehr Weiber zu nehmen, darzuthun. Die Auffindung dieses Werkes hat inzwischen den Nutzen gehabt, daß der König eine Kommission zur Untersuchung der Staatspapiere verordnet hat, um alle andere literarische Schätze, welche dieselben enthalten könnten, an's Licht zu bringen.

Die Wintertheater (d. h. Coventgarden und Drury-Lane) sind geschlossen, um gegen Ende Septembers wieder eröffnet zu werden. Haymarket und die Englische Opera sind offen, und unterhalten die wenigen, welche eine Wärme von 100° Fahrenheit ertragen können, mit den ältern beliebten Lustspielen und Opern unserer Bühne, und dann und wann mit einer ephemeren Französischen Umarbeitung, die ein Paar Abende gespielt wird und dann in ewige Vergessenheit dahin sinkt. In dem Englischen Opernhaus gibt man auf's neue den Freyschüz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. August 1825.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück.

Goethe.

Konversations-Philosophie.

Ist die Vernunft doch nie so klug
Als Grüß' und Komplimente,
Zu Wasser gehst — und bricht, der Krug;
Doch oben nickt die Ente;
Komplimente! Komplimente!

Wohl nennt man stille Wasser tief.
Der Wein macht schwer Geklapper,
Macht dir den Bückling etwas schief.
Doch hebt der Stock Geklappe;
Komplimente! Komplimente!

Und ist der Fisch auch noch so stumm
Mit seinem steifen Kopfe,
Ein Fischer macht sein Drähtchen krumm
Und hebt ihn aus am Schopfe;
Komplimente! Komplimente!

An der gepriesnen Phantasie
Fängt man gesalz'ne Fische.
Man hat viel Salz auch ohne sie,
Und sezt sich fest zu Tische;
Komplimente! Komplimente!

Und die Ludimagisterey
Weiß sich nicht zu benehmen,
Und muß mit ihrem Leda Ey
Zum Rückzug sich bequemen;
Komplimente! Komplimente!

Die feinsten Gaben vorzudreh'n
Wird keiner ganz verlachen.
Doch mußt du hinten gleichfalls seh'n,
Dein Kompliment zu machen;
Komplimente! Komplimente!

Faßt so das Glück dich nicht beym Schopf,
Und küßt dich nach Gefallen,
So bist du nur ein blödes Tropf,
Ein Spott und Hohn von Allen.
Komplimente! Komplimente!

Ist die Vernunft doch nicht so klug
Als Grüß' und Komplimente,
Zu Wasser gehst und bricht, der Krug,
Doch oben nickt die Ente;
Komplimente! Komplimente!

W. v. Blomberg.

Ueber das Licht.

(Beschluß.)

Refraktion.

Derjenige Theil des Lichts, der die durchsichtigen Körper wirklich ganz durchdringt, leidet dabey mancherley Aenderungen seiner Richtung, die nicht weniger merkwürdige Wirkungen haben als die Reflexion. Sobald der Lichtstrahl in einen neuen durchsichtigen Körper tritt, der ein anderes Gewebe hat, als der Körper, durch den er vorher ging, so wird er von seinem bisherigen Wege abgelenkt, und zwar so, daß sein neuer Weg sich der Richtung, die auf der Oberfläche, in die der Lichtstrahl fällt, senkrecht ist, und die man das Einfalls-Loth nennt, mehr nähert oder weiter davon entfernt, nachdem der neue Körper eine größere oder geringere brechende Kraft hat, als der vo-

Digitized by Google

rige. Eine Menge sehr bekannter Erfahrungen entsteht aus dieser Naturwirkung.

Wenn ein Stab, ein Ruder sich zum Theil unter dem Wasser befindet, so gelangen die Strahlen von diesem Theile, da sie aus dem Wasser in die Luft treten, in einer andern Richtung in unser Auge, als die Strahlen vom übrigen Theile: der Stab scheint also zweyerley Richtungen zu haben, oder zerbrochen zu seyn; und eben daher hat diese Naturwirkung den Namen der Strahlenbrechung oder Refraktion erhalten. Eine auf dem Boden eines Bechers liegende Münze, die der obere Rand des Bechers unserm Auge eben verdeckt, wird, wenn man Wasser darüber gießt, plötzlich sichtbar, als würde sie wirklich vom Wasser gehoben; und auf dieselbe Art sehen wir den Fisch, der im Wasser schwimmt, über seiner wahren Stelle. Alle Weltkörper scheinen uns durch die Brechung, die ihr Licht bey dem Durchgange durch die Atmosphäre leidet, immer höher, als sie wirklich sind, und zwar desto mehr, je näher sie dem Horizonte sind. Diese astronomische Strahlenbrechung beträgt so viel, daß der untere Rand der Sonne oder des Mondes nahe am Horizonte dem obern merklich genähert wird, wodurch diese Weltkörper eine längliche Gestalt erhalten; daß die Sonne, wenn sie im Aequator ist, unter beyden Polen zugleich gesehen wird, und daß die lange Winternacht der Polar-Zone um mehrere Wochen verkürzt wird. Sie ändert sich sogar mit dem Zustande der Atmosphäre, so daß eine durch Wärme verdünnte Luft das Licht weniger bricht als kalte oder dichtere Luft: daher scheinen Gegenstände, die man über einem Feuer oder geheizten Schornsteine sieht, auf und nieder zu tanzen, weil die Dichtigkeit der Lufttheilchen, die den Ort des Gegenstandes durch die Brechung verrücken, in jedem Augenblick durch die aufsteigende Wärme geändert wird.

Das erste, was die Erfahrung lehrt, ist, daß das Licht desto mehr von seinem ursprünglichen Wege abgelenkt oder gebrochen wird, je schiefer es auf den neuen Körper fällt, daß aber der senkrecht auffallende Strahl in gerader Linie durchgeht, weil er nach einer Seite nicht mehr als nach der andern gebrochen werden kann. Bey allen diesen scheinbaren Unregelmäßigkeiten findet man dennoch, daß zwischen den Richtungen des einfallenden und des gebrochenen Strahls bey jeder Lage ein beständiges Verhältniß oder vielmehr Gesetz stattfindet, welches aber natürlich nach Beschaffenheit oder nach der größeren oder geringeren Unähnlichkeit der beyden undurchsichtigen Körper, durch welche das Licht geht, verschieden ist. Dieses Gesetz beobachtet die Natur so strenge, daß dadurch in gewissen Fällen die Brechung in Zurückwerfung verwandelt werden kann. Wenn z. B. das Licht aus Glas in die Luft tritt, und die Oberfläche unter einem halben rechten Winkel trifft, so muß, Kraft jenes Gesetzes, der gebrochene Strahl mit der senkrechten Linie einen mehr als doppelt so großen Winkel machen, der also in diesem Falle größer als ein rechter ist: der Strahl wird folglich innerhalb des Glases zurückgebrochen, das heißt, er wird von der äußern Fläche reflektirt.

Alle diese Erfahrungen, von denen man sich überzeugen kann, wenn man den Lichtstrahl in ein dunkles Zimmer fallen läßt, wo sich seine Bahn so zu sagen in körperlicher Gestalt zeigt, erklärt Newtons Hypothese auf eine sehr einfache Art. Jeder Körper zieht jeden andern, also auch die Lichtmaterie, um so stärker an, je dichter er selbst ist, und je näher beyde Körper einander sind. Wenn man sich nun ein von Luft umgebenes Stück Glas vorstellt, in welches das Licht von oben herab fällt, so begreift man leicht, daß der Strahl, so lange er durch die Luft geht, von der geraden Linie nicht abgelenkt werden kann, weil er von der umgebenden Luft nach allen Seiten gleich stark angezogen wird, wodurch sich alles aufhebt. Sobald er aber in den Wirkungskreis des Glases geräth, so wird er von der stärkeren Wirkung des dichteren Glases mehr nach unten gezogen, als die Luft ihn nach oben zurückzieht: er wird sich also nach dem Glase hin krümmen, oder der senkrechten Linie nähern; und dieß wird auch noch nach seinem ersten Eintritt in das Glas geschehen, weil er von der größern Masse mehr nach unten gezogen wird, als von der dünnen Scheibe nach oben. Sobald er aber so tief in das Glas gedrungen ist, daß er nach oben und nach unten gleich stark angezogen wird, — und dieß erfolgt sehr bald, weil die Anziehung auf das Licht sich nur in sehr kleinen Entfernungen äußert — so hört alle Wirkung auf, und der Strahl setzt seinen Weg in der neuen geraden Linie fort, der er in dem Augenblicke folgte, da die obere und die untere Anziehung im Gleichgewicht waren. Dieß dauert fort, bis er sich der untern Fläche des Glases so weit genähert hat, daß die dünne Scheibe unter ihm nicht mehr so stark auf ihn wirkt, als er von der größern Masse nach oben gezogen wird: er krümmt sich nun also auf die entgegengesetzte Art nach oben, indem er sich von der senkrechten Linie entfernt; und dieß geschieht auch noch beym ersten Austritt aus dem Glase, wo nach oben die stärkere Attraktion des Glases, nach unten aber nur die schwächere Anziehung der Luft auf ihn wirkt, bis er endlich so weit entfernt ist, daß die Wirkung des Glases ganz aufhört, und er nun durch die Luft, von der er nach allen Seiten gleich stark angezogen wird, eine neue gerade Linie beschreibt, die seiner ursprünglichen Richtung durch die Luft parallel ist, weil die erste Brechung beym Eintritt in das Glas durch die entgegengesetzte beym Austritt aufgehoben ist. Wenn der Strahl so schief durch das Glas geht, daß er bey der zweyten Brechung vor seinem gänzlichen Austritt schon in eine Lage gebracht ist, die der untern Fläche des Glases parallel ist, so wird er nun vom Glase noch mehr nach oben gezogen: er krümmt sich also oberwärts, und wird, statt durchzugehen, zurückgeworfen, wie wir eben gesehen haben.

Digitized by Google

Auf eben die Art ließe sich auch die Reflexion erklären, wenn man annähme, daß nur durchsichtige Körper die Eigenschaft, das Licht anzuziehen, im vorzüglichen Grade besitzen; da dann der Lichtstrahl, wenn er sich einem undurchsichtigen Körper nähert, allein von dem Durchsichtigen zurückgezogen, folglich reflektirt wird.

Wenn die Anziehung, welche die Körper auf das Licht äußern, mit der allgemeinen, von Newton entdeckten Gravitation völlig einerley wäre, die genau im Verhältniß der Masse wirkt, so würde daraus folgen, daß die brechende Kraft der durchsichtigen Körper im Verhältniß ihrer Dichtigkeit oder spezifischen Schwere seyn müsse, welches auch meistentheils mit der Erfahrung übereinstimmt. Allein es finden doch einige bedeutende Ausnahmen statt; und eine einzige Ausnahme ist hinlänglich zu beweisen, daß hier nicht blos die allgemeine Gravitation die Triebfeder ist, sondern daß ein besonderes Verhalten der verschiedenen Körper zum Lichte, eine chymische Verwandtschaft, oder wie man es sonst nennen will, zum Grunde liegt. Die Ausnahme ist besonders auffallend bey den brennbaren Körpern, die das Licht stärker brechen als gleich dichte nicht brennbare. Da nun der Diamant das Licht weit stärker bricht, als irgend ein Körper von gleicher spezifischer Schwere, wovon sein schöner Glanz die Wirkung ist, so schloß Newton hieraus, daß er brennbar seyn müsse: und diese Vermuthung ward lange nachher durch Erfahrungen bestätigt, welche bewiesen haben, daß der Diamant fast der einzige vollkommen verbrennbare Körper in der Natur ist.

Es folgt hieraus, daß die Anziehung der Körper auf das Licht nicht eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist, daß sie wenigstens nicht allen Substanzen in gleichem Grade oder im Verhältniß ihrer Masse zukömmt, sondern vielmehr von den physischen oder chymischen Eigenschaften der Körper, und also wahrscheinlich auch von denen des Lichts selbst abhängt. Wir haben gesehen, daß die Reflexion des Lichts sich nur durch eine zurückstoßende, die Refraktion nur durch eine anziehende Kraft der Körper erklären läßt. Da nun jeder Körper mehr oder weniger das Licht zugleich bricht, zurückwirft und verschluckt, so müßten alle Körper auf das Licht zugleich eine anziehende und eine abstoßende Kraft äußern, welches sich zu widersprechen scheint. Dieser Widerspruch läßt sich nur heben, wenn man annimmt, daß die kleinsten Theilchen, aus denen jeder Lichtstrahl zusammengesetzt ist, auf verschiedene Art gebildet sind, so daß es nicht dieselben Lichttheile sind, die zugleich angezogen und zurückgetrieben werden, sondern daß einige von ihnen, vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit, von den Körpern angezogen, andere zurückgestoßen werden. Diese verschiedene Bildung der Lichttheilchen hat nichts mit ihren Farben gemein, aus denen diese Erscheinungen sich nicht erklären lassen, weil sowohl der gebrochene als der zurückgeworfene Strahl alle Farben des Regenbogens behält. Der Grund muß also in physischen Eigenschaften liegen, die von denen, aus welchen die Farben entstehen, ganz verschieden sind. Es ist hiebey nicht nöthig anzunehmen, daß wirklich jedes Lichttheilchen durch seine natürliche Beschaffenheit von den übrigen verschieden ist; man kömmt vielleicht der Wahrheit durch die einfache Hypothese näher, daß alle Atome der Lichtmaterie einander ähnlich sind, daß aber ihre verschiedenen Seiten auch verschiedene Eigenschaften haben, so wie z. B. die obere und die untere Seite der Blätter eines Baumes. Alsdann ist es begreiflich, daß die Lichttheilchen, nachdem sie den Körpern diese oder jene Seite zukehren, angezogen oder abgestoßen werden. — Hierin liegt zugleich der Grund von einer wichtigen Entdeckung, die unter dem Namen der Polarisation des Lichtes seit einigen Jahren die Physiker beschäftigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. August.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Gartenbaugesellschaft hat von N. S. Wales einen Stock mit Bienen von einer neuen Gattung erhalten. Die Bienen sind weit kleiner als die Europäischen und haben keine Stacheln; und ihr Honig soll ungemein süß seyn und einen eigenen Wohlgeruch haben.

Der Fluß, welcher nach den letzten Nachrichten von N. S. Wales entdeckt worden, fällt hinter der Baß-Insel, Vandiemen's-Land gegenüber, in's Meer.

Endlich hat doch der Kampf zwischen dem Löwen Nero und sechs Hunden, drey auf einmal, stattgefunden. Nero war aber zu zahm, und floh vor den Bullenbeißern, wovon aber zwey oder drey seinem an ihren Wunden gestorben. Die Zeitungen der Hauptstadt schreiben alle sehr heftig gegen diese Art von grausamem Zeitvertreib. Dennoch hat seitdem ein anderer Kampf zwischen dem Löwen Walam und sechs anderen Hunden stattgefunden, die ihn zwey und zwey angriffen. Walam aber schickte sie alle schwer verwundet vom Kampfplatz, und würde ihnen ein Dutzend andere nachgeschickt haben, wenn man sie an ihn gehetzt hätte. Auch von diesen Hunden sind bereits mehrere todt. Die Anzahl der Zuschauer soll zwar ziemlich groß, aber nicht von den höheren Ständen zusammengesetzt gewesen seyn.

Folgende Zeitungen erscheinen jetzt in Indien: In Calcutta, the John Bull, the Bangal Hurkaru, the Scotsman in the East, täglich; die Regierungszeitung, zwey Mal die Woche; die India Gazette, auch zwey Mal, und the Bengal Weekly Messenger, Sonntags; das Miret-ul-Akhbar, Jamischan Numa, Sungband Cumuddy und das Summochar Chundrica, alle ein Mal die Woche. In Madras, der Courier, die Regierungszeitung, und die Gazette, ein Mal die Woche. Zu Bombay, der Courier, die Regierungszeitung, the Weekly Gleaner, und das Summochar na Chandrikha, alle wöchentlich ein Mal. In Penang, the Penang Gazette, wöchentlich. In Singapore, das Chronicle, wöchentlich. Eine der obigen Zeitungen in der Landessprache gibt folgende Erzählung. Die Frau eines Barbiers zu Etadauzin Mobarazpur, welches nördlich von Kristnugur liegt, wurde in einem Alter von 24 Jahren von der Cholera Morbus heimgesucht, und zwar im Monat Asar. Ein Fakihr, welcher bettelnd in's Haus kam, bat um die Erlaubniß sie heilen zu dürfen. Da sich kein Arzt im Orte befand, ließ man sie Siddy-Blätter und Opium, so wie auch den Saft von Siddy-Blättern nehmen, und band ihr Hände und Beine mit einem

Stricke, acht Zoll von einander. Hierdurch geschah den Anzeichen der Krankheit Einhalt, und nach Verlauf einer Stunde band man sie los. Sie war ineessen von dem Trank, den sie genommen, gänzlich betäubt, und schlief die ganze Nacht hindurch ruhig fort. Am folgenden Morgen fand sie sich ganz gesund. Der Fakir wollte nichts für seine Mühe nehmen, und sagte, ein solcher Trank müßte einen jeden von der Krankheit heilen.

Nach dem Sching-meaun-che gibt es in China 1560 dem Confucius geweihete Tempel, in welchen während der Frühlings- und Herbstfeste geopfert werden: Ochsen sechs. Schweine 27.000, Schaafe 5.800, Ziege 2.800, Kaninchen 27.000; zusammen 62.606 Thiere jeder Gattung; zu gleicher Zeit werden aber auch 27.600 Stücke Seidenzeuge geopfert.

Die gewöhnliche Begrüßungs-Art in Cochinchina ist, sich bis zur Erde zu verbeugen, und zwar: fünf Mal vor dem Könige, vier Mal gegen die zunächst dem Monarchen stehenden Großen, drey Mal gegen Personen im dritten Range, zwey Mal gegen jeden andern Vornehmen, und ein Mal gegen jeden sonstigen Beamten. Hinrichtungen geschehen in jenem Lande gewöhnlich auf folgende Art. Der Verbrecher wird an einen Pfahl gebunden, und ein Elephant über ihn hinweggetrieben. Hr. Gibson, der Engländer, welcher die Birmanische Mission nach Cochinchina begleitete, und aus dessen Journal diese Bemerkungen entlehnt sind, sah 13 des Diebstahls beschuldigte Menschen durch den Lieblingselephanten eines Großen zu Tode treten. Es wurden zu Saigun wöchentlich drey bis vier solcher Unglücklichen hingerichtet. Hr. Gibson sah eine Uebung der Elephanten. Sechzig dieser Thiere mußten einen Verhau angreifen, welcher von Soldaten vertheidigt wurde, die Raketen und Pistolen gegen die Thiere abfeuerten. Aber diese brachen durch, und verfolgten die Fliehenden, bis ihre Führer sie aufhielten. Es wurde dabey die größte Ordnung erhalten und alle Befehle durch die Trompete ertheilt. Die Elephanten sollten je zwey und zwey das Bild eines feuerspeienden Tigers angreifen, welcher noch von Soldaten vertheidigt wurde, die mit Gewehren auf sie schossen. Die meisten Elephanten aber liefen vor diesem Scheinbilde weg; und einer der Führer erhielt 20 Prügel, weil er sein Thier nicht zum Gehorsam bringen konnte. Des Gouverneurs Lieblingselephant, welcher 37 Jahre alt war, und 25 Jahre lang in seinem Dienste gewesen, machte einige Kunststücke.

Es war nach einer etwas zu hastigen Uebersicht, daß ich Ihnen in meinem letzten schrieb, Hr. Fraser hatte auf seiner Reise Unterstützung von den Großen am Persischen Hofe erhalten. Der einzige, welcher ihm dabey mit Rath und That an die Hand ging, war der alte Hofdichter, Fatech Alim Chan, der aufgeklärteste und geschickteste Mann in Persien, und welcher ihm auch in der Person eines jungen Persers von guter Familie, Namens Mirza Abdul Rzahk, einen Reisegefährten und Wegweiser verschaffte. Denn der König scheint es sehr ungern zu sehen, daß Europäer westlich von der Straße zwischen Schiraz und Teheran reisen, und man sprach ziemlich laut davon unter den Persern, daß die Ermordung des berühmten Reisenden Brown, bey der Brücke über den Kizzel-o-Zun, auf Sr. M. Befehl geschehen; wenigstens will man eine goldene Uhr, die der unglückliche Reisende bey sich gehabt, in den Händen des Königs gesehen haben. Ja man nannte noch andere Ermordungen der Art, besonders von Europäern, die auf königl. Befehl zu Mussches vergiftet worden seyn sollten. Auf den Rath des Chans also vermied Hr. F. es, dem König seine Aufwartung zu machen, oder ihm etwas von seinem Vorhaben wissen zu lassen, und reiste in Persischer Tracht, mit wenig Gepränge und nur von sechs Personen begleitet, und für den Nothfall mit einem offenen Schutzbriefe von Seiten des Brittischen Residenten versehen. Von Mirza Abdul Hussein Chan, der vor ein Paar Jahren als Persischer Gesandter in Europa so viel Aufsehen gemacht, spricht Hr. F. mit der tiefsten Verachtung. Er stammt, sagt er, aus einer alten herabgekommenen Familie, und war in seiner Jugend so verworfen in seinen Sitten, daß er oft in Frauenkleidern tanzte. Später ergab er sich dem Handel, und es gelang ihm, sich so weit zu erheben, daß, als man einen Gesandten nach England bedurfte, wozu kein Edelmann von Charakter sich verstehen wollte, man ihm die Stelle antrug, die er auch aus Eigennutz annahm; und da er hierbey etwas von fremden Sprachen lernte, und der Widerwille, in's Ausland zu gehen, bey den andern Persern noch immer fortdauerte, so übertrug man ihm mehrere andere Gesandschaftsposten. Er ist sehr verachtet, und keiner verdient es mehr zu seyn. Er ist so niederträchtig und unehrlich, daß Niemand mit ihm zu thun haben will, und ein so bekannter Lügner, daß Niemand ihm glaubt. Seine Lieberlichkeit ist so groß, daß man am Hofe, trotz der wenigen Achtung, die man im Allgemeinen den Sitten zollet, nur mit Verachtung von ihm redet. Er hat freylich etwas Einnehmendes, und sein beständiges Lachen gibt ihm das Ansehen der Gutmüthigkeit; aber das ist nur für die, denen er zu gefallen wünscht. Auch sind seine Schmeicheleyen selbst grob und plump: und seine Unwissenheit, selbst über sein eigenes Vaterland und Fach, ungemein groß. Es ist zum Erstaunen, wie er in Europa, und besonders in England so sehr gefallen konnte; denn in seinem eigenen Vaterlande sieht man ihn als einen Mann an, dem es an jeder Eigenschaft für die gute Gesellschaft fehlt. Für alle die Güte, die er in England empfangen, und die Pensien, die er von der Brittischen Regierung empfängt, widersetzte er sich doch immer dessen Interesse, und spricht mit Verachtung von den Engländern. Er nahm eine Menge kostbarer Schawls mit nach England, und diese, sagt er, hatte er für die Gunst der dortigen Damen vertauscht, welche er bey Namen nennt, und sogar Herzoginnen darunter, deren seyn sollende Briefe er in den Persischen Gesellschaften vorliest, und man glaubt ihm nur darum nicht, weil man das allgemein Lügenhafte seines Charakters kennt. Auch hat er ein Gemälde einer vornehmen und achtungswürdigen Dame, die er selbst dem Könige als seine Geliebte genannt hat. Bey seiner Rückkehr von seiner letzten Reise nach England brachte er nicht nur die vielen Geschenke mit, die er erhalten, sondern auch eine Menge Waaren, die er auf Spekulation gekauft, und in seinem Charakter als Gesandter allenthalben abgabenfrey mitgeführt. Um diese nun auch ohne Fracht-unkosten durch Persien nach Tebran zu bringen, ließ er sie von den für den Transport der Geschenke für den König bestimmten Frohnbothen tragen. Dieser aber, welcher seinen Vortheil eben so gut versteht als der Mirza, nahm Wind von dem Streiche, und während er den Gesandten auf einem Jagdzuge nachkommen ließ, wurden die Waaren alle als königliche Geschenke zu Tebran von den Kronbeamten in Empfang genommen; und der Mirza behielt von seiner ganzen Beute nichts als einige Kisten mit Kleidern, die unter dem Namen des Brittischen Geschäftsträgers in die Stadt gekommen waren. Sein jetziges Geschäft ist die Vorstellung von Europäern am Hofe, und die Besorgung der Geschäfte mit England, unter der Aufsicht des eigentlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und dafür hat er seine Besoldung. In seinen Zimmern sieht man Gegenstände des Europäischen Luxus mit Persischen Möbeln gepaart, und unter anderen ein Gemälde von ihm selbst, von einem Russischen Maler. Auch mischte er, als Hr. F. ihn besuchte, Englische Sätze unter sein Persisch, so wie Pou honour! God bless me!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. August 1825.

Einige rathen klug.
Aber nicht glücklich genug;
And're rathen glücklich,
Aber nicht schicklich.

Castelli.

Trau, Schau, Wem*)?

Mitternacht war schon längst vorüber, und August konnte sich noch immer nicht von seinen Freunden trennen. Er hatte seine erste Jugend in N . . . verlebt, dort, von einem Oheim väterlich behandelt, das Gymnasium besucht, dann in Norddeutschland studirt, war dann gereist, und durch sonderbar günstige Umstände noch vor der Rückkehr in's Vaterland bey einem der kleinen sächsischen Fürsten sehr vortheilhaft bedienstet worden. Von allen diesen Vorgängen waren die Freunde immer nur unvollkommen durch seltene Briefe unterrichtet worden, auch jezt waren die wenigen Tage seines Besuchs in einem frohen Taumel verstrichen, und nun beym Abschiedsmahl war es, als thäten sich alle Quellen der Erinnerung auf, und des Erzählens war kein Ende. „Nun fort! rief August, als es ein Uhr schlug, in ein Paar Wochen seh' ich euch noch eine kurze Zeit wieder, und dann steck' ich den Kopf in meine Akten, bis ich meines Amtes Herr geworden bin." — Bey diesen Worten reichte er die Hand rechts und links, und seine glänzenden Augen sagten, was er verschwieg, und die Jugendfreunde gaben seinem Willen nach, ihn allein seinen Wagen aufsuchen zu lassen, der ihn, wie er seinem Diener befohlen hatte, zu dieser Stunde vor dem Thore erwarten sollte.

Sehr aufgeregt, und mit der Spannung, die wir in den Momenten empfinden, wo Vergangenheit und Zukunft besonders lebhaft vor unserm Geistesauge aufgethan sind, schritt August durch die langen gekrümmten Straßen der ehemaligen Reichsstadt. Das lezte Mondviertel bestrahlte die Giebel der schönen steinernen Häuser, und er sah an manches hinauf, um sich seiner Bewohner zu erinnern. Da schlüpfte eine dicht verhüllte, aber dennoch schlanke und jugendliche weibliche Gestalt vor ihm aus einem Nebengäßchen, eilte auf ihn zu, und ihn erblicken, mit einem unterdrückten Schrey ängstlich von einer Seite zur andern sehen, und dann in ein offenstehendes Haus stürzen, war Eins. August blieb befremdet an der offnen Thüre stehen, und blickte in den dunkeln hohen gewölbten Oehren. Jezt erinnerte er sich, daß zu seiner Zeit ein altes geiziges Ehepaar in diesem Hause gewohnt hatte, darin gestorben war, und abenteuerliche Sagen von ihrer, an abwesende Verwandte vererbten Wohnung erzählt worden waren. Mit Blitzesschnelle glitt diese Erinnerung an ihm vorüber. Jezt hörte er ein Geräusch, wie einen Fall; er dachte, das verhüllte Wesen sey auf den finstern alten Treppen gestrauchelt, oder dachte vielleicht nichts, sondern folgte einem ge-

*) Diese kleine Erzählung ist die Folge eines gesellschaftlichen Scherzes, und soll einzig nur zu gleichen Scherzen aufmuntern, ohne an irgend einen andern Werth Anspruch zu machen. In einem kleinen Cirkel freundlicher Frauen wurde von einem jezt öde stehenden Hause, einer in einem Korbe entdeckten Diebin, einem neumodigen Palatin, der Sevigné heißt, u. s. w. gesprochen. Eine der gegenwärtigen Personen machte sich verbindlich, aus diesen fremdartigen Gegenständen eine Geschichte zusammenzusetzen, und so entstanden diese Blätter in einer heitern Stunde.

dankenlosen abenteuerlichen Zug, der ihn in das Haus, und von dem dämmernden Lichte eines Hoffensters geleitet, die Treppe hinaufführte. Bey der ersten Wendung sah er die weibliche Gestalt in ihrer hellfarbigen Hülle weiter oben vor sich herschlüpfen, und glaubte sie ächzen zu hören. Unbedachtsam eilte er ihr nach; der zweyte Stock war erstiegen, er sah sie in eine offne Thür verschwinden und ging ihr nach; aber beym ersten Schritt fehlte der Boden unter seinen Füßen, er stürzte auf dem aufgewühlten Pflaster einer ehemaligen Küche, nahm aber beym Fallen eine Seitenthür wahr, durch welche die Verhüllte verschwunden seyn mußte. Schleunig raffte er sich auf; der Schmerz des Falls auf dem steinigten Schutte gebot ihm einen Augenblick Aufenthalt; die Unheimlichkeit dieses verfallenen Winkels, wo hohe schwarze Schränke, deren offne Thüren im Luftzuge knarrten, gelbe, meist zerbrochene Fensterscheiben, deren Lücken den Mondstrahl in wunderlich schroffem Lichte einließen, hätten seine Ueberlegung aufrufen und ihm beweisen sollen, daß er hier keinen Beruf habe; allein seine Phantasie war erregt, ja sein Ehrgeiz erwartete lieber ein Abenteuer, als daß er dem Grausen, das über seine Glieder schlich, Gehör gegeben hätte. — Er raffte sich auf, schritt über den Schutt nach der kleinen Thür, kam in einen langen, engen, finstern Gang, an dessen Ende sich eine kleine Treppe befand, die der Mond von oben hell bestrahlte. Dort mußte das Wesen hinaufgestiegen seyn, denn weder rechts noch links war ein Ausweg zu erblicken gewesen. Schnell war er oben und befand sich in einer offenstehenden Bodenkammer, wo eine Menge Gepäck, alte Kleider, altes Kupfer- und Messinggeräth, kurz ein Gerümpel umherstand und hing, das einer Trödelbude glich. Vor ihm befand sich ein ungeheuer großer Korb, wie sie zur Versendung fremder Weine gebraucht werden. Da der bunte Kram, vom Monde bestrahlt, gar lustig anzusehen war, ward August zur Neugier gereizt, und öffnete den Deckel des viereckten Flechtwerks, um auch dessen Inhalt zu sehen — doch wie fuhr er zurück, als der lieblichste Mädchenkopf daraus auftauchte, ein Paar gefaltete Händchen sich ihm entgegenstreckten und eine zitternde Stimme flehte: „O retten Sie mich, retten Sie und verrathen Sie mich nicht!“ — Freylich verstand August nicht auf das erste Wort des niedlichen Mädchens, der er aus ihrem wunderlichen Versteck heraus half, wie sie hineingekommen war; die Sache war aber diese: Nanette war Waise und hielt sich bey einem Vormund auf, der ihr Vermögen nur deßhalb sorgfältig verwaltete, weil er es vermittelst einer Heirath mit ihr seinem Sohne zuzueignen gedachte. Nanettens Eltern waren den zwey verschiedenen Konfessionen zugethan gewesen, so kam es, daß sie, so wie ihre Mutter, eine Protestantin, einen vom Vater ernannten katholischen Vormund hatte, aber vermöge ihrer Kirche ihren sämmtlichen Unterricht einer sehr guten protestantischen Stiftung verdankte. Ein Bischen Aufklärung und viel Zwang hatten in dem kleinen Persönchen einen sehr frühzeitig bestimmten Willen entwickelt. Wie der Vormund, nachdem Nanette das sechszehnte Jahr erreicht, wahrnahm, daß sich sehr schnell andere Freyer einfinden, und seinem unliebenswürdigen Sohn die Braut streitig machen würden, suchte er die Entwicklung von seines Mündels kleinem Lebensroman schnell herbeyzuführen, indem er ihr erst schmeichelnd, dann befehlend, und endlich tyrannisch seinen Sohn zum Gatten anzunehmen befahl. Bey einem sechszehnjährigen Mädchen, das nie aus der Wohnstube kam, muß die erste heftige Lebenslage die muthlosefeste Nachgiebigkeit, oder den gespanntesten Widerstand hervorbringen, je nachdem Schwäche oder Stärke des Gemüths ihr zum Antheil ward. Bey Nanette war das letzte der Fall, aber bey ihrer gänzlichen Unerfahrenheit in Welthändeln, ihrer Jugend, ihrer Vereinzelung, konnte sie nur auf den abenteuerlichen Ausweg einer Flucht verfallen, um dem schon angesetzten verhaßten Hochzeittag zu entgehen. Sie wußte, daß eine Lehrerin ihres Instituts einen Geistlichen in der Gegend von L . . . geheirathet hatte; zu dieser wollte sie fliehen, diese sollte sie gegen die gesetzlose Gewalt des Oheims beschützen, und somit machte sie sich an dem Abend, wo sie August auf der Straße antraf, auf den Weg. Willensentschlossenheit fehlte ihr also nicht, aber die Gewohnheit, Muth zu üben, war ihr fremd. Mit Todesangst eilte sie durch die Gassen, besann sich zu ihrem Troste auf alle Bekannte, die in diesem oder jenem Hause wohnten, und fühlte sich erleichtert beym Umbiegen um die Ecke, jetzt eine ganze Strecke an den langen Fabrikgebäuden des reichen S . . . hingehen zu müssen, als sie auf August stieß. — Er war der erste Mensch, dem sie auf ihrer Flucht begegnete, ihre schreckenerfüllte Seele glaubte in ihm den verabscheuten Bräutigam zu erkennen, und unbedenklich sprang sie in die offene Thür des öden Hauses. — Erst gestern hatte der alte Advokat Durrbahn ihrem Vormund erzählt: der reiche S . . . hätte es zu seiner Fabrik gekauft, und es stehe jetzt ganz leer. Der Gedanke, in diesem Zufluchtsort keinen Menschen zu finden, machte sie muthig, die erste Treppe hinauf zu gehen, und dort zu warten, bis der Verhaßte seinen Weg in der Gasse weiter fortgesetzt hätte; allein bald hörte sie ihn, wie er ihr auf dem Fuße folgte; sie schlüpfte in Todesangst vor ihm her, bald in ihm noch einen viel furchtbarern Feind als den ihr doch bekannten Bräutigam besorgend, und endlich bis in die, hell vom Monde beleuchtete Bodenkammer gelangt, trieb sie die Furcht, sich in den großen Korb zu verstecken.

Nachdem August das Alles aus dem lieblichsten Munde gehört, und noch einmal die flehende Bitte, sie nun ihren Weg fortsetzen zu lassen vernommen, sagte er ihr so bestimmt, wie sein Herz es ihm gebot, — „nein, das leide ich nicht; aber fort sollen Sie, liebes Mädchen, und unter meinem Schutz. Ich führe Sie zu meinen Eltern nach J . . . .

Digitized by Google

und mein Vater, der ein tüchtiger Jurist ist, wird dem garstigen Vormund schon den Willen brechen." — Die Kleine weinte und blickte ihn ängstlich an. „Aber in diesem dünnen Röckchen, nahm August wieder das Wort, dürfen Sie nicht fort, Sie würden in der Morgenluft zu sehr frieren." Indem sah er im bläulichen Mondlicht einen saubern dinnigen Ueberrock an der Wand hängen, und bat sie, ihn mit ihrem Mousselinkleide zu vertauschen, ergriff dann einen großen rothen Shawl, der neben ihm hing, und hüllte sie hinein. Meynen Sie es aber auch ehrlich mit mir? bringen Sie mich nicht zu meinem Vormund zurück?" fragte die Kleine wieder zitternd. — „Gewiß nicht, und ehrlich meyne ich es auch." — „Gott! aber bringen Sie mich nicht ärger wo hin?" rief sie schon wieder auf der Treppe. „Kind, da müßte ich ein Böswicht seyn," antwortete August durchdrungen, und zog sie schneller mit sich fort.

Sie erreichten, ohne einem Menschen zu begegnen, das Thor; der Thorschreiber leuchtete dem Pärchen in die Augen und auf die Kleider, machte aber einen höflichen Bückling, sobald August ihn vornehm gefragt: ob seine Chaise ihn schon jenseits des Schlagbaums erwarte? Sobald er die lezte Schildwache hinter sich hatte, rief er seinem Friedrich, um seiner ängstlichen Gefährtin seine Zuversicht zu erkennen zu geben; Friedrich antwortete in geringer Entfernung, und ehe eine Minute verging, bod sie August in die ihn erwartende Chaise. Friedrich machte große Augen, wie er seinen Herrn eine Reisegefährtin mitbringen sah; da er aber gewohnt war, die Frauenzimmer von dessen Bekanntschaft mit Ehrerbietung zu behandeln, fand er sich schnell darein und hielt dienstbeflissen die Chaisenthür. Allein beym Einsteigen schüttelte Nanette ein farbiges breitgestreiftes Stück Zeug, wie ein Wimpel ausgezackt, von dem Bänder herabhingen, aus dem Shawl, es fiel zur Erde; Friedrich bod es auf, reichte es ihr, nachdem er es einen Augenblick gegen das Mondlicht gehalten, hin, und sagte in zierlichem Norddeutsch: „Die Mademoiselle haben da ihr Korsettchen verloren." — „Allons fort! rief August, das farbige Wimpelchen ergreifend, es ist Zeit, daß wir auf den Weg kommen." — „Die Mademoiselle werden also auch zu dem Herrn Papa gehen?" entfuhr Friedrichs Neugier, indem er auf den Bock sprang. — „Ich hoffe, sie erzeigt mir die Ehre," antwortete der Herr, beschäftigt, Nanetten bequemer zu setzen, und fort rollte der Wagen.

Der Tag brach an, und wie es Morgen ward, entstand an zwey Orten in A... ein großes Gewirr. Nanettens Vormünderin, die Frau Doktorin Langnaß war schon in der Frühmesse gewesen, und klopfte um sieben Uhr an ihrer Mündel Thüre, sie zum Kaffee zu rufen; als keine Antwort erfolgte, und auch das Rufen vergeblich war, machte die werthe Familie nach und nach die Entdeckung, daß Nanette nicht allein nicht in ihrem Kämmerchen, nicht im Haus, nicht im Garten sey, sondern auch ihre Spardüchse, ihre goldene Halskette, und silberbeschlagenes evangelisches Gesangbuch mitgenommen habe. Der alte Herr erschrack vor den Folgen dieses Schrittes, da er fürchtete, die arme Unterdrückte werde bey gänzlicher Mangluug an nahen Verwandten ihren Beichtvater um Schutz anflehen, wo er dann bey dem feindseligen Verhältnisse der allseitig christlichen Partheyen sehr verdrießliche Händel zu erwarten hatte, berechnete auch Kapital und Zinsen, die er bey zu fürchtender Trennung von Nanette endlich wieder herausgeben müßte. Die Frau Doktorin schimpfte auf die Früchte eines weltlichen Unterrichts, wie das Institut ihr gegeben; der verunglückte Bräutigam trommelte mit seinen dicken Fingern an der Fensterscheibe, und sagte sich gleichsam rechtfertigend, vor sich hin: „had ich sie doch manchen Feyertag in die bretterne Saloppe geführt, und noch lezten Sonntag in Wurstgarten, — was wollte sie denn mehr?" — Papa, sehen Sie, das kommt daher, weil Sie mir nie erlauben wollten, sie in das Theater zu führen," — aber das minderte nicht des Herrn Doktors Verlegenheit, des Mündels wieder habhaft zu werden, ohne fremde Leute mit der Ursache ihrer Flucht bekannt zu machen. In dieser Noth wußte er nichts Besseres als sein bekümmertes Herz dem Vetter Burgermeister, mit dem er in gegenseitigem Dienstverhältnisse stand, vertrauenvoll zu eröffnen, um so schnell wie geheim seinen Zweck zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorwort des Epigrammendichters.

Damit die Schlange sich des Gifts entlade,
Und nicht ihr scharfer Biß mehr schade,
Hält man ihr vor den Zahn ein Läppchen Tuch;

Und ich, damit ich nicht verletze,
Wenn ich nach meinem Schnabel schwätze,
Entlade mich der Glossen in mein Buch.

Joh. Rud. Voß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern. Juli.

Zur Säcular-Erinnerung vom Bau des prächtigen Inselspitals in Bern war vor etlichen Jahren, durch den Kunstsinn des Münzmeisters Hr. Sueter und den Grabstichel des Hrn. Burger, eine schöne Denkmünze erschienen, deren Vorderseite zwey weibliche Bilder zeigt: eine junge Klosterfrau, Mechtild von Seedorf, durch das an dieser Schleife vorhängende Kreuz als Vorsteherin des Klosters bezeichnet, — und eine bejahrte Matrone, Anna Seiler, in weltlicher Kleidung. Die Rückseite stellt das Gebäude der Krankeninsel dar, mit der Ueber-

Digitized by Google

schrift: Sie haben ihr Pfund wohl angewendet, durch Stiftung des Inselspitals in Bern; neu erbaut MDCCXVIII. Jüngstihin hat nun für gleichen Zweck die Stadtverwaltung von Bern den Abriß einer urkundlichen Geschichte des Hauses bekannt gemacht. Die kleine Schrift führt den Titel: Der Inselspital in Bern, von B. L. Messmer, Lehenscommissarius der Stadt Bern (69 Octavseiten). Sie erzählt die Schicksale der wohlthätigen Anstalt in drey Perioden, bis zur Kirchenreform, von da bis zum Bau des gegenwärtigen Hauses, und von diesem bis auf die neueste Zeit. An geschichtlich merkwürdigen Nachweisungen konnte es dabey eben so wenig fehlen, als an erfreulichen Zügen edler Gesinnungen und der reichen Ernten, die öfters kleine Aussaaten bringen.

Gegen Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ging ein angesehener, reicher und betagter Bürger der Stadt Bern, Heinrich von Seedorf, um (wie die Ueberlieferung meldet) einen Todtschlag abzubüßen, als Laienbruder in's Kloster Frienisberg, und nach seinem Tod glaubte die Wittwe, das Werk der frommen Buße durch Stiftung des Frauenklosters Brunnadern zu vollenden. Die Stiftung kam im Jahr 1286 zu Stand; während der bald hernach erfolgten Belagerung Berns durch Rudolf von Habsburg wurde der neue Klosterbau zerstört und kurz nachher ein zweyter auf einer kleinen Insel in der Aar aufgeführt, wo nochmals baldige Zerstörung in jener wilden Zeit folgte, und das Kloster zum dritten Mal, nunmehr in der Stadt Bern, auf des Spitales jetziger Stelle, erbaut ward, aber von dem kurzen Verweilen auf jener Insel ist ihm der Name Inselkloster und später Inselspital geblieben. Die Schwestern der Insel waren den Dominikanern in Bern untergeordnet; beym großen Brand 1405 wurde auch ihr Kloster eingeäschert, jedoch in Kurzem hergestellt und nach wechselnden Schicksalen befand sich zur Zeit der Kirchenreform die Stiftung in blühenden Oekonomieverhältnissen. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, (1354) ward von der Wittwe Anna Seiler in Bern ein Krankenhaus, der Seilerin Spital genannt, gestiftet, dem reiche Vergabungen und gute Verwaltung das Stammvermögen eröffneten, und zuvor schon (1331) hatte Bela von Thun, Bürgerin von Bern, den deutschen Ordensritter, Ulrich Bröwo, als den Ausrichter ihres letzten Willens beauftragt, aus ihrem Nachlaß eine Versorgungsanstalt für zwölf, der Krankenpflege sich widmende Weibspersonen zu errichten, und diese wurden die Schwestern im Bröwenhaus genannt. Nach der Kirchenreform und der damit verbundenen Aufhebung der Klöster ward aus dem baufälligen Spital die Krankenanstalt in's Klostergebäude versetzt und ihm die Einkünfte des Klosters sowohl als des nun ebenfalls mit dem Spital vereinbarten Bröwenhauses zugelegt. So mit müssen billig die drey Frauen, Mechtild von Seedorf, Anna Seiler und Bela von Thun, als die Gründerinnen und ersten Wohlthäterinnen der Krankenstiftung betrachtet werden, die von der Reformation an bis auf unsere Tage durch zahlreiche Vergabungen neuen Zuwachs und Erweiterung empfangen hat. Der Verfall des alternden Klostergebäudes machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Aufführung des neuen Gebäudes erforderlich, welches noch jetzt eine Zierde der Stadt ist, und dessen Baurechnung nahe an 200,000 Schweizerfranken betrug. Aus eigenen Kräften vermag die Verwaltung des Hauses täglich ungefähr 50 Kranke (mit jährlichen 18,000 Verpflegungstagen zu 13 Batzen gerechnet) zu verpflegen; es werden aber mehr als die doppelte Zahl wirklich darin verpflegt, und den Ueberschuß der Kosten reicht mit jährlichen 25 bis 28,000 Franken die Regierung aus der Staatskasse dar.

London, 2. August.

(Beschluß.)

Als ein Gegenstück zu dem elenden Wichte, Mirza Abdul Hussein Chan, welches zeigt, daß es selbst in dem verschrienen Persien noch edle Männer gibt, nennt Hr. F. den jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mirza Abdul Wahab, „unstreitig der geschickteste, redlichste und beliebteste Mann am Hofe, welchem die Vortheile seines Gebieters am meisten am Herzen liegen. Durch sein eigenes Verdienst, durch seine gegenwärtige Würde erhoben, ist sein Wesen einfach und ohne Anmaßung, und allem Prunk oder Stolze fremd. Mit den mächtigsten Mitteln, Reichthümer zu erwerben, bleibt er arm; und seine Armuth zeigt sich in der Einfachheit seiner Kleidung sowohl als seines Hausrathes; und zwar, wie es scheint, aus Grundsätzen. Seine Fähigkeiten für die Geschäfte sind sehr groß, obgleich er eben so einfach darin erscheint, als in seinem Privatleben. Er hat keine politische Zurückhaltung oder Zweydeutigkeit; seine Antworten sind immer zweckmäßig; und er ist allezeit bereit, das Gesagte zu behaupten, und seine Zusagen zu erfüllen, eine Tugend, welche in Persien etwas Seltenes ist. Zu gleicher Zeit muß sein Gegner mit ihm beständig auf der Hut seyn, denn er nimmt jedes Wort wahr, und weiß zu seiner Zeit den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen; und so ersetzt er durch seinen Scharfsinn den Mangel an Erziehung, und macht durch seine gerade Redlichkeit die feinste Staatskunst zu Schanden. Auch sind seine Ansichten in allen Dingen so freymüthig, daß man sich wundern muß, wie er sie hat in einem Lande erlangen können, wo niemand, außer ihm, sie zu besitzen scheine. Er hat großen Einfluß bey dem König, und er allein wagt es, und darf es wagen, ihm freymüthige Vorstellungen zu machen. Im Privatleben ist er gutherzig und freundlich, und er ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, ohne Gelehrtenstolz. Kurz er würde allenthalben ein ausgezeichneter Mann seyn; in Persien aber steht er ohne Gleichen.“ Hr. F. besuchte auch einen Neffen vom vorigen, und Vetter vom jetzigen Könige, der aus edlem Stolze, sich unwürdige Knaben vorgezogen zu sehen, den Hofdienst verlassen, und zu Tehran in solcher Armuth lebt, daß er nach und nach fast alle seine Möbeln hat verkaufen müssen, um seiner Familie Brod zu geben. Eine Tugend, die man wohl auch in Europa selten findet.

Ein Brief von Van-Diemen's-Land beschreibt das Känguru-Fleisch als sehr gut, und ein Hund fängt deren oft mehr als vier Männer tragen können; denn ein Känguru wiegt gewöhnlich 50 Pfd., und einige, die man Bumachs nennt, sogar 150 Pfd. Man jagt die Thiere im Stillen, da ihr Gehör äußerst scharf ist. Sobald ein Hund ein Thier gefunden, fängt er an es zu jagen, das Känguru hüpfend, und der Hund im vollen Lauf. Der Jäger steht still, und wenn der Hund das Thier erlegt hat, welches er selten zu thun verfehlt, kehrt er zu seinem Herrn zurück. Dieser sagt dann: Zeige! und sogleich macht sich der Hund auf den Weg und führt ihn an die Stelle, wo die Beute liegt. Findet sich ein Hinderniß im Wege, welches der Hund zwar überspringen, ein Mensch aber umgehen muß, so bleibt er stehen bis sein Herr wieder zu ihm kömmt. Wenn zwey Hunde zusammen jagen, so zeigt nur der, welcher das Thier erlegt hat, wo es liegt, und läßt ihm den anderen nicht nahe kommen. In früheren Jahren, als die Pflanzer nichts zu essen hatten als Kängurufleisch, zu einem Thaler für 3 Pfd., galt ein Paar Kängurohunde 150; aber sie sind noch sehr schätzbar. Die Kängurus lassen sich in der Jugend sehr leicht zähmen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. August 1825.

Glaube dem Leben! Es lehrt besser, als Redner und Buch.

Goethe.

Einiges aus Notice sur Djâmy et son Bâharistân, par M. Grangeret de Legrange, im Journal asiatique, 35ième Cahier.

Dschamy und sein Beharistan.

Einer der fruchtbarsten und geistreichsten Schriftsteller, welche Persien hervorgebracht hat, ist der gedankenreiche Abdarrahman, mit dem Beynamen Dschamy, aus Dscham in Khorasan (1414 n. Chr.). Ueber die verschiedensten Zweige der Wissenschaften hat er Schriften voll Zartheit und Gefühl hinterlassen, und die Harmonie der Verse erhebt seine Dichtung unter die schönsten Denkmale der persischen Literatur: die Palme des Genies gebührt freylich dem Weisen von Schiraz; Sady ist erhabener, begeisterter, sinnreicher und tiefer, ja er hat Züge, die den einsichtsvollsten europäischen Weisen und Dichtern Ehre machen würden; ob er nun in harmonischer Prosa dem Menschen seine Pflicht einschärfe, oder in heiligem Entzücken die Laute Davids ergreift und sich zum Throne des Ewigen erhebt, in majestätischer Dichtung dessen Größe und unendliche Güte zu singen. Aber Dschamy ist doch ein würdiger Nacheiferer des berühmten Meisters, und die Gärten seines Beharistan (Frühlingsaufenthalt) haben das seltene Verdienst, daß die eingewebten Verse, welche die Moral zu den Vorschriften, Anekdoten, Fabeln enthalten, zu Sprüchwörtern geworden sind. Aus diesen Gärten wollen wir einige Blüthen pflücken, so sehr diese auch unter fremdem Himmel am ursprünglichen Glanze und ihrer Frische verlieren mögen.

* * *

Sprüche und Anekdoten Dschamys.

Es ist viel leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze zu entwurzeln, als den Hochmuth aus dem Herzen des Menschen verdrängen. Rühme dich nicht, ohne Hochmuth zu seyn, Hochmuth ist verborgener im Innersten des Herzens, und dem Auge unmerklicher, als der Gang der Ameise auf einem schwarzen Steine in einer finstern Nacht.

*

Dreyerley ist bey drey Personen zu verabscheuen, Grausamkeit bey einem Könige, Geldgier bey einem Gelehrten, und Geiz bey einem Reichen.

*

O Mensch! Zweyerley macht den Seelenadel und die Hochherzigkeit aus; leih' mir ein aufmerksames Ohr, ich will es dir verkünden: erstens verzeihe stets deinen Freunden, und wenn du auch täglich tausend Unvollkommenheiten an ihnen entdecken solltest; zweytens handle nie auf eine Weise gegen sie, worüber du sie um Verzeihung bitten müßtest.

*

Laß dich nicht, wie die Unsinnigen, durch den Reiz des Reichthums verleiten; Reichthümer gleichen den Wolken, die über uns dahineilen. Und wenn auch die Wolken kostbare Steine regnen würden, sie verdienten nicht, eines edlen Menschen Begehren auf sich zu ziehen.

*

Verleume Andern nicht leicht Dinge, deren Verbreitung dir Nachtheil bringen kann. Was du in dir verschlossen trägst, kannst du immer sagen, und was du einmal gesagt hast, kannst du nicht mehr verbergen. Nie reute es mich, sagte Chosroës, nicht geredet zu haben; oft aber habe ich mich, weil ich geredet, aus Verzweiflung auf den mit meinem Blute benetzten Erde gewälzt.

*

Worin besteht ein frommes Leben? fragte man den Schik Abu Said. Darin, antwortete er, daß du aus deinem Herzen die Leidenschaften und niedern Gelüste verdrängst; daß du gibst, was deine Hand besitzet, und still und unbewegt alles Uebel erträgst, was auf dich losstürmt.

*

Man frug Alexandern: Wie hast du es angefangen, so jung und im Anfange deiner Regierung dein Reich und deine Macht so weit auszudehnen? Indem ich meine Feinde zwang, meine Freunde zu werden, antwortete er; meine Freunde aber, mich noch mehr zu lieben.

*

Alexander nahm einmal einem verdienstvollen Manne ein wichtiges Amt, und gab ihm dafür ein geringes und unansehnliches. Als sich dieser kurz darauf bey Alexander befand, frug ihn der Monarch: Nun! was hältst du von deinem neuen Amte? — Lange lebe der König, antwortete er. Nicht durch sein Amt wird der Mensch groß und ausgezeichnet: das Amt wird im Gegentheil groß und ausgezeichnet durch den Menschen. Bey jeder Verrichtung ist Betragen, Gerechtigkeit und Unbescholtenheit nöthig. Alexandern gefiel die Antwort so sehr, daß er dem Manne sein erstes Amt wiedergab.

„Willst du deine Stelle erheben? Zeichne dich durch „Verdienst und Redlichkeit aus. Der Mann macht die „Stelle, die Stelle nicht den Mann aus."

*

Ein Derwisch genoß der hohen Gunst und der Vertraulichkeit eines Monarchen. Einmal merkte er, daß er ihm lästig geworden; und wie er lange dem Grunde dieser Veränderung nachgeforscht hatte, konnte er sie nur den häufigen Besuchen, die er ihm abgestattet, zuschreiben. Sogleich entsagt er der Gesellschaft des Monarchen und geht gar nicht mehr hin. Als der Monarch eines Tages dem Derwisch auf seinem Wege begegnete, redete er ihn so an: O Derwisch, weßwegen hast du mit mir gebrochen und aufgehört, mich zu besuchen? Weil ich lieber habe, antwortete der Derwisch, daß man mir sagt: Warum kömmst du nicht? als: Warum kömmst du?

*

Als der Khalif Raschid einmal nach Cufah kam, begab sich sein Vezier zu den Sklavenhändlern. Sie boten ihm einen jungen Mann an, der so angenehm sang, daß die Vögel entzückt aus den Lufträumen herabkamen, ihn anzuhören. Raschid befahl von den Talenten des Jünglings und ließ ihn kaufen. An dem Tage, an welchem der Khalif mit seinem Gefolge von Cufah abreiste, sah man den jungen Mann bitter weinen. Verwirrt und außer sich rief er aus:

„Ich habe keinen Fehler begangen, und doch vergießt „man all mein Blut, indem man mich aus den Armen „meiner zärtlichen Freundin reißt mit dem Schwerte der „Trennung! Ach! wie viel besser wäre es, das Blut eines „Unglücklichen zu verschonen, den die Liebe dem Wahnsinne „preisgibt! Wehe! wenn die Trennung mir in einem Tage „so viel Leiden verursacht, in welchem Zustande werde ich „in einem Monate, in einem Jahre seyn!"

Raschid ließ den jungen Mann vor sich kommen. Nach mehreren an ihn gerichteten Fragen sah er, daß die Reize einer Schönen auf sein Herz Eindruck gemacht hatten. Er wurde von seinem Zustande gerührt und schenkte ihm die Freyheit. Es ist traurig, sagte der Vezier, einen Vogel wegfliegen zu lassen, dessen Sang so melodisch ist! — Wie grausam wäre es, erwiederte Raschid, den Vogel, dessen Flug so hoch ist, gefangen zu halten!

„O du, der du zur Königswürde, dem Gegenstande „deiner Wünsche, gelangt, die Macht hast, den Sklaven „die Freyheit wiederzugeben, befreye, o befreye den, welcher in den Banden der Liebe dahinschmachtet; bedenke, daß „für diesen Unglücklichen, dessen Vernunft verirrt ist, die „Liebe schon eine Gefangenschaft, und dieß Joch genug ist."

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

An dem andern Orte, wo es an diesem Morgen in N. Gewirr gab, ging man nicht so behutsam zu Werke. Das war im Stadtgefängniß, der Geckenthurm genannt. Dort hatte man vor einigen Wochen ein Mädchen eingesperrt, das die Natur zu einer bessern Bestimmung geschaffen, Leichtsinn und Begehrlichkeit aber früh auf Irrwege geführt hatten. Sie war eines schwäbischen Landgeistlichen Tochter, in ihrem fünfzehnten Jahr nach S... geschickt, um, wie man's dort nennt, Alles zu lernen, d. h. Kochen, Putzmachen und Nähen, wobey Nickele noch eine Menge Taschenbücher zu lesen bekam, und einige geniale Gymnasiasten und schlanke Lieutenants kennen zu lernen den Vortheil hatte. Der Vater starb, das arme Mädchen mußte als Kammerjungfer dienen, sah bey ihren gnädigen Herrschaften die Welt ihrer Taschenbücher geschichtchen, nur ohne deren poetischen Schmuck, verwirklicht, und gerieth, noch ehe ihre Jugendblüthe ganz dahin war, in ein Liebesverhältniß mit einem verlornen Menschen, der als Spieler, Deklamator und vagirender Musikant Mitglied einer Gaunerbande war. Diese hatte in N. eine Niederlage ihrer Diebsbeute angelegt, welche gegenwärtig Nickeles Freund

oder Brodherr als Tröbler in Verwahrung hatte. Ihre Mitglieder figurirten in verschiedenen Gestalten auf Jahrmärkten und Kirchweihen der Gegend, als die Polizey Verdacht über ihren Diebshehler schöpfte, der diesem nicht verborgen blieb, und ihn zu der Frechheit veranlaßte, einen Theil des gestohlenen Gutes in jenem verödeten Hause, in welchem Nanette, von eitler Furcht getrieben, eine Zuflucht suchte, zu bergen. Mit der Allwissenheit eines gewandten Spitzbuben kannte er die Verhältnisse dieses leerstehenden Gebäudes, und wußte, daß unter den vorwaltenden Umständen, da der neue Eigenthümer es für's Erste gar nicht zu benutzen gedachte, Wochen, ja Monate hingehen könnten, ehe der entfernte Winkel, den er zur Niederlage wählte, besucht werden möchte.

Die beklagenswerthe Rickele hielt sich damals in der Eigenschaft einer Näherin bey diesem ehrenwerthen Spießgesellen der Gaunerbande auf, die Geheimnisse desselben waren ihr völlig fremd; um sie zu ihrem Beystand bey der Fortschaffung des Gemeinguts zu bewegen, hatte man ihr ein Mährchen weiß gemacht, das sie ohne Nachdenken anhörte; der Schlupfwinkel des verödeten Hauses war ihr also bekannt, und durch einen Zufall hatte sie den Schlüssel desselben, den sich der Diebshehler zu verschaffen gewußt hatte, an dem Tage in Verwahrung, als die Polizey den Hehler und auch die arme Rickele in Verhaft nehmen ließ. Die Häscher selbst wurden bey diesem garstigen Geschäft beym Anblick dieses Mädchens irre, ihre Schönheit, ihre Fassung, ihre zierliche Kleidung bezähmte, ihre gewöhnliche Rohheit, und vermochte sie, ihrer Gefangenen, wenn nicht mit Achtung, doch mit Zurückhaltung zu begegnen. Im Gefängnißhause ging es ihr noch besser; da noch nichts gegen sie erwiesen war, fand einiger Verkehr zwischen ihr und der Familie des Eisenmeisters statt; Rickele benutzte ihn, sich bey ihr einzuschmeicheln; sie drägelte der Frau ihre Sonntagsschürze, machte ihrem Töchterchen ein Kleidchen, half bey allen Gelegenheiten, und nach einem Monat hatte sie der Eltern Wohlwollen und ihres einzigen Sohnes Herz gewonnen. Dieser Sohn war ein gutgearteter, mit seiner Zeit gebildeter Mensch. Der Vater hätte ihn gern zum Nachfolger bey seinem recht einträglichen Pöstchen erzogen, aber Jakob hatte einen hohen Geist, und wollte einstweilen, bis sich zur Menschenverbesserung in's Große mehr wirken ließ, Schulmeister werden. Das gelang ihm denn auch auf recht ehrenvolle Weise, und wenn es gleich bey dem ehrlichen Menschen etwas mit neuen Ideen von höherer Bestimmung und Geistesfreyheit spuckte, erwarb er sich doch die Achtung seiner Vorgesetzten durch sittliches Betragen und eifrigen Fleiß. Da er bey seinem Vater wohnte und dieser sein Eisenmeisteramt hie und da etwas hausväterlich übte, half ihm Jakob, der Schulmeister, in den Abendstunden in der Besorgung des Dienstes.

So war es gekommen, daß Rickeles schöne Augen den Gefangenwärter zu ihrem Sklaven gemacht, und selbst in dem Umgang mit diesem sittlichen Menschen einen aufrichtigen Wunsch, ihren unheildrohenden Wandel abzuändern, gefaßt hatte. Sey es hier genug zu sagen, daß die neuen und ziemlich drohenden Verhältnisse, in denen sich das Mädchen befand, sie zu guten Entschlüssen bewog, bey denen aber freylich der Besitz des Geliebten mit eingedungen war. Da der junge Schulmeister gleichen Wunsch hegte, gelangten bald beyde zu dem Entschluß aus N.. zu entwischen, und sich schwäbischen Auswanderern zugesellend, den Rhein herab, jenseits des atlantischen Meeres eine Zuflucht zu suchen. Jakob, der Schulmeister, hatte sich durch ernsten Fleiß ein Sümmchen zum einstigen Hausstande erspart, und glaubte einige Hundert Gulden, die ihm ein Vetter vermacht, ohne Bedenken mitnehmen zu können. Ist Geld da, so steht in kultivirten Ländern keinem Unternehmer etwas mehr im Wege. Jakobs Flucht mit Jungfer Rickele ward also von seiner Seite mit aller Ueberspannung der Unerfahrenheit, und von der ihrigen mit dem guten Vorsatz, unter der Bedingung daß ihr Plan gelänge, eine recht gute Frau werden zu wollen, verabredet. Rickele hielt es für viel sicherer, nicht mit ihrem Geliebten zugleich zu verschwinden, deßhalb entwischte sie mit dessen Hülfe aus dem Geckenthurm bey eingebrochener Nacht desselben Tages, wo August sein Abschiedsfest mit seinen Freunden feyerte, begab sich aber nicht aus der Stadt, sondern in eben jenes öde Haus, wo sie sich in der bekannten Diebsniederlage umkleiden, dadurch unkenntlich machen, und dann mit ihrem, sie an einem bestimmten Ort erwartenden Geliebten ihre Reise antreten wollte. Rickele war nicht im ersten Abentener begriffen, doch befiel sie ein befremdlicher Schrecken, wie sie in das leere Haus eintrat, so daß sie die Thüre der ihr bald nachfolgenden Nanette aus Verwierung offen stehen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

Hiee fand sich in den letzten Tagen des Julius (27. 28 und 29.) die allgemeine Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher für ihren Jahresverein versammelt. Es hatten sich etwa 80 Mitglieder aus verschiedenen Theilen der Schweiz, am zahlreichsten aus den westlichen Kantonen eingefunden. Ihre gegenseitige Begrüßung am Vorabend des ersten Tages (26. Jul.), in dem reizend an der Aare gelegenen Garten des Herrn Staatskanzlers von Roll war durch freundliche Anordnungen zu einem Feste gesteigert, indem bey einbrechender Nacht eine geschmackvoll illuminirte Barke den Fluß herabgleitete, auf welcher die kunstreiche Musikgesellschaft von

Solothurn ein über zwey Stunden andauerndes Vokal- und Instrumental-Konzert ertönen ließ. Am folgenden Morgen eröffnete der diesjährige Vorstand, Hr. Apotheker Pfluger, die Sitzung mit einer wohlgehaltenen Rede, in welcher er nach herzlicher Bewillkommnung der naturwissenschaftlichen Freunde, mit vieler Bescheidenheit von sich selbst, und mit großem Lobe hingegen von den Verdiensten seines, durch bedeutsame Entdeckungen zur Petrefaktenkunde des Jurogebirgs berühmten, gelehrten Mitbürgers, des Hrn. Professors Hugi, sprach, sodann die wichtigsten neuen Entdeckungen aufzählte, welche im Laufe des verflossenen Jahres das Gebiet der Physik und Chemie erweitert haben, und der Bestrebungen erwähnte, welche auch in den Schweizerkantonen zur Vermehrung und Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gethan wurden. Den Schluß der Rede bildete eine anziehende, aus dem eignen Gefühl und der Erfahrung des Redners hervorgegangne Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart in Beziehung auf dasjenige, was zur Ausbildung und Unterricht der Jugend in verschiedenen Gegenden der Eidgenossenschaft geschah und geschieht, die natürlich nur zum Vortheil der gegenwärtigen Epoche ausfallen konnte, und in welcher dann auch besonders mit gerührendem Danke des Verdienstes gedacht ward, welches der Stadtmagistrat von Solothurn durch Ankauf des an höchst merkwürdigen Versteinerungen und andern Naturgegenständen sehr reichen Kabinets des Hrn. Hugi sich um die Wissenschaft erworben hat; eine Verfügung, durch welche nicht nur diese, in ihrer Art einzige, Sammlung für Solothurn erhalten, sondern auch ihr Begründer in den Stand gesetzt wurde, mit regerem Eifer und ungetheilten Kräften sich seinen geliebten Forschungen zu widmen.

Die Vorträge der Mitglieder waren mannigfach zahlreich, und viele darunter von allgemeinem Interesse. Dahin gehören unter andern Charpentiers Abhandlung über die neuerlichen Entdeckungen in den Salzwerken von Bex; des Pfarrers Steinmüller in Rheineck, Nachrichten und Beobachtungen über die Lebensart der Störche, ihre Kriege, Verfolgung der Jungen und ihr Zusammenleben; Professors Decandolle in Genf Untersuchungen der rothen Materie, welche im Frühling dieses Jahrs (und vorhin öfters) auf dem Murtensee wahrgenommen ward; sie rührt wahrscheinlich von einer zahllosen Menge microscopischer Thierchen her, die unter dem Namen Oscillatoria rubescens bekannt sind, der Doktor Colladon in Genf hat ihre chemische Analyse geliefert; — Dr. Edel's Vorschlag, eine, in der Kirche zu Dornach errichtete, nachher verschwundene, dem in Basel (1758) verstorbenen französischen Mathematiker Maurertuis von seinem Freunde J. Bernoulli gesetzte Denktafel wieder herzustellen, soll in Ausführung gebracht werden. Der Doktor Scheuz in Zürich las die Einleitung zu einer physischen Geographie der Thiere; der Astronom Gautier aus Genf gab Nachricht von seinen Bestimmungen der geographischen Länge und Breite dieses Ortes; de Luc aus Genf sprach von der Durchsichtigkeit der Luft, als Prognostiken der Witterung; Professor Hugi las Bemerkungen über den Nebelreif; Professor Chavannes aus Lausanne theilte Briefauszüge mit, welche den Nutzen der Hagelableiter beweisen sollen; der Ritter von Gimbernat überreichte eine Analyse der Heilquellen in Baden und Schinznach, mit Bemerkungen über die Einrichtung seiner Dampfbäder. An diese Mittheilungen reihen sich die Uebersichten der Verhandlungen der Kantonalgesellschaften in Genf, Zürich, Bern, Basel, Lausanne, Aarau, Solothurn, St. Gallen und briefliche Nachrichten aus Schaffhausen und Freyburg über die Arbeiten der dortigen Mitglieder. Jene, die Verhandlungen, gewähren durch Zahl und Inhalt einen sehr erfreulichen Beweis von dem neuen Aufschwung, den das Studium der Naturwissenschaften in den mehresten Schweizerkantonen genommen hat. Das im vorigen Jahr für Meteorologie bestellte Comitié trägt der Gesellschaft, durch den Hofrath Horner, die Absicht vor, mittelst gleichzeitiger, mit gleichförmigen und wohl verglichenen Barometern angestellter Beobachtungen die relative Höhe von zwölf Städtchen der Schweiz auszumitteln. Da die Gesellschaft der Künste in Genf ihrem gewesenen Vorstande, dem verdienstvollen Naturforscher Marc August Pictet, ein Denkmal errichten will, so beschließt die Schweizerische Gesellschaft der Naturforscher, eingedenk der großen Verdienste, welche der Verstorbene, als Begründer und kräftiger Beförderer ihres Vereines, um die Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse im Vaterland sich erworben hat, durch einen Beytrag von 200 Franken an Errichtung des einfachen Denkmales Theil zu nehmen. Ueber den Vorschlag des Staatsrathes Usteri in Zürich, ein bleibendes Comitié zu errichten, welches sich mit den chemischen Analysen der Schweizerischen Thermalquellen und den Vorschlägen für zweckmäßigere Einrichtung ihrer Benutzung zu beschäftigen hätte, soll ein näherer Arbeitsplan für die zu bildende Comitié entworfen und kommendes Jahr der Gesellschaft eingereicht werden. Vorschläge über zu erlassende Preisfragen und zu Herausgabe von Gesellschaftsschriften sollten von dem Gesellschaftsausschuß in Zürich näher geprüft und begutachtet werden. Es wurden 13 neue einheimische ordentliche, und 9 auswärtige Ehrenmitglieder in den Verein aufgenommen, und zum Versammlungsort im kommenden Jahr (1826) die Stadt Chur bezeichnet; träte dort Verhinderung ein, so soll die Gesellschaft in Zürich (wo sie auch 1812 versammelt gewesen ist) zusammentreten. Am Schlusse der Sitzungen trat eben noch der vorjährige Gesellschaftsvorstand, Hr. Oberst Fischer aus Schaffhausen, von einer neuen, nach England unternommenen Geschäftsreise zurückkehrend ein; er legte Proben seines neu erfundenen Damascenerstahls vor, und gab mannigfaltige Berichte von den unausgesetzten Fortschritten der Künste, des Maschinenwesens und der Kultur in dem von ihm besuchten merkwürdigen Lande. — Die Zwischenstunden der Sitzungen wurden verschiedentlich wechselnd von den Mitgliedern zu Spaziergängen in Solothurns reizenden Umgebungen, zum Besuch seiner schönen Steinbrüche, der romantischen Verenaschlucht, des an alterthümlichen Sehenswürdigkeiten reichen Zeughauses, und der Hugischen Naturalsammlungen verwandt. Eine Reise auf den Weissenstein am letzten Abend (29. Jul.), vom herrlichsten Wetter und einer seltenen Reinheit der Atmosphäre ausgeführt, krönte die vielfachen Genüsse der diesjährigen Zusammenkunft.

Auflösung der Charade in Nr. 199:

Gutgut.

Charaden und Räthsel.

Vier Sylben binden mich. Die erste Hilft? — Ein Gut!
Wohl dem, der es besitzt an Leib und Seel' und Muth!
Die zweyte Hilft' erquickt so Mensch als Thier und Feld. —
Mein Ganzes schaffel oft die erste, wo sie fehlte.

.o.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. August 1825.

So laß den Frieden dann in deiner Brust,
Auch wenn es um dich stürmt, geborgen seyn.
Der Lieb' um Gegenliebe dir bewußt,
Genieß den stillen Lohn der Tugend rein.

Trautschold.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

In der Dachkammer angelangt, war es Nickeles erste Sorge, ihr Ueberkleid, das sie geflissentlich an selbem Abend noch vor der Eisenmeisterin Augen gebügelt hatte, abzulegen, um über das zu erwartende Signalement ihres Anzugs unvermeidlich irre zu führen, und wollte sich eben aus dem zusammengestoppelten Kleidervorrath ein zweckmäßiges Reiseequipement wählen, als sie Nanettens flüchtigen Fußtritt auf dem finstern Gange, dann auf der Treppe vernahm. Auf's höchste erschreckt entfloh sie in den finstersten Winkel der Kammer, und legte sich der Länge nach hinter eine nahe an den Ziegeln herlaufende Diele, welche ehedem, als Korn in diesem Raume aufgeschichtet lag, dieses zusammengehalten hatte. Hier wartete sie den ihr unerklärt bleibenden Auftritt ab, denn Nanette und August wurden aus sehr instinktmäßiger Vorsicht abgehalten, laut zu sprechen. Der Versteckten aber klopfte Gewissen und Herz, sie verstand also nur beym Fortgehen des unbekannten Paares August's männlich ausgesprochenes Wort: „da müßte ich ja ein Böswicht seyn," und dieses belehrte sie, daß es nicht Leute ihres Gelichters waren, und ihr Thun wohl Geheimniß, aber nicht Unthat sey. Sehr bestürzt bemerkte sie, wie sie wieder aus ihrem Schlupfwinkel hervorkroch, daß ihr dünniger Ueberrock, rother Shawl und Perkalsommerhut fort sey, und verstand nun einzelne von ihr vernommene, auf Kleiderwechsel hindeutende Worte in der Unbekannten Gespräch. Ohne Aufschub suchte sie jetzt einen weißen Anzug zusammen, als die Kleidung, welche am wenigsten Kennzeichen darböte, fand auch einen Shawl, wie damals alle Welt dergleichen trug, und freute sich sehr, statt ihrem altmodigen Perkalhut einen recht artigen Strohhut mit weißen Bändern zu erobern. endlich machte sie sich auch kein Gewissen daraus, einen schweren Strickbeutel, der am Boden lag, ohne vieles Nachdenken, wie er dahingekommen wäre, als zur Vollendung ihres Anzugs gehörig, mitzunehmen. Nachdem diese Angelegenheit in Ordnung gebracht war, säumte sie keinen Augenblick, durch (ihr bekannte) Gartenpforten die Stadt zu verlassen, erwartete ihren Liebhaber an dem ihr angewiesenen Ort, und nun suchten sie auf Nebenwegen J... zu erreichen.

August und Nanette setzten indessen ihre Reise ohne Anstoß fort; der Weg war nicht umsonst von ihnen gemacht, denn ehe sie das Ziel erreicht, hatten sie gegenseitig ihre Herzen ausgetauscht. August wußte wohl warum — er hatte noch nie so viel Innigkeit und kindlichen Sinn bey so klarem Willen und festen Entschluß in eines Mädchens Charakter gefunden. Die ersten beyden dieser Tugenden hatte sie gewiß der bürgerlichen Beschränktheit ihres Lebens unter dem Auge frommer Eltern zu danken, ihre Bestimmtheit mußte sich durch die Drangsale bey dem garstigen Vormund entwickelt haben, und August war überzeugt, sie würden sich auch in einem weitern Lebenskreis bewähren. Nanette dachte wenig über August nach, sie ward mit jeder Meile

mehr von Dank gegen ihn erfüllt, und freute sich auf sein Vaterhaus, weil sie gar nicht anders wußte, als es müßte nun auch ihr Vaterhaus werden, denn so allein auf Erden, wie sie nun stand, konnte es ja nicht fehlen, daß Augusts Eltern fortsezten, was ihr Sohn begonnen hatte. Wie sehr auch August trieb, recht bald in J... einzutreffen, ließ er sich dennoch freywillig einen Aufschub seiner Reise gefallen. Wie nach Tagesanbruch die Pferde gefüttert wurden, bat er Nanette eine halbe Stunde zu ruhen; als nun der Kutscher wieder zur Abreise bereit zu seyn meldete, fand er das junge Mädchen in einen so tiefen Schlaf versenkt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu unterbrechen. Er betrachtete sie, wie sie selbst vergessend, in der Sicherheit der Unschuld da lag, lächelnder Friede in ihren Zügen, als habe nie ein Uebel sie bedrohet. Er hatte den Schlaf schon oft als einen täglich wiederkehrenden Beweis menschlicher Ohnmacht und göttlicher Obhut angesehen, den die Kinder des Standes gemeinhin gedankenlos verkennen — wie er jezt neben dem schlummernden Mädchen stand, kam er sich wie ihr Schutzengel vor, und gelobte sich selbst, es für sein ganzes Leben zu bleiben.

Endlich erwachte Nanette, beschämt und ängstlich über den Aufschub, den sie so kindisch veranlaßt hatte. Wirklich war die Sonne schon in der weiten Ebne gesunken, als die beyden Reisenden ankamen. Recht väterlich trat der alte Landrichter seinem Sohn entgegen, sah ihm handschüttelnd unter seinen grauen buschigen Brauen in sein lebhaft schwarzes Auge, und bald schien er Alles, was er dort suchte, gefunden zu haben; nun klopfte er seine Frau, die von der Linken ihres Sohnes umfaßt, mit lauter Freudentränen an dessen Brust lehnte, auf die Schulter und sprach beschwichtigend: „Nun liebes Weib, fasse dich, wir müssen ja Freuden-, nicht Thränenopfer bringen." — Aber was führst du uns denn da für einen Gast her?" — sezte er zu Nanette gewendet hinzu. Jezt schaute die Frau Landrichterin auf. — „Die Tochter eines alten Freundes aus N., antwortete August ganz beherzt, die ich meinen lieben Eltern recht eifrig empfehle, aber sogleich bitten muß, mit Ihnen Beyden etwas, das sie betrifft, zu besprechen, damit der Kutscher, der über N. zurückfährt, morgen früh den Bescheid mit sich nehmen könne." Die Mutter sah Nanette erst mit Förmlichkeit, dann befremdet von Kopf bis zu Fuß an; wie aber das gute Mädchen, der schon lange das Herz überfloß, ihre Hände mit Thränen und Küssen bedeckte, zog es sie hin, sie in die Arme zu schließen, da sagte August lachend: „Da sehen Sie, Mütterchen, die Weiber freuen sich immer mit Thränen, wie der Frühlingsmorgen immer im Thaue lacht," und nun führte er das junge Mädchen am Arm in das Wohnzimmer. Hier faßte er der Eltern Hände, und erzählte mit sorgloser Zuversicht die ganze Geschichte des vergangenen Abends, so weit sie ihn und Nanette betraf. Die Frau Landrichterin sah sehr bestürzt dabey auf Nanetten, ihren blumigen Ueberrock und rothen Shawl immer eifriger betrachtend; dem Landrichter ahnete ein prächtiger Rechtsfall, so daß seine Züge immer gespannter und seine Blicke neugieriger wurden. Wie der Sohn den Umstand erwähnte, daß er Nanetten ihr Mousselinkleidchen habe ablegen lassen, und sie in den, der Mutter Blicke anziehenden Ueberreck und rothen Shawl gewickelt habe, brach diese doch aufathmend aus: „Also hatte das Jungferle ein weißes Mousselinkleid an, und der Shawl ist auch auf der Bodenkammer gehangen?" — Zitternd nahm Nanette das Wort: „Ja gewiß! mein Shawl war ganz bescheiden mit violetten Verzweigungen," und indem sie im rednerischen Eifer das scharlachne Gewebe emporhielt, ließ sie das bunte Wimpelchen, wie Friedrich den feidnen Streifen genannt hatte, den sie bisher gedankenlos in der Hand gehalten hatte, fallen. Die Frau Landrichterin bob ihn rasch auf, ließ ihn gegen die Kerzen, welche das Zimmer erleuchteten, flattern, und rief: „Landrichter, das ist der Frau Rentbeamtin Sefigueh, das ist der Frau Rentbeamtin Shawl, das ist ihr geblümter Ueberrock — Kind Gottes, Sie haben's mit Diebsgesindel zu thun gehabt." — Nanette hatte beym ersten Wort dieser begeisterten Rede den Shawl mit beyden Händen ergriffen, und wie das Wort, Diebsgesindel, noch tönte, warf sie ihn in der Stellung, wie Leucothea auf der Muschel seifsend dargestellt wird, über den Kopf schwenkend rückwärts, indem sie laut rufend: „O beschützen Sie mich, ich bin ja unschuldig," mit ausgebreiteten Armen auf August, der sie in den seinen empfing, zustog. „Ruhig, ruhig, liebe Hausfrau!" nahm der Landrichter besonnen das Wort, sich, um mit Bedacht zu handeln, in seinen Rechtston werfend, „diese in einem öden Hause aufbewahrten Effekten geben, wenn du sie für diejenigen erkennst, welche der Frau Rentbeamtin Euker vor sechs Wochen hier in unserer Behausung entwendet wurden, wirklich den stärksten Verdacht, selbige Bodenkammer, wo unser Sohn die Jungfrau entdeckte, sey ein Diebswinkel gewesen; allein dieser Umstand wirft keinen Schatten auf das angenehme Kind. Mein werthes Frauenzimmerchen, fuhr er gegen die schluchzende Nanette fort, dir sich schnell wieder aus Augusts Armen gewunden hatte, aber, obgleich in sehr behutsamer Entfernung, dennoch eine seiner Hände festhielt, mein werthes Frauenzimmerchen, der Herr Patronatsrichter Holder in Steffenburg war also Dero Herr Vater?" — „Ach ja wohl! ich blieb ihm allein, nachdem ihm sechs Söhne, wie er sie ausgeschult hatte, starben, und wie ich aus der Schule kam, starb die Mutter, und der Vater acht Tage nachher." Thränen erstickten ihre Stimme. „Und da kamen Sie zu Ihrem Vormund, dem Doktor Langnaß in N.?" Nanette nickte mit dem Köpfchen, und hüllte ihr Gesicht in das Taschentuch. „Diesen Herr Doktor Langnaß, nahm der Landrichter gegen seine Ehefrau gewendet,

Digitized by Google

wieder das Wort, lernte ich Anno 1804 in dem Prozeß des Baron Garaus mit dem Juden Sackeln als einen Rechtsfreund in ungerechten Händeln kennen, dann im Jahr 1819, als den Vertheidiger des Veerath in Sache der Kindesmörderin Baurath gegen den . . .; doch mir gelang es ja damals, das unglückliche Mädchen zu retten, und du weißt die Geschichte; allein Ihr Herr Vater, meine liebe Jungfer, fuhr er, Nanettens Hand ergreifend, fort, war mein Schulkamerad und Universitätsfreund, er war aus Hof, eines reichen Fabrikanten Sohn, und ich eines armen Predigers aus dem nahe dabey gelegenen Dorfe Birbach — wir verloren uns bey dem Länder tauschen aus den Augen, ich wußte nicht mehr, wo ich ihn zu suchen hatte, aber sicherlich, wären wir in Verkehr geblieben, hätte er nicht den Doktor Langnaß, sondern mich zu Ihrem Vormund erwählt. Ein solcher will ich Ihnen seyn, und Ihr Gut aus des Raduliſten Händen reißen. — Mein liebes Weib, ich verordne, daß du Jungfer Nanette Holder als meine Mündel aufnehmest, und als eine bedrängte Waise und Jungfrau, welcher Gott unsern Augustus zum Retter schickte, mütterlich behandelst."

Des guten Alten breite Standrede war noch nicht beendigt, so lagen sich die beyden Weiberchen einander in den Armen und weinten von Neuem, aber Nanettens Gesichtchen richtete sich bald strahlend, wie die bethaute Rose, im Morgenstrahl wieder auf, um dankbar nach August zu blicken. Der tragische Akt schloß sich mit der Bitte der Landrichterin, an dem nun so herzlich aufgenommenen Schützling, den schicksalsschwangern Ueberrock sogleich mit einem ihrer eigenen weißen Nachtkittelchen zu vertauschen, worauf sich Eltern und Sohn bald der Freude des Wiedersehens, bey der Nanette ordentlich eingeschlossen zu seyn schien, überließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des großen Diamanten im russischen Reichs-Scepter.

Dieser Stein war ursprünglich im Besitz des Nadir Schach, in dessen Thron sich zwey große Diamanten befanden: der eine wurde die Sonne des Meeres, der andere der Mond des Gebirges genannt. Nadir Schach wurde ermordet, und nun gingen viele Kostbarkeiten seiner Krone bey der Plünderung verloren, oder wurden nachher heimlich unter die Soldaten vertheilt, welche Antheil an der Beute hatten.

Ein gewisser Schafras, in Astrachan, gewöhnlich unter dem Namen der Millionen-Mann bekannt, wohnte damals in Balsora mit seinen zwey Brüdern. Eines Tages wendete sich ein Häuptling der Afganen an ihn, und schlug ihm vor, unter der Hand ihm einen Diamant, höchstwahrscheinlich den oben erwähnten Mond der Gebirge, nebst einem großen Schmaragd, einem Rubin von beträchtlicher Größe und andere Edelsteine von geringerem Werthe für eine sehr mäßige Summe zu verkaufen.

Schafras war erstaunt über den Antrag, und unter dem Vorwand, die nöthige Summe zum Ankauf der Juwelen nicht vorräthig zu haben, erbat er sich eine Frist, um sich mit seinen Brüdern darüber berathen zu können. Der vielleicht mißtrauische Verkäufer erschien aber nicht wieder.

Auf das Zureden seiner Brüder suchte nun Schafras den Fremden auf, der indessen Balsora bereits verlassen hatte. Der Armenier (Schafras) begegnete ihm jedoch nachher zufällig in Bagdad, und erkaufte von ihm für 50,000 Piaster alle Juwelen, die er im Besitz hatte. Schafras war sich bewußt, daß es nöthig sey, über diesen Handel das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und beschloß daher mit seinen Brüdern, gleichsam zur Fortsetzung ihrer Geschäfte, in Balsora zu bleiben.

Erst nachdem zwölf Jahre verflossen waren, machte sich der älteste Bruder, mit Zustimmung der andern, auf den Weg mit dem größten der Diamanten, den er so lange verborgen gehalten hatte. Er ging über Cham und Constantinopel, sodann durch Ungarn und Schlesien nach Amsterdam, wo er öffentlich seine Juwelen zum Kauf ausbot.

Die englische Regierung befand sich unter den Meistbietenden. Der russische Hof ließ den großen Diamant nach Petersburg kommen, und erbot sich die Kosten des Transports, wie billig, zu ersetzen, falls man über den Preis nicht einig werden sollte. Als der Diamant ankam, schlug der russische Minister, Graf Panin, dem Schafras folgende Bedingungen vor, wobey Herr Lasaref, Juwelir des Grafen, den Unterhändler machte.

Schafras sollte durch ein Diplom den Erbadel, eine jährliche lebenslängliche Pension von 6000 Rubel, nebst 500,000 Rubel baar erhalten, wovon ein Fünftheil sogleich und der Rest binnen zehn Jahren in regelmäßigen Fristen gezahlt werden sollte.

Schafras verlangte den Adelstand auch für seine Brüder, nebst einigen andern Vortheilen und Begünstigungen, und bestand so hartnäckig auf seinen Forderungen, daß der Diamant zurückgeschickt wurde. Jetzt aber befand er sich in großer Verlegenheit; er hatte sich in Ausgaben einzelassen, war genöthigt Interessen für große geborgte Summen zu zahlen, und sah keine Aussicht, den Edelstein vortheilhaft zu verkaufen. Die Unterhändler hatten ihn absichtlich in diese Verlegenheit verwickelt, um sie zu ihren Gunsten zu benutzen.

Um seinen Gläubigern zu entgehen, sah er sich gezwungen, nach Astrachan zu fliehen und sich dort verbor-

gen zu halten. Zuletzt ward die Unterhandlung mit Rußland durch den Grafen Gregor Orlof wieder erneuert, und der Diamant, gegen 450,000 Rubel baar Geld und die Erhebung in den russischen Adel, erstanden. Von dieser Summe, sagt man, wären 170,000 Rubel für den Antheil an die Unterhändler, für Kommissionäre, Interessen und ähnliche Ausgaben in Abgang gekommen. Schafras ließ sich in Astrachan nieder, wo seine Reichthümer, da er keine männlichen Erben hatte, an seine Töchter kamen, deren Männer sie größtentheils wieder verschwendeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

„Vernünftle nicht über das, was man braucht, sonst hat „den die ärmsten Bettler bey ihrem größten Mangel noch „Ueberfluß." — (König Lear, A. II. Sc. 4.)

Dem ärmsten Bettler bliebe dann noch Ueberfluß, und ihm, dem großen Shakspeare sollte er nicht bleiben? — Also, denn läßt sich schon ein gutes Theil wegvernünfteln! Und so mit ging Schröder, er glaubte den Schutzbrief des Meisters in Händen zu haben, frisch an's Werk; und ihm half treulich die Berliner Bühne, als sie am 28sten vorigen Monats den König Lear darstellte. Jener vernünftelte bey der Bearbeitung über das Wieviel und Wieweniz, diese bey der Aufführung über das Wiegut und Wieschlecht, und durch das vereinte Bemühen Beyder wäre das Stück beynah' zu einem so armen Bettel geworden, daß man hier um die Bewährung obiger Worte verlegen werden müßte, hätte bey Schröders Arbeit nicht Shakspeare, und bey der Berliner Aufführung Devrient hinreichend für den Ueberfluß gesorgt.

Das große Werk des englischen Dichters erscheint in der Gestalt, die ihm der deutsche Bearbeiter gegeben, nicht etwa nur verstümmelt, sondern völlig todt. Das, wodurch allein das Stück von Innen heraus zur nothwendigen Entwickelung getrieben wird, seine Seele, hat ihm Schröder entrissen. Ein derber Stoß von Außen ersetzt nun die Stelle des innern Grundes der Bewegung, und treibt den todten Körper vorwärts, der nach mechanischen Gesetzen Anfangs reißend schnell, dann mit immer verzögerter Geschwindigkeit endlich in seinen ursprünglichen Zustand der Ruhe zurückkehrt. Mit einer so geistlosen Behandlungsweise einer der größten dramatischen Produktionen hat die Kritik von Rechtswegen nichts zu schaffen. Aber auch mit einer Darstellung, wie sie am genannten Tage auf unsrer Bühne gegeben ward, sich umständlich zu befassen, ist ihr, leider aus ähnlichen Gründen, versagt. „Was du tadelst, mußt du gelten lassen," und Ref. gesteht, daß er jene Aufführung auf keine Weise gelten lassen kann.

Nur darüber soll ein mißbilligendes Wort laut werden, daß man aus Bequemlichkeit oder falscher Anhänglichkeit an das Hergebrachte, einem gebildeten Publikum das Schlechtere da aufdringt, wo der Zutritt zum Bessern allgemein verstattet ist, daß man auch dieses Schlechtere in seiner kläglichsten Gestalt erscheinen läßt, und als käme es nur darauf an, den Verehrern Devrients Gelegenheit zu seiner Bewunderung zu geben, sorglos um Alles Uebrige, es als Zutbat betrachtet, und so ärmlich als nur irgend gedenkbar ausstattet. Wie man etwa im Konzert einer italienischen Sängerin das Orchester bedeutungslos in den bescheidenen Hintergrund treten läßt, damit jene um so ungebundener mit ihrer Virtuosität glänzen könne; so ist hier, mehr zur Schaustellung eines Kunststückes als zur Darstellung eines Kunstwerkes, auf die Umgebungen der mindeste Fleiß gewandt worden, damit alle Aufmerksamkeit sich auf den einen Künstler konzentrire, und dieser unter den Unbedeutenden, wie man meynt, nur desto bedeutungsvoller hervortrete.

Ein Kunststück des großen Schauspielers ist es allerdings, seinen Affekt, ohne daß die Umgebungen die Motive dazu hergeben, bis zu der Höhe des Wahnsinns steigen zu lassen. Aber wer kann an diesen Affekt, an diesen Wahnsinn glauben, wen diese stürmisch aufgeregte Leidenschaft begreifen? Gleich Anfangs: Warum tobt dieser Lear gegen Goneril? Was so Entsetzliches ist denn geschehen? Warum beladet er sie mit furchtbaren Flüchen? — Schröder sagt es nicht. Dem, Willmann noch viel weniger. Wir staunen über des alten Königs gränzenlose Wuth und Verzweiflung, wir möchten, um sie zu verstehen, ihn gleich zu Anfang für wahnsinnig halten. Alles erscheint, je wahrer der Künstler darstellt, unter den lügenhaften Umgebungen, als eine große durchgeführte Affektation, und des Meisters ganzer Aufwand, je bedeutender, desto unbegreiflicher. So wacker arbeiten hier, wie schon gesagt, unsre Darsteller, Schröder in die Hände. Gleich schwer, wie des Königs Toben, erklärt sich seine Anhänglichkeit an einen faden Burschen, der seine Geißelreden wie Sprüche aus dem Katechismus hersagt. — Vollends gleichgültig läßt uns, was nebenher vorgeht. Niemand empöre sich gegen Edmund, dessen Darsteller das Gepräge eines bösartigen Thoren trägt, der in alles Unglück, das er anrichtet, gleichsam hineinstolpert; und wenn der geblendete Gloster unser tiefstes Mitleid erregt, so können wir ihn doch nicht in Hrn. Mattausch bejammern, der lange, ehe er die Binde vor den Augen trug, mit Blindheit geschlagen war. Wer bezwingt sein Lachen, wenn einer der Herzoge, wahrscheinlich um als Gemahl der siegenden Königstochter doch auch ein Laster mit sich zu führen, trunken auf dem Schauplatz erscheint; wenn der unbändige Hausbofmeister, ohne auf die weitern Befehle zu achten, seinem Gebieterinn den Rücken wendet, und sie nöthigt ihre geheimnißvollen Aufträge dem Publikum anzuvertrauen; und wenn vollends der von Regan erstochene Bediente beym Hinfallen einen so sarkastischen Platz wählt, daß, um beym Schlusse des Akts nicht vom Vorhange getroffen zu werden, er noch vor den Augen der Zuschauer seine Auferstehung feyern muß?

Was bey solch einer Darstellung eigentlich intendirt wird, ist schwer einzusehen. Fast wäre zu glauben, daß man durch allerhand Verwässerungsmethoden dem schädlichen Einfluß des gräßlichen Lear vorbeugen wolle, ergienge es nicht dem Hamlet und König Heinrich IV. von Seiten der Darstellung beynah' auf gleiche Weise. Dort ist Alles auf unsern Wolf, hier wiederum auf Devrient abgesehen, und indem man jenem einen jämmerlichen König gegenüber, diesem einen schalen Prinzen zur Seite stellt, wählt man in beyden Fällen, wie in unserm vorliegenden, Mittel zur Auszeichnung der genannten Künstler, welche diese einsichtsvollen Männer sicher als eben so viele Hindernisse ansehen werden, ihren Talenten freyen Spielraum zu lassen.

H. F.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. August 1825.

Ja, zu Dir, mit gefaltenen Händen,
Will ich mich, Vater, flehend wenden;
Ach, über Welt und Grab erhöht,
Steh' ich vor Dir in dem Gebet.

Allgemeines Gebet.

Nach Pope *).

Allvatter! jezt und immerdar,
Den jede Zone preist,
Den Heil'ger, Weiser und Barbar
Zeus, Herr, Jehovah heißt.

Urgrund, o wer erforscht dich, wer?
Du selbst hast meinen Geist
Beschränkt, um nur zu sehn, wie sehr
Ich blind, du gütig sey'st.

Doch lehrst du mich im dunkeln Stand
Was gut, was böse sey,
Hältst die Natur am Schicksalband,
Läßt Menschenwillen frey.

Laß, was der Gott in meine Brust
Zu thun, zu fliehn befahl,
Mich suchen mehr als Himmelslust,
Mehr scheun als Höllenqual.

Laß mich die Güter nicht verschmähn,
Die deine Huld mir beut,
Dein Lohn ist, froh genießen sehn,
Dir folget, wer sich freut.

Doch nicht ist deine Gottesmacht
Auf diesen Ball beschränkt,
Hat der den Menschen blos bedacht,
Der tausend Welten lenkt?

O, daß nie diese schwache Hand
Blind eifernd es versucht,
Zu schleudern nach der Feinde Land,
Herr! deiner Blitze Wucht.

Bin ich auf rechter Bahn, so gib,
Sie recht zu gehen, Gnad';
Wenn sich verirrt des Herzens Trieb,
Leit' ihn auf bessern Pfad.

Wahr' auch vor Thoren Uebermuth,
Vor Unmuth, der verzagt,
Wenn Gnade schenket hier ein Gut,
Dort Weisheit eins versagt.

Lehr' fühlen mich des Bruders Weh,
Die Fehl' ihm decken zu;
Nur das Erbarmen ich erfleh',
Was ich an Andern thu'.

Stand bin ich, doch nicht Stand allein,
Ich, den dein Hauch beseelt,
Der, soll's zum Tod, zum Leben seyn,
Dich, Gott! zum Führer wählt.

Gib Frieden heute, gib mir Brod:
Von aller Güter Füll',
Weißt du am besten, was mir noth,
Herr! es geschehe dein Will'.

*) Wiewohl schon Hagedorn und Seume, jeder in seiner Art, dieses Gedicht trefflich übersezt haben, so mag doch gegenwärtige Uebersezung neben jenen als ein Versuch angesehen werden, das Gedicht zugleich mit Beybehaltung des Ur-Versmaßes, welches jene nicht berücksichtigten, wiederzugeben.

Digitized by Google

Dir, dessen Tempelrund das All,
Deß Altar Erd', Meer, Luft,
Aus einem Chor dein Lob erschall',
Auf steige Weihrauchduft!

K. R. Hagenbach.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

Nach Tische besprachen die Männer, ein bischen abseit, die sogleich zu ergreifenden Schritte, Nanette aus ihres Vormundes Gewalt zu befreyen. August schien dem Vater einen sehr unfehlbaren vorgeschlagen zu haben, wobey er mit feurigen Blicken nach dem andern Ende des Zimmers sah, wo Nanette beschäftigt war, einen Hausanzug der Frau Landrichterin vermöge einiger Falten und Verengungen ihrer schlanken Gestalt angemessen zu machen, um, bis der Vormund ihr Gepäck ausliefern würde, des blumigen Ueberrocks entbehren zu können. Die gute Alte freute sich über die Geschicklichkeit und Schnelle, mit der das junge Mädchen sich zu helfen wußte, und der Gleichgültigkeit, die sie über die etwas altväterische Form des Kleides bezeigte. Wie die Männer wieder zu ihnen traten, vernahm die Mutter mit Verwunderung, wie ihr die Zeit bey dem zutraulichen Geschwätz des jungen Mädchens vergangen war, und man trennte sich, freudig bey der Hoffnung, sich am andern Morgen wiederzusehen.

Das war auch freudig; die vier Leutchen saßen unter ein Paar schattigen Nußbäumen vor der Hausthür beym Frühstück. Nanette schien der Landrichterin schon lange an die Hand gegangen zu seyn, so behend wußte sie die kleinen Dienste beym Morgenbrod zu übernehmen. Der Landrichter las die Moy'sche Zeitung, August schien genug zu thun zu haben, wenn er Nanette ansah, und die Mutter hänfte in des lang entbehrten Lieblings Tasse Rahm und Zucker, Bretzel und Wecken, denn für das Mutterherz ist Alles, was es gibt, Symbol der Liebe. Nanette war so eben in das Haus gesprungen, einen Befehl in die Küche zu bringen, da kamen ein Paar Gensd'armen in den Hof herein und begleiteten ein recht anständig daherschreitendes, sehr hübsches Mädchen, und einen jungen Mann, dessen Gesicht den gewaltsamsten Kampf der Gefühle verrieth. Der Eine der Gensd'armen reichte dem Landrichter einige Papiere, und bedeutete ihm: daß er nebst seinen Kollegen am Mittag des gestrigen Tages von der Polizey in N. den Befehl erhalten, den beyden in den Steckbriefen bezeichneten Personen nachzusetzen; die eine von ihnen habe man noch nicht habhaft werden können, da sie in der Nacht einen Vorsprung gewonnen haben müsse; allein gegenwärtige Jungfer, welche das zweyte Signalement bezeichne, habe man eine halbe Stunde vor der Stadt sehr unbefangen auf dem Wege wandelnd gefunden, und sie, wie der ihnen besonders gegebene Befehl laute, mit geziemender Achtung zu dem Herrn Landrichter geführt. August war bey der Hälfte des Rapports in das Haus geeilt, um Nanetten die peinliche Verlegenheit, die er sich hier entspinnen sah, zum Theil zu ersparen, die Landrichterin betrachtete mit kritischem Auge der Verhafteten Kleidung und Shawl, der Landrichter las beyde Steckbriefe, einen um den andern, räusperte sich und fragte dann etwas befangen: „Gegenwärtiges Signalement spricht nur von einem Frauenzimmer, weßhalb hat der Herr da für gut befunden, die königlichen Gensd'armen zu begleiten?" — „Die Gefangene ist meine Schwester, und ich werde sie nie verlassen," antwortete der Jüngling in der sichtbarsten Angst. Der Landrichter befahl, die beyden Verhafteten in die Gerichtsstube zu führen, den Gensd'armen einen Trunk zu geben, und rieth diesen dann, eifrig der aus dem Gefängthurm entsprungenen Arrestantin, mit ihrem im Signalement erwähnten unbekannten Begleiter, der wahrscheinlich um das Dorf herumgefahren sey, weiter nachzusetzen.

Sobald diese Leute den Hof verlassen hatten, sagte der gute Landrichter, seine Hand auf seiner Frau Arm legend: „Gott hat meines alten Freundes Kind vor einer großen Schmach behütet! Dieser unselige geblümte Rock hätte sie können als Diebin einziehen machen." — „Lieber Mann, eilte seine Hausfrau zu bemerken, und das Mousselinkleid, das die Arrestantin an hat, und der violet gezweigte Shawl mit sammt dem Strohhut sind die Kleidungsstücke, die Nanette in der Diebskammer abgelegt hat." — „Frau, du bringst mich auf eine Spur! — geh, laß die Nanette nicht aus den Augen, sieh ihr recht in's Herz, ob sie fromm und tugendlich ist — Gott hat für seine Waise gesorgt, wir müssen auch für sie sorgen."

Jezt begab er sich gravitätisch in die Gerichtsstube, wo der Aktuar schon zum Protokolliren bereit war. Er hörte, wie der junge Mann dem Mädchen, als sie auf seinen Befehl vortrat, noch zuraunte: „sage die Wahrheit, sie kann Gnade hoffen, die Lüge überantwortet dich dem Gericht." Die Arrestantin sah bald trotzig, bald unentschlossen aus, und stellte sich vor den Richter.

Doch wir wollen den Landrichter walten lassen und den Vorgang ohne Weitschweifigkeit erzählen. Rickele hatte keine Grundsätze und einen sehr thätigen Kopf, sie hatte sich also von ihrer schlechten Umgebung brauchen und mißbrauchen lassen, brauchen, indem sie ohne alles Nachdenken mit geschickter Hand entwendete Kleidungsstücke zum Verkauf umänderte, Flecken darin ausputzte u. s. w. und die Gauner durch ihren Aufzug unkenntlich machte, mißbrauchen, indem sie ihren Hehlwinkel, dessen Bedeutung ihr nicht ganz unbekannt war, verbarg. Allein ihre Eitelkeit

und ihr rascher Sinn hatte sie eben so wenig eine aktive Rolle beym Stehlen übernehmen, als sie bey dergleichen Anschlägen von dem Gesindel, unter das sie gerathen war, zur handelnden Person benutzen lassen. Auch bey ihrer Flucht handelte sie so unbedacht, daß sie überzeugt war, in der fremden Kleidung und an der Seite ihres Begleiters unkenntlich zu seyn. Nachdem sie die ganze Nacht über sehr abkürzende Fußpfade gewandert waren, bat sie Jakob, wie sie J . . . näher kamen, von dem Wege abzulenken, und den Abend auf einem einsamen Platz des nahen Waldes herankommen zu lassen, Rickele bestand aber darauf, erst eine Stunde jenseits des Städtchens, das sie zu umgehen gedachte, in einem Dorfe im Gebirg, wo sie sicher war, von Niemand gekannt zu seyn, Rast zu halten. Sie hatten schon das Thor vor Augen, als die Gensd'armen sie ereilten, und mit einer Höflichkeit, die gegen ihren Auftrag fast drollig abstach, sie nötdigten, sich ins Landgericht zu verfügen. Da ihr das Signalement der guten Nanette vorgelesen ward, konnte sie nicht läugnen, daß es bis auf einigen Unterschied der Züge völlig mit ihrer Erscheinung übereinkam. Man forderte von der in weiß Mousselin gekleideten Flüchtigen hellbraune Augen, und eine kleine Nase, die Aufgefundene hatte hellblaue Augen und eine zwar sehr wohlgebildete, aber doch ein bischen verfängliche Hadichtsnase. Der Gensd'arme war mehr Kleider- wie Nasenkundiger, er führte also seine Gefangene (wie wir oben berichteten) säuberlichst dem Landgericht zu.

Der Landrichter fand es sehr wahrscheinlich, daß die Bodenkammer, wohin Nanette sich so unvorsichtig geflüchtet, ein Diebsversteck war, in welchem die so eben eingebrachte Arrestantin eben so gut wie Nanette ihr Kostum zu verändern für gut befunden habe. Diesem zufolge konnte dieselbe, trotz des gar nicht passenden Signalements, die aus dem Thurm entsprungene in Nanettens Kleider gehüllte Rickele seyn. Die Klugheit gebot ihm seine Fragen auf's behutsamste zu stellen, um Nanette, da diese Person ja während des Vorganges zwischen ihr und August schon in der Bodenkammer gewesen seyn konnte, nicht bloßzustellen. Seine Behutsamkeit machte ihn schwankend; das verschmitzte Mädchen, das bey seiner Ankunft im Hofe schon seine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben glaubte, ahnete einen geheimen Grund dieses Verhaltens, und benutzte es nach und nach in ihren Antworten, ein ziemlich wahrscheinliches Mährchen auszuspinnen von einer Stiefmutter, die sie auf das Unbilligste gequält, weßhalb sie sich entschlossen, davon zu gehen, und im Elsaß ein Unterkommen zu suchen. Ihr Gefährte schien während dieses Verhörs in der peinlichsten Verlegenheit zu seyn. Oft wollte er das Mädchen unterbrechen, dann verwies ihn der Landrichter auf sein eignes Geständniß, worauf er sich im heftigsten Seelenkampfe wieder zurückzog. Wie der Landrichter sahe, daß er für's erste die Arrestantin zu keiner genügenden Aussage bringen könne, verwies er sie in einen entfernten Winkel des Zimmers, und rief den jungen Mann in's Verhör. — Er hatte dessen gewaltsamen Zustand während des so eben beendigten Auftritts wahrgenommen, und hoffte mit Güte bey ihm zu wirken. „Erzählt ihr mir, redete er ihn deßhalb sehr mild an, erzählt ihr mir nun auch eurer Seits eure Geschichte, und wie ihr so unvorsichtig ohne Päße und Zeugniß, als Landstreicher auf die Wanderung habt gehen können?" Jakob bat, ihn mit allen Fragen zu verschonen, da seine Antworten alle mit seiner Schwester Aussage bestätigen würden. „Und da es so ist, fezte er hinzu, und das Signalement, da ich darin gar nicht genannt wurde, sich keineswegs auf meine Schwester und mich paßt, bitte ich flehentlich, uns unsern Weg fortsetzen zu lassen." — „Nicht so, junger Gesell, rief der Landrichter über seine Fehlschlagung erzürnt, ihr habt für all' euer Geschwätz nicht den mindesten Beweis; jenes Mädchen ist aber nach dem empfangenen Signalement unverkennbar, sie wird demnach nach N. zurückgebracht werden, ihr aber bleibt hier in Gewahrsam, bis die erforderlichen Erkundigungen enretwegen eingezogen sind." — Die Arrestantin schien sehr bestürzt, und ließ sich ohne Widerrede in ihr Verschließ führen. Jakob kämpfte aber vergeblich gegen den ihn mächtig schütteluden Schmerz, und suchte den Landrichter durch etwas pathetische, sehr unverständige Reden zu seiner und seiner Gefährtin Freylassung zu vermögen.

Der Landrichter kehrte sehr verstimmt zu seiner Familie zurück. — Nanette war über alles Vorgefallene unterrichtet, und mit einem wadeen Aprilsgeschichtchen liebevoll neben der Mutter beschäftigt; August erwartete ungeduldig, die näheren Umstände des Verhörs zu vernehmen. Seine Liebe wie sein Stolz litten ziemlich von der Collision, in welche er, durch die unselige Umkleidung in der Dachkammer, Nanetten mit einer Landstreicherin gebracht hatte. Das Gespräch der beyden Männer brachte den alten Richter zu einem Salomonischen Einfall, überzeugt, daß die Arrestantin und die aus dem Thurm entflohene Rickele eine und dieselbe Person sey, ließ er, sobald er erfahren hatte, daß diese sehr ermüdet von der nächtlichen Wanderung, das reinliche in ihrem Verschließ stehende Bett benutzt habe, ihre signalisirte Kleidung, Shawl und Strohhut hinwegnehmen, und ihr den ominösen blumigen Ueberrock, mit Zugehör (das Wimpelchen nicht zu vergessen) dafür hinlegen.

Den folgenden Morgen berichtete der Schließer bey guter Zeit: die Arrestantin sage sich krank, und bitte sich zur einzigen Gnade aus, die Frau Landrichterin unter

vier Augen sprechen zu dürfen. August und sein Vater blickten sich bedeutend an, die Mama protestirte, sich zu der wahrscheinlichen Beichte herzugeben; aber Nanette bat so innig, „die Aeme, flehte sie, sey ja Waise, wie sie, verlassen wie sie, ach, und daß sie keinen August gefunden,“ — hier stockte sie erschrocken über den Sinn, den diese Worte haben könnten, eine glühende Röthe übergoß ihre Wangen, sie hatte aber Augusts Mutter schon so gewonnen, daß diese ihr selbst zu Hülfe kam. — „Nun, sagte sie, es soll ja Freude seyn über das verirrte Schaaf, das zur Heerde zurückkehrt, aber wenn sie nicht so schlimm ist wie sie aussieht, fezte sie, zu ihrem Mann gekehrt, hinzu, so sinne auf ein Mittel, sie frey zu machen, denn wo ihr sie aufhebt, kann sie nicht besser werden.“ — Mit diesen Worten ging sie fort und ließ den Landrichter mit einem verdrießlichen Gesichte zurück, denn sie hatte das wahre Fleckchen in jedes wackern Richters Gewissen getroffen.

Rickele empfing die Landeichteein anständig gekleidet, aber ohne Oberkleid und Shawl, von ihrer gestrigen leichtsinnigen Haltung war keine Spur mehr zu sehen, sie verneigte sich mit dem Ausdruck der peinlichsten Verlegenheit, wobey Blässe und Röthe auf ihren Wangen wechselten. — „Wenn sie mir etwas zu sagen hat, so mach sie es kurz“ — redete sie endlich die Landrichterin an, die aus Weichmüthigkeit zur Barschheit ihre Zuflucht genommen hatte. — „Deßhalb hat ich um Gehör, nahm Ricke bescheiden das Wort, diese Kleider... und der unselige bunte Ueberrock ward wieder zum Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht — sind . . . nicht mein . . . — das weiß ich, wem sind sie denn? —“ „ich weiß nicht, gnädige Frau Landeichteein, ich habe sie von meinem lezten Beobherrn bekommen; und sie an einem Oete, wo ich seeylich nie hätte hingehen sollen, gegen andere vertauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Eine von der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern zuerst in Anregung gebrachte und anfänglich für diesen Kanton berechnete Anstalt zu gegenseitiger Entschädigung des Hagelschadens scheint sich nunmehr über den größeren Theil der Schweiz auf eine erfreuliche und ihren Bestand völlig sichernde Weise auszubreiten. Die Grundgesetze des freywilligen Vereins sind für Bern von der Regierung genehmigt worden, und die Administration der Anstalt erklärte unterm 11. Juni dieses Jahrs die Zahl der beytretenden Grundeigenthümer, die ihre dießjährigen Ernten versichern ließen, für hinlänglich, um zu beschließen, daß die Versicherungs-Gesellschaft von diesem Tage an in Kraft und Wirksamkeit treten solle. Zugleich aber wandte sie sich nun auch an befreundete und angesehene Männer in allen übrigen Schweizerkantonen, mit der Einladung, zur Ausdehnung einer Anstalt mitzuwirken, die allerdings einer Vereinbarung mehrerer Theile der Eidgenossenschaft bedarf, um ihren Theilnehmern auf den Fall eines Unglücks für den vollen Schadenersatz bestimmte Hoffnung zu geben. Die Einladung hat in allen größeren und landwirthschaftlichen Kantonen eine solche Aufnahme gefunden, die den Beytritt der meisten, wo nicht aller, auf das kommende Jahr mit Zuversicht erwarten läßt, zumal auch der schnelle und günstige Fortgang der ersten Bildung im Kanton Bern sehr aufmunternd und einladend sich darstellt. Ein, für den Kanton Zürich dazu gebildeter, aus fünf achtbaren Männern (an deren Spitze der Staatsrath Usteri sich befindet) bestehender Verein hat unterm 22. Julius eine Kundmachung an die Mitbürger erlassen, welche die Verhältnisse der in Bern zu Stand gekommenen Anstalt und ihre Grundgesetze im Auszuge mittheilt, und sich dann weiterhin unter anderm also ausdrückt: „Wer diese Grundgesetze mit Aufmerksamkeit prüft, wird nicht läugnen, daß sie das Werk von Männern seyn müssen, welche die Schwierigkeit ihres Unternehmens reiflich erwogen, aber auch keine Mühe gescheuet haben, um die Mittel zu dessen leichterer Ausführung aufzufinden. Diese Betrachtung allein schon würde hinreichend seyn, um von den Leitern der Anstalt auch in Zukunft die sorgfältigste Berücksichtigung aller derjenigen Wünsche zu erwarten, welche in Folge abweichender örtlicher und landwirthschaftlicher Verhältnisse für Abänderung der einen oder andern Bestimmungen jener Grundgesetze ausgesprochen werden dürften; eine solche Zusicherung ist uns von denselben aber auch ausdrücklich ertheilt worden. — Aehnliche Versicherungsgesellschaften gegen Hagelschaden bestehen auch in andern Ländern, namentlich in Frankreich und Deutschland. Kapitalisten machen daselbst die nöthigen Vorschüsse zu diesem Unternehmen, das ihnen reichliche Zinsen bringe, und die Anstalten haben ihr Gedeihen. Unserer vaterländischen Anstalt fehlen solche Kapitalien; sie werden aber durch den uneigennützigen Gemeinsinn ihrer Verwalter ersezt, welcher allein gestatten konnte, in die Kosten der Verwaltung diejenige Sparsamkeit zu bringen, ohne welche eine mit beschränkenden Hülfsmitteln unternommene gemeinnützige Anstalt schwerlich in die Dauer bestehen kann. Der Kostenaufwand ist keineswegs in lästigem Verhältnisse zu der unangenehmen Weitläufigkeit der Geschäftsführung, und man darf deßnahen der Hoffnung Raum geben, daß unserer vaterländischen Gesellschaft wenigstens ein eben so erfreuliches Gedeihen zu Theil werde, als den erwähnten ausländischen, auf Spekulation berechneten Unternehmungen.“ Die Versicherungsanstalt begreift alles Getreide, Oelsaamen, Hanf und Flachs u. s. w. in erster, Weintrauben, Hopfen, Tabak u. s. w. in zweyter Klasse. Für die Erzeugnisse der ersten Klasse kann nicht mehr als zwey und von denen der zweyten Klasse (die auf gleicher Oberfläche größerm Schaden und längerer Gefahr ausgesezt sind) nicht mehr als vier vom Hundert des versicherten Ernteertrags als Maximum des zu leistenden Versicherungsbeytrags gefordert werden. In glücklichen Jahren wird davon nur der erforderliche Entschädigungsbedarf bezogen; wofern dagegen die Unglücksfälle so groß wären, daß durch jenes Maximum ihre völlige Entschädigung unmöglich würde, so müßte diese alsdann für alle Beschädigten verhältnißmäßig kleiner werden oder unvollständig bleiben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. August 1825.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht.
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Fr. Rückert.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

Nach manchen Fragen und Antworten von Seiten der Landrichterin und Rickele erfolgte von letzterer wirklich die reumüthigste Beichte, die sich mit der dringendsten Bitte schloß, doch nur Jakob, der so unschuldig wie ein Kind sey, freyzulassen! — Natürlich fragte sie die milde Beichtigerin, warum sie gestern so versteckt gewesen, und nun so umgewandelt sey. — „Daran sind Sie zuerst Schuld, gnädige Frau, erwiederte die Gefangene, und dann dieses Buch — sie zeigte auf Nanettens silberbeschlagenes Gesangbuch, das sie nebst der goldnen Kette bey ihrer Verhaftung zu verbergen gewußt hatte — wie ich Sie da unter den Bäumen sitzen sah, war mir's, als sey ich vor meines Vaters Pfarrhaus, und die schöne Fräulein, die eben in's Haus ging, sey ich in meiner Unschuld Jahren . . . hier brachen Thränen ihre Stimme — nun da nahm ich mir nochmals vor, wie ich dem guten Jakob so oft versprochen, redlich zum Guten zurückzukehren. Aber dazu ist es nöthig, nicht wieder in Geckenthurm, noch in ein anderes Gefängniß gebracht zu werden, denn sie sind alle die Schule der Sünde." — „Nun und deßhalb fabelte sie dem Landrichter gestern so viele Mährchen vor?" — „Ja gewiß deßwegen! ich wollte nur verhindern, daß man mich nicht nach N. zurückschickte, weil ich glaubte, hier leichter entwischen zu können, und besonders allein im Arreste zu seyn." — „Was hat sie denn nun abermals auf andere Gedanken gebracht?" — „Ach, gnädige Frau, mein schwaches Gemüth und dieses Buch (sie zeigte das Gesangbuch). Seit ich Jakob kenne, wollte ich gerne gut seyn, aber ich ward immer zerstreut; wie ich nun bey Tagesanbruch aufwache, liegen die Kleider, die mich verrathen mußten, da neben meinem Bette! — ich glaubte verblendet, in böser Geister Hände gerathen zu seyn. Nach und nach erinnerte ich mich aber einiger Fragen des Herrn Landrichters, so wie des Umstandes — daß Sie, wie ich in den Hof geführt ward, meine Kleider viel mehr ansahen, wie mein Gesicht, und da begriff ich, daß Sie mehr von meiner Flucht wissen mußten, wie ich begreifen konnte. — Nun, Gott leitete mich zu meiner Besserung, ich war so verwirrt und wußte doch so gut, daß ich mich beym heutigen Verhör gescheit betragen müßte, so daß ich, um mich zu sammeln, in diesem Buche las, und da sagte es in mir plötzlich, was Jakob wohl schon oft mir gesagt, ich aber nie gekannt hatte: „„bete mit Vertrauen,"" und da war es, als wenn alle Lieder, die ich aufschlug, für mich gemacht wären, und nach einer Stunde — da lag ich auf meinen Knieen und betete ohne das Buch, und da war's, als hätte mich Gott erst verstanden, und er gab mir den Muth, Ihre Gegenwart zu erbitten." — Rickeles bewegte Phantasie hatte ihr eine Spannung gegeben, in welcher sie dieses Alles wirklich mit einer Art aussprach, die sie weit über ihre unangenehmen Verhältnisse erhob; ihre Zuhörerin wäre fast in Nachtheil gegen sie gerathen, wenn nicht die Furcht, ihren Mann zu kompromittiren, sie in einer Art

kriminalrichterlicher Würde erhalten hätte. — „Das ist hoffentlich alles wahr, sagte sie anscheinend streng, allein was will sie nun von mir?“ — „Gnädige Frau, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl zureden, wie Gott, nicht wie ein beschränkter Beamter zu richten. Er lasse mich entfliehen, ich will mich nach dem Elsaß schleichen, dort war ich, wie ich noch ehrlich war, bekannt, ich will dort Arbeit, redlichen Erwerb suchen, und meine Zukunft soll Ihnen beweisen, daß er besser richtete wie das Gesetz.“

In diesem Augenblick hörte man ein Posthorn, eine bepackte Chaise fuhr auf den Hof, ein alter Herr stieg heraus und that an dem herbeygekommenen Knecht unter bemüthigen Verbeugungen einige Fragen, dann wendete er sich wieder zur Chaise und schien eine kleine Erörterung mit einer noch darin verborgenen Person zu haben; bald sah man ein Paar weitläufig behangene Beine, denen ein breiter Rücken folgte, den Wagentritt, wie eine Leiter, rückwärts herabklettern, und die sämmtliche Gestalt, die einem etwas schlanken Biersasse glich, neben dem alten Herrn die Stufen zur Hausthüre hinaufgehen. Die Landrichterin ahnete, wer dieser Besuch sey, und weiblich klug schloß sie, daß die Koffer, welche er mit sich führe, eine völlig friedliche Auseinandersetzung mit Nanettens Vormund hoffen ließen. Sie versprach eilig der Arrestantin, ihren Gatten zu berichten, und ermahnte sie, bey ihrem Entschluß zu Wahrheit und Rechtlichkeit zu verharren. „Das will ich, gnädige Frau, rief Rickele, fiel aber plötzlich auf ihre Knee, und hielt die Landrichterin, welche schon an der Thüre war, am Gewande zurück, aber um Gottes Barmherzigkeit willen, schenken Sie mir irgend eine Bedeckung! ein abgelegtes Kleid Ihrer niedrigsten Magd, senden Sie mir Handarbeit, und statt dieses Buch, das nicht mein ist, eine Bibel.“ — Das Mädchen so kniend, so bittend, war rührend und schön. — Die Landrichterin fühlte es, nahm das Gesangbuch und die goldene Kette, welche ihr die Bittende hinreichte, wollte sprechen, und da sie nicht konnte, reichte sie ihr die Hand. Rickele küßte ehrerbietig, und der Schließer riegelte hinter der Landrichterin die Gefängnißthüre zu.

Am gestrigen Morgen, noch ehe der Landrichter zum Frühstück ging, hatte er einen Boten an den Vormund, Herrn Doktor Langnaß, abgefertigt mit einem Brief, in dem er ihm kurz und bündig erzählte, seine Mündel sey zu ihm geflüchtet, er sey der Jugend- und Unerfahrtheitsfreund von ihrem Vater gewesen, fühle sich berufen die Waise gegen den unbilligen Zwang, den er ihr wegen einer verhaßten Heirath anthun wollte, zu schützen, und gab demnächst dem Herrn Doktor einige Beweggründe zum gütlichen Nachgeben, die nicht zu unserer Kunde gekommen sind, aber sehr überredend seyn mußten, denn dieser nahm noch am späten Abend Postpferde, und befahl seinem Sohn, dem vor einer Nachtreise schauderte, zur bessern Contenance bey dem beabsichtigten Besuch, ihn zu begleiten. Nanette saß mit August am Fenster, wie der alte Herr ausstieg, erkannte ihn sogleich, und floh wie ein Küchlein, das den Habicht erblickt, auf den am Schreibtische sitzenden Landrichter zu, drängte sich zitternd an ihn und rief: „Ach er kommt, er will mich holen! aber ich sterbe eher, ehe ich den Bastian heirathe, ich sterbe, ehe ich fortgehe.“ — „Liebes Kind, sagte der alte Mann, dem die kindliche Vertraulichkeit des Mädchens gar wohlthat, du sollst den Bastian nicht heirathen, und willst du ganz bey mir bleiben, so —“ die Kleine ließ ihn nicht ausreden, sondern hing an seinem Halse, „ganz, ganz,“ rief sie, ohne das Wie? zu bedenken, als der Doktor Vormund hereintrat, und, von dem sich ihm darbietenden Tableau nicht sehr angenehm überrascht, in der offenen Thüre stehen blieb. Der Landrichter hatte ein gutes Gewissen, machte sich von dem Mädchen freundlich los, und ging in seiner ganzen landrichterlichen Würde auf den Eintretenden zu. Der Doktor hatte seine Stellung sehr scharfsinnig aufgefaßt, er that also ganz erstaunt über das Mißverständniß seiner Mündel, seinen wohlgemeinten Vorschlag, vermittelst einer Heirath mit seinem hier gegenwärtigen Sohn Sebastian ihrem freudlosen Zustande ein Ende zu machen, für einen feindseligen Zwang anzusehen. Der Landrichter richtete seinen Blick auf diesen edeln Sprößling, der seine Kappe in der Hand hielt, indem er eine Ulmerpfeife trug, mit deren Kette er spielte, wie der Vater ihn nannte, aber das linke Bein zog, und ein „Gehorsamster“ brummte. „Ihn, fuhr der redliche Vormund fort, habe kein Eigennutz bewegen können, denn sein Sebastian, welchen er zu seinem Geschäfte herandildete, habe unter den reichen und hübschen Mädchen die Wahl.“ — Sebastian hob den dicken Kopf aus dem schwarzen Halstuch und strich sich über das Gillet, indem er mit dem Munde blies wie ein Mensch, dem es zu heiß wird, und wiederholte leise: „die Wahl.“ Dabey ließ er seine stieren Augen über Nanettens Kopf an dem Sims der Decke hingleiten, indeß sie sich ein bischen duckte, wie das Küchlein, wenn der Stoßvogel herankommt. — „Gar kein Eigennutz war dabey, fuhr Herr Doktor Langnaß fort, wie meine Vormundschaftsrechnungen bey der Mündigkeit der Jungfer Holder wohl ausweisen werden; bis dahin steht es ihr ganz frey, ihren Aufenthalt bey dem Herrn Landrichter zu nehmen.“ — „So wird es auch geschehen, nahm dieser jetzt das Wort, allein mit der Vormundschaftsrechnung wird der Herr Doktor nicht mehr so lange geplagt seyn. Heirath macht unsern Gesetzen nach mündig, wie einem so guten Juristen bekannt ist, ich hoffe aber, Jungfer Holder wird einwilligen, diesen jungen Mann, meinen Sohn, Amtsrath in Hayna, zu ihrem Gatten zu nehmen, und — Nanette, du widersprichst mir nicht? — ich stelle Ihnen denselben als den Mann vor, der Ihnen Ihre Vormundssorgen abnimmt.“ — August hatte

von seinen Eltern die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Nanette erhalten, das unerfahrne Kind erfuhr aber freylich erst in diesem Augenblick, daß sie sich durch ihr unverhohlenes Betragen wirklich schon als Augusts Braut konstituirt hatte; sie war deßhalb, wie ihr Geliebter freudig ihre Hand ergriff, bis zur Ohnmacht überrascht. August mußte sie in seine Arme fassen, da ihm doch vor einer innigen Aeußerung in Gegenwart dieser Menschen graute. In diesem Augenblick trat seine Mutter in's Zimmer, zu ihr leitete er das zitternde Mädchen, und legte sie ihr mit den Worten an's Herz: „Liebe Mutter, führen Sie meine Braut in Ihr Zimmer." — Ob die Landrichterin erstaunt war, erzählen wir weiter nicht, der Doktor war es und noch dazu voll Galle. Widerstreben konnte er aber nicht er hatte mit einem Gegner zu thun, der das Gesetz kannte, wie seine Schelmstücke, und der für eine ehrliche Sache gefochten hätte. Er that, als wenn ihm diese Einrichtung eben so lieb sey; die Koffer, welche Nanettens Habseligkeiten enthielten, wurden abgepackt und ein sehr gutes Mittagessen eingenommen, bey dem Sebastian gründlich, als sey er nur zu diesem Zweck mit dem Vater ausgereist, seine Eßlust befriedigte, und dann mit diesem, der zu viel Galle hatte, um den guten Schüsseln seiner höflichen Wirthin Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, seinen Rückweg antrat.

(Der Beschluß folgt.)

Wirkungen der Gifte auf das Pflanzenleben.

Den zahlreichen Versuchen gegenüber, welche die neuere Chemie über die Wirkungen der verschiedenen Giftarten auf das animalische Leben und den thierischen Organismus angestellt hat, sind nur wenige und einzelne bis dahin zur Ausmittelung ihres Einflusses auf den Pflanzen-Organismus veranstaltet worden, und diese veranlaßten einen scharfsinnigen Genferischen Naturforscher, den Doktor F. Marcet, zu einer Reihe systematischer Versuche, deren Beschreibung nebst der Würdigung ihrer Ergebnisse in dem nächstens auszugebenden dritten Bande der Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Genf mitgetheilt werden soll. Wir entheben seiner Denkschrift inzwischen hier nur einige Andeutungen.

Von den zwey großen Abtheilungen der ätzenden (korrosiven) und der betäubenden (narkotischen) Gifte tödten bekanntlich die ersteren durch Entzündung und Zerstörung der organischen Gewebe des Thierkörpers. Die metallischen Gifte, welche vorzugsweise hieher gehören, bringen eine völlig analoge Tödtung des Pflanzenkörpers hervor durch Zerstörung seiner ähnlichen Gewebe. Der Doktor Marcet hat für seine Versuche sich meist der gemeinen Bohne (Phaseolus vulgaris) bedient, welche in Pflanzen von fünf bis sechs Blättern, die einen mit reinem Wasser, die andern mit einem den Giftstoff aufgelöst enthaltenden Wasser begossen wurden, oder auch die mit ihren Wurzeln sorgfältig der Erde enthoben, theils in reines, theils in mit dem Giftstoff geschwängertes Wasser eingesenkt wurden. Die von Herrn Marcet angewandten Arsenik-, Quecksilber-, Zinn-, Bley- und Kupferauflösungen, deren Einsaugung sich unzweydeutig in den Pflanzen darstellte, brachten hier ihre zerstörenden Wirkungen sehr bald hervor, und es lassen dieselben auch ungefähr die nämliche Erklärung zu, wie sie im thierischen Organismus mag nachgewiesen werden.

Schwieriger wird diese Nachweisung bey den Pflanzengiften, die zur Abtheilung der narkotischen gehören. Diese bringen im Thierkörper jene Reitzung, Entzündung und sichtbare Zerstörung nicht hervor; aus dem Speisekanal eingesogen und schnell in den allgemeinen Säftenumlauf gelangt, tödten sie, wie man dafür hält, durch ausschließliche Wirkung auf das Nervensystem, entweder auf das Rückenmark, oder hinwieder auch unmittelbar auf das Gehirn. Nun aber ist bis dahin die Meynung herrschend gewesen, daß ein, dem Nervensystem der Thiere entsprechendes Organ oder organische Vorrichtung bey den Pflanzen nicht angetroffen werde, und daß eben hierin einer der Hauptunterschiede zwischen Thier- und Pflanzenreich zu suchen sey. Wenn nun also, wie dieß allerdings der Fall ist, die zahlreichen und umsichtigen Versuche des Hrn. Marcet dartun, daß eben jene narkotischen Pflanzengifte, die im Thierreiche nur das Nervensystem afficiren und keine Spur organischer Verletzungen darbieten, im Pflanzenreich sich nicht minder wirksam und in ihren Ergebnissen völlig analog erzeigen, so scheint daraus eine bedeutsame Unterstützung der neuerlichst auch von Hrn. Dutrochet vorgetragenen Meynung zu erwachsen, welcher nach auch in den Pflanzen ein, dem Nervensystem der Thiere verwandter, organischer Apparat anzunehmen ist, auf welchen gewisse Pflanzengifte gleichmäßig im Zeitraum weniger Stunden lebensgefährlichen Einfluß zeigen, wie auf das Nervensystem der Thiere. Die Versuche des Hrn. Marcet wurden mit Opium, Brechnuß, Blausäure, Kirschlorberwasser, Belladonna, Kleesäure, Schierling u. s. w. angestellt, und können sich übrigens für umständlichere Entwicklungen hier nicht eignen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

Die Jahrszeit ist unfruchtbar an Ereignissen und Erscheinungen in der Kunstwelt. Das Hoftheater an der Burg bleibt bis zu Ende des Monats verschlossen; das an der Wien auf ungewisse Zeit, und die Muse des Kärnthnerther-Theaters kavirt, eigentlich nur in Erwartung des günstigen Windes.

Selbst die musikalischen und tonkünstlerischen Zugvögel scheinen den konträren Wind zu fliehen. Den landständischen Saal, wo sonst Jahr aus, Jahr ein, Konzerte und musikalische Unterhaltungen sich drängen, hat Hr. Conus, seit einigen Monaten, mit Ausnahme der wenigen, den Güteroerlosungen gewidmeten Tage, ungestört für seine Unterhaltungen in der höheren Physik in Besitz genommen, und wiederholt noch immer frischweg seine große Wunder-Estamotage: die Verwandlung eines Huhns in einen lebendigen Menschen, bis es aufhört, noch ein Wunder zu seyn. Die akrobatische Gesellschaft des Hrn. Raoel hat sich mit der Gesellschaft des Theaters in der Josephstadt vereinigt, und der kleine Chinese tanzt dort seine Glieder verrenkende Policinella nach einander lustig fort. Madame Esprit läßt sich im Spert geduldig für und für beschauen, und der kühne Amerikaner macht seinen Julius-Cäsarritt im Circus nach wie vor. Das alles ist aber schon etwas Altes. In Ermanglung des Neuen und des Bessern horcht man mit erhöhter Theilnahme die blinden Musikanten in einem Durchgang der Wollzeil, die sich für das tägliche Brod in der Mittagsstunde abquälen. Sie sehen indessen gar nicht so aus, als ob es ihnen viele Qual verursachte. Die größte Apathie ist auf den Gesichtern und den lichtlosen Augen der beyden Söhne ausgebreitet, deren Einer die Clarinette bläst, der Andere die Geige streicht, der einäugige Vater in ihrer Mitte recht stattlich hervorragend und mit dem offnen Auge begierig nach der am Boden umgestürzten Mütze staerend, worein die Scherflein der Barmherzigkeit fliegen. Der blasende Knabe steht mit fest geschlossenen Augen, der andre dreht immerfort die großen Augapfel aufwärts, daß man blos das Weiße sieht, als ob er etwas fühlte, man sieht aber doch, daß er nichts fühlt; gerade wie viele Schauspieler, wenn sie stumme Conversationen affektiren, und man es ihnen anmerkt, daß sie nichts, oder doch Allotria reden. Der Clarinetspieler hat einen klangreichen, kräftigen Ton, der Violinstreicher kratzt in den Tag hinein; beydes zusammen macht aber doch gute Wirkung, denn blinde Musikanten haben immer leichtes Spiel, weil ihr Unglück, wie billig, für sie spricht. Jeder gibt fast etwas, und für wenige, die nichts geben, zahlen andere doppelt und dreyfach. Was besonders dargereicht wird, das steckt der Alte sorgfältig dem einen Burschen in die Ficke. Ich dachte an Tibbers blinden Knaben: „Whilst thus i sing (play), i am a King, although a poor blind boy!“ — Dieses Blinden-Konzert versammelt immer einen Kreis von Zuhörern.

Das beliebte Volksfest auf der Brigittenau wurde am ersten Tage durch einen plötzlich einfallenden Regen gestört, gerade um die Zeit, da der Andrang aus der Stadt am größten ist; den folgenden Montag war die Witterung etwas günstiger, und eine zahlreiche Versammlung fand sich in frohsinniger Eintracht und heiterer Geselligkeit zusammen. Eine heitere Mittagssonne beschien auch die festlich geschmückte Schaar der Wallfahrter nach Maria Zell, als sie bey ihrem Rückzug durch die Stadt St. Stephans Heiligthum begrüßten.

Die Freunde dramatischer Unterhaltungen mußten es Anfangs dieses Monats, bey der lange anhaltenden rauhen Witterung, allerdings dem Unternehmer des Theaters in der Josephstadt Dank wissen, daß er dieß Mal seine Gesellschaft theilte, und das Opernthester in der Stadt wieder eröffnete. Die ersten Vorstellungen waren auch ziemlich besucht; bey weitem aber weniger, als da die Gesellschaft den ersten Cyclus ihrer Gastdarstellungen auf der Bühne gab. Jetzt übt freylich der fortdauernd freundliche, warme Sonnenschein seinen Einfluß auf die Schaulust aus. Die Unternehmung begann ihre Vorstellungen mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte, indem sie auf beyden Theatern Neuigkeiten gab. Draußen nämlich wurde aufgeführt: Der Gemsenjäger, romantisches Schauspiel in drey Aufzügen, von Fr. X. Told. Nach einer bekannten Erzählung — wenn mir recht ist, in dieser Zeitschrift mitgetheilt — eine Geschichte, die sich auf der Scene ziemlich kunterbunt produzirt, und darum auch wohl, wie so manches Andre, das Attribut „romantisch“ erhalten hat. Diese Bezeichnung ist so gangbar, daß, wenn man heutiges Tags etwas auszeichnen will, es Noth wäre, geradezu den entgegengesetzten Ausdruck zu wählen. Der Terminus wird wohl noch so verschrien werden, wie das alte ehrliche „empfindsam,“ das mit der Uebersetzung der sentimental Journey zuerst in Gang kam. Auf dem Theater in der Stadt wurde aufgeführt — Achtung! — Nicht' euch! — „Sieben Mädchen in Uniform.“ Vaudevilles Posse in einem Aufzug, nach dem Französischen von L. Angely. (Stand sogar auf dem Zettel noch: Mitglied des u. s. w.) Aufmarschirt! — Halt! — Front! — Recht artige Rekruten! Rett equipirt, gut exercirt — sonst aber nichts daran. — Rechts um! — Marsch! — Diese sieben Damen in Uniform — denn es war Ein verehlichter Rekrut darunter — konnten allein einiges Interesse einflößen, und die Witzbolde haben Stoff genug zu Bonmot's gefunden, die aber eine referirende Feder nicht wiederholen darf. In Molières und Goldonis Komödien, wo sich die dramatische Muse nicht leicht ein Blatt vor den Mund nahm, ging das wohl an; heut zu Tag aber, wo sie das strengste Decorum behauptet und behaupten muß, darf auch die Kritik es nicht verletzen. Das Kommandirens und Exercirens in diesem Stück ist kein Ende; das machte Anfangs Spaß, weil die Heroinen sich recht geschickt dabey anstellten; bald wurde es aber zuwider, und der bunte Wirrwarr in dieser alten fatalen Festungs-Intrigue langweilte, wozu auch wohl die nicht sehr gewandte Darstellung etwas beytragen mochte. Anderwärts hat vielleicht die Besetzung des komischen Parts gute Wirkung hervorgebracht, hier fehlte dieser Einfluß. Das zusammengewürfelte Quodlibet von alten und neuen Musikstücken konnte hier auch nicht gefallen; man hätte die Posse überhaupt etwas aptiren sollen. Man hatte sich aber auf die Virtù der sieben Mädchen in Uniform verlassen, das heißt, auf die Vis comica der Idee; allein sie hielt nicht Stand; das Corps mußte bald kapitulliren, und deutsche Truppen zogen ein. Das französische Translations-Büreau in Deutschland hat an Hrn. A. einen rüstigen Mitarbeiter gewonnen. Ich bin übrigens weit entfernt gegen den Uebersetzungseifer aus Ueberzeugung oder Modesucht mitzueifern, so lange die deutsche Bühne nicht einen hinlänglichen Vorrath von Originalstücken hat, um jene Kleinigkeiten aufzuwiegen, oder gar zu überbieten. Ein plausibler Einwurf ist der, daß Schauspieldichter, Darsteller und Publikum Sinn und Geschmack für gehaltvollere Produktionen endlich ganz verlieren müssen, weil sie mit ausländischen Kolifichons überhäuft werden. Es wird viel und mancherley übertragen und verarbeitet; Altes und Neues, Vieles auf vielerley Weise. Wie ich aus einem Inhaltsbericht ersehen habe, ist das Stück: „humoristische Studien,“ eine dergleichen oft versuchte Bearbeitung, die aber zu den gelungenen gehört. Das Original heißt: Les étourdis, von Andrieux — nichts Besonderes. Unter dem Titel: der lebende Todte, in drey Akten und in Versen bearbeitet von Th. B., wurde es bereits vor sieben Jahren auf dem hiesigen Hoftheater gegeben, mit nicht eben großem Beyfall. Früher kannte man es schon nach einer andern Bearbeitung, und fast gleichzeitig erschien auf einer auswärtigen Bühne eine prosaische Uebersetzung desselben Stücks, aus der Feder einer israelitischen Dame. Der neueste Titel ist etwas sonderbar; es könnte ebensowohl romantische Studien heißen; es hat jedoch gefallen — was liegt am Titel! — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. September 1825.

Komm denn, komm, löse mir des Körpers Band,
Den Kerker öffne, leih' mir deine Flügel!

Schwab nach Lamartine.

Hymnus an die Nacht.

Komm begeisternde Nacht, traumgaukelnder Schlummer der Erde;
Hülle die Laute mir ein, hülle den Sänger zugleich.
Laß mich klagend und froh, wie Philomele dir flötet,
Trauer dir opfern und Lust. Beyde gewähret der Traum.
Du umdunkeltest Milton den Blick, und dem alten Homeros,
Und in die Ewigkeit schritt Leben und Träumen hervor.
Leben entstieg der Nacht, und der Chor der seligen Götter
Wandelte mit dem Gesang unter das Menschengeschlecht.
So aus des Chaos Verwirrung, im undurchdringlichen Dunkel,
Hob sich zur Feste des Blau's mancher erfreuliche Stern.
Langsam schwebe die Mutter hernieder, flatternder Bilder
Nährerin, aber zugleich wachen Gedanken ein Grab.
Siehe des Abends letzter Gedanke weichet vom Himmel;
Auch das mattere Falb hüllet nun nächtlicher Flor.
Und im Haine verstummt der Vöglein letztes Gezwitscher,
Lullend wieget der Schlaf felder zum Traume das Lied.
Freundlich erwacht in dem Meere des unergründlichen Aethers
Mings, als Zeuge der Ruh, mancher hellfunkelnde Stern.
Grauer Nebel entsteigt der tieferen Au', und dem Flußbett,
Und umlagert den Berg, wie ein umrauschendes Meer.
Jetzt entweichet der Seele des Tags feindseliges Ringen,
Welches zerstreuend den Geist theilt wie die Strahlen des Lichts.
Jetzo kommen sie heim die Gedanken von täglichen Werken;
An den Busen der Nacht bergen sie müde das Haupt.
Wie in das wärmende Nest verirrete Vögelein schlüpfen,
Unter die mütterlich mild offenen Flügel gesellt,
Also fließen zusammen in einen alle Gedanken,
Und es stimmt sich das Herz gern zu der Eintracht im Geist.
Frieden athmet die Brust, und harmonischer hallen die Saiten.
Denn es drücken an's Herz Himmel und Erde sich nun.

Siehe die Feyer des nahen Gewölbes, bräutlich geschmücket;
Herrlich im zitternden Glanz Sterne bey Sternen zu schau'n!
Sehnsucht flammt in den Aeuglein des Himmels, und es entsinket
Manches kosende Licht nieder zum irdischen Bett.
Spielen nicht Selige dort auf flimmernden Wogen des Landsee's,
Nicht wo verlend der Thau dürstende Halmen erquickt?
Nacht, du rufest die Geister derbey. Sie kommen mit holdem
Zauber aus himmlischem Haus, fliehen des Tages Begehr,
Meiden zu schauen die Angst der mühbeladenen Menschen,
Unter der Sonne Gewalt, welche die Arbeit beherrscht,
Und den Streit um das Glück, und der sichtbaren Ehren Erwerbung,
Unbekümmert um das, welches ein Seliger fühlt.
Du, o trauliche Nacht, du siehst nur Ruh' und Erquickung,
Welche wieder die Kraft sorgender Tage gebiert;
Und du ladest darum die himmlischen Träume zu Gästen,
Daß sie manch himmlisches Bild zeigen dem innern Blick.
Nacht, du vermagst die Schranke zuvor dem Tode zu brechen;
Unbegreifliches machst du zu Begreiflichem schon.

Ueber dem Ruhenden dehnt sich ein Himmel stiller Beschauung;
Aber die Bilder sind stets Hieroglyphen dem Tag.
Manch unendlicher Blick wird hell aus vergessener Urzeit;
Mancher quälet mit Angst Zukunft und Gegenwart dir.
Doch wenn erscheinet der Tag, verschwindet Trauer und Lust dir,
Welche die Traumwelt gebar, in todähnlicher Ruh.

Siehe, wie fernes Feuer erhebt sich's östlich am Himmel.
Endlich hebt sich das Licht, leuchtend ob Träumen, der Mond.
Silbern blinkt es, es schimmern in tanzendem Wiederschein
Wellen des See's und des Stroms; aber die Stille beherrscht
Solch geiststillenden Glanz. Horch! Philomele beginnet
Ihr langschmachtendes Lied, dir nur zur Feyer, o Nacht.
Horch, sie stimmet zugleich mir, und wird gestimmt von der Laute
Wechselndem Klang, und auch ihr steiget und sinket der Ton.
Hast du nicht einst, Philomele, den ersten Sänger gelehret,
Daß er solch wechselndes Maaß sich aus den Tönen erfand?
Ja du erträumtest manch Lied, und belehrtest im nächtlichen Dunkel
Die Erfinder zuerst über die Formen der Kunst.
So jetzt hör' ich dich singen: „Groß ist dein Schlummer, o Weltall!
Aber erquickend und hold dem, der dich wachend besingt."

W. v. Blomberg.

Trau, Schau, Wem?

(Beschluß.)

Sobald die Luft von diesen Gästen gereinigt war, ließ der Landrichter Jakob, der den ganzen Tag im tiefsten Trübsinn in seinem Verschluß gesessen, und weder Speise noch Trank angenommen hatte, und Rickele, die in einen ziemlich anständigen schwarzen Mantel, den ihr die Landrichterin geschickt hatte, gehüllt war, in die Gerichtsstube kommen. Er hatte seinen Aktuar am Morgen schon in einem Geschäft verschickt, das ihn wenigstens vier und zwanzig Stunden außer dem Hause hielt, und August als graduirtem Doktor der Rechte das Protokoll übertragen. Der Landrichter fragte den jungen Mann, dessen zerstörte Gestalt den Zustand seiner Seele, in den lezten vier und zwanzig Stunden, verrieth, ob er nun geneigt seo die Wahrheit zu sagen? — Jakob warf einen traurigen Blick auf seine Mitschuldige, und antwortete: „was Diese gestern aussagte, werde ich nie widersprechen." — „Jakob, nahm Ricke jezt lebhaft und tief bewegt das Wort, du brauchst Dich nicht für mich zu opfern, ich glaube, der Herr Landrichter weiß die ganze Wahrheit, denn ich habe der gnädigen Frau Alles gesagt." — Gott sey Dank, rief der junge Mann, und sein Gesicht war verklärt, Gott sey Dank, und er faltete betend die Hände, nun mag kommen, was da will, so kann ich Dich doch liebhaben. Herr Landrichter, wir wollen rechtlich und fromm in Brasilien leben, lassen Sie uns nun los!" — Es war dem Landrichter sehr schwer, dem armen beschränkten Menschen die Unstatthaftigkeit seines Planes begreiflich zu machen. Gegen ihn war keine Anzeige, keine Klage, der alte Eisenmeister in N. hatte bey der Anzeige von Rickeles Flucht seinen Sohn noch nicht vermißt, und wie er die folgenden Tage nicht wieder erschien, hütete er sich wohl einen Verdacht gegen ihn zu erregen, sondern benuzte eben einfallende Feyertage, um von einem Besuch bey Freunden auf dem Lande, den er sollte gemacht haben, zu sprechen. Jakob konnte also vom Gericht verabschiedet werden. Er mußte seines menschenfreundlichen Richters Zureden Gehör gegeben haben, denn nach ein Paar Tagen sah man ihn seine Schule in N. wieder eröffnen, und pflichtmäßiger als jemals fortsetzen. — Aber Rickele? — Sie war nicht als die, aus dem Geckenthurm entsprungene Diebshehlerin aufgefangen worden, sondern auf Privatbefehl der Polizey als entsprungenes Mündel des Herrn Doktor Langnaß von den Gensdarmen dem Herrn Landrichter in J . . zur Aufbewahrung übergeben; dieser Vormund aber hatte am heutigen Tage sein Mündel besucht, hatte sie als Braut des jungen Amtsraths anerkannt, und mit seiner Bewilligung in Mindelheim zurückgelassen. Die für das Mündel gehaltene Person, welche einige Dienstabschiede von adelichen Herrschaften vorzeigen konnte, und die Familie nannte und aufzeichnen ließ, bey der sie im Elsaß eine Versorgung suchen wollte, wurde also verabschiedet, und soll, reichlich aus Nanettens Koffern und der Landrichterin Kasse beschenkt, durch einen Wegweiser auf Nebenpfaden abgeführt worden seyn.

Nun waren alle Wolken an Nanettens Freudenhimmel aufgelöst. Niemand lernte sie kennen, der nicht den Eltern des Brautpaars Glück gewünscht hätte; ja die strengsten Sittenrichterinnen der Umgegend, denen doch so etwas „vom Davonlaufen" und „mit dem jungen Herrn ankommen" zu Ohren gekommen war, ließen sich von ihrer Demuth und Klarheit entwaffnen. Doch lange konnte diese Herrlichkeit nicht dauern, denn August's Urlaub war kurz, und er wünschte selbst sein Haus in Heyna zum Empfang seiner jungen Gattin zu bereiten. Er ließ sie in den Armen seiner Eltern zurück, sie hatte Vater und Mutter wiedergefunden — beyde Liebende erkannten, daß dieses ihre Trennung versüßte.

Noch ein ängstlicher Augenblick war Nanetten bestimmt. Wenige Tage, nachdem Rickele in die weite Welt hinausgegangen war, kamen Gensdarmen und legten wieder den schicksalsvollen blumichten Ueberrock sammt scharlachnem Shawl und den bunten Wimpel vor dem Landrichter nieder. „Dem Signalement nach, war ihre Aussage,

mußte die Person, welche diese Kleidung getragen, die aus dem Geckenthurm in N. entsprungene Rickele gewesen seyn, aber sie der Mindel ihrem Leben ein Ende gemacht haben, indem gegenwärtige Kleidungsstücke diesen Fluß dinabschwimmend bey Kemnath aufgefangen worden seyen, und mit des Herrn Landrichters Erlaubniß der Polizey in N. überbracht werden sollten." — Dort mögen sie wohl noch vorzufinden seyn; Jakob aber ist nicht mehr daselbst vorhanden, denn ein Jahr, nachdem August sein kindliches Weibchen in sein Haus eingeführt hatte, ließ er als Gehülfen des siebzigjährigen Schulmeisters im Hauptort der Grafschaft diesen wackern Schulregenten aus der ehemaligen Reichsstadt kommen, Jakob brachte eine Frau mit, die als ein Muster häuslicher Sitte, der Geschicklichkeit und des Fleißes geschätzt ward; beyde schienen der Herrnhuter Sekte geneigt, da sie ihnen aber durch ihre strenge Form nur Kraft zum Guten, keineswegs Selbst- und Bekehrungs-Sucht zu geben schien, übersah Patron, Amtsrath und Gemeine diese Eigenheit, und wenn August mit seiner Nanette Abends bey ihren Spaziergängen, die beyden ehrbaren Leute von den Schulkindern jubelnd umgeben, vor dem Schulhaus sitzen sahen, blickten sie sich bedeutend an, und August sagte einst zu seinem Weibe: „Die Mutter hatte Recht, es ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut." — Nanette legte ihm die Hand auf den Mund, und rief mit Freudenthränen: „Nicht so, August! wenn ich bedenke, wie unbesonnen ich damals handelte, so möchte ich sagen: warum hat mich Gott, mein Gott gesalbt mit Freudenöl? — August schloß sie in seine Arme, und sagte: „weil die Unschuld dein Schutzengel war."

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Fortsetzung.)

Den sieben Mädchen in Uniform folgte einige Tage nachher: Der Brief an sich selbst, Singspiel in einem Aufzug, von Meisl, Musik von Gläser. Der Titel dieses Stücks ist noch sonderbarer; er enthält einen grammatical Fall — (can't please your honour! sagt der Korporal Trim zum old uncle Toby). Dieses kleine Stück hat ein ziemlich französisches Ansehen, ich habe indessen nicht dahinter kommen können, ob es ursprünglich, oder entlehnt ist. Genug, es macht sich mit der ortigen Musik recht artig. Die Handlung ist rasch und regsam, die Idee gut, und mit besonderem Glück, recht zum Vortheil des Komponisten, im Final entwickelt. Ein aufgeblasener Edler von — findet sich versucht, an einen Andern, der sich der Heirath seines talentvollen Sohnes mit einem liebenswürdigen Mädchen widersetzt, einen Buß-, und Ermahnungsbrief zu schreiben, um ihn von seiner Halsstarrigkeit abzubringen. Bald darauf wird dieses Ermahnungsschreiben ihm selbst zu Nutz und Frommen vorgelesen, als er sich dem heimlich geschlossenen Bündniß seines Sohnes widersetzt und das liebende Paar trennen will. Die Musik, im neuern Geschmack, ohne sich gerade in specielle Nachahmungen und Reminiscenzen zu verlieren, ist ansprechend und theatralisch wirksam. Das Finale ist besonders gelungen. Der Komponist ist Kapellmeister dieser Gesellschaft, und hat sich nach den Erfordernissen der Zeit und des Orts gebildet. Er komponirt gewaltig viel, die Opern fallen ihm wie aus dem Aermel, dessen ungeachtet trägt Manches unverkennbar den Stempel der Besonnenheit und Geschicklichkeit. Wenn er seinen Namen übersetzen, oder dem letzten Konsonanten etwa einen Vocal anhängen wollte, so möchte er an manchen Orten mit leichter Mühe noch gewinnen. Die Aufführung ging besser, als die des ersten Stücks, vielleicht weil dieß Mal Alles besser einstudirt und den Fähigkeiten des Singpersonals, das freylich nicht viele Sänger besitzt, angemessen war. An demselben Abend wurde ein kleines Ballet, so wie das erste Mal, gegeben. Jenes war eigentlich nur ein Quodlibet aus bekannten Scenen und Tanzstücken, in chinesischer Form: das Fest zu Pecking genannt. Etwas Aehnliches war schon auf dem Theater an der Wien gesehen worden. Der Kaiser und die Kaiserin von China wohnten der Festlichkeit bey und empfingen die Huldigungen mit Beobachtung der strengsten Etikette. Die zweyte Tanzbelustigung war schon vor mehrern Jahren auf diesem nämlichen Theater gegeben worden, und gehört noch unter die Erfindungen des jetzt in Paris angestellten Balletmeisters Aumer: die Hochzeit auf dem Lande betitelt. Diese Aufgabe ist den Kräften der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, im Ganzen angemessen. Der Direktor des Theaters hat nämlich alle Ueberreste des aufgelösten Ballets einstweilen wieder vereinigt. Darunter finden sich Manche, die dort nur figurirten, oder in der dritten Reihe mandvrirten, hier aber eine recht artige Figur in den ersten Spielen, und das Ensemble gleicht ungefähr dem vorigen. Die Garderobe ist elegant und geschmackvoll arrangirt, die Scenerien sind gut geordnet, und an hübschen Dekorationen ist auch kein Mangel. So glaubt man ungefähr, die Hauptlänzer abgerechnet, die kleinen Singspiele aber mitgerechnet, die in der letztvergangnen Zeit ziemlich unbedeutende Leistungen darboten, Produktionen zu sehen, wie sie damals vorkommen, wenn kleine deutsche Operetten, mit einem Divertissement verbunden, aufgeführt wurden. Wer also die, jetzt in Neapel und Mailand glänzenden Künstler und Künstlerinnen sehen und bewundern will, geht freylich nicht in's Theater. Wirklich hat sich nun nachgerade hier ein so ganz verschiedenes Publikum gebildet, daß man kaum ein bekanntes Gesicht im Theater wiederfindet. Viele in der ersten Logenreihe sieht man, die es dort ein Mal recht bequem haben wollen. Die Preise der Plätze sind für diesen Monat etwas erhöht, jedoch unbedeutend; auf dem Parterre nur um 15 kr. Es gehört eigentlich nun Ton, nicht in's Theater zu gehen. Eine Mlle. Pauline Hasenhut, Zögling des verstorbenen Kinderballets, tanzt mit Mlle. Mirdlich die ersten Parteyen. Diese, rüstig und gewandt, nimmt sich in Männerrollen sehr gefällig aus, jene ersetzt durch jugendliche Zartheit und Anmuth, mit einem ziemlich guten Unterrichte verbunden, Virtuosität und Meisterschaft. In dem komischen Ballet Rinaldo d'Arti, zeichnet sich ein Hr. Giorné, der sonst unter den Koryphäen stand, recht vortheilhaft aus im Part des Invaliden, der ganz auf die grellesten Farcen der alten Pantomime berechnet ist, und vor einigen Jahren von einem Meister in dieser Darstellungsweise, der sich damals im Gefolge des Hofes aus Neapel hier befand, par excellence exekutirt wurde. Der Nachfolger stellte eine unangenehm gelungene Kopie dar, und seine Geschicklichkeit erhielt verdienten Beyfall. Endlich gab uns diese Bühne auch einen musikalischen Kunstgenuß, indem sich ganz unvermuthet wieder hier in unserer Mitte, auf ihrer Durchreise, die erste Sängerin und Primadonna

Donna. Signor (nicht Signora) Blumenfeld. hören ließ. Wie glaubten ihn bereits an den Ufern der Weser in seiner neuen Bluntsverwaltung, als Theaterunternehmer, vollauf beschäftigt; indessen erscheint er hier unerwartet und überraschend, wie der Rothmantel in dem humoristischen Mährchen meines alten Lehrers Musäus, als falsche Prima-Donna.

Es ist allerdings komisch, daß ein Schauspieler in allem Ernst — denn so sieht es aus, weil Hr. B. seine Menge von Bravourstücken mit einer recht innigen Selbstbehaglichkeit producirt — für eine erste Sängerin gelten will. Wir haben wohl auch Bassisten gesehen, die absolut für Tenoristen passiren wollten; darüber lacht aber Jeder, der da weiß, daß aus einem Bassisten eben so wenig ein guter Tenor, als aus diesem all' sein Lebtag ein tüchtiger Baß wird, oder aus einem Fistelteroristen eine Konzertsängerin. Allein — nitimur in vetitum! Hr. B. hat ein ganz hübsches Falset, trillert und gorgebegirt mit vieler Gewandtheit, benimmt sich überhaupt ziemlich bieder und anständig; er sollte nur nicht vergessen, daß es Spaß ist, daß hier nicht von der Parodirung einer großen Sängerin, oder gar von der Uebertreffung einer, in ihrer Art unübertrefflichen, die Rede seyn kann, sondern eigentlich nur von der Parodie im Allgemeinen, vielmehr der Parodie eines übertriebenen Enthusiasmus und eines blinden Vorurtheils der großen Menge — er sollte uns, mit Einem Wort, des Spaßes wegen nicht zu viel zum Besten geben. Niemand trifft das glücklicher, als Ignaz Schuster, der höchst komisch ist, ohne weder komisch noch derbs im allerhöchsten Grade seyn zu wollen, und er ist unter allen falschen Prima-Donnen die ächte, wahre. Hr. B. erscheint nur ein Mal auf dieser Bühne, und eilte dann seiner neuen Bestimmung entgegen.

Noch eine Kleinigkeit wurde als Neuigkeit auf diesem Theater gegeben, und man muß bekennen, daß die Unternehmung so viel nur immer möglich für die Unterhaltung ihres Publikums gesorgt hat. Abermals ein Singspiel: die Prise Tabak, oder die Vettern als Nebenbuhler, nach dem Französischen; der Bearbeiter ungenannt, und darum will ich ihn auch nicht verrathen. Mir ist des Titels wegen bange: er gibt den Wüstlingen zu leichtes Spiel. Der Tabak ist wirklich nicht aus der allerbesten Fabrik. Die Prise dient zur Entwickelung; das Vorhergehende ist ziemlich gereimt und uninteressant. Die einzige Scene, worin etwas Leben und komische Heiterkeit erscheint, ist die, wo der eine Herr Vetter — beyde bewerben sich um die Gunst der jungen Cousine, sie aber ist mit einem dritten, jüngern Vetter bereits einverstanden — deren Kammermädchen, das auch einen Liebhaber hat, eine Prise Tabak gibt; unglücklicher Weise muß sie niesen; dieß ist das Zeichen für ihren Liebhaber, der nun zu schnell zum Vorscheyn kommt. Vor Freuden klatscht der Ueberraschte in die Hände, lacht hell auf, und es erscheint der andre ältere, und der jüngere Vetter, die beyde auch versteckt waren (im Garten nämlich); Einer nach dem Andern, die Liebschaft wird verrathen, der Begünstigte trägt den Sieg davon, die andern geben nach. Die Prise hat gewirkt. Die Musik ist lebendig und gesangreich. Viel Ausgezeichnetes findet sich unter den ziemlich vielen Gesangstücken eben nicht, vielleicht eben, weil ihrer zu viele sind. Die Prise wollte den Zuhörern nicht recht behagen, ob sie gleich zuweilen mit dem Vetter in die Hände klatschten. Das kleine Operettchen: „Der Weiberstausch," nach dem Französischen, von Castelli, Musik von Herault, wurde hier auch neu gegeben, und ziemlich gut, ist aber aus frühern Zeiten schon bekannt.

Auf dem Theater in der Leopoldstadt erschien ein kleines Stück, ebenfalls aus dem Französischen, ohne Musik: „Ein Mädchen ist's, und nicht ein Knabe;" in Einem Akt, von dem Verfasser der Modelvorbeiten bearbeitet. Es macht sich mit dem lokalen Anstrich des komischen Theils zwischen dem Gärtnerburschen? — wenn ich mich recht entsinne — und seiner Dulzinea ziemlich gut. Ist übrigens ein ditto Paradestück für Kinder, nämlich für ein Mädchen. Das kleine superkluge Ding spielt verschiedene Rollen, als Mädchen und als Knabe, um sich bey ihren Pflegeeltern in Gunst zu setzen, indem die Dame ein Kind von jenem, der Mann eines von diesem Geschlecht zu besitzen wünscht, und beyde die kleine Komödiantin noch nicht kennen. Beyde finden ihre Wünsche befriedigt und vereinigen sich zu treuer Elternliebe. Die Unterhaltung gehört unter diejenigen, die wohl und wehe thun. Wenn die kleine Tausendkünstlerin geschickt ist, so macht sie im großen Publikum alle sogenannte Furore, ob es gleich ein Mittelding von Kinderey und Superklugheit ist. Und dann, wenn man die kindische Impertinenz, so wie hier, zwey Erwachsene mystificiren sieht — wenigstens erregt es viel versprechende Hoffnungen und kann zu Lehr' und Beyspiel, Nutz und Frommen dienen. Das kleine Stück gefiel, und wurde zu gleicher Zeit, nach derselben Bearbeitung, auf dem Theater in der Jesephstadt gegeben.

Peraskop — so heißt ein neu erfundenes optisches Instrument, das auf Pränumeration angekündigt wird, aus der Werkstatt des gefälligen Optikers Schönstadt, dessen Konservations-Augengläser sehr beliebt sind. Die Vorzüge des besagten Instruments bestehen in folgendem. Es ist in Form eines gewöhnlichen Stockes angebracht, und man kann damit in jedem Garten oder wie einer Mauer oder Planke versteckten Raum, ohne eine Oeffnung zu machen, oder bemerkt zu werden, mit der allergrößten Bequemlichkeit hineinsehen, und Alles, was darin geschieht, beobachten. Den Guckern wird das ganz erwünscht seyn, den Beguckten aber schwerlich. Auch im Zimmer läßt sich's so gebrauchen, daß man von jedem Standpunkte aus durch's Fenster, rechts und links, gradaus und unterhalb, alles, was auf der Straße vorgeht, in Augenschein nehmen kann. Außer der inneren Güte wird sich das Instrument auch durch äußere Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnen. Der Pränumerationspreis beträgt 40 fl. C. M., wovon die Hälfte sogleich, die andere bey Empfang des Instruments erlegt wird. Ein fertiges Exemplar ist bey dem Künstler täglich zu besichtigen. Wenn zur bestimmten Zeit fünfundzwanzig Theilnehmer sich noch nicht gemeldet haben, so erhalten die übrigen das Geld zurück. — Sollte diese Erfindung die Vorläuferin anderer seyn, nämlich durch verschlossene Thüren, und endlich gar verhüllte Herzen zu durchschauen — dann wehe, weh! es ist um die Geheimnisse getan. Die Neugier wird sich gut dabey befinden. Am unschuldigsten möchte das Instrument noch im Theater zu gebrauchen seyn, wenn man einen sechs Zoll und fünf Zoll langen Vormann etwa zwischen sich und dem Theater hat.

Bouquets d'amour et d'amitié, par I. H. Conti. Vienne et Milan, chez Riedel. Unter diesem Titel kündigt sich ein neues Taschenbuch für das Jahr 1826 an, welches die französischen Neujahrsgeschenke und Musengaben dieser Art, die sehr beliebt sind, zum Theil, wo nicht ganz, entbehrlich machen soll. Von den gewöhnlichen Musenjüngern wird sie leicht keiner darin figuriren, da es ganz in französischer Sprache verfaßt ist. Vielleicht übersetzt es Jemand frisch vom Fleck, und dann geht es allenfalls metamorphosirt nach Frankreich. Der Herausgeber ist übrigens ein Deutscher mit einem französischen Pseudonamen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. September 1825.

Weil mich die Menschheit entzückt in der Dichtung Spiegelgemälde,
Sind mir die Menschen verhaßt; denn sie zerbrechen das Glas.
C. G. v. Brinkmann.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

Die Literatur fängt an eine neue Art Sündflut zu erfahren, aber nicht eine solche, welche Sünden verschlingt, sondern welche sie zur Schau heranflutet in der Menge von Memoiren, die jetzt aus den französischen Pressen kommen, und, mit wenigen Ausnahme, ganz oder auszugsweise in unsere Sprache übergehen. Eine Art Menschen, die ich „vornehmen Geistes" nennen möchte, fangen schon an ein saures Gesicht bey ihrer Erscheinung zu machen, und zu versichern, daß sie dergleichen triviales Geschwätz gar nicht mehr lesen mögen; Andere, und ich hoffe, die Mehrzahl, fangen dagegen erst jetzt an, sich die Memoiren gefallen zu lassen — und Beyde haben in ihrer Art Recht. Die Vornehmen im Geist legen den neuen Memoiren den Maßstab der ältern an, in welchen anständige alte Höflinge — Damen und Herren — bald mit Ernst und Würde, bald mit Demuth und Adoration, bald mit abgestumpfter Unsittlichkeit sich im Glanze des Urgestirns, das sie umkreisten, verlierend, den Hof und seine nächsten Umgebungen schilderten; das thun unsrer Zeit Memoiren nicht mehr, in keiner Gattung; ein Theil derselben schildert den Memoirenschreiber zuerst, und dann ohne Standesrücksichten die Menschen, mit denen er zu thun hatte, wo sie dann während eines neulich verflossenen Zeitraums — den gebürten Mann gar nicht gerechnet — auf eine so große Zahl hervorstehender Menschen stoßen, daß sie bey aller Trivialität, deren sie sich schuldig machen, für den Geschichtsforscher und Liebhaber, zum Vergleichspunkt oder zur Vermehrung seiner Geschichts- und Zeitkenntnisse behülflich seyn können. Die zu rügende Trivialität spielt sie aber eigentlich der Mehrzahl in die Hände. Diese will in Allem, was sie liest, sich und ihre Misen wieder finden, und das thut sie denn freylich viel mehr in den neuen französischen Memoiren von Frau von Genlis und gegenwärtigen Heren Clery's, als in St. Simon, Duclos und weiter rückwärts zu Ludwig XIV. Dort steht das Publikum wie die Zuschauer auf der Gallerie bey den Hoffesten mehrerer deutschen Residenzen, und gafft auf ein Schauspiel, in dem es — trotz der schönsten Anlagen — nicht Akteur seyn darf; in jener findet sich überall die Möglichkeit, selbst eine oder die andere Rolle spielen zu können. Wie trivial oder noch mehr klatschhaft diese Gattung Memoiren aber auch seyn mögen, erinnern sie doch an vergangene Dinge und oft auf eine gar nicht beabsichtigte, aber sehr heilsame Art. Belehren thun sie deßhalb nicht, aber viele Erinnerungen bleiben in den Köpfen aufbehalten, ohne daß sich deren Besitzer dessen bewußt sind, und wenn die Anregung von Außen kömmt, keeten sie als Begriffe, ja als Meynung hervor. Dieses Verdienst können sich Herrn Clery's Memoiren auch erwerben; sie haben aber ein anderes Interesse, das hinwieder auch, dem Eigenthümer unbewußt, auf andere Köpfe wirkt: sie enthalten so originelle Schilderungen des innern Hauswesens des letzten französischen Hofes, der Verhältnisse, in welche die Valetaille zu den Herrschaften stand, des

Landmannes in der Nähe des Hofs, dann des Privatcharakters und Benehmens der französischen Feldherren (worunter Moreau, Bonaparte u. a. begriffen sind) und der Armeebeamten während der Feldzüge — daß sie den Stubengelehrten — was unsere wackern Landsleute noch immer bleiben, wie weit ihre Vakanzreisen sie auch führen, und wie human unsere liberalen Weltleute sie auch zu Tische laden — nach und nach sich selbst undewußt — eine wahre Anschauung der französischen Individualität, zum Behufe ihrer Geschichtsdarstellung, geben könnten. Diesen Vortheil bieten die trivialen Memoiren Herrn Clery's vor allem, weil er sorgloser plaudert als irgend ein Anderer. Seine zwey Glaubensartikel sind: sein eigner Werth und die unantastbare unsträfliche Erhabenheit der Fürstenfamilie, der er und sein Bruder, der treue Kammerdiener Ludwigs XVI., so innig ergeben gewesen sind. Diese Ergebenheit, die in eine Art Götzendienerey ausartet, oder auch vielleicht Bedientenneid mag Herr Clery veranlassen, bey aller Gelegenheit Madame Campan, die als Mensch auf einer so viel höhern Stufe wie der Verfasser dieser Memoiren steht, zu tadeln, und ihre Nachrichten der Unrichtigkeit zu zeihen. Sein Tadel hat etwas noch Widrigeres, darin, daß er eigentlich nur Kleinigkeiten betrifft, welche Madame Campan mit Theilnahme erzählt, die aber Herr Clery's unterthäniger Ergebenheit (dévouement) wichtig genug scheinen, um sich die Befugniß, allein von ihnen Kenntniß zu haben, anzumaßen. Iffland würde das eine Livréeseele genannt haben; es soll uns aber nicht gegen unsre Memoirenschreiber aufbringen, denn der Mann gewinnt durch seine Denkart und Handelsweise als Sohn, Bruder und Kammerdiener (der Tochter Ludwigs XVI., jetzigen Herzogin von Angouleme) so viel Achtung, daß die widrige Selbstgefälligkeit, mit welcher er manches ihn Betreffende erzählt, ihm bey unpartheyischen Menschen ohne Nationalvorurtheil nicht mehr schaden kann. Einige Personen, oder deren Angehörige haben Recht, über die läppische Indiskretion zu zürnen, mit welcher er ihre Familien-Verhältnisse mittheilt, die er als Einquartirung in Deutschland, namentlich in Augsburg, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben will. Aber gerade in diesem Fall sind seine Nachrichten in einzelnen Umständen so windig und irrig, daß sie gegen Alles, was nicht seine französischen Verhältnisse betrifft, Mißtrauen einflößen. Lästiger für die Leser, welche geschichtliche Nachweisungen bey Herrn Clery suchen wollen, sind seine — zum Glück sehr sparsamen — Erwähnungen politischer Verhältnisse. So verspricht er Aufschlüsse über die eigentliche Ursache, warum 1798 die französischen Armeen die Schweiz in Besitz nahmen. Bern soll so voll Juden gewesen seyn, daß der Magistrat sie aus der Stadt vertrieben und in die Vorstadt die Matto verbannt habe. Die bedrückten Hebräer bewogen Rewbel, der damals einer der Direktoren der französischen Republik war, das Direktorium zum Kriege gegen Helvetien zu reizen, um die Rache der Juden zu vollziehen. Der Leser glaubt seinen Augen nicht, indem er dieses Mährchen liest. Bern hat — ohne daß ich die Zeit noch Gelegenheit, bey welcher sie daselbst vertrieben wurden, angeben kann — nie Juden beherbergt, es durften deren keine, weder in der Stadt, noch in dem Kanton wohnen. Um eine Erfindung zu seyn, ist diese Angabe zu abgeschmackt, sie muß auf einem Irrthum beruhen, den Herr Clery bey seiner gänzlichen Unwissenheit über ausländische (und französische!) Angelegenheiten nie bemerkt hat.

Einige Bruchstücke, die wirklich nicht das Curioseste aus diesen Memoiren enthalten, sich aber am leichtesten vereinzeln lassen, werden unsern Lesern beweisen, daß Herr Clery unterhaltender ist, als eine Menge Taschenbücher und Romane, deren meiste Helden er auch an zahlreichen und absoluten Glückswechseln übertrifft. Vor einem halben Jahrhundert gab man auf den englischen Bühnen ein Lustspiel, dessen derbe Satyre auf den unsern nicht geduldet werden möchte; es hieß: Vornehmigkeit im Bedientenzimmer (high life below stairs), und mit diesem Kapitel fangen wir unsern Auszug an. Das high life above stairs (Vornehmigkeit im Salon) soll folgen, und beyde werden hinreichen, um sich von Herrn Clery's Memoiren vor der Revolution einen Begriff zu machen.

* * *

Hanets Vater war Pächter eines geistlichen Gutes in der Nähe von Versailles, die Schilderung seiner Familien-Verhältnisse ist sehr gewinnend, und gibt von der Kaste Menschen, zu denen sein Vater gehörte, einen sehr günstigen Begriff. Seine Mutter, eine schöne, starke, gesunde Frau, ward zufällig von der damaligen Dauphine, Mutter Ludwigs XVI., welche damals mit Madame Elisabeth schwanger war, als säugende Mutter von drey schönen gesunden Kindern umgeben, erblickt; ihr und ihrer Kinder Ansehen versprach so viel Gesundheit, daß sie zur Amme des erwarteten Königskindes gewählt ward. In Erwartung der nahen Niederkunft der Dauphine bewohnte sie schon Versailles, als sie eines Tages auf dem gewichsten Zimmerboden niederstürzte, mit dem Mund auf die Armlehne eines Sessels fiel, und sich ein Paar ihrer schönen Zähne abbrach. Das Königskind durfte keine zahnlückige Amme haben, Frau Clery wurde wohlbeschenkt wieder entlassen, doch die Prinzessin von Guéménée (deren Name durch den, einige Jahre später erfolgten, ungeheuern Bankrott ihres Mannes eine traurige Berühmtheit erhielt) nahm sie zur Amme ihres ersten Sohnes und blieb die Beschützerin der Familie Clery. Sie nahm nach einigen Jahren die beyden Brüder Clery und Hanet, welche in Versailles in einer Pension erzogen waren, zu sich, und

bestimmte sie, da sie zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt war, zu dem Kammerdienerdienst bey der Dauphine. Clery der älteste verrichtete indeß diese Dienste bey der Dame selbst, er liebte die Wissenschaften, begleitete seine Herrin auf mehreren Reisen und diente ihr als Sekretär, indeß Hanet noch dem Unterricht und dem Nichtsthun in der Prinzessin Hotel oblag, bis er in seinem achtzehnten Jahre, um seinen Dienst wirklich anzutreten, von seinem Bruder der Prinzessin vorgestellt ward. Hanet erzählt:

Die Prinzessin befand sich noch zu Bett, von ihren Kammerfrauen umgeben. Man begreift wohl, daß ich während der achtzehn Monate, die ich, ohne Dienste zu thun, im Hotel zubrachte, mich einigermaßen ausgebildet hatte. Wirklich war ich dergestalt zu meinem Vortheil verändert, daß die Prinzessin, die mich gleichsam nur in meinen Holzschuhen gesehen hatte, mich gar nicht erkannte; sie hielt mich für einen Fremden, mein Eintritt verdroß sie und sie fragte meinen Bruder: „Was will dieser Herr?" — „Es ist mein Bruder, gnädige Frau, dem Sie erlaubt haben, seinen Dienst anzutreten." — „Wie, das ist Hanet? nun der ist ja gar nicht übel. Was hast du mir denn vorgefabelt, Julie? Hanet sieht nicht wie ein Nachtschwärmer aus, dazu scheint er zu blühend gesund — und zu mir gewendet fuhr sie fort: Hanet, man sagt, daß Sie nicht vernünftig sind, des Nachts draußen bleiben, den ganzen Tag Billard spielen, und in alle Schauspielhäuser laufen." — Es war wohl etwas Wahres in diesen Vorwürfen, allein ich entschuldigte mich leicht, indem ich einen Theil der Wahrheit eingestand. — „Ich, gnädige Frau, gehe wohl manchmal in's Theater, doch nur, um Fräulein Thierot (eine achtungswürdige alte Person, die Gouvernante der Fräulein von Rohan, der Prinzessin Tochter) zu begleiten; wenn ich Billard spiele, so geschieht es mit des Prinzen Kammerdiener, der mir Geschmack an diesem Spiele gegeben hat, und wenn ich einmal des Nachts nicht nach Hause komme, so bin ich bey meiner Mutter in Vaucresson, zu der ich so oft gehe wie möglich." — Mein Bruder that nun auch das Seinige, um mich zu entschuldigen.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Guèmenée herein, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß Hanet unserer Kinder guter Freund ist? sie haben ihn sehr gern, weil er, wie sie behaupten, mir ähnlich sieht." Jetzt sah mich die Prinzessin genau an, und um vergleichen zu können, ließ sie sich mehrere Miniatur-Bildnisse aus der Familie reichen. Der Kopf eines Kardinals machte sie wegen seiner Aehnlichkeit mit mir sehr aufmerksam; sie zeigte ihn dem Prinzen und ihren Kammerfrauen, und dieser Umstand war mir so günstig, daß dieser Tag, der mit Vorwürfen angefangen hatte, ganz zu meinen Gunsten zu Ende ging.

Mein Dienst bey der Prinzessin ward bald durch eine sehr glückliche Ungeschicktheit bezeichnet. Frau von Guèmenée brachte einen großen Theil des Tages im Bette zu. Daselbst schrieb sie, las, empfing Besuche, sah Gesellschaft, gab sogar Audienzen. Eines Tages, wie ich ihre Bücher, nach denen sie mich geschickt hatte, in's Zimmer trug, fand ich zwey in tiefe Trauer gekleidete Damen im Vorzimmer, welche den Zimmerthürsteher vergebens baten, angemeldet zu werden. „Man kann sie nicht sprechen," war seine ganze Antwort. Die Etikette kannte ich noch sehr wenig, aber die Wahrheit war mir sehr geläufig, ich strafte den Thürsteher Lügen, und trotz seinem Widerspruch meldete ich die beyden Damen bey der Prinzessin, und tadelte die Lüge des dienstbeflissenen Thürstehers. Die Prinzessin, ganz erstaunt, runzelte Anfangs die Stirn, und machte mir große Augen, aber, meine Unwissenheit der Gebräuche bedenkend, sagte sie sehr gütig zu Julie: „Sieh, wer die Damen sind, und lasse sie herein kommen." Ganz triumphirend dränge ich mich vor diese, und führe sie selbst herein, und sie erblickend, gab die Prinzessin uns einen Wink, uns zu entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Misogyn auf der Kunst- und Industrie-Ausstellung.

Gibst du zu denken was; kaum Einen fesselst du.
Gibst du zu hören was; ein Trüppchen hört dir zu.
Doch gibst du zu betasten und zu schauen;
Gleich drängt sich Alles her, und devorab die Frauen.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, August.

Der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft ist kürzlich der sechste Jahresbericht ihrer Verhandlungen, vom Mai 1824 bis 1825, durch ihren Vorstand, den Doktor und Appellationsrath, Hrn. Zollikofer, erstattet worden. Erfreulich sind auch in diesen Verhandlungen die wahrzunehmenden ernsten und wissenschaftlichen Bemühungen für genauere Kenntniß und zweckmäßigere Benutzung der bisher allzusehr vernachlässigt gebliebenen Schweizerischen Thermalquellen. Vier Mitglieder der St. Gallischen Gesellschaft haben dahin einschlagende Arbeiten geliefert. Der kundige Badearzt in Pfeffers, Hr. Doktor Kaiser, überreichte seine mit dem Pharmaceuten, Hr. Kappeler in Chur, gemeinsam bearbeitete Uebersicht und physisch-chemische Prüfung der Sauerquellen in Bündten. Sie befaßt insbesondere die Sauerquelle zu St. Moritz, diejenige zu Schuls, die auf dem Bernardin und das Bittersalzwasser zu Tarasp, indem sie sowohl eine genaue chemische Analyse dieser Mineralwasser, als die physischen und medizinischen Eigenschaften derselben in gedrängter Kürze darstellt. Hr. Doktor Rueseh in Speicher trug die Beschreibung der Mineralquellen und Bäder von Appenzell-Ausserrhoden diesseits der Goldach vor. Nach einer

Einleitung, worin er die Gränzen, Lage, geognostische Beschaffenheit, Kultur und Bevölkerung dieses ganzen Landesbezirks nachweist, geht er zu den einzelnen Gemeinden über, welche Mineralquellen und Badeanstalten besitzen, gibt von diesen die historischen und topographischen Merkwürdigkeiten an, erwähnt die Bestandtheile und Wirkungen der Thermalwasser und durchgeht auf solche Weise das Bad zu Trogen, das im Kastenloch, wovon die Quellen einen schwachen Schwefelwasserstoffgehalt mit etwas freyer Luftsäure enthalten, die zwey Bäder in Speicher, von denen eines einen geringen Antheil überschüssiger Kohlensäure, etwas Schwefelwasserstoff, Extractivstoff, kohlensaure und kalksaure Talkerde, das andere neben diesen Bestandtheilen noch einen veränderlichen Gehalt von kohlensaurem Eisen besitzt, die zwey Bäder in Teuffen, und zwey ähnliche Anstalten bey Gais, wovon die Quellen sämmtlich das Daseyn von Wasserstoffgas dem Geruch verrathen. Diese Arbeit ist ein Bruchstück eines größeren Werkes, das von den Gesundbrunnen der Schweiz überhaupt und von den einzelnen insbesondere handeln soll, und dessen erster allgemeiner Theil vor wenigen Wochen wirklich ist ausgegeben worden. Mit einem eben so umfassenden Werk über die Schweizerischen Mineralquellen ist ein drittes Mitglied der Gesellschaft, Hr. Doktor Rheiner beschäftigt, welcher mehrere Proben davon einreichte. Endlich dann erstattete der Präsident, Hr. Doktor Zollikofer, in Folge seines Aufenthalts in den Bädern zu Baden im Aargau, einen Bericht über die von dem Chemiker, Hrn. v. Gimbernat, daselbst veranlaßten neuen Einrichtungen, und über dessen Ansichten von den dortigen heißen Quellen. Hr. v. Gimbernat nimmt in nicht zu bestimmender Tiefe und in einem, mit thierischen Ueberresten geschwängerten Braunkohlenlager den Ursprung der Thermalquellen jener Bäder an, die mit 37 Gr. Wärme zu Tage kommen. Für den wichtigsten Bestandtheil ihres Wassers hält er das Thermalgas, das großentheils aus Stickgas und Schwefelwasserstoffgas bestehe. Den Beweis für die Anwesenheit des Stickgases sollen die Ablagerungen geben, die das Wasser macht, worin sich die Stoffe schnell entwickeln, welche den Uebergang oder die Gränze zwischen Thier- und Pflanzenreich bilden, wie die Conferven, Ulven, Oscillarien, Baccillarien. Die Gegenwart vom zweyten Bestandtheil, dem Schwefelwasserstoffgas, werde uns zweydeutig durch den braunen Niederschlag erwiesen, der beym Zutröpfeln von essigsaurem Bley unmittelbar an der Quelle selbst sogleich erfolgt; nach einer kurzen Berührung des Wassers mit der Atmosphäre aber zeigt dieses Reagens keine Spur mehr davon, weil das Schwefelwasserstoffgas wegen seiner großen Verwandtschaft zum Sauerstoff sogleich absordirt wird. Um nun diese wirksamsten, aber höchst flüchtigen Bestandtheile des Wassers nicht größtentheils, wie bisher der Fall war, zu verlieren, bringt Hr. Gimbernat über der Quelle selbst, ehe sie in Berührung mit der atmosphärischen Luft kömmt, seine Vorrichtung an. Er leitet nämlich an einer der Quelle das Wasser durch eine Seitenröhre in einen wohl verschlossenen Badraum, auf dem der Badende in einem gut schließenden Verschlag oder Stuhl bis an den Kopf zugedeckt sitzt. Der Boden des Stuhls von Gitterwerk ist unmittelbar über der Mündung der Röhre angebracht, und der Sitz besteht ebenfalls aus Gitterwerk zum Durchgang des sich stets entwickelnden Gases, und so befindet sich die Person in diesem Dampf- oder Gasbad, bis an den Hals, der Einwirkung des Gases ausgesetzt. Neben diesem Vaporarium aber ist in dem gleichen Bohraum durch eine Abtheilung ein Teotdarium angebracht, worin der Patient nach dem Dampfbad auf einem Ruhebett sich aufhalten und abkühlen kann.

Aus den andern, in dem ruhmwerthen St. Gallischen Verein vorgetragnen Arbeiten wollen wir einzig noch gedenken der durch Hrn. Doktor Schläpfer in Trogen gelieferten naturhistorischen Beschreibung des Alpengebiegs vom Kanton Appenzell; eben dieses scharfsinnigen Naturforschers vergleichender Würdigung des Blinddarms bey den verschiedenen Geschlechtern und Arten der Säugthiere, des von Hrn. Doktor Zollikofer erstatteten Berichts über das ausgedehnte, reiche und merkwürdige Braunkohlenlager bey Uznach und dessen Benutzung, endlich der durch den Regierungsrath, Hrn. Doktor Freyenmuth, ertheilten Nachrichten über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz. Obschon — sagt der Verfasser dieser letzteren Abhandlung — der Flachsbau und die Verfertigung der Leinwand in der östlichen Schweiz viel von ihrer Ausdehnung und Einträglichkeit verloren haben und auch alljährlich mehr durch die Baumwollenfabrikation verdrängt werden, so bilden solche doch noch immer einen bedeutenden Erwerbszweig, der sich besonders dadurch auszeichnet, daß hier kein fremder Stoff blos für den Gebrauch zugerichtet wird, sondern daß die Erzeugung des rohen Stoffes mit der Zubereitung und Ausrüstung desselben verbunden ist. Der für den Flachsbau geeignetste Boden, nämlich ein thoniges, schattiges, feuchtes Erdreich, findet sich in jenen Gegenden der ehmaligen St. Gallischen Landschaft und dem obern Thurgau, wo jener Anbau betrieben wird. Nachdem Hr. Freyenmuth dann ausführlicher den Anbau des Flachses von der Saatzeit an bis zur Ernte, die Behandlung des Leins nach der Ernte und die mannigfaltigen, darauf folgenden Arbeiten beschrieben hat, erwähnt er auch der, auf eigne Versuche gegründeten, Ertragsverhältnisse der verschiedenen Theile des Flachses, handelt vom Spinnen desselben, dem Weben der Leinwand, dem Bleichen, und kömmt auf die Preise und den Verkauf der Leinwand, so wie auf den Umfang und jetzigen Betrag der Leinwandbereitung. Nach ungefährer Durchschnittsberechnung der letzten 20 Jahre kommen jetzt nur noch im Thurgau bey 3000 und im St. Gallischen bey 4000 Stück Tücher jährlich in den auswärtigen Handel, welche einen Geldbetrag zwischen 4 bis 500,000 Gulden abwerfen. Die Stockung des Absatzes nach Spanien, und die Einfuhrsverbote in Italien haben indeß ein unschmaleres Sinken der Preise, und also auch eine Herabsetzung jenes Betrags zur Folge gehabt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß bey der wirklichen Verfahrungsart der Leinwandfabrikation, wenn nicht Mittel zur Vereinfachung derselben und Abkürzung der Arbeiten gefunden werden, sich dieses Gewerbe bey noch weiterer Verminderung der Preise länger erhalten könne. Nach einigen Betrachtungen endlich über die Leinwandbereitung in Vergleich mit der Baumwollenfabrikation, über die mechanischen Hülfsmittel, wodurch sich letztere so sehr vervollkommnet hat, während der Mechanismus der Leinwandbereitung gleichsam unverändert stehen blieb, über die Wohlfeilheit der Baumwolle, über das Schnellbleichen der daraus verfertigten Tücher, wodurch sie zugleich schön und wohlfeil geliefert werden können, und hinwieder dann über die Vorzüge der Leinwand, ihre Dauerhaftigkeit und Annehmlichkeit im Tragen auf dem Leibe, über die wenigeren Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit bey den Arbeiten zu Verfertigung derselben, als hingegen in den Baumwollenspinnereyen, schließt der Verfasser mit dem Wunsche, daß jeder Vaterlands- und Menschenfreund den Lein und Hanf in hohen Ehren halten, und, wo immer ihr Gewebe zum beabsichtigenden Zweck dienen kann, sich desselben vorzugsweise vor dem Baumwollenstoffe bedienen möchte.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. September 1825.

Lieb' iſt eine Roſ' im Leben,
Welche Dornen läßt zurück.
Wilſt mit ſorgenfreyem Blick
Schauen in der Sonne Licht —
Liebe nicht!

J. H. Caſtelli.

Proben ſerbiſcher Volkslieder.

Von P. von Goetze.

Dreyfaches Weh.

Nachtigall, die kleine,
Jedem Friede ſingend,
Hat nur mir, dem Jüngling,
Dreyfach Weh erreget.
Ach das erſte Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mich meine Mutter
Nicht ſchon jung vermählet!
Und das zweyte Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mein flinker Rappe
Unter mir nicht tanzet!
Und das dritte Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mein trautes Mädchen
Auf mich böſe worden!

Höhlet mir ein Grab aus
Auf dem Blachgefilde,
Breit als wie zwey Spieße
Und ſo lang wie viere.
Mir zu Häupten ſollt ihr
Eine Roſe pflanzen,
Und zu meinen Füßen
Eine Quelle leiten.
Jüngling oder Jungfrau
Pflück ſich eine Roſe,
Und den Alten kühle
Ihren Durſt die Quelle!

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortſetzung.)

Mein Betragen zog mir, beſonders von Dame Julie, lebhafte Vorwürfe zu. „Seht, der Geldſchnabel, rief ſie, der ſich die Vorrechte der Kammerfrauen anmaßt und ...“ Der Glockenzug der Herrſchaft unterbrach ihren Redefluß. Bald ſah ich die beyden ſchwarzgekleideten Damen von Julie begleitet, welche Befehl hatte, ſie in der Bibliothek mit Chokolate zu bedienen, das Kabinet verlaſſen. Ein nochmaliges Klingeln rief mich herbey. Ganz ſtolz auf meine Thaten zeigte ich mich vor der Prinzeſſin, die in ſehr ſtrengem Ton zu mir ſagte: „Nur näher, Herr Einführer; Sie erlauben ſich, in die angewieſene Ordnung meiner Leute einzugreifen ...“ Ich hatte geglaubt Lob zu verdienen, und blieb nun ganz erſtarrt! — Die Prinzeſſin nahm die Wirkung ihrer Anrede wahr, ſie beſänftigte ſich und ſagte mit ihrem gewöhnlichen gütigen Ton: „Ich ſchmäle, Hanet, weil Sie es verdient haben; Sie müſſen der Hausordnung gehorchen; wenn alle Supplikanten den beyden Damen glichen, die Sie ſich herausnahmen einzuführen, würde ich deren nie einen abweiſen.“ — „Nun ja, gnädige Frau, war ich ſo dreiſt zu ſagen, und ohne mich wären ſie abgewieſen worden, und Sie hätten ſie nicht kennen gelernt.“ — „Wer ſagt Ihnen das? ſie hätten mir geſchrieben, und das haben Sie verhindert. Sie werden noch einſehen, daß eine Menge Menſchen ohne Rechte und Anſprüche die Fürſten belagern; ein gutes Herz iſt

Digitized by Google

eine recht rühmliche Sache, allein man muß auch glauben, daß ich wohl weiß, was ich thue.“ Die Thränen der Beschämung, die meine Augen füllten, wurden nun Thränen der Rührung, und ich segnete diese vortreffliche Dame tausendmal. „Die Personen, welche Sie sahen, fuhr sie fort, sind von hoher Geburt, und wenn nicht Beyde, doch die jüngste, durch ihre Lage meiner Wohlthaten würdig. Sie sollen sie ihr überbringen, Hanet; nehmen Sie diese Anweisung auf hundert Louis, lassen Sie sich dieselbe, als sey es für Sie, von meinem Intendanten auszahlen und bringen Sie das Geld den Damen. Aber daß es Niemand erfahre, am wenigsten Julie.“ — Man kann sich mein Glück und meine Freude vorstellen. —

Die Prinzessin reiste im Mai 1778 mit dem größten Theil ihres Hausbaltes nach Spaa, auch mein Bruder begleitete sie; die Zurückgebliebenen nahmen die Zeit wahr, ebenfalls auszufliegen, und ich sah mich bald in dem großen geräuschvollen Hause mit Herrn Nikolas allein. Wer aber Herr Nikolas war, will ich dem Leser erklären. Es war ein armer Savoyarde, der als Knabe, sein Glück zu machen, nach Paris gekommen war; er war ein hübscher, kleiner, aber wohlgewachsener Mensch mit einem einnehmenden Gesicht; er ließ sich gleich anfangs neben dem Hotel Soubise, neben der Bude der Strumpfstrickerin, Mutter Michaud, nieder, sie nahm ihn unter ihren Schutz und wollte ihn in die Welt einführen. Diese Frau hatte eine Tochter, eben so hübsch wie Nikolas, aber noch kleiner, so daß man sie nur Jungfer Stiefelchen nannte; man bewunderte das hübsche Pärchen und die Nachbarschaft sagte laut, daß sie eines für das andere gemacht seyen. Dieser Ausspruch flößte noch mehr Theilnahme an Nikolas ein; anstellig, treu, geschickt ward er von allen Leuten im Hotel zu tausenderley Aufträgen gebraucht, ein Kammerdiener des Prinzen beförderte ihn endlich zu seinem eignen Jokey, gab ihm die angemessene Kleidung und zog dadurch die Augen des Prinzen auf ihn. Nikolas gefiel Herrn von Guémenée, wie er Jedermann gefiel, er ließ ihn sich von seinem Kammerdiener abtreten. Nikolas stand nun hinter den Wagen seines Herrn, gewann aber bald durch seine Bescheidenheit, seinen Diensteifer und gutes Benehmen dessen Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er ihn gewöhnlich neben sich in sein Kabriolet nahm. Seine Gestalt, seine Sparsamkeit, sein Betragen hatten Jungfer Stiefelchens Herz erobert, er befand sich im Wohlstand, Mutter Michaud durfte nicht mehr Strümpfe flicken, er verschaffte ihr einen Laden als Tollettenverkäuferin*) und hoffte nächstens ihre Tochter an den Altar zu führen. Leider hatte aber das Schicksal anders über ihn beschlossen. Eines Abends, wie es sehr finster war, hatte er seinen Platz im Kabriolet einem Freund des Prinzen überlassen und stand hinten auf. Der Wagen rollte schnell durch eine enge Gasse und stieß so gewaltsam an einen Wegstein, daß der arme Jokey das Gleichgewicht verlor, vom Wagen herab und mitten in den Straßendach fiel; ein zweyter Wagen, der eben so schnell fuhr, ging ihm über den Leib und er blieb halb todt liegen. Sein Geschrey weckte die Nachbarschaft auf, man fand ihn, und da er nicht im Stande war, Nachweisungen zu geben, brachte man ihn in das Hôtel-Dieu. Wie der Prinz nach Hause kam, wunderte er sich, seinen Jokey nicht, wie er gewohnt war, herabspringen zu sehen, um das Pferd zu halten. man ruft ihn, man hatte ihn nicht herabspringen sehen, sucht ihn, ängstigt sich, und erfährt am andern Morgen sein Schicksal.

Dem Unglücklichen waren beyde Beine gebrochen, die Brust eingedrückt und ein Auge zerquetscht. Er ward in das Hotel gebracht, mit der größten Sorgfalt gepflegt, aber er blieb einäugig, krummbeinig und bucklig. Seines Dienstes war er nicht mehr fähig, ward aber unter dem Titel als erster Bohner (frotteur) des Hotels mit einer Leibrente, die seinen Lohn weit überstieg, im Dienst behalten. Jungfer Stiefelchens Liebe war diesem Unglück nicht gewachsen, sie wies den schönen Jokey, der nun ein Krüppel war, verächtlich zurück; der arme Nikolas, der sie noch immer liebte, ward vom Schicksal an ihr gerächt. Die Kuhpocken waren damals noch nicht bekannt, die Kinderblattern wurden noch nicht eingeimpft, Jungfer Stiefelchen wurde von diesen befallen, auf das Abscheulichste entstellt, und so wie ihr verstoßener Liebhaber eines Auges beraubt. Dieses Unglück machte sie milder, Nikolas war ihr treu geblieben und diese beyden Ungeheuerchen vereinigten ihre Gebrechlichkeiten mit dem Bande der Ehe; sie hatten Kinder, auf die ihre Häßlichkeit keineswegs überging, sondern zu großer Freude der armen Eltern waren es sehr wohlgebildete, wenn gleich auch kleine, hübsche Leute. Das Alles mittelt aber noch nicht die Ursache aus, warum ich Nikolas hier genannt habe, das folgt nun.

Meine Aehnlichkeit mit einem so ansehnlichen Familienmitglied, wie ein Kardinal, hatte mir bey meinen Mitdienten ein gewisses Gewicht gegeben, besonders bey Herrn Marchant, des Prinzen Intendanten und bey dem krummen Nikolas; dieser gewann wahrhafte Ehrerbietung für mich und widmete sich meinem Dienst, wie er sich ehmals dem des Prinzen gewidmet hatte. Das Beyspiel greift immer um sich; der Herr Intendant war reich, hatte im Hotel eine schöne Wohnung, und wollte nun in Abwesenheit der Herrschaft seinen Freunden gleichfalls ein Fest geben. Während dessen Zubereitungen bot sich die Gelegenheit dar, ihn zu besuchen, indem ich ihn bitten wollte, mir meine Ersparnisse anzulegen; er empfing mich auf das Verbindlichste, welches von seiner Seite um so verwunderlicher war, da er sich's zur Regel machte, das, was er

*) Eine Art vornehmer Trödelweiber, welche Kleidung und Putz von den ersten Klassen kaufen, und durch Verkauf und Rückkauf in die untern Klassen verbreiten.

die Dienerschaft nannte, von sich fern zu halten. War es der Anblick meines Geldes oder meine Aehnlichkeit mit der Peinzlichen Familie, welcher ich diesen Empfang zu danken hatte — genug, der Herr Intendant ließ sich herab, mich um die Ehre meiner Gegenwart bey seinem Festr zu ersuchen; und ich willigte ein.

Ich theilte meinem treuen Nikolas diese Einladung mit und fragte ihn, wie ich mich aufkleiden sollr? — „Wie ein Prinz, antwortete er unbedenklich; allein Ihr Kleiderschrank enthält nichts unter diesen Umständen Taugliches, wir müssen dem Stolz des Heren Intendanten schmeicheln. — Gedulden Sie sich! — meine Frau hat ein Magazin von Hofkleidern, ich finde dort Alles, was wir brauchen." Er rilt fort und kommt mit einem ganzen Pack reich gestickter Kleider zurück. „Aber Ihr Frisrur ist ungeschickt, ich gehe den des Prinzen zu holen." Der Haarkünstler kommt nach einigen Minuten und schlägt mir vor, mich à la Clairval*) zu feisiren, da dieses die neueste Mode sey. — „Sicherlich! antwortetr Nikolas statt meiner, und indessen man Ihnen dir Pavilloten macht, will ich Ihnen eine lustige Begebenheit erzählen, die dieser berühmte Schauspieler zu der Zeit hatte, wie ich den Peinzen noch als Jokey bedientr."

„Der Peinz von Guèmènée und mehrere vornehme Herren pflegten sich in der schönsten Jahrszeit oft nach Hautefontaine, dem schönen Schlosse des Erzbischofs von Narbonne, in dem Wald von Compiègne zu begeben. Ihr Lieblingszeitvertreib war dort Komödir und vorzüglich komische Oper zu spielen; Clairval allein war dabey zugelassen, er dirigirtr die Vorstellungen und spielte oft die erste Rolle dabey. Eines Tages, wie man den Prächtigen (le Magnifique) spielrn wollte, waren alle dirse Herrschaften, um sich anzukleiden, in dem Wäemezimmer versammelt; Clairval sucht seinen Kammerdiener, man findet ihn nicht, und er erklärt, daß rr, ohne frisiet zu seyn, nicht auf der Bühne erscheinen könnte, daß aber une sein Kammerdiener diesen Dienst zu versehen vermöge. Die Heren vom Hofe wetteifern, ihm die ihren anzubieten, endlich bringt einer von ihnen in ihn, seinen Haarputz anzusehen, welcher von einem gascognischen, so eben in Compiègne angelangten Frisene aufgebaut wae. Clairval untersucht ihn, und verstrht sich zu einem Versuch.

Sogleich befiehlt mir der Prinz von Guèmènée, zwey Pferde zu nehmen und den Künstler von der Garonne im Galopp herbeyzuholen. Ich jage wie der Blitz davon, finde meinen Mann, setzt ihn zu Pferd und wir machen uns auf den Weg. Alle Fenster gegen den großen Eingang waren mit Zuschauern angefüllt, um den Ritter Pudeedürster anlangen zu sehen. Er naht sich auf dem Pferde hockend, den Hut unter dem Arm, den Kamm in den Haaren, den Friseesack als Baudelier über der Schulter hängend, in Zwirnstrümpfen, die Fußspitzen auswärts gekehrt, die eine Hand auf dem Sattelknopf, mit der andern die Mähnen des hitzigen Renners haltend, den ich noch obendrein, so wenig rr es bedurfte, mit meiner Reitpeitsche kitzelte — so langten wir am Schlosse an. Alle Welt lachte laut auf — das war ein eingeschobener Auftritt, den man im Programm des Festes nicht aufgezeichnet hatte.

Der Ritter vom Kamm wird in das Wärmezimmer, wo alle Herrschaften versammelt waren, eingeführet. Er vernimmt, wie sie sich alle untereinander Graf, Marquis, Vicomte nennen, und glaubt mit Recht in sehr vornehmer Gesellschaft zu seyn, man zeigt auf Clairval, den er frisiren soll, er teilt zu ihm, betrachtet ihn, und fuhr mit der schönsten gascognischen Ausspeachr: „bey Gott, gnädiger Herr, diese offne Stirn, dieses weiche lockige Haar — das bildet bey meiner Seele einen Kopf à la Clairval! Wenn Sie wollen, frisire ich Sie, wie diesen berühmten Acteur." — „Wie? fragte der Prinz von Guèmènée, kennst du Clairval?" — „Ob ich den kenne? das versteht sich! habich ihn denn nicht mehr als hundert Mal frisirt? Ja das versteht sich, daß ich den kenne, der geht mit mir wie mit einem Freund um, das ist der liebenswürdigste Mensch, ohne alle Umstände, großmüthig — nur Schade, meine Herrn, daß er der liederlichste Bursche in ganz Paris ist!" — Alle Zuhörer lachten unmäßig, Clairval stimmte mit ein — und der Gascogner arbeitrte wohlgefällig mit seinem Kamme, und rieb die Pommade in seinen Händen.

Bis dahin ging alles gut, der Haarputz war auf der einen Seite vollendet; Clairval geht an einen Spiegel, das Werk zu beschauen, indessen tritt ein Bedienter ein und sagt: „Herr Clairval, die Gräfin ** bittet Sie in ihre Loge zu kommen, um ihr die Ariette zu überhören;" bey diesen Worten läßt der unglückliche Gascogner seinen Sack im Stich, gewinnt die Terppe und läuft, als folge ihm der Teufel auf der Ferse, davon, indeß Clairval mit halbfrisirtem Kopfe sitzen bliebt und die Herrn sich fast todtlachen. Aber wenn das Schauspiel nicht ungespielt bleiben sollte, mußte der Haarputz vollendet werden — ich lief also dem Gascogner nach, fand aber zum Glück Clairvals Kammerdiener unter einem Baum liegen, wo er nach einem überreichlichen Mittagessen eingeschlafen war — so war also für Clairvals Haarputz gesorgt."

Ich lachte herzlich über das Geschichtchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein damals höchst berühmter Schauspieler auf dem italienischen Theater in Paris.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 24. August.

Demoiselle Mars gibt jezt in dem nachbarlichen Straßburg eine Reihe der mannigfaltigsten Darstellungen. Sie wird von der dortigen Direktion erste Schauspielerin des théâtre français genannt; und wer diese eminente Künstlerin kennt, wird gestehen, daß, gegen die Gewohnheit französischer Anschlagzettel, dieser Titel sehr bescheiden gewählt ist. Denn — das Fach der höheren Tragödie ausgenommen — darf sich Dem. Mars, mit vollem Recht und nach dem Ausspruch der größten Kenner aller Nationen, die erste Künstlerin, nicht des französischen, sondern des europäischen Theaters nennen. Es ist erfreulich

zu sehen, daß unter den Stücken, welche Dem. Mars gewählt hat, sich zwey deutsche befinden, und sogar drey, wenn man bey der école des viellards des Herrn Delavigne an die Stricknadeln deuten will. Eben so erfreulich ist es, daß die Anwohner des deutschen Rheinufers, und unter denselben namhafte Bühnenkünstler beyderley Geschlechts, nach Straßburg hinüber ritten, um in einem ächten Kunstgenuß Belehrung, in lebendiger Belehrung einen Kunstgenuß zu finden. Die Wechselwirkung zweyer gebildeter Völker auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst ist — wenigstens für den besonnenen Patrioten — ein mehr erhebender Anblick, als die gegenseitigen Anfeindungen eines dürftigen und sich für Vaterlandsliebe ausgebenden Nationalhasses. In diesem Sinne wird man es mir nicht übel deuten, daß ich jezt und hier ein Gedicht (eine Elegie) mittheile, in früheren Jahren (1807, bevor Dem. Mars noch einen europäischen Ruf hatte) und in Paris geschrieben. Die Dichtung bezieht sich auf ein kleines Stück von Marlocaux, dessen Name mir entfallen, und worin Dem. Mars in der Rolle eines unschuldigen Landmädchens von ihrem vornehmen Geliebten, dessen ernste Liebe ihr aber noch ein Geheimniß ist, so lange geneckt wird, bis sie anfängt zu weinen. Die jugendliche, vielleicht sich übernehmende Wärme dieser Elegie werden alle die zu entschuldigen wissen, welche diese vollendete Schauspielerin früher gesehen haben; oder auch erst jezt, wo sie, in ihrem zwey und fünfzigsten Jahre, noch ein Bild der Grazie und Kindlichkeit, ein Muster der Kunst und der Wahrheit ist.

An die Mars.

Elegie.

Weint ich? Ja es entquellen dem frohanstaunenden Auge
Tyränen; sie schleichen verschämt, schelchen befremdet hinab
Ueber die lächelnde Wange. So neckt doch das liebende Mädchen
Nun nicht länger; sie weint! Weinen wir Alle doch mit. —
Ja, Melpomene hat der Tyränen alleinige Herrschaft:
Ein urwaltendes Recht, das ihr Apollon verlieh,
Heute verloren; es raubet Thalia, die leichtere Muse,
Ihrer Schwester den Schmuck köstlicher Perlen vom Haupt,
Krönt mit dem Glanzdiadem ein unschuldathmendes Wesen:
Dich! ihr schönstes Geschöpf, liebliche holde Gestalt!
O wie beschreib' ich das Wonnegefühl, das erfreuende Mitleid,
Die mir der Silbergesang Deiner prosodischen Kunst,
Die mir der silberne Blick hell-leuchtender Sterne, Dein Liebreiz,
Deiner Bewegungen Maaß tief in die Seele gehaucht! —
Hätten die Musen mich doch in Asträischen Grotten erzogen;
Eine der Grazien nur lieblich mich reden gelehrt;
Hätte sie Worte mich finden für unaussprechlichen Zauber,
Daß es ertönte mein Lied wie die Kastalische Flut,
Wenn sie vom blumigen Ufer umarmt auf Perlen dahin fließt;
Oder dem schmeichelnden Klang gleich der Aeolischen sanft-
Wogenden Harfe, die tief aufseufzt wohllautend Geheimniß,
Wann in kräutlicher Nacht Zephir die Bebende küßt;
Oder wie weckend berührt vom rosigen Finger Aurora's
Tönt das Memnonische Bild — würdig besäng' ich Dich dann!
Alle Gedanken an Dich, mir jezt versenkt in Empfindung,
Stiegen, Gebilde der Kunst, schön aus der Tiefe hervor. —
Doch nein! Lieber entbehr ich die goldenen Göttergeschenke,
Als von dem lauernden Neid je Dich betrüben zu seh'n.
Mögt' ich untadelig auch, reingeistige Hymnen ersinnend,
Einzig Dein schönes Talent preisen begeisterungsvoll;
Dennoch spräche man gleich: Es hat ihn Kupido berücket,
Ja, man hört es, ihn brennt tief in dem Herzen der Pfeil.
Und nun haucht er in Töne den liebeverschwimmenden Geist aus.
Rühmt verschlagen die Kunst; aber nicht fesselt ihn Die.
Nur die Künstlerin reizt ihn, er schickt ihr die Liebesgedichte,
Denkt zu gefallen damit, ja und gefällt ihr auch wohl. —
Schweigt! und bedauert mich Armen. Beneidet beglücktere Dichter:
Jenen geliebten Properz, wann er auf Cynthias Schooß
Selig gelehnt, in die Augen ihr schaut, die Lieder ihr singend.
Die ihn, von Freunden verführt, nächtlicher Trunkenheit zeih'n;
Der noch bittet und fleht, Verbrecher sich scheltet, wann gleich schon
Cynthia liebeberauscht lange verzieben ihm hat.
Neidet auch Laura's Freund, dem gern wehmüthigen Sänger,
Der in weinender Lust liebend sein Leben verschwelgt.
Neidet auch Dem sein Glück. Zwar sang er nur trauernde Lieder,
Doch die Erwählete lauscht, hört und vernimmt den Gesang! —
So gut ward es mir nicht. Uns trennet die bitterste Scheidung,
Die der erzürnete Haß mit dem besonnenen Neid
Rächend erdenken nur konnten. Die Spaltung feindlicher Sprachen.
Die unselige Kunst, trennt uns! Beneidet mich nun!
Lästert inwärend ich, ach! hin über den scheidenden Abgrund
Sing' ein verwaistes Lied, nimmer verstanden von Ihr! —
Wer Leander beklagt, er beklage mich doppelt. Poseidon
Trug den Flehenden oft über die stürmende See;
Mir erscheint kein Gott, der, o! ein Wort nur, ein Zeichen
Ueber den Hellespont Ihr der Entfernten bringt.
Lästig wäre mir jezt die Gunst der Kastalischen Nymphen.
Brennend der labende Trank aus dem begeisternden Quell;
Denn ein dunkel Verbot, vernähme Sie meine Gesänge,
Würde beleidigend nur treffen ihr sinniges Ohr.
Ja so bin ich inmitten der reichsten, lebendigsten Sprache
Arm, gelähmet und stumm, seit ich Dich reden gehört.
Seit ich den thörichten Wunsch in trunkener Seele geheget,
Festzuhalten Dein süß-tönendes, schmelzendes Wort.
Wie es melodisch geperlt von lind-einschmeichelnden Lippen
Zauberisch quillt und, ach! immer zu schnell nur verhallt —
Grausam strafte sich selbst solch' eitles Begehren. Doch Ein Trost
Bleibt. Es blühet Dein Ruhm ewig unwandelbar schön.
Nicht der Hymnen bedarf' es und nicht des preisenden Marmors;
In den Olympischen Saal nahmen die Götter Dich auf.
Hoch am Nachtfirmament glüht eine verklärete Rose:
Mars. Und die fernste Zeit nennet Vollendete Dich. —

Ludwig Robert.

Auflösung der Charade und des Räthsels in Nr. 205.

Gesundbrunnen.

Räthsel.

Scheußlich ist meine Gestalt, mein Nam' ist scheußlich, und scheußlich
Auch mein Gesang, wenn je werth ist des Namens mein Sang;
Dennoch bin ich bey Göttern geliebt, und ein herrliches Volk einst
Mich in Beuteln bewahrt's oft und in Kisten so gern.

— n.

Beylage: Monatsregister August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. September 1825.

Blinder Eifer ſchadet nur!

Lichtwehr.

Die prieſterlichen Verfolgungen von Molier's Tartüf im ſiebzehnten und im neunzehnten Jahrhundert *).

Unter den früheſten und gleichzeitigen Verfolgern des Tartüf befinden ſich zwey der größten Zierden der franzöſiſchen Kirche und die im erſten Reihen ihrer Kanzelredner ſtehen. Bourdaloue und Boſſuet haben Angriffe auf das Meiſterwerk unternommen; der eine mit einer Art Mäßigung, aber mit mehr ſcheinbaren als ſtichhaltigen Gründen, der andere mit einer aufwallenden Hitze, die erzürnten Stolz und keineswegs bekümmerte Frömmigkeit verräth.

Der erſte ſagt in ſeiner Predigt über die Heucheley, „weil die falſche Andacht der wahren zur Seite „ſtehet, weil die falſche und die wahre in ihren Aeußerungen vieles miteinander gemein haben und einander in „manchen Dingen völlig gleichen, ſo mag nicht nur leicht „geſchehen, ſondern es iſt faſt unvermeidlich, daß der „Spott, welcher gegen die eine gerichtet iſt, auch die andere trifft, und das von der einen entworfene Bild zum „Zerrbild der andern wird, wofern man dabey nicht mit „der größten Vorſicht, mit ausnehmender Klugheit und „chriſtlicher Liebe zu Werke geht.“

Eine ſolche ausnehmende Vorſicht und Klugheit war es nun aber in der That auch, die Moliere angewandt hat; und wenn Bourdaloue es redlich meinte, ſo mußte er das ſo unſtatthaft getadelte Werk nicht geleſen haben. Um die wahre Religion in Ehren zu halten, iſt Kleants Rolle beſtimmt, der nicht blos in zierlichen Verſen die aus ihr hervorgehenden Pflichten und troſtvollen Wahrheiten ſchildert, ſondern in ſeinen Handlungen auch den Gegenſatz zwiſchen blindem und verkehrtem Aberglauben und einer milden, erleuchteten Frömmigkeit zu Tage legt. Wenn demnach Orgon über die Bosheit des Schurken, der ſein Vertrauen täuſchte, belehrt, nach Schwärmer Art in's andere Extrem übergeht, und ausruft:

C'en eſt fait, je renonce à tous les gens de bien!

ſo antwortet ihm der verſtändige Kleant:

Quoi! parce qu'un fripon vous dupe avec audace
Sous le pompeux éclat d'une austère grimace,
Vous voulez que partout on soit fait comme lui,
Et qu'aucun vrai dévot ne se trouve aujourd'hui!
. . . . . .
Gardez-vous, s'il se peut, d'honorer l'imposture;
Mais au vrai zèle aussi n'allez point faire injure.

Dieſe Verſe allein ſchon widerlegen Bourdaloue's Vorwürfe ſattſam, die demnach von einer ganz irrigen Anſicht ausgehen.

Die ganze Faſſung von Molier's Schauſpiel iſt ſo beſchaffen, daß für Zuſchauer und Leſer eine Verwechslung von Frömmigkeit und Frömmeley (devotion vraie et fausse) ganz unmöglich wird. Mit all' ſeiner Kunſt hätte der

*) Bruchſtück eines neuen Commentars über den molierſchen Scheinheiligen von Herrn Etienne, in dem vom Buchhändler Panckoucke in Paris eröffneten Théâtre françois.

große Dichter nie vermocht, einen frommen Mann auf die Bühne zu bringen und ihn so zu zeichnen, wie Tartüf gezeichnet ist. Mit Recht hätte man alsdann ihm zugerufen: Es ist kein frommer Mann, sondern ein Heuchler, der uns gezeigt wird. Wer Charakterrollen spielen will, muß sie treu geben. Erscheint ein redlicher Mann von religiöser Gesinnung auf der Bühne, so wird er als ein guter Mensch handeln, und die Religion ist dabey nicht gefährdet; sie kann es aber noch viel weniger seyn, wenn die Person Böses thut, weil man alsdann nicht einen braven Mann, sondern einen Betrüger vor sich sieht.

Freylich, wenn der Fromme und der Heuchler beyde zusammen aufträten, wenn sie, im Aussehen einander gleich, die nämliche Sprache führten, so könnte man irre gehen; um die Menschen zu beurtheilen, sind es aber nicht ihr Aussehen und ihre Reden, an die man sich hält, sondern man beachtet ihre Handlungen; und sobald die beyden Charaktere zu handeln anfangen, hat jeder Zweifel aufgehört, und im einen wird der Fromme, im andern der Heuchler erkannt!

In Molier's Tartüf ist keine Täuschung möglich: bevor noch die Hauptperson erscheint, hat der Dichter zwey ganze Auftritte des Stücks verwendet, um ihn zu schildern; wenn er zum Vorschein kommt, ist er schon gekannt; wenn er zu sprechen anfängt, weiß Jedermann, daß er ein Nichtswürdiger ist. Seine Haltung, seine Sprache mögen Niemand täuschen; je mehr er von frommen Redensarten Mißbrauch macht, desto mehr Abscheu flößt er ein, und seine zur Schau getragene Religiosität ist es, die am meisten empört.

Sollte Bourdaloue's Warnung strenge befolgt werden, so müßte die Entlarvung der Heucheley unmöglich und dieser schlimmen Verkehrtheit dadurch eine Art Straflosigkeit zugesichert werden. Wenn der Frömmler um der Aehnlichkeit mit dem Frommen willen nicht darf verspottet werden, so können die, welche Wohlthätigkeit oder Sittenstrenge heucheln, um andere zu betören und zu verführen, ihr schändliches Gewerbe unbesorgt treiben. Ihre Reden sind denen uneigennütziger und tugendhafter Menschen abgeborgt und dadurch gleichen sie diesen. Wenn nun der Lustspieldichter oder der Sittenlehrer ihr Reden und Handeln einander gegenüberstellt und ihnen die Larve vom Gesicht abhebt, so können dabey weder Wohlthätigkeit noch Sittlichkeit Gefahr leiden; der Selbstsüchtler und der Wollüstling aber werden gerechtem Abscheu preisgegeben, und dieß ist ein verdienstliches Werk, denn das Laster wird nicht da am gefährlichsten, wo es nackt und roh durch seinen Anblick schon Ekel und Abscheu erregt, sondern seine Gefahr ist da am größten, wo es im Tugendgewand bey einer durch verfeinerte Kultur nachsichtig und hingebend gewordenen Gesellschaft Zutritt erhält: hier ist wichtig, daß das täuschende Kleid ihm abgenommen werde.

Je heiliger aber das Kleid ist, in welches die Schurkerey sich hüllt, desto furchtbarer wird sie. Verruchte Böswichter haben darin eine Freystätte ihrer Verbrechen zu finden geglaubt: der Giftmischer Desenes war frech genug, den Namen Gottes anzurufen, und der Mörder Maingrat, dieser ruchlose und abscheuliche Priester, dessen Missethat in frischem Gedächtnisse ist, hatte durch eine Art scheuer Frömmigkeit, die sich auch die unschuldigsten Erholungen versagte, alle Vergnügungen als eitelen Weltsinn verdammte, und auch von der Jugend sogar die Strenge des Einsiedlerlebens heischte, jedermann zu täuschen gewußt. Vor solchen religiösen Heuchlern und Prahlern die leichtgläubige Menge zu warnen, ist demnach Pflicht des Sittenlehrers und auch wohl des geistlichen Redners; Molière aber hat sich um seine Zeitgenossen und um die Nachkommen wohl verdient gemacht, wenn er ihnen warnend zurief: Mißtraut dem Frömmler und laßt euch durch den Schwulst seiner Reden oder durch seine andächtigen Geberden nicht täuschen; verschließt ihm euer Haus und hütet euch, ihn zum Vertrauten eurer Geheimnisse zu machen; ihr gefährdet sonst den Frieden und die Ehre eurer Familien, und steht in Gefahr, euch selbst auch einen gebietenden Herrn, einen Ausspäher und Angeber, oder einen euer Vermögen zu Grund richtenden Betrüger großzuziehen. Bourdaloue's Vorwürfe sind demnach völlig grundlos; wie konnte ein so einsichtsvoller Mann sich dieselben erlauben? sollte sich's vielleicht daraus erklären, weil er ein Jesuit war und weil der Dichter besonders jenen Orden in seinem Scheinheiligen anzugreifen gesucht hat. Die Stelle im vierten Auftritt:

Selon divers besoins il est une science
D'étendre les liens de notre conscience,
Et de rectifier le mal de l'action
Avec la pureté de notre intention,

soll besonders gegen denselben gerichtet seyn, auf dem Pascal's Spott schon so schwer haftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Nachdem mein Haar à la Clairval geordnet war, begab ich mich zum Herrn Intendanten, wo mein reicher Anzug und meine prinzliche Aehnlichkeit mir den verbindlichsten Dank verschafften, und Herrn Marchand auf den Einfall brachten, eine Art Komödie mit mir zu spielen. „Sie könnten mir, sagte er, indem er meine glänzende Kleidung betrachtete, gar keinen größeren Gefallen erzeigen." —

„Und Nikolas, verſezte ich, hat mich in voller Livrée bedienen wollen.“ — „Das iſt herrlich, rief der Intendant zu ſeiner Frau gewendet, wir werden uns mit deinem Vater, dee ſo geen den Klingen ſpielen will, herrlich kurzweilen. Ich ſtelle Sie als einen natürlichen Sohn eines der Prinzen aus dem Hauſe Guèmènée dar; Sie ſind Graf Hanet.“

Man weiß wohl, daß die Kammerdiener ihren Herrn nachäffen, alſo ſpielte ich meine Rolle auf die adeligſte Weiſe, alle Welt war von meiner Vornehmigkeit überzeugt, beſonders wie ich mit Madame Marchand den Ball mit einem Menuet à la reine, durch welches wir allgemeine Bewunderung erregten, eröffnete. Es ward auch geſpielt, ein Jeder konnte an dem Tiſch zum Vingt un Platz nehmen; der Vater der Madame Marchand wollte mich als Bankhalter zu ſeinem Aſſocié haben, der Tiſch lag voller Gold und Bankſcheine, und ich war nur dem Kleide nach ein großer Herr, dankte alſo für den Vorſchlag; der Andere bebarete: „Wir gewinnen unzweifelhaft, Herr Graf,“ zugleich legte er fünfzig Louis als unſern Einſatz auf den Tiſch, und Herr Marchand machte mir ein Zeichen zum Nachgeben. Wir gewannen ungeheuer. Der Bankiee Schwiegerpapa nahm ſeine fünfzig Louis zurück, gab mir eine Menge Gold und vier Geldſcheine, jeden von fünfhundert Franken; ich war mit meinem Glück zufrieden und überließ meinen Platz einem Andern, hatte dafür aber auch ſogleich eine Gelegenheit, mich duech meine Großmuth als wahrer großer Herr zu behaupten: — eine der anweſenden Damen, die eleganteſte und noch jung, hatte viel und ſogar ein Paar der Geldſcheine, die jezt in meinem Beſitz waren, verloren; ſie hatte ſchon ein paarmal geborgt, und niemand mehr ſchien geneigt, ihr neue Angriffe auf das Glück zu erleichtern. Ihre ſchönen Augen hefteten ſich auf mich, und gaben mir einen Entſchluß ein. Ich laſſe zwey Geldſcheine zu ihren Füßen fallen, ſage ihr leiſe: „Nehmen Sie ſich in Acht, Madame. Sie verlieren etwas,“ und hebe die Geldſcheine auf, die ich ihr überreiche. Dieſe Artigkeit, welche kein Menſch gewahr wurde, gewann mir den allerzärtlichſten Blick und brachte der Dame Glück; ſie gewann ihren ganzen Verluſt, gab mir meine Geldſcheine zurück, und vertraute Madame Marchand mein verbindliches Betragen; dieſe theilte es ihrem Mann mit, dieſer ſeinem Schwiegervater, und ich ward für den edelſten aller Geaſen, für den galanteſten Ritter Frankreichs erklärt.

Zu den erſten Tagen des Mai 1783 begab ſich der Hof in das Schloß la Muette, wo die Blatterimpfung an Madame Royale (jetzige Herzogin von Angouleme), die damals vier und ein halbes Jahr alt war, vorgenommen werden ſollte. Doktor Jenberthon war mit der Operation beauftragt, und gegen die Meynung der ganzen Fakultät ließ er die Prinzeſſin nicht im Bett halten, ſondern im Garten und in freyer Luft ſpazieren führen. Ich ſezte ſie alſo täglich in ein kleines Rollwägelchen, welches damals ihr Zimmerdiener zog, und ſchritt beſtändig neben ihr her, Jean von Makau, die Untergouvernante und Madame Brunier, die erſte Kammeefrau, folgten uns Schritt für Schritt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Hofnarr.

In ſeinem feſtlichen Ornat
Ein Hofnarr ritt durch eine Muſenſtadt;
Das junge Muſenvolk, ein Volk von eignen Sitten,
Mit Mützen ſonderbarer Art
Phantaſtiſch aufgeſtuzt, mit Jacken, ausgeſchnitten
Die Aermel dran, mit Schnabelſchuh'n — geſchart
Drängt' es ſich jezt um den berittnen Gecken,
Und unterſtand ſich, ihn zu necken,
Der Narre doch nicht faul, rief flugs den Neckern zu:
Geſellen, laſſet mich in Ruh'!
Geht heim, ſeyd fleißig, lernt, und treibt nicht Narrenſpiel;
Denn würden unſer wir zu viel;
Wir ſezten uns in helle Noth:
Wie nur verdienten wir auch alle unſer Brot!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Fortſetzung.)

Bey Traßler erſcheinen 12 lithographirte Bilder zu Fouque's Undine, gezeichnet von Schulze, ausgeführt von Kohl. Quer-Quart. Vollendet ſind ſo eben: Gedrängtes geographiſch-ſtatiſtiſches Handwörterbuch des öſterreichiſchen Kaiſerthums, in 30 Bogen, und geographiſch-ſtatiſtiſche Wandtafel des öſterreichiſchen Kaiſerthums, in 20 Rubriken, beyde von Geäffer. Unternehmungen dieſer Art finden beſondern Abgang. Die erſten drey Nummern der neuen ungar'ſchen Zeitſchrift: Iris, ſind bereits erſchienen, und berechtigen zu ſeuereu Erwartungen. Ich ſelbſt habe noch nichts davon geſehen, kann alſo nur nach Berichten urtheilen. Vermuthlich findet hier, wie anderwärts, Partiey und Gegenpartiey ſtatt. Ich will der erſtern Ueber unterdeſſen beytreten. Uebrigens muß der Fortgang über den Werth ſolcher Unternehmungen entſcheiden. — Für Freunde und Liebhaber der zeichnenden Künſte hat der Profeſſor J. Schindler eine angemeine theoretiſch-praktiſche Zeichnungsſchule, ſyſtematiſch bearbeitet, mit deutſch und franzöſiſchem Text herausgegeben. Der Zweck dieſes Werks iſt, den Freunden der zeichnenden Künſte einen ſicherern Weg zu bahnen, ſie in ihrem ganzen Umfang zu erlernen, als bisher geſchehen, da es zwar nicht an Vorlegeblättern fehlte, aber deſto mehr an guten Muſtern, und an ſolchen Unterrichtsbüchern, die den Lernenden nicht den Weg erſchweren und den Geſchmack verderben.

Digitized by Google

indem sie, statt der Natur zu nähern, von dem Weg zu ihr entfernen. Eine Folge von Heften liefert in leichten Umrissen und ausgedreiteten Zeichnungen die Anfangsgründe in einem so leichten Vortrag, daß selbst die Ungeübtesten ohne Lehrer sich darin versuchen können. Das Werk soll die möglichste Vollständigkeit erhalten, und vom ersten Anbeginn bis auf jene Stufe der Kunst fortschreiten, wo der Zeichner mit Sicherheit nach der Natur selbst arbeiten kann. Das Ganze erscheint in zehn Heften der verschiedenen Fächer der zeichnenden Künste. Das Heft der Blumenzeichnung ist bereits erschienen.

Unter den hiesigen Verlagshandlungen, die ihre Industrie auf eigene Verlagsartikel richten, zeichnet sich die Tendler- und v. Mannstein'sche durch Eifer und Pünktlichkeit immer mehr aus. In kurzer Zeit sind bey ihnen eine Anzahl von Werken erschienen, in deren Reihe das Unterhaltende und Nützliche einander die Hände bieten. Hievon führe ich blos folgende an. Novellen von Fr. Maria Nell, die als Fortsetzung des ersten, mit vielfacher schmeichelhafter Würdigung aufgenommenen, Bandes auch unter dem besondern Titel: Nachtfalter, sich empfehlen; „Humoristisches Lustwäldchen," vom Freyherrn von Pöck. — Feenee erscheinen hier: Was macht uns glücklich, und: der junge Mann in der Welt. Zwey Erziehungsschriften von Ebersberg. Dessen Fabeln und Allegorien, unter dem Titel: Wahrheit im Blumenkleide, hatten bald nach ihrer Erscheinung bey Sollinger eine zweyte Auflage nöthig. Dieser junge Schriftsteller widmet sich mit Erfolg der sittlichen Bildung und Veredlung der Jugend. Zwar leisten Glatz und Chimani mit unermüdlichem Bestreben Schätzbares in diesem Fach: gelungene Versuche Andrer können darum aber nicht für überflüssig gelten. Kein Fach des Wissens wird wohl von der Jugend mehr vernachlässigt als die praktische Sittenlehre. Man sieht nur allzuviele, die, mit dem Zeichen der Genialität und Vielwisserey auf der Nase, durch ungehobeltes Benehmen alle Augenblicke dem Ausspruch des alten Weltweisen: Qui proficit etc., Hohn zu sprechen scheinen. Schriftstellerische Thätigkeit, die durch Beyspiel und Vorbild unterstützt, der Verwilderung entgegenarbeitet, hat doch wohl größeres Verdienst, als solche, deren Tendenz blos eitle Ruhmsucht ist!

Es gibt freylich Leute, die mit vornehmer Geringschätzung darauf hinblicken, und sich mit ihren Großthaten in Uebersetzungen — aus dem Englischen oder Chinesischen brüsten, wovon man nicht ein Mal begreift, wie sie dazu kommen, wenn man sie nicht etwa für fremden Federnputz ansehen soll. Ohnehin hat der Eifer, aus dem Englischen zu übersetzen, auch schon einen epidemischen Charakter angenommen. Kaum daß sich Mancher an den Uebungsstücken in Flicks Grammatik etwa hin und her versucht hat, so macht er sich schon an den Shakespeare, und hast du nicht gesehen! übersetzt frisch weg den alten Barden. Verlegern, die um den ersten Preis typographischer Wohlfeilheit konkurriren, kommt diese Behendigkeit recht sehr gelegen, und Mancher ruft im Geist wohl ungefähr, wie Goldoni's Vecchio dappoco aus: Intendate ancha l'Inglese voi? a lo stile, di Sakespire —! Gran buona testa, che ha il mio Grisolgo! — Come diamine fa a saper tanto? — Von den im Kreise der Freunde unterhaltender Lektüre beliebten Stundenblumen der Frau von Chezy wird wohl bald eine dritte Lieferung erfolgen, so wie von Kuffner, dessen „Lebensbilder" aus derselben Verlagshandlung hervorgegangen sind, noch in diesem Jahr der dritte Band seines Spaziergangs im Labyrinth der Geschichte erwartet wird. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter von dem, von Ludwig veranstalteten, neuen geographischen Conversations-Lexikon, wovon Herr Sartory, Vorstand des Bücherrevisions-Amts, einen Theil der Redaktion besorgt. Von Deinhardsteins neuesten dramatischen Dichtungen erscheint nächstens bey C. Armbruster eine sehr elegant ausgestattete Sammlung.

Der erste Jahresbericht über das in Tyrol errichtete National-Museum ist erschienen und liefert erfreuliche Beweise des guten Fortgangs dieses, unter dem Namen Ferdinandeum, (dem hohen Protektor Erzherzog Kronprinz zu Ehren so genannt) bestehenden Instituts. Der Absicht des Gründers gemäß — des verdienstvollen Landes-Gouverneurs, Carl Grafen von Brotek — soll es das werden, was für Steyermark das Johanneum, für Mähren das Franziscum, für Ungarn das Museum zu Pesth, und für Böhmen das zu Prag gestiftete ist: ein gemeinschaftlicher Sammelplatz desjenigen, was dieses Land im Gebiete der Natur, der Kunst und der Literatur Eigenthümliches und Interessantes besitzt. Demzufolge hat sich mit allerhöchster Bewilligung ein Privatverein von Freunden vaterländischer Kunst und Wissenschaft gebildet, die gemeinschaftlich sich verbunden haben, alles, was für das Land Tyrol in naturhistorischer, artistischer und geschichtlicher Hinsicht interessant und merkwürdig ist, aufzusuchen, das Aufgefundene im Original, oder in Kopien, durch zweckmäßige Erwerbmittel an sich zu bringen, das so Gesammelte in dem Museum zur Beförderung der Nationalbildung aufzustellen, und durch eine, von dem Verein herausgegebene periodische Zeitschrift gemeinnützig zu machen.

Der durch seine fleißigen Forschungen und gemeinnützigen Mittheilungen der im Gebiet der Naturlehre und Meteorologie gemachten Erfahrungen rühmlichst bekannte Dr. Fischer in Korneuburg hat seine neuesten Entdeckungen über die Bildung des schädlichen Hagels und die Mittel dagegen bekannt gemacht. Seinen Untersuchungen zufolge gibt die Anhäufung der Elektricität an einem Ort in der Atmosphäre zu jenen Erscheinungen die vorzüglichste Veranlassung. Er tritt der Meynung bey, daß Licht, Wärme und Elektricität den nämlichen Stoff voraussetzen, da Wärme ohne Zweifel aus der Bindung des Lichts, die Elektricität aus der Bindung der Wärme, und daher die Kälte oft auch durch chemische Einwirkungen entstehe, folglich die elektrischen Erscheinungen durch den Einfluß des Magnetismus der Erde bedingt werden. Diesen Voraussetzungen gemäß nimmt er an, daß die Bildung des Hagels auch von der Beschaffenheit der Erdoberfläche abhängig sey, und unterdrückt werden könne, indem die Erfahrung bestätigt, daß bewässerte, oder feuchte Länder, ausgedehnte Waldungen, so wie Meere, oder große Seen, wenig oder keinen Hagel haben, weil sie auch weniger Wärme entbinden und durch ihre Ausdünstungen die Elektricität ableiten. Schon nach Franklins Anleitung wurden in Nordamerika auf den Feldern 40 Fuß hohe, mit Pech überstrichene, oben spitzige eiserne Stangen errichtet, die von günstigem Erfolg waren. Um aber die möglichst sichere Wirksamkeit mit der dem Landvolk nöthigen größten Wohlfeilheit zu vereinigen, schlägt Dr. F. eigens eingerichtete Ableiter vor, deren wesentliche Bestandtheile in hohen, noch mit der Rinde umgebenen Stangen, an diesen oben befestigten Spitzen aus Draht von rothem Kupfer, und um die Stangen gewundenen dünnen, mit einer Brise bestrichenen Schnüren aus reinem Hanf, die getrocknet und dann mit langem, dünnen Gras umsponnen werden, bestehen. Solche Ableiter sollen nicht nur gegen Hagel schützen, sondern auch gegen den schädlichen Reif, so wie gegen die Zerstörungen des Blitzes und der Wolkenbrüche, wobey ebenfalls die Elektricität eine Hauptrolle spielt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. September 1825.

Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär unser Erdeleben!

A. W. Schlegel.

Des Dichters Sehnsucht.

Ha! wieder kommt ihm seliges Verlangen
Und neue Klänge wachen in ihm auf.
Die lange Nacht läßt ab ihn zu umfangen.
Der helle Tag erneuert seinen Lauf.
Verschwunden ist das schicksalschwere Bangen.
Aus seinem Orkus hebt er sich hinauf.
Noch liegt das Thal im Dämmerlicht verborgen;
Die Gipfel aber grüßt der Frühlingsmorgen.

Denn aller Trost war seiner Brust genommen,
Die Lieben fern; die unglücksvolle Macht
War über ihn mit schwerem Fluch gekommen,
Ihm die Geliebte raubend in die Nacht
Die uns verhüllt das heitre Reich der Frommen,
Wozu der Tod allein den Pförtner macht.
Um in sich selbst den Löwen nicht zu wecken,
Wollt' er sich jetzo vor sich selbst verstecken.

Ein fernes Land ersehnte sein Verlangen.
Die Schritte lenkte er zum Tiber-Strand,
Der Frühling lächelte, ihn zu umfangen,
Aus Lorbeerhainen an dem Felsenrand.
Des Oelbaums, der Orangen golden Prangen,
Der Trauben Purpur, gürteten das Land.
Ihn aber konnte Alles nicht erfreuen;
Nur tiefen Schmerz entfalten und erneuen.

Als noch die holden Zeiten ihn umfingen,
Die duft'gen Kränze noch sein Herz erkohr,
Die an der Musen heil'gem Tempel hingen,
Aus jedem Tone schuf das trunkne Ohr,
Da mocht' er nicht mit vielen Sorgen ringen;
Nur einen Ort, wohin er sich verlor,
Um fern von der verwirrten Menschenmenge
Zu wecken in der Brust den Strom der Klänge.

Doch solchen auch mocht' er nun nicht mehr finden.
Denn Alles drückt ihn schmerzlicher, allein.
In dem Gewühl sich selber zu verschwinden,
Mischt' er sich in der Menge wilden Reih'n.
Und in dem trunknen Tanz der Ewigblinden
Hofft' er das Aug' zu schließen seiner Pein.
Doch selbst im Taumel mußt' er sich erkennen,
Und seine vor'ge Lust von dieser trennen.

In Wüsten flieht der Durstende von dinnen,
Und seine Sohle brennt der heiße Sand.
Er zieht fort, und kann ihn nicht gewinnen
Der süßen Quelle wohlbekannten Rand.
Oft hört er selbst die Silberwellen rinnen,
Je mehr der Seele letzte Hoffnung schwand.
Doch plötzlich in des Abends falbem Scheine
Blinkt sie ihm zu die lautre, silberreine.

Und sieh ein Freund kam aus der Heimath Landen.
Er aber fühlte kaum sein mildes Nahn,
So war in ihm die Jugendzeit erstanden,
Und langsam schwand der Schmerzen banger Wahn.
Kaum fühlt' er sich befreyt aus seinen Banden,
Auf seiner Jugend seiner Heimath Bahn,
So konnt' er schon mit lüsternem Verlangen
Die Hand nach der verlaßnen Beute langen.

Und feyernd nahm die gottgeweihte Stelle
Mit beyden Freunden ein ein Götterchor.
Sie öffneten des alten Festes Schwelle,
Das wohlbekannte goldne Tempelthor.

Digitized by Google

Und Hebe reichte dem die Nektarquelle,
Der Leide's Becher kostete zuvor.
Des Auges Stern schwelgt unter Sternen wieder;
Sein Ohr vernimmt dir sel'gen Sphärenlieder.

„Laßt uns, so sang er, Jugend wiederfinden,
„Des Augenblickes wundervolle Lust
„Mit diamantnen Ketten um uns winden,
„Zu ew'gem Bleiben in der Menschenbrust.
„O traur'ger Gang dort unten bey den Blinden!
„Soll'n wir zurück, der Sterblichkeit bewußt?
„O Himmlische, die ihr zu euch berufen,
„Die stoßt nicht wieder von den goldnen Stufen."

W. v. Blomberg.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Eines Tages bemerkte ich, daß die Prinzessin von der kühlen Luft angegriffen ward, und auf eine beunruhigende Weise erblaßte. Ich machte Frau von Makau darauf aufmerksam, die mir befahl, sogleich die Königin davon zu benachrichtigen. Ich eilte sie aufzusuchen, und da sie sich nie weit von einem so geliebten Kind entfernte, fand ich sie in einer benachbarten Allee, wo sie mit ihrem erhabnen Gemahl lustwandelte. Ich flog pfeilschnell zu ihnen; beunruhigt über den Zustand der Prinzessin, befahlen sie mir, sie auf meine Arme zu nehmen und in das Schloß zu tragen, wohin sie ihr nachfolgten. Aengstlich legten wir den Weg zurück, und die Majestäten gingen dicht neben mir her, aus Furcht, ich möchte straucheln. Die Aerzte, schon von Dalmas herbeygerufen, trafen mit uns zugleich im Schlosse ein. Doktor Brunnier schien über der Prinzessin Zustand sehr erschreckt, er ließ sie zu Bett bringen, und den Doktor Jouberthou erwartend, gab er ihr indeß eigenhändig ein Mittel. Da hätte man nun die Majestäten sehen sollen, wie sie jede Bewegung ihres Kindes bewachten, und mit Angst die Wirkung des Mittels erwarteten. Endlich stellte sich Doktor Jouberthou ein; er billigte die Verfügung seines Kollegen, sagte, daß er diese Krisis erwartet habe, daß der Ausbruch der Blattern ohne Gefahr erfolgen werde, und beruhigte die königlichen Eltern. Seine Verheißung traf ein; aber während der zwanzig Stunden, die es dauerte, verließen Ihre Majestäten nicht das Zimmer, nahmen nichts zu sich und beobachteten ihn unaufhörlich. Erst wie man sie versicherte, daß gar nichts mehr zu fürchten sey, begaben sie sich hinweg, doch nicht, bevor sie uns Allen ihre Zufriedenheit ausgedrückt hatten.

Hier war es kein König, keine Königin, welche mit ihren Dienern sprachen, sondern zärtliche Eltern, deren Züge, deren Blicke uns zu sagen schienen: wir haben unser geliebtes Kind gerettet. Die Königin blieb noch einige Tage bey ihrer Tochter; während dieser Zeit hatten wir, meine Kameraden und ich, den Dienst eben sowohl bey der Königin als bey Madame, der Prinzessin.

Die Königin hatte eines Tages ihren Arbeitssack an einem ziemlich entfernten Ort im Garten vergessen; sie befahl mir ihn zu holen, leicht wie ein Vogel, kam ich so schnell zurück, daß sie erstaunte. „Wie, schon wieder da? sagte sie, Hanet, ich glaube, Sie haben Flügel an den Fersen." — Erfreut über die Güte, welche diese Worte ausdrückten, wagte ich zu sagen: „Gnädigste Frau, man kann nicht zu eilig seyn, um Ihrer Majestät Befehle zu vollziehen." — „Das ist brav, Hanet. Es ist nicht das Erstemal, daß ich Ihren Eifer bemerke, und ich werde ihn, wenn wir wieder in Versailles sind, belohnen. Allein sagen Sie mir, was ist aus Ihrem Bruder geworden, seit Frau von Guèménée fort ist?" — „Ihre Majestät, er ist sehr unglücklich, um so mehr, da er auf dem Punkt stand, eine gute Heirath zu machen. Aus Zartgefühl glaubte er sich verbunden, die Stelle, welche diese Dame seiner Braut versprochen hatte, abzuwarten." — „Das Alles weiß ich; ich habe seine Bittschrift an Frau von Polignac und die, welche Mademoiselle Duverger, seine Verlobte, mir einreichte; allein Frau von Polignac, die nichts von dem, Ihrem Bruder gegebenen, Versprechen wußte, hat die Stelle vergeben; das ist also vorbey, aber ich vergesse ihn nicht; sagen Sie ihm, daß ich ihm die Kammerdienerstelle bey dem ersten Kinde, das ich das Glück habe, Frankreich zu geben, verspreche, er kann sich ruhig verheirathen und auf meine Zusage bauen."

Dankesthränen waren Alles, was ich auf so großmüthige Worte erwiedern konnte. Ich eilte meinem Bruder Clery eine so gute Nachricht zu bringen, und sie führte seine Heirath mit Mademoiselle Duverger, welche zur Kapelle der Königin gehörte, herbey.

Ich habe die mütterliche Liebe der Königin und ihre Güte gegen ihre Diener dargestellt; ein sehr einfacher Vorgang soll nun aber auch beweisen, wie allgemein die Liebe der Franzosen für sie damals in allen Klassen verbreitet war.

Wie Madame Royale ganz hergestellt war, blieb der Hof, um der schönen Jahrszeit zu genießen, noch in la Muette, und die Königin ging oft mit ihrer Tochter im Boulogner Wäldchen spazieren. Dieses war damals der Versammlungsort der guten Gesellschaft, besonders Samstags, wo man in Renelagh tanzte. Die Königin hörte sich auf allen ihren Schritten segnen, und um dieses Gefühl, das einem Jeden wohlthat, zu verlängern, ließ sie sich herab, diesen Ball mit ihrer Gegenwart zu beehren. Eines Tages, wie sie auch daselbst war, hatte sie ihre Handschuhe zerrissen und verlangte deren andere; ich stand, wie es mein Dienst erforderte, hinter der Prinzessin; sie sah mich zuerst und gab mir den Auftrag. Da ich mich ihres

Ausdrucks von Flügeln an den Füßen erinnerte, verdoppelte ich meine Eile, um ihr zu gehorchen, war in einem Nu wieder zurück und suchte ihre Hofdame, um ihr die Handschuhe überreichen zu lassen. Sie nahm sie mir aber selbst ab, und gab mir die zerrissenen, die ich in meine Tasche steckte. Das war ein sehr geringer Vorfall; man wird aber sehen, welche sonderbare Folgen er herbeyzog, und wie viele Neider er machte.

Gleich darauf verließ die Königin den Ball, die Prinzessin ward bald nachher ihren Frauen übergeben, ich war frey und kehrte zum Renelagh zurück. Indem ich mir eine Tänzerin suchte, erblickte ich eine hübsche Frau, deren Putz und Diamanten Stand oder Reichthum anzeigten. Ihr Blick ruhte auf mir, ich machte ihr meinen Antrag, sie nahm ihn mit einem Eifer an, der einigermaßen unziemlich war, und meine Eigenliebe schmeichelte sich schon, ein großes Abenteuer bestanden zu haben. Wir tanzten Beyde sehr gut; die Gesellschaft ermangelte nicht, es zu bemerken; dadurch ermuthigt thaten wir Wunder, und alle Ehre der Versammlung ward uns zu Theil. Gegen das Ende des Balls lud mich der Mann meiner Tänzerin, der ohne Zweifel ihr Geheimniß wußte, zum Abendessen ein, um, wie er höflich hinzufügte, eine so angenehme Bekanntschaft fortzusetzen. Erstaunt, aber geschmeichelt nehme ich die Einladung an, nach den gewöhnlichen Höflichkeiten steigt man in den Wagen und führt mich nach Passy, wo ich in einem sehr hübschen Saal schon einige Gäste versammelt fand.

Man setzt sich zu zwölf oder fünfzehn Personen zu Tisch, und ich erhielt meinen Platz neben der Hausfrau, meiner Tänzerin: ich betrachte die Gesellschaft, und da ich kein Ordensband, keine Uniform wahrnahm, vermuthete ich unter Bankiers oder Kaufleuten zu seyn; man überhäufte mich mit Artigkeit und zuvorkommender Höflichkeit, und ich errieth immer noch nicht, worauf es abgesehen sey.

Während des Gesprächs ward des Königs und der Königin ohne Aufhören erwähnt, ihr Lob war in Aller Munde, und endlich fragte mich meine Tänzerin: ob ich die Ehre habe einem von ihnen anzugehören? Ich antwortete, daß ich mich rühmen dürfe, einer der Kammerdiener von Madame, ihrer erlauchten Tochter zu seyn. Die Dame machte nun das ernsthafteste Gesicht und sagte: „In diesem Fall, mein Herr, könnten Sie mir den größten Dienst erzeigen." — „Gnädige Frau, war meine Antwort, ich bedeute sehr wenig bey Hofe, ist es aber möglich, Ihren Wunsch zu befriedigen, so befehlen Sie!" — „Was ich wünsche, mein „Herr, hängt von Ihnen ab; Sie haben es in der Ta„sche . . . . „Vielleicht die Handschuhe der Königin?" — „Eben die, mein Herr; wenn Sie mir erlauben sie zu behalten, können Sie den Vorgang erzählen, und sagen, daß Madame Limoges, die Frau eines Pariser Banquier's, sich im Besitz dieser Kleinigkeit sehr glücklich schätze, einzig weil sie von der Hand der Königin ist berührt worden."

Man kann sich denken, welches Erstaunen, welche Bewunderung ich bey diesem Enthusiasmus über unsre Königin empfand; meine Rührung stieg aber noch viel höher, als ich diese Handschuhe den Tisch umkreisen und von jedem Gast einen Kuß empfangen sah. Ich konnte mich nicht enthalten, den folgenden Morgen Fr. v. Makau diese anziehende Anekdote zu erzählen; diese eilte sie ihrer Majestät mitzutheilen, welcher sie nicht ganz gleichgültig war, denn wie sie mich bey dem nächsten Ball mit Madame Limoges tanzen sah, gab sie ihr ein Zeichen von Wohlgefallen und zog damit die Augen der ganzen Gesellschaft auf sie. Besonders fiel es den Hofleuten auf, welche sich dermaßen um sie herdrängten, daß der arme Kammerdiener, der ihr diese Ehre verschafft hatte, gar bald seinen Vorzug verlor; indessen habe ich doch deßhalb nicht weniger die Bekanntschaft mit dieser achtungswürdigen Familie und ihrem Cirkel fortgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Beschluß.)

Herr Conus hat endlich seine Metamorphosen beendigt, und eben wird die Aufmerksamkeit der Schaulustigen durch drey Neuigkeiten andrer Art in Anspruch genommen. Ein ungewöhnlich dickes und schweres Mädchen, von kaum zwölf Jahren, fünf Schuh hoch, vier und drey Viertel dick, 275 Pfund schwer. Sonst nicht übel gebildet, und bewegt sich leicht. Die Eltern heirathelen im fünfzehnten und achtzehnten Jahr, sind von mittlerer Größe, und die Geschwister natürlich gestaltet. Diese gediegene Schönheit äußert eine recht kräftige Naivetät. Ferner zeigt sich ein Ungeheuer des Meeres, ein sogenannter Riesenhay, Squalus maximus, auch Menschenfresser, Meerwolfsrad genannt. Zum Glück ist er aus der Gegend von Triest nur ausgestopft zu uns gekommen. Den anatomischen Untersuchungen zufolge war dieser Fisch weiblichen Geschlechts; bisher hatte man nur Männchen derselben Gattung außerhalb ihrem gewöhnlichen Aufenthalt gefunden. Ein Naturforscher schließt daraus, daß auch der Geschlechtstrieb sie zu Wanderungen treibt. Dieser war lebendig zwanzig Fuß, zuweilen erreichen sie eine Länge von mehr als dreyßig. Er wog 10.000 Pfund, die Leber allein 467, und diese gab 100 Pfund Thran. Das Herz dieses edlen Thieres ist in Spiritus aufbewahrt. Drittens ist die Eröffnung eines neu errichteten, sehr ansehnlichen Gebäudes am Eingang des Praters angekündigt, worin der Theatermaler Sacchetti, dessen optische Vorstellungen längere Zeit Unterhaltung gewährten, ein Panorama ganz eigner und bisher noch nicht gesehener Art aufgestellt hat: nämlich eine „Ansicht der sämmtlichen österreichischen Land- und Seemacht, in Gemälde-Vorstellungen." Der Schauplatz führt

die Benennung Mars-Tempel, und alle Regimenter der Infanterie, Kavallerie und Artillerie ꝛc. stellen sich in einer Größe dar, daß man die Uniformen deutlich unterscheiden kann.

Ganz unvermuthet wurde am 25sten d. M. das Theater an der Wien für Einen Abend wieder eröffnet. Die Einnahme war zum Besten eines alten Schauspielers, der schon seit langen Jahren die Bühne nicht mehr betreten hat, eine Zeitlang aber sich mit Unterricht im Deklamiren und Gestikuliren an diesem Theater zum Vortheil junger Anfänger und Versucher beschäftigte, die dem Publikum hier vielfältig vorgeführt wurden, und der deßwegen noch Forderungen an die Theaterkasse hatte. Wo aber Schauspieler in der Geschwindigkeit hernehmen! Der größte Theil der ehemaligen Mitglieder dieses Theaters macht Kunstreisen, die wenigen zurückgebliebenen, eben so, wie die Mitglieder des Orchesters, zeigten keine Lust zum Spielen, so lange ihre künftigen Verhältnisse nicht geordnet wären. Aus dieser Verlegenheit half dem Beneficianten C. Dupree, einstmals bey dem Theater in Frankfurt am Main, dann Mitglied des hiesigen Hoftheaters, endlich der Direktor des Theaters in der Josephstadt, der es einem Theil seiner Gesellschaft frey stellte, an dem bestimmten Abend in der andern Vorstadt aufzutreten. So kam es denn, daß an demsels ben Abend die nämliche Gesellschaft, in einzelnen Abtheilungen, auf drey hiesigen Theatern Vorstellungen gab. Nimmt man nun das Volkstheater mit dazu, so wurde auf vier Theatern zugleich ungefähr eine und dieselbe Gattung von Stücken aufgeführt, und ungefähr eine und dieselbe Mundart gehört, nämlich die volksthümliche, so daß man das Hoftheater als ein Theater della Crusca betrachten konnte, dessen erste Wiedereröffnung mit Sehnsucht erwartet wurde. Die an der Wien aufgeführten Stücke waren Leopoldstädtischen Ursprungs, an dem Volkstheater schon gegeben und von dem angestellten Schauspieler Kornheur verfaßt: „Alle sind verliebt" (falsch: sie wollten alle heirathen) und „Alle sind verheirathet." (Das hat seine Richtigkeit — und maris et mariées à bonnes fortunes.) Das erste in Einem, das zweyte in drey langen und, trotz den vielen komischen Alltäglichkeiten in Scenen, Zügen und Sittenschilderungen aus dem Volksleben, höchst langweiligen drey Aufzügen. Die Leute werden doch endlich dieser Art von grotesken Charaktergemälden überdrüssig, das sah man hier recht deutlich, obgleich Manches belustigte, und mehrere Mitglieder ihre Kräfte mit glücklichem Erfolg verwendeten. Diese Vorstellungen wurden am festlichen Namenstag aller Armen gegeben, und Hr. D. betrat selbst zum ersten Male, nach langer Zeit die Bühne wieder, in einer kleinen Rolle des zweyten Stücks, aus der Gattung jener alten Chevaliers und Deutschfranzosen, wie sie sonst in Menge auf den deutschen Bühnen herumstalterten, und jetzt gleichsam in jene Farcen gebannt scheinen, wo sie wohl noch figuriren könnten. In diesem Fach hat der Benefizgeber als wackerer Mime sonst florirt. Jupiter pluvius hatte an diesem Tag den holden Nanetten sein unfreundliches Gesicht zugekehrt, denn es regnete von früh bis in die Nacht, und durch mehr als zwey Mal 24 Stunden unaufhörlich fort, daher war das Schauspielhaus sehr besucht. Das sonst an diesem Tag gewöhnliche Feuerwerk wurde natürlich zu Wasser. Für öffentliche Tanzbelustigungen war an allen Enden und Orten gesorgt. Auf mehreren Tanz-Böden wurde mit eigens componirten Walzern gehuldigt, die sich unter schmeichelhaften Titeln ankündigten, zum Beyspiel im Gasthof zum Schaf: „Dreh dich, Nannerl!" (wenigstens eine lustige Art von Dreherkrankheit.) An einem andern Ort: „Anna, Nina, Netterl und Nannetterl." —

Die unfreundlichen Tage brachten wieder Zuschauer in das Theater am Kärnthnerthor, und an Einem Abend war das Haus gestreckt voll. Neuigkeiten wurden noch mehrere gegeben. Eine Zauberoper der allergewöhnlichsten Art, voller Plattheiten und Alltäglichkeiten, worin einige Scenen zwischen einem Bären — dem verwandelten Ritter, der die alte Zauberin lieben und verjüngen soll, aber nicht will — und dem treuen Diener, der seinen Herrn in der vierfüßigen Natur wieder erkennt, ganz allein einige Ergötzlichkeiten gewährten, eigentlich durch die leichte, trockne Darstellungsweise des Komikers. Das Stück führt den Titel Korndlümchen, und soll nach dem Französischen seyn, wornach es gar nicht aussieht. Das Manuscript hat dem Theater an der Wien gehört. Die Musik hat in ihrem angemessenen Charakter viel Gelungenes und Ansprechendes. Der Komponist ist ein junger Mann, Leon de St. Lubin, Kapellmeister des Theaters, dessen Jugend man mit Recht in Anschlag bringen darf, denn er hat schon etwas geleistet, und sich durch mehrere Instrumental-Kompositionen empfohlen. Er ist außerdem ein sehr talentvoller Violinspieler und frey von allen Prätensionen. — Ein kleineres Singspiel unter dem Titel: die seltsame Laune, oder: Sie sind doch verheirathet, nach dem Französischen, Musik abermals von Hrn. Gläser, gefiel weder durch seine dramatischen noch musikalischen Eigenschaften. Ein Lord will seinen verheiratheten Diener leiden, macht aber doch der unbekannten Frau des Dieners galante Demonstrationen, wird von Beyden gefoppt, die Neckereyen ziehen sich zwecklos hin und her, bis das Verhältniß endlich an den Tag kommt, und das Ende nimmt. Das gute Spiel der Darstellenden muß das Beste thun, daran fehlte hier nun freylich Vieles. Die Musik wollte eben so wenig ansprechen. Es herrscht in dieser Komposition ein Streit zwischen fremdartiger und alltäglicher Manier, und fehlt vorzüglich an melodischem Reiz. Es wurde auch das Lustspiel: die bezähmte Widerspenstige, von Holbein, nach Shakespeare und Schink ausgeführt; solche Versuche sind auf diesem Platz nicht angemessen. Die Gesellschaft hat ihre Vorstellungen hier nun beendigt, und das Schauspielhaus bleibt wieder verschlossen. Den Schluß machten die sieben Mädchen, welche die Reihe eröffneten. Diese eleganten Eisenfresser lachen einander so freundlich an, daß man glauben muß, das Stück mache ihnen mehr Vergnügen, als den Zuschauern. Die Vorstellung war schwach besucht. Uebrigens hat auch diese Direktion während dieser Station es nicht an Neuigkeiten fehlen lassen. Aus der Unternehmung des Hrn. v. Holbein scheint nichts zu werden. Auf dem Theater in der Leopoldstadt erschien eine Posse mit Gesang: Jakob in Wien betitelt, mit Musik von W. Müller. Sie hat gefallen; es gibt aber schon einen Hans in Wien, der sich in einem Lustspiel zeigte, und neuerdings auch seine Stimme hören läßt. In der Josephstadt gab es „Mord und Todschlag." Original-Lustspiel und „Hätt' ich lieber nicht geheirathet." oder: Zuletzt haben die Weiber doch Recht. Seitenstück zu jenen beyden, in zwey Akten, von einem und demselben Verfasser. Viel Geschrey und wenig Wolle! Machen selbst hier keine Progressen in der Gunst des Publikums. — Der bekannte Komiker Hasenhut hat, seitdem die beyden Theater in der Stadt geschlossen werden, und sein Engagement eingegangen ist, in einer Gegend unweit der Stadt, die im Sommer sehr besucht wird, eine Gesellschaft von Schauspielern etablirt, die größtentheils aus Dilettanten besteht, und sich in einer, alte Erinnerungen in Anspruch nehmenden, Adresse an das Publikum der allgemeinen Theilnahme empfohlen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. September 1825.

Und fühle nur, was mir gebricht,
Und sey mir selbst nicht weise,
Nicht mächtig, als in Vaters Kraft,
Und saug' am Bruder Lieb' und Saft,
Und steig' auf dieser Leiter
Der Menschen Gottheit weiter!

Herder.

Briefe aus Schottland.

Einen Brief an eine Lady N. hatte ich schon lange abzugeben verschoben, theils wegen des schlechten Wetters, da sie eine Strecke weit vor der Stadt wohnt, besonders aber, weil ich gehört hatte, sie sey eine der Hauptpersonen unter den Methodisten der Gegend. Da sie nun außerdem sehr reich und von einer der besten Familien ist, so fürchtete ich, ein etwas unangenehmes Amalgam von geistigem (oder geistlichem) und weltlichem Hochmuth zu finden, doch zulezt überwog die Neugierde, auch diese Klasse von Menschen durch sie kennen zu lernen, meinen Widerwillen. — Es ist ein sehr einfaches, mitten in einem Park mit hohen alten Bäumen umgebenes Haus; etwas steife, gepuderte, aber auffallend höfliche Bedienten fragten ganz leise um meinen Namen, meldeten mich an, und stiegen sehr bedächtig vor mir die Treppe herauf, um die Saalthür zu öffnen — ich hatte auf ein düsteres kirchenartiges Gemach und eine Versammlung von steifen, hochdemüthigen, mitleidig neugierigen oder nichts sagenden Gesichtern gerechnet — ward aber von der Frau des Hauses gleich so freundlich empfangen, daß ich auch für die übrigen Gesichter ein gutes Vorurtheil gewann — sie war eine ältliche Dame, die einmal schön oder doch anziehend gewesen seyn mußte — groß und stattlich gebaut — etwas starke Züge, die aber wirklich nur das herzlichste Wohlwollen ausdrückten, nicht augenblicklich, sondern als bleibender Ausdruck, im Munde etwas Schmerzliches und im Auge ein dischen Ueberirdisches — ganz schwarz angezogen — sie stellte mich ihren Töchtern vor, und ihrem Schwiegersohne, die alle etwas blaß und still und freundlich waren, was den Damen freylich besser stand wie den Herren; — außer einigen undedeutenden Figuren war noch ein junger Geistlicher da, der gewissermaßen als Hauptperson erschien — ich erfuhr, daß er ein Genfer sey und wegen der religiösen Streitigkeiten sein Vaterland verlassen habe, und sah, daß er ein magerer brauner Mensch war mit schwarzen Haaren und Augen, und einem Ausdruck von Enthusiasmus und Herrschsucht, Demuth und Hochmuth und ein dischen Falschheit sehr gemischt. — Wir wurden bald zu Tische gerufen, sezten uns aber erst nach einem etwas langen Gebet, womit Monsieur Z. uns erbaute. Die Unterhaltung bey Tische war zwar nicht ängstlich, salbungsvoll oder platt, aber doch so blaß und still wie die Damen; und der geistliche Herr schien mehr geneigt zum Beten oder Predigen als zum Sprechen, in beyden Fällen hat man freylich das Vergnügen das Wort zu führen. —

Nach Tische fand er auch bald Gelegenheit dazu, denn nachdem das Gespräch eben so matt sich eine Zeitlang hingezogen hatte, stand die Hausfrau auf und sagte mir; sie hoffe, daß, obgleich ich von einer andern Kirche sey, ich nichts dagegen haben würde, ihrem Abendgottesdienst beyzuwohnen; da gewiß jeder wahre Gottesdienst jedem wahrhaft Gläubigen, weß Glaubens er auch sey, zu seinem

Digitized by Google

eigenen Gottesdienst werde. — Das sagte sie wirklich ohne die geringste Salbung oder Affektation, sondern bald gerührt und bald verlegen, so daß nichts dagegen einzuwenden war, auch wenn ich es sonst gemocht hätte, und so wurde denn Anstalt gemacht, und Monsieur gebeten sein Amt zu verrichten — ein Gebet und dann eine etwas lange französische Predigt, die aber doch recht gut einen Text erläuterte, der den Gläubigen aller Art, sobald sie nur in dem Glauben an Christus sich vereinen, (den beschnittenen und den unbeschnittenen, sagt der Text), das künftige Heil der Seele verhieß: nach christlicher Ansicht ließ die Predigt an Toleranz wirklich nichts zu wünschen übrig. — Hierauf kam ein zweytes Gebet, und endlich kniete jeder vor seinem Stuhle und betete noch ein zehn Minuten — bald nachher wurde es Zeit mich zu empfehlen, nachdem mir die Dame noch versprochen hatte, mir einige Schulen zu zeigen, unter andern eine Anstalt zur Erziehung von Mädchen, die sie selbst auf ihre Kosten eingerichtet hat. — Ich sah sie nachher noch öfters, und meine Achtung vor ihr und der Klasse von Menschen, der sie angehörte, wuchs jedesmal — daß dabey immer und unter einer so zahlreichen Sekte viel Eitelkeit und viel Spielerey oder Ostentation und mitunter geistlicher Hochmuth mit einlauft, ist natürlich — allein es bleibt nicht weniger wahr, daß diese Menschen, obgleich sie nicht an die Wirksamkeit der guten Werke, sondern nur an die des Glaubens glauben, dennoch unendlich viel Gutes thun, theils durch materielle Hülfsleistungen an Arme, aber besonders durch Erziehung und Unterricht der niedern Volksklassen — wozu sie den Geistlichen, sobald diese nur selbst wollen, mit wahrer Aufopferung die Hand reichen —. Recht erfreulich war es mir das Verhältniß zu sehen, worin einer der tüchtigsten Prediger von Edinburgh mit jener Familie stand, als Rathgeber und Ausführer der Pläne, welche für das Wohl und die Erziehung der Armen beschlossen wurden, wozu diese in Verbindung mit andern Gleichgesinnten die Mittel zusammenbringen. — Dieser Mann war ein gutes Spezimen eines Schottischen Geistlichen, munter und tüchtig ohne weinerliche oder pedantische Frömmeley. — Ein guter Sänger, angenehmer Gesellschafter — auch seine Haushaltung stimmte nicht mit dem Bilde überein, das ich mir von einem puritanischen Geistlichen gemacht hatte — elegante Gemählde, unter andern ein schöner Napoleon. — Daß die Tochter vom Hause gerade Sing- und Musikstunde hatte, trug wohl dazu bey, den Eindruck etwas mondain zu machen — auch merkte ich später wohl, daß er von einer gewissen Parthie von Frommen wirklich für zu weltlich gesinnt gehalten wird — d. h. von den Frommen de l'ancien régime — da die Schotten sich für das erlesene Volk des Herrn, für das fromme religiöse moralische Volk par excellence halten, so will ich hier bey Gelegenheit einige Worte über die Sache sagen, d. h. dir die Ansicht mittheilen, die Sehen und Hören bey mir zurückgelassen hat. — Es ist wahr, die Schotten sind fleißigere Kirchgänger als vielleicht die Neapolitaner und Portugiesen, und halten den Sonntag fast so streng, wie die Juden ihren Sabbath — dieser so wie viele andere alttestamentalische Ausdrücke sind noch sehr gebräuchlich in schottischen devoten Conversationen — und wenn es wirklich dem Seelenheil nachtheilig ist, Sonntags frod und lustig zu seyn (in Ehren oder sonst), so sind die Leute hier von der Seite hinlänglich geborgen; denn etwas tödtlich langweiligeres, wie der schottische Sonntag, gibt es schwerlich. Daß keine laute Fröhlichkeit von Tanzen, Trinken, Singen u. dgl. verlautet, wie unsere deutschen Sonntage sie mit sich bringen, will ich gar nicht bemerken; denn da dergleichen überhaupt dem schottischen Volke fremd ist, so fällt die Sonntagsstille weiter nicht auf — aber damit begnügen sich diese Frommen nicht. In derselben Reihe, wie bey uns etwa eine Prügeley oder Kegelschieben während der Predigt, steht hier jeder Ton, das Singen oder Pfeifen, oder sonst etwas Aehnliches, jedes Spiel, weß Namens es seyn mag, bis zum Schachspiel herunter, nicht nur während der Predigten, sondern von Mitternacht bis Mitternacht. Ich hatte letzthin das Unglück, auf der Straße etwas vor mich hin zu summen, und wurde plötzlich durch ein kleines Mütterlein gestört, die mich am Rocke festhielt, und mit allem Eifer einer skandalisirten Devoten sagte, ob ich nicht wisse, daß es des Herrn Sabbath sey? ob das eine christliche Aufführung sey u. s. w. — freylich als sie merkte, daß ich ein Fremder wäre, ging sie kopfschüttelnd und seufzend ihren Weg, und meinte noch zuletzt: man sehe wohl, daß außer Schottland die Leute wenig besser als Heiden wären. — Was mich bey den Schotten am meisten wundern konnte, ist, daß auch Geschäfte und Geldzahlungen am Sabbath nicht nur unüblich, sondern ungesetzlich sind, und ungültig vor Gericht — indessen sehen wir Aehnliches bey den Juden, die gewiß den Werth des Geldes und eines Geschäftchens nicht weniger zu schätzen wissen, als die Schotten.

Ich bin übrigens weit entfernt zu behaupten, daß in Schottland mehr religiöse Heucheley und Scheinfrömmigkeit ist, als in andern Ländern, sondern widerspreche blos dem sehr lauten Eigenlobe der Schotten und ihrem geistlichen Hochmuth, der wenigstens sicher in Schottland mehr zu Hause ist, und schroffer und unchristlicher ist, wenigstens abstoßender als anderswo. — Es würde ein sehr falscher Schluß seyn, aus dem Mangel an aller äußerlichen Form und Zierde der presbyterianischen Kirche zu schließen, daß deßhalb die Religiosität der Schotten mehr warmes inneres Gefühl sey als bey andern — gerade diese Formlosigkeit könnte sehr leicht wieder zur bloßen Form werden — und wenn es dann einmal Form seyn soll oder ist, so ist mir eine schöne Bildsäule lieber als ein Gerippe.

Die ſchottiſche Geiſtlichkeit findet eben ſo viel Nahrung für ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth in ihrer Armuth, wie die engliſche Kirche in ihrer fetten, die ſie zu erſticken droht. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortſetzung.)

Nach Madame's gänzlicher Wiederherſtellung kehrte der Hof nach Verſailles zurück; die Königin, welche von nun an die Erziehung ihrer Tochter ſelbſt leiten wollte, ließ ihr eine Wohnung unter der großen Spiegelgallerie, in der Mitte des Schloſſes einrichten; ſie hatte ihren Zugang durch den kleinen Hirſchhof, die Majeſtäten konnten aber zu jeder Tageszeit und ohne Gefolge durch einen kleinen Gang, zu dem ſie allein die Schlüſſel hatten, in dieſelbe gelangen. Der Weg ward dadurch ſehr abgekürzt. Dieſe Art Beſchreibung iſt nothwendig, um eine ſpätere hin folgende Anekdote zu verſtehen; vorläufig will ich nur Einiges von der Erziehung der Madame erzählen.

Der Abbé Davaux unterrichtete Madame im Leſen, Schreiben, in der Religion, der Geſchichte, der Fabel und Erddeſchreibung. Bey dieſer letzten Lehrſtunde war der König am fleißigſten gegenwärtig, ja er ſtand ihr vor. Man konnte keinen erheiternderen Anblick ſehen! um ſeiner Tochter das Lernen einer Wiſſenſchaft, der er in einem großen Umfang kundig war, zu erleichtern, ſchnitt der gute König eigenhändig die Landkarten aus, und lehrte ſie ſeine Schülerin in größern und kleinern Länder- und Staatenabtheilungen wieder zuſammenſetzen. Dieſes Studium, auf ſolche Art in ein Spiel verwandelt, diente zur Kurzweil, und machte Madame Royale zu einer vortrefflichen Geographin. Ludwig der XVI. hat dieſe Unterrichtsmethode, welche in allen Erziehungshäuſern Frankreichs, und vielleicht Europa's eingeführt iſt, *) wirklich erfunden.

Die Königin leitete ihre Seits ihre Tochter mit eben ſo großem Eifer die weiblichen Arbeiten der Nadel; ſie ließ ſie Kinderzeug nähen, welches durch den biedern Verſailler Pfarrer an die Arme vertheilt wurde. Eine ſolche Erziehung mußte eine junge Seele nothwendig zu allen häuslichen und königlichen Tugenden bereiten, und die Dauphine beſtätigt es jetzt als ein glänzendes Beyſpiel.

Als die Königin eines Tages, um eilig zu ihrer Tochter zu gehen, den Schlüſſel zu der Thür des Ganges ſchnell herum drehte, brach er ab; er ſchloß alle Verbindungsthüren, ſo daß ſie ſich, da die auf ihr Appartement führende Thüre auch geſchloſſen war, in dem kleinen Gang, der ſein Licht nur durch ein rundes, in mein Kabinet gehendes Fenſter erhielt, eingeſperrt fand; durch dieſes Fenſter erblickte ſie mich, und rufte mir zu, ihr einen andern Hauptſchlüſſel aus ihren Zimmern zu bringen. Der Weg dahin war ziemlich weit, und, eben um ihn zu vermeiden, hatte man dieſen Gang angelegt. Ich beeilte mich ſo ſehr, ihren Befehl nachzukommen, daß ſie bey meiner Ankunft erſchrak. Da der abgebrochene Schlüſſel die Thüre zu öffnen verhinderte, konnte Ihre Majeſtät nicht von dieſer Seite zu Madame gelangen, ſie kehrte alſo — wobey ich die Ehre hatte ſie auf meinen Arm geſtützt zu geleiten — in ihr Zimmer zurück. Als ſie ihr Kabinet erreicht hatte, ſagte ſie: „Sie glauben vielleicht, Hanet, daß Ihre viermonatliche Abweſenheit, welche der Tod Ihrer Frau veranlaßte*), Sie des Geſchenks, welches dem Hofſtaat meiner Tochter wegen des Aufenthalts auf der Muette beſtimmt war, berauben würde?" Bey dieſen Worten zog ſie ein, mir beſtimmtes Papier aus ihrem Arbeitsſack, als eben der König eintrat; ſie erzählte ihm nun den Vorgang mit dem zerbrochenen Hauptſchlüſſel und hob die Schnelligkeit, mit der ich ſie befreyt hatte, heraus. „Das wundert mich nicht, ſagte der König, er iſt der größte Läufer in Verſailles, und wenn er auf der Jagd ſeyn kann, iſt er gewiß der erſte, wo der Hirſch den Fang erhält." Die Königin gab ihm nun das Papier, der König las es auf den Kamin geſtützt, ſchrieb etwas darauf und ſagte laut: „Und ein Jahr Vorſchuß. Man muß ihm ja ſeinen Weg bezahlen." — und damit reichte er mir das Papier, welches eine Anweiſung von monatlich ſechszig Livres auf die Kaſſe der königlichen Kinder enthielt.

Nach einer kleinen Weile ſagte Ludwig XVI., der immer mit Schloſſerwerkzeugen verſehen war: „Kommen Sie jetzt, gnädige Frau, wir wollen doch ſuchen, das Uebel, was der Hauptſchlüſſel angeſtiftet hat, zu heben. Hanet, nehmen Sie eine Kerze und leuchten Sie uns." Das Schloß war bald abgenommen, und die Königin ging zu ihrer Tochter. Der König wollte aber den Schaden wieder gut machen, und da ich ihm dabey leuchtete, war ich Zeuge eines höchſt komiſchen Auftritts. Der König hatte das Schloß wieder angelegt; um den Schlüſſel zu verſuchen, war er in den jenſeitigen Theil des Corridors gegangen, den meine Kerze nicht erhellte, und befand

*) Das hoffen wir nicht! ſolche verſchnipfelte Landkarten gehörten eine Zeitlang mit zu den Weihnachtsgeſchenken der lieben Kleinen, und mögen hie und da, wo die Erziehung den ſeichten Zuſchnitt hatte, zum Unterricht gebraucht worden ſeyn, aber in Deutſchland herrſcht in den Erziehungsanſtalten doch ein zu ernſter Geiſt, um den verderblichen Irrthum: den Unterricht zum Spiel zu machen, aufzunehmen.

*) Herr Hanet hat ſeiner Heirath und ſeiner Wittwerſchaft nirgends mit einem Wort erwähnt. Das beweiſt, wie dieſer treue Diener vor den Augen des Publikums in dem Eifer ſeines Dienſtes als Menſch ganz untergegangen war.

Digitized by Google

sich also im Finsteen. Der Kammerbediente Delmas, der eben einen Schlossee, der in dee Madame Zimmern etwas aebeiten sollte, erwaetet, erblickt nun einen Mann, der, den Rücken gegen ihn gewendet, an dem Thürschloß aebeitet, hält thn füe den Schlossee, kommt herbey nnd klopft thm derb auf die Schulter, wobey er ruft: „Ey Papa, sie lassen lange auf sich warten." — Der König macht die Thür auf, Delmas erkennt seinen Heren und scheept vor Scheecken so laut, daß die Königin aus den Zimmeen dee Madame royale herbey kommt, wo sie Delmas vor Entsetzen ganz starr, und den König, sich mit lautem Gelächter die Schulter reibend, erblickt. Dieser gute Fürst konnte mit vollem Recht, wie der Marschall von Sachsen sagen: „und wenn es Georg gewesen wäre, solltest du doch nicht so deeb zuschlagen." Allein die Majestäten, die von Delmas Bestüezung sehr gerührt waeen, trösteten ihn auf das Gütigste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod, ein Beweis für's Leben.

Kaum hab' ich leben gelernt, so entrnft dee Tod mich dem Leben:
Daß du zum Leben mich schufst, Schöpfer! bewährt mir der Tod.

Der Erlöser vom Tod.

Daß ich in Einem fort sterbe, dieß fühl' ich, ein Sklave des Todes —
Wer eelöset einmal mich von dem Tode? „Der Tod!"

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. August.

Unter den mancherley gemeinnützigen Vereinen und Gesellschaften der Schweizerkantone zeichnet sich ein, im Kanton St. Gallen vor zwey Jahren erst gestifteter, bemerkenswerth aus. Er scheint sich zum Hauptzweck zu machen, den bereits sehr spürbaren Nachtheilen entgegen zu wirken, welche die, seit der Verfassungsänderung von 1814 in diesem Kanton eingetretene Sonderung und Trennung beyder Religionsbekenntnisse für alles was Unterricht, Erziehung und Volksbildung angeht, bereits hervorgeführt und offenbar gemacht hat. Wirklich sind die vorzüglichsten und erleuchtesten Männer beyder Confessionen, Staatsmänner und Geistliche, Beamte und Privaten, alle, welche vermöge der neuen Institutionen sich getrennt fanden, in dem freywilligen Vereine beysammen, und bestrebt, was die Formen entfernt und auseinander gehoben hatten, durch den Geist wieder zu vereinbaren. So eben ist die zweyte Jahreskunde über die Verhandlungen des Vereins zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen im Jahr 1824, erschienen, und wir wollen derselben, als Belege zum vorgesagten, einige Stellen der darin abgedruckten Rede des Vorstandes, des Landammanns Müller Friedberg, entheben. „Für unser Land insbesonderr (sagt der Redner) ist ein Verein von Männern wohlthätig, die im Geselligen nur die Menschen, im Bürgerlichen nur die Brüder sehen, ohne Rücksicht, ob sie in Städten wohnen, in Thalgründen oder auf Bergen, ob sie an der Linth siedeln oder am Rhein, und nach welchen Formen sie Gott verehren, der nicht auf Formen und Lippen sieht — ein Verein, dee sich eignet jene Gesinnungen und Gefühle aufzufrischen, um deren willen der Kanton St. Gallen in seiner ersten und schönsten Periode von allen hochgeschätzt und glücklich gepriesen worden. Der Culminationspunkt alles Schweizergelückes ist Freyheit, gesetzliche Freyheit. Dieses Gefühl hat sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf uns vererbt, und die Zeiten haben seine Wahrheit erwiesen. Abtrünnige zu demselben zurückgebracht, Lane erwärmt, Patrioten begeistert. Das Volk muß aber erlernen, der Freyheit werth zu seyn, mäßig, um sie ertragen, kräftig, um sie festzuhalten, und verständig, um auch die Schranken zu ehren, die selbst Theil dee Freyheit sind; die wahre, die Himmelsgabe, wohl zu unterscheiden von der Blendung, die den Völkern zum Fluche wird. Allein die Freyheit ist auf Tugend und Wohlstand begründet. Völker ohne Tugend vermögen nie sich zu erheben; elende Völkee kennen kein Vaterland; es hat den mächtigsten Reiz nicht für sie und sie sind ohne Antrieb und ohne Kraft für dasselbe. Die unerläßliche Bedingung füe Tugend und Wohlstand ist aber Volksbildung. Die wahre, von Künsteley und Zierereу abgezogene, muß aus dem Innern des Menschen hervorgehen, die Natur intellectueller Wesen fordert Kultur; demnach ist sie für alle gleich nothwendig, doch nach ungleichen Stufen; was dem Einen als Ausbildung genügt, dient dem andern zur Verbildung. Dieses einfache, im Organismus der Menschheit liegende, muß im Haus und in der Schule gleich wahrgenommen und darf von jenen nicht übersehen werden, denen Volksbildung Beruf oder Herzensangelegenheit ist. — „Die Rede entwickelt nun das dreyfache Bedürfniß — des Menschlichseyns, des geistigen und bürgerlichen Lebens, und des Erwerbsvermögens, als die drey Hauptverhältnisse der Erziehung und Volksbildung, und sie schließt mit den Worten: „Für Ihre Bestrebungen, meine Herren! öffnen sich nun zwey Pfade; entweder erleuchten und unterstützen sie jene, welche berufen sind, wahre Volksbildung zu fördern, damit sie auf keine Abwege gerathen, welches durch Vereinbarung ihree Ansichten und Urtheile und selbst duech die Abweichungen derselben geleistet werden mag; — oder die aus Ihnen, welche sich dazu geschickt und berufen fühlen, verfassen praktische kleine Schriften, die sogleich für die Zwecke der Volksbildung, sey es in den Schulen oder am häuslichen Heerde, benutzt werden können. Das Speciellere dieser Zwecke werden sie ohne Zweifel am besten selbst durch Lösung der Aufgaben bezeichnen, die sich unser Verein vorerst vorgesetzt hat. *) und die ich als Anhänger des progressiven Perfectibilitätssystemes nicht sodald für erschöpft halten werde. Die Schule kann nur gewinnen, wenn die Aufmerksamkeit der durch ihren trocknen Gang zerstreuten Schüler abwechselnd auf lebendigere Gegenstände gelenkt wird, die ihnen, als Menschen, Bürger und Hausväter, einst wichtig seyn werden. Im Kanton St. Gallen hat sich im vierten Theil eines Jahrhunderts, unter Kämpfen und störenden Ereignissen, des Guten schon viel verwirklicht. Eine neue Schöpfung im Erziehungswesen und lichtere Ansichten des Volkes selbst berechtigen zu höhern Hoffnungen. Zweifeln wir also nicht mehr an dem Erfolge verständiger, aber warmer Bestrebungen."

*) Die Gesellschaftsaufgabe für 1825 ist diese: „Durch welche „Mittel kann allgemeine Volksbildung gefördert und nach Verschiedenheit der Stände festgesetzt werden?"

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. September 1825.

Man findet in der Welt manchen Dienstergebenen, geschmeidigen Buben, der, in seine folgsame Sklaverey verliebt, seine Zeit aushält, gleich dem Esel seines Herrn.

Shakspeare.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Die Geburt Louis Charles, Grafen von der Normandie, welche 1785 den 27sten März stattfand, verschaffte mir die Freude, meines Bruders Loos gesichert zu sehen. Ihres gütigen Versprechens eingedenk, ward er von der Königin zu des neugebornen Prinzen Kammerdiener ernannt; bald nachher erfuhr ich aber zu meinem eignen Besten bey zwey Veranlassungen die Huld dieser vortrefflichen Fürstin. Den ersten Mai wird alle Jahre in Versailles ein Jahrmarkt eröffnet; die Kaufleute stellten ihre kostbarsten schönsten Waaren aus, und der ganze Hof machte, um den Handel und die Betriebsamkeit zu befördern, seine Einkäufe. Ich kurzweilte mich an dem ersten Tage des Marktes in der Frühe die Waaren nach und nach ausstellen zu sehen. Unter andern erblickte ich auch eine große ganz besonders prächtige Puppe, mit einem Räderwerk, um sie Bewegungen machen zu lassen. Ich dachte sogleich, daß sie unsrer Prinzessin Vergnügen machen würde, fragte deßhalb nach dem Preis, gab dem Kaufmann einen Wink, und empfahl ihm, sie, bis ich zurückkäme, nicht zu verkaufen. Sobald ich in das Schloß zurückkam, theilte ich einer der Untergouvernanten und der ersten Kammerfrau meine Entdeckung mit, und bat sie, die Puppe selbst zu betrachten. Sie liefen mit der Prinzessin dahin, fanden sie aber so theuer, daß sie, wie sehr das erhabne Kind sie auch zu besitzen wünschte, sie zu kaufen sich nicht getrauten. Als sie zurückkamen, befand sich die Königin in dem Zimmer ihrer Tochter, sieht diese in Thränen, und fragte, warum sie weine? „Ach Mama, erwiederte die Prinzessin, wir haben eine prächtige Puppe gesehen, die Hanet auf dem Markte entdeckt hat, und diese Damen wollen sie mir durchaus nicht kaufen.“ — „Nun gewiß, antwortete die Königin, wenn Hanet dabey gewesen wäre, hätte er sie dir gebracht.“ Man begreift wohl, daß es nichts weiter für mich bedurfte, wie ein Blitz fliege ich fort, bemächtige mich der Puppe und trage sie triumphirend zu der Prinzessin, der ich sie unter dem pompösen Titel der Frau Gräfin von Miranda anmelden lasse. Das Erstaunen und die Freude meiner jungen Herrschaft war so groß, daß sie sich gar nicht auszusprechen vermochte. Die Königin, immer geneigt, den Eifer ihrer Diener zu belohnen, fragte gar nicht, wie viel das Spielwerk kostete, sondern bezahlte es wie eine Fürstin, und der Kaufmann dankte mir tausendfältig für den vortheilhaften Handel, zu dem ich ihm verholfen hatte.

Als 1785 der Hof im Oktober wie gewöhnlich nach Fontainebleau ging, hatte ich eine sehr drollige Begebenheit, bey der es von meiner Seite nicht ohne Besorgnisse ablief. Die Königin wollte eines Tages mit Madame der Jagd beywohnen; nachdem ich diese neben ihre Frau Mutter in den Wagen gesezt hatte, war ich frey, und lief, meiner Gewohnheit nach, der Jagd zu Fuße nach, und das — wie ich nicht läugnen mag, mit dem Eifer eines

Digitized by Google

flüchtigen Renners. Ich hatte dieſen Tag drey Hirſchen den Fang geben ſehen; todtmüde, von Hunger und Durſt ganz erſchöpft, erquickte ich mich erſt bey dem Speiſekoede, ſezte mich dann in den Schatten eines großen Baumes und ſchlief feſt ein. Ich wußte nicht, wie lange ich geſchlafen hatte, als mich eine Stimme, die mitten aus dem Baum zu kommen ſchien, mit den Worten aufweckte: „Hanet wird heute Abend ſeinen Dienſt verſäumen.“ Ich ſah mich überall um, ſuchte, fand niemand, glaubte geträumt zu haben, und rief: „Ich wette fünfzig Louisdor, daß dieſes nicht geſchieht.“ Allein hier war keine Zeit zu verlieren, ich machte mich wieder auf den Weg, und obſchon ich drey gute Stunden Wegs zu laufen hatte, kam ich doch ſo ſchnell in's Schloß zurück, daß ich bey der Rückkehr der Königin und der Prinzeſſin an meinem Platz ſtand. Ich nahte mich, dieſe aus dem Wagen zu heben, als die Königin bey meinem Anblick einen Schrey des Erſtaunens ausſtieß und ſich nicht enthalten konnte, zu mir zu ſagen: „Hanet, haben Sie denn engliſche Pferde zu Ihrem Dienſt?“ — „Ja, dieſe hier, gnädigſte Frau,“ antwortete ich, und zeigte auf meine Beine; und ich hörte, wie die Königin zu einer Dame, die neben ihr ſaß, ſagte: „Wirklich, das iſt unbegreiflich!“

Mein Laufen und meine Ermüdung hinderten mich nicht, dieſelbe Nacht auf einen Ball zu gehen. Nachdem ich den folgenden Abend Madame zur Königin geführt hatte, ging ich, ihre Rückkehr abzuwarten, in ihr Zimmer zurück. In einen guten Armſeſſel ausgeſtreckt, überfiel mich hier ein eben ſo feſter Schlaf als den Tag vorher unter dem Walddaum. Man denke ſich meinen Schrecken, wie Delmas mich aufweckte und mir ſagte, die Prinzeſſin ſey zurückgekommen, und König und Königin mehrere Male hin- und hergegangen, ohne daß ich ihnen, wie es meine Obliegenheit war, die Flügelthüren geöffnet hätte. Ich war ganz in Verzweiflung über die Folgen, welche meine Nachläſſigkeit mir drohte. Im ſelben Augenblick forderte man das Souper der Prinzeſſin; wir truzen den Tiſch hinein, und Frau von Malau war die Erſte, mir zu ſagen, daß die Majeſtäten über meinen feſten Schlaf, der mich verhindert hätte, das wiederholte Geräuſch ihres Hin- und Hergehens zu hören, gelacht hätten. Da mich dieſe Nachricht der Güte meiner Herrſchaft gewiß machte, begab ich mich mit erleichtertem Herzen zu Bett. Indem ich mein Kleid auf einen Stuhl warf, nahm ich wahr, daß etwas Schweres die Taſche herabzog; ich unterſuchte ſie, und fand zu meinem unausſprechlichen Erſtaunen eine Rolle von fünfzig Louisd'or. — Wer war denn die unſichtbare Dryade, oder die wohlthätige Fee, welche meine Wette am Fuße des Walddaums gehört hatt, ſie eingegangen war, und jezt ſie großmüthig bezahlte? (Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortſetzung.)

Es iſt nicht zu läugnen, daß das Anſehen und der geiſtige Einfluß der peesbyterianiſchen Geiſtlichkeit auf das Volk unendlich viel größer iſt, als der der engliſchen — vielleicht größer, wie der der Geiſtlichkeit in katholiſchen Ländern unter gewöhnlichen Umſtänden — die Geſchichte der Reſoemation in Schottland hat das hinlänglich gezeigt, und gewiß iſt es eine merkwürdige Erſcheinung, daß gerade in einem Lande, wo die Geiſtlichkeit einen ſo großen Theil an der politiſchen und religiöſen Revolution hatte, die den Sturz des Katholicismus herbeyführte, ſie bey der Theilung der Beute ſo ganz leer ausgegangen iſt — ich weiß zwar wohl, daß es in Norddeutſchland genug arme Pfarrer gibt, allein erſtlich doch verhältnißmäßig nicht ſo viele arme als in Schottland, und dann hat Knor und ſeine Mitarbeiter und Nachfolger am Weinberg doch einen ganz andeen, viel unmittelbarer in die politiſchen Begebenheiten eingreifenden, Einfluß geübt als Luther u. ſ. w., und doch nannte der Regent Mureay und die übrigen Anführer die wiederholten Vorſtellungen der Reſormatoren der Geiſtlichkeit, aus den Gütern der katholiſchen Kirche eine beſtimmte und nothdürftige Dotation auszuſetzen, ſehr ſpaßhaft eine devout imagination, ein frommes Hirngeſpinnſt — was ſeeplich dem religiöſen und Reſoemationseifer dieſer Herren einen ſehr weltlichen Teint gibt. — Außer dieſem wirklich rühmlichen ſcheint jene Zeit noch manche mehr oder weniger löbliche Züge ſowohl in der Geiſtlichkeit als in dem religiöſen Charakter des Volkes zurückgelaſſen zu haben — der finſtere Fanatismus, die Entſagung aller Blumen und Farben des Lebens und die ſtarre Todes- und Lebensverachtung der ältern Reſoematoren, die bis zur Zeit der Verfolgung der Covenanters als Hauptzug in dem ſchottiſchen Charakter erſcheinen*), hatte

*) Bey dieſer Gelegenheit kann ich meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß, während alle, auch die mittelmäßigſten Arbeiten des Verfaſſers des Waverley überſezt und bewundert worden, der intereſſanteſte hiſtoriſche Roman, den ich kenne, ganz unbeachtet geblieben iſt. Ringan Gilhaisie or the Covenanters iſt die Geſchichte einer wohlhabenden Bauernfamilie von dem Anfang der Reformation in Schottland bis zu der Schlacht von Gillikrankie bis zu dem Tod des Bloody Clavers. Sie behandelt alſo gewiſſermaßen dieſelben Epochen, die der great unburden (dieß secrato à voces) in ſeinem Monastery, Abbot und Old mortality verewigt — ich geſtehe aber, daß dieß Covenanters die beyden erſten unendlich übertrifft, und den lezten in beſſen beſten Stellen wenigſtens gleich iſt. — Ich kenne kein Werk, das bey allen Merkmalen einer treuen hiſtoriſchen Sitten- und Thatſachenſchilderung ſo viele und ſo tief ergreifende Scenen und Gemälde enthielte — die unendlichen Leiden, die hier um des Glaubens willen ein ſchlichter frommer Bauer erträgt, die ihn endlich zu einer wirklich heldenmäßigen ſchroffen Größe erheben, oder zuweilen dem Wahnſinn nahe bringen, ohne dabey je aus dem Charakter eines tüchtigen ſchlichten Bauersmanns zu fallen. (der indeſſen durch viel Bibelleſen und Unterhaltung edlere Spra-

in der Zeit der Gefahr, des Kampfes um eine vielleicht eingebildete Gewissensfreyheit etwas Großes, Erhebendes; allein ist es zu verwundern, daß dieß nun nach langem ruhigen Besitz dessen, wofür damals gestritten und gedultet wurde, gar leicht in engherzige, kalte Intoleranz, in kleinliches feömmelndes Formenwesen oder in hochmüthige Heucheley ausarte — und wenn diese Ausartungen ursprünglich lobenswerther Tendenzen in Schottland auch vielleicht nicht viel häufiger sind, wie anderswo, so sind sie sicher abschreckender in ihrer Nacktheit, als wo sie z. B. von dem Glanz des Katholizismus verdeckt werden — doch muß ich gestehen, daß mir im schlimmsten Fall ein magerer, finsterer, blasser schottischer Pfaffer, der in seinem abgetragenen schwarzen Rock seiner andächtigen Gemeinde die Hölle heiß macht, und die Religion der Liebe wieder in die Religion des Gesetzes und des Schreckens verkehrt, lieber ist, als ein englischer Hochwürdiger, der glänzend von Fett und glühend von Wein mit den übrigen sporting gentlemen der Gegend hinter einem Fuchs herspreengt, und halloh und dasjenige seiner Schafe, das vor ihm und dem ganzen wilden Heer das Gatter seines Feldes zu verschließen wagt, reitpeitscht (dieß unglückliche Bildlein habe ich mir nicht selbst ausgedacht, ich kann's leider nicht gleich los werden, da ich kürzlich in den Journalen einige solche Fälle gefunden habe — das gepeitschte Schaf reichte eine Klage ein und hielt um damages an, und die Hochwürdigen (in einem Fall waren es drey oder vier) mußten einige fünfzig Pfund zahlen — von Strafe war freylich nicht die Rede). — Doch das sind odiosa und ich will davon aufhören, bitte auch, dieß blos als Extreme, nicht als Regel zu verstehen. — Daß übrigens religiöse Gegenstände in Schottland mehr wie anderswo zu den gewöhnlichen täglichen Interessen und fast zu den Zeitvertreiben gehören (sit venia verbi), kann man leicht merken in den Gesprächen der Leute, besonders Sonnabend und Montag, wo eines der Hauptgegenstände, die zu haltenden oder gehaltenen Predigten, die neuen Kandidaten oder jüngsten Wunder und Werke der schon berühmten Kirchenlichter, ferner die große Angelegenheit der Sitze in den Kirchen, wo es dann freylich etwas auffallen könnte, wie sehr ängstlich man sich bemüht, in einer fashionabeln Kirche einen genialen Sitz zu bekommen, wie man sich beklagt, wenn einen das Unglück zwischen oder in der Nähe der nicht fashionablen, zum Theil sreylich etwas stinkenden Mitchristen gebracht hat — das alles mag sehr erbaulich seyn, allein es brauchte an solchen Gesprächen nur wenig geändert zu werden, so könnte man glauben, es sey von Theaterangelegenheiten die Rede. — Dieß gilt fast in noch höherm Grade von den untern Volksklassen, und ich glaube wohl, daß es hier mehr wirkliches Bedürfniß und Trost ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

che und Gedankengang hat), sind mir unendlich viel rührender, wie die so oft eingebildeten Nöthen der glänzenden Romanenhelden, die uns auch der Verfasser des Waverley vorführt. Das heart of midlothian ist das einzige seiner Werke, wo einige Scenen an großem einfachen, aber herzzerreißenden Schmerz sich einigermaßen mit diesem Ringen Gilhaizie verglichen lassen. — Wenn man den Verfasser dieses Romans als einen Nachfolger Scott's kurzweg abfertigen will, wie ich letzthin in meiner Anzeige sah, so muß man ihm wohl kaum anders als aus einer schlechten englischen Kritik kennen.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 9. August.

Kürzlich kehrten drey talentvolle junge russische Künstler aus dem Auslande, wo sie auf Kosten unsrer Regierung sich ausbildeten, hieher zurück: der Architekt Glinka, der Bildhauer Krylow und der Geschichtsmaler Safonow. Ersterer ist wegen seiner mitgebrachten vortrefflichen Gemälde und Pläne der vorzüglichsten Gebäude des klassischen Italiens, (worunter auch die Mausoleen Hadrians und Augusts sind), auf Allerhöchsten Befehl mit einem Jahrgehalt von 3000 Rubeln im Kabinett des Kaisers angestellt. In seinen Planen sieht man die berühmtesten Gebäude des Alterthums ganz in den Ruinen aufgestellt, wie sie ursprünglich existirt haben müssen. Der Bildhauer Krylow hat auf Befehl des Großfürsten Michael eine Kolossal-Statue Hektors verfertigt, dessen in Alabaster kopirte Büste schon voriges Jahr aus Rom hieher gebracht und in unsrer Akademie der Künste aufgestellt ward. Derselbe war während seines Aufenthalts im Auslande, nächst andern vorzüglichen Arbeiten auch mit Verfertigung mehrerer Grabmäler beschäftigt, wie für den Feldmarschall Fürsten Kutusow, den Fürsten Bagration, den Grafen Kutaissow ꝛc. Sein größtes Kunstwerk in dieser Hinsicht ist aber das prachtvolle Mausoleum Dmitry Donskoys, geschichtlich berühmt, als der Besieger des Tartaren-Chans Mamajew und als der Befreyer seines Vaterlandes vom drückenden Joche dieser Barbaren. Gleich nach seiner Rückkehr aus Paris hielt der junge Krylow bey einer öffentlichen Versammlung der Akademie der Künste eine Rede, in der er, wegen der auf seine Bildung verwandten Kosten, enthusiastisch die Gefühle der Dankbarkeit für den Monarchen und das Vaterland aussprach. Er verlas dabey eine Abhandlung, die eine kritische Untersuchung über die im Geschmack der bildenden Künste eingetretenen Veränderungen, und über den die heutigen gleichzeitigen Künstler belebenden Geist, zum Gegenstande hatte. Hier in Petersburg erst eine kurze Zeit angekommen, hat er schon mehrere Beweise seiner großen und talentvollen Thätigkeit abgelegt. So hat er mehrere Basreliefs für den neuen Pallast des Großfürsten Michael, auch eine Kolossal-Büste in Bronze mit vielen analogen Verzierungen für das Monument vollendet, das die Erben des verstorbenen reichen Kaufmanns Sobatin ihrem Erblasser auf der Fabrik zu Newänsk, in der Umgegend der Residenz errichten; auch für das unserm Patrioten Demidow in Jaroslaw ganz neuerlich errichtete Monument ist Krylow thätig gewesen. In diesem Augenblick arbeitet er an einer Büste des Kaisers, von der schon mehrere reiche Particuliers Kopieen in Marmor bey ihm bestellt haben. Der Geschichtsmaler Safonow hat dem Staatssekretär Kikin zur Ueberreichung an den Kaiser eine prachtvolle Gallerie seiner Arbeiten zugestellt, die die Großthaten Dmitry Donskoys gegen die Tar-

tarischen Randverden schildern; unter andern fesselt Eines die Aufmerksamkeit aller Patrioten, die Wiedererkennung Donskoys von seinen Kriegern nach dem blutigen Gemetzel gegen den Tartaren-Chan Mamay. Der strenge Kritiker möchte hier freylich manches der Rüge werth anzugreifen finden, doch verdient die Komposition, das lebhafte Kolorit, und die historische Genauigkeit des Gegenstandes gerechtes Lob. Er erhielt als Gratifikation vom Kaiser 3000 Rubel. Noch in Rom malte er mehrere vaterländische Geschichtstücke, unter denen eines der vorzüglichsten Marfa, die Befreyerin Nowgorods ist, deren Heldenleben unser Reichshistoriograph Karamsin in seinen Werken so anziehend schön beschrieben hat. Für die Gesellschaft zur Aufmunterung junger Künstler zeichnet er jezt ein Sujet aus einer der trübsten Epochen der russischen Geschichte, aus der Tartaren-Epoche, die Scene, wo der wilde Chan Mamay dem Großfürsten Michael von Tschernigow befiehlt, die Kniee vor seinen Götzen zu beugen. Michael reißt sich den Fürstenmantel ab, und bey den Worten: „Um die Himmelskrone entsage ich der weltlichen," fällt sein Haupt unter dem Beile der Henker. — Diese sogenannte patriotische Gesellschaft hat nur den Zweck, dürftige vaterländische Künstler in ihren Talenten überall aufzumuntern, wo sich ihnen die Gelegenheit dazu darbietet. Sie gibt jezt die wichtigsten und anziehendsten vaterländischen Begebenheiten der neuern Zeit in Abbildungen heraus. Erschienen sind schon aus den lezten russischen Türkenkriegen eine Darstellung der Erstürmung Ismaels und die Verbrennung der türkischen Flotte am heiligen Berge, durch den Admiral Senäwin. Die Gesellschaft fordert öffentlich alle Patrioten auf, denen ihre Bemühungen, die schönen Künste im Vaterlande möglichst zu befördern, am Herzen liegen, ihr die Gemälde (im Fall sie solche besäßen) aller wichtigen Begebenheiten aus den Kriegs- oder Friedenszeiten zuzustellen, sie könnten gewiß, nach genommener Copie, auf deren dankvollste Restitution rechnen. Die Gesellschaft hat auch für die Bildung ihrer eignen Zöglinge, für dürftige junge Künstler, die deren zur Vervollkommnung ihres Talents sehr bedürfen, eine naturgeschichtliche Klasse in ihrem Lokal, unter der Anleitung eines unsrer talentvollsten Maler, Hrn. Warnits, begründet. Der geschickte Maler Kiprensky hat ein sehr gut executirtes Porträt unsers Ministers des öffentlichen Unterrichts, Hrn. Admirals Schischkow, geliefert, das in Rücksicht der frappanten Aehnlichkeit, des Kolorits und der gehörigen Schattirung alle Forderungen der Kunst befriedigt. Der Professor der Geschichtmalerey, Jegorow, hat für die Invalidenkirche der Alexandrow'schen Manufaktur zwey große Heiligenbilder verfertigt: das eine stellt den Großfürsten Alexander Newsky betend, das andere den morgenländischen Kaiser Constantin in dem Moment vor, als ihm am Himmel ein Kreuz mit den Worten erschien: mit diesem wirst du siegen. Beyde, vorzüglich das lezztere, sind dem Verfasser in der Zeichnung und Ausführung des Gegenstandes über alle Erwartung gut gelungen. Nach ihrer Vollendung wurden sie der Kaiserin Mutter präsentirt, die nicht ermangelte, Herrn Jegorow dafür des schmeichelhaftesten Lobes zu würdigen. Bekanntlich vollendete Herr Worobjew, gegenwärtig Professor der Perspektive an unsrer Akademie der Künste, vor drey Jahren glücklich eine Reise nach dem Oriente. Er besuchte Jerusalem, das heilige Grab, durchwanderte ganz Palästina und andre geschichtlich-merkwürdige Gegenden, nahm von den interessantesten Oertern und Gegenden Zeichnungen nach der Natur ab, und kehrte im J. 1822 mit einem reichhaltig gefüllten Portefeuille hieher zurück, das selbst der Kaiser in einer, damals zu Zarskoe-Selo ihm besonders gewährten Audienz mit dem theilnehmendsten Interesse in Augenschein nahm. Jezt ist er ununterbrochen beschäftigt, diese damals nach der Natur kopirten Zeichnungen zu ordnen, und in Gemälden und Tableaus darzustellen. In diesen Tagen vollendet er ein Gemälde, die innere Ansicht der St. Helenenskirche in Jerusalem vorstellend, ein andres, die Stadt und Umgegend von Smyrna, für den General-Adjutanten Benkendorf bestimmt. Der Akademiker Venezianow lieferte ein niedliches Porträt des Generals Poltaratzky, es stellt ihn in seinem Garten, mit Anordnungen zur Pflanzung einer Ceder beschäftigt, dar, die darin das Andenken einer wichtigen Familienbegebenheit erhalten soll. Der hier sehr bekannte Graveur Kowschenkow verfertigte aus einer Kupferplatte eine kleine Büste Sr. Kaiserlichen Majestät, und vergoldete sie so rein und schön, daß sie den französischen Arbeiten dieser Gattung an Güte in nichts nachsteht. Unser berühmter Künstler, Graf Tolstoy, beschäftigt sich jezt mit Herausgabe von Basreliefs, die denkwürdige vaterländische Thaten aus den Kriegen von 1812, 13, 14 und 15 darstellen. Seine neueste Medaille aus diesen Feldzügen stellt das Treffen bey Kulm dar; der Hofmaler des Kaisers, Kael Kügelchen, gibt Ansichten über die schönsten Gegenden der Krimm, des Kaukasus, und der zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer gelegnen russischen Provinzen heraus, die er bey seinen Reisen durch dieselben nach der Natur aufnahm. Sie erscheinen heftweise auf Subscription, mit besondern erläuternden Texte; für ähnliche Zwecke unternimmt Kügelchen auf Kosten der Regierung noch im Laufe dieses Sommers Reisen durch andre Russische Südprovinzen, durch Georgien, Imirette, Daghestan, die er bis Armenien und die Persischen Grenzprovinzen ausdehnen will. — Von einem jüngsten Auftrag des Kaisers an unsern in Rom accreditirten Gesandten, Hrn. v. Italinsky, von den sich daselbst aufhaltenden vaterländischen jungen Künstlern jährlich einige zum Kopiren der besten Gemälde aus der römischen Schule zu gebrauchen, unter sie dafür eine jährliche Gratifikation von 3000 Rubeln aus den Summen der Legation zu vertheilen — welcher bereits im vorigen Jahr durch die von Herrn von Italinsky für diese Arbeit zuerst erwählten Russischen Künstler Karl Brülew und Bassin ausgeführt wurde, sprachen ganz neuerlich einige politische Tagesblätter mit ziemlicher Ausführlichkeit. Der stärkste Impuls für's schnelle Aufblühen der schönen Künste bey uns möchte unstreitig nachstehende Allerhöchste, erst in diesen Tagen erlassene Verfügung werden: Es soll in der im Kaiserlichen Winterpalais befindlichen Eremitage eine besondere Kunstgallerie, ausschließlich für die gehaltvollsten Erzeugnisse Russischer Künstler bestimmt, organisirt werden. Es werden also lezztere bemüht seyn, im Verlauf einiger Jahre mit ihren Kunstprodukten neben denen der berühmten Meister des Auslandes würdig glänzen zu können. Für den ersten Beruf sammelt man jezt schon in der Eremitage alle, von einheimischen Künstlern verfertigten Gemälde und Büsten auf, die bis dahin zerstreut in den verschiedenen Kaiserlichen Lustschlössern sich befanden.

B***g.

Druckfehler.

Nro. 209. Seite 834, Spalte 2, Zeile 26 hat der Abschreiber die Bezeichnung des Ortsnamens J. mit Mindelheim verschrieben. Ebendaselbst Seite 836, Spalte 1, Zeile 3 von oben lies: aber sie müßte in der Mündel u. s. w. Ebendaselbst Zeile 14 von unten lies: Bull statt Ball.

Nro. 210. Seite 837, Spalte 2, Zeile 6 von oben lies Mifere statt Miſen. Ebendaselbst Seite 838, Spalte 1, Zeile 2 von unten lies Matte statt Motto. Ebendaselbst, Seite 839, Spalte 2, Zeile 6 von oben lies ihr statt ihre.

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. September 1825.

Laßt uns mit Ruh' und unverbundnen Augen
Nicht Gift, nur Honig aus den Blumen saugen,
Die Gottes großer Garten zeugt.

v. Münchhausen.

Ruf in's Freye.

Ey wohlgemuth,
Du fleißig Blut,
So stetes Sitzen thut nicht gut!
Weg, weg von Haus,
Zum Thor hinaus,
In Berg und Thal und Waldgebraus!

Die Bücher zu!
Laß endlich Ruh'!
Wie magst der todten Blätter du?
Nur Einer schreibt,
Was ewig bleibt,
Wenn Moder Buch und Blatt zerreibt.

Vom Himmel quoll,
Der Gottheit voll,
Die Fülle, die uns gnügen soll;
Und Menschenkunst
Ist eitel Dunst,
Gab nicht Natur zum Werke Gunst.

In Gartens Kühl,
Zu Stromgewühl,
Durch Feldespracht, — da geh', und fühl',
Was die vertrau'n,
Wofern du schau'n
Und ahnen kannst, und dich erbau'n!

Sie bieten's nicht
Jedwedem Wicht,
Und tragen's gleich schon im Gesicht;
Tief ist ihr Geist,
Und prüfend weis't
Er flachen Schein und Räthsel meist.

Liebst aber treu,
Und denkest frey,
Und fragst, und forschest immer neu:
So wird dir klar
Und offenbar,
Was dunkel und verschlossen war.

Eins nenn' ich schon
Voraus zum Lohn,
Natur enthüllt's nicht jedem Sohn:
Zum Menschen strebt,
Was leibt und lebt,
In Alles ist ein Mensch verwebt.

Joh. Rud. Wyß.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Sicher wird die Bibel in Schottland unter allen Klassen mehr gelesen als irgendwo, ob mehr verstanden, will ich dahingestellt seyn lassen — auf jeden Fall ist dieß das einzige öffentliche, ich möchte sagen nationelle Interesse, was den Schotten geblieben ist — und so wie Prediger, und in der neuesten Zeit Novellenschreiber (nach dem Verfasser des Waverley und seiner Manier nennt man diese ganze Schule Scotch novellists), eigentlich die einzigen wirklich

volksthümlichen public characters sind; z. B. gibt es gewiß in keinem Lande ein Beyspiel von einem so allgemein verehrten und so einflußreichen Manne (in diesem Wirkungskreis) wie Dr. Chalmers in Glasgow; ob er, wie man mich hier versichert, der größte Mann unseres Zeitalters ist, will ich nicht entscheiden, aber gewiß scheint er eine, diesem Lande eigene, sehr schöne Stelle fast als geistiges Haupt der Nation einzunehmen, und sein Einfluß ist ein sehr wohlthätiger, indem alle Anstalten zum Unterricht und geistigen und körperlichen Heil des Volkes gewissermaßen mittelbar oder unmittelbar unter seiner Leitung oder Auspizien (?) entstehen und geführet werden. Er ist gewissermaßen (nebst einigen Andern mehr oder weniger) der Schlußring der geheimen Gesellschaft gleichgesinnter Personen, die in Schottland wie in den meisten andern Ländern (erschrecke nur nicht, es kommt nichts Demagogisches) eine Wiedergeburt und Läuterung der christlich religiösen Ansichten, die sie in sich selbst erfahren haben, auch in der Masse des Volks hervorzurufen suchen, und diese als die erste und nothwendigste Tendenz und Bedürfniß der Zeit ansehen. — In Schottland braucht sich diese Sekte wenig oder gar nicht durch eine äußere Form von der herrschenden Kirche zu unterscheiden, da diese schon selbst die einfachen Formen hat, wodurch in andern Ländern, z. B. England, Separatisten aller Art sich von der herrschenden Kirche zu unterscheiden suchen, so daß ein presbyterianischer Geistlicher, indem er sich dieser, durch alle Klassen der Gesellschaft verbreiteten Gesellschaft (ist eigentlich kein guter Ausdruck, da es etwas Geschlossenes andeutet) anreiht, einen schönen und wahrhaft apostolischen Wirkungskreis findet, ohne gegen die Formen seiner Kirche zu verstoßen oder aus ihr herauszutreten (was z. B. in England nicht der Fall ist und wohl manchen wackern Geistlichen in eine falsche Stellung zu seinem Gewissen und seiner Pfründe bringt. Der allgemeinste Name für diese Gesellschaft, wenn sie sich als Sekte zusammenfindet, ist Methodisten, und in Schottland, wie anderswo, verbinden die Weltkinder einen kleinen bösartig-lächerlichen Anstrich mit diesem Wort — allein, wie mir scheint, sehr mit Unrecht — daß Menschlichkeiten und also besonders Eitelkeiten mitunterlaufen, weiß ich recht wohl, allein die Thatsache, die wohl keiner läugnen wird, ist, daß, ich will nicht sagen die ausgezeichnetesten Männer, aber doch der beste Theil der Nation, mehr oder weniger zu dieser Klasse gehören, und daß sie viel, unendlich viel Gutes in jeder Hinsicht thun — das konnten sie freylich ohne eine gewisse Ostentation (nicht in den Wohlthaten selbst, sondern in ihrem ganzen Wesen) hier und da thun — aber wer hebt den ersten Stein auf? Der Einfluß der Geistlichkeit und der Wirkungskreis dieser und aller andern thätigen Menschenfreunde ist in Schottland auch deßhalb um so größer, weil glücklicherweise die Armen nicht durch gesetzliche Abgaben (die für England so verderblichen poorrates) erhalten werden, sondern ganz durch freywillige Beyträge. Dahin gehören unter andern die Kollekten und Eintrittsgelder bey Gelegenheit des Auftretens eines berühmten Predigers, wo oft mehrere Hundert Pfund eingehen. Diese Sucht, einen beliebten Prediger zu hören, z. B. den obengenannten Dr. Chalmers, findet man in dem Grade wohl blos in Schottland; letztlin war bey einer solchen Gelegenheit der Andrang so groß, daß es beynahe zu einem ernstlichen Auftritt gekommen wäre. Die Kirchenthüre und Kirchhofeinfassung wurden niedergerissen u. s. w., und mehrere Personen im Gedränge fast erstickt oder doch sonst verletzt. Solche Scenen fallen bey einem so ruhigen Volk, wie das schottische, um so mehr auf. — Ich will schließlich noch bemerken, daß gewiß diese in Schottland so sichtbare und wohlthätige Tendenz, ein neues Lebensprinzip in der Nation durch religiösen und moralischen Unterricht zu erwecken, oder vielmehr den ältern Formen wieder Geist einzuhauchen, gewiß auf der andern Seite, das beweist, was ich oben als meine Ansicht dargab, daß eine solche Wiedergeburt und Neubelebung sehr Noth thut, und hier um so mehr, weil dieß das einzige öffentliche Interesse des schottischen Volks ist, weil das Nackte des schottischen Gottesdienstes auch fast die Möglichkeit ausschließt, an irgend einer äußern schönen Erscheinung die Idee wieder zu entzünden, wenn sie einmal todt ist. In der That ist der äußere Gottesdienst gar zu kahl und bedeutungslos — vorausgesezt, daß der Mensch nicht äußere Eindrücke braucht und von ihnen abhängt, daß die Masse nicht eine sichtliche Gottheit, oder wenigstens den aufsteigenden Opferrauch sehen will, um zu glauben, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Allein erstlich wozu denn überhaupt einen äußern Gottesdienst, und zweytens ist die Voraussetzung falsch, daß die Reformation im ersten Eifer gegen den Katholicismus und die verfolgten Prediger in der Wüste zu den Zeiten des Covenants die Orgel als eine Erfindung des Satans und Werkzeug des Papstes und des Antichrists aus ihrem Gottesdienst verbannten. Die verfolgten Covenanter, die in beständiger Lebensgefahr im Dunkel der Nacht zwischen Felsen und Sümpfen einem begeisterten Prediger zuhörten, und die Psalmen sangen, die zugleich ihre Schlachtgesänge waren, bedurften wahrlich weiter keines äußern Mittels, um ihre Seele über das Irdische zu erheben. Aber jezt, wo die Leute sich gar bequem in den besten genialsten Gesellschaft hinsetzen, jeden Sonntag zweymal, um einen ehrlichen Mann bey einer entweder sehr polemischen oder sehr trockenen moralischen Rede und Ermahnungen zuzuhören, und halb im Schlaf einen Psalm mitzusingen? — Die Herren mögen es freylich nicht zugeben, aber nach meiner geringen Erfahrung dringt diese Art von Gottesverehrung viel eher einen gedankenlosen, oder, was eben so schlimm ist, gefühllosen Mechanismus

herbey als der katholische Ritus, und noch leichter eine rohe Bigotterie, die kaum den Namen Fanatismus verdient. — Ich weiß nicht, ob du recht einsiehst, wie ich von meiner guten Lady N. so in's Weitläufige gekommen bin, auf jeden Fall will ich wiedrr zu ihr zurückkehren, und thue es gern, denn ich habe wirklich wenige wahrhaft ehrwürdigere Frauen gesehen — ich sah sie noch öfters, und hatte auch durch sie Gelegenheit, einige Erziehungs- und Unterrichtsanstalten kennen zu lernen, wovon ich bey Gelegenheit ein Wort sagen will.

Für dich, als Hausfrau, wird eine Anstalt am interessantesten seyn, die Mylady ganz auf eigene Kostrn errichtet hat, und die durch das sehr geringe Kostgeld der Zöglinge fortbesteht, was theils von ihr srlbst, theils von ihren Bekannten und Freunden bezahlt wird. In dieser Anstalt sollen weibliche Dienstboten erzogen werden; sie werden als Mädchen von sechs bis fünfzehn Jahren aufgenommen, und in allen zu ihrem Stande nöthigen Arbeiten unterrichtet, Kochen, Nähen, Stricken, Waschen, Bügeln, Zimmer ausscheuern, Milchwesen u. s. w., und dann ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen. Die ganze Einrichtung schien mir überaus zweckmäßig, ohne das geringste Flitterwerk oder Scheinwesrn. Ein altes Haus mit einem Stückchen Garten dahinten ist wiedrr zurecht gemacht, bis unters Dach hin geweißt und geputzt und jede Ecke benuzt. Die Kinder sind reinlich gekleidet und sehen gesund und zufrieden aus, und betrugen sich gegen ihre Wohlthäterin mit kindlicher Ehrerbietung, während sie mit mütterlicher Freude nach Allem fragte. Eine Lehrerin und Aufseherin reicht für die zwanzig Kinder hin. Den ganzen Dienst des Hauses versehen die Zöglinge selbst, außerdem nehmen religiöser Unterricht und Religionsübungen freylich einen großen Theil des Tags ein. Theoretisch möchten von vielen modernen Erziehern dagegen allerley hübsche Sachen gesagt werden können, allein in praxi glaube ich, daß diese Art von Erziehung für diesen Stand durchaus die beste sey, vorausgesezt, daß die Lehrer und Vorgesezten selbst wirklich fromm sind, d. h. das, was sie lehren, wirklich glauben, und diese oft wiederkehrenden Ceremonien selbst mit wirklicher Andacht mitmachen, wie dieß hier der Fall ist. Abgesehen von dem Werth der Religion an und für sich, muß man auch nebenbey bedenken, daß religiöse und moralische Gegenstände doch die fast einzigen sind, an denen sich das Denkvermögen dieser Klasse von Menschen ohne Nachtheil für ihre künftigen Verhältnisse entwickeln kann, vorausgesezt, daß es durch einen einsichtigen Lehrer geleitet wird — und wirklich sind dergleichen Gegenstände oft das Thema des sehr eifrigen Gesprächs der Kinder während ihrer Arbeit; und endlich im schlimmsten Fall hält sie schon der körperliche Zwang des Betens, Singens, Gottesdienstes ab, während der Zeit schlimmere dumme Streiche zu machen, da sie doch nicht immer arbeiten können. Sie bekommen aber auch Aufträge von außen, Wäsche zu nähen u. s. w., wofür sie bezahlt werden, und bey ihrem Austritt eine kleine Summe vorfinden. Ihre Arbeiten und Fortschritte in jeder Hinsicht scheinen mir wirklich bewundernswerth, z. B. ein kleines Mädchen von acht Jahren arbeitete an einer Musterstickerey. Einen Tag in der Woche ist es denjenigen, welche Zöglinge in der Anstalt haben, erlaubt, sie zu besuchen; da kamen denn mehrere sehr brillante Equipagen und Damen, um ihre kleinen Schützlinge zu besuchen und auch die Bücher einzusehen, wo tabellarisch das gute Verhalten, Fleiß u. s. w. der Kinder notirt wird. Da in Schottland nicht weniger wie anderswo über die Verderbniß der Dienstboten getlagt wird (woran anderswo sicher nicht die Tugendhaftigkeit der Herrschaften Schuld ist), so ist eine solche Anstalt hier von großem Nutzen, und diese, erst im Entstehen, verspricht das beste Gedeihen. — Die Zöglinge sind bey ihrem Austritte sicher, einen guten Dienst zu bekommen, und wenn sie sich gut betragen, des beständigen Schutzes und der Vorsorge der Lady N. und ihres Kreises von Bekannten und Freunden gewiß. Außerdem werden viele von andern Hausfrauen schon in der Absicht hingeschickt, um sie nach einiger Zeit Unterricht und Aufenthalt als Mägde anzunehmen. — Die Vorsorge der guten Lady geht so weit, daß sie denjenigen, die später etwa, ohne ihre Schuld, sich außer Dienst finden sollten, in ihrem Hause eine Zuflucht sichert, bis eine neue Aussicht sich eröffnet. Auch die feinere Kochkunst lernen die Mädchen in ihrer eigenen Küche, wenn es ihre künftige Lage fordert. Ich weiß wohl, daß es manchem scheinen mag, als hätte ich diese Anstalt zu weitläufig abgehandelt, allein erstlich verlangt das mein Respekt vor allen guten Hausfrauen, denen gewiß solche Details interessanter sind als die schönsten Gegenden, Gemälde und Universitäten oder was sonst, und dann glaub' ich, daß solche Anstalten, nicht sowohl vergrößert als vervielfältigt, einen sehr wichtigen, moralischen Einfluß auf die ganze Bevölkerung haben müssen, indem sie gerade die verderblichste und verdorbenste Klasse der Gesellschaft bessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. August.

Die Hundstage haben die Pariser mit Hitze und Staub fast erstickt, und ihren Hunden eine Verfolgung zugezogen, die sie wie eine Pest hingerafft hat. Der Himmel blieb drey Wochen lang ohne Wölkchen, obschon alle alten lateinischen Gebete pro impetranda pluvia hervorgezogen wurden und man die große Glocke von Notre Dame dazu läuten ließ! Die Seine zog sich fast zu einem Bach zusammen, und alle die Löwen, Delphine u. s. w. an den Springbrunnen saßen mit trocknem Munde da, und hatten kein Tröpfchen Wasser herzugeben. Zum Glücke für die reichen Pariser war von den Ladungen Eis, welche zur Krönungsfeyerlichkeit aus Norwegen und aus den französischen Alpen hervorgeschafft worden waren, noch ein guter Theil übrig, und somit konnten doch wenigstens die Kehlen der Leute vom bon ton gekühlt wer-

den! jedoch nicht ohne Gefahr; denn eine Menge von Personen, welche Gefrornes genossen hatten, wurde krank, und Anfangs fürchtete man sogar, das Eis wäre vergiftet. Die andern Klassen halfen sich in den Schenken aus, so gut sie konnten, in der Erwartung des vortrefflichen Weins, der da kommen soll, und wozu die Sonne die Trauben reif kochte. Aber der Jammer der Hunde war noch weit größer als die Noth der verdurstenden Menschen. Obschon jährlich die Zeitungen von einem Ende Europa's bis zum andern von neu erfundenen Mitteln wider die Hundswuth erschallen, und obschon die Entdeckung der Bläschen unter der Zunge alle Schwierigkeit beseitigt zu haben schien, so ist doch nach wie vor das Anbinden der Hunde und das Ausbrennen der von tollen Hunden verursachten Wunden das einzige und beste, was man dagegen weiß. Sobald also die Hitze so gewaltig zunahm, befahl die Polizey, wie gewöhnlich, die Hunde anzubinden; und da man hier so gut als anderswo die Polizeyverordnungen einige Tage nach ihrer Bekanntmachung wieder vergißt, so wollte die hochlöbliche Polizey dießmal durchgreifen, und wandte sich an die Chiffonniers, mit dem Versprechen von 30 Sous für jeden Hund, den sie auf den Gassen frey umherlaufen sehen, ergreifen und an die Polizey abliefern würden. Die Chiffonniers sind eine Art von Parias in Paris; die verworfensten Verrichtungen sind die ihrigen; mit den andern Volksklassen haben sie wenig Gemeinschaft; die Gewohnheit, beständig im Kehricht herumzuwühlen, um Lumpen, Papierschnitzel und dergleichen herauszusuchen, macht, daß sie den Blick zur Erde richten, und nichts weiter in der Welt sehen, als was ihre kümmerliche Beschäftigung angeht. Sie leben auf die elendeste Art, und gehen ganz zerlumpt; einige schmutzige und enge Gassen, meistens in den Vorstädten, werden von ihnen und den Lumpenhändlern, die sie mit Waaren versorgen, bewohnt. So armselig diese Klasse aber auch ist, so hat sie doch ihre Versammlungsörter und ihre Belustigungen. Ein Offizier der Nationalgarde hat mir erzählt, er sey einmal Patrouille gegangen, und in eine Schenke gerufen worden, wo ein erstaunlicher Lärm gewesen sey. Es wurde da eine Chiffonniers-Hochzeit gehalten, und die Gäste hatten solchen Wohlgefallen an dem Wein gefunden, daß, als die Zeche bezahlt werden sollte, 25 Sous mehr auf der Rechnung standen, als die gesammte ehrbare Gesellschaft bezahlen konnte. Vergebens durchsuchten sie alle Taschen und Winkel ihrer zerlumpten Kleider, es war nicht möglich die 25 Sous aufzutreiben; der Wirth aber wollte die Hochzeitgäste nicht von dannen lassen, als bis der letzte Heller bezahlt seyn würde, daher der fürchterliche Lärm. Die Patrouille der Nationalgarde sah kein anderes Mittel, den Streit zu schlichten, als daß sie die 25 Sous selbst erlegte, und den Hochzeitleuten die Weisung ertheilte, sich ruhig nach Hause und zu Bette zu begeben. Allein nun fand sich eine andere Schwierigkeit. Braut und Bräutigam hatten weder Haus noch Bett; die Heirath war, wie es schien, gefeyert worden, ohne daß man daran gedacht hatte, wo das Beylager sollte gehalten werden, und die wenigen Sous, die allenfalls ein Nachtquartier hätten bezahlen können, waren in der Zeche und der Hochzeitfreude darauf gegangen. Zum Glücke erinnerte sich der Bräutigam, daß er in einer Scheune einen Haufen Lumpen liegen habe, und diese köstliche Erinnerung wurde sogleich von den Brautleuten benutzt. Dergleichen Chiffonniers nun setzte neulich die Polizey zu Exekutoren ihres Willens ein, sie ließen sich, wie leicht zu denken, nicht zweymal bitten, um Geld zu verdienen, und hausirten bald in ganz Paris umher, um Hunde aufzufangen, und sie an einen dazu ersehenen Polizeykommissär abzuliefern, der in der Genegandstraße wohnt, und der mit der Hinrichtung der armen Hunde beauftragt war. Wie das Hinrichten eigentlich vor sich gegangen ist, haben die Zeitungen nicht genau berichtet. Dem Gerüchte nach wurde ihnen ein Strick um den Hals gelegt, und dann fielen sie durch eine Fallthür in ein unterirdisches Gewölbe, und blieben hangen. Mehr als zwanzig arme Sünder sollen da manchmal auf einmal gehangen haben. Bald wurden von allen Seiten Hunde herbeygeführt, und es mußte fast ein Komptoir errichtet werden, um die so thätig beytreibenden Chiffonniers nach der angesetzten Taxe zu belohnen. Die Kerls sollen so gierig gewesen seyn, daß sie sogar Hunde — die am Stricke gehalten wurden, mit Gewalt fortnahmen, und zur Schlachtbank führten, um 30 Sous mehr zu gewinnen. Dieß hatte beynahe einen Aufruhr in Paris verursacht; die Pariser, welche mehrmals ganz ruhig zugesehen haben, wie die Gensd'armen auf die Volksmenge losfuhren, und vor mehreren Jahren den Studenten Lallemand, dann bey der Rückkunft des Herres aus Spanien abermals Jemand haben von den Truppen todt schießen lassen, ohne die geringste Bewegung zu machen, wurden dießmal ganz weich und warm, als es ihre Hunde galt! Einige fielen über die Chiffonniers her, und prügelten sie fast todt, andre liefen spornstreichs zum Schlachtkomptoir, und forderten schreyend ihre Hunde wieder. Es sollen auch manche komische Auftritte vorgefallen seyn. Alte Maequisinnen, denen ihre Schoßhündchen entrissen worden waren, sollen in Ohnmacht gefallen, und die grausamen Chiffonniers, mit Thränen in den Augen, beschworen haben, doch das Leben so guter, so schöner, so wohl erzogener Geschöpfe zu schonen; man hätte aber eher einen Stein erweicht, als das Herz solcher Hundejäger. Der Münzdirektor P****, derselbe Ultramann, der einmal die Ankäufer von Nationalgütern in einer Rede der Deputirtenkammer Diebe und Räuber gescholten hat, nahm sich in einem Schreiben an die Zeitungen der verfolgten Hunde sehr lebhaft an, und beschuldigte die Polizey, daß sie sehr abgeschmackt verführe. Auch hatten die Zeitungen sonst noch manche Bemerkungen über das ungereimte und sonderbare Benehmen der Polizey bey dieser Gelegenheit gemacht, wodurch dann doch so viel bewirkt wurde, daß den Chiffonniers oder Lumpensuchern ihre Vollmacht zur Hundejagd wieder entzogen wurde. Zum Glück sank die Hitze bald auch um einige 15 oder 18 Grad, und somit verschwand die Gefahr der Hundswuth; die Hundegeschichte endigte wie alles in Paris, mit — chansons. Es erschien die Klagschrift eines grausam verfolgten, aber wundersam geretteten Hundes, „von ihm selbst aufgesetzt," und an einen Mitgefährten in der Provinz gerichtet, und sonstige Gedichte über die Hundsnöthen. Wenn Hr. Martin, Mitglied des Englischen Parlaments, sich während dieser Thierverfolgung in Paris aufgehalten hätte, so würde er vielleicht auch dießmal zu Gunsten der Thiere gesprochen haben, wie er unlängst wider Magendie's mit Hunden angestellte Versuche über die Verdauung gethan hat. Freylich hat Magendie einige Hundert Thiere zu seinen Versuchen abgeschlachtet, und seine Beobachtungen sind vielleicht etwas zu grausam gewesen, indessen hatten sie das Wohl der Menschheit zum Zwecke, und diese Betrachtung hätte den übrigens sehr achtungswerthen Hrn. Martin nachsichtiger machen sollen. Vielleicht wird der Hr. Magendie durch die in einem Parlamente wider ihn gethanen Ausfälle etwas barmherziger in seinen Versuchen, und schneidet nicht mehr so oft als zuvor den Hunden den Bauch auf, um zu sehen, wo das Verdauungsgeschäft im Magen vorgeht. In einer Zeit, da die Humanität so nachdrücklich ihre Rechte behauptet, ist es billig, daß die Thiere edenfalls sich der Folgen der mildern Sitten der Völker erfreuen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. September 1825.

Wen nicht zum Guten zieht das Preisen,
Den treibt vom Bösen kein Verweisen.

Logau.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die dienende Klasse, indem sie zwischen den höhern Ständen und den freyen Armen steht, wird nicht nur von der höhern Klasse verdorben und demoralisirt, sondern sie gibt es mit Zinsen sowohl der Klasse wieder, aus der sie entsprungen ist, als der jungen Generation ihrer Herren. Die gute und fromme Erziehung und der Fleiß einer ganzen ehrenvollen Familie hilft zu nichts, wenn ein Bruder oder eine Schwester in Stadt- oder Landdienst ihnen das Beyspiel eines bequemen und lasterhaften Lebens gibt und ihre Schande oder den Preis dafür zur Schau trägt. — Dicht neben der Anstalt der Lady N. ist eine der sogenannten day schools, wo besonders arme Kinder umsonst oder für ein sehr unbedeutendes Lehrgeld im Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Die mehr oder weniger modificirte Methode des wechselseitigen Unterrichts scheint die allgemein eingeführte zu seyn. Solcher Schulen gibt es sehr viele hier, in einigen werden die Kinder den ganzen Tag behalten, in andern nur einige Stunden. Auch gibt es sogenannte Sonday schools, wo solche Kinder, die in der Woche bey ihren Eltern beschäftigt sind, am Sonntag einige Stunden Unterricht erhalten. — Von der Anstalt, die wir eben sahen, kann ich weiter nichts sagen, als daß Alles sehr einfach und reinlich war, und die Kinder, nachdem sie aufgestanden und ein Knirchen gemacht hatten, sich sehr ruhig wieder hinsetzten und weiter lernten, und daß eine sehr hübsche junge Dame den Unterricht leitete, die mit einigen Freundinnen abwechselnd diese freywillige, Mühe übernommen hat. — Wenn viele Damen wüßten, wie hübsch und interessant man sich dabey ausnimmt, würden sie vielleicht ihre Zeit besser anwenden und ihrer Eitelkeit (faute de mieux) eine andere Richtung geben.

Sehr merkwürdig war mir eine andere solche day shool, die ich einige Tage nachher durch eine Empfehlung der Lady N. an den Lehrer zu sehen bekam, und nachher noch einigemal besuchte. Der Lehrer ist ein wohlhabender Advokat, der blos aus eigener Vorliebe und Antrieb das schwere Geschäft übernommen hat, täglich ein Paar Stunden den Unterricht von mehr als dreyhundert wilden, zerlumpten Knaben zu leiten — ein bezahlter Lehrer steht ihm bey — dessen Honorar und die Miethe des Lokals wird aus dem Lehrgeld der Kinder (six pence, monatlich denk' ich) bestritten, eben so die andern Materialien des Unterrichts. Diese Schule liegt in einer der engen schmutzigen Straßen der alten Stadt — die ganze Länge und Breite eines bedeutenden Hauses, unter einem Dache mit alten Balken und Sparrwerk nimmt die Schulstube ein. In diesem Helldunkel nun, in einem Raum diese Hunderte von zerlumpten Kindern mit den verschiedensten Gesichtern, aber alle mit dem Ausdruck der größten Aufmerksamkeit und Eifer, theils längs den Wänden sitzend und schreibend, theils in Kreisen stehend nach den verschiedenen Klassen, alle schreiend und lernend, und der Lehrer sich dazwischen herumarbeitend, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief — es war ein

ganz abenteuerliches Bild, und ich brauchte einige Zeit, ehe ich aus einer Art Betäubung herauskam. Mr. W. schien nach der Freude an seiner Beschäftigung und seinen Jungen keine größere zu kennen, als dasselbe Interesse in andern zu finden oder zu erwecken, und zeigte mir seine Unterrichtsart und die Fortschritte seiner Schüler mit der größten Bereitwilligkeit. Die erste ist eingegangen, die des wechselseitigen Unterrichts, allein ganz ohne die Pedanterie, die ich wohl anderswo in solchen Schulen sah, und außerdem modificiet theils nach des Lehrers eigenen Ansichten, theils nach Pestalozzi oder sonst. Von vielen Dingen gestand Mr. W. selbst, daß die Kinder von selber darauf gekommen seyen. Die Fortschritte der Kinder im Lesen, Schreiben, besonders aber im Rechnen und Geographie, waren durchaus unbegreiflich: die erste Klasse, Kinder von zehn bis dreyzehn Jahren, machten z. B. auf der Schiefertafel eine Addition von neun Zahlen Breite und neun Tiefe, die ich, oder jeder ander Ihnen aufgibt, in einer oder anderthalb Minuten, eine Multiplikation von fünfzehn mit drey Zahlen in eben der Zeit, und zu einer Subtraktion von neun bis zehn Zahlen brauchen sie durchaus nur so viel Zeit als das Aufschreiben der Zahlen nimmt, d. h. so wie sie in rasender Eile die letzte Zahl der Aufgabe niedergeschrieben hatten, rennten sie mit der Tafel auf den Lehrer zu und hatten die Lösung schon darunter; wie sie das machen, weiß Gott, aber statt von der Rechten zur Linken zu subtrahiren, thun sie es von der Linken zur Rechten, wie man die Zahlen der Aufgabe scheidet. Der Lehrer versicherte, die Jungen hätten diese Methode selbst aufgefunden, und er verstehe nicht, nach welchen Regeln sie es machen, aber gesehen hab' ich es oft genug. Wenn die Aufgabe gelöst ist, so sieht er die Tafel des ersten Schülers durch, ist diese richtig, so korrigirt dieser die der andern nach seiner. Im Kopfrechnen (besonders Geldrechnen und Reduziren auf Pences u. s. w.) waren die Kinder eben so weit — und das alles treiben sie mit einer Art Raserey, und vor lauter Eifer im Schweiße ihres Angesichts. Sie lesen Prosa und Verse durchaus richtig und mit Ausdruck, und scheinen auch recht gut zu verstehen, was sie lesen, z. B. ungewöhnliche Ausdrücke (poetische Kunst u. s. w.) erklären sie gleich durch eine Umschreibung oder sonst, wenn man sie fragt. Vielleicht noch merkwürdiger waren die Fortschritte, die sie in der Geographie gemacht, die sie erst seit zwey bis drey Monaten angefangen hatten: auf einer schwarzen Tafel gab ein Junge mit dem Finger die Lage jeder Grafschaft in Schottland und England an, jeder Stadt, jedes Berges oder See's, nannte die Grenzen, Städte, Flüsse u. s. w., den Ursprung der Flüsse, durch welche Grafschaft sie fließen, welche Flüsse und Städte am linken und rechten Ufer in sie einfließen, und liegen, so daß man sah, er habe durchaus eine genaue Karte von Großbritannien vor seinen geistigen Augen. Allein nicht nur von England, sondern von allen Welttheilen, wenigstens in den Hauptsachen im selben Grade; dieser war zwar in der Geographie am weitesten, allein auch die andern beantworteten fast alle Fragen recht wacker. Dieß war mir wirklich unbegreiflich, und schien mehreren meiner Bekannten übertrieben und unglaublich, bis sie sich selbst davon überzeugten. Schläge sind zwar nicht ganz abgeschafft, werden aber fast nie nöthig. Mir scheint der Hauptgrund dieser großen Fortschritte der rasende Ehrgeiz, der jedem der Jungen aus den Augen und Gesicht glühte, und jeden mit dem ersten fortzureißen schien, und vielleicht die für solche Dinge bey den Schotten wirklich schärfere Intelligenz. — Diese Kinder sind durchgehends aus den untersten Klassen, zum Theil fast Bettler — und da ließe sich doch wohl fragen: welchen Einfluß wird dieser Unterricht auf ihr künftiges Leben haben? könnte er nicht eine Waffe werden, die ebensowohl zum Verderben als zum Guten gebraucht werden kann, besonders wenn der Unterricht nicht lange genug fortgesezt werden kann, und nicht mit Erziehung verbunden ist? Ich bin zwar weit entfernt, diesen Einwurf als einen hinlänglichen Grund gegen den Unterricht der unteren Volksklassen anzusehen, gegen welche er, nebst manchen andern, hier sehr oft vorgebracht wird; allein ich glaube doch, daß er des Bedenkens sehr werth ist. Im Ganzen ist vielleicht die Frage: wird das Volk durch diesen Unterricht und erhöhte geistige Bildung wirklich besser, glücklicher? — mit einer andern zu beantworten (nach der beliebten Mode des vorsichtigen Schotten): Ist der Jüngling und Mann wirklich besser und glücklicher als das Kind oder der Knabe, und der Mann als der Jüngling? und sollen wir deßhalb immer Kinder bleiben, oder Knaben oder Jünglinge? oder hängt es etwa von uns ab? — Uebrigens zweifle ich nicht, daß diejenigen, welche so gerne die Völker im Zustand der Kindheit erhalten und zurückführen möchten, die besten, väterlichsten Absichten haben, für sich und ihre Kinder.

Zu den Anstalten für Unterricht, Erziehung oder Pflege verschiedener Volksklassen, doch hier schon mehr für wohlhabendere Leute, gehören verschiedene ältere oder neuere Stiftungen, unter dem Namen hospitals und asylums, wo entweder eine gewisse Anzahl Kinder erzogen oder auch alte Leute gepflegt werden, theils umsonst, theils gegen ein Kostgeld, denn die Einrichtungen sind sehr verschieden. Einige sind blos für die Mitglieder einer gewissen Gilde oder Klasse bestimmt, z. B. das merchant maiden hospital für die Töchter von Kaufleuten, wohl eigentlich verunglückter Kaufleute, allein dieß wird so genau nicht genommen; die Anstalt hat einige Hundert Zöglinge, die in Allem unterrichtet werden, was zu einer guten Erziehung gehört. Daß die glänzenderen Theile einer fashionable education, Musik, Zeichnen, Malen u. s. w. nur auf besonderes Verlangen der Eltern gelehrt werden, fand

ich eher zu loben als zu tadeln; übrigens ist Alles sehr reinlich und anständig und gerade elegant genug.

Vielleicht die älteste dieser Stiftungen ist Herlotshospital, von dem aus einem der Romane von Walter Scott (The fortunes of Nigel) bekannten Goldschmidt Heriot. Das Gebäude steht einzeln auf einem grünen Platz, und sieht bald aus wie eine Ritterburg, halb wie ein Gefängniß, mit Zinnen, Eckthürmen u. dgl. Das Innere und ganze Wesen der Anstalt hat mir eben nicht sehr gefallen, es scheint vernachlässigt, und bey den ungeheuern Einnahmen*) des Hauses konnten die Lehrzimmer u. dgl. besser gehalten werden. Das Ganze sieht zwar sehr massiv, aber unfreundlich und unreinlich aus, wenigstens im Vergleich mit andern ähnlichen Anstalten hier zu Lande. Vom Unterricht habe ich wenig gesehen: bey einer Deklamations- und Leseübung stellte sich der Junge in das eine Ende des Zimmers, streckte den rechten Arm aus und den linken Fuß vor, und sagte langsam und eintönig einen Vers oder Perioden her, dann einen Schritt vor mit dem rechten Fuß und den linken Arm ausgestreckt und zugleich in selbem Ton einen andern Vers, und so fort, bis er durch's ganze Zimmer sich bis zum Lehrer hingefochten und deklamirt hatte, ohne je die Contenance zu verlieren; der Lehrer versicherte uns, er habe es recht brav gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Besonders durch den in neuern Zeiten so sehr vermehrten Werth des Grundbesitzes. Die Grundstücke des Hospitals liegen noch dazu theils in, theils sehr nahe bey der Stadt, und der Werth von Baugrund ist nirgends so schnell gestiegen, wie in Edinburgh.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Ende August.

Bey dem Abgang der zweyten Knappschaft des deutsch-amerikanischen Bergwerks-Vereins erscheinen, von einem Freunde des Vereins, folgende Lieder, welche uns zur Mittheilung für unsre Leser zugesandt wurden.

I.

Mel. Auf, auf, ihr Brüder, und seyd stark ꝛc.

Glück auf, der Abschiedstag ist da,
Seyd munter und seyd froh!
Zwar wird auch uns die Trennung schwer,
Doch schrecket uns nicht Land, nicht Meer,
Wir zieh'n nach Mexiko.

Viel unsrer Freunde bleiben hier,
Gelöst wird manches Band,
Doch bleiben viele uns auch nah,
Es warten unser Freunde da
Im fernen Minenland.

Von Vater, Mutter, Weib und Kind,
Von Bruder, Schwester, Braut,
Von Freund, von Heimath, Hof und Haus
Zieht rüstig und getrost hinaus,
Nur wer auf Gott vertraut.

Drum muthig, vorwärts auf der Bahn,
Die wir uns selbst gewählt;
Gott führt uns hier an seiner Hand,
Er schützt uns auch im fremden Land,
Der Glaube uns beseelt.

Und deutsche Sitte, deutsche Kunst,
Und alte deutsche Treu
Soll'n uns auch dorten heilig seyn,
Und, ihnen uns hinfort zu weih'n
Ziel unsers Strebens sey;

Dann nimmt man uns mit Freuden auf,
Dann blühet unser Glück,
Und führt uns einst in's Vaterland, —
Hält drüben uns kein schön'res Band —
Mit reichem Lohn zurück.

Glück auf, drum, Brüder! stoßet an
Auf fröhlich Wiederseh'n!
Und nun rasch vorwärts, denn Ihr soll't
Bald von uns Silber und auch Gold,
Kurzum, Ausbeute seh'n!

II.

Mel. Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus ꝛc.

Es ziehen die Knappen das Wupperthal 'naus, Ade!
Manch Auge schaut thränend zum Fenster hinaus, Ade!
„Wohin denn ihr Knappen, wo wollt Ihr denn hin?"
„„Nach Mexiko zieh'n wir, dahin steht der Sinn!
„„Ade, Ade, Ade!""
So rufen sie fröhlich, Ade!

„Nach Mexiko? Knappen! gar weit ist der Weg, Ey, ey!
„Ihr kennt ja nicht Sprache, nicht Sitten und Steg, Ey, ey!
„Ihr müßt sogar über die stürmische See,
„Durch Klippen und Brandung! — Ihr Knappen! ich seh.
„Ey, ey! ey! ey! ey! ey!
„Ihr werdet unschlüssig, ey! ey!"

„„Nein, fern sey das von uns und fest der Entschluß. Ja, ja!
„„Wir ziehen nach Mexiko, dorten auch muß. Ja, ja!
„„Der Gott uns geleiten auf unserer Fahrt,
„„Der uns hat bisher so gnädig bewahrt,
„„Ja, ja! ja! ja! ja! ja!
„„Der schützt uns auch ferner! Ja! ja!""

„„Er führt mit uns an, er führt mit uns aus, Glück auf
„„Er schützt uns zu Wasser, er schütze uns zu Haus,
Glück auf!
„„Im Innern der Erde, auf fährlicher Bahn,
„„Da rufen wir liebend und hoffend ihn an,
„„Glück auf! Glück auf! Glück auf!
„„Und trauen auf ihn, Glück auf!""

„Nun wohl denn Ihr Knappen! bey solchem Gefühl, mit Gott!
„Erreichet Ihr sicher und glücklich das Ziel, mit Gott!
„Es liege nun nahe, es liege nun fern,
„Vertraut auf Gott, vertraut auf den Herrn,
„Mit Gott! mit Gott! mit Gott!
„Zieht fröhlich von dannen mit Gott!"

„Ja zieht denn mit Gott und heilig stets sey, gewiß!
„Euch deutsche Treuschaffenheit, Sitte und Treu, gewiß!"
„„Das sey unsere Losung, das sey unsere Pflicht,
„„Die üben wir treu, dann fehlt uns auch nicht,
„„Gewiß! gewiß! gewiß!
„„Der himmlische Segen, gewiß!""

Digitized by Google

„Wir ziehen mit Freunden, und finden sie dort, jenseits,
„Die schon uns erwarten, zu ihnen zieht's fort, jenseits
„Lebt wohl denn, Ihr Freunde! wir kommen zurück,
„Gewährt es der Himmel und lacht uns das Glück;
„Jenseits, jenseits, jenseits!
„Drum ziehen wir fröhlich, jenseits!“

* * *

Paris, 10. August.

(Beschluß.)

Bey 24 bis 26 Grad Hitze sollte man nicht glauben, daß die vielen Theater in Paris sehr besucht worden seyen; indessen hat sich doch, laut den Zeitungen, die gesammte Einnahme aller Schauspielhäuser, während des Julimonats beynahe auf 300,000 Franken belaufen: eine so bedeutende Summe beweist, daß auch die Hundstage wenig wider die Pariser Theaterlust vermögen. Indessen erhielten wenige neue Stücke Beyfall, und an Bemühungen für die Bühne ist der heiße Monat eben nicht fruchtbar gewesen. Die Krönungsstücke sind bereits bey Seite gelegt; nur Pharamund wird noch zuweilen in der großen Oper gegeben, da er zu viel Aufwand erfordert hat, als daß man den Frankenkönig sobald in's Magazin schicken könnte, und da diese Oper auch sonst mit allen ihren kostbaren Dekorationen, Tänzen u. s. w. sehr angenehm anzuschauen ist. Von Rossini wird nun schon seit einem Jahre eine neue französische Oper erwartet; allein er hat müssen seine Zeit auf das Krönungsstück Viaggio di Reims verschwenden, und seitdem ist er krank geworden, und hat sich, um Ruhe zu genießen, in das neue Dorf Sabtenville, neben Paris, zurückgezogen. Das Viaggio di Reims ist nur ein einziges Mal gegeben worden; es sollte einmal bey der Anwesenheit des Prinzen von Salerno wieder gegeben werden; allein der Prinz ward unpäßlich, und somit unterblieb die Vorstellung. Wahrscheinlich ist Rossini mit seiner Partitur nicht zufrieden; denn sonst hätte das Stück ja eben so gut mehrmals aufgeführt werden können als die andern Krönungsstücke. Es wird uns nun eine Oper von dem jungen Liszt versprochen; eine Partitur von einem Knaben, und zwar von einem Ungarischen, ist etwas gar neues in Paris, auf diese wird also die Aufmerksamkeit des Publikums hoch gespannt werden. Der Freyschütz, in französischer Gestalt, ist nun auf den Haupttheatern Frankreichs ein allgemein beliebtes Stück geworden. Variazionen und Potpourris auf Lieder dieser Oper erscheinen in Menge; zu dem Jägerchor sind verschiedene Texte gemacht worden, in dem jetzigen Style der Pariser Gassenlieder, und das Odeontheater hat das Stück bereits 88 Mal aufgeführt, so daß es also wohl bis zur hundertsten gelangen könnte. Indessen behauptet in den Konzerten die Rossinische Musik stets den Vorrang, oder vielmehr ist sie fast die einzige Gesangmusik, welche noch in Konzerten gehört wird, wo sie dann auch immer vortreffliche Wirkung thut, wenn sie von einer Mad. Pasta gesungen wird. Mad. Catalani hat sich auch einmal wieder hören lassen, und zwar zum Besten der Armen. Seit der Zeit, da sie in Europa so großes Aufsehen erregte, hat ihre Stimme sich wohl ziemlich erhalten; aber auch scheint sie ihre alte Vorliebe zu mittelmäßigen Gesangstücken beobehalten zu haben. Eine einzige Arie von Mozart sang sie, aber verbrämt, oder wie es Mozarts enthusiastische Verehrer nennen, etwas verunstaltet. An der komischen Oper waren neulich die Schauspieler unter sich uneinig; das veranlaßte den Herzog v. Aument, zu dessen Kammerherrn-Departement dieses Theater gehört, den Leuten den Kopf zu waschen, indem er ihnen einen Brief schrieb, der bald in eine Zeitung gerieth, und worin der Kammerherr zu den Theaterherren sagt, er habe sie aus dem Schlamme gezogen (indem sie vor einigen Tagen tief verschuldet waren), also sollten sie sich hübsch aufführen; sonst bedrohte er sie mit seiner herzoglichen und kammerherrlichen Ungnade, eine Drohung, welche den Schauspielern eben keine große Furcht eingejagt haben wird. Es ist jedoch von ihren häuslichen Zwistigkeiten keine weitere Rede im Publikum gewesen. Dergleichen Zwist gibt es übrigens bey allen Pariser Theatern, die sich selbst verwalten, besonders an den Haupttheatern. Bey den kleinern herrscht nicht so viel Ehrgeiz, folglich vertragen sich die Schauspieler auch besser unter einander, zumal, da kein so großer Unterschied unter ihren Gehalten ist als am großen. An dem Porte St. Martin-Theater soll jedoch der erstaunliche Springer Mazurier mehr als 20,000 Franken bekommen, also ungefähr so viel als die Staatsminister; freylich thut ein französischer Staatsminister nicht mehr oder gar noch weniger als ein Domherr, wogegen Mazurier zum großen Ergötzen des Publikums jeden Abend so gewaltig seine Glieder durch einander schüttelt, daß er zuweilen 8 oder 14 Tage seine Sprünge unterbrechen muß, um nicht vor Ermüdung niederzufallen. Seine Affengeberden in der Pantomime Jocko hat er wenigstens 50 Mal wiederholen müssen, so unersättlich war das Publikum Mazurier den Affen spielen zu sehen. Fast jedwedes der kleinen Theater wollte auch sein Affenstück haben; da es ihnen aber an einem Mazurier fehlte, so mußten sie sich bald überzeugen, daß das Nachäffen doch nicht immer so leicht ist, als man glaubt. Die Afterjockos wurden also bald vergessen, und auch der ächte Jocko hat sich so häufig gezeigt, daß man endlich dasselbe genug hat; indessen muß das Affenstück der Theaterdirektion eine bedeutende Summe eingebracht haben; vielleicht würde etwas Vernünftigeres ihr Unkosten verursacht haben, anstatt etwas einzubringen; ist es also wohl zu verwundern, daß so manche Leute in der Welt lieber Affenstreiche begehen, als etwas Ernsthafteres, das kein Aufsehen erregen, mithin keinen Gewinnst abwerfen würde!

Dq.

Auflösung des Räthsels in Nr. 211:

Eule: das Gepräge verschiedener Goldmünzen in Athen war das Stadtzeichen die Eule, der Schutzgöttin Minna geheiligt. S. auch Aeist. Vögel:

v. 1110. Nie an Eulen wird's euch mangeln, jene tauricischen:
Nein, sie werden stets bey euch sich anbauen, und in euern Seckeln stets
Junge brüten, und in Meng' ausbecken kleine Pfennig.

Voß.

Palindrom.

Aus der düstern, feuchten Stube
Schaut durch mich ein böser Bube!
Seinen Magen zu erlaben,
Möcht' er gern mich rückwärts haben.

H. Wanbel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. September 1825.

Die Liebe sey vor Allem geehrt,
Weil sie die Welt füllt und den Himmel mehrt.

Castelli.

Lyrische Stücke,

aus ungedruckten Dramen.

Von August Grafen von Platen.

Aus Tristan und Isolde.

Wer dir Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheim gegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe.
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Was er wünscht, das ist ihm nie geworden,
Und die Stunden, die das Leben spinnen,
Sind nur Mörder, die gemach ihn morden:
Was er will, das wird er nie gewinnen,
Was er wünscht, das ist ihm nie geworden.

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen,
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

In dem Versammlungssaal der Direktoren des Heriotshospitals hängen einige Gemälde von Wohlthätern und rings herum sind in goldnen Buchstaben die Namen von noch weit mehreren angebracht, nebst der Summe, die sie vermacht haben; eine lebensgroße Bildsäule des wackern Goldschmidts ist über dem Haupteingang des Hauses in einer Nische zu sehen. Der Zöglinge waren es etwa hundert an der Zahl von sechs bis fünfzehn Jahren, alle grau gekleidet. Statt sie auf dem grünen Platz vor dem Hause spielen zu lassen, hat man sie auf ein Paar Ecken dahinter beschränkt. Was ich von der Erziehung hörte, schien mir noch schlendrianmäßiger zu seyn als der Unterricht; übrigens soll mirs lieb seyn, wenn beydes besser ist, als es der erste Anblick gibt, schon um unsers alten Freundes Heriot willen. — Die Zöglinge scheinen besonders aus dem Handwerker- und Krämerstande genommen zu werden. — Auch das eigentliche Armenhaus sah ich bey Gelegenheit: es ist sowohl für Kinder als für alte gebrechliche Leute, doch wohnen die Kinder in einem abgesonderten Gebäude und gehen nur in das größere zur Schule. In diesem leben gegen 4 — 500 arme Männer und Frauen in größern oder kleinern Zimmern beysammen. Das Ganze schien mir unreinlich und unfreundlich in hohem Grade — die Betten zusammengedrängt, keine eigenen Wohnzimmer für die zur Arbeit unfähigen, die recht trostlos am Kamin herumhockten;

Digitized by Google

in einigen großen Sälen wurde gesponnen, u. dgl. In der Schulstube waren rings an den Wänden Namen angeschrieben, und was die Eigenthümer gestiftet. Ich weiß nicht, ob das in Hinsicht auf die Kinder sehr zweckmäßig ist, unnütz ist es auf jeden Fall, und ein Paar biblische Sprüche wären besser angebracht; ich hatte wirklich das Ganze viel besser zu finden erwartet.

Ich habe zwar noch einige der sogenannten Hospitäler von Innen gesehen und viele von Außen, kann aber blos im Allgemeinen sagen, daß sie mir im Materiellen sehr gut und anständig eingerichtet zu seyn schienen, und in Unterricht und Erziehung, da, wo beydes damit verbunden war, ziemlich mittelmäßig — eigentlich mehr aus hergebrachtem Schlendrian und Mangel an stets wachem Eifer für's Ganze, als aus irgend einem Grundfehler oder bösen Willen. Freylich ist es die Frage, ob Schlendrian nicht ein Grundfehler aller solcher fixen Anstalten ist, um so mehr, wenn sie Privatstiftungen sind und keine Aufsicht oder Antrieb von außen oder oben das Leben darin etwas anregt und erhält. Sollten nicht in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht, besonders der untern Volksklassen, viele kleine Anstalten von Einzelnen, sey es auch nur für ihre eigene Lebenszeit oder noch weniger, aus wahrem Eifer errichtet und geleitet, mehr Nutzen schaffen als e i n e große, wo so sehr leicht das Ganze zu einem Fabrik- oder Maschinenwesen wird. Die Kosten werden vielleicht eins in's Andere etwas größer werden, allein sollten sich nicht auch mehrere finden, die das Ihrige dazu beytragen würden? läßt sich nicht Mancher verleiten, gar nichts zu thun, weil er nicht was Großes thun kann, und meynt, das Kleine helfe doch zu nichts, und würden praktische Beweise des Gegentheils nicht Manchen überzeugen, daß es besser ist, zur Erziehung von fünf bis fünfzehn armen Kindern unter den Augen eines wackern väterlichen Lehrers beyzutragen, als z. B. dem Heriotshospital fünfzig bis hundert Pfund zu vermachen, die es nicht bedarf. Man möchte einen freylich glauben machen, daß ohne die Künste der Pädagogen von Handwerk gar nicht erzogen werden könne, allein das ist Wind, bey solchen kleinen Anstalten (die dann eher wie Familien wären), und besonders in den untern Volksklassen, ist ein guter Wille und t h ä t i g e s Christenthum die Hauptsache. Diese Raisonnements mögen vielleicht übel angebracht scheinen, allein sie sind es nicht so sehr, indem sie mir selbst mitunter im Umgang und durch das Wirken meiner Lady N. eingefallen sind.

Noch will ich einer Anstalt erwähnen, die der Geistliche, den ich bey ihr sah (und von dem ich oben sprach), mit ihrer und anderer Gleichgesinnter Beystand einzurichten gedenkt. Er glaubt nämlich sehr richtig, daß ein großer Theil des physischen und moralischen Verderbens bey den Kindern armer Leute schon in der frühesten Kindheit seinen Ursprung habe, besonders durch den Mangel an Mutterpflege, Reinlichkeit, und Alles, was von ihr abhängt, indem die Mutter entweder selbst zu schlecht und gewissenlos ist, um nach ihren Kindern zu sehen, oder indem ihre nothwendige Beschäftigung zum Unterhalt der Familie sie daran hindert. Diesem Uebel soll nun abgeholfen werden durch ein reinliches Lokal mit einem Gärtchen oder Höfchen, wohin die Mutter, wenn sie Morgens zur Arbeit geht, ihr kleines Kind thun kann, und wo eine oder mehrere zuverlässige Frauen für die Kleinen alle Sorge tragen, die ihnen die Mutter nicht selbst geben kann. Abends, wenn sie nach Hause geht, oder Mittags zum Essen, holt diese ihr Kind wieder ab. Sollte diese Anstalt zu Stande kommen, woran ich nicht zweifle, da die Kosten unmöglich groß seyn können, so würde sie gewiß eine der größten Wohlthaten für die Armen seyn. Den Grund weiter auszuführen, wäre unnöthig, sie liegen zu Hunderten vor Augen, so daß ich mich nur wundere, wie es kommt, daß nicht früher daran gedacht worden ist. — Man braucht blos den kalten, feuchten, engen Schmutz einer armen (w i r k l i c h armen) Familie in einer solchen Stadt unter diesem Klima zu sehen, und die armen kleinen Dinger, die ohne Aufsicht dazwischen herumkriechen und verkommen, um den Gedanken einer solchen Anstalt zu segnen. Ich konnte mich dabey oft nicht enthalten, an die kleinen Kinder, die ich fast um dieselbe Zeit vor zwey Jahren in Andalusien unter Rosen herumkriechen und mit Orangen spielen sah, in dem Höfchen jedes noch so armseligen Hauses, zu denken. Es ließen sich an diese beyden Bilder manche Folgerungen und neue Bilder fügen, aber erstens würde das zu weit führen, und dann sind sie wohl nicht immer richtig oder verständlich. —

Es bleibt mir noch übrig, ein Paar Worte über einen andern, freylich etwas odiosen, Theil der Volkserziehung zu sprechen, ich meine die Gefängnisse und Zuchthäuser. Beyde stehen in Edinburgh neben einander, haben auf der einen Seite eine felsige Schlucht, und sind mit hohen Mauern umgebene Gebäude, mit Zimmern und Thüren, die sich von einigen Punkten ganz romantisch ausnehmen würden, wenn sie nicht zu neu und glatt wären. An der Thüre des eigentlichen Gefängnisses empfing uns ein dicker, schwarzhaariger, einbeiniger, stämmiger Hüter mit einem großen Knüppel und einem gewaltigen Baß, ein wahrer Cerberus, ein Blick, vor dem die Unschuld selbst beben muß; die meinige hätt' es wenigstens gethan. Nach Vorzeigung der nöthigen Erlaubniß übergab er uns einem andern etwas menschlichern Gehülfen, der uns das Haus zeigte. Es werden hier Gefangene sowohl vor ihrem trial als nach dem Urtheil aufbewahrt, und ebenfalls Schuldner; von den letzten kann ich nichts sagen, doch mögen sie wohl nach ihren Umständen besser oder schlechter gehalten werden (wie das überall der Fall ist); allein wenn ich bedenke, daß zu der er-

sten Klasse Viele gehören, die wirklich unschuldig sind, und nachdem sie bis zu den nächsten Assisen oder länger hier geschmachtet haben, endlich entweder ganz unschuldig befunden, oder zu einer im Vergleich ihrer Gefangenschaft ganz leichten Strafe, vielleicht von zwey bis drey Schillingen oder vierzehn Tage Zuchthaus verurtheilt werden; so sah ich mich vergebens nach der gerühmten Menschlichkeit und Bequemlichkeit englischer Gefängnisse um. — Neu und reinlich war das Haus, aber kahl und gräulich kalt und windig, ganz von Quaderstein und Eisen, und ohne irgend ein Heitzmittel in den Zellen der Gefangenen; eine Matratze auf dem steinernen Boden war das einzige Hausgeräth in den Zellen, die wir sahen. Eine davon war von einem zum Tode Verurtheilten bewohnt, der indessen auf einen reprieve (Begnadigung) vom König hoffte. Er war mit einem Fuß an eine Kette befestigt, die durch einen Ring an einer Stange längs der Mauer hin und her beweglich war. Viele Gefangene, ich glaube vor dem Urtheil Alle, essen zwar zusammen in einigen großen Sälen, wo auch Kaminfeuer ist, das aber wenig helfen kann, und dürfen einige Stunden des Tags dort zubringen; allein hier ist an eine Klassificirung der Gefangenen, nach Alter, Verdächtigkeit oder schon bekannter Schlechtigkeit durchaus nicht gedacht, so daß dieß Gefängniß bey allen materiellen, d. h. äußeren Vortheilen, die es haben mag, dennoch eine Schule des Lasters und des Verbrechens ist, besonders dadurch, daß nicht dafür gesorgt ist, den Gefangenen eine Beschäftigung zu geben. Man zeigte uns einen alten Mann, fast von neunzig Jahren, der seit seinem zwey-und-dreyßigsten Jahre hier gefangen sitzt, ganz allein in seiner Zelle — er ist eins der häufigen Opfer der vielen Widersprüche und Fehler in der Kriminalgesetzgebung dieses Landes — er war wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt; allein da er den Mord im Verdacht des Wahnsinns verübt hatte, wurde er nicht hingerichtet, sondern gewissermaßen ignorirt, und ihm gestattet, sein Leben im Gefängnisse zu beschließen. Nun ist die Frage einfach die: war er wahnsinnig (oder auch nur im Verdacht) oder nicht? Im ersten Fall, warum ist er nicht in einem Irrenhaus, um die nöthige Pflege und ärztliche Hülfe zu genießen? Warum hat man ihn fast sechszig Jahre seines Lebens in einem Kerker schmachten lassen? Wenn er nicht wahnsinnig war, warum ward er nicht hingerichtet? Das Gesetz ist nun einmal so, und erlaubt nicht, ihn in ein Irrenhaus zu schicken, so antworten mir die Leute; allein warum erlaubt das Gesetz, daß Verbrecher oder Unglückliche aus reichen und besonders adeligen Familien, die sich in demselben Fall befinden, von ihren Verwandten (unter gehöriger Verantwortlichkeit) entweder in Privatanstalten, oder in öffentlichen Irrenhäusern oder wie sie es sonst wollen, untergebracht und verpflegt werden? — Weil in Großbritannien vor dem Gesetz Alles gleich ist!! Die Thatsache ist von Leuten, die es wissen können, aber nicht die Frage und Antwort.

Viel lobenswerther als die Einrichtung des Gefängnisses (prison) schien mir die des Zuchthauses Brielewell. Es ist in einem Halbzirkel gebaut, worin wie Radien die Zellen der Gefangenen (vier übereinander, glaube ich) angebracht sind; im Durchmesser die Wohnungen der Aufseher; rings um den Halbkreis läuft in der Mitte ein Gang, nach außen liegen die Schlafzellen, und nach innen zu die Arbeitszellen, diese gehen nach einer Art Hof zu, der aber nur Glasfenster hat, und Licht einläßt, auch geheizt wird; sie sind nach diesem Hof oder Saal zu ganz offen, und nur mit eisernen Stäben versehen, und gerade in der Mitte des Durchmessers ist in jedem Stock eine Art von Paoillon angebracht, worin aus eben so viel engen Fensterreihen ein Aufseher die korrespondirenden Zellen gegenüber im Halbkreis liegen hat, und beobachten kann, ohne selbst gesehen zu werden. Da übrigens nach außen der Raum natürlich größer ist als nach dem Centrum zu, so geben immer zwey Schlafzellen auf eine Arbeitszelle, die eine Hälfte des Gebäudes ist für Weiber, die andere für Männer, und einige größere Zellen für Kinder. Die Gefangenen arbeiten theils jeder an seinem Gewerbe, wenn er eins hat, theils müssen sie abwechselnd in der Tretmühle arbeiten. Dieß ist ein großes breites Rad, was fast ganz unter Grund, im untern Stockwerk angebracht ist, es ist rings mit Stufen oder Leisten besetzt, auf welche die Gefangenen, in eine Reihe gestellt, treten, während sie sich mit den Händen an einer Querstange festhalten; durch dieses Rad können denn allerley Maschinen getrieben werden, hier wurde es besonders zum Korkschneiden benuzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 22. August.

Wir haben neulich wieder eine Untersuchung über den Zustand der Geisteskräfte eines vornehmen Mannes gehabt, welche eben so viele Aufmerksamkeit erregte als die des Lord Portsmouth, besonders da die Verhältnisse die auffallendste Aehnlichkeit mit einander hatten. Der Mann ist ein Hr. Frane, ein Geistlicher von vornehmer Geburt und großem Vermögen, von Natur schwachkörpig, den aber die Wollust zu den tollsten und wahnwitzigsten Handlungen verleitete, welche die Untersuchungsjury vollkommen berechtigten, ihn für unfähig zu erklären, seine Angelegenheiten zu besorgen. Diese Art von Untersuchungen sind übrigens auch als ein Theil des kostspieligen Gesetzesganges dieses Landes merkwürdig. Es werden dazu von dem Großkanzler Kommissarien ernannt, welche sehr gut bezahlt werden; eine Jury von Zwölfen wird ernannt, von denen ein

jeder täglich eine Guinee erhält, und die Herren sorgen dafür, daß die Untersuchung oft genug vertagt werde, um die Anzahl ihrer Guineen zu vermehren. Der Verwandte, welcher um die Kommission nachsucht, hat seine Advokaten und Zeugen, der angebliche Wahnsinnige (er mag selbst dafür sorgen können oder nicht) ebenfalls, und beydes auf Unkosten der Masse. Aber das Auffallendste ist, daß jeder Theil zwey oder drey gelehrte und vielerfahrene Aerzte hat, die je, nachdem sie für oder gegen den Inquirenten sind, ihn für vernünftig oder wahnsinnig erklären. In dem jetzigen Falle erklärten doch alle den Mann für schwachköpfig und stödsinnig. Sie erinnern sich wohl, daß vor einiger Zeit der verrufene Oberst Berkley (er ist Oberst eines Milizenregiments) in Begleitung des Lord Lenox (dem Gatten der Sängerin Calen) den Redakteur einer Cheltenhamer Zeitung in seinem eigenen Hause abprügelte, weil er einige, ihm mißfällige Bemerkungen über ihn in seinem Blatte gemacht hatte. Die Sache ist vor Kurzem zum Prozeß gekommen, und Berkley zu einer Entschädigungssumme von 500 Pfund Sterl. verurtheilt worden. Die durch diesen Mann und Haine so berüchtigt gewordene Miß Foot spielt jetzt in den Provinzialstädten, und macht überall eine reiche Ernte; sie soll zu Liverpool z. B. jede Nacht 50 Pfund Sterl. erhalten haben.

Hr. Ackermann thut außerordentlich viel für die Bildung der Bewohner der neuen Amerikanischen Staaten. Es gibt fast kein interessantes oder lehrreiches Buch in den Englischen oder anderen Europäischen Sprachen, welches er nicht übersetzen, und in zahlloser Menge drucken und dahin abgehen läßt. Einer seiner Hauptredakteurs ist der bekannte Blanco White, ein geborner Engländer, der zu Salamanka erzogen, lange ein Spanischer Priester war, und jetzt einer der eifrigsten und einflußreichsten Schriftsteller gegen den Katholicismus in England ist. Hr. Ackermanns ältester Sohn hat in der Stadt Mexiko eine Buch- und Kunsthandlung angelegt. Man kann nicht zweifeln, daß unser würdiger Landsmann sich in jedem Sinne für diese verdienstvollen Bemühungen belohnt finden werde. Zu Exeter wurde neulich eine Frau hingerichtet, die ihren Gatten ermordet hatte; und da der Gattenmord, nach den Englischen Gesetzen als Hochverrath im geringeren Grade (petty treason) betrachtet wird, so wurde sie, wie bey der Hinrichtung von Hochverräthern, auf einem Schlitten zum Galgen geführt. — Die neulich Sängerin, Miß Tree, soll gefährlich krank seyn, und zwar aus Gram über die Treulosigkeit eines reichen Mannes, der ihr die Ehe zugesagt, und sie bewogen hatte die Bühne zu verlassen. Möchten doch alle unsere Schauspielerinnen und Sängerinnen dem Beyspiele der Mis Stephens folgen, welche immer die Anträge der Reichen und Vornehmen abgewiesen, und dadurch sich frey und glücklich erhalten hat! — Die Beamten der hiesigen Altstadt haben eine Berathung über die Möglichkeit, den St. Bartholomäusmarkt abzuschaffen, gehalten, welcher bekanntlich mitten in London stattfindet; sie haben aber gefunden, daß die gänzliche Abschaffung desselben den Eigenthümern der benachbarten Kramläden und Wirthshäuser zu nachtheilig seyn würde. Sie haben nun beschlossen, die Anzahl der Schaubuden bedeutend zu vermindern. Unter andern sollen sie dem Eigenthümer der Löwen, welche zu Berwick den Kampf mit den Hunden bestanden, verweigert haben, seine Thiere auf diesem Markte zu zeigen, obgleich er in den Zeitungen reumüthig versprochen, seine Thiere nie wieder zu solchen Kämpfen herzugeben; zu gleicher Zeit aber ladet er das Publikum ein, die Löwen zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sie keinen Schaden gestiften. Da aber ein jeder, der sie zu sehen wünscht, einen Schilling zu bezahlen hat — und John Bull ist für Dinge der Art sehr neugierig — so können Sie sich denken, daß diese seyn sollenden Apologien sich sehr gut bezahlen. — Sie wissen wahrscheinlich schon, daß wir den unter dem Namen Anatomie vivante und living skeleton bekannten hageren Franzosen hier haben, den sein Vater für zwey und einen halben Schilling Eintrittsgeld zeigt, zu welchem Preis er noch sehr viele Liebhaber findet. Man hat aber in einem der kleineren Schauspielhäuser eine Posse auf die Ausstellung gegründet, welche sehr viel Witz enthält, und den Eigenthümern eine reichlichere Ernte verspricht, als das Unding selbst den Spekulanten, die es hieher brachten. Nichts scheint für den gemeinen Irländer schwerer zu seyn, als Frieden zu halten; und die Viertel unserer Hauptstadt, wo die armen Irrländer wohnen, sind nur zu oft Zeuge des streitsüchtigen Geistes unter diesem Volke, welcher noch vor Kurzem das Ausrücken einer Reiterschwadron nöthig machte, und zu einigem Blutvergießen führte. — Vor einiger Zeit wurde zu Dublin ein Mann auf die Polizey gebracht, der mit einem andern einen Streit gehabt, und genöthigt, Bürgschaft zu leisten, daß er sich gegen alle Unterthanen Sr. M. friedlich benehmen wolle. Dieß schien Patrik ungemein hart, er kratzte sich lange den Kopf, und wollte nicht unterschreiben. Endlich ließ er sich doch dazu bereden; „aber," rief er, indem er seine Peitsche schüttelte, „treffe ich einen, der nicht Sr. M. Unterthan ist, so soll ihm auch der T— auf den Kopf fahren!"

Der heldenmüthige Cochrane hat sich entschlossen, seinem einträglichen Großadmiralsdienste von Brasilien zu entsagen, und seine Tapferkeit der Sache der Griechen zu widmen; die hiesige Comité für die Griechen hat 300.000 Pfund Sterling zu dem Unternehmen hergegeben, welches für's erste mit zwey bewaffneten Dampfschiffen ausgeführt werden soll. Inzwischen aber hat Lord C. sich ausdrücklich bedungen, daß ihm niemand in seinen Unternehmungen befehlen, oder sonst im Wege seyn soll; und wenn die Griechen nicht für gut finden, ihre Flotte seinem Befehle zu unterwerfen, so wird er sich wahrscheinlich damit begnügen, den Türken zu schaden, wo und wo er kann, und es den Griechen überlassen, so vielen Vortheil aus seinen Thaten zu ziehen, als sie nur können. Er soll sich haben verlauten lassen, daß er Constantinopel einen Besuch abstatten werde; und Niemand, der den Muth und die Geschicklichkeit dieses Seehelden kennet, kann zweifeln, daß weder des Kapudan Paschas Flotte, noch die Kanonen der Dardanellen ihn daran verhindern werden, und thut er es ja, und gelingt es ihm, die Zeughäuser und Schiffswerfte jener Stadt zu zerstören, so sind die Griechen gerettet, und die Macht des halben Mondes ist auf immer zertrümmert. Die Griechen würden aber zuförderst dieses Glück dem ritterlichen Sir Francis Burdett zu verdanken haben, welcher seinen ehemaligen Kollegen in der Vertretung der Stadt Westminster zu der edlen Entschließung vermocht, und einen großen Theil der erforderlichen Summen hergegeben haben soll. Es heißt auch, Sir Robert Wilson wolle nach Griechenland, um ein Fränkisches Freykorps von 3500 Mann zu befehligen, das sich auf dem Hellenischen Boden bilden soll; dieß ist aber sehr unwahrscheinlich. — In einigen Gegenden des Himalaya-Gebirges herrscht der Gebrauch, Säuglinge und ältere Kinder, während der heißen Jahreszeit, unter einem kleinen Wasserguß schlafen zu legen, welcher ihnen kalt auf den Kopf fällt. Die Kinder sollen es gern haben, und ruhig darunter schlafen. Es ist besonders der Fall in sehr kalten Gegenden, welche zu Zeiten großer Hitze ausgesetzt sind; und die Einwohner halten den Gebrauch hauptsächlich gegen die Krankheiten dienlich, welche während der Regenzeit herrschen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. September 1825.

Thun? der Mensch thut nichts. Es waltet
Ueber ihm geheimnißvoller Rath.
Er muß, wie dieser schaltet;
Thun, das nennst du eine That?

Müllner.

Giulio.

Eine italienische Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Ein geheimnißvolles Wesen, welches vorgab, die Geheimnisse der Zukunft enthüllen zu können, war zu Rom erschienen. Das Geschlecht dieses Wesens war ein Gegenstand des Streites: einige, welche die sonderbaren Prophezeihungen erzählten, welche sie erhalten hatten, sagten, es habe die Züge und das Ansehen eines Weibes, während andere erklärten, sie hätten ein schreckliches Ungeheuer gesehen. Diese Prophetin hauste in einer der Vorstädte, wo sie einen verfallenen Pallast bewohnte, in dem sie der Aberglaube des Volkes hinlänglich gegen Zudringlichkeit schützte. Niemand wußte, wann sie angekommen war, und in der That war Alles, was sich auf diese Person bezog, mit gleicher Dunkelheit bedeckt. Man sprach von nichts in Rom, als von der Sybille, welches die Benennung war, die man ihr damals allgemein gab; ein Jeder wünschte sie zu befragen, und doch hatten wenige den Muth, ihre Wohnung zu betreten. Manche fühlten, wenn sie sich derselben näherten, ein ahnungsvolles Entsetzen, und flohen, als stieße sie eine unsichtbare Hand zurück, und diese fühlten sich nie wieder versucht, zu ihr zurückzukehren.

Camillo, ein junger edler Römer, entschloß sich indessen den Aufenthalt dieser sonderbaren Prophetin zu untersuchen, und vermochte seinen Freund Giulio, ihn dabey zu begleiten. Dieser, ein schüchterner Jüngling, lehnte anfangs den Antrag ab: es waren nicht die Gerüchte von den zu bestehenden Gefahren beym Eintritt in die Wohnung der Sybille, welche ihn zaudern machten; Giulio aber schauderte bey dem Gedanken der entschleyerten Zukunft. Indessen willigte er ein. Als sie an die Thüre kamen, öffnete sich dieselbe wie von selbst, die beyden Freunde traten ohne Zögern ein. Sie wanderten durch eine Menge Gemächer, ohne Jemanden zu begegnen, bis sie am Ende eines langen Ganges einen schwarzen Vorhang erblickten, über welchem folgende Inschrift stand: „Wenn ihr euer Schicksal erfahren wollt, tretet hinter diesen Vorhang — aber erst betet!" Giulio war tief bewegt, er warf sich unwillkürlich auf die Kniee. War er schon in der Gewalt dieser geheimnißvollen Macht? Nach ein Paar Minuten hoben die Jünglinge den Vorhang auf, und traten mit gezogenen Schwertern hinter denselben. Ein Frauenzimmer kam ihnen entgegen, sie war jung, vielleicht sogar schön; aber ihr Ansehen erlaubte keine Untersuchung. Die Blässe des Todes, im seltsamen Widerspruch mit der Wandelbarkeit und den Leidenschaften des Lebens, bildete dessen Ausdruck. Worte vermögen nicht, jene übernatürlichen Wesen zu beschreiben, die ohne Zweifel Räume bewohnen, in denen man die Sprache des Menschen nicht kennt. — Giulio fuhr bey ihrem Anblick zurück, Camillo schlug die Augen nieder. Die Sybille fragte nach ihrem Verlangen, welches ihr dieser erklärte. Sie hörte ihn aber nicht an, denn ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf Giulio gerichtet; sie war bewegt, sie schauderte, sie streckte die Hand nach ihm aus, als wollte sie ihn anfassen, zog sie aber schnell

Digitized by Google

wieder zurück. Camillo bat sie, ihm sein Schicksal zu enthüllen; sie willigte ein, und Giulio entfernte sich. Nach einer kurzen Unterredung kam Camillo wieder zu ihm und fand ihn in tiefes Nachdenken versunken; er sagte zu ihm, er brauche sich nicht zu fürchten, denn er selbst hätte nichts Unangenehmes vernommen. Die Sybille hatte ihm gesagt, er würde Juliana (Giulio's Schwester, mit der er versprochen war) heirathen, daß aber ein kleiner Zufall die Ehe etwas verzögern würde. Nunmehr trat Giulio wieder hinter den unglückseligen Vorhang, und Camillo blieb in der Gallerie. Bald aber vernahm dieser einen schrecklichen Schrey, er erkannte seines Freundes Stimme und stürzte hinein. Da erblickte er Giulio auf seinen Knieen vor der Sybille, während diese einen blutigen Stab über seinem Haupt schwang und dabey ausrief: „Grenzenlose Liebe! Entweihung! Mord!" Camillo war erschüttert, und näherte sich seinem Freunde, welcher, blaß und bewegungslos, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Umsonst befragte er ihn, alle Antwort war eine schwache Wiederholung der Worte: Entweihung! Mord! Endlich gelang es Camillo, ihn nach Hause zu bringen, worauf er sogleich wieder in die Wohnung der Sybille zurückeilte, entschlossen, eine Erklärung von ihr zu erzwingen; aber sie war verschwunden, und jede Spur von ihr blieb auf immer verwischt.

Einige Wochen gingen vorüber, Camillo's Hochzeittag war festgesezt, und Giulio, welchen er nicht mehr um die Begebenheit befragte, schien seine Ruhe wieder erlangt zu haben. Am Abend vor der Hochzeit aber trug es sich zu, daß der Marquis von Cosmo, Giulio's Vater, vom Pferde fiel; und obgleich die Verletzung nur leicht war, so mußte doch die Feyerlichkeit darüber verschoben werden. Die Familie umringte des Vaters Bett, als Camillo sich plözlich erinnernd ausrief: „Die Prophezeihung der Sybille ist eingetroffen!" Dieser Ausruf bewirkte eine augenscheinliche Bewegung in Giulio, der sich von dieser Stunde an in seinem Zimmer einsperrte und jede Gesellschaft vermied. Nur ein Mönch, der ihn erzogen hatte, fand Zutritt zu ihm, und mit diesem hatte er lange und geheimnißvolle Unterredungen; Camillo besonders kam ihm nicht mehr nahe, da er bemerkte, daß er ihn vorzüglich zu vermeiden strebte.

Endlich erschien für diesen der langerwünschte Tag, der ihn mit der Geliebten vereinigte. Giulio erschien nicht; er hatte das väterliche Haus verlassen, und nach ungefähr einem Monat erhielt der trostlose Marquis folgenden Brief von ihm: „Erspare dir unnützes Forschen, mein Vater, „mein Entschluß steht fest, nichts kann ihn mehr ändern. „Gib dein Vermögen, wem du willst, Giulio ist der „Welt abgestorben. Es hat mich viel gekostet, dich zu „verlassen, aber ich muß meinem Schicksale entfliehen. Lebe „wohl und vergiß den unglücklichen Giulio." Der Brief war ohne Datum, auch wußte man nicht, wer ihn gebracht hatte. Umsonst befragte der Vater den Mönch. Dieser gestand offenherzig, er wisse, wo Giulio wäre. Er kenne seine Absichten, welche er, nachdem er sie lange bekämpft, hätte am Ende billigen müssen, daß aber keine Macht auf Erden ihn vermögen würde, die Geheimnisse, die ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut worden wären, zu verrathen.

Giulio war nach Neapel gegangen, von wo er sich nach Messina einschiffte, in ein Dominikanerkloster zu treten, das sein Beichtvater ihm empfohlen hatte. Vater Ambrosio, der Abt dieses Klosters, war ein Mann von zu viel wahrer Frömmigkeit und aufgeklärtem Sinn, als daß er von der verwirrten Einbildungskraft eines jungen Menschen hätte Vortheil ziehen sollen, und Giulio bat ihn daher vergebens, ihm das Novicíat zu schenken. Der Jüngling mußte sich also bequemen, zu warten: aber sein Entschluß blieb unverändert; er stand unter der Macht eines tief eingewurzelten Aberglaubens, und er meynte, daß nichts ihn von seinem schrecklichen Schicksale retten könne, als die Mönchskutte. Der Gedanke an die Sybille und ihre Worte, die sie über ihn ausgesprochen, verfolgten ihn Tag und Nacht. Das Kloster schien ihm der einzige Zufluchtsort vor der Leidenschaft und dem Verbrechen. Unglücklicher! als ob Mauern, Regeln und Gelübde einen Menschen seinem Schicksale entziehen könnten. Das Novicíat ging vorüber. Giulio sprach das Gelübde aus, er glaubte sich glücklich, es war ihm, als ob er jezt von den Qualen, die er erduldet, befreyt wäre, es fiel ihm nicht einmal ein, was er für ein Opfer gebracht hatte. Aber an demselben Abend noch, als er sich eben in seine Zelle begeben wollte, trat ihm einer der Mönche entgegen, drückte ihm die Hand und sprach: „Bruder, es ist auf ewig!" Das Wort ewig fiel Giulio auf's Herz. Die Gewalt eines Wortes auf ein schwaches Gemüth ist wunderbar: dasjenige, das er eben gehört, schien ihm sein ganzes Schicksal zu enthüllen; es schien ihm, als wäre er schon todt, als hätte die Zeit schon für ihn aufgehört; er fiel von der Zeit an in ein düsteres Wesen, und schien das Leben als eine Last zu schleppen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Tretmühle gibt jezt zu ziemlich heftigen Streitigkeiten Anlaß, und ist sogar vom Parlament mit einer Untersuchung beehrt worden. Es sollen nämlich, besonders weibliche, Gefangene durch die Anstrengung dieser Arbeit sehr heftige Zufälle im Blut- und Nervensystem sich zugezogen haben. So entstand also die Frage, ob es überhaupt menschlich und rathsam sey, ein solches Strafmittel anzu-

wenden? — Eine Kommission von Aerzten versicherte zwar, es seyen durchaus keine gefährlichen Zufälle davon zu fürchten, denn sie konnten sich nicht erklären, wie sie entstehen sollten. Es sieht freylich wirklich auf den ersten Anblick nicht aus, als ob eine anscheinend so langsame und einfache Bewegung wirklich so heftige Zufälle erregen könnte. — Allein gelehrte und ungelehrte Augenzeugen bestätigten die Thatsache. Die unausstehlichen whigs schrieben und schrieen, und die Gefangenen versicherten schon, wenn sie ihr Urtheil empfingen, sie wollten lieber nach Botanybay transportirt als auf ein Paar Monate zu Briedewell zur Tretmühle verdammt werden. Allein das ist nicht Alles — es haben hier und da die Magistrate die Tretmühle bey den Gefangenen before trial (vor der Untersuchung) eingeführt, so daß also ein Mensch, der vielleicht eben so ehrlich und rechtlich und unschuldig seyn kann, wie die wohlweisen Herren, auf Monate lang zu einer beschwerlichen, der Gesundheit nachtheiligen, und in der Meinung des gemeinen Volkes wirklich entehrenden Strafe gezwungen wird — gezwungen? sagen die wohlweisen Herren, Gott bewahre! wir reden die Gefangenen blos freundlich an und sagen ihnen: „Guter Freund, ihr seyd wirklich im Verdacht, das und das verbrochen zu haben, wofür, wenn der Verdacht sich bestätigt, das Gesetz euch strafen muß. Da das Gesetz aber nicht immer Zeit hat, eure Sachen zu untersuchen, so muß es dafür sorgen, daß ihr für die nächsten Assisen bey der Hand seyd, und da ihr ein armer Teufel seyd, und keine Bürgschaft findet, so müßt ihr's euch gefallen lassen, hier auf ein Paar Monate abzutreten; das thut uns leid, denn ihr mögt vielleicht so unschuldig seyn, wie wir selber, aber es ist nicht zu ändern; um euch nun aber etwas die Zeit zu vertreiben, haben wir hier eben eine sehr kunstreiche kleine Maschine erfunden — beliebt nur eine halbe Stunde hier auf dem Rade herumzutreeen. Zwar könntet ihr dabey leicht in Reih' und Glied mit bekannten Mördern und Dieben kommen, auch sollen nach der kleinen Motion leicht Blutstürze, Beingeschwüre und dergleichen Kleinigkeiten entstehen, deßhalb sind wir weit entfernt, euch dazu zwingen zu wollen, es steht euch ganz frey, ob ihr's mitmachen wollt oder nicht; indessen da wir diesen Anblick nicht gern vermissen und die schöne Maschine nicht umsonst wollen angeschafft haben: so könnt ihr es uns auch nicht verdenken, daß wir auch thun, was wir wollen — da haben wir denn zwar mit Vergnügen die Mühe übernommen, euch einzusperren und zu verwahren, allein euer Unterhalt geht uns nichts an — habt ihr also nicht zufällig die kleine Schwäche, täglich etwas zu essen und zu trinken, ganz abgelegt, so thut es bald, denn so lang ihr nicht euren täglichen Spaziergang auf der Tretmühle macht, werdet ihr keinen Bissen Brod und keinen Schluck Wasser von uns kriegen. Uebrigens steht euch die Wahl ganz frey, mein Freund, denn wie gesagt, wir zwingen keinen Menschen." Finde du die Rede so absurd wie du willst, das ist in nuce das Raisonnement vieler Magistratspersonen dieses erleuchteten Landes. Das Gesetz, so wie es ist, kann sie auch wirklich nicht zwingen, ihre Gefangenen anders zu behandeln, denn sie haben das Recht, für die Verpflegung der Gefangenen entweder Bezahlung oder Arbeit von diesen zu fordern; ob sie das Recht haben, ihm auch die Art der Arbeit vorzuschreiben, davon schweigt das Gesetz, also haben sie es auch; daß ein Reicher oder Wohlhabender für dasselbe, oder ein viel bedeutenderes Vergehen (oder Verdacht), bis zu seiner Untersuchung frey umhergehen darf, weil er Bürgschaft leisten kann, wo der Arme Monate lang im Gefängnisse sein Geschäft und seine Familie vernachlässigen, vielleicht verhungern lassen muß, weil er keine Bürgschaft leisten kann, ist schlimm; allein es ist wohl nicht zu ändern, ohne daß noch zu viel mitverändert werden müßte. Die Vortheile der Verfassung der Gesetze sind nun einmal nicht für den gemeinen Armen, sondern für den Gentleman und Reichen; allein soll dieser deßhalb das harte Loos des erstern erschweren und Beschimpfung hinzufügen? — Das Gesetz erlaubt es, denn er selber und nicht der Arme hat es gemacht. — Ein neuerer Parlamentsbeschluß, als Folge der Untersuchungen und Klagen über diesen Gegenstand, hat einen Theil dieser Mißbräuche abgestellt, indem er befiehlt, daß weibliche Gefangene in keinem Fall, und männliche nur unter gewissen Bedingungen auf der Tretmühle arbeiten sollen. Von dem Ertrag der Arbeiten in Briedewell fällt ein Theil den Gefangenen zu, und wird ihnen theils zum täglichen Gebrauch, theils bey ihrem Abgang eingehändigt. Die Schlafzellen sind reinlich geweißt, und enthalten einen Schemel, ein sehr reinliches Bett und eine Bibel. Die Nahrung ist so gut, als man es an einem solchen Ort verlangen kann, und viel besser als die meisten von den Gefangenen sie jemal außer dem Hause gewohnt waren. Man behauptet, daß die Leute es zu gut hier haben, daß für die Armen leicht der Aufenthalt hier eher zu einer Lockung als zu einer Strafe führe, welcher zulieb sie Verbrecher werden könnten, das weiß ich nun freylich nicht, allein wenn es wahr ist, so spricht es nicht sehr für die Lage der untern Klasse; auf jeden Fall finde ich ein Mißverhältniß zwischen der Art, wie Gefangene vor der Untersuchung im Gefängniß und Verurtheilte in Briedewell behandelt werden. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, August.

So viel bewirkt doch bereits das Beyspiel Englands, daß allenthalben in Frankreich, besonders aber zu Paris, Verbindungen und Vereine zu politischen oder religiösen Zwecken entstehen. Den unumgeschränkten Regierungen ist es eigen, die Bürger aus-

Digitized by Google

einander zu halten, sie zu verbindern, sich zu großen Unternehmungen zu verständigen und zu verbinden, und alles selbst thun zu wollen. So geschah es sonst in Frankreich, und so geschieht es noch anderswo. Allein seitdem eine ziemlich liberale Verfassung den Staat regiert, geht dieß Auseinanderhalten der Bürger nicht wohl an. Da die Regierung nicht mehr Geld in Händen bekommt, als was ihr die beyden Kammern zugestehen, und von dem Gebrauche desselben Rechenschaft ablegen muß, so ist sie wohl entschuldiget, manche Unternehmungen fahren zu lassen, und sie den Bürgern zu überlassen, zumal da die Erfahrung gelehrt hat, daß Vieles weit besser ausgeführt wird, wenn es durch Privatfleiß und auf Privatkosten geschieht, als wenn sich eine große Regierung damit abgibt, welche man von allen Seiten betrügt und bestiehlt. Die größte Verbindung, die je in Frankreich stattgehabt, ist wohl die neuerlich entstandene Kommanditengesellschaft, société commenditeire, die ein Kapital von 100 Millionen blos zum Unterstützen nützlicher Unternehmungen bestimmt. Da sie ihre Geschäfte noch nicht begonnen hat, so läßt sich bis jezt nichts weiter über sie sagen, als daß sie da ist. Zwar hat sich die Londoner Litterary Gazette etwas über sie lustig gemacht, und geäußert, es gebe jezt in Frankreich so viel Projekte als Nasen da sind; indessen zeigt doch die Theilnahme englischer angesehener Kapitalisten an der Kommanditengesellschaft, daß sie denselben nicht so lustig vorkömmt, als dem Herausgeber der Litterary Gazette; auch würde es einem englischen Journalisten übel anstehen, über die französischen Vereine zu spotten, denn wo und wann hat es je mehr Vereine von Spekulanten gegeben als jezt in England? Man hat ja neulich in den englischen Zeitungen beynahe 80 solcher Vereine aufgezählt, wovon dann freylich manche mehr Aufsehen auf dem Papiere, als in der Wirklichkeit erregen; die eben entstehende economical funeral Company, welche den Zweck hat, sich und andre wohlfeil zu begraben, war in jener Liste noch nicht mit eingegriffen. So lange als der Handel mit den neuen Staaten in Amerika nicht völlig im Gange seyn wird, werden die Kapitalien in Frankreich nicht besser angewandt werden können, als zu gemeinschaftlichen, nützlichen Unternehmungen. Hier sollen Eisenbahnen auf den Landstraßen angelegt, dort Kanäle gegraben, anderswo Dampfböte in Bewegung gebracht werden; in den Städten ist von großen Bauten, auf dem Lande von Urbarmachung bedeutender Strecken, Schiffbarmachen kleiner Flüsse u. s. w. die Rede. England hat zu allem diesem längst das Beyspiel gegeben; es hat Mühe gekostet, die Franzosen zur Nachahmung über Nebenbuhler zu bewegen; die Nationaleitelkeit, Nationalvorurtheile, alte Gewohnheiten aus den despotischen Zeiten stellten große Hindernisse in den Weg; allein Aufklärung, Preßfreyheit, Drang nach Reichthum und Wohlstand, und dann die Nationaleifersucht haben endlich diese Schwierigkeiten so ziemlich beseitigt, und gegenwärtig regt sich in ganz Frankreich ein allgemeiner Wetteifer, sich zu verbinden, um große Zwecke zu erreichen. Das Entstehen einer Compté, zu Gunsten der Griechen, ist auch eine Folge dieser Nachahmung des freyen englischen Verbindungsgeistes und des Antriebes der überall sich äußernden Humanität. Das Zusammentreten so mancher angesehener Männer, die sonst in ihren politischen Meynungen nicht zusammenstimmen, aber in Hinsicht der Griechen nur eine Gesinnung, ein Gefühl haben, ist sicher ein Beweis davon, wie sehr dieß Volk die innigst Theilnahme aller Menschen verdient. An Beyspielen hat es in Frankreich nicht gefehlt; überhaupt haben Franzosen, wie andre Völker, ihre Pflicht gethan, und die Staatsmänner, welche diese allgemeine und edle Ansicht eher zu unterdrücken als zu unterstützen gesucht haben, müssen es verantworten, wenn das Elend der Griechen noch verlängert wird. In Frankreich hat die Humanität jezt eigentlich nur einen Feind, der mit fanatischer Wuth gegen den Zeitgeist ankämpft, den man aber nicht gern mit seinem Namen nennt.

Die französischen Oppositionsblätter müssen fast bis zum Ekel dieselben Vertheidigungen hören lassen, weil die Ostscurantes nimmer rasten, sich überall einschleichen und unaufhörlich den Zeitgeist anklagen. Die französische Aufklärung und verfassungsmäßige Freyheit gleicht jezt einer, von allen Seiten belagerten Burg; wenn die Besatzung sich nicht von vorn und von hinten wehrt, so ist es um die Burg geschehen, und das Land verfällt in dieselbe Finsterniß und Armuth, worein bereits das Nachbarland jenseits der Pyrenäen gesunken ist. Ein satanischer Kopf hat den Einfall gehabt, an den Tunesischen Gesandten, Sidi Mahmout, der eine Zeitlang hier war, eine poetische Epistel zu richten, worin er ihm die gesellschaftlichen Mißbräuche, wie sie jezt in Frankreich, besonders in Paris, bestehen, auseinander sezt. Von der privilegirten Betrügerey, die man Lotterie nennt, redet der Dichter also:

Vers cet autre palais où la vol effronté
Sous trois fleurs de lis d'or triomphe en suroté,
brillante loterie! un édile équitable
deigne prendre avec grace at compter sur sa table
la cuivre de Paris at l'or des Maroquins;
jà tu peux en billets convertir tes sequins;
on y vend à vil prix une chance opportune,
un vieillard en haillons vous donne la fortune . . .

Noch stärker drückt sich der Verfasser über die privilegieten Spielhäuser aus, welche allgemein verwünscht, aber als ein vorgebliches nothwendiges Uebel beybehalten worden. Sogar diejenigen, welche darauf bestehen, sie beyzuhalten, verbergen die Verachtung nicht, welche sie gegen diese verderblichen Anstalten hegen. Dazu zeigt sich von Zeit zu Zeit Gelegenheit, besonders vor Gericht, wo die Schändlichkeiten der Spielhäuser zuweilen zur Sprache kommen. So war neulich ein Injurienprozeß zwischen vormaligen Beamten jener Häuser und den Verwaltern derselben, die von ersteren in einem Libell auf's gehässigste dargestellt worden waren. Diese Verwalter behaupteten, ihre Ehre wäre durch jenes Libell angegriffen worden; allein die Advokaten warfen die Frage auf, ob man auch Ehre haben könne, wenn man an der Spitze eines Spielhauses stehe. Die Verfasser des Libells hatten darin aber auch nicht viel, indem nicht die Sache der Gerechtigkeit, sondern der Verlust ihrer Stellen sie bewogen hatte, gegen die Innhaber der Spielhäuser zu schreiten, und sie nun jezt helfen würden, unerfahrne Jünglinge um ihr Gut zu bringen und Familien in Verzweiflung zu stürzen, wenn sie nicht, ich weiß nicht warum, abgedankt worden wären. Auch schien das Gericht die eine Parthey für nicht achtungswerther zu halten als die andere. Der Gerichtspräsident sagte geradezu der einen Parthey, wenn man aus solch einer Anstalt käme, so müßte man wohl nicht sehr empfindlich seyn. Da jedoch die Libellsschreiber unerweisbare Beschuldigungen vorgebracht hatten, z. B. daß einer der Innhaber der Spielhäuser ehemals den Karren zu Frankfurt geschoben habe, so wurden sie zu einigen Tagen Arrest, und zu einer geringen Geldbuße verurtheilt. Auffallend aber war es, daß fast alle diese ehrlichen Leute das Ordenzeichen der Ehrenlegion trugen. In den Spielhäusern haben sie dieß Ehrenzeichen wohl nicht verdient; so leicht auch zuweilen die Ordensbänder ertheilt werden, so ist es doch wahrscheinlich, daß eine solche Hofgunst schwerlich auf einen Beamten an einer Spielbank gefallen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. September 1825.

Wohl dem, der keine Brille braucht
Zu seinem und der Welt Genuß,
Und wenn er eine haben muß,
Sie stets in helle Farben taucht.

Pfeffel.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Ansichten und Landschaften in Schottland.

Nach einer stürmischen Fahrt von vierzehn Tagen (die Ueberfahrt von Hamburg nach Leith dauert gewöhnlich vier bis acht Tage) erblickten wir zuerst eine Reihe blauer Hügel ganz in der Ferne, die der Kapitän mir die Chiriot hills nannte. — Wenn ich etwas weniger seekrank gewesen wäre, so hätte ich das sehr romantisch finden und für ein gutes Omen halten können; ich versuchte auch, einiger romantischen Gefühle Herr zu werden, und fing an:

The Percy of Northumberland
And a vow to god mayd he
That he wolde hunte in Chiriots hills etc.

Weiter bracht' ich's aber nicht, und die zunehmende Dunkelheit benahm uns bald die Ansicht der Hügel und des Landes, nur das Meer leuchtete in spielenden Flammen um das Schiff. Den folgenden Morgen sah es schon besser aus, wir bekamen das felsige Ufer von Dumbar zu Gesicht, und ich war in meinen historischen Betrachtungen glücklicher als gestern in meinen poetischen, will diese aber ersparen. Ein frischer Nordost brachte uns schnell in die Nähe des Ufers und der gewaltigen schwarzen Ruinen von Tantallon Castle und gegenüber dem wunderlichen Felsen the Bass. Er ist fast rund und erhebt sich senkrecht aus dem Meere, nur nach einer Seite zu ist er etwas abgeflacht, und hier vertheidigen alte Festungswerke oder deren Ruinen eine kleine Bucht. Der Felsen mag übrigens leicht 300 Fuß hoch seyn und sein Gipfel ist ziemlich flach, so daß er von einer Seite gerade aussieht wie eine ungeheure Tonne, die mitten im Meer schwimmt. Wie eine Wolke umgeben ihn beständig Schwärme von Möven und andern Seevögeln, die mit Geschrey pfeilschnell nach allen Richtungen die Luft durchkreuzen. Ich erinnerte mich dabey an eine der schönsten Stellen in Scotts Old mortality; da wo Morton durch seine fanatischen Unglücksgefährten in der Hütte den Tod erwartet, und der tolle Mucklewarth seine Verfolgungen und Visionen erzählend, seiner Gefangenschaft auf dem Baß-Felsen erwähnt. — Daß ein ehrlicher Mann, den man einsam auf diesen Felsen sperrt, beym Rasen des Meeres und dem wunderlichen betäubenden Geschrey der Vögel und eigenen wilden Gedanken etwas wahnsinnig werden kann, dachte ich mir ganz leicht. — Der Baß erhebt sich still und ohne vorliegende Klippen aus dem Wasser, daß wir so nahe daran hinsegeln konnten, daß ich glaubte ihn mit den Händen zu berühren. Vor einiger Zeit fuhr ein Schiff bey schwachem Wind und sehr dichtem Nebel gerade auf den Baß-Felsen und zerbrach an ihm das Boogspriet, ohne sonst Schaden zu nehmen.

Für das Mittelalter hätte dieser Fels und Kastell unüberwindlich genug seyn sollen, und doch wurde es in den Bürgerkriegen der unglücklichen Maria Stuart einmal von drey Männern erobert, die in einem kleinen Kahn landeten und die Besatzung überfielen, aber nachher durch eine bedeutende Macht wieder vertrieben wurden, — Namen und

Digitized by Google

Einzelnheiten hab' ich vergeſſen. — Wir hofften in wenigen Stunden in Leithwads anzuliegen, allein der Wind ſprang plötzlich um, und wir mußten laviren, was deſto beſchwerlicher wurde, je enger der Firth of Forth ward, und je weiter wir vorwärts kamen, während eine Menge Schiffe, den Weſtwind benutzend, pfeilſchnell an uns vorbey nach der offenen See ſegelten, und Fiſcher und Lootſenboote nach allen Richtungen herumkreuzten. Es war ſchon dunkel, als wir an der felſigen Inſel Juckleitd vorbeykamen, deren Leuchtthurm mit ſeinem beweglichen Licht uns lange noch als Leitſtern diente. Endlich ſpät in der Nacht erblickten wir die Lichter in der Altſtadt und dem Kaſtell von Edinburgh und gingen bey Leith vor Anker; es war zu ſpät noch an's Land zu gehen. Sobald es am andern Morgen hell genug war, ſtieg ich auf's Verdeck, um das Bild, was ich mir von Dun Eidin (den gaeliſchen Namen von Edinburgh hatte ich auch ſchon gelernt) gemacht hatte, mit der Wirklichkeit zu vergleichen, fand aber nichts als ein Nebelmeer, aus dem hier und da dunkle Felſenmaſſen hervorleuchteten, und wieder verſchwanden, auf denen ich aber doch wenigſtens das Kaſtell von Edinburgh zu finden verſuchte. Indeſſen blieb mein Bemühen ohne Erfolg, bis endlich einige tüchtige Windſtöße den Nebelvorhang anfrollten und das Gemälde in der Morgenſonne dalag; freylich ſah ich nun, daß das, was ich mitgebracht hatte, nur zum Wegwerfen taugte im Vergleich mit dem Original. Zunächſt am Ufer Leith mit ſeinem Hafen und Schiffen und zu beyden Seiten längs dem Ufer Landhäuſer und Baumgruppen, dahinter erhoben ſich links einige felſige Bergrücken in verſchiedenen Terraſſen, ſich ſanft von Oſten nach Weſten (oder für mich von links nach rechts) erhebend, und dann auf der Weſtſeite plötzlich faſt ſenkrecht abſtürzend, dann wieder die nächſte Terraſſe ſich allmählig erhebend und eben ſo ſenkrecht abgeſchnitten, aber viel niedriger als die erſte, und darauf eine dritte noch niedriger; auf ihr hat man für ein hohes ſäulenartiges Monument eine ſchöne Stelle gewählt. Die vierte niedrigſte Terraſſe iſt mit Häuſern bedeckt und verdeckt, auf ihrer höchſten Stelle ſteht das Kaſtell, und rings um ſie her, doch immer noch viel höher wie das Ufer, den Zwiſchenraum mit verſchiedenen Alleen, Gärten und Landhäuſern bedeckt, liegt die prachtvolle Neuſtadt, deren hohe ſteinerne Häuſer und große Fenſter in der Sonne glänzten, und die ſich allmählig nach allen Seiten, beſonders nach Weſten und nach dem Ufer zu, in hohen Bäumen und Gärten und Landhäuſern verliert. Die höchſte jener Bergterraſſen, links Arthurs seat, die zweyte heißt Salisbury craigs, die dritte iſt Caltonhill, die vierte Castlehill.

(Die Fortſetzung folgt.)

Giulio.

(Fortſetzung.)

Vater Ambroſio ſah mit Bedauern die Lage dieſes jungen Mannes; Alles, was er von ihm wußte, war, daß er ſich unglücklich fühlte, und darum nahm er Antheil an ihm. Es fiel ihm ein, daß Beſchäftigung ſeine Trauer vermindern könnte: Giulio beſaß viele Beredtſamkeit und der Prior ließ ihn predigen. Schnell verbreitete ſich ſein Ruf, die Menge ſtrömte herbey, um ihn zu hören; man ſprach allenthalben von ihm, und wahrſcheinlich gab das Geheimniß, welches er in ſeinem Buſen verſchloß, ſeiner Beredſamkeit einen eigenen Reiz. Die Zeit näherte ſich der Feyer des Heiligenfeſtes des Kloſters, bey welchem der ganze Hof zugegen ſeyn ſollte, und Giulio ward erwählt, das Lob des Heiligen zu verkünden. Endlich erſchien der Tag. Die Kirche war zum Erdrücken voll, und Giulio drängte ſich mit Mühe nach der Kanzel hin, als ihm plötzlich die Kapuze entfiel und ſein Geſicht entblößt ward; in demſelben Augenblicke vernahm er eine Stimme, welche rief: Himmel, wie ſchön er iſt! Erſtaunt, erſchüttert wandte er unwillkürlich den Kopf um, und erblickte eine Dame, deren Augen mit dem tiefſten Ausdruck des Gefühls auf ihn geheftet waren. Ein Paar Augenblicke waren genug, um das Daſeyn dieſer beyden Menſchen umzuwälzen. Giulio hielt ſeine Rede kaum ohne Stocken, und ſchloß ſich, ſobald er wieder allein ſeyn konnte, in ſeine Zelle ein; er vermochte aber nicht mehr ſich ſeinen gewöhnlichen Betrachtungen zu überlaſſen: verfolgt von dem Bilde des unbekannten Frauenzimmers, war er von neuen, ihm bisher unbekannten Gefühlen gefoltert, die ihm die Ruhe raubten, und doch ſchien es ihm, als habe er erſt von dem Augenblick zu leben angefangen, wo er jenen Ausruf gehört, der ſein Herz durchdrungen. Er darf nicht in die Zukunft blicken — ach! ſein Schickſal iſt ja unwiderruflich! Jeden Morgen geht er, um Meſſe zu leſen, jeden Morgen bemerkt er ein verſchlevertes Frauenzimmer auf derſelben Stelle; er erkennt ſie, aber er hat nicht einmal den Wunſch, ihr Geſicht zu ſehen, weil er ſie alsdann fliehen müßte; aber er wagt es, auf den Schleyer hinzuſtarren, er folgt allen ihren Bewegungen, er fühlt ſo zu ſagen ihre Herzensſchläge und erwiedert ſie. Zu ſchwach, um ſich von der Gefahr loszureißen, wagt er es nicht, ſich zu erforſchen, nur ein Paar ſchnelle Minuten lang lebt er, die übrige Zeit iſt er todt. Er möchte gerne fliehen, er verſpricht ſich: „iſt ſie morgen wieder hier, ſo komme ich nicht mehr,“ und mit dieſem Entſchluß bewaffnet hält er ſich für ſicher, und fühlt etwas von wiederkehrender Ruhe. Den folgenden Tag ging er etwas früher wie gewöhnlich in die Kirche, ſie war nicht da; als ſich Alles entfernt hatte, näherte er ſich ihrem Sitze, und erblickte ihr Gebetbuch; er ergriff, öffnete es, und ſah den Namen Thereſe auf dem erſten Blatte geſchrieben. Jetzt konnte er ſie

Digitized by Google

nennen: „Thereſe! Thereſe! murmelte er leiſe, als fürchte er, es möchte ihn Jemand hören. Da ſie nicht gekommen, ſo durfte er wieder die Kirche beſuchen, auch gingen Tage und Monate hin, und Thereſe erſchien nicht mehr.

Thereſe, die Gemahlin eines Greiſes, den ſie wie einen Vater liebte, war glücklich in der Ausübung ihrer Pflicht, und träumte von keinem andern Glücke als dem, welches ſie genoß; da ſah ſie Giulio, und all ihre Seelenruhe war dahin. Thereſens Gefühl war ſo heftig, daß ihre erſte wahre Liebe ihr Schickſal beſtimmen mußte — ſie betete Giulio an. Bis zu dieſem Zeitpunkte war ihr Gatte der Vertraute aller ihrer Gedanken geweſen, Giulio aber nannte ſie ihm nie. Dieſes Geheimthun ſchien ihr ſchon ein Verbrechen; ſie ſah, daß ſie eine Gefahr vermeiden müßte, und hatte den Muth nicht mehr, in die Meſſe zu gehen. In der Hoffnung, ihr Gewiſſen zu beruhigen, beſchloß ſie zu beichten, und begab ſich in dieſer Abſicht in die Dominikanerkirche; ſie kniete in den Beichtſtuhl, und bekannte Alles, was ſie ſeit dem Kloſterfeſte empfunden, ihre Liebe, ihre Gewiſſensbiſſe, und ihren Entſchluß, den Geliebten zu vermeiden, bekannte aber auch, daß ſie fürchtete, ihre Stärke möchte unterliegen. „Was muß ich thun? ſchloß ſie, erbarmet euch, Vater, einer armen Sünderin!“ Ihre Thränen floſſen in Strömen, ihre Bewegung war heftig. Kaum hatte ſie geendigt, als eine drohende Stimme rief: „Unglückliche, welche Entweihung!“ Giulio (denn er war es, den das Schickſal hierher geführt hatte) ſtürzte aus dem Beichtſtuhle. Thereſe, noch immer auf den Knieen, hielt ihn auf, ſie erfaßte ſeine Kutte, ſie flehte um ihr Seelenheil, um ihrer Liebe willen, ihr nicht zu fluchen. Er ſtieß ſie zurück, aber nur ſchwach. „Thereſe! Thereſe! rief er, verlaſſe dieſen Ort, ſonſt verläßt mich meine Entſchließung!“ Bey dieſen Worten warf ſich Thereſe ihm in die Arme, und zog ihn gewaltſam in den Strom ihrer Liebe fort. „Sage, o ſage, daß du mich liebſt, ehe ich dich verlaſſe.“ Giulio erſchrocken, außer ſich, gibt einen Augenblick ſeinen Gefühlen nach, er drückt ſie ans Herz, aber plötzlich erinnerte er ſich an die Prophezeihung — er riß ſich gewaltſam von ihr los, ſchwor ſie nie wieder zu ſehen, und ließ auch ſie ſchwören. Thereſe im Taumel der Leidenſchaft gezwungen verſteht kaum, was er ihr ſagt, und wiederholt, was er ihr gebietet. Was kümmerten ſie auch Worte? liebte er ſie ja doch! ſie weiß es; ſie werden ſich wiederſehen. — Endlich trennen ſie ſich.

Sobald Giulio ſich allein befindet und wieder zu denken vermag, ſchaudert er über ſeine Unvorſichtigkeit: es iſt aber zu ſpät die Gefahr zu vermeiden; ee kann ſeinem Schickſale nicht entgehen. Schon iſt er das Opfer einer gränzenloſen Liebe; ſchon iſt die Entweihung vollbracht. Hat er nicht in der Kirche, wo er ewige Reinigkeit gelobt, ſeine Liebe bekannt? Aber er hat geſchworen ſie auf ewig zu fliehen. — Sonderbarer Widerſpruch des Herzens! das, was hätte ſeine Qual ſeyn ſollen, bildete jetzt ſeinen Troſt; dee Arme hatte in dieſem ſchrecklichen Kampfe nur die Wahl des Elends, Thereſe iſt ohne Furcht; Giulio liebt ſie — er hat es erklärt — und ſie trotzet dem Geſchicke! Mit welchem Entzücken erinnert ſie ſich der vergangenen Augenblicke, Eine ſolche Stunde läßt mehr Erinnerung zurück, als ein ganzes liebeleeres Leben. Sie denkt nicht mehr an ihren Eid; ſie geht in die Kirche; ſie ſieht Giulio, der auch ſein Gelübde vergeſſen zu haben ſcheint; ſein ganzes Daſeyn wird von ſeiner Leidenſchaft verſchlungen, und wenn er den Gegenſtand derſelben ſieht, ſchwindet ihm die ganze Welt aus den Augen. Indeſſen ſprachen ſie einander doch nicht. Giulio fühlte in ihrer Abweſenheit die Geißeln des Gewiſſens; ihre Gegenwart adee füllte ſeine Seele mit Entzücken; endlich aber beſchloß er mit ihr zu reden, und ihr ein ewiges Lebewohl zu ſagen.

Am Thore des Kloſters ſtand ein Weib mit ihrem Kinde, welche Thereſens Almoſen unterſtützten, und der Knabe Karlo pflegte ihr oft mit ihrem Gebetbuche in die Kirche zu folgen, und an ihree Seite zu beten. Giulio ließ ihr durch dieſen ſagen, daß Vater Giulio ſie am Abend um ſieben Uhr im Beichtſtuhle erwartete. Welch ein Tag! Giulio zitterte deo dem Gedanken, daß er ſich mit Thereſe allein befinden ſollte. Er fürchtete, es möchte ihm an der Entſchließung fehlen, ſie zu betrüben — es war ihm unmöglich — er beſchloß ſie nicht zu ſehen, und wollte ihr lieber ſchreiben, und Karlo wurde beauftragt Thereſen den Brief zu überliefern, ſobald ſie in die Kirche treten würde. Thereſe erſchrack, als ſie ſeine Botſchaft empfing: „Was will er von mir?“ ſprach ſie — „wir waren ſo zufrieden.“ Indeſſen verfehlte ſie doch nicht, ſich um die beſtimmte Stunde einzufinden. Karlo gab ihr den Brief, ſie öffnete ihn in großer Bewegung — was mußte ſie aber fühlen, als ſie den Inhalt las: „Fliehe von hinnen, unvorſichtiges Weib! und komme nicht mehr, die Heiligkeit dieſes Ortes zu entweihen! Verbanne ein Andenken, welches die Qual meines Lebens bildet. Ich habe dich nie geliebt und will dich nie wieder ſehen.“ Dieſer Schluß durchbohrte Thereſens Seele. Seine Gewiſſensbiſſe hätte ſie bekämpfen können, aber er liebte ſie nicht mehr; er hatte ſie nie geliebt. Ein heftiges Fieber warf ſie auf's Krankenlager, ihr Leben war in Gefahr. Der Name Giulio ſchwebte oft am Rande ihrer Lippen, aber ſelbſt in ihrer Raſerey wußte ſie ſich zu bezwingen, und ſie murmelte nur von Zeit zu Zeit mit leiſer Stimme: „Ich habe dich nie geliebt!“

Hat Giulio inzwiſchen ſeine Ruhe wieder erlangt? hat er ſeine Gewiſſensbiſſe beſänftiget? Nein, ſein Leben iſt elend. Nachdem er Thereſe einmal erklärt, daß er ſie nicht mehr liebte, ergab er ſich gänzlich dieſer verderb-

Digitized by Google

lichen Leidenschaft. Das Opfer schien ihm hinlänglich, auch hatte ihm der Brief wirklich entsetzlich viel gekostet. O Therese! hättest du gewußt, was Giulio litt, es würde deinen Schmerz gelindert haben! denn getheiltes Leiden ist immer leichter. Giulio war eine Beute der herzzerreißendsten Unruhe; drei Monate waren vorüber gegangen und er wußte nichts von Therese, die Zeit aber schien nur seine Liebe zu vermehren, und er floh mehr als je die Gesellschaft der Menschen. Unter dem Vorwande abnehmender Gesundheit hatte er den Prior zu bereden gewußt, daß er ihn von allen auswärtigen Amtsverrichtungen freysprach; er war immer in seiner Zelle verschlossen, oder er wanderte die Nacht hindurch unter den Gräbern umher; betäubt von einem Gefühl, dem er weder zu widerstehen noch zu folgen den Muth hatte. Denn die Schwäche weiß sich zu nichts Festem zu entschließen, die Ungewißheit aber erschöpft das Leben, indem sie weder Erinnerung noch Hoffnung verleiht.

Theresens Krankheit folgte eine gefährliche Hinfälligkeit. Sie fühlte die Herannäherung des Todes, und wünschte, die lezten Pflichten zu erfüllen, die ihr die Religion auflegte. Ihr Gatte, der sie zärtlich liebte, sah deutlich, daß irgend ein schweres Geheimniß sie dem Grabe entgegenführe. Er achtete ihr Stillschweigen und drang mit keiner einzigen Frage in sie. Er bat den vielgeliebten Vater Ambrosio, Therese zu besuchen. Dieser willigte ein, aber ein unvorhergesehener Umstand verhinderte ihn, sein Versprechen zu erfüllen. Er schickte demnach Giulio an seiner Statt, und befahl ihm, sich in die Wohnung des Herrn Vivaldi (Theresen's Gatte) zu begeben, um dem Herzen einer sterbenden Person Trost zu bringen. Ach! was für Trost vermochte der Arme zu geben, der selbst ein Opfer finsterer Verzweiflung war! Alles, was er zu geben hatte, waren Thränen. Umsonst aber suchte er das Geschäft abzulehnen, er mußte gehorchen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. August.

(Beschluß.)

Die Innhaber der privilegieten Spielhäuser hatten neulich noch einen andern Prozeß begonnen. Da sie für ihr abscheuliches Privilegium einige Millionen bezahlen müssen, so liegt ihnen viel daran, daß Niemand anders als sie die Spieler zu Grunde richte; sie haben daher, wie es scheint, eigene Leute, welche Acht geben müssen, daß keine heimlichen Spielbänke entstehen. Nun ist aber die Spielsucht etwas so einträgliches für diejenigen, welche sie anfachen und befördern, daß, aller Wachsamkeit der privilegirten Spielverstehen ungeachtet, doch allerley Hazardspiele getrieben werden, und zwar zuweilen in recht glänzenden Gesellschaften, denen man es nicht ansehen sollte, daß die Geldgier die Triebfeder derselben ist. Solch eine Gesellschaft war dann auch neulich entstanden, das Spiel, das gespielt wurde, hieß Baccara, und war, so viel ich weiß, in den Jahrbüchern der Spielbänke noch nicht vorgekommen. Es wurde daher vor Gericht eine gründliche Erklärung des Spiels gegeben, und es frug sich dabey, ob dieß ein Hazardspiel sey oder nicht. Die vornehmen Herren und Damen, welche die Spielgesellschaft eingekittet hatten, behaupteten nein; der Polizeykommissär, in der Nähe des Spielhauses, führte aber die Klagen der Familienväter an, deren Söhne durch das Baccaraspiel ausgeplündert worden waren. Die Herren und Damen, welche den Vorsitz beym Spiele gehabt hatten, behaupteten auch noch, man habe eigentlich nicht um Geld gespielt, sondern beym Beginnen des Spiels habe ein Jeder ein Stück Geldes für die Bedienten unter den Leuchter gelegt. Dieß ist ein alter Kunstgriff derjenigen Häuser oder Familien, welche von einer Spielbank leben, dennoch mit der Polizey nichts zu thun haben, und sich das Ansehen geben wollen, als ob sie ein ehrliches Handwerk treiben. Diesmal mußten jedoch die Proben der Gaunerey wohl nicht stark genug seyn, denn das Polizeygericht sprach die Beklagten frey; vielleicht hatten sie das Ding zu fein angelegt, um in das Spinngewebe der Gesetze zu fallen. Andere Gauner wurden in diesen Tagen schärfer vor Gericht behandelt. Es waren Leute, wie es deren zum Verderb der Jugend in allen großen Städten gibt, die nämlich die Unbesonnenheit der Jünglinge benutzen, und ihnen unter den härtesten Bedingungen Geld vorstrecken. Da alles in der Welt raffinirt wird, so haben diese Betrüger, um nicht als Wucherer verurtheilt zu werden, ein Mittel ersonnen, Geld zu leihen, und 300 Prozent zu gewinnen, ohne daß sie den Buchstaben des Gesetzes verletzen. Sie geben nämlich den ungeduldigen Jünglingen kein baares Geld, sondern verkaufen ihnen kreditweise Waaren, und kaufen diese unter andern Namen um ein Drittel an. So hatten die vor Gericht gezogenen Wucherer einigen Jünglingen für 6000 Franken Waaren verabfolgt, und dieselben unter der Hand für 2000 wieder angekauft, was also dasselbe war, als ob sie 2000 Franken vorgeschossen, aber sich eine Schuldverschreibung von 6000 hätten geben lassen. Ihr Betrug wurde nicht geahndet; doch kamen sie mit Arrest und einer eben nicht sehr starken Geldbuße davon, da der Hauptbetrüger verschwunden war. Diesen verurtheilte das Gericht zu 2 Jahren Gefängnißstrafe. Mit Wucherern haben die französischen Gerichte es überhaupt oft zu thun; allein die unabhängigen Tagesblätter und die Redner der Departementkammer haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, welcher Widerspruch darin liegt, daß die Regierung die Privatwucherer verfolgt, und dagegen das privilegirte Leihhaus berechtigt, über 12 Prozent Pfandgeld zu nehmen, was doch gewiß ein arger Wucher in einem Lande ist, wo das Gesetz die rechtlichen Zinsen fest bestimmt; allein in den großen Staaten, und zuweilen auch in den kleinen, sucht die Regierung aus allem, sogar aus der Noth des Volkes Nutzen zu ziehen, weil sie vieles Geldes bedürftig ist, und dieses doch irgendwo herkommen muß. Vielleicht kommt einmal die Zeit, daß keine Regierung mehr Wucher zu treiben, noch der Geldwaare ihren Werth zu bestimmen braucht.

Dg.

Druckfehler.

In Nr. 217. Seite 868. Spalte 2. Zeile 15. von unten lies Minerva statt Mimus.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. September 1825.

Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Giulio.

(Beschluß.)

Giulio begab sich in das bezeichnete Haus; man führte ihn in ein schwach beleuchtetes Zimmer, wo mehrere Personen ein Bett umgaben, auf welchem ein Frauenzimmer lag. Alle entfernten sich aber bey seinem Eintritt, und Giulio blieb mit der Sterbenden allein. Bewegt, ohne zu wissen warum, stand er unentschlossen da. „Vater, sagte die Kranke, versagt Euren Beystand einer Unglücklichen nicht, die bald aufhören wird zu leben.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Giulio auf seinen Knieen neben dem Bette lag. „Therese!“ der so sehr geliebte Name entschlüpfte seinen Lippen. Wer vermag es, Beyder Gefühle zu beschreiben! Eine Erklärung war unnöthig — sie liebten. Giulio gestand ihr Alles, was er um ihretwillen gelitten, und klagte sich als die Ursache ihrer Leiden an. „Vergib, o vergib! murmelte er, Giulio ist ewig dein.“ Diese liebevollen Worte riefen Thereese in's Leben zurück. Sie vermochte nicht zu reden, aber sie sah, sie hörte ihn, sie drückte seine Hand — so zu sterben schien ihr Himmelsseligkeit. Giulio drückte sie in die Arme, er wollte sie in's Leben zurückrufen. „Du mußt leben! willst du nicht? dein Freund ist bey dir! O Therese, sprich mit mir! Soll ich nicht mehr deine Stimme vernehmen?“ Der Klang seiner Stimme schien ihr neue Stärke zu geben. „Ich liebe dich,“ flüsterte sie; diese Worte schienen ihr Leben zu enthalten, sie bedurfte keiner Sprache mehr. Schnell entflohen diese Augenblicke des ununterbrochenen Glückes, und nichts als die Gewißheit, sich wiederzusehen, vermochte ihnen die Kraft zu geben, sich zu trennen.

Therese erholte sich, Giulio sah sie täglich, ein zärtliches Verständniß herrschte zwischen ihnen, und Giulio schien seine Besorgnisse und seine Gewissensbisse vergessen zu haben. Blos auf Theresens Wiederherstellung bedacht, beobachtete er genau die Fortschritte ihrer Gesundheit; er durfte sie nicht betrüben, ihr Leben hing ja von ihm ab, und er ergriff diesen Vorwand, um sein Gewissen einzuschläfern. Zwey Jahre waren jetzt verflossen, seitdem er Rom verlassen, und an dem Jahestag der unglücklichen Wahrsagung versank er auf's Neue in trübes Nachdenken. Therese drang in ihn, ihr die Quelle seines Kummers zu entdecken; er willigte ein und erzählte. Diese Erzählung aber brachte die Erinnerung in ihrer ganzen Stärke zurück, und er wiederholte mit Entsetzen: „Grenzenlose Liebe! Entweihung! Mord!“ — Therese war tief erschüttert, aber die Worte grenzenlose Liebe hatten einen besondern Reiz für sie, und wenn Giulio mit Schaudern die Worte Entweihung! Mord! ausrief, sprach sie sanft: Grenzenlose Liebe! Zuweilen wirkte die Leidenschaft so heftig auf Giulio, daß er sie mit so krassen Augen anstarrte, daß sie seinen Blicken nicht zu begegnen vermochte, und eine schreckenvolle Stille erfolgte. Dennoch waren sie glücklich, denn sie waren noch unschuldig.

Um diese Zeit mußte Giulio in Klostergeschäften verreisen; er hatte nicht den Muth, persönlich von der Ge-

liebten Abſchied zu nehmen, weßwegen er ihr ſchrieb und ſchnelle Wiederkehr verſpeach. Aber ein Monat verging, ehe er Meſſina wieder erreichte; ſogleich flog er zu Thereſe; er fand ſie allein. Sie ſaß in tiefen Gedanken verſunken — nie hatte er ſie ſo ſchön geſehen — er rief ihr zu, ſie fuhr in die Höhe und ſank ihm ſprachlos in die Arme. Einen Augenblick lang vergaß er ſich ſelbſt und erwiederte ihre Zärtlichkeit ohne Rückhalt. Plötzlich aber ſtieß er ſie von ſich, und ſank blaß, mit ſtarrem ſchrecklichem Blick und gefalteten Händen auf die Kniee. Thereſe wagte es nicht, ſich ihm zu nähern. „Thereſe! rief er endlich mit hohler Stimme, wir müſſen uns trennen. Du weißt nicht, was du zu fürchten haſt!" Thereſe hörte kaum, was er ſprach, aber ſie ſah ſeine Bewegung und ſuchte ihn zu beruhigen — er ſtieß ſie auf's neue zurück. „Um's Himmels willen, rief er, nähere dich mir nicht." Sie zitterte, ſie kannte nue die Zärtlichkeit der Liebe, ihre Raſerey begriff ſie nicht. Endlich ſtand Giulio, ungeduldig über ihr Stillſchweigen, auf: „Morgen, rief er, muß ſich mein Schickſal entſcheiden!" und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon. Am nächſten Tage eedielt ſie folgendes Schreiben oon ihm. „Thereſe, ich kann dich nicht wieder ſehen, „ich bin unglücklich bey dir — Ich bin überzeugt, du ver„magſt meine Gefühle nicht zu verſtehen. Thereſe, du „mußt mein werden, aber es muß nue mit deinem ſeeyen „Willen geſcheden. Ich werde nie den Muth haben, deine „Schwäche zu mißbeauchen. Geſtern gab ich dir Peobe da„von — du ſadſt es; ich riß mich dir aus den Armen, „denn du ſagteſt nicht, ich will dein ſeon. Indeſſen be„denke es. Wir richten einander zu Grunde. O Thereſe! „ewige Verdammniß! Dieſe Woete ſind fuechtbae! Selbſt „in deine Arme weeden ſie mich verfolgeu. Für uns gibt „es keinen Frieden mehe — nur der Tod kann uns erlöſen. „Morgen, wenn du mich wieder ſehen willſt — und du „kennſt den Preis — morgen, ſage ich, ſchicke Karlo in die „Kirche. Bringt er dein Gebeetbuch, Thereſe, ſo entſagſt „du Giulio; bringt er es aber nicht, ſo biſt du ewig mein. „Ewig iſt das Woet — es iſt ſcheecklich auszuſpeechen. „Lebe wohl." — Das ſchüchterne Weib erſchrak bey dem Briefe. Die Worte, ewige Verdammniß, füllten ſie mit entſetzlicher Angſt. „Giulio, rief ſie, wir waren ſo glücklich; warum zerſtöreſt du unſer Glück?" Sie konnte ſich lange nicht entſchließen: ihn nicht wiederzuſehen, war unmöglich — und ſah ſie ihn, ſo waren ewige Gewiſſensbiſſe ſein Loos. „Giulio, du vertrauſt mir dein Schickſal an, rief ſie endlich, ich will das Opfer ſeyn!" Karlo erhielt das Buch und trug es in die Kirche.

Giulio, den die Schwachheit geaulam gemacht hatte, wollte alle Verantwortlichkeit für das Verbrechen auf die Geliebte werfen. Ungeduldig erwartete er die Ankunft des Knaben; er ſah ihn kommen und das Buch auf Thereſens Sitz legen. Da ſtürzte er, außer ſich von Raſerey, herbey, und gab dem Knaben das Buch zurück. Lange blieb er unbeweglich bey iheem Stuhle ſtehen; endlich fuhr er auf und murmelte: „Ich will ſie ſehen." Er ſah ſie, ſie gab ſich ihm ganz hin — aber er war nicht glücklich. Von Gewiſſensangſt gefoltert, blieb er ſelbſt an Thereſens Seite, finſter und wild, und ihre zärtlichſten Liebkoſungen vermochten nicht ihn aufzuheitern. Ja er machte ihr ſogar Vorwürfe. „Du haſt mich verführt, du haſt mich zu Grunde gerichtet — ohne dich wäre ich noch rein," ſagte er oft. Er ſah ſie immer ſeltner, und zulezt blieb er gänzlich aus. Thereſe eekundigte ſich nach ihm, ſie beſuchte täglich die Kirche, ſie ſcheieb ihm, aber umſonſt, ihre Briefe kamen unerbeochen zueück, und er verließ ſeine Zelle nie mehr. Aber ſie muß ihn ſpeechen, ſie hat ihm ein Geheimniß zu vertrauen — ſie iſt Mutter! Daß er ſie vergeſſen, kann ſie nicht glauben, nicht denken. Sie hat erfahren, daß er den nächſten Sonntag die Meſſe leſen ſoll, ihr Entſchluß iſt gefaßt. Das Kloſter lag dicht an der See, Flucht war daher leicht; ſie miethete ein Fahezeug, und bereitete Alles zu derſelben vor.

Endlich erſcheint der langerſehnte Tag. In einen dichten Schleyer gehüllt, ſtellte ſie ſich zunächſt an den Altar. Giulio erkannte ſie nicht, aber ſie ſieht, daß er ein Raub eines verzehrenden Kummers iſt. Gern hätte ſie ihr Leben aufgeopfert, um ihm die Ruhe zu erkaufen; aber ſie hat keine Wahl: das unſchuldige Geſchöpf unter ihrem Herzen verlangt einen Vater! Die Kirche war leer, Thereſe hatte ſich hinter einen Pfeiler geſtellt. Als Giulio mit dem ſchweren Schritt des Verbrecheeß bey ihr oorüberging, trat ſie plötzlich oor ihn. „Bleib, rief ſie, Giulio, ich muß mit die reden, und du mußt mich anhören! Ich gehe nicht von hinnen, bis du mir den Schlüſſel des Kloſtergartens gegeben; ich muß ihn haben. O Giulio, viel mehr als mein Leben hängt von dir ab." Giulio fuhr wie aus einem ſchreckhaften Traume hervor. „Elende! ſchrie er, verlaß dieſen Ort!" Aber eine übernatürliche Kraft ſchien ſie zu beſeelen. Sie warf ſich oor ihm nieder. „Schwöre mir, daß du mich heute um Mitternacht ſehen willſt!" Giulio zögerte, aber in dieſem Augenblick vernahm man ein kleines Geräuſch; er ſah ihee Entſchloſſenheit und gab den Schlüſſel und das Verſprechen.

Um Mitternacht befand Thereſe ſich im Kloſtergarten; Giulio ließ ſie nicht lange warten. „Sprich, rief er, was willſt du von mir? Die Augenblicke ſind kurz — höre auf, einen Unglücklichen zu verfolgen, der dich nicht glücklich machen kann. Ich liebe dich, Thereſe! Ohne dich iſt das Leben mir eine unerträgliche Laſt, und bey dir zerreißt mich die Gewiſſensangſt. Du haſt meine Verzweiflung geſehen! Wie oft habe ich dich darum angeklagt! Vergib mir, Geliebte! Es iſt billig, daß ich mich ſelbſt beſtrafe — ich habe dir entſagt, dieſes Opfer ſühnt mein Verbrechen." Der Schmerz unterdrückte ſeine Stimme. Thereſe ſuchte ihn

zu trösten und seine Blicke auf eine heitere Zukunft zu richten. „Giulio, sprach sie, um meinetwillen würde ich es nicht gewagt haben, dich aufzusuchen. Ich würde, gleich dir, nicht vor dem Tode gezittert haben; dieses Pfand unserer Liebe aber gebietet uns zu leben; komm denn, Giulio, laß uns fliehen; Alles ist zu unserer Abreise bereit.“ Giulio ließ sich von ihr fortführen; noch ein Paar Minuten, und er war seinem Klostee entflohen. Plötzlich aber riß er sich ihr vom Arme. „Nein, schrie er, nie!“ und stieß ihr einen Dolch in's Herz; sie fiel und bedeckte ihn mit ihrem Blute... Der Tag brach an, die Klosterglocken läuteten, als er noch unbeweglich über der Leiche der einst so heiß Geliebten stand. Zitternd hob er sie in die Höhe und warf sie in's Meer. Dann eilte er mit wilder Hast in die Kirche zurück; sein blutbeflecktes Kleid, der Dolch, den er noch immer in der Hand hielt — Alles bezeugte seinen Mord. Ohne Widerstand ließ er sich ergreifen — und man hat nie wieder von ihm gehört.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Auf Caltonhill soll, wie ich erfuhr, das Nationalbenkmal, das Parthenon von Athen nachahmend, erbaut werden. Hätt' ich's damals gewußt, ich hätte bedauert, es nicht schon fertig zu finden — eine schönere und malerischere Lage hat noch kein Denkmal dee Art gefunden. Jene Säule, die zu Nelson's Andenken errichtet ist, müßte dann freylich aufgeopfert werden. Solch ein Gebäude von edler antiker Bauart muß sich hier um so besser ausnehmen, da die zu seinen Füßen sich ausbreitende Stadt nicht durch spitze Kirchthürme und Häusergiebel einen gothischen Kontrast hineindringt. Die großen Massen und pallastartigen hellen Häuser der Neustadt (die von hier besonders hervortritt) haben etwas Antikes oder doch Italienisches, von dieser Entfernung aus gesehen; einzelne aufsteigende und vom Winde umhergetriebene Nebelwolken verdeckten uns noch hier und da die Gegend und vergrößerten sie. Ich mußte mir gestehen, daß die Lage von Edinburgh schöner sey, wie die irgend einer andern Stadt, die ich kenne, und beeilte mich daher an's Land zu steigen, um zu sehen, ob die Stadt, in der Nähe gesehen, und von Innen ihren Ruhm behaupte. Zu meiner großen Verwunderung wurden wir im Zollhause und auf der Polizey mit der größten Höflichkeit behandelt, und ohne die geringste Plackerey von Visitation und dergleichen expedirt. Auf der Polizey bekam ich gegen meinen Paß einen Zettel, der mir provisorisch die Erlaubniß ertheilte, mich im Gebiet Sr. Maj. von Großbritannien aufzuhalten, unter der Bedingung, mich nach acht Tagen wieder beym Polizeyamt zu melden, um ich weiß nicht was zu thun, bey einem Monat Gefängnißstrafe. Allein dieß scheint blos eine Formel zu seyn, denn ich habe von dem Augenblick an bis zu dem ich in London einen Paß zur Abreise verlangte, nie wieder etwas von Polizey oder Paß und Zettel gehört oder gesehen. Von Leith führt eine gerade Straße zwischen Gartenhäusern, die aber schon fast eine fortgesezte Häuserreihe bilden, nach Edinburgh hinauf, die Entfernung beträgt höchstens eine Viertelstunde. — Die ersten Straßen von Edinburgh, die ich durchlief, schien mir nichts sehr Auffallendes zu haben. Ohne durch ein Thor oder daran erinnert zu werden, wird einem allmählig der halde chausseeartige Weg zur Straße; hohe steinerne, etwas schwarze Häuser mit Buden, allein am Ende der Straße liegend, vorbey, gelangte ich um eine stumpfe Ecke in die Hauptstraße Prince'sstreet und die eigentliche Neustadt, sie hat nur eine Häuserreihe, die sich unabsehbar weit hinzieht, und von einer (neuen) gothischen Kirche mit einigen Bäumen begränzt wird. Dieser Häuserreihe gegenüber, aber durch eine breite Schlucht getrennt, erhebt sich die Altstadt, und auf senkrechtem schwarzen Felsen das Kastell, die Flagge wehte im Winde, auf der Esplanade exercierten Truppen bald ganz in Nebel gehüllt, bald hier und da ein einzelnes Bajonet hervorblitzend, bald ganze Reihen im Sonnenstrahl. Das andre Ende der Straße wird durch Caltonhill begränzt, der mit seiner Säule bald in Nebel gehüllt noch höher erschien, als er eigentlich ist. Dieses Ende der Straße hat zu beyden Seiten Häuser, darunter einige öffentliche Gebäude, ein Archiv, die Post und zwey Gefängnisse, alle nehmen sich gut aus, durch ihre Masse, das erste auch durch seine Bauart. Sonst sind die Häuser nicht ausgezeichnet, aber doch ansländig, hoch, massiv, im untern und untersten Stock (das heißt im Kellergeschoß) sehr glänzende Buden aller Art. Von Prince'sstreet nach Westen und Norden zieht sich die Neustadt hin in breiten langen Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, hier und da einige große regelmäßige Plätze mit öffentlichen Gebäuden, und in der Mitte Gärten, rings mit eisernen Geländern umschlossen, so wie auch die Häuser von einem fortlaufenden eisernen Geländer umschlossen sind, von wo aus Treppen hinunter ins Kellergeschoß, und hinauf in's erste Stockwerk führen. Diese Bauart der Stadt würde zu einförmig seyn, wenn nicht fast jede Straße sich nach einer schönen Aussicht hin öffnete, die nach Norden senken sich nach dem Firth of Forth zu, das Kastell, Caltonhill, Arthur'sseat und Salisburycraig erscheinen hier, und von verschiedenen Seiten am Ende der Straßen, die sich auch endlich allmählig in das offne Land verlaufen und zu Landstraßen werden, mit Gärten und Landhäusern zu beyden Seiten. Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem Hügel, dessen Spitze das Kastell einnimmt; er ist auf drey Seiten von einer Schlucht umgeben, die auf der Südseite indessen sich erweitert, und mit Häusern an beyden Abhängen besetzt ist, auf der Nordseite trennt

diese Schlucht (die früher mit Wasser gefüllt, einen kleinen See, Nothloch, bildete) die Altstadt von der Neustadt, allein eine hohe Brücke von einem Bogen verbindet sie wieder, eben so führt auch eine zweyte Brücke über die Straße, welche in der Schlucht an der Südseite des Hügels fortläuft, weg. Diese beyden Brücken verbinden so drey Stücke von Straßen, die theils auf dem Hügel, theils auf den Höhen (von denen sie die Schlucht scheidet) liegen, zu einer langen breiten Straße, die größtentheils schöne Häuser und Shops enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Polizey.

An einem fremden stillen Orte,
Klein, wett' ich, mußt' er seyn,
Und war es auch, trat einst durch die bescheidne Pforte
Des Thors ein Wandersmann herein:
Den hört ich dort den Pförtner fragen:
„Wo ist die Polizey? ey, Freund, bescheid' er Mich!"
Doch der: „Hier weiß man nichts von Polizey zu sagen;
Die trägt von uns ein jeder schlicht in sich."

* * *

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Mit dem dritten August, als dem Namenstage des Königs von Sachsen, hat die Ausstellung bey der Akademie der bildenden Künste in dem gewöhnlichen Lokale auch dieses Mal begonnen. Ihr Kunstblatt wird uns davon nähere Kunde geben, ich beschränke mich blos auf die Ausstellung der inländischen Gewerbsgegenstände, die damit verknüpft ist, erst mit dem vorigen Jahre gedeihlich begann, und auch dieses Mal des Interessanten und Zweckmäßigen Mehreres zeigt. Lassen Sie mich Ihnen nach dem Fortgange der bezeichnenden Nummer einige Gegenstände auszeichnen. Ein Mehlsieb und eine Wage mit Wasserwage vom verstorbenen Mechaniker Winkler in Leipzig lassen bedauern, daß dieser geschickte Mann, welcher mit ungemeiner Präcision und Sorgfalt arbeitete, nicht noch lebt. Ein Landmann in Steinigtwolmsdorf bey Stolpen, welcher im technischen Unterricht erhielt, hat ein Planetarium und eine Sonnenuhr, allerdings in höchst barockem Geschmacke, verfertigt, die aber doch von einem mathematischen Genie und einem Fleiße zeugen, welcher alle Schwierigkeiten einer Unkenntniß überwindet, deren Besiegung andern so leicht gemacht wird. Vieles Silbergeschirr von Breymann, Hesse, Schrödel, Westermann und andern ist mit Geschicklichkeit gearbeitet, doch sind die Formen noch nicht so geschmackvoll, wie sie uns namentlich aus Wien geboten werden. Die Ernstsche Fabrik in Zittau, so wie der Kaufmann Schwächtchen in Leipzig haben ausgezeichnete Tafeltücher und Damast-Servietten geliefert, und die Pianoforte's von Gröbner und Lassow zeichnen sich durch guten Ton, Solidität und Wohlfeilheit aus, dagegen in den Tischlerarbeiten von Rößler und Schenke, hinsichtlich eines soliden Geschmacks, Manches vermißt werden könnte, so nett und sorgfältig sie auch gearbeitet sind. Die Uhren von Gutkäs, ein Chronometer und eine Reisependul-Uhr sind mit der höchsten Akkuratesse gearbeitet, und Personen, welche Arbeiten von diesem sehr geschickten Manne seit längerer Zeit besitzen, sind mit ihrem richtigen Gange fortdauernd zufrieden. Gleiches Lob verdienen die Arbeiten des Uhrmachers Weiße.

Die Ganzichsche Fabrik in Sedniz hat geschmackvolle Couleurs um sehr billige Preise geliefert und die Hesse'sche Handlung daselbst ihr nachgeeifert. Eine Menge verschiedner chemischer Präparate hat ein Chemiker Hempe ausgestellt, und wenn sie das leisten, was sie versprechen, so dürften mehrere darunter von wesentlichem Nutzen seyn. Wenigstens hat er den Vortheil des Aufsuchens verstanden. Wichtig für die arme Bevölkerung des Erzgebirges sind die Sortiments von Spitzen, welche der Kaufmann Jauchius aus Freyberg vorgelegt hat. Geschmack und Fertigkeit zeigen sich in den Dessins und der Ausführung, und es ist den fleißigen Spitzenklöpplerinnen sehr zu wünschen, daß recht viele Bestellungen auf diese preiswürdigen Waaren eingehen mögen. Die Bronzearbeiten kommen den französischen noch lange nicht bey, doch ist ein guter Anfang mit feinern Leuchtern und Uhren in dieser Art wohl zu loben. Recht artig nimmt sich das Steingut einer Fabrik in Pirna aus, welche in Formen, wie in Masse, es bald recht weit gebracht haben wird. Doch arbeiten die Dresdner Töpfer auch ausgezeichnet in Thon, und die Oefen und Ornamente von Messerschmidt und Thomas bezeichnen beyde als ungemein geschickte und ihrem Handwerke mit Geist vorstehende Meister. Vom Hausmarschallamts-Sekretär Mieth findet sich eine portative Küche von Blech, ein Modell einer dergleichen von Gußeisen, und ein Kamin von gegossenem Eisen, welcher die kalte Luft am Fußboden abzieht und am Obertheile wieder erwärmt ausströmt. Alles ist mit Sauberkeit und Kenntniß gearbeitet, und kann beym praktischen Gebrauche von großem Nutzen seyn. Die Arbeiten der Porzellan-Manufaktur in Meißen sind durch die Trefflichkeit ihrer Masse berühmt, und da auch seit einigen Jahren viele Sorgfalt auf Form und Malerey gewendet worden, so werteifern sie siegreich mit jedem Institute ähnlicher Art. Richter's und Böting's Pferdegeschirr, Reichelt's in Bertelsdorf Leinwande, Schnag's Flinten, Thiele's in Freyberg Lakirarbeiten und Uthe's physikalischer Apparat zeichnen sich ebenfalls noch aus, so wie Mehreres, das ich wegen Mangels an Raum hier nicht nahmhaft machen konnte. Sie sehen daraus, wie mannigfach die Ausbeute ist, und wie fortschreitend die Industrie in Sachsen.

Unter die interessantesten Fremden, welche seit meinem ersten Briefe Dresden besuchten, rechne ich den Professor Schadow aus Berlin und den Dichter Rampach. Ersterer hielt sich eine längere Zeit hier auf, und lebte mit mehreren der hiesigen Künstler in einer engern Verbindung. Die Vorzüge seines Talents wie seiner höhern Bildung wurden gleichmäßig anerkannt. Mit Rampach führte mich ein glückliches Verhältniß in nähere Berührung, und ich begleitete ihn bey einer Exkursion in die Umgegend. Tiefe Blicke in die menschliche Natur, ein Geist, der klassisch ausgebildet, sich eben dadurch seiner Freyheit von allen Banden irgend einer Schule gerettet hat, und daher nun so treffender urtheilt und würdigt, und nun so ungefangener und genialer schaffe, zeichnen ihn aus. Mit Vergnügen bemerkte ich nichts von der düstern Zurückgezogenheit, welche das Gerücht ihm andichtet; er war vielmehr mittheilend und anerkennend, sich selbst der strengste Richter, und musterhaft bescheiden. Einer Lektüre seines trefflichen Trauerspiels Isidor und Olga verdanke ich einen großen Genuß, leicht dürfte mir bey der Gediegenheit der Sprache, die darin verwaltet, Vieles im Gedächtnisse zurück, und wenn wir das Stück auf der hiesigen Bühne sehen werden, verspreche ich mir nun doppelten Gewinn davon.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. September 1825.

Das thut nicht Süd, nicht Nord, nicht Land oder Meer; alles gibt und nimmt Geist und Muth. Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten, und wer verliert, Niemand anzuklagen als sich selbst.

Joh. von Müller.

Rudolph von Erlach,
der Sieger bey Laupen, 1339.

Eine Gedächtnißrede von J. R. Wyß, Professor.

Vorerinnerung.

Die Ruhe, deren die Schweiz seit mehr als einem Jahrzehend schon genießt, erzeugt auch je mehr und mehr die alte lebendige Theilnahme wieder, die der Schweizer bis zu den Jahren der Revolution an seiner vaterländischen Geschichte so vielfach bewiesen hat. Während der Revolutionsstürme war Manches verschwunden, und Manches schwieg oder stockte, das sonst jener Theilnahme und einer daraus hervorgehenden Belebung der Vaterlandsliebe so förderlich gewesen. Jetzt aber regen sich allwärts nur desto freudiger die hehren Erinnerungen an das Glorreiche unserer Vorzeit wieder, und nicht nur Schriftwerke, Kunsterzeugnisse, Denkmähler, sondern auch Feste und Gedächtnißfeyern geben in den verschiedensten Theilen der Schweiz einen Beweis dieses gesegneten Aufstehens der alten Schweizergesinnung.

Auch das Andenken der herrlichen Laupenschlacht ist denn kräftig wieder erstanden, und ein freyer Verein der Bürgerschaft von Bern hat zum Erstenmal — vielleicht seit einem Jahrhundert — im Jahr 1818 auf dem alten Schlachtfelde das Gedächtniß jener folgereichen und merkwürdigen Waffenthat mit außerordentlicher Theilnahme zahlreicher Anwesenden gefeyert. Ja schon zweymal sind diese Festgänge wiederholt worden, und forthin sollen sie alle fünf Jahre in gleich großem Umfange Statt haben, wozu hoffentlich bald ein schon durch ehrliche Unterschriften vorbereitetes, schönes Denkmahl (wie zu St. Jakob und zu Murten) einladen wird.

Unterdessen will die Menge der Vaterlandsfreunde auch in den Zwischenjahren der größern Feste nicht müßig bleiben, und liebt es, in kleinen anspruchlosen Ausflügen um die Zeit der Jahresfeyer des Laupenstreits irgend eine geschichtlich merkwürdige Stelle zu besuchen, und in engerem Kreis sich einige Augenblicke großen historischen Erinnerungen hinzugeben.

So ward jüngsthin am 19ten Juni dieses Jahres von ungefähr sechszig bis siebzig Theilnehmern — Alt und Jung — die Kirche zu Bremgarten, anderthalb Stunden etwa von Bern, in freudigem Zuge besucht, und dort der Grabstätte Rudolphs von Erlach, des Feldherrn der Schlacht bey Laupen, eine Stunde der sinnigen Weihe gewidmet. Das Schwert, welches die Sage für Erlachs gibt, ein Schild mit Erlachs Wappen und ein Lorbeerkranz bildeten auf dem Taufstein der Kirche den Mittelpunkt der Feyer. Blumenkränze hingen vorn hinunter, und schlossen eine lateinische Grabschrift in Versen auf Rudolph von Erlach ein, die der ehrwürdige Herr Pfarrer selbst zu dem außerordentlichen Anlasse gedichtet hatte. Auch von der Grabstätte und den Kirchenthüren sprach Blumenzier oder ein Kranz oder ein passender Spruch an die Herzen der Festgänger, und dreyzehn Fähnlein der Berner Zünfte, von

geschmückten Knaben gleichmäßig gehalten, umringten den Taufstein, während die Jugend des Dorfes mit einem eigens gedichteten Liede von der Emporkirche herunter, unter Begleit der Orgel, den eingetretenen Zug auf das Schönste begrüßte.

Vor dem Taufstein ward die nachstehende Rede gehalten, die wesentlich und großentheils wörtlich aus Johann von Müller, aus Tschudi und aus gesammelten Familiennachrichten über Rudolph von Erlach das Wissenswertheste beyzubringen versuchte. Doch sind einige Züge auch dem alten Praelium Laupense und einem alten Schlachtliede entnommen. Das größere Publikum, fast allgemein durch Müllers Schweizergeschichte mit Rudolph von Erlach bekannt, dürfte vielleicht gern das Bild dieses trefflichen Mannes einen Augenblick hindurch seiner besondern Aufmerksamkeit würdigen. Den Prunk eines Citatenschwalls aus Chroniken und Urkunden wird man uns aber in einem Unterhaltungsblatte recht sehr gerne schenken, ohne uns darum einiger Kompilation zu beschuldigen.

* * *

Als der größte und gefahrvollste Tag der Stadt Bern vorübergegangen, als der herrliche Sieg zu Laupen glorreich erstritten worden, und alle Gemüther zu Bern bewegt waren von Jubel, von Hochgefühl, von Dank gegen den Allgütigen, der die Schwachen so stark gemacht, da verordnete Bern mit freudigem Beschluß: „alljährlich diesen Tag mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum zu begehen, den Armen aber eine Spende auszutheilen, u. m, nach der weisen Sitte der Alten, durch das aufgefrischte Andenken an Erlach und an die Streiter dieses Krieges die Liebe des Vaterlandes zu erneuern und Nacheiferung ihrer Tugend anzuflammen."

Vierhundert-sechs-und-achtzig Jahre sind vorübee, seit der Beschluß ergangen ist; das Gemeinwesen von Bern ward vielfach erschüttert in dieser wechselvollen Zeit, und auch die Gestalt der ganzen Gottesverehrung ist umgewandelt. Fahnen und Kreuz und Heiligthum hörten auf in öffentlichem Zug der Weihe umhergetragen zu werden; Armer und Kranker ward hundertfältig auf andere Weise gedacht, und die Feyer der Laupenschlacht verzog sich Menschenalter hinab, bis sie rührend, einfach, gemüthvoll zurückgerufen wurde in dem ernsten, jedoch des Quells seiner Wohlfahrt auch unter diesem Stillschweigen nie vergessenden Bern.

Ja gewiß, selbst während jener kalten, feyerlosen Jahrzehende blieb das Andenken an den ruhmvollen Kampf und an seine Helden in der frischen Erinnerung aller Edeln und Vaterlandsliebenden. Aber der Umschwung der menschlichen Dinge war zu groß gewesen in unserer Mitte, um nicht in gewaltigen Wirbeln auch der Denkzeichen viele hinabzureißen in das Grab der Vernichtung. Ganz Europa gestaltete sich neu, und mit Riesenschritten drang das Geistige auf den Trümmern des Leiblichen und Greifbaren in die heitere Wirklichkeit. Denksteine übermoosten, Siegel zerbrachen, Trophäen versanken, Kapellen und Seelgeräthe fielen dahin; im Geiste Geistiges zu schauen, ward von den Dienern Gottes stets reiner und freudiger gelehrt, und auch sie, die Offenbarung des Ewigen, entkleidete sich zahlloser im Laufe der Zeit ihr angeheftester Bilder und Zeichen, um nur in der geistigsten aller Erdenhüllen, in der Hülle des Wortes herrlich aufzugehn.

Also auch Menschenwerk und Menschenthat! Immer ausschließender bemächtigte sich der Schrift des Andenkens der Vorzeit, und in ihren sinnigen Darstellungen blieb lauterer, ja begeisternder auch jenes verwahrt, dessen Feyer durch Fahnen und öffentlichen Pomp in Vergessenheit kam.

Wohl uns, daß dieses Wort nicht erstorben ist in den Zeiten, da das Bild und das körperliche Mahlzeichen unterging! Zwar die Väter schon haben mit mannhafter Rede gefeyert, was zu Laupen, und von wem es geschah; jene kunstlosen Erzählungen, vielleicht eines Zeitgenossen der Schlacht, und von da hinweg unserer einheimischen besten Geschichtschreiber, der Väter unserer eidgenössischen Geschichte, sprechen mit Lebendigkeit, mit regem Selbstgefühl, mit freudiger Wortseligkeit von dem Tage bey Laupen. — Aber stets gediegener, stets umfassender und gewichtiger sind die Schilderungen der großen That geworden in unserer neuesten Zeit, und Laupens Andenken hat sich bewährt im Laufe der Jahrhunderte; sein Sieg hat nicht gebleicht unter den Tritten der zermalmenden Zeit, die Nachwelt bestaunt ihn, und der dankbare Bürger, der dankbare Untergebene Berns gedenkt seiner unablässig, wenn er die Wahlthaten der Freyheit und eines geordneten umsichtigen Gemeinwesens unter seinem friedlichen Dache genießt.

Der dankbare Bürger Berns gedenkt seiner, ja! und nicht in stiller Abendstunde nur einsam daheim, wenn er bewegt auf dem Blatte die Thaten der Väter liest; — auch in der Mitte gleichgesinnter lieberer Mitbürger gedenkt er sein; und wo an solch einem gemeinsamen, begeisternden Gedanken sich ihrer Viele erfreun, da wird die Begeisterung wärmer, ihre Wirkung nachhaltender und beglückender. O wir wissen's, wir, die wir uns hier zu einer neuen Gedächtnißfeyer anspruchlos eingefunden, wir wissen's, wir haben's gefühlt, wir wollen noch einmal die Herzen erheben, in dieser wohlthuenden Flamme!

Sey aber Laupen und die ganze Fülle seiner großartigen vielumfassenden Erinnerungen aufgespart jenen volkreichen Festzügen, die mit weiser Mäßigung auf längere Abstände hinausgeschoben sind! Die Jahreszeit der herrlichen Schlacht bewegt uns nichtsdestoweniger bey jeder Wiederkehr; sie führt uns, als die Frohen, Freywilligen, auch in den Zwischenjahren zu Städten des

Andenkens jener Zeit, und weckt uns zu Besprechung, zu Anhörung, zu Gesängen, die jener Heldenthat gewidmet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Eine dritte Brücke verbindet das Ende von Princesstreet, was dicht am Fuß von Caltonhill liegt, mit dem übrigen Theil der Straße, von der es sonst durch eine tiefe Schlucht getrennt wäre, in der ebenfalls eine Straße fortläuft. So hat man hier also an drey Orten eine Straße über die andere weggeführt, und das sieht freylich wunderlich aus. — Die eigentliche Altstadt hat nur eine große Straße, Highstreet, welche sich vom Kastell den ganzen Rücken des Hügels hinunter ziemlich gerade bis nach dem alten königlichen Pallast Holyroodhouse hinzieht; sie war sonst die Hauptstraße der Stadt, wie Jeder, der z. B. den Abbot gelesen hat, und sich des Gefechts zwischen den Septons und andern Kumpanen erinnert, weiß. Hier liegt die Hauptkirche St. Gile'schurch, und lag der Tolbooth, der vor einigen Jahren niedergerissen worden, und nur noch in dem Heart of Midlothian verewigt ist. Ungefähr in der Mitte der Straße, nahe beym Tolbooth und der Kirche, stand das ehrwürdige und mitunter auch blutige Denkmal, the Edinburgh cross genannt. Auf diesem Platz wurden Könige und ihre Befehle ausgerufen und widerrufen, Hochverräther dingerichtet u. s. w. — kaum ein wichtiges Ereigniß in der schottischen Geschichte, dessen Andenken sich nicht an diesen Platz knüpfte; zugleich versammeln sich hier jeden Morgen die Kaufleute zu Börsegeschäften. Warum dieß Kreuz niedergerissen worden, weiß ich nicht; so viel ich mich erinnere, hat Sir Walter Scott die Trümmer an sich gebracht, und auf seinem Landsitze Abbotsford wieder aufgestellt — wenigstens hab' ich einmal so was gehört. Highstreet ist im Ganzen noch breit genug, und hat in ihrer Mitte noch einige gute Häuser, allein besonders nach Holyroodhouse hin werden die Häuser immer schmutziger und kleiner; hier wohnten früher die Hofleute und Adeligen. Zu beyden Seiten von der Hauptstraße führen kleine Gäßchen den Abhang des Hügels hinunter, und auf der Südseite nach dem untern Theil der Altstadt in der Tiefe am Fuß des Schloßberges. Hier liegt auch der Grasmarket, durch den bekannten Porteous mob und viele Hinrichtungen berüchtigt. Noch zeigt man die Ecke, wo dieser Diener der Gerechtigkeit von dem Büttel aufgehängt wurde, und die Seilerbude, die sie erbrachen, um einen Strick zu nehmen, wofür sie aber das Geld gewissenhaft auf den Tisch legten. Jene kleinen Straßen, Lanes und Winds genannt, stechen, so wie dieser ganze Theil der Stadt nun freylich gegen die Neustadt sehr ab — und wenn jene die schönste Stadt ist, die ich kenne, so ist diese so schmutzig, wie irgend eine, die ich gesehen habe, sogar Lissadon nicht ausgenommen.

Außer diesem Abstand zwischen der Altstadt und Neustadt ließen sich diese beyden Städte auch in ihrer Lage einander entgegenstellen. Eine gute Uebersicht von der Lage der Stadt und von der Umgegend hat man auf der Spitze von Caltonhill, besonders auf Nelsons Monument, du kannst dir leicht denken, daß die Aussicht wunderschön ist, um sich und à vue d'oiseau die Stadt, weiterhin auf der einen Seite Arthursseat und Sallsburycraigs mit schwarzen basaltischen Felsenmassen und dunklen Schluchten, nach Westen in noch größerer Entfernung die Hügelreihe der Pentlandhills, eine fruchtbare grüne, mit Baumgruppen und weißen Häusern besäete Ebene, hier und da durch felsige Schluchten durchschnitten (besonders die, welche sich ein kleiner Fluß, Leithwater, gewählt hat, und die, hie und da mit Bäumen besetzt, sich, dicht an der Nordwestseite der Stadt vorbey, nach dem Firth hin zieht); nach Norden hat man den Meerbusen, Firth of Forth, der sich nach Osten über der Insel Lnoh Keith weg zur offenen See ausdehnt, und nach Westen allmählig zum Fluß verengt; das gegenüberliegende Ufer, das sogenannte kengdom of Fife mit vielen Dörfern und Städten, sieht man sehr deutlich, zahlreiche Segel durchfliegen die blaue Fläche nach allen Richtungen, und hier und da die bewegliche schwarze Rauchsäule eines Dampfschiffes. Meine Beschreibung von Edinburgh soll zeigen, daß dem Bilde nichts fehlt, als es durch entsprechende Menschen- und Viehgruppen belebt zu sehen, allein da ist leider ein hiatus valde deflendus, denn ich kenne in dieser Hinsicht keine unmalerischere, leblosere Stadt als Edinburgh. In der Neustadt sieht man hie und da einen sehr anständig und mit englischem Geschmack gekleideten Gentleman, der Besuche macht, (oder, wenn's Kaufleute sind, seinen Geschäften nachgeht, oder verschiedene, eben so elegante Damen, in sehr grellen Farben, mit sehr langen Taillen und Gesichtern, sehr großen Füßen und noch größern Schritten die Straßen entlang steigen. Man sieht es Jedermann an, daß er zu einem bestimmten Geschäft an einen Ort geht, an den Ecken der Straßen stehen die Porters, meist Hochländer, die sich schon in der Ferne durch ihre nicht sehr wohlklingende Sprache und in der Nähe durch einen beträchtlichen Whiskogeruch und versoffene Gesichter und zerlumpte Kleidung auszeichnen. Nur Nachmittags gegen zwey Uhr belebt sich Princesstreet etwas, und es schiebt sich die schöne Welt hier, als dem einzigen anständigen (fashionablen will ich nicht sagen, weil der höhere Grad der Fashion und Genteelity Spazierengehen überhaupt ganz ausschließt, da man

Digitized by Google

denn doch nicht wissen kann, welchen ungenteelen Lüften und Berührungen oder Blicken man sich aussetzt), Spaziergang, oder einzigen Spaziergang überhaupt hin und her.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Beschluß.)

In dieser Zwischenzeit war die deutsche Hofbühne auch ungemein thätig, und interessante Gastspiele wechselten rasch mit neuen Darstellungen. Zu den erstern will ich nun freylich weder Heern Beral noch Herrn Linde rechnen, und daher lieber von ihnen schweigen; desto günstiger wurde aber Heer Stein aus Leipzig in fünf Gastrollen aufgenommen. Er begann mit dem Jaromir, und schloß mit Don Cesar in der Braut von Messina. Dazwischen spielte er den Baron im Freymaurer, Graf Werthen in der beschämten Eifersucht, den Grafen Wetter von Strahl und Secretär Widnang in der Schachmaschine. Mir hat er in den muntern Rollen doch noch vorzüglicher geschienen als in den tragischen. Zwar ist sein Organ ein's der vorzüglichsten, und seine Deklamation voll Feuer und Pathos, hie und da arten aber die beyden leztern aus, und, indem ihn erstores zu weit fortreißt, läßt das lezte ihn etwas monoton werden. Immer bleiben aber auch, von dieser Seite betrachtet, seine Leistungen ausgezeichnet, und bewähren den wahrhaften Künstler. Im leichten Conversationsstück, ja selbst in dem, wobey sich ein Anflug von Sentimentalität zeigt, wüßte ich aber kaum etwas an ihm auszusetzen, und sein kräftiges Organ gewinnt dann eine einschmeichelnde Lieblichkeit. Er spielte hier mit vielem Beyfalle, und ward fast nach allen Vorstellungen gerufen.

Ungetheilten Beyfall erhielt auch Herr Meanbert vom Streliger Hoftheater in seinen beyden ersten Gastrollen, dem Truffaldino und Herrn von Krack. Ueberschritt er auch im erstern hie und da die Linie des Anstands, so brachte dieses Stück und Kostüm — denn der Harlekin hat hier nur die Pritsche abgelegt, und das Stück selbst ist ein guter Vorschritt, um diesen Possenreißer wieder auf die Bühne zu bringen, und die gastete Gesellschaft davon auszuschließen — es nicht anders mit sich, so war er dagegen in der zweyten Rolle so ganz im Charakter, und improvisirte seine Lügen mit nie sich erschöpfenden Variationen so ergötzlich, daß er wirklich als Musterbild dieser Darstellung gelten konnte. Auf gleicher Höhe erhielt er sich jes doch in den folgenden Vorstellungen keineswegs. Sein Bolz heim im Gute Sternberg entbehrte der städtischen Gewandtheit eines jungen Wildfangs, und sein Pfifferling der Frische, welche allein dieses Schubkastenstück erträglich machen kann. Als Flickwort hatte er die höhere Bedeutung dieser, von Gotter mit so vieler Feinheit ausgestatteten Rolle nicht ergriffen, und in: Ich irre mich nie, konnte er den wackern — wohl leider für die Kunst verlornen — Hellwig nicht von fern erreichen. Erzkylicher war sein Graf von Pradlenstein, aber Hof- und Weltton wurden ganz darin vermißt, und es blieb bey einer belustigenden Karikatur, wozu freylich auch diese Rolle selbst viele Veranlassung gibt. Das Publikum sah ihn stets gern und gab ihm Beweise davon, auch zeigte er überall gute Anlagen, freyes Spiel, komische Tendenz, und überhaupt eine Künstlernatur, die bey vorwaltendem Anschauen guter Muster sich zu etwas recht Erfreulichem ausbilden kann.

Auch den Balletliebhabern war ein Fest in diesem Zeitraume bereitet, denn Herr Senger und die Damen Lamperi und Galster tanzten drey Mal im Stadttheater. In der ersten Darstellung wollten sie weniger ansprechen, weil das gewählte Divertissement ihren Individualitäten nicht angemessen war, desto mehr aber gefielen sie die beyden folgenden Male, und in der That waren die Arrangements des Herrn Senger, die Grazie und Leichtigkeit der Lamperi, und die heitere Innigkeit der Galster des Beyfalls werth.

Die täglich vorkommenden Gastspiele hatten bis zum 12. August das Einstudiren von Neuigkeiten gehindert, da erschienen aber die beyden Britten, aus dem Französischen von Blume. Offenbar hat der französische Dichter die Idee dazu von den Selbstmördern Kotzebue's herübergenommen, und nach seiner Art verarbeitet, daher wohl die Frage entstehen möchte, ob es sich der Mühe verlohnt, das Stück wieder in's Deutsche zurück zu übersetzen. Doch gibt es den beyden Hauptpersonen Lord Dandy und John Powre mehr Gelegenheit ihr Spiel zu entfalten, als es bey Kotzebue der Fall ist, und da beyde Rollen von Herrn v. Zahlhas und Werdy sehr brav dargestellt wurden, so machte es einen recht angenehmen Eindruck, und man kann mit dieser Bereicherung des Repertoirs zufrieden seyn. Neu einstudirt waren darauf der Brief aus Cadix und der neue Gutsherr. Herr Werdy, der in ersterm den Murrwall gab, schien besonders im ersten Akt durch etwas Aeußeres gestört, nicht in den Geist seiner Rolle eindringen zu können, und so blieb dieses Seelengemälde unvollendet. Von den andern Darstellern war vieles Gute zu sagen. Der neue Gutsherr würde noch weit mehr unterhalten, wenn er um die Hälfte kürzer wäre. Heer Hauser als Johann zeigte Fleiß und Gewandtheit. Ungemeines Glück aber machten am 24. die Wiener in Berlin. Stürmischer Beyfall erscholl vom Anfang bis zum Ende, und zuletzt wurden Alle gerufen. Ein Gleiches geschah auch bey der gestrigen Wiederholung. Holtei hat auch in der That der deutschen Bühne ein recht liebes Geschenk mit dieser anspruchlosen Posse gemacht, und überall, wo sie sich nur gezeigt hat, ist sie mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Müssen es denn auch durchaus Haupt- und Staatsaktionen, oder auf Stelzen einherzuschreitende Lustspiele seyn, um ihn zu verdienen? Unter den Darstellern gebührt die Krone wohl der Mad. Devrient als Luise, welche ungemein liebenswürdig war, doch war jeder andre auch in seiner Rolle lobenswerth. Bey der Wiederholung wurden die Unzertrennlichen, Lustspiel nach dem Französischen von Th. Hell, dazu gegeben. Dieses kleine Stück ist eigentlich eine Apotheose der — Gerichtsdiener, unterhält aber ein Stündchen, und der Faden spinnt sich mit Leichtigkeit und heitrer Laune ruhig ab. Auch ihm ward, besonders durch das treffliche Spiel Herrn Pauli's, in der Hauptrolle, der Beyfall der Versammlung zu Theil.

Und von dem großen Vogelschießen habe ich Ihnen nicht geschrieben, das in dieser Woche Herr Linde auf seinem Bade gab, und wo mehrere Tausende bey einem wunderschönen Abende sich eingefunden hatten, um ein schnell vorübergehendes Feuerwerk zu sehen! Je nun, da ich selbst nicht daran Antheil nahm, werden Sie mir es wohl verzeihen.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. September 1825.

Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Goethe.

Briefe aus Schottland.

(Beschluß.)

Lebhafter ist es zwar in der Altstadt, allein eben nicht malerischer; hier glaubt man in verschiedenen Abstufungen die abgetragenen Kleider der Neustadt wieder zu finden, man rennt und läuft in den größern Straßen viel hin und her, aber Keiner sieht aus, als wenn er sich des Lebens freue, sondern immer, als sey er zu einer bestimmten Arbeit irgendwo hingeschickt, und müsse zur bestimmten Zeit wieder da seyn. Die sehr vielen Wynds und Lanes und Winkelgassen sind wirklich trostlos schmutzig und von schmutzigen zerlumpten Menschen und Kindern bewohnt, die mißvergnügt oder stumpf und noch öfters nach Whisky aussehen. Ich gestehe, daß das Ganze einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich machte. Durchaus keine eigentliche öffentliche Plätze, die Gärten und Anlagen, welche den Namen tragen, sind geschlossen und nur den (oder einigen) Bewohnern des Platzes offen, von denen jeder einen Schlüssel hat. Durchaus nichts, was ein allgemeines Interesse, ein frohes, offenes Leben andeutet, was den Einzelnen für Augenblicke aus seinem eigenen engen Interesse und Geschäfts- oder Ideenkreis reißt. — Ich bleibe zwar für jetzt blos bey dem Aeußerlichen, und das ist denn wahrlich unmalerisch und prosaisch im höchsten Grade, allein sollte es keinen tieferen Grund haben? — Wenn ich mir dagegen das Leben einer spanischen oder sogar französischen großen Stadt denke, z. B. Madrid, das rüstige laute Treiben auf den Straßen, wo Jeder sein Geschäft eigentlich blos nebenbey zu treiben scheint, und den Geist und Körper sey hat zum Reden und Umschauen, sich zu freuen und Freude zu machen, das Reiben und Durcheinanderwogen aller Stände, wobey der Arme seine eigene, ganze Tracht hat, und nicht die Lumpen der Reichen zu tragen scheint, die ihre geschmacklosen Zipfel und Schnörkel noch dazu meist mit der ächtmalerischen capa bedecken. Die Gruppen aller Art, die bey der puerta del sol zusammenstehen, und wenigstens gewiß das Bild (dabey bleib' ich zunächst immer) eines Gemeinwesens, eines Volks oder Publikums geben, die Flut von fremden Menschen, die sich die Calle da Alcala hinunter nach dem Prado und buen retiro ergießt, die stämmigen aguadiros und mozos de cuada, die um die Bäume her und an den Ecken stehen, in tüchtigen braunen Kitteln und Hosen, gesund und nach ihrer Art etwas läppisch-lustig (es sind Gallegos, die eben nicht den Ruf der Zierlichkeit haben), ferner alle die Farben und Gestalten, die der katholische Ritus in die Straßen und Plätze bringt, Prozessionen, das Sakrament und was weiß ich! — Wahrlich, das einzige, was noch einiges Leben in das Edinburgher Panorama bringt, sind die mit Menschen gefüllten und bedeckten Stagecoaches, die hie und da durch die Straßen rasseln, und die Kutschen der großen Welt — aber was ist das gegen den Einzug einer Karavane von Eseln und Maulesseln aus Andalusien, oder Valenzia mit ihren lustigen, bunten, bewaffneten harrieros, oder die abenteuerlichen Kabriolets, welche

Digitized by Google

einem mit dem besten Witze, den sie aufbringen können, die Caleseros auf der Calle de Alcala andieten, oder gegen die höchst ehrwürdigen Staatskarossen aus dem vorigen Jahrhundert, vor denen ein eben so ehrensester Kutscher auf ein Paar Maulthieren herreitet, und sie sachte hinter sich herzieht. Hier stehen auch hin und wieder Reihen von Miethkutschen, und die Kutscher mit rothen Branntweingesichtern in abgetragenen Ueberresten modischer Feaks und Redingotten frierend. — Und doch liegt Madrid in einer Wüste und Edinburgh in einem Paradies. — Ob dieser Vergleich und diese Reminiscenzen aus Madrid in einer Beschreibung von Edinburgh wohl angebracht sind, weiß ich nicht, allein sie drängten sich mir unwillkürlich auf; daß die leztere Stadt in dieser Hinsicht sehr verliert, wirst du einräumen — und wenn ich nun gar die noch regeren Gruppen und noch erhöhten Farben des Lebens in Sevilla, Granada u. s. w. dagegen halten wollte? — die Schlüsse, die aus diesen beyden Gemälden zu ziehen, will ich dir selbst überlassen.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Wohlan! der heutige Tag gibt Zeugniß von dieser Gesinnung! Wir sind versammelt an gottgeweihter Stätte, und wollen, nicht ohne Gottes voraus und dankvoll und ehrerbietig zu gedenken, hier einen Augenblick uns hingeben dem Gedächtniß des Mannes, ohne den nicht Bern, nicht Berneresinn im Kranz einer beglückten Eidgenossenschaft rühmlich eine längstverdiente Stelle behauptete. Das Große und Ruhmwürdige thun ist der strahlendste Menschenberuf, doch von Anbeginn nur Weniger. Das Große und Ruhmwürdige, das da geschehen ist, mit freudiger Anerkennung ehren, ist die zweyte der schönen Menschenbestimmungen, und von Anbeginn Vieler, ja der Wohlgesinnten Aller, denen nicht höhere Gaben und nicht Verhältnisse gestattet worden, von welchen all ihre Kraft aufgefordert, und all ihr redliches Thun begünstigt ward. Gefahren und Rettungen zugleich, wie bey Laupen, bietet die Geschichte nicht zu oft; aber sie schildert Gefahren in Unzahl, denen nicht die Weisheit, die Tapferkeit, die Bürgerliebe großherziger Führer, wie vor Laupen, sich auszewachsen zeigte.

Und sintemal ein seliges Leben jenseits uns theuer verheißen ist; warum sollten wir zweifeln, meine Freunde und Mitbürger! daß solchen Lebens Seligkeit genährt werde durch den Rückblick auf irdische Gefilde, wo der Geist den Samen des Guten ausgestreut, und das Gute herrlich in Saaten schießt? Welch ein schönerer Lohn ist uns gedenkbar, als daß Gott dem edeln Abgeschiedenen es vergönne, niederzublicken auf die Stätte seines Wirkens, um zu erkennen, wie Gutes aus Gutem, Segen aus Segen durch die Räume der Jahrhunderte quillt! Du also, Held von Laupen! beherzter, gottvertrauender, weiser und beschiedener Mann! möchtest du niederschauen von den Sitzen des ewigen Friedens, und möcht' es dir genehm seyn, Sprößlinge deines geretteten Berns zu sehen, die mit offenem, innigbewegtem Sinne des Andenkens deiner glorreichsten That und deines ganzen rühmlichen Waltens sich freu'n!

*

Daß wir aber hier in Bremgartens Kirche versammelt sind, die Feyer dieses Gedächtnisses zu begeh'n, das ist der Beziehungen voll, und ergreift unsere Herzen auf das Mannigfaltigste. Nicht urkundliche Gewißheit zwar, aber die ehrwürdige Sage und die sich anschließende Vermuthung berechtigt uns zu dem Glauben, daß Rudolph von Erlachs Hülle, nach dem beklagenswerthen Ende des Greisen, hier in diesem Gotteshause beygesezt ward. Im Jahr 1798, als schon eine Aufhebung der Pfarre Bremgarten von der hohen Obrigkeit beschlossen worden, erging die Verordnung, daß nichtsdestoweniger die Kirche auch fortdin im Stand erhalten werde, weil die Gebeine des um das gemeine Wesen so hoch verdienten Rudolphs von Erlach und seiner Söhne von Alters her da ruhten. Und allerdings die Gräber der Söhne sind ungezweifelt in diesem Chor begriffen. Ulrichs, des ältern der Beyden, und seiner Gemahlin Anna von Strättlingen Wappenschilde haben am längsten den Anbilden der Verwitterung getrozt. Wenn aber die begünstigten Söhne eines solchen Vaters sich ihre Grabstätte wohl selbst gewählt haben, dieweil ihr Hinscheid in friedlicher Heimath geschah: was hätte ihnen theurer und anzelegener seyn können, als auf dem Stammgute des Vaters, an der Seite des Vaters zum Tage der Auferstehung bewahrt zu werden? Ihn selbst zwar, den Vater, läßt Johannes von Müller, dieser bedächtige Geschichtschreiber der vaterländischen Vorzeit, zu Bern unter dem großen Münster ruh'n. Das Andenken seiner Thaten, sagt er, ist sein einziges Mausoleum. Aber kein Aelterer gibt Zeugniß von dieser Grabstätte, und die schauerliche Todesart des Helden ist ein Grund mehr, daß eine schnelle geräuschlose Versetzung in der Kapelle seines Eigenthums, vielleicht schon bereitet von dem greisen, umsichtigen Manne selbst, als das Ende seines niemals prunkenden, immer einfach auf das Füglichste gehenden Lebenslaufs, uns in hohem Grade wahrscheinlich däucht.

*

Möge mir gestattet seyn, nicht in leerer, rednerischer Lobpreisung, sondern in schlichter Zusammenstellung, soweit Urkunden und Geschichtschreiber uns vereinzelte Züge dazu liefern, aus Erlachs Leben ein Ganzes für die Beschauung zu bilden, indem ich nicht einseitig die berühmte Siegesthat, diesen Gegenstand weitläufiger Ausführung, sondern wesentlich ihn, den Menschen, den Mann, den

Heiden, in's Auge zu faſſen verſuche, und bey der Sparſamkeit alter Berichte mich auch nicht erkühne auszumalen, was nur Muthmaßung, was nicht überlieferte Wahrheit iſt! Es freut innig, in einem berühmten, der Geſchichte eines Volkes theuer geworbenen Helden auch einen wahrhaft guten, einen mit milderer Menſchentugend ausgeſtatteten Mann zu erkennen, der einen Beweis gibt, wie alles Treffliche hienieden ſich einträchtig verbinden läßt, und wie das Kühne, Staunenswerthe nicht außer der uns vorgeſchriebenen Bahn des Rechten und Tugendlichen in das Ungeheure zu ſchweifen bedarf.

•

Der adeligen von Erlach uraltes Geſchlecht iſt, gleich andern berühmten, durch den gutmüthigen Fleiß der ſpätern Geſchlechtsforſcher, aus königlichem Stamme hergeleitet worden. Die leztern Könige von Burgund ſollen die Ahnherrn des Hauſes Oltigen und Welſchneuenburg geweſen ſeyn; von Welſchneuenburgs Grafen aber, die ſich in Grafen von Valangin, von Nidau, von Arberg, von Straßberg zertheilten, ſoll auch der Erlacher Geſchlecht, vielleicht durch irgend einen jüngern, weniger bemittelten Sohn, den Urſprung genommen haben. Aelter als Bern iſt der Erlacher Name gewiß. Wie ſie aber zuerſt mit Bern in Verhältniß getreten, bleibt unerörtert; nur daß im Twingherrenſtreit zu Bern, im Jahr 1470, der Ritter Adrian von Bubenberg öffentlich ausſagt, die Erlach und die Bubenberge ſeyen von den altadeligen Geſchlechtern unter den Erbauern Berns allein noch übrig.

Die Geſchichte der Schweiz überhaupt, und im Beſondern diejenige unſerer Vaterſtadt Bern beurkundet überflüſſig die Verdienſte dieſes Geſchlechts, dem kaum ein anderes in der Schweiz oder zu Bern an der Menge ausgezeichneter Kriegs- oder Staatsmänner gleichkömmt. Zweymal iſt das Gemeinweſen der Berner durch die von Erlach gerettet worden, und daß nicht am finſtern Tage des überwältigten Berns ein dritter ihm zum Retter ward, lag in Umſtänden, denen die Kraft eines Sterblichen unrettbar erliegen mußte.

Dienſtmannen des Hauſes Welſchneuenburg ſcheinen die Erlach frühzeitig als Kaſtlane des Städtchens Erlach am Bielerſee gelebt zu haben, und noch wird Ulrichs ſo wie Rudolphs uralte Wohnung neben dem Seethore des Ortes gewieſen.

Ulrich, der Vater Rudolphs, war jener Sieger am Donnerbühl und im Jammerthal, der die erſte offene Feldſchlacht des aufſtrebenden Berns gegen ſtarke, gegen zahlreiche, gegen höchſt erbitterte Feinde ſiegreich geſchlagen hat. Mit ehrendem Vertrauen ſcheint Bern ihn allein um ſeiner Kriegstugend willen zum Führer gewählt zu haben, während er keines der hohen Stadtämter bekleidete, und nicht in der Stadt angeſeſſen war, ſondern nur mit ſeinen Gütern in Reichenbach und in Reichenbachs Umgebung ſcheint zu Bern verburgert geweſen zu ſeyn.

Mit ihm wird das Band zwiſchen Bern und dem Hauſe von Erlach zum Heile beyder angeknüpft. Von ſeiner Gemahlinn Mechtild, einer Tochter Werners von Rheinfelden, hatte er die Reichenbachiſchen Güter erhalten, und der Großvater ſchenkte bereits im Jahr 1299 ſeinem Enkel Rudolph, um beſonderer Liebe willen, eine Hube zu Zollikofen. Anſcheinend ein geringer Umſtand; und doch ein Wink vielleicht, daß des aufblühenden Jünglings Herz und Geiſt dem alten, nach damaliger Sitte wohl ernſten, ehrenfeſten, Ritter beachtenswerth und von der beſten Vordedeutung erſchienen. Unter vier Söhnen und zwey Töchtern Ritter Ulrichs war Rudolph der Erſtgebohrne. Welche männlichen, ritterlichen Uebungen indeß und wo und wie lang er ſie getrieben, verſchweigt die allzukarge Geſchichte; ſie deutet nur an, daß er im 30ſten Lebensjahre die Ritterwürde erhalten, und im 52ſten oder 54ſten den Sieg zu Laupen erſtritt. Aber vielfach und gefahrvoll muß er ſich verſucht haben in den kriegeriſchen Läufen jener Zeit; denn als Lehenspflichtiger des Grafen Rudolph von Nidau, eines bewährten Kriegsmanns in den Fehden der Großen, und in dem Kriege der Chriſtenheit wider die Ungläubigen kann derjenige nicht müßig, nicht feig oder raſtlos geweſen ſeyn, den der Graf — vor des Laupenkrieges Ausbruch ſchon — zum Pfleger und Führer ſeiner Söhne beſtellt hatte, weil er vor Hunderten, die ihm zu Gebote ſtanden, gerade ihn als den Würdigſten erſah.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Die Benefiz-Vorſtellungen der Italieniſchen Bühnen.

Bey den ſtehenden Bühnen in Italien haben in der Regel nur die erſten Subjekte eine Benefizvorſtellung (Serrata) pr. Stagione. *) Hiezu werden die Prima Donna, il musico (Caſtrat), der erſte Tenor, der erſte Tänzer und die erſte Tänzerin gerechnet, manchmal auch noch der Buffo. Dieß wird bey Abſchließung der vierteljährigen Kontrakte mit dem Unternehmer oder der Direktion feſtgeſezt. Der Schauſpieldirektor einer wandernden Truppe bewilligt faſt einem jeden Mitglied eine ſolche Serrata, welche auch oft das Doppelte und Dreyfache des Gehalts einer Stagione beträgt. Dieß iſt beſonders bey ausgezeichneten oder ſchönen Sängerinnen und Tänzerinnen der Fall, deren Einnahmen alsdann ſehr bedeutende Summen betragen.

Ein ſolcher Tag iſt ein wahres Feſt für den Beneficianten, der ſchon vier bis ſechs Wochen vorher die Einladungen und

*) Eine Stagione iſt eine Zeit von drey Monaten.

nöthigen Vorbereitungen dazu macht, welche darin bestehen, daß er sehr höfliche und schwülstige Cirkuläre drucken läßt, die nebst der dringenden Bitte, ja nicht zu fehlen, eine pompeuse Ankündigung der an diesem Abend zu gebenden Stücke, der prächtigen Beleuchtung, der neuen, sehr kostbaren Kostüm's ꝛc. enthalten. Oft sind diese Einladungen in Versen geschrieben, auf farbiges Papier, und für angesehene Personen auch wohl auf Atlas gedruckt. Dieß ist aber noch lange nicht hinreichend: der Beneficiant, einen Bedienten hinter sich, der wo möglich in Livrée gekleidet ist, und diese Zettel trägt, geht vierzehen Tage, und, wenn die Stadt groß ist, vier Wochen vorher in Person zu allen, nur etwas angesehenen Personen, und überreicht seine Zettel selbst, wobey er sich mit einer seltenen Zudringlichkeit das Kommen in die Hand versprechen läßt, wohl auch gleich die Eintrittskarten da läßt, jedoch jezt noch kein Geld dafür nimmt. Ist es eine Dame, so fährt sie gewöhnlich im ausgesuchtesten Puz, und jeden Tag anders gekleidet, von Haus zu Haus, wobey sie sich selbst nicht entblödet, auch lebigen Herren ihre Aufwartung zu machen.

Ist nun endlich der lang ersehnte Tag der Serrata herangekommen, so werden in allen Hauptstraßen und Plätzen bunt bemalte, mit Blumengewinden eingefaßte Ankündigungen in kolossaler Größe an Stricken queer über die Straßen (so wie in andern Städten die Laternen) aufgehängt.

Zwey Stunden vor dem Beginnen der Vorstellung findet sich der zu beglückende Künstler in der Vorhalle am Eingange des Theaters ein, und nimmt hinter einem weißgedeckten Tisch Platz, auf welchem in der Mitte ein großes silbernes Becken steht, um das vier silberne Armleuchter, mit angezündeten Wachskerzen, nebst mehreren Vasen mit duftenden Blumen gefüllt, stehen. Rechts und links, neben dem Tische, stehen zwey Schildwachen, gewöhnlich Grenadiere mit Bärenmüzen, und hinter ihnen zwey Polizeydiener, postirt. Ist keine Garnison in der Stadt, so versehen Milizen oder auch Statisten vom Theater die Stelle der Soldaten. Der Beneficiant ist in dem Kostüm, in welchem er diesen Abend auftritt, bonroth geschminkt, und hat einen ungeheuren Blumenstrauß, mit Bändern verziert, an die Brust geheftet. — Eine Kasse zum Lösen der Billets ist heute nicht vorhanden, sondern ein Jeder zahlt nach Belieben, d. h. wirft so viel Geld, als er Lust hat, in das zum Empfang bestimmte Becken. Daß Niemand unter dem festgesezten Eintrittspreis gibt, ist man sicher, denn hier heißt es: Herr, aller Augen seyen auf dich. — Eine Menge Neugieriger hat sich nämlich sogleich bey Eröffnung in geringer Entfernung um den Tisch placirt, und gibt genau auf die Spende eines Jeden Acht. Die Italiener setzen eine große Ehre darein, bey dieser Gelegenheit recht großmüthig zu erscheinen, und häufig sieht man hier Goldstücke, die mit einer gewissen Grandezza hingeworfen werden, worauf der Empfänger durch eine tiefe Verbeugung seine Erkenntlichkeit darthut. Auch Geschenke an Kleinodien, Ringen und Brillanten werden hier wohl dargebracht, besonders schönen Sängerinnen und Tänzerinnen. Mancher thut sich wehe, um einer verehrten Priesterin Thaliens oder Terpsichorens doch wenigstens einige blanke Goldstücke hinwerfen zu können, und versezt deßhalb ihm sehr nothwendige Effekten, wenn er nichts geborgt bekommen kann, denn es gehöre zum guten Ton, der Gepriesenen des Tages zu opfern, es koste was es wolle. Wenn nun der Augenblick kömmt, wo der Beneficiant auf die Bretter gerufen wird, so übernimmt dessen nächster Anverwandter, oder in dessen Ermangelung ein dazu ernannter Kommissär seinen Platz hinter dem Tisch ein, denn Personen, welche nicht viel zu geben haben, kommen erst dann, wenn sie die Gefeyerten des Tages hinter den Koulissen wissen, weil sie sich ihrer geringen Gabe, die doch nie unter einem Zechin ist, schämen. Bisweilen ist es auch der Fall, daß der Interessent selbst eine handvoll Gold verstohlen in das Becken wirft, wenn die Spenden nicht nach seinem Wunsch ausfallen, theils um mehr animo zu machen, theils um seinen Kollegen Sand in die Augen zu streuen, weil es die Künstler unter sich für eine Geringschäzung des Publikums achten, wenn sie nur eine geringe Einnahme machen.

Sobald der Gefeyerte auf der Bühne erscheint, wird er mit einem ungeheuern lang anhaltenden Applaus und tausendstimmigen Bravos empfangen. Bouquets, Blumenkränze, ja ganze Körbe voll Blumen werden auf ihn geworfen, außerdem regnet es Gedichte durch die Ventilatoren oder sonstige Oeffnungen der Decke über dem Parterre, auf die Zuschauer herab, welche alle das Lob und die außerordentlichen Talente des Helden oder der Königin dieses Abends, in den ausgesuchtesten Ausdrücken preisen; Tauben, welche dergleichen an Rosabändern am schneeweißen Hals hängen haben, läßt man aus den höchsten Logen auf das Theater fliegen; mitunter wird der schönen Sängerin oder Tänzerin auch noch eine volle Börse zu Füßen geworfen, manchmal geschieht es auch wohl, daß ihr eine Kupfermünze, oder eine Eierschale, Zwiebel und dergleichen im allgemeinen Tumult an den Kopf fliegt, welche irgend ein verschmähter oder rachsüchtiger Liebhaber aus einem verborgenen Hinterhalt schleudert. Doch wird der allgemeine Jubel dadurch nicht gestört, und keine Prima Donna läßt sich so leicht durch einen solchen Zufall irre machen, nach welchem sich der Beyfall gewöhnlich verdoppelt.

An einem solchen Abend wird auch aus Achtung für den Künstler in keiner Loge soupirt oder gespielt, und man vermißt den zum Appetit reizenden Speisengeruch, der sich sonst aus den Logen und ihren Vorzimmern über das Parterre und die Bühne verbreitet. Ich erinnere mich, daß deßhalb einst in dem Theater Nuovo zu Neapel ein gewaltiger Lärm entstand, weil mehrere junge Leute bey einer solchen Gelegenheit in ihrer Loge dankettirten, und das Publikum beruhigte sich nur erst dann, als die Polizey das ganze Souper in Beschlag genommen.

St. . . . . .

Auflösung des Palindroms in Nro. 217:

Gitter. Rettig.

Palindrom.

Ich wurde Jedem, der da weilt hienieden,
Von güt'ger Hand beschieden;
Doch muß ich ihn, er mag mich lieben, hassen,
Dereinst verlassen.

Hat man ihn dann im kühlen Thal bestattet,
Deck' ich, wann Dämm'rung schattet,
Gern rückwärts noch den kalten Grabeshügel
Mit feuchtem Flügel.

H. Wandel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. September 1825.

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue seyn.

Herder.

Brieflicher Rath einer erfahrenen Wittwe.

Sie wissen, daß ich zum dritten Mal Wittwe bin, und darum ersuchen Sie mich um meinen Rath bey der Wahl eines zukünftigen Gatten. Wohlan, so hören Sie also, was dabey zu vermeiden und was zu beobachten ist. Ich werde mich so deutlich als möglich erklären.

Wünschen Sie einen treuen Mann zu haben, was ein natürlicher Wunsch ist, so wählen Sie einen häßlichen, verwachsenen, linkischen und unfreundlichen Junggesellen, und es wird vorauszusetzen seyn, daß er nicht so leicht in Versuchung gerathe, jemand anders zu lieben als Sie.

Wollen Sie, daß man Sie nicht dumm finde, so wählen Sie keinen Schriftsteller. Hüten Sie sich ja vor einem Mann von lebhafter Phantasie, denn ein solcher würde heute Ihren kleinen Mund rühmen und ihn morgen zu groß finden; regnete es heute, so fände er, daß die Witterung schön sey; und ginge die Sonne morgen schön auf, so würde er einen häßlichen Tag voraussagen.

Fürchten Sie nicht weniger einen jener guten Rechner zu wählen, die da wissen, auf welche Art man bey jedem Spiele gewinnen muß. Ein solcher würde sich dem Spiel ergeben und sich ruiniren. Ich rathe Ihnen eben so wenig einen allzuthätigen, einsichtsvollen Mann zu nehmen, der so ganz auf der Höhe des Jahrhunderts steht, denn dieser würde sich Hals über Kopf in Unternehmungen stürzen, und jeden Tag würden Sie von Neuem den Verlust Ihres Vermögens zu befürchten haben.

Ein junger Mann taugt nun vollends gar nichts. Die Jugend ist kapriciös, man kann nicht auf sie zählen. Vor allen andern aber verwerfen Sie ja den Mann, der Sie vergöttert, denn ein Mann, der auf diese Art anbeten kann, kann auch hassen.

Es wäre nicht so gar übel, wenn der zu Wählende nicht gut hörte. Sie sind etwas lebhaft, und es könnte Ihnen also bey vorkommenden ehelichen Zwisten leicht eines von den schnellen Worten entschlüpfen, die ein Uebelhöriger allenfalls überhört, weil, da Verstand und Herz sie verdammen, man sie nicht wiederholt.

An Ihrer Stelle würde ich einen Mann nicht verwerfen, der nicht gut zu Fuß wäre. Ein allzuleichtfüßiger Mann ist so lästig, denn ihm entgeht nichts, was sich im Hause ereignet.

Ich würde sogar zu einem Manne rathen, der fast ganz blind wäre. Nicht, als vermuthete ich, daß irgend eine Ihrer Handlungen den Blick Ihres Mannes zu scheuen habe, nein, aber es ist doch bekannt genug, daß auch die beste Frau ihre kleinen Zerstreuungen hat, welche einen Mann, der sie wahrnimmt, fast immer ohne Grund in jene Laune versetzen, durch die der Frieden einer Haushaltung gestört werden kann, ohne daß man im mindesten wüßte, warum.

Beobachten Sie diese gutgemeynten Winke genau, so wäre es denkbar, daß Sie auch im Ehestande, nachdem

Sie für immer gewählt hätten, noch heitere Tage erleben könnten.

Ihre Tante Wilhelmine.

Antwort.

Liebe Tante, ich habe Ihre Winke und Bemerkungen sorgfältig durchlesen, allein ich gestehe es zu meiner Schande, so sehr haben mich dieselben in Verwirrung gebracht, daß ein Mann, wie Sie mir einen rathen, mir ein größeres Uebel zu seyn scheint als dasjenige, unverheirathet zu bleiben. Ich bitte Sie angelegentlich, dieß zu überlegen und mir, da es die höchste Eile hat, baldigst zu antworten.

Ihre Nichte Louise.

Letztes Wort.

Nun denn, so heirathen Sie einen geistreichen, jungen, schönen und reichen Mann, und — möge Ihnen Gott helfen! Ich, für meinen Theil, kann Ihnen nichts weiter sagen, nicht weiter rathen, da Sie denn doch einmal nicht folgen wollen.

Ihre erfahrene Tante.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Nichts indessen ist uns bekannt von den Feldstreiten, die Rudolph mitgefochten, und kaum hat er selbst sie alle unter denjenigen begriffen, auf die er am Tage der Erwählung zum Heeresführer im großen Kampf mit so getrostem Sinne zurückverwies. Rastlos thätig scheint er jetzt bey dem Grafen, jetzt auf dem Stammgute zu Reichenbach gewaltet zu haben.

Dort mag er durch Tapferkeit, Rittertugend, adeligen Sinn, hier durch kluge Benutzung der Umstände, durch verständigen Haushalt und nachbarliches Benehmen sich hervorgethan haben. Dort hatte er die Vogtey Erlach und die Erziehung der jungen Grafen, hier Ankäufe, Täusche, Gaben, Ausstattungen und Lebensverhältnisse, endlich im Jahr 1316, vielleicht dem Todesjahre des Vaters, die Theilung der väterlichen Güter mit seinem Bruder Burkhard zu bewegen. Immer finden wir ihn hier erwerbend, oder freywillig abtretend, niemals, wie so viele des damaligen Adels, verlaufend, und am Wenigsten wegend oder um einer Schuld willen angefochten. Ehrenhaft ist zumal eine Schenkung, die dem edeln Ritter schon im Jahr 1302 zu Theil ward, denn ihm überließ da Herr Ulrich von Bremgarten für alle ihm bewiesene Freundschaft, „durch die Liebe und Dienste, sagt Ulrich, die er mir dick und viel erzeiget hat, das Recht der Fischenzen im Rychenbach, und den Bach, den man spricht den Rychenbach, von dem Sunderholze abhin bis in die Aare, mit allen Rechtungen und Ehehaftigen, so dazu gehören."

Es thut wohl, den Gewaltigen des Schwertes also friedsam und geliebt von einem Nachbarn zu sehn, mit welchem Angränzung und Beschränkung der Güter so leicht zu endlosem Hader führen konnte. Und nicht ein Verhältniß angestammter oder neu geschlossener Verwandtschaft dürfte gewaltet haben bey diesem freundlichen Geschenk. Die Gemahlin Rudolphs von Erlach war Elisabeth Rych aus dem angesehenen Geschlechte der Rych zu Solothurn; und wohl schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre, um das Jahr 1306, oder 1308, muß er sich vermählt haben, da er bereits im Jahr 1326 ihre gemeinschaftliche Tochter Mechthild mit einer geziemenden Aussteuer in das Kloster zu Frauenbrunnen eintreten ließ. Lang und ersprießlich war die Ehe. Den Gatten hat die Gattin und haben vier Kinder überlebt, die Töchter Mechthild und Margaretha, die Söhne Rudolph und Ulrich. Viel der Segnungen hatte der Himmel auf das Haupt des Helden gehäuft; aber wie gern und reichlich pflegt der Himmel zu segnen, wo der Mensch sein irdisches Tagewerk vollbringt mit Mäßigkeit, mit reger Thatkraft, mit ordnender Klugheit!

*

Doch reißen wir uns los von dem Bild eines beglückten Hausvaters und blicken hinein in Gefahr und Kriegsgewühl, die Heimath des Helden, die Wiege seines Nachruhms, den Schauplatz seiner Seelenstärke! — Bern ist unabwendbar bedroht; der über verhaltene Groll des hohen und mächtigen Adels flammt endlich in hervorbrechender Lohe; die Söhne der Geschlagenen am Donnerbühl fordern den Rachetag; und auch der gewaltige Kaiser zürnt; er gibt Bern, die Reichsstadt, dahin; Rudolph von Nidau und die Grafen alle seines namhaften Hauses sammt anderen Grafen viel, zwey Bischöfe, unzählige Adel, die Stadt Freyburg, das ganze Land, ein für die Zeiten starkes und wohlausgerüstetes Heer will den Untergang Berns; die Häuser werden gewählt, wo jeder der Sieger sich einlegen, die Leibeignen berechnet, die jeder gewinnen mag; kein Mann soll verschont werden, und bis zum Sprichwort geht die Sage von Mund zu Mund, daß Bern sich bücken, daß es endlich sich demüthig ergeben müsse.

Aber Gott war für Bern, und Erlach erkannte Gottes Finger. Den großen Seelen ist das göttliche Walten unverschlossener.

Sechshundert gekrönte Helme und 1200 vollgerüstete, in den eisernen Mauern ihrer Harnische den Kampf erstehende Ritter sieb'n mit Knappen und Reisigen und Fußvolk um Nidaus kriegskundigen Grafen; Bern hat nur Siebenthal, Hasli, die drey Urkantone und Solothurn mit beschränkter Hülfe für sich; des umliegenden Adels Mehrzahl ist in des Feindes Heer. Erlach — durch

keinen Glanz verblendet, durch kein Heergetümmel übertäubt — ermißt die Sache, die Menschen, die Winke des Geschicks. Aber nicht schnöder Eigennutz hat ihn geleitet. Was hätte wahrscheinlicher erfolgen müssen, als Berns Untergang, und ein schöner reichlicher Lohn für alle Dienstmannen des obersten Feldherrn? Doch anders durchschaute von Erlach die Lage der obschwebenden Dinge, und nichts achtend der Güter, der Aemter, der Aussichten bey dem mächtigen und großmüthigen Lehensherrn tritt er mit der einfachsten, dem Scheine nach fast unsinnigen Vorstellung zu dem Grafen: „Herr, sagt er, ich dab' Euch bisher ehrlich und treulich gedient. Nun ist Bern, wider das man kriegen will, mein Vaterland, wo ich mein Gut habe. Das werd' ich verlieren, so ich länger bey Euch bleibe. Euer Gnaden bitt' ich denn, mir zu versprechen, es wieder zu ersetzen, wenn ich darum käme, wie dann billig ist, oder mir einen gnädigen Urlaub zu geben. Alsdann will ich heim, und thun, was den Ehren ziemt." — Der Graf gab die Antwort: „Es wäre mir zu schwer, so viel Gutes, als Ihr zu verlieren habt, um Einen Mann zu geben und zu ersetzen. Sollter Ihr aber bey mir bleiben, und dadurch das Euere verlieren, wär's Euch ein schädlich Ding. Darum fahret heim und thut den Eurigen das Beste. Es ist um Einen Mann weder gethan noch gelassen." — Da sprach der Erlach: „Herr, dieweil Ihr mich schätzet für einen Mann, so sollt Ihr wissen und erfahren, daß ich eines Mannes werth bin, ich setze daran mein Leben." — Und darmit schieden sie.

Großer, verhängnißvoller Augenblick! Erlach glaubt an Bern, an die gerechte Sache, an Gott. Nikau an seine Kriegserfahrenheit, an des Adels Macht, sein mächtiges Heer und des Kaisers beypflichtende Huld. Zwey gediegene Männer, und man darf sagen, der Meister gegenüber dem Zögling, erwägen die größte gewaltigste Sache, welcher sie vorgestanden. Jeder entscheidet anders. Der Zögling ist entschlossen, des Meisters würdig, ihm kühn an die Seite zu treten. Der Meister fühlt sich gekränkt, daß nur die Frage seyn kann, wo Siegesglanz leuchte, und daß von Ersatz gesprochen wird, wo nichts als Gewinn und Eroberung und Ruhm zu erhoten stedt.

Da reitet Erlach in die Stadt Bern, nicht eingeladen scheint es, nicht berufen, kaum vielleicht erhofft, wo des Adels zu viele, auch Mächtige, die am Donnerbühl noch mit Bern gestanden, dem furchtbaren Feind sich angereiht. Zu Bern war Verlegenheit um des obersten Feldherrn Wahl. Viele wußten den Krieg der Fehden, großem Krieg fühlte sich keiner stark. Johannes von Bubenberg der ältere, Ritter, Schultheiß der Stadt, ein Mann zu Rath und That, vermaß sich doch nicht mit ungeziemender Ehrsucht der umfassenden Kriegsführung. Ihn verleitete nicht die kleinliche Eifersucht, der Erste zu seyn auch an diesem Kampf, weil er der Erste war des Rathes und der Stadt, und der Erste gewesen in so manchem andern Kampf, so manchem großen Geschäft. Und die versammelte Gemeinde staunt, da sie plötzlich wie einen Gesandten von Gott, den Mann erblickt, der vor Allen gemacht ist zum Helfer in dieser Noth. Mit großem Lob und mit Freuden ward er empfangen, und ihm gedankt, daß er in solchem Ueberdrang seinem Vaterland zugezogen. Er war ein unverzagter Held, weise und männlich, und hatte sich allerwegen ritterlich gehalten, sagt das trefflichste unserer vaterländischen Zeitbücher. Er war auch anschlägig, fährt es fort, und verstand sich auf das Kriegen. Er war, sagt ein Zeitgenosse, gleich einem tapferen Löwen, nicht fürchtend den Angriff irgend eines reißenden Thieres.

Da erhob sich lauter, freudiger, einstimmiger, Zuruf des ganzen versammelten Volkes. Er war's, Er, dem die Herzen vertrauten. Sofort übertrug die Gemeind' ihm die Feldhauptmannschaft, auf daß er Lauben entschütte, und wenn je, so war die Volksstimme hier eine Gottesstimme. Der Schultheiß von Bubenberg überreichte ihm das Panner der Stadt; er aber stand auf und redete zu der Versammlung der Bürger in folgendem Sinn: „Sechs Feldschlachten habe ich mitgehalten, wo allemal von der geringern Zahl das größere Heer geschlagen worden ist; gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten zu siegen. Gleichwie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Ihr von den Handwerkern, die ihr oft nicht gerne gehorcht, ihr seyd freye Männer; frey werdet ihr bleiben; aber wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt! Ich fürchte den Feind nicht; mit Gott und euch will ich den Streit bestehen, wir wollen ihn ausführen, wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht euer Feldhauptmann seyn ohne volle Gewalt, und so werdet ihr mir einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören, in allen Sachen dieses Kriegs gehorsam zu seyn.

Als die Gemeine der Bürger dieses hörte, that sie den alten Römern gleich; alsobald hob Jeder die Hand auf, und schwur bey Gott und den Heiligen, in allen Dingen dem Ritter von Erlach, ohne allen Widerspruch zu gehorchen, bey Leib und Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wann leb' ich?

Jeder Lebenstag ist ein Todestag!... Lerne denn sterben,
Immer sterbend: Du lebst, wie du nur sterben gelernt.

Schaller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. August

Mit der Frömmeley, die jezt so sehr an der Tagesordnung ist, und sichtbar und unsichtbar begünstigt wird, werden zuweilen tolle Streiche getrieben. Es entstehen allerley Gesellschaften, Vereine und Kongregationen, die, weil sie die Andacht zum Aushängeschilde brauchen, gar keinen Verdacht erregen, sondern im Gegentheil allen möglichen Schutz und Schirm genießen; da nun nichts leichter ist, als solch einen Schild auszuhängen, so schleichen sich zuweilen Schelme und Gauner unter diese begünstigten Frömmler. Auf diese Art war neulich eine neue Kongregation unter dem Patronsnamen des heil. Borromäus entstanden; sie hatte ein Haus in der Vaugirards straße gemiethet, auf Kredit hübsch eingerichtet, mit geistlichen Brüdern versehen, und ein großes Kreuz vor dem Hause aufgenagelt. Die Geistlichen gingen herum, und stellten eine Kollekte zu Gunsten armer Kranken an. Eine Zeitlang ging dieß recht gut, und das Geld fehlte nicht; allein auf ein Mal entdeckt man, daß die Borromäusbrüder sich mit dem Gelde gütlich thun, und gar keine Geistlichen sind, oder den geistlichen Stand zu ganz ungeistlichen Zwecken gebrauchen. Die Gensd'armen und der Polizeykommissär erscheinen in einer Nacht vor dem andächtigen Hause und nehmen alle lebendigen Geschöpfe darinn mit sich fort, und zur Polizey. Bis jezt ist die Sache noch nicht vor Gericht gekommen, und obschon die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege ein Staatsgrundsatz ist, so wird man wohl die Sache zu bemänteln suchen, um den argistigen Parisern keinen neuen Stoff zum Spotte zu geben, da sie doch schon genug über das Mönchthum spaßen. Etwas Aehnliches war vor einigen Jahren schon begegnet mit einer Kongregation, deren Vorsteher den Namen Père St. Camille führte. Auch diese hatte ein Haus gemiethet, und auf Kredit mit allem Nöthigen und Angenehmen versehen. Auch hier nisteten sich bald manche Geistliche ein, und erbauten die Betschwestern des Stadtreviers außerordentlich. Allein mit einem Male hieß es, die fromme Kongregation stehe auf dem Punkte bankerott zu werden. Der Père de St. Camille verschwand (angeblich war er nach Rom gegangen in geistlichen Angelegenheiten), die Gläubiger stürmten auf das Haus los, jedweder Lieferant nahm, was er noch von dem Seinigen vorfand, und so ward das Haus in wenigen Stunden leer. Indessen fand die zerstreute Kongregation späterhin doch Geld, und die Gläubiger wurden befriedigt. Dergleichen Streiche und Auftritte sind aber noch nicht das Schlimmste, sondern der Geist der Heucheley und der kriechenden Unterwürfigkeit, den diese Vereine in der Nation verbreiten, sind das Aergste, was man von ihr zu fürchten hat. Seit der französischen Revolution war die Nation groß und freymüthig geworden, sie hatte sich eine Zeitlang von Fattionen unterjochen und decimiren lassen, allein diese Gräuel hatten doch bald ein Ende, die Urheber wurden die lezten Schlachtopfer, und das Joch wurde wieder abgeschüttelt. Napoleon behandelte sie wie ein arger Despot; allein er führte sie zu Siegen, gab ihnen die Oberherrschaft auf dem europäischen Festlande, und unterhielt in ihr die größten kriegerischen und tapfern Gesinnungen, welche die allgemeine Staatsumwälzung hervorgebracht hatte. Jezt sind es die schwächsten Seelen, die sich der Nation bemeistern wollen, um sie, wie ehemals, durch Aberglauben und Schrecken zu lenken; Scheinheiligkeit gibt schon wieder Anspruch auf Stellen, Pensionen und Ansehen, und Verurtheilte werden in öffentlichen Aktenstücken in Schutz genommen. Die beyden vorzüglichsten freysinnigen Blätter Courier français und Constitutionnel werden verfolgt, weil sie die Umtriebe, welche die Religion entehren, anstatt sie zu befördern, freymüthig aufdecken. Der Großmeister der Universität hat in der öffentlichen Rede bey Vertheilung der Preise deutlich den Wunsch ausgesprochen, die Sorbonne möge doch bald wieder hergestellt werden; nun war aber die alte Sorbonne eine Art von Inquisitionsgericht, das zwar nicht die Leute verhaftete und verbrannte, sondern blos ihre Schriften, und die Gränzen setzte, innerhalb welcher Niemand etwas denken sollte, unter Strafe einer förmlichen Verdammniß von Seiten der Sorbonne. Bekanntlich haben einige der geschätztesten Werke der französischen Literatur die Ehre gehabt, von den Sorbonne-Doktoren recht feyerlich verdammt zu werden, was jedoch nicht verhindert hat, daß diese Schriften seitdem zwanzig Mal wieder abgedruckt worden sind. Aus einem Briefe Gustavs, Königs von Schweden, an Marmontel (in der neuern Ausgabe von Marmontels Schriften, Paris bey Bellin) über die Sorbonnesche Verdammung des Belisarius sieht man, wie damals schon sogar gekrönte Häupter über die Albernheiten der privilegirten Theologen dachten; was man damals nur unter vier Augen, oder in einem vertraulichen Briefe sagte, dieß wird heut zu Tage alle Morgen in den unabhängigen Zeitungen gesagt, weßhalb sich die Wuth der Inquisitionsfreunde wider die Preßfreyheit leicht begreifen läßt. So lange als die Presse dem Obskurantismus wird entgegen arbeiten können, wird es diesem nicht wohl möglich seyn, Wurzel zu fassen: also vor Allem zuerst weg mit der Preßfreyheit. Dieß Losewort ist so eben von dem ungenannten Verfasser einer Broschüre über die Verbrechen der Presse ausgestoßen worden, den man, nach dem fanatischen groben Tone zu urtheilen, für einen Novizen in irgend einem heimlichen oder öffentlichen Klubb hält. Dieser Schriftsteller, für den die Staatsverfassung so gut als nicht da ist, schlägt in deutlichen und verständlichen Worten die Errichtung eines uneingeschränkt waltenden Gerichts des Irrthums vor, das über alles Gesprochene und Geschriebene urtheilen, und folglich über alle geistigen Mittheilungen der Menschen unter einander wachen soll. Gott behüte Frankreich und alle Länder vor diesem, der menschlichen Vernunft und Freyheit zugedachtem Schimpfe! Ein's der Hauptinstitute für Töchter in Paris ist jezt die Anstalt der sogenannten Dames du sacré coeur, eine Art Nonnen oder Betschwestern, die für eine Million ein's der schönsten Hotels mit einem großen Garten oder vielmehr einem Parke in der Vorstadt St. Germain, ich weiß nicht mit welchem Gelde, angekauft haben, und dort an 300 Mädchen aus reichen Familien sehr kostspielig erziehen. Die Schwestern bewohnen ein besonderes Gebäude; glücklicherweise sind sie zu unwissend, als daß sie den Unterricht selbst betreiben sollten; sie brauchen daher Lehrerinnen, deren Verstand nicht so beschränkt ist, wie der ihrige; beynahe das einzige, was sie selbst die Jugend lehren können, besteht in einigen Handarbeiten und in einer guten Dosis Aberglauben. An der Zucht in diesem Hause ist übrigens nichts auszusetzen, was in Paris beynahe eine Hauptsache für Erziehungsinstitute ist, und daher mag es wohl kommen, daß manche Eltern, für welche das Institut sonst gar nichts Erbauliches hat, dennoch ihre Töchter in dieser Anstalt erziehen lassen. Es wird hier ganz klösterlich verfahren. Fremde können nicht in's Innere des Gebäudes gelangen. Am Eingange wachen immer einige Schwestern, so gut, als ob ein Cerberus dort an der Kette läge. Ohne ihre Dazwischenkunft ist nicht der geringste Verkehr der Auswärtigen mit den Bewohnern der Anstalt möglich, und natürlich sind diese alten Schwestern gegen alle Bitten taub und unbeweglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. September 1825.

Das allerzarteste Waisenkind,
Das jemals ward erzogen in der Stille;
Die Wimper war der Vormund lind,
Der's Kindlein schützte vor der Welt Unbille.

Rückert.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goeze.

Miliza.

Lange Wimper an Milizens Augen
Ueberdeckten ihre rothen Wangen,
Rothen Wangen und ihr weißes Antlitz.
Schaut ich nach ihr hin drey volle Jahre,
Konnt' ihr nimmer in die Augen schauen,
Schwarzen Augen, noch in's weiße Antlitz.

Drob ich sammelt' einen Jungfrauenreihen
Und im Reihen Miliza, die Jungfrau,
Ob ich wohl ihr in die Augen schaute.

Wie der Reihen auf dem Rasen tanzte,
War es heiter; bald es sich bewölkte,
Aus den Wolken fuhr der Blitze Leuchten.
Alle Jungfraun schauten nach dem Himmel,
Doch nicht schaute Miliza, die Jungfrau,
Sondern vor sich auf den grünen Rasen.

Redeten zu ihr die Jungfrau'n leise:
O Miliza, unsere Gespielin,
Bist du thöricht oder allzuweise?
Immer schauest auf den grünen Rasen,
Und nicht schaust du mit uns nach den Wolken,
Wo die Blitze leuchten aus den Wolken.

Es entgegnet' Miliza, die Jungfrau:
Bin nicht thöricht, bin nicht allzuweise,
Keine Zaub'rin, daß ich Wolken sammle,
Eine Jungfrau, daß ich vor mich schaue.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Was ist erfreuender, was lehrreicher für den Eidgenossen, als solche begeisterte Hingebung der Gemeinde, und solch einfacher, tiefgedachter Vorschlag des Feldhauptmanns! Dieser — ohne mühsamen und kunstvollen Plan — weiß eben das Eine, Wesentliche sich zu bedingen, das einzig einen Freystaat im Kriege mit Sicherheit groß machen kann, jene Maßregel, die Rom Jahrhunderte durch so staatsklug durch die Wahl seiner Diktatoren mit leichlichem Erfolge beobachtet hat. Hinwiederum die volle Gemeinde, nicht etwa die kleine bedächtige Rathsversammlung, ist ohne alles Bedenken freudvoll entschlossen, was sie noch nie versucht hat, was eine Gemeinde am schwierigsten thut, sich unbedingten Gehorsam aufzulegen, weil der Mann, der ihn foedert, auch der Eine vor Tausenden ist, der ihn nicht mißbrauchen kann.

Und nun der Auszug! Nun die Schlacht! Was sollen wir das ganze Gemälde hier wieder aufrollen, das so oft schon unsere Herzen erhoben, unsere Phantasie begeistert hat? Nur Erlach, nur Er, nur sein Wort und seine eigenste That, soll heut' uns gegenwärtig seyn! Aber daß Alles so mannhaft, so bedacht, so beharrlich unter so zusammengesetztem, erst zwey Tage lang verbundenem, nicht vorbereitetem, nicht wechselseitig sich zugewöhntem Volk, in solchem ungeheuern Glücksspiel verlaufen konnte, wem war es mehr, als der Einen, Alles durchdringenden, Al-

Digitized by Google

les überschauenden und beherrschenden Seele des Feldhauptmanns zu verdanken?

Bey Mondschein zogen sie, etliche Stunden vor Tag, am 30sten Brachmonat des Jahrs 1339. Um die Mittagszeit nahm Erlach seine Stellung auf der Höhe des Brombergs, wo er den Feind übersah, und im Rücken von einem Walde bedeckt wurde. Nicht mit ungestümer Hast war der Held zu dem großen Entscheide gerückt. Sein Volk, durch ein Morgenbrod gestärkt, sollte nicht erschöpft vor den Feind gelangen; und als es jezt hingelangt war, da galt es hinwieder durch kluge Verzögerung, die Hitze der Streitlustigen hier bis zum Maße zurückzudrängen und den Uebermuth der Feinde dort bis zum Uebermaße hinaufzusteigern. Jedoch ist glaublich, daß von Erlach an die Möglichkeit eines Stillstandes und einer friedlichen Auskunft gerade jezt noch mit einiger Hoffnung zu denken wagte, und dann hätten wir einen bedeutenden Zug seiner Menschenkenntniß desto mehr; denn Nidau seinerseits hätte diese Hoffnung auch willig erfüllt, wenn die Stolzen seines Heeres seiner Stimme gefolgt hätten. „Wie riethet ihr, sprach er zu ihnen, ob wir noch mit denen von Bern in Unterhandlung träten, damit Schaden und Blutvergießen zu beyden Seiten vermieden bliebe? Sie würden vielleicht sich weisen lassen, und sich dessen begeben, was wir ihnen anmuthen, so fern wir bescheiden — (bescheiden sprach er) die Sachen an sie brächten."

Aber Hochmuth und Selbstvermessenheit waren vorherrschend in den Herzen der Edeln, und die Schlacht ward angeordnet. Erlach, da er viele ungeübte Mannschaft hatte, wollte der feindlichen Kriegsmanier keine schweren Wendungen entgegensetzen; er trachtete das Volk möglichst anzufeuern, um seine Stärke unendlich zu vermehren, und alle Künste des Feindes durch herzhaften Anfall irre zu machen. In allen Kriegen, deren Führer er war, pflegte er die Ordnung auf's Genaueste zu beobachten, und nie dem Feind den Rücken zu zeigen. Dieses war seine Manier, und geziemt der schweizerischen Gemüthsart, unsers Landes Natur und unsern Kriegen. Sobald er denn an den Feind gekommen, ließ er mit schöner Mäßigung den Waldstätten die von ihnen gewünschte Ehre des Vorstreits gegen die adelige Ritterschaar, und stellte das Häuflein von Bern gegen den Gewaltshaufen des feindlichen Fußvolkes, daß es die Bürger, die Kriegsknechte, die Söldner schlage. Sofort, nach sicherer Beobachtung auf dem Marsch, erwählt er sich die Fahnenschaar. „Wo sind nun, ruft er, die Gesellen, welche zu Bern Nacht und Tag auf den Gassen umhertreten mit Kränzen und Federn, und die Zierlichsten sind an allen Tänzen, und überall die Frischesten wollen seyn? Jezt mögen sie hervortreten auch zu diesem Tanz, und vor der Stadt Panner stehen als eine feste Mauer, und die Ehre unserer Stadt behalten. Hier Panner! Hier Erlach!"

Da traten zumeist die Gerber und Metzger hervor und riefen: „Herr, wir sind hier und wollen tapfer bey Euch steh'n und thun als biedere Leute, was Ihr uns heißet!"

Erlach hatte ganz sein Volk erkannt, und mit Scharfsicht das Mittel gewählt, sich die Tapfersten beyzugesellen. Freudigkeit und Scherz in gefahrvoller Entscheidung sagt dem unerschrocknen Krieger am ergreifendsten zu. Aber auch den Feind schäzte von Erlach mit dem Urtheil des Meisters, und mahnte vor Allem aus an die Männer von Freyburg zu dringen: „denn wo wollen sie steh'n, rief er aus, wenn das Panner von Freyburg gesunken ist!" — Wohl mochte er den Fülliſtorfer, den hochherzigen Pannerträger, erkennen, und nach ihm, wenn er gefallen wäre, nicht mehr haltbaren Widerstand mehr gewärtigen. Der Angriff beginnt. Es werfen die Vordersten mit Mannskraft, vielleicht im Steinstoßen, dem kräftigen Volksspiele, geübt, eine Steintast unter die Feinde, — waren vorgetreten und kehrten wieder zurück in die Reihen. Da bemerkten's Einige in den hinterſten Zügen, entsezten sich, liefen zurück, gaben das verhängnißvolle Beyspiel rathloser Flucht. Und von Erlach fügt zu andern schönen Beweisen einer tugendreichen Seele auch den der ruhigen Geistesgegenwart, wo ein Blick, ein Wort von ihm, wenn die Ueberraschung ihn meisterte, das ganze Heer entmuthigen konnte. „Wohl, spricht er, es ist nun gut, und besser, daß die Bösen nicht bey den Biederen seyen! Die Spreuer sind von den Kernen gestoben."

Also drang er vor, der Stadt Bern Panner in seiner Hand, mit jenen Jünglingen, dem Kern seines Heeres, unwiderstehlich unter das feindliche Fußvolk hinein.

Der Schlachtverlauf ist dunkel, der Ausgang groß, herrlich, entscheidend. Aber auch Siegestaumel riß den Helden von Erlach zu keiner Unbesonnenheit. Nicht die Versuchung mordlicher Rache bey der unbändigen Flucht des Feindes, nicht die Gier der Beute, und nicht einmal das rühmliche Verlangen, nach dem schwer bedrängten Laupen eilig die Erlösung zu bringen, verlockt ihn zum Mißtritt. Eilig wendet er sich seitwärts zu den Waldstättern und denen von Solothurn, die da Noth litten durch die Ritter des Feindes, und Bern mit Sehnsucht um Hülfe riefen.

Alsbald krönt der Erfolg auch hier die männliche Selbstbeherrschung. Rastlose Flucht nimmt an hier überhand; das Tagwerk ist vollendet; es ist Abend, und die Schnitter des Blutfeldes sind müde.

Da beruft Erlach seine Kriegsleute zusammen und spricht: „Wir sollen Alle Gott loben und ehren; denn er ist selbst bey uns gewesen, und hat für uns gestritten, daß wir dem großen Volke obgelegen sind." — Und also kniete Jeder aus seines Herzens Bewegung da nieder, beteten Alle mit ausgebreiteten Armen, und sagten Gott und dem gesammten himmlischen Heere Preis und Dank für die hülfliche Gnade. — Und als man wieder aufstand, sprach von Erlach zu dem ganzen Volke: „Ich dank' euch um al-

len den Gehorsam, den ihr mir bewiesen, und um die Mannheit, die ihr ausgeübt, daß ich mit euch, und ihr mit mir bey großen Ehren bestanden sind!" — Den Waldstätten aber und denen von Solothurn dankte er ganz besonders, und nannte sie die strengen, handfesten und liebsten Freunde und Nothhelfer. — Sodann, als Menschenfreund, wie jeder Tugendlich-Tapfere so gewiß es ist, als der Sinnlos-Tapfere es nicht ist, gebot er die Todten auf Seite der Berner und ihrer Kampfgenossen zusammen zu tragen und ehrenhaft zu bestatten, die Anzahl der Verwundeten aber mit Arzney und Labung zu erquicken, worauf er selbst mit dem Freyherrn von Weissenburg die Wahlstatt beschritt, um die Todten oder Verwundeten der Feinde sich bekannt zu machen. Rührend muß der Auftritt gewesen seyn, und ein Maler wird nicht leicht Bedeutungsvolleres aus unserer Geschichte darstellen können, als wie der Held von Erlach seinen Herrn, seinen väterlichen Freund, den ritterlichsten seiner Gegner, Graf Rudolph von Nidau, todt in seinem Blute liegen sah. Nicht den Mann, sondern die Sache ja hatte Rudolph von Erlach bekämpft; aber wohl hatte Nidau dem geehrten Zögling und Dienstmann nur todt oder sieghaft wiederum zu Gesichte zu kommen sich vorgesetzt. Wenn unsere Zeitbücher nicht fern wären von jedem Prunken mit Rührung, die so leicht in Schwäche verfällt; o sie hätten sicher, das glauben wir, die schönste, vielleicht die einzige Thräne von Erlachs uns an dieser Stelle gezeigt!

Der folgende Morgen sah die Sieger zurückziehen nach Bern, und Erlach, da er den väterlichen Ruhm der Befreyung des gemeinen Wesens erneuert, legte die außerordentliche Vollgewalt nieder.

Schön und preisenswerth ist die Mäßigung des Helden, wie in der Schlacht, so zu Hause im Kreise der Bürger. Wären Roms berühmte Sieger stets so enthaltsam gewesen im Fortgebrauch ihrer Macht, Jahrhunderte noch hätte sein Gemeinwesen herrlicher fortbestanden.

Aber für Erlach folgte schnell eine andere ruhmvolle Anerkennung, die des reinsten Edelmuthes der seltensten Uneigennützigkeit. Rudolph und Jakob, Söhne des gefallenen Rudolphs, Grafen zu Nidau waren unmündig; ihre Anverwandten vom Hause Welschneuenburg fanden sich allzuschwach zu Vertheidigung ihrer Herrschaft, und billig trugen sie Scheu, dieselbe einem ausländischen Fürsten anzuvertrauen. Da bewogen sie, durch Vermittlung des Bischofs von Basel, Rudolphen von Erlach, den sie einen eben so frommen als tapfern Ritter wußten, über Nidau und über die verlassene Jugend ihrer Vettern die Vormundschaft anzunehmen, und dieß geschah in den Tagen des heftigsten Schmerzes, ja der zornigsten Erbitterung selbst, kaum drey Wochen nach Graf Rudolphs Hinscheid, als seine Blutsverwandten zu nichts als Rache gegen Bern und von Erlach hätten gestimmt seyn können. Der Tag bey Laupen ist glänzender; aber diese Urkunde der Tugend seines Helden ist größer: denn Kriegsglück ist meist bey dem Geschicktesten, solches Vertrauen aber wird keinem als dem Besten zu Theil. Erlach hat mit vielen Tausenden gemein, daß er in Schlachten gesiegt; aber ich weiß nicht — sagt Johann von Müller — ob einem andern Kriegshelden freywillig, und wie ohne Mißtrauen, so ohne Reue, die Söhne und die Herrschaften des erschlagenen feindlichen Feldherren anvertraut worden sind. Auch zweifeln kann man, ob es für Bern ein größeres Lob war, daß man wußte, der Senat würde von dem Erlach nichts fordern wider seine Pflicht, oder für diesen, daß man wußte, sein treues Wort sey sein höchstes Gesetz. In der Pflegerschaft Erlachs denn wurde der Krieg zwischen Bern und Nidau vertragen; es blieben Rudolph und Jakob unverkümmert in dem Erb ihres Vaters, und Erlachs Vormundschaft dauerte Jahre lang.

Doch nicht unmittelbar verlor der Held sich nach dem großen Laupensieg in seinen Haushalt und in diese vormundschaftliche Pflege. Wie hätte auch Bern vor der gänzlichen Vollendung des gefahrvollen Krieges den siegeprüften Hauptmann so durchaus entlassen mögen? Noch kämpfte Freyburg mit einer Beharrlichkeit, die den Beytritt zum eidgenössischen Bund ihm schon damals verdient hätte. Erlach befehligte zwey siegreiche Streifzüge bis an die Thore Freyburgs selbst. Er hatte eine alles unterwerfende Seelenkraft und unveränderliches Glück; alle Bürger folgten ihm: das Herz des Volkes ist in der Gewalt großer Männer. Freudig waffnete sich die Jugend; Niemand wußte, wohin oder wozu Erlach sie führen wolle; an dem Rüstungstag ließ er die Thore verschließen; bey Nacht brach er auf und ging über die Sense mit einem Roßbanner und zwey Fußbannern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. August.

(Beschluß.)

Eine andere, in der Nähe liegende weibliche Erziehungsanstalt, gewöhnlich aux oiseaux genannt, steht unter gleicher Leitung, und ist ziemlich beträchtlich, hat aber doch bey weitem nicht den Ruf des sacré coeur; vielleicht trägt der gar nicht frömmelnde Name der Anstalt dazu bey. Mit der Erziehung der männlichen Jugend gelingt es nicht so wohl wie mit der weiblichen; zwar fehlt es nicht an grands seminaires, petits seminaires, und noch weniger an frères de la doctrine chrétienne, die fast überall mit Hülfe der Bischöfe die freyen Schulen des wechselseitigen Unterrichts verdrängt haben; allein in die grands und petits seminaires kommen doch nur diejenigen Jünglinge, die sich

zum geistlichen Stande bestimmen, und die frères de la doctrine chrétionne, sonst auch mit vollem Rechte frères ignorantins genannt, bekommen nur die Kinder der Aermern unter Händen, und können auf die reichern Stände durch ihre Erziehungsart wenig oder gar nicht einwirken. Es ist überhaupt ein glücklicher Umstand in Frankreich, daß die Geistlichkeit, bey aller Mühe, die sie anwendet, um ihre Gewalt über die Gemüther wieder zu bekommen, dennoch allzusehr von ihren Vorurtheilen geblendet wird, als daß sie begreifen sollte, daß an Einsichten und Aufklärung die Laien ihr jezt weit überlegen sind, und daß sie daher sich erst mit dem Zeitgeist besser vertraut machen müßte, um denselben bezwingen zu können. Am Schreyen und Deklamiren gegen denselben läßt sie es nicht ermangeln; damit kömmt sie jedoch wenig weiter, und im Grunde hat sie zu befürchten, daß der Zeitgeist sie unterwirft, anstatt daß sie den Zeitgeist unterwerfen. Unter den vielen Schriftstellern in Paris gibt es wenige Geistliche, wenn man diejenigen ausnimmt, welche Andachtsbücher oder Broschüren wider die Aufklärung schreiben; auch in Akademien und andern gelehrten Gesellschaften sind die französischen Geistlichen in sehr geringer Zahl. In dieser Hinsicht ist die englische Geistlichkeit weit gewandter und thätiger; auch diese liebt fette Pfründen und beherrscht gern die Gemüther; dafür ist sie aber auch mit den Einsichten ihres Zeitalters vertraut, und kennt Ackerbau, Wissenschaften, Künste, Literatur, reiset, und zeigt sich nur dann intolerant, wenn ihr bange ist, sie möchte ihre reichen Einkünfte verlieren, oder mit einem andern Klerus theilen müssen, wie das bey der Angelegenheit der Catolic Emancipation ziemlich deutlich hervor leuchtete. Einer ihrer Reverends, der sich bereits seit einigen Jahren hier aufhält, soll reicher seyn, als die meisten Gutsbesitzer Frankreichs, und ein jährliches Einkommen von mehreren Millionen besitzen. Es ist der bekannte Hr. Way, der, um den Zustand der Juden zu erforschen, einen großen Theil Europa's durchwandert, und auch einmal einem Kongresse ein Schreiben über diesen Gegenstand überreicht hat. Dieser Hr. Way hat auf seine Kosten eine kleine englische Kirche neben den Champs élysées erbaut, worin er den Gottesdienst versieht, und jezt läßt er eine andere durch seinen Bruder zu Tours erbauen, damit auch dort die Engländer ihre Andacht verrichten können. Seine Bereicherung verdankt er aber blos dem Zufalle, und zwar folgendem, wie die Sage geht. Way war ein armer Advokat oder Prokurator in London, und hatte nach dortiger Gewohnheit ein Schild mit seinem Namen und seiner Profession vor dem Hause gehängt. Eines Tages ging ein steinreicher alter Quäker, der auch Way hieß, über die Straße, las die Innschrift des Advokaten oder Prokurators, und bekam Lust hineinzugehen, um zu erfahren, ob dieser Way sein Verwandter sey. Er hatte eine Unterredung mit dem Advokaten, der nicht anders mit ihm verwandt war, als daß sie beyde von Adam abstammten, allein der Quäker war doch mit seinem Namensträger sehr zufrieden, besonders was religiöse Grundsäze anbetrift, und lud ihn ein, er möge ihn oft besuchen, da er, der Quäker, ihm vielleicht oft nüzlich werden könnte. Way der Advokat besuchte mehrmals Way den Quäker, und fand ihn immer mehr zu seinen Gunsten gestimmt. Endlich vertraute ihm der alte Quäker, er sey Willens ihn zu seinem Erben einzusetzen; sein Vermögen bestehe hauptsächlich in einem Bündel Banknoten, das hinter dem Spiegel oder sonsten stecke, und dieses Bündel möge er bey seinem Tod in Besiz nehmen; nur wünsche er, daß die Erbschaft zu wohlthätigen, religiösen Zwecken benuzt werde. Bald darauf starb der kinderlose Quäker. Way nahm dessen Erbschaft in Besiz, und machte sich's zur Gewissenssache, den lezten Willen seines Wohlthäters pünktlich zu erfüllen. Er ward also ein Geistlicher, und sucht seitdem unaufhörlich wohlthätige Zwecke zu befördern. Dieß erinnert mich an einen andern Millionär Namens Boulard, der im vorigen Winter zu Paris gestorben ist. Dieser Boulard war Kammerdiener Ludwigs XVI., und spätervin Hoftapezier bey Napoleon gewesen. Die Möblirung der kaiserlichen Paläste war ihm anvertraut, und bey der Krönung Napoleons hatte er die Verzierung der Notredame Kirche übernommen. Er hatte ein unermeßliches Vermögen erworben, war aber immer unverheirathet geblieben. In seinem lezten Willen hat er beynahe anderthalb Millionen zur Erbauung und zur Unterhaltung eines Hospizes für 12 bejahrte Männer zu St. Mandé, neben Paris, ausgesezt. Die Bauart, die Einrichtung der Anstalt, Alles ist genau von ihm bestimmt; eine andre Summe hat er den vom 10. August 1792 noch übrigen Schweizern der königl. Leibwache bestimmt, weil sie ihn an jenem Schreckenstage, als die Tuilerien erstürmt wurden, vertheidigt, und ihm vermuthlich das Leben gerettet hatten. Eine dritte Summe hat er zu einer jährlichen Gabe für sechs Tapeziergesellen gestiftet; eine Million hat er seiner sehr bejahrten Mutter geschenkt, die übrigen Verwandten bekamen nichts. Schon seit langer Zeit hatte Boulard auch an sein Grab gedacht, und zu dem Endzwecke den Plan eines prächtigen Denkmals gezeichnet, dessen Kosten er zu 200,000 Franken angeschlagen hatte. Den Marmor dazu hatte er aus Carrara verschrieben, und denselben schon in Paris verarbeiten lassen. Dieser Mann besaß prächtige Lustschlösser und Landhäuser, die nun zu kaufen stehen. Des Contrastes wegen will ich hier noch des Todes des englischen Kupferstechers Tomlinson erwähnen; diesen Künstler hatte ein auf dem Lande, nicht fern von Paris wohnender Engländer zu sich berufen, um ihn mit dem Stiche, ich weiß nicht welcher Kupfer, zu beschäftigen. Tomlinson kam und fing an zu arbeiten. Allein da er die geistigen Getränke wenigstens eben so sehr liebte als seine Kunst, so machte er bald die freudige Entdeckung, daß man sich in Frankreich um einige Sous mit gutem Franzbranntwein berauschen könne, und verfehlte auch nicht, täglich diese Entdeckung zu benuzen. Der Künstler trank nun mehr, als er stach, das Geld ging auf, so wohlfeil das Betrinken ihm auch in Vergleich mit England vorkam. Zulezt war der branntweinliebende Kupferstecher nicht einmal mehr im Stande sich ein Paar Schuhe zu kaufen, die er höchst nothwendig hatte. Er bat um Geld, und man gab ihm zehn Franken, damit er nach Paris gehen und sich hier beschuhen könne. Beym Antritt seines Marsches fiel Tomlinson ein, daß man für die zehn Franken doch eine gute Quantität vortrefflichen Franzbranntwein bekommen könnte; anstatt Schuhe kaufte er sich also eine Flasche vom besten, leerte sie im Gehen bis über die Hälfte aus, und taumelte nun längs der Seine, unter dem Spotte der Kinder hin; endlich that er die lezten Züge aus seiner lieben Flasche, und sprang dann beherzt in den Fluß hinein, und ertrank. So endigte ein Künstler mit vielen Anlagen, der leider, wir so viele andre englische Künstler, durch Unmäßigkeit sein Talent erstickte. Das Monthly Magazine, das sein Ende erzählt, macht dabey die erbauliche Betrachtung, wie doch Alles von einem kleinen Ungefähr abhange, und daß Tomlinson nicht in den Fluten der Seine umgekommen seyn würde, wenn an dem Orte, wo er sich aufhielt, Schuhe statt Branntwein zu haben gewesen wären. An jenem Tag freylich wohl nicht; allein würde nicht ein dem Bacchusdienst so eifrig ergebener Mann ohnedim dasselbe sein Künstlerwallen beendigt haben?

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. September 1825.

Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
Wer überwindet jenen und diesen?
Das ist der, der sich selbsten bezwingt.

Walther v. d. Vogelweide.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

In den Wald auf dem Schönenberg, unweit Freyburg, steckte er einen Hinterhalt, welchem er verbot, eher von seiner Stelle zu rücken, als wenn er sein Schwert schwinge; hierauf zog er an die Stadt hinab. Vor dem Wald, auf dem Berg war eine Pferdeweide; diese lockte acht Männer des Hinterhalts, welche hierauf alsobald von mehreren Feinden umringt wurden. Der Hinterhalt blieb still; drum Erlach, da er die That vernahm, sagte: ein Paar Pferde waren ihnen lieber, als das Wohl unserer Schaar; dessen zahle sie der Feind! — Er selbst, von denen aus der Stadt angefallen, zog sich zurück; sie verfolgten ihn jenseits des Waldes; plötzlich schwang er sein Schwert. Indeß der Hinterhalt in des Feindes Rücken fiel, wandte sich Erlach, und schlug den Feind mit solchem Schrecken, daß nicht allein mehr als 400 Mann erschlagen wurden, sondern Viele blindlings in den Strom der Saane rannten.

Nicht so gewiß zwar, aber das Wahrscheinlichste ist, daß auch wenige Tage später, als die Berner Freyburgs Vorstadt, die Galtern verbrannten, und die ganze Stadt in äußerste Feuersgefahr sezten, nochmals Erlach der Führer seiner Mitbürger war. Freyburg, endlich ermattend, suchte nun den Frieden; Erlachs Züge an der Spitze der Laupenkrieger hören auf; und jezt erst wirft er sich ganz in jene Geschäfte, die dem Wohl seiner Pflegbefohlenen und der Aufnahme seines Hausstandes gewidmet waren. Nur einmal noch, im Jahr 1352, erscheint der edle Greis im Heere der Berner, das vor Zürich gezogen; aber nicht den Befehl führt er mehr; es war die Zeit, daß er versuchen durfte, ob ein Anderer von ihm befehlen gelernt. Er genügte allein seiner Verpflichtung zur Waffenfolge als Bürger der Stadt Bern.

Was wir indessen am ersten vermuthet hätten infolge des Laupensiegs, das scheint durchaus nicht Statt gefunden zu haben. Wir suchen Rudolph von Erlach in den Rathssälen und auf den Ehrenstühlen Berns; aber wir finden ihn da nicht. Sey es nun, daß er anfänglich durch sein Pflegeramt bey den Grafen von Nidau und dann durch seinen eigenen anwachsenden Vrstzstand von der Stadt zu häufig abgezogen ward; sey es, daß er die Eifersucht der Großen, den Wankelmuth des Volkes allzuwohl kannte, und an der strengen Verwesung des Altschultheißen von Budenberg sammt seinen besten Freunden sich spiegelte; sey es endlich, daß er mit keiner der wechselweise vorherrschenden Parthepen durchaus überein dachte: genug er blieb hinfore die Mehrzeit des Lebens auf seinem väterlichen Schlosse zu Reichenbach, und fuhr fort, das Gedeihen der Seinigen und die standesmäßige Erhaltung oder Erweiterung seines Vermögens zu betreiben. In einer Urkunde des Jahres 1356 wird er der fromm, ehrwürdig Ritter Rudolph genannt. Seinem Tochtermanne, dem Edelknecht Jobst von Rudenz aber zahlte er die Ehesteuer von 800 Pfunden jahrelang nicht aus; er mochte dem Verfall des jungen Mannes entgegen sehen, und nicht

Digitized by Google

gern zur Verschleuderung darreichen, was er für seine Tochter und ihre Kinder als einen sichern Nothpfennig aufsparen konnte.

Verlegen um Geld bei seinem vielen Besitzthum und als sparsamer Hauswirth konnte er keineswegs seyn. — Vielmehr kaufte er im Jahr 1346, von seinem Schwager Philipp von Kien, das Haus und den Garten zu Bern zwischen den Häusern und Gärten deren von Rudenberg und Burkhards von Erlach, um 300 Gulden, und scheint damit für den Einen wenigstens von seinen Söhnen noch innigere Verbindungen mit der Stadt Bern und ihren Angelegenheiten vorbereitet zu haben, als selbst er sie übernehmen gemocht.

Vierzehn Jahre später, im Jahr 1360, als Konrad von Holtz Schultheiß zu Bern war, und Rudolph von Erlach in seinen Siebenzig, wenn nicht achtzig Jahre alt, still in der unschuldigen Landlust auf Reichenbach in der einsamen lieblichen heimischen Gegend lebte, wo auch sein Vater gewohnt, da nahte das einzige große, aber auch erschütternde und Abscheus werthe Mißgeschick seines ehrenvollen Lebens. Ihm, wie Wenigen, wie Cäsar und Scipio, hat nur der Tod eine Undilde anzuthun vermocht. Gewöhnlich am Tag bauten die Knechte und Mägde des alten Ritters den Garten oder das Feld; kaum daß eine Magd eine mäßige Tafel rüstete; sonst war er oft einsam auf seiner Burg, und nur von seinen Hunden bewacht. Sein Schwert, welches er in den Siegen für das Vaterland führte, hing in seinem Zimmer an der Wand.

So war er an dem Tag, als er besucht wurde von dem Edelknecht von Rudenz. Ausdrücklich berichten die Geschichtschreiber, und mit Namen Justinger nur sechszig Jahre später, daß Rudenz zu Fuß, ja daß er von Unterwalden, seiner Heimath, bis Reichenbach zu Fuß gegangen. Groß muß die Verlegenheit gewesen seyn, daß ein Edelmann in damaliger Zeit zu einer solchen Wanderung sich entschließen konnte. Groß aber mag auch die Erbitzung von einer so ungewohnten Reise gewesen seyn, und stürmisch wird der junge Mann den Greis in der abendlichen Dämmerstille seines Gemaches übernommen haben. Da erhob sich Wortwechsel zwischen den Beyden über die Ehesteuer; denn der Edelknecht machte Schulden, Erlach aber war ein so sorgfältiger Hausvater, als ein redlicher Mann und ein guter Feldherr. Jezt indessen — ergraut und hülflos — vermochte er nicht seiner Rede den gebietenden Nachdruck zu geben, der den jungen Mann in seine Schranken gebannt hätte. Da er nun denselben mit altem und dürrem Ernst ermahnte, sah dieser um sich, sah das aufgehängte Schwert, entbrannte, ergeiff es, und gab dem alten Helden den Tod. — Mit Geheul verfolgten den Frevler die Hunde in den benachbarten Wald; nur daß er hier sich verstecken, vielleicht kletternd einen Wipfel erreichen konnte, war seine Rettung; er verschwand, und ob auf das Gerücht von der mordlichen That schon das ganze tief empörte Bern sich aufmachte, den Mörder zu suchen, so blieb er doch verborgen, denn sonst wäre ihm von Menschenhand sein verdienter Lohn geworden. Aber das Aug' im Himmel wachte streng über den Verbrecher; und im nämlichen Jahre, mit des Winters Beginnen schon nennt seine Wittwe sich die eheliche Wirthin Jost seligen von Rudenz, des Edelknechts, indem sie eine Quittung um die leidige Ehesteuer an Elisabeth ihre Mutter unterschreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Mutter- und Jungenliebe der Affen.

In der Menagerie des königlichen Museums zu Paris hatte im November 1824 der Rhesus, ein Affe aus der Pavianssamilie, ein völlig ausgetragenes und wohlgebildetes Junges geworfen, dessen Fertigkeiten und Sitten, so wie die Verhältnisse zur Mutter von der Stunde der Geburt an sorgfältig beobachtet wurden, und von denen nun Herr Friedrich Cuvier in der acht-und-vierzigsten Lieferung seiner großen Naturgeschichte der Säugethiere, wo er die Affenmutter mit ihrem Jungen auch abbilden ließ, folgenden merkwürdigen Bericht erstattet.

Alsogleich und unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Rhesus sich dem Bauch der Mutter an, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelze festhielt und mit dem Mund die Saugwarzen erfaßte, welche er etwa vierzehn Tage lang nicht wieder frey ließ. Er blieb nämlich während dieser Zeit in unveränderter Stellung, allzeit zum Säugen bereit, so oft er Bedürfniß dazu fühlte, und schlafend, wenn die Mutter sich niedersezte, aber auch im Schlafe noch sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, um die andere zu ergreifen, und so gingen ihm die ersten Tage des Lebens vorüber, ohne irgend eine andere Bewegung als die der Lippen und Zunge zum Saugen und der Augen zum Sehen; denn sobald er an's Tageslicht gelangt war, schien er seine Umgebungen zu unterscheiden und ganz eigentlich zu betrachten; mit den Augen verfolgte er alle um ihn her vorgehenden Bewegungen, und nichts deutete an, daß er des Tastsinns bedurfte, um auszumitteln, nicht etwa die Anstrengung, die er, um die Körper zu erreichen, machen dürfte, sondern die größere oder geringere Entfernung, in der sie sich von ihm befänden.

Die Sorgfalt der Mutter für Alles, was das Säugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf, war so groß, so vollständig und umsichtig, als man sich's nur denken kann. Beym kleinsten Geräusch, bey der mindesten Bewegung ward ihre Aufmerksamkeit rege und ihre Sorgfalt für das Junge lag unzweydeutig zu Tage, denn sie selbst betrafen diese Besorgnisse keineswegs, da sie längst völlig

zahm geworden war. Das Gewicht des Jungen schien ihre Bewegungen gar nicht zu hindern, alle aber geschaden mit solcher Gewandtheit, daß, wie mannigfaltig und oft ungestüm dieselben auch waren, der Säugling doch nie den mindesten Schaden litt, und nie, auch im geringsten nur irgendwo angestoßen ward. Nach vierzehn Tagen ungefähr fing das Junge an, sich von der Mutter loszumachen, und gleich in seinen ersten Schritten legte dasselbe eine Gewandtheit und Stärke zu Tag, denen weder irgend eine Uebung noch Erfahrung zu Grund liegen konnten, und die neuerdings den Beweis leisteten, daß alle Voraussetzungen irrig sind, die von absoluter Nothwendigkeit des Tastsinns für gewisse Anwendungen des Gesichtsinns gemacht wurden. Gleich anfangs klammerte sich der Affenjunge an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs, die er nach Laune auf und niederkletterte; die Mutter aber schien jede seiner Bewegungen mit Blick und Hand zu folgen und ihn im Fallen aufzuhalten bereit zu seyn; auch kehrte er auf die leichteste Berührung derselben nach wenigen Sekunden wieder in seine gewohnte Lage zurück. Ein anderes Mal machte er auch wohl einige Schritte auf dem Stroh, das den Boden des Käfigs deckte, und gleich anfangs sah ich, wie er freywillig von der Höhe des Käfigs herabfiel, so daß er genau auf seine vier Tatzen zu stehen kam, und hierauf gegen das Gitter, zu einer für ihn beträchtlichen Höhe aufsprang und sich daran mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter versuchte nun allmählig sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, um die sie doch noch immer gleich besorgt blieb; denn wo für das Junge auch nur die mindeste Gefahr zu befürchten seyn konnte, da fühlte sie keine Last oder Bürde mehr. Im Verhältniß, wie die Kräfte des kleinen Thiers zunahmen, wurden seine Sprünge und Spiele merkwürdiger. Mit größtem Vergnügen beobachtete ich seine lustigen Uebungen oft und viel, und ich kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, ein irriges Maß nehmen, oder nicht vollkommen genau den Punkt, den es beabsichtet hatte, erreichen sah. Ich erkannte hierin den unzweydeutigen Beweis, daß es, durch eigenthümlichen Instinkt geleitet, die Entfernungen zu beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermögend sey. Selbst mit der Intelligenz des Menschen begabt, hätte dieß Thier noch zahlreicher Versuche und mannigfacher Uebung bedurft, um die Gewandtheit, die es besaß, zu erreichen, und doch war es noch keinen vollen Monat alt. Wo sich's um Erklärung der Handlungen der Thiere handelt, da ist's wohl der Fall zu sagen: was wissen wir!

Nur nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung als die Muttermilch nothwendig, jetzt stellte sich eine neue Erscheinung dar, und die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihre intellektuellen Verhältnisse. Eben die Mutter, welche wir mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, die dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und an ihren Brüsten hängend trug, und von der man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eigenen Munde zu reichen bereit seyn, die gestattete, da es nun zu essen anfing, ihm nicht, daß es von den ihr gereichten Speisen, das Geringste berühren durfte. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich desselben, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich, und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr nichts entgehe. Man würde sehr irren, wenn man den Grund dieses seltsamen Betragens anderswo als in des Thieres Freßgier suchen wollte. Es läßt sich nicht etwa denken, die Mutter habe das Junge damit zum Säugen nöthigen wollen: denn sie hatte fast keine Milch mehr. Eben so wenig konnte sie Besorgniß tragen, die Speisen möchten ihm schädlich seyn; denn es fraß sie begierig und befand sich recht gut, wenn es davon bekommen hatte. Der Hunger machte es auch sehr kühn, unternehmend und behend: die Schläge der Mutter, welche freylich nicht gar heftig waren, mochten dasselbe niemals zurückschrecken, und was sie auch anfing, um das Junge zu entfernen und alles für sich allein zu behalten, so gelang diesem doch vielmals sich des einen oder des andern Stücks zu bemächtigen, welches es dann so fern von der Mutter wie möglich, und ihr jedes Mal den Rücken kehrend, verzehrte; die letztere Vorsicht war gar nicht unnöthig; denn ich sah mehrmals, wie die Mutter in die entfernte Ecke des Raumes lief, um dem Jungen das ihr geraubte Stück wieder abzunehmen.

Um die Nachtheile so unmütterlicher Gefühle zu verhüten, ward nun überflüssiger Mundvorrath gereicht, den die Mutter für sich allein weder verzehren noch bergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebt bey guter Gesundheit und wird von der Mutter gepflegt, wofern sich's nicht um Essen handelt. Es unterscheidet die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichen oder ihn liebkosen, ist sehr zutraulich und hat vom Affencharakter einstweilen nur noch die Munterkeit und Behendigkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. August.

An die diesjährige, in den ersten Tagen des Augusts, in St. Gallen sehr feyerlich begangene und aus allen Gegenden der Schweiz ungemein zahlreich besuchte Jahresversammlung der allgemeinen Schweizerischen Musikgesellschaft schloß sich unmittelbar (am 4. August) ein Sängerfest und Volksfest im edelsten Sinne des Worts, das in dem nahegelegnen schönen Dorfe Speicher, und auf der berühmten Höhe von Vögeliseck, durch den vor etlichen Jahren gestifteten Appenzellischen Sängerverein veranstaltet war. Frühmorgens verkündigte harmonische Kriegsmusik den festlichen Tag durch den freundlichen Marktflecken. Um neun Uhr zogen die Sänger aus allen Gemeinden des Landes frohe Lieder zusammenstimmend herbey. In einem geräumigen Saale des ansehnlichsten (Schlipferischen) Hauses im Ort wurden sie freundlich empfangen. Zwey blumenumkränzte Inschriften zogen die

Blicke auf sich. Die eine sprach den freundlichen Sinn der Gemeinde aus, in den einfachen traulichen Worten: „Seyd „uns willkommen ihr Freunde und Brüder.“ Die andere, geeignet, den Geist der Gesellschaft würdig zu stimmen, lautete also: „Harmonie, du freundliche Tochter des Himmels, ver„einige, wie oft schon, auch heute unsere Töne und Her„zen, auf daß wir immer fester halten an deinem, unter uns „gestifteten lieblichen Bunde. Brüder! edler Saame ward aus„gestreut, bald keimte er hervor, kräftig sproßt er heran; laßt „uns demnach unverdrossen harren der Ernte, die schön und „lohnend uns entgegen reift.“ Bald trafen auch die Mitglieder der Musikgesellschaft in St. Gallen ein, und wurden in den Kreis der Sänger aufgenommen. Viele Mitglieder der Schweizerischen Musikgesellschaft wurden auf Vögelisegg von Gesangfreunden des Ortes bewillkommnet, und nach der Kirche begleitet. Um eilf Uhr begann der schöne Zug von mehr als 600 Personen, nach der geschmackvollen neuen Kirche, voran die Vorsteher der Gemeinde, um Ordnung zu halten, dann die Damen von nah und fern, die drey musikalischen Vereine und zahlreiche Gäste, worunter manche Ausländer, insbesondere auch alle Kurgäste aus Gais und andern benachbarten Schotten- und Badeorten. Der Ortspfarrer, Hr. Zuberbühler, eröffnete die Feyerlichkeit mit Bewillkommnung der Fremden und einer Rede, worin er die stufenweise Ausbildung der Musik und des Kirchengesanges geschichtlich darstellte. Hr. Pfarrer Weishaupt, der Vorsteher des Sängervereins, dankte alsdann für die freundschaftliche Aufnahme, und bezeichnete den Standpunkt, von welchem der Verein betrachtet werden müsse. Er habe nämlich nicht die Ausübung künstlicher Musik zum Endzweck, sondern nur einen einfachen, kräftigen, harmonischen Volksgesang. Ein solcher ward nun in beyfallswerther Auswahl von Liedern eine Stunde lang ungefähr vorgetragen. Um ein Uhr verließ der Zug in gleicher Ordnung die Kirche. Partieenweise ward an verschiedenen Orten gespeiset. Nach zwey Uhr verkündten drey Schüsse den Anzug der mehreren Abtheilungen nach der erinnerungsreichen Höhe von Vögelisegg. Sämmtliche musikalische Gesellschaften, die Vorsteher des Ortes und eine Menge Gäste traten nun unter dem Schalle der Instrumentalmusik vor Speicher in einen weiten umgränzten Kreis. Ein Bogen von Laubwerk, mit drey Fahnen, welche beyde Appenzell und St. Gallen im Bunde der Eidgenossen darstellten, zierte den Eingang. Zwey große Zelte waren aufgeschlagen für die Vorsteher der Schweizerischen Musikgesellschaft und angesehene Fremde. In der Mitte stand eine gedeckte Tafel mit einem silbernen Becher, wo die drey ersten Vorsteher des Appenzellischen Sängervereins ihre Stellung nahmen. In ihrem Namen sprach zuerst der Pfarrer von Trogen, Hr. Frey. Er hieß die Anwesenden willkommen auf der klassischen Stätte, und schilderte in geistreicher, kraftvoller Rede, wie die Appenzeller durch eigenen Muth und Tapferkeit, mit dem Beystand des Höchsten, sich aus der Armuth zum Wohlstand erheben und beydes erhalten haben, und wie sie, vereint mit ihren Brüdern aus Schwyz und Glaris, am 15. Mai 1403 über ihren Unterdrücker Abt Enno und dessen Hülfsvölker einen herrlichen Sieg erfochten. Nun folgten abwechselnd freye Gesänge und passende Trinksprüche, unter dem Schall der Musik und dem Donner des Geschützes. Von beyden, den Toasten und Liedern, mag eine Probe hier folgen. Aus den ersteren sey es der vom Direktor des Festes im Speicher, dem Landsäckelmeister Todtes, gesprochene: „Trink, liebe Eidgenossen, Nachbarn und Landsbrüder. Heilig sey uns die Stätte, auf der wir stehen, heilig und wichtig ein Blick auf Vergangenheit und Gegenwart. Hier einst Wildniß, jetzt Kultur — einst Herrscherdruck, jetzt Freyheit — einst Armuth, jetzt Wohlstand — einst politisch verlassen, nicht geachtet, jetzt ein kräftiges Glied an der Schweizerischen Bundeskette — unsere Nachbarn einst unsere Feinde, jetzt so biedere und liebe Freunde. Ein Pokal gefüllt mit Appenzeller Rebensaft, gewonnen an der in unserer Landesgeschichte merkwürdigen Wolfshalde, sey geweiht dem Andenken an unsere Väter, deren Tapferkeit wir unser heutiges Glück verdanken, sey dargebracht dem guten und schönen Sinn ihrer Nachkommen, die, rief die Noth sie, gleich ihnen Gut, Blut und Leben für Vaterland und Freyheit opferten. Hoch lebe Schweizermuth und Kraft! — Hoch, dreymal hoch! rief der ganze Sängerchor und zahlreiche Gäste, daß die Berge wiederhallten. Hierbey mit rothem Rebensaft gefüllte Gläser blinkten in den Lüften, die Musik fiel ein, die Mörser donnerten und verkündeten die Freude eines ganzen Volkes. — Unter den auf die Tagesfeyer gedichteten Liedern befindet sich nachstehendes (in der Melodie von „Wohl auf, Kameraden.“) von dem Professor Hagenbach in Basel vorgetragen:

Hinaus in das Freye da zieht es uns fort,
Zu singen die kräftigen Lieder,
Wir folgen dem freundlichen labenden Wort
Der eidgenössischen Brüder
Im lieblichen Appenzellischen Land,
Und reichen zum Gruß uns die Schweizerhand.

Denn ziehen wir auf die Höhen hinaus,
Wo freyer der Athem sich hebet,
Da wo sich die Vögelein bauen ihr Haus,
Die Lerche in Lüften schwebet,
Das Alphorn ertönet, der Kuhreihn schallt,
Da ist auch der Sänger Aufenthalt.

Genähret in seinem kräftigen Schooß,
Da blühe das Schöne, das Gute,
Erziehe sich Söhne und Enkel groß,
Gestählt mit der Väter Muthe.
In Zeiten der Nacht ein erquickender Stern
Des Landes Zierde, des Volkes Kern.

Nicht sinn- und naturlos verschnörkelte Kunst
Mit Läufen und Trillern verbrämet,
Die, eitel buhlend um menschliche Gunst,
Der menschlichen Stimme sich schämet,
Nein, Lieder aus freyer natürlicher Brust,
Die sind unser Leben, die sind unsre Lust.

Wohlan, so brause der Freudengesang,
Erschallet, ihr festlichen Lieder;
Laut töne der Becher Silberklang,
Ihr Felsen, hallet ihn wieder.
Hoch lebe bey Liedern, bey Frohsinn und Wein
Der Appenzellische Sängerverein!

Auf, Brüder, und leget jetzt Hand in Hand,
Schlingt einger die traute Kette,
Schwöret Treue und Liebe dem Vaterland
An friedlich geweiheter Stätte,
Und rein bewahret das heilige Wort
Der Schweizersänger schönsten Akkord.

Ein abermaliges Vivat und allgemeiner Jubel erfüllte die Luft. Nachdem ein Paar Sennen den anwesenden Gästen ein Muster von Kühreihen gegeben, ward mit einigen Liedern das hehre Sängerfest beschlossen!

Berichtigung.

In dem, durch mehrere Nummern dieses Blattes fortlaufenden Aufsatz: „Briefe aus Schottland,“ sind wegen Undeutlichkeit des Manuscriptes einige sinnentstellende Fehler stehen geblieben, welche in dem nächsten Intelligenz-Blatt angezeigt werden sollen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. September 1825.

Lebenswahrheit steht.
Wenn der Trug verweht.
Wahrheit ist die Pforte,
Die zum Himmel geht.

Tiedge.

Vermischte Gedanken.

Volksgunst.

Horaz vergleicht irgendwo den Ruhm einem Glase, welches leicht in Scherben geht.

Wie nahe ist hiemit die Volksgunst verwandt? Die alte und neue Geschichte gibt uns viele der Beyspiele von Männern, welche, obgleich in Dunkelheit geboren, sich zu hohen Stufen von Ehre und Einfluß emporgeschwungen. Auch gefeyerte Namen glänzten oft mit nur vorübergehendem Glanz. Das Volk zertrümmert mit gleicher Unbesonnenheit seine Götzen, mit welcher es ihnen kaum vorher huldigte.

Saben wir nicht Männer wie himmlische Genien in diesem Augenblicke gerühmt und angebetet, im andern gestürzt, zertreten und gebrandmarkt wie Verbrecher? Meteoren gleich, die durch die Luft blitzen. Altäre wollte man ihnen bauen, die Scene ändert sich, es waren Schand- und Blutgerüste.

Als Phocion einmal zu Athen eine Rede hielt, mehr um zu nützen, als zu schmeicheln, so sagte ihm Demades: „Wenn das Volk rasend wird, so tödtet es dich!" „Dich aber, antwortete jener, wenn es verständig wird."

Tadel eines Freundes.

Die Behauptung, die Freundschaft beruhe vorzüglich darauf, daß man sich wechselsweise Schwäche und Mangelhaftigkeit vergebe, ist sehr unwürdig; sie setzt voraus, daß unter der Gewalt der Eigenliebe keine edle Empfindung aufkommen könne.

Um wie viel tröstlicher ist der Glaube an eine mögliche Verwandtschaft der Geister, an das Daseyn einer gleichgeschaffenen Seele, die zwey verschiedene Herzen belebt?

Gewiß aber schließt die Freundschaft die Pflicht nicht aus, den Freund, ich will nicht sagen, zu tadeln, doch zu warnen, und auf sich selbst aufmerksam zu machen.

Allein dazu gehört eine eigene Zartheit, sonst scheint es leicht, man habe weniger den Wunsch, zu bessern, als die Absicht, zu beschämen.

Wie das Eisen zuerst durch Glut erweicht, beugsam gemacht und erst hernach in kühles Wasser getaucht, wieder gehärtet wird, so muß man einem Freunde zuerst seine Theilnahme und Liebe zeigen, bevor man ihn über seine Fehler zurecht weist.

Besonnenheit im Reden.

Man erkennt den Mann von Bildung eben so wohl an seinem zeitgemäßen Schweigen, als an dem Anstand seiner Rede. Viele, die von dem, was ihr Inneres bewegt, stets überfließen, gleichen einem durchsichtigen Gefäß. Ein heiliges Buch sagt: „Bey dem Weisen steht die Zunge unter „der Herrschaft des Geistes, umgekehrt ist es bey allen „Thoren."

Anacharsis legte, da er schlafen ging, die rechte, stärkere Hand auf den Mund, und zeigte damit an, es sey schwerer, die Zunge zu bezähmen, als die Lüsternheit.

Digitized by Google

Terminologie.

Cicero sagt, einen Philosophen könnte er leicht entbehren, dem dir Beredtsamkeit abginge. Plato hätte einen Redner gegeben, Demosthenes einen Philosopheu. Wie wenige Philosophen würden in unsern Tagen den Konsul anziehen? Seltsame Worte, erfunden, um eine neue Lehre zu vermummen, werden oft um so mehr angestaunt, je weniger man im Staude ist, ihren Sinn zu entdecken. Der Verstand fühlt sich erdrückt, aber desto freyern Spielraum hat die Imagination.

Doch ist das Bestreben, sich durch dunkle Daestellung Wichtigkeit zu geben, durchaus nicht neu.

Als ein berühmter Dichter Griechenlands den Sokrates, welchem er ein Buch von Heraclit mittheilte, später fragte: „Was er davon halte?" so antwortete er: „Bey „den Göttern! Was ich verstand, schien mir vortrefflich, „dasselbe setze ich voraus von dem, was ich nicht verstand; „allein es wäre nöthig, hiezu die Auskunft eines Dra„kels einzuholen."

Aber wie! liebte nicht auch dieses räthselhafte Aussprüche? Und wie ließen sie sich vermeiden, da man sich nun einmal einigen Schein von Allwissenheit geben möchte?

Unzufriedenheit.

Es gibt Menschen, sie sind in allen Verhältnissen unzufrieden, ohne je den Keim davon in ihrem Innern finden zu wollen. Vergeblich suchen sie ihrer Grämlichkeit zu entfliehen, allein sie verläßt sie nicht, wie sie auch ihre Umgebungen wechseln. In diesem Sinn sagt der Dichter, man fährt über das Meer, allein man ändert nur das Klima, nicht das Gemüth.

Vertheidigung.

Oft ist es ersprießlich, übler Nachrede mit Stillschweigen zu begegnen; sie verhallt früher, als wenn man sich rasch zur Gegenwehr anschickt; es liegt mehr daran, sie nicht zu verdienen, als sie zu widerlegen, denn in diesem Fall trifft sie nicht uns, sondern die Lästerer.

Wie bald erbleichen falsche Gerüchte im Lichte eines bessern Lebens? Augustus Cäsar wollte es gern überhören, daß die Leute ihm Vieles zu Leid redeten, zufrieden, daß sie ihm nichts zu Leid thun könnten.

Welch ein Gegensatz hiezu findet sich in der allzugespannten Empfindlichkeit unserer Zeit? Eine zweifelhafte Rede, ein arglosrr Widerspruch führt oft zum Zweykampf.

Selbst solche Menschen, die sich bösartige Ausfälle erlauben, können manchmal, wie man das Feuer mit Wasser löscht, nicht leichter entwaffnet und beschämt werden, als wenn man ihrer Hitze Kaltblütigkeit entgegensetzt.

Rudolph von Erlach.

(Beschluß.)

So endete Rudolph von Erlach, der Retter und die Zierde Berns. Vier Jahre später stifteten ihm und allen seinen Vätern die zwey Söhne Rudolph und Ulrich eine Jahrzeit im großen Münster zu Bern, indem sie ein Besitzthum im Sulgen dafür verhafteten. Aber nicht Grabstein, nicht Seelenmesse, nicht öffentliches Monument oder Standbild hat sein Gedächtniß erhalten müssen. Ein unvergänglicheres Denkmal, sagt Johann von Müller, ward ihm in den Gemüthern derjenigen, die den Edelmuth haben, wie er, einem gemeinen Wesen zu leben. In allen großen Gefahren der schweizerischen Eidgenossenschaft werden die Hauptleute des Volks an Erlach erinnert werden; und wenn in fernen Jahrhunderten ganz andere Nationen aufkommen, wird er neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Tadel.

*

Nichts bleibt mir übrig, meine verehrtesten Mitbürger und Freunde! als an diese bescheidenen Gedächtnißfeyer alleinigen Zweck noch zu erinnern. Er liegt nicht in sinnlichem Gepräng, das mit kindischen Flittern einen spielenden Sinn ergötzen soll; und liegt selbst in jener augenblicklichen Rührung nicht, zu welcher der Mensch durch die Trümmer der Vorzeit und die Gestalten einer untergegangenen Welt so gern sich bewegen läßt. O nur zu beredt, zu prunkhaft weiß die schwächliche Nachwelt vor den Riesenwerken und Riesengeistern der verflossenen Jahrhunderte sich in Worte der Verwunderung zu ergießen, auf daß sie, vielleicht übertreibend die Thaten der Ahnen, Entschuldigung finde für untätige Schlaffheit, welcher ja der Glauben an die Möglichkeit solcher Thaten, solcher Kämpfe und Opfer, zum quälenden Vorwurf gerichen müßte.

Wir kamen her an die Schlummerstätte Rudolphs von Erlach, wo er die Menschenhülle hingegeben in den Schooß der Allmutter, — wir kamen hee, um theilnehmend seines ganzen Menschseyns zu gedenken, ihn als Mensch unter Menschen zu betrachten, und tief im Innersten es anzuschauen, wie solch Menschliches uns Allen nahe sey. Nicht herunterziehen zwar, nicht dem Alltäglichen hingesellen wollen wir den Helden der Laupenschlacht; das verhüte der Gott der Stärke und der Gerechtigkeit! Aber freudig erheben wollen wir uns, an Menschenwürde, an Menschenkraft, an eine Gemeinschaft aller Guten zu glauben, und zu fühlen, wie nur der edle Mensch auch wahrhaft errettend und heilbringend für sein Vaterland wirken kann. — Nicht ohne vielfache und lange Tugendübung ward Rudolph von Erlach zum Helden des Laupentages. Und wohl hat er niemals diesen Tag im Geiste vorausgesehen. Er that Schritt um Schritt den Pflichten des Augenblicks und der Umgebung gemäß, bis überraschend ein Augenblick wir

Digitized by Google

keiner, mit Pflichten wie keine herantrat, und mit Todesernst ihn fragte: Erlach, genügst du mir?

So, meine Brüder! steh'n auch wir in Jahren der Vorübung und von großen Augenblicken jezt fern; unsere Umgebung ist anspruchlos. Aber wie werden wir stehen, wenn unerwartet auch an uns der größere Ruf ergeht? Werden wir ihn nur begreifen? Werden wir ihm genug thun mit Leib und Seele? — Erlach blieb ein wackrer, unbescholtner Mann, wenn er dem ältern Oberherrn anhing, auch als Bern befehdet wurde. Der Schwache wäre mitgezogen mit Nidau und den Herren; ein Stärkerer hätte sich enthalten Parthey zu nehmen, auch wenn er darob wäre beschoiten worden; aber der Starke ging hin, wo die Tugend zu erweisen war, wo die heiligere Pflicht ihm winkte.

Welch ein sinniger, bedeutungsvoller Wink für jedes bürgerliche Streben eines Sprößlings des geretteten Berns! Und welch ein Wink auch ist jenes frühere und spätere Leben Erlachs! Ordnung, Treue, Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Häuslichkeit flochten ihm eben so viele Blumen in die Lorbeern der Siege: Er wird fromm und ehrwürdig geheißen. Die Tapferkeit seiner Seele war auch besonnen, durchgreifend, dem alleinigen Gewinn eines raschen Ausgangs zum Frieden gewidmet. Nicht ein verwildertes Herz, nicht jene geschäftlose innere Leerheit, die so häufig den eifrigen Kriegsmann bilden, nicht unbändige Rachsucht, nicht Ehrgeiz bewaffneten seine Hand; er war schnell und theilnehmend und sorgsam bey jedem andern Geschäfte, sobald die Stürme des Kriegs verbrausten, sobald der Engel des Friedens herniederstieg.

*

Segen denn seinem Angedenken! Odem der Auferstehung seiner Gruft! Muth zu freudigem Nachstreben unsern Seelen! Heilig seyen auf Jahrhunderte hinab des Edeln schlummernde Gebeine bis zur spätesten Folgezeit! — In diesem kleinen Gotteshaus werde oft mit Liebe, mit Ehrfurcht, mit Begeisterung seiner gedacht! Ein Dichterwort dränge noch einmal zusammen, was wir an dieser Stätte zu fühlen, zu denken, zu beschließen hergekommen sind!

„Hier, wo deine hehren Reste sanken,
Vater! Held! Erretter! stehen wir.
Glück und Namen freyer Berner danken
Seit Jahrhunderten die Enkel dir.
Jedem ächten Berner bist du theuer,
Stilles Grab! an dem wir feyernd steh'n.
Treu besuchen wir dich heut, und treuer,
Stärker werden wir von dannen geh'n."

„Du, der einst die stolze Macht bezwungen,
Die den Untergang uns zugedacht,
Hier vernimm des Enkels Huldigungen,
Die Gelübde, rein dir dargebracht!
Wie dein Geist, dein Herz, dein Arm die Bande
Unsrer Väter stark und kühn zerschlug;
Also wollen wir dem Vaterlande
Retter gegen Waffen seyn und Trug."

„Auf die Freyheit, die dein Schwert erhalten,
Sahst du lange frohen Blick's hinab!
Unbewegt stand Bern vor den Gewalten,
Argliſt nur brach endlich seinen Stab.
Und du weintest; — doch er wurzelt wieder,
Grünt und blüht in reingesegter Luft.
Mit erneuter Wonne siehst du nieder
Auf dein Bern, auf uns an deiner Gruft!"

„Großes Vorbild, send' aus höhern Sphären
Deine Tugend, deinen Heldengeist,
Daß wir den durch Sinn und Thaten ehren,
Den die Zunge der Geschichte preißt!
Hauche deinen, hauche unsern Söhnen
Deine Kraft und deine Weisheit ein,
Daß sie nie dem fremden Willen fröhnen,
Groß wie du, und deiner würdig seyn!"

„Ja, wo deine heiligen Gebeine
Unter'm Vateraug' der Gottheit ruh'n,
Schwören wir im innigen Vereine:
Deinem gleich seo unser Sinn und Thun!
Ist der Tag uns wieder aufgegangen,
Ist die Freyheit wieder uns beschert;
Gegen alle Geoer. alle Schlangen
Kämpft für sie des Berners Muth und Schwert." *)

*) Diese Strophen sind einem größern Gedichte meines verehrten Anverwandten, Hrn. J. R. Wyß (des ältern), entnommen, und hoffentlich nicht unpassend hier angebracht. Die oben angeführte Grabschrift auf R. v. E. ist folgende:

Hoc vili tegitur saxo Rudolphus ab Erlach,
Ad Laupam victor, Bernae servator et ultor;
Sed animis haerent monumenta perennia facti.
Ursina soboles meritâ te laude celebrat.
Gesta canens ornat lauro sertisque sepulchrum.
Nos stimulat pietas clari, nos martia virtus!

Korrespondenz-Nachrichten

London.

Die Lehren Galls und Spurzheims über die Organe des Gehirns haben sich bis nach Indien verbreitet, und zu Kalkutta eine phrenologische Gesellschaft gebildet, welche am zweyten März eröffnet wurde. Die dortigen Journale enthalten eine sehr gehaltvolle Vorlesung über das menschliche Gehirn, welche bey der Gelegenheit von dem dortigen Arzte Paterson gehalten wurde.

Ein Pflanzentalg, welcher aus der Frucht der Valeria Indica gewonnen wird, die in Canada wächst, und von den Eingebornen zu Mangalore, nicht zum Brennen, sondern zu Wundsalben und zum Theeren ihrer Böte gebraucht wird und von ihnen Piney-Talg genannt wird, ist vor Kurzem in der Gestalt eines sehr harten und zähen Knochens hierher gebracht, und durch Doktor Bellington untersucht worden. Er ist von weißlich gelber Farbe und fühlt sich schmierig und ein wenig wachsich an, obgleich, zwischen mehrere Falten Papier gedrückt, er nur das innere Papier, und dieß nur wenig mit Fettigkeit belegte. Die spezifische Schwere des Piney-Talges in 60° F. ist 0260; aber in seinem Schmelzpunkte, nämlich 97½°, ward solche durch die Ausdehnung bis auf 8965 vermindert. Er läßt sich leicht in Kerzen formen, welche ein eben so helles Licht gewähren als der beste Thiertalg, und selbst beym Ausblasen keinen unangenehmen Geruch von sich geben. Da der Untersucher fand, daß

er sich leicht mit Thiertalg. Wachs oder Wallrath mischen ließ, so ließ er mehrere Kerzen in verschiedenen Form, und mit ähnlichen zwölffädenigen Dochten ziehen, von denen jede im Durchschnitt 373 Gran wog; diese Kerzen wurden in einem zugfreyen Zimmer in einer Wärme von 55° eine Stunde lang gebrannt, und zwar ohne geputzt zu werden, und folgendes fand sich als der Verlust durch das Brennen: 152 Gran halb Wallrath und halb Piney-Talg. 151 Wallrath allein, 146 halb Wachs und halb Wallrath, 138 halb Wachs und halb Piney-Talg, 130 Wachs allein, 112 halb Talg und halb Piney-Talg, 104½ Talg allein, 100 Piney-Talg allein; daß 23 Prozente mehr Wachs als Talg in gleichen Kerzen verbrannte, war ein unerwartetes Resultat. Selbst als der Doktor von den gewöhnlichen gerollten Wachskerzen von gleicher Größe, aber mit weit kleineren Dochten versuchte, ergab sich noch ein Verlust von 122 Gran, also noch immer um 10% größer als im Talg. Nur Schade, daß er es an der Angabe von Gewichten hat fehlen lassen, welches uns verhindert, für den häuslichen Verbrauch einen richtigen Schluß zu ziehen. In der Zersetzung zeigten sich die Bestandtheile des Piney-Talgs als, 10 Kohle, 9 Hydrogen und 1 Oxygen.

Die Cocoxy oder Königinn-Käfer wird von einem Amerikanischen Blatte folgendermaßen beschrieben: Dieses erstaunenswürdige Insekt ist ungefähr 1½ Zoll lang, und führt zu beyden Seiten, gerade in den Lenden, zwey Lampen, die es nach Belieben mit dem Sonnenphosphorus anzündet, den die Natur ihm verliehen. Diese Lampen blitzen und flimmern nicht wie bey der Feuerfliege, sondern geben ein stilles Licht wie das Gas, in zwey vollkommenen Kügelchen von der Größe kleiner Perlen, welche Licht genug geben, um zur Nachtzeit dabey lesen zu können. u. s. w.

Folgendes ist die gemachte Berechnung der Tage, welche im Durchschnitt eine Fahrt nach dem Orient und wieder zurück, dauert: nach China 365, nach Bengalen 365, nach Bombay 320, und nach Batavia 300 Tage. Es ist jezt ein Dampfschiff nach Indien abgegangen; und gelingt dieser Versuch, so daß es glücklich wieder zurückkömmt, so dürfen wir hoffen, das Morgenland dem Abendlande um Vieles näher gebracht zu sehen.

Des berühmten Reisenden Bruce herrliche Sammlung von Handschriften, die er von seinen fernen Wanderungen mit zurückgebracht, befindet sich jezt im Besitze seiner Schwiegertochter, in dem Militärhospital zu Chelsea, unter der Aufsicht des Obristen Speier. Es sind ihrer beynahe hundert an der Zahl, waren 24 Aethiopisch, eine Koptisch, eine Persisch und die übrigen Arabisch sind. Unter den ersteren befinden sich fünf große Foliobände, welche das alte Testament, außer den Psalmen, enthalten, welche im J. 1701 von dem gelehrten Ludolf herausgegeben worden sind. Unter den Aethiopischen Handschriften befinden sich auch das neue Testament, in zwey großen Bänden, die berühmte Chronik der Stadt Axum, und eine Geschichte von Abyssinien, in fünf großen Bänden. Unter den Arabischen befindet sich eine ausführliche Geschichte von Spanien unter den Mauren, von Scheik Ahmed al Mouteri, einem Andalusier, in drey großen Bänden; El Massudi's gesammtliches, geographisches und philosophisches Werk, genannt goldene Wiesen, in zwey großen Bänden, Ebn Khallikans biographisches Wörterbuch, in zwey Bänden, nebst verschiedenen Werken über Aegypten, mehreren ärztlichen Werken, Gedichte u. s. w. Das Koptische Werk ist das wichtigste in der Sammlung; es wurde unter den Trümmern von Theben gefunden, und besteht blos aus sechszehn Blättern, ganz in großen Buchstaben geschrieben. Man soll für zwey oder drey Artikel von den Aethiopischen Handschriften 6000 Guineen ausgeschlagen haben; es läße sich also wohl denken, welchen großen Werth diese Sammlung habe.

Man hat in Indien statt der früher erwähnten Seilbrücken Rohrbrücken eingeführt, welche sehr hübsch, stark und dauerhaft seyn sollen. Hr. Shakespear, der Erfinder, hat eine solche zu Allypore errichtet, welche 130 Fuß im Spann hat, und fünf Fuß breit ist. Die Rohre, welche das Flechtwerk tragen, sind 150 Fuß lang, und keines im ganzen Gebäude über einen oder 1½ Zoll dick. Diese Rohre wachsen an der nordöstlichen Gränze Indiens, in Sileth, oft zu der Höhe von 225 Fuß, und nicht über zwey Zoll Dicke!

Die Ostindische Gesellschaft hat mit einer sehr lobenswerthen Politik die Zahl der Lehrer bey jedem inländischen Regimente um zwey vermehrt, und, um den Wetteifer zum Studiren bey den Soldaten anzufachen, verordnet, daß in Zukunft kein Sepoy zum Unteroffizier erhoben werden soll (es wäre denn, daß er im Felde große Tapferkeit bewiesen), wenn er nicht zum wenigsten eine von den gewöhnlichsten Sprachen (Persisch oder Hindu) lesen und schreiben könne. Ueberhaupt scheint die Geistesbildung in Indien immer weiter fortzuschreiten. Dem fünften Bericht der Vorsteher des Kollegiums zu Serampore zufolge, welches vorzüglich zur Erziehung eingeborener christlicher Jünglinge bestimmt war, ohne jedoch Hindus und Mahomedaner davon auszuschließen, befanden sich in demselben zehn Hindus, wovon acht Brahminen, ein Muhamedaner, drey Jünglinge von Garrow, in Cooch Behar, und vierzig Christen, zusammen 54, waren 18 in der Vorbereitungsschule waren. Man hat sich bemüht, das Studium des Sanskrit dadurch abzukürzen, daß man, statt der Hindischen Art, welche den Studirenden 1000 grammatische Regeln in der zu lernenden Sprache selbst abgefaßt, auswendig lernen läßt, ehe sie ihn zum Lesen zuläßt, und dann mit einem äußerst schweren Gedicht anfängt, die 1000 Regeln in's Bengalische übersezt, und eine jede von leichten Erläuterungssätzen begleitet hat, die die Jünglinge allmählig lesen und übersetzen. Auch sucht man durch den Unterricht in den Naturwissenschaften den Hinduismus zu bekämpfen, welcher bekanntlich auf falsche Naturansichten gegründet ist. Inzwischen schienen die Hindus noch die Wichtigkeit des Unterrichts noch nicht empfunden zu haben, indem die Jünglinge noch oft von ihren Studien abgezogen wurden. Auch bedauert der Bericht den Mangel an belehrenden Lesebüchern in der Landessprache zum Gebrauch der Schüler außer dem Unterrichte; und der Ausschuß hat deßwegen beschlossen, jährlich eine gewisse Anzahl von Uebersetzungen Europäischer Geistesprodukte herauszugeben, und zwar mit Geschichtswerken den Anfang zu machen. Zu Kalkutta hat sich auch ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, so viele von den Knaben Europäischer Abkunft (Indobritten) wie möglich Handwerke lernen zu lassen, um sie dadurch geschickt zu machen, ihr Brod im Lande zu verdienen, und die Gefahr zu vermindern, die der Brittischen Herrschaft von den vielen Tausenden armer, müssiger und unerzogener Menschen dieser Klasse droht, wovon das Land bereits wimmelt, und die auf den Stand ihrer Eltern stolz große Ansprüche machen, die es in jeder Hinsicht schwer ist zu befriedigen.

Hr. Erid, ein Wundarzt in Cambridge, hat vor Kurzem eine kurze Geschichte der Blattern und Kuhpocken herausgegeben, nebst einer Angabe ihrer verschiedenen Folgen in Cambridge, während der lezten 25 Jahre; woraus folgendes hervorgeht: an den natürlichen Pocken starben 192, oder 1 von 11, (in London starben an den natürlichen Blattern 1 von 6), an den einoculirten Blattern 20, oder 1 von 113, an den Blattern nach der Kuhpocken-Einimpfung 3, oder 1 von 1318.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. September 1825.

Der Glaube iſt kein Fürwahrhalten aus Begriffen, ſondern eine Gewißheit aus Offenbarung. Durch ihn iſt die Richtung nach dem Göttlichen ſchon gegeben, und darum iſt er auch die Urkunde der Gottheit; durch ihn forſcht der Menſch nach dem Unendlichen, und durch ihn erfährt er ſeine unſterbliche Natur.

Eſchenmayer.

Der Glaube.

Nach Lamartine, von Guſtav Schwab.

O Nichts, du einz'ger Gott, den ich begreife!
Verſchwieg'ner Abgrund, der mich einſt verſchlingt,
Was ließeſt du den Menſchen dir entſchlüpfen?
Ich ſchlief ſo tiefen Schlummer die im Schooß!
Ich ſchliefe noch in ewigem Vergeſſen,
Mich hätte nicht dieß falſche Licht verſtöret,
Mein frommer Schlaf in deiner langen Nacht,
Nie hätt' er Traum', — Erwachen nie gekannt.

— Doch ſicher — weil ich ward, ſo muſt' ich werden.
Zu ſeyn geweiheet hätt' ich mich, befragt.
Vergeblich Leid! zum Tag ward ich verdammt,
Und komme jetzt, o Sonne, dir zu fluchen.

— Wohl iſt es wahr, dieß erſte Morgenroth,
Sich ſelbſt verborgnen Weſens bald Erwachen,
Der Raum, unendlich offen ſeinem Blick,
Das Auge, das den Himmel ſtaunend ſeägt,
Der bunte Zauber, dieſe Hoffnungsſtröme,
Sie blenden an des Daſeins Schwelle mich.
Willkommen, Eiland, drauf die Zeit mich warf!
O Rund! du künft'ger Zeuge meines Glücks!
Willkommen, heilig, während Licht der Welt,
Du aller Weſen erſte Lied', o Sonne!
Endloſer Himmel, der den Schöpfer biegt!
Du Erde! Menſchenwiege, Wunderſchloß!
Du Menſch! mein Ebenbild, Genoſſe, Bruder!
Du — ſchön're Freundin, theurer meinem Geiſt!
Was Glück genießt, gewähret, bezeugt — willkommen!
Erfüllet euer Loos — hier iſt mein Herz! . . . .

— O heller Traum! doch ach, es iſt ein Traum!
Damals begann er, jetzund endet er.
Es lüftet mählich mir der Schmerz das Grab:
Willkommen, letzter Tag, mein ſchönſter ſey!

Durchwandelt bin ich dieſes Lebens Wüſte;
Die Blumen welken unter meinem Schritt,
Und immer täuſchte Hoffnung meinen Geiſt,
Sie zeigte mir das Glück in blauer Ferne;
Und unter meinen Lippen trocknete
Der heiße Todesathem jeden Quell.
Ein andrer ſoll, in eitle Klag' ergoſſen,
Beweinen ſein verflognes Morgenroth,
Zu einem zweyten Leben ſich verſtehen: —
Ich — böte das Geſchick mir auch zur Wahl
Des Geiſtes Zepter, oder Königsthrone,
Ruhm, Schönheit, Schätze, Wiſſenſchaft, dazu
Die ew'ge Jugend: — bey dem Tode ſchwör' ich,
Nicht, wenn die Welt nicht anders wird, als jetzt,
Um Eine Sonne möcht' ich jünger werden.
Ich mag die Welt, wo Alles wechſelt, nicht,
Wo Alles ſich verwiſcht, — Erinn'rung ſelbſt!
Wo Alles flüchtig, ungewiß, vergänglich,
Und wo der Tag des Glücks kein Morgen hat.

Wie bald' ich oft, getäuſcht vom Leben ſo
Verbannt aus meinem Buſen alle Hoffnung!
Wie oft hat mein gedrücktes Geiſt geglaubt
In ſeine kalte Tugend ſich zu hüllen,
Und unter Zeno's Philoſophenkleid
Voll Weisheitswahn verborgen ſeine Schwäche!
Und ſo, begnaden in Gleichgültigkeit
Flieht' er Vergeſſenheit um Frieden an.
O eitle Ruhe! falſcher Schlaf! — So ſteht
Das Aug' am Fuß der Hügel, wo ſich Rom
Erhebet aus dem Schooß der eignen Trümmer,
In dieſem Chaos, blindlings ausgeſtreut,
Des Alterthumes Mäler, neue Wälle,

Digitized by Google

Theater eingestürzt, ihr Giebeldach,
Das stolze, schlummernd unter Staub und Kraut,
Bedeckt vom Brombeerstrauch der Helden Häuser,
An öder Tempel Schwellen hingestreckt
Die Götterbilder, und den Obelisk,
Den ewigen, das Strohdach überschattend;
Die Säule tragend ein ihr fremdes Bild,
Im Forum Gras, und Blumen in den Gräbern,
Und neuer Götter voll das Pantheon,
Indeß von Raum zu Raum, sich schwach erhebend,
Ein Lebenslaut das Schweigen unterbricht: —

Dem gleich, so lang erschüttert, unser Geist;
An der Vernunft bis zu dem Grunde rüttelnd,
Macht ihn das Unglück zur Ruine nur,
Wo — grauser Ueberrest — Verzweiflung herrscht.
Erloschener Gefühle stiller Wust,
Feindsel'ge Stoffe, sonder Ruh' und Leben,
Verwischter Leidenschaften alte Spur,
Verworr'ner Kampf von Wünschen und Gedanken,
Erstorbne Seufzer, Ekel, Reue, Pein.
Ach! zeugten doch vom Tode diese Trümmer!
Doch unter all der öden Trauer lebt
Dir Seele noch; das nahrungslose Feuer,
Es nährt sich selbst, aus seiner Asche wächst
Es neu empor; die unglückselige Fackel
Sie fürchtet noch zu brennen über'm Grab.

Wer bist du Seele denn? Verzehrend Feuer,
Mußt du mich überleben, leiden noch?
Geheimnißvoller Gast, was wirst du werden?
Vereinigst du dich mit des Tags Gestirn?
Bist du vielleicht von diesem Feu'r ein Funke,
Verirrter Strahl, den es zurückverlangt?
Stirbst du vielleicht, wenn nun der Mensch zerfällt,
Bist nur ein rein'rer Saft, der Erd' Erzeugniß,
Veredelter Kotd, gedankenreicher Thon? . . . .
Was seh' ich? schaudernst du vor diesem Wort?
Zu leiden müd' und fürchtend doch das Nichts,
Scheust du das Leben, zitterst vor dem Tod!

— Furchtbar Geheimniß, wer wird dich enthüllen?
Vergebens horch' ich auf der Weisen Wort:
Der Zweifel irrt auch diese hohe Geister,
Derselbe Thon hat sie versteinert auch. —
Der alten Weisheit Strahlen sammelnd forschte,
In Hellas Blüthe, Socrates nach dir,
Bald suchte Plato dich auf Sunium;
Zweytausend Jahre sind's: — dich such' ich heut.
Zweytausend Jahre werden's seyn und noch
Die Menschen in dem alten Dunkel tappen.
Allrüdrisch fleucht die Wahrheit unsern Blick,
Und die zerstreuten Strahlen eint nur Gott.

— So kommt denn, wo dem Licht sich schließt mein Auge,
Auf meiner Wimper keines Hoffens Trost?
Und ohne Führer, ohne Leuchte ging
Mein Geist von Erdennacht zu Grabesnacht,
Und blindlings trag' ich in die andre Welt
Leid ohne Lohn und Tugend ohne Hoffnung.
Gib Antwort, grimmer Gott! wenn je du bist,
Darf ich (o Jammer!) dein Gesetz verwünschen!
Der Söldner Abends, nach des Tages Last,
Setzt sich im Schatten und empfängt den Lohn;
Mir, den des Schicksals Bürde niederbeugt,
Ist mein Tag um, was wird mir Sold'ß? — der Tod.
. . . . . .
. . . . . .

Doch während Zweifel ich und Lästrung hauche,
Mich selbst beweine, blickend auf das Grab,
Erwacht der Glaube, wie Erinnrung süß,
Bestrahlt mit Hoffnung meine blasse Zukunft,
Beseelt, entflammt im Todesschatten mich,
Gibt Seelenjugend meinen alten Tagen.
Ich steig' im Schein der Himmelsfackel auf,
Vom Abend zu des Lebens heiterm Morgen,
Mit einem Blick mess' ich der Menschen Loos,
Sieh! alles ordnet und verkettet sich;
Die Zukunft nennt den Grund der Gegenwart,
Das Thor des Nichts schließt hinter mir die Hoffnung,
Erweitert dem entzückten Geist den Raum,
Und löst des Lebens Räthsel mir im Tod.

Ach! dieser Glaube, der an Grabes Rand
Mein wartet, ich erinnre mich, er schwebt'
Ob meiner Wiege, des gelobten Lands
Unsterblich Erbtheil, das dem Sohn der Vater
Vermacht hat von Geschlechte zu Geschlecht.
Erwachend schon empfängt ihn unser Geist,
Wie Sonn' und Leben, diese Himmelsgaben,
Wenn wir die Wimper öffnen, fließt er uns
Wie Milch der Seele von der Mutter Lippen;
Im ersten Lenz durchdringt den Menschen sie,
Belenchtet früher, als Vernunft das Herz.
Sein heilig Sinnbild stammelt in der Wiege
Das Kind, wenn es sein erstes Wort versucht,
Im Blick der Mutter unbewußt gedeih'nd,
Fühlt's ihn im Herzen mit der Tugend wachsen.

Ist je die Wahrheit für die Erde da,
Gewiß, so trägt sie solcher Einfalt Stempel;
Gewiß, dem Blick von früh auf dargereicht,
Und, dringend in den Geist durch alle Sinnen,
So wie der Himmelsflamme reiner Strahl,
Muß sie der Seele Morgenrotd umgedrn,
Durch Lieder steigen aus dem Geist in's Herz,
Verschmelzen mit Erinn'rung und mit Sitten,
Und, wie ein Fruchtkorn, das der Winter deckt,
Im Busen lange keimen, eh sie blüht,
Und wenn des Lebens stürm'scher Sommer endet,
Dann Früchte tragen zur Unsterblichkeit.

Verborgne Sonne! Fackel andrer Welten,
Dein mystisch Licht leih' dahgebrochnem Aug',
Entfleuß des Höchsten Schooß, trostreicher Strahl!
Geh' auf in meinem Herzen, Lebensstern!
Ach dich nur hab' ich [illegible] der Sterbestunde
Läßt mich der Nacht die bleichende Vernunft,
Der Uebermüd'gen Fackel reicht nicht mehr,
Erlischt am Thor des Grabes mit dem Leben.
So komm, ersetze sie, du Himmelslicht,
Geuß wolkenlosen Tag auf meine Wimpern,
Sey statt der Sonne, die sich mir verbirgt,
Und glänz' am Himmel wie der Abendstern.

Die Blume des Schnees.

Vor ein Paar Jahren schon hat das Morgenblatt die Ansichten der Naturforscher und die Resultate der von Scheidekünstlern und Botanikern angestellten Untersuchungen über jenen rothen Schnee gemeldet, welcher auf der Reise des Kapitän Roß im August 1819 in der Baffins-Bay war gefunden woeden.

Seither und jüngsthin hat nun eine umständliche, im neuesten Band der gehaltreichen „Verhandlungen der kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher (1825)" abgedruckten Denkschrift des berühmten schwedischen Professors, Agardh, den Gegenstand umfassender und befriedigender beleuchtet, und man will hier einige Ergebnisse der Forschungen dieses geistreichen Mannes ausheben, die allgemeines Interesse erwecken müssen.

Der rothe Schnee erinnert zunächst an die Erscheinungen von rothem Regen und rothem Wasser. Der sogenannte Blutregen, fand sich, in mehreren genauer untersuchten Fällen, durch Insekten verursacht. Was man aber bey solcher Erscheinung vor Allem hätte erforschen müssen, ob nämlich die rothe Materie wirklich mit dem Regen fiel, oder ob sie sich erst im Wasser auf der Erde bildete, wurde häufig unbeachtet gelassen. Das blutrothe Wasser, welches das Volk in Blut verwandeltes Wasser nennt, scheint von zweyerley Art zu seyn. Das gewöhnlichste bildet sich im Frühling oder im heißen Sommer, in Teichen oder auch andern Gewässern, und besteht in einer ungeheuern Menge von Insekten aus der Gattung des Riesenfußes (dem Wasserflod, [monoculus pulex nach Linné, oder dem monoculus quadricornis Linn.] nach Agardh's Dafürhalten), die mit ihren rothen Körpern das Wasser färben. Rothes Wasser aber, das man am Meeresstrande findet, ist nur das von den Tangarten ausgezogene Pigment.

Dieses Alles kommt sehr natürlich in Erwägung, wenn von dem rothen Schnee die Rede ist, der auf oben erwähnter Reise in der Nähe des Nordpols gefunden ward, und der anfangs so großes Aufsehen, selbst unter den Naturforschern, erregt hatte, daß man hätte glauben sollen, das Phänomen stehe völlig einzeln da, oder sey wenigstens nur höchst selten bemerkt worden und wenig gekannt. Nachher zeigte sich's dann freylich, daß der rothe Schnee eine sehr gewöhnliche Erscheinung in allen Alpengegenden von Europa ist, welche auch von Sauſſure und Ramond beobachtet hatten, und neuerlich wurden insbesondere aus Italien vielfache Beobachtungen des Phänomens bekannt gemacht. Immerhin bleibt der in der Baffins-Bucht gemachten Wahrnehmung das Verdienst, daß durch sie genaue Untersuchungen mehrerer berühmter Botaniker und Chemiker und verschiedene Muthmaßungen über den Ursprung der Erscheinung veranlaßt worden sind.

Eine der einfachen und niedern Pflanzenformen ward vorzugsweise zur Begründung des rothen Schnees nachgewiesen: ein Pilz (Uredo nivalis) sollte es nach der Meynung von Franz Vaucher seyn; eine Alge (der Tremella cruenta verwandt) nach Robert Brown und eine Flechtenart (Lepraria kermesina) nach Baron Wrangel. Herr Agardh hatte Anlaß, Exemplare der von den zwey letzten Naturforschern angegebenen Pflanze zu vergleichen, und er fand, daß sie einander nahe verwandt und Arten der nämlichen Gattung seyn müssen; ihm schien nun auch klar, daß dieser den Schnee rothfärbende vegetabilische Stoff nicht mit demselben niedergefallen seyn könne, denn der Baron Wrangel hatte seine Flechte (Lepraria) theils als einen Schorf auf weißen Kalksteinen, theils in dem, auf diesem Gestein angesammelten Regenwasser aufgelöst, von blutrother Farbe gefunden.

Nun erinnert Herr Agardh, wie es, wo nicht als ausgemacht, doch als sehr wahrscheinlich anzunehmen ist, daß bey der Erzeugung sowohl der niedern Algen als der Infusorien, welche einander sehr nahe stehen, neben der Wärme das Licht das wirksamste bildende Moment sey. Nun hat aber (fährt er fort) das Licht schon auf höhere Pflanzen die Wirkung, daß es, wenn diese auf weißem Kalkstein wachsen, in den Blumen die rothe Farbe hervorruft. Es muß daher dasselbe eine ähnliche Wirkung noch weit entschiedener auf solche Pflanzen ausüben, bey welchen, wie bey den Algen, die Farbe etwas Wesentliches ist. Es wird aber die Farbe nicht allein durch das Licht bestimmt, sondern auch durch die Natur des Körpers, worauf dieses fällt, obgleich das letztere auf eine Art geschieht, die uns noch gänzlich unbekannt ist. So weiß man z. B. gar wohl, daß von den weißen Körpern die Lichtstrahlen zurückprallen, und daß sonach alle weißen Körper, sie mögen übrigens untereinander so unähnlich seyn wie möglich, doch diese sonderbare, in ihrer Natur gegründete Eigenschaft haben; aber Niemand kann sagen, wie diese Aehnlichkeit in dem Unähnlichen möglich sey und wie sie zu erklären seyn dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

„Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen ꝛc."

Diese Verse des ehrlichen Asmus sollen mir zur Einleitung dienen, wenn ich Ihnen heute eine kurze Schilderung eines Badeorts liefere, von dem ich eben zurückkehre. Meines Wissens hat hier das Wildbad Kreith in öffentlichen Blättern nur wenig verlautet, und doch verdient die dortige Badeanstalt, so wie sie die erste und besuchteste des Königreichs ist, auch dem Auslande bekannt und empfohlen zu werden. Ich gehöre übrb

gens nicht zu denen, die das Gewöhnliche im Inlande als ein Außerordentliches preisen, die, wenn sie einen Bergbach sehen, in Erstaunen gerathen, als sey es der Wasserfall von Niagara, und über einen dampfenden Kohlhaufen Bewunderungen liefern, wie die Lady Montagne über den ausbrechenden Vesuv; aber das Treffliche im Vaterlande trefflich zu nennen und sich mit Wärme darüber zu verbreiten, kann nur von Thoren verargt werden.

Drey Stunden von Tegernsee — doch erst einige Worte über diesen königlichen Landsitz! — Tegernsee, durch Jahrhunderte berühmt als eine wissenschaftpflegende Abtey, noch berühmter sey: acht Jahren, als der Lieblingsaufenthalt eines angebeteten Königs, als der Ort, an welchem schon mancher Monarchensohn seine Braut empfangen. Tegernsee — wer die stillen Reize dieses Thalgrundes kennt, wird sich nicht wundern, daß der König diesen einfachen Landsitz den glänzenden Burgen und Palästen seiner Ahnen vorzieht. Der freundliche See mit seinen belebten Ufern, die frische Bergluft von Blüthenstand geschwängert, der Matten bunte Herrlichkeit, der Schmelz der rothen Firnen, die reiche lachende Landschaft, und das frohe Gemüth ihrer Bewohner — Alles stimmt hier zusammen, Aug' und Herz zu erfreuen. Hier waltet den Sommer über Maximilian Joseph. Er, der sich glücklicher fühlt als Vater im Kreise der Seinen, wie als König im Prunke des Hofstaats. Mit Ihm die Allverehrte, die keines Diadems bedarf, um Königinn zu seyn, hocherhaben unter den Frauen durch Adel der Seele und der Gestalt, durch die schimmernden Vorzüge des Geistes und einer souveränen Weltbildung, aber auch Ihrem Geschlechte leuchtend als Vorbild jeder häuslichen Tugend. Mit Ihnen ist Glück und Wohlstand in diese Thäler gezogen, da ist kein Landmann, der nicht entzückt Ihre Freundlichkeit priese, keine Hütte, die nicht Ihre beglückende Nähe empfunden. Jedes Gute heißt hier Maximilian, und jedes Schöne Caroline. Wer die ganze Liebenswürdigkeit unsrer Herrscherfamilie kennen will, komme nach Tegernsee.

Drey Stunden von Tegernsee, rings von hohen Alpen umgeben, liegt das Wildbad Kreith, zwey große, mit einander verbundene Gebäude, die Schöpfung unsers edlen, menschenfreundlichen Königs. Das Wichtigste bey einem Bade ist natürlich die Quelle. Diese enthält vorzugsweise Schwefelwasserstoffgas und schwefelsaure Magnesia, dann kohlensaure Kalk- und Kieselerde und Eisen-Oxidul, daher sie denn auch gegen Gicht und Rheumatismen, in Nervenkrankheiten, in Krankheiten des reproduktiven — des Haut- und Knochensystems, gegen Folgen von mechanischen Verletzungen, gegen Skropheln und Steinbeschwerden ꝛc. angewandt wird. Ich selbst, im Besitze einer festen Gesundheit und keiner Bäder bedürftig, kann hier nicht aus Erfahrung sprechen, aber es ist nur eine Stimme für die heilende und stärkende Kraft dieser Mineralquelle, so wie nach allgemeinem Urtheile die Molken, die jeden Morgen durch Eilboten von der Königsalp gebracht, und noch warm genossen werden, vor jenen in dem berühmten Gais den Vorzug verdienen. Das Wasser wird durch Röhren aus der Quelle in das 180 Schritte entfernte Badhaus sowohl, als in die im Badhause befindliche zwey Pfannen geleitet. Diese Pfannen haben die erforderliche Höhe, um auch die zweyte Etage des Badehauses mit heißem Wasser zu versehen. Ist das Wasser in den Pfannen siedend heiß, und sind die eisernen Röhren, durch die es geleitet wird, einmal erwärmt, so kommt es in einem so hohen Wärmegrad in die in den Wohnzimmern befindlichen reinen, kupfernen Wannen, daß man nicht den dritten Theil heißen Wassers zu einem Bade von 27 Grad Reaumur nöthig hat. Ein ganz besonderes Augenmerk ist auf die hier so überaus nöthige Reinlichkeit gerichtet, und es sind eigne Personen zur Reinigung und Bereitung der Bäder aufgestellt, auch für jedes einzelne Zimmer ist die dahin gehörige Bett- und Badewäsche mit der Nummer desselben bezeichnet, damit keine Verwechselung eintreten kann. Der jetzige Badearzt, Herr Dr. Krämer, ist ein eben so geschickter Mediziner als angenehmer Gesellschafter, nur ist er sehr jung. Zu große Jugend ist aber dem Arzte, auch wenn die Erfahrung dem Alter vorausteilt, immer hinderlich, denn jüngere Frauenzimmer nehmen Anstand, einem sehr jungen Manne, zumal wenn er nicht verheirathet ist, manches Anliegen zu vertrauen. Die Jugend ist übrigens ein Fehler, der sich mit jedem Tage verbessert.

Nach dem Bade selbst ist in einem Kurorte nichts wichtiger als Wohnung, Bedienung ꝛc. In diesem Punkte läßt Kreith durchaus Nichts zu wünschen übrig, und wird wohl von keiner Anstalt erreicht werden; auch kann ein Privatunternehmer mit dem besten Willen nicht schaffen, was hier die königliche Anstalt zu leisten vermag. Die hohen geräumigen Zimmer und ihre geschmackvolle Ausstattung, die reichen modernen Möbel, die trefflichen Betten, das feine Leinen ꝛc. müssen auch den verwöhntesten Weichling zufrieden stellen. Überall Anstand und Wohlhabenheit, überall Ordnung und Reinlichkeit, überall die überraschendste Bequemlichkeit — kein Wunsch bleibt unbefriedigt.

Die Bedienung in den Zimmern wird hier, wie überhaupt in Baiern, von weiblichen Dienstboten besorgt, was der Reinlichkeit sehr zuträglich ist. Das harmlose Geschlecht der Zofen, deren man auf jedem Corridor einige lachend und schäkernd trifft, macht das Haus munter und lebendig, auch sind diese Mädchen weniger leichtsinnig, als man denkt, einmal stehen sie unter ziemlich strenger Zucht, und dann kontrolliren sie selbst gegenseitig ihre Aufführung, auch mag die große Ermüdung nach einem rastlosen Tagewerk nicht selten vor Verwegenheit bewahren. Der Tisch ist im Verhältnisse zum Preise recht gut, und wer nicht von Haus aus Gutschmecker ist, und einen verwöhnten Gaumen mit sich bringt, wird mit der Kost wohl zufrieden seyn. Wenn hie und da eine Speise nicht so bereitet seyn sollte, so muß eben die Schuld dem Zufalle beygemessen werden, der ja auch in der Küche seine Loose schüttet. Sehr wahr ist übrigens die Bemerkung, daß gerade diejenigen am schwersten zu befriedigen sind, die durch königliche Hofküche den Freyetisch genießen. — Der neue Speisesaal in Kreith, der diesen Sommer erst eröffnet wurde, ist in grandiosem Style gebaut und eben so reich als geschmackvoll dekoriet. Schade, daß ihm noch die Büste der Königinn mangelt. In diesem freundlichen Raume gewährt eine Tafel von hundert und noch mehr Gedecken einen großartigen Anblick. Man sitzt hier, wie in den meisten Bädern, nach dem Tage der Ankunft. Die Sache hat ihr Gutes, und ich bin weit entfernt sie zu tadeln, aber der Zufall spielt hier oft muthwillige Streiche. Er setzt den Seifensieder neben den Präsidenten und die Comtesse neben die Epochistin. Das Lustgas der geselligen Unterhaltung kann sich aber nur dann entwickeln, wenn sich gleichartige Kräfte begegnen. An Elementen zu einer geistreichen Conversation konnte es hier nicht fehlen, denn mit einigen artigen und gebildeten Damen fanden sich auch einige, sehr interessante und mitunter berühmte Männer zusammen. Ich nenne Friderich Schlegel, unsern trefflichen Reichenbach, den gelehrten Naturforscher Martius u. m. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. September 1825.

Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut;
Selbst im Pallast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Hagedorn.

Reiseſcenen aus den Niederlanden.

1. Die Schleichhändler.

Das Wetter gab wenig Hoffnung, ſich aufzuklären; und weil der Abend herankam, ſo faßte meine Reiſegeſellſchaft den Entſchluß, dem Regen Trotz zu bieten. Sie forderten mich auf, ſie zu begleiten; und ich wollte dieß nicht ausſchlagen, weil ich von ihrer Kenntniß des Landes mir Vortheil verſprach. Aber bald hatte ich Grund, meine Bereitwilligkeit zu bereuen. Denn die Haide, über welche unſer Weg ging, war vom Regen durchweicht, und da der Boden, obgleich Sand, wegen ſeiner Vermiſchung mit Eiſentheilen, das Waſſer nicht einſog, ſo hatte es ſich in allen Vertiefungen geſammelt und in kurzer Zeit meine Stiefeln ſo durchnäßt, daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, ſie zu verlieren. Meine Begleiter wateten wohlgemuth durch, und ich begriff nun, weßhalb man in dieſen Gegenden Holzſchuhe trägt.

Die Verſtimmung, die den Anfänger in der edeln Wanderkunſt gewöhnlich befällt, wenn anhaltendes Regenwetter eintritt, und er, von oben und unten durchnäßt, weiter gehen muß und keinen Halt machen kann, iſt dir aus deinen eigenen Verſuchen im Fußwandern hinlänglich bekannt. Man ſchreitet verdroſſen und ſtumm in's Weite; kein Geſpräch kann aufkommen, und Jeder iſt mit ſeiner Mühe und Noth ſo überladen, daß er auch im Stillen keinen vernünftigen Gedanken bey ſich beherbergen kann. Du haſt es niemals für möglich halten wollen, daß man dieſe Betäubung überwände; und freylich hat es auch mich nicht wenig Anſtrengung gekoſtet, eh' ich es dahin gebracht habe. — Aber heut vereinigte ſich Alles, um mich auch einmal dieſen Zuſtand wieder empfinden zu laſſen. Die Ungewißheit des Schickſals, dem ich entgegenging, und der Verluſt von Allem, was man auf der Welt verlieren kann, Geliebte, Freunde, Eltern und Vaterland, hatte meinen friſchen Muth doch etwas gebeugt. Ueberdieß hatte ich ſeit dem Morgen nichts gegeſſen, auſſer einigem Obſt, das ich von Münſter aus in der Taſche mitgenommen; und einem leeren Magen muß, unter ſolchen Umſtänden, die Philoſophie ſelbſt ſich gefangen geben.

Es war Nacht geworden und regnete noch immer fort. Nur ſelten wurde mir die Labung von meinen Gefährten, den einen oder den andern chriſtlichen Fluch zu vernehmen. Ich will zu dem Seelenheil der Guten hoffen, daß der anklagende Engel, den du aus Sterne's Triſtram kennſt, bey ſeinen überhäuften Geſchäften dieſe Herzenserleichterungen in das Sündenbuch einzutragen vergeſſen hat; aber ich muß geſtehen, daß ſie auf mich immer eine recht erquickliche Wirkung thaten. Nichts geht bey einer mäßigen Verzweiflung über das Vergnügen, ſeinen Nächſten daran Theil nehmen zu ſehen, denn auf anderes Mitgefühl hat man nicht zu rechnen.

Ich ärgerte mich über mich ſelbſt und faßte endlich den Vorſatz, mich zu ermannen, indem ich einen feſtern Schritt annahm. Zum Glück fand ich indeß keine Gelegenheit, zu erfahren, wie weit es mir damit gelungen wäre. Denn

fünf Minuten darauf ſtanden wir vor der niedern Thür eines Wirthshauſes, und andere fünf Minuten darauf ſank ich auf dem ſchlechteſten Strohlager Weſtphalens, alſo wahrſcheinlich Europa's, in einen todesähnlichen Schlaf, aus dem ich des andern Morgens ſpät, zwar nicht durch die Sonne, die mir in das Geſicht ſchien, aber durch ein junges Ferklein erweckt wurde, das ſeinen Rüſſel mit meiner Naſe in Berührung brachte.

Ich würde den guten Leuten Unrecht thun, wenn ich vorgäbe, daß ſie mit ihrem Schwarzvieh ſich in demſelben Gemach beholfen hätten. Dicht neben mir ſtand zwar das Ehe- oder Familienbett, in welchem der Wirth mit ſeiner Hälfte und zwey bis drey halbnackten Sprößlingen zu ruhen pflegten; aber die Wirthin, die auf meine Verwünſchungen aus der Küche herbey rannte und das muntere Thier mit Fußſtößen verjagte, belehrte mich, daß nur zufällig die Thür offen geblieben ſey, und das Ferklein durch dieſelbe ganz unberechtigt ſeinen Weg genommen habe.

Von meiner Reiſegeſellſchaft war nichts zu ſehen noch zu hören; ich genoß daher mein Stück Pumpernickel allein und ſetzte mich auf einen Holzblock vor das Haus, um die Kleider nicht zu verunreinigen, die ich aus meinem Seehundsranzen nahm und mit den noch ganz durchnäßten an meinem Leibe vertauſchte.

Als ich nun aufbrechen wollte und mir den Weg nach Stad-Loen beſchreiben ließ, rieth mir die Wirthin, die ein recht verſtändliches Plattdeutſch ſprach, ich möchte doch lieber gleich nach Wintrrswyk zugehen, wenn ich im Preußiſchen nichts zu verrichten hätte. Denn nach Doesburg ſey das der geradeſte Weg.

Winterswyk, Doesburg — das waren mir, ſo gut als dir, lieber Leſer, böhmiſche Dörfer. Ich nahm meine Karte zur Hand, und da fand ich ſie zwar wirklich, das letztere noch dazu als Stadt und Feſte bezeichnet; aber in einer Lage, die ich mit meiner gegenwärtigen unmöglich in Uebereinſtimmung bringen konnte. Durch weitläuftiges Hin- und Herfragen erfuhr ich endlich: daß ich geſtern Nacht Stad-Loen vorbeygegangen ſeyn mußte, und mich jetzt bereits im Niederländiſchen befand, und zwar in der Provinz Gelderland, die in allen Geographien, ihrer geſunden Luft wegen, gerühmt wird.

Meine Verwunderung kannſt du dir denken. Wenn ich nicht gewiß geweſen wäre, mehr als hundert Meilen von dem Gebiet unſers launiſchen Gebirgsfürſten entfernt zu ſeyn; ich hätte geglaubt, der alte Rübezahl habe mir einen Streich geſpielt. Den ehrlichen Weſtphalen mit ihren blauen Augen und blonden Haaren hätte ich das nicht zugetraut.

„Aber wo ſind die Leute hingekommen, die mich bieher gebracht haben?“ — „Die syn misschien reeds in Zekerheid *).“ — „Warum in Sicherheit?“ — „Wel, myn heer, Uwe weet immers niet, dat ei Smuggeleers eweest binne *)!“ — „Wie, Schmuggeler?“ — Nun ging mir ein Licht auf. Sie ſchienen ſchwer zu tragen, und gingen doch in ſo ſtarkem Schritt, daß ich ihnen kaum zu folgen vermochte. Dergleichen Vögeln mochte freylich das geſtrige Eulenwetter das erwünſchteſte ſeyn.

Ich ſah nun die Hütte, in welcher ich übernachtet hatte, mit noch einmal ſo neugierigen Augen an, konnte aber keinen Unterſchied zwiſchen derſelben und ähnlichen, die ich im Münſterlande geſehen hatte, entdecken; außer etwa den, daß hier nicht der Theil, der dem Vieh zur Wohnung diente, nach der Straße zu ſtand, ſondern der andere, welcher — de lure wenigſtens — menſchliches Eigenthum war, und daß man von der Straße alſo unmittelbar in die Küche, und aus dieſer auf der einen Seite in das Schlafgemach, auf der andern in den Kühſtall trat.

Der Fußweg, auf den mich die Alte wies, ging durch Sumpf und fruchte Wieſen, und war deßhalb, einer Brücke gleich, aus Bohlen gebaut und an mehreren Stellen zwey bis drey Fuß über den Boden erhaben. Hier und da lag ein einzelnes Gehöfde oder Gebüſch; in der Ferne ragten die Thurmſpitzen der Kirchen darüber hervor, zu denen jene zerſtreuten Bauernhöfe gehörten. — Ich hatte vielleicht eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, als ich ſeitwärts im Geſträuch ein Aechzen und Stöhnen hörte, wie von einem Schwerverwundeten. Ich griff unwillkürlich nach meinen Sackpiſtolen, und wiewohl ich nicht furchtſam zu ſeyn glaubte, ſo fühlte ich doch, daß mich ein Schauer durchrieſelte. Ich raffte mich zuſammen und ging vorſichtig auf die Gegend zu, woher jene Töne kamen. Ich drang durch das Geſträuch. Ein Mann, der auf dem Boden lag und aus mehreren Wunden zu bluten ſchien, winkte mir mit der Hand, zu ſchweigen und mich ihm zu nähern. Ich faßte ihn ſchärfer in's Auge, und zu meinem Erſtaunen erkannte ich einen meiner geſtrigen Begleiter. — Sie waren von den Grenzwächtern angegriffen und nach einem hartnäckigen Gefecht in die Flucht geſchlagen worden. Der Verwundete hatte ſich vom Kampfplatz in das Gebüſch geſchleppt, wo er, durch den Blutverluſt erſchöpft, liegen geblieben war. Ich fragte ihn, ob ich etwas zu ſeiner Rettung thun könnte? „Zie daar myn huis **)!“ antwortete er, indem er ſich mühſam in die Höhe richtete, und mit dem Finger auf ein Gebäude wies, das etwa eine Viertelſtund entfernt ſeyn mochte. Er fiel wieder zurück, und ich eilte, Leute zu ſeiner Hülfe herbeyzuholen. Bey jedem Tritt ſank ich bis an die Knö-

*) Die ſind vielleicht bereits in Sicherheit.

*) Wohl, mein Herr, Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß es Schleichhändler geweſen ſind. — Für die Ausſprache des Holländiſchen iſt zu bemerken, daß u wie ü, y wie ei, oe wie u, eu wie au, ui wie eu geſprochen wird, eh, g wie das hefteutſche ch, sch wie ſch, s wie ſſ, z wie weich ſ. In der geldriſchen Mundart aber lautet u wie u, ui wie ü und y wie ie.

**) Siehe da mein Haus!

chel in den feuchten Boden; endlich hatte ich das einsam liegende Haus erreicht. Die Thür war verschlossen. Als ich klopfte, sah ein Mädchen zum Fenster heraus und fragte, was ich begehre? Meine Antwort schien sie indessen nicht zu verstehen; denn sie schlug das Fenster zu und rief: „Willem, Willem, daar is een Duitscher *)!“ Doch bald öffnete sich die Thür, und ein junger Mann trat heraus, dem ich in der Küeze sagte: ich käme von seinem Vater oder Herrn, der verwundet im Gesträuch läge; wenn er ihn retten wollte, sollte er mit einer Bahre mit folgen. Ich hatte ein großes Klaggeschrey erwartet, denn es war unstreitig sein Sohn. Statt dessen aber stieß er, ohne das Gesicht zu verziehen, nur einen abgebrochenen Fluch aus, zog mich in das Haus hinein und sprach einige Worte heimlich mit seiner Schwester. Diese entfernte sich, und bald darauf traten drey stämmige Bursche mit einer Tragbahre ein. Wir machten uns ohne Aufenthalt auf den Weg, fanden aber den alten Schleichhändler bereits ohne Besinnung in seinem Blute schwimmend, das der Verband, den er sich selbst umgelegt, nicht zu stillen vermochte.

Ich hatte nun hier eigentlich nichts mehr zu thun, und hätte meine Reise fortsetzen sollen; aber wer weiß denn, wohin er geht und gehen soll? Ich wenigstens nicht, so wenig als du, lieber Leser; denn ich folgte der Bahre und dachte nicht an den Weg, den ich noch zurückzulegen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wilhelm, Wilhelm! es ist ein Deutscher da!

Die Blume des Schnees.

(Beschluß.)

Alles, was wir von den Erscheinungen des rothen Schnees und von den einfachen Pflanzen, die seine Färbung begründen, wissen, macht es wahrscheinlich, daß diese Pflanzen unter einem gelinden Schmelzen des Schnees, durch die Intensität des Lichts auf der Stelle, wo sie gefunden wurden, gebildet worden, nicht aber von den Klippen heruntergespült oder aus der Atmosphäre niedergefallen seyen. Im ersten Fall würden der gründliche von Saussure und die dieses Phänomen am Nordpole bewundernden Engländer einen solchen von der Höhe der Berge herabgeflossenen Blutstrom bemerkt haben: von Saussure läugnet dieß aber bestimmt, und die Engländer sagen nichts davon, wahrscheinlich weil sie es nicht sahen. Was aber das Niederfallen des rothen Schnees aus der Luft betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß alle Nachrichten davon auch in der Angabe übereinstimmen, daß dieser rothe Schnee nur in der Nacht gefallen sey, wodurch denn, da ihn Niemand hat fallen sehen, die Hauptfrage wieder als zweifelhaft erscheint. Warum sollte doch der Schnee nur in der Nacht geröthet fallen, wo Niemand diese Röthe unterscheiden konnte, nicht aber am Lichte des Tages, vor welchem allein alles andere Weisse erröthen kann? Ich bin dagegen der Meynung, daß die den Schnee färbende Pflanze durch die Kraft des alles Lebensfähige zum Leben weckenden Sonnenlichts, nachdem dessen Wärme die Oberfläche des Schnees zum Schmelzen gebracht hatte, im Conflikt mit der die weiße Farbe hervordringenden, noch unbekannten Eigenschaft des Schnees in ein kurzes Leben hervorgelockt werde, daß sie aber erst dann in die Augen falle, wenn sie sich hinlänglich angehäuft hat, wie man ja auch die Farbe der Wassertropfen nicht eher bemerkt, als bis sie sich im Meer gesammelt haben.

Der farbige und den Schnee färbende Pflanzenkörper aber ist dann wohl auch weder eine Pilz- noch eine Flechtenart. Die Pilze sind Kinder der Finsterniß; sie bilden sich nie im Wasser, sondern stoßen im Allgemeinen das Wasser von sich; sie wachsen am liebsten an verschlossenen Orten, in nebliger oder feuchter Luft; sie werden von einer faulenden Materie erzeugt, und können nicht im Wasser verwahrt oder aufbehalten werden; Eigenschaften, die sich insgesammt mit einem Körper nicht vereinbaren lassen, welcher im reinsten Wasser, im stärksten Licht, in der frischesten und klarsten Luft, ohne vorangehende Fäulniß gebildet ist. Einer Flechtenart widerspricht theils die Form, theils die chemische Beschaffenheit der rothen Materie.

Sonach muß dieses Wesen entweder eine Alge oder ein Infusorium seyn. Zwischen diesen beyden aber ist keine scharfe Grenze gezogen. Denn es gibt unter ihnen Gebilde, die mit gleichem Recht zu beyden Klassen gestellt werden können. Es gibt Algen, die Infusorien hervorbringen, und umgekehrt, es gibt endlich solche Infusorien, die in einer Periode ihres Daseyns sich bewegen, und in einer andern nur pflanzlich leben. Endlich ist das Färbende des rothen Schnees auch nicht ohne Analogie unter den Algen. Es bildet sich, wie Jedermann weiß, im Herbst auf schattigen Mauern, ein grünes pulverartiges Wesen, welches aus grünen Kügelchen besteht, und endlich nach Umständen entweder in ein Infusorium (Oscillatoria muralis) oder in eine Alge (Ulva crispa) übergeht.

Wenn diese Ansicht von dem Körper, welchen man die Blume des Schnees nennen könnte, gegründet erfunden wurde, so ist damit unsere Verwunderung desselben keineswegs vermindert, sondern es wird nur ihr Gegenstand verändert. Dürfen wir nicht mehr glauben, daß Infusorien oder Algen aus den Wolken herunter fallen, so müssen wir dagegen annehmen, daß der Schnee einer

ganzen Bergstrecke in wenigen Tagen von einer rothen, gegen die blendende Weiße desselben seltsam abstechenden Vegetation überzogen werde. Wir müssen die Kraft bewundern, die auf jedem Punkt der Erdoberfläche thätig ist, und die selbst den Schnee des Winters mit Leben und Vegetation erfüllt. Es ist allgemein bekannt, daß die Farben des Gewächsreichs sich um so mehr trüben oder verbleichen, je schwächer das Licht ist, das sie bestrahlt, und daß die Felder des Nordens nur mit wenig anziehenden Farben geschmückt sind, während die der Tropen mit den herrlichsten prangen; aber auch der Norden nähert sich der Quelle des Lichts durch seine Alpen und verdichtet gleichsam dessen Strahlen durch seinen Schnee, und selbst der Winter kann bisweilen dieselbe Wirkung hervorrufen, wie der wärmste Sommer. Die Natur ist unter allen den ungleichen und veränderlichen Formen, die sie annimmt, nur in dem Einen sich gleich, immer neu und bewunderungswürdig zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Vom Speisesaal durch eine Glasthüre geschieden ist der weite Conversationssaal, in welchem sich mit einem wohlklingenden Flügel und andern Instrumenten der Hausbedarf von politischer und schöngeistischer Tagslectüre vorfindet. Ein neuer großartiger Ballsaal, so wie ein Saal zum Behufe der Molken- und Kräuterkur wird bey raschem Fortgang des Baues nächsten Sommer fertig stehen, nicht minder das neue Stiftungshaus, das unser edler König am Tage der Jubelfeyer seiner 25jährigen Regierung der leidenden Menschheit hier für ewige Zeiten gegründet hat.

An Gelegenheit zu schönen Promenaden und interessanten Lustpartien ist hier kein Mangel. Das Dorf Kreuth, eine halbe Stunde vom Bade entfernt, der gebahnte Fußweg auf den Schildenstein und nach der Königsalpe, die 4000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, selbst dem Podagristen ersteigbar ist, die Promenade nach dem Paraplui, nach dem Hohlenstein und am Gernberg hin, gewähren den Wandelnden die angenehmsten Genüsse. Zum Behufe weiterer Ausflüge ist immer für anständige Equipage gesorgt, auch Sammtwiere stehen bere... und diese Art von Cavalcade, nicht selten einer Flucht in Aegypten gleichend, scheint den Damen vorzugsweise zu gefallen. Der interessanteste Abstecher bleibt indeß immer das Achenthal, auf tyrolischem Grunde, 4 Stunden vom Bade gelegen. Ich habe mit einem Freunde diese Parthie zu Fuß gemacht, und werde das Vergnügen, das sie uns gewährt hat, nie vergessen. Der romantische Weg dahin führt über die Stubenalpe und die Kaiserwacht, wo sich das österreichische Gränzmanthaut befindet. Auf diesem Wege sah ich zum ersten Mal rosenfarbne Vergißmeinnicht, wahrscheinlich durch eine Erdsäure erzeugt, die das blaue Farbenpigment tödtet. — Die Wirthin im Achenthal ist eine stämmigkräftige, vollleibige Rubensfrau, so muß Werner Stauffachers Weib ausgesehen haben. Wie die Hausfrau so ist das Haus — überall Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Ordnung; wir wurden trefflich bewirthet, nur nicht mit Fleisch, denn es war Freytag, und der Pfarrer hatte es verboten. Der Achensee, rings von hohen Felsenwänden umgeben, gewährt eine wildschöne Ansicht, aber ihm fehlen die belebten Ufer, die einen See so angenehm machen. Keine alltägliche Erscheinung sind die beyden Töchter des alten Fischers, welche die Gäste über den See führen. So viel Gutmüthigkeit, kindliche Naivetät und unverdorbne Natur ist mir lange nicht vorgekommen. Therese ist das leibhafte Gretchen in den Hagestolzen, und ich wünsche sie einem Hofrath Reinhold zur Frau. Mit rührender Treuherzigkeit, und mit gar nicht gemeinen Worten erzählte sie uns von den Schicksalen ihrer Geschwister, und von ihrem eignen Thun und Treiben, und wie sie schon zwey Mal in Innspruck gewesen sey. Aber auch wir mußten uns dem Mädchen werth gemacht haben, denn im Heimweg verstummte die muntere Plauderinn, und da es zum Scheiden ging, stand ihr eine Thräne im Auge, die wohl meinem Begleiter gegolten hat. Zum Andenken, als Zeichen ihrer vorzüglichen Gunst, schmückte Therese unsre Käppchen mit Reisern von Edelweiß. Das Edelweiß (gnaphalium leontopodium) ist die Immortelle des Gebirges, nur auf den höchsten Zinnen der Alpen heimisch, und darum nur dem rüstigsten Gemsejäger erreichbar. Ich kam mir in diesem Schmucke vor, wie sich mancher Herr mit seinem Orden vorkommen mag, den er nicht eignem Verdienste verdankt.

Ich kann diese Notizen über Kreith und Tegernsee nicht schließen, ohne des Umstandes zu erwähnen, daß in den nächsten Tagen zur Feyer der Ankunft der Königin Friderike von Schweden eine Bergbeleuchtung stattfinden wird, wie solche zu verschiedenen Malen schon bey Anlaß freyer Ereignisse in Tegernsee veranstaltet wurde. Es ist unmöglich sich ein großartigeres, ergreifenderes Schauspiel, selbst mit der lebhaftesten Phantasie zu denken, als der Anblick einer solchen Berg- und Seebeleuchtung gewährt. Wie mit einem Zauberschlage entzünden sich, wenn der König in seinem Landhause zu Kaltenbrunn das Zeichen gibt, die Spitzen und Schneiden der Berge, von den nächsten anfangend bis zu den sechs Stunden entfernten; die Ufer des ganzen Sees erscheinen mit Lampen eingefaßt, aber jede Lampe ist ein ungeheurer Holzstoß, und auf dem Abhange des hohen Wallberges oder Sezzberges, unsern ihres Gipfels, glänzen in kolossaler Größe (1200 Fuß lang) verrebte Namenszüge majestätisch durch die Nacht herüber, noch im fernen München deutlich gesehen und unterschieden. Eine solche Beleuchtung erscheint mir als eine Apotheose der Schöpfung — diese Holzstöße lodern als heilige Flammen, es sind hohe Wallrathskerzen, angezündet zu einem herrlichen Te Deum im ewigen Tempel der Natur. —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nro. 223:

Leben, Nebel.

Palindrom.

Eines Apostels Freund und Reisegefährten nennt Lukas
Mit zwey Silben, die, hier gelesen von hinten du sie,
Künden den allgeliebten und wunderliebkosenden Sänger.
Der uns mit Wehmuth und Lust füllet das rührende Herz.
Nenne mir, Leser, nun ihn, des edlen Apostels Gefährten,
Nenne den Sänger mir, des Lyra so süß uns ertönt.

C. C. Cäsard.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

ſtimmt, und Julie, die Frau vom Hauſe, ſchlug vor, in den Salon zu gehen.

Indem ſie, aufgeſtanden, die Landſchaft noch einmal überblickten, ſagte jene: „Das gleicht wohl manchem Menſchenleben. — Einer überwindet lange und ſchwere Schickſale; ſein Inneres geht hell aus dem Kampfe hervor. Ein kleines Ereigniß, über das er hinausmuß, ſo eine kleine, tiefſinſtere Wolke naht — er überwindet auch ſie; aber es iſt um die Heiterkeit ſeiner Tage geſchehen.“

„Sie wiſſen nicht, wie wahr iſt, was Sie da ſagen, rief Baron R —, der Gaſt. Wenn der Menſch den Menſchen verläßt, flüchtet ſich dieſer zur Natur; wenn die Natur ihn verläßt, flüchtet er ſich zum Menſchen.“

Ihr Beyſammenſeyn war überaus behaglich in dem heimlichen Salon, in den ſie nun getreten, deſſen Täfelwerk mit ſpiegelblank gewichstem Boden die ſchwerſten Tritte leicht und leiſe machte, bey den zugezogenen Vorhängen der Fenſter und dem blauſpielenden Flämmchen über'm Steinkohlenberg auf dem Roſt des ſtahlgegitterten Kamines. Auf ſilbernem Teller klirrten die grünen Römer ſo fröhlich bey der traulichen Abendmahlzeit.

Bey alledem hatte ſich über des Barons Stirn, neben der gewöhnlichen Düſterheit ſeiner doch keineswegs menſchenfeindlichen Züge, noch eine Falte weiter gelagert. In ſich verſenkt, mehr als gewöhnlich, ſaß er neben dem Kamin und blickte in die bald aufleuchtende, bald wieder verlöſchende Flamme.

„Warum ſo ſtill, R —? fragte ſein Freund, indem er das wiedergefüllte Glas ihm darbrachte; herzliche Freunde, guter Wein und langes Leben! ſtoßen Sie an auf dieſe Geſundheit. Oder hätten Sie geheimen Gram, ſo ſprechen Sie aus, was ſie drückt; Mitgefühl Anderer erleichtert jeden Kummer.“

„Sie ſind ſo düſter ſeit meiner letzten Bemerkung, ſagte Julie. Sollte dieſe Schuld daran ſeyn, ſo verzeihen Sie meine Aeußerung.“

R — ſchwieg noch ein Weilchen, dann ſprach er: „In der That, die Wahrheit Ihrer Bemerkung hat mich an mein Schickſal erinnert und zugleich erſchüttert. Sie Beyde kennen es noch nicht, wie Sie es zu kennen glauben, und ich will vom Herzen und von den Lippen mit Schuld und Schickſal.“

„Ja, es hat in meinem Leben ein Ereigniß gegeben; eine kleine tiefſinſtere Wolke, eine dunkle Stunde iſt über meinen Pfad gezogen, welche mein Inneres überwunden, aber welche deſſen Heiterkeit dahingenommen hat.“

Ich mochte acht-und-zwanzig Jahre alt ſeyn, fuhr er geſenkten Angeſichts fort, als ich mich in Franzensbrunn befand, unabhängig in Beziehung auf Alles, was den Menſchen binden mag, Geſundheit, Verhältniſſe, Neigung, Geſchäfte und Vermögen. Von Hoffnungen ſouveräner Größe war ich durch die Umwälzungen der Zeit in einen mittelmäßigen Privatſtand zurückgedrängt, glücklicherweiſe nicht erbittert, und immer noch reich genug durch das Leben an ſich. In dem Kreiſe der Kurgäſte, in welchem ich lebte, wurde eine Ausflucht nach Prag vorgeſchlagen, und ich nahm Theil daran. Es war gegen Abend, als wir in Prag eintrafen. Nie werde ich den Augenblick vergeſſen, als ich dieſe Stadt zuerſt vom Hradzin überblickte. Der Strom, von keiner Decke der Kähne verhüllt, ohne Maſten, die an einen Verkehr mit der übrigen Welt erinnerten, und doch ſo breit und impoſant zwiſchen Hügeln, Fels und Thalflächen ſeiner Ufer und um Inſeln von Ferne zu Ferne gewunden. Jenſeit des Stroms, in Südoſten uns gegenüber, zwiſchen dem in die Wellen vortretenden dunkeln Felſen des Wiſſehrad und dem tiefer landeinwärts aufſteigenden begrünten Ziskaberg, die Stadt, Gebäude, welche die Bauart mancher Jahrhunderte zeigten, theils erhalten, theils in Ruin, von der Mitte anſehnlicher Höhen herabgegoſſen gegen die Moldau, in dichteren, in mehr zerſtreuten Maſſen, mit Saatfeldern, Gärten, Baumgängen, Feſtungswerken untermengt, ſich im Rücken in einzelnen Gebäuden erhebend gegen Hügel, rechts und links über Hügel und Fläche ſich ohne beſtimmte Umgrenzung hinabdehnend und verlierend längs der beyden Ufer der Moldau. Uns zur Seite, links auf der Höhe, wo wir uns befanden, erhoben ſich großartig die Burg, der erzbiſchöfliche Pallaſt. Gegenüber, jenſeits eines tiefen Thales, begrenzte, in grünen Terraſſen aufſteigend, unter Wald- und Obſtbäumen ſich gegen Weſten erſtreckend, der Rücken des ſchönen Lorenzibergs den Blick. Jäh fuhren wir hinab in des Thales vor uns ergoſſene Häuſermaſſe, vorüber an dem Schwarzenbergiſchen Hauſe auf ſeinem Felſengrund, an deſſen Ausſehen faſt drey Jahrhunderte nichts verändert haben, welches noch der im Anwurf der Mauer eingegrabene, ſchwarz und grau ſchattirte Arabeskenaufputz deckt, ein Geſchmack, den kein ſpäterer erreicht, geſchweige übertroffen hat. Daneben, zwiſchen Dächern, des alten Baues hängendes Gärtchen, mit zart und dicht gegitterten Laubenfenſtern und einer uralten ſchwarzen Cypreſſe ſeine Mauer überragend. Alle dieſe Eindrücke verſtärkten einander, warfen die Vorzeit zuſammen mit der Gegenwart, und verſetzten mich in einen Taumel, eine Neugierde, von der ich vorausſah, ich würde ſie in den wenigen Tagen nicht erſättigen können, die zu unſerm Aufenthalte beſtimmt waren. Ich hatte richtig geurtheilt. Wir ſahen, was man den Fremden zu zeigen pflegt, den Dom, die Burg, Bubenez, die Bibliothek, die Niklaskirche, Troja — jeder dieſer Gegenſtände war für mich das aufgeſchlagene Blatt eines Buches, welches das Ganze zu leſen wünſchenswerth macht. Hiezu der charaktervolle Anblick, welchen das Leben der Volksmaſſe darbot, der Sinn für Muſik und das Talent zur Muſik — Alles ließ mich den Entſchluß faſſen, den folgenden Winter hier zu verleben, und ſo benutzte ich den Reſt meiner Badezeit zu Vorbereitungen für dieſen Auf-

enthalt. Bald bemerkte ich aber, daß außer den Dingen, die mich anzogen, hier auch dem Fremden keine der Quellen des Vergnügens eröffnet wären, aus denen er in andern großen Städten schöpft; und ich war in der That am Ende des Winters den Bewohnern fast so fremd als bey meiner Ankunft; mein Verkehr mit ihnen hatte nirgends die Innigkeit erlangt, welche der gesellschaftliche Verkehr unter Deutschen, Franzosen und Engländern so leicht annimmt; allein ich hatte nichts vermißt. Ein gutes Theater, viel schöne Musik, erfüllten die Stunden des Tages, während welcher der Mensch angenehmer äußerer Einflüsse bedarf, um während der übrigen sich selbst ein angenehmer Gesellschafter zu seyn. Diese lezteren lebte ich der Vergangenheit, und der wundersame Eindruck der Stadt wurde mir auch durch die Gewohnheit nicht gleichgültig. Es wuchs im Gegentheil dessen Interesse mit meiner Kenntniß der Vergangenheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseſcenen aus den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Der Schleichhändler schlug die Augen nicht eher auf, als bis sein Weib, das mit aufgelöstem Haar, weinend und schreyend, uns weit entgegengerannte, sich über die Bahre warf und ihn mit Thränen und Küssen bedeckte. Auch die Tochter zerfloß in Thränen, und ich machte erst jezt die Bemerkung, daß sie sehr hübsch war. Schlank und weiß, wie eine Lilie; das kleine Gesichtchen bleich durch den Schreck, aber die feinen Lippen roth wie Blut; die großen blauen Augen mit Thränen gefüllt. Ein weißes Häubchen, das mit goldnen Spangen an das Haar befestigt war, stand ihr allerliebst. So heftig ihr Schmerz war, bemerkte sie doch durch ihre Thränen den Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, denn ich stand wie versteinert. Ein zartes Roth überflog die blassen Wangen, und sie wandte sich ab.

Jezt erst kam ich zur Besinnung. Die Tochter eines Schleichhändlers! Aber was geht das dich an, denn du bist ihr wahrscheinlich viel gleichgültiger als sie dir? — Der junge Mann, den ich für ihren Bruder hielt, lud mich ein, ihm in das Haus zu folgen, denn ich war draußen stehen geblieben, als sie den Vater hineintrugen. Er verstand das Deutsche recht gut, sprach es aber nur gebrochen und erzählte mir: sie hätten schon lange ihr gefährliches Gewerbe niederlegen wollen, da sie es zu ihrem Unterhalt nicht mehr nöthig hätten; aber der Alte sey nicht davon abzubringen gewesen, und wenn er es ließe und ein Paar Monate still säße, würde er krank. Er sezte mir einen Stuhl an das Feuer, das auf einer eisernen Platte am Boden brannte, und verließ mich auf einen Augenblick, um nach seinem Vater zu sehen, der indeß in einem Seitengemach verbunden wurde.

Auf dem Tisch, der neben mir stand, lag ein Buch: es war ein Theil des Ivanhoe. Das Lesezeichen, das darin lag, war ein Seidenfaden, noch in die Nadel eingefädelt. — Sie liest also Englisch! — Unbegreiflich! — Aber nicht minder erregte die Einrichtung des Hauses meine Neugier. Das Zimmer, in dem ich mich befand, war zugleich Flur (denn ich war durch die Hausthür hineingetreten), Wohnstube und Küche. Ueber dem Feuer hing an einer Kette ein kupferner Kessel, in welchem Wasser kochte; der Rauch nahm durch einen zierlichen Schornstein seinen Abzug, in dem Schinken und Speckseiten hingen. Die Wände waren mit Porzellantäfelchen ausgelegt, der Boden mit einem großen Teppich bedeckt. Auf den Tischen lag weibliches Arbeitszeug, feine Leinwand neben Spitzen und rohem Flachs zum Spinnen; auf dem Gesims an den Wänden waren spiegelblanke zinnerne Teller und Schüsseln aufgestellt. — Eine steile Treppe ohne Geländer führte in das obere Stockwerk, an den Seitenwänden Glasthüren in andere Gemächer. Zwey hohe Fenster mit großen Spiegelglasscheiben erhellten das Zimmer; sie mußten durch einen Schieber geöffnet werden, denn Fensterflügel sah ich nicht. Ueberall eine Reinlichkeit, die entzückte; selbst die Platte, die zum Feuerheerd diente, war glänzend blank gescheuert.

Ich hatte keine Zeit, mich genauer mit der Hauswirthschaft bekannt zu machen; denn die Tochter trat in das Zimmer und bat mich, mit unsicherer Stimme, vielleicht weil sie zweifelte, ob ich ihre Sprache verstände, ihr in das Gemach zu folgen, worin ihr Vater lag. Dieser hatte sich im Bette aufgerichtet und bot mir die Hand: „Koopman, redete er mich an, Uwe heeft een goed werk aan my gedaan.*)" — Nichts ist mir unerträglicher, als feyerliche Danksagungen; ich fiel daher dem Alten, der sich bereits ziemlich erholt zu haben schien, in's Wort, und erinnerte ihn, daß es ja bloßer Zufall gewesen wäre, der mich zu ihm geführt hätte. Uebrigens könne er mir den geringen Dienst, den ich ihm erwiesen habe, mehr als hinlänglich vergelten, wenn er mich durch seinen Sohn auf den Weg nach Wintersvyk bringen ließe, den ich doch allein schwerlich gefunden hätte. Der Alte, der mich nicht ganz verstand, aber durch seinen Sohn den Sinn meiner Worte sich erklären ließ, mochte die Absicht gehabt haben, sich von seiner Verbindlichkeit gegen mich durch ein Geschenk loszukaufen; denn er wurde verlegen, da ich ihn unterbrach, und wußte nicht, was er sagen sollte. — Endlich rief er aus: „Koopman, Jy bent een braev jongeling; maar is er volstrekt niets, dat ik voor U doen mag**)?" Doch, erwiederte ich, indem ich eine leichte Anwandelung

*) Kaufmann, d. h. Fremder (in der Geldrischen Mundart). Sie haben ein gutes Werk an mir gethan. —

**) Fremder, ihr seyd ein braver Jüngling; aber gibt es denn durchaus nichts, das ich für euch thun kann?

ven Empfindlichkeit, bey dem Gedanken, wie ein Bettler betrachtet zu werden, unterdrückte: „wenn Eure Tochter so gut seyn will, mir ein Glas Wein einzuschenken.“ — „Jonge-ia, — en een' zoen buiten dien! maer dat is uwe zaak, Willem!“*) — Seine Sache! Sie ist nicht seine Schwester! sie ist seine Braut, seine Frau! — Ich fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, und mußte alle meine Kräfte zusammen nehmen, um meine Verwirrung, Vernichtung zu verbergen. Da trat sie mir entgegen, mild, ruhig und heiter, wie ein Frühlingstag, einen Römer in der Hand. — Ich faßte den Becher, ich faßte die Hand. — Sie erröthete, aber entzog mir die Hand nicht. Ja, sie verstand mich. — Ich stürzte den Wein hinunter, und drückte einen brennenden Kuß auf die Lippen, die sich mir entgegen neigten. — Es wurde dunkel um mich; meine Sinne schwanden. — Ich hatte mich an den Tisch gelehnt, um nicht zu sinken; es war mir nicht möglich die Fragen, die an mich gerichtet wurden, zu beantworten. Ein Blick von ihr rief mich in das Bewußtseyn zurück; eine Thräne drängte sich aus dem schönen Auge, ein schmerzhaftes Lächeln umzog den süßen Mund — Nein, Dich will ich nicht betrüben. —

Ich war kalt und ruhig, trat an das Bett des Alten und nahm Abschied. Er bat mich, zu bleiben; als er sah, daß mein Entschluß gefaßt war, drückte er mir die Hand: „Jy bent een' edele jonge; vaert wel **)!“ Auch die Mutter reichte mir die Hand, auch sie. Wilhelm begleitete mich.

---

*) Ja, — und einen Kuß dazu! aber das ist deine Sache, Wilhelm!

**) Ihr seyd ein edler Mensch, lebt wohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Beschluß.)

Um mit unserm Bühnenwesen au courant zu bleiben, muß ich einige Worte über das Gastspiel der berühmten Schröder sprechen, die uns noch sieben Jahren wieder besuchte. Man vernimmt häufig Erklärungen gegen die Gastspiele, ich gedenke sie in Schutz zu nehmen, nur nicht das Auftreten lassen schlechter Subjekte, worüber ich in meinem letzten Berichte gehandelt habe. Die theatralische Kunst hat besondere Schranken durch ihre Oertlichkeit, und wer nicht reisen kann, dessen Genuß ist an eine Anstalt gebunden, er muß sich mit deren Vorstellungen begnügen, dieselben mögen ihm nun entsprechen oder nicht, er muß sich irgend eine Art und Weise gefallen lassen, je nachdem die Personalverhältnisse des Theaters beschaffen sind. Diese Beschränkung schmälert den Kunstgenuß, hemmt die vielseitige Ausbildung des Geschmackes, und so ist es denn seit langer Zeit ein schönes Herkommen, daß die Schauspieler mehrere Bühnen besuchen; wahre Künstler erfreuen das Publikum, erweitern die Ansichten, reinigen die Begriffe und, gewiß ein zweyfacher Gewinn, belehren oft die Schauspieler der Heimath, die keine Monopolisten seyn dürfen — minder gute Gastspieler verschaffen aber den Vortheil, daß man heimathliche Talente schätzen und lieben lernt. Dieß war auch seit einiger Zeit in München der Fall, und wir wünschen unsern Künstlern eine verdoppelte Anerkennung, so wie wir andrerseits der Gastspiele der Mad. Schröder uns redlich erfreuten. Ohne mit den Grazien in der Mark zu glucken, lieben wir doch die natürliche Kunst, besonders auf der Bühne, ihre Uebertreibungen werden dadurch unerträglich, lächerlich, ekelhaft, daß sie persönliche sind, und eine etwas kältere Besonnenheit ist stets willkommener als ein erzwungenes Feuer kunstloser Karikatur. Diese Besonnenheit zeichnet das Spiel der Künstlerin vorzüglich aus und mag den entschädigen, welcher die jugendliche Glut vermißt — alles ist durchdacht, alles psychologisch aufgefaßt, alles durch Studium verbunden, und doch nichts, wie man sagt, gemacht. — Allerdings hat die Stimme an Kraft verloren, allein noch steht ihr ein bedeutender Umfang von Tönen zu Gebot, und jedes Wort ist verständlich mit lobenswerther Klarheit ausgesprochen, ein Gewinn für das Publikum, weil es dadurch wieder das Einzelne würdigen lernt, und für den Dichter, weil er seine Gedanken nicht verloren sieht. Es gereicht Mad. Schröder zum eben so seltnen als großen Verdienste, daß sie einige Stücke durch ihre Kunst mit Glanz auf die Bühne führte. Sappho verdankt ihr einen Theil des Ruhms, und die Chawansky wären vielleicht ohne sie den Bühnen stets fremd geblieben. Ungeachtet aller theatralischen und dramatischen Mängel, welche die Aufführung dieses Trauerspiels erschweren, und anderswo unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, brachte sie es doch glücklich in die Scene und verhalf der Poesie an und für sich zu gebührenden Ehren. Dieses erlebten wir anderswo, unsers Wissens, noch nicht, obgleich man auch anderswo Dichter besitzt, die durch ihre dramatischen Leistungen Gelegenheit geben, ein gleiches Protektorat auszuüben. — Sappho und die Chawansky haben die Eigenheit, daß nur eine Person hervortritt, ein Phaon erregt keine, ein Jury nur geringe Theilnahme, weil er mehr zu reden als zu handeln versteht, an den weiblichen Charakteren hängt das Resultat beyder Stücke. Mad. Schröder gibt die Zaarewna mit Leidenschaft, doch immer als Jüngstin, sie verhüllt das Frauenhafte durch die Mäßigung des Anstandes, sie verhüllt das Mangelhafte im dramatischen Bau, indem sie die lyrische Poesie in vollem Glanze herausbeut und die übrigen Forderungen zum Schweigen zu bringen sucht. Obgleich Phädra auf hiesiger Bühne beynahe immer gut dargestellt wird, war es doch interessant neben Eßlair — Aliesens, Phädra — Schröder zu sehen, wir übergehen Einzelnheiten und bemerken nur, wie schön es ist, wenn zwey Talente zusammenwirken, die ihre natürlichen Gaben durch Einsicht und Studium veredeln und beweisen, daß die Kunst stets eine Vereinigung beyder, nicht aber, wie viele glauben, der Ausbruch ungeregelter, angeborner Fähigkeiten sey. Inzwischen regte sich bey Aufführung der Phädra in mir der Wunsch, daß es doch eine deutsche Phädra geben möchte, wenn auch nicht gerade eine philologisch-griechische. Diese Herren und Damen sind doch zu gute Pariser, und passen in das Zeitalter der Sinis und Prokrustes so wenig, wie die Höflinge Ludwigs des XIV. mit ihren Perücken.

— s.

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. September 1825.

Der Völker Liebe der Fürsten Ruhm.

Der Württemberger und der Fremde.

Wohl darfst du fragen, wer ich sey!
Ich bin ein Württemberger!
Und was ich bin, das bin ich gern;
Mein Vaterland ist Deutschlands Kern,
Mein König ist der Fürsten Stern:
Und ferne von der Zwietracht Aerger
Blüh'n Herr und Volk beglückt und frey,
In heil'gem Bunde furchtlos treu.

Wohl fragst du mich, woher ich sey!
Ich bin vom Neckarstrande!
Da leb' ich froh und wohlgemuth,
Gereift in milder Sonne Glut,
Begeistert von der Traube Blut,
Beglückt durch zarter Liebe Bande,
Vom Toben finstrer Mächte frey,
Nur Gott und seiner Satzung treu.

Du fragst, von welchem Volk ich sey?
Ich bin vom Volk der Schwaben!
Vom Volke, dessen Muth und Geist
Der Griffel der Geschichte preist,
Das hoher Künste Palmen weist,
Getränkt vom Born der höchsten Gaben;
Durch seiner Fürsten Lieb' und Treu
Von Sieg umstrahlt, durch Wahrheit frey.

Du fragst mich, wer mein Herrscher sey?
Wilhelm, der Württemberger!
In froher Kinder Kreis' Er steht
Durch Seines Volkes Glück erhöht,
In Seiner Liebe Majestät,
Und fern von Furcht und stolzem Aerger
Pocht Ihm das Herz: und kindlich treu
Umjauchzen wir Ihn fromm und frey.

Wagner.

Reiseſcenen aus den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

2. Die Kirmeß zu Arnheim.

Ein sonderbarer Empfang ward mir in Arnheim. Die halbe Stadt kam mir betrunken, lärmend und tanzend entgegen, und ich wußte nicht, ob ich diesen Aufzug als Ehrenbezeigung oder Kriegserklärung zu betrachten habe. Für das erste sprachen die freudigen Geberden, mit denen ich bewillkommt wurde, für das andere die Stöße, die ich dabey empfing. Aber vergebens versuchte ich, mich mit meiner nächsten Umgebung zu verständigen; denn kaum hatte ich den Mund geöffnet, so wurde das Toben um mich her toller als zuvor. Von den Stimmen, die sich aus dem Gewühl vernehmen ließen, verstand ich blos den Zuruf: Mof, domme mof! Duitsche mof*)! der sich vermuthlich auf mich

*) Mof, ein Schimpfname des holländischen Pöbels für den Deutschen; dummer Mof! deutscher Mof! —

bezog. Das war eine offenbare Verhöhnung und wurde mir doch zu arg. — Ich stemmte also die rechte Schulter vor und drängte mich mit Hülfe einiger gegebenen, so wie mittelst mehrerer empfangenen Rippenstöße durch den Haufen hindurch, in den ich hineingerathen war.

In einem Kaufmannsladen erkundigte ich mich nach einem guten Gasthaus in der Nähe. Das mußte man denn aber wieder seltsam mißverstanden haben; eine hübsche junge Frau, roth und rund, wie ein Stettinerapfel, aber Seele und Glut in den schwarzen Augen, fragte mich freundlich, ob ich Bekannte im Gasthaus *) hätte? denn für mich selbst würde ich doch schwerlich einen Platz darin in Anspruch nehmen.

Im Gasthof dagegen, in den mich ihr Mann brachte, erfuhr ich sogleich, daß es Kirmeß wäre, und daß ich mich nothwendig einige Tage bey ihnen aufhalten müßte, da ich in Deutschland gewiß nichts Aehnliches gesehen hätte. Das lezte gab ich zu; von dem ersten aber, nämlich der Nothwendigkeit meines Hierbleibens, konnte ich mich nicht eben so gut überzeugen. Ich gab daher meinen Ranzen beym Wirth in Verwahrung und schloß mich dann, nachdem ich mir Namen und Straße des Gasthofs aufgezeichnet hatte, dem nächsten Zuge, der vorüber lärmte, an; theils um zu sehen, wohin mich das führen würde, theils um dem Wirth einen Strich durch die Rechnung zu machen und wo möglich in ein Paar Stunden alle die Herrlichkeiten mit anzusehen, wozu, seiner Meynung nach, wenigstens eben so viele Tage gehörten. Ich war, zu meiner Freude, so recht in einen Mittelpunkt lustiger Gesellen hineingekommen. Das drängte sich die Straße hinauf; durch alle die andern Schaaren, die ihnen entgegen kamen, hindurch, mit einem Stampfen, Toben und Gesang — bald myn' vrouw' kan geen' genever zien **), dann wien Nederlandsch bloed in d'ad'ren vloeit ***), und alles durcheinander, daß mir selbst beynahe der Kopf schwindlich geworden wäre. Endlich ergoß sich der wilde Strom in die offenbare See. Denn unzählige Menschen wogten auf dem großen Marktplatz, den wir erreicht hatten, hin und wieder und gegeneinander; und unser Trupp war in einem Augenblick in die große Masse aufgelöst, und nach allen Seiten hin zersprengt. Wer sich hier allein durcharbeiten wollte, der mußte einen tüchtigen Rücken mit sich bringen; ich wollte es dießmal auf den Versuch nicht ankommen lassen, sondern gab mich lieber der allgemeinen Bewegung hin, die mich zuletzt doch auch irgendwo an's Land spülen mußte. Dieß geschah dann auch bald genug, aber nicht, wie ich gewünscht hatte, auf trocknem Boden, sondern vor einer Reihe Buden mit Krapfen, Kuchen und Braten, die mit Punsch und Branntwein überschwemmt waren und das eigentliche Ziel zu seyn schienen, auf welches die große Strömung hingerichtet war. Essen und Trinken hatte ich auch anderwärts schon gesehen; und da die Brutalität, die sich hie und da dabey zeigte, in den gewöhnlichen Schranken der Gemeinheit blieb, so gab es nichts Besonderes, das mich hier hätte zurückhalten können. Ich ersah daher meine Gelegenheit, und rettete mich mit einigen Betrunkenen und andern frommen Seelen in die offenstehende Kirche gegenüber. Ich ging einige Mal in den Kreuzgängen auf und ab, weniger, um an den hohen weißen Pfeilern hinaufzusehen, oder die kahlen Wände zu betrachten, bey deren Anblick es mir immer ist, als fehlte ihnen oder mir etwas, als um die angenehme Kühle zu genießen, die unter diesen Gewölben weht. Ein Grabmal von weißem Marmor, auf dem ein gedarnischter Ritter ausgehauen war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war das Grab des lezten Herzogs von Gelderland, Karl von Egmont, der 46 Jahre lang im Streit sein Erbland gegen zwey Kaiser und einen mächtigen König behauptete. Er starb ohne Erben; sein Nachfolger, den die Stände von Gelderland erwählten, mußte der Macht Karls V. weichen, und der Vertrag von Venloo (im Jahr 1543) gab diesem das Recht zu der Gewalt. — Die Ohren brausten mir noch von dem Getöse, dem ich eben entgangen war; und ich hätte lieber hier noch eine halbe Stunde in der Stille und im Schatten zugebracht — wenn ich auch vergebens im Chor das Altar und an den Pfeilern und Wänden die Bilder suchte, die man selbst in manchen lutherischen Kirchen, z. B. bey uns in Breslau, weislich hängen gelassen hat. Aber es blieb mir keine Wahl, wenn ich die Kirmeß noch sehen, und doch meine Reise heute noch fortsetzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In het Gasthuis; dieß bedeutet nämlich im Holländischen nicht ein Wirthshaus (logement), sondern ein Spital. — Ein ähnliches Mißverständniß soll einem deutschen Reisenden begegnet seyn, dem Chausseegeld abgefordert wurde. Er fragte: wofür? und als er berichtet wurde: es sey für het Tolhuis (Zollhaus), fluchte er nicht wenig, daß hier zu Lande der Reisende die Narren unterhalten müßte.

**) Mein Weib kann keinen Branntwein sehen.

***) Wenn Niederländ'sch Blut in den Adern fließt, ff. Das neue holländische Nationallied.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Ich stellte mir den Wisehrad her in aller Pracht der italienischen Architektur des Mittelalters, wie er zur Zeit Kaiser Sigismunds war. Ich sah die Hussiten jene Pracht zerstören und längs dem Felsen, den sie gekrönt, hinab in die Moldau stürzen. Ich hob die herrliche Brücke weg, schlug tiefer hinab die bescheidene hölzerne Brücke wieder über den Strom und lehnte sie an ihren Thurm, der jezt schwarz und verbaut im Hofe eines Hauses der Brückengasse steht, riß die Fülle der Häuser nieder, gab den übri-

gen den nur an Bedürfniß mahnenden Styl der Kirche zu St. Apollinaris, und Prag zeigte sich mir, wie es vor der Zeit Karls IV. erschienen seyn mußte. So erblickte ich alle Gegenstände vielfach und genoß des Schattenbildes vom Gefühl eigener, unendlicher Existenz, womit die Gegenwart von Dingen, welche Zeiten angehört, lange vor unsrer Zeit, und welche in Zeiten dauern werden, lange nach derselben unser Herz schwellt. — Das Frühjahr, mit ihm das Ziel meines Aufenthaltes, überraschte mich, nicht herbeygewünscht, nicht gefürchtet. Ich hatte meinen Zweck erreicht. Ich kannte die böhmische Vorzeit; die Beobachtung des Volks hatte mir große Aufschlüsse gegeben über dessen Geschichte. Ich hätte begnügt seyn sollen, und war, wenn auch nicht unzufrieden, doch verwundert, daß ich nicht, wie das Leben zu gewähren pflegt, mehr und weniger als meinen Zweck erreicht; daß im Lande der gewaltsamsten Schicksale und wunderbarsten Abenteuer mir so gar nichts Schicksalvolles und Abenteuerliches begegnet wäre, so, daß sich mein Aufenthalt im strengsten Sinne schloß, wie ein interessantes Buch, welches nur für unsern Geist eine Begebenheit gewesen. Doch mit mancherley unwillkürlichen Empfindungen des ruhigen Zustandes unsers Innern ist es, als ob ein Schicksal durch sie herbeygerufen würde."

„Die Zeit meines Aufenthaltes in Prag nahte sich ihrem Ende und zwar in den letzten Tagen des Februars, als ich von ungefähr zwey russische Kavaliere traf, mit denen ich in Paris öfter zusammengekommen war, und die bey ihrer Durchreise nach Wien einige Tage in Prag verweilten. Unser Vergnügen, alte Erinnerungen zu erneuern, war gegenseitig; sie luden mich ein, sie nach dem Schauspiel in ihren Gasthof zu begleiten, und ich nahm ihre Einladung an. Es stellten sich noch einige Herren ein, die sie in den böhmischen Bädern hatten kennen lernen; die langentbehrte Freude einer ungezwängten, vollständigen Mittheilung machte, daß ich mich der Gesellschaft mehr hingab, als sie mir zusagte. Ich konnte mich nicht losmachen, als Karten gefordert, Champagner und Punsch gebracht wurden, und sah mich bald in das wildeste Bacchanal verflochten. Ungefähr um zwey Uhr gingen wir auseinander; ich, allein nach meiner Wohnung auf der Kleinseite. Ich befand mich in dem widrigsten Aufruhr des Innern: halb berauscht, das erhitzte Gehirn voll von Vorstellungen des lärmvollen Abends und voll Widerwillen über diese verlorne Zeit. Die stillen, leeren, vom Mondschein erweiterten Gassen, die großen dunkeln Massen der Gebäude, mit ihren einfachen und ruhigen Schlagschatten auf den erhellten Flächen; die ragenden Statuen und Thürme, welche in düsterer Unbeweglichkeit Verkehr hielten mit den umwandelnden Gestirnen: Alles so groß, so ernst, so still, schien dem ehemaligen Freund seinen jetzigen Zustand vorzuwerfen. Ich fühlte mich im Innersten wider mich selbst ergrimmt."

„So erreichte ich die Brücke und trat aus dem weiten schattigen Spitzbogen ihres Thurmes nun heraus, vom Umkreis des Himmels und der Höhen umfangen, von Mond und Sternen angeblickt."

„Die Trottoirs, am Tage Mensch an Mensch tragend, lagen unbetreten, und schienen zu ruhen. Des Tages über, vom Gedränge der Fuhrwerke verengt, dehnte die Fahrbahn sich nun breit und leer dazwischen. Der Strom verlor sich aus Himmelsweite in Himmelsweite. Zu beyden Seiten bezeichneten dunkle, in der Ferne zusammenrückende Nebellinien, an welchen hie und dort ein Licht schimmerte, die Ufer. Die Inseln ruhten schwarz auf ihrem dunkeln Schattenbilde im wallenden Spiegel des Wassers, in welchem die Sterne tanzten. Das Rauschen des Wehrs scholl lauter in der bewegten Luft der Frühe: Alles war, wie ich es hundert Mal gesehn und hundert Mal im Einklang dieser Umgebung ernst, heiter und meiner würdig, über die Brücke gegangen war. Mein Unmuth wuchs zur Unerträglichkeit. — Ich stürmte fort nach Hause. Indem ich so heftig ging, kam Jemand, der einzige Mensch auf der Brücke außer mir, vom entgegengesetzten Ende derselben, auf dem nördlichen, für die zur Kleinseite Gehenden bestimmten Trottoirs gehend, mir entgegen, und stieß, nicht ausweichend, heftig wider mich an. Ich war in einer Stimmung, wo man froh ist einen Anlaß zu finden, innerlichen Verdruß gegen Jemand auszulassen, und gab ihm derb die Weisung: da zu gehen, wo er hingehöre."

„Gehen Sie selbst, wo Sie hingehören, Freund, das heißt zu Bett, Ihren Rausch auszuschlafen," antwortete er mir.

„Der Spott und die Wahrheit in diesem Vorwurf setzten mich in Flammen; Jähzorn, ein altes Unheil meiner Natur, überwältigte mich; ich griff ihn an. Er wehrte sich kräftig, aber gelassen. „Sie sind nicht im Zustande eines vernünftigen Menschen! machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, bevor Sie Unheil angerichtet," sagte er mir nachdrücklich, doch ohne Heftigkeit. Er hatte ausgesprochen, was ich wollte. — Unheil wollte ich anrichten. Ich verdoppelte meinen Angriff — wir rangen — boxten einander — und ich stürzte ihn über die Brustwehr der Brücke in die Moldau.

Mein letztes, nicht ganz helles Bewußtseyn war das Geräusch seines Falles. Eine Frist der Besinnungslosigkeit folgte. Ich erinnere mich nur dunkel, daß ich Schritte hörte — und entfloh — wie ich nach Hause gekommen, weiß ich nicht. Ich erwachte in meiner Wohnung, in meinem Bett. — Es war doch am Tage. Mit Schauder erinnerte ich mich des Geschehenen; indessen war ich geneigt das Ganze für einen wüsten Traum zu halten. Bis mein Diener eintrat und mich fragte: „Was mir gestern widerfahren sey?" Ich hätte, beym Nachhausekommen so ungestüm, wie nie zu-

Digitized by Google

vor, an der Hausglocke gerissen. Als er erschrocken herabgeeilt sey zu öffnen, habe er mich ganz verstört und besinnungslos erblickt — die rechte Beinklappe meines Oberrocks sey abgerissen, wie mit Gewalt. Ich kann Ihnen mein Grausen bey diesen Worten und beym Anblick des Oberrocks nicht beschreiben. Ich hätte Streit gehabt, antwortete ich dem Diener kurz, und entließ ihn, um ohne Zeugen mit der Vorstellung zu ringen, daß ich ein Mörder wäre. Meine erste Regung war, sofort Prag zu verlassen. Mein nächstes Gedanke widersetzte sich ihr. Bleiben mußte ich, und die Folgen des Vorfalles abwarten. Ich überlegte darauf: ob ich ihn selbst den Behörden anzeigen sollte? Indem ich aber darüber bey mir zu Rathe ging, ward ich immer unschlüssiger: und so beschloß ich vorerst nur des Geschehenen nicht zu erwähnen, und die Gerechtigkeit so wenig aufzufordern, als ihr auszuweichen."

„In unaussprechlicher Seelenangst brachte ich die nächsten Tage hin. Ich ging nicht aus. Bey jedem Zug an der Hausglocke, bey jedem Schritt im Vorzimmer, vermuthete ich einen Gerichtsboten, welcher mir furchtbare Gewißheit des Mordes mir geben, und mich wegen desselben zur Verantwortung berufen würde. Keiner erschien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Fortsetzung.)

Da in diesem Augenblicke alles, was auf die große Kriegsbühne im südlichen Asien einiges Licht werfen kann, dem Erdbeschreiber, Geschichtsforscher und Politiker willkommen seyn muß, so gebe ich Ihnen hiermit das Wesentliche aus dem Auszuge des Tagebuches eines Hrn. Carey. Hr. C. lebte vor mehreren Jahren zu Rangun, wo er ein eingesorenes Mädchen geheirathet. Im Jahre 1809 erhielt er vom Vicekönig von Pegu eine Einladung, ihn als Arzt auf einem Zuge gegen die Siameser zu begleiten. Er begab sich demnach zu Schiffe nach Pegu, und ging mit seinem neuen Herrn bis nach Martaban. Er erhielt drey von Büffeln gezogene Karren, und zehen Mann, um ihn zu bedienen. Ehe er Pegu verließ, fragte ihn der Vizekönig, ob er eine gewisse rothe Wurzel Khattanie genannt, hätte, womit, nebst anderen Dingen, die Burmesen Gold machen zu können glauben. Da Hr. C. sagte, er hätte solche, und wollte ihm, bey seiner Rückkehr nach Rangun, ein Stück davon geben, war er hoch erfreuet, indem es gerade der Mangel dieser Wurzel war, welche Sr. Exc. alle seine früheren Versuche in der Goldmacherey fehl schlagen ließ. Das Burmesische Heer brach am Morgen des 19. Novembers 1809 auf, kam durch ein großes Dorf Schrebon (Goldene Blume) genannt, und lagerte sich nach einem mehrstündigen Zuge in einer nordwestlichen Richtung, auf einer großen Ebene, zwey Tagereisen von dem Flusse Tschitung. Am folgenden Tag ging das Heer auf Kähnen über den ungefähr 600 Fuß breiten und nicht furtbaren Fluß Kuban, welcher, wie Hr. C. glaubt, entweder ein Arm des Tschitung ist, oder im Gebirge Tongu entspringt. Die Burmesen wußten nicht, woher er kommt, sagten aber, daß er in's Meer falle. Die Landschaft war eine gänzlich grasbedeckte Wildniß, und der Marsch ging nordöstlich. Am 21sten erreichte man den Tschitung, immer in gleicher Landschaft, und wandte sich dann gegen Südosten. Die Einwohner von Tschitung und den benachbarten Dörfern bildeten einen Markt, wo man Fische, Geflügel, Reis und Gemüse zu kaufen bekam: die Soldaten erhielten Rationen von Batatschong (?). Die ganze Gegend von Pegu bis hierher war eine Ebene, welche in der Regenzeit überschwemmt zu seyn scheint, und eine Menge wilder Thiere, so wie Elephanten, Schweine, Rehe im hohen Grase hege. Die ganze Gegend auf der Westseite des Flusses gehörte ehemals zu Pegu, und die große Strecke auf der Ostseite, bis nach Junkceylon hinab, den Siamesen. Die Stadt Tschitung liegt auf der Ostseite, und um dieselbe her liegen einige zerstreute Dörfer. Der Fluß ist ungefähr eine halbe Engl. Meile breit, und scheint tief und regelmäßig zu seyn, und wimmelt von Alligatoren. Gegen Norden fließt er dicht bey den Bergen hin, und wendet sich gegen Süden, wo er in's Meer fällt. Hr. C. sah keine Berge westlich vom Flusse, wie Symes meldet. Die Berge sind gänzlich unbebauet und unbewohnt, außer von einigen Coriau's oder Gebirgsbewohnern. Sie scheinen mit großen Bäumen bedeckt, und sollen vielen Tschatten (eine Art von Rothwild), Tscheinen (eine Art von Antelopen) und Tigern zum Aufenthalt dienen. Der Vicekönig fuhr am folgenden Tage mit großem Gepränge über den Fluß, auf vier an einander gebundenen Böten, welche von zwey Kriegsböten gezogen wurden; da wo er landete, hatten sich die Soldaten in zwey Reihen — niedergesetzt, und zwar aus besonderer Achtung — mit dem Rücken gegen ihn geehrt! Hier besichtigte er die Elephanten, erforschte von den Kreisbeamten, ob sie mit ihrem Kontingent bereit wären, empfing ihre Geschenke an Reis, Fischen, Geflügel u. s. w., und vertheilte solche, nachdem er das Nöthige zu seinem eigenen Bedarf gewählt, unter seine Günstlinge. Am folgenden Morgen betrat die Armee, immer noch in südöstlicher Richtung, den dicken Wald, welcher sich am Fuße des Gebirges hinzieht; er war beynahe undurchdringlich, und unter den Bäumen befand sich der schwarze und rothe Jendak, eine Art von Mahagony; der Mauttbau, ein hoher, glatter Baum, von hartem Holz, und verschiedene andere, von sehr gutem Holze. Der Weg war lange vorher hindurch gehauen. Es gibt zwar einen kürzeren Weg durch die Ebene, den man aber nur im Dezember und Januar bereisen kann. Am 25sten hielt der Vicekönig eine Elephantenjagd. Am folgenden Tag ging der Zug immer weiter durch den Wald, und das Heer lagerte auf der Ostseite des Berges Tilae, von welchem ein kleiner Kanal zu dem Flusse hinabfließt. Am 27sten kam die Armee aus dem dicken Wald hervor an's Ufer eines schönen Flusses, mit Namen Daungwing, oder Maywing, wo Hr. C. sah, daß sie zwischen zwey Gebirgsketten hinzogen, wovon die eine Kaukiebinaing auf der Westseite, und die andere, auf der Ostseite, Jingat heißt, auf welcher eine Pagode steht. Am 28sten und 29sten ging's immer weiter durch den Wald hin; und am 30sten wandte man sich nach Osten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. September 1825.

Die Frommen, kenn' ich schon nicht alle,
Sind doch mit mir ein Leib des Herrn.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Am dritten Tage begab ich mich auf die Gassen, um zu hören: ob man von der Begebenheit spreche? Wo ich zwey Menschen beysammen sah, schlich ich zitternd hinzu und lauschte. Ich vernahm nichts, gar nichts. Ich durchspähte alle Zeitungsblätter: nirgend eine Anzeige, daß Jemand vermißt, daß ein Leichnam im Wasser gefunden worden sey. Ich wagte mich wieder zu den Menschen. Ich ging in einige Kaffeehäuser, die ich früher besucht: auch hier durchaus keine Erwähnung von etwas dem Vorfall Aehnlichem."

„So verstrichen sechs Wochen, und ich fing an der Hoffnung Raum zu geben, die Vorstellung meines Abenteuers sey nur ein Gaukelspiel meiner erhitzten Einbildungskraft gewesen. Es schien mir zweifelhaft, daß ich die Kraft gehabt haben sollte, einen Mann über das breite Parapet der Brücke zu werfen. Der Unbekannte, mit dem ich gerungen, war ohne Frage ein Mann von Stande; seine Sprache, sein Benehmen, sein Aeußeres, dessen ich mich, mit Ausnahme der Gesichtszüge, sehr wohl erinnerte, bezeugten dieß. Es war undenkbar, daß das plötzliche Verschwinden eines solchen gar kein Aufsehen erregt. — Je länger ich diesen Zweifeln Raum gab, um so mehr Gewalt erlangten sie über meine Vorstellungen. Die Seelenangst, der tiefe Schauder meines Innern vor mir selbst und meinem wahrscheinlichen künftigen Geschick ewiger Gefangenschaft oder Hinrichtung linderten sich; gleichwohl hielt die Ungewißheit mich fortwährend fest in Prag. Keine Zeit meines Lebens hatte ich so fruchtlos als diese vollbracht. Mit dem Bewußtseyn der Schuld war die fürchterlichste Oede in mein Herz eingeschlichen."

„Unterdessen war das Osterfest gekommen; ein heiterer Palmsonntag lockte mich in's Freye. Die alten Gassen, der Schauplatz so vieler bedeutungsvollen Begebenheiten der Vergangenheit, lagen wie neuerhellt vom Lichte des wiederkehrenden Frühlings. Gleich hundert dahingeschiedenen Geschlechtern kehrte das Geschlecht der Gegenwart, auf dieser Stätte und zu dieser Stunde, derselben freudenreichen Verheißung als jene theilhaftig, mit ernsten, doch heiteren Mienen, männiglich seine geweihte Palme tragend, aus den Kirchen nach Hause zurück. Durch die bewegte Menge gelangte ich vor die alte Maltheserkapelle, welche ich nie ohne den lebhaftesten Antheil betrachten konnte. Die viereckigten, ihrer Kuppeln beraubten Thürme, von großen Sandsteinquadern erbaut, mit weiten Oeffnungen, wohindurch der Wind streift, von der Zeit und, zumal im Innern, von Flammen geschwärzt. Die schmale, einige Stufen vertiefte gitterverschlossene Vorhalle, deren zwey zugespitzte Gewölbbogen gefällig gegen die tieferen, rund gewölbten, innern breiten Thorbogen kontrastiren. Am Architrav über jene auf breitere Fläche, in gefärbten Nischen gemalt die Bildnisse des heiligen Wenzeslaus und des heiligen Johannes, halb verlöscht, auf rothem Grunde, mit durch die Figuren getheil-

Digitized by Google

ten Inschriften ihrer Namen. Dazwischen in der dritten Nische roh gearbeitet die Statue der heiligen Jungfrau — was Alles auf längst vergangene, völlig umgewandelte Zeiten deutet. In tiefe Betrachtung verloren stand ich wieder davor, als ich eine Scene bemerkte, die meine Aufmerksamkeit erregte. Vor dem Christusbilde an der rechten Seitenwand in der Vorhalle kniete eine Frau im Gebet, deren ungewöhnliche Tracht ihre fremde, rheinische Heimath verrieth. Die Thür im Grunde der Vorhalle, mit dem großen weißen Maltheserkreuz bezeichnet, welche ich nie anders als geschlossen erblickt, war halbgeöffnet. Lichtgrüne neubelaubte Zweige von Gartengesträuch schimmerten übereinandergebogen dahinter, und lockten mich einzutreten. Durch das Gitter der Vorhalle trat ich in diese, trat durch das Thor und sah mich vom seltsamsten Lokal umringt. Ein kleines, äußerst nett gehaltenes Gärtchen umgaben vier hohe Mauern, trennte ein mit Quadern gelegter Gang in zwey gleiche Theile. Die Beete zu beyden Seiten desselben erfüllten offenbar den Raum ehemaliger überwölbter Kreuzgänge, von denen nur noch zunächst des Einganges Reste der mächtigen Tragesäulen stehen geblieben waren. Das Bildwerk daran hatte die Zeit, vielleicht Gewalt, in unförmige Steinvorsprünge umgewandelt; sie waren von Alter und Flammen geschwärzt; Epheu stieg dunkelgrün an der einen Bogentrümmer empor, am Fuße der entgegengesetzten winkte licht und zartbelaubt das Gebüsch, welches mich hereingelockt. Die Dunkelheit und Enge des Raumes kontrastirte wunderbar mit dem hohen blauen Himmel, der ihm jetzt als Decke diente; aber noch wunderbarer mit dem Grunde, welcher in kleine Beete abgetheilt war, die eben in voller Blüthe, Einfassungen von Perimeln, rother und blauer Hepatica, wie dicke Kränze umgaben, auf welchen abwechselnd Narcissen, gelbe und violette Crocus, Schneeglöcklein, Hyacinthen und mit feinen violettröthlichen wohlriechenden Blüthen überzogen, der blätterlose Pfefferbaum am braunen neuaufgelockerten Erdreich blühten. Eine Kirche hatte ich von jenem bekreuzten Thore verschlossen gewähnt: es verschloß einen gemeinschaftlichen Tempel des Frühlings und des Verfalls. Ueberrascht von dem lieblichen Anblick sah ich umher und bemerkte, daß ich nicht allein war. Knaben spielten Ball in dem mittleren Gange und in den Gängen zwischen den Beeten. Im Hintergrunde, vor einem in der Mauer aufgerichteten Grabstein von röthlichem Marmor standen zwey Frauen, welche, nachdem sie dessen Inschrift gelesen, sich umwandten und den Ort mit eben dem Ausdruck des Wohlgefallens und der Ueberraschung betrachteten, die er bey mir selbst erregt. Der Schnitt ihres Gesichtes, deutsch-antik möchte ich ihn nennen, das dunkle Blau, das Licht der Augen der jüngeren bestätigten, was ihre Mundart vermuthen ließ, daß sie Rheinländerinnen seyen."

„Indem erscholl das Mittagsgeläute. Die Knaben stellten ihr Spiel ein, einer aus ihrer Mitte erinnerte uns hinauszugehen, da er das Thor schließen wolle. Meinen Gruß erwiedernd, indem ich sie an mich vorüber und vorausgehen ließ, traten die Frauen aus dem Thor; die Betende in der Vorhalle schloß sich ihnen an; sie gingen die Badgasse entlang, ich folgte von Weitem und sah sie den Weg über die Brücke nehmen."

Das Gesicht der jüngeren hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und mich verlangte, mehr von ihr zu wissen: die Liebe fängt immer mit der Neugier an. Allein wenn schon die Eindrücke des wunderbaren Gärtchens und der wundersholden Unbekannten die Erinnerung meines unseligen Abenteuers tief in den Hintergrund meiner Seele zurückgeschoben, war ihre Wirkung doch noch so mächtig und lähmend, daß ich mich nicht entschließen konnte, den Frauen über die Brücke zu folgen, oder sie später auf der Neustadt und Altstadt aufzusuchen, welche jene von der Kleinseite trennt. Hier traf ich sie nicht während der folgenden Tage, so fleißig ich auch in dieser Hoffnung Straßen und andere öffentliche Versammlungsörter durchstreifte.

„Ein anderes Interesse aber zog mich dabey lebhaft an, das der Osterfeyer. Der religiöse Sinn ist bey den Böhmen so lebendig, und vielleicht existirt kein Volk, welchem die Veranlassung und Bedeutung dieser Feyer so gegenwärtig zu seyn scheint als den Bewohnern Prags. Eine Menge Volksgewohnheiten begleiten die Feyer des Osterfestes in dieser Stadt."

„Seit meinem unglücklichen Abenteuer hatte die Nähe der Menschen etwas Schreckbares für mich erhalten. Es gibt keine furchtbarere Folge, als diese vereinzelnde Wirkung der Schuld, und die schrecklichste Höllenstrafe, die ich mir denke, wäre Vereinzelung der Kreatur im Raume, welcher Gestirn von Gestirnen trennt. Etwas überaus Wohlthätiges hatte daher für mich die Gewißheit, bey dieser Feyer eine gemeinsame Empfindung mit der Menge zu theilen."

„Am Vormittage des grünen Donnerstags folgte ich dem Strom der Menschen in die Niklaskirche, der Grablegung beyzuwohnen. Aus der sonnigen Helle des Frühlingsmorgens trat ich in den dämmernden, prachtvoll großartigen Bau. Der Charakter seiner Architektur füllt die Brust mit dem Eindruck eines der Gottheit würdigen Hauses. Nie ist unsere Religion mir rührender erschienen, als an solchen Stätten, mit denen die einfache, demuthsvolle Begebenheit ihres Ursprungs in einen Gegensatz tritt, wobey ihr erhabener Sinn und ihre weltumfassenden Folgen nur triumphirender hervorgehen, das Herz in Stille zu sammeln. Die Vorstellung jener weltumfassenden Folgen des Christenthums liegt den Verzierungen der Kirche zum Grunde."

„Marmor, Gold, Bildhauerey und Malerey des Tem-

peis umgaben eine Masse von Menschen aus allen, besonders den niedrigsten Ständen, und machten diesen eine Herrlichkeit gemeinsam, woran ihnen auf Erden sonst aller Theil versagt ist. Der Einzelne schwand zu Nichts zusammen gegen die großartigen Dimensionen des Baues, zu einem Schatten in dessen Dämmerung. Das tiefste Schweigen herrschte, nur von flüsternden Gebetlauten der Nächsten unterbrochen. Orgelklang und Musik erhoben sich zu Begleitung des Hochamtes, mehr furchtbar und klagend als jubelvoll. Die Klänge schwiegen, der Priester erhob die Monstranz vom Altar hoch über die andächtig niedergebeugte Menge, bedeckte sie mit einem Flor und trug sie unter dem Geläute der Glocken, dem Klaggesang folgenden Schaaren in die Gruft. Rings um mich her sah ich Viele heftig weinen, und mit dem Ausdruck selbstvergessender Andacht und tiefen Schmerzes an ihre Brust schlagen. Die Monstranz stand auf dem Altar der Gruft. Die Lichter erlöschten. Glockenklang und Gesang verstummten. Trauer und Schweigen des Todes herrschte. Auch ich war ganz von diesem Eindruck ergriffen, und als ich aufblickte, erhob sich dicht vor mir die Unbekannte, welche hier mit ihren Begleiterinnen gekniet, ohne daß ich sie wahrgenommen. Sie wandte sich um mit dem Blick, mit dem man, in ein inneres Gefühl versenkt, in gleichgültige Weite blickt, und sah mir in's Gesicht. Ein grüner Schleyer, welchen sie auf dem Hute trug, lag seitwärts zurückgeschlagen. Wie das grüne Blatt die Blüthe, hob er ihr blühendes Gesicht, welches durch die Thränen in ihren Augen und durch einen Ausdruck heftigen Schmerzes ungemein verschönert war. Ich grüßte sie, und sie dankte mir wie einem Bekannten, dem Freund gemeinschaftlich empfangener, bedeutender Eindrücke. Die Gemeinschaft des letzteren brachte mich ihr in meinem Gefühl sehr nahe, ohne daß ich gewagt hätte, sie anzureden, oder ihr aus der Kirche nachzufolgen.

„Alle Glocken schweigen in Prag vom Mittage des grünen Donnerstags, bis zum Osterfamstag, zur Feyer der Auferstehung. Es ist unglaublich, welche Stille dieß Verstummen über die Stadt breitet, die ein so reiches und wohlklingendes Geläut besitzt."

„Erheiternd fallen in eben diese Tage Wallfahrten zu einer Kapelle auf dem Gipfel des Lorenziberges. Vom Strahöferthore dahin längs der alten Schanzmauer, welche Karl der Vierte über jenen Berg zog, bey theurer Zeit der Armuth Gelegenheit zu Verdienst zu geben, läuft der Kreuzweg mit sieben kleinen Kapellen, die Stationen zu bezeichnen, besetzt, hinan zu dem, von den Tempelherrn erbauten Kirchlein."

„Ehemals waren diese Wallfahrten auch zur Nachtzeit erlaubt; jetzt sind sie auf den Tag, vorzüglich auf die Nachmittagsstunden beschränkt; und an jedem Tage gesellte ich mich zu den Wallern, die hier, im buntesten Gemisch, hinauf- und herabziehn."

„Dem aufmerksamen Beobachter zeigt sich hier, von der inbrünstigen Andacht, welche vor den Kapellen kniet, Augen und Bewußtseyn auf die darin abgebildete Scene der Passionsgeschichte geheftet, bis zur frivolsten Schaulust und Eitelkeit, ein lebendiges Bild der Verschiedenheit menschlicher Schicksale und Empfindungen. Ueber Alles aber schwebt ein gewisses feyendiges und ahnungsvolles Frühlingsgefühl, das mit dem Hauche des Frühlings die duftige Weite durchzieht; schwebt das Gefühl einer heiligen, geheimnißvollen Bedeutsamkeit der Gegenwart, welche der Menschenmasse etwas Hohes und Erregtes, zugleich aber Ernstes und Stilles geben. Diese Gruppen, jenes Gedränge hatte ich durchmustert, und manches wehende weiße Kleid und manchen Strohhut für den Anzug der Unbekannten gehalten; aber ich traf sie weder am ersten noch am zweyten der Wallfahrtstage. Eifriger suchte ich sie am dritten. Ich hatte mich entschlossen sie anzureden, träfe ich sie wieder. Auf alle Fälle konnte ich dieß jetzt ohne Unziemlichkeit. Denn waren die Frauen, wie es mir schien, Rheinländerinnen, so gab die Landsmannschaft mir fast ein Recht dazu."

„Vergebens aber drängte ich mich jedoch durch des Vorhofes Gewühl von Verkäuferinnen von Gesang- und Gebetbüchlein hindurch: ich traf keine Spur von ihnen. Schon besorgte ich, sie möchten abgereist seyn und das Dunkel der Entfernung und Unbekanntschaft die holde Erscheinung für immer wieder in sich zurückgenommen haben, und trat, als die Zahl der Waller abzunehmen begann, auch traurig meinen Rückweg an. Im Vorübergehen warf ich noch einen Blick durch die gewölbte Oeffnung in der Schanzmauer auf die schöne Gegend: da stand sie hinter jener und vor dieser. Durch Zufall in der Wirklichkeit wölbte der dunkle Mauerbogen sich über die blühende Gestalt mit dem wehenden grünen Schleyer, zog dessen Brustwehr sich vor sie hin, ihr Bild auf dem lichtblauen Hintergrund der Frühlingsweite abschließend, wie man Aehnliches auf glücklich erfundenen Gemälden erblickt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Bedenken.

Daß mir der Pfiffikus, Herr Deill, ganz unverlaugt
Jüngst einen Dienst gethan, je nun, es kann mich freuen,
Doch daß er immer nur mir dient so unverlaugt,
Ach Gott, das — merk' ich schon — wird einmal schwer mich reuen.

Joh. Rud. Wyß.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 30. August.

Einige Blätter des Auslandes theilten vor wenigen Wochen im Auszuge den offiziellen Bericht mit, den neuerlichst der Kapitän-Lieutenant von Kotzebue an das Reichsadmiralitäts-Kollegium eingesandt hat. Ihm zufolge hat Kotzebue während seiner Fahrt im Südmeere die Längenbestimmung einiger, sowohl von ihm selbst auf seiner frühern Reise, als von andern Seefahrern vor ihm gemachten Entdeckungen berichtigt, die Navigators-Inseln beschrieben, die schon 1722 von Roggewein gesehene Insel Karlshof aufs neue aufgefunden, und drey neue Inseln, die er Predprijatie (die Unternehmung), Bellingshausen und Korduskow benannte, entdeckt; obwohl letztere, die Insel Korduskow, der Kapitän Freycinet schon im J. 1819 zuerst sah, was aber Hr. v. Kotzebue bey seiner Abreise von hier noch nicht wußte. Ein junger Gelehrter der Ostseeprovinzen, der diese Reise-Expedition als Naturforscher begleitet, gibt in einem Briefe an einen Freund in Dorpat folgende allgemein interessante Aufschlüsse über ihren Aufenthalt auf diesen Inseln: „Obgleich wir die neuentdeckten Inseln Bellingshausen und Korduskow nicht betraten, so hatten wir doch häufigen Verkehr und Handel mit den Einwohnern, die mit zu den schönsten, kräftigsten, aber auch wildesten Bewohnern des ganzen Archipels der Freundschafts-, Gesellschafts-ꝛc. Inseln gehören. La Peyrouse verlor bey der Insel Nauna, in der davon benannten Massacre-Bay, seinen ersten Lieutenant, mehrere Matrosen, die von den Einwohnern bey einem Handel auf dem Lande erschlagen wurden; sie sollen sogar Menschen fressen. Ihre Inseln sind prächtig und sehr reichlich mit Kokus und Bananen bewachsen. Der Handel mit ihnen erstreckt sich auf Schweine, Kokus und ihre Geräthschaften; die einzige Bezahlung waren Perlen, für eine Reihe von 30 bis 40 Glasperlen bekamen wir ein Schwein. Beym Handel unterhielt uns die Lebhaftigkeit der Wilden ungemein. Es war ein Geschrey, als gäbe es Mord und Todschlag, indem die hintern Böte die vordern wegdrängten, die Leute in's Wasser sprangen und an's Schiff kletterten. Alle Augenblicke schlug ein Boot mit allen seinen Menschen und Früchten um, das schadete aber nichts; denn sie waren gleich wieder heraus und kehrten es um, indem sie immerfort Schalamurri schrieen und auf die andern, die durch ihr Boot es umwarfen, schimpften; vier Tage lang hatten wir täglich an den vier Hauptinseln, Opun-o-Sbauna, Opelawa und Pola dieses Schauspiel; dann entfernten wir uns mit reichlicher Schweine- und Kokusladung, und richteten unsern Lauf nach Norden zu den Inseln Badat. Unter dem Aequator hatte ich Tiefmeerversuche angestellt, aber nur 5 bis 800 Faden gefunden." — Ueber den Aufenthalt der Reiseexpedition auf der Insel Otaheiti gibt jener Gelehrte in diesem Briefe folgende Nachrichten: „Diese schöne Insel verdient in der That den ihr oft ertheilten Namen: das Paradies der Südsee. Sie hat eine prachtvolle Natur. Das Land hebt sich von allen Seiten vom Meer aus, ziemlich steil auf, und erreicht seine höchste Höhe im Orohenna und Pituiti, eigentlich zwey Gipfeln eines Berges. Ihre Höhe ist ungefähr 5 — 6000 Fuß. In den letzten Tagen unsers Hierseyns, (die ersten über ward ich durch die Pendelversuche zurückgehalten), unternahmen S^r^ und ich (der Verfasser) es, den Berg zu ersteigen und barometrisch zu messen. Der Weg ging längs dem Flusse Pappe in's Matawai-Thal. Der Fluß mußte gegen dreyßig Mal durchwatet werden, was in dieser Gegend keine große Beschwerde ist. Am zweyten Tage regnete es heftig, der Fluß schwoll an, und wir konnten nicht weiter hinauf; mußten daher anfangen, am Abhange der fast senkrechten Seitenwände weiter zu klettern, was wir denn auch sechs Stunden lang thaten; durch und durch naß von dem beständigen Regen, und mit der größten Vorsicht uns an Bäumen vor dem Herabstürzen bewahrend. Endlich ward es dunkel, und unsre beyden Führer, Bewohner Otaheiti's, machten uns Durchnäßten ein gleichfalls durchnäßtes Lager von Blättern zurecht. So schliefen wir dicht an einander gedrängt; tief unter uns hörten wir das Rauschen eines herabstürzenden Regenbachs, und über uns erhob sich noch hoch der Orohenna. Unsre Wilden wollten ein Feuer anmachen, um uns etwas auszutrocknen; allein das feuchte Holz brannte nicht, und wir lagen zähnklappernd und ohne Bedeckung da. Etwas Rum gab von Innen Wärme. Am andern Morgen war das Wetter hell; die Wilden versicherten uns, morgen Nacht würden wir oben auf dem Gipfel schlafen. Das war uns ein Schrecken; denn wir mußten morgen durchaus schon wieder zurück seyn, weil das Schiff den Tag darauf absegeln sollte. So sahen wir uns genöthigt umzukehren. Es ist möglich in drey Tagen hinauf zu kommen, wenn man längs dem Flusse gehen kann, was jetzt, des Regens wegen, unmöglich war; das Hinuntersteigen ging schwer, oft mußten wir uns an Stricken herunter lassen. So kamen wir beym Flusse an, wo wir höher, als wo ihn verließen, und gingen nun längs dem Ufer fort. Beym klarsten Wetter konnten wir nun die Schönheit des Thales bewundern. Die Felswände waren von dem prächtigsten Laubwerk bedeckt und reichten steil in die Höhe, so daß die Luft im Thale bedeutend kühler ist. Am andern Morgen unserer Rückkehr verließen wir Otaheiti."

(Der Beschluß folgt.)

London.

(Beschluß.)

Dr. Richardson, welcher Kapt. Franklin's Expedition in Nordamerika begleitet, schreibt von Penetanguischeni am Huronsee, unterm 22. April d. J., daß die Expedition am folgenden Tage, 32 Personen stark, in zwey Böten aufbrechen sollte, um sich nach Fort William am oberen See zu begeben. Von dort geht sie in vier Canoen durch die verschiedenen kleinen Seen in den Winipeg-See, und dann auf dem Saskatschewan-Fluß ꝛc. in die Athabaska-Landschaft. Bey dem Methye-Tragplatz, oder zu Cheepewyen, hofft sie die Böte einzubeißen, die im vorigen Jahr England verlassen, und dann werden die Canadischen Voyageurs (wie man die dortigen reisenden Pelzhändler nennt) zurückgehen. Die Stelle, von wo aus der Doktor schrieb, ist an der Grenze der Canadischen Niederlassungen, und er erwähnt, daß die Hausratte, diese beständige Begleiterin der Menschen, sich noch nicht bis dahin gefunden habe, indem ihre letzte Station ein wenig westlich von Kingston am Ontario ist. Er hoffte die Winterstation im September zu erreichen, wozu ein früher Anfang des Frühlings sehr günstig war.

Eine Edinburger Zeitung theilt eine sonderbare Bemerkung über die Natur des Aals mit. Der See bey Linlithgow hat nämlich einen Ausfluß, welcher sich durch eine Schleuße am westlichen Ende ergießt, fällt jenseits derselben in ein künstliches steinernes Becken, aus welchem das Wasser durch eine Menge Löcher in den Seiten und am Boden weiter fließt; diese Löcher sind so enge, daß ein Aal von gewöhnlicher Größe nicht hindurch zu schlüpfen vermag. Bey stillem Wetter findet man selten einen dieser Fische in dem Becken; weht aber der Wind heftig, besonders von Westen her, dann eilen sie in Menge aus ihren Löchern hervor, und stürzen sich blindlings in das beschriebene Becken, wo sie ohne Mühe gefangen werden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 29. September 1825.

Wenn Alle auf eine Art fröhlich werden können,
So brauchte man nicht ſo vielerley Inſtrumenten.

Caſtelli.

Reiſeſcenen aus den Niederlanden.

(Fortſetzung.)

Ich vertraute mich wieder der immer noch hin und her wogenden Menſchenflut draußen an, und nahm dießmal meinen Kurs durch einige Lindenreihen auf eine große Bude zu, aus der mir Muſik entgegenſcholl und auf deren Vorgiebel ich ſchon von weitem die prangende Inſchrift las:

Door liefde tot de kunst is dit Toneel gesticht,
Elk trekt nut en vermaak van't geen hier wordt verricht *).

Vergebens ſuchte ich hineinzudringen. Das Schauſpiel, das darin gegeben wurde: Kloris en Roosje, wie mich ein Mann am Eingang berichtete, war ſchon angegangen und alle Bänke gedrängt voll. Die Muſik war freylich nicht einladend und der Geſang, den ich dazwiſchen vernahm, erinnerte mich an das bekannte:

Aurem, qui modo non habet Belavam **),

Ich tröſtete mich daher, wie der Fuchs in der Fabel, um ſo leichter, da ich bey meiner geringen Kenntniß der Sprache doch nicht viel verſtanden haben würde.

Ein alter einäugiger Rhapſode, der in geringer Entfernung unter einem weißangeſtrichenen Lindenbaum ſeine Stimme erhob, hielt mich bald mehr als ſchadlos. Denke dir, ob ich meinen Ohren traute, als ich von dem eintönigen Geſang des Alten deutlich die Worte vernahm:

Hy nam toen Blancefleur in beide armen
En kust 'er dikwyls voor haar' roder-mond;
Hy zei: myn waarde lief, 'k zal u beschermen,
Gy maakt het binnenst van myn' ziel gesond *),

Wie? ſind hier die alten Zeiten Wolframs von Eſchenbach wieder aufgelebt, daß die Blinden auf der Straße ſingen von Floris und Blancheflour? wie Beyde miteinander in ſüßer Einigkeit erzogen worden, bis die grauſamen Eltern des Prinzen Floris, die Blancheflour den Sarazenen verkauften, ihre Liebe trennten; wie darauf Floris ſein Lieb in allen Landen geſucht, und endlich bey den Heiden, in einem feſten Thurm verſchloſſen, als die Braut des Fürſten, wieder gefunden hat, wie Beyde verſtohlen ihren Liebesbund erneuen, und wie der heidniſche Fürſt dieß entdeckt und Beyde zum Tode verurtheilt, durch ihre Treue aber gerührt wird, und ſie begnadigt und reich beſchenkt in ihre Heimath entläßt.

Der Alte ſtand auf einem Schubkarren an den Baum gelehnt; ſein Geſang wurde von dem mißtönenden Schall einer verſtimmten Fiedel begleitet, die ein Knabe zu ſeinen

*) Durch Liebe zu der Kunſt iſt dieß Schauſpiel geſtiftet (worden).
Jedermann zieht Nutzen und Vergnügen von dem, was hier verrichtet wird.

**) Martial. Epigr. lib. VI., 82. vgl. Erasmi proverb. chiliad. IV. cent. VI., 35. — Joh. Barclaii Satyricon Amstel. 1665. 12. p. 11. p. 184.

*) Er nahm jetzt Blancheflour in beyde Arme
Und küßt ſie oftmals auf ihren rothen Mund;
Er ſprach: mein ſüßes Lieb, ich will dich beſchirmen,
Du machſt das Innerſte meiner Seel' geſund.

Füßen spielte; bey jeder Pause wies er mit seinem Stab auf eines der Felder, in welche ein großes neben ihm ausgespanntes Tuch von Wachsleinwand getheilt, und auf denen die klägliche Geschichte gar erbärmlich abgebildet zu sehen war; zugleich gab er den Bauern, die offenen Mundes in Menge um ihn herumstanden, in kurzen Worten eine prosaische Erläuterung der Figur, auf die er eben zeigte: Hier sizt Blancheflour auf ihrem Bett und weint, daß der Heidenfürst, der sie zur Sklavin erkauft hat, sie heirathen will; hier liegt Floris in einem Korb mit Rosen zugedeckt, der von den Dienerinnen der Blancheflour an einem Tau in den Thurm heraufgezogen wird.

Die Geschichte war aus; und indeß der Knabe in seinem Hute von den Zuhörern seine Beute einsammelte, rollte der einäugige alte Mann das Bild zusammen und sezte sich auf seinen Karren, um ein Stück trockenes Schwarzbrod in dem zahnlosen Mund mühsam zu zermalmen. — Ich warf bewegt dem Knaben einen Zestehalf*) in den Hut und eilte weiter.

Wie bedauerte ich jezt, des Holländischen noch nicht mächtig zu seyn! Der alte Sänger hatte gewiß einen Schatz von Volksliedern, Geschichten und Mährchen im Gedächtniß, die mir um wenige Stüber zu Gebote gestanden hätten, und die nun vielleicht in kurzer Zeit für immer verloren sind. Es geht mit diesem Schatz, der im Munde des Volkes ruht, nicht anders als mit denen, die in den alten Burghalden und verfallenen Klöstern begraben sind; mit jedem Jahr sinken sie tiefer hinab, und, wenn sie zur bestimmten Zeit nicht erhoben werden, sind sie ein unauflösbares Pfand des Abgrundes.

In den Krambuden, die sich in langen Reihen durch die Straßen zogen und um die ein Gewühl und Gedränge von Käufern, Beutelschneidern und Müssiggängern war, wie wir es höchstens auf unserm Breslauer Wollmarkt zuweilen zu sehen bekommen, gab es für mich nichts Merkwürdiges. Eben so wenig konnte mich die Menagerie anziehen, die dem Anschlagezettel und einer großen vom Dach herabwehenden Flagge nach mehrere in diesen Landen noch nie gesehene Raritäten aufwies, als: ein afrikanisches Pferd ohne Haare, einen amerikanischen Wolf mit Haaren, aber ohne — Vorderzähne, ein Kalb mit zwey und eine Gans mit drey Beinen, beyde vor wenigen Tagen erst gestorben, und ähnliche. — Ein Zwerg von drey Fuß Höhe zeigte sich selbst für einen Schilling; und eine Riesinn von sieben Fuß wurde gezeigt für zwey.

Die Tanzhäuser, Bierschenken und Zapfereyen (koppeyen) zu besuchen hatte ich keine Lust; ich folgte daher mechanisch der türkischen Musik, die eben meine Straße hinabzog und mir also den Weg nach Hause wies. Sie bestand aus einem einzigen Manne, der aber mit der linken Hand die große Trommel schlug und mit der rechten knustreich ein Flageolett regierte, während das Schütteln seines Kopfes den Takt angab, und die Schellen des halben Mondes in Bewegung sezte, den er statt Federbusches auf dem Hute trug. Mit welchen Instrumenten seine Füße ausgerüstet waren, ist mir entfallen; statt der Sporen führte er messingne Becken.

Ich kam eben noch zur Suppe nach Hause, die mir nach langem Fasten sehr ersprießlich war. Nach dem Essen verließ ich sogleich, ohne weder die Schiffbrücke über den Rhein, noch den Hof von Gelderland und andere Sehenswürdigkeiten dieser Art in Augenschein genommen zu haben, die Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Sechstelthalb d. i. 5½, jezt nur 5 Stüber oder 5gr.

Die Weinlese.

(Fortsezung.)

„Ich kehrte geschwind um, und eilte über den Vorhof der Kapelle zurück nach dem Orte, wo ich die Frauen gesehen. Schon von fern konnte ich sie wahrnehmen: die Frau, welche in der Vorhalle der Maltheserkirche gebetet, und ein Lohnlakey begleiteten sie. Ich ging gerade auf sie zu, und nachdem ich mit wenigen Worten meine Dreistigkeit, sie anzureden, entschuldigt, meinen Namen genannt, unsrer mutmaßlichen Landsmannschaft Erwähnung gethan, erbot ich mich gegen sie zu den Diensten, wozu die leztere mich berechtige, und meine Kenntniß des Lokals geeignet machen dürfte."

„In keiner meiner Vermuthungen hatte ich mich betrogen. Die ältere der Frauen nannte meine schöne Unbekannte Tochter, und bekannte sich als Rheinländerinnen. Sie kannte meinen Familiennamen, sie erkannte sogar eine Familienähnlichkeit meiner Züge, welche ihr sofort, sagte sie, bey meinem Anblick aufgefallen wäre und die sie ihrer Tochter bemerklich gemacht. Sie fragte Mehreres über Verwandte, auf welches ich genügend Bescheid zu geben wußte; und mit dem offenen Entgegenkommen, das ein noch zuverlässigerer charakteristisch geistiger Zug der Bewohner unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes ist, als die dunkelblauen Augen, der germanisch-antike Schnitt des Gesichtes physisch-charakteristische Züge derselben sind, ward ich in ihre Gesellschaft aufgenommen."

„Die Tochter, Therese war ihr Name, hatte bisher geschwiegen. Da sich das Gespräch auf allgemeinere Gegenstände lenkte, nahm sie Theil an denselben, von der Mutter als Freundin und mit einer rücksichtsvollen Aufmerksamkeit behandelt, welche die Einfachheit und der Gehalt ihrer Bemerkungen und Urtheile rechtfertigten. Jene sagte mir, daß sie sich in Familienangelegenheiten hier befände. Der Ausdruck von Bedenklichkeit und Trübsinn,

Digitized by Google

welcher bey diesen Worten die edeln Züge Thereſens überſchattete, belehrte mich, wie dieſe keine erfreulichen ſeyn möchten. Mit einer allgemeinen, aber gewiß aufrichtigen Dienſterbietung beantwortete ich ihre Mittheilung. Sie nahm dieß, wie es angetragen wurde, nicht annehmend, nicht ablehnend, doch herzlich auf."

„Den Genoſſen eines Vaterlandes fehlt es in der Fremde nie an Stoff der Unterredung; dazu bot der Punkt, auf welchem wir zuſammentrafen, einen ſolchen reichlich. Die Mutter bemerkte die Aehnlichkeit des ganzen Lokals mit den Rheingegenden. Die Bemerkungen Thereſens bezogen ſich mehr auf Unterſchied und auf das Beſondre. „„Ich kenne, ſagte ſie, keine Hauptſtadt, gleich dieſer. Sie iſt mir ehrwürdig als einer Fremden, und was muß ſie den Böhmen ſeyn, welche hier die Gebeine und Altäre ihrer Herrſcher und Heiligen, die Monumente ihrer eigenen Tugenden und Verbrechen, vereint finden, mit dem Bedeutendſten, was die Gegenwart für ſie erzeugt. So etwas kann der vereinte Wille keines Herrſchers und ſeiner Nation ſtiften: ſo etwas erzeugt nur die Zeit.““ Bey heraunahendem Abend äußerten die Frauen ihre Abſicht der Auferſtehung im Dom beyzuwohnen, und ich erhielt die Erlaubniß ſie zu begleiten."

„„Prag iſt wie das Herz von Böhmen, und der Dom iſt wie das Herz von Prag, ſagte Thereſe.““ Wie freute es mich auch, bey ihr Sinn für die Lieblingsbeſchäftigung meines Geiſtes, die Beſchäftigung mit der Vergangenheit, zu entdecken."

„Unter ſolchen Geſprächen waren wir in das Schloß gelangt, und ſtanden nun im zweyten Schloßhof vor dem Dom, der, wie alle ähnlichen Gebäude, als ein Denkmal der Unbeſtändigkeit des menſchlichen Wollens, vielmehr denn als ein Denkmal der Mangelhaftigkeit des menſchlichen Vermögens, in trümmerhafter Unvollendung daſteht, und die Seele zunächſt mit Verlangen nach dem Eindruck der Größe erfüllt, den er, vollendet, gemacht haben würde. Hier hat die Malerey eine Andeutung deſſelben verſucht. Die leeren Flächen der unvollendeten Facade, die Trümmer eines erhabenen Gedankens, nicht der Zeit, ſind mit einem Freskogemälde bedeckt, welches höher und höher aufſteigend in großartigen, leichtgeſchwungenen Partien, mit ſeinen halbverwitterten Farben, mit der Staffage von Geſtalten in der Tracht voriger Jahrhunderte, einem Traumgeſichte deſſen gleicht, was hier beabſichtigt ward, und der Zeit, die es beabſichtigte. Das Frühlingsabendrot, das in den gothiſchen Fenſtern flammte, die dunkeln Mauern umſchimmerte, und ſeinen Schein auf jenes Gemälde warf; die erquickende Frühlingsabendluft, welche den Vorhof füllte, vollendeten dieſen Eindruck."

„In demſelben Augenblick ſchollen mächtig die erſten Glocken zur Auferſtehung. Wie erfreut ſchien die Luft die keuſchtigen, ſich in raſcher Folge weit verbreitenden Tonkreiſe aufzunehmen. Eiliger und in größerer Zahl zogen Menſchen durch den Schwingbogen, der aus dem erſten Schloßhof in den zweyten führt; mit ihnen traten wir zwiſchen die Pfeilertrümmer des unvollendeten Baues, auf deren einem eine Tanne wurzelte, wie auf natürlichem Feld; und traten ein in die weit geöffneten Thore, in das ſchon dunkelnde Innere des Dom's. Ein hohes Alter gibt den Werken der Menſchen etwas von der Ehrwürdigkeit und dem Eindruck der Werke der Natur."

„Das Abendlicht, noch ringsum eindrechend durch die Fenſterwände der höchſten Höhe der Kirche, leuchtete doch kaum bis zu ihrer Tiefe nieder, welche eine dichtgedrängte Menſchenmenge erfüllte, aber es drach herein mit der fortwährend zuſtrömenden, und über ſie hin mit den Glockenklängen durch die weit geöffneten Thore, und zog die ganze Natur in den Umkreis des Heiligthums. Ueber das dichteſte Gedränge in der dunkelen Mitte des Schiffes blinkten Gewehre, wehten die grünen Feldzeichen der öſterreichiſchen Krieger, ſchwankte ragend ein Baldachin. Mehr konnten wir nicht unterſcheiden, das Uebrige war vom Gedränge verdeckt. Und nun plötzlich ſenkte die ganze Menſchenmaſſe ſich nieder auf die Knie. Der einzige aufrecht ſtehende war unter dem Baldachin, mit weiſſen Haaren, im prachtvollen Ornat der Biſchof, ein Greis, die ſtrahlende Monſtranz in den emporgehobenen Händen haltend. Die Klingeln der Chorknaben ertönten, ihre glänzenden Rauchgefäße ſchwankten, Weihrauchwolken kräuſelten ſich im Kerzenſchein, die Fülle des Glockengeläutes, die mächtigen Tonwellen der Orgel klangen:

„„Chriſt iſt erſtanden!
Freude den Sterblichen,
Wo die verderblichen,
Schleichenden erblichen
Mängel umwanden!““

„Alle Herrlichkeit der Kirche ſchien geoffenbaret in dem Orte, den nichts ſchmückte als Dämmerung, Heiligkeit, Alter und Größe, und ſchien nur in einem ſolchen offenbar werden zu können."

„Ein freudiger Schauer durchzuckte meine Bruſt, und hielt mich niedergeſenkt auf den Knieen unter dem über uns ausgebreiteten Segen. Ich freute mich der Erde und der Menſchheit, welche dieſer Begebenheit gewürdigt worden; des Theils aller vorübergegangenen und zukünftigen Geſchlechter, meines Theiles daran und deſſen des holden Geſchöpfes, das neben mir kniete."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 30. August.

(Beschluß.)

Der 6. und 13. August waren Tage herzlicher Familientreuer für alle Glieder unsers erhabenen Kaiserhauses. An ihnen schieden geliebte Kinder und Enkel von einer innig verehrten Mutter, von theuren Geschwistern und Verwandten. Besonders schmerzhaft wurden die Stunden der Trennung für die Kaiserin Mutter, die im zehnmonatlichen Besitz dieser geliebten Kinder sich durch ihre Nähe so befestigt fühlte, daß sie dem Gedanken endlicher Trennung nicht mehr Raum zu geben vermochte. Am 6ten unmittelbar nach vollzogner Feyer des Peterhofschen Festes, verließ uns der Kronprinz der Niederlande mit seiner Gemahlin; acht Tage später der Erbgroßherzog von Weimar mit seiner Familie. Seine Prinzessinnen Töchter, Marie und Auguste, hatten diesmal zum ersten Male unsern Hof besucht, die höchste Liebenswürdigkeit, Anmuth und Huld fesselten auch hier alle Herzen an sie, die in ihren nähern Umgebungen zu weilen das Glück hatten. Der Erbgroßherzog mußte seine Rückkehr, wegen der nahen Jubelfeyer in Weimar am 3. September, beschleunigen. Die Oranischen Herrschaften waren in unsrer Residenz am 10. Oktober, die Weimarischen am 2. November vorigen Jahres eingetroffen. Der Bruder und die Mutter boten Alles auf, um den theuren Gästen den Aufenthalt hier so angenehm erheiternd als möglich zu machen, selbst die die erlauchten Herrschaften begleitende Suite erfuhr die wohlwollendsten Beweise der Kaiserlichen Huld, indem fast alle distinguirten Glieder derselben, vornehmlich die aus Weimar, mit verschiedenen Orden dekorirt wurden. — Der Kaiser begleitete jede der geliebten scheidenden Schwestern bis Kupene, der zweyten Station auf der Heerstraße nach Riga, 46 Werste von der Residenz, die Kaiserin Mutter aber noch weiter. Der zuerst abreisenden Tochter, der Kronprinzessin Anna, gab sie das Geleite bis Tschertowitz, der letzten Station diesseits des Städtchens Jamburg. Nachdem die Kaiserin hier Abschied genommen hatte, blickte sie in der wehmuthvollsten Stimmung den immer weiter gleitenden Wagen noch mehrere Minuten nach, und sandte den schon Entschwundenen mit den eilenden Wolken noch ein glückliches Lebewohl nach. In solchen Momenten hat der letzte Scheidepunkt, der die Herzgeliebten unsern Augen auf immer entrückt, unaussprechlichen Werth für uns. Das erste Nachtlager hielt die Großfürstin mit ihrem Gemahle in Narwa, dessen Bewohner diesen Abend durch eine geschmackvolle Illumination festlich begingen. Am 13. August, einem sehr trüben, mit starken Gewitter und unaufhörlichem Platzregen uns heimsuchenden Tage, führte dieselbe Heerstraße einen neuen scheidenden Familienkreis der Grenze des Auslandes zu. Das erste Nachtlager hielt das Weimarsche Fürstenpaar in Jamburg, in der Fabrikwohnung des Niederländischen Konsuls Tesch. Nachdem die Kaiserin die Theuren ihres Herzens auf der Station Reunal, unsern Dorpat, der schützenden Vaterhand Gottes übergeben hatte, traf sie mit einem zahlreichen Gefolge, in dem sich unter andern ihr Staatssekretär, Hr. von Wilamow, ihr Hofmarschall Baron Adelebol, ihr Leibarzt Hr. von Rühl ꝛc. befanden, am 15ten bey schon anbrechender Dunkelheit wieder in Jamburg ein. Sich dem die Stadt theilenden Lugastrome nähernd, wurde die trübe Gemüthsstimmung der Monarchin hier aufs tröstendste überrascht. Es leuchtete ihr das einfache Hoffnungswort — Wiedersehn — in Flammenschrift, auf der über den Strom führenden schön illuminirten Brücke entgegen, wodurch die von hohen Bergen völlig umschlossene Gegend angenehm erhellt wurde. Ehe die Kaiserin Jamburg am folgenden Morgen verließ, ließ sie sich die hier befindliche Abtheilung der Findlinder präsentiren, welche Zöglinge des von ihr dirigirten hiesigen großen Findelhauses sind, und entließ die Frohlockenden alle mit Geschenken ihrer Huld.

Der Erbgroßherzog besichtigte mit seiner Familie und seinem Gefolge, am 15. August alle zur Universität Dorpat gehörenden Institute und Apparate, und widmete ihnen die ihrer würdigste Aufmerksamkeit. Der gerade dort anwesende Curator Graf Liewen, und der Rektor Staatsrath Ewers, wurden von ihm zur Mittagstafel gezogen. Das Korps der Studirenden erhielt auf sein Ersuchen die Erlaubniß, bey den hohen Herrschaften die Ehrenwachen zu halten.

Die neuesten Reiseberichte aus Georgiewsk, der bisherigen Hauptstadt der Provinz Kaukasien, (denn eine neuere Allerhöchste Verordnung hat jetzt Stawropol dazu erhoben,) geben uns über die dort stattfindende außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel folgende interessante Data: Ein Huhn kostet 5 Kop., ein Fasan 10 Kop., ein Pfund Rindfleisch 1½ Kop., ein Pfund weißes Brod 1½ Kop. Eine Tunge dortigen Tschubirá-Weines, (gegen 7 unsrer Bouteillen), ein Rub. 60 Kop. Alle diese Preise sind nach Papiergeld berechnet.

So eben erscheint hier vom Fürsten Schirinsky-Schichmatow, (seit dem März dieses Jahrs neuernannter Kanzleydirektor des Ministers des öffentlichen Unterrichts,) eine Sammlung geistlicher Gesänge, in denen der Verfasser verschiedene Dichter des alten Testaments frey interpretirt. So ist einer unter ihnen, der zur Ueberschrift: die Majestät Gottes und die Schönheit der Natur — hat, frey erläutert nach dem 103. Psalm; ein andrer — die Seufzer des Leidenden zu Gott, nach dem 101. Psalm, der Klaggesang Juda in der Gefangenschaft, nach dem 136. Psalm, die Vergänglichkeit aller irdischen Güter, nach dem 48. Psalm ꝛc. Der Verfasser hat in diesen Gesängen die hohen Gedanken und Gefühle seiner Originale vortrefflich zu benutzen gewußt.

Von der im Beginn dieses Jahres vom Finanzministerium neuangekündigten Zeitschrift, zu Beförderung der Bergwerks- und Mineralkunde, des Salzwesens, *) ist jetzt das erste Heft erschienen. Es enthält mehrere interessante Aufsätze wie eine Beschreibung des hiesigen Münzhofs, statistische Notizen über die Salzsiedereyen des Gouvernements Perm, Nachrichten über die neuerlichst in den Bergwerken von Slatoust (den 2. Juni) aufgefundnen 25 Stücke gediegnen Goldes, die zusammen ein Gewicht von 2 Pud, 26 Pfund, 73 Solotnik hatten. Das größte derselben wog 13 Pfund ꝛc. — Das früher angekündigte Journal der menschenliebenden Gesellschaft ist nach einer halbjährigen Suspension seit dem Juli nun wieder erschienen. Eine, unter dem Titel Mnemosyne bekannte russische Quartalschrift, redigirt von einem Fürsten Odoewsky und Herrn von Küchelbecker, gab im J. 1824 ihren zahlreichen Abonnenten statt der versprochenen vier nur drey Bände, und hörte dann ganz auf. Leider sieht sich die russische Lesewelt nicht selten so von ihren Literaten, besonders denen, die die Werke ihres Geistes auf Subscriptionen stellen, getäuscht.

B***

*) Dies ist, nächst der Commerz-Zeitung und dem Journal für Manufaktur- und Fabrikwesen, das dritte im Finanzministerium redigirte Blatt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. September 1825.

Es ist kein besser Ding auf Erden,
Denn Frauen Liebe, wem's mag werden.

Luther.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Nachdem wir die Kirche verlassen, erhielt ich Erlaubniß, die Frauen in ihre Wohnung zu begleiten. Sie war in einem Gasthofe am Graben. Es fiel mir nicht ein, daß der Weg dorthin über die Brücke führe, welche ich seit meinem Abenteuer nicht betreten. An Theresens Seite dachte ich aber selbst auf der Brücke kaum mehr an dasselbe, wozu wohl der veränderte Anblick derselben beytragen mochte. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte sie; unten schimmerten lichtgrün und röthlich die Kronen der Bäume auf den Inseln, und in dikalicher Abendluft glänzten der Strom und seine Ufer weit hin erhellt."

„Wir traten in die Zimmer meiner neuen Freundinnen, wo ich mit Vergnügen einen Geist der Nettigkeit und Ordnung bemerkte, welcher hier über den gleichgültigen Charakter gesiegt, der sonst Gasthofszimmern eigen ist. Das anspruchslose und doch keineswegs gleichgültige Wesen Theresens, die Sicherheit ihres Willens, bey so viel liebevoller Weichheit, entfalteten sich überaus wohlthuend vor mir während der nächsten Stunden."

„Es ist in dem wahren und scheinbaren menschlichen Werth Etwas, das den einsichtigeren Beobachter, auch nach der kürzesten Wahrnehmung, nicht täuscht. Ich möchte beyde mit ächten und unächten Juweien vergleichen. Der Glanz obenauf ist derselbe bey dem einen und andern; aber aus der Tiefe brechen bey jenem die Strahlen aller Regenbogenfarben immer verändert, immer überraschend hervor, indeß bey diesem der verweilende Blick nur schwarze Leere im Grunde entdeckt. Das Schauspiel eines vorzüglichen menschlichen Werthes hat Aehnlichkeit mit dem, welches der Anblick des erstern gewährt; man wird unaufhörlich überrascht, man erkennt ihn sogleich, man ergründet ihn nie, und wie entzückend ist jenes Schauspiel, wenn das Wesen, das ihn besitzt, auch ein so schönes ist als Therese war, und wenn dessen Art so unsrer eigenthümlichsten Neigung entspricht, als die Art ihres Werthes der meinen! Die Stunden entflohen wie Minuten. Eine Uhr, welche eilf schlug, mahnte mich, Abschied zu nehmen. Meine Bitte um Vergunst der Wiederholung meines Besuches ward gern gestattet."

„Ueberaus glücklich trat ich hinaus unter den gestirnten Himmel. Wie öde stand ich noch am Morgen und nun war ein so treffliches Geschöpf mir nahe gestellt, zu welchem ich zurückkehren durfte, wo mich die kaum genossene Zufriedenheit, die meine Brust noch mit Entzücken schwellte, zuverlässig wieder erwartete! Wie reich an Entzücken überhaupt dieser Tag für mich gewesen! — Wie reich hatte mich der gütige Schöpfer heute bedacht."

„Unter solchen Empfindungen und Betrachtungen rasch weiter gehend, achtete ich meines Weges nicht, und plötzlich stand ich unter dem Brückenthor, und vor mir lag, ganz wie in jener Unglücksnacht, besäumt mit ihren dunkeln, schattenhaften Statuen, durchaus leer und weit im weißlichen Lichte des Mondes die Brücke. Wie ein unge-

Digitized by Google

heneeo aufgeeolltes Blatt, auf welchem die Gewißheit meiner Schuld geſchrieben ſtand, trat ſie mir entgegen und erſchütterte mich ihr Anblick. Alle Empfindungen der Wonne waren plötzlich dahin. Was hatte ich mit Wonne zu thun, der ich um die Gottesgabe eines reichen Daſeyns ein menſchliches Weſen gebracht. Welchen Theil hatte ich am Feſte des Erbarmens, der ich, von wahnſinniger Leidenſchaft mich dis zum Unheil voreäßlichen Mordes hatte überwältigen laſſen?" Die Vorſtellung des mit den Wellen kämpfenden Opfers meiner Raſerey bemächtigte ſich meiner; ich ſah die Geſtalt des Unbekannten wie ein leichter Nebel aus der Moldau ſteigen. Sie hob ſich ſtill und rieſenhaft hinan gegen die Brücke, ſie ſtand an meiner Seite. — Athemlos, in kaltem Schweiß gebadet, erreichte ich die Thür meines Hauſes, wo welcher ich meinen Diener im Geſpräch mit andern Dienſtleuten traf. Die Nothwendigkeit, mich gefaßt zu zeigen, gab mir Faſſung. Die Reflexion erlangte Gewalt über die Phantaſie und ſtellte meine früheren Zweifel an der Wirklichkeit des muthmaßlichen Schluſſes meines Abenteuers her. Sie maß jener lezteren, dieſer Spenderin ſo reicher Freuden in manchen, und ſo frechbarer Schreckniſſe in andern Augenblicken, ihren Antheil an der Wirkung bey, welche der unerwartete Anblick der Brücke in derſelben Leere und Beleuchtung wie in jener Nacht bey mir erregt. Einen tiefen Schauder im Grunde meiner Seele konnte ſie nicht beſiegen: der Eindruck des Abenteuers war erneut."

„Die feyerlichen Feſtglocken des hellen Oſterſonntagmorgens, die Erwartung, Thereſen zu ſehen, verſetzten mich jedoch am folgenden Tage in eine heiterere Stimmung. Ich kleidete mich an und ging zu ihr. Mit ganz ungewöhnlicher Theilnahme betrachtete ich die Gruppen, denen ich unterwegs begegnete, nicht als ein Schauſpiel, wie bisher, nein als ein dazu gehörender im Bewußtſeyn, mich auch wieder freundlichen Menſchen zugeſellen zu dürfen. Mutter und Tochter fand ich in elegantem feſttäglichen Hausanzug. Das Zimmer war von der Sonne durchleuchtet, deren Helle ſich mit dem Schein der Reinlichkeit und der Ordnung an allen Gegenſtänden heiter verband. Die Mutter ſaß auf dem Sopha, die Tochter auf einem Seſſel hinter der Seitenlehne deſſelben. Die ausgebreiteten Arme mit gefaltenen Händen auf dieſe geſtützt, ſchien ſie der Mutter zugeſprochen zu haben. Es war ein lebhafter Ausdruck ſchmerzlicher Unruhe in den Zügen dieſer letzteren; in Thereſens Geſicht hatte die Sorge mehr den Ausdruck des Nachdenkens. Beyder Mienen erheiterten ſich, als ich eintrat, und während unſeres Geſprächs."

„Noch nicht lange befand ich mich bey ihnen, ſo erſchien eine rüſtige böhmiſche Magd, mit rundem, rothem Geſicht, kleinen, blitzenden ſchwarzen Augen und perlweißen Zähnen. Ihren Kopf bedeckte ein enganſchließendes goldenes Häubchen, im Nacken verziert mit mächtigen, ſchmetterlingsförmigen Schleifen von breitem, aufgeſteiftem buntem ſeidenem Bande, deſſen goldbefranzte Enden lang herabhingen über einen unförmlichen Chignon ihres ſchwarzen Haares. Ihr ſtarker Oberleib war wohlgeſchnürt, in einem knappen ſeidenen Mieder, das weit ausgeſchnitten um die Bruſt, ein breit und ſpitz auf den Rücken herabreichende, ſchmal und rund vorne zuſammenlaufender Kragen umfaßte, welcher das weißeſte Tuch umſchloß. Offen am Halſe ließ dieſes den Halsſchmuck ſehen, viele Schnüre Granaten von einem goldenen Schloß zuſammengehalten. Ein faltenreicher langer Rock von gleichem Stoff, wie das Mieder, mit einem breiten Bande umgeben, eine lange, weite und faltenreiche Schürze von ausgeſchweiftem Muslin, vollendeten ihren böhmiſchen Feſttagsputz. Mit einer gewiſſen Grazie und gefälliger Dreiſtigkeit, welche dem unverdorbeneren weiblichen Geſchlecht der niedern Stände in Böhmen allgemein eigen, ſchlug ſie, nachdem ſie ihrer Herrſchaft die Hand geküßt, und verſucht hatte, wie dieſelbe Ehre zu erzeigen, eine blendend weiße Serviette zurück von einem flachen Korbe, welchen ſie gegen die Hüfte geſtemmt trug, und zeigte der Mutter den Inhalt mit den Worten: „„Hier iſt das Geweihte."" Ich ſah ein gebratenes Lamm, bunte Eier, ein zierlich gewundenes Laib Brod u. ſ. w. Die Mutter hieß ſie den Korb niederſetzen. „„Wir haben Sie erwartet, das Geweihte mit uns zu genießen, ſagte ſie, während meine alte Bekannte aus der Vorhalle der Maltheſerkapelle mit der Despotenmiene eines alten Dienſtboten den Tiſch deckte. Es iſt ein hieſiger Brauch, den ich Thereſen zu Liebe mitmache. In allen guten bürgerlichen Häuſern wird hier am Morgen des erſten Oſtertages ein kaltes Frühſtück, wie Sie es da ſehen, in die Kirche getragen, vom Prieſter mit Weihwaſſer beſprengt und daheim von den Hausgenoſſen insgeſammt verzehrt, von denen jeder mit einem wenigen, einem Stückchen Ey, einer dünnen Brodſcheibe, einem Biſſen Fleiſch ſich begnügt, dieß Wenige um keinen Preis miſſen wollte."" „„Und das iſt das Schöne daran, fiel Thereſe ein, es iſt nicht der ſinnliche Genuß, woran ſie hängen, es iſt die Bedeutung. Sie müſſen es auch mir zu Gute halten, fuhr ſie fort, wenn wir Ihnen nur das Herkömmliche auftiſchen, ſammt einer Flaſche Wein von unſerem Strom, die bey den Rheinländern obenan gehört."

„Der Tiſch war gedeckt, das kleine Frühſtück aufgetragen, und Thereſe ſetzte mit den letzten Worten die Flaſche auf die Tafel. Ich kann nicht beſchreiben, wie das Gefühl von Häuslichkeit, das ich ſeit meiner Kindheit nicht mehr und auch während dieſer nur ſelten empfunden, mich während des kleinen Mahls beglückte. Wohl war es geweiht!" —

„Wie liebenswürdig erſchien Thereſe in der häuslichen Geſchäftigkeit, womit ſie die Wirthin machte, jeglichen

der Dienstleute eigenhändig betheilte, kleinere Portionen für einige Hausarme zurücklegte. Wie liebenswürdig war ihre Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter! Oft wollte diese in trübes Nachdenken versinken: in solchen Augenblicken sah sie dieselbe aber heiter an, und ihr Blick hatte dann wirklich etwas von der freundlichen Kraft der Sonne, die ein Gewölk zertheilt, bevor es sich zusammengezogen. Meine Aufmerksamkeit gegen sie selbst wandte sie durchaus der Mutter zu. Sie zwang mich so, sie an diese zu richten, indem sie mir zeigte, daß ich ihr dadurch angenehm wäre; ein Zwang, der mir zur größten Wonne wurde, weil ich dadurch erfuhr, daß ich ihr angenehm seyn könne."

„Ich hätte gewünscht, die Zeit stände still. Aber sie entflohen nur zu schnell, die köstlichen Minuten. Beym Abschied erbat ich mir die Erlaubniß, die Frauen am folgenden Tage zu einer Spazierfahrt nach Kloster Emaus abzuholen, das Volksfest des zweyten Ostertages mit anzusehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseſcenen aus den Niederlanden.

(Beſchluß.)

3. Eine Bauernhochzeit zu Bedmſter, bey Purmerend in Nordholland.

Die Braut war ein allerliebſtes Kind. Die klaren braunen Aeuglein ſchauten ſo unſchuldig aus dem runden Milchgeſichtchen, daß man ihm gut werden mußte, wenn man es nur anſah. Ein reiches Diadem, von Gold mit Perlen beſetzt, ſchmückte das kaſtanienbraune Haar, das hinterwärts mit einem zierlich gefalteten Schleyer bedeckt war; viele kleine Löckchen fielen in regelmäßigen Reihen auf die obere Hälfte der Stirn herab. Für mich erhielt ſie durch dieſe Tracht etwas Fremdartiges, das mich aber nur noch mehr anzog; die übrigen Mädchen wurden dadurch meiſt entſtellt.

Der Bräutigam ſchien eben ſo jung und unerfahren als die Beute; die Augen verlegen auf ſeinen Teller geheftet, ſaß er neben ihr, ſtumm und hölzern wie ein Stock. Aber plötzlich, während die andern Tiſchgenoſſen den Gläſern tapfer zuſprachen und ich mit meiner muntern Nachbarin mich unterhielt, waren Beyde miteinander verſchwunden.

Ein alter Witzbold bemerkte zuerſt ihre Entfernung und erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den Grund derſelben, die meiſt auf Zweydeutigkeiten und derbe Scherze hinausliefen und manchem artigen Kind das Blut in die Wangen trieben. Meine Nachbarin war wie mit Purpur übergoſſen; ſie wagte es nicht mehr, die Augen zu mir zu erheben; doch als unſre Hände ſich begegneten, erwiederte ſie leiſe und zierlich meinen Druck.

Man hatte indeß beſchloſſen, Braut und Bräutigam zu ſuchen. Bald war es entdeckt, daß ſie in das Haus eines Nachbarn geflüchtet waren, der ſie bey ſich aufgenommen und ihnen eine Kammer zum Schlafgemach eingeräumt hatte. Ein Paar junge Burſche, die einen Tannebaum, mit brennenden Kerzen beſteckt, trugen, führten den Zug; ihnen folgte ein Trupp übermüthiger Buben mit kupfernen Keſſeln und Stöcken, Zangen und allerley Hausgeräth bewaffnet, das ſie mit wildem Jubel gegen einander ſchlugen; dieſen die übrigen Gäſte, Frauen und Männer unter einander, doch meiſt gepaart. Der alte Luſtigmacher, der bey Tiſche das große Wort geführt hatte, machte jezt mit einem großen Topf Brandewyn met Zuikor *) und einem hölzernen Löffel den Beſchluß.

Ich hatte abſichtlich bis zulezt gewartet; denn meine ſchöne Nachbarin hatte ſich im Gedränge von mir verloren, und ich glaubte ſie noch hinter mir zurück. Zu meinem Verdruß fand ich mich in dieſer Hoffnung getäuſcht, und mußte, nachdem ich ſie vergebens im ganzen Hauſe geſucht hatte, eilen, um mich nur dem Zuge wieder anzuſchließen. — Aber indem ich aus der Thür trat, hielten zwey zarte Arme mich umſchlungen; ich wandte mich um, — und das muthwillige Mädchen lag an meiner Bruſt. Sie kicherte und ſträubte ſich, als ich ſie küßte. Man wird uns vermiſſen, flüſterte ſie, eilen wir!

Es gelang uns noch, unbemerkt in den Kreis zu ſchlüpfen, der ſich während unſeres Zurückbleibens bereits um den Tannebaum gebildet hatte. Dieſer war vor der Thür des Hauſes, worin man die jungen Eheleute vermuthete, in die Erde gepflanzt worden, und diente einer Menge der verſchiedenſten Gruppen zum Mittelpunkte, die zum Theil des Pinſels eines Teniers würdig geweſen wären. Der Branntwein ging reihum; und jeder mußte den hölzernen Löffel leeren, ſo oft er an ihn kam. Alle faßten ſich darauf bey der Hand und tanzten bey dem Schein der Kerzen und nach dem Dröhnen, Raſſeln, Klirren und Klappern der Keſſel, Töpfe und hölzernen Gefäße, welche die Stelle der Inſtrumente vertraten, um den Baum. Bey jeder Pauſe ging wieder der Branntweinlöffel herum. Indeß hatten einige, die in das Haus gedrungen waren, das Hochzeitgemach entdeckt, und den Bräutigam mit der Braut herabgeholt. Sie mußten den Tanz anführen, der nun immer wilder und ungebundner wurde, da bey Vielen der Branntwein ſeine Wirkung zu äußern anfing. Die Kerzen waren ver-

*) Branntwein mit Zucker, ein ſehr gewöhnliches Getränk in den Niederlanden.

Digitized by Google

brannt, der Tannebaum selbst stand schon in lichten Flammen und sank allmählig in Asche.

Ich hatte die angenehme Verpflichtung, meine hübsche Nachbarin nach Hause zu geleiten, und entzog sie jetzt dem Tumel, der auch sie ergreifen zu haben schien.

Ihre Eltern folgten uns; aber die Nacht war sternleer und gern verhüllt sie ihre süßesten Geheimnisse dem Ungeweihten.

De. Karl Hermes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

Das Hoftheater der recitirten Schauspiele begann seine Vorstellungen, nach Beendigung der Ferienzeit, mit Flatterssinn und Liebe, nach dem Mari à bonnea fortunea, von Curländer, das bey öfterer Wiederholung immer noch mit Beyfall aufgenommen wird. Dann kam der Bruderzwist, von Kotzebue, worin eine junge Schauspielerin, die in einem frühern Bericht schon erwähnt wurde, ihren zweyten theatralischen Versuch als Lottchen machte. Eine sehr empfehlende Persönlichkeit und der in einem seltnen Grad natürliche Ton des Redevortrags eignen sie besonders für diese Liebhaberinnen von sanfterem Charakter. Für das Tragische mag es ihr, wenigstens jetzt noch, an Feuer fehlen, wie es dem Organ an Kraft fehlt. Das zeigte sich vorzüglich in der folgenden Rolle, nämlich Körners Tony, der sie aber durch die ihr eigne Natürlichkeit und Wahrheit wieder sehr interessante Züge gab. Preciosa ist auch in diesen Tagen gegeben worden, mit neuer Besetzung durch die Müller, die meiner Meynung nach etwas Vorzügliches darin leistet, ohne daß hier irgend eine der Zuthaten — Gesang, Tanz und schöne Reitkunst — mit in Anschlag kämen. Auf die letzteren beyden verzichtet sie ganz. Ich darf meine Ansicht in diesem Fall um so eher für gegründet halten, als ich in Ansehung mancher andern Produktion dieser Darstellerin nicht ganz derselben Meynung bin. Aber auch das Publikum schien von dieser Ansicht eingenommen; und empfänglicher, wie sinnreicher in Auszeichnungen für beliebte Künstler, ist wohl keines im deutschen Reiche. Bey den Worten: „Hat mit Gaben und Talenten mich Natur nicht reich bedacht?“ — (So ungefähr!) antwortete ein laut rauschender Beyfallssturm. Uebrigens konnte man dieß Mal auch nicht weniger thun, denn das Nämliche widerfuhr der Neumann in dieser Rolle, und Beyde haben es gar wohl verdiene.

Ein Schauspieler vom Theater in Hannover, Herr Arthur, gab Gastrollen auf dem Theater in der Josephstadt. Wenn an der Wien gespielt worden wäre, vermuthlich hätte er sich dort gezeigt; indessen vermuthe ich, daß seine deßhalb getroffene Auskunft nicht zu seinem Nachtheil ausfiel. Es war ihm einiger Ruf vorausgegangen, und ich hörte einige Tage früher seine nächstkommenden Gastspiele schon erwähnen. Bey dieser Gelegenheit kann ich, ohne direkte Beziehung jedoch, die Bemerkung nicht unterdrücken, die ich vielfältig gemacht habe: daß selten ein Künstler höher steht, als sein Ruf, oft aber wohl das Gegentheil geschieht. Dieß ist nicht sowohl ein Beweis von der Gutmüthigkeit der menschlichen Natur überhaupt, als der kritischen insbesondre, und Manchem dient die verschwenderische Freygebigkeit der Chargés d'affaires nicht nur zum Nachtheil, sondern sie verwandelt sogar den Lobgesang in eine Satyre, und wenn man zuweilen von Blümchen Wunderhold und Mirabellen liest, die man vor Kurzem auch, und zwar als ganz andre Blümchen noch gekannt, so scheint nichts wunderbarer, als diese überraschende Metamorphose. Ich weiß nicht, woher es kam, daß die Wahl der ersten beyden Gastrollen des Hrn. A. an demselben Abend einen sonderbaren Eindruck auf mich machten, jedoch in verschiedener Hinsicht. Er trat zuerst in „Fehlgeschossen!“ dann als Staberl auf. Ich fand, was die erste Rolle betrifft, eine nicht ungewöhnliche Routine, neben der aber doch zu viele Unruhe noch sichtbar wurde. Die Darstellungsweise, oder die Bezeichnungsform war weder technisch, noch ästhetisch (ich will mich kurz ausdrücken), eben so gut hätte ich natürlich sagen können. Dieses Letztere gilt auch von dem Redevortrag. Es zeigten sich indessen auch gelungene Stellen, dieß Wort im engsten Sinne genommen, wiewohl ich weiß, daß man zwischen gelungen, gut, vortrefflich, unübertrefflich — keinen Unterschied zu machen pflegt. Von Charakteristik war keine Rede, das heißt: die Hauptperson, der Tischler, blickte nirgends heraus, und die Erscheinungen hatten ziemlich eine und dieselbe Physiognomie. Im Ganzen hatte das Spiel eine gewisse Frische und das Publikum war empfänglich gestimmt. Der Künstler wurde auch gerufen. Das pflegt nun wohl nicht auszubleiben. Hierauf erschien der Gast als Staberl. Was soll ich von dieser Darstellung, oder vielmehr von dieser Komik sagen? — Fehl geschossen! flüsterte Einer neben mir, sobald er ihn erblickte. Ich glaubte den „rosenfarbnen Geist“ in einem verunglückten Exemplar zu sehen. Feuerroth über und über, der Leib und das Gesicht, bis an den Wirbel, zwey weiße Querstreifen über die Augen, rothe sogar das kleine krumm hinaus stehende Zöpfchen. Vor Alters in gewissen Gegenden das Charakterzeichen der Valbriane, Peter und Consorten. Darüber kann man hier nicht lachen; doch preise ich diejenigen glücklich, die es können. Selig sind die nicht sehen, und doch glauben! Uebrigens wünschte ich, Hr. A. hätte in seinem natürlichen Dialekt gesprochen; der österreichische, wenn es der seyn sollte — ich zweifle aber, denn das klingt ganz anders, was ich eben unter meinen Fenstern höre, anders und besser — will ihm nicht gelingen. Ueberhaupt sollte Niemand, der es nicht kann, die Volkssprache eines Landes in dem Lande selbst nachahmen wollen. Es klang bald platt, bald schwäbisch, bald jüdisch — ganz kurios! Von der Darstellung will ich nichts sagen. Es war zu viel Anstrengung, zu viele Raffinesse darin, es blickte zu viele Selbstgefälligkeit daraus hervor, als daß es Andern recht behagen konnte. Mein Nachbar war ganz still, nur ein einziges Mal hörte ich ihn sagen: da lob' ich mir doch unsern Nagel! Dabey fiel mir der bekannte Komiker Ignaz Schuster ein, der diese Rolle auch spielt — wie natürlich, und doch wie originell komisch! Der Staberl, meinte Jemand, ist zwar ein närrischer Kauz von einem Bürger; so ein Muster wär' indessen doch wohl allenfalls zu finden, das andre würde man aber in allen dreyßig Vorstädten, selbst unter'm weltberühmten runden Dachl ganz vergebens suchen. — Der Gast ist noch einige Mal aufgetreten und, wenn ich mich nicht irre, blos in ernsthaften Rollen; gesehen hab' ich ihn nicht mehr; es thut mir leid, weil ich ihn vermuthlich in irgend einer andern Darstellung recht brav gefunden hätte. Gehört hab' ich auch nichts weiter; denn hier ist es so: gefällt ein Künstler, so spricht alle Welt von ihm; macht er kein Glück, so schweigt man still.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Oktober 1825.

Lieb' iſt ein Feu'r, von dem die Augen leuchten.

Shakſpeare.

Proben ſerbiſcher Volkslieder.

Von G. von Goethe.

Das walachiſche Mädchen.

Ritt' ich jüngſt mein junges Rößlein,
Trug es mich zu der Walachin.
Die Walachin hat drey Mädchen;
Heimlich ſchalt die Mutter eine:
Gaeſt'ge Nero, wo doch warſt du?

Schilt mich nicht, o liebe Mutter,
Bin geweſen an der Donau,
Hab' geſchaut da junge Deutſche.

Den ich ſah, der eine Deutſche,
Wollt' er ſeyn mein Schwiegervater,
Gäb' ich ihm ein feines Hemde,
Daß er's teüge bis zum Tode.

Den ich ſah, der andee Deutſche,
Wollt' er mir Brautführer werden,
Gäb' ich ihm ein goldgelb Tüchlein,
Daß er's trüge bis zum Tode.

Den ich ſah, der dritte Deutſche,
Wollte der mein Liebſter weeden,
Gäb' ihm meine ſchwarzen Augen,
Daß er bis zum Tod ſie küßte.

Die Weinleſe.

(Fortſetzung.)

„Mein Leben bis zur Stunde, da ich in den Wagen ſtieg, war nur ein Erwarten dieſer Stunde, ein Wiederholen der mit Thereſen vollbrachten Zeit. Verſenkt in jene Vorſtellungen durchſtreifte ich die Gegend, ohne zu wiſſen, wo ich war. Der Eindruck ihrer Liebkeit ſchien nur dem Bilde Thereſens anzugehören, von dieſem auszugehen."

„Der erſte Oſtertag hat in Prag einen mehr ernſten Charakter der Freudigkeit. Ueberall herrſcht noch Stille. Die Frauen erſcheinen größtentheils in ſchwarzen Kleidern; die irdiſche Luſt ſcheint an ſich zu halten vor der Freude des Himmliſchen. Am zweyten Oſtertage aber bricht jene mächtig hervor, in den bunteſten Farben der Anzüge, und einer rauſchenden Muſik, welche allſeitsher ſo fröhlich erſchallt, als feyerte die Luft ſelbſt ihre Wiedervereinigung mit der alten Genoſſin ihres Elementes."

„Manche friſche junge Tanne hat der Wald hergegeben, die an den weitaufgethanen Thoren der Bier- und Speiſehallen noch ſo fröhlich grünt als in ihrer dunkeln geräuſchvollen Heimath. Dazwiſchen hängt ein dicker Buchsbaumkranz mit vielen Schleifen von buntem und goldenem Papier, in deſſen Mitte ein Bacchus mit feiſchgefärbten rothen Wangen, beritten auf einem friſchgefärbten, bunten Faſſe, mit neuvergoldeten Reifen, ſeine zahlreichen Verehrer in ſein Pſeudoheiligthum ladet, die keiner großen

Digitized by Google

Einladung zu bedürfen scheinen, und in Haufen unter ihm hin in dasselbe einziehen. Auch die Fenster solcher Hallen sind mit grünen Reisern durchflochten, und ihre Zahl ist so groß in Prag, zumal in der Neustadt, daß ihr fröhlicher Anblick einen Charakterzug des Bildes jener alten Stadt an diesem Tage ausmacht."

„Wenn die Kleinseite, die Altstadt und der Hradzin vorzüglich der Schauplatz sind der übrigen Geschichte Böhmens, so ist die Neustadt vorzüglich der Schauplatz der Geschichte dieses Reiches unter seinen Luxemburgischen Regenten, deren größtem sie ihr Entstehen dankt."

„Der Moment der herrlichsten Blüthenzeit Böhmens, wo es Mittelpunkt der kaiserlichen Gewalt und Mittelpunkt der europäischen Kultur war, trifft zusammen mit dem des Entstehens der Neustadt Prags. Ein kurzer Augenblick, dem der Ruin alsbald gefolgt. Die jugendliche Pracht der lezteren wurde der Schauplatz der Verwüstungen der Hussiten, bevor die königliche Gewalt und die Macht des Adels sich dahin übersiedelt hatte. Man sieht bloß der Neustadt, besonders dem entfernteren Theil derselben an. Großartige, gradgestreckte Gassen und regelmäßige Plätze, dazwischen einzelne entsprechende Bauwerke, welche inmitten von Reihen unbedeutender Häuser und Hütten, oft gar einzeln oder verloren zwischen Gärten und Ackerflächen stehn, wo der Landbau der städtischen Betriebsamkeit den entrissenen Grund schon wieder abgewonnen."

„Eine große Zahl von Menschen, eine Menge von Kindern darunter, die zu einem Zuge zusammenschmolzen, nahm denselben Weg wie wir, nach dem Kloster Emaus. Aber sie hatte etwas Stilles, ja Gebeimes diese Menge, was ich bey allen Volkszusammenkünften in Böhmen angetroffen. Kein übermüthiger Ausbruch von Fröhlichkeit, kein augenblicklicher lauter Zwist, kein muthwilliger Sport. Die Menschen gingen gesezt nebeneinander und aneinander vorbey, wichen sich rücksichtsvoll aus, sprachen heiter, aber nicht lärmend."

„Wir drängten uns durch die Haufen von Verkäufern und Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und Spielzeug und ihren Abnehmern, welche die Straße, die zum Kloster führte, auf beyden Seiten besezt hielten, in den Vorhof desselben und kamen, einen Weg zwischen umzäunten netibelaubten Gartenstecken und niedrigen Baulichkeiten entlang, welche ehedem offenbar zu einem bedeutenden kirchlichen Ganzen gehört, in die Kirche. Nirgends konnte ich aber einen rechten Mittelpunkt und Anlaß des Volksfestes entdecken."

„„Mir ist, als sähe ich es entstehen, sagte die Mutter, als ich dieß hier bemerkte. Betrachten Sie die vielen Kinder, und wie das mit Lichtern umgebene prangende Bild des Christuskindes am Hauptaltar, an jener Seitenwand das Gemälde des Bethlehemitischen Kindermordes einen sehr lebhaften, höchst gefälligen und höchst schauderhaften Eindruck auf jene macht. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt zu beobachten und sind noch nicht in dem Alter, wo die Rückerinnerung lehrt, wie wichtig selbst das Unbedeutende in den Jahren der Kindheit ist. Als noch Mönche das Kloster bewohnten, fanden Kinder an diesem Festtage beym Ziel eines Spazierganges hier die Erschütterung zweyer entgegengesezter bedeutender Anblicke, welche mit ihrem Alter in Beziehung standen, und die Freude eines kleinen frommen Geschenkes. Sie begehrten wieder hieher. Ihre Eltern vertrösteten dieß Verlangen auf ein folgendes Jahr, und forderten die andern Nachbarn und Freunde auf, ihren Kindern dieselbe Lust zu machen. Erwachsene Geschwister nahmen Theil an dem Spaziergang; ein Lebensalter zog das andere. Die Freude der Gemeinschaftlichkeit breitete sich aus und vermehrte die Festlichkeit. Das Angenehme ward jährlich wiederholt. So wurde das Fest Volksfest, so sezte es sich als ein solches fort.""

„„Und so belebt es einmal im Jahr an einem frohen Tage die Plätze und Gassen, in denen ihr Gründer im Geist gewiß ein ganz anderes politisches Leben der Zukunft wimmeln sah,"" fügte Therese hinzu.

„Es brachte mich auf die Bemerkung, wie nichts in der Welt Dauer behauptet, das nur der Wille eines großen Einzelnen, das die Menschen nicht gemeinschaftlich erschaffen haben."

„Die Ansicht der Mutter hatte mich das Fest mit andern Augen betrachten lehren. Ich bemerkte darin den Nationalgemüthszug der Eltern- und Kindesliebe, welcher den slavischen Nationen insgesammt so eigen ist. Jene nahm wahr, daß sie meinen Vorstellungen eine neue Richtung eröffnet, noch bevor ich ihr dafür gedankt. Auf diese Art gewährte mir der Umgang meiner neuen Freundinnen den Vorschmack eines ganz neuen Genusses, des Genusses der Entwicklung unsrer Gedanken in der Gesellschaft der Frauen. Ich war von jenem Tage an ihr täglicher Gesellschafter. Bisher hatte ich fast ausschließlich mit Männern gelebt, aber der geistige Verkehr zwischen unserm Geschlecht hat bey gleichen Anlagen fast immer den Charakter eines Kampfes. Unsre Ansichten erweitern sich gern auf Kosten der Ansichten Anderer, oft in der Absicht, diese zu widerlegen. Wenn leztere sich nicht auf eine spezielle Domäne der Erkenntniß beziehen, lassen wir sie selten ohne eigene Modifikationen gelten; geschieht es aber, so verbindet sich immer damit das peinliche Gefühl anerkannter Ueberlegenheit. Hier hatte ich keine Ueberlegenheit anzuerkennen, als die im Voraus eingeräumte des Gefühls, die, so mehr anerkannt, ein um so größeres Glück verhieß. Ich sahe das Leben und die Dinge aus Gesichtspunkten aufgefaßt, aus denen ich es nimmermehr hätte betrachten können." –

„Therese besaß mehr Geist und Seelenstärke als ihre

Mutter. Ihr Gefühl umfaßte die ganze Schöpfung. Es war in jedem Blatt, möcht' ich sagen, es war im Staube der Vorzeit lebendig. Besonders rührend aber war mir ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter, welche bey der innigsten kindlichen Bescheidenheit und Dankbarkeit etwas von Schutzwaltung besaß."

„In der Mutter richtete das Gefühl sich mehr auf persönliche, gegenwärtige Gegenstände: es war heftiger, sorgenvoller, unmittelbarer."

„Ich konnte beym Umgang mit jener mich oft der Gedanken nicht erwehren, welche Sicherung in allen Lagen des Lebens ein Mann an einer Gefährtin, wie sie, gewinne! welche Sicherung und Dauer des Glückes der Liebe so viel geistige Liebenswürdigkeit, so viel Klarheit der Einsicht und ein so sittlich harmonisches Verhältniß der Kräfte gewähren mußten, als sie besaß! Ich hing mit ganzer Seele an ihr; und der Wunsch, in ein noch näheres Verhältniß mit ihr zu treten, ward immer lauter."

„Ueber alle ihre Verhältnisse hatten Therese und ihre Mutter offen gegen mich gesprochen; der Geschäfte, welche sie nach Prag geführt, aber hatten sie nie erwähnt. Daß diese unangenehmer Art seyn mußten, verrieth mir die Bekümmerniß, worin ich oft Beyde versunken traf. Dieser Umstand, verbunden mit dem von ihnen beobachteten Schweigen, ließ mich vermuthen, daß sie Geldangelegenheiten beträfen. Sie lebten auf einem anständigen, doch keineswegs reichlichen Fuß, und ich kannte die Frauengeschicklichkeit, mit geringen Mitteln eine würdige äußere Lage zu behaupten. Das Zartgefühl verbot mir bey dieser Meynung, nach jenen Geschäften zu fragen und meinen Freundinnen eine wesentlichere Erleichterung als durch gesellschaftliche Zerstreuung zu bieten."

„Sobald ich in ein näheres Verhältniß zu Thereſen getreten war, durfte ich nach der Ursache ihrer Bekümmerniß forschen; ward diese durch Bedrängniß der Lage veranlaßt, erleichterte sie sich von selbst, und ich genoß des Glückes, von der Brust der Geliebten nicht nur die Last eigener, auch die Last der Sorgen eines ihr so theuren Wesens zu heben, als ihre Mutter für sie war."

„Daß Therese mein Gefühl erwiedre, wußte ich, obgleich von Liebe nie die Rede zwischen uns gewesen. Zu leise, zu wenig von andern Menschen beobachtet und gedeutet, von den Verhältnissen bedroht, hatte sich unsre gegenseitige Neigung entwickelt, ohne leidenschaftlich zu seyn. Sie war unsre Brust natürlich und nothwendig, wie das Athmen. Wir fühlten sie mehr als ein gemeinschaftliches Daseyn in andern Gegenständen, als daß wir einer von des andern Vorstellung entflammt gewesen wären: weil wir uns nie getrennt fühlten, weil Therese der natürlichen Stärke ihres Geistes dasselbe kräftige Interesse an den Gegenständen dankte, das ich einer ernsten, wissenschaftlichen Bildung schuldig war. Allein unser gegenseitiges Gefühl hatte eine Wärme, ein Vertrauen, und belebte die Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigten, auf eine Art, von der ich nie eine Ahnung gehabt."

„Die Vorstellung, daß ich sie bitten und sie einwilligen müsse, die Meinige zu seyn, daß Etwas in unsrem Verhältniß geändert werden solle, erinnerte mich erst, daß wir nicht ein Gedanke und ein Wille wären, und brachte mir so die erste, süße Unruhe der Liebe."

„Mein Geburtstag nahete; auf ihn verschob ich meine Bitte um ihre Hand. Ich wollte, daß der Tag, der mir das Leben geschenkt, auch sie mir schenken sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Fortsetzung.)

Unser Freund Ebanmaux, der sich bisher noch immer sehen ließ, doch nur auf trocknem Lande, wo er sich bey der Schaustellung eine Minute lang theatermäßig in seinem zwanzig Pfund schweren Kahn hin und her bewegte, als ob er ruderte und manövrirte — ich wunderte mich oft, daß sich dabey nicht auch ein Windsausen hören ließ, wie nach aufgezogenem Vorhang in den meisten romantischen und fatalistischen Trauerspielen — hat nun auch ein Schauspiel auf dem Wasser gegeben, wozu ihm der schöne, große Teich im Lustgarten von Belvedere erlaubt wurde. Es war allerdings eine interessante Erscheinung, einen Nordpolarmenschen in seiner Tracht aus Robbenfell plötzlich auf diesem reitzenden Wasserspiegel umherrudern zu sehen. Er veränderte auch, wie ein Schauspieler, seine Garderobe und erschien in der Folge, mit dem Wasserhemd aus undurchnäßlichem Zeug, so wie es unverbrennliches gibt, nämlich aus Seehundsblase, angethan, als er sein eigentliches großes Kunststück machte. Den Salto mortal mit dem Kahn, in dessen mittlerer Vertiefung er fest gebunden sitzt, wie eine angewachsene Schnecke in ihrem Schalenbaus, und mit dem er sich so um und um wirft, daß er schnell aus dem Wasser wieder auftaucht, also nicht ertrinken kann. Das war aber auch alles was interessiren konnte, und das Schauspiel war zu einförmig für die Dauer der Zeit. Er warf auch mit seinem zweyzinkigen Wurfspieß nach den immer traulich und friedfertig in seiner Nähe schwimmenden zahmen Gänsen, das glich aber einem Massacre, oder einer Hetze, denn er traf sie niemals tödtlich und marterte die armen Aleßdummlinge der Kapitols-Befreyer täglich und zum Leidwesen des sentimentalen Theils der Zuschauer. Eine nahm er bey dem Hals und gab ihr mit den Zähnen den Gnadenfang. Als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, erhob sich mit Macht eine drohende Gewitterwolke, man hätte glauben sollen, die Ahnen der Erwürgten hätten die Rache des Olympiers angefleht. Eine große Anzahl von Zuschauern aus allen Ständen hatte sich eingefunden; die Einnahme kann über 5000 fl. betragen haben. Auf beyden Seiten des mit Plätzen umgebenen Teiches waren Musikbanden aufgestellt, die Rossinische und Weber'sche Musikstücke bliesen, unter andern die Romanze der Donna del Lago (ossai convenevole!) und den Jägerchor. Der Kapitän hat das Wasserschauspiel noch einige Mal wiederholen wollen, bis jetzt war die Witterung aber stets ungünstig.

Auf dem Hoftheater trat Mlle. Minna Bervison, aus Pesth kommend, auf, sah jedoch nur Eine Gastrolle, vermuthlich weil sie sich durch den nicht ganz günstigen Erfolg dieser ersten abschrecken ließ, woran sie, meiner Meynung nach, Unrecht hatte, denn ohne Zweifel würde sie in der Folge durch

eine glücklichere Wahl den Fehlgriff leicht verbessert haben. Sie zeigte sich nämlich als Madame Dauville, in dem Lustspiel: die Scenle der Alten. Diese Rolle macht nun erstens große Ansprüche, hinsichtlich der äußern Erscheinung, und dann sind die Leistungen zweyer Darstellerinnen dieses Charakters, die durch vorzügliche Gaben unterstützt werden, noch zu frisch in der Erinnerung, als daß einer dritten, ohne jene perfidiöse Empfehlung, der Wettkampf nicht doppelt erschwert werden sollte, auch wenn sie eine bedeutende Stufe der Kunst erreicht hätte. Die Gastspielerin hat Gewandtheit und Bühnensicherheit, es zeigte sich ein gewisser Zusammenhang in ihrer Darstellungsweise, der freylich dadurch erleichtert wurde, daß ihr Spiel auf das Brillante Verzicht leistete. Uebrigens wurde nichts störend, wogegen auch nichts einen eigentlichen Relief hatte. Sie sprach natürlich, wenn gleich in einem etwas einförmigen Tonfall — vielleicht nur im Sylbenmaße — und in denjenigen Scenen (von der zweyten Hälfte des vorletzten Aktes an, bis zum Schluß), die eine einfachere Schattirung gestatten, worin der Ton bestimmter wird, verdiente Manches Lob und Anerkennung. Trotz der ungewöhnlichen Kälte des Publikums verlor die Darstellerin doch, dem Anschein nach, die Fassung nicht, und ich erwähne den Vortrag des Briefes als vorzüglich gelungen, so unbedeutend das auch scheinen mag. In der Aussprache ist etwas, woran man sich gewöhnen muß. Die Garderobe war gewählt und elegant, indessen wenn gleich das Unscheinbare oft durch die Repräsentation gewinnt, so gewährt doch selbst das glänzende Kostüm der Persönlichkeit, ohne Zuthat dieser letztern, nicht denselben Vortheil.

Ich habe nun doch endlich, seit meinen ersten Bemerkungen über die Gastdarstellungen des Hrn. Artôt, etwas über eine seiner letztern, nämlich die Rolle des Rudolph, in Körners Hedwig erfahren, die gut soll ausgefallen seyn. Man sagte mir er habe viel Geeignetes für diese Art von Rollen, nämlich Feuer und Lebendigkeit, und sey mit Beweisen des Beyfalls belohnt und auch herausgerufen worden. Ich würde gern noch etwas Näheres darüber anführen, wenn man sich auf solche Aeußerungen und Berichte nur immer auch verlassen könnte. Die gewöhnlichen Phrasen bedeuten selten etwas, und werden ohne Unterschied verwendet. Z. B. „Klarheit der Auffassung." — (was heißt das? — Klarheit der Darstellung!) „Zweckmäßiges Spiel" — (worin besteht das?) „richtige Deklamation" (nun ja doch, ja doch!) —

Während im Gebiet der dramatischen Musik in Deutschland, und namentlich hier in Wien, eine so große Unfruchtbarkeit herrscht, ist es erfreulich auf glückliche Bemühungen im Fach der religiösen Musik zu stoßen, über deren Vernachlässigung in neuerer Zeit so vielfältig schon geklagt wurde. In der hiesigen Hofkirche zu den Augustinern wurde unlängst — am Peters und Paultag — eine Messe, von der Komposition eines sehr geschickten Dilettanten, des Eisenhändlers Engelbert Aigner, ausgeführt, der schon durch mehrere Kompositionen im Kirchenstyl die Aufmerksamkeit der Kenner gewonnen hat. Diese neue Messe in C-dur setzt, nach dem Urtheil der Kunstverständigen, den Beruf des Verfassers zu diesen Werken außer allen Zweifel. Das Kyrie kündigt durch seinen feyerlichen Styl und den trefflich getragenen Gesang, in welchem schöne Nachahmungen das Interesse des Kenners gleich in Anspruch nehmen, schon den soliden Charakter des ganzen Werkes an. Im cum sancto Spiritu imponirt der Tonsetzer durch seinen kunstgerechten Fugensatz in der Quinte, der besonders durch die gute Haltung der Posaunen in der Ausführung der Repercussionen u. s. w. unterstützt wird. Der ernste und würdevolle Styl, in welchem mit großer Vorsicht alle nicht kirchlichen Auswüchse der Phantasie beseitigt scheinen, zeigt die kunstgerechte Ansicht des Komponisten von der Kirchenmusik, und gibt dem geschickten Gebrauch aller kontrapunktischen Künste, der in diesem Tonsatz vorherrscht, erst den wahren Werth. Der Gesang ist immer in einer natürlichen Lage der Stimmen geschrieben, deßhalb auch leicht ausführbar und doch melodiös. —

Das neue Panorama im Tempel des Mars, am Eingang des Praters, wird sehr besucht. Das Gebäude selbst — eigentlich eine mit Leinwand überzogene Hütte — fällt angenehm in's Auge. Es bildet ein längliches Quadrat, dessen schmale Vorderseite der Stadt zugekehrt, den Eingang eines Tempels darstellt, zwar nur gemalt, aber sehr imposant. Auf den ersten Blick erinnert es an das Thor mit der Siegesgöttin zu Berlin. Zwischen den Säulen sind Statuen angebracht, oben erhebt sich der Kriegesgott auf seinem Wagen, dem die Fama zur Seite schwebt. Dieses Bild macht einen günstigen Eindruck, eh' man zu dem innern Schauplatz kommt, wo sich zuerst die ganze österreichische Landmacht, nach Regimentern und Divisionen, an den verschiedenen Uniformen und Abzeichen kenntlich, dem Blick entfaltet, dann in einem besondern Gemälde die Marine dargestellt wird, indem die ganze Armada in zwey Reihen aufgestellt, mit fliegenden Wimpeln dem Herrscher selbst zu huldigen scheint, der von einem glänzenden Gefolge umgeben, Heerschau hält. Die meisten Figuren sind Porträts. Der Zuschauer wird plötzlich von dem durch glänzende Kriegsthaten berühmten Marchfeld, welches der Schauplatz der ersten Darstellung ist, an das adriatische Meer versetzt. So glücklich indessen die Idee des Ganzen, und so kunstsinnig die Ausführung ist, so entspricht die Wirkung doch im Allgemeinen der Erwartung nicht. — Auf der andern Seite des Praters, wo die bunten Volksspektakel wetteifernd mit einander um die Palme ringen, zeigt sich unter andern ein Kabinet mit Wachsfiguren. Zwey große Tableau's zu beyden Seiten des Eingangs locken die Schaulust an. Auf dem einen sieht man ein stattliches Bulgarenpaar, im ächten Kostüm, und zwischen beyden das doppelte Zwillingspaar, mit dem die Frau auf Ein Mal ihren Mann beglückt hat. Die Kleinen, in den Windeln und zierlichen Häubchen, mit Bändern geschmückt, neben einander ausgebreitet, schildern das Glück des Ehestandes mit lebendigen Farben, und geben dem Vater Anwartschaft auf den Stolz jenes Ritters und Grafen von Abensberg, der einst Heinrich II., als er in den Krieg ziehen wollte, alle seine Schätze: zwey-und-dreyßig Söhne zum Geschenk brachte. Das andre Tableau zeigt zwey Botokuden, gekleidet, oder vielmehr nicht gekleidet, wie die Peruaner im unterbrochnen Opferfest gewöhnlich, nur durch die Kitze unterschieden. Auf dem daneben ausgehängten Anschlagzettel liest man unter andern: „Der Dichter A. v. Kotzebue, eine seiner Töchter, sein Sohn, ein Mohr aus Afrika" u. s. w. Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nro. 229:

Silas. Satis.

Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Mein Erstes sind des Frühlings frohe Boten.
Ihr Jubel steigt durch die entzückte Luft.

Letzte Sylbe.

Auch ich vernehm' ihn gern, und neuer Blüthenduft
Entathmet mir, wenn hell der Boten Stimme ruft.
Und meine Säufzer wehn gern in des Sanges Noten.

Das Ganze.

Mein Ganzes ist dem Zweyten eng verbunden.
In Gärten werd' ich kaum, in Wäldern viel gefunden.

— o —

Beylagen: Literaturbl. Nr. 78. u. Intelligenzbl. Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Oktober 1825.

Stand der Genius je ohne die Kunst, und sie
Ohn' ihn jemals am Ziel?

Klopstock.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

Von G. L. P. Sievers.

Alles geistige Seyn und Schaffen stützt sich auf unwandelbare physische Grundsätze: die Materie wird Bedingung zur Gestaltung des Geistes. Warum rührt sich, redet und empfindet der Südländer lebhafter als der Bewohner des Nordens? Weil er mehr im Freyen lebt. In einem lange in Windeln gefesselten Kinde muß der Gebrauch der Gliedmaßen sich später entwickeln und unvollkommner bleiben, als in einem solchen, welches von seiner Geburt an sich hat frey bewegen können. Menschen, welche auf offenen weiten Plätzen in einer größeren oder geringeren Entfernung unter sich etwas zu verhandeln haben, sind gezwungen, lauter zu reden, und (was hieraus folgt) sich mannigfaltiger und ausdrucksvoller zu gebehrden, als wären sie im engen Zimmer eingeschlossen. Dieß die unmittelbare Ursache der größern geistigen und körperlichen Regsamkeit der Italiener; sie vermehrt sich mit jeglichem Grade der Breite, bis sie in Neapel und Sicilien den höchsten Grad erreicht hat. Daß nicht jedes warme Land eine ähnliche geistige und körperliche Lebendigkeit erzeugt, beweisen Spanien und die Türkey.

Die Schauspielkunst, insofern der Zweck derselben ist, den innern und äußern Menschen unmittelbarer, als es jedes andere künstlerische Streben vermag, darzustellen, hat sich bey den Italienern verschieden von dem gestalten müssen, was sie bey den übrigen Nationen ist, wo ihr gleichfalls der Stempel der inneren und äußeren Volksbildung aufgedrückt worden ist. Auf die Gefahr hin, bey Verhandlung eines Gegenstandes, mit welchem es mir von meiner frühesten Jugend ein großer Ernst gewesen ist, der Frivolität beschuldigt zu werden, muß ich folgenden, an sich unbedeutend scheinenden, dem Wesen nach aber als Grundursache der verschiedensten Modifikationen wirkenden Umstand erwähnen: der Italiener wärmt sich an der Sonne und ist natürlich, der Franzose am Kamine und ist gesellschaftlich, der Deutsche hinter dem Ofen und ist künstlich, der Engländer an Steinkohlen und ist schwerfällig.

Man hat gesagt, die Franzosen seyen geborne Schauspieler. Das ist nicht wahr: das gesellschaftliche Leben bildet sie erst dazu. Auf die Italiener dagegen läßt sich dieser Ausspruch mit vollem Rechte anwenden. Diese Nation, unkundig jeder Kunst, weil sie in und mit der Natur lebt, ist in ihren schauspielkünstlerischen Darstellungen der treueste, vollendetste Abdruck derselben. Auf welchem Wege sie dieß wird, möge ein Beyspiel, zur Verständlichkeit abermals aus dem gewöhnlichen Leben genommen, beweisen. Warum stellt sich in der Regel ein Kleinstädter verlegen, der Bewohner einer großen Stadt ungezwungen dar? Weil ersterem hundert Bekannte aufstoßen, von welchen er sich beobachtet wähnt, also eine künstliche Haltung annehmen zu müssen glaubt, während letzterer kaum einen findet.

Digitized by Google

Der Franzose ist, als Schauspieler, ein Produkt des gesellschaftlichen Lebens, also schon eine künstlerische Schöpfung, aber nur in der Form, nicht in der Materie. Diese Form, ein bestimmtes, von allen gekanntes, ja durch Worte zu lehrendes positives Etwas, fähig, sich stets vollkommner zu gestalten, ist ihm zur zweyten Natur geworden. In der französischen Schauspielkunst befindet sich also von der einen Seite die Natur, von der andern die Form. Beydes durch den bewunderungswürdigen Geist der Zweckmäßigkeit, welcher dieser Nation eigen ist, zur Vollendung ausgebildet. Die Form spricht aber nicht allein den gebildeten Mann, sondern auch den rohesten Naturmenschen an, welcher in der Gestalt der Sonne und des Mondes, der Wölbung des Himmels, der Bildung der Welten das vollendetste Bild der Form vor Augen hat. So erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß die französische Schauspielkunst auf der kultivirten Erde den meisten Beyfall erhält.

Den Deutschen mangelt sowohl die Natur als das gesellschaftliche Leben. Den größten Theil ihres Daseyns in vier Mauern eingeschlossen, müssen sie sich, statt des Genusses Beyder, mit der Sehnsucht danach begnügen. Diese, durch die Reflexion zu einer Art von systematischem Bewußtseyn ausgebildet, hat das sonderbare Gebilde, was wir romantische Kunst nennen, hervorgebracht. Die Deutschen, als das einzige Volk, besitzen daher eine Schauspielkunst im guten und bösen Sinne des Wortes.

Das Wesen der englischen Schauspielkunst möge, als außer England so gut wie gar nicht vorhanden, auf sich beruhen. Es würde leicht zu beweisen seyn, daß sie eben so natürlich, aber auch eben so erdrückend als der englische Nebel und das englische Ale ist.

Ich komme auf die italienische Schauspielkunst zurück, von der hier vorzugsweise gerehet werden soll. Die Italiener, besonders die des Südens, sind zur Zeit noch das natürlichste Volk des gebildeten Europa. Ohne allen geistigen und körperlichen Luxus, in und unmittelbar mit der Natur lebend, entlehnen sie von dieser ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse, das heißt, sie essen die meisten vegetabilischen und animalischen Bedürfnisse (letztre nur gekocht) roh, und nehmen die Eindrücke, welche sie von der Natur erhalten, eben so roh ein: sie zürnen, sie tödten wie der Donner, sie lächeln wie die Sonne, und beydes so abwechselnd, und ohne daß eins von dem andern die geringste Spur hinterließe, wie ihr Vorbild. Aller Reflexion entbehrend, gleichsam einem bloßen Instinkte folgend (ich nehme dieß Wort in seinem edelsten Sinne), ist es Wunder, wenn sie keine Tiefe des Charakters besitzen? Tiefe ist nur da vorhanden, wo Grübeley herrscht. Aber auch Gemüth und Innigkeit gehen ihnen ab. Beydes Erzeugnisse der befangenen, leidenden und mitleidenden Menschheit, oder des Konflikts, in welchem die in der Häuslichkeit lebenden Menschen untereinander befangen sind, ist den Naturmenschen, welche alle Herzensverhältnisse entbehren und nur die materiellen Leibes- und Seelenbedürfnisse (unter letztere rechne ich den Humor der Italiener, von welchem weiter unten geredet werden soll) kennen, gänzlich fremd. Mit diesem allgemeinen Urtheile habe ich den besondern unterscheidenden Charakter der italienischen Schauspielkunst ausgesprochen.

Letzterer ist die Natur, aber nicht jene flache Natur der Deutschen, welche in denjenigen Subjekten, denen die Kunst unzugänglich ist, so widerwärtig erscheint, auch nicht die plastisch-formelle der Franzosen, welche doch nur dann absolut genügen kann, wenn ihr, ohne alle Beymischung des bürgerlich-gewöhnlichen, die reine Form innewohnt, noch weniger die aufgeschwollene der Engländer, welche niemanden zusagen kann, als wer beym Steinkohlendampfe geboren und beym Ale großgezogen worden ist: die Natur der italienischen Schauspielkunst zeigt sich nackt und unverschleyert, wie sie ursprünglich von der großen Schaubühne des Weltalls selbst hervorgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Am Abend jenes Tages kam ich früher zu meinen Freundinnen, als gewöhnlich. Die Unruhe meiner Absicht trieb mich zeitiger hin. Ich traf Therese allein, am offenen Fenster, vertieft in die Lektüre eines von ihr aufgeschlagenen Buches. Ein hoher pyramidenförmiger Strauß, mit geschmackvoller Wahl in Zusammenstellung der Farben und Formen der Blumen gebunden, stand vor ihr in einem Glase. Sie hatte mich noch nicht erwartet, und erhob sich, leicht errötbend, als ich eintrat. Die Mutter ist ausgegangen, sagte sie, wird aber gleich wieder hier seyn.“

„Was bedeuten die schönen Blumen, welche Sie da vor sich haben?“ sagte ich. „„Lieber Freund, die sind für Sie, antwortete sie. Der Mutter wird es nicht recht seyn, daß ich ihr vorgreife; allein warum fragten Sie? Es ist heute Ihr Geburtstag. Wir haben nichts Neues ersonnen, Sie zu erfreuen, wie Sie sehen; seit Jahrtausenden geben die Menschen einander Blumen zum Zeichen guter Wünsche und der Freude; aber was haben sie auch Besseres? und wie herzlich unsre Wünsche für Sie sind, fühlen Sie selbst an der Wohlthat, die uns Ihre Freundschaft und Gesellschaft ist.““

„Thereſe! rief ich, ich bitte um mehr von Ihnen! — Könnten Sie ſich entſchließen, Ihr Leben unauflöslich mit dem meinigen zu verbinden?"

„„R —, antwortete ſie mit der Offenheit und dem leuchtenden Blicke, worin die Tiefe ihrer klaren Seele zu ſehen war, ich bin die Ihre, faſt ſeitdem wir uns kennen, und außer einer Kinderliebe in meinem dreyzehnten Jahr, deren Begebenheiten darin beſtanden, daß der, wenige Jahre ältere Geliebte, bey der Vorleſung einiger leidenſchaftlichen Stellen aus Dichtern, dieſe an mich richtete, daß wir bey einigen Geſellſchaften Tiſchnachbarn waren, und er am Abend unſers lezten Zuſammenſeyns bey ſeinem Abſchiedsfeſt, die Aufgabe neckender Freunde zu löſen, ſeine Lippen auf meine Hand drückte, fühlte ich bis heute nie für einen andern als für Sie. Doch ich weiß nicht, wie meine Mutter hierüber denken mag, zumal im gegenwärtigen Augenblick. — Laſſen Sie mich mit ihr ſprechen, und nehmen Sie mich von deren Hand, die mir das Leben gab. Meine Liebe iſt mein, und die haben Sie.""

„Indeſſen hörten wir die Schritte der Mutter. Sagen Sie ihr nichts!" rief Thereſe haſtig. „Sie hat ſich heute einen heitern Abend verſprochen: es würde ſie erſchüttern. Ueberlaſſen Sie es mir, und morgen —"

„Sie drückte meine Hand; die Mutter trat ein, in der That ungewöhnlich heiter. „Wir haben heute ein Feſt," ſagte ſie, „das Sie uns machen, wie alles Fröhliche in unſrem Leben ſeit einiger Zeit von Ihnen herrührt." „Sein Angebinde hat er ſchon," fiel Thereſe ein. Er fragte, was der Strauß bedeute? und ich mußte es ſagen. „Ich küßte der Mutter die Hand. Sie ſchloß mich in ihre Arme und legte ihre Rechte, mit Thränen in den Augen, mit unterdrückter, heftiger Bewegung, ſchweigend und flüchtig auf meine Stirn, wie zum Segen. Im Augenblicke darauf war ſie wieder gefaßt und lächelnd."

„Es war ein kleines Feſtmahl bereitet. Die Stunden vergingen noch glücklicher als gewöhnlich, weil wir alle drey erregter als gewöhnlich waren. Das Gefühl, wie nahe wir einander angehören ſollten, war ahnungsvoll lebendig in jedem gewechſelten Wort."

„Ich hatte, ſo ſchreckbar war mir der einſame nächtliche Gang über die Brücke, ſeit dem erſten Abend meines Dortſeyns, bisher vermieden, ſpät bey meinen Freundinnen zu bleiben, oder meinen Diener beſtellt, mich im Wagen abzuholen. Selbſt im Wagen war es mir oft, als erhübe die Nebelgeſtalt des kaum erblickten Unbekannten, welcher mir doch einen ſo tiefen Eindruck zurückgelaſſen, daß ſein Bild, mit Ausnahme der Geſichtszüge, vollkommen deutlich vor mir ſtand, ſich unter meinen Augen aus den Wellen, emporwachſend bis zu mir heran und lege ſich mit kalter, ſchattenhafter Todesnähe an meine Seite. Die immer gleiche Geſtalt, welche dieß Schreckbild meiner Phantaſie annahm, gab ihm etwas vom Grauſen einer Wirklichkeit. In den Tagesſtunden aber ward der Ausgang meines Abenteuers mir dann wieder zweifelhaft; und wie der Menſch gern Gründe des Glaubens von Dingen entlehnt, die außer aller Beziehung zu den Dingen ſtehn, welche er dadurch verbürgt wähnt, war Thereſens Liebe mir ein Grund zu glauben, daß jener nur eine Spiegelfechterey meiner Einbildungskraft geweſen. Ein ſo edles Gut als ihre Liebe, beruhigte ich mich, konnte die Vorſehung keinem Mörder zuwenden."

„An dieſem Tage aber hatte ich, in erwartungsvoller Unruhe, die gewöhnliche Vorſicht vergeſſen. Die Zeit war unvermerkt über unſer Geſpräch dahingegangen und es ſchlug bald Zwey."

„Wir ſtanden auf von unſrer kleinen, fröhlichen Tafel und traten an's Fenſter. Die breite, monderhellte Gaſſe lag leer und in tiefem Schweigen. War es die Stunde, mein aufgeregtes Gemüth, oder, liegen Fluch und Seligkeit ſo nahe an einander in der geheimnißvollen Tiefe unſres Innern, daß, wo jener Macht hat, dieſe ihn weckt? der Gedanke an meinen Heimweg ergriff mich mit unſäglichem Schauder."

„Es war mir unmöglich über die Brücke zu gehn. Ich bat dringend, mir einen Wagen beſorgen zu laſſen."

„Nachdem ſie mir gewillfahret, fragten Beyde beſtürzt nach der Urſache meiner Bewegung. Erſchüttert und doch froh des Anlaſſes, ihnen, welche mir die Nächſten ſeyn ſollten, die Liebſten waren, mich ganz bekannt zu machen, erzählte ich ihnen mein Abenteuer."

(Die Fortſetzung folgt.)

Doktor Eiteltraut.

An Leib und Seele ſchief gebaut,
Jüngſt ſprach der Doktor Eiteltraut:
„Mit Leſſing hab' ich das gemein *),
„Dem großen Leſſing, ja! und darf mich deſſen freu'n.
„Viel eher könnt' in Wüſteney'n
„Ich Wochen lang, ja Monden leben,
„Als in Gemächern, die nicht eben,
„Nein krumm und ſchief gebaut ſich heben."
— Ein Spötter hört' es: „Wunderbar!
Rief er, wie kommt's, daß Sie ſo manches liebe Jahr
Doch in ſich ſelber konnten leben. —

E

*) Dieſe Idioſynkraſie von Leſſing findet ſich in Jakobis Briefen hinter dem Allwill erzählt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. August.

Einige akademische öffentliche Sitzungen haben in den letzten Wochen stattgehabt, jedoch waren sie nicht wichtiger als es solche Versammlungen zu seyn pflegen, und nur die beständig nach neuer Unterhaltung haschenden Pariser können denselben einen augenblicklichen Werth beylegen, der aber im nächsten Augenblicke für sie selbst verloren geht. Die feyerliche Aufnahme der beyden neuen Akademiker Droz und Casimir Delavigne hatte eine sehr glänzende Versammlung zusammen gebracht. Den berühmten, aber nie öffentlich aufgetretenen Casimir Delavigne kannte man noch wenig von Angesicht, und deßhalb war man neugierig darauf, wie er aussehen, wie er sprechen würde. Dieser Jüngling, der in seinen Dichtungen einen so hohen Flug nimmt, ist klein, unansehnlich, und etwas furchtsam. Er spricht mit schwacher Stimme, und kann seinen Reden nur wenig Nachdruck geben; daher machte seine Antrittsrede auch weniger Effekt als diejenige seines Kollegen Droz, wider dessen Aufnahme die meisten Zeitungen sich erhoben hatten, als ob ein so wenig bekannter Schriftsteller nicht würdig sey in einem so erhabenen Vereine als die Académie française ist oder seyn soll, aufgenommen zu werden. Durch seine Antrittsrede wandte er die öffentliche Meynung völlig zu seinen Gunsten um, und nun waren die Zeitungen ganz zufrieden mit ihm, und erkannten ihm das volle Recht eines Akademikers zu. Das Journal des Débats konnte ihm nicht genug dazu Glück wünschen, daß er es dahin gebracht habe, über die Ungerechtigkeit der Welt zu siegen, und die gegen ihn gehegten Vorurtheile zu zerstreuen. Casimir Delavigne hatte eine schwere Aufgabe zu lösen gehabt; nach dem Gebrauche mußte er in seiner Antrittsrede seinen Vorgänger loben; nun war aber der Vorgänger des freysinnigen Casimir Delavigne ein Ex-ultramann, der Graf Ferrand, der nichts Vollkommneres in der Welt kannte, als die alte französische Monarchie, das heißt, so wie sie der despotische Ludwig XIV. zugerichtet hatte, und seine Bewunderung auch gern Andern aufdringen wollte, wie dieß sein esprit de l'histoire und seine Théorie des Revolutions hinlänglich beurkunden; übrigens ein talentvoller Redner und Schriftsteller, der sich bis zur Pairs- und Grafenwürde emporgeschwungen hatte. Casimir Delavigne lobte, was an ihm zu loben war, sein Talent, seine Aufrichtigkeit, seinen schätzbaren Charakter, und verschwieg nicht, daß Ferrand in seinen Schriften vergebens versucht habe, die Geschichte nach seinen vorgefaßten Meynungen zu biegen; auch erzählte er, Ferrand habe ihn kurz vor seinem Ende rufen lassen, um ihn, wie es scheint, politisch zu bekehren. Der am Leibe ganz verkrüppelte Graf hatte wahrscheinlich noch Lust gehabt, vor seinem Abscheiden einen Proselyten zu seiner schönen Theorie der uneingeschränkten Gewalt zu gewinnen. Vermuthlich sollte die politische Bekehrung die Bedingung seyn, unter welcher Graf Ferrand dem jungen Dichter seine Gunst schenken wollte, und ihm seine Zustimmung bey der nächsten Akademikerwahl versprach. Ferrand kannte seyn, wie man sieht, die Methode der Hofleute; rede und denke wie wir, so wollen wir dir helfen! Der Dichter verkaufte aber seinen Freysinn nicht gegen die Gunst und das Versprechen eines Hofmannes, und das Schicksal fügte es so, daß er mit seinem ganzen Freysinn der Nachfolger des Ultramannes in der Académie française wurde. Die allgemeine Gesinnung, die sich vermittelst einer freyen Presse hatte aussprechen können, war mächtiger gewesen als die Sternpeln und Vorurtheile der Ultratalente. Droz hatte in seiner Antrittsrede einen Vorgänger andrer Art zu loben, den Hrn. Lacretelle den ältern, der von seinem Bruder dem jüngern so verschieden war, als es der Tag von der Nacht ist, obschon sie beyde in der Académie française saßen. Der ältere war ein Mann von unabhängigen Gesinnungen, dem die Rechte der Menschheit mehrere beredte Schriften eingeflößt haben, der aber nie der herrschenden Macht gehuldigt hat. Dafür war er auch arm, trug keinerley ein Ordensband, hatte keinen Gnadengehalt, keinen Titel, und wurde vor einigen Jahren sogar wegen der Herausgabe der Minerve française zum Arreste verdammt, womit er aber doch in Hinsicht seines Alters und seiner akademischen Stelle verschont wurde. Dagegen ist der jüngere Lacretelle ein gewandterer Mann. Er hat sonst die Geschichte der Revolution in republikanischem Sinne, dann die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Napoleon'schem geschrieben, und nun gießt er beydes in royalistischem Sinne zusammen. Für ein so gefälliges Betragen sind ihm dann auch Pensionen, Ordensbänder, Tobatsdosen, und obendrein manches süße Lob in den Staatszeitungen zu Theil geworden, und dieser so gefällige Geschichtschreiber ist die Stütze der Société des bonnes Lettres. Niemand thut es ihm an Royalismus zuvor; wie unter der Napoleon'schen Regierung Niemand den Helden der Zeit mit seiner Feder thätiger unterstützte als er. Das Betragen der beyden Brüder kann die angehenden Schriftsteller in Paris warnen; wer nichts weiter will als die Achtung seiner Zeitgenossen und Zufriedenheit mit sich selbst, der mag sich nach dem Beyspiel des ältern Lacretelle richten; wer aber in den Sälen der Mächtigen des Tages auch eine kleine Rolle spielen, Historiograph eines königl. oder fürstlichen Hauses werden, und die Knopflöcher mit Bändern und Kreuzen behangen will, ohne daß ihm die Sorge für seinen Unterhalt auch nur ein einziges graues Haar verschafft, der nehme sich ja Lacretelle junior zum Muster; er kann sich keinen bessern Führer wählen. Für Rechtlichkeit und Humanität sah man jedoch allenthalben Ehrfurcht, die Académie française, wiewohl sie an's Schmeicheln gewohnt ist, pflegt sie doch auch anzuerkennen. Lacretelle der ältere bekam daher in dieser Sitzung sein gebührendes Lob; Akademiker, welche ihr Gewissen und ihre Feder verkauft haben, oder welche aus Grundsätzen dem Obskurantismus huldigen, mußten Zeugen des Beyfalls seyn, womit dem Angedenken eines zwar armen, aber unerschütterlichen Gelehrten, dessen Augen und Geist der Glanz der Macht nie verblendet hatte, und der etwas Edleres that, als den Regierungen Weihrauch zu streuen, gehuldigt wurde. Der dramatische Dichter Andrieux machte sich noch in derselben öffentlichen Sitzung durch eine poetische Epistel über die Obskuranten lustig, die aus Furcht, ihre respektable Stellung zu verlieren, nicht vom Flecke wollen, indeß Alles um sie her fortschreitet, und die alle Leute warnen, doch ja keine Bewegung vorwärts zu machen. Diese Epistel gefiel dem Publikum außerordentlich. Bey einer andern öffentlichen Sitzung der Académie française hatte Graf Daru eine poetische Epistel nach Pope vorgelesen, und bey der vorgestrigen St. Ludwigs-Sitzung derselben Sitzung desselben gelehrten Vereins, stattete Daru einen sehr interessanten Bericht über die vom menschenfreundlichen Montyon gestifteten Tugendpreise ab, und derselbe Mann, der in Deutschland niemals sehr rührbar war, rührte diesmal die Pariser; wenn ich nicht irre, so lobten sogar die Zeitungen sein empfindsames Herz; offenbar hat dieser Mann zwey Reputationen, eine Intendanten-Reputation in Deutschland, und zwar eine schlechte, und dann eine Akademiker-Reputation, die recht gut ist, und womit er sich in Frankreich brüsten kann. Schreiben einmal deutsche und französische Geschichtschreiber über ihn, so wird die Nachwelt Mühe haben, aus ihren Berichten ein übereinstimmendes Urtheil herauszubringen.

D g.

Beylagen: Kunstbl. Nr. 79. u. Monatsreg. September.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Oktober 1825.

O du Armer, dem die Liebe
Nie den Freudenbecher bot,
Nutzlos in dem Weltgetriebe
Trägst du selbst in dir den Tod.

Th. Hell.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Der Mond schien nicht gegen das Fenster, an welchem wir standen und das Licht von der Tafel erreichte uns nicht. Trotz der Dunkelheit und meiner eigenen Gemüthsbewegung fiel mir das Erbleichen Theresens auf, noch während ich redete. Beym Schluß meiner Erzählung sah sie aber einer Bildsäule gleich, so blaß, daß ihre eigene Blässe sie beleuchtete, waren ihre Züge, und nahmen in dem Augenblick eine gespenstenhafte Aehnlichkeit mit denen des Opfers meiner Wuth an, wodurch diese mir vollkommen deutlich zurückgerufen wurden."

„Die Mutter erblaßte gleichfalls und schwieg. Ich hatte geendet. Wir standen alle drey verstummt, Jedwedes dem Andern unbekannte Gedanken bey sich überlegend. Einen so heftigen Eindruck hervorzubringen, hatte ich der Vorstellung der Möglichkeit, daß ich einen Mord begangen haben könnte, kaum zugetraut. Alle Herzenswärme, alles Behagen des frühern Abends war verschwunden. Der Wagen kam, weit herrollend gehört, durch die leeren Gassen. Ich nahm Abschied von der Mutter, welche mich gütig, wie immer, doch in Gedanken verloren, entließ. Therese begleitete mich."

„Mein Bekenntniß hat mich um die Hoffnung meines Lebens gebracht! Ich bin Ihnen ein Gegenstand des Abscheues geworden!" rief ich, als wir allein waren, verzweiflungsvoll. „„Das verhüte Gott! sagte sie. In meinem Herzen ist nichts gegen sie verändert, und gewiß auch nicht in dem Herzen meiner Mutter!"" Der Ton der Wahrheit war in ihren Worten, und sie beruhigten mich."

„Was wir Ahnung nennen, ist wohl nur die Wahrnehmung zu geringfügiger Anzeigen uns unbekannter Dinge, als daß wie sie in einem vollständigen Begriff fassen könnten, welche ebendeßwegen der Verstand sich selbst ableugnet. Mir ahnete, daß mein Verhältniß zu Theresen vernichtet wäre, daß mich ein Schlag treffen würde, unbekannt woher? Aber, wenn ich unsre verlebten Stunden, unsre erwiederte Liebe, unser gewechseltes Vertrauen, den früheren vergangenen Abend mir zurückrief, verschwand diese Ahnung, und die Zuversicht belebte sich, daß Theresens und ihrer Mutter Betroffenheit bey meiner Erzählung nur die Folge der Erschütterung gewesen, welche sie, zumal in dieser Stunde der Nacht, bey aufgeregten Gemüthern reizbarer Frauen hervorbringen mußte und daß ihre Kenntniß des Abenteuers so wenig in unserm Verhältniß Etwas verändern könne, als dieses selbst in meinem Wesen Etwas verändert hatte. Theresens Worte waren wie das holde Siegel dieser Verheißung. So vollbrachte ich die übrige Nacht zwischen Zagen und Beruhigung, zwischen Furcht und Entzücken. Dennoch beschloß ich, nicht wie gewöhnlich, schon um die eilfte Morgenstunde zu meinen Freundinnen zu gehen: ich wollte ihnen längere Zeit lassen, den Eindruck des vorigen Abends zu besiegen."

„Mit Ueberwindung führte ich diesen Entschluß aus, als mein Diener mir ein Billet Theresens überreichte. Es

Digitized by Google

enthielt von ihrer theuren Hand, ruhig und frey geschrieben die Worte: „„Kommen Sie um ein Uhr in den Schloßgarten.““ Diese Botschaft nährte meine Hoffnung. Man schont sich gern und vertraut Unerwünschtes, das man mitzutheilen hat, der Schrift: sie hatte mir also nichts Unangenehmes zu eröffnen gehabt! — Zunächst aber erfüllte mich, was bey der Liebe immer das Nächste ist, die Wonne, die Geliebte zu sehen.“

„Ich kleidete mich ungeduldig an und machte mich auf den Weg. Noch außerhalb des Schloßgartens spähte ich schon durch das eiserne Gitterthor nach ihrer Gestalt in den Gängen. Sie waren ganz leer. Zwischen den hohen Thränenweiden in der Mitte des Vorgrundes zeichneten sich die mit Landhäusern besetzten Felsenhügel in der Ferne jenseits der Moldau, welche den Prospekt bilden, malerisch am Horizont. Die Springbrunnen plätscherten, Amseln schlugen ihren frischen, kräftigen Waldgesang, kein Mensch war zu sehen.“

„Die Uhr des alten Domes, der sich zur Rechten jenseits des Hirschgrabens, die Aussicht schließend, erhebt, als ob der Garten unmittelbar an ihn stoße, schlug halb Eins. Ich war eine halbe Stunde zu früh gekommen. Ich nahm meinen Weg rechts hinab, wo Kastanienbäume, dunkle Weimuthskiefern und andere Holzarten einen schattigen Gang längs dem alten Theater Rudolph des Zweiten bilden, dessen Anwurf der Mauer dem des Schwarzenbergischen Hauses gleich, seiner edeln und ernsten Architektur entspricht, und sammt dieser zu dem munteren Grün, und den bewegten Laubformen der Blätter gegenüber, einen gefälligen Kontrast bildet. Ich setzte mich auf eine der steinernen Bänke, welche in den Bogennischen der Fenster des Theaters angebracht sind, und hing dem Gedanken an die Geliebte nach.“

„Ich betrachtete den ganzen Garten: jedes Geräusch riß die Kette der angehobenen Gedankenfolgen ab. Mein Herz klopfte in der Erwartung, Tritte zu vernehmen, und meine Augen blieben unbeweglich der Stelle zugewandt, von welcher sie kommen mußte. Die Liebe ist, wie die Sonne, auch nicht angeblickt, dem Auge doch überall gegenwärtig. Sie macht die Seele reich, nicht nur durch die Vorstellung des geliebten Gegenstandes und die auf ihn Bezug habenden Vorstellungen, sondern auch durch die Kraft, Vorstellungen zu erzeugen.“

„So wandelte ich eine glückliche Viertelstunde umher (die lezte glückliche meines Lebens!) in Erwartung einer Wonne, die vielleicht noch süßer, unsrer Natur entsprechender ist, als die Wonne selbst.“

„An dem Platze vor dem Lusthause, am Ende des Schloßgartens liegt ein kleiner Hügel: eine uralte Linde steht darauf, deren Wurzelsprößlinge zu Aesten geworden sind, deren Aeste zu Stämmen. Die lezteren tragen einen beschatteten Altan, zu welchem hinan eine Stiege führt. Bänke sind angebracht, wo die zwey stammartigen Hauptäste ihn durchschießen, und umgeben diese. Ich hatte die Aussicht über Stadt und Fluß von diesem Punkte rühmen hören, und beschloß nun dort so lange auszuruhen, bis ich Theresen entgegen gehen könnte. Auf nichts war ich weniger gefaßt, als auf den gefürchteten Anblick der Brücke von diesem Altan. Eine Uferbeugung macht, daß sie fast unmittelbar davor liegt. Mit dem widrigsten Mißlaut zerriß dieser Anblick meine Gefühle. Ich mußte an Nero denken, der nach Ermordung seiner Mutter den Anblick der Gestade des Messenischen Meerbusens, auf welchem die Mordthat, die er befohlen, verübt ward, nicht aushalten konnte, und davor nach Neapel entfloh. Ein lebendiger Theil der Begebenheiten bleibt immer mit dem Raume gegenwärtig, in welchem sie sich zugetragen: nur die Zeit ist so wandelbar als des Menschen Regungen sind. Unruhig, verstört eilte ich schnell wieder herab unter die Bäume längs dem Theater, und kaum hatte ich den Schattengang betreten, so erblickte ich Therese. Sie saß auf eben der Bank, auf welcher ich früher gesessen. Ich eilte auf sie zu. Sie stand auf, allein sie kam mir nicht entgegen. Es befremdete mich; doch ich hatte nicht die Zeit, eine Muthmaßung darüber zu fassen, weil mir schon ihr Anblick Schrecken erregte, welcher auf's Höchste stieg, als ich ihr nahe trat. Nie war mir eine Veränderung, der ähnlich, vorgekommen, welche die kurze Zeit in ihrem Gesicht bewirkt und mit welcher sie, unvermögend einen Schritt zu thun, vor mir stand. Um Gottes Willen, was ist geschehen, was fehlt Ihnen? rief ich. — „„Ach R—, sagte sie, wenn schon mein Aussehen Sie so sehr erschreckt, wie werden Sie tragen können, was ich Ihnen zu sagen habe! — Machen Sie sich auf das Furchtbarste gefaßt und seyn Sie ein Mann.““

„Die Bestätigung, die Entdeckung meiner Mordthat — das Schaffot — ihr Schmerz — Alles das stand auf einmal vor meiner überwältigten Vorstellung. So habe ich dennoch Jemand um's Leben gebracht! rief ich. — „„Meinen Bruder!““ sagte sie, und warf sich mir schluchzend an die Brust. Das übertraf alles Furchtbare! — Ich war unfähig eine Sylbe hervorzubringen. Ich sank vor ihr auf die Knie und drückte ihre Hände an meine Lippen. Unsre Thränen strömten gemeinschaftlich. Endlich riß ich mich empor. Es soll gerächt werden! rief ich, sein Mörder soll so wenig leben als er! — „„Das sah ich voraus, entgegnete sie, und darum und weil Ihnen Niemand auf der Welt, was Sie erfahren mußten, so schonend sagen konnte als ich, bin ich gekommen. Nur das Eine nicht noch, fuhr sie heftig fort; meine Mutter hat Ihnen vergeben, ich habe Ihnen vergeben, meine Mutter beschwört Sie darum, Sie sollen leben, Sie sollen uns nicht ganz unglücklich machen!““ — Entsetzlich, rief ich. Ich hatte keinen Gedanken, keine Empfindung, als diesen Ruf. „„Ja wohl entsetzlich, sagte sie. Warum kannten wir uns nicht früher

Digitized by Google

— es wäre nie geschehen —.““ — Warum mußten Sie mich Unseligen je kennen! — „„Das ist unser einziger Trost, antwortete sie, nächst dem Versprechen, daß Sie Ihr Leben tragen wollen. Wir haben alle Nachforschungen nach dem Bruder eingestellt, derenthalben wir hier sind. Ich wußte schon gestern, daß er es gewesen seyn müsse, der Ihnen zur Stunde des Unheils auf der Brücke begegnet war. Ich erkannte seine Art zu sprechen, sein Benehmen. Er hatte die Universität plötzlich verlassen, ohne unsrer Mutter zu melden, wohin er gereist. — Er war ein guter, aber ein sonderbarer, grillenhafter Mensch. Wir erhielten in langer Zeit keine Briefe. Die Mutter schrieb voll Angst nach Halle, wo er dem Willen eines Oheims, den er beerbt hatte, zufolge studirte. Sie erfuhr ein Verhältniß zur Tochter eines dortigen Bürgers, und daß er nach Prag gereist wäre. Sie fürchtete eine unziemliche Heirath und eilte hieher. Er war nicht hier; alle Spur von ihm war von dieser Zeit an verschwunden. Wir entdeckten, nach mühsamen Nachforschungen, daß er unter einem erborgten Namen in einem Hause auf dem Hradzin gelebt. Gestern Vormittags erhielten wir darüber Gewißheit, erhielten seine Effekten — gestern Abends — Ihre Erzählung — und heute früh — es ist kein Zweifel mehr. — Wir sprachen seinen Hauswirth. In den lezten Tagen des Februars ist er verschwunden. Eine Magd des Thürwärters hat ihm in der Nacht das Hausthor geöffnet. Er war nicht wiedergekehrt. — Mein armer Bruder! — meine arme Mutter! — armer R — ! Ich weiß nicht, um wen ich weine! rief sie im äußersten Schmerz. Meine Mutter bittet Sie, Sie sollen Prag schnell verlassen, fuhr sie fort, Sie sollen schweigen, leben und ruhig seyn. Sie hat Sie geliebt, wie ihren Sohn. Ich hoffte, Sie sollten ihr Sohn werden, der ihr gar keinen, nie einen Kummer gemacht hätte! — Wir müssen uns nun trennen! — Wir können einander nicht angehören, wir können uns nicht wiedersehen. Ich beschwöre Sie nur um das Eine, leben Sie, leben Sie ruhig. Vergessen Sie mich nicht; es wird mein einziger Trost seyn. Ich will für meine Mutter leben, ich muß sie trösten. Sie hat Alles für mich gethan, sie hat Ihnen verziehen, sie segnet Sie.““ — So sprach das holdselige Geschöpf, dessen Glück ich zu Grunde gerichtet, das ich verloren hatte. Ich fühlte Höllenangst — aber als nun der Augenblick der Trennung kam — lassen Sie mich von diesem Schmerz schweigen. — Wir hatten Beyde kein Gefühl, als ihn. Wir weinten, eines an des andern Herzen. Unsre Marter war noch ein Glück. Sie riß sich los. Mir verging die Sinne. Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, war sie verschwunden. Gefängniß und Hinrichtung wären nichts gewesen gegen das, was ich litt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Der italienische Schauspieler spielt sich selbst und nichts als sich selbst. Untersuchen wir, was dieß sein Selbst ist. In der Regel von der Natur mit der auszezeichnetsten Gestalt und der regelmäßigsten Gesichtsbildung begabt, hat er weder durch ein sitzendes Leben, noch durch einen andern bürgerlichen oder sittlich-moralischen Zwang verlernt, seine Gliedmaßen natürlich, also im weiten Umfange einer gänzlich zwanglosen Freyheit zu gebrauchen: ihm steht die Herrschaft über dieselben eben so absolut und unbedingt zu Gebote als dem Thiere, welches von des Menschen Hand noch ungezähmt und ungeädmt in der Wildniß haust. Im Vergleiche bleibend, behaupte ich, daß sich der italienische Schauspieler von dem deutschen, wie das wilde Roß vom Reitbahnzögling, und vom französischen, wie vom Franconischen Kunstpferde unterscheidet.

Wie dem italienischen Schauspieler der unumschränkteste Gebrauch seiner Leibeskräfte verliehen worden ist, (man erinnere sich, daß alle equilibristischen Künste ein ursprüngliches Erzeugniß Italiens und hier bis zur erdenklichsten Höhe der Vollendung gesteigert worden sind), so hat er auch seine Gesichtsmuskeln mehr in der Gewalt, als alle Schauspieler der übrigen Nationen. Daher seine bewunderungswürdige Stärke im Mienenspiele, ja überall in der Pantomime. Von lezterer weiter unten.

Schon oben habe ich gesagt, daß dem Italiener, als darstellenden Künstler sowohl, wie als Menschen, vermöge seiner physischen Erziehung, Tiefe und Innigkeit abgehen. Ihm, dem Naturmenschen, im Besitze aller der Güter, nach welchen er strebt, und keine Bedürfnisse kennend, deren Befriedigung ihm unmöglich wäre, bleibt jede Sehnsucht nach einem entbehrten Genusse fremd. So läßt sich's erklären, warum die Darstellung der Tragödie zur Zeit noch außer dem Wirkungskreise des italienischen Schauspielers liegt. Alfieri hat also wenigstens zur Hälfte Recht, wenn er seinem Volke das Schauspiel, die Schauspieler und das Schauspielpublikum abspricht; die andere Hälfte seiner Behauptung (daß es in Italien auch kein Lustspiel gebe) zeugt eben so sehr von Bizarrerie, als das Unternehmen, trotz dieser Meinung für das Theater, und noch dazu für das tragische, zu schreiben, von Inconsequenz. An die Stelle der Tiefe treten Stärke und Heftigkeit. Lezlere zeigen sich jedes Mal, wo eine bürgerliche oder unmittelbare menschliche Leidenschaft ausgedrückt werden soll, von einer Lebendigkeit und Wahrheit, wie man davon an andern Europäischen Schauspielern keine Spur findet. Und wie sollte der Italiener auf der Bühne ohne

Digitized by Google

Kraft und Ausdruck seyn, da ihm im Leben Beydes in so hohem Grade zu Gebote steht? Man beobachte ihn (besonders den Süditaliener, nämlich den Neapolitaner, in seinem absolut materiellen, den Römer dagegen in seinem schon geistigen Instinkte), wie blitzesschnell, haarscharf bezeichnend, bewegungsvoll und doch wie natürlich und zweckmäßig er sich in seinen Gebehrden auszudrücken versteht! Unzählige Male hat mich die Art, wie das hiesige Volk (dessen Individualität sich, obgleich allmählig abnehmend, bis in die höchsten Klassen erstreckt) seine Streitigkeiten mit Gebehrden zu begleiten weiß, in Bewunderung versetzt: Die Natur zeigt sich hier so regelrecht, jede größere und geringere Bewegung, ja, man möchte sagen, jedes Muskelzucken ist hier dem Ideengange so gar scharf angemessen und so gänzlich frey von allem Zufälligen und Disparaten, als ob die Kunst selbst an ihre Stelle getreten wäre. Wer Menschendarstellung auf der Bühne nicht blos gedankenlos anzafft, sondern darüber reflektirt hat, der muß irre an aller Abstraktion werden, wenn er sieht, daß das, was das ganze Leben hindurch seine Spekulation in Anspruch genommen, sich schon als das vollendetste Concret in der Natur selbst vorfindet. Die Gebehrde der Italiener zeigt sich in allen Individuen mehr oder weniger wahr, im Römer aber (und diese Eigenthümlichkeit scheint mir der größten Beachtung werth zu seyn) nicht allein wahr, sondern auch im höchsten Grade edel, oft sogar wirklich erhaben, selbst bey den untersten Ständen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Ein junger Englischer Arzt, Doktor Clarke, hat am 11. August, bey der günstigsten Witterung und mit vollkommenem Gelingen, den Montblanc erstiegen. Als vor etlichen Jahren in Zürich und Bern sich Griechencomitté's bildeten, folgte das gerade damals ziemlich eingeschüchterte Genf nicht nach, und erst später, als ein Paar hundert Griechen aus Rußland ihre Heimkehr durch die Schweiz nahmen, und längere Zeit in derselben verweilen mußten, ward auch Genfs Theilnahme nicht vergeblich in Anspruch genommen; es bildete sich damals ein provisorischer Verein, der für die Unterstützung jener Reisenden etwa 7,500 Franken zusammenbrachte und verwandte, nach vollbrachtem Geschäft aber sich auch wieder auflöste. Gegenwärtig scheint man das Versäumte nachholen zu wollen. Den Gliedern der nermaligen provisorischen Committé haben sich die angesehensten Männer der Stadt angeschlossen, und in einer Vereinbarung von zwanzig derselben haben sie einen Aufruf an alle Mitbürger des Kantons, auch an auswärts angesiedelte und reisende Genfer erlassen, der schon in den ersten Tagen bey 25,000 französische Franken zusammenbrachte, worüber man sich freylich nicht wundern darf, wenn man vernimmt, daß der Vorstand der Committé für 5000 Franken, ein anderes Mitglied für gleiche Summe und die übrigen für 2400, 1500, 1000, 600, 500, 400, 240, 200 und 100 Franken unterzeichnet haben. Der Publicist Dumont, der Geschichtschreiber Sismondi, der Professor Pictet befinden sich unter den Gliedern der Committé. Ihre Einladungen für Unterzeichnungen zu Gunsten der Griechischen Nation lautet also: „Von der lebhaftesten Theilnahme für die Sache dieser, in einem eben so furchtbaren als heroischen Kampfe begriffenen Nation, und von den gleichen Gesinnungen belebt, die sich durch ganz Europa für die Unterstützung der Griechen in ihren edeln Anstrengungen zu Tage legen, wenden wir uns mit beruhigendem Vertrauen an unsere Mitbürger, um sie einzuladen, sich für eben diesen Zweck uns anzuschließen, und nicht mäßige Zuschauer so schöner und edelmüthiger Bestrebungen zu bleiben. In Deutschland, in Holland, in England, in Frankreich ist fast keine Stadt, worin nicht Unterzeichnungen für Griechenhülfe eröffnet wären. Es geschah dieß überall mit der größten Oeffentlichkeit; nirgends hat sich Widerspruch erhoben, und zum ersten Male sah man hier eine — nicht politische, sondern durchaus religiöse, humane und sittliche Vereinbarung zwischen Menschen aller Parthegen, zwischen Christen jedes Kirchenglaubens und zwischen Individuen aller Völker gebildet. Die Rivalitäten der Nationen verloren sich in dieser gemeinsamen Theilnahme. Alles läßt hoffen, die Griechen stehen auf dem Punkte glorreich aus der jüngsten Krise, die sie mit völligem Untergang zu bedrohen schien, hervorzugehen; ihre Befreyung wird jedoch noch lange Anstrengungen heischen. Ihre Lage erfordert für jezt und für eine geraume Zukunft Unterstützung und Hülfe. Mittelst solch' freywilliger Beyträge war man im Stande, nicht blos Munition und materielle Kriegsbedürfnisse, die Griechenland in seiner Stellung sich nicht verschaffen konnte, denselben zu übermachen, sondern ihm auch treffliche Offiziere, Artilleristen, Ingenieure, geschickte Handwerker zu verschaffen, die alle wichtige Dienste geleistet haben. Ein anderer Vortheil, der seinem ganzen Umfange nach zu würdigen kaum möglich ist, besteht in der moralischen Kraft dieser allgemeinen Kundwerdung der öffentlichen Meynung und ihres Einflusses auf die Griechen selbst, die durch so allgemeine Theilnahme sich gehoben und geschützt sahen. Welche Befriedigung mußten nicht so glückliche Ergebnisse den Committé's der größeren Schweizerkantone, besonders denen von Zürich und Bern gewähren, die den ersten Anstoß zu dem großmüthigen Werke zu einer Zeit gaben, wo die Aussicht des guten Erfolges noch sehr schwach war, und der Schweiz selbst noch manches erlittene Unglück zu vergüten oblag. Wenn wir nunmehr ihrem Vorbilde nachzuahmen berufen sind, so dürfen wir wohl annehmen, das Glück, dessen wir genießen, habe unser Mitleid geübt für die unglücklichen Schicksale einer vormals so verfeinerten, jezt in die unvermeidliche Nothwendigkeit zwischen Sieg und Untergang versezten Nation nicht geschwächt. Wir wollen uns der vielfachen Hülfe erinnern, die auch uns während eines langen und herben Kampfes für Erzielung unsrer Unabhängigkeit zu Theil geworden ist. Jedes Blatt unserer alten Geschichte zeugt von der Großmuth unsrer Freunde und Beschützer im Ausland. Was wir jezt thun sollen, ist die Ausübung einer leichten und süßen Tugend des Wohlstandes; sich ihr entziehen wollen, hieße wahrlich auf das herrlichste, was uns des Schutzes jener göttlichen Vorsehung, der wir so vielfältige Gunst zu danken haben, am ehesten theilhaftig machen kann. Nie ist unsere Wohlthätigkeit für eine größere und religiösere Sache in Anspruch genommen worden; und was allem Vorstehenden neues Gewicht verleihe, ist die Zuversicht, daß die aus der Unterzeichnung fließenden Gelder auf die den Griechen nutzbarste und wünschenswertheste Weise verwendet werden mögen, indem die Genfercommitté den Vortheil genieße, dafür die einsichtigsten und vertrauenswerthesten Rathschläge befolgen zu können." — Der Graf Capo d'Istria wird auch den bevorstehenden Winter wieder in Genf zubringen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Oktober 1825.

Wer als Kenner wählt, gewinnt bey seiner Wahl,
Und hat, was besser ist, obgleich in mindrer Zahl.

Uz.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Mit einiger Phantasie begabt, wird man im Lastträger, im Lohnkutscher, im Kohlenbrenner und in deren Frauen die Kopie jener Originale, von welchen uns die Römische Geschichte eine Idee verschafft, zu finden glauben. Gewiß ist es, daß im hiesigen Volke ein Nachklang (lasse es sich auch so leise, als möglich vernehmen) von dem, was es vor zweytausend Jahren gewesen ist, vorgefunden wird. Und wen dürfte dieß wundern? Bey jedem Tritte und Schritte auf Denkmähler der voemaligen Größe seines Vaterlandes stoßend, wird der Römer gebieterisch gezwungen, das Andenken an seine Vorfahren im Busen zu nähren und sich **aufrecht zu erhalten**, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Römische Heldenrollen (so wie sie, ohne tragisch zu seyn, sich in mehreren Theaterstücken, zum Beyspiele: der Virginia von Alfieri, u. m. a. befinden) gelingen [illegible] er dem gebornen Römer besser, als allen andern Italienern. Kein Schauspieler der übrigen Nationen thut es ihnen darin gleich, Talma besonders sticht gegen sie ab, wie die Pa[illegible]e gegen das Original.

Die **Leidenschaftlichkeit** des italienischen Schauspielers (nicht die **Leidenschaft**, welche ihm fremd ist) zeigt sich in ihrer ganzen Wahrheit und Stärke in denjenigen Situationen, welche aus seiner Natur, aus seinem Nationalcharakter aufgefaßt sind, und wo er also nicht künstlerisch, oder vielmehr künstlich, sondern nur sich selbst zu spielen braucht. Dergleichen sind alle Zank-, überhaupt aber solche Situationen, in denen Zorn und Wuth, oder irgend ein anderes heftiges Gefühl ausgedrückt werden muß; letztere gerathen ihm stets um so vortrefflicher, je heftiger er sich dabey auslassen darf. Der Darstellung solcher Momente geht feeylich die französische, ja sogar die deutsche Decenz ab; zwey Leute von Stande z. B. zanken sich auf dem italienischen Theater nicht, wie Gesellschaftsmenschen, sondern wie Naturkinder, ohne Politur, aber auch ohne Rohheit, denn Beyde sind **unnatürlich**; dagegen entwickelt sich in ihnen eine solche Wahrheit, Lebendigkeit und Kraft, daß, wenn dergleichen Auftritte von einer gewissen Dauer sind, man nicht selten bis zu einem solchen Grade getäuscht (ich sage **wirklich getäuscht**) wird, um auf's Theater zu springen und Frieden zu stiften. Nicht minder vollkommen geräth ihnen der verbissene Aerger durch alle seine Nüancen hinauf, bis zur Ironie. Solcher Situationen enthalten besonders die Goldonischen Stücke eine Menge, welche deßhalb auch um so vortrefflicher dargestellt werden, als sich dieses große Genie (so nenne ich Goldoni, unbekümmert darum, daß vielleicht einige, jetzt verschollene, Reputationen mitleidig über mich die Achsel zucken werden) aus der unverdienten Schmach, in welche ihn in den letzten zehn Jahren seines Lebens die unbegreifliche Verblendung seiner Landsleute hatte versinken lassen, zur glorreichsten Anerkennung seiner Verdienste wieder emporgeschwungen

hat. Gozzi'n kennt man selbst dem Namen nach nicht mehr (das ist so wahr, daß, wo immer die Italiener von Gozzi sprechen, stets Gasparo Gozzi darunter verstanden wird, der, wenn auch nicht als Tragiker, doch als Prosaiker noch immer einen großen Ruf in Italien besizt). Goldoni's Stücke hingegen werden von der ganzen Nation als klassisch anerkannt, auf allen Theatern gespielt und in der Regel von den Schauspielern mit fast unübertreffbarer Wahrheit dargestellt. Und wo wäre ein Lustspieldichter, welcher sich an treuer Schilderung von wirklichen und nicht aus der Luft gegriffenen Sitten, an Lebendigkeit der Handlung ohne Firlefanz und Peinlichkeit, und an Menschenkenntniß mit Goldoni messen könnte? Viele Kritiker haben ihm Mangel an Charakterzeichnung vorgeworfen. Diesen scheint aber nicht klar geworden zu seyn, daß Goldoni keine Charaktere aufstellen konnte, weil seine Nation, als die natürlichste aller civilisirten Völker Europa's, keine Charaktere (in dem Sinne, wie sie die, in den tausenderley Labyrinthen des gesellschaftlichen Lebens befangenen Gesellschaftsmenschen ausbilden) besizt. Auch ist ihm vorgeworfen worden, keine allgemeine, sondern nur italienische Sitten geschildert und sich also nur zum Lustspiele oder vielmehr zum lustigen Spiele, und nicht bis zur Komödie erhoben zu haben. Die Nebeldefinitionen, welche man vor einigen und zwanzig Jahren vom prosaischen und romantisch-poetischen Lustspiele aufgestellt hat, sind längst der Sonne einer vernünftigern und positiveren Kritik gewichen; also ist jener Vorwurf kein Tadel, sondern vielmehr ein Lob. Denn hätte Goldoni vielleicht, in Italien und für Italiener schreibend, mondsüchtige (oder besser mondsüchtige) Gebräuche darstellen sollen? Jener Vorwurf ist aber nicht einmal gegründet, oder doch nur dem geringsten Theile nach, das hätte jenen Kunstrichtern einleuchten müssen, wenn sie den Goldoni nicht allein kritisirt, sondern auch gelesen hätten. Mehrere Dutzende seiner Stücke, welche nicht aus der gebildeten oder vielmehr verbildeten, sondern aus der natürlichen Natur aufgefaßt sind, müssen auf Island, wie in Italien ansprechen, wenn sie nämlich gespielt, das heißt spielend und nicht abhaspelnd, dargestellt werden. Von der großen Anzahl dieser Stücke will ich nur zwey anführen, welche, so oft und von welchen Schauspielern ich sie aufführen gesehen, mir stets das lebhafteste Vergnügen gemacht haben; es sind: La Locandiera und Gli Amori di Lucinda e di Lindoro. Könnte ich je in den Fall kommen, ein deutsches Theater in Sold zu nehmen, meine Schauspieler sollten diese beyden Stücke zur Probe darstellen. Bestünden die leztern nicht dergestalt, daß das Publikum Interesse an den Aufführungen nähme, so würde ich sie ohne Weiteres wieder fortschicken. Man hat Goldoni häufig mit Kotzebue verglichen; mich dünkt, ersterm ist dadurch kein Uebermaß von Ehre erwiesen. Kotzebue hat im rührenden Schauspiele (und dieß ist zur Zeit noch kein gemachtes, sondern ein wirklich natürliches Genre der nordisch-europäischen Bildung) ein großes Talent, dagegen im Lustspiele eine verzweifelnde Flachheit besessen. Von dieser bin ich in der lezten Zeit in Paris, wo ich die meisten seiner Stücke, Behufs eines literarisch-dramatischen Zweckes, nachdem sie mir während fünfzehn und mehreren Jahren aus dem Gesichte und Gedächtnisse entschwunden waren, durchlesen mußte, bis zu einem Grade überzeugt worden, der mein größtes Erstaunen erregte. Goldoni habe ich in derselben Zeit und mit mehr Aufmerksamkeit, als in meinen jüngern Jahren, von einem Ende bis zum andern durchgelesen, und sehe ihn, seit meiner Anwesenheit in Italien, fast täglich aufführen; im Ganzen genommen scheint mir in allen seinen Stücken zusammengenommen, nicht so viel Flachheit, leeres Geschwäz und Antithesenkrämerey (welche leztere Goldoni gar nicht kennt) vorhanden zu seyn, als in einem einzigen Kotzebue'schen sogenannten Lustspiele.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Weinlese.

(Fortsezung.)

„Ich konnte nichts mehr für Therese thun als leben. Das unterlassene Verbrechen des Selbstmörders war das Einzige, was mich der menschlichen Würde wieder versöhnte. Ich wankte nach Hause und veranstaltete, ihrem Willen gemäß Alles zu meiner Abreise. Am folgenden Morgen um zehn Uhr saß ich im Wagen. Ich hatte mich tief in eine Ecke gedrückt, nichts von der Stadt mehr, nur nicht die Brücke wiederzusehen, über welche ich fahren mußte. Ein Schrey an der linken Seite meines Wagens von einer Stimme, welche mir Thereſens Stimme schien, riß mich aus der Betäubung, in welche ich versunken war. Ich fuhr auf und sah aus dem Wagenfenster. Allein nirgends war ein bekanntes Gesicht zu erblicken. Ich war so eben auf der Brücke. Die Moldau kräuselte sich in tausend funkelnden Wellchen. Die Sonne zur Rechten schien gegen das Kreuz auf der linken Seite der Brustwehr, und groß und bläulich und bebend, wie lebendig, lag auf der funkelnden, kräuselnden Wasserfläche dessen Schattenbild gebreitet. Der Anblick erschütterte mich im tiefsten Herzen unaussprechlich trostreich. Es war mein lezter Blick auf Prag. Von da an hat für mich ein Leben der Oede begonnen, das zwar allmählig wieder, doch nur sparsam, einzelne Interessen gewann, freylich nicht mehr in meinem eigenen, doch in dem Schicksal Anderer, die schuldlos und glücklich sind, und meiner armen Liebe dennoch bedürfen."

„Ich ging nach Wien; von dort über Triest nach Grie-

Digitized by Google

chenland. Von Theresen und ihrer Mutter habe ich nichts weiter gehört; aber ich läugne nicht, das Verlangen von ihnen zu hören, führte mich wieder auf deutschen Boden und in die Heimath zurück."

Mit diesen Worten stand er rasch auf, um sich zu entfernen; sein Freund aber drückte ihn in seine Arme, und Juliane begleitete mit thränenden Augen seine Schritte, als er den Saal verließ.

Forschen wir nicht nach dem Gespräche, welches dort nach seiner Entfernung zwischen den beyden Gatten stattgefunden, und in dessen Folge der Herr vom Hause klingelte, die Pferde zu füttern und in zwey Stunden vorzufahren befahl. Juliane legte sich nicht schlafen, sondern sie ordnete vordereitend das eine und das andere an, küßte ihre schlafenden Kinder, und als der Wagen vorgefahren war, trat sie am Arm ihres Mannes aus dem Hause und saß ein, während jener dem zur Begleitung bestimmten Diener zurief: „nach Bacharach!" (das Städtchen liegt ungefähr vier Stunden entfernt) und der Wagen dahin rollte. R — fand am folgenden Morgen beym Frühstück seinen Freund mit den Kindern im Salon allein, und hörte, daß Juliane einen Besuch in der Nachbarschaft abzulegen ausgefahren wäre, und erst zum Mittag zurück erwartet werde.

Die Geschäfte des Weinbergs riefen den Hausherrn bald zu den Arbeitern und in die Keiter; R — durchstreifte die Rebengeländer die Höhe hinan.

Es war einer jener Herbsttage, an denen das Bild des Frühlings zur Erde zurückzukehren scheint, wo aus dem, zum letzten Mal gemähten Rasen die Gräser wieder sprossen, die Erdbeeren und die Blumen des Maies noch einmal blühen, und die des Junius Knospen treiben. Wo die Saat, so fröhlich dem Vergehen entgegen keimend, als im Lenz der Frucht und Ernte, die Felder wieder mit Maigrün überzieht; während das dünne, röthliche Laub an den Weinstöcken, das lichtgelbe, um die silbernen Stämme der Birken flatternde, das rosenfarbne, rothbraune und goldene an den Obstbäumen, die Gestalt der Zweige nicht mehr versteckt; während das Geschrey der Zugvögel doch aus den Lüften, die schwärzlichen, beweglichen Streifen ihrer Züge, der nördliche Wind, die dichteren, silberweißen Wolkenmassen im blauen Aether, den Winter ankündigen, der ihnen nachfolgt. Einer der Tage, wo der Anblick der Erde eine gleiche Empfindung erregt, wie der Anblick so mancher schönen Braut am Hochzeitstage einer verderblichen Ehe. Sie ist schön, und das Fest ist froh, und man vergißt, was darüber hinaus liegt, ohne jede Ahnung unterdrücken zu können. Die Weinberge des Besitzers gränzten an die verlassene Stätte einer der Epheuumrankten Burgtrümmer jener Gegend, in denen nach Lord Byron, „grünende Verwüstung wohnt." *) Dorthin hatte R. seine Schritte gelenkt. Verloren im Genuß der Einsamkeit, die so süß ist in der Nähe von Freunden, und, wenn das Gewühl thätiger, froher Menschen ihre Grenzen erreicht, ohne sie zu überschreiten. Hier saß er unter einem Nußbaum, dessen Blätter je und je mit leisem Geräusch niederfielen auf seinen Sitz.

Er übersah den weithin gewundenen Stromlauf, Thäler und Höhen, Städte und Höfe, Wälder und Auen, ausgebreitet in einer Mannigfaltigkeit von Schönheit und in Harmonie zu dem unermeßlich darüber gewölbten Himmel, seinen Farben und seinem Licht.

Das Gespräch des vergangenen Abends hatte seine Gedanken von Neuem auf seine Vergangenheit und seine Schicksale gerichtet. Von dem lachenden Anblick der Umgegend kehrte sein Auge in seine Brust zurück. Aber auf dem sonst makellosen Bild seines Innern haftete sein Abenteuer in Prag, wie ein unauslöschlicher schwarzer Fleck.

Mit der größten Innigkeit gedachte er Theresens und ihres zerstörten Lebensglückes. Diese Gedanken verstärkten seine Liebe zu ihr, wie immer die Liebe durch Kränkungen wächst, welche der Liebende der Geliebten zugefügt. Er gedachte mit fast noch peinlicherem Mitgefühl der Leiden ihrer Mutter als der ihren.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) where ruin greenly dwells.

Höfische Schmeicheley und männliche Dreistigkeit.

„Meine Herren, sagte König Jakob der Erste zu den Bischöfen von Durham und Wincheſter, kann ich nicht meiner Unterthanen Geld nehmen, wenn ich dessen bedarf, ohne auf die Einwilligung des Parlamentes zu warten?" — „Ohne Zweifel, erwiederte der Erste mit einem tiefen Bückling, Ew. Majestät sind ja der Athem unserer Brust." — „Und was sagen Sie dazu, Mylord?" fuhr der König, gegen den Bischof von Wincheſter gewandt, fort. Der Bischof wollte einer Antwort ausweichen; aber da der König in ihn drang, so erwiederte der edle Prälat: „Ew. Majestät mögen das Geld meines Bruders von Durham nehmen, denn er hat es Ihnen angeboten."

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Fortsetzung.)

Des Bauens, besonders in den Vorstädten, ist kein Ende! Die Gebäude stehen aber auch in einem enormen Preis, und für den bloßen Grund bezahlte unlängst Jemand in einer Vorstadt das Quadrat mit 100 fl. C. M. In der Stadt ist kaum eines zu erkaufen. Jeder überbietet den Andern. Es ist nichts Seltnes, daß ein Bürger fünf bis neun Häuser besizt, und einer der reichsten Männer in der Hauptstadt, ein Grieche, kauft alles, was zu haben und zu gebrauchen ist, so daß er bald eine Stadt in der Stadt besizen wird. Bey dem Allem baut man doch so viel nicht, daß, wie irgendwo gesagt wurde, 50 Häuser auf ein Mal in vielen Straßen sich erheben. Eine Menge Gebäude werden im Sommer restaurirt, und in diesem Falle gibt es freylich wenig Gassen, durch die man gehen kann ohne Gefahr, beworfen oder bespritzt zu werden. Es ist aber immer die Schuld des Beschädigten, der nicht auf die ausgehängten Warnungszeichen, in deren Nähe oft noch eine Polizeywache aufgestellt ist, Acht gibt. Wenn man die Augen nach einer eleganten Figur umdreht, oder zum vierten Stockwerk hinaufschaut, wo ein zierlich gelocktes Köpfchen herausblickt, so kann ein schwarzer Rock leicht in einen weißgesprenkelten verwandelt werden. Diese verzeihliche Neugier ist nah verwandt mit jener ganz zwecklosen, müssiggängerischen Gafferey, die in allen großen Städten zu Hause ist, worauf hier aber lustige Schelme eine ganz eigne Art von Spekulation gründen, und diese Schelme sind größtentheils Schusterlehrlinge, und ihre Spekulation betrift nichts weniger als Taschendiebstahl, sondern zielt unschuldigerweise blos auf Befriedigung ihres lustigen Humors. So ein Schalk stellt sich oft einem hohen Hause, oder einem Kirchthurm gegenüber, schaut mit der allergrößten Verwunderung hinauf, macht auch wohl zuweilen eine Bewegung des Erstaunens. Bald tritt ein Vorübergehender an seine Seite, ein zweyter und ein dritter folgt; Alle schauen aufmerksam und still hinauf, wohin der Vogel seine Augen richtet, ohne daß sie wissen, was sie sehen; sobald ein Trupp auf solche Art versammelt ist, geht der Bursche weiter, lacht wohl noch im Vorübergehen den Gefoppten höhnisch in den Bart, wenigstens sich selbst in's Fäustchen, macht lustig possierliche Sprünge dazu, und man kann's ihm schon von Weitem ansehen, daß er einen Schalkstreich ausgeübt hat. Es bedarf folglich, um die Neugierigen zu versammeln, nicht ein Mal einer Haube, die aus dem vierten Stock herunter fällt, wie Crispin in der Komödie sagt.

Auf dem Hoftheater wurde das bekannte Lustspiel von Wolf: die Steckenpferde, aufgeführt, das ungeachtet der gesuchten komischen Zusammenstellungen, die zum Theil in das Gebiet der Posse gehören, wohl einige ergötzliche Momente und glückliche Züge enthält, doch kein ergötzliches Ganze bildet. Einiges ist so verbraucht und alltäglich, daß man sich wundern muß, wie es, ohne eine andre Zubereitung und Bestimmung zu haben, mit aufgenommen werden können; wie z. B. Fräulein Sappho; anders macht einen fast widrigen Eindruck, wie das gleichsam aus der Luft herbeygeführte Zusammentreffen aller Steckenpferdreitee am Ende des dritten Akts. Der Major in diesem Stücke reitet eigentlich kein Steckenpferd, er hat Lustschlösser — ma foi il est fou! — Nun ja, da war's heraus, das Kammermädchen hat mir's zugeflüstert, sonst hätte ich des Ausdrucks wegen mich entschuldigt. Wenn der, mit der Theaterseuche geplagte Baron lieber prozeßsüchtig wäre, so würde sein Steckenpferd interessant seyn, und unter Scherzen und Spielen zum Ziele führen. Aber diese Leute träumen nur zusammen, um sich auf ihren Steckenpferden herum zu tummeln, und das möchte man ihnen gern vergönnen, aber das Kinderspiel kleidet sie nicht. Mit Einem Wort: es wäre unbillig, dem Erzeugniß harmloser Laune zu nah zu treten, oder, besser gesagt, es damit so genau zu nehmen, wenn es von einer oder der andern Seite mehr befriedigte. Der lezte Akt ist der beste, und die Verse sind gut. Darin hat der Verfasser viel voraus; wäre die Mühe nur besser angebracht! Leicht erkennt man hier in der Benuzung komischer Elemente den Verfasser des Cäsarion, und, wo das nicht ist, doch den gewandten Schauspieler, der immer Anspielungen bey der Hand hat. Das kann nicht zum Vorwurf gereichen; man spricht nur davon. Gefallen hat das Stück, trotz der sehr lebendigen, gerundeten Darstellung, nicht. Schon der zweyten Vorstellung wohnte ein nur kleines Publikum bey; jedenfalls hätte es mehr Theilnahme verdient.

Noch zur rechten Zeit ist das Theater an der Wien auf einige Zeit wieder eröffnet worden, nachdem es nahe an drey Monate hindurch verschlossen war. Ueber diese Zeit braucht darf ein Theater nicht unbenuzt bleiben, ohne dem darauf haftenden Privilegium zu entsagen. Die Eröffnung geschah am neunzehnten dieses durch den Direktor des Theaters an Isarthor in München, der nach der Ankündigung mit seiner ganzen Gesellschaft Gastvorstellungen gibt. Das Haus war am ersten Abend gestekt voll, wie man leicht denken kann, obgleich das gewählte Stück weder den Reiz der Neuheit noch des innern Werths besizt, nämlich die Räuber auf dem Kulmer-Berg, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach einer vaterländischen Sage, von Enno. Es galt hier aber, ein ganzes Bühnenpersonal zum ersten Mal in Wirksamkeit zu sehen. dieß Motiv war hinreichend, um das Schauspielhaus auch nach langer Zeit zum ersten Mal wieder bis oben an zu füllen, nicht ein Mal zu gedenken, daß die Preise der Plätze jezt verändert sind. Eh' das Stück begann, sprach der Direktor, Hr. Carl, in Gegenwart sämmtlicher Mitglieder ein „Vorwort," das recht gelungen war, aussprachlos und eindringlich den rechten Standpunkt angab, und ergreifend auf die Menge wirkte. Ich, meines Theils, hätte dem Sprechenden allenfalls eine mehr sichere Haltung gewünscht, weil seine übrigens sehr bescheidene Stellung zuerst an einen Ausdruck erinnerte, der wegen Aehnlichkeit der Zusammensetzung mit dem Vorwort leicht verwechselt werden konnte. Die Darstellung selbst wurde mit großer Aufmerksamkeit begleitet, die erst nach und nach in lebendige Theilnahme überging. Die Schauspieler thaten allerdings ihr möglichstes, vielleicht noch etwas zu viel, denn der Pathos war ein wenig vorherrschend, und das prosaische Stück verträgt sich auch damit. Ich bin nicht Willens, über die Leistungen im Einzelnen viel zu sagen. Im Ganzen war die Darstellung, das eben erst Bemerkte abgerechnet, nett und fleißig, besonders zeigte sich in der Anordnung der Ensembles und Einrichtung der Scenerien Einsicht und Theaterkenntniß. Mad. Carl gab eine der bedeutenderen Rollen, Viviana. Ihr Organ erklärte man für kräftig und sonor. In diesem Stück kam es mir so vor, als ob sie im Redevortrag an einen fremdartigen Ton streifte, den ich mit dem Beiwohrungsten vergleichen möchte, was jedoch wohl nur die Folge des ersten Eindrucks war. Sie zeigte Bühnenkenntniß und Berechnung des Effekts, sie weiß das Einzelne anschaulich zu machen, und in das rechte Licht zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Oktober 1825.

Alles Zagen ist verschwunden,
Alles Bangen ist vorbey,
Herz hat nun das Herz gefunden,
Daß es ewig glücklich sey.

Th. Hell.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

Der Epheu um die Mauer des alten Thurmes, welchem zunächst der Nußbaum stand, unter dem R — saß, flüsterte je und je vom Winde bewegt. Vielfach gedeckt durch dessen Maueröffnungen tönte jenseits derselben die Zugluft ihre eigenthümliche Melodie. Abwechselnd mit dem Rascheln einer Eidechse, welche aus der Sonne zurück in ihre Felsenspalten schlüpfte, begleitete dieses Geräusch seine Gedanken. Plötzlich aber dünkte ihm, als ob er außer diesem Geräusch auch noch Theresens Stimme vernehme. Erst hielt er es für eine Täuschung der Einbildungskraft; aber dennoch lauschte er auf den Schall. Noch hörte er sie schallen, und zwar deutlicher, stärker; er hörte auch Schritte. — Da riß es ihn aus seinen Träumen und aufspringend drang er durch die Brombeerranken und das Gestrüpp, womit das Innere des Thurmes angefüllt war, hinaus in das jenseitige Freye. Und er sah sie. Auf Julianens Arm gelehnt, kam sie einen Fußsteig von der Höhe herab. Welche Ueberraschung! Seinen Augen wollte er nicht trauen. Da erblickte sie ihn und flog auf ihn zu, mit dem innigsten Ausdruck von Zärtlichkeit und Freude, während Juliane, welche ihren Arm losgelassen, rasch den Pfad hinabeilte, der um die Trümmer in die Rebenlauben niederführte. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, bey denen ein guter Mensch so wenig Zeuge seyn, als den Schleyer von einem Heiligthum lüften sollte. Die höchste Freude und der höchste Schmerz sollen nur gefühlt, nicht angeschaut werden. Ihr Gatte kam Julianen zwischen den Rebengeländern entgegen. Mit Thränen des seligsten Mitgefühls warf sie sich an seine Brust, noch ehe er eine Frage an sie richten konnte. „Mein gutes Weib! rief er, hast du sie gefunden? wo sind sie?“ — Sie sind wieder vereint! rief sie nach der Ruine deutend. Und nun laß uns nach Hause eilen. Ich habe nur Therese mitgebracht; ihre Mutter und ihr Bruder folgen in einer Stunde. Wo sind die Kinder? Ich erzähle dir unterwegs.“ Bey diesen Worten nahm sie den Arm ihres Mannes, erzählte voll der innigsten Zufriedenheit, wie sie Bacharach bey Tagesanbruch erreicht, die Wohnung der Familie Theresens, mit der sie oberflächlich bekannt geworden, bald erfragt und sie aufgesucht habe. Die Nachricht, welche sie derselben überbrachte, hatte ihre oberflächliche Bekanntschaft bald in eine vertraute umgewandelt. Ihre Aufopferung, es Theresen vorzubehalten, R — die fürchterliche Last vom Herzen zu nehmen, machte jene zu ihrer Freundin, und ihre Freundschaft bestärkte sich im Gespräch während der wenigen Stunden der Fahrt, wo sich des Mädchens Charakter so ganz offen, fest und liebevoll bewährte, als R — ihn dargestellt. Von der Fahrstraße längs dem Strome hatte sie aus dem Wagen R — oben bey den Trümmern erblickt. Sie schlug Theresen vor auszusteigen und einen Fußpfad durch den angränzenden Wein-

berg, welcher zur Ruine führte, einzuschlagen. Wir wissen, was weiter geschah.

Unter solchen Gesprächen erreichten Beyde das Haus. Hier hatte Juliane längst ihre häuslichen Geschäfte besorgt, auch den pyramidenförmigen Strauß empfangen, welchen sie beym Gärtner bestellt, denselben ihren Kindern zugestellt, diese aber angewiesen, ihn dem Baron zu übergeben, wenn er käme, und ihm dabey zu sagen: er habe ihn in Prag im Gasthof liegen lassen, er sey von dorthee überbracht, und deren Einwendungen, wie das ja nicht wahr sey, und nicht möglich, beschwichtiget. Längst auch schon saß sie mit ihrem Manne, dem Bruder und der Mutter Theresens im Salon, ehe R— mit der letztern eintrat.

Hier eilte ihm die Mutter entgegen und schloß ihn mit den Worten: „Mein lieber Sohn! in ihre Arme. Siehe deinen Bruder, meinen Sohn Louis," sagte sie darauf, die Hand ihres Sohnes ergreifend und sie in des Barons Hand legend.

Louis schüttelte diese kräftig. „Ich freue mich herzlich, sagte er bewegt, meinetwegen sowohl als Ihretwegen, kein Hinderniß Ihrer Verbindung mit meiner Schwester mehr zu seyn."

„Wie darf ich zu Ihnen sprechen nach jener Handlung? rief R— tief erschüttert. Ich kann nur so viel sagen, daß ich so wahr mein Leben für Sie zu lassen bereit bin, als nur durch ein Wunder ich Ihnen das Ihre nicht geraubt."

„Sie waren nahe daran, sagte Louis, das Wunder aber verrichtete ich selbst. Hätte ich mich in Halle nicht des Studiums, das zu treiben ich keineswegs dingeschickt wurde, und das mir mehr genützt hat, als Alles, was ich dort erlernt, oder vielmehr nicht erlernt, ich meyne das der edeln Schwimmkunst, so sehr beflissen, so wäre mir, indem Sie mich von der Prager Brücke herabstürzten, nicht der Zug der Saalbrücke eingefallen, und der Sprung von dessen Höhe in die Saale, den ich hundert Mal gethan, und die Lehre meines alten Hallorens, beym Sprung die Hände vor der Stirn zusammenzuhalten und die Füße zu kreuzen. Dieß wirkte das Wunder. Sonst hätte ich wohl mein Ende nirgend anders gefunden, als, durch Ihre gütige Bemühung, in den Wellen der Moldau."

„Zum Theil warst auch du Schuld an dem Unglück! fiel Therese ein. Deine fantastische, trockene Weise mußte R— aufbringen." — „Wahr, sagte Louis; aber das Mittel, welches dein künftiger Gemahl anwandte, meine Trockenheit zu coerigiren, war doch etwas bevisch." — „Welch ein Glück, wenn solches Unheil zum Scherz werden kann!" rief R—. „Ja! danken wir dem glücklichen Schicksal, antwortete Louis, das uns so wieder zusammenführt," und reichte seiner Schwester und dem Baron die Hände.

Dieser hörte nun, wie es sich mit der Rettung von jenem zugetragen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die italiänische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Die ungemeine Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln und die Herrschaft, welche der italienische Schauspieler über dieselbe ausübt, setzen ihn in den Stand, die innern Regungen des Zorns und der Wuth mimisch wahrer und kräftiger darzustellen, als jeder andere dramatische Künstler. Mir ist recht wohl bekannt, daß Ausländer, die Italiener nach sich selbst beurtheilend, die Mimik derselben für Karikatur erklären. Das ist eben so, als wollte ein Bewohner des Nordens, die Sonne seines Landes mit der unter dem Aequator vergleichend, letztere für unnatürlich erklären. Und doch sind die meisten Urtheile, welche Reisende über fremde Länder fällen, von derselben Art, das heißt, in die mitgebrachte, heimische Form gegossen, weggeworfen, was zu viel, oder hinzugesetzt, was zu wenig ist. Die italienische Mimik, als sich auf die Natur stützend, ist keine Karikatur, sondern blos eine reichere Natur; Karikatur kann nur da vorhanden seyn, wo (wie in Deutschland) ausschließlich die Kunst herrscht und hier des Künstlichen zu viel thut. Das Erblassen und Erröthen, welches bey dem eigenthümlichen künstlichen Schauspieler, der nur durch die Kunst und durch keine Täuschung wirken soll und kann, ein Unding wäre, wenn es ihm auch die An- und Abwesenheit der Schminke (welche gewisse geistvolle Kritiker als das einzige Hinderniß desselben betrachtet, es aber übrigens vollkommen starkhaft gefunden haben) nicht untersagte, ist dem italienischen Schauspieler, eben weil er sich selbst oder die Natur spiele, unerlaßlich, oder vielmehr es fällt ihm unmöglich, es zu unterlassen. Es ihm verbieten, wäre eben so viel als nicht gestatten wollen, daß er die Faust balle, sich wirklich und nicht bloß zum Scheine die Haare ausraufe, oder seinem Mitschauspieler eine wirkliche statt einer scheinbaren Ohrfeige gebe, wenn er in Wuth ist. In einem höchst sonderbaren Stücke, il Tradimento betitelt, von welchem ich unten weiter reden werde, stellt sich die Hauptperson, eine Art von Meinau, verrückt, um den Grad der Schuld oder Unschuld seiner vermeintlich ungetreuen Gattin zu erforschen. Plötzlich tritt ihm der Verführer derselben unter die Augen. Was soll er machen? Letztern, wie die Ehre es dem beleidigten Ehemann eingibt, seiner Wuth opfern,

kann er nicht, da er niemand zu kennen scheint, also auch, ohne sich zu verrathen, seinen Feind nicht erkennen darf. Dieser peinliche Zwang, dem er von außen keine Luft machen kann, wirkt innerlich konvulsivisch auf seine Gesichtsmuskeln; alle Adern schwellen an, die Augen drängen sich weit aus dem Kopfe hervor, das Gesicht dunstet zu einem blutrothen Klumpen Fleisch auf, man glaubt kein menschliches Antlitz mehr zu sehen, sondern eine gemalte Teufelsmaske. Diese Scene, welche noch das Eigne hat, daß der verstellte Wahnwitzige darin erstmals auftritt, kein Wort spricht, sondern Alles durch Pantomime ausdrückt, bringt eine Wirkung hervor, welche nicht wohl mit Worten zu beschreiben ist. In der italienischen Uebersetzung des französischen Melodrams, les Mines de Pologne, geben die, den Bösewicht spielenden, Schauspieler einen ähnlichen Beweis von der Wahrheit und Kraft ihrer Pantomime. Es ist der Augenblick, wo der Wütherich, von seinem Feinde überfallen, in die Gewalt desselben gegeben wird, ohne die Möglichkeit einer Rettung vor sich zu sehen. Die allmählige Steigerung der Wuth bis zum Uebergange in tödtliche Erschöpfung wird hier mit so viel natürlicher Körperanstrengung dargestellt, daß sie mir stets mehr oder weniger Bewunderung abgezwungen hat. Sonderbar, daß die Schauspieler mir, ungeachtet der übrigen Verschiedenheit ihres Talents, die oben angezeigten Momente fast gleich vortrefflich darzustellen pflegen.

Was ist der Wahnsinn in seiner physiologisch-psychologischen Fortschreitung anders, als eine Folge der Wuth, welche, nachdem sie die äußerste Höhe erreicht hat, nun nicht weiter kann, und von derselben herabstürzt? So erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß die Italienischen Schauspieler, trotz ihrem absoluten Mangel an gemüthvoller Tiefe, fast allgemein glücklich in der Auffassung des Wahnsinns sind, und ihn in ungemein natürlich-geistiger Wahrheit darzustellen wissen. Nicht allein spielen die meisten von ihnen dergleichen Rollen mit einer großen Virtuosität, sondern ich habe sogar zwey Sänger, als Darsteller übrigens tief unter der Mittelmäßigkeit, Pellegrini zu Paris und Tamburini hier in Rom, im Ubaldo in der Paerschen Agnese hierinn ein wirkliches Talent entwickeln sehen.

Der Wahnsinn ist, meiner Meynung nach, kein Produkt einer zu tiefen, sondern vielmehr einer zu oberflächlichen, zu schwankenden, unstätigen, ich möchte sagen, einer zu schwindsüchtigen Reflexion. Kein wahrhaft denkender Kopf, kein moralisch gut organisietes Individuum wird je den Verstand verlieren. So möchte ich zu dem Lessing'schen Motto: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen," die Worte hinzufügen: „Oder sehr vielen." Daher gedeiht es mit dem Italiener nicht sowohl im übermäßig-gereiztem Gefühle des Schmerzes, sondern auch in der Freude, zum Wahnsinne, das heißt, in letzterer zu jenem Humore, den die Ausländer für Karikatur gehalten, und der in der That im Römischen, wie im Neapolitanischen Volke der Tollheit ähnlicher sieht, als der Aeußerung vernünftiger Ideen. Ein Nordländer, dem zum ersten Male in Rom, oder in Neapel, Volksscenen der Freude ansichtig werden, traut seinen Sinnen nicht; ihn dünkt die durchaus satyrisch-ironische Aeußerung derselben wahre Verrücktheit. Dieß ist die vis comica, welche den Italienischen Buffo so haarscharf von den Komikern aller andern Nationen unterscheidet, jene komische Begeisterung von den kritischen Dilettanten, mitunter sogar von Meistern und Bürgern in der Kunstrichterey, gleich dem Ausdruck der Wuth, für Karikatur erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fischgelehrsamkeit.

Mägdelein saß am Meeresstrand,
Redete zu sich selber so:
Ach, du mein theurer, lieber Gott!
Was ist wohl breiter als das Meer?
Was ist wohl weiter als das Feld?
Was ist wohl schneller als ein Roß?
Was ist wohl süßer als Honigseim?
Was ist wohl mehr als Venderlied?

Hod aus dem Wasser sich ein Fisch:
Mädelein, dummes Närrelein!
Weiter der Himmel als das Meer,
Breiter das Meer ist als das Feld,
Schneller die Augen als ein Roß,
Süßer ist Zucker als Honigseim,
Liebster ja mehr als Venderlied,

P. von Goethe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Beschluß.)

In einem Stück, wie das in Rede stehende, kommt es auf das innere Motiv und den Zusammenhang der einzelnen Theile nicht an. Die Wirkung ist die Hauptsache; die Versammlung besteht zum Glück nicht aus lauter Kritikern. Solche muß es auch am Ende geben; die entbehrlichsten sind die poetischen, die mit schönen Phrasen und Blumen um sich werfen — Nürnberger Kinderkram! — Die Eleganten meynten, Bisiana müsse jünger seyn. In der Kunst darf man das nicht so genau nehmen. — Vom Herrn Kunst, der den jungen Helden spielte, hatten wir viel Empfehlendes vernommen. Er besitzt eine, zu jungen Heldenrollen wohl geeignete Gestalt und spricht mit Konsequenz. Vielleicht verwendet er die sentimentale Deklamationsweise zu viel. Die Wirkung ist unfehlbar, und in einem Stück dieser Art läßt sich der Gebrauch nicht tadeln. Es gibt allerdings Schauspieler, die es darin übertreiben und nichts als rühren wollen, auch mit ihren Thränen nicht

eher ablassen, bis die Herzen der Zuhörer verschmelzen. Es ist zum Erstaunen, was diese Künstler aus ganz kraft- und saftlosen Tiraden, durch Steigerungen und wohlangebrachte Kadenzen für eine Fülle von Rührung und Thränen ziehen können, gleich der Sonne, die an einem schwülen Morgen Wasser zieht. Und es paßt auf viele recht eigentlich, was der Dichter in Beziehung auf Armida sagt:

O miracol d'amor, cha lo favilla
Tragga dal pianto, e i coc nell' acqua accenda!

Herr Kst. spielte mit dem Arm in einer Binde, weil ihm ein Unfall auf der Reise begegnet war, und man hatte es gleich Anfangs so eingeleitet, als ob es in das Stück gehörte. Einige meynten sogar, das Schauspiel hätte noch dadurch gewonnen, und wie leicht kann auch ein solches Stück gewinnen! — Mlle. Leitzering hatte keine sehr wichtige Rolle; eine angenehme jugendliche Gestalt zeichnet sie aber aus. Das ist Alles, was ich bis jetzt von ihr zu sagen weiß. Doch ja, noch Ein's; sie zeigte eine recht freundliche Miene, in Freud' und Schmerz — das ist auch etwas werth. Im dritten Akt wurden die Zuschauer, die bis dahin sehr aufmerksam zugehört hatten, etwas aufgeregt, und bald ging es an ein allgemeines und gehaltenes Applaudiren, dann folgte das Hervorrufen nach den Aktenschlüssen, wie es Gastfreundschaft und Gewohnheit mit sich bringen. Die Deklamation des Hrn. Kunst war hierzu unstreitig ein kräftiger Impuls. Dieses Stück wurde mehrmals nach einander wiederholt, das zweyte Mal war jedoch die Versammlung bey weitem schwächer. Bey der dritten Vorstellung gastirte schon ein Mitglied der vorigen Gesellschaft an der Tafel dieser gastirenden, im Charakter des ersten Räubers, den Hr. Carl früher übernommen hatte. Das zweyte, neu in die Scene gesetzte Stück führt den Titel: „Der junge Herr auf Reisen, oder Wie sieht's in Wien aus" — aber — „'t is sixty years since," oder wenigstens vierzig, denn dieses Lustspiel von Perinet ist ein altes Lokalstück des Volkstheatres, wie der Name des Verfassers zu erkennen gibt, voll Ungereimtheiten, aber ziemlich lustig, und so wie es hier gegeben wurde, erschien es sogar veredelt. Eine recht wackre Leistung: Ein tüchtiges Ensemble, und Alles ging am Schnürchen. Man sieht, daß ein Mann an der Spitze steht, der thätig ist, und das Bühnenwesen kennt. Ueberhaupt zeichnet sich die Gesellschaft durch den anständigen Theatertou aus; es ist, als ob sie auf diesem großen Theater zu Hause wäre. Man rühmt besonders, so viel man bis jetzt gehört hat, die gleiche Aussprache und den reinen Accent. Wir scheinen sie vor der Hand in dieser Sphäre des Lustspiels mit besonderem Glück sich zu bewegen. Hr. Cael gab den lustigen jungen Herrn mit Leichtigkeit und Gewandtheit, durchaus als geübter Schauspieler. Hr. Krohs hatte in der Rolle des gefoppten Alten ein recht reputirliches Ansehen und viel natürlich komisches Geschick. Hr. Heigel gab ein gelungenes Bild von einem ächten alten Wiener-Chevalier, ausführlich und taktfest — recht interessant. Mad. Carl war in der Rolle der jungen Frau eine angenehme Erscheinung, und in diesem Fall wenigstens muß ich den Eleganten, hinsichtlich der früher angeführten Bemerkung, widersprechen. Man muß sich fast an jeden Schauspieler erst gewöhnen; sonst wäre es auch immer das Alltägliche. An viele gewöhnt man sich leicht und schnell. Dieß scheint hier der Fall zu seyn. Ein anderes Mal mehr von dieser Gesellschaft, die sich unter der gefällig anlockenden Firma: Théâtre des variétés angekündigt hat.

Auf dem Theater in der Josephstadt wurde Weber's nach Kind's Freyschütz gegeben, und zwar mit überraschend günstigem Erfolg. Es war ein glücklicher Einfall, diese Oper jetzt einstudiren zu lassen, da alle dramatische Musik gleichsam verstummt ist: das Gelingen mußte eines Theils erleichtert, andern Theils doppelt dankbar aufgenommen werden. Und es ist wirklich gelungen, über alle Erwartung. Besonders Lob gebührt dem Orchester, das in allen Theilen trefflich zusammen wirkte. Es war eine Freude, die Ouverture zu hören, die auch das erste Mal wiederholt werden mußte, obgleich die Scene schon eröffnet war, und obschon die Versammlung nicht aus lauter nachgiebigen Zuhörern bestand, denn sie ließen nicht Alles unbedingt durchgehen. Natürlich fanden die Kritisirenden, worunter die Referenten und Correspondenten gehören, auch Manches, was nach ihrer Meinung anders seyn konnte, so z. B. wurde dieses und jenes Tempo wohl etwas zu enge genommen, aber durch das Ganze herrschte dafür auch ein lebendiger Hauch und eine jugendliche Frische, wie man es von einem Musikverein erwarten kann, der auf einem solchen Feld die ersten Lorbeern sich erkämpft. Wir wollen jedoch die Sänger nicht vergessen. Die Chöre gingen gut, einige Ensembles, z. B. gleich das erste Terzett mit Chor — unstreitig das schwierigste — ganz vorzüglich, der Tenor trug seine Arie kräftig und Herz ansprechend vor, und Agathe sang ihre große Arie mit vieler Wirkung. Was für ein bequemes Feld wäre hier, mit poetischen Phrasen und lobpreisendem Flitterwerk aus dem Magazin der kritischen Enthusiasten und sich selbst gefallender Bewunderer beym zu werfen! Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir dieses Meisterwerk ächt deutscher Musik schon recht gut, und auch noch besser gehört haben. Die Scenerie ader, besonders in der Wolfsschlucht, haben wir in der That nicht besser gesehen. Hier war Alles, wie es soll, und der Teufel fuhr auf einem so glänzenden Wagen dahin, als ob er zur großen Conferenz des Pluto stürmte, womit der vierte Canto des befreyten Jerusalems beginnt. Laßt uns nun auch des Musikdirektors Gläser gedenken, der mit Verstand und Eifer das Orchester und die Sänger leitete. Nächstens wird die Schweizerfamilie in die Scene gebracht werden.

Die Kunstreiter-Gesellschaft, Constant und Bassin, hat sich längere Zeit hier aufgehalten, ohne jedoch großes Aufsehen oder viel von sich reden zu machen, was wohl hauptsächlich daher kommen mochte, weil sie in einem ganz abgelegenen Theil der Vorstädte ihren Schauplatz hatte, da der Cirkus besetzt war, und auch dort sich einer andern, unbedeutenden Gesellschaft anschließen mußte, die sich früher festgesetzt hatte. Sie sollen dennoch großen Zuspruch gehabt und sehr gefallen haben. Wahrscheinlich kommen diese geschickten Künstler wieder. Vor der Hand sind sie nach Pressburg, wo sich bey dem bevorstehenden Landtag aus dem Reich des Schönen und der Künste ein sehr glänzender Verein bildet.

Das letzte Feuerwerk zum Annenfest, das jedoch der schlechten Witterung wegen post festum kam, führte den Titel: „Der Annen schönstes Angedinde." Die Darstellungen (Fronten) enthielten: Sonnenaufgang am Namensfest; Amor in Galar Huldigung der Grazien u. s. w. Wahrscheinlich war dieß Feuerwerk das letzte in diesem Jahr, denn auch der Unternehmer wird sein glanzvolles Schauspiel in Pressburg sehen lassen.

Drey Allieten Wasser — heißt ein neu erfundenes Parfüm, der das Odinerwasser entbehrlich machen soll. Gleich diesem vereinigt es alle Eigenschaften in sich, ist aber zugleich wohlfeiler.

Beylage: Kunstblatt Nr. 80

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Oktober 1825.

Sehen wir nicht immer, wie Hamlet, im großen Schauspiele des Lebens einem kleinen zu?

Jean Paul.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich bisher die Lichtseite der italienischen Schauspielkunst kenndar gemacht habe, möge auch der Schatten, den die Natur auf sie wirft, mit derselben Unpartheylichkeit beleuchtet werden. Hier bietet sich eine Schwierigkeit dar, welche bey Beurtheilung ähnlicher, oder vielmehr aller Dinge, von den meisten ästhetischen oder philosophischen Kritikern übersprungen zu werden pflegt, nämlich zu untersuchen, ob, in Ermanglung alles Absoluten (welches, wenn die Philosophen etwas anderes darunter verstehen wollen, als *höchstens* Gott, ein Nebel- und Schwedelding ist), ein Mensch den andern, ein Volk das andere, ein Welttheil den andern, ein Geist den andern beurtheilen kann und darf? Die Licht- und Schattenseite eines Planeten (um im Gleichnisse zu bleiben), oder eines jeden andern Dinges, verändert sich, je nachdem man den Standpunkt, von welchem jener oder dieses betrachtet wird, verändert. Der Gesichtspunkt des Betrachtenden kann also wohl die äußere optische Beschaffenheit, aber nicht die innere Natur des Betrachteten verändern. Ich behaupte daher, es gibt gar keine abstrakte, sondern nur concrete Urtheile, d. h. Entscheidungen, in wie fern die Dinge hinter sich selbst, und nicht hinter dem, an sie angelegten, fremden Maßstab zurückgeblieben sind. Wenn ich mich unterfange, von der *Schattenseite* der italienischen Schauspielkunst zu reden, so soll dieß nicht so viel heißen, als ob diese Seite wirklich vom Schatten eines *außerwesentlichen* Dinges verdunkelt wird, sondern nur, daß sie mir, von meinem *deutschen* Standpunkte aus, als eine *Schattenseite* erschienen ist. Deute ich gleich summarisch an, daß dem italienischen Schauspieler alle Fähigkeit der Charakteristik, alle Gemüthlichkeit (mit ihren sämmtlichen Unterabtheilungen bis zur Sentimentalität herab), ja sogar aller Ausdruck der geistigen Liebe, und endlich alle Darstellung des geistig-luxuriösen, oder witzigen Gesellschaftslebens abgehe, so sind die Gründe, auf welche sich meine Behauptung stützt, die folgenden.

Die Italiener, ohne nordische Reflexion, blos einem geistigen Instinkte folgend, und außerhalb der labyrinthischen Wirkungen der gesellschaftlichen Verhältnisse lebend, entbehren, wie schon gesagt, aller Charakterfähigkeit und mit ihr der Charaktere. Ihren Schauspielern muß daher auch die Fähigkeit der Charakterzeichnung abgehen. Was sie davon liefern, sind keine eigentliche, durch Schatten und Licht, Kolorit und Zeichnung regelrecht ausgeführte Gemälde, sondern Stizze und Umrisse, welche nur die allgemeine Masse, keineswegs die einzelnen hervorstechenden Theile wiedergeben, *Charakterzeichen*, wie ich sie, zum Unterschiede von *Charakterzeichnungen*, nennen möchte. – Man könnte sagen, die italienische Schauspielkunst besäße viel Charakter, aber keinen einzigen *Charakter*. Die sich daraus ergebende Flachheit in der Darstellung fällt dem italienischen Publikum nicht auf, eben weil

dieß aus den angeführten Gründen, selbst ohne Charakter ist, und als eine natürliche Folge davon auch seine Theater-Schriftsteller (wie z. B. Goldoni) keine eigentliche dramatische Charaktere schildern. In dem Sinne, wie Iffland Individualitäten auszumalen verstand, und wie (sagt man) mehrere andere jezt lebende deutsche Künstler dieselbe Kunst inne haben sollen, vermag kein einziger italienischer Schauspieler einer dramatischen Person eine bestimmte und hervorstechende Physiognomie zu geben. Selbst dasjenige Rollenfach, welches man in Italien Caratterista nennt, enthält keine Charakterrollen, sondern komische Alte. Der berühmteste italienische Caratterista, Vestris, ein Schauspieler, der, wenn man den Naturalismus gestattet, vielleicht das ausgezeichnetste Darstellungstalent unter allen Theaterkünstlern Europa's besizt, versteht von Charakterzeichnung, selbst von der äußern, blos materiellen Haltung, nicht so viel, wie der mittelmäßigste deutsche Komiker.

Venedig war, bis zu seinem Sturze, der einzige Staat Italiens, wo das Volk einen gewissen Grad von künstlich-gesellschaftlicher Existenz, von häuslichem Zusammenleben besaß, Beydes eben so sehr eine Folge seiner absolut geschlossenen Regierungsverfassung, als der physischen Eigenthümlichkeit der Stadt. Daher kömmt es, daß wir auf dem venezianischen Volkstheater, wenn auch keine Charaktere (denn dazu war die Volkszahl und folglich der moralische und Gesellschaftskonflikt unter seinen Einwohnern zu klein), wenigstens Charaktermasken finden. Es war freylich ein bloßer Nothbehelf, der aber eben so sehr von der Anwesenheit der Charakteranlage in diesem Volke, als von dem Bedürfnisse, sie öffentlich auszusprechen, zeugt. Die Venezianermasken haben, nicht allein in Italien, sondern in ganz Europa, eine solche Berühmtheit erlangt, daß hier eine nähere Auskunft über dieselben nicht ohne Interesse gelesen werden wird. Ich habe während meines siebenmonatlichen Aufenthalts zu Venedig diesem Gegenstande große Aufmerksamkeit gewidmet.

Die vorzüglichste der venezianischen Masken ist der Pantalone. Ueber die Ableitung seines Namens sind mir eben so viele verschiedene Meynungen mitgetheilt worden, als ich Personen darum befragt habe. Die wahrscheinlichste ist wohl die, daß es einstens wirklich einen Bürger dieses Namens (eigentlich Pantaleo, oder Pantaleone) zu Venedig gegeben habe, welchem jene, späterhin zum Vorbilde dieser Maske aufgestellten Eigenthümlichkeiten mehr oder minder eigen gewesen seyn mögen. Es war natürlich, daß als Opposition der, fast furchtbar ausgebildeten Konsequenz der venezianischen Aristokratie, sich daselbst ein Bürgersinn entwickeln mußte, dessen Tugenden um so glänzender hervorleuchteten, als der esprit de corps der Nobilt sich anmaßend zeigte. Lezteres, dem Publikum alle die Freyheiten zugestehend, welche ihre eigene Existenz weder mittelbar noch unmittelbar gefährdeten, sahen es mit Gleichmuth an, oder trugen vielleicht sogar Sorge, daß dem venezianischen Volke in der Gestalt des Pantalone ein Schmeichelbild vorgeführt wurde, an welchem es sich ergötzen und den Staat darüber aus den Augen verlieren konnte. Der Pantalone ist der Sittenspiegel eines guten, friedliebenden, patriotisch gesinnten, arbeitsamen und räsonirenden Staatsbürgers, der, selbst nichts Arges habend, in Niemand Arges sucht, und deßhalb nicht selten, sowohl in seinen vier Pfählen, wie von außen her, zum besten gehalten wird. Sein Wahlspruch ist: besser der Betrogene als der Betrüger zu seyn. Die Klapp-Pantoffeln deuten auf seine Häuslichkeit; er geht selten aus und kann selbst außer dem Hause in Pantoffeln erscheinen, weil er nicht weit zu gehen hat und die Reinlichkeit der Gassen, welche weder von Pferden, noch von Wagen, noch sonst von Waarentransporten, verunreinigt werden, ihm die Schuhe entbehrlich macht. Die langen rothen Beinkleider mögen eine, aus den Türkenkriegen mit nach Hause gebrachte, ursprünglich vielleicht lächerlich zu machende Mode, so wie der Bart die damalige Sitte vorstellen. Der schwarze Mantel aber ist eine alte Nationaltracht der Venezianer. In seinen häuslichen Verhältnissen hat er (stets ein Wittwer, denn eine Frau würde das Haus reinzuhalten wissen) mit dem Bergamasker Arlecchino, oder eigentlich Truffaldino, zu kämpfen. Die Einwohner von Bergamo, einem armen Städtchen, ehemals dafür bekannt, nicht zu Hause bleiben und sich redlich nähren zu können, zogen, um ihren Unterhalt zu suchen, schaarenweise nach Venedig, und machten sich hier eben sowohl durch ihre Zerlumptheit als durch ihre Verschlagenheit bemerkbar. Dieß die Entstehung der Jacke und des Namens der Maske, welche leztere nicht, wie Einige glauben, von tartufo (Trüffel), sondern von truffare (betriegen) abstammt. Der Name Arlecchino, unstreitig spätern Ursprungs, scheint aus Frankreich zu kommen. Wer weiß nicht, zu wie vielen und sonderbaren Etomologieen dieser Name, deren seltsamste unstreitig die aus Charles Quint oder Carlo Quinto ist, Veranlassung gegeben hat? Ich, meines Theils, glaube, daß Arlecchino oder Arlequin aus le Carlin entstanden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weinlese.

(Beschluß.)

„Die Stelle der Brücke, wo ich das Unglück hatte, Ihnen einen guten Rath zu geben, für welchen Sie mich in einem Anfall der Laune des Königs Wenzel in die Moldau warfen, erzählte Louis, war ziemlich nah am linken Ufer des Flusses, wo der Strom, in einer Bucht aufgehalten, nicht sehr reißend geht. Ich bin ein guter Schwimmer, habe kaltes Blut und Kraft; aber dennoch hatten die Wellen mich ergriffen und eine ziemliche Strecke

abwärts geführt, ehe ich meiner Bewegungen mächtig ward. Als ich dieß geworden und eine Strecke geschwommen war, das eingeschluckte Wasser von mir sprudelnd, vor Frost zitternd, und mir Ihr heißes Blut wünschend, sah ich in einiger Entfernung ein Licht auf dem Wasser, das mir leichter als das Ufer zu erreichen schien. Ich schwamm darauf zu. Es waren Fischer, die sich bey der mondhellen Nacht in einem Kahn mit Fischen beschäftigten. Sie nahmen mich ein. Der Ort ihrer Bestimmung, wohin sie zurückruderten, war ein Dorf unweit Wellwarn, einem Städtchen an der Moldau. Sie wollten wissen, wie ich in's Wasser und sie dazu gekommen seyen, einen Menschen zu fischen? Es verdroß mich zu bekennen, daß ich mich wie ein junger Hund hätte lassen in den Fluß werfen. Ich gab es also für eine Schwimmpartie zum Vergnügen bey der schönen Mondnacht aus, im klassischen Geschmack der Schwimmpartien Leanders und Lord Byrons durch den Hellespont. Dieß faßten sie nicht, wohl aber einigen Argwohn wider mich, und bestanden darauf, mich nach Wellwarn zu führen. Nach überstandener Hinrichtung sollte ich noch eine Untersuchung bestehen. Ich ergab mich in den umgekehrten Prozeß; sie ruderten rasch stromaufwärts; binnen zwey Stunden, die nicht zu den kurzweiligsten meines Lebens gehörten, erreichten wir die Stadt, als ich eben noch Kräfte genug besaß, an's Land zu steigen und mich zu der Gerichtsperson zu schleppen, zu der sie mich führten, und Besinnung genug, dieser dasselbe zu wiederholen, was ich den Schiffern gesagt, und mich als den zu legitimiren, der ich war. Der Beamte war zu meinem Glück ein verständiger und rechtschaffener Mann, mit dem ich mich verständigen konnte und der mich auch mit trockener Wäsche versorgte."

„Bisher hatte ich ein heftiges Fieber mit Gewalt bemeistert. Die Kraft dazu schwand aber mehr und mehr, und nachdem ich einige Zeit in einem warmen Zimmer zugebracht, war das Resultat des Streites zwischen meinem Physischen und meinem Willen, eine völlige Ohnmacht beyder. Ein Arzt, der beygeholt worden, erklärte meinen Zustand für bedenklich, und nahm mich zu sich in's Haus. Ein Nervenfieber folgte, während dessen ich neun Wochen lang, erst in einem Zustand von Bewußtlosigkeit, dann von Schwachheit verlebte, die mir alle menschliche Dinge gleichgültig machten. Sobald ich genesen war, kehrt ich nach Prag in meine Wohnung zurück; dieß geschah aber erst vierzehn Tage, nachdem Sie und meine Mutter jene Stadt verlassen hatten."

„Mit der ersteren, später wieder zusammengetroffen, erkundigten wir Beyde uns sofort nach Ihrem Aufenthalte. Erst unter der Hand, dann durch Briefe, und als dieß ohne Erfolg blieb, durch die öffentlichen Blätter, welche Sie in Griechenland wohl nicht zu Gesicht bekommen haben. Seitdem wurden Sie für todt gehalten, wie früher ich: und Therese und meine Mutter haben mehr Leid um uns Beyde getragen, als wir, wenn ich von mir auf Sie schließen darf, dessen werth sind."

Unterdessen waren die Kinder mit ihren Blumen gekommen, hinter sich weichend, lächelnd, verschämt; bis die Aelteste sich ein Herz faßte und Julianens Lektion fertig, mit gesenkten Augen und hochrothen Bäckchen wiederholte. Worauf die Jüngste sich an R — schmiegte und sagte: „aber Sie müssen das nicht glauben, was meine Schwester gesagt hat. Der Strauß ist nicht aus Prag; er ist aus unsrem Garten, und die Mamma hat ihn bestellt."

R — verbarg nicht die Thränen in seinen männlichen Augen. Wer in einer Stunde die Schuld des Mordes von seiner Brust genommen; das durch eigene Schuld verheerte Lebensglück der Geliebten hergestellt; sich mit dem Gegenstand der leidenschaftlichsten, treuesten, und bestbegründetesten Liebe vereinigt denken und fühlen kann: wage eine Darstellung vom Zustande seines Gemüthes.

Er ließ sich am Rheine nieder und vermählte sich mit Theresen. Von Jähzorn, dem einzigen Fehler seiner Natur, war er durch die unglücklichen Folgen geheilt, welche derselbe für ihn herbeygeführt. Seinem zu sehr in sich versenkten, beschaulichen Wesen, hatte das Unglück, Thätigkeit nach Außen, und Selbstvergessenheit verliehen. Seine Liebe zu Theresen, und die ihre zu ihm aber hatte die härteste Probe bestanden, und blieb unwandelbar.

Des Bischofs Esel.

Im Jahr 1718 sagte der Bischof Atterbury im Oberhause bey Gelegenheit einer vorgeschlagenen Maßregel, die ihm mißfiel, er hätte dieses im vorigen Jahre prophezeit und sich als einen wahren Propheten bewährt. Sogleich stand Lord Connigsby auf und sagte, er könne den Bischof mit keinem andern Propheten vergleichen als mit Bileam, den sein eigener Esel züchtigen mußte. Da erwiederte der Bischof: „Meine Lords! ich lasse mir's gern gefallen, mit Bileam verglichen zu werden; aber ich sehe nicht ein, wo der edle Lord den anderen Theil seines Gleichnisses vernehmen will, da mich doch Niemand gezüchtigt hat als Se. Herrlichkeit." Von jenem Tage an hieß Lord Connigsby Atterbury's Esel."

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

L. . . 12. September. *)

Wir sind von unsrer Reise nach der Schweiz wohlbehalten zurück, der erste Andrang meiner Amtsgeschäfte vorüber; ich bin beauftragt Euch zu schreiben, und vor mir liegen eine Menge Notizen von meiner und der Freunde Hand . . . . .**) Also mit Einem Worte; über Anderes ein ander Mal, und von Andern; heute nur vom Theater. Glaubt es den Großstädtern nicht, daß ihre Bühne specifisch-verschieden von den kleineren, wesentlich-besser als diese sey! Der Grund und Boden ganz derselbe; ganz dieselbe verderbliche Wechselwirkung von der Direktion auf das Publikum, und von diesem auf jene zurück; so daß beyde Theile wie unendlich weisen Mienen von dem Verfall der Kunst sprechen und Einer dem Andern die Schuld zuschieben kann. Claarens Suschen wird eben so naiv, Töpfers Empfehlungsbrief eben so feinkomisch, und ein französisches Melodram in Fabrikverdeutschung eben so prachtvoll-schauderhaft in der Land- als in der Hauptstadt gegeben. Es fehlt in der Oper weder an Pariser Schnee, noch an Italienischem Wasser, noch an deutschem Höllenfeuer. Mit ihren beschränkten Spektakel-Mitteln sind die armen Impressarien oft sogar geschmackvoller, als es die Groß-Bühnen mit ihrer erdrückenden Pracht nicht sind. Mädchen und junge Männer mit Anlagen und Talenten durchaus nicht selten. Es gibt keine so geringe waadernde Gesellschaft, bey der sich nicht ein Paar junge zierliche Personen befänden, die zehn Mal besser sind, als der ganze Troß von nichtigen und ewigen Anfängern, welche aus dem Schooße großer Bühnen hervorgehen, und auf denselben zur lebenslänglich besoldeten Unfähigkeit verzogen werden. — Warum reisen die Herren Ober- und Unteroberstleher der ständischen, städtischen und fürstlichen Theater nicht und suchen, für die Kunst und für den pekuniären Vortheil, angehende Talente auf? Sie sind zu finden, und für eine mäßigere Gage, als der Vetter des Theatersekretärs, oder das alberne Töchterchen ihrer Primadonna doch aus Rücksicht erhalten müssen . . . . . .

Das Stuttgarter Theater hat die Zerfloſſenheit, die sogenannte Allseitigkeit der Deutschen Bühne, aufgegeben. Keine Tragödie fürder, kein Drama, ja selbst kein großartiges Lustspiel; nur Kleines, Niedliches und — Oper! Das wäre gut und heilsam; wenn es nur nicht gerade bey dem Theater einer königl. Hauptstadt wäre, wo man diese Diät anwendete; und wenn es nur ein anderes Groß-Theater gäbe, wo man just die große Oper und die kleinen Niedlichkeiten verpönte. Bey der Fülle von höchst ausgezeichneten Personen in allen Fächern der Kunst und des Wissens ist es eine auffallende Erscheinung, daß Stuttgart dennoch kein Theater-Publikum (kein lebendig wirkendes) hat. Ich war zu kurz dort, um mir das erklären zu können; man sagt, es sey die Folge ehemaliger Ordonanzen. Ich weiß darüber nichts; aber noch viel über das kunstreiche Stuttgart, wovon ich doch heute nichts schreiben darf, da ich nur vom Theater sprechen soll. — In Karlsruhe konnten wir leider nur Einen Tag bleiben, eigentlich nur einen Abend. Wir hörten eine Oper. Mad. Gervais, nicht mehr jung, gute alte Schule, die Stimme Volumen, aber nicht mehr frisch, singt mit Seele, verziert oft zu viel und zuweilen nicht glücklich, im Ganzen wahrhaft ausgezeichnete Sängerin. Herr Haitinger, ein Wiener, schöne rührende Höhe, kunstvolle Verbindung der Brust- mit der Kopfstimme, geläufige Kehle, Leidenschaft im Vortrag, deutliche Aussprache; kann ein vortrefflicher Künstler werden; wenn er's lernt sich selbst zu hören, sein Lokal zu berechnen, und sich nicht zu überschreyen. Doch gehört dieß nur noch zum Technischen der Kunst; wann diese Stufe erreicht ist, dann erst beginnt der neue Fortschritt zur Selbsterfindung im Vortrag, welche aber in Rossinischen Werken nicht zu studiren seyn dürfte! Es soll dort noch eine sehr niedliche Sängerin für die Operette geben (Mad. Seering wurde sie uns genannt), deren geläufige Kehle und glockenreines Stimmchen man uns hoch anpries. Wir kennen sie nicht. Das Orchester scheint aus braven Virtuosen (zu wenig Violinen) zu bestehen; dennoch geht es mit dürftigem Schatten und Licht, mit Mangel an Feuer und Lebhaftigkeit. — Vom Schauspiel wissen wir nichts zu sagen. Man nannte uns einen Herrn Meier, als Liebling des Publikums. Es ist vielleicht derselbe, der vor einigen Jahren in Berlin war; doch ist das nicht gewiß, denn es sind, wie wir hören, der Meier zwey bey dem dortigen Theater. Auch sprach man uns von einem Herrn Dämmer und nannte ihn einen überlegten Künstler. Ich verstand das Wort nicht, und Keiner der unsern wußte es mir zu erklären; denjenigen aber, der es gebrauchte, den wollte ich nicht fragen, theils aus Bescheidenheit, theils um nicht ignorant zu erscheinen. Die Neumann ist Euch bekannt. — In Frankfurt durchaus nichts Merkwürdiges als ein braves, gut gelektetes Orchester und ein Tenorist (Nieser), der auch Schauspieler ist. (Hört! Hört!) Sonst spielen die deutschen Sänger meist nur wissenschaftlich, nämlich statistisch. — Wegen der Lindner bin ich in Opposition gegen die Freunde. Mögen sie mich schelten; ich schreibe Euch unverholen, was ich über sie denke. Sie ist zu frühzeitig zu Ruhm, ich möchte fast sagen zu Nachruhm gekommen; daher geht es ihr umgekehrt, wie der Maria Stuart, hinsichtlich des Rufs nämlich, (des Künstlerrufs). Selbst für das Lustspiel ist sie mir fast zu rund. Ihre Lieblingsrollen zeugen überdies von ihrem geringen Kunstsinn, und so zerstört sie ihre schöne Kunstfertigkeit, oder man bedauert, daß sie dieselbe vergeudet, und sieht es voraus, wie sie ihre frühere Anlage, auch gewichtige Rollen aufzufassen, untergräbt. Ich habe in früheren Zeiten die Prinzessin im Tasso sehr brav von ihr gesehen, und mehrere Jahre nachher die Ophelia . . . ich will nicht sagen wie. Bemüht sie sich nicht Fortschritte zu machen, bildet sie sich (vom Gros des Publikums verführt) ein, vollendet zu seyn: so wird sie zuletzt nur noch „Meine Kartoffeln!" sagen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Brief ist wirklich ein Brief, nämlich nur für einen Kreis von Freunden, und keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt. Weßhalb er aber dennoch in diesem Blatte, und ganz unverändert, in seinem vertrauten, unzubereiteten Style erscheint, geschieht deßwegen, damit es doch ein Mal öffentlich zur Sprache komme, wie es auch, neben der sich souverän glaubenden, gedruckten Kritik über die deutsche Bühne, eine geschriebene gibt: ein Briefwechsel nämlich unter Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden, der, in völliger Unabhängigkeit von der Diktatur öffentlicher Rezensenten, sich einer Wirkung erfreut, die weiter verbreitet ist, als es die Geräuschlosigkeit brieflicher Mittheilungen vermuthen läßt.

**) Wo sich dieses Lückenzeichen findet, waren Briefstellen, entweder nicht nöthig mitzutheilen, oder nicht mittheilbar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Oktober 1825.

Männer zu bestricken,
Ist ein leichtes Spiel.
Einen zu beglücken,
Ist das größte Ziel.

Tiedge.

Bruchstücke aus dem zweyten Band der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, *) geb. Gräfin Berkeley, früher Gemahlin Lord Craven's.

Wir schickten einen Kourier nach Berlin voraus, nach dessen Ankunft der König uns acht schöne Pferde entgegen sendete, die uns durch die sandigen Ebenen Preußens ziehen mußten. In Böhmen hatten Eis und Schnee unsere Wagen mehr als einmal beschädigt, doch endeten wir ohne ernsthaften Unfall eine Reise, die für mich die ängstlichste war, welche ich je unternommen habe; denn wäre dem Markgrafen das geringste Ungemach begegnet, so hätte man mir, und mir allein die Schuld davon aufgebürdet.

Wir kamen nach Berlin, als der Karneval bereits zu Ende war; daher sich die königliche Familie nach ihren verschiedenen Landsitzen begeben hatte. Der König kehrte aber zurück, den Markgrafen in seinem Pallast zu empfangen, während ich der Sorge der königlichen Prinzessin, nachherigen Herzogin von York, die im königlichen Schlosse ihre eigene Wohnung hatte, überlassen wurde.

Nur vier Tage hielten wir uns hier auf. Ich sah den Markgrafen in diesen Tagen wenig; denn er war stets bey dem König. Es gab Se. Majestät Nachricht von einer geheimen Korrespondenz zwischen einigen Herren von Adel in Baireuth und andern in Anspach, welche Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Preußen anzuzetteln suchten.

Friedrich Wilhelm II. hatte im Jahr 1786, nach dem Tode seines Onkels, des großen Friedrich, den Thron bestiegen. Er gab verschiedene Gesetze, die seinen Unterthanen zu gut kamen, und errichtete einen Ehrengerichtshof, um die abscheuliche Gewohnheit der Zweykämpfe in seinen Staaten möglichst zu mindern.

Ich habe meinen Aufenthalt in Berlin im Kreise der königlichen Familie, und jede andere Gelegenheit benutzt, Nachrichten über den Charakter Friedrichs II. zu sammeln. Der Markgraf selbst hatte diesen außerordentlichen König in der Nähe beobachtet. Auch Fürst Hardenberg hat mir viel von ihm erzählt. Alles ist mir wichtig gewesen, was ich über ihn erfahren konnte. Die ohnmächtigen Versuche seiner Feinde, ihn zu verunehren, haben mir nie für etwas anders gegolten, als für Beweise seiner Größe und ihrer Kleinheit. Wer große Männer nicht achtet, verräth dadurch, daß ihm das Edelste in der menschlichen Natur fremd sey. Wir suchen unter Blumen, unter Steinen die schönsten Exemplare aus: wie sollten wir so einfältig seyn, unter den Menschen die Meisterstücke der Natur zu hassen, und ihre gewöhnliche Fabrikwaare für das Ehrwürdigste zu halten? Um neben großen Männern nicht die eigene moralische Vernichtung aussprechen, muß man ihre Größe wenigstens anerkennen.

Von Anspach nahmen wir ein Bild in Lebensgröße von Friedrich II. mit, zu welchem er selbst für den Markgrafen gesessen hatte. Die Züge, die Mienen und die ganze Haltung waren durchaus ähnlich; der Ausdruck spre-

*) Der erste Band dieser Denkwürdigkeiten ist so eben im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

chend. Ich hatte es in Brandenbourgh-House über meinem Kanapee aufgehängt, wo es jedem unvergeßlich blieb, der es einmal gesehen hatte.

Friedrich war acht und zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Ganz Europa weiß, welchen Gebrauch er von der Armee, die sein Vater hinterließ, und von den Schätzen, die dieser aufhäufte, gemacht hat. Friedrich II. legte den Grund zu der Selbstständigkeit seines Königreichs, und zeigte den Weg, auf welchem sie zu erhalten war.

Als Kronprinz wurde er von dem Könige, seinem Vater, gehaßt, weil es schien, als schenkte er den Wissenschaften und schönen Künsten größere Aufmerksamkeit, als den Geschäften der Parade und des Kamaschendienstes, welche von ihm für den Gipfel der Kriegskunst gehalten wurden. Auf einer Reise nach Wesel, wohin er seinem Vater gefolgt war, faßte er den Entschluß, in ein fremdes Land zu gehen. Wahrscheinlich war der Wunsch, sich durch Reisen zu unterrichten, dabey nicht der einzige Beweggrund; ohne Zweifel wollte er der Tyranney seines Vaters entfliehen. Der König aber hatte die Absicht seines Sohnes erfahren, und befahl, im Augenblick, da er seinen Plan ausführen wollte, ihn zu verhaften. Friedrich Wilhelm I. ließ den Prinzen durch eine Spezialkommission richten. Die Mitglieder derselben zeigten so viel Unabhängigkeit des Charakters, daß sie den Thronerben nicht zum Tode verurtheilten, obgleich ihnen dieß zugemuthet wurde. Es scheint uns ein leichtes Vergehen, wenn ein muthmaßlicher Thronerbe, ohne Erlaubniß des Souverains, das Reich verläßt; ein vorhandenes Gesetz aber sprach gegen den Prinzen. Unter vier und zwanzig Richtern fand sich nur einer, der für den Tod stimmte; dieser Mann hieß Derschau. Friedrich war zu großmüthig, um nach seiner Thronbesteigung sich auch nur die leichteste Rache gegen ihn zu erlauben.

Friedrich Wilhelm I. war nahe dabey, auf dem Schauplatz von Europa die Scene des Don Carlos, oder die jüngere des Czarowitz zu erneuern. Der Prinz wurde begnadigt; der unglückliche Gefährte seiner Flucht aber, sein Freund und Vertrauter, wurde enthauptet.

Friedrichs Feinde haben ihn beschuldigt, er hätte bey diesem Auftritt keine Thräne vergossen, und auf keine Art versucht, den König zu besänftigen, um den unglücklichen Katt zu retten. Dieß ist eine Anklage der verläumdenden Gemeinheit, die, wenn sie den Geist großer Männer nicht angreifen kann, ihnen das Gefühl absprecht, und darin von flachen Beobachtern unterstützt wird. Es gibt eine Menge Menschen, die ihr dürftiges Gefühl, als das Beste, das sie besitzen, überall zur Schau tragen und damit groß thun; der außerordentliche Mann, dessen innere Bewegungen von einem höhern Genius beherrscht werden, ist darum nicht unempfindlich; aber er verschließt sein Gefühl in der Tiefe der Brust, weil er es als eine angeborne Schwäche ansieht, nicht für eine erworbene Größe erkennt. Ich habe von Augenzeugen jener Auftritte erfahren, daß der Kronprinz, als der unglückliche Offizier auf's Schaffot geführt wurde, mit aller Leidenschaft eines vom Gram gebrochenen Herzens Gnade für seinen Freund erflehte, daß er mehr als einmal während der Hinrichtung ohnmächtig wurde, und selbst eine wahre Todesangst ausstand. Vor der Vollziehung des Urtheils hatte er alle Mittel, den Freund zu retten, angewendet. In der Verzweiflung erbot er sich gegen seinen Vater, er wolle auf den Thron verzichten, wenn Katt begnadigt würde. Der unerbittliche Monarch dagegen, nicht zufrieden, daß die Richter den Verbrechen des Prinzen zu lebenslänglicher Festungsarbeit verurtheilt hatten, unterzeichnete mit eigner Hand den Kabinets-Befehl, ihn hinzurichten, indem er sagte, daß nichts das Verbrechen des Hochverraths entschuldigen könne. Den Bitten des Kronprinzen setzte er nur Hohn und Verachtung entgegen. — Katt war der Sohn eines Generals und der Enkel eines Feldmarschalls, die Beyde im Dienste des Königs standen und noch am Leben waren, als der junge Mann geopfert wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Carlin, der berühmteste italienische Arlequin (so wie Colalto der berühmteste Pantalon), den die italienische Komödie zu Paris besessen, ward zu seiner Zeit (zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) stets mit dem Artikel le genannt. So kam es, daß die Franzosen aus le Carlin Arlequin, und die Italiener aus il Carlino Arlecchino machten. Mich dünkt diese Herleitung so natürlich und den Umständen so angemessen, daß ich mich höchlich wundere, wie Lessing und andere auf jene geschrobene (aus Charles Quint) haben verfallen können. Meine Ableitung fiele allerdings in nichts zusammen, wenn sich erweisen ließe, daß der Name Arlecchino schon in einer um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zu Padua gedruckten Lustspielsammlung vorkäme. Ich habe nach letzterer stets vergebens geforscht. Dieser Carlin ist, außer seinem großen Talente, noch dadurch, daß er, vermöge der Aehnlichkeit der Arlequinsmaske mit dem Mopsgesichte, dieser Hundegattung den französischen Namen (carlin) gegeben hat, so wie durch die Anekdote bekannt, daß ihm, zur Heilung seiner Schwermuth von einem Arzte, der ihn nicht kannte, der Rath gegeben ward, er möge in die italienische Komödie gehen und den berühm-

ten Arlequinspieler Carlin sehen. Der venezianische Truffaldino oder Arlecchino scheint zu seiner Zeit ein Rollenfach von der höchsten Bedeutung und nur den talent- und geistvollsten Schauspielern anvertraut gewesen zu seyn. Bedenkt man, daß diese Maske in allen ursprünglich venezianischen Stücken nicht allein die intrigueleitende, sondern auch die belustigende Person war, und daß sie stets aus dem Stegreife gespielt, und wahrscheinlich bey jeder Vorstellung immer neu extemporirt werden mußte, um das Publikum durch immer neue Späße zu unterhalten, so begreift sich, welch ein Talent erfordert ward, um diesem Rollenfache mit Erfolg vorzustehen. Zu Venedig haben sich noch bis auf den heutigen Tag mehrere Namen von berühmten Arlecchini im Andenken des Volks erhalten; mir sind einige alte Venezianer vorgekommen, welche sich des lezten unter ihnen, Sacchi's (desselben, welchem Gozzi in mehreren seiner Vorreden so ungemeine Lobsprüche ertheilt), aus ihrer Jugend her sehr wohl erinnerten. Was sie mir von den Leistungen desselben gesagt haben, würde mir unglaublich scheinen, wenn ich nicht selbst Gelegenheit gehabt hätte, mich durch die Rudera, welche von diesem Rollenfach noch bis auf den heutigen Tag hinterlassen, von der vormaligen glorreichen Kunsteristenz desselben zu überzeugen. Ich habe zu Venedig drey Arlecchini gesehen (ihre Namen kann ich nicht angeben, da in der Regel kein italienischer Komödienzettel die Schauspieler benennt), deren ungemein natürliches Talent, nebst der Kunst ihrer Extemporisation, mir das lebhafteste Vergnügen gemacht, ja, in Vergleichung mit den deutschen und französischen Schauspielern, eine wahre Verehrung abgenöthigt haben. Dem einen bin ich, bey der dreymaligen, unmittelbar aufeinander folgenden Vorstellung eines ältern Stücks, dessen Titel ich mich nicht mehr erinnere (es war eine scheinbare Vergiftung darin), im Orchester dicht hinter dem Soufleur stehend, Wort für Wort gefolgt, und habe mich nicht allein aus der Einsicht in das Buch von der Gewißheit überzeugt, daß die ganze Rolle nur in allgemeinen summarischen Andeutungen (eine davon hieß wörtlich also: Arlecchino entra disperato di aver perduto il suo pezzo di fromaggio) geschrieben war, sondern daß auch der Schauspieler in den drey Vorstellungen seinen Späßen fast jedesmal, wenn auch nicht eine neue Grundlage, doch eine neue Wendung gab. Besonders ergötzlich war die eben angeführte Käsescene, welche jedesmal über eine lange Viertelstunde dauerte. Sagte der Schauspieler stets etwas Geistvolles oder Erträgliches? Das habe ich nicht Gelegenheit gehabt, zu bemerken, denn das Lachen, aus welchem ich während der ganzen Scene nicht herausgekommen bin, ließ mir keine Zeit dazu. Nur so viel erinnere ich mich, daß die Verzweiflung des armen Teufels über den Verlust seines Stücks Käse so natürlich, aber auch zugleich so humoristisch ausgedrückt ward, daß man kein Mitleid, sondern eine wahre Freude darüber empfand. Meine Leser werden vielleicht über den Inhalt dieser Scene die Achsel zucken, und meynen, sie habe, ihrer Geringfügigkeit wegen, dem Schauspieler unmöglich den erforderlichen Enthusiasmus einflößen können. Allein die Dinge auf der Welt haben alle nur einen relativen Werth, und somit kann der Verlust eines Stückchens Käse einen tragischeren Humor mittheilen, als zum Beyspiel der Verlust eines Kaiserthrones, welchen in unsern Tagen ein anderer Arlekin (oder eigentlich Scapin, wie ihn ein witziger französischer Schriftsteller genannt hat) bis zum Sterben miserabel dargestellt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

L . . . 12. September.

(Fortsetzung.)

Ich muß auf unsrer Reise wieder umkehren. Da fällt mir ein Zettel aus Mannheim in die Augen und darauf steht: Direction, wie überall; sinnloser gesetzt als man glauben sollte. — Die Bretter scheinen die Kraft und den Saft des ehmaligen besten deutschen Theaters eingesogen zu haben. — Nicht zu ruiniren — es existirt dort immer etwas — sehr oft ein rundes Ganzes — Publikum: eines der sinnigsten und theilnehmendsten — die Busch durch eigne Schuld, nicht das, was die Musen aus ihr machen wollten — Löwe, als ob ihr den Julius in Dresden fehlt — dieselbe bereitete Manier und doch wieder zwischenein gut. — Ein Paar bedeutend hoffnungsvolle Subjekte in der Oper. — Wenn sie nur nicht zu früh gelobt und genannt werden! Darmstadt: nur das schöne Haus gesehen; es war den Tag keine Oper. Das Schauspiel nicht besucht. — Becker, aus früherer Zeit als ein junger Mann mit Anlagen aus und Euch bekannt. Er geht nach Dresden. Will er da lernen, gut! Will er aber da als ein Fertiger glänzen; o weh! — Wild, zwey Mal in Frankfurt gehört, bey der Hin- und bey der Zurückfahrt, erst im Othello, dann im Barbier des Rossini. Stimme: die Jugendfrische verloren, und zugenommen an männlicher Sodnheit; das ehemalige Rosenroth würde ihr jezt nicht einmal gut stehen. Es müssen sich Briefe vom Jahr siebenzehn vorfinden, die, während Wild damals für einen der ersten Sänger gehalten wurde, herben Tadel gegen ihn aussprechen, jezt, wo jedes Parterre-Knäbchen die Stimme dieses Sängers kassirt nennt, weil sie ein Paar hohe Töne verloren hat, dürft ihr, eben so wenig als damals, dem sogenannten allgemeinen Urtheil Vertrauen schenken. Denn solch allgemeines Parterre-Urtheil = dem allgemeinen Mä der Heerde, das irgend ein lustiges Lämmchen, oder ein sentimentaler Hammel, oder ein satyrischer Bock anstimmte . . . . . Wild hat seine Einseitigkeit, seine zerflossene Weichheit, seine Kammersängerey abgelegt; ist kräftiger, männlicher geworden; singt nicht mehr eine Rolle wie die andere, sondern charakterisirt, bis zu den Verzierungen herab, ohne welche diese keinen Sinn haben; hat eindringlich rezitiren und deutlich aussprechen gelernt, und

ist nicht mehr der sauten und beamenen Meynung teutonischer Operisten, daß, wenn man nur seinen Part gemächlich am Klavier sitzend eingelernt habe, man sich weiter um Worte und Rolle und Darstellung nicht zu bekümmern brauche; daß sinde sich wie das Glas von zerbrochenen Kirchenfenstern im Freyschütz. Daher klingts aber auch, wenn sie reden wie alte Scherben, und Arme und Füße bewegen sie, als ob der Wind mit den zerbrochenen Kreuzstöcken einer verfallenen Kirche spielte, und sprechen aus, selbst das Rezitativ, daß man nicht weiß, ob es talmudisch oder blos mudisch ist. Wild hat kürzlich zwey ausländische Schulen besucht, die Italienische und die Französische, und von beyden Vortheil gezogen. Das französische Parterre besonders mag ihm die unabwendbare Nothwendigkeit gezeigt haben, daß ein Konzertsänger sich erst zum Schauspieler ausbilden müsse, bevor er auf die Bühne tritt, und daß die Vernachlässigung des Spiels eine Beleidigung des Publikums ist, welche dort durch lauten Hohn gestraft wird. Mit welchem Recht könnte sonst ein Operist die doppelte und dreyfache Gage eines Schauspielers verlangen, wie . . . . . Von Frankfurt gingen wir nicht, wie früher beschlossen, über Kassel, Hanover und Braunschweig, weil . . . . . sondern gerade Weges nach Berlin. Wir haben also den jüngeren Löwe, den Ihr uns so sehr lobt, nicht gesehen. — Wie hat sich Berlin seit fünf Jahren, da ich es nicht sahe, verändert! Im Mittelstand eine erfreuliche Wohlhabenheit, statt ehemaliger Dürftigkeit; und wie es vor 1806 fast gefährlich war, einem jungen Offizier zu begegnen, so ist jetzt das dortige Militär für diejenige Klasse der Einwohner, welche das artigste, feinste und gemessenste Betragen hat. Nie ist es uns begegnet, daß wir mit Frauen in eine Theaterloge kamen, und ein Offizier den vordern Platz eingenommen hatte, daß er nicht artig genug die Dame verließ; da hingegen die ununiformirten Männer in Berlin sich breit vor die Damen in den Logen hinpflanzen, welches ebenfalls ein Pariser Parterre nicht dulden würde. Warum wird das nicht ein Mal öffentlich gerügt? Dieß und noch so einige Kleinigkeiten ausgenommen, bekommt Berlin immer mehr Aehnlichkeit mit Paris, eben so kleinstädtisch, da ein neues Vaudeville, eine kleines Nichts, eine Anekdote, ein Witzwort die ganze liebe Stadt beschäftigt; und eben so großstädtisch, indem nichts Wurzel faßt, alles wie in einer Laterna magica spurlos vorüberschwindet und dem faulen Berliner nichts von Gestern wichtig erscheint, selbst die Neuigkeiten nicht. Von diesem und Andern, und vorzüglich über den milden Hauch geistiger Freyheit, den man dort als ein Bestandtheil der Luft einathmet, gleichsam als ein Naturgeschenk ohne alle Veranstalt, davon, Ihr Ungläubigen, ein anders Mal. Jetzt zum Theater zurück! Nur sparsam waren wir dort, trotz dem, daß wir vierzehn Tage in Berlin blieben. — Wolff, nicht da; er krank nach Italien. Wir sprachen ihn früher in Ems. Ein Künstler soll nicht krank seyn. Wie hart!! Das gestehe ich ein; aber man merkt es seinen Produktionen an; auch diese werden kränkliches Kolorit haben; und ein Kunstwerk soll so derbelig entquellen, aus Ueberfülle hervorsprudeln, und nur eben wieder von Kraft überreicht und gestützt seyn. Ohne Gesundheit aber keine Kraft und Fülle. — Aber kann man denn nicht körperlich schwach und krank und geistig stark und gesund seyn? Nein, und abermals nein; denn wir sind Menschen. — Also ist Wolff ein gewöhnlicher Schauspieler? — Das verhüte der Himmel, daß wir uns so über ihn irrten. Er ist in einer bestimmten Hinsicht der erste jetzt lebende Künstler seines Faches; aber er wäre es wahrhaftig nicht, wenn neben ihm ein Mann, mit eben der Einsicht, den Fähigkeiten, dem Studium, kurz mit allem dem, was Deutschland an Wolff bewundert, spielte, der überdieß jene Fülle von Kraft und Gesundheit besäße, die alle jene Eigenschaften um viele Stufen höher trüge. Möge der arme Geplagte dieses Himmelsgeschenk von Italien für sich und uns zurückbringen! — Die Stich nur zu loben; eine immer herrliche Erscheinung — vorgeschritten in ihrer Kunst. — Die Berliner Soldendeklamation und Singsangerey des ersten falschen Unterrichts gänzlich aufgegeben — kommt nur in seltnen Momenten wieder, wo sie sich nicht vergißt, d. h. aufhört sich zu versetzen — meistens aber ihre Rollen im Großen und Ganzen auffaßt, und kein falsches vereinzeltes Wort- und Reimstudium — französisches Spiel mit Sinn gesehen, mit genialem Takt übertragen; nicht nach Affenart — Mit vollem Recht der Liebling, ja der Stolz der Stadt; und doch ist die ganze Stadt der Meynung, daß ihr gewisse gedruckte, bis in den Unsinn hineinspielende Lobliebeleyen unendlichen Schaden thun, theils der Wahrheit ihres Rufs, die dadurch zur Erdichtung wird; theils ihrem jetzigen Fortschreiten (Erschaffung bekannter und berühmter Rollen zuweilen nie gesehener) vom Talent zur Genialität. — Ich wünsche ihr, als Gegengift gegen die bella donna ihrer flachen Lobpreiser, daß bey der Berliner Bühne eine größere Künstlerin als sie die erste Stelle einnähme. Das wäre doppelt gut; erstlich gäbe es dann in Berlin eine große Schauspielerin mehr, und zweytens würde die Stich bald so vorschreiten, daß sie die erste würde. Unterdessen versichere ich Euch, daß es noch eine sehr achtungswerthe Partey im Publikum gibt, welche behauptet, daß vor der Schülerin Goethe's (Wolff) wie von der Schülerin Fleck's (Schröck) noch so manches für die Schülerin Lewezows und Iffland's (Stich) zu ersehen wäre. Ich aber glaube das nicht; denn „Nicht Alle können Alles," und so doch ich die Stich auch stelle, so wird sie doch nie die moderne, d. h. die innig-zärtlichre, sehnsuchtsvolle Liebe (wie einst die Schröck in ihrer Rosenzeit) darstellen können; weder die deutsche Thekla, noch die englische (nicht italienische) Julie. Um so trefflicher aber die Liebe südlicher Nationen, jenes prasselnde bunte Feuer, das aus der vierfachen Flamme des Verliebtseyns, des Stolzes, der Ehre und der Eifersucht besteht — und die antike Liebe, jene peinigende Leidenschaft, die, in ihrer Unbesiegbarkeit, erhaben wie das übergewaltige Schicksal ist. Wäre sie in dieser Hinsicht klar über sich, so würde sie zu denen sagen, welche sie in der Rolle der Phädra und der Julie mit gleichlautenden Phrasen loben: Meine Herrn, Sie verstehen entweder die eine oder die andre, oder beyde Rollen nicht. —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 235:

Lerchenbaum.

Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Zum Troste hat ein Gott den Kummer uns gegeben:
Doch kennt uns auch der Freude stilles Leben.

Zweytes Sylbenpaar.

An Strömen weid' ich gern, und spiegle mich darinn;

Das Ganze.

Verwandt dem Zweyten, denn' ich auf das Erste hin.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Oktober 1825.

Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.

Goethe.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Verführt von der Art, wie heut zu Tage die französischen Harlekine in der Pantomime dargestellt werden, macht man sich im Auslande einen gänzlich falschen Begriff vom venezianischen Truffaldino: weit entfernt, sich zehnmal in einer Secunde auf den Fersen umzudrehen und, mit vorgestrecktem Bauche auf dem linken Fuße hebend, sich mit dem rechten gebehrdend, wie ein Scheerenschleifer, ist es ein untersezter, wohlgenährter Bursche, der nur dann den Kopf mit Schelmereyen voll hat, wenn sein Bauch von Maccheroni leer ist. Ich denke mir den psychologischen Charakter des venezianischen Arlecchino also: es ist der Kampf, welchen der Hunger des Natursohns mit den äußern Hindernissen, ihn zu stillen, kämpft, ein Kampf, nicht des geistigen Witzes, sondern der instinktmäßigen Verschlagenheit. Es ist der Schikaneder'sche Papageno, mit dem Unterschiede, daß diesem, in romantisch-narrenfreyen Verhältnissen lebend, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, dahingegen Truffaldin sich die Befriedigung seiner Essinst, mit Händen und Füßen streitend, mühsam erkaufen muß. Während Papageno, um nach Brauch und Sitte der Zeit zu sprechen, ein romantischer Charakter ist, wohnt dem Truffaldin für keinen Heller Romantik inne. Brighella'n, gleichfalls aus Bergamo, einem Truffaldino in der zweyten Potenz, ist es nicht mehr darum zu thun, den Bauch zu füllen, sondern auch den Beutel; er hat sich zum Lohnbedienten oder zum Gastwirthe gemacht. Stößt ihm sein Landsmann auf, so muß ihm dieser die Pfoten leihen, mit welchen er die Kastanien aus dem Feuer zieht. Truffaldin ist zwar dumm genug, sich zu verbrennen, aber nicht, die Kastanien fortzugeben: er speist sie selbst. Dieß bildet den Charakter des Brighella: es ist der betrogene Betrüger. Den eigentlichen Bösewicht Tartaglia (den Stotterer) hat die venezianische Eigenliebe nicht aus ihrer Mitte, sondern aus Neapel genommen, wo sich bekanntlich das Stottern unter dem Volke häufiger als an andern Orten befindet. Er ist eine ziemlich derbe Anspielung auf den Charakter der Neapolitaner, welcher vom übrigen Italien keineswegs schmeichelhaft geschildert wird. Der bolognesische Doktor endlich ist eine ähnliche satyrische Erfindung, um die Bologneser Universität, welche sich in Folge der, ihr von Karl V. zugestandenen Privilegien mit großer Anmaßung zu benehmen anfing, lächerlich zu machen. Das neapolitanische Volkslustspiel besizt noch zwey stehende Charaktere, welche ebenfalls mit der Maske gespielt werden, den Pulcinella und den Pagliaccio. Ersterer, dessen Name (von pulce abstammend) eben so sehr, als die Person selbst, der rohen, unkultivirten Natur abgeborgt ist, gleicht ungefähr dem venezianischen Arlecchino, nur mit dem Unterschiede, daß der Instinkt, welcher lezterm in Thätigkeit versezt, immer noch einen sittlichen Anklang verspüren läßt, während sich im Pulcinella nichts als der rohe Naturtrieb zeigt. Er spricht stets im neapolitanischen Dialekte. Dieser, der

weitem verdorbener als der venezianische, wird in der Regel nicht einmal von den übrigen Italienern, also noch weit weniger von Nichtitalienern verstanden. Seine Kleidung besteht in einer schwarzen Haube, mit einem, der Arlechino's maske gleichenden, Gesichte versehen, welche den ganzen Kopf bedeckt, und in einer weißen Jacke, nebst dergleichen Pantalons. Der Pagliaccio (eigentlich Häckerling, weil der arme Teufel nicht auf Matratzen, sondern auf zerdröckeltem Stroh liegen muß) ist gleichsam das Caput mortuum, von welchem der Geist des Pulcinella abgezogen worden ist. Auch diese beyden Masken, für welche, wie ehemals für die venezianischen, eigene Schauspieler vorhanden sind, werden mehr oder weniger aus dem Stegreife gespielt. Die neuere italienische Komödie hat endlich noch einen stehenden Charakter geschaffen, welcher, obgleich ohne Gesichtsmaske, stets in altfränkisch-französischer, schwarzer Kleidung dargestellt wird. Er heißt Babbeo (Dümmling) und stellt gewöhnlich einen dummköpfigen Dorfschulzen, Amtmann oder dgl. vor, welcher durch seine Tölpeley und Unwissenheit in tausend Verlegenheiten geräth. Wer das französische Lustspiel, der Bürgermeister von Saardam, dessen Hauptrolle ein wahrer italienischer Babbeo ist, kennt, kann sich von diesem Charakter einen entsprechenden Begriff machen. Er wird eigentlich nicht extemporirt, obgleich die Schauspieler, nach Maßgabe ihres Talents, ungefähr auf Isländische Weise, mehr oder weniger Einschiebsel machen. Ich habe in Florenz einen Schauspieler, Namens Vidari, gesehen, welcher, obgleich schon hoch bey Jahren, in der Rolle des Babbeo höchst ergötzlich war.

In der Abwesenheit aller unmittelbar in Konflikt mit einander stehenden menschlichen Verhältnisse, welche den Mangel an Charakteristik erzeugt hat, liegt gleichfalls die Ursache, warum den italienischen Schauspielern auch das Gemüth abgeht. Letzteres, eine negative, oder vielmehr passive Eigenschaft des Geistes, ist kein unmittelbares Geschenk der Natur, sondern ein Erzeugniß der Befangenheit, in welchem der Mensch mit den äußern Verhältnissen begriffen ist, also keine Eigenschaft des genießenden Naturssohns, sondern des entbehrenden Gesellschaftsmenschen. Daher die Widerlichkeit der italienischen Darstellungen von aus dem Deutschen oder Französischen übersetzten weinerlichen Schauspielen: an die Stelle der Sentimentalität tritt hier eine gemachte, affektirte Süßlichkeit, welche, da der dem Italiener angeborne Realismus allenthalben durchleuchtet, nur um so greller und unnatürlicher erscheint. Man sollte glauben, daß bey der Unfähigkeit des italienischen Schauspielers, die Sentimentalität darzustellen, und bey der Unempfänglichkeit des Publikums, an ihr Geschmack zu finden, Stücke dieser Gattung nicht zur Aufführung gelassen würden. Aber so ansteckend spukt der unselige Reformirungsgeist, welcher sich alles Menschlichen in Europa bemächtigt hat, (vielleicht gar hat bemächtigen müssen), auch in den Köpfen (nicht in den Meynungen) der Italiener, daß sich beyde Theile abmartern, Stücke darzustellen und an Stücken Gefallen zu finden, deren Grundlage zur Stunde noch beyden unverständlich ist. Ich habe unzählige Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sich der Neger, welchen das Publikum bey solchen Stücken empfand, nicht allein durch Gähnen, sondern selbst durch wörtliche, mißbilligende Ausrufe ausgesprochen hat; dennoch ward diesen miserablen Produkten (wenn sie nur sonst, wie gewöhnlich dergleichen französische Melodramen zu seyn pflegen, dramatisch-mundgerecht zugeschnitten waren) die Ehre einer viermaligen Aufführung (die in Italien übliche Anzahl der unmittelbar aufeinander folgenden Wiederholungen, über welche, so viel ich weiß, nicht hinweg geschritten werden darf) zu Theile. So werden nicht allein alle französische Machwerke dieser Gattung (deren Darstellung den Franzosen, theils weil sie größere Künstler sind, theils weil die Sentimentalität, in Folge des Umsturzes aller Dinge, auch bey ihnen nach und nach Fuß zu fassen beginnt, bey weitem geläufiger ist), sondern auch die besseren sogenannten deutschen Schauspiele, z. B. Menschenhaß und Reue, das Kind der Liebe, u. s. w. auf eine, nicht allein dem Ausländer, sondern auch dem Italiener (besonders dem Süditalienern) höchst widerwärtige Weise dargestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach u.

(Fortsetzung.)

Friedrich der Große war gefühlvoll, aber er hatte gelernt, den Ausdruck seiner Empfindungen zu unterdrücken. In seiner langen militärischen Laufbahn war es ihm klar geworden, daß ein Fürst vor allen Dingen gerecht seyn müsse, und daß die Milde nicht Schwäche seyn dürfe. Was man ihm als Härte vorgeworfen, war vielleicht der größte Sieg über seine Natur.

Nach dieser Begebenheit zog sich Friedrich nach Rheinsberg zurück, wo er mit Eifer sich einem gründlichen Studium aller Kenntnisse widmete, die einem großen Fürsten unentbehrlich sind. Die einzige Zerstreuung, die er sich hier erlaubte, bestand darin, daß er die Flöte spielen lernte; und er erlangte eine solche Fertigkeit auf diesem Instrumente, daß sein Spiel gelobt zu werden verdiente, nicht weil er ein Fürst war, sondern weil er die Stärke eines Liebhabers vom ersten Range besaß.

Als Kronprinz hatte er eine sehr beschränkte Dotation, und überdem verbot der König auf das strengste, ihm Geld zu leihen. Diesem Befehl wurde jedoch nicht

gehorcht. Die geschäftige und für jede feindliche Gesinnung dienstfeetige Verläumdung hat die Sage verbreitet, Friedeich hätte, nachdem er König geworden, seine früher gemachten Schulden nicht bezahlt. Die Wahrheit ist, daß er sie in der Stille bezahltr; wahrscheinlich weil er es für unweise hielt, wenn rin Nachfolger die Uebeetretung der Gesetze unter der früheeen Regierung zu belohnen sich den Schein gibt. Der große König hatte darüber sehr helle Begriffe. Der Finanzminister seinrs Vaters hatte sich geweigert, dem Kronprinzen Geld vorzustrecken; als dieser nun den Thron bestieg, hielt jeder Höfling den Minister für verloren, der auch selbst, bey der Uebergabe seinee Rechnung, die Bitte voelegte, sich von den Geschäften zurückzieden zu dürfen. Der junge König aber dachte anders als der Hof, der nicht wenig erstaunt war, als Friedrich die Treue des Ministees öffentlich lobte, ihn seine Dienste fortzusetzen bat, und seinen Gehalt verdoppelte.

Die Treue dieses Ministers war ehrenvoll. Ich glaube nicht, daß man dasselbe von dem blinden Gehoesam der Richter des armen Katt sagen kann, welche, aus Kriecherey vor dee Macht, ihr Gewissen befleckten.

Friedrich erlangte einen undegrenzten Ruhm, ja fast die Anbetung seiner Zeitgenossen, nicht nur als ein Held im Kriege, sondern als rin weiser Verwalter seines Reichs und als rin tiefer Politiker. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und srin Geschick in Staatsangelegendeiten übertraf Alles, was dir Menschen bis dahin gesehen hatten. Die preußische Regierung schien über die Brut des Despotismus sich zu erheben, und wurde ein Beyspiel zur Belehrung der Welt. Bey aller Strenge und Undeugsamkeit im Krirge gewann Friedrich die Zuneigung seiner Soldaten, die ihn nicht anders, als Vater Fritz nannten. Dieß war sein Namr in dee Aemee.

Friedrichs II. Betragen gegen den Baron von Teenck ist als grausam getadelt worden, und am meisten von solchen Leuten, die über den Zusammenbang dieser Sache nicht unterrichtet waren, oder ein Jnteeesse hatten, den König herabzusetzen. Man hat diese Geschichte als einen Flecken seines Ruhmes angesehen. Ich will mich nicht darauf berufen, daß die Leute, welche mit der Weltrichtermiene gegen den großen Friedrich auftraten, idre eigene Reinheit noch nicht bewiesen hatten; daß willkürliche Befehle und grausame Verhaftungen in andern Ländern nicht weniger als in Preußen bemerkt worden sind. Dieses Berufen würde keine Rechtfertigung, ja es würde nicht einmal eine Entschuldigung seyn. Ich will daher nur mit Unparthevlichkeit berichten, was ich über die Ursachen des Verfahrens gegen Trenck von wohlunterrichteten Männern erfahren habe.

Der König, nicht nur Trencks Souverän, sondern sein Wohlthäter, hatte ihm verboten, an seinen Onkel, den Pandueen-Obeisten von Trenck, zu schreibrn.

Dieses Verbot wurde übertreten. Der König fragte selbst den Baron Trenck, ob er mit seinem Onkel in Briefwechsel stünde. Trenck läugnete es. „Können Sie dieß mit Jhrem Ehrenwort versichern?" fragte der König. „Ja, Sire," war die Antwort. Und dennoch hatte gerade in dieser Zeit Herr von Teenck an seinen Onkel geschrieben. Es wurde entdeckt, und Teenck nach Magdeburg auf dir Festung geschickt. Diese Strafe war in Preußen etwas ganz Gewöhnliches, und wird überall für gerecht erkannt werdrn, da man im Kriege den Offizieeen nicht erlauben kann, zweyen Herren nach eigenem Belieben zu dienen. Here von Trenk wußte durch Umtriede seine Entweichung zu bewerkstelligen, und flod mit einem Offizier, den er zur Desertion verführte; zugleich erschoß er zwey Menschen, die ihm nachsezten. Des Königs Resident in Danzig, wodin Trenck geflohen war, schickte ihn seinem Souverän zurück. — Es ist dieraus klar, daß Trenck sich der Uebeetretung aller Gesetze schuldig gemacht hatte: rr war zuerst ungehorsam, dann meineidig, — ein Empörer und endlich Mörder.

Jn Magdeburg fing Baron Teenck seine Umtriede von Neuem an; rr wurde daher in strengere Gewahrsam gebracht, und seine Gefangenschaft dauerte zehn Jahre.

Trenck war ein langer Mann von sechs Fuß zwey Zoll, schielte, und wußte sich so bey der Menge einzuschmeicheln, daß er Tausende mit sich fortriß. Nach Friedrichs Tode ließ er Denkwürdigkeiten drucken; aber allr diejenigen, welche mit dem Grundstoff seiner Geschichte bekannt gewesen, lebten nicht mehr; daher die ganze Glaubwürdigkeit auf seinem eigenen Zeugniß beruht. Andere, auf die er sich berief, hatten nach so langer Zeit die näheren Umstände vergessen. Man hat aber nicht nöthig, sich auf unbestimmte Vermuthungen über die Wahrheit seiner Erzählung einzulassen; Herr von Trenck bekennt selbst, daß er Jntriguen mit einer Dame von hohem Range angesponnen. Diese Dame, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, war die Prinzessin Amalia, Schwester des Königs. Wenn nun aus dieser Verbindung Kinder hervorgingen, denen auf die schandeehafteste Art das Leben geraubt wurde, — wird es da nicht begreiflich, daß der König die wichtigsten Gründe zu einer strengen Bestrafung hatte, und daß Anstand und Ehre ihn nöthigten, diese Gründe nicht öffentlich bekannt zu machen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Was an dem schönen Geschlecht ich rühme, das bleibe das Schöne,
Das voll ewigem Reiz nimmer dem Wandel erliegt.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, 25. Sept.

Das heutige Badeblatt (vermuthlich das lezte von diesem Jahre) gibt die Zahl der Fremden, welche unsern Kurort mit dem Frühlinge besuchten, auf 7290 an. Darunter waren nun allerdings sehr viele Reisende, die kaum einen oder zwey Tage hier verweilten, weßwegen denn Gastwirthe und Hauseigenthümer auch das diesjährige Bad unter die mittelmäßigen rechnen. Manche Wohnungen blieben leer, oder waren nur auf kurze Zeit besezt. Wie an andern Heilquellen, so fehlt auch in Baden der Mittelstand; dieser ist zum Theil verarmt, zum Theil sind die Kosten einer Badereise bedeutender als ehemals. Der Luxus hat sich nachgerade auch der Kurorte bemächtigt; die einfachen Gasthäuser, die schlichten Bürgerwohnungen mußten sich in Hotels umwandeln, man fordert ein elegantes Ameublement und alle Bequemlichkeit der Einrichtung. Städtischer Prunk ist an die Stelle ländlicher Simplicität getreten, und das Feld zum Park geworden. Inzwischen muß Baden noch immer zu den wohlfeilern Bädern gerechnet werden; der Fremde kann sich hier die Rechnung selbst nach seinem Beutel machen, und im Mai, in der ersten Hälfte des Junius, in der zweyten Hälfte des August, so wie im Septemder und Oktober sind die Miethpreise auch der elegantern Wohnungen leidlich, und die sehr mäßigen Taxen der Wirthstafeln und Bäder bleiben für das ganze Jahr gleich. Außerdem sind die Thäler und Berge um Baden nie reizender, die Luft ist nie erquickender, Wald und Rasen haben nie das liebliche Grün, wie in den gedachten Monaten. Die herrlichsten Punkte in der reichen Umgebung liegen nahe genug für einen, auch nicht sehr geübten Fußgänger, und wer durch irgend eine Gebrechlichkeit die weitern Spaziergänge nicht besuchen kann, der findet in den mannichfachen und einladenden Anlagen um das neue Conversationshaus eine freundliche Zuflucht. Dieses, auch in architektonischer Hinsicht treffliche Gebäude hat eine wunderschöne Lage, die zweckmäßigste Einrichtung, und die geschmackvolle innere Ausstattung entspricht ganz seiner Bestimmung. Ueber den Pächter der Restauration und des Spiels im Conversationshause hat sich ein Correspondent in Nr. 295 des Morgenblatts ein nicht blos hartes, sondern zugleich höchst ungerechtes Urtheil erlaubt. Herr Chabert ist ein artiger, höflicher, gefälliger Mann, und verleugnet in seinem Benehmen durchaus den Charakter seiner Nation nicht. Seine Restauration ist nach dem Neusten der vorzüglichsten Pariser Restaurationen eingerichtet, und dürfte weder in Hinsicht auf Auswahl und Bereitung der Speisen, noch in der Anordnung, Eleganz, Reinlichkeit und Bedienung von diesen übertroffen werden.

A. Schr.

L... 12. September.

(Beschluß.)

Von Neuigkeiten gesehen: Klingemanns ewigen Juden; und wo? (Hört! hört!) auf dem großen königl. Theater!!! Dieß Stück gibt Hoffnung zu bessern Zeiten für die deutsche Bühne. — Ein Böhmischer Graf Warth wird als wenige Schüze dargestellt, der, verleitet oder blos geleitet (man erfährt nicht, ob eines oder das andre) von dem ewigen Juden nämlich, den Gustav Adolph in der Schlacht bey Lützen erschossen hat. Ob dieser Frevelthat (des Autors) geht er mit seiner ganzen Verwandtschaft unter, und das Publikum mit der fröhlichen Hoffnung aus dem Theater, nie mehr dergleichen Leute dort zu sehen zu kriegen. — So ohne Methode toll der Inhalt des Stückes ist, so könnte er wenigstens, wie so manches französische Melodram, gut bearbeitet seyn; aber keine Spur davon! — O Kotzebue! O Kotzebue! Was warst du für ein hocherhabener Tragöde! ..... Die Sonntag: Von Person durchaus angenehm; mittlere Statur; harmonischer Wuchs, blühende Gesundheit und Frische; als wenn die L....r miniatur und schön wäre, jedoch viel feiner und jungfräulicher, sichtbar schöne Zähne, leuchtende Augen; bestissenes Wesen in der Haltung; rücksichtsvolles angelerntes und dennoch eigenthümliches Betragen — kurz auch ihre Person trägt sie vor, aber glücklicher als die Mehrzahl der Französinnen, indem sie auf deutsche Weise ihre Individualität dabey bewahrt, während sie doch das viereckige, oder auch auseinandergeflossene Wesen unserer Natürlichen, die gänzliche Wahllosigkeit im Erscheinen glücklich beseitigt hat. — So ist sie im Konzert und in der Oper; so — sagt man — soll sie auch in Gesellschaft sich betragen. — Gesang: sehr gut, viel besser, als man erzähle; vollkommen von Italienern unterrichtet, was man in unserem Norden noch immer nicht anerkennen, und sich auch kein Ohr dafür erwerben will. Recitativ, deutlich, sinnig, dramatisch — Berücksichtigung des Lokals und der Mitsingenden, eine seltne Eigenschaft. — Sie hat auch Tiefe, gebraucht aber diese zu selten, im Verhältniß nämlich mit einer, ihr ganz eigenen Kopfhöhe, die wie ein kleines Uhrwerk rein und präzis die größten Passagen leicht und delikat hinsprudelt. Es ist dieses ein wahres Zauberflötchen, sie gebraucht es zum Auf- und Abspuy, aber ein wenig zu oft zum Entzücken des schwer zu ermüdenden Publikums. Ich will damit nichts gegen das süße Zauberflötchen sagen; im Gegentheil, ich liebe es, und reinen Herzens; und sage Euch, daß die Sonntag, auch ohne dieses Bezauberungsmittel, eine vollkommen gute, tüchtige Sängerin, sowohl für das größte Konzert, als für die größte Bühne wäre. Verlangt Ihr aber tiefsinnige Trauer, Tragik, profunde Leidenschaft, erhabenes Gesammeltseyn (Religiosität der Kunst), so fordert Ihr das, was in allen Kunstzweigen, nur alle Jahrhundert die Gabe weniger, und durch alle Zeiten verwöhnter Götterlieblinge ist. — Das Rosenhütchen, Oper von C. Blum, Worte von Herrn v. Hoffmann. — Jäger sang vortrefflich — mehrere gute Musikstücke — dennoch kein bedeutend lauter Beyfall — Zauberopern scheinen nicht mehr zu reizen — und dieß ist die Bearbeitung des schon da gewesenen Rothkäppchens. — Im königl. Theater: die Räuber. Wie jung war der große Dichter, als er dieß Stück schrieb! Und wie alt fühlt man sich, wenn man es nach langen Jahren wieder sieht." Ein Herr Wagner aus Frankfurt am Main gab den Carl Moor, die Worte der Rolle vortrefflich — aber weder den Gang noch die Haltung, noch die Gestalt eines Helden — noch sehr jung! — kann, wenn sich sein Körper glücklich formirt, zu einem Namen kommen — Franz Moor, wie ihr wißt, Devrients beste tragische Rolle; noch heute gut; nur nicht für die, die ihn früher darin sahen. — Mitunter wurde geschrieen, und leider eben deßhalb applaudirt — die Post drängt, also nur noch [illegible]

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. Oktober 1825.

Wer edel herrscht, hat doch, stürb' er auch früher, Jahrhunderte gelebt.

Klopstock.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Friedrich kassirte nicht selten Offiziere aus anscheinend leichten Ursachen; was aber ununterrichteten oder kurzsichtigen Leuten unbedeutend schien, konnte der König für sehr wichtig erkennen; und oft verbarg er seine höhern Gründe, um die militärische Disciplin desto sicherer zu erhalten.

Sobald Friedrich den Thron bestieg, lud er alle diejenigen in sein Land ein, welche damals als esprits forts verrufen waren: Voltaire, den Marquis d'Argens, den Abbe de Pradt, Maupertuis und selbst den irreligiösen La Metries. Dieß Beyspiel gab den deutschen Gelehrten Muth, ihre Meynungen endlich auch einmal laut zu sagen. Berlin wurde die Zuflucht der Verfolgten und die Amme der Wahrheit.

Neben den öffentlichen Bemühungen aber, die Aufklärung zu verbreiten, entstanden andere, die sich aus verschiedenen Gründen zu verbergen suchten. Die Geschichte der geheimen Gesellschaften in Deutschland scheint noch wenig bekannt zu seyn; sie kann jedoch Interesse für den philosophischen Beobachter haben, wenn auch die Menge sie für einen Roman halten mag; gut unterrichtete Personen werden die Realität derselben bezeugen.

Gegen das lezte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstand eine Verbrüderung, eine geheime Gesellschaft, die sich täglich weiter ausbreitete. Dieß war der Orden der Illuminaten. Der Zweck der Häupter dieses Ordens war, die Geheimnisse des Aberglaubens zu enthüllen, die Menschen aufzuklären und dadurch glücklich zu machen. Sie wollten sich der Freymaurerlogen bemächtigen, und diese Institute aus der Finsterniß zu Anstalten erheben, die für die Menschheit wohlthätig seyn sollten. Allgemein sollten Kenntnisse verbreitet, und dabey nicht sowohl auf die Tiefe der Wissenschaft, als auf ihre faßliche Anwendung gesehen werden. Vernunft, gesunder Menschenverstand sollte herrschend, und so, durch eine unbemerkte Einwirkung, der Zustand der Völker verbessert werden. Kein Fürst aber, wie groß und gut er auch seyn mochte, durfte in den Bund aufgenommen werden. Sie schwuren, so viel in ihrer Macht stehen würde, die Fürsten gegen Irrthum zu schützen und an Vollziehung eines Verbrechens zu hindern; den Sklavensinn und den Despotismus zu vernichten, die geistliche Gerichtsbarkeit aufzuheben, die Freyheit der Presse zu begünstigen und den Mystizismus aller Art zu entschleyern.

Der Plan war edel, groß und erhaben; aber es fehlte an Klugheit bey der Ausführung. Die Mitglieder wollten eine schnelle Wirkung sehen, und vergaßen, daß das Gebäude erst aufgebaut werden müsse. Die Gesellschaft vergrößerte sich; schwache und falsche Brüder wurden aufgenommen. Die Mächte der Frömmeley und des Aberglaubens sahen die Stärke ihrer Feinde, und riefen die Waffen der weltlichen Gewalt zu ihrem Beystand herbey. Ei-

Digitized by Google

nige der Häupter wurden aus Deutschland verjagt, andere in's Gefängniß geworfen, und, mit Ausnahme von Tortur und Tod, alle Arten von Strafen über sie verhängt.

Einzelne Mitglieder dieser gespeengten Gesellschaft bildeten bald andere Vereine. Sie wueden noch einmal ertappt; man nahm ihre Papiere in Beschlag, und machte ihee Lehren durch den Druck bekannt, ohne an die Wirkung zu denken, die sie grade durch eine solche allgemeine Verbreitung um so sicherer haben mußten. Es entstanden hieraus mehrere Sekten, welche die Uneinigkeit unter den Deutschen noch vermehrten. Diese verschiedenen Orden hatten wenig Aehnlichkeit mit der Freymaureeey, — sie bestanden aus Visionären, Mystikren und Kabbalisten.

Friedrich II. besaß zu gesundrn Verstand, um sich in den Schlingen dee Enthusiasten fangen zu lassen. Man weiß nicht, ob es versucht wurde, ihn zu gewinnen; eine eigentliche Prüfung haben sie gewiß nie mit ihm vorgenommen. Eben so wenig ist die Natur und der Zeitpunkt drr Mißverständnisse bekannt, die zwischen diesem Fürstrn und den Obern der Freymaueeeey stattfanden. Ob aber der König die Umtriebe der unurrn Maureeey nicht kanntr, ob ihre Visionen ihn nicht schrecktrn, und er die Bstrebungen dieser grhrimen Verbindungen nicht achtrte; oder ob, weil er einmal die Mauree-Schürze getragen und diesen Orden öffentlich beschützt hatte, er für unwürdig hielt, ihn nachher zu verfolgen, — weiß ich nicht zu sagrn. Genug, er verstand sich nie dazu, diese geheimen Gesellschaften aus seinrn Staatrn zu verbannen.

Freymaurer aller Systemr, Rosrnkreuzer, Centralisten, Illuminatrn, — alle hatten unter seiner Regierung die Freyheit, Logen und Verbrüderungrn nach Belieben zu stiften, so lange sie die öffentliche Ordnung nicht störten.

So wurde Berlin drr Zufluchtsort aller Sekten, Parteyen, Verschwörungen, ehemischer Mystiker und anderer Thoren von allrn Farben *).

In eben dieser Zeit aber wurde der Unterricht nicht vernachlässigt, und Friedrich unterstützte und beschützte jede Anstalt, wodurch die öffentliche Erziehung im Königreiche verbreitet werden konnte. Rousseau hatte seinen Emil geschrieben, — das vollkommenste Werk seiner Art, welches seinen Verfasser unstreitig in die Reihe der größten Wohlthäter der Menschheit erhob. Es wurde in Deutschland eine Fackel, die überall ihr Licht verbreitete, und dem System der Erziehung neue Ansichten eröffnete. Der Jugend wurden nicht blos Worte, und diese wohl in einer todten Sprache, gelehrt; sondern man gab ihr klare Vorstellungen von natürlichen Dingen, von Moral, physischen Verhältnissen, von der Mechanik, Geschichte und Geographie.

Friedrich verlor die guten Wirkungen eines solchen Erziehungssystems nicht aus dem Gesichte; um es zu befördern, errichtete er ein Konsistorium, welches die Aufsicht über alle Schulanstalten hatte, und an dessen Spitze der König selbst stand. Er zog Lehrer herbey und ehrte sie, wenn sie seine Anstalten zu höherm Ruhme erhoben. Das Beyspiel des Fürsten reizte den Adel und die gebildeten Klassen zur Nachahmung; es flößte seinen Unterthanen einen lobens- und bewundernswürdigen Wetteifer ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Thorheiten, die unter Friedrich dem Großen ihre Possenspiele aufführen durften, sind spurlos vorübergegangen; weil aber die Menge civilisirter Gecken stets Nahrung für ihre albernen Neigungen sucht, so hat sich mit der Zeit die Richtung der Thorheiten geändert, und an die Stelle jener moralischen und chemischen Quacksalber sind politische getreten. Mit einiger Kenntniß des Ganges menschlicher Angelegenheiten wird es nicht schwer seyn, das Schicksal dieser neuen Gaukeleyen vorauszusehen: es sind todtgeborne Kinder einer kranken Einbildungskraft, hölzerne Puppenwerk, die, wenn man die Schnüre zieht, einige Sprünge machen können, aber von keinem besonnenen Manne für mehr als Versuche, die Langeweile der Plattköpfe zu vertreiben, gehalten werden. Die gesellschaftliche Ordnung steht in zu fester Verbindung mit der Natur des Menschen und der Dinge, als daß ein Puppenspiel sie erschüttern könnte. Werden in einigen dieser Intermezzo's, wo Barlazzo die Hauptrolle spielt, republikanische Phrasen vernommen, so ist dieß nur ein Beweis mehr ihrer glücklichen Unschädlichkeit. Der Republikanismus ist im heutigen Europa ungefähr so möglich, als durch bloßes Magnetisiren einen Menschen dahin zu bringen, daß er im Schlaf in einer Sprache, die er nie erlernt hat, die schönsten Gedichte hersage.

Anm. d. Ues.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Zum Beweise, was die italienische Schauspielkunst in der ernsten Darstellung vermag oder nicht vermag, will ich hier das bereits erwähnte Stück: Il Tradimento, als Beyspiel aufstellen. Dieses Produkt, das bizarrste, aber auch hin und wieder das effektvollste, welches irgend eine dramatische Literatur aufzuweisen haben dürfte, ist um so merkwürdiger, als seine Sonderbarkeit nicht im bravurmanischen Wege, durch Ueberbietung aller geistig-sittlichen Mittel, oder durch andere mystische Lappalien erzielt werden ist, sondern weil der Inhalt, ich möchte sagen eben durch seine allzugroße Natürlichkeit, sündigt. Ein Ehemann verläßt seine Gattin, weil diese einem jungen Verführer, dem Freunde des Gattrn, wenn auch nicht im Herzen, doch mit den Ohren Gehör gegeben hat. Die Frau verzweifelt, entflieht und begibt sich in die Einsamkeit. Hier kömmt ihr nach einigen Jahren die Kunde zu Ohren, ihr Gemahl, wahnsinnig über ihre vermeinte Untreue geworden, sey auf sein Schloß zurückgekehrt. Dieß ist genug, um sie zu dem

Entschlusse zu bringen, zu ihm zu eilen. Sie erbittet von dem Doktor die Erlaubniß, ihres Gatten warten zu dürfen, erhält sie und düßt durch den stündlichen beezzerreißenden Anblick des dejammernswürdigsten Zustandes, in welchen ihe Gatte durch sie versezt woeden ist, ein Vergehen, welches sie keine Zeit und vielleicht auch keine Lust zu begehen gehabt hat. Mit ihr langt, dem Scheine nach seine That bereuend, dee Verführer auf dem Schlosse an, in seinem Gefolge einen Arzt, weit und breit durch Kuren des Wahnwitzes berühmt, mit sich führend, der, in Vereinbarung mit jenem ersten schon vorhandenen Doktor, die Heilung seines Freundes bewerkstelligen soll. Es ist abee kein wirklicher Arzt, sondern ein erlaufter Bösewicht, ein roher, besonders der Heilkunde gänzlich unkundiger Buesche, der bey jedem Worte seine Unwissenheit in derselben zeigt: dee Verführer, noch immer die vorige Leidenschaft im Busen nährend, hat nichts Geringeres im Sinne, als den Wahnwitzigen mit Gift zu vergeben, um hernach die Jean zu heieathen. Was dieß Unternehmen zu begünstigen verspricht, ist sein Einverständniß mit dem wahren Doktor, welcher ihm für eine Summe Geldes seine Mitwirkung versprochen hat. Das Gift wird zubeeeitet, der Wahnwitzige soll es in seinem gewöhnlichen Abendtrunke nehmen, der Verführer, um seiner Sache desto gewisser zu seyn, will es ihm selbst reichen. Die Stunde rückt heran, Beyde befinden sich allein, der Wahnsinnige, nach seinem Trunke verlangend, empfängt ihn aus der Hand des Verführers und führt ihn zum Munde. Da (meynen die Leser vermuthlich, stürzt irgend jemand, dee die Verrätherey entdeckt, derbey, um den Wahnwitzigen am Trinken des Giftes zu verhindern? Nein), da wird lezterer plötzlich wieder vernünftig, hat sich, im Einverständnisse mit dem Doktor, seinem Freunde, nur wahnwitzig gestellt, um den Grad der Schuld oder Unschuld der Frau und die Aufrichtigkeit ihrer gezeigten Reue zu prüfen, und schickt sich eben an, dem Verführee für seine doppelte Schandthat den verdienten Lohn zu geben, als die Uebrigen derbeieilen und dem Stücke auf die vorausgesehene Weise ein Ende machen. Italienisch ist dieß Produit nicht, das sieht Jeder von selbst; welchem ausländischen Theater es aber entlehnt oder nachgebildet worden ist, habe ich nicht erfahren können. Da das Stück in England spielt, auch eine Erzieherin (eine erdärmliche Flickrolle) darin vorkömmt, so scheint es engelländischen Ursprungs zu seyn. Sein größtes dramatisches Verdienst (ein ästhetisches besizt es nicht) bestedt beym großen Publikum darin, daß der Zuschauer bis zu dee lezten Scene in der Meynung eehalten wird, der Ehemann sey wirklich verrückt; die wahre Kritik möchte dem Stücke aus dieser gar zu gesuchten und mateeiellen Ueberraschung den allerbittersten Vorwurf machen. Freylich stände es in der Gewalt des Schauspieiers, diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß ee die Rolle als einen Doppelchaeaktee*) darstelle, das heißt, den wahren und verstellten Wahnsinn dergestalt in Eins zu verschmelzen, daß das Publikum den leztern stets durchschimmern sähe, und somit von dee zu unerwarteten Entwicklung, welche in der That widerwärtig wirkt, eine voeläufige dunkle Ahnung bekäme. Aber dieß wäre eine Aufgabe, welche höchstens ein Künstler im ganzen Umfange des Worts, kein Naturschauspieler, wie der Italiener ist, zu lösen vermöchte. Diese Entwicklung hat noch das Eigene, daß sie zu einee kritischen Täuschung Veranlassung gibt: während man nämlich gleich vom Anfange deeselben mit dem Verfasser über den Unverstand, die Vergiftung (von der jedermann siedt, daß sie nicht stattfinden darf) blos als ärmlichen materiellen Hebel ersonnen zu haben, gehadert hat, begreift man plötzlich, im Augenblicke der Entwicklung, daß der Verfasser, so wie er sich einmal die mechanische Ueberraschung als Hauptzweck vorgesezt hatte, sehr consequent in seiner Berechnung gewesen ist. Abee das verständige Publikum hat ein Mal den Ekel weg, und die Entwickelung stellt sich vergebens ein, um es zu entschädigen. Die zwey Hauptrollen, der Mann und die Frau, liefern den Beweis, was die italienische Schauspielkunst zu leisten, und was sie nicht zu leisten vermag. Die Charakter-Elemente des erstern, Erbitterung (nicht Gram, denn diesee liegt nicht im Italiener), Wuth und Wahnsinn (verstellter, oder wahrer, gleich viel) und Rache, werden in der höchsten natürlichen Wahrheit dargestellt. Das Spiel in der Scene, wo ihm der Verführer seiner Gattin zum ersten Male wieder untee die Augen tritt, habe ich schon weiter oben geschildert, besonders entwickeln die Schauspieler im Augenblicke, wo sie, im lezten Auftritte, die Wahnsinnsmaske ablegen, einen solchen Aufwand von natürlicher Wuth, daß der Zuschauer wahrhaft erschreckt wird. Ich weiß eecht wohl, was sich gegen diese zu weit getriebene Natur einwenden läßt; aber doch liegt in der Fähigkeit, so natürlich seyn zu können, ein um so größeres Verdienst, als der große Haufen der deutschen Schauspieler gar nichts ist, das heißt, weder natürlich, noch künstlerisch. Auch wirkt diese Heftigkeit selbst auf den nichtitalienischen Zuschauer um so weniger nachtheilig, als sich Wahrheit, und keine Erkünstelung, in derselben zeigt. Aus diesem Grunde ist sie gerade dee vollkommenste Gegensatz der französischen Tragödie, deren leidenschaftliche Ausbrüche, als durchaus gemacht, die Ausländer, selbst denjenigen, dee eine Reihe Jahre in Frankreich gelebt hat, widerwärtig ansprechen. Auch im deutschen Schauspieler, dessen nordisch-kalte Natur keine andere Leidenschaftlichkeit, als die aus der künstlichen Erwärmung hervorgeht, gestaltet, würde jene

*) Was ich darunter verstehe, habe ich in meinen Schauspielerstudien weitläufiger erörtert.

Heftigkeit ihren Zweck verfehlen. Daß übrigens die italienischen Schauspieler, welche den Wahnsinnigen spielen, wir schon gesagt, keine Ahnung von der Nothwendigkeit, hier einen Doppelcharakter darzustellen, haben, zeigt, unter andern, die Scene im Garten, wo der Wahnsinnige den Verführer überrascht, wie dieser vor der Frau auf den Knieen liegt, und ihr noch ein Mal seine Leidenschaft schildert, und sie zur Gegenliebe zu bewegen sucht. Beyde, auf den wirklichen Wahnsinn des Mannes fußend, der ihn unfähig macht, Personen zu erkennen und von einander zu unterscheiden, erklären sich hier ohne Rückhalt gegen einander, und so lernt der Mann sowohl die Unschuld seiner Frau, als die Verrätherey seines ehemaligen Freundes, kennen. Der Schauspieler darf hier freylich gegen das Publikum die Maske des Wahnsinns nicht ablegen (denn sonst ginge die Ueberraschung der Entwicklungsscene verloren), aber lüften müßte er sie, wenigstens das verlangt selbst die materielle Wahrheit; denn begäbe sich der Auftritt in der wirklichen Welt, der betheiligten Personen würde es unmöglich fallen, hier durch den Wahnsinn nicht hin und wieder das verständige Bewußtseyn durchschimmern zu lassen. Allen diesen Unvollkommenheiten zum Troz wird die Rolle, im italienischen Sinne genommen, von den Schauspielern mehr oder minder vortrefflich dargestellt. Nicht so die Frau, deren Charakter (Gram, Reue und Verzweiflung) gänzlich außer dem Fassungsvermögen der Denk- und Empfindungsweise der Italiener liegt: dem Naturmenschen, dessen Wünsche nicht über die Natur hinausgehen, welche ihm darreicht, was er in ihr als möglich zu erlangen kennen gelernt hat, sind jene Regungen des kunstmenschen fremd. So kömmt es, daß diese Rolle selbst von den beyden besten Schauspielerinnen, welche Italien besizt, von der Tessari und Internari, auf eine dem Ausländer höchst widerwärtige Weise dargestellt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im September.

Die Engländer und die englischredenden Amerikaner lassen mehr, als irgend eine andere Nation, den poetischen Geistesprodukten der Deutschen Gerechtigkeit widerfahren. Es ist bekannt, wie vortrefflich und unparteyisch die geschäzteste amerikanische Zeitschrift (the Northamerican Review) über unsre Classiker urtheilt. Der Verfasser dieser Kritiken hat seine Studien zum Theil in Deutschland gemacht, und es scheint wirklich, ein Fremder müsse wenigstens eine Zeit lang in diesem Lande gewesen seyn, um den Sinn und das Gemüth der dortigen Dichtung gehörig fassen und würdigen zu können.

Die Werke unsrer beyden lezten großen Dichter haben England auch auf die frühere deutsche Poesie aufmerksam gemacht. Von Klopstocks Messias erscheint so eben in London eine Uebersetzung in Versen. *) Den ersten Rang spricht man freylich dem Dichter des Faust zu. „Goethe," sagt neulich ein englisches literarisches Blatt, bey Gelegenheit einer Uebersetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren. **) „Goethe hat unstreitig „mehr Einfluß auf die Literatur seines Zeitalters gehabt, als „irgend ein gleichzeitiger Schriftsteller."

Wir haben den Engländern für ihren Shakespeare unsern Goethe, unsern Faust, gegeben. Es fehlt ihnen nur ein Schiller, der es unternähme, ihnen das Fremde so anzueignen, wie uns der Macbeth geschenkt worden ist. Faust ist aber bestimmt, die Dichterperiode, deren sich England in den lezten Jahren mehr als das übrige Europa erfreut hat, noch zu verschönern, und fast möchte man es als kein zufälliges Zusammentreffen ansehen, daß sich zu gleicher Zeit die ersten Keime deutscher Philosophie in England entwickeln. ***)

Seitdem aber das großartigste Produkt unsrer vaterländischen Dichtung bey den Britten Eingang gefunden, suchen dieselben Alles, was darauf Bezug hat, mit Eifer auf. Glücklicherweise tritt hier nicht die alltägliche, traurige Erscheinung ein, daß sich über ein populär gewordnes Thema tausend unberufne Dichterlinge verwerfen. In der Schwierigkeit des Gegenstandes und dem Beystande der deutschen Literatur liegt der Grund davon. Im Juli des laufenden Jahres ist zu London eine, von den Blättern gerühmte, Uebersetzung des deutschen Werkes: Faust's Leben, Tod und Höllenfahrt erschienen. ****) Der Name des deutschen Verfassers ist nicht angegeben, auch nicht in der Ausgabe des Originals, die ich kenne; man weiß aber, es ist das Werk des Staatsraths Klinger, das demselben einen hohen Standpunkt in unserer Literatur anweist. „Der Gedanke des Buches," sagt ein englisches Journal, „ist kühn und kräftig, und durchaus „glücklich einverleibt und geschickt aufrecht gehalten."

Auch in Frankreich hat man kürzlich das Buch übersezt, oder vielmehr zugestuzt. Aber es beliebte den Hh. de Saur und de St. Génies, es dem Publikum als eignes Produkt auszugeben; sie sagen nicht, daß es aus dem Deutschen genommen sey. So steht die Kenntniß unsrer Literatur in Frankreich noch im Jahre 1825, wenn man auch seit einigen Jahren, besonders durch das Verdienst einiger Deutschen, in Paris darin große Fortschritte gemacht hat; und wäre nicht schon früher eine Uebersetzung in Reims erschienen, die dem Herrn de Saur ꝛc. unbekannt war, aber Andern zu Gesichte kam, so möchte in Zukunft wohl mancher Franzose Lust tragen, seinem Lande das Original zuzurechnen, wie man irgendwo den Grund zur Sage vom Freyschüz einer französischen Erzählung aus Heinrichs IV. Zeit zugeschrieben hat.

De. Denndorf.

---

*) A translation of the six Cantos of Klopstock's Messiah, in verse, printed for Longman, Hurst, Rus etc. London.

**) Wilhelm Meister's Apprenticeship; a novel from the German of Goethe; 3 vols. in 8vo. (1, 11 s. 6 d.).

***) Wirgmann, principles of Kant's philosophy. London. Engl. and freub. Trautkal et Würts.

****) Faustus, his life, death and descent into hell, translated from the German; in small 8vo. (7 s. 6. d.).

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Oktober 1825.

Laß die Welt und trink' ein Glas voll Wein;
Wiße, eine Welt ist diese Welt.

Bali.

Die vier Jahrzeiten.

Stolle.

Klagst den allzukurzen Frühling,
Klagst den raschen Sommer an,
Und den Herbst, der mächtig eilet
Nach des Winters starrer Bahn.
Doch voraus ist dir der Winter
Gar ein leidiger Gespan.

Weißt du was? — Mach dir den Frühling
Und den warmen Sommer ein!
Leg' auch all die Lust des Herbstes
Wohlgeborgen zu den Zwey'n!
Gibt dann Winter Ruhetage:
Muß dich jede Jahrszeit freu'n.

Wie beginnen? — Nichts ist leichter!
Nimm der Rebe süßen Saft,
Der, in Lenzes Duft geboren,
Ausgekocht durch Sommers Kraft,
Dir im traubenreichen Herbste,
Volles Faß zum Keller schafft!

Und nun schlürf' in dich den Frühling:
Lebens-Wonnequell dem Blut!
Und nun schlürf' in dich den Sommer,
Mit der Liebe ganzer Glut!
Und nun schlürf' auch Herbstes Freude,
Tanzes- und Gesanges-Muth!

Hei, wie da des Winters düstre,
Lange Stunden hülflich sind!
Nicht zu schnell beginnt der Abend,
Deckt den Schenktisch er geschwind;
Und gedoppelt lacht der Becher,
Schneyt es draußen, stürmt der Wind.

Sieh, so liegen alle Horen
An der Brust dir denn zugleich;
Und was sonst getheilt uns reifet
In der Monde Wechselreich:
Des gesammten Jahres Wonnen
Erntest du mit Einem Streich!

Joh. Rud. Wyß.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Bisher habe ich zu zeigen gesucht, daß und warum dem italienischen Schauspieler die Kunst der Charakteristik und die natürliche Gabe des Gemüths und der Sentimentalität abgehen. Wird es noch Wunder nehmen, wenn ich sage, daß er auch das französische sogenannte feinere Lustspiel (diesen verflüchtigten Spiritus eines bloß formell-witzigen, geistig-todten und nur materiell-lebenden Gesellschaftskonflikts) mit seinem körperlichen und geistigen Anstandswitze, in der ersinnlichsten Erbärmlichkeit und noch erbärmlicher als die Deutschen (die schon seit mehreren Jahrhunderten auf die eine oder die andere Weise französisch geworden sind) darstellen? Ich habe davon durch die Aufführung einer Uebersetzung des bekannten Stücks: La Mère rivale, welches von der Leverd und Mars zu Paris

in wirklicher Vollendung dargestellt wird, einen abermaligen Beweis erhalten; vielleicht ist es ein noch zu schmeichelhafter Vergleich, wenn ich sage, daß diese Aufführung ein wirkliches Marionettenspiel zu seyn schien. Mir fehlen die Worte, um das Spiel der Tessari (dieser vortrefflichen Schauspielerin, wo es Auffassung und Darstellung von heftig-natürlicher oder auch vernünftig [nicht witzig] räsonnirender Leidenschaftlichkeit gilt) seiner ganzen Unverständigkeit nach zu schildern.

Ich komme zu der lezten Regung der Seele, welche der italienische Schauspieler nicht darzustellen vermag. Es ist die Liebe. Je nachdem die Leser dem Bishergesagten mehr oder minder Aufmerksamkeit geschenkt haben, wird sie diese Behauptung auch mehr oder minder Wunder nehmen; einige werden sie (so schmeichle ich mir wenigstens) schon im Voraus geahnet haben. Was ist die Liebe? Sehnsucht der Seele nach dem Besitze einer fremden Seele, stets unbefriedigt und stets zweifelnd, weil sie in dieser nicht, wie in der eignen lesen kann, also kein natürlicher, sondern ein Luruszustand, durch den labyrinthischen Konflikt der sich tausendfältig kreuzenden geistigen Gesellschaftsverhältnisse erzeugt, dem Naturmenschen aber, für welchen die Existenz des Weibes, wie die Existenz eines jeden andern Dinges, mit dem sinnlichen Genusse abgeschlossen ist, fremd bleibend.

Zum Schlusse einige Worte von der italienischen Pantomime. Die ungemeine Bewegbarkeit, ich möchte sagen, die Elasticität aller Leibes- und Seelenfähigkeiten der Italiener, ihr nicht im Wege gesellschaftlicher Kollisionen witzig, sondern durch unmittelbare Berührung mit der Natur vernunft-gemäß ausgebildeter Geist, wodurch sie der äußeren Eindrücke, ohne Dazwischenkunft gesellschaftlich befangener Rücksichten, unmittelbar empfänglich gemacht werden, setzt sie vorzugsweise in den Stand, ihre Gemüthsregungen, ja selbst ihre Gedanken, ohne Hülfe der Sprache und bloß durch äußere Zeichen auf eine deutlichere Weise zu verstehen zu geben, als jede andere Nation des gebildeten Europa. Die Fähigkeit der Pantomime ist ein Geschenk, welches die Natur den Italienern mittheilt, und ohne, daß die Kunst nicht den geringsten Antheil daran hat. Daher sieht man sie mit nicht geringerer Vollendung im gemeinen Leben als auf der Bühne ausüben, obgleich die Schauspieler mehr Manier, ich möchte sagen, mehr die Handgriffe derselben inne haben. Welch eine bewundrungswürdige Fähigkeit das römische Volk besizt, sich einander bloß durch äußere Zeichen verständlich zu werden, davon kann man sich besonders zur Zeit des Karnavals überzeugen. Maskirte Personen, welche entweder sich durch die Sprache nicht zu erkennen geben, oder aus einer weiten Entfernung (etwa auf dem Korso, von einem Trottoir zum andern, oder von der Gasse zu den obern Etagen der Häuser hinauf, wo, des Geräusches wegen, die Stimme nicht ausreichen würde) mit einander reden wollen, führen, ve
telst der Pantomime, oft Viertelstunden lang eine Co
sation, in welcher sie sich nicht nur unter einander un
Umstehenden vollkommen verständlich machen, sonde
ren Sinn selbst der Ausländer, mit einiger Einsicht i
Wesen des körperlichen Ausdrucks, verfolgen kann.
eigentliche pantomimische Ausdruck wird den Römer
so leichter, als sie selbst in der mündlichen Conver
jeden Hauptsinn mit einer entsprechenden Gebehrde b
ten. Dergleichen existiren fast für jeden materiellen
griff des gesellschaftlichen Lebens. Da diese Zeichen
symbolisch, noch abstrakt, sondern stets materiell-k
sind und meistens die geistige Idee durch eine verkör
Darstellung ausdrücken; so werden sie eben so deutlic
das Wort selbst. Daß dier grobsinnliche Zeichen mit
terlaufen, versteht sich, und deßhalb möchten die üb
bildeten Liebhaber der französischen Pantomime, welch
tere schon mehr nach dem Geistig-Witzigen strebt, nich
mer an derselben Geschmack finden wollen, ob ihnen
leztere, ohne Programm, jedesmal nur zum zehnten T
deutlich wird, dagegen sich die italienische Gebehrdensp
wie geschriebene oder gedruckte Schrift verstehen läßt.

Die eigentliche italienische Theaterpantomime, w
wie in Frankreich, stets mit Tanz und Musik begleite
hat, in Hinsicht der Deutlichkeit und der Kraft und L
digkeit des Ausdrucks, einen Grad von Vollkomme
erreicht, von der weder in Frankreich, noch weit we
in Deutschland, ein Schatten vorhanden ist. Die P
mimen der Italiener verhalten sich zu denen der Franz
wie eine Darstellung von lebendigen Schauspielern
Maeionettenspiele. Im vorigen Karnaval sind dier
Ballette, ein tragisches und ein komisches, dargestellt
den, welche, in Hinsicht der pantomimischen Ausführ
alle meine Erwartung übertroffen haben. In jenem,
d e a betitelt, ward insbesondere die Scene, wo Jason
dem seine Liebe erklärt und von dieser am Ende das
ständniß ihrer Gegenliebe erhält, mit solcher hinre
den, kräftigen, lebendigen Wahrheit und zugleich m
viel, ich möchte fast sagen, buchstäblicher Verständli
ausgeführt, daß dagegen alle Leistungen der französi
Pantomimiker, z. B. der Vigottini, trotz ihrer grö
plastisch witzigern Vollendung, in der Rückerinnerung
todte Zangenmißgeburten erschienen. Wenn möglich
das komische Ballet, der v e r g r a b e n e S c h a z (jene
brauchte Fabel, wo ein verliebter Alter durch Vorsp
lung eines in seinem Hause vergrabenen Schatzes um
Geliebte gebracht wird) eine noch größere Vollendung
Die Scenen, wo sich die vermeinten Zauberer, in V
nigung mit den Mädchen und ihren Liebhabern,
den betrogenen Alten lustig machen, und die Wuth
leztern in helle Flammen ausbricht, ward so de
und zugleich so natürlich und mit solchem Aufwande

Kraft und lebendiger Leidenschaftlichkeit ausgedrückt, daß ich mich kaum erinnere, von irgend einer Scene eines gesprochenen Schauspiels gleich angenehm und ergötzend angesprochen worden zu seyn.

Die ungemeine Wahrheit der italienischen Pantomimik und ihrer Wirkung auf den Zuschauer müssen um so mehr in Verwunderung setzen, als eine Eigenthümlichkeit in ihrer äußern Darstellung derrscht, durch welche sie, die Sache oberflächlich betrachtet, gerade alles Eindrucks verlustig gemacht werden müßte: alle und jede Gebehrde, ja (im eigentlichen Verstande) jeder Tritt und Schritt werden nämlich nach dem Takte der Musik abgemessen. Man denke sich einen Haufen von dreyßig, vierzig bis fünfzig Tänzern (denn nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch sämmtliche Figuranten und Figurantinnen nehmen Theil an der Handlung), welche alle nicht allein nach dem geschwindern oder langsamern Zeitmaße geschwinder oder langsamer gehen und still stehen, sondern selbst nach der Rhythmik und dem Einschritte jedes einzelnen Taktes ihre Gebehrden abmessen, so daß z. B. nach einer Viertelnote eine langsamere, nach einer Achtel- und Sechszehntelnote eine doppelt- und dreyfach-geschwindere Bewegung gemacht werden. Anfangs fällt dieses, dem Anscheine nach gar zu automatenmäßige und alle Freyheit und Lebendigkeit tödtende, menschliche Maschinenwesen auf; nach und nach aber gewöhnt man sich daran und endlich befriedigt es sogar, als höchst zweckmäßig, nicht, weil die Gewohnheit gegen die Unnatur desselben abstumpft, sondern im Gegentheil, weil das menschliche Gemüth dem allgemeinen Naturgesetze, nämlich der gleichmäßigen Zeitbewegung unterthan, hier die Wirkung desselben spürt und also Freude darüber empfindet. Auch wird dem störenden Durcheinander, welches z. B. selbst auf dem großen Operntheater zu Paris unter den Figuranten herrscht, während sie nicht tanzen, sondern müßig im Hintergrunde stehen, dadurch Einhalt gethan.

In so fern der Tanz, seinem ersten Ursprunge nach, aus der Pantomime entstanden, oder vielmehr eigentlich selbst nichts anders, als wirkliche Pantomime ist, will ich diese Mittheilung mit einigen Bemerkungen über das italienische Ballet schließen. Derselbe Unterschied, welcher sich zwischen der französischen und italienischen Schauspielkunst befindet, zeigt sich auch in den Balletten beyder Nationen: der französische Tanz ist plastisch-todter Witz, der italienische der unmittelbare Ausdruck der Natur selbst, jener gleichsam die Gypsmaske, über den lebendigen Körper der letztern abgezogen. Wie in der Pantomime der Italiener, glaubt man auch in ihren Tänzen immer Eins oder das Andere zu lesen. Besonders wird alle unmittelbare Leidenschaft mit großer Kraft, Lebendigkeit und Deutlichkeit ausgedrückt. Ein Tanz zwischen zwey Verliebten enthält einen Charakter, welcher vom Witze dieser Leidenschaft bey den Franzosen eben so weit entfernt ist, als von der Sentimentalität der Deutschen: er deutet die Natur an, ist aber (und dieß muß wohl gemerkt werden) keine Lascivität, das heißt keine äußere, materielle Hindeutung, sondern eigentlicher formeller Ausdruck der inneren Begierde, ohne alle sinnliche Unverschämtheit. Es erklärt sich von selbst, wie die Liebe, das heißt die Geschlechtsliebe, in der Pantomime so wahrhaft künstlerisch-natürlich dargestellt, im gesprochenen Schauspiele hingegen absolut verfehlt wird: in jener hat der Italiener nichts auszudrücken, was ihm fremd ist, dieses hingegen legt ihm nicht selten platonisch-sentimentale Aeußerungen in den Mund, zu welchen, als fremdartigen Gefühlen, sein Gemüth keine äußere Versinnlichungszeichen findet, also zu erzwungenen, verschrobenen Erkünstelungen seine Zuflucht nehmen muß. Während, zum Beyspiele, eine Marivaursche Liebeserklärung im Munde eines italienischen Schauspielers zur widerwärtigsten Fratze wird, vermag der Tänzer den materiellen Inhalt derselben, ohne Worte, durch Pantomime recht gut auszudrücken.

Was der italienischen Tanzpantomime an Grazie und Witz, ich möchte sagen, an Miniaturmalerey abgeht, ersetzt sie durch die kecke Kraft ihrer Umrisse, durch ein markiges Kolorit, und durch ihre dramatische Komposition. Es sind Michelangelo'sche Tableaux, wo jede Figur, ja jedes Glied einer Figur, spricht; der französische Tanz ist dagegen bloß formelle Plastik, in welcher das Leben der Figur nicht aus dem Ganzen derselben, sondern nur aus der einzelnen Form hervorgeht.

(Der Beschluß folgt.)

Vorsicht im Beten.

Einige Puritaner in den Zeiten Cromwells waren so besorgt, daß man sie einer Anhänglichkeit an das Königthum beschuldigen möchte, daß sie im Vater unser statt zu uns komme dein Reich, zu sagen pflegten: zu uns komme dein Freystaat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. September.

Wie die Landkarten, für die Geographie, hat man auch etwas Aehnliches für die Geschichte. Sollten wir eine solche Karte für unsere diesjährigen Sommervergnügungen entwer-

sen, so würde wohl nur ein zweytes Australien zum Vorschein kommen, das heißt, ein Zusammenfluß von Inseln und Inselchen, ohne festes und zusammenhängendes Land.

Die glänzenden Vermählungsfeyerlichkeiten bey Hofe eröffneten zwar den Sommer gewiß zur höchsten Zufriedenheit sämmtlicher Bewohner der Residenz; und die bey dieser Gelegenheit gegebene neue Oper von Spontini, Alcidor, hat mindestens (was allerdings die Hauptsache war) den ungetheiltesten Beyfall aller dabey anwesenden hohen Herrschaften eingeerntet. Leider aber scheine die Anti-Spontinische Parthey, die, wie man weiß, nicht eben klein ist, sich's durchaus zum Gesetz gemacht zu haben, dem Komponisten seine Lorbeeren stets ein wenig zu verbittern. Da übrigens Spontini nach der Versicherung mehrerer seiner unbefangensten Freunde der bescheidenste Mann von der Welt seyn soll; so dächten wir, müßte ihm doch vor der Hand wenigstens die Frage zu Gute kommen: Wer hat uns denn, seit es keinen Mozart mehr gibt, wieder einen Don Juan, oder Figaro auf die Bühne gebracht?

Ungetheilter ist freylich der Beyfall gewesen, den sich die beliebte Familie Ciarini während ihrer Anwesenheit hier erworben hat. Sie erneuert ein Spiel, das schon oft gesehen worden ist, vornehmlich in den Zeiten, wo ein gewisses Figürchen, in Wien „Hans Kasperle" genannt, unter uns Nordteutschen ebenfalls ganz zu Hause war, das aber doch von der Familie Ciarini gegeben, sich mehr, als durch den bloß zeitgemäß und gelehrt klingenden Namen auszeichnet. Man versichert allgemein, daß man mit dieser Vollendung und Grazie dergleichen akrobatische Künste — in unserer plumpen deutschen Sprache „Seiltänze genannt" — hier noch nie gesehen hat. Nun dem Verdienst seine Kronen! — desto schmerzlicher aber wird darum auch der nahe bevorstehende Abschied seyn.

Trotz alle dem klagte man in der letzten Hälfte des Sommers über Mangel an Unterhaltung.

Gut war es wohl, daß unter diesen tragischen Umständen das beliebte Königstädter Theater nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach ein Sonntagskind des Gesangs engagirt hatte.

Eine große Nebenquelle der Unterhaltung, wenigstens für die Spazierengehenden und Fahrenden eröffnete sich in der nicht kleinen Anzahl von neuen Gebäuden, die theils in der Residenz selbst, theils, und vornehmlich aber in den Umgegenden aufgeführt werden. Wer nur auf dem Lande bauen sah, der muß über die Schnelligkeit erstaunen, womit hier gebaut wird. Oft ist der Herbst noch nicht da, so stehen manche Häuser, die mit den Schwalbennestern angefangen wurden, bereits bis zum Ausputzen fertig. Ob sie eben so auf die Dauer, wie dhysonell geschaffen wurden? ist keine Correspondenzfrage; man beliebe sich daher an alle taktfeste Maurermeister und Zimmerleute zu wenden.

Manche, die mit Zittern alle Vierteljahre nach ihrem Miethzins in den Taschen umhersuchen, sehen mit dieser Menge neuer Häuser, mindestens den nicht fern gelegenen, einen klaren Stern der Hoffnung für sich aufgehen.

Eine Neuigkeit anderer Art sind die stattlichen Ein- und Zweyspänner, die, wie man weiß, von Sr. Majestät, unserem verehrten Könige, selbst zuerst angesetzten wurden, und die einen großen Theil der Thieranäler zwischen Berlin und Charlottenburg bereits glücklich außer Aktivität gesetzt haben. Es war wirklich um jedes gefühlvolle Herz zu zerreißen, wenn man sehen mußte, wie ein mit Menschen recht eigentlich überladener Wagen von einer einzigen dürftigen Kreatur — welcher Angst, Hunger und Noth aus zwey verlebten Augen, wie aus sämmtlich zu überzählenden Rippen jammerten, mehr fortgeschleppt, als fortgezogen wurde, und wie die Peitsche des unbarmherzigen Treibers die tausendfachen Qualen des bewinenswürdigsten Geschöpfes mit jeder Minute noch vermehrte! Dank daher allen edlern und feiner empfindenden Berlinern, die das erhöhete Fuhrlohn nicht achteten, um diese neuen und bessern Fiacker sogleich mit an die Tagesordnung bringen zu helfen. — Sie haben ein Recht mehr, sich auf die nächstens aufzuführende Euryanthe von Weber zu freuen. Wo dieser Komponist ungesucht Er stößt ist, da verfehlt er das Herz nicht leicht; wohl also ihnen, daß sie nicht unberufen zu ihm kommen!

Man hatte den hier und überall gepriesenen Schöpfer des Freyschützes todt gesagt. Nach der Astrognosie des Aberglaubens bedeutet das bekanntlich ein langes Leben; und wer sollte dieß dem Musensohne, der zugleich einen so schönen Gebrauch davon zu machen weiß, nicht von Herzen gönnen?

Spontini soll wirklich selbstthätig mit daran gearbeitet haben, daß Webers Euryanthe während seiner Abwesenheit bey uns auf die Bühne gebracht werden möchte. Wahrlich so ist es in der Ordnung; denn in dem göttlichen Reiche der Tonkunst darf es wohl Dissonanzen zur Belebung der Harmonie, aber keine eigentlichen Disharmonien, am wenigsten die der feindlichen Eifersucht und des kleinlichen Neides geben. — Vielleicht ist Spontini Ausgang Novembers wieder hier, und vereinigt sich dann mit seinem freundlichen Nebenbuhler — wie das jetzt in Berlin Mode geworden ist — zu einem Abendfeste, den Manen Glucks, Mozarts und Haydns gewidmet. — Sobald der Toast verhallt: „Dem unsterblichen Lieblingstrimmvirat der Deutschen!" sind die beyden neuern Komponisten längst von ihren Sitzen aufgestanden, bringen einander freundschaftlich die Gläser zu, und umarmen sich Angesichts der ganzen Gesellschaft. — Wir müßten die Berliner schlecht kennen, wenn das nicht das Signal zu einem ewigen Frieden zwischen ihren Partheyen werden sollte. — wenn sie den Frieden selbst ehrlich wollen. — Den Toast könnte der jetzt gegenwärtige Alcyds Schmidt ausdrücklich dazu setzen, und unser Mäcen, den wir uns zu unseren Winterquartetten je zeitig genug von den Parisern zurück erbitten, etwa die Direktion übernehmen! Es ist wenigstens ein Vorschlag zur Güte!

Ernst Woldemar.

Rom, 20. Sept.

Seit die Feldgeschäfte vorüber sind, so weit sie die Cerealien betreffen, fanden sich viele Bruder- und Schwesterschaften, besonders aus dem Apennin bey unsren heiligen Pforten ein, großentheils Landleute, von welchen einige ihre Kinder in Körbchen von Canna (arunda donax) mitbrachten. Vornehme Pilger sind wenige gekommen, auch von den ferneren Gegenden jenseits der Alpen nicht viele. Der Vorsteher der Trappisten ist hier, um von S. H. die Erhebung seiner Bruderschaft zu einem förmlichen Mönchsorden zu erlangen. Bekanntlich befolgen die Trappisten genau die Urregel der Benediktiner.

Bis jetzt sind noch wenige Quartiere für Fremde bestellt. Ich fürchte, daß die, welche kommen werden, nicht lange zu verweilen gedenken. Noch wissen wir nichts von den Theatern des künftigen Faschings.

Msgr. Mai hat auf Lanci's Ausfälle mit Schrift und That geantwortet, indem Lanci aus der vatikanischen Bibliothek entfernt worden ist.

Bey Castelmadama hinter Tivoli wird eine Kettenbrücke gebaut. Grundherr, Verwalter und Baumeister sind Ausländer.

M.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Oktober 1825.

Die Hoheit ward oft durch Geburt geschenkt,
Bewundrung aber nie.
Wer ohne Stolz groß handelt, wie er denkt,
Hat und verdienet sie.

Löwen.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo außerordentliche Männer sich von einer Ansicht ergriffen fühlen, welche sich in geraden Widerspruch mit der allgemeinen Meynung sezt. In einem solchen Augenblick und gerade in der Zeit, wo er die geistigen Fesseln seines Volkes zerbrach, sagte Friedrich, als er die durch die Parlamente ausgesprochene Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich erfuhr: „Pauvres gens: ils ont détruit les renards qui les défendaient des loups, et ils ne voient pas qu'ils vont être dévorés". Dieser Ausspruch ist höchst merkwürdig, weil er in jenem Augenblick mit der Wahrheit vollkommen übereinstimmte. Man wird daraus jedoch nicht schließen dürfen, daß der große König ein Freund der Jesuiten gewesen sey. Er verstand den Sinn seiner Zeit; in einer andern, wo die Gegner der Jesuiten nicht Wölfe, sondern etwa buntgefiederte, liberale Papageyen seyn möchten, die mit einigen erlernten Phrasen auf die Höhe der Wesen sich erhoben zu haben glaubten, — in einer solchen Zeit würde Friedrichs Ausspruch wahrscheinlich anders gelautet haben.

Friedrich billigte und ehrte die Schriften der Philosophen; er war selbst Philosoph. Helvetius hatte in Frankreich sein Werk: de l'esprit, bekannt gemacht, und, um der Verfolgung auszuweichen, sich nach England geflüchtet. Rousseau's Contrat social hatte unter der höhern Magistratur Beschützer gefunden; und die Parlamente hatten Diderots Angriffe des Despotismus vertheidigt. Der Hof und die Geistlichkeit bewunderten Voltaire, wenn er die Parlamente lächerlich machte. So regte sich von allen Seiten ein neues Leben, und kein Stand wollte hinter der erwachten Zeit zurückbleiben.

Es war eine von der Unwissenheit oder der Schlauheit verübte Uebertreibung, wenn man behauptet hat, daß die Philosophen nach einem bestimmten, verabredeten Plan daran arbeiteten, die Grundlagen der Gesellschaft und der Throne zu untergraben: sie wußten selbst nicht, daß dieß der Erfolg ihrer Bemühungen seyn würde. Sie wollten keineswegs die Zerstörer der Staaten, sie wünschten die Lehrer der Fürsten zu seyn; und vielleicht wäre viel Unglück unterblieben, hätten diejenigen, für welche die Lehren bestimmt waren, mehr darauf geachtet, statt es geschehen zu lassen, daß diese Lehren, von oben zurückgewiesen, sich unter den Massen verbreiteten, diese aufklärten und dadurch mit einer zurückgebliebenen Verwaltung in Widerspruch sezten. Was zum Besten der Menschen unternommen wurde, sah sich auf falsche Wege hinausgetrieben, und mußte sich verirren. Hätte Montesquieu nur sein Werk über die Römer und seinen Geist der Gesetze, hätte Beccaria nur seine Abhandlung über Verbrechen und Strafen geschrieben; hätte Voltaire sich begnügt, den Machiavel zu widerlegen, die Calas, Sirven und Lally zu vertheidigen; hätte Rousseau nur für die Sache der

Digitized by Google

Natur, der Moralität und Religion gekämpft; hätten die Encyclopädisten die Grundsätze der Religion geachtet: — so würden diese Männer Ansprüche auf den Dank der Welt gehabt haben. Der Widerspruch und die Anfeindungen aber trieben sie von einer Untersuchung zur andern, und so schritten sie, bey ihren Bemühungen, den Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, über die Grenzen hinaus, welche sie sich anfangs gesetzt hatten. Der Unverstand der Gegner der Philosophie, welche von den entseelten Ueberresten des Alten mehr retten wollten, als in einem erleuchteten Jahrhundert gerettet werden konnte; die ungeschickte Vertheidigung ihrer angeblichen Rechte und Prärogative; ihre offenbar gewordene Heucheley bey dem gemeinsten Eigennutz, — diese Umstände warben den Reformatoren Anhänger, und alle gebildeten Männer, alle hervorstrebenden Talente, alle selbstständigen, unabhängigen Geister erklärten sich für sie, weil es schimpflich schien, sich der Bande der Finsterlinge und eines geistlosen Sklavensinnes in den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit anzuschließen. So geschah es, daß einer der größten Könige, der je eine Krone trug, in dem Wirkungskreise der Philosophen eine Rolle spielte; daß er in seiner Akademie das Lob eines Schriftstellers aussprach, der das Buch: L'Homme machine geschrieben hatte; daß er seine Kirchen zwang, das Leichenbegängniß eines Mannes zu feyern, welcher die Grundlagen des Christenthums zu untergraben gesucht hatte.

Der Einfluß verbreitete sich über Europa, und ergriff jede Klasse der Gesellschaft. Diderot, d'Alembert und Condorcet vereinten ihre Kräfte zu gleichem Zweck. Die Sekte der Illuminaten, die sich zur Vernichtung der geoffenbarten Religion verbunden hatte, zertrümmerte das Fundament derselben, indem sie einen neuen, auf natürliche Moral gestützten Codex einführte, der auf das System der ursprünglichen Gleichheit leitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Beschluß.)

Der Tanz der Italiener excellirt im Grotesken, wie ihr Lustspiel im Komischen. Beydes sind unmittelbare Erscheinungen der Natur, durch keinen Einfluß der Erziehung oder der gesellschaftlichen Bildung gemodelt und der Natur entfremdet. Es ist nicht wahr, daß der Mensch von Natur ernst ist; im Gegentheil zweckt die erste ursprüngliche Anlage desselben dahin ab, sich mit den Umgebungen in scherzenden Streit zu setzen, aus welchem freylich mit dem Eintritte in das Jünglingsalter, wo das Individuum einzusehen beginnt, daß das Leben kein Freuden-, sondern ein Jammerthal ist, Ernst wird. [illegible] moristische Prozeß ist eben so sehr in der sinnlichen des Menschen begründet, als der chemische in seinen sischen: ohne jenen würden die Kräfte der Seele diesen die Kräfte des Körpers in Stocken und in gerathen. Wie lebendig sich der Humor unter den meisstriche Italiens zeigt, wo der Mensch nicht nöthig im Schweiße seines Angesichts die Erde zu bauen, die natürlichen Bedürfnisse (denn die künstlichen nicht) von der Natur dargereicht werden, wo als Unzufriedenheit, kein Sehnen, kein Hadern mit Schicksale seine Seele trübt, habe ich schon oben das Volk ist hier im eigentlichen Verstande humoristisch Natur aus.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der euro Bildung im Allgemeinen der französische Gesellsch mehr zusagt, als der natürliche Humor der Italiener aus diesem Grunde der Ausländer die französische spielkunst der italienischen vorzieht, so spricht ihn komimische Ballet der Franzosen gewöhnlich auch m als das der Italiener. Nichts destoweniger macht sich die Erfahrung, daß Deutsche und Engländer, Franzosen, mit der Zeit sich nicht allein an die Pan und das Ballet der Italiener gewöhnen, beydes so sig mit großer Unparteylichkeit gegen das Französ Schutz nehmen, sondern daß ihnen auch, sind sie s der Sprache gewachsen, nach und nach die Darstell italienischen Lustspiels Genüge leistet. Ein unwid licher Beweis, daß in beyden eine innere Wahrhe müsse, welche, einmal aufgefunden, für den äuße schenden Flitter, dessen sie entbehren, zu entsch vermöge.

Mein Hauptzweck beym Entwurfe dieser Mit ist gewesen, die italienische Nation von dem Vor retten, als besitze sie keine Schauspielkunst, ein T welcher ihr sogar von übrigens recht wackern Mä macht wird. So mächtig wirkt das Vorurtheil, übrigens über ganz Europa verbreitet ist, daß so fende, welche mit demselben nach Italien komme Land wieder verlassen, ohne dem recitirten Schau selbst die geringste Aufmerksamkeit geschenkt zu hab dann zur immer weitern Verbreitung desselben, d Hörensagen verleitet, das Ihrige beytragen.

Im Allgemeinen hätte sich schon, bey einiger schaft mit dem Gegenstande, aus der Erfahrung Ungrund jenes Vorurtheils schließen lassen. In m Städten des Auslandes hat man nicht Gelegenhei sich durch unmittelbare italienische Opernvorstellung durch Konzertaufführungen und italienische Straß von der sogenannten Buffoneria, oder der vis com Italiener zu überzeugen? War diese vortreffliche N schon eine hervorstechende Eigenschaft der Sänger

doch der Gesang ein geringeres oder größeres Hinderniß zu ihrer Entwicklung in den Weg legte, so mußte der recitirende Schauspieler sich noch in ausschließlicherem Besitze derselben befinden. Nicht minder hätte die Existenz Goldoni's einen Beweis von der Vortrefflichkeit der italienischen komischen Schauspielkunst geben können: ein halbes Hundert Stücke, welche sich sämmtlich in ihrer Trivialität (wir es einige geistvolle, die italienische Dramatik nach sich selbst beurtheilende Kritiker genannt haben) und ohne allen und jeden Hebel der Sentimentalität, der Helden- und Staatsaktionen, der Sturm- und Drangcharaktere, länger denn fünfzig Jahre auf der italienischen Bühne erhalten haben und in diesem Augenblicke von Neuem und mit vermehrtem Glanze auf derselben zu blühen beginnen, solche Stücke bedurften, so läßt sich mit Recht schließen, trotz ihres innern geistigen Werthes, einer vortrefflichen Darstellung, um so allgemeinen Beifall zu finden.

Ich erwähne zum Schlusse einiger der Gebehrden, welche in der italienischen Pantomime gleichsam stereotyp geworden sind, und, jede einzeln genommen, ihre individuelle Bedeutung haben. Die Materialität der meisten derselben, deren ich schon oben gedacht habe, mildert sich in der ernsten Darstellung durch eine gewisse, ungemein natürliche, fast majestätische Haltung; im Komischen hingegen wird sie eben durch diese ihre Natur um so komischer. Um eine feurige Liebe auszudrücken, werden die Fingerspitzen beyder gerundeten Hände zusammengedrückt, nach dem Herzen gesenkt und dann dem geliebten Gegenstande entgegengeschleudert. Die Bedeutung ergibt sich von selbst: der Verliebte will sich das Herz aus dem Busen reißen und es zum Bürgen seiner Leidenschaft dem geliebten Gegenstande überreichen. So wie diese Gebehrde hier mit Worten beschrieben ist, möchte sie nichts weniger als edel aussehen. Aber von der Donzelli (der Gattin des würdigsten aller jetzt lebenden Tenorsänger und selbst die beste Pantomimistin Italiens) in der Rolle der Medea angewandt, bringt sie, in Harmonie mit der übrigen Gesichts- und Körpermimik, einen höchst reizenden Effekt hervor. Der Begriff der Ehe wird durch ein pfeilschnelles Herumdrehen einer Hand um die andere angedeutet, eine Versinnlichung des Bandes, welches sich um die Gatten schlingt. Die Gebehrde, welcher man sich zur Bestimmung der Zeit bedient, bringt eine sehr drollige Wirkung hervor. Daß die Stunden durch Ausstreckung von eben so vielen Fingern ausgedrückt werden, ist eine bekannte Sache. Aber wie fängt es Arlecchino an, der Colombine verständlich zu machen, daß sie eine halbe Stunde zu spät zum Stelldichein komme? Auf folgende Weise. Nachdem er zuerst die ganzen Stunden angezeigt hatte, streckte er den Zeigefinger der linken Hand aus, und that, als wolle er mit dem Zeigefinger der rechten Hand denselben hoch emporgehaltenen Finger der linken in der Mitte durchschneiden. Das Essen wird durchgängig, in der ernsten, wie in der komischen Pantomime, durch Oeffnung des Mundes, in welchen die zusammengespitzten Finger der rechten Hand etwas hineinzuwerfen scheinen, ausgedrückt. Je nachdem der Pantomime dabey mehr oder weniger den Kopf rücklings wirft, den Mund aufsperrt, und das Hineinschütten gröber oder feiner andeutet, zeigt die Gebehrde den rohen Naturmenschen, oder den gebildeten Mann an. Ueber die flache Hand weg blasen, versinnlicht den Begriff des Nichts; sich mit der Hand von der Stirn bis zum Bart herabstreichen, die Schönheit; mit der rechten flachen Hand, die Oeffnung nach außen gekehrt, wiederholt nach der linken Seite schlenkernd, das Weggehen, dieselbe Gebehrde, die offene Hand nach unten gekehrt, unter dem linken Arme weg gemacht, das Entwischen, u. s. w. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die italienische Pantomimik für jeden contretten Begriff des menschlichen Lebens eine Gebehrde besitzt, durch welche sie sich eben so deutlich ausdrücken kann, wie der Taubstumme durch seine verwickeltere, abstraktere Zeichensprache.

Die schöne Fatme.

Wuchs ein Mandelbaum voll Blüthen,
Wuchs so schlank und hoch,
Dorten ruhte Mehmet-Aga
Mit der schönen Maid.
Lager ist der schwarze Boden
Und's dethaute Gras,
Lagerdeck' der klare Himmel
Und der Sterne Glanz.
Polster jedem unter'm Haupt des
Andern weißer Arm.

P. von Goetze.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, September.

Seit etlichen Jahren nehmen in den größeren und handeltreibenden Kantonen der Schweiz die Versicherungen des Mobiliarvermögens (da bekanntlich obligatorische Häuserversicherungen in den Kantonen selbst bestehen) in den Pariser Feuerassecuranz-Gesellschaften, mitunter auch in einigen deutschen, zusehends überhand, und nach einer, freylich bisher nicht in Zahlen nachgewiesenen, und daher auch nicht unbestrittenen, ziemlich allgemeinen Behauptung geht damit viel Geld außer Landes, das durch Errichtung einer einheimischen, auf dem Grundsatz der einfachen gegenseitigen Entschädniß und keinen Gewinn für Aktienunternehmer beabsichtenden Versicherungsanstalt, im Lande bliebe. Um nun eine solche Anstalt der Schweiz zu verschaffen, haben sich einige angesehene Männer und Magistratspersonen der Kantone Bern, Freyburg und Neuenburg (unter

ihnen der Rathsherr Lerber von Arnex, der Graf F. von Pourtalès, der Oberamtmann zu Murten, Carl von Forell) vereinigt, als provisorischer Verwaltungsrath die Gründung der Versicherungsanstalt unternommen, und nachdem sie die Genehmigung der Regierung des Kantons Freyburg (in der Freyburgischen Stadt Murten ist nämlich einstweilen der Sitz des Verwaltungsrathes der Anstalt) dafür erhalten haben, sind von ihnen auch die „Satzungen der wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaft für die ganze Schweiz, gegen die Feuersgefahr der beweglichen Habe, genannt Mobiliar-Assecuranz-Kasse" bekannt gemacht, und die Einladungen zum Beytritt für die, mit dem 1. September bereits eröffnete Anstalt erlassen worden. Die summarische Uebersicht ihrer wesentlichen Bestimmungen ist folgende:

Die Gesellschaft bildet einen, unter Gutheißung und Schutz der Kantonsregierungen bestehenden, Privatverein für den durch ihren Namen bezeichneten Zweck. Das Assecuranzjahr geht vom 1. Sept. bis zum 30. August; mit dem 31. August 1826 wird die gegenwärtige provisorische in eine statutenmäßige dieselbe Verwaltung übergehen. Mitglied der Anstalt wird man durch Versicherung eines kleineren oder größeren Mobiliareigenthums. Die Mitglieder verpflichten sich bis zum Betrag eines Viertheils des Eins vom Hundert (also ¼ vom 1000) ihrer Versicherungssummen für die Entschädigung der Mitgesellschafter beyzutragen; dieß aber ist das Maximum der Jahressteuer, welche bezogen werden darf. Eine verhältnißmäßige kleine Zugabe wird mit jeder Steuer für die Erhebungs- und Verwaltungskosten bezahlt. Die Hälfte der vorerwähnten Steuer (also ⅛ vom 1000) wird alljährlich im Herbstmonat bezogen, die andere Hälfte nur dann zumal, wenn die erste zu Deckung der Entschädigniße nicht hinreichend war. Ein Drittheil von der ersten Hälfte wird jedes Mal zu Bildung eines Reservefonds verwendet, aus welchem zu drey Jahren allfällige Rückstände für Entschädnisse der Brandverluste, die aus dem Ertrag der Jahressteuer nicht bestritten werden mochten, gedeckt werden. In diesen Reservefond fällt überdieß auch, was in glücklichen Jahren von der bezogenen ersten Steuerhälfte oder ihren zwey, für Entschädnisse bestimmten Drittheilen übrig blieb. Versicherungen werden angenommen für alles Hausgeräthe, Kleider, Ackerwerkzeuge, eingesammelte Feldfrüchte, Vieh, Handelswaaren und Fabrikate jeglicher Art, und (unter besonderen Bedingnissen jedoch) auch für Gemälde- und Büchersammlungen; hingegen können in der Anstalt nicht versichert werden, Schuldtitel und andere Papiere von Werth, baares Geld, Silbergeräthe, Kleinodien und dergleichen. Um den Dorfs- oder Landgemeinden das Mittel zu verschaffen, die bewegliche Habe des Armen wie des Reichen zu versichern, kann jede Gemeinde sich collektiv versichern lassen, wo sie alsdann durch einen dazu Beauftragten vertreten und als individuelles Mitglied aufgenommen wird; in diesem Fall bleiben ihre Steuereinnahme und die Vertheilung ihrer Entschädnisse der Ortsbehörde überlassen. — Die allgemeine Versammlung der Gesellschaft, welche alljährlich im Oktober stattfindet, wird aus drey der höchst assecurirten Theilnehmer jedes Kantons gebildet. Sie prüfe die Rechnungen, ernennt den Verwaltungsrath, und kann erforderlich geachtete Aenderungen in den Statuten vornehmen. Der Verwaltungsrath besteht aus sieben Oberverwaltern und einem oder, wo es erforderlich ist, mehreren Unterverwaltern in jedem theilnehmenden Kanton; diese leztern haben indeß, wenn sie dem Verwaltungsrath beywohnen, nur berathende Stimmen, hingegen sind sie die Geschäftsführer und Einnehmer der Verwaltung in ihrem Kanton, und müssen als solche Bürgschaft leisten. Der Verwaltungsrath leitet das Ganze, und versammelt sich dafür monatlich wenigstens ein Mal; seine Glieder werden auf fünf Jahre gewählt, ihre Entschädnisse bestimmt die allgemeine Versammlung, und sie hinwieder bestimmen die Entschädnisse der Unterbeamten. Der Sitz der Verwaltung soll in den Mittelpunkt der theilnehmenden Kantone verlegt werden, und er ist darum jezt nur provisorisch in Murten. — Die Schatzungen der zu versichernden Gegenstände geschehen durch Einverständniß zwischen den Eigenthümern und den Kantonsverwaltern; dieselben können so niedrig seyn, als die Eigenthümer gerne wollen, aber sie dürfen nicht über den wirklichen Werth ansteigen. Für die Versicherung von Magazins und Handelswaaren sind besondere sichernde Vorschriften ertheilt. Die Versicherungen geschehen alljährlich regelmäßig im September, es findet aber auch Zweyeintritt statt, und jedes ist vom Augenblick seiner bezahlten ersten Steuer an versichert. — Von jedem Brandunglück muß ungesäumt dem Kantonsverwalter Kenntniß gegeben werden der alsdann durch die Ortsbehörde über alle Verhältnisse desselben einen Verbalprozeß aufnehmen läßt, die Werthung des verbrannten, versicherten Eigenthums ausmittelt und darüber an die Centralverwaltung berichtet, die dem Beschädigten alsogleich eine Unterstützungsrate zustellen läßt. Vierzehn Tage nach der eingezogenen ersten Steuer wird der Verwaltungsrath die einstweilige Entschädniß festsetzen, welche dem beschädigten Genossen bezahlt werden soll, und während den lezten vierzehn Tagen des Assecuranzjahrs wird er die schließliche Entschädniß bestimmen. Im Fall, wo ein Brand die ganze bewegliche Habe eines Versicherten oder einen größeren Theil als sieben Zehntheile derselben verzehrt hätte, werden mehr nicht als die sieben Zehntheile entschädigt; wo hingegen der Verlust die sieben Zehntheile nicht übersteigt, da wird derselbe nach seiner vollen Schatzung entrichtet. Wenn in einem sehr unglücklichen Jahr die bezogenen Gelder nicht hinreichen würden, um alle Brandbeschädigten nach dem vorgemeldeten Verhältniß zu entschädigen, so würden sämmtliche Entschädnisse einen verhältnißmäßigen Abzug zu tragen haben, bis die obgedachte Reservekasse im Stande ist, dieselben nachträglich zu ergänzen. — Die Strafbestimmungen sind folgender Massen festgesetzt: Ein Theilnehmer, welcher absichtlicher Brandstiftung überführt wäre, verliert alle Rechte auf Entschädniß. Ein Theilnehmer, der überwiesen würde, falsche Angaben gemacht oder etwas verhehlt zu haben, um die Gesellschaft zu betrügen, und sich oder andern ungebührlichen Vortheil zu verschaffen, wird aus der Gesellschaft entfernt und seiner Ansprüche verlustig erklärt, unbeschadet des Ersatzes und der Rückerstattungen, zu denen er verfällt werden könnte. Wer die Gesellschaftssteuer nicht nach geschehener Aufforderung bezahlt, hat den dreyfachen Betrag derselben als Strafe der Verspätung zu bezahlen. Wenn eine Schatzung, die ein Kantonsverwalter als übertrieben bezeichnet hätte, durch Verantstaltung der Verwaltung erwahret, und um ein Fünftheil übertrieben erfunden würde, so verliert der Theilnehmer für dieses Jahr alle Rechte an die Entschädniß; ist die Ueberschatzung geringer, so wird sie auf dem Assecuranzregister berichtigt. Der Einnehmer, welcher ein Gebrüfe des Vergehens wäre, wird entsezt und soll als Geldstrafe den dreyfachen Werth der übersezten Summe zahlen. — Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern, oder zwischen diesen und der Verwaltung, sollen durch von beyden Theilen gewählte Schiedsrichter beurtheilt werden; vereinigen diese einen Obmann, so wählt ihn der Gerichtspräsident des Orts, wo die Verwaltung ihren Sitz hat. Die Jahresrechnungen werden gedruckt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Oktober 1825.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.

Schiller.

Die Freuden.

I. Aufruf.

Freunde, die Freuden
Nahen im Festgewand!
Reichet bescheiden
Ihnen die Hand!
Wer sie mit Ehrfurcht grüßt,
Züchtig als Schwestern küßt,
Dem sind die Freuden
Ewig verwandt.

Euch zu bekränzen
Kommen sie dinmenreich:
Jauchzet, zu Tänzen
Winken sie euch!
Windet im Reihentanz
Heut' euch den Rosenkranz,
Seyd in den Lenzen
Glücklich und reich!

Was ist das Leben,
Wenn ihr nicht lacht und singt,
Wenn euch der Reben
Becher nicht klingt? —
Liebet in Sittsamkeit,
Trinket in Mäßigkeit!
Weil euch das Leben
Blühend umschlingt!

II. Einladung.

Herein, ihr holden Freuden!
Euch wollen wir uns weih'n!
Schon weichen Gram und Schmerzen,
Zieht ein in unsre Herzen,
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

Herein, Natur, du schöne,
Der Freuden Edelstein,
Von Gottes Hauch umflossen,
Mit Himmels Reiz begossen,
Du sollst die erste seyn!
Herein!

Herein, ihr lieben Horen!
Ihr schmücket im Verein
Mit Veilchen, Aehren, Reben
Und mit Kristall das Leben,
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

Herein, ihr zarten Sprossen
Aus Hermanns Eichenhain!
Kommt, Frohsinn, Freundschaft, Liebe
Und ächter Freyheit Triebe!
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

III. Rundgesang.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Geselligkeit mildert die Leiden
Und Freundschaft verdoppelt die Freud'!
Einer: Auf das Wohlseyn froher Zecher!
Chor: Auf ihr Wohl!
Köstlich schmeckt der Freude Becher
Hier im schönen Vaterland:
Doch den süßen Sorgenbrecher
Reichet nur des Freundes Hand.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Doch schickt dir der Himmel ein Leiden,
So trag' auch als Weiser dein Leid!

Digitized by Google

E.: Auf das Wohlseyn aller Brüder!
Ch.: Auf ihr Wohl!
Freude schwebt vom Himmel nieder,
Allen Sterblichen gemein:
Doch bey Vielen unsrer Brüder
Kehret sie nur selten ein.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Doch kreist einst die Schaale der Leiden,
Dann theil' auch als Bruder das Leid!
E.: Auf das Wohlseyn der Getreuen!
Ch.: Auf ihr Wohl!
Mit den Fröhlichen sich freuen,
Das ist wahrlich süße Pflicht!
Soll dein Bund zum Trost gedeihen,
Sey getreu, wenn's Herz mir bricht!

IV. Die falschen Freuden.

Wer tritt im bunten Kleid herein
Und mit der Schellenkappe? —
Soll das der weise Frohsinn seyn? —
O nein, o nein!
Der kann's nicht seyn!
Das ist Hannswurst, der Narrheit Knappe.
Chor: Hinaus mit ihm! hier soll allein
Der Frohsinn Tafelkönig seyn!

Wer stürzt zu unsrer Thür' herein,
Zerschmetternd Flasch' und Becher?
Soll das vielleicht Freund Lieber seyn? —
O nein, o nein!
Der kann's nicht seyn!
Das ist Silen, der Spott der Zecher!
Chor: Hinaus mit ihm! in unsern Reih'n
Soll nur Freund Lieber heimisch seyn!

Wer teilt in unsern Kreis herein,
Entblößt mit frecher Stirne?
Soll das vielleicht die Liebe seyn? —
O nein, o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Das ist der Wollust feile Dirne!
Chor: Hinaus mit ihr! nur Lieb' allein
Soll deutscher Sänger Freude seyn!

Wer stürmt in unsre seyden Reih'n,
Verlästernd Fürst und Brüder?
Soll das die deutsche Freyheit seyn? —
O nein! o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Nur Eris ist's, der Zwietracht Hyder.
Chor: Hinaus mit ihr! in unsern Reih'n
Soll weise Freyheit Herrin seyn!

Wohlan denn, Freunde, kehret ein!
Schmeckt unsern Freudebecher!
Kann reine Freude Sünde seyn? —
O nein, o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Die Freude hasset den Verbrecher!
Chor: Wohlan, wohlan! in unsern Reih'n
Soll Königin die Freude seyn.

V. Die Feenden der Zeit.

Wenn's Christbäumlein schimmert,
Von Sternlein umflimmert,
Dir festlich geweiht,
Welch' liebliche Zeit!

Und bist du gediehen,
Für Weisheit zu glühen,
Den Musen geweiht,
Welch' himmlische Zeit!

Wenn Mädchen dir lächeln,
Dich schäkernd umfächeln,
Zum Kusse bereit,
Welch rosige Zeit!
Und wenn die Gerung'ne,
Von Myrten umschlung'ne,
Nun Liebe dir beut,
Welch' wonnige Zeit!

Und wenn dich der Morgen
In Liebe geboren,
Stets wonnig erfreut,
Welch' köstliche Zeit!
Und siehst du, umschlossen
Vom Kranze der Sprossen,
Dich blühend erneut,
Welch' glückliche Zeit!

Und wenn sie als Aehren
Sich reifend bewähren,
Gediegen im Streit,
Welch' freudige Zeit!
Und wenn dich beym Scheiden
Vom Becher der Freuden
Sein Trunk nicht gereut,
Welch' heilige Zeit!

Dann, daß dich die Freuden
Einst alternd nicht meiden,
So nimm, was sie beut,
Die wandelnde Zeit!
Doch wüßt du mit Freuden
Vom Leben einst scheiden,
Such' ewige Freud'
Im Wandel der Zeit!

VI. Abschied.

Lebt nun wohl! wir müssen scheiden:
So gebeut es ernste Pflicht,
Beym Altar der Todtenfeenden
Ist des Pilgers Heimath nicht.
Festlich soll er zu ihm wallen,
Mit geweihtem Feyerkleid,
Sonst ertönt's aus ihren Hallen:
Weiche, Sklav' der Sinnlichkeit!

Lebet wohl, geliebte Brüder!
Lebet wohl, auf Wiedersehn!
Laßt uns froh nach Hause geh'n!
Morgen winkt die Freude wieder,
Morgen, nach vollbrachter Pflicht,
Mit verjüngtem Angesicht.

Wagner.

Anmerkung. Diese sechs Lieder, von H. E. Koch für vier Männerstimmen komponirt, werden demnächst schön lithographirt erscheinen, und als ein schöner Beytrag zur Veredlung des Männergesanges gewiß mit Beyfall aufgenommen werden.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie einflußreich indeß Friedrichs II. Wirksamkeit auf den Geist seiner Zeit war, so beweist doch selbst sein Beyspiel, daß ein König, auch wenn er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, den Scepter in der Literatur nicht zu führen im Stande sey. Mehr als ein unseliges Mitglied entwürdigte den Charakter seiner Akademie, deren ewige Ehre ein Euler, ein La Grange waren. Die achtungswürdigsten Männer sahen sich hier in der Gesellschaft von obscuren Leuten, die sich durch lächerliche Talente auszeichneten. Die Ungleichheit war groß.

Diese Schwäche, wenn man sie so nennen will, das heißt die Unmöglichkeit einen großen, durchaus eingehaltenen Kreis von ausgezeichneten Männern um sich zu vereinen, so wie die Duldung selbst der Ungläubigen, diente Friedrichs Feinden zum Anlaß, ihn zu verspotten und ihm alles Böse nachzusagen. So hatte sich das allgemeine Vorurtheil durch Deutschland verbreitet, daß der preußische Staat, und besonders Berlin, von Atheisten bevölkert sey. Weil Friedrich die Freyheit des Denkens in seinen Landen beförderte; weil er Männer von Genie um sich versammelte; weil während seiner Regierung manches irreligiöse Buch aus preußischen Pressen hervorging: — daraus schloß man, so übereilt als albern, auf allgemeine Gottlosigkeit. Herr Nicolai, ein ausgezeichneter Schriftsteller und Buchhändler, (ein in der That seltener Verein von Eigenschaften, von welchem man wünschen muß, daß er allgemeiner seyn möchte) hat Berlin in einem Roman mit großer Wahrheit geschildert; — sein Werk gibt einen klaren Begriff von den Sitten der Deutschen. Er bewies, daß, wenn es einige Freydenker in den preußischen Provinzen gäbe, die große Mehrheit des Volkes seiner Nationalreligion treu ergeben sey.

Von einer andern Seite bestätigte sich unter Friedrich, was die Geschichte in mehreren Perioden nachweist, daß in dem Lichte, das ein großer Mann verbreitet, zugleich die Saat der Finsterniß aufgeht, und daß, wo die Weisheit wirksam wird, die Thorheit alles aufbietet, sich neben und trotz ihr zu erhalten; so daß es fast scheint, als sollte die Menschheit durch diese Kontraste im Gleichgewichte der Mittelmäßigkeit erhalten werden. Das Zeitalter Friedrichs, so reich an ausgezeichneten Köpfen in allen Fächern der Wissenschaft, war fast noch reicher an Schwärmern, Fanatikern, feinmen Gauklern und andern Söhnen der Unwissenheit. Ich will noch Einiges von solchen Menschen anführen, die in einer oder der andern Beziehung in dieser Epoche sich einen Namen machten.

Gegen Ende des siebenjährigen Krieges lebte ein gewisser Rosenfeld, der anfangs im Dienste des Markgrafen von Schwedt stand, aber den Dienst dieses Fürsten verließ, und unter dem Pöbel sich für einen neuen Messias ausgab. Dieser Mensch lehrte: Jesus sey ein falscher Prophet gewesen; die Prediger wären Schelme und Lügner, welche den Tod predigten, während er das Leben predige, daher seine Anhänger nie sterben; der König von Preußen sey der Teufel; die Zeit nahe, wo er (Rosenfeld) die vier-und-zwanzig Aeltesten vereinen, wo er das Schwert empfangen, und mit Hülfe dieser Aeltesten die Welt regieren würde, und dergleichen Albernheiten mehr.

Rosenfeld überredete einige seiner Anhänger, ihm sieben Mädchen auszuliefern, deren Väter selbst zur Gesellschaft dieser fanatischen Eiferer gehörten. Mit diesen sieben Jungfrauen, sagte er, müsse er die sieben Siegel am Buche des Lebens öffnen; sie dienten aber nur, ihm einen Harem zu bilden. Das eine dieser Mädchen wurde seine Favorit-Sultanin; die andern mußten arbeiten, und lebten von dem, was ihre Hände erwarben. Neun-und-zwanzig Jahre trieb er, unter wechselnden Glücksumständen, das Gewerbe eines Messias. Erst arm, dann gefangen, nachdem von den Geschenken seiner Anderer, oder von dem Ertrag der Wolle lebend, die seine Schönen spannen, gelang es ihm endlich, Schüler in Berlin und der Umgegend, in Sachsen und Mecklenburg zu werben. Aber einer seiner gläubigsten Jünger, der lange vergeblich erwartete, die Früchte von Rosenfelds glänzenden Versprechungen zu ernten, der ihm drey seiner Töchter zur Eröffnung der sieben Siegel gegeben hatte, trat vor dem Könige als Rosenfelds Ankläger auf, das heißt, er verleugnete seinen Messias, von dem er glaubte, er sey der wahre Gott; er verleugnete ihn vor dem Könige, von dem er glaubte, er sey der wahre Teufel. Wirklich hielt dieser Ankläger den Rosenfeld für den Messias, und wünschte nur, daß der König ihn zwingen möchte, seine großen Versprechungen zu erfüllen.

Der König übergab den Rosenfeld den ordentlichen Gerichten, welche ihn verurtheilten, gepeitscht und sodann zeitlebens in Spandau eingesperret zu werden. Das Obertribunal reformirte dieß Urtheil, und fällte ein anderes, dem zufolge diese neue Messias in's Zuchthaus geschickt und nach zwey Jahren Bericht über seine Aufführung erstattet werden sollte. Der Anwalt des Beklagten appellirte. Der König ließ sich die Akten vorlegen und bestätigte den Spruch des Obertribunals. Ohne Zweifel dachte Friedrich II., daß es nöthig sey, den Rosenfeld im Angesicht des Volkes zu bestrafen, um es gegen die Verführung durch ähnliche Sekte zu schützen.

Die abgeschmacktesten Meynungen sind aber oft die hartnäckigsten, vielleicht gerade deßwegen, weil sie keinen Grund haben, an welchem die Belehrung sie fassen könnte. So half auch Rosenfelds Bestrafung wenig; ein großer Theil seiner Anhänger verharrete treu im Glauben an ihn.

Wäre er ein verständiger Mensch gewesen, sie würden ihn längst aufgegeben haben.

Nachdem er seine Strafe ausgestanden, ging er nach Charlottenburg, das kaum eine Stunde von der Hauptstadt liegt; aber hier fand er, daß der Schauplatz für zwey Fanatiker wie er und Musensalm zu beschränkt wäre. Die Regierung, seiner thörichten chronischen Begeisterung müde, übersah seine Narrheit und ließ ihn in Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

Außer seiner ungeheuren Sammlung alter Bücher hatte der Notar Boutard, von dem ich neulich gesprochen habe, und dessen Tod eine wahre Noth für die Bücherwürmer gewesen ist, auch eine Sammlung von Zeit- und Flugschriften, und zwar vom Anfange der französischen Revolution an, veranstaltet. In dieser merkwürdigen Zeitepoche ist so Vieles, Mannigfaltiges und Sonderbares erschienen, daß eine Sammlung desselben wirklich höchst interessant wird, zumal da nur fünf bis sechs ähnliche Sammlungen in Paris bekannt sind. Die größte, und wahrscheinlich auch die vollständigste besizt ein gewisser Herr Deschiens, welcher jezt eben damit umgeht, einen dicken Band über die Journalistik während der Revolution, herauszugeben; er soll bereits 1700 Zeitungen aufgezählt haben, die während jener bewegungsvollen Zeit in Frankreich erschienen sind, manche freylich nur auf wenige Tage. Hr. Deschiens hat auch einen großen Theil der Boutard'schen Sammlung angekauft, um das mit die seinige zu vervollständigen; das Uebrige ist aus Boutard's Hause in die großen Spezereyladen gewandert, die in Paris auch Handel mit altem Papier treiben, und bey denen man zuweilen merkwürdige Sammlungen, obwohl meistens unvollständige, antrifft. Ein großes Hotel, das Hr. Deschiens in Paris besizt, ist fast ganz mit seiner ungeheuren Sammlung von Zeitungen und Flugschriften angefüllt, die alle in der besten Ordnung aufgestellt sind, und worin der Besizer so gut Bescheid weiß, daß er die kleinste Pièce unter den hundert tausenden in Zeit von wenig Minuten auffinden kann. Die seltensten Stücke, die man sonst fast nirgends mehr antrifft, ist man so ziemlich sicher bey ihm zu finden. Vor einiger Zeit hatte eine angesehene Familie einen wichtigen Prozeß; zum Gewinnen desselben fehlte ihr ein gedruckter Parlamentsbeschluß, wovon aber kein Exemplar mehr aufzutreiben war. Nach allen vergeblichen Versuchen rieth man der Familie sich an Hrn. Deschiens zu wenden; dieser lieferte auf der Stelle das verlangte Dokument, und der Prozeß ward gewonnen. Dabey ist Hr. Deschiens ein redlicher Mann; es wird erzählt, nach der Wiederherstellung des königl. Thrones, als die Ultraparthey es sich vorgenommen hatte, sich an denjenigen Männern zu rächen, welche während der Revolution sich hervorgethan hatten, und daher mit vieler Emsigkeit alles hervorsuchte und ausspürte, was auf das Betragen ihrer Feinde Bezug hatte, habe der Großkanzler oder sonst ein wichtiger Staatsmann Hrn. Deschiens bitten lassen, er möge ihm diejenigen Stücke zusammenstücken, welche in der Revolutionszeit von mehreren, nunmehr in großem Ansehen stehenden Personen bekannt gemacht worden wären; der Besizer habe dieß aber sogleich mit den Worten verweigert, seine Sammlung habe ihm nimmer dazu gedient, um einen Vorwand zu Verfolgungen zu liefern. Hr. Deschiens hat nur einen Sohn, welcher ein Geistlicher ist, und der wahrscheinlich nach dessen Tode die mit so vieler Mühe und Kosten zusammengebrachte Sammlung, worin sich so manche revolutionäre Piècen befinden, eingehen lassen, oder vereinzeln dürfte, worauf sich dann keine einzige solche Sammlung mehr vorfinden wird. Mit der Erhaltung dergleichen mühsam veranstalteter Sammlungen sollte sich die Pariser Gesellschaft der Bibliophilen abgeben, anstatt jährlich, nach der unsinnigen Weise des Londner Roxburgh Clubs, ein Bändchen ungedruckter Miszellaneen zu dreyßig Exemplaren abdrucken zu lassen, und dieselben unter sich zu vertheilen. Anfangs war diese kleine Gesellschaft noch sparsamer mit ihren geistigen Schätzen; denn sie druckte ihre jährlichen Miszellen nur zu 25 Exemplaren ab; seitdem aber hat sie fünf auswärtige Mitglieder angenommen, und auch den König mit in ihre Liste begriffen, wodurch also der Bedarf von Exemplaren auf dreyßig gestiegen ist; da aber die beyden ersten Bändchen nur zu fünfundzwanzig Exemplaren abgedruckt worden sind, so haben diese natürlich auch einen weit höhern Werth, wenigstens in den Augen der Bücherliebhaber. Deßhalb wurden sie auch bey der Versteigerung der Bücher des Professors Langlès zu 450 Franken hinaufgetrieben. Der Minister Cordière, welcher den Professor Langlès als 25stes Mitglied der Gesellschaft der Bibliophilen ersezt, und dem nothwendig die ersten Bändchen fehlen, wollte sie zu diesem Preise haben; allein Lord Spencer, einer der fünf auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft, ließ ein noch etwas höheres Aufgebot thun, und so wurden sie diesem zugeschlagen; nach den gewöhnlichen Ladenpreisen würden sie etwa sechs bis acht Franken kosten. Glücklicherweise sind die Mitglieder der Bibliophilengesellschaft lauter begüterte Leute, die für den unnüzen, aber auch freylich sehr unschuldigen Zweck ihres Vereins leicht einige Hundert Franken jährlich beysteuern können. Nüzlicher verwenden andre Begüterte ihren Ueberfluß auf wissenschaftliche Sammlungen. So wird z. B. die Muschelsammlung des Herzogs von Rivoli jezt nicht allein die erste in ganz Frankreich, sondern vielleicht die vorzüglichste in ganz Europa. Bloß im vorigen Jahre haben die Bereicherungen desselben ungefähr 100,000 Franken gekostet. Der Herzog von Rivoli ist der zweyte Sohn Massena's; da der ältere, etwas geistesschwache, Bruder kurz nach dem Vater gestorben ist, so ist das unermeßliche Vermögen des Napoleon'schen Marschalls dem zweyten Sohne und dessen Schwester, Frau des Generals Rev, anheim gefallen, und dereinst nach dem Tode der Wittwe des Marschalls wird dieses Erbtheil noch beträchtlich vermehrt werden. Zum Glück ist der reiche Herzog von Rivoli mit einer sehr lebhaften Vorliebe zur Naturwissenschaft, besonders zur Conchyliologie begabt, und hat nichts gespart, um sein Naturalienkabinet mit den schönsten und seltensten Muscheln auszustatten. Er hatte sogar den Vorsatz gefaßt, alle Welttheile zu bereisen, und die seltnen Geschöpfe selbst aufzusuchen; auch war er schon bis nach Mexiko gelangt, fand aber wahrscheinlich zu große Schwierigkeiten für's wissenschaftliche Reisen in Ländern, wo noch wenig Wissenschaft herrscht; denn er kam von dort wieder nach Paris zurück. Seitdem hat er sich mit der Tochter eines wenig begüterten, früh verstorbenen Generals verheirathet, und dieser seine eigne Neigung zum Muschelsammeln mitgetheilt. Ihr Naturalienkabinet gehört unstreitig zu den Sehenswürdigkeiten dieser Hauptstadt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Oktober 1825.

Da die Schönheit entstand, war die Empfindung Braut.
Bräutigam war der Geist.

Klopstock.

Der Zwist über den Werth Rossinischer Opern.

Beygelegt durch Kant.

Wenn Kant heute noch lebte und befragt würde, ob er Rossini für einen großen Meister erkläre, so dürfte er wahrscheinlich antworten, daß er sich hierüber des Urtheils enthalte, weil er kein Kenner der Musik sey. Demzufolge dürfte auch die Ueberschrift dieses Aufsatzes paradox scheinen. Sie hört es aber auf zu seyn, sobald man nur die Frage anders stellt. Nämlich: Was ist der Grund, daß dieser Epoche-machende Künstler von einem Theil des ästhetisch-gebildeten Publikums bis zu den Sternen erhoben, von dem andern Theil aber sogar mit Wegwerfung behandelt wird? Wie ist es möglich, daß dieselben Personen, die ihn so hoch stellen, ihn nicht vertheidigen können; dieselben, die ihn so herabsetzen, ihm hundert und hundert Schönheiten zugestehen müssen? Und wie ist der Zwist der Kritiker über diesen Komponisten zu berichtigen und beyzulegen? — Könnte man Kant heute so fragen und ihm die darauf bezüglichen kritischen Streitschriften vorlegen, er würde nicht treffender, nicht überzeugender das Räthselhafte dieses einzelnen Falles erklären können, als er schon im Allgemeinen die Ursache einer solchen Differenz in ästhetischen Urtheilen nachgewiesen hat. Es befindet sich diese Stelle: T. I. §. 16. der Kritik der Urtheilskraft, welcher erste Theil die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft enthält. Und obgleich unsere neueste Philosophie und unsere neueste Aesthetik nicht nur schon weit über Kant hinaus sind (welches ganz gut wäre), sondern ihn gänzlich verlassen haben; so will ich dennoch jene Stelle hier ausziehen, weil sie die eben gestellte Frage dadurch erschöpfend beantwortet, daß sie (in den beyden Grundformen der Schönheit) die Verschiedenheit der reinen und der mit der Sprache verbundenen Musik mit evidenter Klarheit darlegt. —

Kant sagt: „Es gibt zweyerley Arten von Schönheit: freye Schönheit, oder die blos anhängende Schönheit. Die erstere setzt keinen Begriff von dem voraus, was der Gegenstand seyn soll; die zweyte setzt einen solchen, und die Vollkommenheit des Gegenstandes nach demselben voraus. Die ersteren heißen (für sich bestehende) Schönheiten dieses oder jenes Dinges; die andere wird, als einem Begriffe anhängend (bedingte Schönheit), Objekten, die unter dem Begriffe eines besondern Zwecks stehen, beygelegt.

Blumen sind freye Naturschönheiten. Was eine Blume für ein Ding seyn soll, weiß, außer dem Botaniker, schwerlich sonst Jemand; und selbst dieser, der daran das Befruchtungsorgan der Pflanzen erkennt, nimmt, wenn er darüber durch Geschmack urtheilt, auf diesen Naturzweck keine Rücksicht. Es wird also keine Vollkommenheit von irgend einer Art, keine innere Zweckmäßigkeit, auf welche sich die Zusammensetzung des Mannigfaltigen bezieht, diesem Urtheile zu Grunde gelegt. Viele Vögel...., eine Menge Schaalthiere des Meers sind für sich Schönheiten, die gar keinem nach Begriffen in Ansehung seines Zweckes bestimm-

ten Gegenstande zukommen, sondern frey und für sich gefallen. So bedeuten die Zeichnungen à la grecque, das Laubwerk zu Einfassungen, oder auf Papiertapeten u.s.w. *) für sich nichts: sie stellen nichts vor, kein Objekt unter einem bestimmten Begriffe, und sind freye Schönheiten. Man kann auch das, was man in der Musik Phantasieen (ohne Thema) nennt, ja die ganze Musik ohne Text **) zu derselben Art zählen.

In der Beurtheilung einer freyen Schönheit (der bloßen Form nach) ist das Geschmacksurtheil rein. Es ist kein Begriff von irgend einem Zwecke — wozu das Mannigfaltige dem gegebenen Objekte dienen und was dieses also vorstellen solle — vorausgesetzt; wodurch die Freyheit der Einbildungskraft, die in Beobachtung der Gestalt gleichsam spielt, nur eingeschränkt werden würde.

Allein die Schönheit eines Menschen (und unter dieser Art: die eines Mannes, oder Weibes, oder Kindes), die Schönheit eines Pferdes, eines Gebäudes (als Kirche, Pallast, Arsenal, oder Gartenhaus) ***) setzt einen Begriff vom Zwecke voraus, welcher bestimmt, was das Ding seyn soll: mithin einen Begriff seiner Vollkommenheit; und ist also blos adhärirende (anhängende) Schönheit ****). So wie nun die Verbindung des Angenehmen (der Empfindung) mit der Schönheit, die eigentlich nur die Form betrifft, die Reinigkeit des Geschmacksurtheils verhindert *), so thut die Verbindung des Guten (wozu nämlich das Mannigfaltige des Dinges, dem Dinge selbst, nach seinem Zwecke, gut ist) mit der Schönheit, der Reinigkeit desselben (des Guten nämlich) Abbruch. Man würde Vieles — unmittelbar — in der Anschauung — Gefallende an einem Gebäude andringen können, wenn es nur nicht eine Kirche seyn sollte; eine Gestalt mit allerley Schnörkeln und leichten, doch regelmäßigen Zügen, wie die Neuseeländer mit ihrem Tatowiren thun, verschönern können, wenn es nur nicht ein Mensch wäre; und dieser könnte viel feinere Züge und einen gefälligeren, sanfteren Umriß der Gesichtsbildung haben, wenn er nur nicht einen Mann, oder gar einen kriegerischen vorstellen sollte **).

Nun ist das Wohlgefallen an dem Mannigfaltigen in einem Dinge in Beziehung auf den innern Zweck, der seine Möglichkeit bestimmt, ein auf einem Begriffe gegründetes Wohlgefallen. — Das an der Schönheit aber ist ein solches, welches keinen Begriff voraussetzt, sondern mit der Vorstellung, wodurch der Gegenstand gegeben (nicht wodurch er gedacht) wird, unmittelbar verbunden ist. Wenn nun das Geschmacksurtheil, in Ansehung des leztern (Wohlgefallens) vom Zwecke in dem ersteren, als Vernunfturtheile, abhängig gemacht wird, so ist jenes (erstere Wohlgefallen) nicht mehr ein freyes und reines Geschmacksurtheil.

Zwar gewinnt der Geschmack, durch diese Verbindung des ästhetischen Wohlgefallens mit dem intellektuellen, darin, daß er fixirt wird — und zwar nicht allgemein ist, ihm aber doch, in Ansehung gewisser zweckmäßig bestimmter Objekte, Regeln vorgeschrieben werden können. Diese sind aber auch alsdann keine Regeln des Geschmacks, sondern blos der Vereinbarung des Geschmacks mit der Vernunft — d.i. des Schönen mit dem Guten, durch welche (Vereinbarung) jenes (das Schöne) zum Instrument der Absicht in Ansehung des leztern (des Guten) brauchbar wird, um diejenige Gemüthsstimmung, die sich selbst erhält und

*) Man bemerke hier die Aehnlichkeit dieser Verzierungen mit den Verzierungen in der Musik; und wie ganz bedeutungslos sie werden, wenn sie aufhören Verzierungen zu seyn und für und durch und auf sich bestehen wollen. Verzierungen um ein Bild können bedeutend seyn, einen Begriff mit sich führend; Verzierungen um eine einfache Tapete können nur freye Schönheiten seyn. Man wende dieß auf eine Arie an, die nur aus Läufen und Passagen besteht.

**) Wird der Sänger nur als Instrument behandelt, so schreibt der Komponist auch nur Instrumentalmusik (Musik ohne Text). Geschieht dieses mit Bewußtseyn, so werden Solfeggien entstehen, die entweder nur vokalisirt oder fortwährend nach dem bekannten Worte Amen gesungen werden. Geschieht es aber unbewußt, so werden bekannte Inkonsequenzen stattfinden; z. B. Bravourarien und sonstige Konzertmusik, die gar nicht zur dramatischen gehört.

***) Und die Schönheit in der Musik eines Liedes, oder gar eines dramatischen Gedichtes.

****) Die Musik in ihrer primitiven, in ihrer Urwesenheit bringt auf freye Schönheit ohne Zweckbegriff (gleich der Naturmusik: dem Gesange der Nachtigall, dem harmonischen Säuseln der Aeolsharfe, den einfachen Akkorden der ländlichen Schalmey). Ihre Vereinigung mit der Sprache, wodurch sie anhängende Schönheit wird, ist erst ein zweytes Moment; in welchem sie aber ihre Urwesenheit, nämlich den Drang, freye, selbstständige, zwecklose Schönheit zu seyn, nicht verliert. Wer nun bey Beurtheilung z. B. einer dramatischen Musik unbillig bringt auf das erwähnte zweyte Moment reflektirt, wird unbillig gegen die freye Schönheit; der aber, welcher ausschließlich auf das erste Moment hinschaut, eben so unbillig gegen die anhängende Schönheit (gegen das Charakteristische) einer solchen dramatischen Musik verfahren. Beydes geschieht in Beurtheilung Rossinischer Opern.

*) Dieß hat Kant schon früher dargethan. Die Annehmlichkeit des Gefühls nämlich (die reine Sinnenlust) gründet sich auf Interesse, welches sich immer auf ein Begehren bezieht. Soll daher ein ästhetisches Urtheil möglich seyn, so darf dieses aus keiner Art von Interesse an der Existenz des Gegenstandes hervorgehen. Ein Ohrenschmaus gründet sich auf musikalische Leckerey, und der Komponist, der ihn bereitet, ist kein Tonkünstler, sondern ein Ton-Koch.

**) Auch könnte man jene Primadonna eine Polonaise singen lassen, worin sie den ganzen Umfang ihrer Stimme und die vollkommne Virtuosität ihrer Kehle zeigen könnte; wenn sie nur nicht zu gleicher Zeit eine Ehrfurcht gebietende und unnahbare Königin darstellen müßte. Uebrigens folgt hieraus, daß nicht nur das Schöne dem Guten, sondern auch das Gute dem Schönen (dem freyen) Abbruch thue. Der leztere Fall tritt bey Musiken und alsdann auf störende Weise ein, wenn sie, mit Hintansetzung aller freyen Schönheit, sich in Wortdeklamation, oder in Malerey, oder in Nachahmung der Naturtöne u. dgl. versenken; ein Vorwurf, den man den ultra-deutschen Gegnern der italienischen Musik mit vollem Rechte macht.

Digitized by Google

hattenden Erdschichte, und stählten sich bey dieser freywilligen Entbehrung recht glücklich, ein Beweis mehr, daß das Uebermaaß irdischer Güter allein uns nicht wahrhaft glücklich macht. Viele der am Abende zuvor, oder am frühen Morgen Angekommenen brachten den Vormittag damit hin, bey dem überaus schönen Wetter im Garten spazieren zu gehen, und dessen großen Umfang zu überschauen, wozu man einige Stunden braucht. An diesem Tage spielen vom frühesten Morgen bis in die tiefe Nacht alle Wasserkünste. Der Garten stellt am Tage den Triumph der Kunst, Abends ein vollkommenes Zaubergemälde dar. Die kaiserliche Familie im Gefolge des ganzen Hofstaats, der Minister, anwärtigen Gesandten, der hohen Militär- und Civilbeamten und andrer distinguirten Personen beyder Geschlechter kamen aus der Schloßkirche, und verfügten sich in das Palais, woselbst unmittelbar die große brillante Hofcour stattfinden sollte. Volksschaaren drängten in diesen Minuten die Paradetreppe, um die hochverehrten Glieder des Kaiserhauses, die berühmten Staatsmänner in der Nähe zu schauen, und ihre Blicke am reichen Schmucke der Hofdamen zu weiden. Die bey der Cour dieses Tages dem Hofe vorgestellten verheiratheten Damen trugen Turbane von Gold- oder Silber-Gaze mit rothem, gelbem, oder himmelblauem Besatz, oder erschienen auch im einfachen Haarschmuck mit Brillanten besetzt und Federn von Marabou geziert; die Fräulein nur im simpeln Haarschmuck, mit Blumen, Gold oder Silber durchflochten, in russischer Kleidung, mit Gold- oder Silber-Besätzen, oder mit Blumen garnirt.

Unter den Wasserkünsten des Obergartens fesselt vor allen andern der alte Wassergott Neptun, mit den ihn umgebenden Meerungeheuern, die staunenden Blicke; den schönsten Coup d'oeil hat aber der Zuschauer vorn auf der großen Schloßterrasse; hier übersieht das Auge in einem Blick den ganzen Garten seiner Länge nach, in gerader Linie bis an das Meer herunter. Vor sich hat er den Anblick der ganzen zahllosen Menge von erzenen Statuen und Cascaden. Sowohl bey Tag als während der Illumination bey Nacht, gewährt dieser Standpunkt einen Effekt, dessen Ensemble wahrlich einzig, und gleichsam zauberisch ist. Die schönste und imposanteste der vielen hier befindlichen Statuen ist unstreitig die Simsons; Simson ist hier in seiner besten Mannesepoche, in seiner ganzen Heldenkraft dargestellt. Auf seinen linken Fuß sich stützend, erwürgt er mit starker Hand einen ungeheuren Löwen, der ihn wüthend anfällt. Der Wasserstrahl strömt eigentlich aus des Löwen Rachen hervor, und hält bey einer Höhe von 20 Fuß, 1½ Fuß im Durchmesser. Am Fußgestelle erblickt man die Köpfe von vier jungen Löwen, die gleichfalls Wassersäulen hervorsprizen. Die Statue ist das Werk des russischen Künstlers Kosłowsky, der Enß von Jekimrw. Weiter in der Mitte des Gartens sieht man ein Bassin mit einer Schaar Enten gefüllt, furchterregende Drachen, zierliche Najaden, Ungeheuer in Form von Tritonen und Delphinen — alle ergötzen mehr oder minder die Zuschauer durch ihre verschiedenen Wasserkünste. Die beyden schönsten und darum sehenswerthesten Orte dieses Gartens sind Marli und Monplaisir. Beyde gründete Peter der Große, und betrachtete sie als seine Erholungssitze, wo er ganze Wochen verbrachte, sich von seinen ernsten und mühsamen Staatsgeschäften erholend. Aus Marli blickte er oft nach Kronstadt und die von ihm dort neuerschaffende Marine hinüber. In Monplaisir sieht man noch im wunderbarsten Contrast die Simplicität seines Jahrhunderts mit heutiger kaiserlicher Pracht vereint. Viele der von ihm gebrauchten Möbeln bewahrt man noch dort mit der größten Sorgfalt. Auch des Czaars Ruhebett befindet sich noch da, so wie sein eignes Bettzeug. Monplaisir liegt ganz am Meeresufer, und gewährt einen unvergleichlich schönen Anblick über dasselbe. Man übersieht eine ungeheure Wasserfläche, mit einer Menge kommender und abgehender Fahrzeuge verschiedener Gattung bedeckt, unter ihnen nehmen sich die Bairdschen Dampfböte, deren in die Wolken steigende Rauchsäulen ihre Ankunft schon aus weiter Ferne ankündigen, am imposantesten aus. Einen reizenden Anblick von Monplaisir aus gewährt die nahe im Meere stationirende Flottille der Kaiserlichen Jachten, die an jedem dieser Jahresfeste in ihrem schönsten Schmuck, mit allen Flaggen geziert, hier versammelt seyn müssen.

Zur Stillung des immer regen Appetits einer so zahllosen Menschenmenge hatte man zwar genugsamst gesorgt. Das Innere des großen Gartens wimmelte von einer Menge Zelte, in denen ausländische und russische Garköche um die Wette in ihrer Kunst wetteiferten. In allen fand man mehrere gedeckte Tische, aber Alles mußte mit vierfach höhern Preisen als in der Residenz gezahlt werden. Getränke — vorzüglich feine gute Weine, waren oft nicht für die enormste Summe zu erhalten. Wer also an diesem Tage keine sehr gut gespickte Börse mit sich trug, mußte an diesem Feste allgemeiner Freude und Sinnlust seinen Gaumen und Magen zu völliger Entsagung zwingen. — Endlich brach die, von Allen mit vieler Ungeduld ersehnte Dämmerung heran. Um neun Uhr gaben drey Raketen das Signal zur allgemeinen Beleuchtung des Gartens. In eilf Minuten war diese wie durch ein Zauberwerk vollendet, und man wandelte jezt überall in einem strahlenden Lichtmeere. Mit diesem Moment beginnt unstreitig der schönste Theil des Festes. Alle die, welche am Nachmittage, von zu vielem Genuß und der Tageshitze erschöpft, in ihren Quartieren, Kutschen oder sonst unter dem kühlen Schatten sich verborgen gehalten und der Ruhe gepflegt hatten, erschienen nun von allen Seiten, und das Lustwandeln in den verschiedenen Bosquets und Alleen dauerte bey neurestaurirten Kräften ununterbrochen bis zum Anbruch der Morgenröthe fort. Wie immer an diesem Tage, fand auch jezt eine unentgeldliche Hofmasquerade, zulässig für alle Stände, gegen Verzeigung eines Billets vom Hofkomptoire und im vorgeschriebenen Kostüme statt. Die Entrée begann um neun Uhr; doch schon unmittelbar nach zehn Uhr sah man die dort anwesende Gesellschaft in ihren Venetianern in den Garten zurückkehren. Gegen Mitternacht machte die Kaiserliche Familie, an welche sich ein langer unabsehbarer Zug der Minister, des diplomatischen Korps, der distinguirtesten Hof- und Staatsbeamten anschloß, unter den huldvollsten Begrüßungen gegen das zu beyden Seiten en haye stehende Publikum, eine mehrmalige Runde durch die belebteren, und am schönsten erleuchteten Theile des Gartens. Im sogenannten Untergarten, am Kanale sah man einen sehr geschmackvoll, durchgängig erleuchteten Tempel, in hellodernden Strahlen brannte hier der Namenszug Maria. An einem Fernpunkte sah man Marli im Feuermeer strahlen; am andern in eine breite Allee führend, eine Triumphpforte, durch welche man auf einen anstoßenden freyen Platz gelangte, der mit Pyramiden und Festons wunderschön verziert war.

B***g.

Auflösung der Charade in Nr. 241:
Thränenweide.

Räthsel.

Drey Ohren hat's, und rennt noch schneller als ein Pferd.
Wund' oder Tod folgt meist, wohin es fährt.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

ren, die sich für schweres oder auch für kleines Geld in den Logen aufnehmen lassen, um hier zu lernen, was sie in jedem Buchladen wohlfeiler haben können. Ueber den Ursprung des Ordens haben die Ultras unter den Freymaurern gar lustige Begriffe. Adam, glauben sie, sey der erste Maurer gewesen, er habe die erste Loge gestiftet, alle nöthigen Werkzeuge, Hammer, Kelle, Winkelmaß hätte er in Händen gehabt. Man sieht nur nicht ein, wie ohne Eva die Loge hätte zu Stande kommen können. Nachdem Adam die Loge errichtet, nahm er Mitglieder auf, diese warben wieder andere, und so verbreitete sich die Gesellschaft über den ganzen Erdboden. So lange die Erde steht, wird es auch nie an Brüdern fehlen. Dieß sind lächerliche Dinge, die gleichwohl von frommen Seelen unter den Freymaurern in allem Ernste als Wahrheit geglaubt werden. Wenn sich die Erfinder dieser Angabe des Ursprungs etwas bey dem Mährchen gedacht haben, so wollten sie wahrscheinlich dadurch andeuten, daß die Freymaurerey es nur mit Ausbildung der menschlichen Natur zu thun habe, und daher so alt als die Welt sey. Nach der gemeinen, nicht allegorischen Geschichte waren die Freymaurer ursprünglich eine Innung der Architekten. Jede andere Handwerksinnung hat noch deutiges Tages ihre Zeichen und Worte, und gewisse moralische Vorschriften. Nach Vertreibung der Stuarts nahmen die Jesuiten die äußere Einrichtung der Maurerinnung als eine Hülle an, um eine Gesellschaft zu vereinen, deren Zweck auf Wiedereinführung der katholischen Religion ging. Dieß war das wahre Geheimniß, welches aber nur den Obern bekannt seyn durfte. Diese Obern mußten aber fliehen oder sich verbergen. Die verwaisten Logen setzten unterdessen das Ceremonienwesen fort, ohne zu wissen, zu welchem Endzweck sie errichtet worden. Ein unbestimmtes Forschen, ein vergeblicher Versuch, alle diese Allegorien und Sinnbilder zu erklären, beschäftigte eine Zeit lang die Mitglieder. Dann traten Ehrgeizige oder Schwärmer auf, welche vorgaben, im Besitz des wahren Geheimnisses zu seyn; sie fanden Gläubige, — und so sind die verschiedenen Sekten entstanden, die vorzüglich in Deutschland ihr Wesen trieben.

Ich glaube, es war der Baron Hund, der, nachdem er die Gemüther durch die Thorheiten des erneuerten Tempelherren-Ordens gehörig vorbereitet hatte, sodann die Thaumaturgen oder Wunderthäter auf die Bühne brachte. Es schien, als ob diese ursprünglich nichts mit der Freymaurerey gemein hätten, sondern sich nur mit Leuten verbanden, die durch Rang oder Vermögen ausgezeichnet waren; doch hatten viele Freymaurer bey Scenen dieser Art die Hände im Spiele. Einer der ersten dieser Charlatans war Schröpfer, der Eigenthümer eines Kaffeehauses in Leipzig, dem der Herzog Karl von Kurland, ein sächsischer Prinz, einmal eine körperliche Züchtigung hatte geben lassen; der aber nachher diesen Prinzen so zu blenden wußte, daß er ihn und mehrere angesehene Personen in Dresden und Leipzig dahin brachte, seine Anhänger zu werden und Theil an seinen Wunderthaten zu nehmen.

Zu gleicher Zeit wurden damals allerley wirklich oder angeblich aus China und andern asiatischen Ländern hergeholte Narrheiten in Europa verbreitet, wo eine asiatische Brüderschaft ihr Glück zu machen suchte. Diese versprach den Gläubigen nicht weniger als die Universalmedizin, die Kunst, Gold und Diamanten zu machen, den Trank der Unsterblichkeit, und noch mehr, wem daran nicht genug war. Schröpfer gehörte zu dieser Sekte; das besondere Geschäft aber, dem er sich widmete, bestand darin, die abgeschiedenen Seelen zurückzurufen; denn er herrschte im Geisterreich, gebot über die Todten, und nöthigte die unsichtbaren Gewalten auf sein Geheiß zu erscheinen. Die Entwickelung dieses Possenspiels ist allgemein bekannt. Nachdem Schröpfer unermeßliche Summen verschwendet hatte, welche er seinen Anhängern durch Verrückung ihrer Sinne zu entlocken gewußt, und nachdem er endlich bemerkte, daß er den Betrug nicht weiter fortspielen konnte, schoß er sich in einem Walde bey Leipzig eine Kugel durch den Kopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zwist über den Werth Rossinischer Opern.

(Beschluß.)

Eigentlich aber gewinnt weder die Vollkommenheit durch die Schönheit, noch die Schönheit durch die Vollkommenheit; sondern, weil es nicht vermieden werden kann, wenn mir die Vorstellung, wodurch uns ein Gegenstand gegeben wird, mit dem Objekte (in Ansehung dessen, was er seyn soll) durch einen Begriff zu vergleichen, sie zugleich mit der Empfindung im Subjekte zusammen zu halten, so kommt das gesammte Vermögen der Vorstellungskraft, wenn beyde Gemüthszustände zusammen stimmen *).

Ein Geschmacksurtheil würde in Ansehung eines Gegenstandes von bestimmtem innern Zwecke **) nur alsdann rein seyn, wenn der Urtheilende entweder von diesem

*) Hieraus geht klar hervor, weßhalb im Gebiete der Tonkunst die dramatische Musik das höchste ästhetische Wohlgefallen erregt; daß diese aber auch der Vereinbarung des Geschmacks mit der Vernunft nicht entbehren kann, wenn sie nicht jenes barocke Mengegericht wirklich werden will, welches ein bekannter Kritiker die Oper überhaupt aufgibt. Für Jene, welche (einerseits mit Recht) die Kirchenmusik höher stellen als die Oper (nicht als die dramatische Musik; denn Kirchenmusik kann auch dramatisch seyn) für diese sey hier bemerkt, daß die Kirchenmusik nicht in das hier behandelte Gebiet des Schönen, sondern in die Sphäre des Erhabenen gehört.

**) Von einer Oper.

Zwecke keinen Begriff hätte *), oder in seinem Urtheile davon abstrahirte **). Aber alsdann würde dieser — ob er gleich ein richtiges Geschmacksurtheil fällte, indem er den Gegenstand als freye Schönheit beurtheilte — dennoch von dem Andern, welcher die Schönheit an ihm (dem Gegenstande) nur als anhängende Beschaffenheit betrachtet (d. h. auf den Zweck des Gegenstandes sieht), getadelt und eines falschen Geschmacks beschuldigt werden ***), obgleich Beyde in ihrer Art richtig urtheilen ****): der Eine nach dem, was er von den Sinnen, der Andere nach dem, was er in Gedanken hat.

Durch diese Unterscheidung kann man manchen Zwist der Geschmacksrichter über Schönheit beylegen, indem man ihnen zeigt, daß der Eine sich an die freye, der Andere an die anhängende Schönheit halte, der Erstere ein reines, der Zweyte ein angewandtes Geschmacksurtheil fälle.

So weit Kant. — Und ich finde, daß er hier mit leuchtender Klarheit gezeigt hat, weßhalb Rossinische Musik dem bewußtvoll von der Oper Abstrahirenden rechtmäßigerweise gefallen kann; weßhalb Rossinische Opern sich enthusiastische Anbeter und zugleich vernünftige Gegner erwerben konnten. Ja, es ließe sich sogar in jener philosophischen Exposition nachweisen, warum die dramatischen Kompositionen des erwähnten Meisters in Berlin weniger gefallen können, als sie es in Wien sollen, warum sie den höhern Kreisen der Gesellschaft so ausschließend zusagen, und wann sie der allerneuesten Zeit gemäß sind.

Ob meine Leser mir in dem, was ich in den Sätzen des großen Philosophen anwendbar fand, beystimmen werden, muß ich dahingestellt seyn lassen; eben so, ob nicht Einer oder der Andere das Schiller'sche Wort auch auf mich anwenden möchte:

„Wie doch ein einziger Mann so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige dau'n, haben die Kärrner zu thun."

Aber auch dieses Wort soll mir nicht die Ueberzeugung rauben, daß es recht und gut ist, die errungenen Schätze deutscher Philosophie, die unter dem esoterischen Siegel theoretischer Formen, auch für so manchen Gebildeten, scheinbar verschlossen liegen, an das Licht des Tages zu fördern — nämlich: die reinen Lehren der Wissenschaft auf praktische Begebnisse der Zeit so oft und so evident anzuwenden, bis sie zum Gemeingute werden. — Daß diese Aufgabe eine edle ist, wird mir keiner verstecken — daß sie, in ihrem ganzen, jedes menschliche Interesse berührenden Umfange, meine Kräfte bey weitem übersteigt, weiß ich — ob ich sie aber dennoch theilweise mir stellen darf, soll die Aufnahme dieser Probearbeit vorläufig beantworten.

Ludwig Robert.

*) So urtheilen die blinden Anbeter Rossinischer Opern.

**) So urtheilen die wenigen besonnenen Freunde Rossinischer Musik. Sie abstrahiren nämlich von dem Begriff einer vollkommnen Oper. J. B. Wendt.

***) Diese Beschuldigung trifft die blinden Anbeter Rossinischer Opern nicht mit Unrecht, wird ihnen aber auch gar oft von Wort-Deklamatoren, von Ultra-Charakteristikern, von Hyperharmonisten und trockenen Verstandesmenschen gemacht.

****) Daher läßt sich auch der Streit nicht entscheiden, sondern nur dadurch beylegen, daß man beyden Partheyen den Standpunkt ihrer Reflexion zeigt, und sie bittet, auch auf diesen zu reflektiren. — Dieses hat Kant hier mit schlagender Evidenz gethan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

In diesen Tagen hat sich hier eine Spitzbubengeschichte ereignet, welche, obgleich ein höchst strafbares Unternehmen bezweckend, dennoch eher in die dramatischen Akte eines Lustspiels, als in die kriminellen eines peinlichen Gerichtshofs gehören dürfte. Da ohnehin der Anschlag mißlungen ist, und Niemand darunter leiden wird, als die Anstifter; so läßt sich denselben um so mehr die komische Seite abgewinnen. Folgendes ist der Hergang. Der Friedensfürst lebt in Rom, von Niemanden angefochten, es sey denn, daß ihm mitunter Pasquino bis auf seine, höchst einsam auf dem Celio liegende, Villa folgte und sich um die stillen Freuden bekümmerte, welche er dort im Schoße der Liebe und Freundschaft genießt. Zu den besondern Eigenthümlichkeiten des Fürsten gehört eine ungemeine Furcht vor Mördern und Räubern. Auf diese bauen ein Halbdutzend Schnapphähne den Plan, ihn zu brandschatzen. Sie schreiben ihm zu drey verschiedenen Malen, er solle, wenn ihm sein Leben lieb sey, durch einen seiner Livreebedienten, zu einer bestimmten Stunde, an einen bestimmten Ort außerhalb der Stadt sechs tausend Scudi senden, und dabey den Ueberbringer drey Mal das Wort paco rufen lassen; einer von ihnen werde erscheinen, um das Geld in Empfang zu nehmen; doch möge er sich hüten, die Sache zu verrathen, denn man beobachte alle seine Schritte, und dringe bis in die geheimsten Gemächer seiner Villa. Um letzterer Versicherung Glauben zu verschaffen, melden sie ihm, was er in den letzten Tagen daselbst gethan und geredet habe, u. s. w. Der Fürst beachtet den ersten Brief nicht, zittert bey'm zweyten, und fährt bey'm dritten zum Gouverneur. Dieser heißt einen seiner Polizeybeamten die Livree des Fürsten anziehen, und einige andere sich in einen Wagen voll Heu verkriechen. Letzterer fährt an den bestimmten Ort; der verkleidete Bediente voraus. Dort angekommen, werden die Ochsen ausgespannt, und zum Scherz in den nahgelegenen Graben zur Weide getrieben. Der Bediente bebt sein Paco, paco an; aber Niemand läßt sich sehen. Die Schnapphähne, theils vom Heuwagen, theils von dem fremden Lakaien, der ihnen unbekannt ist, eingeschüchtert, wagen es nicht, aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukommen. Jedermann geht unverrichteter Sache nach Hause. Am folgenden Tage erfolgt ein neues Sendschreiben. Man meldet dem Fürsten die Ursache, warum Niemand erschienen sey, nun dem Bedienten das Geld abzunehmen, und deutet ihm an, letzteres seinem Haushofmeister einzuhändigen, aus dessen Behausung es, gegen Vorzeigung der zweyten Hälfte eines, in der Mitte durchgeschnittenen, Kartenblatts (die erste in dem Briefe beygefügt) abgeholt werden solle. Zur bestimmten Zeit klopft ein Kerl an die Thüre des Haushofmeisters, und sagt, er komme, sechs

tausend Thaler in Empfang zu nehmen. Kaum eingetreten, wird er von der dort versteckten Polizey ergriffen und, da man ihm kein Geständniß ablocken kann, weidlich durchgeprügelt. Das hilft: er zeigt den Ort an, wo einer seiner Helfershelfer (zu dessen Signalement er besonders einen weißen Hut angibt) seiner Rückkunft harre. Man eilt hin, findet den Weißhut und schleppt ihn zum Hausofmeister. Die römische Polizey ist expeditiv; statt beyde mit einander zu konfrontiren, wird, wahrscheinlich um ein separates Geständniß zu erhalten, der Weißhut ebenfalls geprügelt. Als das nicht helfen will, holt man den andern herbey. Dieser erklärt, der Mann sey nicht der rechte. Der weiße Hut hatte das Quiproquo veranlaßt. Die Polizey begibt sich von Neuem an den bezeichneten Ort und findet den wahren Weißhut, welcher unter dem Durchgange eines Pallastes steht, und mir nichts dir nichts mit einem Mädchen in einer verliebten Unterredung begriffen ist. Letzterer zeigt einen dritten Cumpan an, welcher in einiger Entfernung vor einer Kirche wartet, und dort gleichfalls ergriffen wird. Man schreitet zur nähern Untersuchung: es ergibt sich, daß ein Schriftseyer und ein Bedienter des Prinzen die Haupträdelsführer des Complots sind. Bey ersterem wird ein Spiel Karten gefunden, in welchem dieselbe Karte fehlt, welche den Spitzbuben zum Wahrzeichen gedient hat. Dieß der Verlauf einer Spitzbüberey, welche ganz Rom amusirt. Die absolute Dummheit, mit welcher sie ersonnen und ausgeführt ist, eine Dummheit, von der sich tausend Beyspiele in den italienischen Criminalakten finden lassen, gäbe Gelegenheit, eine Menge moralischer Bemerkungen anzustellen, wenn hier der Ort dazu wäre. Ein Paar Worte mögen genügen. Der Südländer ist vielleicht mehr, als alle andere Nationen, zu tödtlichen Verbrechen geeignet: er mordet, aus Habsucht, weil ihm, dem Naturmenschen, der Begriff des Mein und Dein zur Zeit noch fremd ist; aus Rache, weil sein heißes Blut keine Verzeihung gestattet; aus Eifersucht, weil das Weib der einzige rechtmäßige, durch die Religion geheiligte, Besitz ist, welchen er begreift, oder ahnt. Aber alle diese Verbrechen begeht er, ohne sich jener höllischen moralischen Verruchtheit schuldig zu machen, mit welcher die Menschen in den nördlichen Ländern, hinter dem Ofen oder am Kamine, oder in engen Zimmern brütend, Väter, Söhne, Freunde und Wohlthäter morden. Verrätherey, an verwandten oder befreundeten Personen, durch Heucheley in tief ersonnene und schlau versteckte Fallstricke gelockt, so häufig in den drey kultivirtesten Ländern Europa's, ist den Südländern unbekannt.

— Außer denen, welche Rom in Person besucht haben, möchte es vielleicht wenigen bekannt seyn, daß diese Stadt zwar eine Menge großer öffentlicher Plätze, aber darunter nur zwey wirklich schöne, oder vielmehr prächtige, besitzt. Letztere sind der Säulenplatz (Piazza Colonna) und der Montecavallo- (Quirinalische) Platz. Auf ersterm steht der Chigische Pallast, in jeder Hinsicht, besonders aber seiner richtigen Verhältnisse wegen, ein's der merkwürdigsten architektonischen Kunstwerke Roms, vom berühmten Giacomo della Porta. Die übrigen beyden Brancadoro und Spada sind weniger bedeutend. Die vierte Seite des Platzes nimmt die Post ein, ein sehr gewöhnliches Gebäude, von allen Seiten freystehend. Könnte man sich entschließen, dieses abzureißen, so vereinigte sich der Säulen- mit dem dahinter liegenden Montecitorioplatze, und würde der größte und prächtigste in ganz Europa. Auf letzterm steht das römische Rathhaus (Curia Innocentina, von Innocenz XII. erbaut), grandioser und größer, als der Pallast Chigi, aber in weniger reinem Style erbaut. Freylich befindet sich auf dem Säulenplatze eine Baracke, unwürdig des Orts, wo sie steht. Den Säulenplatz schmückt die Antoninische Säule, und den Montecitorio der Sonnen-Obelisk des August. Dem Montecavalloplatze, frey von schlechten, oder auch nur mittelmäßigen Gebäuden, nur dem päpstlichen (freylich sehr unregelmäßigen) und dem Rossigliesischen Pallaste, nebst der Consulta, mit der Aussicht von der einen Seite auf die prächtigste Straße Roms, die Via Pia, von der andern dem Kloster di St. Domenico, e Sisto, von dem dritten auf den Janikulus, dem Vatican und dem Monte Mario fehlt nichts weiter, als Symmetrie, um der vorzüglichste aller Plätze zu seyn. In der Mitte stehen, neben dem großen Fontainebecken aus morgenländischem Granite, die bekannte Pferdegruppe, von welcher der Platz seinen neuen Namen erhalten, und der ägyptische Obelisk, nebst dem, vor der Kirche S. Maria Maggiore befindlichen, im Mausoleum des August gefunden. Der Trajanische Säulenplatz ist der glänzendste und scandalöseste von allen, ersteres der Säule, des wieder aufgegrabenen Forums und der beyden Kirchen wegen, letzteres wegen, weil, außer einem einzigen Pallaste (ich meyne nicht den Pallast Cera, der einer Kaserne gleicht) lauter elende Baracken auf demselben stehen. Der Naonaplatz, der größte Rom's, und einer der größten in ganz Europa, ist, eine Kirche, einen ganzen Pallast und ein Stück vom Braschischen und die Fontaine nebst dem Hieroglyphen-Obelisk abgerechnet, der schlechteste und schmutzigste von allen. Es ist der allgemeine Marktplatz, wo alles zu kaufen steht, was in Rom vorhanden ist. Wer sollte glauben, daß bis auf die allerneueste Zeit die beyden Hauptplätze Roms, der Volks- und der Petersplatz, ungepflastert, öde und in Schutt und Kummer gelegen hätten? Ersterer, das Volksthor (das Hauptthor Roms, zu welchem alles eingeht, was von Nordwest, Nord- und Nordost kömmt) einschließend, besaß außen diesem eine andere Zierde, als den zweyten Sonnen-Obelisk des August, und die beyden, an beyden Ecken der Corsogasse stehenden Kirchen. Zuerst fingen die Franzosen an, auf die Verschönerung des Platzes zu denken, und den Berg Pincio (ehemals Collis Hortulorum), der ihn nach Osten begränzt, zu einem Spaziergange umzuschaffen; zugleich wurden, rechts und links dem Thore zwey symmetrische Gebäude aufgeführt. Das Werk gerieth bey der Entfernung der Franzosen in's Stecken, und ward seitdem mit weniger Thätigkeit betrieben, bis die jetzige Regierung nicht allein beyde Gebäude hat vollenden, sondern auch die Fontaine nach der Abendseite, mit einem Neptun, welche im primitiven Plane lag, errichten, auch hinter derselben, wo eine Menge der elendesten Hütten standen, diese abreißen, und den Raum mit Bäumen besetzen lassen, wodurch, da letztere lauter hohe Nadelholzer sind, mit der Zeit ein nicht unnatürliches Seitenstück zur Ostseite entstehen wird. Zugleich sind von zwey Privatpersonen (dem Herzoge Torlonia und einem reichen Bauunternehmer) jenen beyden neuen Gebäuden gegenüber zwey andere, ganz ähnliche aufgeführt, und somit die Arbeiten des Platzes, den Pincio ausgenommen, wo immer noch zu thun ist, vollendet worden. Allerdings gewährt nun der Platz einen interessanten Anblick. Jene vier Gebäude sind niedliche Häuser, im Entresol und ersten Stocke nach orientalischer Sitte gezeichnet, und mit röthlichem Mörtel, auf weißem Grunde, geschmückt; es sollten aber vier Paläste seyn, im großartigen Style erbaut, wie Rom deren eine so große Anzahl besitzt, in seinen äußeren Dimensionen freylich symmetrisch, aber in den Details absolut verschieden, denn eine Symmetrie von so bedeutender Fläche, wie jene Gebäude, viermal wiederholt, ermüdet das Auge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Oktober 1825.

Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Schiller.

Die Frauen.

I. Das Kleinod der Schöpfung.

Was ist des Sängers höchster Ruhm? —
Wenn er das Schöne singet
Und in der Schöpfung Heiligthum
Das Kleinod sich erringet.
Chor: Das sey des Sängers Lust und Drang,
Das sey sein Lied und sein Gesang!

Was mag der Schöpfung Kleinod seyn? —
Nur ein unsterblich Wesen,
Mit Liebes-Wonnen zu erfreu'n
Den Mann von Gott erlesen.
Chor: Das, traute Brüder, kann allein
Der Schöpfung höchstes Kleinod seyn!

Was ist nun Sängers höchster Ruhm?
Wenn er die Schönen singet
Und in der Liebe Heiligthum
Ein reines Opfer bringet.
Chor: Das ist des Sängers Lust und Drang,
Das ist sein Lied und sein Gesang!

II. Huldigung.

Auf das Wohl der edeln Frauen,
Brüder, dieses Glas geleert!
Was ist Schöneres zu schauen,
Was so hoher Ehren werth,
Als das zarte Bild der Frauen,
Von der Liebe Geist verklärt? —
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Eines ganzen Frühlings Wonne
Auf der Jungfrau Wange blüht,
Licht und Glut der Morgensonne
In der Brust der Frauen glüht;
Freund, dir glüht der Schöpfung Wonne,
Wenn dir Frauen-Liebe blüht!
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Von der Liebe Purpurmorgen
Bis zu unsers Grabes Gran'n,
Mit uns theilend Freud' und Sorgen,
Sind uns treu die holden Frau'n;
Ewig ist der Mann geborgen
Auf der Liebe Blumen-Au'n.
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Sage nicht, die Huld der Frauen
Sey ein flüchtig Erdengut! —
Nein! ein heiliges Vertrauen
Webt in reiner Liebe Glut;
Und dein Glaube wird zum Schauen
In der Liebe treuer Huth.
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen die Harfe des Sängers weih'n!

III. Der Hagestolz und der Weiberfeind.

Warum singest du nicht,
Erbärmlicher Wicht? —
Gelt, Hagestolz, weil du die Liebe nicht kennest,
Weil du für Dirnen der Wollust nur brennest?

Du wirst, versunken in thierische Lust,
Dir nicht der Würde der Frauen bewußt!
Chor: Werft ihn hinaus aus unserm Zimmer!
Er komme nimmer!
Wer der Liebe Majestät
Frech beflecket, stolz verschmäht,
Fühlet weder Durst noch Drang
Nach harmonischem Gesang.

Warum singest du nicht,
Erbärmlicher Wicht? —
Gelt, Frauenfeind, weil du die Liebe nicht kennest,
Weil du für Reize des Mammons nur brennest? —
Du bist, ein Sklave der irdischen Lust,
Himmlischen Zieles dir nimmer bewußt.
Chor: Werft ihn hinaus aus unserm Zimmer!
Er komme nimmer!
Wer der Liebe Majestät
Frech beflecket, stolz verschmäht,
Fühlet weder Durst noch Drang
Nach harmonischem Gesang.

IV. Wem gilts?

Sagt an, wem gilt des Sängers Lied,
Wenn er das Lob der Frauen singet
Und mit begeistertem Gemüth
Sich in den reinen Aether schwinget? —
Sagt an, wem gilt das hohe Lied?

Erster Chor.

Es gilt nicht Koketten, nicht tändelnden Fratzen,
Nicht dublenden Dirnen, nicht tückischen Katzen;
Nicht trügenden Wangen,
Nicht schmeichelnden Schlangen,
Nicht frömmelnden Schwestern,
Die klatschen und lästern.

Zweyter Chor.

Es gilt nicht gelehrten, nicht gleißenden Schönen,
Die frech nur die Krone der Weiblichkeit höhnen;
Nicht keifenden Lippen,
Nicht bösen Xantippen,
Nicht Frau'n, die vermessen
Der Treue vergessen.

Alle.

Des Sängers Lied
Gilt deutschen Frauen,
Die still, mit kindlichem Gemüth
Von heil'ger Zärtlichkeit durchglüht.
Schon hier den Tempel Gottes bauen;
Und treu den Gatten Hand in Hand
Durch Dornen wie durch Blumen-Auen
Geleiten in das Vaterland.

V. Der Greis.

Ich war ein Jüngling wohlgemuth;
Sah ich ein holdes Weib,
Dann brannte mir von Freudegluth
Mein junges Herz im Leib.

Ein Kreis, mit holden Frau'n geschmückt,
Galt mir für's Paradies,
Ein Strauß, von ihrer Hand gepflückt,
Mehr als das goldne Vließ.

Und aus der Schönen reicher Zahl
Erkor ich eine mir
Mit Liebeswonne zum Gemahl,
Zur Freundin für und für.

Und in der Frauen großem Reich
Schien mir an Seel' und Leib
Nun der Erkor'nen keine gleich;
Sie ward mein liebes Weib!

Viel Wonne hat sie mir gewährt,
In trauter Zärtlichkeit,
Mir holde Kinderlein beschеert,
Treu theilend Freud' und Leid.

Nun faß' ich meiner Freundin Hand:
Geschmückt mit grauem Haar
Noch liebend sie am Grabesrand
Wie einst am Traualtar.

Doch wallt auch kälter jetzt mein Blut! —
Seh' ich ein holdes Weib,
So hüpft mir noch mit Jünglingsmuth
Mein altes Herz im Leib.

Dann seh' ich sie, wie sie einst war,
Mich, wie ich immer bin,
Und träume mich zum Traualtar
Mit meiner Alten hin.

Drum bleib' ich bis mein Auge bricht
Stets hold den schönen Frau'n;
Sie sind mir meines Lebens Licht
Und meine Frühlings-Au'n.

VI. Frauenlob.

Zu ehren und preisen
Der Frauen Geschlecht,
Sey Starken und Weisen
Ein heilig Recht!
Durch Anmuth entzückende,
Durch Liebe beglückende
Durch Freundschaft erquickende,
Treue Frau'n
Sind duftende Rosen auf Edens Au'n.

Die Frauen zu preisen
Ist lieblicher Klang,
Ist Weisheit der Weisen,
Ist Sängers Sang.
Der Wollust begehrende,
Die Unschuld zerstörende,
Die Schönen entehrende
Frauenfeind
Ist herzlichem Sange kein warmer Freund.

Zu ehren und preisen
Der Frauen Geschlecht
In fröhlichen Weisen,
Ist deutsches Recht.
Durch Anmuth entzückende,
Durch Liebe beglückende,
Durch Freundschaft erquickende
Treue Frau'n
Sind heimische Blumen auf deutschen Au'n!

Wagner.

Anmerkung. Diese sechs Lieder, von Herrn Kapellmeister Lindpaintner für vier Männerstimmen komponirt, werden demnächst in Augsburg erscheinen, und gewiß als ein wohlgelungener Beytrag zur Veredlung des Männergesanges mit Beyfall aufgenommen werden.

welchem schon die drey Päpste Lambertini (Benedictus XIV.), Rezzonico (Clemens XIII.) und Ganganelli (Clemens XIV.) mit gutem Beyspiele vorausgegangen waren. Freylich hatte dazwischen Pius VI. einen Versuch gemacht, ihn wieder zu beleben, und den Pallast Braschi erbaut, das glänzendste und theuerste Vetter-Denkmal, welches in Rom existirt; aber, wie gesagt, unter Pius VII. ist er von Neuem entschlafen, und Leo XII. wird ihn nicht wieder aufwecken. Derjenige Platz Roms aber, welchen vorzugsweise Paläste schmücken sollten, und wo kein einziger steht, ist der Petersplatz mit seiner Peterskirche, dessen beyden prächtigen Colonnaden und dem Vatikanischen Pallaste. Noch vor drey Jahren befanden sich hier, außer den genannten Gebäuden, nichts als die elendesten Bretterhütten, wie sie der übrige Theil des Borgo (so heißt dieß Stadtviertel) enthält. Seit jener Zeit sind auch hier von Privaten neue Häuser erbaut, wahre Kartenhäuser, noch unendlich weniger mit dem zu vergleichen, was sie seyn sollten, als jene auf dem Volksplatze. Die eine Hälfte des Platzes ist erst in diesen Tagen gepflastert worden. Warum lassen sich nicht, durch den Schlag einer Zauberruthe, viele der schönsten Paläste Roms, welche entweder in Winkeln stehen, wo man sie nicht eher sieht, als bis man mit dem Kopfe dagegen stößt, wie der oben genannte Pallast Braschi, die Paläste Mattei, Massimi, Gabrieli, Spada (der zweyte dieses Namens) u. s. w., oder welche sonst eine unvortheilhafte Lage haben, wie der ungeheure Barberinische, der noch größere Altierische u. s. w., auf die Hauptplätze Roms versetzen?

— Die Hitze, in diesem Sommer in Rom weder außerordentlich, noch anhaltend, hat nur einen einzigen Tag sechs-und-zwanzig, ein Paar Tage fünf-und-zwanzig Grade erreicht, und ist dann auf den Mittelgrad von noch nicht zwey-und-zwanzig Grade gefallen. Trotz dem hört man viel von Fiebern, sogar von Brustkrankheiten. Dieß erneuert die alte Sage von der schlechten Luft (aria cattiva) Roms in den heißen Sommermonaten; die Römer, ohnehin sehr besorgt für ihre Gesundheit, nehmen sie unbesehens, sogar ungefühlt, für wahr an, die Fremden sprechen darauf nach, und somit gleicht die Stadt um diese Zeit einem Pestorte, welchen flieht, wer kann. Es wäre interessant, auf andern Wegen, als durch solche trügerische Anzeigen, zu untersuchen, ob es wirklich in Rom eine unmittelbar schlechte Luft gibt, oder ob sie erst durch äußere, von ihr unabhängige, Umstände zu einer solchen gemacht wird? Fortgesetzte praktische Erfahrungen, besonders aber chemische Analysen, wären allein im Stande nachzuweisen, ob die hiesige Luft im Sommer ein, das gewöhnliche Verhältniß überschreitendes, Quantum von Stickstoffgas enthalte, die nothwendigste Bedingung, welche erforderlich seyn würde, um die Luft schädlich zu machen. Daß, so viel ich weiß, eine solche Analyse nie stattgefunden hat, muß in Verwunderung setzen. Das Resultat, zu welchem mich meine, nur während drey Sommer mit Ernst und Fleiß angestellten, Beobachtungen geführt haben, ist folgendes. Die Winde, welche bekanntlich um die Zeit der Sommersonnenwende unter und nach den Wendezirkeln zu wehen, lassen sich um diese Zeit sehr heftig in Rom vernehmen. Die Ursache mag der physischen Lage der Stadt zuzuschreiben seyn, welche gleichsam in eine dreyfache Schichte von Bergen eingeengt ist, zuerst in der weitesten Entfernung nach Mitternacht und Osten in die Apenninen, in der mittlern Entfernung nach Nord- und Südost in die Sabinischen, Palestrinischen und Albanesischen Gebirge, und dann in die, um und in der Stadt befindlichen Hügel. Die Winde fangen sich hier unaufhörlich, und werden dadurch zu wahren Wirbelwinden. Rom ist in dieser Hinsicht vollkommen mit Wien zu vergleichen. Die Poren, besonders der Brust, von der ungemeinen Wärme stets offen und gleichsam im Siedezustande erhalten, werden durch das Anwehen der Winde erstarrt, ausgetrocknet, und bereiten den leidenden Zustand der Brust vor, besonders unter der untern Klasse, wo Männer und Weiber den Hals durchaus unbedeckt tragen, und daher auch vorzugsweise den Fiebern und Brustkrankheiten ausgesetzt sind. Dazu gerechnet den unmäßigen Genuß des Obstes, welches theils aus Habsucht, theils um es vor dem zu plötzlichen Verfaulen zu sichern, stets halbreif zu Markte gebracht wird, das bey der großen Hitze fast unvermeidliche Erkälten durch zu plötzliches Trinken, und andere Ursachen, und es wird erklärbar, wie die Luft Roms in den drey heißesten Sommermonaten durch Nebenumstände eine mittelbare Schädlichkeit erhalten kann, welche ihr an sich selbst nicht eigen ist, und sich gerade in den Gegenden der Stadt am auffallendsten zeigen muß, wo, theils durch erhöhte Lage, theils durch Abwesenheit von Gebäuden, die Winde am unaufhaltsamsten wehen. Dieß ist der Fall besonders auf dem Volksplatze und auf dem Vatikane. Gegenden, welche am unmittelbarsten dem Nordwestwinde, dirsem Ostwinde des nördlichen Europa, ausgesetzt sind, und wo daher auch jene Erkältungen häufiger seyn sollen, als anderswo. Wenigstens werden der Volksplatz und das Volksthor (in und außer der Stadt), ja selbst der Vatikan im Sommer wie Pestorte geflohen. Außer der aria cattiva nehmen die Römer noch eine zweyte Eigenthümlichkeit in ihrer Atmosphäre an, die feine und dicke Luft, aria fina, aria grossa. Letztere suchen sie besonders auf dem Vatikane, seiner Nähe an der Tiber wegen, auch, aus dem nämlichen Grunde, um das Volksthor herum; doch steht letzteres in weit schlechterer Reputation, wahrscheinlich, weil man glaubt, daß die dicke Luft des Vatikans, seiner hohen Lage wegen, durch die darüber wegstreichenden Winde eher seines verderblichen Miasmas entladen werde, als die Luft des, auf der Ebene gelegenen, Volksthors. Trotz dieser vortheilhaftern Reputation ist der Vatikan noch verdorbener, als das Volksthor: das, dorthin von Pius VI. unmittelbar an die Peterskirche gebaute, Gebäude, Sacristia di S. Pietro benannt, eigentlich ein ungeheurer Pallast, zu den Wohnungen des Capitels bestimmt, steht Sommer und Winter leer; selbst der geringste Beneficiat bezahlt lieber eine Wohnung in der Stadt aus seiner Tasche, als daß er die seinige in der Sacristei beziehen sollte, welche ihn nichts kosten würde. Erst Leo XII., den Vatikan mit dem Monticavallo-Pallaste vertauschend, ist mit seinem erhabenen Beyspiele vorangegangen, um diese Gegend wieder zu Ehren zu bringen und, wenn möglich, die furchtsamen Römer schamroth zu machen. Daß es übrigens eine dicke und eine dünne Luft in Rom gibt, mag wohl seyn: die Luft, ein Körper, hat so gut, wie der physische Körper, seine zwey Temperamente, ein feuchtes und ein trockenes. Die gehörige Anerkennung und Würdigung dieser Wahrheit möchte die ganze Heilkunde bedingen. Schickt den Schwindsüchtigen (nun in der Nähe von Rom zu bleiben) auf die Höhen von Frascati, Monte Porzio, Monte Compatri, Albano u. s. w., und er wird in sein Grab gehen; ihm würden die Poutinischen Stumpfe wohlthun. Dagegen gehören die schwammigen, feuchten, schlaffnervigen Körper auf die Höhen, wo die dort herrschende trockene, feine, scharfe Luft den laxen Organismus wieder straff zu machen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Oktober 1825.

Ihre Größe verdanken die Könige öfter ihren Reichen, diese aber ihren Glanz nur selten ihren Königen.

Christine von Schweden.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Zulauf solcher Schelme, die sich in die Freymaurerey eindrängten, konnte den Spaltungen im Orden nicht abhelfen; vielmehr wurde die Gährung dadurch nur vermehrt. In Friedrichs Staaten erhob sich ein neuer Zweig, nach ihrem Stifter die Zinzendorf'sche Freymaurerey genannt. Dieser Zinzendorf war anfangs ein Mitglied der Tempelherren-Logen, verließ sie aber, und machte sich eine eigene große Partey, indem er versicherte, daß er allein im Besitz des ächten Rituals und der wahren Geheimnisse sey. — Jede neue Sekte verschrie alle andere.

Bey diesen neuen Gährungen wurden verständige Männer aufmerksam, suchten dem Uebel abzuhelfen und bildeten einen neuen Verein, der den Namen des eklektischen Bundes erhielt. Die Mitglieder bekannten sich zu einer allgemeinen Toleranz gegen alle Sekten im Orden. Dieses System, welches das einzig verständige war (wenn anders ein System dieser Art es seyn kann), gewann in kurzer Zeit viele Theilnehmer. Einen eigenen Zweig der eklektischen Maurerey stiftete zuletzt der Schauspieler Schröder in Hamburg, der von einigen Maurern scherzweise der Doktor Luther in der Maurerey genannt wurde.

Die neuen Systeme stürzten den Orden der Templer, der bald seine Maschine in Trümmer zerfallen sah. Es wurden häufig Kapitel gehalten, wo die Abgeordneten der maurerischen Provinzen berathschlagten. Hier hörten sie mit Erstaunen, daß die erste Frage, welche der Großmeister ihnen vorlegte, also lautete: „Was ist der wahre Zweck des Ordens; welches ist der wahre Ursprung desselben?" So wurde also klar, daß der Großmeister und seine Gehülfen seit mehr als zwanzig Jahren mit unglaublichem Eifer an einer Sache gearbeitet hatten, deren Zweck und Entstehung ihnen unbekannt war. Beschämt und verwirrt gaben sie das System der Templer auf, und konstituirten sich als Ritter der Wohlthätigkeit zu einem neuen Orden. Dieß Resultat des Wilhelmsbader Konvents wurde aber bald nicht weiter beachtet, und die Freymaurer sind bis auf den heutigen Tag in verschiedene Sekten getheilt, die nur darin mit einander übereinstimmen, daß sie von ihrem Zweck und ihrer Entstehung nichts wissen, wodurch freylich das Geheimniß am sichersten bewahrt ist.

Jede geheime Gesellschaft hat Aehnlichkeit mit einer Verschwörung, daher die Regierungen darüber zu wachen verpflichtet sind. Doch muß man dabey auf den Charakter der Mitglieder Rücksicht nehmen. Wollen sie sich eine Aufsicht nicht gefallen lassen, so sind ohne Zweifel Maßregeln mit Mäßigung und Klugheit zu ergreifen, um die Ausbreitung der Verbindung zu verhindern. Erinnert man sich überdem, daß Schweden durch die Umtriebe der Freymaurer seine Konstitution verlor, indem Männer von tiefer Absicht und unermüdlicher Beharrlichkeit sich der Logen bemächtigten; so erhellet zur Genüge, daß kein Mit-

Digitized by Google

tel vereäumt werden darf, um die Plane der geheimen Gesellschaften zu entdecken.

Mit Ausnahme sehr seltener Fälle, wo sich ganz außerordentliche Umstände vereinen, dürfte jedoch durch geheime Gesellschaften schwerlich etwas Großes — weder Gefährliches noch Wohlthätiges — irgendwo erreicht werden können, es sey denn, daß die Regierung selbst sie zu einem Werkzeuge machte, wie dieß in Schweden der Fall war. Die Jesuiten in England zogen sich bald von den Freymaurerlogen zurück, weil sie sahen, daß sie, bey der Einigkeit der Regierung mit der Nation in Religionssachen, keine Veränderung durch die Maurerey bewirken konnten.

Die geheimen Verbindungen sind ein unbehülfliches Instrument, das denen am meisten gefährlich ist, welche es zu brauchen versuchen. Alle geheimen Versammlungen sind mit einem Wust von Ceremonien überladen, an denen thatkräftige Menschen keinen Gefallen finden können, die daher nur großen Kindern zum Spielwerk dienen. Die Illuminaten hatten die Absicht, große Männer zu erziehen; das Mittel aber, dessen sie sich bedienten, war dazu durchaus unschicklich. Der theatralische Prunk bey den Aufnahmen, die fremde Kleidung, die Verhüllung der Wahrheit in neue Fabeln, eine gewisse Art von Spionensystem, das die Obern gegen die untern Grade ausübten, diese und ähnliche Umstände mußten ernsthaften Männern bald zum Ekel werden und edle Mitglieder empören. Schon deßwegen, weil in geheimen Gesellschaften die Erziehung der Mitglieder in eine bestimmte Form eingezwängt ist, und sonach der freyen Entwicklung der Natur kein Spielraum gelassen wird, kann auf diesem Wege wenig gewonnen werden. Die Dogmen, welche in Bilder eingekleidet sind, werden von schwachen Geistern nicht verstanden; diese nehmen leicht das Bild für die Sache, und wechseln dann nur alte Vorurtheile gegen neue, denen sie, eben weil sie neu sind, wohl mit frischem Fanatismus anhängen, dabey aber in der wahren geistig-moralischen Bildung um keinen Schritt weiter kommen. Nur als Beförderungsmittel dieser Bildung könnten die geheimen Gesellschaften gerechtfertigt werden; taugen sie zu solchem Zweck nicht, so sind sie unnütz und man thut am besten, sich mit ihnen nicht einzulassen. — Aus diesen Gründen habe ich diejenigen immer für Schwachköpfe gehalten, welche durch sie die Welt zu reformiren unternehmen. Die Welt, glaube ich, geht unaufhaltsam vorwärts; bedarf aber zu dieser Bewegung glücklicherweise nicht der Nachhülfe der Schwärmer, Pedanten und unerfahrner Enthusiasten. Wenn diese sich anschicken, in das große Räderwerk der Vorsehung einzugreifen, ist es nicht anders, als wenn Mücken eine Mühle aufhalten wollen. Erwartet oder fürchtet man im Gegentheil von ihnen eine größere Wirksamkeit, so geräth man in Gefahr, das Schicksal des edeln Ritters von La Mancha zu erfahren, der Windmühlen für Riesen ansah, und sein gutes Schwert lächerlicherweise gegen sie zog.

Ich bin auf diese Bemerkungen über eine kleine Angelegenheit durch das Verhalten Friedrichs II. gegen Sekten und geheime Verbrüderungen geleitet worden. Ich kehre zu meinem großen Gegenstande zurück.

Der König von Preußen fand die Hauptquelle seiner Macht in seinen militärischen Talenten. Er war das große Oberhaupt der Armee im Frieden wie im Kriege. Er erschuf eine neue Kriegskunst, wodurch er, im Verein mit der Zuneigung seiner Soldaten, sich unverwelkliche Lorbern erwarb. Er war zugleich ein so großer Staatsmann als großer Krieger. Er stand Morgens um fünf Uhr auf, und arbeitete dann zwey oder drey Stunden ununterbrochen, — nicht mit den Ministern, sondern mit seinen Sekretären. Dieß macht einen bedeutenden, merkwürdigen Unterschied: Minister sind Männer von Gewalt und Ansehen, die einen Souverän von gewöhnlicher Geschicklichkeit leiten, und selbst auf einen Fürsten von ausgezeichneten Gaben immer einen gewissen Einfluß üben. Die Sekretäre Friedrichs waren bloße Schreiber; wäre es einem von ihnen eingefallen, bey dem, was ihm der König diktirte, einen Rath zu geben, so würde der König ihn für wahnsinnig gehalten haben: Diese Schreiber empfingen täglich, was an den König gesandt wurde, und er entschied darüber auf der Stelle, während die Sekretäre seine Entscheidung aufschrieben. Nach dem Mittagessen legten die Sekretäre die geschriebene Antwort vor, welche Friedrich unterzeichnete. Dieß geschah einen Tag wie den andern. Eine so angewendete Zeit, bezeugt die Achtung der Zeit. — Der unbedeutendste Unterthan konnte sich an den König wenden, und war sicher eine Antwort zu erhalten. Keine Bittschrift blieb unerwiedert, und stets war die Entscheidung eigenhändig vom Könige unterzeichnet. Diese Methode war rascher und befriedigender, als wenn der Unterdrückte den langsamen und oft vergeblichen Weg durch alle verschiedenen Departements der Beamten-Aristokratie hätte einschlagen müssen. Die preußischen Minister arbeiteten in ihrem Departement, und schickten ihre Berichte an den König, ohne selbst nach Potsdam zu gehen, wo sie nie erschienen, außer wenn sie ausdrücklich von ihm berufen wurden. Der Name der Minister des großen Friedrichs ist kaum in Europa bekannt.

Gleichmerkwürdig durch Kühnheit der Gedanken, Scharfsinn des Geistes, Thatkraft im Gebrauch der Macht und Charakterstärke, ist es unmöglich zu sagen, welches einzelne Talent an ihm am meisten bewundert zu werden verdient. Glänzend in jeder physischen und moralischen Eigenschaft,

ſtark wie ſein Wille, erhaben durch Genie, thätig bis zum Wunderbaren und Unglaublichen, vereinte er alle dieſe Vorzüge und erhob ſie bis zur Vollkommenheit. Von Natur lebhaft, feurig und ungeſtüm, beſiegte er ſich ſelbſt und wurde mäßig, ruhig und beſonnen. Ihm leuchtete ein eigner Stern des Schickſals: ſeine klugen Anſtalten bereiteten ihm oft einen glücklichen Erfolg, bisweilen aber ging dieſer gerade aus ſeinen Fehlern hervor; und wenn dieſe Fehler gleich die Schwäche der menſchlichen Natur verriethen, ſo hatten ſie bey ihm doch ſtets den Charakter der Größe, der Originalität und eines unüberwindlichen Muthes.

Dieſer große Fürſt vollendete ſeine ruhmvolle Bahn am 17ten Auguſt 1786 zwanzig Minuten nach zwei Uhr Morgens, im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Er hatte ſechs und vierzig Jahr regiert. Seine Krankheit dauerte achtzehn Monate, in welcher Zeit er die heftigſten Schmerzen ohne einen Seufzer erduldete. Am 15ten Auguſt ſchlief er, gegen ſeine bisher beobachtete Gewohnheit, bis eilf Uhr, und nahm dann noch die Geſchäfte des Kabinets vor, wobey er eine vollkommene Gegenwart des Geiſtes und eine bewundernswürdige Schärfe des Urtheils zeigte. — Am 16ten ließ der Kronprinz den Arzt Selle nach Potsdam berufen, da er glaubte, der König kämpfe bereits mit dem Tode. Als Herr Selle erſchien, wagte er nicht, ſich dem Könige vorzuſtellen, denn er bemerkte noch Leben in allen Organen Friedrichs und vollkommene Faſſung in ſeinen Mienen. Es ſchien ihm, als hätte er die Kabinetsgeſchäfte noch nicht geendet, und er irrte nicht: Friedrich that ſeine Pflicht bis zu ſeinem lezten Athemzuge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wo find' ich den Menſchen?

Immer ſuch' ich der Schöpfung erhabenes Meiſterſtück — Aber
Immer verlieret ſich mir unter den Menſchen der Menſch!

Des Mitleids Kraft.

Wie die Flamme den Brand, ſo löſchen auch Thränen die Thränen.
Freund! Du weineſt mit mir?! Siehe, nun wein' ich nicht mehr.

Schiller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, 4. Oktbr.

Ein ſchöner Herbſthimmel erfreut uns fortwährend und ſcheint gleichſam die Zuſammenkunft der hohen Sternenhäupter feyern zu wollen, die glänzender und ſeltner als irgend ein Kongreß je ſtattgefunden hat, ſich an ſeinem öſtlichen Thale verſammeln. Was Wunder, daß auch noch alle öffentliche Orte in der Umgegend von Dresden, und die Spaziergänge innerhalb der Stadt von Beſuchenden wimmeln, da noch überdieß eine große Menge Fremder ſich fortwährend hier aufhält. Auch die Gemäldeausſtellung gibt dann, beſonders Sonntag, in den Stunden von 12 bis 1 Uhr, ein ſolches Stelldichein ab, wo Bekannte aus allen Gegenden ſich finden, und mehr ſich ſelbſt als die aufgeſtellten Kunſtwerke zu betrachten ſcheinen, welche leider nicht, wie man Anfangs noch hoffte, ſpäterhin durch die Gaben einiger Profeſſoren, wie Matthäi, Rühler, Näke u. ſ. w. vermehrt wurden, trotz dem aber doch in der That des Guten viel enthalten, über welches jezt Herr von Quandt in der Abendzeitung ein gereiftes und verſtändig ausgeſprochnes Urtheil abgegeben hat.

Im Theater war bey allen dieſen Zerſtreuungen, welche noch die Natur bot, doch auch in dieſem Monate September immer ſehr zahlreicher Zuſpruch. Allerdings trugen dazu ſieben Mädchen ſehr viel bey, welche ſich in höchſt ſchmucker rother Uniform mit Bärenmützen auf den allerliebſten Lockenköpfchen zeigten, und ihre Exercitia ganz trefflich ausführten. Jedermann wollte die liebliche Kompagnie ein Mal ſehen, wohl auch zwey Mal, und ſo füllte ſich das Haus, ſo oft der heitre Scherz gegeben ward. Ernſt darf man freylich eine ſolche Kleinigkeit nicht zergliedern, aber wer wird auch Schmetterlings anatomiren wollen, und wie viele große und anſpruchvolle Stücke dürften denn wohl auch ein ſolches Verfahren aushalten. Kurz man lachte, ſah mit Vergnügen, und ging heiter geſtimmt von einer Darſtellung, die wenigſtens dadurch den Vorzug vor mancher langweiligen, obgleich regelgerechten, und von Kritikern hochgeprieſenen behauptete.

Ueberhaupt war man beym Theater auch in dieſer Zeit fortwährend thätig. Am 5. September erſchien zum erſten Male der Barbier von Sevilla mit Roſſini's Muſik. So vielen Fleiß man auch auf dieſe Oper gewendet hatte, ſo bin ich doch durchaus der Meynung, daß man ſie der italieniſchen Bühne hätte überlaſſen, und nicht auf der deutſchen darſtellen ſollen. Der Erfolg bewies es, denn der Beyfall war trotz aller Anſtrengungen und mancher gelungenen Parthieen gering. Wo eine italieniſche Oper exiſtirt, wird dieſes ſtets der Fall mit einem ſo ganz im italieniſchen neueſten Opernſtyle geſchriebenen Werke der Fall ſeyn. Den Italienern vorgetragen, wird es anſprechen, weil man dieſe Art der Muſik bey ihnen zu hören gewohnt iſt, und ſie ſich auch in der That nur für dieſe eignet; vom Deutſchen geſungen, wird ſchon dieſe Sprache, beſonders bey der komiſchen Oper, ein Hinderniß ſeyn, und das Solide und Gehaltnere, was ſich deutſche Muſik nun einmal angeeignet hat, dabey vermißt werden. Aber ein ſtolz in der Küche wollte gar nicht gefallen, aber mit Unrecht. Man ſchien die feine Perſiflage, welche in der Kleinigkeit richtig angeſtrebt iſt, nicht ganz zu verſtehen. Freylich hätte man wohl auch dem Ganzen etwas mehr Leben in der Darſtellung wünſchen können. Es ward zu ſchwerfällig behandelt, der leicht vorüberſpielende Humor fehlte hie und da.

und selbst Herr Burmeister gab in der Hauptrolle nur einen ehrlichen Deutschen, keineswegs einen altfranzösischen Küchenmeister.

Gestern war der Schein und Seyn, ein Töpfer'sches Lustspiel, zum ersten Male. Das Publikum hat es sehr langweilig gefunden, und auch ich war froh, wie der Vorhang fiel, denn selbst auf der darin vorkommenden Maskerade schienen sich die Theilnehmer zu langweilen, so still und geräuschlos ging die ganze Sache vor sich. Das Stück ist aus längst dargestellten Charakteren und Intriguen zusammengeleimt und nirgends ist auch nur ein Fünkchen Natur zu spüren. Dabey laufen ein Paar Intriguen neben einander, ohne auch nur den mindesten gegenseitigen, wesentlichen Einfluß. Unstreitig ward das Stück nur erfunden, um der Künstlerin, welche die Angste spielt, zu einer Art Doppelrolle Gelegenheit zu geben. Mad. Schirmer spielte sie sehr verdienstlich, aber etwas kalt, und dadurch traten die langweiligen Reden, mit welchen dieses Lustspiel reichlich ausgestattet ist, um so trockner hervor. Der eifersüchtige Ehemann, Baron Wilm, ist unter den wenig belustigenden Figuren, welche das Stück enthält, vielleicht die erbärmlichste, und dennoch ist der Schluß des Akts, wo er seiner Gattin Schooßhunde einen tüchtigen Schlag gibt, noch der einzige Moment, welcher Effekt macht.

Auch ein neues Ballet ward unter dem Titel: das ländliche Fest in Kisbeer, gegeben. Zur Erfindung der Handlung darin hatte nicht eben großer Scharfsinn gehört, denn es war im eigentlichsten Wortverstande auch nicht die mindeste vorhanden; dagegen war aber die Ausführung einzelner Pas de deux und de trois, so wie allgemeiner Gruppirungen recht gut, und machte dem Tanzlehrer Gärtner alle Ehre, der auch am Schlusse rauschend gerufen ward. Es sind nur Kinder und ganz junge Personen, welche diese kleinen Ballets vorstellen, und man bringt daher auch schon wenige Ansprüche mit; um so verdienstlicher ist aber auch die Mühe der Ausbildung, und man kann leicht über manches Einzelne, weniger Geschickte hinwegsehen. In den Galeerensklaven tanzte eine Demoiselle Romain-Mees aus Paris ungemein nett. Sie ist noch sehr jung, aber zart und wohlgebildet, und eben diese blühende Jugendlichkeit, die kaum aus der Kindheit heraustrat, gibt ihrem ganzen Wesen etwas rührend Anmuthiges.

Dieß bringt mich auf die Gastrollen, welche auch seit meinem lezten Berichte nicht fehlten. Herr Linde spielte seine lezten eben so trocken, wie er sie begonnen hatte, und auch dey Dem. Blumauer, welche die Bertha in der Ahnenfrau gab, blieb das Publikum kalt, dagegen Herr Blumauer weit mehr als Wirtsburg in dem neueinstudirten Reue und Versöhnung gefiel. Nun kam eine Mad. Ruppert aus Sondershausen vom dortigen Hoftheater (!), welche uns die Tony recht hübsch im Aeußern darstellte, von Deklamation aber auch nicht den mindesten Begriff hatte. Schon fingen wir an über die Gäste etwas ungeduldig zu werden, als uns Demoiselle Gley, welche als Margarethe in den Hagestolzen ihren ersten theatralischen Versuch machte, wieder versöhnte. Gute Gestalt, sprechendes Auge, angenehme Gesichtsbildung, wohlklingendes, kräftiges Organ, und eine schöne unverdorbne Natur, welche noch von aller Manier frey ist, waren die Eigenschaften, welche sie mit auf die Bühne brachte, und uns daher in dieser Rolle, wozu dieses nothwendige, aber auch fast hinreichende Erfordernisse sind, ungemein ansprach. Der Wunsch des Publikums hies sie diese Vorstellungen wiederholen, und der Beyfall war noch rauschender, so, daß er sich bis zum Rufen des jungen lieblichen Mädchens, das vor Rührung und Ueberraschung nicht antworten konnte, steigerte. Wie die Stellung des Namens auf dem Theaterzettel bezeugte, scheint Dem. Gley bey der hiesigen Bühne engagirt worden zu seyn, eine Sache, wozu wir beyden Theilen Glück wünschen. Behält diese junge Anfängerin ihre schöne Einfachheit bey, bildet sie sich blos in ächter Deklamation und Haltung aus, bleibt sie der Natur getreu, während sich ihr die Blüthe der Kunst entfaltet, so ist viel's Gute von ihr zu erwarten, und es soll mir Freude machen, dessen recht oft eingedenk zu seyn.

Da nun auch noch zwey Flötenbläser, die Herren Weißram und Zizold, sich in dieser Zeit auf der Bühne hören ließen, wovon besonders der leztre sehr gefiel, so können Sie leicht ermessen, wie wenig Ursache wir hatten, über Mangel an Abwechslung zu klagen, welche durch die Darstellung von Tobaldo e Isabina von Morlacchi auf der italienischen, außerdem nur etwas karg abspeisenden Operndühne noch erhöht ward.

Ich muß Ihnen aber auch noch einige Worte über die Feyerlichkeit schreiben, welche gestern hier stattfand, und die ich zwar nicht bewohnte, weil sie sich auf einen kleinen Kreis geladener Personen beschränkte, von der ich aber durch unsern Freund v. N. viel Lobenswerthes hörte. Es betraf nämlich die Säcularfeyer des königlich sächsischen adeligen Cadettenkorps. Die Feyer ging in einem großen Saale des Cadettenhauses vor sich, und in Gegenwart der Prinzen des königlichen Hauses. Der Saal war mit Bildnissen des Königs und seines Vaters und Großvaters, so wie mit dem des Grafen Wackerbarth, als ersten Commandanten des Cadettenkorps vor gerade 100 Jahren, Trophäen, Fahnen, Kränzen u. s. w. geschmückt. Ein Lehrer bey dem Cadettenkorps, Professor Förster, hielt eine sehr gelungene Rede über die Geschichte dieser Anstalt, und ihre Absichten bey derselben, und ein Cadete selbst ermunterte in einer zweyten seine Kameraden zu Gefühlen des Dankes, und zum Festhalten der gefaßten Vorsätze, wie Tugend, Ehre und Rechtlichkeit sie gebieten. Von dem Texte des Gesangs, der darauf nach der Melodie des God save the King angestimmt wurde, habe ich ein Exemplar erhalten, und finde namentlich den Schlußvers sehr trefflich:

So segne Gott durch Ihn
Der Bildung Haus,
Dieß neue Haus!
Wie drey Geschlechter schon,
Fand' einst des Fleißes Lohn
Hier noch des Enkels Sohn:
Das wolle Gott!

Diese Rührung soll sich dabey aller Anwesenden bemeistert haben, worauf nach einigen, von den Cadetts ausgeführten militärischen Evolutionen die Feyerlichkeit endigte. Zu verkennen ist es allerdings nicht, welche Wohlthat durch dieses Institut in der höhern Klasse verbreitet wird, da noch dazu die Bestimmung der darin erzogenen Jünglinge nicht blos militärisch ist, sondern sie sich auch zu einer bürgerlichen Laufbahn daselbst vorbereiten können, und daher Professoren für ältere Sprachen, nächst denen für die lebenden angestellt sind. Der vielfach verdiente Chef derselben ist jezt der vielseitig gebildete General von Gersdorf.

Guide.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Oktober 1825.

Für den Staat, für die Verhältnisse im Großen, ward die Politik, was die Lebensart in dem engeren geselligen Verhältnisse war.

H. Steffens.

Aus Sidy Mahmud's, des Tunisischen Gesandten, Briefen während seines Aufenthalts in Frankreich.

Paris 17. Tag des Ramadhan.

Endlich, theurer Hassan, habe ich das Ziel meiner Reise erreicht! endlich befinde ich mich in dieser großen Stadt, die mir Tage verspricht, die noch mehr von Vergnügen und Ehrenbezeigungen überhäuft werden sollen, wie die, welche ich schon seit meiner Ankunft in Frankreich genoß.

Kouriere hatten schon lange meine Ankunft verkündet, die französische Regierung erwartete mich, und hatte nichts versäumt, um mich auf eine, dem Fürsten, den ich vorstelle, würdige Art zu empfangen. Kurze Zeit nach meiner Ankunft wurde ich officiell benachrichtigt, daß der Reis-Effendi, den man in diesem Lande Minister der auswärtigen Angelegenheiten nennt, bereit sey, mich in einer feyerlichen Audienz zu empfangen. Ich ließ ihn wissen, daß ich sie für den folgenden Tag besuchen würde.

Wie ich mich seinem Pallaste nahte, sah ich aus der Menge der, die Eingänge sperrenden Wagen, daß meine Gegenwart Neugier erregte, und eine zahlreiche Gesellschaft mich erwartete. Es war eine Bewegung, eine Art Getümmel im Innern des Pallastes merkbar. Menschen liefen geschäftig hin und wieder, selbst die Bedienten schienen ganz erstaunt, einen Türken zu sehen; ich nahm wahr, wie man sich mehrere Zeichen gab, um meine Ankunft zu melden, und ward augenblicklich in den Saal, wo mich der Minister erwartete, geführt. Wie ich der Thür nahte, vernahm ich ein Geräusch, eine Bewegung wie von vielen Menschen, die ihre Plätze einzunehmen eilen und eine letzte Verabredung treffen. Bey meinem Eintritt fand sich ein Jeder auf seinem Posten, Jeder hatte ein so würdiges, so imposantes Ansehen wie möglich. Der größte Theil der Anwesenden war von reich gestickten Kleidern bedeckt; sie beschauten sich wohlgefällig in den Spiegeln, und suchten in meinen Augen die Wirkung zu lesen, welche so viele Pracht in mir hervorbringen würde. Diese Leute wissen nicht, lieber Hassan, daß solche Herrlichkeit uns gar nichts Neues ist, daß einer unsrer Korsaren uns in einem glücklichen Raubzug oft mehr Reichthümer mitbringt, als sie hier vor mir auskramten.

Der Minister befand sich im Mittelpunkt des Halbzirkels, welchen diese Personen bildeten. Ich weiß nicht, warum er, der Einzige von allen Anwesenden, sitzend und mit seiner Hauptbedeckung geblieben war. Aber welch eine Bedeckung! sähe sie nur wenigstens unserm majestätischen Turban ähnlich! nie erfand man etwas Drolligeres als diese schwarze dreyseitige Haube! Ich glaube jedoch, daß er, um sich vor meinen Augen mit mehr Würde und Erhabenheit darzustellen, sitzend und mit diesem seltsamen Hauptschmuck bedeckt geblieben war. Diese Christen kommen mir ganz komisch vor, wenn sie sich ein Ansehen zu geben trachten.

Ich war indessen sehr auf meiner Hut, die Ruhr mei-

Digitized by Google

nes Antlitzes zu erhalten, und sah gewiß jezt um nichts vergnügter aus, als in dem Augenblick meines Eintritts. Die Begrüßungen waren kurz, ich war mit der, welche er an mich richtete, ziemlich zufrieden. Sobald sie vorüber, und das Ceremoniel zu Ende war, ließ man sogleich eine Menge prächtig gekleideter Weiber in den Saal treten. Ihre mit Blumen bedeckten Köpfe glichen einem wandelnden Blüthengarten. Ihre Leiber waren in eigends dazu erfundene Maschinen eingezwängt, wodurch die Anmuth ihrer Bewegung gar sehr verhindert war; dennoch bemerkte ich einige sehr schöne Gestalten unter ihnen. Sie betrachteten mich mit gespannter Neugier, und waren besonders eifrig, meine Blicke auf sich zu ziehen. Wenn meine Augen bey einer von ihnen verweilten, war sie sichtlich darüber erfreut, und sah die andern mit einer Art von Triumph an. Diese Bemerkung hätte mir schmeicheln sollen, allein . . . ich weiß nicht, wie es kam, daß diese musternden Blicke mir vielmehr Verdruß und Verlegenheit verursachten. Welcher Gegensatz zwischen ihnen und dem furchtsamen Ausdruck der beyden kleinen Griechinnen, die ich nach der Metzeley von Chios von einem unsrer Korsaren für hundert Scudi kaufte! Unsere Tapfern hatten alle ihre Angehörigen ermordet; als sie meinen Händen übergeben wurden, glaubten sie sich der Rache eines ergrimmten Herrn überlassen. Wie süß war es mir, ihre Schrecken zu zerstreuen! Seitdem sind sie, nebst dem schönen Weibe aus Ipsara, die ich mir bey der Zerstörung dieser strafbaren Insel verschaffte, der kostbarste Schmuck meines Harems.

Bis jezt war ich in einiger Entfernung von der glänzenden Versammlung, deren Augen auf mich gerichtet waren, geblieben, allein sie schien allgemeine Lust zu haben, mich in der Nähe zu sehen, und bald drängten sich Männer und Weiber um mich her. Findest du es nicht verwunderlich, daß eine Nation, deren thätiger Theil ganz Europa und einen Theil des Erdballs durchstrich, die vor Kurzem Heere aus allen vier Winden bey sich versammelt sah, bey dem Anblick eines Fremden so eine kindische Neugier bezeigt? Dieses Herbeydrängen gab mir eine geringe Meynung von ihrem Charakter.

Unter allem Geräusch, welches so viele zugleich redende Personen hervorbrachten, hörte Abdul, mein Dolmetsch, wie sich einige Frauenzimmer sehr schmeichelhaft über mein Gesicht ausdrückten; kannst du aber wohl glauben, daß mein dicker Bauch ihnen zu mißfallen schien? so wenig gesunde Begriffe hat man in diesem Lande über die Schönheit.

Meine Lage fing an mir sehr langweilig vorzukommen, als man mich zu meinem Glück in den Saal führte, wo das Dankett zubereitet war. Kaum hatte ich mich niedergesezt, als die Neugier, deren Gegenstand ich war, sich verdoppelte. Man sprach leise, heftete die Blicke auf mein Glas, auf eine Krystallflasche mit Wein, welche ein hinter mir stehender Diener hielt, und schien mit iedhafter Aufmerksamkeit mein Betragen abzuwarten. Man hatte mir schon gesagt, daß diese Christen einigen kleinlichen Förmlichkeiten viel mehr Wichtigkeit beymessen als den ernsteren Pflichten, welche ihre Religion ihnen gebietet. Was ich jezt sah, bestätigte mich in dieser Meynung. Alle Aufmerksamkeit, die ich um mich her bemerkte, entstand aus der Neugier zu wissen: ob ich, oder ob ich nicht, Wein trinken würde. Ich wollte weder Leuten, denen Kleinigkeiten so wichtig waren, Anstoß geben, noch aussehen, als legte ich diesen Dingen mehr Wichtigkeit bey, wie sie verdienen — ließ also durch Abdul bekannt machen, daß mein Arzt mir, meiner Gesundheit wegen, den Gebrauch des Weins befohlen habe. Zugleich ergriff ich einen Becher schäumenden Weins und leerte ihn auf einen Zug. Allein selbst dann noch unserem heiligen Gesetz getreu, indem ich eines seiner geringern Gebote übertrat, sendete ich dabey Wünsche für den Sieg unsrer Waffen zum Himmel, flehte, daß der Griechen Blut unter unserem Schwerte fließen möge, wie dieser Wein, den die Christen mir reichten, über meine Lippen floß. Alle Anwesenden schienen beym Anblick meines geleerten Glases entzückt; man hätte glauben sollen, es wäre ihnen ein großer Sieg gewonnen gewesen, weil ich ein Glas Wein getrunken hatte. Uebrigens bin ich gewiß, daß unter allen den Christen, die zugleich mit mir tranken, kein einziger war, der dabey der Griechen mit Segenswünschen gedacht hätte. Den folgenden Tag ermangelten die Journale nicht meinen Empfang zu beschreiben, und erzählten triumphirend, daß ich Champagner getrunken. Nun sage mir, lieber Hassan, bekümmert man sich in Tunis je darum, was ein christlicher Gesandter trinkt oder nicht trinkt? Wahrlich dieses ist das Land der Kleinigkeitskrämerei!

Ich kann dir nicht beschreiben, wie viele Einladungen ich erhalte; alle Welt will mich bey sich bewirthen. Der Präfekt — so nennt man hier den ersten Stadtbeamten — hat mit Bitten in mich gedrungen, seinen Pallast mit meiner Gegenwart zu beehren, und ich habe es ihm endlich versprochen. Kaum hatte er meine Einwilligung erhalten, so bestürmten ihn alle Damen, um bey meinem Empfang gegenwärtig seyn zu dürfen. Wirklich, ich weiß diesen Christen Dank für die Mühe, die sie sich um mich geben. Man hat mir gesagt, es seyen mehr wie einmal griechische Abgeordnete in Paris gewesen, die aber bey keiner Person von Bedeutung Zutritt erlangt hätten; mein Turban scheint hingegen hier eine magische Kraft zu haben. Ich habe gehört, daß einige dieser Christen die Sendung, welche ich im Namen des Bey von Tunis hier ausrichte, mit einer Gesandtschaft vergleichen, die Harun al Raschid einst an einen ihrer Könige, den sie Karl den Großen nennen, soll abgeschickt haben. Ich

lasse mir den Vergleich gefallen, er ist für mich und meinen Herrn ziemlich verbindlich und scheint ihrer Eitelkeit sehr zu schmeicheln, und wem das gelingt, der wird für diese Leute ein Gegenstand des Entzückens!

Morrisons Nachricht über die chinesische Literatur.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Der Sage nach bediente man sich in den frühesten Zeiten in China der Knotenstricke, um den Willen der Herrscher in der Ferne zu verkünden, oder sonst den Gedanken festzuhalten. Der nächste Schritt zur Verbesserung des Systems geschah durch Tsang-hâu, welcher mit vier Augen dargestellt wird, und der Angabe nach 2600 Jahre vor Ch. G. gelebt hat. Von der Beobachtung eines gewissen Gestirnes, der Adern in der Schildkrötenschale und des Eindrucks von einem Pferdehuf, verfiel er auf den Gedanken Buchstaben zu bilden. Dünn geschnittene Bambus waren der erste Gegenstand, auf den man schrieb; zunächst bediente man sich hierzu der Seide, und ungefähr im ersten Jahrhundert christl. Zeitrechnung erfand man das Papier. Als Mittel zum Schreiben bediente man sich anfangs eines zugespitzten Stöckchens, welches in flüssige Dinte getaucht ward. Haarpinsel benuzte man bereits 300 Jahre vor Ch. G. Um das Jahr Christi 600 erfand man die harten Dintenstöckchen, und gegen das zehnte Jahrhundert entdeckte man das Mittel, von gestochenen Blöcken Abdrücke zu nehmen.

Die chinesische Literatur besteht aus den Werken oder Sammlungen der alten Philosophen aus der Zeit des Confucius (eigentlich Kung-fu-tse) 500 Jahre vor Ch. G.; nebst den vielen Noten, Commentarien und Umschreibungen des ursprünglichen Textes, nebst den Streitschriften über deren Aechtheit, die Ordnung gewisser Wörter oder Sätze und den Sinn dunkler Stellen. Der Text des Wu-king (fünf heilige Bücher) und des Sse-schu (vier Bücher), welche von vier Schülern des Confucius zusammengetragen worden, wovon sie den Namen haben, enthalten die Lehren und Grundsätze, die ihr Meister billigte und ihnen mitgetheilt hatte. Der Zahl der Bücher nach gleicht das eine Werk dem Pentateuch Mosis und das andere den vier Evangelisten. Aber wie anders ist ihr Inhalt! Mit Ausnahme einiger Stellen in dem ältesten Theile des Wu-king, welche etwas von der Kenntniß zu enthalten scheinen, die Noah seinen Kindern mitgetheilt haben muß, ist das Uebrige nichts als ein ungöttliches Gebäude von persönlicher, häuslicher und staatswirthschaftlicher Sittlichkeit, die keine andere Quelle hat als den Stolz des menschlichen Herzens, oder die Ruhmsucht, oder gegenwärtige Bequemlichkeit.

Das nächste im ernsthafteren Theil der chinesischen Literatur faßt die Geschichte von China und seinen innern und auswärtigen Kriegen, besonders mit den Hunnen und Tartaren, welche vier Bände einnehmen, und gewöhnlich in einem ernsthaften Styl geschrieben und mit Bemerkungen über vorkommende Personen und Begebenheiten vermischt sind, und in welcher dann und wann ein Versuch vorkommt, Wirkungen auf die Ursachen zurückzuführen, die in den von ihnen erdachten Zweywesigen herrschen sollen, und von welchen sie glauben, daß die moralische und physische Welt beherrscht werde. Sie setzen ihre Sündflut ungefähr 2200 Jahre vor Ch. G. *), und führen ihre vorsintigen Sagen, hinsichtlich ihres großen Stifters Fo-he und Nu-wo, welcher Steine schmolz und die Himmel damit ausbesserte, bis auf 3200 vor Ch. Ob aber Nu-wo ein Mann oder ein Weib gewesen, wissen sie nicht; denn sagen sie, obgleich das Zeichen Weib in dem Namen erscheint, so beweist dieß doch nichts, weil es zur Zeit keine Buchstaben gab.

---

*) Herr Klaproth sagt: 3082. A. d. Ueb.

Menschenbestimmung.

Was sind wir? von dem ew'gen Lichte Schatten,
Die durch die Wandererde wandelnd ziehn,
Bis wir dem ew'gen Licht' uns wieder gatten,
Um ewig dort als Strahlen fortzuglühn.

E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. September.

Sehr schön hat sich die Wohlthätigkeit der Pariser nach dem Brande der Stadt Salins gezeigt, die zum Theile ihr Unglück sich selbst zu verdanken hat, da nur ein kleiner Theil ihrer Gebäude bey den Brandversicherungsgesellschaften eingeschrieben war, wie denn überhaupt in den kleinen Städten, und mehr noch auf dem Lande immer viel Gleichgültigkeit und Trägheit herrscht, sich der neuern nützlichen Anstalten zu bedienen; der Schaden muß sie erst klug machen. Dessen ungeachtet haben sich die Pariser ihrer verarmten Landsleute schnell und mildthätig angenommen; nur äußerte sich ihre Humanität etwas sonderbar, wenigstens fiel sie zum Theil ins Komische. So kündigte ein Traiteur an, er werde an einem bestimmten Tage dreyerley Portionen geben, und der Ertrag seiner Eßwaaren sollte den Verunglückten zu Salins zu Gute kommen. Ein Perückenmacher schnitt, auch an einem bestimmten Tage, zum Besten der Verunglückten den Leuten die Haare ab; in den Kaffeehäusern und Billardsälen wurde zu ihrem Besten Ponté gespielt; ein Tuchscherer bereitete in einer bestimmten Woche, auch wieder zu ihren Gunsten, das Tuch zu, und eine mildthätige Kaufmanns-

fran sandte ihnen einen Skawl. Daß die Schauspieler Vorstellungen zum Besten der verarmten Stadt gaben, versteht sich von selbst; denn in Frankreich fängt die Wohlthätigkeit gewöhnlich bey den Schauspielen an, auch pflegen Schauspiele und Konzerte die Hauptmittel zum Eintreiben milder Beyträge zu seyn. Dieß ist eine vortreffliche Erfindung der neuern Zeit, und nichts ist in der That bequemer, als z. B. im Opernhause eine Vorstellung zu Gunsten der Verarmten anzusagen, und am Abende sechs bis acht tausend Franken baaren Geldes zu ihrer Verfügung in der Kasse zu haben. Im Musikkonservatorium oder Hotel des menus plaisirs wurde auch zum Besten der Salinser ein Improvisatorelum von Pradel angekündigt. Im Norden der Apenninen will es mit dem aus dem Stegreif Dichten nicht gehen; die Phantasie erhitzt sich nicht so schnell, und es steht dem Dichter kein solcher Wortschwall zu Gebote, wie in Florenz oder Neapel; auch macht man jenseits der Apenninen keine so strengen Forderungen an den Dichter als diesseits, wo man doch etwas mehr verlangt, als gereimte Gemeinplätze. In Frankreich ist, so viel ich weiß, Pradel der erste, der es gewagt hat öffentlich aufzutreten, und nach einer beliebigen Aufgabe aus dem Stegreife zu dichten, nur freylich keine Tragödien, wie Sgricci oder Pistucci, sondern blos kleine Gedichte, was also im Grunde auf ein langes Impromptü hinausläuft. Den ersten öffentlichen Versuch machte Pradel im vorigen Winter; es wurde ihm damals die „Entdeckung der neuen Welt" als Thema aufgegeben; hierüber machte er fünfzig bis sechzig Verse aus dem Stegreife, wovon aber nur einige recht gut waren. Dießmal waren eine Menge Aufgaben eingekommen, das Publikum sollte wählen; dieß war bald geschehen; die Griechen und die Salinser Abgebrannten bekamen den Vorzug. Ueber jede dieser Aufgabe nun dichtete Pradel ein Vierzig Verse, aber mit so vieler Mühe, daß es kaum noch Improvisation genannt werden konnte. Einige glückliche Gedanken und Ausdrücke liefen mitunter, aber im Ganzen war die Dichtung doch mittelmäßig, und für das Publikum hatte das mühsame Herausbringen der Verse auch wenig Reiz; weßhalb die Jovenale Pradel gerathen haben, dieses Kunststück nicht mehr zu wagen. Wie sehr die Verse zu Gunsten der Griechen, obschon diese Verse eben nicht ausgezeichnet schön waren, von den Zuhörern beklatscht wurden, braucht wohl nicht gesagt zu werden, da es ja bekannt ist, wie in allen Ländern Europa's und bey allen gebildeten Völkern der Welt die öffentliche Gesinnung sich zu ihren Gunsten ausspricht, wenn man sie anders nicht verhindert sich auszusprechen. In Frankreich drückte sich Anfangs die allgemeine Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Griechen nur schwach und fast im Verborgenen aus; allein nach und nach ist die Stimme der empörten Menschheit lauter geworden; das Beyspiel Englands hat auf Frankreich heilsam gewirkt, indem die Franzosen etwas von dem Muthe bekommen haben, der oft nöthig ist, um das Gute zu wirken. Ein philanthropischer Verein von ausgezeichneten Männern aus verschiedenen Parteyen, die aber in Hinsicht der Griechen nur eine Gesinnung hatten, und sich daher auch bald verständigt haben, dient seitdem zum Mittelpunkt und zum Hauptorgan der Hinmangesinnten; von allen Seiten laufen Beyträge ein; und in einem Journale wird vorgeschlagen, in allen Theilen des Reiches Hülfsvereine zu errichten, welche mit dem Pariser Hauptvereine in Verbindung treten, und denselben thätig unterstützen sollten. Obschon in Frankreich fast alle großen Bewegungen nur von der Hauptstadt ausgehen, seitdem die ganze Regierung des Landes dort centralisirt ist, so wäre es doch leicht möglich, daß bey der allgemeinen Theilnahme, welche die Griechen erregen, solche Hülfsvereine in den Provinzstädten wirklich zu Stande kämen. Die vorzüglichsten Schriftsteller, Dichter sowohl als prosaische, haben es für eine Schuldigkeit gehalten, durch Schriften die allgemeine Theilnahme noch lebhafter anzufachen, und die Gesellschaft der christlichen Moral, die zu allererst einen Ausschuß zur Beförderung der Griechensache angesetzt hatte, hat neuerdings beschlossen, von Zeit zu Zeit Flugschriften zu eben diesem Zwecke herauszugeben. Für allen diesen Edelmuth werden freylich keine Adelsbriefe noch Ordenskreuze ertheilt, aber er ist deßhalb nicht minder rühmlich; gewiß wird die Geschichte nicht vergessen zu erwähnen, wie edel sich manche Völker aus freyem Antriebe, und sogar aller in den Weg gelegten Hindernisse ungeachtet, benommen haben, bey dem Wiederaufleben einer schändlich unterdrückten und schmählich vertäumbeten Nation. In Frankreich gehört jetzt nicht einmal mehr Muth dazu, um sich zu Gunsten der Griechen auszusprechen; denn mit Ausnahme einer oder zwey Ultradiätter, die wahrscheinlich mehr aus Liebe zum Widerspruche als aus Ueberzeugung und Gefühl Türken- und Unterdrückungsfreunde sind, wünschte Jedermann sehr eifrig der Griechen Unabhängigkeit, und das Wiederentstehen ihrer Bildung; man müßte schon eine dreiste Stirne haben, um diesem allgemeinen Gefühle öffentlich entgegenarbeiten zu wollen. Dieß läßt sich ja auch schon aus der Vereinigung so vieler Männer, die sonst in ihren Ansichten und Gesinnungen gar nicht übereinstimmen, hinlänglich abnehmen. Nur die französische Geistlichkeit bleibt kalt wie Eis, und rührt keinen Fuß und keine Hand zu Gunsten der Angelegenheit der Menschheit. Keratry wirft ihr diese Gleichgültigkeit in der zweyten Auflage seiner Schrift Über den Zustand des Gottesdienstes mit vieler Wärme vor; es dünkt ihn befremdend, daß kein Bischof, kein Kapitel, keine geistliche Korporation Frankreichs und andrer katholischen Länder einem für die Kreuzesreligion sterbenden Volke irgend ein Zeichen der Theilnahme gibt, und Gebete zu dem Throne des Allerhöchsten gelangen läßt; am jämmerlichsten aber dünkt es ihm, daß eine Pariser Zeitung, woran Geistliche arbeiten, die Griechen beschimpft, anstatt sie zu bemitleiden. Keratry wendet sich darin, mit mehr Erfolg, wie ich hoffe, zu den jungen Franzosen, gegen ihnen das Rühmvolle, das darin liegt, einer verlassenen Nation beyzustehen, und schließt mit folgender beredter Wendung: „Ein Mann (Lafayette) durchzieht in diesem Augenblick das Festland des nördlichen Amerika's; die gesammte Bevölkerung drängt sich zu ihm; von den Quellen der Flüsse, und aus dem Innern der Wälder eilt sie herbey, um ihn zu sehen, die Mädchen an den Ufern des Ohio bekränzen ihn mit Blumen, die Jünglinge wollen ihn anschauen und seine Kleider berühren, die Greise wollen ihm die Hand drücken, ehe sie ihn verlassen. Diese Gunstbezeigungen werden von Geschlecht zu Geschlecht erzählt werden; sie werden Familienurkunden werden. Bey seinem Annähern öffnen sich die Reihen der Magistratspersonen, um ihn in ihre Mitte aufzunehmen; seine Gegenwart verbreitet Fröhlichkeit in den Städten; er bringt Ruhm über die Gräber der Tapfern; man sollte glauben, sie hätten ihn erwartet, um ihre Unsterblichkeit zu beginnen; und er selbst wird gesegnet, wird mit Ehren überhäuft. Was hat er denn gethan? ist er ein Fürst oder ein Potentat? Nein, mit den Mitteln eines bloßen Privatmannes hat er einer unterdrückten Nation beygestanden! . . . Junge Franzosen! dieses Bild mußte ich euch vor Augen stellen; es ist eurer würdig!"

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

den dringet und ſich die Liebe mit Leichtigkeit endet. Denn die Tanne vor erſt hübſcher iſt, denn ander Laub; ſo ſie dann mittelmäßig erwächset, ſo fällt ſie und reißet und iſt am Ende viel leichter, denn ander Holz.

Weiden.

Wer Weiden von ſich ſelbſt trägt, bedeutet, er ſey alleinig und elend. Wem es aber befohlen wird, das iſt ein Troſt und williglicheſ Wachſen der Liebe. Denn Weiden iſt ein Troſt dem Laube vor dem Waſſer, daß es deſto minder den Grund mit ſich nehme; darum ſetzt man ſie zunächſt an das Geſtade. Dazu kommen ſie lieber (beſſer), denn ander Holz.

Maulbeerlaub.

Wer Maulbeerelaub trägt, bedeutet, daß ſeinem Herzen etwas gefällt, und weiß doch wohl, daß es ihm nicht werden mag, ohne großen Kummer, den es darum haben muß. Denn wer Maulbeeren eſſen will, der weiß wohl, daß er darab (davon) beſteckt muß werden.

Buchenlaub.

Wer Buchenlaub trägt, meint, daß er einen unachtbaren Vulen habe und den nur behält, um nicht müſſig zu gehen *), bis er es beſſeren möge. Denn kein Gutes kommt von der Buche, als daß man die Schwein damit mäſtet, welche man ohne Erlaubniß dahin treiben kann.

Lindenlaub.

Wer Lindenlaub trägt, der gibt zu erkennen, er wolle ſich mit der Menge freuen und mit Niemand beſonders; denn die Linde gewöhnlich auf der Gemeinde ſteht, da ſich die Menge bey freut, und gibt dann inſonderheit niemand kein Feucht.

Weingartlaub.

Wer ſein Lieb ſauer erlangt hat und doch ſein Troſt dennoch in Zweifel ſteht, der trage Weingartenlaub; denn die Rebe gar ſauer gebaut wird.

Haſelſtaudenlaub **).

Wer nicht Freude von ſeinem Lieb haben mag, er ſeh' es dann täglich, der ſoll Haſelſtaudenlaub tragen; denn man ſucht die Haſel ſelten, ſo ſie nicht Frucht trägt.

Eiben.

Wer ein Lieb hat und dem gerne lebt nach allen ſeinen Willen, und doch wohl davon laſſen mag, wem es bedünkt, daß es nicht zu Gerechtigkeit gehalten werde von ſeinem Lieb, der ſoll Eiben tragen; denn Eiben die Art hat, daß es ſich gern läßt biegen, wer es aber nicht recht angreife, ſo ſchnellt es ferner, denn ander Holz.

*) Für müſſig gân im Original.

**) Heſlin.

Stechenblätter.

Wer ein ſtät Lieb hat im Herzen, das ihm niemand benehmen mag, und ihm will Irrigkeit darein fallen, der ſoll Stechenblätter tragen, da wachſen rothe Beeren an; wiewohl das Laub über Jahr grün iſt, ſo mag doch niemand ſeine Frucht abbrechen, er müſſe Irrung haben von den ſcharfen Blättern.

Wechalter (Wachholder).

Wer ſich ſelbſt ein Lieb vorſetzt und es ihm nur ſchlecht darin geht und ſich gern entſchließen will, zu erwaeten, ob ihm noch überlang etwas Troſtes davon geſcheben möge, der ſoll Wechalter tragen, der hat die Art: das erſt' Jahr blühet er, das andere trägt er unzeitige Früchte, das dritte Jahr zeitigt die Frucht erſt, und muß man ſie dann mit Stäben abſchlagen.

Schlehenborn.

Wer ein Lieb hat, das er fürchtet, der ſoll Schlehenborn tragen; dann mit dem verzäunt man geen die lieben Gärten. Wem aber ſein Lieb mißtrauet und ihm ſauer wird, bis er es bey gutem Glauben behält, der ſoll Schlehenboen tragen; denn das Wetter iſt ſauer, ſo ſie blühet, auch ſo ſie zeitig weeden.

Hagedorn.

Wer etwas Liebs hat, das ihm nach aller ſeiner Luſt gefällt, und er ihr das vor Fuecht nicht erzählen darf, der ſoll Hagendorn tragen. Der hat die Aet, daß kein luſtigerer Baum nicht iſt, der auch ſo luſtlich ſchmeckt (riecht) in der Blüt', und darf man ihn doch nicht wohl anrühren vor Furcht der Dornen, die an dem hübſchen Stamme wachſen.

Epplch.

Epplch bedeutet, daß der Menſch feſtiglich und mit wäheender Gerechtigkeit allezeit gehorſam wäee, und kann doch keinen Dank oder Gefallen daran verdienen; denn es hat die Art, daß es allezeit grün iſt und gae geen wurzelt zu ſeinem Stamm, wie wenig es geheget wird und wie viel Ungewitter es leidet.

Porretſchblüte.

Wem ſein Heez ſeey von allem Argen iſt und ſein Wille zu ganzer Gerechtigkeit ſteht, der ſoll Porretſch-Blüte tragen; denn das Kraut iſt rauh und nicht gut abzubrechen. Darum ſteht die Blüte deſto freyer und erfreut auch die kranken Herzen.

Windenblätter.

Wer Windenblätter trägt, bedeutet, daß der begehrt eins einigen Troſtes, damit er in die Höhe kommen möge; denn die Winde kann nicht von der Erde erwachſen, ſie habe denn einen Stamm zu Hülfe, deſſen ſie begehrt. Wem es aber geboten wird zu tragen von ſeinem

Lieb, bedeutet, daß er von seinem Lieb versucht sey in Lieb und Leid und sie doch gefunden in ganzer Gerechtigkeit und das dringt viel mehr Freuden, denn ob es ihn nicht versuchet hätte. Denn die Winde wächst durch rauhe Dornen und sieht man in der Höhe ihre Blätter gerechter (gerader) an dem Stamme, denn andere Blätter.

Wegweis.

Wer Wegweisblumen trägt von sich selber, bedeutet, daß er nicht auf den Weg kommen kann, der seinem Liebsten gefällig ist, und doch begehrt, daß er den geweiset werde. Wem es aber geboten wird von seinem Liebsten, bedeutet, sie wolle sich sein unterwinden mit ganzen Treuen und mit aller Gerechtigkeit zu weisen, und das Beste zu lernen; denn die Blume sich allezeit zu dem Besten kehret gegen die Sonne, ob sie wohl etwann mehe darum leidet, doch tröstet sie sich, daß sie nichts denn Gerechtigkeit meinet.

Rupfblumen.

Wer Rupfblumen trägt, meint, er sey in Zweifel, ob ihn sein Lieb gerecht meine. Wer sie aber trägt ausgerupft, ohne die zwey Blätter und die gleich stehen, bedeutet, daß er ganzer Gerechtigkeit gewährt ist von seinem Liebsten. Welchem aber ein Blättlein allein ist dieben stehen, der meint, ihm sey ungleich geschehen.

Bg.

Geistliche Verschwendung.

„Im Jahr 1470, erzählt Fuller in seiner Kirchengeschichte, gab George, Bruder des großen Grafen Warwick, bey seiner Einsetzung in das Ezbisthum York, dem ganzen Adel, den meisten hohen Geistlichen und vielen Vornehmen ein großes Fest. Folgendes war dabey der Küchenzettel: 300 Malter Waizen, 330 Tonnen Bier, 104 Tonnen Wein, eine Pipe gewürzten Wein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Farren, 1004 Widder, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaune, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kranniche, 200 andere Vögel, 2000 junge Hühner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommel, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Kibitze, 100 Wasserhühner, 100 Wachteln, 1000 Reiger, 200 Waldtrauben, über 400 Stück Rothwild, 1506 warme Rehpasteten, 4000 kalte, 1000 Schüsseln mit geteigtem Gallert, 4000 Schüsseln gewöhnlichen Gallert, 4000 kalte und 2000 warme Eyersahne, 300 Hechte, 300 Versey, 8 Seehunde, 4 Delphine und 400 Torten. Bey diesem Feste war der Graf von Warwick Marschall, der Graf Bedford Schatzmeister, der Lord Hastings Gegenschreiber, nebst mehreren anderen adeligen Beamten; ferner 1000 Bediente, 62 Köche und 515 Küchenmägde.“ — Sieben Jahre später nahm der König all die Güter dieses Bischofs in Beschlag und schickte ihn in Armuth als Verbannten nach Calais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

(Fortsetzung.)

— Die Prozessionen, besonders aus den Provinzen, haben von Neuem begonnen; es vergeht fast kein Tag, wo nicht wenigstens eine stattfindet. Es gibt zwey Arten derselben: eine, wo mehrere Individuen sich freywillig, oft sogar zufällig, zu einander gesellen und in Gesellschaft und unter Hersagung der vorgeschriebenen Gebete die vier Hauptkirchen (Basiliche) besuchen; eine zweyte, welche stets von einer sogenannten Compagnia (geistlicher Brüderschaft) gebildet wird. Diese Brüderschaften, unter verschiedenen Namen durch den ganzen Kirchenstaat verbreitet, haben sämmtlich wohlthätige Zwecke, Begräbniß der Todten, Almosensammeln, Sorge für den Unterricht armer Kinder u. s. w. Sie müssen, in Vereinigung mit einander, in gleichförmigen Gewande erscheinen, meistens ein mehr oder weniger grober Sak, dessen oberster Theil den Kopf verhüllt, und zwey leere Oeffnungen hat, durch welche die Augen sehen; von dem Sacke heißen diejenigen Brüderschaften, welche einen solchen tragen, Sacconi. Einige derselben gehen sogar barfuß, andere blos beschuhet. Diesem Gebrauche mögen mehrere Ursachen zum Grunde liegen, Demuth, Anspielung auf Gleichheit vor Gott, Sparsamkeit, Unkenntlichkeit des Individuums, um bey'm Almosensammeln sogar in das Haus seines Feindes zu gehen, u. a. m. Diese Brüderschaften, sämmtlich wohlhabende Bürger, werden für keine ihrer religiösen Dienstleistungen bezahlt, ja, sie behalten nicht einmal den Rest der von ihnen bey Begräbnissen getragenen Wachsfackeln. Die in den Provinzen betrachten sich meistens als Filialbrüderschaften von denjenigen zu Rom, welche denselben Schutzpatron haben, oder desselben Ursprungs sind. Es gibt auch adeliche Brüderschaften; zu diesen erhält natürlich kein Bürgerlicher Zutritt. Eine solche kam in den lezten Tagen von Orvieto (auf der toskanischen Gränze) und wurde außerhalb des Volksthors von der römischen Mutterbrüderschaft empfangen. Sie konnte mit Fug und Recht elegant genannt werden, denn alles war neu an derselben, Pilgerstab, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe, Schnallen u. s. w.; die Kittel sämmtlich neu von der Elle, aus der feinsten Sackleinwand. Das Interessanteste war aber ein ungeheurer Proviantwagen, ein wirklicher Apurgon, im neuesten Pariser Geschmack verfertigt, in welchem sich die Brüder ihre Bagage nachführen ließen. Dem Pasquino ist der Mund gestopft, nicht aber den Römern. Somit gab dieser Munitionswagen zu tausenderley Scherzen Veranlassung; einer meynte, die Brüder wären seine Schälke: sie hätten den Wagen mit Orvietoflaschen *) gefüllt, um durch Einschmuggelung derselben die Kosten zu verdienen, welche die Prozession verursacht habe. Dieser Spaß ist aber ohne Grund, denn selbst

*) Der Orvietowein, ein leichtes Getränk, dem feuerfesten weißen Champagner ähnlich, wird in Rom sehr häufig, und meistens als Dessertwein getrunken. Er verträgt keinen andern Transport, als den in gläsernen Flaschen. Eine solche, etwa eine große Maß enthaltend, kostet an Ort und Stelle, die Flasche mit inbegriffen, fünf, auch sechs Baiocchi (etwas mehr als zwey Groschen sächsisch), in Rom das Doppelte.

Prozessionen, aus den ärmsten Landleuten bestehend, lassen ihren Mundvorrath auf einem Leiterwagen, mit einem Esel bespannt, hinter sich herziehen. Was dem Geringen gestattet ist, sollte der Vornehme nicht auch thun dürfen? Freylich fahren die Adlichen dabey am besten: während ihr Wagen von vier prächtigen Hengsten von selbst gezogen wird, und sie sich also ungestört der Devotion überlassen können, müssen die armen Bauern die ihrige unaufhörlich durch die Schläge, welche der Esel bekommen muß, unterbrechen. Doch thun sie es ohne Murren und so, daß die Andacht äußerlich keineswegs dadurch gestört wird. Es gibt auch Schwesterschaften. Ihre Prozessionen zeichnen sich (diese Bemerkung haben Fremde und Einheimische gemacht) durch Würde, Anstand, besonders aber durch eine exemplarisch-andächtige Haltung, vor den männlichen Prozessionen aus. Es ist ein ungemein angenehmer, ja rührender Anblick, mehrere Hunderte von jungen und schönen Frauen, mit Madonnengesichtern in natürlicher, keineswegs gemachter Andacht, einherschreiten zu sehen, und in ihren Zügen die Zerknirschung über ihrer Sünden Menge zu lesen. Die Kreuzträgerin ist gewöhnlich eine Frau von Stande. Die Prozession der Einwohner von della Genga, dem Geburtsorte des Papstes, welche in diesen Tagen Rom besucht hat, würde unstreitig die feyerlichste von allen geworden seyn, wäre der heilige Vater nicht durch Krankheit abgehalten worden, derselben, wie es seine Absicht war, in Person beyzuwohnen. Mit Eintritt der minder heißen Jahreszeit, besonders nach Beendigung der Weinlese, werden die Prozessionen einen erneuerten Schwung nehmen, besonders aus den nächsten Umgebungen, deren Einwohner bisher durch Beschäftigungen auf dem Lande und in den Weinbergen an der Pilgerschaft verhindert worden sind.

— Wer kann vor Unglück, wenn das Haus brennt? Niemand. Aber Feuer soll man rufen, damit die Nachbarn herbeyeilen und die Brunst löschen, ehe sie weiter um sich greift. Ich rufe Feuer, denn es brennt lichterloh! Wollt ihr wissen, wo? lest den so eben erschienenen Catalogo de' Papiri Egizioni della Biblioteca Vaticana. Hier kann's mit Händen gegriffen werden, daß die beyden grundgelehrten Philologen, Monsignor Angelo Mai und der Abbate Michele Lanci, vom grimmigsten Hasse gegen einander entbrannt sind. Warum aber? Hr. Lanci hat die unbedeutige (irriverente) Dreistigkeit gehabt, zu behaupten, Monsignor Mai sey seichter Vielwisser, der unnütze Dinge (die Palimpsesten nämlich) treibe und sich darauf ein Ungeheures einbilde; Monsignor Mai, statt aller Antwort, recriminirt. Da das aber idem per idem ist und diese logische Formel nichts entscheidet; so weiß das Publikum nicht, wer Recht hat, und adhuc sub judice lis est. Monsignor Mai ergreift die Gelegenheit, wo er den, vom französischen Celebrum Champollion, entworfenen Katalog der auf der Vatikanischen Bibliothek befindlichen Papyrusrollen dem Publikum mittheilt, bey den Haaren, um gegen Hrn. Lanci in die Schranken zu treten, und dessen Abhandlungen: über das Basrelief von Carpentras mit der phönizischen Inschrift, über die beyden Palmirischen Inschriften auf dem Kapitolium, und über ein ägyptisches Basrelief, von ihm, auf den Rath einiger Gelehrten, kitana-egyptisch genannt, zu annihiliren. Da der erwähnte Katalog nur einen kleinen Raum in der Mai'schen Schrift einnimmt; so sieht man auf den ersten Blick, worauf es dem Verfasser bey Herausgabe derselben angekommen ist. Unstreitig interessirt der Katalog, besonders die ausführlichere Beschreibung einer der darin angezeigten Papyrusrollen, das große Publikum mehr, als die Lancischen Abhandlungen mit sammt der Mai'schen Kritik. Deßwegen will ich von jenem näher reden. Wie Jedermann weiß, behauptet Hr. Champollion, den Schlüssel zu der Schrift der alten Aegypter, welche er in die hieroglyphische (die Zeichenschrift der Priester), die hieratische (gewöhnliche Schrift derselben) und die demotische (Volksschrift) theilt, gefunden zu haben. Bekanntlich gibt es der Fälle, worin sich ein Ding befinden kann, zwey: es ist, oder es ist nicht. Folglich hat die Behauptung des Hrn. Champollion die gleiche Präsumption der Wahrheit und des Irrthums für sich; ein Glück für ihn, denn bey einer Niete steht leichter zu gewinnen, als bey Hunderten. Ich weiß nicht, welchen Effekt die Champollion'sche Entdeckung im übrigen Europa hervorgebracht hat; hier in Rom gafft seit der Zeit alles die Obelisken an; Leute, welche das Abc nicht wissen, suchen in den Hieroglyphen zu lesen; selbst die Straßenbuben (hier sehr ausdrucksvoll birbaccioni genannt) haben Geschmack daran gefunden. Neulich standen ein Paar auf dem Monteciteriosplatze. Der eine sagte zu dem andern: Vedi un pò questo cucolo colla mitra. Cha vual dica? Der andere, den Kopf in die Schultern ziehend, antwortete: So molto. E questa civetta, a quast' anetra u. s. w. Daß sich das römische Gesindel mit den Hieroglyphen beschäftigt, ist löblich: sie können im doppelten Sinne nichts Besseres thun. Aber das europäische Menschengeschlecht, bey dem leider schon mehr, als nöthig, ein Keil den andern treibt, was soll dem die ägyptisch-phönizische Keilschrift? Dasjenige Volk der alten Welt, welchem wir den höchsten Grad von Geistescultur zugestehen, welches uns zum Typus alles moralischen Seyns dient, die Griechen, haben sie sich je mit etwas Aehnlichem, wie die Hieroglyphen, den Kopf zerbrochen, haben sie überall nur eine einzige fremde Sprache gelernt? In der nämlichen philosophischen Unwissenheit hat bisher eine neue europäische Nation gelebt, welche, (man sträube sich, wie man wolle, es zu gestehen) die Griechen der neuern Zeit geworden sind, die Franzosen. Wo in der Weltcultur möchten zwey ähnlichere Weltepochen zu finden seyn, als das Jahrhundert des Perikles und das Jahrhundert Ludwigs XIV.? Und kein Mensch hatte eine fremde Sprache gelernt! Bewahre der Himmel, daß ich mich gegen irgend ein Sprachstudium auflehnen sollte; nur muß es eine wirkliche Sprache seyn, welche entweder existirt hat, oder noch existirt, und deren Erlernung möglich ist, keine Eulen und Krähen (im eigentlichen und uneigentlichen Verstande), welche jeder plappern läßt, wie ihm selbst der Schnabel gewachsen ist; wie wir denn jetzt schon sehen, daß kaum Hr. Champollion von seiner Entdeckung der Keilschrift ganz Europa hat erdröhnen lassen, als schon der Professor Seyffert auftritt, und eine andere, von jener ganz verschiedene, Erklärung gefunden zu haben versichert. Diesem werden mehrere andere folgen, denn das Signal ist einmal gegeben, und die Herren werden Hals über Kopf auf den Kampfplatz eilen, wie die Dragonerpferde, welche Niemand im Stalle zu halten vermag, wenn die Trompete erschallt. Doch zurück zu der Beschreibung, welche Hr. Champollion von der erwähnten Papyrusrolle liefert. Gleich im Eingange entschlüpft ihm das Geständniß, er habe Anfangs geglaubt, die Leinwand oder Papyrusrollen, welche man in den Händen der ägyptischen Mumien finde, enthielten die Lebensbeschreibungen der Verstorbenen; allein nähere Forschungen, und besonders Vergleiche, hätten ihn gelehrt, daß es nichts als Todtengebete seyen. Wie? Hr. Champollion, schon im Stande, die hieratische Schrift zu lesen, vermochte nicht zu bestimmen, ob das, was er las, faktische Umstände, oder bloße moralisch-religiöse Denksprüche enthielt? Sonderbar! Uebrigens soll sich von Familienumständen nichts in diesen Stellen befinden, als der Name des Verstorbenen und der seiner Mutter, höchst selten der des Vaters. Ein satyrischer Zug, dünkt mich, welcher beweist, daß die ägyptischen Frauen den europäischen mit gutem Beyspiele vorangegangen sind. Mitunter stehen auch die Titel und Aemter dabey. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Oktober 1825.

So weit das All der Dinge reicht,
Ist nur Einer Ueberleer, der Tod.

Die große Pest im vierzehnten Jahrhundert.

Vom Freyherrn von Zach.

Die furchtbare Seuche, welche gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zum Vorschein kam, war nicht über Europa nur, sondern, man kann sagen, über die ganze damals bekannte Erde verbreitet. Merkwürdig aber ist, daß weder Geschichtschreiber noch Aerzte jener Zeit mit der Umständlichkeit und Sachkunde, wie die schreckliche Erscheinung es verdient hätte, davon Berichte hinterlassen haben. Sollte der Grund hievon etwa darin liegen, daß Geschichtschreiber und Annalisten, Aerzte und Wundärzte selbst auch in Menge von der Seuche weggerafft worden sind.

Einer meiner Freunde, welcher lange in Rußland gelebt hat und mit der Landessprache um so vertrauter ist, als er selbst durch Herkunft den Slaven angehört, meldete mir vor nicht langer Zeit, er habe während seines Aufenthalts im Innern des Reiches eine alte Chronik zu durchgehen Anlaß gehabt, in der sich eine Geschichte der furchtbaren Pest, mit so scheußlichen Angaben und unglaublichen Erzählungen ausgestattet, vorfand, daß er oftmals versucht war, das Ganze für eine Fabel oder für die Träume einer finstern und ausschweifenden Phantasie zu halten. In dieser Vermuthung bestätigte ihn annoch der Umstand, daß das furchtbare Ereigniß im Gedächtniß der Menschen völlig erloschen und keine Spur von Ueberlieferungen, die darauf Bezug hätten, weiter übrig war. Den einsichtigsten Personen, den berühmtesten Aerzten war selbst das Daseyn der Jammergeschichte unbekannt geblieben, und sie hatten nie davon reden gehört.

Was allerdings bey mehreren Geschichtschreibern, in Chroniken, Jahrbüchern und andern Urkunden mehr davon gemeldet wird, ist im Grund doch nur Weniges. Der gelehrte Sprengel in Halle hat in seinen Beyträgen zur Geschichte der Medizin mit vorzüglicher Einsicht und umständlich den Gegenstand neuerlich erörtert, und auch der Britte Barnes hat in seiner History of Edward III. einiges dahin Gehörendes mitgetheilt. Den Versicherungen unsers Korrespondenten zufolge aber finden sich in den alten russischen Chroniken bisher noch völlig unbenuzte und solche Materialien, welche einer befriedigenden Beschreibung der merkwürdigen Katastrophe zum Grunde gelegt werden müssen, weil dieselbe dort wirklich auch ihren Ursprung nahm. Bis nun dieß durch Männer geschieht, die, mit erforderlichen Talenten und Kenntnissen ausgerüstet, Gelehrsamkeit und Kritik vereindaren und im Geiste der Gruner, Schwediauer, Sprengel, Hensler, Fodéré u. s. w. eine genügende Arbeit liefern mögen, folgen inzwischen hier einige flüchtige, den Angaben des vorbenannten Korrespondenten zum Theil enthobene Umrisse.

Die Bewohner der weitläufigen, vormals Moskovien genannten Landschaft, hatten im zwölften Jahrhundert ihren innern Unruhen und Zwisten zu entsagen und die ersten Stufen der Gesittung zu betreten angefangen, als im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts eine politische Erscheinung am

Digitized by Google

östlichen Horizont sich zeigte, die nicht den Orient nur, sondern mit ihm auch den ganzen Occident in neue Verwirrung und nochmalige Barbarey zu stürzen drohte. An den Ufern des Selinga trat ein Eroberer auf, Namens Temudschin, bey uns besser bekannt unter dem Namen Gengis-Khan oder Jenghiz-Khan, was allmächtiger Herrscher bedeutet, welcher an der Spitze von ungeheuern Mongolen-Heerschaaren, denen sich später tartarische Horden aus Mittelasien beygesellten, vom Hiongnou herabstieg, und wie ein Waldstrom mit seinen Schaaren sich über China, Corea, Tibet, Hindostan und Persien ausbreitete. Was auf dem Wege lag, ward niedergeworfen, verheert und zerstört. Auch Moskovien wurde von diesen unwiderstehlichen Heereshaufen überfallen. Mit einer mächtigen Armee war zwar bey ihrer Ankunft der Czar ihnen entgegen gezogen; aber von der Niederlage, welche er in der Schlacht von Kalka erlitt, mochte eine schnelle Flucht ihn einzig nur retten. Duschi, der Sohn von Temudschi, vollendete nach des Vaters Tod die Eroberung und unterjochte ganz Rußland, nachdem er in einer zweyten Schlacht den Czar Alexander Newski überwunden hatte. Länger als ein Jahrhundert mußten die moscovitischen Czare ihrem stolzen und mächtigen Besieger den aufgelegten Tribut zahlen, und eine so lange Dauer des schmählichen Joches, das ein noch rohes und barbarisches, den Wissenschaften und Künsten entfremdetes Volk drückte, mußte nothwendig jene ersten noch schwachen Keime der Gesittung auch wieder völlig in ihm zerstören.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schien in Folge innerer Fehden und aufrühreischer Bewegungen das Joch allmählig minder schwer zu lasten und der Kettendruck einigermaßen sich zu mildern, als um das Jahr 1350 eine neue Plage anderer Art eintrat, welche diese unglücklichen Völker gar viel härter noch treffen sollte. In diesem Jahr selbst geschieht zwar in den Jahrbüchern des Landes nur noch wenig Meldung von der Seuche, aber in dem darauf folgenden Jahr theilt der Chronographe der Stadt Pleskow umständlichere Nachrichten mit.

In diesem Jahr (1351) meldet er, hat eine große Sterblichkeit sich im ganzen Lande verbreitet, die eine Menge Menschen hinraffte. Sobald Bintspeyen eintrat, starben die Kranken am folgenden Tag. Die Seuche nahm mehr und mehr überhand. Im Jahr 1353 starben so viele Leute, daß die Popen mit den Beerdigungen nicht fertig werden mochten. In der Stadt Pleskow einzig nur stieg die Zahl der die Nacht über vor die Kirchenthüren gebrachten Leichen auf dreyßig an; des Morgens wurden dieselben in eine gemeinsame Grube geworfen. Im Jahr 1354 sandten die wenigen überlebenden Einwohner dieser unglücklichen Stadt Abgeordnete an den Bischof Wassili in Novgorod, ihn um seinen Segen zu bitten. Der würdige Prälat kam selbst nach Pleskow, ertheilte dem Volk den Segen am Altar, ward aber gleichen Tags von der Krankheit befallen und unterlag ihr in kurzer Frist.

In den nächstfolgenden Jahren gedenkt die Chronik der Seuche nicht; im Jahr 1360 ward die unglückliche Stadt davon zum zweyten Male heimgesucht; ein harter Winter that dem Uebel dießmal einigermaßen Einhalt. Aber im Jahr 1364 ward die bereits schon verödete Stadt zum dritten Mal davon befallen, sie breitete sich weit im Lande aus, und entvölkerte die Städte Novgorod, Kasan, Twer, Moskau u. s. w. Im Jahr 1364 zählte die zuvor sehr bevölkerte Stadt Smolensk nur noch fünfzehn Einwohner. Die Städte Gluchow und Baiesow waren völlig ausgestorben. Im Jahr 1365 schien die Krankheit einen veränderten Charakter anzunehmen, indem die von der Seuche Ergriffenen über den ganzen Körper mit Eiterbeulen bedeckt wurden, was früher nicht der Fall gewesen war.

Durch die große und schnelle Entvölkerung hatten der Feldbau und alle Landeskultur große Einbuße und völlige Stockung erlitten, Hungersnoth gesellte sich dem früheren Jammer bey und erzeugte hinwieder auch neue Krankheiten. Unbegrabne oder nur halbbegrabne Leichen und das Aas gefallner Thiere lagen allenthalben zerstreut umher und verpesteten die Luft durch giftige Miasmen. Die Gegenden von Costroma, Wladimir und Novgorod waren um's Jahr 1380 zu weitläufigen Einnöden geworden, ganze Städte und Dörfer waren ausgestorben, das Korn faulte in den Aehren, und nirgends wurden Heu-, Korn- oder andere Ernten eingesammelt.

Eine Menge wilder Thiere durchstreiften die Städte und Landschaften, welche über dreyßig Jahre von der Pest verheert und zur Hälfte, zu drey Viertheilen oder auch vollends ganz waren entvölkert worden; keine Abtheilung des ausgedehnten Reiches war verschont geblieben.

Aber auch keineswegs auf Rußland allein nur blieb die schreckliche Seuche beschränkt; sie scheint vielmehr über ganz Europa und vielleicht über alle Theile der bekannten Erde verbreitet gewesen zu seyn. Seit der Sündflut, hieß es, sey ein ähnlicher Jammer nicht wieder eingetreten. Die Aerzte mochten eben so wenig dem Uebel Einhalt thun, als sie dessen Natur und Ursachen zu erkennen im Stande waren.

Barnes meldet in seiner Geschichte Edwards III., es sey diese Pest auch in die Türkey eingedrungen, und sie habe binnen kurzer Zeit in den Ländern ihres Gebietes über drey-und-zwanzig Millionen Seelen hingerafft. In Deutschland starben binnen zwey Jahren eine Million und zweymal hunderttausend Personen. In der Stadt Basel allein nur betrug die Zahl der Todten in einem einzigen Jahr über zwölftausend, und man berechnete, es sey der dritte Theil der Bevölkerung der Schweiz von ihr hingerafft worden. Die Stadt Straßburg zählte in einem einzigen Jahr 26,000 Leichen. In Wien starben während sechs Monaten jeden Tag

Digitized by Google

900 bis 1000; in Lübeck von einer Vesper zur andern 1700, in Erfurt bey 2000; Münster und Osnabrück vermochten ihre Todten nicht mehr zu begraben, und die Leichen blieben auf den Straßen liegen.

In England brach die schrecklichr Plage im Jahr 1348 anfänglich in den Seehäfen aus, am 1sten November dieses Jahres aber wurden die ersten Spuren davon bereits auch in London wahrgenommen. In einem einzigen Jahr wurden über 50,000 Leichen nur allein auf dem Kirchhofe der Cisterzienserménche begraben. Auch alle übrigen Kirchhöfe fanden sich angefüllt und man wußte nicht mehr, wo mit den Leichen hin. Der reiche Lord Walcher Manny kaufte hierauf ein großes Ackerfeld, das er durch den Bischof von London für seine Bestimmung einsegnen und weihen ließ. Auf diesem neuen Todtenacker wurden zwischen Lichtmeß und Ostern 1349 täglich über 200 Leichen begraben. Was jedoch noch merkwürdiger und den Charakter eines Eroberers bezeichnend gefunden werden möchte, ist der Umstand, daß weder Pest noch Hungersnoth Eduard III. abhalten konnten, nach seinen bey Calais, in Poitou und Saintonge erfochtenen Siegen, nachdem er die Franzosen überall geschlagen und ihre Schiffe zerstreut hatte, seinen Einzug in England mit allem Pomp und Pracht des Siegers zu begehen. Ueber der reichen Beute der Soldaten sollten die Engländer ihr Elend vergessen; aber den Inndadern der Beute ward weder eigner Genuß derselben, noch ihre Uebertragung an Leibeserben zu gut. Alles, was Entsetzen und Abscheu einflößen kann, findet sich in dem Gemälde des Jammers vereinbart, welches brittische Geschichtschreiber aus jener Zeit aufbewahrt haben.

Von England ging die furchtbare Seuche im Jahr 1350 nach Schweden über, wo, dem Zeugnisse der Geschichtschreiber zufolge, innerhalb eines Jahres 466 Priester davon hingerafft worden sind. Frankreich blieb nicht verschont, und die einander bekriegenden Staaten (Frankreich und England) wurden durch Erschöpfung an Menschen endlich zum Waffenstillstande genöthigt. Ein berühmter gleichzeitiger Arzt, Guy de Chauliac, versichert, es sey der vierte Theil der Bevölkerung Frankreichs davon hinweggrafft worden und Mezeray bezeugt, im zweyten Bande seines chronologischen Abrisses der Geschichte Frankreichs, es habe diese Pest alle Provinzen heimgesucht und überall sey ein achter oder neunter Theil der Bevölkerung ihr unterlegen; keine Stadt, kein Ort, kein Haus sey davon verschont geblieben.

Von dem Verheerungszug der Seuche in Italien sind die Zeugnisse um so zahlreicher und genauer, als Kultur und Wissenschaften damals in diesem Lande ungleich mehr Fortschritte als im ganzen übrigen Europa gemacht hatten.

Boccazio hat im Decamerone eine Beschreibung dieses entsetzlichen Jammers geliefert, die hinsichtlich auf Stärke, Kraft und Beredsamkeit mit dem Meisterwerke verglichen ward, das Thucydides über die während des peloponnesischen Krieges in Athen ausgebrochene verheerende Pest hinterlassen hat. In Florenz hatte die Seuche, nach dem Zeugnisse von Boccaz, innerhalb fünf Monaten über 100,000 Einwohner weggerafft; in Siena 80,000, wie Agnolo di Tura, der selbst fünf Söhne daran verlor, in seiner Cronica Sanese meldet. In Sicilien fielen über 530,000 Menschen als Opfer dieser Pest, der Angabe von Bartolommeo della Pugliola zufolge, welcher auch erzählt, daß reich beladene Schiffe, deren ganze Mannschaft verstorben war, von Wind und Wellen umhergetrieben, auf dem Meere angetroffen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Lilie.

O, wie mich im schönsten Garten
Dir viel schöne Lilie freut!
Sechs hat sie der offnen Blumen,
Alle duftend süß und weit.

Silberrein ist ihre Krone,
Und die Tiefe honigsvoll.
Ach, daß Einr noch der Knospen
Nimmer sich entfalten soll!

Offner Kelch ist Huld der Seele,
Offner Kelch ein reines Herz,
Offner Kelch gepriesne Sitte,
Offner Kelch der Lippe Scherz.

Offen ist ein häuslich Walten,
Und geöffnet frommer Sinn. —
Doch du lezter Kelch, verschlossen!
Hätt' ich deiner erst Gewinn!

Gehst du nie denn auf zu Wonne?
Sieht kein Auge deinen Grund?
Lieb' um Liebe heißt dein Name,
Und nur du bist mir gesund!

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

(Fortsetzung.)

Die Papyrusrolle, von welcher hier die Rede, ist auf eine einzige, in zwey fast gleiche Hälften getheilte Seite geschrieben. Die erste (von der rechten nach der linken Hand) enthält in drey Kolumnen, über deren jeder sich mit einigen Zeichen in derselben Sprache eine hieroglyphische Figur befindet, den Text in hieratischer (Priester-)Sprache, die vierte ist durchaus mit hieroglyphischen Figuren angefüllt, von denen einige ebenfalls von hieroglyphischen Zeichen begleitet sind. Die Figuren sind, der größeren Zahl nach, nicht kolorirt, sondern in Umrissen geschrieben, nicht gezeichnet.

Vom Texte meldet Hr. Champollion, wahrscheinlich aus guten Gründen, weiter nichts, als daß er, wie schon gesagt, Todtengebete enthalte, die Trauer um den Verstorbenen, seine

Enthaltsamkeit, seine Bewegung im Familiengrabmahle, besonders aber den Zustand der Seele, nach ihrer Trennung vom Körper, beschreibend. Die Figur über der ersten Kolumne stellt die verstorbene Person dar.

Die Figur sizt in knieender Gestalt vor einem Sperber. Dieser ist kein gemeiner Sperber, sondern ein Sperber, der Menschenverstand, oder vielmehr einen Menschenkopf hat, welches einerley ist, da Kopf so viel, wie Verstand bedeutet. Dieser Sperber spielt alle ersten Rollen in der ägyptischen Gottesleyre; ihm liegt das Fach der sogenannten grandes utilitös ob: es ist der Fuchs in der modernen bürgerlichen Fabel. Man höre: Diesse (la figura) è la forma, sagt Hr. Champollion, di cui gli Egiziani serviransi per rappresentare generalmente le anime, e particolarmente il Dio che ne regolava i destini, quando esse i mortali corpi abandavano („sie ist (die Figur) die Form, welcher sich die Aegyptier bedienten, um im Allgemeinen die Seelen, im Besondern aber, den Gott darzustellen, welcher das Geschick derselben, nachdem sie die sterbliche Hülle verlassen hatten, bestimmte"). Der Sperber ist also Kläger und Richter in einer Person. Habe ich Unrecht, ihn mit dem Fuchse zu vergleichen? Noch nicht genug: ein Paar Zeilen weiter heißt es: Finalmente lo sparviere con testa umana è il Dio Osiri, considerato come il guardiano dell' emisfero superioro del cielo („endlich ist der Sperber mit dem Menschenkopfe der Thürsteher der obersten Halbkugel des Himmels"). Der Sperber stellt also erstens die Seele, zweytens ihren Richter und drittens den himmlischen Thürsteher vor, lauter rôles à tiroirs, welche jedoch einem Raubvogel leichter fallen, als man glauben sollte. Die Rolle der Seele bricht er über's Knie, denn mit dieser harmonirt sein Charakter nicht; und was den Richter und Thürsteher anbetrifft; so beschränkt sich die Handlung derselben darauf, die Hand oder vielmehr die Klaue auszustrecken, eine Bewegung, die einem Raubvogel ebenfalls sehr natürlich ist. Es kniet nämlich vor dem Sperber der Verstorbene mit einem irdenen Gefäßchen in der Hand, in welchem sich, wie lezterer versichert, die Sünden desselben befinden. Und könnte ich Hrn. Champollion in allem andern Recht geben, hier allein würde meine Meinung von der seinigen verschieden seyn. Was er für Sünden hält, dünken mich ägyptische Lonisd'ore zu seyn, mit welchen der Verstorbene den Sperber besticht. Somit ist die Idee, einen Raubvogel zum Thürsteher und Richter zu machen, nicht weniger vernünftig, als satyrisch. Freylich führt Monsignor Mai, zur Bestätigung der Meinung des Hrn. Champollion, eine Stelle aus Gen. XLIX. 5. an, in welcher Jakob seine beyden Söhne Gefäße der Bosheit nennt. Eine sehr sonderbare Bemerkung, welche selbst dadurch nichts an ihrem Werthe verliert, daß sie nicht zutrifft. In der Hand der Figur ist das Gefäß ein wirkliches Gefäß, keine Allegorie; es enthält die Sünden (wenn ja welche darin sind), und diese allein werden allegorisch dargestellt; in der angeführten Stelle aber ist Alles Allegorie, der Körper bedeutet das Gefäß und die Seele die darin befindliche Bosheit.

Ueber der zweyten Kolumne steht der Verstorbene Thà vor dem heiligen Käfer, dem Geide Thà, dem Symbole der Zeugung, mit aufgehobenen Armen, und sagt ein Gebet her. Ich wäre neugierig, den Inhalt desselben zu kennen, um zu wissen, was der Verstorbene noch seinem Tode, an einem Orte, wo er dem Irdischen entsagen muß, von besagtem Gotte zu bitten hat*); aber Hr. Champollion übergeht das Gebet mit Stillschweigen. Ueber der dritten Kolumne erscheint der Sperber von Neuem; die Rolle des Thürstehers, des Richters, ja der Seele, ist ausgespielt; er hat den Diskus auf das Haupt gesezt, und stellt nun den Sonnengott vor. Hinter ihm steht ein junger Pian (so sagt nämlich Hr. Champollion und, wenn ich nicht irre, auch andere; wer aber den Vogel hier sowohl, wie auf den Obelisken, mit gewöhnlichen Augen betrachtet, hält ihn für eine Entengattung), das Symbol des Ueberflusses. Beyde sitzen in einer Barke, vom Verstorbenen, mit dem Nilmesser in der Hand, geleitet. Eine ganz neue Idee. Vernünftigerweise müßte der Verstorbene gefähret werden; er fährt aber selbst, und noch dazu mit dem Nilmesser, der aber hier eine ganz andre Bedeutung hat, als man glauben möchte; er stellt nämlich eine der verschiedenen Gegenden der ägyptischen Unterwelt vor.

So weit die eine Hälfte der Rolle. Auf der zweyten erblicken wir die Unterwelt (Amenti in der koptischen Sprache) in einer möglichst treuen Abbildung; in ihr der Verstorbene, dessen Thaten im eigentlichen Verstande abgewogen werden. Das Innere ist hübsch verziert. Auf dem Architrave erblicken wir die ägyptische Natter, hier Königsschlange genannt, zu acht verschiedenen Malen abgebildet; sie sollen Herrn der untern Region bedeuten. Vorhin hat Hr. Champollion einer andern Schlange gedacht, welche den Herrn der himmlischen Region vorstellt. Man möchte wünschen, Hr. Champollion hätte beyde genauer bezeichnet, damit man diesen Bestien, wenn sie einem in den Weg kämen, die gehörige Ehre erweisen könnte. In der Mitte sitzt eine Figur, welche ihre Arme über die Augen der beyden heiligen Stiere Mnevis und Apis ausstreckt. Das soll die göttliche Vorsehung bedeuten, welche das Weltall, das heißt die Sonne und den Mond, umfaßt. Meister Sperber hat hier die Rolle des Sonnengottes dem Auge des heiligen Stiers Mnevis abgetreten; ganz natürlich: große Schauspieler lassen dann und wann ihre Doubles spielen. An beyden Ecken des Architravs ist die Höllenwage aufgehangen, vor welcher der bekannte Affe Cynocephalus steht. Dieser ist, wie wir bis jezt geglaubt haben, dem Tot (dem Merkure der Aegyptier) heilig gewesen. Da aber das hier nicht paßt; so macht ihn Hr. Champollion motu proprio zum Minister des Apis. Ein Affe ein Minister! Zur Seite befindet sich eine Kapelle, und in dieser sitzt Osiris. Er hat zwey Hörner auf der Stirne, welche, nach Hrn. Champollion, das Licht und die Zeugungskraft bedeuten. Seine übrigen Attribute sind folgende: in der einen Hand hält er die Peitsche, in der andern den krummen Haken. Mit ersterer verrichtet er die Exekution an den Verurtheilten; lezterer dient dazu, sie fest zu halten, wenn sie nicht still stehen wollen. Ist Osiris wirklich der Bacchus der Griechen (welche ältere Behauptung Hr. Champollion hier von Neuem in einem vermeintlichen neben ihm stehenden Tyrsusstabe mit dem Pantherfelle bestätigt finden will); so muß man gestehen, hat er bei seiner Transfiguration viel an Ehren und Würden verloren. (Der Beschluß folgt.)

*) Nun, sollte er nicht um die Fortdauer seiner Nachkommenschaft bitten wollen?

Anmerk. d. Red.

Auflösung des Räthsels in Nr. 247:

Pfeil.

Räthsel.

Ich bin nicht, was ich bin, sobald ich offenbar
Erfährst du mich, so bin ich nicht mehr, was ich war.
Eh du mich hast erfahren. —
Besitzst du mich, so wisse wohl, mich zu verwahren.

o.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

druckerey und anderer Künste, welche lange müßig im Osten gelegen, wurden durch europäische Fertigkeit belebt, und die Ansicht der Gesellschaft ist weniger durch irgend eine neue Erfindung verändert worden, als durch zwey Elemente, die in eine neue Verbindung traten, — die empirischen Entdeckungen des Morgenlandes und den in Anwendungen und Verbesserungen so fruchtbaren Scharfsinn der Europäer. Allein, wie wir schon bemerkt haben, ihre Laufbahn war eben so kurz als glänzend. Die Sarácenen waren nichts als Schüler, und hielten niemals den Schlüssel zu den erworbenen Kenntnissen, nämlich die griechische Sprache, in ihrer eigenen Hand; das Wissen der Griechen ward unter dem Joche ihrer Schüler erdrückt. Sobald die Griechen aufhörten mitzutheilen, so hörten die Saracenen auf, vorwärts zu schreiten; die arabischen Uebersetzungen griechischer Scheiftsteller wurden die Grenzen ihres Geistes — Wahrheiten, welche es unmöglich war zu übertreffen, Schranken, welche der höchsten Intelligenz unüberschreitbar waren. Sogar dieser Theil des arabischen Wissens hat besonders sein Daseyn außer den Grenzen Arabiens gehabt; und als ihre fremde Herrschaft zu Grunde ging, so verschwanden diese überlieferten Erinnerungen mit ihr, oder behielten ihr Daseyn nur in Fragmenten: welche zum zweyten Male in das barbarische Latein der Scholastiker übersetzt worden waren.

Die Höhe, welche die gothischen Nationen hernach erreicht haben, mag ihrer Schwäche zugeschrieben werden, — gerade denselben Ursachen, von denen man ganz verschiedene Folgen hätte erwarten mögen — ihrer geringen Anzahl, welche sich mit den überwundenen Völkern vermischte, und der Zerrüttung, die ein Ergebniß des Feudalsystems war, welches, indem es jedes Band der Vereinigung auflöste, jeden Einzelnen auf seine eignen Hülfsquellen beschränkte, und eine Kraft des persönlichen Geistes entwickelte, von der es vor- und nachher kein Beyspiel gibt.

Die Griechen bildeten sich in den Städten — der gothische Stamm im einsamen Leben in starken mit Wald umgebenen Vesten. Mitten in der Finsterniß der finstersten Zeitalter, als das ganze Gebäude der Gesellschaft zerfallen war, erhob sich, obgleich unbemerkbar, der Anfang eines neuen Geistes und einer neuen moralischen Welt, so verschieden von der vorhergehenden, als ob eine zweyte Sündflut sich über die Erde ergossen, und den Weg zu einer Erneuerung der Gattungen bereitet hätte. Die neuen europäischen Völker gaben zuerst keine großen Hoffnungen der Originalität, sie waren Nachahmer, und Nachahmer der schlechtesten Muster — der barbarischen Schriftsteller, die während des Verfalls und der Zerstörung des römischen Reichs lebten. Von dieser stiegen sie allmählig wieder auf, als sie sich aus der Barbarey erhoben, bis sie nach ein oder zwey Jahrhunderten mit den Schriftstellern des Augustischen Zeitalters bekannt wurden und Geschmack für sie gewannen.

Die erste fruchtbare Gedankenquelle entsprang ihnen aus der Verbindung der Dichtungen des alten Roms mit denen der provenzalischen Sänger. Viele sind erstaunt über Dante's plötzliche, fast wundervolle Schöpfung einer neuen Sprache und einer neuen Dichtung, allein die Reichthümer eines Dialekts können leicht in einen andern übergetragen werden. Die Schätze der lateinischen Sprache waren geöffnet, um die italienische zu bereichern, wie es früher die der griechischen für die lateinische waren; die Werke der römischen Dichter erhielten ein anderes Ansehen und eine andere Farbe durch den besondern Geist, welcher sich in den finstern Zeitaltern erhoben hatte, und ihren Bildern einen Schein der Neuheit gab, wenn sie durch das gefärbte Medium gesehen wurden, welches theilweise das Licht anderer Tage zuließ. Die neue Stellung der modernen Völker verlieh ihren Ansichten Neuheit, und, obgleich nicht auf demselben Punkt mit den Alten, begannen sie ebenfalls eine Höhe zu ersteigen, wo sie die nämlichen Gegenstände erblickten, welche früher die Aufmerksamkeit ihrer Vorgänger beschäftigt hatten, aber weiter entfernt und sich undeutlicher darstellend. Sie hatten indessen mehrere Vortheile über ihre Vorgänger, sie waren frey von manchen der glänzenden Täuschungen, welche die Griechen vom Wege ableiteten, und die magische Sprache fehlte ihnen, um einen Schleyer über die Verirrungen ihrer Einbildungskraft zu werfen, aber die Lüftigkeit ihrer Gedanken zu verbergen. Weniger mit lebendigen Phantasien beschäftigt, beobachteten sie um so sorgfältiger die wirkliche Welt; und diese schloß sich vor ihnen auf, und ließ sie in die geheimsten Falten blicken, die von Anbeginn der Zeiten her verschlossen gewesen waren.

Die Literatur, welche sich im vierzehnten Jahrhundert bildete, beruhte auf zwey wesentlichen Bestandtheilen, welche einerseits auf die Besonderheit des gothischen Genius gegründet waren, und anderseits auf die Wiederherstellung der klassischen Literatur, und alles würde auf gutem Wege gewesen seyn, wenn jeder in seinem gebührenden Verhältnisse geblieben wäre; allein da es viel leichter ist zu borgen, als zu erfinden, so ward die Eigenthümlichkeit des Genius fast durch die Leichtigkeit, sich Zufluß von alten Schriftstellern zu verschaffen, erstickt, und die Gelehrten Europa's im fünfzehnten Jahrhundert waren nahe daran, bloße Nachahmer zu werden — die glücklichsten, aber auch sklavischsten Nachahmer der griechischen und römischen Vorbilder. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fing jedoch eine neue Kraft zu wirken an, welche, verbunden mit andern Veränderungen, die ihr unmittelbar folgten, den modernen Völkern einen neuen Anstoß gab, und ihnen mehr als Eine neue Welt aufschloß; sie führt sie auf einen Punkt, der weit über

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. September.

(Beſchluß.)

Hr. Champollion ſagt: „Die Griechen ſchränkten die Beſtättigungen derjenigen Gottheiten, welche ſie von den Aegyptern entlehnten, beträchtlich ein.“ Eine ſcharfſinnige Bemerkung; Schade nur, daß ſie poſtulirt, ſtatt zu deduciren. Mich dünkt, es exiſtirt zwiſchen beyden eine Beziehung, welche die Sache zur Exiſtenz erhebt; ſie ſind beyde naß, Oſiris, als Gott des Nils, und Bacchus als Gott des Weins. Phä, welcher der Gott der Zeugung war, wie wir ſchon oben geſagt haben, wird hier für den Vulkan der Griechen ausgegeben. Mag auch das wahr ſeyn, ſo, dünkt mich, habe ich auch hier die Auflöſung gefunden. Oſiris beſaß, als oberſter Lenker aller Dinge, eine Schmiede, und auf dieſer mußte ſein Premierminiſter Phä, der heilige Käfer nämlich, die Schickſale der Menſchen ſchmieden. Daher noch heut zu Tage die Redensart: Jeder iſt ſeines Glückes Schmid. Zu den Griechen übergegangen, behielt er daſſelbe Handwerk bey; er ſchmiedete den Göttern und Halbgöttern ihre Waffen, und dieſe Waffen beſtimmten das Schickſal der Menſchen. Iſt das nicht klar? In einiger Entfernung liegt der Hippopotamus; ohne Brille beſehen, muß das der Cerberus der Griechen ſeyn. Meinetwegen; nur geſtehe ich, daß mir dießmal die Aehnlichkeit entgeht, und ich nur eine einzige große Verſchiedenheit finde: Der Hippopotamus iſt ein ſehr geduldiges, dagegen der Cerberus das allerdiſſigſte Thier, welches es gibt. Im rechten Winkel tritt endlich die Hauptperſon auf, der Verſtorbene, von zwey weiblichen Genien vor die Göttin Satè, die Tochter des Gottes Phä oder der Sonne, geführt. Nachdem bereits im vorigen mehrere Sonnen vorgetreten ſind, wird hier noch eine neue genannt; man ſieht, es iſt nicht ohne Urſache heiß in Aegypten. Die Göttin Satè ſoll die ſtete Geſährtin des Oſiris ſeyn, aber was ſagt denn Iſis dazu? Die Hörner auf dem Kopfe des erſtern wären alſo vielleicht in doppelter Hinſicht eine Satyre. Wenn endlich Satè, welche irgends auf der Abbildung zu ſehen iſt, Gerücht halten ſoll, wozu ſind denn Oſiris mit Peitſche und Krummſtaben da? Die eine der beyden hält in der Rechten das gebenkelte Kreuz und in der Linken das Scepter mit dem Vogelkopfe. Erſteres, der bisherige Zankapfel aller ägyptiſirenden Alterthumsforſcher, wird von Hrn. Champollion für das Symbol des ewigen, oder wenigſtens des himmliſchen Lebens erklärt. Das freut mich, ſo bedeutet es doch etwas, und zwar das Wichtigſte, was es für uns geben kann, da es um das Irdiſche ſo grundſchlecht beſtellt iſt. Das Scepter mit dem Vogelkopfe (Hr. Champollion hat wohl daran gethan, es dabey zu ſchreiben, daß es ein Vogelkopf iſt, denn ſonſt würde es Niemand errathen) ſoll das Attribut der wohlthätigen Götter ſeyn. Wie? Das wird nicht geſagt. Das Drama eilt zum Schluſſe: der Verſtorbene kniet vor den zweyundvierzig Höllenrichtern, welche das Tribunal der ägyptiſchen Unterwelt ausmachen. Sie ſind ſehr einförmig porträtirt: nur wenige haben Menſchen-, bey weitem der größte Theil Thierköpfe, zum Beyſpiele, Krokodils-, Nattern-, Hammels-, Sperbers-, Schlangens-, Ibis-, Schakals-, Hippopotamus-, Löwen- und Cinocephalusköpfe. Hier zeigt ſich der ſatyriſche Geiſt der Aegypter in ſeinem hellſten Lichte. In Gegenwart der Richter wird der Verſtorbene auf die Wage gelegt und gewogen; man ſollte glauben, dieß geſchähe vom Cinocephalus, welchen wir oben mit der Wagſchale in den Händen erblickt haben. Aber der ſitzt hier eben auf der Wage; das Wägen thut eine Figur mit einem Sperber- und eine andere mit einem Schakalkopfe. Der Sperber ſpielt hier alſo eine neue Rolle, nämlich die des Orus, des Sohns des Oſiris und der Iſis; der Schakalkopf ſtellt den Anubis vor, gleichfalls den Sohn des Oſiris, aber mit der Neftis erzeugt. Man denke an die beyden Hörner auf dem Haupte des letztern. In der rechten Wagſchale ſteht ein Gefäß von Thon, die Sünden des Verſtorbenen bedeutend, in der Rechten ein kleines Bildchen der Göttin Satè, ſeine Tugenden vorſtellend; dieſe ſchnellen jene in die Höhe. Offenbar iſt hier der Schreiber der Rolle etwas voreilig zu Werke gegangen; aber er durfte den Teufel nicht an die Wand malen. Vor der Wage ſteht Tot, ein Gott, dem gleichfalls viele Attribute beygelegt werden; er iſt Erfinder der Buchſtabenſchrift, Geſetzgeber, die göttliche Weisheit (Letzteres bedeutet ſein Ibiskopf), und überdem noch der Bote des Oſiris. Hr. Champollion macht ihn hier wieder zum Merkur der Griechen. Tot ſchreibt mit einem Griffel das Ergebniß der Wage auf ein Papyrusblatt, wahrſcheinlich ward dieß hernach dem Oſiris übergeben, welcher nach Befinden der Umſtände den Verſtorbenen losſpreche, oder die Peitſche und den Krummſtaben ſpielen läßt. Oſiris iſt alſo, wie man ſieht, nicht der Richter, ſondern vielmehr der Exekutor.

So weit die Erklärung des Hrn. Champollion. Ob ich ſie gleich, um den Inhalt derſelben den Leſern minder trocken zu machen, ein wenig traveſtirt, oder (wenn man, um im Gleichniſſe zu bleiben, lieber will) verwäſſert habe; ſo iſt doch kein einziger Umſtand, auch nicht der allermindeſte, übergangen, oder entſtellt worden. Ohne dem Urtheile der Leſer vorzugreifen, glaube ich behaupten zu dürfen, daß Niemanden, der einigen Geſchmack an dergleichen Dingen findet, das Schielende, Unzureichende, Bezugloſe, mit einem Worte, der Mangel an logiſch-philoſophiſchem Zuſammenhange in dieſer allegoriſchen Geſchichte nach dem Tode entgangen ſeyn wird. Die Erklärung des Hrn. Champollion iſt nun weder richtig, oder fehlerhaft. Im erſten Falle hätten wir füglich mit einer Pinſeley, wahrſcheinlich von einem unwiſſenden Prieſter, und für einen Spottpreis angefertigt, durch welche unſere höchſt mangelhafte Kenntniß von der ägyptiſchen Mythologie nicht allein nicht erweitert, ſondern noch verwirrter gemacht wird, verſchont bleiben können; im letztern hat ſich freylich Hr. Champollion erklärt, aber die Erklärung der Papyrusrolle bleibt noch zu machen übrig. Warum übrigens dieſer Gelehrte aus Rom abgereiſt iſt, ohne durch die Erklärung auch nur eines einzigen Obelisks, in einem fließenden Blatte um einen geringen Preis unter das Publikum vertheilt, die ungläubigen Römer zu bekehren, warum es ihm zweckmäßiger geſchienen hat, jene okkulte Arbeit auf dem Vatikane, in welcher die Hieroglyphen nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, zu unternehmen, ſtatt den Gelehrten Mittel und Wege an die Hand zu geben, durch Vergleichung der Hieroglyphen des erklärten Obelisks mit denen der übrigen ſich ſelbſt in Decifrirung derſelben zu üben und ihnen ſomit eine nicht minder wiſſenſchaftliche, als unterhaltende Beſchäftigung zu erhalten, läßt ſich nicht wohl abſehen. Oder ſiele der Grund davon vielleicht nur zu ſehr in die Augen?

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Oktober 1825.

Der Ruhm ist Staub, der von des Wandrers Füßen
Emporgewühlt, in dicken Wolken steigt,
Die schneller hinter ihm in eitles Nichts zerfließen.

Fr. A. Müller.

Belustigungen aus der deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Lobhudeley in Anagrammen.

Wenn es eines Theils erfreulich und mit dem feldstisch neidischen Geiste der neuesten Kunst und Literatur vortheilhaft kontrastirend erscheint, wie die Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, durch poetische Vereine und Gesellschaften gleichsam zünftig verbunden, sich gegenseitig mit Ehrenbezeugungen und Lobesergüssen überhäufen, und dadurch die neue deutsche Muse dem großen Haufen empfehlen, so müssen wir es doch auch nicht übersehen und verschweigen, daß diese zuerst aus innerem Drange entsprungene Sitte der gegenseitigen Lobpreisung allmählig in eine besinnende Ziererey, ja endlich gar in eine alberne Abgötterey auch des Unbedeutendsten ausartet und der Unnatur der Lohensteinischen Schule den Weg nach dem deutschen Parnasse bahnen hilft. Die neue Kunstschule der Poesie, welche Opitz dem erstaunten Deutschland geöffnet hatte, fast allgemein als eine feste Schöpfung und Gründung des vaterländischen Musenberges betrachtet, eilt die gelehrte Welt schon damals über alle Grenzen einer haltbaren Schätzung des Werthes der deutschen Poeterey hinaus. Der einmal angestimmte Ton der lobpreisenden Bewunderung, sich auch wohl noch überbietend, um sich nicht zu erschöpfen, begleitet dann auch die Erzeugnisse der nächsten Nachfolger auf der neuen Bahn, und ein solches Besingen des Sängers und seiner Gesänge ist so ganz hergebracht und förmlich in dieser Zeit, daß nicht leicht eine Gedichtsammlung ohne eine Zugabe von Ehrenschriften und Preisversen an das Licht tritt.

Als Beyspiel zu diesen allgemeinen Bemerkungen wählen wir einen der fruchtbarsten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher indessen der gegenwärtigen Zeit fast nur noch als geistlicher Liedersänger bekannt ist, den Johann Rist, den Rüstigen, wie die fruchtbringende Gesellschaft ihn benannte, den Stifter des Schwanenordens, den Dafnis aus Cimbrien, den Elbschwan, das erwählte Rüstzeug Gottes *), und welche Namen und Titel die verschwendeische Mitwelt ihm sonst noch gegeben haben mag.

Eine Sammlung seiner weltlichen Gedichte führt den Titel: Neuer deutscher Paenaß, auf welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Scherz- und Schmertz-, Leid- und Freuden-Gewächse, welche zu unterschiedlichen Zeiten gepflanzet, nunmehro aber allen, der deutschen Heldensprache und derofelben edlen Dichtkunst vernünftigen Liebhabern zu sonderbaren Gefallen zu Hauf gesammelt und in die offenbare Welt ausgestreuet von Johann Risten. Lüneburg 1652. 12. Dieser Parnaß hat einen Anhang unter folgender Firma: Des teutschen Parnassus Nebenbergelein, auf welchem befindlich fürnehmer Herren und wohlvertrauter Freunde übergeschickte Ehrengedichte an den Rüstigen, welche, demnach sie niemalen zuvor in offenem Drucke gesehen

*) Er war Prediger zu Wedel an der Elbe.

worden und doch mehreren Theils, ihrer sonderbaren Anmuthigkeit halber, sehr wohl zu lesen, aus treumeinendem Herzen diesem Werke sind angefüget und damit die Grenzen dieses Parnasses beschlossen.

Unter den vielen, zum Theil überaus lächerlichen Lobgedichten dieses Nebenberges, dem es übrigens nicht an berühmten Namen fehlt, wie z. B. Schottel, Moscherosch u. a. m. zeichnen wir nur ein Paar anagrammatische Spielereyen aus.

Der
Rüstige Rist,

Ristius { ὁριστὴς / καὶ / ῥῆστης } ἄριστος.

Linguæ patriæ
et exinde
Ἄριστος συνάριστος
τῶν
Ἀρίστων
τῶν
ἐν κοινωνίᾳ
Καρποφορούντων.

Ein andrer macht folgenden dreyfachen Buchstabenwechsel mit dem Namen Johann Rist sammt dessen Titeln:

Riste gibt: Er ist!

Johannes Riste gibt: Jah, er ist Sonne.

Herr Johann Riste, Kaiserlich Ebelgekröhneter Poete, gibt: Er ist, o Ehrenpreis, edelhoch erklähret, ja gekröhnet.

Dazu die Erklärungen:

Er ist! wird auch wohl verbleiben,
So lang' als in aller Welt
Noch ein kluger Geist wird schreiben
Und was viel auf Weisheit hält ꝛc.

Großer Rist, jah, Er ist Sonne,
Er ist unsrer Dichter Lust,
Er ist der Ge'ehrten Wonne,
Herr, was ist Ihm nicht bewußt? ꝛc.

Er, mein Herr, ist, das erfähret
Jedermann, o Ehrenpreis!
Längst schon edelhoch erklähret,
Ja gekröhnt, wie jeder weiß;
Adel und die Lorberkrohne
Gab der Kaiser Ihm zum Lohne.

Besonders ergötzlich ist in diesem Liede die Anrede durch Er, worin eine kanzleygerechte Höflichkeit steckt, denn der Verfasser desselben ist ein Schreib- und Rechenmeister.

In der Befungenen Florabella (Hamburg 1656. 8.) nimmt folgendes Anagramm ein Titelblatt ein:

Johannes Ristius per anagr.: O Tu es Iris, annis.
Item . . . : Vos risit inanes.

Dazu die Erklärungen:

Nil mirum, bene quod radiant tua carmina, Risti,
Nam Iris es, o Tu, Annis fulgida perpetuis.

Ristius in vestris oculis est spina, Maligni,
Saepe enim Inanes vos haud carmine risit inani.

Besonders reich an beygegebenen Lobgedichten ist Rist's Poetischer Schauplatz (Hamburg 1646. 8.). Wir geben daraus noch einige kuriose Anagramme.

Johannes Rist durch Buchstabenversetzung: So ist Er hinan.

So hoch ist Er, Herr Rist, hinan,
Daß Seiner nunmehr Jedermann
Höchstrühmlich stets gedenket
Und lobend ihn beschenket. ꝛc.

Ein Anderer macht aus demselben Namen: Hier sint Naso.

Macht, Leser, dich bestürzt die Anmuth der Gedichte,
Der Wörter stumme Macht, was dünkt es seltsam dir?
Es wandert, der sie giebt, schon lang' mit dem Gerüchte:
Du ehre, der da sint den Teutschen Naso hier!

Was sind gegen solche Lobhudeleyen alle unsre Gevatterschaftskritiken, Korrespondenzkomplimente, Zeitungslobgedichte, Selbstrezensionen, ja die schönsten Verlagsanpreisungen? Man nehme dazu noch Titelkupfer, wie derselbe Rist sie seinen Werken vorgestellt hat, z. B. den Parnaß mit dem Apollo oben darauf, und unten Rist als Ankömmling, dem Opitz in großer Eile entgegengelaufen kömmt, um ihn schnurstracks hinaufzuführen, und man wird eingestehen, daß wir in dieser Hinsicht gar weit hinter dem siebenzehnten Jahrhundert zurück sind. Oder fehlt es uns nur an Muth und Unbefangenheit, um mit demselben zu wetteifern?

In den panegyrischen Wust seiner Zeitgenossen versunken, schlummert nun Rist's ewiger Ruhm. Seine zahlreichen Schriften mit ihren pomphaften Titeln beschäftigen kaum noch den Bibliographen, und ich selbst habe einige derselben vor mir liegen, die auch die fleißigsten Sammler nicht anführen. Gerade weil Rist so überaus fruchtbar gewesen ist, wagen sich selbst die Anthologen selten tief in ihn hinein. Denn wer liest gern tausend Seiten durch, um eine für eine Blumenlese auszuschreiben? Man begnügt sich also in der Regel mit einem geistlichen Liede des Elbschwans, wie z. B. O Ewigkeit, du Donnerwort! oder: Auf, auf, ihr Reichsgenossen!

Um unsre Leser indessen mit der Pedanterey und Aufgeblasenheit des holsteinischen Dichters und seiner Vergötterer einigermaßen zu versöhnen, theilen wir ihnen ein Paar kleine Lieder aus den akademischen Jahren desselben mit, deren natürliche Frische und Munterkeit auf eine höchst erfreuliche Weise mit jenem gelehrten Lorberperrückenwesen des Jahrhunderts kontrastirt. Wenn man, aus

dem leblosen Wortschwall der spätesten Schäfergedichte und christlichen Seelenseufzer des guten Rist sich herauswindend, auf eine solche Oasr dieser poetischen Sandwüste stößt, so fühlt man sich um so mehe dadurch eequickt.

Des Studenten Frühlingslied.

Ey, nun will ich lassen schwinden
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Weil die schöne Frühlingszeit
Sich nun bald wird lassen finden,
Weil der Winter will vergehen,
Eis und Schnee zu Wasser wird,
Und die Gärten wohlgeziert
Sind sehr lieblich anzusehen.

Hievon thut die Zeitung beingen
Aller Vöglein Fröhlichkeit,
Die zu dieser Frühlingszeit
Ihre Stimmlein lassen klingen,
Da dir Lerchen sich erfreuen,
Da dee Bau'r zu Felde zeucht,
Und aus Scheu'r und Ställen kreucht
Der Menalkas mit den Säuen *).

Alles thut jezt mutdig werden,
Es kömmt wieder an den Tag,
Was zuvor verborgen lag
In dem tiefen Schooß dee Erden.
Alles siehst deroor man kriechen,
Kraut und Blumeu mannigfalt,
Die so lieblich von Gestalt,
Und anmuthig sind zu riechen.

Ey, so will ich in den Garten,
Mit dem schönen Saitenspiel
Und der andern Kurzweil viel
Nur der Fröhlichkeit abwarten.
Ich will suchen die Gesellen,
Die da wissen, Lust und Freud'
In dee grünen Frühlingszeit
Fein gebührlich anzustellen.

Laßt uns guten Wein dergeben,
Lauten, Geigen, Junafräulein,
Müssen alle dey uns seyn:
Das ist recht Studentenleben:
Wer sollt' das nicht liebee wollen,
Als arbeiten Nacht und Tag,
Stetig führen große Klag'?
Wer weiß, wenn wir sterben sollen?

Des Studenten Winterlied.

Der Winter hat sich anzefangen,
Dee Schnee bedeckt das ganze Land,
Dee Sommer ist hinweg gegangen,
Der Thau hat sich in Reif veewandt.

Die Wiesen sind von Frost verfehret,
Die Felder glänzen wie Metall,
Die Blumen sind in Eis verkehret,
Die Flüsse stehn wie haetee Stadt.

Wohlan, wir wollen von uns jagen
Durch Feu'e das kalte Winterlied,
Kommt, laßt uns Holz zum Heerde tragen
Und Kohlen dran, jezt ist es Zeit.

Laßt uns den Firnewein hergeben
Dort unten aus dem großen Faß.
Das ist das rechte Winterleben:
Ein' heiße Stud' und kühles Glas!

Wohlan, wir wollen musiciren
Bey warmer Luft und kühlem Wein.
Ein Andrer mag sein Klagen führen,
Den Mammon nie läßt fröhlich seyn.

Wir wollen spielen, scheezen, essen,
So lang' uns noch kein Geld gebricht,
Doch auch der Schönsten nicht vergessen,
Denn wee nicht liebt, der lebet nicht.

Wir haben dennoch gnug zu sorgen,
Wenn nun das Alter kommt heran.
Es weiß doch Keiner, was ihm moegen
Noch für ein Glück begegnen kann.

Drum will ich ohne Sorge leben,
Mit meinen Brüdern fröhlich seon.
Nach Ehr' und Tugend thu' ich streben,
Den Rest befehl' ich Gott allein. *)

Wilhelm Müller.

*) Sit venia vocabulo!

*) Der achte Band meiner Bibliothek deutscher Dichter, des siebenzehnten Jahrhunderts wird eine Auswahl aus Rist enthalten.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft.

(Beschluß.)

Vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an können wir die vierte Periode des Fortschreitens der Gesellschaft eechnen, die noch unerschöpft, und von welchee zu hoffen ist, daß sie mit immer beschleunigten Schritten vorwärts eilen werde; denn die Ursachen, aus denen sie entsprang, bestehen noch, und bald werden sie auf die menschlichen Angelegenheiten mit immer wachsender Kraft einwirken.

Die erste der, die Fortschritte dieser Periode begründenden, Ursachen, sey es nach der Zeit ihrer Entdeckung, odee nach der Wichtigkeit ihrer endlichen Wirkung, war, wie wir schon bemerkt haben, die Buchdruckerkunst; allein die am unmittelbarsten wirkende Ursache war die Entdeckung von Amerika, welche in dem Einflusse, den sie bestimmt ist, über das menschliche Geschlecht auszuüben, der Buchdruckerkunst und nur der Buchdruckerkunst untergeordnet ist. Schon die Kenntniß von dem Daseyn Amerika's löste die Fesseln des Ansehens der Alten, und verminderte ihre Wichtigkeit; ihre Größe verkleinerte sich, als es erschien, wie ena dee Winkel wae, auf den sie sich beschränkten, und wie wenig sie die Welt kannten, die sie bewohnten. Hoffnungen belebten den Geist, daß nicht alles durch das Alterthum erschöpft worden, und daß, so wie die Natur eine neue Welt zurückbehalten habe, um die Bestrebungen der Neuern zu belohnen, neue Offenbarungen in der moralischen Welt auch dem geistigen Entdecker vorbehalten seyn möchten, der sich kühn einen Weg zu ihnen bahnte.

Indem die Erde sich so durch den Zusatz eines neuen Kontinents vergrößerte, ward das Weltall durch die Erfindung des Fernrohrs ausgedehnt und seine Grenzen weiter hinausgeschoben, und die Philosophie der Alten mit ihren Theorien über ihr beschränktes System des Daseyns erschien auf einmal kindisch und unreif, wenn man sie mit dem Wege zur Unermeßlichkeit verglich, den Galilei geöffnet, und mit jenen Schaaren von Sternenwelten, welche dieser Kalumbus des Firmaments entdeckt hatte.

Die Buchdruckerkunst und der Gebrauch der Feuergewehre, die Entdeckung des Weges nach Indien bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey, welche die von Amerika begleitete, und die darauf folgende Umschiffung der Erdkugel, die Erfindung des Teleskops, verbunden mit der des Mikroskops — alle diese Erwerbungen und Entdeckungen wimmelten in der Zeit einiger flüchtiger Geschlechter und führten die Menschheit, ehe sie es noch bemerken konnte, in eine neue Laufbahn; sie gaben ihr einen Anstoß, den wir noch fühlen, und der noch jezt die Welt vorwärts treibt, ohne daß wir fähig sind, den Punkt in der Zukunft zu bestimmen, wo diese Bewegung aufhören wird. Verschiedene Hindernisse haben jene völlige und alles umbildende Veränderungen verzögert, welche diese Ursachen bestimmt sind am Ende hervorzubringen. Es ist in besondern Zeiträumen, daß ihr Einfluß am meisten gefühlt worden, und daß sie eine Macht ausgeübt haben, welche uns vergönnt zu berechnen, wie groß das Maaß ihrer vereinten Kraft seyn wird, wenn sie die Hindernisse überwunden haben, die sich ihren Fortschritten widersetzen, und, wie die Küste allmählig von der Flut hinweggespült wird, durch alle Dämme brechen, und sich überall ohne Kampf und ohne Grenzen ergießen werden.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 25. September.

Der Septembermonat ist eigentlich ein Reisemonat für die Pariser; Minister, Richter, Professoren, Studenten, alles, was nur Vakanzen hat oder sich Vakanzen geben kann, eilt aus dem Gewühle der Stadt, um einige Tage oder Wochen lang die Landluft einzuathmen, oder andre Städte, andre Sitten zu sehen. Die Diligencen sind bis oben auf voll gepfropft, und die Privatkutschen rollen in Menge auf den Landstraßen umher. Seitdem man in Frankreich die Vervollkommnung der englischen Landkutschen kennen gelernt hat, haben auch bald die französischen an Leichtigkeit und Bequemlichkeit gewonnen; und obschon Pferde und Geschirr einem Engländer noch immer erbärmlich vorkommen, so geht es mit diesen Pferdchen und dem elenden Geschirr doch nicht übel vorwärts, und wenn man in einem Tage, wie es jezt in Frankreich der Fall ist, 25 bis 30 Lieues zurücklegen kann, so läßt sich über die öffentlichen Fuhren eben nicht klagen, zumal da durch die Konkurrenz der vielen Landkutschen auch die Preise beträchtlich gefallen sind, und man auf allen Landstraßen, wo starke Konkurrenz ist, beynahe um die Hälfte wohlfeiler reisen kann als sonst. Zwar haben die Gastwirthe nichts nachgelassen, und die meisten bedienen die Reisenden noch eben so schlecht als sonst; allein man hat jezt weniger mit ihnen zu thun als zuvor, da man weit schneller an Ort und Stelle kömmt, und meistens die Nacht hindurch fährt. Durch das wohlfeile Reisen ist freylich die Gesellschaft in den Landkutschen weit vermischterer Art als sonst; man sieht Leute in Jacken und Bauernkitteln, die so gut reisen wie die Beamten und Rentirer; aber unter denselben gibt es manche, welche gedient und die großen Feldzüge der Napoleonschen Armee mitgemacht haben, und daher von Andalusien, Siberien, Archangelsk und Estramadura zu erzählen wissen, wo sie als Eroberer oder als Kriegsgefangene hingekommen sind. Nachdem nun die Landkutschen verbessert worden sind, denkt man auch an die Verbesserung der Landstraßen, die zwar seit langer Zeit in gutem Stande sind, aber doch in einen noch weit bessern versezt werden können. Mac Adam's Pflasterungsverfahren, und die englischen Eisenbahnen haben angefangen auch die Franzosen zu bewegen, jedoch ist es bis jezt noch beym Berathschlagen geblieben; aber gewiß wird aus diesen Berathschlagungen etwas hervorgehen, da man in Frankreich dem Neuern gar nicht abhold ist, besonders wenn es Verbesserungen betrifft. Die Eisenbahnen vorzüglich gefallen, und wegen sie gar im Projekte die Kanäle auf, wegen ihrer offenbaren Vortheile. Kanäle und Eisenbahnen sind daher überall im Vorschlage, und man ist bis jezt noch ungewiß, ob man von Paris nach Havre de Grâce einen großen Kanal graben, oder lieber eine Eisenbahn anlegen soll. Anfangs war nur vom Kanale die Rede, und die Pariser, denen man leicht etwas weiß macht, was auf große Unternehmungen Bezug hat, erzählten ganz ernsthaft nach, man werde bald Kauffahrtheyschiffe an dem Marsfelde anlanden, und die Waaren aus Amerika ausladen sehen. Sie hatten schon im Geiste die ganze Gemeinde Ebene bey Paris in einen großen Hafen umgeschaffen, und es sind Flugschriften erschienen, um den Ungläubigsten die Möglichkeit klar vor Augen zu legen, aus Paris einen Seehafen zu machen. Je nun freylich, wenn man sich nur erst über die Bedeutung des Wortes Seehafen verständigt hat, und annimmt, es sey dieß jeder Ort, wo von der See kommende Waaren ausgeschifft werden, so kann man ja auch wohl zugeben, man könne zu Paris einen Seehafen anlegen. Nur werden die Pariser wohl schwerlich die Freude haben, dreymastige Kauffahrtheyschiffe in der Seine zu erblicken, so viel auch der Kanal kosten mag, den man zu graben Lust hat, wofern nicht Eisenbahnen angelegt werden. Die Kanäle, die man bis jezt neben Paris gegraben hat, sind nur für die kleinste Art Briefe fahrbar, und kaum können deren zwey neben einander schiffen; wenn nun auch der Kanal von Paris nach Havre zwey oder drey Mal so groß werden sollte, was bey der Theure des zu erkaufenden Grundes schwerlich thunlich ist, so würde doch nur ein gewöhnlicher Kanal herauskommen. Freylich lautet es in den Zeitungen gar herrlich, wenn von den neuen Kanälen zu Paris gesprochen wird, und besonders, wenn bey Eröffnung derselben Präfekte und Mairés stattliche Reden halten; für eine Gegend, die sonst gar keinen Kanal hatte, ist es immerhin schon viel, wenn einige angelegt werden, und das Land zu beleben; was sind aber diese Kanälchen in Vergleich mit den vielen holländischen, bey deren Anlegung man gewiß weit weniger Reden gesudelt, aber desto fleißiger gegraben hat! Ein solches Kanälchen, wie diejenigen um Paris herum, traf Ihr Korrespondent auch auf dem Wege nach der Brie an, als er in diesem Monate einen Abstecher nach der kleinen Stadt Meaux mitmit machte. Wiewohl die Marne aus der fruchtreichen Provinz Brie nach Paris fließt, so wird sie doch zum Transport der Lebensmittel wenig benuzt, vermuthlich weil sie zu viele Krümmungen hat, weßhalb auch an den Markttagen die Straße zwischen Paris und Meaux voll von Mehl- und Kornwagen ist. Man hat deßhalb schon vor 15 Jahren das Kanälchen begonnen, das die Marne mit Paris in viel geraderer Linie in Verbindung sezt. Eine Reise Bötchen können zwar freylich wohl auf diesem Wege die Lebensmittel nach der Hauptstadt überbringen; nur werden sich die Schiffer auf denselben verständigen müssen, um alle insgesammt in einer Richtung zu schiffen, und sich nimmer einander zu begegnen; denn wenn lezteres geschähe, so müßten gewiß die den andern entgegenkommenden Schiffchen an's Ufer gezogen werden, um die andern erst vorbeyziehen zu lassen. Diejenigen Bewohner der Provinz, welche Lebensmittel zu verkaufen haben, freuen sich über den erleichterten Transport nach der Hauptstadt, wogegen die bisherigen Konsumenten nicht ohne Unrecht befürchten, daß durch diese Erleichterung die Preise der Lebensmittel in den Landstädten steigen mögen. Dieß trifft auch bereits schon ein; beweist aber doch, daß mehr Geld in Umlauf kömmt als zuvor.

(Der Beschluß folge.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Oktober 1825.

Mitternacht! — und noch schnarchet keine Nase
Von Towerhill bis zur Westminsters Straße.

London.

Die Nacht.

Nicht nur dem Ausländer, der zum ersten Mal in das Gewühl der Londner Welt tritt, auch dem Engländer, der vom Land in die Hauptstadt kömmt, fällt die Unruhe auf den Straßen, vom Einbruch der Nacht an, bis die Sonne um die Kuppel von St. Paul ihre Strahlenkrone hängt, beschwerlich. In den devölkertsten Oeten auf dem Lande schließen sich, wie bey uns, noch ehe die Glocke zehn schlägt, die Bierhäuser, und die entschiedensten Zecher des Dorfes müssen im Sommer bey Tageslicht ihr Bett suchen: keine Frau wird, wenn die Abendglocke geläutet, die Nachbarn in ihrer Ruhe stören; und wenn nicht ein Schneiderlein irgend einen Hochzeitrock fertig zu deingen hat, oder eine fleißige Hausfrau den Waschtag verlängert, oder die durchkommende Post den Burschen, der, gespornt, auf der Bank liegend seines Dienstes harrt, wach erhält, oder der Schnellwagen, Pferde wechselnd, jemand fordert, der dee Wache ihr Glas Rum reicht, so sieht man von eilf Uhr Samstag Abends bis sechs Uhr Sonntag Morgens kein Licht in einem Dorfe. In London aber ist alles ganz anders. Das helle Gaslicht verscheucht die Dunkelheit aus den Straßen, und die tausendfachen Beschäftigungen und Bedürfnisse der Uebeefülle von Menschen lassen keinen ruhigen Augendlick zu. Der Bedarf von 1,200,000 Menschen, den man größtentheils bey Nacht in die Stadt dringt, kann nicht ohne Geräusch herbeygeschafft werden; besonders ist vom April bis Juli, wo die Stadt am besuchtesten ist, des Getümmels kein Ende: jede Stunde der Nacht hat ihr Chaeakteristisches.

Zwischen halb zwölf und zwölf entladen sich die verschiedenen Theater der Hauptstadt ihrer Besucher; und diese Stunde ist es, wo, wenn nicht das Parlament noch seine Sitzung spät hält, der Strom der Menge in den Straßen zu sehen ist. Die fortdrängenden Haufen von Coventgaeden und Drurylane, westlich und östlich gehend, stoßen bey Blackfriars und St. Martin's Lane auf die Middleser-Bewohner, die Astley und Surrey besuchten, und zeichnen sich von den gewöhnlichen Fußgängern, welche dieselbe Richtung verfolgen, durch den schnellern Schritt, durch ihre Fröhlichkeit und viel mehr noch duech das Schuppen und Stoßen mit den Schultern aus, womit die Engländer gewöhnlich, wenn sie in Masse gehen, den einzeln Wandeenden behelligen. Um diese Stunde laufen die Pferde der Miethkutscher am schnellsten, und wer eine Straße zu überscheeiten hat, mag sich ellen. Die weniger besuchten und friedlichern Distrikte der Stadt erfreuen sich jezt zwanzig Minuten lang des lauten Pochens an den Thüeen, welches dann gelegentlich wegen der Hausleute, oder wegen der Kinder, oder um einer alten Dame willen, die gegenüber wohnt, in das Ziehen der Klingel verwandelt wird. Mit dem Glockenschlag zwölf herrschen in diesen vergleichungsweise friedlichen Regionen die Katzen und Nachtwächter.

Digitized by Google

In den größern Straßen von London aber, und besonders um die Fleetstreet und den Strand endigt sich der nächtliche Tumult nicht so bald. Von zwölf bis nach zwey sind die Thore des Temple und die Ecken unter St. Dunstan's Kirche, so wie die von Bell-Yard, Star-Court, und Kanzlergasse, die Thüren des Rainbow (Regenbogen), des Cock (Hahn) und der andern kleinern Kaffeehäuser der Fleetstreet eingenommen von den gewöhnlichen Müssiggängern, Handwerkern, die nichts thun, Schauspielern von niederm Grade, Anwalten, die kein Gesetz kennen, und Studenten der Medizin, die an den Fortschritten der Wissenschaft keine Schuld haben.

Um zwey Uhr zerstreut sich dieser lustige Haufe; ein Theil geht in seine vier Pfähle, der andere wird in das Wachthaus gebracht. Die Thüren der Nachthäuser öffnen sich jezt nur noch den bekannten Besuchern. Die Taschendiebe, verbunden mit dem Auswurf einer andern Pest der Stadt, schlendern träge in ihre Schlupfwinkel; man sieht deren gewöhnlich fünf oder sechs beysammen. Wenn diese lezten Nachtstreicher das Pflaster gesäubert haben, so hört man nichts mehr als hier und da die Schnarre eines Nachtwächters, das Rollen einer Billaedkugel oder das Geklapper von Austerschalen, die aus einem Hummerladen geworfen werden, während die Müssiggänger der Nacht den geschäftigen Klassen Platz machen.

Die frühesten Ruhestörer in London sind die Marktgärtner. Gegen drey rollen sie langsam mit ihren gefüllten Wagen und Karren durch die Vorstädte; theils sich etwas zu gut thuend auf die vier fett gefütterten Pferde vor dem Wagen; andere, arm und bescheiden, mit einem abgemagerten Rößlein daherziehend, dem man ansieht, daß es noch nie einen Ruhetag gehabt; die Wagen sämmtlich übervoll von Körben mit Brombeeren, Erdbeeren und Johannisbeeren, und gefolgt von schwerern Massen von Stachelbeeren, Himbeeren, Blumenkohl, Erbsen u. s. w.

Zwey oder drey aufeinander folgende milde Winter haben einen neuen ausländischen Handelsartikel nach England gebracht. Das Eis wird aus Norwegen nach England geschafft; selbst Schnee, hörten wir, wird fast wohlfeiler von dort hergebracht, als er in England fallen kann. Das Eis wird von den untern Brücken-Kais jeden Morgen auf großen Karren ausgehäuft durch die Stadt verfahren.

Indessen ist der Strom nicht müssig. Die Früchte von Putney und Fulham wandern über die Treppen von Hungerford und Adelphi (am Strand) zu dem großen Markte aller vegetabilischen Gegenstände, Covent-Garden. Und hier, auf Covent-Garden, wo eine Art Museum für alle die verschiedenen Bedürfnisse einer überfüllten Hauptstadt zu seyn scheint; wohin alle die Freunde der Uebel, welche das Menschengeschlecht quälen und entehren, zu strömen scheinen und Tag und Nacht Hof halten; wo die Ueppigkeit eine lange Reihe erleuchteter Tavernen durchschwärmt und den Becher mit Wein füllt, den die Reue in Blut verwandelt; wo Hunger, Schmuz, Armuth und Krankheit, Tanz, Spiel und Gaukeley die Monumente des Nationalreichthums und Ueberflusses umgeben; wo Laster, zu scheußlich, um einen Blick in's Detail zuzulassen, Verbrechen jeder Art ihren Thron aufgeschlagen haben; hier, wo Tag und Nacht tausend Stimmen durcheinander tönen, und die verschiedenartigsten Scenen sich dem Auge aufdringen, wo das wilde Gelächter der Freude, die leise Klage des Kummers, das demüthige Flüstern der Armuth und das heisere Gekrächze der Verworfenheit sich vermischen; auf diesem Platze, auf Covent-Garden, dem lustigen Covent-Garden, dem Lieblingstummelplatz der Thorheit und des Witzes — dem großen Orangen-, Laster- und alten Kleider-Markt von London, wo man am vortrefflichsten kocht, wo der Claret der beste ist, der in ganz England gefunden wird, und wo die Sittlichkeit die schlechteste ist, die irgendwo gefunden werden kann; auf diesem Platz hat das fortgesezte Getöse der Arbeit und der Verschwendung ohne Unterbrechung nun fast ein Jahrhundert gedauert; hier wird, so lang London London bleibt, die Ruhe bey Tag aber Nacht verbannt bleiben.

Doch wir müssen Covent-Garden „in der Süße der Nacht," mit Falstaff zu reden, verlassen und auf andere Gegenden der Stadt noch einen Blick werfen. Gehen wir nach Cock-spur-street, wo so viel Heu aufgeschichtet wird, daß sich der Geruch davon eine halbe Stunde im Umkreis verbreitet, und von da nach Smithfield, wohin jede Nacht Heerden von Vieh gebracht werden, und wo man nicht begreift, wie jemand vor dem Bellen der Hunde, dem Brüllen der Stiere und dem noch viel lauteren Schwören und Zanken der Treiber nur einen Augenblick schlafen kann. Man muß Smithfield an einem nebligen Oktobermorgen und von Osten her sehen: die Lichter in dem westlichen Viereck, an dem „Ram" (Widder), dem „Goal" (Ring) und dem „Bull's head" (Stierkopf, Gasthäuser auf Smithfield) gleichen, bey der Dunkelheit von allen Seiten, fernen Feuerthürmen; wer in einem der umliegenden Häuser ist und das Getöse des Marktes draußen hört, wird leicht verleitet werden, zu glauben, es sey ein Heer im Begriff, das Gebäude zu stürmen. Man suche nun einen Weg rund um den Platz (denn ihn zu durchschneiden ist nicht möglich), und sehe durch die angelaufenen Fensterscheiben in das Gastzimmer eines Wirthshauses, wo Viehmäster und Viehhändler in ihren phantastischen altmodischen Kleidern — mit breiten Hüten, breiten Leibgurten, Kniekappen, starken Stiefeln mit Sporen, alles fein mit Staub und Schmuz bedeckt — in Armstühlen schnarchen oder schmauchen, und dann und wann einen Handel um Tausende abschließen: man beachte die hohe Gestalt dieser Männer, ihre Barschheit, die ächt engli-

schen Züge: man höre ihre tiefen Stimmen, ihre seltsamen Mundarten, die rohe Ausdrucksweise. Dann blicke man auf ihre dämonenartigen Dienstleute, die Treiber, jeder die Stachel und den Steick in der Hand, in Kleidern, die so zerknittert und zerstickt und zerfetzt sind, daß sie das Kostum jeder Zeit repräsentiren können, da sie der Tracht keiner Zeit gleichen. Betrachtet den Styl des altmodischen Gebäudes vor euch, mit seinen vergitterten Fenstern und dem vorspringenden Dache: das niedrige Tafelwerk der untern Stube ist von einem ungeheuern Steinkohlenfeuer erleuchtet; vor der Thüre hocken Treiber, Käufer, Stallknechte; in der Nähe kleine zottige, geduldig dastehende Pferde, und noch zottigere und geduldigere Schäferhunde; im Innern dicke Pachter, stämmige Pferdehändler; dazu den dunkeln Herdstmorgen, den Nebel und Rauch, die seltsamen Gruppirungen, und man wird mit etwas natürlicher Romantik und einigen Reminiscenzen aus Shakespeare sich leicht in die glorreiche Rohheit des vierzehnten Jahrhunderts zurückversetzen.

Die nüchterne Klarheit eines Sommermorgens läßt jedoch dergleichen wilde Phantasien nicht gedeihen: sie zeigt alles zu deutlich, zu bestimmt für einen malerischen Effekt, dessen wahres Geheimniß darin besteht, nichts ganz zu zeigen, sondern eben so viel sehen zu lassen, als hinreicht, die Phantasie zu erregen und ihr ungestörten Spielraum zu geben. So kehren wir von Smithfield zurück, gerade beym Anbruch des kalten grauen Morgenlichtes und gehen über Holborn nach der Chancery-lane (Kanzleygasse), wo die Gossen eben überschwemmt werden und arme Schelme mit Schöpfgefäßen die Straßen wässern, d. h. den Staub zu Einem Haufen Koth machen. Die Nachtwächter versammeln sich jezt zu einer kleinen nüchternen Unterhaltung; alte Weiber schleppen sich zu ihren respektiven Standplätzen mit heißem Saloop und Brod und Butter: bald beginnen alsdann die Karavanen der Fischhändler — ihr Fuhrwerk glich sonst den Leichenwagen, jezt gleichen sie den öffentlichen Wagen — im Trabe die Themsestraße gegen Billingsgate daher zu poltern.

Sobald die lezten Sterne am Horizont erbleichen und die Sonne mit den Kirchenspitzen tändelt, treten neue Schauspieler in verschiedenen Gestalten auf die Bühne. Milchweiber klappern mit ihren zu füllenden Eimern in Haufen entlang. Aermere Fischverkäufer tragen ihre Waare auf ihren Körben zum Markt. Kaminfeger wandeln daher und schreien ihr „Sweep! sweep!“ mit schwacher Stimme. Gesellschaften wandern, fröstelnd von Vauxhall nach Haus, mit Atlasschuhen, seidenen Strümpfen und Straußfedern paradirend und da und dort von einem gähnenden Bäcker in Pantoffeln angegafft, welcher frisches Wasser an einer Pumpe holt, um seinen Wischer zu kühlen, und der gleich der Statue in Don Juan aussieht.

Es schlägt fünf, und die Welt sieht aus als reibe sie sich erwachend die Augen. Kohlenwagen und Viehkarren beginnen ihre Wege anzutreten; daß sie für das Land bestimmt sind, sieht man an den Heubündeln auf den Wagen. Fleischer schreiten mit Trotz in Gang und Mienen gen Islington oder Smithfield. Anglee (Kinder der Hoffnung!) ziehen mit Körben auf ihren Rücken aus: Holborn und Snowhill sind bedeckt mit einspännigen Wagen, Butter, Käse, Geflügel, Spanferkel und Eier vom Newgate-Markt zu den entfernten Distrikten von Marylebone und Paneras bringend.

Es ist sechs Uhr und die Lehrjungen fangen an, ihre Augen zu reiben und über ihre Lehrjahre zu fluchen. Die Mägde in der Weststadt (Neulondon, wo die vornehme Welt wohnt) sind jezt noch nicht verbunden aufzustehen; aber die auf Russel Square und den Umgebungen setzen ihre Spinnenköpfe bey Zeit in Bewegung; denn hier wohnen Richter und Anwalte, Schreiber und Künstler (Architekten), Bauaufseher und dergl., deren Geschäfte mit dem Glockenschlag Neun beginnen.

Die verschiedenen Laden öffnen sich jezt. Unser Freund der Bäcker ist der erste. Denn er war die ganze Nacht auf und muß nun seine Brode, wie er sie aus dem Ofen zieht, am offnen Fenster trocknen. Ihm folgt der Pastetenbäcker, die Reste seiner Käsekuchen zuschneidend und seine Leckerbissen vom gestrigen Tag um den halben Preis verkaufend. Dann kommen Kutschen kothig und schmuzig, keuchend in die Stadt, und Kutschen, neu und rein, eilen hinaus; unterdessen thun sich die Pforten der Seidenhändler und Juweliere auf: die Fenster werden gereinigt, die Thüren gepuzt, die Außenseite des Ladens abgerieben; die Gläser vor den Laden müssen (die Lehrjungen seufzen auch hier) abgeräumt, geplättet, geglänzt werden, ehe an das Frühstück zu denken ist.

Es ist acht Uhr. Geräusch, Getöse, Gerassel; das Frühstück wird bereitet; der Milchmann ruft eilig und kann seine Ronde kaum eilig genug machen. Mädchen mit reinlichen Schürzen (und zuweilen auch mit reinen Teppern) eilen, den Schlüssel in der Hand, davon, Butter zum Frühstück zu holen; warme Wecke begegnen euch an jeder Straßenecke. Um neun Uhr gehen die Schreiber in ihre Arbeitsstube, die Anwalte haben ihre Portefeuilles geöffnet, die Richter sitzen auf ihren Bänken, und man kann sagen, daß die Geschäftigkeit der Londner Welt nun begonnen hat. Das Tagesgeschäft und die Tagesscenen wechseln von Stunde zu Stunde eben so seltsam, wie die der Nacht, und der neugierige Beobachter hat hier ein eben so weites Feld für seine Beobachtung.

Digitized by Google

Ein Wink.

Das Leben iſt, wozu du's machſt,
Nachdem du weinſt, nachdem du lachſt!
Doch zwing's nicht immer gleich zu laufen;
Der beſte Renner will verſchnaufen!

J. N. Wyß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Sept.

(Beſchluß.)

Die Pächter in der Brie ſind meiſtens wohlhabend, und geben ihren Töchtern beträchtliche Ausſteuern mit. Die Stadt Meaux, welche in miniſterielle Ungnade gefallen war, weil ſie einen freyſinnigen Deputirten erwählt hatte, iſt ſeitdem wieder in Gunſt gekommen, indem ſie bey der letzten Wahl einen Deputirten ganz nach dem Sinne der Miniſter gewählt hat: dafür hat ſie auch ſtatt des bloßen Kriegsdepots, den ſie ſonſt hatte, und den man ihr nach Lafayettes Wahl entzogen hatte, ein ſchönes Küraſſierregiment der königl. Leibgarde zur Garniſon bekommen. Die Heu- und Strohlieferanten verdienen nun wieder Geld; die Kaffee- und Gaſthäuſer werden wieder fleißig beſucht, und die Mädchen tanzen des Sonntags mit den ſchönen Soldaten. Warum ſollte alſo die Stadt Meaux künftig ſo dumm ſeyn, und wieder einen Deputirten nach ihrem Sinne wählen? tauſend Mal lieber nach dem Miniſterſinne, weil die Belohnung ſogleich nach dem Beweiſe der Hingebung folgt. Ob das Wohl des Vaterlandes dadurch wohl beſtellt wird, iſt nur eine Nebenfrage; die Hauptſache für die Städte, wie für die meiſten Privatperſonen, iſt, daß das eigne Wohl erſtlich recht beſtellt werde. Bey meinem Durchzuge durch Meaux wurde gerade, da es Sonntag war, die Küraſſiermeſſe in der Kathedralkirche geleſen; die Regimentstrompeter bliesen dazu etwas, das einem Chorale glich, und vermuthlich aus Deutſchland entlehnt war, denn in Frankreich haben ſie keine Choräle, ausgenommen in den proteſtantiſchen Kirchen, und ſobald die Meſſe aus war, zog das ſchöne Küraſſierregiment unter einem Liede aus einem neuen Vaudeville wieder zur Kaſerne. Gepredigt wird den Truppen nicht, die Meſſe iſt wie vor der Revolution wieder der Hauptgottesdienſt. Von Meaux nach Montmirel, das fünfundzwanzig Stunden von Paris auf dem Wege nach Chalons liegt, führt eine gute Landſtraße, die jetzt ſehr befahren wird, beſonders von Fuhrleuten, welche dieſe Landſtraße derjenigen von Chateauthierry vorziehen. Bey der Krönung war aus Kleinſtädterey eine wichtige Angelegenheit daraus geworden, ob der Hof über Chateauthierry oder über Montmirel ziehen würde, und Hofleute, welche Privatintereſſen dabey hatten, waren in Bewegung, um den Hof dieſſeits oder jenſeits hinzulenken. Der alte Weg über Chateauthierry hatte endlich den Vorzug bekommen. Freylich war dieſer Zug, bey welchem das Geld mit vollen Händen ausgeſtreuet wurde, keine geringe Sache für die kleinen Städte, beſonders für ſolche, die ſich durch Handel und Gewerbfleiß nicht zu bereichern wiſſen. Montmirel oder Montmirail liegt, wie es der Name ſchon andeutet, auf einer Anhöhe, und iſt durch die Gefechte bekannt, die hier im Jahr 1814 zwiſchen den Verbündeten und dem Napoleon'ſchen Heere vorfielen, und zwar von hier an bis einige Meilen hinunter auf der Pariſer Landſtraße. Der Herzog von Doudeauville, Miniſter des königl. Hofhalts, beſitzt hier ein Schloß mit einem ſchönen Parke, und großen Ländereyen. Das Schloß iſt nach Art der franzöſiſchen Schlöſſer aus den Zeiten Heinrichs IV. oder Ludwigs XIII. gebaut, und hat nichts Merkwürdiges. Von dem ſchön eingerichteten Luſtgarten hat man eine ſehr angenehme Ausſicht auf das enge, aber ſtets grüne Thal, das von dem Flüßchen Morin bewäſſert wird. In heißen Sommern, wie der letzte war, verdient der Morin nur noch den Namen eines Baches. Der Sand in den Fußpfaden des Luſtgartens fiel mir durch die vielen verſteinerten Muſcheln auf, die ſich in demſelben befinden. Ich erkundigte mich, wo man dieſen Sand vernehme, und hörte, daß am Fuße des Berges, neben einem ſich in den Morin ergießenden Bache, eine große Sandgrube vorhanden ſey. Ich beſuchte dieſelbe hernach, und war nicht wenig erſtaunt, hier eine der größten Niederlagen von verſteinerten Muſcheln anzutreffen, die das Meer auf dem franzöſiſchen Boden ehemals veranſtaltet hat. Die ſenkrechten Wände der Grube ſtecken ſo voll von Muſcheln, daß man beynahe mehr Muſcheln als Sand erblickt, und ſich hier ganz bequem recht ſchöne Exemplare ausleſen kann. Vielleicht ſind ſie nicht ſo mannigfaltiger Art wie bey Grignon und einigen andern Orten in der Umgegend von Paris; vorherrſchend iſt eine ſpindelförmige Art, einen halben Zoll lang; es läßt ſich kaum vermuthen, daß dieſe Art, die hier faſt Hügel ausmacht, anderswo her gekommen ſeyn ſollte; die meiſten Muſcheln dieſer Art ſehen noch ſo rein aus und ſind ſo wohl erhalten, daß man nicht anders glauben kann, als daß ſie hier entſtanden, und hernach mit Sand überſchüttet worden ſind. Dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn man ſieht, wie in dem Vordertheile der Grube die Muſcheln ganz klein ſind, aber weiter hinein größer werden, und über einen Zoll Länge bekommen; einige werden ſogar rieſenhaft; leztere ſind aber größtentheils verwittert, und von Inſekten ganz durchlöchert. Gewiß haben die Meeresfluten die kleinern Muſcheln nicht von den größern getrennt. Fährt man fort, dieſe Sandgruben blos des Sandes halber auszugraben, ſo wird dieſes ſchöne Naturalienkabinet endlich verſchwinden. Es iſt Schade, daß kein ſpekulirender Kopf in Montmirel ſich damit abgibt, hier die ſchönſten Foſſilien auszuſuchen und zu ordnen; er könnte alle Naturalienkabinette Europa's damit verſehen; jetzt geben vielleicht merkwürdige Stücke unter der Schaufel in Stücken. — Montmirel hat noch eine Art von Frauenkloſter, das von der Herzogin von Doudeauville begünſtigt wird, und ſich mit der Erziehung der Mädchen abgibt. Da alle dergleichen Anſtalten jetzt Unterſtützung finden, ſo werden auch in dieſer fünfundzwanzig Mädchen auf Koſten des Hofes erzogen. Neben dem Kloſter ſteht eine ſchöne Kapelle, deren unterirdiſches Gewölbe der herzoglichen Familie zum Begräbniſſe dient, und die neuerdings von der Herzogin ſehr ſchön ausgeſchmückt worden iſt. Das Ausſchmücken der Kapellen iſt jetzt ein Zeitvertreib der franzöſiſchen Hofdamen; erſtlich vergnügen ſie ſich dabey, und zweytens gibt dieß einen Ruf der Gottesfurcht und Andacht. In der Pfarrkirche von Montmirel hat ſich die herzogliche Familie einen geräumigen Platz, beynahe ein Viertel der ganzen Kirche, vorbehalten, und mit ihren Wappen bezeichnet, wie die ehemaligen Lehnsbeſitzer; auch vor dem Schloßgitter prangt das Wappen in bunten Farben; eine Eitelkeit, die in Frankreich ſelten iſt. Seit der Revolution iſt die Prahlerey und Spielerey mit den Wappen faſt ganz abgekommen; nun hatte zwar Napoleon dieſelbe wieder etwas aufgebracht, indem er dem neuen Adel auch ganz funkelneue Wappen ertheilte; indeſſen ſind dieſelben doch meiſtens nur an den Kutſchenſchlägen gemalt worden, und ſchwerlich gibt es ein Dutzend Perſonen in Frankreich, welche wiſſen, was für Dinge dieſer oder jener Herzog, Graf, Baron, Senator oder Biſchof aus der kaiſerlichen Zeit im Schilde führt.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Oktober 1825.

Seliges Kind! noch erzieht die Natur dich spielend, und spielend
Folgst du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.
Sicher vertraust du dich ihr; o lern' ihr dann auch vertrauen,
Wenn ihr lehrendes Wort einst an dein Inneres spricht.

Conz.

Die Kinder in Paris.

In einer Reihe von Bildern.

Gegenwärtige Schilderung stellt eine zahlreiche Gruppe von Kindern dar, wie sie vor uns in der großen Hauptstadt Frankreichs leben und sterben; wie mit vieler Mühe die armen Geschöpfe sich zwischen Geburt und Leben durchwinden; wie sie wunderbar die Kindheit überstehen und in's Leben der Jugend vorrücken.

Man tadle uns nicht, daß wir nicht vielmehr große Männer und Frauen malen. Es ist doch wohl der Mühe werth, die kleine Menschheit zu betrachten, und wer fühlt nicht die Liebe des Worts: „Lasset die Kindlein zu mir kommen?" Im Großen betrachtet sind doch alle kleine Dinge groß und von unermeßlich großem Werthe.

Die schöne Lithographie des heiligen Vincent von Paula, wie er in den Straßen die halberfrornen Säuglinge, welche zu seiner Zeit ihre Mütter aus Armuth und anderm Elend nicht ernähren konnten, zusammensucht, und wie er diese dem Tode geraubte Beute, in seinen Priesterrock gehüllt, nach einem Kloster flüchtet, ist nicht blos vom Bilderhändler zu haben. Der größte Theil dieses Bildes leibt und lebt leidet auch jetzt noch alle Tage in vielen Theilen der merkwürdigen Stadt. Wir zeichnen diesen Hintergrund unsers Gemäldes, nämlich die jetzige Anstalt der Maternität, am Ende.

Freylich ist das Bild, wie wir die Kinder in Paris sehen, viel ausgebreiteter; es ist auch in manchen Stellen lieblich beleuchtet, in manchen andern mehr oder minder beschattet, in vielen verfließen Licht und Schatten in einander.

In Deutschland gibt es eine Stadt, die ganz vorzüglich mit der Schönheit ihrer Kinder kokettirt: es ist Wien; mit süßem Stolze stellt sie ihre Amoren im fröhlichen Getümmel ihrer Spaziergänge zur erfreulichen Schau aus. Aber im südlichen Europa wetteifert mit ihr Paris. Uebrigens wissen alle andern Städte Deutschlands nur gar zu wohl, daß auch sie diesen Schatz besitzen, den kostbarsten, den die Mutter hat, den theuersten, den das Gesetz der Natur dem Vater zu bewahren vorschrieb; denn auf dem Kinde prangt jene erste Schönheit, in welcher das Menschengeschlecht noch in seiner reinen Gestalt und in seinen ersten Formen das Gepräge der physischen und moralischen Unschuld an sich trägt; jene Schönheit, in der man das Ebenbild der Gottheit noch in seiner Vollkommenheit erkennt. Raphael ist nicht zum Heiligen erhoben worden, und doch wie viel Heilige hat er nicht selber geschaffen! Er und alle seine Vorgänger von der italienischen Schule verdienen schon darum allein die Glorie der Geschichte zu tragen, weil sie erfunden haben, die Engel des Himmels unter der Gestalt von lieblichen Kindern und Kinderköpfen zu versinnlichen. Wenn wir übrigens oben neben Paris, der fremden, nur Wien, die deutsche, namentlich nennen, so wollen wir damit keinen Streit erregen unter den verschiedenen Städten Germaniens, wo zärtliche Mütter alle Tage ihren eigenen Schwarm von

Amorinen herzen. Ein solcher Wettkampf wäre ohne Ende und ohne Grenze, kein gütlicher Vergleich könnte ihn beylegen; jede Mutter, die ein Kind besizt, hat das Schönste und jede Mutter hat Recht; denn auch ein Kind, das weniger Kinderreize hat als ein anderes, wächst doch empor zur reizenden Jungfrau oder zum Jünglinge voll Kraft in seinen Formen und voll Ausdruck in seinem Gesichte. Die Freude über den gegenwärtigen Besiz ist eine Malerin, der die Pflicht auferlegt ist, zu täuschen und zu schmeicheln; hat ja doch auch die Hoffnung das Recht, das, was noch nicht schön ist, zum Voraus zu verschönern.

Kehren wir jezt zurück nach Paris! Die Menschenracce in Frankreich ist ganz so kolorirt, wie es in einem gemäßigten Landstriche gewöhnlich; man sieht das am besten an den natürlichen Gesichtern der Kinder, welche der Mangel an Pflege oder Sorgfalt noch nicht gebleicht, die rauhe oder glühende Luft noch nicht gebräunt, die Leidenschaft noch nicht entfärbt hat. Die kleinen Köpfe an der Seine sind nicht alle blond wie in Schweden, nicht alle schwarzhaarig wie am Tago, nicht alle braun wie an der Etsch. Die Wangen der französischen Blondköpfe sind wiederum nicht ganz so hochroth gemalt durch die farbenkundige Natur, als die Seraphgesichtchen in Frankfurt und Berlin. Woher diese bunte Mischung in Paris entstehe, das steht in keinem Buche; höchstens sagt davon etwas das Tagebuch der Klio, da wo sie die Wanderungen der Völkerstämme und die Kreuzung der Menschenracen anzeigt. Aber bey der Mischung der Farben geht immer die Natur gar heimlich zu Werke, gleichsam als fürchtete sie, die Menschen möchten ihr die Kunst ablauschen und das Werk verderben; sie thut wohl daran, ihr Wissen ist zu göttlich, als daß die Menschen es ausüben könnten. Wie gefährlich würde es werden, wenn die Französin, deren Kindern die Wangen selten so hochrothe glühen in den kühlen Zimmern, als die deutschen Kinderwangen am sprühenden Ofen, nun die deutsche Heizung bey sich einführen wollte, um das Roth ihrer kleinen lebendigen Miniaturen zu erhöhen, und wenn dagegen die schwäbischen Mütter die starren Händchen ihrer Mägdlein nur an einem Kaminfeuer wärmen wollten, damit die hochrothe Inkarnation der lieben Gesichtchen in eine feinere Tinte zerflösse!

Ein blondes Knäbchen in Paris, so lang es der kleine Blondin bleibt, hat in der Familie denselben Werth, wie die kleine Blondine, aber vermöge des herrschenden Vorurtheils gibt ihm nur der Umstand, daß es ein Männlein ist und kein Fräulein, den Vorzug vor ihr; beym Knaben kommen die blonden Haare schon nicht mehr viel in Rechnung. Ja im erwachsenen Alter wird der pariser Blondin von der allgemeinen Meynung ganz und gar ungerecht und ungünstig beurtheilt. Wenn er also als Jüngling auch noch so schön dasteht, so sagen doch die losen freyen Zungen der Damen, es sey Schade, daß er so hochblond sey, welches Wort in ihrem Konversationslexikon so viel heißt als fad; und die schwarzlockigen jungen Herren, wenn sie auch an sich selber wahre Fats sind, erlauben sich, auch den schönsten blonden Jüngling unverschämt zu bedauern, deßhalb weil es seinen blauen Augen besser stünde, wenn sie zwischen dunkeln Wimpern schmachteten, und weil, wie sie sagen, seine Favoris in die Farbe stechen, worin die hohen Meister Raphael und Leonardo da Vinci den Bart des Jüngers malen, welcher den Heerr verrieth.

Dagegen werden die kleinen Blondinen in Paris gleichsam wie kostbare Perlen behandelt, die man in dem Schatze der Familien aufbewahrt. Ihre Haare werden gepflegt wie seltene Pflanzen. Wenn diese blonden Haare sich vollends gar natürlich locken, so laufen ihnen die Maler auf der Straße oder auf den öffentlichen Spaziergängen nach, und ein solcher überspannter Dichter in Farben wird darüber im Augenblicke zum Dichter in Worten; er küßt dem kleinen Engel mit Erlaubniß seiner Mutter oder seiner Bonne die Hände, ja er vergißt sich so weit, und fragt, ob es ihm nicht vergönnt seyn möchte, das Kind als Studie zu malen, und der Familie ein Exemplar zum Geschenke zu machen?

Das blonde kleine Mädchen wird auf jedem Schritte von den Erwachsenen beyderley Geschlechts mit dem bedeutenden Ausdrucke begrüßt: O der holden Blondine! Die stolze Mutter wird schon lange vorher, ehe die Schönheit dem blonden Kinde gefährlich werden kann, davor gewarnt und nicht selten geängstigt.

Eine Familie, worin mehrere blonde Mädchen aufwachsen, nennt man im ganzen Quartier das Nest voll Amoren; zweydeutige Worte, welche in der Aussprache auch etwa so lauten, als spräche man von einem Neste der Liebe, wie sich das auch wirklich im giftigen Blicke des weiblichen Neides oder der männlichen Lüsternheit immer dabey ausdrückt.

Als eine große Seltenheit bemerkt man auch ein blondes Kind mit schwarzen Augen, obgleich die blauen Augen unter die Schönheiten des ganzen Geschlechts, sogar bey braunen und schwarzen Haaren, gerechnet werden. Jedoch das Glück der blonden Kindheit wird ihr gar sehr verbittert, wie schonend man auch sonst seyn mag für die Schönheit. — Man fordert von einer erwachsenen blonden Jungfrau, daß sie beständig unveränderlich das Ideal der himmlischen Engelsschönheit vorstelle. Man erlaubt der blonden Schönen nicht, daß sie endlich einmal der offenen rothen Rose gleiche. Man will, daß ihr Gesicht immerfort jene feine namenlose Nuance von Mittelfarbe trage, welche in der Mitte der sich kaum öffnenden Knospe der weißen Rose prangt. Hat sie sich nun wirklich durch die Liebe oder durch das Gesetz des Menschenlebens in die häuslichen Verhältnisse führen lassen, in welchen es ihr nach und nach zur Pflicht wird, zu wissen, daß man nicht immer nur blühen kann, so scheint es wahrhaftig, als

Vor Kurzem wurde ein ältliches Frauenzimmer, welches seit mehreren Jahren in der Nähe von Newstead-Abbey, dem Familiensitze der Byrons, gelebt und fast täglich in dem dortigen Park spazieren ging, auf der Landstraße überfahren und getödtet. Niemand wußte genau, wer sie war, und da sie immer weiß gekleidet war, so hieß sie beym Volke — die weiße Frau. Sie hatte seit einiger Zeit einen großen neufändischen Hund an sich gewöhnt, der mit dem Lieblingsnamen des großen Dichters von Griechenland herübergekommen war. Den Tag vor ihrem Tode hatte man sie wieder im Park gesehen, wo sie dem Hunde ein Büschel Haar abschnitt und, in Papier gewickelt, in den Busen steckte. Auch gab sie an demselben Tage der Frau, bey der sie gewohnt, ein versiegeltes Päckchen, mit der Bitte, solches nicht eher als bis am folgenden Tage zu eröffnen. Als solches geschehen, fand man es voller handschriftlichen Gedichte, welche der guten Dame Trauer über ihre Einsamkeit und Verlassenheit in der Welt, und zu gleicher Zeit ihre Bewunderung des verstorbenen Dichters ausdrückten, so wie den Trost, den sie darin fand da zu wandeln, wo er einst gelebt. Diese Gedichte begleitete ein Brief, worin sie erklärte, daß Geldmangel sie nöthigte eine Reise nach Amerika zu unternehmen, um von dort lebenden Verwandten eine Unterstützung zu erheischen. Oberst B*** schrieb ihr sogleich, daß sie zurück kommen möchte, und eines sorgenlosen Alters gewiß seyn sollte; sein menschenfreundliches Erbieten aber kam nicht mehr an sie, denn sein Brief fand sie — eine Leiche.

Eines der ersten Bücher, welche die beginnende Season hervorgebracht hat, ist eine Fahrt in dem Südmeere bis jenseits des 74sten Breitengrades, die höchste Breite, die bekanntlich noch erreicht worden. Leider aber ist nichts als die Entdeckung einiger Eilande das Resultat. Das Werk ist jedoch an Bemerkungen über die Lebensart der Fische, Vögel und Thiere jener erstarrten Gegenden reich und interessant; und enthält auch vieles Neue über die Patagonier und Feuerländer — überhaupt ist es ein Werk, das dem Verf. (einem Robbenfänger) Ehre macht, und von allen Hydrographen und Naturforschern gelesen zu werden verdient.

Die beyden großen Schauspielhäuser haben ihre Feldzüge eröffnet, haben uns aber noch nichts Neues gegeben; indem sie dieses immer für die Zeit aufbewahren, wo die Fashionables in der Stadt sind. Mathews spielt schon seit einiger Zeit in dem englischen Opernhaus, seit mehreren Jahren wieder zum ersten Male im regelmäßigen Drama, und sein Name schon ist genug, um den schlechtesten Drama's durchzuhelfen.

Zu York hat das jährliche Musikfest stattgefunden. Es war wie gewöhnlich stark besucht, und der Ertrag war sehr groß. Unser Kiefevetter ließ sich dabey mit großem Beyfall hören.

Hr. Frazer in seiner Reise nach Khoraffan erwähnt der von ihm gesehenen Ueberreste eines Korans von riesenmäßiger Größe: die Blätter nämlich sind, wenn sie offen liegen, von 10 bis 12 Fuß lang, und von 7 bis 8 Fuß breit. Papier, Schrift und Verzierungen von ungemeiner Schönheit, aber alle verstümmelt. Dieses große Werk wurde von Bei Sanghur Mirza, einem Enkel des großen Timurs, geschrieben, und von ihm auf dem Grabe dieses Eroberers zu Samarkand niedergelegt, und von dort durch die Soldaten des Mahomed Khan in dem Zuge des Nadir Schach hinweggenommen und zerrissen. Diese gegenwärtigen Ueberreste bestehen aus 60 Blättern, die des Khans Sohn gesammelt; aber selbst diese sind verstümmelt und liegen vernachlässigt auf einem Brette.

Die [illegible]s Clapperton und Pearce und die Doktoren Morrison Wilson sind nach der Bay von Benin abgesegelt. Clapperton Pearce und Doktor Morrison werden von dem Lander Ausgangsplatz nach Osten zu gehen, und Timbuktu auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen, während die zwey andern Herren ihren Weg nach Süden nehmen. Möge den unternehmenden Männern das Wagestück doch gelingen! Sie haben wahrscheinlich schon aus den Zeitungen ersehen, daß Kapitän Clapperton im Innern von Afrika ein Volk getroffen, welches Reiter hat, die normännische und römische Rüstungen tragen; aber Sie können sich wohl nicht denken, zu wie vielen gelehrten, und mitunter lächerlichen, Muthmaßungen die kurze Nachricht Gelegenheit gegeben, welche die Hauptabsicht genugsam erfüllt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Tagebuch dieses Reisenden zu lenken, welches nächstens erscheinen wird.

Zwey Engländer, Namens Blane und Crompton sind vor Kurzem von einer Reise durch die Wüste nach Cairo zurückgekommen. Sie sollen auf's genaueste den Zügen der Israeliten gefolgt seyn. Sie tranken Kaffee auf der Stelle, wo Moses die zwey Tafeln empfangen! sie lagerten sich in der Höhle des Horeb, wo Elias einst seine Zuflucht genommen!! und saßen auf dem Stein, wo Moses die Hände erhoben, während Israel gegen Amalek stritt!!!

Wir haben einen Burman'schen Staatswagen hier, welcher in diesem Kriege erbeutet worden ist, und in Kurzem öffentlich gezeigt werden soll. Der Beschreibung nach, die man davon gibt, ist es ein merkwürdiges Kunstwerk! Das Ganze ist eine Masse von Gold, Silber und Edelsteinen; die letzteren müssen sich auf mehrere Tausende belaufen, und bestehen aus Rubinen, Saphiren, weißen und blauen Smaragden, Amethysten, Granaten, Topasen, Katzenaugen, Krystallen u. s. w. Die Schnitzerey ist ungemein schön, die Gestalt des Wagens ungewöhnlicher Art, jedoch in einem edlen und zugleich reinen Geschmack. Der Wagen ist sehr hoch und wurde von Elephanten gezogen. Ein solches Muster von Pracht und Reichthum scheint wohl dazu geeignet, den Muth der drittischen Truppen zu beleben, und sie begierig zu machen, die goldene Hauptstadt von Birma, Omarapura, zu erreichen. Auch, scheint es, haben sich mehrere Savoyer-Regimenter freywillig zu diesem Dienste angeboten, welcher, jedoch besonders in den nördlichen Gegenden, mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden seyn soll. So sind in Cachar z. B. die Wege durch die dicken Wälder so schwierig, und die Luft ist so verpestet, daß selbst Elephanten nach wenigen Tagen erschöpft niedergesunken sind; und doch (was der Mensch nicht vermag) haben die Soldaten in den meisten Fällen dasjenige bestanden, was diese großen und starken Thiere nicht zu bestehen vermochten.

Auf einem der höchsten Gipfel des Himalayagebirges, nördlich von Purneah, hat sich ein flammender Krater geöffnet. Ob dieß ein alter Vulkan gewesen oder nicht, scheint nicht bekannt zu seyn. Der Umstand erklärt aber auf einmal die Ursache der starken und häufigen Erdbeben in jenem Gebirge, und der minder heftigen in den niedrigeren Landestheilen von Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

deres Mittel übrig, als sich auf den allgemeinen Schutzengel der Kindheit, den lieben Gott, zu verlassen.

Mit Gesang und Tanz kömmt gleichsam das französische Kind zur Welt; kaum können die Kleinen gehen, so erscheinen sie in den Kinderreihen, die in den öffentlichen Spazierplätzen gebildet werden, sobald die Winterwitterung vorüber ist. Lieblich und doch voll ernsten Sinnes ist hier die Erscheinung, daß die Frühlingssonne die Kindheit und das hohe Alter nebeneinander in's Freye ruft; im großen Garten der Tuillerien und im Luxemburg, wo die Kinder in der Sonne *spielen*, *wärmen* sich in ihr die Invaliden; die verstümmelten oder lebenssatten Greise *ruhen aus* von der Mühe des Lebens, und die Kleinen *hüpfen hinein* unter Gesängen. Dieß Bild ist eine ächte griechische Dichtung. Auch erinnern die Tänze durch die dabey gesungenen Strophen an gewisse deutsche Kinderlieder, z. B. an das Altdeutsche: „*Ach wer sizt in diesem Thurm? unsers Königs Töchterlein*" u. s. w. Hat dieser Volksgesang sich vielleicht einst von Deutschland nach Frankreich, oder aus Frankreich nach Deutschland verbreitet, so wie in unsern Tagen der Krieg den Walser aus Oestreich nach Frankreich hineinpfuschte und den Kontretanz nach Schwaben und Moskau?

Der lebendige Garten des Lebens sind die Kinder in ihrem mancherley bunten Anzuge. Die Kleidung der Kinder in Paris ist aber nicht immer das Zeichen des Grades von Wohlstand der Väter und Mütter, weil so oft in der leidenschaftvollen Stadt die Armuth sich zu erheben und der Ehrgeiz auch im mittelmäßigen Wohlstande sich bis zum Glanz emporzudringen strebt; darum ist oft eine kleine Schusterstochter herausgeputzt, als wäre sie eine kleine Herzogin.

Aber Reinlichkeit oder Vernachlässigung des Aeußern ist destomehr der Wiederschein einer guten oder schlechten Mutter, weil nirgends in der ganzen Welt ein guter Anzug so sehr auf das Schicksal der Kinder einwirkt als in Frankreich; man nimmt dort eher Antheil an denjenigen, an welchen sich die Hoffnung der bessern Zukunft ausspricht, als an dem, der nichts an sie zu fordern scheint. Darum beurtheilt man auch eine Familie nach den Strümpfen und Schuhen des Kindes, etwa so, wie man bey den Erwachsenen einem jungen Menschen nach dem guten oder schlechten Hute sieht, um zu wissen, ob er bereits auf dem Wege des Sittenverderbnisses wandere, oder ob er noch Muth habe, ein braver Mann zu werden.

Die kleinen Kinder der Hauptstadt kosten viel Geld; der Luxus treibt auch in der Kinderstube sein Wesen. Sehr oft ist die Wiege und Bettstelle von Madagono in sehr eleganter Form. Fast alle kleine Mädchen, viele kleine Knaben, auch bisweilen unter der dritten Volksklasse, haben ihre Ohrgehänge; den Mädchen legt man auch wohl eine farbige Perlenschnur um den Hals. Im höhern Stande, oder bey den Leuten, die in's höhere Gebiet streifen, erinnert früh ein seidner Strumpf die kleine Kokette an die Wichtigkeit eines niedlichen Fußes. Bisweilen sieht man einen Haufen ganz kleiner Herren und Damen, die noch vor Kurzem unter die Bambini gehörten, gehüllt in einen feinen Karrik von Tuch aus Elektoral oder wenigstens aus Prima und in eine Pelisse von weißem Atlas verbrämt mit kostbarem Rauchwerk.

Im Allgemeinen ist übrigens der Zweck der Kinderkleidung auch bey dem höchsten Aufwand nicht warme, erhitzende Bedeckung, sondern sie ist blos auf vortheilhafte Entwicklung des Körpers und seiner einzelnen Schönheiten berechnet. Die Fußbekleidung ist äußerst bequem und doch niedlich, was man dem Geschmacke der weiblichen Schusterinnen zu verdanken hat; sie haben den Beweis gegeben, daß nur bequeme Schuhe und ohne Zwang zugemessene Pantoffeln, denn nur diesen Namen kann man den jetzigen einfachen Kinderschuhen geben, den Fuß bilden; die Eleganz verschafft sich dazu blos zartes Leder oder Saffian und wollene Zeuge von allen Farben. Das Corset ist bey den Kindern beynahe abgeschafft; es besteht in einem genau auf den Leib sich schmiegenden Wämschen ohne Aermel von leinenem Gewebe; den Namen des Schnürleibs verdient das wohl nicht, denn wenigstens sind Fischbein und Stahlstäbe auf immer verbannt. Aber vom Zuschnüren sind eben doch auch die kleinen Mädchen der neuaufgehenden Generation nicht gerettet; denn auch diese Leibchen werden doch immer noch mit der Schnur in die Muskeln hineingezwängt. Nur wenige vernünftige Väter und Mütter haben es dahin gebracht, daß ihre Kinder aufwachsen im langen Kleide, das nur oben am Halse leicht aufliegt und frey herabhängt bis auf die Beine, den ganzen Körper bedeckend und ihn doch all seiner Entwicklung überlassend. Aber die bereits erwachsene weibliche Generation lebt noch unter dem elastischen Joche, das der Betrug ersonnen hat und welches die Hauptwaffe im Arsenal der Koketterie genannt zu werden verdient; für die Kokette des laufenden Jahrzehends ist keine Hülfe mehr, keine Warnung noch Lehre in der jetzigen Kinderschule zu holen; sie ist und bleibt geschnürt bis an ihr Ende. — Die kleinen Pariserknaben läßt man in weiten Pumphosen oder in natürlich zugeschnittenen Westen und Pantalons aufschießen, wie die jungen Bäumchen im Walde; hier ist des Gedeihens die Fülle. Was der wohlmeinende Jean Jacques nicht zu Stande bringen konnte, ist der wilden Revolution gelungen; noch jetzt heißt die Knabenkleidung eine Carmagnole, welche einst die Sanskülotten trugen, diese Heuchler, die die Hose aufgaben, weil ihnen der Pantalon besser stund. — Die lange weiße Hose der kleinen Mädchen, mit demselben Stoffe garnirt, erhält sich in der Mode; die Kinder selber lieben sie, und sie wird erst dann abgelegt, wenn die kleine Dame in's Erziehungshaus wandert. Dagegen ist die Gewohnheit

Digitized by Google

bus herausgegebene Zeitschrift, das Sumbaud Kaumudy, enthält die Nachricht von einem Wunder, in folgenden Worten: „Ein gewisser Malab, oder Fischer von Bakypoor starb vor Kurzem, und sein Leichnam wurde von seinen Verwandten an das Ufer des Flusses zum Verbrennen hingetragen. Sie bereiteten den Holzstoß und legten den Leichnam darauf; als sie ihn aber anzuzünden wollten, sahen sie zu ihrem Erstaunen eine Schlange aus dem Wasser hervorkommen, und sich dem Stoße nähern. Anfangs suchten sie in ihrem Schrecken, das Thier hinwegzuscheuchen, aber, trotz diesem, glitt sie (wie die Wittwen vor ihrem Opfertode zu thun pflegen) sieben Mal um den Holzstoß herum, und kroch dann auf denselben hinauf. Die Verwandten schlossen hierauf, diese Schlange müsse die Frau des Mannes in einem andern Leben gewesen seyn, zündeten den Holzstoß an, und begaben sich nach Hause. Dieß ist eine so sonderbare Begebenheit, daß sie einen jeden wundern muß."

Das hochmüthige und geringschätzende Betragen der Engländer in Indien gegen die Abkömmlinge von Europäern und Indianerinnen, wovon ich schon mehrere Male zu reden Gelegenheit gehabt, hat endlich den Stolz dieser Leute, oder doch wenigstens der besseren Klasse derselben, zu einem Schritt vermocht, welcher nicht erfolglos bleiben kann.

Die vornehmsten Einwohner Calkuttas von dieser Klasse nämlich haben sich zu einem Club vereinigt, welcher der ostindische Club heißt, und von dem nur Ostindier, denn das ist der Name, den sie sich für die Zukunft geben wollen, Mitglieder seyn sollen. Sie sagen: wir haben uns lange genug bemühet, von den Briten, mit denen wir durch die theuerste Blutsverwandtschaft verbunden sind, im geselligen Kreise aufgenommen zu werden; aber sie verachten, sie hassen uns, wenn wir ihnen auch an Vermögen und Kenntnissen gleich kommen, ja sie wohl gar übertreffen. Es ist also Zeit, daß wir uns aneinander schließen, und unsere gegenseitige Gesellschaft suchen; dieß muß uns die Achtung aller guten und weisen Menschen erwerben. So ungefähr war die Sprache der Herren, welche bey der Gelegenheit ihre Meynungen äußerten, und zwar, den durch die Zeitungen mitgetheilten Berichten zufolge, mit vielem Talent. Der Club soll sich monatlich ein Mal zu einem Mittagsessen versammeln, und jedes Mitglied 100 Rupien Eintrittsgeld, und 16 Rupien monatlich bezahlen. Man glaubt in Calkutta allgemein, daß die Regierung diesen Schritt zu einer engeren Verbindung dieser zahlreichen und mißhandelten Klasse, welche täglich an Wohlstand und Bildung zunimmt, sehr ungern sähe und gern verhindern möchte, wenn es sich unter einem guten Vorwande thun ließe. Auch ist der Plan dieser Halbeuropäer, ihre ärmeren Jünglinge durch die Erlernung von Handwerken zur nützlichen Selbstständigkeit zu führen, seiner Ausführung sehr nahe.

In den nördlichen Theilen Indiens fand im vergangenen März ein fürchterlicher Hagelschlag statt, welcher Menschen und Vieh tödtete. Die Steine sollen mitunter von sieben bis acht Zoll im Umfange gehabt haben; und der Fall war von einem Sturmwinde begleitet, welcher an einigen Orten Häuser niederwarf, und die Einwohner unter ihren Trümmern begrub.

Zwey englische Offiziere zu Punah, in Ostindien, ließen im Februar in Folge einer Wette einen Hindu 509½ englische Meilen in vier Tage reiten; und zwar auf folgende Weise. Der Bursche ritt jede Nacht etwas nach zwölf Uhr ab, und machte den ersten Tag, in 9 Stunden 44 Minuten 129 Meilen, den zweyten, in 9 Stunden 55 Minuten, 127 Meilen, den dritten, in 10 Stunden 15 Minuten 126½ Meilen, den vierten, in 9 Stunden 26 Minuten, 127 Meilen; also das Ganze in 39 Stunden 20 Minuten, oder über 12½ deutsche Meile die Stunde.

Die Kanonen der Burmanen bestehen meistentheils aus Holz, mit starken eisernen Reifen umwunden, inwendig aber mit zwey bis drey Zoll dickem Eisen oder Messing gefüttert.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt Sie über Singapore zu unterhalten; und es ist immer mit Vergnügen, daß ich Ihnen neue Nachrichten über die Fortschritte dieser schönen Anstalt mittheile. Muß es dem Menschenfreunde nicht erfreulich seyn, in dem fernen indischen Ocean, mitten unter dem Drucke halb- und ganz barbarischer Völker und den Beschränkungen verhaßter Monopolien, als das bessere Resultat der europäischen Bildung, eine Freystätte für redlichen Gewerbfleiß, für Menschen aller Farben, Glauben und Zungen hervorgehen, und nahe an sechs bis sieben Jahren schon als den Zufluchtsort vieler Tausende solcher Menschen zu sehen; gedeihend in Ackerbau, Handel und Kunstfleiß jeder Art, alles dieses, trotz den übelmeinenden Umtrieben einer andern europäischen Macht, welcher ein solcher Nachbarstaat, mitten unter ihrem Ausschließungssystem nicht behagen kann; und was mehr, ohne daß die Errichtung desselben einen einzigen Tropfen Menschenblut gekostet hätte! Schon beliefen sich am Ende des vorigen Jahres die Zahl der Einwohner auf 14.619, worunter ungefähr 2500 Nichtansässige, und 368 Militärpersonen mit ihrer Dienerschaft, und im Ganzen 1140 Menschen mehr als im vorigen Jahre, und dieß größtentheils durch Einwanderungen. Unter diesen bilden die Malayen über ein Drittel, die Chinesen über ein Viertel, und die Bugisen unter ein Achtel. Die Anzahl der Christen, ohne die Truppen, beläuft sich auf nicht mehr als 225 Personen; und unter diesen sind nur 84 Europäer. Was der Kolonie abgeht, sind Personen weiblichen Geschlechts, denn an diesen fehlt es in allen Klassen, besonders bey den Chinesen, und sie betragen zusammen nur 3231 Seelen. Eine sehr große Menge dieser Bevölkerung widmet sich dem Handel, ein anderer den nothwendigsten Handwerken, ungefähr eben dem Ackerbau, und die übrigen der Schiffahrt und Fischerey. Unter allen Einwohnern gelten die Chinesen für die nützlichsten, denn man rechnet ihre Thätigkeit doppelt so hoch an, als die von irgend einer morgenländischen Nation. Der Handel hatte sich im Lauf des Jahres bedeutend vermehrt, denn der Betrag der Ausfuhr war über 6.600.000 spanische Thaler, über 1.600.000 mehr als im Jahre 1823, und die Einfuhr an sechs Millionen, mit einem Ueberschuß von beynahe 1.300.000 über das vorige Jahr, dabey aber war die Menge der Waaren auf beyden Seiten bey weitem größer, indem die Preise in vielen Gegenständen bedeutend gefallen waren. Von Siam allein waren 44 Schiffe im Laufe des Jahres eingelaufen, während im vorhergehenden Jahre nur vier dort hergekommen waren. Im letzten Februar kamen ganz unerwartet 23 Fahrzeuge von Sumatra, in welchen die Eingebornen an 3000 Pikul Pfeffer brachten. Dieß scheint ein Ersatz für die Abnahme des Handels mit Java zu seyn, den die Holländer zum Theil verhindert haben.

Das erste Cochinchinesische Fahrzeug, welches dieses Jahr dort angekommen, brachte die Nachricht, daß die HH. Varnier und Chaigneau, zwey Franzosen, welche seit vielen Jahren in jenem Lande gelebt, und Mandarine vom ersten Range sind, sich zu Saigon befanden, wo sie zwey Junken befrachtet, die sie und ihre Familien nach Frankreich zurück bringen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

der Gaskogne und der Provence erklingen zwar wie die Silberdaſſe an den hohen Küſten des italieniſchen Meers oder in den Apenninen, aber dieſe Stimmen ertönen nie in himmliſchem Geſang. Die Gaskogner verſtehen den Apoll nicht, wenn er ihnen ſeinen göttlichen Unterricht anbeut; ſollten ſie auch in die Hölle fahren, was man ihnen ſehr oft wünſcht, ſo würden ſie wenigſtens nicht mit ihrem Geſang die hölliſchen Gottheiten erweichen.

Die Pariſer kleinen Mädchen haben ihre eigenthümlichen Schönheiten vorzüglich dadurch, daß man für dieſe ſorgt und ſie pflegt wie eine Blume, z. B. ihre feinen, ſcharfgezeichneten Augbrauen; dieſe und ſehr lange Wimpern gelten für ein natürliches Kleinod. Die Arme ſind wunderſchön am Kinde, ſo ſelten ſie auch an den erwachſenen Mädchen die Fülle eines ſchönen deutſchen Armes erreichen. An den Händchen liebt man die kurzen, aber auch die langen Finger, wenn dieſe in's volle Fleiſch der Hand gleichſam hineingeſteckt und nicht daraus herausgewachſen zu ſeyn ſcheinen.

Vorzüglich ſchön ſind jezt die Zähne der Pariſerkinder. Schöne Zähne waren ſonſt nur den Kindern des ſüdlichen Frankreichs eigen; jezt werden ſie allgemein. Sollte etwa die Austreibung des Pockendämons aus dem menſchlichen Leibe auch die Zähne gerettet haben? Man ſuche immer dieſen Glauben wenigſtens auszubreiten, ſo mancher Glaube macht ja ſelig. Die allerſchönſten Zähne findet man unter den Kindern des Pöbels, aber der Mittelſtand und die höhern Klaſſen wollten da nicht zurückbleiben. Daraus entſtand alſo die nunmehr zum Modegeſetz, ja zur Pflicht gewordene vortreffliche Gewohnheit, den Mund der Kinder einem kundigen reinlichen Zahnarzte zu unterwerfen. Das Eigenthümliche dieſer Einrichtung in Paris iſt ihre regelmäßige Beobachtung in zwey Epochen, nämlich von dem Augenblick an, wo die Natur die Arbeit der erſten Zahnung geendigt hat, und dann wiederum mit doppelter Vorſicht und unter Herbeyrufung des Krankheitsarztes in dem kritiſchen Zeitpunkte der zweyten entſcheidenden Zahnung. Selbſt unter dem niedern Mittelſtande, wohl ſogar im Pöbel, führt eine auf ihr Kind ſtolze Mutter das Kleine zum Zahnarzt. Reine Zähne, durch die Natur nach einem gewiſſen idealen Muſter etwas weniges gewölbt; beſonders mittelmäßig groß, ja nicht zu groß, von geſunder Farbe, welche nicht die ganz ſchneeweiße, immer der Zerbrechlichkeit verdächtige, ſeyn darf, enggereiht, in voller Zahl, gelten manchem Kinde als künftige Ausſteuer; denn glückliche Männer wählen ſich oft eine Gattin blos wegen des ſchönen Mundes, und ein ſchöner Mund heißt ſehr gewöhnlich nichts anders als Reihen geſunder Zähne. Jene Art von Kokketterie, aus vollem Halſe zu lachen, um den wohlbeſetzten Mund zu zeigen, wird für die verzeihlichſte gehalten; auch gilt manchmal nur wegen der Zähne die auffallende Größe des Mundes ſelber für Schönheit. Der rohe Amſterdamer oder Londoner frägt nach einem Mädchen mit dem Ausdruck: Wie viel iſt es werth? und verſteht hierunter ſeine Ausſteuer. Der Pariſer aber ſieht vor Allem bey einem jungen Mädchen, ob ſie ſchöne Zähne hat. Es wäre es dann doch der Mühe werth zu unterſuchen, wie die Mütter in Paris, die ihren Kindern keinen Geldwerth geben können, es angreifen, daß ſie wenigſtens ſchöne Zähne erhalten? Die Kinderkleidung hat wohl dabey weniger Einfluß als die Kindernahrung, und der Beweis davon möchte wohl ſeyn, daß Kinder nicht-franzöſiſcher Eltern in Paris beſſere Zähne bekommen, als ihre Eltern ſelber haben. Man gibt den Kindern in Paris als Grundlage aller Nahrung durchaus kein Roggen- oder Gerſtenbrod, ſondern das bekannte ganz weiße, leichte, lockere Waizenbrod, ganz wenig geſalzen. Dieſes Brod iſt ſo ſehr einzige Nahrung, daß alles Andere nur als Nebenſache vorkömmt; die Kinder verlangen nur etwas, um es mit ihrem Brode zu eſſen. Des Winters gibt man ihnen Brodſuppe, meiſtens von der kräftigen Pariſer Fleiſchbrühe, und zu dem Brode Eingemachtes von Kernobſt oder Johannisbeeren, manchmal Milch, ſelten Butter, ſelten Fleiſch; friſche Aepfel bis in den Frühling, und die bekannten grünen oder trockenen Gemüſe. Der Sommer iſt die allgemeine Kurzzeit beſonders dann, wenn die ſogenannten rothen Obſtarten, die ſauren Kirſchen und die Johannisbeeren reifen; ſie ſind die allgemeine Panacee, das Univerſalmittel, worauf man nach allen Kinderkrankheiten des ganzen Jahres wartet; die Aerzte ſchreiben am Ende nur dieſe Früchte vor; aber auch dabey herrſcht immer das unabänderliche Waizenbrod.

Die mütterliche und väterliche Liebe ſind ohne Zweifel dem Einwohner von Paris eben ſo tief in die Seele geprägt, als jedem Menſchen jedes andern Volkes; aber aus der Schwierigkeit, welche ſittenloſe Menſchen überall haben, ſich ihre Nahrung zu erwerben, und aus der Leichtigkeit, mit welcher die Kinder als Lehrlinge gut unterkommen, iſt ein furchtbares Uebel unter der niedern Volksklaſſe entſtanden: ſie kümmern ſich nämlich nur allzuoft ſehr wenig um ihre Kinder, und man hört nicht ſelten den herzzerſchneidenden Ausdruck gegen ein Kind: „Ich werde dich bald des Brods los werden.“ Oft ſchon im achten, neunten Jahre werden die unglücklichen, unerzogenen Jungen und Mädchen gleichſam vor die Thüre geworfen; die größere Gefahr iſt dabey immer für die Mädchen; die Jungen, leichten Sinns und durch die bisherigen Entbehrungen früher gewarnt und mehr aufgeweckt aus dem glücklichen Traume der Kindheit, gerathen meiſtens in den Werkſtätten ganz gut. Nur iſt das die Urſache, warum man in Frankreich nicht eben ſo viele junge Arbeiter findet, die leſen und ſchreiben können als in dem größern Theile von Deutſchland; viele franzöſiſche Handwerksgeſellen lernen erſt auf ihre eigene Koſten leſen und ſchreiben, wenn ſie Geld verdienen.

„Aus den vielen tempelartigen Gebäuden zu schließen, womit Rangun angefüllt ist, muß es eine besonders heilige Stadt seyn; aber es ist wahrscheinlich, daß es Denk- oder Grabmäler sind. Am Fuße sind sie viereckig; dann steigen sie als sechseckige Pyramiden hervor, mit einem Spitzthürmchen, auf dem sich oben ein offenes Eisenwerk, in der Gestalt der päpstlichen Krone befindet, an welcher eine Menge Glöckchen befestigt sind, die bey einem sanften Winde ein sehr anmuthiges Geläute hervorbringen. Von diesen Gebäuden sieht man Tausende, besonders in der Nähe der großen Pagode, gegen welche hin sie eine Gasse bilden, und ihre Reihen hier und da durch kolossalische Bilder unterbrochen haben, die mit übereinandergeschlagenen Beinen, und mit der rechten Hand hinunterwärts deutend, da sitzen. Die große Pagode ist ein backsteinernes Gebäude, wie die übrigen, aber bey weitem schöner und größer. Eine Seite der Basis mag 100 Fuß messen, so daß sie auf einer Fläche von 10,000 stehen muß, von welcher sie sich in 6, 8, 10 und mehrseitigen Gestalten, zu einer Höhe von 200 Fuß erhebt, welche gänzlich vergoldet ist. Sie liegt sehr hoch, und ist zu einer Festung geeignet."

Im Jahre 1795 hatten die Burmanen einen Einfall in's brittische Gebiet gethan, um drey aufrührerische Häuptlinge zurück zu verlangen, die sich dahin geflüchtet hatten. Sie wurden ihnen ausgeliefert; und folgendes ist der Eid, welchen einer davon in Gegenwart eines brittischen Offiziers leisten mußte, ehe ihm seine Regierung anvertraut. Ein Priester setzte ein Buch religiösen Inhalts nebst einem Bilde und eine Schale Wasser vor ihn; der Mann kniete dann nieder, hielt die Schale vor dem Bilde in die Höhe, und sprach: „Ich, Pulong, rufe in der Gegenwart des Schöpfers der 5000 Welten mit allen darin lebenden Heiligen, der fünf großen Flüsse und der 500 kleinen, der Meere und alles dessen, was darin ist — alle Heilige und Engel im Himmel und auf Erden an, mir es zu bezeugen, daß ich ein guter und treuer Unterthan des Königs von Ava seyn will. Gebe Gott, daß, wenn ich seinen Dienst verlasse, ich nicht sicher über's Wasser komme, sondern die Fische des Meeres mich in Stücken reißen und verschlingen! Gebe Gott, daß, wenn ich seinen Dienst verlasse, ich nicht sicher über Land reise, sondern von den wilden Thieren der Erde verschlungen werde! Gebe Gott, daß, wenn ich nicht diesen Eid befolge, mich nie gegen meinen König und mein Vaterland aufzulehnen, alles Obige mir begegne, daß die Geißeln des Höchsten mich peinigen, und ich eines schimpflichen Todes sterben möge!" Nachdem diese Formel drey Mal wiederholt worden, wurde das Papier, worauf sie geschrieben war, verbrannt, und die Asche in die Schale mit Wasser gethan, und die Mündung einer Flinte und die Spitze eines Säbels darein getaucht. Pulong nahm dann die Schale in die Hand, und wiederholte: „Mögen diese Waffen mich umbringen, wenn ich mich je von dem oben geleisteten Eid entferne." Nach diesem trank er das Wasser. Dieser gezwungene Eid hatte indessen nicht die Kraft, den Unglücklichen an seine verhaßte Pflicht zu binden (er gehörte nämlich zu der überwundenen Nation der Mugs), er ward noch ein Mal untreu, und ward mit gräßlichen Martern hingerichtet.

Es ist bekannt, daß der größte Theil des Burmanschen Reichs aus überwundenen Völkern besteht, welche vor sechzig bis siebenzig Jahren noch alle unabhängig waren. Die Engländer dürfen also darum nicht verlegen seyn, was sie mit den eroberten Provinzen thun sollen. In Assam haben sich bereits die ehemaligen Herrscher, die sich Kinder des Indra nennen, und auf gold- und silbernen Leitern vom Himmel herabgekommen seyn wollen, gemeldet; worüber man sich nicht wundern darf, da dieses Land erst im Jahr 1819 erobert worden. Aber auch in dem längst eroberten Pegu sind Leute erschienen, die auf die alte Krone Anspruch machen. Dieses ist wirklich ein sehr wichtiges Land — es hat den fruchtbarsten Boden, die schönste Bau- und Färbeholz, große schiffbare Flüsse, bequeme und sichere Häfen, liegt Bengalen gerade gegenüber, und an demselben Meer, und hat dabey verhältnißmäßig sehr wenig Einwohner. Es sollte mich daher sehr wundern, wenn Engländer dieses herrliche Land, das sich so ganz zur Anlegung europäischer Kolonien eignet, aufgeben sollten.

Im Gebirge von Cachar, auf dem Wege nach Munipur ist man auf ein Volk gestoßen, welches sich in dem tiefsten Zustand der Barbarey befindet, und gänzlich nackend geht, und in Pegu sollen sich ähnliche Wilde befinden.

Auch die dritte Expedition zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt ist unverrichteter Sache zurückgekehrt; zwar nicht in Folge natürlicher Hindernisse, die allen weitern Versuchen ein Ende machen konnten, sondern in Folge eines Unfalls, wodurch eines der Schiffe vom Eise gegen das Ufer geworfen und so beschädigt ward, daß man es im Stiche lassen mußte. Die Mannschaft ward jedoch gerettet. Die Schiffe haben in Port Bowen im Regentskanal überwintert, und waren im Sommer bis zu 76°46′ der Breite, und 91°50′ der L. vorgedrungen; aber nach diesem unglücklichen Zufall war jeder weitere Versuch unnütz, und Kapitän Parry kehrte mit den Schiffe um.

Von der Landerpedition unter Kapitän Franklin sind zwischen günstige Nachrichten über New York angekommen, war beym Abgange des Briefes 700 englische Meilen, jen des Forts Cumberland auf dem Mackenziefluß, und alle glieder der Expedition in guter Gesundheit, mit einer Fülle Lebensmitteln versehen.

Vor ein Paar Tagen erschien ein Weib vor dem Major, um auf Gesuch ihres Mannes einen Eid abzul daß sie nie mehr Schnapps trinken wolle, als ihr Mann erlauben würde.

Auflösung des Räthsels in Nr. 253.

Geheimniß.

Dreyfoldiges Buchstabenräthsel.

Die ersten zwey Glieder sind zart und klein:
Doch fällt das Erste mit Hügel und Rain.
Mit Steinen und Pflanzen und Thieren.
Und auch das Letzte mit Flasch' und Glas
Und all' dem gelehrten Ja-weiß-nichts-was
Auf Hieroglyphenpapieren —
Selbst Erd' und Himmel fällt mit hinein.
Sogar mein Ganzes noch oben drein
Mit Wasser und Pulver und Schmieren.
Was ist's denn? „Das Erst' ein Paradies,
Wenn Lenz und Flora sich gatten!"
Das Erst' und Zweyte, was ist denn dies?
„Ein Lichtquell im dunkelsten Schatten!"
Und was das Letzte? „Groß und Klein,
„Und Alt und Jung, wir Alle!"
Und endlich das Ganze? „Bedarfst du sein,
„So wünsch' ich, daß wieder, wahr und rein,
„Bald all' das Obige, groß und klein,
„Und Blitz und Hagel und Sonnenschein
„Im's Erst' und Zweyte dir falle!"

Schaller.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Bäumen, Gebüsch und Wiesgeund, seine Melodien in den Gesang der Nachtigall mischend, dahin.

Wenige Schritte von dem Ponte Lupo bietet die Quelle der Biandusia dem ermüdeten Wandeeer Labetrunk mit der Erinnerung an horazischeu Gesang. Sie schüzt nach oben ein Gewölde, Reste eines der Nymphe geheiligten Tempels, vor den eewärmenden Strahlen der Sonne, von der Seite spiegelt dichtes Gebüsch sich in der zitternden Silberquelle. Alle diese hohen Scenen der Natur weeden von dem maierisch-liegenden Tivoli beherrscht, das hoch auf dem Gebirg in schönen Gruppen dem Auge feohen Genuß gewährt.

Der Weg von Tivoli an den Caseadellen vorüber nach dem Ponte Lupo führt über die Trümmer der Villa von Cicero, Cassius und Brutus, von Horaz und von Quintilius Varo. Gegenüber auf der andern Seite erheben sich noch stolz die Trümmer der Villa Mäcens. Da wo der Günstling Augusts einst horazischen Weihrauch atmete, tönt jezt des Hammees schellender Schlag und der Mühlen Klappergeeäusch. Da wo einst Coperwein aus goldenen Pokalen strömte, fließt jezt des Werkmanns Schweiß unter der Arbeit Last. Hier wo jezt die Pflugschaar bemooste Steintrümmer in die Erde drückt, diesseits des Stromes, im Schooße der schönen Natur, stärkte sich Cicero zum Kampfe gegen Catilinarische Kühnheit. Hier auf dieser andern Stelle sangen Tibull und Catull. Hier lebte den Musen der vaterländische Horaz, und über diesen Trümmern erhob sich einst die Villa des Quintilius Varo, des Zeugen germanischer Kraft, als sie den Kaiseradler in seinem hohen Fluge ergriff und blutend zur Erde schmetterte, daß der furchtbare Fall aus dem Auge Augusts Thränen des Schmerzens erpreßte. Hier endlich wandelten bey nächtlichem Dunkel und Regenschauer Brutus und Cassius. Hier heiligte die lezte Flamme römischer Freyheit den Dolch, der Cäsars Brust durchbohrte.

Auf dieser der Geschichte geheiligten Stätte traf ich vor Jahren zuerst mit dem Helden zusammen, dessen Name mit allem Fuge auch der Geschichte dieses Landes angehört, dessen Charakter Roms schönsten Jahrhundert's würdig war, der, wie keiner der fränkischen Feldherrn, so viel Sinn für Vereinigung der italienischen Völker in eine unabhängige Nationalmasse hatte, mit Joubert dem Unvergeßlichen. Im Austausch unserer Gefühle wandelten wir hier lange unter den Trümmern vergangener Größe dieses Volkes, aber schon damals glaubt' ich in ihm jene Züge zu erkennen, denen das Glück nur selten entgegen kommt. Es war eine beklagenswerthe Leidenschaft, die Liebe seiner Schwester, die ihn in die militärische Laufbahn warf. Die Unglückliche liebte ihn mit aller Glut verbotener Liebe, und als er sich gefliſſentlich von ihr entfernte, fiel sie in eine Krankheit und starb. Er suchte nun auf einer geschäfts- und geräuschvollen Bahn Zerstreuung und fand Ruhm und Lorbeern. Schmerzvolle Eindrücke aber blieben seiner Seele zurück, und nie durfte man in seiner waet von Liebe sprechen, ohne daß sich tiefe Mel seiner Seele bemächtigte. Schon zu Mantua sa nach geraumer Zeit vor Jouberts Entlassung der M.: „Joubert werde nicht lange mehr bey der Ar ben, das Direktorium könne sich nur mit Mensc tragen, deren Raub- und Gewaltsucht mit feige müßigkeit gepaart, den Herrschern ein Motiv der heit werde. Militärischee Ruf, mit Bürgersinn u gertugend vereinigt, sey diesen Menschen ein Ge des Mißtrauens und der Furcht; Joubert werde s erhalten, und schon arbeite man von Mayland un aus gegen ihn." Ich sah seine Aeußerung für übe an, und mußte mich am Tage, da Joubert seine sions-Annahme erhielt, nur allzusehr von ihrer G keit überzeugen. Ich war gerade an diesem Tr bey Joubert. Ee hatte dem Erdirektoe Merli nem Scheiden seine Meynung frey und offen mit Merlin hatte ihn dazu eingeladen, ihm seinen an einen entschiedenen Einfluß des Auslandes auf handlungen des Direktoriums nicht verschwiegen, mit edelm Unwillen gegen die beyspiellose Behand italienischen Völker erklärt, gegen ihre anhaltende dung, Isolirung und gegen ihre Herabwürdigun verhaßte Prokonsuls. Man hatte ihm unumschrän macht über seine Armee verheißen, und von dem Ta Ankunft an arbeiteten ihm Furcht, Neid und I von Paris aus entgegen. Da man ihn selbst nic greifen wagte, so wurden die Pfeile gegen die Pers gedrückt, die ihn umringten. Man verlangte S Entfernung, den er als seinen Chef vom Genera unentbehrlich hielt, dem er sein Zutrauen geschen und dessen Werth ee besser beurtheilen konnte al Direktorium auf seinen weichen Polstern im unsel laste von Luxembourg. „Ich verlasse, sagte er m Armee in einem Zustand, dem die Russen und Oest in mehreren Monaten noch nicht gewachsen seyn Wenn einst die Zeit der Gefahr kommen sollte, b eeit jedem Rufe zu folgen: jezt trete ich mit der L gung zurück, daß ein Land wie Frankreich Männ besizt, die noch bessere Dienste denn ich zu leisten gen: anders zu denken wäre unverzeihliche Eitelkeit. Reggio sagte er mir dieß, dort sah ich ihn zum Le den großen Unvergeßlichen. — Am Tage der Sch Nooi hat ee Wort gehalten. Auf den Ruf des bed Vaterlandes war er dem Feinde entgegen geeilt, und seines Heldentodes war für die Feinde ein Sieg wie die blutigste Niederlage! — An dem Tag der bey Nooi floh der Genius der Freyheit von Fran

Digitized by Google

Die Kinder in Paris.

(Fortsetzung.)

Die tödtlichste Plage der Familien in Paris sind die Säugammen; mehr als die Hälfte der Kinder gehen aus Mangel an mütterlichee Pflege und väterlichee Sorge zu Grunde, ehe sie nach dem gemeinen Gesetze der Natur dahinsterben sollten. Die weiblichen Gewerbe, welche eben so zahlreich sind, als jene der Männer, lassen es nicht zu, daß man die Kinder im Hause behalte, und der Raum in den Wohnungen fehlt dazu, die Säugammen in der Stadt zu haben, wenn man auch die Mittel dazu hätte, und wenn auch die Ammen selber ihre Wohnungen verlassen könnten. Dem fühlenden Ausländer blutet das Herz, wenn er entdeckt, daß alltäglich über fünfzig hülflose Geschöpfe den Armen der Mutter entrissen und aus dem Asyle hinausgestoßen werden, was ihnen das Recht der Geburt, das Recht an eine Heimath, an die Lagerstätte, auf welchem es geboren wurde, angewiesen hatte. Die Unbarmherzigkeit der ganzen ungeheuern Völkerschaft, welche die Hauptstadt bewohnt, ist zur Nationalsitte geworden. Es ist schauervoll, wenn man an dir zwey oder drey Tage nach der Geburt denkt, die man dem Säuglinge und der vom Lande als Amme gemietheten meist unbekannten Bäurin zur lezten Frist gestattet. Man benuzt die wenigen Stunden zwischen der Geburt und der Abreise, diese über Leben und Tod entscheidenden Momente, dazu, um ihr das Wanderbündelchen des kleinen Verwiesenen zurecht zu machen. Man sucht, wenn man glücklicherweise dazu die Mittel hat, die Amme selber durch eine gastliche Bewirthung zu gewinnen; aber wir können dieses Mahl der Säugamme nicht anders nennen als das Henkermahl des Säuglings. Es geschieht bisweilen, besonders des Winters, daß der Säugling nicht einmal diese Reise aushält; wenn er aber auch wohlbehalten ankömmt, so erhält er von nun an gewöhnlich nur seine halbe Ration, gleichsam als hätte die Gottheit nicht schon durch die Seltenheit der Zwillinge ihr heiliges Gesetz ausgesprochen, daß die beyden Brüste der Mutter nur Einem Eigenthümer gehören, daß sie nur für Einen rechtmäßigen Anspruch hinreichen, und daß sie keinem fremden Gaste bestimmt sind. Der fremde Säugling kömmt also ins Haus der Amme, und so wie er eintritt, ist das Haus im Kriege; Freund und Feind, nämlich die Amme und die beyden Säuglinge, hausen nun beysammen auf demselben Boden; die Beyden sind jedoch Feinde, nur gibt man ihnen den trügerischen Namen Milchgeschwister.

Dieß ist also der Eintritt in das hochgepriesene Leben von Paris; durch einen solchen Geäuel der Verwüstung müssen die kleinen Pariser und Pariserinnen gleichsam mit Gewalt sich durchleben; die Wenigen, die gesund oder mit geraden Gliedern zurückkommen, sind dann freylich auch meistens sehr gesund und sehr gerade; denn nur ihre eigene, unzerstörliche Kraft, oder die großmüthige Menschlichkeit des Säugevaters oder der Säugemuttee hat sie gerettet. Es ist wohl schrecklich zu sagen, aber die Wahrheit verdient gesagt zu werden, daß das Säugammensystem von Paris nichts anders ist, als ein fortdaueendee bethlehemitischee Kindermord, oder eine Scene der Sündflut, als die Menschen eines Welttheils in's Wasser fielen, das höher gestiegen war als die Berge, und aus dem gurgite vasto davon kam, wer da konnte. Für die Pariser Säuglinge ist keine Hülfe; Rousseau hat umsonst für sie gesteht, in einer rührendern Speache als die meinige.

Das Säugammen-Institut in Paris ist ein allgemeines Kommissionscomptoir für Eltern und Ammen. In diesem Hause können sich alle Bäurinnen auf vierzig bis fünfzig Stunden von Paris, welche sich dem Säugen widmen wollen, einschreiben lassen; sie kommen hier auf eigene Rechnung an, und finden da Wohnung auf dir wenigen Tage, die sie warten müssen, bis ein Säugling ihre Hülfe sucht. Für die kleine, hülfsbedürftige Menschheit ist also hier dieselbe Anstalt, wie für die europäische militärischr Jugend in den Kriegsministerien aller Staaten, nämlich das Register der Lebendigen und der Todten, worin man finden kann, wer noch auf den Beinen ist oder wer vor dem Feinde geblieben, oder wenigstens verkrüppelt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 19. Septbr. *)

Die vorige Woche sah' ich, wie alle hiesigen Einwohner die Italienerin in Algier; Du weißt es, ich ging mit der günstigsten Meynung hin: für Rossini, für die Mimen, und Sänger; ganz unbefangen wenigstens. Solche reine Langeweile, blos mit höchster Ungeduld bis zum Aufspringen — (wenn dieß in den stuhllosen Hähnerverhältnissen ginge)**), habe

*) Dem Einsender dieses Briefes wurde der Auftrag, denselben für die Einrückung in ein deutsches Tagesblatt zu bereiten. Er that es aber nicht, weil er durchaus kein Freund des Appretirten ist. Er gibt ihn ohne die geringste Veränderung; denn nur dadurch glaubt er dem Wunsche des Briefstellers zu genügen: daß nämlich neben dem betäubenden Jubelruf der Maserität, ob der jezt in Berlin so hochgepriesenen Sängerin (Dem. Sountag) auf die Stimme der Minorität gehört werde.

**) Der Einsender dieses Schreibens kann hier der Bemerkung sich nicht erwehren, daß überall, selbst hier in Frankreich, mit der zunehmenden Pracht auf der Scene, die Sorgfalt für die Bequemlichkeit des Auditoriums abnimmt. Oben

ich meines Erinnerns beynahe noch nicht erduldet. Dieß, bey oft nur laute Bewunderung entlockenden, vollkommenen Gesangtheilen. Fangen wir bey Dem, Sonntag der Italienerin unter den Barbaren an: Engländer erfinden gewiß nächstens eine Maschine, die so vortrefflich singt. Kein Fehlerchen! Ueberlegung des Effekts, wie nur bey Moscheles gefunden werden kann! Höchste Leistung des Kehlchens! Aber („hr Aber kosten Ueberlegung, ich sage: sie sind auch deren Ertrag) — auch nicht die leiseste Ueberraschung, nicht das sanfteste Fortreißen, oder auch nur Mitziehen des geringsten — auch nur von der Kunstausübung selbst hervorgebrachten Affekts. Glücklichstes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloseste Ausübung, glücklichstr Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder mit Intelligenz aufgefaßt, mit künstlerischer Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Leises Gehör! richtiges Horchen eigner Leistung. Aber, die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht. Also, der tiefbelebende Herzpuls fehlt: und so Das, was leicht angebende bewegliche Kehle, lobenswerthe Ueberlegung, richtiger Unterricht, im Nothfall, ersetzt; oder vielmehr dieß Alles erst recht werth und wünschenswerth macht. Aber welcher Held wäre wohl der, der in unsrer großen Stadt, auf unsern großen Plätzen, bey unsern großen Theés, dieß, unserm großen Publikum sagte: „Schweigen ist der Rest.“ und schreiben: Drum ich's Dir mein Freund — nach Frankreich. Vielleicht kannst Du's etwas zubereitet von dort aus in ein deutsches Journal senden. Es drängt die Brust das auszusprechen, was wir für wahr halten müssen, und worüber prachtvoller Wahn herrscht. Auch bin ich nicht ganz einsam in meinem Urtheil: Drey Herren und eine Dame hab' ich sogar auf meiner Seite. Es ist aber genug für mich, wenn sie nicht wie ich so gequält sind, bis sie in Worte gebracht, was sie meynen, um daß Ich es thue, welches ich eigentlich gerne — je mehr je besser — Andern überließe. Auch mit dem Spiel der jungen Schönen war es nicht so wie ich aus den Paar Bewegungen und Mienen, die sie sehr schön im komischen Duett eines früheren Konzerts anbrachte, schließen mußte. Es glich in der Rolle der Italienerin in Algier bey diesen Paar Bewegungen und Mienen, und das war durchaus gar zu wenig. Hätte sich das Körperchen ein Exempel an den Augen genommen, so wär' es schon besser gegangen; die waren allen seinen Theilen und dem Ganzen im Spiel weit voraus; die ganze Person aber durchaus angenehm, und hätte sie noch weniger, das heißt: gar nicht gespielt. Angezogen *) war unsre Schöne allerliebst: ganz exakt wie Französinnen, als sie noch in dieser Tracht gingen, welches nun unser Publikum der nicht goutiren wollte: es wäre nicht reisemäßig; kein Mensch aus dem Schiff — sie sind zu weit vom — Warum nicht? kann man fragen, und ich frage Ein blauer, von starkem Seidenzeug schön gemachter U ein weißer, vollkommen modischer Hut, mit wohlange Marabour; Schuhe von der Farbe des Kindes auf de gedanktesten Fuß: welches Lob man den Schuhen se geben kann; die weißen Hände in weißem Handschuh das schneefarbige Batisttuch. Das Ganze vollkommen Nicht vortheilhaft war ihre Kleidung als Türkin. Silber darauf verstreut, welches kein Ganzes bilden dieß noch dazu auf roth und weiß, welches sich zu oft und unterbrach: von der Fußspitze bis zum zweyfarbig bau, immerweg so; keine Freske-Masse fürs Auge t Vorschein, der Kaftan von einem steifen Zeuge kurz ge und dabey nach jetziger Mode, mit vielen Falten e Kreuze, anstatt graziös flach, wie ein türkischer Sch stirt, den man zur Abwechslung lieber hätte beyeba nen. Nichts weiter Asiatisches, ein wenig nur vom u verfehltes beybehalten! Das Ganze ein kleiner verun Anblick. Das Letzte empfand ich selbst; die ausein ten détails, die Du hier findest, gab mir eine Frau, drey Wochen aus Italien hier ankam und Theater möchte man sagen. Dieß nun was hier steht hätte m in die Ungebuld versetzen können, die ich Dir äußer aber das Ganze der verfehlten Aufführung. Man läßt lener-Opern nach, daß sie ein lockeres Gerüst für Se Musik sind, welches Musiker und Schauspieler mit Liedr und ununterbrochener Befliſſenheit ausfüllen. man aber das Gleichgewicht finden, welches zum Andi Sitzenbleiben gehört, wenn ein solch loseſtes Machr Deutschen in ihrem Idiom so aufgeführt wird, daß m mal, wenn ein Musikstück anhebt, sich verwundert, wo herkommt! So wenig wußten für alle — außer Sp einen Einfall des Komponisten vorzubereiten. Weder der Musik noch Mimik, noch eine der Personen ang Schwerfälligkeit oder Leichtigkeit, Leichtfertigkeit; kur nichts! Als ob sie's gar nicht merkten, als ob dergle nicht existirte, als ob sie sich dessen schämten! als ob schon genug wäre, daß die Rezitative wegblieben und sprochen wird; worauf Rossini gewiß doch keinen An gerichtet hat. Es ging so weit, daß sich viele Zuschau berten, als gegen das Ende ein sonst ernster Dey ein spielte komische Personage wird. Von einer Dame, üdler Laune, oder Nichtbeachtung gar nicht spiel ich eben so wenig reden, als sie sich bemühte. Jed dieß in seiner Art komplett, wie wir Berliner sag wenn man wieder zu Hause ist, werth, es gesehen z Die Herrn Wächter und Jäger sangen gut. D Spitzeder spielte ganz allein (und erinnerte Eulenion im Irrato). Eine, so völlig auseinander Vorstellung bey meist so gutem Gesange, kann m selten zu sehen bekommen. Was die Ungebuld darf gern mußte, war der, ich möchte sagen Wiener des Publikums, welches mit der Schönheit, die de bestimmt entbirt. Alles mit brunter schnatte und, b dautem Beyfalle sich selbst belaubend, wiedergab. Sonntag, wird behauptet; und sehr gerne glaub' ich noch in ganz anderem Genre vortrefflich singen. S mich darauf.

---

auf der Bühne die albernste und unpassendste Verschwendung; im Saale und in den theuersten Logen die schmutzigste Knickerey, die hie und da an Unanständigkeit grenzt. Daß die belletristerrechnenden Staatskentrellen und die Handelskomitteen der Aktionärs nichts von aisance wissen wollen, ist ihnen zu verzeihen; aber das nicht, daß sie das Publikum wie die Häringe in der Tonne behandeln, in welcher ein Kunstgenuß unmöglich ist. Iffland war, wenn wir nicht irren, der Erste, der die ärgsten beguemen, mit Pelisterkübeln versehenen Logen eines prachtvollen Hoftheatres, mit Brettern garnirte, und sie in ein enges Verhältniß für Federvieh verwandelte. Man glaubt nicht, welchen Einfluß diese Oekonomie auf Geschmack und Urtheil hat! —

*) Diese über den Anzug einer Opernsängerin vielleicht zu weitläufige Stelle ist heut zu Tage, und in Berlin, wo das Kostüm so viel Nachdenken und Geld kostet, verzeihlich.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. November 1825.

Ein fernes Land in Dämmerung ist das vergangene Jahrhundert, aber ein Nebelstreif, wie die blauen Berge am Horizonte, sind die noch ferneren Zeiten.

C. Weisflog.

König Enzius *).

Erzählung von Buchner.

Der Frühling des Jahres 1249 hatte begonnen. In der Lombardey wogte der Streit auf und ab zwischen Guelfen und Ghibellinen, Päpstlich- und Kaiserlich-Gesinnten. Während der kluge vierte Innocenz von Rom aus mit oft wankender, aber immer wieder neu sich erhebender Rüstigkeit gegen Kaiser Friedrich II. wirkte; während dieser, bald da bald dort sein Feldlager aufschlagend, seit wenigen Wochen nach Apulien zurückgekehrt war, und seinen Söhnen, König Enzius und Friedrich von Antiochien, den Oberbefehl anvertraut hatte; während dieses wilden verwirrten Treibens entspann sich der Faden nachfolgender Geschichte, der, nur zu bald in's Schwarz der Trauer getaucht, gewiß das Interesse und die Theilnahme jedes fühlenden Lesers in Anspruch nehmen wird.

Bologna, berühmt durch seine hohe Schule, durch seine trefflichen Lehrer und Rechtsgelehrten, unterhielt zugleich eine Kriegsschaar, die an Zahl und Tapferkeit sich mit jeder andern messen konnte. Bologna, wie die meisten Städte der Lombardey, eifersüchtig auf seine alten Rechte und Freyheiten, war gegen den Kaiser. Auch das ghibellinisch-gesinnte Modena hatte es auf seine Seite zu bringen gesucht, doch vergebens. Filippo Ugone aus Brescia, zu jener Zeit Podesta von Bologna, im Auftrage des Raths dieser Stadt, begann den Krieg wider Modena.

Schon trafen die ersten Bolognesischen Heereshaufen am Ufer der Skultenna ein. Zwar hat dieser langsam fließende Strom ein breites seichtes Bett, und es mochte nicht schwer seyn, einige Furthen aufzufinden, durch welche man das linke Ufer erreichen konnte. Allein man zog vor, die alte Brücke des heiligen Ambrosius herzustellen. Die Pfeiler und Bogen, welche so würdige Namen trugen, sollten auch das Heer, die Fahnen und Kriegszeichen

*) König Enzius (vom deutschen Hinz oder Heinz und dieses von Heinrich) war der natürliche Sohn Kaiser Friedrichs II. aus dem Hause Hohenstaufen und einer Frau aus einem edeln deutschen Hause. Daß sie wirklich von diesem Stand gewesen, bezeugt Guil. Tyr. 718, während das leidenschaftlich guelfische Chron. imper. Laurent. Gegentheiliges, wohl Unwahres berichtet. Er wurde um das Jahr 1226 geboren. Seine frühesten Lebensverhältnisse sind unbekannt und unklar. Als Friedrichs ältester Sohn nach dem verstorbenen Heinrich, zugleich reichlich von der Natur ausgestattet, geschient jedoch bald seiner Erwähnung. Friedrich, in einem Schreiben an die Könige und Fürsten vom 20sten April 1239, worin er sagt: „unser Sohn Enzius," erwähnt zugleich eines Antrages des Papstes Gregor IX., wonach dieser den dreyzehnjährigen Prinzen seiner Nichte vermählen wollte, was aber der Kaiser als unpassend verwarf. Der letztere Umstand, so wie überhaupt seine ehrenvolle Bahn sprechen für die Annahme, daß Enzius Mutter von Stande war.

Stets im kaiserlichen Feldlager oder als eigenen Herrn des Krieges finden wir Enzius namentlich im Jahre 1245 bey Gorgonzuola, wo er mit den Mailändern kämpfte, im Jahr 1247 nebst andern ghibellinischen Großen vor'm feindlichen Parma, wo er die zum Entsatze herbeyeilenden Mantuaner völlig schlug, am 24sten Februar 1248 am Po, wo Gleiches den Parmensern und Mantuanern geschah.

hinübertragen und somit den Wunsch des Sieges zur Erfüllung segnen.

Die Bologneser begannen Steine und Holz herbey zu bringen. Ueberall Thätigkeit, überall Leben. Immer mehrere und mehrere Heereshaufen trafen ein. Darunter die erfahrensten, ältesten, die jüngsten und kriegeslustigsten Männer, Alle aber gleich tapfer und aus den ersten Geschlechtern der Stadt.

Die Brücke war vollendet. Die Geistlichkeit hatte in ihrer Mitte einen Altar errichtet, fromme Gesänge ertönten, und Weihrauchopfer umschwebten das Bild des Gekreuzigten. Da kam von der andern Seite des Flusses, auf der Modeneser Straße ein Reiter daher gesprengt, das Pferd von Schaum triefend, er selbst fast erschöpft von der ungeheuern Anstrengung. Die Führer traten zusammen. Der Reiter stand in dem Kreise.

„Filippo Ugone, sagte er nach tiefem Athemholen, Filippo Ugone läßt den wohlaufrdnlichen Herren melden, daß König Enzius in Modena eingerückt sey." — König Enzius? flüsterten einige Jüngere mit den Zeichen des Erstaunens. Die Aelteren sahen sie strafend an. — „König Enzius, fuhr der Reiter fort, wurde auf's Glänzendste empfangen. Aber kaum eingerückt, erfolgte der Befehl zu neuem Aufbruche. Er sey zu einem blutigeren Bankette geladen und müsse vorerst Aufspieler seyn, dann Tänzer, so sagte er zu den Rathsheeren, die ihn hinauf führen wollten in's Stadthaus. Da rief Alles: Nach Bologna! nach Bologna! Erst Aufspieler und dann Tänzer! Und auch Die riefen so, welche anfänglich ein Verweilen in Modena sich gedacht hatten und nur über dessen Vereitlung erzürnt waren." — „Und ist er wirklich die Straße weiter gezogen?" fragte ein älterer Herr aus dem Bolognesischen Heereshaufen. — „Während seine Schaar, es sind Deutsche und Ghibellinen, auf dem Markte anbeit und Erfrischungen zu sich nahm, ritt er die Hauptstraße langsam hinauf und sprach mit den Leuten. Da kam der Podesta an mich heran und befahl mir, euch entgegen zu reiten und den Verlauf euch zu melden." — „Hat der Podesta dir weiter keinen Auftrag ertheilt?" — „Ihr solltet die Brücke besetzen, aber das Heer selbst auf der rechten Seite lassen. Er gedächte in nächster Nacht zu kommen. Wär' es aber nicht, so fändet ihr ihn in Modena."

Der Befehl des Podesta wurde vollzogen. Wall und Graben, eiligst aufgeworfen, schützten die äußerste Seite der Brücke gegen den ersten Andrang. Spione wurden ausgesandt. Das Heer lagerte sich am rechten Ufer, und einzelne Zelte, das Köstlichste und Edelste in sich fassend, was das Heer besaß, erhoben sich glänzend weiß zum abendlich blauen Himmel.

König Enzius hatte indeß wirklich seinen Weg verfolgt. Bis Fossalto war er vorgerückt, und war dort nur noch eine Miglie von der Brücke entfernt. Dort beschloß er, von den Bewegungen der Feinde unterrichtet, die Nacht zuzudringen. Mit grauendem Morgen sollte ein Theil seiner Mannschaft unbemerkt durch die Führten der Skultenna gehen, dem Feinde in den Rücken kommen und ihm so Gelegenheit geben, von der Brückenseite mit Erfolg anzugreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kinder in Paris.

(Beschluß.)

Man kann verarmten oder unvermöglichen Handwerkern und Arbeitsleuten das Recht, ihre neugebornen Kinder durch das dem ganzen Publikum destimmte Säugammenhaus einer Säugamme vom Lande zu übergeben, so wenig versagen als dem Reichen. Aber die Armen kommen sehr oft in den Fall, ihren Ammenlohn, der zum geringsten Preise zwölf bis fünfzehn Franken monatlich beträgt, nicht entrichten zu können. Die Rechnung über den Ammenlohn ergibt also oft Ausfälle von vielen Tausenden, wovon ein großer Theil für die armen Landleute verloren geht. Der Säugevater hat das Recht, den Säugling nach dem Ammenhause in Paris, und dieses, ihn in das Findelhaus zu schicken. Oft möchte sich wohl die Säugmutter nicht dazu entschließen, den unausgesäugten Fremdling, für welchen ihr die täuschende allvorsehende Natur ein gastfreundliches Muttergefühl in die zarte Brust flößte, hinauszuschicken in die Wüste des hülflosen Lebens; aber es fehlt ihr an Kleidungsstücken für ihn, an Nahrung hinlänglich für sich und ihre Andern. Oft sehnt sich auch im rechte Vater und jammert die ächte Mutter nach ihrem abwesenden Kinde, für welches sie die Ammenmonate schulden; das sizt nun draußen fest, wie das Pfand im Leihhause, und ist um so schwerer einzulösen, wenn das Amminstitut die Schuld durch Exekutionskosten gegen Vater und Mutter noch vergrößert hat, und als das bürgerliche Gesetz selber die heilige Schuld mit ihrem strengen Schuze bedeckt.

Oft steigt der Jammer der kleinen Säuglinge noch höher; das lezte Vertrauen der Säugemutter in die Pflicht der Eltern, vielleicht auch die lezte Hoffnung auf den Ernährer der Raben und der kleinen Kindee geht manchmal dahin, und das verlassene Geschöpf wird dem reisenden Agenten des Ammenhauses übergeben. Der Agent schafft seine Bürde nach Paris; unterwegs nährt er die unglückliche Gesellschaft, wie er kann, etwa so wie man die jungen Vögel aufzieht, und ihnen die Nahrung reicht am Ende eines kleinen Stäbchens; denn nicht immer kömmt die Amme selber. Sogleich nach der Ankunft bringt das Institut den Unglücklichen, an dem das Menschengefühl in Fallite gerathen ist, in's Findelhaus. Nun kömmt wenige Tage nachher der ächte Vater in das Dörfchen; er zeigt

schon beym Eintritte sein Beutelchen, worin das Lösegeld für sein langentbehrtes Knäblein klingt. Die Säugemutter erbleicht und gibt dem Vater die Kunde, daß sie vor wenigen Tagen das Arme nach Paris zu schicken genöthigt worden seyen. Er will eilig zurücklaufen in's Findelhaus; aber ohne den Schein, der dem Säugevater in Paris ausgestellt worden ist, kann er sein Kind nicht erhalten, und blos um diesen Schein zu bekommen, muß er das mit bittern Sorgen zusammengeraffte Geld zurücklassen. Nun kehrt er zurück zu seinem Weibe; statt des Kindes hat er ein Papier; sie sizt mit klopfendem Herzen zu Hause und haert in freudiger Angst des Wiedersehens. Sie hört den Gatten heraufkommen die Treppe, sie geht, sie ruft zugleich dem Sohn ihres Leibes entgegen, um den sie schon so viele, viele Nächte hindurch in bangee Verzweiflung geweint hatte. Nun tritt der Vater ein, aber er ist allein. Er meldet, das Kind sey in der Stadt, und jauchzend fragt sie wo? und will dahineilen. Er zeigt ihr den Schein des Findelhauses, und verzweifelnd erfährt sie nun ihr Schicksal. Zum Glück ist dieser entsetzende Auftritt noch an demselben Tage zum Gespräche der Nachbarschaft geworden; nun hatte eine mitleidige Obsthändlerin an der Schwelle ihrer Thüre den Vorfall in Gegenwart eines reichen Mannes erzählt, der eine Melone feilichte und auf die Geschichte nicht zu achten schien. Jedoch seine Gemahlin ist Mitglied des Muttervereins; er verräth ihr seine Entdeckung, und wenige Tage nachher erhält die bisher so unglückliche Mutter ihren Knaben nebst der Quittung der ganzen Schuld und sogar mit einer kleinen Aussteuer für seinen ersten Bedarf zurück. Dem Vater werden verschiedene Adressen zugeschickt, wo er beständige und reichlichere Arbeit finden werde. Die Leute waren ohne ihre Schuld in Zerfall gekommen.

Was einst der heilige Vincent von Paula für die Kinder der Armen that, das geschieht jezt durch einen von Napoleon gestifteten und noch immer bestehenden Frauenverein aus der Klasse der Vornehmern und Reichen. Unter ihm war an der Spitze der heiligen Anstalt seine Gemahlin, die so selten genannte, aber so wenig vergessene Kaiserin Marie Louise. An ihrer Stelle ist die hohe Präsidentin, Frau Herzogin von Anaouleme, unter dem Namen Dauphine oder Gattin des Thronerben bekannt, getreten. Der Name Materinté, oder Mütterlichkeit drückt wohl ihren ganzen erhabenen Zweck aus, sobald man die Erklärung hinzusezt, daß der Verein seine beträchtlichen Geldmittel, welche vorzüglich durch öffentliche und heimliche Ansprachen an die Wohlthätigkeit und auch sehr oft mit vielem Glück an die Eitelkeit der reichen Damen beförderschafft werden, dazu anwendet, daß die der mütterlichen Pflege beraubten Kinder, oder die der Entbindung nahen armen Mütter aufgesucht, aufgenommen und verpflegt werden.

Aehnliche Vereine bestehen wohl auch in andern Ländern; wir zeichnen hier also nur einige Züge, wodurch der Verein der Mütterlichkeit in Paris sich vielleicht auszeichnet. Die Mütterlichkeit von Paris wirkt in allen Theilen von Frankreich.

Die große Entbindungsanstalt in der Hauptstadt ist eine der besten Lehranstalten der Welt, weil an ihrer Spitze immer die größten Entbindungsärzte stehen; auch fremden jungen Männern, welche die Geburtshülfe in Frankreich studiren wollen, ist der Zutritt eben so offen, wie den französischen Jünglingen.

Die Maternité in Frankreich wirkt beständig; die Entschuldigung, es sey kein Geld in Kasse, ist hier nicht zu fürchten, weil die hohe Protektion der königlichen Präsidentschaft sich leicht Hülfe verschafft. Man kann den Verein vergleichen mit einer ihrem edleren Zwecke treu gebliebenen Freomaurerey; er eröffnet jeder Mutter, jedem armen Kinde, jedem Dritten, der leidende Kinder oder bedrängte Schwangere und Mütter entdeckt, den Zutritt; er sendet gleichsam insgeheim nach den Seufzern; er hat seine ehrwürdigen Spione in allen neuerlich wiederhergestellten klösterlichen Vereinen von menschenfreundlichen Frauen; er korrespondirt mit den obern Vorstehern der Quartiere; er wirkt in Gemeinschaft mit den Präfekten, Unterpräfekten und Bürgermeistern in den einzelnen Departementen; und seinen liebenswürdigen Gehülfen, die gleich Schutzengeln über jeder Gemeinde wachen, sind die Frauen dieser Staatsbeamten.

Der Verein erlaubt sich den verzeihlichen oder vielmehr lobenswürdigen Vortheil, dem lieben Gotte seine Tempel abzuzwingen, und durch die schönsten, doldselig geschmückten Jungfrauen, die Beyträge der Frömmigkeit, und die Gabe des demerkt... Begüterten zu sammeln. Die ... Menschen üben oft die schönsten Tugenden für Rechnung ihrer ... denschaften; so fallen oft Goldstücke zu Dutzenden in den ... der Materniät, weil ihn die schöne Hand eines weiblichen ... gels einem jungen Manne darbält, welchee hier in dem Blicke der Sammlerin seinen Himmel offen sieht.

Aber auch die mühsamern Pflichten des Armen- und Krankenbesuchs, wo dürftige Mütter und hülflose Kinder unter dem Dache verborgen sind, versagt eine gefühlvolle Frau des Vereins nicht; solche Ausfahrten werden oft als heilige Lustpartheen geheim in Gesellschaft gethan; diese fast abenteuerlichen Unternehmungen geben bisweilen, als wären es Entdeckungsreisen, zu Anekdoten und Romanen der rührendsten Art Anlaß, man erinnert sich noch immer, wie die anmüthige Königin Hortensia heimlich in bescheidener Verkleidung die Unglücklichen aufsuchte, die Treppen in die vierten und fünften Stockwerke der Häuser nicht scheute, und dort auf dem ärmlichen Stuhle am Krankenbeete der Kinder und Mütter eben so erhaben saß, als auf dem Throne in den Tuilerien, zu den Zeiten des Napoleon'schen Traumes.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 27. Sept.

So wie der Herbst dem Landmanne und dem Winzer seine Belohnung bringt, so ist diese Jahrszeit auch hier dazu gewählt, um den angehenden Künstlern die Belohnung ihres jährlichen Fleißes zuzuerkennen. Sehr interessant sind die Konkurse im Musikkonservatorium; hier wird der Grundsatz der Oeffentlichkeit in seinem vollen Maße in Ausübung gebracht, und hier sollten die Regierungen, die alles heimlich betreiben, sich eine Lehre nehmen. Im Musikkonservatorium

sitzt das Publikum mit den Professoren und Verwaltern der Anstalt zu Gerichte, zu den Konkursen wird Jedermann zugelassen; die Schüler und Schülerinnen müssen nach der Reihe ihre Kunst durch das Spielen eines und desselben Stückes beurkunden, und das Publikum hat sich oft schon ausgesprochen, wann die Kunstrichter erst ihre Stimmen abgeben. Bey dem Mädchenkonkurs aus der Forteplano-Schule waren dießmal vierzehn Konkurrentinnen, lauter distinguirte hübsche Mädchen, mit schönem Anstande und in reizender Kleidung, bey welchen die Richter leicht durch die Schönheit verführt werden könnten, nicht der Geschicktesten, sondern der Schönsten den Preis zuzuerkennen. Allein das Publikum sitzt da, und hilft richten, und dann sind die Richter glücklicherweise auch zum Theile in einem Alter, welches den Eindrücken einer distinguirenden Jugend schon besser widersteht; endlich sind auch der Schönheiten so viele, daß zuletzt doch wieder das Talent den Apfel diesen neuen Pariser entlocken müßte. Die Richter, sieben oder acht an der Zahl, sitzen in einer dunkeln Loge, von wo aus man sie selbst kaum sehen kann; vermuthlich richten sie wie der Areopagus im Dunkeln, um nicht durch den Reiz der zu beurtheilenden Personen geblendet zu werden, und um deren Handlungen desto besser beurtheilen zu können. Es waren meistens, wo nicht alle, Professoren vom Konservatorium; unter ihnen saß auch der junge Harz, der also, seiner Jugend ungeachtet, schon in den Klavierareopagus berufen wird, wie er dann auch wirklich einer der geschicktesten Klavierspieler in Paris ist, der zweymal, durch sein unermüdetes Spielen, die Tasten seines Klaviers abgenutzt haben soll. Mit solch einer Bearbeitetheit und mit guten Anlagen muß ein Künstler wohl emporkommen. Die vierzehn Mädchen wurden nun eine nach der andern von ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerinn vorgeführt, und mußten ein sehr schweres und verwickeltes Stück [illegible] Stück bekam also das Publikum vierzehn Mal nacheinander zu hören. Die Mädchen spielten es alle mit mehrerer Fertigkeit herunter, nur freylich mit mehr oder minderer Ausdruck, Präzision und Anmuth. Es muß ein feines Kennerohr erfordert werden, um die dem Publikum unmerklichen Unterschiede zwischen den Spielen zu erkennen und zu ordnen. Vermuthlich ist ihnen die vollkommene Ausführung des Stückes ganz bekannt, und nun legen sie in Gedanken den Spielenden eine Art von Skala an, und sehen, in wie weit sich das Spiel derselben von dem Vollendungspunkte entfernt. Aber sollte ihre Aufmerksamkeit bey der zwölften oder dreyzehnten Spielerinn auch noch so gespannt seyn, wie bey der ersten? Dieß läßt sich nicht wohl glauben. Das Publikum wenigstens wird bey dem zehnten Spiele schon müde; den Kennern genügen vielleicht einige Takte, um die relative Fertigkeit der Spielenden zu beurtheilen. Ein wunderschönes Mädchen, das auch recht gut spielte, weckte die Zuhörer wieder auf, und wurde lebhaft beklatscht, obschon das Urtheil des Publikums hier eigentlich nicht laut werden sollte. Allein jedwede Spielerinn hat ihre Mama, Tanten, Basen und Vettern im Saale, ohne noch die Freunde und Freundinnen, und gar die Anbeter zu rechnen, die alle vor Begierde brennen, der holden Tonkünstlerinn ihren Beyfall zu zollen. Denn auf Beyfall läuft in Paris doch Alles hinaus, der Minister läßt sich in der Etoile oder der Gazette de France Beyfall klatschen, der Schauspieler oder die Schauspielerinn von der Claqueurstruppe, der Dichter oder der profanste Schriftsteller von den Journalisten, seinen Freunden u. s. w. Nachdem nun das Kalbrennersche Bravourstück von den vierzehn Mädchen herabgespielt, (von einigen freylich herabgehaspelt) worden war, so gingen die Richter in ihrer Loge an's Stimmengeben, unterdessen die Mädchen angstvoll die niedlichen Köpfchen durch die Bühnenthür steckten, um wo möglich ihr Schicksal aus demjenigen, was in der dunkeln Loge vorging, zu errathen. Dieß war ein peinlicher Augenblick für die holden Kinder. Bald erscholl das Orakel. Dem. N. N. bekam den ersten Preis; zwey andre sollten den zweyten unter einander theilen, zwey oder drey wurden mit dem Accessit abgefertigt, und die übrigen gingen leer aus. Augenblicklich veränderte sich das Mienenspiel der lieben Konkurrentinnen; einige erheiterten sich, als ob der Himmel sich ihnen aufgethan habe; andre verbissen ihren Schmerz; eine weinte vor Aerger. Die Richter aber hatten ihre Sache abgethan, und der Präsident des Klaviergerichts hob die Sitzung auf, indeß sich die Vettern und Basen um die Konkurrentinnen drängten und Glück wünschten, herzten und liebkoseten, aber trösteten und aufrichteten, je nachdem die Sache war. Einige Tage darauf war der Violinkonkurs; allein der Wetteifer der Schüler schien mir doch nicht so interessant wie derjenige der Schülerinnen. Uebrigens wird Alles auf die vorige Weise betrieben. So mache es alle Klassen des Musikkonservatoriums durch; die Vertheilung der Preise hat aber erst spät im Herbste statt, oder eigentlich, wenn es dem Intendant des menus plaisirs gefällt. Mehr noch als diese Musikkonkurse beschäftigen das Publikum die Ausstellungen der Kompositionsstücke der angehenden Bildhauer, Maler und Baukünstler, die von der Académie royale des beaux arts beurtheilt werden. Es ist unlängst ein eignes Gebäude an der Ecole des beaux arts errichtet worden, wo die jungen Künstler ihre auszustellenden Arbeiten verwahren müssen. Jeder hat hier sein eignes Zimmer; die verschiedenen Theile des Gebäudes haben ihre besondern Treppen, und die Konkurrenten sind an aller Gemeinschaft untereinander verhindert; jedoch von einer in der Mitte des Gebäudes befindlichen Treppe hinauf kann ein Aufseher leicht in alle Gänge und Zimmer gelangen, und das Ganze ziemlich leicht übersehen. Da die Arbeiten drey Monate dauern, und die jungen Künstler oft muthwillig und schadenfroh sind, so war es keine geringe Aufgabe, sie die ganze Zeit hindurch in Zucht zu halten. Ob man diesen Zweck durch das neue Gebäude erreicht habe, weiß ich nicht genau; bekannt ist es mir, daß zuvor mancher Unfug vorging, und mancher Schimpf in den sogenannten Lagen, wo die jungen Leute arbeiten, verübt wurde. Zwar wurde ihnen der Betrag desselben an den 300 Franken, welche ihnen der Staat für ihre Unkosten gibt, abgezogen; dieß machte aber selten einen Jüngling klug. Mancher alte Professor an der Ecole des beaux arts erinnert sich bey dergleichen Jugendstreichen, daß er's in seiner Jugend nicht besser gemacht habe, und ist daher mit seinen Schülern sehr nachsichtig, so lange als sie nichts von seinen eigenen Sachen verderben. Unterdessen werden die Preisarbeiten doch zu Ende gebracht, und verrathen manchmal den künftigen großen Künstler. Sind die Arbeiten einer Klasse fertig, so werden sie drey Tage lang ausgestellt, das Publikum und die Zeitungen beurtheilen sie, und am nächstfolgenden Sonnabende (dem Sitzungstage der Akademie) spricht diese ihr Urtheil darüber aus; da nun Maler, Bildhauer und Baukünstler drey Klassen ausmachen, so gibt es auch eben so viele Ausstellungen und besondere Entscheidungen. Endlich werden dann, am öffentlichen Sitzungstage der Akademie, nämlich am ersten Sonnabende des Oktobermonats, die Preise ausgetheilt, und die gekrönten Stücke, aber auch blos die gekrönten Stücke, nochmals drey Tage lang ausgestellt, so daß sich das Publikum hinlänglich von der Richtigkeit des akademischen Urtheils überzeugen kann. Diese Achtung für's Publikum ist gewiß lobenswerth, und sollte überall, wo Preise und Stellen konkursweise vertheilt werden, statthaben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Litbl. Nr. 87. u. Monatsreg. Oktober.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. November 1825.

Aber unsichtbar lauschen die Furien des Hasses, der Rache. Begierig sehen sie den bösen Samen ausgestreut von der bedachtlosen Hand der Leidenschaft, und befruchtend treibt ihr glühender Hauch die Giftpflanze empor.

S. Mayr.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Ein altes, halbverfallenes Haus zu Fossalto war die Herberge des Königs. Man hatte Fackeln in die Mauerritzen befestigt. Enzius, Marinus von Eboli und ein deutscher Kriegsoberster saßen an einem Tischchen und besprachen den Plan der morgenden Schlacht. Eboli und der Deutsche, rauh und unheimlich wie die Mauern, welche sie beherbergten, entbehrten jeglichen Schmuckes, und nur der König, nach Art seines Alters (er zählte dreyundzwanzig Jahre) mit schönen Kleidern angethan und goldne Ketten und Zierathen um Hals und Mütze geschlungen, mahnte freundlich an eine frohere Zeit, als die der Schlacht und der Todesgefahren.

„Laßt es gut seyn, ihr Herren, rief Enzius. Habt ihr der Mantuaner und Parmenser vergessen, die wir vor wenigen Wochen am Po angriffen und schlugen? Flüsse und Schlachten an Flüssen sind meinen Ahnen immer günstig gewesen. Warum sollt' es nicht die Skultenna seyn?"

Der Deutsche sah trüb vor sich hin. — „Ihr denkt an meinen Urgroßvater, lachte Enzius. Das ist schon lange her und wird morgen nicht schaden. Eine Partie Schach, Marinus! Wir haben doch keine Zeit zum Schlafen!"

Ein Diener trat herbey, das Schachbrett auf den Tisch setzend. Der deutsche Oberste sah noch einige Zeit den Spielenden zu. Dann nickte er ein. Ringsum war es still und nur das Anrufen der Wachen oder ein Raubvogel, der sich krächzend aus dem Gemäuer erhob und der zögernden Sonne und dem Geruche blutiger Leichen entgegen zu fliegen schien, tönte bisweilen durch die tiefe nächtliche Stille.

Aber plötzlich hörte man Waffen klingen und bald drohende, bald begütigende Stimmen. König Enzius und der Lombarde sprangen auf. „Sollte der Podesta einen Angriff wagen?" rief Enzius. — „Unmöglich, versetzte Marinus, indem er sorgfältiger nach dem Geräusch horchte. Es wär' uns sonst längst gemeldet worden." — „Gib meine Waffen, Marinus!" sagte Enzius, sie selbst aufsuchend. — „Waffen, Waffen! sprach der deutsche Oberste noch im Schlafe, und stand aufgerichtet und gerüstet da, die Hand am Schwerte. In diesem Augenblicke traten einige Söldner in's Gemach. Ihnen voran drang ein großer starker Mann, ältlichen Ansehens, in Eile und Hast. „Wo ist König Enzius? rief er aus, und schnell den König erkennend, fuhr er fort: Ich habe dich noch um nichts gebeten, will dich auch fürder um nichts mehr bitten, aber gib Lucie Viadagola frey!" Erst schien er vor Enzius niederknieen zu wollen. Aber statt dessen legte er die beyden Hände auf die Brust und rief noch einmal mit lauter, durchdringender Stimme: „Gib Lucie Viadagola frey! Nimm Gold, Gold, aber entreiße sie deinen Trabanten, deinem schlimmern Führer." Dabey stampfte er heftig mit dem Fuße.

König Enzius konnte sich den Auftritt nicht erklären. Ein flüchtiges Lächeln schwebte um seine Lippen, da der alte Mann so sehr um Herausgabe eines Frauenzimmers flehte,

das offenbar seine Tochter nicht schien. Aber schnell verschwand dieses Lächeln vor der bedeutungsvollen Weise des Mannes. Enzius sah ernst und fragend im Kreise umher.

Da schob sich nochmals der Teppich zurück, welcher den Eingang des Gemaches verdeckte, und ein Frauenzimmer, jung, schön und hochgebaut, mit aufgelöstem Haare und Zorn und Angst in dem Feuerblicke, drängte sich zu dem alten, flehend-gebietenden Manne. Eine ältliche Dame und mehrere Kriegsleute folgten.

„Wer seyd ihr," fragte der König, den Blick auf die Jüngere bestrnd. — „Ein Kaufmann aus Bologna will mit seiner Tochter und ihrer Gesellschafterin dorthin zurückreisen, aber Eure Vorposten nahmen sie gefangen. Das ist die ganze Geschichte," sagte der Alte, der sich beom Anblicke des Mädchens wieder gefaßt und eine ruhigere Stellung angenommen hatte. — „Euer Name?" fragte Enzius. — „Marco Angelo." — „Und diese?" — „Meine Tochter, Lucie Angelo." — „Ihr nanntet vorhin einen andern Namen. Wie sagte er, Marinus?" — „Viadagola, Lucie Viadagola." — „Sagt' ich so? versetzte nach einem Augenblicke Besinnens der Alte. Nun gut, ich bin ihr Stiefvater. Ihr Vater hieß Viadagola. Sie führt beyde Namen." — „Wer euch nicht schon anderswo gesehen hätte, Herr Podesta von Bologna, polterte der alte Oberste drein! Ihr könnt besser das Schwert führen als die Elle. Sedt, Herr Podesta." Und er strich das graue Haar von der Stirne, drauf eine Narbe blutrotb sich hinstreckte.

Der angebliche Kaufmann schwieg. Könia Enzius Blicke hingen an der reizenden Lucie, die sich gefaßt hatte und zu ihrer Begleiterin getreten war.

Marinus, der, trotz seinem reifern Alter den Italiener nicht verläugnen konnte, neigte sich tief und zierlich und sagte dann zu Lucien: „Der Ruf eurer Schönheit ist fern durch alle Länder gedrungen. Der Name Lucie Viadagola ist der Schlachtruf aller zärtlich Verblutenden. Warum wollt ihr also uns durch Euern angeblichen Vater, der doch, wie ich weiß, nur Euer Oheim und Vormund und der Podesta von Bologna ist, warum wollt ihr uns, den Nachbarn und Landsleuten, jenen Namen verweigern? Lucie sah schweigend vor sich hin, und der Schleyer, welcher vorher zurückgeschlagen gewesen, senkte sich über ein Paar errötbende Wangen.

„Herr Podesta von Bologna, sagte der König mit fester Stimme, denn Ihr seyd's und werdet's nun nicht mehr läugnen wollen, Herr Podesta von Bologna, Ihr habt Euch schwerlich des Kundschaftens wegen in mein Lager gewagt. Euer Rang spricht dagegen, aber mehr noch eure Begleitung. — Ich könnte Euch festhalten, könnte Euch nach Modena senden. Ihr seod mein Feind und der nächste Tag wird's erproben. — Aber nein! Kehrt zu den Eurigen zurück — und mit den Eurigen.

Der Podesta wollte vortreten und reden. Aber Enzius sah nachdenklich vor sich hin; seine Stirne, diese o immer heitere Stirne umzog eine Wolke der Wehmuth.

Der Podesta schwieg und König Enzius wandte sic Lucien. „Mein Fräulein, sagte er, hat einer meines res Euch die Achtung nicht erwiesen, welche das sch aber schwächere Geschlecht vom Krieger zu gewarten be Lucie schwieg. — „Erlaubt, daß ich nochmals die Frag Euch richte. Es ist nicht Zweifel an euch. Aber der F führer muß ein Etwas im Kriege zu erhalten wissen, ohnedieß diutig und grausam genug ist. Es ist S und Achtung des Unkriegerischen." — „Nun denn, Lucie, den Schleyer in dichtere Falten um ihr Antlitz sch gend, wenn Ihr es befehlt, Herr König, der Mann faßte mich ungebührlich an der Hand, seinen Trabe befahl er, mich fortzuführen. Aber Gott und die be Jungfrau standen mir bey. Ich riß mich los und hieher."

Lucie hatte nach einem Manne hingedeutet, der schön eingelegten Harnische und die Arme zusamme schlagen, ruhig auf der Seite stand und bisweilen nach cien hinblickte. Im besten Mannesalter, doch und tig gewachsen, kräftig-schönen Antlitzes, schreckte den sein wildes trotziges Lächeln zurück.

„Graf Berthold?" rief Enzius erstaunt. — Bert wechselte ruhig die Lage seiner Arme. — „Graf Bertb wiederholte Enzius, Ihr rechtfertigt Euch nicht." — ist nicht wahr," sagte dieser. — „Also gelogen? Ei Himmel, die Wahrheit wäre zur Lüge, die Lüge zur W heit geworden? Was sagt Lucie Viadagola?" — „Wen ein Mann wäre, würde ich ihm den Handschuh hinwer aber so bleibt mir nur die Thräne." Lucie weinte „Graf Berthold, rief Enzius, wollt Ihr sie noch der wahrheit zeihen? Und wenn sie Recht hätte, lächelte thold düster vor sich hin. Das Lager gibt manche Frei bey Euch, wie bey Eurem Vater."

Enzius wollte auffahren. Aber schnell sich fassend fein Haar über die Schultern werfend, sann er einen genblick nach. „Ihr seod vermählt?" fragte er den fen. — „Ich bin Wittwer. Gestern wurde mir die richt." Der erste Theil dieser Antwort schien dem K unerwartet. Er faßte ihn mehr in Beziehung zum ten auf. „Erst gestern? sagte er. Und heute blick schon wieder nach andern Frauen! Denkt ihr so w daran, was ihr der Todten noch schuldig seyd?" — „ gewissenhaft, Herr König, bey meiner Ehre, rief Berthold hämisch aus. Laßt mich auch solche Fragen ten, und sie Namens Eurer beantworten. "Ihr seod mählt? — Ja. Seit gestern. — Erst seit gestern, heute blickt Ihr nach andern Frauen? Denkt ihr so w daran, was Ihr der Lebenden schuldig seyd?"

Digitized by Google

König Enzius erblaßte vor Zorn. Es war richtig, daß er gestern mit Adelasia, einer sardinischen Fürstin, auf Andringen seines Vaters sich vermählt hatte. Aber alsbald nach der Trauung war die Nachricht vom bevorstehenden Kriege zwischen Bologna und Modena eingetroffen. Ungesäumt und Vaiet gebend dem hochzeitlichen Reigen brach er auf und zog Tag und Nacht, um frühe genug in der lezteren verbündeten Stadt einzutreffen. Berthold weidete sich an des Königs Verlegenheit. Dann fuhr er also fort: „Wir haben gleich viele Zeugen bey unsern Wechselvorhören gehabt. Dabey glühten Eure Augen vorhin so zärtlich auf der schönen Feemden, daß Ihr wo möglich noch geständiger seyd, als der Wittwer, Graf Berthold."

Die Leichenblässe in des Königs Gesicht hatte sich in glühendes Roth verwandelt. Er schien reden zu wollen. Aber Berthold verhinderte es. Schnell zog er ein Schreiben aus der Tasche und trat damit zum Podesta. „Herr Podesta, sagte er laut, hier ist die Urkunde, welche ich gestern aus Deutschland über das Absterben meiner Frau erhalten. Zweyte Vermählung wäre jezt noch zu frühe; vielleicht ist's das Feeyen. Aber der Kriegswürfel fällt da:, dorthin, und ich möchte meiner Sache gewiß seyn. Gebt mir Lucie Viadagola zum Weibe. Ich kann ihr keine vollständigere Genugthuung wegen meines unziemlichen Betragens geben, und zugleich keinen Wunsch haben, der mich mehr in Anspruch nähme, als dieser." Graf Berthold sprach mit Anstand und Ernst. Aber ehe noch der Podesta eine Erwiederung darauf gefunden hatte, brach König Enzius in die Worte aus: „Du hast mich und meinen Vater gelästert. Die Frauenblüthe welke, welche du berührst, sie welke in Schmach und Schande. Du wärst ein guter Kriegsmann, aber ich will dich nie mehr sehen. Ich ächte dich, ich zerreiße deine Ehre, wie dieß Pergament. Begehrst du zu sterben, so tritt mir wieder in den Weg." — Berthold lachte. „Wenn die Wahrheit nichts mehr gelten soll, wenn Ihr sie verbannet aus euern Reihen, dann braucht Ihr's mit bewährten Kriegern nicht zu thun. Sie gehen von selbst. Sie überlassen Euch Eurer Leidenschaft und dem Unrechte."

Graf Berthold schritt trotzig aus dem Gemache. Der Oberste schüttelte den Kopf. Marinus schien ebenfalls unzufrieden mit dem Könige. Eine lange Pause trat ein. Endlich zog Marinus den König bey Seite. Behaltet den Podesta wenigstens diese Nacht. Ihr könnt ja den Frauen sicheres Geleit geben. Es wird sicher genug seyn. Dafür steht euch der fortgeschickte, arme Graf Berthold. Oder besser, ihr laßt auch die Frauen da. Nicht als Gefangene, sondern als Geißeln. Nur vom Ersteren habt ihr sie losgesprochen. — Was in dieser Stunde möglich ist, gebört ihr so eigen an, daß keine ihrer tausend und tausend Schwestern es euch wieder bietet. Und wahrhaftig, Lucie scheint sich hier zu gefallen, wenigstens bey euch.

Marinus lächelte und Enzius blickte nach Lucien hinüber. Sie hatte ihr Auge auf ihm ausruhen lassen, das große, seelenvoll leuchtende Auge. Der Podesta ging in kurzen Schritten hin und her.

„Ich habe sie frey gegeben, sagte Enzius. Aber meinst du, daß sie dennoch bleiben könnten?" — „Allerdings. Sie bleiben als Freye, wenn Ihr sie nicht als Geißeln behalten wollt. Die Nacht ist dunkel. Sie könnten Schaden leiden auf dem Wege. Morgen laßt Ihr sie reisen." — „Morgen? fragte der König. Morgen ist die Schlacht."

Morgen war die Schlacht; beginnen doch unsere Bewegungen, ehe Lucifer vom Himmel verschwunden. Sind wir Sieger, so ist ihr Freygeben dann um so glorreicher." — „Und sind wir Besiegte?" — „Die Flüsse und Schlachten an Flüssen waren immer Euern Ahnherren hold. Soll ich die eigenen Worte Euch wiederholen?"

Enzius sann nach. Marinus triumphirte. Des Podesta Besitz war doppelt wichtig. Dem Feinde fehlte er, und im Fall eines unglücklichen Ausgangs war er der kostbarste Talisman gegen bolognesischen Uebermuth. Der Eindruck, welchen Lucie auf den König gemacht, war zu deutlich; er konnte um so weniger dem feinen Marinus entgehen. Das andere Ende der Kette, womit jener gebunden worden, sollte Luciens Oheim umschlingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Sept.

(Beschluß.)

In Frankreich ist die Achtung des Publikums ziemlich allgemein, verhindert aber doch nicht spitze und ungerechte Beurtheilungen in der Akademie. Es kommt nämlich ziemlich oft die Eitelkeit der Professoren, die meistens Akademiker sind, mit in's Spiel. Ein Professor, der einen großen Ruf hat, hält sich fast für verunehrt, wenn keiner seiner Schüler den Preis davon trägt: man hat daher bey den Beurtheilungen manchmal zwey Professoren sehr lebhaft streiten hören, weil jedweder einen seiner Schüler für den besten unter allen anerkannt haben, und den Schülern seines Kollegen gar nicht den Vorzug einräumen wollte. Wenn die Furcht vor der Oeffentlichkeit die Herren nicht in den Schranken hielte, so würde es oft sehr lebhafte Auftritte bey den Beurtheilungen der Preisstücke geben, und auch selbst bey dieser Furcht kann sich die beleidigende Eitelkeit nicht immer enthalten, sich in ihrer ganzen Blöße zu erkennen zu geben. Dießmal fiel so etwas bey der Beurtheilung der Bildhauerstücke vor; diese Stücke waren offenbar besser ausgefallen als die Malerstücke, über deren Mittelmäßigkeit allgemein geklagt wurde; dennoch wurde von der Akademie den Bildhauern kein erster Preis zuerkannt, wogegen

ein solcher für die Malerey, die es kaum verdiente, ertheilt wurde. Ein erster Preis ist ziemlich wichtig, da mit demselben die Reise nach Italien und der Aufenthalt in Rom verbunden ist, und derselbe folglich das Schicksal des jungen Künstlers gleichsam bestimmt, oder ihn wenigstens auf seiner Laufbahn weiter führt, und seinem Ziele näher bringt. Die Zeitungen beklagten sich über diese Ungerechtigkeit, und forderten die Akademie auf, sich darüber zu erklären. Sie wird also bey ihrem Berichte in der öffentlichen Sitzung nicht umhin können, der Nation, welche das Geld zu den Preisen und zu dem Aufenthalt der Künstler in Italien hergibt, über ihr Urtheil Rechenschaft abzulegen; das wird man also wieder der Preßfreyheit verdanken, eine Einrichtung, deren Wohlthaten sich überall zeigen und genossen werden. Die Aufgabe für die Bildhauerey war der am Felsen geschmiedete Prometheus, aus welchem die meisten Jünglinge einen Herkules anstatt eines vom himmlischen Feuer belebten genialischen Erdensohnes gemacht hatten. So hatten einige Maler, die Meleager im Walde gemalt hatten, aus dem Walde einen hübschen Lustbain gemacht, etwa wie die Bosquets von Trianon und Marly; nur einer unter ihnen, der in Westindien geboren seyn soll, hatte einen recht wilden Wald dargestellt; vermuthlich schwebten diesem Jünglinge noch Erinnerungen aus den tropischen Ländern vor dem Geiste. Den angehenden Baukünstlern war aufgetragen worden, ein Rath- und Stadthaus am Ufer der Seine zu entwerfen, mit einem Befroy oder Glockenthürmchen, und mit Sälen zu öffentlichen Festen. Dieß hat dann eine Menge recht schöner Projekte hervorgebracht, die vortrefflich auszuführen wären, wenn man nur nicht vergessen hätte, die Oekonomie dabey zu Rathe zu ziehen. Das Pariser Hôtel de ville kann sich an Schönheit und Größe mit keinem der da ausgestellten Plane vergleichen. Zum Rathhause ist es freylich noch immer groß genug; denn seitdem Präfekte und Präfekturräthe da sind, die alle von der Regierung angestellt werden, sind die Bürger von den Berathschlagungen über die städtischen Angelegenheiten ausgeschlossen, und es bedarf eben keinen geräumigen Saal, um die zum Berathschlagen Herbeygerufenen in sich zu fassen: aber viel zu klein ist es, wenn's an's Schmausen und Tanzen auf Stadtkosten geht, welches bekanntlich bey feyerlichen Gelegenheiten stattfindet. So oft ein solcher Schmaus und Ball veranstaltet wird, weiß der Herr Präfekt des Seinedepartements kein anderes Mittel, als daß er an dem Hôtel de ville ein Haus anbauen und zu großen Sälen einrichten läßt. Ist der feyerliche Abend vorüber, so wird das Haus wieder abgebrochen und dem Boden gleich gemacht. Dieser sinnreicher Einfall ist seit zwanzig Jahren vier bis fünf Mal in's Werk gesetzt worden, und mag der Stadt, die man dabey nicht um Rath gefragt hat, weil ein Paar Millionen gekostet haben. Zudem fehlt es an Platz für das Stadtarchiv, und die Staatsbibliothek wird bey dem Schmausen auch mit in die Festlichkeit hineingezogen. Es wäre also vielleicht eine Sparsamkeit, wenn man eines der prunkenden Projekte der baulustigen Jünglinge nähme und in's Werk setzte. Die Kunstfreunde in den Journalen haben sich über das Verlangen der Akademie aufgehalten, einen Thurm auf dem Rathhause zu haben. Nun freylich standen auf den Gebäuden der Römer und Griechen, die man immer vor Augen hat, keine Thürme; allein die Griechen und Römer hatten auch keine Glocken und keine Thurmuhren; wir aber haben und brauchen beydes; warum sollte sich denn nicht ein Thurm auf ein Rathhaus feyen lassen, ohne dem klassischen Geschmacke zuwider zu handeln? Man braucht ja nur nach Italien zu gehen, um sich zu überzeugen, daß auch ein Campanile recht klassisch aussehen kann!

Dz.

Wien, im

Zwey interessante Schauspiele gab es zu Anfang
nats am Ufer des Donau-Kanals, welche die Neug
blikums in Anspruch nahmen. Erstens die vollzoge
gung der Ketten der neuen Kettenbrücke, die durch
einfachen Mechanismus bewerkstelligt wurde. Zu
ausgeführtes Manoeuvre des Pionnier-Korps. Behuf
gens einer neuen Art von Bockbrücke, die im Feld
stung des genannten Korps gehört, aber auch für
außer dem Krieg, von Nutzen seyn kann. Der St
dem dazu gewählten Ort eine Breite von 196 W
und durch die Anschwellung des Wassers war die
überdieß sehr schnell; dennoch wurde in sieben M
eine solche Brücke auf acht Böcken hergestellt, auf w
die Truppen in dreyen Reihen, nebst den Pferden,
und worüber auch im Nothfall Geschütz und leichte
geschafft werden kann. Viele Zuschauer hatten sich
Auf dem linken Ufer fanden nach Uebergang der Tr
rere Scheingefechte der als Infanterie-Truppen
Pionnier's mit der Kavallerie statt. Schwimmend
die Arriere-Garde auf das andere Ufer.

Am eilften (Mariä Geburt) wurde auch das
Andenken der Errichtung der heiligen Dreyfaltig
gefeyert. Dieses Monument, um welches bey der
genheit ein feyerlicher Umgang gehalten wird, ist
durch den Aufwand von Kunst, die des Meisters
herrlicht, sondern auch durch die verschwenderisch
zierung, merkwürdig. Es befindet sich auf d
und verdankt seine Entstehung einem Gelübde Kais
im Jahr 1679, als die Pest wüthete, und in kur
lein hier in der Hauptstadt über 70.000 Menschr
rafft wurden. Neun Jahre nachher wurde der erst
legt, und sechs Jahre später war das Werk vol
stellt eine Pyramide von drey Seiten vor, ist
Marmor, und erhebt sich zu einer Höhe von 66 Sc
steigt auf zwey Stufen hinauf, die von einem G
Marmor umgeben sind; über der Treppe zeigt sich
in ihrem Sinnbild mit dem Kreuze in der Hand,
Pest, in Gestalt eines weiblichen Scheusals, der
Auf dem Gesims stellt sich des Kaisers Bild, in rö
ung dar, mit Harnisch, Mantel und Lorberkranz.
Seite sind die kaiserlichen Wappen und verschiedene
gen aus der heiligen Schrift angebracht. Mit W
den hebt sich weiter aufwärts nun die Pyramide,
kleinen Engelköpfen zeigen sich neunzehn Engel in
gestalt, die neun Chöre himmlischer Geister vorstell
Meisterwerke der Bildhauerkunst betrachtet werden.
mer Kunstkenner soll sich einst erboten haben, die g
Silber verfertigten Figuren an ihre Stelle setzen zu
man einen Tausch mit ihm eingehen würde, so sehr
der Vortrefflichkeit dieser Kunstbilder bezaubert.
Spitze strahlt das Bild der heiligen Dreyfaltigkeit v
goldetem Metall. Die Aufschriften, die dieses M
ren, sind von Kaiser Leopold in lateinischer Sprac
faßt worden. Die Kosten des ganzen Werks sollen
betragen haben. Die in der Nähe stehenden groß
drunnen sind jeder mit einer Bildsäule von Loren
geschmückt. Im Jahr 1779 wurde das hundertjä
fest dieser Säule am Graben gefeyert, bey welch
heit Pius VI., nebst vollkommenem Ablaß durch acht
die sonst bey einem Jubelfest übliche Lossprechu
theilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. November 1825.

Und in dem Waffentanz des regen Lebens
Sey Reiz die Blüthe und der Preis die Frucht,
Und heiß durchglühe Glut gewall'gen Bebens
Die Brust voll Sehnsucht auf des Lebens Flucht.

J. C. Waegentin.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der Podesta wurde mit jedem Augenblicke unruhiger. Er klemmte die Lippen zusammen. Seine Hände faßten sich krampfhaft. Enzius stand zu ferne, als daß er ihn hätte anreden können.

Marinus wandte sich auf's Neue zum Könige. „Ich will ihnen, wenn Ihr erlaubt, Eure Absicht eröffnen. Das nächste Haus ist schnell für sie eingerichtet."

Enzius bejahte, und sein zärtliches Blick wandte sich wieder auf Lucien. Eben so schnell aber vertrat er Marinus den Weg und sagte zum Podesta: „Ihr seyd frey. Ich hab' es gesagt. Dieser würdige Krieger (auf den deutschen Obersten deutend), ein naher Verwandter meiner Mutter, geleitet Euch bis an's Lager. Laßt Pferde satteln. Mitternacht ist vorüber, und es gilt kein längeres Zögern."

Der Podesta dankte dem Könige. „Das Leben ist lang genug, sagte er, um eine Scharte am Schwerte auszuwetzen, warum ist's meistens zu kurz, Freundliches mit Freundlichem zu begegnen? Ich bin ein armer Mann gegen euch. Aber solltet Ihr einst in den Fall kommen, eine Bitte an mich richten zu müssen: bey meinem Leben, ich gewähre Euch diese Bitte."

Die Pferde waren vorgeführt. Der Oberste hatte seine Begleitee schon gewählt. Sichtlich war der Podesta bemüht, des Königes Abschiednehmen von seiner Nichte möglichst abzukürzen. „Sie ist Antonio Lambertazzi's Braut," sagte er mit finsterm Blicke, als der König ihre Hand ergriff und sie küßte. „Sie ist es nicht," erwiederte Lucie, und eine eben hervorquellende Thräne war im Gefühle des Unmuthes schnell vertrocknet. — „In Bologna denk' ich Euch wieder zu sehen," sprach der König zum Podesta. — „Zwischen Bologna und Fossalta, war die dumpfe Antwort, fließt heute ein Strom, morgen fließen Ströme. Nein, heute fließen Ströme. Denn Ihr saget: Mitternacht ist vorüber."

Der Podesta wandte sich mit seinen Begleiterinnen. Sie saßen zu Pferde. Schon beym Austritte aus dem Lager begann dieses sich zu regen. Mit den Schatten der Nacht entwich auch die Mattigkeit und Unsicherheit nächtlichen Treibens, und Jeglicher suchte sein Geräthe und stellte sich in die Reihe zum blutigen Handwerke des Tages. Während dessen waren die Reitenden an die Brücke des heiligen Ambrosius gekommen. Der Abschied war kurz und einfoldig; denn die lezten Begebenheiten waren, von den nächstfolgenden verdrängt, schon vergessen, und nur Luciens freundlicher Händedruck, der aber den alten Obersten nicht ungewöhnlich glücklich zu machen schien, deutete auf die nächstvergangene Stunde.

Jubel schallte dem Podesta entgegen. Antonio Lambertazzi, ein kühner gewandter Krieger, hatte während der Nacht dem Bolognesischen Heere eine Verstärkung von

zweytausend Mann Hülfstruppen zugeführt. Dirses war die erstr Kunde, welche zu des wiederbefreyten Podesta Ohren gelangte; eine Kunde, welche jedoch Luciens Wangen weiß färbte.

Es war ein Kriegsrath gehalten worden. Filippo Ugone hatte die Anordnung getroffen, daß Bologna's Heer unverzüglich in drey Theile getheilt werde und daß der dritte Theil überall den Bedrängten zu Hülfe eilen solle. Schon hatten die Heerführer längere Zeit das Zelt ihres Podesta verlassen, und dieser, den ersten Strahlen der Sonne einen Blick voll zornigen Muthes entgegen sendend, war im Begriffe, das friedliche Gewand des Kaufmanns mit köstlichen und kriegerischen Waffen zu vertauschen, als Antonio Lambertazzi in's Zelt stürzte. „Laßt mich vorerst wissen, Herr Podesta, was in König Enzins Lager vorgefallen. Es gibt Menschen, die nicht eher einschlafen können, bis sie gebetet haben. Ich kann nicht eher fechten, bis Ihr mir hievon Kunde gegeben habt." — Der Podesta maß den Lambertazzi mit einem großen Blicke. „Ihr wollt nicht fechten? sagte er. Ich befehle Euch zu fechten, und bey Eurem Kopfe." — Lambertazzi lachte. „Ich setze meinen Kopf auf und fechte nicht. Ihr laßt mir ihn abschlagen und seyd um nichts weiter gekommen." — „Ich war in Modena, wie Ihr wißt, sagte Filippo milder. Ich war dort, um Verbindungen anzuknüpfen und zu erweitern mit bolognesisch Gesinnten, ich wollt' Euch die Braut zuführen aus dem Kloster, worin sie erzogen worden. Enzius kam dazwischen mit seinem Lager. Was thun? Sie lassen im feindlichen Modena, sie zurückbringen in's Kloster? Jenes unräthlich, dieses zu spät. Der Gegend kundig dacht' ich das Lager umgehen zu können. Wir wurden gefangen." — „Das sind alte oder doch unbedeutende Geschichten, wenn Ihr erlaubt. Aber in Enzius Lager, in Enzius Zelt oder Haus, oder wo sich sonst das königlichr Ungethüm verbogen hält, was geschah dort, Herr Podesta?" — „Ich merkr, die alte Dame hat geplaudert," lächelte der Podesta ruhig vor sich hin. Und nun erzählte er Lambertazzi, jedoch mit linde aufgetragenen Farben, den Vorgang und schloß dann seine Rede: „Ich bin dem Könige Dank schuldig, und in mehrfacher Hinsicht. Ich werde es nicht vergessen. Auch Ihr seyd es, Lambertazzi. Ihr seyd es um Lucien, Eurer Braut, Willen." — „Um Lucien? um Lucien, meiner Braut, Willen, wüthete der Andere. Soll der Adler dem Geyer dankbar seyn, daß er die Taube erst später verzehren wollte?" — „Genug, sagtr der Podesta. Thut, was Ihr vor der Ehre und Eurem Gewissen verantworten könnt. Auch ich thue so." — „Ist nicht Enzius mein Feind, der Feind unseres Vaterlandes?" — „Er sey jenes, weil er dieses ist, aber keines bestehe gesondert. Treff' ich ihn in der Schlacht, dann wehe ihm! Laßt uns nun gehen!" — „Treff' ich ihn in der Schlacht, dann wehe ihm!" wiederholte Lambertazzi dumpf vor sich hin, und die Trompeten luden die Führer zu ihren Schaaren, und der Podesta, wohlgerüstet, eilte mit Lambertazzi aus dem Zelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die berühmte Reißbley-Mine zu Borrowdale in Cumberland.

Die Nachbarschaft von Keswick in Cumberland ist schon seit Jahren ihrer Minen wegen berühmt. Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurden Gold und Silber in beträchtlicher Menge aus dem Berge Gold-scarpe, im Thale Newlands, in der Nähe von Keswick, gewonnen. Damals wurde die Mine durch eine Gesellschaft von Deutschen bearbeitet, welche viel Kupfer und Bley zu Tage förderte, und nicht allein diese Metalle für sich selbst behielt, sondern auch das Gold und Silber ausspeach, das eigentlich der Königin gehörte. Diese berief sich daher auf das beekömmliche Recht, und der streitige Punkt wurde zu ihren Gunsten entschieden, worauf sich die Gesellschaft entfernte.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurde auch die Reißbley-Mine entdeckt. Die Bewohner der Nachbarschaft sagen, daß dieser reiche Schatz zuerst durch einen fürchterlichen Sturm entdeckt wurde, welcher einen großen Eschenbaum ausriß, an dessen Wurzeln man eine Masse schönes Reißbley bemerkte. Die jetzt bearbeitetr Mine befindet sich in der Mitte eines Berges, welcher hauptsächlich aus Schiefer und Grauwacke besteht. Er ist ungefähr 2000 Fuß hoch, bildet einen Winkel von etwa 45 Graden mit dem Horizonte, und liegt zwischen andern Bergen in dem Bezirke Borrowdale.

Als man anfing, den Werth dieser Mine kennen zu lernen, war es für die Eigenthümer schwierig, sie vor Plünderung zu sichern. Mehrere in der Nähe lebende Personen sollen sich auch dadurch bereichert haben, dem man aber seitdem vorgebeugt hat. Selbst eine Wache, die man an der Stelle hielt, vermochte es nicht, dem Plündern Einhalt zu thun; denn vor siebzig oder achtzig Jahren brach ein Koeps Bergleute mit Gewalt in die Mine, und hielt sie, der Eigenthümer ungeachtet, einige Zeit lang im Besitz.

Schon oben ist bemerkt worden, daß der Berg, welcher die Mine verschließt, ungefähr 2000 Fuß hoch ist, und weil sich der bearbeitete Theil etwa in der Mitte desselben befindet, so ist der Eingang ungefähr 1000 Fuß vom Gipfel. Im Grunde aber hat die Mine zwey Eingänge, einen kleinen, durch welchen die Knappen mit Hülfe einer Treppe hinunter steigen, und einen großen wagerechten, aus welchem man den Abfall und die leckere Erde in Hand- und Schubkarren herausführt.

Durch diesen Eingang fließt auch das Wasser ab, das beständig durch die Mine läuft.

Um den reichen in diesem Berge verschlossenen Schatz zu sichern, haben die Besitzer desselben ein starkes Gebäude von Backsteinen daselbst errichtet, welches vier Gemächer im untern Theile hat, wovon sich eines unmittelbar über dem Eingang befindet, durch welchen die Bergleute hinabsteigen. Dieser Eingang ist durch eine Fallthüre gesichert, und das darüber befindliche Zimmer nennt man das Ankleide-Zimmer; denn sobald die Arbeiter hineinkommen, legen sie ihre gewöhnliche Kleidung ab, und jeder legt eine andere an, welche zum Arbeiten in der Mine paßt. Gewöhnlich bleiben sie sechs Stunden in der Mine, und werden dann von andern abgelöst. Sobald die Ablösungszeit herannaht, wartet der Aufseher in dem Ankleidezimmer, sieht die Arbeiter sich entkleiden und ihre gewöhnliche Kleidung anlegen, die er durchsucht, um sich zu überzeugen, daß sie kein Reißbley versteckt haben. Dieses Zimmer hat gar keinen Hausrath, ausgenommen einige hölzerne Zapfen, woran die Kleider hängen, die im ganzen Gemach herum angebracht sind. Sobald die ersten Arbeiter angekleidet und abgegangen sind, kommen die andern, legen ihre Kleidung an, und steigen in die Mine hinab, worauf die Fallthüre wieder verschlossen wird, und der Aufseher seinen andern Beschäftigungen nachgeht.

Wie oben bereits gesagt worden, besteht das Haus aus vier Zimmern, die alle ineinander gehen. Im Innersten befindet sich ein starker Tisch am Fenster, an welchem zwey Arbeiter sitzen, die das Reißbley sortiren. Dieß ist deßwegen nöthig, weil man es gewöhnlich in zwey Sorten theilt, nämlich in feines und grobes; und weil das feinste gemeiniglich Eisenerz und andere Unreinigkeiten mit sich führt, so werden sie hier mit besondern Werkzeugen abgenommen. Diese Arbeiter sind beständig eingeschlossen, und der Aufseher geht im nächsten Zimmer auf und ab, worin sich, der Sicherheit wegen, zwey geladene Stutzbüchsen befinden. Sobald das Reißbley gereinigt ist, wird es in starke Fäßchen geschlagen, wovon jedes 112 Pfund enthält, und zur Fuhr an die Eigenthümer nach London gesandt. Ehemals wurde diese Mine nur alle sechs bis sieben Jahre geöffnet; weil aber die Nachfrage stärker wurde, und die Menge des vorhandenen Reißbleyes nicht mehr so groß ist, so wird sie jezt alle Jahre sechs bis sieben Wochen lang befahren.

Während dieser Zeit wird die Mine Tag und Nacht bewacht, und man hat es für angemessen befunden, daß der Aufseher, welcher nur am Fuße des Berges, im Dorfe Seathwait, wohnt, das Haus über der Mine gar nicht verläßt, eine bis zwey Stunden des Sonntags ausgenommen, um seine Familie zu besuchen. Und weil man die Mine jezt alle Sommer befährt, so wird alles Reißbley herausgeschafft, das man findet, und das Werk auf folgende Weise sicher verschlossen: Man führt nämlich den ganzen Abraum, welcher bey der Eröffnung der Mine herausgenommen wurde, wieder hinein, und bildet einen langen, aus mehreren Hundert Karren bestehenden Haufen daraus, welcher beyde Eingänge verstopft. Das große sowohl, als das kleine Thor werden dann verschlossen, und die Arbeiter verlassen die Mine in gesichertem Zustande; denn der Abraum dämmt den kleinen darin befindlichen Bach auf, wodurch die Mine ganz überschwemmt wird. Wenn man daher das Haus erbrechen, und in die Mine hinabsteigen wollte, so würde man das Wasser so hoch finden, daß jeder ertrinken würde, der Reißbley suchen wollte.

Die Auslagen zur Bearbeitung der Mine sind sehr verschieden, je nach den Massen, auf die der Arbeiter stößt. Im Jahre 1778 fand man eine, welche 12 Fuß im Durchmesser hatte, und 36 Fuß hoch war; im Jahr 1803 eine andere, die 44 Fuß hoch war, und 7½ Fuß im Durchmesser hatte; und die im Jahre 1812 aufgefundene war nicht ganz 60 Fuß hoch, und maß nur 6 Fuß im Durchmesser. Alles, was jezt gefunden wird, zeigt sich nur in schmalen Streifen. Die Kosten der Bearbeitung haben sich vom 23. April 1798 bis zum 4. April 1814 auf 6637 Pfd. Sterling, 9 Schilling und 4 Pfennig belaufen, und in dieser Zeit wurden 736 Fäßchen feines, und 1816 Fäßchen grobes Reißbley gewonnen, jedes Fäßchen zu 112 Pfund.

Alles Reißbley wird nach London gesandt, und dort öffentlich verkauft. Dieß geschieht gewöhnlich immer am ersten Montag jedes Monats, das ganze Jahr hindurch. Das feinste wird häufig für zwey Guineen das Pfund verkauft. Zu Keswick selbst befinden sich zwar einige beträchtliche Bleystiftfabriken; allein die Eigenthümer sind genöthigt, das Material von London kommen zu lassen, obgleich sie so nahe bey der Mine wohnen.

Manchmal hat sich der reine Ertrag der Mine schon auf dreyßig bis vierzig tausend Pfund Sterling belaufen. Bemerkenswerth aber ist es, daß die Mine, als sie König Jakob I. an den Herrn von Borrowdale verschenkte, auf fünfzehn Schilling vier Pfennig angeschlagen wurde, und daß sie bey der lezten Landtaxe auf 2700 Pfd. Sterling jährlich taxirt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Fortsetzung.)

In diesem Monat gewährte auch die öffentlich angestellte Prüfung der Zöglinge des vaterländischen Musikkonservatoriums, nachdem sie kurz vorher in Gegenwart des erhabenen Protektors dieser Anstalt Beweise der Geschicklichkeit und des glücklichen Erfolgs der zur Erhaltung des Ganzen verwendeten Mittel abgelegt hatten, den erfreulichsten Genuß. Ein junges Mädchen eröffnete die Reihe der Produktionen mit einer metrisch abge-

fäßten Rede in italienischer Sprache. Dann wurde von den Knaben die Ouvertüre aus der Zauberflöte mit einer Präzision und Rundung ausgeführt, die selbst die unbefangensten Kunstverständigen in Erstaunen setzten. Unter den einzelnen Leistungen will ich nur die eines kleinen Virtuosen auf der Violine erwähnen, der ungefähr dreyzehn Jahre zählt; dieser trug Variationen von Mayseder mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Geschicklichkeit vor. Er that noch mehr; denn es handelte sich hier nicht blos um eingeübte Kunstfertigkeit, oder Volubilität der Finger und des Bogens, sondern es herrschte Geist und Gefühl, ächte Genialität in diesem Vortrag, wobey die Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten nur als untergeordnet erschien. Der Lehrer dieses jungen Menschen, den man mit Recht in die Reihe unserer neuern Wunderkinder setzen kann, und mit so größerem Recht, weil er wirklich das dazu geeignete Alter besitzt, ist Professor Böhm, selbst ein ausgezeichneter Künstler auf der Violine. Andre junge Zöglinge des Konservatoriums, die sich auf Blasinstrumenten hören ließen, berechtigen zu schönen Erwartungen. In einzelnen Produktionen der Vokalmusik zeigte sich nichts Ausgezeichnetes, und von so zarten, jugendlichen Kehlen läßt sich auch wenig mehr, als Resultate des Schulunterrichts erwarten, aber im Vortrag vielstimmiger Gesangstücke, von der größten Schwierigkeit, bestätigte sich eben die Trefflichkeit der Methode, und die Vorzüge des Instituts überhaupt auf eine höchst befriedigende, ehrenvolle Weise. Trotz der heißen Witterung war der große Saal an diesem Tage mit Zuhörern überfüllt.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde aufgeführt, zum ersten Mal: Eigne Wahl, Lustspiel von Carl Schall, in zwey Akten. Das kleine Stück macht wenig Glück, wohl weniger, als es eigentlich verdient, und hier doppelt verdiente, weil es vorzüglich gut aufgeführt wurde. Es ist die Wahl des Oheims, der sich vorgenommen hat, die Nichte absolut zu überlisten, aber es ist dennoch auch die Wahl der widerspenstigen Schönen, weil ihr Entschluß und ihre Neigung zuletzt mit der Absicht des Erstern unverhofft zusammentreffen. Im Grunde ist es die Wahl des Verfassers, der sich diese nicht leichte Aufgabe selbst gestellt hat, und dem die Lösung der Schwierigkeit nicht ganz gelungen ist, daher auch die Zuschauer weder bey der ersten, noch der zweyten Aufführung Lust bezeigten, die Wahl auch zu der übrigen zu machen, obwohl das Stück sonst die Physiognomie eines ächten Lustspiels hat. Der Schluß befriedigt aber nicht, er wirkt nur überraschend und zugleich befremdend. Das Benehmen des jungen Abenteurers beleidigt etwas, die plötzliche Umstimmung des Mädchens läßt große Zweifel übrig, und der Glückliche, der die Geliebte heimführt, komme von ungefähr zu einer Frau — wie das Sprichwort sagt! Die erste Scene des ersten Akts fällt bey mangelndem Interesse etwas lang aus. Desto anziehender und belustigender ist der zweyte Theil desselben Akts und der folgende vom Anfang bis zur Entwicklungsscene. Verhehlen will ich's nicht, daß der natürliche, scherzhafte und zum Theil witzige Dialog durch die häufig vorkommenden trivialen Provinzial-Redensarten leidet, ob sie gleich in dem Mund des jungen Liebesritters nicht ganz am unrechten Ort sind. Diesen Anstrich haben mehrere Stücke des Dichters, nämlich die in Prosa verfaßten; ein Umstand mehr zu Gunsten der Verisimilitude, die nicht leicht diese Tinktur annimmt, wenn es nicht zur Parodie gehört. Von Herrn S. nimmt es uns um so mehr Wunder, da sich bey ihm zu der innigen Bekanntschaft mit der dramatischen Literatur aller Nationen, die auf eine Literatur Anspruch machen können, Kenntniß des Theaters in hohem Grade, reifer Geschmack und großer Fleiß gesellen. Die Kritik ist aber gleichsam berechtigt, ihre schärfste Feder gegen ihn zu richten, weil er die Muse, mit so vielem Recht und Anspruch auf [illegible] vernachlässigt, das heißt, ihr nicht genugsam [illegible] geradezu das Gegentheil von vielem Andern thut [illegible] allen Beruf — invita Minerva — sie mit ihren [illegible] die Enge treiben. Doch das ist seine eigne Wahl: [illegible] dere Kleinigkeit von Einem Akt: Das Beyspiel [illegible] Französischen des Théanton, machte etwas mehr [illegible] auch kein vorzügliches. Der Charakter des naiven [illegible] den Madam Korn mit vieler Laune und Leichtigkeit [illegible] trug wohl allein die Kosten der Unterhaltung. [illegible] ner Theater-Naivetäten, die unter der Maske der [illegible] heit List und Schalkhaftigkeit verbergen, und die [illegible] Besten haben, die sich auf ihre Einfalt verlassen. [illegible] raktere machen immer gute Wirkung. Das Verhältniß [illegible] Schwestern, wovon die ältere durch die That dem [illegible] ren widerspricht, die sie der jüngern gibt, und [illegible] sie ihrer Praxis mehr als ihrer Theorie vertraut, [illegible] hofft mit ihr auf gleichem Wege findet, das heißt [illegible] men eines feurigen jungen Helden, enthält komischen [illegible] Stoff zur Belustigung, die sich unter gewandten [illegible] entwickeln, aber eine kleine Stunde Aufmerksamkeit [illegible] ringer Preis.

Eine sehr interessante Erscheinung auf diesem [illegible] jetzt Dem. Betty Pistor, vom Ständischen [illegible] Prag, woher schon manche schätzbare Bühnenkraft [illegible] uns kam. Luise Müller war ihre erste Rolle. [illegible] Ausdruck zärtlicher Gefühle vereinigt sich der [illegible] zarten und angenehmen jugendlichen Gestalt auf [illegible] sie. Ein sehr edles Benehmen kam hier noch hinzu, [illegible] in einzelnen Fällen, vorzüglich im ruhigeren Zustand, [illegible] gewisse Abgemessenheit überging, und einen Anstrich [illegible] lichkeit gewann, der dem Bürgermädchen eine [illegible] Miene gab. Bey dem vielen Vorzüglichen, das sie [illegible] zeigte, darf man wohl diesen strengen Schönheitsforderungen [illegible] wenden, da er bey mittelmäßigen oder geringfügigen [illegible] nungen überflüssig, ja ganz unzweckmäßig wäre, [illegible] jene Steigerung alsdann vielmehr als einen Mangel [illegible] könnte. Als Emilie Galotti machte ihr erstes [illegible] nen wohlthuenden Eindruck. Nach den gewöhnlichen [illegible] sen, die man sich von diesem Charakter macht, [illegible] Befriedigendes; ich muß aber gestehen, daß sie, [illegible] nung nach, die sentimentale Seite zu sehr hervorhebt [illegible] — um nur ein's anzuführen, wurde auf die Worte [illegible] len bedeuten Thränen!" die Emilie viel leichter, [illegible] ausspricht, der sie in seiner trübseligen Stimmung [illegible] faßt, und mit bedeutsamem Nachdruck wiederholt, [illegible] Gewicht gelegt, daß Jenem kaum noch etwas übrig [illegible] tie ist, wenn wir auch die sonst so beliebte südliche [illegible] Betracht ziehen wollen, doch ihrer Individualität ge[illegible] „ich habe Blut, mein Vater" —! (ich kann mich [illegible] all so genau der Worte gleich erinnern) sie ist hier [illegible] merisch, und die leidenschaftliche Schnellkraft ihres [illegible] sie leicht aus einer Stimmung in die andre, [illegible] sie sich fest und entschlossen. Diese Züge, die [illegible] Schauspielerin, die sonst hier im Besitze der Rolle [illegible] ter — leider seit längerer Zeit gefährlich krank [illegible] glücklich gezeichnet werden, gäben mit den sentimentalen [illegible] klängen, zu denen sich unsere Gastspielerin besonders [illegible] neigen scheint, dieser Emilie ihre eigentliche [illegible] wünschte, beyde Darstellerinnen in dieser Rolle [illegible] zu können; das würde eine Emilie geben, mehr [illegible] Conti würdig!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. November 1825.

Die Hauptsache der Musik ist auf Gefühl gegründet, und darüber kann man nicht so deutlich sprechen, wie über einen logischen Satz oder eine mathematische Demonstration.

Niklas Vogt.

Mittheilungen über Spontini.

Wenn wir die musikalische Zeitung vielleicht ausnehmen müssen, die, ihrer Aufgabe gemäß, nur für den Gelehrten vom Fache, in dem ganzen Umfange ihrer technischen Auseinandrrsetzungen verständlich seyn kann; so ist uns in der sonstigen Tagesliteratur kein Urtheil über Spontini vorgekommen, das diesen Meister unterscheidend charakterisirte. Wo er gelobt wurde, fanden wir, wie überall, wo gelobt wird, die Wörter Talent, Stempel des Genies, Erfindung, schöne Instrumentirung, dramatischen Effekt u. dgl. in wohl- oder übelklingenden Phrasen aneinandergereiht — und was auch gleich der Tadel, der hie und da über diesen Komponisten öffentlich ausgesprochen wurde, bezeichnender; wie es denn überhaupt in der Natur des Tadels (wenn er nicht Irrthum oder Lüge ist) liegt, daß er ganz von selbst individualisirt *), so war auch dieser so einseitig, daß er kein bestimmtes Bild, weder der beurtheilten Werke, noch des Meisters selbst gab. Eine erschöpfende Charakteristik dieses Tonkünstlers wäre daher eine würdige Aufgabe für den wissenschaftlichen Kenner der Musik, so wie für den Historiographen dieser Kunst. Doch so wenig diese Blätter für eine so gelehrte Arbeit bestimmt sind, so wenig sind wir im Stande, eine solche zu geben. Wir versprachen, laut der Ueberschrift, nur Mittheilungen; und da diese meistentheils mündlich geschahen, und nicht von technisch-gelehrten Personen, sondern von solchen herrühren, die ihren musikalischen Kunstsinn nur durch praktische, aber vielfältige Anschauung ausgebildet haben; so kann ihr Urtheil für den abgeschlossenen Theoretiker von gar keinem Werth und also auch für ihn hier nicht niedergeschrieben seyn. Dagegen dürften diese Mittheilungen ein lebendiges Bild des Eindrucks geben, welchen die Musik des genannten Meisters auf Gemüther gemacht hat, die kunstsinnig sind, ohne doch selbst weder ausübende noch theoretische Künstler zu seyn; und die sich daher einem Kunstwerke frey und rein und gänzlich hingeben können, was bey vorgefaßten kritischen Maximen und so und so breiteten Anforderungen, selbst mit der größten Redlichkeit

*) Es ist für die Kritik die schwerste und höchste Aufgabe, so individualisirend und evident zu loben, daß dieses bestimmte Lob nur diesem bestimmten Werke zukomme. Man muß ein Dichter seyn, um Voß so loben zu können, wie Goethe es vor vielen Jahren in diesen Blättern gethan hat. Dieses möge den Kritikern, die immer nur gern tadeln, so wie dem Publikum, das tadelnde Kritiken vorzugsweise gern liest, zur Entschuldigung dienen. Einige wenige, aus Eitelkeit und Ingrimm hämische Recensenten ausgenommen, ist dieser Hang zum Tadel keineswegs Bosheit, sondern oft Bequemlichkeit, oft unbewußter Vernunftinstinkt ihrer Unfähigkeit, Schönheiten eines Werks reproduzirend und charakteristisch auseinander zu setzen.

Dahingegen diejenigen, welche diesen Instinkt nicht haben, stereotype Beyfallsphrasen für gründliches Lob ausgeben, und in dieser unhaltbaren und nichtssagenden Fabrikarbeit nur von denjenigen armseligen Komplimentenschreibern noch überboten werden, bey welchen eine rekommandirende Rezension gegen baare Zahlung, oder sonstige Gegendienste bestellt wird. —

und der äußersten Abstraktion kaum möglich wird *). Der Redakteur dieses Aufsatzes hielt dieses einleitende Vorwort für nöthig, damit nicht mehr gefordert, aber auch nicht weniger gefunden werde, als was er in der Ueberschrift versprach, nämlich Mittheilungen über Spontini, wie sie hier folgen, und die, obgleich er ihnen beypflichtet, doch keineswegs von ihm herrühren.

Ich habe nun auch die Zauberoper Alzidor gehört; und könnte mit der sich aufdringenden Bemerkung beginnen, daß Spontini für alle seine Opern nur ein und dasselbe, für keine derselben ein besonderes Kolorit hat. Aber ich beginne so nicht, weil ich erst zeigen will, woher ihm diese Einseitigkeit kommt. Im Gegentheil, ich sage sein Alzidor ist voll der größten instrumentalen Schönheiten; er hat meisterhaft für Bader, zauberhaft für die Mildrr komponirt, und die Seidler, die aber ihrr Rolle nicht übernahm, mit vielem Sinn bedacht. Vortrefflich und oeiginal sind die Instrumente behandelt. Nebrneinandrr gebraucht er sie, wie kein Anderre, und immerfort klingen sie, wie ein einziges großes Orgel-Instrument, bis daß er es durchaus anders haben will: daß Eines nämlich sich losreißt oder loswindet, wie ein klagender, tobender, suchender Geist, oder daß er ganze Musiksätze übereinander stürzen läßt, wo der alte den neuen, oder mehrere Neue mit fortreißt, wo sie dann miteinander wieder ein neues Ganzes bilden, welches bestätigend und vollständiger fortwühlt, wie ein großer Strom, der zum immensen allgemeinen Musikmeere führt. Mit eben solcher Meisterschaft sind auch seine Sätze, bis auf die kleinsten Phrasen, bis auf den geringsten Ausdruck, behandelt. Nie — weder aus Dürftigkeit, oder herkömmlicherweise, weder aus Verführung des Ohrs, noch aus Verlegenheit im leeren Momentr — nie wiederholt er, auch das Kleinste nicht, aus so grundlosrr Ursache, wie es doch alle Meister bisher nicht ganz, und die Schlechten und Schlechtesten nie unterließen. Sondern, wann er etwas wiederholt, so geschieht dieß entweder durch neue Eingebung, oder durch kunstreiche, kunstgehörige Ueberlegung, welches man aber nicht immer unterscheidet, so wie denn der trockne Techniker überhaupt den Unterschied zwischen Spontinischen und andern ordinär-herkömmlichen Wiederholungen vor lauter Sehen nicht hören, und also verstreiten wird. Spontini gebraucht eine solche Tongruppr zum Weiterschreiten in einen neuen Rapport; sie muß ihm andere Gefühls- und Gedankenzefilde erschließen und zum andern Male etwas Anderes bedeuten — gleichwie alle schöpferische Autoren in Rede und Musik, gleichwie auch Mozart in selbst und Fremdes mit höchstem Witz und reinster Eingebung gebrauchte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß die Ursache, weßhalb Künstler — bey aller Hochachtung vor der Kritik des theoretischen Kenners — dennoch mit besonderer Vorliebe für den kunstsinnigen Laien, diesem ihre Werke vorlegen und dessen Urtheil darüber wünschen. Sie achten nämlich das Recht, sie können aber auch die Liebe nicht entbehren.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der 26ste Mal sah zwey schlagfertige Heere. Filippo Ugone hatte, nach dem oben angedeuteten Schlachtplan, das seinige in drey Theile getheilt. König Enzius von dem Allen wohl unterrichtet, stellte den Bolognesern die Deutschen und die tüchtigsten Italiener in zwey Schaaren gegenüber, und bestimmte die dritte, aus Modenesern gebildete Schaar ebenfalls dazu, unerwartete Gefahren abzuwenden und den Ausschlag zu geben *).

Das Treffen begann. Durch die Furthen der Skultenna hatten Enzius leichte Reiter sich bald einen Durchgang gewonnen und die Bolognrser am jenseitigen Ufer zurückgedrängt. Auch die Brücke nahm Martinus mit gewohnter Tapferkeit ein, und so schien sich Alles zum günstigen Ausgange für den Schlachtruf: Kaiser Friedrich! vorzubereiten. Aber bald trat eine Wandlung ein. Der Angriffsplan war schon zu Ende geführt, und die weiteren Bewegungen hatten weder Regel noch Verabredung mehr zur Grundlage. Jeder focht, wo und wie er konnte, und man sandte Hülfe bald dahin bald dorthin. Indessen tobte immer noch der Kampf auf dem rechten Skultenna-Ufer. Da stürzte Antonio Lambertazzi, das Roß triefend von Schweiß und Blut, dem Könige entgegen. „Hrean, Königlein, rufe er, heran, wenn du einen Strauß suchst, der kein Minnenstrauß, eine Fehde, dir keine Liebesfehde ist."

Enzius, der Wunder der Tapferkeit gethan, folgte der trotzigen Aufforderung. Auf beyden Seiten hielten die Mannen der Streitenden. Der Rosse Zügel straff angezogen, die Schwerter und Lanzen in ruhigere Lage gesenkt, schienen blos noch die Augen dieser Tapferen zu kämpfen, indem sie jedem Lanzenstoße, jedem Schildschwunge des Königs und Lambertazzi's mit angestrengter Aufmerksamkeit folgten. Lambertazzi, beym nächstrn Zusammenrennen zielte nach dem Halse des edeln Neapolitaners, der den Kürzer trug, und erreichte seine Absicht. Der Neapolitaner sank den König mit zu Boden. Lambertazzi eilte herbey, das Schwert ziehend, um seinen Gegner zu tödten. Schon hatte er zum furchtbaren Streiche ausgeholt, als ein Modenefer aus der Umgebung des Königs den Dolch auf ihn abschleuderte, der, unterm Arm sich einbohrend, Lambertazzi ohnmächtig darniederstreckte. Seine Deutschen drangen nun hinzu und befreyeten den König von dem Gefahrte

*) F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit 1824. 4r Bd. S. 233. Z. 16 bis 20.

des Pferdes, in welches er sich im Fallen verwickelt hatte, und hoben ihn auf Marinus treuen Faldon. Aber Lambertazzi schien noch einmal aufzuleben; nicht sein Körper, denn dieser hatte längst schon Blut und Athem verströmt, sondern seine Absicht und seine That.

Ein verkappter Reiter drängte sich aus dem bolognesischen Heeee hervor. „Kennst du Berthold noch, Undankbarer?" rief er, und warf Enzius die leichte Maske in's Gesicht und seine Lanzenspitze suchte des Falden Herz. Auf's Neue stürzte der König zu Boden, eine Menge von Bolognesern über ihn her, und während die obern als Schilde den untern dienten, knüpften diese Zügel und Sattelriemen los und fesselten Hände und Füße des Königs. „Ha, ha, lachte Berthold, haben wir dich gefangen, darf ich ungestraft vor dir stehen?"

Der Fall des Königs verfehlte nicht seine Wirkung. Die Bolognesser drangen gewaltig vorwärts und die Modeneser widerstanden nicht länger. Idee Flucht brachte das ganze Heee in Verwirrung. Marinus von Eboli und Boso Doaria, die ersten Feldherrn des Königs, suchten vergeblich die Ordnung herzustellen. Sie selbst wurden umringt und mit etwa zweyhundert gefangen genommen.

Wädeend dem hatte man Enzius, der mehr von seinem Unglücke als dem gefährlichen Sturze erschüttert worden, in die Höhe gerichtet. Bertdold stand dicht bey ihm. „Gefangenschaft, Herr König, sagte er, ist noch bitterer als der Tod. Darum gab ich Euch jene, nicht diesen. Ihr habt meine Edee verlezt. Ehre um Glück, Herr König. Wir sind geschiedene Leute." Und davon sprengte Berthold, nicht die flüchtigen Heerhaufen der Ghibellinen verfolgend, sondern nach der Stadt Bologna.

Die übrigen Gefangenen wurden herbeygebracht, Alle in Fesseln und den Blick zu Boden geschlagen. Als sie aber dem Könige näher kamen, dem jugendlich-schönen, kraftvollen Manne, auf dem dasselde, ja seiner Verhältnisse wegen ein noch schwereres Verhängniß lastete, als auf ihnen, da hoben sie den Blick knirschend zum Himmel, und bittere Thränen glühten auf ihren Wangen.

Die Schlacht war geendigt. Ueber den Fluß zurückgewoefen, eilten die Flüchtlinge nach Modena, da gab der Podesta das Zeichen, mit Verfolgung einzuhalten. Während Speise und Trank unter die Menge veetheilt wurde, flogen Boten mit der Siegesnacheicht gegen Bologna, und die Fübeer fanden sich im Zelte des Podesta ein, um zu vernehmen, was der hohe Rath nun beschliessen würde.

Es war Abend und die Boten noch nicht zurück. Jubel herrschte im Lager. Zwar nur wenige Beute hatte sich vorgefunden, aber der Ruhm des Tages, die wichtigen Folgen, welche von demselben zu erwarten stunden, überglänzten jedliche Beute.

Daß Enzius und seine Unglücksgefährten diese Freude nicht theilten, bedarf wohl kaum der Versicherung. Welche Verheißungen hatte ihnen die aufgehende Sonne nicht gebracht! Und wie kühl und unfreundlich sank sie jezt dort hinunter! Die rothen Wolken, welche sich über die scheidende wölbten, der Jubel der Sieger, der die Luft erfüllte, konnten sie den Besiegten etwas Anderes verkünden als blutige Gradeshügel oder Kerkermauern? Nur Ein bolognesisches Herz stimmte nicht völlig in jenes unbedingt freudige Gefühl ein. Es war das Herz des Podesta. Persönlich dem Könige verpflichtet und wohlwissend, daß der hohe Rath etwas Aeußerstes über ihn verhängen werde, konnte einzig der Gedanke an Bologna, an die geeettete Freyheit dieser Stadt, ihm die nöthige Haltung im Kreise der Gefährten verleihen. Und auch seinen Becher erhob er, als das Glück des Tages getrunken wurde. Heil, Heil, Bologna! rief er mit funkelnden Augen. Und Heil seinem Podesta die Andern, während Trompeten und Pauken die menschlichen Stimmen fast übertönten.

Unterdessen war von Bologna Befehl eingelangt, daß am andern Morgen der Einzug des siegreichen Heeres stattheben solle. Eines glänzenden Empfanges gewiß, wurden schnell die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um mit gleichem oder doch ähnlichem, und mehr kriegerischen Gepränge dem Befehle Folge zu leisten.

Die Glocken hallten von den Thüemen, Tausende eilten dem Thore zu und lagerten sich an der Straße. Die weite, von den Reizen des Frühlings übergossene Ebene, der ferne sich hebende Apennin, der Reno, leise murmelnd und nun völlig vor dem festlichen Lärm verstummend, die Moegeneöde endlich, welche schnell zum Tiefblau des italienischen Himmels übergegangen war, alles dieses bildete einen herrlichen Rahmen, zu der würdigsten Volksfreude über edel erfochtenen Sieg.

Näder und näher kam die Staubwolke. Voran rauschende Feldmusik und Geschwader leichter Reiterey. Dann der Podesta und die Führer des Heeees. Wiederum Reitergeschwader. Dann auf Teagbadeen, mit Loebeerzweigen und Blumen geschmückt, erbeutete Rüstungen und Helme, das Zelt- und Waffengeräthe. Nachder die Gefangenen. Enzius mit Marinus von Eboli und Boso Doaria wae die Auszeichnung gewoeden, daß sie ungefesselt und auf schön gezierten Wagen ideen traurigen Zoll zum Sieges-Gepränge beytragen mußten. Die Andeen gingen paarweise, gefesselt und unbedeckten Hauptes zu Fuße. Zum Schluß folgte das gesammte bolognesische Heer, die wehenden Fahnen hoch flatternd und begleitet von dem Schalle kriegerischer Instrumente und dem Jauchzen der Menge.

Enzius, obgleich der Besiegte, zog dennoch die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Sein Geschick, die nahe liegende Betrachtung, wie wandelbar der Bestand aller menschlichen Dinge sey, so wie die angenehme Persönlichkeit des

Königs selbst erklären diese Theilnahme hinlänglich. Er war, nach dem Zeugnisse seiner Feinde, der trefflichste unter den Söhnen des Kaisers, der tapferste im Streite und der heiterste und liebenswürdigste im Umgange; er war fähig zu den größten und ernstesten Geschäften, zugleich aber auch Dichter und Sänger. Der Adel seiner Gestalt und seine Schönheit übertraf die aller Andern, und in großen blonden Locken ringelten sich seine Haare bis auf den Gürtel herab. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) F. a. Raumer, a. a. O. S. 254. Z. 25 — 30.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Fortsetzung.)

Hiernächst sah ich Dem. Perry als Jerta in der Schuld. Ihre Persönlichkeit begünstigt sie für diesen Charakter nicht ganz, und dadurch mochte der Mangel an ruhig imposanter Haltung allerdings nur scheinbar werden. Von dieser unterstützt, blickt Jerta mit heiterem Ernst auf den düstern Sturm der Leidenschaften, der sich um sie her bewegt, herab und bemüht sich, ihn mit sanften Worten, oft mit leichter Ironie auch, zu beschwören. Gedacht hatte sich die Darstellerin den Charakter sicher richtig — denn sie zeigt Verstand und Gefühl — die Gestaltung gelang ihr nur nicht völlig, vieles war aber dennoch in dieser Erscheinung vorzüglich, wie sie dessen überall hervorbringt, und einige Momente trafen das Herz unwiderstehlich. So weit hab' ich ihren Gastdarstellungen bis jetzt beygewohnt — indem ich diese Bemerkungen niederschreibe — und ich glaube, sie auch auf ihrem vor der Hand erreichten Höhepunkt gesehen zu haben. Die folgenden Leistungen unterwerf' ich keiner näheren Berücksichtigung. Auch eine jüngere Schwester, Minna, hat sich als Gast gezeigt. Wenn dieses Kind in der ersten Rolle aber in den Rollen des Paradestücks Eins statt Zehne nur Gewöhnliches aersprach, und steif und eingelernt erschien, so kam das allerdings daher, weil diese Anforderungen der Natur eines Kindes widerstreben, und dergleichen. Als Julchen im Räuschchen sah ich sie nicht. Ich habe an diesem naseweisen R—näschen und der L—ziger Gasanterie der Bregnerschen mannstollen Weiber (wie der Dichter Gotter sie einmal nannte) nie Geschmack finden können. Als Knabe in dem Witwer von Deinhardstein, obwohl es eine harte Nuß ist, überraschte sie durch eine Art von drolligem Humor, aber als Otto in der Schuld erschien sie wie ein kleines Wunder, um so mehr, weil ihr Aeußeres der Rolle eigentlich nicht gewachsen ist, und das Organ etwas kindisch rauh klingt. Doch ein Anstrich von Kühnheit in Gang und Benehmen machte das Erste vergessen, und das Feuer des Vortrags entwickelte sich in der Schilderung des Kampfes, das mit wechselte in andern Stellen eine innige, theilnehmende Herzlichkeit, ohne der kindlichen Unbefangenheit Abbruch zu thun — und vom Bravo hallt' es wieder.

Während einer der vorher angeführten Schauspiele erschienen Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin zum ersten Mal wieder in diesem Schauspielhaus, und wurden mit dem Ausdruck des herzlichsten Jubels empfangen. Es war ein zarter, sinniger Gedanke, daß während des Zwischenspiels im Orchester die Flöte unerwartet sich erhob, und nach einem die Aufmerksamkeit fixirenden Fermate sanft und innig in die Melodie des Liedes: Gott erhalte Franz den Kaiser! — überging, welches mit der plötzlich eintretenden Begleitung des lautschallenden Beyfalls, in Gegenwart des innig geliebten und menschenfreundlichen Monarchen einen ergreifenden Eindruck machte. — Das Theater an der Wien erfreut sich größtentheils noch immer eines guten Zuspruchs. Unter andern wurde Hamlet, nach Schröders Bearbeitung, gegeben. Hier war es vermuthlich besonders darauf abgesehen, das Talent des jungen Schauspielers Kunst geltend zu machen, und dieser Zweck wurde in sofern erreicht, als die äußerlichen Mittel dieses jungen Mannes, die vorzüglich in einer hübschen Gestalt und einem eben so wohlklingenden als biegsamen Organ bestehen, das große Publikum für ihn gewannen, besonders denjenigen Theil, auf dessen Beyfall ein junger hübscher Schauspieler gewöhnlich mehr Werth hat, als auf das Urtheil aller Kritiker, mit dem es oft ganz zweifelhafte Sache ist; und er hat nicht eben Unrecht, denn jener Beyfall währt selten länger, als dem jungen Helden Liebhaberkleider passen. Von Seite der Kunst durfte diese Darstellung des Hamlets nicht zu genau beleuchten, sie enthielt viel Gelungnes, und selten mag sich dieses in einer so angemessenen Gestalt vereinen. Herr Kunst ist gegen ein bescheidner, anspruchloser junger Mann, der auf Rath und Meynung hört, das ist noch seltener, als angenehme jugendliche Theatergestalt! — Herr Carl hat seine Staberl's wieder aorgerückt, und Glück dazu gemacht. Er soll deren eine ganze Reihe haben. Es sind Steckenpferde — ein stehender Charakter in verschiedenen Gestalten, die er eben so gut anders benennen könnte, als Truffaldino, oder Mastarell, denn sie haben mit dem ursprünglichen Staberl, der durch Ignaz Schuster's meisterhafte komische Darstellung renommirt geworden ist, nicht die geringste Aehnlichkeit. Hr. Carl kennt die Theaterwirkung in jeder Hinsicht vollkommen, seine Komik ist eine genau berechnete, eine wahre Mosaik von komischen Theatereffekten, Lazzi's, Buffonaden, die auf ein Mal anzubringen sind, mit außerordentlicher Gewandtheit, die unermüdliche Lebendigkeit den Zuschauer in beständiger Spannung, und ersetzt dadurch was diesen Produktionen vielleicht an innerer komischer Kraft abgehe, obwohl sie nicht nur an die Burleske streifen, sondern oft darüber hinaus zu schweifen scheinen. Ich verließ mich einige Tage nach einer solchen Vorstellung in das Volkstheater hinaus, weil ich Lust zu lachen hatte, und mußte auf dem Rückweg zu mir selbst sagen: Hier gehören eigentlich die Stücke hin! Ein ganz eigner komischer Geist herrscht hier, den Einer dem Andern mittheilt, oder den Jeder mit den Kräften sich anzueignen scheint. Ich sah die Posse, Hans in allen Gassen, worin Schuster, wie man zu sagen pflegt, klassisch ist, und schien ein Studium von komischer Darstellung, worüber man eben nicht viel zu studiren braucht; die Natur hat ihnen den Stempel des Komischen aufgedrückt, um den Jeder ihn beneiden darf, der auf dieses Fach angewiesen ist. Alle waren auf ihrem Platz, ein einziges Zierpüppchen von einer Actrice nehm' ich aus, die einer dort beliebten Aktrice mit Unglück nachzuahmen, oder nachzuäffen schien, und sich auf das Hoppsen par excellence verstieht. Kurz vor jedem Abgang, wenn sie eine ernsthafte, oder von Tugend — Sentenzen strotzende Phrase vorzubringen hatte, wurden die gehörig einstudirten Grimassen gemacht — der rechte Anlauf genommen, dann husch herum, ein Paar Schritte fortgetrippelt — hoppsa! war die Tugend hinter den Coulissen. „Pray avoid it!" —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. November 1825.

Vielleicht doch wollte mir die Zukunft aufbewahren
Die Wiederkehr zum Glück, deß Hoffnung mir verschwand;
Vielleicht noch hätt' ein Geist aus diesen fremden Schaaren
Erwiedert meinen Gruß, den er zuletzt verstand!

Schwab nach Lamartine.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Am Thore Bologna's angekommen, wurde das Heer von Deputirten des hohen Rathes und der Zünfte empfangen. Die Universität ließ sich mit lateinischen Anreden und griechischen Lobgedichten vernehmen und ihre Jünger umgaben in gedrängten Haufen die einziehenden Sieger.

So ging der Zug zwischen geschmückten Häusern und den Arkaden bis zum großen Platze, wo der öffentliche Pallast und gegenüber der Pallast des Podesta stehen. Nahe dem letztern, gerade da, wo zwey Straßen sich durchkreuzen, waren Hügel von Erde aufgeworfen und fleißige Hände trugen Gerüste und Handwerksgeräthe, Steine und Kalk herbey. König Enzius glaubte anfänglich das Grab zu sehen, welches ihm und seinen Gefährten bereitet werde. Unwillkürlich erbleichten seine schönen Wangen, während Marinus und Boso Doaria, vielleicht Aehnliches denkend, mit verachtendem Lächeln darauf hinblickten. Aber schnell war diese Täuschung vorüber. Offenbar war hier nur der Bauplatz eines neuen Gebäudes, was ja im volkreichen Bologna nichts Seltenes seyn konnte.

Die Schaaren hatten sich auf dem großen Platze geordnet. Der Podesta und die Führer des Heeres waren von Mitgliedern des hohen Rathes zum öffentlichen Pallaste hinaufgeleitet worden. Die Gefangenen erwarteten ihr Schicksal.

Endlich erging an König Enzius und seine beyden Gefährten die Ladung, sich ebenfalls dorthin zu begeben. Sie gehorchten. Aus den Nischen und Hallen des Pallastes duftetten Orangen und Citronenbäume den Nahenden balsamisch entgegen. Marmorne Bildsäulen standen in ernster Haltung. Sammet- und Seidenstoffe, Stickereyen und Goldborten flatterten aus den Fenstern, Musik schallte von den Altanen, und kosende Lüfte, Wasserstrahlen künstlich angelegter Springbrunnen wogten und rauschten durch all diese Herrlichkeit.

Enzius, Marinus und Boso Doaria waren auf breiten, kühlen Stufen zum Sitzungssaale gelangt. An der grün behängten Tafel saßen zwey Reihen schwarz gekleideter, würdiger Männer. Wie der Regenbogen meist noch einen zweyten über sich wölbt, so hier die Wiederholung solcher Männer in trefflichen, goldgerahmten Gemälden an der Marmorwand. Es waren die Bildnisse heimgegangener Senatoren. Beym Eintritte des Königs und seiner Gefährten erhob sich die ganze Versammlung. Vom ältesten Rathe (der Podesta stand bey den Heerführern auf der Seite) gingen einige einleitende Worte aus, und alsdann las ein Schreiber das Urtheil der Gefangenen. Alle, außer Enzius, sollten in die Gefängnisse der Stadt gebracht werden, bis die Möglichkeit einer Auswechslung sich zeige. „Enzius, hieß es, soll bis zu seinem Tode in Haften bleiben. Wir man aber den Siegern in den olympischen Spielen Bahnen durch Mauern gebrochen, so zieme es sich, daß besiegten Königen neue Mauern errichtet werden. Bis solche vollendet, erhalte der Podesta den Auftrag, König

Digitized by Google

Enzius bey sich zu beherbergen. Lezterer werde sich indessen anheischig machen, während dieser Zeit keines Falls zu entfliehen." Enzius legte betheuernd seine Rechte in die des ältesten Rathes. Dann sagte der Podesta: „Freundliche Aufnahme nimmt gleiche Erwiederung in Anspruch. Dieses soll meine Richtschnur seyn. Aber nochmals bitte ich, wohlansehnliche Herren, und auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, mich jener Pflicht zu entbinden." — „Verzeiht, Herr Podesta, sagte der älteste Rath, der Beschluß ist gefaßt. König Enzius hat sich durch sein Versprechen gefesselt und ihr seyd jeglicher Verantwortung überhoben."

Filippo Ugone trat auf den König zu. „Nunmehr also mein Gast, sagte er, ersuche ich Euch, mit den geringen Diensten vorlieb zu nehmen, welche ein lombardischer Edelmann zu geben vermag."

Enzius umarmte seine beyden Gefährten. Thränen rollten über ihre Wangen. Enzius war gefaßt.

Zwey Pferde standen vor dem Pallaste bereit, wo man mittlerweile dem Volke das Urtheil gleichfalls verkündet hatte. Blicke der Theilnahme begegneten dem Könige, der sich auf das Pferd schwang und ein freundliches Lebewohl den Gefangenen hinüberwinkte, dann aber mit dem Podesta nach dessen Pallaste zu ritt. Er sah wieder die aufgewoefenen Erdhügel. Quader waren indessen herbey gefahren und hinabgesenkt worden: Grundsteine des Thurmes für Enzius.

Vielleicht oben schon, als gesagt wurde, daß nur Ein bolognesisches Herz das unbedingt freudige Gefühl des Lagers nicht getheilt habe, entstand die leise Frage, ob nicht Luciens Herz dieses eine gewesen, und nachher, ob es nicht als zweytes dem einen des Podesta sich angeschlossen habe? Noch vor dem Beginn der gestrigen Schlacht war sie und ihre Begleiterin nach Bologna gesandt worden. Hier hatte sie den Erfolg der Schlacht vernommen, hier dem Schicksale des Königs den innigsten Antheil gewidmet. Dieser wurde nun, zu Luciens Verwunderung, ein Mitglied des Hauses ihres Oheims. Amtsgeschäfte nahmen den Podesta häufig in Anspruch, und so gab es sich, daß Enzius und Lucie meist allein miteinander waren und in heitern Ergötzungen die Stunden verbrachten.

König Enzius hätte vielleicht seines Gefangenseyns völlig vergessen, wenn nicht der Thurm jeden Tag mehr und mehr emporgestiegen wäre, und seine Verhältnisse als Gatte ihm ein zärtlicheres Hinneigen zu Lucien verboten hätten. Zwar schien Adelasia seiner kaum zu gedenken. Nach Sardinien, ihrer Heimath, war sie zurückgegangen auf die Nachricht seiner Gefangennehmung und auch nicht das mindeste Liebeszeichen war ihm seit dieser Zeit von ihr geworden. Der Gedanke, durch päpstliche Dispensation von dieser Ehe sich entbunden zu sehen, hätte nicht allzuferne gelegen, aber Enzius, der Ghibelline, konnte heiligen Vater unmöglich eine Gunst erwarten.

So blieb das Verhältniß zwischen Enzius und Lucien trotz seiner Nähe, dennoch ein um so ferneres, als die Stimme, durch äußere ungünstige Verhältnisse zu drängt, Beyden die Weisung gab, daß es edler und messener sey, aus freyer Selbstbestimmung vom Verlangen sich zurückzuhalten, als die äußere Fessel dieses ken zu lassen. Daß auch der Podesta keineswegs eine Annäherung wünsche, gab sich aus dem, wenn nicht lichen doch achtsamen Bemerken des Verhältnisses Beyden. Witwer und über die Zeit hinaus, wo denschaft der Liebe die herrschende ist, hatte er doch rung und Interesse genug, um ihr Entstehen hier ten zu müssen und zugleich es zu verhüten zu suche

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Spontini.

(Beschluß.)

Sieben Töne gibt es ja nur, auch nur eine be Wortanzahl — der wahre Gedanke, der Seele gebt voebee; und Töne und Worte sollen dem G nue dienen, dienen zum Ausdruck seiner Konzeption die Ursache, weßhalb Spontini nie langweilt wir nur aufmerksam sind. Daß er uns aber da unwiderstehlich zwingt, daß wir, um fortwährend meksam zu bleiben, eines Vorsatzes bedürfen, seeylich sein Fehler; aber ein Fehler, den er ve kann, wann er will; er braucht nur seine wahren bungen nicht mit feindseliger Gewalt zu bezwing hat nur seinem besseen Selbst freyen Spielraum statten. Jenes fortwäheend Sich-Zwang-Antdun hat wie ich glaube, in Frankreich mit großer Mühe u matisch gelernt, in Frankreich, wo Text, Su Gluck, den sie sich dort sowohl erzogen, als zog, eine so übergroße Rolle spielen; und wo sie wie jezt mit i — in der Musik gerade das dramat nen, was es nicht ist, nämlich: den Worten ih dewerth zu geben und wiederzugeben — und ni mehr nur die Empfindung, welche die Worte eben ge will. zu bedenken, oder, mit begeisterter Hingebung zu lassen. — Man höee nur mit Aufmerksamkeit, Lieblichkeiten in Spontinischer Musik wider Willen heevorsprossen: ganz italische, freye, üppi che, graziose Gewächse; z. B. Einzelnes nicht zu — alle Tanzmusik, und Olimpia's Wunder ture! Aber er überlegt zu viel; und das will nur sa

wo er nicht sollte. Er sollte es überlegt haben, daß er sich geben und nicht stets influenziren lassen muß. Die ihm in der Napoleon'schen Triumphzeit gestellte Aufgabe: eine kriegerische Prunkoper zu schreiben, hat ihm z. B. den Hang zu Militärmusik eingeflößt, der sich hier bis zur Sucht nach Regimentsmusik gesteigert hat, u. m. dgl. Sein ihm selbst gehörender tiefer Irrthum aber, den ihm Frankreich gebahr, und Eitelkeit groß zog, ist der, daß er es mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen müsse — und was? — Beyfall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht fassen! — Ueberließe er sich je seinem eignen Genius, könnte er ihn noch finden, so wäre er gewiß im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstraktes, und zwar in meisterhafter Vollendung und Ganzheit zu schaffen. Er besitzt eine Melancholie, eine melancholische Erhabenheit, und diese sollte er einmal frey darstellen. Auch sollen seine komischen Opern, von welcher Gattung er sich streng abgewendet hat, vortrefflich seyn. So zwingt er seinen eigenen Genius in allerley Wahn; und das ist so wahr, daß es auch die Menge bemerkt. Aber, sage ich, welchem von all den sich zwingenden Komponisten, die jezt notiren, und über ihre Partitur „Oper" hinsetzen, welchem von diesen bleibt so viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwange? Spontini nimmt uns ganz in Anspruch, wann wir ihn hören und wann wir ihn untersuchen, wozu er doch, wenn auch nicht immer zwingt, doch oft auffordert. Zwar stellt sich, durch seine Bedächtigkeiten und Voesätze aller Art, die er nicht genugsam verbirgt, Tadel ein; aber auch, wann man in der Untersuchung fortfährt, weitere Dimensionen und feinere Details betrachtend, hohe Bewunderung. Hier wird er ganz verkannt, von seinen Lobsängern sowohl, als von der Heerde, die den Tadlern nachspringt. Und das ist fast gerecht, wenigstens hier in Berlin, wo Rigbini wenig erkannt ward, und nun ganz vergessen ist, wo man nur in dem Zwischenakt eines abgedroschenen Lustspiels, vor den leeren Bänken, und mit wenigen dürftigen Instrumenten, ein Mal im Jahre die herrliche Ouvertüre des Tigranes oder der Ariadne verhunzt; wäheend zu dem Spontinischen Volksliede man zehn Orchester gebrauchen würde, wenn die gebrauchten drey, nebst dreyen Dirigenten nicht schon an jenes Ungeheuer gränzten, das, statt erhaben zu seyn, kindisch und lächerlich wird. Und doch muß ich, bey jeder Schönheit in Spontinischer Musik, sogleich im Geiste Rigdini anrufen, und mir sagen: Wie würde Der das schön finden! „Es winken sich die Weisen aller Zeiten" und über die weg, von denen sie nicht erkannt werden. Liebe, wie sie Rigdini dichtete, hat Spontini noch nie geschildert; auch den Olymp nicht, in seiner Sonnenklarheit und reinen Höhe; auch den Tartarus nicht in poetischer Ahnung seines Schreckens und Grausens. Dennoch glaube ich, daß er Liebe zu schildern vermag; hätte ihm das Modell dazu nur nicht in Frankreich gesessen, wo die Liebe zwar, wie auf der ganzen Erde, empfunden wird, wo aber die Nation sie sich erzogen hat, auf daß sie soll in Gesellschaft gehen können; und noch wohl erzogener sogar auf dem Theater zu erscheinen hat. Eine Artigkeit aber leidenschaftlich und gar tragisch darstellen, muß monströs, oder lächerlich ausfallen. Dieß Leztere nicht gegen Spontini. Nein! Er ist ein großer Meister und könnte ein weit größerer seyn; und ist doch der jezt Größte.

Die Kreuzigung.

(Aus dem Englischen.)

Die Himmel fragt' ich: wer an unserm Gotte
So unerhörte That beging? — die Himmel
Riefen: „Es war der Mensch! — und wir entfezt
In Nacht die Sonne bargen vor dem Anblick." —
Beschämt fragt' ich das Meer, und schäumend bob es sich
Und gab mir Antwort in des Sturmes Brausen:
„Der Mensch! — und rückwärts bebten meine Wellen,
Die Tiefe schlöß sich auf im Schrecken dieser That." —
Die Erde fragt' ich, — die Erde sprach erbebend:
„Der Mensch! — und meinen Schooß zerriß der Schrecken,
Und jezt noch zittre ich ob dem, was ich gesehn." —
Den Menschen fragt' ich drauf — den Menschen
Freudig, lächelnd — verachtend wandt' er seinen Blick,
Das stolze Haupt er schütteite und schwieg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Beschluß.)

Auf dem Theater in der Josephsstadt hat sich ein brasilischer Affe präsentirt: Joco genannt; er fiel aber gleich am ersten Tag darnieder, weil ihm das Klima nicht bekommen wollte. Ob dieses Aeffaem eine Bearbeitung nach einem der vielen französischen Exemplarien dieser Gattung ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist nur der Name und die sinnreiche Idee benuzt worden. Das Stück hat einen lokalen Charakter, und die Handlung geht zum Theil unter Wienern, die sich in Brasilien angesiedelt haben, vor. Der Affenvieler machte seine Sache ganz geschickt; man weiß ja, daß die Thiere es beinahe so weit in der mimischen Kunst bis zur Vollendung bringen, und daß die Menschen sie in der Darstellung ihrer eigenen Thierischen) Natur oft übertreffen. Nur in der Musik hat es jenen noch nicht glücken wollen. Ein Vorzug mehr der Gebildeten, daß die Bestien nicht in ihre Kunst pfuschen können; denn selbst der Gesang der Vögel ist eigentlich nicht Musik, wenigstens

keine Harmonie, und auch Catalani's Philomela läßt wohl Zauberklänge, aber keine Töne hören. Eine Meynung, die zu Kontroversen Anlaß geben könnte! — Eine Fortsetzung der beliebten Menagerie ist auch gegeben worden: „Die Krähwinkler in der Residenz," worin der spaßhafte Böhme seine Faxen wieder macht. Andre Raritäten kommen auch noch darin vor, z. B. ein Ringelspiel, wie sie im Prater zu sehen sind, und der ganze äußere Schauplatz des Theaters en question präsentirt sich auf der Scene. Das Stück ist noch weniger werth, als das mit ihm verwandte. Die Schweizerfamilie machte nicht so viel Glück auf dieser Bühne, wie der Freyschütz, und ging fast klanglos über die Bretter. Carl Meisl hat für das Theater in Pressburg ein Stück geschrieben, betitelt: Gisela von Bayern, erste Königin der Magyaren, das zur Krönungsfeyer Ihrer Majestät der Kaiserin Caroline, bey glanzvoller Ausschmückung des Schauspielhauses, glänzend in die Scene gesetzt wurde. Die Mitglieder des kaiserlichen Hoftheaters, Madam Löwe und Herr Anschütz, hatten Rollen darin übernommen.

Der Kaiser ist mit einem außerordentlichen Jubel in Pressburg empfangen worden. Die Rede zur Eröffnung des Landtags hielt der Monarch mit Kraft und Feuer, daß alle Herzen hingerissen wurden und den grauesten Magyaren Thränen in den Augen standen. Der Kaiser sagte, er sey nicht gekommen, ihre Lasten zu vermehren, sondern zu vermindern; er komme nicht als König in die Mitte seiner Unterthanen, sondern als Vater zu den Seinigen. Ein edler Magyar, in seiner Nationaltracht, die an die Zeit der alten Helden erinnern mochte, stand bis zum Schluß der Rede unbeweglich, dann, ergriffen von der Herzensdringlichkeit der königlichen Worte, brach er in ein lautes Vivat aus, das die Versammlung wiederholte: Vivat Rex! Vivat Regina! — Die Kaiserin auf dem Balkon, umringt von ihren Damen, verneigte sich mit sichtbarer Rührung vor dem Kreis der Edlen und Magnaten. — —

Freunde der Tonkunst wünschten schon seit längerer Zeit eine systematisch geordnete Sammlung der Werke des verdienstvollen Lehrers und Ausübers der Tonkunst, Albrechtsberger, zu erhalten. Ein solches Werk erscheint nächstens im Strauß'schen Verlag, in drey Theilen, unter dem Titel: Albrechtsbergers sämmtliche Schriften über Generalbaß, Harmonielehre und Tonsetzkunst, zum Selbstunterricht systematisch geordnet, mit zahlreichen, aus dessen mündlichem Bericht geschöpften Erläuterungsbeyspielen und einer kurzen Anleitung zum Partiturspielen, nebst Beschreibung aller jetzt gebräuchlichen Instrumente, vermehrt und herausgegeben von seinem Schüler, Ignaz Ritter von Seyfried. Beygefügt sind 932 Notenbeyspiele.

Castelli hat „Bären" losgelassen, ein Hundert Stück, und zwar, wie er sein Verwort unterzeichnet, aus der Bärenmühle (seiner Wohnung). Diese Bären bestehen in einer Sammlung von Wiener Anekdoten, aus dem Leben gegriffen und nacherzählt. Die Benennung erfordert eine Erklärung, und demzufolge ist zu wissen, daß man hier den derben, aus der Luft gegriffenen, schweren oder auch baroken Spaß gewöhnlich einen Bären nennt. Man könnte sonst an die Redensart denken: „Einem einen Bären aufbinden." In dem Verwort sagt der Herausgeber mit Recht: Wer die gemeine Volksklasse in Wien studirt hat, weiß, welcher Fond von Spaß in diesen Leuten liegt; die Witzer, die Schuster- und Schneiderjungen sagen hier in Einem Tage mehr Spaßhaftes, als alle beschneeäugten Spaßmacher des Nordens zusammen genommen.

Unser Feuerwerkkünstler, Professer Müller ein allerletztes Schauspiel im Prater gegeben, nu letztes überhaupt, da der Pacht zwischen ihm und des privilegirten Unternehmers in diesem Jahr zu Es war Dank und Lebewohl an das Publikum. besondern Fronte glänzten die Attribute der Dankb ehrung und Erinnerung, sieben an der Zahl; und Haupt-Dekoration versinnlichte die Gefühle erfüllten Herzens noch im Allgemeinen, worauf des Programms Beziehung hatten, nämlich, daß, Flammen auch vergänglich wären, die Flammen d darbeit doch nie — nie — nie verlöschen würden. — folger wird in einiger Hinsicht Mühe haben, den überbieten, besonders da das Publikum schon und Großartiges in diesem Fach gesehen hat.

Eine Lyoneserin ohne Arme läßt eben ih tät mit den Füßen sehen. Ihre, in der Gegend eröffnete Hütte zeigt die Aufschrift: „Wer es n glaubt es nicht." — Sie strickt, stickt, schießt mit der, zeichnet, schreibt nicht nur eine leserliche, sc schöne — Hand — oder Fußschrift, fädelt die Stickperlen auf u. s. w. Manche glauben daran gesehen zu haben, die ersparen natürlich das Ent

Die ausgelegten Waaren der Kaufleute und K zine gewinnen zur Nachtzeit ein immer splendideres dem Einer mit dem Andern wetteifernd, das Lokal vo von Außen durch glänzende Beleuchtung zu erhelle Schimmer durch die Straßen wirft und eine S gieriger versammelt. — Die Schuhmacher-Inn sich durch Erfindungen zum Besten leidender Füß in einer großen Stadt den besten Dank verdient, hat Einer Schuhe und Stiefeln mit elastischen A kündigt, die dem auf irgend eine Art beschwertrn ten Fuß das Gehen auf dem harten Pflaster, un Mode und der Eleganz, erleichtern.

Die Zeitschriften theilen eine Reihe von Ge zur Feyer der Krönung Ihrer Majestät der K Königin von Ungarn. Auch die Muse der T in verschiedenen Formen dieses Ereigniß zu verh sucht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 255

Angenarzt.

Palindrom.

Ich bin kein sausend rascher Galopp;
Doch führ' ich den Trauten Dir, bop, bop,
Fort, fort in die schimmernde Weite.
Nun kehre mich um, da zier' ich den Mann
Der, bop, bop, bop! die Ferne gewann —
Ihm blinket ein Schwert an der Seite.

H. W.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. November 1825.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
Und würd' er in Ketten geboren.

Schiller.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der Bau des Thurms war vollendet. Auch die Zimmer, welche Enzius bewohnen sollte, entbehrten nicht ganz jener Pracht, welche dem gefangenen Könige gebührte.

Eines Tages hatte Filippo Ugone seinem Gaste eröffnet, daß er, auf Befehl des hohen Rathes, ihn nicht länger beherbergen dürfe, daß er am morgenden seine neue Wohnung beziehen müsse. Diese Nachricht ließ den König — vielleicht zum Erstenmal in solcher Klarheit — sein Schicksal überschauen. Bis dahin, wenn auch unter ungünstigen Sternen, mit Lucien zusammen, sollte er jetzo völlig ihrer Gesellschaft entbehren, und, nach dem harten Spruche des Rathes der Stadt, blos in dem Tode seinen Befreyer finden. Die Sehnsucht nach Freyheit wachte mächtiger als je in ihm auf, und er sehnte sich fort aus diesen Räumen, zurück in eine Welt voll Thaten zu eilen.

Der Abschied von Lucien, der so schwer auf seiner Seele gelegen, war genommen. An dem offnen Fenster seines Schlafzimmers stand Enzius, und sah zu den Wolken empor, welche um den Mond kreisten und ihre fliegenden Schatten auf die glänzenden Eisenstäbe des neuen Kerkers hinsteuten. Er gedachte seiner Jugend; die Bilder naher und ferner Lieben schwebten ihm vorüber. Dort sein Vater mit Scepter und Krone, seine Mutter mit dem langen goldnen Haare ihre Thränen trocknend, Heinrich, Konrad, Friedrich von Antiochien, und endlich Lucie. Bey der letzten Gestalt verweilend, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er blickt auf die Straße, und ein Mann, dicht verhüllt, bedeutet ihm, einen Bindfaden herabzulassen. Dem nächsten Vorhange war schnell eine feine Schnur entrissen, hinabgelassen und eben so schnell, mit einer Strickleiter und einem Briefchen versehen, wieder zurückgezogen.

Enzius las: „Befestiget die Strickleiter und kommt „herab. Pferde sind bereit und die Wachen bestochen. Kai„ser Friedrich harrt Euer in Modena. Eilt!" Unterschrieben war: „Marinus von Eboli," und in den daneben stehenden Kreuzen erkannte der König das Handzeichen Boso Doarias. Enzius rief leise: „Ich komme!" und in demselben Augenblicke wurde er noch zwey Gestalten gewahr, welche in den beyden nächsten Straßen sein Herabkommen zu erwarten schienen. Schnell war die Strickleiter befestigt, und schon stand Enzius in der Fensternische, um hinunter zu steigen. Da fuhr ihm wie ein zerschmetternder Blitz durch's Gehirn, daß er versprochen hatte, während der Haft beym Podesta nicht zu entfliehen. Er stieg langsam herunter, nestelte die Strickleiter wieder los und sie sank zur Erde. Ein Briefchen begleitete sie, des kurzen Inhalts: „Ich kann nicht kommen. Der Rath von Bologna hat mein Wort. Lebt wohl." Marinus winkte dem einen Harrenden. Dieser kam herbey und bestürzt flüsterten sie zusammen. Dann, nach wehmüthigem Ausbreiten der Arme, schieden sie von dannen.

Enzius stand noch am Fenster. Es war entschieden. Der Freyheit, der beglückenden Freyheit hatte er entsagt,

Digitized by Google

wo nichts ihn zurückhalten konnte, als die gegebene Zusage; nicht einmal Lucie, sein einziges Glück war ihm geblieben, und auch diese schien für ihn verloren. Enzius fühlte sich zwar unglücklich, aber groß. „Bald habe ich abgebüßt, sprach er leise zu sich selbst, was ich an Berthold in Fossalto verbrochen. Der Augenblick reißt uns fort, und stets setzen uns seine Wirbel an einer andern Stelle nieder, als wo sie uns aufgehoben.“

Diese Betrachtungen unterbrach wiederum der leise Ruf seines Namens. Es stand zum andern Mal ein Mann unter seinem Fenster. „Den Bindfaden!“ rief er, und Enzius that, wie er wünschte. Abermals schwebte ein Zettel herauf. Er enthielt die Worte: „Betrübt Euch nicht „zu sehr, Herr König. Marinus wärr es doch nicht ge„glückt. Ich stand auf der Lauer, und mein Hallod hätte „Euch verdorben. Bolognas Thore sind wohl besetzt.

Berthold.“

Enzius blickte hinab, und der Briefschreiber, es war Graf Berthold's Gestalt, verschwand in der Straße, wo Enzius früher schon eine zweyte Mannsgestalt bemerkt hatte. Enzius blickte gen Himmel und suchte Trost in dem Glanz der Sterne, die gleich als verstorbene und ferne Geliebte freundlich zu ihm niederschauten. Andern Morgens bezog er seine Wohnung. Es hatte sich Vieles damit geändert. Lucie konnte er nur noch am gegenüber befindlichen Fenster sehen, nicht sprechen, und selten geschah es, daß der Podesta zu ihm herauf stieg.

Um diese Zeit war es, daß Kaiser Friedrich, welcher immer noch durch List den König zu befreyen gehofft hatte, an die Bologneser schreiben ließ: Sie möchten sich durch das leicht wechselnde Glück nicht zu sehr erheben lassen und die Macht des Reiches nicht für immer für vernichtet halten. Habe doch Friedrich I. einst das mächtige Mailand gegen alle Erwartung zerstören können. Er befehle ihnen daher bey Verlust seiner Gnade, sogleich den König Enzius und alle gefangene Modeneser frey zu lassen, dann wolle er ihre Stadt über alle andere erheben; im Weigerungsfalle sie aber mit unzählbarer Heeresmacht überziehen und zum Gespötte der Welt machen. — Die Bologneser antworteten: Unsere Feinde, die mehr ihrer Macht als der Weisheit und dem Rechte vertrauten, liegen zwar zu Boden, sind aber dennoch so stolz, als könnten Drohungen und leere Worte uns schrecken! Wir sind nicht gleich dem Rohr des Sumpfes, welches der Wind bewegt, oder dem Reife, welchen die Sonne schmilzt; deßhalb melden wir Euch, daß König Enzius unser Gefangener ist und auch künftig bleiben wird, gleich einer Sache, die uns von Rechtswegen gehört. Wollet Ihr Euch dafür rächen, es wird Euch an Macht fehlen, oder unsre Macht wird sich der Euren entgegen stellen und sie überwinden u. s. w. Mildere Unterhandlungen Friedrichs schlugen ebenfalls fehl, so sogar das Erbieten des jungen Königs, für seine Lösung einen silbernen Ring zu geben, der um ganz Bologna herumgehe, wurde zurückgewiesen *).

Das Jahr 1250 war herangebrochen. Da kam die Nachricht, daß Enzius Gemahlin Adelasia sich durch den Papst habe scheiden lassen, und zugleich, daß sie den Sardinier Michelo Zanchi geheirathet hätte. Nach so vielen Trauerposten endlich eine erfreuliche Nachricht! Enzius beschloß, mit dem Podesta zu reden. Dieser hatte sich eines Abends bey ihm eingefunden. Die neuesten Kriegsbegebenheiten hatten sie besprochen und erörtert. Da sagte Enzius: „Wenn Ihr mir von den Siegen meines Vaters erzählt, welche derselbe in neuester Zeit erfochten, so will mich bedünken, daß auch mir noch freudige Begebenheiten und Siege bevorstehen. Freylich verkenne ich nicht das Traurige meiner jetzigen Lage. Einladung, daran Theil zu nehmen, müßte mehr auf Mitleid des Geladenen zählen als auf heitere Neigung. Und dennoch, da die Liebe dieselbe ist, welche Namen auch ihre einzelnen Aeußerungen tragen mögen, da auch ein gefangener König noch würdig und verehrungsvoll erscheinen kann, und endlich, da jene Hoffnung mich belebt, so dürfte nicht völlig unangemessen seyn, wenn ich Euch, den Oheim und Vormund Luciens, ersuche, die Hand Eurer Mündel und Nichte in meine nunmehr freye Hand zu legen.“

Der Podesta hörte aufmerksam zu. „Herr König, erwiederte er, ich würde lügen, wenn ich Euern Antrag unerwartet oder völlig unerfreulich nennte. Daß auch Lucie Euch gewogen ist, würde vergeblich von mir in Abrede gestellt werden. Ihr seyd ein wackerer, ritterlicher Mann; dem Ruhm hoher Vorfahren hat sich der Glanz eigener, ruhmvoller Thaten zugesellt. Aber verzeiht, Herr König — dennoch — muß ich Euer Anerbieten ausschlagen. Ihr seyd kein Mann der Freyheit. Luciens Leben würde mit Eurem ehelichen Verhältnisse verkrüppeln. Eures Vaters Siege können nicht bis zum Mittelpunkte Bologna's dringen, wo Euer Kerker aufgebaut ist. Der Wille des hohen Raths ist unerbittlich. Ihr bleibt gefangen bis zum Tode.“ — Glaubt Ihr, fuhr Enzius fort, daß auch Lucie so denke?“ — „Ich glaube es nicht, versetzte der Podesta. Aber es liegt auch wenig daran. Verliebte sind schlechte Rathgeber und für Niemanden schlechtere als für sich selbst. Oheim und Vormund habe ich das erste Wort und das lezte. Auf meiner Seele ist ihr Heil gebunden. So dachte, so that ich vor Fossalto; so denke und thue ich jezt. Jene verzweifelnde Bitte, dieses bestimmte Verneinen kommen aus einer und derselben Quelle. Laßt es gut seyn, Herr König.“ — „Ich kann es unmöglich gut seyn lassen, denn es wäre nichts Gutes. In Eurem Willen liegt es, ob

*) F. v. Raumer a. a. O. S. 254. Z. 30 — 32. S. 255. Z. 2 — 17; 21 — 25.

ihr mich Monate, Jahre lang nicht mehr sehen wollt. Jetzt noch kann ich reden. Dieser Augenblick ist noch mein. Gebt mir Lucien zur Gattin." — „Meine vorige Erklärung sollte Euch genügen, versetzte düster der Podesta. Was könnt Ihr mir entgegnen?" — „Nichts, lächelte der König bitter. Nicht das Mindeste, sehr kluger Herr."

Eine Pause folgte. Plötzlich fuhr Enzius auf und deutete mit der Hand nach einem Käfige, von Golddraht zierlich geflochten, worin zwey Singvögel einträchtig saßen, und dann wieder von Stange zu Stange und sich entgegen flatterten. „Ich sage nichts! rief er aus. Die Anwendung findet Ihr selbst. Thut nun, was Euch beliebt. Aber des Menschen freye Wahl, sollte sie nicht Schöneres erringen, als das gezwungene Thier in so heiterem Bilde zeigt?" — Der Podesta schüttelte den Kopf. „Ihr jungen Leute! sagte er. Könnte man euch die Jugend ablassen, wie das Blut, ihr würdet ruhiger und vernünftiger. Dann fuhr er heftig fort: Noch einmal nein, Herr König, und wenn's Euch gefällt, zum Drittenmale. Und wenn auch dieß nicht genügt, bey der Asche meines Vaters, bey der Ehre meines Stammes und dem Schutzpatron von Bologna —" — „Haltet, Herr Podesta. Ich bitte um einen Augenblick. Als ich in Fossalto euch und Lucien losgegeben, verfrachtet Ihr mir Gewährung der Bitte, welche ich einst an Euch richten würde. Dieses Einst ist da. Meine Bitte heißt: Lucie." — „Bedenkt, Herr König. Nur eine Bitte habe ich Euch gestattet. Wollt Ihr keine andere an mich richten? Ich bin der Podesta. Meine Fürsprache im hohen Rathe könnte Euch nützen, Euch die Freyheit wieder geben. Wollt Ihr nicht dieses die eine Bitte seyn lassen?" — „Ihr stellt mich auf die Probe. Ihr habt das Mögliche für meine Freyheit schon gethan, und es bedurfte der Bitte nicht. Dafür spricht Euer wohlwollender Sinn und redliches Herz. Gewiß, meine Zuneigung ist wahr und innig. Gebt mir Lucien zur Gattin." — „Es wäre das Erstemal, daß ich mein Wort bräche, sagte der Podesta. Mit der Zusage aber falle die Erwähnung jeder Bedenklichkeit weg, die ich ihr vorher entgegenstellte. Heute noch rede ich mit Lucien. Morgen mache ich den hohen Rath mit Eurer Absicht bekannt."

Am andern Abend erschien wiederum der Podesta. Lucie hatte freudig eingestimmt, und auch der hohe Rath, nach dringender Verwendung des Podesta, seine Einwilligung gegeben. Es war verfügt worden, daß einige Gemächer des Thurms Lucien bereit stünden, und ihr Oheim besorgte Hausgeräthe und zierliche Ausstattung. Bald darauf fand die Trauung Statt. Außer dem einsegnenden Priester waren nur noch der Podesta und ein bejahrter bolognesischer Senator als Zeugen zugegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Sept.

Bey den Pariser Theatern hätte man fast eben so viel von dem Spiele hinter der Bühne als auf derselben zu berichten; denn auf beyden Seiten wird sehr thätig gearbeitet oder gehandelt. In Hinsicht des Théâtre français erdenen in den Pariser Blättern wieder die ewigen Klagen über den Verfall der dramatischen Kunst, über das dringende Bedürfniß, jenes Theater einzurichten u. s. w. Solch eine Reform war schon vor einiger Zeit als ausgemacht angesehen worden, da nämlich der Vicomte Sosthène de la Rochefoucauld, der sich zuerst durch das Auffassen unabhängiger und freysinniger Zeitungen etwas verhaßt, und durch das Aussetzen von Preisen „für moratische und monarchische Operntexte und Ballette" ziemlich lächerlich gemacht hatte, die Oberleitung jenes Theaters übernommen, und mit einer höfischen Anrede an die Schauspieler begonnen hatte. Auf die Rede war aber keine That erfolgt, und die Schauspieler machten es nach wie vor, als ob kein Vicomte in der Welt sey, und der Herr Vicomte ging auf seine Landgüter, als ob er mit keinem Théâtre français zu thun habe. Daher wird dann wieder in allen Blättern über die Trägheit der Schauspieler geklagt, über die Intriguen der mittelmäßigen unter ihnen, welche die jungen Schauspieler von vielem Talent verhindern aufzutreten, u. s. w. Etwas ungerecht ist aber doch das Publikum gegen die Schauspieler des Haupttheaters. Erstlich müssen sie sich doch immer etwas nach den Launen der Hauptschauspieler, als Talma, Dem. Mars u. a., bequemen, die wohl wissen, daß sie die Lieblinge des Publikums sind, und daß man ohne sie nicht fertig werden kann. Zur Aufführung vieler neuen Stücke gehört daher ihre Zustimmung, die aber nicht leicht zu erhalten ist. Das Publikum herbeyzuziehen, ist ja der Privatvortheil der Schauspieler des Théâtre français, da sie den Kassenbestand unter sich theilen: sie müßten also unendlich mehr Eigenliebe als Geldliebe besitzen, wenn sie talentvolle angehende Schauspieler ausschließen wollten, damit ihre eigne Mittelmäßigkeit nicht so bemerkbar sey. Einige Intriguen erlauben sich nun allerdings wohl die mittelmäßigen Schauspieler, die zum verwaltenden Ausschusse des Theaters gehören, und auf das Recht, einzig gewisse Rollen zu spielen, wachen auch selbst die besten Schauspieler mit vieler Eifersucht; letzteres ist auch eine der größern Nachtheile der bestehenden Einrichtung. Ferner ist die Unterstützung, welche dieses erste Nationaltheater vom Staate erhält, auch eben kein Mittel, die Schauspieler anzuspornen; sie verlassen sich auf die Subsidien, und lassen das übrige manchmal gut seyn. Nun hatte man gehofft, durch die Errichtung eines zweyten Théâtre français im Odeonhause werde man das erstere anspornen, und dieß geschah dann auch wirklich, wenigstens in der ersten Zeit. Hernach aber bemerkte doch die Oberdirection, daß sie mit Trauer- und Lustspielen nicht fertig werden könne, und mußte daher auch die Smaskiers zu Hülfe nehmen. Diese fanden weit mehr Beyfall als die tragische und komische Muse, und Wiedens Frey schütz (bereits 110 Mal aufgeführt) hat dem Odeon mehr eingebracht, als Racine und Molière. Bey so bewandten Umständen verlangt man dringend ein neues Théâtre français, da das Odeon diesen Namen nicht mehr hat noch verdient. Es soll dem Staate nichts kosten, und man will blos aus eigenen Mitteln sich unterhalten. Wahrscheinlich werden dieß die Schauspieler des ersten Théâtre français so viel zu übertreiben suchen, als sie nur können. Am Vaudevilletheater geht's hinter der Bühne viel lebhafter zu, als an dem Théâtre français. Schon seit Jahr und Tag besteht ein Prozeß zwischen den Ei-

genthümern oder Aktienträgern des Theaters und der Direktion. Mit den Verwaltungen der Pariser Theater hat es eine eigne Bewandniß; außer der großen und italienischen Oper werden sie alle von Privatleuten verwaltet; da sie aber der ministeriellen Erlaubniß zum Spielen bedürfen, so legt ihnen das Ministerium gewisse Bedingungen auf, oder setzt dieselben stillschweigend voraus; bey den sogenannten königlichen Theatern besteht ein königlicher Kommissär, und Kammerherrn oder sonstige Hofleute haben die Oberaufsicht, bey einigen andern hat das Ministerium Einfluß auf die Ernennung des Direktors. Bey dem Vaudevilletheater behauptet der Minister des Innern dieses Ernennungsrecht; es wurde ihm aber von den Eigenthümern des Theaters streitig gemacht, sie wollten seinen Direktor nicht, und brachten die Sache vor Gericht. Sie gewannen in erster und zweyter Instanz; der Direktor sollte also weggetrieben werden; allein da das Ministerium sich durch seinen Conseil d'état eine Hinterthür bey dergleichen Fällen offen gelassen hat, so brachte es schnell die Sache vor diesen Staatsrath, der dann ganz im ministeriellen Sinne urtheilte, das Gericht sey zu weit gegangen. Indessen bestand das Gericht wenigstens auf einem Theil seines Urtheils, kraft dessen die Eigenthümer Herren in ihrem Hause seyn sollten, und bevollmächtigte sie, sich im Nothfalle mit Hülfe der Polizeymacht darin zu behaupten. Es soll auch wirklich schon zu einem heftigen Vorfalle gekommen seyn, wobey die Leute der Eigenthümer die Leute des Direktors mit Gewalt vertrieben haben. Daß dieser Streit eben nicht zum Flor des Theaters beyträgt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es hat jedoch neulich ein neues Stück oder Stückchen gegeben, das ziemlich gefallen hat, nämlich den Ballkommissär, worin einer, der die Honneurs eines Balls zu machen hat, zwischen den kurzen und langen Hosen, das heißt zwischen der alten, kurze Hosen verlangenden Etikette, und der neuen, allgemein gewordenen Tracht der langen Hosen in's Gedränge kommt. Der Streit hört damit auf, daß die alte Etikette und die neue Gewohnheit alle beyde zugelassen werden, und gleiche Rechte bekommen. So geht es auch wirklich in der großen Welt schon zu. Die langen Hosen waren Anfangs gänzlich aus den großen Pariser Gesellschaften ausgeschlossen, und ein junger Mensch würde sich das Ansehen äußerster Sitten gegeben haben, wenn er es gewagt hätte, mit einer, einen Schuh lang unter's Knie verlängerten Hose vor eleganten Damen zu erscheinen. Allein die langen Hosen haben es gemacht, wie die Repräsentativ-Verfassungen und die amerikanischen Freystaaten, sie haben gewartet, und diejenigen Herren und Damen, welche Anfangs sehr wider die drey Dinge geschrieen hatten, haben sie zuletzt doch zulassen und anerkennen müssen. Die langen Hosen haben es freylich politisch angefangen; sie sind nämlich zuerst in Seidenstoff in großen Assembleen erschienen. Nun ließen sich seidene Hosen, so lang sie auch waren, doch unmöglich abweisen; sie bekamen also nach und nach das Bürgerrecht, und seitdem behaupten sie neben den altväterischen kurzen Hosen ihren Platz. Dieß rührt daher, weil sie eine gute und bequeme Erfindung sind. Dergleichen Dinge finden Eingang, und wenn sich auch die halbe Welt mit den auf Etikette und Herkommen erpichten Zeremonienmeistern wider sie verschwörte. Die italienische Oper hat auch ihre Vorgänge hinter den Koulissen. Dort soll die Fodor wieder als Semiramis mit auftreten; Mad. Pasta macht aber Ansprüche auf dieselbe Rolle, und will sie nicht fahren lassen, so daß wir, wenn sich kein Vermittler in's Mittel legt, zwey Semiramis statt einer bekommen werden, die sich aber dann wahrscheinlich nicht sehr zärtlich behandeln würden. Eine von beyden wird das Publikum doch gewiß zu erwarten haben, wofern Rossini, um den Streit zu schlichten, nicht etwa seine Semiramis bey Seite legt. Schwerlich werden aber die beyden ausgezeichneten Sängerinnen lange beysammen bleiben; Mad. Pasta kann, wenn sie will, zu London auftreten; überhaupt ist der Unternehmer der Londner Oper beständig auf der Lauer, um aus Paris italienische Sänger und französische Tänzer wegzukapern; es ist daher auch ein beständiger Uebergang der Gesang- und Tanzkünstler von einer Seite der Meerenge zur andern; die meisten kommen aber, wenn sie viel Guineen in London gewonnen haben, wieder nach Paris, um sie hier zu verzehren; das Gewinnen wird ihnen in England leichter, aber das Verzehren ist ihnen in Frankreich angenehmer. Von der Vaudeau- oder Operettenbühne ist kein besonderer Vorgang hinter den Koulissen bekannt geworden; nur hat eine schöne Schauspielerin selbst Jemand den Kopf verrückt. Eine Dlle. More hat gleich bey ihren Debüts auf dieser Bühne einen so tiefen und heftigen Eindruck auf das Herz eines Jünglings gemacht, daß er in der ganzen Welt nichts mehr sah und hörte als sie, überall, wo sie ging, folgte er ihr; überall, wo sie sich hinsetzte oder stand er ihr gegenüber. Kurz ihr Schatten war ihm nicht getreuer und anhänglicher als er. Damit läßt es der verliebte Jüngling nicht bewenden, sondern schreibt Briefe über Briefe; allein so zärtlich sie auch abgefaßt waren, sie vermochten sie doch nicht das Herz der Schönen zu rühren. Ich weiß nicht warum. Sie erwiederte nie, und die unaufhörliche Gegenwart des Jünglings machte ihr — statt Vergnügen Ueberdruß. Der junge Mann war aber unermüdlich, und da er der Unerbittlichen kein Wort abzwingen konnte, so faßte er sich einmal das Herz, nahm den Augenblick wahr, da sie Abends allein vom Theater nach Hause ging, ergriff sie beym Arme, und wollte sie zwingen, ihm Rede zu stehen. Dieß war ein verkehrtes Mittel; sie, anstatt ihm zu antworten, schrie um Hülfe, man sah ihn für einen Mädchenräuber an, die Sache kam vor's Polizeygericht, und er mußte Bürgschaft wegen seines künftigen ruhigen Betragens stellen. Nun fiel er seine Schöne zwar nicht mehr Abends auf der Gasse an, sondern begnügte sich, sie, wie alle Leute, im Theater anzuhören und zu bewundern. Dem. More ist unterdessen die Frau des Klavierspielers Pixis geworden. Der junge Mensch läßt sich aber nicht irre machen, sondern behauptet, die vorgebliche Heirath sey ein Betrug, und sie sey und heiße noch Dem. More. Neulich hat denn seine eigne Familie beym Gerichte um Untersagung der Verwaltung seiner Güter angehalten, da er nun völlig verrückt sey. Der junge Mensch wollte es freylich nicht seyn, und bestand blos darauf, er liebe die Dem. More recht sehr; allein die Richter fanden doch seine Liebe gar zu närrisch, und untersagten ihm also die Ausübung seiner bürgerlichen Rechte. Wer weiß, ob dieser Jüngling nicht ein recht vernünftiger Mann würde geworden, und ob ihm nicht gar noch die Liebe aus dem Herzen verschwunden seyn würde, wenn die schöne Schauspielerin ihn nur hätte heirathen wollen? Freylich zwingen konnte sie Niemand dazu; auch weiß ich nicht, wie der junge Mensch aussah, als er ihr so leidenschaftlich die Cour machte. Vielleicht war sein Anblick dazu geeignet, mehr Furcht als Zuneigung einzuflößen. Uebrigens haben die schönen Schauspielerinnen in Frankreich ein sonderbares Geschick; so lange als sie jung sind, werden die Männer ihrenthalben entzückt, verrückt oder närrisch; sterben sie, so ist es nicht sicher, ob der Klerus sie auch ehrlich begraben läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Vornamen, und als Zuname wurde das italienische Beutivoglio (Dir will ich wohl) auf gewiß bezeichnende und rührende Weise gewählt.

Abgesehen von der Gefangenschaft blieben auch andere Leiden um diese Zeit nicht aus. Schon am siebenten Dezember 1250 war Kaiser Friedrich, Enzius Vater, gestorben, und mit ihm die einzige Hoffnung künftiger Befreyung. Der Podesta fing an zu kränkeln, und um die Mitte des Jahres 1251 rührte ihn der Schlag, welcher auch wenige Stunden nachher seinen Tod im Gefolge hatte. Späterhin genas Lucie eines zweyten Töchterleins, welches Marie genannt wurde. Aber von dieser Zeit an ward sie kränkelnd, und zu Enzius tiefstem Leidwesen nahm dieser Zustand mit jedem Tage zu.

So erschien der Frühling 1255. Ein lieblicher Abend war auf den schönsten Tag gefolgt, laue Winde spielten mit den Vorhängen der Fenster, und die lezten Strahlen der Sonne warfen rötbliche Schatten auf das Pergament, welches Enzius in der Hand hielt. Lucie saß ihrem Manne gegenüber unter den Zweigen eines Citronenbaumes, und die kleine Marie, welche auf ihrem Schooße spielte, blickte lächelnd zu seinen Goldfrüchten hinauf. Die ältere Schwester, Lucie, hatte sich auf einem Schemel zu den Füßen des Vaters niedergelassen. „Wundervolle Sagenwelt!" rief Enzius. Wenn das Leben drängt und drückt, dann flüchten wir zu dir und es wird uns besser. Ein anderer Himmel, eine andere Sonne schwebet über uns. Selbst die Thräne, die wir weinen, ist eine andere. So erzählen uns altgriechischr Mädren, daß weißes Blut durch die Adern ihrer Götter strömte. Die Erde hatte es nicht gefärbt." — „Vater, sagte die jüngere Lucie, wie heißt der alte Mann mit dem langen Barte dort auf dem Bilde?" — „Friedrich I., mein Urgroßvater." — „Und wie der junge Mann, der blutend auf der Erde liegt?" — „Herzog Ernst von Schwaben."

So noch manche Frage, manche Antwort, und Enzius, in seiner gewohnten muntern Weise, begann mit den Kindern zu spielen. Von dem Boden sich in die Höhe richtend, wo er so eben das Spielzeug seiner Tochter abgegeben hatte, und begegnend dem heitern Blicke der Gattin und den ausgebreiteten Armen Mariens, wurde er durch Tritte auf dem Gange gestört. Die Schlösser rasselten und zwey bolognesische Herren traten herein. Nach den ersten Begrüßungen eröffnete man, daß der hohe Rath dieser Stadt für angemessen hatte, Lucien nebst ihren Kindern von Enzius zu trennen, da es sich keineswegs mit dem Begriffe eines Gefangenen vertrage, Familienrechte zu üben und Familie um sich zu versammeln. Lucie saß, wie vom Donner gerührt. Marie, von ihrem Schooße gleitend, stieß klägliche Töne aus, und vergeblich war der Zuspruch des älteren Schwesterleins, sie zu beruhigen.

Enzius führte die Herren in ein anstoßendes Zimmer. Dort suchte er ihnen das Unrechtliche und Grausame eines solchen Begehrens deutlich zu machen. Als aber jene auf ihrem Satze blieben und nicht undeutlich vermerken ließen, daß Zwang vermöge, wozu die Güte vergeblich auffordere, da sagte der König: „Wenn der hohe Rath dieser Stadt im Unglücke nichts Heiliges erkennt, so mag er etwas Furchtbares darin finden. Dieser Thurm ist mein Haus. Ich werde mein Hausrecht zu vertheidigen wissen. Noch bin ich der Waffen nicht entwöhnt. Der Gedanke an den Tod ist mir kein schrecklicher geworden. In diesem Sinne werde ich kämpfen und sterben."

Die Herren beurlaubten sich. Durch das Zimmer, worin sich Lucie und die Kinder befanden, zurückgehend, trafen sie die Erstere ohnmächtig am Boden liegend, die Kinder weinend an ihrem Halse. Das schien die Herren zu rühren. Sie versicherten Enzius ihrer Fürsprache.

Wirklich erfuhr auch der König in einigen Tagen, daß man den Vollzug jener Entschließung vor der Hand aufschieben wolle. So schwebte das Schwert noch in der Luft. Ein Wink, und es fiel nieder.

Jenen Schreck, die Ungewißheit ihres Schicksals konnte Luciens geschwächte Gesundheit nicht länger ertragen. Sie erkrankte und bald — war sie zur Leiche. Noch einmal hatte sie den theuren Gemahl umarmt und die Kindlein gesegnet, ehe ihr Geist zu den Höhen der Seligen entschwebte. Es war im Jahre 1255, daß Lucie gestorben. Ein weiter Zeitraum bis zum Jahre 1270, ein um so weiterer, wenn nicht thatenvolles Leben und freyes Schalten und Walten ihn anfüllen. Zwar hatte König Enzius, den gefangenen Enzius, sein heiterer Geist auch jezt nicht verlassen; noch sank mancher Strahl der Poesie und der Tonkunst in das trübe Einerley seines Kerkerlebens, aber der Tod seiner Gattin, der Umstand, daß seine Kinder listiger Weise ihm entzogen und einem fernen Kloster zur Aufsicht anvertraut worden waren, hatten ihm tiefe, nie heilende Wunden geschlagen. Dazu kam noch, daß man ihn auf ein einziges Zimmer beschränkte, und daß die achtungsvolle Behandlung abnahm, welche er bisher erfahren.

Ein Graf von Solimburg, den sie amtlich einen unerträglichen und albernen Menschen nennen, theilte sogar bald jenes Zimmer mit Enzius. Vergebens waren des Letzteren Bitten und Vorstellungen. Wie vorher der bolognesische Senat bey drohenden äußern Verhältnissen sich unwandelbar strenge zeigte, so nicht minder bey günstigern äußeren, aber freylich nicht mit dem Aufwande von Erhabenheit, der großen Seelen eigen ist.

Vierzehn Jahre lang war Graf von Solimburg des Königs beständiger Gesellschafter gewesen, und hatte das nämliche Zimmer mit ihm getheilt. Wie Spinnen, Kröten und andere widerwärtige Thiere durch aufmerksame, liebevolle Behandlung oft schon der Gefangenen Freude und

Digitized by Google

Trost geworden, so hatte sich mit dem Grafen in der lezten Zeit ein Aehnliches ergeben. Er half dem Könige bey seinen Sammlungen und verschaffte ihm das nöthige Schreibmateeial, und Gold und Farben zur Ausmalung der Ueberschriften und Kapitelzeichen — als plözlich das wetterwendische Glück ihn aus dem Kerker rief und ihn der Freyheit und ihren Zerstreuungen wieder gab. Enzius trug dieses um so leichter, da er schon meheere Jahre die Bekanntschaft Pietro's Asinelli, eines heitern, geistreichen Jünglings, gemacht, der fast so fertig deutsch als italleniſch sprach, und sich eben so gut auf provenzalische Sänger und das anmuthsvolle Zitheerspiel verstand, als er sich mit treuer Innigkeit und zärtlichem, anschmiegenden Sinne dem König Enzius hingab.

In der Bibliothek eines aufgehobenen Mönchklosters zu Bologna verwahrte man noch vor wenigen Jahren einige Pergamentblätter, welche, allem Anscheine nach, von unserm Gefangenen so kunstreich beschrieben worden waren. Einer größeren verloren gegangenen Rolle eingeheftet, legen sie der Nachwelt ein stummes, rührendes Zeugniß ab von der Thätigkeit ihres Fertigers, mehe aber noch von seinem Seelenzustande, der meist heiter, aber bald auch in trübere Farben spielend, sie ihre Entstehung finden ließ. Zwey Lieder der leztern Art, aus dem Romanischen in's Deutsche übertragen, mögen hier sich anschließen.

1.

Dort, wo der Ghibelline
Durch Fichtenwälder schweift,
Mit ernster, strenger Miene
Nach Schwert und Lanze greift,
Wenn tief aus dem Geklüfte
Der Gaeise schweigend tritt,
Wenn von dem Fels der Lüfte
Der Guelf' herunter schritt.

Dorthin will meine Seele,
Nach dorten schlägt mein Herz,
Nach Felsgeklüft und Höhle
Nach Tod'sgefahr und Erz; —
Umsonst! Bologna's Thürme
Sind Zeugen meiner Haft,
In feuchte Sehnsuchts-Stürme
Verweht die alte Kraft.

2.

Mit meinem Vater, dem Kaiser,
Zög' ich gern in's blut'ge Feld:
Zu Häupten Lorbeerreiſee,
Zu Füßen mir die Welt.

Mit meiner Schönen im Lenze,
Säß' ich gern am Eichenstamm:
Zu Häupten Blumenkränze,
Zu Füßen mir ein Lamm.

Die Beyden, ach, zerständen,
Der König ist allein.
Legt ihm einen Stein zu Häupten,
Zu Füßen ihm einen Stein.

In solchen Verhältnissen war das zwanzigste Jahr von König Enzius Gefangenschaft heran gekommen (1270); da hörte Enzius von der Niederlage und dem Tode Konradins, und neue Rechte, neue Pflichten, neue Hoffnungen schienen hierdurch für ihn, den einzigen noch übrigen Sohn Kaiser Friedrichs, aufzuleben. Alle Unzufriedenen um sich vereinen, alle Ungerechtigkeiten strafen, den alten Glanz seines Hauses herstellen, ja die Kaiserkrone gewinnen, schien dem Dichter, welcher einst ein geschickter Feldherr gewesen war, selbst bey Berücksichtigung äußerer Umstände, nicht unmöglich; — wenn anders der erste Schritt gelang, die Befreyung aus der bolognesischen Haft. — All diese lang umher getragenen mannigfaltig ausgebildeten Plane theilte Enzius seinem Freunde Pietro Asinelli endlich mit, und dieser versprach ihm (sowohl aus innerer Zuneigung, als in Erwartung einer eigenen glänzenden Laufbahn) den treuesten Beystand *).

König Enzius liebte Frohsinn und Scherz. Er mochte bisweilen mit Asinelli den Becher leeren, heitere Lieder anstimmen, Trinksprüche ausbringen der Vergangenheit, auch wohl der Zukunft, wie sie oben angedeutet wurde, und der Freundschaft, die sie unter allen Verhältnissen, seyen's auch die glänzendsten für Enzius, sich treulich bewahren wollten. Es war unbequem — so trug Asinelli den Wächtern die Sache vor — in Flaschen das süße Naß heraufzubringen. Sie möchten deßhalb gestatten, daß ein Faß sich den Weg zur Zelle des Königs bahnen dürfe. Wenn dieses leer sey, werde Küfer Filippo für ein anderes sorgen, und daß solches bald sich begebe, dafür stehe er und sein königlicher Freund. Auch sie möchten trinken und sich gut seyn lassen. Diesen Wunsch begleitete ein Geschenk, und nicht das mindeste Arg fanden die Wachen darin, daß ein Paar Stunden darauf vom bekannten muntern Filippo ein Faß die Gänge und Stufen heraufgeschoben wurde, daß Asinelli mit frohem Jauchzen ihm entgegentaumelte. Sie öffneten die Thüren des Zimmers, und das Faß schob sich langsam hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) F. v. Raumer, a. a. O. S. 626. Z. 4 – 20.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Ernstere Geschäfte haben mich abgehalten, über dasjenige Bericht abzustatten, was sich seit den lezten drey Monaten Bemerkenswerthes in dramatischer Kunst und Musik bey uns ereignet hat; und jezt stehen mir nach mannigfaltiger Unterbrechung die Gegenstände in der Erinnerung so fern, daß es mir unmöglich ist, mehr als nur flüchtige Andeutungen zu geben. Ich bedaure dieß um so mehr, als es gerade die bedeutendsten Aufgaben sind, welche unsere Bühne in der lezterwähnten Zeit zu lösen sich gestellt hatte, bey deren genauerer Betrachtung das Verdienst unserer Theaterdirektion, und die

ehrenwerthe Regsamkeit der Künstler, welche sich um dieselbe versammeln, erst recht hervorspringen würde. Zum mindesten sey nun die Anerkennung dafür hiermit aufrichtig ausgesprochen. Das Erste, wovon hier die Rede ist, ist eine Darstellung der sogenannten Schiller'schen Trilogie, des Wallenstein. Wenige deutsche Bühnen mögen gegenwärtig im Stande seyn dieses große, tiefsinnige Werk in dem ihm entsprechenden Geiste zu vergegenwärtigen. Unterzeichneter hat seit Kurzem die bedeutendsten deutschen Bühnen aus eigner Anschauung kennen lernen, die sich zum Theil einer ansehnlichen öffentlichen Unterstützung erfreuen, und hat dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Bühne in Darstellung klassischer Dramen unter ihnen einen der vorzüglichsten Plätze einnimmt. Was die angeführte Darstellung anlangt, so hat seit langer Zeit nichts so die allgemeine Aufmerksamkeit der Theaterfreunde beschäftigt, als sie; ein jeder vertiefte sich von Neuem in das Werk, und wurde von den großen Gedanken und Gestalten desselben auf's Neue begeistert. Nach meiner Einsicht hatte diese Darstellung die Einheit, welche aus dem gemeinsamen Bewußtseyn einer großen Aufgabe hervorgeht, und ihr größter Vorzug bestand in dieser Einheit. Doch muß ich die Einzelnen nennen, die sich ein vorzügliches Verdienst um die Darstellung erworben. Die größte Aufgabe hatte Hr. Genast, denn er stellte Wallenstein dar. Es war unverkennbar, daß er die vielseitige Gewandtheit, die er sich in der letzten Zeit auch im Fache der ältern, ernstern Charaktere erworben hat, hier einem höhern Zwecke unterzuordnen strebte, und daß er diesem ein ernsteres Studium gewidmet hatte. Wenn dennoch bey einem talentvollen, jüngern Schauspieler, der sich diese Aufgabe macht, die deklamatorische Seite der Rolle vor der mimischen hervortritt, so ist dieß aus der Natur der Sache erklärbar und verzeihlich. Was Wallenstein ausspricht, hat eine so großartige Kraft, und bemächtigt sich des Geistes so unmittelbar, daß es nur Werk einer tiefen, genialen Erfindung seyn kann, solchen Worten eine mimische Unterlage zu geben, die der dichterischen Conception entsprechend und vollkommen würdig ist.

Nur durch Wallensteins Rede kann man in die Tiefe seines Charakters dringen, aber der geniale Held Wallenstein ist noch mehr, oder soll noch mehr seyn, als er eben jedesmal ausspricht, und was er spricht, soll aus dem einmal für allemal fest stehenden Bilde seiner Größe in dem Geiste des Schauspielers hervorgehen. Wer sich nur an die mächtigen Worte des Schiller'schen Wallenstein hält, der kann gar leicht in Gefahr kommen, mehr nach außen zu wirken, als es dieses stolze Heldengemüth verstattet. Das aber eben ist das Schwerste und Höchste in der Darstellung des Wallenstein, das in sich gekehrte, tiefe, gedankenvolle Leben dieses Charakters einfach in der äußern, mimischen Erscheinung abzuspiegeln. So Vieles der strebende Künstler in dieser Rolle leistete, wie sehr er das Interesse der Zuschauer erweckte, seinen Bestrebungen aufmerksam zu folgen, so wird er doch selbst gestehen müssen, daß in dieser Beziehung sein Streben dem Ziele nicht immer nachgekommen. Im Ganzen fand ich seine Darstellung nach diesem Gesichtspunkte betrachtet, in dem ersten, Piccolomini überschriebenen Stücke, weit gelungener, als in dem Schlußstücke. Ich muß aber hier bemerken, daß auf unserer Bühne die erstgenannte Abtheilung nicht nur die fünf Akte der Piccolomini, wie sie in der Ausgabe der Schiller'schen Werke befindlich sind, (natürlich verkürzt) enthält, sondern dazu auch noch die zwey ersten der Schlußtragödie, so daß jene mit der Trennung der Piccolomini schließt. Ich habe nicht Raum mich darauf einzulassen, welche Vortheile und Nachtheile diese Abtheilung des Gedichts hat, welche übrigens von der Weimarschen Bühne herrühren soll; nur das bemerke ich, daß bey dieser Abtheilung Wallenstein in der Schlußtragödie in seinem Handeln völlig entschieden auftritt, und nun die Wirkungen seiner Entscheidung erfährt und tragen muß. Ihn da, wo die äußere Größe allmählich abfällt, noch innerlich groß zu zeigen, ist schwerer, als ihn in der Fülle äußerer Mittel handelnd darzustellen, was nun in die erste Abtheilung fällt. Daß das Letzte daher auch Hrn. Genast weit mehr gelungen sey, finde ich natürlich. Die wahre Größe zeigt sich durch Herrschaft über sich und würdige imponirende Haltung, selbst im Drange der von außen erweckten Gemüthsbewegungen; der große Geist kann selbst in der tiefsten Aufregung der Leidenschaften sich nicht an die Außenwelt hingebend verlieren. Wenn Hr. Genast sich von dieser Bemerkung überzeugen kann, wenn er in dieser Beziehung auch sein Organ mehr zu beherrschen sucht, und ihm statt des polternden Tones, den es beym Ausdruck erregter Leidenschaft leicht annimmt, einen edlern, klareren Ton zu geben sich bemüht, so wird auch dieser Theil der Darstellung dem Ideal weit näher kommen. Damit dieß nicht ohne allen Beleg bleibe, so führe ich die Stelle an, wo Wallenstein die sichere Nachricht von Octavio's Trennung von ihm empfängt: „die Sterne lügen nicht ꝛc. — Waffen." und die folgende Scene mit Buttler, wo man bey aller Empörung, welche sein Herz über die verletzte Freundschaft fühlen soll, doch schon die Erhebung des männlichern Geistes beginnen sieht, welche am Schluß der letztgenannten Scene ihren Gipfel erreicht. Das Spiel in der bald darauf folgenden Scene mit Max muß es möglich machen, an das späterhin als so zart geschilderte Verhältniß Wallensteins zu demselben zu glauben. Eben so muß die Erscheinung des Wallenstein, nachdem er vergebens die Truppen zu gewinnen gesucht hat, die Demüthigung eines großen Mannes, eines Heldengeistes zeigen, der über der Menge steht, die ihn verläßt. —

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 30. Sept.

(Beschluß.)

Einer der Pfarrer von Paris wurde in diesen Tagen durch die Zeitungen gelobt, daß er bey dem Begräbnisse der Opernsängerin Fanny Bias, welche 30 Jahre lang Franzosen und Fremde durch ihren Tanz ergötzt hat, bündig die Leichengebete verrichtet, und nicht wie der Pfarrer von St. Roch vor einigen Jahren bey dem Begräbnisse der Schauspielerin Raucourt, die Kirchenthüren vor dem Leichenzuge verschlossen, und wie im vorigen Jahre ein andrer Pfarrer von Paris bey der Beerdigung des Schauspielers Philippe, alle kirchlichen Gebete sogleich verweigert habe, wodurch damals Aufläufe entstanden, welche die Polizey nur mit Hülfe der Gendarmensäbel bewegte. Allein wenn in den Ultrablättern gefragt wird, ob etwa in dem schiefwinklichten Schädel der Neger auch so viel Verstand liege, als unter dem gradestehenden der Weißen, und ob letztere nicht die Befugniß haben, die beständigen Verkündiger der schiefwinklichten schwarzen Hirnschädel zu seyn, so dürfen ja auch wohl die Pariser Priester fragen, ob die Tragiker und Mimiker auch Christen seyen, wiewohl diese Tragiker und Mimiker alle Abende zum Unterhalt der Armen ein Beträchtliches beytragen, und wiewohl jene Priester in einer Hauptstadt leben, wo die Aufklärung um sich her schon längst die trassen Vorurtheile der barbarischen Zeitalter verscheucht hat. Aber ein Theil des Pariser Klerus liegt mit allem im Kampfe, mit der dramatischen Kunst, mit der Aufklärung, mit dem Geiste der Zeit, und sogar mit der Vernunft.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

über waren die Zeiten der Kreuzzüge, und Byzanz war kein Jerusalem. Die Nachricht von der Gefahr, welche die kaiserliche Stadt bedrohte, hatte daher nur einige Kaufleute von Pisa und Venedig ernsthaft beschäftigt, welche auf den Meeren der Levante Handel trieben, und diese Gelegenheit benuzt hatten, um Pulver und Waffen beyden, den Türken und den Griechen, zu verkaufen. Aber Sicilien war damals so arm an Handel und Kunstfleiß, daß man dort an kein Unternehmen der Art dachte, und man wußte auf dieser Insel nicht, welches das Schicksal oder die Gefahr Konstantinopels war. Ein blinder Eifer für die römische Religion machte nur den Namen Byzanz unter dem Volke verhaßt, welches die Griechen für gottlos und für Feinde Gottes und der Heiligen-Bilder ansah.

Als eines Abends unsere jungen Reisenden auf der Morgenseite von Catania verweilten, um die lezten Gluten der Sonne zu betrachten, die, ihrem Verlöschen nah, mit röthlichem Licht den in Rauch gehüllten Gipfel des Aetna färbte, und den Brand des Vulkans in den Fluten zu wiederholen schien, bemerkte ihr Auge ein Schiff, welches eifrig rudernd der Küste sich nahte. Das um den Mast halb eingezogene lateinische Segel, das Kreuz, das sich über ihm erhebt, Alles verkündet ein christliches Schiff. Es landet; und während die Türkensklaven, auf den Ruderbänken angeschmiedet, mitten in ihrem Elend eine gewisse höhnende und wilde Freude äußern, erscheinen Männer von edler, doch niedergeschlagener Haltung, und jammernde Greise auf dem Verdeck und begrüßen mit Schmerzenseuf das nahe Ufer. Sie kommen an's Land, und auf den Knieen danken sie Gott, der sie gerettet. Kinder, Verwundete, Weiber steigen aus dem Schiff. In lange weiße Gewänder gekleidet, das Gesicht mit einem Schleyer bedeckt, mit Schamhaftigkeit selbst die Verzweiflung verhüllend, glichen jene Frauen, die unbeweglich auf dem Ufer standen, durch die Schönheit ihrer Gestalt, antiken Statuen.

Ein Mann, der nach der Majestät seiner Züge den andern zu befehlen schien, erhebt seine Stimme: „Wir fliehen aus Konstantinopel, ruft er, unsere Brüder sind todt oder gefangen; der Kaiser ist gefallen; der Tempel der heil. Sophie ist von Mahomet geschändet, und wir kommen, um einen Zufluchtsort in diesem christlichen Europa zu suchen, das uns Hülfe verweigert hat.

Diese Worte, dieses Bild der Trauer, dieses so plötzliche Erscheinen eines so großen Ungemachs ergreifen lebhaft die italienischen Reisenden, und einige Einwohner, die an das Ufer des Meeres herbeygeeilt waren. Der abergläubische Haß, der sich sonst an den Namen der Griechen knüpfte, scheint selbst in den Sicilianern durch den Drang des Dienstleistens und der Neugierde besiegt. Man umringt die Flüchtlinge und führt sie in ein Kloster, das sich an der Meeresküste erhebt, und dessen äußere Gebäude nach dem Gebrauch eine offene Freystatt für Fremde waren. Noch vor Kurzem würden die Mönche dieses Klosters sich gescheut haben, seine Schwelle von Schismatikern der Kirche des Orients betreten zu lassen; und eben so hätten die Griechen von Byzanz selbst geglaubt gegen ihren Glauben zu sündigen, wenn sie sich einer römischen Kirche nahten; aber das Unglück läßt auf einen Augenblick jenen traurigen Haß vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Eine Woche war vergangen und das Faß — geleert. Es mochte nicht wenig Wein bey nächtlicher Weile durch die Eisengitter des Kerkers seinen Weg gefunden haben. Jeder rinnende Weinestropfe gesellte sich dem rinnenden Sande im Stundenglas, welches bald die Zeit der Befreyung verkündigen sollte.

Filippo erschien. Er nahm das geleerte Faß auf die tüchtige Schulter, versprach dem Könige bald für ein volles zu sorgen, und — neues Trinkgeld den Wachen — neuer Wein dem Könige und seinem Gesellen — neue Hoffnung für's Gelingen.

Die Wachen waren dieses Wechsels bereits gewohnt. Da kam eines Tages Filippo wieder. Alles war verabredet und die angemessenste Vorbereitung getroffen. Diesesmal war das gebrachte Faß ein leeres. Sein Deckel hob sich. König Enzius, nach einem kurzen Gebete, stieg hinein. Der Deckel des Fasses schloß sich wieder, und Filippo mit gewaltiger und doch keineswegs seine athletische Kraft übersteigender Anstrengung hob das Faß auf den Rücken. So ging er durch die Wachen, wie er schon oft gegangen war, und es dachte keiner daran, welch feuriger Geist in dem Fasse gährte, feurig genug, um einen Theil der Bänder zu sprengen, welche Staaten und gesellschaftliche Vereine unsers großen Rundfasses, die Erde genannt, damals lose genug zusammen hielten. Asinelli hatte des Geldes, des feurigen Weines für die Wachen noch weniger an diesem Tage gespart, als früher. Er tändelte vor Filippo her, und die Wachen zählten wohlgefällig die hellen Silbermünzen ab, und tranken des süßen lombardischen Weines und lachten über den Küfer und seinen scherzenden Geleitsmann. Schon war Filippo durch alle Wachen und Thore glücklich hindurch. Asinelli sah mit abnehmender lauter Fröhlichkeit, aber mit mehr zurückgedrängter innerer Angst zum hochschwebenden Fasse empor, und Enzius selbst in seinem dunkeln Verließe mochte das Licht aufdämmernder Freyheit schon empfinden. In der Ferne hielt Ranerio di Gonsalonere, einer der Verschwornen, mit den zur Flucht bestellten Pferden. Da erhob sich ein Windstoß, und eine

Digitized by Google

blonde Locke des Königs, welche sich zwischen den Deckel geklemmt, bis dahin aber ruhig auf dem obern Faßboden gelegen hatte, wallte über den Rand und das Auge der äußersten Wache mußte sie gewahren. „Herbey! Herbey! wae ihr lauter Ruf — König Enzius will entfliehen. Nue König Enzius hat so schöne Locken. König Enzius ist im Fasse verborgen.“

Vergebens eilte Asinelli, der sein Schwert gezogen und dem unbequemen Schreyer für immer den Mund geschlossen hatte, Enzius zu Hülfe. Vergebens suchte Filippo den bareenden Gefährten zu erreichen. Eine immer dichtere Menge drang heran. Immer lauter wurde der Ruf: „Herbey! Herbey! König Enzius will entfliehen! Der Feind Bologna's will entfliehen! Filippo konnte nicht weiter. Ee sezte das Faß auf den Boden. Enzius, der den Lärm vernommen, öffnete von Innen das Geschiebe, und wieder sah er sich im Freyen, aber ach! der Freyheit entfremdeter, als er je gewesen.

Aus dem Fasse emporsteigend, erregte der Anblick des vier-und-vierzigjährigen Mannes immer noch einen großen Theil der wohlwollenden Stimmung in der Menge, welche vor zwanzig Jahren beym Einzuge des Gefangenen sich für ihn ausgesprochen hatte. Das blonde Haar, seine Zierde und sein Verräther, wallte wie damals über Schultern und Brust, das frische Rorh seiner Wangen, das blaue Licht seiner Augen, Mitgaben des vaterländischen Bodens, schmückten noch wie damals den edeln unglücklichen Mann. Freylich war die Zierlichkeit des jugendlichen Körpers verschwunden; es hatten sich Furchen über die vormals so heitere Stirne gelegt, aber gerade der Kontrast in Beyden und die zwey großen Tropfen, welche den Augen entfielen und der Freyheit ein schmerzliches, ewiges Lebewohl zuriefen, wirkten so mächtig-heftig auf die Umstehenden, daß es jezt noch Zeit schien zu fliehen. Enzius bemerkte es. Rasch trat er vorwärts. Eine Bahn öffnete sich. Immer näher und näher sah er sich dem Gonfaloniere. Dieser eilte ihm mit den Pferden entgegen. Filippo und Asinelli drängten ihm nach. Da stürzte ein hochbejahrter Mann mit vorgehaltener Hellebarde aus der Menge hart auf den König los. ;,Stehe, König Enzius, sagte er. Ich bin kein weichmüthiger Thor, wie die andern. Die Woge des Lebens hat mit mir ausgespielt. Längst schon wäre ich der Woge des Todes von ihr zugeworfen worden, hätte nicht eine unsichtbare Hand mich drinnen festgehalten, eine innere Stimme mir zugerufen: daß ich einst noch dir Verderben bringen könne. Du ziehst dein Schwert? Laß es, Mann des Verderbens. Sieh dich um. Die Menge hat ihr sanftes Gefühl ausgezogen wie ein Kleid. Dein getreuer Asinelli ist festgehalten, der Küfer Filippo, der manches Faß in Eisen und Bande schlug, muß sich selber nun gefesselt sehen und Rainerio di Gonfaloniere's Pferde begnügen sich nach wie vor mit bolognesischem Heu.“

Enzius sah um sich. Es war so, wie der Reisige ihm sagte. Asinelli und Filippo gefangen. Zwey voenehme Bolognefer standen mit Häschern ihm zur Seite. Die Leztern trugen Fesseln in den Händen, und ihr fragender, auf ihn sich beziehender Blick ließ ihm keinen Zweifel, daß diese Fesseln für ihn bestimmt seyen. So schnell mußte sich Gold in Eisen (das Unglück ist der wunderlichste Alchymist), mußte sich der nahe, wieder erwachende Glanz der Krone in das jämmerlichste Geräthe schmachvoller Haft verwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Unter den vorzüglichsten Figuren, welche Wallenstein umgaben, fanden wir Mad. Miebke, als Gräfin Terzky; man sah, daß diese Schauspielerin die Bedeutung dieses Charakters vollkommen erkannt hatte; die Festigkeit, wodurch sie dem männlichen Charakter des Wallenstein verwandt ist, verbunden mit der weiblichen Klugheit und Gewandtheit, wodurch sie so bedeutend auf ihn einwirkt, war in Haltung und Benehmen treffend ausgesprochen. Die Darstellungen der Mad. Genast in der hochtragischen Sphäre haben stets das Verdienst der Korrektheit, welches der gebildeten Frau angehört, und ihre äußere Erscheinung unterstüzt die Phantasie, welche von des Dichters erhabnem Bilde angeregt ist, — so wird der größere Theil der Zuschauer den Duft der Schwärmerey, der Schillers Thecla besonders am Schlusse ihrer Rolle umgibt, minder vermissen. Hr. Devrients Gestalt ist der Darstellung als Max gewiß außerordentlich günstig; seiner Rede dürfte mehr Klarheit und seiner Mimik mehr Bedeutsamkeit zu empfehlen seyn. Die früherhin schon einmal von mir gerügte Bewegung der Hand durch die Haare über der Stirn, kehrt, wie ich auch in der Rolle des Jaso bemerkte, nur allzuoft unwillkürlich wieder. — Der Octavio des Hrn. v. Zieten würde bey etwas mehr Energie des Sprechorgans, und größerer Festigkeit in der Körperhaltung eine der gelungensten Leistungen seyn. Ob man den Illo, wegen seines Benehmens bey der Tafelscene, (dem jedoch durch die Natur der Tragödie selbst seine Gränze vorgeschrieben ist) von vorn herein so scharf und grell zu schildern hat, wie er hier genommen wurde, will ich nicht untersuchen. Höchst verdienstlich war das Bestreben des Hrn. Fink, den schweren Charakter des Buttler zu vergegenwärtigen; bey fortdauernder Uebung wird diesem nachdenkenden Schauspieler auch die schwierige Krisis gelingen, in welche dieser Charakter durch Octavio's Zureden versezt wird. In der kleinen Rolle des schwedischen Hauptmanns feyerte Hr. Stein diesmal einen großen Sieg seiner deklamatorischen Kunst; sein Vortrag der bekannten Erzählung von Max Piccolominis Tode, war das durch vollendet, daß er in Hinsicht auf Zeitmaß, Art und Grad des Tons dem gefeyerten Gegenstand, wie der Person, zu welcher er sprach (Thekla), im Ganzen, wie der Einzelnen ganz entsprechend war, und daß der Sprechende in beschränktem Tonkreise, den der feyerliche Ernst dieser Schilderung verlangt, die vielfachsten Nuancen anzuwenden wußte. Die Spannung der aufmerksam lauschenden Versammlung war bey dieser Rede ungemein, und die unterdrückte Rührung des Kriegers, besonders am Schlusse der Erzählung, riß zu dem begeistertsten Beyfall hin. —

Digitized by Google

Ich muß noch etwas von der Aufführung der Medea Grillparzers sprechen, die kürzlich zum ersten Male bey uns auf die Bühne kam. — Ich meyne nämlich die letzte (dritte) Abtheilung des, unter dem Namen: das goldne Vließ von Grillparzer herausgegebnen dramatischen Gedichtes, welche ohne großen Anstoß für sich gegeben werden kann, und hier wohl mit Recht in vier Akte zusammengezogen war, indem die Scene des fünften Akts, in welcher Medea dem Jason noch einmal erscheint, und ihm Gedult und Buße predigt, noch dem vierten angehängt worden war. Die Medea, welche hier erscheint, ist, vorzüglich von da an, wo Jason sich von seiner Jugendfreundin Kreusa angezogen fühlt, eine interessante Aufgabe für eine Schauspielerin, wie Mad. Miedke ist; und schon um einer solchen Darstellung willen könnte man dieses Stück mit Interesse sehen, wenn es nicht auch sonst durch manche einzelne Situationen, und durch den Reiz des poetischen Ausdruckes, der ihm eigen ist, Verdienste hätte. Der Trotz, mit welcher Medea Kreusens Saitenspiel zerbricht, die geheime, schauerliche Erzählung von dem Tod des Pelias, das Entsetzen der Verstoßnen, die sich selbst von ihren Kindern gefürchtet sieht, und die kühne Drohung, die sich gegen König Kreon und Kreusen im empörten Zorne ausspricht, endlich der Monolog, in welchem sie in ihr früheres Leben zurückblickt, — dieß sind die herrlichsten Momente ihrer Darstellung, obgleich wir dabey keines Zuges eigenthümlicher Erfindung uns zu erinnern wußten. Mad. Genast stellt uns in Kreusen eine kindlich einfache, heitre Gestalt auf, welche das Schreckgemälde momentan aufhält. Im Kreon fanden wir ein lobenswerthes Studium des Hrn. Fink; sein Aeußeres war vollkommen der Antike gemäß, die Rede aber etwas zu hart, der Jason des Hrn. Devrient würde durch sleißigere Ausarbeitung, besonders in mimischer Hinsicht noch viel gewinnen können; seine Bewegungen, besonders die am Boden in der Schreckensscene des letzten Akts sind zu sehr naturalistisch, um sich einer Kunstdarstellung anzueignen. — Die Wirkung der ganzen Tragödie muß, trotz der besten Darstellung, unbefriedigend seyn, da diese Medea nur ein mißlungener Versuch ist, die antike Fabel uns auf moderne Weise näher zu bringen.

Bald nach der Aufführung dieser Medea kam auch Egmont; früher Fiesko und die Schuld wieder auf unsere Bühne. Den Egmont spricht bekanntlich Hr. Stein ganz vorzüglich. In den beyden letzten Stücken (so wie noch in der Schachmaschine — als Carl Ruf — in der beschämten Eifersucht — als Lieutenant Werden, und als Raphael) trat Hr. Becker vom Darmstädter Hoftheater auf, ein gewandter Schauspieler, den seine Routine seit einiger Zeit zum Gezierten und Ueberladenen zu verleiten scheint. Das unnütze Hin- und Herlaufen auf der Bühne könnte vielleicht aus der Gewöhnung an einen größeren Bühnenraum noch erklärt werden; allein im Tragischen wie im Komischen fanden wir, daß dieser Schauspieler mit stärkeren Farben, als früher, aufträgt. Im Fiesko muß sein Vortrag des Apologen und der Monolog nach dem Morde der Gattin ausgezeichnet werden; in dem ersten war Alles trefflich auseinandergesetzt; in dem zweyten viele Wahrheit, wenn auch die Stimme zuweilen den Dienst versagte. Carl Moor wurde bald darauf von Hrn. Fischer vom Theater an der Wien im niederländischen Styl versucht.

Im Lustspiel gab Hr. Wurm seine bekannten Gastrollen mit seiner bekannten Virtuosität. Seinen Lorenz im Hausgesinde halte ich für die vorzüglichste der hier gegebenen, und für die schwächste den Geizigen. Man merkte es der Darstellung des letztgenannten Charakters zu sehr an, daß Wurm besonders in der Farce zu Hause ist. Es fehlte ihr an Konsequenz und Stetigkeit der Entwickelung. Die Scene, wo Frau Mehle Onkel und Neffe versöhnen will, und Erster von jenen abgewandt auf dem Stuhle sitzt, war ganz leer; die Pointe z. B. wo er zu dem Bedienten im lächerlichen Predigertone sagte: ich lege dir's auf dein Gewissen! übel angewendet; das starke Schreyen in der Scene mit der Gerichtsperson gar nicht nothwendig; das Husten in's Gesicht dem theatralischen Anstand nicht angemessen, und das fünfmalige Auslöschen des Lichtes viel zu absichtlich, um vortheilhaft zu wirken. Mad. Schmelka liefert dagegen eine viel komischere Darstellung der genannten Frau Mehle.

In Ifflands Hagestolzen gab Mad. Devrient eine höchst naive Darstellung der Margarethe; bemerken muß ich dabey jedoch, daß der tiefere derbe Ton, den sie in derselben häufig annimmt, mir weder angenehm, noch nothwendig erscheint. Außerdem wurde in der heitern Gattung noch Wolffs Steckenpferd, sieben Mädchen in Uniform (mehrmals — man weiß warum), ferner der geraubte Kuß von Raupach, und die Benefizvorstellung gegeben, wovon vielleicht ein ander Mal.

In der Oper gastirte Dem. Schwarzböck aus Wien (als Emilie und Prinzessin von Navarra); Stimme, Gesicht und Gestalt sind vortheilhaft, aber eine ungemeine Befangenheit ließ uns nur wenig von ihrer Ausbildung wahrnehmen. Zwey Tänzer vom Berliner königlichen Theater haben in einigen Divertissements Beyfall erhalten. Franz Schalk, Tonkünstler aus Prag, gab ein Konzert, in welchem man seinen Ton und seinen feinen Vortrag auf dem englischen Basshorn lobenswerth fand, auch trug er im Theater den Kuhreigen vor. In der Oper wurde Paers Sargino erneuert, und Spohrs Berggeist vorbereitet, der endlich unter des Komponisten eigner Leitung am 16. September mit großem Glanz und Beyfall in die Scene ging. Ueber dieses Werk gedenke ich in der Berliner musikalischen Zeitung ausführlicher zu sprechen. Der Komponist gab am 19. Sept. auch im Gewandhause ein sehr zahlreich besuchtes Konzert, in welchem er ein neues, sehr originelles Violinkonzert seiner Komposition und ein Potpourri, in dem die schönsten Themen aus Jessonda vorkommen, mit meisterhaftem Vortrage ausführte. Auch ließ er uns in diesem Konzerte eine für das königliche Theater in Berlin gearbeitete Ouvertüre zu Makbet hören, welche ganz geeignet ist, die grauenvolle Sage einzuleiten. Dieser Makbet soll, wie wir hören, in Berlin nach einer neuen Bearbeitung Spiekers gegeben werden zu welcher Spohr auch die Hexenscene melodramatisch gearbeitet hat. Spohrs Tochter trug bey dem angeführten Konzerte zwey Gesangstücke von seiner Komposition vor. Die Stimme ist energisch, aber die Aussprache noch sehr undeutlich.

Um dieselbe Zeit machte uns der Organist, Joh. Schneider aus Görlitz (Bruder des Kapellmeisters Friedrich Schneider), das seltene Vergnügen, seinen gediegenen Vortrag auf der Orgel in der hiesigen Universitätskirche zu hören. Er ist in gleichem Grade Harmoniker und Orgelspieler, lebt ganz in seinem Instrumente, und weiß die mannichfaltigsten Wirkungen auf demselben durch Registriren und geistvolle Behandlung, doch immer im Kreise der Würde, die diesem geheiligten Instrumente gebührt, hervorzubringen. Kenner und Laien hörten mit unermüdeter Aufmerksamkeit die Weisen des großen Bach und seine eigenen glänzenden Ausarbeitungen und Phantasien.

Wendt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. November 1825.

Und eine Rechenschaft hat Knecht und Herr zu geben,
Der von den Fesseln, der vom Stab.
Schwab nach Lamartine.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

„Wer bist du?" sagt Enzius, seinen Blick aufs Neue zum Reisigen wendend. Da mit einem Male zuckte der Blitz der Gewißheit durch die dunkle Feage. So gebäßig konnte ihm nur Graf Berthold begegnen, der Trotz des Mannes sich nur bey Bertholden in solche Greisen-Bitterkeit verwandelt haben. Aber wie? woher?

„Bartolo, sagte einer der Senatoren und trat hervor, ohne dich, ohne deine schnelle Anzeige bey hochweisem Rathe wäre Enzius geflohen. Bologna ist die Dank schuldig. Bitte die ihn aus." — „Ich will nicht ungenügsam seyn, will die erlauchte Stadt nicht beschweren, sagte Berthold hämisch-demüthiger Weise. Laßt mich den König dort fesseln und in's Gefängniß zurückführen, zu welchem ich — jedoch unbeschadet euerm hohen Entschlusse — das oberste Gemach seines Königsthurmes vorschlage."

Der Senator lachte höhnisch. „Gewähet, rief er aus, wackerer Bartolo. Wie der Schuster beym Leisten bleiben soll, bleibst du bey deinem Handwerke. Ketten und Gefängnisse sind's von jeher gewesen. Du versteigst dich nicht höher mit deinen Wünschen." — „Von jeher? und: nicht höher?" murmelte Berthold zwischen den Zähnen, und sein grauer Bart zuckte krampfigt nach der welken Oberlippe. Dabey warf er einen verachtenden Blick auf den Senator und — Enzius war gefesselt.

Eine ungeheure Volksmasse hatte sich mittlerweile auf dem Platze selbst und in den angrenzenden Straßen versammelt. Enzius, von Wachen umgeben, wurde in's Gefängniß zurückgeführt. In's Gefängniß! Aber nicht in dasselbe Gefängniß, welches er verlassen, nein, in jenes hochgelegene dunkle Gemach, dessen Wände mit Eisen getäfelt waren, das kaum zwey Schritte in die Breite und Länge gestattete. Welch ein Aufenthalt mußte dieß seyn, wenn der Sturm draußen raste und das Nest der Mauerschwalbe losbröckelte, die sich in die einzige Fensterlücke, diese spaesame Tagspenderin, angebaut hatte. Aber fürwahr, noch ein angemessenerer Aufenthalt, als wenn der Strahl der Sonne vom blauen Himmel schräg durchfiel und den Gefangenen an ein milderes Weben und Walten erinnerte, als sein Schicksal und das Gefühl seiner Keckermeister war.

Asinelli, der gewandte Asinelli, hatte auf dem Zuge nach dem Gefängnisse zu entschlüpfen gewußt. Man hörte seitdem nichts von ihm. Sein Leben war gerettet, vielleicht auch seine Fröhlichkeit, aber Habe und Gut wurden eingezogen. Filippo und Raineeio starben unterm Henkersbeile.

Der Himmel ist meist so gütig, daß dann, wenn der Leidensbecher voll zu seyn scheint, uns am nächsten Dornenzweige eine Rose erblüht. So ward es auch dem Könige Enzius. Seines Asinelli, der Musik, des Schreibmaterials, aller erheiternden Dinge beraubt, welche sein voriger Aufenthalt ihm bot, brachte nun der Gefangenwärter manche Stunde bey ihm zu, ein milder, alter, freundlicher

Mann, der mit italienischer Geschwätzigkeit von Diesem und Jenem ihn in Kenntniß sezte und seinen Fragen gern entgegen kam. „Wer war der Mann, der mir den Speer entgegen hielt?" fragte eines Tages der König, als auf seine lezte Gefangennehmung die Rede kam. — „Ihr wißt es, Herr König, war die Antwort, und außer Euch und mir möchten Wenige um Graf Berthold wissen." Alsdann fuhr er fort: „Ich war vor langen Jahren als guelfischer Kriegsknecht des Grafen Gefangener geworden. Damals diente er noch in Eurem Heere. Ich sollte sterben — Ihr wißt, daß man auch der Gefangenen nicht schonte — aber Graf Berthold begnadigte mich. Ich ging nach Bologna zurück und bekam eine Anstellung als Gefangenwärter. Nach der Schlacht an der Skultenna — Ihr hattet wenige Stunden zuvor Euer früheres Quartier bezogen — begegnet mir auf der Straße ein verhüllter Mann. Er sieht mich scharf an, begleitet mich nach Hause, entdeckt mir dort, daß er Graf Berthold sey — ich hatte es ohnedieß schon vorher gesehen — und bittet mich um eine sichere Stätte. Der Zusammenhang war mir klar. Sein Antheil an Eurer Gefangennehmung war bekannt worden im Heere, und wie ihn der Ghibelline drum haßte, so verachtete ihn deßhalben der Guelfe. Die entschiedensten Widersacher hatten gegen ihn Partheie genommen. Durch meine Verwendung erhielt er eine Stelle bey der hiesigen Stadtwache — er hatte sie sehnlichst gewünscht — und so trat er Euch neulich entgegen." — „Wie konnte sich der stolze Berthold entschließen, Dienste in Bologna zu suchen?" — „Er sagte: „Um bessern Auskommens willen. Aber im Vertrauen: er haßt Euch, wie nur irgend Guelfe und Ghibelline. Da hat ihm vielleicht geahnt, daß er in zwanzig Jahren als Stadtwächter Euch verderblich werden könne, und so überwand seinen Stolz und Ruhmsucht der Haß gegen Euch." — „Sehr Ihr ihn oft?" — „Selten, Herr König. Berthold hat ein Stübchen bezogen, nahe dem Modeneser Thore. Da lebt er für sich. Heute aber vernahm ich, daß er krank sey, und ich will ihn besuchen." — „Thut es," sagte Enzius. Erzählt mir, wie es ihm geht. Ach, ich bin so von Allem abgeschieden und getrennt. Gräberdecken und Kerkerwände lassen mir keine Nachricht zukommen von dem, was ich liebe. Und so muß ich für's Gehaßte, nein, für das Hassende sorgen."

Am andern Tage erzählte der Gefangenwärter, daß Berthold allem Anscheine nach Bologna verlassen habe, nirgends sey er aufzufinden gewesen. Die Betrachtungen, welche alles dieses in König Enzius rege machte, wurden bald verdrängt. Er erfuhr den Tod Ranierio's und Filippo's, deren Schicksal sich auf die gewöhnte blutige Weise in diesen Tagen entschieden hatte, man entzog ihm seinen freundlichen Gefangenwärter und brachte neue Befestigungen in der Eisenwand und der kleinen Fensterlücke an, welche die Sage gründeten, daß König Enzius nach seiner zweyten Gefangennehmung in einem eisernen Käfige habe verweilen müssen. Hierzu noch, daß keine Nachricht von seinen Töchtern zu ihm gelangte, daß er in jeder geistigen, beynahe in jeder körperlichen Hinsicht lebendig begraben schien. Das brach seine Kräfte, und er gedachte ein Testament zu unterzeichnen, dessen Inhalt in mehr als einer Beziehung rührend ist: Zuvörderst durch den Gegensatz, daß er seinen Neffen, Alfons von Kastilien, Friedrich von Thüringen und Konrad von Antiochien, die so viele Länder umfassenden Ansprüche der Hohenstaufen vermachte und sie doch wiederum bitten mußte, für Begräbniß und Seelenmessen, für Bezahlung kleiner Schulden, für Belohnung treuer Diener, für Ausstattung seiner Töchter Sorge zu tragen; ja daß er, in der Ungewißheit, ob sie für jenes glänzende Vermächtniß so viel geben konnten oder wollten, alle seine, seines Vaters und seines Hauses Freunde aufforderte, durch Uebernahme der aufgezählten Leistungen ein erfreuliches, heilsames Beyspiel zu geben! Den Bolognesern verzieh er alle Schuld, ja er dankte, daß sie seine Aerzte besoldet hatten, und bat, ihn nicht an ungeweihter Stätte, sondern in einer Kirche begraben zu lassen. „Wenn ich, so fährt er fort, an die glorreiche Tugend und tugendreiche Macht meines Vaters, wenn ich an meine Brüder und Verwandten, diese Könige und Fürsten, dachte; so ward der Wunsch nach irdischen Dingen und der Schmerz über die Last des mich feindlich niederdrückenden Schicksals doppelt lebhaft: jezt aber erinnert mich schwere Krankheit so dringend an das bevorstehende Ende, daß alle anderen Gedanken und Wünsche dahin fallen *).

(Der Beschluß folgt.)

*) F. v. Raumer a. a. O. S. 627. Z. 10 — 30. S. 628. Z. 1 — 4.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Unter den Reisenden war ein junger Medicis, der bey dem Anblick jener lezten Trümmer eines großen Volks seinen tiefen Schmerz nicht zurückhalten konnte. „Was haben wir gethan? rief er. Wie, Konstantinopel, jene Stadt, die man noch für so mächtig hielt, ist in die Hände der Türken gefallen? Hattet ihr nicht Reichthümer, unermeßliche Schätze, die ganz Europa euch beneidete?" — „Es gab keine Vaterlandsliebe mehr unter uns, antwortete der, welcher das Haupt der Flüchtlinge zu seyn schien. Jeder Bürger hat seine Reichthümer für sich behalten, und der gesammte Staat ist darüber untergegangen." — „Wie, erwiederte Medicis, und die Genueser hatten eure Vorstädte inne, waren eure Verbündete, eure Kaufleute!" — „Sie haben uns verrathen, versezte der unglückliche Grieche. Warum hätten sie uns treu seyn sollen? Sie werden mit

Digitized by Google

die in Folge jenes schmerzlichen Ereignisses stattfanden, nicht unangenehm seyn.

Als wir Tags zuvor das Namensfest des Königs Maximilian mit so herzlicher Freude begingen, ahnete wohl keine Seele, daß uns schon am nächsten Morgen der gute Fürst, der noch erst Gegenstand unsers gemeinsamen Jubels gewesen, durch einen plötzlichen Tod entrissen seyn würde. Der verehrte Monarch wohnte noch am Abende des 12. Octobers mit seiner erhabenen Familie einem glänzenden Feste bey, das der kaiserlich russische Gesandte, Graf Woronzow, zur Feyer dieses Tages in seinem Hotel veranstaltet hatte, wobey jedoch der allerhöchste Gast nichts zu sich nahm, als zwey Gläser leichte Limonade, und schon vor zehn Uhr, jedoch bey völligem Wohlseyn, nach Nymphenburg zurückkehrte, und sich alsogleich in heiterer Stimmung zur Ruhe verfügte. „Der heutige Tag hat mich müde gemacht, ich denke gut zu schlafen," waren die letzten Worte des Königs. Der Höchstselige pflegte sonst schon vor fünf Uhr des Morgens zu läuten; es schlug sechs Uhr, und noch war kein Zeichen, daß er erwacht sey, erfolgt. Die Kämmerlinge, von einer peinlichen Unruhe getrieben, traten in das Kabinet, und fanden den König, mit der Hand unter dem Haupte, wie in einem tiefen, friedlichen Schlummer. Aber von seinen Wangen war die Farbe des Lebens gewichen, der Puls seines Herzens stand stille — der König war todt! Er war allem Anschein nach alsogleich entschlummert, denn das Bett war in völliger Ordnung und das Kissen ohne Falten. Der Schrecken, der sich von seiner Leiche unmittelbar den Umstehenden mittheilte, verbreitete sich bald durch das ganze königliche Schloß und von da nach der Hauptstadt. Kaum ließ der, dem Andenken der verstorbenen Mitglieder des königlichen militärischen Max Joseph-Ordens geweihte Tag — ohnedieß der traurigste in München — die ersten, von Viertelstunde einzeln erfolgenden Kanonensalven erschallen, als die erschütternde Nachricht hier eintraf, daß der König in der verflossenen Nacht an einem Schlagflusse gestorben. So mußte der erhabene Großmeister des genannten, von ihm selbst gestifteten Ordens, seine segensreiche Regierung gerade vor Anbruch des Tages beschließen, den er mit so rührender Anerkennung der Verdienste verstorbener Helden zu deren Gedächtniß bestimmte.

Merkwürdig ist es, daß der König zu verschiedenen Malen den Wunsch geäußert haben soll, dereinst an diesem Tage seine irdische Laufbahn zu enden. — Die das ganze Land mit dem namenlosen Jammer erfüllende Nachricht wurde noch Vormittags durch einen Herold in allen Straßen der Hauptstadt verkündet. Die Bestürzung und Trauer des Volkes zu beschreiben, ist unmöglich. München glich einer belagerten Stadt, überall bleiche Gesichter, überall Gruppen von Weinenden und Schluchzenden — ach wir hatten noch nicht gelernt den Gedanken zu denken: Unser Vater ist uns auf ewig entrissen.

Ich schweige von dem tiefen Schmerzgefühl der königlichen Wittwe und der ganzen allerdurchlauchtigsten Familie; der Anfangs starre und erst später laute Jammer der erhabenen Frau erregte für Ihr theures Leben gerechte Besorgniß, und nur mit Mühe konnte sie von dem Gegenstande ihrer heißen Thränen getrennt werden. Dieser Schmerz erreichte jedoch den höchsten Grad, als am 15. Nachmittags vier Uhr die entseelte Hülle des Königs von Nymphenburg in einem feyerlichen Zuge nach der königlichen Residenz-Hofkapelle abgeführt wurde, um dort bis zur festlichen Leichenbestattung beygesetzt zu bleiben. Den Zug eröffnete eine Eskadron des Garde du Corps Regiments, welcher mehrere zwey-, vier- und sechsspännige Wagen, in denen sich die Kammerdiener, Kammer- und Hoffouriere, die königlichen Leibärzte und Leibchirurgen, dann die Kammerherren und Flügeladjutanten im Dienste, die Kapitaine des Gardes und die Generaladjutanten im Dienste, die Minister des königlichen Hauses, die Chefs der königlichen Hofstäbe, die Hofkapläne und Geistlichkeit von Nymphenburg, dann der Erzbischof mit seinen Assistenten befand, hierauf die Ober- und Unterbereiter, und endlich der achtspännige Trauerwagen mit dem Leichname Sr. allerhöchstseligen königlichen Majestät; an jeder Seite des Wagens gingen fünfzehn Mann von der königlichen Leibgarde der Hatschiere, und sechzehn Pagen mit brennenden Fackeln. Dieser Zug ging in feyerlicher Stille von Nymphenburg bis an den Burgfrieden, von wo bis in die Residenz die Garnison und Nationalgarde in Spalier aufgestellt war. Angekommen an der nach Dachau führenden Kreuzstraße, wurde die entseelte Hülle von sämmtlichen Stadtpfarrern, nebst einer großen Menge Geistlichen, von dem ganzen Domkapitel, von sämmtlichen Kronbeamten, Ministern, dem Hofe, dem Staatsrathe, den Präsidenten der Generalität und dem Offizierkorps, die nicht im Dienste waren, den Ministerialräthen und Direktoren, nebst einer Deputation von vier Räthen sämmtlicher Central-, Kollegial und Kreisbehörden, dann von Seite des Magistrats, von den zwey Bürgermeistern, zwey Magistratsräthen und zwey Gemeinde-Bevollmächtigten empfangen. Fast alle Bewohner der Hauptstadt strömten hinaus, um Zeugen dieses erschütternden Vorganges zu seyn. Es war sechs Uhr, als der Leichenzug am Burgfrieden antam. Auf der ganzen Wegesstrecke loderten Pechpfannen bis zur Residenz und beleuchteten den neblichten Herbstabend mit einem schauerlichen Scheine. Die große Masse der in Spalier aufgestellten Truppen und der zahllose Menschenmenge, die dem Zuge zusah, gab während desselben weder Laut noch Bewegung; man hörte nur den Choral der kirchlichen Sänger, nur die dumpfen Töne der Trommeln und Trompeten. Es war ein tiefes, wehmüthiges Schluchzen, das sich von Ort zu Ort vernehmen ließ, wenn der Leichenwagen vorüberfuhr, dem Aller Augen, so lange sie in der Dunkelheit gewahren konnten, mit heißen Thränen folgten. Um sieben Uhr kam der Zug vor der königlichen Residenz an, wo der Sarg herabgenommen, in die Hofkapelle gebracht, und nach der üblichen Kirchenzeremonie auf das Paradebett hingelegt wurde. Die Kirche war durchaus mit schwarzem Tuche behangen, und auf einem sechs Stufen hohen Katafalk, von 200 brennenden Wachskerzen umstellt, lag der Leichnam des Königs, angethan mit dem Ritterkleide des ersten hohen Hausordens vom heiligen Hubertus, zu seinen Häuptern die Attribute des Königthums, die Krone, das Scepter und die Hand der Gerechtigkeit. Den folgenden Tag strömte Jung und Alt zur Hofkapelle, um zum letzten Male die Züge zu schauen, die uns die liebsten waren im Leben und die sich auch im Tode nicht verändert hatten. Denn Er war gestorben, sagt ein verehrter Redner, wie der Fromme stirbt, welchen Gott lieb hat. Er ist sanft hinüber geschlummert in die ewigen Wohnungen, und auf dem blassen freundlichen Antlitze lag der tiefe Friede eines guten Gewissens und eines schönen, reichen Lebens. Kein Schmerz entstellte die milden, schönen Züge, kein Todeskampf durchzuckte ihn in den letzten Augenblicken, und den Schmerz der Trennung von seinen Geliebten ersparte ihm der Allerbarmer, der seine Engel sandte, um ihn im süßen Schlummer hinüber zu tragen in das Land der Ruhe und der Vergeltung. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

chenlandes, welche ich aus den Trümmern von Konstantinopel gerettet, wie Aeneas die heilige Glut der Vesta."

Lascaris Worte, das Gemälde jener großen Katastrophe verdoppelten die Theilnahme und die Ehrfurcht derjenigen, die ihn gehört, und während man ihn mit seinen Gefährten in der Freystätte, die ihnen offen stand, einige Ruhe genießen ließ, verbreitete sich die Neuigkeit von ihrem Unglück und ihrer Ankunft in die Ferne, und erfüllte nicht alle Gemüther zmit gleichem Mitleid; man sagte, dieses Drangsal sey eine Strafe für ihre Ketzerey. Die Frauen zeigten mehr Erbarmen und mehr Schrecken und beteten für die Bekehrung der Griechen und die Vernichtung ihrer Feinde. Die griechischen Frauen, welche auf Lascaris Schiffe waren, wurden nach dem Kloster der Schwestern des heil. Benedikt bey Catania geführt. Man nahm sie dort mit wahrer christlicher Liebe auf. Die Meisten von ihnen hatten gesagt, sie seyen Nonnen und dem Herrn geweiht; als sie aber später ihre Schleyer zurückschlugen, und üppig wallende, schwarze Haare zeigten, die ihr Haupt bedeckten, und die Regelmäßigkeit ihrer Züge belebten, so erschien dieser den Klöstern des Orients eigene Gebrauch den Schwestern des heil. Benedikt fast als eine sündliche Entheiligung, und als der Beweis von allen den Irrthümern, welche die Doktoren des Abendlandes den Griechen so oft vorwarfen. So hatten unbedeutende Abweichungen in der Tracht, geringe Verschiedenheiten in den Gebräuchen langen Haß unter christlichen Nationen unterhalten, die sich untereinander hätten aufklären und helfen sollen. Dennoch entschlossen sich die Schwestern des heil. Benedikt, ehe sie den armen Flüchtlingen den Zufluchtsort verweigerten, den sie ihnen bewilligt hatten, an den Erzbischof von Palermo zu schreiben, und die jungen Griechinnen blieben in jener Stätte unter dem strengen Gesetz der Abgeschiedenheit und der Buße, das ihnen auferlegt ist, indem sie sich selbst mitten im Kloster eine Einöde schufen.

Unterdessen waren die italienischen Reisenden, deren Geist mit der Begeisterung der Jugend jene gelehrte Wißbegierde verband, die damals in ihrem Vaterlande allgemein wurde, ungeduldig, Lascaris wieder zu sehen und zu hören. Schon hatte das neuere Italien einen flüchtigen Wiederschein der Künste Griechenlands erhalten; aber das, was die Sage von dem Mönche Barlaam erzählte, hatte nichts mit dem Bilde jenes hochherzigen Griechen gemein, der aus Konstantinopel selbst die Urkunden des antiken Genius entführte. Bis dahin waren alle Griechen, die nach Italien kamen, entweder unbekannte Grammatiker oder Theologen, die mehr mit Glaubensstreitigkeiten beschäftigt als vom Kunstgeist beseelt waren. Bald war ihre Gegenwart bis auf jede Spur verschwunden, und die Spaltungen, die von dem Konetlium in Florenz befördert wurden, hatten jenen geistigen Verkehr in seinem eben beginnenden Wiederaufleben unterbrochen: auch schien, so lange Konstantinopel noch bestand, es immer noch Zeit, jenen Schatz der Wissenschaften, den das Geschick stets gütig bewahrte, um Rath zu fragen; doch nun war die Flamme des Heerdes verlöscht und Alles auf immer untergegangen. Dieser Gedanke beschäftigte den jungen Medicis, des Namens seines Vaters werth und wie dieser für die Wiederauflebung der Künste beseelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

König Enzius.

(Beschluß.)

Der Morgen des vierzehnten März dämmerte herauf: mit ihm die Stunde, da die Abendröthe dieses Lebens in die Morgenröthe eines neuen Tages übergeht. Unter den Gebeten der Geistlichen, den stillen Thränen seiner Diener, welche man in diesen lezten Tagen wieder zu ihm gelassen, und im Arme des alten Gefangenwärters, der sich gleichfalls eingestellt hatte, war König Enzius verschieden. Der Senat von Bologna versammelte sich, durch Diener beschickt, in der säulenreichen Halle. Schwarz behängt, stand sie in auffallendem Einklange mit der Feyertracht der eintretenden Edeln, welche stillschweigend ihre Sitze einnahmen. Sie waren gefüllt und der älteste Rath begann: „König Enzius ist todt. Wenn wir den Lebenden als kostbares Juwel betrachteten, wenn wir, wie der Geizige sein Juwel, ihn darum einscharrten und vergruben, so ziemt dem Todten ein ähnliches Betrachten, aber gerade darum ein entgegengesetztes Thun. Der Todte hat aufgehört, unser Feind zu seyn. Die Kraft seiner Kniee ist gebrochen. Sie können nicht mehr den flüchtigen Renner umschließen. Sein Arm ist gelähmt. Er kann uns nicht mehr gefährlich werden in der Schlacht. Seine Sinne sind ausgelöscht wie ein Licht. Sie können uns nicht mehr Bürgerkrieg entzünden und Verderben. Nur der Name des Königs Enzius ist noch übrig. Mit blassen Linien ist er auf seinen Leichnam eingeschrieben. Den Namen des Königs ehrend und feyernd, ehren und feyern wir uns selbst. Bologna, wie groß ist sein Ruhm, daß es Gefangene durch Jahrzehnte ungestört festhielt, welchen als Freyen noch größerer Prunk geworden, als möglicherweise den Todten werden kann. Darum mein Antrag: daß König Enzius von diesem Augenblicke als König behandelt, daß von der Stadt Bologna aller Aufwand getragen werde, welchen Pomp des Leichenbegängnisses und der Aufstellung eines Denkmals verursachen." — Einige Senatoren widersetzten sich diesem Antrage. Die Mehrzahl aber genehmigte ihn. Ob aus demselben Grunde, wie oben entwickelt worden, ob aus Mitleiden, Spott oder Reue, oder vielleicht nur fortge-

Digitized by Google

tete, konnte uns zurück über die blauen Berge locken. Aber nun kommt zum Rheine, zu den Hallen eurer väterlichen Burg"

Berthold schüttelte sein Haupt: „Ich will hier bleiben, hier sterben. Es ist aus vielen Gründen gut. Am Besten ist, wie ihr vorhin schon ausgesprochen, ihr gehet sogleich."

„Noch diesen Abend laßt uns bey Euch bleiben!"

„Auch diesen Abend nicht mehr. Gewiß, ich bin euch von Herzen gut, euch und euern Weibern und Kindern, auch euerm Schwiegervater dadrunten, mit dem ich manchmal im Leben zusammengetroffen bin. Ich denke ihn wiederum bald zu finden, aber friedlicher. Und nun — lebt wohl!"

Als am andern Morgen die beyden jungen Grafen aus Bologna hinausritten, mit zahlreichem Gefolge und ihre Lieben in Sänften mit sich führend, sahen sie sich um nach Dominikus Kirche. Ihr Kreuz winkte über dem aufsteigenden Nebel.

Vom nahen Berge — die Reisenden zogen durch's Thal — wo sich jezt die Kirche der Madonna di S. Luca erhebt, von wo man damals schon die ein-und-zwanzigbogige Brücke des Reno erblickte, grüßten zwey Männer.

Die beyden Grafen erkannten sie bald. Zwar schob sich eine vorüberflatternde Wolke dazwischen, feuchter ward ihnen das Auge beym Gegengruße, aber doch waren Graf Berthold und der Gefangenwärter nicht zu verkennen. Lange sahen sie den Reisenden nach auf dem Wege zur Heimath.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der achtzehnte Oktober endlich war der für das Königreich Bayern so höchst trauervolle Tag, an dem die entseelte Hülle des besten Königs aus der königlichen Hofkapelle nach der königlichen Familiengruft in der (Theatiner-) Hofkirche zum heiligen Kajetan abgeführt wurde. Um das Leichenbegängniß militärisch pomphafter zu machen, wurden zwey benachbarte Reiteeregimentee einberufen. Der Zug setzte sich Nachmittags drey Uhr unter dem Geläute aller Glocken und unter Abfeuerung von 101 Kanonenschüssen in Bewegung. Ihn befehligte der Feldmarschall Fürst Wrede, und hinter ihm der General der Infanterie von Raglowich, die Generallieutenants Freyherr von Stichl, Graf von Pappenheim; die Generalmajors von Bernclau, Graf von Seyssel, Freyherr von Hertling, von Kieschbaum. Den Zug eröffnete der Platzoberstlieutenant mit zwölf Gensd'armes zu Pferde, das königliche Kadettenkorps, sechs Eskadrons des vierten Chevauxlegers-Regiments (König), das zweyte Jägerbataillon, ein Bataillon Nationalgarde, das erste Bataillon der Grenadiergarde, eine Batterie zwölfpfünder Kanonen, das zweyte Bataillon der Grenadiergarde, eine Escadron Nationalgarde, das Garde-du-Corps-Regiment. Hierauf folgten sämmtliche Livreebedienten des hiesigen Adels, einige Hundert an der Zahl, mit brennenden Fackeln, sämmtliche Bruderschaften, die sämmtliche königliche Hofdiener mit brennenden Fackeln, die sämmtlichen königlichen Hausoffizianten, die königliche Hofmusik, die Hofstabsärzte, der Klerus aller Stadtpfarreyen mit ihrer Vokalmusik, die königlichen Hoftrompeter und Pauker, der königliche Hoffourier, die Hofgeistlichkeit mit Vokalmusik, das Domkapitel, der Erzbischof von München mit den Bischöfen von Augsburg, Eichstädt und Passau und andern infulirten Häuptern, fünf-und-zwanzig schwarz vermummte Klagemänner mit dem königlichen Wappen auf der Brust und brennenden weißen Kerzen, wovon der lezte das Bildniß des heiligen Georgs trug. Die Kammerdiener des allerhöchstseligen Königs, die Offizianten und Sekretäre der königlichen Hausorden, ein königlicher Kammerfourier, der Reichsherold im feyerlichen Kostüm, Stab und Schwert mit schwarzem Flor umhangen, die Leibärzte des Königs, die zwey Zeremonienmeister, der Oberstzeremonienmeister, endlich der Leichenwagen, geführt von einem königlichen Stallmeister und von zwey königlichen Bereitern, mit acht Pferden bespannt. Auf der rechten Seite des Wagens die General- und Flügeladjutanten, auf der linken zwölf königliche Kämmerer, dann an jedem der vier Ecken, und in der Mitte des Fahrtuches ein Comthur des Ritterordens vom heiligen Georg im altburgundischen Ordenskostüm. Auf jeder Seite zehn königliche Pagen mit brennenden Wachsfackeln. Die Hatschlergarde begleitete zu beyden Seiten den Leichenwagen. Hierauf folgte ein Trauerpferd. Neben dem Leichenwagen rechts der Kapitain des Gardes und links der Generaladjutant im Dienste. Hierauf paarweise: Die Kronbeamten, die Staatsminister und die Chefs der Hofstäbe, die Generale der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die zweyten Hofchargen, die Generallieutenants, die Staats- und geheimen Räthe, die Generalmajors, die Kammerherren und Stabsoffiziere, die nicht im Dienst waren, die Truchsesse, Intendanten und Stabsökonomieräthe. Nach diesen das Personale der Ministerien, der Central- und Kreisbehörden, und des Magistrats. Den Schluß des Zuges bildeten zwey Bataillons des ersten Linieninfanterieregiments (König), ein Bataillon des ersten Artillerieregiments, eine Batterie zwölfpfünder Kanonen, zwey Bataillons Nationalgarde, und endlich das erste Kürassierregiment (Prinz Carl).

Der Leichenzug ging von der königlichen Hofkapelle durch das Kapellenthor vor der Residenzwache vorbey, durch die Königsstraße, über den Maxplatz zum Karlsthor herein, in die Caelistraße, Kaufingerstraße, an der Hauptwache vorüber in die Weinstraße, Theatiner-Schwabingerstraße zur Hofkirche zum heiligen Cajetan. An dieser Hofkirche empfing die Hülle des allerhöchstseligen Königs die gesammte Geistlichkeit. In der Kirche wurde der hohe Leichnam auf eine besonders dazu errichtete Estrade gesetzt und von dem Erzbischof die Einsegnung verrichtet; nachher unter Begleitung des kleineren, den Sarg umgebenden Cortèges zur Hauptgruft-Stiege getragen, unter Vorantretung der benöthigten Geistlichkeit in die königliche Gruft hinuntergebracht, dieselbe dann mit zwey Schlüssern verschlossen, wovon ein Schlüssel dem Minister des königlichen Hauses und der andere dem Oberhofmeister Sr. Majestät des Königs überliefert, und endlich von Seite des königlichen Oberhofmeisterstabes mit doppeltem Siegel belegt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

so soll Europa wenigstens den Geist unserer Väter erben! ich war dem Schiffer gleich, welchen der Sturm zu verschlingen droht, und der die Charte seiner Reisen, seiner Entdeckungen vor den Fluten zu bewahren sucht." „Die Sprache und die Werke der Griechen, erwiederte Medicis, zu wenig unter uns bekannt, sind doch den Weisesten unter uns theuer. Unser großer Dichter Petrarka hatte eine Abschrift des Homers aus dem Morgenlande erhalten, und seufzte, diesen Schatz unfruchtbar in seinen Händen zu sehen. Sein Freund Boccaccio lernte die griechische Sprache, und erklärte ihm die Gesänge Homers." — „O möchte doch die ganze Welt sie hören, diese erhabenen Gesänge! rief Lascaris. Die Phantasie, die Philosophie der Griechen, unsere Redner, unsere Dichter sollen Italien von Neuem beleben und bezaubern, und von dort werden sie in das andere Europa übergehen, das ihr selbst noch wie barbarisch nennt. Unter dem griechischen Himmel wohnte lange Zeit ein Menschenstamm, von dem glücklichsten Klima, von der edelsten Freyheit begünstigt. Begeisterung entsproß dort der Vaterlandsliebe, und stets entflammte der Ruhm die Seele zu großen Thaten, welche das gemeine Vorbild der schönen Künste sind. — Homer hatte das Schöne in der Dichtkunst geschaffen, Plato trug es in die Sittenlehre, und die Vernunft wurde erhabner noch als die Begeisterung. Unter solchen Auspizien hatte sich in Griechenland eine Auswahl großer Dichter, Philosophen, Redner gebildet und mehr als einmal erneuert, die wir, unglückliche Verbannte aus Konstantinopel jezt nach Italien überbringen. Nie wohl retteten Besiegte auf ihrer Flucht einen köstlicheren Schatz; nie wird Gastfreundschaft großmüthiger belohnt werden; denn wir geben mehr noch, als wir selbst besaßen. Bey uns, einem gesunkenen Volke, blieben die Vorbilder des Großen und Schönen treu aufbewahrt, aber unfruchtbar und ohne Nachahmer; sie bereicherten unsere Archive, aber sie begeisterten uns nicht mehr. Selbst unsere Ehrfurcht vor so reinen Denkmälern nahm uns den Muth zu jeder neuen Schöpfung; und unser muthloser Geist blieb unbeweglich in einem engen Kreise, so wie unser ganzes Reich in Byzanz eingeschlossen. Aber mögen diese Vorbilder, die wir euch bringen, neue Sprachen und neue Völker beleben, und ein neues Zeitalter voll Ruhm und Licht wird für Europa anbrechen. Besonders aber ihr, Italiener, bey der Freyheit eurer Sitten, bey euren friedlichen Regenten und euren republikanischen Städten, ihr könnt zuerst etwas von jener glücklichen Muse, von jenem schönen Geiste Griechenlands wieder auffinden. Die Künste, die nach der Reihe von Klima zu Klima wechselnd wandern, gleichen jenen leuchtenden Zeichen, von denen unser Aeschylus spricht, jenen Feuern, die von Gestade zu Gestade angezündet waren, um Agamemnon's Sieg zu verkünden, und die von den Gipfeln des Ida bis zu den benachbarten Gebirgen von Mycene fortliefen, und unaufhörlich sich wiederholten. Möge diese Flamme, von den Griechen entzündet, die einst auf den Gestaden Joniens, Siciliens, Egyptens, und des alten Ausoniens brannte, möge sie heute in dem christlichen Rom wieder auflodern! Während die Barbaren im Orient um sich greifen, unterrichte sich Europa und kläre sich auf, der Sieg wird ihm dann nicht entgehen!" Medicis, Bembo, der Maler Alberti und Calderino, der später griechische Sprache und Wissenschaft nach Frankreich brachte, horchten begierig auf Lascaris Worte und schienen sich an seiner Begeisterung zu beleben. Lascaris fuhr fort, sie einige Zeit von Plato's Geist zu unterhalten. Schnell entwickelte er ihnen einige jener großen Gedanken, die sich fast im Voraus bis zur Erhabenheit der christlichen Lehre erhoben hatten. Er hielt bisweilen inne, um sich selbst vorzuwerfen, an solcher Rede ein so großes Gefallen zu finden. „Das griechische Kaiserthum ist nicht mehr, sagte er, und ich, ein ohnmächtiger Bürger, erzähle hier Fremden von den Wunderwerken des Genius unserer Väter, die keine Geber mehr haben! Ich gleiche jenen athenienſischen Sklaven, welche in eben diesem Sicilien Sophokles und Euripides Strophen sangen. Aber diese Athenienser hatten nur ihre Freyheit verloren; noch lebte ihr Vaterland, noch erfüllte es sie in ihrer Sklaverey mit sehnsüchtigem Verlangen; ich aber bin frey, und allein auf dieser Welt. Entschuldigt mich also, wenn ich ein lebenswarmes Bild von Griechenland in der Erinnerung an unsere Künste zu finden suche; ich habe kein anderes Vaterland mehr."

Diese Gespräche wurden durch die Nachricht unterbrochen, daß andere unglückliche Griechen nicht weit von Messina gelandet wären, und ihre Landsleute suchten. Diese neuen Flüchtlinge kamen vom Peloponnes und von Attika, wohin Mahomet nie seinen Schatten noch nicht gedrungen war. Der berühmteste unter ihnen war Gemistes Plethon. Einst an den Hof der Kaiser berufen, und bey den Unterhandlungen mit Italien gebraucht, hatte eine unbesieg-

---

θεῷ αἰτίῳ παντὸς ἀγαθοῦ. Κωνσταντίνου Λασκάρεως τοῦ Βυζαντίου καὶ ὁ πόνος καὶ τὸ κτῆμα, καὶ μετ' αὐτὸν τοῦ συνιέντος.

Die Manuscripte von Herodot, Thucydides, Euripides, Sophocles, Plato u. s. w. tragen verschiedene Inschriften, die sich auf Lascaris Aufenthalt in Sicilien und Italien beziehen. Auch finden sich in dieser Sammlung Briefe, die an andere Flüchtlinge von Byzanz gerichtet sind, und historische Bruchstücke, welche nie herausgegeben worden sind. Ein Abriß der allgemeinen Geschichte, welche Lascaris bis zur Einnahme von Konstantinopel, von der er Augenzeuge gewesen war, fortgesezt hatte, endigt sich mit der Erzählung vom Tode des Kaisers, und mit diesen rührenden Worten: „Mit ihm ging das Kaiserthum unter, und die Freyheit, und die Civilisation, und die Wissenschaften und alles was gut ist." Καὶ ἀπ' τούτου ἀπώλετο ἡ βασιλεία τῶν Ῥωμαίων, καὶ ἡ ἐλευθερία, καὶ εὐγένεια, καὶ λόγος, καὶ πᾶν ἀγαθόν.

bare Liebe zu den schönen Erinnerungen Griechenlands ihn nach Athen zurückgeführet. Dort hatte er seine Begeisterung für Plato's Philosophie genährt, denn es schien ihm, daß selbst Byzanz, an der äußersten Grenze Thraciens, nur immer eine Kolonie von Halbbarbaren gewesen sey, zu entfernt von dem Mutterstitze der Künste und des Genies. Umgeben von den Denkmälern, welche Athen noch in sich schloß, begeistert für die Erinnerungen des alten Griechenlands, hatte sich dieser so beredte Philosoph und Sonderling religiöse Verfolgungen zugezogen, die bis mitten in dem Sturz des Kaiserthums die unglücklichen Griechen noch zerrissen. Vom Bannstrahl getroffen, war er aus seinem Lande verwiesen, aus dem so viele Andere flohen. Man beschuldigte ihn, eine ruchlose Vorliebe und eine gotteslästerliche Andacht für die alten Götter Griechenlands bewahrt zu haben, und die Täuschungen und Wünsche Julian's in sich zu erneuern. Homers Olymp, sagte man, sey für diesen Götzendiener der Künste eine Art geheimnißvollen Symbols geworden, welches seine Phantasie anbete, woran er fest glaube, indem er Begeisterung und Spitzfindigkeit, Entzückung und Allegorie mit einander mische.

Gemistes trug den Mantel der alten Philosophen, wenn er auch sonst schon Ehrenstellen am Hofe von Byzanz bekleidet hatte. Sein hoher Wuchs, seine breite, offene Stirne, sein langer weißer Bart, sein Blick voll mystischen Feuers, die Miene des Nachdenkens und der Begeisterung, die sich in der erhabnen Sonderbarkeit seiner Züge malte, gaben ihm das Aeußere, wie man es sich von Pythagoras oder Plato entwerfen würde. Aber Gemistes, der die Einfachheit der schönen Zeiten Griechenlands verloren hatte, war nur ein Nachahmer eines Plotins, eines Porphyrs. Dennoch flößte er Ehrfurcht ein, zu dem sich Staunen gesellte. Viele Griechen, die Freunde der Wissenschaften waren, hatten sich um ihn versammelt. In Byzanz sowohl als in Athen hatte er zahlreiche Schüler gehabt. Aus seiner Schule war der berühmte Bessario hervorgegangen, der, den Untergang seines Vaterlandes ahnend, schon längst den Glauben des Morgenlandes verlassen hatte, um sich an die katholische Kirche anzuschließen, und, ein Italiener geworden, von seinem Ursprung nichts als griechische Gelehrsamkeit und die Feinheiten des byzantinischen Hofes behalten hatte. Vom Papst Eugen IV. zur Kardinalswürde erzogen, schien Bessario die Hoffnung der flüchtigen Griechen geworden zu seyn, und Gemistes, auf die Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Schüler bauend, versprach ihnen eine Stütze.

Sein Anblick setzte Medicis und seine jungen Freunde in Erstaunen. Seine Sprache, die nur Erhabenheit athmete, fesselte sie noch mehr. Er hatte nichts von jener unruhigen Traurigkeit, von jenem Schmerz des Menschen und Staatsbürgers, der sich in alle Gedanken von Lascaris drängte, und selbst seine Begeisterung für die Künste lähmte. Gemistes schien eine idealische Welt zu bewohnen, in welche die Schmerzen der Erde nicht drangen. Seine Phantasie blickte immer über die Begebenheiten hinaus, oder schuf sie vielmehr nach seinem Sinn um, und lieh ihnen ihre Farben. Vielleicht betrachtete er in diesem Augenblick den Sturz des griechischen Kaiserthums mit einer Art trauriger und zweifelhafter Freude; vielleicht träumte er mitten in dem Siege Mahomets und der Erschütterung Europa's von der Rückkehr der hellenischen Feste und der Freyheit der alten Zeiten. Er dankte Medicis und den jungen Italienern für die Achtung und den Eifer, die sie für seine Landsleute an den Tag gelegt, und seine Sprache athmete Hochsinn und Vertrauen auf die Zukunft. „Du thust wohl daran, junger Mann, sagte er zu Medicis, Griechenland zu bewundern, du bist deines Vaters werth, den ich zur Zeit der unnützen Streitigkeiten des Concilium zu Florenz sah. Er war begierig einige der Wahrheiten unserer Zeit zu hören, aber sein Geist war zu sehr mit den kleinlichen Sorgen der Weltpolitik beschäftigt. Er dachte vorzüglich nur daran, seine Mitbürger zu regieren, und beschäftigte sich nicht mit den großen Gedanken jenes Meistes der Weisen. Es fehlte ihm an Zeit für die erhabnen Wahrheiten, und er begriff nicht die Umwandlung, welche die Welt erwartet, und die noch von Griechenland ausgehen kann."

„Schon fühlen wir, erwiederte Medicis, alles, was die Künste Griechenlands an Ruhm und Licht unserm Vaterlande verleihen können. Kommt nach Italien, bringet eure Sprache und die Werke eurer großen Geister dorthin, deren würdige Dolmetscher ihr seyd. Lascaris hat uns gezeigt, wie unsere italienischen Städte die Bildung Athens nachahmen, wie sie sich durch seine alten Kunstwerke bereichern können. Griechenland wird unter uns wieder aufleben; es wird zu den Völkern jenseits der Gebirge gelangen, und Wissenschaften und Beredtsamkeit dorthin dringen." Ein Lächeln des alten Philosophen schien sagen zu wollen, daß solche Worte seinen Gedanken und seinen Hoffnungen nicht entsprächen. „Wir sprechen künftig davon, sagte er, ich erwarte hier Briefe von Bessario; ich will wissen, was er seinen Mitbürgern und Griechenland anbietet, dessen Erinnerungen er zweymal abtrünnig wurde."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Was König Maximilian I. während einer 26jährigen Regierung für Bayern gewirkt hat, wird sein Geschichtschreiber erörtern. Diesem hat der Akademiker Scherer in einer Rede: „Rückblick auf die 25jährige Regierung ꝛc.“ wacker vorgearbeitet. Als der Verewigte 1799 die Regierung antrat, war das Land von fremden Kriegsheeren noch nicht befreyt, fast aller Hülfsquellen beraubt, erschöpft, von Schulden erdrückt — die Staatsverfassung ohne Einheit und Kraft, die Besteurung ohne Verhältniß und Ebenmaß, das Heer schwach, ohne Uebung und Vertrauen. Wie demnach hierauf in kurzen Jahren rasch und sicher vorangeschritten wurde, wie nach vorausgegangner zweckmäßiger Eintheilung des Reiches der Staatsdienst in allen Zweigen neu geordnet und die Verschiedenheit der Verwaltungsformen in Einheit gebracht worden, wie der Gerechtigkeitspflege ihr heiliger Standpunkt, unabhängig von jedem fremden Einflusse verbürgt, neue Gesetzbücher entworfen, das die Menschheit entehrende Zwangsmittel zu Bekenntnissen auf immer verbannt, die Stellen mit einsichtsvollen würdigen Männern besetzt, überall Recht und Unparteylichkeit, Strenge mit Milde bethätigt worden — was zur Erreichung eines wohlgeordneten Staatshaushalts durch Herstellung neuer Grundlagen für die Besteurung selbst, ferner durch eine streng geregelte Rechnungsführung, und eine selbstständige Schuldentilgungsanstalt geschehen — was für den Anbau und die Veredlung des Landes durch Aufstellung geläuterter Grundsätze der Staatswirthschaft, durch die den landwirthschaftlichen und polytechnischen Vereinen, von edlen Männern gestiftet, bezeugte Aufmunterung — für Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit durch öffentliche Anlagen, Bauverbesserungen — was für Handel und Gewerb durch Befolgung weiser und richtiger Grundsätze, in Bezug auf die Belebung des Kunstfleißes, durch erleichterten innern Verkehr, durch wohlunterhaltene oder neuangelegte Straßen, durch Brücken- und Wasserbauten, durch musterhaft geordnete Postanstalten — was für die Bildung des Heeres, welches gleichsam neugeschaffen werden mußte, um mit seiner eingebornen Tapferkeit hervorzutreten, und durch kühnen Muth, wissenschaftliche Bildung und Kriegszucht jene Stufe des Ruhms ersteigen zu können, auf welcher es heute hinter keinem zurücksteht — was für die Ehre und Sicherheit des Reiches geleistet worden durch den mit jeder schonenden Rücksicht zu allgemeiner Pflicht und zur Auszeichnung erhobenen Waffendienst, und durch die Errichtung einer zu Bewachung der öffentlichen Ruhe und Ordnung insbesondere bestimmten auserlesenen Mannschaft, so wie ganz vorzüglich der Bürgergarde und der Landwehr — wie allen Eingebornen nicht nur gleiche Rechte zu allen Stufen des Staatsdiensts eingeräumt, und ihr Eifer und ihre Thätigkeit durch Festsetzung ehrenhafter Auszeichnungen gespornt, sondern auch ihr Verhältniß in Bezug auf Standesgehalt und Würde auf das Großmüthigste geordnet, dem verdienten Arbeiter ehrenvolle Ruhe im Alter, und seinen Hinterlassenen Obsorge und Unterstützung verbürgt — was endlich für Erziehung und Unterricht, für Kunst und Wissenschaft, für geistige und sittliche Bildung durch Anstalten aller Art, Volks- und Sonntagsschulen, Gymnasien, Lyceen, Universitäten, Schullehrer-Seminarien, so wie durch die neue Einrichtung und großmüthige Ausstattung der Akademie der Wissenschaften und jener der Künste gethan werden — dieß Alles ist bekannt und anerkannt. Das Höchste aber, was seine Regierung uns brachte, war die Wiedergeburt der bürgerlichen Freyheit, und in ihrem Gefolge die Sicherheit des Eigenthums vor jeder Rechtswillkür, die Aufhebung der Leibeigenschaft, eine gleiche und geregelte Steuervertheilung, vollständige Gewährung der Religions- und Gewissens-, Rede- und Druckfreyheit, Gleichstellung der christlichen Gottesdienste, und die allgemein ausgesprochne, und durch die That bewährte Achtung eines jeden Standes, wie des Adels, so des Bürgers und Landmannes; und alles dieses damals offen auszusprechen, und solche Maßregeln in's Leben zu führen, nicht ohne Verdienst war. Um endlich die Segnungen seiner Regierung auch noch den späten Enkeln seiner Unterthanen zu bewahren, gab König Max in der Uebereinstimmung mit dem Zeitbedürfnisse mehr noch, als mit dem kaum ausgesprochenen Wunsche der Nation, ihr eine ächt reichsständische Verfassung, beruhend auf dem dauerhaften Grunde der Gerechtigkeit, und einer verständigen Berechnung der gesellschaftlichen Kräfte und Ansprüche, ein Reichsgrundgesetz, in welchem alles Gute und Haltbare der verflossenen Zeit bewahrt war, und die selber erworbenen Erfahrungen und Einsichten nicht minder ihre rechte Stelle gefunden hatten.

Wir wollten hier nur einige Züge aus dem schönen thatenreichen Leben des Verewigten anführen, und nur einige Laute bezeichnen, die der Gedanke von dem Ende desselben den Saiten unsrer Herzen abzwingt. Die erst zum Ausdruck erstarrende Empfindung vermag nicht mehr. An Denkmälern aller Art wird es dem erhabenen Todten nicht fehlen. Mögen sie würdig und ernst zur Nachwelt sprechen und ihr sagen, wie gut und edel er war, und wie wir ihn geliebt. Indeß stehen ihm in den Herzen aller Bayern, ja aller seiner Zeitgenossen der ehrenvollern und unvergänglicheren Denkmäler Millionen. Diese besseren werden spät noch von Herzen zu Herzen übergehen, wenn die marmornen vielleicht schon im Stand übergegangen seyn werden.

Ich glaube diesen Aufsatz nicht treffender schließen zu können als mit den Worten eines verehrten Kanzelredners: „Traure, mein Vaterland, um den zu früh Verlornen! Aber sey nicht undankbar in deinem Schmerze, und preise Gott, daß er ihn dir gegeben, und so lange dir erhalten hat. Erhebe das thränenschwere Auge zu dem Erben seines Thrones, und vertraue, er werde auch der Erbe seiner Tugenden seyn, und deine Wunden heilen. Ein edler Sohn kann keinen schönern Ehrgeiz haben, als einem solchen Vater nachzustreben, und eines solchen Vaters Geist wird segnend auf dem Sohne ruhen — er wird der Schutzgeist seines Volkes bleiben!“

Auflösung des Palindroms in Nro. 265:

Bart. Trost.

Homonyme.

Am Wagen und am Glas ist meine Kraft bekannt.
Auch bin ich ein Kanton im schönen Schweizerland.

Gustav Hänich.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Gewalt, alles wird durch Vorsicht und Klugheit entschieden; hier findet kein Ueberfall Statt, man warnt sogar den feindlichen König und selbst den General; die besonders in der neuesten Kriegsgeschichte so gewöhnliche Uebermacht an Zahl oder Waffen wird bey dem Schach-Spiel gar nicht gestattet: beyde Armeen müssen genau von gleicher Stärke seyn; der überlegene Spieler wirft einen seiner Steine weg, um die Gleichheit des Spiels herzustellen, ehe das Gefecht seinen Anfang nimmt, und der Spieler, der sich einen Stein vorgeben läßt, erkennt die Ueberlegenheit des Gegners an.

Der große Vorzug dieses Spiels vor allen, sowohl Glücks- als andern Spielen besteht darin, daß es das einzige wahre jeu d'adresse ist; und das größte, was sich zu seinem Lobe sagen läßt, ist, daß man es noch nicht so weit herabgewürdigt hat, es im eigentlichen Verstande um Geld zu spielen. Indessen haben die Rechtsgelehrten auch über dieses Spiel eine Streitfrage aufgeworfen: einige z. B. der Kardinal Kajetan, erklären es in vollem Ernste für ein unerlaubtes Spiel, weil es zu viel Nachdenken erfordere; andere aber sehen es eben deßwegen unter die erlaubten Spiele, wenn nur nicht um eine höhere Summe gespielt werde, als die Landesgesetze bestimmen; der berühmte Montagne hielt es für ein kindisches und geistloses Spiel; es wäre der Mühe werth zu wissen, welches Spiel er für geistreicher gehalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Gemistes vermied, seinen Zufluchtsort in dem Kloster des heil. Benedikt zu nehmen, das sich seinen Landsleuten so großmüthig öffnete; aber er versprach sich, sie stets zu besuchen, und mit ihnen einige der ungewöhnlichen Landschaften und antiken Denkmäler zu durchstreichen, welche Catania umgeben. Den andern Tag, an einem jener Abende, wo das Wehen der Seeluft Siciliens brennendes Klima erfrischt, eilten die Flüchtlinge nach einer langen Wanderung auf einem der Gipfel des Aetna. Medicis und seine Freunde begleiteten sie, und ein junger Bruder aus dem Kloster des heil. Benedikt, den eine lebhafte Wißbegierde nach ihren Kenntnissen zu fesseln schien, war ihnen gefolgt. Es fanden sich dort um Lascaris und Gemistes mehrere berühmte Griechen vereint: Hermonymus von Sparta, Argyropulus, in der Philosophie des Aristoteles erzogen, Georg von Trapezunt, bekannt durch seine Streitigkeiten und seine Beredsamkeit, Andronicus, der Lehrer von Lorenz von Medicis, Demetrius von Athen, der sinnreichste Ausleger des Homers, Theodor Gaza, Michael Apostolius, der Bewunderer und Zögling von Gemistes. Nachrichten aus dem Orient angelangt, waren der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Sie verkündeten die unwiderrufliche Verlegung des türkischen Kaiserthums nach Byzanz. Mahomet hatte aus St. Sophia eine Moschee, aus dem Pallast der Cäsare einen Haeem gemacht. Unzählige Familien aus den verschiedenen Theilen seines Reichs herbeygerufen, sollten in Stambul die ersetzen, welche der Krieg oder die Sklaverey vernichtet oder zerstreut hatte. Der griechische Gottesdienst wurde den Besiegten gestattet, und Mahomet bewilligte ihnen einen Patriarchen, den er selbst mit dem bischöflichen Stabe geschmückt hatte. Uebrigens war der Sultan im Begriff, die letzten Trümmer des Kaiserthums zu verschlingen, und bedrohte Trapezunt und Morea, die ihm schon zinsbar geworden waren. Diese Nachrichten verdoppelten Lascaris Schmerz. „Der schwache Ueberrest unseres Vaterlandes, rief er aus, ist mehr als vernichtet. Mahomet thut dem Blutbad Einhalt, um in der Knechtschaft den Schatten eines besiegten Volkes fortbestehen zu lassen. Man wird in Byzanz ein Christenthum sehen, als einen Sklaven des Alkoran, und einen christlichen Bischof, gewählt von dem Entweiher unserer Kirchen; selbst von der Religion wage ich nichts mehr zu hoffen." Dieser Schmerz, der von allen versammelten Freunden mitempfunden ward, schien sich Gemistes nicht mitzutheilen. Ein anderer Gedanke beschäftigte ihn, und schien ihn mit einer Hoffnung zu beleben, die er nicht zugestand. „Was sprecht ihr doch, sagte er, von Zerstörung und Sklaverey? Erinnert ihr euch wohl der Worte, die der Hierophant bey dem Eintritt in das Heiligthum, bey dem Schein der heiligen Flamme aussprach: Wachet und seyd rein? Griechenland stirbt, weil es die Ueberlieferungen seiner Väter verloren. Es würde sich selbst wiederfinden, wenn es zu den heiligen Quellen zurückginge, aus denen unsre Väter schöpften." Während er sich so mit Begeisterung, in Geheimniß gehüllt, ausdrückte, ließ seine ehrwürdige Gestalt, sein langer, weißer Bart glauben, einen Priester aus Delphi oder Eleusis in ihm zu sehen, oder vielmehr erinnerte diese wilde Gegend, in welcher die Griechen sich versetzt fanden, diese Nachbarschaft des Vulkans an Empedokles, gequält von den großen Geheimnissen der Natur, und im Begriff, sich in den Schlund des Aetna zu stürzen.

Jener sonderbare Wahn, der Gemistes nicht allein für die Künste, sondern auch für die Glaubenslehren des Alterthums zu begeistern schien, war damals, selbst in Italien, nicht ohne Beyspiel. Der Geschmack an der römischen Literatur, unaufhörlich durch die Denkmäler und Ruinen, welche das alte Latium bedeckten, geweckt, ließ auch die Erinnerungen an den Polytheismus wieder aufleben; und zur selben Zeit lehrte Pomponius Laetus, der ein Abkömmling einer berühmten Familie Neapels, den Namen eines alten Römers angenommen hatte, und umgeben von seinen Schülern, Fanatikern des profanen Roms wie er, Romulus Altäre errichtete, und insgeheim die heiligen Ge-

Briefe aus Berlin über Berlin.

Erster Brief.

Schon seit der Zeit, als das Rezensiren und Korrespondiren anfing, wie die Masern der Viergiger und die englischen Glieder, unter die Kinderkrankheiten zu gehören, habe ich mein Feuerschwert in die Scheide gesteckt, bin, wie Marius auf den Ruinen Karthago's, ruhig auf den Trümmern meines umgestürzten Korrespondentenreichs gesessen, habe um mich und neben mir die papiernen Schwanzdrachen der Kritik in den papiernen Journalhimmel fliegen sehen, ohne von der Lust angewandelt zu werden, auch mein Abschnurzel dazu beizugeben. Endlich aber wird die Arche meiner Geduld es doch müde auf der großen Sündflut theatralischer Berichte, welche die Oberfläche unter Zeitschriften bedecken, herumzutreiben, und wenn ich denn schon lesen muß, wie Hinz und Kunz den Mirwan herabzappelte, oder den Jaromir herunterriß, wie Mad. So und Fräulein So den Schnabel verzog und die Arme bewegte, wenn ich es schon lesen muß, wie fade französische dramatische Eintagsfliegen von Haus und Michel über deutscht wurden, wenn ich es schon lesen muß, daß Jobs und Nys zum Stadtgange lyrischer Produkte gegangen sind, wenn ich es denn schon lesen muß, wie göttlich Dem. Die trillerte, und wie himmlisch Dem. Dir purzelte, wenn ich denn schon aus dem Zeitungsblatte lesen muß, was ich schaudernd selbst erlebt, o, beym Himmel! so will ich es wenigstens selbst schreiben, so hat ich doch ein Vergnügen dabey, meine Sachen zu lesen, und wie süß es ist seine Sachen zu lesen, weiß ein jeder, der seine Sachen denken läßt. Gewiß sehe ich die Zeit schon heran nahen, wo Niemand etwas lesen wird als das, was er selbst schrieb, und Niemand etwas andres rezensiren als sein eignes Werk. O goldnes Literaturalter, wie glücklich wirst du uns machen! welche Zufriedenheit wird unter den Lesern, und welche Liebe unter Verfasser und Rezensent herrschen! dann wird jede Familie ein eignes Blatt haben, blos für ihre Kinder und Kindeskinder, jedes Buch wird wenigstens einen vergnügten Käufer finden, und jeder Rezensent wird das Buch, das er rezensirt, gewiß gelesen haben! Sie ist nahe diese Zeit, doch noch ist sie nicht ganz da, nur bis dahin lassen Sie sich denn von mir immer in Geheim ein Briefchen wohlgespickt mit den Fettsamkeiten der hiesigen Novitäten absenden, drucken das geheime Briefchen hiesigenlands ab, ich schreibe ein zweytes, dito geheimes, Sie drucken es dito öffentlich ab u. s. f. Aber ich muß Ihnen im Voraus sagen, daß ich das „nur die Lumpen sind bescheiden" sehr beherzige, und von vielen Dichtern und fast allen Schauspielern ein Erzgrobian genannt werde! Ja, ich thue mir sogar etwas zu Gute darauf! „Beym Pfau und der Pasteye!" ich will einmal griechisch schwören, es wäre doch jämmerlich, wenn unser ein's sich Stunden lang durch die Torfsümpfe der neuesten Literatur durchquälen müßte, einen blauen Reichsthaler alle Abend dem Recensionsmolloch in den Rachen werfen und sich Stunden lang wieder von Jammerheiden und Heidinnen Kopf ab und Fuß auf zählern lassen sollte, und dann nicht sein Zetermordio über diese Tempelschänder und Parnaßfrevler ausrufen dürfte. Ich will nicht, wie die Maler ehedem, vor den Päpsten hinknieen, um meine Malerey zu beginnen. Es wird sauer in dem verworrenen Knäul der Novitäten den Faden herauszufinden und sie, die Novitäten nämlich, an dem Schnürchen abzuhaspeln, darum werde ich, ohne in der Fahrstraße zu bleiben, bald dahin bald dorthin springen, und jeden Neuigkeitsschmetterling, wie ich ihn eben erhasche, mit der Redernadel in meinen Brief befestigen. Vor der Hand muß ich Ihnen etwas von unserem Nefotofetogia, zu deutsch „Vollenkukuksheim" etwas sagen. Sie errathen wohl, daß ich von nichts geringerem als vom Königsstädter Theater rede. Sie werden doch gestehen, daß die neuere Geschichte nur drey gleich große Epochen zählt. Die Anerkennung der Nordamerikanischen Freystaaten, den Kampf der edlen, zu Tode gehetzten Griechen um Freyheit und Vaterland, und die Errichtung des Kaiserlitheaters in der Königsstadt! Ach es ist etwas Großes um ein Großes durch Großes zu Großem gemacht! wie saugen und klauen wir und legen uns an diesen Genüssen! Das Schicksal dieses Volkstheaters ohne Volk erinnert an folgende Anekdote: Eine kleine Dorfgemeinde konnte ihren Pfarrer nicht los werden, was thaten sie? das Dorf wanderte aus! und der Pfarrer war ohne Gemeinde! das Volkstheater ist wohl da, aber wo ist das Volk? und kann ein Parterre Armeen aus der Erde stampfen? und dennoch, dennoch hätte dieses Theater eher fortbestehen können, wenn es auf den beschränkten Kurzbeinen seines Repertoirs den kleinen Rumpf aus Vaudeville, Lokalpossen, Melodramen, Grotesktballet zugelassen hätte, aber nun haben sie auf den Zwergfüßen eines enggezognen Repertoirs den Riesenleib einer großen Oper gestellt, und die drollige Figur purzelt komisch einher! „hier geboren, dort erzogen, ist sie hier und dort nicht heimisch!" alle Augenblick steht es zu erwarten, daß die possierliche Gestalt stolpern, und in Akten begraben werde. Mit dem Engagement der Dem. Sonntag, auf dem Siegerfelde bey Leipzig, fing das Reich der Volkenkukuksheimer an, sie führten die Braut nach Haus! allein mit der Braut allein ist's nicht gethan, eine Schwiegermutter und Schwägerin hat man noch in den Kauf nehmen müssen. Mutter und Schwester Sonntag! Auch Brautführer mußte man haben zur Kananitischen Opernhochzeit, und Jäger und Wächter mußten auch engagirt werden. So haben wir sammt Chor und Orchester, die alle erweitert werden mußten, jährlich nun 40,000 Thaler mehr Ausgabe! ferocisch sind die Opern sehr besucht, aber dafür ist alles andere öde und „ewig soll's Sonntag seyn!" und somit ist die Einnahme nicht gestiegen, und die liebe Direktion und die Kasse kommen mir vor wie Prinz Buko in dem Märchen von der Decke, wenn er sie heraufzog, hatte er auf den Beinen nichts, und waren diese bedeckt, frer ihm die Schnitter weg! Die neue „Italienerin in Algier" und die neue Sonntag haben mit der Harpune: Neuheit den Wallfisch Publikum ziemlich angezogen, „der Schnee" von Anderwill in der Laubeit nicht lange halten. Soll ich Ihnen die Menge Witze, die auf „Sonntag, Wächter, Jäger" u. s. w. gemacht worden sind, mittheilen? Sie wären eben so fad als die Unzahl lebbudelnder Unsinngedichte, mit denen die Vossische und Spenersche Zeitung ihren kritischen Bierwagen an der politischen Diligence überladet. Bey dieser Gelegenheit ist auch das Fräulein Konsequenz des „Gesellschafters," seine Gelegenheitsgedichte aufzunehmen, gefallen, und hat ein Gelegenheitskindlein geboren; seinem Schicksal kann man nicht entgehen! Daß das Fräulein Sonntag mit halber Stimme (mezza voce) singt, das wissen Sie, man muß sie also zwey Mal hören, um sie einmal ganz gehört zu haben. Dann sagt man: sie gefällt mir halb und halb: sie singt auch sehr hübsch und angenehm, ist als Schauspielerin recht ausgezeichnet; zugestanden, aber ich will mich noch ein wenig besinnen, bis ich vor dieses neue Licht in Israel die frühern Lichter Erbter. Mit der Sonntagskinder dreschen wie die Sabbatbrescher mit beyden Händen drauf los, und purzeln sich an Bravo, Brava, Bravissimo und Bravissimo heiser. Ein Unparteyischer glaubt, sie drehen sich nach dem Oberonshorn, oder sie hätten Schwindelkraut gegessen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. November 1825.

Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sey, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Raubes.

Voß.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Lascaris, der mit Dante wie mit Homer vertraut war, und dessen Geist alles beurtheilte, weil er alles vergleichen konnte, ergriff diese Gelegenheit, um Gemistes Irrthum zu erörtern; und sich zu ihm wendend sagte er: „Du hast gehört, wie die Jahrhunderte auf dein System antworten. Eine neue Zeitrechnung hat seit langer Zeit für den menschlichen Geist begonnen. Sie hat ihre Religion, ihre Dichtungen, ihre höheren Wahrheiten, ihren Volksglauben; noch kann sie Belehrung und Vorbilder erhalten, aber sie kann sich nicht mehr in die Vergangenheit, die nicht mehr ist, senken, und sich in eine andere Zeit umformen. In unsern alten Spielen hielten die Läufer nicht in dem Augenblick an, wo sie die heilige Fackel erfaßt. Mit größerem Feuer nur flogen sie vorwärts, und die Flamme, von ihrer Hand geschwungen, loderte heller. Dieß ist das Bild der Nacheiferung, welches die Völker auf der Laufbahn der Künste und des gesellschaftlichen Lebens anregen soll. Die alte Welt hat geendet; aber noch lange wird sie durch die Denkmäler und die Erinnerungen, die sie hinterlassen, über die Phantasie der Menschen herrschen. Wir werden die Dolmetscher dieses gelehrten Alterthums seyn; wir werden uns mit seinen Wundern bekannt machen, und findet sich ein glücklicher Geist unter der Menge, so wird er, sobald ihn der Hauch unserer Worte berührt hat, sich über seine Zeitgenossen, über sich selbst erhaben fühlen."—

„Schon haben wir dieses große Werk begonnen, erwiederte Medicis. Ueberall ist man in Italien damit beschäftigt, die Ruinen zu durchwühlen und den Genius der Römer wieder aufzufinden. Cosmus von Medicis, mein Vater, ist der Freund der Gelehrten; mit großen Kosten sammelt er die seltensten Handschriften. Seine Schiffe, die in Persien, Egypten und Indien Handel treiben, haben mehr als einmal Bücher von dort zurückgebracht, die ihm mehr als alle seine Schätze werth sind. Könnte er euch doch aufnehmen! Wir sind, mitten in Italien, wie verlassene Kinder, die unter den Ruinen ihrer väterlichen Paläste umherirren. Lehret uns den Gebrauch dieser Schätze, die wir täglich entdecken, indem ihr uns die bringt, die ihr selbst besitzt."

Lascaris erwiedert darauf: „Ihr habt nicht nöthig, zu den Sitten und den Sagen der alten Römer hinaufzusteigen. Ihr bewohnt Italien, aber ihr seyd ein neues Volk. Eure Päpste und eure Gelehrten sprechen die alte Sprache Roms; aber alles hat sich geändert, nur die Worte nicht, deren sie sich noch bedienen und die wie das unfruchtbare Echo der Vergangenheit um sie tönen. Anstatt knechtisch der Spur der Lateiner zu folgen, und die Nachbeter eines selbst nachahmenden Volks zu seyn, geht vielmehr zur Quelle selbst, aus der ihre großen Männer schöpften. Das alte Rom ist zugleich euch zu nahe und zu fern. Sein Genius lastet auf euch, der unsere soll euch begeistern. In den Künsten so wie im Leben gibt es eine ewige Wahrheit und vorübergehende Formen. Die Wahrheit ist es,

welche die Tiefe des menschlichen Herzens berührt; das übrige ist nur ein Gewand, welches mit der Jahreszeit und nach den Launen des Gebrauchs wechselt. Der Irrthum der Begeisterung besteht darin, sich von einigen jener wechselnden und abgeleiteten Formen hinreißen zu lassen, und sie für die Wirklichkeit selbst zu nehmen." — „Ich weiß wohl, sagte Bembo, daß ihr nicht behauptet, den ganzen Zug der alten Fabeln Griechenlands mit euch zu führen. Aber was soll uns dann frommen, den Genius eurer Väter zu kennen, welche unter Gesetzen, Sitten und einer Religion lebten, die von den unsrigen so verschieden sind? Sollen wir, wie die Griechen, jene religiösen Feste begehen, an welchen die Fülle der Dichtkunst ihre Meisterwerke zur Bewunderung eurer Väter ausgoß. Bisweilen spielt man vor dem Volk in Italien, und selbst in den Ländern jenseits der Alpen, die Mysterien unserer heiligen Religion; aber mit Mitleid sehen Gelehrte auf diese rohen Belustigungen. Wie könnten wir je der Pracht des heidnischen Griechenlandes gleichkommen, von der wir hier noch Spuren erblicken?" Bembo deutete dabey aus der Ferne auf jene ungeheuren Ueberreste eines antiken Theaters, das man noch heute bey Tauromínium bewundert, ein Verein halbgebrochner Säulen, ein weiter, prächtiger Umkreis, von dem man in der Ferne, im Hintergrund der Scene, das Gestade des Meeres und die Gipfel des Aetna entdeckte. „Ach, ich weiß nicht, sagte Lascaris, ob ihr die Wunder der Atheniensischen Bühne wieder werdet aufleben lassen. Die Barbaren müßten erst besiegt seyn, um, wie Aeschylos, ihre Niederlage auf der Scene zu entrollen. Aber die großen Geisterwerke haben nicht nöthig, Nachahmer zu begeistern, um dem Menschengeschlecht nützlich zu seyn. Ist es für ein Volk nichts, solche Lehren zu erhalten? Wie sehr müssen sie nicht die Sitten verfeinern, die Gemüther erheben, und überall jenes Feuer der Begeisterung verbreiten, welches den Schöpfungen des Genies vorhergeht und sie vorbereitet? Ich hoffe nicht darauf, daß sich Griechenland heute von den Barbaren durch die Kraft seiner Erinnerungen befreye. Aber kann es einst wieder aufleben, so wird es dieß ohne Zweifel der Civilisation und den Wissenschaften verdanken, dessen Kleinod es so lange bewahrt hat. Es gibt auf der Welt nur zwey Mächte, sie sind: die Gewalt und der Gedanke. Wie ungleich auch beym ersten Anblick der Kampf zwischen diesen beyden Mächten erscheint, immer doch wird der Gedanke triumphiren; denn er entkräftet die Gewalt, und wandelt die Barbarey um. Mögen die kostbaren Werke unserer großen Männer, unserer Weisen aufbewahrt bleiben; sie sind von jetzt an die einzige Stütze Griechenlands, die ferne Hoffnung seiner Befreyung."

Unter diesen Gesprächen kehrten Lascaris und seine Freunde nach der Stadt zurück, in der Absicht, ihre Abreise nach Italien zu beschleunigen. Sie fanden dort Briefe aus Rom, die ihnen schwachen Trost brachten. Das Schicksal von Byzanz schien dort vorausgesehen worden zu seyn, und man erwartete die Nachricht der Unterwerfung von ganz Griechenland. Bessario schrieb seinen alten Landsleuten mit dem Ausdruck eines wahren Schmerzes, aber doch mit einer gewissen Bitterkeit, wie wenn er die Streitigkeiten des Concilíums zu Florenz noch nicht vergessen hätte. Er beweinte den unvermeidlichen Fall Konstantinopels, den Triumph der Barbaren, und die Schmach, welche die ganze Christenheit traf. Er benachrichtigte, daß der Papst Nikolaus V. Schiffe ausgerüstet habe, um dem griechischen Kaiserthum zu Hülfe zu eilen; aber zu gleicher Zeit gab er zu verstehen, wie sehr der schismatische Eigensinn der Griechen alle für den wahren Glauben entbrannte Herzen verwundet hatte. „Ihr habt es gewollt, schrieb er, ihr habt Gott versucht, ihr seyd lieber durch die Hände der Barbaren umgekommen, als daß ihr am Busen eurer Brüder eure Irrthümer widerrufen hättet. Der heilige Vater hat jene Parabel des Evangeliums auf euch angewendet: Wenn der Feigenbaum nicht in drey Jahren Früchte trägt, wird er an seiner Wurzel abgeschnitten, zerstört und in's Feuer geworfen. Dieß ist das dritte Jahr." Jedoch versprach Bessario in diesem Brief, der an Lascaris gerichtet war, allen Griechen die großmüthige Hülfe des Papstes als eines eifrigen Beschützers der Künste. Er drang in Lascaris, nach Rom zu kommen, und schloß mit den Worten, daß trotz den zahlreichen Aemtern und den wichtigen Gesandtschaften, die ihm anvertraut waren, er dennoch die griechische Literatur und Philosophie nicht vernachlässige, und sich auf seinen Gesandtschaften an dem Hofe der Fürsten damit beschäftige. Ein anderer Brief Bessario's war an seinen alten Lehrer, den gelehrten Gemistes gerichtet. Er enthielt keinen Vorwurf, keine Bemerkung über die Irrthümer, deren man diesen eifrigen Anhänger Plato's beschuldigte. „Da man dich aus Griechenland verbannt, sagte Bessario, so komme nach Rom; du wirst dort in der Bibliothek des Vatikans eine Freystatt finden." Der übrige Inhalt des Briefes berührte mehrere Punkte der platonischen Philosophie, für die der gelehrte Kardinal sehr eingenommen war, und über welche er seinen alten Lehrer um Rath fragte. Diesem Briefe war eine Bulle des Hofes von Rom *) zu Gunsten des Königs von Cypern beygefügt. Bessario sandte sie als einen Beweis der Sorgfalt, welche der heilige Vater für die der römischen Kirche getreuen Christen des Morgenlandes trug. Indem Lascaris die Augen auf jene einzige Hülfe warf, die das Abendland Griechenland gewährte, bemerkte er die neue Form und die Regelmäßigkeit der Buchstaben, die nicht von der Hand geschrieben zu seyn schienen. „Was

*) Litterae indulgentiarum Nicolai V. Pont. Max. pro rege Cypri datae.

Digitized by Google

trak, oder Torrategli, oder eines ihm ähnlichen Spiels) erworben hatte, oder nach einer andern Nachricht aus folgendem edleren Bewegungsgrunde. Das glückliche Indien ward vierhundert Jahre nach Christi Geburt von einem jungen Monarchen Namens Schechram regiert, der ungeachtet der vortrefflichen Eigenschaften, womit die Natur ihn begabt hatte, durch die Hülfe der Schmeichler, die ihn umgaben, es vergessen gelernt hatte, daß die Vorsehung ihn auf den Thron gesezt habe, um sein Volk zu beglücken. Alle Vorstellungen der Braminen, daß seine eigene Macht im Glücke der Vüeger bestehe, und daß die geringsten des Volkes die stärkste Stüze des Thrones ausmachen, waren vergebens. Dem Braminen Sissa gelang es endlich, dem Könige diese wichtige Lehre durch die Allegorie des von ihm erfundenen Schach-Spieles begreiflich zu machen. Obgleich in diesem Spiele, wie in jedem wohl geordneten Staate, der König die wichtigste Person ist, auf die alles ankömmt, so ist es doch ohne die Hülfe seiner Unterthanen verloren, und der roi dépouillé spielt eine so unbedeutende Rolle, daß man es nicht der Mühe werth hält, das Spiel zu endigen. Der König ist nicht im Stande sich zu vertheidigen; er hat sogar, da er nur einen Schritt geht, weniger phyſische und moralische Kräfte als seine Diener, die sich gern für seine Rettung aufopfern; und der geringste seiner Unterthanen, ein gemeiner Bauer, kann oft das Spiel entscheiden, und dem Könige seinen Thron sichern. Nun muß gestehen, daß wenige Spiele eine so erhabne Moral geben; und der Monarch von Indien nahm die Lehre so gut auf, daß er dem Braminen jede Belohnung, die er selbst fordern würde, zusicherte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Wir haben in erster Zeit, als es immer noch Sonntag war, ordentliche Bülletins aus der Königsstadt erhalten: „Heute geruhten Dem. Sonntag nach Treptow zu fahren, in ihrem Gefolge befand sich Hr. So und So, u. s. w." „Morgen wird Dem. Sonntag von zehn bis eilf geruhen, den Rezensenten X. Privataudienz zu geben." „Dem. Sonntag haben heute bey * * * mit sichtlichem Wohlgefallen Teltower Rüben gegessen."

Daß dieses ewige Sonntagsgeschwäz einen ehrlichen Menschen, der einmal von andern Dingen auch sprechen möchte, ärgert, werden Sie mir wohl glauben. Ein Rezensent hier drückte sich folgender Maßen aus: „Madame Sonntag müssen wir unbedingt loben." Das ist ein anderes „müssen" sie! aber „welcher Mensch muß müssen, und der Visch sollte müssen?"! genug von dem traurigen Lustspiel: wenn man lachen will, so sehe man Hrn. Schmelka und Hrn. Spitzeder! solche zwey Komiker hat keine deutsche Bühne: Hr. Schmelka ist unerschöpflich an stets frischem Humor, und Hr. Spitzeder verbindet mit dieser Gabe noch eine seltne kräftige Brust-Stimme. Nun nehmen wir noch Dem. A. Sartorius, die eine liebliche Naturalistin und höchst ergözlich ist, und wir sind mit den Schäzen dieser Bühne am Ende. Der als Dichter, als Schauspieler und als Herr Angely gleich große Herr Angely fährt fort zu übersezen, und mit „noch" zu drohen. Unerschrocken übersezt er drauf los, die Stücke fallen, er übersezt! man schimpft rechts und links, er übersezt! man pocht und zischt, er übersezt! man geht gar nicht mehr hinein, er übersezt! Aber wenn ich auch gestehen muß, daß Hr. Angely als Uebersezer unter die mittelmäßigen gehört, so bekenne ich dafür gerne, daß er als Schauspieler ganz unerträglich ist! und nun spielt er noch in seinen eigenen Stücken! raft der Mensch gegen sein eigenes Fleisch und Blut? Betrachte man doch einen Königsstädter Theaterzettel: „Schlafrock und Uniform" von Angely, nach dem Französischen (wer nach!) dann „Blandart" von Angely, nach Dufresny! dann „Schülerstreiche" von Angely, nach dem Französischen! Wem verdanken wir alle diese Von und Nach? dem Diktionnair! Heil dem Manne, der das Wörterbuch erfand! er erfand zugleich Dichter! In dem prognostischen Endurtheil alter deutschen Bühnen, das mir jezt schon vorschwebt, sterben gewiß drey Viertheile an Uebersezung der französischen Krankheitsstoffe auf deutschen Boden. Die „Sieben Mädchen" werden gewiß schon in Stuttgart gegeben worden seyn. „Das Stück gefiele mir, wären nicht Worte dabey! Man laße nur sieben Mädchen aufmarschiren, in engen oder weiten Hosen, hin und her defiliren, das Publikum stimmt schon! o mein Gott! ich sehe schon alle Vorderbänke von alten Herrn mit dankerotten Augen eingenommen! Wozu noch Worte machen, wo die Sache spricht?! Die „Schülerstreiche" brachten acht Mädchen! in Uniform, aber es ging nicht! der gute Supplement-Band zu den sieben Conversationsmädchen machte, wie es jezt mit den Supplementen geht, kein Glück, es ist statt Ergänzung Zerstückung, da wie dort. — Lezthin wurde ein Konzert gegeben, und die musikalische Zeitung wagte es, etwas unsanft sich darüber auszudrücken, nun wurde wieder ein's gegeben, in welchem Dem. Sonntag die Mad. Seidler, so was man sagt, singen sollte; dieß Konzert wurde mit einem Protog von Hrn. von Holtei eröffnet, worin erwiesen wurde, daß nicht alle Künstler Bürger, und nicht alle Bürger Künstler seyn müssen, daß alle Rezensenten, die dieses Theater nicht loben, Lumpen sind und dieß Theater vortrefflich ist. Darauf kroch die Musikalische zum Kreuze, und erklärte, sie hätte sich geirrt: Das erste Konzert war auch sehr gut! o sancta simplicitas! Haben Sie schon gehört, daß Hr. von Holtei unser Herr von Holtei geworden ist? Die Königsstädter Bühne, ihre Rezensenten, ihre Leibklatscher u. s. w. haben ein Unser-Monopol errichtet, Dem. Bauer, als sie noch in Wollenkukuksheim war, hieß immer nur unsre Dem. Bauer, nun auf der Königsstädter Bühne ist sie entunsert, Dem. Sonntag ist unsere Künstlerin, und nun ist Hr. v. Holtei unser Hr. v. Holtei! er ist nämlich Theatersekretär draußen, und ich muß es euch nur sagen, euer unser Hr. v. Holtei ist die beste Acquisition, die ihr noch gemacht habt. Er ist versöhnlich und macht vortreffliche Festtagsspiele. Sein Stück „Arm und Reich" ist sehr hübsch, und die Rezensionen dirigirt er wahrscheinlich so unter der Hand auch, und eine solche ganze Stimme für 800 Thaler ist doch ein besserer Kauf als eine halbe für 5000, diese Rechnung muß doch Jud und Christ unterschreiben? Doch vielleicht ist Ihnen der Brief und die Zeit schon zu lange geworden, ich schließe diesen, und werde im Nächsten von den Palais-Royal der Musen, von literarischen Novitäten u. s. w. reden. Bis dahin leben sie wohl.

Ee.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

alle Länder der Erde eben so gut bebaut und so fruchtbar wären wie Frankreich, so würde die ganze jährliche Ernte auf dem Erdboden 44000 Scheffel betragen, welches nur den 852sten Theil der verlangten Summe ausmacht. Da aber Frankreich eines der am besten bebauten Länder des Erdbodens ist, und ein großer Theil der Erde aus unfruchtbarem Sande und unbebauten Wüsten besteht, so kann man sicher annehmen, daß alles Korn, welches seit Adams Zeit auf der ganzen Erde geerntet ist, kaum hinreichen würde, die Forderung des Braminen, die dem guten Schechram so bescheiden schien, daß er sie beynahe übel nahm, zu befriedigen. Auch gestand der König, daß er ihn wegen dieser sinnreichen Rechnung noch mehr bewundere, als wegen der Erfindung des Schach-Spiels; und über diese Bewunderung ist wahrscheinlich die Moral des Spiels vergessen worden. Vielleicht aber ist das lange vorher erfundene Schach-Brett und Spiel von einem späteren Philosophen benuzt worden, um eine Moral für Könige und eine Wahrheit für Geometer hinein zu legen.

Von Indien, dem eigentlichen Vaterlande des Schach-Spiels, hat sich diese sinnreiche Erfindung sehr schnell, wie es scheint, nicht allein über Asien, sondern auch über Europa verbreitet: denn in den alten Romaneiers, den Geschichtschreibern der Ritter von der Tafelrunde König Arthurs, der zwölf Pairs von Frankreich und der Paladins Karls des Großen, geschieht dieses Spiels sehr häufig Erwähnung, und zwar als einer Kunst, in der die Sarazenen vorzüglich stark wären. — Die berühmte Prinzessin Anna Komnena erzählt in der Geschichte, die sie uns von der Regierung ihres Vaters, des Kaisers Alexis Komnenus (am Ende des eilften Jahrhunderts) hinterlassen hat, daß das Schach-Spiel von den Persern nach Konstantinopel gebracht sey. — Die Römer haben dieses Spiel gar nicht gekannt, denn als es erfunden, oder wenigstens als es in Europa bekannt ward, existirte das occidentalische Kaiserthum nicht mehr: das altrömische Spiel, Indus latrunculorum, hatte offenbar mehr Aehnlichkeit mit dem Triktrak als mit dem Schach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Der weise Gemistes, dessen Geist ganz in den Sagen und Bildern des alten Griechenlands lebte, schien dieser Rede nur wenig Aufmerksamkeit zu leihen. War gleich der Grundzug seines Wesens Begeisterung, so konnte er sich doch nur für das, was nicht mehr war, entflammen, selbst seine Hoffnungen waren nur Erinnerungen. Aber die anderen jüngeren Griechen ahneten vollkommen die Größe dieser neuen Verheißungen. Vorzüglich schien Medicis darüber entzückt. Er hielt einen Brief seines Vaters in seiner Hand, und übergab ihn Lascaris mit den Worten: „Seht, Florenz wartet Eurer; es will Rom den Ruhm streitig machen, die Trümmer Eures Schiffbruchs zu sammeln." Folgendes sind einige Stellen aus jenem Briefe des großen Cosmus von Medicis:

„Die Ausbeute meiner Seemacht, mein Sohn, ist dieses Jahr sehr günstig gewesen. Unsere lezten Schiffe, Alexandrien und Bassora, haben mir viele kostbare Gewebe, Specereyen, Diamanten und mehrere griechische und arabische Handschriften mitgebracht, die ich in unser Museum aufgestellt habe. Aber sie brachten sehr traurige Nachrichten über Konstantinopel. Mahomet belagerte es von allen Seiten, und schon wirst du an dem Ort, wo du bist, ohne Zweifel den Fall jener unglücklichen Stadt vernommen haben. Man wird hier nichts thun, um ihr zu helfen. Gott und die christlichen Fürsten haben sie aufgegeben. Der Papst, obschon Freund der Wissenschaften, hat den Griechen ihr Verharren in dem Schisma nicht vergeben können. Jedoch spricht man von einem neuen Kreuzzug; aber man wird sich eben so wenig verständigen können, Byzanz wieder zu erobern, als man es that, um es zu vertheidigen. So laß uns wenigstens für die unglücklichen Flüchtlinge, die diesem Ungemach entgehen werden, alles thun, was in unsrer Macht steht. Ich schicke auf alle Meere Griechenlands Schiffe aus, um sie aufzunehmen. Und du, vorzüglich mein Sohn, wenn du auf deiner Reise einigen jener berühmten Griechen aus Thessalonich oder Byzanz begegnest, die den Genius des Alterthums ganz in sich bewahren, lasse ihnen jede Hülfe angedeihen. Sie sind seltene und gebeiligte Männer, mein Sohn; führe sie mit dir heim in unser Haus; deine Gegenwart wird mir dadurch nur noch theurer werden. Laß uns die Wissenschaften befördern, mein Sohn; laß uns Florenz mit allen Schätzen des Wissens schmücken; nur so werden wir verdienen, die ersten unter unsern freyen Mitbürgern zu seyn. Wir sind nur Kaufleute, sagen die Arbizzi; aber laß uns Wissenschaften und Genie mehr befördern, als es die Könige gethan haben." — Einige Worte dieses Briefes deuteten auch auf die Erfindung, die man vor Kurzem in Germanien gemacht. Cosmus von Medicis schien die ganze Wichtigkeit derselben sogleich aufgefaßt zu haben.

„Ich lasse aus Deutschland, schrieb er, diese wunderbare Erfindung kommen; wir wollen dem Hofe von Rom keine Vortheile über uns lassen. Wer kennt die Wege der Vorsehung? Vielleicht ist diese neue Kunst eine Entschädigung für den Triumph der Barbaren im Orient."

Lascaris konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als er den rührenden Ausdruck so edler Gesinnungen las. „O! rief er, in dem Uebermaß unseres Unglücks werden wir wenigstens nicht lästige Flüchtlinge für diejenigen seyn, die uns aufnehmen. Haben wir auch keinen heimischen

Digitized by Google

Es scholl noch Abends über dem See
Des Vögleins Weh,
Doch als das Licht von der Erde schied,
Da waren vom Schrecken die Flügelein müd',
Es sank hinab
Der Heimath nach in das wogende Grab! u. s. w.

Alanghu hat den Sänger belauscht, stürzt hervor, erkennt in dem Fürsten ihr geliebtes Bild, den Jüngling, den sie gerettet, und sie, „die Schönbeitleuchte," „der Augenstern des mächtigen Mars," in der Glückseligkeit empfundener und erwiederter Liebe zieht ihn fort, um ihm bey Batu-Chan ein gütiges Willkommen zu bereiten. Burgai, aus Alanghu's Jagdgefolg, erkennt auch den Fürsten Swätoslaw für den Jüngling aus der Schlacht, und ruft aus:

Bey Dsanrasit! es ist derselbe Mann
Den bey dem Sturm Tschernigow sie den Schwertern,
Der unsrigen entriß. — — — —
Ja Ja! weil sie den Falken hat gefunden,
Verschmäht sie nun den Freyer Mengu-Chan.
Nun, Mengu soll, was ich entdeckt, erfahren,
Um seine Hände vor dem Wolf zu wahren! (1. Akt.)

Daraus ersehen wir, daß Mengu-Chan, Fürst einer mongolischen Horde, Alanghu's Werber ist, wir finden ihn auch im Anfange des zweyten Aktes bey dem Ober-Lama Jessu, der, in einer Art Vorhof vom Tempel, zwey Scheiterhaufen schichtet, um durch Räucherung und Zeremonien den Russenfürsten zu reinigen, daß er es würdig werde das Antlitz des großen Chans zu schauen, doch wird von dem Lama und von Mengu sein Verderben schon beschlossen. Swätoslaw erscheint, er wird gereinigt, d. h. zwischen beyden brennenden Scheiterhaufen durchgeführt, nun soll er noch vor ihrem Gott, den der Lama nun enthüllt, vor „Dsanrasit, dem Jüngling, der aus der Blume Barma ward geboren" sich niederwerfen, doch „ich beuge mich vor falschen Göttern nicht!" ruft Swätoslaw, geht ab, und mit dem Rufe „Weihe! Weihe!" er hat die Götter frech gelästert, folgt der Lama, und eilt zu Batu-Chan, bey dem Alanghu eben ist, er erfüllt des Chanes Zelt mit Schrecken und prophetischem Entsetzen:

Ich seh den Pfeil sie senken auf die Horde,
Die Weide dorrt, die Heerde schmachtet hin,
Das Weib wird unfruchtbar, des Mannes Kraft
Verzehrt die Seuche, der Bezwungne greift
Zum Schwerte wieder, und legt uns das Joch
Der Knechtschaft auf, weh uns!

Der erzürnte Chan läßt von Alanghu sich besänftigen, und erlaubt ihr, es zu versuchen, durch ihrer Rede, ihrer Liebe Kraft Swätoslaw zur Huldigung der Götter zu bewegen, wo nicht, so muß er sterben! Nun treffen wir Swätoslaw und Garapalk wieder an den Ufern der Wolga, Garapalk spricht:

Verläugnung wär es nicht, nur eitler Schein;
Es bräcte Schande, wenn von Todesfurcht
Der Mensch zu solchem Schein sich zwingen ließe,
Doch wenn du's thätest um die grimme Horde
Nicht aufzureizen gegen unser Volk —

Swätoslaw: Das Opfer alles Irdischen darf ein Volk,
Von seinem Herrscher fordern, wie der Herrscher
Von seinem Volk, doch nie des Ew'gen Opfer,
Nur bis zum Himmel reicht die Erdenpflicht.

Nun kömmt Alanghu, versuchts vergebens, seinen festen Sinn zu beugen, und beschließt bey Tagesanbruch mit ihm zu entfliehen. (Ende des zweyten Aktes.) Indessen bereitet der für seine Götter eifernde Lama, im Gözenzelte Swätoslaws Verderben, wozu ein nahes Ungewitter ihm gelegen kommt:

„Die Sonne legt in helles Blut sich nieder,
Vom Aufgang zieht ein finstres Wetter her,
Es kömmt gelegen, wir brauchen sein."

Der Chan, Alanghu und Gefolge kommen, den Göttern das Abendopfer darzubringen, der Lama verweigert es, weil die Götter zürnen, die heiligen Lichter vor Dsanrasit sind verlöscht. Die Priester schreyen Wehen, das aufgewiegelte Volk verlangt das Blut des Lästerers, und Batu-Chan spricht, „wohlan es sterbe!" Alanghu stürzt fort, nachdem Sie dem Lama sagte:

Im schwarzen Ungewitter werden sich
Dich, ihres Namens Schänder zu vernichten,
Auf deine Brust die Feuerspeere richten!

Wir finden Swätoslaw und Alanghu an dem Ufer der Wolga, ein überragender Fels hängt schroff über die Flut hinab, die Flucht ist entdeckt, keine Rettung, schon naht der Chan und der Lama, da zieht sie ihn hinauf auf die Felsspitze:

Nimm mein Schwert,
Ich bin mit giftigen Pfeilen bewehrt,
Laßt Leben und Liebe sich nicht erstreiten,
So will ich hinab
Den Geliebten begleiten
In's Wogengrab!

Der Chan und der Lama nahen, sie droht, beym ersten Versuch den Felsen zu erklimmen, in die Wogen sich zu stürzen, da ruft der Lama:

Thut, Götter! euren Willen kund!
Die's wagen, euch und e u r e n Dienst zu schänden,
Durch einen mächtigen Blitzstraht laßt sie enden!

und sieh, der Blitz nimmt den Lama beym Wort, er fährt prasselnd nieder und erschlägt den Lama! Nun haben die Götter gesprochen. Swätoslaw und Alanghu kommen herab, Batu-Chan legt ihre Hände in einander, allgemeiner Jubel, dann:

— — — Wenn versöhnt sind
Die großen Götter, die im Himmel walten,
Darf Freud und Lust auf Erden wieder schalten!

Daß das Stück theilnahmlos vorüberging, haben Sie aus dem Inhalte schon errathen. Die ganz fremde, und weit zurück gerückte Idee kann sich uns nicht befreunden. Die ganze Reflexionssache, ob man, sein Leben und sein Volk zu retten, sich vor einem hölzernen Dsenrasit, der vom Vogtl Oek zu uns kam, anscheinlich niederwerfen darf, da man sich doch schon hat räuchern lassen, scheint uns gar der Frage nicht mehr werth zu seyn. Haben wir es doch erlebt, daß ein siegreicher Feldherr in Egyptens Pyramiden sich, um eines Vortheils halber, dem fremden G l a u b e n scheinbar bekannt hat! Auch Batu-Chan, bald trotzig und bald furchtsam, kann unser Interesse nicht gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

D r u c k f e h l e r.

In der lezten Zeile des Motto's im gestrigen Blatte: lies „Standes" statt „Raubes."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. November 1825.

Ach, an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.

Goethe.

Lazaris.

(Fortsetzung.)

Die Griechen hatten den Gebeten der römischen Liturgie nicht beygewohnt. Ein dunkles Gerücht, eine Volkslage beschuldigte sie der Gottlosigkeit, und murrend stieß man die Worte: Ungläubige und Schismatiker gegen sie aus.

Die Ankunft eines Märtyrers des orientalischen Christenthums, Markus Theodoeus, Bischofs von Ephesus, bestärkte diese Gerüchte, anstatt sie zu zerstören. Eifrig auf die Vorrechte der griechischen Kirche bedacht, war er der unbeugsamste Gegner der in der Kirchenversammlung zu Florenz vorgeschlagenen Vereinigung gewesen. Auf seinem Namen lastete der Bannspruch aller Doktoren der lateinischen Kirche. Seine Gegenwart schien ein Gegenstand des Schreckens in dem Kloster, welches Lazaris von Anfang an aufgenommen hatte. Den Feeveln der Türken entgangen, und trotz seiner Verachtung des Lebens durch tausend Zufälle gerettet, landete der Bischof von Ephesus in Sicilien, von Allem entblößt, verwundet und entstellt durch Feuer und Schwert, aber unerschrocken und ergeben, wie ein Apostel aus der Jugend der Kirche. Jene strenge Reinheit der Sitten, welche die griechische Kirche der damals nur zu gewöhnlichen Ausschweifung der italienischen Geistlichen entgegensetzte, wurde in ihm durch das Unglück und die noch frische Spur der Qualen, die er gelitten, gehoben, und nie hatte der Patriarch von Konstantinopel, der sich dem römischen Pontifex gleich setzte, wenn er mitten in aller Pracht des Doms der heil. Sophia die orientalischen Ostern beging, der im Vorhof des Tempels knieenden Menge ehrwürdiger geschienen, als in diesem Augenblick es in den Augen der unglücklichen Griechen der für den Glauben geächtete und verstümmelte Bischof von Ephesus war.

Der Bischof war voll von Unwillen und Hoffnung. Trotz seinem bittern Eifer gegen die Lateiner, versprach er sich endlich die Hülfe ihrer Waffen, um die Wegnahme Konstantinopels und das Blut so vieler Märtyrer zu rächen. Er hatte den Triumph Mahomets und den Leichnam des unglücklichen Konstantin gesehen, der, aus der Menge der Todten hervorgezogen, als Trophäe des Sieges zur Schau ausgestellt war. Aber er konnte nicht glauben, daß Gott auf lange Zeit diesen gotteslästerlichen Sieg sollte zugelassen haben. Ihm schien, als sollte das bewegte Europa sich von seinen Grundfesten erheben, um den Ruchlosen zu vernichten. Streng tadelte er das wenige Vertrauen seiner Brüder und die Furchtsamkeit ihres Glaubens. „Vor allen Dingen, sagte er, müssen wir ein heiliges Hochamt für die Lebendigen und für die Todten halten, für das Seelenheil dieser und für die Ausdauer jener.“

Kein geheiligter Ort stand in Catania den Flüchtlingen offen zur Vollbringung einer solchen Pflicht. Sie waren einige Augenblicke über den Zufluchtsort verlegen, wo sie die heilige Feyerlichkeit im Verborgenen begehen möchten. Einer von ihnen schlug vor, sich an den Thoren der

Stadt selbst in den unterirdischen Ruinen, den Ueberresten der alten Stadt, welche durch einen Ausbruch des Aetna einst verschüttet worden waren, zu versammeln. „Nein, sagte der Bischof von Ephesus, wie groß auch der Irrthum oder die Ungerechtigkeit der Menschen sey, das Kreuz soll sich heute nicht in Höhlen und Gräber, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, verstecken. Im Angesicht des Himmels, an dem Gestade, wo ihr gelandet seyd, müßt ihr Gott, der euch geführt hat, Dank sagen. Unser Glaube ist kein Verbrechen, und die Christen werden an uns nicht das Martyrthum vollenden, das Türken begonnen haben. Mögen wir Brüder uns alle morgen beym Anbruch des Tages auf jenem Hügel vereinen, den dichtes Gehölz umgibt, und welcher die erste Gebirgskette des Aetna beginnt! Dort werde ich das göttliche Opfer bringen, ehe wir uns nach Italien einschiffen, damit uns Gott Kraft verleihe, unsern Glauben unter den Christen des Abendlandes, wie unter den Barbaren Afrika's, zu bewahren."

Dem lebendigen Glauben der Griechen waren diese Worte des tugendhaften Bischofs willkommen. Lascaris, der lange das Ende des Schisma von Byzanz gewünscht hatte, ehrte die Frömmigkeit des Bischofs von Ephesus, und er bewunderte dieses Bild der auf den Trümmern eines Reichs noch vertrauenden und unerschütterlichen Religion.

Die ganze Kolonie der Flüchtlinge begab sich in der Nacht nach dem Ort, den ihnen der Bischof von Ephesus bezeichnet hatte. Bey dem Schein von Holzfackeln, welche die Wälder des Aetna ihnen gaben, durchzogen sie langsam das Thal, und die Morgenröthe sah sie auf dem Gipfel des Hügels unter jenem Riesenbaum vereint, der noch heute dort steht, und den man *) den Kastanienbaum der hundert Ritter nennt, weil er groß genug ist, um eine solche Anzahl von Kriegern unter seinem dichten Laubwerk zu bergen.

Dieser Baum war, nach dem Glauben des Landes, der heil. Agathe geheiligt, deren Schleyer, in der Hauptkirche von Catania aufbewahrt, die Stadt, wie man sagte, schützte, und allein im Stande war, wenn man ihn in den Lüften ausbreitete, die Gluten des Aetna und die Ströme der Lava in ihrem wüthenden Lauf zu hemmen. Unbekannt mit dieser Legende der Einwohner, berichtete Theodor unter diesem majestätischen Obdach die heilige Ceremonie. Man hatte den goldenen Kelch mitgebracht, der einst vom großen Konstantin dem Heiligthum der heil. Sophie geschenkt, und auf der Flucht der Griechen von einer Nonne aus Byzanz, aus der Familie des letzten Kaisers, gerettet worden war. Man setzte ihn auf ein Felsenstück, das zu einem andern Gebrauch künstlich behauen zu seyn schien. Das gesäuerte Brod des Opfers war nach dem Gebrauch von den Händen einer Jungfrau bereitet, sie hatte die heiligen Zeichen ihm aufgedrückt *), welchen Jesus Christus den Sieg verheißen. Mit dem langen weißen Gewande der griechischen Bischöfe angethan, das Haupt mit der Krone geschmückt, begann der Bischof, nachdem er sich dreymal gegen Morgen verneigt, die Gebräuche mit eben der religiösen Erbauung, mit derselben Langsamkeit, die er in Ephesus oder Byzanz beobachtet haben würde. Die Griechen waren ringsumher geordnet, stehend, mit bedecktem Haupt, und sangen jene Hymnen der orientalischen Kirche in den wohllautendsten Melodien der menschlichen Stimme: Heiliger Gott, mächtiger Gott, unsterblicher Gott, erbarme dich unser!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ich kam an den Ort, wo der berühmte Kastanienbaum steht, der wegen seiner ungeheuern Dicke unter dem Namen Castagno di cento cavalli bekannt ist, weil man behauptet, daß hundert Ritter sich unter seinen Zweigen bergen könnten. Dieser Baum steht einzeln, und auf einem sanften Abhang. Er war ehemals der heil. Agathe geheiligt u. s. w. Dem Schutz der heil. Agathe glauben sich die Einwohner von Catania verpflichtet, und ihr es zu verdanken, daß sie nicht unter den Lavaströhmen begraben werden. Jedoch sind alle alten Gebäude zerstört, und unter der Regierung Wilhelm des Guten kamen zwanzigtausend Einwohner mit ihrem Bischof um, ehe man den Schleyer der heiligen Agathe, welcher die Kraft hat, die Flammen aufzuhalten, ausbreiten konnte." Swenburne's Reise nach den beyden Sicilien, dritter Theil.

*) Dieses Brod ist von gesäuertem Weizenteig, auf dem man die ersten Buchstaben dieser Worte abdruckt: Ἰησοῦς Χριστὸς νικᾷ, Jesus Christus ist Sieger.

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsetzung.)

So allgemein indeß das Schach-Spiel jezt in Europa verbreitet ist, so war es doch von jeher in Asien weit gemeiner, und ist es noch, besonders unter den Hindus, Persern, Türken und Chinesen. Unter den berühmten Schach-Spielern ist schon der tatarische Eroberer Timur oder Tamerlan erwähnt worden, dessen Lieblingsbeschäftigung es gewesen seyn soll, das heißt, wenn seine Hauptbeschäftigung ihm und der Welt einige Ruhe ließ. Sein persischer Biograph erzählt, daß er viel an diesem Spiele gekünstelt, die Form des Bretts geändert, neue Steine erfunden, und die Zahl der Fächer bis zu 110 vermehrt habe; woraus man fast schließen möchte, daß Timur kein großer Schach-Spieler war, oder daß die Regeln des Schach-Spiels damals noch nicht recht bestimmt gewesen seyen. Aehnliche Künsteleyen hat man seitdem oft versucht; man hat das Spiel schon in ältern Zeiten für vier,

Digitized by Google

Hand vier leere Fächer hat, also auf seiner rechten Flanke ganz ungedeckt ist; die alliirte Armee wird eben so auf der linken Hälfte der anstoßenden Seite aufgestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Nach dem vortrefflich angelegten ersten Akt ist die Handlung tragisch, soll es wenigstens seyn, aber ein Blitzstrahl schleudert sie von dem Gipfel der tragischen Lautart in die Fluten gewöhnlicher Rettungskomödien. Seit der glücklichen Entdeckung des Kolophoniums ist ein Donnerwetter kein Supplent mehr für die tragischen Hebel, Furcht, Schrecken, Erhebung und Mitleid. Die Katastrophe der Begebenheit muß unbedingt aus ihren Motiven sich entwickeln, jede zufällige, außerwesentliche, oder gewaltsam herbeygezogene Lösung des Knotens ist undramatisch, fehlerhaft. Man bringe in diesem Stück einen Blitzableiter an, und es hört auf ein Stück zu seyn. Wenn der Jupiter Fulminans auf dem Schnürboden den Blitz um sechs Spannen weiter rechts schleudert, wird die Komödie zur Tragödie. Der Blitz erschlägt Swätoslaw, Alangbu springt in die Wolga, Baluchan mordet den Lama, die übrigen Lama den Bau-Chan u. s. w. Je höher ich das dramatische Talent des Verfassers achte, desto mehr muß ich über solchen Mißgriff erstaunen. Es sollte, wie man sagt, ein Spektakelstück mit Ballet u. s. w. werden, das hätte es aber auch nicht gerettet. Mad. Stich (Alangsu) war das Schwimmkissen, welche das Stück auf den Fluten des Beyfalls erhielt, sie war ausgezeichnet. Ich habe es schon gesagt, daß Mad. Stich in allen Rollen, in denen Sie die Lavagluth der Empfindung vulkanisch ausbrechen, und in Feuerströmen sich ergießen lassen kann, unübertrefflich ist. Hohn, Trotz, Raserey der Empfindung, Rache, Entgegenstemmen gegen des Schicksals schweren Druck, das sind die Dämonen, die, bewaffnet mit aller Macht des Ausdrucks und der Handlung, aus dem Reiche ihrer Kunst in die Welt treten. Auch die Liebe mit ihren Abenddämmerungen und Nachtstücken, nur nicht das zarte Morgenroth dieses Gefühls, nicht der klare Seelenthau, den das Frührothe der Liebe weint, nicht das heitre Lächeln der freudebringenden Musen, und nicht das leichte körperlose Schaukeln auf den Zweigen des säuselnden, muntern Lebensbaums. In einem kleinen Stückchen „Kau'bee" von Eichholz, das wie ein Bonbon auf der Zunge zergeht, hat sie viel Kunst geübet und viel Beyfall geärntet, die sonstigen Novitäten dieser Bühne sind nicht bedeutend, „Flatterstinn und Liebe" nach „Io mari à bonnes fortunes" von Kurländer, hat bereits der Wiener Korrespondent besprochen, es gefiel bald und halb. Es war gar zu schlecht besetzt. Mad. Wolf als Darnil vortrefflich, aber Mad. Ungelmann als Sophie höchst mittelmäßig, warum nicht Mad. Stich? Hr. Freund. Hr. Krusemann, o führet uns nicht in Versuchung: die Bearbeitung ist gut. Dem. Bauer hat die Paulme gegeben, wie? wie Dem. Bauer, gierlich, niedlich, etwas gegurkt, etwas geneumannt: kurz, flüchtig, ohne Tiefe, ohne Kern. Ist denn Mad. Neumann mehr denn eine vortreffliche Oberflächlichkeitsspielerin? warum soll ich es anstehen zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt? ritzt sie mehr als die bloße Schale, der Rinde der Rolle auch? dringt sie bis in die Gräbchen des Kunstarkets, und fördert sie den Kern zu Tage? nein, nein, nein! und hundertmal nein, wie auch die Enthusiastengarde toben mag. So wie Dem. Lindner bald nichts mehr wird sagen können als „meine Kartoffeln," so wird Mad. Neumann bald nichts mehr sagen können als „hoher Herr?" und nun diese Außerwesentlichkeit, dieses Schönheits- und Fabula-spiel hat ihr Dem. Bauer abgeguckt, ohne den Genius für die Großartigkeit dafür zu haben, den sie besitzt. Es scheint der Dem. Bauer nicht sonderlich um die Kunst zu thun zu seyn, denn wenn sie nicht spielt, sehe ich sie nie im Theater, wo doch den Meistern: Wolfs, Stich, Schröd, Beschert, Lemm, manches abgeguckt werden könnte. Wissen Sie, daß Mad. Wolf nach Nizza geht, daß Se. Majestät der König mit königlicher Huld und wahrhaft verehrbarer Gnade ihr auf acht Monat den Urlaub bewilligt, mit dem für beyde fortlaufenden Gehalt? Gott bringe dieses Künstlerpaar bald fröhlich zurück! In Abwesenheit der Wolfs springen die andern Schäfern fröhlich auf der Rollenweide herum. Hr. Krüger hat den Posa gegeben. Kein Wolf, aber auch kein Schäfern, er gab ihn gut, ohne Vortrefflichkeit, aus dem Mantel der Schwärmerey in den Leibrock einer guten Hausdefensionen umgekleidet, er gefiel sehr. Die kritischen Stimmen waren getheilt. Die „politische," meynte Hr. Krüger, wäre nicht an ihrem Orte gewesen, dafür meyne der „Freymüthige" es war eine „große Kunstleistung" in diesem „verworrenen Zwiespalt königlicher Familienverhältnisse" (!). Mad. Stich als Eboli, groß! der Freymüthige meynt, sogar der „Schatten Schillers dürfte ihr die Hand küssen!" Ich mahle mir diese Scene so aus: (Zimmer der Mad. Stich) das Stubenmädchen kommt:

Stubenm. Madame, es ist Jemand draußen.
Stich. Wer wird das seyn?
Stubenm. Es ist der Herr Schatten von Schiller.
Stich. Der? soll mir lieb seyn.
(Schillers Schatten kommt, verneigt sich.)
Sie erlauben, Madame: daß ich Ihnen die Hand küsse!

Stich. Sie sind gar zu gütig, setzen Sie sich Hr. Schatten! u. s. w. Ich will hoffen, Mad. Stich wird dem Schatten die schönen Wangen reichen, oder doch wenigstens den Handschuh abziehen. Hr. Lemm als König war ausgezeichnet. Dem Alba (Hartmann) wünsche ich glückliche Reise. „Sie nehmen schönes Wetter mit, ihr Weg geht durch die Niederlande?" Hr. Clausins aus Breslau debütirte als Gast im Alpenröslein und „Oberst." viel Routine, etwas zu viel Mangel an Feinheit! sonst brav. Hr. Dimmer aus Carlsruhe gab den „Günther" und in „beschämte Eifersucht" den Mann, dessen Name mir jetzt nicht einfällt, auch als Gast, hat mich gefallen, so gehts! der Zuschnitt der Provinz ist zu sichtlich, ignoble Bewegung, Mangel an Humor, ein Cantilene u. s. w. wird die Braut des Engagements nicht heimführen. Hr. Graf Brühl, der mit eben so vieler Einsicht als Eifer, unermüdlich für das Wohl des Theaters, für das Gedeihen alles Guten, und für das Vergnügen des Publikums sorgt, und arbeitet, sorgt dafür, daß uns auch Euterpe ihre Gaben ersetzlich, und wir sehen oft an einem und demselben Abend das Schauspiel- und das Opernhaus gedrängt voll. Im „Blaudart" von Grettry sang Mad. Seidler zum Entzücken, auch in „Nachtigal und Rabe," im Barbier u. s. w. Im „Konzert am Hofe," welches sehr gefiel, theilten die Damen Schulz und Seidler die Palme des Abends. In Jessonda trat Hr. Bader wieder auf und sang vortrefflich.

G—r.

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 276.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. November 1825.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.

Matthisson.

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsetzung.)

Das Tschatur-Anga hat mehrere Eigenthümlichkeiten, wegen welcher es wohl verdiente, in Europa bekannter zu werden. 1) Jeder Spieler kann seinen alliirten König, wenn er ihm gefährlich oder hinderlich wird — welches denn nur zu oft der Fall seyn soll — vom Throne stoßen, und den wahren König an seine Stelle setzen, um über beyde Armeen desto unumschränkter zu herrschen. Unstreitig erhält das Spiel hiedurch ein neues Interesse, weil der Spieler nicht allein seinen Gegner, sondern auch seinen Alliirten zu fürchten hat; da aber dergleichen coups d'état, wie die Entthronung eines alliirten Königs, wenn seine Hülfe nicht mehr nöthig ist, oder wenn er anfängt beschwerlich zu werden, im Spiele wie in der wirklichen Welt, sich nicht wohl mehr als einmal anbringen lassen, so sieht man, daß dieses Spiel mit einer Delikatesse behandelt werden will, die nicht Jedermanns Sache ist. Das Memoir der Bengalischen Akademie der Wissenschaften, aus dem ich diese Nachricht genommen habe, gründet darauf sogar das hohe Alter dieses Spiels, weil eine solche Politik in der neuern Weltgeschichte ohne Beyspiel sey. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser statt dieser Bemerkung, die durch die neueste europäische Geschichte sehr berichtigt werden könnte, uns eine umständlichere Erklärung von diesem Spiel gegeben hätte, welches ohne eine solche, selbst für Schach-Spieler, unverständlich ist. 2) Da der Wurf der Würfel entscheidet, welcher Stein ziehen soll, so ist es zugleich ein Hasard-Spiel. Der eben angeführte Verfasser, der Indien besser als Europa zu kennen scheint, will auch hieraus das Alter dieses Spiels beweisen, weil alle Glücksspiele aus den neuern Gesellschaften längst verbannt seyen, und unsere aufgeklärten Zeitgenossen nur an solchen Spielen Geschmack finden, bey denen, wie bey Räthseln, Charaden u. s. w. der Verstand allein wirksam ist. Die europäischen Konfitüriers wissen diese Geneigtheit des jetzigen Zeitalters nach aller geistigen Nahrung sehr wohl zu benutzen, indem sie durch ihre sinnreichen Devisen die Käufer anlocken, die es sich denn auch gefallen lassen müssen, sich mit dem Ballaste der Bonbons zu beladen. Es ist sonderbar, daß in Indostan, wo alle Hasard-Spiele verboten sind, dieses Spiel sogar in Büchern gelehrt wird; oder vielmehr es ist gerade wie bey uns. 3) Der Bauer in der Dame wird zu dem Offizier erhoben, dessen Stelle er einnimmt. Diese Art zu spielen ist auch in Europa nicht ungewöhnlich, wiewohl mit Unrecht: denn es ist nicht schwerer, bis zum Platze des feindlichen Königs als des Läufers zu dringen; und im Schach-Spiele sollten doch die Belohnungen nach den Verdiensten abgemessen werden, eben weil es nur ein Spiel ist. 4) Wer nach und nach alle vier Throne einnimmt, der hat gewonnen. Die Feinheit des Spieles wird vermuthlich darin bestehen, dem feindlichen König erst seinen Alliirten zu rauben, oder diesen zu gewinnen, ehe man den König selbst angreift. In der That ein sehr lehrreiches Spiel. 5) Roi dépouillé ist we-

der gewonnen noch verloren. Dieß gründet sich wahrscheinlich auf das triviale Axiom, daß ein König ohne Unterthanen ein Unding ist. Uebrigens erhellt aus allem dem, daß dieses Spiel nicht, wie man gewöhnlich vom Schach-Spiele rühmt, ein Bild des Krieges, sondern der Politik ist.

Es gibt in Asien besonders vier mit dem Schach verwandte Spiele, die sich von dem ächten Schach durch folgende Eigenheiten auszeichnen. 1) Es wird nicht rochirt. 2) Ein Offizier, der durch seinen Gang so mächtig ist wie unserr Königin, fehlt ihnen ganz. 3) Kein Bauer darf zwey Schritte machen. 4) Alle 64 Fächer sind von derselben Farbe.

Eine in Indostan gebräuchliche Art zu spielen hat das Sonderbare, daß jeder Spieler seine sechszehn Steine innerhalb seiner Linien aufstellt wie er will. — Das Spiel, welches heut zu Tage bey den Persern und den Hindus am üblichsten ist, hat unsere sechszehn Steine, die auf dieselbe Art aufgestellt und gezogen werden wie bey uns; nur mit dem Unterschiede, daß der Läufer und der Elephant nicht mehr als zwey Schritte, und die Königin nur einen Schritt nach der Diagonale machen darf. Das Spiel fängt damit an, daß der Bauer des Königs einen Schritt geht, und die Königin seine Stelle einnimmt: ein auch bey uns nicht ungewöhnlicher Anfang, woraus die noch jezt zuweilen angenommene Gewohnheit entstanden ist, mit zwey Zügen anzufangen.

(Der Beschluß folgt.)

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Als Theodor an die Stelle gekommen war, wo der Priester nach dem Ritus der orientalischen Kirche das Wort an das versammelte Volk richtet, rief er aus: „Großer Gott! das christliche Griechenland ist nicht vernichtet, da wir an diesem einsamen Orte, unter diesem natürlichen Obdach noch zu dir beten. Mahomet hat deinen Tempel geschändet, die Bilder deiner Heiligen zertrümmert; aber unser Glaube, ganz geistig und rein, war nicht an jene vergänglichen Zeichen gefesselt. Würdige heute, großer Gott, den Glauben unsre Brüder aufrecht zu erhalten mitten in den Prüfungen der Gefangenschaft und den Versuchungen des Unglücks! Bewahre unsere heilige Religion vor Mahomets Grausamkeiten und Schutz; wolle unsere Priester, von diesem gottlosen Herrscher in Bande geschlagen, frey machen und nimm ihnen, so unwürdig sie auch sind, nicht die Macht, das Volk durch dein göttliches Wort zu heiligen. Könnte ich doch bald nach dem Morgenlande zurückkehren, und für den Glauben sterben, den ich bewahrt! Meine Brüder, in den Gefahren des Exils, unter den Himmelsstrichen, wohin das Schicksal euch schleudern wird, bewahret das Christenthum eurer Väter. Umsonst ist Griechenland unterworfen, und ihr Griechen Sklaven und zerstreut, ihr werdet ein Volk seyn, so lange ihr eine Religion haben werdet. Die Religion, die Gemeinschaft derselben Altäre, der Glaube an dieselben Hoffnungen, das ist das erste, das heiligste Vaterland. Mit ihr werdet ihr jenen ruhmwürdigen griechischen Boden wiederfinden, oder vielmehr er wird euch nie ganz verloren seyn. Die Altäre eures Gottes werden euch einst die Gräber eurer Väter wiedergeben.

„Sind wir nicht in der That die Erstgebornen Europa's in der Religion, wie in den Künsten? Haben wir nicht das Evangelium dem römischen Kaiserthume gegeben? Athen und Korinth haben die Stimme des heil. Paulus vernommen. Ephesus ist eine der sieben getreuen Städte, die der Apostel gezählt hatte. Man bewahrte in Byzanz den bischöflichen Stuhl, auf dem der große Chrysostomus gesessen. Ach! welche Ströme von Licht goß die griechische Kirche während jener ersten Zeiten und jener glorreichen Einführung des Christenthums aus? und jezt ist sie verfinstert, in Trauer gehüllt, von den Lateinern verfolgt, von den Barbaren beschimpft. Möge sie dennoch fortleben; möge sie in der Sklaverey und unter den Bannstrahlen das heilige Feuer der Hoffnung bewahren! In sich trägt sie das Heil und die Wiedergeburt Griechenlands. Meine Brüder, man beschuldigt uns, die Vereinigung mit den Lateinern verweigert zu haben; man wirft uns unsern biegsamen Widerstand vor: ich habe diesen geheiligten Sinn mit frommen Bischöfen getheilt, die durch das Martyrthum gerechtfertigt sind. Sollte ich heute mein Wort zurücknehmen? Den Besiegten, den Flüchtlingen kommt es zu, in ihren Grundsätzen unerschütterlich zu seyn, und ihre Wahrheit als einzigen und lezten Schatz zu bewahren. Der vermag übrigens die Rathschläge Gottes vorauszusehen? Jenes Volk des Nordens, der Zögling unsrer Kirche, und dessen Heerscher sich einst mit dem Geschlecht unsrer Fürsten verbanden, sollte es nicht das Werkzeug seyn, bei der Himmel zu unsrer Befreyung vorbehalten? Sein Beyspiel wird den Eifer der Lateiner erwecken, man wird über unser Unglück erröthen, und unsere Treue bedauern. Wie dem auch sey, in dem befreyten Byzanz, mitten in dem siegreichen und wiederbelebten Griechenland wird die Trennung der beyden Kirchen, durch eine so große Wohlthat ausgesöhnt, aufhören können. Bis dahin bewahren wir unsern ganzen und unbesiegbaren Glauben; beten wir unaufhörlich für unsere Brüder, die in Griechenland und im Morgenland Sklaven sind; laßt uns leiden und hoffen! Das Leben der Völker ist lang, meine Brüder, und das Christenthum ist ewig."

Nachdem der fromme Bischof diese Worte gesprochen, las er mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß der byzantinischen Kirche ab, indem er bey dem einzigen Punkt

Briefe aus Berlin über Berlin.

Dritter Brief.

Der literarische Häringssang wird wenig Ausbeute liefern, da wir ein wenig windseyern, doch kann ich Ihnen eine sehr interessante, noch druckfrische Neuigkeit mittheilen: eine neue Zeitschrift. — „was? eine neue Zeitschrift?“ spricht mir von allen Schrecken des Gewissens, nur — gemach, es ist keine Zeitschrift für Theaterkritiken, nein, wir sprechen von dem ersten Hefte der „Zeitschrift für die Kriminal-Rechtspflege in den preußischen Staaten, mit Ausschluß der Rheinprovinzen.“ Der Name des Herausgebers: J. E. Wipig, bürgt für die Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des Unternehmens; das königliche Justizministerium genehmigt und unterstützt dieß Institut auf die liberalste Weise, und so eröffnet sich demselben ein ewig interessanter Stoff aus amtlichen Quellen. „Der Moment, sagt der Herausgeber in der Vorrede, in dem das erhabene Geschäft der Revision der Gesetze zu dem königlichen Justizministerium zurückgekehrt ist, dieser wichtige Moment ruft diese Zeitschrift in's Leben.“ Dem Auslande zu zeigen, wie man in Preußen die Strafgesetze untersuche, vertheidige und anwende, es zu Lob und Rath, nachdem die Fälle sind, zu verpflichten, die Ausbildung und Erweiterung inländischer Kriminalisten zu befördern, einen Austausch dieses Zweiges der Wissenschaft im In- und Auslande zu bewerkstelligen, im Plane dieser Zeitschrift liegt. Seine Excellenz der Justizminister und Chef der Justiz, Graf von Dankelmann, hat in einem eigenen Reskript seinen Beyfall und seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Das erste vor mir liegende Heft ist so zu sagen als Schema und Probeheft für Mitarbeiter und Gattung der gewünschten Beyträge zu betrachten. Es ist sehr reich an wichtigen Daten, reichhaltige Artikel mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt, mit den einleuchtendsten Dokumenten belegt, so wie die verwickelten Fälle der polizeylichen Chirurgie, vom gerichtlichen Obduktionen u. s. w. werden dieses Heft jedem, den dieses Fach nur im Entferntesten interessirt, erwünscht und erfreulich machen. Aber auch für die belletristische Welt ist ein Artikel darin, der sehr interessant ist, nämlich das Urtheil des Kammergerichts gegen den Dr. Gottlieb Merkel, wegen Beleidigung des Geh. Staatsraths Niebuhr durch ein Pasquill. Auch die Selbstvertheidigung des Dr. Gottlieb Merkel befindet sich hier. Ich will dem Leser einen kleinen Auszug dieses literarischen Kriminalfalles mittheilen. In Nr. 317 der Literaturzeitung vom Jahr 1816 machte Dr. Hanbold bekannt: der Geh. Staatsrath Niebuhr habe Herrn von Savigny drey Bruchstücke juristischer Schriften, die sich in der Bibliothek des Domkapitels zu Verona befanden, zugesendet. Darauf sagte Dr. Merkel in Nr. 91 des alten Freymüthigen: „Es sey zu bedauern, daß Hr. Hanbold nicht gesagt, welche Autorität das Ausreißen und Mitnehmen dieser wichtigen Blätter erlaubt habe. Denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht, o quantum est in rebus“ u. s. w. Darauf enthielt Nr. 93 die Berichtigung, daß jene Bruchstücke nicht im Original, sondern abschriftlich eingesandt worden seyen. Der Geh. Staatsrath Niebuhr trug von seinem Gesandtschaftsposten zu Rom auf Einleitung der Untersuchung gegen Merkel an. Die Selbstvertheidigung Merkel's geht darauf hinaus, daß er gar keinen animum injuriandi gegen den Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr gehabt, da er ihn in der Aeußerung gar nicht genannt, daß er gesagt habe: denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht, daß er aus dem lateinischen Vers das Schimpfwort inane wegließ. Das Gutachten des Referendarius ist nun auf 16 Seiten scharfsinnig und eindringend mitgetheilt, und entwaffnet die Künstlichkeit des Denunziaten, den Sinn und die Veranlassung der Anzeige zu deuten. Es ist ganz klar, daß eben dadurch, daß der Denunziat in seiner Anzeige sich auf eine Erörterung, und vor dem Druck der Anzeige auf eine Pessimg nicht einließ, wie denn Niebuhr eigentlich zu den Blättern gekommen sey, dem Publikum insinuirt wurde, Niebuhr habe die vier Blätter ausgerissen, oder doch mitgenommen! Daß dieß geschehen war, darüber wurde nicht ein Wort des Zweifels geäußert, sondern das Faktum wurde als bis zur Evidenz feststehend, gleich hingestellt. Nach ähnlichen und mehrern noch treffenderen Gründen, insonders nach einer hinzugefügten Anekdote des Hrn. Merkel ging das Urtheil des Kriminal-Senats des königlichen Kammergerichts dahin, daß Denunziat Merkel wegen des gegen den Geh. Staatsrath Niebuhr öffentlich verbreiteten Pasquills mit einer sechsmonatlichen Gefängniß- oder 500 Thaler Geldstrafe, nach seiner Wahl zu bestrafen, auch die Kosten der Untersuchung zu tragen gehalten sey. Ich glaube, He. Dr. Merkel lebt noch, und wird sich der alten Freymüthigkeit nicht erfreulich erinnern. Wir wünschen dem würdigen, kenntnißreichen Herausgeber Gedeihen und Segen zu seinem Unternehmen.

Von Willibald Alexis erwarten wir ein neues Lustspiel, „der Prinz von Pisa“; was dieser geistreiche Mann in diesem Fache leisten wird, ist der Neugierde werth. Ad vocem Alexis habe ich mich sehr erbaut in den Heidelberger Jahrbüchern, den „Waladmor.“ von W. Alexis, so unter andern mit den Walter Scottschen Romanen kritisirt zu sehen! (1825 Nr. 55 — 56). Der Musenalmanach (auch Xenienalmanach) von Curtius, ist in den östreichischen Staaten verboten, wenn es anders nicht eine pfiffige Erfindung des Verlegers ist. Der Schriftsteller Dr. Basmann aus Hamburg gibt in der hiesigen Vereinsbuchhandlung: „Papiere aus einer dunklen Maape“ heraus. Nebst mehrern Erzählungen soll es — il faut prendre haloina — ein Trauerspiel in lauter Romanzen enthalten! wir wollen sehen. Hr. M. G. Saphir will vom neuen Jahr an ein neues Unterhaltungs- und Theaterblatt herausgeben, ein Halbjährchen wird's dauern, dann hinüberschlummern zu andern — sit tibi terra levis! — Die Stadt Berlin hat der Prinzessin Friederike von den Niederlanden fünf Gemälde verehrt, worunter sich die von Gropius auszeichnen. — Der Komponist Meyerbeer und der geniale Weber werden erwartet. — Se. Majestät dem Könige muß bey seiner Zurückkunft sogleich der Plan zur Vergrößerung der Stadt, nach dem sogenannten Köpnikerfelde vorgelegt werden. — Der hiesige Tischlermeister Bernhard Wanschaff will ein Perpetuum mobile entdeckt haben, seine nächst herauskommenden „Mathematisch-Konstruktionellen Entdeckungen“ sollen Interessantes enthalten. — In den Hamburger „Originalien“ befindet sich ein „sans façon aus Berlin“ der hier viel gelesen wurde. Der Bursche ist keck! aber tüchtig! nun Glück auf! wird er fortfahren? — Eine „Weise Dame,“ „Chiarini“ Wachsfiguren u. s. w. übergehe ich, da schon mein Bericht zu einem Buche angewachsen. Nächsten Monat mehr.

Sr.

Druckfehler.

In Nr. 273. pag. 1100, Spalte 1, Zeile 4 von unten lies: auf statt an.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Aber eine treue Erinnerung rief ihnen oft Gesänge zurück, welche sie in ihrer Kindheit zu den Füßen ihrer Mütter gehört hatten, und in jedem Kloster des Morgenlandes verlieh der Instinkt des Klima's und der Einsamkeit einer oder der andern Nonne die Gabe der Dichtung.

Als der Bischof von Ephesus in der Freystatt der jungen Griechinnen erschien, sang eine aus ihrer Mitte, Aurelia, das Klagelied über den Märtyrtod der Priester Griechenlands, welche die Barbaren erwürgt hatten. Flammenworte entströmten dem Munde dieser schüchternen Jungfrau. Sie rief zu Gott, sie klagte die Vorsehung an, den Fall der Religion und des Reichs zugelassen zu haben. Bey dem Anblick des heiligen Bischofs hielt sie vor Bestürzung und Freude inne, und alle Schwestern sanken auf die Kniee, wie wenn der Herr einen Theil ihrer Bitten erhört hätte, indem er ihnen diesen Bekenner des Glaubens sandte: „O mein Vater! rief die junge Aurelia, Gott hat dich erhalten, um ein lebendes Beyspiel des Märtyrthums zu seyn. Aber sage uns, wird er seinen heiligen Namen in Griechenland triumphiren lassen? Werden wir die Panagia von Byzanz wiedersehen, oder müssen wir auf fremder und unheiliger Erde sterben?" — „Steht auf, meine Kinder, erwiederte der heilige Greis, und behaltet meine Worte. Kaum haben die Tage der Prüfung begonnen; bald werdet ihr nach Rom kommen, in das neue Babylon. So groß ist unser Unglück, daß es für euch selbst keinen andern Zufluchtsort als an dem Orte gibt, wo euer Glauben in Gefahr ist. Ihr gehe nach Rom. Versprecht mir, die heiligen Ceremonien unserer Väter nie zu verlassen, und nie die eidbrüchische Vereinigung von Florenz anzuerkennen." — „O, mein Vater! riefen alle zugleich, niemals. Möge die Panagia uns schützen; mögen deine heiligen Worte uns aufrechthalten und schirmen. Nie werden wir dem Irrthum der Azymiten folgen; nie unsere schwarzen Haare abschneiden, und unsern Schleyer ablegen, wie die profanen Jungfrauen Italiens." Darauf enthüllte der Bischof von Ephesus den goldenen Kelch, welchen er mitgebracht. „Aurelia, sagte er, ich gebe euch dieses heilige Pfand zurück; es gibt keine Kirche von Byzanz mehr. So möge wenigstens das Geschenk des großen Konstantin dazu dienen, die Tochter der Kaiser zu schützen. Dieser Name ist im Abendlande verehrt; er wird dich bey dem Pontifex von Rom empfehlen. Andere Prüfungen sind uns vorbehalten; und dieses Kleinod des griechischen Glaubens wird in euren Händen in größerer Sicherheit als in den unsrigen seyn." Bey diesen Worten segnete Theodorus die Jungfrauen und entfernte sich.

Schon bereitete man alles zu ihrer Abreise, und auf das Begehren des Erzbischofs von Palermo sollte ein römischer Priester und zwey Benediktiner-Nonnen sie begleiten. Die Aebtissin des Klosters von Catania empfahl den Schwestern dringend, eine Freysprechungsbulle nachzusuchen für das Unrecht, welches das Kloster begangen, Schismatiker in seinen Mauern aufzunehmen, und dennoch sah sie mit Bedauern diese jungen, so bescheidnen Mädchen abweisen, die so liebliche Worte in einer unbekannten Sprache sangen. Sie bestiegen das griechische Schiff, welches sie hergebracht. Die Matrosen lichteten die Anker, indem sie den Gesang der Panagia anstimmten, und die Jungfrauen wiederholten sich Theodorus ernste Worte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Schach-Spiels.

(Beschluß.)

Außer dem gewöhnlichen Spiele mit sechszehn Steinen gibt es im Orient noch ein großes Schach-Spiel, wo der Schach oder König links und rechts von der Königin oder dem Visier und dem Groß-Visier eingeschlossen ist. Neben diesen beyden stehen die Hirsche, neben diesen die Rhinoceros, dann die Pferde, die Rochen und die Elephanten: es sind hier also außer dem Könige zwölf Offiziers und dreyzehn Bauern, daher das Brett mehr Felder hat als das gewöhnliche. Der Roch hat die Figur des berüchtigten Vogels. Der Groß-Visier hat den Gang unsers Läufers, Thurms und Springers: eine auch in Rußland gewöhnliche Art zu spielen. Die Hirsche gehen wie unsere Springer, aber ein Feld weiter. Die Rhinoceros bewegen sich wie unsere Thürme und Springer.

Das Schach-Spiel der Chinesen unterscheidet sich von dem unsrigen durch folgende Eigenheiten. 1) Der König ist von zwey Visiers eingeschlossen, worauf unsere übrigen Offiziere folgen, so daß in allem neun sind, die daher nicht, wie gewöhnlich, in die Mitte der 2de Felder, sondern in ihre Ecken gestellt werden. 2) In der Reihe unserer Bauern stehen auf beyden Flügeln zwey Kanonen. 3) In der vierten Linie stehen fünf Bauern in den Ecken der Felder, und jeder ist von dem andern durch ein leeres Feld getrennt. 4) Die vierten Reihen beyder Gegner sind durch einen leeren Raum getrennt, der einen Graben oder Wall vorstellt, den blos die Bauern, Springer und Thürme überschreiten dürfen. Es scheint, die Chinesen sind beym Schach-Beerte eben so ängstlich, wie in Maimatschin. 5) Der König und seine beyden Visiere dürfen nie ihr Schloß verlassen, welches durch die vier mittleren Felder der zwey hintersten Reihen bestimmt wird. 6) Die Visiere und die Elephanten gehen

wie unsere Läufer, aber erstere nur einen, leztere nur zwey Schritte: die übrigen gehen wie bey uns. 7) Die Kanonen bewegen sich wie unsere Thürme, schlagen aber nicht den Stein, auf den sie stoßen, sondern par ricochet den Stein, der unmittelbar hinter ihm steht. 8) Die Bauern schlagen nicht nach der Diagonale, sondern seitwärts.

Die Erzählung der Chinesen von der Veranlassung der Erfindung dieses Spiels ist in dem ächten Geiste dieses Volkes. Während eines langen Krieges war der chinesische General gezwungen, seine Winterquartiere in einer sehr kalten Gegend zu nehmen. Um die Unzufriedenheit zu besänftigen, die hieraus, und aus der langen Entfernung der Soldaten von ihren Familien, in der Armee entstand, ließ der General ihnen nicht etwa doppelten Sold auszahlen, sondern er erfand das Schach-Spiel. Dieß brachte die Soldaten auf andere Gedanken, vertrieb die Langeweile, und fachte ihren Heldenmuth von neuem dermaßen an, daß im nächsten Frühlinge das feindliche Land mit leichter Mühe erobert ward. In Wahrheit ein wohlfeiles und unschuldiges Mittel. In neuern Zeiten hat man auf ganz andere Mittel, die aber freylich nicht so viel Kopfbrechen kosten, denken müssen, um die Truppen bey guter Laune zu erhalten, und ihnen die Quartiere angenehm zu machen.

Es hat nicht an Menschen, und selbst solchen, die mit dem Ein-mal-eins nicht recht fertig werden können, gefehlt, die sich die Miene geben, als könnten sie sogar den Fall der Karten in dem geistreichen Farao berechnen; und täglich hört man die Aeußerung, daß ein guter Schach-Spieler ein guter Rechner seyn müsse. Die Wahrheit ist, daß das Schach-Spiel, wegen der unzähligen Kombinationen, die dabey Statt finden, kein Gegenstand für den mathematischen Kalkül ist. Allein das Schach-Brett, dessen Kombinationen durch die Zahl 64 bestimmt sind, gibt allerdings zu solchen Untersuchungen Anlaß, und hat einige der größten Mathematiker beschäftigt. Wir haben oben bey der Rechnung des Sessa ein Beyspiel gesehen: ein anderes Beyspiel gibt der sogenannte Rößlein-Sprung, d. i. der Gang, den der Springer nehmen muß, um nach und nach alle 64 Felder des Schach-Bretts, doch jedes nur einmal, zu berühren. Dieses Problem läßt unzählige Auflösungen zu, wovon diejenige, die sich am leichtesten behalten läßt, in folgender einfachen Regel besteht: man gehe von einer Ecke aus, so lange es angeht, nach einer Richtung, und bleibe immer so nahe als möglich an der Peripherie des Bretts.

Unter den moralischen Betrachtungen, die sich beym Schach-Spiel anstellen lassen, ist eine der natürlichsten diejenige, die sich nach geendigtem Spiele, wenn die Steine in den Sack zurückgeworfen werden, fast unwillkürlich aufdringt. Die Komödie oder Tragödie, die uns einige Stunden oder einige Jahre so sehr interessirt hatte, ist nun vergessen, aller Zwist und Hader, Neid und Furcht ist vorüber; alle Verhältnisse und aller Unterschied des Standes hört auf; und auf das Gewühl und die Stürme des Lebens folgt die Ruhe des Grabes. Ein Sack oder ein Grab umschließt Freund und Feind, das Pferd und seinen Reiter, den König und den Bauer. So natürlich diese Betrachtung ist, so mag sie doch wohl eben so selten am Ende des Schach-Spiels gemacht werden, als am Ende des Schauspiels. Auch wenn der Vorhang fällt, wie beym Abtritt von der Bühne des Lebens, erscheint jeder in seiner wahren Gestalt; die Maske der Heucheley fällt ab, und der Purpurmantel gilt nicht mehr als der Sklavenkittel. Nur die Leidenschaften und Zänkereyen dauern noch oft hinter den Koulissen fort; der unglückliche Schachspieler denkt mit Verdruß an den Sieg seines Gegners: und nicht Jeder verläßt diese Welt, frey von allen Leidenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Okt.

Das seit wenigen Jahren durch die Bemühungen der waadtländischen naturforschenden Gesellschaft gegründete Kantonalmuseum, dessen Lokal die Regierung angewiesen und die Einrichtungskosten bestritten hat, erhält durch reiche Geschenke, gleich dem benachbarten genferischen Museum fortgehend sehr bedeutenden Zuwachs, so daß, nachdem im vorigen Jahr ein geräumiger zweyter Saal für seine Sammlungen eröffnet ward, man gegenwärtig bereits schon mit der Zurüstung eines dritten beschäftigt ist. Die neuesten Bereicherungen, welche das Museum erhielt, sind folgende: Der General de Laharpe, welcher auch dießjähriger Vorstand der Kantonalgesellschaft ist, schenkte eine schöne Suite von Mineralien der Auvergner-Gebirge, und der Professor Struve vermehrte durch sieben- bis achthundert ausgewählte Stücke die bereits ansehnliche mineralogische Sammlung, die nun in einer Reihe von Schränken nach Hauy's System geordnet ist, mit Ausnahme eines eignen Schrankes, der die Mineralkörper des russischen Reiches, und eines andern, der eine nach Werner's System geordnete Reihenfolge von Fossilien enthält. Die Zoologie findet sich meist noch auf die Klassen der wirbellosen Thiere und der Reptilien beschränkt; die leztere hat Hr. Wyder hinsichtlich der inländischen Arten vollständig geliefert. Die Sammlung der See-, Fluß- und Erdkrucyllen, mit Inbegriff ihrer fossilen Arten, ist in ansehnlichen Vorräthen nach Lamark geordnet; auch die Zoophyten, Strahlthiere und Crustaceen fangen an bedeutsam zu werden, und für die Entomologie ist ein Anfang gemacht. Von dem Baron Benjamin

de Leffert in Paris erhielt das Museum kürzlich zwey höchst seltene und ausgezeichnete Vögel: den aus Südasien kommenden, vom Schnabel bis zum Schwanz neun Fuß langen Pfaufasan (Argus giganteus), der wohl mit Recht das in seiner Art prachtvollste und wunderschönste Geschöpf in der Natur genannt worden ist, und den noch seltenern, aus den hindostanischen Gebirgen durch Lady Impey bekannt gewordenen, von Temminck blendender Federbuschträger (Lophophorus refulgens) genannten, in allen Metallfarben glänzenden, und durch seinen Busch von dreyzehn langen, dünnen, hartlosen, in ein grüngolden Blatt auslaufenden Federn bezeichneten Vogel aus dem Hühnergeschlechte. Auch die Sammlung von Kantonalalterthümern hat durch den um dieselben sehr verdienten Doktor Levade reichen Zuwachs erhalten. Diese und andere Angaben schließt der Professor Chavannes in seinem Jahresbericht mit der Bemerkung: „Es können diese Bereicherungen eines einzigen Jahres beynebens auch als Beweis der Fortschritte gelten, die der Gemeingeist unter uns macht. Sie thun dar, was von den liberalen Institutionen, deren die Eidgenossenschaft sich erfreut, erwartet werden darf, und daß da, wo ein Vaterland vorhanden ist, welches des Volkes Liebe verdient und genießt, auch mit kleinen Mitteln Ansehnliches zu erreichen leicht wird."

Einem ebenfalls der waadtländischen Kantonalgesellschaft der Naturwissenschaften erstatteten Bericht des Directors der Salzwerke in Bex, Herrn von Charpentier, über das seit einiger Zeit dort entdeckte und gewonnene Steinsalz, wollen wir nachfolgende Angaben entheben. Die ersten Spuren dieses Steinsalzes wurden in der neuerlich eröffneten oder vielmehr nur erweiterten sogenannten Galterie du Bouillet, welche fünfhundert Fuß tiefer als die Galterie du Fondement liegt, und gegenwärtig 6787 Fuß Länge hat, wahrgenommen. In diesem Stollen fand man im Jenner 1822 ein Konglomerat eckiger Bruchstücke von Anhydrit und dichtem mehr oder weniger kieselartigem Kalkstein, die durch salzhaltigen Anhydrit und völlig reines Steinsalz in eine feste, für ihre Brechung des Schießpulvers benöthigte Masse verkittet waren. Man fing an dieselbe zu bearbeiten, und es zeigte sich, daß das salzhaltige Gestein durch Wässerung behandelt, dreyßig Pfund Salz auf den Kubikfuß ertrug. Durch weitere Untersuchungen in den verschiedenen Gallerien gelangte Hr. von Charpentier zur Entdeckung eines Lagers, dessen zwey bisher gekannte Endpunkte bey 2800 Fuß in horizontaler, und bey 600 Fuß in vertikaler Richtung von einander entfernt stehen, und das im Durchschnitt dreyßig Fuß Dicke hat. Dieß würde also eine Masse von 30.400.000 Kubikfuß Gestein, und nach obigem Verhältniß des Salzertrags eine Summe von 13,120.000 Centner reinen Salzes gewähren; wobey zu bemerken ist, daß hier nur von seinem schon wirklich gekannten Umfang die Rede ist. Da das Lager sich an seinen beyden untersuchten Endtheilen gleich mächtig, und von gleichem Salzgehalt zeigt wie zwischenein, so darf daraus geschlossen werden, daß es über den gekannten Umfang sich noch weiter ausdehnt; wie weit diese Ausdehnung in Länge, Tiefe oder Höhe möglich sey, kann man einstweilen nicht wissen. Bis dahin sind aus diesem salzhaltigen Gestein 3604 Centner Salz gewonnen worden, deren Ausbeute drey bis vier ein Drittel Batzen auf den Kubikfuß kostete, je nachdem das Wässerungsverfahren auf Ort und Stelle möglich war, oder das Gestein dafür in andere Gallerien gebracht werden mußte. — Eine hier ganz natürlich aufzuwerfende Frage: Ob etwa dieß Lager von salzhaltigem Anhydrite die Ursache des Salzgehalts der Quellen von Bex seye, und ob vielleicht durch Ausbeutung des erstern der Ertrag der letztern vermindert werden möchte? — beantwortet Hr. von Charpentier durch die Versicherung, daß bis dahin keinerley Spur eines zwischen dem Lager und den Quellen bestehenden Wechselverhältnisses wahrgenommen worden sey. Allenthalben wo das salzhaltige Steinlager angegriffen oder durchbrochen worden ist, zeigte sich dasselbe völlig zusammenhängend, ohne Spalten, Zwischenräume oder Höhlungen, welche sich nothwendig darstellen müßten, wenn das Wasser zwischen durchgedrungen wäre. Somit darf man dann hier also keine Besorgnisse hegen. Hinsichtlich auf den Ursprung des Lagers spricht Hr. von Charpentier seine Ansicht folgendermaßen aus. Obgleich, sagt er, die Masse des salzhaltigen Gesteins mit den Strata des sie enthaltenden Anhydrits parallel läuft, so glaube ich jedoch nicht, daß diese Lagerung (gite) ein wirkliches Lager (couche) darstelle. Seine Struktur zeigt eine Mischung von Anhydrits, thon- und kieselartigen Kalkstein-Bruchstücken, die mittelst Salz durchdrungen und verkittet sind, so daß wahrscheinlich wird, es finde sich hier ein wirklicher Gang (filon), das will sagen, eine mit den Strata des Gesteins parallele Spalte, die von jenen Steinfragmenten erfüllt, ihre Zwischenräume durch Steinsalz gänzlich ausgefüllt darbietet. Ob nun dieß Salz ein Niederschlag von Salzwassern sey, die zwischen jenen Bruchstücken durchflossen, oder ob vielmehr sein Daseyn von Dämpfen des Sodiums und der Chlore herrühren, welche durch Erkältung in den Zwischenräumen jener Steingeschiebe verdichtet wurden, darüber können wir nicht entscheiden, weil noch hinlängliche Angaben und Gründe mangeln, um die eine oder andere der zwey Bildungsarten für die wahrscheinlichere zu erklären. Ich bemerke einzig noch, daß dieß Salz anhydritartig ist, das will sagen, daß es nicht wie das durch Krystallisation aus Salzwasser gewonnene Salz, Wassergehalt hat.

Der auf seinem Landsitze bey Lausanne lebende General von Minutoli ist ein sehr thätiges Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, indem er ihr in öfteren Vorlesungen Ergebnisse seiner Reisen und dadurch veranlaßter Forschungen mittheilt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 172:

Zug.

Charade.

Immer wünschet das Ganze, je eher je lieber zu werden.
Was das Zweyte besagt, wandelnd auf rosigter Bahn.
Doch zugleich wünschet es auch für immer zu bleiben das Erste.
Eitler und thörichter Wunsch: Ach er wird niemals erfüllt.
Denn es werde das Ganze das Zweyte, oder es werd's nicht.
Bleibt es das Erste niemals, sondern sein Gegentheil wird's.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

welche über diese Erde einhergeschritten waren, verwirrte dieses Volk mitten unter griechischen, römischen und arabischen Denkmälern, die es um sich herum in Trümmer fallen sah, alles in seiner trägen Unwissenheit. Es betete in der Kapelle des heil. Merkur und zeigte andächtig den Brunnen der heil. Juno. Unsre aufgeklärten Griechen lächelten über diesen Irrthum, und Gemistes glaubte darin die unbesiegbare Macht jener anmuthigen Symbole zu erblicken, die einst die Erde bezaubert hatten. Der junge Michael Apostolus, beseelt von den lachendsten Erinnerungen der griechischen Poesie, suchte Arethusens Quelle auf; aber die Barbarey hatte selbst dieses Werk der Natur zerstört. Nichts als ein trübes, salziges Wasser war übrig, wo sich Ueberreste von Denkmälern aufthürmten, mit denen der griechische Genius einst die Ufer dieser heiligen Quelle geschmückt hatte. Lascaris und seine jungen Freunde waren auf die Epipolae gestiegen, um mit einem einzigen Blick die ehemalige Größe der Stadt zu überschauen. Als sie diesen weiten Umkreis erblickten, den der Handel nicht mehr belebte, diese verödeten Häfen, diese ungleichen Ruinen, die sich hier und da erhoben, dieses Proscenium, das die spanischen Sieger *) noch nicht völlig abgetragen hatten, riefen sie aus: „Wohl ist Athen gerächt!“ und ihre Augen füllten sich mit Thränen bey dem Gedanken an ihr Vaterland.

Die jungen Italiener betrachteten ruhiger dieß traurige Schauspiel. Sie waren für das gesellschaftliche Leben geboren, und Hoffnung erfüllte sie. „Welche günstige Lage für den Handel und für das Reich! sagte der junge Bembo; Venedig selbst wird vom Meere nicht besser beschützt, nicht mehr begünstigt. Aber ach! das Schicksal der Orte wechselt wie das der Völker selbst. Nicht hierher mehr wird der Handel die Reichthümer des Orients führen, sondern nach Venedig, das sich kaum über die Fluten des adriatischen Meeres erhob, als Syrakus schon Königin war.“ — „Ja wohl, erwiderte Lascaris, nichts bringt schneller zum Welken, als die Eroberung; sie zerstört selbst den Genius der Länder und die Wohlthat der Natur. Venedig wird es einst auch erfahren.“ Ein Befehl des spanischen Statthalters, der in Syrakus befehligte, benachrichtigte die Griechen, ihren Weg bis nach Palermo fortzusetzen. Ihre Führer, deren rohe Gleichgültigkeit nichts in diesen antiken Denkmälern sah, drängten sie, sich auf den Weg zu machen, während die erste Frische des Abends den brennenden Himmel Siciliens mäßigte. Nachdem sie über den Arranitus gesetzt, stiegen sie langsam den hohen Bergrücken hinan, der noch heute die griechische Leiter heißt, und entfernten sich von Syrakus, wo alles, mit Ausnahme der Menschen, das Bild Griechenlands zurückrief.

Ihr Weg, der sich durch Dörfer des neuen Siciliens fortzog, bot ihnen nicht mehr jene gewaltigen Erinnerungen dar. Manchmal jedoch zogen die Ueberreste eines maurischen Schlosses, und das in Sicilien so gewöhnliche Gemisch von arabischer und normännischer Bauart, ihre Blicke an. Der Anführer der spanischen Bedeckung erwachte dann aus seiner schweigenden Gleichgültigkeit, und indem er auf die Ueberreste der kleinen ausgezackten Thürme der Araber zeigte, belebte er sich bey diesem Anblick, und erzählte die Thaten seiner Landsleute gegen die Mauren von Granada und von Xeres. Dieß war wie ein neues Band, welches der Haß gegen die Muselmänner zwischen Griechen und Spanier knüpfte. „Euer Schisma, sagte der aragonische Anführer, muß doch eine scheußliche Sache seyn, daß man euch nicht hat gegen jene Ungläubigen vertheidigen wollen, die uns in Spanien so viel zu schaffen machen.“ Zu gleicher Zeit konnte er nicht umhin, die strenge Frömmigkeit, das majestätische Gesicht und die Narben des Bischofs von Ephesus mit Bewunderung zu betrachten, und in seiner kriegerischen Offenheit sagte er: „Aber seltsam ist es doch, ein Märtyrer zu seyn, und doch kein guter Christ!“

Ein Marsch von mehreren Tagen, bald auf den Ueberresten von Straßen, in alten Zeiten von den Römern angelegt, bald auf jenen öden Haiden, welche Sicilien bedecken, hatte den Reisenden nichts dargeboten als verschiedene Ruinen von einigen armen Familien bewohnt. Endlich sahen sie von weitem hohe Säulen blinken, und dann weite Mauern, deren Anblick eine große Stadt verkündigte. Der ganze Zug beschleunigt jetzt seinen Marsch, um diesen Ort vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Die verlöschenden Strahlen der Sonne erleuchten mit saufterem Licht jene Denkmäler, die den Horizont zu begränzen schienen. Außerhalb des weiten Umkreises, der sie einschloß, bemerkte man hie und da ungeheure Stein- und Marmorblöcke, welche durch eine mehr als menschliche Kraft dorthin gebracht zu seyn schienen. „Wir werden dort wenigstens einen Zufluchtsort finden,“ sagte der sicilianische Führer, der sich von der gewöhnlichen Straße entfernt hatte. Nach einem angestrengten Marsch von mehreren Stunden langt man endlich bey dieser Stadt an, welche die helle Durchsichtigkeit des sicilianischen Klima's in so großer Ferne zeigt. Sie war verlassen, und ihre Denkmäler waren nur größere und zusammenhängendere Ruinen. Der Reisenden bemeisterte sich eine Ueberraschung, zu der sich fast Schreck gesellte, als sie sich mitten in einer großen zerstörten Stadt, die sie belebt geglaubt, erblickten. Ihre Blicke fielen auf einen Tempel von ungeheurer Höhe, dessen Säulen noch standen, und noch die Spuren der alten dorischen Bauart trugen. Zwey andere Tempel erhoben sich in einiger Entfernung. Der Zwischenraum war mit Säulenschaften,

*) Von dem Proscenium sind keine Spuren übrig geblieben; die Steine davon sind von den Ingenieuren Karls V. zu den Befestigungen der Stadt gebraucht worden. Swinburne's Reise nach den beyden Sicilien. Ir Theil.

Digitized by Google

men: der platonische Enthusiast, der fast Götzendiener war, der leidenschaftliche Freund der Künste, der tugendhafte Sektirer, der Büßende, der Märtyrer. Auf den verstümmelten Marmorn von Seimunt sitzend, unterhielten sich diese Männer mit der lebhaften Phantasie ihres Landes und jener Beweglichkeit der Hoffnung, welche alles Unglück überlebt. Neben ihnen betrachtete Medicis mit Rührung dieses Schauspiel, diese Freude, die sich zu so vielem Ungemach gesellte, und er nahm bisweilen an ihren Gesprächen Theil, indem er sie warnte, nicht zu viel Hoffnung auf die Waffen und die Großmuth der Könige von Europa zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Main.

Einsender hatte das Vergnügen, bey seiner letzten Anwesenheit in Frankfurt a. M. die interessante Bekanntschaft des Herrn Alexander von Heilbronn aus Pesth zu machen, und diese Bekanntschaft verschaffte ihm einen großen Genuß. Es besitzt nämlich Herr von Heilbronn eine der merkwürdigsten Sammlungen kolorirter Handzeichnungen, — das Resultat des mehr als dreißigjährigen Fleißes eines Mannes, dem diese Kunstarbeit Erholung war. Der königlich Ungarische Kammerrath von Stettner, Ritter des St. Stephansordens, starb im Jahre 1815 zu Ofen als Director des Zollwesens. Neben seinen vielfachen Berufsgeschäften trieb derselbe die Blumenmalerey, und brachte es darin zur Meisterschaft. Nur in der Natur selbst suchte er seine Muster, welche ihm die reiche Flora der Gärten, Wälder und Fluren Pannoniens darbot. So entstanden in dem stillen Umfange eines sehr prosaischen Geschäftszimmers diese wahrhaft poetischen Kunstproduktionen, welche jeden Foliobefte füllen. Erst nach dem Tode des merkwürdigen Mannes entdeckte seine Familie den köstlichen, ihr bis dahin verborgenen Schatz. Herrn Alex. von Heilbronn, einem in Ungarn angesessenen Deutschen, gelang es, die ganze Sammlung mit bedeutendem Kostenaufwande an sich zu bringen. Auf solche Weise ist nun das Kunstwerk in die Welt getreten, und diese Rücksicht scheint auch ein Hauptbeweggrund für die Familie geworden zu seyn, sich von dem theuren Vermächtnisse zu trennen. Aber schon droht diese in ihrer Art einzige Gallerie wenigstens von Deutschland Abschied zu nehmen, indem der Besitzer, ein geborner Hannoveraner, Willens ist, solche dem brittischen Museum in London vorzulegen, welches gewiß alles aufbieten wird, dem mächtigen und reichen Vaterlande eine solche Seltenheit zu erhalten. Einsender fühlt sich deßhalb aufgefordert, das deutsche Publikum auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches ein Laie würdig zu beschreiben außer Stande ist. Herr von Heilbronn befindet sich noch in Frankfurt, und wird wahrscheinlich auch noch einen Theil der unfreundlichen Jahrszeit, seiner Gesundheit wegen, dort verweilen, bevor er die Reise nach England unternimmt, zu welchem Zwecke er Ungarn verlassen hat. Das hohe Interesse, welches der Kunstschatz selbst gewährt, so wie die gefällige Humanität des Besitzers werden und müssen einen Jeden ansprechen, der so glücklich ist, die Bekanntschaft beyder zu machen. Sehet und staunet! darf man sagen. Einsender wußte nicht, was er, beym Beschauen der Stettner'schen Blumengallerie, mehr bewundern sollte: ob — das Vollendete der Blumen- und Früchtezeichnung, — die ängstlichste und doch zwanglos erscheinende Genauigkeit selbst der allerkleinsten Details des Pflanzenorganismus, oder die blendende und doch naturgetreue Farbenpracht und die sprechende Aehnlichkeit dieser wahren Miniaturgemälde. Die fünfhundert kolorirten Blätter zeigen dem Beschauer bald Blumen, Blüthen und Gesträuche, wie sie Umgarns ausgenetzte Hügel und Thäler hervorbringen; — bald solche, die selbst das südliche Pannonien nur in Gewächshäusern erzieht; — bald Pilze, Knollengewächse, Gemüse, Baum-, Feld- und andre Früchte verschiedener Zonen; und dann Schmetterlinge und Käfer der alten und neuen Welt, mit einem, möchte man sagen, nachgezauberten Farben-Schmuck und Glanz. Man staunt ob der unsäglichen Mühe und Arbeit, ob des ausdauernden Fleißes eines einzigen Mannes, der oft an einer Blume, ja an einem Blatte Monate lang mag geschaffen haben —; der nur im stillen Gelingen seinen Lohn fand, und der selbst sein eigener und einziger, aber, wie man sieht, strenger Kunstrichter war; denn Herr von Heilbronn zeigt auch Blätter, welche der Künstler selbst verworfen hatte, und die man für recht wohlgelungene Arbeiten halten würde, wenn man sie abgesondert, und nicht neben den vollendetern Gemälden erblickte. — Die rothen, blauen und grünen Farbungen der Stettner'schen Bilder erinnern an die blendende Farbenpracht altdeutscher Gemälde; es scheint, als habe der Künstler ein besonderes Farbengeheimniß besessen. Einen herrlichen überraschenden Effekt macht die ganz eigene Behandlung des Schlagschattens, wodurch die gemalten Gegenstände ganz erhaben erscheinen. Auffallend genug — ist das Papier, auf welchem Stettner seine lieblichen Bilder geschaffen, oft das allergewöhnlichste.

Möchte doch bald das Auge eines Künstlers das erblicken, was Einsender gesehen; und eine geübtere Feder es dem melden, welchen das Schauen nicht vergönnt ist!

Edinburg, Oktbr.

Die Herren Burstall und John Hill in Leith haben so eben ein Patent für eine neu erbaute Dampfkutsche erhalten, deren Mechanismus die Bewegung des Wagens auf gewöhnlichen Wegen hervorbringen soll, ohne der Geleise von Gußeisen (rail way's) zu bedürfen. Die Kutsche hat die gewöhnliche Form, hinter dem Sitzkasten erhebt sich der Schornstein, unter und neben demselben befindet sich der Dampfkessel, das Feuer und ein Behälter, welches hinlänglich Wasser von einer Poststation zur andern (ungefähr 30 bis 40 Gallonen) enthält. Durch eine besondere Einrichtung des Kessels und dadurch, daß das Wasser in einem eignen Behälter aufbewahrt wird, soll zur Zeit nur gerade so viel Dampf verbraucht werden, als zur Bewegung nothwendig ist, und wenn die Kutsche bergab fährt, kann der Dampf gespart und angehäuft werden, um ihn beym Bergauffahren, und auf üblen Wegen mit doppelter Kraft anzuwenden. Alle Sicherheitsmaßregeln sind sorgfältig angebracht. Die Wirkung der Maschine soll der Stärke von zehn Pferden gleich kommen. Nächstens wird ein öffentlicher Versuch mit dieser Dampfkutsche angestellt werden, die bestimmt ist, zwischen Edinburg und Glasgow den Dienst einer Postkutsche zu versehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

einer langen arabischen Pfeife. Nach seiner ernsthaften und sorglosen Haltung, nach der einförmigen Gleichgültigkeit seiner Blicke zu urtheilen, hätte man geglaubt, einen Türken des Abendlandes zu sehen. Der Anbruch des Tages beleuchtete diese kleine Kolonie von Flüchtlingen, auf den Ruinen der Vorzeit gelagert, die sie nicht ohne Bewegung und Bedauern wieder verließen. Nicephorus sank zum lezten Male in seiner niedrigen Hütte auf die Kniee, wo er so viele Jahre der Buße zugebracht hatte. Gemistes und Lascaris betrachteten lange die prächtigen Zinnen des Tempels, von den ersten Gluten Aurora's beleuchtet, während die spanischen Soldaten nachlässig ihre Pferde von dem Fuß der Säulen losbanden, welche sie nicht einmal ansahen.

Man tritt die Reise an. Wenig Tage genügen, um in Palermo anzulangen, wo das Schicksal der Griechen sich entscheiden sollte. Medicis, der ihnen folgte, zweifelte, ob er ihnen bey Alphons würde nüzlich seyn können, der damals mit Florenz im Kriege begriffen war; aber er rechnete auf die Großmuth dieses Fürsten, dem man den Beynamen des Großherzigen gegeben, und der nur einmal in seinem Leben grausam gewesen war, als er nämlich die unglückliche Johanna von Neapel vom Throne stürzte. Er unterhielt die Griechen von dieser Hoffnung; aber öfter noch fragte er sie über ihre Wissenschaften, wie wenn er etwas von diesem köstlichen Schatz hätte rauben wollen. Als sie sich Palermo näherten, konnten die Italiener und Griechen nicht umhin, lächelnd jene schwachen Denkmäler der neuern Kunst mit den Ruinen von Selinunt zu vergleichen. Sie waren durch das südliche Thor in die Stadt gekommen, und ihre Bedeckung hielt bey einem ungeheuern und sonderbaren Pallast, der in verschiedenen Jahrhunderten von den Gothen, den Normannen und den Arabern erbaut worden war. Die Zugänge zu diesem Pallast waren statt allen Schmuckes mit schweren eisernen Kanonen besezt, welche die Stadt bedrohten: dieß war Alphons königliche Residenz. Eine spanische Wache hielt die Thore besezt, und man bemerkte die Spur von Bestrafungen, welche sich der bewegliche und aufrührerische Charakter der Einwohner zugezogen hatte. Die Griechen betrachten mit einem gewissen Widerwillen diese Citadelle des spanischen Eroberers; aber sie wurden erwartet, und der Befehl war gegeben, sie zu der Audienz des Königs zu führen. Man führt sie in einen großen Saal, welcher den Blicken die sonderbarste Mannigfaltigkeit darbot. An dem Gewölbe hingen zerrissene Fahnen, Waffen, Standarten, von den Mauren von Tunis, den Genuesern und Venezianern erbeutet. Mitten unter diesen Trophäen glänzte auf einem Schilde die sonderbare Devise des Königs: nämlich ein aufgeschlagenes Buch *). Auf einem ungeheuern Marmortisch fanden sich mehrere antike Medaillen der Cäsare; in einem Kasten von Elfenbein einige astronomische Instrumente, noch roh und unbeholfen, und daneben mehrere Manuscripte, mit Platten von Gold oder mit wohlriechendem Holz bedeckt und mit starken stählernen Spangen verschlossen. Auf den hohen weiten Wänden des Saales waren die Schlachten und die berühmtesten Begebenheiten von Alphons geschildert. Man sah ihn bey der Feyerlichkeit seiner Krönung, in der Mitte des Hofes von Aragonien, wie er das Verzeichniß der Großen zerriß, die gegen ihn sich verschworen hatten. Ein anderes Gemälde zeigte ihn in Marseille, das er im Sturm genommen, wie er die Wuth der Soldaten hemmte und das reiche Geschenk ausschlug, das die Frauen der Stadt ihm boten. An einer andern Stelle war er als besiegt dargestellt, aber größer noch als im Siege, wie er auf einem genuesischen Schiffe gefangen bey der Insel Ischia vorbeygeführt wird, und auf Gefahr seines Lebens sich weigert, durch einen Befehl den Muth der Besatzung, die in seinem Namen dort focht, zu dämmen; endlich sah man ihn als Sieger mit der Pracht der alten römischen Triumphatoren in Neapel einziehen.

Dieser Saal war noch mit einigen Statuen geschmückt, die der König in seinen Kriegen mit fortgenommen, und deren Vollkommenheit mitten in diesem Pallast von barbarischer Bauart einen Begriff von den erhabenen Künsten Griechenlands gab. Die Griechen empfanden bey diesem Anblick eine Regung von Freude. Im Hintergrunde des Saales saß der König, umgeben von einigen der berühmten Männer, die damals den Ruhm Italiens ausmachten. Es fanden sich dort: Poggio, ein großer Gelehrter, von dem Europa nur die scherzhaften Erzählungen kennt, Antonius von Palermo, der Gelehrteste unter den Sicilianern, Aeneas Sylvius, den seine Liebe zu den Wissenschaften und seine Beredtsamkeit auf den päpstlichen Thron erhoben, und viele andere, die man heute nicht mehr kennt.

Alphons hielt eine Lebensbeschreibung Alexanders in der Hand, und er unterhielt sich über ihren Inhalt mit den gelehrten Vertrauten, die seinen ganzen Hof ausmachten. Das Gesicht des Königs war auf eigenthümliche Weise geistreich und kriegerisch. Das Alter hatte seine Haare gebleicht, aber sein hoher und stolzer Wuchs, seine Augen voll Leben und Feuer, die überallhin ausdrucksvolle Blicke warfen, gaben ihm noch alle Lebhaftigkeit der Jugend. Er trug den kurzen Mantel und das spanische Soldatenkleid. Seine Lieblingsdevise war auf dem Knopf seines Schwertes eingegraben, und auf seiner Brust bemerkte man die Schärpe, die er von Lucretia Alania, dem lezten Gegenstand seiner unbeständigen Liebe, erhalten. An diesem Ort, vor diesem König war es, wo die Griechen fast als Strafbare eingeführt wurden: „Blicket um euch, redete Alphons sie an, ihr seyd auf keinem feindlichen Boden."

Da er jedoch selbst mit vieler Aufmerksamkeit seinen

*) Dieses Sinnbild, von dem Antonius von Palermo spricht, ist auf mehreren Medaillen aus der Regierungszeit von Alphons geprägt.

Gold und die farbigen Steine sind ziemlich elegant zugeschnitten, besonders am Halsschmucke, wo oft Steine verschiedener Farben mit dem Golde auf eine gefällige Art abwechseln. Von den Armbändern sind einige von einem einzigen Stücke Gold, und seyen wie breite Ringe aus; ich sehe nicht ein, wie die Hand hindurch kam. Dann allerley kleine Figürchen, die am Bande getragen wurden. Der Skarabäen und Götterbilder besitzt Passalacqua eine außerordentliche Menge von Metall, Stein, Krystall, Glas und Töpferarbeit. Einige darunter sind sonderbare Gestalten; so habe ich einen Götzen bemerkt, der einem indischen, in Sonnerats Reisen abgebildeten, sehr ähnlich sieht. Mit solchen Figürchen wird man sich jedoch in Acht zu nehmen haben. Man versicherte mich, daß man in Rom, wo man auch die Kunst versteht, das Auge zu trügen, egyptische Alterthümer fabrizire, und von da nach Alexandrien schicke, wo sie dann wieder an leichtgläubige Europäer als ächte Waaren verkauft werden. Wer weiß, ob nicht auch schon ein spekulirender Kopf daran gedacht hat, eine Mumienfabrik anzulegen, und ob nicht bereits einige Türken-, Araber- oder Koptenleichen in Europa eingeschwärzt worden sind? Wir Europäer halten uns für schlau, und werden doch beständig hinters Licht geführt, bald von diesem, bald von jenem. Heute kommt die Täuschung von den Ufern der Seine, der Donau oder der Themse, morgen von den Ufern des Nils her, und wir sind so gutmüthig und glauben alles, oder thun, als ob wir's glaubten, besonders wenn's in den Staatszeitungen gedruckt steht. Es hängen in Passalacqua's Gallerie auch Pfeile und Bogen, die in den Gräbern sollen gefunden worden seyn. Es steht darin ein Apothekerkasten mit mehr als einem halben Dutzend Flaschen und Büchsen voll Arzneyen und Salben, die ein Chemiker, Hr. Jul. Fontenelle, zu zerlegen unternommen hat. Heut zu Tage sendet man den verstorbenen Apothekern ihre Büchsen nicht mehr nach. Aus welchem Zwecke haben denn die Egyptier so manche Sachen in ihre Gräber gesteckt? etwa um der Nachwelt Probchen von ihren Künsten und Hantierungen zu hinterlassen? Dabey müssen sie gewaltig schreibselig gewesen seyn, denn sogar auf einem runden Farbebrette eines Malers sind Hieroglyphen angebracht. Neben diesem Brettchen, das länger gedauert hat als der Ruhm und die Werke des Künstlers, der sich desselben bediente, steht auch ein Farbenkästchen mit verschiedenen, halbverbrauchten Farben; andre Farben sind in Muscheln eingerieben, wie bey uns. Eine wohlgeschliffene metallne Spiegelscheibe mit einem Handgriffe mag in irgend einem europäischen Museum, oder in der Bude eines Antiquitätenhändlers stehen. Zu bemerken sind auch noch einiges Ackergeräth und chirurgische Instrumente, wovon einige zum Einbalsamiren scheinen gebraucht worden zu seyn, z. B. ein Haken, um, wie es Herodot aussagt, den Leichen das Gehirn durch die Nase herauszuziehen; ferner ein Messer aus einem künstlich zugespitzten Agatsteine, dieser soll zum Ausschneiden der Seite bey den Leichen gedient haben; ich weiß nicht, wo Hr. Passalacqua diese Nachricht her hat. Er besitzt auch einen langen Dolch, der den Dolchen italienischer Banditen zur Seite kann gestellt werden; der Handgriff daran ist kunstreich verziert. Eine andre Merkwürdigkeit dieser Sammlung besteht in den Früchten und Thierüberresten, die in den Gräbern gefunden worden sind. Ein aon den Windeln befreyter Ibis hat noch ein so falsches grellrothes Gefieder, wie ein vor Kurzem geschlachteter Hahn, man sieht ausgetrocknete Frösche, Mäuse und andre kleinere Thiere, Fische; ferner Korn, Weintrauben, Datteln, Feigen u. s. w. Passalacqua ist so glücklich gewesen, und hat ein bisher verborgenes prächtiges Grab aufgefunden, nur nicht wie das Belzonische zu Babenel Malouk, mit langen Gängen aoter eingebauener bemalter Thüren, und mit einem steinernen Sarkophag; so kostbar war das von Passalacqua aufgefundene Grab nicht. Das seinige war ein kleiner Grabkeller, in der Ebene von Theben, und zwar in derselben Hügelkette, worin Belzoni das prächtige Grab entdeckte, aber auf der entgegengesetzten Seite. Das zu dem kleinen Grabkeller führende Zimmer war bereits lange aufgebrochen und geplündert gewesen. Niemand hatte aber vermuthet, daß eine der Wände blos zugemauert sey. Diese Entdeckung machte Passalacqua; er brach die Mauer auf, und fand nun zu seiner Freude in dieser kleinen unterirdischen Kammer einen, auf allen Seiten bemalten großen Kasten, und in demselben einen ebenfalls bemalten Sarg, und in dem Sarg eine Mumie, die aber leider in Staub zerfiel, als sie berührt wurde. Vielleicht war sie nicht mit so vieler Sorgfalt einbalsamirt worden als andre Leichen, oder sie war schon uralt. Indessen hat sich der Kasten ablig erhalten, und das einen Zoll dicke Feigenholz, woraus er gemacht ist, sieht noch ganz frisch aus. Am Ende seiner Gallerie hat Passalacqua ein Fußgestell errichtet, das denselben Flächenraum hat, wie die unterirdische Kammer, worin derselbe stand, man steigt einige Stufen hoch zu demselben herauf; auf demselben steht der Kasten gerade, wie der Italiener ihn fand, mit dem bemalten Deckel darauf; auf der einen Seite, nämlich zur rechten, stehen einige große irdene Gefäße, ungefähr wie diejenigen, worin die Pariser Spezereyhändler chemische Säuren verkaufen; sie enthalten eine Materie, die wahrscheinlich Balsam gewesen, aber ausgetrocknet und verflüchtigt oder zersetzt ist. Zur andern Seite stehen zwey Schiffchen aus bemaltem Holze; das größte derselben mag zwey Fuß Länge haben. Sie enthalten mehrere Figürchen, nämlich Ruderer, Priester u. s. w., wie man sie auch auf den in Stein gehauenen Bildern der egyptischen Gräber oft erblickt; das Ganze sieht aus wie Nürnberger Waare aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wenn sich diese Holzwaare zweytausend Jahre lang hat erhalten können, so ist es wahrlich zu verwundern, daß die Leiche, um deren Willen der Zierath angebracht worden ist, in Staub zerfallen ist, indeß die hölzernen Püppchen in ihrem Schiffchen noch so frisch aussehen, als ob sie ein Tyroler Bauer vor vierzig oder fünfzig Jahren geschnitzelt hätte. Auf dem einen Schiffchen steht in der Mitte ein Thronhimmel, und unter demselben liegt der Todte, nebenbey stehen oder sitzen Priester; einer hält eine Rolle in der Hand, die vermuthlich das Leben und die Thaten des Verstorbenen enthalten soll. Die beyden Fahrzeuge können einen deutlichen Begriff von den Nilschiffen der alten Egyptier geben. Die Malerey des großen Leichensteins ist auch merkwürdig; sie stellt die Außenseite eines großen Hauses vor, diese Außenseite wird symmetrisch wiederholt, ungefähr wie beständig dieselben Gegenstände auf einer Tapete wiederkehren. Man erkennt hier deutlich, wie ein großes Haus im alten Egypten von Außen ausgesehen hat. Mehrere Gelehrte vermuthen, das Grab sey dasjenige eines Hohenpriesters gewesen, und die an dem Kasten abgemalte Façade stelle den Tempel vor, zu dem er gehört hatte. Eine Tempelfaçade scheint es mir aber nicht zu seyn, und dann kündigt kein einziger Umstand an, daß hier ein mit einer priesterlichen Würde bekleideter Mann beygesetzt worden sey. Außerdem besitzt Passalacqua eine Menge schön erhaltener Leichensteine, die in den Gräbern aufrecht standen, und alle mit Figuren in einem oft zierlichen Rahmen bedeckt sind. Da sieht man bis zur Langeweile die ewig wiederkehrenden Figuren, mit dem Hundskopfe, dem Sendbley, dem Thau oder Nilschlüssel u. s. w. Hr. Passalacqua spricht mit einer Art von Entzücken von dem Tage, als es ihm glückte, die verborgene Grabkammer zu öffnen, und ein noch unberührtes Grab zu entdecken. Vielleicht war es vor Jahrtausenden mit Thränen geschlossen worden. D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. November 1825.

Du zählst die Stimmen: wäge sie, willst du nicht
Des Ruhms dich thöricht freuen, der dir erschallt.

Klopstock.

Braccaccia.

Es senkte sich auf thaulgem Gefieder,
Dem kühle Balsamdüfte lind entflossen,
Der Abend auf Italia's Gartenlande.
Viterbo schien auf naher Höh' im Brande,
Goldfunkelnd strahlten die Gebäude nieder,
Und rings im Thal war Rosenlicht ergossen. —
Da sah man dort auf Rossen,
Mit Waffen und mit Fahnen
Und keckem Blick' und kriegerischem Sitze,
An eines langgedehnten Zuges Spitze,
Gleichwie vor Karavanen,
Erst eine Schaar erlesener Trabanten,
Die Schritt für Schritt zur Stadt sich wandten.

Saumthiere folgten dann in langen Reihen,
Beladen mit den schönsten Kostbarkeiten,
Die Habsucht je für Sucht nach Prunk erspähte:
Von seltnem Holz, von Helfenbein Geräthe,
Gefäße von Krystall, Prachtwebereyen,
Und Schmuck und Zier, die Ost und West bereiten. —
Vor allen Seltenheiten
Erregte aber Staunen
Ein Himmelbett, die Krone von Rubinen,
Die Lade Silber, Goldstoff die Gardinen,
Die Pfühle Eiderdaunen.
Auf einer Schwede trug mit mäß'ger Schnelle
Ein starkes Maulthierpaar dieß Prachtgestelle.

Drauf kam der Marstall: Zelter erst, dann Rappen,
Goldfüchse, Isabellen, Tiger, Schecken,
Aus Spanien und vom Arabergeschlechte. —
Sie gingen an der Hand geschmückter Knechte,
Blank aufgezäumt, und des Gebieters Wappen
Reich eingestickt in schwere samm'tne Decken. —
Und dann auf minder kecken,
Auf mehr geduld'gen Thieren
Begann ein Trupp geistlicher Kämmerlinge,
Mit grünem Hut und Kreuz und Kett' und Ringe,
Gemach zu defiliren;
Gefolgt von manchem schmucken Edelkinde
Und minder namenswerthem Hofgesinde.

Und als nun Jene, die in seinem Solde
Und seinem langgedehnten Reisetrosse,
Vorüber langsam jetzt gezogen waren;
Kam endlich der Gebieter selbst gefahren
In einer von Krystall und hellem Golde
Reich und bequem gebau'ten Staatskarosse.
Acht glänzend-weiße Rosse,
Strotzend von Samm't und Seide,
Sie brauchten keine Kraft und keine Eile:
Sie zogen kaum am schwanken Purpurseile
Das rollende Gebäude. —
Und nun, zum Schluß, und um den Zug zu schützen,
Sah man den Waffenschmuck der Nachhuth blitzen.

Also berichtet Klio;
Und nennet ihn Braccaccia, den Prälaten,
Der nach Viterbo unternahm die Reise:
Nach seinem Bischofsitz auf gleiche Weise,
Wie damals alle Kirchenpotentaten. —

Digitized by Google

Sonst weiß die Muse nichts von seinen Thaten;
Und würd' auch diesen Fürsten schwerlich nennen,
Hätt' ihn zur Zeit ein Meister nicht begleitet,
Deß Ruhm weithin verbreitet,
Den alle Völker kennen. —
Salvator Rosa hat durch Kunst und Wissen
Braccaccia der Vergessenheit entrissen *).

Ludwig Robert.

*) Dieser Prälat war der erste Vornehme, der sich des damals blutarmen Künstlers annahm, ihm zuerst größere Arbeiten auftrug, ihn in seinem Pallaste wohnen ließ, und so sein Patron wurde. Durch einen seiner Hausoffizianten machte er, während dieser Reise, die Bekanntschaft des Malers, der auch als Dichter, Schauspieler und Gelehrter sich einen Namen erwarb.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Im Hafen von Palermo, auf einer spanischen Galeere eingeschifft, erreichten die Griechen bald Italien, wo die Nachricht von ihrem Mißgeschick sich schon überall verbreitet hatte, und das Bittere des Religionshasses zu ihrer Gunst milderte. Als sie auf der Küste von Neapel landeten, fanden sie das Volk der Bestürzung und dem Entsetzen dingegeben. Mit Schandeen sprach es Mahomets gefürchteten Namen aus und betete zu Gott und allen Heiligen des Himmels, um von Italien die Geissel seines Zorns abzuwenden. Lange Prozessionen zogen aus den Kirchen, und trugen Heiligthümer umher, vor welchen sich die Menge in flehender Stellung niederwarf. Sie erzählte tausend Wunder, welche den Untergang von Byzanz angekündigt haben sollten. Man hätte Heere in der Luft aufeinandertreffen hören; Blutregen wäre vom Himmel gefallen, und man hätte die Reliquien der Heiligen außerhalb des Heiligthums zerstreut gefunden. Der Anblick der Flüchtlinge mehrte dieses panische Schrecken; es schien, als wollten die Flotten Mahomets und seine furchtbaren Janitschaeen Verwüstung und Tod auch in das glückliche Italien bringen. Weiber flohen mit ihren kleinen Kindern auf den Armen, und die Männer ließen sich von den Priestern segnen, wie wenn sie nun bald hätten fechten und sterben sollen.

Mitten in diesem Schrecken fanden die Griechen gastfreundliche und großmüthige Zuneigung. Die Furcht hatte das Mitleid hervorgebracht. Das sanfte Leben dieser Völker, die Weichheit ihres Klima's und ihres Geistes machte ihnen den Einfall der asiatischen Barbaeen furchtbarer, welche die Tempel entheiligten, die Städte zerstörten, und die Völker in die Sklaverey fortführten. Als Lascaris diesen Schrecken sah, rief er aus: „Wo soll der Zufluchtsort der Künste und des Nachdenkens gegen die Unterdrückung der Barbaren seyn? wo sollen jene edlen Schätze des menschlichen Geistes, die wir noch besitzen, aufbewahrt werden?" — „Du mußt nicht, erwiederte ihm der Venetianer Bembo, Italien nach Neapel, einer unterjochten Stadt, beurtheilen. Die armen Leute! sie fürchten sich, als wenn sie nicht schon erobert wären. Mein freyes Vaterland kann gegen die Türken kämpfen. Seine Flotten werden ein Wall für Europa seyn." So sprach er. Er war jung, liebte den Ruhm, und saß noch nicht im Senat von Venedig; aber einige Tage darauf, als er in sein Vaterland zurückgekehret war, erfuhr er, daß es mit den Türken ein Bündniß geschlossen hatte, um sich die wenig dauerhafte Eroberung einiger Städte in Morea und einen Theil der Unterdrückung Griechenlands zu erhalten.

Man sagte jedoch, daß der Papst endlich alle europäischen Fürsten rüsten wolle, um Byzanz wieder einzunehmen; man sprach von einer Flotte von zehn Galeeren, welche unter Segel gehen sollte, und die Griechen hörten mit traurigem Lächeln die Erzählung dieser schwachen Rüstung, indem sie dabey an die unzähligen Soldaten Mahomets dachten. Je weiter sie in Italien eindrangen, je mehr fühlten sie den unwiederdringlichen Untergang ihres Kaiserthums auf ihren Häuptern lasten; zwar sahen sie überall einen Zufluchtsort, aber nirgends Hülfe, nirgends Rache.

In zahlreiche und eifersüchtige Staaten getheilt, schien Italien von einer Nacheiferung des Wissens und der gesellschaftlichen Anmuth bewegt, die bis dahin unbekannt gewesen war. Ueberall ging das Alterthum aus seinen Ruinen hervor, und die Liebe zu den Künsten feyerte mit ihm ihre Wiedergeburt. In den Städten waren Häuser von noch unvollkommner und unbeholfner Bauart mit Statuen geschmückt, die man mitten aus den Trümmern oder aus dem Bett der Flüsse hervorgezogen, die sie begraben hatten. Der Anblick der Griechen erregte Neugierde; man drängte sich um sie herum, um sie zu hören; man beschäftigte sich mit ihren Kenntnissen weit mehr als mit ihrem Unglück.

Ungeduldig über diese eiteln Aufmerksamkeiten, eilte der Bischof von Ephesus, Rom zu erreichen, und konnte die Hoffnung auf jenen so vielversprochenen Kreuzzug nicht aufgeben. „Trennen wir uns, sagte er zu Lascaris; laß du unsere Künste und den Geist unserer Väter für Griechenland sprechen. Gott erlaubt dieses profane Mittel, um die Fürsten der Erde für seinen Dienst zu gewinnen." Lascaris folgte dem jungen Medicis nach Florenz. Als sie sich den Gestaden des Arno nahten, fühlte er lebhafter alle Sehnsucht nach dem verlornen Vaterlande. Es war das sanfte Klima der schönen Fluren Griechenlands, aber es war ihm ja doch ein Land der Verdammung. Aber die Großmuth des Cosmus von Medicis hatte schon viele Familien griechischer Flüchtlinge aufgenommen und seine Handelsschiffe brachten täglich einige dieser unglücklichen Schlachtopfer. Alle seine Sorgfalt schien ihm durch die Gegenwart von Lascaris bezahlt, der die Künste und Denkmäler Griechenlands mit sich brachte.

Da nun begann die edle Sendung des griechischen Ge-

Digitized by Google

nius mitten in Italien. Florenz sah damals jene platonische Akademie glänzen, welche die Begeisterung, besser als die Wissenschaft, verbreitete. Cosmus von Medicis nahm sie in seinem, durch Donatello's Kunst vergrößerten Pallast auf. Dorthin flüchteten sich jene Männer, die wir mit Lascaris umherirren gesehen haben. Von dort aus deuteten ihre beredten Worte Griechenlands große Geister; es war ein lebendiges, überall verbreitetes Licht. Man verließ eine engherzige und barbarische Scholastik, um sich zu diesen edeln Studien zu wenden. Die erhabene Idee des Schönen erschien wieder in den zeichnenden Künsten, wie in den Eingebungen des Geistes, und die Italiener selbst nannten Florenz die Stadt Homers.

Von langen Gährungen, welche die Republik verwirrt hatten, befreyt, ein friedlicher Herr seiner Mitbürger, dachte Medicis nur daran, sie durch Literatur und Künste zu beschäftigen. Er stand an der Gränze des Alters; das Feuer der Lebendigkeit, welches ihn einst belebt, war jezt durch eine majestätische Milde gemäßigt. Die Thätigkeit des Handels, die Intriguen des öffentlichen Platzes vertauschte er gern mit angenehmen Unterhaltungen in seinen schönen Ruhesitzen von Fiesole und Careggi. Dort war der gewandte Diktator von Florenz nur ein sinnreicher Philosoph, leidenschaftlich für alle Freuden des Geistes eingenommen. Seine beyden Söhne ahmten ihm nach, und Lorenz von Medicis, noch Kind, versprach, diese schöne Ueberlieferung in ein und derselben Familie fortzusetzen. Cosmus hatte einige junge Italiener, von demselben Reiz für die Künste ergriffen, um sich versammelt. Idee lebendige Phantasie ließ sich von dieser Philosophie der Griechen mit fortreißen, wo Vernunft mit Dichtung geschmückt war. Cosmus von Medicis erholte sich, indem er mit ihnen über jene erhabenen Theorien nachdachte. „Komm, schrieb er einst an Marsilio *), den berühmtesten Schüler der Griechen, bringe mir Plato's Buch über das höchste Gut. Es gibt keine Forschung, die mich mehr beschäftigt; komm und vergiß nicht Orpheus Leyer."

Diese Verehrung der Künste und des Geistes Griechenlands ging so weit, daß man in dem Pallast der Medicis Plato's Fest beging, welches seit zwölf Jahrhunderten in Athen aufgehört hatte. Das Bild des Philosophen wurde in den Gärten von Careggi eingeweiht, welche die kostbarsten griechischen Marmore zierten und wie die Gebüsche von Academos angelegt waren. Der Himmel von Toscana warf auf dieses Fest ein eben so glänzendes Licht als das griechische Klima. Die Schüler des Plato schienen vereint; man las eine Stelle seiner beredten Werke über die Unsterblichkeit der Seele und die Schönheit der Tugend. Hymnen wurden zu seinem Ruhme gesungen. Man dankte der Vorsehung, der Erde einst diesen tugendhaften Mann, dieses göttliche Genie bewilligt zu haben. Die Italiener waren voll trunkner Bewunderung; die griechischen Flüchtlinge empfanden eine Art Stolz, indem sie nach so vielen Jahrhunderten das Andenken ihres Vaterlandes ehren sahen. Gemistes glaubte sich in Athen, von den Barbaren befreyt.

Aber Lascaris, der in den Wissenschaften nur eine Hoffnung suchte, Griechenland zu dienen und wieder zu beleben, lebte, ein unglücklicher, unter den Festen und der Ruhe von Florenz. Oft, wenn er im Kreise seiner Jugend, die aus ganz Italien herbeyströmte, um ihn zu hören, nachdem er die großen Ideen des alten Griechenlands ihnen wiederholt, von der Unterdrückung seines Vaterlandes sprach, wurden alle Herzen bewegt von Zorn und Mitleid. Aber diese edle Glut ging mit der beweglichen Lebendigkeit der italienischen Phantasie vorüber. Die Politik von Cosmus dachte übrigens nicht daran, den geringsten Theil an abenteuerlichen Kriegen zu nehmen, und er glaubte genug zu thun, wenn er Florenz durch den Handel und die Künste verschönte. „Seyd glücklich unter uns," sagte er zu Lascaris. Als der Plan des Papstes, sich selbst an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen, kund wurde, sagte er: „Sehr einen Greis, der das Unternehmen eines Jünglings beginnen will."

Unterdeß waren der Bischof von Ephesus und Nicephorus in Rom angelangt, das noch von den verordneten Gebeten für die Befreyung der Christenheit widerhallte. Sie erfuhren, daß jenseits der Berge der Fall von Byzanz den Zorn der Franken erweckt hatte. Mehrere Pilgrimme, die wegen Sünden-Ablaß nach Rom gekommen waren, erzählten von einem Fest, das in dem Pallast des mächtigen Herzogs von Burgund gefeyert, und wo der Muth der Ritter durch ein außerordentliches Schauspiel entflammt worden sey. Mitten nämlich in den Freuden des Banketts hatte man in dem Saal auf einem Elephanten, den ein riesenhafter Sarazen geführt, eine Frau in Trauer gekleidet, und welche gefangen schien, erscheinen sehen. Während aller Augen auf sie gerichtet waren, harre diese Frau, gleichsam als ob sie die, von den Ungläubigen gefesselte Kirche vorstellte, eine Klage mit schmerzlicher Stimme gesungen, um die tapfern Ritter von Frankreich und Burgund zu ihrer Hülfe zu rufen. Der Glaube, die Hoffnung, die Caritas und alle christlichen Tugenden, von eben so vielen weißgekleideten Mädchen vorgestellt, waren alsdann gekommen, und hatten nach der Reihe Verse gesungen, um das Herz der Gläubigen zu rühren. Bey diesem Anblick hatten alle Ritter, und der Herzog an ihrer Spitze, geschworen, das Kreuz zu nehmen; sie hatten es auf das goldne Vließ, auf den Namen der heiligen Jungfrau und auf den Phasan, das Symbol dieser Ritterschaft des Abendlandes, geschworen.

Diese Begriffe und Gebräuche waren für die Griechen von Byzanz und Ephesus etwas sehr Neues. Aber

*) Fabroni. Vita Cosm.

der Ruf von dem Muthe der Franken *), der stets im Orient berühmt war, belebte das Zutrauen der Flüchtlinge. Theodorus, in dem Eifer seines Glaubens, sah schon das siegreiche Kreuz auf den Mauern Konstantinopels aufgepflanzt, und den Tempel der heil. Sophia von Neuem für den Gottesdienst des Herrn geheiligt.

Diese Hoffnung überwand den Widerwillen für einen Abtrünnigen von dem griechischen Glauben, und er eilte den Kardinal Bessario zu besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man hat mehrere, von Sicilien aus datirte Briefe von Constantin Lascaris aufbewahrt. Sie sind nur in dem Katalog von Priarté bekannt gemacht. Man findet darin jene Liebe zu den Künsten und dem Vaterland wieder, die wir zu schildern versucht. Oft auch läßt sich darin die aus zu großem Unglück erklärbare Muthlosigkeit bemerken. Lascaris beschuldigt darin mit Bitterkeit die Undankbarkeit der Höfe Italiens gegen einige seiner gelehrten Landsleute. Er schlägt es ab nach Rom zurückzukehren, welches er das neue Babylon nennt, und er beklagt sich über die Barbarey Siciliens, wo er jedoch bleiben will. Hier ist ein Bruchstück eines Briefes, den er an Johann Pardo, einen gelehrten Italiener schrieb: „Der Geiz der Fürsten hat Theodorus, der in dem Studium der Philosophie so hoch gestiegen ist, nach Calabrien verbannt. Er hat Andronicus, den Sohn des Calistus, bis auf die britannischen Inseln fliehen heißen, wo er ohne Freunde gestorben ist. Er hat Demetrius gezwungen in sein Vaterland zurückzukehren, um als ein Sklave der Barbaren zu leben. Ich spreche nicht von meinem Meister Argyropulos, den in Rom Armuth drückt, und welcher nach und nach seine Bücher verkauft. Rom ist nicht mehr. Jene großen Bürger von Rom sind nicht mehr, welche die lateinische und die griechische Literatur gleich liebten. Es gibt auch nicht mehr jenes Neapel, die Kolonie von Cyaltis und Athen, die Schule der griechischen Beredsamkeit, wohin die Römer strömten um zu lernen. Alles ist verändert. Versunken in diese und andere ähnliche Gedanken bleibe ich hier, die Augen auf das Meer, auf Charybdis und Scylla und auf diese gefährliche Meerenge geheftet. Ich grämе mich an diesem Ort zu bleiben, ich seufze mich nicht einschiffen zu können; ich weiß nicht, was ich thun, noch in welches Land ich gehen soll."

Die Sammlung von Peiarté enthält ein anderes Bruchstück aus Lascaris Schriften. Dieß ist eine Art von Vorrede zu seinem öffentlichen Unterricht. Er schildert darin die ersten Versuche des neuern Italiens, um die alte Littratur zu studiren, besonders seitdem viele gelehrte Griechen sich wegen des Unglücks ihres Vaterlandes nach Italien geflüchtet haben. Er bezeichnet in dieser Anzahl Argyropulos, Theodorus Gaza, Andronicus, Demetrius. „Diese Männer, sagt er, und viele andere zerstreuten sich in alle Städte Italiens; die griechische Sprache blühte, nicht allein von den Griechen, sondern selbst von den Italienern gelehrt, so daß es zur Schande gereichte, unsere Literatur nicht zu kennen, und unsere Sprache in Italien allgemeiner als in Griechenland selbst wurde, welches von so vielen Orangsalen heimgesucht ward, und wenn die Eifersucht einiger Gelehrten und die wenige Großmuth einiger Fürsten sich nicht entgegengesetzt hätte, so wäre alles mit den Denkmälern des griechischen Genius erfüllt worden, wie zu den Zeiten des römischen Kaiserthums." Lascaris erinnert sodann an sein Bemühen, in Mailand, Neapel und Messina den Geschmack für griechische Literatur und Philosophie zu verbreiten, und indem er sich der Begeisterung überläßt, die allein ihn in dieser oft undankbaren und mühvollen Arbeit aufrecht gehalten, sagt er: „Gibt es ein größeres Gut als die Literatur? Wie kann ein Mensch es über den andern davontragen als durch die Wissenschaft? Der Reiche findet dort den Schmuck seines Wohlstandes, der Arme Trost für seine Leiden, und den Muth, alle Beschwerden des Lebens zu verachten. Wir müssen uns also dem Studium widmen, und unsere Seele mit dem kostbarsten Schatz schmücken, einem Schatz, den man nicht rauben kann, und der sich in und nach dem Leben bewahrt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Nov.

Auf der Bühne haben wir durchaus nichts Merkwürdiges. In dem Haymarket-Theater unterhält man das Publikum schon seit vielen Wochen mit einem heiteren Lustspiele, genannt Paul Pry; es ist aber ganz und gar nichts Neues darin; und selbst Listons drollige Gesichter und Bewegungen sind dieselben, wie er sie uns schon einzeln in anderen Stücken gegeben hat. Aber wo Liston spielt, da wird gelacht, und ein Stück muß schon sehr schlecht seyn, das sich durch ihn nicht eine Zeitlang erhält. Kean ist nach Amerika gegangen. Ich glaube nicht, daß er sich je wieder auf der hiesigen Bühne sehen lassen wird. Das Publikum ist seiner so müde, daß ein anderer Schauspieler, Namens Looth, der sich vor Kurzem in Drury Lane sehen ließ, es entgelten mußte, daß er Kean's Manier nachahmen wollte. Zu Edinburgh wurde Kean vom Volke auf der Straße beynahe mißhandelt, und darfte sich nicht auf der Bühne sehen lassen. Zwey von den kleineren Schauspielhäusern haben uns sogenannte Vorstellungen aus dem Leben Napoleons als Melodrama gegeben. Das eine seinen Zug nach Rußland, und das andere sein Leben von der Schlacht von Waterloo an bis zu seinem Tode. Daß man Napoleon jetzt schon auf die Bühne bringt, ist arg genug; aber daß man einen so elenden sentimentalen und Sentenzen sprudelnden Wicht aus ihm gemacht hat, wie er in diesen Stücken erscheint, ist abscheulich: ganz in demselben Geschmack, welcher Georg III. und den jetzigen König auf die Bühne brachte! — Seit meinem letzten ist nichts Erwähnenswerthes in der Literatur erschienen; wir erwarten aber im Laufe des Winters viel Wichtiges in Geschichte, Reisen, Politik und allgemeiner Literatur. Die angekündigten Reisen erstrecken sich über das innere Afrika, dem Hedjaz, Lappland, die Sandwich-Inseln, auch wird eine ausführliche Beschreibung der letzten Besteigung des Mont-Blanc erwartet.

Vor Kurzem ritt ein sogenannter Gentleman Farmer (ein Manschettenbauer) in der Grafschaft Norfolk, für eine Wette, eine Strecke von vier ein Viertel englische Meilen, innerhalb fünfzehn Minuten — auf einem Eber. — Die Zeitungen haben Ihnen, ohne Zweifel, bereits die Nachricht von dem Untergange des Dampfschiffes, der Comet, bey Glasgow mitgetheilt. Damit nun Niemand unter Ihren Lesern, dem die Sache vielleicht nicht mit allen Umständen bekannt werden dürfte, ein Vorurtheil gegen diese nützliche, und, ich hoffe, auch für Deutschland noch folgenreiche Erfindung der Dampfboote fasse; so bitte ich, die Versicherung mir zutheilen, daß das Unglück durchaus eine Folge der Unbedachtsamkeit der Schiffspatrone war, welche den unverzeihlichen Fehler begingen, bey dunkler Nacht ohne ausgehängte Laternen zu fahren. Dadurch geriethen zwey Dampfschiffe beym Umfahren einer Felsenecke so heftig gegen einander, daß eines derselben augenblicklich mit allem am Bord zu Grunde ging. Dergleichen Unglücksfälle haben sich leider schon oft bey segelnden Schiffen aus ähnlicher Nachlässigkeit ereignet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. November 1825.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Schiller.

Lazzaris.

(Fortsetzung.)

Theodorus begab sich nach dem Pallaste des Kardinals Bessario, am Fuße des Berges Quirinal, neben der Kirche der heiligen Apostel. Indem er durch den Säulengang schritt, hafteten die Augen des Bischofs von Ephesus staunend auf den Reichthümern des römischen Hofes. Unter einer ungeheuren Halle waren die kostbaren Marmor des alten Griechenlands Statuen und unsterbliche Denkmäler des geschwundenen Heidenthums vereint. Alle diese erst kürzlich entdeckten Schätze, aller dieser Kunst, des wieder auflebenden Alterthums, schmückten die Wohnung des gelehrten Kardinals, und die Priester der römischen Kirche nahmen im Vorbeygehen sich in Acht, mit ihrem Gewande nicht an den prächtigen Ueberresten irgend eines verstümmelten Gottes hängen zu bleiben. Alle lobten nicht auf gleiche Weise den mißbegierigen Eifer Bessario's. Einige bemerkten mit Spott, daß es leicht sey, an diesen profanen Beschäftigungen einen gebornen Griechen, einen Neophyten, einen alten Schüler des Irrthums zu erkennen. In dem abgelegensten Ort seines Pallastes war der Kardinal in diesem Augenblick mit einer philosophischen Frage beschäftigt, die ihm von Aristoteles schlecht erörtert zu seyn schien. Von der Gegenwart Theodorus benachrichtigt, verließ er jedoch Alles, um einen Landsmann zu sehen, und welches auch die Spaltung dieser beyden Männer war, dennoch hatten ihre ersten Worte in der Sprache, die ihnen gemein war, für sie etwas höchst Wohlthuendes.

Bessario war nicht mehr jung, und die Reisen, das Studium, die Sorgen des Ehrgeizes hatten seine Gesichtszüge gealtert, in denen Italiens und Griechenlands Gepräge und ein Gemisch von Lebhaftigkeit, Feinheit und Begeisterung blizte, welches durch den Stolz eines Kardinals gemäßigt war. Sein Betragen war einfach, und seine Kleidung erinnerte an die der Mönche des heil. Basilius. Er trug nach der Sitte des Orients jenen langen Bart, über den sich Ludwig XI. in einer feyerlichen Audienz, die er ihm einst als Gesandten des römischen Hofes bewilligte, aufhielt.

Von seinem alten Gegner empfangen, unterrichtete sich Theodorus sogleich von dem Schicksal der jungen Griechinnen, die nach Italien gerufen worden waren, und von der Achtung, die man ihrem Glauben zollte. Bessario richtete an den Bischof von Ephesus Fragen über die Denkmäler des profanen Griechenlands; er warf es sich vor, nur erst einen sehr kleinen Theil davon sammeln gekonnt zu haben. „Wozu aber, rief Theodorus, diese eitle Neugierde? So wisse denn: das Evangelium ist unter den Füßen des Ruchlosen. Unsere Brüder in Griechenland und dem Orient befinden sich zwischen dem Abfall von ihrer Religion und der Sklaverey. Bald wird es keine Christen in Griechenland mehr geben. Ihr Bischöfe von Italien sammelt die Ueberlieferungen von Athen und die Bücher der Heiden, aber den wahren Glauben laßt ihr

Digitized by Google

untergehen." — „Der wahre Glauben, sagte Bessario, ist zu Rom in dem heiligen Kollegium." — „Der wahre Glauben, versetzte der Bischof von Ephesus, ist der der Märtyrer; er steht auf dem letzten Stein unsrer zerstörten Kirchen und in dem Herzen unserer ermordeten Bischöfe geschrieben." Nach diesen Worten eilte er hinweg, von Zorn erfüllt.

Demungeachtet sparte Bessario für die griechischen Flüchtlinge weder Sorgfalt noch seine Reichthümer. In einen heiligen Zufluchtsort zurückgezogen, behielten die Nonnen von Byzanz ihre strenge Regel bey. Eine große Menge Familien aus dem Peloponnes und den Inseln waren im Hafen von Ostia aufgenommen, viele andere von der Sklaverey losgekauft worden. Der Papst zeigte eben so viel christliche Liebe für das Unglück, als Bewunderung für die Wissenschaft. Er beneidete Florenz, diese von den Medicäern gestiftete platonische Akademie, und munterte zu denselben Studien in Rom auf.

Unter allen seinen apostolischen Würden war Bessario auch Vorsteher des Klosters Crypta Ferrata, in Tusculum in der Villa des Cicero erbaut. Dort versammelte er oft einige seiner berühmten Landsleute, und es schien als käme der Schatten von Griechenlands Genius, um auf den Ruinen zu irren, die Roms Genius berühmt gemacht. Wie oft hoffte man bey diesen Gesprächen Griechenland von den Barbaren befreyt zu sehen! Wie oft versprach man sich die Fürsten des Abendlandes für eine so heilige Sache zu rüsten! Lascaris verließ die Ruhe von Florenz und die Freundschaft der Medicäer, um Bessario anzuregen, und in ihm den Eifer für das Vaterland durch die Liebe zu den Künsten zu beleben. Oft zeigte er seinen Augen auf den Trümmern von Tusculum die Barbarey ganz Europa bedrohend, und Mahomet das wiederauflebende Griechenland bis nach Italien verfolgend. Der Kardinal war gerührt von diesen Bildern, und solche Worte wirkten mächtiger auf ihn, als die stolzen Bitten des Bischofs Theodorus. Wenn er diese geistreichen und begeisterten Männer, dessen Landsmann er war, neben sich sah, vergaß er die religiösen Streitigkeiten und das Mißtrauen des römischen Hofes. Er belebte sich, wie sie, bey dem Andenken der großen Geister Griechenlands. Er vergoß Thränen bey dem Gedanken, daß das Vaterland von Homer und Sophokles die Beute der Barbaren sey. Er hörte mit einer Art von Täuschung die lebendigen Worte seines Lehrers Gemistes, wenn dieser von der Freyheit Athens träumte, welches einst noch der Tempel der Philosophie und der Künste seyn würde. Er war bewegt von diesem Gedanken; er wurde Grieche wieder, weil er Platoniker war, und er versprach seinen Eifer, seine Kräfte, seinen Einfluß in dem heiligen Kollegium dazu anzuwenden, um einen Kreuzzug zu beschleunigen, besonders wenn die griechische Kirche endlich ihre Irrthümer anerkennen, und mit gelehriger Treue den Verein von Florenz annehmen wollte.

Aber nichts von allem dem entsprach den feurigen Wünschen von Theodorus. Der Aufenthalt seiner Brüder in Rom flößte ihm Besorgniß für ihren Glauben ein; er war im Exil unbeugsamer als in Byzanz, und schuldigte sich an, die so spät und gefährliche Hülfe der Lateiner gewünscht zu haben. Vergebens suchte Nicephorus in seinem Eifer voll Sanftmuth diese rauhe Heftigkeit zu mildern. Er war schwach vor dem Bischof von Ephesus; er achtete seine unbezwingliche Festigkeit; er erschrak bey dem Gedanken, selbst noch einmal den Glauben seiner unglücklichen Brüder zu verlassen zu scheinen; er hatte gefürchtet, indem er Theodorus bekämpft, für meineidig gehalten zu werden.

So sah der Bischof von Ephesus in langer Erwartung die Hoffnungen schwinden, die er für das Heil Griechenlands gefaßt hatte. Die römischen Päpste folgten aufeinander. Bessario selbst war nahe daran, den päpstlichen Thron zu besteigen, und nur die alte Eifersucht der Lateiner gegen die Griechen, das Mißtrauen gegen einen Neubekehrten, so eifrig er auch war, entfernten ihn von dieser Ehre, zu der seine Gelehrsamkeit und sein Geist ihn berief. Der Hoffnung einer so großen Stütze beraubt, verschönerten sich die Griechen in fruchtlosen Anstrengungen. Selbst ihr Eifer schadete ihrer Macht. Der Stolz der lateinischen Kirche erschrak über den Hochmuth der Priester des Orients, welche geächtet, flüchtig, ohne Vaterland, ohne Altäre nichts von der Unbeugsamkeit ihres Glaubens verloren, und das Heil Griechenlands nicht durch ein reuiges Gefühl erkauft haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber verschiedene, in manchen Ländern als Thee gebrauchte Pflanzen.

Die zur Bereitung des Thee's gebrauchten Pflanzen sind zum Theil eben so verschieden, als die Länder, die sie hervorbringen, von einander entfernt liegen. In Mexiko und Guatimala bereitet man den Thee aus den Blättern der Psoralea glandulosa, und in Neu-Granada verschafft die Symplocos Alstonia ein Surrogat für den chinesischen Thee, das demselben nicht nachsteht. Weiter gegen Norden, auf demselben Kontinent, macht man einen sehr heilsamen Thee aus den Blättern der Gaultheria procumbens und Ledum latifolium. Dieser letztere wird gewöhnlich Labradorthee genannt, und wurde, wenn wir nicht irren, zuerst durch Sir Joseph Banks bekannt. Allein der berühmteste amerikanische Thee ist der Paraguaythee, von dem jährlich eine große Menge in Peru, Chili und Buenos-Ayres eingeführt wird, und dessen

Gebrauch so allgemein in Südamerika ist, daß die Einwohner ihn beständig bereit halten, sie mögen in oder außer dem Hause beschäftigt seyn, und niemand tritt eine Reise an, ohne einen Vorrath von diesem Kraute mit sich zu führen. Man bereitet diesen Thee, indem man warmes Wasser auf die Blätter gießt, und schlürft ihn durch ein silbernes oder gläsernes Rohr aus einem, Matétopf genannten, Gefäße ein; dieß wird in der Hand getragen, oder wenn man zu Pferde ist, oder sonst seine Hände gebraucht, so hängt es an einer kleinen Kette um den Hals. Man vermischt ihn häufig mit etwas Citronensaft, und trinkt ihn, mit oder ohne Zucker. Europäische Reisende versicherten uns, daß sie ihn allem chinesischen Thee vorzögen. Der Paraguaithee ist um so merkwürdiger, da er das Produkt einer Art Stechpalme (Ilex) ist, welche bis jetzt für giftig gehalten wurde. Diese Pflanze ist in dem Appendix zu dem zweyten Theile von Lamberts Werke unter den Pinus aufgeführt, und Auguste de St. Hilaire bezeichnet sie unter dem Namen Ilex Mate und Dr. Spix und Martius reden in ihrer brasilischen Reise davon unter der Benennung Ilex Gongonha. Diese Pflanze wird auf einem sehr ausgebreiteten Striche gefunden, in den weiten Waldregionen von Paraguai, von der Provinz Paraná, der Ypané und Jejui gewässert, in der Provinz Minas Geraes und andern Theilen von Brasilien, und es scheint, daß Martin sie in Guiana gefunden hat, da sich mehrere unter seinen getrockneten Pflanzen finden, von denen Lambert einen Theil besitzt. Wahrscheinlich sind diese auf hohen Gebirgen gesammelt worden, da es sonst unmöglich scheint, daß dieselbe Pflanze in einer so verschiedenen Breite wachsen kann. Der Baum ist ungefähr von der Größe eines Orangenbaumes, mit dem er auch sonst viele Aehnlichkeit in den Blättern und dem übrigen Ansehen hat. Die Blüthen sind weiß und er trägt rothe Beeren wie die gemeine Stechpalme. Die frischen sowohl wie die getrockneten Blätter sind geruchlos; allein wenn warmes Wasser darauf gegossen wird, so hauchen sie einen angenehmen Geruch aus. — In Neu-Holland macht man einen sehr guten Thee aus den Blättern der Correa alba. — Die Bewohner jener öden und entfernten Inseln in der See von Kamschatka, die man unter dem Namen der Kurilinseln kennt, bereiten einen Thee aus einer unbeschriebenen Gattung Pediculoris, die Pallas unter seinen getrockneten Pflanzen Pedicularis lanata nennt. — Es ist überflüssig, alle jene aromatischen Kräuter herzunennen, die zu der Gattung der Labiatae gehören, und aus denen man in verschiedenen Ländern Thee bereitet, da es hier hauptsächlich die Absicht war, jene Pflanzen zu bemerken, die sehr von einander verschieden und entfernt sind. Allein während wir vom Thee sprechen, mag es interessant seyn zu sagen, daß der gewöhnliche schwarze chinesische Thee hauptsächlich aus den alten Blättern der Thea viridis mit denen der Camellia Sasanqua oder olifera und einigen Fragmenten der Blätter der Olea fragrans vermischt, besteht; und daß der feinste Thee, sowohl grün als schwarz durch die Thea Bohea hervorgebracht zu seyn scheint, und die Art und Farbe blos vom Alter der Blätter und der Art der Zubereitung abhängt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Nov.

(Beschluß.)

Vor Kurzem hielt der Sohn eines getauften Juden, welcher als Kind die Taufe empfangen, und seitdem immer als Christ (in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes) gelebt, um die Aufnahme in die Londoner Bürgerschaft an. Das Viertel, worin er wohnt, widersetzte sich dem Verlangen und ein Ausschuß des Stadtraths entschied gegen die Aufnahme, wie es scheint aus dem Grunde, weil man die Bekehrung der Juden zum Christenthume nicht für aufrichtig hält. Im gemeinen Leben mögen solche Meynungen noch gelten: wenn man aber in bürgerlichen Verhältnissen praktische Folgen daraus ziehen will, so wird es Unduldsamkeit und drückende Tyranney. Inzwischen hat der Gemeinderath die obige Entscheidung doch nicht gebilligt, und von dem Ausschuß vorher eine officielle Auseinandersetzung der Gründe, die dazu geführt, verlangt.

Die Wittwe des unternehmenden Belzoni befand sich vor Kurzem in sehr großer Geldverlegenheit, und die schätzbare Mumiensammlung, die ihr Gatte hinterlassen hatte, sollte gerichtlich verkauft werden, als die Times sich ihrer Sache annahm, und mit der diesem Journal eigenen Kraft das Mitgefühl des Publikums aufrief. Die Regierung wurde zuerst darauf aufmerksam, und schickte der armen Frau 200 Pfund, welche dem unglücklichen Belzoni zur Beförderung seiner Reise über Fez hatten entgegengeschickt werden sollen. Andere haben dem Beyspiel gefolgt, und es wird wahrscheinlich eine Subscription für sie eröffnet werden, die ihr ein sorgenfreyes Leben zusichern wird. Der Buchhändler Murray hat bereits fünfzig Pfund eingesandt.

In den Vereinigten Staaten, dem Lande so vieler Sonderbarkeiten, hat sich ein gewisser Mordecai Noah, der sich Major, Sheriff u. s. w. nennt, zum Prater von Israel aufgeworfen, und eine Stadt auf einer Insel des Niagarastromes zu gründen angefangen, die er Ararat nennt, und wohin er alle Juden aus der ganzen Welt sich zu versammeln gebietet und die Indianer Amerika's, in denen er die verlornen zehn Stämme entdeckt zu haben glaubt (wo doch diese zehn Stämme aufgefunden werden sind?), einladet, sich mit seinem Volke in den neuen Canaan zu vereinigen! Hr. Noah hat deßwegen seinen Aufruf an das zerstreute Volk Israel ergehen lassen, und sogar eine jährliche Abgabe von drey Schekel für jeden erwachsenen Nachkommen Abrahams festgesetzt, um den großen Plan der Versammlung des Volkes auszuführen. Was die Israeliten in Deutschland dazu sagen mögen, werden wir wohl bald erfahren; unsere hiesigen Juden aber wollen nichts davon wissen, und denken, daß auf der Stockbörse, und sogar auf dem Trödelmarkt in London mehr zu verdienen wäre, als durch den

Anbau einer amerikanischen Wüste; ja ich habe mir sogar sagen lassen, unser Baron R. würde nicht einmal nach Jerusalem gehen wollen, und wenn ihn der Prophet Elias in eigener Person dahin riefe! Die Sache hat inzwischen hier zu manchen Späßchen Veranlassung gegeben; und mehr dürfte wohl Major Noads Aufruf nirgends hervorbringen. Ein für die Juden wichtigerer Vorschlag ist in der gesetzgebenden Versammlung von Maryland gemacht worden, nämlich dieselben in jenem Staate zu allen staatsbürgerlichen Rechten zuzulassen, indem dieselben dort bis jetzt von allen höheren Civil- und Militärämtern ausgeschlossen gewesen; während sie, wie überall, die Staatslasten in ihrem ganzen Gewichte tragen helfen mußten — in einem Freystaate ein wenig widersprechend. Ob der Vorschlag indessen durchgehen werde, war den letzten Nachrichten von dorther zufolge noch ungewiß, obgleich mehrere der beliebtesten dortigen Zeitungen das Recht der Israeliten sehr nachdrücklich vertheidigten.

Der excentrische Kapitän Cochrane, welcher durch seine Reise durch Rußland so viel Aufsehen gemacht hat, ist in Kolumbia gestorben. Diese Nachricht kam fast zur selben Zeit hier an, als der bekannte Reisende Sir R. Kerr Porter von England nach Caracas abgegelte, um eine Reise durch Südamerika zu unternehmen.

Eine gewisse politische Parthey gebet sehr ernsthaft damit um, zur Zeit, wo in Irland der Haß und die Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten sich augenscheinlich zu mindern anfängt, diese böse Leidenschaft in England und Schottland anzufachen, um den Pöbel zu erbitten, und so viele Feinde der katholischen Einbürgerung wie möglich in's nächste Parlament zu bringen. Gelingt dieses, so sind die Hoffnungen der Katholiken noch einmal auf sieben Jahre vereitelt, und dieses Bewußtseyn dürfte, im Fall Großbritannien inzwischen in einen bedeutenden Krieg verwickelt würde, in Irland von großen politischen Folgen seyn. Aber Parteysucht bekümmert sich ja nicht um das Heil des Vaterlandes! Zur Förderung dieses Zweckes wurden dem Herzoge von York neulich zwey Dankadressen wegen seiner gegenkatholischen Rede im Parlamente eingereicht, wovon die eine von dem Stadtrath von Cambridge kam. Dieß gab denn zu einem aus den in England so beliebten Späßchen, hoax genannt, Anlaß. Der Redakteur vom Courrier (ein gegenkatholisches Journal) erhielt nämlich einen Brief, welcher von einem Hrn. Chaffy, Meister des Sydney-Kollegiums zu Cambridge, zu kommen vorgab, und worin man mit einem lächerlichen Wortstram zwar den Inhalt der Cambridger Adresse billigte, aber aufs feyerlichste dem Gerüchte widersprach, daß die Häupter der Kollegien mit dem Stadtrathe zum Herzoge gegangen wären; ein Schritt, welcher der Würde der Universität sehr nachtheilig seyn müßte. Diesen zierlichen Brief rückte der Hr. Redakteur ein; und bald darauf einen zweyten, der von dem ächten Meister Chaffy oder Chaffey (denn hier heißt es „die ganze Welt wüßte ja, daß die Chaffeys von Gloucestershire ihren Namen Chaffey und nicht Chaffy schrieben!) gekommen seyn sollte, und der, indem er den Inhalt des ersten Briefes seinen eigenen Gesinnungen gemäß anerkannte, denselben für eine Fälschung erklärte. Der Courrier machte nun sehr ernsthafte Glossen über beyde Briefe; und nach ein Paar Tagen erschien in allen Zeitungen die Erklärung, daß — beyde unächt waren!

Zufolge der Zählung vom Jahre 1821 befanden sich auf Neu-Süd-Wales 15,969 freye Leute, worunter 12,608 Männer, und 1422 Weiber, und 12,608 gefangene Männer, und nur 1206 Weiber! Dieses ist ein Verhältniß, welches sowohl der Sittlichkeit als der Vermehrung der Kolonie sehr nachtheilig ist; ein Uebel, dem aber nicht anders abgeholfen werden kann, als wenn die Regierung sich entschlösse, allen verheiratheten Gefangenen ihre Weiber und erwachsenen Töchter, die es sich wollten gefallen lassen, unter gewissen erleichternden Bedingungen nachzusenden. Da dieses aber bey manchen armen Familien als Aufmunterung zum Diebstahl dienen würde, so dürfte es wahrscheinlich nie angewandt werden.

Man hat die Berechnung gemacht, daß von der Bevölkerung Englands, welche man jetzt auf ungefähr fünfzehn Millionen schätzt, beständig dreyßigtausend Personen, Verbrechen oder Schulden halben, ihrer Freyheit beraubt sind, welches ungefähr Einen Gefangenen auf 500 Einwohnern machen würde!

Das Schicksal des großen kanadischen Schiffes, der Baron Renfrew, welches die Winde seiner unbedürftigen Schwere wegen auf die Küste von Frankreich geworfen, dürfte wohl den Quebeckern die Lust benehmen, noch mehr solcher Archen zu bauen, besonders da auch das erste, nicht ganz so große, Bauholzschiff, der Kolumbus, nicht wieder in den Hafen zurückgekehrt ist, sondern von seiner Mannschaft in den Böten verlassen, Monate lang als Wrack auf dem Weltmeer herumtrieb, und endlich, während der letzten heftigen Stürme, irgendwo auf der Südküste Irlands an's Land geworfen worden ist.

Unter den mancherley Merkwürdigkeiten von der Kriegsbühne im birman'schen Reich erzählt man folgende Begebenheit, welche zeigt, wie wenig bey der jetzigen Kriegskunst Elephanten zum Kampfe taugen. Während der Berennung von Donabew im vergangenen April schickte der Feind einmal sieben mit der gewöhnlichen Menge Krieger besetzte Elephanten gegen die brittische Linie hinaus. Gegen diese wurde sogleich eine Schwadron europäischer Reiter gesandt, die muthig zwischen die Kolosse hineinsprengte, und ganz gelassen die Reiter von den Thieren herabschoß; worauf dieselben erschrocken in den Wald zurückliefen.

Die Ceder, welche Roxburgh Pinus Deodara nennt, wächst auf dem Gebirge von Nepal, Caschmir und Tibet bis zu einer Höhe von 13,000 Fuß über dem Meere, weßwegen der Baum sich auch nach Europa verpflanzen ließe; und wirklich hat man in England und Schottland schon mehrere gezogen, welche gutes Gedeihen versprechen. Das Holz dieses Baumes ist so dauerhaft, daß es nach dem Berichte des Hrn. Moorcroft in mehreren hundert Jahren an alten Gebäuden so gut befunden worden, daß man es zu anderen Gebäuden verwendet; auch bedienen sich die Indier desselben als Fackeln in den Häusern, und zum Räuchern in den Tempeln, und der Baum wird von ihnen Deadara, Götterholz, genannt.

Dr. Trail hat in dem Blute vieler Personen Oel gefunden; und diese waren alle Leute, die sich dem unmäßigen Trinken geistiger Getränke ergeben hatten; und er schließt daraus, daß das plötzliche Verbrennen von dergleichen Personen von diesem Umstande herrühren müsse.

In Tibet, wo es an Gras fehlt, bedienen sich die Einwohner einer Gattung von Cactus, welche der Cochenille Sicula gleich kömmt, statt des Heues, welches sich dreyßig bis vierzig Jahre hält, ohne ihre nährende Kraft zu verlieren. Der Reisende Moorcroft hat eine große Menge Saamen von dieser Pflanze hieher geschickt; dieser aber ist auf der Reise gänzlich verdorben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. November 1825.

Er hasse den Gewissenszwang
Und Geistes Sklaverey.
Und fordre nicht durch Straf und Zwang
Der Bürger Heucheley.

Er höhne nicht das heil'ge Licht,
Das Jesus uns gebracht,
Und mache deine Kirche nicht
Zum Schemel seiner Macht.

Epistel
an einen modischen Frommthuer.

Mein Herr!
Ich schrieb unlängst an einen jungen Freund,
Der mir auf einem Irrweg scheint,
Und lud ihn ein zu der Betrachtung,
Wohin das Denken führt, wohin Vernunftverachtung.—
Nun ist mein junger Freund der eine Ihrer Brüder,
Und deßhalb schreiben Sie, mich streng ermahnend, wieder:
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Der Spruch ist gut; Sie sind es auch; doch von Tartüffen
Läßt sich, Sie werden es erlauben,
Auch selbst durch diesen Spruch kein Mann so ganz verblüffen,
Daß er zu List, Betrug, Verdrehung, Lüge
Und zu Vernunftverpönung schwiege. —
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Das klingt so sanft, so treugemeint,
Daß bey dem ersten flücht'gen Blicke
Es Ihrem Herzen ohne Tücke
Ein unbedingt Gesetz erscheint.
Doch wer dem Heuchelschein der Herzlichkeit nicht traut,
Wer unverrückt und fest nur auf das Wesen schaut,
Entfernt von Demuthsspielerey,
Der wird sogleich, bey Pflicht und bey Gewissen,
Hier ehrlich sich die Frage stellen müssen,
Ob denn allein dazu die Welt geschaffen sey,
Die Sinnenwelt, der Geist, der Himmel und die Erde,
Damit der Träge nicht gestört im Schlummer werde?
Ob Keiner denken soll, dem Gott Vernunft geschenkt;
Und, wenn er's dennoch thut, nicht sagen, was er denkt?
Ob ehrlich klares Schau'n, Erkenntniß, Wissenschaft,
Ob Forschungstrieb und Urtheilskraft,
Ob unsres Geistes heiliges Bestreben
Nach überzeugend-tiefer Klarheit,
Und ob Mittheilungspflicht erkannter Wahrheit
Denn wirklich uns von Satan eingegeben
Und werth sey in die Höll' hinabzufahren,
Um schwaches träges Volk vor Kopfschmerz zu bewahren? —
Ich fürchte fast, mein Herr, Sie schelten, daß ich spotte;
Doch nein! Ich baue fest auf Ihre Herzlichkeit;
Nein, Sie gehören nicht zu jener Heuchlerrotte,
Die gegen die Vernunft aus Herrschbegierde schreit,
Die Jeden gottlos nennt,
Der nicht zu ihrer Arglist schweigt,
Und Spötter den, der evident
Die Absicht ihres Frommthuns zeigt.
Zwar sagt man leben Sie mit dem Gezücht,
Allein ich glaub' es nicht
Und fahr' also getrost in unserm Thema fort. —
Auch ich, wenn es ein Mann der Duldung spricht,
Auch ich verehre dann das milde Wort:

Digitized by Google

„Du ſollſt den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelſucht nicht rauben.“

Denn ſolch ein Mann, ſtreng ſpricht er, wie er denkt,
Und handelt ſtreng nach ſeiner Denkungsweiſe. —
Er hat ſein Schiff, auf der Entdeckungsreiſe,
Zu ferner Südſee-Inſel hingelenkt;
Er hat, nach Brauch, die Wilden dort beſchenkt,
Und dieſe führen ihn geheim und leiſe
Zu ihrem Häuptling, einem kranken Greiſe,
Der, hingeſtreckt auf ſchlechten Binſenmatten,
In eines heiligenden Baumes Schatten,
Den letzten Kampf des Lebens ſtreitet. —
Und der die Wilden dort zum Tod bereitet,
Der Zauberprieſter ſteht zu ſeinen Füßen,
Und reicht, um ihm das Sterben zu verſüßen,
Ein rohes Bild, halb Krokodill, halb Aar,
Als Amulet, als Talisman ihm dar.
Dir wird, ſo ſpricht der Zauberer, mitgegeben,
Mit in dein Grab dieß Heiligthum,
Damit du dort erwachſt zu neuem Leben,
Zu neuem Kriegesruhm,
Dort, wo des Meeres Rand im Abendglanze blinkt,
Dort, wo der alte Held ſich Jugendkraft ertrinkt
Aus ſo viel Schädeln als er Feind' erlegt,
Dann an die Bruſt gefangner Mädchen ſinkt,
Und ewig Luſt der Liebe pflegt. —
Der Sterbende, bey dieſen rohen Worten,
Fühlt ſich von Todesfurcht befreyt,
Und an des Grabes dunkeln Pforten
Umglänzt ihn Seelenheiterkeit. —
Der Mann der Duldung ſteht dabey und ſieht und hört,
Welch ſinnlich-grober Wahn das blinde Volk bethört;
Und .... Nun, was meynen Sie, was thut der edle Mann?
Fährt er den Sterbenden mit Donnerworten an?
Nennt er ihn einen Götzenknecht und Heiden,
Beladen mit der ſchwerſten Sündenbürde,
Verdammt zu Marter, Qual und ew'gen Leiden,
Die er in Höllenglut deßhalb erdulden würde,
Weil er ein unbekannt Gebot verletzt? —
Und ſpricht er zu dem Angſterfüllten jetzt
Vom unſichtbaren Gott, von Seiner Liebe Thron,
Was kaum vernimmt des Waldes wilder Sohn;
Von einem wunderſamen Weltgeſchicke,
Tiefſinnig und geheimnißvoll,
Das er im letzten Augenblicke
Nicht faſſen und doch glauben ſoll?
Wie, oder ruft der Mann der Duldung gar,
Des heil'gen Eifers voll,
Sein Schiffsvolk, ſeiner Krieger Schaar;
Beginnt er ſelbſt zu ſeines Gottes Ehre,
Für ſeines Glaubens Herrlichkeit und Macht
Der nackten Götzendiener blut'ge Jagd?
Läßt er die Prieſter ihrer falſchen Lehre
Ergreifen, fangen, binden,
Und auf den angeflammten Holzſtoß werfen,
Um ſo dem Volk, dem blinden,
Der Liebe Heilgebot durch Beyſpiel einzuſchärfen? — —
Wer that das, fragen Sie; und ich: Wer that es nicht?
Es hielt Johann, es hielt Calvin ſein Blutgericht;
Sie wußten Beyde nichts von Liebe noch von Recht!
Der Fanatismus iſt ein roher Henkersknecht,
Und bleibt derſelbe ſtets in jeglichem Gewand:
In Koſtnitz wurde Huß, Servet in Genf verbrannt. —
Und meinen Sie vielleicht, das wäre längſt vorüber,
Und Solches aufzuſtödern ſey nicht gut?
So ſag' ich: Nein, mein Lieber!
Ihr Vater ſah noch Blut,
Das Glaubenshaß vergoß, auf dem Schafotte rinnen,
Und Sie, Sie ſelbſt mein Herr: Sie werden ſich entſinnen,
Wie, mit fanatiſch-kalter Grauſamkeit,
Man noch zu unſrer Zeit
Den Ketzer auf die Folter ſpannte,
Und dann, mit Prieſterpomp und kirchlichem Gepränge,
Und bey'm Gebet der ganz entmenſchten Menge,
Lebendig ihn verbrannte. —

(Der Beſchluß folgt.)

Lascaris.

(Fortſetzung.)

Endlich jedoch ſchien Europa von den Klagen der armen Griechen, oder vielmehr von ſeinen eigenen Gefahren gerührt. Aeneas Sylvius, ein leidenſchaftlicher Freund der Künſte, und eifrig auf den Ruhm des chriſtlichen Namens bedacht, wurde zum Papſt erwählt, während Mahomet ſein Reich bis zur Donau ausdehnte, und zugleich den Norden und den Mittag Europa's überſchwemmte. Venedig war bedrohet, Belgrad belagert, alle benachbarten Länder von Griechenland wie dieſes unterjocht. Alles dieß ſchreckte das Abendland. Der Papſt machte einen letzten Verſuch, um die Fehden der chriſtlichen Fürſten beyzulegen, das Feuer der Völker anzufachen, ſie zu einem Kreuzzug zu vereinigen, und endlich die Barbaren über die Gränzen Europa's zurückzudrängen. In dieſer Hoffnung berief er ein Koncilium nach Mantua. Man ſah dort die Geſandten von Frankreich und Polen, die des Königs von Neapel, der Herzoge von Bretagne, Burgund und der Republiken Italiens. Der Herzog von Mailand, Franz Storza, fand ſich in eigner Perſon daſelbſt ein. Die Abgeſandten der Inſel Lesbos, von Epirus und Monembaſia in Morea ſchilderten die Drangſale ihres Landes. Der Papſt und Beſſario ſprachen mit Beredtſamkeit. Der Krieg wurde beſchloſſen. Da reiſete Beſſario ab, um die Hülfe der deutſchen Fürſten zu erbitten und der Papſt be-

stimmte als Vereinigungsort des Kreuzzuges die Stadt Ancona.

Aber die Könige, trotz ihrer Versprechungen, wurden durch ihren Ehrgeiz und ihre Streitigkeiten abgezogen. Alphons von Aragonien war gestorben, ehe er Frieden mit Venedig geschlossen hatte. Der Herzog von Burgund hatte gealtert, indem er bey seinen Hoffesten sich einen Kreuzzug vornahm, und jetzt fürchtete er den Ehrgeiz Ludwigs XI. Deutschland war arm und getheilt, England durch die blutigen Kriege der beyden königlichen Familien erschüttert. Die Fürsten Italiens bewachten einander. Die Zehnden, welche der römische Hof einforderte, fingen an auf den Völkern zu lasten. Der Kaiser von Deutschland gab Ungarn auf. Auf den Ruf des Papstes kamen nur unbekannte namenlose Menschen herbey. Dennoch schlug den griechischen Flüchtlingen das Herz vor Freude; sie glaubten dem Augenblick nahe zu seyn, wo sie ihr Vaterland wiedersehen und für seine Befreyung kämpfen sollten. Aber der Tod des Papstes zerstörte alle ihre Hoffnungen. Ein schwacher Greis, erschöpft durch die Anstrengungen eines so großen Unternehmens verschied er in Ancona, indem er für die Obersten Griechenlands betete, und Europa empfahl, diese heilige Sache zu rächen. Der religiöse Eifer, von einem so großen Manne angefacht, verlöschte mit ihm; die sanftern Sitten und die Thätigkeit des Handels erkalteten die Gemüther für so entfernte Kriege. Die Venetianer allein wollten fechten, weil sie Vertheidigung nöthig hatten. Ihr Ehrgeiz machte Frieden, als er nicht mehr Nutzen vom Kriege zu ziehen hoffte.

So nun der eigennützigen Politik Europa's preisgegeben, fuhren die Griechen fort, mit ihren Kenntnissen Völker aufzuklären, die sie aufgaben. Diese Apostel der Literatur hatten in wenig Jahren ihre Sprache und ihre Philosophie in den Städten Italiens verbreitet. Die Meisterwerke des griechischen Alterthums, die man überall entdeckte, erweckten eine bis dahin unbekannte Begeisterung. Der Eifer, der anfangs die Gemüther ausschließlich an die Betrachtung des antiken Genius fesselte, schien die nationale Eigenthümlichkeit zu hemmen, aber sie keimte mit mehr Stärke unter dieser üppigen Pflege hervor. Das sechszehnte Jahrhundert erwartete seine großen Männer. Die griechischen Verbannten, welche daran arbeiteten, diese große Epoche vorzubereiten, haben wenig Ruhm hinterlassen. Ihre ganze Macht lag in dem Wort, und war flüchtig wie jenes. Sie verbreiteten rings um sich herum Bewunderung und Geschmack für die Künste; sie regten den menschlichen Geist auf; sie retteten die schönste Hälfte der antiken Denkmäler, aber sie selbst haben keine Denkmäler geschaffen. So schwand ihr Andenken in dem Ruhme der Männer, die ihr Beyspiel gebildet hatte, und selbst die Größe ihrer Dienste hat ihren Spur um so schneller verwischt.

Nach dem Tode des römischen Pontifex kehrte der Bischof von Heraclea, der nichts mehr von Europa hoffte, in das Morgenland zurück, um dort den Glauben seiner Brüder gegen die Prüfungen der Sklaverey aufrecht zu halten. „Nur dort, sagte er, muß ich meine alte Schwäche abbüßen, an die Rom mich erinnert.“ Man erzählt, daß er einige Zeit in Konstantinopel und in Morea lebte, überall handelnd mit der Glut christlicher Liebe, in die Kerker der Christensklaven dringend und täglich der Pest und dem Säbel der Türken trotzend. Eben so sanft als unerschrocken milderte er jenen Religionshaß, welchen die Christen der beyden Kirchen im Morgenland selbst unter der Last ihrer Ketten bewahrten. Er ließ ihnen auf gleiche Weise seine Hülfe angedeihen, und predigte ihnen dasselbe Evangelium. Er war kein Sektirer mehr, er war Christ, und in seinem Munde flößte das göttliche Wort einen Eifer voller Kraft und Geduld ein: Er starb mitten unter seinen heiligen Werken. Indem die Türken den besiegten Griechen erlaubten, ihr Leben und die Ausübung ihres Gottesdienstes durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen, raubten sie ihnen einen Theil ihrer Kinder, um sie zu dem Glauben der Muselmänner zu bekehren, und bestraften mit großer Grausamkeit jeden christlichen Priester, der diesen jungen Griechen Abscheu vor einem solchen Abfall einzuflößen suchte. Beschuldigt, einige dieser Geißeln des Islamismus, die unter den Azamoglanen von Byzanz aufgezogen waren, zu der Religion ihrer Väter zurück haben führen zu wollen, erlitt Nicephorus eine furchtbare Todesstrafe. Sein Körper, von Schmiedehämmern zerschmettert, wurde in's Meer geworfen, aus Furcht, daß die Christen ihn verehren möchten, aber sein Name blieb in Griechenland heilig, wie der eines Märtyrers.

Ehe noch der Bischof von Ephesus das glorreiche Ende Nicephorus erfahren, hatte auch er, von einer andern Hoffnung geleitet, Italien verlassen. Auf den steilsten Gipfeln von Epirus lebten halbwilde Hirten, lange Zeit als Rebellen von den byzantinischen Herrschern behandelt, welche aber, da sie stets von der Mischung mit fremder Barbaren unbefleckt geblieben, in ihren Sitten und ihrem Mund das lebendigste Gepräge des Nationalgeistes bewahrten. Diese Griechen, ehemals von römischer Macht unbesiegt geblieben, hatte nun das Christenthum gebändigt, und dieses Joch, das einzige, das sie je getragen, flößte ihnen nur um so mehr Haß gegen die Unterdrückung der Türken ein. Unter ihnen suchte Theodorus einen Zufluchtsort; wo er lange für den Glauben und das Vaterland leiden könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 31. Okt.

Seit mehreren Jahren hat kein rezitirendes Schauspiel so tiefen Eindruck gemacht, und sich so allgemeinen Beyfall erworben, als Raupachs Trauerspiel: Isidor und Olga, welches am 27. d. M. zum ersten Male dargestellt und gestern wiederholt ward. Allerdings gebührt auch dieses Trauerspiel zu dem Gelungensten, was nicht nur dieser Dichter hervorgebracht, sondern wohl auch das jetzt Lustrum in diesem Fache gewährt hat. Besonders erfreulich war es mir, daß die finstere Idee des rächenden, und allem bessern Willen trotzenden Schicksals, welche seit einem, allerdings sehr ausgezeichneten Erzeugnisse eines leider verstummten Tragikers auf der Bühne gewaltigen Unfug zu treiben begann, daraus gänzlich verbannt

ist. Dadurch gibt selbst das traurigste Ereigniß doch eine innere Beruhigung, weil überall nur freyer Wille der Mithandelnden die Fäden spann, nicht aber eine unbekannte, düster waltende Macht der Grund zu dem Schrecklichsten ist. Eben so zeichnet sich auf der andern Seite dieses Trauerspiel auch durch Verschmähen aller von außenher einwirkenden Mittel aus, und thut durch die Einfachheit der Zurüstungen, in der es vor uns tritt, der ruhigen Betrachtung wohl, welche außerdem zwecklos gestört, ja oft ganz aufgehoben wird. Da gibt es kein ganzes Heer von darstellenden Personen, welche aus einzelnen kleinen Steinchen, die sie hervortragen, das tragische Gebäude aufführen helfen müssen, sondern es sind große Massen, welche Grund wie Gipfel zieren, und von wenigen, aber um so kräftigern Händen in Bewegung gesetzt werden. Da müssen nicht zahllose Verwandlungen der Scene dazu beitragen, um das Fortschreiten der Handlung verständlich zu machen, indem sie zugleich die Augen entweder blendend ablenken oder verwirrt beleidigen, jedenfalls aber die Aufmerksamkeit stören, sondern das Leben ruht im Innern, im Fortschritt der Entwicklung der Charaktere, in dem gleichmäßigen Entfalten einer jeden vorwärtstreibenden Leidenschaft oder zurückhaltenden Empfindung. Ohne ängstlich darnach bemüht zu seyn, wie es wohl die Franzosen thun, und dadurch nicht selten in engenden Zwang und starre Kälte verfallen, hat Raupach die aristotelischen drey Einheiten hier streng beobachtet, weil sie aus dem Innern des Stoffs selbst hervor gingen, und auf diese Art ein belehrendes Beyspiel gegeben.

Der Raum erlaubt es hier nicht, in eine ausführliche Berücksichtigung des Einzelnen einzugehen, belehrend würde ein solches Unternehmen aber gewiß seyn, und in den meisten Fällen den Dichtergenius, wie das reife Urtheil des Tragikers zeigen, nur Ein's erlauben wir uns gegen ihn zu bemerken, und dieß betrifft den Schluß seines Stücks. Wir wollen nicht mit ihm rechten, daß er die Katastrophe durch den Zweykampf und den Tod beyder Brüder herbeygeführt; und so gleichsam den ersten in dem angemaßten Rechte als Gottesurtheil bestätigt hat, weil wir selbst nicht Dichter sind, und also den Genius Aar in seinem Fluge nicht begleiten, und neue Länder mit ihm entdecken können; aber dieß sey uns erlaubt zu sagen, daß der Wiedereintritt Olga's zu den Lesern bey der Darstellung störend wirkt, und das durch die vorhergehende Scene aufs höchste aufgeregte Gefühl, zum Nachtheil für den Schluß des Stücks wieder ertältet. Was aus Olga wird, wissen wir seit der letzten Unterredung mit ihrer Erzieherin und Isidor. Dieses Herz wird bald brechen, und so den Frieden und die Vereinigung jenseits finden. Hier aber gehört sie durch heilige Bande, deren bindende Kraft sie selbst gegen die Duval eingestehet, dem ihr angetrauten Gatten an, und zu ihm muß sie eilen, als sie die Gefallnen erblickt, ihm Beystand zu leisten suchen, sich als sein Weib auch im letzten Augenblicke noch bewähren, und nicht zu Isidor eilen, nur lediglich mit ihm beschäftigt, und in Gegenwart der Dienerschaft die innigsten, heimlichsten Gefühle ihres Herzens kund gebend. Hielt der Dichter es für nöthig, dem Zuschauer noch die Beruhigung mitzugeben, daß das schreckliche Recht der Leibeigenschaft, welches den finstern Knoten dieses Trauerspiels schürzt, wenigstens auf den Gütern der Gräfin nicht mehr bestehen soll, — und wir möchten dieß kaum annehmen, da ja ihr Entschluß nur ein Tropfen Linderung ist in den Qualen-Ocean der zu gleichem Loose verurtheilten Millionen — so war ja dieses von Olga schon im fünften Auftritte des vierten Aktes gegen ihre Erzieherin ausgesprochen, und die Wiederholung jetzt kaum nöthig. Uns bedünkt daher, der beste Schluß für das Stück seyen die Worte Ossips: „Grüß Arinia!“ wodurch zugleich der Blick beruhigend nach jenseits gelenkt wird.

Aber ich bin es den trefflichen Leistungen der hiesigen Darsteller dieses Trauerspiels schuldig, um auf sie überzugehen, und ihnen die Gerechtigkeit auch meinerseits wiederfahren zu lassen, welche das zahlreich versammelte Publikum bey beyden Vorstellungen ihnen angedeihen ließ. Vor allen nenne ich Herrn Devrient als Wolodomir. Ein ausgezeichnet schönes Aeußere, durch reiche und geschmackvolle Uniform gehoben, kam ihm dabey als Gabe der Natur, verbunden mit seinem männlich kräftigen Organe zu statten, aber auch Sinnim und Wärme — leider so selten vereint — führten den Charakter mit einer Wahrheit durch, welche allgemein ergriff, und mehr als einmal den rauschendsten Beyfall dem Künstler erwarb, der zwar „den rohen Frevelknaben,“ wie ihn Isidor nennt, wahr darstellte, aber kein Frauenbild, sondern eine, für die Bühne wohlgefällige Erscheinung daraus macht. Mit gleicher Gediegenheit gab auch Herr Juttus seinen Isidor, und besonders entfaltete er in der letzten Scene mit Olga, welche zu den schwierigsten des Stücks gehöret, eine innere Zerrissenheit, ein dumpfes Brüten über schwarzen Gedanken, nur manchmal durch Lichtblicke früherer sanfter Empfindungen erhellt, welches um so meisterhafter, je weniger es auf Wirkung nach Außen berechnet seyn konnte. Mit gleichem Fleiße gab er auch die Scene der Einkleidung in die Livree, so wie alsdann die Scene an der Tafel, die Peripetie des Stücks voll der höchsten Kraft, welche überhaupt von allen Seiten trefflich ging. Mad. Schirmer besaß als Olga ganz die Milde und Lieblichkeit, welche der Dichter als Gegensatz zu dem wilden Wolodomir in diesen Charakter gesetzt hat. Ihre Haltung war ruhig, aber nicht kalt, besonnen, aber nicht matt, ihre Sprache voll des Wohllauts, der namentlich in dieser Rolle und den beschwichtigenden Stellen derselben so nothwendig. Ungemein passend und geschmackvoll gewählt war besonders ihre Kleidung im dritten Akte, und sahen ein nationelles Kostüm anzudeuten, das vielleicht, allgemein angenommen, noch die Wirkung erhöht hätte. Ossip war in Herrn Pauli's Händen. Wie brav dieser ausgezeichnete Künstler alle ihm gestellten Aufgaben löst, ist von mir schon oft anerkannt worden. Ich halte den Ossip nicht für die schwierigste, die ihm geworden ist, da ihn der Dichter überall höchst treffend zeichnet, aber ganz ging er mindestens auch hier in dessen Idee ein, und es blieb keine der feinsten Nüancen unbemerkt, welche besonders bey diesem Charakter in so großer Mannigfaltigkeit sich vorfinden. Selbst einzelne Worte und Betonungen erwarben sich daher lauten und verdienten Beyfall. Auch die wenigen Nebenrollen waren mit braven Künstlern besetzt, und wurden mit Liebe durchgeführt, welche überhaupt bey der ganzen Darstellung vorleuchtete, und eben dadurch auch zu einer solchen machte, welcher das Publikum mit gleichen Gefühlen entgegenkam.

Dieß dürfte aber auch leicht die ganze Ausbeute des Monats Oktobers seyn, doch schwerwiegend genug an innrer Trefflichkeit. Ich habe außerdem blos noch des Wiederauftretens der Dem. Gley im Mädchen von Marienburg, einer Rolle, die offenbar über ihre Kräfte war, eines Herrn Rossigs als Pastor in demselben Stücke, welcher nie die Bühne, am wenigsten aber die hiesige hätte betreten sollen, und des Tanzes einer dreyzehnjährigen Dem. Mees zu erwähnen, welcher mit Lieblichkeit, à plomb und Anstand ausgeführt ward.

Wir sehen nun hier in der nächsten Woche den Vermählungsfeyerlichkeiten des Prinzen Maximilian mit der Herzogin von Lucca entgegen, wobey außer einer italienischen Cantate, die Oper Olympia gegeben werden soll, und ich werde nicht unterlassen, Ihnen davon schleunigst Bericht abzustatten.

Gubv.

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. November 1825.

Lehren wir, ihr Christen, so auf Erden,
Daß wir Christo möchten ähnlich werden!

Herder.

Epistel
an einen modischen Frommthuer.
(Beschluß.)

Wenn aber Ihrer Herzlichkeit vielleicht
Auch das zu lange her schon deucht,
Daß Spanien solche Glaubenshandlung sah;
Nun, so bedenken Sie, was jüngst in Nimes geschah:
Wie man die Hochzeit dort, die Rom einst so verehrte,
Daß es der Welt dafür ein Jubeljahr gewährte,
Wie man das Hochzeitfest, das blut'ge, dort erneute! —
Welch gräßlich Strafgebot dieselben frommen Leute
Noch kürzlich erst in Frankreich festgesezt
Für Den, der ein Gefäß, ein heiliges, verletzt;
Und wie das Handelsvolk, das stolz auf Großmuth pocht,
Noch heut voll Glaubenshaß sein Irland unterjocht! —
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Entweihung ist der Spruch im Mund' der Assassinen,
Die ihrem Rachegott durch Menschenopfer dienen!
Auch nahm noch nie ein Muselmann,
Der Glauben oder Tod
Auf seinem Schwerte bot,
Dieß Liebeswort zu seinem Wahlspruch an.
Ein solches Frevel blieb nur jener listig-kalten,
Nur jener schleichenden Verdrüdrung vorbehalten,
Die, von fanatisch-wilder Schwärmerey,
Von Eifer und Verblendung frey,
Nur einzig ihrer Selbstsucht fröhnt
Und den Verstand und die Vernunft verpönt
Bey Folter und bey Flammensühne,
Damit die dummgemachte Menge,
Empfindungslos für solche Strenge,
Gleich Lastvieh sie bediene. —
Ja mein dumauer, frommer Mann!
Wenn je der Mensch, allhier in seinem Nichts,
Der Liebe Gnadenquell, den Quell des geist'gen Lichts:
Gott — lästern und beleid'gen kann;
So thut es Der, der die Vernunft verdammt,
Die von dem Geist der Geister stammt,
So thun es Die, die ihren Rachgott rächen,
Und so für Lästerschuld ihr eignes Urtheil sprechen! —
„Du sollst den Nächsten, wie dich selber lieben,"
So steht es da als Grundgebot geschrieben,
So ruft es in uns als Gewissenspflicht!
Allein Der liebet seinen Nächsten nicht,
Der ihn nur wie sein Hausthier liebt,
Der ihm nur Leibesnahrung giebt,
Und ihm das höchste Gut der Welt,
Vernünft'ge Geistesnahrung vorenthält. —
Dieß schrieb ich jüngst an einen Ihrer Brüder,
Und hierauf schrieben Sie, mich streng ermahnend, wieder:
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben." —
Wer ist denn schwach, mein Herr, und wer ist stark zu nennen?

Digitized by Google

Giebt's einige Vernunftbegabte bloß,
Indeß die Mehrzahl trägt des Blödsinns dunkles Loos,
Und unvermögend bleibt, die Wahrheit zu erkennen?
Darf man von Menschen Menschen also trennen,
Und ist der Staubgebor'nen Unterschied so groß? —
Nein! Alle haben wir von droben Licht empfangen,
Und Alle können wir
Mit diesem Licht allhier
Zu klarer Ueberzeugung hingelangen! —
Allein durch Trägheit wird man nie es können;
Obgleich empfindende Personen,
Um ihr Gemüth zu schonen,
Die Trägheit sich und wohl auch Andern gönnen. —

„Du sollst dein Brod im Schweiß des Angesichtes essen."
Auch dieser Fluch — ja, kläng' es auch vermessen! —
Ist nur ein liebevoll, ein segenreich Gebot;
Und will nicht sagen: nur dein leiblich Brod,
Nein, auch dein geistig Brod sollst du, auf dieß Geheiß,
Allhier erwerben dir durch innerlichen Fleiß. —
Wir Gott, zu unsres Leibs Erhaltung,
Uns — Kraft verlieh', Gesetze der Natur
So auch, zu unsrer Seel' Entfaltung,
Gab Er uns Geisteskraft und Denkgesetze nur.
Wir sollen danken Ihm für jede Seiner Gaben;
Doch sollen wir sie selbst uns selbst bereitet haben.
So sind denn auch, mein Herr, die wahrhaft Frommen
Zum Quell des wahren Glaubenslichts,
Nicht durch ein eitles träumerisches Nichts,
Nein, nur durch innern Seelenfleiß gekommen;
Und haben so die dunkle, dunsterfüllte Bahn
Der Schwärmerey vermieden,
Und von Erleuchtung Aberglaubenswahn
Durch Urtheilskraft geschieden. —
Ein solcher Gläubiger ist gläubig nicht zum Schein;
Er flößt dem Frevler selbst durch Tugend Ehrfurcht ein,
Hilft dem, der ehrlich ringt, Erkenntniß sich erringen,
Theilt mit dem Dürftigen sein geistig Lebensbrod,
Hält Niemand so entfernt von göttlich-hohen Dingen,
Um ihm ein unverstandnes Machtgebot
Verächtlich aufzudringen,
Und sagt zwar auch: „Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben;"
Doch sagt er nicht zugleich, sich selber widersprechend,
Das heilige Gebot der Lieb' und Demuth brechend,
Doch sagt er nicht zugleich, wie heut der Pietismus:
„Die Toleranz sey nichts als Indifferentismus." —

O, schielend-falsches Wort, so trügrisch wie die Nacht,
Von einem schielenden Scheinheiligen erdacht,
Dann in die Welt geschrie'n und dort von Jung und Alt
Sogleich gedankenlos, wie Echo, nachgelallt! —

Verzeihen Sie, mein Herr, auch Sie bedienten sich
Des Trugworts gegen mich,
Auch Sie, Sie konnten sich der Mode nicht erwehren,
Und zwingen mich daher, mich näher zu erklären.

Es wird, weil unsre Welt stets unvollkommen bleibt,
Auch Tugend selbst zur Schuld, durch Mißgriff hier auf Erden;
Und so kann Duldung auch Gleichgültigkeit hier werden,
Wenn man die Duldung übertreibt:
Wenn man schlaff, träg' und indolent
Gewähren läßt die Bosheit, die man kennt,
Nie gegen sie in Zorn ergrimmt:
Und mit den Schlechten wohl noch höflich Rücksicht nimmt;
Wenn man den Unsinn wilder Horden,
Die ihrem Fetisch Menschen moeden,
Abscheulich nennt — und doch zu gleicher Zeit
Dieselbe dumme Grausamkeit,
Und von Gebildeten verübt,
Den heil'gen Namen Glauben giebt. —
Hier nur, hier paßt das Wort des Modepietismus,
Die Toleranz sey nichts als Indifferentismus;
Doch nicht auf Den, der ehrt des edeln Denkers Fleiß,
Doch nicht auf Den, der's tief in tiefster Seele weiß,
Da, wo er seinen Gott und seinen Nächsten liebt,
Daß es der Pfade viel zum Weg des Heiles giebt.
Ein solcher Mann, mein Herr, ein Mann, der dieß erkannt
Sie können ruhig seyn! ist höchst intolerant:
Er wird den Menschenmord zu Gottes Ehre,
Die Blutgerüste der Inquisition
Laut nennen eine Molochs-Lehre
Und nicht zu duldende Religion!
Er wird, wenn ihm die Macht verliehen,
Scheinheilige Frommthueren,
Und Haß und Neid und Heucheley
Aus ihrer Diebeshöle zieh'n,
Wo sie geheime Sünden treiben;
Wird, wie sie auch sich lichtscheu sträuben,
Stets hell beleuchten diese Rotte,
Auf daß man sieht, wohin sie zielen;
Und, ob sie auch zum Himmel schielen,
Doch geißeln sie mit herbem Spotte!
Er wird kein Feind des edeln Denkers seyn,
Doch auch kein Bilderstürmer. Nein!
Er wird die Meinung nicht, nicht Irrthum blutig richten;
Wohl aber Lug, Trug, Wahn, wo er's nur kann, vernichten:
Lug, Trug mit edlem Zorn und ritterlicher Wehre,
Den Irrwahn liebevoll durch streng-bedingte Lehre. —

Sie seh'n demnach, mein Herr, ich bin intolerant;
Auch hatten Sie davon wohl Ahnung,
Vielleicht wor's Ihnen schon sogar bekannt,
Und deßhalb schreiben Sie mit strenger Mahnung:

„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."

Ich ehre dieses Wort voll Herz und Sinn,
Das Sie aus Ihrem Seelenschatz mir schenken;
Doch ohne nachzudenken,
Nehm' ich auch dieses Wort nicht hin. —
Ich könnte sagen, wenn Vernunft, die falsche, trügt,
Daß falscher Glaube, Aberglaube, lügt;
Daß nur Vernunft vom Schein das Wesenhafte trennt;
Daß sie sich selbst durchschau't, selbst ihre Grenzen kennt:
Daß ihr der Glaube dann erscheint in Sonnenklarheit,
Und sich ihr offenbart als menschlich-höchste Wahrheit;
Ich könnte sagen selbst, daß er nur einzig ihr....
Allein, mein Herr, ich schließe hier.
Nur noch ein kurzes Wort von dem, was mich getrieben,
Daß ich hier diesen Brief, daß ich ihn so geschrieben.
Ich muß entschuld'gen mich bey Ihren Freunden,
Die mich vielleicht befeinden,
Und mich als Störenfried verklagen,
Daß ich so alte, trübgeschehne Dinge,
Die man ja längst zu Grab getragen,
Hier wieder in Erinn'rung bringe.
Ich höre sie schon sagen,
Gehässig wär' und feindlich solch Bestreben,
Dergleichen sollte man vergessen und vergeben. —
Darauf erwiedr' ich: Ja! Vergeben, das ist gut;
Allein vergessen? Nein! Man sey auf seiner Huth;
Man trau' ihm nicht zu viel, dem eitelen Jahrhundert,
Das sich vollendet wähnt, weil es sich selbst bewundert;
Nein! Man vergesse nicht in dieser Zeit, wo wieder
Die alte graune Hyder
Bald hie, bald da erhebt ein giftig Schlangenhaupt,
Nein! Man vergesse nicht, was sie sich einst erlaubt;
Man sag' ihr's da und dort, man sag' ihr's immerdar,
Denn sagt man es nicht stets, sagt sie, es sey nicht wahr;
Man sag' es ihr mit Spott, man sag' es ernsthaft ihr,
Bald kunst- und anmuthsvoll, altfränkisch bald, wie hier,
Wo ich, ich muß es nur gestehn,
(Und Vielen möcht' es auch so geh'n)
Wo ich nichts Neues konnte sagen,
Und so, ob alter Schuld die alten Klagen
In alte Form auch goß.
Zwar wird deßhalb, ich weiß, der neue Schuldgenoß
Sucht diesen Brief und plate mit Modephrasen nennen;
Indessen wird er nicht die Wahrheit läugnen können.
Und solches hoff' ich nun von Ihrer reinen Seele,
In welcher Hoffnung ich gebührend mich empfehle. —

Ludwig Robert.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Von einem italienischen Fahrzeug zu den Küsten von Epirus gebracht, durchstrich Theodorus das öde Land, und gelangte in die Gebirge, ohne andern Schatz als sein Evangelium und sein bischöfliches Kreuz. Diese kriegerischen Männer, die in beständiger Gefahr irrten, stets von den Angriffen der Türken und allen Entbehrungen eines strengen Klima's bedrängt, eilten freudig zu dem heiligen Priester herbey, der ihnen durch den Himmel gesandt schien. Ihre Dörfer waren bey den Einfällen ihrer barbarischen Feinde verbrannt worden. Sie hatten für ihre Familien kein andres Obdach mehr als die Felsenhöhlen und einige schlechte Hütten, die sie an den unzugänglichen Orten, und unter dem Schirmen des Sturms erbaut hatten. Des Nachts lagerten sie sich in freyer Luft neben angezündeten Feuren; am Tage hatten sie unaufhörlich Abtheilungen von Janitscharen zu bekämpfen, und fielen sie in die Hände ihrer Feinde, so kamen sie unter den schrecklichsten Qualen um. Aber bis dahin waren sie frey, und dieses harte Leben unterhielt ihre Vaterlandsliebe und ihren Muth. Theodorus segnete den Himmel, der ihm so harte Prüfungen zu theilen vergönnt, deren unfehlbarer Lohn rühmliches Märtyrthum seyn mußte.

Er soll lange Zeit unter diesen kriegerischen Stämmen, deren Geschlecht sich auf Griechenlands Gebirgen fortgepflanzt hat, gelebt haben. Von da aus besuchte er bisweilen die heiligen Klöster, welche die Höhen des alten Arkadiens bedeckten. Er belebte den Glauben der durch die Bedrückung der Türken muthlos gemachten Mönche. Wie ein Bild der alten Kirche erschien er mitten unter ihnen, und als er bey der Rückkehr der Osterfeyer auf dem Gebirge das göttliche Opfer darbrachte, und die Hymne des glorreichen Christus anstimmte, glaubten die von allen Seiten herbeygelaufenen Hirten und Ackersleute bey den Worten: Christus ist auferstanden, Christus hat überwunden, eine prophetische Stimme die Befreyung und die Wiedergeburt Griechenlands verkünden zu hören. Man wiederholte die heiligen Worte und fügte sie dem Morgen- und Abendgesange hinzu. Eine allgemeine Freude verbreitete sich von den Heiligthümern des Klosters Mega Spileon und den Gipfeln von Agrapha, bis zu den von den Barbaren unterjochten Dörfern und Ebnen. So hielt die Religion dieses niedergebeugte Volk aufrecht und belebte seine Hoffnung. Wie oft hatte Nicephorus in den rauhesten Schlupfwinkeln von Epirus und Thessalien mitten unter den Klephten, deren Rauhigkeit seine Worte gemildert, die heiligen Gebräuche! Wie oft belebte er ihre Ausdauer bey Niederlagen, oder lehrte sie menschlich zu seyn nach dem Siege. Durch seinen Mund lehrte das Evangelium diesen wilden Griechen Tugenden, die ihres Muthes

würdig waren. Unter den Vergeltungen einer täglichen und fürchterlichen Rache fand man bey ihnen oft Großmuth, Mitleid mit den Schwachen, Achtung für die gefangenen Frauen glänzen. Der heilige Bischof, sagten sie, wird uns segnen. Er war für diese ungebildeten und wilden Menschen wie ein sichtbares Gewissen. —

Durch die Religion gab er ihnen ihr Vaterland wieder; und wenn seine glaubensvollen Worte ihnen den Tempel der heil. Sophia besudelt, das goldne Kreuz und den heiligen Tisch von den Ungläubigen zertrümmert zeigten, so wollten alle als Christen und frey sterben. Oft hörte man auf den Gebürgen von Epirus und Thessalien und auf den Gipfeln des Pindus den Gesang von dem Fall von Byzanz ertönen. Mitten in der Sklaverey und der Einöde wiederholte man jene dichterische Prophezeihung, in der alle Hoffnung des christlichen Griechenlands athmet: „O heilige Jungfrau, hohe Gebieterin! Ruhe, weine nicht, seufze nicht; mit der Zeit, mit den Jahren, wird die Stadt und das große Kloster und alle diese Dinge dir von Neuem gehören.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 5. Nov.

Die schönen Hoffnungen eines neuen Aufblühens unseres lange tief versunken gewesenen Theaters, w[elchen] wir uns im Anfange der Direktion der Frau von Trentinaglia mit allem Rechte hingeben konnten, scheinen sich bereits nach einem Zeitraum von noch nicht vollen zwey Jahren in ein leeres Traumgebilde aufzulösen. Zwar ist für die äußere Gestaltung des Theaters, für Beleuchtung, Ausschmückung des Hauses, Erweiterung des Raumes, Deforation und Garderade alles Mögliche geleistet, und darin vielleicht sogar ein zu großer Aufwand für ein Provinzialtheater gemacht worden; zwar hat die Musik in der Oper durch ein festes Engagement der Musiker ungemein gewonnen — was kann dieses alles aber helfen, wenn in dem angegebenen Zeitraum nicht ein einziges Mal die Oper eigentlich ganz vollständig besetzt war? — Von dem ganz erbärmlichen Chor der Oper, welcher in Allem vielleicht nicht einmal aus zwölf Stimmen (und welcher Stimmen?) besteht, gar nichts zu sagen, so haben wir fortwährend keine erste Sängerin gehabt. Denn, die Sängerinnen, welche dafür hingestellt wurden, konnten sich kaum ein Paar Monate auf dem usurpirten Thron erhalten. Gegenwärtig droht uns das seltsame Geschick, in Mozarts Don Juan die Donna Anna von der dritten Sängerin, und den Leporello vom dritten Bassisten gesungen, hören zu müssen. Es scheint, daß bey unserm Opernpersonale ein ein militärisches Avanciren, von einer Stelle zur andern, nach dem Dienstalter eingeführt werden soll. Besser steht es mit dem Schauspiel; hier sind die meisten Fächer brav, einige sogar vorzüglich besetzt — doch fehlt es an einem guten jugendlichen Liebhaber, und an einer tragischen Liebhaberin. Selbst schätzbare Schauspielerin wird eben darum Frau v. Trentinaglia, vielleicht mit Unrecht, allgemein beschuldigt, daß sie für die Oper geradezu nichts thun möge. Was aber hier wie dort, im Schauspiel wie in der Oper, zu beklagen ist, unserm Theater fehlt durchaus der Geist der Eintracht, das nothwendige Einverständniß zwischen Direktion und Personale, ohne welches das Streben der Einzelnen sich nie zu einem künstlerischen Ganzen gestalten wird, und hier glaubt Ref. den Fehler wohl einzig in dem Benehmen der Direktion gegen ihr Personale aufsuchen zu müssen. Denn sonst wäre es unerklärbar, warum immerfort Schauspieler und Sänger, Schauspielerinnen und Sängerinnen, ohne Abwartung ihrer Kontraktzeit, heimlich von hier entweichen, und zu andern Theatern gehen, welche in jeder Hinsicht viel schlechter organisirt sind, als das unsrige. Aber gerade daraus wird der ewige Wechsel unseres Personals in den letzten zwey Jahren, und die Schwierigkeit, andere brauchbare Subjekte zu erhalten, begreiflich. Auch Hr. Georg, unser trefflicher Musikdirektor, hat aufgekündet, und wir sehen mit Trauer dem Zurücksinken des von ihm neugeschaffenen, und von seinem Genius angehauchten Orchesters in sein vorriges chaotisches wüstes Treiben, ohne Geist und Sinn für das Höhere der Musik, entgegen. Wieder die Bestätigung des alten Gnomen: Friede ernährt, Unfrieden zerstört! —

Einen Theil der Schuld darf aber immer das Publikum sich selber beymessen. Wir sind zu streng mit unsern Forderungen an den Einzelnen, zu wenig nachsichtig gegen Anfänger, wenn auch das reichste Talent in ihnen sich regt, wenn nicht Jugendfrische und ein glattes Gesicht, ein hübsches Lärv'chen ein Vorwort für sie einlegt. So ist selbst vor Jahren einer Meyer (nachheriger Wespermann) ihr erstes Debüt als Myrrha hier gänzlich verunglückt, einer Meygee, welche ein Jahr später schon als ein Stern erster Größe am theatralischen Himmel glänzte. So ist es ferner höchst unerfreulich für die Schauspieler, besonders für den gastlichen, wenn er nach beymaligem Spiel im Abonnement, bey gefülltem Hause und lautem Beyfall, nun bey seiner Benefizvorstellung, wo nicht das Haus, doch sicher die Logen leer erblickt; ein Schicksal, das selbst Edgar zweymal erfahren mußte, sogar als König Lear erfuhr. Doch — claudite jam rivos pueri, sat prata biberunt! —

Auflösung der Charade in Nr. 277:
Jungfrau.

Räthsel.

Umschreibung von Longins Definition des Erhabnen.
Wie ist sie zu lesen als Gitterschrift?

Sa	ver	den	ta	ein	möchte
Bid	ich	er	L	legt	B
staun	wird	ha	selbst	den	Ich
der	1804	Glück	No	wie	M
Wenn	E	der	ist	xx	ein
S	er	44	Buch	ot	ha

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. November 1825.

Ach dürften wir mit Thränen nicht
Die Wirklichkeit verweben.
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär' unser Erdeleben!

A. W. Schlegel.

Die Schauspieler und Tänzer in Paris.

In Deutschland und England sind die Beyspiele gewöhnlich, wo Schauspielerinnen und auch Tänzerinnen durch Reinheit ihrer moralischen Grundsätze und durch einen ehrbaren Lebenswandel sich auszeichnen; manche erregen viel mehr dadurch die Leidenschaft der Liebe in den Herzen achtungswürdiger Männer, als durch die Schönheit ihrer Formen und durch die sinnliche Beeführung vermittelst ihrer Kunst. Wir müssen uns hier freylich die Aufführung von Namen versagen; eine gewisse zarte Schonung verbietet es, ein öffentliches Zeugniß der Ehre denjenigen auszustellen, die in ihrem eigenen Bewußtseyn desselben nicht bedürfen. Auch würde die Verschweigung der nicht genannten Namen ein größeres Uebel seyn, als das Gute, was man bey der Belobung der Benannten bezweckt.

Aber in Frankreich gelingt es einer Schauspielerin nur selten, in der Gesellschaft, umgeben von der öffentlichen Achtung, dazustehen. Noch schwerer jedoch, und beynahe unmöglich, ist es einer Tänzerin, dahin zu gelangen, daß man sie als ein Beyspiel der Tugend unter ihren Gefährten nenne. Der Grund dieser Verschiedenheit zwischen den Schauspielerinnen und Tänzerinnen liegt schon in dem Zwecke der beyden Künste. Tanz war von jeher die Kunst, durch Stellungen und Geberden Leidenschaften auszudrücken oder zu erregen; das Schauspiel hingegen soll rühren oder belustigen, aber nicht verführen; es soll Gefühle erregen durch Worte, begleitet durch die mitwirkende Macht des Gesangs und der Musik, oder durch den Ausdruck der Mimik. Die Verirrung der Tanzkünstler auf dem Pfade der Unsittlichkeit lag beynahe schon in ihrer Bestimmung.

Der höhere, edlere Zweck des Schauspielers wurde nicht durch seine Bestimmung entwürdigt, sondern durch den Fanatism und durch das Beederdniß des Despotism. Es war das Mönchthum, das den Grundsatz aufstellte, die Unterdrückung des stärksten, des nothwendigsten Naturtriebs sey ein heiliges Verdienst; aber aus dieser Uebertreibung entstand die ungeheuerste Regellosigkeit der Sitten. Von den Klöstern ging sie über in die Schlösser und Burgen und Hütten. Die nachherigen Kriege der Christen in Afrika und Asien und später im Innern von Frankreich vermehrten nicht nur die Ausschweifungen, sondern verdrehten auch neue Arten derselben. Aus den Klöstern kamen dann auch die theatralischen Vorstellungen der heiligen Geschichte; Nonnen und Mönche schufen eine neue Art von barbarischem Schauspiel, wovon die Kunstgeschichte der Griechen auch nicht eine Spur aufweist. Die verdorbenen Sitten der Klöster gingen auch in diese Schauspiele über.

In diesen Jahrhunderten des Kampfs der Wahrheit mit der Finsterniß gab es keine Schauspielkunst nach Art der alten noch der neuern Zeiten; es gab nicht einmal eine Tanzkunst der heutigen Art. Die Geschichte der französischen Literatur kennt nur eine ganz niedrige, geschmacklose Zunft von Histrionen mit allerley Namen unedler Künste.

Digitized by Google

Auch nicht eine einzige dieser heillosen Paraden ist in die veredelte Bühne des Moliere und Corneille übergegangen. Seit dieser Epoche der eigentlichen Wiederherstellung des Cothurns und der Maske ist eine strenge Scheidung zwischen den edeln und niedrigen Künsten der öffentlichen Darstellung befestigt. Frankreich verweigert noch heut zu Tage aus besondern Gründen, die an die Unsittlichkeit der vorhergehenden Zeiten erinnern, sogar den Namen von Schauspielkunst gewissen glänzenden, zweydeutigen Darstellungen, die in einigen deutschen Ländern auf eine so auffallende Weise begünstigt werden, z. B. der Kunstreiterkunst, die von der eigentlichen ganz sittlichen Reitkunst so sehr verschieden ist, so wie auch der Seiltänzerey, auch wenn sie in's Gebiet der Mimik sich ausbreitet. Auch die städtische Civilobrigkeit hatte schon in dem Jahrhunderte Moliere's die Veränderung des Geschmacks benutzt, die Unverschämtheit der Afterkunstleute, die Unanständigkeit ihrer Kostüme, und die Obscenität ihrer Stellungen und Worte von den sogenannten Bühnen, die, obgleich nur von Bretteen aufgeschlagen, sich den Namen einer Scena gaben, zu verbannen.

Von da an stieg auch die Vervollkommnung der Kunst. Die Zeit der höchsten Veredlung der Schaubühne war das Zeitalter Ludwigs XIV. Hätte sein Einfluß noch länger gedauert, so würde wahrscheinlich das Theater zu der Würde einer Sittenschule emporgekommen seyn. Aber der Verfall aller Sitten und aller edeln Gebräuche fing schon wieder unter der Regentschaft an, und Dubois, der Kardinal, gab persönlich alle Beyspiele der Schande. Es ist bekannt, daß der damalige Hof, der Alles verdarb, auch das Schauspiel vergiftete. Gewiß ist es auch, daß es durchaus nicht das Theater war, was den Hof verdarb.

(Der Beschluß folgt.)

Lascaris.

(Beschluß.)

So unterhielt der Bischof von Ephesus die Liebe zum Vaterland und die Hoffnung der Befreyung unter jenen getreuen und unbekannten Völkerschaften, welche das Kaiserthum zur Zeit seines Glanzes kaum gekannt hatten. Er tröstete sich selbst mit dem Gedanken, daß einst aus diesen wilden Schlupfwinkeln die Rächer des Kreuzes und die Befreyer der Kirche hervorgehen würden. Er zog ihre rohe Einfachheit und ihren einfältigen Glauben der Weichlichkeit und den neuen Künsten des Abendlandes vor. Er lebte in diesem Apostelamt, in welchem ihn die Hoffnung aufrecht hielt, bis in das höchste Alter. Manchmal ließ er durch die Vermittlung eines fremden Kaufmanns oder eines reisenden Mönchs des Berges Athos Nachrichten von Griechenland an seine in Rom, Florenz und Mantua zerstreuten Freunde gelangen. Er unterhielt sie von diesen wilden Griechen, einst von dem Kaiserthum verschmäht, und in welchen sich das Vaterland wiederfand: „Suchet eure gebildeten Völker zu bewegen, schrieb er an Lascaris; ich bedarf unsere Barbaren. Verbreitet die Künste in Europa; ich bewahre die Religion in Griechenland. Mitten unter diesen Bemühungen starb er, reich an Tagen. Die Hirten des Gebürges höhlten ihm ein Grab in dem Felsen aus, den er bewohnt hatte. Man vertheilte sich seine Kleidungsstücke wie heilige Reliquien. Die Blätter seines Evangeliums wurden unter die umherirrenden Familien der Völkerschaft vertheilt. Man ging auf seinem Grabe zu beten, dem die Bergbewohner in ihren Gefechten und auf ihrer Flucht nie die Türken sich nahen ließen. Lange Zeit nachher zeigten die Väter ihren Kindern den Stein, wo der heil. Bischof gesessen hatte, den ausgetrockneten Waldbach, wo er die heiligen Mysterien verwaltet hatte, den Baum, an den er ein Bild der heil. Jungfrau aufgehangen, den Gipfel des Berges, wo er den Muth der Griechen belebt, und endlich den engen und düstern Paß, wo er das Leben der in der Ebene gefangenen Türken erhalten hatte. So erhielt das Andenken eines Mannes ein ganzes Volk.

Während Griechenland sich langsam durch die Barbarey erneute, erleuchteten seine antiken Künste das Abendland. Von dem päpstlichen Hofe von Anfang an beschützt, machte die Buchdruckerey Europa mit den Meisterwerken Athens bekannt, die Unwissenheit schwand bey dem Schein dieser erhabenen Vorbilder. So nun geschah jene glückliche Umwälzung, die Lascaris verkündigt hatte. Was ihn betrifft, so wandte er, zufrieden, Hand an dieß große Werk gelegt zu haben, sogleich wieder seine Blicke nach Griechenland. Dieses Gefühl war noch lebendiger in jenem alten Verehrer Plato's, Gemistes, der aus seinem unterjochten Vaterland verbannt war. Der Aufenthalt von Rom und selbst von Florenz konnte ihn nicht lange zurückhalten. Er zog es vor, sein Leben unter der Herrschaft der Türken, mitten unter den Ruinen Athens zu endigen. Durch einen mächtigen Zauber gefesselt, wollte er an jenen für ihn heiligen Orten, wie jene Priester des Polytheismus sterben, welche mitten unter dem Sturz ihrer Götzenbilder, als die Tempel zerstört, und die Flamme des Heiligthums verlöscht war, von jenem Ort nicht fortgerissen werden konnten, wo sie Gottheiten angebetet hatten, die nicht mehr waren.

Ohne jene blinde Vergötterung für den durch Sklaverey entstellten griechischen Boden zu theilen, wollte Lascaris sich auch seinem unglücklichen Vaterland nähern.* Nachdem er in Florenz, Rom und Mantua jene edle Aufgabe erfüllt, die Wissenschaften und die Philosophie Griechenlands zu vervielfältigen und zu verbreiten, als er ein neues Geschlecht sich um sich der bilden gesehen, als er gewiß war, daß das durch seine Bemühungen erhaltene unschätzbare Kleinod

von jezt an für das menschliche Geschlecht gesichert sey, kehrte er, troz der Gunst der italienischen Republiken und Fürsten, nach Sicilien zurück *). Er wählte vorzugsweise diese Gegend zu seinem lezten Zufluchtsort, weil er dort schneller Nachrichten von Griechenland erhielt, und von Zeit zu Zeit einige unglückliche Landsleute, der Unterdrückung der Barbaren entkommen, aufnehmen konnte. Noch war Sicilien unwissend und roh, die Künste des Lebens dort fast ganz vernachlässigt, die Wissenschaften unbekannt, der Gebrauch des Papiers selten. Lascaris jedoch stiftete dort, allein durch seine Gegenwart, eine Schule, die bald berühmt wurde, und welche Schüler aus allen Städten Italiens und aus andern Ländern Europa's, selbst von den britannischen Inseln, herbeyzog.

Dort war es, wo dieser hochherzige Grieche nach mehr als dreyßig Jahren nach dem Fall Konstantinopels sich noch von seinen traurigen Erinnerungen und seinen fast schon in Erfüllung gegangenen Hoffnungen unterhielt. Er hatte in diesem Zeitraume viele Pläne für die Befreyung Griechenlands in Europa entwerfen sehen; die Päpste von Rom hatten sie oft in Anspruch genommen; die Könige hatten sie versprochen. Aber nichts war geschehen. Der Tod Mahomets hatte Italien von dem Schrecken befreyt, aber Griechenland in den Fesseln Bajazets gelassen. Doch der menschliche Geist hatte sich unterdessen aufgeklärt; die Künste hatten schnelle Fortschritte gemacht; ein anfangs wunderbarer Kunstfleiß war fast allgemein geworden. Lascaris empfing von Rom oder Venedig aus jene Werke, deren kostbare Originale er nach Italien gebracht hatte, jezt durch eine unvertilgbare Kunst auf's neue geschaffen. Als er eines Tages, von seinen Schülern umgeben, diesen jene erhabene Stelle des Plato zu erklären endete, wo dieser unter einer halb fabelhaften Form die alten Ueberlieferungen Egyptens über die Insel Atlantis erzählt, erfuhr er, daß ein genuesischer Seemann eine neue Welt entdeckt und jene andere Halbkugel wieder aufgefunden habe, welche die alten Jahrhunderte gekannt, oder die Plato errathen hatte.

Schöner Zeitraum der neuern Geschichte! Glückliches Alter des menschlichen Geistes, wo die Seelen, noch jung und unbefangen, unaufhörlich das Vergnügen der Wissenschaft und die Ueberraschung der Entdeckung genießen.

Lascaris mit einer Lebhaftigkeit der Phantasie, welche das Alter nicht geschwächt hatte, vergoß Thränen, als er diese neue Eroberung des menschlichen Geistes erfuhr. In der lezten Zeit seines Lebens unterhielt er oft die jungen Fremden von jener großen Umwälzung der Welt. Er ging mit ihnen alles durch, was seit dreyßig Jahren in Europa Großes und Neues geschehen war, die blühende Literatur, der wiederaufgefundene Genius der Alten, ihre Gedanken, von Neuem verstanden und neue Gedanken erzeugend, endlich die Welt, die sich in demselben Zeitpunkt vergrößerte, wo die Geister erleuchtet wurden. Versunken in diese Betrachtungen und stets belebt von jenem Proselytismus der Künste, der seine Jugend begeistert hatte, führte Lascaris einst vor seinem Tode die jungen Fremden, die sich um ihn versammelt hatten, an den Ort, wo er zum ersten Mal auf seiner Flucht von Konstantinopel gelandet war. Er sah unter seinen Zöglingen die Nachfolger jener großmüthigen Italiener, von denen er damals Hülfe erhalten hatte. Der glänzendste unter ihnen und der eifrigste für die Künste Griechenlands war der junge Bembo, Sohn des venetianischen Senators, in dessen Augen einst Lascaris auf demselben Gestade die durch den Fall Griechenlands verläumdeten Künste und Wissenschaften gerechtfertigt hatte.

Der weise Greis fand Vergnügen daran, diese Erinnerung zurückzurufen, und ein Bild seiner ersten Unterhaltungen zu entwerfen, überzeugt, sie der Nachwelt zu überliefern, indem er sie dem Gedächtniß und dem Talente seiner Zuhörer anvertraute. „Bald werde ich das Leben verlassen, sagte er; ich hinterlasse nichts von mir, aber ich habe euch in der Liebe zu den Künsten und den edlen Gesinnungen, die sie einflößen, gebildet. Nach meinem Tode werdet ihr in euer Vaterland zurückkehren: werdet in der Laufbahn der Künste und des Genies jener Bewegung folgen, die Europa mit sich fortreißen soll und die in Italien beginnt. Wie viele schöne Schöpfungen werdet ihr aufblühen sehen! An welchem Ruhme werdet ihr selbst Theil haben! Der menschliche Geist, glücklich angeregt von dem Alterthum, gährt von allen Seiten. Unser Meister Plato hat gesagt, daß die Seelen in den getreten durch Rückerinnerung alles das wiederfänden, was sie in einer andern Welt gekannt hätten, und daß für sie lernen sich erinnern heiße. So wird täglich der Genius des Alterthums Eingebung und gleichsam der Gedanke der neuern Zeit. Wann ihr euch dieser glücklichen Umwälzung erfreuen, wann ihr den Ruhm von ihr theilen werdet, so denket an Griechenland, das in Sklaverey und Unglück schmachtet; erinnert euch des Tages, wo unser flüchtiges Schiff euch die Denkmäler der alten Hellenen brachte. Wird Europa nicht endlich die Schuld der Dankbarkeit fühlen, die es unserm Vaterland verpflichtet? Wird man abwarten müssen, bis jene neue Welt, die kaum aus dem Ozean auftaucht, einst durch unsere Künste belebt, deren Namen sie noch nicht einmal kennt, sich unseres Unglücks annehmen und uns ihre Krieger und ihre Freybeuter senden? Und muß die Civilisation einen so weiten Umweg

*) Bembo ruft in seinen Briefen und in dem Gespräch über den Aetna die Erinnerung an jene Jahre zurück, die er in Sicilien an der Seite von Constantin Lascaris zugebracht. Er nennt ihn den tugendhaftesten und aufgeklärtesten der Menschen. „Nihil illo sene humanius, nihil sanctius.“ Er spricht von seiner Beredsamkeit, von seinem feinen Geschmack für die Künste und von seiner erhabenen Philosophie. So groß war der Einfluß jener ausgewanderten Griechen auf die berühmtesten Männer Italiens.

machen, eht sie auf jenem Boden wieder erscheint, von dem sie so oft ausgegangen? Ja, fuhr Lascaris mit wahrhaft gewisser prophetischer Glut fort, ganz Europa wird nicht diesen Ruhm aufgeben. Einst wird die Begeisterung für die Kunst uns Rächer unter den Erben des Geistes unserer Väter erwecken."

Der Greis überlebte dieses Gespräch nicht lange Zeit. Sein Tod wurde von Sicilien beweint, dem er die Idee einer sanfteren Civilisation, und eines bessern Lebens gegeben hatte. Seine Schüler verbreiteten sich in Europa, und nahmen mit sich das Andenken an seine Worte, und jene glückliche Ueberlieferung Griechenlands, die in ihm lebte. Lange Zeit hat man in Messina in der Kirche der Karmeliter ein Grabmal von Marmor gesehen, welches die ersten Bürger der Stadt Lascaris errichtet hatten; aber dieses Denkmal, welches in der Folge vernachlässigt wurde, ist unwiederbringlich verloren. Denn die Gleichgültigkeit ist zerstörender als die Zeit, und der Retter der Künste Griechenlands, Lascaris, dem Europa so vielen Dank schuldig ist, hat nirgends eine andere Spur von sich zurückgelassen, als in einigen Erinnerungen, die durch seine Schüler auf uns gekommen sind, und die wir zu sammeln versucht haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 4. Okt.

Die Universität zu Moskau, die älteste der im russischen Kaiserthum bestehenden, beging am 15. Juli ihr jährliches Stiftungsfest. Die eigentliche Feyer begann, wie auf allen russischen Lehranstalten, Nachmittags um fünf Uhr. Nächst den höchsten Ortsautoritäten wohnte derselben eine zahlreiche Versammlung des wissenschaftliebenden Publikums dieser Hauptstadt vom geistlichen und weltlichen Stande bey. Auch mehrere Damen aus den ersten Familien bemerkte man in derselben. Mehrere Professoren verlasen ihre Reden, wie z. B. der Archimandrit Innocenz, Professor der Theologie und Kirchengeschichte, über die Macht, welche der Glaube zu allen Zeiten, sowohl in der heiligen Kirche, als auch auf einzelne Individuen und ganze Stände ausgeübt hat, russisch. In den Zwischenpausen jeder Rede fiel ein Chor mit Musik und Gesang ein; der Professor der Aesthetik und altklassischen Literatur, Merslakow, verlas ein Gedicht: die Arbeit. — Aus dem verlesenen Jahresbericht der Universität heben wir hier folgende allgemein interessante Data aus: das Museum der Naturgeschichte erhielt von mehreren Orten für seine verschiedenen Fächer bedeutende Bereicherungen. In Mineralien machte die Universität Ankäufe vom bekannten Mineralogen Fersmann und dem Baron Moll. Von den Kaufleuten Alexejew erhielt sie zum Geschenk: a) dreytausend sibirische Mineralstufen, die jene früher selbst vom verstorbenen Mineralogen Wagner künstlich erstanden hatten; b) die Pflanzensammlung und botanische Bibliothek des verstorbenen moskauischen Adjunkts Goldbach; c) eine, vom Professor Adams auf seinen Reisen durch das innere Rußland gesammelte Insekten-Sammlung. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ermangelte nicht, diese ausgezeichneten patriotischen Beyträge zur Alterthumskunde zu bringen. Der Monarch sprach sie in lobender Anerkennung dieser verdienstlichen Handlung von jeder Steuerpflichtigkeit für immer frey; die bey der Universität bestehende naturforschende Gesellschaft nahm sie unter die Zahl ihrer wirklichen Mitglieder auf. Der gewesene sibirische Civilgouverneur, Staatsrath Turgenjew, überschickte dem Museum den in Sibirien im Innern der Erde gefundnen Kopf, und das Horn eines Nashorns, zwey kupferne Götzenbilder, und drey andre räthselhafte Metallfiguren aus frühem Alterthum. Von mehrern Privatpersonen, wie dem Fürsten Gagarin, den Herren von Rikordi, Middleton, Freireis und Berg erhielt das Museum gleichfalls Beyträge. Das physikalische Kabinet wurde mit 54 neuen, größtentheils geschenklich dargebrachten, und das technologische mit 29 Apparaten vermehrt. Der wirkliche Staatsrath Loder, Professor der Universität, schenkte dem Museum die aus 141 Stücken bestehende Microscopen-Sammlung des menschlichen Körpers, die bis auf die Zergliederung seiner kleinsten Theile geht, und eine Arbeit des bekannten Lieberkühns ist. Für die, dem botanischen Universitätsgarten erforderlichen Bauten verwandte die Universität im vorigen Jahr 10,000 Rubel. Ein Kandidat Maximowitsch ist von der Universität seit zwey Jahren beauftragt, alle Kantone des moskauischen Gouvernements zu bereisen, und in denselben eine Kräuter- und Mineraliensammlung zu veranstalten. Ein Ungenannter deponirte im moskauischen Lombard auf ewige Zeiten ein Kapital von 5000 Rubel, damit von dessen Zinsen zwey Studenten, aus den kleinrussischen Gouvernements gebürtig, studiren könnten. Im verlaufnen akademischen Jahre traten zwey neue Professoren in die erledigten Vacanzen; den Lehrstuhl des Staats- und Völkerrechts erhielt der Professor Wahlsewsky, den der Mineralogie und Landwirthschaft Hr. Pawlow. — Folgende Professoren beschäftigten sich mit der Herausgabe wissenschaftlicher Werke: Fischer gab den zweyten Theil seiner russischen Entomographie russisch und französisch heraus, Merslakow den zweyten Band seiner Nachahmungen und Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker, Zwetajew, Grundzüge der Civil- und Kriminalgesetzgebung. Boldyrew eine lithographirte arabische Chrestomathie, und den ersten Theil der persischen. Pawlow landwirthschaftliche Chemie, und Anleitung zum praktischen Studium dieser Wissenschaft, Lowezky einen Abriß der Zoologie, und Iwaschkowsky ein Handbuch für die Praxis. Als langbewährte Herausgeber periodischer Blätter setzten solche fort: Katschenowsky den europäischen Mertur, Gawrilow sein Journal für Geschichte, Statistik und Geographie, Dwigubsky sein neues Magazin für Naturgeschichte, Physik, Chemie und landwirthschaftliche Notizen. Die Censur-Komität verlieh 150 im Lehrbezirk der Universität erschienenen Manuscripten das Imprimatur. Die Professoren, Staatsrath Hildebrand und Hofrath Risenko erhielten Ordensdekorationen; ersterer den St. Wladimirorden dritter Klasse, letztrer den St. Annen zweyter. Am Schlusse des vorigen Semesters zählte die Universität 800 Studirende, im Umfange ihres ganzen Lehrbezirks 11940 lernende Individuen, 101 Studenten absolvirten im vorigen Semester ihren akademischen Cursus. Unter diesen promovirten zwey als Doktoren der Medizin. Neurecipirt wurden im angegangnen Semester 157 Studenten. Für die beste Beantwortung ertheilter Preisfragen erhielten zwey Studenten goldne, vier andre die silberne Medaille, die medizinische Fakultät bestimmte zur beantwortenden Preisfrage des künftigen Jahrs folgende Aufgabe: eine systematische Darstellung der Krankheiten, die nach den neuesten Prinzipien der pathologischen Anatomie begründet sind. Als Prämie für ihre beste Lösung setzte sie 250 Rubel aus. Die Universität creirte im Jahr 1824 zwanzig Doktoren der Medizin, 41 Aerzte verschiedenen Grades, und drey Magister der philologischen Sektion.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. November 1825.

Ich trinke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bischen besser wären.

Goethe.

Trinklied zum neuen Weine.

Laßt uns heut mit Geistern ringen.
Blickt der alte noch so klar,
Bringet jezt den neuen dar,
Der den Kerker will zerspringen!

Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt sein Geist durch's Haus,
Daß wir fred'n von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne.

Wie von hohen Bergen nieder
Frey er sah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder.

Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mählig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an: dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! es liegt verstarrt, veraltet,
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in aller Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch in's Herz hinein!
Trinke in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

Justinus Kerner.

Die Schauspieler und Tänzer in Paris.

(Beschluß.)

Nun erscheint auf einmal das sonderbare Phänomen, daß die Geistlichkeit, anstatt sich dem neuen Zerfalle der Sitten durch eine sanfte Zurechtweisung oder durch die Macht der Beredtsamkeit, in deren Besitz sie war, zu widersetzen, lieber zu der Waffe des Bannfluchs ihre Zuflucht nahm. Vermöge einer Entscheidung des Tridentinischen Koncils verweigerte sie den Schauspielern und Tänzern beyderley Geschlechts die Rechte des heiligen Begräbnisses und die Weihe des Leichnams. Sie sezte voraus, der Satz, daß die Diener der Kirche ein Recht dieser Art wirklich haben, sey allgemein anerkannt. Sie war unwissend genug, zu glauben, die Schauspieler von 1545 bis 1563 seyen das gewesen, was sie nachher seit Ludwig XIV. waren.

Seitdem die französische Geistlichkeit dieses grausame, unbefugte Recht sich anmaßte, hat sie viele traurige Beyspiele der Aergerniß gegeben, aber weder sie noch die übrigen Volkslehrer aller Art hielten es für der Mühe werth, die auf der Schaubühne lebende Menschenklasse durch Ueberzeugung auf die Bahn zu rufen, welche ihnen den Weg in

Digitized by Google

den Himmel eröffnen würde. Es scheint, es habe den damaligen Geistlichkeit mehr daran gelegen, Unduldsamkeit und Eifer zu zeigen als Menschenliebe. Viele Schauspieler und Tänzer beyderley Geschlechts haben bey den ganz neuerlichen Vorfällen in Paris den Wunsch geäußert, durch eine Uebereinkunft mit der Geistlichkeit und durch Befolgung gewisser aufzustellenden Regeln eine Aussöhnung zu erhalten, aber es ist auch nicht einmal zu einem ernsten Schritte von Seiten des Klerus gekommen.

Aus diesem leidigen Zustande entsteht das fluchbare Uebel, das besonders den Deutschen und Engländern, die in Frankreich leben, auffällt, daß nämlich die Schauspieler und Tänzer auch nicht einmal von dem Publikum die geringste Aufmunterung zu einem in sittlicher Rücksicht mehr geregelten Lebenswandel erhalten. Wie sollten die dazu nicht verpflichteten Franzosen die Hände bieten, da die dazu Verpflichteten es nicht thun? Das Volk und seine Lehrer schweigen.

So ist es dann angenommener Brauch, daß auch die französischen Belletristen und Literatoren nicht einmal ihre Amtspflicht üben, eine bessere Ordnung vorzuschlagen und die Schauspieler zu reineren Sitten aufzurufen. Was sagen wir? Es ist im Gegentheile auf dem französischen Parnasse dahin gekommen, daß man die Sache selber lächerlich macht. Mehr als einmal haben wir in den Theaterkritiken, in gewissen Chroniques scandaleuses und in andern Büchern, wo etwa ein Beyspiel einer tugendhaften Schauspielerin oder einer nicht ausschweifend lebenden Tänzerin angeführt wurde, die unverschämte Bemerkung gefunden: „Où diable la vertu va-t-elle se nicher?" (Wie kann die Tugend sich bis dahin verirren?"). Wenn ein Engländer oder Deutscher einem französischen Gelehrten die reinsittliche Aufführung gewisser berühmter dramatischer Künstlerinnen anführt, so ist es noch eine sehr höfliche Zurückhaltung, wenn es der Franzose bey einem boshaften Lächeln bewenden läßt; denn diese Skeptiker bezweifeln sogar die Möglichkeit.

Wir haben die Perioden dieses Theils der Sittengeschichte darum mit so raschen Zügen flüchtig bezeichnet, um desto geschwinder auf den jetzt bestehenden Zustand zurückzukommen.

Wenn eine junge Französin sich der dramatischen Kunst widmet, und wenn auch der innere Ruf des überwiegendsten Talents sie zu dieser Laufbahn bestimmt, so hat sie dennoch mehrere abschreckende Schwierigkeiten zu bekämpfen. Die höhere Macht gewisser einzelner Schauspieldirektionen in Paris regiert mit einem absoluten Despotism. Viele junge Mädchen, deren Verwandte etwa die nöthige Erziehung für das Theater aus eigenen Mitteln bestreiten könnten, werden durch die Ansprüche solcher Direktoren zurückgehalten; wenn auch sie selber nicht die Schranken verschließen, so stellen sich gewisse Protektoren vor dieselben, und die Bedingung, unter welcher diese sie öffnen, ist zwar nur der Vorwand, sie müsse zuvor in einem nähern Verhältniß geprüft werden, ob sie zu dem Berufe tauge; aber in der That führt dieses Verhältniß bald dahin, wo die Achtung verloren geht. Das arme Opfer, das nicht mehr Verzicht thun kann, meistens aus dem Grunde, weil nur arme Eltern ihre Kinder dem Theater weihen, kämpft zwar anfänglich, aber am Ende erliegt doch das Wankende des besseren Entschlusses der Noth, und die Täuschung des Mädchens, sie gebe sich dem Wohl ihrer Familie dar, vollendet den Sieg der Verführung. Dieß ist in Paris die gewöhnliche Geschichte der theatralischen Weihe; aus diesem unreinen Anfange ergibt sich nachher eine ganze Reihe von andern gefährlichen Verbindungen.

Diese erste Laufbahn ist mit Blumen bestreut, welche die Unerfahrenheit für Rosen, und die Eitelkeit für Ehrenkränze hält. Ein Prätendent nach dem andern tritt nun auf, und gibt vor, er nehme an dem künftigen Glück des angehenden Talents Antheil. Einige alte Wollüstlinge unter den Theaterkritikern und Lehrern stellen sich ihm in den Weg und erfrechen sich wohl gar, ihm das unbarmherzige Gesetz der Unsittlichkeit vorzuschreiben. Das Publikum hat keine Gelegenheit, die Geweihte zu beschützen, und gerade der Schutz würde sie aller ihrer Hoffnungen berauben.

Eine alte Tradition hat die Meynung eingeführt, das Kunsttalent in Paris könne durchaus der Stütze der Literatoren nicht entbehren, und gewöhnlich suchen die Debutantinnen dieses Patronat von selber. Die belletristische Jugend, zahlreich und ganz und gar nicht unmächtig, übt den dramatischen Areopagus, und von seinem Orakel hängt oft allein das Schicksal des Debüts, ja das künftige bestimmende Geschick der Schauspielerinnen ab; ein einziger giftiger kritischer Zug in einem Tagblatt kann das Publikum bestimmen. Man erzählt einige schändliche Beyspiele, wie die Rache für eine verweigerte Gunst viele Monate, ja Jahre hindurch und so lange fortgesetzt wurde, bis die Verfolgte ganz aus ihrer Kunstbahn verdrängt, bis sie vernichtet war. Ein Appell an die Großmuth der edleren Mitglieder der literarischen Zunft ist aber unmöglich, weil kein höherer Richter über der ersten Instanz steht, und weil, wenn man diese erbittert, die Gefahr nur noch größer wird. Ihre eigene Würde kann die Künstlerin nicht ansetzen, denn schon die Präsumtion des gewählten Theaterstandes drückt sie zu Boden.

In den Theaterschulen ist das Uebel noch größer. Hier sind mächtige Behörden. Hier gelten allerley Empfehlungen. Sind überdieß einige Lehrer nicht rein in ihren Sitten; sind andere wenigstens gleichgültig für die Ruhe des weiblichen Lehrlings; und liegt vollends gar in der ganzen Organisation eines solchen Instituts nicht einmal eine Sicherheit, weil hier die uneingeschränkteste Freyheit alle Arten von Kommunikation begünstigt, so mag man sich er-

klären, warum eine Musik- und Deklamationsschule keine Sittenschule ist. Die männlichen und die weiblichen Lehrlinge, beyde in dem gefährlichsten Alter der Versuchung und der Schwachheit, haben keine Kluft, die sie von einander absondert.

Das Gemälde ist jedoch auch hier noch nicht ausgemalt. In den Theatern so wie in den Schulen herrscht der Dämon der Eifersucht, der um so mehr Dämon ist, als er nicht nur die Schöne gegen die Schöne, sondern auch die Künstlerin gegen die Künstlerin in Leidenschaft setzt. Um einer Nebenbuhlerin einen Vortheil abzugewinnen, erstickt oft eine Schauspielerin vollends das letzte Gefühl, das sie bisher noch zurückgehalten hatte. Um das Publikum durch einen kostbaren Anzug, durch schwerere Diamanten, durch Vermehrung ihrer Equipage und durch eine zahlreiche Bedienung zu verblenden, verläßt sie mit Skandal einen ärmeren Liebhaber, um sich dem reicheren in die Arme zu werfen.

So erklärt sich also von selber die so gar üble Meynung, welche die französischen Kritiker von den Schauspielerinnen und Tänzerinnen haben. So sieht man klar, warum das französische Publikum selber eine gesittete Gesellschaft dramatischer Künstler auch nicht einmal in Deutschland zugibt.

Die öffentliche Meynung ist an diese moralische Unordnung so sehr gewöhnt, daß es ihr gar nicht auffällt, wenn eine und ebendieselbe Künstlerin vom ersten Range ein ganz inniges Band mit einem reichen Franzosen, ein anderes mit einem reichen Fremden, ein drittes mit einem Lieblinge nach eigener Wahl unter der galanten Jugend, ein viertes mit einem literarischen Protektor, außerdem noch eine Caprice unter ihren Kameraden, und endlich gar noch einen Geschäftsfreund hat, der ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt und dafür mit der Erlaubniß bezahlt wird, ihrer Toilette beywohnen zu dürfen. Grell, sehr grell ist in der That ein solches Sittengemälde, und es ist doch ganz wahr. Einige Ausnahmen von weiberühmten Künstlerinnen ragen durch die jetzige Regelmäßigkeit ihres glücklichen Lebens hervor; die Eine davon ist stolz und reich, die Andere ist stolz und arm. Aber Beyde sind dann doch nicht gegen die Medisance gesichert, welche sich dafür rächt, daß ihr Leben nicht eben so skandalös ist als das Leben vieler Andern, und weil sie nichts mehr gegen die jetzige Künstlerin, bekannt als Muster des feinsten Anstands, anführen kann, so erinnert sie an die früheren Verhältnisse derjenigen, die jetzt in ihrem Reichthum ihre Ruhe und in ihrem Stolze ihre Selbstständigkeit finden. Die Armuth der Andern ist eben so unverzeihlich, als ihr Stolz beleidigend wird; allein sie antwortet auf alle Vorwürfe mit ihrer Schönheit; ihre junonische Gestalt herrscht über die Kritik; ihre Verachtung aller Reglements gebietet sogar ihren Obern, wenn sie sich bisweilen in Kontrakte einläßt; auch bey einem Alter von vierzig Jahren scheint sie unvergänglich wie die Göttin, deren Form sie auszeichnet, und sie macht Anspruch auf die Unsterblichkeit durch ihre Siege über die Helden des Jahrhunderts.

Die Schädlichkeit des Beyspiels der Tänzerinnen schränkt sich glücklicher Weise auf den Cirkel ein, in welchem sie leben, dieser Cirkel ist nur dem Golde offen. Auch kommen die Meisterinnen des Ballets selten in die feine, noch weniger in die kleine Welt. Sie leben ausschließlich in einem Kreise, an welchem weder die Frauen von Stande noch die reichen Bürgerfrauen Theil nehmen. Ihr Leben ist ein Taumel, wozu nur wenige Tollköpfe, weiblichen und männlichen Geschlechts taugen. Ihr Loos ist gewöhnlich unglücklich. Eine Tänzerin träumt von nichts als von wirklichen oder von bezauberten Prinzen. Hier ist nun freylich die Tugend ein leerer Name, wie sollte sie sich bemühen, die bessere Meynung für sich zu gewinnen, da sie befürchten muß, alles zu verlieren, wenn sie ihren schlechten Ruhm verlöre?

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezbr.

Das Namensfest Sr. Majestät des Kaisers, am vierten dieses, wurde mit Liebe und Ehrfurcht öffentlich, und auch durch vielfache Gaben der Mildthätigkeit und gute Werke im Stillen gefeyert. Im Volksgarten war bey festlicher Beleuchtung Musik, die mit der Melodie des Volksliedes: Gott erhalte Franz den Kaiser! — begann. Unter den Bildern Ihrer Majestäten waren Blumen-Vasen angebracht. Auch derjenige Theil des Glacis, wo die Anstalt für mineralische Wasser, und an schönen Abenden gewöhnlich große Versammlung ist, war glänzend beleuchtet. Auf dem Hoftheater an der Burg wurde Abends vorher, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes und nach Anstimmung des Volksliedes, aufgeführt: Coriolan von Collin, neu in die Scene gesetzt, nachdem dieses Trauerspiel eine Reihe von Jahren schon geruht hatte. Der Held wurde von Heurteur dargestellt — kräftig und gemüthlich; die Mutter durch Mad. Schröder, der diese und ähnliche Charaktere so besonders zusagen; und als Gattin war die Lembert sehr ansprechend. — Auf dem Theater an der Wien gab man am folgenden Abend (den fünften) nach Absingung des Liedes und bey Beleuchtung des Innern ein schon vor mehreren Jahren auf dem Hoftheater gegebenes Drama in zwey Aufzügen, von Weidmann: Die Belagerung von Solothurn. Die Scenerie war lobenswerth, die Darstellung weniger. In dieser engern Sphäre ist die Gesellschaft auch weniger geübt und heimisch, als im Fach des Komischen. Ein kleines Nachspiel, vor kürzerer Zeit auf diesem Theater bereits gegeben: Der Fürst und der Hirt, ging lebendiger, und erhielt Beyfall. Das Stück ist von Eurländer.

„Die beyden Britten," Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Carl Blume, hat auf dem Hoftheater gefallen. Es ist immer interessant zu bemerken, wie französische Theaterdichter solche Anekdoten und Züge, wie die dieser zum Grunde liegenden, zu behandeln, wie sie das Sprode geschmeidig, und das Alltägliche pikant zu machen wissen. Die zwey Engländer wollen sich in's Wasser stürzen; Motorb. weil er den Spleen hat, my gentleman aus Moby. An der Themse

machen sie Bekanntschaft mit einander, und verspären die Ausführung; unterdessen wird der Erstr des Andern Wohlthäter, seiner Familie wegen, und des Kaufmanns hübsche Tochter überzeugt den Lord, daß zu seiner Zufriedenheit nur ein gutes Weib gefehle. Dieß ist mit geschickter Benutzung aller Vortheile und des komischen Fonds ausgeführt. Die Darstellung war rund und lebendig; Koberwein besonders imponirte als Mylord (Spleen), und selbst seine Eigenheiten trugen zur originellen Gestaltung des Ganzen bey.

Als Gast hat sich noch auf diesem Theater Herr Pistor, Vater der jungen Schauspielerin dieses Namens, die ich in meinem vorigen Bericht erwähnte, in mehrern Rollen gezeigt. Er scheint sich noch mit Vortheile in jugendlichen Fächern zu bewegen. Vielen wird der Uebergang schwer, Manchem ganz unmöglich; die glücklichsten Schauspieler sind solche, die sich früh daran gewöhnen. Für Personen mittlern Alters ist sein Aeußeres empfehlend. Fest auf dem Theater, zeigt er Anstand und Beurtheilungskraft. Der Charakter des Rudolphs (in Hedwig) war ganz richtig aufgefaßt; nur Kraft und Tiefe fehlten noch im Allgemeinen, und ein gewisses heroisches Spiel, das man öfter an Heroen der Bühne findet, die gewiß zu den bessern ihrer Art, wenn gleich nicht zu den tüchtigsten gehören, (der Kürze wegen erspar' ich alle weitere Erklärung), schlug in dieser Darstellung zu sehr hervor, die sonst mehr Gelungenes enthielt, als viele gewöhnliche Leistungen in derselben Rolle. Das Theaterpublikum ertheilte dem Gast vielen Beyfall. Ich möchte aber doch wohl sagen, daß die Darstellungsweise Anfangs noch mehr frappirte, als gefiel. Dann trat er noch in dem belustigenden Stück: „Die beschämte Eifersucht" — von Mad. Weissenthurn, als Graf Werthen auf. Er benahm sich in der Uniform mit Anstand und Gewandtheit — das ist nicht wenig! — Die Rolle von der gewöhnlichen Seite betrachtet, mochte die Darstellung für lobenswerth geachtet werden, und nur der belebende Geist, der abenteuerliche Frohsinn wurde diesen Abend wenigstens vermißt. Das Bild hatte eine zu ernste Haltung. Das Theaterpublikum fahlen das zu bemerken; indessen fehlte es nicht an Beyfall. Dem. Pistor war vorzüglich im Charakter der Schwester. Diese Art fein komischer Rollen, und sentimentale Liebhaberinnen, sagen ihr ungemein zu. Es mag Anfangs etwas auffallen, wenn man Vater und Tochter in jugendlichen Rollen einander gegenüber sieht; das Vorurtheil hat aber doch bedeutenden Einfluß darauf. Indessen ist es immer vortheilhafter, diesen Eindruck zu vermeiden, der dem Einen Theil die Leistung unfehlbar erschweren muß. Dem. Pistor beschloß die Reihe ihrer Gastdarstellungen mit demselben Beyfall, der ihr Anfangs gleich entgegenkam, und bis an's Ziel begleitete. Wenn ihre Darstellungen auch keinen ungewöhnlich glänzenden und tief ergreifenden Eindruck machten, so hatte sie sich doch ganz zuverlässig eines ungetheilten Beyfalls im Allgemeinen zu erfreuen.

Auf dem Theater an der Wien sahen wir eine Neuigkeit: Das Abenteuer in der Guadarama. Eine Arabeske in — ich weiß nicht mehr wie vielen Akten. Es wurde nur Ein Mal gegeben, und ich führe dieses Stück blos der seltsamen Bezeichnung wegen an. Für eine Art von Quodlibet wäre die Benennung Arabeske ziemlich passend, und wenigstens im höhern Styl. Was das Wort in diesem Fall bedeuten sollte, hab' ich nicht herausbringen können. Was den Inhalt betrifft, so hat das Stück Aehnlichkeit mit dem bekannten Singspiel: Die zwey Worte; beyde Sujets haben vielleicht denselben Ursprung — einer Novelle; nach Spanien scheine der Schauplatz der Romantik wegen verlegt zu seyn. Es gibt verschiedene Arten von Romantik, wie wir hören: eine lyrische, dramatische, ideale, und vermuthlich auch eine nonsensikal, die sich mit den erstern oft genug verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 4. Dr.

(Beschluß.)

Es darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, durch welches Gepräge der Gründlichkeit und reinen Kenntniß des vorgetragenen Gegenstandes sich die diesjährigen Inaugural-Dissertationen derjenigen Zöglinge der Universität auszeichneten, die akademische Würden nachsuchten und erhielten. Wir nennen unter mehrern die Abhandlung eines Pogodin, über den ersten historischen Ursprung der Russen, eines Dukevs über die zur Verbreitung der Wasserkommunikation in Rußland begründeten Kanalsystemr, eines Fischer über's Gehör.

Von unsrer St. Petersburgischen Universität vernehmen wir im Publikum beynahe nichts; denn in mehrern Jahren schon hat in derselben keine Prüfung stattgefunden, überdieß ist die Zahl der sie besuchenden Studirenden so überaus klein, daß sie wohl keineswegs den großen Unterhaltungssummen der Regierung zu entsprechen scheint.

Ein Herr Mohr wurde im Jahr 1816, auf Allerhöchsten Befehl zu mineralogischen Untersuchungen nach Sibirien, vorzüglich an die Gebirgskette des Ural gesandt. Er benutzte als Resultat seiner Sendung von Zeit zu Zeit das Mainzer unsers Bergkorps mit Kollektionen verschiedenartiger Mineralgattungen. In der Nähe des Sibidiantaflusses, der auf den Khamar-dabar Berge entspringt, und in den Baikalsee sich ergießt, fand er Granit- und Kalkgebirge, die ganze Ader einer Steingattung enthalten, deren Farbe dem Lapis-Lazuli gleich kömmt; er übersandte davon 1817 dem Museum des gedachten Korps eilf Proben. Spätere genauere Untersuchungen erwiesen aber, daß diese Steingattung ganz verschieden von Lapis-Lazuli ist, und nur dessen Farbe hat. Dieß neue Mineral hat einen, dem Glas gleichen Glanz, eine deutlich zunehmende blätterartige feste Konstruktur, und bildet die regelmäßige, sechsseitige Prismen. Diese Eigenschaften unterscheiden es wesentlich vom Lapis-Lazuli, mit dem man es bis jetzt irrig für eine Gattung hielt. Fischer gibt und in seiner Fossilienkunde von diesem Mineral keine ganz richtige Kenntniß, und rechnet es zu den Glaukoliten. Das äußere Ansehen des letztern hatte bisher viele russische Mineralogen bewogen, es für eine Gattung des Cordieriten (falschen Saphirs) zu halten.

Der Lapis-Lazuli, so gesucht wegen seiner Seltenheit und schönen Farbe zum Zeichnen, wurde bekanntlich bis jetzt aus China, Tibet und der Bucharey bezogen. In Rußland fand man ihn zuerst unter der Regierung der Kaiserin Catharina II. in den umliegenden Gegenden des Baikalsees. Der gelehrte Hofrath Lapmann, der auf höhern Befehl ganz Sibirien durchwanderte, um eine ausführliche wissenschaftliche Beschreibung von diesem großen Lande zu entwerfen, schickte die erste Musterprobe des Lapis-Lazuli nach Petersburg, die ein Jäger von Irkutsk, Namens Lapsin, an den Ufern des Sibidiantaflusses fand. Wiederholt machte man später seine Nachforschungen, vornehmlich in den Jahren 1809 und 1811, um die wahren Verhältnisse des Lapis-Lazuli in Rußland zu entdecken; aber bis jetzt waren alle diese Bemühungen fruchtlos; demnach darf man mit Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie in der Folge einige Spuren desselben in der Nähe des Sibidiantaflusses werden finden lassen.

Z***.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. November 1825.

Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Worte
am Fackeln umleuchteten Grabe
Jean Paul Friedrich Richters,
– gesprochen
auf dem Kirchhofe zu Baireuth
am Abend des 17ten Novembers 1825
von
Richard Otto Spazier *).

Du hattest den Jüngling aus weiter Ferne noch vor kurzer Zeit zu dir gerufen, sein Auge die zu leihen, da deine Lichtsterne jammervoll erloschen — du hattest ihn gerufen, den Mörtel die zu reichen zu dem lezten großen gothischen Baue, den du auszuführen gedachtest der Mit- und Nachwelt in unvergänglicher Schöne — du hattest ihn gerufen, zu freuen dich an seiner Freunde, an den Geistern der Weggangenheit, die du ihm heraufzaubern wolltest im gemeinsamen Anschauen ihrer Schöpfungen — dich zu freuen

Gestalt, in der dein himmlischer Geist uns hier erschienen. — Darum drängt es ihn so mächtig im Namen der Jünglinge deines geliebten deutschen Volks, die dich mit der unendlichen Begeisterung und Liebe umfaßten wie er, denen du ein Vater und Führer, zuerst aufschlossest den göttlichen Geist der Liebe, denen du die reinsten Thränen der Sehnsucht nach dem Unendlichen entlocktest, die du erfülltest mit heiligem Schauer vor dem Göttlichen im Menschen und in der Natur — entflammtest zur reinen hohen That, zurückscheecktest von des Lasters Bahn — den tiefen Schmerz in der Brust zu lindern durch ein Wort der heiligen Liebe zu dir! — O du himmlischer Genius, der du von deinem Thabor, auf dem im Leben nach dem Sternenhimmel über dir und den dort gehenden Welten du zeigtest, aufstiegst dahin, wo in ungetrübter Klarheit du schauest, was du hienieden uns verkündet, wonach in deinen heiligen Dämmerungsstunden du dich gesehnt, was dir ahnend entgegen trat aus dem göttlichen Ebenbilde wie aus dem kleinen funkelnden Thautropfen, aus dem in der Wende

seinen Fluren wandelten — an denen es sich aufrankte zu der Höhe, die nach ihm nie wieder erreicht ward — so hast du auch uns himmlische Gestalten gelassen, die unsterblich — segnend und stärkend und erhebend unter uns stehen — deinen Albano, deine Liane, deinen in Thränen lächelnden Leitgeber — die den ewigen Frühling uns in die Brust hauchen, der dich einst gebahr; die bis in die fernsten Jahrhunderte deinen Namen in die Herzen der Menschen legen, so lange sie noch Göttliches denken, Heiliges ahnen. Darum laßt uns den Schmerz der Einzelnen untertauchen in den großen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, dem eine blutige Wunde nach der andern geschlagen wird, und das nicht in die Morgenröthe eines schönen aufkeimenden Tages, der es über die hingeschwundenen trösten soll, zu schauen vermag — aber Ihm laßt mich noch einmal nachrufen, was einst einer seiner geliebtesten Jünger öffentlich aussprach:

„Du unsterblicher Dichter, du lichter Stern und Stolz „des Jahrhunderts, Zierde der Tugend, Fürst der Geis„ter wie in Wissenschaft so in Weisheit, wackerer Spre„cher für die deutsche Freyheit, siegreicher Bekämpfer al„ler Schlechtheit, Mittelmäßigkeit, Anmaßung — Mensch, „wie ihn keiner nie die Erde trug."

Uns aber, die der Himmel würdigte, ihn lebend zu schauen in sein herrliches Gesicht; — uns, die wir in den Tagen seiner Verklärung den heiligen göttlichen Hauch seines Geistes sichtbar heraustreten sahen auf seine erhabene Stirn, uns, die wir in die frommen heiligen Züge schauten, als der Genius auf die zuckende Lippe ihm trat, uns möge der allmächtige Gott verleihen, dieses sein Bild lebendig in uns zu bewahren, wie er das heilige Bild seines Herder, ewig in rührender Liebe es verklärend und verklärend, durch alle schöne Stunden seines Daseyns trug, — damit es uns stärke und erhebe im Streben, zu seyn wie er rüstige Kämpfer gegen alles Böse, gegen alle Knechtschaft des Geistes, wackere Streiter im heiligen Kampfe für Wahrheit und Recht. —

Und so liege denn, du reiner Priester der Natur in deinem weißen Gewande, den Lorbeer um das Haupt, wie ein sanfter stiller Bramin an den blumigen Ufern des Ganges, im Schooße der Mutter, nahe an deinem geliebten Fichtelgebirg, hinter dem du einst — eine Frühlingssonne aufgingst, und zu dem tausend thränende Augen schmerzvoll blicken. —

Und so sey Gott mit dir und uns Allen! —

Blicke auf die Geschichte der Glasmacherey und die hohe Stufe, auf welcher sie jetzt in England steht.

Unter den verschiedenen Erzeugnissen der Kunst ist vielleicht keines, das so viele Bewunderung verdient, als Glas, wenn man die Materialien betrachtet, woraus es verfertigt wird. Es ist der einzige Fall, dessen ich mich erinnere, wo eine vollkommen durchsichtige Substanz, durch die Verbindung zweyer unähnlicher und ganz dunkler Körper, gebildet wird.

Ueber den Ursprung des Wortes Glas hat man verschiedene Meynungen gehabt. Einige haben es von seiner Aehnlichkeit mit Eis und dem lateinischen Worte glacies abgeleitet, während andere es von glastum, Waid, herleiten wollen, womit man blau färbt, weil Glas gemeiniglich einen bläulichen Anschein hat. Diese letztere Ableitung ist indessen nicht so wahrscheinlich als die erstere.

Die Zeit dieser nützlichen Erfindung ist in großes Dunkel gehüllt. Plinius zufolge wurden die ersten gläsernen Gefäße in der Stadt Sidon gemacht; allein Loysel behauptet, daß die Glasfabriken der Phönizier schon vor mehr als dreytausend Jahren sehr berühmt waren, und daß sie blos Niederlagen zum Verkaufe ihres Glases zu Sidon und in Tyrus hatten. Auch die Egyptier machen Ansprüche auf die erste Verfertigung desselben, und sagen, daß der große Hermes sie in dieser Kunst unterrichtet habe. So viel ist indessen gewiß, daß das Glas schon zu Hiobs Zeiten bekannt war, und daß die Glasfabriken zu Alexandrien einen hohen Ruf erlangt hatten.

Ob die Erfindung des Glases dem von Plinius erzählten und allgemein bekannten Vorfalle zugeschrieben werden soll, bleibt deßhalb immer noch eine Frage, obgleich es wahrscheinlich ist, daß ein solcher Zufall auf die Entdeckung geführt hat. Herodotus und Diodorus Siculus erzählen, daß die Aethiopier ehemals ihre Leichname in Glas verschlossen, und daß die Egyptier dunkles Glas, wie die Aethiopier, verfertigt hätten. Allein ihre prächtigen Trinkschalen beweisen, daß sie in der Glasmacherey besser bewandert waren, worüber der Kaiser Hadrian, der sich damals in Alexandrien aufhielt, an den Konsul Servius also schreibt: „Ich habe dir, bemerkt er, einige Alassianische Schalen von verschiedenen Farben geschickt, welche mir vom Tempelpriester geschenkt wurden. Ich gebe sie dir, und besonders meiner Schwester, und wünsche, daß ihr sie immer an Festtagen aufstellt."

Unter der Regierung des Kaisers Tiberius soll ein sehr geschickter römischer Baukünstler, welcher auf eine ausserordentliche Weise einen dem Verfall nahe gewesenen Bogengang wieder herstellte, einen großen Ruf erlangt haben, und deßhalb vom Kaiser verbannt worden seyn. In seiner Verbannung, wird ferner angegeben, habe er Versuche mit Glas gemacht, und die Art entdeckt, wie man es dämmerbar machen könne. Er wagte es darauf, nach Rom zurückzukehren, und fand Mittel, eines seiner Gläser dem Kaiser Tiberius überreichen zu lassen, in der Hoffnung, daß ihm seine unerlaubte Rückkehr nicht nur verziehen, sondern sein Urtheil ganz zurückgenommen werden würde. Statt dessen aber sey der Kaiser mit der Ent-

Digitized by Google

deckung sehr unzufrieden gewesen, weil er geglaubt habe, daß der Werth des Goldes dadurch fallen würde; und nachdem er gehört habe, daß niemand die Verfahrungsweise kenne, als er selbst, habe er befohlen, ihm augenblicklich den Kopf abzuschlagen, damit sich das gefährliche Geheimniß nicht weiter verbreite.

Unter der Regierung Ludwigs des Gerechten soll, nach Blancourts Angaben, ein geschickter Franzose ebenfalls die Kunst entdeckt haben, das Glas dämmerbar zu machen, und daß er ein aus solchem Glase gemachtes Bild dem Kardinal Richelieu übergeben habe, welcher aber den Nachtheil eingesehen, der dadurch für die Glasfabriken hätte entstehen können, und deßhalb befohlen habe, den Künstler für immer einzusperren.

Es ist ungewiß, um welche Zeit Glasfenster zuerst in Europa in Gebrauch kamen. Beda, einer der ältesten englischen Geschichtschreiber, gibt an, daß man in England noch kein Fensterglas im siebenten Jahrhundert habe machen können, und daß der Abt Benedikt im Jahr 674 fremde Arbeiter habe kommen lassen, um die Kirche und das Kloster von Weremouth, in der Grafschaft Durham, mit Glasfenstern zu versehen. Diese Arbeiter kamen wahrscheinlich aus Venedig, wohin sich die Glasmacherkunst zuerst aus Egypten verbreitete, als dieses Land eine römische Provinz wurde. Als die Unterhändler des Abtes zurückkehrten, brachten sie mehrere Glasmacher mit, welche nicht nur die Arbeit ausführten, sondern auch die Engländer in der Kunst unterrichteten, Fensterglas, Glas für Lampen, Trinkgeschirre und andere gläserne Gegenstände zu machen. Dieses Umstandes ungeachtet fand man in England, erst nach dem Schlusse des zehnten Jahrhunderts, Glasfenster in Privathäusern. Vor dieser Zeit fiel das Licht in Häuser und Kirchen durch feine Leinwand oder hölzernes Gitterwerk, wie es auch jezt noch meistens in Südamerika gebräuchlich ist.

Es scheint, daß Glas nicht lange zu Fenstern gebraucht wurde, ehe die Mönche es mit Malerey verzieren ließen. Schon im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sollen Fenster von gefärbtem Glase in Kirchen gebräuchlich gewesen seyn; allein in Frankreich und England war dieß erst viel später der Fall. Die Fenster der Abtey St. Denis, welche den ersten Kreuzzug in zehn Abtheilungen vorstellten, wurden, wie es scheint, im zwölften Jahrhundert gemalt, und bald zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts kam die Glasmalerey auch nach England, nachdem sie in Frankreich zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gebracht war.

Noch im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert sah man in den Häusern der gemeinen Volksklasse in England keine Glasfenster; denn damals wurden sie noch in Kirchen selbst für eine Pracht gehalten. Dagegen aber erhielten die Häuser der Vornehmen schon im Jahr 1180 die ersten gefärbten Glasfenster von italienischem Glase. In Wien sollen die meisten Häuser ihre Glasfenster nicht vor dem Jahr 1458 bekommen haben, obschon es bereits im neunten Jahrhundert gefärbte Gläser und Glasflüsse in Deutschland gab.

Aus dieser unvollkommnen Uebersicht scheint wenigstens zu erhellen, daß die Glasmacherey zu den ältesten Künsten gehört; daß die Egyptier diese Kunst von andern Völkern gelernt haben, und daß sie von ihnen nach Griechenland und Italien überging. Von Italien kam sie nach Frankreich und Deutschland und zulezt nach England. So wie es aber bey der Kunst nicht von der Zeit abhängt, wenn sie in einem Lande eingeführt wird, sondern von dem Geiste, womit man sie erfaßt, so haben auch die Engländer die größten Fortschritte in der Glasmacherey gemacht, worin sie jezt unvergleichlich dastehen, wie wir später ersehen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezbr.

(Fortsetzung.)

Die in dem genannten Stück, das Abenteuer in der Guadarama, waltende Romantik ist etwas langweiliger Natur — sonst wäre wohl die Gattung, zu der es gerechnet wird, gleichgültig. Der Verfasser ist Herr Heigel, von dem am demselben Abend noch ein kleines Stück gegeben wurde, betitelt: der Schabernack — ein Verkleidungsstück, eine Art von Proberollen, worin der Verfasser selbst seine mimische Gewandtheit in Kopien zeigte. Einiges war mehr, Anders weniger gelungen, im Ganzen zu viel auf einmal. Für junge Schauspieler sind diese Verwandlungs-Scenen doch mehr geeignet. Auch dieses Stück ist vor der Hand nicht wieder zum Vorschein gekommen. — Die Räuber sind einige Mal zur Freude des großen Haufens über die Bretter gegangen, und an einem Sonntag war der Zufluß des Publikums, welches die Gallerien füllte, sich aber auch ins Parterre ergoß, so groß, daß der Vorsaal Stunden lang vorher undurchdringlich überschwemmt ward. Bey solchen Gelegenheiten wird nun freylich mehr gelacht, als geweint, und mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit konnte zuweilen eine Stentorstimme von oben herab ihr „Stille!“, daß Ströme von Thränen, wenn sie geflossen wären, sich in schallendes Gelächter verwandelt haben würden. Daß dieses Stück à grand spectacle gegeben wurde, läßt sich denken. Von Rossehufen und Trompeten wiederhallten die böhmischen Wälder. Das gehört dazu. Die Darstellung war nicht besonders. Was könnte Hr. Kunst als Carl, und überhaupt in solchen Rollen leisten! — ein Cäsar unter den Bäumenheiden neuerer Zeit! Er würde sie verdunkeln; jezt aber verdunkelt er sich selbst, und ich habe noch in keiner seiner Darstellungen recht eigentlich einen vortheilhaften Unterschied gesehen. Manches ist gelungen; doch nur oberflächlich, das gewöhnliche Theaterspiel; fechtende Attitüden, hochtrabende Deklamation und gewaltsame Thränenströme — Heulen und Zähneknirschen, und schallender Applaus. Diesen gönn' ich ihm, aber ich bedaure den Mißbrauch

ernatürlicher Gaben. Freylich hat ihn die Natur mehr mit physischer Kraft begabt. — Auch Agnes Bernauerin wurde mit großem Spektakel gegeben: Turnier zu Pferd und zu Fuß. Hier ging es aber dinlig zu, und dieses alte Heldenstück nahm einen so tragischen Ausgang, wie wohl bisher noch nie. Ein ungeschickter Lanzenknecht stach in dem Scherzspiel ein tapferes Roß von unten durch und durch, daß es bald darauf niedersank und liegen blieb. Es war ein altes Remontepferd, das in mehreren heißen Schlachten glücklich durchgekommen, hier sein Ziel erreichte. Ein wahres Schicksals-Spiel! Der Mann, dem es zugehörte, vergoß gewiß Thränen um seinen treuen Bajazzo. Der Spaß kostete, wie ich gehört habe, gegen 200 fl. C. M., die ohne Weigerung ausgezahlt wurden.

Das Theater am Kärnthnerthor ist noch verschlossen; bald war die Rede, Hr. v. Holbein werde es in Pacht nehmen, bald die Gesellschaft in der Josephstadt werde einige Monate dort wieder gastiren. Das Unternehmen des Letztern ist als völlig gescheitert anzusehen; es konnte auch zu nichts führen. Zwischen zwey Extremen scheint die Wahl übrig zu bleiben; der Gesellschaft aus Neapel, oder jener aus der Josephstadt den Schauplatz einzuräumen. Der deutsche Unternehmer hat wenigstens gegen Andre, die sich gemeldet haben, einen Grund, worauf er weiter bauen kann; Jene müßten aber von Grund aus aufbauen. Wirklich schienen die Unterhandlungen mit Barbaja sich ihrem Ende nun zu nähern. Er hat zu viele bedeutende Interessenten für sich; außerdem Geld, um Sicherheit zu gewähren, und eine organisirte Gesellschaft. Ohne deutsche Oper wird Wien indessen auch nicht bleiben, wenn sie gleich nicht sobald in vollem Flor erscheint. Das Theater an der Wien hat noch immer eine prekäre Existenz. Die Münchner Gesellschaft wird bald nach ihrem Standort zurückkehren, obgleich der Unternehmer gute Losung gemacht hat. Stücke mit geringem Aufwand trugen oft mehr ein, als die grands spectacles mit Pferden und Balancierstangen unter dem löblichen General-Sekretariat und der vielgegliederten Regie der spätern Zeit. Nun will aber der Ueberrest der artigen Gesellschaft das Werk selbst fortführen und das Theater in Pacht nehmen. Zu dem Ende soll einem früher genannten Unternehmer der Antrag gemacht worden seyn, die Leitung zu übernehmen, gegen kontraktmäßige Zusicherung eines bedeutenden Gehalts; nur ist man noch nicht darüber einig, woher der Fond genommen werden soll. Es ist zwar ein Pensions-Fond da — aber —! Man hat schon mehrere Sessionen über diese wichtige Angelegenheit gehalten; wenn sich jedoch nicht eine fremde Macht etwa ins Mittel schlägt, so sieht man noch nicht ab, wohin es führen kann. — So weit die Nachrichten aus der Halbinsel über diesen Gegenstand.

Auf dem Volkstheater ist der beliebte Komiker Raimund, nach einer Abwesenheit von mehrern Monaten zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, wieder aufgetreten, und dieses bey so großem Zulauf, daß mehrere Wochen vorher schon kein geschlossener Sitz zu haben war, und auch auf eine Reihe von Vorstellungen in der Folge, die sich durch seine Mitwirkung auszeichnen, dieselbe Rücksicht schon genommen ist. Das Stück — ein früher oft gesehenes — mußte einige Tage später wiederholt werden, sammt dem von ihm selbst gesprochenen und verfaßten Epilog. Ein neues Produkt dieser Bühne war: Gisperl und Fisperl, oder: Alle Minuten etwas Andres. Eine Parodie der Zauberopern, mit Gesang. Der Inhalt dieses Stücks gründet sich auf die Langeweile einer Fee und eines Zauberers, denen alles nach Wunsch geht, und die, um sich einigen Zeitvertreib zu machen, die Uebereinkunft treffen, einander zu necken. Das Motiv dieser Neckerey wird nun ein liebendes Paar, das der eine Theil verfolgt, der andere beschützt. Dieß gibt Gelegenheit zu einer Menge von Verwandlungen und Verkleidungen, bis beyde des Spiels überdrüssig sind, und die Liebenden vereinigt werden. Die vielen abwechselnden Erscheinungen, worin die eigentliche Parodie besteht, die also blos die Form der auf diesem Theater gangbaren Dichtungen dieser Art betrifft, gibt zugleich einem Theil der Schauspieler Gelegenheit, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und unterhält; indessen verlagen sich die Zuschauer doch über die bedeutende Länge des Stücks, das sehr vortheilhaft ausgestattet ist, und mehrere gelungene Musikstücke enthält. Es hat bereits eine Reihe von Wiederholungen veranlaßt, aber doch keinen eigentlichen Beyfall erhalten. Dieses Stück gehört unter die sehr wenigen neuen Erscheinungen, die ich nicht selbst gesehen habe; ich urtheile daher nur nach Hörensagen. Ich könnte wohl auch nach schriftlichen Berichten urtheilen; wenn man indessen über lokale Erzeugnisse, das heißt solche, die an Ort und Stelle hervorgebracht werden, in's Reine kommen will, so muß man vor Allem und überall mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören.

Unter den Taschenbüchern und Almanachs, poetischen und prosaischen, lyrischen und dramatischen Inhalts, die als frühe Vorboten des Winters im letzten Viertel des laufenden Jahres schaarenweis zu erscheinen pflegen, war dieses Mal eins der zeitigsten das bey Pfautsch herausgekommene, sehr elegant ausgestattete Taschenbuch des Frohsinns und der Liebe, herausgegeben von dem als Schriftsteller und Dichter vielseitigen, gelehrten und thätigen Chr. Kuffner. Das Titelblatt zeichnet sich dadurch aus, daß es zehn Portraits berühmter Dichter und Schriftsteller vergangner und gegenwärtiger Zeit enthält, nämlich Ariost, Tasso, Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe, Tieck, J. Paul, Byron, Walter Scott. Das Verzeichniß der theilnehmenden Verfasser ist zahlreich, und enthält mehrere bekannte, nebst vielen unbekannten Namen, die in der freundlichen Umgebung recht behaglich sich entfalten. Ich will, als eine Huldigung, den Frauen dargebracht, bey dieser Gelegenheit nur einer Schriftstellerin erwähnen, Julie Smith, die eine Erzählung: „das Bild des Unbekannten", geliefert hat, und nicht eben selbst unter die Unbekannten zu rechnen ist, jedoch sowohl ihrer jugendlich einnehmenden Persönlichkeit, als ihrer seltenen Geistesbildung wegen, in einem weit größern Kreis bekannt zu werden verdiente. Sie stammt aus einer brittischen Familie her, ihr Vater ist der als Reisender durch einige Gegenden des Orients bekannte Engländer Griffith. Mit einem jungen Polen — wenn ich nicht irre — vermählt, ist sie eine zärtliche Mutter, und eben so wackre Hausfrau, als anziehende Gesellschafterin. Mit der Schriftstellerey beschäftigt sie sich nur in ganz verlornen Stunden, weil sie wohl weiß, daß es Männer genug gibt, die ohne Noth und ohne — Beruf, ihr ganzes Leben daran setzen. In diesem Fall ist aber selbst Fliegenfangen besser, vielleicht auch selbst eine edlere Beschäftigung, da sich sogar Potentaten damit abgegeben haben sollen. J. Smith spreche, außer der deutschen, noch drey andre Sprachen sehr geläufig, und schreibt wenigstens in zweyen mit gleicher Fertigkeit. Sie hat vor einigen Jahren ein Bändchen Erzählungen dem deutschen Publikum übergeben, worin nach englischer Weise die Handlung etwas gemächlich einherschreitet, die Charakteristik aber gehaltvoll ist. Der Kritik wegen hat sie nie Lust gezeigt, sich in eine Amazone zu verwandeln, vielweniger bey der geringsten Beschränkung des ertheilten Lobes eine polemische Dissertation zu schreiben; höchstens würde sie den unbescheidenen Kritiker mit einer Nadel tipfen, wie es die Frauen immer halten sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Bosnier sind einer gegen den andern freymüthig, gastfrey, tapfer, stolz auf ihren Stamm und ihr Land und beharrlich in Haß wie in Liebe. Der Pfaerer von Dolate sagte: „Nichts ist vermögend, uns von unserm Sinn abzulenken; wir haben einen eisernen Kopf," — und ein steinernes Herz, hätte er hinzusetzen können — denn der Bosnier, dem man in der Türkey allgemein einen guten Charakter beymißt, ist unbarmherzig in seinem Lande. Vielleicht stimmt ihn sein rauhes Klima dazu, vielleicht ist es seine gefährliche Lage zwischen drey großen Reichen, die ihn so mißtrauisch macht. Die Rajas (so heißen die christlichen Unterthanen der Pforte) gestehen selbst, daß die Muhamedaner dieses Landes bis zu den lezten Jahren milde gesinnt waren. Allein seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat sie ihre politische Lage äußerst mißtrauisch gemacht. Sie wurden Nachbarn der Franzosen und liebten sie anfangs; aber seit dem Kriegszug nach Egypten scheinen sie ihnen nur verkappte Feinde zu seyn. Oesterreich begrenzt sie gegen Norden, Rußland, das den Muselmännern allen so furchtbar ist *), befindet sich durch die Bewaffnung Serviens und der Montenegriner, welche sie von der übrigen Türkey ganz abgeschnitten haben, an ihren Grenzen. Diese Lage hat sie gegen alle Welt feindselig gestimmt, sie hat ihnen Furcht gegen ihre Rajas **) eingeflößt und sie zu einer barbarischen Behandlung derselben verleitet. So ließ z. B. der Kapitän von Gradatchatz die Rajas seines Distrikts auf den geringsten Verdacht einsperren, und alle Freytag, wenn er aus der Moschee kam, wurde eine Anzahl dieser Unglücklichen ihm vorgeführt, worauf er seine — wirklich unerhörte — Stärke an ihnen übte, indem er sie mit einem Streich seines Säbels in der Mitte des Leibes zwischen den Ribben und Hüften durchhieb. Da Kusrew Mehmed, der lezte Vesir, ihn nicht öffentlich für diese Unmenschlichkeiten strafen durfte, richtete er es so ein, daß er im August 1807 in einem Gefecht gegen die Serviee umkommen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man muß nicht vergessen, daß diese Blätter 1807 geschrieben sind.

**) Unter Bosnien sind also nur die muselmännischen Bewohner des Landes verstanden, obschon diese Religionsverwandte der Zahl nach wenig mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausmachten. D. Ues.

Blicke auf die Geschichte der Glasmacherey und die hohe Stufe, auf welcher sie jezt in England steht.

(Beschluß.)

Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gab sich die französische Regierung viele Mühe, die Glasmacherey aufzumuntern, und befahl, daß niemand als adeliche Söhne oder Herren das Geschäft betreiben, oder auch nur als Arbeiter in den Glasfabriken dienen durften. In Folge dieses Befehls wurde eine Gesellschaft solcher Leute errichtet, welche viele wichtige Vorrechte und Freyheiten vom Staate erhielten, besonders aber, daß sie sich mit dieser merkwürdigen Kunst befassen durften, ohne ihrem Adel Abbruch zu thun. Und in der That soll auch keiner darunter sich ungebührlich betragen, sondern seine Ehre unverlezt seiner Nachkommenschaft überliefert haben.

Die Ursache, warum sich die französische Regierung der Beförderung der Glasmacherkunst so sehr angenommen hat, ist wahrscheinlich in dem glücklichen Erfolge zu suchen, welchen die Venetianer darin gehabt haben. Denn es scheint, daß sie im dreyzehnten Jahrhundert eine große Spiegelfabrik zu Murano, einem bevölkerten Dorfe in der Nähe von Venedig, errichtet hatten, worin so große Spiegel gemacht wurden, daß sie ganz Europa in Staunen sezten. Als König Heinrich III. von Frankreich Venedig besuchte, war er über die Arbeiten zu Murano so erfreut, daß er die Eigenthümer derselben sammt ihren Nachkommen in den Adelstand erhob.

Im Jahre 1453, als Anton de Brosard, Herr von St. Martin und Prinz aus königlichem Blute die Glasmacherey so beträchtlich gefunden hatte, und weil er wußte, daß dieses Geschäft den Adel nicht befleckte, erhielt er eine ausschließliche Bewilligung vom Fürsten, eine Glasfabrik in seiner eigenen Grafschaft zu errichten; und in Folge dieser Erlaubniß sezten die ältern Söhne dieser Familie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fort, wo der Eigenthümer desselben getödtet wurde, als er einen Heerhaufen bey der Belagerung von Thartres anführte. Außer diesem erhielten später noch mehrere andere adelige Familien, selbst solche, welche die höchsten Staatswürden bekleideten, die Erlaubniß, Glashütten zu errichten.

Das in Frankreich erzeugte Glas war indessen dem italienischen nie gleich gekommen; allein nachdem Colbert Minister geworden war, sezte ihn ein glücklicher Umstand in die Lage, diesen Gewerbszweig auf eine Weise zu begründen, wie man es längst gewünscht hatte.

Einige französische Künstler, die sich zu Venedig aufhielten, fanden Mittel, eine genaue Kenntniß von dem Verfahren bey der Verfertigung des Spiegelglases zu Murano zu bekommen, womit sie nach Frankreich zurückkehrten, in der Hoffnung, ihrem Vaterlande mit diesem Zweige nüzlich zu werden. Der Minister nahm sie gnädig auf; und nachdem er sie ermächtigt hatte, die geeignetste Lage zu wählen, ließen sie sich im Jahr 1665 zu Tourlaville, in der Nähe von Cherburg, nieder. Diese Gesellschaft erhielt nachher ein Patent von der französischen Regierung nebst einem Vorschusse von 12,000 Livres auf vier Jahre.

Im Jahr 1688 machte Abraham Thevart, ein geschickter Fabrikant, dem Hofe den Vorschlag, Glasspiegel zu

gießen, und verpflichtete sich, daß sie größer als alle bis dahin bekannten werden sollten. Dieser erhielt gleichfalls ein Patent auf dreyßig Jahre; und die ersten gegossenen Tafeln wurden zu Paris gemacht, und waren 84 Zoll hoch und 50 breit, worüber alle Glasfabrikanten jener Zeit erstaunten. Drey Jahre darauf verlegten die Eigenthümer ihre Fabrik nach Godin, im Departement Aisne, wo sie den Grund zu einer Manufaktur legten, die noch immer im blühendsten Zustande, und vielleicht die wichtigste unter allen ist, die jetzt bestehen.

Wie wir schon oben gesehen haben, wurde das erste Glas in England im siebenten Jahrhundert gemacht; allein das Gewerbe machte wenig oder keine Fortschritte, bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, um welche Zeit die erste regelmäßige Glashütte in London errichtet wurde. Nachher entstanden andere, welche König Jakob I. und Karl I. durch Einfuhrverbote unterstützten.

Der erste von beyden Monarchen bediente sich des Glases, um Geld ohne den Beystand des Parlamentes zu bekommen, indem er dem Sir Robert Mansel ein ausschließliches Patent zur Glasfabrikation bewilligte, und aussagen ließ, daß es ihm als eine Belohnung gegeben werde, weil er Steinkohlen statt Holz bey der Verfertigung des Glases genommen habe. Aus demselben Grunde wurde ihm auch erlaubt, Trinkgeschirre und andere Glasarbeiten aus Italien ausschließlich einzuführen, die man dort noch besser als in England machen konnte.

Unter der Regierung Karls II. verbesserte ein gewisser Ravenscroft die Verfertigung des Krystallglases bedeutend, und man sagt, er habe alle Gattungen Trinkgeschirre eben so gut gemacht, als sie damals im Auslande verfertigt wurden.

Der Herzog von Buckingham, welcher zu gleichem Zweck Arbeiter von Venedig brachte, errichtete ebenfalls um das Jahr 1670 ein bedeutendes Glaswerk zu Lambeth, um feines Spiegelglas zu machen.

Auf diese Weise wurden nach und nach alle Glaswaaren in England verfertigt, und dieser Gewerbszweig dehnte sich dergestalt aus, daß im Jahre 1696 nicht weniger als neunzig Glashütten in den verschiedenen Theilen Englands errichtet waren. Davon befanden sich vier-und-zwanzig in London und Southwark, siebzehn zu Stourbridge, eilf zu Newcastle am Tyne, und neun zu Bristol; der Ueberrest war an andern Orten angelegt, wo Kohlen leicht zu bekommen waren. Auf diese Weise haben sich die englischen Glaswaaren nach und nach zu einem Stapelartikel des Landes erhoben, und namentlich durch die Unterstützung Georgs III., innerhalb der letzten dreißig Jahre, einen Grad der Vollkommenheit erreicht, dessen sich die Glaswaaren anderer Nationen nicht rühmen können.

Wer sich von dieser Behauptung überzeugen will, der muß die Ausstellungen der französischen, böhmischen und englischen Glaswaaren mit einander vergleichen, und wird gewiß finden, wie sehr die beyden letztern an Reinheit und Schönheit der Form, und der vollkommenen Schleifrey hinter den englischen zurück sind. Die Glasausstellung in dem obern Schauzimmer des Herrn Blades zu London übertrifft jede Vorstellung; und es ist unmöglich, eine angemessene Beschreibung davon zu geben. Geschmack und Kunst sind hier im höchsten Grade mit einander vereinigt, und man erstaunt, welchen Eindruck die unendliche Strahlenbrechung des dort aufgestellten Krystallglases auf den Zuschauer hervorbringt. Wer diese Ausstellung nicht gesehen hat, kann sich weder von der Vollkommenheit der Arbeiten, noch von der bezaubernden Kraft des Glases einen Begriff machen.

Im Jahre 1800 schickte der König Georg III., durch den Grafen Elgin, dem Großherrn ein prächtiges Geschenk von Kron- und Stockarmleuchtern aus der Manufaktur des Herrn Blades, welches im Osten Europens ein solches Aufsehen gemacht hat, daß der Pascha von Egypten erst kürzlich die prächtigsten Glas-Geräthe mit einem Paar Marguillettern bestellte, die fünf Fuß hoch, und mit Gold, vergoldetem Silber und Edelsteinen versehen seyn sollten. Diese letztern sind allein dem asiatischen Luxus eigen.

Die asiatischen Gesandten, besonders aber Mirza Abdul Hassan Khan, waren von der Pracht der englischen Glasarbeiten so ergriffen, daß dieser das Schauzimmer des Herrn Blades zu seinem Lieblingsaufenthalt wählte, und Stock- und Kronleuchter von ungemeiner Größe für den König von Persien bestellte; welcher dergestalt davon bezaubert wurde, daß er dem Herrn Blades aus freyem Antriebe ein königliches Patent und seinem Gesandten den Orden der Sonne und des Löwen übersandte.

Die außerordentliche Pracht der Asiaten in ihren Palästen, wo man die glänzendsten Farben mit goldnen Geweben vereinigt, muß durch den funkelnden Schimmer dieser gläsernen Geräthe ungemein gehoben werden. Von dieser erhebenden Wirkung scheinen auch die asiatischen Großen vollkommen überzeugt zu seyn; indem der Nizam von Hydrabad, Homeyr, Bomanjer von Bombay, und der Prinz von Shiraz bedeutende Aufkäufe in englischem Krystallglase gemacht haben. Andere kostbare Sendungen wurden nach Rußland, Oesterreich, Spanien und Portugal gemacht, wo man die Pracht der englischen Glasgeräthe nicht weniger bewundert hat.

Eines der außerordentlichsten Kunststücke von Glas ließ jedoch Herr Blades für den Nabob von Onde verfertigen. Es war ein smaragdgrünes Mausoleum, nach Art des messingenen Grabmahles Heinrichs VII. gemacht, das sich in der Kapelle der Abtey von Westminster befindet; es sollte zum Gedächtnisse des Nabobs Mutter in einem seiner geheiligten Tempel aufgestellt werden. Der Styl war theils persisch, theils hindostanisch; und es war vier-

zehn Fuß hoch, und hatte eine Grundfläche von sieben Quadratfuß. Wenn die Sonne von der entgegengesetzten Seite darauf schien, machte dieses Kunstwerk einen unvergleichlichen Eindruck auf den Zuschauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Dezbr.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats hat ein großes Konzert angekündigt, welches in dem jezt unbenuzten Schauspielhaus am Kärnthnerthor statthaben wird. Der Zweck ist, vor einem größern Publikum, als bey den bisher gehaltenen öffentlichen Prüfungen geschehen konnte, Beweise des Gedeihens dieser Anstalt, und des erfolgreichen Strebens der Lehrer durch ausgezeichnete Leistungen der ihnen anvertrauten Zöglinge zu geben, und so durch den sich immer mehr erweiternden Kreis vertrauungsvoller Kunstfreunde die nöthigen Hülfsmittel zur Fortdauer dieses seit eilf Jahren bestehenden, verdienstlichen Institutes zu gewinnen. Eine bedeutende Anzahl von jungen Leuten beyderley Geschlechts werden daselbst von eilf Lehrern in allen Zweigen der Musik unentgeldlich unterrichtet. Sowohl die von dem Verein selbst seit seinem Entstehen abgelegten ehrenvollen Proben seiner Wirksamkeit, als die Menge der in Wien lebenden, wohlhabenden Kunstfreunde, berechtigen zu der Hoffnung, daß es an erforderlicher Unterstützung nicht fehlen wird.

Am achtzehnten dieses Monats verkündigte das Geläute aller Glocken der Kaiserstadt den Tod des Königs von Bayern, der die kaiserliche Familie in tiefe Trauer versezte. Abends war das Hoftheater verschlossen, und in der Hofburg-Pfarrkirche wurde die Vigil, so wie am folgenden Tage, ebenfalls beym Läuten aller Glocken, die Seelenmesse gehalten. Auch der Direktor der auf dem Theater an der Wien gastirenden Gesellschaft aus München gab Tags zuvor, aus derselben Veranlassung, wie durch einen besondern Anschlagzettel bekannt gemacht wurde, kein Schauspiel. Am neunzehnten ward auf dem Hoftheater der Jahrstag der Schlacht bey Leipzig gefeyert, wozu dieß Mal Ottokars Glück und Ende wieder auf die Scene kam, nachdem dieses Stück, so wie manches andre, während einer fast mehrere Monate fortdauernden sehr gefährlichen Krankheit der Dem. Miller, gefeyert hatte. Diese Schauspielerin trat zum ersten Mal wieder als Thello, in Wallenstein, auf, der bey überfülltem Haus gegeben wurde. Kurz vorher war auch Madam Anschüz, nach einer abermals durch langwierige Unpäßlichkeiten verursachten Entfernung von der Bühne, als Wilhelmine, in Jüngers Lustspiel, die Entführung, wieder aufgetreten.

Bey diesem Mangel an öffentlichen musikalischen Unterhaltungen sehen die Freunde der Tonkunst mit Vergnügen den diesjährigen Quartett-Produktionen im Saal des hiesigen Musikvereins entgegen, die seit einigen Jahren regelmäßig während der Winterzeit jeden Sonntag stattfinden, und worauf immer von sechs zu sechs Wochen abonnirt wird. Gewöhnlich werden drey vorzügliche Kunstwerke an einem Abend, nämlich von vier bis nach sechs Uhr, aufgeführt, weil das Ende vor Anfang der Theatervorstellungen erfolgen muß; meistentheils ein Quartett, Quintett u. dergl. von Haydn, Mozart und Beethoven, vom Lezteren oft das allerneuste Werk, und mit einem solchen wechselt dann das Werk irgend eines andern anerkannten Meisters ab. Meisterschaft bezeichnet auch den Vortrag.

Die in Böhmen angefangne Eisen-, eigentlich Holzeisenbahn, wie man es nennen sollte, wird mit raschem Eifer fortgesezt, dennoch möchte das Werk wohl erst nach vier Jahren ganz beendigt seyn. Einen interessanten Anblick gewährt die zwölf bis fünfzehn Klafter lange, oft auf mehr als 24 sehr hohen Rädern, mit hervorspringenden Scheiben ruhende Wagenmaschine, die eigentlich aus zwölf bis fünfzehn zweyrädrigen, unter einander verbundenen Wagen besteht, und mittelst welcher auf der bereits vollendeten Bahnstrecke gewöhnlich mehr als 50 Centner Erde, Steine u. dergl. durch ein einziges Pferd, ohne merkliche Anstrengung, von einem Ort zum andern fortgeschafft werden. Die Stränge gleichen mittelmäßig dicken Schnüren, und sind, wegen der Schnelligkeit der Bewegung, mehr schlaff als gespannt. Eben so interessant sind die oft mehrere Lachter tiefen Durchschnitte der Hügel, die als Unterlagen der Bahn dazwischen erbauten, gemauerten Verbindungsbrücken, die zur Ableitung unterirdischer, wider Vermuthen entdeckter, Quellen, bis zum nächsten Teiche regelmäßig angelegten Abzugskanäle u. s. w. Das Entstehen dieses außerordentlichen Werks ist noch merkwürdiger, als selbst die Vollendung seyn wird, weil man alsdann nicht mehr die unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernisse gewahrt, mit welchen der Kunstfleiß zu kämpfen hatte, sondern nur das Nothwendige geordnet und vollbracht findet. „Zur fünfzigjährigen Jubelfeyer der Eröffnung des Praters, als öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann" — ist ein Büchlein über diesen Gegenstand erschienen, das ein angehängtes Verzeichniß aller in Wien befindlichen öffentlichen Gärten und Bäder enthält. Erst unter Kaiser Josephs Regierung wurde nämlich der Prater dem öffentlichen Vergnügen gewidmet und nach und nach zu diesem Zweck mit kleinen und großen Ansiedlungen versehen, indem zugleich der Augarten damit verbunden wurde. Kurz vorher war nur ein kleiner Theil des großen Jagdreviers dem Zutritte des Publikums frey gegeben, und zur bestimmten Zeit mußte Jedermann auf ein gegebnes Zeichen sich zurückziehen. Auch jezt gibt es noch Gehege, in ganz entfernten, aber höchst reizenden und romantischen Theilen, die man nicht wohl, ohne Begleitung eines der Forstleute, denen die Aufsicht anvertraut ist, betreten kann, um das Wild nicht zu stören. In kleinen Truppen kommen indessen Rehe selbst bis an die Hauptalleen, an schönen Sonntagen in der Woche, wo der Besuch von Spaziergehenden weniger zahlreich ist, werden still und traulich auf beyden Seiten des Weges, und werden auch nicht scheuchtern, wenn man sich friedlich um sie her versammelt, oder einzelne Wagen schnell vorüberfahren.

Am Namenstage Sr. Majestät des Kaisers geschahe die Eröffnung der neuen, auf Kosten einer Aktiengesellschaft erbauten Kettenbrücke, die sich über den Wiener Donau-Kanal erstreckt, um die Verbindung zwischen dem Prater und den an diesem Theil des Kanals gelegenen Vorstädten zu befördern. Dieses Werk ist durch die Neuheit der Bauart und die Zartheit der Formen in gleichem Maße ausgezeichnet, und liefert einen sprechenden Beweis von den erfreulichen Fortschritten des österreichischen Kaiserstaats im Gebiet der Künste und Wissenschaften. Die größte Vorsorge ist an den Stützpunkten angebracht, und alle übrigen Theile sind so konstruirt, daß jeder einzelne Theil, ohne den geringsten Nachtheil für den Gebrauch der Brücke, herausgehoben, und für den Fall, daß einer schadhaft werden sollte, leicht durch einen neuen ersezt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Dieses ist unausgesezt die Nahrungsweise während der übeln Jahrszeit; im Sommer genießen sie fast gar nichts wie Wassermelonen und Gurken, ohne alle Zubereitung *). Bey festlichen Gelegenheiten wird ein Lamm auf türkische Weise, d. h. unzerlegt und mit einer Fülle aus Reis und den gehackten Eingeweiden bestehend, gebraten auf den Tisch gebracht.

Die Bosnier trinken wenig Wasser; sie behaupten, daß es Kolik und Kröpfe erzeuge, auch die Zähne ausfallen mache. Das kann von Quellwasser wahr seyn, und begründet vielleicht ihre Gewohnheit des Branntweins. Um dieserwillen mögen die Bosnier nicht gern mit andern Türken zu Tische sitzen, da der Koran den Gebrauch starker Getränke, wenigstens öffentlich, verbietet.

Obgleich die Bosnier sich viel auf ihren Islamismus einbilden, sind sie doch von den andern Türken als Neubekehrte wenig geachtet. Ein Blick in die Sitten und auf den Ursprung dieses Volks wird den Grund dieser Abneigung erklären.

Die eine der zwey hauptsächlich wegen religiöser Meynungen im Kriege liegenden Parthey'en, welche im vierzehnten Jahrhundert die Türken zu Hülfe rief, war die der Paterninaner oder Katharrer **), welche auch nach der Unterjochung des Landes durch die Türken am willigsten war, sich mit ihren Siegern zu vermischen; allein ihre Sprache nahmen sie nie an; das hat eine strenge Grenzlinie zwischen den innern und südlichern Provinzen des türkischen Reichs gezogen; dazu kommen noch manche Gebräuche, die aus dem Christenthum beybehalten, den Türken verhaßt sind, und diese erhalten sich um so mehr, weil die angesehenen Familien des Landes fast alle von Paterninanern abstammen.

Die Vielweiberey ist zwar hier erlaubt, wird aber sehr selten geübt, denn gewöhnlich hat ein Mann auch nur eine Frau; die Ehen sind auch hier viel rechtlicher als in der übrigen Türkey, werden auch unter günstigern Umständen geschlossen. Dort hat der Gatte seine Braut vor der Hochzeit einmal gesehen, hier hält sich eine muselmännische Jungfrau ungescheut an den auf die Straße gehenden Fenstern auf, und spricht öffentlich mit den Jünglingen, die sich um sie bewerben; dabey findet sich bald Gelegenheit, eine Wahl zu treffen, und sind es die Eltern zufrieden, so folgt die Hochzeit bald nachher. — Die freywillig verbundenen Gatten lieben sich, und diese Abweichung von türkischem Gebrauch, welche in andern türkischen Provinzen streng gestraft werden würde, kommt hier dem Glück der Ehen zu gute.

Man könnte glauben, daß diese Leichtigkeit, Ehen zu schließen, nach der Heirath Unordnungen veranlassen könnte, das ist selten der Fall; die einmal verheiratheten Frauen sind hier zu vieler Behutsamkeit in ihren Betragen verbunden. In Konstantinopel und Rumelien z. B. sind die Weiber, wenn sie ausgehen, also verschleyert, daß nur ihre Augen und Nasenwurzel sichtbar bleiben; in Syrien, Arabien und Egypten zeigen sie die Augen allein; in Bosnien ist ihr ganzes Gesicht durchaus verborgen, ein Tuch bedeckt ihnen die untere Hälfte desselben bis über die Nase, ein anderes geht von der Stirne über jenes etwas abstoßend herab, so daß sie also Verhüllte gar nichts sehen kann als den Fußboden, auf dem sie ihre nächsten Schritte machen soll. Die Laster der Wollust, mit welchen sich die Muselmänner in Asien und Konstantinopel beflecken, machen in diesem rauhen Klima wenig Fortschritte; diesem Umstand sind vielleicht auch zum Theil die mit vielen Kindern gesegneten Ehen zuzuschreiben.

Der Ehebruch ist ebenfalls selten, wird aber auch mit das Grausamste bestraft; der Mann wird ohne weitere Untersuchung gehangen, und die Frau, wenn nur ein bloßer Verdacht auf ihr ruht, ist der Rache des beleidigten Gatten überlassen; und bey diesem rohen Volke sieht man in solch einem Falle den Gatten sein Weib auf die grausamlichste Art um's Leben bringen. Niemand bringt dagegen eine Klage vor, ja wenn der Mann Mitleid zu ihr gegen geneigt ist, widersezt man sich seiner Milde. Im April 1808 hatten wir davon ein Beyspiel. Ein Janitscharen-Aga war nach Bosna Seray gereist und hatte seine Frau in Travnik gelassen. Während seiner Abwesenheit ward diese mehrmals von einem jungen Griechen besucht, und die Nachbarn, welche nach türkischer Sitte während des Gatten Entfernung sein Haus bekundschaftet hatten, erfuhren diese Besuche. Wie der Aga zurückkam, klagten sie den Griechen bey ihm an, begaben sich mit ihm vor den Gerichtshof, und dem Urtheil gemäß ward der Grieche gehangen, die Frau aber der Rache des Ehemanns preisgegeben. Dieser hatte Kinder von ihr, und liebte sie wirklich, er begnügte sich deßhalb, ihr Nase und Ohren abzuschneiden; die Nachbarn, über diese Nachsicht aufgebracht, verklagten ihn beym Divan, und der Vezier, welcher der Sache Beyfall gab, ließ die Frau in einen Sack mit Steinen beschwert einnähen und an dem Platz des Ufers, wo ihr Liebhaber hingerichtet worden war, in den Fluß

*) Diese Sommernahrung kann wahrhaft als ein Correctiv der im Winter genossnen scharfen Speisen angesehen werden, und auch hierin gleicht der Bosnier dem Bewohner des nördlichen Polens, der aber die Wassermelonen, deren Anbau sein Klima nicht verstattet, durch den Genuß einer Menge säuerlicher Waldbeeren ersezt. D. E.

**) Name einer ausgebreiteten Ketzersekte, die, im eilften Jahrhundert entstanden, die Reinheit der christlichen Kirche wiederhergestellt, und die römische Herrschaft beschränkt haben wollte. Sie pflanzte sich unter verschiednen Namen und Schattirungen bis zu den Albigensern fort, und möchte in ihrem Ursprung die Glaubensansichten mancher unsrer frömmsten Zeitgenossen ausgesprochen haben. D. E.

werfen. Ueber die so eben erwähnte Anklage von Seiten der Nachbaen muß ich noch einige Erläuterung geben. In der Türkey sind die polizeylichen Maßregeln, vermöge der man bey uns die Handlungen der Bürger auszukundschaften weiß, nicht bekannt; die Regierung ersezt dieselben, indem sie die Unterthanen einen für den andern verantwortlich macht. Jedes Dorf, und in den Städten jede Straße, ist unter die Aufsicht eines, meistens des ältesten, der Einwohner gestellt; wenn ein Mord oder Raub daselbst vorgeht, werden alle Häuser der Straße, oder das ganze Dorf durch einen solchen Obmann willkürlich geschäzt, um dafür, daß sie eine solche Unthat nicht verhinderten oder ihr zuvorkamen, gestraft zu werden. Diese Strafe heißt: das Blut ablaufen. Dieselbe Gerichtsweise tritt ein, wenn die That auf einem dem Ort gehörigen Felde vorgefallen ist; der Ertrag desselben kommt der Obrigkeit zu gut, man kann also denken, daß sie selten mit Nachsicht verfährt.

Diese gegenseitige Verantwortlichkeit hat eine Eigenheit in der Bauart der Häuser in diesen Gegenden nach sich gezogen: sie haben gewöhnlich über dem Erdgeschoß einen vorspringenden, ringsum mit Fenster versehenen Erker *), in welchem man die Straße bequem übersehen kann. Wenn ein Fremder sich irgendwo niederlassen will, muß er erstlich um die Erlaubniß der Nachbarschaft nachsuchen; der Einwurf eines Einzigen verhindert ihn, das beabsichtigte Haus zu miethen; das Recht begünstigt immer die Nachbarn, da sie für die Sittlichkeit der neuen Bewohner gut stehen müssen; der Glaubenssatz der Türken: „das Recht des Nachbarn ist das Recht der Gottheit," wird dadurch anerkannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sollte das auch in unsern ältern süddeutschen Städten die Ursache der häufigen Erker seyn? zu polizeylichem Behuf werden sie, so viel wir wissen, jezt nicht mehr benuzt; aber zur Privatinspektion der Gassen bieten sie die köstlichste Gelegenheit dar, die hoffentlich von den Hausbewohnerinnen (von ihnen in Vorzug vor den Männern, nur weil sie unzweifelhaft, mit emsiger Geschäftigkeit an ihr Haus gekettet sind) fleißig benuzt wird. D. U.

Bolivar.

General Bolivar, oder wie man ihn nennt, „der Befreyer" (El liberador), ist 42 Jahr alt, ungefähr 5 Fuß 7 Zoll hoch, von schlanker Gestalt, und wie man es von „dem Helden des Aequators," wie die Amerikaner ihn heißen, vermuthen mag, von dunkler Farbe. Sein Ansehen ist ernst, doch ungeachtet des Knebelbartes nicht wild, wie Einige gesagt haben; sein dunkelbraunes Auge ist ausdrucksvoll und durchdringend. In seiner Jugend durchreiste er Europa, er liest Englisch, spricht aber nur wenige Worte; Französisch spricht er geläufig, doch nicht fehlerfrey. Er spricht viel und mit Offenheit und ohne Vorbereitung. Er scheint das gesellschaftliche Leben zu lieben und bricht niemals zu früh auf. Ich war zweymal mit ihm in großen Gesellschaften — das eine Mal auf einem Balle, wo er von acht Uhr des Abends bis fünf Uhr des Morgens blieb, während der ganzen Zeit sprach, beym Abendessen Gesundheiten ausbrachte und Reden hielt, und hernach einen Walzer mit einem hübschen Mädchen tanzte. Bey einem Frühstücke an Washingtons Geburtstage, den er gewählt hatte, um eine Fregatte der Vereinigten Staaten zu besuchen, brachte er mehrere Gesundheiten aus, und hielt Reden; in einer derselben erhob er die Vereinigten Staaten weit über alle Völker der alten und neuen Zeit, indem sie am besten die vollkommenste Freyheit mit der vollkommensten Ordnung zu vereinen wüßten.

Sein Ehrgeiz erscheint hoch und edel. Er wünscht der Vertheidiger und Gründer der südamerikanischen Unabhängigkeit zu seyn, und zufrieden mit dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, verschmäht er jeden Zuwachs an Reichthum. Er weigerte sich, fast mit Verachtung, das Geschenk von einer Million Dollars anzunehmen, welches der Kongreß von Peru ihm anbot, da er von dem ersten Augenblicke seinen Stolz darein gesezt hatte, auch nicht ein Sandkorn von Peru hinwegzutragen. Seine Lieblingsprojekte sind, einen Kanal durch die Landenge zu graben, und einen Kongreß in Panama niederzuwerfen, der aus einem großen föderativen Rathe bestehen soll, um alle Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staaten zu entscheiden, mit einem Heere zu seinem Befehle auf den Fall innerer Unruhen oder äußerer Angriffe. Diese Idee ist sein Lieblingsthema. Wenn er die Ruhe und Unabhängigkeit dieser Staaten gesichert haben wird, ist es sein Wunsch, eine Reise nach den Vereinigten Staaten und nach England zu machen; er hegt eine hohe Bewunderung für beyde. Seine Feindschaft gegen die Spanier, die in dem blutigen Kriege von Venezuela genährt worden, ist unversöhnlich. Alle seine Verwandten sind durch die Spanier ermordet worden, bis auf einen Oheim, der in Spanien lebt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Okt.

(Beschluß.)

Auf dem Hoftheater ist noch ein Gast in diesem Monate aufgetreten: Hr. Hölen, vom Hoftheater in München, der schon früher hier gespielt hat, und, wenn ich nicht irre, mehr etwas mehr Beyfall als jezt, wenigstens das erste Mal, als er auftrat. Der Unterschied hängt oft von der Wahl der ersten Rolle ab, oder von andern Umständen. Hätte er dieß Mal seine zweyte Rolle — den Antonio Allegri — zuerst hervorgesucht, so würde er einen weit vortheilhaftern Eindruck gemacht haben, denn hier assistirte ihm Mienen, und eine gewisse Mannigfaltigkeit und Unbestimmtheit abgerechnet, war sowohl in der Mission als Ausführung das Lebenswerthe dieser Darstellung überwiegend. Das Publikum, so sehr es mit seiner ersten Darstellung des Spielers von Iffland unzufrieden war, ließ ihm

an dem nächsten Abend dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren, und beyde Theile gingen gleichsam versöhnt auseinander, denn Hr. Hölken spielte dies Mal nur zwey Gastrollen. Seine Darstellung des Spielers war ganz unbedeutend, und bestand eigentlich blos in einer leeren Repräsentation von außen, ohne innere Reproduktionskraft. Wenige Künstler besitzen eine solche dichterische Empfänglichkeit, eine solche Reizbarkeit des Herzens — wohl ihnen! — daß sie von der tiefen Zerrüttung und der gewaltsamen Erschütterung eines, dem Sturm der Leidenschaften und der Verzweiflung Preis gegebenen Gemüths sich einen Begriff machen, geschweige sie mit Hülfe der Begeisterung, sobald es nöthig ist, in sich selbst hervorrufen, und mittelst der Kunst in einem lebendigen Gemälde zur Anschauung bringen könnten.

Auf demselben Theater sind noch im Laufe dieses Monats zwey Neuigkeiten aufgeführt worden. Erstens: „Die Benefice-Vorstellung.“ Dramatische Kleinigkeit in Einem Aufzug, nach dem Französischen, hat gefallen, und wird leicht auf andern Bühnen mehr gefallen, wenn die Hauptperson des Stücks interessant dargestellt wird. Auf diesem Charakter beruht Alles, er ist mit natürlich komischen Zügen ausgeführt, gibt dem Darsteller Stoff genug, um seine Kunst daran zu erproben, erfordert aber auch von diesem nicht geringe Mittel, wenn die Unterhaltung, selbst in dem kurzen Zeitraum einer Stunde, nicht ermüden soll. Ein gedienter Souffleur soll eine Abschieds-Benefice erhalten. Am Tage der Vorstellung setzen ihn die Mitspielenden in eine Verlegenheit nach der andern. Er beseitigt die Hindernisse, so lange es möglich ist, zuletzt bleibt ihm aber doch kein andres Mittel übrig, als statt des aufzuführenden Stücks, selbst auf dem Theater zu erscheinen, und sich in einer Rede an das Publicum zu entschuldigen. Diese Anrede probirt er gleich vor dem gegenwärtigen. Damit schließt das Stück, und diese Wendung kann im schlimmsten Fall als eine Captatio benevolentiae gelten. Eine gute Wirkung macht es auch, wenn die Familie des Benefiziaten, Mutter und Tochter, deren Heirathsgut die Einnahme verschaffen soll, und die am Schluß zugegen sind, von Personen aus der Familie des Darstellers gespielt werden.

Das zweyte neue Stück war: Der Erbvertrag. Dramatische Dichtung in zwey Abtheilungen. Die erste, betitelt das Verbrechen, in Einem Akt, enthält das Vorspiel — wie es jetzt gebräuchlich ist — die andre führt den Titel: Das Gewissen, und umfaßt in vier Akten die Folge des im ersten Stücke dargestellten Zwistes und Verbrechens. Dieser zweyte Theil ist sehr leer an Handlung, hat aber gut ausgeführte Scenen, einen lebendigen Dialog, gute Rollen und viel Theaterwirkung, die jedoch größtentheils von der vortheilhaften Darstellung abhängt. Der Stoff ist aus einer Erzählung Hoffmanns (das Majorat, in dessen Nachtstücken) genommen, das Phantastische folglich verloren gegangen, und nur die nackte Fabel, an der, außer der dichterischen Behandlung, nichts Besonderes liegt, für die dramatische Gestaltung übrig geblieben. Das Glück des Stücks auf diesem Theater machte nun wohl hauptsächlich die Darstellung des alten Dieners, den Anschütz mit großem Kunstaufwand und mit einem hohen Grad von innerer und äußerer Kraftverwendung gab. Selten möchte wohl ein Schauspieler eine so glückliche Disposition mit so ausgezeichnetem Fleiß für diese Rolle vereinigen. Er scheint einen Triumph darauf gegründet zu haben, und es ist ihm gelungen. Mehr erlaubt mir die Kürze nicht zu sagen. Auch einige andere Rollen wurden todeswerth gespielt. Die scenische Ausstattung war splendid. In der ersten Vorstellung wurde fast unanständig viel Beyfall ausgetheilt; gefallen hat das Stück indessen, streng genommen, nur sehr mäßig.

Der Schauspieler Löwe, der hier als Gast, sowohl dies- jetzt Jahr, als früher, eine ungemein glänzende Aufnahme gefunden hat, wird nun, wie ich höre, als Mitglied diesem Kunstverein devotreten. Der Schauspieler Kettel verläßt ihn dagegen; vermuthlich mit überwiegendem und dauerndem Vortheil, sonst wüßt' ich nicht warum.

Die Aushängebogen des, vom Hofschauspieler Lembert dieß Mal redigirten, Taschenbuchs Aglaja sind erschienen. So viel ich bis jetzt gesehen habe, darf es, auch die ausgezeichneten Kupfer abgerechnet, sich in Reihe und Glied mit den Bessern dieser Gattung stellen, und wird vor manchem Andern, deren beste Gabe diese sind, den Vorrang noch behaupten können. Unter den lyrischen Erzeugnissen können nur wenige für ganz unbedeutend gelten, und solche sind wohl nicht leicht zu vermeiden. Mehrere sind vorzüglich; hierher gehören die vom Baron Zedlitz, besonders das gehaltvolle, von dem herein nur etwas zu wortreiche Gedicht: Thränenquak; dann die von Rückert. Die Uebrigen darf man zu den Bessern rechnen. Eine Erzählung von A. West wird den Freunden des Salzen willkommen seyn; die andern dürfen sich in dieser Gesellschaft sehen lassen. Auch von dem hiesigen jungen Dichter G. Seidel, der eine Sammlung seiner Dichtungen besorgt hat, sind dieß Mal einige Kleinigkeiten geliefert worden, die durch sorgsamere Behandlung ansprechen.

Der Schauspieldirektor Carl aus München hat endlich seinen Kontrakt mit der Theater-Unternehmung an der Wien auf zwey Monat verlängert, und wird die ältern Mitglieder seiner Gesellschaft einverleiben. Aus jener, von mir früher erwähnten Spekulation ist demnach nichts geworden. Die Staberlieder sind noch immer an der Tagesordnung. Die neueste heißt: Staberl als Krampus, oder die Wette. Dieser Staberl ist der Fouriersschütz eines militärischen Abenteurers, der für seinen Herrn als Knecht Ruprecht (hier zu Lande Krampus genannt) erscheint, um ihm zu einer reichen Frau zu verhelfen. Ein weiblicher Krampus — das lustige Kammermädchen erscheint dem ersten gegenüber, und jagt ihn in die Flucht. Dieses und ähnliche Stücke sind der Inbegriff des niedrigsten Unsinns, der sich denken läßt, und scheinen dennoch nur einem besondern Glücksstern zu stehen, denn man befindet und buldet sie. Auf andern Vorstadtbühnen würden sie kaum passiren. Herr Carl hat sich indessen ein eignes Fach gebildet, das er auf eigne Art und Weise zu behandeln weiß, und wenn man sich hieran gewöhnt hat, so findet man es auch sehr unterhaltsam. Ich habe ihn aber in einer ganz verschiedenen Rolle, und wirklich ächt komisch gesehen, nämlich als Hans (oder Jakob) in Wien, welches Stück auch auf diesem Theater gegeben wurde, und worin er mir ungemein gefiel, ungeachtet ich sie bereits auf dem Volkstheater trefflich darstellen sah. Auf diesem letztern hat man noch eine Neuigkeit gegeben: „Die Zauberschwinke, oder das Land der Erfindungen;“ von dem Verfasser des früher genannten: „Alle Minuten etwas Anders.“ Diese Erfindungen mißglückten ganz; das Stück fiel, und die Zuschauer äußerten sich ziemlich unverholen. Der Verfasser wurde dennoch gerufen. Das geschieht oft: vielleicht wird sein Stück auch gelobt. Wie Vieles wird das nicht, und oft auf wenig schmeichelhafte Weise! — Die Muffe von Kanne hat Gelungenes. Die Stärke liegt aber in den Chören, weil aber das Personal dieser Aufgabe so wenig gewachsen ist, wie das Orchester überall der seinigen, so brachten sie dem Stücke keinen Vortheil. — Doch hier sey es mir erlaubt für dieses Mal mit Meister Ludwig zu sagen:

— al fin la mi trovo esser giunto,
Si ch'io fard con vantra grazia punto.

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

„Muß ich denn nach Limerik zurück, und einen andern Ring einkaufen? rief der junge Pachter aus. Will denn Keiner für den zehnfachen Werth des Ringes sich hinein wagen?"

Da fand sich in der Nähe ein armer gebrechlicher Bursche, der nur für halbklug gehalten wurde, allein er war harmlos wie ein Kind, und wanderte durch das Land von einem Orte zum andern. Als Paddy, dieß war sein Name, von einem so großen Lohne hörte, fing er an zu reden und sagte, wenn Roderich ihm dasselbe Anerbieten wie den Andern machen wollte, so sey er bereit, den Ring aus dem See herauszuholen; und während des ganzen Gesprächs sah Paddy eben so begierig auf den Fischfang als auf das Geld aus.

„Ich nehme dich beym Wort," sagte Roderich. Sogleich warf Paddy seinen Rock ab, und ohne weiteres Gerede stürzte er sich kopfüber in den See hinein; wie groß die Tiefe war, kann niemand bestimmt erzählen, allein er sank und sank und sank in das Wasser hinunter, bis sich zuletzt das Wasser verlief und er sich auf dem trocknen Lande fand: hier war Himmel und Licht und alles gerade wie bey uns; und er sah einen schönen Park mit einer zierlichen Allee, die zu einem großen Hause mit einer Stiege vor der Thür führte. Als er sich von seiner Verwunderung, daß das Land unter dem Wasser so trocken und eben sey, erholt hatte, sah er um sich her und fand alle die jungen Männer, die in dem See ertrunken, in dem Parke arbeiten, als ob ihnen niemals etwas geschehen wäre. Einige mäheten das Gras, andere bestreuten die Gänge mit Kiessand, und alle arbeiteten so nett und geschickt, als ob sie in ihrem Leben nicht ertrunken wären, und sangen lustig das Lob einer Schönen dazu.

Paddy konnte sie nicht genug ansehen, denn er kannte mehrere davon, ehe sie in dem See verloren gingen; allein er sagte nichts, obgleich er desto mehr dachte — nicht ein lautes Wörtchen kam über seine Lippen, und so wanderte er auf das große Haus zu, so kühn als ob er nichts gesehen, was der Rede werth sey; doch wünschte er in seinem Herzen die Schöne zu erblicken, deren Werth er die jungen Leute hatte besingen hören.

Als er fast die Thüre des Hauses erreicht, kam eine mächtig dicke Frau aus der Küche heraus, die sich wie eine Biertonne auf zwey Beinen bewegte; sie hatte helle Zähne so groß wie Pferdezähne, und watscheite gerade auf ihn los.

„Guten Morgen, Paddy," sagte sie.

„Guten Morgen, Madam," sagte er.

„Was ist Euer Geschäft hier?" sagte sie.

„Ich komme Roderich Keating's goldnen Ring zu suchen," sagte er.

„Hier habt ihr ihn, sagte Paddy's fette Freundin, mit einem Lächeln auf ihrem Gesichte, das sich wie eine siedende Grützsuppe bewegte."

„Großen Dank, Madam, antwortete Paddy, ich brauche nicht zu sagen, Gott bessere Euch, denn Ihr seyd schon fett genug. Wollt Ihr mir gefälligst sagen, muß ich denselben Weg zurück, den ich gekommen bin?"

„So seyd Ihr nicht gekommen, Hochzeit mit mir zu halten?" schrie das dicke Weib in rasender Wuth.

„Nicht bis ich zurückkomme, mein Schatz, sagte Paddy: ich soll den Lohn für meine Botschaft erhalten und muß die Antwort zurückbringen, sonst würden sie nicht wissen, was aus mir geworden ist."

„Schade für das Geld, sagte die fette Frau, wenn Ihr mich heirathet, so sollt Ihr für ewig und einen Tag in diesem Hause leben, und für Nichts zu sorgen haben."

Paddy sah deutlich, daß die dicke Frau nun, da er im Besitz des Ringes war, ihn nicht zurückzuhalten vermochte; so wanderte er, ohne im Geringsten auf ihre Worte zu achten, immer die Allee herunter und sah sich ganz gemächlich umher; denn dir Wahrheit zu sagen, hatte er keine große Neigung, eine fette Wassernixe zu heirathen. Als er an das Thor gelangte, eilte er ohne Abschied hinaus, und sah wie das Wasser wieder über ihn her stürzte. Er tauchte auf, und alle sahen ihr blaues Wunder, als Paddo auf einmal schwimmend an dem entgegengesetzten Ufer des See's erschien; er machte sich bald an's Land und erzählte Roderich Keating und den andern Burschen, die ihn staunend umringten, was geschehen war. Roderich bezahlte ihm auf der Stelle die fünf Guineen für den Ring; und Paddo hielt sich mit einer solchen Summe in seiner Tasche für so reich, daß er nicht daran dachte, zurückzukehren und die dicke Frau mit dem schönen Hause auf dem Grunde des See's zu heirathen, da er wohl wußte, daß sie junge Leute genug zur Auswahl hatte, wenn es ihr gefiele, Hochzeit zu machen.

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

Die bosnischen Weiber werden mit mehr Achtung als in der übrigen Türkey behandelt. Ihr Leben wird ihnen nicht durch die Aufsicht der Eunuchen verbittert, sie besuchen einander ohne allen Zwang und bilden eine Körperschaft untereinander. Diese Einigkeit hat ihnen mehrere Vorrechte verschafft, von denen das wichtigste, das sogar dem mohamedanischen Religionsgesetz entgegenstrebt, gewiß ihre freye Wahl beym Heirathen ist. Und dieses Vorrecht ist so anerkannt, daß es sogar nicht selten ist, wenn die Eltern Ei-

Digitized by Google

wendungen gegen eine Heirath machen, bosnische Jungfrauen von ihren Liebhabern entführt zu sehen, worauf denn nothwendig die Heirath erfolgt. Einem andern Vorrecht gemäß kann eine Frau, wenn ihr Mann ein Jahr und einen Tag abwesend war, und sie zwey Zeugen aufstellen kann, welche versichern, daß er todt sey, oder viere, welche von seinem Tode wollen reden gehört haben, einen zweyten Gatten wählen. Kommt der erste dennoch wieder zum Vorschein, so steht es ihr frey, bey welchem sie leben will. In der übrigen Türkey muß die Gattin in ähnlichem Falle zu dem ersten zurückkehren *).

Die Erziehung der bosnischen Töchter beschäftigt sich fast ausschließend mit der Entwicklung körperlicher Reize, wie ihre Begriffe von Schönheit sie fordern. An geistige Vorzüge wird gar nicht gedacht; die allerwenigsten lernen nur lesen. Da die Türken von ihren Schönen große Jugend und möglichste Beleibtheit verlangen, bemüht man sich vor Allem, die jungen Mädchen reichlich zu nähren. Sobald ein solches ausgebildet ist, bringt sie ihre Tage in der größten Unthätigkeit auf einem Sopha zu, wo sie die Zeit, in welcher sie sich nicht mit den nahrhaftesten Speisen anfüllt, der Ruhe und des Schlafes pflegt. Eine Mutter hat ihre Pflichten gegen ihre Tochter gut erfüllt, wenn sie diese im dreyzehnten, vierzehnten Jahre ihrem beleibten Bräutigam in unermeßlicher Dicke zuführen kann. Sie ist zugleich darauf bedacht, die Muskeln der jungen Person der Spannkraft zu berauben, welche in andern Theilen Europa's für eine Annehmlichkeit gilt, den Türken aber mißfällt. Zu diesem Zweck dient der Gebrauch der warmen Bäder, und um auch ihrerseits zu ihrer Verschönerung beyzutragen, sind die jungen Mädchen bemüht, durch stetes Streichen ihre Brust herabhängend zu machen.

In Bosna Seray und fast in allen Städten Bosniens hat sich ein Gebrauch erhalten, der dem Herrenrecht unserer ehemaligen Feudalherrschafe ähnlich ist. Wenn ein wohlhabender Grieche sich verheirathet, besonders wenn seine Frau einige Annehmlichkeit besitzt, findet sich gar bald ein angesehener Türke des Orts ein, erklärt sich für den Beschützer des Hauses, geht darin nach Willkür aus und ein, und wenn er bey der Frau ist, besonders außer den Stunden der Mahlzeit, tritt der Gatte nicht zu ihr ein, sondern ist bemüht, ihn zu vermeiden. Ein solcher Patron sorgt dagegen, seinen Klienten vor den gewöhnlichen Bedrückungen gegen die Rajas zu schützen, und steuert auch wohl zum Unterhalt des Haushaltes bey. So gewöhnlich dieser Gebrauch ist, gibt es doch hie und da sittsame Ehemänner, die, ungeachtet sie nur Rajas sind, über diesen Gegenstand doch keinen Scherz verstehen. Im April 1808 ereignete sich ein Grieche in Banialuka über den Kapitän des Distriktes, der sich herausnahm, seine Frau häufig besuchen zu wollen. Er lauerte ihm eines Abends auf, und brachte ihn um's Leben. Diese Rache, welche bis daher nie einem Raja eingefallen war, hätte wohl ohne den Muth nicht stattgefunden, den die Griechen damals schöpften, weil die Servier gegen die Türken manchen Vortheil erkämpft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eben so in den kultivirten Abendländischen Ländern. In diesem Fall möchte des rohen Bosniers Gesetz sittlicher und gesetzkundiger seyn als das des gebildeten Europäers.

D. E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aarau.

Der diesjährige Rektor der aargauischen Kantonsschule, Herr Professor Rauchenstein, hielt für zweckmäßig, nach mehrjährigem Stillschweigen dieser höheren Lehranstalt (deren Vorstand er ist) gegen das Publikum, durch ein geistiges Lebenszeichen ihm kund zu thun, daß darin in der That der Geist ungeschwächt fortlebt, durch welchen seit etlichen Jahrzehnten eine ansehnliche Zahl Schweizerjünglinge aus vielen Kantonen sich in gründlicher humanistischer Bildung zu tüchtigen, und zum Theil sehr vorzüglichen Staatsmännern, Lehrern, Geschäfts- und Gewerbsmännern, die sie nunmehr geworden sind, vorbereitet hatten. Er that dieß durch ein Einladungs-Programm zu der in den jüngsten Tagen begangenen Schulfeyer, und er hat darin „über den Werth der Alterthumsstudien auf Gymnasien und höhern Schulanstalten" reichhaltige Bemerkungen vorgetragen, die von jeder Einseitigkeit frey, auch keinen polemischen Charakter an sich tragen, und sich vielmehr freuen, daß der alte Streit zwischen Humanismus und sogenanntem Realismus insofern gutartiger geworden ist, daß auch die Bekämpfer des philologischen Humanismus die Schulen nicht mehr zu bloßen propädeutischen Anstalten für künftigen Erwerb wollen umgestalten, und dagegen nur diese Bildungskraft zur Humanität auch für die Jugend nicht mehr allein in der Philologie, sondern auch in andern Wissenschaften und Fächern zur Genüge finden. Wir wollen dem schönen Bilde, das Hr. Rauchenstein von dem Studium der griechischen und römischen Vorzeit entwirft, welches für höhere Geistesbildung durch kein anderes ersetzt werden mag, einige Züge entheben.

„Es handelt sich um die Kenntniß von Völkern, deren Geschichte die Summe und den Mittelpunkt des Alterthums ausmacht, auf welchen fast alle übrigen alten Völker in nothwendiger Beziehung stehen; — es handelt sich um die Kenntniß von Staaten, die höchst eigenthümlich in ihren Gestaltungen und in den dieselben bedingenden Prinzipien, voll der reichsten Lebensäußerungen jeder Art, beynahe von den ersten Augenblicken ihrer Entstehung an unerschöpflich in Hervorbringung von Charakteren, neuen Situationen und Verhältnissen, tragischen

groß bis zu ihrem Untergang, den Inbegriff der meisten politischen Erfahrungen und Einrichtungen entweder ausgebildet, oder doch als Keime in ihrem Schooß enthalten, und die dieses Alles, so zu sagen, bis in das innerste Lebensmark erkennbar dem Auge des vorurtheilsfreyen, angestrengten Forschers darbieten; — Staaten, deren Glieder, erhabene Muster der höchsten bürgerlichen Tugenden im Feld, im Rath, in der Versammlung, in der ländlichen Hütte, edlere junge Seelen mit unauslöschlichen Bildern erfüllen, einem Palladium, welches Manchem in seinem Leben nie entrissen wird; — es handelt sich um die Kenntniß von Völkern, deren reicher und tiefer Geist, am empfänglichsten für alles Schöne, am geschicktesten und beharrlichsten dasselbe darzustellen, sich selbst die bewundertsten und unvergänglichsten Denkmale errichtet hat; — in einer Kunst, die in ihrer Art vollendet und unübertroffen ist, in einfacher Größe und Milde, Aug' und Geist beruhigender Vollendung, dem reinen Ausdruck einer von Idealen erfüllten Gemüthswelt, vor welcher das Göttliche, das in so mannigfaltigen Gestalten eine so reiche und schöne Natur durchwandelte und beherrschte, zu einer Götterwelt sich verklären mußte, welche sich am liebsten verehren ließ in schönen Tempeln, da wo das grüne Dunkel tiefer Haine mit frommem Schauer, oder das Morgengold an Marmorsäulen auf den Höhen mit frommem Entzücken erfüllte, oder die sich auch am Meeresstrand erhoben, wo der Blick, der kein Ziel findet über die Wogen, sey es unter heiter lächelndem Himmel, oder im zitternden abendlichen Weinpurpur des Meeres, oder wenn im schwarzen Sturm Neptuns Heerden mit breiter Brust gegen die Uferfelsen stießen, zu Ahnungen des Unendlichen erwachte, oder auch an solchen Stätten, wo Denkmäler und Thaten der Heroen und Stifter aus der Vorzeit die Seele zur Tapferkeit entflammten, und zur Begeisterung für Vaterland und für die Ehre und geistige Größe des Gemeinwesens." — Die Betrachtungen gehen zur Literatur der Alten über, und wir können nur noch etliche Bruchstücke mittheilen. „Wo ist, sagt der Verf., ein größerer Streit und Tod der Helden, als in ihrer Tragödie, wo eine tiefere Ueberzeugung und religiöseres Gefühl für die Heiligkeit des Rechts, aber auch von der Nothwendigkeit, das menschliche Streben dem göttlichen Willen der Weltordnung unterzuordnen? Diese Tragödien waren die religiösen Schulen des attischen Volkes, wo Aug und Ohr, und die ganze Seele erfüllt wurde, der Kampf mit den Kämpfenden sympathisirte und in alle ihre Gefühle und Begeisterungen mit fortgerissen, endlich zur Erkenntniß eines höchsten Gesetzes der Sitten und der Natur geläutert und erhoben wurde. . . Die Alten verstanden die Kunst und wußten ihre edle Sprache dazu zu nutzen, das Höchste auszudrücken ohne Schwulst, und die große Weite ihrer Ideen zusammenzufassen ohne abstrakte Unverständlichkeit und schulmäßigen Wortzwang. Wer nicht Philosophie, sondern Philosophiren lernen will, muß zu den Alten gehen; sie gewähren noch den Vortheil, daß sie das Herz nicht nur nicht unter den Gefrierpunkt bringen, sondern vielmehr erwärmen und begeistern."

Ueber die vielbesprochene Frage: ob der Zweck humanistischer Bildung nicht mit größerer Zeitersparniß und minderer Anstrengung sich erreichen lasse; durch historische Vorträge, Lesung neuerer Geschichtsbücher und gelungene Uebersetzungen? — erklärt Hr. Rauchenstein sich folgendermaßen: „Ich bestreite ganz frey, die anstrengenden und vielfach weckenden sprachlichen Vorbereitungen mögen an und für sich und in andern Beziehungen ihren Werth haben; wer aber blos die Aussicht hat, zur Schwelle des Tempels zu gelangen, der mag sich mit dem Surrogate der Uebersetzungen und Geschichtserzählungen behelfen. Allein es handelt sich gerade um etwas, was weder durch Uebersetzungen bewerkstelligt wird, noch auch durch Geschichtsvorträge, so wesentlich diese sind zur Ermunterung und zur Anordnung und Verbindung des Einzelnen. Das Studium der Geschichte wird dadurch werthvoll, wenn es vermittelst desselben gelingt, in den Geist eines Volkes oder eines Zeitalters sich lebendig und anschaulich hineinzufinden. Hiezu bedarf es, daß man sich in die Denk- und Empfindungsweise eines Volkes hineinstudire, also in seine Sprache, in seine Schrift, und vorzüglich in seine Poesie, in seine Vorstellungen vom Göttlichen und Ewigen, also in seine Religion, seine Mythologie und Kunst, in das, was es im Leben zu erreichen wünschte, und in dessen Erreichung es seinen Stolz setzt, das ist in die Philosophie, in die Meisterstücke der Redner, und in die Geschichtschreiber dieses Volks. Hievon läßt sich kein Einzelnes losreißen. Alles bedingt sich und ergänzt sich in Einem Kreise. Und in welchem Grade man zugeben muß, daß in allen diesen Richtungen sich das Alterthum vollkommen ausgelebt und die gereiftesten Früchte getragen, in dem gleichen muß man auch anerkennen, daß durch die Einführung jener Surrogate das edelste Wesen des Studiums verdrängt würde." — Manches wird beynebens in dieser ausgezeichneten Schulschrift auch über gründliches Studium der eigenen (deutschen) Sprache und Literatur, über die Erfordernisse dazu und gegen das Vorurtheil privilegirter und absoluter Klassicität in derselben, trefflich erinnert.

Auflösung des Räthsels in Nr. 285.

So ein er staun lich Glück wie E ot
ta mocht ich ha ben wenn der ein Buch
vor legt wird selbst der Mist er ha
ben. Vid. Lit. Bl. 1824. Nr. 11. S. 44.

Logogryph.

Unverwelklich blühen die Rosen der Jugend im Kranze.
Der um die heitere Stirn' ihr, die ich meine, sich schlingt.
Reichte, geschmückt vom Gürtel der Schönheit, sie mild dir den Becher.
Fröhlich hüpfte das Herz, trunken von Wonne, dir auf.
Selbst die eherne Brust des mächtigsten Helden durchglühte
Schmelzend die Liebe, ruht' er kosend der Holden im Arm.
Wie sie heiße, fragst du? Vier Zeichen können dir's sagen.
Setze noch eines hinzu, und du erblickest dann ihn,
Ihn, den lieblichen Sänger, bekränzt mit duftenden Rosen
Und Amaranten, die ihm pflückte die Charis entzückt.

E. C. Eccard.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 38. u. Monatsreg. Novbr.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

auf, und aßen und tranken und tanzten, und der junge Herr tanzte mit Peggy Barry — und es war ein feines Paar, obgleich sie nun Beyde tief genug herunter sind. Um eine lange Geschichte kurz zu machen, so war ich, wie man zu sagen pflegt, ein wenig benebelt, denn ich kann mich durchaus nicht erinnern, wie und auf welche Weise ich das Haus verließ: ich verließ es, so viel ist gewiß. Nun dachte ich bey mir selbst, ich will zu Molly Cronahan, der Hexe, gehen, und ein Wort über die junge Kuh sprechen, die behext ist; und als ich so über die Steine schritt, die in der Furth bey Ballynashenag liegen, und zu den Sternen aufsah und mich bekreuzte — denn es war gerade Mariä Verkündigung — so glitt mir der Fuß aus, und plautz, lag ich im Wasser. Hier gehts auf Tod und Leben, dachte ich, nun mußt du ersaufen! doch begann ich zu schwimmen aus allen Kräften, um mein liebes Leben zu retten, und schwamm, und schwamm, bis ich zuletzt, ich weiß selbst nicht wie, das Ufer auf einer wüsten Insel erreichte.

Ich wanderte und wanderte, bis ich zuletzt in einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell wie Tageslicht, und ich blickte gegen Osten und Westen, gegen Norden und Süden und allenthalben, und sah nichts als Sumpf und Sumpf; — nimmer konnte ich ausfinden, wie ich hineingerathen war, und das Herz gefror in mir vor Furcht, denn ich war sicher und gewiß, es würde mein Grab seyn. So setzte ich mich auf einen Stein, der zum Glück sich neben mir fand, und fing an mich im Kopfe zu kratzen und ein Trauerlied zu singen — als auf einmal der Mond sich schwärzte; ich blickte auf und sah etwas zwischen mir und ihm sich bewegen, und wußte nicht, was es war. Auf einmal schoß es herunter und blickte mir in's Angesicht, — und es war — ein Adler, so schön als jemals einer das Königreich Kerry durchflog. Er schaute mir in die Augen und sagte: „Daniel O'Rourke, wie gehts?" — „Wohl, ich dank' Euch, Herr," sagte ich, und verwunderte mich die ganze Zeit, wie ein Adler doch dann käme, wie ein Christenmensch zu sprechen. „Was bringe Euch denn hierher, Daniel?" sagte er. — „Nichts auf der Welt, Herr, sagte ich; ich wünschte nur, daß ich glücklich wieder heim wäre." — „Ihr wünscht Euch aus der Insel heraus, Daniel?" sagte er. — „Ja, Herr, sagte ich: und so begann ich und erzählte ihm, daß ich ein Paar Tropfen zu viel getrunken und in's Wasser gefallen sey, und wie ich an die Insel geschwommen, und wie ich in den Sumpf kam, und nun nicht wüßte, wie ich mich wieder herausfinden sollte." — „Daniel, sagte er nach einer Minute Nachdenken, obgleich Ihr sehr Unrecht hattet, Euch am Tage Mariä Verkündigung zu betrinken, so will ich doch, da Ihr sonst ein bescheidner Mann seyd, der regelmäßig zur Messe geht, und nie mit Steinen nach uns wirft, oder uns im Felde nachschreit, mein Leben für Euch wagen; so steigt denn auf meinen Rücken und haltet Euch hübsch fest, damit Ihr nicht fallt, sagte er, und so will ich mit Euch aus dem Sumpfe herausfliegen." — „Ich fürchte, sagte ich, Ew. Würden scherzen mit mir, denn wer hat jemals davon gehört, auf dem Rücken eines Adlers zu reiten?" — „Auf mein Ehrenwort, sagte er, und setzte die rechte Klaue auf dir Brust, es ist mein voller Ernst; und so nehmt meinen Vorschlag an oder verhungert in dem Sumpfe — ich sehe außerdem, daß der Stein unter Eurer Schwere sinkt."

„Es war nur zu wahr, was er sagte, denn ich fühlte den Stein in jeder Minute unter mir sinken. So hatte ich keine Wahl, und dachte bey mir selbst: Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und so frisch drauf los. „Ich danke Ew. Würden für Eure Höflichkeit und will Euer gütiges Anerbieten annehmen." So bestieg ich den Rücken des Adlers und hielt ihn fest um den Hals und er flog auf und davon gleich einer Lerche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

In der Herzegowina vertragen sich die Türken sehr gut mit den Griechen. Die muselmännischen Frauen gehen in den Städten unverschleyert und genießen mehr Freyheit, als in dem ganzen übrigen Paschalik. Die Rohheit der Rajas (der christlichen Einwohner des Landes) zeichnet sich besonders bey Behandlung ihrer Weiber aus. Von ihnen sprechend, bedienen sie sich einer Redensart, welche unserm mit Erlaubniß, Salva venia, gleichkommt, in einem ärmlichen Haushalt, wo es nur eine Schlafstätte gibt, erlaubt der Mann seinem Weibe nicht, dieselbe zu theilen, sondern läßt sie, selbst wenn sie schwanger ist, am Fußboden liegen, oder auf einer hölzernen Bank. Ueberall findet zwischen den beyden Geschlechtern eine Grenzlinie Statt; bey Gastmalen bedient der Hausherr sogleich alle Männer, ohne auf die Frauen Rücksicht zu nehmen, darauf leistet die Frau den Personen ihres Geschlechts, welche am untern Ende des Tisches versammelt sitzen, den gleichen Dienst. In der Kirche, bey der Messe, stehen die Männer nahe um den Altar, hinter ihnen, in einiger Entfernung, die Weiber. Nach dem Tode eines Hausvaters bemächtigen sich die Söhne seiner Hinterlassenschaft, ohne auf ihre Schwestern Rücksicht zu nehmen; diese bleiben im Haus und werden ganz als Dienstboten behandelt. Die christlichen Rajas haben also von der Kultur unsrer Sitten noch gar nichts angenommen.

Den elendesten, elelhaftesten Theil des Volks machen

die Zigeuner aus; sie sind aber freye Leute und halten sich vergeblich zum Islamismus; man verachtet sie aber dergestalt, daß sie keine Moschee betreten dürfen und eine höhere Kopfsteuer wie die Rajas bezahlen müssen, dabey zieht ihnen ihre Unsittlichkeit jede mögliche Mißhandlung zu. In den Städten sind die Zigeuner allgemein mit Eisenarbeit beschäftigt; diejenigen, welche zerstreut auf dem Lande leben, machen sich kein Gewissen daraus, die Reisenden zu berauben und gelegentlich zu ermorden.

Die bosnischen Juden schachern und verleihen auf Pfänder für zehn oder zwölf vom Hundert auf den Monat.

Die Kleidung der Reichen ist eben so, wie die der südlichern Türken; auf dem Kopf tragen sie eine rothe Tuchkappe, welche sie zuweilen mit einem Stück Musselin gleich einem Turban umwinden. Auf Reisen und im Feyertagsstaat erkennt man die Janitscharen unter ihnen an einer hohen schwarzen Mütze, welche die Gestalt eines abgeschlagenen Zuckerhuts hat. Die bosnischen Türken kleiden sich vorzugsweise in Roth, und im Widerspruch mit andern Osmanlis, überlassen sie den Gebrauch der weißen Farbe den Rajas. Die Weiber tragen sich wie die südlichen Türkinnen, sie gebrauchen auch gleich ihnen, Weiß und Roth, um die Haut, Schwarz, um die Augenbrauen und Haare, und Braunroth, um die Nägel zu färben. Die Weiber der Rajas haben immer einen tüchnen Ueberrock, der ihr Hemd und ihre langen Beinkleider bedeckt; eine Art Halbstiefel macht ihre Fußbekleidung, ihr Kopfputz besteht in einer großen, sechs- oder achtfach zusammengelegten, auf dem Scheitel befestigten Serviette, deren Zipfel auf dem Rücken herabhangen.

Es gibt zwey katholische Bischöfe in Bosnien, der von Trebigne, welchen der Papst aus dem Jakobinerkloster in Ragusa wählt, der aber nie in Trebigne wohnen darf, weil das Mißtrauen der Türken in einer Grenzstadt dieses nicht gestattet. Der zweyte heißt Bischof von Dovno, und kann als das wahre Oberhaupt der katholischen Kirche in Bosnien angesehen werden. Er hat seinen Sitz in dem Heiligen-Geist-Kloster in Foenitza und ist zugleich als päpstlicher Nuntius zu betrachten. Alle Priester werden aus dem Minimenorden gewählt, welche die drey einzig übrigen Klöster im Lande besitzen.

In Rücksicht ihrer beschwerlichen Amtsverrichtungen hat ihnen der Papst mehrere Freyheiten zugetheilt; sie erwählen selbst ihren Bischof, der ein Bosnier seyn muß, und senden jährlich vier Zöglinge nach Rom, wo sie auf Kosten der Propaganda erzogen werden; der Papst schickt ihnen auch jährlich eine gewisse Summe zum Unterhalt ihrer Kirchen.

Zu der Zeit, wie die Türken Bosnien einnahmen, zählte man daselbst hundert-fünf-und vierzig Klöster, und eine Unzahl von Kirchen! Die Muselmänner haben den größern Theil derselben zerstört, und widersetzen sich der Unterhaltung der übrig gebliebnen. Es sind demnach jezt nur die drey oben erwähnten Klöster vorhanden, und noch jezt, ungeachtet die Christen jährlich eine ansehnliche Summe für deren Duldung bezahlen müssen, sind diese frommen Stiftungen ein beständiger Gegenstand der Mißhandlungen der Türken. In andern Gemeinen hält man den Gottesdienst unter freyem Himmel, meistens auf den christlichen Kirchhöfen; man bringt einen kleinen Altar dahin, den die Männer, und hinter ihnen die Weiber umgeben — aber auch dazu muß man die Erlaubniß für einen theuern Preis von der türkischen Obrigkeit kaufen.

All dieser Druck trägt, mit der Unwissenheit verbunden, ohne Zweifel dazu bey, unter den dortigen Katholiken einen so großen Fanatismus für ihren Kirchendienst zu erhalten. Ihre Begriffe stammen in dieser Rücksicht noch aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert her. Pfingsten 1808 hörte ich einen berühmten, ausdrücklich von Sointza nach Dolate gekommenen, Prediger, welcher in seiner Predigt methodisch zu beweisen suchte: Mahomed und Satan sey ein und dasselbe in menschlicher Gestalt; und von einem Mönch in Cressevo sprechend, versichert er, dieser sey dergestalt von Gott begnadigt, daß selten ein Sonntag verging, an dem ihm nicht eine Taube ein Briefchen von der heiligen Jungfrau brächte. Das Erstdunlichste ist, Zuhörer zu finden, die roh genug sind, solche Abgeschmacktheiten auf das Ernstbafteste mit anzuhören, und auf das Festeste zu glauben.

Die dortigen Katholiken bezeigen ihren Seelenhirten eine Unterwürfigkeit, ein Vertrauen, einen Gehorsam ohne Grenzen. Begegnen sie ihnen, so küssen sie ihnen die Hand, werfen sich ihnen zu Fuß, und bitten um ihren Segen. Jene mißbrauchen diese Gesinnung oft und treiben dann ihre Herrschaft gegen ihre Beichtkinder unbegreiflich weit. Sich auf die Vorrechte der Priester in der ersten Kirche berufend, geben sie den Männern oft Stockschläge, und legen ihnen andre öffentliche Büßungen auf.

Noch schwerer lastet ihr Ansehen auf den Weibern; diesen legen sie bey den geringsten Vergehen die strengsten Fasten auf, oder befehlen ihnen, einen oder mehrere Sonntage während der Messe eine Art Knebel zu tragen, der noch weit lästiger wie der bey uns gebräuchliche ist, denn er sperrt nicht allein die Kinnladen auseinander, sondern es befindet sich in dessen Mitte ein Loch, durch welches die Zunge gesteckt werden muß, wodurch sie aus dem Mund hängt. Und doch ist das nur ein schwaches Bild der hier geübten Priester-Tyranney. Sie mischen sich in Alles, in den Haushalt, in die Güterverwaltung — und wehe dem, welcher sich ihnen nicht beugte, er würde unbarmherzig verfolgt.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 25. Okt.

Es ist doch eine schöne Sache um die Höflichkeit! da erzählt so eben die Pariser englische Zeitung, ein Reverend RR., also ein Geistlicher, habe einen englischen Oberst herausgefordert, der auf eine beleidigende Art von ihm in einem zu Beüsset erschienenen Pasquill gesprochen habe; die beyden Gegner wären bey Boulogne zusammengetroffen, und hätten sich einander in die Rippen gestoßen, worauf der Sekundant des Reverend jede höflich gefragt habe, ob er dem Oberst behülflich seyn könne, worauf sich dann auch der Oberst nach dem Befinden des Reverends erkundigt habe. Man hat wohl recht, in der Erziehung so viel auf gute Manieren zu halten; Leute, die zu leben wissen, wenn sie sich einander den Degen in den Leib gesagt haben, erkundigen sich doch wenigstens nach ihrem gegenseitigen Wohlbefinden. Ob Graf Segur und General Gourgaud es auch so gemacht haben bey ihrem Duell, weiß ich nicht; es galt bey diesem Zweykampfe die Frage, wer von beyden in seinen Schriften die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Die Zeitungen haben nach dem Duell versichert, die beyden Gegner wären befriedigt davon gegangen; aber die Wahrheit! Ja die mag das Publikum selbst herausfinden, wenn es Einsicht hat. Noch von einem andern Zweykampf ist neuerlich in den Zeitungen die Rede gewesen; dieser letztere hat dem Maler Dubos das Leben gekostet. Vielleicht war dieser Dubos derselbe Künstler, welcher einmal einen satyrischen Dichter Lespaze zur Rede gestellt hatte, weil er ihn in einer Satyre verhöhnt haben sollte. Lespaze nahm den Zweykampf an, schlug sich mit dem Künstler, und als der Kampf zu Ende war, welches, wie es scheint, ohne großes Blutvergießen geschah, gestand Lespaze, er habe nie daran gedacht, den Dubos zu verhöhnen, es sey ein bloßer Druckfehler gewesen, daß man Dubos statt Dabos gesetzt hätte. Natürlich bat nun auch Dubos recht höflich um Verzeihung, und die beyden Gegner schieden auch wie Leute vom guten Tone von einander. In einer folgenden Auflage seiner Satyre ließ der Dichter jedoch sehr klüglich Dubos statt Dabos stehen; denn sonst würde ihn vermuthlich auch Dabos herausgefordert haben.

Ein Mann, der es gewiß gut meynte, hatte bey der letzten Krönung eine Broschüre herausgegeben, um dem Könige vorzustellen, wie nöthig es sey, bey dieser Feyerlichkeit auch einen entscheidenden Schritt zur Abschaffung der Duelle zu thun, und sie vermittelst eines kräftigen Gesetzes zu verbieten, oder von den beyden gesetzgebenden Kammern verbieten zu lassen. Allein wenn Verbote hier helfen könnten, so müßten Duelle schon längst abgeschafft seyn; denn unter der alten Regierung hat es an Gesetzen wider den Zweykampf gewiß nicht gefehlt; aber eben weil man die Unzulänglichkeit derselben erkannt hat, läßt man sie in Vergessenheit gerathen. Für die Société de morale chrétienne wäre es eine, ihrer Anstalt würdige Aufgabe, die Mittel vorzuschlagen, wie dem Duelle abzuhelfen sey, so wie sie bereits zur Abschaffung andrer moralischer Uebel, als z. B. Lotterien und Spielhäuser, das Ihrige redlich beygetragen hat. Vielleicht vertennt sie es aber selbst nicht, wie schwer es hält, Vorurtheile auszurotten, die sich einmal in der bürgerlichen Gesellschaft eingemischt haben. Welche Mühe hat es nicht gekostet, und kostet es nicht noch jetzt, um die Leute in Paris zu bewegen, ihre Kinder, oder sich selbst die Kuhpocken einimpfen zu lassen? Vergebens wird in den Zeitungen geschrieben und von den Aerzten gesprochen und gerathen; es bleibt immer noch ein beträchtlicher Theil der Pariser Volksmenge übrig, der an der Einimpfung seinen Antheil nimmt. Erst durch den Schaden wird dieser klug, wie es jetzt eben geschieht, da die herrschende Pockenseuche eine Menge Menschen wegrafft oder entstellt. Freylich waren unter der Anzahl derselben auch mehrere, die es an Vorsicht nicht hatten ermangeln, und schon die Kuhblattern sich hatten einimpfen lassen. Es ist daher in der académie de médecine zu ziemlich lebhaften Debatten über die Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit der Schutzblattern gekommen, und diese Debatten sind bald, Dank sey es der Preßfreyheit, in die Zeitungen gelangt. Zwar wollten einige Aerzte der Akademie, denen noch etwas von der Aengstlichkeit uneingeschränkter Regierungen anklebte, sich gegen diese Oeffentlichkeit sträuben: allein es half nichts, das Publikum war bey dieser Erörterung einer, für den Staat allgemein wichtigen, Angelegenheit allzusehr interessirt, als daß es nicht hätte suchen sollen, sich über die Debatten der Aerzte in Kenntniß zu setzen. Es ging daraus so viel hervor, daß eine Menge Thatsachen dieses Jahr bewiesen haben, daß die Schutzblattern, besonders wenn sie nicht allgemein eingeführt sind, die Pockenseuche nicht verhindern, jetzt noch schreckliche Verheerungen anzurichten, und daß auch diejenigen, denen die Schutzblattern eingeimpft worden sind, nicht von allem Angriffe derselben befreyt sind, daß letzteres aber größtentheils von der nachlässigen Einimpfungsart herrührt. Die herrschende Seuche hat bekanntlich auch den berühmten Lacepede dahin gerafft, der, als er sich während seiner letzten Krankheit im Spiegel betrachtete, scherzend sagte, die Natur behandle ihn wirklich hart, da er beständig ihr eifriger Anbeter gewesen sey. An ihm verliert Frankreich einen seiner merkwürdigsten Männer der neuern Zeit, als Naturforscher, als Schriftsteller, als Staatsmann. Er würde auch einer der verehrungswürdigsten gewesen seyn, wenn er sich nicht in seinen politischen Meynungen widersprochen, und in seinen Aemtern die Würde verläugnet hätte, die er in seinen gelehrten Arbeiten so wohl behauptete. Derselbe Mann, der während der Revolution die Erklärung des Monarchenhasses öffentlich abgelegt hatte, war als Senator einer der übertriebensten Lobredner der uneingeschränkten Gewalt Napoleons, und hielt Reden, woraus man einige lächerliche Züge behalten hat. So war ihm das leidige Konscriptionswesen nichts anders als das Wegnehmen des Luxus der Bevölkerung; und das beständige und mörderische Kriegführen der Franzosen, eine angenehme Mischung von Kriegsübungen und männlichen Echolungen. Wenn einer der größten Gelehrten Frankreichs sich so verirrte, wie sollte man sich noch wundern, daß mittelmäßige Menschen in dem so kriechenden kaiserlichen Senate sich so tief erniedrigt haben! Leider war Lacepede unter der Napoleonschen Regierung zu weit gegangen, als daß er unter der königlichen hätte wieder in's Gleise zurücktreten können, oder er hätte dann wie Fontanes und andre müssen vor der herrschenden Macht, gleichviel welcher, auf den Knieen liegen bleiben, und sie anbeten. Da er dieß aber nicht wollte, oder da er sah, daß es nichts fruchten würde, so hörte seine Laufbahn als Staatsmann mit dem Sturz des Napoleonschen Thrones auf, und er begab sich nun wieder zu den Beschäftigungen, womit er begonnen hatte, und denen er seinen großen Ruf verdankte, zu den gelehrten Arbeiten. Er hatte in der Nähe von St. Denis ein Landgut gekauft; auf diesem brachte er seine letzten Lebensjahre zu, und dort ist er auch gestorben. Dieser merkwürdige Mann hatte ein Gemüth, das eben so empfänglich für die Schönheiten der Kunst als für die Geheimnisse der Natur war; Phantasie und positives Wissen besaß er fast in gleichem Grade.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Dezember 1825.

Immer bist du bey uns, beym Beginnen, beym Scheiden des Jahres,
Aehnlich dem Freunde, der treu stets den Geliebten umschwebt.
Radda.

Die erste Blumengabe.

Maßlieben also! Das die erste
Der tausend Blumen auf der Flur,
Die erste, die von Minna's Händen,
Als ich gefleht um Liebesspenden,
Mir winkt auf schöner Hoffnung Spne!

Maßlieben also! Maß zu lieben
Befiehlt die holde Gebeerin;
Sie will, daß immerdar bescheiden,
Auch in des neuen Glückes Freuden
Ich mäßige den raschen Sinn.

Maßlieben also! Dank, du Kluge!
Du weist, was mir voraus gedeicht:
Die Kraft, so große Lust zu tragen,
Und nicht zuviel zu thun, zu sagen,
Das weisem Maße widerspricht.

Joh. Rud. Wyß.

Irländische Sagen und Mährchen.

Daniel O'Rourke.

(Fortsetzung.)

„Ich war nicht auf den Streich gefaßt, den mir der Adler zu spielen dachte. Er flog immer auf, und auf, und auf, und Gott weiß, wie hoch er flog. „Was denn, sagte ich zu ihm — ich dachte, er wüßte nicht den rechten Weg nach Hause — und ich war sehr höflich, denn ich war ganz in seiner Gewalt; — „Hore, sagte ich denn, wenn es Euch gefällig wäre, und Euch nicht zu viel Mühe machte, wie sind jetzt gerade über meiner Hütte, und wenn Ihr ein wenig herunter fliegen wolltet, so könntet Ihr mich hier niedersetzen und ich würde Euch großen Dank sagen.“

„He, Daniel, sagte er, denkt Ihr, daß ich ein Narr sey? Seht auf das nächste Feld herunter, sehr Ihr da nicht zwey Männer und eine Flinte? Auf mein Wort, es wäre kein Spaß, wenn ich mich einem Trunkenbolde zu Gefallen, den ich von einem kalten Steine in einem Sumpfe aufgelesen habe, niederschießen ließe.“ — Du Schalksknecht, dachte ich bey mir selbst, allein ich sprach es nicht aus, denn was hätte ich davon gehabt? Gut denn Herr, er flog und flog, und ich bat ihn alle Minuten herunter zu fliegen und Alles umsonst. „Wo in aller Welt geht es mit Euch hin, Herr?“ sagte ich. — „Schweigt, Daniel, sagte er, und bekümmert Euch um Euer eignes Sachen, und laßt andere Leute zufrieden.“ — „Zum Henker, dieß ist meine Sache, denke ich,“ sagte ich. — „Seyd still, Daniel,“ sagte er, und so sagte ich nichts mehr.

„Wo sollten wir am Ende hingerathen seyn als in den Mond. Nun Ihr könnt es von hier nicht sehen, aber da ist oder war zu meiner Zeit eine Stadt, die auf der einen Seite des Mondes auf diese Weise herausstach (in-

dem er folgende Figur mit seinem Stocke in den Sand zeichnete)."

„Daniel, sagte der Adler, ich bin müde von dem langen Fliegen; ich hatte keinen Gedanken davon, daß es so weit war." — „Und, Herr, sagte ich, wer in aller Welt hat Euch, so weit zu fliegen — ich doch nicht? habe ich Euch nicht gebeten und gefleht vor einer halben Stunde schon, still zu halten?" — „Bey dem Schwatzen kommt nichts heraus. Daniel, sagte er, ich bin müde genug, und so müßt Ihr absteigen und Euch ein wenig auf den Mond niedersetzen, bis ich mich ausgeruht habe." — „Auf den Mond niedersetzen? auf das kleine runde Ding dier? Nun ich bin gewiß, ich werde in der Minute herunterfallen, und todt und in tausend Stücke zerschmettert seyn: Ihr seyd ein garstigee Betrüger — so seyd Ihr!" — „Nicht doch, Daniel, sagte er, Ihr könnt Euch an der Sichel fest halten, die da auf dee einen Seite des Mondes herausticht, und so lauft Ihr keine Gefahr." — „Ich will aber nicht," sagte ich.— „Wohl denn, sagte er ganz ruhig, wenn Ihr nicht wollt, Freund, so will ich Euch einen kleinen Ruck und einen Schlag mit den Flügeln geben, und Euch auf den Boden herunterfenden, daß alle Eure Knochen zusammengedrückt werden sollen, wie ein Tropfen Thau auf einem Kohlblatte." „Nun denn, da bin ich auf gutem Wege, sagte ich zu mir selbst, ich wollte, ich hätte mich niemals mit Euees Gleichen befaßt; und so stieß ich einen tüchtigen Fluch auf Irländisch aus, Furcht, daß er voll verstehen möchte, was ich gesagt, und stieg mit schwerem Herzen von seinem Rücken, ergriff die Sichel und sezte mich auf den Mond, und ich kann Euch versichern, daß es ein herzlich kalter Sitz war."

„Als er mich hier glücklich abgesezt hatte, so drehte er sich um und sagte: „Guten Morgen Daniel O'Rourke, sagte er, ich denke, ich habe Euch nun ehelich gesoppt. Ihr habt mein Nest vergangenes Jahr beraubt (es war dem so, aber wie ee es bemerkt hatte, ist schwer zu sagen) und dafür mögt Ihr nun hiee an dem Mond hängen und Euch hübsch abkühlen."

„Ist es so gemeint, und ist das Eure Art und Weise, Ihr Vieh, Ihr? sagte ich. Ihr garstige Bestie, gedt Ihr so mit mir um? Verwünscht seyd Ihr, mit Eurer krummen Nase, und Eurer Brut, Ihr Schelm, Ihr!" Es half Alles zu nichts. er spreitete seine weiten Flügel aus, lachte laut auf, und flog fort wie der Blitz. Ich schrie ihm nach, einzuhalten, aber ich hätte rufen und schreyen mögen für ewig, ohne daß er mich gehört hätte. Er flog auf und davon, und ich hörte niemals wieder etwas von ihm, bis auf den heutigen Tag — die Pest möge mit ihm davon fliegen! Ihr könnt überzeugt seyn, daß ich in einem trostlosen Zustande war und laut heulte, als sich auf einmal eine Thüee in der Mitte des Mondes öffnete, sie knarrte aus ihren Angeln, als ob sie seit einem Monate nicht aufgewesen wäre. Ich denke, sie hatten niemals daran gedacht, sie zu schmieren, und wer, denkt Ihr, trat herans? — Niemand als der Mann im Monde? Ich kannte ihn an dem Doenbusche."

„Guten Moegen, Daniel O'Rourke, sagte er, wie gebt's?" — „Recht wohl, Ew. Gnaden, sagte ich. Ich hoffe, E' Gnaden sind wohl auf." — „Was beingt Euch hierher, Daniel?" sagte ee. Und so erzählte ich ihm, wie ich ein wenig zu viel getrunken, und wie ich auf eine wüste Insel gerathen und mich in den Sumpf verloren, und wie der Spitzbube von einem Adler mir veespeochen, mich herauszuziehen, und wie er mich statt dessen in den Mond geführt."

„Daniel, sagte der Mann im Monde, indem er eine Prise Taback nahm, Ihr könnt nicht hier bleiben." — „In der That, Herr, sagte ich, es ist sehr wider meinen Willen, daß ich hier bin; allein wie soll ich zurück kommen?" — „Das ist Eure Sache, Daniel, sagte er, meine ist, Euch zu sagen, daß Ihr nicht hier bleiben könnt, so macht Euch fort in weniger als einem Augenblicke." — „Ich thu kein Uebel hier, sagte ich, und halte mich nur ein wenig an der Sichel, damit ich nicht falle." — „Das müßt ihe nicht, Daniel," sagte er. — „Ich bitte Euch, Heer, sagte ich, darf ich fragen, wie stark Eure Familie ist, daß Ihr einem armen Fremden die Herberge versagt: ich bin gewiß, man belästigt Euch nicht oft, denn es ist ein weiter Weg hee." — „Ich bin allein, Daniel, sagte er, aber es wäre besser, Ihr ließet die Sichel fahren." — „Mit Verlaub, sagte ich, daraus wird nichts." — „Ihr thätet besser, Daniel," sagte er noch einmal. — „Was, mein kleiner Bursche, sagte ich, indem ich ihn vom Kopf bis zu den Füßen maß, dazu braucht's noch ein Paar Worte mehr, und ich will nicht weichen, aber Ihr mögt, wenn es Euch gefällt. — Das wollen wir sehen," sagte er; und so ging er wieder hinein und gab der Thüee einen solchen Stoß, (denn er war in großer Wuth) daß ich dachte, der ganze Mond würde mit ihm herunterfallen."

„So bereitete ich mich, meine Kräfte mit ihm zu veesuchen, und siehe da! er kam zurück, mit dem Küchenbeil in der Hand, und ohne ein Woet zu sagen, that er zwey tüchtige Hiebe auf den Handgriff dee Sichel, an welcher ich mich hielt, und knapps! war er entzwey. „Guten Tag nun, Daniel, sagte der tückische alte kleine Wicht, als er mich mit einem Stücke des Griffs in der Hand herunterpuzeln sah, ich denke Euch für den Besuch, und wünsche Euch eine glückliche Reise, Daniel." Ich hatte keine Zeit ihm zu antworten, denn ich fiel Kopf über, Kopf unter, und es ging fort, wie auf einer Fuchsdetze. „Gott steh' mir bey, sagte ich, da bin ich in eine feine Suppe gekommen, es sieht artig aus für einen ehrlichen Mann, der

Digitized by Google

Die Bauernhütten bestehen aus einem einzigen Raum, und sind von über einander gelegten Balken gebaut, deren Zwischenräume oft so wenig ausgestopft sind, daß der Schnee herein geweht wird, und deren Bewohner, trotz des großen Feuers, das in der Mitte der Hütte auf dem festgeschlagnen Lehmboden brennt, vor Kälte erstarren. Man schläft in Schaafselle gewickelt, die Füße gegen das Feuer gekehrt. In sorgfältiger gebauten Hütten, deren Wände dicht vermacht sind, ist oben ein Loch im Dache gelassen, welches dem Rauch den Ausgang gestattet.

Diese Züge aus der bürgerlichen Verfassung und Lebensweise eines Volkes, das mit Körperkraft und Wohlgestalt begabt, ein fruchtbares Land an den Gränzen unserer kultivirten Länder bewohnt, kann uns einen Begriff von dem Einfluß geben, welchen die Herrschaft der Türken auf ihre eroberten Provinzen übt.

---

ein Paar so verschiednen und entfernten Volksstämmen, die um so seltsamer ist, weil die dazwischen liegenden Völkerschaften solcher Oefen nicht kennen.

D. E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Okt.

(Beschluß.)

Lacepede hat Romane geschrieben und Symphonien komponirt; er hat sogar den sonderbaren Einfall gehabt, die fünf ersten Bücher des Fenelonschen Telemachs in Musik zu setzen; das heißt, fünf Musikstücke zu komponiren, wodurch die in jenen Büchern enthaltenen Handlungen sollen ausgedrückt werden. Leute, welche diese Stücke haben aufführen hören, versichern, daß sie vortrefflich seyen; indessen müßte man sie doch selbst hören, um darüber urtheilen zu können. Es läßt sich schwerlich denken, daß ein Tonkünstler es dahin bringen könnte, eine ganze Reihe von Handlungen, besonders von so verwickelten, als im Telemach erzählt werden, durch Töne auszudrücken, ohne in Spielerey zu verfallen. Vielleicht hat sich Lacepede an die Hauptbandlung jedes Buches gehalten, oder einen Hauptmoment desselben darzustellen gesucht. Bisher sind dergleichen Versuche meistens übel ausgefallen. Ein Sturm, ein Ungewitter, eine Jagd, eine Schlacht lassen sich allenfalls noch mit Tönen darstellen; bey einer leidenschaftlichen Arie kann die Musik ebenfalls sehr wohl den Ausdruck verstärken; allein wie hat Lacepede es angefangen, um Calipsos wachsende Liebe zu Telemach, oder des jungen Helden Aufenthalt auf der Insel zu schildern? Wie gesagt, so etwas müßte man erst hören, um sich einigen Begriff davon machen zu können. Eine Autobiographie Lacepedes ist unter seinen Papieren gefunden worden, und wird wahrscheinlich bald gedruckt werden. Auch nehmen sich die gelehrten Vereine in Paris, zu denen er gehörte, vor, Lobreden auf ihn zu halten; es sollen sehr rührende Züge aus seinem Leben angeführt werden; so viel ist gewiß, daß er in der Zeit, da er glänzende Stellen und ein großes Einkommen hatte, sein Vermögen und sein Ansehen oft dazu benuzte, um Nothleidende kräftig zu unterstützen. Napoleon hatte ihn zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt; diese Stelle verwaltete er während der ganzen kaiserlichen Regierung, und es mögen mehrere tausend Kreuzchen und Bändchen, zum großen Entzücken der Begnadigten, aus seiner Kanzley in alle Welt verschickt worden seyn. Unter allen Großwürden des Reichs war die seinige gewiß die mühsamste und angenehmste zugleich, weil nämlich in Frankreich, wie überall des Bewerbens um ein Bändchen im Knopfloch kein Ende ist, und die Leute, die Ansprüche darauf machen (bekanntlich aber macht jeder, der nur irgend einen Ministerialbeamten kennt, Ansprüche daranf) oft sehr zudringlich sind. Hätte Lacepede allen denjenigen, die eine Auszeichnung zu verdienen behaupten, ihr Ansuchen gewährt, so würde vielleicht bald Frankreich jezt besternt, bekreuzt und bebändert seyn; indem er aber oft abschlägige Antworten geben mußte, so wußte er sie doch so einzukleiden, daß sich die Leute nicht anders als bedanken konnten. Die Minister und Hauptbeamten hätten von Lacepede die Kunst lernen können, die Leute mit leeren Worten abzuspeisen; eine unschuldige Kunst, welche wenig schadet, und die Leute tröstet, und welche nicht alle Beamten besizen. Es ist zu verwundern, daß in Deutschland, wo über Alles Bücher geschrieben werden, noch keine Anweisung über diese Kunst vorhanden ist, da sie doch gerade den deutschen Beamten am nothwendigsten wäre. In Frankreich, wenn ein Gesuch abgeschlagen wird, bedauert der Beamte, sogar der Minister, daß das Ding nicht angeht; aber in Deutschland erklärt er kalt und trocken, das Ding gehe nicht an, oder man weist gar Supplicanten mit seinem Gesuche ab. Im ersten Falle fühlt sich der Bittsteller doch immer etwas getröstet, im zweyten wird er noch dazu gedemüthigt. Man muß jedoch nicht glauben, als ob unter Lacepedes Kanzlerwürde die Auszeichnung der Ehrenlegion nur Verdienstvollen zu Theil geworden seyn; auch er gab oft der Intrigue und dem höhern Einflusse nach, und verschwendete die Ehrenbezeigungen an Schmeichler, oder an gehaltlose Geschöpfe, welche vom Staate belohnt seyn wollen, ohne etwas für ihn gethan zu haben, oder sich überall hervordrängen, wo Gunst und Gnaden ausgetheilt werden. Ein Kanzlee der Ehrenlegion oder der sonstigen Auszeichnungen könnte ein wichtiger Mann seyn, wenn nur er allein die Auszeichnungen zu vertheilen hätte, und von dem Verdienste eines jeden, so auch von dem Verdienste derjenigen, die nichts verlangen, und sich nimmer darstellen, genau unterrichtet wäre. Allein wenn der Kanzler von allen Seiten angesprochen wird, und wenn jeder einflußreiche Mann im Stande ist, seine Begünstigten mit einem Bändchen oder einem Kreuzchen zu versehen, so wird aus dem Kanzleramte eine gewöhnliche Hofcharge, die viel einbringt, und großes Ansehen gewährt, aber weiter nichts. Ungefähr so etwas war auch das Amt des großen Lacepede in der lezten Zeit der kaiserlichen Regierung geworden; zumal da die meisten Auszeichnungen auf dem Schlachtfelde, fern von der Kanzley ertheilt wurden, und dem Kanzler dabey nichts zu thun übrig blieb, als die Namen einzuregistriren. Ich werde auf diesen merkwürdigen Mann zurückkommen, wenn die Pariser Gelehrtenvereine sein Andenken werden gefeyert haben.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Dezember 1825.

Und ungerecht nennt ihr es: Plagen,
Was eure Väter schon ertragen.
Geht, harret ferner mit Geduld;
Das Recht zu hoffen nehmet von mir,
Als Zeichen königlicher Huld.

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

Von Klaproth.

Der Plan zu der lezten im J. 1805 nach China abgeschickten Gesandtschaft war zu Petersburg schon das Jahr vorher gefaßt worden und zwar auf den vom Hofe von Peking geäußerten Wunsch, einen Gesandten vom weisen Khan zu empfangen. Die Regierung versäumte nichts, um diese Gesandtschaft glänzend genug, würdig des Monarchen, der sie absandte, und für Wissenschaften und Handel nützlich auszustatten und einzurichten.

Ihr Personale bestand aus Männern von den ersten Familien des Landes und ihr Chef war ein Mann voll Talente und von dem angenehmsten Charakter, der durch seinen Rang und seine Geburt zu den ersten Würden berechtigt ward.

Sie brachte für den Kaiser von China die prachtvollsten Geschenke mit. Eine Anzahl Gelehrte unter der Leitung des Grafen Joh. Potocki war der Gesandtschaft beygegeben. Dieses zahlreiche Personale verließ St. Petersburg in verschiedenen Abtheilungen, die sich alle gegen Ende Septembers 1805 zu Irkutsk wieder vereinigen sollten. Alsbald nach seiner Ankunft in dieser Stadt schickte der russische Botschafter seinen ersten Gesandtschafts-Sekretär, Herrn Baikov, nach Ourga, um mit den chinesischen und mongolischen Gewalthabern daselbst die nöthigen Verabredungen über die verschiedenen, die Reise der Gesandtschaft nach Peking betreffenden, Anordnungen und Anschlüsse zu treffen. Diese ersten Unterhandlungen boten schon Schwierigkeiten dar und die chinesischen Behörden weigerten sich, eine Gesandtschaft anzunehmen, die viel zahlreicher wäre als die früheren, indem sie anführten, daß sie nur auf hundert Personen gerechnet, und, die Etappenplätze in der Wüste von Gobi nur zur Beherbergung von dieser Anzahl hätten einrichten lassen. Nach langem Hin- und Her-Reden mußte die Zahl der die Gesandtschaft begleitenden Personen auf 130 eingeschränkt werden.

Den siebenzehnten Oktober kam der Graf Golowkin bey dem Fort von Kiakhta an, Troitskosavsk genannt, welches noch drey Werste von der auf der Gränze selbst gelegenen Handels-Niederlage entfernt ist. Allein neue Unterhandlungen hielten ihn auch dort wieder während zwey und einem halben Monat auf, und nur erst gegen das Ende des Jahres fanden sich alle Schwierigkeiten beseitigt, so, daß die Gesandtschaft den ersten Januar 1806 die Gränze passirte.

Die Kälte war gerade sehr strenge und die Gesandtschaft litt um so mehr davon, als sie 14 Tage auf der Reise von Kiakhta nach Ourga zubrachte, welche beyde Orte 307 Werste von einander entfernt sind. Während dieser Reise hatte sie kein anderes Obdach als Jurten oder Zelte von Filz *).

*) Während die Gesandtschaft sich in der Mongolei befand, war die Kälte immer zwischen 15 und 30 Grad Réaumur.

Digitized by Google

Zu Ourga erneuerten sich die Disenssionen, welche jezt das in China übliche Ceremoniel zum Gegenstand hatten. Der russische Botschafter weigerte sich, sich demselben zu unterwerfen, indem er sich auf das Beyspiel Lord Macartney's berief, welcher den Kaiser Kienlounz auch auf keine andere als die bey solchen Gelegenheiten in Europa übliche Weise begrüßt hatte. Hierauf wurden Couriere nach Peking abgefertigt und man hegte die Hoffnung von dem mit dem Ministerium des Auswärtigen verbundeneu Ceremonien-Tribunal Li fan yuan, und vielleicht vom Kaiser selbst eine günstige Entscheidung zu erhalten.

Unterdessen erhielt der Yang oder Vicekönig der nördlichen Mongoley den Befehl, dem Grafen Golowkin ein Festin im Namen des Kaisers und vor dem kaiserlichen Thron zu geben. Diese Feyerlichkeit sollte eben den fünfzehnten Januar bey einer Kälte von 20 bis 24 Graden unter freyem Himmel Statt haben, als der Yang von dem Botschafter verlangte, daß er sich der Ceremonie des Kheoutheou, oder dem neunmaligen Niederwerfen, vor einem mit geldem Damast behängten, die Person des Kaisers vorstellenden Gestelle, unterwerfen sollte. Da aber dieses Verlangen für den Botschafter eines so großen Monarchen zu erniedrigend war, so weigerte sich Graf Golowkin demselben zu entsprechen und das Festin fand nicht Statt.

Von diesem Augenblick an nahmen die Unterhandlungen eine fatale Richtung, von einer und der anderen Seite zeigte sich merkliche Bitterkeit und die Gesandtschaft durch einen am zehnten Februar von Peking angelangten Brief zurückgewiesen, kehrte in den ersten Tagen des März wieder nach Kiakhta zurück.

Die Hartnäckigkeit der Chinesen in den Ansprüchen ihres Ceremoniels rührt daher, daß Rußland sich seit langer Zeit in dem Verzeichniß der dem himmlischen Reich tributbaren Staaten befindet *). Das althergebrachte Ceremoniel nach dem Verlangen des russischen Botschafters abzuändern, hätte also eben so viel geheißen als dem alten Herkommen derogiren und hätte auf die Regierung des Kaisees Kia Khing ein ungünstiges Licht werfen müssen, wäheend dieselbe durch ernstliche Unruhen im Inneren des Reiches ohnedieß nicht wenig erschüttert war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Irländische Sagen und Mährchen.

Daniel O'Rourke.

(Beschluß.)

„Das Wort war nicht sobald gesprochen, als dusch was denkt Ihr wohl? ein Flug wilder Gänse dicht bey meinen Ohren vorüberflog, und der alte Gänserich an der Spitze, der ihr General war, drehte sich um, und rief mir zu, „seyd Ihr es Daniel?" Ich war nun nicht ein Bischen erschrocken, denn ich war zu dieser Zeit an allen solchen Teufelsspuck gewöhnt, und außerdem kannte ich ihn von Alters her. — „Guten Tag Daniel O'Rourke," „sagte er," wie steht es mit Eurer Gesundheit heute Morgen? — „Sehr wohl, Herr, „sagte ich" ich danke Euch von Herzen, indem ich Athem schöpfte, denn es fehlte mir gewaltig daran." „Ich hoffe Ew. Würden sind ebenfalls wohl."

Ich meine, Ihr fallt, Daniel, „sagte er." Es mag seyn, Herr „sagte ich." Und wohin geht die Reise so schnell mit Euch, „sagte der Gänserich." So erzählte ich ihm denn, wie ich ein paar Tropfen zu viel genossen, und wie ich an die Insel gekommen, und wie ich mich in den Sumpf verirrt, und wie der Spitzbube von einem Adler mich nach dem Mond-geführt, und wie der Mann im Mond mich zur Thür hinaus geworfen. — „Daniel, sagte er," ich will Euch retten: streckt Eure Hand aus und faßt mich beym Beine, so will ich Euch nach Hause bringen."

„Süße Worte fließen von Euren Lippen, mein Schatz," sagte ich, obg eich die ganze Zeit bey mir selbst dachte, daß ihm nicht recht zu trauen sey: allein da war nun keine andre Hülfe, ich ergriff ihn beym Beine und auf und davon mit ihm und alle Gänse uns nach in einem Hui!

„Wir flogen und flogen, und flogen, bis wir gerade über die weite See kamen. Ich erkannte sie wohl, denn ich sah das Kap Clear *) zu meiner rechten aus dem Wasser hervorragen. „Ach Herr!" sagte ich zu dem Gänserich, denn ich hielt es für das Beste auf einem höflichen Fuße

---

und das Quecksilber fror zwey Mal. Die Jurten konnten nur mit Kohlen geheizt werden, die man in ihrer Mitte anzündete. Allein diese Heizung genügte so wenig, daß die Reisenden auf der Erde gelagert auf der einen Seite froren und auf der anderen von der Hitze litten.

*) Alles was die Gesandtschaften tributbarer Staaten betrifft, findet sich in dem Hooi tian, dem Reichs-Grundgesetze, festgesetzt. Dasselbe enthält ein eigenes Capitel, wie die russischen Gesandtschaften zu empfangen seyen. Nach demselben soll ein Gesandter dieser Macht täglich einen Hammel, ein Gefäß Wein, einen Krug Milch, zwey Unzen Butter, zwey Fische, zwey Tassen Oel, ein Pfund gesalzenes Fleisch, eine Unze Essig und eben so viel Salz erhalten. — Ueberdieß soll man ihm alle neun Tage, von der Tafel des Kaisers selbst, und als ein Zeichen seines Wohlwollens, vier Platten und zehn Gefäße Thee, auf Art der Mandschu's zubereitet, übersenden. — Auch die dem Gefolge des Gesandten zu verabreichenden Lebens-Mittel sind in dem Hooi tian verzeichnet.

*) Ein Vorgebirge in Irland auf der Insel Clare, südlich von Cork.

zu bleiben, „fliegt an das Land, ich bitte Euch.“ — „Das ist unmöglich, sehr Ihr Daniel,“ sagte er, „für eine Weile, denn wir gehen nach Arabien.“ — „Nach Arabien!“ sagte ich, „das ist gewiß ein Ort in fremden Landen, weit weg. Ach! Herr Gänserich: ich bin ein unglücklicher Mann denn.“ — „Still, still, Du Narr,“ sagte er, „schweigt still; ich kann Euch sagen, Arabien ist ein sehr anständiger Ort, und gleicht West Cardery wie ein Ey dem andern, nur ist da ein wenig mehr Sand.“

„Als wir so im Schwatzen waren, erschien ein Schiff und segelte frisch mit dem Winde dahin: „Ach, Herr!“ sagte ich, „wollt Ihr mich hier auf das Schiff nieder lassen, ich bitte Euch.“ — „Wir sind nicht gerade darüber,“ sagte er. — „Ja, wir sind,“ sagte ich. — „Wir sind nicht,“ sagte er, „wenn ich Euch hier niederließe, so würdet Ihr in die See plumpen.“ — „Ich würde nicht, es ist gerade unter uns, so laßt mich nun herunter.“

„Wenn Ihr müßt, so müßt Ihr,“ sagte er, „so nehmt denn Euren eignen Weg;“ und er öffnete seine Klauen, und meiner Treu er hatte recht — so gewiß, ich wanderte herunter auf den Grund des salzigen Meeres! bis auf den Grund sank ich, und gab mich verloren für immer, als ein Wallfisch auf mich zukam, der sich nach seiner nächtlichen Ruhe hinter den Ohren kratzte und mir gerade ins Gesicht sah; er sprach kein Wort, aber er erhob seinen Schwanz, und bespritzte mich so fein mit Salzwasser, daß kein trockner Faden an mir verblieb; und ich hörte Jemand sagen — es war eine Stimme, die ich noch dazu sehr wohl kannte — „Steh' auf, du besoffenes Vieh du“: und somit erwachte ich, und Judith stand da mit einem Zuber voll Wasser, mit dem sie mich übergoß; — denn Gott habe sie selig! obgleich sie eine gute Frau war, so konnte sie es doch niemals leiden, mich betrunken zu sehen, und führte eine schwere Hand.“

„Steh auf“, sagte sie noch einmal, und war kein Platz im ganzen Kirchsprengel gut genug für dich, um darauf zu liegen als gerade unter den alten Mauern von Carrigaphooka? Ich bin versichert, Du hattest einen unruhigen Schlaf darunter.“ Und gewißlich es war so; denn Adler, und Männer im Monde, und fliegende Gänseriche und Wallfische, die mich in den Sumpf und auf zum Monde, und herunter in das grüne Meer trieben, brachten mich dübsch genug um meine Sinnen. Und wenn ich noch zehnmal benebelt wäre, so soll es doch lange währen, ehe ich mich wieder an einen solchen Platz schlafen lege, das weiß ich wohl.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Unser weiser und gerechter König, der mit rastloser Thätigkeit das große Werk des neuen Staatsbaues fördert, hat in diesen Tagen die (nicht verfassungsmäßige) Censur der literarischen und Unterhaltungsblätter aufzuheben geruht. Wir wünschen von Herzen, daß der Herausgeber dieser Zeitschriften gegen sich selbst strenge Richter und Censoren seyn mögen, um nicht den Feinden der Preßfreyheit Gelegenheit zu geben, dieselbe zu verunglimpfen, und neuen Beschränkungen das Wort zu reden. Die Nummer 189 der hiesigen Flora enthält als Würdigung dieser allerhöchsten Verfügung einen Aufsatz, betitelt: „Morgenröthe einer neuen Zeit für das Vaterland,“ der allgemein Staunen und Sensation erregte. Wir erlauben uns eine Stelle daraus, die uns treffend dünkt, hier mitzutheilen. Nachdem der Verfasser seine Ansichten über die vorige Administration sehr freymüthig ausgesprochen, fährt er fort:

„Maximilian Josephs ging von der Erde, und das Recht der Geburt rief Ludwig auf den Thron Bayerns. Ludwig, einen Prinzen, vertraut mit allen Schätzen der Wissenschaft und Kunst, mit Kraft und hohem Sinne, mit Geist und Erfahrung. Ludwig, der als Thronerbe seine künftige Bestimmung vorgesehen, hatte die Kunst des Regierens nicht nur wissenschaftlich sich eigen gemacht, sondern durch seinen Beobachtungsgeist auf Reisen, und ein geübtes Vergleichungsvermögen in ihren gediegensten Grundlagen berichtigt. In den Verhandlungen der Stände, an Allem lebhaft Theil nehmend, hatte er die wahren Bedürfnisse des Landes, die Licht- und Schattenseiten der bestehenden Verwaltung erkennen gelernt, und die unwahrheitfreundliche Herablassung, mit der er die Hütten, wie die Schlösser besucht, konnte bey ihm die künstliche Täuschung nicht aufkommen lassen, in der Monarchen so oft sich von dem Zustande des Landes ein glänzendes, nie der Wirklichkeit nicht übereinstimmendes Bild vorspiegeln. So ausgerüstet zum Regieren, und kein Neuling in dieser Kunst, wohlwissend, „was seinem Volke Noth thue in der Zeit,“ besteigt Ludwig den Thron Bayerns, und das Vaterland kann Ihm daher mit der größten Zuversicht vertrauen. Es gehört eine eigne Seelengröße und Selbstverläugnung dazu, gleich im Anfange einer Regierung, statt sich Festen und Beglückwünschungen hinzugeben, statt Gnaden auszutheilen, um reichlichen und augenblicklichen Weihrauch zu empfangen, sich mit dem wahren Wohl des Gesammtvaterlandes zu beschäftigen, und auf das Wagniß, von den nahen Umgebungen verkannt, vom getäuschten Eigennutze und leidenden Persönlichkeiten verläumdet zu werden, nur Hand an die Heilung der bestehenden Uebel zu legen, wovon erst später Jahre die ganze Wohlthat nach völliger Herstellung und nach den verschwundenen Narben der Operation zeigen können u. s. f.

Um in unsern Theaterberichten keine Lücke zu lassen, müssen wir auf die Periode vor dem verhängnißvollen drey-zehnten October zurückkehren. Welchen Geist der Thätigkeit die Theaterverwaltung im vezilirenden Schauspiele entfaltete, mag ein Rückblick auf das Repertoire bis zu jenem Tage darthun. Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer und Raupach theilten den Reigen, aus deren Werken der größere Theil der stattgehabten Darstellungen bestand. „Der Kaufmann von Venedig,“ „Othello,“ „Maria Stuart,“ „die Braut von Messina,“ „Phädra,“ „Sappho,“ „die Ehrenpforte,“

ty." gingen in gedrängter Reihe und in aller Würde ihres geistigen Lebens über die Bühne. Es dürfte kaum eine andre Bühne, die außerdem noch andre Zweige der Kunst in ihr Gebiet einschließt, ein gleiches Repertoire in dem kurzen Zeitraum aufzuweisen haben. Ein neues Lustspiel: „Abenteuer aus Liebe und Liebe zu Abenteuern," von Vogel, ist zwar ein geist- und gehaltloses Produkt, dessen ganze Intrigue aus Unwahrscheinlichkeiten zusammengefügt, und aus den oft gebrauchten Mitteln der Verkleidung zweyer Damen in Uniform gedannt ist, allein es forderte doch eben soviel Zeit und Mühe des Einstudirens, wie ein gutes Stück, und das Verdienst der Darsteller kann dadurch nicht geschmälert werden, um so weniger, als sie alles aufboten, das Stück vom Fall zu retten. Die Anstrengung gelang indessen nicht ganz, denn nach einigen wenigen Beyfallszeichen während der Vorstellung, welche lediglich der Mad. Fries galten, die die leichten, und an jedem Anstoß wiederklebrenden Reimesgut vortrug, entstand am Ende des Stücks ein hartnäckiger Kampf der Partheyen, wovon ein Theil nachdrücklich sein Mißfallen äußerte, während ein andrer die Spielenden hervorrief, die denn auch endlich schüchtern erschienen, aber die Zischer durch ihre Gegenwart nicht ganz zum Schweigen bringen konnten. —

Am ersten Dezember beginnen nach einem sechswöchentlichen Stillstand die Vorstellungen im großen Hoftheater, und zwar mit Rossinis Tancred. Das Repertoire des Dezembers enthält mehrere Neuigkeiten, unter andern das vaterländische Drama: „Albrecht der Weise" von Ludwig Anerbacher. Verfassee der Studien ꝛc. Eine weitere Neuigkeit, von der sich die Freunde des höhern Drama einen großen Genuß zu versprechen haben, ist das Trauerspiel: Belisar. Verfasser ist der als Dichter eben so sehr wie als Staatsmann geachtete Eduard von Schenk. Referent hat dieses Werk von dem Dichter selbst vorlesen hören, und glaubt nicht zu irren, wenn er meynt, die Kritik werde dasselbe den gelungensten Hervorbringungen der neuern Zeit anreihen. — Unsre italienische Oper ist, wie Sie bereits wissen, aufgelöst, und auch das Isaetvortheater, dessen bisheriger Innhaber, Direktor Carl, mit seiner Gesellschaft sich noch in Wien aufhält, bleibt geschlossen. Dafür wird im großen Hoftheater die Woche durch vier Mal, (Oper, Ballet, und Spektakelstück) im Opernhaus aber einmal gespielt. Lustspiele und Conversationsstücke, die dem letzteren vorbehalten sind, müssen dadurch nothwendig gewinnen.

Um die Mitte der Oktaders starb allhier der verdienstvolle Kapellmeister und Ritter des Civilverdienstordens, Peter von Winter. Eine gedrängte biographische Skizze von dem berühmten Mann dürfte in diesen Blättern nicht an unrechter Stelle stehen. Peter Winter, der Sohn eines churpfälzischen Militärs, wurde 1755 zu Mannheim geboren, besuchte einige Jahre die Schule, überließ sich aber in der Folge ganz der Tonkunst und wurde ein braver Violinspieler, daher er auch 1764 beym Hoforchester daselbst angestellt wurde. Seine Neigung zur Komposition wurde indeß lauter, und er studirte den Generalbaß und Kontrapunkt bey dem berühmten Vogler, bis er später von Salieri die höhere Ausbildung erhielt. Im Jahre 1788, wo sein Ruf als ausgezeichneter Komponist längst begründet war, ernannte ihn Churfürst Carl Theodor zum Kapellmeister in München. Wohl nur wenige deutsche Komponisten können sich in Hinsicht auf die Vielheit ihrer Werke mit Winter messen. Die Anzahl seiner Oratorien, Messen, mit einfachen und doppelten Chören, Psalmen, Herr Gott dich loben wir, Stabat mater, Miserere etc., seiner Symphonien, Konzerte für alle Instrumente, Quartetten, Quintetten ꝛc., Lieder, Sonaten für das Klavier, Balletmusiken ꝛc. geht in's Unglaubliche, wir wollen hier nur seine Opern aufzählen: für München schrieb er: Leonardo und Blandine, Melodram, Cora und Alonzo, Melodram, Armida, Melodram. Das Hirtenmädchen, Operette, Helena und Paris, Oper, Belerophon, Oper. Der Bettelstudent, Operette, Psyche, Oper, Maria von Montalban, Oper, der Sturm, Oper, der Frauenbund, Oper. Für Wien: Das unterbrochene Opferfest, Oper. Die Pyramiden, zweyter Theil des Opferfestes, Oper. Das Labyrinth, zweyter Theil der Zauberflöte, Oper. Belisa, Gräfin von Hildburg, Oper. Vedovi, italienische Oper. Sofima, Oper. Für Prag: il trionfo del Belesco, Oper. Für Venedig: Catone in Utica, Oper, il sacrifizio di Creta, Oper, fratelli rivalli, Oper. Für Neapel: Antigona, Oper. Für Mailand: Mäameto, Oper. Für London: Calypsa, Oper, Castara e Polluce, Oper. Proserpina, Oper, Zaica, Oper. Für Paris: Tamerlan, Oper.

In allen diesen Opern ist ein Reichthum origineller Ideen, der theatralische Effekt ist richtig berechnet, jede Situation wahr ergriffen, richtig empfunden, glücklich dargestellt und ausgedrückt. Seine Kirchenmusiken sind der Ausdruck hoher geistiger Gefühle voll Würde und Erhabenheit. Sein Streben ging dahin, den Kirchenstyl vom Theaterstyl durch grandiose Einfachheit zu unterscheiden, wobey aber nie sein schöner Gesang vermißt wird. Seine Instrumental-Begleitung — worin er seine eigne Stärke besaß, und die Natur eines jeden Instruments sehr wohl verstand, und zu behandeln wußte — ist sinnreich und glänzend ohne Ueberladung, und sein Gesang melodisch und dem Sänger sehr vortheilhaft. Seine „Singschule," die vor einigen Jahren in drey Bänden in Mainz herauskam, ist hinlänglich bekannt und gewürdigt, und daß er ein trefflicher praktischer Lehrer war, zeigt die berühmte Metzger, nunmehrige Vespermann, die wackere Mutter von tausend Zöglinge in ganz Europa zerstreut. — Winter war ein guter Mensch, in seinem Charakter war ein Zug vorherrschend, der sich bey mehrern großen Tonheyern findet, nämlich eine gewisse Kindlichkeit, die, wenn sie auch berühmte Männer im Umgange nicht eben interessant macht, doch ihre Unbekanntschaft mit allen Verhältnissen außer sich, und ihre Nichtbeachtung konventioneller Formen entschuldige. Ein Ausfluß dieser Kindlichkeit war die Freude des Verewigten an seiner Weihnachtskrippe. Winter trieb diese Spielerey ins Große, und sie verschlang einen großen Theil seines Vermögens. Es war eben so komisch als rührend, den riesigen Alten mit dem Ernste eines Cato seine Puppen handhaben zu sehen, wobey er nicht unterließ freundlich zu schmunzeln, wenn etwa ein neuer Herodes, oder der Anzug der Königin von Saba gelobt wurde. — Seine Auflösung erfolgte ohne Schmerzen, und sein Hintritt würde zu einer andern Zeit mehr gefühlt und betrauert worden seyn. In diesen Tagen kannten wir nur einen Verlust, nur einen Schmerz — doch fiel manche dankbare Thräne auf seinen Sarg. Ein Monument hat er sich selbst gesetzt in seinen Werken. Er hinterläßt keine Kinder.

Seit einigen Monaten haben wir hier eine neue Zeitschrift: „Lesefrüchte," herausgegeben von dem Theaterinspizienten Hubmann. Der Titel besagt schon, was hier geboten wird, nämlich Aufsätze, Gedichte ꝛc. aus andern Zeitschriften, nach Art des Wiener „Sammlers." Die Auswahl des Gegebnen war bis jezt gut, und wir wünschen dem Unternehmen Fortgang.

— s.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Dezember 1825.

Jetzt herrschet die Nacht nur mit ernsterem Schweigen.
Entflohn ist der Tag und das laute Gewühl!
Doch auch mit des Mondes erblassendem Schimmer,
Mit leuchtender Sterne sanfttröstendem Flimmer,
Naht stets sich der Seele ihr Schmerzensgefühl;
O lächelt ihr Sterne, o lächelt doch Ruh,
Ihr Boten der Heimath, der Leidenden zu.

A. Lindenmeyer.

Bore und Drifwa.

Romanze nach dem Schwedischen.

Wo hoch im Norden mit des Donners Schalle,
Sich Elwag *) ihr tiefes Bette gräbt,
Von steiler Felswand stürzt mit jähem Falle,
Und unaufhaltbar zu dem Meere strebt,
Stand Froste's **) Burg, erbauet in den Tagen
Des Ursprungs alter wunderbarer Sagen.

Der Vater Froste's, Snio ***) legte Krone
Und hermelinverbrämten Mantel ab,
Zu schwer für ihn, und übertrug dem Sohne
Die Königswürde und den Herrscherstab;
Froh zechte nun, in Ruhe, ohne Sorgen,
Der graue Held vom Abend bis zum Morgen.

Dreyhundert Jahre lebte schon der Alte,
Ein Sprößling hoher Götter, ihn bewahrt
Walhalla's Schutz; bis zu dem Estrich wallte,
Dem Schneegestöber gleich, der weiße Bart,
Und Boee ****) war sein Skalde, seines Gleichen
Nicht mehr in Froste's ausgedehnten Reichen. —

*) Elwag, ein Zusammenfluß von Strömen, die nach ihrer Vereinigung diesen Namen annehmen, und sich über Felsen in die Nordsee stürzen.

**) Froste, der Frost.

***) Snio, der Schnee. — Die nordische Geschichte erwähnt eines Snio des Alten, als des fünften fabelhaften Regenten des Nordens; in Snorleson's Heimskringla-Saga wird er wie König eines Reiches in Finnland, aber als einige Jahrhunderte später gelebt, angeführt. Wahrscheinlich war dieß der Grund, ihm ein Alter von 300 Jahren zu geben, und die Sage von Snio und seinen Ahnen ist eine Mythe, durch Naturerscheinungen veranlaßt.

****) Bore, der Nordwind.

Einst in des feuchten Herbstes dunkeln Nächten,
Erwachte Froste's kriegerische Lust;
Die Fehde galt des Südens Göttermächten.
Ein Panzer deckt des Königs kalte Brust,
Aus Eis gemacht, schon oft von ihm getragen,
Und Eisen ziehn des düstern Herrschers Wagen.

Auch Snio's streitgeübter Sänger rüstet
Zum Kampfe sich, und legt die Waffen an;
Vor Boee's Wagen, goldgezäumet drüstet
Sich zweyer Leuen brüllendes Gespann;
Die Harfe schlagend im Gellirr der Speere,
Führt er die Vorhut von des Königs Heere.

Bey seines Liedes mächtig-starkem Klange
Entschlummert Hertha *), Ran **), erstarrt in Eis,
Und Liebe röthet höher Drifwa's ***) Wange;
Ihm gab vor allen Skalden sie den Preis.
Der Winter kommt, und die beeisten Schwingen
Entfaltet er, wenn Bore's Saiten klingen.

Dann spielt der Sturm mit Hertha's grünem Kranze,
Und Drifwa's Zofen ****) schweifen durch den Hain,
Und beeben wirbelnd sich im Wintertanze.
Die Kälte schüttelt grimmig das Gebein
Des Wanderers, aus Felsenspalten stecken
Den Nacken, Hela's Rüden, ihn zu schrecken. —

Wer schwebt herab dort von der Berge Höhen?
Die Zofen Drifwa's enden, demuthsvoll

*) Hertha, die Erde.

**) Ran, die Göttin der Gewässer.

***) Drifwa, das Schneetreiben, Snio's Tochter.

****) Drifwa's Zofen, die Schneeflocken.

Gesenkt den Blick, des Reigens schnelles Drehen;
Wem beingen sie der hohen Ehrfucht Zoll?
Stieg Freyza denn, mit diamantner Krone
Das Haupt geschmückt, von ihrem Götterthrone?

O, Drifwa selbst erscheint! — Noch zögert Bore,
Der Vielgeliebte, mit der Wiederkehr;
Kein Räderschall ertönet ihrem Ohre,
Kein Schildeklang aus weiter Ferne her;
Entgegen über eisbelegte Halden
Treibt Sehnsucht sie dem ersten aller Skalden.

Umsonst durchspäht der Thäler öde Strecken
Das schöne Auge Drifwa's, eine Spur
Von ihrer Seele Liebling zu entdecken;
Ach, einsam zeigt der Adler sich ihr nur,
Und in des Tannenforstes lichtern Räumen
Des ausgetretnen Stromes wildes Schäumen.

Und weiter fort von Snio's weißem Lande,
Irrt Drifwa jezt, wo sich die Ostsee wälzt;
Sie sieht, wie Aegir's *) langgetragne Bande
Des milden Westes sanftes Säuseln schmelzt;
Wie früher schon der Tag sein Thor entriegelt,
Und Sonne sich in blauen Fluten spiegelt.

Am Ufer weint, in ihrer Jugend Schöne,
Die Tochter Snio's, Bore's holde Braut,
Und in der Wellen plätscherndem Getöne
Verhallt des Schmerzes tiefer Klagelaut.
„Ach Bore, rufen deiner Drifwa Thränen
Dich nicht zurück, ihr Kummer und ihr Sehnen?"

Des Nordens Gott, Walhalla's König, Oden,
Mit goldgewölbtem Schilde, trat zu ihr:
„Was suchst du Drifwa, auf der Fremde Boden
Der Skalden Fürsten? Bore ist nicht hier;
Er wurde zu der Königin der Todten,
Der ewig Unerbittlichen entboten."

„Ich hörte Sturm die Lüfte wild durchsausen,
Das Leidlied Froste's, zieht er in die Schlacht;
Ich sah sein Heer bey mir vorüber brausen,
Umwogt von schwarzer Wolken dichter Nacht,
Und von den Bäumen rauschten gelbe Blätter
Durch Bore's Hauch, im aufgeregten Wetter."

„Er kämpfte muthig an des Heeres Spitze,
Und mancher Feind erlag des Harfners Hand;
Da schleudert Thor den stärksten seiner Blitze,
Mit Götterkraft, im Zorne hoch entbrannt,
Auf ihn hinab; dumpf krachte Walhalls Pforte,
Als Bore's Brust der Donnerer durchbohrte."

„Dein Kämpe, der gekrönt mit Waffenehre,
Nie zu der Heimath Strömen wiederkehrt,
Schläft festen Schlaf an dem entlegnen Meere;
Die Rüstung hat des Blitzes Strahl verzehrt,
Und zukunftfrey verkündigten die Leuen
In Froste's Burg, das Schicksal des Getreuen."

„Komm Göttertochter, komm zu Oden's Saale,
Walhalla's Zierde werde, schöne Maid!
Den Vorsitz führ' bey meiner Diar *) Mahle,
Trag' länger nicht um den Geliebten Leid:
Mit Gold und Sindal **) will ich dich begaben,
Des Morgenlandes Perlen sollst du haben."

So spricht der Gott; wie Silbertropfen fallen
Die Thränen Drifwa's auf des Felsens Moos:
„Zu meines Trauten Hügel will ich wallen,
Bald öffne sich auch mir sein dunkler Schooß!
Behalte dein Walhalla, Oden, weilet
Nicht Bore dort, der meine Freuden theilet!"

Und aufgelöset plötzlich von dem Grame,
Zerreißt des zarten Lebens schwaches Band;
Es schlägt nicht mehr das Herz, wo Bore's Name
Mit Flammenzügen unauslöschlich stand.
Aus Odens Blick verschwindet sie, der Stelle
Wo Drifwa saß, entsprudelt eine Quelle.

Wann Bore's Schatten am Gestade schreitet,
Und aus des Baches Murmeln sich der Schall
Von Drifwa's Klage leise drängt, bedeutet
Dieß Zeichen großer Helden nahen Fall;
Auf Klippen knurrt der Seehund nächtlich, siehet
Er, wie der Geist durch Windheim's Hallen ***) ziehet.

W. v. S . . . r.

*) Aegir, der Meergott.

*) Die zwölf vornehmsten Gefährten Oden's wurden Diar genannt.

**) Sindal, ein jezt unbekanntes kostbares Zeug, von dem in nordischen Sagen oft die Rede ist.

***) Windheim's Hallen, die Luftregion.

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

(Fortsetzung.)

Es war im Jahr 1689, daß die Mandschu's die Russen nöthigten, das von ihnen auf dem linken Ufer des Amur erbaute Fort Yakfa oder Albazin zu verlassen, und zu Nertschinsk einen ungünstigen Vertrag zu unterzeichnen. Seit dieser Epoche ist der Hof von Peking gewohnt, die russischen Czaren und Kaiser als seinem Reiche unterworfene Fürsten zu betrachten. Khang-hi rühmte sich, die Russen gedemüthigt zu haben; er lobte ihre Unterwürfigkeit, weil sie seinem Feinde, dem Eukeut'schen Galdan, ihre Hülfe verweigert hatten. Young-tching behandelte sie mit Stolz, schloß ihren Karavanen den Eingang in sein Reich, und beharrte auf einer definitiven Festsetzung der Grenzen, welche im Jahr 1727 Statt fand. Unter der Regierung Khien-loungs hob die chinesische Regierung unter dem nichtigsten Vorwand den Handel von Kiakhta auf. Im Jahr 1743 gab sie ihre Unzufriedenheit darüber zu verstehen, daß Rußland keine Gesandten mehr nach Peking schicke. Die Aufführung der russischen Gesandtschaft zu Peking, die der russischen Handelskaravanen, welche in diese Hauptstadt kamen, und häufige an den Grenzen vorgefallene Unordnungen erregten öfter das Uebelwollen der

Chineſen. Ja es erreichte daſſelbe den höchſten Gipfel, als der Senat von Petersburg ſich weigerte, ihnen Amurzana, einen Dzoungar'ſchen Fürſten, auszuliefern, der ſich 1756 auf ruſſiſches Gebiet geflüchtet hatte, und zwar, wie es ſcheint, in Folge einer von der ruſſiſchen Regierung hiezu erhaltenen Einladung. Glücklicherweiſe ſtarb Amourzana ein Jahr darauf zu Toboisk an den Blattern, weßwegen dann auch der Frieden zwiſchen beyden Reichen nicht unterbrochen ward. Um dieſe Zeit war von Rußland aus die Abſendung eines chineſiſchen Geſandten nach Petersburg und die freye Schifffahrt auf dem Amur nachgeſucht worden. Khiang-ioung verwarf dieſes Anſuchen und verlangte mit Stolz die Auslieferung der Rebellen Amourzana und Chereng. Nachdem man ihn aber von dem Tode des erſteren überzeugt hatte, beſchränkte er ſich die Auslieferung ſeiner Leiche zu verlangen, und begnügte ſich am Ende damit, daß man ſeinen Offizieren dieſelbe an der Grenze vorzeigte. Im Jahr 1760 erhielt der ruſſiſche Senat ſehr inſolente Briefe von dem chineſiſchen Li-fan-yuan. Die Streitigkeiten rückſichtlich der Grenzberichtigung und der verweigerten Auslieferung des Chereng wurden immer heftiger. Hierauf ward die ruſſiſche zu Peking befindliche Geiſtlichkeit förmlich eingeſperrt und die Chineſen bedienten ſich in ihrer diplomatiſchen Korreſpondenz äußerſt beleidigender Ausdrücke. Demungeachtet erneuerte der Hof von St. Petersburg, dem das gute Vernehmen mit China und der Handel mit Kiakhta ernſtlich am Herzen lag, im Jahr 1762 ſeinen Vorſchlag, daſelbſt einen Geſandten des himmliſchen Reiches zu empfangen. Als der Kaiſer von China in dieſen Wunſch nicht einwilligen zu können ſich erklärte, wurden nun alle Einleitungen zu Abſendung einer Geſandtſchaft nach Peking getroffen. Aber ſie erfolgte nicht. Dagegen traten noch in demſelben Jahr ruſſiſche und chineſiſche Bevollmächtigte zu Kiakhta zuſammen, um alle obſchwebenden Differenzen auszugleichen und um die Uneinigkeiten beyzulegen, welche ſich zwiſchen beyden Reichen erhoben hatten. Indeſſen trennten ſich auch dieſe bald wieder, ohne den Zweck ihrer Sendung erreicht zu haben. Das oben benannte Tribunal von Peking erlaubte ſich ſogar, dem ruſſiſchen Senat ſehr lebhafte Vorwürfe über ſeine Hartnäckigkeit und über die Verzögerung des Grenzausgleichungsgeſchäftes zu machen. Im Jahr 1763 wurde Herr Kropotov nach Peking abgeſandt, welcher eine Audienz beym Kaiſer erhielt. Aber der Li-fan-yuan verwarf die von ihm gemachten Vorſchläge, und der Abgeordnete kehrte ohne Reſultat nach Rußland zurück. Das Jahr darauf brachen die Chineſen den Handel von Kiakhta ganz ab, und ſchickten auf die deßfalls an ſie ergangene Einladung eine beleidigende Antwort. Nichts deſtoweniger zeigten ſie ſich im Jahr 1765 bereit, alle dieſe dem Intereſſe der beyden Reiche ſo ſchädlichen Differenzen auf freundlichem Wege beyzulegen, und luden demzufolge zu einem neuen Zuſammentritt ein. Zwar hatte dieſer wiederum nicht Statt, allein es wurde doch endlich ein definitives Arrangement abgeſchloſſen, und Kropton negotirte einen Supplementär-Artikel zum Vertrag von 1727. Der Handel von Kiakhta ward nun 1768 wieder eröffnet. Wegen des Ueberläufers Ouladzan wurde er aber 1785 von Neuem wieder unterbrochen, und blieb es bis zum Jahr 1792.

Man ſieht hieraus, daß die Verhältniſſe zwiſchen China und Rußland nicht immer die freundlichſten waren, und daß das erſtere ſich eine Art von Suprematie über das Leztere anmaßt, deſſen Kräfte und Hülfsquellen es nicht genau kennt. Die Weigerung des ruſſiſchen Geſandten, ſich dem, bey Vorſtellungen von Geſandten tributbarer Königreiche vor dem Kaiſer von China, herkömmlichen Ceremoniel zu unterziehen, muß natürlicher Dinge ſeine Abweiſung zur Folge haben. Wäre der Graf Golowkin an der Spitze einer Armee nach China gekommen, ſo hätte er gewiß ſeinen Zweck beſſer erreicht, als blos mit Begrüßungen und Geſchenken, welche die Chineſen nie anders als ſchuldigen Tribut nennen werden. So lange aber die neun Niederwerfungen dem ruſſiſchen Geſandten von ſeiner Regierung nicht geſtattet ſind, wird ihr Geſandter auch ſeinen Zweck nicht erreichen.

Man würde groß fehlen, wollte man dieſe lezte ruſſiſche Geſandtſchafts-Expedition mit der unter Lord Amherſt, im Jahr 1816 nach China abgegangenen Engliſchen vergleichen. Auch dieſe ward zurückgewieſen, aber aus ganz anderen Gründen als die, aus welchen die ruſſiſche abgewieſen ward. England befindet ſich nämlich, China gegenüber, in einer weit günſtigeren Stellung als das ruſſiſche Reich. Niemalen war es genöthigt, den Chineſen einen Landesſtrich abzutreten, den es vorher beſeſſen oder einen unvortheilhaften Vertrag mit denſelben zu unterzeichnen. Seine Eroberungen in Indien müſſen dem Kabinet des himmliſchen Reiches doch immerhin einiges zu denken geben, wenn es ſich gleich ſtellt, als nähme es von denſelben keine Notiz, und es iſt wahrſcheinlich, daß es ſeine Kräfte nie wird mit der Nation meſſen wollen, welche die Meere beherrſcht, und welche ihre Beſitzungen in Indien mit ſolcher Schnelligkeit ausgedehnt hat, daß ſie jezt ein Grenznachbar des Reichs der Thai-thſing iſt.

Von der andern Seite wird eine genaue Kenntniß des Handelsgeiſtes und der geſunden Politik Englands die Chineſen vor aller Furcht bewahren, ſich von dieſer Macht angegriffen zu ſehen, weil ein Bruch zwiſchen derſelben und China augenblicklich den Ruin des Handels von Canton zur Folge haben würde, der für die Engländer von größerer Wichtigkeit iſt, als es der Beſitz von zwey oder drey chineſiſchen Provinzen ſeyn würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, October.

Die verflossene Michaelismesse, die im Handelsverkehre nicht lebhaft gewesen seyn soll, und besonders merkwürdige Gegenstände, welche sonst das Publikum anzieben, gar nicht aufzuweisen hatte, bot durch Theater und Konzerte manche interessante Unterhaltung dar. Im Theatre wurde Spohrs Berggeist (wovon nun der vollständige, gutgearbeitete Klavierauszug bey Peters erschienen ist) wöchentlich zweymal, immer bey vollem Hause gegeben. Augen und Ohren sind hier so unausterbrochen stark beschäftigt, daß der Zuschauer und Hörer erst bey wiederholter Wahrnehmung eines ruhigen Urtheils fähig ist. Das Publikum erkennt die Verdienste des Gedichts, wie der Musik an, ohne durch Einzelnes besonders ergriffen zu seyn. Die Aufführung wurde in Hinsicht der Gesangspartbien immer vollendeter, das Gegentheil muß ich von dem Orchester sagen, welches in einigen folgenden Aufführungen die Leitung und den Willen des Komponisten an mehreren Stellen ganz vergessen zu haben schien. Die Hauptpartbie der Alma, des Ostar und des Berggeistes wurden von Mad. Fink, Hrn. Bettee und Hrn. Köbert mit vielem Fleiß und Ausdruck vorgetragen; welches um so verdienstlicher ist, da Spohrs Gesang das nicht besitzt, was gewöhnliche Sänger dankbar zu nennen pflegen. Nämlich auch da, wo gesangvolle Melodie statt findet, wird sie oft durch häufig wechselnde Akkorde in der Begleitung gehemt, oder die Modulation der Melodie legt selbst schwierige Intervallen in den Weg. Daß Fleiß und Ausdruck auch durch die Grazie gekrönt sey, ist ein Verlangen, welches nur von dem vollendeten Kunsttalent befriedigt werden kann, daher ich das sichtbare und hörbare Bestreben der Mad. Fink schätzen kann, ohne von dem Vortrag der vielen Glanzpunkte ihrer Partbie (z. B. der meisterhaften, und auch wahrhaft dramatischen Scene und Arie im ersten Akt) ergriffen zu seyn. Nächst diesem letztgenannten Stücke hebe ich die herrliche Scene im dritten Akte aus, in welcher der Berggeist die Blumen zählt, der Grundlag die aufsteigende Bewegung wiederholt — sie kann kaum besser vorgetragen werden, als von Hrn. Köbert geschah — ferner das Duett zwischen dem Berggeist und Alma am Eingang des zweyten Akts, wo die Würde des mächtigen Geistes und die scheuen Empfindungen der Braut einander gut gegenüber gestellt sind — und den Chor und Tanz der Geistergestalten am Schlusse dieses Akts. Die äußere Anordnung hat den Anschein poetischer Auffassung, und die glanzvollen Erscheinungen der Bergwelt (z. B. der weite, mit metallischen Erdgewächsen dekorirte Saal, über welchen sich der Regenbogen ausspannt, und die lang forttaufenden Gewölbe der Erde) regen jede, dem Mährchen günstige Phantasie an. Nur scheint mir das Kostüm der Erdgeister dem Charakter der Gnomen nicht recht entsprechend. — Auch Würfels Nübezahl wurde zwey Mal wiederholt, und so kamen die Opernbesucher aus demselben Stoffe nur heraus, um die Unikorn mirten, sieben Mädchen, oder die gutmüthigen Wiener in Berlin zu sehen.

Die Freunde des exzitirenden Schauspiels, obgleich diese nicht eben den größern Theil der Mitfremden ausmachen, konnten ihr Bedürfniß durch mehrere interessante dramatische Gedichte, die jetzt auf dem Repertoir sind, befriedigen; dahin gehört Isidor und Olga, dessen Aufführung man zu den besseren Vorstellungen rechnen kann. Nach der Messe wurde auch Egmont und Oehlenschlägers Axel und Walburg wieder vorgeführt. Neue kleine Conversationsstückchen gibt es jetzt mehr als man fast ertragen kann. Kürzlich wurde die eigene Wahl (in zwey Aufzügen von Schall) zum ersten Male auf die Bühne gebracht. So sehr ich das Talent des Verfassers zum Lustspiel dichter in der unterbrochenen Wildschaethie, vornehmlich in der ergötzlichen Figur des gutmüthigen Insektensammlers Sarabäus, und in der originellen und überraschenden Maskenscene, welche der Sache die Wendung zum befriedigenden Schlusse gibt, anerkennen muß, so langweilend finde ich dieses neue Produkt. Der erste Akt enthält nur die Vorbereitungen zu einer höchst unwahrscheinlichen Intrigue zwischen Onkel und Nichte, die im zweyten Akte ausgeführt wird. Daß ein junger Mensch sich in ein Dosenstück à la Tamino so sehr verliebt, daß er, um das Original zu gewinnen, die Rolle des sogenannten dummen Jungen von Meißen übernimmt, und nachdem er sie abgeworfen, durch die Wirkung des Contrastes mit seinem faden und keinesweges gefährlichen Mitbewerber, auch auf der Stelle acceptirt wird, ist eine dürftige Erfindung, bey welcher auf die Mitwirkung des Schauspielers wohl allzuviel gerechnet ist. Hr. Devrient that hier das Seinige, so wie wir überhaupt schon bey mehreren Gelegenheiten viel Anlage zu etwas burlesk komischen Masken an ihm wahrgenommen haben. Die Rolle des faden Nebenbuhlers, der im gemeinen Berliner Dialekt zu sprechen hat, wirkt am meisten, wenn dem geistlosen Gesellen eine Affektation des Vornehmen mitgegeben wird. Die Darstellungen des Hrn. Koch, der diese Rolle spielt, müssen immer die Lacher auf ihrer Seite haben; doch mag ich, aus Liebe zur Wahrheit, und aus Achtung für dieses Schauspielers bedeutendes Talent im Burlesken, hier nicht verschweigen, daß seine extemporirten Zusätze und Ausdrücke sich seit einiger Zeit gar zu häufig auf Ausdrücke und Benennungen beziehen, die nur einem Theile des Publikums verständlich sind, von dem der laute Beyfall im Theater ausgeht. Gewiß ist es, daß Kunstausdrücke solcher Art, auch wenn sie denen zusagen können, welche sich deren Kenntniß und Uebung verschaffen, wofern sich das Witzige der Benennung nicht an sich selbst oder durch den Zusammenhang ausspricht, das Komische der Darstellung nicht erhöhen, und daß sie selbst, wenn sie witzig sind, durch gar zu häufige Wiederholung sehr matt werden können. Daß dieses zu einer einseitigen Richtung des komischen Talents führen kann, davon dürfte sich Hr. Koch bald überzeugen, wenn er vor einem fremden Publikum aufzutreten Veranlassung fände. Natürlich ist aber hiermit nicht das Lokalisiren und Temporisiren des Komikers überhaupt gemeint.

Dem weiblichen Personale unserer Oper ist nun durch die Berufung der Direktion, auf ein Mal wieder aufgeholfen worden. Dem. Canzi, welche kürzlich aus Italien zurückgekehrt ist, hat seit einigen Wochen als Gast Darstellungen gegeben, und wird vom December an bis zum Schlusse des Winters Mitglied des hiesigen Opernpersonals seyn. Jene Darstellungen waren: Rosine (im Rossinischen Barbier), Amenaide im Tankred, Myrrha im Opferfest, Tankred wiederholt, Minette in der diebischen Elster, und Susanne im Figaro. Obgleich wir die Stimme dieser liebenswürdigen Sängerin, vielleicht vom vielen Singen auf großen Bühnen, und von den Fatiguen der Reise, affirirt finden, so zeigt sich uns doch bey jeder neuen Leistung, wie sehr sie an Rundung, Sicherheit, kurz an Gediegenheit des Vortrags seit ihrer Abreise nach Italien gewonnen hat. Ihre Coloraturen sind von der besten italienischen Schule genommen; sie schmückt den Vortrag damit, ohne ihn zu überladen. Schade, daß ihre Stimme gegenwärtig nicht die volle Energie besitzt, und daß vornehmlich die Mittelione etwas matt und heiser lauten, wir würden ihr sonst vor vielen Rosinen, Minetten und Susannen, denn diese Partien scheinen für ihre Persönlichkeit unter den anständigen von meisten gewählt zu seyn, den Kranz reichen müssen, doch stellt sich in solcher Jugend bey einiger Ruhe die Kraft und Muth auch leicht wieder her. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Dezember 1825.

Der wahre große Geist herrscht über unsre Zeit;
Sie wird für ihn, was er — nicht er, was sie gedeut.

Michaelis.

Denkrede auf Jean Paul.

Von Dr. Börne.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gesunken in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande wird für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz und Englands Nebel verklärt die Freyheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen gehören, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenläs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolleniose Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um

Digitized by Google

schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling gekostet; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bey jeder goldenen Hochzeit ist er der treuende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelsenors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

(Beschluß.)

Die Besetzung eines Theils des chinesischen Reiches durch die Truppen der ostindischen Kompagnie würde, weit entfernt, den Hof von Peking zu Unterhandlungen mit derselben zu bewegen, unfehlbar einen beständigen Kriegszustand herbeyführen, und hieraus würde nothwendig der Ruin des Handels eines Landes folgen, das nur Eine große innere Kommunikationsstraße hat, ich meyne den kaiserlichen Kanal, welchen beyde kriegführende Partheyen jede von ihrer Seite zu zerstören die Möglichkeit hätte.

Was die Chinesen betrifft, so werden sie mit England nie brechen, so lange die Würde ihres Reiches dieß nicht dringend fordert; denn nicht allein dringt der Handel von Canton bedeutende Summen in den meisten Provinzen China's in Cirkulation, sondern er verschafft auch dem Kaiser selbst und seinen Ministern bedeutende und sichere Revenuen, während der Handel von Kiachta, der selten über sechs Millionen Franken beträgt, nicht bedeutend genug ist, um die mandschurische Regierung zu interessiren *). Sie wird ihm nicht von selbst Fesseln anlegen, weil er für die Mongolen nützlich ist, aber sie bekümmert sich so wenig um denselben, daß sie ihn eben so oft wird abbrechen lassen, als sie für nöthig hält, die Russen dadurch zu kränken.

Aus den eben angeführten Gründen geschieht, daß England, selbst wenn es Gesandte und Geschenke an den Sohn des Himmels abschickt, nicht als ein seinem Scepter untergebenes Land angesehen wird. Lord Macartney hat sich dem chinesischen Ceremoniel nicht unterzogen, ungeachtet man während seines Aufenthaltes in Peking die Sage zu verbreiten gesucht hatte, daß dieß geschehen sey. Dennoch versuchten die Chinesen, von Lord Amherst dasjenige zu erhalten, was sein Vorgänger verweigert hatte; allein die Festigkeit und die guten Gründe, welche sein erster Gesandtschaftsbeamter, Sir G. J. Staunton, anzuführen wußte, bewogen ihn, den Wünschen der Chinesen nicht zu entsprechen. Hierauf beharrte das Chinesische Kabinet nicht länger auf seinen deßfallsigen Prätentionen und gestattete (27sten August 1816), daß der englische Botschafter, ohne die neun Niederwerfungen, dem Kaiser vorgestellt werden dürfte. Vierzehn Tage vorher hatte man ihm zu Thiantsin dasselbe Festin gegeben, welches man dem Grafen Golowkin zu Ourga bereitet hatte, ohne daß man dabey von Lord Amherst die Beobachtung einer andern Ceremonie verlangt hätte, als die bey feyerlichen Gelegenheiten auch in Europa üblichen Begrüßungen.

Die Chinesen haben, wie man hieraus sieht, dem englischen Botschafter in Allem nachgegeben, während sie gegen Rußland auf allen Ansprüchen beharren. Hat der Gesandte der lezteren Macht wohl gethan, sich jenem erniedrigenden Ceremoniel nicht zu unterwerfen, so hat der englische Gesandte wie ein Unsinniger gehandelt, indem er durch Leichtsinn und alberne Hartnäckigkeit den ganzen Erfolg seiner Mission verdorben hat. Eine Hartnäckigkeit, die um so weniger angemessen war, als der Gesandte ei-

*) Die Regierung bezieht zu Kiachta nur eine Abgabe von fünf vom Hundert des Werths der umgesetzten Waaren.

nen vollständigen Sieg über den Stolz des Hofes von China davongetragen hatte, den er in Allem nachgiebig gefunden. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen.

Nachdem Lord Amherst von dem Kaiser die Dispensation von dem öfterberührten nennmaligen Niederwerfen, Kheou-theou, erhalten, so wurden ihm mehrere Kommissäre von Rang entgegengesandt, um ihn zu empfangen und mit dem Befehl, ihn den folgenden Tag von Thoung-tcheou, wo sich der Botschafter aufhielt, über Peking nach Yuan-ming-yuen, einem Landhause des Kaisers zu führen, wo ihm dieser die Audienz geben wollte. Demzufolge reiste der Botschafter und seine ersten Beamten den 28sten August um vier Uhr Nachmittags in einem mit vier Maulthieren bespannten prächtigen Landau von Thoung tcheou ab. Sie kamen den folgenden Tag Morgens um halb fünf Uhr in dem kaiserlichen Landhaus an, wo sie alle Mandarinen im Ceremonienkleid fanden, und von denselben benachrichtigt wurden, daß der Botschafter sogleich dem Kaiser vorgestellt werden würde. Allein Lord Amherst schützte Müdigkeit vor und entschuldigte sich, daß er im Reisekleid und mit Staub bedeckt, wie er war, sich vor dem Kaiser nicht zeigen könne. Auf diese Weigerung glaubten die chinesischen Kommissäre, daß sie sich über die von dem Botschafter bey seinem Empfang zu beobachtenden Ceremonien nicht hinreichend erklärt hätten und vermutheten zuerst, daß die Weigerung des Botschafters, sogleich vor dem Kaiser zu erscheinen, nur daher rühre, daß er immer noch fürchte, man möchte ihn zu den neun Niederwerfungen anhalten wollen. Sie wiederholten ihm also zu mehreren Malen die Worte: Ni men ti lv, zu deutsch, wir verlangen nichts als die in Europa übliche Begrüßung. Indessen Lord Amherst, ohne zu bedenken, daß der Kaiser von China und sein ganzer Hofstaat ihn erwarteten, beharrte darauf, seine schönen Hofkleider, sein übriges Gefolge, die Geschenke und den Brief seines Herrn, des Königs von England, vorher noch erwarten zu wollen. Er hatte nämlich vergessen, letzteren in seinem Landau mitzunehmen, ungeachtet er sich nie von demselben hätte trennen sollen. Der Hofbeamte, welcher den Auftrag hatte, ihn dem Kaiser vorzustellen, nahm ihn beym Arme und sagte ihm auf's freundlichste: „So kommen Sie nur wenigstens in mein Zimmer, wo Sie sich besser werden ausruhen können als hier unter der Menge, während daß ich zum Kaiser gehe und ihm ihre Gründe vortrage." Aber Amherst erwiederte, daß er sehr ermüdet und krank sey, und daß er nicht an seine Vorstellung denken könne, bevor sein Gefolge und sein Gepäcke angekommen seyen. Hierauf ward er in das Hotel geführt, das zu seinem Empfange eingerichtet war. Einige Stunden nachher schickte aber der Kaiser seinen Arzt zu Lord Amherst, um über den Zustand seiner Gesundheit Erkundigung einzuziehen. Der chinesische Aesculap, der ihn ganz wohl fand, stattete dem Sohn des Himmels darüber Bericht ab, welcher dann sogleich befahl, die englische Gesandtschaft wieder fortzuschicken, weil der Botschafter ihn im Augenblick, wo er ihm hätte vorgestellt werden sollen, mit einer fälschlich vorgeschützten Krankheit belogen habe.

Die chinesische Regierung war indessen klug genug, in dem Benehmen des Botschafters nichts anders, als einen blos dessen Person zuzurechnenden Mangel an Takt zu sehen, und die englische Gesandtschaft wurde demnach auf ihrer Rückreise von Peking nach Canton mit aller möglichen Artigkeit und Höflichkeit behandelt, und dieser unangenehme Zufall, der den Zweck der ganzen Mission vereitelte, hat durchaus keine üble Folgen für den Handel der ostindischen Kompagnie mit Canton gehabt.

Dornen und Blumen.

(Aus dem Spanischen.)

Was wird sprießen, lieber Heiland,
Aus der Erde, so begossen? —
„Dornen, Mensch, für mich,
Und für dich die Blumen."
Wenn solche Quellen sie befruchten,
Muß ein Garten ihr erblühen. —
„Wird ein Garten wohl erblühen,
Und auch Kränze zweyer Art."
Und für wen denn diese Kränze,
Lieber Heiland, sag', für wen? —
„Dornen, Mensch, für mich,
Und für dich die Blumen."

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Ferner trat Dem. Ehrhare als neuangestellees Mitglied der Oper zum ersten Male in der Rolle des Tankred, dann in der des Pippo in der Elster, und als Cherubin in Figaro; welche Parthie für ihre Stimme jedoch schon zu hoch liegt, auf. Die Stimme ist ein verschränkter Mezzosopran, der seine vollen, aber angenehme Töne hat. Ihre Anstellung soll vorzüglich auf italienische Opern berechnet seyn, in welcher ein sogenannter Musico gebraucht wird. Wirklich nimmt sich auch die äußere Erscheinung, d. i. Gestalt und Bewegung dieses Musico nicht übel aus. Dieß und ein angenehmer Vortrag in der gangbaren italienischen Manier, nicht ohne belebten Ausdruck, haben ihr den Beyfall des Publikums ungläublich schnell erworben. In Hinsicht des Spiels haben wir bemerkt, daß Dem. Ehrhart fast immer nur gegen die Zuschauer spielt und singt; so würde z. B. eine herzlichere Aeußerung der Theilnahme für Rinaldo der Rolle des Pippo bey weitem mehr Lebendigkeit gegeben haben. Die Darstellung der Elster im Ganzen war (vornehmlich in dem Ensemble) noch sehr mangelhaft. Hr. Beteer, der in seiner Ausbildung eine Fortschritte macht, hat mich doch in der Tenorparthie nicht

befriedigt; ich fand den Vortrag abwechselnd bald kräftig, bald matt, und das Falset zuweilen mit einigem Zwang angewendet. Es ist Sache des weitern Studiums zu überlegen, welche Stellen einer Partbie wegen ihrer Wichtigkeit in deklamatorischer oder melodischer Hinsicht am meisten herausgehoben, und welche mit mindrer Kraft und Nachdruck behandelt werden müssen, und diese verschiedenen Grade der Stärke und des Nachdrucks, wie Schatten und Lichter zu einem in sich übereinstimmenden und wohlgefälligen Ganzen zu verbinden. Hr. Köckert singt die gar schwere Partbie des Fernando ungleich besser und gewandter als früher; doch verwischt er die Coloraturen noch zu sehr in der Acte im zweyten Akt. — Eine brave Vorstellung war Mozarts Figaro. Mad. Fink war im Spiel und Gesang freyer als gewöhnlich, und stellte die Gräfin nicht blos als leidend dar, wie sie fast immer mit Unrecht genommen wird. Hr. Genast gehört zu den besten Figaro's der deutschen Oper, und ihn unterstützte die sprechende Susanne (Dem. Canzi) sehr gut. Auch Hr. Köckert stellte den Graf mit Fleiß dar. Das Orchester war vortrefflich in der einzigen Musik.

Vom Michaelistage an wurde das Abonnementskonzert im Gewandhause wieder eröffnet, in welchem man immer die beste Instrumentalmusik zu hören gewohnt ist, und Haydn's, Mozarts, Beethovens Geist in ihren Symphonieen wieder finden. Von lezterm haben wir die vor Kurzem, bey Steiner in Wien im Stich erschienene große Ouvertüre in C dur (Op. 115.) (die schöngestochene Partitur ist dem Fürsten Radzivil dedicirt) gehört. Sie bewegt sich mit glänzender Kraft und heiterer Pracht in einem einfachen Kreise von Melodien, und wurde mit großem Feuer und Präcision ausgeführt. Von der, ebenfalls erst kürzlich verschienenen Komposition des Matthissonschen Opferlieds (die Flamme lodert) mag ich aus der ersten, noch sehr mangelhaften Aufführung noch nicht urtheilen. Die begleitende Partbie des Violoncells aber ist wenigstens sehr schwerig, und ich möchte sagen kapriziös gesezt. Eine Symphonie von Neukomm (Op. 37) hat uns bey der lezten Aufführung viel Vergnügen gemacht; sie ist gründlich gearbeitet, und doch für die Auffassung des Zuhörers nicht schwer. In einer pompösen Menuett, welche den zweyten Satz ausmacht, hat der Tonsezer die Aufgabe sehr glücklich gelöst, diese alte, würdige Form mit Anwendung der heutigen Tonmittel zu erneuen. Im Uebrigen freut man sich in dieses Tonsezers Werken immer die Früchte einer ruhig waltenden und gereiften Kraft zu genießen; in diesem Werke namentlich spricht uns ein klares, in sich selbst gesichertes Gemüth, nicht die rohe unstät schweifende Kraft vieler andern neuern Tonsezer an.

Für den Sologesang in diesem Abonnementskonzerte ist für die erste Hälfte dieses Winters eine junge Sänzerin, Dem. Peters aus Mettendorf-Streitz, angestellt. Ihrer unverkennbar guten Naturanlage, mit welcher sie schon eine gewisse Geschmeidigkeit durch Schule verbindet, fehlt es zur weitern Entwickelung nur an Muth und fleißiger Uebung. Wird sie ihre volle, wohllautende Stimme erst beherrschen lernen, und Unbefangenheit und Feuer des Vortrags gewinnen, dann wird sie erst die Früchte ihrer schönen Anlage ernten. — Herr Hering, Tenorist des Konzerts, nimmt an Sicherheit, Gewandtheit und Ausdruck des Vortrags immer zu; einen neuen Beweis gab das Duett von Mayer, und die von ihm gesungene alla Polacca, von Benelli. — Als Gäste traten in dem verflossenen Abonnementskonzert die zwey Virtuosen Müller, nämlich der Konzertmeister der Braunschweiger Bühne, Hr. Carl Müller, und der berühmte Klarinettist Iwan Müller auf. Ersterer spielte Variationen für Violine, von Polledro, seine empfehlungswerthe Kompositionen, mit außerordentlichem Beyfall. Nachher gab er im Saale des Musikvereins eine musikalische Abendunterhaltung, in welcher er ein Solo-quartett von Spohr (C dur), Variationen von Georg Müller, ferner Variationen auf die Melodie: der treue Tod, von Mayseder, und eine Polonaise von demselben spielte. Sein Spiel hat ungemeine Fertigkeit und Nettigkeit; es ist in den schwierigsten Passagen und Applikaturen noch rein und präzis, und vorzüglich angenehm im Staccato, nur daß man das Einsetzen des Bogens zu viel hört. An Freyheit und Ausdruck des Vortrags erreicht auch dieser Virtuos Spohr nicht, aber sein Verdienst fand allgemeine Anerkennung. In der zulezt angeführten musikalischen Abendunterhaltung sang Hr. Hering den Seekönig, von Franz Schubert, von Hrn. Musikdirektor Polenz auf dem Pianoforte begleitet, und eine Ariette von Caraffa sehr ausdrucksvoll. — Den Klarinettvirtuosen, Iwan Müller, hörten wir blos Produkte seiner eigenen Komposition vortragen, nämlich in dem von ihm im Saale des Gewandhauses veranstalteten und sehr besuchten Konzert, sein Konzertino für die Klarinette Nr. 6, Variationen, und eine kleine Phantasie mit Pianofortebegleitung; in zwey Abonnementskonzerten spielte er Nr. 4. und 3, und eine ähnliche Phantasie. Seine Kompositionen dienen ihm nur das, was seiner ungemeinen Virtuosität möglich ist und zusagt zum Gehör zu bringen; mit gründlichem Zusammenhange derselben darf man es daher nicht sehr genau nehmen. Aber diese Virtuosität geht auf eine unglaublich vollendete Ausbildung des Tons, und auf eine Fertigkeit in den schwierigsten Tonwendungen, die an Reinheit und Präcision nichts zu wünschen übrig läßt. Diese bewundernswürdige Fertigkeit hat er durch die Verbesserungen, die er an seinem Instrumente angebracht (siehe in der Leipziger musikalischen Zeitung, Jahrgang 1817, einen Aufsatz darüber, von Fröhlich), sehr unterstützt. Er hat die Klappen dieses Instruments so angelegt, daß er auf einer Klarinette aus allen Tonarten blasen kann, und ihm einige neue Bindungen gegeben. Auf diese Einrichtung der Klarinette bezieht sich die von ihm französisch geschriebene Klavierschule (welche Paris bey Gombard erschienen, und dem König von England dedicirt ist). Gegenwärtig arbeitet er dieselbe in deutsche Sprache um, in dieser Umarbeitung soll sie in der hiesigen Hofmeisterschen Musikhandlung nächstens erscheinen. Ein hiesiger geschickter Instrumentmacher, Namens Ulrich, hat nach seiner Anleitung eine Klarinette dieser Art gebaut, und wird für diejenigen, die sich künftig der Müller'schen Klarinettschule bedienen und ihn damit beauftragen wollen, mehrere verfertigen. Eigenthümlich ist in dieser Klarinettschule die Bezeichnung der Töne nach den Fingern, welche einfacher und kürzer, als die bisher bey Blasinstrumenten übliche ist. Zugleich gibt dieses Lehrbuch auch Anleitung zu dem sogenannten Bassethorn, welches Hr. Iwan Müller in eine Altklarinette verwandelt hat; diese nimmt dieselbe Stelle ein, welche die Viole unter den Streichinstrumenten. Hierdurch wird es vielleicht künftig möglich werden, auch eigentliche Quartette von Blasinstrumenten, wie von Streichinstrumenten, auszuführen. Die Virtuosität dieses Künstlers hat einstimmigen Beyfall davongetragen; ich für meine Person habe ihn am liebsten gehört im Vortrag anmuthiger Themen aus beliebten italienischen Gesangstücken, die er seinen Potpouris einwebte; — denn hier hatte man am meisten Gelegenheit seinen Geschmack und gesangvollen Vortrag kennen zu lernen.

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Dezember 1825.

Wohnet Lieb in der Gruft? und birgt die Aſche der Todten,
Wenn ſie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer lies: „Nur eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elyſium ſich.“
Herder.

In der Nacht.

Eingehüllet ſteht die Erde,
Stumm, den Schmeez an ſich geſchloſſen,
Ihren ewigen Genoſſen,
Der ihr teueſter Gefährte
Müd' an ihrer Bruſt entſchlummert.

Und es ſinken hell die Sterne
Ueber ſie, wie milde Thränen:
Und die Stundenhämmer tönen
Langſam ſchallend aus der Ferne
Ewig fort in gleichem Schwunge.

Ach, die ehrnen Streiche fallen,
Auf das Leben, unbekümmert,
Was ihr Rieſenſchlag zertrümmert!
Wie ſie langſam ſo verhallen
Ruht verſtummt auch Herz und Blume!

Was du hoffteſt, gib verloren!
Was du liebteſt, laß es ſcheiden!
Und den Traum der Ewigkeiten,
Den der Augenblick geboren,
Sehe ruhig untergehen!

Bunte Blumen, munkre Welle
Deine Welt voll Frühlingsſchimmer
Stukt um dich in ſchwaeze Trümmer,
Und die neue Morgenhelle
Suche in dem Reich der Todten!

Herz was willſt du dich betrüben? —
Nichts kann dir die Erde geben! —
Kurze Liebe zwar iſt Leben,
Ew'ges Leben doch das Lieben,
Leben Erde — Liebe Himmel!

Denkrede auf Jean Paul.

(Beſchluß.)

Für die Freyheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freyheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſrer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich tauſchſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer bei-

Digitized by Google

ner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich! Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid.“ Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den lezten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freyheit nicht darin bestehet, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freyheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heilig„es Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit „welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit „einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verken„nen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der „Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst „den Menschen Frühlinge schenken oder hehre Irrthümer, „oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles neh„men!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freyheit und Glauben, und nie deckte bey ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Gewicht und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand dreeab zu holen.

Freyheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beyde vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein todtes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wo ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thoren, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr Schellengeläute verzeiht, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Fertigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines ge-

fangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frey, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freymüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennung des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts; sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freygebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Oct.

Wie es oft zu geschehen pflegt, daß die Erwartungen des Publicums ganz getäuscht werden, so geschah es auch mit der Oper des dreyzehnjährigen Liszt's. Dieß Wunderkind hatte durch seine Improvisationen in Gesellschaften und in öffentlichen Konzerten die Zuhörer entzückt, und da nun alle musikalischen Wunderkinder mit Mozart verglichen werden, so war es auch sogleich ausgemacht, daß in dem jungen Liszt ein zweyter Mozart stecke; folglich sollte er auch eben so gut wie dieser eine große Oper setzen können. Hätte man nur an eine kleine Operette gedacht, so wäre vielleicht alles ziemlich gut abgelaufen; aber nein; eine große Oper sollte er komponiren, weil Mozart in seiner Jugend auch eine geschrieben hatte. Es kam nur darauf an, ihm einen Text zu verschaffen. Dazu fand sich Thaulon bereitwillig; mit Hülfe eines andern Dichters lieferte dieser ihm aus einem kleinen Feenmährchen Florians: das Zauberschloß, einen leichten Text zu, worauf sich eine gefällige Musik komponiren ließ, und der auch an einigen Stellen zu starker Bewegung Anlaß geben konnte. Die meisten Zeitungen haben den Text sehr übel behandelt, und ihn läppisch gefunden; allein mich dünket, in der Musik eines Kindes war er gerade wie er seyn sollte, und Theaulons Schuld ist es wohl nicht, daß die Oper nicht geglückt ist. Freylich läßt sich der klare nüchterne Verstand der Pariser mit Mährchen gewöhnlichen Inhaltes nicht leicht abspeisen; die Mährchen müssen ihrem Ins hören in die Kindheit der Völker, oder sie müssen ihrem Ins halte nach überaus reizend seyn, um auch noch späterhin zu vergnügen. Dieß war nun freylich nicht der Fall mit dem Zauberschlosse, worin man nur je zwey und zwey hinein gehen kann, und zwar, wenn man sich liebt.

Die Prinzessin.

Digitized by Google

die im Walde vom Gewitter überfallen, gern in's Schloß aufgenommen werden möchte, kann nicht hinein, weil sie allein ist. Zwar liebt sie einen Ritter, allein diese Liebe hat sie Niemand gestanden, am allerwenigsten dem liebenden Ritter, der doch der Zauberer im Schlosse, der im Grunde eine recht gute Haut ist, weiß sie schon zum Geständnisse zu zwingen, indem er thut, als ob er den Ritter angriffe, und ihn tödtlich verwundete, worauf die Prinzessin sich nicht länger verstellen kann, mit ihrer Liebe zum Ritter losfährt, und nun den Eingang des Schlosses offen findet. Dieß ist doch gewiß ein ganz leidlicher Stoff zu einer medischen Oper, und die italienischen Tonsetzer haben manchmal keinen so guten Text gehabt, und doch recht gute Partituren geliefert, worüber man den abgeschmackten Text vergißt. Der junge Liözt ist aber mit seiner Musik unter der allgemeinen Erwartung geblieben. Sie war ohne alle Originalität, und größtentheils aus Reminiszenzen zusammengesetzt. Das Publikum machte ein langes Gesicht, als es nichts hörte als Gemeinplätze, und nirgends die Genialität antraf, worauf es gehofft hatte. Indessen war es doch zu großmüthig, um einem Kinde seinen Unmuth zu bezeugen, und als einige Gönner des Knaben, nach der ersten Aufführung verlangten er sollte erscheinen, wie es wahrscheinlich vorher schon abgeredet worden war, und als er auch wirklich erschien, bezeugte man ihm sehr höflich einen Beyfall, womit man es nicht aufrichtig meynte, und der eigentlich nichts weiter war als Nachsicht. Da man das Stück mit einigen anmuthigen Tänzen ausgestattet hatte, und es denjenigen, die keine gründlichen Musikkenner sind, auch nicht mißfallen konnte, so ist es seitdem doch einige Mal wieder gegeben worden: aber daß in dem jungen Liözt ein andrer Mozart stecke, ist nun sehr zweifelhaft geworden, und es wird starker Beweise bedürfen, um den Beruf zur Nachfolge des Salzburger Meisters zu bewähren. Die Zeitungen haben ihn wieder zu seinem Fortepiano zurückgewiesen; nur ein Pariser Blatt meynt, es würde besser seyn, ihn einige Jahre lang ganz vom Improvisiren auf dem Klavier abzuhalten, ihm eine Violine in die Hand zu geben, und ihn in Italien herumzuführen, damit er doch in der Melodie gute Kenntnisse bekomme. Aber diejenigen, die den Knaben herumführen, werden es wohl für einträglicher halten, ihn der Bewunderung des Publikums preiszugeben, und ihn nur aufforderlich Proben seines frühzeitigen Talents ablegen zu lassen. Was nun die große Oper betrifft, so wird sie zu gehaltvollen Stücken ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie ihr Glück machen will. Man hat bisher den Sängern derselben vorgeworfen, sie schrieen zu sehr. Dieß wollen sie sich abgewöhnen, wie es heißt, um es desto besser zu verlernen. Seit die Opernadministration eine Sängerin der italienischen Oper, Dem. Cinti (eine Französin, ungeachtet des angenommenen italienischen Namens), die eine sehr anmuthige Stimme hat, und nimmer savoyet, mit fünfundzwanzig tausend Franken Gehalt engagirt haben; vermuthlich sollen sich die andern ein Beyspiel daran nehmen, und erkennen, wie viel man gewinnen könne, wenn man hübsch sachte singt. Die Lektion kömmt freylich etwas theuer zu stehen; allein da die Nation richtig bezahlt, so kümmert das die Operadministration eben nicht viel. Diese Verwaltung wird von einem eigenen Geiste beseelt; obschon die italienische Oper ihr untergeben ist, so ist sie dieser doch nicht sehr hold, und wenn das Publikum, besonders das reichere, letztere nicht kräftig unterstützte, so würde sie ziemlich vernachlässigt werden. Es waren demnahe sechs Monate verstrichen, ehe Meyerbeers Crociato gegeben werden konnte, und obschon das Publikum dieser Oper den größten Beyfall zollte, so wurde sie doch nur drey oder vier Mal aufgeführt, und dieß dann liegen, weil einer der Sänger abtrat, den man jedoch hinlänglich hätte wieder ersetzen können. Das lezte Mal wurde sie zur Benefizvorstellung der Donna Pasta auf der großen Opernbühne gegeben. Im Beyseyn des Königs von Preußen, des Herzogs von Cumberland, der herzogl. Familie von Orleans, und der Herzogin von Berry; an hohen Häuptern fehlte es also bey dieser Vorstellung nicht, die überhaupt sehr glänzend ausfiel. Seit dem Frieden sieht man fast beständig in der großen Pariser Oper eine Vereinigung von reichen Personen aus allen Gegenden Europa's, die elegante Welt steuert beträchtlich zu diesem Prachtschauspiele bey; dennoch kostet es dem Reiche ungeheure Summen, für welche man Kanäle graben, und Landstraßen pflastern könnte. Allein die Oper hilft nun einmal den Einheimischen und Fremden in Paris das Geld aus dem Beutel locken und es in Umlauf setzen, und dieß ist dann wieder ein Vortheil für das Reich. Vielleicht werden auch einmal italiänische Opern komponirt, wie der Vicomte de la Rochefoucauld durch sein weitberüchtigtes Programm dazu aufgemuntert hat; alsdann wird die Oper den Kirchenpredigten zu Hülfe kommen. Fremde und Einheimische durch Gesang und Tanz bekehren, und also doppelten Nutzen stiften. Vor der Hand wird durch die reizende Schaar der Tänzerinnen zwar Niemand bekehrt; aber wie gesagt, sie setzt beträchtliche Geldsummen in Umlauf, und ein ganzes Heer von Tonkünstlern, Tänzern, Handwerkern lebt von allem dem beträchtlichen Luxus. Rossini soll nun schon seit Jahr und Tag eine Oper für diese große Bühne schreiben; allein anstatt dem Viaggio di Reims ist es bisher noch keinem Kammerherrn und Minister in Paris geglückt, ihm einen frischen Rettungsring zu entlocken; versprochen wird die neue französische Oper aber immerfort; nur weiß man nicht, wann es Hand an's Werk legen wird. Unterdessen hat Paris doch das Vergnügen seine vorigen italienischen Opern unter seiner Leitung vortrefflich aufführen zu sehen; die meisten Rollen sind sehr gut besetzt, die italienische Oper hat eine wirklich seltene Vereinigung von meisterhaften Sängern und Sängerinnen zu Wege gebracht, das Orchester läßt nichts zu wünschen übrig, also steht zu vermuthen, daß Rossinis Opern hier nun ganz nach dem Sinne des Verfassers aufgeführt werden. Außerdem ist von einigen seiner Opern der Text in's Französische übersezt worden, und sie werden nun auf der Odeonbühne gegeben, seit dem Freyschütz, der bereits auf die meisten Bühnen Frankreichs eingeführt ist, und einigen andern, aus dem Deutschen und Italienischen übertragenen Opern. Die französischen Opern seyen scheinen indessen auszuruhen, wenn man den einzigen Auber ausnimmt, dessen leichtfertige Musik freylich keine sehr lange Arbeit erfordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 289:
Hebel.

Räthsel.

Mich nennt ein Krösus seinen reichsten Schatz.
Mich nennt der Bettelmann die ganze Welt;
Dem Weisen bin ich nur der kleine Platz,
Auf den er seine beyden Füße stellt.
Ich bin dem Denker sein Gedanke,
Dem Schwärmer oft nur Traum.
Und allen über dieses Daseyns Schranke
Ein Nichts vielleicht, ein leerer Raum.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Dezember 1825.

Die Hoheit ward oft durch Geburt geschenkt,
Bewundrung aber nie.
Wer ohne Stolz groß handelt, wie er denkt,
Hat und verdienet sie. –

Löwen.

An König Ludwig.

Ode

von

August Grafen von Platen.

Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu Dir sich auf, mit Trauer und Stolz zugleich:
Vertrau'n im Blick, im Munde Wahrheit,
Schwört es dem Sohne der Wittelsbacher.

Des Thrones glatte Schwelle, wie selbstbewußt,
Wie fest betrittst Du sie, wie gereift im Geist!
Ja, leichter hebt Dein freyes Haupt sich,
Seit die metallene Last ihm zufiel.

Dir schwellt erhabne Güte das Herz, mit ihr
Was mehr noch frommt als Güte — der tiefe Sinn:
Wo dieser Schöpfer mangele, sehn wir
Alles zerstückelt und schnell verunglückt.

Dein Auge spähte durch die Vergangenheit,
Es lag das Buch der Zeiten auf Deinem Knie,
Gedanken pflücktest Du, wie Blumen,
Ueber dem Grabe der deutschen Vorwelt.

Du kennst Dein Volk, und jegliches Zeitgeschick,
Das ihm zu Theil geworden, verfolgtest Du,
Und still, in eigner Brust verheimlicht,
Trugst Du den lachenden Lenz der Zukunft.

Du hast mit uns erlitten den Fluch des Kriegs,
Du hast gezählt die blutenden Jünglinge,
Die auf des Rheines beyden Ufern
Seelen verhauchten für deutsche Freyheit.

Und nicht umsonst verhauchten, das fühlst Du wohl!
Nach jenes Cäsars tragischem Schreckensloos,
Was könnten klein're Scheinbesporen
Anders erregen, als frost'ges Lachen?

Du aber theilst die heilige Glut mit uns,
Die größer war, als jener gewalt'ge Held,
Und fallen ließest Du mit uns ihr
Eine begeisterte, warme Thräne.

Dem Stein des Rechtes, welchen als festen Grund
Dein Vater legte, bläsest Du Athem ein:
Du siehst im Marmor keinen Marmor,
Aber ein künftiges Jovisantlitz.

Allein wie sehr Du Wünsche des Tags verstehst,
Du horchst nicht blindlings jedem Geräusch, Du nimmst
Den Zepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neuerung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
In's Wappenschild uralter Sitte
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freyheit.

Heil Dir, und Heil der Lieblichen neben Dir,
Und Heil den Sprossen, welche gebar ihr Schooß!
Wenn Volk und Kinder Dich umjubeln,
Leerst Du, als Becher, des Segens Füllhorn!

Wie eine Rebe, schattig und traubenschwer,
Die schon den Keim des werdenden Rausches nährt,
Umschlängelt Deinen angeerbten,
Seligen Zepter der goldne Frieden.

Digitized by Google

Rückwärts erblickst Du Flammen und Krieg und Mord,
Doch mild am Gürtel trägst Du das reine Schwert;
Du stehst, wie jener fromme Dietrich
Ueber den Leichen der Nibelungen.

So sey (du warst es immer, erlauchter Fürst!)
Des Friedens Schirm und jeglicher Kunst mit ihm,
Die nur an seiner milden Wärme
Seelenberauschende Knospen öffnet.

Des Bildners Werkstatt wimmelt von Emsigkeit,
Es hascht der Maler seltengebotnen Stoff,
Die Bretter, alles Großen Schauplatz,
Biegen sich unter dem Gang der Dichtkunst.

Und gütig öffnest Du den geweihten Saal
Voll edler Formen, wie sie ein Meissel schuf,
An dessen Würde, dessen Kraft wir
Gerne verschwenden das Ach der Sehnsucht.

Du lenkst sofort die Blicke der Staunenden
Von Deinen Göttern wieder auf Dich zurück:
Der sie so reich versammelt, mag sich
In des Beschauenden Freude spiegeln!

Früh war das Schöne Deines Gemüths Bedarf,
Und Schönes ist ja Göttliches, leicht verhüllt
Durch einen Schleyer, den des Denkers
Wesenerforschendes Auge lüftet.

Und nicht vergebens sogst Du, mit emsiger Lust,
Das tiefste Mark hellenischer Bildung ein:
Wofür, als für's Vollkommne, schlüge
Solch ein erhabenes Herz, wie Deines?

Es geht die Sage, daß Du als Jüngling einst,
Dahingegeben thätiger Einsamkeit,
Am buschigen Felsenstrand der Salzach
Nur mit homerischen Helden umgingst.

Und zürnst Du noch, wenn trunken ein Dichter Dir
Ausgießt des Lobes Weihungen? Zwar es sind
Nur Tropfen Thau's, doch Deine Sonne
Macht sie zu farbigen Regenbögen.

Verzeih, o Herr! dem Dichter, der ohne Dich
Verlassen stünde, fremd in der Zeit und stumm:
Dein sittlich Daseyn löst den Knoten
Seiner verworrenen Lebensräthsel.

Das Schmuckkästchen.

(Aus dem Französischen übersetzt von F. F. Oechsle.)

Alphonsine Dutheil, die einzige Tochter und Erbin eines reichen Porzellanfabrikanten, hatte Karl Meleour, einen jungen Notar in Paris, geheirathet. Sie brachte ihm ein Heirathgut von 200,000 Franken zu, mit welchem er zwey Drittel seiner Stelle bezahlte: der Rest sollte von Ersparnissen und von seinem Eyweeb getilgt werden. Meleaue war der Sohn bloßer Bauersleute, aber schon in seiner Kindheit hatte er seine Eltern verloren; nur durch seine anhaltende Arbeit, seinen glücklichen Charakter und durch seine Kenntnisse, die er dem unausgesetzesten Studium verdankte, hatte er sich bis zu einer Notarsstelle emporgeschwungen. Der Notar, dem ee im Amte nachfolgte, und dessen erster Gehülfe, Vertrauter und Freund er lange gewesen war, hatte ihn unbedenklich den zahlreichen Bewerbern um seine Stelle vorgezogen. Dieß war keine von den Amtsstuben, die zu öffentlichen Banken geworden sind, wo man sich weit mehr mit Wuchergeschäften und Finanzintriguen beschäftigt, als mit dem Geheimniß der Familien und mit der Erhaltung fremdee Wohlfahrt. Meleour hatte von seinem achtungswürdigen Vorgänger gelernt, nie mit dem Zutrauen seiner Klienten Handel zu treiben, ihr Interesse wie sein eigenes anzusehen, für das ihm anvertraute Gut, wenn es nöthig wäre, sein Leben zu lassen, mit gleichem Eifer dem Reichen und dem Dürftigen, dem Mächtigen und dem Schwachen zu dienen und den gleichen Rath zu geben, den Schurken, wer er auch seyn möge, zu entlarven und zu beschämen, kurz, jene alte und Achtung gebietende Würde der Pariser Notare zu erhalten, die so mächtigen Einfluß haben auf die gesellschaftliche Ordnung und auf die allgemeine Wohlfahrt.

Meleour stand in großer Achtung und sah die Zahl seiner Klienten sich täglich vergrößern. Jedoch der übermäßige Preis seiner Stelle, die Ausgaben für sein Hauswesen, die Zinse des Kapitals, das er noch schuldig war, hatten ihm bey seinem Verheirathen nicht erlaubt, seiner natürlichen Gefälligkeit nachzugeben, und, wie er wohl gewünscht hätte, seiner jungen Gattin Diamanten anzubieten, die sie, wie er voraussetzen konnte, mit Ungeduld erwartete. Alphonsinens Hochzeitkörbchen (Corbeille de mariage) war geschmackvoll und mit allem, was die Eitelkeit einer jungen Frau befriedigen kann, reichlich ausgestattet; aber es war kein Schmuckkästchen darin: und doch kostete dieses Körbchen gegen 15,000 Franken, mit welchen Meleour das kleine Erbgut seiner Väter mehr als verdoppelt hätte. Diese Betrachtung war sehr natürlich, als er seine Augen auf dieses mit Blumen geschmückte Prachtstück von weißem Atlas warf, dessen Wohlgeruch Hymens lachenden Altar zum Voraus zu durchduften schien.

Alphonsine verhehlte den Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie kein Schmuckkästchen in ihrem Körbchen gefunden hatte. So groß auch ihre Neigung zu Meleour war, der die liebenswürdigsten Eigenschaften mit einem vortheilhaften Aeußern verband, so fühlte sie doch eine Art von Entzauberung, eine wahre Reue sich in ihr Herz schleichen, daß sie sich mit einem Manne verbunden hatte, der, wie Alles andeutete, sparsam und von einem Charakter war, der mit dem ihrigen wenig übereinstimmte. Jedoch zerstreut durch die Feste, deren Gegenstand sie war, und durch die zahlreichen und mannigfaltigen Vergnügungen, von denen sie sich umgeben sah, be-

deckt mit den reichsten Spitzen und schönsten Kaschemir-Shawls, verbaeg sie eine Zeit lang ihren Verdruß. Hauptsächlich hinderte sie der Beyfall ihees Vaters, der nicht aufhörte, Melcour wegen seiner kingen Bescheidenheit Glück zu wünschen, den geringsten Verdruß merken zu lassen. Herr Dutheil, der vom bloßen Aebeitee Chef einer Manufaktur gewoeden war, kannte ganz den Werth des Goldes, und die Mühe, die man sich geben muß, um ein wirkliches Vermögen zu eewerben. „Nichts beleidigt mein Auge so sehr, sagte er, als Brillanten und Rubine an einem Halse von achtzehn Jaheen; dieß mag meinetwegen das Hülfsmittel der Frauen in iheem Herbste seyn; aber in seinem Feühling muß man nur Blumen tragen." Alphonsine lächelte und stellte sich, als ob sie ihrem Vater Beyfall gäbe, aber sie machte ihm doch bemeeklich, daß ein gemäßigter Luxus zum Gedeihen des Handels, zum Glanz der geoßen Städte beytrage, und daß es zu den Pflichten reicher Leute gehöee, die Künste in Aufnahme zu bringen. „Sie selbst, mein Vater, fügte sie absichtlich hinzu, Sie verdanken Iheen Reichthum nur diesem glücklichen Soseteme, diesem unumgänglich nöthigen Austausch des Goldes und der Indusieie: wenn man eben so wenig Poezellan kaufen würde, als man, Ihrer Meynung nach, Diamanten tragen soll, so wüeden Sie Ihre schöne Manufaktur, Ihre deey Landgütee in Beauce, Ihee zwey groeßen Palläste in Paris nicht besitzen; Sie hätten das Vergnügen nicht, Melcour zum Schwiegersohne zu haben und mich so gut verheieathet zu sehen." Während dieser lezten Woete läßt sie einen süßen Blick auf ihren Gatten fallen, der sie natürlich beobachtete, und mitten unter dieser Ergießung einer liebenden Seele eine getäuschte Eewaetung zu sehen glaubte, die zu eefüllen re sich heimlich vornahm, sobald er im Stande seyn würde.

Aber ungeachtet sich die Einkünfte von Melcoues Geschäfte durch die Achtung, deren er genoß, täglich oergrößerten, so reichten sie doch, bey seinen vorher gemachten Ausgaben, bey weitem nicht hin, seine Hoffnung zu erfüllen. Alphonsine suchte ihee Eitelkeit durch tausend Kleinigkeiten zu rächen, die sie befriedigen konnten. Wenn sie sich aber in Gesellschaft von Frauen befand, die mit Diamanten geschmückt waeen, so eemangelte sie nie, dieselben zu loben, und zwar so, daß Melcour es hören konnte. So lange sie diesen reichen Schmuck nue bey alten Frauen sah, war sie weniger veedeießlich daeüber; aber wenn sie unglücklicheeweise Neuvermählten begegnete, die mit Brillanten bedeckt waren, so funkelten ihre Augen, dee Neid malte sich auf allen ihren Zügen: dann fiel ein unzufriedenee und kalter Blick auf Melcour, der reebdete, die Augen niedeeschlug, und noch mehe litt, als seine theuee Alphonsine.

In Dutheil's Familie fand eine Heirath Statt; diese vergeößerte nue den Unmuth der jungen Melcour und zereiß den lezten Zaum, den sie bisher ihrer unersättlichen Eitelkeit angelegt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. October.

(Fortsetzung.)

An den kleinern Theatern herrscht in dieser Jahrszeit reges Leben, nur das arme Vaudeville geht bey dem langen Streite zwischen Direktor und Eigenthümer unter. Sie schreyen gegen einander in den Zeitungen und vor den Gerichten; was sollte das Publikum bey so bewandten Umständen im Vaudeville theater thun? es bleibt also lieber weg. Prozeßführende Leute, die nichts weniger als belustigend sind, trifft man ja schon in der wirklichen Welt genug an. Lustiger geht es bey den Theatern Variétés und Madame zu, wo beständig neue, aus dem Leben gegriffene Stücke gegeben werden. So hat das Variétéstheater die Kutscher in einem sehr spaßhaften Schwanke geschildert, nämlich den herrschaftlichen, den Fiacre, den englischen, den Cabriolet- und den Landkutscher. Diese verschiedenen Menschengattungen haben in Paris ihre Eigenthümlichkeiten; so ist der herrschaftliche Kutscher kalt und vornehmthuend gegen die andern; der Fiacrekutscher ist derb und grob; die Landkutscher, das heißt die Kutscher der kleinen Wagen, die von Paris nach St. Cloud und Versailles fahren, und die das Volk Kukues nennt, sind am demüthigsten, denn für sie ist die goldne Zeit vorbey. Sonst nämlich waren sie die einzigen, welche die Fuhren zwischen den königlichen Residenzen besorgten, sie pachten, wie sie auch noch thun, sechs bis acht Reisende in ihren ganzen Kasten, den sie einen Wagen nennen, zusammen, peitschten auf ein elendes Pferd los, blieben Stunden lang in einer Kneipe unter Weges sitzen, und wenn ein grober Zulauf war, forderten sie, was sie wollten. Die Scheine hatten sich immer unter einander vereinbart, wie Lieferanten bey einer zuzuschlagenden Lieferung, so daß bey dergleichen Fällen das Publikum von ihrer Konkurrenz nichts zu hoffen hatte, und sich ihren Bedingungen unterwerfen mußte. Jezt ist es aber anders. Es fahren stündlich von Paris elegante und bequeme Landkutschen nach St. Cloud und Versailles ab, nach dem ersten dieser Orte fährt noch außerdem zweymal im Tage ein schönes Dampfboot, auf welchem man alle mögliche Bequemlichkeit genießt, und zwar Alles zu bestimmten billigen Preisen, so daß also der Erwerb jener armseligen Kukuksfahrer bedeutend gefallen ist. Die Dichter des erwähnten Stückes am Variétéstheater haben die verschiedenen Kutscher auf eine drollige Art in einer Schenke der Umgegend von Paris zusammengebracht. Hier streiten sie über ihren Werth und Verdienst, und bekommen fast Händel. Plötzlich fällt Regen ein; die Streitenden legen vor der Hand ihren Zwist nieder, und kommen überein, den Parisern, die wieder nach Hause wollen, für jeden Platz sechs Franken abzufordern, eine burleske Liebschaft und andere Sonnerien kommen dazwischen, und machen dies leichte Gemälde aus dem Volksleben ziemlich unterhaltend. Das Variétéstheater erfreut solcher Volksscenen eine Menge; indessen ist es bey weitem nicht allen Dichtern gelungen, Originalität hineinzubringen; auch das Kutscherstück läßt noch viel zu wünschen übrig; mit einigen spaßhaften Aus-

tritten kömmt kein gutes Stück zu Stande; dazu gehört mehr. Die jungen Dichter wollen sich dieß aber nicht in den Kopf setzen. Die Melodramenbeater, die nur von Mord und Verrätherey leben, haben dann auch in der lezten Zeit manche recht schwarze Thaten ausgebrütet, welche die untern Volksklassen zum Schaudern bringen, und die Theaterkasse füllen. So haben sie Cagliostro, die Ninonen von La Granca (soll nach dem Deutschen seyn) und den Arzt von Altona auf die Bühne gebracht. Lezterer besonders hat großen Zulauf; ein unschuldiges, des Diebstahls angeklagtes Mädchen, das gedenkt werden soll, vor der Exekution stirbt, das heißt zu sterben scheint, von einem Arzte wieder in's Leben gerufen, dann wieder verfolgt wird, und zwar von einer pechschwarzen Seele, wie in den Melodramen immer eine vom Dichter gewählt wird, um der schneeweißen Tugend zum Abstiche zu dienen; dann die über alle Bosheit siegende Unschuld, die fünf Minuten vor dem Niederfallen des Vorhanges glänzend hervortritt, und die Zuschauer ermahnt, Stock und Hut zu ergreifen, und sich nach Hause zu begeben; was bedarf es mehr, um ein heftiges Gedränge, Rippenstöße, Schlaczen und Zähren unter den Zuschauern zu verursachen? Obschon diese Ingredienzien ungefähr bey allen Melodramen dieselben sind, so hängt doch viel von der Mischung ab, und das Volk will einmal so bedient seyn. Seine starken Dieeen haben dergleichen Mordstücke nöthig, um erschüttert zu werden. Am Théâtre français wurde neulich auch so ein tragisches Stück, wiewohl in einem höhern Style als die Melodramen, gegeben, nämlich der Lord Davenant, der während des Krieges nach Amerika geschickt, dort ein simples, ihn innig liebendes Mädchen geheirathet, und mit ihr einen Sohn erzeugt hat. Hernach ruft ihn sein Vaterland zurück; er bekommt volle Posten, vergißt sein liebes Weib, und heirathet eine Person aus der hohen Welt, allein von Zeit zu Zeit quält ihn sein Gewissen mit der Erinnerung an seine Treulosigkeit. Nun ereignet es sich, daß er durch die Straßen Londons fährt, und seine erste Frau irgendwo am Fenster erblickt; weg ist seine Ruhe; bald wird seine Lage noch weit schlimmer; sein eigner Sohn, der ihn aber nicht kennt, sprengt ihm um seinen Beystand an, damit er den treulosen Mann seiner Mutter auffinden, und ihn zur Rechenschaft über sein Betragen fordern kann. Endlich führt der Zufall beyde Frauen zusammen. Lord Davenants Angst steigt auf's Höchste, und er bringt sich selbst um's Leben. Gewiß ist dieser Roman auch für die Bühne geeignet, und das Publikum, besonders das weibliche, nahm sehr lebhaften Antheil daran; allein man hätte hören sollen, wie die klassisch gesinnten Blätter die armen Verfasser zurichteten, daß sie es gewagt hätten auf dem ersten Theatre Frankreichs, wo Racines und Corneilles Meisterstücke aufgeführt würden, solch ein Zwitterdrama vor die Augen der gebildeten Welt zu bringen. Nun freylich nach den Regeln der höhern französischen Dramatik gibt es nur zwey Gattungen, das heroische Trauerspiel und das Lustspiel; Mittelgattungen werden von dieser Dramatik ganz verworfen. Allein das Publikum, das sich nicht immer an die Regeln der Dramaturgie hält, hat manchmal Stücke beklatscht, die eigentlich in keine der beyden Gattungen gebracht werden konnten; diese haben aber nie legitimirt werden können, und die strengen Kunstrichter haben sie immer als ungesetzliche und illegitime Geistesprodukte angesehen; keine literarische Zeitschrift wagte es, sie in Schutz zu nehmen, so vielen Beyfall sie auch auf der Bühne erhielten. Es herrschten in der französischen Literatur Glaubenssätze, die man nicht bestreiten konnte, ohne für einen literarischen Ketzer, und für einen geschmacklosen Aesthetiker zu gelten. Jezt aber gestalten sich die Dinge anders. Die vielen Uebersetzungen aus den fremden Sprachen, und besonders die neuere englische romantische Literatur haben doch den Kritikern die Augen geöffnet, und ihnen bewiesen, daß es in der Literatur Schönheiten gebe, wovon sich der den Ton angebende despotische Hof Ludwigs XIV. nichts hatte träumen lassen, und daß es thöricht sey, dem Genie Schranken zu setzen, da das Genie dieselben beständig durchbricht. Diese Anfangs nur von einigen Personen leise ausgesprochene Meynung ist endlich diejenige einer literarischen Parthey geworden, die ein eigenes, sehr geschickt abgefaßtes Blatt herausgibt, le Globe, das unstreitig jezt das merkwürdigste Literaturblatt ist, das in ganz Frankreich erscheine. Die Verfasser haben beständig den zeitgemäßen Grundsatz vor Augen. Freyheit muß seyn im Denken wie im Glauben. Daher halten sie es mit keiner Parthey, sondern wenn irgend einer sich auf eine einseitige Weise äußert, und Zwang in Literatur- und Kunstsachen, oder in der Religion, oder gar in der Politik verlangt, wo der Zwang noch unerträglicher ist, so schlagen sie ihm auf die Finger, und bestehen auf der Freyheit. Spricht einer vom alten Herkommen, und verlangt, eine Sache, wäre sie auch ein arger Mißbrauch, soll geachtet werden, blos weil es ein Herkommen ist, so machen sie sich über diese Unbeweglichen lustig, welche allein nicht vom Flecke wollen, da Alles um sie her im Fortschreiten begriffen ist. Manchen in andern Blättern angebeteten Götzen haben sie in ihrer ganzen Blöße dargestellt; manches von andern Zeitschriften Verworfene haben sie wieder zu Ehren gebracht. Die Literatur des Auslandes findet daher in dem Globe verdiente Anerkennung, und ihren Witz üben die Verfasser nur gegen das in jeder Hinsicht Lächerliche. Die in Frankreich so verrufene Romantik wird im Globe allein in Schutz genommen, doch nicht die ungereimte, in dunkeln Worten und mystischen Formeln sich äußernde, sondern die ächte Poesie dieses Namens. Mit seinem festen, entschlossenen, und immer auf Vernunft gegründeten Tone hat der Globe es doch schon so weit gebracht, daß die Romantik nicht mehr ein Losungswort zum Spotte und zu Witzeleyen ist, und daß mehrere Blätter sie nicht mehr anzugreifen wagen. Eine Zeitschrift, Mercure du 19 Siècle, um nicht seine Abonnenten zu verlieren, hat daher neulich auch die Erklärung gethan, sie werde künftighin von ihren literarischen Grundsätzen etwas abgehen, und die neuere Literatur, so oft als sie beachtungswerth seyn werde, nach Verdienst würdigen. Dieß ist eine wahre Revolution in der literarischen Welt, wie eben eine in der politischen vorfällt. Wie manches Blatt, das noch vor zehn Jahren wider Verfassungen und Volksrepräsentation und Preßfreyheit schrie, muß jezt schon diese Dinge als allgemein anerkannt annehmen, um nicht seine Abonnenten zu verlieren; ähnliche Veränderungen geben mit andern Blättern vor. Noch vor einigen Jahren bestanden die freysinnigen Zeitungen in Paris sehr heftig auf Mauth- und Sperrgesetzen, zu Gunsten des französischen Gewerbfleißes. Allein es sind seitdem richtigere Begriffe in Umlauf gekommen, besonders seitdem die englische Regierung auch vernünftigere Grundsätze zur Maßregel angenommen hat. Jezt dringen eben diese Blätter auf Handelsfreyheit, und Aufhebung der den Handel vernichtenden Sperren. Die staatswirthschaftlichen Ansichten der Franzosen erheben sich überhaupt mit den eingetretenen Zeitumständen. Jezt richtet die Nation ihre Blicke auf Amerika; mit Egypten wird der Handel immer thätiger; das Fabrikwesen bekommt einen neuen Schwung durch die Einführung englischer Maschinen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Dezember 1825.

Die Welt wird immerdar durch Zier berückt!

Shakspeare.

Das Schmuckkästchen.

(Fortsetzung.)

Julius Sainville, der einzige Sohn eines Wechselagenten, bat um die Hand Adelens Crammer, einer Nichte des Herrn Dutheil und Tochter seines Associé. Ohne den Glanz und die Schönheit ihrer Kousine zu haben, flößte Adele ein außerordentliches Wohlgefallen, ein Interesse ein, dem man nicht widerstehen konnte; sie hatte die Wahl des jungen Sainville durch jene Uebereinstimmung des Geschmacks und des Charakters, durch jene süße Sympathie auf sich gezogen, die ein sichereres Pfand des Glückes ist, als selbst die Liebe und der Reichthum. Adele hatte einen Bruder und zwey Schwestern: ihr Vater, ungeachtet aller Zärtlichkeit, die er für sie hatte, konnte ihr nur ein Heirathgut von 80,000 Franken geben. Nichtsdestoweniger erhielt sie eine sehr reiche corbeille, welche, wie es die Sitte mit sich brachte, in Gegenwart der versammelten Anverwandten geöffnet wurde. Alphonsinens Eitelkeit war anfangs befriedigt, da sie sah, daß ihre Kousine in Spitzen und Kaschemiren kaum mit ihr wetteifern konnte; als aber die verschiedenen gebräuchlichen Geschenke mitgetheilt und die Flitter aller Art ausgekramt waren, und im Grunde des Körbchens ein Schmuckkästchen von rothem Maroquin mit dem doppelten Namenszug der Braut und des Bräutigams erschien, ging Alphonsine plötzlich von der Fröhlichkeit und den Glückwünschen zum finstersten Stillschweigen über. Adele öffnet das Schmuckkästchen; sie findet darin sehr schöne Ohrgehänge von Brillanten, einen Kamm und ein Halsband von derselben Art, welche alle Strahlen der Sonne zurückzuwerfen schienen. Diesem reichen Schmucke waren mehrere andere von Korallen und Turquoisen zur kleinen Toilette beygefügt, und eine Börse von 200 Goldstücken machte dieses reiche eheliche Opfer vollständig. Die Augen fest auf das Schmuckkästchen geheftet, gelüstete Alphonsinen nach diesem glänzenden Schmuck, und ihren Verdruß und ihre Unruhe verbergend, sagte sie ganz leise vor sich hin: „Und doch ist sie nicht die einzige Tochter, und ihr Heirathgut beträgt nicht die Hälfte des meinigen.“ .... Um ihr Leiden voll zu machen, bestrebte Adele, die sich mit eigenen Augen von der Wirkung überzeugen wollte, den dieser Fluß von Diamanten hervorbringen mußte, ihn an den Hals ihrer Kousine, und rief mit ihrer natürlichen Bescheidenheit aus: „Diese Schmuck ist zu schön für mich . . . ach! wie gut steht er dir!“ — „Sage das nicht vor meinem Manne, antwortete ihr Alphonsine mit einem bittern Lächeln, denn er würde dir im Sinne meines Vaters sagen, eine Frau solle in ihrem Frühling nur Blumen tragen.“ — „Ohne Zweifel, erwiderte Herr Dutheil barsch: und ich werde ganz offen behaupten, daß Sainville Unrecht hat: man muß ein Narr seyn, wenn man die Hälfte des Heirathguts, das eine Frau bringt, auf Diamanten verwendet.“ — „Diese kosten mich keinen Heller, antwortete Julius; es sind die Diamanten meiner Mutter, die sie mir bey ihrem Tode für die übergab, die mir das Schicksal bestimmen würde.“

„Sie sind mir darum nur um so theurer," sagte Adele, indem sie sie mit Ehrfurcht betrachtete. — „Ich könnte meiner Frau wohl auch den Schmuck meiner ehewürdigen Mutter übergeben, fügte Melcour sogleich hinzu, indem er Alphonsine forschend ansah; aber er besteht nur in einem goldenen Kreuze mit seiner Kette, in einem Ehering, den ich nie ablege, und in einem silbernen Becher, dessen ich mich täglich bediene." Alphonsine schlug die Augen nieder, und da sie sich einbildete, ihr Mann wolle sie demüthigen, wurde sie noch düsterer und stiller. So wahr ist es, daß ein verletztes Herz sich leicht beleidigt glaubt, und den einfachsten Sachen eine empfindliche Deutung gibt.

An dem Hochzeittage ihrer Kousine kleidete sich Alphonsine ganz einfach, und wiederholte unaufhörlich mit einem erzwungenen Lächeln, eine junge Frau sollte nur Blumen tragen. „In dem Falle hättest du nur deine Gestalt nöthig," antwortete ihr Melcour, der von der Kälte, die seine Frau seit einiger Zeit bis zur Gleichgültigkeit gegen ihn trieb, mehr litt, als er auszusprechen wagte: „doch," fügte er in dem Augenblicke hinzu, da sie zur Hochzeit gehen wollten, „wenn du, wie Adele, dich mit dem Geschmeide meiner würdigen Mutter schmücken wolltest, so biete ich es dir an." Er bietet ihr nun ein kleines Kistchen von gothischer Form und beynahe ganz abgenutzt an, das sie mit Verlegenheit und blos aus Nachgiebigkeit öffnet: sie sieht wirklich darin ein goldenes Kreuz à la Jeannette und die Kette, die es so oft an den Hals der Mutter Melcour's befestigt hatte; aber wie groß ist ihr Erstaunen, als sie unten ein anderes Kreuz mit Brillanten, à jour gefaßt, und von der größten Schönheit findet! Melcour hatte die Schwachheit gehabt, dieses reiche Juwel auf Kredit zu kaufen, um seiner Frau, die er abgöttisch liebte, die Ruhe und Zufriedenheit wieder zu verschaffen, die ihren Reizen so viel Glanz gab, und die er gerne mit seinem Blute und mit seinem Leben bezahlt hätte. „Wir!" sagte Alphonsine und warf sich in seine Arme, „so täuschest du mich, so rächst du dich! O wie theuer wird mir dieses Juwel seyn!" Sie hängt es gleich an ihren Hals, kleidet sich schnell ausgesuchter an, und erscheint auf der Hochzeit geschmückt mit diesem ersten Talisman, mit diesem so köstlichen Beweis ihrer Gewalt über das Herz ihres Gatten. Herr Dutheil scherzte mit seinem Schwiegersohne über seine Schwäche: Alphonsine schmeichelte ihrem Vater und erinnerte ihn an sein gegebenes Versprechen, sich nie in das Innere ihrer Haushaltung zu mischen; und der reiche Schmuck von Adele Sainvillr verirrte die Eitelkeit ihrer Kousine weniger.

Alphonsine wurde schwanger. Um dieses glückliche Ereigniß zu feyern, legte ihr rings Melcour ein Etui von grünem Maroquin, mit weißem Sammt gefüttert, auf ihren Putztisch, welches zwey große ganz gleiche Knöpfe von dem schönsten Wasser, mit zwey ähnlichen Birnen von einem einzigen Stein enthielt, die nach Belieben Ohrgehänge bildeten, oder anders verwendet werden konnten. Diese ziemlich kostbare Gabe riß die junge Frau hin und bewies ihr von Neuem, daß sie in der Folge Alles, was ihrem Stolze schmeicheln konnte, erhalten würde, weil Melcour selbst ihre Wünsche übertraf. Mit welchem Eifer zeigte sie sich in den Schauspielen, auf den Spaziergängen, geschmückt mit ihrem Brillantenkreuz und mit ihren reichen Ohrgehängen! Mit welcher Verlegenheit bemerkte sie gewisse Blicke sich auf sie heften, mehrere Frauen sie mit Neid betrachten! Melcour theilte ihr Glück: das Vergnügen, seine Frau ausgezeichnet zu sehen, entschädigte ihn für die Opfer, die er gebracht hatte, und erstickte in seinem Herzen die gebrimme Stimme, die ihm einen über seine Mittel gehenden Aufwand vorwarf. ... Gebt einmal den Lockungen der Eitelkeit nach, so beherrscht sie euch bald, und zieht euch weiter fort, als ihr vorauszusehen konntet.

Endlich brachte Alphonsine ein Kind zur Welt, welches die Wünsche der ganzen Familie erfüllte. Es war eine Tochter, die das lebendige Ebenbild ihres Vaters zu werden schien. Melcour, trunken vor Freude, wollte diesen glücklichen Zeitpunkt durch eine neue Ueberraschung feyern. Er benutzte die Zeit, wo die Wöchnerin das Bett hütete, nahm ohne ihr Wissen das Kreuz und die Ohrgehänge und stellte sie seinem Juwelier wieder zu, um den Schmuck vollständig zu machen, den er seiner Frau am Taufstage des Kindes übergeben wollte. Dieser konnte erst in zehn Tagen Statt finden wegen der Entfernung einer Verwandtin, die zur Pathin gewählt war. Endlich kam dieser schöne Tag heran: Alphonsine, beynahe schon wieder hergestellt, wollte ihre Diamanten anlegen, während man ihre Tochter in die Kirche trug. Ihre Eitelkeit ließ sie das Vergnügen, sich mit den Geschenken ihres Gatten zu schmücken, als eine Schuldigkeit ansehen. Sie gab daher ihrer Kammerin den Schlüssel ihres Schreibtisches, und hieß sie ein kleines Kästchen von grünem Maroquin holen, das sich in der mittleren Schublade befinden würde. Diese erfüllt den ihr gegebenen Befehl, sie bringt ein Kästchen, dessen Größe Alphonsinen auffällt, die auf dem Deckel ihren und Melcour's Namenszug bemerkt: sie öffnet hastig, eifrig und findet außer den zwey Geschenken, die sie schon erhalten hatte, ein sehr schönes Halsband von Diamanten, einen solchen Kamm und einen Gürtelhaken, aus zwey Solitairen gebildet, die ihren Ohrgehängen beynahe gleich waren. Der Freudenschrey, den sie ausstößt, erschreckt die Wärterin, die sich aber bey dem bezaubernden Lächeln der Wöchnerin bald wieder beruhigt. Nie war eine Frau glücklicher gewesen; nie hatte ein Schmuckkästchen größere Freude hervorgebracht. Da sie zu ihrem großen Bedauern ihren Hals noch nicht entblößen konnte, so heftete sie das Kreuz und das Halsband über

das Spitzenhalstuch, das ihre Brust bedeckte, legte die Ohrgehänge an, befestigte das Gürtelschloß auf ihrer Stirne in Form eines Diadems, und war untröstlich, daß sie den Kamm nicht auf den Kopf setzen konnte, um sich bey der Rückkehr von der Taufe mit allen Gaben des großmüthigsten, des liebenswürdigsten der Gatten geschmückt zu zeigen. Dieser kehrt bald zurück, die kleine Christin auf seinen Armen, und erhält von ihrer freudetrunkenen Mutter die Beweise der zärtlichsten Liebe, der leidenschaftesten Dankbarkeit. Nie hatte Alphonsine ein so hinreißendes Ansehen gehabt: alle diese zahlreichen Diamanten schienen die Züge ihrer göttlichen Gestalt zu wiederholen, und um ihren Kopf die Glorie der schönen Jungfrau Raphaels zu bilden. Um diese himmlische Täuschung vollständig zu machen, stillte Alphonsine ihr Kind; und dieses für das Herz eines Gatten und Vaters so süße Schauspiel verwischte aus Melcour's Erinnerung alle die Opfer, die er gebracht hatte, und machte ihn blind gegen die Gefahren, welchen ihn seine Schwachheit aussetzte.

Dieß war nicht der Fall bey dem wackern Vater Dutheil, dem Paten des Kindes; er wußte ungefähr, was diese reichen Geschenke kosten konnten; und obgleich sein Schwiegersohn einer der gesuchtesten Notare in Paris war, wußte dieser würdige Mann doch wohl, daß Melcour noch mehr als 60,000 Franken auf seine Stelle schuldig und nicht im Stande war, so beträchtliche Ersparnisse zu machen. Da er jedoch das Glück seiner Tochter und die im ganzen Hause verbreitete Freude nicht stören wollte, beobachtete er nicht ohne Mühe das vollkommenste Stillschweigen.

Alodonsine konnte nicht satt werden, ihr theures Schmuckkästchen zu bewundern und sich mit den kostbaren Gegenständen, die es enthielt, zu schmücken. Mit welcher Ungeduld erwartete sie den Augenblick, wo sie, befreyt von der Spitzenhaube, deren Beybehaltung für jetzt die Klugheit noch rieth, mit bloßem Kopfe, den reichen Kamm in den Haaren und mit allen ihren Schätzen geschmückt, erscheinen konnte! Dieser so sehnlich gewünschte Zeitpunkt blieb nicht aus. Man war im Anfang des Winters; die gesellschaftlichen Vereine, und besonders die Bälle nahmen wieder ihren Anfang. Melcour und seine Frau bekamen eine Einladung von Herrn Sainville, dem Vater, einem sehr geachteten Wechselagenten, bey welchem sich die glänzendsten Frauen der Bank versammeln sollten. Alphonsine, ob sie gleich ihr Kind noch stillte, wollte eine so schöne Gelegenheit, alle ihre Diamanten zur Schau zu tragen, nicht vorbeygehen lassen, und bereitete zum Voraus einen Anzug, der den Glanz derselben unterstützen sollte. Von einem Kleide von schwarzem Sammt ließ sie das blendende Feuer ihres reichen Gürtels ausstrahlen; und um ihren Kamm, in den sie ganz vernarrt war, so sehr als möglich in Vortheil zu stellen, steckte sie in ihre Haare, schwarz wie Ebenholz, keine Blume, keine Feder, nicht die geringste fremde Zierath. Sie war jedoch unschlüssig, ob sie sich nicht mit einem sehr schönen Paradiesvogel schmücken sollte, den sie von der Pathin ihres Kindes zum Geschenk empfangen hatte, und welcher die große Toilette vollständig gemacht hätte; allein sie wollte Melcour schmeicheln, indem sie sich das erste Mal blos mit seinen Geschenken schmückte. Nichts entgeht der Berechnung der Eitelkeit: sie weiß aus den geringsten Dingen Vortheil zu ziehen; eine Aufmerksamkeit, eine bloße Gefälligkeit von ihrer Seite ist beynahe immer ein Kapital, das sie auf große Zinsen ausstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bey der Nachricht von
Jean Paul Friedrich Richters Tod.

Das große reiche Herz, es ist gebrochen,
Der hohe Geist stieg auf in Lichtespracht;
Was er zu uns in Flammenschrift gesprochen,
Glänzt, wie sein Hesperus, in dunkler Nacht.
Ein Chor von Engeln hört sein freudig Pochen
Am Tempelthor und jauchzt: es ist vollbracht!
Ob Schmerzen auch die Nachgelass'nen drängen,
Der Sänger lebt in ewigen Gesängen.

Doch quillt die Thräne, daß wir ihn verloren,
Deß Genius so Herrliches gebar,
Den Mann, der unter Tausenden erkoren,
Ein Priester stand am Vaterlands-Altar,
Die Geißel schwang zum Schrecken aller Thoren,
Als Bildner kühn und unerschöpflich war:
Was tröstet uns? — der Geist in seinen Werken
Wird uns mit Muth im Kampf des Lebens stärken.

J. H. Kaufmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Nov.

Auf seiner literarischen Reise zum Behuf der Herausgabe eines althochdeutschen Sprachschatzes verweilte hier einige Wochen Herr Regierungsrath Graff aus Königsberg, Verfasser der geschätzten Schrift über die althochdeutschen Präpositionen, welche im vorigen Jahr als Ankündigung und treffliche Probe des größeren Werkes erschienen ist. Die Ausführung des letztern, d. h. eines vollständigen, durchaus urkundlichen Wörterbuchs der hochdeutschen Sprache vom achten bis eilften Jahrhundert erfordert eine umfassende Kenntniß und Benützung aller, in Deutsch-

tand, Frankreich, Oberitalien, noch vorhandenen althochdeutschen Sprachdenkmäler. Die Reise, welche Herr Graff für diesen Zweck unternommen, hat schon jetzt manchen überraschenden Erfolg gewährt. In Karlsruhe vorzüglich hat er bisher ganz unbekannte Glossensammlungen (aus der Reichenau und von St. Peter) gefunden, die mit allen bisher bekannten an Alter und Reichhaltigkeit wetteifern, wodurch eine Menge dunkler altdeutscher Wörter deutlich, eine Menge entstellter berichtigt wird, und für deutsche Etymologie und Formenlehre bedeutende Aufschlüsse erwachsen. Auch angelsächsische Glossen haben sich dortbin verirrt. Eine fast eben so reiche Glossensammlung des achten Jahrhunderts hat er in Paris entdeckt und abgeschrieben. Auch hier, in Stuttgart, hat er in der königlichen Handbibliothek althochdeutsche Glossen aufgefunden, wodurch die Sprachkunde bereichert wird. Die öffentliche Bibliothek hat ihm, außer dem bekannten Codex des Willeram, eine bisher noch unbekannte Interlinearversion der Benediktinerregel geliefert, zu interessanter Vergleichung mit Kero's Uebersetzung.

Die Richtung auf das Althochdeutsche streng verfolgend, widmet Herr Graff gleichwohl, so weit es dieser Hauptzweck gestattet, überall auch den mittelhochdeutschen Denkmälern (zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts), besonders den wenig oder gar nicht bekannten, seine Aufmerksamkeit. So hat er von einem bisher unbekannten Gedichte Konrads von Würzburg, der h. Sylvester, das in Trier liegt, reiche Excerpte genommen. Das für deutsche Sprache und Literatur gleich interessante Leben der heiligen Elisabeth, im Archiv zu Darmstadt, hat er auch dem größten Theile nach excerpirt. In Straßburg hat er sich vollständige Kunde von dem Inhalt der Handschrift verschafft, woraus in der Mülle'schen Sammlung mehrere Stücke abgedruckt sind. Aber auch mehrere größere Gedichte hat er dort vorgefunden, z. B. vom Glauben, von Hartmann; Litaney aller Heiligen; Alexander der Große, von Lamprecht; das heilige Namenbuch, von Dankrotsheim; der geistliche Streit, den er zu den schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen zählt ꝛc. Auf hiesiger öffentlicher Bibliothek ist er auf eine Reihe von Gedichten ähnlicher Art getroffen, wie die in v. Laßberg's Liedersaal abgedruckten; die launige Erzählung von Metzen Hochzeit kann daraus ergänzt werden. Auf der königlichen Handbibliothek hat er von dem Minnesingercodex, der aus dem aufgehobenen Kloster Weingarten dahin gekommen ist, ein genaues Verzeichniß des Inhalts aufgenommen. Dieselbe Bibliothek besitzt noch manche, der Literatur unbekannte Handschriften: Wigalois, Leben Mariens und Jesus (von Philipp), Wilhelm von Orleans, Salomon und Morolf, Friedrich von Schwaben, Jeroschins Chronik, Kato, Bonees Fabeln ꝛc.

Während Herrn Graffs größeres Sprachwerk seiner Natur nach nur langsam vorrücken kann, bezweckt er die reiche Ausbeute, wovon hier vorläufige Nachricht gegeben ist, baldmöglich zum literarischen Gemeingut zu machen, wenn er hiebey, wie mit Recht zu hoffen ist, von Seiten des Buchhandels die nöthige Förderung findet. Wie bedeutend würde die Mittheilung der Glossensammlungen dem deutschen Sprachforscher, wie wünschenswerth die genauere Kunde von so vielen, bisher vergrabenen poetischen Denkmälern jedem Freunde des vaterländischen Alterthums seyn! — Mögen, wie hier, überall Privaten und Bibliothekare die literarischen Schätze, die sie in Besitz oder Verwahrung haben, dem Reisenden zu freyem, leichtem Gebrauche stellen, und seine Forschung nicht in die Klasse flüchtiger Beschauungen setzen!

Paris, 30. Okt.

(Beschluß.)

Es wird ungeheuer viel produzirt; zum bessern Absatze gehört freye Ein- und Ausfuhr; also wird die Handelsfreyheit jetzt so nöthig als die Preßfreyheit, und als ein nothwendiges Bedürfniß der jetzigen Zeit gewiß entstehen. Für die Griechen wird immerfort von den freysinnigen Zeitungsexpeditionen gesammelt, und die Akademie von Lyon hat einen Preis auf die beste Anregungsschrift an die christlichen Völker zu Gunsten der Griechen gesetzt. Freylich sind die Völker schon angeregt genug; ihre lebhafte Theilnahme bedarf keiner Ermahnung mehr, und die kalten Kabinetseelen wird kein, aus der Humanität geschöpfter Beweggrund rühren. Indessen ist doch in der letzten Zeit so manches Gute, durch beständig wiederholte Vorstellungen, die aus einer freyen Presse kamen, bewirkt worden, daß auch die Freunde der Humanität die beste Hoffnung haben, durch ihr unablässiges Bemühen endlich jene kalten Seelen in die gehörige Richtung zu bringen, oder doch so viel zu bewirken, daß Letztere den Sieg der guten Sache nicht mehr verhindern können. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller in Paris machen es sich zur Ehre, hiezu beyzutragen. So hat eben Villemain eine Novelle Lascaris.*) mit einer historischen merkwürdigen Nachschrift über die neuere Geschichte der Griechen herausgegeben. In der Nachschrift besonders findet sich sein ganzes Rednertalent, und hier ist er meisterhaft. Eben so hat Lemercier sein Trauerspiel, die Martyrer von Suli, drucken lassen, deren Aufführung die Theatercensur verhindert hat. Diese Censur, für welche man übrigens in den Tagesblättern wenig Achtung bezeigt, hat zuweilen sonderbare Scrupel. So hatten die Dichter des oben erwähnten Schauspiels Lord Davenant den Helden des Stückes sich hinter der Kulisse durch einen Pistolenschuß tödten lassen; so etwas macht Effekt auf die Zuschauer; die Censur hat sich zwar dem Selbstmorde nicht widersetzt, nur die Todesart gefiel ihr nicht, und auf ihren Befehl hat sich Lord Davenant entschließen müssen, Gift zu nehmen. Was nun die Censur für einen moralischen Unterschied macht zwischen Erschießen und Vergiften, und in wie fern letzteres vorzuziehen ist, kann ich nicht errathen; ein Pariser Blatt meynt, dieß sey ganz im Sinne einer gewissen Moral, die wohl die Sünde erlaubte, wofern sie nur ganz sachte vor sich gehe, und keinen Lärm mache. Auch die junge Dichterin, Delphine Gay, hat ihr Schriftstellertalent zu Gunsten der Griechen angewandt, und ein eigenes Gedicht dazu bestimmt, in welchem sie in einfachen, aber herzlichen Versen die Pariser zur Beysteuer auffordert. Ein schönes Mädchen, das in schönen Versen zur Theilnahme an einer schönen edeln Handlung auffordert, hat allzu großen Reiz, als daß die Pariser hätten unempfindlich bleiben können; daher denn auch schon einige Wochen nach dem Erscheinen des Gedichts der Absatz der Exemplare 3000 Franken eingebracht hat, die von der Dichterin dem Griechenkomité eingeschickt worden sind. Daran hat die Delphine Gay besser gethan, als daß sie in die Kuppel der Genovefenkirche stieg, und Verse zu Ehren der Heiligen und des Malers Gros versagte.

Dg.

*) Wir haben diese Novelle in Uebersetzung unsern Lesern schon mitgetheilt.

D. Red.

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Dezember 1825.

Der Krieg und Mars ist häufig der Geburthelfer der Zeit.

Jean Paul.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

Nachstehende vereinzelte Scenen sind aus einer zusammenhängenden Darstellung entlehnt, welche der Dr. Daniel Elster nach seinem sorgfältig geführten Tagebuche verfaßt und uns handschriftlich mitzutheilen die Güte gehabt hat. Er begleitete das Philhellenen-Bataillon als Oberchirurgus (Docteur major) und ist einer von den Wenigen, welche die Schlacht bey Peta überlebt haben. Seine günstige Stellung zwischen dem Offizierkorps, sowohl des Generalstaabs als des Bataillons und den Kriegern gewöhnlichen Ranges, machte es ihm möglich, Manches zu beobachten, was andern, die nur von oben herab oder von unten hinauf sahen, entgehen mußte. Aus der Fülle von interessanten Scenen, Begebenheiten und Lagen, welche seine Geschichte des Philhellenen-Bataillons schildert, heben wir nur einige heraus, fast ohne zu wählen, weil wir sonst gleich Alles mittheilen müßten.

* * *

I.

Vostitza.

Um Mitternacht trat endlich günstiger Wind ein, der uns Vostitza näher brachte, welches wir dann auch am andern Morgen erblickten. Es liegt hoch oben auf einer bedeutenden, in's Meer vorspringenden Anhöhe, unter welcher, dicht am Meeresufer hin, ein Weg in eine freyere, von Platanen und Obstbäumen überschattete Gegend führt. Vostitza selbst schimmert mit seinen rothen Dächern aus dichtem, grünem Gebüsch hervor. Eine riesengroße Platane erhebt sich aus der Mitte des Ortes, über den sie ihre gewaltigen, dickbelaubten Aeste und Zweige ausbreitet. Die Umgegend von Vostitza ist ganz mit Maulbeerbäumen bedeckt, die an den Seidenhandel erinnern, welchen es vor dem Kriege trieb. Erst am Nachmittage kamen wir vor dem Hafen an. Zuerst wurden unsere beyden Kanonen und der dazu gehörige Train an's Land befördert; dann warfen wir uns in die, uns in Menge umschwimmenden kleinen Kähne und erreichten das Ufer. Bald empfing uns ein schöner, geräumiger, auch von einer großen Platane mit blätterreichem Dach überdeckter Platz. Schon hatte unter ihr Maurokordato mit seinen Adjutanten und dem Generalstaabe Platz genommen. An ihrer Seite sprudelten sechszehn Fontainen, die noch unter türkischer Herrschaft eingerichtet worden waren. Das Wasser war außerordentlich kalt und ergoß sich mit starkem Geräusch in kleine Becken, aus denen es, weiter unten in einen Bach vereinigt, dem Meere zuströmte.

Auf diesem am Fuße von Vostitza gelegenen Platze schlugen nun auch die Philhellenen ihr Lager, das zweyte in diesem Feldzuge. Kaum war dieß geschehen, als ich mit einigen derselben aufbrach, um Kameraden und Freunde, die bey dem in Vostitza selbst gelagerten Regiment Tarella standen, aufzusuchen. Eine enge, gepflasterte Straße führt an der Seite der Anhöhe durch Gebüsche in's Dorf. Wir

betraten bald deſſen, gleichfalls enge Gaſſen, die faſt von lauter Buden gebildet werden. In dieſen ſind Vorräthe von Oel, Honig, Korinthen, Käſe ꝛc. ſo dicht neben und übereinander geſchichtet, daß ſie nur eine Maſſe auszumachen ſcheinen. Wir langten in der Mitte des Dorfes an, wo unter der großen Platane, die wir ſchon aus weiter Ferne erblickt hatten, noch von den Türken angelegte Kaffeehäuſer ſtanden. Links von ihnen eröffnet ſich eine herrliche Ausſicht nach Korinth. Hier hatten, wie dir Trümmer beweiſen, türkiſche Prachtgebäude geſtanden. Ihrer hatte aber nicht, wie der Kaffeehäuſer, die Wuth der Griechen geſchont. Der ganze Ort war jezt faſt menſchenleer, denn auch von Griechen ließen ſich wenige ſehen. Nur hie und da ſah man ein in Lumpen gehülltes Weib von einer Thür zur andern ſchleichen oder eben ſo zerlumpte, von Schmuz ſtarrende Kinder umherlaufen, und keine Spur des Wohlſtandes war zu finden, der vor der Revolution in dieſem Orte geweſen ſeyn ſoll. Die Soldaten des Regiments Tarella erfüllten die Gaſſen und hielten auf den Plätzen ihre Waffenübungen.

Ich fand bald meine ehemaligen Kameraden, von Hode und von Lübtow. Sie luden mich in ein Wirthshaus ein, um mir ein Willkommen zuzutrinken. Wir traten ein und befanden uns in einem kellerartigen Zimmer, welches Gaſt-, Schenk- und Barbierſtube in ſich vereinigte. Die Gefäße des eben beſchäftigten Barbiers geſellten ſich in holder Eintracht zu denen des Kochs. Das Zimmer wimmelte von Soldaten, die ſchon von dem griechiſchen terpentinduftigen Wein benebelt zu werden anfingen, welcher in unverſiegbarer Quelle aus den im Hintergrunde des Kellers liegenden Fäſſern floß. Noch befand ſich in der hinterſten und dunkelſten Ecke ein ſchwebender Verſchlag, zu dem eine angelegte Leiter hinaufführte und von woher ein beſtändiges Wehklagen und Aechzen herunterdönte. Es lag eine ſterbende Frau dort oben. Dennoch ſchien er mir und meinen Freunden der behaglichſte und wir ließen uns daſelbſt nieder, um uns zu ſtärken.

Kaum hatten aber die Bewohner des Hauſes vernommen, daß ein ἰατρος in ihrer Mitte ſey und ich denſelben vorſtellte, als eine Menge Kranker und Nichtkranker auf mich einſtürmte und mich nöthigte, ihnen mit Rath und That beizuſpringen. Die meiſten Kranken litten an gaſtriſchen Fiebern, inzwiſchen waren ſie mit meinem Rathe gegen dieſe keineswegs zufrieden, wenigſtens verlangte ein großer Theil von ihnen, ich ſollte ihnen doch auch ihr zukünftiges Schickſal enthüllen. Kein Wunder! denn Zauberer, Prophet und Arzt ſind bey den jetzigen Griechen, deren Aerzte gewöhnlich Pfaffen ſind, ziemlich gleichbedeutende Begriffe. Ich ſuchte, da kein Proteſtiren half, die Leute, ſo gut es gehen mochte, zu befriedigen, und kehrte ſodann zu meinen Freunden zurück. Auch jezt ſollte ich mich nicht lange mit ihnen ruhig unterhalten. Es ließ ſich nämlich von dem untern etwas dunkeln Theil des Tiſches her, an welchem wir ſaßen, eine etwas gellende Knabenſtimme vernehmen, die in ſpaniſchen Redensarten äußerſt tapfer that. Während ich meine Freunde darauf aufmerkſam machte und ihnen meine Verwunderung bezeigte, daß ſogar Knaben gegen die Türken ziehen wollten und dürften, traten die in jener Ecke befindlichen Gegenſtände und Perſonen deutlicher vor meine nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Da gewahrte ich denn unter einer Anzahl griechiſcher Soldaten wirklich einen Knaben, der ſich auf's vortreflichſte ausſtaffirt hatte. Sein Kopf war mit einer großen neumodiſchen Pelzkappe bedeckt, im Gürtel des kurzen Rockes ſteken zwey Piſtolen und von den ſchmalen Schultern hing ein krummer Türkenſäbel herab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Schmuckkäſtchen.

(Fortſetzung.)

Alphonſine begab ſich gegen zehn Uhr Abends zu Adelens Schwiegervater, um die Geſellſchaft vollſtändig verſammelt anzutreffen und ganz die Wirkung hervorzubringen, die ſie von ihrem reichen Schmucke erwartete. Dieſe übertraf ihre Wünſche. Sie ſchien ſo glänzend und ſo ſchön, daß alle Blicke ſich auf ihre Perſon hefteten; die Frauenzimmer mochten ihre Kleidung beneiden, ſie vom Kopf bis zu den Füßen zergliedern, wir ſie wollten, ſie konnten doch nicht umhin, die Worte entſchlüpfen zu laſſen: „Sie iſt wirklich ſchön ... ſie iſt ganz ſchön.“ ... Köſtliche Worte, die Alphonſinen im Grunde ihres Herzens wiedertönten und ſie vor Freude zittern machten. Die Männer umgaben ſie und beeiferten ſich, ihr Dinge zu ſagen, die ihrer Eigenliebe ſchmeicheln konnten. Inzwiſchen hörte ſie doch hie und da gewiſſe Amtsgenoſſen ihres Mannes ſich über einen Luxus wundern, den ſie ſogar unanſtändig zu nennen wagten. „Meleour muß,“ ſagte der eine, „in einem Monat ſo viel verdienen, als wir gewöhnlich in ſechs verdienen.“ — „Man könnte,“ ſetzte ein anderer hinzu, „ſie für die Frau eines Bankdirektors oder eines Generaleinnehmers halten.“ — „Zum Henker,“ murmelte ein dritter, „wie hoch treibt es nicht der theure Kollege für den Sohn eines Landmanns!“ — „Sicherlich,“ ſagte ein vierter, der boshafter war, als alle übrigen, „wird man bey Meleour Steine hinterlegt haben, und die Frau iſt mit der Kaſſe des Mannes geſchmückt.“ Dieſe letztern Worte hörte Meleour, und ſie trübten ſeine Freude. Sie machten ſelbſt auf ſeinen Geiſt einen ſo tiefen Eindruck, daß er nun das Lächerliche und die Unklugheit wahrnahm, die darin liegt, wenn man über ſeinen Stand ſcheitern und ſeinesgleichen verdunkeln

will. Er beeilte sich, seine Frau daran zu erinneen, daß sie, da sie stillte, nicht über zwey Stunden von Haus entfeent seyn könne, und führte sie, ungeachtet aller Bitten zu bleiben, und ungeachtet des Mißvergnügens weg, das Alphonsine merken ließ. So groß ist die Begierde zu glänzen, daß sie oft verleitet, die erste Pflicht zu vergessen, welche die Natue auflegt.

Melcour war frit diesem Abend traurig und tiefsinnig. Alphonsine bemerkte es, und glaubte, ide Gatte sey aus Eifersucht dagegen, daß sie so glänzend in der Gesellschaft erscheine. Aber der Gewale, die sie über ihn hatte, sicher, stael besonders durch die Herrschaft, dir rine Frau, die ihr Kind stillt, zu jeder Zeit hat, glaubte sie die Wolke, die über Melcours Züge verdeeltet wae, ganz zerstreut zu haben, und überließ sich mehr als je dem Strudel der Koketteeie, allen Irrthümern der Eitelkeit. Man sah sie überall, man bemerkte sie unaufhörlich. Diesrs öffentliche Prunken mit Reichthum war Melcour nichts weniger als vortheilhaft. Seine alten Klienten, erschreckt durch den Luxus seinrr Gattin, entzogen ihm allmählig ihr Veeteauen; unter den neuen zählte ee nur die verwegenen Spekulanten, die Geschäftemacher, die nue eine vorübeegehende Heerlichkeit haben und damit endigen, den Notae, den sie bisweilen zum Theilhaber ihrer Intriguen machen, bloßzustellen. Nach Verfluß einigee Zeit fand sich Melcour in Verlegenheit: seine Eigenliebe und die unüberwindliche Gewalt, die seine Frau über ihn gewonnen hatte, erlaubten ihm nicht, seinen Ton herabzustimmen, seinen Aufwand zu vermindern; endlich, bedrängt von seinen Gläubigeen, vergaß er sich so weit, daß er, um eine Veedindlichkeit zu erfüllen, über 60,000 Franken verfügte, die ihm ein General anveetraut hatte, der zue Armee abreiste. Dieser Klient sollte mehrere Monate adwesend seyn; er hatte von seinem Notar keine Zinse gefordert, da ee sich auf seine Rechtschaffenheit, auf Treue und Glauben verließ. „Es wird mir leicht seyn," sagte Melcour bey sich seldst, „dieses anvertraute Gut durch ein anderes zu ersetzen: es wäee eine Thorheit, wenn ich es nicht benutzen, wenn ich mich nicht dadurch aus meiner Verlegenheit ziehen wollte, die, wenn sie bekannt wiede, meinen guten Ruf gänzlich untergraben würde. . . ." So spricht die Nord, die bey dem Schrey der Ehrr taub geworden ist; so läßt sich die Eigenliede hinreißen, die immer blind ist gegen die Uebel, die sie zur Folge hat; so beging Melcour einen Fehler, der ihm beynade sein theurrstes Gut, einen unbescholtenen Ruf, seine Ruhe und das Glück seines Lebens gekostet hätte.

Der General wurde in einee der damals so häufigen Schlachten verwundrt und kam nach Paris zurück. Kaum war er aus dem Wagen gestiegrn, so schrieb er an Melcone, zu ihm zu kommrn und ihm das Geld, das er bey ihm niedergelegt hatte, wieder zu bringen. Dieses Billet war ein Donnerstreich für Melcour. Wie sollte er plötzlich eine Summe von 60,000 Franken zusammenbringen? Sich an rinen Kollegen wenden, hieß das Mißtrauen erwecken und seinen Nebenbuhlern Waffen gegen sich in die Hände geben: sich seinrm Schwiegervater anvertrauen, der seine Schwachheit und seine prahlerische Verschwendung so oft getadelt hatte, dieß seine Schuld eingestehen, sich so zu sagen unter seine Vormundschaft setzen: von dem General den geringsten Aufschub verlangen, hätte den gänzlichen Verlust seines Verteauens und die Gefahr, sich in Mißredit gesetzt zu sehen, zur Folge gehabt. Melcour, gequält von diesen fürchterlichen Betrachtungen, suchte vergeblich einen Entschluß zu fassen, als seine Frau, ungeduldig, ihn in ihrem Zimmer zu rrwarten, um zu rinem großen Diner bey Sainville zu gehen, in sein Kabinet trat, geschmückt mit allen ihren Diamanten und aufs reichste gekleidet. Melcour zittert unwillkürlich, als ee sie erscheinen sieht, und in der Verwirrung, deren er nicht Meister ist, entschlüpfen ihm die Worte, die ihm unaufhörlich in den Sinn kamen: „Die Frau ist mit der Kasse des Mannes geschmückt." —

(Der Beschluß folgt.)

Ruhe.

(Aus dem Spanischen.)

Wirst endlich doch,
O Heeze mein,
Noch ruhig seyn.
Wenn Liebesschwerz
Zerreißt mein Herz,
In kühler Erden
Wirst ruhig weeden.
Und ohne Lied
Und ohne Pein
Wirst ruhig seyn.
Was dieses Leben
Die nicht gegeben,
Wenn es vergangen,
Wirst du's erlangen.
Und ohne Lieb
Und ohne Pein
Wirst ruhig seyn.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 16. Nov.

Die festlichen Tage, welche durch die Vermählung des Prinzen Maximilian mit der Prinzessin Luise von Lucca verherrlicht wurden, sind nun vorüber, und Alles ist in Dresden wie in Hütten in's gewohnte Gleis zurückgekehrt. Doch möchte dieser stolzirende Anfang Sie nicht etwa auf gar zu große Feyerlichkeiten vorbereiten; wir sind hier mehr — und das ist

wohl auch sehr zu loben — an zweckmäßige Einfachheit gewohnt, und daher ging es denn nicht so gewaltig tumultuarisch dabey zu, außer bey dem Pfeudyfeuerlärm in der Kantate. Doch ich greife meiner Erzählung nicht vor, sondern spinne sie lieber ruhig ab.

Am 7. Novbr. Einzug der Prinzessin. Ich hätte mir ihn doch glänzender, das Gefolge, die Bezeitung ansehnlicher gedacht, aber dafür ward die recht liebliche Prinzessin herzlich und freundlich empfangen, was doch allerdings mehr werth ist. Reiben von Soldaten, Linientruppen und Bürgermilitär vom Thore bis in's Schloß. Musik, Innungen mit Fahnen — freylich bey dem bvenlos ddien Wetter diese gewaltig spärlich — eine Ehrenpforte vor dem Rathhause, unterhalb deren eine Anrede geschah, die ich nicht hörte, also auch über Werth und Länge nicht urtheilen kann. Kanonendonner, und einige Postillons und Jäger, voraus die berittene Bürgergensd'armerie — höchst stattlich anzusehen, bildeten das Gemälde, dessen Hauptrestandtheile aber eine zahllose Volksmasse machte, die auf und abwogend, drängend und gedrängt, sich an die Soldatenreiben anschloß, und mit Tausenden von Regenschirmen in allen Farben um so pittoresker sich ausnahm. Alles ging in der sanftesten Ordnung, ohne die geringste Störung, ohne den mindesten Tumult vor sich, wie man dieß von dem artigen Benehmen der hiesigen Einwohner gewohnt ist, und es war sehr nutzlos und unnöthig, daß ein Paar Karabinierstein Bahn schaffen wollten zwischen der andrängenden Masse und der militärischen Hayc, die erstere strömte doch wieder zusammen, sobald der Kiel des Reiters hindurch war, und eben eine solche zwängende Maßregel hätte am ersten zu unangenehmen Auftritten Veranlassung geben können.

Am folgenden Abende war die Stadt erleuchtet, wobey sich besonders einige Staatsgebäude sehr gut ausnahmen. Von Privathäusern war das des Kabinetsministers von Einsiedel das geschmackvollste und glänzendste. Inschriften waren gar nicht zu bemerken. Diese Sitte scheint sich zu verlieren, und mithin auch der Stoff für die Beschreibung. Der königliche Hof fuhr in den Straßen umher, und häufige Lebehoch erscholleu den Neuvermählten.

Ein glänzendes Fest war am 9ten in dem Saale des großen Opernhauses bereitet. Sie kennen ja schon diesen überaus großen, geschmackvoll und reich verzierten Raum. Von mehr als tausend Wachsstöcken bey solchen Hoffesten beleuchtet, gewährt er einen doppelt imposanten Anblick. Eine italienische, von Kapellmeister Mortacchi komponirte Kantate, la lite sopita, ward von einem zahlreichen Orchester und den Sängern der italienischen Oper aufgeführt, und schon begann der Kreis der Zuhörer sich auf den süßen Tönen der Palazzesi und Funk zu wiegen, als sich plötzlich ein Getümmel in den Logen und im Parterre erhob, und der dumpfe Ruf, Feuer! durch das Gebäude wogte. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand nun, die Hälfte der Zuschauer stürzte fort, aus Logen, Parterre und Haus. Das Getöse wuchs mit jedem Augenblicke. Nur der Hof hielt standhaft aus auf seinem Platze. Und dieß zum höchsten Glücke. Denn Alles war nur ein blinder Lärm gewesen, der, aus einer Kleinigkeit entstanden, sich mit reißender Schnelle verbreitet hatte. Die ruhige Haltung der königlichen Familie beschwichtigte ihn endlich, und Alles kehrte „in's Bett des vorigen Gehorsams wieder.“ Daß aber bey dem stürmenden Hinausdrängen Mäntel und Schawls verloren und entfremdet worden, Armbänder und Halsketten abhanden gekommen waren, verlassene Töchter nach ihren Müttern umherirrten, und junge Frauen ihre zärtlichen Gatten oft vergebens suchten, versteht sich von selbst. Auch hatte es einige Kontussionen und Quetschungen gegeben, doch war zum Glücke Niemand bedeutend verwundet worden. So begann dann endlich die Musik von Neuem und das Fest ward glücklich bis zu Ende gebracht. Da ich auch Ritterpflichten an einer angstvoll den Logen entfliehenden Dame ausüben und sie durch Nacht und Regen nach Hause geleiten mußte, dadurch aber abgehalten ward, wieder ein Plätzchen im Saale zu finden, so kann ich Ihnen über Werth der Musik und Ausführung selbst nichts melden, doch versichern die, welche es über sich gewannen, ruhige Zuschauer bis an's Ende zu bleiben, mit vielem Lobe davon.

Desto aufmerksamer habe ich am 12ten der Darstellung der Oper Olympia bey erleuchtetem Schauspielhause, und nach dem glückwünschenden Empfang des Publikums für das prinzliche Paar, beygewohnt, und vielen Genuß gehabt. Ich kannte zwar schon die Spontinische Olympia von Berlin her, wo ich sie in verschwenderischer Pracht mehr als ein Mal hatte aufführen sehen; aber um so gespannter war ich darauf, und ich muß aufrichtig bekennen, daß man das Unerwarteste geleistet hat. Kostüme, Detorationen, scenische Anordnung. Alles war so anständig, ja selbst prächtig, zweckmäßig und angenehm in's Auge fallend, daß ich behaupten möchte, es habe auch Manches sogar noch mehr angesprochen, als es bey dem ausgesuchten Glanze dieser Darstellung in Berlin der Fall gewesen war. Ja selbst der Elephant fehlte nicht, und that seine Schuldigkeit aufs Beste; nur daß die Sitzvorrichtung darauf nicht die zweckmäßigste zu seyn schien, auch offenbar der ihn lenkende Knabe auf dem Halse des Ungeheuers fehlte. Was die Oper selbst anbetrifft, so schien die Musik hier nicht zu gefallen. Ich glaube jedoch, daß, wenn man sie öfter wird gehört haben, und somit im Stande seyn wird, die Einzelnheiten dieses kolossalen Tongemäldes besser zu fassen, ihr auch mehr Liebhaber werden gewonnen werden. Freylich bleibt der gräßlich konstruirte Text und die Langweiligkeit der Intrigue selbst stets ein Stein des Anstoßes. Die Krone der Darstellung war Dem. Funk als Statira, welcher freylich auch der Tonsetzer das beste Theil beschieden hat. Sie sang mit Wohllaut, Kraft und Wärme, und ihr Spiel war ausgezeichnet brav. Leider war Mad. Devrient, welche die Olympia darstellte, sehr unwohl, und es wäre daher unbillig, sie nach dieser Vorstellung zu beurtheilen. Herrn Bergmanns Stimme eignete sich trefflich zu den weichern Gesangspartheen Cassenders, aber Herrn Hausers Bariton gewährte nicht die Kraft, welche man von Antigonus zu fordern durch den Tonsetzer berechtigt wird. Die Chöre gingen sehr gut, und das Orchester exekutirte unter Leitung von K. M. von Weber vortrefflich. Zur Feyer des Vermählungsfestes war noch ein Anhang am Schlusse der Oper hinzugefügt, indem Diana (Dem. Wettheim) auf Wolken herabschwebte, und, auf die Mondgebirge bey Lucca sich beziehend, das gegenwärtige Fest verkündete, worauf sich die Wolken zertheilten, und eine Strahlenglorie von Genien umgeben sichtbar war, in welcher die Namen L. und M. in grünem und weißem Feuer — Anspielung auf die sächsischen Farben — glänzten. Ein glückwünschendes Chor und Tanz beschloß dann das Ganze.

Bälle, Tafeln und Konzerte am Königlichen und Prinzen-Hofe, ein Te Deum am 13ten in der katholischen Kirche, mit Kanonen- und Kleingewehr-Salven vor derselben, und ein noch erwartetes Fest bey dem französischen Gesandten gehören in den Kreis dieser festlichen Tage, aber nicht in den Bereich meiner Beschreibung, und somit schließe ich für dieses Mal.

Guido.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Dezember 1825.

Das Unbezwinglichste von allen, ist ein Weib.

Euripides.

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Eben that der junge Held einen tüchtigen Schluck aus einer Okka, worauf er seinen mit lebhaften Gesten begleiteten Diskurs gegen seine Nachbarn fortsetzte. Sein Gesicht kam mir bekannt vor, aber meine Kameraden wußten mir auf meine Frage, wer es sey, keine Auskunft zu geben. Bald aus Neugierde, dieß zu erfahren, bald aus Aerger über sein renommirendes Kreischen, fragte ich den jungen Mann, ob seine Pistolen denn auch geladen seyen? Allerdings, Herr Doktor, war die barsche Antwort, und wenn's beliebt, prodire ich sie gleich an Ihnen. Ich erklärte, daß ich auch ohne diese etwas zu gründliche Prüfung mich von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen würde, und fragte ihn dios, von wo er mich denn kenne. Sind wir denn nicht miteinander von Marseille gekommen, fragte er weniger barsch. Jetzt ging mir mit einem Mal ein Licht auf, und ich erkannte in unserm jungen Eisenfresser Madame Torricelli, die Frau eines spanischen Offiziers, dem sie nach Griechenland gefolgt war. Sie hatte beym Abmarsch der Philhellenen, unter denen sich ihr Mann befand, in Korinth zurückbleiben müssen. Ich fragte sie daher befremdet, wie und wozu sie denn hieher gekommen sey. „Ich bin gekommen, entgegnete sie mit Pathos, an der Seite meines Mannes zu fechten und zu sterben. In meinen Adern rollt spanisches Blut und ich bin für die Freyheit geboren. Mich konnte nichts in Korinth zurückhalten. Bald waren Mannskleider, Säbel und Pistolen angeschafft, und ein Maulesel, den ich mir gekauft, hat mich hieher nach Vostitza getragen, wo ich schon gestern angelangt bin. Kaum hatte sie mir alle diese Dinge mitgetheilt, als sie wie ein Husar mit einem Satze über den Tisch sprang, mich bey Seite zog und fragte, ob ihr Mann im Lager sey. Ich bejahte ihre Frage, und nun verlangte sie stürmisch bittend, ich möchte doch mit dem Kommandanten Dania sprechen, und ihn zu der Erlaubniß, daß sie den Feldzug mitmachen dürfe, zu bewegen suchen. Ich machte der Dame so eben begreiflich, daß es dem Feuer ihrer Rede weit eher als mir gelingen werde, das Kieselherz des Kommandanten zu schmelzen und ihren Wünschen geneigt zu machen — da trat Dania selbst ein. Sogleich verließ ich die Amazone, bot ihm unsere Okka zum Willkommen an und bereitete ihn auf das Bombardement vor, welches die allzeitfertige Zungenbatterie der Dame Torricelli alsbald gegen ihn erheben werde. Erst zweifelte er an der Wahrheit meiner Rede, allein als ich ihm die kriegerisch aufgeputzte Dame vorstellte und so seine Zweifel löste, strich er sich schmunzelnd und kopfschüttelnd den weißen Schnurrbart und brach dann in ein unausgesetztes Gelächter aus. Inzwischen half ihm das wenig; bewußte Batterie spielte so wirksam, daß Dania in Begleit der Dame in's Lager zurückkehrte. Ich folgte ihm bald nach, um meine ärztliche Lagervisite zu machen. Als ich dort ankam, war der Etat-Major eben im Begriff, sich um's

Abendeſſen zu lagern, und ich eilte, meinen Poſten dabey zu occupiren.

Man überbot ſich in Artigkeiten gegen die dort angelangte Spanierin. Sie führte, gleichſam die Göttin des Mahles, den Vorſitz auf der türkiſchen Decke und den Kiſſen, welche man ihr untergelegt hatte, und wußte mit gefälligem Anſtande und huldvoller Gnade alle die Artigkeiten, die ihr erwieſen wurden, anzunehmen. Wir waren an demſelben ungeheuren Stamm der Platane, an deſſen vorderer Seite Maurokordato mit dem Generalſtaabe ſich befand, gelagert. Seitwärts zwiſchen uns und ihm war Gepäck. Um uns herum und unter den weithin ſich breitenden Aeſten des Baumes lag das Bataillon, in einzelne Gruppen zwiſchen den Pyramiden ihrer Gewehre vertheilt. Dania hatte ſeinen Platz zur Rechten unſerer Kriegerin eingenommen; mir war der Platz zu ihrer Linken zu Theil geworden. Der Quartiermeiſter Huismans und der Adjutant Raydand bildeten die Flügel. Zu den Füßen der Dame lag ihr gutmüthiger Mann, Korporal der Philhellenen, und harrte, kein ſpaniſches Wort verrathend, ihres gnädigen Winkes.

Unſere Unterhaltung fing an, etwas laut zu werden und die Aufmerkſamkeit Maurokordato's auf ſich zu ziehen. Zwar waren Landkarten vor ihm ausgebreitet, und, umgeben von ſeinen Adjutanten und von mehreren griechiſchen Hauptleuten, ſchien er äußerſt emſig mit Erſpähung der wichtigſten Straßen und Päſſe des Epirus beſchäftigt zu ſeyn; dennoch wandte er uns häufig ſeine Blicke zu, von denen ich nicht weiß, ob ſie uns und unſerem Lärmen oder unſerer ſchönen Lagergenoſſin galten.

Inzwiſchen ließen ſich ſeine Adjutanten nicht in Betrachtung der Karten, wir uns nicht in unſerer Unterhaltung ſtören. Die Spanierin war eben dabey, uns vorzuſtellen, mit wie männlichem Muthe ſie ſich zu benehmen wiſſen werde, im Fall ſie in türkiſche Gefangenſchaft gerathen ſollte. Wir äußerten im Allgemeinen den Wunſch, ihren Heldenmuth näher kennen zu lernen; allein ſie wußte alle in dieſem Wunſch verſteckten Zweifel, nicht minder durch einen kräftigen Fluch, als durch einen tüchtigen Schluck aus der Oka, niederzuſchlagen.

Im ganzen Lager der Philhellenen war Alles in feurigſter Bewegung, und ein großer Theil der Nacht verſtrich unter kriegeriſchem Scherzen und Singen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Schmuckkäſtchen.

(Beſchluß.)

„Was willſt du damit ſagen? und was bedeuten die Worte: die Frau iſt mit der Kaſſe des Mannes geſchmückt," fragte Alphonſine. — „Es ſind dieſelben, die man überall wiederholt, und die eine Weiſſagung deſſen geworden ſind, was mir widerfährt." — „Erkläre dich, Meleour!" — „Dieſe Diamanten, mit denen du geſchmückt biſt . . . ich mußte ſie bezahlen; ich hatte geglaubt, die Einkünfte meines Amtes würden immer zunehmen. . . ." — „Endige, ich beſchwöre dich!" — „Bedrängt von dem Juwelier, habe ich die heiligſte meiner Pflichten verletzt; ich habe Geld für mich verwendet, das man bey mir niedergelegt hatte . . . und das man wieder von mir zurückfordert." — „Aber warum, ſagte Alphonſine lebhaft zu ihm, machſt du mir Geſchenke, die über dein Vermögen gehen?" — „Aber warum, antwortete ihr Meleour noch lebhafter, zeigſt du eine ſo große Neigung zu glänzen, warum behandelſt du mich mit einer niederſchlagenden Kälte? Dein Stolz richtet uns zu Grunde." — „O Meleour! wie hart iſt dieſes Wort, wie durchbohrt es mein Herz!" — „Verzeihe, theure Alphonſine, o verzeihe dieſen Vorwurf! es iſt der erſte . . . es iſt der letzte, der aus meinem Munde kommen wird . . . ach, ich bin ſchuldiger als du; ich ſelbſt habe dem Vergnügen, einen Kreis von Bewunderern um dich zu ſehen, zu viel nachgegeben: meine Eitelkeit war meiner Liebe, gleich." — „Nein, mein Geliebter! nein, ich war wenigſtens deine Mitſchuldige: ich hätte nachdenken ſollen, als ich deine Geſchenke empfing, ich hätte unterſuchen ſollen, ob ſie nicht über dein Vermögen gingen, ich hätte dich ſelbſt darüber fragen ſollen. . . . Ich erſchreckte dich deine Zärtlichkeit, ich verblendete deine Klugheit, ich mißbrauchte deine Güte: ich, ich allein bin ſchuldig." — Während ſie dieſe Worte ſagt, ſinkt ſie in Meleours Arme, zerfließt in Thränen und athmet kaum. . . . In dieſem Augenblicke öffnet ſich die Thüre, und Herr Dutheil tritt ein, um ſie in ſeinem Wagen zu dem großen Diner bey ſeiner Nichte abzuholen. Die Thränen ſeiner Tochter und die Beſtürzung, die er an ſeinem Schwiegerſohne bemerkt, machen ihn betroffen. Er glaubt die jungen Eheleute bey einem häuslichen Zanke zu überraſchen, und will ſich zurückziehen. . . . „Bleiben Sie, mein Vater, ach, bleiben Sie! ſchrie Alphonſine, wir bedürfen Ihres Beiſtandes, Ihres Rathes. . . ." Sie erzählt ſogleich Herrn Dutheil Alles, was vorgefallen iſt, unterrichtet ihn von der kritiſchen Lage, in der ſich Meleour befindet. „Er iſt von der Art, ſagt dieſer letztere hinzu, daß, wenn der General, ein eben ſo barſcher als biederer Mann, dieſen Mißbrauch ſeines Vertrauens bekannt macht, ich in wenigen Tagen vor die Kammer der Notare gefordert werde, welche die Ehre des Standes erhält: ich bin genöthigt, meine Stelle zu verkaufen; ich bin verloren, entehrt..." — „Und das alles wegen dieſer Diamanten, von denen ich verblendet war, und die mir jetzt zur Marter ſind!" erwiederte Alphonſine, riß ſie ſchnell herunter und gab ſie ihrem Gatten zurück. — „Nimm ſie wieder, trag' ſie dem Juwelier zurück, verkaufe ſie um jeden Preis . . .

Digitized by Google

und Sie, mein Vater, helfen Sie mir doch die Uebel wieder gut machen, deren Ursache ich bin: verschaffen sie Melcour Mittel, die Summe voll zu machen, die man zurückverlangt; retten Sie seine Ehre, und Sie geben mir das Leben zum zweyten Male." — „Beruhige dich, liebes Kind! antwortet Herr Dutheil in einer Bewegung, über die er nicht mehr Herr ist: diese Rückkehr zu dir selbst verbietet mir jeden Vorwurf; und du, mein Sohn, folge mir; ich habe zwar wenig Geld vorräthig, aber mit Freunden und mit dem Werth dieser Diamanten . . . komm, es ist kein Augenblick zu verlieren." — Sie gehen Beyde; Melcour beeilt sich, das wenige Geld, über das er verfügen kann, zusammenzusuchen, während sein Schwiegervater selbst das Schmuckkästchen verkauft und aus der Börse mehrerer Kaufleute seiner Bekanntschaft schöpft, denen er so oft die seinige geöffnet hatte. In weniger als einer Stunde waren die 60,000 Franken beysammen. Melcour stellt sie eiligst dem General wieder zu, und kommt mit seinem Schwiegervater zurück, um seine Frau zu beruhigen, die ihm theurer geworden war als je.

Sie gehen Beyde in Alphonsinens Zimmer, die schon statt ihres reichen Putzes ein ganz einfaches Kleid angelegt hatte: sie stillte in diesem Augenblicke ihre Tochter, in deren Anblick sie so versunken war, daß sie anfangs die Gegenwart ihres Gatten und ihres Vaters nicht bemerkte. Sie sagte zu ihrem Kinde, wie wenn dieses es hätte verstehen können: „Liebe Kleine! die, welche dich nährt, wird dein Unglück nicht verursachen: du wirst in Zukunft mein einziger Schmuck seyn: alle meine Liebe, alle meine Wünsche werden zwischen deinem Vater und dir getheilt seyn. Deine ganze Zärtlichkeit und die meinige werden nicht zu viel seyn, ihn für die Uebel schadlos zu halten, die er durch meine Schuld hat leiden müssen." — „Sie sind alle wieder gut gemacht, rief Melcour aus, indem er die Mutter und das Kind in seine Arme drückte. Ja, theure Alphonsine, Dank dem Eifer deines vortrefflichen Vaters, ich habe das Geld ersezt. . . . Der Preis der Diamanten, die er verkaufte, um mir die Demüthigung, sie selbst verkaufen zu müssen, zu ersparen, hat ungefähr die Hälfte der Summe betragen, und seine großmüthige Güte hat mir den Rest verschafft, den ich ihm in wenigen Tagen wieder zu erstatten gedenke." — „Ach, sagte Alphonsine, welche Last wälzest du von meinem Herzen!" — „Meine Kinder, sagte Herr Dutheil, es ist zu spät, als daß wir noch zu dem Diner bey Sainville gehen könnten: wir drey wollen hier unter uns eine kleine Mahlzeit einnehmen, sie wird wohl so viel werth seyn, als die andere." — „Ich habe Adelen schon benachrichtigen lassen, fügte Alphonsine hinzu, daß mich eine Unpäßlichkeit hindere, zu ihr zu kommen. Die großen Gesellschaften haben keinen Reiz mehr für mich . . . ich entsage der Welt nicht, aber ich will nicht mehr darin glänzen, und ich leiste hier den Schwur, in meinem Leben keinen andern Schmuck mehr zu tragen als diesen achtungswürdigen Talisman." — — „Das goldene Kreuz meiner Mutter!" rief Melcour aus mit einer Rührung, deren er sich nicht erwehren konnte. — „Mein Theurer, erwiederte Alphonsine in dem ruhigsten und rührendsten Tone, dieses Kreuz hat die Ruhe deines Vaters nicht gestört, hat seine Ehre nicht auf's Spiel gesezt; es hat sechszig Jahre den ehrwürdigen Busen bedeckt, der dich genährt hat; nie soll es von dem meinigen kommen . . . dein und deines Kindes Glück machen; dich zwingen, daß du mich eben so achtest als du mich liebst; meinen Vater für das belohnen, was er für uns gethan hat; mit einem Worte, durch meine Ordnung und Sparsamkeit zu unserm gemeinschaftlichen Wohlstande beytragen . . . Alles dieses, ich lasse es auf deinen Ausspruch ankommen, ist es nicht ein Schmuckkästchen werth?"

Korrespouden-Nachrichten.

Neuchatel, Novbr.

Die Armuriu&.

Jedes Land ist an örtlichen Volksbelustigungen reich, wohl aber wird man keines treffen, welches deren so viele hätte als die Schweiz. Nirgends herrscht wohl mehr Sinn für alterthümliche Vergnügungen, für angestammte Rechte, und sollten diese leztern auch nur als Schauspiele in unsern Tagen behauptet werden. Unter diese leztern mag das Fest gehören, das auf folgende Art gefeyert wird. — Am Vorabende des Herbstmarkttages, dieses Jahr den 1. November, begaben sich etwa dreyßig Bürger von Neuchatel auf das Rathhaus, um sich nach alter Schweizerart mit Harnisch, Helm und Hellebarde zu bewaffnen. Unter dieser Anzahl müssen acht Mitglieder des vereinigten großen und kleinen Raths seyn, und ihnen stehet ein Mitglied des kleinen Rathes als Hauptmann vor. Mit ihnen versammeln sich auch die Fackelträger. Dieß sind Knaben gewöhnlich im Alter von sieben bis zwölf Jahren, mit mächtigen Federhüten und seidenen Schürzen auf spanische Art bekleidet, und mit kleinen Säbeln bewaffnet, welche schon den ganzen Nachmittag den Metzgerjuchenden zur Schau herumgeführt worden sind. Auf einen Gebarnischten kommen wenigstens zwey solcher Fackelträger mit einem ebenfalls festlich geputzten Föhren. Wenn ein Gebarnischter mehr Fackelträger haben will, so kann er es thun, ist aber dann verbunden, ihnen die Fackeln auf eigene Kosten anzuschaffen. — Nun Abends sechs Uhr sezt sich der Zug in Bewegung, und zwar in folgender Ordnung: Voraus eine Abtheilung der Stadtmiliz, geführt durch ihren Oberoffizier, mit Trommeln und Pfeifen, und im Falle neue Armurius eintreten, mit militärischer Musik. Dann folgen die Gewappneten, unter Anführung ihres Hauptmanns (dem man, beyläufig gesagt, eine ritterlichere Kleidung wünschen möchte, denn eine blaue moderne Uniform mit rothen Aufschlägen und silbernen Epauletten paßt nicht auf das Alterthümliche Helme und Brustharnisch des Alterthums zu einem alterthümlichen Zuge), je zwey und zwey, und jedem Paare treten jedesmal wenigstens vier Fackelträger mit ihren Führern voran. Den Zug schließt wieder eine Abtheilung der Stadtmiliz. — Er marschirt dieser glänzende Zug in feyerlich langsamem Schritte durch

die reichlich mit Volk angefüllten Hauptstraßen der Stadt, und gelangt gegen sieben Uhr in das Schloß, dem Ziele seiner Wanderung. Hier erwartet ihn, außer den zahlreichen Neugierigen und dem sämmtlichen Geschlechte, der königlich preußische Gouverneur (dermalen Herr Baron von Zastrow) mit den Mitgliedern des Staatsrathes in schwarzer Kleidung und mit den Degen an der Seite. Der Hauptmann der Armurins, als Sprecher, drückt dann in einer Rede, im Namen der Bürgerschaft Neuenburgs die Versicherung ihrer Treue und den Dank für die väterliche Regierung aus, was der Herr Gouverneur durch eine Gegenrede erwiedert, worin er den Dank für die erneuerte Huldigung, und die Versicherung ausspricht, dieß alles Sr. königl. Majestät vorzutragen. — Hierauf wird den Armurins Wein ausgetheilt, und von ihnen die Gesundheit des Königs, des Kronprinzen, des ganzen königlichen Hauses, des Herrn Gouverneurs, des Staatsrathes, der Eidgenossenschaft ꝛc. getrunken, und diese Gesundheiten von dem Herrn Gouverneur durch die des großen Raths, der quatre Miniatraux (der vier obersten städtischen Beamten) und der Armurins erwiedert.

Nach gehaltenem Umzug in dem Schloßhofe entfernt sich denn der Fackelzug wieder, um gerades Weges auf das Rathhaus zurückzukehren. Und in diesem Abzuge nimmt sich das Ganze auf das Schönste aus. Wenn die Armurins von dem Kirchplatze in die hohe Straße einschwenken, so übersiehet man den ganzen Zug mit einem Blicke, und das Licht von etwa 100 Pechfackeln, der Glanz der silbergestickten Rüstungen, das Wallen der Federbüsche und die unabsehbare Volksmenge macht einen imposanten Anblick. — Die Feyer des Tages wird mit einem Gastmahle und Balle für die jungen Fackelträger, und einem andern Gastmahle für die Armurins, in Vereinigung mit dem gesammten großen Rathe geschlossen. — Ehemals hatten die Armurins die Pflicht, am darauffolgenden Tage der Messe der Wache zu beziehen, was seit einigen Jahren aber nicht mehr geschiehet. Das Ganze ist schön, und gewährt in dunkler Nacht einen überraschenden Anblick; nur möchte Einsender wünschen, daß zu Abhaltung der Volksmenge aus dem Schloßhofe andere Maßregeln genommen würden, als die Bayonnette der Stadtmiliz.

Ueber die Entstehung dieses Festes trägt man sich mit verschiedenen Sagen. Die erste derselben gibt diesen Aufzug als einen rein polizeylichen Zweck. Ehedem, sagt sie, waren die jungen Leute, und besonders diejenigen, welche zum ersten Male kommunizirten, verpflichtet, an den jährlichen drey Messen das Schloß und die Stadt selbst zu bewachen. Als später eine beständige Stadtwache eingeführt wurde, wollten diese, eifersüchtig auf ihr altes ehrenhaftes Vorrecht, sich solches nicht nehmen lassen, und um bewaffnet in das Schloß ziehen zu können, wurde dieser Fackelzug veranstaltet. — Eine andere sagt: Ein Graf von Neuenburg habe in den stürmischen Zeiten des Mittelalters die Neuenburger Bürgerschaft ihrer Privilegien berauben wollen, und deßwegen in Salzfässern fremde Soldaten nach Neuenburg eingeschifft, um mit ihrer Hülfe die Stadt zu überfallen. Hievon weicht eine andere darin ab, daß die Burgunder dieß gethan hätten, ohne Zuthun des Herrn von Neuenburg; beyde aber stimmen darin überein, daß dieses Unternehmen von spielenden Knaben entdeckt, und von den durch ihre Kinder benachrichtigten Vätern vereitelt worden sey.

Eine weitere Sage aber erzählt die Sache folgendergestalt: Es war einst eine Verschwörung gegen den Fürsten von Neuenburg angezettelt, und das Schloß sollte verbrannt werden. Ein Knabe, der sich bey einem Spiele mit andern Kindern in einen hohlen Baum bey dem Schlosse versteckt hatte, hörte dem Gespräch einiger Männer zu, und vernahm aus demselben diese Absicht. Als diese Männer sich entfernt hatten, lief er wieder zu seinen Gespielen, theilte ihnen das Gehörte mit, und alle gingen nach Hause und erzählten es ihren Vätern. Diese gingen mit ihren Kindern an der Hand auf das Schloß, und entdeckten dem Fürsten das, was sie durch Zufall erfahren hatten, und die angestellten Nachforschungen zeigten die Wahrheit, indem sie hin und wieder eingelegte Mordbrände vorfanden. Die Bürger erbaten sich nun, das Schloß einige Zeit zu bewachen. Der Fürst räumte ihnen aus Dankbarkeit das Recht ein, fürderhin in Waffen vor ihm zu erscheinen. Um aber das Andenken an diese Rettung, und des daraus erwachsenen ehrenhaften Vorrechts zu feyern, zogen die Bürger alle Jahre, und in alten Rüstungen auf das Schloß, um dem Fürsten ihre Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen. Um aber auch die Kinder, welche erdichtetermaßen an diesem Privilegium Theil nehmen zu lassen, begleiten sie die Gewaffneten, und verschönern den Zug durch ihre brennenden Fackeln, und durch ihren hervorstechenden Anzug. Manchmal begegnet es auch, daß einem Vater zwey eigene, liebliche Knaben voranleuchten.

Diese letztere Sage, wenn auch schon einige poetische Verschönerung mit untergelaufen seyn mag, scheint mir die wahrscheinlichste; übrigens überlasse ich deren Beurtheilung dem Leser selbst.

G. B.

Rom, 8. Novbr.

Zwey neuangefangene Bauten von Bedeutung ziehen bey der Stille, welche jetzt in Rom herrscht, die Aufmerksamkeit des Publikums besonders an, der neue Flußhafen bey dem Pallaste Salviati, und der neue Eingang in die Villa Borghese. Wozu jener eigentlich dienen soll, ist noch nicht bekannt. Das Publikum hätte statt seiner eine Brücke gewünscht, welche besonders bey Festen in St. Peter das Gedränge in der engen Passage vor der Engelsburg abgeleitet hätte. Fürst Camillo Borghese hat sich entschlossen, seiner berühmten Villa, welche nach dem Testamente des Papstes Paul V. ein öffentlicher Spaziergang bleiben muß, einen würdigeren Eingang zu verschaffen, und hat zu diesem Ende die Güter zwischen der Straße nach Pontemolle, dem seitherigen Wege und dem Berge gekauft, auf welchem das Casino Poniatowsky liegt. Die Tiefe wird ausgefüllt, und über einen Feldweg eine Brücke gebaut werden.

Die Nachgrabungen in Tusculum, welche Ritter Brondsted leitet, haben mehrere antiquarische Ergebnisse, aber bis jetzt noch keine Statue geliefert. Ich verweise wegen des Näheren auf die antiquarischen Briefe des Marchese Melchiorri in der Antologia von Florenz.

Ruscheweyhs Propheten und Sybillen der Sistina werden demnächst vollendet seyn, und empfehlen sich durch Treue, sowie deren Stich und Wohlfeilheit. An die Abpinsung des jüngsten Gerichts durch Vincendo Camuccini können die Kunstfreunde nicht ohne ruhige Bangigkeit denken.

Die neuen Münzstempel (von Cerbara) sind der Stätte nicht werth, wo sonst die Hamerani ꝛc. arbeiteten. Besonders ist die Religion auf der Rückseite der Scudi übel weggekommen.

Der wackere Direktor der französischen Akademie, Ritter Guérin, lag am Tode, ist aber nun wieder außer Gefahr.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Dezember 1825.

Der Wilde, welcher der Civilisation näher gebracht werden soll, muß vorher die Fähigkeit erlangt haben, durch feineren Antrieb gereizt zu werden, durch Gegenstände, die außer dem Kreise der Sinne liegen, und durch Leidenschaften, welche zur Ewigkeit hinführen.

J. Douglas.

Der Sohn der Wildniß.

(Aus dem Englischen.)

Weilt nicht dein Herz in jenen hohen Wäldern,
Wo der Indier der Väter Asche ehrt,
Und bey dem Brausen wilder Waldgewässer
Sich schweigend vor dem großen Geiste beugt?
Schwebt nicht dein Geist weit über Meereswogen
Nach deiner Heimath Wildniß rastlos fort?

Er zieht hinaus, der Wüste kriegerischer Stamm
Am wilden See das Elenthier zu jagen —
Und wo bist du, der schnellste einst im Lauf,
Mit deinem freyen Schritte, sichern Pfeil?
Ihr schnell Geschoß erreicht das Pantherthier —
Und wo bist du? — Es fehlt dein starker Arm.

Sie ruhen dort am Strom, die Beute wird vertheilt,
An der Cypresse Ast die Speere angelehnt;
Hoch lodert auf die Glut, vorüber ist die Jagd,
Der Väter Sagen tönen — und wo bist du? —
Hoch lodert auf die Glut, dort unter Riesenfichten —
Der Platz, den du einst einnahmst, ist besetzt.

Denn im Gedräng der Städte treibst dich um,
Der Väter Pfeil und Bogen warst du weg,
Du Kind der Wälder, wirst jetzt fortgerissen,
So wie wir selbst, vom trüben Lebensstrom.
Und kannst du hier, und wirst du Ruhe finden,
Du der einst ruhte in der Wildniß Arm.

Dringt nicht der Wogen Brausen in dein Ohr,
Von der Savannah her, der Ströme Land? —
Hörst du nicht Töne, die wir nicht vernehmen? —
Führt nicht in Waldesschatten dich dein Traum? —
Sie rufen, wilde Stimmen, über's Meer dir zu,
Nach deinen Wäldern frey und unbegränzt.

Folg' ihnen nicht, o hör' sie nicht! — Du findest nimmer,
Was sonst dein Sinn in freyer Wildniß fand.
An der Erkenntniß Quelle hat dein Geist getrunken,
Ein höhres Ziel hat hoffend er erkannt. —
Du kennst den freyen Flug unsterblicher Gedanken,
Nach deinen Wäldern kehrst du nimmer heim.

W. A. H.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

II.

Kolokotroni vor Patras.

In einiger Entfernung von Patras, aber im Angesichte der Festung, lag Kolokotroni mit seinen ihm untergebenen Kapitani's. Von hier aus unternahm er häufige Streifzüge und überraschende Angriffe gegen die eingeschloßenen Türken, die er nie zur Ruhe kommen ließ.

Digitized by Google

Nicht selten erreichte er, unbemerkt durch Gebüsche hinschleichend, die Stadt, schlug sich bis unter die Kanonen der Festung und plünderte dann in der Stadt; aber öfters mußte er auch das Feld räumen, besonders an regnerischen Tagen, welche gewöhnlich die türkische Kavallerie zu Ausfällen klug benutzte. Der herabströmende Regen machte dann nämlich die bajonnetlosen Flinten der Griechen ganz unbrauchbar, und die Türkensäbel konnten in diesem Fall ungehindert Alles niedermähen. Traten daher ein oder mehrere Tage Regenwetter ein, so zog Kolokotroni wohlweislich mit seinen Truppen in die Schluchten der, in weitem Kreise Patras umgebenden, Gebirge zurück. Dahin wagten dann wiederum die Türken nicht, zu folgen. So wie aber der Regen wieder nachließ, so brachen auch die Griechen mit furchtbarem Keratageschrey und mit solcher Schnelligkeit auf die Ebne hinaus, daß die sorglosen Türken, die schon gemeynt hatten, die Griechen seyen abgezogen, überfallen und geschlagen wurden, den Griechen aber reiche Beute in die Hände fiel. Ueberraschung, Ueberfälle, Umgehungen, übermächtiges Anstürmen gegen einen schwachen Punkt, — darin besteht die ganze Kriegskunst der Griechen wie der Türken; wer von beyden Theilen hierin dem andern den Vortheil abzugewinnen weiß, hat den Sieg in Händen, denn Türken und Griechen gerathen bey jedem Ueberfall leicht in Unordnung und übereilte Flucht.

Das griechische Belagerungskoeps vor Patras schien übrigens keinen Mangel zu leiden. Es war Vieh in Menge vorhanden, welches die Griechen am äußersten Ende ihres Lagers weiden ließen; auch ein bedeutendes Mehl- und Kornmagazin befand sich in einem neu errichteten Gebäude. Die Griechen selbst dachten so wenig daran, daß ihnen die Lebensmittel ausgehen könnten, daß sie sich willig finden ließen, kleine Vorräthe an die belagerten Türken für ungeheure Summen zu verkaufen. Dieses eben so dumme als gegen sich und ihre Sache verrätherische Verfahren, welches ich übrigens schon vor Napoli di Romania kennen gelernt hatte, läßt sich nur aus der grenzenlosen Geld- und Habgier der Griechen begreifen. Die Unterstützung, welche die Griechen auf diese Weise ihren Feinden selbst angedeihen ließen, wurde diesen gewöhnlich von solchen überliefert, welche die vordersten Steinschanzen besetzt hielten. Hier wurde gewöhnlich der Handel in der einen Nacht geschlossen, und in der andern sodann Geld und Vorräthe ausgewechselt. Schon deßhalb mußten aber immer mehrere zu solcher Betrügerey verbunden seyn, welche dann den schnöden Gewinn theilten. Dieser Umstand wurde aber auch wieder häufige Veranlassung zu wechselseitiger Verfolgung, ja Vernichtung. Denn wie die Schlauheit der Griechen alle Begriffe überschreitet, so überbieten sie einander selbst auch an List und Trug bis zur Virtuosität, und es traut daher keiner dem andern, der Freund dem Freunde, der zu einem und demselben Unternehmen Verbundene seinem Verbundenen nicht. Wenn sie daher gewahr werden, oder nur argwöhnen, übervortheilt worden zu seyn, so entflammt sie Habsucht, Neid und Aerger darüber, daß sie sich haben betrügen lassen, zu gränzenloser Rachsucht, die nicht eher ruht, als bis sie ihren Feind verachtet, strangulirt oder erschossen sehen.

Solcher Leute Oberhaupt muß ein Kolokotroni seyn. Er war gegen seine Schaaren furchtbar streng und deßhalb zwar nicht geliebt und geachtet, aber gefürchtet. Schon seine stets finstere Miene, seine barbarische, rücksichtslose Behandlung eines Jeden, der sein Mißfallen erregte, beugte Alle unter seinen Befehl, und keiner wagte in seiner Gegenwart nur mit einem Wort, mit einer Miene gegen seinen Willen sich aufzulehnen. Mehrmals sah ich ihn. Die Farbe seines Gesichts war schmutziggelb-braun. Aus der untern Kinnlade ragte ein großer Zahn bis über die Oberlippe hervor, was ihm ein verbissenes Ansehen gab. Diesem entsprachen die kleinen schwarzen Augen, welche über hohen Backenknochen aus tiefen Augenhöhlen Tücke und unbezwinglichen Trotz hervorblicken ließen.

Unter seinen reich, prachtvoll gekleideten Kapitani's stand er, ihr gefürchteter Hauptmann, in der schlechtesten, gröbsten Tracht. Gewöhnlich trug er eine Panzerweste, deren Schienen von Silber und stark übergoldet waren. Diesen einzigen Schmuck, den er an sich trug, hatte er einem, mit eigner Hand getödteten türkischen Pascha abgenommen. Seine Arme waren mit zwey groben, ehemals weißen, weiten Aermeln bedeckt. Eben so wenig ließ sich die ehemalige Weiße seines von Schmutz starrenden Albaneserhemdes erkennen. An den Füßen trug er sockenartige Kamaschen von grobem, weißem Wollenzeug. Er ging in rothen Schuhen ohne Strümpfe. Von den Schultern hing nachlässig ein gleichfalls weißer, grober Mantel herab, an dessen Rändern, statt der Franzen, lange Faden von solchem Zeug zu sehen waren.

So erschien das Aeußere des Mannes, der, was auch sonst eben nicht Vortheilhaftes von ihm mit Recht behauptet werden darf, dennoch ein Held genannt werden muß. Stets kämpfte er, wenn er seine Soldaten in's Treffen führte, in den vordersten Reihen, und entflammte durch sein Beyspiel den Muth und die Tapferkeit Aller. So war sein Name schon früh ein Schrecken der Türken, wie der Griechen geworden.

Er hatte von Kindheit an ein Kriegs- und Räuberleben geführt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt waren die Gebirge Albaniens, später die Morea's gewesen. Hier wie dort pflegte er Nachts in die von Türken bewohnten

Dörfer zu brechen, zu plündern, und, was sich von Türken nicht retten konnte, zu erschlagen. Seinen Haß und seine Rache zu erregen fürchteten Alle, denn was diese erreichen konnte, war ohne Rettung verloren. Ihm waren die Verheerungen, welche Stürme, Wasserfluten, Feuer anrichteten, gleichgültig, er sah ihnen mit ruhiger Miene zu, wenn er nur gewiß war, daß dabey zu gewinnen war, und seine Feinde darin umkamen.

Neben dem Geiz und der Habsucht beherrschte seine finstere Seele stets Herrschsucht. Als er daher bey Ausbruch der Revolution als Vaterlandsvertheidiger auftrat, trachtete er nur nach dem höchsten Ansehen in Griechenland. Keinen Augenblick erkannte er daselbst mit aufrichtigem Herzen eine höhere Macht an als sich selbst. Deßwegen haßte er die Regierung *) und die Ausländer; — jene, weil sie ein höheres Gesetz als seinen Willen geltend zu machen strebte, — diese, weil sie dieses Streben unterstützten und ihn vielleicht an Kriegsruhm übertreffen konnten. Er besaß Verstand genug, um die Ueberlegenheit in so vielen Kriegen und Kämpfen erprobter europäischer Offiziere zu erkennen. Aber eben deßhalb fühlte er sich in ihrer Nähe gedrückt und vermied es, mit ihnen zusammenzukommen. Aus demselben Grunde, nicht minder auch wohl aus Nationalstolz, nahm er äußerst selten Fremde unter seine Schaaren auf. Wenn es aber geschah, so mußten diese sich sogleich griechisch kleiden; denn es konnte leicht begegnen, daß einzig ihr fremdartiger Anblick einmal seinen Grimm und Zorn gegen sie erweckte. Ich habe nur zwey Nichtgriechen kennen gelernt, denen es gelungen war, mehrere Jahre mit ihm auszukommen. Er stellte alle auf mannigfache Proben, und erst, wenn sie diese bestanden, und trotz der härtesten, schmählichsten Behandlung, sich als treu und ihm ergeben bewährt hatten, vertraute er ihnen eine Kapitanerie von zwanzig, dreyßig oder vierzig Mann an.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie höchst verächtlich er von der griechischen Regierung dachte, zeigt folgende Anekdote. Als er einstmals mit zweyhundert Mann seiner Soldaten nach Korinth kam, wollte ihn die Regierung ehren und schickte einen Abgesandten mit Bewillkommnungen und Einladungen an ihn ab. Er hörte den Abgesandten ruhig und kalt an, ging aber, als dieser sich seines Auftrags entledigt hatte, auf ihn zu, gab ihm eine Ohrfeige und sagte: „Bringe das deiner Behörde als Antwort.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe, 6. Nov.

Demoiselle Schechner hat ihr Gastspiel auf hiesiger Bühne beendet. — Wer ist Demoiselle Schechner? — Sie ist Sängerin am Hoftheater zu München. — Zu München? Am Hoftheater? Also eine Sängerin dritten oder vierten Ranges; denn von einer Madam Vespermann, von Demoiselle Siegl und andern war oft und mit verdientem Lobe in öffentlichen Blättern die Rede; Demoiselle Schechner aber ist wohl kaum außerhalb des Weichbilds ihrer Stadt genannt worden. — Doch! — Diese junge Sängerin hat nicht allein in dem musikverständigen München es wagen dürfen, neben einer Lalande aufzutreten. Duette mit ihr singend; sondern sie hat auch, auf dieser ihrer ersten Kunstreise, in Stuttgart ungemeinen Beyfall erhalten, und hier (um den bekannten imposanten Ausdruck zu brauchen) so furore gemacht, daß man ihr eine Anstellung mit 3000 fl. jährlichen Gehalts, und im Fall sie nicht mehr singen könnte, eine lebenslängliche Pension von 1400 fl. bot. Da aber Herr Barbaja, der bekannte Impressario, dem man doch, bey unbestreitbarer Einsicht in den Werth des Geldes, auch einige taxatorische Kenntnisse hinsichtlich des Werths einer Sängerin zugestehen wird, neuntausend Gulden Konventionsgeld geboten hat, um dafür ein halbes Jahr in Wien und ein anderes halbes in Italien zu singen, so hat sie die hiesigen Anerbietungen abgelehnt, und sich mit 900 fl. begnügt, die das hiesige splendide Comité für drey Rollen gewährte. Wir erwähnen dieser baaren Angelegenheit nur als handgreifliche Bürgschaft für so manchen ungläubigen Thomas, der — und wir können es ihm nicht verdenken — dergleichen Beweise braucht, um eine anonyme Kritik einer noch namenloser Künstlerin nicht sogleich zu überschlagen. Wir können jetzt von der exakten Wissenschaft (von der Arithmetik) zur Kunst übergehen, wo sich freylich kein so evidenter Beweis führen läßt, wo wir aber doch hoffen so unparteyisch zu seyn, als es uns die Bewunderung und das lebhafte Gefühl der Freude erlauben, welche diese hochbegabte Sängerin in uns erweckt hat.

Demoiselle Schechner zählt nur erst achtzehn Jahre; ihre Gestalt ist weder zu groß, noch zu klein, d. h. groß genug, um eine Iphigenia, oder Armida, klein genug, um eine Susanne, oder Emmeline darzustellen; eben so ist sie weder zu stark, noch zu mager; ihr Körper hat das richtigste Ebenmaß, wenn auch nicht für den Zeichner, doch für die, so manches ausgleichende, Bühne; der Kopf bildet ein angenehmes Oval, das Haar ist rabenschwarz, das Auge schön und feurig, die Zähne weiß, und das Gesicht macht einen angenehmen Eindruck, trotz dem, daß die Brauen vielleicht zu stark, die Nase wohl lang genug seyn dürfte. Ihre Stimme würden wir unbedenklich die schönste nennen, die jetzt auf den deutschen Bühnen zu finden ist; wenn, wie man sagt, es mit den Stimmen nicht seyn sollte, wie mit den Perlen, die selbst der erfahrenste Juwelier nebeneinander legen muß, um zwischen den schönen und schöneren zu entscheiden. Daher mußten wir erst Dem. Schechner neben Madame Milder-Hauptmann hören, um über diese beyden Prachtstimmen vergleichend zu urtheilen. Indessen können wir vorläufig sagen, daß sie einen höchst bedeutenden Umfang hat, daß die tiefen, die Mittel- und die hohen Töne alle Frische, Fülle und Schönheit der Jugend haben und daß, wenn auch die Letztern nicht ganz so vollkommen schön als die beyden erstern sind, dennoch ihre Stimme durchaus nicht ungleich zu nennen ist. Ueberdieß besitzt sie — was bey einer bravurenden Sängerin wohl zu den seltenen Naturgaben gehört — ein sehr weiches und in tragischer Tiefe

liegendes Streckorgan, wodurch sie auch da erfreulich wirkt, wo so manche deutsche Primadonna in hochmüthiger Nachlässigkeit lächerlich wird.

Dieses sind die seltenen Gaben, mit welchen Dem. Schechner von der wohlwollenden Natur ausgestattet wurde, und die ihren Beruf (nicht zum Konzertinstrument, was nicht so selten ist) sondern zur dramatischen Sängerin dokumentiren. Wir gehen nun zu ihrer Ausbildung über. Wollte man diesem eminenten Talente recht schaden, wollte man es dahin bringen, daß sie, wie so manche Andre, stehen bliebe, was in der Kunst mit Rückschreiten synonym ist; so dürfte man sie nur öffentlich und wiederholt eine vollendete Künstlerin nennen; und dazu könnte man wahrlich, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, theils durch den jubelnden Beyfall des Publikums, theils aber auch durch ihre schon erlangte Kunstfertigkeit verführt werden. Wir haben uns bemüht, uns nicht blindlings hinreißen zu lassen; und gestehen der Dem. Schechner einen Elementaruntericht im Gesange zu, der, um mit einem Worte Alles zu sagen, der mit Recht gepriesenen Münchener Musikschule entspricht. Sie hat in Rossinis diebischer Elster bewiesen, daß ihr keine Figur, keine Verzierung, keine Rontade, zu schwer wird, oder ängstliche Kraftanstrengung kostet; sie hat uns, wo dieß im Freyschützen möglich war, gezeigt, daß sie Portamento hat, sie trug ihre schönen Naturtöne nach schulgerechter Lehre, und wußte dieses, ihre gewaltvolle Stimme, welche die größten Theater Italiens ausfüllen würde, dem mittleren Lokale des unseren anzupassen; ja in der Schweizerfamilie zeigte sie sogar, daß sie mit Eingebung, d. h. mit dem selbsterfundenen Ausdrucke selbst empfundener Gefühle zu singen vermag. Aber hier hat die junge Künstlerin auch, eben durch die Anlage zu Selbstschöpfung, dargethan, daß sie mehr noch werden kann, als sie schon ist; und deßhalb wollen wir, mit der Bescheidenheit, die ein solches Talent von dem Beurtheiler fordern darf, auf ihre Mängel sie aufmerksam machen. Wir übergehen Ihr Spiel und die hin und wieder noch provinzielle Rede, und beschränken uns, von der Sängerin zu sprechen. Erstlich scheint sie noch nicht auf jener Höhe der Virtuosität zu stehen, wo der Sänger über seiner eigenen Leistung steht und sich selbst singen hört; daher möchten denn, weder ihr schönes Portamento, noch ihre tadellosen Passagen, durchaus vollendet zu nennen seyn. Es fehle Beyden, nicht an Kraft und nicht an Muth, wohl aber an jenem lezten Zauberschmelz, für den wir freylich keinen Sprachausdruck kennen, aber der bey großen Virtuosen aus dem steten und künstlerischen Auf-Sich-Selbst-Horchen hervorzuströmen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Trogen, im Appenzellerland.

In der Baatersalp, einem hügligen Thale am nördlichen Fuße des Sentis, wird seit uralten Zeiten jährlich am Jakobstag Nachmittags, nachdem die Prozession auf dem Kronberg ihr Ziel erreicht hat, ein Alpenhirtenfest, die Alpstuben genannt, gehalten. Die Sennen legen ihre Feyertagskleider an, einige junge Burschen erscheinen, die auf einem ebenen Platz den dicht wachsenden Germäder (Veratrum album) abmähen und wegwerfen; von allen Seiten ziehen die Sennen, Hansbuben und Galtbuben mit ihren Mädchen, jauchzend und rufend daher; von den hohen Alpen herab, vom Thal her, vom Kronberg kommen ganze Schaaren von Innerrhoder, Auserrhoder und Toggenburger Aelplern heran, kaum vermag sie auf den Höhen das geübtere Auge zu unterscheiden, so ertönt schon das freudige Jodlen derselben, von den bereits Anwesenden beantwortet. Ein Geiger und Hackbretkhieler erscheinen und setzen sich auf einen Felsenstein; Wein und Eßwaaren werden herzugetragen; während dem bildet sich ein großer dichter Kreis von muntern, blühenden, lebensfrohen, jungen Sennen, auf deren Gesicht reine und heitere Fröhlichkeit, und die süße, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Lebensgenusses sich ausspricht; die Musik beginnt, und in eigenthümlichen Appenzeller-Tänzen und Walzern bewegen sich die kräftigen Alpensöhne mit ihren holden Mädchen. Nicht durch Größe oder Fettigkeit zeichnet sich der ursprüngliche Schlag der Appenzeller, der sich noch in Innerrhoden erhalten hat, aus, sondern durch Gedrungenheit und Muskulosität, die entblößten Arme strotzen von Muskeln, das Gesicht hat eine lächelnde Miene, ruhige Fröhlichkeit, natürliches Kolorit. Etwa 400 Personen sind hier versammelt, traulich bieten sich wiedersehende Bekannte die Hände, Alles geht ruhig und friedlich zu. — Schade, daß die leichte Bewegung des Tanzes so sehr zunimmt, die schweren gymnastischen Uebungen hingegen alle Jahre weniger Liebhaber finden. Doch zeigen sich auch noch Beyspiele von bedeutenden Kraftäußerungen.

Eine solche ist das Steinstoßen. Zuschauer bilden eine Gasse, am einen Ende stehen die Streiter, am andern ist das Ziel, wohin die schweren Steine geworfen werden sollen. Man nimmt den Stein mit beyden Händen auf die rechte Achsel, wo er auf der rechten Handfläche ruht, während die linke denselben vorn hält, damit er nicht herab fällt. Nun geht man etwas zurück, nimmt einen Anlauf und schleudert, sich etwas nach links drehend, den Stein so weit als möglich in gerader Linie mit Händen und Achsel fort. Bey centnerschweren Steinen ist das Ziel gewöhnlich 16 Schuhe. Ein atletischer Näf von Urnäschen warf einen 142 Pfund schweren Stein elf Schuh weit, so daß eine tiefe Grube in der Erde entstund. Wen dem, der am weitesten wirft, heißt es: Er hat den Stein.

Eine andere ist das Ringen, im Appenzellerland Hosenlupfen genannt. Die Innerrhoder fassen sich hiebey am vordern Theil der Schultern an der Weste oder den Hosenträgern; die Außerrhoder mit einer Hand an der Schulter, wie der andern an der Brust, sie neigen die Köpfe gegen einander und stehen in gekrümmter Stellung da. Die Hauptsache ist, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, damit man nicht seitwärts, vorwärts oder rückwärts auf den Boden geworfen wird. Fällt einer zu Boden, so sucht der andere auf ihm liegend, ihn auf dem Boden zu halten, oft kommt jener aber durch eine geschickte Wendung wieder oben auf. Der Schluß ist, wenn einer aus Erschöpfung sich ergibt, was aber oft lange nicht geschieht; man nennt es unbeer werden. Diese Uebungen geschehen alle ohne Geld; die Ehre, in Thälern und auf Bergen, stark genannt zu werden, vergilt hinreichend.

Wie vergnügt genoß ich diese Zeit, als ich auf einem kleinen Hügel, auf einem Felsenblock sitzend, dieß fröhliche, aber gesittete und anständige Treiben des Sennenvolks betrachtete, und dabey von mir aufwärts schauend, die hohe Wand des einige tausend Fuß beynahe senkrecht aufsteigenden Säntis betrachtete, der mit seinen schroffen Klippen, seinen Riesenen, Wasserfällen und dem zweyspitzigen, schneeigen Gipfel, hoch in den blauen, unumwölkten Himmel emporragt.

Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele.
Umwindet Leib um Leib, und schlingend Hüft um Hüft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
(Haller.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Dezember 1825.

Die Gefühle und Vorstellungen unserer Kindheit geben das Thema aller künftigen Kompositionen des Lebens.

Oehlenschläger.

Eduard.

Von der Verfasserin der Ourika.

(Vergangenes Jahr erhielt unser Blatt eine abgekürzte Uebersetzung der oben genannten Ourika; wir nehmen diese neue Erzählung derselben Verfasserin auf eben diese Weise auf. Diese Dame — wie man sagt, eine der vornehmsten des französischen Hofes — scheint von der Darstellung unauflöslicher Probleme in der gesellschaftlichen Welt besonders angezogen zu seyn, aber nicht den Schlüssel, den die sittliche Welt und die Basis, auf welcher diese ruht, die geistige, ihr zu deren Lösung darbieten würde, finden zu können. Ihre Ourika ward fromm, wie ihr Beichtvater sie zum Tode bereitete, und Eduards Frömmigkeit verhilft ihm keineswegs zu der sittlichen Kraft, welche dem Leben noch einen andern Werth als Liebesglück beymißt. Der Leser wird nicht vermeiden können, bey diesem Helden an Werther zu denken — es ist viel Nationelles in dem Unterschied zwischen Beyden, bey dem aber keiner über den Andern den Vorzug erwirbt; es ist eben so viel nationeller Unterschied in der beyderseitigen Darstellung, wobey aber unser Landsmann so hoch steht, daß die empfindsamen Ergießungen der Herzoglu von . . . nicht bis zu dem Fußschemel unsers Goethe zu steigen vermögen. Der Styl des Originals ist ein Meisterstück von Klarheit, Zierlichkeit, Zartheit, Vornehmigkeit, Anstand — kurz von allem, was die französische Sprache — ohne Mirabeau, Foy und einige Andere, welche freylich andere als Liebesqualen besprachen — Vollendetes aufweisen kann.)

* * *

Ein französischer Offizier von vornehmem Stand (denn diese Eigenschaft spricht sich durch die ganze Haltung der Erzählung als Hauptcharakter aus) schifft sich nach Amerika ein, um sich zu seinem Regimente zu begeben. Der Erzähler sagt nicht, für wen? gegen wen? unter wem? derselbe fechten will; die Umstände lehren, daß er unter Lafayette stand, und für die amerikanische Freyheit kämpfen soll — diese Umstände nahmhaft zu machen, verbot der Anstand bey dem Charakter dieses Romans.

Der Offizier — er mußte, da er ein Regiment anführt, Oberster seyn — findet sich auf dem Schiff mit einem Reisenden zusammen, den er mit idealischen Zügen als das Bild rettungsloser Schwermuth schildert. Schön wie Antinous, ausgezeichnete Sitten, welche ihn als eingewohnt in den ersten Cirkeln des Hofs ankündigen, artig und kenntnißvoll, aber stumm wie das Grab und abstoßend wie die Verzweiflung. Die edelste Theilnahme zieht den Offizier zu dem Unglücklichen hin, dieser erkennt es, kann sich aber zu keiner Mittheilung entschließen. Sie langen in Amerika an, Eduard — denn er war der Schwermüthige — tritt als Freywilliger in des Obersten Regiment, ficht wie einer, der den Tod sucht, trägt den schwerverwundeten Chef aus dem Handgemenge und pflegt ihn mit

Zartheit eines Weibes. Während dessen Genesung äußert dieser eines Tages seine Verwunderung, Eduard nie in den ersten Zirkeln, in denen er stets gelebt hatte, angetroffen zu haben — und diese Bemerkung löst Eduard die Zunge, er verspricht seinem gütigen Freund schriftlich mit seinem Schicksal bekannt zu machen, und bringt ihm nach wenigen Tagen ein enggeschriebenes Heft, bittet ihn aber, nie eine Frage über dessen Inhalt zu thun, nie eine Bemerkung über denselben zu machen. Folgendes war die Erzählung, welche es enthielt.

•

Ich bin der Sohn eines berühmten Pariser Advokaten, meine Familie ist aus Lyon, wo sie seit mehreren Geschlechtern die daselbst dem Bürgerstande vorbehaltenen nützlichen Aemter bekleidete. Einer meiner Voreltern starb in der Seuche, welche 1748 Lyon verwüstete; sein geehrter Name wird in seinem Geburtsland mit Allem, was Muth und Ehre ausdrücken kann, für gleichlautend gehalten. Von frührer Jugend zum Advokatenstand bestimmt, zeichnete sich mein Vater in demselben aus, und erwarb sich einen so großen Ruhm, daß kein wichtiger Rechtshandel ohne seine Zuziehung betrieben wurde. Er heirathete spät eine Frau, die er schon lange liebte, und ich war die einzige Frucht dieser Ehe. Mein Vater wollte mich selbst erziehen; wie ich zehn Jahr alt war, zog er sich zu diesem Endzweck mit meiner Mutter nach Lyon zurück. — Ich befriedigte ihn in mancher Rücksicht, in anderer beunruhigte ich ihn; ich lernte leicht, machte aber von dem, was ich gelernt hatte, nicht den geringsten Gebrauch; zurückhaltend, schweigsam, wenig zutraulich, wie ich war, häuften sich die Ideen alle in meinem Kopfe an und bewirkten eine unnütze Gährung und endlose Träumereyen. Ich liebte die Einsamkeit und den Anblick der Natur; auf der äußersten Landspitze zwischen den beyden Flüssen, die Lyon umspülen, ist ein Sandhügel, wo ich unzählige Male saß und dem Lauf der Wellen nachsah. Man rufte mich nach Hause, ich lernte ohne Widerwillen, ohne üble Laune, allein meine Beschäftigungen und meine Gedanken waren so verschieden, daß ich zweyerley Leben zu führen schien. Mein Vater suchte zuweilen mich zum Sprechen zu bringen, aber mein Gedächtniß allein antwortete ihm, meine Mutter bemühte sich, durch ihre Zärtlichkeit mein Herz zu eröffnen, ich drückte sie in meine Arme — aber auch ihre Liebkosungen ließen mich eine schmerzliche Leere empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

III.

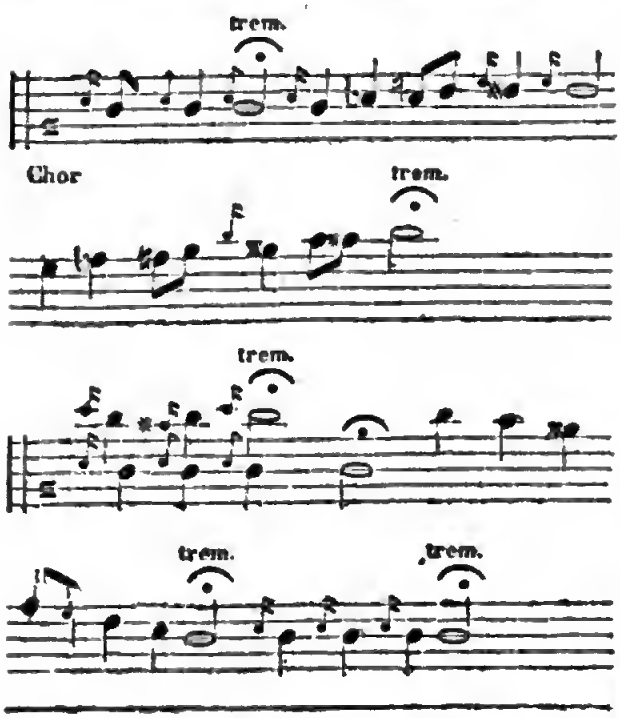
Die griechischen Seeleute und die Philhellenen.

Die Mannszucht auf den griechischen Schiffen war vortrefflich. Viel ruhiger geht es auf ihnen zu als auf europäischen Kauffahrthey- oder Kriegsschiffen; nur selten unterbricht der Ruf des Steuermanns oder des Schiffslieutenants die Stille. Dieser Zuruf geschieht (manchmal nur vermittelst einer Pfeife) gewöhnlich in einem durchaus freundlichen Ton, während ein europäisches Schiff fast durch beständiges Fluchen und Schimpfen dirigiet werden zu können scheint. Hier könnten wir auf unsere Humanität nicht wenig eingebildeten Europäer einmal bey den verwilderten Griechen in die Schule gehen. Auf den Zuruf oder Pfiff des wachthabenden Offiziers fliegt Alles mit der bewundernswürdigsten Schnelle und Geschicklichkeit an den Ort, wo geholfen werden muß. Beym Segelrollen und Aufziehen winden und schlingen sich gleichsam die griechischen Matrosen um die Segelstangen herum. Sie gehen selten auf den Strickleitern zurück, sondern packen irgend einen herabhangenden Strick und sind so im Nu wieder an Bord. Sie setzen, wie es scheint, etwas darein, sich durch Verwegenheit und Geschicklichkeit auszuzeichnen. Ich sah z. B. einmal, als noch ein Seitensegel angemacht werden sollte, einen Matrosen am äußersten Ende der Segelstangt mit unbegreiflicher Leichtigkeit herumtanzen, ohne daß er sich mit den Händen festgehalten hätte, bis er plötzlich in's Meer stürzte. So gingen die Prophezeihungen einiger von uns, die seiner verwegenen Behendigkeit mit Kopfschütteln zugesehen hatten, in Erfüllung. Dennoch hatte er unter aller Theilnahme erregt, und wir waren eifrig bemüht, seinen Körper im Meere zu entdecken. Vergebens! Denn schon sprang der Verlorne am hintern Theile des Schiffs lachend an Bord. Er war gar nicht in's Meer gefallen, sondern gesprungen, und schwamm, um uns zu necken, eine Strecke unter dem Wasser fortgeschwommen. Dieser Spaß erinnerte mich unwillkürlich an die Taucherkünste der alten Griechen, mit welchen die Athenienser z. B. bey der Belagerung von Syrakus die gegen sie im Hafen eingerammten Pfähle tief unterm Wasser absägten.

So wie die Segel in Ordnung, das Schiff aber in der Direktion waren, schlichen die Matrosen gewöhnlich in ihre Löcher von Kajütten, die sowohl am vordern Theil als auch in der Mitte des Schiffes angebracht waren. Dort nahmen sie dann einige Oliven und sehr wenigen Wein zu sich, und stimmten nach diesem frugalen Mahle einen Nerven und Gehör zerschneidenden, Sinn verwirrenden

Gesang an. Dennoch beobachteten sie dabey eine gewisse Regel und Ordnung.

Sie hatten nämlich einen Vorsänger unter sich, welcher den Gesang in einem gewissen Ton eröffnete, und durch Aushalten und Tremuliren auf demselben die Uebrigen aufmerksam machen zu wollen schien. Sobald die andern den Ton mit angeschlagen hatten, welches mit kurzen Vorschlägen von oben nach unten geschah, ging der Vorsänger in einer nicht vollkommen harmonischen Tonleiter, indem er bey vielen Tönen die Vorschläge wiederholte, eine Oktave und mehr bis zu einer außerordentlichen Höhe aufwärts *). Hatte er diesen hohen Ton erreicht, so holte er schnell Athem und hielt wiederum auf diesem hohen Ton mit Vorschlägen und Tremulationen aus, wobey er übrigens aussah, als ob ihm die Lunge springen wollte. Er wurde roth und blau im Gesicht, und erst, wenn er es bis zu dieser höchsten Anstrengung gebracht hatte, ließ er mit der Stärke nach und ging dann wieder fast die diatonische Tonleiter hinunter bis auf den Punkt. Da spielte er mit einigen Trillern und Vorschlägen an dem Grundton herum, wobey sich dann der Chor hie und da einen Sprung in die Höhe erlaubte. Ich habe mir diese Gesänge, deren sehr ähnliche ich auch bey den Landtruppen beobachtete, so vorgestellt:



*) Alle griechischen Männerstimmen, die ich hörte, waren hohe Tenors, welche ein so mildes Klima, wie das griechische, äußerst begünstigt.

Dieses ist die immer wiederkehrende Grundform ihrer Gesänge, wie mancherley Modifikationen, ja Variationen auch die und da vorkommen, welche aber gewöhnlich nur vom verschiedenen Liedertext herrühren. Uebrigens war vom Text nichts zu verstehen, da alle Wörter in dem langen, tremulirenden Aushalten und in dem Chaos der unharmonischen Scala so ganz unterglugen, daß es mir vorkam, als würde nur manchmal zur Abwechslung der Vokal verändert. Daß mir die Sache nur so vorkäme, erfuhr ich von einem Griechen, der mich versicherte, daß alles, was sie sängen, Schlacht- und Kriegslieder wären, worin ihrer gefallenen Brüder und Vorfahren Thaten gepriesen würden. Ein solcher Gesang dauerte gewöhnlich sehr lange und endigte erst dann, wann etwa neue Dienste eintraten oder die Oliven wieder einmal heimgesucht wurden.

So wenig Wohlgefallen wir ihrem Gesang abgewinnen konnten, so wenig sagte ihnen der unsrige zu. Zwar hörten sie, wenn wir Philhellenen einen vierstimmigen Gesang anstimmten, eine Zeit lang aufmerksam zu, verzogen aber bald mißfällig den Mund, und konnten es nicht erwarten, bis wir geendigt hatten. Denn so wie dieß geschehen war, stimmten sie wieder ihre Lieder an, sey es nun, um uns den Unterschied bemerklich zu machen und eines Bessern zu belehren oder, um ihr eignes, durch unser Singen irritirtes, Musikgefühl wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Ich glaube das Letztere, da ihr ganzes Betragen gegen uns äußerst bescheiden, ja schüchtern war. Nur selten suchten sie unsere Gesellschaft auf, waren aber dann freundlich und zuthunlich. Zu diesem durchaus höflichen Betragen paßte dann vortrefflich ein gewisser Adel und Stolz in all' ihrem Thun und Treiben, in jeder Bewegung und Haltung ihres Leibes. Zu einer vollkommenen Vertraulichkeit wollte es bey alle dem nicht kommen, denn gar bald entschlüpften sie wieder in ihre Kajüten, deren Thüren sie aber aufließen. Kam dann ein Philhellene zu ihnen hinein und sah ihnen zu, so ließen sie sich zwar in ihrer Unterhaltung nicht stören, sahen indessen den Zuschauenden von Zeit zu Zeit wie fragend an. Sing er nicht, so boten sie ihm zu trinken dar; allein alles dieß geschah immer auf eine so sonderbare Weise, daß der Philhellene fühlen mußte, wie sie lieber allein seyn möchten.

Zu ihren Ergötzlichkeiten gehörte auch das Zitherspiel. Ihre Zithern waren klein und mit drey stählernen, in der Quart und Serte gestimmten Saiten bezogen. Auf diesen spielten sie mit einem Federkiel hin und her, sie auf dem Griffbrett unregelmäßig auf und nieder ren, äußerst entzückt thaten, und zu gleicher Zeit stampfenden Füßen den Takt zu schlagen suchten. stieg ihr musikalisches Entzücken immer höher, bis endlich vollkommen wie Rasende geberdeten, und

kleinen Instrument dermaßen herumwütheten, daß ein heilloser Spektakel entstand, aus welchem eine regelmäßige, oder überhaupt nur eine Melodie herauszufinden, rein unmöglich war. Uebrigens entsprach diese Art des Zitherschlagens ihrem Gesange vollkommen. Später bin ich auf die Vermuthung gekommen, daß dieses Spielen und Singen unserer Seegriechen allerdings ein nationales, aber gänzlich ausgeartetes sey. Ich fand nämlich auf den Inseln des Archipels, und zwar besonders auf Naxos und Tinos, einen ähnlichen Gesang und ein ähnliches Spiel, in denen aber Rhythmus und Melodie sich mit wahrhafter Originalität verbanden. Auch verstand ich hier die Worte ganz wohl und die Musik, obgleich sie mir etwas fremd vorkam, sprach mich sehr an. Freylich wurde sie auch hier durch übermäßiges Schreyen entstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe, 6. Nov.

(Beschluß.)

Dem. Schechner hat zweytens eine wohlthuende Gewohnheit, die wir auch bey einer andern Sängerin aus München, die kürzlich hier sich Ruhm erwarb, leider zu bemerken hatten, und die vielleicht (vielleicht, denn wir haben sie nie gehört) die berühmte Lalande von dem französischen Theater nach Italien mitnahm, und von da nach München verpflanzte, obgleich Mad. Wespermann nie in diesen Fehler verfällt, der uns übrigens bey unverdorbenen italienischen Sängern ebenfalls nie vorgekommen ist. Diese böse Angewöhnung besteht darin, eine einzelne Note des musikalischen Gedankens, auf die zwar der Ausdruck und die Kraft des Tons fallen soll, so unverhältnißmäßig und so mit einem Male Fortissimo hervorzustoßen, daß man betäubt und ganz aus der Sphäre der Kunst herausgerissen wird. In Paris, in der großen französischen Oper hört man dergleichen alle Augenblicke, dort ist das der konventionelle Gesangsausdruck für Leidenschaft, und deßhalb vermuthen wir eben, daß er sich vielleicht von jener berühmten Französin herschreibt; aber ein konventioneller Ausdruck ist kein natürlicher, ein starker Ton noch lange kein kraftvoller, ein plötzlich starker ohne Ansatz kein musikalischer, und ein wie den andern in keinem Verhältnisse stehender ein unkünstlerischer störender Ton. — Unser dritter Einwurf betrifft eine Manier, die, von der Violin herübergeholt, sich hie und da in den Gesang eingedrängt hat und den Ausdruck der Innigkeit bedeuten soll. Auf der Violin fährt man, um dieß zu bewirken, mit dem Finger fest auf dem Griffbrett bis zu der bezeichneten Note, und thut das ein Meister und am gehörigen Ort, so ist es oft von lieblicher Wirkung. Im Gesange, meynen wir, muß dieses weit seltner und mit der größten Umsicht angebracht werden. Nichts ist dort so ergreifend, als ein bestimmtes und festes Einsetzen des zu erwartenden, oder unerwarteten Tons; und letztlich sagen wir, daß der grandiose Effekt, den der einfache Gesang der Mad. Milder immer wieder von Neuem erregt, mit seinen Grund hat in diesem festen, bald sanften, bald gewaltigen Einsetzen. Das aber ist keine innige Sache, und manche Sängerin, nur weil sie solches nicht vermag, zieht sentimental die Töne in einander, bis sie den eigentlich vorgeschriebenen fest halten kann. Dem. Schechner hat dieß gar nicht nöthig, sie bedarf, bey ihrer tadellosen, geübten Stimme, dieses Surrogat des wahrhaften Gefühlausdruckes nie und nimmermehr. Sie versuche es und setze, bey seinen Stellen, wo sie es jetzt nicht thut, fest ein; und bedenke die Wirkung auf das musikalische Publikum Münchens, dem wir zu dem Besitze eines so eminenten Talentes gratuliren. — Wenn Dem. Schechner übrigens wirklich nach Italien geht, und späterhin von dem Rossinischen Solfeggiren zum grandiosen Fache (nach unsrer Meynung ihr eigentlichster Beruf) übergeht, so wird Deutschland in ihr eine seiner ersten, vielleicht seine erste Sängerin bewundern. Dieß — so mißlich auch, und so mit Recht verschrieen das Prophezeihen ist — dieß ist dennoch unsere innigste Ueberzeugung.

Von der hiesigen Bühne hatten und haben wir nichts zu berichten. — Warum? — Weil die ausgezeichneten Mitglieder unseres Schauspiels und unserer Oper bereits im Auslande rühmlich bekannt sind — und weil eine bedeutende Vorstellung eines bedeutenden Kunstwerks, die, ob ihrer Einheit und Rundung, auf eine kritische Auseinandersetzung Anspruch machen kann, seit langer Zeit nicht statt fand, und auch nur durch ein glückliches Ungefähr statt finden kann, indem hier alle Tage etwas Anderes, zur steten Abwechselung des Vergnügens, gegeben werden muß; so daß, unter solchen Umständen, weniger von Vorstellungen, als von Generalproben die Rede seyn könnte. — Es bliebe uns also nur übrig, von den Prinzipien zu sprechen, nach welchen das löbliche Comité unser, mit den schönsten Kräften reich ausgestattetes, Theater leitet. Hier nun — wir gestehen es offen — hätten wir so manches zu bemerken. Dennoch unterbleibt es; denn anmaßend wäre es, zu wähnen, daß so anerkannte Kunstverständige Männer ein Urtheil berücksichtigen sollten, das ihnen sogar im Vraus, schon in Folge ihrer eigenen Prinzipien, als ein unzulässliches vorkommen muß.

Logogryph.

Selino an die Freunde.

Lieb' und Anmuth, Unschuld, Reiz und Anstand
Flochten mir, was mich an die Erkorne bindet.
Küßten, hold vereint, der Minne Zauberband,
Das auf ewig mir das trunkne Herz umwindet.
Unsrer Herzen Bund trennt keines Schicksals Hand,
Auf der Treue Fels hat Lieb' ihn fest gegründet.
Freunde, wollet ihr nun meine Huldin kennen,
Lasset euerm Blick fünf Zeichen flugs sie nennen.

E. E. Eccard.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Dezember 1825.

Nun so sey ein Glas geleert
Auf das Wohlseyn aller Braven!
Ein's dem Gedeihen der christlichen Sklaven!
Ihnen sey Freyheit und Ruhe beschert!

J. N. Voß.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Wie wenig wir aber an unserer Schiffsleute Singen und Spielen, und sie an dem unsrigen Gefallen finden mochten, wir vertrugen uns doch vortrefflich mit einander. Sie hoben mit großer Sorgsamkeit unsere Sachen in ihren Schiffskisten auf, und wir konnten versichert seyn, daß nicht nur nichts davon abhanden kam, sondern auch im mindesten beschädigt wurde. Unsere Artilleristen halfen ihnen dagegen ihre Schiffskanonen, mit denen sie schwer und langsam umgingen, laden und abfeuern, als das Signal zu unsrer Abfahrt gegeben werden sollte. Dieß gute Vernehmen zwischen uns und den Griechen unseres Schiffes war gleich durch den Empfang eingeleitet worden, den der Kapitän des Schiffes keineswegs auf leere Höflichkeitsbezeigungen beschränkt hatte. Wir fanden nämlich, als ich mit dem Etat-Major an Bord kam, die vor uns angelangten übrigen Philhellenen schon beym Schmaus, und wollten uns eben zu ihnen gesellen, als der Kapitän uns einladen ließ, zu ihm in die Kajüte zu kommen; dort sey für uns aufgetischt. Wir folgten der Einladung und traten ein. Sie war nicht so prachtvoll eingerichtet, wie es die Kapitänskajüten auf englischen und französischen Schiffen sind, aber höchst reinlich und freundlich. Beyde Wände derselben waren mit türkischen Sopha's besetzt. Ueber dieselben waren türkische Shawls, auf dem Fußboden türkische Teppiche ausgebreitet. An der einen Nebenseite waren die Matten des Kapitäns und Lieutenants befindlich. Die vordere Wand bildeten Glasschränke, worin die feinsten geschliffenen Gläser und Service aller Art standen. Die linke Ecke des Zimmers stellte eine Kapelle dar. Ein eingeschachtelter Wandschrank mit einer Glasthüre faßte mehrere griechische Heilige in sich, welche erleuchtet waren, und vor welchen Morgens und Abends das Schiffsvolk sein Gebet verrichtete.

Inzwischen verweilte ich nur wenige Augenblicke bey Betrachtung dieser blos äußern Einrichtung und Ausschmückung der Kajüte, indem ihr Kern, ihr eigentlich innerer Werth meine Aufmerksamkeit gar bald, und, wie billig, weit mehr in Anspruch nahm. Es leuchtete mir nämlich eine äußerst wohlbesetzte Tafel entgegen, an deren Mitte der Kapitän und neben ihm ein junger Grieche saß, den ich noch nicht auf unserm Schiffe gesehen hatte, und der, wie ich später erfuhr, der Sohn des Prinzen Pietro-Bey, des Herrn der Mainotten, war. Er ließ sich nach Mißlungbi bringen, um mit seiner Kapitanerie den Feldzug in Epirus mitzumachen. Nach den ersten nöthigen Begrüßungen ließen wir uns nicht lange bitten, sondern fingen an, die verschiedenen Teete der Tafel in näheren Augenschein zu nehmen und so rein wie möglich abzuweiden. Auch die in Gestalt von Weinokken häufig angebrachten Bassins wurden bis auf den Grund geprüft und ausgekostet. Die beyden Griechen sahen mit stiller Verwunderung unserm eben so schnellen als gründlichen Fouragirsystem zu, denn mit der Fülle der uns vorgesetzten Speisen und Getränke war es

nicht halb so schlimm gemeynt, als wir mit unserm vortrefflichen Hunger und Durst uns eingebildet hatten. Die Griechen nämlich essen äußerst wenig und trinken noch viel weniger, so wenig, daß man sagen kann, sie gebrauchen ihren vielen, vortrefflichen und wohlfeilen Wein, wie wir die Arzney. Viel Trinken ist bey ihnen verhaßt, ein Betrunkener verachtet und es wird ein solcher, wie ein Ehrloser aus ihrer Gesellschaft verbannt *). Wenn sie dennoch ihren Gästen ungemein viel Speisen und Getränke austragen lassen, so geschieht es blos aus gutem Ton, der sich darin gefällt, eine gewisse Ueberfülle sehen zu lassen. Aber wie gesagt, wir hyperboreische Barbaren verstanden uns schlecht auf die Schaugerichtsmode, und meynten unsern liberalen Wirth auf gut nordisch gerade dadurch zu ehren, daß wir Alles wie wirkliche Gerichte behandelten. Hatten aber jene beyden Griechen bisher nur still für sich den Kopf über uns geschüttelt, um als Wirthe gegen ihre Gäste nicht unhöflich zu erscheinen, so zwang sie sammt der ganzen griechischen Tafelbedienung jetzt unser Kommandant Dania, ihr Erstaunen, ja Entsetzen sichtbar werden zu lassen. Er hatte nämlich bis jetzt nur gegessen und leerte nun, um das Versäumte nachzuholen, eine Okka Wein auf einen Zug bis zur Hälfte. Als Dania merkte, wie erschrocken und gleichsam verlegen sich alle anwesenden Griechen ansahen, sagte er auf Italienisch: „Wie das Land, so die Leute und ihr Durst," ließ sich übrigens gar nicht stören, sondern that sogleich mit aller Fassung einen zweyten Zug bis auf den Grund der Okka. Es war die letzte von den vielen gewesen, welche der Kapitän uns hatte aufstellen lassen. Was blieb zu thun übrig, als sich vom Wein zu unterhalten, wie man sich von Thaten erzählt, wenn keine gethan werden? Da man das Gespräch auf verschiedene Archipelweine lenkte und nicht ungeflissentlich an den Schiffskapitän richtete, so merkte er wohl, daß wir zum Handeln aufgelegter als zu leerem Geschwätz seyen, und ließ noch einige Okken Samosweins herbeyholen. Er leistete vollkommen, was der Mitpolenier, den wie vorher getrunken, etwa nach zu wünschen übrig gelassen hatte. Waren wir durch ihn schon gestärkt und zu recht warmem Lebensgefühl erweckt worden, so schlug jetzt die Flamme kriegerischer und jeder Begeisterung lichterloh in uns auf. Der Hauptmann Mizevsky kam unter anderen auf die fixe Idee, daß die polnische Sprache die schönste sey und von allen Menschen gelernt zu werden verdiene. Man verstehe, sagte er, aus Mangel an polnischer Sprachkenntniß, auch Charakter und Werth des polnischen Volkes immer noch nicht gehörig zu würdigen, denn das müßten wir doch alle eingestehen, daß die Sprache eines Volkes den einzigen bestimmten Aufschluß über dessen Geist zu geben im Stande sey. Wir gestanden ihm das im Allgemeinen zu. Jetzt wandte er sich aber speciatim zu mir und meynte, ich hätte als Gelehrter (ich protestirte gegen diesen Titel) noch keine philologischen Kriegsdienste gethan, da ich nicht polnisch verstehe. „Denn überhaupt, fuhr er, wieder gegen alle übrigen gewandt fort, überhaupt ist Polen das Land der Freyheit, welche allein Künste und Wissenschaften gedeihen läßt. Zwar ist es jetzt gefunken, aber es wird sich erheben, wie noch kein anderes Land. Ein feuriger Geist und Sinn für unser Nation und Unabhängigkeit lebt fort und wird nie untergehen. Ich für meine Person habe weder das Joch der Russen, noch das der Sachsen, am wenigsten zuletzt das der Franzosen ertragen können. Darum bin ich zuerst als Urlaub nach Frankreich gegangen und habe die Revolution mitgemacht. Dort bin ich bald Offizier und dann Adjutant geworden. Oft bin ich um die Person Napoleons gewesen und habe ihn von ganzer Seele verehrt. Als ich aber inne geworden bin, daß er sein Wort, das er den Polen gegeben hat, nicht hat halten wollen, bin ich abgetreten und habe ihm den Rücken gekehrt. Später bin ich wieder in der Revolution nach Piemont gezogen, aber es ist mir dort schlecht gegangen, und so habe ich Südamerika aufgesucht, um unter Bolivar zu fechten. Aber auch da ist es nichts gewesen und ich bin zuletzt über Neapel hierher. In allen Kriegen aber, die ich mitgemacht, und in allen Ländern, wo ich gewesen, habe ich weiter nichts profitirt als die Ueberzeugung, daß es auf der ganzen Erde schlecht zugeht. Bey alle dem finde ich doch Trost in dem Bewußtseyn, von Jugend auf bis in mein jetziges Alter immer da gestritten zu haben, wo ich geglaubt, daß es die höchsten Rechte der Menschheit gelte. Das Einzige und Letzte, was ich wünsche und weßwegen ich hieher gekommen bin, ist: auf dem klassischen Boden der Griechen, wo so mancher Held gefallen ist, will ich, meiner Idee getreu, mir ein ehrliches Soldatengrab erkämpfen, oder diese geheiligte Erde als ihr geeifter Bürger, zu neuer, schöner Freyheit aufblühen sehen."

So schloß der alte Kriegsmann und ihm standen die Thränen in den Augen. Wie alle waren von dem, was er gesagt, ergriffen, weil die Ueberzeugung in uns lebte, daß er in der That ein Mann von Redlichkeit und ächter, besonnener Tapferkeit sey. Die Griechen hatten der Rede Mizevsky's staunend zugehorcht, als er nun aber geschlossen hatte, und zu ihnen wie zu uns allen aufblickte, da legten sie ihre Arme gekreuzt über ihre Brüste und verneigten sich ehrfurchtsvoll gegen ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In Argos sah ich einen betrunkenen Griechen, der in seiner Trunkenheit Excesse begehen wollte, steinigen. Er blieb für todt liegen und ein jeder Vorübergehende spie ihn an.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Mein Vater besaß in den Gebirgen von Forez eine Eisenhütte und ein Wohnhaus, wo wir jährlich meine Schulferien zubrachten. Dieses war meine köstlichste Zeit! Der Gegend fehlte es nicht an Schönheit; der Fluß, welcher die Eisenhämmer trieb, stürzte schäumend von den Felsen herab, bildete dann einen großen, ruhigen Wasserspiegel, und machte eine Wendung, durch welche er schnell zwischen zwey hohen Tannenbewachsenen Bergen verschwand; das kleine Wohnhaus stand höher wie der Hammer, von einem alten Tannenhain umgeben, vor ihm ein Gärtchen mit Buchs eingelegt, mit Blumen bepflanzt, und von ihm aus übersah man den Hammer, die Berge, den Fluß. Das Dorf lag hinter den Hügeln außer dem Gesichtskreis, aber jeden Morgen stellten sich dessen meiste Einwohner auf dem Weg, der unter dem Garten hinführete, zur Hammerarbeit ein; ihre rauhgebräunten Gesichter, ihre zerrissene Kleidung, standen mit ihren frohen Gesängen, ihren Tänzen, den Blumen und Bändern, die ihre Hüte bekränzten, in traurigem Gegensatz. Dieser Eisendammer ersezte mir den kleinen Sandhügel beym Zusammenfluß der Rhone und Saone in Lyon. In dem Gärtchen verträumte ich meine Abende; der Anblick der dunkeladen Hügel, der Ströme von feurigen Funken, die aus der Schmiedeesse emporstiegen, die Arbeiter, die, nächtlich gegen die Glut des Feuers gesehen, mit langen eisernen Stäben in dem glühenden Metall wühlten, der Mond, der über die Wälder heraufstieg, und die finstern Tannengipfel mit Silberlicht umgoß, entzückten mein Gemüth; wenn man mich endlich abrief, war es, als habe man mich aus dem tiefsten Traume erweckt.

Dennoch waren mir bey dieser Stimmung die Kinderspiele nicht fremd; vor allen zog mich die Gefahr an: ich erstieg unzugängliche Felsen, ich erkletterte die höchsten Bäume, ich sehnte mich unaufhörlich nach einem unbekannten Ziele, das aber weit jenseits des mir schon bekannten lag. Mit mehreren Knaben in Gemeinschaft, deren Anführer ich jedoch war, wollte ich sie alle an Kühnheit übertreffen, doch oft verbot ich ihnen, mir zu folgen, denn getheilt verlor die Gefahr für mich allen Reiz.

Ich war im vierzehnten Jahre, meine Studien waren sehr weit vorgerückt, allein ich wußte noch immer keine Anwendung für sie, und mein Vater verzweifelte daran, den Funken in meiner Seele zu entzünden, ohne welchen alles Wissen unfruchtbar ist. Ein anscheinend geringfügiger Vorfall brachte diese Wirkung hervor, und bezeichnete in mir das Beginnen eines neuen Daseyns. Eine meiner liebsten Uebungen bestand darin, auf den einzeln in dem schäumenden Wasser liegenden Felsstücken, in der Nähe des Hammers, über den Fluß zu springen, der sich hier mit fürchterlicher Gewalt auf die Räder herabstürzte. Eines Tages sagte ein anderer Knabe zu mir: „Was du da thust, ist nicht so schwer!“ — „Mach' es nach!“ antwortete ich. Er that es, machte einige Sätze, stürzte in die schäumende Flut und verschwand. Zum Nachdenken hatte ich keine Zeit: ich stürze mich ihm nach, halte mich an eine Felszacke fest, das vom Wasser fortgerissene Kind treibt auf mich zu, und wird durch mich aufgehalten — zwey Schritte von den Rädern entfernt! — allein meine Kräfte verließen mich, und wir wären verloren gewesen ohne die schnell geleistete Hülfe. Meine Eltern eilten herbey und schlossen mich in ihre Arme, mein Herz klopfte laut bey ihren Liebkosungen — den folgenden Tag erschien mir alles, was ich vernahm, wie neu; ich verstand, was ich noch gestern nur gelernt hatte, ich war der Bewunderung fähig, das Gute rührte, das Große entflammte mich, der Verstand meines Vaters sezte mich in Erstaunen, als habe ich ihn noch nie bemerkt — ich weiß nicht, welcher Schleier in dem Innern meiner Seele zerrissen worden war. Meiner Mutter Zärtlichkeit ward mir jezt verständlich — ich glich einem jungen Baum, der lange in seiner Entwicklung zurück blieb, bis er plötzlich Zweige treibt und sein Blätterreichthum Bewundrung erregt. Seine Wurzel hatte endlich die Erdschichte gefunden, welche ihr zusagte; mir war eben das geschehen, ich hatte mein Leben einem Andern geweiht.

Von diesem Zeitpunkt lag die Kindheit hinter mir. Mein Vater, durch meine Fortschritte ermuthigt, eröffnete mir nun die Bahnen, wohin nur die Einbildungskraft zu geleiten vermag. Er ließ mich die Empfindung auf die Thatsache anwenden, und dadurch bildete er mir Herz und Verstand — zu wissen und zu fühlen, darin, sagte er oft, besteht die ganze Erziehung.

Die Gesetze in ihrem weitesten Umfang waren meine Aufgabe, sie wurden für die Menschen, für die Sitten aller Jahrhunderte gemacht, sie enthalten kein Geheimniß für den, der sie erforschen, keinen Widerspruch für den, der sie verstehen kann. Mein Vater war der allerliebenswürdigste Mensch, sein Verstand fügte sich in Alles, er hatte dessen nie mehr wie nothwendig war, und er wußte vortrefflich dem Verstand die erheiternde Seite abzugewinnen, der Gegensatz falscher Ideen mit der gesunden Vernunft ist fast immer komisch, und mein Vater lehrte mich Alles, was der Wahrheit ermangelte, lächerlich zu finden. Gewiß war dieses das beste Mittel, mich dessen Schädlichkeit zu entziehen. Bey den meisten Grundsätzen, bey der gesundesten Vernunft ist es ein großes Unglück, wenn man die Leidenschaft über die Dinge im Leben urtheilen läßt; man kann das Böse nicht kräftig hassen, ohne das Gute anzubeten, und sind diese heftigen Empfindungen dem Menschenherzen angemessen? Ach sie lassen

es leer und zerstört wie Trümmer, und dieser Moment erhöhteren Daseyns führt zum Tod.

Damals dachte ich nicht so. Die Welt lag vor mir, ein grenzenloses Meer! ich träumte Ruhm, Bewundrung, Glück — allein nicht außerhalb des Berufs, der mir angewiesen war. Ein edler Beruf! Den Unterdrückten zu vertreten, das Verbrechen zu entfernen, den Triumph der Unschuld zu sichern — die Bilder meiner Bilder, meiner Träume, die bisher so schwankend gewesen waren, malten mir nun lauter Gelegenheiten, wo ich mit Auszeichnung auftreten konnte; ich ersann Unglücksfälle, Verbrechen um des Ruhms, der Freude willen, sie zu bekämpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

Folgende interessante Notizen über das, bekanntlich seit 1811 Rußland interpolirte Neufinnland, so wie über das nördlicher gelegne schwedische Lappland, die uns manche instruktive Belehrungen über die Statistik, Boden, Natur-Anlagen, Klima und die Sitten der Bewohner zweyer, dem Ausland, theils bis jezt wenig gekannten, theils von ihm verkannten Provinzen, entlehnen wir der uns so eben zur Mittheilung gewordenen Brieftasche eines gebildeten Russen, der sie im Juni dieses Jahrs in Gesellschaft einiger, ihm an Bildung gleich stehenden Landsleute besuchte, — Wir lassen jezt die eignen Worte seines Reiseberichts sprechen: „Von Uleaborg bis Torneo, eine Strecke von 155 russischen Werften, ging unser Weg immer über den gebirgigen Theil Finnlands. Wir mußten über eine Menge Flüsse setzen. Bey dem Kemi berührten wir die Grenze des eigentlichen Finnlands, so wie es früher Schweden gehörte. Am $^{25}/_{27}$. Juni trafen wir in Torneo ein, und standen somit an dem äußersten Grenzpunkte des nordeuropäischen Rußlands. Die Stadt, vom gleichnamigen Flusse so benannt, im Jahre 1605 begründet, hat eine romantische, aber etwas niedrige Lage, auf einer Halbinsel, unter Inseln, deren hohe und sohne Ufer einen reizenden Anblick gewähren. Viel verschönert auch diese Lage der hier sehr breite Torneostrom, der auf eine große Entfernung hinaus die einzige Grenze zwischen Schweden und Rußland macht. Das rechte Ufer ist schwedisches, das linke russisches Gebiet. Die umliegende Gegend Torneos, eine auf bedeutende Strecke sehr offene Landschaft, hat ihre mannichfaltigen Reize. Hart am linken Ufer sieht man von Torneo das schwedische Dorf Haparand, das eine niedliche Kirche und mehrere öffentliche Gebäude hat. Torneo ist klein, hat nur 623 Bewohner beyden Geschlechtes, Schweden und Finnen, unter ihnen nur einen einzigen russischen Kaufmann, dabey krumme Straßen, alte hölzerne niedrige Häuser, doch unter ihnen mehrere von zwey Etagen. Die Kälte im Winter ist oft 30 bis 35 und mehrere Grade Reaum., daher werden die Zimmer, um sie warm zu erhalten, gewöhnlich zwey, oft auch drey Mal des Tages geheizt. Empfindlicher aber als die Kälte sind die häufigen Stürme und Schneegestöber, die nicht selten mehrere Tage ununterbrochen fortwähren, und mit dem Schnee des botnischen Meerbusens Alles bedecken. Mit Recht kann man daher sagen, daß die hiesigen Bewohner ihren Winter mit der Schaufel in der Hand verbringen müssen, um sich immer von Neuem aus dem sie und ihr Hauswesen verscharrenden Schnee herauszugraben. In der lezten Hälfte des Juni sieht man hier die Sonnenstrahlen ununterbrochen; denn die Sonne sinkt nur wenig unter den Horizont herab, und gewährt dann den Anblick, den sie auch in unsern Gegenden gewährt, wenn sie eben im Untergehen begriffen ist. Wer ihren Anblick auf den nahgelegnen Gebirgen hat, dem gehe die Sonne in dieser Epoche gar nicht unter, wie dieß weiter nördlich noch sichtlicher der Fall ist. Der Anblick der hier häufigen Nordlichter ist prachtvoll. — Die Preise der Lebensmittel sind in Torneo ziemlich von den unsrigen verschieden; so kostet ein Pfund Butter bis fünf und einen halben Rubel, eine Tonne Salz zwölf Rubel, ein Pfund Rindfleisch zehn Kopeken, ein Faden Birkenholz drey und einen halben Rubel, ein frischer großer Lachs bis vier Rubel, sonst auch wohlfeiler, je nachdem der Fang ist, ein Haselhuhn zehn bis zwölf Kop., ein Auerhahn sechzig Kop., eine Tonne Roggen bis siebzehn, eine Tonne Gerste bis dreyzehn Rubel. — Die Pferde werden hier fast nur mit Heu erhalten, da man keinen Haser säet. Roggen wird nur wenig gebaut, weil man den Anbau der Gerste für vortheilhafter findet. Der gemeine Mann, besonders der auf dem Lande, ißt nur Gerstenbrod, das täglich frisch gebacken wird, und zwar ungesäuert. In Torneo selbst aber findet man, wie bey uns, Roggen- und Weizenbrod. Zahmes Hausgeflügel, das hier sehr theuer ist, halten nur Herrschaften, ein Huhn kostet zuweilen zwey Rubel, und oft mehr. Der Mangel des Hausgeflügels wird durch einen Ueberfluß an Wildprett reichlich ersezt. Gemüse ist gleichfalls wenig vorhanden, man hat nur Kartoffeln, Kohl in sehr kleinen Köpfen, und Erbsen nur in den Gärten. Statt unsrer gewöhnlichen Gartenfrüchte: Aepfel, Kirschen, Pflaumen und Stachelbeeren, gibt es hier Himbeeren, schwarze und rothe Johannisbeeren sind in großer Menge eine eigne Art Beeren (rubus arcticus), welche die Finnen Mamurami nennen, von gewürzhaftem Geschmack, und einigermaßen unsern Himbeeren gleich.

Da gerade um diese Zeit unsers hiesigen Aufenthalts die Sonne, wie oben erwähnt, am nördlichen Horizont nicht untergeht, und man diese von uns nie gesehene majestätische Naturscene am besten von dem 72 Werste von Torneo, auf russischem Gebiete entlegnen Berge Awasax übersieht, so machten wir uns, von der Neugier fortgerissen, am 23. Juni frühmorgens dahin auf den Weg. Da von Torneo aus dahin längs der russischen Grenze noch kein gerader Weg existirt, so setzten wir in einem Boot an's schwedische Ufer nach Haparand über, von hier fuhren wir immer längs dem Strome nördlich hinauf. Beyde Ufer, vorzüglich das russische, sind sehr angebaut, der Anblick der niedlichen Bauerhäuser, der mit Fleiß bearbeiteten Felder, die sich längs dem ganzen Wege in immer neuen buntfarbigen Gestalten unsern Augen präsentirten, stellte ein erfreuliches reizendes Naturgemälde dar. Links und grade aus schimmerte uns in bläulicher Ferne eine hohe Bergkette entgegen, die sich immer deutlicher gestaltete, je näher wir ihr kamen. Stellweise sind diese Berge mit Gesträuch bewachsen, stellweise völlig kahl, stellweise endlich mit zerstörten Steinmassen und Schlünden bedeckt, die in ihren mannichfaltigen Zerstörungsformen der Phantasie reichen Nahrungsstoff darbieten. Ueberall, wo wir hinkamen, trafen wir die junge Vegetation in ihrer üppigsten Kraft. Die grünenden Felder und Berge, der sorgfältige Anbau der ganzen Provinz, der anscheinende Wohlstand ihrer Bewohner deuteten uns nicht an, daß wir nahe dem Pole, in einer Gegend wären, die für den größten Theil des Jahrs eine unzugängliche, der Tageshelle beraubte Schneewüste ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Dezember 1825.

Das größte Glück im Leben
Und der reichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn!

Goethe.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Die Veeänderung, welche in meinem Chaeakter vorgegangen wae, hatte auf meine Neigungen keinen Einfluß gehabt. Wie in meiner Kindheit floh ich die Gesellschaft, ich empfand eine Art Mißfallen, daß keinee der achtungswüedigen Menschen um mich her dem Ideal, das ich mir in meiner Seele entwoefen hatte, und von dem doch mein Vatee eigentlich das Uebild wae, nicht entspeach. Allein mit ihm und meinee Mutter war ich glücklich, sobald aber ein Besuch kam, begab ich mich in mein Zimmer und teäumte von der mie selbst geschaffenen, der wieklichen so unähnlichen, Welt.

Meine Mutter hatte Verstand, Sanftheit und eine sehr überlegene Vernunft. Sie hing an ihren gewohnten, vielleicht sogae gewöhnlichen Begeiffen, vertheidigte sie aber duech neue pikante Geünde. Duech die lange Gewohnheit, meinen Vater zu lieben und mit ihm zu leben, wae sie gleichsam sein Widerschein gewoeben, doch oft wollten sie dieselbe Sache aus verschiedenen Geünden, woduech sich ihee Unterhaltung seiedlich und doch lebhaft erhielt. Nue über einen einzigen Punkt dachten sie veeschieden, und jezt sehe ich leider, daß meine Mutter Recht gehabt hat.

Mein Vater veedankte sein Ansehen und sein Talent gebßtentheils seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens; ee pflegte zu sagen, daß nicht sowohl die Akten als sein Blick in das Innere der streitenden Partheyen seine Meynung bestimmte. Die dazu beytragenden Eigenschaften, Schaefsinn, eindeingendee Blick, feine Wahrnehmung, hätte er auch in mie zu entwickeln gewünscht; vielleicht hoffte er durch die Einsamkeit, in der wir lebten, den Eindeuck, welchen das Schauspiel der Gesellschaft auf mich heevoebringen müede, um so auffallender zu machen — denn in ihe lebend wied man ihre Laster und Lächerlichkeiten gewohnt. — Er wollte mich im Guten befestigen, den Beobachtungsgeist in mir eeifen lassen, damit ich, aus diesem Schauspiel Nutzen zu ziehen, fähig seyn könnte.

Mein Vater war in seiner Jugend so glücklich gewesen, in einem berühmten Rechtshandel dem Marschall von Dionne Vermögen und Ehee zu retten. Die Verhältnisse, in welche sie diese Geschäfte gebracht, hatten ungeachtet dee Verschiedenheit iheer Schicksale, eine, nun dreyßig Jahre daueende, Feeundschaft zwischen ihnen geknüpft; ein ununteebeochner Briefwechsel hielt sie lebendig und das vollkommenste Vertrauen fand zwischen ihnen Statt. Mein Vater rechnete daeauf, mich, sobald ich mein zwanzigstes Jahe erreicht haben würde, in dieses Haus zu bringen; doet sollte ich, erwartete er, gute Gesellschaft sehen, und die Geisteseigenschaften erwerben, deren Besitz er mir so sehr wünschte. Meine Mutter widersezte sich diesem Plan: „Laß uns bey unserm Stande bleiben, sagte sie zu meinem Vater, warum willst du Eduard in eine Welt einführen, in der ee nicht leben soll, die ihm vielleicht uneine rudige Häuslichkeit verleidet?“ — „Ein Advokat, bemerkte er, muß unter allen Ständen geübt haben, er muß

ſich mit der Geſchliffenheit der Hofleute vertraut machen, um nicht von ihr verdiendet zu werden, nur in der großen Welt kann er die Reindeit der Sprache, die Anmuth des Scherzes gewinnen. Nue in der Geſellſchaft kennt man die Schicklichkeiten, den Geſchmack, die keine Vorſchriften haben, und deren Unwiſſenheit man doch nicht verzeiht." — „Das iſt wahr, antwortete meine Mutter, allein ich geſtehe, es wäre mir liebee, Eduard lernte von dem allem nichts und blieb glücklich — und das iſt man nur im Verband mit ſeinesgleichen. Milton ſagt: „„Zwiſchen Ungleichen laſſen ſich keine Bande knüpfen."" — „Deine Citation iſt richtig, allein der Dichter ſpricht von moraliſcher Gleichheit, und in dieſer Hinſicht bin ich deiner Meynung, ich darf es ſeyn." — „Wohl, ſagte meine Muttee, allein der Marſchall macht eine Ausnahme. Laß uns die büegerlichen Konvenienzen in Ehren halten, ein jedee ſchütze ſeinen Rang; behaupten wir denn nicht auch den unſern? man fühit ſich nie behaglich, wenn man ihn verläßt." — Solche Unterredungen fielen oft vor; eine innere Unruhe, ein Verlangen nach etwas Neuem ließ mich auf meines Vaters Seite treten, ich wünſchte ſehnlich, zwanzig Jahr alt zu ſeyn, um nach Paris zu gehen, um in des Marſchalls Haus aufgenommen zu werden.

Zwey Jahre mußten noch bis dahin verfließen; ernſte Studien füllten ſie aus, meine trocknen Beſchäftigungen hätten meinem Geiſt Stätigkeit geben ſollen, allein ich blieb, wie die Natue mich gemacht hatte, und wie ich wohl bis zum Grabe bleiben werde.

Im zwanzigſten Jahr erwartete ich ein großes Glück, und die Vorſehung ſchickte mir das größte Leid. Meine Mutter ſtarb. Wie wie ſo eben nach Paris abreiſen wollten, ward ſie krank und nach ſechs Monaten legte ſie eine Auszehrung in's Grab. Sie ſtarb in meinen Armen, ſie ſegnete, ſie tröſtete mich. Gott erbarmte ſich ihrer: ee entzog ſie dem Anblick meines Unglücks, er erſparte mir, ihr Herz zu zerreißen; ſie ſah mich nicht in die Schlinge gerathen, die ihre Vernunft vorausgeſehen hatte. — Ach, kann ich denn ſagen, daß ich um meinen verlornen Frieden klage? möchte ich denn ſo ruhig leben, wie meine Mutter es mir wünſchte? Nein, nein! glücklich kann ich nicht mehr ſeyn; aber dee Schmeez, der an meiner Seele nagt, iſt mie theuree als die gemeinen Freuden dee Welt, ſie werden der Stolz meines lezten Tages, wie dee Zauberreiz meiner Jugend ſeyn — drey und zwanzig Jahr alt, bleibt mie nichts wie die Erinnerung — doch was liegt daran! Mein Leben iſt dahin, ich verlange von der Zukunft nichts mehr.

In dem erſten Sturm ſeines Schmeezes entſagte mein Vater der Reiſe nach Paris. Wir gingen nach Foreꝛ, in der Hoffnung, uns zu zerſtreuen, allein jeder Gegenſtand rief uns die Verlarne zurück. Ich befand mich mit meinem Vater beſtändig allein, und weiß nicht, welche Trockenheit in unſre Unteehaltung ſich einſchlich; meiner Mutter war es immer gelungen, zwiſchen des Vaters Beſtimmtheit und meinee Träumerey jeden Anſtoß zu vermeiden, nun ſie fehlte, fühlten wir Beyde zum Erſtenmal, daß wie zwey getrennte Weſen waren, daß es uns oft an Uebereinſtimmung gebrach.

(Die Fortſetzung folgt.)

Proben aus einer Geſchichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortſetzung.)

IV.

Maurokordato.

Am 28ſten Mai traf Boutiee bey Maurokordata ein und wurde ſogleich als Oberſtlieutenant und zwae beym Generalſtaabe angeſtellt *). Ueberdieß mehrte ſich die ſchon ohnehin zahlreiche Umgebung Maurokordato's von Tag zu Tage. So kamen zu Miſſolunghi zwey junge Griechen, die ſo eben die Univerſität Göttingen verlaſſen hatten, an, und wurden ſogleich als Sekretäre von Maurokordato angeſtellt. Auch befanden ſich mehrere griechiſche Prälaten in ſeiner Suite.

Graf Normann machte Vorſtellungen, wie, daß eine ſolche Maſſe durchaus überflüſſiger Menſchen im Haupt-

*) Boutier kam zu der Zeit nach Griechenland, da Ypſilanti noch am Ruder war. Von dieſem wurde er ſogleich zum Kapitän oder Major ernannt, als welcher er unter den Befehlen Raybaud's ſtand, der, obgleich nur franzöſiſcher Lieutenant, bey ſeiner Ankunft in Griechenland von Ypſilanti ſogleich zum Oberſtlieutenant und Kompaudant der Artillerie von Theſſalien gemacht worden war. In Frankreich waren beyde gleichen Ranges geweſen, und es entſtanden, da jezt einer dem anderen war vorgezogen worden, allerley Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen. Boutier war noch dazu älter als Raybaud, und ihm an Geiſt und Erfahrung überlegen. Als, beym Auftreten der Regierung und Maurokordato's, Ypſilanti's Anſehen gänzlich ſchwand, trennten ſich von dem lezteren mehrere Offizjere und gingen zur Regierung über. Unter dieſen war Raybaud. Boutier dagegen wußte ſich ſo geſchickt zwiſchen den Partheyen zu halten, daß er als Kommandant Athens und der Belagerung der Akropolis von der Regierung anerkannt und beſtätigt wurde. Selbſt als er hier das Unglück hatte, eine Bombe werfen zu laſſen, welche in die Stadt fiel und mehrere Griechen tödtete, wußte er ſich wiederum gegen die Regierung, bey welcher er deßhalb angeklagt worden war, ſo geſchickt zu benehmen, daß er nicht nur nicht beſtraft, ſondern, wie geſagt, von Maurokordato zum Oberſtlieutenant beym Generalſtaabe der Armee von Weſtgriechenland avancirt wurde. Raybaud, obgleich auch Oberſtlieutenant, war zugleich Adjutant-Major bey den Philhellenen, und als ſolcher ſchon nicht im Stande, ſeinen Einfluß bey Maurokordato gehörig zu kultiviren. Außerdem war ja auch Boutier ein älterer, gebildeterer Mann, von mehr Geiſt und Erfahrung, und ſo war es kein Wunder, daß er bald faſt Alles über Maurokordato vermochte.

Digitized by Google

quartier am Ende hinderlich werden müßte. Auch gab er Maurokordato darüber seine Verwunderung zu erkennen, daß so viele und schnelle Beförderungen einträten, ohne daß die Beförderten durch Kriegsthaten oder ungewöhnliche Thätigkeit und patriotisches Benehmen bey Verwaltung der innern Angelegenheiten sich ausgezeichnet oder auch nur sich auszuzeichnen Gelegenheit gehabt hätten. So höre jede Beförderung auf, als Lohn und Sporn der Tapferkeit und Tüchtigkeit angesehen zu werden und gebraucht werden zu können. Ueberdieß sey zu bedenken, wie die häufige Beförderung zu hohen Chargen mit dem herrschenden Geldmangel im Widerspruch stände, da man nicht einmal den rückständigen Sold herbeyzuschaffen im Stande sey. Für die Geschäfte im Feldzuge reichten zwey Adjutanten vollkommen hin. Für die außerordentlichen Geschäfte sowohl als zum Planentwerfen und Terrainaufnehmen sey die Ueberzahl von General-Staabs-Offizieren noch durch Herrn Voutier vermehrt worden. Schon die vorhandenen würden nicht hinreichende Beschäftigung finden, was jedem braven Offiziee, besonders im Felde, äußerst unangenehm seyn müsse. Es wäre daher gerathen, den Generalstaab zu verkleinern, oder doch, wenn man das nicht wolle, fortan als geschlossen zu betrachten.

So hatte sich Graf Noemann, wie ich es aus seinem eignen Munde weiß, gegen den Oberfeldherrn und Präsidenten der griechischen Regierung geäußert. Aber obwohl diese Aeußerungen ganz in dem Interesse eines ordentlichen Feldzugs und der griechischen Sache überhaupt gethan worden, so mißfielen sie doch, wie es schien, dem Oberfeldherrn selbst, der sich als solcher zurechtweisen zu lassen, nicht Lust haben mochte, noch mehr aber denjenigen aus dessen Umgebung, deren persönliches Interesse, wenn Normanns Vorstellungen Eingang fanden, benachtheiligt worden wäre. Es ist gewiß, daß von dieser Zeit an Normann weniger von Maurokordato gehört wurde, und daß lezterer im Gegentheil sein ungetheilteres Vertrauen dem Oberst Voutier, wie überhaupt vor Allen den Franzosen schenkte. Die Philhellenen im Staabe, im Regiment und Bataillon fühlten dieß gar bald, am meisten aber die Deutschen, welche, wie sich im Verfolg dieser Erzählung noch deutlicher ergeben wird, sichtbarlich vernachlässigt wurden. Wie weit dieß ging, erhellt daraus, daß Normann, als man in ihn drang, sich doch einer so ungerechten Zurücksetzung der Deutschen entgegenzustellen, antwortete: „Kinder, ich bin selbst ein Deutscher und in demselben Fall wie ihr; meine Vorstellungen fruchten nichts. Laßt uns an Tagen der Schlacht beweisen, daß wir mehr werth sind als elende Schmarotzer!“ —

Es kann nicht geläugnet werden, daß Franzosen mehr Neigung und Geschick besitzen, sich durch ein einschmeichelndes Betragen in Gunst zu setzen und zu erhalten, und überhaupt jeden Werth, der ihnen eigen ist, mehr geltend zu machen, als die Deutschen verstehen und mögen. Da inzwischen aus dem französischen Uebergewicht bey Maurokordato manche Unannehmlichkeit für die deutschen Philhellenen, manch Mißgeschick für alle hervorgegangen ist, so scheint es mir nicht unwichtig, Einiges anzudeuten, woraus sich Maurokordato's Vorliebe für die Franzosen, so wie auch eine gewisse Entfernung von Normann erklären dürfte, ohne daß man jenem daraus einen Vorwurf zu machen nöthig hätte.

Was nun zuerst Maurokordato's Vorliebe für die Franzosen betrifft, so kam ihr sehr sein mehrjähriger Aufenthalt in Paris und sein Leben in den dortigen Cirkeln zu Hülfe, weil ihm dadurch französische Art und Weise in Denken und Handeln zur andern Natur geworden war. Er konnte sich daher nur in französischer Umgebung heimisch und wohl fühlen. Hiezu kommt noch, daß gleich, als er sich beym Ausbruch der Revolution in Marseille einschiffte, mehrere französische Offiziere zu ihm stießen, die mit ihm in Griechenland an's Land stiegen. Dort gleich in ein Partheytreiben gestellt, bedurfte er bey seinem Bestreben, die innern und kriegerischen Angelegenheiten seines zerrissenen Vaterlandes einigermaßen zu ordnen, beständigen Rathes. Denn wiewohl er in Griechenland als ausgezeichneter Diplomat galt, so glaub' ich doch an seiner Vortrefflichkeit und Sicherheit in diesem Fach, noch mehr aber im Kriegswesen zweifeln zu dürfen. Wie hätte er auch bey seinen Vorbereitungen zu einem künftigen Dragoman, die in Sprachstudien bestanden *), wie bey seinem eigentlichen Studium der Arzneywissenschaft, bey seinem Leben in Pariser Cirkeln Gelegenheit gehabt, sich für Kriegswesen und Politik so auszubilden, daß er darin selbstständig hätte handeln können? Ja sein Charakter selbst, der nach der Aussage Aller, die ihn näher kannten, auch nach Normanns Urtheil, selbst nach dem Benehmen, welches er noch in dem bevorstehenden Feldzug zeigen wird, gut aber schwach war, nöthigte ihn, sich Anderen hinzugeben. War es nun ein Wunder, daß er sich an Franzosen wandte, zu denen er sich hingezogen fühlte und die nicht unterlassen haben werden, ihm in Erinnerung zu halten, wie die Franzosen in Kriegs- und Staatskunst die erste Nation Europa's seyen? Auch täuschte er sich in dieser Ansicht nicht, da die lezten drey Decennien ihm die sie bestätigenden Erfahrungen an die Hand gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zu diesem Zweck war Maurokordato allerdings von seinem Vater, der Dragoman bey der hohen Pforte war, nach Paris geschickt worden. Er hatte sich wirklich bedeutende Sprachkenntniß erworben. Er soll französisch, italienisch, türkisch, arabisch, ja sogar ein Wenig deutsch verstanden haben. Dieser Ruhm ist aber nicht so bedeutend, als man ihn gemacht hat, wenn man bedenkt, daß alle Griechen ungemeines Sprachtalent besitzen.

Digitized by Google

Die Erscheinung.

Am Geburtstage des fernen Liebchens.

Entlaubt ist Baum und Rebe,
Die Luft ist feucht und kalt;
O, holder Lenz, belebe
Mir wieder Thal und Wald.

Wo unter Blütenbäumen
Die Myrtenlaube glänzt,
Und dich mit schlauem Säumen
Ein braunes Mädchen kränzt;

Da hör mein freundlich Flehen,
Und weile länger nicht,
Daß Blüten mich umweben
In warmem Sonnenlicht!

Doch soll in kalten Mauern,
Bey düsterm Nebelgraun,
Ich länger einsam trauern
Und sehnend nach dir schaun;

So laß der Zauber einen,
Womit du Erd' und Luft
In Wonnen hüllst, erscheinen,
Umweht von Blütenduft.

Hab Dank, du holder Knabe! —
Das liebste Kind, so nah! —
Und um Sie Liebesgabe! —,
Der Frühling ist mir da!

E. G. G.. ff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

(Fortsetzung.)

Am Abende gelangten wir zu der vor dem Berge Awasar liegenden Poststation. Das Wetter drohte mit Regen, der Himmel ringsum ganz bezogen — und so unser Hoffnungen — der einzige Zweck unsrer Fahrt, die mitternächtliche Sonne zu schauen, vereitelt. Schon bereiteten wir uns, nach einer so höchst beschwerlichen Tagereise sehr ermüdet, völlig hoffnungslos zur Ruhe, als man uns anzukündigen kam, der westliche Himmel kläre sich ganz auf, und bald werde sich das Tagesgestirn zeigen. Wir eilten nun ungesäumt zum Strom, um noch einmal über ihn zu setzen, da der Berg Awasar auf dem entgegengesetzten russischen Ufer liegt. An der Ueberfahrt standen eine Menge Böte, welche zahlreiche Gesellschaft einnehmen sollten, die den gleichen Zweck wie wir hatten. Das Aufsteigen war nicht so leicht, zuerst mußten wir uns durch dichtes Gesträuch, darauf durch ungeheure Steinhaufen winden. Höchst ermüdet gelangten wir wenige Minuten vor Mitternacht auf den Gipfel. Ein unvergleichlich schönes Schauspiel wartete unsrer. Die unterdessen völlig wolkenleer gewordene Sonne erhellte, noch sehr hoch am Horizonte, aufs Klarste die ganze Nordwestgegend, die Spitzen der Berge waren vergoldet, und die Goldstreifen umfaßten sämmtliche Bergrücken. Der Strom und die in den nahen Thalgründen rauschenden Seen reflektirten die Strahlen; die entgegengesetzte Südostseite von einem dichten Wolkenschleyer umhüllt, schien in tiefer Dunkelheit zu schlummern. Das herrliche Naturschauspiel, verbunden mit diesem Kontrast, setzte uns in ein zuvor nie empfundenes, und darum nicht zu beschreibendes Erstaunen. Aber nicht lange gönnte uns die Sonne ihren nächtlichen Anblick, sie verbarg sich bald nach Mitternacht wieder unter Wolken, und ging uns erst am Morgen als Tagesgestirn auf. Wir verweilten einige Stunden auf dem Awasar, sie dem Anblick der uns umgebenden schönen Natur weihend. Die Morgenkälte war sehr empfindlich, und um uns zu erwärmen, wurde ein großes Feuer angemacht, um das sich eine zahlreiche Gesellschaft sammelte, die aus mehrern reisenden Damen, dem Landhöfding *) der angrenzenden schwedischen Provinz, Herrn Örwall mit seiner Familie, einer Zahl Studenten aus Upsala, welche jetzt, nachdem sie eine Fußreise durch Deutschland und das südliche Frankreich gemacht hatten, sich zu einer gleichen Wanderung durch Lappland rüsteten, aus russischen Beamten und mehrern andern bestand. Der Berg Awasar hart am Torneo liegend, hat eine perpendikuläre Höhe von 582 Fuß. Auf ihm machte der berühmte französische Astronom Maupertuis seine Beobachtungen, und fand durch seine Gradmessung die Idee des großen Newton bestätigt, daß die Erdkugel an den beyden Polen eingedrückt sey. Jeder durch diese Orte Reisende unterläßt nicht, ihn zu besuchen, daher ist auch jeder Stein seines Gipfels mit den Namen der hier Gewesenen dekrizelt, von ihnen gebören freylich die wenigsten Russen. Am 24. Juni, am Johannistage, waren wir wiederum in Torneo. Auch hier hat sich, wie in vielen andern Gegenden Rußlands, bey der Feyer dieses Tages eine Sitte aus dem Heidenthume erhalten: es werden auf allen Hügeln große Feuer angezündet, um welche herum frohe Menschenschaaren singend tanzen. — Ehe wir Torneo verließen, konnten wir nicht umhin, den prachtvollen Anblick der mitternächtlichen Sonne noch einmal vom Thurme der Stadtkirche zu schauen. Wir erstiegen ihn um eilf Uhr, der Himmel war völlig klar und wolkenleer, die Himmelskugel rollte in ihrer ganzen Majestät am Firmamente vorwärts, wir hatten das schönste Panorama vor uns. Der Torneo, die vielen von ihm gebildeten Arme und Inseln, die ganze Stadt, eine Menge, die Ufer des Stromes begrenzender Dörfer lag zu unsern Füßen. Von der einen Seite umschlossen den Horizont ans fernem Nebel aufragende Bergketten, von der andern der bothnische Golf. Auf immer wird die Erinnerung an diesen Abend meinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben — eine solche Zaubergewalt äußern Naturschönheiten, selbst wilde, auf unser Gemüth.

Ueber den Charakter, die Sitten und Lebensweise der Nordfinnen und der durch den häufigen Handelsverkehr mit ihnen sehr bekannt gewordenen Lappen, gibt uns jener Reisende, theils selbst beobachtete, theils an der Quelle genau erforschte Aufschlüsse. Die um Torneo und Uleaborg lebenden Finnen sind wohlhabend, gesittet, und auf ihr gutes Recht sich stützend, ohne Komplimente. Der Grund und Boden, auf dem sie leben, gehört ihnen erb- und eigenthümlich. In dieser Rücksicht haben sie einen großen Vorsprung vor den Urbewohnern der drey übrigen Ostsee-Provinzen, die, nach der ihnen nun gewordenen neuen Verfassung nur freye Pächter, nicht Erbbesitzer des von ihnen angesiedelten Bodens sind. Ihr Handel, vorzüglich mit Theer, Holz, Butter und gesalzenem Lachs, ist die vorzüglichste Quelle ihrer Wohlhabenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Civilgouverneur.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Dezember 1825.

O warum
Hören sie fremden Rath, und folgen Andrer Verführung
Mehr als eigner Vernunft! So sind die Menschen nun einmal.
Waren immer so, und werden immer so bleiben.

L. Carus.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Dem hierauf zu machenden Einwande, daß dem Oberfeldherrn dennoch unter den anwesenden Philhellenen der General Normann als der erfahrenste Krieger hätte erscheinen müssen, und daß jener diesem eben deßhalb in allen Feldzugsangelegenheiten das höchste Vertrauen hätte schenken sollen, — diesem Einwande begegnet die Berücksichtigung folgender Umstände und Verhältnisse.

Gerade der ganz entschiedene Kriegsruhm Normanns wäre leicht vermögend gewesen, des Oberfeldherrn Bedeutung im Lager und Kriege selbst herabzusetzen. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß persönliche oder auch nur Nationaleitelkeit Maurokordato bewogen hätte, es nicht dahin kommen zu lassen, und sich daeum lieber mit seinem Generalstaab dem Grafen Normann gegenüberzustellen, als zu vertrauen, so gewannen diese Rücksichten vielleicht doch Bedeutung in der wohl nicht ganz ungegründeten Meynung, daß die griechischen Kapitani's, wenn sie sähen, daß ein Fremder an der Spitze stehe, sich noch unwilliger und unzuverlässiger beweisen würden. Auch glaube ich in der Meynung nicht zu irren, daß ein gewisses Mißtrauen, welches früher in Maurokordato gegen Normann erregt worden war, wieder erwachen mochte, wenn dieser hie und da entschieden auftrat. Man weiß ja nämlich, daß, als Maurokordato nach Griechenland kam und an die Spitze der griechischen Regierung gestellt wurde, Demetrius Ypsilanti des Strebens nach Alleinherrschaft angeklagt wurde. Es kommt hiebey nicht darauf an, mit welchem Recht und Grunde *); auch der ungegründetste Angriff auf die politische Ehre eines Mannes läßt eben so einen unauslöschlichen Makel zurück, wie die ungegründetste Verläumdung der Tugend eines Weibes. Was uns aber hiebey zunächst interessirt, ist, daß zu derselben Zeit ein gewisser Herr Hauptmann D — r in Korinth war, sich an

*) Inzwischen muß ich an dem Grund dieser Beschuldigung zweifeln. Ypsilanti kam mit bedeutendem Vermögen nach Morea, und wurde damals eben seines Vermögens wegen, wie eben deßhalb später Maurokordato, auf Händen getragen und vergöttert. Damals hätte er, wenn es in seinem Sinn gelegen hätte, seine Herrscherplane ausführen können. Er that es nicht; ja er behielt nicht einmal so viel seines bedeutenden Vermögens für sich, als er bedurft hätte, um eine Parthey wenigstens um sich versammelt zu erhalten. Mehr gab er Alles hin, wo es das allgemeine Interesse der griechischen Sache zu erfordern schien. Durch dieß uneigennützige Verfahren, wobey er selbst immer kärglich gelebt hatte, kam er dahin, daß er endlich seine Kleider verkaufen mußte, um nicht verhungern zu müssen. Denn die Regierung ließ ihn allen Mangel leiden. Dagegen verließen ihn Freunde, die ihm aus Europa gefolgt waren, in seinem bittersten Elende nicht; mir ein Beweis, daß sein persönlicher Charakter achtungswerth ist. Diese Notizen rühren von Herrn Demargeot aus Iserten in der Schweiz her, welcher einst in der Moldau Ypsilanti's Hofmeister gewesen war, und seinen Zögling aufsuchte, als derselbe für die Befreyung seines Vaterlandes sich erhoben hatte.

Maurokordato machte, viel mit ihm in Geheim verkehete, und unter andern auch die Meynung in Umlauf zu setzen bemüht war, Normann stecke mit Ypsilanti im Komplott gegen die Regierung. Zwar hat Normann durch sein stets gleiches, offenes, redliches Betragen die Nichtigkeit der D—rschen Verläumdungen erwiesen, zwar waren alle in Korinth anwesenden Philhellenen von ihrer Nichtigkeit überzeugt, und selbst die griechische Regierung zeigte dem Grafen Normann ihr Vertrauen, allein dessen ungeachtet ist es im Allgemeinen, noch mehr aber nach dem griechischen, zum Mistrauen geneigten Charakter höchst wahrscheinlich, daß Maurokordato manchmal gegen ihn auf seiner Hut seyn zu müssen wähnte. Daher die Entfernung*) und unverhiente Vernachlässigung Normanns und der Deutschen; denn natürlich, je mehr die Deutschen galten, desto mehr mußte Normann gelten und umgekehrt. Das war aber, nach allem bisher Gesagten, entweder gegen das Interesse der Franzosen, denen es besonders seit Boutier's Anwesenheit leicht wurde, sich bey Maurokordato festzusetzen, oder gegen Maurokordato's Wünsche, oder, was mir das Wahrscheinlichste ist, gegen Beydes zugleich. — Dieß die wenigen Andeutungen zu Erklärung einer in ihren Folgen immer bedeutender werdenden Thatsache.

V.

Auf dem Marsch nach Kombotti.

Nachmittags (den 19ten Juni) brachen wir auf, zogen uns an der rechten Seite des See's (Ozeros) in ein dichtes Gehölz, durch welches ein angenehmer Weg nach einer, von Bergen eingeschlossenen, ziemlich großen Haide führte. Ein einziges Haus stand darauf, und dicht bey demselben befand sich ein tiefer Brunnen. Links an einem Bergabhange lag ein kleines Dorf, vor uns aber in der Mitte des Thalweges erhob sich ein nicht allzuhohes Berg, von dessen Kuppe eine griechische Kapelle auf uns niedersah. Hinter diesem Berge liegt der Golf von Arta, und die Truppen zogen sich, um an den Golf zu gelangen, links in eine Schlucht, welche um den Berg herumläuft. Der Quartiermeister aber, ich und mehrere andere schlugen einen Fußweg nach der, auf dem Berge stehenden, Kapelle ein. Das Hinansteigen wurde um so beschwerlicher, je näher wir dem Gipfel kamen. Der Weg war ganz mit Felsentrocken bedeckt, die sich leicht, wenn man sie betrat, losrissen und den Nachfolgenden entgegen rollten. Endlich erreichten wir den Gipfel, als die Sonne am Abendhimmel sich eben in's Meer tauchte. Dicht vor und unter uns lag der große Golf von Arta, an dessen rechtem Ufer zwischen herrlichen Gefilden die Straße nach Arta und Janina hinlief. Ueber der ganzen, weiten Gegend schwebte ein goldschimmernder Schleyer. Als die Sonne schon so weit hinunter war, daß nur noch einzelne Strahlen an dem Rande des unermeßlichen Wasserspiegels hervor und drüber hin zuckten, endlich aber die ruhige Glut des Abendrothes am Himmel über und unter uns schwamm, wandten wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem Orte zu, auf welchem wir uns befanden. Da nahmen wir denn an der rechten Seite des Berges eine kolossale Mauer wahr. Sie bestand aus ordentlichen Felsenstücken, welche im Durchmesser acht Schuh breit, in länglichte Vierecke gehauen und so gut gearbeitet und aufeinander gefügt waren, daß es an vielen Stellen noch jetzt schwer fiel, die Fugen zu erkennen. Nur die obersten Steinblöcke waren theils verschoben, theils wirklich hinuntergestürzt worden, und es lagen mehrere umher; allein es waren deren so wenige, daß es schien, als habe sich an dieser gewaltigen Mauer die Zerstörungswuth gebrochen. Am Abhange des Berges befand sich in der Mauer eine kleine Oeffnung, durch welche kaum ein Mann schlüpfen konnte; noch konnte man die Löcher deutlich wahrnehmen, wo die Angeln einer Thüre gewesen waren. Die Felsblöcke an diesem Theil der Mauer übertrafen die an der höchsten Höhe noch an Größe. Die ganze, fast überall noch wohl erhaltene, Mauer zog sich durch dichtes, wild durcheinander gewachsenes Gesträuch, in einer geraden Linie bis zum Golf hinab, an welchem sie aber zerstört war, wie die am Ufer durcheinander gestürzten Blöcke zeigten. Gleichwohl war aus Allem noch deutlich zu ersehen, daß hier ein bedeutender Hafen einst gewesen seyn mußte. Noch erblickte man an den einzelnen Felsblöcken Treppenstufen, die zusammenpaßten, und aus dem Golf ragte ein Stück Quermauer hervor, welche in's Wasser hinausging und mit der vom Berge kommenden Mauer einen rechten Winkel gebildet zu haben schien. Wir kletterten an dieser Mauer hinunter bis an den Golf, wo unser Bataillon und das Regiment schon im Lager standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich werde später melden, wie Normann zuletzt nicht mehr im Hauptquartier verbleiben mochte.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Im November reisten wir nach Paris ab. Wir wohnten bey einem Bruder meiner Mutter, einem reichen Generalpächter, Herrn von Heedelot; er hatte ein prächtiges Haus in der Chaussee d'Antin, empfing uns vortrefflich, gab uns große Diners, führte mich in's Schauspiel, auf den Ball, überall hin, wo etwas zu sehen war; ich wünschte aber den Marschall von Olonne kennen zu lernen, und dieser blieb noch vierzehn Tage lang in Fontainebleau. Mein Oheim zog mich von Fest zu Fest, ich war Paris schon satt, als mein Vater ein Billet vom Marschall erhielt, das

ihm seine Ankunft in Paris meldete und uns Beyde auf den folgenden Tag zur Tafel lud. „Bringen Sie mir unsern Eduard," schrieb er — und wie rührte mich dieser Ausdruck!

Ich werde meinen ersten Besuch in dem Hotel des Maeschalls, weil er einen so tiefen Eindruck auf mich machte, etwas weitläufiger erzählen. An Pracht war ich bey Herrn von Heebelot gewöhnt; allein alle Luxus eines reichen Generalpächters verschwand gegen die elegante Einfachheit in des Marschalls Wohnung. Die Vergangenheit diente hier der Gegenwart zur Zierde, Familienbildnisse mit großen, Frankreichs Geschichte angehörenden Namen schmückten die meisten Zimmer, bejahrte Kammerdiener schritten vor uns her, um uns zu melden. Eine unnennbare Ehrfurcht ergriff mich, wie ich dieses große Gebäude betrat, in welchem eine lange Reihe von Geschlechtern dem Reichthum, dem Range mehr Ehre brachten, als von ihnen empfingen — jeder kleine Umstand dieses Besuchs ist mir noch gegenwärtig, spätterhin hat sich in meinem Gedächtniß Alles in einer einzigen Erinnerung verwischt!

Bey unserm Eintritt befanden sich nur fünf oder sechs Personen in dem Saal; der Marschall von Dionne an dem Kamin stehend, war im Gespräch begriffen. Er kam meinem Vater entgegen, ergriff seine Hände und sagte: „Mein vortrefflicher Freund, endlich sind Sie da. Sie haben mir Ihren Eduard gebracht. Wissen Sie wohl, junger Mann, daß Sie zu dem Manne kommen, der Ihren Vater am innigsten liebt, am besten seine Tugenden zu schätzen weiß, und ihm ewige Dankbarkeit schuldig ist?" — Ich antwortete, daß man mich frühzeitig mit des Herrn Maeschalls Güte bekannt gemacht habe. — „Allein hat man Ihnen gesagt, daß ich, verlören Sie Ihren Vater, seine Stelle bey Ihnen vertreten würde?" — „Ich bedarf dieses Unglück nicht, um dankbar zu seyn," sagte ich, und gab dem Marschall Anlaß, mich sehr unverdient zu loben. Er wußte, daß er meinem Vater damit die größte Freude verursachte. Das Gespräch ward fortgesetzt; ich hörte die Personen, unter denen ich mich befand, nennen; es waren, durch Wissenschaft und Künste ausgezeichnete Männer ein Engländer unter ihnen, ein berühmtes Mitglied der Opposition. Ich erinnere mich noch, daß man von der englischen Kriminal-Justiz und dem Geschwornengericht sprach; mein Vater erklärte sich mit Geist und Klarheit gegen diese Einrichtungen, der Marschall war für sie eingenommen, er stellte das Geschwornengericht als ein ehrwürdiges Denkmal germanischer Sitten dar, und suchte den Erhaltungsgeist der Engländer, ihre Achtung für die Vergangenheit, durch diese Stiftungen ihrer Vorfahren nachzuweisen, die sie fast unverändert beybehalten haben. In unsrer Gerichtsordnung erkannte mein Vater die vervollkommte Arbeit der Civilisation; unsere Magistratur, sagte er, beruht auf der Ehre und der Achtung, den beyden Triebfedern der Monarchie; sie gleicht dem Priesterthum: ihr Beruf ist die Aufrechthaltung der Moral in dem gesellschaftlichen Verein, sie erkennt nur die Kirchendiener über sich, welche eben diesem Beruf im Innern der Gewissen vorwalten, und so das Uebel in seiner Quelle bekämpfen. „Mein Vater vertheidigte sogar die Käuflichkeit der Aemter, auf die der Engländer alle seine Angriffe richtete." Die Einrichtung ist sehr bewundrungswürdig, sagte er, der es gelungen ist, das Recht, alle Freuden des Lebens zu opfern, und sich der Tugend, gleich einer Staatseinrichtung zu unterwerfen, theuer verkaufen zu machen. Wir müssen uns nicht selbst verläumden; Gerichtshöfe, die einen Molé, Lamoignon d'Aguesseau besessen haben, brauchen keinen anderen zu beneiden. Wenn das englische Geschwornengericht wegen der Billigkeit seiner Urtheile berühmt ist, so kommt das daher, daß die Volksklasse, aus der es in England besteht, durch ihre Kenntnisse und Redlichkeit besonders ausgezeichnet ist. Die englischen Institutionen beruhen auf Individuen, bey uns aber erhalten die Individuen ihren Ruhm, ihren Werth von den Institutionen. Doch mögen jene Gesetze den Engländern besser zusagen, wie die unsern thun würden. Die Nationen bringen ihre Gesetze hervor, und diese sind dergestalt die Frucht der Sitten, der Genius der Nationen, daß sie vor Allen an ihnen hangen, und ihre Unabhängigkeit, selbst ihren Namen lieber verlieren als ihre Gesetze. Die Unterjochung Englands durch die Normänner kann das beweisen, sie haben dort die Sprache beynahe verdrängt, die Gesetze keineswegs *)."

Diese Gegenstände waren ernst, allein sie erschienen nicht also. Die Leichtigkeit der Unterhaltung besteht nicht in ihrer Frivolität, sondern in der Geistesschärfe, welche alle Gegenstände wie mit Blitzesstrahlen erleuchtet. Indem ich meinem Vater zuhörte, fand ich, daß nichts pla-

*) Wenn es einzig auf Zeitvertreib ankäme, hätte der Uebersetzer diesen politischen Auswuchs ohne Zweifel ausscheiden sollen; allein seine Leser sollen auch den Geist, welcher die Verfasserin inspirirte, kennen lernen — bey ihr mußte der Drang, eine politische Ansicht mit in den Kauf zu geben, sehr groß seyn, um einen unglückseligen Liebhaber, ehe er noch vor seiner Herrin zu sprechen Zeit hatte, eine Abhandlung über nationelle Eigenthümlichkeit der Gesetze vortragen zu lassen. Daß das berühmte Oppositionsmitglied, welches dem wackern Advokaten zu dieser freudigen Bewundrung der ehemaligen Institutionen Frankreichs veranlaßte, keine Widerlegung vernahm, beweist die feine Höflichkeit, welche er an des Marschalls Tafel beobachtet hat.

D. Ueb.

kanter sey, als der gesunde Verstand eines gutsvollen Mannes.

Ich habe mich lange bey diesem ersten Besuche aufgehalten, um zu zeigen, welchen Platz mein Vater in des Marschalls gesellschaftlichen Cirkeln einnahm. Mußte mir der Ort, wo er also geehrt ward, nicht gefallen? Ich erinnerte mich der Worte, welche meine Mutter gesprochen hatte: „Seinen Stand verlassen!" Mir war in des Marschalls Hause nichts befremdend, ja ich fand mich bey ihm vielleicht behaglicher, wie bey Herrn von Herbelot. Hier herrschte eine gewisse Einfachheit, eine Ungezwungenheit des Betragens, welche mir das Leben fast so leicht machten, wie in dem Hause meines Vaters. — Ach, bald sollte es mir noch theurer gemacht werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

(Fortsetzung.)

Man fängt im Torneo-Flusse zuweilen tausend und mehr Lachse an einem Tage, und will man einer Nachricht, die in den öffentlichen Landesblättern vor einigen Jahren mitgetheilt wurde, Glauben beymessen, so sind diese Fische nicht nur gute Springer, sondern auch ganz vortreffliche Schwimmer. Jene Zeitungsnachricht enthielt folgende Anekdote: Eine Schiffersfrau in Torneo findet in einem Lachse einen von den silbernen Löffeln, die ihr Mann mit auf die Reise genommen hatte. Ihr war nun nichts gewisser, als daß sein Schiff untergegangen, und so der Löffel ein Raub des Fisches geworden sey. Doch schnell verwandelt sich ihre Trauer in Freude; ihr Mann ist da, wohl und gesund, hat nicht Schiffbruch gelitten, sondern der Schiffsjunge den Löffel bey Stockholm unvorsichtigerweise in's Meer fallen lassen. Man berechnet Tag und Stunde, und so kommt es denn heraus, daß der Lachs auf seiner Reise sich eben nicht viel habe umsehen können; denn in etwas mehr als zwey Tagen hatte er den Weg von Stockholm nach Torneo, einige 70 Meilen zurückgelegt. — — Der finnische Bauer kleidet sich in den genannten Distrikten gewöhnlich in blaues oder dunkelgrünes Tuch. Der Rock ist rundherum mit Baranchen (brunnischem Schaf) besetzt. Im Sommer tragen sie eine Art Matrosen-Jacken von Tuch, breite Beinkleider, und zu jeder Jahrszeit Stiefel. Die Weiber sind ebenfalls sauber gekleidet, und tragen für gewöhnlich geschnürte Halbstiefelchen, an Sonntagen aber Schuhe. Ihre kleinen runden Häubchen, die nur das Hinterhaupt bedecken, sind mit saubern Spitzen besetzt, die oft 15 — 20 Rubel kosten. Nicht selten sieht man sie in schwarzem Taffent und an festlichen Tagen in noch kostbareren seidenen Stoffen einhergehen, den Hals mit einer goldenen Kette geschmückt, an der eine silberne Uhr hängt. Ihre Wohnungen sind gut gebaut, oft von zwey Stockwerken, und enthalten fünf und mehr Zimmer, in denen man nicht nur hübsche Stühle, sondern sogar Sophas sieht. Die Hochzeiten werden mit Pracht ausgeführt, und man tanzt nichts schlechteres als Quadrillen, Anglaisen und Walzer. Silberne Löffel findet man überall. Der Kaffee ist eben so, wie der Toback (Grobi) stark im Gebrauche und der Taback sehr beliebt, den aber fast jeder Bauer selbst zieht. Da ziemlich viel getrunken wird, obgleich im ganzen Lande keine Schenke ist, so sieht man natürlich auch nicht selten Betrunkene. So wenig nun auch diß zu loben ist, eben so sehr muß man rühmen, daß es der allgemein herrschende Geist ist, pünktlich und gewissenhaft die Gesetze zu erfüllen. Zu den Liebhabereyen der Finnen gehören hübsche Pferde, die aus dem südlichen Gegenden heraufgetrieben, zuweilen mit 350 Rubel in Papier bezahlt werden. — Die gewöhnlichen Speisen dieser Landleute sind gesalzene Fische und Milch, das tägliche Getränk, Winter und Sommer hindurch, saure Milch."

„Gegen vierhundert Werste nördlich von Torneo beginnt das Gebiet der nomadischen Lappen, das nicht zu Lande, sondern nur zu Wasser besucht wird, indem es hier statt der Postpferde und Postwagen, Postböte und Postrudrer gibt, mit denen man gegen Erlegung von Progenn, von Station zu Station seine Reise fortsetzt. Die Entfernungen sind verschieden, 10, 12, 15 ꝛc. Werste. Im Winter fährt man diesen Weg ebenfalls längs dem Fluß, aber mit Pferden. Zwar sind diese Stationen nur für Kronbeamte eingerichtet, doch werden sie auch von den Kaufleuten aus Torneo, welche die Lappischen Jahrmärkte besuchen, benützt. Der Handel ist größtentheils ein Tauschhandel, indem letztgedachte Kaufleute von den Lappen, gegen Mehl und Salz, Rennthierfleisch und Felle, Biber und Fische erhalten. Die Fische kaufen die Lappen von den Norwegern, selbige werden nachher von Torneo aus nach Stockholm und andern Orten verführt. Zwischen Torneo und Lappmarken fängt man Füchse, Marder, Eichhörnchen und die feinen schwarzen Füchse, der Balg von letzterm kostet gegen 150 Rubel, ein rother Fuchsbalg hingegen nur 8 bis 10 Rubel. In Karavanen von 600 und mehr Rennthieren sieht man im Winter die Lappen zum Jahrmarkt nach Kollari 130 Werst und Kengis 200 Werste von Torneo kommen. In Kengis befindet sich eine schwedische Eisenfabrik. Ein Lappe leitet 15 bis 20 Schlitten, von denen jeder mit einem Rennthier bespannt ist; der Führer oder Lenker sitzt in dem ersten Schlitten, die übrigen sind mit Waaren bepackt, das zweyte Rennthier an den ersten Schlitten, und so alle übrigen einer hinter dem andern, angebunden. Die Linie oder Leine, die aus Riemen von Rennthierfellen besteht, bindet sich der Fahrende um den Arm, damit er auf der Reise, wenn der Schlitten bald dorthin geworfen, bald an Baumstämme und in Abgründe geschleudert wird, sie nicht verliere. Man kann sich denken, mit welcher Bequemlichkeit man in dem kleinen, unten mit einem Bast gebauten Schlitten, der gerade so lang ist, daß ein Mann in demselben seine Füße ausstrecken kann, fährt. Auf Balancieren kommt hier Alles an; um dieß desto besser zu können, schnürt sich zuweilen der Reisende in der Gegend der Schenkel fest in den Schlitten ein, was zwar gut ist, besonders wenn schnell gefahren werden soll, aber dabey auch die Gefahr, geschleppt und todtgeschleudert zu werden, erhöht. Man muß ein Lappe seyn, um die furchtbaren Stöße, die es manchmal gibt, ohne Nachtheil für die Gesundheit ertragen zu können, und bey der fortgesetzten Anstrengung, den Schlitten im Gleichgewicht zu erhalten und die Augen immerfort von Schnee zu reinigen, nicht zu ermüden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Dezember 1825.

Denn nur Wahrheit regt an, und das Herz widersteht jeder Gewalt, die nicht von ihr ausgeht.

Eduard.

(Fortsetzung.)

„Natalie ist in Fontainebleau geblieben, sagte Herr von Olonne zu meinem Vater, ich erwarte sie heute Abend. Sie werden sie, setzte er lächelnd hinzu, ein Bischen gewachsen finden. Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie sagten, sie werde Niemand ähnlich seyn und mehr wie irgend Jemand gefallen? damals war sie neun Jahr alt." — „Die Frau Herzogin von Nevers, erwiederte mein Vater, versprach schon damals alles, was sie seitdem geworden ist." — „Ja, nahm der Marschall von neuem das Wort, sie ist reizend; allein sie will nicht wieder heirathen. Das macht mir unendlich viel Kummer! ich habe Ihnen darüber noch kürzlich geschrieben — sie beharrt in ihrem Entschluß." — Wie wir uns hinwegbegeben hatten, sagte mir mein Vater, daß er der Herzogin Ansicht beystimme; sie ward, setzte er hinzu, im zwölften Jahre verheirathet und hat ihren Mann, der, wie man sagt, so eine vollkommne Braut wenig verdiente, niemals als am Altare gesehen. Er starb im Auslande, nun ist sie im zwanzigsten Jahr Wittwe, frey und liebenswürdig, sie kann ihren Gatten wählen, es ist recht, wenn sie bedachtsam zu Werke geht und sich nicht zum zweyten Male dem Ehrgeiz aufopfern läßt." — Ich tadelte diese Heirathen zwischen Kindern. „Der Gebrauch, sagte mein Vater, berechtigt dazu, ich habe sie nie gut heißen können.

Tags darauf sah ich Frau von Nevers zum ersten Male. O wie soll ich sie schildern! wenn sie nur schön, wenn sie nur liebenswürdig wäre, so könnte ich Ausdrücke finden dieses himmlischen Wesens würdig; allein wie soll ich beschreiben, was unwiderstehlich dahin reißt. Bey ihrem Anblick verlor ich alle Fassung; ich ahnete mein Schicksal, ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich sie lieben würde; dieser Engel drang in das Innere meiner Seele und erstaunte nicht über die Empfindung, die sie einflößte. Eine unaussprechlich beseligende Empfindung bemächtigte sich meiner, die Leere, der Ueberdruß, welche mein Herz so lange verzehrt hatten, verschwanden, und ich war glücklich. Sprechen Sie nicht von meiner Thorheit, meiner Kopflosigkeit — ich vertheidige mich nicht, ich büße das Wagestück, geliebt zu haben, mit meinem Leben. Doch die Reue ist mir fremd, mein Herz besitzt einen Schatz von Schmerz und Seligkeit, der bis zum Tod ausreichen wird. Das Schicksal hat mich von ihr getrennt, ich war nicht ihresgleichen, sie hätte sich, wäre sie mein geworden, herabgewürdigt, der Hauch des Tadels hätte ihr Leben getrübt — aber ich habe sie geliebt, wie kein Anderer sie zu lieben vermochte, und ich sterbe für sie, denn nichts legt mir hier Verbindlichkeit auf, mein Daseyn zu erhalten.

Dieser erste Tag, den ich mit ihr zubrachte, und dem so viele andere folgten, hat eine glänzende Spur in meinem Leben hinterlassen. Sie beschäftigte sich mit meinem Vater, mit der Anmuth, die alle ihre Handlungen begleitet. Um ihm zu beweisen, daß sie nichts von dem, was er ihr gesagt, vergessen habe, wiederholte sie seine ernsten

Lehren, und die Ausdrücke, die sie brauchte, schufen sie zu neuen Gedanken um. Das Gespräch ward sehr anziehend, unter andern sagte Frau von Nevers, sie sey mißtrauisch von Natur, sie traue nur dem Ton der Stimme, nur der Physiognomie derer, die mit ihr sprächen. Dabey sah sie mich an, ich erröthete und sie lächelte. Vielleicht erblickte sie in diesem Augenblick in mir den Beweis von der Richtigkeit ihrer Bemerkung.

Von nun an war ich täglich im Hotel d'Olonne. Da ich nicht sehr mittheilend war, bedurfte ich keiner Verstellung — mein Vater hatte keine Ahnung, daß ich die Herzogin lieben könne; er dachte, die Gesellschaft des Marschalls, bey dem sich die geistvollsten Menschen von Paris vereinigten, zöge mich an, und er freute sich dessen. Gewiß fehlte es ihm nicht an Scharfsinn, er war aber über die Jahre der Leidenschaft hinaus, er hatte nie Einbildungskraft gehabt, und die Konvenienz galt ihm so viel wie Religion, Sittlichkeit und Ehre. Auch fühlte ich sehr gut, wie lächerlich es mich machen müsse, an Frau von Nevers zu denken! und so verschloß ich eine Leidenschaft, die täglich an Kraft zunahm, in das Innerste meines Herzens.

Meine Stellung in der Gesellschaft machte es ziemend, daß ich wenig an der Unterhaltung Theil nahm. Aus Güte für meinen Vater warf mir der Marschall zuweilen mein Stillschweigen vor, und immer widerstand ich nicht der Versuchung, in Gegenwart der Herzogin zu zeigen, daß ich wohl eine Seele habe, fähig, die ihrige zu verstehen. Gewöhnlich zog ich es aber vor, ihr zuzuhören; ich that es mit Entzücken! ich errieth ihre Gedanken, ich las auf ihrer Stirn die Empfindung, die auch mich beschäftigte, und dennoch schien sie mir neu, da ich sie in ihrer Seele entdeckte.

Dieses gegenseitige Errathen ist das süßeste Band in der Gesellschaft! — Ich fühlte bald, daß Frau von Nevers wahrnahm, wie nichts, was sie sagte, für mich verloren sey. Selten richtete sie ihre Reden an mich, allein bey dem Gespräch nahm sie immer Rücksicht auf mich; ich bemerkte, daß sie vermied, dasselbe auf mir unbekannte Gegenstände fallen zu lassen, sich mit einer mir ganz fremden Welt zu beschäftigen; sie sprach von Literatur, von Frankreich, Loon, zuweilen von der Auvergne, fragte mich über unsre Berge, über die Wahrheit darüber im Druck erschienener Beschreibungen und Karten. Ich weiß nicht, warum es mir peinlich war, daß sie sich mit mir beschäftigte; auch die jungen Leute, die sich um sie versammelten, waren äußerst höflich, und das verletzte mich! ich hätte gewünscht, sie wären weniger höflich, oder mir wäre erlaubt gewesen, es mehr zu sein. Ein unnennbares Weh bemächtigte sich meiner, sobald ich die Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sah: wie gern wäre ich stumm, unbemerkt geblieben und hätte nur auf sie gehört, nur sie allein gesehen!

Unter den jungen Leuten, die täglich in das Hotel d'Olonne kamen, und Frau von Nevers den Hof machten, bemerkte ich vorzüglich den Herzog von L. und den Prinzen Enrichemont. Dieser letzte war aus dem Hause Bethune, Sullys Nachkomme, war ungeheuer reich, hatte einen unbescholtenen Ruf, und Herr von Olonne wünschte, daß seine Tochter ihn wählen möchte. Ich weiß nicht, was man an dem Prinzen aussetzen, aber ich fand auch nichts, was man an ihm bewundern konnte. Seit ich in der Welt lebte, hatte ich einen Ausdruck gelernt, den ich auf ihn anwenden kann: ses formes étoient parfaites. Was er sagte, war ziemlich angenehm ausgedrückt, allein nie verrieth er, daß etwas Mehr, als Erziehung und Weltgebrauch geben, in seiner Seele vorhanden sey. Er wußte viel mehr, als ihm, streng genommen, zukam; nie irrte er sich bey dem Urtheil über den Werth einer schönen Handlung oder eines Fehlers, alein alles war Sache der Kunst; er hatte keine Empfindung, aber er wußte, wie man empfinden müsse. Seine Leidenschaft ließ die Andern kalt, sein Scherz ließ sie ernsthaft — denn nur Wahrheit regt an, und das Herz widersteht jeder Gewalt, die nicht von ihr ausgeht.

Der Herzog von L. war mir, ungeachtet aller seiner Fehler, lieber. Uebereilt, spöttisch, leichtsinnig in seinen Ausdrücken, unvorsichtig bey seinen Scherzen, liebte er doch das Gute und sein Gesicht sprach seine Empfindung getreulich aus. Ausschweifend-beweglich, waren sie nicht sehr dauernd, allein er hatte doch eine Seele, und das reichte hin, die Seele Anderer zu verstehen. Man hätte denken sollen, er halte die Welt für einen Festtag, so eifrig ergab er sich dem Vergnügen; ohne Aufhören in Bewegung bildete er sich auf die Schnelligkeit, mit der er ging und kam, so viel ein, als habe er die wichtigsten Geschäfte; er kam immer zu spät und hatte von Versailles nach Paris doch nie mehr wie fünfzig Minuten gebraucht. Dann trat er mit der Uhr in der Hand ein, und erzählte irgend ein lächerliches Geschichtchen oder sonst eine Thorheit, worüber allgemeine Lustigkeit entstand. Großmüthig und prachtliebend verachtete er das Geld und das Leben, verschwendete beydes um sehr unwürdigen Preis, und doch gestehe ich, daß diese Verachtung dessen, was die Menschen sonst so hoch halten, mich anzog. Es kleidet einen Mann wohl, kein Hinderniß gelten zu lassen, und wenn Jemand sein Leben sorglos bey einem Pferderennen wagt, sein Vermögen auf eine Karte setzt, kann man doch nicht zweifeln, daß er es noch freudiger bey einem ernstern Anlaß aufopfern würde. Des Herzogs elegantes Betragen gefiel mir deßhalb viel besser, wie des Prinzen abgezirkelte Haltung, allein Beyde gaben mir keinen Anlaß zu irgend einem Mißfallen; des Marschalls Güte hatte mich auf die Art, die mir meinen untergeordneten Rang am wenigsten merkbar machte, in der Gesellschaft eingeführet. In den ersten Tagen empfand ich

ihn fast gar nicht; nach und nach ward er mir drückend; ich waffnete mich mit Vernunftgründen dagegen, allein der Gedanke an Frau von Nevers war noch ein besseres Verwahrungsmittel, er machte es mir leicht, mich zu vergessen, und ich dachte ihrer in jedem Augenblicke des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Die Lebensmittel waren inzwischen sehr selten und schlecht geworden. Ziegenfleisch, wenn es noch so schlecht war, wurde schon mit Wohlbehagen genossen. An Brod war durchaus nicht zu denken und nur selten bekamen wir Maismehl. Brennende Hitze, Mangel an frischem Wasser, der beschwerliche Marsch, thaten überdieß ihre Wirkung, und ich hatte schon wieder einen Transport von sechs kranken Philhellenen. Diese waren um so schwerer fortzubringen, je weniger mir meine beyden Unterärzte behülflich waren. Vielmehr glaubten dieselben von mir, als Doktor-Major, Alles erwarten zu dürfen. Mich selbst plagte der Hunger so, daß ich manchmal selbst nicht wußte, was ich thun oder lassen sollte, und meine Majorität gern um ein Stück Schwarzbrod verkauft hätte.

Den 20sten Juni, um vier Uhr Morgens brach das Bataillon nach der Einöde des Makrinoros (Μακρυνορία) auf, und ich erhielt Befehl, einen Medizinar bey den Kranken zurückzulassen, welche mit Passano's Schiffen über den Golf gesetzt werden sollten, so wie die beyden Kanonen, um den gefährlichen und schlechten Weg nicht machen zu dürfen. Allein der Italiener, den ich zurückzubleiben beorderte, weigerte sich dessen, denn, meinte er, hier wachse ja nicht einmal Gras, wie er denn ohne alle Lebensmittel aushalten könne. Die Kranken aber baten mich, sie nicht zu verlassen, und dieß bewog mich, den Italiener dem Bataillon nachzuschicken und selbst die Kranken zu besorgen.

Schon fing die Sonne an, furchtbar auf unsere Scheitel zu brennen, aber Passano, der in der Frühe ankommen sollte, blieb noch immer aus und mit ihm die erwarteten Lebensmittel. Was blieb mir in dieser mißlichen Lage übrig, als einen Streifzug in's Innere des Landes zu wagen? Ich machte mich mit Wrndli auf den Weg, aber wir kehrten, ohne irgend etwas zur Stillung des quälenden Hungers für uns und die Kranken gewonnen zu haben, gegen Mittag zurück. Passano war noch nicht angelangt, auch keins seiner Schiffe wahrzunehmen. Ich schlug jetzt Wrndli'n vor, mit mir den Berg, der zu unserer Linken lag, zu ersteigen; vielleicht könne man ein Schiff entdecken, oder wenn nicht, so habe mir ein Grieche gesagt, daß am jenseitigen Abhange desselben ein Dorf liege; dort wären am Ende doch Lebensmittel zu gewinnen. Wrndli ging den Vorschlag ein, und wir traten unsern zweyten Streifzug, in Begleit mehrerer, wohlbewaffneter Artilleristen an. Kaum hatten wir die Hälfte des Berges erstiegen, als wir in der Ferne hellblaue Flaggen entdeckten, und also der Annäherung Passano's gewiß wurden. Er kam wirklich Abends um vier Uhr an, allein von Lebensmitteln führte er nichts bey sich, als sehr wenig Maismehl. Dieß wurde herbergeholt, auf einem Steine, unter welchem Feuer gemacht worden, geröstet, und das karge und elende Mahl däuchte uns einstweilen doch vortrefflich. — Dennoch schifften wir uns ein und kamen in zwey Stunden am jenseitigen Ufer an, welches aber so seicht war, daß wir eine Viertelstunde weit das Meer durchwaten mußten, um das Land zu gewinnen. Hier stand ein großes steinernes Haus, das mir wie ein Kloster vorkam. Die Thüre war geöffnet und es traten aus ihr mehrere griechische Bauern hervor. Die Umgegend war mit elenden Steinhütten bedeckt, einer Kolonie, welche die geflüchteten Einwohner von Kombotti gegründet hatten. Sie schienen sich hier gar elend behelfen zu müssen; außer ihren Hütten war weit und breit keine Spur von Lebensmitteln zu entdecken.

Meine Hoffnung, hier Etwas für meinen Appetit und zur Erquickung meiner Kranken zu finden, war dennoch eben so stark, als das Verlangen danach. Ich eilte daher sogleich zu dem vor mir liegenden Hause, trat wohlbewaffnet in die offene Thür und spähte umher, wo etwa einiges Nahrhafte zu gewinnen wäre. Die Bewohner entflohen bey meinem Anblick mit Geschrey durch eine entgegengesetzte Thüre. Mit vieler zutraulichen Neugier kam dagegen aus einem Winkel ein junges, zahmes Reh hervor und auf mich zu. Es sah mich freundlich, aber etwas verwunderlich an; ich erwiederte seine Blicke eben so verwundrelich und freundlich, denn noch war mir in Griechenland kein Reh aufgestoßen, so wenig als es selbst das Land und die Bewohner jenseit des Meeres kennen mochte. Was es weiter gedacht und bey meinem Erscheinen empfunden haben mag, weiß ich nicht zu berichten, wohl aber weiß ich noch, was ich damals zu mir selbst sprach. Wie? Ein Reh? — So frug ich mich. So, fuhr ich fort, wenn's hier Rehe gibt, so kann es in der Gegend nicht so gänzlich an Lebensmitteln fehlen, als ich nach flüchtiger Ansicht wähnte, und, was noch tröstlicher ist, Menschen, die Gefallen daran haben,

Thiere des Waldes zu nähren und zu zähmen, die werden doch auch ein mitthellendes Herz für halb verschmachtete Kriegsleute haben. Diese Reihe von vernünftigen Betrachtungen, die mir der Anblick des Rehes mit Blitzesschnelle durch die Seele jagte, endete konsequentermaßen mit dem Ausruf: Ἑλλάδω μορε! — Allein wie ich auch auf Antwort horchte, es erfolgte keine. Die Bewohner des Hauses waren entflohen. Niemand also war und blieb da, an den ich mich wenden konnte, als das zahme Reh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 3. Nov.

(Beschluß.)

Die Fahrt geht wie im Fluge. 150 Werste zuweilen an einem Tage, wobey das Rennthier mit seinen breiten Hufen ein beständiges Schneeballen-Unwetter über dem Haupte des armen Reisenden erhält. Wehe dem, der hier, wenn es schief geht, sich seiner Hände bedienen wollte, um den Schlitten zu stützen, oder ihm eine andre Richtung zu geben. Er würde unvermeidlich seine Arme verlieren, und sie entweder verrenken oder brechen. Eine Fahrt von 150 Werften greift indeß das Rennthier so sehr an, daß es nachher nicht wieder brauchbar ist. Die Lappen stoßen daher dasselbe gewöhnlich gleich nach ihrer Ankunft, wenn sie mit ihm eine so große Tour gemacht haben, nieder, und lassen sich sein Fleisch und Blut wohlschmecken. Schon auf der ersten Werst fängt das Thier gewaltig an zu blasen, läßt die Zunge weit heraushängen, so daß der Unerfahrne glauben sollte, es könne nicht weiter kommen; dennoch legt es, wie gesagt, aber unter beständigem Schnauben, noch 130 — 140 Werste zurück. Die Rennthiere werden gewöhnlich mit einer Last von 200 Pfunden beladen. Daß man ihnen mitunter Ruhe vergönnt und Futter gibt, versteht sich von selbst. — Die Kleidung der Lappen ist bekanntlich ganz aus Rennthierfellen, aber auf mannichfaltige Weise und nicht ohne Geschmack verziert. Das Haupt des Lappen schmückt eine blaue, mit rothem Tuch und Silber besetzte Mütze. Gegürtet ist er mit einem scharlachrothen Gurte, der nicht minder reich mit Silber versehen ist, zum Ueberflusse der Zierrathen hängen daran noch kleine silberne Ketten. An Festtagen gibt ein breiter schwarzer Bärenkragen seiner Gestalt die rechte — lappische Haltung. Nimmt man diesen Schmuck aus, den nur Männer tragen, so sind alle Männer und Weiber, alt und jung, gleich gekleidet, und dem Nichtlappen ist's unmöglich, das Geschlecht zu erkennen."

Auch in Torneo sieht man im Winter immerfort eine Menge Lappen, die sogar bis dahin zum Absatz ihrer Produkte kommen. Auf dieser Reise trafen wir auf einer Station eine ganze Familie von ihnen an, in der bettelhaftesten und jammervollsten Lage, nur von den milden Gaben neugieriger Reisenden lebend. Ihre verzerrten entstellten Gesichtszüge, ihr kleiner Wuchs, ihre schwächliche Leibesstruktur dienten uns zum Beweise, wie krüppelhaft und ärmlich alle Erzeugnisse der Polargegenden seyn müssen. Auch diese Familie, Männer und Frauen, waren ganz in Rennthierfelle gehüllt. Die Lappische Sprache, ein unharmonisches Gekrey, klingt wie den Klagetönen eines von heftigem Schmerz ergriffenen Menschen gleich, und gab uns einen Begriff, wie weit der Gesang und die Musik bey diesem Volke gediehen seyn müssen."

Mit Erlaubniß des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts eröffnet noch im Ausgange dieses Monats der an der hiesigen Universität attachirte Professor Buturlin den ersten öffentlichen Cursus über Literatur, Poesie und Rhetorik in russischer Sprache, wobey in einer allgemeinen Theorie über die schönen Wissenschaften besondre Beziehung auf die vaterländischen Schriftsteller genommen werden soll. Es sollen in derselben die den Schriftsteller, Redner und Dichter unterscheidenden Grundzüge erläuternd und ausführlich aufgestellt werden. Bey jedem vorzutragenden Zweige der Dichtkunst, als lyrischen, epischen, dramatischen ꝛc., wird Hr. Professor Buturlin die auserlesenen Stellen der berühmtesten Klassiker der ältern und neuern Völker in russischen Uebersetzungen interpretiren, mit vorzüglicher Sorgfalt aber die Klassiker der Russen analysiren. Der Cursus ist auf ein halbes Jahr berechnet, man subscribirt für ihn mit 100 Rubel in Papier. Der Zutritt ist eben sowohl den Damen als den Herren gestattet.

B*** g.

Rom, den 9. Nov.

Die Ausrottung der Räuber ist endlich, und zwar vorzüglich durch den beyspiellosen Wassermangel gelungen. Die Regierung beschäftigt sich thätig damit, die unglaublich wilde und rohe Volksmasse der Umgegend von Frosinone ꝛc. durch gründliche Gegenmittel vor Rückfällen zu bewahren. Der Prozeß Gasbarrone's und seiner Genossen wird unverweilt gemacht, und dabey wahrscheinlich eine große Zahl von Helfern und Ausspähern entdeckt werden. Auch die vor einigen Monaten verhaftete Gesellschaft junger Leute wird in wenigen Wochen ihr Schicksal erfahren.

Der Wassermangel hat eine der Fontainen bey St. Peter trocken gelegt, die andere hat wenig Wasser. Es ist die Rede davon, der Aqua Paola andere Zuflüsse zu sichern. Man scheint versäumt zu haben, das Zurückziehen der See zu Nachgrabungen benutzt zu haben. Bey Perugia, Cetona und auch bey Bracciano soll man gewiß wichtige Entdeckungen machen können.

Unter die literarischen Denkwürdigkeiten gehört ein Pamphlet wider die Juden im neuesten Hefte des Giorn. ecclesiastico. Zugleich mit seinem Erscheinen wurde die Umzäunung des hiesigen Judenquartiers wieder begonnen.

Es kommen viele Fremde, besonders Franzosen ꝛc. jetzt reisen die meisten, namentlich die Engländer, bald fortwährend. Pilger kommen seit Eintritt der Regenzeit keine mehr, oder in wenige, daß sie nicht auffallen.

Die Römer trösten sich bereits mit der Aussicht auf nächsten Fasching. Es wird in drey Theatern gesungen und gespielt werden, große Puppen werden mit den allerkünstlichsten Burattini wetteifern.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Dezember 1825.

Zu Liebesboten taugen nur Gedanken,
Die zehn Mal schneller flieh'n als Sonnenstrahlen.

Shalspeare.

Gruß der Liebe.

Nach dem Altdeutschen.

Könnte ich doch, geliebte Frau, dich so inniglich begrüßen, wie die reine und die zarte Magd Maria von der werthen Engelschaar begrüßet wurde, zu der Stunde, als sie ihn gebar, sicher, Liebe, thäte ich das gerne, und dazu wollte ich dir noch geben den Gruß, der ihrem Kind zu der Zeit, da sie es zuerst ansah, und die Magd es ohne Schmerzen geboren hatte, ward. Da dieß, Liebe, nicht seyn kann, so bitte ich wenigstens ihr Kindlein, daß es deinen Gruß zu mir lenke und es dir, o Frau, die Gabe gewähre, welche die Könige, die der Stern zu ihm wies, brachten. Geschähe das, so wäre ich froh, denn sicher, Liebe, ist es gar recht, daß ich, der ich dein viel sehnender Diener bin, mich darüber freue, was dir lieb ist, und was dir Kummer macht, mir schwer sey. Dadurch erhält Freude mein Herz, daß es dir wohl und glücklich in allen Dingen geht, darüber lacht oftmals freudig mein Herz und niemals fehle dir etwas. Dieß wünsche ich dir, so wie ein Freund dem andern, mit sehnendem Gemüthe und Gott lasse dich zu aller Zeit seyn: froh, frisch und wohl gesund.

Wolfram.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Das Reh betrachtete mich fortwährend mit freundlich-verlegener Miene, erweckte aber dießmal eine ganz andere Reihe von Ueberlegungen in mir, die auch ganz anders als die erste endete. Statt, wie voriges Mal mit mir selbst zu sprechen, redete ich das Reh folgendermaßen an: „Schlankes und nichtsdestoweniger äußerst wohlgenährtes Reh! Ich kann zwar nicht zweifeln, daß du zur Freude deiner dich liebenden Pflegeeltern lebst; allein bedenke, daß ihre Liebe, die dich hier im Stich gelassen, nicht zu groß seyn mag. In mir dagegen erregst du eine ganz andere, innigere Liebe, eine heftige, du wirst sagen, kannibalische Sehnsucht, dich mit mir und meinen Freunden draußen auf immer zu vereinigen. Entsage daher der Verbindung mit deinen Pflegeeltern, in welcher du doch weiter nichts als ein hohes, lästiges Alter in lauter langweiligem Müssiggange erreichen wirst. Rasch und rüstig leben und freudig sterben, ist der Wunsch jedes jugendkräftigen Geschöpfes, sogar eines Helden. Entschließe dich also gern und willig zum Heldentod; er ist der Preis deines seligern Fortlebens in mir und meinen Freunden. Wie leicht würdest du dich entschließen, wenn du uns ahnen könntest, welche Erquickung, Stärkung und welchen Lebensmuth du in uns erwecken und mitfühlen wirst. O stränbe dich nicht länger, du entgehst auf die Länge dei-

Digitized by Google

nem Geschick so wenig als ich dem meinigen. Auch sieh mich nicht immer wie bittend an, ich kann die ja doch nicht helfen!“ Hiemit faßte ich das Reh, zog meinen Säbel und stieß ihn mit halbabgewandtem Gesicht ihm durch den Hals. Dahin strömte sein junges Blut und Leben, ehe ich noch recht zu mir selbst gekommen war. Mein Bedauren, daß ich in der That mit dem Thiere gehadt und dis zu seiner Tödtung nur mit obigen Redensarten betäubt hatte, vermochte nicht, mich auf's Neue zu ergreifen; denn als mich meine am Ufer gelagerten Kranken mit meiner Beute erblickten, riefen sie mir Lob entgegen und Thränen des Dankes rannen dem Räuber aus ihren vor Mattigkeit schon halb erloschenen Augen. In diesem Augenblick hätte ich mit leichterem Herzen noch mehr geraubt und noch manches Reh geschlachtet, wenn es Noth gethan hätte. Vor der Hand setzte ich eilig meine Sektionsmesser in Bewegung, um dem Reh das Fell abzulösen. In kurzer Zeit that das Feuer seine Wirkung; der lieblichste Bratengeruch fing an unsere Geruchsnerven zu erquicken und unsere anfangs sehr bescheidenen, vollkommen befriedigten Nahrungswünsche in's Uebermenschliche zu steigern. Zu Rehbraten, dachten wir, paßt nicht schlechtes, laues Wasser, dazu gehört Wein oder dergleichen herzhaftes Getränk. Ueberhaupt wäre es nicht unrecht, meynten wir, nach so langer, und wer weiß auf wie lange Zeit einmal ein vollständiges Mahl zu halten. Man hat mich, jenes Haus, welches den Braten geliefert, einer zweyten noch gründlicheren Forschung zu unterwerfen. Ich ließ mich erbitten. Als ich mich aber dießmal der Thüre näherte, schloß man sie mir unhöflich vor der Nase zu. Zwar verdroß mich das, allein im Felde lehrt der Hunger und Durst die Verletzungen des Anstands und der guten Sitte bald vergessen. Statt also mit Indignation den Leuten den Rücken zu kehren, versuchte ich freundschaftlichst vor der Thüre so lange zu unterhandeln, bis sie etwa aufginge. Ich betheuerte, daß ich ein ehrlicher Deutscher und Sachse sey, daß ich kaufen und nicht stehlen wolle. Vergebens! Ich weiß nicht, ob den Leuten der Ruhm meiner Abstammung nicht einleuchtete, oder ob dieser Einleuchtung das vermißte Reh und eine damit verknüpfte Erinnerung an mein erstes Erscheinen entgegenstand, — kurz, ich wurde nicht eingelassen. Allein das Haus schien auf mein Restorationsvermögen einen ganz eigenthümlichen, belebenden Zauber üben zu sollen. Wie es mich gleich das erste Mal angezogen und zu manchem stillen, lauten und thätigen Raisonnement veranlaßt hatte, so auch jetzt wieder. Hinten, sagte ich zu mir, ist ja auch eine Thüre, denn, wie hätten die Leute sonst das erste Mal davon laufen können? Gesagt, gethan, nämlich die Hinterthür gesucht, aber schlau. Nach einem verstellten Rückzuge umflügelte ich das Haus in ziemlicher Entfernung, denn um einen Griechen zu hintergehen, muß man schon etwas weit ausholen. Ich gelangte glücklich an die Hintertüre, fand sie nur angelehnt, und wie der Blitz stand ich mitten in der Stube. Jesu Christe! war der erste Angstruf des ganzen versammelten Hausstandes, der sich anschickte, dießmal durch die Vorderthüre zu entweichen, aber er hielt, ob ich es gleich nicht sehr heftig wünschte, dennoch, wie Penelopens Töchter oder die Freyer der Penelope, auf einen Haufen gedrängt, Stand. „Habt ihr Wein?“ sagt' ich ihm, den Hausstand nämlich. „Οὐχ! Οὐχ!“ antwortet er und schlägt bedauernd das Kreuz über den verzogenen Mund. Ich nehme darauf eine ziemliche Menge Paras heraus, um sie ihm zu geben und zu zeigen, daß ich bezahlen wolle. Er wiederholt, daß kein Wein vorhanden sey. Jetzt mußt' ich das letzte Mittel versuchen. Ich ziehe also den Säbel, mache ein so grimmiges Gesicht, als wär's mir eine Kleinigkeit, irgend einen aus der Familie mit Haut und Haar zu verschlucken; aber noch hatte ich meine Forderung nicht wiederholt, als der Hausvater rief: Si, si, Signore! Eiligst wurde darauf ein Nebenzimmer geöffnet, und mir aus demselben ein ziemlich großes Gefäß voll Wein gebracht. Ich ließ den Leuten dafür die einmal angebotenen Paras zurück. Ehe ich meine Kranken erreichte, hatte ich schon ein und das andere Mal mein schmachtendes Herz erlabt, und als sie meiner ansichtig wurden, tönte mir aus ihrer, schon durch die Aussicht auf das nahe Mahl gestärkten Brust lauter Jubel entgegen. Aber den Genuß, welchen uns nun Rehbraten und Wein gewähreten, hat mir nie die leckerste Tafel in Paris und London verschaffen können. Wir schienen alle Sprache verloren zu haben und nur von dem einen Gefühl des Wohlgeschmacks und Wohlbehagens erfüllt zu seyn. Jeder abgenagte Knochen wurde dreymal besehen, ehe wir ihn wegwarfen, der weggeworfene aber auf's Neue herbeygeholt und betrachtet, damit auch ja nichts verloren gehe. Empfindet erst, ihr Leute des Friedens, am wärmenden Ofen und auf dem Kanapee, die Qual des Hungers und Durstes Tage lang in versengender Sonnenglut, unter Anstrengungen des Marsches, und dann versucht es, über mich zu schmähten, daß ich mit Vorliebe bey Beschreibung all der Begebenheiten verweile, die weiter nichts als eine einzige Soldatenmahlzeit herbeygeführt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Man hatte einst in dem Salon lange von Jean von B. gesprochen, die ihre vertraute Freundin, Frau von Anville, welche an den Kinderblattern sterbend darniederlag, nicht verlassen hatte. Man lobte sie allgemein und führte mehrere ähnliche Beyspiele von der Freundschaftstreue zum

ger Frauen an. Ich stand am Kamin, neben dem Sessel der Frau von Nevers. „Sie scheinen gar keine vertraute Freundin zu haben," sagte ich zu ihr. — „Doch, ich habe eine solche, die Schwester des Herzogs von L. Wir sind seit unsrer Kindheit verbunden, jezt aber, fürchte ich, auf lange getrennt. Ihr Mann, der Marquis von C., ist Gesandter in Holland, wohin sie ihm seit sechs Monaten gefolgt ist." — „Sieht sie ihrem Bruder ähnlich?" — „Gar nicht; sie ist eben so ruhig als er rasch ist. Ihre Abwesenheit macht mir viel Kummer; ich entbehre sie überall; Frau von C. ist meine Vernunft, ich habe mich nie um eine eigne bekümmert, nun ich allein bin, weiß ich mich in nichts zu entschließen." — „Diese Unbestimmtheit des Charakters hätte ich nicht in Ihnen vermuthet." — „Ach, antwortete sie, der Welt seine Fehler zu verbergen ist so leicht! der Eine trägt ungefähr ganz dasselbe Kleid wie der Andere, und der Vorübereilende hat nicht Zeit, den Unterschied der Gesichter zu betrachten." — „Nun so danke ich Gott, rief ich, wie ein Wilder erzogen zu seyn, das bewahrt mich davor, die Welt in dieser langweiligen Einförmigkeit zu sehen. Mir fällt es hingegen auf, daß Keiner dem Andern ähnlich sieht." — „Das kommt daher, daß Sie Zeit haben, darauf zu achten; wie wollen Sie aber, wenn man in fünfzig Minuten von Versailles hereinfährt, mehr wie die Oberfläche einer Sache sehen können?" — „Allein wenn Sie es sind, die man erblickt, sollte man sich doch anhalten können." — „Das ist galant!" sagte sie. „Ach, Sie wissen das Gegentheil!" antwortete ich, und ohne das Gespräch fortzusetzen, sprach sie mit der Gesellschaft. Den ganzen Abend war ich über das, was ich gesagt hatte, bewegt; es war mir, als wenn alle Welt mich verrathen müsse.

Den folgenden Tag war mein Vater nicht recht wohl, wir sollten im Hotel d'Olonne speisen, und um mich dieses Vergnügens nicht zu berauben, that er sich Zwang an und ging aus. Nie schien sein Verstand klarer, glänzender, wie an diesem Tage; mehrere Fremde, die bey der Tafel waren, bezeigten ihm ihre Bewunderung, und ich hörte sie sagen: in England würde so ein Mann zu den ersten Staatsämtern steigen. Das Gespräch verlängerte sich sehr, endlich ging aber die Gesellschaft auseinander, mein Vater blieb bis zulezt und der Marschall forderte ihm beym Abschied das Versprechen ab, des andern Tags wieder mit ihm zu speisen. Des andern Tages! — großer Gott! für ihn war kein anderer Tag mehr! — Wie wir über den Vorsaal gingen, sagte mein Vater, es werde ihm weh; zugleich stüzte er sich auf mich und ward ohnmächtig. Die Bedienten liefen herbey, einige eilten, den Marschall von dem Vorfall zu benachrichtigen, andere trugen meinen Vater in ein benachbartes Zimmer, wo man ihn auf ein Bett legte, und ihm allen möglichen Beystand angedeihen ließ. Frau von Nevers leitete diese Bemühungen mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart; bald traf auch einer der, dem Haus Olonne zugethanen, Wundärzte ein, und schlug, weil mein Vater die Besinnung gar nicht wieder erhielt, einen Aderlaß vor. Wir erwarteten Trouchin, welchen die Herzogin hatte holen lassen. — Gott, wie gütig war sie! Sie glich einem Engel des Himmels; wie sie so an dem Schmerzenslager stand und meines Vaters kalte Hände in den ihrigen zu erwärmen versuchte. Wie konnte das Leben verweigern, diesem Rufe zu folgen? Trouchin kam und gab keine Hoffnung. Der Aderlaß rief das Bewußtseyn auf einen Augenblick zurück, er heftete sein erloschenes Auge schmerzvoll auf mich — Herr von Olonne verstand ihn, er ergriff seine Hand und die meinige: „Mein Freund, sagte er, seyn Sie ruhig, Eduard wird mein Sohn seyn," noch einmal strahlte Dankbarkeit in seinem Blick, aber bald verschwand das flüchtige Leben, er seufzte lang und tief, und war nicht mehr. Wie kann ich Ihnen die Furchtbarkeit dieses Augenblicks schildern, ich warf mich auf meines Vaters Leiche, und verlor das Bewußtseyn und das Gefühl meines Unglücks. Wie ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich im Salon, Alles war verschwunden, ich glaubte aus einem fürchterlichen Traum zu erwachen, aber ich erblickte Frau von Nevers weinend neben mir. Herr von Olonne sagte: „guter Eduard, es bleibt Ihnen noch ein Vater." Diese Worte belehrten mich, daß Alles vorüber sey. — Ach ich zweifelte noch! Der Schmerz vernichtete mich; wir blieben lange schweigend beysammen; ich wußte es ihnen innigen Dank, daß sie mich nicht zu trösten versuchten. Endlich sagte mir der Marschall das Gleichste, Aufrichtendste, was mein Unglück erleichtern konnte; „er wolle mein Vater seyn, ich solle bey ihm bleiben, er habe den Abbé Tercier an meinen Oheim, Herr von Herbelot, abgeschickt, um ihn, sagte er, von unserm Unglück zu unterrichten. Ich werde Ihnen, liebes Eduard, setzte er hinzu, keinen leeren Trost geben, Ihr Vater war Christ und Sie sind es auch, eine bessere Welt vereiniget Sie beyde." Wie er mich weinen sah, schloß er mich in seine Arme, „mein liebes Kind, rief er, ich möchte Sie trösten, und bedarf selbst Trost." Nun schwiegen wir, von Neuem. Ich konnte nicht danken, so gern ich gemocht hätte, ich konnte nur weinen, und doch schlich sich eine süße Empfindung in meine Seele — Frau von Nevers Thränen gewährten mir Trost — ich warf ihn mir vor, vermochte aber nicht, mich diesem Einfluß zu entziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Berlin, den 27. Nov.

Während des vorigen Jahrhunderts hatten die großen und die kleinen Kinder um diese Monatszeit gemeiniglich schon längst Schnee gesehen; warum das jezt so viel anders

ist, ja warum sie überhaupt diese Naturerscheinung im ganzen Winter so selten erleben, als im Sommer die Gewitter? mögen unsere Wetterweisen enträthseln, wenn sie — können! Wir sagen mit Diderots Fatalisten kurz und gut: Il est écrit en haut!"

Sehen wir aber gleich auf den Straßen keinen Schnee mehr; so haben wir ihn doch seit mehreren Monaten fast alle Wochen ein paar Mal in der — Komödie, und mirabile dictu! — noch dazu ausländischen, Schnee aus Frankreich. Was wäre eine Rarität, wenn das keine wäre? — Der Spectateur ist unser lieber Castelli; denn wahrlich, wer uns in Berlin die Zeit so angenehm zu vertreiben weiß, wie er, der ist unser Mann! Und die Schöpfer sind: die Herren Scribe, Delavigne und Auber. Um ihren Schnee ganz natürlich zu haben, müssen wir ihn freylich bey uns noch einmal fallen lassen, das versteht sich. Auf dem großen Natürgattheater soll er aber weniger gefallen, als durchgefallen seyn; da wir indeß hiervon ungefähr eben so viel wissen, als unsere Wettergelehrten von dem Außenbleiben des himmlischen Schnees, so thun wir nach unserer Hausphilosophie auch am Besten, gänzlich davon zu schweigen. Allein was wir wissen, brauchen wir nicht zu verheimlichen, zumal wenn es aller Welt zum Vergnügen gereicht, und das ist: daß wie diesen französischen Schnee gestern Abend am 29sten auf dem hiesigen Königsstädter Theater unter allgemeinem Jubel abermals haben fallen sehen. Papier war er allerdings nur, das ist schon richtig; doch was ist jetzt nicht Papier? Geld, Kredit, Philosophie, ja vielleicht ein großer Theil der gesammten heutigen Gelehrsamkeit!

Wenn man einen angenehmen Genuß gehabt hat, läßt man gerne ein paar Worte darüber laut werden; das ist abermals in der Ordnung, und die bedächtlichen Leser und schönen Leserinnen des Morgenblattes werden wohl dazu nicht scheel sehen, falls sie durch diese Worte nicht daran an die fatale Göttin erinnert werden, die mit offenem Munde stets zu dem Schlafe einladet, ohne ihn immer herbeyführen zu können.

Bekanntlich machen in der Regel zu dem Schnee nur Peitschen und Schellen die Musik, ein verzweifeltes Zwillingspärchen für Ohren, welche durch die Gluck und Mozarte so gewaltig verwöhnt sind, als die unsrigen! Allein bey aller deutscher Ehrlichkeit, die uns angeboren ist, müssen wir doch der Wahrheit gemäß bekennen, daß Herr Auber zu diesem französischen Himmelsprodukte mehr, als blos geklingelt hat. Zwar machten in dem kleinen Orchester ein paar kleine Wundervirtuosen des Tages ziemlich savoyische Gesichter zu seiner Musik, und travestirten, da ihnen der Mund durch die Direktion gebunden war, — einstweilen mit den — Bogen der gefügigen Geigen. Doch wer die dermalige Musikkennerschaft solcher emporstrebenden Genies wieder kennt, der weiß auch zur Noth, was dergleichen savoyische Gesichter eigentlich zu bedeuten haben. Das gerechte Urtheil über diese kleine Schöpfung des lieblichen französischen Meisters lautet gewiß vielmehr dahin: daß er, ohne gerade mit den beyden eben genannten Heroen der Musik in die Schranken treten zu dürfen, doch das von sich rühmen darf, die goldene horazische Regel „sit quodvis, simplex duntaxat et unum bey seiner Arbeit immer vor Augen gehabt zu haben. Und so kann es nicht fehlen, daß er vor Ohren, die stets gebildet zu seyn, nicht längst verbildete oder überbildete sind, mindestens jeder Zeile Gnade finden muß. Es herrsche eine gewisse sprechende Wahrheit in dieser Musik, von der gar sehr zu wünschen wäre, daß sie ein großer Theil unserer heutigen harmonischen Grübler ihm wieder möchte nachempfinden lernen; denn Boileau hat es nicht blos seiner Nation, sondern der ganzen Welt gesagt: rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable. Er will und kann damit nichts gemeynt haben, als die Wahrheit des Ausdrucks, und so genommen gilt die Regel für alle schönen Künste.

Doch welche Wendung sollen wir jetzt nehmen, die noch nicht da gewesen wäre, um der wirklich recht wackern Aufführung des Stückes zu erwähnen? — „Ganz davon zu schweigen ist das Beste!" — rufen die Leser —; aber würden Sie diesen Heroismus auch selbst beweisen, wenn Sie die Demoiselle Sonntag als Bertha gehört und — gesehen und — so höchst liebenswürdig gefunden hätten, wie wir? — Schwerlich! — Auch wollen wir's ja kurz machen — Naivetät mit Grazie und Herzlichkeit verbunden — auf Rezensentenehre, das war die berlinische Bertha des 26. Novembers! Und nun kein Wort weiter davon.

Bey dem Gärtner Wilhelm indeß müssen Sie uns erlauben, etwas Weniges umständlicher zu seyn, und das können Sie auch um so eher, da der Herr Spitzeder, obwohl er seine Rolle äußerst brav spielte, doch die Ehre einer der gelungensten und pikantesten neuen Satyre sehr gerne zur Hälfte mit dem Dichter theilen wird. Es liegt, unserem geringen Dafürhalten nach, eine wirklich göttliche Schalkheit darin, einen gemeinen Handarbeiter, wie diesen, erst so verschämt zu machen, daß er vor jedem ungeziemenden Ausdrucke, der ihm vis à vis von seinem gnädigsten Herzoge entschlüpfen könnte, ängstlich zurückbebt; und dann ihm doch zwey der schönsten satyrischen Einfälle auf Rang- und Titelsucht in den Mund zu legen. Das ellenlange, ächt rabelaisische Wort, das er zu seinem künftigen Titel in Vorschlag bringt, wahrlich es thut eine weit trefflichere Wirkung an seiner Stelle, als der bekannte Konstantinopolitanische Schnupftabaksdosenverwalter; und das Mienenspiel, welches der Herr Spitzeder dazu macht, setzt dieser naiven Erfindung die Krone auf, und gleicht auf ein Haar der ersten Hälfte seines Namens. Hätten wir einen Bauch gehabt, gewiß, wir würden ihn ohne Stütze vor Lachen in die größte Gefahr gebracht haben! Jeder glaubt bey diesem drolligen Vorschlage mit seinem Zwerchfelle bereits im ebenen Zuge zu seyn; allein jeder hat sich noch geirrt, denn nun dauert der Schalk erst noch: daß es ihm nicht möglich sey, noch einmal geboren zu werden und warum? — (i nun, weil er sich wohl hüten würde, als — bloßer Gärtner auf die Welt zu kommen!) —

Aber was soll's auch am Ende mit den Titeln werden? dachten wir, als wir das Haus verließen; sie sind eine Art von Papiergeld, das eigentlich nirgends al Pari steht. Die lateinischen sonderlich sind mit dem Lateine selbst so unter Kurs gekommen, daß einen tüchtigen Banquier die Lumpen, die sie führen, beynahe lachen machen. Wer möchte im Ernst als ein Professor schlechtweg auf die Welt kommen, seit fast in jedem Winkel so eine traurige Figur ohne Lebensart und Brod zu finden ist? Oder wer möchte als Doktor auf die Welt kommen, seit dieser gelehrte Scherenzel, wie weiland der Leipziger Magister, beynahe bis zum Schimpfnamen herabgesunken ist? Und ach! vollends als bloßer Mensch auf die Welt zu kommen!!! wahrlich, es gehört ein Heldenmuth dazu, den selten eine Brust beseelt!

Ernst Weidemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Dezember 1825.

Und die Stunden, die das Leben spinnen,
Sind nur Mörder, die gemach ihn morden:
Was er will, das wird er nie gewinnen,
Was er wünscht, das ist ihm nie geworden.

A. Graf von Platen.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Wie ich in meinem Zimmer allein war, betete ich für meinen Vater und für mich. Er hatte seine lange Bahn im Geleit der Tugend durchschritten, die meine begann erst, und ich sah mich von lauter Stürmen umgeben. Ich floh seinen weisen Rath, so lange er lebte, sagte ich zu mir selbst, wie wird es nun seyn, da ich allein bin! Ich verbarg ihm die Thorheiten meines Herzens, aber er war doch da, um mir zu helfen — nun stehe ich allein! — Muthlos flossen meine Thränen; sie galten auch dem Andenken meiner Mutter, deren Verlust mir durch den Tod meines Vaters erneut schien. In diesem Zustand der Vernichtung erblickte ich ein Bildniß der Herzogin, das über meinem Kamin hing, und in seinem Anschauen verstummte auf einen Augenblick mein Schmerz. Doch nur einen Augenblick, und Unwillen gegen meine unwürdige Schwäche ergriff mich. O mein Freund, wie kann ich ihrer ohne Reue gedenken! nein, ich habe den Verlust meines Vaters nicht schmerzvoll genug empfunden, das Andenken seiner Tugenden zerriß mein Herz, ich hätte mein Leben darum gegeben, wenige Tage für das seine zu erkaufen, allein wenn ich Frau von Nevers erblickte, konnte ich mich nicht enthalten, glücklich zu seyn.

Mein Vater drückte in seinem Testamente den Wunsch aus, neben meiner Mutter zu ruhen. Ich beschloß, ihn selbst nach Lyon zu bringen, und erleichterte dadurch einigermaßen mein Herz: Frau von Nevers zu verlassen, schien mir eine Sühne für das Glück, das ich gegen meinen Willen in ihrer Gegenwart genoß. Meines Vaters letztem Willen zufolge blieben mir auch noch die Erbschaftsangelegenheiten einiger Waisen in Lyon zu beendigen; ich wollte ihm gehorchen; ich dachte an meine Rückkehr, wo ich dann unter demselben Dach mit Frau von Nevers wohnen, sie jede Stunde sehen würde — und mein Herz klopfte vor strafbarem Entzücken.

Den Tag vor meiner Abreise brachte der Marschall in Versailles zu; ich speiste mit der Herzogin und dem Abbé Tercier allein. Dieser Abbé lebte seit fünfzig Jahren in dem Hotel d'Olonne, er war bey der Erziehung des Marschalls behülflich gewesen, und die Protektion seiner Familie hatte ihm eine Präbende und Wohlstand verschafft. Er diente als Hauskaplan und war ein eben so treues Sorgenräth, wie die alten Lehnsessel und die Gobelintapeten, die ihn verzierten. Eine so lange Gewohnheit hatte das Wohl und den Glanz der Familie Olonne zu seinem eignen gemacht, aber mit so viel Ruhe und so wenig Einbildungskraft, wie fünfzigjährige Abhängigkeit dem Geiste geben muß. Er war höchst gefällig, stets beym Spiel auszuhelfen bereit, wickelte der Herzogin ihre Stickseide ab, und wenn er eine gute Mahlzeit gehalten, war er der friedfertigste Mensch von der Welt. Wie er nun den Tag vor meiner Abreise wahrnahm, daß die Herzogin keines seiner kleinen Talente nöthig hatte, sezte er sich nach Tisch in einen großen Bergere und fiel bald in tiefen Schlaf. So blieb

ich mit dem Gegenstand meiner Huldigung beynahe ganz allein. Ich hätte glücklich seyn sollen, allein eine unerklärliche Verlegenheit bemächtigte sich meiner; ich getraute mich nicht aufzublicken, ich war stumm. Sie fragte mich nach einer langen Weile, wann ich morgen abzureisen gedenke? „Um fünf Uhr, antwortete ich, wenn ich den Tag hier anfange, würde ich nicht mehr abreisen können." — „Und wann kommen Sie wieder?" — „Ich muß meines Vaters Befehle erfüllen, allein das kann nur vierzehn Tage hinnehmen, und die Zeit wird mir so lang scheinen, daß ich deren genug zur Arbeit haben werde." — „Gehen Sie nach Forez?" — „Ich glaube ja. Ich will meinen Rückweg darüber nehmen, aber dort aufhalten werde ich mich nicht." — „Wünschen Sie denn nicht, diesen Ort wiederzusehen? der Schauplatz unsrer Kindheit ist uns doch so lieb!" — „Ich weiß nicht, was mir widerfahren ist, sagte ich, ich habe aber keine Erinnerung mehr." — „Suchen Sie um meinetwillen sie zurückzurufen und erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend. Jetzt nun mein Vater Sie Sohn nennt, darf mir nichts von Ihnen mehr fremd seyn." — „Ich habe Alles vergessen. Mir däucht, ich lebe erst seit zwey Monden." Sie schwieg einen Augenblick, dann fragte sie, ob denn die Gesellschaft so schnell die Vergangenheit aus meinem Gedächtniß verwischt habe? „O Gott, rief ich, nicht die Gesellschaft." — „Da bin ich nun nicht wie Sie, fuhr sie fort, ich bin bis im siebenten Jahr bey meiner Großmutter in Faoerange erzogen, und von dort erinnere ich mich noch der kleinsten Umstände; ich sehe noch die alten hohen Kastanienbäume, die großen Säle mit Eichenholz getäfelt und wie zur Ritterzeit mit geschnitzten Waffentrophäen verziert. Ich finde, daß man Oerter wie Freunde lieben kann, ihr Andenken ruft uns alle in ihnen empfangene Eindrücke zurück." — „Ehedem glaubte ich das auch; jetzt weiß ich nicht mehr, was ich denke, noch was ich bin." Sie errötbete, dann sagte sie: „Suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse! die Umstände werden Ihnen wieder einfallen, wenn auch die Empfindungen, welche sie anregten, aus ihm entschwunden sind. Wenn ich in Ihrer Abwesenheit Ihrer zuweilen gedenken soll, muß ich doch wissen, wo Sie sind, und nicht so, wie jetzt, über Ihre Vergangenheit ganz unwissend seyn." Ich erzählte ihr nun Alles, was der Anfang dieses Heftes enthielt; sie hörte mir aufmerksam zu, und wie ich ihr sagte, welche Revolution der Unfall des armen Knaben, dem ich das Leben rettete, auf mich hervorgebracht habe, sah ich eine Thräne in ihren Augen glänzen. Ich entdeckte, daß meine Erinnerungen nicht so verlöscht waren, wie ich gewähnt hatte, und in ihrer Nähe nahm ich die Eindrücke von tausend neuen Gegenständen wahr. Die Träumereyen meiner Jugend schienen mir durch meine jetzigen Gefühle erklärt, alle schwankenden Phantome meiner Einbildungskraft hatten Gestaltung und Leben bekommen.

Der Abbé erwachte, wie ich die Erzählung meiner Jugendjahre beendigt hatte. Gleich darauf kam Herr von Olonne zurück; er und Frau von Nevers verabschiedeten mich auf das Gütigste; der erste empfahl mir, meine Rückkehr zu beschleunigen und setzte hinzu, daß er während meiner Abwesenheit für mich sorgen werde. Ich bat ihn um keine Erklärung. Frau von Nevers sagte mir nichts, allein ich glaubte Theilnahme in ihrem Blicke zu lesen. Wie leid that es mir, daß unser Gespräch unterbrochen worden war! allein ich war zufrieden mit mir; ich glaubte mich keineswegs verrathen zu haben; der Gedanke, daß Frau von Nevers meine Leidenschaft argwöhnen könne, machte mich vor Entsetzen erstarren — das ganze Glück meiner Zukunft schien mir an der Geheimhaltung meiner Empfindungen zu hängen.

Ich erfüllte die traurige Pflicht, die ich mir aufgelegt hatte. Während der Reise war mir Frau von Nevers Andenken weniger peinlich, die Vorstellung von dem Tode meines Vaters überwog jede andere. Die Liebe verbindet gern den Gedanken an den Tod mit dem ihres Glückes; aber das ist nicht der Tod in Gestalt der Leiche des Grabgepränges, die mich umgaben, es ist der Gedanke an die Ewigkeit, an das Unendliche, an eine Vereinigung ohne Trennung, welche die Liebe im Tod sucht — vor Sarg und Grab schaudert sie zurück. —

In Lyon fand ich die Rhone und meine Träume wieder, und Frau von Nevers herrschte mehr wie jemals in meinem Herzen. Fern von ihr, lief ich nicht Gefahr, mich zu verrathen, ich leistete daher der Leidenschaft, die sich von Neuem meines ganzen Wesens bemächtigte, gar keinen Widerstand, und diese Leidenschaft nahm die Eigenheit meines Charakters an: einem einzigen Gedanken hingegeben, in eine einzige Erinnerung versenkt, lebte ich noch einmal in der Welt meiner Phantasie, ich sah, ich hörte die Frau von Nevers, ich roch den Duft ihrer schönen Haare, ich vergoß Freudenthränen über ein Glück, das nur in meiner Einbildungskraft bestand. Am Saum eines Gebüsches sitzend, oder allein in meinem Zimmer, beachte ich meine Tage nutzlos hin, ich war keiner Arbeit, keines Geschäftes fähig, sie störten mich, und wenn ich gleich wußte, daß meine Rückkehr nach Paris von ihrer Beendigung abhing, konnte ich mich doch zu keinem entschließen. Wenn man in mein Zimmer trat, wunderte man sich, mich ungeduldig und verdrießlich zu sehen, gleich Jemanden, den man in der Arbeit unterbricht. Zwey Monate verflossen auf diese Weise, doch wurden die mir von meinem Vater aufgetragenen Geschäfte bis dahin beendigt, und es stand mir frey, Lyon zu verlassen. Mit Entzücken betrat ich des Marschalls Hotel; aber meine Freude war nur von kurzer Dauer — Frau von Nevers reiste, ihre Freundin, Frau von C., zu besuchen, in zwey Tagen nach dem Haag ab. Ich vermochte nicht, meine Traurigkeit zu verbergen, und zuweilen dünkte

Digitized by Google

mir, auch Frau von Nevers sey betrübt — doch sie sprach fast gar nichts mit mir, ihr Betragen war ernst, ich fand sie kalt, ich erkannte sie nicht wieder, und da ich mir die Ursache dieser Veränderung durchaus nicht erklären konnte, brachte sie mich zur Verzweiflung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

VI.

Treffen bey Komboti *).

Den 22sten Juni setzten wir unsern Marsch durch eine mit Weinbergen geschmückte, sehr angenehme Gegend fort und gelangten in das Thal von Komboti. Das Dorf dieses Namens ist an dem Abhange eines Berges gebaut, bis zu dessen, in eine Felsenkrone endigenden, Gipfel es sich anmuthig hinaufzieht. Auf demselben erhebt sich eine griechische Kapelle und schaut weit über das ganze Thal hin. Der Berg selbst, so wie der größte Theil der Umgegend prangt mit Weingärten und mit Bäumen aller Art. Die mitten in einer so fruchtbaren Landschaft lebenden Einwohner Komboti's müssen sich in einem gewissen Wohlstande befunden haben. Sie hatten aber bey dem Angriffe des Bacho-Bey ihr Dorf und Habe verlassen, wie ich sie denn schon an dem Tage des Rehabenteuers in großem Elende angetroffen. Die meisten Häuser ihres verlassenen Dorfes waren noch wohl erhalten, selbst die größere, am Abhange des Berges gelegene griechische Kirche beynahe unversehrt geblieben. Uebrigens liegt der Ort in zerstreuten Häusergruppen über die ganze vordere Seite des Berges ausgedehnt da.

Ihn hielten schon die Kapitanerieen des Jannu Kolokotroni und des Jatrako, die untere, dem Feind zugewandte Seite desselben aber die Sulioten unter Marko-Bozzaris besetzt. Den Gipfel des Berges wählte Maurokordato mit seiner Suite zum Lagerplatz. Die Philhellenen aber und das Regiment Tarella rückten in's Thal hinab auf eine Wiese, welche an einem Waldbach zwischen Weinbergen und tiefen Gräben lag. Dieser Platz mußte besetzt werden, damit der in's Gebirge gegen Missolunghi führende Weg dem Feinde unzugänglich bliebe. Als die Philhellenen hier angelangt waren, und General Normann das Bataillon, so wie das Regimente auf ihre Standorte kommandirte, behauptete Dania wunderlich genug, die Philhellenen müßten, als Maurokordatos Leibgarde, dem Hauptquartier näher gelegt werden. Normann wies ein solches Begehren mit strengen Worten zurück. „Die Philhellenen, sprach er, sollen nicht die Gipfel der Berge suchen, um sich bequem von oben herab vertheidigen zu können; sie sollen an den wichtigsten und gefahrvollsten Plätzen stehen und keine Gelegenheit versäumen, sich mit dem Feinde zu messen. — Sie werden sich nach meiner Ordre fügen, Colonel!"

Kaum hatten die Truppen ihre Gewehre zusammengestellt und sich zur Lagerung angeschickt, so nahm Normann die erste, unter dem Hauptmann von Stael-Holstein stehende, Kompagnie des Regimentes, um mit ihr die Gegend zwischen dem Gestade des Golfs und Arta zu rekognoziren. Bey diesem Unternehmen gelangte er zu einem Hügel, der eine halbe Stunde von uns entfernt war, und auf dem ein Dorf lag. An der Seite, wo Normann auf den Hügel stieß, führte kein Weg zu dem Dorf hinan, und er sah sich daher genöthigt, es zu umgehen. Plötzlich aber gewahrte er ungefähr in der Mitte der Anhöhe Soldaten, die er ihrem äußeren Ansehen nach für Griechen hielt. Die Jaselgriechen in seinem Begleit aber behaupteten, es seyen Türken. Um außer Zweifel zu kommen, ruft Normann den wahrgenommenen Soldaten „Ἑλευθερία!" zu. Sie aber antworten mit Absenkung ihrer Gewehre, und ziehen sich schnell in's Dorf zurück. Gleichzeitig erscheinen aber auch mehrere türkische Kavalleristen, die hinter dem Hügel hervor in die Ebene einbeugen, und den Rückweg abzuschneiden drohen. Auf der Stelle gibt Normann Befehl zu schleunigem Rückzuge, den er selbst als lezter Mann schließt. Inzwischen wurden die Kavalleristen durch die Enge des Weges, auf welchem sie sich befanden, schnell vorzurücken verhindert, und einzeln anzugreifen, wagten sie nicht, vielmehr schienen sie sich in größerer Menge sammeln und dann erst mit Vorsicht vorrücken zu wollen. So erreichte ungehindert und noch zu rechter Zeit Normann das Lager der Philhellenen. Auf seinen schon aus der Ferne tönenden Zuruf: Türken! Auf! Kavallerie! stand im Nu Alles unter Waffen. Sogleich hatte Normann den Plan zum Treffen entworfen, und die zu dessen Ausführung nöthigen Ordres ertheilt. Ihnen zufolge zog zuvörderst das Regiment am Fuß des Berges auf die Straße nach Arta, um die vordere Seite von Komboti zu decken. Ueber sie hinaus, an der äußersten Spitze des Dorfes, setzten sich die Sulioten in den Ruinen zerstörter Häuser fest. Beyde, die Sulioten und das Regiment, bildeten also den rechten Flügel. An dem linken Flügel des Regiments brachen die Philhellenen auf. Normann stellte sich an die Spitze der ersten Kompagnie

*) Wir haben die Darstellung dieses Treffens ausgewählt, um zu zeigen, um wie vieles bestimmter und in sich klarer die Berichte des Herrn Dr. Elster sind, als die bisher bekannt gewordenen. Wie Pouqueville überall nur nach französischer Effektmalerey trachtet, ist bekannt. Aber selbst Raybaud, dessen Memoiren über Griechenland unstreitig zu dem Besten gehören, was darüber vorhanden ist, läßt uns, trotz dem beygefügten Plan, ganz im Unklaren über den Gang des Treffens.

des Regiments links von den Philhellenen, so daß diese in's Centrum zu stehen kamen. Aber gerade auf dem äußersten linken Flügel, den eben Normann befehligte, stand der erste heftigste Angriff zu erwarten. Der General wollte dem Feind zuvorkommen. Er nahm daher einen griechischen Soldaten, dem er sein Pferd übergab, Flinte und Patrontasche ab, auf die eigne Schulter, trat vor die Fronte der Kompagnie, und führte sie im Sturmlauf einen Hügel hinan, an welchem in der geringen Entfernung von zehn Schritten der Weg vorüberkam, auf dem die türkische Kavallerie anrücken mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Nov.

Bey dem dießjährigen Karlsfeste hatten die meisten Theater wieder neue Gelegenheitsstücke bestellt, zum Theile voll demüthiger Schmeicheleyen, die jedoch dem bezahlenden Publikum nicht sehr behagten, und darum auch schon wieder bey Seite gelegt werden. Diejenigen Stücke hingegen, worin der Weihrauch nur mäßig gestreut, und die Schmeicheley versteckt ist, bleiben noch auf der Bühne. Obschon die Hof- oder Polizeypoeten, welche diese Stücke verfertigen, sich bestens angelegen seyn lassen, sich nach den Gesinnungen der Royalisten, besonders der Stockroyalisten, zu fügen, so guckt der leidige Zeitgeist und die Freymüthigkeit selbst wider ihren Willen durch ihre Arbeit hindurch. Auf dem Porte St. Martin Theater z. B. heißt das Feststück monsieur Charles, und hat eine Anekdote aus der Jugendzeit des jetzigen Königs zum Inhalte, welcher einst, als er von Versailles kam, einen alten mißmuthigen St. Ludwigsritter antraf, der sich vergebens bey dem Minister die Beine abgelaufen hatte, um seine Pension zu bekommen. Der Herzog von Artois, der von ihm nicht erkannt wird, nimmt ihn mit in sein Kabriolet, läßt sich seine Angelegenheit erzählen, und verschafft ihm die so lange gewünschte Pension. In dem Stücke schildert der Ludwigsritter recht lebhaft, wie ihn der Kriegsminister bey der Nase herumgeführt, und nicht die geringste Achtung für seinen langen Kriegsdienst gehabt hat. Dieß ist schon eine Neuerung; denn ehemals verlangte ein Minister von den Theaterdichtern fast eben so viel Ehrfurcht als der König, und es war ihnen nur erlaubt, das Ministerium hochzupreisen. Dann sind aus einem Schweizer und einem Soldaten der ehemaligen Gardes françaises, in jenem Hofstücke wahre Karrikaturen geworden, was wieder ganz dem Stockroyalismus zuwider läuft, denn dieser muß beständig die größte Ehrfurcht für Alles, was vor der Revolution bestanden hat, hegen und ausdrücken, und darf sich nicht erlauben, über die alten Einrichtungen auch nur zu lächeln. Uebrigens ist das Stück sehr lustig anzuhören. So z. B. hat der Herzog von Artois dem Schweizer des Schlosses Bagatelle heimlich Befehl gegeben, er solle dem Ritter das Beste auftischen. Der arme Noble, der sein Geld durch das Herumlaufen bey den Ministern verzehrt hat, verlangte, wie gewöhnlich, ein recht frugales Frühstück; allein nun werden nach und nach die leckersten Sachen aufgetragen; der Ludwigsritter meynt, man wolle ihm den Beutel völlig ausleeren, jedoch der Schweizer versichert, alle Lebensmittel wären auf ein Mal im Preise gefallen, und es solle ihn nicht mehr kosten wie gewöhnlich. Einen drolligten Einfall haben die Dichter des Stückes bey dem Finalgesang gehabt. Die Hauptpersonen desselben singen jeder eine Strophe des Liedes, während hinter ihnen zur Feyer des Tages eine Quadrille getanzt wird; das Schlußwort jeder Strophe ist wie der Name einer Tour der Quadrille. So singt ein winziger Läufer, in der ersten Zeit der Ehe pflege es gewöhnlich zu heißen en avant (vorwärts), aber hernach heiße es manchmal — nun wird in der Quadrille dos à dos! gerufen. Auf die Eheverhältnisse wird in den kleinen französischen Theaterstücken sehr häufig angespielt, und in den meisten Schlußliedern kömmt so eine kleine Sticheley vor. Diesem Stücke ging letzten Sonntag der Altonaer Arzt voraus, und ihm folgte Polichinelle Vampire; welcher seit der Abreise Mazuriers nach London von einem andern Hanswurst, Namens Fleury, gegeben wird, der Arme, Beine und Leib ebenfalls gar wunderlam verdreht, und auch tanzt, als ob er am Faden gezogen wäre. Die unbegreifliche Gelenkigkeit Mazuriers besitzt er freylich nicht, dafür hat er auch keine zwanzigtausend Franken Gehalt; wer indessen Mazurier nicht tanzen gesehen hätte, könnte mit seinem Nachfolger und Nachahmer sehr wohl zufrieden seyn. Das Königsfest war dieses Jahr auf einen Freytag gefallen. Da nun die Geistlichkeit wieder das Fasten, das heißt die Enthaltung vom Fleische einführt, woran man unter der kaiserlichen Regierung wenig gedacht hatte, so bekam die Polizey Skrupel wegen der öffentlichen Austheilung des Fleisches, Brodes und Weines an das Volk. Das Brod und den Wein hätte man ihm allenfalls noch wohl zugeworfen, und es hätte sich am Freytage so gut wie an jedem andern Tage betrinken können; dagegen hätte die Polizey nichts einzuwenden gehabt; aber das Fleischvertheilen ging unmöglich an. Es soll daher Anfangs der Vorschlag gewesen seyn, den Leuten Häringe statt Fleisch zuzuwerfen; allein die Pariser würden darüber gespottet haben; also wurde ein Ausweg getroffen, indem die Vertheilung der Lebensmittel am Donnerstage, die unentgeldlichen Schauspiele aber erst am Freytage gegeben wurden, wodurch die arbeitende Klasse zwey Tage statt einen verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 302:
Laura.

Räthsel.

Die beyden Schwestern.

Zwey Schwestern kenn' ich, laßt euch sagen;
So ähnlich sah ich Schwestern nie.
Auch würden sie sich stets vertragen.
Entzweyten nicht die Eltern sie.
Ein Vorurtheil läßt Eine unterdrücken,
Und während jene Sorg' und Unterricht
Von zart'ster Jugend auf beglücken,
Bekümmert man um die sich nicht.
Drum bleibt sie ungeschickt.
Wenn ihre Schwester malt und stickt
Und schreibt und spielt und spinnet.
Nur tanzen, wie man spricht.
Nur tanzen können Beyde nicht. —
Ihr sahe die Schwestern oft, wenn ihr euch recht besinnet.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Dezember 1825.

Der von Deinem Gram Betroffene — Was der Schmerz sey weiß.
Weil den Zustand eines Kranken — Nur der Kranke weiß.

Baki.

Bitte an Amor.

Was ganz unmöglich war zu hoffen,
Das hat ich, Amor! nie von die:
Daß die Geliebte, Holde, Meine
Nicht Andern reizend auch erscheine,
Nur reizend mir sey, lieblich mir.

Doch was vielleicht du weißt zu fügen,
Das sieh' ich, Amor! heiß und kühn:
Ach, laß ihr von den Freyern allen
Nur Einen, Einen nur gefallen,
Und gib, daß ich der Eine bin.

Nicht zwar verdien' ich solche Gnade,
Mir fehlt des Werths von Andern viel,
Doch meyn' ich's mehr erkannt zu haben,
Was Sie für Reize hat und Gaben,
Zu Glückes Ueberschwang am Ziel.

Und gäb' ein Gott wohl ächte Güter
Dem Herzen, das sie nicht verstehtt?
Ein Sterblicher ja selbst nur spendet,
Wo sich Gefühl entgegenwendet,
Und des Geschenkes Preis erhöht.

O sollte mir die Huldin werden,
Wie forscht und wög' ich mehr und mehr,
Und zög' aus ihres Herzens Tiefe,
Was noch in Knospen ahnend schliefe,
Zum lichten Tage jubelnd her!

Joh. Rud. Wyß.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Beschluß.)

Mir war keine bestimmte Ordre ertheilt worden. Daher erlaubte ich mir, meinen Posten im Lager zu verlassen und dem General auf dem Fuße nachzueilen. Ich kam in dem Augenblicke auf dem Hügel an, da die Türken eben auf ihn andrangen. Mit durchdringendem, von ranschender türkischer Musik begleitetem Allahrufen kamen sie in kurzem Trab daher. Sie wurden von den Unsrigen mit einer vollen Salve begrüßt und nun entwickelte sich ein heftiger Kampf. Alle Anstrengungen der Feinde scheiterten an der vortheilhaften Stellung und tapfern Gegenwehr der Unseren. Die Anhöhe, deren Fuß überdieß noch durch das Bett eines Waldstroms gedeckt war, stieg zu steil aufwärts, als daß sie von Kavallerie mit Erfolg hätte angegriffen werden können.

Obgleich die Türken von den Ihrigen einen nach dem andern fallen sahen, ohne auch nur den geringsten Vortheil zu gewinnen, so hielten sie dennoch Stand, bis sie endlich unter dem heftigsten Feuer, sechshundert Mann Kavallerie stark, durchbrachen. Als ihnen dieß gelungen, wollten sie einen Angriff auf das Philhellenenlager richten; allein der alte Dania führte ihnen schon die Philhellenen in wohlgeschlossenem Viereck entgegen und empfing sie mit Pelotonfeuer. Nichts destoweniger sprengten die Türken auf

das kleine Häufslein an, als könnten sie es ohne Weiteres über- und niederreiten. Aber die ruhig vorgehaltenen und sicher geführten Bajonnete der Philhellenen bringen schnell Unordnung und Schrecken unter die Feinde. Diese weichen zurück, sammeln sich aber bald wieder zu einem neuen Angriff, den sie dießmal gegen die vordere Seite des Dorfes versuchen. Hier stellt sich ihnen Tarella mit seinem Regiment entgegen. Vergebens umschwärmen die Türken es, vergebens dringen sie wiederholt und mit Heftigkeit auf dasselbe ein. Jeder Schock wird mit besonnenem Muth, mit geordneter Tapferkeit zurückgewiesen und die Feinde sehen sich genöthigt, das zweyte Mal vom Angeiff abzustehen. Die Zeit dieses zweyten Angriffs hatte ich benutzt, um von der Anhöhe in die Ebene zu unserm Bataillon zu gelangen. Nicht ohne Gefahr erreichte ich es. Schon sah ich auch auf diesem Platz wieder den General Normann thätig; wo es ihm nöthig zu seyn schien, da feuerte er mit Wort und Beyspiel an. Es bedurfte aber in der That kaum irgendwo der Aufmunterung. Die Philhellenen wie die Soldaten des Regiments jeden Ranges thaten ihre Pflicht. Jeder Befehl, jede Anordnung, Alles wurde mit einer Pünktlichkeit, Sicherheit und Kaltblütigkeit ausgeführt, als ob man im Uebungslager manöuvrire.

Kaum war ich beym Bataillon angekommen, als der Kommandant Daula es gegen die Flanke der Türken führte. Sie suchten diesem Angriff durch unstäte Bewegungen auszuweichen; dennoch wurde eine Anzahl derselben durch die Philhellenen zu Boden gestreckt. In diesem Moment stürzten auch die Sulioten von ihrem Standort aus mit furchtbarem Kriegsruf in's Thal, und die Türken, schon wähnend, daß sie umzingelt wären, traten schleunigst den Rückzug an. Zu früh hatten die Sulioten Kriegsgeschrey erhoben. Eben war es den Philhellenen gelungen, die rechte Seite der Feinde zu umflügeln, und schon schickten sie sich an, ihnen den Rückweg abzuschneiden, da sammelten sich die Türken das dritte Mal und machten Miene, den Kampf gegen die Philhellenen zu erneuern. Dieß war aber für Daula und die Philhellenen das Zeichen zum lebhaftesten Angriff. Die Türken dagegen schienen das eben gewünscht zu haben, wenigstens wußten sie in der Hitze des Gefechtes die Philhellenen zu verlocken, daß sie ihre Position verließen und brachen in demselbigen Augenblick auf die Straße nach Arta durch, der dieselbe von den Sulioten, welche dichtes Buschwerk an schnellerem Vorrücken hinderte, erreicht und besetzt werden konnte.

Das Regiment und die Philhellenen verfolgten den fliehenden Feind bis hart unter die Thore von Arta; aber sie konnten ihn nicht erreichen und zum Stehen bringen. Als wir von der Anstrengung ermüdet und schon eine gute Weile auf der Rückkehr in's Lager begriffen waren, kam uns Herr Voutier mit verhängtem Zügel nachgesprengt und erzählte: er habe den Pascha beynahe erwischt *). Wir lachten ihm Alle in's Gesicht, denn wir hatten ihn während des ganzen Gefechts nirgends gesehen.

Als wir das Schlachtfeld wieder betraten, fanden wir die Griechen des J. Kolokotroni und Jatrako mit den Leichnamen der Türken beschäftigt. Zuerst schossen sie ihre Pistolen auf sie los, schnitten ihnen dann Nasen und Ohren oder auch die Köpfe ab und warfen endlich die letzteren auf der Ebene und in den Straßen umher. Uebrigens waren die Leichname rein ausgeplündert und sonst auf das ekelhafteste verstümmelt. Auch alle versprengten Pferde waren schon eingefangen und die Griechen boten sie uns zum Kauf an.

Unter den Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten, befand sich auch der Bey und sein Sohn. — Das Regiment hatte einen Todten und mehrere Verwundete; auch die Sulioten zählten einige Verwundete. Die Philhellenen, welche sich zumeist gegen die Säbel der Türken zu vertheidigen gehabt hatten, kehrten ruhmvoll, aber ohne Verlust, aus dem Gefecht zurück.

Maurokordato vernahm im Hauptquartier die Kunde des Sieges mit vieler Freude und erließ sogleich eine Proklamation an das Regiment und die Philhellenen, worin er sie wegen bewiesener Tapferkeit sehr belobte.

Als Normann, mit Staub und Pulverdampf bedeckt, der Letzte in's Lager einritt, jauchzten ihm Alle, die Franzosen nicht ausgenommen, entgegen und riefen wie aus einer Brust: Es lebe der tapfere Normann! —

Dr. W. B. Münich.

*) Vermuthlich ist dieß der Cassimbey, den Herr Voutier im Angesicht beyder Heere getödtet haben will.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Nach der Abreise der Frau von Nevers blieb ich der tiefsten Traurigkeit hingegeben. Meine Träumereyen waren nicht mehr wie in Lyon mir eine theure Beschäftigung, ich ging aus, ich besuchte Gesellschaft, um ihnen zu entgehen. Der Gedanke, Frau von Nevers beleidigt zu haben, die Unmöglichkeit, mirin Vergeben zu erwerben, quälten mich unablässig. Der Marschall schrieb meine tiefe Niedergeschlagenheit dem Verlust meines Vaters zu; „unser Unglück, sagte er eines Tages, hat einen grausamen Eindruck auf Natalien gemacht, sie ist seitdem immer traurig und leidend gewesen. Ich hoffe die Reise soll ihr wohlthun; Holland ist reizend im Frühling, Frau von C. wird sie umherführen und die Neuheit der Gegenstände wird sie zerstreuen." Diese wenigen Worte erregten eine neue Angst in mir. Seit meines Vaters Tod sollte Frau von Nevers traurig seyn? was war denn vorgefallen? was hatte ich

versehen? Gegen mich hatte sie sich verändert — das allein war gewiß, und das brachte mich in Verzweiflung.

Herr von Olonne war mit seiner gewöhnlichen Güte, mich zu zerstreuen, bemüht, er beredete mich, in's Schauspiel zu gehen, alles Merkwürdige zu sehen, er suchte mich darüber zum Reden zu bringen, er schwatzte mit väterlicher Güte mit mir — um mir Muth zu machen, sagte er, daß mein Gespräch ihn kurzweile, daß meine jugendlichen Einfälle ihn verjüngten. Obschon er nicht Staatsminister war, wurde er doch zu wichtigen Geschäften gebraucht, er stand in großem Ansehen, als Gouverneur von Guienne kamen alle Geschäfte dieser Provinz ihm zu, den ganzen Morgen kamen Leute zu ihm, vier Mal in der Woche beschäftigte er sich mit seinem Briefwechsel, der sehr ausgebreitet war; zwey Sekretäre arbeiteten für ihn, allein mich ließ er oft in seinem Kabinet verweilen, sprach mit dem größten Vertrauen von seinen Geschäften, und ließ mich zuweilen, wenn er nicht wollte, daß Jemand anders Kenntniß davon erhalte, Aufsätze über geheime Gegenstände oder Noten von den mir anvertrauten Geschäften verfassen. Wie undankbar wäre ich gewesen, hätte mich ein solcher Vorzug nicht gerührt! Zwar verdankte ich ihn meinem Vater, allein das verminderte meine Verbindlichkeit nicht. Ich suchte mich seines Vertrauens würdig zu zeigen, und er sagte mir zuweilen in einem Ton, der mich an meinen Vater erinnerte, daß er zufrieden mit mir sey.

Es ist sehr süß, gegen unsre Oberen uns zwanglos zu fühlen! man ist es nicht, so lange man sich seines Untergeordnetseyns bewußt ist, man ist es auch nicht, wenn man wahrnimmt, daß man es vergessen hat; nur wenn sie es uns vergessen machen, hat man dieses angenehme Gefühl. Der Marschall besaß diese rührende Gabe der Güte und Wohlthätigkeit, er flößte immer Ehrerbietung und Furcht ein; er war über das, was einem Jeden gebührt, so sicher, daß er sich einer unbegränzten Nachsicht überlassen konnte. Ihm war es wohl bekannt, daß man sie nie mißbrauchen konnte, weil es unmöglich war, die Achtung für ihn einen Augenblick zu vergessen. Täglich vermehrte sich meine Ergebenheit für ihn, und er schien von ihr gerührt.

Zuweilen besuchte ich meinen Oheim, Herrn von Herbelot, und fand dort die Lustigkeit, das Umtreiben, was mir der meiner Ankunft in Paris schon mißfallen hatte, immer wieder. Mein Oheim begriff nicht, wie ich in dem ernsthaften häuslichen Cirkel des Marschalls vergnügt seyn könne, und ich verglich bey mir selbst die Verschiedenheit dieser beyden Häuser. Bey Herrn von Herbelot machte eine lärmende, rauschende Lustigkeit das Daseyn zu einem bestäubigen Rausch; man lebte nur, um sich zu kurzweilen, und ein Tag, den das Vergnügen nicht ausfüllte, ward für gänzlich leer angesehen; die Lustpartien wurden für das Nothwendige gehalten, man schien zu fürchten, daß die Zeit, welche nicht solchergestalt ausgefüllt würde, stille stehen müsse. Ein Haufe von gefälligen, abhängigen Menschen füllte den Salon, und schienen in jeder Rücksicht des Hauswirths Geschmack zu theilen; sie beherrschten ihn, sie schienen die unentbehrliche Stütze seiner Schwäche, er schien erst durch sie seine Meynung zu bilden, denn statt sie unumwunden zu behaupten, war sein Ausdruck immer: „Lucival und Bertheney haben gesagt, Luceval und Bertheney haben diese Ansicht," — und diese beyden Leute stürzten meinen Oheim in alle Thorheiten und Lächerlichkeiten eines zerrütteten Luxus, in ein Leben voll Unordnung und Irrthümer. Es war, als wollten diese Menschen den neuerworbenen Reichthum jeden Augenblick genießen, wie ein Geizhals sich jeden Augenblick durch das Anschauen seines Goldes von dessen Daseyn zu überzeugen sucht.

Bey Herrn von Olonne stammte der Besitz von Ehre und Reichthum von so lange her, daß man ihrer nicht mehr gedachte. Ihrer zu genießen, beschäftigte ihn nie, aber wohl oft die Verbindlichkeiten, die sie ihm auflegten. Sein Salon war auch oft von Menschen, die sich ihm empfehlen wollten, von Untergeordneten angefüllt, allein sie bestanden aus armen Verwandten — einem Neffen, der Seeoffizier war, und in Paris den Lohn seiner Dienste suchte, oder einem Wundenbedeckten Krieger, der um das Ludwigskreuz ansprach, oder aus seinen ehemaligen Adjutanten, oder Gutsnachbarn — oder dem Sohn seines alten Freundes! — Sie alle hatten gute Gründe sich hier einzufinden, es war etwas Väterliches in dieser Protektion, unter welcher sie sich versammelten. Alle Männer von Verdienst und Talenten hatten bey dem Marschall Zutritt, und fanden bey ihm ihre Schätzung; denn der gute Geschmack, der bey ihm herrschte, ergriff sogar die, denen er außerdem nicht eigen war. Dazu ist es aber nöthig, daß der Herr des Hauses, so wie Herr von Olonne, das erste Beyspiel von ihm gibt. — Ich glaube auch nicht, daß der gute Geschmack so etwas Oberflächliches sey, wie man gewöhnlich behauptet; so viele Dinge tragen zu ihm bey, Zartheit der Empfindung, und Zartheit des Geistes, die Gewohnheit der Konvenienz, ein gewisser Takt, der uns ohne Nachdenken in Allem das rechte Maß zu finden lehrt; auch die Lage ist bey diesem so mächtigen Geschmack und Ton nicht ohne Wirkung; es gehört vornehme Geburt und großer Reichthum dazu, Zierlichkeit und Pracht in den Gewohnheiten des Lebens; endlich muß man auch durch seine Seele und seine Gesinnungen seiner Lage noch überlegen seyn; denn man fühlt sich im Glück nur dann behaglich, wenn man sich noch höher gestellt hat, als dieses Glück es vermochte. Der Marschall und die Herzogin von Nevers konnten vom Unglück getroffen werden, doch nicht erniedrigt, denn die Seele verliert ihren Rang nicht, sie ist unveränderlich. *) Mein Herz

*) Nachdenkende Leser, welche diese Erörterung überschlagen, werden, wie der Uebersetzer, mit nicht geringer Theilnahme im

klopfte vor Freude bey dem Gedanken von Frau von Nevers naher Rückkehr. Fern von ihr konnte ich nicht lange glauben, daß ich sie beleidigt hätte, ich war mir bewußt, wie uneigennützig ich sie liebte, ich war so überzeugt, daß ich mein Leben hingegeben haben würde, um ihr einen mühseligen Augenblick zu ersparen, daß ich es für unmöglich hielt, daß sie mir zürne, denn ich hatte es ja gar nicht um sie verdient. — Ihre Rückkehr bewies mir auf das Grausamste meinen Irrthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Wilhelm Meister den Abschnitt aufsuchen, wo sich der arme Held in einem einigermaßen ähnlichen Verhältniß in dem Schloß eines deutschen Reichsgrafen befindet, und über den Vorzug des Adels sich auslässt. Er verfolge selbst den Vergleich zwischen den beyden Erzählungen und den beyden Erzählern.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 9. Nov.

(Beschluß.)

Zu den lezten Tagesbegebenheiten in Paris gehörte noch die Ernennung des Hrn. von Montmorency als Akademiker, und der Kriminalprozeß wegen des im Hotel der Prinzessin von Rohan verübten Diebstahls. In Paris ist die Ernennung eines Mitgliedes der Académie française immer eine wichtige Angelegenheit, woran das Publikum und die Zeitungen stets lebhaften Antheil nehmen, und obschon man sich seit länger als 50 Jahren in witzigen Epigrammen über die Akademie lustig macht, so will doch jeder bekannte Schriftsteller zu diesem Verein gehören, weil derselbe der Ausbund der Schriftsteller seyn soll, und auch weil mit der Akademiestelle ein Gehalt verbunden ist, wofür man nichts zu thun braucht. Es schließt dieser Verein so manche verdienstvolle Männer ein, daß es sich jeder zur Ehre rechnet, in ihre Reihen mit aufgenommen zu werden. Aber zum Unglück wird der Verein, obschon er seine Mitglieder frey wählt, und die Regierung sich blos das Bestätigungsrecht vorbehalten hat, doch von allerley kleinlichen Rücksichten geleitet, und begeht dumme Streiche, wie es mit manchen Korporationen geht, deren einzelne Mitglieder vernünftig handeln, aber sobald sie ihren Verstand zusammen legen, nichts Gescheites mehr hervorbringen. So ist dann auch in einen Theil der Akademie der jezt am Staatsruder sitzende Ultraroyalismus gefahren. Anstatt eines ausgezeichneten Schriftstellers hat sie diesmal einen Mann vom Hofe, den Grafen Mathieu de Montmorency, zum Akademiker gewählt, obschon sie bereits genug Leute vom Hofe in ihrer Mitte hat. Dieser Graf hat nie Etwas geschrieben; im Anfange der Revolution war er ein inniger Freund der Frau von Staël, der Aufklärung und der bürgerlichen Freyheit; allein seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones hat sich der bejahrte Mann zur Andacht und Frömmeley geneigt, auch einmal in einer Rede in der Deputirtenkammer eine Art von Bekenntniß seiner Freyheitssünden und seiner ultraroyalistischen Reue abgelegt. Dieß hat ihn bey den Ultras in hohes Ansehen gebracht; solch ein Mann ist für die Akademie wie geschaffen; die Quotidienne lobt daher auch die Wahl recht sehr, und meynt, der Hofmann werde der Akademie die schöne Hofsprache lehren. Vermuthlich meynt sie, daß es jezt umgekehrt ist; allein Aufklärung und hohe Ansichten sind jezt sicher vielmehr das Erbtheil der großen Masse der Nation, als der Hofleute. Und wozu ein Akademiker, der kein Schriftsteller ist? was soll er in der Akademie machen? Wenn man nun einmal im Ultrasinne wählen wollte, warum nahm man nicht Lamartine, der zwar kein korrekter Schriftsteller, aber doch sicher einer der ausgezeichnetesten Dichter des jetzigen Frankreichs ist, und gewiß zehn Mal eher als ein nichtschreibender Montmorency die akademischen Ehren verdient hätte? Wollte man einen Redner nehmen, warum dachte man nicht an die ausgezeichneten Männer, welche die Zierde der Rednerbühne in der Deputirtenkammer sind? man hätte hier unter zehn die Wahl gehabt! allein die meisten dieser ausgezeichneten Redner gehören der freysinnigen Parthey an, und über diese ist ein für alle Mal Veto ausgesprochen. Mit dem andern Tagesereignisse, das ich oben erwähnte, hatte es folgende Bewandniß. Die Prinzessin von Rohan fuhr lezten Sommer eines Abends spät aus der Gesellschaft nach Hause. Ein junger Mensch schleicht sich beym Einfahrtthor unter den Wagen, gelangt mit demselben in den innern Hof, und von da auf den Speicher, wo er den folgenden Tag zubringt; er hatte sich, wie es heißt, auf drey Tage mit Lebensmitteln versehen, um die Gelegenheit zum Stehlen ruhig abwarten zu können. In der folgenden Nacht schleicht er sich in das Gemach der Prinzessin; wie ihm dieß möglich war, wird nicht erklärt; gewöhnlich sind die Prinzessinnen wohl verschlossen und wohl bewacht. Genug er gelangt bis zu ihrem Schreibpult, und versucht ihn zu öffnen. Die Prinzessin hört Lärm, und springt auf. Er flüchtet sich wieder auf seinen Speicher, und wartet die künftige Nacht ab, ohne daß man, wie es scheint, nur daran gedacht hätte, ihn aufzusuchen. Dießmal schleicht er sich wieder in das Gemach der so übel verwahrten Prinzessin, öffnet den Pult, und nimmt die Brieftasche mit Staatspapieren, fünfundzwanzigtausend Franken werth, heraus. Der Dieb muß nothwendig den Pult, und auch das Gemach recht gut gekannt haben; denn wie hätte ihm sonst Alles so wohl gelingen können! Er kam mit seiner Brieftasche ohne Schwierigkeit aus dem Hotel wieder heraus, und nun begab er sich mit seiner Beute zu einer feilen Dirne, und prasste drey Tage lang darauf los. Unter den Staatspapieren fanden sich zwölftausend Franken an französischen Bantzetteln, und dreyzehntausend an österreichischen Schuldscheinen. Das österreichische Papier ist hier so wenig bekannt als das chinesische; und auch der Dieb wußte nicht was es war, und ließ sie in einer Schenke liegen, wo sie abhanden gekommen sind. Die Bantzettel machten auch der Dirne Lust; während der Dieb schlief, entwendete sie ihm sein Wams mit der Brieftasche, und begab sich auch an's Schlemmen in eine Weinschenke, deren Wirth zu ihren Bekannten gehörte, und von ihr mit einem Bantzettel von 1000 Franken beschenkt wurde. Noch eine Freundin nahm an den Festlichkeiten über das gestohlene Gut Antheil. Dieß Alles hatte aber bald ein Ende. Der aufgewachte und bestohlene Dieb war so aufgebracht über die Verrätherey, daß er aus Rache seine eigne Schuld und Gefahr vergaß, und die Diebin bey der Polizey angab. Die erste Frage war, wie sie zu einer solchen Summe gelangt sey. Sie stotterte, wurde festgehalten, und dann zog man die Dirne, den Wirth und die Wirthin, und die Freundin ein. Der Kriminalprozeß des Diebes ist noch nicht vor Gericht gekommen, ich weiß nicht warum; aber die andern Scheine sind neulich verurtheilt worden, die Dirne zu zwey Jahren Gefängnißstrafe, die beyden Wirthsleute zu Einem Jahr Verhaft, die Freundin, die blos an dem Schmausen Theil genommen hatte, ist freygesprochen worden. Aber auf des wahren Diebes Prozeß bin ich neugierig. Ein junger Kerl, der sich mit Proviant in das Haus einer Prinzessin begibt, neben ihrem Bette ihren papiernen Reichthum aufsucht und wegnimmt, muß doch ein recht pfiffiger Spitzbube seyn.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Dezember 1825.

Ach, kennte doch die Welt das Herz, so wie den Mund,
Wie wenig glichen oft die Thaten ihrem Grund?

Haller.

Die eiserne Maske.

Auflösung dieses historischen Räthsels.

Von Dr. Nürnberger.

Eine der meistbesprochenen Erscheinungen in dem merkwürdigen Jahrhundert Ludwigs XIV. ist die geheimnißvolle eiserne Maske, die so viel Neugier als Hypothesen erzeugt, und so manche Feder beschäftigt hat. Ich glaube im Stande zu seyn, dieses historische Räthsel, nach Vergleichung der kürzlich erschienenen (vortrefflichen) Memoiren der Madame Campan *) mit den Mémoires d'un voyageur qui se repose (Dütens) vollständig aufzulösen, muß aber, für Leser, denen die Sache nicht mehr ganz gegenwärtig seyn sollte, erst Folgendes über den Hergang, wie solchen Voltaire im Siècle de Louis XIV., S. 154 sqq. des ersten Bandes der Stereotypenausgabe, erzählt, erinnern **).

Wenige Monate nach dem Tode des Kardinals Mazarin (1661), nach den weiter unten folgenden Aufklärungen aber viel später, wurde, mit größtem Geheimnisse, ein Gefangener von der edelsten Gestalt nach dem festen Schlosse der Insel Sainte-Marguerite im mittelländischen Meere, dicht an der Küste der Provence, gebracht, der eine Maske von schwarzem Sammt mit stählernen Federn (woher der Name „eiserne Maske" rührt) vor dem Gesichte trug, welche mit einem Gewinde versehen war, so daß der Gefangene essen konnte, ohne sie jemals abzulegen. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, sobald er sich demaskiren oder überhaupt entdecken würde. Als im Jahr 1690 ein vertrauter Offizier, St. Mars, bisdaheriger Gouverneur von Pignerol, zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, nahm er den Gefangenen von der Insel, immer maskirt, mit sich dahin. Der Unglückliche erhielt das beste Zimmer in diesem Schlosse; keiner seiner Wünsche blieb unbefriedigt; seine Tafel war vortrefflich besetzt, und er wurde mit einer Achtung behandelt, die an Respekt gränzte, so daß sich z. B. der Gouverneur in seiner Gegenwart selten niedersetzte. „Ein alter Arzt der Bastille, der diesen sonderbaren Gefangenen bey seinen Krankheiten oftmals behandelt hatte, erzählte, daß er sein Gesicht niemals gesehen habe, wenn es auch nöthig geworden sey, seine Zunge und andere Theile seines Körpers zu untersuchen. Er sey von sehr schöner Körperbildung, aber von bräunlicher Hautfarbe gewesen, habe durch den bloßen Ton seiner Stimme interessirt, nie über sein

*) Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette p, suivis de souvenirs et d'anecdotes historiques sur les regnes de Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI. Par Mme Campan, lectrice de Mesdames et première femme de chambre de la Reine. Paris, 1823. 5te Auflage; — ein Werk, das viel mehr leistet, als der Titel verspricht, und von dessen Werthe ich so durchdrungen bin, daß ich ihm als Anschluß an die unvergleichlichen Mémoires secrets sur les regnes de Louis XIV. et XV., von Dücloß, den ersten Rang anweise.
Nürnberger.

**) Mit dieser Darstellung Voltaire's, als der gewöhnlichen Legende, müssen die weiter unten folgenden, sehr abweichenden Aufklärungen sorgfältig verglichen werden.
N.

Schicksal geklagt, und nie von seinem Verhältniß gesprochen.

Dieser Unbekannte starb im Jahr 1703, und wurde Nachts auf dem Kirchhofe von St. Paul zur Erde bestattet. —

Wer war er? Diese Frage hat bis jezt nicht befriedigend beantwortet werden können. Voltaire (l. c.) versichert, daß Chamillart, Louvois Nachfolger, der lezte Minister gewesen sey, der dieses merkwürdige Geheimniß besessen habe; sein Schwiegersohn, der Marschall de la Feuillade, habe ihn auf dem Todbette beschworen, es ihm zu entdecken, aber zur Antwort erhalten, es sey ein Staatsgeheimniß und seine Zunge durch einen Eid gebunden. — Das Leipziger Conversationslexikon (sechste Auflage) sucht im betreffenden Artikel wahrscheinlich zu machen, der Gefangene sey ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, der so viel Aehnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung hätte Gefahr bringen können. Ob er aber, fügt es hinzu, wie in den von Soulavie zusammengestellten Memoiren des Marschalls von Richelieu behauptet worden, ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oesterreich, oder endlich ihr natürlicher, so kurze Zeit nach ihres Gemahls Tod geborner Sohn gewesen sey, daß dessen rechtmäßige Geburt als möglich habe angenommen werden können, lasse sich nicht ausmachen. Der in Paris angesiedelte Schottländer Quintin Crawford stellt in seinen, 1817 an's Licht getretenen, Melanges d'histoire et de literature die lezte Meynung auf; Voltaire aber, indem er sich das Ansehen gibt, das Wort des Räthsels zu wissen, erklärt in einem (wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm herrührenden) Zusatze zum Artikel Anne des Dictionnaire philosophique (Ausgabe von 1771): der Gefangene sey ein vor Ludwigs XIV. Geburt zur Welt gekommener, unehelicher Sohn der Königin gewesen, den man heimlich erzogen, und um dessen Daseyn Niemand als Mazarin gewußt habe, nach dessen Tode erst Ludwig XIV. mit einem Geheimnisse bekannt geworden sey, dessen Enthüllung das größte Aergerniß erregt haben würde.

Alle diese Hypothesen sind, wie wir gleich sehen werden, vollkommen ungegründet. So lange das, was Dütens in den genannten Memoiren dagegen vorbringt, isolirt dastand, habe ich ihm wenigstens keine ganz entscheidende Stimme beygemessen; die genaue Uebereinstimmung aber mit den Anführungen der Madame Campan und die Art ihres Zeugnisses verleihet seiner Darstellung die vollkommenste historische Glaubwürdigkeit. Dütens erzählt (l. c. II. 205.): Gegen das Jahr 1685 sandte der Herzog von Mantua, um den Planen des französischen Kabinets entgegenzuarbeiten, seinen Minister, Grafen Girolamo Magni*), an alle Höfe Italiens, um sie zu einer Verbindung gegen den gemeinschaftlichen Feind einzuladen; und es gelang diesem Diplomaten, der dabey eine ausserordentliche Geschicklichkeit entwickelte, die Plane seines Herrn überall durchzusetzen. Nur der Herzog von Savoyen blieb noch zu bearbeiten, und der Graf begab sich nach Turin, um auch ihn vom französischen Interesse abwendig zu machen. Das Kabinet von Versailles, unterrichtet von diesen Menées, ertheilte dem Marquis d'Arcy, derzeitigem französischen Gesandten zu Turin, Verhaltungsbefehle. Der Marquis hob damit an, dem Mantuaner viel Artigkeit zu bezeigen und ihn zu mehreren Lustparthien, unter andern zu einer Jagd einzuladen, die sie nach der Seite von Pignerol führte, welche Stadt damals Frankreich gehörte. Kaum angelangt auf französischem Grund und Boden, bemächtigte man sich der Person des Grafen, und er wurde erst nach Pignerol, von dort aber nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht, wo er unter Aufsicht eines Herrn von St. Marc (so schreibt Dütens, statt daß Voltaire diesen Officier oder St. Mars genannt hatte) und des Major Rosanges bis 1690 blieb, in welchem Jahre er nach der Bastille geführt wurde. Das Schicksal dieses Unglücklichen blieb zwey Jahre lang gänzlich unbekannt, bis 1687 in der „Histoire abrégée de l'Europe" (Leiden, Jordan. III. 33. Art. Mantua) ein, Turin datirtes, Schreiben erschien, welches über sein Verschwinden Aufklärung gab. Allein da der französische Gesandte seine Maßregeln so gut genommen hatte, daß es unmöglich schien, Beweise vorzubringen, so fand der Hof von Turin angemessen, das Faktum positiv zu läugnen, um nicht alle italienischen Mächte, deren Würde und deren Prärogative durch eine so offenbare Verletzung des Völkerrechtes gekränkt waren, gegen das Kabinet von Versailles aufzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Conversations-Lexikon nennt den Grafen Medioli; ich kann die Quelle, aus der es diese Namensbestimmung schöpft, nicht gleich auffinden; verberge aber die Achtung nicht, die ich von Dütens Genauigkeit hege.

M.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Gleich am ersten Abend fand ich wieder das kalte, ernste Wesen an Frau von Nevers, das mich so bitter betrübt hatte, kaum sprach sie mit mir, vergebens suchte mein Auge ihrem Blick zu begegnen; bald schien sie ihre ganze Lebensweise verändert zu haben, sie ging viel aus, und wenn sie zu Hause blieb, kamen zahllose Besuche. Eben

vierzehn Tage war sie in Paris, und ich hatte mich noch keinen Augenblick mit ihr allein befunden. Eines Abends spielte man nach dem Souper; Frau von Nevers unterhielt sich mit einer Dame, die nicht spielte; wie sich diese bald darauf hinwegbegab, gerieth ich über den Gedanken, mit Frau von Nevers allein zu bleiben, in heftige Bewegung. Nachdem sie die Dame begleitet hatte, schien sie sich mir nähern zu wollen, hielt bald inne, sezte sich am andern Ende des Saals an des Marschalls Whisttisch und beschäftigte sich mit seinem Spiel. Ich gerieth in Verzweiflung! sie verachtet mich, dachte ich, was ist aus der rührenden Güte geworden, die sie mir bey dem Tode meines Vaters bezeigte? so mußte ich meine süßeste Freude mit dem bittersten Schmerze erkaufen? Damals weinte sie mit mir, nun zerreißt sie, ohne es nur wahrzunehmen, mein Herz. Zum ersten Mal stieg der Gedanke in mir auf, sie könne meine Empfindungen errathen haben und davon beleidigt seyn. Doch warum beleidigt? Diese Huldigung bringe ich ihr im Innern meines Herzens, ich fordere nichts, ich hoffe nichts, sie anzubeten ist mein Leben. Kann ich mich zu lieben erwehren? Ich vergaß, wie tödtlich ich mich gefürchtet hatte, ihr meine Leidenschaft zu entdecken, und hätte sie ihr jezt entdeckt, nur um ihre tödtende Kälte und Gleichgültigkeit, und wäre es auch durch ihren Zorn gewesen, zu beenden.

Wäre ich der Herzog von L. oder der Prinz Enelchemont, sagte ich bey mir selbst, so dürfte ich mich ihr nahen, sie müßte sich mit mir beschäftigen; in meiner Lage muß ich's abwarten, und weil sie mich verläßt, will ich fort, ich will fliehen, ich will dieses Haus meiden. Mein Vater betrat es mit dreyßigjährigem Ansehen, mit einer Berühmtheit, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, ich bin ein unbekanntes, vereinzeltes Wesen, ich habe durch mich selbst keine Ansprüche, und weise die Güte, die man mir um eines Andern willen erzeigt — und wäre dieser mein Vater — zurück. Ich will sie fliehen, will mit meinen Erinnerungen bis an die Gränzen der Welt fliehen — mit der Erinnerung dessen, was sie vor sechs Monaten war. — Diesem schmerzlichen Gedanken überlassen, erinnerte ich mich der Träumereyen meiner Jugend, der Zeit, wo ich keines Menschen Untergeordneter war, wo ich von meines Gleichen umgeben, meine Triebe der unterforschenden Vernunft nicht zu unterwerfen brauchte. Ich war mir sicher bewußt, nicht unbegreiflich zu seyn (inconcevable); dieses Wort, das man erfand, um Unrecht, das keines ist, zu bezeichnen. Das schmerzvolle Unbehagen, das mich quält, fühlte ich nicht bey meinen armen Verwandten — allein ich fühlte es auch vor sechs Monaten nicht, wie Frau von Nevers mir Güte bezeigte — damals fand ich bey ihr Alles, was mir fehlte — was vermag ich denn? worin habe ich Unrecht gethan?

Das Spiel war geendigt, Herr von Clonne kam auf mich zu; „gewiß, sagte er, Eduard, sind Sie nicht wohl. Seit ein paar Tagen haben Sie sich verändert, und heute sehen Sie krank aus.“ Ich versicherte das Gegentheil, und blickte auf Frau von Nevers, sie hatte sich eben umgewendet, um mit Jemand zu sprechen. Hätte ich glauben können, daß sie wüßte, ich leide für sie, so wäre ich weniger unglücklich gewesen. In den nächsten Tagen schienen mir ihre Blicke etwas gütiger, ihr Betragen weniger strenge, allein sie ging fast jeden Abend aus, und wenn ich sie um neun Uhr fortgehen sah, schön, geschmückt, reizend, zu Festen, wohin ich sie nicht begleiten konnte, wo sie für Andre schön war, von Andern bewundert wurde, fröhlich, glücklich, sorglos — indeß ich meine Demüthigung, meinen Schmerz in meinem Innern verbarg, — so vermochte ich kaum meiner Herr zu bleiben!

Schon lange Zeit sprach man von einem großen Ball bey dem Prinzen von L., man quälte Frau von Nevers, bey einer russischen Quadrille zu seyn, welche die Prinzessin bey sich getanzt zu sehen wünschte, und an der sie selbst Theil nahm. Das Kostüm war gleich, es erlaubte viel Pracht, die Quadrille ward verabredet, und bestand aus acht reizenden Frauen und eben so viel jungen Männern, unter denen sich auch der Prinz Enelchemont und der Herzog von L. befanden. Zum großen Verdruß des Prinzen war dieser lezte der Herzogin Tänzer. Vierzehn Tage lang beschäftigte man sich im Hotel d'Olonne mit nichts als der Quadrille. Bald kam jeden Morgen sie einzuüben, die mannichfaltigsten Handwerker wurden beschäftigt, die Juwelen ausgesucht, das Kostüm aus allen Reisebeschreibungen studirt, gewisse Männer darüber zu Rathe gezogen — denn der Nationalcharakter sollte auf's getreuste beobachtet werden. Ich wußte Frau von Nevers für diese eitle Beschäftigung wenig Dank, und doch konnte ich mir nicht verhehlen: wenn ich der Herzog von L. gewesen wäre, hätte ich mich für den glücklichsten aller Menschen gehalten. Ich war so ungerecht, mir einige beißende Bemerkungen über den Leichtsinn im Allgemeinen entwischen zu lassen; als könne man die Herzogin des Leichtsinns beschuldigen! eine, meiner unwürdige, Empfindung schlich sich in mein Herz — ach es ist sehr schwer, in einem untergeordneten Stand der Gesellschaft gerecht zu seyn! Was uns zurücksezt, kann fast nicht anders als uns verletzen. Die Herzogin war indeß nicht fröhlich, sie ließ sich mehr zu diesem Feste bereden, als daß sie die Andern mit sich fortgerissen hätte; einmal sagte sie, diese Vergnügungen wären ihr lästig. Der Balltag erschien endlich, und sie trat in ihrem Kostüm, Abends acht Uhr, in Begleitung von einigen ihrer Mittänzer in den Salon, um die Quadrille noch einmal bey der Prinzessin von L. zu wiederholen.

Nie hatte sich sie so entzückend schön wie an diesem Abend gesehen! nichts kann ihre Anmuth in dieser freyen

den Kleidung schildern; sie schien ausdrücklich für den Charakter ihres Gesichts, für das Ebenmaß ihrer Gestalt erfunden zu seyn. Ihr Anblick machte mich verwirrt, der Athem stockte mir, ich mußte mich an einer Stuhllehne halten. Sie schien es zu bemerken, und richtete einen milden Blick auf mich. Seit langer Zeit suchte ich diesen Blick! er vermehrte meine Bewegung. „Gehen Sie heute in das Schauspiel?" fragte sie mich. „Nein, mein Tag ist beendet." — „Es ist aber noch nicht acht Uhr." — „Gehen Sie denn nicht fort?" — Sie seufzte, sah mich traurig an und sagte: „Ich blieb lieber hier." Man rief sie, sie ging fort. — Großer Gott, welche Veränderung war um mich vorgegangen! — „Ich blieb lieber hier," diese einfachen Worte hatten mein ganzes Innerstes erschüttert! sie hatte dabey geseufzt und ihr Blick sagte noch mehr! — Sie wäre lieber geblieben! für mich geblieben. Dieser Gedanke entbreit zu viel Glück; ich konnte ihn nicht ertragen; ich floh in die Bibliothek, dort warf ich mich auf einen Stuhl, und einige Thränen erleichterten mich: Alles, was meine Eigenliebe gedemüthigt hatte, war verschwunden; das Alles schien mir jezt so elend, so klein! ich begriff nicht mehr, wie ich je hatte ungeduldig seyn können — sie hatte ja Mitleiden mit mir! daß sie mich liebte, durfte ich nicht sagen, ich mußte es bezweifeln, mein Herz wäre sonst dem Entzücken unterlegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Nov.

Ein, noch zu Ende des vorigen Monats, aus Zürich an die zahlreichen Mitglieder der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft von der diesjährigen Direktion (dem Hrn. Staatsrath Usteri als Präsident, und dem Hrn. Pfarrer Wirz als Vicepräsident) erlassenes Kreisschreiben bezeichnet die drey Fragen oder Aufgaben, worüber im kommenden Jahr Erörterungen und Arbeiten eingeleitet sind, und welche gewohnter Maßen auf die drey Verhandlungszweige des vaterländischen Vereines: Volksbildung, Industrie und Armenwesen, vertheilt wurden. Es beliebt sich dieß Rundschreiben über die neuen Aufgaben also aus: — Aus dem Fache der Volksbildung haben wir, veranlaßt durch einige besondere Rücksichten, die Frage gewählt: Wie mag die Abfassung und Verbreitung guter Volksschriften am zweckmäßigsten erzielt werden? Wir denken uns, daß die gefälligen Bearbeiter dieser Aufgabe von verschiedenen Standpunkten ausgehen werden, deren keiner ohne Interesse seyn kann. Es mag dieselbe im Allgemeinen und umfassend behandelt werden, indem die Eigenschaften nützlicher Volksschriften, nach ihrer allgemeinen oder besondern Bestimmung und nach ihren Formen die Würdigung erhalten: sie kann aber auch in ihren einzelnen Momenten bearbeitet werden. Sey es die Schilderung der unter unserm Volke bereits beliebten guten Volksschriften, oder die nähere Bezeichnung des Schlimmen, das Eingang findet, oder die Aufzählung dessen, was des Einführens würdig wäre; sey es die Nachweisung dessen, was abgefaßt werden sollte, oder die historische Angabe, wie da oder dort durch gute und schlechte Volkslektur gewirkt worden; seyen es Beyspiele und Proben von solchen Schriften selbst, aus irgend einem der Fächer der Volksliteratur; betreffe die Antwort hauptsächlich die Maßregeln, wie solche Lektur nützlich zu machen sey, oder die Mittel, sie unter das Volk zu bringen; beschäftige sie sich endlich ganz speciell mit der Erörterung der Wege, welche unsere Gesellschaft selbst für die Auswahl und Verbreitung solcher Schriften einschlagen könnte: immer werden aus diesen Beyträgen belehrende Bemerkungen und zweckmäßige Vorschläge hervorgehen, welche zum Vorwurfe fruchtbarer Wirksamkeit des Vereines werden können . . Im Fache des Gewerbfleißes glauben wir den Plan festhalten zu sollen, eine Geschichte der schweizerischen Industrie seit der neuern Zeit zu erzielen. Eine solche Arbeit hätte die geschichtlichen Notizen aus frühern Perioden, da wo sie nöthig wären, nicht auszuschließen, im Ganzen aber Fingerzeige über dasjenige zu geben, was unsere Industrie fördert oder hemmt. Jene Aufgabe, die im vorigen Jahre im Allgemeinen, vorbereitend und einleitend aufgestellt war, theilen wir nun, theils Umfangs wegen, in eine Reihe einzelner Fragen ab, welche uns mehrere Jahre beschäftigen können, und nach und nach unsere Gerberey, Milchwirthschaft, Leinwand-, Seide-, Baumwolle-, Wolle-Fabrikation, unsere Uhrmacherey u. s. w. betreffen werden. Für diesmal fragen wir: Welches sind die Veränderungen, die in der Schweiz die Gerberey seit ungefähr den lezten dreyßig Jahren durchlaufen hat? Welches ist in den verschiedenen Kantonen ihre gegenwärtige Lage, und welches sind die Mittel, sie zu heben? Es ist wünschbar, daß der in der Frage lezigenannte Punkt hauptsächliche Aufmerksamkeit finden möge, daß nicht nur auf die Gründe eingegangen werde, welche den Verkauf des rohen Materials nach dem Auslande begünstigen, sondern auch auf die Möglichkeit, die Schweiz vom Bezuge des zur Lohe dienlichen Stoffes von außenher zu befreyen, auf den Verkehr mit Thierhäuten, und auf ihre Benuzung überhaupt, auf die Würdigung der technischen Fortschritte der Gerberey in neuerer Zeit, und die Mittel, wodurch diese der Schweiz, insoweit es bis dahin nicht geschehen ist, zu Theil werden mögen. Im Fache der Armenpflege endlich wünschen wir: Die Darstellung und Würdigung vom gegenwärtigen Bestand des Armenwesens eines beliebigen Kantons; oder auch: Eine vergleichende Schilderung des Armenwesens etlicher Kantone. Durch die Sammlung solcher Monographien mögen wir allein zu einer befriedigenden Kenntniß, und einer, durch die Vergleichung belehrenden Uebersicht des Armenwesens sämmtlicher Kantone gelangen, und es scheint uns hauptsächlich wichtig, daß den solchen Aufsäzen, theils der Einfluß der allgemeinen Kantonalgesetze auf die Entstehung oder Verhütung der Armuth nachgewiesen, theils angegeben werden, welches die gesetzlichen Bestimmungen über die Besorgung der Armen im Besondern seyen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 310.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Dezember 1825.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.

Schiller.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Frau von Nevers war frühmorgens oft in der Bibliothek, wohin ich mich geflüchtet hatte; einer ihrer Handschuhe lag auf dem Tisch, ich ergriff ihn mit Entzücken, bedeckte ihn mit meinen Küssen, benezte ihn mit meinen Thränen, allein bald zürnte ich mir selbst, daß ich ihr Bild mit meinen unheiligen Gedanken entweihte; ich flehte sie um Verzeihung, sie zu viel zu lieben; nur daß ich für sie leide, sollte sie mir erlauben; ich weiß wohl, sagte ich zu mir selbst, daß ich an Glück keinen Anspruch machen darf. Dann überfielen mich wieder die peinlichsten Zweifel, ob die Worte, welche sie gesagt, auch wirklich den Sinn hätten, den mein Herz ihnen beylegte, aber bald hörte ich ihre süße Stimme von Neuem, ich hielt sie fest in meinem Ohr, sie war meine einzige Hoffnung, mein einziges Glück — ich hielt sie, wie eine Mutter ihr Kind in ihre Arme schließt, fest.

Die Nacht verfloß mir ohne Schlaf — es hätte mir leid gethan, im Schlaf das Gefühl meiner Seligkeit zu vergessen. Den folgenden Tag berief mich der Marschall in sein Kabinet; ich dachte jezt an die Nothwendigkeit, mein Glück zu verbergen; alle Welt, so schien es mir, müsse es errathen; allein meine unbesiegbare Zerstreuung war ich nicht zu überwinden im Stande. Es bedurfte keiner langen Vorstellung für mich, um traurig zu scheinen, denn wie ich Frau von Nevers bey der Tafel wieder sah, vermieden mich ihre Blicke, sie sprach nicht mit mir und ging frühzeitig aus. Doch nach einigen Tagen schien es mir, als lasse ihre Strenge nach, als sey sie nicht gleichgültig, mich leiden zu sehen, es blieb mir kein Zweifel, daß sie mich errathen habe, und wenn ich ihres Mitleids ganz sicher gewesen wäre, würde ich nicht mehr unglücklich gewesen seyn.

Ich hatte Frau von Nevers nie tanzen sehen, und wünschte sehnlich, sie einmal bey einem der Bälle, wo ich sie mir als so reizend schilderte, erblicken zu können. Man konnte diese großen Feste als Zuschauer besuchen; man nannte das en Beyeux *) hingehen. Diesen Zuschauern waren Tribünen oder Stufen angewiesen, durch leichte Brustwehren von der eigentlichen Gesellschaft abgeschieden, und sie bestanden insgemein aus Personen von untergeordnetem und bey Hofe nicht zugelassenem Range. Es war mir schmerzlich, dahin zu gehen, der Gedanke an Frau von Nevers konnte mich allein bewegen, dort aller Welt Augen meine untergeordnete Lage bloßzustellen; ich machte keine Ansprüche, und dennoch war es mir peinlich, mich neben Meinesgleichen zu zeigen. Meine Absicht war, mich recht früh dahin zu begeben, und mich in das Gedräng zu verbergen, so daß ich vielleicht nicht bemerkt werden würde. Der Wunsch, die Herzogin zu sehen, siegte, ich nahm eine Einlaßkarte zu einem Fest, welches der englische Ge-

*) Der Uebersezer kennt den Ursprung dieses Wortes nicht, und hat ihn nie übersetzen hören.

sandte gab, und wohin die Königin zu kommen gedachte, und stellte mich auf die, in den Fenstervertiefungen angebrachten, Stufen eines unermeßlichen Saals. Der neben mir herabhängende Fenstervorhang bot mir ein Mittel, mich zu verbergen, und hier erwartete ich Frau von Nevers — nicht ohne ein peinliches Gefühl, denn Alles, was ich vorhergesehen hatte, traf ein; ich hatte kaum auf den Stufen Platz genommen, so überfiel mich die Verzweiflung, mich hier zu befinden; die Sprache, welche man um mich redete, verletzte mein Ohr, etwas Gemeines, Plattes in den Bemerkungen fiel mir auf, demüthigte mich, als hätte ich es zu verantworten. Dieses augenblickliche Zusammentreffen mit Meinesgleichen machte mir fühlbar, wie sehr weit ich mich von ihnen entfernt hatte. Zugleich zürnte ich über diese Kleinlichkeit in meinem Charakter, die mich so reizbar gegen ihre Lächerlichkeiten machte. Hängt denn ihr wahres Verdienst von ihren Manieren ab? — so fragte ich mich selbst; ist es nicht unwürdig von mir, in meinem Innern den Stand, den ich von meinem Vater überkam, also zu verläugnen? ist er nicht ehrenwerth? warum beneide ich denn einen andern? — In diesem Augenblick trat Frau von Nevers ein. Wie schön war sie! — Das ist es, dachte ich bey mir, was ich beneide; nicht der Stand um des Standes willen, sondern um ihr gleich zu seyn. O Gott! nur acht Tage lang diese Seligkeit und dann den Tod! — Sie kam mir näher, und wäre, ohne mich gewahr zu werden, vor den Stufen vorbergegangen, als mich der Herzog von L. erblickte und herbeprief. Ich stieg herab, denn ich wollte nicht aussehen, als schämte ich mich, hier angetroffen zu werden, Frau von Nevers stand still und rief: „Wie, Sie sind hier?" — „Das bin ich. Ich konnte dem Wunsch, Sie tanzen zu sehen, nicht widerstehen; jezt bin ich bestraft, denn ich hoffte, Sie würden mich nicht gewahr werden." Sie sezte sich auf die Bank, welche vor den Stufen stand, und ich fuhr fort mit ihr zu schwatzen, nur von der Brustwehr, welche die Zuschauer von der Gesellschaft abtheilte, geschieden. Sie war das Sinnbild der Scheidewand, die sie auf immer von mir trennte. Der Gesandte näherte sich, mit der Herzogin zu sprechen, und fragte, wer ich sey? „Es ist der Sohn des Herrn G., antwortete sie, mit dem Sie, wie ich mich erinnere, vor einem Jahre ungefähr, bey meinem Vater gespeist haben." — „Ich habe nie, antwortete er, einen Mann von ausgezeichneterm Verstande gefunden. Ich mache, sezte er, sich an mich wendend, Frau von Nevers einen Vorwurf daraus, mir das Vergnügen, Sie einzuladen, nicht früher gemacht zu haben. Verlassen Sie, ich bitte, diesen Platz, und kommen Sie zu uns. Ich ging um die Brustwehr, und der Gesandte fuhr fort: „Der Beruf eines Advokaten ist in England einer der geehrtesten, er führt zu Allem. Lord D., der gegenwärtige Kronkanzler, war dieser Advokat, jezt bekleidet er die erste Würde im Staat. Die Frau seines Sohnes, den Sie, gnädige Frau, kennen, ist Lady Sara Benmoore, des Herzogs von Sonderland älteste Tochter. Erinnern Sie sich noch, daß wir einige Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihr fanden?" — Der Gesandte entfernte sich. „Wie Sie blaß sind, sagte Frau von Nevers, was fehlt Ihnen?" — „Er soll mit mir gehen, rief der Herzog von L., der sie nicht gehört hatte, ich will ihm den Ball zeigen, Sie müssen ja jezt tanzen." Der Prinz Enrichemont holte eben die Herzogin zum Tanze ab und ich ging mit dem Herzog von L. in die Gallerie, wo sich, weil die Königin daselbst war, Alles hindrängte. Der Herzog, immer sehr gutmüthig, freute sich ungemein, mich auf dem Ball zu sehen, er nannte mir alle Welt und spottete über die Hälfte der gegenwärtigen Gesellschaft. Ich war unruhig, unbehaglich, die Sorge, daß man sich wundern könne, mich hier zu sehen, raubte mir alles Vergnügen. Indeß sich der Herzog aufhielt, um mit Jemandem zu sprechen, entwischte ich ihm, kehrte in den Saal zurück, wo die Herzogin tanzte, und sezte mich auf die Bank, auf der sie gesessen hatte. Ach ich dachte nicht an den Ball! Die Worte des Gesandten tönten in meinem Ohr fort; wie liebte ich das Land, wo dem Verdienst alle Bahnen eröffnet sind! wo die Unmöglichkeit sich nicht vor dem Talent aufthürmt! wo man nie sagt: weiter darfst du nicht. — Wetteifer, Muth, Beharrlichkeit, Alles wird von der Unmöglichkeit gelähmt, von diesem Abgrund, der vom Ziele trennt und nie ausgefüllt werden kann. Hier ist die Macht ohnmächtig wie das Talent; die Gewalt selbst kann dieses Hinderniß nicht heben — und dieses Hinderniß beruht auf dem verehrten, dem makellosen Namen meines Vaters, vor dem ich so feig bin zu erröthen. Ich zürnte gegen mich selbst, ich warf mir diese Empfindung wie ein Verbrechen vor, und blieb in die traurigsten Betrachtungen vertieft. Wie ich die Augen aufschlug, sah ich Frau von Nevers neben mir. „Ihre Gedanken waren weit von hier weg?" — „Ja, sie waren in England, in dem Lande, wo nichts unmöglich ist." — „Das dachte ich doch, daß Sie das beschäftigen würde! Tanzen Sie denn nicht?" — „Ich fürchte, das würde sich nicht ziemen." — „Warum nicht? weil Sie eingeladen sind, können Sie tanzen; ich sehe nicht, was Sie daran hindern könnte. Wen fordern Sie auf," sezte sie lächelnd hinzu. „Ich wage es nicht, Sie zu bitten, ich fürchte, man könnte es nicht gut heißen, wenn Sie mit mir tanzten." — „Noch einmal! rief sie, das ist wirklich eine prunkende Demuth." — „Ach, in England würde ich Sie auffordern." Sie erröthete. Ich fuhr fort: „Ich muß mich aus der Welt zurückziehen, sie ist nicht für mich gemacht, sie thut mir weh; ich fühle mich immer mehr und mehr in ihr vereinzelt. Ich will meinem Beruf obliegen, will Prozesse führen. An den Schranken des Gerichtshofes wird mich Niemand fragen: wie kommst du hierher? Wollen Sie mir Ihre Prozesse anvertrauen?

Digitized by Google

ich gewinne sie Ihnen gewiß alle.“ — „Für's Erste will ich diesen hier gewinnen, antwortete sie. Wollen Sie mit mir tanzen?“ Dieser Versuchung konnte ich nicht widerstehen. Ich ergriff ihre Hand — diese Hand, die ich noch nie berührt hatte — und wir reihten uns einem Kontretanz an. Bald bereute ich meine Schwäche: es schien mir, daß Aller Augen auf uns gerichtet wären, ich glaubte Erstaunen auf allen Gesichtern zu lesen, und ging von dem Entzücken, sie zu betrachten, ihr so nahe zu seyn, sie fast in meine Arme zu schließen, zu der schmerzlichen Sorge über, daß sie vielleicht etwas Unziemliches gethan, daß sie sich vielleicht Tadel zugezogen habe. Wie der Tanz zu Ende ging, nahte sich uns der Marschall von Dionne, er sah ernsthaft und unzufrieden aus; Frau von Nevers sprach einige Worte leise mit ihm, und sogleich kehrte sein gewöhnlicher, gütiger Ausdruck zurück. „Das freut mich, sagte er, daß der Gesandte Sie eingeladen hat, das ist recht liebenswürdig von ihm.“ Das hieß so viel, als er hat es um meinetwillen gethan; du bist aus Gnaden hier. So verletzte mich Alles, Alles! sogar diese gütige Gönnerschaft war eine Quelle von Seelenleiden, eine Demüthigung meines Stolzes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Maske.

(Fortsetzung.)

Die eiserne Maske starb in der Bastille am 19ten November 1703, und wurde am andern Tage auf dem Kirchhofe St. Paul beerdiget; wie man dieß aus dem Journale des derzeitigen „lieutenant du Roi de la Bastille“ Dujonca ersieht. Zugleich ergiebt das Kirchenregister von St. Paul, daß man den 20sten November 1703 daselbst einen Verstorbenen, Namens Marchiali, deplänfig fünfundvierzig Jahre alt, in Gegenwart des Majors Rosarges und des Arztes der Bastille beerdiget habe; Rosarges hatte aber, wie wir oben gesehen haben, den Gefangenen immer unter seiner Aufsicht gehabt. Da der falsche Name „Marchiali“ jedenfalls italienisch ist, so wird die vorliegende Vermuthung dadurch verstärkt; und die Uebereinstimmung des Journals von Dujonca mit dem Kirchenregister von St. Paul läßt keinen Zweifel über die Identität der Person zurück, die man bis dahin auf eine so äußerst sorgfältige Art bewacht hatte. Der französische Hof hatte ein zu lebhaftes Interesse, ein Attentat dieser Natur in das tiefste Dunkel zu verbergen, um nicht alle diejenigen Maßregeln in Anwendung zu bringen, deren die Erzählungen von der eisernen Maske Erwähnung thun. „Um aber endlich,“ fährt Dütens fort, „mit Einem Worte alle anderen Hypothesen über diesen geheimnißvollen Vorfall zu vernichten, so will ich noch anführen, daß mir der Herzog von Choiseul mehrere Mal erzählt hat, Ludwig XV. habe ihm eines Tages gesagt, daß er das Wahre von der Begebenheit der eisernen Maske wisse. Er (Choiseul), neugierig gemacht, sey so weit gegangen, den König um Aufklärung zu bitten, habe aber bloß zur Antwort erhalten, daß von allen bisdaherigen Annahmen keine richtig sey. Wenige Tage nachher aber habe Ludwig der Frau von Pompadour auf ihr Bitten vertrauet, daß die eiserne Maske nichts als der Minister eines italienischen Hofes sey; — und von ihr habe es der Herzog wieder erfahren.“

Dütens, hiermit noch nicht zufrieden, wandte sich auch an den Abbé Barthelemy, der in Verbindungen mit dem Marquis von Castellane, Gouverneur der Insel Sainte-Marguerite, stand, um zu erfahren, was die Tradition daselbst über die eiserne Maske aufbewahrt haben könne. Hierdurch veranlaßt, schaffte der Marquis ein Memoire herbey, verfaßt von einem, damals neun-und-siebzig Jahr alten Unteroffizier, Claus Souchon, Sohn von Jakob Souchon, Cadet in der Freykompagnie Castellane, und welch Letzterer in dem Geheimnisse des Herrn von St. Mare gewesen war. In diesem Memoire, welches Dütens selbst durchgesehen hat, erzählt Claus Souchon, oft von seinem Vater, und vom Almosenier des Herrn von St. Mare, Favre, gehört zu haben, daß der, auf der Insel Sainte-Marguerite mit so viel Sorge und Geheimniß verwahrte, unter dem Namen der eisernen Maske bekannte Gefangene „ein Gesandter des Reiches (heiligen, römischen) an den Hof von Turin“ gewesen sey. Dieser Unteroffizier verwechselt einen Gesandten des Herzogs von Mantua, Reichsfürsten, mit einem Gesandten des Reiches selbst *). Er erzählt übrigens die Umstände der Entführung des Ministers fast eben so, wie sie in dem oben erwähnten Schreiben in der „Histoire de l'Europe“ vorgetragen worden, und setzt noch hinzu, daß der Gefangene dem Herrn von St. Marc auf der Seite von Fenestrelles ausgeliefert wurde, und daß ihn dieser, unter Androhung des Todes, gezwungen habe, nach Turin an seinen Sekretär zu schreiben, ihm mit den Gesandtschaftspapieren zu folgen. In der That sey Letzterer, auf dieses Schreiben, mit den Papieren erschienen, deren man sich sofort bemächtigt und sie dem Minister Louvois übersendet habe (Louvois Politik und Charakter wenigstens sprechen nicht gegen diese Vermuthung). —

*) Gerade in diesem naiven Irrthume scheint mir der sprechendste Beweis für die Glaubwürdigkeit des Documents zu liegen. Es muß, darnach zu urtheilen, ohne Kenntniß der andern Quellen, geschrieben seyn, die das Factum, ohne jenen Irrthum zu begehen, übrigens eben so erzählen. M.

„Erwägt man, schließt Dütens seinen Vortrag, die Uebereinstimmung aller dieser, in Absicht auf Zeit und Ort so verschiedenen Zeugnisse: Den Tueiner Brief, das eben angeführte Memoire von Souchon, das Zugeständniß Ludwig des XV., welche sämmtlich alle mögliche Authenticität haben, so erlangt unsere Behauptung, daß die eiserne Maske Niemand anders als der angegebene Minister des Herzogs von Mantua gewesen sey, vollkommne historische Evidenz."

Hiermit vereinigt sich aber, wie schon oben beantwortet ist, noch ein anderes Zeugniß, dessen vollkommne Uebereinstimmung mit den angeführten Umständen, auch die leisesten, noch übrigen Zweifel wegen der ausschließenden Zulässigkeit unserer Erklärung über die Natur der eisernen Maske ersticken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 15. Dez.

Ich habe Ihnen leider nicht so früh schreiben können, als ich es gewünscht hätte, und ich kann mich wegen des Versäumnisses nur dadurch trösten, daß inzwischen nichts Neues vorgefallen, das einer unmittelbaren Mittheilung bedurft hätte. Auf der Bühne hat sich nichts Merkwürdiges gezeigt, außer einer Art von Schauspiel in Coventgarden, das nur darum merkwürdig, weil es eine Nachahmung von Byron's Werner ist, und sich ohne Auflösung des dramatischen Knotens schließt. Vor einigen Tagen wurde wieder in einem der hiesigen Gerichtshöfe eine jener Entscheidungen gegeben, welche auf eine transcendentale Gerechtigkeit gegründet seyn soll, die aber den Ausländer immer mit Erstaunen erfüllt. Ein armer Drucker forderte von dem berüchtigten Herausgeber der scandalösen Geschichte der Harriet Wilson, Stockdale, siebenzig Pfund für den Druck eines Theiles jenes Werkes. Daß der Mann die Arbeit vertragsmäß gethan, war erwiesen und nicht geläugnet; aber der Advokat des Angeklagten stellte vor, daß Niemand berechtigt wäre, das Gesez zu Hülfe zu rufen, um ihn in einem gesezwidrigen Unternehmen zu schüzen. — Und diesem Grundsaz gaben die Richter — zu Gunsten des Hauptverbrechers, der sich dadurch bereichert — Gehör, und der arme Mann — ward mit seiner Klage abgewiesen! Was aber am merkwürdigsten — derselbe Mann wurde am nämlichen Tage in einem unteren Gerichtshofe verurtheilt, einem anderen Buchhändler für ein unvollständiges Exemplar jenes schändlichen Werkes eine Vergütung zu bezahlen. — Wenn man eine solche Masse von Gesezen hat, wie bey uns, so muß man doch wahrlich bedauern, daß den Richtern so viele Willkühr bleibt.

Carlile ist von der Regierung seiner Haft, ohne alle Bedingungen, entlassen worden, aber dieser Enthusiast im Unglauben ist weder durch seine Einkerkerung, noch durch diese gnädige Entlassung im Geringsten gebessert. Er hat, wie immer, einen Laden voller Schriften gegen Staat und Religion; besonders die Werke eines gewissen Taylor, eines ehemaligen Geistlichen der englischen Kirche, welcher unter dem Vorwande, die Wahrheit zu suchen, eine Gesellschaft gebildet hat, die er Christian Evidence Society nennt, und in welcher man öffentlich über die Beweise für und gegen die christliche Religion disputirt. Was aber eine eigene und wahrhaft empörende Erscheinung in jenem Laden bildet, ist ein am Fenster angeklebtes gräßliches Bild eines Mannes mit langem grauem Barte, flammensprühenden Augen und Munde, Adlerklauen statt der Finger und feurigen Füßen, mit der Aufschrift: Juden und Christen erkennt euren Gott!!! Ein Mann, welcher neulich daran vorbeyging, wurde durch den Anblick so erschüttert, daß er, in gerechtem Zorn, mit der Hand durch's Fenster fuhr, und das Zerrbild heraus riß. Der Eiferer wurde vor einen Friedensrichter gebracht, und — man vergleiche das Urtheil mit dem obigen — zur Bezahlung des Preises einer Fensterscheibe, und der Zurückgabe des Bildes verurtheilt. Diese elenden Menschen scheinen dem armen Manne durchaus den Glauben an alles Heilige rauben zu wollen.

Der birmanische Staatswagen wird jezt öffentlich gezeigt. Er besteht aus einem von schön gearbeiteten Drachen getragenen länglichten Viereck, die Räder sind leicht, und der Deckel hebt sich in der Gestalt einer Pagode empor. Der Wagen ist dreyzehn Fuß sieben Zoll lang, und die Deichsel fünfzehn Fuß, die Breite ist sechs Fuß neun Zoll, und die äußerste Höhe neunzehn Fuß zwey Zoll. Auf jeder Seite sind drey Fächer, welche in kleinen Vierecken von durchsichtigem Rhinozeroshorn ausgelegt sind, und an den Ecken sind gebogene Spiegel. Der Boden ist von Rohr, und die Federn von vergoldetem Eisen. Die Fenster sind von Glas wie bey europäischen Wagen, und das Glas ist beynahe so gut als dieses. Menschliche Bilder zieren verschiedene Theile des Wagens, sind aber sehr schlecht gearbeitet. Das Ganze ist reichlich vergoldet, und wird mit den vielen Steinen, womit er besezt ist, auf 10,000 Pfund Sterling geschäzt.

Unter den mancherley Gesellschaften, welche seit Kurzem hier gebildet werden, ist auch eine zur Ermunterung der Literatur! (als wenn das Buchmachen noch einer Ermunterung bedürfte!) Man hat mittelst Aktien eine Summe Geldes zusammengebracht, und beabsichtigt diejenigen guten Werke zu kaufen, welche Buchhändler nicht kaufen wollen, d. h. ohne Zweifel, die Herren Subscribenten wollen solche Werke kaufen, die Niemand lesen will, und bey deren Ankauf die Buchhändler keinen Vortheil absehen; denn gegen gute Schriftsteller sind doch unsere Buchhändler eben nicht karg. Der Buchhändler muß, wie jeder andere Geschäftsmann, auf Absaz rechnen können, wenn er den Schriftsteller gut belohnen soll; und wer ein gutes Werk geschrieben hat, ist deßwegen der Belohnung gewiß. Freylich gibt es Werke, die viel zu drucken kosten, und ihrem Inhalt nach, obgleich ihre Abfassung oft die meiste Arbeit erfordert, von Wenigen gelesen werden (wie es z. B. hier mit einem guten englisch-deutsch und deutsch-englischen Wörterbuche der Fall seyn würde). Die Verfasser solcher Werke verdienen freylich Ermunterung, und es wäre zu wünschen, daß unsere königliche literarische Gesellschaft, statt Prämien für Gedichte zu geben, deren wir doch bereits schon zu viele haben, Belohnungen für solche Arbeiten gäben. — Für eine Handelsgesellschaft aber ist kein Vortheil bey der Herausgabe von solchen Werken zu erwarten.

Ein sehr vollständiges Werk über Südamerika ist Kaplan Stevensons Narrative etc., eine Beschreibung, die sich auf einen zwanzigjährigen Aufenthalt, in dem Gebiete von Buenos-Ayres, in Chili, Peyn und Kolumbia, und Reisen durch die meisten Theile desselben, und zwar meistentheils in amtlichen Verhältnissen, gründet. Es besteht aus drey großen Oktavbänden, und verdiente wohl in's Deutsche übersezt zu werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Dezember 1825.

Allein, was ich mit Wehmuth stets beweine,
Ist, daß die Menschen, die ich meyne,
Bey viel Vernunft, verstockte Sünder sind.

A. Z.

Jeder folge seinem bessern Sterne.

Nach dem Altdeutschen.

Vier Rebhühnee stahlen einander ihee Eier, verbargen sie sorgfältig und brüteten sie so, als wenn ihre Küchlein darin wären. Sobald diese ausgebeutet waren, nahmen sie ihre rechte Mutter wahe, sobald sie die hörten, flogen sie zu ihe hin, verließen ihre Stiefmutter und blieben bey ihrer rechten Muttee.

So stiehlt dee Teufel Manchen, wenn er es nur irgend vermag, von seiner Mutter. Die Muttee aber ist die Ehrsamkeit, die Niemanden Gnade und Trost versagt; sie belehrt Manchen, daß er sich von Sünde abwendet, dann ist der Teufel getäuscht und sein Rebhuhn ist ihm dahin geflogen. Wer da glaubt, daß Schnecken springen und daß Ochsen singen, der kam nie dahin, wo der Leoparde sprang und dir Nachtigall sang. Eine weise Maus hat selten wohl den Fuchs in ihe Haus geladen. Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Wer Schlangen hegt und sie sich vermehren läßt, der wird mit Recht von ihnen verstümmelt. Selten sieht man ein reiches Haus, in dem nicht Diebe und Mäuse wären. Wo der Ochse die Krone trägt, da leben die Kälber in Mündigkeit.

Wolfram.

Die eiserne Maske.

(Fortsetzung.)

Madame Campan, deren Verdienst historischer Zuverlässigkeit eingeweihten Lesern ihrer Memoiren sogleich in die Augen springt, bringt nämlich in dem, vorn ausführlich erwähnten Werke, Band I. S. 208 sqq. Nachstehendes über den fraglichen Gegenstand bey:

„Ludwig XVI. hatte die ersten Monate seiner Regierung abwechselnd zu la Muette, zu Marly und Compiegne zugebracht. Als er endlich zu Versailles fixirt war, unternahm er zunächst eine allgemeine Durchsicht der, von seinem Vorgänger nachgelassenen, geheimen Papiere. Er hatte der Königin die Mittheilung derjenigen Umstände zugesichert, die er über die eiserne Maske auffinden würde, wiewohl er für seine Person bereits überzeugt war, daß diese Begebenheit ein Gegenstand so vielfacher Konjekturen nur durch das Interesse geworden sey, welches die Feder eines so berühmten Schriftstellers, als Voltaire, über einen Staatsgefangenen (prisonnier d'État) zu verbreiten gewußt hatte.“ „Ich, fährt Madame Campan fort, war im Zimmer der Königin gegenwärtig, als der König, nach Beendigung seiner Untersuchungen, mit dem Berichte hereintrat, daß er in jenen geheimen Papieren zwar nichts, auf die eiserne Maske Bezügliches gefunden, sich aber hierauf an den Herrn von Maurepas gewendet habe, dessen Alter an diejenige Zeit gränze, wo diese Anekdote den Ministern nothwendig bekannt gewesen seyn müsse. Herr von Maurepas habe ihm hierauf versichert (und ich

bitte die vollkommne Uebereinstimmung dieser Eröffnung mit dem oben Angeführten wohl in's Auge zu fassen), daß der so viel besprochene Unbekannte weiter nichts als ein, seines intriganten Charakters wegen, höchst gefährlicher Staatsgefangener und Unterthan des Herzogs von Mantua gewesen sey. Man habe ihn auf das französische Gebiet zu locken gewußt, ihn dort verhaftet und festgehalten, erst zu Pignerol und dann in der Bastille; eine Versetzung, die nothwendig erachtet worden sey, weil der bisdaherige Gouverneur von Pignerol die nämliche Anstellung erhalten habe, und man den Gefangenen nicht von einem Aufseher habe trennen wollen, dem alle seine Ränke bereits bekannt gewesen seyen."

„Das ist, schließt Madame Campan ihre Erzählung, die wahre Geschichte des Gefangenen, dem man eine eiserne Maske beygelegt hat; in dieser Gestalt hat sie schon M... (sie nennt den Namen nicht, höchst wahrscheinlich ist aber doch Dütens*) gemeynt) vor mehr als zwanzig Jahren verbreitet. Er hatte Untersuchungen im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, die Wahrheit gefunden, und wünschte sie geltend zu machen; allein das Publikum zog Voltaires Darstellung, die durch den Schein des Wunderbaren anzieht, einer so schlichten Erklärung vor."

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieser merkwürdige Mann ist so oft erwähnt worden, daß es manchem Lesern angenehm seyn wird, hier etwas Näheres über seine Lebensgeschichte zu erfahren. Ludwig Dütens berichtet die Biographie universelle, aus welcher der betreffende Artikel in die neue Folge des Leipziger Conversations-Lexikons übergegangen ist, stamme von protestantischen Eltern zu Tours ab, wurde dort 1730 geboren, und starb in London 1812. Wenige Menschen begünstigte das Glück in aller Art so ganz außerordentlich als ihn: in niedrigem Stande geboren, beschloß er sein Leben, in hohem Alter und sehr bedeutenden Vermögensumständen, als britischer Historiograph und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und der Inscriften zu Paris. Den Anfang seiner Laufbahn machte eine Empfehlung von Betty Pitt, des großen Chatham Schwester, die er auf ihrer Reise durch Frankreich kennen gelernt hatte, an ihren Bruder, in deren Folge er nach London ging, und bald in den ersten Häusern Zutritt fand. Die Lords Mackenzie, George Pitt, Mountstuart, Algernon, der Herzog von Northumberland u. a. zogen ihn an sich, und bereicherten ihn mit Legaten und Pfründen. Es gelang ihm mehrmals brittischer Geschäftsträger zu Turin zu werden, als Führer der Söhne des oben genannten Herzogs von Northumberland ganz Europa zu durchreisen, und fast alle Höfe und ausgezeichnete Staatsmänner kennen zu lernen. — Als Schriftsteller zeichnen diesen Mann zwey Eigenschaften aus, die man in diesem Grade von immer Vereinigung selten antrifft: die Gelehrsamkeit eines vollkommnen Weltmannes, und die tiefste Ehrfurcht vor der Religion. Allgemeinen Beyfall fanden seine hier benutzten Mémoires d'un voyageur qui se repose. Paris, Buisson, 1806; welche jedoch nur einen Theil der Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten, da er eine frühere, tief in die chronique scandaleuse eingehende Ausgabe selbst wieder unterdrückt hatte. Außerdem besitzen wir Oeuvres mêlées, eine Ausgabe von Leibnitzens Werken, und mehrere kleine Schriften von ihm. R.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage nach diesem Ball ward ich von den peinlichsten Betrachtungen verfolgt. Ich gelobte, nie wieder bey so einem Feste zu erscheinen. Im Familiencirkel des Marschalls, selbst im Kreise seiner nähern Bekannten, war mir meine subalterne Stellung viel weniger quälend; obgleich er aus den vornehmsten, berühmtesten Männern bestand; dort hatte man doch einigen persönlichen Werth; im Haufen zeichnet man sich aus einzig durch das Kleid, das man trägt, den Namen, den man führt. Dort nur darum herumzugehen, um meine untergeordnete Lage zur Schau zu stellen, war mir unerträglich, und doch erkannte ich, wie schwach ich sey, es so bitter zu empfinden. England und seine von mir so bewunderte Staatseinrichtung kam mir wieder in Sinn, dort blieb den Untergeordneten doch die Hoffnung! Dort hätte ich Frau von Nevers erringen können. Eine Entfernung von sieben Meilen trennt die Verzweiflung und das Glück! — Wie gütig, wie großmüthig war sie auf diesem Ball! wie suchte sie meine Lage, deren Peinlichkeit sie wohl fühlte, zu erleichtern! Allein soll man von einem Weibe, von der Geliebten, Schutz und Stütze verlangen? — In dieser künstlichen Welt ist Alles verkehrt — oder vielmehr meine Leidenschaft wirft alle Verhältnisse um; denn Prinzen Enrichemont hätte sie keinen Dienst geleistet, wenn sie ihn zum Tanz aufgefordert hätte, er hatte Ansprüche an dieses Glück, hatte Rechte dazu, aber ich? — alle meine Ansprüche sind unpassend, meine Liebe für sie ist eine Lächerlichkeit. — Der Tod wäre mir erträglicher gewesen als dieser Gedanke; dennoch bemächtigte er sich meiner unablässig, so einem Grade, daß ich nun eben so bemüht war, Frau von Nevers zu fliehen, als früher sie aufzusuchen. Den Muth, mich ganz von ihr zu trennen, indem ich des Marschalls Haus verlassen hätte, und meinem Berufe nachgegangen wäre, hatte ich aber doch auch nicht. Aus einem entgegengesetzten Gefühl beschäftigte sich Frau von Nevers jetzt mehr mit mir, sie trachtete die finstere Trauer, in die sie mich versenkt sah, zu zerstreuen; sie ging Abends weniger in Gesellschaft, ich sah sie mehr, und nach und nach milderte ihre Gegenwart die Bitterkeit meiner Gefühle.

Einige Tage nach des englischen Gesandten Ball fiel das Gespräch auf Feste überhaupt; man sprach von denen, die Statt gefunden hatten, und bezeichnete die prächtigsten und unterhaltendsten. „Unterhaltend! rief Frau von Nevers, mir kommt keines dieser Feste unterhaltend oder erheiternd vor. Es ist mir im Gegentheil aufgefallen, daß ich bey ihnen nichts wie traurige Leute finde, der alle das Ansehen haben, als wären sie nur eben erst großer Noth entronnen." — „Wem könnte es eingefallen seyn, daß Frau von Nevers so eine Bemerkung machen werde?" sagte der Herzog von L. Wenn man jung,

Digitized by Google

schön und glücklich ist, erblickt man da etwas anders als den Neid, den man erregt, die Bewunderung, die man einflößt?" — „Von diesem Allen sehe ich nichts, und habe recht. Doch im Ernst: finden Sie denn nicht, daß die Menge immer traurig ist? ich bin überzeugt: die Zerstreuung ist aus dem Unglück entstanden; das Glück hat nicht diesen Anschein von Unruhe." — „Wir wollen die Theilnehmer des lezten Balles fragen," antwortete lachend der Herzog." — „Ach wenn sich das thun ließ, rief Frau von Nevers, so würden Sie vielleicht über ihre Antworten sehr erstaunt seyn." — „Wenn es Unglückliche auf dem Balle gibt, gnädige Frau, so sind es die, welche Sie machen. Da ist der Prinz Enrichemont, der soll uns seine Meynung sagen." Der Herzog wußte immer Mittel, sich solcher Gespräche zu entledigen; beobachten, raisonniren war eine Anstrengung, der er nicht gewachsen war, sein Geist wie sein Körper hatte das Bedürfniß, unaufhörlich den Platz zu verändern. Auch ich fragte mich, was Frau von Nevers zu dieser Frage veranlaßt haben könne, und warum sie seit sechs Monaten doch ihr Leben mit diesen Festen zubrachte; allein ich wagte die Antwort, welche sich mir aufdrängte, nicht zu denken, sie hätte mich zu glücklich gemacht.

Die folgenden Tage schien mir Frau von Nevers traurig, aber sie sah mich nicht mehr. Sie sagte mir eines Abends, daß der Marschall bemüht sey, mir eine Stelle in der Diplomatie zu verschaffen; „das eröffnet Ihnen, setzte sie hinzu, einen Weg und führt Sie in angenehme gesellschaftliche Verhältnisse ein." — „Der Beruf meines Vaters war mir lieb, antwortete ich, allein es wird mir süß seyn, Herr von Olonne über mein Daseyn verfügen zu sehen."

„Sie haben die beabsichtigte Stelle, sagte sie nach einigen Tagen wieder, allein mein Vater wird Ihnen bey derselben nicht lange nützlich seyn können." — „So sind die Nachrichten, welche von des Ministers Fall in Umlauf sind, gegründet?" fragte ich. „Leider! und mein Vater wird ihn wahrscheinlich theilen. Wahrscheinlich wird er nach Faverange in Limousin verwiesen, und ich begleite ihn." — „Großer Gott! rief ich, und in diesem Augenblick sprechen Sie mir von meiner Anstellung! Dann kennen Sie mich wenig, wenn Sie denken, ich werde eine Stelle annehmen, um Ihren Feinden zu dienen. Für mich gibt es nur eine Stelle, und die ist in Faverange, und ich habe keinen andern Ehrgeiz, als auf dieser geduldet zu werden." Bey diesen Worten verließ ich sie, eilte, noch ganz bewegt, zu dem Marschall von Olonne, und sagte ihm Alles, was mir mein Herz eingab. Es rührte ihn. Er bestätigte mir die Ungnade des Ministers, und daß er selbst, ohne je an seiner Gunst Theil gehabt zu haben, von seinem Falle fortgerissen werde. „Ich mußte, fuhr er fort, mich bey einer Gelegenheit, die seine Ehre gefährdete, für ihn aussprechen. Ich bin ruhig, denn ich that meine Pflicht, und früh oder spät wird die Wahrheit ans Licht kommen. Ich nehme Ihre Ergebenheit an, lieber Eduard, wie ich die Ihres Vaters angenommen hätte; nur einige Tage müssen Sie hier länger wie wir verweilen, um einige Geschäfte, zu denen man mir gewiß nicht mehr Zeit läßt, zu beendigen. Helfen Sie mir, sogleich das Nöthige zu ordnen, denn ich will nichts, nicht einmal einen Aufschub zu verlangen haben."

Der Verweisungsbefehl erschien noch denselben Abend und setzte das ganze Haus in Trauer. Der Marschall ertheilte seine Befehle mit vollkommner Ruhe, und indem er einem Jeden seine Beschäftigung anwies, beschwichtigte er die unnützen Klagen.

Der Herzog von L., der Prinz Enrichemont und die übrigen Freunde des Hauses eilten herbey; der Marschall hatte alle Mühe, den übereilten Eifer und die unvorsichtigen Reden des erstern zu mäßigen; der Prinz, ohne aus seiner Abgemessenheit zu gerathen, sagte Alles, was gesagt werden mußte, und ich weiß es nicht, wie er bey der vollkommensten Ziemlichkeit mich doch alle Augenblicke aufbrachte. Beym Anhören seiner wohlgedrechselten Reden, arten dlickte ich zuweilen auf Frau von Nevers, und ein leichtes Lächeln, das ihre Lippen umspielte, bewies mir, daß der Prinz ihren Beyfall so wenig wie den meinen gewann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

Bemerkungen über Macbeth, und eine Darstellung desselben.

Eine ausgezeichnete Vorstellung des unerschöpflichen Trauerspiels Macbeth auf unsrer Bühne gibt uns Gelegenheit, über beyde etwas ausführlicher zu sprechen. Ich thue dieß in der Ueberzeugung, daß es besser ist, einen interessanten Gegenstand genauer in's Auge zu fassen, als vieles Unbedeutende flüchtig vorüberziehen zu lassen. Die Direktion hatte die Schillersche Bearbeitung im Allgemeinen zum Grunde gelegt, im Einzelnen aber Abänderungen gemacht, welche sich noch näher an das Original anschließen. Die charakteristische Steinbardtsche Musik zu den Hexenscenen, sammt der Ouvertüre, war mit einer neu dazu gearbeiteten Musik von Spohr vertauscht worden, und zwar mit Recht; denn so trefflich jene Musik an sich war, so war sie doch schon zu ausgeführt, um nicht das gewaltig eilende Drama aufzuhalten. Dazu kam, diese Hexenmusik war zu den Bürgerschen Lydren geschrieben; und die Partien der Hexen waren schwer vorzutragen, da sie der Komponist in hohen Tönen singen ließ, wo man die Worte nicht mehr deutlich hört. Spohrs neue Musik zu Macbeth besteht aus einer Ouvertüre, einigen wenigen eingeworfenen Tönen, welche den Dialog nicht aufhalten, und dem Reigentanz der Hexen.

Außer dem leztern ist die Musik melodramatisch, und man hört nun deutlich die schauerlichen Worte der Unholdinnen. Auch in dieser Musik hat Spohr seinen Charakter nicht verläugnen können; über das Grauenhafte siegt das Edle, und läßt das Gräßliche nicht hervortreten. Die Ouvertüre ist als ein gentliches Einleitungsstück zu dieser Tragödie vortrefflich. Sie beginnt mit einer mehrmals wiederholten Figur, welche ein geheimes Grauen zu erregen fähig, und in die Violinvarie gelegt ist. Es ist, als sähe man schaudervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachstellt. Leidenschaftliche Unruhe drückt sich in den folgenden Gedanken aus; aber vor Allem schön und erhebend ist der Gegensatz, den die Klage über die untergehende Heldengröße ausdrückt. Mit günstigem Erfolg wird jene erste Figur in der Beschwörungsscene am Kessel wiederholt; sie wirkt hier als traurige Erfüllung einer schauerlichen Prophezeihung. In der ersten Scene fand ich dagegen einige saufte Klagakkorde nicht am Platze. Doch genug von dieser Musik. Auch die übrige Ausstattung und Anordnung der Aufführung, den einzigen unglücklichen Einfall mit den Bildern der laterna magica abgerechnet, die an der obern Hölenwand zwecklos hinstreifen, und sehr zur Unzeit an die wilde Jagd des Freyschützen erinnern, finde ich um so mehr zu loben, da ich sowohl in Hinsicht der Personen, als der Sachen, nichts weiter Störendes bemerkt habe, was doch bey so zahlreichem Personal Shakspearscher Dramen sehr zu verwundern ist. Ich beschränke mich aber hier zunächst auf einige Bemerkungen über die Hauptrollen. Die des Makbeth stellte Hr. Stein zum ersten Male dar. Je weniger ihn seine Gestalt in dieser Heldenrolle unterstützt, desto mehr muß der Sinn anerkannt werden, mit welchem er dieselbe aufgefaßt hatte, und in der Ausbildung derselben fortschritt; denn in einer spätern Aufführung sahen wir nicht nur manche Mängel der erstern ganz entfernt, sondern die Darstellung selbst war auch in mimischer Hinsicht kräftiger und mehr aus dem Ganzen, als die frühere. In der erstern Darstellung hätte ich in der ersten Scene dem äußern Benehmen nach Makbeth für Banquo halten können, und umgekehrt; so viel Spannkraft zeigte letzterer, und so ruhig unerschüttert bey der Hexenerscheinung war jener. Ich nehme an, daß Makbeths Stimmung, in welcher er zuerst die Bühne betritt, nur durch den siegreich bestandenen Kampf sehr erregt ist, wie sich auch in seinen Worten: „solch' einen Tag so schön zugleich und häßlich sah ich noch nie," anzukündigen scheint. Nur in einer solchen erregten Stimmung kann man vollkommen begreifen, wie schnell die zweydeutige Hexenprophezeihung gleich dem Funken in den Zunder in des Helden Seele fällt. Ganz anders nimmt Banquo diese Erscheinung auf. Sie scheint ihm nur seltsam und befremdend, ohne daß er darauf ein großes Gewicht legte; aber Makbeth ergreift sie rasch, und wir sehen ihn von da an über sie in seinem Innern brüten. Dieß wurde in der späteren Darstellung von Seiten beyder Darsteller treuer geschildert, denn auch Hr. Genast (Banquo) war in derselben minder gewaltsam. Vortrefflich drückte Hr. Stein in dem gebieterischen Zuruf an die Hexen die vorwärts dringende Begierde Makbeths aus, womit er sprechend die fortgesetzte Beschäftigung seines Geistes mit jener Prophezeihung, nachdem er staunend den ersten Theil derselben erfüllt sieht, und über diesem Gedanken die Umstehenden so vergißt, daß Banquo ihn verzückt nennt. Das Verhältniß Makbeths zur Lady in der Scene, wo er zu Hause ankommt, und diese ihm das prophezeihte Ziel näher vor das Auge rückt, war ebenfalls gut aufgefaßt und ausgedrückt. Dagegen genügte der Monolog: wär' es auch abgethan ꝛc., nicht ganz. Weder der Ton sprach vollkommen die Reflexion einer, im Innern unablässig an einem Gedanken fortarbeitenden Seele aus, noch waren die Züge des Gesichts vollkommen dem Zustand entsprechend, in welchen die wahrnehmende Richtung des Geistes von der nach innen gekehrten Richtung überwogen wird, und der noch Ueberlegende die sich bekämpfenden Gedanken noch mit der Scheu des Gewissens vor sich ausbreitet. Um so wahrer geschildert war dagegen wieder der Zustand Makbeths in der folgenden Scene, wo die Lady ihn mit allen freudhaften Gründen, die den Ehrgeiz reizen und stacheln, zum Ziele treibt. Nur den Schlußworten dieser Scene, dünkt mich, gab der Darsteller nicht ihr volles Recht: „komm laß uns den blutigen Vorsatz mit der schönsten Larve bedecken! falsche Freundlichkeit verbeite ꝛc." Es drückt sich in denselben deutlich ein rasch und gewaltsam ergriffener Entschluß aus, den Makbeth sein besseres Selbst unterdrückend faßt; daneben sind sie nicht ganz ohne Ironie gegen das Weib, das dem Manne diese Maßregeln eingibt und zu solchem Frevel hindrängt.

Wenn ich die völlige Wahrheit der Darstellung in dem Vortrag des ersten Monologs nicht fand, so fand ich dagegen den Vortrag des zweyten Monologs sehr ergreifend, in welchem „der blutige Gedanke heraustritt vor das Auge." Wenn dieser Monolog durch die bewegtere Gemüthsstimmung erleichtert wird, so ist der Wechsel von Täuschung und Selbstbewußtseyn in der ersten Hälfte desselben eine schwerere Aufgabe. Das zurückkehrende Bewußtseyn muß bey den Worten: Es ist nichts Wirkliches ꝛc., deutlich bezeichnet werden. Im Mimischen bietet er große Mannigfaltigkeit dar. Die Scenen nach dem ausgeführten Mord gehörten zu den besten dieser Darstellung. Der Schauder vor dem Geschehenen war besonders bey den Worten: „ich geh' nicht wieder hinein," eben so lebendig ausgedrückt, als späterhin das schwierige Benehmen Makbeths gegen Makduff und Rosse. Ein treffender Zug dieser Charakteristik war es, daß Hr. Stein, während er mit dem leztern spricht, mit halbabgewendetem Gesicht nach der Thüre sieht, wo Makduff hineingegangen, gleichsam dem Schreckensruf desselben mit Bangigkeit, die nur der Zuschauer wahrnehmen konnte, entgegensehend. Und eben so trefflich waren die doppelsinnigen Worte gefaßt, die Makbeth, nachdem er mit Rosse wieder zurückgekommen, ausruft, und die an ihm selbst sich furchtbar bewähren: „O wär' ich eine Stunde nur vor diesem Unfall aus der Welt gegangen ꝛc." —

Eine bequeme Abänderung war es, daß man den zweyten Aufzug mit dem Schwur der Versammelten, und Makbeths Aufruf, sich in der Halle wiederzufinden, schloß. Hierbey fällt nur die kurze Unterredung zwischen Duncans Söhnen weg; der dritte Aufzug aber beginnt nun mit dem Gespräch zwischen Rosse und dem Alten, in welchem schon von der Wahl Makbeths zum Könige die Rede ist. Ich würde auch das von Schillee dem Pförtner beygelegte Morgenlied wegzulassen rathen; denn wie schön es auch gedacht, so schlecht nimmt sich dabey immer die Ausführung aus. Zwey Verse, die natürlich nur langsam gesungen werden können, sind schon zu viel für dieß rasch forteilende Drama, und wenn nun gar der Pförtner, statt sie im Hintergrund zu singen, wo die Pforte ist, die er öffnen soll, langsam nach dem Vorgrund der Bühne hervorkommt, und sich da erst in die Lage eines Betenden stellt, so wird dieses leicht tintisch, und wirkt ganz gegen die Absicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Dezember 1825.

O Rang! o Form!
Wie oft durch äuß're Schaal' und Tracht erzwingst du
Ehrfurcht von Thoren, ja, lockst Weisere
Durch falsch Gegaukel.

Shakspeare.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Ich hatte damals einen empfindlichen Verdruß. Herr von Herbelot betrug sich gegen den Marschall auf die allerunzarteste Art. Sie kamen wegen des Gouvernements von Guienne in ein Geschäftsverhältniß, bey dem mein Oheim nach einem sehr lebhaften Streit den Kürzern gezogen hatte. Noch blieben einige zweifelhafte Punkte, mein Oheim hielt den Augenblick für sein Gelingen günstig, intriguirte, und die Sache ward zu seinem Vortheil entschieden. Diese Handlungsweise that mir sehr weh.

Bald waren die Vorsäle und Höfe des Hotels mit Gepäck angefüllt, einige Wagen und ein Theil der Dienerschaft ging dem Marschall voraus, dieser und Frau von Nevers, die von Niemand als dem Abbé Tercier begleitet seyn wollten, verließen Paris den folgenden Tag. Alle Welt stellte sich den Abend vorher in dem Hotel ein, der Marschall gestattete aber nur seinen Freunden den Zutritt. Er verachtete diesen Hohn gegen die Regierung, der damals so allgemein war; ein ehrerbietiges Schweigen schien ihm mehr Würde zu verrathen. Ich ahmte ihn darin nach. Allgemein wurde damals von der Verweisung des Marschalls wie von einer großen Ungerechtigkeit, wie von einem, auf die seltsamsten Irrthümer gegründeten Mißbrauch der Macht gesprochen.

Die Angelegenheiten des Marschalls hielten mich acht Tage in Paris auf. Endlich reiste ich nach Faverange ab, mit freudeklopfendem Herzen bey dem Gedanken, daß ich mich mit der, die ich anbetete, fast allein befinden würde; wie strafbar war meine Freude! wie unwürdig mein Eingenuß! Ich wurde grausam dafür gestraft, und dennoch ist das Andenken dieser Tage der Trost, der einzige Stützpunkt meines Lebens. Ich kam in den ersten Tagen des Mai's in Faverange an. Der Marschall ließ sich durch den lebhaften Ausdruck meiner Freude, ihn wiederzusehen, hintergehen; er dankte mir dafür, und ich fühlte mich bey seinen Lobsprüchen sehr verlegen. Wie strafbar hätte er mich, wenn ihm meine innere Empfindung sichtbar gewesen wäre, gefunden! Mir ist es noch unbegreiflich, wie Herr von Dionne meine Gesinnung nicht schon längst errathen hatte; allein dem Alter und der Jugend fehle es gleicherweise an Scharfsinn: das eine blickt in die Vergangenheit zurück, die andere hat nur ihre Hoffnungen vor Augen *).

Faverange war das alte Schloß, wo Frau von Nevers

*) Es scheint auch dem Uebersetzer nöthig, auf eine Entschuldigung für des Marschalls unerhörte Blindheit zu sinnen, und er findet sie in einem andern, weniger allgemeinen Grund. So edel Herr von Dionne war, mochte er doch so treuherzig adelich seyn, daß er ein Liebesverständniß seiner Tochter mit dem Sohn seines Freundes, des Advokaten G.., so weng wahrscheinlich halten konnte, als ein solches mit einem der Erzengel. Hätte er diese Möglichkeit zu denken vermocht, so hätte der Mann so edel, mild, liebend, wie Eduard ihn schildert, die beyden armen Liebenden gewiß zur rechten Zeit vor ihrem Untergang geschützt.

ihre Kinderjahre verlebt hatte; dessen Lage in der Nähe von Uperche, an dem Ufer der Corrèze ist entzückend und stimmte mit ihren Felsen, ihren hohen, dunkeln Kastanienwäldern und fernen blauen Hügeln zu den Empfindungen, die mich beherrschten. Unsere Lebensweise, die Einsamkeit, der Frieden, der uns umgab, die Heiterkeit, die aus den Zügen der Herzogin sprach, wiegten mich in den Gemüthszustand, wo wir nichts von der Zukunft fordern, wo wir die Zeit festhalten, den Flug der Stunden verhindern möchten.

Der Marschall hatte bey seiner Ankunft in Faverange eine Tagesordnung eingeführet, die zu Allem Zeit ließ; die Nachbarschaft ward benachrichtigt, daß er wenige Besuche annehmen werde; er hatte sich einen Kreis von Beschäftigungen vorgezeichnet, die, weil sie nützliche Zwecke hatten, auch Theilnahme einflößten. Das Urbarmachen großer Landstrecken, die Gründung von Manufakturen, der Bau eines Hospitals beschäftigten ihn einen Theil des Morgens, andere Stunden widmete er der Abfassung von Denkwürdigkeiten über die Jahre seines Lebens, die er im Staatsdienste zugebracht hatte; Abends waren wir im Salon versammelt, wo der Marschall das Gespräch durch Erinnerungen aus seiner Vergangenheit und seine Plane für die Zukunft belebte. Zeitungen und Lektüre trugen auch zur Unterhaltung bey, und nie verrieth ein Schatten über Lanne den verwiesenen vornehmen Mann, noch der geringste Zug von Unmuth, daß er das Opfer der Ungerechtigkeit gewesen sey. Diese Einfachheit, dieser Seelenfrieden kostete Herrn von Olonne keine Anstrengung, er behauptete einen zu hohen Standpunkt, um vom Glückswechsel erreicht zu werden, und hätte sich eine menschliche Schwachheit in sein Herz eingeschlichen, so würde er sie unbefangen geäußert und zuerst über sie gespottet haben.

Ich drückte einst gegen Frau von Nevers meine Bewunderung dieses herrlichen Charakters aus. „Sie sind aber auch ganz fähig, ihn zu schätzen, antwortete sie; die Welt bewundert das Gute wohl, allein ohne zu wissen warum? es ist aber sehr süß, in einer andern Seele alle Elemente der unsern wiederzufinden, solche Seelen verbinden sich und man versucht vergeblich, sie zu trennen." — „Sagen Sie das nicht, rief ich, es wird mir leicht werden, Ihnen das Gegentheil zu beweisen." — „Was Sie sagen würden, könnte vielleicht meine Behauptung nur bestätigen, erwiederte sie, allein ich will es nicht wissen." Und zugleich näherte sie sich dem alten Abbé, der immer ihre Zuflucht war, wenn sie mit mir nicht allein seyn wollte.

Meine Anbetung konnte ihr nicht entgehen; in dieser Einsamkeit vergaß ich zuweilen die ewigen Hindernisse, die uns trennten — das Glück gewann die Oberhand; ich sah, ich hörte sie, ich fühlte ihren Arm, der sich im Gehen auf den meinigen stützte, und das waren Seligkeiten, denen ich mich mit Entzücken überließ. Gewiß, man muß gelebt haben, um zu begreifen, wie weit die Kurzsichtigkeit gehen kann. Das Leben ist dann in einem Brennpunkt vereinigt, alles, was außer ihm vorgeht, macht auf die Seele gleich farblosen Bildern keinen Eindruck. Vergeblich bringt uns die Vernunft andere Vorstellungen auf, wir machen eine mühselige Anstrengung — allein bald behält die Leidenschaft wieder das Uebergewicht, und alles außer ihr ist verschwunden.

Zuweilen glaubte ich wohl, daß die Herzogin gegen eine Empfindung, wie sie bisher noch Niemanden empfunden hatte, nicht gleichgültig sey, allein darin bestand das Widersinnige meiner Lage, daß ich vor dem, was mich hätte sollen mit Freude überschütten, vor Schrecken erstarrte. Erst dann ermaß ich die Tiefe des Abgrunds, der uns trennte, erst dann erkannte ich die ganze Unmöglichkeit, glücklich zu seyn, erst dann erhob die Reue ihre Stimme in meiner Brust. So lange ich sie in geheim angebetet hatte, war ich Niemand für meine Empfindung verantwortlich; erwiederte sie aber meine Liebe — wie strafbar war ich dann! Der Marschall hätte mich also wie einen Sohn behandelt, und ich hätte das Vertrauen, mit dem er mir den Zutritt zu seiner Tochter gestattete, dazu benutzt, ihr Herz zu bethören, sie mit den Qualen einer hoffnungslosen Liebe zu umstricken. Aber auch hier war die Leidenschaft übermächtig! sie war zwar nicht im Stande, meine nagenden Gewissensvorwürfe zu ersticken, allein sie nahm mir die Zeit, mich ihnen zu überlassen. Auch war ich keiner Gegenliebe gewiß, — die Zeit verfloß, wie sie im drey-und-zwanzigsten Jahre bey einer alles Andere verschlingenden Leidenschaft zu thun pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Maske.

(Beschluß.)

Die Verfasserin, Madame Campan, stellt selbst den Umstand mit der Maske, so wie er Eingangs erzählt worden, in Zweifel und meynt, er erkläre sich durch die damals in Italien herrschend gewesene Sitte der Frauen sowohl als der Männer, Sammtmasken zu tragen, wenn sie sich der Sonne ausgesetzt hatten; der Gefangene habe sich nur einige Mal, also maskirt, etwa auf der Terrasse seines Gefängnisses zeigen und so gesehen werden dürfen, um das Gerede zu veranlassen; — er selbst scheine für seine italienische Abkunft zu sprechen. — Außerdem hebt sie noch einen Umstand hervor, der Voltaires Glaubwürdigkeit in dieser Angelegenheit sehr zwei-

felhaft macht. Er erzählt nämlich am angeführten Ort noch Folgendes: „Während sich der Gefangene noch auf der Insel Sainte-Marguerite befand, schrieb er einst, nach der Mahlzeit, mit dem Messer etwas auf einen silbernen Teller und warf denselben dann aus dem Fenster seines Thurmes nach einem Fahrzeuge hin, das an dem Fuße desselben angelegt hatte. Ein Fischer fand diesen Teller und brachte ihn dem Befehlshaber (Saint-Mars, wie Voltaire schreibt), der den Mann erschrocken fragte, ob er lesen könne, oder ob sonst Jemand den Teller gesehen habe? — und ihn erst, nachdem er sich vollkommene Gewißheit verschafft hatte, daß Beydes nicht der Fall sey, wieder losließ." Zu dieser Erzählung Voltaires nun macht Madame Campan die Anmerkung: Quant à une essiette d'argent que ce célèbre prisonnier auroit jetté par la fenêtre, il est connu que le chose est arrivée, mais à Velzin. C'étoit du temps du cardinal de Richelieu. On (Voltaire) a joint cette anecdote aux fausetés inventées sur le prisonnier piémontois." Auch Dütens erhebt sich siegreich gegen diese, von Voltaire beygebrachte Tellergeschichte, mit Recht hinzufügend: „Que, si Voltaire s'est trompé si essentiellement sur des circonstences qu'il essuralt tenir de si bonne part, on peut bien revoquer en doute une grande partie de ce qu'il avance pour donner du merveilleux à la célèbre anecdote du Masque de fer;" und schließt seine Darstellung endlich mit nachstehender Aeußerung: „Que l'on pèse bien les rapports de tous ces témoignages si éloignés les uns des autres en tems et lieux: la lettre de Turin, le mémoire de Souchon, l'aveu de Louis XV., tous authentiques, et s'accordant si bien ensemble; la conjecture que le Masque de fer n'étoit autre chose que le premier ministre du duc de Mantoue, d'Orient d'une évidence manifeste," — eine Behauptung, welche, zumal nach Zuziehung des Zeugnisses der Madame Campan, keine Conjektural-Kritik unbedingt zu unterzeichnen, weiter Anstand nehmen wird.

Blumenandacht.

Kommt der Morgen nicht gegangen
Mit den rothgeschlafnen Wangen,
Und ihr Blumen schlummert noch?
Oeffnet eure Augen wieder,
Reckt die neugestärkten Glieder,
Grüßt den holden Jüngling doch!

Und es hebt sich von den Wiesen,
Wo die zarten Kinder sprießen,
Wunderbarer weißer Duft;
Mild, wie Weihrauch, anzusehen,
Steigt er in die rothen Höhen,
Und erfüllt die ganze Luft.

Habt ihr im Gebet gelegen
Für den frischen Gottessiegen,
Daß ihr so voll Thränen steht?
Wenn die Zunge Wonne bindet,
Und sie keine Worte findet,
Sind auch Thränen ein Gebet!

August Gebauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte tritt man Macbeth als König mit größerer Sicherheit auf; aber nur auf einen Augenblick, denn die Furcht treibt zu immer neuen Unthaten (so weit zu seyn ist noch nichts, sagt Macbeth, doch es mit Sicherheit zu seyn!) der Ehrgeiz breitet sich weiter aus, und erstreckt sich nun auch auf den königlichen Glanz seiner Familie. Dieses Neue Sterngern im Charakter hat Hr. Stein sehr richtig aufgefaßt. In der Scene, wo er die Mörder zum Morde Banquos gewinnt, war es sehr wirksam, daß Hr. Stein in der spätern Aufforderung, bey den Worten, die den speziellen Auftrag beginnen, „der Feind, von dem wir reden ꝛc." den Mördern einige Schritte näher trat, und mit geheim zischelnder Stimme sich ihnen vertraulicher näherte, ohne sie doch zu berühren. In der bald darauf folgenden Scene mit Lady Macbeth, wo diese ihm mit Banquos Mord beschäftigt findet, hätte ich gewünscht, daß der Darsteller den einzelnen Porthirn mehr Licht und Schatten gegeben, und dadurch die Selbstbestrafung des Verraths bestimmter dargestellt hätte. Es wird in diesem Dialog nicht nur die wachsende Furcht, und — am Schlusse — das gewaltsame Fortgedrängtwerden durch dieselbe zu neuen Unthaten, sondern auch noch etwas anderes, als das nur psychologische Interesse dieses Fortschreitens in der Charakterentwicklung ausgesprochen; die bessere Seite, die Seite, wodurch er noch der Menschheit angehört, blickt noch hervor in der Erinnerung an den guten König, an dem „Verrätherdoppelt ihr Aeußerstes gethan," es ist dieses die Lichtpartie in dem großen Nachtstück. Unendlich mehr wird diese Scene rühren, wenn zwischen diesen Schreckensgefühlen, von welchen Macbeths Gemüth erfüllt ist, im Augenblick die Erinnerung an den guten Duncan eintritt, und seine Seele weicher stimmt. Diese Stimmung muß in milden Blick und Ton ausgedrückt, muß überall wieder kehren, wo Macbeth dieses Königs gedenkt. Es ist der Ausdruck der abgenöthigten Verehrung und Anhänglichkeit gegen den Fürsten, der nur gerechte Ansprüche auf Dank und Ergebenheit hatte, zugleich der letzte Rest der Ehrfurcht gegen das Edle überhaupt.

Keine Scene des Macbeths ist in Hinsicht der Bühneneinrichtung so schwer, als der Moment der Tafelscene, in welchem der Mörder des Banquo erscheint. Es ist nothwendig, daß Macbeth und die Zuschauer denselben sehen, während es gut ist, wenn er den Gästen an der Tafel unsichtbar bleibt. Es scheint, als wenn ihn Macbeth erwartete, und darum oft nach der Thür sähe, an welcher er mit der Nachricht von der Ausführung des Mordplans erscheinen soll; darum setzt er sich auch

nicht an die Tafel. Auf unserer Bühne ist diese Scene so eingerichtet, daß die Tafel etwas im Hintergrunde steht, im Vordergrunde aber zur Seite die Thür mit einer sehr tiefen Verkleidung befindlich ist, so daß sie, wie in alten Gebäuden häufig vorkommt, fast in einer Nische liegt. Dieß verbirgt den Mann, der mit Makbeth spricht, den Blicken der Gäste. Wollte man diese Scene so einrichten, daß der Mann gesehen würde — wenn er nämlich die Tafel nicht zu weit in den Hintergrund bringen will. — dann müßte nicht blos der Mann als Mörder äußerlich nichts Bezeichnendes haben, was auch so vermieden werden muß, sondern das Gespräch zwischen ihm und Makbeth müßte auch sehr geheim geführt werden, und das was Makbeth in Beziehung auf den Inhalt dieses Gesprächs für sich sagt, ebenfalls sehr geheim gesprochen werden, was allerdings geschickt vorgetragen, ebenfalls eine grauenvolle, schauerliche Wirkung hervorbringen könnte. — In dieser Scene haben wir an Hrn. Stein die Bewegung Makbeths bey der Vision Banquos sehr zu loben. Sie drückte den gewaltigen Kampf, die widerstreitenden Gewalten in Makbeths Seele aus. Im Bestreben, seinen königlichen Platz zu behaupten, wendet er sich der Tafel zu; aber Schauder reißt ihn zurück, als er Banquos blutige Gestalt an dem leeren Platze in demselben Augenblick zu sehen wähnt, wo er mit frevelhafter Gleißnerey seiner freundlich gedenkt. Die Gewalt seiner Einbildungskraft, welche auf die Seite des Gewissens tritt, wird ihm zur peinigenden Strafe, und reißt ihn zu einem Zustande hin, in welchem er auch den erschrockenen und ängstlichen Gästen seine Gedanken unwillkürlich an den Tag legt; daher auch Rosse (bey Shakspeare Lenox) in dem nächsten Gespräch mit einem andern Schotten ganz unverholen seinen Verdacht gegen Makbeth ausspricht, und fortan von Seiten des letzten die offne Gewaltthätigkeit an die Stelle der Heucheley treten muß. (Man denke an die Worte: „Ich bin so tief in Blut hineingestiegen" — ehe sie Worte sind.) Vorzüglich gut gesprochen wurden die Worte: „Ja nun, sobald du fort bist, bin ich wieder ein Mann." insofern ihr Ton die Rückkehr des besonnenen Zustandes bestimmt ankündigten. Minder genügte mir der Vortrag der Schlußworte dieser Scene. Die Lady sagt: Euch mangelt die Erquickung aller Wesen, der Schlaf. Makbeth erwiedert: „Ja komm! wir wollen auch nur schlafen. Mein Fehler ist nur eines Neulings Furcht, den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet. Wir sind in Thaten dieser Art noch Kinder." In dieser Antwort ist der ironische Sinn nicht zu verkennen. Schon früher erwiedert er auf die Vorwürfe, welche ihm jene wegen unmännlichem Betragen macht:

„Ich bitte dich, kann man denn solche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Ziehn lassen, ohne außer sich zu seyn;
Du machst mich irr' an meinem eignen Selbst.
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterscheinungen
Anschau'n, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannst behalten, wenn
Die meinen das Entsetzen bleicht."

Was hier Makbeth ganz ernst und einfach sagt, das drückt er dort mit mehr Ironie aus, welche das ruhigere Gemüth des Weibes trifft, das der Antrieb zu seinen Frevein war, und durch deren Verstellungskunst es so weit mit ihm gekommen. Auch liegt darin die Ueberzeugung, daß er den Schlaf ordentlich suchen wird, „den er gemordet," wie es früher hieß. Diesen ironischen Sinn muß vornehmlich der Ton ausdrücken, mit welchem diese Worte gesprochen werden. Es ist natürlich, daß nun auch die frühere Liebe zu dieser Gattin verloren ging.

Wegen eines wirksamen Schlusses des dritten Aufzugs verlegte Schiller das Gespräch der Ebelleute, die sich ihre Gedanken über Makbeth und die Lage des Reichs mittheilen, und die Vorbereitungsscene der Hexen in den vierten Akt. Shakspears Einrichtung hatte besonders den innern Vortheil, daß durch näheres Anschließen jener ersten Scene an die Tafelscene diese Mittheilung beyder dem Zuschauer mehr motivirt seyen. Dagegen schlossen sich bey Schiller die beyden zerstreuten Hexenscenen unmittelbar an einander an. Von nun an gibt sich Makbeth ganz der Hölle hin. Diese, um ihre Beute sonnell zu empfangen, sucht ihn durch Blendwerk sicher zu machen;

„Denn den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange."

Diese Scene, in welcher Makbeth die Hexen um das Künftige befragt, ist eine der vorzüglichsten seiner spätern Darstellung. Es ist dabey dem Schauspieler zu großartiger Bewegung viel Gelegenheit und Raum gegeben, welche Hr. Stein gut benuzte. Schon die beschwörende Anrede zeigt, daß sich Makbeth vor der Hölle nicht mehr scheut; die Verdammungen der Geister erfüllen sein Gemüth mit Sicherheit. Als er noch mehr wissen will, und Banquo mit seiner getrauten Kinderschaar erscheint, wie ganz anders schaut er jezt des Ermordeten Erscheinung, als früher an. Es ist nicht Furcht, die ihn jezt mehr erfüllt, es ist der Grimm über den dauernden Segen, welche die Erscheinung Banquos Haus verkündet. Die zufällige Botschaft von Makduffs Flucht entflammt Makbeths Zorn gegen den Widersezlichen sogleich zur Rache gegen ihn. Indessen scheint ihm eine meuchelmörderische Hand zuvorgekommen zu seyn, (die Mordscene hat Schiller bekanntlich gestrichen) wenigstens kommt der Lady spätterdin in ihrem furchtbaren Halbschlaf die Frau des Than von Fife vor.

(Der Beschluß folgt.)

Weimar, 4. Dezember.

Unsere Bühne hat mit ihrer Wiedergeburt eine, dem Geschmack unsres gebildeten Publikums gemäßere Richtung genommen, welche in jeder Hinsicht löblich ist; und in der Folge ihren guten Nuzen haben kann und wird. Seitdem wir unsere verehrten Lieblinge in den Meisterwerken eines Goethe und Schiller im vollen Triumph der Künste wieder öfterer auftreten sehen, kehrt auch der alte Werth der hiesigen Bühne zurück, und man findet wieder Weimar in Weimar. Mad. Jagemann hat gestern als Maria Stuart alle Kenner und Liebhaber von Geschmack entzückt. Spiel, Anstand, Deklamation, Mimik, Alles war bey ihr so glücklich vereinigt, daß das schallende Applaudissement, das sie empfing, für ihre meisterhafte Darstellung noch nicht Auszeichnung genug war.

Diese große Künstlerin, die in den schwierigsten Rollen mit den berühmtesten und talentvollsten Künstlerinnen der ersten Bühnen Deutschlands gewetteifert hat, die in einer ununterbrochenen Reihe von Jahren unserm Theater die schönste Zierde war, hätte es wohl verdient, daß ihr fünfundzwanzigjähriges Jubelfest in Thaliens Tempel nicht ungefeyert vorübergegangen wäre.

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Dezember 1825.

Und die Meister singen wieder
Krieg und Streit.
Wo: das kühnste aller Lieder
Alter Zeit.

J. A. Henne.

Walter Scotts Balladen.

Irrigerweise versteht man darunter von Sir Walter Scott gedichtete Balladen, da sie doch schottische Volksgesänge sind, die er mit unermüdetem Fleiße an den schottischen Gränzen aus dem Munde neunzig- und hundertjähriger Personen, oder aus alten verwitterten Handschriften einsammelte, und nach ihrem geschichtlichen Grunde in Schottlands und Englands Geschichtschreibern und Dichtern mit einem Fleiße forschte, der in Erstaunen setzt. In den drey Bänden der schottischen Minstreisy führt er überall Citate an, und stellt uns in diesem Werke das Leben der schottischen Gränzbewohner mit ihren rohen Tugenden und kräftigen Lastern dar. Ein gewisser Seelenadel und eine Neigung zum Romantischen, zu Musik und Gesang, blieb diesen Völkern in ihrem gesetzlosen Zustande eigen; sie versanken nie in gemeine Schlechtigkeit, und geben einen Beweis der Erhabenheit der Menschennatur auch ohne Kultur.

Von den Balladen sagt Walter Scott: „Aus verschiedenen Ursachen, die aus dem gesellschaftlichen Zustande der damaligen Zeit herrührten, darf der Leser in den Balladen der Gränze kein verfeinertes Gefühl, und noch weniger Anmuth des Ausdrucks erwarten; obgleich die Form solcher Dichtungen in den Händen neuerer Dichter sehr dafür empfänglich ist. Dessen ungeachtet aber finden sich Stellen darin, wo der rauhe Minstrel sich zu natürlichem Pathos oder derber Kraft erhob, und wo selbst diese Vorzüge gänzlich fehlen, verdienen die Balladen doch durch seltsame Begebenheiten und getreue Schilderung der Sitten jener Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums.“

An den Ufern reißender Bergströme wohnten die Gränzritter in viereckigen, mit Zinnen versehenen Thürmen, und verzehrten eigene und geraubte Heerden mit ihren Anhängern in roher Gastfreundschaft; war der letzte Ochs verzehrt, so ließ die Hausfrau eine verdeckte Schüssel auf den Tisch stellen, in der ein Paar blanke Sporn lagen; ein Wink für die Ritter, nach neuer Beute auszureiten. Der Herausgeber erzählt, daß dieß bey dem Sir Walter Scott von Harden Sitte war, wodurch wir zugleich erfahren, daß der Dichter aus einer altadeligen Freybeuterfamilie stammt. Die Gränzritter sollen übrigens sehr mäßig im Genuß starker Getränke gewesen seyn. Mährchen und Lieder, von der Pfeife oder Harfe der Minstrels begleitet, waren also wohl ihre einzigen Zeitkürzungen, da die Wissenschaft und Gelehrsamkeit damals nur in den Klöstern zu finden war.

Die wandernden Barden und Minstrels, die um Kost und Obdach, oft auch für etwas Saatkorn und die Hälfte einer gestohlenen Kuh, die Thaten der Gränzritter besangen, waren zugleich die stärksten Beförderer der Gesetzlosigkeit an den Gränzen; denn nur kühne, gesetzlose und ausschweifende Unternehmungen wurden durch ihre Lieder gefeyert. Ein geächteter Freybeuter erregte damals weit mehr Antheil als der König von Schottland, der seine

Macht gebrauchte, die Räubereyen des erstern zu bestrafen. Die Jugend lauschte auf solche Lieder, und der Ehrgeiz, die Thaten ihrer Väter zu erreichen, wurde zum mächtigen Bollwerk gegen die unter königlichem Scepter fortschreitende Macht der Kultur, die sich lange umsonst bemühte, den Naturzustand zu bändigen. — Leichter und schneller hätten dieß Schottlands Könige durch Güte als durch Blutvergießen erreicht, wie dieß die beyden Balladen, Räuber Murray und Johann Armstrang, beweisen. In der einen gewinnt der großherzige Jakob IV., König von Schottland, durch Milde einen reichen und kräftigen Unterthan; in der andern läßt Jakob V. den tapfern Johann Armstrang mit seinem ganzen Gefolge aufknüpfen, wobey es heißt:

Johann ward ermordet zu Calinrigg,
Mit seinen Tapfern all',
Doch Schottlands Herz that nimmer so weh
Als wie bey der Braven Fall.

Weil sie beschützten ihr Vaterland,
Die Engländer waren voll Scheu;
So lang an den Gränzen lebte Johann,
Da wagte sich keiner herbey.

Eine sehr anziehende Ballade ist die Schlacht von Otterbourne, sie streift nahe an die schaurige Nebel- und Geisterwelt der Edda, erhält sich dabey in den Schranken der Wirklichkeit und verbindet mit hochnordischem Duft die Sentimentalität des mittlern Norden oder der Berggegenden. Percy, der Anführer einer englischen Streifpartie, trifft auf dem Schlachtfelde den Schotten, Sir Hugh Montgomery, der eben seinen Oheim Douglas unter einem Busch Farrenkraut bey einem blühenden Lilienstrauch begraben hatte, nachdem ihm dieser sterbend mitgetheilt, daß er im Traum vergangener Nacht einen Todten die Schlacht gewinnen sah, und seine eignen Züge in diesem Todten entdeckte.

Percy, der Hugh Montgomery nicht kennt, wird von ihm hart verwundet:

„Ergieb dich Percy, sonst tödt' ich dich,"
Sir Hugh Montgomery sprach.
„Nein, niemals, sagte Percy drauf,
So lang ich's ändern mag."

„Du sollst dich keinem Lord noch Lump
Ergeben, auch mehr mir.
Doch aber diesem Farngebüsch
Und dieser Lilie hier."

„Ich will mich keinem Farngebüsch
Und keinem Blumenstrauch
Ergeben, doch dem Douglas wohl,
Dem Hugh Montgomery auch."

Sobald Percy hört, daß es Montgomery ist, mit dem er ficht, und daß Douglas bey der Lilie begraben liegt, ergibt er sich sogleich, und die Schlacht ist für die Schotten gewonnen.

Die Ritter sind längst nicht mehr, und ihre Thürme verfallen, und nur einige hundertjährige Minnesänger lebten zu Walter Scotts Jugendzeit noch, doch soll folgende Schilderung von Pennycuick noch oft in den Hütten der Gränze zu finden seyn; ein Beweis, wie sehr dieß Volk seine Nationalität bewahrte, und sein Alterthum zu schätzen weiß.

Am Winterabend saß Großmama mein,
Und spann am schottischen Linnen gar fein;
Mein guter Papa, ein ehrlicher Mann,
Den Hanf zu Stricken dreht' und spann.
Meine Tante, wahrlich voll Anmuth und Kraft,
Las in des Pilgrimms Wanderschaft.
Der sanfte Schwätzer, David Dallas,
Erzählte viel von William Wallace;
Der zweyte Sohn meiner Mutter mußt'
Hersagen, was er von Lindsay wußt';
Die Alten erzählten der Wunder gar viel
Und die Kinder trieben mit Kohlen ihr Spiel.

Walter Scott sagt am Schlusse der Vorrede zum ersten Bande der Minstrelsy *): Möchten diese schwachen Versuche etwas zur Erhaltung der Geschichte meines Vaterlandes beytragen, dessen Sitten und Charaktere sich immer mehr mit denen ihres Schwesterlandes verschmelzen. So gering auch das Opfer seyn mag, welches ich den Manen eines stolzen und unabhängigen Königreichs darbringe, so lege ich es doch auf ihren Altar mit vielfach gemischten, unaussprechlichen Gefühlen nieder.

Heil Dir, o Land der Speere, die einst trotzten
Dem stolzen Helm des kaiserlichen Roms,
Dir Albions mecenumspannte Hälfte, Heil!
Heil Dir, vom Kriegesfeuer unerreicht,
Das um Dich tobte seit Jahrhunderten,
Dir weihe ich mit innigem Entzücken
Mein Leben, meine Kraft und Huldigung
Und wie mein erstes, auch mein letztes Lied.

Elise von Hohenhausen.

---

*) Erscheint nächstens Deutsch im Verlage von A. Schumann in Zwickau.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Eines Abends war eine erstickende Hitze, man hatte den ganzen Tag nicht im Freyen seyn können, nach Sonnenuntergang öffnete man, um der Kühlung zu ge-

nießen, die Fenster. Der Marschall nebst dem Abbé und zwey ziemlich unterrichteten Männern aus einem benachbarten Städtchen, unterhielten sich seit einer Stunde über den Kornhandel, und nichts ist der Träumerey dessen, der keinen Theil an dem Gegenstande nimmt, günstiger wie ein solches Gespräch! — Sicher, nicht bemerkt, nicht unterbrochen zu werden, überläßt man sich ohne Zwang seiner Phantasie. Frau von Nevers saß in der Fenstervertiefung, um die Abendkühle zu genießen; ein großer Jasminstrauch, der die Mauer bekleidete, hatte seine Zweige bis zu der Brustwehr des Fensters gestreckt, und sie mit seinen Zweigen durchflochten. Zwey Schritte hinter ihr stehend, sah ich ihr schönes Profil gegen das dunkle Blau des Himmels, dessen Horizont noch die goldenen Strahlen der Abendsonne säumten. Die Luft war von Wohlgerüchen erfüllt, die fernen Hügel, der Wald, der Fluß war in den ololeeen Dunst des Südens verhüllt, der nicht mehr die Helle ist, aber vor der Finsterniß hergeht. Ich war sehr bewegt — von Zeit zu Zeit wehte mir die Luft den Duft des Jasmins zu, und dieser balsamische Hauch schien der Athem der angebeteten Geliebten zu seyn. Ich sog ihn begierig in mich; der Frieden der Landschaft, die Stille, der Ausdruck dieses sanften Gesichtes, alles berauschte mich in Liebe. Bald drängten sich mir aber wieder tausend quälende Betrachtungen auf; aller Widerstreit meiner Lage mit meiner Leidenschaft trat vor meine Seele, ich überzeugte mich, daß Verachtung für in meinen Armen treffen würde, und dennoch, das fühlte ich unwiderstreeklich, waren unsre Herzen für einander geschaffen. Eine unwiderstehliche Bewegung zog mich zu ihr, ich sezte mich in das gleiche Fenster und lehnte meinen Kopf an die Brustwehr. „Was fehlt Ihnen, Eduard?" fragte sie. „Wissen Sie es nicht?" entschlüpfte meinen Lippen. Sie schwieg einen Augenblick, dann sprach sie: „Ja, ich weiß es; wenn Sie mich aber nicht betrüben wollen, so seyn Sie nicht so unglücklich. Wenn Sie leiden, leide ich mit. Das wissen Sie doch auch?" — „Ich sollte durch das, was Sie sagen, glücklich seyn, aber ich kann es nicht." — „Wie? wenn wir unsee Leben zubrächten, wie wir diese zwey Monate verlebt haben, wären Sie dann unglücklich?" Ich durfte nicht nein sagen; ich pflückte einige Blüthen der sie umgebenden Jasminzweige, die in der Dunkelheit fast nicht mehr zu unterscheiden waren, gab sie in ihee Hand, nahm sie zurück und bedeckte sie mit meinen Küssen und Thränen. Bald hörte ich, daß sie weinte, und war in Verzweiflung. „Wenn Sie unglücklich sind, bin ich der strafbarste der Menschen! soll ich Sie denn fliehen?" — „Ach, es ist zu spät!" seufzte sie. Man brachte Lichter; ich floh aus dem Saal, ich fand mich so bedauernswürdig und doch so glücklich! — meine ganze Seele war zerrüttet.

So irrte ich auf den Terrassen des Schlosses umhee; ich lehnee mich an die Mauern, die sie umschlossen, ich überließ mich aller Heftigkeit meines Gefühls. Geliebt seyn, von ihr geliebt! sie hatte es mir ja fast gesagt, — dennoch konnte ich's nicht glauben. Sie hat Mitleid mit dir, sagte ich mir selbst, das ist Alles — aber ist das nicht genug, um glücklich zu seyn? — Sie saß nicht mehr am Fenster, aber ich sah Licht in einem der Schloßthürme, der ein zu Frau von Nevers Zimmern gehöriges Studierzimmer enthielt; eine Wendeltreppe führte von ihm auf die Terrasse. Die Thüre stand offen, und unwillkührlich ging ich ihr näher; allein auf den ersten Stufen blieb ich plötzlich stehen, die Furcht, ihr zu mißfallen, sie zu erzürnen, bemächtigte sich meiner, aber bald riß mich meine Schwäche wiedee hin und ich stieg die Treppe hinauf. An der Thürr des Kabinets blieb ich stehen; ich will nicht hinein gehen, sagte ich zu mir selbst, ich will sie nur hören, nur in ihrer Nähe seyn. Ich sezte mich beym Eintritt eines kleinen Zimmers, das zum Kabinet führte, auf die lezten Stufen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

(Beschluß.)

Im fünften Akte erscheint Macbeth nun in veränderter Gestalt. Das Wort der Hölle erfüllt sich an ihm. Tollkühn geht derselbe seinem Schicksal entgegen, und fällt in Verzweiflung. Er ist genöthigt gewaltsam nach Außen zu wirken, während der wahre Muth ihm längst gebrochen, und der Kern seines innern Lebens zerstört ist. Dieses die Aufgabe des Darstellers des Macbeth für den Schlußakt. In diesem Theile der Darstellung wird Hr. Stein noch Manches tiefer aufzufassen und auszubilden haben. Ich mache nur auf zwey Hauptmomente aufmerksam. Der erste ist der Eindruck, welchen der Tod seines Weibes auf ihn macht. Daß dieser kein klarer, tiefer Schmerz, eine rührende Gemüthsstimmung sey, wie es doch Hr. Stein zu nehmen scheint, indem er sich auf die empfangene Nachricht einige Augenblicke mit verdecktem Gesicht in einen Sessel wirft, dieß ist aus allen Verständen einleuchtend, und selbst aus der bittern Ironie, welche die Worte: wär' sie ein ander Mal gestorben ꝛc. Morgen, Morgen, und wieder Morgen. ꝛc. Die Schläge des Schicksals treffen ihn schnell hinter einander; daß ihn seine Truppen verlassen und zum Feind entfliehen, daß die feindliche Macht schnell herannaht, und ihn in der Burg einschließt, versetzt ihn in so gewaltsame gespannte Stimmung, daß er nicht Zeit hat, daran zu denken, was ihm einst die Genossin seiner Thaten war, (daß er jene Worte nach einem langen Stillschweigen sagen soll, ist Schillers Zusay) sondern nur das Gefühl der Verlorenheit gegen das Leben ausspricht, das ihm um so saurer dünkt, je mehr er sich nach diesen Schicksalsschlägen einsam und verlassen fühlen muß. Mit dem Bericht von einem nahenden Wald regt sich der erste Zweifel an den Höllenspruch. Dem damit steigt seine Kühnheit, seine Wuth; noch mehr verstärkt

sich diese nach Erlegung des jüngern Siward. Seine Truppen fliehen, das Schloß ergibt sich, er steht fast allein auf dem Kampfplatz. Eine innere Stimme hieß ihn Makduff meiden. Aber dieser dringt wütend auf ihn ein; Macbeth lacht seiner, gestützt auf die Zusage der Höllenschwestern. Da enthüllt sich ihm der Doppelsinn derselben, und seine innerste Kraft ist gelähmt und getroffen. Die Worte nun: die Zunge sey verflucht, die mir das sagt; sie hat das Beste meiner Männerkraft entnervt ꝛc., bezeichnen dieses hinlänglich. Hr. Stein bob den zermalmenden Eindruck, welcher sich in demselben ausspricht, nicht genug heraus; es ist nicht derselbe zürnende Ton, mit welchem Macbeth vorher gesprochen, es ist vielmehr ein Ton, der uns sagt, daß mit dieser Erklärung Makduffs eine völlige Veränderung mit Macbeth vorgegangen, und der entscheidende Augenblick da ist. Es bedarf einer vorhergehenden Pause, um diese Worte vollkommen auszuzeichnen. Das Uebrige ist wilde Verzweiflung, in welche die Muthlosigkeit übergeht.

Der Macbeth stand in unserer Vorstellung würdig Lady Macbeth (Mad. Miedke) zur Seite. Ich habe von dieser Leistung schon im vorigen Jahre in diesen Blättern gesprochen; sie gehört zu den ausgezeichnetsten dieser, im Fache der Heroinen sehr fortgeschrittenen Künstlerin. Ich setze daher hier nur Weniges hinzu. Die Scene des Schlafwandelns wird jetzt von ihr mit mehr Kunstwahrheit gegeben, als früher; alles Widerliche ist verschwunden. In der ersten Scene aber, wo Lady Macbeth des Gatten Brief empfangen hat, und ihn erwartet, könnte der äußern Haltung vielleicht noch mehr Hoheit und imponirendes Wesen gegeben werden. In derselben Scene stört mich immer noch die falsche Betonung: „dem widersteht din's, falsch zu spielen" und späterhin: damit der Himmel nicht den Vorhang der Finsterniß zerreißend rufe: halt!

Ueber Makduffs Darstellung (Hr. Devrient) würde ich nur Gutes sagen können, wenn nicht das Verdrehen des Körpers in der erschütternden Scene, wo ihm die Unglücksbotschaft von der Ermordung der Seinigen gebracht wird, das Halten des Kopfes in beyden Händen zu willkürlich, und aus dem Kreise der Kunstwahrheit herauszutreten schiene.

Den einfachen Charakter des Banquo fand ich durch Hrn. Genast bey der spätern Vorstellung so aufgefaßt, wie ich mir ihn denke. Auch ihm treten die Lockungen der Hölle nah; auch in ihm regt sich ein Zug des Ehrgeizes („nur sage ihr nichts ꝛc."), aber das Böse gleitet an seinem redlichen und geraden Herzen ab, und das verlockende Bestreben, einen Blick für sich in die Zukunft zu thun, geht bald vorüber. Er legt auch, wie bemerkt, wenig Gewicht auf die Prophezeihung, vertieft sich nicht in sie; er hält sich vielmehr Anfangs nur für bethört, und nur erst, nachdem dieselbe an Macbeth in Erfüllung gegangen, kommt ihm die Sache bedeutsamer vor. Zu zuletzt hofft er auch das Eintreffen der ihm gegebenen Prophezeihung. Die Kürze der Schilderung dieses Charakters macht verschiedene Ansichten über ihn möglich. So hat kürzlich Benda, der neueste Uebersetzer des Shakespeare, in seiner Abhandlung zu diesem Stück geäußert, daß, wenn B. unter der Hand gedungener Mörder sinke, dieß nur eine Andeutung einer gerechten Strafe des Himmels zu seyn scheine, da Niemand als B. mit solcher Bestimmtheit den Mörder des Königs zu erkennen vermögend gewesen sey. Die ausdrückliche Stelle: „Ich fürchte sehr, du hast ein schändlich Spiel gespielt," erklärt der gedachte Uebersetzer geradezu für eine Heucheley gegen sich selbst, da Macbeth allen Umständen nach davon völlig überzeugt seyn könnte. Mit dem Können hätte es wohl seine Richtigkeit, aber gegen die Wirklichkeit der vollen Ueberzeugung, die doch auch den geraden, redlichen Manne, wenn er ein unerhörtes Bubenstück unbescholtenen und verdienten Männern zutrauen soll, schwer eingehen mag, spricht nach meiner Ansicht außer den eben angeführten und von dem Uebersetzer zu Gunsten seiner Meynung gedeuteten Worten, die Art, wie ihn der Dichter durch die im Bilde gezeigte Erfüllung der ihm gegebenen Prophezeihung verherrlicht, mit welcher es nicht recht stimme, ihn als einen Theilnehmer oder Hehler des Frevels anzusehen, der Macbeth durch Verschweigung seiner Ueberzeugung zur Krone verhelfen. Wenigstens ist nichts im ganzen Stücke, welches darauf hinweisen könnte, daß Banquo diese volle Ueberzeugung unmittelbar nach der Ermordung des Königs, oder bey der Wahl Macbeths gehabt habe. Beweise aber waren gegen Macbeth nicht vorhanden. Wenn Banquo, nachdem er in seinem Monologe seinen Verdacht gegen Macbeth ausgesprochen, ihm seine Ergebenheit erklärt („nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen mir heil'ge Pflicht ist"), so spricht sich damit nur der treue Unterthan des legitim gewählten Königs aus. Mit größerer Sicherheit, als jenes, kann man wohl behaupten, daß Banquo jenem an Geisteskraft subordinirt bleiben sollte, weshalb er auch nicht weiter in der Untersuchung jenes Verbrechens verfährt. — Doch, mögen Andre darüber entscheiden.

Ich habe eben gesagt, daß keine der Nebenrollen in jener Darstellung störend besetzt gewesen. Dieß hindert mich noch zu bemerken, daß die Schöne Duntans den Eindruck, welchen die schnell hereinbrechende Ermordung ihres Vaters auf sie macht, kräftiger schildern müssen. Es ist derselbe gleichsam ein lähmender Schrecken, der auch die Worte mindert.

Wendt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 304.

Die Hände.

Charade.

An Ida.

Wenn hold du lächelst, und mir weiß
Wie Schnee die Erste blickt entgegen:
Dann pflegt es unvermerkt und leis
In meinem Herzen sich zu regen.

Doch was ich eigentlich empfand,
Kann ich so recht dir nicht erklären.
Die Zweyte hätt' es fast genannt; —
O möchte so sie ewig währen!

Nur wenn als Ganzes sie dich anlacht,
Und dir ums Haupt die Hülle bindet,
Wird jeder Augenblick gezählt,
Bis die Gehässige verschwindet. —

Weißt du, sie würde schneller fliehn,
Wenn nur dein Herz nicht grausam stünde.
Den Liebenden ist bald verziehn,
Nur Sprödе straft der Gott der Liebe.

Beylage: Monatsregister Dezember.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google